



Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1902.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

I. Wissenschaftliche Beilage.*)

*) Die angeführten Zahlen bezeichnen die Nummern.

II. Hierzu Verzeichniß der größeren Beiträge für das Hauptblatt.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 1. Donnerstag, den 2. Januar, Abends. **1902.**

Was wird aus dem Heidelberger Schlosse werden?

Wenn nach schwerem Kriegsunglück Ruhe und Frieden wieder einzieht, dann richtet sich der heimkehrende Besitzer in seinem verwüsteten Heim nach Kraft und Vermögen allmählich wieder ein. Je größer die Verwüstung, desto geringer werden seine Maßnahmen und deren Erfolg sein. Er kann nicht immer das Alte neu erstehen lassen, oft wird er sich nur einen Theil nothdürftig einrichten können, im schlimmsten Falle Alles in Trümmern liegen lassen und an andrer Stelle ein neues Heim, ein neues Glück suchen. Dann vererbt er wohl Wunsch und Pflicht, Vergeltung zu üben und das geschändete Haus zu erneuern. So lag länger als zwei Jahrhunderte das schönste deutsche Schloß in Trümmern; erst vor dreißig Jahren hat das einst so tief gedemüthigte deutsche Volk auch dafür Vergeltung geübt und jetzt ist seit einigen Jahren der Wiederaufbau im Werke. Wie selbstverständlich und wie menschlich schön, wenn zum späten Zeichen wiedererlangter Kraft auch das Heidelberger Schloß aus seinen Trümmern zu neuem Glanze erstehen soll! Aber auch: wie verantwortungsvoll! Denn von dieser Ruine geht ein Glanz und *eine* Schönheit aus, die von verbesseender Hand zart angefaßt *sein* wollen! Was unseren Vorfahren der herrliche Bau war, *dieser* Werth ist ja todt, ist längst ersetzt. Aber was die Ruine jedem kunstbegeisterten Herzen seit seiner Jugendzeit geworden ist, das lebt! Deshalb fragt jetzt, wo die Wiederherstellung des schönsten Theiles, des Ottheinrichsbaues, in Angriff genommen werden soll, das ganze gebildete Deutschland sorgenvoll: Was wird aus dem Heidelberger Schlosse werden? Ein Bau von solcher künstlerischen und geschichtlichen Bedeutung ist ja in höherem Sinne kein Privatbesitz. Und gerade vom Heidelberger Schlosse hat ganz Deutschland in Liebe und schwärmerischer Begeisterung Besitz ergriffen. Die Bewegung, welche seinetwegen jetzt Alles erfaßt hat, sagt uns, daß mit dieser Wiederherstellung ein hoher *geistiger* — vielleicht ein unersetzlicher Werth in Frage gestellt ist. Was ist uns die Ruine des Ottheinrichbaues werth? Die Schönheit dieses Baues, wie des gesammten Baues überhaupt, wie er jetzt ist, hat Millionen mit Begeisterung erfüllt, ihnen Kraft und Freude zu neuem Schaffen gegeben. Das ist gemeint im engeren Sinne für den Fachmann, im weiteren für jeden schönheitempfänglichen Wanderer. Es gilt nicht der weinseligen Stimmung Alt-Heidelbergs, die man wahrlich nicht in künstlerischen Dingen mit in's Feld führen soll, so lieb und fruchtbringend sie auch Manchem im Herzen nachblühen mag. Nein, eine Meisterschöpfung ersten Ranges wirkt hier! Es giebt ja keine ewigen Schönheitsgesetze und so hat man dies Werk nicht immer geschätzt. Jede Zeit sucht ihren Ausdruck; wenn irgendwo, dann gilt in der Baukunst: wer in seiner Bauweise, wer mit seinen Mitteln und für seinen Zweck, und wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat genug gethan für alle Zeiten! Ein solcher Bau ist uns der Ottheinrichsbau, der vollendete Ausdruck geistig feinen Lebens. Er ist das schönste Baudenkmal des gesammten deutschen Profanbaues bis zu der Zeit, da Deutschlands Cultur im dreißigjährigen Kriege für lange oernichtet wurde. Ihn gilt es zu erhalten, darüber sind ja Alle einig. Aber wie soll die *Ruine* erhalten werden? Soll sie in dem Zustande, in dem sie ist, *erhalten* werden? Soll sie, soweit genaue Urkunden Aufschluß über den *Zustand* vor der Verwüstung geben, wiederhergestellt werden? Oder soll sie darüber hinaus im Geiste des Alten wieder vollständig ausgebaut werden? Also drei Wege giebt es: einfache Erhaltung, wissenschaftlich strenger Wiederaufbau oder künstlerisch freier völliger Ausbau. Die badische Regierung, die seit Jahren die Frage mit großer Gewissenhaftigkeit behandelt, ist vom ersten Wege ab durch den zweiten auf den dritten gekommen.

Im Jahre 1883 wurde ein Baubureau eingerichtet und mit der technischen Untersuchung der Schloßruinen betraut, 1891 wurde eine Commission (Essenwein-Nüenberg, Egle-Stuttgart, Thiersch-München, Wagner-Darmstadt, Raschdorff-Berlin, neben den badischen Sachoerständigen: Durm, Kircher, Lang, Warth, Lübke, Heer und v. Oechelhäuser, sowie dem Vorstand des Baubureaus Koch) berufen, welche der Regierung empfahl, nur das Bestehende zu erhalten, nicht mehr Vorhandenes aber nicht wieder herzustellen! Erneuerungen sollten erst dann vorgenommen werden, wenn das Bestehende sich nicht mehr ausbessern läßt. Im vergangenen Jahre wurde eine neue Commission berufen, nachdem inzwischen der Friedrichsbau gründlich restaurirt wurde. Oberbaurath Kircher und v. Oechelhäuser erneuerten ihr Votum von 1891, Thoda-Heidelberg und Gabriel Seidl-München stimmten ihnen bei. Die anderen Herren, Architekten, stimmten für den Wiederaufbau und Ausbau. So soll nun das ganze Schloß außer den eigentlichen Festungswerken in einem Zeitraume von 10—12 Jahren für 3 Millionen Mark wieder aufgebaut werden und zunächst auch der Ottheinrichsbau mit daran kommen. Ist das nöthig? Seitz erklärte nach 8jähriger Bauuntersuchung im Jahre 1891: „Fundament vorzüglich, Geschoßmauerwerk der Ost-, Süd- und Westfassaden (der Ottheinrichsbau blickt nach Westen), abgesehen von den obersten Theilen, gut, Mauerstärke groß; Hoffassade übersteht im Ganzen unbedeutend; Senkungen nirgends bemerkbar.“ Deshalb ruft Dehio*) mit Recht: eine Gefahr für den Bestand des Heidelberger Schlosses außer der durch Restaurirung ihr drohenden ist nicht vorhanden! Was ist denn seit dem Gutachten von Seitz anderes geworden? An der Ruine nichts, aber: der rechte Mann zur Leitung der Restaurirung, der „vorherbestimmte Mann“ wie er in mystischer Begeisterung genannt worden ist, ist gefunden! Bei seinem Project handelt es sich um „eine ganz hervorragende selbständige Kunstleistung“ voll „Originalität“. Das ist also keine Restaurirung mehr, das ist künstlerisch freier Wiederaufbau! Oberbaurath Prof. Karl Schäfer, der im Jahre 1894 mit der Projectirung und Leitung der Restaurirungsarbeiten betraut wurde, ist ohne Zweifel ein Künstler ersten Ranges, ein feinfühliger Kenner altdeutscher Bauweisen. Den Friedrichsbau, der nie wesentliche Schäden hatte, den wir nicht ohne Dach und Fenster kennen, hat er restaurirt. „Die moderne Restauration hat sich sicher ganz genau an das Alte gehalten, als sie es so sorgsam verjüngte: Es ist ja wohl gar nicht sehr viel an der Fassade geschehen! Ein paar Statuen erhielten die ihnen fehlenden Köpfe, ein paar beschädigte Gesimse wurden ausgebessert, ein paar Schoensteine aufgebaut: Gewiß Alles durchaus stilgerecht. Dafür bürgt des Restaurators ausgezeichneter Namen. Aber was hat der Bau nicht Alles dabei verloren! Es wurde aus dem ehrwürdigen, Weltgeschichte predigenden Gemäuer ein spiegelblankes, nettes, glattes Riesending, von dem man nicht recht einsieht, warum es nicht neben seinen nicht minder vortrefflichen Nachbildungen auf der Leipzigerstraße steht, und dem für uns Moderne das Firmenschild einer Actienbank geradezu zu fehlen scheint. Kein Schaden am ganzen Werk, das als ein Muster vorzüglicher Erhaltung gelten kann. Wer sollte glauben, daß das Haus schon 300 Jahre steht.“ Wer fühlt nicht nach, was Cornelius Gurlitt da empfunden hat? So schön soll nun das ganze Schloß werden, zunächst dessen kunstvollster Theil, der Ottheinrichsbau! Wird sein Werth dadurch für das deutsche Volk ein größerer, oder ist nicht mehr verloren als die

*) G. Dehio, o. ö. Prof. a. d. U. Straßburg: Was wird aus dem Heidelberger Schloß werden? Straßburg, b. Karl Trübner. 50 ₰.

3 Millionen, die dann hineingebaut worden sind? Ist hier wirklich die Pflicht eines Wiederaufbaues geschichtlich und künstlerisch begründet? Dabei ist immer noch vorausgesetzt, daß die Wiederherstellung eine künstlerisch absolute hohe und reife sei. Wir erwarten das ja Alle von Schäfer, aber werden spätere Generationen unsere Restaurirung so hoch stellen wie wir? Zu allen Zeiten hat man restaurirt so gut man konnte, aber heute bedauern wir diese früheren Wiederherstellungen meist als Fälschungen. Wir sehen, daß etwas ganz Anderes daraus geworden, als was die Alten daraus gemacht hätten. Julius Lessing's feinsinnige Untersuchung über den Werth des Originals und den der Imitation gilt auch für unsere alten Bauten. Wenn nun aber das Wiederherstellungsproject Meister Schäfer's für uns nicht ein so absolut sicheres und richtiges ist? In der That wird es scharf angefochten. Otto Heinrich regierte 1556—1559. Bei seinem Tode war der Bau jedenfalls fertig, so wie er jetzt dasteht. Die ältesten Abbildungen, die man von ihm hat, sind die Stiche von Meeian vom Jahre 1620; sie sind also 60 Jahre jünger. Sie geben Bilder des ganzen Schlosses von Außen und Innen und zeigen über der Fassade des Ottheinrichsbaues einen großen Zwillingsgiebel. Oberbaurath Durm und Theodor Alt-Mannheim haben nachgewiesen, daß diese Abbildungen ungenau und unzuverlässig sind; sie stimmen nicht einmal untereinander überein! Die anderen Stiche, von Kraus vom Jahre 1683, kommen nicht mehr in Frage, denn sie zeigen zwei einzelne Giebel als offenbare Gegenstücke zu denen des Friedrichsbaues. Rechnungen und Verträge geben keinen Aufschluß. Wenn nun im Jahre 1620 wirklich der Zwillingsgiebel gestanden hat, so ist damit doch noch nicht erwiesen, daß er darauf geplant war. Otto Heinrich, der feingebildete Fürst, der Freund der Humanisten, der den Orient bereiste, die Ruperto-Carolina aus ihren Anfängen zu voller Blüthe entwickelte, der die Reformation einführte, eine großartige Bibliothek zusammenbrachte, kurz der voll des neuen Lebens und Geistes der Renaissance war, er sollte diesen Bau in seiner harmonischen Ruhe und Schönheit in den Formen der Antike hingesetzt haben, um ihn dann mit den althergebrachten steilen Giebeln abzuschließen? Und noch dazu mit der verkümmerten Form des Zwillingsgiebels? Das neue Geistesleben, das er allenthalben erweckte, verlangte auch hier neuen Ausdruck. Er fand sich, wie überall, in den Formen der italienischen Renaissance und diese lebt, gewissermaßen in deutschem Dialekt, in der Fassade des Ottheinrichsbaues. Nichts weist in ihr darauf hin, daß irgendwo eine Fortsetzung nach oben nothwendig wäre, daß sie mit Giebeln hätte abgeschlossen werden sollen. Ueberblickt man noch, wie diese wunderbar harmonisch belebte Wand zwischen zwei feste, glatte Thürme eingespannt liegt, so drängt sich der Gedanke auf, daß sie für den feinfühligen Renaissancefürsten nur in einer statuen- und obeliskengeschmückten Balustrade ausklingen konnte. Der Fassade des Friedrichsbaues, in der Alles gedrängt in- und übereinondergeschoben ist, könnte das in- und übereinandergeschobene Motiv des Zwillingsgiebels conform sein, der Fassade des Ottheinrichsbaues, welche sich klar in ruhiger Breite entwickelt, niemals. Ihr sind überhaupt Giebel etwas fremd Aufgesetztes. Aber Karl Schäfer will ihr einen Zwillingsgiebel geben und Karl Schäfer ist „der vorherbestimmte Mann“! Die alten, jetzt 22 Meter hohen Mauern scheinen doch nicht so baufällig zu sein, wenn sie die 17 Meter hohen Giebel noch tragen können. Nun soll nicht etwa einem Wiederaufbau mit Balustrade das Wort geredet werden, obwohl eine Probe kein großes Risico wäre. Zweifellos würde der Gegensatz zum Friedrichsbau erst durch die Balustrade zum Vortheil für beide Bauten voll herausgebracht. Es sollte nur gezeigt werden, auf wie schwachen Füßen das Project als Wiederherstellung ruht, mag es an künstlerischer Detaildurchbildung noch so hoch stehen. Von wissenschaftlicher Restaurirung ist hier keine Rede mehr und „aus dem Ottheinrichsbau wird ein Ottheineich-Schäferbau!“ (Dehio.) Es müssen andere Wege gefunden werden, die Ruine zu erhalten.

Hoffen wir, daß die badische Regierung zur einfachen Erhaltung der Ruine zurückkehrt und sich am Ausbau des Friedrichsbaues genug sein läßt. Für die Räume, die sie gewinnt, ist kein Bedürfniß da, ein Zweck muß erst erfunden werden. Ob die Ruine noch lange so wie jetzt zu erhalten ist, darüber sind ja die Stimmen getheilt. Die technischen Gutachten, wie das von 1891, lauten günstig gegenüber einer ernsten Gefahr. Und das allmälige Verwittern ist nicht aufzuhalten, höchstens ein klein wenig zu verlangsamen. Aber, wie die Zeitschrift des bayeischen Kunstgewerbevereins (Nr. 3) sagt: „lieber der Nachwelt eine verfallende als eine verfälschte Ruine hinterlassen! Ein Greisenantlitz weiß uns immer noch mehr zu sagen, als ein mit Puder und Schminke künstlich verjüngtes Gesicht. Sorgen wir aber dafür, daß die Gegenwart Bauwerke hinstellt, die denen der Vorzeit weder an Tüchtigkeit noch im charaktervollen Ausdruck der Baugedanken unsrer Zeit nachstehen! Dann werden unsere Nachkommen uns auch verzeihen, wenn wir es vorgezogen haben, eine uns überkommene Ruine den Weg alles Irdischen gehen zu lassen, als ihr mit Krücken und Toilettenkünsten ein unwahres Scheindasein zu sichern.“ Das Schriftchen von Dehio sei empfohlen, es erzählt Einiges von den Vorgängen. Die Polemik gegen die Architekten war diesmal überflüssig. Gurlitt theilt mit, daß gleich ihm für die Erhaltung als Ruine sind unter Anderem: Adler, Geiefebach, Ihne, Morch, Rieth und Schliepmann (Berlin), Berlepsch, Dülfer, Gmelin und Pfann (München), Muthesius (London), Graebner, Waldow und Weißbach (Dresden), Wagner (Wien), also erste Namen alter bis jüngster Richtung. Freilich steht dem der Berliner Stadtbaurath a. D. Blankenstein mit einem Artikel in der Deutschen Bauzeitung entgegen. Er führt vor Allem patriotische Gründe für den Ausbau an. Das ist ungefähr das Sicherste, um eine rein künstleeische Angelegenheit zu verpfuschen, aber es ist echt berlinisch!

Nein, mon setzt nicht der Venus von Milo neue Arme an, man schreibt nicht die verlorenen Theile des Hildebrandliedes neu und man setzt nicht Giebel auf den Ottheineichsbau, sondern man läßt die großen uns überkommenen Meisterwerke der Menschheit unangetastet!

Heinrich Tscharmann.

Bücherbesprechungen.

— **Schlatter, D. A.**, Prof. in Tübingen, **Jesu Gottheit und das Kreuz.** (Beitrag zur Förderung christlicher Theologie. V. Jahrg. 5. Heft.) Gütersloh, Bertelsmann. 1901. 90 S. 1,20 ℳ — Es ist eine Frage, an der kein denkender Christ vorüberkommt: Wie wurde Jesu Gottheit an seinem Kreuze wirksam und offenbar? Sie greift in das Herz des neuen Testaments und aller cheistlichen Theologie. Verschiedene Lösungen des Problems sind versucht worden. Die einen sagen: „Indem sich der Satan an Jesus macht und ihn zum Tode bringt, stößt er nicht nur auf die Menschheit, sondern auf die Gottheit, welcher er unterliegt.“ Andere leiten aus Jesu Gottheit den unendlichen Werth seines Leidens und Sterbens ab, der es zur Genugthuung vor Gott befähigt habe. Wieder Andere lassen die Gottheit Jesu die Gottverlassenheit am Kreuze überwinden und dadurch die Gottesgemeinschaft wieder herstellen. Der Verfasser zeigt, wie Jesu Leben ein Leben in bewußtem Gehorsam, wie auch sein Kreuzeswille der Gehorsam gegen den Heilswillen des Vaters war. „Können wir darüber gewiß werden, daß er als der Gehorchende in den Tod gegangen ist, dann wissen wir: sein Kreuz ist sein Gottesdienst, und sind der Macht desselben gewiß. Indem er Gottes Willen sterbend that, schuf er sich den ewigen Erfolg, durch den er auch für uns zum Heiland wird. — Unser Aufblick zu Gott entsteht durch die Verkündigung der Kreuzesthat. Was die Kirche besitzt, ist mit dieser nicht durch jenseitige, unsichtbare Beziehungen verknüpft, die uns allein auf die Conjectur zurückdrängten, sondern mit ihr durch diesseitige, geschichtliche Verbindungen geeint. Was wir Göttliches besitzen, der Aufblick zu Gott, den wir haben, der Geist, in dem wir beten und lieben, wird uns durch das den Gekreuzigten verkundigende Wort zu Theil. Daein wird die Großmacht des Kreuzes, damit aber auch das Gottsein des Gekreuzigten in einer alle Zeiten durchstrahlenden Bezeugung offenbar.“ G. B.

— **Dr. A. Kalthoff, Die Philosophie der Griechen ouf culturgeschichtlicher Grundlage dargestellt.** Berlin, 1901. C. A. Schwetschke & Sohn. — Es ist ein geistvolles und lesenswerthes Buch, das auf seinen 153 Seiten nicht eine bloße Bekanntschaft mit der griechischen Philosophie, sondern auch eine gewisse Einsicht in das Walten der bestimmenden Factoren, daraus sie erwuchs, vermitteln will. „Indem ich die griechische Philosophie im altgeiechischen Nationalkostüm, im Gewande der culturgeschichtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Griechenlands vorführe,“ schreibt der Verfasser (S. IV), „hoffe

ich, daß die schönen und großen Züge der lange Verkannten selbst in dieser skizzenhaften Zeichnung ihrer reizvollen Wirkung auf den modernen Beschauer nicht ermangeln werden." Solche Hoffnung erfüllt sich; aber Kalthoff dürfte irren, wenn er meint, daß sein Buch als Einführung in die griechische Philosophie betrachtet werden könne. Erst nach der mühsamen Arbeit am Heerde kommt Aschenbrödel zum Glanze des Hoffestes; nur Derjenige, welcher mühsam in den lapidaren Sätzen der Naturphilosophen den Tiefsinn, zwischen den Zeilen platonischer Dialoge die oft nicht ausgesprochenen Schlüsse gelesen hat, wird die geistvollen Parallelen, die scharf zugespitzten Antithesen Kalthoff's recht auffassen und würdigen können. Es ist eine Fülle von Einzelkenntnissen verarbeitet, an denen leicht vorbeigeht, wer nicht diese oder jene Einzelheit schon einmal vorher betrachtet hat. Dazu kommt das Bestechende mancher Darstellungen, die jedenfalls gewagt sind. Dahin ist die symbolische Andeutung der Dreieinigkeit (S. 151) zu rechnen; auch die Zurückführung der katholischen Messe auf die eleusinischen Mysterien gehört dorthin. Eben wegen seiner Vorzüge verlangt Kalthoff's Buch kritische Leser. Einige stilistische Seltsamkeiten wie der „metaphysische Fuß", der sich ebenso wie „metaphysische Eierschalen" auf Seite 126 sehen läßt, könnten in einer neuen Auflage, die man dem Buche für nicht allzu ferne Zeit voraussagen möchte, zum Vortheil des Ganzen beseitigt werden. Dr. Grimm.

— Houston Stewart Chamberlain: Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Vorwort und Nachträge zur dritten Auflage. München, F. Bruckmann A.-G., 1901. 8°, III, 40 S. Preis: 1 ℳ — Der verdientermaßen rasch berühmt gewordene Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" hatte Anfang November die Ehre, von Sr. Majestät dem Kaiser empfangen zu werden, sicherlich wegen der durch sein ganzes Werk sich hindurchziehenden Verherrlichung germanischer Rassetüchtigkeit. Man erkennt daraus, daß die Macht geist- und temperamentvoller Schriftsteller (vgl. Gentz, Görres und Stein im Zeitalter Napoleon's I., Busch, Freytag und Treitschke in dem Bismarck's) auch heute noch zu Recht besteht und anerkannt wird. Jedenfalls ist das handliche Heft jedem Besitzer der ersten oder zweiten Auflage einfach unentbehrlich; ergänzt wird es übrigens gerade noch vor Thoresschluß durch eine in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 255 vom 6. November veröffentlichte Berichtigung der Anmerkung 5 auf S. 373 (Citat nicht von Montefiore, sondern von Robertson Smith. Man versäume auch nicht, sich die vom Verlage zusammengestellten „Kritischen Urtheile" über Chamberlain's Grundlagen des XIX. Jahrhunderts (VIII, 108 S.; Preis 50 ₰) kommen zu lassen, da sie im Vorwort eine Manchem ohne Zweifel willkommene Mittheilung über den Lebensgang dieses interessanten Wiener Privatgelehrten bringen. Und diese Zusammenstellung wieder bietet die schickliche Veranlassung, eine in ihr viel zu glimpflich behandelte Kritik des Socialdemokraten H[einrich] C[unow] hier mit anzuzeigen (Sonderdruck aus der „Gesellschaft", Dresden 1901); buchstäblich paßt auf sie das äußerlich grobe, innerlich wahre Urtheil, das in der „Jugend" kürzlich über Kritik im Allgemeinen gefällt worden ist. Ht.

— J. Trüper, F. W. Dörpfeld's Sociale Erziehung in Theorie und Praxis. Gütersloh, C. Bertelsmann 1901. VIII und 265 S. gr. 8. 3,00 ℳ, geb. 3,60 ℳ — Im 10. Bande der Gesammtausgabe von Dörpfeld's Schriften sind werthvolle Arbeiten zusammengestellt, in denen „der Mann mit der ungemeinen Klarheit des Denkens und Wollens" sich mit den socialpädagogischen Fragen beschäftigt. Die letzteren spielen auch gemäß der Gesammtanschauung Dörpfeld's in den übrigen Schriften eine große Rolle. Erinnert sei nur an die „Gesellschaftskunde, eine nothwendige Ergänzung des Geschichtsunterrichts" im 2. Theile des 4. Bandes. Diese Gedanken über die sociale Erziehung bringt der Verfasser, der auf diesem Gebiete schon schriftstellerisch hervorgetreten ist, zur Darstellung. Er verfolgt dabei einen doppelten Zweck: er will jetzt, wo durch Natorp, Rißmann, Bergmann u. A. die sociale Pädagogik zum Gegenstand ausgiebiger Erörterungen gemacht worden ist, die Bedeutung Dörpfeld's für die Entwicklung dieser Gedanken nachweisen und zeigen, welche theoretischen Forderungen dieser an eine gesunde sociale Erziehung stellt und welche praktischen Aufgaben hier zu lösen sind. Er möchte dann im Interesse des deutschen Volkes die Verdienste dieses noch zu wenig bekannten Schriftstellers und Erziehers nach Gebühr würdigen, nachdem dieser zu seinen Lebzeiten nur von Wenigen, zumal nach dieser Seite, erkannt und anerkannt worden ist. Er bleibt dann dabei nicht stehen, sondern schildert einleitend Dörpfeld's Stellung zur Bewegung auf dem Gebiete der Didaktik, Psychologie und Ethik. Als charakteristisch sei an dem Buche noch hervorgehoben, daß der Verfasser den Helden reichlich zu Worte kommen läßt. Im Anhange werden in 6 verschiedenen Stücken Briefe veröffentlicht. a.

— Das Reichsgesetz über die privaten Versicherungsunternehmungen vom 12. Mai 1901 mit Einleitung, Erläuterungen und Sachregister, sowie den einschlägigen Vollzugsinstructionen herausgegeben von Dr. Karl Deybeck, Regierungsrath im Kgl. Bayrischen Staatsministerium der Finanzen. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). Preis 2,80 ℳ, elegant gebunden 3,30 ℳ — Der Verfasser ist dem spröden und recht schwer zu behandelnden Gesetzgebungsstoffe an der Hand der Materialien und wissenschaftlichen Hilfsmittel näher getreten und es scheint ihm trotz der Neuheit des Stoffes geglückt zu sein, insbesondere für die betheiligten Anstalten, Vereine und Gesellschaften einen brauchbaren Führer in dem kürzlich erst erlassenen Gesetze zu schaffen, der geeignet ist, sie über die Tragweite und Tendenz, sowie den Zusammenhang der einzelnen Bestimmungen zu unterrichten. Ein gutes alphabetisches Sachregister ist der Ausgabe beigefügt. ∞

— Gothaische Genealogische Taschenbücher. Gleichzeitig mit dem neuen „Gothaischen Genealogischen Hofkalender", der entsprechend seiner hohen Bedeutung für die weitesten Kreise sofort nach seinem Erscheinen gewohntermaßen eine eingehende Besprechung an besonderer Stelle in der Leipz. Zeitung gefunden hat, sind in demselben Verlag von Justus Perthes in Gotha auch die ihrem Alter nach jüngeren Gothaischen Genealogischen Taschenbücher der Gräflichen, Freiherrlichen und Adeligen Häuser für das Jahr 1902 in gleichem Format wie der Hofkalender und in der gleich sorgfältigen Ueberarbeitung der letzten Jahrgänge herausgekommen. Dem Hofkalender steht dem Alter nach am nächsten das „Gothaische Genealogische Taschenbuch der Gräflichen Häuser", von dem uns nunmehr auch schon der 75. Jahrnang vorliegt. Der neue Jahrgang dieses Taschenbuches ist mit dem Bildniß des Grafen Dietrich v. Hülsen-Haeseler, königl. preußischen Generalmajors, vortragenden Generaladjutanten Sr. Majestät des deutschen Kaisers und Chefs des Militärcabinets, geschmückt. Das 1026 Seiten umfassende Taschenbuch bringt die Genealogie der Gräflichen Häuser nach alphabetischer Ordnung, darunter acht solcher Grafenhäuser zum ersten Male. Die Todesfälle, die der Redaction seit Ausgabe des Jahrgangs 1901 bekonnt geworden sind, haben so weit möglich überall gleich noch an Ort und Stelle Berücksichtigung gefunden, sodaß der Nekrolog nur noch eine kleine Anzahl Nachträge aufweist. Den Anhang dieses Taschenbuches bildet ein Verzeichniß erloschener Gräflicher Familien, mit Nachweis der Jahrgänge des Taschenbuchs, in denen zuletzt Nachrichten von diesen Familien gegeben worden sind. — Auch schon den 52. Jahrgang erreicht hat das „Gothaische Genealogische Toschenbuch der Freiherrlichen Häuser". Der neue Jahrgang enthält das Brustbild des königl. preuß. Staatsministers und Ministers des Innern Hans Frhrn. v. Hammerstein-Loxten und im Text nicht weniger als 15 neue Familien, die Genealogie der Freiherrlichen Häuser aber gleichfalls in alphabetischer Ordnung. Besonders willkommen zu heißen ist, daß der Ausarbeitung der Stammreihen wiederum erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet worden ist; dies gilt hauptsächlich von den Stammreihen der beiden größten und starkverzweigten Familien Maltzan und Maltzahn und Wangenheim. Hinsichtlich des Nekrologs gilt dasselbe, was bereits hinsichtlich des Nekrologs des Hofkalenders und des Genealogischen Taschenbuchs der Gräflichen Häuser gesagt worden ist. Das Toschenbuch der Freiherrlichen Häuser hat einen Umfang von 896 Seiten. — Das jüngste der 3 Toschenbücher ist das „Gothoische Genealogische Taschenbuch der Adeligen Häuser". Von diesem Taschenbuch, das mit dem Porträt des königl. preuß. Generals der Infanterie und commandirenden Generals des 4. Armeecorps, Richard v. Klitzing geschmückt ist, liegt, in einer Stärke von 932 Seiten, erst der dritte Jahrgang vor. Auch die Adeligen Geschlechter werden in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt, und zwar nur diejenigen vom Uradel, von dem in Deutschland eingeborenen Adel. In den neuen Jahrgang sind nicht weniger als 32 Geschlechter neu aufgenommen worden. Bei den einzelnen Familiengliedern ist überall, wo es möglich war, Ort, Tag, Monat und Jahr der Geburt, der Vermählungsort und -tag, wo das nöthig auch Ort, Tag, Monat und Jahr des Heimgangs und bei den

lebenden Mitgliedern auch der ständige Wohnsitz, beim Grundbesitz ferner nach Möglichkeit angegeben, ob derselbe als Fideicommiß der ganzen Familie, einer Linie, einem Aste oder Zweige gehört oder freies, persönliches Eigenthum ist. Ebenso ist nach Möglichkeit angegeben, ob und wann die betreffende Familie sich zu einem Familienverbande zusammengeschlossen hat und Familientage abhält. Auch im Uebrigen ist auf thunlichste Vollständigkeit wie Zuverlässigkeit aller irgend wünschenswerth erscheinenden Angaben seitens der Schriftleitung gesehen worden. Die Porträts sind sämmtlich aus dem weltbekannten Atelier von Th. und A. Weger in Leipzig hervorgegangen. Den betheiligten Grafen-, Freiherrn- und Adelsfamilien und Allen, die mit solchen zu thun haben oder sich aus irgend einem Anlaß Kenntniß von denselben zu verschaffen wünschen, sind diese Genealogischen Taschenbücher unentbehrliche Nachschlagebücher und die zuverlässigsten Führer und verdienen als solche den betheiligten Kreisen warm empfohlen zu werden. Prof. Dr. Karl Siegen.

— Das Fahren der Feldartillerie. Von Guse, Oberst und Commandeur des Feldartillerie-Regiments v. Podbielski (Niederschlesisches) Nr. 5. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn. — Der III. Theil des Allerhöchst genehmigten Exercir-Reglements für die Feldartillerie vom Jahre 1899 enthält die Vorschriften über die Fahrausbildung. Mündliche oder schriftliche Zusätze zu dem Reglement zu geben ist untersagt. Wohl aber kann es nur mit Freude begrüßt werden, wenn in diesem Dienstzweige erfahrene Officiere zu demselben Erläuterungen und Begründungen geben und dadurch neben der praktischen Unterweisung bei dem jungen Officier volles Verständniß für diesen wichtigen Dienstzweig erwecken. Eine sachgemäße Instruction wird dem ja selbstverständlich Rechnung tragen, aber nicht Jedem wird das Glück zu Theil, bei der Fahrausbildung einer solchen theilhaftig zu werden. Das vorliegende Schriftchen giebt in dieser Beziehung recht beachtenswerthe Winke, welche auch später bei etwaigen Neubearbeitungen des Reglements Berücksichtigung finden werden. Sehr richtig betont Verfasser die Nothwendigkeit, der eigentlichen Fahrausbildung eine gründliche Ausbildung des Fahrers als Reiter und des Zugpferdes im Reiten vorausgehen zu lassen. Sehr zutreffend sind ferner die Bemerkungen über den Gebrauch der Peitsche, welche für das Handpferd das ersetzen soll, was der Schenkel sammt Sporen für das Sattelpferd ist: von der feinsten Hilfe bis zur energischen Strafe. Weiteren Wünschen, die Fahrübungen auch im Winter nicht ganz zu unterbrechen, ferner die Ausbildung der Officiere im Fahren betreffend, kann nur zugestimmt werden: in der sächsischen Artillerie wurde ihnen von altersher Rechnung getragen. Die kleine Schrift kann bestens empfohlen werden.

A. B.

— In der Münchner Sammlung Deutscher Reichsgesetze von C. H. Beck, aus welcher uns schon des Oefteren gute Werke zugingen, erschien jüngst eine Ausgabe des Gewerbegerichtsgesetzes in der Fassung vom 29. September 1901, erläutert von Dr. Leopold Menzinger und Dr. J. B. Prenner in München. Preis gebunden 2 ℳ. Bei der Bedeutung, welche die Gewerbegerichte in unserem gewerblichen Leben einnehmen und welche durch die Novelle nicht unerheblich erhöht wurde, ist ein leicht zu gebrauchendes Handbuch der diesbezüglichen gesetzlichen Bestimmungen mit verständlichen, dabei knappen und inhaltreichen Erläuterungen für die Mitglieder der Gerichte sowohl, wie für Diejenigen, die bei ihnen Recht suchen, von großem Werthe. Die vorliegende Ausgabe entspricht diesen Anforderungen und darf daher wohl empfohlen werden. ∞

— Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Kinzel und Regierungs- und Schulrath Ernst Meinke. V. Jahrgang. Berlin 1902, Verlag von Martin Waeneck, 392 Seiten, Preis eleg. geb. 4 ℳ. — Aus Höhen und Tiefen, eine jüngere, der kürzlich von uns besprochenen Christoterpe verwandte, wenn auch um einige Nüancirungen von dieser abweichende Erscheinung auf unserem Büchermarkte, trägt den auch ihr durch und durch innewohnenden christlichen Charakter nicht so deutlich auf die Stirn geprägt wie die Christoterpe, von der sich Aus Höhen und Tiefen auch darin noch unterscheidet, daß dieses uns heute hier vorliegende Jahrbuch mehr Gewicht auf gediegene belletristische Beiträge und Aufsätze kritisch-ästhetischer sowie biographisch-darstellender Natur legt, dagegen die Erörterung socialer Zeitfragen und Artikel theologischen oder rein erbaulichen Inhalts, wie sie die Christoterpe auch bringt, bei Seite läßt. Aus Höhen und Tiefen zeigt also stärker einen literarischen Charakter als die Christoterpe, und wir müssen bekennen, daß Aus Höhen und Tiefen mit seinem durchaus gediegenen Inhalte noch mehr unserem Geschmacke als ein deutsches Haus- und Familienbuch entspricht wie die Christoterpe, deren Eigenart und Werth wir im Uebrigen ja auch durchaus und rückhaltslos anerkennen. Aus dem reichen Inhalte des diesjährigen Bandes seien nach diesen allgemeineren Bemerkungen nur noch kurz einige der wichtigsten Beiträge herausgehoben. Eine fein und stimmungsvoll gearbeitete historische Erzählung bietet uns der Schleswiger Johannes Dose in: „Eine Königin von Dänemark“, während H. Schaetti's „Schweigerin, eine Volksgeschichte aus der Schweiz“ uns ein schlichtes und ergreifendes Bild von den Tiefen und Höhen eines einfachen Menschenlebens entrollt. Peter Rosegger's Skizze: „Den Zug versäumt“ führt uns einen Ausschnitt aus dem Ringen der neuen evangelischen Bewegung in den Alpenländern vor die Augen. Ein junger evangelischer Vicar findet in dem schlichten formlosen Gottesdienst, den die hirtenlose kleine Schaar neuer Evangelischer in einem abseits gelegenen Gebirgsdorfe Gott darbringt, die Urform christlichen Gottesdienstes aus der ersten christlichen Frühzeit wieder. Richard Bredenbrücker's südtiroler Geschichten, der unseren Lesern ja aus unseren Besprechungen seiner Werke gewiß kein Unbekannter mehr ist, widmet Prof. Dr. Karl Kinzel eine eingehende und sehr warm anerkennende — Bredenbrücker wird ein neuer südtiroler Rosegger genannt — wenn auch nach unserem Dafürhalten nicht immer ganz in die gehörige Tiefe gehende Würdigung. Das künstlerisch fein bis zum Höhepunkt gesteigerte Anschwellen der „Schimpfsymphonie“, wie Bredenbrücker mir gegenüber einmal diese seine Composition nannte, in den „Drei Teufeln“ z. B. hat Kinzel nicht erkannt, ihm bleibt dieses bis auf jedes einzelne Wort genau abgewogene und durchgefeilte Buch ein einfaches Conglomerat kräftiger Schimpfereien dreier alter böser und origineller Bauermädchen. Auf den, der nichts weiter als dies in den „Drei Teufeln“ findet, muß das Buch allerdings allmälig monoton und ermüdend wirken. In das Gebiet der Biographie und Autobiographie endlich führen uns zwei Arbeiten des verstorbenen preußischen Cultusministers Robert Bosse und R. Andrae-Roman's, des Jugendfreundes Otto v. Bismarck's. Ersterer schildert in einem „Im Mai des Lebens. Aus meiner Studentenzeit“ überschriebenen Aufsatz seine ersten beiden Universitätssemester als Schwabenfuchs in Heidelberg, eine durch ihre Frische und Wärme wie durch ihre culturhistorisches Interesse wachrufende Schilderung des damaligen studentischen Corpslebens zu Herzen gehende Arbeit. Andrae-Roman giebt Lebenserinnerungen an drei pommersche Junker Adolf v. Thadden-Trieglaff, Hans v. Kleist-Retzow und Baron v. Senfft-Pilsach, Erinnerungen, die, wenn sie sich auch stellenweise in persönliche Kleinigkeiten verlieren, doch auch weiteres historisches Interesse darbieten. W. B.

— Das Echo. Deutsche Nachrichten. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft. Verlag von J. H. Schorer, Berlin SW. Preis vierteljährlich 3 ℳ. — In dem verflossenen Vierteljahr, und zwar in der letzten Octobernummer, hat das Echo, das seine Berichterstattung auch in den letzten Monden in der gewohnten Weise fortgeführt hat, seine tausendste Nummer herausgegeben. Wir nehmen bei diesem Anlaß Gelegenheit, kurz auf die Entwickelung dieses besonders für die Deutschen im Auslande nicht ganz werthlosen Blattes hinzuweisen. Ursprünglich zu einer engbegrenzten Wiedergabe von Zeitungsstimmen für das Inland bestellt, ging es dazu über, ein Organ hauptsächlich für die Deutschen im Auslande werden zu wollen, ein literarischer Sammelpunkt ihrer Interessen, ein Sprachrohr ihrer Wünsche, sowie ein Uebermittler dessen, was den Deutschen über See aus der alten Heimath zu wissen nützlich und interessant sein könnte. Wir glauben gerne, daß das Echo bei der Erfüllung dieser Aufgabe anfangs manchen Schwierigkeiten begegnet ist, daß ihm seine vollständige Parteilosigkeit manchen Vorwurf eingetragen hat. Trotzdem nahm die ständige Erweiterung des Blattes seinen Fortgang, es wurden Illustrationen beigefügt u. s. w., und auch gegen später auftretende, dieselben Wege einschlagende Concurrenzen wußte es sich in der Gunst seines ständig wachsenden deutschen Leserkreises im Auslande zu behaupten. Auf diese Weise hat sich das Echo zu einem Mittel des geistigen Zusammenhaltes der im Auslande lebenden Deutschen mit ihrem Heimathlande in der That ausgewachsen und hat auch der deutschen Exportindustrie als Wegweiser und Pfadfinder nicht unwesentliche Dienste geleistet. Der Wunsch, daß das Echo auf dieser eingeschlagenen Bahn weiter beharren möge, sei deshalb dem Blatte bei dieser Gelegenheit hier ausgesprochen. W. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 2. Sonnabend, den 4. Januar, Abends. **1902.**

In einem ungarischen Ried.

Von **Robert Berge**, Zwickau.

Wenn man von dem Schloßberge in Preßburg, dem Blocksberge bei Pest oder einem ähnlich gelegenen hohen Gipfel die Augen über das ungarische Tiefland schweifen läßt, so öffnet sich ein überraschender Ausblick, denn gleich der Endlosigkeit des Meeres dehnt sich die Ebene hin, in unabschätzbarer Ferne am Horizont wie in einem Nebelbande erlöschend. Neben den Feldern ziehen sich schimmernde Laubwaldungen entlang, da Nadelholz hier trotz verschiedentlicher Versuche nicht gedeihen will, Eichen, Weiden, Erlen, Birken, Pappeln, Robinien vereinigen ihre Kronen zu wogenden Teppichen, Milliarden von Blättern werfen den kräftigen Glanz der südlichen Sonne zurück, und leuchtend blinkt aus diesen Gemarkungen der breite Silberstreifen der „blonden Donau“, wie sie der Ungar nennt, zu uns auf. Ehemals, zur Tertiärzeit, blitzte über jenen Flächen der Spiegel eines seichten Meeres, das ursprünglich, der Adria ähnlich, mit dem Oceane in Verbindung stand, dieses Zusammenhanges jedoch allmälig verlustig ging, sich in einen großen Binnensee gleich dem kaspischen umwandelte und schließlich austrocknete. Die marinen Niederschlagsmengen desselben bilden nun den Untergrund des ganzen Tieflandbeckens, treten aber nur noch am Fuße der Randgebirge hervor, die dasselbe umsäumen, da sie überall mit diluvialen und alluvialen Ablagerungen überdeckt wurden. Letztere entstammen meistens den großen Wasserläufen, welche Trümmererzeugnisse aus dem Gebirge, wo ihre Quellengebiete liegen, herabflößten und als Schotter, Thon, Lehm und Sand in der Niederung aufschütteten, worüber sich häufig noch Löß absetzte. Diese Einschwemmungen erfuhren durch die Sand- und Schottermassen Verstärkung, welche die Donau in ihrem Schoße nach Ungarn verfrachtet, und besitzen eine so beträchtliche Mächtigkeit, daß nur tiefe Bohrungen im Stande sind, sie bis auf die Sohle zu durchdringen. Der Mangel an hartem Gestein führt in den Gegenden der ungarischen Tiefebene beinahe zur Unmöglichkeit, feste Straßen zu bauen, so daß die Gefährte auf den Wegen bei trockenem Wetter in Staubwolken gehüllt werden, während sie bei Regen tief in den Boden versinken. Stellenweise wird das bewegliche Erdmaterial ein Spiel der Winde, und es finden sich Flugsandwüsten mit Dünen, wie z. B. zwischen Pancsova und Weißkirchen im Banat und in der größtentheils waldlosen und kahlen Nyir, einem Landstrich südlich von der oberen Theiß in dem Szabolcser, Szatmarer und Biharer Comitate. In der Nähe der Ströme hat diese Beschaffenheit der Schichten beständige Uferverschiebungen zur Folge, und insbesondere eine Fahrt auf der Donau giebt Gelegenheit, wahrzunehmen, wie das Ufer häufig senkrecht abgerissen erscheint, als hätten die Fluthen ihr Bett hier erst unlängst gegraben, und vielfach zweigen sich breite Wasserarme ab, die, Inseln gestaltend und zuweilen weit ins Land ausgreifend, später nach der Hauptlinie zurücklenken. Diese Donauäste ändern sich, wie ein genauer Kenner Ungarns, Professor A. v. Mojsisovics, in seinem Thierleben der österreichisch-ungarischen Tiefebenen bemerkt, in wenigen Jahren fort und fort, so daß eine Stromkarte bald illusorisch wird. „In Canälen, in denen ich mit einer Zille kaum fortkommen konnte,“ sagt er, „entwickelte sich wenige Jahre nachher der Hauptverkehr der größeren Donauschiffe, und alte Wasserstraßen stagniren weit und breit, entfernt von der momentanen Lage der Donau, im inneren Theile des Landes.“ Alljährlich und gewöhnlich mehrere Male schäumen Hochfluthen aus dem Strome heraus, ergießen sich über die nahegelegenen Niederungen und schaffen die Bedingungen zu dem Ursprunge und der Erhaltung eigenthümlicher, sich von ihrer Umgebung wesentlich abzeichnender Pflanzenformationen, der Riede.

Die Flora Ungarns ist im Allgemeinen an ausreichend mit Wasser versorgten Standorten eine außerordentlich üppige und erscheint dem Fremden bisweilen geradezu tropisch. An der Belaubung fällt eine ungemeine Dichte auf, und diese muß die Thätigkeit der Blätter für die Ernährung ihrer Träger stufenmäßig zu einer Leistungsfähigkeit steigern, wie sie in unserm kälteren Klima unter gewöhnlichen Umständen kaum erfolgt. Außerdem heben sich die einzelnen Blattflächen öfters durch bedeutenden Rauminhalt hervor, sodaß man das Laub der bei uns kleinblättrigen Winterlinde (Tilia parvifolia) beispielsweise fast ganz die Größe desjenigen unserer Sommerlinde (Tilia grandifolia) erreichen sieht. Die Pflanzen haben demnach die Eigenschaft, unter Zuhilfenahme der starken Beleuchtungs- und Wärmewirkungen einen vermehrten Nahrungsbezug von Außen und lebhafteren Stoffwechsel einzuleiten und damit eine erhöhte mechanische und chemische Arbeit für ihr Gedeihen aufzuwenden. Dazu ergiebt die lange Dauer der jährlichen Wuchszeit ebenfalls eine sehr bemerkenswerthe Förderung, denn während nach Professor Drude der Einzug des Frühlings in den wärmsten Lagen Sachsens durchschnittlich vom 1.—9. Mai stattfindet, tritt er am Draueck z. B., das ist in dem Mündungswinkel zwischen Donau und Drau, bereits zwischen dem 5. und 10. April ein, also um ungefähr einen Monat eher, und im letzten Drittel des Juli waren in diesem Sommer (1901) die Roggen-, Weizen- und Gerstenäcker in der Tiefebene Ungarns überall abgeerntet, theilweise schon wieder umgepflügt und die Landleute blos noch mit der Haferernte beschäftigt. Die mittlere Schattenwärme des Sommers beträgt 22° C., in trockenen Jahren zeigt das Thermometer, namentlich in der unteren Tiefebene oder dem Alföld, wochenlang vom Morgen bis zum Abend 28—37° C. im Schatten und fällt des Nachts oft nur 5—10°. Der Winter beschränkt sich auf die Zeit von Anfang December bis Ende Februar, und weil das Meer wegen seiner Entfernung nicht herabdämpfend in die Temperaturgegensätze eingreifen kann, verläuft derselbe verhältnißmäßig streng, sodaß das Thermometer zuweilen auf — 20° C. und niedriger sinken soll, an etwa 28 Tagen auch des Mittags den Nullpunkt nicht erreicht, und heftige Schneestürme, das Tageslicht verfinsternd, einherfegen. Unter diesen allgemeinen Einflüssen entwickeln sich auch die Riedlandschaften, nur daß in ihnen die sommerliche Gluth durch starke nächtliche Thaubildung gemildert wird, welche weit in den Vormittag hinein der Austrocknung durch die Sonne widersteht.

Die Unterschicht der Riede enthält die erwähnten Meeresausscheidungen der tertiären Periode, worüber die Ablagerungen der Donau ruhen, welche nach oben mit einer humosen Krume fetten, lehmigen Sandes enden, die oft längere Zeit von Ueberschwemmungswasser bedeckt wird. Ihre Pflanzenwelt erscheint wegen der geringen Artenzahl zwar etwas eintönig, macht dafür aber durch hervorragende Wuchsverhältnisse, Ueppigkeit und im Frühlinge auch herrliche Farbenpracht Eindruck, denn die ungeregelt stehenden Bäume, Eichen, Silber- und andere Weiden, Schwarzpappeln, Erlen, Ulmen, Eschen, verstatten dem Lichte reichlich Zugang, und überall keimen daher Gewächse aus dem Boden. Häufig flechten sich Hopfen, Waldrebe, Winden, wilder Wein, Teufelszwirn hindurch und ranken sich in starken Gehängen von Baum zu Baum. Aus den Stämmen der Weiden brechen bei andauerndem Hochwasser lange, zottige Wurzeln, welche nach dem Verlaufen desselben in Verschlingungen durch die Luft niederwallen und den Beständen einen Anklang an die Mangrove-Wälder der Tropen gewähren. Eine merkwürdige

Bildung stellen die Zsombekmoore dar. Die Zsombeks sind isolirte, oft zahlreich beisammenstehende Riedgrasbüschel (Carex stricta), welche mehrere Fuß hohen Säulen aus bereits vertorften Wurzeln, Stengeln und Blättern aufsitzen und darauf fortwachsen. Befinden sich die Zsombeksäulen unter Wasser und ragen nur ihre Rasenhäupter hervor, so gleicht der Anblick einer grünenden, wenn schon trügerischen Wiese. Eine weitere Vegetationsform des Riedes sind die Rohrbestände, welche ausgedehnte Flächen anfüllen und darin die übrigen Pflanzen in den Hintergrund drücken.

Diese Riede verleihen nun in ihrer Ursprünglichkeit, wie einem reichen Thierleben überhaupt, so besonders auch interessanten südlichen Vögeln Zuflucht und die Grundlagen zur Fortpflanzung. Freilich sind sie durch Entwässerung sehr zusammengeschmolzen, und der fruchtbare Boden muß anstatt der Sumpf- und Wasserpflanzen im Dienste der Volkswohlfahrt Getreidearten und andere Culturgewächse tragen, wodurch natürlich die Vogelsiedlungen untergehn und Jäger wie Ornithologen in die Lage gebracht werden, vor der Landwirthschaft die Segel zu streichen. Als der Ornithalog Baldamus, Geistlicher und Naturforscher zugleich, im Jahre 1847 Ungarn bereiste, konnte er folgende Schilderung entwerfen: „Bei der Stadt Titel erheben sich die Ufer der Theiß zu einer senkrecht aufsteigenden Lehmwand von über 30 Meter Höhe, auf deren höchstem Punkte eine Art verfallener Festung liegt. Von hier herab hat man einen merkwürdigen Anblick auf die unermeßliche, fast tropische Sumpfflora ... Im Osten und Norden, soweit das menschliche Auge reicht, eine endlose Ebene, ein einziger großer Rohrwald. Kein Ruhepunkt für das ermattende Auge, überall verschwimmt das Rohr in den Horizont. Aber auf dem endlosen Grün und Blau stechen gar prächtig wundervolle weiße, gelbe und schwarze Gestalten ab. An dem steilen Theißufer schwärmen Schaaren von Dohlen, Mauer- und Uferschwalben. Einzelne Thurmfalken und Bienenfresser mischen seltenere Töne in das allgemeine Geschrei. Aber drüben über dem Ufer — diese Schneeflocken auf Blau und Grün! Diese erleuchteten und dunkeln Fixsterne und Wandelsterne auf diesem Firmamente! Das ist das Eldorado der Silber-, Purpur-, Schopf- und Nachtreiher, der Löffler, Ibisse, Kormorane, Seeschwalben, Möven, Sichler, Schnepfen, Taucher, Enten, Gänse und Pelikane! Das ist der »weiße Morast«.“ Derartige brütende Vogelmassen dürften heutzutage in dieser Mannigfaltigkeit in Ungarn nirgends mehr vereint sein, und man muß sich schon in das Nationalmuseum zu Pest begeben, um die angeführten Arten, wenn auch nur ausgestopft, alle bei einander zu sehen, denn auch jener „weiße Morast“ ist von der Trockenlegung betroffen worden, und das sogenannte Titler Ried, welches noch bis vor einigen Jahren bestand und etwa 100 Quadratkilometer umfaßte, ward neuerdings ebenfalls entwässert. Dagegen ist unter andern an der Donau aufwärts ein der Stadt Neusatz gehöriges Ried von ungefähr 5 Quadratkilometer erhalten geblieben, in welches hineinzukommen mir möglich ward. Herr Kornel Szlavi, der eine gründliche Kenntniß desselben und seiner Vogelinsassen besitzt, hatte die Liebenswürdigkeit, seine Führung zuzusagen und das Nähere mit mir zu verabreden, wobei der Ausflug für den nächsten Tag, den 30. Juli, bestimmt wurde. So dauerhaft auch meine Reisekleidung sein mochte, für eine Fahrt in ein ungarisches Ried war sie dennoch unzweckmäßig, und es machte sich ihre Vertauschung mit einem Segeltuchanzug nothwendig, der in dem zu erwartenden Pflanzengewirr, Sumpfwasser und Schlamm unempfindlicher erschien. Die übrige Zeit bot Gelegenheit, dem annähernd in der Breite der Poebene gelegenen, etwa 30 000 Einwohner zählenden Ujvidek, das ist der jetzige amtliche Name von Neusatz, und seinem buntgewürfelten Völkergemisch die Aufmerksamkeit zu zollen und das auf dem rechtsseitigen Donauufer sich erhebende Peterwardein, zu dem man über eine Schiffbrücke gelangt, aufzusuchen. Die sumpfigen Festungsgräben, die alten Wälle mit ihren Thoren, die eng umklammerte, kleine Stadt, über welcher auf hohem Serpentinfelsen die „obere Festung“ thront, sind geeignet, geschichtliche Erinnerungen zu wecken, und die Vorstellung verliert sich unwillkürlich in die Zeiten Roms, wo hier bekanntlich Acumincum stand, der Türkenkämpfe, des Prinzen Eugen und der Bedeutung des Ortes im ungarischen Revolutionskriege. Unter dem Zeltdache der mit einem kroatischen Firmenschilde versehenen Restauration sitzend, die sich im Innern der Festung dem Thore gegenüber befindet, welches von der Schiffbrücke hereinführt, hat man freie Aussicht auf einen großen, hofartigen, zu gewissen Stunden sehr belebten Platz und kann sich, von Anstrengungen und Sonnenbrand erschöpft, bei einem kühlen Schoppen Betrachtungen über das farbenbewegte Treiben des südungarischen Volkslebens hingeben, das hier vorüberpilgert.

Am andern Vormittag 10 Uhr hielt der Wagen vor dem Hotel, und hinaus ging es nach den ersehnten Schätzen des ungefähr 6 Kilometer entfernten Riedes. An der Eingangsstelle zu demselben befand sich ein schmaler, das Ried mit der Donau verbindender Canal, auf welchem ein kleines Boot lag. Nachdem dasselbe in Ordnung gesetzt war, wurden die Gewehre nebst Schießbedarf, Mundvorrath und Schafpelze, die uns bei einem etwa eintretenden Gewitter Schutz leisten sollten, hineingepackt und der Kutscher mit der Weisung zurückgeschickt, am Abend wieder da zu sein. Einige Fischer waren anwesend, weigerten sich jedoch, uns ins Ried zu bringen, weil sie die Fahrt, wie mir, da ich ihre Sprache nicht verstand, Hr. Szlavi später mittheilte, bei der Hitze nicht wagen wollten, und so ergriff der Letztere selbst die Ruder, um unserem Ziele, der inmitten des Riedes vorhandenen Vogelcolonie, zuzusteuern. Leicht glitt anfangs das Boot auf dem Canal dahin, und uns umfing alsbald eine Pflanzenwelt von eigenartigem, südlichem Gepräge. Riesige Rohrstengel (Arunda phragmites) stiegen zu beiden Seiten auf und bogen sich oft tief herüber, mächtiger Rohrkolben mischte sich in Büscheln dazwischen, hohe Silberweiden (Salix alba) ergänzten, und oben breiteten Eichen (Quercus pedunculata) ihre Aeste hin. Auf dem funkelnden Wasserspiegel schwebten weiße und gelbe Seerosen (Nymphaea alba und Nuphar luteum), und längs der Ufer vermählte sich die dunkle Fluth mit dem in wechselnder Vertheilung von Licht und Schatten schwellenden Grün zu malerischen Scenerien. Bald regte sich auch das Vogelleben. Purpurreiher (Ardea purpurea) strichen ab oder flogen vorüber und ließen ihre Stimme hören, Turteltauben (Turtus communis) girrten oder entflohen aus unserer Nähe, Kuckucke (Cuculus canarus) zeigten sich, das einförmige Lied des Wendehalses (Jynx torquilla) ertönte, ein Rothschenkel (Tatanus calidris) pfiff, ein Mäusebussard (Buteo vulgaris) zog vorbei, später eilte eine Rohrweihe (Circus aeruginosus) im dunkeln Jugendgewande davon, kehrte aber zurück, Graugänse (Anser cinereus), welche hier brüten, weiterhin auch Bartmeisen (Panurus biarmicus) riefen im Rohre, und ein großer Brachvogel (Numenius arcuatus) flötete, gleich dem Rothschenkel auf der Wanderung. Die Wasserflora im Canal war inzwischen dichter geworden, daß die Ruder durch die Schiebstange hatten ersetzt werden müssen. Bald lagen die Bäume im Rücken, und wir gelangten in das eigentliche Röhricht, in dem außer Arundo namentlich Rohrkolben (Typha latifolia und angustifolia) in größerer Menge zu bemerken war, während Igelskolben (Sparganium), Süßgras (Glyceria) und andere Sumpfbewohner nur ganz vereinzelt aufsproßten. An freien Stellen wucherte die Wasser- oder Krebsscheere (Stratiotes aloides) oder schwammen in kleinen Rasen die hellgrünen, zarten Blättchen der Salvinia natans, eines Wasserfarns. Das Schilfrohr (Arunda phragmites), welches hier fingerdicke Stengel besitzt und etwa 5 Meter hoch aufschießt, schloß rechts und links die Fahrrinne ab, verhinderte jeden Durchblick und ließ nur einen Streifen Himmel über uns frei. Die beschwerlichsten Hemmnisse verursachte zunächst die Wasserscheere, deren lange, schwertförmige, am Rande dornig gezähnte, aloëähnliche Blätter sich zu großen, derben Rosetten vereinigen. Gewöhnlich sind diese untergetaucht, und man kann ein leichtes Fahrzeug noch leidlich darüber befördern. Weil aber das Wasser des Riedes durch Ablassen nach der Donau unter die normale Höhe gesunken war, so starrten sie weit hervor und sperrten sich, eng an einander gedrängt, unserm Vordringen entgegen. Durch Aussteigen das Boot zu entlasten und vor uns herzuschieben, schien wegen der Wassertiefe und der scharfen Blattzähne nicht angängig, und so bewegten wir uns nur äußerst langsam vorwärts. Oft verlangte schon nach kurzer Anstrengung der schweißtriefende Körper eine neue Rast, denn da es an jeder Beschattung mangelte, brannten unermüdlich die heißen Strahlen auf uns nieder. Leider verfügten wir nicht über ein Thermometer, sicherlich waren wir jedoch einer Temperatur von mehr als 40° C. unterworfen. Brütend lag die Atmosphäre, kein Lufthauch schenkte Labung, das Wasser selbst hatte sich so stark erwärmt, daß es die Haut nur für Augenblicke kühlte, worauf alsbald der Unterschied ausgeglichen erschien, und dazu liehen uns blutlüsterne Gelsen unerwünschte Begleitung, ihren Vortheil zu erspüren. Von Zeit zu Zeit lieferten einige Schlucke Sodawasser und, als dieses ausgetrunken war

Wein Erfrischung. Der Humor versagte indeß keineswegs, und zog sich namentlich, wie mehrmals, ein dünner Wolkenflor vor die Sonne, so wurde ohne Verzug wieder zugefaßt, um die willkommene Vergünstigung zum Weiterstreben auszunützen. Als nach vieler Mühe dieser Theil der Strecke endlich bewältigt war, verlor sich der Fahrcanal im Rohrdickicht, und das Boot mußte unmittelbar in dasselbe hineinsteuern. Rauschend beugten sich die frischen Halmmassen am Kiel zur Seite, prasselnd zerknickten die alten, und über unsern Köpfen hing eine lockere Wölbung. Der niedrige Wasserstand vermehrte hier gleichfalls die Schwierigkeiten, denn der Kahn mußte sich in einer Ebene bewegen, in welcher nicht allein die Stengel, sondern auch die vom Boden aufragenden Rohrstoppeln und stellenweise Rohrwust die Bahn verwahrten. Zuweilen gelang es unsern vereinten Kräften nicht, einen Durchbruch zu erzwingen, so daß wir umwenden und es an einer andern Stelle versuchen mußten. Hierbei machten wir vom Aussteigen öfters Gebrauch, denn das Wasser reichte meist nicht bis übers Knie. Doch erwies sich in dieser unwegsamen Wildniß sorgfältige Vertrautheit mit den Oertlichkeiten erforderlich, um Gefahr zu verhüten, und mein Führer, welcher das Ried oft jagend und forschend durchstreift hatte, besaß dieselbe. Die Hosen mußten dabei an den Schuhen zusammengeschnürt sein, damit die Pferdeegel, welche hier eine außerordentliche Größe haben, nicht an den Beinen emporkrochen und sich festsaugten. Schon 4 Stunden hatte die Fahrt gedauert, obwohl der zurückgelegte Weg blos einige Kilometer messen konnte; die Uhr zeigte auf 3, die Gluth wollte sich nicht mildern, der Kahn saß wieder fest und war unmöglich mehr fortzubringen. Da wurde beschlossen, ihn zu verlassen und die etwa noch 150 Meter ferne Colonie watend zu gewinnen. Schnell noch eine kleine Stärkung durch Brod, kaltes Geflügel, ein wenig Wein, und dann aufgebrochen! Die Beine bei jedem Schritte langsam ins Wasser senkend, damit sie zwischen den öfters mit haarscharfen Rändern gekrönten Rohrstoppeln unverletzt hinabglitten, kamen wir dem Ziele näher. Immer mehr Vögel flatterten heran, um sogleich wieder umzukehren und augenscheinlich ihre Genossen zu alarmiren, und als wir anlangten, befand sich die Colonie bereits im Aufruhr. Unser Beobachtungsposten war nicht ungünstig, weil das Rohr, vielfach niedergedrückt, freiere Ausschau ermöglichte und die einherstürmenden Flieger in größerem Umkreis zu betrachten gestattete, während leider die zahlreichen Nester um diese Jahreszeit verödet dalagen. So manche Arten, welche anderwärts in Ungarn brüten, vermißt man freilich, und namentlich haben auch die in herrlichem Weiß strahlenden Silber- und Seidenreiher (Ardea alba und garcetta) nebst dem Löffler (Platalea leucerodia) hier keine Heimstätte mehr. Der Seeadler (Haliaëtus albicilla) fehlt ebenfalls, und selber an der vogelreichen Donau, wo ich von Wien bis Neusatz zwei volle Tage und eine Nacht zubrachte, hatte ich gegen alles Erwarten nur einmal Gelegenheit, ihn vom Dampfer aus zu beobachten. Es war im Baranyer Comitate, kurz vor Bezdan, wo einer auf dem Ufersande zu kröpfen schien, wahrscheinlich einen Fisch, sich dann erhob und hinter Gebüsch flüchtete. In diesem Comitate kommen Seeadler nach Mojsisovics überhaupt noch in größeren Siedelungen vor, wogegen sonst allenthalben ihre Horste nur vereinzelt zu erblicken sind. Soweit es sich um Wasservögel handelt, brüten in dem Neusatzer Riede, durch einen breiten Gürtel unzugänglicher Sumpfwildniß vor Vernichtung geschützt, von süd-, beziehentlich südwesteuropäischen Formen insbesondere Purpurreiher (Ardea purpurea), Mähnenreiher (Ardea rallaides), Nachtreiher (Nycticorax griseus), braune Sichler (Plegadis falcinellus) und Zwergscharben (Phalacrocorax pygmaeus). Der graue Reiher (Ardea cinerea) nistet weniger häufig und mehr nach dem Rande des Riedes zu, außerdem hausen darin unter Andern noch Rohrweihen, Rohrsänger, die große und Zwergrohrdommel (Botaurus stellaris, Ardetta minuta), die Wasserralle (Rallus aquaticus), Bläß- und Teichhühner (Fulica atra und Gallinula chloropus), die schwarze Seeschwalbe (Hydrochelidon nigra), Lappentaucher und viele Enten. Die Nester des braunen Sichlers oder Ibisses waren ein Stück über dem Wasserspiegel auf theilweise umgeknicktes Röhricht durchweg aus Rohr zwischen die Stengel gebaut und mit breiten Blättern ausgefüttert, worauf im Innern dünne Weidenzweige lagen. Ein zurückgebliebenes, von Herrn Szlavi aufgefischtes Ei hatte den Umfang eines kleinen Hühnereis und blaugrüne, der Umgebung angepaßte Farbe. Das Gelege soll meistens 3 Eier zählen. Ein erbeuteter junger Sichler zeigte ungefähr die Körpergröße einer Saatkrähe, Kopf, Hals, Unterleib und Füße waren schwarz, der Rücken vom Hintenacken an, die Steuerfedern nebst oberer Schwanzdecke, sowie die Flügel an Ober- und Unterseite glänzend dunkelgrün mit Bronzeschimmer. Ueber den schwärzlichen Schnabel liefen zwei scharf abstechende, bläulichgraue Querbinden, und zwar so, daß Grund, Mitte und Spitze dunkel blieben, was um so mehr auffällt, als diese Färbung in der Literatur gewöhnlich nicht erwähnt wird, ja selbst die neue Auflage von Naumann's Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas lediglich die Angabe enthält: „Im Jugendkleide hat der dunkelfarbige Sichler einen einfarbig graugrünen Schnabel." Da der letztere bei den Nestjungen mit ein oder zwei gelben Bändern geziert ist, so kann jene Bindenfärbung vielleicht als eine Uebergangsstufe erklärt werden, wobei ich allerdings nicht zu entscheiden vermag, ob dieselbe allgemein gilt. Im Alterskleid wird das Gefieder noch prächtiger, und besonders breitet sich dann der bunte Metallglanz weiter aus. Der Schnabel ist außerdem sehr lang und von der Wurzel an in flachem Bogen fast sichelartig nach unten gekrümmt, biegsam und nur an der Spitze hart. Die Stimme besteht in einem kurzen, schnarchenden, nicht weit vernehmbaren Tone von reiherartigem Klange, und sein Flugbild kennzeichnen große und breite Flügel, welche bis 1 Meter klaftern, die weit nach hinten ragenden Beine, der lange, im Gegensatz zu den Reihern vorgestreckte Hals und die Krümmung des Schnabels. Schon in geringer Ferne verwischen sich die Farben, und er erscheint schwarz, weshalb man ihm auch den Namen „Schwarzschnepfe" beilegt. Die Sichler fliegen für gewöhnlich nur mäßig schnell, mit nicht weit ausholenden Flügelschlägen, und reihen sich seitlich und einzeln so nahe, daß in der Regel nur ein kleiner Raum zwischen den Flügelspitzen bleibt, zu einer schnurförmigen Querlinie aneinander, welche nicht gerade läuft, sondern in beständigen Biegungen und Schwenkungen fortschreitet, wobei jedoch alle die gleiche Richtung einhalten. Trotz wiederholten Schießens schwärmten immer neue in unsere Nähe, sobald sie unser ansichtig wurden allerdings öfters höher steigend oder seitwärts ablenkend. Als Zugvögel verschwinden sie schon im September von ihren Brutplätzen. Die einzige europäische Art bildend, stehen sie unter Anderen zu dem heiligen Ibis der alten Aegypter in nächster Verwandtschaft. Unter den Reihern fliegt der zierliche Mähnen-, Schopf- oder Rallenreiher am flinksten. Die Krümmungen des zurückgezogenen Halses sind dabei unter dem dichten Gefieder verborgen, die Beine wagrecht rückwärts gestreckt, sodaß seine Gestalt in der Mitte dick, nach vorn und hinten jedoch zugespitzt erscheint, die mäßig breiten, über 0,70 m spannenden Flügel bewegen sich in sanften, geräuschlosen Schwingungen, und das weiße, von Lichtgelb etwas gedämpfte Colorit seines Federgewandes vervollständigt die Anmuth des Bildes. Ein jüngeres Exemplar, welches geschossen wurde, sah im wesentlichen an den vorderen Schwingen, wie überhaupt dem größten Theil der oberen Flügelseite, an Bürzel, Unterflügel, Unterkörper und Kehle weiß, auf dem Rücken bräunlichgrau, am Halse gelbbräunlich mit mehr oder weniger dunkler Fleckung und am Schwanzende auf dem Weiß gelb überblasen aus. Der Fuß war hellgelblichgrün, der Schnabel am Grunde grünlichgelb, im übrigen hornfarbig, und der Körper hatte etwa Dohlengröße. Später tritt das Braun zu Gunsten des Rostgelb zurück, und am Hinterkopfe und obern Hinterhalse entsteht ein mähnenartiger Busch aus herabhängenden, flatternden Federn. Die Nester befanden sich ebenfalls im Rohr, waren aus dessen Bestandtheilen zusammengefügt und mit Blättern ausgekleidet, doch höher, etwa 1 m über dem Wasser aufgeschlagen und kleiner, als die des Sichlers. Im Mai enthalten sie 4—5 blaugrüne Eier. Die Schopfreiher überwintern in Syrien, Aegypten, Nubien ꝛc. und ziehen nach einer brieflichen Mittheilung Szlavi's im September ab. Unter der Menge der zuweilen nur fußbreit von einander entfernten Rohrnester zeichneten sich diejenigen der Purpurreiher, von denselben Stoffen wie die andern, unten gröber, oben weicher aufgeschichtet, durch ihre Umfänglichkeit aus. Durch das Brutgeschäft an dem ohnehin ziemlich flachen Rande niedergepreßt, luden sie gleich bequemen Sesseln zum Ruhen ein und hielten die Probe vollkommen aus. Der Purpurreiher stimmt nach Figur und Befiederung, auch in den Schmuckfedern, sowie im Flug mit dem grauen überein, ist aber beträchtlich schwächer, schlanker und zwischen dem Grau mit Rostroth ausgestattet, das am Halse und Unterleibe sogar vorherrscht. Er machte sich durch polterndes Auffliegen von den Bäumen schon während unserer Kahnfahrt und jetzt im Geröhricht, wie auch durch Geschrei, welches wie

matter Fischreiherruf, oft und besonders von weitem auch dem „Quak" des Stockenterichs täuschend ähnlich klang, sehr bemerkbar, war jedoch vorsichtiger, als die beiden vorgenannten Arten, und kam, zumal wir wenig gedeckt standen, nicht in Schußnähe heran. Von der Lebensweise seiner grauen Vettern weicht die seinige mehrfach ab, denn er nistet nicht auf Bäumen, wie diese, sondern in Röhricht oder niederem Gesträuch, fischt lieber an stehendem Wasser und meidet das fließende, sodaß man ihn wohl kaum in der Donau antrifft, wo jene in großer Zahl ihrer Beschäftigung obliegen, und sucht weder hohe Aeste, noch weite, freie Flächen auf, um Gefahren schon von ferne zu erspähen, sondern verbirgt sich in Baumkronen oder sonstigem Pflanzenwuchs. Bei Annäherung des Menschen entflieht er nicht sogleich, ist vielmehr bestrebt, sich durch eine sonderbare Stellung unkenntlich zu machen, indem er auf dem hinteren Körperende sitzt, die Federn knapp anzieht, Hals und Kopf in der Achsenrichtung des Rumpfes gerade aufwärts kehrt und so, steif verharrend, mehr einem spitzen Pfahle als einem Vogel ähnelt. Trotz alledem nicht selten überrascht, hat er im Gegensatz zu dem listigeren und scheuen Fischreiher bezüglich seiner geistigen Fähigkeiten den Vorwurf der Einfalt auf sich geladen. Einzelne Nachtreiher segelten ebenfalls vorüber, im Fluge an große Eulen erinnernd, die auffallend gebogenen, nicht vollständig ausgestreckten Flügel mit über 1 m Spannbreite unhörbar und wenig rasch schlagend, den Hals kurz und dick zusammengelegt und die Füße hinterwärts gerichtet. Da sie ein mehr nächtliches Leben führen und sich bei Tage meist versteckt halten, so schien sie der Gewehrknall aufgescheucht zu haben. Diese in Deutschland einstmals „Focken" genannten und zur hohen Jagd gerechneten Vögel haben eine Rumpfausdehnung von Krähengröße, gewinnen aber durch die Länge der Beine, des Halses und Schnabels und das große, lockere Gefieder ein bedeutenderes Ansehen. Ihre bunte, im Jugendkleide aus etwas Weiß und verschieden gesättigtem Braun, im Alter aus Tief- und Grünschwarz, Grau und Weiß abgetönte Farbenzeichnung verändert sich mit den Jahren so erheblich, daß frühere Jagdschriftsteller die Jungen als besondere Art trennten. Ihre Stimme vernommen zu haben, entsinne ich mich nicht, doch ist dieselbe von rauhem, rabenartigem Schalle. Auch sie verlassen das Ried im Herbste, um südlicher zu wandern. Unter dem Geflügelwild der Donau gewahrt man fast überall den Kormoran (Phalacrocorax carbo), einen weit über stockentengroßen, ruderfüßigen Schwimmvogel von schwarzer Farbe, dessen Zehen alle vier mit der Schwimmhaut verheftet sind. Auch in Deutschland stellenweise brütend, ward er in früheren Jahrhunderten an einzelnen Fürstenhöfen zum Fischfange angelernt, wie heute noch in China und Japan. Zu Schaaren entdeckt man ihn auf den Donaubänken, den Körper steil aufrecht gehoben und auf den langen, harten Schwanz gestützt oder auch in geduckter Haltung. In der Luft tragen sie Hals, Körper und Schwanz lang gestreckt, die Flügel fast rechtwinklig dazu und gleichen der Form eines Kreuzes, wobei ihre Flugbewegung entenartig, jedoch mit langsameren Schwingungen geschieht, und auf dem Wasser bekunden sie vortreffliche Schwimm- und Taucherkünste. Mit ihrer krähenartigen, krächzenden Stimme scheinen sie nicht allzusehr zu geizen, und man vernimmt sie daher von Zeit zu Zeit. Ihm im Allgemeinen nach Eigenschaften und Lebensäußerungen gleich, nur erheblich kleiner, ist die Zwergscharbe (Phalacrocorax pygmaeus), welche auch zu den Colonisten gehört und einigemal hastigen Zuges in mehreren Exemplaren vorübereilte, ohne daß eine geschossen wurde. Nach Szavi können die im Ried angesiedelten grauen Reiher auf 50, Purpur- und Mähnenreiher auf 150, Nachtreiher auf 300, Sichler, je nach den Jahren, auf 100—200, Graugänse auf 10, Zwergscharben auf 10—15 und schwarze Seeschwalben auf 10—50 Paare geschätzt werden, wobei der innere Brutplatz 3—4 Hektar einschließt. Von Raubvögeln zeigten sich Mäusebussarde und Rohrweihen, und das laute Wehklagen eines Vogels im Rohre deutete auf einen mörderischen Ueberfall. So nahe kamen die Vögel heran, daß sie ganz deutlich mit dem bloßen Auge beobachtet werden konnten und der Krimstecher überflüssig war. Zwei Stunden währte das seltene Schauspiel, mitunter, wenn die Bewegungen zu erlahmen drohten, durch einen Schuß aufs Neue befeuert.

Es war gegen 6 Uhr geworden, und wollten wir nicht im Riede Nachtquartier nehmen, so mußte an die Heimkehr gedacht werden. Wir schritten zum Kahne, wenn uns aber die Hoffnung beseelte, den Rückweg müheloser zu treffen, so sahen wir uns enttäuscht. Denn wieder mußte alle Kraft angespannt, durch Aussteigen des Einen oder Beider oft das Fahrzeug erleichtert werden. Abwechselnd im Wasser nebenher watend, brachen wir uns mit den Armen in dem dichten, hohen, den Körper wie ein Gitter umfangenden Rohrwalde gewaltsam Bahn, sodaß bei dem heftigen Prasseln und Krachen die Unterhaltung stockte und unsere etwas abenteuerliche Verfassung zum Lachen reizte. Indessen begann allmälig die Abendkühle niederzusinken und wirkte so erfrischend, daß Erholungspausen kaum mehr nöthig waren. Die Vogelwelt schien ebenfalls aufzuleben, häufig zogen Sichlerschaaren, Purpur- und Rallenreiher über uns weg, wahrscheinlich, um nach Nahrung auszufliegen, und eine Wasserralle (Rallus aquaticus) sandte in grellen Pfiffen ihren Gruß. Die Nacht dunkelte schon, als wir den Canal erreichten, in dessen schwarze Fluth die Schattenrisse der Bäume hinabtauchten, bis weiterhin, wo sich die Wipfel lichteten, das helle Silberbild des Vollmondes darin zitterte. In der neunten Stunde landeten wir am Ausgange, wo die Fischer, welche uns empfingen, mit der Bereitung ihrer Abendmahlzeit beschäftigt waren. Ueber einem am Erdboden angezündeten Feuerchen brodelten in einem Kessel, der an einem Bügel hing, zerstückelte Tomaten, und rings standen, auf Holzspäne gespießt, einige Fische zum Rösten. Rasch entführte uns der Wagen aus dem Bereiche des Riedes, und mit tiefem Dankgefühl schied ich von dem jungen Ungarn, der Alles aufgeopfert hatte, dem Fremden ein ebenso fesselndes, wie charakteristisches Stück seiner schönen Heimath zu erschließen.

Bücherbesprechungen.

— **Angriff auf befestigte Feldstellungen.** Ein Beispiel. Bearbeitet für Officiere aller Waffen von A. Krisak, Hauptmann und Compagniechef im königl. bayer. 8. Infanterie-Regiment „Großherzog Friedrich von Baden". Mit 3 Skizzen in Steindruck. Berlin, 1901. E. S. Mittler & Sohn. — Der Kampf um befestigte Feldstellungen wird in künftigen Kriegen zweifelsohne eine hervorragende Rolle spielen. Der Angriff auf derartige Stellungen bedarf aber jetzt bei Weitem gründlicherer Vorbereitung als ehedem, wenn selbst ein mit größter Tapferkeit und überlegenen Massen unternommener Sturm vor dem verheerenden Feuer der jetzigen Schnellfeuerwaffen nicht ohnmächtig zerschellen soll. Wie nun ein solcher Angriff durchzuführen sein wird, ist Gegenstand vorliegender Studie. Auf Grund einer selbstgewählten Aufgabe, welche aus dem Rahmen einer größeren Operation den Abschnitt heraushebt, der den Angriff auf eine befestigte Stellung nothwendig erscheinen läßt, schildert Verfasser in applicatorischer Weise den muthmaßlichen Verlauf des Kampfes. In einer dann folgenden Besprechung sucht Verfasser alle möglichen Fälle zu beleuchten und zu erörtern. Der in Metz in Garnison stehende Verfasser läßt seine Studie auf einem südlich dieser Stadt, rechts und links der Seille gelegenen Terrain sich abspielen, dessen mehr offene Beschaffenheit den Vertheidiger voraussichtlich zur Verstärkung seiner Stellung durch Feldbefestigungen nöthigen würde. Wenn die vorliegende Schrift immerhin vorzugsweise die Ansichten des Verfassers wiedergiebt, so sind doch derartige Studien sehr geeignet, zum Nachdenken und zur Klärung der noch sehr getheilten Ansichten über diese Fragen mitzuwirken.

A. B.

— **Die Wahrheit über Ungarn.** Politische und gesellschaftliche Skizzen aus Ungarn. Von Bresnitz v. Sydacoff. Berlin und Leipzig, Fr. Luckhardt 1901. — Diese Schrift schließt sich den zahlreichen vorangegangenen des Herrn [illegible] über Oesterreich, Serbien, Bulgarien u. s. f. an. Ohne, [illegible] diese, erheblich Neues zu bieten, hat sie die Zeitungsberichte, sowie die persönlichen Erfahrungen des Verfassers mit Geschick verwendet, so daß sie zur Orientirung unbedenklich empfohlen werden kann. Den Slaven zieht er die Magyaren mit Recht vor (Seite 35). Ueber ihre Stellung zu den Deutschen in Ungarn vergl. Seite 53. Ueber Hrn. v. Szell lautet das Urtheil sehr abfällig (S. 72), man wird indeß wohl die weitere Entwickelung der Dinge abwarten müssen. „Rigorosent der Medicin" S. 96 ist eine der kostbaren österreichischen Sprachblüthen.

—tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 3. Dienstag, den 7. Januar, Abends. 1902.

Erinnerungen an Deutsch-Südwest-Afrika.

Von Frau M. R.

(Nachdruck von der Verf. verboten.)

Es war nun das Abschiednehmen vorbei, und vorbei war es auch mit der stillen Hoffnung, ein günstiger Zwischenfall möchte uns vor der Auswanderung bewahren. Greulich, wie Unheil verkündend, ist das Signal der großen Dampfer. Dieser bange, langgezogene Ton begrüßt Dich für die unbekannte Welt, der Du entgegengehst, und trifft Dein übervolles Herz. Man versammelt sich an Deck, um das letzte Stückchen Heimatherde noch zu sehen. Es geht vorüber an schönen Villen, an lachenden, tücherschwenkenden Menschen! O, könnte man noch einmal hier einfahren, froh und leicht! Rasch arbeitet das Schiff weiter, das Land ist entschwunden, nur unendliches Wasser rings umher. Da lenkt sich der Blick auf die Mitreisenden. Es war genug bevölkert, dieses Wörmannschiff, welches am 20. Juli 1893 den Hafen von Hamburg verließ, um Soldaten und Ansiedler nach Deutsch Südwest-Afrika zu bringen. Fünf kopfreiche Familien gebildeten Standes, mehrere einzelne Herren, einige Handwerker, vor Allem aber 120 bis 130 Soldaten für die Schutztruppe mit 2 Officieren waren an Bord. Eine lange Seereise stand bevor, da jedoch die Fahrt in günstige Jahreszeit fiel, war meist nur glatte See zu sehen und der gefürchtete Canal und der Biskayische Golf wurden gut passirt. Bei Vera-Cruz kamen wir in den Hafen, und da die Stadt nahe liegt, bestieg ein großer Theil der Reisenden Boote und ließ sich hinrudern. Hier hatten wir den ersten Anblick südlichen Lebens. Die Häuser mit den geraden flachen Dächern ohne Schornsteine, die Straßen hügelan, meist krumm und holperig. Schwerfällig sich bewegende, aufgeputzte, dunkelhäutige Frauen, unsaubere Polizisten, einzelne Soldaten in lässiger Haltung, nackte, schwarze Kinder, beladene kleine Esel, getrieben oder geritten von zerlumpten, schreienden Jungen, dies war das Straßenbild, das sich uns bot. Wir gingen auf den Marktplatz, auf dem in Reihen Buden standen, die die Aussicht auf die umliegenden Häuser verdecken, ein mäßig kleiner Platz. Hier wieder die dicken Weiber, die lebhaften Kerle mit den blitzenden Augen voller Eifer und Ungestüm ihre Waare anbietend. Es war nur das Obst, das uns lockte, der schöne, großbeerige, süße Wein und die weichen Feigen in kleinen Körbchen von losem Geflecht, so handlich zum Mitnehmen. Jeder trug sein Körbchen davon und hungrig gingen wir in ein Hotel. Das Essen war gut und billig. Nachdem wir uns gesättigt und Briefe nach der Heimath geschrieben hatten, kehrten wir zum Hafen zurück. Der Schatten großer Bäume und der frische Luftzug von der See thaten wohl, unser Boot brachte uns zurück an den Dampfer und bald ging es weiter. Bei Monravia und Las Palmas wurde noch angelegt; wie alle diese Hafenplätze zeigten sich auch diese Orte malerisch schön. Mitten aus vielem frischen Grün steigen die hübschen Häuser den Uferhügel hinan. Wohl lockte es uns, diese reizenden Städte aufzusuchen, doch ist das Hinüberfahren immer recht kostspielig. Nur in Las Palmas ging mein Mann mit unserer jüngsten Toch[illegible]nd. Wir Anderen versagten es uns und hatten dafür [illegible]terhaltung durch die in Massen ans Schiff kommenden Boote. Sie bringen viel frische Früchte, Bananen, Ananas und Cocosnüsse. Halbwüchsige schwarze Jungen betteln aus ihren Booten von unten herauf die Passagiere um Geld an und tauchen nach den hinabgeworfenen Münzen in die dunkelblaue Fluth. Auch deutsche Kaufleute besuchten den Dampfer und zeigten sich erfreut, so viele Landsleute begrüßen zu können. Sie sagten uns Frauen Complimente über den Muth so in die weite Fremde zu ziehen und machten uns Geschenke von Blumen und Früchten. In Monrovia wurde auch eine große Anzahl Kruneger an Bord genommen, die das Aus- und Einschiffen und das Landen besorgen. Durch sie kam neues Leben an Deck des Dampfers. Fremd berührte uns das Thun und Treiben dieser schwarzen Menschenbrüder, die ihrerseits uns das verwunderte Ansehen zurückgaben, und die dabei gemachten Bemerkungen lebhaft untereinander sich mittheilten. In den letzten Tagen des August erreichten wir Swakopmund, wo weit ab vom Lande, von dem nur ein öder, kahler Sandstreifen zu sehen war, Anker geworfen wurde. Major v. François, der seine Soldaten hier erwartet hatte, kam mit Leutnant v. Bülow an Bord und forderte die Ansiedler auf, hier zu landen, da auch die Soldaten hier ausgeschifft werden würden. Dies thaten denn auch die Meisten: es war die erste Landung im deutschen Hafen Swakopmund. Nur wir, ein finnischer Missionar und die Braut des Windhuker Militärarztes, welche in Walfischbai sich mit ihrem sie dort erwartenden Bräutigam trauen lassen wollte, fuhren mit dem Dampfer nach dem einige Stunden südlicher gelegenen und bisher ausschließlich als Landungsstelle benutzten englischen Hafen Walfischbai. Kaum wurde gehalten, so ruderte ein Boot heran und ihm entstiegen vier dicke Herren, welche beim Erklettern der Schiffstreppe uns lachend ansahen; auch wir musterten die behäbigen Figuren belustigt, sie konnten doch von keiner mageren Weide kommen! Der Missionar hatte leere Zimmer zur Verfügung und bot sie uns zur Benutzung an. Jetzt verließen auch wir die „Marie Wörmann", stiegen in den kleinen Landungsdampfer und kamen mit ihm so weit es in dem flachen Hafen möglich dem Lande nahe. Wohl 30 Schritte davon empfingen uns einige Hottentotten, nahmen uns ohne Weiteres auf den Arm und trugen uns durch das Wasser ans Ufer. Es war gerade keine lachende grüne Landschaft; ein Häufchen kleiner Häuser, darunter ein hölzernes kleines Kirchlein, und ringsherum und weit dahinter nur fahler Sand in weiter Fläche. So hatten wir unsern Fuß auf diesen fremden Erdtheil gesetzt, wo wir uns eine neue Heimath gründen wollten. Wir bezogen beim Missionar die Zimmer und erwarteten die schon von Deutschland bestellten Wagen zur Weiterreise. Am ersten Tage gab es Hochzeit in Walfischbai, zu der auch wir geladen waren. Dazu mußten Kisten geöffnet werden, um ihnen die passende Garderobe zu entnehmen. Hierbei half uns der finnische Missionar. Er schenkte mir auch ein mitgebrachtes finnisches Brod, was ich als gutes Zeichen für unser Weiterkommen ansah; ich nahm es mit nach Windhuk. Was uns hier in Walfischbai an der Hauseinrichtung als „afrikanisch" auffiel, waren die aus weißen, braunen, schwarzen und gefleckten Ziegenfellen zusammengenähten Decken, mit denen Betten, Sitze und Fußboden belegt waren, und die ungeheuren Kudagehörne als Wandverzierung, deren Träger ein ganz alltägliches Wild, auch bei Windhuk sein sollten. Die Mahlzeiten fanden wir hier anders eingetheilt als in Deutschland. Schon früh wird Kaffee in die Schlafzimmer gebracht, aber um 9 Uhr erst versammeln sich die Hausgenossen zum eigentlichen Frühstück. Eine Morgenandacht eröffnete dies im Missionshause, wobei ein farbiger, aber europäisch gekleideter Lehrer das Harmonium spielt und ein Choral gesungen wird; alle Dienstboten des Hauses wirken bei dieser Andacht mit. Zu dem aufgetragenen Frühstück gehört nochmals Thee oder Kaffee. Um ½1 Uhr ißt man zu Mittag und um 6 Uhr wieder warmes Abendbrod. Während unseres Aufenthaltes in Walfischbai trafen wir einmal die Frau Missionarin, umgeben von schwarzem Dienstpersonal, damit beschäftigt, Fett zu schneiden. Es waren große Schüsseln gehäuft voll schönen festen weißen Talgs. Auf meine Frage erzählte sie mir, daß diese Menge

Talg nur einem Thiere entnommen war, einem großen Ziegenhammel, dort „Kapater" genannt. Ich habe später in Windhuk selbst mit Vergnügen solche fetten Kapater für uns schlachten lassen. Solch Thier wog über 100 Pfund und hatte gegen 30 Pfund Talg; das Fleisch ist fest und von sehr gutem Geschmack. Leider sind die Zeiten vorüber, wo es so große fette Ziegen und Schafe gab. Nach der Rinderpest, die für sich schon furchtbare Verluste brachte, die sich in vielen Jahren erst ausgleichen können, ist das sogenannte Kleinvieh, eben Ziegen und Schafe, fast das alleinige Schlachtvieh geworden, und es ist darin schon sehr stark aufgeräumt. Nach zweitägigem Warten kamen die Ochsenwagen, die uns weiter bringen sollten, und es begann die Beladung der Wagen. In dem einen Wagen wurde eine Lagerstätte hergerichtet, zu der die mitgenommenen eisernen Bettstellen sich gut verwenden ließen. Zwar that es uns um den dadurch für Kisten und Gepäck verlorenen Raum leid, es schien uns ganz unmöglich, viele, uns so nöthige Sachen zurückzulassen, doch wurde uns entschieden gerathen, auch an unsere Bequemlichkeit, soweit möglich, zu denken, wir würden erst erkennen, was es heißt, viele Tage und Nächte nur sitzend zubringen zu sollen. Bald genug sollten wir uns von der Richtigkeit dieses Rathes überzeugen. Endlich waren die Ochsenwagen wohl gepackt, alle Kisten mit Ochsenriemen festgebunden. Wir verabschiedeten uns bei den liebenswürdigen Bewohnern von Walfischbai, die uns meist noch eine Wegzehrung an den Wagen brachten. In den über die Breite eines Wagens reichenden schmalen und verschließbaren sogenannten Vorkisten wurde Brod, Salz, Zucker, Kaffee, Thee, Reis, Conserven, Mehl, Schiffszwieback und Plattentabak für die Leute, für die auch ein paar Flaschen Gin nicht fehlen durften, verpackt. Kochgeräthe, Kaffeemühle, Eimer, Dreifuß, Alles muß fest und gut erreichbar untergebracht werden. Jedem der Wagen wird ein Wassersack angehängt. Das ist ein Säckchen aus Segeltuch, ungefähr 40 cm hoch und 15 cm breit, oben mit Halter und an einer Ecke mit Mundstück versehen, er darf nie fehlen und es wird ängstlich darauf geachtet, daß er stets wieder frisch gefüllt wird. Nun kommen die großen Ochsen mit ihren riesigen weit auseinander stehenden Hörnern. 20 bis 24 werden vor einen beladenen Wagen gespannt. Der schwarze Leiter des Gespannes ergreift das Leitseil an den zwei vordersten Ochsen, der Führer, die verantwortliche Hauptperson des Wagenpersonals, schwingt die ungeheure Peitsche von Bambusrohr über alle Ochsenhäupter, alle Schwarzen rufen die Thiere an, so setzt sich der Wagen in Bewegung durch den tiefen Sand der öden Dünen. Nachdem wir eine Weile den Leuten zugesehen und uns besonders über ihr Anrufen der Ochsen amüsirt hatten: es hat jeder seinen Namen und hört auf ihn — „neck neck d. h. zieh, zieh — Bruckmann, Bruckmann oder Hartmann, Hartmann, ja Blaudruck und Buntdruck sind vertreten und werden mit besonderem Tonfall aufgemuntert, zogen wir uns tiefer in den Wagen zurück. Neugier und Erwartung fanden vorläufig keine Nahrung, die Müdigkeit überwältigte uns nach den Anstrengungen der letzten Stunden, und mit Behagen legten wir uns auf unsere Lagerstatt im Wagen; die gleichmäßige Fortbewegung im Dünensand wirkt so einschläfernd. Gegen Morgen wird Halt gemacht, die erste Wasserstelle ist erreicht und die Ochsen sollen getränkt werden. Wir kriechen nun aus dem Wagen hervor und finden uns auf einer Anhöhe immer noch in den Dünen. Ein Paar große flache Felsstücke, die aus dem Erdboden herausragen, werden von uns als Sitze benutzt. Die Schwarzen machen Feuer an, wozu sie den umherliegenden trockenen Kuhdung benutzen, und bald ist der Kaffee gekocht, der nach solcher Nacht in der frischen Morgenluft herrlich schmeckt, wenn er auch grundig ist und aus Blechbechern genossen werden muß. Erquickt klettern wir dann wieder unter das Zeltdach, den unterbrochenen Schlaf mit neuen Kräften fortzusetzen.

Noch immer verräth die uns umgebende Landschaft die Nähe des Meeres. Der Weg ist allmälig steiniger und hart geworden. Hier und da ein Strauch zwischen den Steinkuppen, am Horizont Bergzüge, das ist Alles, was das Auge sieht. So wird es Abend und der nächste Ausspannplatz ist noch weit, der Mond geht auf, wir passiren ein weites Hochplateau und fahren endlich einen schmalen, von hohen Felswänden eingefaßten bergabgehenden Weg. In diesen Felswänden sind viele Spalten und im Mondlicht schauerlich schwarze Höhlungen. Stumm und still sahen wir uns die gespenstisch erscheinende Umgebung an. Lange ging es so weiter, endlich wird es auf der einen Seite freier, vor uns liegt ein schmales Thal, durchzogen von einem leeren Flußbette. Hier stehen riesige alte Kameeldornbäume, trockene braune Baumstämme liegen umher, Gesträuch und dürres Gras, dazu die nahen hohen Felswände, es ist ein wildromantischer Platz. Die ermatteten Ochsen wurden zum Weiden getrieben und bald loderten zwei große Feuer auf, um die sich unsere schwarzen Begleiter, in Decken gewickelt, auf ausgebreiteten Ziegenfellen lagerten. Die Pfeifen im Munde schauten sie dem Kochen zu. Die Hauptmahlzeit, Fleisch und Reis, wird von den Kaffern stets zur Nacht eingenommen. Der starke Bohnenkaffee darf auch dann nicht fehlen, die auf der Reise meist entbehrte Milch wird durch desto mehr Zucker ersetzt. Für kleine Vervollständigungen ihres Mahles muß man ein aufmerksames Auge haben, die Leute zeigen sich dafür williger. Es ist nun spät geworden und die afrikanische Frühlingsnacht — es ist September — ist kühl. Ein anstrengender Tag, auch für die schwarzen Leute, war vorüber und bald lagen die eingewickelten Gestalten schlafend da. Auch die Meinen zog es in den Wagen zurück. Ich hatte Vorrath geschlafen und beschloß, neben dem Wagen auf und nieder zu gehen. Das Rasten dort auf dem einsamen Platze war nicht ohne Gefahr und wohl Jeder von uns hatte seine bangen Gedanken. Die Hottentotten waren aufständisch und Witboy wollte Rache nehmen für Hornkranz. Man hatte uns auch in Walfischbai erzählt, daß auf dem von uns zu passirenden Wege nach Otyimbingue Frachtwagen überfallen und die Begleiter niedergemacht worden waren. Bangigkeit und der eigene Reiz der hellen Mondnacht regten mich auf und unvergeßlich werden mir die Eindrücke bleiben, welche die großartige Natur in der nächtlichen Stille auf mich machte, in dem Gefühle losgelöst zu sein von einem langen schweren Leben hinter mir, auf fremdem Erdtheil eine ungewisse Zukunft vor mir. Mit Tagesanbruch kam ein Soldat angeritten, der die Weisung vom Major v. François brachte, wir möchten ihn und seinen Reisezug auf dem schon erwähnten Hochplateau, welches wir Tags zuvor passirt hatten, erwarten. Dies war uns sehr erfreulich, in großer Gesellschaft und unter militärischem Schutze ließ es sich sorgloser reisen. Wir verließen also bald den schönen Platz; von den hohen ihn eingrenzenden Bergen nahmen wir noch Edelweißsträußchen zum Andenken mit. An der bestimmten Stelle trafen bald ein Zug der mit uns ausgereisten Schutztruppe mit den Officieren, sowie in ungefähr 5—6 Zeltwagen einige Familien unserer Schiffsreisegesellschaft ein. Alle hatten wir ein gemeinsames Ziel — Windhuk! So ging es denn, den von den Frachtfahrern stets benutzten Weg vom Meere, von Wasserstelle zu Wasserstelle weiter, immer mit der gehörigen Vorsicht, eines Witboyüberfalles gewärtig. Jeder Wagen erhielt einen Soldaten zugetheilt zu seiner besonderen Vertheidigung. Die Truppe marschirte voran mit den Officieren, die abwechselnd zu Pferde oder zu Fuß bei dem Zuge waren. Unter solchem Schutze vergaß man die Gefahr. Wenn Halt gemacht werden sollte, bekam jeder Wagen von einem voranreitenden Unterofficier den Platz angewiesen, wozu die großen Schatten gebenden Bäume ausgesucht wurden. War nun ausgespannt, so wurde sogleich von dem nebenher mit getriebenen Schlachtvieh ein Ochse getödtet, was stets durch einen Schuß geschah, und kurze Zeit danach das Fleisch vertheilt, von dem auch wir Ansiedler gegen mäßige Bezahlung erhielten. Die Bereitung des Mittagsessens in der glühenden Sonnenhitze war keine Annehmlichkeit, und doch ersannen wir uns täglich Veränderungen, wie sie unter solchen Verhältnissen möglich waren. Sogar Brod wurde von uns gebacken. Dazu stellten wir die Schüssel mit dem angerührten Teig in die Sonne, der warme Erdboden von unten half treiben, ungefähr nach einer Stunde wurde der Teig in einen gut verschließbaren eingefetteten Topf gethan, ein Loch in die schon vorher benutzte Feuerstelle gemacht, da hinein der Topf gestellt, Gluth und heiße Asche darum gepackt, und sollte dann später weiter gefahren werden, war das Brod fertig. Ich hatte die Freude, auch für Andere der Gesellschaft gelegentlich Brod zu backen. In Salem, einem früheren Missionsplatze, von dem nur ein paar zerfallene Mauern noch Zeugniß gaben, arrangirten wir ein kleines Herrenfrühstück, wozu die Officiere eingeladen wurden. An improvisirter gedeckter Tafel, indem Kisten als Sitz dienten, wurde Platz genommen. Sehr schön waren die Abende. Die hellodernden Feuer an jedem Wagen und in dem Lager die Soldaten, die schwarzen pfeiferauchenden Gestalten der Eingeborenen in dieser Beleuchtung, die buschige Heide, hier und da ein hoher Baum, die Luft lautlos unbeweglich und darüber der prächtig ausgestirnte südliche Himmel! Man besuchte sich dann zu einer gemüthlichen Plauderei, Lieder wurden gesungen und

wohl keiner von uns Fremden im Lande dachte da an eine Gefahr. Wir waren auch gut aufgehoben in Major v. François' Schutze. Er kannte Land und Leute. Wenn er selbst auch jede Gefahr bestritt, wurden doch alle Vorsichtsmaßregeln getroffen und stets Wachtposten ausgestellt, was sich bald als sehr geboten herausstellen sollte. Es war Abend und diesmal nicht so mond- oder sternenhell, später als sonst waren wir zum Ausspannplatz gelangt, der wild und einsam an einer Seite von einem Bergzuge überhöht dalag. Nachdem wir wohl länger als eine Stunde unsern gewöhnlichen Beschäftigungen nachgegangen waren, merkten wir ganz plötzlich eine auffallende Bewegung im Lager, eiliges Laufen und ängstliche Mienen. Da knatterten denn auch Gewehre, dazwischen rief die Stimme des Leutnants Lampe: „Alle Weißen hierher!" Man will dem Zurufe folgen, aber Dornengebüsch und Dunkelheit läßt keine Richtung innehalten, wir drängen uns dicht an einander und versuchen vorwärts zu kommen. Die schwarzen Eingeborenen huschen um uns herum, sind es die Wagenbegleiter oder sind es Feinde? Da treffen wir auf eine Vertiefung im Erdboden, dahinein ducken wir uns. Ein kleines Weilchen dauert noch die Unruhe, da läßt das Schießen nach, vorsichtig wagen wir uns wieder vor und gehen zu unseren Wagen zurück. Was ist's, was war's? Niemand weiß es oder will es wissen. Natürlich blieb dies eine unruhige Nacht. Am nächsten Morgen erzählte man uns, daß sich Hottentotten in nächster Nähe und größerer Anzahl gezeigt hätten. Witboy hat uns nach Jahr und Tag dann selbst erzählt, daß seine Leute uns auf dieser ganzen Reise heimlich begleitet und umschlossen hatten. Den zweiten Tag nach dieser ausgestandenen Angst passirten wir in früher Morgenstunde die Stelle, an der etwa 10 Tage früher 3—4 Wagen, die mit Proviant und Waaren nach Windhuk zogen, von den Hottentotten überfallen, die Leute heruntergeschossen, die Wagen beraubt, zerstört, verbrannt worden waren. Eine schwarze Leiche lag noch am Wege im Dornengebüsch. Leere Conservenbüchsen waren herumgestreut, Theile von den Wagen waren auf dem Platze zu sehen. Stumm und in sich gekehrt gingen unsere Otyimbinguer Leute neben unseren Wagen her, es waren Verwandte und Bekannte Derer, die hier überfallen und erschossen worden waren. Und wieder bemächtigte sich unser die Sorge um unser Schicksal in diesem Lande. Unser nächster Ausspannplatz war die Station Wilhelmsfeste, vom Major v. François erbaut. Hier ist stets Besatzung. Am nächsten Tage fuhren wir in Otyimbingue ein. Schon ehe wir dahin kamen, hatte uns der Blick auf den vor uns liegenden Ort in weiter Ebene rings herum, mit den darauf liegenden zerstreuten kleinen Häusern, die Illusion genommen, in eine wirkliche Stadt zu kommen! Vor dem Geschäftshause von Hälbig wurde gehalten und wir entstiegen vor vielen Neugierigen, recht derangirt, wie es ja nicht gut anders sein kann, dem Zeltwagen. Frau Hälbig selber, eine ältere Dame, in frischem Cattunkleide, empfing uns vor der Thür und geleitete uns in ihr stets gastliches Haus. Hier wurden uns alle möglichen in den letzten Wochen entbehrten Genüsse und Erquickungen zu Theil, so daß die wenigen Stunden unseres dortigen Aufenthaltes in heiterem Bilde in unserer Erinnerung nachleben. Im Hälbig'schen Hause sahen wir auch den dortigen Hererohäuptling Zacharias, der im Orte wohnt. Er kam, um die neuen weißen Frauen zu sehen. Wir waren unsererseits erstaunt über seine ungeheure Länge, seine schlaffe schlechte Haltung und sein recht dreistes Benehmen, mit dem er sich an den Tisch setzte und ein Glas Wein nach dem anderen heruntergoß, so lange man ihm immer wieder eins gab. Die Weiterreise wurde bald fortgesetzt; wir ersehnten lebhaft ihr Ende. Wenn man sich die durchreiste Landschaft dachte, so drängte sich einem die Frage auf: was bietet dies Land dem Ansiedler? So menschenleer und wild, nichts als Dornengesträuch, der Boden darunter felsig und steinig, gelb und trocken. Kein Fluß, kein See. Wir fuhren wohl täglich durch breite Flußbetten, aber sie waren trocken voll tiefen Sandes. In der kurzen Regenzeit wälzen sich darin große wilde Wasserfluthen, aber heute sind sie da, reißend und gewaltig, morgen ist Alles wieder fort. Zwar die Berge sehen so verheißungsvoll anders aus, so in allen Farben glitzernd, sie werden es denn auch wohl in sich haben, das Gold, das man obenauf in diesem Dornenlande nicht findet! Eigenthümlich sehen auch die vielen Termitenbauten aus, große kegelförmige Lehmhütten, die zwischen dem Dornengebüsch oft das Aussehen eines elenden polnischen Dorfes bieten, wenn es, wie oft, umgeben von krüppligen Pflaumengärten ist. In Otyesewa bekamen wir Besuch von den umwohnenden Hereros. Da erschienen wunderbare Gestalten. Ein würdevoller alter Herr in langem sehr buntem Schlafrock, verschiedene andere bald halbnackt, bald herrenmäßig bekleidet, dazu oft ein buntes Halstuch dreizipfelig um den Kopf gebunden, oder einen gewaltig großen grauen Hut mit rothem Tuche darum. Auch Frauen erschienen — wahrlich keine Galerie schöner Frauenköpfe, alt und entsetzlich häßlich, mit einem seltsamen Kopfschmuck, der aus hochstehenden langen braunen Lederblättern besteht und unheimlich kriegerisch aussieht. Jeder dieser Gäste bettelte um Tabak, der ihnen auch reichlich gegeben wurde, doch waren sie nicht zufriedengestellt und untersuchten ganz dreist unsere Kleidertaschen weiter danach. Endlich kam dann nach 14tägiger Fahrt im Ochsenwagen der 16. September heran, wo wir Abends in Klein-Windhuk vor unserem Gartengrundstück — auch ein ehemaliger Missionarsitz — anlangten. Dieses Grundstück hatte mein Mann ein Jahr vorher, 1892, in ganz verfallenem Zustande, als erster Ansiedler bezogen. Er hatte es, ehe er seine Familie holte, ziemlich wohnlich hergestellt.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Goethe über seine Dichtungen. Von Dr. Hans Gerhard Gräf. Erster Theil: Die epischen Dichtungen. Zweiter Band. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten und Löning 1902. — Von Gräf's groß angelegtem „Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke", wie der Titel vollständig lautet, liegt nunmehr der erste Theil, der die epischen Dichtungen (die eigentlichen Epen, die Romane, Novellen, Erzählungen) umfaßt, vollständig vor, der erste von den drei Theilen des Gesammtwerks. Zwei starke Bände mit der Seitenzahl 1189 auf der letzten Seite! Um Wiederholungen zu vermeiden, verweisen wir auf die von anderer Seite herrührende Besprechung des ersten Bandes in der Nummer der Leipziger Zeitung vom 1. December 1900 und stellen nur fest, daß die groß geplante, fast die gesammte moderne Goetheliteratur encyklopädisch umfassende Arbeit des Weimarer Gelehrten eine bis jetzt schmerzlich empfundene Lücke thunlichst ausfüllt. Es gehörte der unverwüstliche Idealismus eines deutschen Gelehrten, das innigste Ueberzeugtsein von der unübertroffenen Geisteshoheit Goethe's, die eminente Gelehrsamkeit eines Fachmannes, die ordnende und sichtende Thätigkeit eines Bibliothekars dazu, um das Werk so zu gestalten, wie es jetzt vorliegt. Da der Verfasser die Werke Goethe's in der alphabetischen Reihenfolge Revue passiren läßt, so erscheinen im zweiten Theile „Werther" und „Wilhelm Meister". Hier ist aber der die Genesis der Romane darlegende Stoff ein so überwältigend massenhafter, daß er das Material sämmtlicher anderer — im ersten Theile behandelten — überwiegt. Was S. 490 bis S. 695 über „Werther" und von da bis S. 1070 über „Wilhelm Meister" beigebracht wird, stellt zwei umfängliche Einzelwerke dar. In der That, der hier so reichlich, bequem und übersichtlich vorgelegte Stoff fordert in Verbindung mit den von überall herbeigeholten erläuternden Anmerkungen des Verfassers geradezu zu einer philosophisch-ästhetischen Specialbehandlung heraus, ganz ähnlich wie die Sammlung der Gespräche Goethe's von Freiherrn Woldemar von Biedermann eine Reihe von Schriften gezeitigt hat, die eine wirkliche Bereicherung der Goetheliteratur bedeuten. Jedes bequem vorgelegte Baumaterial reizt eben zum Aufbau; dieser Satz gilt im Geistesleben vom ersten jugendlichen Knabenspiele bis zu den sublimsten Gedankenconceptionen gereifter Männer. Auch das Gräf'sche Sammelwerk wird nach dieser Richtung hin eine Mission haben. — Der Anhang des Buches giebt lediglich der Vollständigkeit halber gelegentliche Aeußerungen Goethe's über epische Motive, die ernstlich wohl nie in Frage gekommen sind, sowie eine Reihe Stellen, aus denen hervorgeht, daß die Lust an der Märchenerfindung den Altmeister nie verlassen hat. Die weiter folgenden „Berichtigungen und Nachträge" legen für die Akribie, die Treue und den emsigen Sammlerfleiß des Verfassers vollgiltiges Zeugniß ab. Hier ist von Stoff auch das noch niedergelegt, was in der Sophienausgabe Band 50 der „Werke", Band 11 der „Tagebücher" und Band 23 der „Briefe" noch vor Jahresschluß 1900 geliefert haben. Den Schluß bildet das Register, ein für ein derartiges Sammel- und Nachschlagewerk hochwichtiger Theil. Er

zerfällt in ein Sach- und Personenregister, von denen ersteres in der alphabetischen Reihenfolge der behandelten Werke auf die Selbstzeugnisse Goethe's nach Kategorien (Quellen, Orte, Tagebücher, Briefe u. s. w.) verweist, das andere die zu den epischen Dichtungen in Beziehung stehenden Personen mit kurzen biographischen Notizen anführt. — Nach Allem darf man sagen: das Gräf'sche Werk ist bereits jetzt, wo es erst zu einem Drittel vollendet vorliegt, in den Händen der Goetheforscher von Fach ein unentbehrliches Handwerkzeug, es kann aber auch Jedermann dringend empfohlen werden, der „über die Epoche jugendlich ersten, naiven Genusses hinausgeschritten ist“ und dem esoterischen Studium sich zuwenden will, weil er dessen inne geworden, daß Goethe's Dichtungen Lebensbekenntnisse sind. H. C. K.

— Goethe's Lebenskunst von Dr. Wilhelm Bode. Zweite Auflage. Berlin 1902. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. (VI u. 267 S.) Preis 2 ℳ 50 ₰. — Die warm empfehlenden Worte, mit denen das Bode'sche Buch bei seinem Erscheinen im vorigen Jahre wohl ausnahmslos von der Kritik begrüßt wurde, sind nicht ohne Erfolg geblieben; das zweite Tausend ist rasch vergriffen worden, und die Schrift, die uns den Menschen Goethe in so liebenswerther Weise nahebringt, hat zahlreiche Freunde gefunden. Die vorliegende zweite Auflage ist mit einem Goethebildniß geziert, das nach einem Stiche des weimarischen Kupferstechers C. A. Schwerdtgeburth hergestellt ist, der den Dichter noch in dessen letztem Lebensjahre gezeichnet hat. Weiter hat aber auch der Text einige glückliche Erweiterungen erfahren, die das Bild von Goethe's Persönlichkeit vervollständigen. Hierher gehört die Bemerkung (S. 24 f.), daß Goethe eine sehr laute Stimme gehabt und zeitlebens den Frankfurter Dialekt im Gespräche beibehalten, gehört ferner die Expectoration der braven Henriette Hunger, der Köchin im Frommann'schen Hause (S. 50 ff.), die Angabe über Goethe als Freimaurer (S. 112 f.), des Dichters Verhalten gegenüber Kotzebue (S. 226), das S. 243 ff. über Goethe's Wohlthätigkeitssinn und S. 258 f. über die Zärtlichkeit gegen seinen Enkel Wolf Bemerkte. Die ebenfalls neu hinzugekommene Anekdote von Frau Dutitre (S. 31), einer Berliner Dame, die Goethe bei ihrem Besuche mit den Worten anderclamirte: „Fest gemauert in der Erden“ u. s. w., ist zwar nach Varnhagen viel nacherzählt worden, nichtsdestoweniger aber nach dem italienischen Sprichworte: se non è vero u. s. w. zu beurtheilen. H. C. K.

— Auf der grünen Gotteserde. Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert von Margarete von Oertzen. Heidelberg, 1902, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Preis 3 ℳ, geb. 4 ℳ. — Was dem Roman das Gepräge giebt und der Schriftstellerin die Feder führt, ist das innige Mitgefühl mit dem armen unglücklichen Bauernstande, der nach langen Zeiten dumpfgährenden Unwillens endlich zur Waffe greift gegen seinen mitleidlosen Bedrücker, um der harten Fesseln unwürdigen Sklaventhums ledig zu werden. So stellt sie uns in dem Freibauern Asbrant einen Mann hin von echtem Schrot und Korn, eine Gestalt, an der man in all ihrem unbeugsamen Trotz Wohlgefallen haben muß. Auch die Welleda von Radsburg und Joachim von Ufnadingen, die trotz ihres adligen Stammes für den Bundschuh eintreten, weil sie „die Kraft und Süßigkeit echten, rechten Bauernblutes verkostet“ haben, und dann wieder die Adelheid, des Kohlenbrenners Tochter, die der Ufnadinger zum Weibe nimmt und die so unerschrocken die Vertheidigung ihres Eheherrn führt — was für kernige, kraftvolle Naturen sind das! Aber das Gegentheil ist darum nicht zu kurz gekommen. Die ernste Würde des Markgrafen von Baden, der verbissene Haß des Grafen Brack, das hat alles Saft und Mark in der Darstellung und muthet uns an wie wahres Leben. So gelingt es der Verfasserin, die Aufmerksamkeit des Lesers unwiderstehlich zu fesseln für das geschichtliche Bild, das sie vor ihm entrollt. Und wenn auch der Kampf zwischen Ritterthum und Bauernthum nicht bis zur Entscheidung geschildert ist, man fühlt es an der Stimmung des Buches, daß der Sieg schließlich denen zufallen muß, die mit Gut und Blut eintreten für das mißachtete Menschenrecht, die geschändete Menschenwürde. Die Sprache des Romans ist seines Gegenstandes würdig, edel und klangvoll, manche Scenen erinnern an Goethe's Goetz. Margarete von Oertzen ist wohl noch jung. Irren wir nicht, so ist im letzten Jahr eine dramatische Erstlingsarbeit von ihr in München mit Erfolg über die Bühne gegangen. Ist der Roman „Auf der grünen Gotteserde“ auch ein Erstling, so erweckt er schöne Hoffnungen. R. B.

— Dem ersten Theile des Werkes des Obersten z. D. Georg v. Schimpff, Kämmerers Se. M. des Königs: „Das XII. Corps im Kriege 1870—71“ — St. Privat la Montagne — ist nunmehr der II. Theil, Der Sedanfeldzug (erschienen bei C. Höckner's Nachfolger in Dresden) nachgefolgt. In gleich vortrefflicher Weise wie im I. Theile, über welchen wir uns in Nr. 61 der Wissenschaftlichen Beilage dss. Bl. vom 23. Mai 1901 eingehend aussprachen, schildert uns Oberst v. Schimpff im Sedanfeldzuge die Tage bez. Gefechte von Verdun, Buzancy, Dun, Nouart und Beaumont, welche der Schlacht von Sedan vorangingen, und letztere selbst. Nächst der Tüchtigkeit und Tapferkeit der Truppen, erfüllt es das sächsische Soldatenherz auf's Neue mit freudiger Genugthuung, zu erkennen, mit welchem Geschick und Feldherrnblick die Führer der Maas-Armee und des XII. Corps es verstanden haben, aus den unsicheren Nachrichten über die Verhältnisse bei den Franzosen, in jenen aufreibenden und verantwortungsvollen Tagen der Ungewißheit, das Richtige herauszufinden und schließlich die Truppen zu unverwelklichem Ruhme am Siegestage von Sedan zu führen. Den Sachsen fiel hierbei eine schwere aber glanzvolle Aufgabe zu. Durch die weitere Benutzung von mancherlei handschriftlichen Unterlagen, durch Charakteristik verschiedener Persönlichkeiten in hervorragenden Stellungen, durch das Einschalten von hervortretenden Zügen von Tapferkeit verschiedener Officiere und Mannschaften und unter Vermeidung des zuweilen Trockenen in der Wiedergabe kriegsgeschichtlicher Begebenheiten sind auch im II. Theile die Ereignisse lebendig und unterhaltend erzählt. Derselbe schließt sich würdig an den I. Theil an und kann Anspruch erheben, ein werthvoller Beitrag zur sächsischen Kriegsgeschichte zu sein. H. L.

— Allerhand! Von der Verf. von „Blicke in Herz und Welt“, „Schild und Pfeil“, „Hin und zurück“. Halle und Bremen 1902, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. 246 S. Preis brosch. 2,70 ℳ, geb. 3,50 ℳ. — Da die Verfasserin uns ihren Namen nicht nennt, müssen wir uns mit dem Hinweis auf ihre früheren Veröffentlichungen begnügen. Der Hinweis genügt, um uns von vorn herein das Büchlein mit der Erwartung reichen Genusses aufschlagen zu lassen. Ich halte „Schild und Pfeil“ derselben Verf. mit den kurzen Skizzen aus dem Leben, den sinnigen Parabeln nach dem Leben für eine der besten Apologien des christlichen Glaubens. Im vorliegenden Bändchen werden uns allerhand Skizzen und Plaudereien, auch novellistischer Art, geboten, überall tritt uns ein warmes, weites Herz voll echt christlicher Liebe, eine tiefe Seele voll innigen Glaubens, ein klarer Geist entgegen, der offenen Auges sich umschaut in der Welt, die Dinge zu erkennen, zu ergründen und in köstlicher, inniger, oft humorvoller Weise darzustellen versteht. Eine kleine Dosis Satire mischt sich in den Humor, aber auch diese Satire ist wohlthuend und erquickend, da sie nur das Gewürz bildet, das ein reicher Geist der Fülle von unverwüstlichem Optimismus eines gläubigen Herzens beifügte. Wie herzerquickend weiß die Verf. zu plaudern von ihren „Lieblingen“, den Berliner Droschkenkutschern, von Liese, dem ungebildeten Landkinde, die in das Haus ihrer Stadtherrschaft den Ton und Geist des Friedens bringt u. s. w., wie tiefsinnig und innig stellt sie Betrachtungen an über „Blumen und was so drum und dran hängt“, „zufällige Andachten in der Pferdebahn“, „Hans oder die sociale Frage“, wobei im letzteren Falle ein Kanarienvogel zum Gleichniß wird, der, durch Hans verwöhnt, den Rübsamen verschmäht, bis ihn der Hunger zur Raison bringt. Den Schluß bildet „eine kleine dumme Geschichte“, die aber weder klein, noch dumm ist, sondern eine ganz niedliche Novelle bildet, ebenso wie die kurze, nur neun Seiten lange Skizze: „Zweimal zwei Liebesbriefe“. Dieses „Allerhand“ wird Vielen allerhand Willkommenes bringen. v. L.

— De Husapethek. Schwank in einem Acte von Oskar Leipoldt. Plauen i. V., 1901. Commissionsverlag von Rudolf Neupert jr., Bahnhofstr. 4. — Ein Stück, das beim Lesen gar keinen Eindruck macht, hat manchmal auf der Bühne großen Erfolg. Vielleicht bestätigen wir mit unserem Urtheil über vorliegenden Schwank in vogtländischer Mundart diese Erfahrung von Neuem. Indessen um ehrlich zu sein, müssen wir sagen: Wir können dem Stück keinen rechten Geschmack abgewinnen, finden vielmehr seinen Inhalt so nichtssagend und die darin vorkommenden Witze so grobdrähtig, daß wir ein näheres Eingehen darauf für unnöthig halten. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 4. Donnerstag, den 9. Januar, Abends. 1902.

Erinnerungen an Deutsch-Südwest-Afrika.

Von Frau M. N. (Nachdruck von der Verf. verboten.)

(Schluß)

Unsere Thätigkeit in Klein-Windhuk begann damit, daß wir es uns gemüthlich zu machen versuchten. Das alte Haus mit seinen dicken Mauern, aus Klippen und Backsteinen ausgeführt, hatte neun Jahre unbewohnt gestanden. Der letzte Missionar hatte mit seiner Familie vor einem feindlichen Hottentottenstamme fliehen müssen, und so waren Gebäude und Garten wieder verwildert und Paviane hatten in den niedrigen Kellerräumen gehaust. Nach ihnen waren Soldaten in das Haus gezogen, die damals in Groß-Windhuk noch kein Unterkommen fanden, denn die Feste und Kaserne, wie die anderen für Officiere und Beamte nöthigen Baulichkeiten wurden von dieser ersten Schutztruppe unter ihrem damaligen Hauptmann v. François erbaut. Dank dem Umstande, daß mein Mann ein Jahr vor unserer gemeinsamen Uebersiedlung der erste von Deutschland gekommene Ansiedler war und man ihm dieses Grundstück überwiesen hatte, genossen wir jetzt den Vorzug, ein Haus mit darumliegendem Garten als unser Eigenthum beziehen zu können, während die andern jetzt mit uns ausgereisten Ansiedler vorläufig unter freiem Himmel, möglichst unter schattengebenden Bäumen Zelte aufstellen mußten. Die erste Hauptsorge für die ins Land eingezogenen Ansiedler war, sich Vieh anzuschaffen. Sie hatten für den Tauschhandel Waaren mitgebracht und bald war Jeder Besitzer einer Rinder-, Schaf- und Ziegenheerde. Man richtete nahe den Wohnungen Kraale für die Thiere ein, dies sind Umzäunungen von Dornengesträuch, in die sie zur Nacht getrieben werden. Die großen Vieh- besonders aber die Rinderheerden waren der einzige in Betracht kommende Reichthum des Landes, und die Viehzucht wie der Handel mit den Eingeborenen war in der Hauptsache Dasjenige, worauf die Ankömmlinge angewiesen waren, um sich ihren Lebensunterhalt zu sichern. Mein Mann hatte schon das Jahr vorher einen Simmenthaler Bullen mit dorthin gebracht, dessen Auftreten die Wirkung nach sich zog, daß mit dieser Rasse noch heute mit Vorliebe gezüchtet wird. Der Milchertrag der Kühe ist nicht groß und hieran ist weniger der Mangel an Milchergiebigkeit als die Art der ganzen durchs Land bedingten Haltung des Viehes schuld. Am Tage ist es auf der Weide und des Nachts im unüberdachten Kraal. Die Kühe lassen sich nur melken, wenn sie ihr Kalb bei sich haben, dazu fesselt der Hirt sie, indem er der Kuh einen langen Lederriemen schnell um die Hinterbeine schlingt und sie daran festhält. Nun wird das Kalb herangelassen; es saugt zuerst eine Zeit lang, und dann setzt sich der Schwarze zum Melken unter die Kuh. So wird die Milch zwischen Kalb und Milcheimer getheilt. Wenn die Kühe zum Weiden in die Berge getrieben werden, bleiben die Kälber im Kraal zurück, nur wer ganz besonderen Werth auf die Aufzucht guter Thiere legt, läßt die Kälber mit der Heerde laufen. Vor der Ankunft von uns Deutschen war Butter ein seltener und gesuchter Artikel. Eine regelrechte appetitliche Butterbereitung gab es noch nicht. Der gewöhnliche Preis für ein englisches Pfund Butter war 2 ℳ. Das englische Gewicht ist in Deutsch-Südwestafrika noch in Gebrauch. Wenn es beim Verkauf von Butter und Gartenerzeugnissen auch vortheilhaft für uns war, so traf uns andererseits das Manco von 10 Pfund an einem Centner recht empfindlich beim Kauf in den Stores (Läden). Klein-Windhuk ist ein schmales Thal zwischen zwei Bergzügen. Die eine dieser Bergwände läßt Quellen austreten, wodurch es möglich wird, hier Gärten anzulegen, was sonst nur sehr vereinzelt in dem großen Reiche unter ähnlichen Verhältnissen geschaffen werden kann. Mein Mann fand in dem schon früher angelegten Missionsgarten ein reiches Feld für seine Thätigkeit. Er theilte ihn in Terrassen, um das Bewässern zu ermöglichen, und säte Luzerne an, die dort bis sechs Mal im Jahre geschnitten werden konnte. Alle Gemüsearten und Kartoffeln gedeihen bei genügender Feuchtigkeit ganz gut in dem von der Mittagssonne stark erhitzten Erdboden. Sogar ein Weinberg war da, der uns schon im dritten Jahre centnerweise Trauben lieferte, die wir mit vielem Erfolge kelterten. Dasselbe geschah mit schwarzen Maulbeeren, die wir nur von einem Baume, aber in großen Mengen ernteten. Dieser Maulbeerwein war, freilich durch Hinzunahme von vielem Zucker, ein ganz vorzügliches Getränk. Das Keltern und die ganze damit verbundene Arbeit übernahm mit vielem Eifer eine unserer Töchter fast ausschließlich. Zu den vielerlei Arbeiten mußten wir natürlich auch eingeborene Leute haben, die Männer wurden im Garten, die Frauen im Hause beschäftigt. Stellt man nicht zu große Ansprüche an ihre Leistungen und behandelt sie mit Ruhe und der nöthigen Strenge, so sind sie meist willige Arbeiter. Schwierig ist oft freilich das Anlernen der Schwarzen, da sie den Gebrauch der Handwerkszeuge, z. B. des Spatens, meist noch nicht kannten, und das Innehalten einer geraden Linie ihnen fast unmöglich ist. Leider haben sie die ja auch unter europäischen Leuten vertretene Untugend, ohne jeglichen Grund und ohne daß man ihnen solche Absichten anmerkt, den Dienst plötzlich zu verlassen; sie ziehen dann Nachts mit Weib und Kind, ihren Fellen und ihrem Kochtopfe in die Berge, um einmal wieder faul sein zu können. Kleidung und Wohnung wie Culturvölker brauchen sie nicht. Die Nahrung finden sie im Felde an einer kleinen wie Perlzwiebel aussehenden Erdfrucht, die sie mit Stöckchen aus dem steinigen Boden kratzen. Ein Paar Ziegen, die wohl jeder Familienvater besitzt, liefern ihnen die Milch, und im Uebrigen giebt der, der da hat. Alle Kost wird mit Jedem getheilt, der sich dazu einfindet. Sind die schwarzen Arbeiter erst fortgelaufen, findet sie die Polizei auch niemals wieder, und der Ansiedler ist oft monatelang genöthigt, ohne deren Hilfe zu wirthschaften; dadurch entstehen dem strebsamen Ansiedler große Verluste. Um Windhuk leben drei verschiedene Stämme der Eingeborenen. Es sind die Herero, die Hottentotten und die Bergdamara. Als Arbeiter kommen nur die letztgenannten in Frage. Die Verständigung mit dem Dienstpersonal macht sich schnell, weil es gelehrig und anstellig ist und scharf beobachtet. Wir beschäftigten im Haushalte, besonders zum Heranholen des Brennholzes einige schwarze Weiber, sie nannten sich gewöhnlich Anna oder Katharina. Konnten wir ihre Namen nicht aussprechen, gaben wir ihnen beliebige, die sie dann auch für immer behielten. Eine Hottentottin, die wir als Waschfrau gebrauchten, hatte auch einen uns schwer auszusprechenden Namen. Da gaben wir ihr zu verstehen, daß wir sie anders nennen wollten. Meine Töchter schlugen nun zum Spaß der sehr häßlichen Person recht hochtrabende Namen zur Auswahl vor. Sie entschied sich für „Galathea“ und von nun an hieß sie ganz Windhuk die schöne Galathea. Hatte sie ihre Arbeit beendet, bemühte sie sich auch gleich eifrigst ihre Wünsche zur Bezahlung uns begreiflich zu machen. Gewöhnlich richteten sie sich auf einen getragenen Rock, Schürze, Jacke u. dgl. Diese Kleidungsstücke zogen sich die Weiber sofort an, doch meist ganz verkehrt. Bekamen sie als Zugabe oder Belohnung Leckers (etwas Süßes), Tabak u. s. w., so brachten sie ihren Dank durch Tanzen, Händeklatschen, Augenverdrehen und mit den Worten: „Ei Missi, Missi!“ zum Ausdruck. Im Ganzen

kamen wir mit den Leuten gut aus. Ihre kindlichen Anschaunngen überraschen oft und lassen es nicht zu, daß man ihnen dauernd züent. Auffallend ist das große Musikverständniß dieser Naturkinder; sie sangen richtig mehrstimmige Choräle, die sie in einer Missionsschule gehört hatten, nach. Wenn meine Tochter Helene auf dem Pianina spielte, füllte sich oft ganz leise das Zimmer von Schwarzen, sie schlichen dann an die Spielende heran und sahen ihr verwundert zu. Auch das Schauspielertalent der Eingeborenen ist erstaunlich. Sehr bald machen sie neuen Ankömmlingen Bewegung und Gang nach, so daß man leicht erkennt, wem es gilt. Den Eigenthümlichkeiten einer Persan entsprechend, geben sie ihr einen Namen, den sie fortan immer gebranchen, wenn sie unter sich über die betreffende Person sprechen. Ihren Tänzen ist es interessant zuzusehen. Sie führen da ganze Sagen und Romane auf, worin Eifersuchtsscenen die Hauptrolle ausmachen. Man erstaunt über ihre leidenschaftlichen Bewegungen, dies Schwanken, verschämte Abwenden und die zeitweise rasenden Geberden. Dazu begleitet sie aber eine höchst eintönige Musik, durch Gesang, Gellapper und die Riedpfeife hergestellt. Solche Tänze werdea vorzugsweise am ersten Sanntage, wenn der Mand zunimmt, veranstaltet und dauern den ganzen Tag und auch die Nacht hindurch. Wunderschön saß es sich des Abends auf unserer langen Veranda, die vom Wein dicht belaubt war und wa um die Weihnachtszeit — dort Hochsommer! — über uns Trauben von riesiger Größe eine an der anderen hingen. Wir waren dann oft in graßer Gesellschaft um einen langen Tisch mit Lesen, Handarbeit, Spiel und Plaudern beschäftigt; eine aus dem Weinlaub heraushängende Lampe gab uns Licht. Die Luft ist sa ruhig, eine feierliche Stille in der großen Berglandschaft umgiebt nns, fast taghell wird Alles beleuchtet vom Monde nnd den Millionen hellen Sternen am tiefdunklen Himmel. Salche Nacht ist unbeschreiblich schön. Wie unbedeutend, wie klein ist da der einzelne Mensch! Saßen wir des Abends bei der Lampe, flogen bald tausende der verschiedensten, sehr schön gezeichneten Motten herbei, vereinzelt auch andere Insecten, z. B. die Gottesanbeterin, den europäischen Grashüpfern in Gestalt und Farbe ähnlich. Ließ sich salch Thierchen auf dem Tische nieder, sa hob es die Vorderbeinchen und faltete sie und drehte dabei das Köpfchen mit den graßen Augen nach jedem Geräusch hin. Was könnte ich nicht noch Alles berichten von den in großem Schwarm sich niederlassenden Tigerfinlen, den Webervögelchen und sanstigen schön gefiederten Vögeln! Eigentliche Singvögel sind nicht dort. Dagegen läßt sich mit dem frühesten Tagesgrauen ein Vogel hören, der die Tonleiter pfeift, auch giebt es einen grauen Papagei mit Talle auf dem Kopfe, der ein ausdrucksvolles „Pfui" ruft, was aft unvermuthet aus einem Baumwipfel schallt, und einen dann unwillkürlich zusammenfahren läßt. Dort sind auch unsere Perlhühuer zu Hause; kommt man einmal weiter hinaus in die Berglandschaft, sa sieht man sie zu Hunderten zwischen dem Dornengebüsch umherlaufen. Ihr Fleisch ist dort aber keineswegs eine Delicatesse wie das der unseren mit Körnerfutter gepflegten Perlhühner, es ist vielmehr mager und zähe und deshalb nicht zum Braten, sondern nur zum Kochen geeignet. An Wild giebt es um Windhuk wahl alle Antilapenarten van der kleinsten bis zur größten, dem Kuda mit seinem gewaltigen Gehörn. Die Kudos gesellen sich öfter den weidenden Rinderheerden bei. Es kam sogar vor, daß ein Kudo-Bulle sich mit den Kühen in den Kraal treiben ließ. An Affen weist die dortige Gegend nur der Paaian auf, der aber stark vertreten ist. Er erreicht etwa, wenn er aufrecht steht, die Größe eines mittelgroßen Mannes und lebt in Familien zusammen. Man erzählt sehr sonderbare Sachen van dieser Affenart. Sie sollen sich auf die in der Wildniß weidenden Pferde schwingen und die entsetzten Thiere dann zu Tode jagen, und weidende Ziegen ausmellen. Sie beobachten von den Bergen herunter die Menschen und verständigen sich durch Laute und Rufe, die der Sprache der Eingeborenen ähnlich klingen sollen. Ein mit uns ausgereistes junges Mädchen, das bei ihren Verwandten auf einer zwei Reitstunden von Windhuk abgelegenen Farm wahnte, badete dort in einem umwachsenen kleinen Bassin; nichts Arges vermuthend, sieht sie endlich auf und erblickt zu ihrem größten Schrecken einige Affen, die dicht am Rande sitzen und sie sehr interessirt betrachten. Schnell ergriff sie ihre Kleider und lief in größter Hast ins Haus zurück! Auch gefürchtete wilde Thiere sind um Windhuk zu finden; ja, zuweilen ist auch die Spur eines Löwen gesehen worden, und Leaparden, die es lieben, den Viehkraalen ihren Besuch abzustatten, sind häufig geschossen worden. Hyänen sind etwas ganz Alltägliches; sie umschleichen Nachts die Wohnstätten und durchschweifen die Gärten, sind aber furchtsam vor Menschen und Hunden und fallen nichts Lebendes an. Die unheimlichsten Thiere sind dort die Schlangen; es giebt sehr verschiedene, auch recht große Arten, alle sind giftig und von Eingeborenen wie Weißen gleich gefürchtet. Wir hatten selbst wiederhalt Schlangen im Garten, auf der Veranda und sagar im Zimmer, die zuweilen nahezu 2 m lang waren; ihnen mußte dann mit Flinte und Beil zu Leibe gegangen werden. Gewöhnlich kammen sie in der heißen, stillen Mittagsstunde aus ihren Schlupfwinkeln, um sich zu sonnen. In dieser Zeit wimmeln Dächer und Steine auch van bunten munteren Eidechsen. Eine Landplage der lästigsten Art sind die Heuschrecken. Sie kammen im December (dem dartigen Hochsommer) ganz plötzlich des Vormittags, wenn die Sanne sehr hoch steht, wie eine finstere Wolke surrend herangezogen, bedecken dald Erde, Bäume und Sträucher und deginnen ihr Zerstörungswerk. Nun gilt es, sie eiligst zu vertreiben. Mit Topfdeckeln, leeren Blechbüchsen und sonstigen Gegenständen wird, verbunden mit Schreien und Heulen, möglichst viel Speltakel gemacht. Im Laufschritt geht es hin und her durch den Garten, und schon früher zusammengetragenes Unkraut und Maisstroh wird angezündet. Das ist dann ein Rauch und rasender Lärm im ganzen Orte! Endlich gegen vier Uhr Nachmittags wird Alles ruhig, die Unholde haben sich fortbegeben, um, wie es meistentheils der Fall war, am nächsten Tage wieder zu kammen. Das Jagen und Treiben beginnt von Neuem, denn man darf nicht dulden, daß die Thiere sich festsetzen. Während der Sammermonate kann man mehrmals auf den Besuch dieser unangenehmen Gäste rechnen. Uns bedachten sie gewöhnlich zu den Weihnachts- und Osterfeiertagen, und darum waren uns die Heuschrecken ganz besonders verhaßt. Wahl ist diese Plage für die Gartenbesitzer die empfindlichste, aber keineswegs die einzige. Es giebt unzählige andere größere und kleinere Insecten, Würmer, Käfer und Maden, von denen einige beständig Schaden anrichten. Auch ist der Springhase nicht zu vergessen, der sich weite Baue, wie in Europa der Fuchs, in der Erde anlegt und ganze Anlagen von Kartoffeln und Mais durch Abfressen der Keime verheert. Er wird in Mondscheinnächten geschossen aber in Fallen gefangen.

Mühselig und valler Entbehrungen war das Leben dort wohl, dafür bekamen wir aber auch viel Neues zu sehen, und manches interessante Erlebuiß tritt nun auch in unsere Erinnerung. Alle Kriegszüge gegen die Hottentotten und die Hereras spielten sich während unseres Aufenthaltes in Windhuk im Lande ab. Es war in den ersten Monaten unseres Dartseins, als die Schutztruppe gegen Witbay der Naukluft zu gezogen war. Windhuk hatte nur wenige Mann Besatzung unter Leutnant v. H. behalten, und wir sehr vereinzelt wahnenden Ansiedler in Klein-Windhuk mußten stets auf einen räuberischea Ueberfall gefaßt sein. Jeder traf nach Möglichkeit seine Schutzmaßregeln. Da hören wir eines Abends ein rasches Geschützfeuer aus der Richtung von Groß-Windhuk her; unsere Nachbaen flüchteten zu uns ins Haus, es wurde berathen, ob der Keller aber sonst irgend ein Raum das sicherste Versteck für uns Frauen sei. Die Männer hatten die Gewehre im Arm und eilten, einer kriegerischer als der andere anzusehen, bald hierhin, bald dorthin, sahen nach dem Rechten nnd gaben uns die widersprechendsten Verhaltungsmaßregeln. Das Schießen hörte nicht auf, sandern kam immer näher. Da wurde endlich ein als treu befundener Bergkaffer abgeschickt, um nachzusehen, was denn eigentlich los sei. In banger Erwartung hockten wir Frauen, wie uns geheißen, eng zusammengedrückt in einem dunklen Winkel; der Bote kam zurück und brachte die Nachricht, daß die Besatzung eine Uebung ausführe. Diesmal hatte uns der Hr. Leutnant keine Mittheilung von der geplanten Alarmirung zukommen lassen, wie er es sonst gethan, und unsere Aufregung und Angst war umsonst gewesen. Der Krieg gegen die Hottentotten ging glücklich für uns vorüber. Witboy hatte sich ergeben und es war Friede geschlossen worden. Die Hottentatten waren unschädlich gemacht. Da gaben aber die Hereros ihre Mißstimmung gegen die neue Regierung kund; nur der nächstwohnende Häuptling Samuel Mahahero zeigte sich freundlich. Dieser wurde denn auch mit Ehre behandelt, wenn er, wie immer, in graßer Cavalcade mit seinem Gefolge nach Windhuk geritten kam. Eines Abends kam dieser Reiterzug, geführt von Hrn. Regierungsassessor v. Lindequist und einem der Herren Officiere, bei uns vorgeritten. Mein Mann lud diese Herren, auch Samuel Mahahero mit seinen Untercapitänen, dem Dolmetscher, auch einem Herero, zum Abendessen ein.

Dabei wurden wir von unseren schwarzen Tischgenossen aufs Genaueste beobachtet. Der Häuptling hatte sich Hrn. v. L. zum Vorbilde für jede Bewegung auserſehen und controlirte von seinem Sitze aus das Benehmen seiner Begleiter. Er wies sie durch Blicke zurecht, wenn sie Messer und Gabel anders als wir gebrauchten. Hr. Leutnant T. machte sich den Spaß, den Untercapitänen inzwischen die sich widerstreitendsten Sachen zusammen auf die Teller zu nöthigen, besonders auch den bei allen Schwarzen in Ungunst stehenden Käse. Sie aber nahmen mit größter Ruhe das Aufgetragene und verschluckten es, ohne eine Miene zu verziehen. Meine Töchter gefielen dem Samuel Maharero ganz besonders gut, und er fragte mich, wieviel Rinder ich wohl für eine derselben würde haben wollen. Es schien ihm unverständlich, als ich ihm erklärte, ich sei nicht gesonnen, eine meiner Töchter zu verkaufen. An ihrem Clavierspiel und Gesang konnte er sich nicht satt hören, und hatten sie nach ihrer Ansicht ihm genug davon vorgetragen, griff er in die Tasche und legte Geld auf den Tisch in der Annahme, sie dadurch zum Weiterspielen willig zu machen; da mußte ihm begreiflich gemacht werden, daß eine deutsche Frau andere Ansichten als die Eingeborenen hätte. Außer Maharero statteten auch andere Hererohäuptlinge gelegentlich einer Reise nach Windhuk uns ihren keineswegs immer gern gesehenen Besuch ab. So kam auch einmal der wüthende Deutschenhasser Nikodemus eines Tages, als mein Mann nicht zu Hause war, angetrunken zu uns in die Küche. Er stellte sich uns vor und bat um Wein, den wir ihm aber nicht gaben. Trotzdem er auch nicht gerade liebenswürdig aufgenommen wurde, schimpfte er doch recht offen auf die Herren von der Regierung. Es war ein unheimlicher Patron, von auffallend starker, untersetzter Figur. Er wurde einige Monate später, nachdem sein Stamm und die anderen Hererostämme glücklich bekämpft worden waren, in Okahandja standrechtlich erschossen. Der Hererokrieg war für die deutsche Bevölkerung in und um Windhuk viel bedenklicher, als der ihm vorangegangene gegen die Hottentotten. In Windhuk war kein Militär zurückgelassen. Die Beamten, Kaufleute und alle Männer, die nicht schon mit den Soldaten gegangen waren, bildeten freiwillig eine Vertheidigungstruppe und bewachten Groß- und Klein-Windhuk. Hierbei sei bemerkt, daß diese Orte 25 Minuten zu Fuß von einander entfernt liegen und durch einen Bergzug getrennt sind. Alle außerhalb wohnenden Farmer flüchteten nach Windhuk, und auch wir hatten in Groß-Windhuk eine Wohnung gemiethet, in die vorläufig Werthsachen geschafft wurden, und blieben immer gewärtig, auch dahin übersiedeln zu müssen. Immer beunruhigendere Gerüchte wurden laut, so daß auch wir Frauen nicht mehr wagten, ohne Revolver außerhalb unseres Grundstückes zu gehen. Von der Grausamkeit der wilden Schwarzen erzählte man sich grauenhafte Sachen. Dazu kamen die Nachrichten von den blutigen Kämpfen bei Gobabis, wo der mit uns ausgereiste, tapfere Leutnant Lampe sein junges Leben einbüßte, und noch manch anderer Bekannter war dort gefallen oder schwer verwundet worden! Wie froh war Alles, als auch dieser Krieg glücklich beendet war. Dankbar und festlich wurden die heimkehrenden Sieger empfangen und begrüßt! Nach diesen kriegerischen Zeiten schien ein Aufleben für die Colonie gekommen. Neue Ansiedler, meist einzelne Männer, waren eingetroffen und Alles war in reger Bewegung. Da, kaum ein Jahr nach dem letzten Friedensschlusse, zog die Rinderpest ins Land und räumte unter den großen Rinderheerden so gewaltig auf, daß Manche kein Stück übrig behielten. Es galt nun gegen diesen Feind zu Felde zu ziehen. Da traf es sich gut, daß bereits vor einiger Zeit Prof. Dr. Koch und Dr. Kohlstock von der Reichsregierung nach Südafrika entsandt waren, um die in der Capcolonie schon vorher aufgetretene Seuche zu studiren und Mittel dagegen zu erfinnen. Prof. Dr. Koch hatte zur Abwehr der Rinderpest eine Schutzimpfung mit der Galle inficirter Thiere erfunden. Als nun die Seuche in unserem Schutzgebiete auftrat und immer weiter um sich griff, kam Dr. Kohlstock nach Windhuk und führte auch hier die Impfung ein. Es ist das große Verdienst vieler Officiere und Beamten, und ganz besonders des Hrn. Regierungsraths v. Lindequist, daß das Impfen so schnell und durchgreifend überall im Lande durchgeführt und damit doch noch ein ansehnlicher Theil Rinder gerettet wurde. Aber die Verheerungen der Pest waren furchtbar gewesen. Mancher Ansiedler sah sich um alle Erfolge jahrelanger Mühen gebracht und mußte die Rindviehzucht ganz von Neuem beginnen. Der Rinderpest folgte das Fieber. Die Leichen der vielen gefallenen Thiere hatten das Wasser verpestet, der Durst hatte sie an die Wasserstellen getrieben, und dort waren sie dann meist verendet. Die Eingeborenen erlagen der hieraus entstandenen Fieberepidemie massenhaft. Andere magerten durch langes Siechthum zu Skeletten ab, welche schrecklich anzusehen waren. Aber auch Weiße starben häufig, und wie dies wohl immer in Zeiten der Epidemien zu sein pflegt, fühlte sich Niemand recht wohl, auch Leute, die schon zwanzig Jahre im Lande wohnten, wurden jetzt krank. Das Klima ist gerade um Windhuk ein sonst gesundes, trotz der großen Hitze ist dort stets ein kühler Luftzug zu fühlen, was wohl durch die hohe Gebirgslage bedingt wird. Manchmal verlief die Krankheit schnell, zum guten oder schlechten Ende. Manchmal lagen die Befallenen lange zu Bette, mitunter war das bei ganzen Familien der Fall. Es mangelte auch an ausreichender ärztlicher Hilfe überall im Lande. Von uns ist Niemand ernstlich am Fieber erkrankt. Aber im November 1898 starb mein Mann und ließ uns allein im fremden Lande. Was sollten wir dort ohne ihn beginnen? Es war für uns Frauen ganz unmöglich, unsere kleine Besitzung auch nur annähernd so erfolgreich zu bewirthschaften, wie dies meinem Mann bei seiner rastlosen Thätigkeit und seiner reichen landwirthschaftlichen Erfahrung möglich geworden war. Wir beschlossen die Rückkehr in die Heimath. Im Sommer 1899 verkaufte ich unsere Besitzung an die katholische Mission.

Ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß wir gerade am 20. Juli in Swakopmund das Schiff zur Heimreise bestiegen, genau sechs Jahre nachdem wir uns in Hamburg zur Auswanderung eingeschifft hatten.

Bücherbesprechungen.

— **Materialien für eine Agende zum Gebrauch in den deutsch-evangelischen Gemeinden des Auslandes.** Von P. E. W. Bußmann in Buenos-Ayres. Berlin, Mittler & Sohn. 3,50 ℳ. — Eine Agende für die deutschen evangelischen Gemeinden des Auslandes in Sicht! Das wird eine frohe Kunde für die kirchlichen Kreise der Heimath sein, die auf diesen Theil der evangelischen Diaspora bisher immer mit dem Mitleid, das man jedem Aschenbrödel schuldet, blicken mußten. Die deutschen Kirchgemeinden im Auslande haben es schwer. Die Deutschen sind durch ihre kirchliche Bedürfnißlosigkeit in der ganzen Welt bekannt und in der deutschen Heimath hat man auch erst in der allerjüngsten Zeit sich ernstlicher mit der Frage beschäftigt, wie dem Uebel gründlich abgeholfen werden soll. Dazu kommt das Vielerlei der Gottesdienstformen in Gemeinden, die gar nicht fern von einander liegen. Wenn man es selbst erlebt und bitter empfunden hat, daß der Gottesdienst in der deutschen Kapelle auf dem Capitol zu Rom eine andere Liturgie hat, als der, den man am nächsten Sonntag in Florenz besucht, oder bei einer anderen Reise erfährt man binnen acht Tagen dasselbe in Antwerpen und London, so wird man jeden Hoffnungsstrahl, daß eine bessere Zeit anbricht, mit Freuden begrüßen. Die vor uns liegende Vorarbeit für eine gemeinsame Agende der deutschen evangelischen Gemeinden (wir schreiben lieber so als deutsch-evangelisch) ermuthigt zu dieser Hoffnung. Ein im Auslandsdienst erfahrener Geistlicher hat sie geleistet. Er bietet seinen Amtsgenossen eine reiche Fülle von Formularen für den Gottesdienst an Sonn- und Festtagen, wobei auf besondere Veranstaltungen (Reformationsfest, Todtenfeier, Kaisers Geburtstag u. s. w.) weitgehende Rücksicht genommen ist. Unter den sogen. Casualien fehlt auch die Erwachsenentaufe und die Uebertrittsfeier nicht. Kurz, es ist eine volle Rüstkammer für Auslandspfarrer. Befremdlich muthet es zunächst in einem Kirchenbuch für deutsche Gemeinden an, daß die meisten Formulare auch in französischer, englischer, holländischer und norwegischer Uebersetzung gegeben werden. Man wird dadurch an den vielbesprochenen Mangel an deutschem Selbstbewußtsein erinnert. Wenn uns aber der Verfasser in der Vorrede sagt, daß er es nur gethan hat, weil fast überall der deutsche Gottesdienst auch von evangelischen Gliedern dieser Völker besucht und der Geistliche zu Amtshandlungen in solche Familien gerufen wird, kann man im Gebrauch der fremden Sprache schließlich keine Untugend, sondern nur ein liebevolles Eingehen auf die Bedürfnisse der Einzelnen finden. Man bekommt dabei

Respect vor der Arbeitsleistung dieser Auslandspfarrer schon allein hinsichtlich der Sprache. Wenn es einmal zu einer wirklichen Agende für die Gemeinden im Auslande kommt, muß die Vielsprachigkeit natürlich aufhören. Inzwischen haben vermuthlich auch die andern Völker mehr angefangen, deutsch zu lernen. Die Kritik der Einzelheiten wollen wir den Kirchenzeitungen überlassen. Nur die eine Frage können wir nicht unterdrücken, warum bei der Confirmation die Gewährung des Pathenrechts an die Confirmirten unterbleiben soll. In der heimischen Kirche wird sie neben der Zulassung zum h. Abendmahl doch wohl überall besonders ausgesprochen. Schließlich sei erwähnt, daß die Herausgabe des umfangreichen Buches (208 S.) nur durch eine finanzielle Unterstützung seitens des Evangelischen Oberkirchenraths in Berlin möglich geworden ist, der sich bekanntlich auch sonst die größten Verdienste um die deutsche evangelische Diaspora erwirbt. P.

— Tschackert, Paul, DDr., Professor in Göttingen, Die unveränderte Augsburgische Confession deutsch und lateinisch nach den besten Handschriften aus dem Besitze der Unterzeichner. Kritische Ausgabe. Mit zwei Kunstbeilagen. Leipzig, H. Deichert Nachf. 1901. 231 S. ℳ 7. — Dasselbe in Textausgabe. Ebenda. 55 S. ℳ 1.— — Der Augsburgischen Confession hat seit einer Reihe von Jahren sich das lebendige Interesse der evangelischen Kirche praktisch und wissenschaftlich zugewandt. Sie ist in Predigten vor der Gemeinde behandelt worden (so durch Archidiaconus Lic Dr. v. Criegern in der Thomaskirche zu Leipzig), Julius Köstlin machte sie in einer volksthümlichen Ausgabe den weitesten Kreisen zugänglich und durch treffliche Erläuterungen verständlich, Kolde erklärte sie insbesondere für die Studirenden der Theologie, Bachmann gab sie mit einer geschichtlichen Einleitung für den Gebrauch an Mittelschulen heraus. Trotzdem bietet uns Tschackert mit dem Vorliegenden etwas Neues. Bekanntlich fand am 25. Juni 1530 vor dem Kaiser die Verlesung des deutschen Textes und die Uebergabe beider unterzeichneten Handschriften, der deutschen und der lateinischen, statt. Die verlesene deutsche Confession ward den Reichstagsacten einverleibt, die lateinische nahm der Kaiser an sich. Jene nahm man später mit zu den Verhandlungen des Trientiner Concils, hat sie aber nie zurückgeliefert. Diese kam in das kaiserliche Archiv zu Brüssel Die letzte Nachricht über sie stammt aus dem Jahre 1568. Seitdem ist sie verschollen. Die Möglichkeit, uns einen authentischen Text zu verschaffen, gewähren uns somit nur die officiellen Abschriften, die sich die betheiligten evangelischen Stände anfertigen ließen. Es ist das unbestreitbare Verdienst Tschackert's, zu den bisher bekannten 25 Handschriften noch elf bis dahin unbekannte zusammengesucht zu haben. Von diesen 36 Handschriften bieten 24 den deutschen, 10 den lateinischen Text, eine ist eine deutsche, eine andere eine französische Uebersetzung des lateinischen Textes. Tschackert giebt eine genaue Beschreibung sämmtlicher Handschriften, schildert uns — ein außerordentlich interessanter Abschnitt! — die Anfertigung der Handschriften und ihr Verwandtschaftsverhältniß und scheidet zwischen unfertigen und fertigen Gestaltungen der Confession. Zur Wiederherstellung des ursprünglichen Textes können nur die letzteren dienen. Es sind neun, die sämmtlich aus dem Besitze von Unterzeichnern der Confession stammen, ihre Duplikate, die sie vom Reichstage nach Hause mitgenommen haben. Aus ihnen reconstruirt nun Tschackert den Text der ursprünglichen deutschen und lateinischen Confession, aber, könnte man fragen, ist dieser Text in seinem Verhältniß zum textus receptus so wichtig? Dem deutschen Text des Concordienbuchs ist eine auf Bitten des Kurfürsten August von Sachsen i. J. 1576 angeblich „aus der geschriebenen Originalconfession" zu Mainz gefertigte Abschrift zu Grunde gelegt. Damals war das deutsche Original aber längst nicht mehr in Mainz vorhanden. „Die Mainzer Archivbeamten haben also den Mainzer Erzbischof und den sächsischen Kurfürsten betrogen." Der deutsche Text des Concordienbuchs ist ein durchaus ungenauer. Für den lateinischen Text aber legte dasselbe Melanchthon's Editio princeps zu Grunde. Diese giebt aber auch nicht den Text der wirklich überreichten Confession. Melanchthon hat „mit Benutzung der Handschrift Philipp's von Hessen ein Manuscript für den Druck zurechtgemacht; die Abweichungen seines Textes vom handschriftlichen Texte sind von ihm absichtlich hergestellt". Tschackert hat durch seine sorgfältige Arbeit ein Anrecht auf den Dank der gesammten evangelischen Kirche. G. B.

— Historische Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Gerhard Seeliger. Jahrg. IV (1901) Heft 3 und 4. Leipzig, B. G. Teubner. 8°. — Ein längerer Aufsatz von Georg Friedrich Preuß „Oesterreich, Frankreich und Bayern in der spanischen Erbfolgefrage 1685—89" untersucht vor Allem die österreichisch-bayerischen Beziehungen zur Krone Spaniens von der Vermählung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern mit der Tochter Kaiser Leopold's Maria Antonie, die in Spanien als die allein berechtigte Erbin der Kronländer galt, bis zum Tode der französischen Gemahlin König Karl's II. und seiner Wiedervermählung mit der Schwägerin des Kaisers, der pfalz-neuburgischen Prinzessin Maria Anna. Sowohl die Charakteristik der handelnden Personen, namentlich des hochbegabten bayrischen Kurfürsten, der in jener Zeit völlig die Politik seines kaiserlichen Schwiegervaters vertrat und vielleicht die niederländische Statthalterschaft erstrebte, noch nicht aber Ansprüche an das gesammte Erbe erhob, als die klar durchdachte Darlegung der Gesammtpolitik Frankreichs und der ihr entgegenstehenden Mächte, denen gegenüber die spanische Regierung selbst eine recht haltlose und unentschlossene Stellung einnahm, ergeben eine Reihe neuer Gesichtspunkte gegenüber den bisherigen Darstellungen von Gaedeke u. A., die bei der hohen Wichtigkeit der Frage für die politische Geschichte der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts allgemeine Beachtung verdienen. Recht interessant ist auch der Aufsatz von Julius R. Haarhaus „Antipäpstliche Umtriebe an einer katholischen Universität, ein Capitel aus der Geschichte der Aufklärungszeit". Er betrifft die 1777 durch Umwandlung des bisherigen Gymnasiums begründete und 1786 feierlich eingeweihte Universität Bonn, welche, die Stiftung eines aufgeklärten Kirchenfürsten, bestimmt war, im Gegensatze gegen die Kölner Universität die Ideen der Aufklärung zu vertreten und folgerichtig, obwohl ihre Lehrer meist aus dem Stande der Ordensgeistlichen entnommen waren, doch alsbald in scharfen Gegensatz zur Curie gerieth. Unter den Docenten ist insbesondere jener Eulogius Schneider bemerkenswerth, der später in der Straßburger Revolutionszeit eine Rolle spielte und 1794 auf der Guillotine endete. Der jungen Universität machte die französische Invasion thatsächlich schon 1794 ein Ende; 1797 wurde sie förmlich aufgehoben. So kurz ihre Wirksamkeit war, so hat sie doch dargethan, „daß es mitten im orthodox-katholischen Rheinlande eine Stätte gab, die dem frischen Hauche einer neuen Zeit zugänglich war". Ad. Bachmann „Nochmals die Wahl Maximilian's I. zum deutschen Könige" vertheidigt seine Auffassung der Stellung Kaiser Friedrich's III. zur Wahl seines Sohnes den Einwendungen gegenüber, die Ulmann neuerdings in der Historischen Zeitschrift erhoben hat, mit beachtenswerthen Gründen; eine volle Klarheit wird sich darüber schwerlich gewinnen lassen, da trotz der reichen, von Priebatsch neuerdings veröffentlichten Correspondenz des Markgrafen Albrecht Achilles das Material doch recht viele Lücken und scheinbare Widersprüche zeigt. Der „Neue Beitrag zur Geschichte der drei letzten Hugenottenkriege 1621 bis 1625", den M. G. Schybergson giebt, geht hauptsächlich auf die neuerdings veröffentlichten Memoiren von Jean de Bouffard-Madiane zurück. Herm. Hüffer weist auf die Nothwendigkeit einer Veröffentlichung des Briefwechsels Suworow's für die Geschichte des Feldzuges von 1799 hin. Weitere kleine Mittheilungen haben F. Keutgen und H. Otto beigesteuert; ersterer vertheidigt seine gegen Weizsäcker's Editionsregeln gerichteten Bedenken gegen die Einwendungen Quidde's, letzterer untersucht nochmals die Urkunden über die Absetzung Adolf's von Nassau. — Auf die reiche Fülle von theilweise sehr eingehenden Kritiken und die reichhaltigen Nachrichten und Notizen gehen wir nicht näher ein; die Einrichtung, die letzteren in einem Ergänzungshefte fortzusetzen, das dem Vierteljahrsheft nach etwa sechswöchentlicher Frist folgt, hat sich bewährt. Eine uneingeschränkte Anerkennung verdient wiederum die von O. Maßlow bearbeitete „Bibliographie zur Deutschen Geschichte".

—m—

— Neues aus Nirgenland. Ein Zukunftsroman. Von William Morris. Aus dem Englischen von P. Seliger. Leipzig, Herm. Seemann Nachf. 1902. — Eine jener phantastischen Geschichten, die in hundert oder tausend Jahren spielen und in denen die Weltordnung eine ganz andere (natürlich bessere) ist. Das Ganze ist gewissermaßen eine Reclame für die „Genossenschaft", welche alle diese Wunder gewirkt hat. Die Schrift ist nicht ohne Geist und Geschmack geschrieben. Französische Erzeugnisse derselben Art, wo man z. B. eine Nachmittagsfahrt nach Italien im Luftballon machen konnte, gefielen uns persönlich noch besser. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 5. Sonnabend, den 11. Januar, Abends. 1902.

Eine Winterreise in Ostsibirien.

Von W. Mietzschke.

Ich hatte die Absicht, meinem Quartiere in Blagoweschensk am Amur den Rücken zu kehren und zu versuchen, nach Japan zu gelangen. Schon der Gedanke an dieses Land, welches sich bei meinem letzten Aufenthalte daselbst meine Zuneigung erworben hatte, war tröstlich. Ein russischer Militärarzt gab mir gute Rathschläge für die Reise, ich fand einen mir schon seit einiger Zeit bekannten Begleiter, welcher ebenfalls nach Wladiwostok wollte, die Kälte war derart gestiegen, daß der Amur fast überall fest zugefroren war und Schlitten und Pferde trug, unsere Vorbereitungen waren bald beendet, die Reise konnte demnach beginnen. Im Sommer und Winter bildet die einzige Verkehrsstraße der Hauptfluß Ostsibiriens, der Amur. Im Sommer befördern auf ihm Dampfschiffe Passagiere und Güter, im Winter besorgen dies Schlitten auf dem meist mit einer sehr dünnen Schneeschicht bedeckten Eise des Flusses. In der Zeit, wo das Eis noch nicht zum Stillstande gekommen ist, stockt aller Verkehr gänzlich. Steht das Eis, so besorgen die Regierungsorgane das Wegräumen der größten Eisschollen und das Herstellen einer mit Zweigen und Aesten abgesteckten Bahn, welche aber noch sehr holprig ist, so daß oft nur die großen Auslegerbäume an beiden Seiten des Schlittens denselben am Umfallen hindern. Ist ein Theil des Flusses ganz unpassirbar, so wird, wenn irgend möglich, am Land ein Stück Pfad durch den Wald freigelegt, wobei die Baumstümpfe stehen bleiben und die Breite des Weges nur wenig die des Schlittens übersteigt. Es ist also selbst für die eingeborenen Kutscher keine leichte Aufgabe, mit der Troika in der gewohnten Eile sicher vorwärts zu kommen. Was die Verpflegung unterwegs anbelangt, so muß man sich gut versorgen, da man oft Poststationen vorfindet, wo außer heißem Wasser gar Nichts zu erlangen ist. Wir machten es also wie die Russen. Es wurde eine tüchtige Anzahl Pilmeni zurechtgemacht; das sind kleine Kugeln aus gewiegtem Schweinefleisch mit Knoblauch, in Nudelteig eingemacht, sodaß ein solches Stück etwa Wallnußgröße erreicht. Sodann ward ein Kessel der russischen National-Sauerkohlsuppe mit kleinen Stückchen Rindfleisch gekocht, nach Beendigung des Kochens in das Freie gesetzt und, nachdem der Kesselinhalt in kurzer Zeit gefroren war, ausgestürzt und der Suppen-Eisklumpen zerschlagen und in einen reinen Sack geschüttet. Die Säcke, einen mit Pilmeni, den andern mit Kohlsuppe, legt man auf den Schlitten, nimmt an den einzelnen Stationen Pilmeni heraus, läßt sie kochen und ißt mit dem Löffel aus gemeinsamer Schüssel Pilmeni und Brühe. Oder man hackt mit einem Beile oder Hammer ein Stück Kohlsuppe ab und läßt sie im Kessel zerschmelzen und aufkochen. Die Verpflegung ist eine etwas einförmige, aber überall wird als Nachtisch der Samowar aufgestellt und der Magen mit Thee und Brod gefüllt; außerdem erregt das immerwährende Weilen in der kalten klaren Winterluft einen ungeheueren Appetit. Zur Abwechselung in unserer Kost nahmen wir noch einige Cotelettes, gebratene Auerhühner, Conservenbutter, eingemachte californische Früchte und einige Flaschen Rothwein mit.

Als wir am 15. Ravember russischen Stils (= 27. unserer Rechnung) das Telegramm erhielten, daß das Eis des Amurs bis ziemlich zum kleinen Chingangebirge zum Stillstand gelangt und der Weg fast überall fahrbar sei, hielt uns Nichts mehr. Unser Privatschlitten mit Verdeck und Fenstern war fertig, die Pferde und der Kutscher wurden bestellt und Nachmittags um 5 Uhr fuhren wir Beide, nachdem ich von meinen zwei, in Sibirien zurückbleibenden Kameraden Abschied genommen hatte, zum Hofthore hinaus und geraden Weges auf das Eis des Amurs, wo wir nun beständig dem Laufe des Flusses folgten in der Art, daß jedesmal in den Poststationen, die ungefähr 20 bis 30 Kilometer von einander entfernt am Ufer liegen, die drei Pferde und der Kutscher gewechselt wurden. Die Schnelligkeit der Beförderung ist rühmenswerth und läßt sich durch Trinkgelder in eine außerhalb Rußlands unbekannte und wohl unmögliche steigern.

Wir kamen an diesem Abende gegen 11 Uhr an eine kleine Station, wo es keine Pferde mehr gab; es hieß also warten, bis die ausgesandten Thiere zurück kamen. Der traulich summende Samowar half uns über die Zeit hinweg, bis wir gegen 2 Uhr wieder weiter konnten. Der Morgen war kolossal kalt, so daß meine Kleidung mich gerade genügend schützte. Ueber einen starken Winteranzug trug ich einen dicken Winterüberzieher, über diesen einen großen, weißen, langhaarigen Eisfuchspelz; die Hände steckten in Faustpelzhandschuhen, die Beine in Filzstiefeln, über welche noch Fellstiefel gezogen waren, welche die Orotschonen aus der Haut der Rennthierfüße herstellen. Ein großer schwarzer Schafspelz diente zum Einwickeln des gesammten Unterkörpers. Unsere Fahrt geht eintönig weiter; während des Wechselns der Pferde wird Proviant und Thee verzehrt, dann steigen wir wieder in den Schlitten, wickeln uns ein, der Kutscher in seinem aus einigen Rehfellen zusammengesetzten, innen und außen Haare zeigenden, Pelze setzt sich auf das schmale Brett und das Concert der Klingeln des Mittelpferdes ertönt in der gewohnten Weise, bis wir wieder vor Müdigkeit einschlafen. So fahren wir die entsetzlich kalte Nacht zum 16. Nov. hindurch, haben das Vergnügen, am Morgen am Thermometer einer Station 35° Réaumur abzulesen, fahren weiter und weiter, bis wir zur Abwechselung am 17. von Nachts 11 Uhr ab bis früh um 6 Uhr wieder einmal auf Pferde warten müssen. An der nächsten Station wird unser Schlitten, da eine Kufe gebrochen ist, an den Posthalter für 25 Rubel verkauft und wir miethen einen offenen Schlitten, der nun ebenfalls unter Umladung unseres Gepäckes auf jeder Statian gewechselt werden muß. Trotzdem begrüße ich die veränderten Umstände mit Freude, da wir nun stets den klaren sibirischen Himmel über uns haben, der in der Nacht mit allem seinem unendlich reichen Sternenschimmer unbeschreiblich schön ist. Die Kälte dringt durch die Pelze nicht durch, der Kopf, den die mit Ohrenklappen versehene Mütze aus Eichhörnchenfell bedeckt, wird noch durch den über den Kopf geschlagenen Kragen des Pelzes und durch einen tüchtigen Shawl geschützt, an dem sich vor dem Munde in kurzer Zeit durch das Athmen Eisklumpen festsetzen, welche von Zeit zu Zeit abgelöst werden.

Abends gegen 6 Uhr erreichen wir den kleinen Ort Inokenkifka; er liegt nicht mehr weit von der Stelle, wo der Amur das kleine Chingangebirge durchbricht und an seiner engsten Stelle sehr reißend ist. Wir erfahren, daß hier das Eis noch nicht steht. Da wir es nicht machen wallen und unseres Gepäckes halber auch nicht machen können, wie die Briefpostillone, welche in diesem Falle die dringendsten Sachen auf ein Pferd packen und an Land durch das Gebirge, welches viele Tiger, Bären und Wölfe beherbergt, ohne Weg und Pfad rastlos weiterreiten, so müssen wir also wohl oder übel warten. Wir revidiren daher unsere Vorräthe. Der Rothwein war gleich nach Beginn unserer Reise in den Flaschen fest gefroren und, da er nach dem Aufthauen verdächtig erschien, van uns in einer Station zurückgelassen worden. Den Rest unserer ebenfalls fest gefrorenen Früchte vertilgten wir in Gemeinschaft eines alten weißbärtigen Sibiriers, bei dem wir Quartier genommen hatten. Als Gegengabe brachte er uns etwas in der That äußerst Seltenes, nämlich

am Amur gekelterten Wein. Er hatte einige Weinreben gezogen, auch zum Traubentragen gebracht, die Trauben aber nicht zur schönen Zuckerbildung. Den ausgepreßten Saft hatte er mit Wasser und sehr viel Zucker vergähren lassen und so ungefähr drei Liter Wein erhalten, von dem er nns eine Probe vorsetzte. Das Ganze roch gut, schmeckte gut, war aber so enorm stark, daß ich mich mit einem kleinen Liqueurglase voll und mit dem Bewußtsein begnügte, ostsibirischen Wein getrunken zu haben. Mein Begleiter und der Alte dagegen tranken weiter, mit welchem Erfolge, zeigte der nächste Morgen, an welchem sie sich nicht wohl befanden. Der Alte machte früh ein etwas beschämtes Gesicht, welches aber nach dem Genusse einiger Gläschen Wodka wieder in sein gewöhnliches harmlos-freundliches überging.

Am Abend endlich erhielten wir auf unsere abgesandten Telegramme die Nachricht, daß seit letzter Nacht das Eis am Chingan stehe. Also weiter! Nun beginnt der zweite Abschnitt unserer Tour. Ein Tag verfließt wie der andere im Schlitten; die Erholungsmomente sind die wenigen Minuten, welche man auf den Stationen vor dem Samowar zubringt. Nur einmal müssen wir drei Stunden auf Pferde warten auf einer kleinen, elenden Station, wo weder Brod, noch Zucker, keine Kerze zur Beleuchtung unseres nächtlichen Elends, nur der Samowar und etwas Ziegelthee, das sind in Ziegelform gepreßte Theeabfälle, welche nur die untersten Volksschichten und die eingeborenen Völkerstämme genießen, zu haben ist. Wir müssen damit vorlieb nehmen, da unsere Vorräthe fast gänzlich aufgezehrt sind. Die nächste Station liefert nns zwar auch nicht viel mehr als Thee, Zucker und Brod, aber kurz noch vor dem Ausbruche kommt der die Poststation besitzende Russe mit einem frisch geschossenen Hirsche zurück. Es wird also gleich ein Stück Fleisch herausgeschnitten, Suppe davon gekocht und ein Stück gebraten. Daß das Fleisch natürlich so zähe war, daß wir mit den Zähnen nur mühsam Stücke abschaben und abreißen konnten, that unserem Behagen wenig Eintrag. Eines Abends beginnen unsere Pferde unsicher zu werden; ihr Gang fällt so auf, daß der Kutscher absteigt und nach der Ursache sieht. Gleich darauf nimmt er seinen Pelzärmel und reibt den Pferden heftig die Augen, da sie von einer Eiskruste derart überzogen waren, daß die Thiere nicht mehr sehen konnten. Wir selbst hatten oft Mühe genug, unsere Augen von der sich davor festlegenden Eisschicht zu befreien, und auf den Stationen den Schnurrbart langsam, damit er keinen Schaden erleide, wieder von den Haaren des Pelzes, mit denen er fest zusammen gefroren war, abzuthauen. Am Chingangebirge selbst hätten wir Abends beinahe keine Pferde mehr erhalten. Dem Posthalter waren in der vorhergegangenen Nacht unweit seines Hauses zwei seiner schönsten, großen Hunde von den Tigern zerrissen worden. Daß es ihm um uns nicht bangte, nahmen wir ihm nicht übel, mehr aber, daß er uns seine Pferde aus Angst, dieselben Angriffen der Tiger ausgesetzt zu wissen, verweigerte. Unsere energischen Hinweise auf seine Pflicht und Drohungen mit Mittheilungen an den Gouverneur und Generalgouverneur bewirkten endlich, daß er seiner Verpflichtung als Posthalter nachkam. Die Warnung vor den langhaarigen, riesigen Tigern, die sich zum bengalischen Tiger fast wie Wildkatze zur verwilderten Hauskatze verhalten, übte auf uns nur die Wirkung aus, daß wir die nächsten Nächte abwechselnd schliefen und die Schußwaffen und Dolche besser in Bereitschaft hielten als sonst. Daß man auch ohne die Anwesenheit der Tiger seinen großen Revolver stets offen über dem Pelze trägt, ist hier der noch immerhin oft vorkommenden räuberischen Anfälle halber selbstverständlich. Leider habe ich einen lebendigen Tiger nicht zu Gesicht bekommen, riesige todte Exemplare, die mir mit ihrem zottigen Winterpelz, ihrem dickbuschigen Schwanz und ihrer kolossalen Größe Hochachtung abnöthigten, aber eine stattliche Anzahl. Sie werden mit Vorliebe von den Mandschuren für theures Geld gekauft und an die Großen des chinesischen Reiches weiter verhandelt. Schlimmer wurde die Fahrt in der Nacht darauf; wir schlafen gerade, als der Kutscher laut ruft: „Herr! ich habe den Weg verloren!“ Das war uns allerdings rasch deutlich genug, denn in einer Entfernung von nicht ganz zehn Metern wälzte sich mit starkem Rauschen eine breite Wassermasse dahin, sich vom benachbarten Eise schwarz abhebend. Nichts war mehr zu sehen von den Zweigen, mit denen die Bahn auf dem Eise abgesteckt ist. In weiter Ferne sieht man die sich ziemlich rasch erhebenden Ufer des Flusses, der sich hier oft in verschiedene Arme theilt, kleine und große Inseln umspült und bei Kabarowsk mit diesen Nebenarmen eine Breite von zehn Kilometer einnimmt. Also umdrehen und den Weg wieder suchen! Ich bleibe, da es mir noch unmöglich ist, über die Eisschollen zu klettern, im Schlitten sitzen und mein Begleiter und der Kutscher führen die Pferde, welche in das große Feld von zertrümmerten Eisschollen gerathen waren, am Zügel zurück, vorsichtig in der ziemlich dunkeln Nacht den Pfad suchend. Endlich war er gefunden, es ging im raschen Tempo wieder weiter, aber noch zwei Mal in dieser Nacht wurde uns für einige Zeit der Weg durch offenes Wasser versperrt. Auf der Station, die wir bei Tagesanbruch erreichten, erzählte man uns zu unserer nachträglichen Beruhigung, daß ein Ingenieur, welcher im Jahre vorher auch so zeitig dieselbe Strecke gefahren sei, in dieser Gegend eingebrochen war. Man fand von Allem, als: Ingenieur, Kutscher, drei Pferden, Gepäck, Schlitten, weiter Nichts, als im nächsten Sommer den Schlittenkorb. Die Warnung kam für uns spät, außerdem mußten und wollten wir auch auf jedes Risico hin vorwärts.

Endlich, am 26. November, erreichten wir am Einflusse des Usuri in den Amur Kabarowsk, die Residenz des Generalgouverneurs. Hier erholen wir uns im Hotel London zwei Tage lang; die Tarakane, das sind große, von den Russen „Preußen“ genannte „Schwaben“, kommen uns in der landesüblichen Weise liebevoll auf dem Speisetisch, im Brode als eingebackene Zugabe, in Zuckerbüchsen, Betten, kurz überall in Menge entgegen, aber die lang entbehrte bessere Verpflegung und sogar ein Bett läßt uns alles Mühsal vergessen. Als wir aber die Gewißheit erhalten, daß der Usuri, auf dem wir weiterreisen wollen, in absehbarer Zeit noch nicht zugefroren sein wird, bestellen wir für den nächsten Tag unseren Schlitten, um zuerst möglichst weit auf dem Landwege vorwärts zu kommen in der Hoffnung, daß die Kälte unterdessen den Fluß bezwingen werde. Die Fahrt geht nun ein kleines Stück auf dem Eise des Usuri vorwärts, dann fahren wir auf dem festen Lande in der Richtung der noch im Bau befindlichen Eisenbahnlinie weiter. Auch hier tritt in den Arbeiten durch die Kälte keine Stockung ein. Wir passiren lange Züge von Sträflingen, meistens solchen, die eigens zu diesem Zwecke von der Insel Sachalin zeitweilig hierhergebracht worden sind, mit ihren stark bewaffneten Aufsichts-Kosaken. An einer Stelle, von welcher aus uns schon lange Zeit ein beißender Qualm entgegenkommt, lernen wir, wie die Russen im strengsten Winter ihre Eisenbahndämme bauen. An eine festgefrorene Erdschicht werden eine Menge großer, schöner Baumstämme kreuzweise über einander gelegt. Wenn sie angebrannt sind, thaut ihre intensive Gluth eine große Schicht Erdreich auf, welche herabbröckelt und, nach dem Wegräumen der noch glühenden Holztheile, noch heiß und völlig trocken in Karren geschaufelt, auf den Damm gestürzt und etwas festgestampft wird. Auf diese Weise erhält man große Mengen trockenen Materials, verwüstet dabei allerdings viel Wald und hat oftmals den Nachtheil, daß im nächsten Jahre sich die ganze Gleisanlage senkt oder verzieht. Diesen Uebelständen wird aber bald abgeholfen, denn an Sträflingen und Kosaken ist hier kein Mangel. Auch ist es als Vorzug der Bahn aufzufassen, daß sie rein militärischen Charakter trägt. Schaffner, Zugführer, Gepäckträger, Alles ist Soldat in Uniform, dem man den „Eisenbahner“ nicht ansieht. Unsere Landfahrt gestaltet sich nun oft etwas schwierig; frisch ausgehauener Weg geht über Baumstümpfe hinweg, durch große Gräben, Wälle herunter und hinauf, und oft bewahrt nur ein krampfhaftes Anklammeen an den Schlitten davor, daß man hinausgeschleudert wird. Aber der Gedanke beherrscht mich, daß jeder Schritt mich näher der Bahn, näher Wladiwostok, näher Japan, näher der Heimath bringt.

Am 1. December kommen wir früh auf einer Station an, wo wir überhaupt auf Pferde gar nicht mehr rechnen dürfen, denn soeben waren Telegramme an alle Poststationen gelangt, dahin lautend, daß wegen der großen noch zu befördernden Postsendungen alle Pferde nur für die Post aufzubewahren, und keine mehr an Privatreisende abzugeben seien. Für uns Betheiligte ein netter Befehl! Wir konnten froh sein, daß unsere Kutscher, die nun doch zurück mußten, uns wieder mit nahmen, denn an Miethen von Privatpferden war hier nicht zu denken, da es keine gab. Es glückte uns auch, sechszig Werst, also nicht deutsche Meilen, noch mit Postpferden zurückbefördert zu werden. Auf der Station, welche wir vor neun Stunden verlassen hatten, erhielten wir endlich nach langem Feilschen mit einem Kosaken, der nicht, wie der Posthalter, an die Taxe gebunden war, zwei Pferde, einen alten Schlitten und einen sehr jugendlichen Kutscher, welcher

uns nach der Eisenbahnstation bringen sollte, von welcher aus Züge ein bis zwei Mal wöchentlich abgingen. Unser Kutscher löste seine Aufgabe gut, fuhr aber, natürlich ohne Weg, hier einen Abhang hinab, über einen Fluß hinweg, dort einen kleinen Nebenfluß hinein, den Damm hinauf, mitten über die Ebene, dann durch Gehölz und Wald, brachte uns aber gegen Abend doch an das Ziel. Leider war der nur einmal wöchentlich abgehende Zug gerade am Tage vor unserer Ankunft fällig gewesen. Wir beschlossen daher, da wir in diesen kleinen, schmutzigen Baracken nicht sechs Tage zubringen wollten, mit Hilfe unseres Kutschers, welcher endlich auch einwilligte, nach der Pikinski-Station weiter zu fahren. Aber erst wollten wir einmal der Nachtruhe pflegen und unsere Glieder, die uns tüchtig schmerzten, ausstrecken. Die Pferde blieben, nach der alten sibirischen Regel, sich selbst überlassen im Freien stehen, obgleich sie tüchtig schwitzten und in kurzer Zeit in Reif und Eisnadeln eingehüllt waren; das ist sibirische „Zuchtwahl", die sich auch auf die Menschen erstreckt. An mehreren Pforten wurden wir bezüglich des Nachtquartiers abschlägig beschieden, endlich nahm uns ein kleines, echt sibirisch primitives, Blockhaus auf. Der Fußboden war halb aus Lehm, halb aus Brettern hergestellt. Den größten Theil des Zimmers nahm der in die Hälfte des Raumes hereinragende Backofen ein. Der Platz auf der Diele, den das eine Bett, worin die ganze Familie von vier Köpfen sonst schlief, freiließ, wurde uns zur Verfügung gestellt. Wir waren es nicht anders gewöhnt, breiteten unsere Decken und Pelze aus, aßen die uns vorgesetzte Kohlsuppe, liebäugelten lange mit Erfolg mit dem Samowar und legten uns endlich zum Schlummer hin. Nur ab und zu weckte uns der Lärm, den die Hausfrau beim Brodbacken machte; sie bereitete gerade für die Bahnarbeiter die wöchentliche Brodration und weckte uns gegen Morgen, um uns frischen Thee und ganz frisches, heißes Brod vorzusetzen. Zwei Mal wurde mir die Hitze im Zimmer so unerträglich, daß ich mich auf eine Viertelstunde zu den Pferden in das Freie flüchtete, um mich daselbst ohne Pelz wieder völlig abzukühlen.

Am nächsten Tage trafen wir bei der Weiterreise einige kleine, aus Knochen gebaute Schlitten, mit je zwei Hunden bespannt. Die Eigenthümer, in Felle gehüllte und mit nicht ganz neuen Schießgewehren bewaffnete Orotschonen, waren anscheinend auf dem Jagdzuge begriffen. Endlich in der Dämmerung erreichten wir unsere lang ersehnte Station, von welcher aus der Zugsverkehr halbwöchentlich stattfindet. Wir hatten hier also nur eine Nacht und einen Tag zu warten; aber an die eine Nacht denke ich noch heute mit Schaudern. Wir hatten schon unser einfaches Abendbrod verzehrt und ich hatte mein Lager auf einer alten großen, leider oben stark gewölbten Kiste in einer Ecke des Zimmers aufgeschlagen, da klopfte es draußen und nach dem Zurückschieben der Riegel erschien Besuch: der Kosakenataman und ein Kosak. Ich ahnte nichts Böses, aber mein Aerger wuchs, als große Flaschen Schnapses herangeschleppt wurden und der Besuch mit unserem Wirth und der Wirthin im Trinken wetteiferte. Es dauerte nicht lange, bis die ganze Gesellschaft vollständig betrunken war; mein Reisebegleiter that das Bessere; er trank nämlich mit, was ich leider nicht konnte. So kam man endlich in die gesangeslustigste Stimmung und brachte mir Ständchen über Ständchen. Fiel Jemand, wie zum Beispiel die edle Wirthin, vor Trunkenheit von der Holzbank, so wurde sie wieder hinaufgesetzt, aber näher der Ecke, und mit Schnaps gekräftigt. Endlich war gegen 2 Uhr das Gelage zu Ende. Der Besuch entwich, mein Begleiter fiel in seine Pelze und Decken hinein, und das Ehepaar schob sich unter gegenseitigen liebevollen Püffen in das einzige schmutzige Bett des gemeinsamen Gemaches. Gegen Mittag des nächsten Tages erhielten wir die tröstliche Nachricht, daß am zeitigen Nachmittage ein Zug abgelassen werden würde. In aller Eile ließen wir unser Gepäck zur Bahn fahren und machten es uns im ungeheizten Bahnwagen bequem, ließen einheizen und uns Thee kochen. Endlich fährt der Zug Nachmittags gegen 5 Uhr ab; ein Fahrpreis wird uns nicht abverlangt, da wir so wie so das Billet nach Wladiwostok in Iman kaufen müssen. Am nächsten Morgen, dem 4. December, also dem 16. neueren Stiles, früh 4 Uhr, kommen wir in Iman an, lassen unser Gepäck zurück und eilen, so rasch es in unseren Pelzen möglich ist, nach dem „Hotel" Grünberg, einer kleinen Wohnung, wo wir schon auf unserer Herreise übernachtet hatten. Es war glücklicher Weise noch eines der zwei Fremdenzimmer mit 2 Betten frei. Das frischgeschlachtete Kalb, welches inmitten der Stube lag, wurde hinausgeschleppt, die Blutlachen wurden flüchtig weggewischt und wir schliefen wieder einmal etwas ruhig. An demselben Tage noch führte uns der Zug Nachmittags 5 Uhr weiter in der Richtung nach Wladiwostok, wo wir am nächsten Tage Abends ½6 Uhr bei heftigem Schneesturme anlangten. Unterwegs machten wir davon, daß man im Zuge einen aus einem alten Gepäckwagen probeweise eingerichteten Speisewagen mitführte, den ausgiebigsten Gebrauch. Gerade als wir den Zug verlassen, ertönt im Hafen eine Schiffspfeife; es war ein nach Odessa bestimmtes Schiff der russischen „freiwilligen Flotte", welches eben die Anker gelichtet hatte und den Hafen verließ. Also wieder Geduld! Mein Bekannter hatte hier in Wladiwostok, wo er in einem Geschäfte blieb, Bekannte, ich fand im neuerbauten Hotel du Pacific sehr gute, wenn auch etwas theure Verpflegung.

Am nächsten Tage ergaben meine nachdrücklichen Nachforschungen, daß laut Fahrplan ein Dampfer des „Norddeutschen Lloyd" für die Heimreise über Indien, Suezcanal, Neapel am 1. Januar in Shanghai und am 5. Januar in Hongkong fällig sei. Ihn in Shanghai zu erreichen, war wegen der Kürze der Zeit höchst ungewiß. Da ich aber, wenn ich ihn verfehlte, einen ganzen Monat auf den nächsten warten mußte, so galt es, bis zum 4. Januar in Hongkong zu sein. Ich brachte es auch fertig, aber unter so ungünstigen und widerwärtigen Umständen, daß die mir sonst so angenehme Seefahrt diesmal zu einer Qual für mich wurde.

Bücherbesprechungen.

— **Predigten und Reden von D. H. A. Köstlin,** o. ö. Professor der Theologie an der Universität Gießen, Geh. Kirchenrath. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann). 1901. 3 ℳ 40 ₰. — Als ein Abschiedsgruß an theure Freunde im Amte zu Friedberg, Darmstadt und Gießen von einem älteren „in die Stille zurückkehrenden Freunde" soll diese Sammlung gelten. Deshalb stehen am Anfang für die jüngsten Freunde acht erbauliche Ansprachen, die der Herausgeber im letzten Semester seiner akademischen Thätigkeit als „pastorale Geleitsworte" in den Zusammenkünften des homiletischen Seminars gehalten hat. Hier wird eindringlich gemahnt zu fleißigem Umgang mit dem Heiland und mit seinem Worte, zur Treue und Wahrhaftigkeit in der Forschung. Dann folgen dreißig Predigten, deren Erscheinen die alten und die jungen Freunde an die gemeinsam verlebten Zeiten vorzüglich auf festlichen Höhepunkten erinnern soll. Sie erstrecken sich über einen Zeitraum von 28 Jahren und sind bis auf wenige einzelne Verkündigungen des Evangeliums an den Feiertagen der Kirche und bei allerlei festlichen Veranstaltungen. Die ältesten sind in Frankreich im Kriegsjahre 1871 gehalten, die eine zur Feier der Kaiserproclamation, die andere zur erstmaligen Geburtstagsfeier des neuen deutschen Kaisers. Eine ganze Anzahl haben christlichen Versammlungen und Jubelgemeinden fast aus allen nur möglichen Anlässen der Feier gedient, merkwürdiger Weise nur eine einzige der Förderung des Werkes, dem der Herausgeber einen so beträchtlichen Theil seiner Arbeitskraft gewidmet hat, des evangelischen Kirchengesanges. Die Predigten an den kirchlichen Feiertagen stammen meist aus Darmstadt und Friedberg. Der Prediger verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß man „Musterpredigten" von ihm erwarte, weil er eben doch den größten Theil seiner Amtszeit Professor an einem Predigerseminar gewesen ist. Musterpredigten im Sinne der alten Homiletik, die ein Hauptgewicht auf Thema und Theile legte, sind sie allerdings sicher nicht. Die Aufstellung eines eigentlichen Themas bildet sogar die Ausnahme und in der Regel werden nur zwei oder drei Punkte, die sich im Text gegensätzlich gegenüberstehen oder aus einander sich ergeben, in der Form einer Antwort auf eine Frage oder auch ohne besondere Zusammenfassung an einander gereiht. Desto mehr aber läßt sich aus der sorgfältigen Auslegung und der kraftvollen Anwendung der Texte lernen. Wenn übrigens das Vorwort bemerkt, der Prediger habe es für seine höchste Aufgabe gehalten, der Gemeinde als Seelsorger zu dienen, so versteht sich das doch auch bei jedem Professor von selbst, wenn er trotzdem bestrebt ist, Musterpredigten in jeder Beziehung zu halten. Den Schluß des Buches bilden drei Festreden. Die erste gilt dem Gedächtniß der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches 1896, die zweite dem hundertsten Geburtstag

Kaiser Wilhelm's, die dritte der 400jährigen Geburtstagsfeier Melanchthon's. Hier findet sich reicher Stoff aus persönlichen Erinnerungen an eine große Zeit und aus geschichtlichen Studien über die größte Zeit, die das deutsche Volk erlebt hat. B. K.

— Die christliche Lehre. Von A. Matter, Prof. emer. der Theologie in Paris. Mit Genehmigung des Verfassers in das Deutsche übertragen von G. Holten-Weber, Pastor in Betzdorf an der Sieg. Zweiter Band. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1901. — Als der erste Band dieser Uebersetzung erschien (Wiss. Beil. Nr. 21 von 1899), haben wir das Werk als einen Versuch bezeichnet, die Wahrheit der christlichen Lehre für solche Leser darzustellen, die sich mit der Wissenschaft des christlichen Glaubens nicht von Amtswegen zu beschäftigen haben, welcher Versuch jedoch bei aller Anerkennung der einzelnen Leistungen als ein glücklicher nicht bezeichnet werden könne, weil der Verfasser trotz seines Vorsatzes sich durchaus in den Fachausdrücken jener Wissenschaft bewegt. Es ist möglich, daß eine ganze Anzahl dieser Fachausdrücke für Franzosen, die die beste Schulbildung besitzen (und auch nur solche lassen sich als empfängliche Leser des Originals denken), etwas geläufiger sind, als für die mit entsprechender Schulbildung ausgerüsteten Deutschen. Aber allzu groß dürfte der Unterschied nicht sein, und um ihn auszugleichen, hätte der Uebersetzer noch Manches thun können in zweckdienlicher Verdeutschung. Indessen würde auch damit jener Zweck schwerlich erreicht worden sein. Denn es giebt der theologischen Begriffswörter zu viele, die auch durch die geschickteste Uebertragung in deutsche Ausdrücke zu voller Verständlichkeit für Jedermann nicht gebracht werden können. So sind wir auch angesichts dieses zweiten Bandes in Verlegenheit, für welche Art von Lesern wir das Buch empfehlen sollen. Eine volksthümliche Glaubenslehre ist es, wie gesagt, nicht, aber eine rein wissenschaftliche Glaubenslehre, eine Dogmatik, ist es auch nicht. Dazu ist der dogmengeschichtliche Ausbau viel zu mangelhaft und die systematische Durchführung zu wenig ihrer selbst gewiß. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß das Buch nicht für manchen Theologen und für manchen philosophisch gut geschulten Laien ein nutzbringender und theilweise auch erquickender Gegenstand des Studiums sein könnte. Nachdem im ersten Theil, um der Kürze wegen die Fachausdrücke zu brauchen, die specielle Theologie und Anthropologie behandelt worden sind, kommen nun hier Christologie und Soterologie zur Darstellung. Der Standpunkt ist der jenes milden, aller Schroffheiten entkleideten Calvinismus, den die Mehrzahl der älteren unter den neueren reformirten Theologen einnehmen. Der Gang der Darstellung ist der, daß die betreffende christliche Lehre aus der heiligen Schrift entwickelt und die verschiedenen Bemühungen, sie begrifflich zu gestalten und in die Gesammtheit einzuordnen, kurz zusammenlassend ausgeführt und beurtheilt werden. Doch führt diese Beurtheilung keineswegs immer zu einer bestimmten, festen Entscheidung. Dagegen werden die landläufigen Einwände gegen die einzelnen christlichen Wahrheiten im Sinne der neueren Apologetik eingehend berücksichtigt, und schon diese Theile des Werkes allein sichern durch ihre rein sachliche Behandlung der betreffenden Fragen dem Ganzen eine nicht zu verachtende Bedeutung für die oben bezeichneten Leser. B. K.

— Die Idee des Reiches Gottes in der Theologie. Von Johannes Weiß, Doctor und Professor der Theologie in Marburg. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann). 1901. 3 ℳ — Die Schrift ist die Erweiterung eines Referates, das auf der Theologischen Conferenz in Gießen gehalten worden ist. Diese Art ihrer Entstehung macht noch deutlicher, was der Titel auch schon ausspricht, daß es sich hier um eine geschichtliche Darstellung handelt, die für Theologen bestimmt ist und sich die Aufgabe stellt, nachzuweisen, wie die Theologie im Laufe der Zeiten den ohne Zweifel sehr schwierigen Begriff des Reiches Gottes in ihren Lehrgebäuden verwendet habe. Die Schwierigkeit dieses Begriffs für theologisches Denken liegt in der prophetischen Bedeutung und Anwendung des Wortes, das weder etwas geschichtlich Gewordenes, noch etwas Zukünftiges allein bezeichnet. Es ist ein prophetischer Gesammtbegriff, dessen fruchtbare Erfassung für den christlichen Glauben ebenso leicht ist, wie seine wissenschaftliche Umschreibung für den Theologen schwierig. So hat das schlichte Verständniß des Bibelwortes kaum je einen Anstoß daran genommen, daß das Reich Gottes schon gekommen ist und doch erst noch kommen soll, wird das vielmehr vollkommen natürlich gefunden haben. Der Theolog dagegen muß sich durch diese zwei Aussagen veranlaßt sehen, zwei verschiedene Begriffe aufzustellen, die aus irgendwelchem Grunde mit demselben Worte bezeichnet werden. Welche Versuche nun die christliche Theologie von den ältesten bis in die neuesten Zeiten in dieser und in vielen anderen Beziehungen gemacht hat, den Begriff zu fassen und festzulegen, das stellt der Verfasser der Reihe nach dar. Können wir hier auf die Einzelheiten, inwieweit sie zutreffend sind oder nicht, uns nicht weiter einlassen, so sind wir doch den Lesern schuldig, den eigenen Standpunkt des Verfassers in der Sache kurz zu kennzeichnen, wie er ihn selbst in seiner Schrift „Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes" ausführlicher beschrieben hat. Er betrachtet die Aeußerungen Jesu über das Reich Gottes lediglich wie die irgend eines Menschen, aber besten Falles irgend eines Propheten, der sich mit seiner Gedankenwelt den Anschauungen des Volkes an die Seite oder auch gegenüberstellt, verzichtet also von vornherein auf das Begreifen einer ganz eigenartigen Persönlichkeit, die die in ihr lebende Wahrheit dem Verständniß des Volkes entsprechend enthüllt. Man nennt das historisches Verfahren, man könnte es ebenso gut auch ein unhistorisches nennen. Denn der Historiker muß wenigstens irgendwie sich auf die Höhe zu stellen vermögen, auf der Personen und Vorgänge, von denen er handeln will, sich bewegt haben. Dieser Grundfehler der ganzen Auffassung muß sich natürlich auch in der Beurtheilung der einzelnen theologischen Leistungen auf diesem Gebiete geltend machen. B. K.

— Das Christenthum von D. Ad. Harnack nach dessen sechzehn Vorlesungen. Eine Untersuchung und ein Erfahrungszeugniß an die Kirche der Gegenwart aller Confessionen von Ed. Rupprecht, Kirchenrath, Doctor der Theologie. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1901. 4 ℳ — Harnack und kein Ende! Es wäre schön, wenn man mit diesen Vorlesungen, die er vermuthlich selber für das geringste seiner Geistesproducte hält, endlich zur Ruhe käme. Es regt sich auch thatsächlich auch kaum noch ein anderer Mensch darüber auf, als die theologischen Gegner, und die brauchten doch nicht immer wieder zu widerlegen, was für sie längst widerlegt ist und außer ihnen schwerlich viele Menschen widerlegt zu sehen wünschen. Ist aber die Sache eines ehrlichen Kampfes werth, so soll man auch kämpfen und nicht die Zeit versäumen mit weitläufigen Anerkennungen, wie viel der Gegner von den Wahrheiten des Christenthums noch gelten zu lassen die große Güte hat und wie viel hübsche Gedanken er doch ausspricht. Es ist nicht wohlgethan, wenn man im Kriege zu lange die meisterhafte Schlachtaufstellung des Feindes bewundert und nicht müde wird zu loben, wie gut er schießt; man muß vielmehr selber die beste Stellung suchen und selber gut schießen. Und deshalb handelt sich's, wie auf dem Schlachtfelde, so auch im literarischen Kampfe, wenn er einmal begonnen hat, dann nicht mehr um die Person des Gegners, wie viel man an ihr noch schätzen könne, sondern nur um die feindliche Macht, die aus guten Gründen bekämpft und besiegt werden muß. Die vorliegende wuchtige Streitschrift beschäftigt sich viel zu viel mit des Gegners Person und nicht minder mit des Verfassers eigener. Deshalb ist sie viel zu lang geworden, um recht vielen Lesern zu dem ins Auge gefaßten Zwecke zu dienen. Wir verkennen allerdings nicht die Schwierigkeit, sich in einer solchen Streitschrift, die möglichst schnell dem Vorgehen des Gegners folgen soll, in wünschenswerther Weise kurz zu fassen. Aber wir bedauern eben, daß die löbliche Absicht dieses streitbaren und der Sache durchaus gewachsenen Kämpfers nicht in dem Maße erreicht werden kann, wie es die große aufgewandte Mühe wohl verdiente. Wir verstehen vollkommen seinen gewaltigen Zorn, den er als gläubiger Jünger seines Heilands fühlen mußte angesichts dieser sogenannten Forschungsergebnisse, die alles Wesentliche in dessen Erscheinung ausstreichen. Aber warum hat er dann nicht in gewaltigen Worten, die ihm doch zu Gebote stehen, einen geharnischten Protest in kürzester Fassung erhoben Namens des Glaubens der Christenheit? Wollte er aber das nicht, dann mußte er eine wissenschaftliche Gegenschrift schreiben, die recht wohl auf ein ziemlich weites Verständniß berechnet sein konnte, und in der des Gegners anfechtbare Behauptungen Satz für Satz widerlegt wurden. Was so durch Vermischung beider Kampfesweisen fertig geworden ist, das ist gewiß recht lesenswerth und theilweise ergreifend für das christliche Gemüth, aber es ist nicht die Antwort, die Namens ernster theologischer Wissenschaft und Namens der glaubenden christlichen Gemeinde auf jenes Vorgehen gegeben werden mußte. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 6. Dienstag, den 14. Januar, Abends. 1902.

Sachsen im Sprichwort.

Von Dr. Schlauch. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

In Nr. 121 v. J. brachte die Wissenschaftliche Beilage einen Beitrag von Martin Beck über Spitznamen der Völker, in dem auch sprichwörtliche Beinamen der Sachsen enthalten waren. Es ist vielleicht interessant, im Anschluß an diesen Aufsatz ausführlicher zu untersuchen, wie sich unser Sachsenvolk und -land im Sprichworte darstellen, wobei allerdings zu bedenken ist, daß nicht Alles, was man den Sachsen nachsagt, auch von den heutigen Sachsen gilt, da man unter Sachsen früher mehr die Niederdeutschen westlich der Elbe überhaupt verstand. Wenn auch viele dieser Worte heute veraltet und nicht mehr gebräuchlich sind, und wenn auch das Volk in seinen Redensarten sehr zu übertreiben pflegt, was wir zu berücksichtigen bitten, und ein Sprichwort nicht immer ein wahr Wort ist, so hat doch das Charakterbild unseres Volkes, wie es sich aus sprichwörtlichen Eigenschaften zusammensetzen läßt, einen gewissen historischen und culturhistorischen Werth, der dieser Skizze zur Entschuldigung dienen mag, namentlich dann, wenn etwa das in den Sprichwörtern von den Sachsen Gesagte nicht immer allzu höflich mit ihnen umgeht, was aber wohl nur empfindliche Gemüther berühren dürfte.

Zunächst legt ein Sprichwort Zeugniß ab von der Fröhlichkeit der Sachsen:

„In kurzem Rock
Springt der Sachse wie ein Bock",

sowie ein anderes von der auch heute oft erwähnten „sächsischen Gemüthlichkeit", die auch einem Witzblatte „Der gemietliche Sachse" den Titel gegeben hat:

„So een Berliner
Cs wötzig on de Schlesier froh,
Gemöthlich merschdendeels de Sächser,
De Ostpreuß grob wie Bohnestroh."

Dann wird am Sachsen seine „Redlichkeit" und seine „Höflichkeit" gerühmt, sowie seine Vorliebe für reinliche, festliche Kleidung. In letzterem Sinne möchte ich wenigstens das bekannte Wort „Meißner, Gleißner" auffassen und nicht als Vorwurf der Heuchelei, wie es so oft gethan wird. Das Sprichwort kommt in verschiedener umfangreicherer Form vor:

„Ein Böhm', ein Ketzer,
Ein Schwab', ein Schwätzer,
Ein Meißner, ein Gleißner",

oder:

„Ein Böhme, ein Ketzer,
Ein Schwabe, ein Schwätzer,
Ein Meißner, ein Gleißner,
Ein Pole, ein Dieb,
Ein Ungar, der seinen Herrn verrieth."

In dieser Zusammenstellung bedeutet die Gleißnerei ja sicher einen Vorwurf der Falschheit, aber die den Meißner betreffenden Worte sind späterer Zusatz und infolge des Doppelsinnes im Worte gleißen erst nachträglich angegliedert, denn die ursprüngliche Fassung, wie wir sie bei Bebel (Prov. germ., appendix prima, Nr. 5, S. 585) finden, lautet: „Polonus fur est, Prutenus proditor domini, Boemus haereticus, Suevus loquax", oder deutsch bei Weidner:

„Schwab ein schwetzer,
Boehem ein Ketzer,
Der Pol ein Dieb,
Preuß der sein Herren verrieth."

Es hat sich auch schon Albinus (in seiner Landchronik S. 306 und 319) gegen den unberechtigten Vorwurf gewehrt und behauptet, das Sprichwort enthalte ein Lob: „in Meißen muß Alles gleißen, d. h. reiniglich sein und zugerichtet werden", und komme „von ihrer reiniglichkeit / vnd fleiß / so sie an ihrem Leib vnd Kleydung / an Speiß vnd wonung gebrauchen / nemlich das sie es Alles eben vnd gleissent haben wollen". Für die Richtigkeit dieser Erklärung sprechen zunächst die Zunamen, die ein anderer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, Camerarius, den Meißnern beilegt: magnifici, speciosi, locupletes, von denen sich namentlich speciosi wohl mit gleißend im guten Sinne deckt, dann eine Zeile des weiter unten vollständig aufgeführten „Registers der Dingen / so nicht / oder doch selten / zu finden" aus dem Jahre 1624: „Ein Meißner, der kein Krantz gern trägt" und ferner, daß bezüglich Merseburgs ein Sprichwort existirt: Es gleißt schön von außen wie Merseburg. Wenn wir nach dieser Ehrenrettung des Meißners weitergehen, so finden wir, daß (nach Beck a. a. O.) in Oberdeutschland die Bezeichnung „Sachsenkerl" gebräuchlich war, die wohl auf die Kraft und Tapferkeit bezogen werden kann, sicher wenigstens einen guten Sinn birgt, da sonst nicht eine Grube in Freiberg den Namen „Junger Sachsenkerl" tragen würde. Dann stoßen wir auf einige Sprichwörter, die dem Silberreichthum Sachsens und dem dadurch bedingten Wohlstande ihre Entstehung verdanken. Wenn man früher Jemanden als sehr reich hinstellen wollte, sagte man: „Er ist so reich wie der Markgraf von Meißen", und das war kein übler Vergleich, denn nach einem anderen Sprichworte hieß es: „Meißen kann nicht geschätzt werden" wegen der Bergwerke, denn der Gewerke wisse seines Gutes kein Ende, wie ein älterer Schriftsteller hinzufügt. Dieser sächsische Reichthum ist auch in eine fremde Sprache übergegangen, denn seit Karl XII. ungeheuere Beute aus Sachsen nach Schweden brachte, sagt man dort von einem reichen Manne: „Er ist in Sachsen gewesen."

Ein Sprichwort aus dem 15. Jahrhundert scheint den Sachsen als Besitzer der verschiedensten wünschenswerthen Güter hinzustellen, Geld, Muth, Körperstärke und Klugheit, und auch schöner Frauen:

„Het ich Herzog Jorgen von Bayern Gut,
Und der von Ulm Mut,
Und Herzog Christoffel von Mönchen Leip,
Und Herzog Sigmunts von Oestreich Weip,
Und der von Noraberg Witz,
Ich geb' am alle Sachsen nicht ein Switz."

Wenn wir diesem Collectivlob noch vier Rechtssprichwörter anreihen, von denen zwei auf die Wahrheitsliebe der alten Sachsen, die anderen beiden auf ihr strenges Recht sich beziehen, so ist damit Alles erschöpft, was uns der Volksmund Gutes von unserem Volke zu sagen weiß. Die ersten zwei Sprichwörter lauten: „Die Sachsen dulden kein Zeugniß" und „Jeder Sachse läßt den Anderen zu seinem Eide, wo der Beweis nicht allzugut ist", sie wollen sagen, daß der freie Sachse über sich kein Zeugniß ergehen ließ, daß er entweder leugnete und schwor oder gestand und zahlte. Die anderen beiden sind Zeugnisse für die strenge Rechtsanschauung und Rechthandhabung unserer Vorfahren: „Der Oesterreicher Ungnade ist besser denn der Sachsen Gnade" und „Wir Sachsen schlagen den bösen Eltern nach". Letzteres Wort bezog sich auf den Rechtsbrauch, daß die Kinder einer Ehe unfrei waren, wenn auch nur Vater oder Mutter unfrei waren. Ein Wort, das sehr allgemein gehalten die Sachsen als kluge Köpfe hinstellt, folgt weiter unten.

Viel zahlreicher nun als die Günstiges enthaltenden Sprichwörter sind diejenigen, die uns Ungünstiges von dem Sachsen zu melden wissen oder Schwächen an ihm verspotten. Zunächst

wird er für dumm verschrieen. Redet man heute noch ironisch vom „hellen" Sachsen, oder spottet man „Ja, der Sachse ist helle, aber wie der Mand nur alle 4 Wochen", so spricht ein sehr umfangreiches Sprichwort aus dem 14. Jahrhundert geradezu von der „stultitia Saxonum", der Thorheit der Sachsen. Küffner (Der Deutsche im Sprichwort, S. 46, Nr. 238), der das Wort ganz citirt, deutet auch eine zweite erwähnte Eigenschaft, die „instantia Saxonum", als ungünstig, als „Unbeständigkeit". Leider war mir das Original nicht zugängig, so daß ich die Frage offen lassen muß, ob Küffner falsch citirt (inconstantia) oder falsch übersetzt hat. Ironisch gemeint ist auch das Sprichwort: „Der Sacks hat de Jude bedrugn", das man anwendet, um etwas Unmögliches zu bezeichnen. Auch die Esthen und Finnen haben Sprichwörter, in denen die Sachsen als dumm bezeichnet werden, allerdings muß man berücksichtigen, daß das esthische Saksa deutsch bedeutet und die Bezeichnung für alles Ausländische ist. Die Esthen bezeichnen einen Einfaltspinsel als einen „weichen Sachsen", und spotten: „Bei dem Regen reist der Sachse, beim Nebel streift der Wolf umher", und die Finnen halten den Saksa gar für so beschränkt, daß er nach zehnjähriger Schmiedearbeit den finnischen Gott der Schmiede „Ilmarinen" noch nicht kennt:

„Zehn Jahr schmiedete schon Eisen,
Zehn Jahr hämmerte schon Kupfer,
Zehn Jahr schürte schon das Feuer,
Zehn Jahr war bereits ein Schmieder
Er, der Auslandssohn, der Sachse,
Er, der kurzsinnige Sachse:
„Wer ist Ilmarinen?" fragt er,
Sagt mir, wer ist Ilmarinen?"

Ein einziger Volksstamm, die Lausitzer Wenden, hält die Sachsen für ein kluges Volk, von dem man lernen kann, stellt sie aber auf gleiche Stufe mit den Czechen, wenn er von einem hoffnungslosen Dummkopf versichert: „Böhmen und Sachsen hat er durchlaufen, hat aber nichts gelernt."

Im Gegensatz zu dem Vorhergehenden wird auch eine gewisse Pfiffigkeit und Verschlagenheit, die allerdings schon an Unehrlichkeit und Betrug grenzt, den Sachsen zugestanden: „Wer einen Sachsen von Schelmereien bekehren kann, den laß ich sein einen Biedermann" und „Trau', schau', wem! Kein'm Sachs, kein'm Dän', kein'm Böhm." Ein preußisches Sprichwort hat statt der zweiten Hälfte „nur keinem Schweden und Dän'." Ein directer Vorwurf der Doppelzüngigkeit, der allerdings nur die sächsischen Theologen treffen sollte, wurde ausgesprochen, wenn man vom „Meißner Kothurn" sprach. Als 1536 im Interimsstreit die Meißner Theologen, von der Schule des Melanchthon, sich nachgiebig zeigten, warfen ihnen die Weimarer Rigoristen Doppelseitigkeit vor und erfanden den obigen Ausdruck, eine Anspielung auf die alten Tragödienschuhe, die auf alle Füße paßten.

Aelter als alle diese Sprichwörter sind diejenigen, die den Sachsen als wild, ungesittet, grob hinstellen. Allerdings ist hier auf die in den Anfangszeilen eingefügte einschränkende Bemerkung besonders zu verweisen, nach der das, was man den Sachsen nachsagt, nicht Alles auf die heutigen Sachsen Bezug zu haben braucht. Beck erwähnt (a. a. O.), daß in Norddeutschland einst sprichwörtlich von den „wilden Sachsen" geredet wurde; das Beiwort finden wir schon im Kudrunliede: „So wolde ich in niht mêre getrouwen, danne eime wilden Sahsen" und „Er lânte im sît sô hâhe, sam eime wilden Sahsen oder Franken" Auch ein lateinisches Sprichwort nennt den Sachsen rauh, wild: „Aspera gens Saxa vivens quasi mare ferina", was ein älterer Schriftsteller anmuthig verdeutscht:

Das Sachsen Volk ist hart und rauh,
Und lebt wie eine wilde Sau.

Später sprach man im Gegensatze zur heutigen sächsischen Höflichkeit von „Unbändig groben Sachsen, verzogenen muthwilligen Meißnern". Bei den Bosniern wird der Sachse für arm gehalten, denn es giebt ein bosnisches Sprichwort: „Haben wird der Sachse Hosen, aber ich weiß nicht: wann." Auch hier wird der Sachse wohl allgemein den Deutschen vertreten, wie es der „Schwob" in Ungarn thut.

Neben den erwähnten Eigenschaften giebt es noch zweierlei, was der Volksmund im Sprichwort festgelegt hat: die Trunksucht der Sachsen und ihre Vorliebe für gewisse Speisen und Getränke. In einem Aufsatze in diesem Blatte hat Dr. Reedan seinerzeit an der Zahl der sächsischen Biere den Nachweis geliefert, daß Sachsen eines der größten Trinkerlande gewesen sei, und die folgenden Sprichwörter bestätigen dies. Schon 1570 finden wir das Wort: „Sûp ût! sagt de Sachs"; 1609 sagte man, „daß das Swaben Landt dem gantzen Teutschland thorechter Weiber genug gebe, wie das Franckenlandt reuber und bettler, das Bayerland Dieb, Schweitzerland krieger, Sachsen seuffer, Westphalen und Friesland Eidbrecher und der Rheinstrom Fräß", oder später kürzer: „Aus Bayern kammen die Diebe, aus Sachsen die Trinker, aus Friesland die Meineidigen." Wander (deutsches Sprichwörterlexikon) führt ein Sprichwort an: „Ein Sachs, der nicht Bier mit säufet, man wird nicht bald sehen." Es ist dies anscheinend nur eine Kürzung des im Jahre 1524 vorhandenen ausführlichen „Registers der Dingen / so nicht / oder doch selten / zu finden":

„Holländer die kein Butter essen /
Flaming / die Eyer Speiß vergessen.
Ein Frieß der grüne Käß verschmaht /
Dännmärker ohne Gammelmatt.
Ein Bayer der nicht gern ißt Muß /
Schwaben die nicht lieben die Nuß.
Westphaler die vom Speck nicht halten /
Grob Bauren / die ihrn Rock nicht falten.
Ein Thüring der kein Weidkraut kennt /
Ohn Wurff und Spitzbärten ein Wend.
Ein Meißner der kein Krantz gern trägt /
Ein Franck / der nicht gern Karten fegt.
Ein Sachs der nicht gern Bier mit saufft.
Ein Heß der nicht gern Beuten laufft.
Ein Böhm ohn Gepiche karva Motir.
Schlesier der nicht trinckt Weitzen Bier.
Elsasser Bauren ohne Zwilch /
Ein Schweitzer der nicht gern ißt Milch.
Ein junges Kind ohn Raud und Grinden /
Ein Artzt der kein Ausred kan finden /
Schneeweisse Mohren / und schwartze Zähn /
Auff Erden man nicht bald wird sehn."

Aus dem 17. Jahrhundert stammt wohl auch das Citat bei Beck (a. a. O.): „Wer mit Saufen ausharren kann, der ist ein tapferer Sachsenkerl"; noch älter scheint der sprichwörtliche Ausdruck „madidus Saxa" zu sein. Die Trinklust mehr generalisirend ist ein Sprichwort von 1616:

„Sachs / Bayr / Schwab vnd Franck /
Die lieben alle den tranck",

sowie ein anderes „Was für Gäst leichtlich zu bekommen":

„Ein Wahlen laden zum Salat /
Ein Schwaben da man Steubte hat /
Ein Schweitzer zu eim Ziegenkäß /
Ein Bayer zu der Aderläß /
Ein Sachsen zum Speck und zum Schincken /
Darff nicht viel bitten oder wincken /
Z'letzt will man sauffen / und nicht trincken."

Küffner, der dies Wort nach anderer Quelle citirt, hat nach Zeile 4 noch den Zusatz:

„Ein Tyroller zu Nubl und Nocken,
Ein Allgayer [zu] süße[r] Milch und weis Brocken."

Eine interessante Illustration zu diesen Sprichwörtern giebt uns ein altes Reisehandbuch von Matthis Gnaden von Kunkelbach, in dem es von den Sachsen heißt: „Das Bier trinken sie also unmäßig und überflüssig, ja reizen und zwingen einer den andern zu einem solchen Ueberfluß, daß einem Ochsen zu viel wäre. Sie lassen es auch nicht dabei bleiben, daß sie sich nur allein trunken und voll trinken, sondern saufen so lang, bis sie endlich wiederum nüchtern werden, und das treiben sie den ganzen Tag und auch östermal die ganze Nacht, und welcher die andern mit Trinken überwindet, der wird auch darum hoch gelobt, und ist ihm eine Ehre, er überkommt auch dadurch ein Kleinod, um welches er mit Trinken gestritten hat, und zum Zeugnis seiner erjagten Ehre wird er mit herrlichen schönen Rosen und anderen lieblichen Kräutern gekrönt. Und wie sehr sie es auch hiermit übermachen, hat ihnen gleichwohl nie ihr Pastor aus der heiligen Geschrift beweisen können, daß sie Sünd daran thäten; denn St. Paulus sagt: Saufet euch nicht voll Weins, da hat er des Bieres gar keine Meldung gethan." Wenn dieser alte Baedeker weiter berichtet, daß die Sachsen grobe Speisen gebrauchten, ungesottenen Speck, so führt er uns im Vereine mit dem oben erwähnten Verse „Was für Gäst leichtlich zu bekommen" zu der Vorliebe der Sachsen für Speck und Schinken hinüber.

„Ein Sachs viel auf Schinken hält,
Dem Düringer sin Hering gefellt"

Wie alt diese Vorliebe sein muß, geht aus einer Bemerkung bei Albinus hervor, der auf Seite 139 seiner Landchronik sagt: „Wir müssen dieses auch allhie gedencken, das aus Bapst Zachariae Epistel an Bonifacium so viel zu sehen / das derselbe Bapst den newlich bekehrten Teudschen nicht allein das Pferdfleisch sondern auch rohen Speck zu essen verboten / dieweil es der Scytischen barbarei sehr ehnlich wäre.“ Am Rande fügt Albinus hinzu: Den Sachsen rohen Speck zu essen verboten.

Heute steht der Sachse im Rufe, eine andere Neigung zu besitzen, die zum Kaffee; deshalb heißt er sprichwörtlich Kaffeesachse, deshalb spricht man vom sächsischen Blümchenkaffee, der die gemalten Blümchen auf dem Boden der Tasse erkennen lasse, deshalb sagt man: „das schmeckt nach dem sächsischen Kaffeetopfe“, und behauptet, die Sachsen nagelten in der Sylvesternacht eine Kaffeebohne auf den Boden des Kaffeetopfes, die nun für das ganze Jahr für das aromatische Getränk reichen müsse. Auf die Ungerechtigkeit dieser Sprichwörter hat schon Beck hingewiesen, der die Berliner Sitte des Kaffeekochens durch Gäste in öffentlichen Wirthschaften anführt, und so heißt denn auch in Thüringen dünner Kaffee „preußischer Kaffee“ im Gegensatz zum starken „bayrischen“. Und wenn wir in Sachsen die Synonyma Latsch, Lutsche, Lurke, Lorke, Kaffeeplantsch besitzen, so steht uns auch hierin Preußen nicht nach, denn in Königsberg kennt man die Degradation: Kaffee, Koffee, Kossitzky, Plurksch, Pischull.

Eine Eigenschaft des Sachsen, die ebenfalls heutzutage noch vielfach verspottet wird, ist sein Dialekt: „Ist einer aus Sachsen, so ist ihm auch der Schnabel danach gewachsen.“ Wir können uns aber in dieser Beziehung mit anderen Völkern trösten, denn nach Gailer „hört man's gar bald, wenn einer ein Schwab oder ein Baier ist“. Heute sind es namentlich die „Väensch̄en“, deren Dialekt als Typus des Sächsischen gilt. Dazu will es sich schlecht reimen, daß Schumann (Zeitungslexikon XV, 62) gerade die Gegend um Pirna als diejenige bezeichnet, „in welcher man die eigentliche rein meißnische Mundart sprechen hört; der Fremde verwundert sich, hier jeden Bauersjungen richtiger aussprechen zu hören, als in den Residenzen selbst gelehrte Männer. Es ist darnach auch eine falsche Behauptung, daß die meißnische Mundart blos Büchersprache sey, aber freilich in Dresden und Meißen muß man sie beim gemeinen Manne nicht suchen, sondern westlich von Pirna“. Ungefähr hundert Jahre früher besaß Leipzig diesen Ruhm. Im Curieusen Antiquarius (Hamburg 1738, p. 646, 13—16) lesen wir: Leipzig ist berühmt wegen der Zierlichkeit der Deutschen Sprache, sintemahl man allhier, zu Halle und Dreßden das schönste Deutsch redet.

Ein Sprichwort möchte ich hier noch erwähnen, das sich bei Gailer finden soll, und das ich nicht zu erklären weiß: „Schaesachs, so abschirt das Har.“ Gailer fügt hinzu: „Ein Scharsachs mit Scharten krazet das Har aus der Hut.“ Vielleicht kann ein kundiger Leser mir erklären, ob diese Beschäftigung an und für sich eine so niedrige war, daß sie zum Spottworte wurde, oder ob der Begeiff Scharsachs mit dem „Sax“, dem Messer, etwas zu thun hat. Zwei weitere Sprichwörter enthalten nichts Charakteristisches. Das eine stammt aus dem Esthischen: „Schicke das Schwein nach Sachsenland, wasche es mit Seife, ein Schwein kommt nach Hause und bleibt ein Schwein“, das andere enthält einen harmlosen Spott, weil die Mehrzahl der sächsischen Regimenter Nummern über 100 trägt: „Die sächsischen Regimenter stehen über pari.“

Der Vollständigkeit halber gehören in diese Skizze wohl auch die Sprichwörter, die sich auf das Vogtland und auf Sachsens Hauptfluß, die Elbe, beziehen. Auch beim Vogtländer scheint die allen Sachsen gemeinsame Trinklust vorhanden zu sein, denn man sagt von ihm: „Der Vogtländer trägt sein Geld lieber zum Wirth als zum Apotheker.“ Auf seine Eigenschaft des langsamen Entschließens und langen Erwägens deutet die Redensart: „Hier wird nicht gevogtländert.“ Die Behauptung: „Der vogtländische Hirte wirft oft einen Stein nach der Kuh, der mehr werth ist als die Kuh selbst“, soll eine Erinnerung an die Zeit sein, wo das Vogtland von italienischen Glücksrittern nach Gold durchsucht wurde; richtiger ist wohl die Deutung, daß sie aus übertriebener Werthschätzung des im Walde bei Tannenbergsthal gelegenen Topasfelsens Schreckenstein entstand. Wenn die Kartoffeln früher „vogtländische Knollen“ genannt wurden, so ist dies ein Hinweis darauf, daß sie zuerst im Vogtlande angebaut wurden, nach Gretschel und Bülau (Geschichte des sächsischen Volkes und Staates) 1647. Wander hat ein Sprichwort: „Halbseidene Klöße wie im Vogtlande“, und erklärt dasselbe: gekochte. Das ist ein Irrthum; gerade der Vogtländer ißt bekanntlich selten Klöße aus gekochten Kartoffeln, und gerade weil er sie nicht gern ißt, nennt er sie „halbseidene“, d. h. schlecht.

Die auf die Elbe bezüglichen Sprichwörter sind so uncharakteristisch, daß ich mich damit begnügen kann, sie einfach aufzuzählen. „Anno vierzig, wo die Elbe brannte und die Hunde das Feuer mit Strohwischen löschten.“ „Wenn die Elbe brennt und die Gänse Wasser zutragen.“ „Wasser in die Elbe tragen.“ „Was einem die natur hat eingepflanzt | das wascht jm weder Elb noch Rein ab.“ „Das waschet ihm weder die Eger noch die Elbe abe.“ „Da ober die Elbe eine Gans flog, kam eine Gans herwider.“ „Ein Vater aller Flüß in Deutschland ist der Rhein | die Elbe könte wohl | zunechst die Mutter seyn.“

Nun hat es wohl ben Anschein, als ob ich gerade das bekannteste auf Sachsen bezügliche Sprichwort vergessen wollte: „In Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen“, ich habe es mir aber absichtlich bis zum Schlusse aufgespart. Das Sprichwort findet sich ausführlicher in einem Handwerkerreim:

„Darauf so bin ich gegangen nach Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen,
Hätt' ich daran gedacht,
So hätt ich mir eins davon mitgebracht.“

In Schade's deutschen Handwerksliedern finden wir nun folgende Variation (S. 128):

„Jetzt reisen wir Bursche wohl alle zugleich,
Wohl durch das schöne Land Sachsen,
Nach Leipzig und Dresden und nach Braunschweig,
Wo die schönen Mädchen wachsen.“

(Eine ähnliche Variante S. 129.) Halten wir dem gegenüber, daß das Herzogthum Sachsen ursprünglich in der Gegend des späteren Braunschweig lag, und daß nur der Name Sachsen 1423 bei der Belehnung Friedrich's des Streitbaren mit den askanischen Erblanden auf unser Vaterland übertragen wurde, so müssen wir wohl die „schönen Mädchen“ an Braunschweig abtreten. Der in dem Sprichwort enthaltene Anklang an die alte Volksmythe, nach der die ersten Menschen aus Bäumen oder Steinen hervorgewachsen sein sollen, stützt diese Behauptung, denn nach Grimm sollen auch die Sachsen „mit Aschanes (Ascanius) ihrem ersten Könige aus dem Harzfelsen mitten im grünen Walde bei einem süßen Springbrünnlein herausgewachsen sein“; Askanier aber waren seit Friedrich I. die alten Fürsten der Sachsen, und erst nach dem Aussterben der askanischen Sachsen-Wittenberger Linie, die den Kurhut trug, fiel das Kurfürstenthum Sachsen an Friedrich den Streitbaren. Ein Trost bleibt uns bei diesem Verluste: Besitzen wir die schönen Mädchen auch nicht allein, so doch neben Braunschweig, denn das Meißnerland, also unser engstes Vaterland, wurde früher μέσνιδα καλλιγύναικα, das „Land der schönen Frauen“ genannt.

Bücherbesprechungen.

— System der christlichen Hoffnung. Von Lic. Dr. Gottlob Mayer, Pfarrer in Jüterbog. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1900. 3 ℳ. — Der Verfasser geht von dem wohl unbestreitbaren Satze aus, daß die Lehre von der christlichen Hoffnung im Vergleich zu den längst vorhandenen Lehren vom christlichen Glauben und von der christlichen Liebe und entsprechend ihrer Bedeutung in der heiligen Schrift bis jetzt sehr ungenügend behandelt worden ist und daß es ein System dieser Lehre überhaupt noch nicht giebt. So macht er den Versuch, ein solches System aufzustellen, welcher Versuch jedenfalls ein sehr beachtenswerthes Unternehmen ist. Zunächst stellt der Verfasser fest, welche Verwerthung und Ausbildung dieser biblische Begriff in der christlichen Lehre seither gefunden hat, und kommt zu dem Resultat, daß die Berücksichtigung desselben in den Lehrgebäuden seiner biblischen Bedeutung keineswegs angemessen ist. Die Betrachtung der Hoffnung als eines in die Zukunft gerichteten Glaubens und als eine christliche Tugend, die sich einfach neben anderen stellt, ist angesichts des Ranges, den sie in der apostolischen Verkündigung einnimmt, durchaus unzulänglich. Sa fordert er für sie, so gut wie für den Glauben und die Liebe, eine selbständige systematische Disciplin und giebt den Nachweis, wie eine solche

möglich sei und in welches Verhältniß sie zu den übrigen Disciplinen zu treten habe. Der Mangel, den er somit in der christlichen Lehrentwickelung entdeckt, ist natürlich längst schon gefühlt worden. Viele Dogmatiker haben beklagt, daß in Sachen der Lehre oon den letzten Dingen, die mit dieser geforderten neuen Disciplin den nächsten Zusammenhang haben würde, ganz gewiß Schätze der Erkenntniß in der heiligen Schrift vorhanden sind, die sich dem christlichen Erkenntnißvermögen bis jetzt noch entzogen haben und also auf neue, große Aufgaben späterer Perioden in der Kirche hinweisen. Das ungeregelte Hineingreifen, wie es oon einzelnen sectirerischen Bewegungen zu allen Zeiten betrieben worden ist, hat ja immer nur zum Beweise dienen können, daß die Lücke vorhanden, aber nicht, daß sie ausgefüllt worden sei. Von einem solchen regellosen einseitigen Thun ist nun in dem vorliegenden Buche nirgends die Rede. Keiner seiner Sätze entbehrt der guten biblischen Begründung, und die Speculation hält sich durchaus in den Grenzen, die ihr oon der seitherigen anerkannten Lehrentwickelung gezogen sind. Aber wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß Alles, was der Verfasser oon dem Inhalt, den Grundlagen und der praktischen Bedeutung der christlichen Hoffnung in seinem System aussagt, also Alles, was die Nothwendigkeit dieser neuen Disciplin beweisen soll, sich schließlich eben doch auf den Glauben einfach übertragen läßt, und daß somit auch bei ihm die Hoffnung im letzten Grunde ein in die Zukunft gerichteter Glaube ist. Der Punkt, von dem aus die Hoffnung als eine ganz selbständig und eigenartig wirkende Bestimmtheit der christlichen Persönlichkeit ohne Weiteres erscheint, ist eben doch noch nicht gefunden. Immerhin ist das überaus fleißig entworfene und durchgeführte Buch wie ein Vorläufer zukünftiger Erscheinungen und hat als solcher hohen Werth.

B. K.

— **Die Welt-Religionen auf dem Columbia-Congreß oon Chicago** im September 1893. Mit einigen Zusätzen und Erläuterungen von Prof. **Wilhelm o. Zehender.** Zweite neu bearbeitete Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1900. 4 ℳ — Ein Blick in die Einleitung des Buches zeigt, daß der Verfasser aus dem katholischen Lager stammt und, obwohl er von der bestehenden katholischen Kirche selbst nichts mehr wissen will, doch unter den Schwächen seines Ursprunges noch immer zu leiden hat. Er verwechselt Religion und sittliche Beschaffenheit, die zwar bekanntlich nahe zusammenhängen, aber doch zwei ganz verschiedene Dinge sind, und mit seinem Schriftverständniß ist es ebenso schwach bestellt, wie mit dem des ersten Redners auf jenem Congreß, der das bekannte, viel mißbrauchte Wort des Petrus so wiedergiebt, daß Gott Jeden annehme, der ihn fürchte und einen rechtschaffenen Lebenswandel führe. Damit dürfen wir jene Zusätze und Erläuterungen für erledigt erklären, in denen der Verfasser seine Meinung ausspricht über etliche Begriffe und Lehren des Christenthums, wiewohl wir uns des Eindruckes nicht erwehren können, als ob das ganze Buch hauptsächlich deshalb geschrieben sei, um dem Verfasser eine Gelegenheit zu verschaffen, diese Meinung auszusprechen. Was nützt das uns und der Welt, wena wir erfahren, wie in einem einzelnen Kopfe sich die Ansichten darüber gestaltet haben, wie eigentlich die christliche Religion sein müßte? Es kann sich doch immer nur darum handeln, sich für die wirkliche christliche Religion zu entscheiden, oder eine andere zu stiften, die man dann etwa als verwandt mit ihr bezeichnen könnte oder als aus ihr abgeleitet oder sonstwie. Der größere erste Theil des Buches beschäftigt sich mit jenem wunderlichen Congreß, auf dem natürlich jeder Redner das Lob seiner Religion nach Möglichkeit gesungen hat, indem er ihre Vorzüge in das hellste Licht stellte und ihre verhängnißvollen Schäden zudeckte. Ein gewisses Interesse erweckt es schon, von dem Verzeichniß aller dieser verschiedenen Vorträge über die meisten Religionen der Welt und von den wichtigsten Aeußerungen der Redner Kenntniß zu nehmen. Aber diese letzteren sind wieder nicht sämmtlich und meist nicht vollständig im Wortlaut wiedergegeben, und so ist auch das eine halbe Sache.

B. K.

— **Biblische Merkwürdigkeiten.** Von **Ernst Mühe,** Domprediger in Naumburg a. d. Saale. Neue Folge. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, E. Ungleich. 1900. 1 ℳ 60 ₰. — Der Titel ist verhängnißvoll, denn er ist bei dem bekannten Doppelsinn des Wortes wie eine Bestätigung des Eindruckes, den der unbefangene Leser hier und da haben muß, daß es sich hier um merkwürdige, aber auch um recht sonderbare Bemerkungen zu biblischen Merkwürdigkeiten handelt. Das erklärt sich aus dem Chiliasmus, dem sich der Verfasser verschrieben hat sammt seinem übrigens so hoch und treu verdienten Gesinnungsgenossen Dächsel, dem das Buch gewidmet ist. Wann werden nur diese unglückseligen Rechenkünstler einmal klug werden, um nicht immer wieder neue Berechnungen anzustellen, nachdem alle ihre Vorläufer sich verrechnet haben! Durch solches Zahlenwerk und durch Alles, was damit zusammenhängt und daraus hervorgeht, werden Einem die theilweise wirklich geisterfüllten Auslegungen des Verfassers geradezu oerleidet. Was ist doch der Glaube selbst bei so bewährten Christen und Theologen für ein schwaches Ding, daß er nicht bestehen kann auf Grund heiliger Weissagung, die ihr Gnadenwerk vollbringt, indem sie den Menschen in der gebührenden Entfernung ehrfurchtsvoller Scheu hält, sondern daß er Wahrsagerei verlangt, in der man neugierig herumsuchen kann! Das Buch enthält kürzere oder längere Auslegungen zu 40 verschiedenen Bibelstellen in Form von Notizen, Antworten auf geschehene Anfragen, förmlichen Aufsätzen u. s. w. Darin findet sich viel feine exegetische und paränetische Arbeit, oiel Tiefe und fruchtbare Betrachtung, aber, wie gesagt, auch sehr oiel „Merkwürdiges“, mit dessen Abschätzung wir uns hier natürlich nicht beschäftigen können.

B. K.

— **Erinnerungen einer Urgroßmutter** (Katharina Freifrau von Bechtolsheim geb. Gräfin Bueil) 1787—1825. Mit Originalbriefen von Goethe, Wieland, Herder, Kaiserin Katharina II., Kaiser Alexander I. und Kaiserin Maria von Rußland, Herzog Carl August von Weimar, Ernst II. von Sachsen-Gotha, Frau v. Staël, Fürst oon Ligne, Graf Ségur, Fürst-Primas von Dalberg und von Anderen. Herausgegeben von **Carl Graf Oberndorff.** Mit 12 Illustrationen und 6 Facsimile-Beilagen. Berlin W., F. Fontane & Co., 1902. XV, 474 S.; 8°. Preis 12 ℳ — Von der Philosophie zur Orthodoxie, so könnte man über dies innerlich wie äußerlich schöne Buch schreiben; oder: oon der Freigeisterei der Encyklopädie zu dem überzeugten Glauben einer mit „auffälligen Gebetserhörungen“ (S. 328) Begnadeten. Der lange Titel sagt im Uebrigen über den Inhalt dieser zunächst für die Kinder der Schreiberin bestimmten Erinnerungen schon so viel, daß ich mich damit begnügen darf, durch einen kleinen Stammbaum*) darzuthun, wieso ein Graf Oberndorff die Madame d'Épinay seine Urahne zu nennen berechtigt ist. Ein niemals aufregendes, durch und durch vornehmes Buch, diese Fortsetzung der Memoiren der Freundin Rousseau's und Grimm's.

Ht.

---

*) Louise Flor. Petr. Tardieu d'Esclavelles
Madame de La Live d'Epinay (1726—83);
(Freundin des Reichsfrhrn. Friedr. Melch. v. Grimm)

Dominique de Belsunce — Angélique Louise Charl. de la Live d'Epinay — Rob. Gabr. du Roux Marquis de Varennes, Gem.: Marthe Eléonore du Roux de Tachy

Mar. Rev. Thér. Emilie de Belsunce — 1785 — Alex. Louis Aug. Du Roux de Chevrier Comte Souverain de Bueil — Freih. v. Bechtolsheim — Julie Gräfin Keller

Henri Graf Bueil ‖ Adèle ‖ Cathérine (* 13. Jan. 1787, † 17. Febr. 1872), — 1807 — Emil Frhr. v. Bechtolsheim

die Verfasserin

Alexander Baron v. Bechtolsheim († 1858), Gem. (1837): Karoline Freiin v. Freiberg-Eisenberg — Klotilde († 1852), Gem. (1829): Reichsgraf Gustav v. Oberndorff

Carl Graf Oberndorff, der Herausgeber

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 7. Donnerstag, den 16. Januar, Abends. 1902.

Wilhelm Hertz.

Ohne daß sich eine Nachricht in weiteren Kreisen verbreitet hätte, war Wilhelm Hertz gefährlich erkrankt. Dieser Krankheit ist er bald erlegen. Er stand im siebenundsechzigsten Lebensjahre und war geistig thätig bis zu dem Augenblick, da ihn seine lebenzerstörende Krankheit überfiel. Ueber seine Schicksale ist nicht viel zu sagen; äußerlich ruhig und regelmäßig, wie man das bei einem deutschen Professor voraussetzt, ging sein Leben dahin, allein durch größere Reisen unterbrochen.

Wilhelm Hertz, geboren am 26. September 1835 in Stuttgart, studirte in Tübingen Philosophie und germanische, besonders altenglische Literatur und Sprache, welch beiden letzteren auch seine erste wissenschaftliche Arbeit über die epischen Dichtungen der Engländer im Mittelalter galt. Schon frühe begann er seine dichterischen Fähigkeiten zu bekunden in einem Drama „Ezzelin“ und zahlreichen tiefempfundenen und formvollendeten Gedichten. Als Dreiundzwanzigjähriger siedelte er nach München über, das ihm eine zweite Heimath geworden ist und das er nur zeitweilig verließ, um Studienreisen zu unternehmen, zuerst im Jahre 1860, wo er Schottland, England und Frankreich aufsuchte, um mit eigenen Augen sich ein Urtheil zu bilden über Land und Leute, deren Geschichte und Kunst er so genau studirt hatte und deren Culturerforschung im poetischen Schriftthum er einen Theil seines Lebens zu opfern entschlossen war. Von seiner ersten großen Reise heimgekehrt, wurde er auf Grund seiner sagengeschichtlichen Abhandlung über den Werwolf Privatdocent an der Münchener Universität und 1869 Professor der allgemeinen und deutschen Literaturgeschichte an der technischen Hochschule in der bayerischen Hauptstadt. Als solcher hat er länger als ein Menschenalter gewirkt, bis er, unerwartet für seine Verehrer, in der Nacht des 7. Januar seiner Krankheit erlegen ist.

Mit ihm ist ein Meister der deutschen Sprache dahingegangen, ihm verdanken wir die sprachliche Neuschöpfung der großen mittelalterlichen Epen des Wolfram von Eschenbach, des Gottfried von Straßburg, der altfranzösischen Legenden und Schwänke, die er uns im Spielmannsbuch geboten hat. Doch nicht allein in einer poetisch wirklich getreuen Wiedergabe alter Gedichtwerke bestand seine Größe, er selbst hat sich in kleinen Epen versucht, von denen ich jetzt nur das kleine Meisterstück „Bruder Rausch“ nennen will, und in seinen Gedichten tritt er, der Schwabe, nicht unebenbürtig seinen großen Stammesgenossen Uhland und Mörike, vollwerthig zur Seite Johann Georg Fischer. Man wird in der Geschichte der deutschen, nicht nur der schwäbischen Literatur seiner gedenken, doch nicht allein als eines genialen Uebersetzers, sondern als eines Dichters, von dem einige Gedichte Jeder kennt und der, hat man ihn einmal kennen gelernt, nicht leicht mehr aus dem Gedächtniß des Lesers verschwindet, weil er auch als Dichter nicht einer von den vielen ist, sondern eine starke Persönlichkeit, die eigene Wege sich gebahnt hat und unbekümmert um Beifall oder Mißfallen sie gegangen ist.

Man kann nicht von Wilhelm Hertz, dem Dichter und Uebersetzer, sprechen, ohne vorher, wenn auch nur mit einigen Sätzen, seiner gelehrten Thätigkeit gedacht zu haben, deren Absichten und Ergebnisse man treffend zusammengestellt hat in aller Kürze: die Deutsche Sage im Elsaß sammelt und sichtet, was aus der keltischen, römischen und germanischen Zeit sich hiervon darbietet. „Fast überall, wo wir mit dem Stabe des Forschers an die Trümmer der Vorzeit pochten, gab es vollen deutschen Klang. — Und wie die zwei Jugendfreunde Hagen und Walther, welche ihr späteres Leben entzweit hat, sich nach blutigem Kampfe scherzend versöhnen, so werden auch die Alemannen am Wasgau, die so manches Jahrhundert in Freud und Leid zu uns gehalten, unserer gemeinsamen Mutter, unserer gemeinsamen Jugend gedenken.“ In der Mythologie der schwäbischen Volkssage prüft Hertz die Sagenüberlieferung seiner Heimath auf ihren mythischen Gehalt hin. Kleine Abhandlungen über die Nibelungensage und über die Sage von Parzival und dem Gral fassen die Hauptergebnisse der wissenschaftlichen Forschung zu kurzer, klarer, gemeinverständlicher Darstellung zusammen und fördern die Fragen durch seine eigene Bemerkungen. Der Aufsatz über Beowulf berichtet mit lebendiger Anschaulichkeit über den Inhalt der Dichtung, versucht die Sage zu deuten und die angelsächsische Heldendichtung nach ihren wesentlichen Zügen zu schildern. Den Namen „Lorelei“, den die Romantiker als Personennamen mißverstanden, erklärte Hertz in der ebenso betitelten Schrift als den Albenfelsen, den Stein, wo elbische Wesen hausen. Auf das weite Gebiet der morgenländischen Sage erstrecken sich die erstaunlich reichhaltigen Abhandlungen über die Räthsel der Königin von Saba, über Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters, über die Sage vom Giftmädchen.

Wie man aus diesen knappen Angaben ersieht, hat Wilhelm Hertz sich als Gelehrter hauptsächlich auf dem Gebiete germanischer und romanischer Sagenkunde und mittelalterlicher Literatur bethätigt. Es wird also auch nicht Wunder nehmen, wenn er als Dichter manchmal auf Stoffe, die für unser modernes Empfinden weit zurückliegen, greift, und nichts mehr als das kann uns zugleich einen Beweis seiner wirklich echten dichterischen Fähigkeiten geben, wenn er diese Stoffe uns menschlich nahe zu bringen weiß. Man hat und nicht mit Unrecht allmälig ein starkes Vorurtheil gegen dichtende Professoren bekommen und die Werke dieser Herren nur als Abfälle ihrer gelehrten Wirksamkeit betrachtet. Wilhelm Hertz ist ein sehr gewissenhafter Forscher und gründlicher Gelehrter, wie das auch der Laie aus der Einleitung zu seinem Spielmannsbuch, den Anmerkungen zum Parzival, zum Tristan mühelos erkennt. Aber niemals ist es ihm eingefallen, aus seiner wissenschaftlichen Thätigkeit Capital für seine Poesie zu schlagen. Man wird auch nicht sagen können, daß in ihm der Gelehrte und der Dichter gleich stark waren. Das Verhältniß ist vielmehr so, wenn man sein Augenmerk hauptsächlich auf seine Nachdichtungen, oder besser gesagt, seine freien Uebertragungen richtet: Erst kam der Gelehrte, der alles Material sammelte, ordnete, ausnutzte, der mit unbefangen kritischem Blick an die alten Quellen herantrat, der gewissenhaft auch Kleinigkeiten nicht überging, vielmehr auch dem unbedeutend Scheinenden seine Aufmerksamkeit zuwendete, der in die mannigfachen Dunkelheiten der mittelalterlichen Dichtungen Licht und Klarheit zu bringen suchte, der, um es mit einem Satz zu sagen, die wissenschaftliche Vorarbeit restlos erledigte. War das geschehen, so trat der Gelehrte hinter dem Dichter völlig zurück: jetzt erst begann die schöpferische Thätigkeit des mit pietätvoller Treue ewigen Vorbildern Nachschaffenden. Fest steht, daß Hertz, wäre er nicht ein gründlicher Gelehrter gewesen, niemals Uebertragungen hätte geben können, die nicht nur für uns den Werth des Originals haben, sondern auch vor der wissenschaftlichen Kritik ehrenvoll bestehen. Ihm haben wir es zu danken, wenn die Dichtungen des Gottfried von Straßburg, des Wolfram von Eschenbach für uns mehr sind als bloße Namen, die wir auf der Schule einmal flüchtig haben nennen hören. Von seiner Tristanübertragung sagte Hertz: „Es galt mir hierbei vor Allem, den Gebildeten von heute einen möglichst frischen und reinen Eindruck des Gedichtes zu gewähren, und diesen Zweck schien mir eine freie aber pietätvolle Bearbeitung eher zu erreichen als eine philologisch treue Uebersetzung vom ersten bis zum letzten Wort.“ Diese bescheidenen Worte gelten für alle seine Uebertragungen. Das specifisch Mittelalterliche hat

er mit Absicht und mit Recht als für uns nicht mehr verständlich weggelassen, gekürzt und zusammengezogen, was zu lang und entbehrlich war. Er wollte uns einen künstlerischen Genuß verschaffen und er ist nicht ein Uebersetzer des Parzival und Tristan, sondern der Uebersetzer der Dichtungen des Gottfried und Wolfram. Ein feiner Kenner hat für die Uebersetzungskunst von Wilhelm Hertz bezeichnende Worte gefunden: „Aus dem gelehrten Laubwerk glänzen uns nun die edlen duftenden Früchte der deutschen Erzählungen in Versen hell entgegen. Sie begnügen sich nicht mit dem gemeinen Lobe, daß man sie von Baum und Strauch pflücken könne wie selbstgewachsen; sie verlangen nach einem bessern, denn sie hegen in sich neben Kraft und Saft des alten Stammes noch den würzigen alten Schmack, der sie von jeglicher modernen Nachbildung unterscheidet. Hertz kann seine mittelalterlichen Texte treu übersetzen, weil er sie philologisch versteht; er kann sie aber auch schön übersetzen und mit Leben erfüllen, weil er ein wirklicher Dichter ist und den frohen Fluß seiner Verse aus einer sicheren Beherrschung des neuhochdeutschen Sprachstoffes schöpft. Er zieht sich selber strenge Grenzen, aber just deshalb waltet er zwischen ihnen als Meister."

Einen Gedanken, den Ludwig Uhland vor ungefähr neunzig Jahren gefaßt hatte, hat Wilhelm Hertz auf das Glücklichste verwirklicht. Uhland wollte in einem „Märchenbuch des Königs von Frankreich" altfranzösische Erzählungen in deutscher Nachbildung vereinigen, kam aber nicht über einige Fragmente hinaus. Wilhelm Hertz bietet im Spielmannsbuch, was Uhland geplant hatte. Es sind vielleicht die anmuthigsten Geschichtchen altfranzösischer Erzählungskunst, die Hertz in graziöser Umdichtung gab, ein Buch, wie es etwa ein normannischer Sänger des 13. Jahrhunderts bei sich führen mochte, voll schalkhaften Humors, feiner Pikanterie, leisen und lauten Spottes; in buntem Gemisch Legenden, Schwänke, wie sie sich das Volk damals erzählte, witzige Anekdoten, Geschichtchen, in denen der Liebe Lust und Leid die größte Rolle spielt, Heiliges vermenschlicht und Menschliches mit den Augen eines lebensfrohen, leichtlebigen Spötters gesehen.

Doch nicht als genialen Uebersetzer allein wird man Wilhelm Hertz ein dankbares Andenken zu bewahren haben, er ist auch selbst ein schöpferisches Talent gewesen, ein echter Dichter. Seine ersten Gedichte überraschten bereits durch ihren reichen Inhalt, ihre schöne Form, in ihnen schon zeigt sich seine Gewalt über die Sprache. Seine gesammelten Dichtungen, die vor zwei Jahren erschienen und die poetischen Früchte fast eines halben Jahrhunderts umfassen, ermöglichen uns nun auch das Bild des Dichters Wilhelm Hertz zu malen. Zunächst springt es in die Augen, wenn man den Band durchblättert, daß Hertz ein großer Künstler der Form ist. In allen Versmaßen hat er sich versucht und überall mit gleichem Glück, gleicher Vollendung. Es finden sich natürlich in den Jugendgedichten Anklänge an Heine, Geibel, Scheffel, an Mörike und an Uhland, den Lehrer des Dichters; Anklänge, die sich später mit der reifenden Entwicklung verlieren, wo Hertz selbständig wird. Einmal hat er in ein Albumblatt einen Vers geschrieben, der uns immer wieder ins Gedächtniß kommt, wenn wir seiner Dichtung gedenken:

Mit den Lebenden zu leben,
War mein Dichten, war mein Streben.
Nicht vom Mohne grünt mein Feld.
Doch besonnt vom hellen Tage,
Blick' ich gern ins Land der Sage,
In das Morgenroth der Welt.

Er hat erlebt, was er dichtete, innerlich erlebt; es lag ihm nichts an schönen Reimereien. Er liebt das Leben, wie man eine Geliebte liebt, und das, was das Leben schön und lebenswerth macht. Gleich mittelalterlichen Sängern preist er die Liebe und den Kampf voller Leidenschaft und reiner Gluth. Er ist immer Mann und weichlicher Sentimentalität fremd; glühende Liebeslieder sang er ebenso gut wie fröhliche Trinklieder und während des deutsch-französischen Krieges hat er auch nicht geschwiegen. Seine Mannhaftigkeit prägt sich auch seinen Balladen auf, die er meist nordischen Sagen entnahm. Die alten Stoffe erfüllt er mit neuem Leben, belebt er mit modernem Empfinden und doch wirken sie mit ihrer ursprünglichen Wucht auf uns. Was seine Lyrik auszeichnet, findet man auch in seinen kleinen Epen, die mittelalterliches Leben und Lieben wiederspiegeln, deren Krone „Bruder Rausch" ist. Wollte man auf die Schönheit dieser Epen hinweisen, dann müßte man sie fast zur Hälfte ausschreiben: Zarte Empfindung, lebensfrohe Sinnlichkeit, die in reinen Flammen glüht, lebendiger Fluß der Erzählung, feiner Stimmungsgehalt, charakteristische Gestaltungskraft eignen ihnen allen. Man muß sie lesen, dann wird man bald sehen, daß aus jeder Zeile ein echter Dichter spricht.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— Grundriß der Dogmengeschichte. Von Dr. Reinhald Seeberg, ord. Professor der Theologie an der Universität Berlin. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1901. 2 M. 80 ₰. — Neben sein großes Lehrbuch der Dogmengeschichte, das wir in seinen zwei Bänden als ein hoch verdienstliches Werk haben begrüßen dürfen (Wiss. Beil. Nr. 121 von 1895 und Nr. 99 von 1898), stellt nun der Verfasser diesen Grundriß, der, wie der Name sagt, überall die Hauptlinien der Grundlegung und des Ausbaues für die genannte Wissenschaft verzeichnet. Mit einem neuen Werke im strengsten Sinne des Wortes haben wir es also nicht zu thun, wohl aber mit einer neuen und zwar sehr mühsamen und sehr sorgfältigen Arbeit. Es galt eine Zusammenstellung der Hauptsachen vorzunehmen, auf die der vortragende Professor seine Zuhörer ein für alle Mal oder für bestimmte Abschnitte verweisen kann, um sich zeitraubende Mittheilungen zu ersparen, die dictirt werden müßten. Für diese akademischen Persönlichkeiten ist das Buch im Wesentlichen bestimmt. Da es aber die hauptsächlichen Dogmenbildungen in klaren und keineswegs blos andeutenden Worten erörtert und außerdem die wichtigsten Aussprüche der betreffenden Theologen und Bekenntnißschriften wörtlich anführt, so kann es in fast allen Fällen, wo es sich nicht um Specialstudien handelt, zugleich geradezu als Lehrbuch dienen. Der Leser wird überall einen klaren Nachweis finden, welche Fortbildung die einzelne Lehre in einer bestimmten Periode gefunden hat, welche neuen Gesichtspunkte hervorgetreten sind und welches die Grundanschauung eines irgend wie hervorragenden Kirchenlehrers gewesen ist. So kann das Buch, am besten freilich gemeinsam mit dem großen Werke, aber unter Umständen doch auch ohne dasselbe, zu einem fortlaufenden Wiederholungscursus für junge und alte Freunde jener verwickelten und schwierigen und doch für die ganze Geschichte der christlichen Kirche so bedeutungsvollen Wissenschaft verwendet werden. B. K.

— Die Aufgabe der theologischen Facultäten und die allgemeine Religionsgeschichte, Rectoratsrede gehalten am 3. August 1901 von Adolf Harnack. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 0,50 M. — Der berühmte Kirchengeschichtslehrer nimmt in dieser Rede Stellung zu dem heute vielfach ausgesprochenen Gedanken, die theologischen Facultäten unserer Universitäten zu Facultäten für allgemeine Religionswissenschaft und Religionsgeschichte zu erweitern. Harnack erwägt sorgfältig die Gründe, die sich für und wider diese Ansicht geltend machen lassen, und ohne das Gewicht der ersteren zu verkennen, gelangt er schließlich zu der entschiedenen Ablehnung des Vorschlags. Entscheidend ist hierbei für ihn — und das erscheint in seinem Munde doppelt bedeutsam — der absolute Charakter der christlichen Religion, die in seinen Augen nicht eine Religion neben anderen sondern die Religion ist, und zwar deshalb, weil „Jesus Christus nicht ein Meister neben anderen ist, sondern der Meister und weil sein Evangelium der eingeborenen in der Geschichte enthüllten Anlage der Menschheit entspricht". Daß diese Entscheidung der Streitfrage bei vielen sonstigen Anhängern Harnack's Kopfschütteln hervorgerufen hat, ist begreiflich, umsomehr sollten sich alle Die, die in Jesus Christus den Messias und in seinem Reiche die Erfüllung der Zeiten erblicken, der Zustimmung Harnack's zu dieser Ueberzeugung freuen. Auch dasjenige, was Harnack in der weiteren Ausführung seiner Gedanken über die den christlich-theologischen Facultäten zu gewährende Lehrfreiheit sagt, erscheint beachtenswerth. Jedenfalls dürfte ihm beizustimmen sein, wenn er eindringlich vor der Calamität warnt, die durch eine Bevormundung der akademischen Lehrer nothwendig eintreten müsse, der Calamität, daß der Lernende die Integrität und Wahrhaftigkeit seines Lehrers beargwöhne. ⁂

— Professor Dr. Mannheimer, Die Bildungsfrage als sociales Problem. Jena 1901. Gustav Fischer. 1,50 M. — Was ist Bildung? Es giebt so viele Antworten darauf wie auf die Pilatusfrage, was Wahrheit sei. Sophistischer

Unfug wird mit beiden Fragen getrieben, und die endgiltige Antwort wird bei jeder ausbleiben, so lange die Menschheit irrt und strebt. Bildung der Massen vollends ist ein Begriff so proteusartig wie nur wenig andere. Mannheimer selbst zeigt das, wo er über die Parteiströmungen in den Arbeiterbildungsvereinen berichtet (S. 117 ff.). Was soll nun sein Buch? Principien will es suchen und aufzeigen, „die in der Bildung selbst nach ihrer formalen und inhaltlichen Seite enthalten sein müssen“ (S. VI). Aus den Werken großer Denker giebt Mannheimer zunächst die dort enthaltenen Definitionen und Werthurtheile, eine klare feste Bezeichnung des eigenen Standpunktes aber hat er dabei nicht ausgeführt. Deutlich weist er nur jene subjectiven und solipsistischen Theoreme zurück, die jedem socialen Bestreben von vornherein feindlich gegenüberstehen. Die logischen Bedingungen der „Bildung“, ihre Wirkung auf Intellect und Gefühl werden dann besprochen, worauf utopistische Vorstellungen von Herrschaft der Bildung — aus alter und neuerer Zeit — kurze Darstellung finden. Den Hauptnachdruck aber legt Mannheimer jedenfalls auf den letzten Abschnitt seiner Darstellungen, in welchem er die Zusammenhänge von Geistesculten und Volksthum auf Grund des geschichtlich Gegebenen aufzeigt. Sehr ausführlich geht er da auf die Frankfurter Einrichtungen ein, an deren Spitze er ja selbst mit steht; zweimal versichert er (S. 125 und 143), daß ihn dabei der Gedanke geleitet habe, man solle das Fremde nicht anpreisen (er denkt an die Londoner Volksbildungsbestrebungen), wenn Einheimisches gerade so gut sei wie jenes. Wichtiger aber scheint doch, daß Jeder in solchen Dingen nur nach den eigenen Erfahrungen ein Urtheil bilden kann: man kommt eben nicht aus ohne selbständige Bewerthung der Methoden und Erfolge. Und weil das so ist, wird sich in Wahrheit auch kaum durch bloße Vermittelung der Bildungsstoffe auf die Mengen wirken lassen, wie es der Verfasser (S. 141) wünscht. Eine Partei der Unparteiischen ist eine contradictio in adjecto. So gefährlich der wissenschaftliche Dogmatismus wirken kann, so schwächlich erscheint die fortwährende ängstliche Rücksichtnahme auf die politischen, religiösen und wirthschaftlichen Ansichten der zu Bildenden. Gering schätzt man Leute, denen man eigene Meinungen ohne Weiteres einreden zu können glaubt, geringer aber die, denen man eine Entgleisung an jedem kleinen Stein des Anstoßes zutraut. So edel der Zartsinn erscheint, er darf Niemanden verzärteln! Mannheimer hat selbst erfahren, daß der schlichte Volksverstand das Bedeutende dem Modernen vorzieht (149); auf das Bedeutende soll man nicht verzichten, weil ihm vielleicht eine gewisse Einseitigkeit anhaftet. Gerade dem geistig weniger Gebildeten wüßte ich nichts Besseres als den Ausdruck meiner Ueberzeugung zu geben. Doch das ist eine Principienfrage, über die man verschiedener Ansicht sein darf. Hervorgehoben zu werden verdient, daß Mannheimer's Buch viel Anregendes und sociologisch Wissenswerthes bietet. Stören werden manchen Leser in dem gut ausgestatteten und dabei billigen Buche die überreich vorhandenen Druckfehler, unter denen namentlich der anmuthige Wechsel von c und z in „social“ seltsam erscheint.

Dr. Grimm.

— **Die wirthschaftliche und sociale Gliederung vornehmlich der ländlichen Bevölkerung im meißnisch-erzgebirgischen Kreise Kursachsens auf Grund eines Landsteuerregisters aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts** dargestellt von **Otto Hötzsch**. Mit 52 Tabellen. Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte. VI. Band. 4. Heft. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 130 Seiten. Preis geh. 6 ℳ, Vorzugspreis für Abonnenten der Studien 4,80 ℳ — Eine äußerst fleißige und dankenswerthe Arbeit ist mit dieser Untersuchung aus dem historischen Seminar des Hrn. Prof. Carl Lamprecht hervorgegangen, die besonders auch für alle Freunde sächsischer Geschichte von Werth sein wird. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt die Verhältnisse der bäuerlichen, ländlichen Bevölkerung Kursachsens im 16. Jahrhundert nicht nur, wie es bisher einzig geschehen, nach ihrer rechtlichen abstracten Seite zu erfassen, sondern er will an diese auch, wie es für die städtische Bevölkerung schon an verschiedenen Stellen versucht worden ist, von der historisch-statistischen Seite herantreten, sie ihrem realen Werthe und Umfange nach beleuchten und damit in das ganze bisher rein abstracte Bild, das wir von der bäuerlichen Lage und Wirthschaft jener Tage haben, mehr Blut und Leben bringen. Wir können hier nicht näher auf die zur Erreichung seines Zweckes von Hötzsch angewandte Methode und die Art seines Vorgehens eingehen, da eine solche nähere Darlegung uns viel zu weit führen und unsere Anzeige zu einem breiten Aufsatze anwachsen lassen würde. Der Verfasser beschränkt sich zunächst in seinen Untersuchungen auf den meißnisch-erzgebirgischen Kreis Kursachsens and gebraucht als Unterlage ein Landsteuerregister dieses Kreises aus dem Jahre 1571. Ueber die Art der Benutzung dieser Quelle wie der Gewinnung der schließlich sich ergebenden Resultate müssen wir uns, wie schon gesagt, hier also ebenso Schweigen auferlegen, wie wir auf eine breitere Mittheilung dieser Resultate für einzelne Ortschaften und Gegenden trotz der sehr verlockenden Gelegenheit, eine Fülle interessanter Details für die ortsgeschichtliche Forschung geben zu können, verzichten müssen. Diejenigen unserer Leser, die sich für einzelne Gebiete des behandelten Kreises näher interessiren, müssen das Buch eben selbst zur Hand nehmen. Wir begnügen uns hier, sie auf diese Arbeit empfehlend hinzuweisen. Aus den Angaben der Steuercontribuenten des Landsteuerregisters gelingt es dem Verfasser für die einzelnen Orte die Vertheilung des bäuerlichen Grundbesitzes zu erfassen, nicht zwar nach der Zahl der Morgen der einzelnen Wirthschaften, aber doch nach den einzelnen Kategorien und Abstufungen der ländlichen Bevölkerung. Wir entdecken dabei, daß sich im 16. Jahrhundert die ländliche Bevölkerung Sachsens, die bei der Colonisirung und Germanisirung als eine in der Hauptsache unter sich ziemlich conforme Masse unter dem Einheitsmaß der Vollhufe als Norm bäuerlichen Besitzes angesetzt worden war, schon stark sowohl rechtlich wie wirthschaftlich differenzirt hatte. Wir finden als ländliche Besitzkategorien in der Hauptsache die Hufner, Gärtner, Häusler und Hausgenossen. Der Hufner ist im Ganzen in dem untersuchten Gebiete noch das herrschende Element, doch hat er sich in sich selbst schon stark weiter differenzirt, es giebt neben dem alten Vollhufner Besitzer mehrerer Hufen und auch Theilhufner, aber alle diese Hufenbesitzer, so verschieden sie, nach der wirthschaftlichen Seite hin betrachtet, unter sich sein mögen, bilden zusammen gegenüber den anderen genannten Kategorien ländlicher Bevölkerung die allein berechtigte Nachbargemeinde. Jeder Theilhufner, mag sein Antheil an der Hufe auch noch so klein sein und er wirthschaftlich sich durchaus dem Gärtner nähern oder gar unter diesem stehen, bleibt social doch stets über ihm. Weniger sicher als die Ergebnisse der Hötzsch'schen Untersuchung für die ländliche Bevölkerung erscheint uns die betreffs der Bevölkerung der kleinen Städte zu sein. Mag man immer annehmen, daß das Gepräge dieser kleinen Landstädtchen in jenen Zeiten ein überwiegend agrarisches gewesen sei, so meine ich doch, daß das Handwerk in ihnen eine größere Rolle gespielt haben wird, als es nach den Ergebnissen des Steuerregisters den Anschein gewinnen muß. Der Verfasser macht selbst darauf aufmerksam, daß die damalige Organisation der Steuererhebung das Handwerk nicht seinem ganzen Umfange und Ausdehnung nach erfassen ließ. Die Folge dieser mangelhaften Steuererfassung des Handwerks muß aber naturgemäß die sein, daß sich das Handwerk auch nicht in seinem ganzen Umfange in den Steuerregistern wiederspiegelt.

W. B.

— **Türmer-Jahrbuch.** Herausgeber Jeannot Emil **Frhr. v. Grotthuß**. Druck und Verlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart. 1902. Buchschmuck von Georg Barlösius. Leitung der künstlerischen Ausstattung Prof. Dr. Wolfgang v. Oettingen. 444 Seiten. — In dem Türmer-Jahrbuch hat die deutsche Jahrbuchliteratur eine überaus werthvolle Bereicherung erfahren. Der Herausgeber der Monatsschrift Der Türmer, Frhr. v. Grotthuß, unternimmt es hier in demselben Geiste, der seine Zeitschrift durchweht, aber für ein größeres Publicum ein Facit über das geistige Leben unserer Nation in dem letzten Jahre zu ziehen, indem alle uns in dieser Zeit bewegenden großen Fragen, politischer, socialer, wirthschaftlicher, religiöser, philosophischer, ästhetischer und literarischer Natur, theils in selbständigen Artikeln, theils in knappen Jahresübersichten behandelt werden, ein Inhalt, dem noch belletristische Gaben erzählender Art und eine Auswahl neuerer Lyrik beigegeben sind. Wir wollen hier gleich noch auf einen besonders geäußerten Wunsch des Verlages hin bemerken, daß dieses Jahrbuch dabei keine Abdrücke aus den Monatsheften des Türmers bringt, sondern nur Originalbeiträge giebt. Selbstverständlich aber ist es, wir haben es schon gesagt, daß der gleiche Geist dieses Jahrbuch und die Monatsschrift beherrscht, der gleiche Geist mit seinen großen Vorzügen und seinen mancherlei kleinen Schwächen und eigenthumlichen Besonderheiten. Wenn in seinem „Götterdämmerung. Betrachtungen aus dem Türmerstübchen“ genannten eröffnenden Aufsatze der Herausgeber meint, der sich

anbahnende gewaltige Kampf um eine neue Weltanschauung werde sich abspielen zwischen den beiden äußersten sich entgegengesetzten Polen: radicale Verwirklichung des Christenthums (Tolstoi) und radicale Ausrottung des Christenthums (Nietzsche), so folgen wir ihm nur soweit, als wir zugeben, daß der Kampf von diesen Polen ausgehen mag, aber der Ausgleich, der Sieg wird auch in diesem Kampfe nicht im Süd- oder Nordpol, sondern in der Mitte liegen. Noch keine Idee, mag sie noch so sieghaft aufgetreten sein, ist in der Praxis rein zum Ausdruck gekommen, immer und überall giebt es Abschwächungen und Concessionen, giebt es mitten im Siege Um- und Weiterbildungen. Eine gewisse vis inertiae, von der auch Grotthuß spricht, heftet sich auch an die größte und reinste Idee, zerrt sie in den Staub der Erde und hindert sie die allein herrschende, Alles erfüllende zu werden, so war es seit dem Beginn der Menschengeschichte, und so wird es bleiben, so lange diese Erde besteht. In einem zweiten Artikel: „Deutscher Imperialismus“ weist Prof. Ed. Henck an der Geschichte der deutschen imperialistischen Idee nach, wie ein gesunder Imperialismus nur gedeihen kann in steter Wechselbeziehung zum Nationalismus. Auf die Frucht eines andersgearteten Imperialismus führt uns eine Betrachtung über den Freiheitskampf der Boeren von dem Boerencommandanten Andries de Wet, in der uns lehrreiche Darlehrungen über die Taktik der Boeren, den Ursprung des Krieges, sowie über die culturelle Ueberlegenheit der jungen Boerenstaaten über die verhältnißmäßig lange unter englischer Cultur-Beeinflussung und Herrschaft stehende Capcolonie gegeben werden. Aus der Reihe der anderen Aufsätze heben wir hier nur noch hervor eine Studie über Arnold Böcklin von W. v. Oettingen, eine lehrreiche volkswirthschaftliche Erörterung über das Thema: Scholle oder Fabrik? von Dr. C. Ballod, eine scharfe Kritik von Nietzsche's „Antichrist“ von Prof. Heman und endlich einen fesselnden Aufsatz von Prof. Dr. W. Marshall: „Gemüth und Geist bei Thieren“. Von den novellistischen Beiträgen erscheint uns am Werthvollsten: „Mein Freund Enoch“ von Carl Schwerin, mit seiner frischen Schilderung norddeutschen, mecklenburgischen Landlebens. Die der Lyrik gewidmete Abtheilung des Jahrbuches bringt Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff, Anna Ritter, Ludwig Jacobowski, Liliencron, Gustav Falke, Maurice Reinhold v. Stern, Karl Henckell, Otto Ernst, Felix Dahn, Ernst Ziel, Bierbaum, G. Schüler, Rudolf Presber und endlich einige Uebersetzungen von Gedichten Alfred de Musset's. Eine Reihe von Jahresrundschauen, unter dem Sammeltitel „Am Webstuhl der Zeit“ zusammengefaßt, ist den Erscheinungen auf dem Gebiete der Politik, Kirche, Philosophie, Pädagogik, Medicin und Hygiene, der Naturwissenschaft, Geographie und Völkerkunde, Geschichte und Culturgeschichte, Literaturgeschichte, der schönen Literatur, des Theaters, der Musik und bildenden Kunst gewidmet. Vollkommen wegfallen können hätte am besten nach unserem Empfinden der nächste Abschnitt des Buches: „Im Narrenspiegel“. Nicht deswegen, weil wir die politische Stellungnahme und Urtheilsweise des Herausgebers durchaus nicht überall gutzuheißen vermögen. Wir gönnen jeder ehrlichen Anschauung das Recht, sich frei zu äußern, und wir verkennen auch nicht das Recht der politischen Satire, mit starken Uebertreibungen zu arbeiten, trotzdem zweifeln wir, ob der Herausgeber das von ihm mit seinem Narrenspiegel angestrebte Ziel, durch Spott zu bessern, erreichen kann, wenn er die Seiten seines ernsten Jahrbuches zum Schluß mit der Wiedergabe von Simplicissimus-Witzen und -Abbildungen füllt. Frhr. v. Grotthuß steht sicherlich nicht auf dem Standpunkt dieses wohl manchmal schlagfertigen aber stets sittlich unreifen und verlotterten Blattes, für das er durch die Aufnahme seiner Erzeugnisse nur Reclame machen kann. Die Kunstbeilagen bringen Bilder von Böcklin, Leibl, Präsident Krüger und Christian de Wet sowie eine Reihe Nachbildungen von Kunstwerken der beiden zuerst Genannten. Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche. W. B.

Otto Janson, Meeresforschung und Meeresleben. 148 S. mit 41 Textfiguren. Leipzig, B. G. Teubner 1901. 1 *M*, geb. 1 *M* 25 *ℌ* — Das 30. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ behandelt ein recht zeitgemäßes Thema und ist trotz einigen früheren ähnlichen, allerdings weniger wohlfeilen Bearbeitungen um so willkommener, als sowohl die praktischen Bestrebungen der Seefischerei und des Welthandels wie die der wissenschaftlichen Meeresforschung in Deutschland immer breiteren Boden gewonnen haben; man denke an die Reise der „Valdivia“, deren allgemeinste Ergebnisse bereits vorliegen, oder an die deutsche Expedition, die gerade nach den Südgebieten unterwegs ist. Janson's Darstellung ist bei dem beschränkten Raume so umfassend als möglich. Sie beschäftigt sich nach der geschichtlichen Einleitung mit der Vertheilung und dem Relief von Wasser und Land, wobei eine treffliche übersichtliche Abbildung die durchschnittlichen und maximalen Höhen und Tiefen von Festland und Meer, Wolken und Gebirge erläutert. Dann folgen die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Oceans, ein Capitel bringt Netze und andere Fangwerkzeuge, wie überhaupt nicht nur auf die Thatsachen Werth gelegt wird, sondern ebenso auf die Methoden und die Apparate, die zur Feststellung führten. Die zweite Hälfte ist den Organismen und ihren Anpassungen gewidmet, wobei naturgemäß die Thierwelt den breitesten Raum einnimmt. Ein unbedeutender Fehler betrifft die zuletzt abgebildeten überaus reizenden Spaltfußkrebschen aus der Gattung Colocalanus, wofür Janson Colocalamus schreibt. Wer allerdings blos diese extremsten Formen der Copepoden kennen würde, mit den wunderlichen, zu Federn, bez. zu Schwebeapparaten umgebildeten Schwanzborsten, der könnte wohl auf den Gedanken kommen, daß die Bezeichnung von calamus in Sinne von Schreibfeder herkäme. Doch giebt's ja das Genus Calanus ohne solche Verbreiterungen; es soll nach einem indischen Philosophen im Heere Alexander's des Großen den Namen haben, wie eben solche alte Eigennamen von der Wissenschaft ausgegraben werden. Der Fehler hat nichts zu bedeuten. Srth.

— E. Dennert, Aus den Höhen und Tiefen der Natur. Skizzen und Studien aus dem Naturleben. Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müller's Verlag 1902. 260 S. 3 *M*, in Geschenkband 4 *M* — Eine Sammlung hübscher Aufsätze, die zum größeren Theil schon einzeln erschienen und daher nur in lockerem Verbande zusammengehören, voll Aesthetik, Belehrung und hie und da Laune. Dem eigentlichsten Territorium des Verfassers entsprechend sind sie zumeist botanisch, und zwar durch Physiologie und Biologie belebt, hie und da schweifen sie ins Zoologische hinüber. Die 12 Titel sind: Die Stimmen der Natur, Die Toilette der Pflanze, Das Genossenschaftsleben in der Natur, Die Pflanze und das Wasser, Der Individualismus in der Natur, Die Brutpflege der Pflanzen, Herbstlaub, Und neues Leben blüht aus den Ruinen, Carnevalsgestalten der Pflanzenwelt, Gimpels Lebensroman, Der Kreislauf des Stoffes, In minimis Deus maximus! Bei dem weiten Blick und der anmuthigen Darstellungsweise kann man die Lectüre angelegentlich empfehlen. Dennoch scheint mir, daß der Verfasser bei entsprechender, umfassender Weiterarbeit in zwei Punkten, die wahrscheinlich zusammenhängen, eine Grenze höchster Leistungsfähigkeit finden wird, trotzdem er gerade vermuthlich deshalb um so mehr Anklang findet. Die Aufsätze sollen „Bausteine für ein auf christlich-idealer Anschauung auferbautes Weltbild liefern“. Daß dem Verfasser eine materialistische Anschauung zuwider ist, ist seine Sache. Aber, daß er von naturwissenschaftlicher Seite ein bestimmtes Weltbild liefern will, muß seine Objectivität beeinträchtigen, und wenn es noch so idealistisch ist. Wir haben eben erst Mommsen's Erklärung von der Voraussetzungslosigkeit aller Wissenschaft freudig begrüßt und gesehen, daß beinahe alle Universitätslehrer ihm zustimmten, da nur so der wahre Idealismus unserer Hochschulen aufrecht zu erhalten ist. Soll das deutsche Volk, so weit es gebildet ist, nicht zur gleichen Höhe gereift sein? Der andere Grund betrifft Dennert's Bewerthung der beiden höheren Sinnesorgane, er stellt das Ohr über das Auge. Das Ohr aber, das am meisten Hallucinationen ausgesetzt ist, vermittelt viel mehr Empfindungen, als klare Erkenntnisse; und trotz allem seelenvollen Spiel blinder Musiker kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Blinde viel weniger zur Naturerkenntniß beitragen kann, als der Taube; sein Bild von der Welt wird der Wahrheit viel weniger nahe kommen, er wird leicht zu mystischen Vorstellungen neigen. Und so scheint mir auch bei Dennert eine solche Gefahr nicht ganz ausgeschlossen, wiewohl sie bei seiner Bildung nicht eben groß ist. Aber eine Grenze wird doch dadurch gesetzt. Ich hoffe, daß meine Einwürfe keiner Mißdeutung ausgesetzt sind; um sie zu verhüten, füge ich blos hinzu: Wahrheit wird schon zu Wahrheit passen. Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 8. Sonnabend, den 18. Januar, Abends. 1902.

Franz Grillparzer.

Zu seinem dreißigsten Todestage.

Am 21. Januar sind dreißig Jahre verflossen, seit Franz Geillparzer (geb. am 15. Januar 1791) gestorben ist, dem nach dem Conversationslexikon ein Begräbniß zu theil wurde, „wie wohl keinem deutschen Dichter, Klopstock vielleicht ausgenommen". Skeptische Beobachter sind vielleicht geneigt, dies pomphafte Begräbniß auf seinen wahren Werth hin zu untersuchen, die bombastischen Worte des Standredners Dingelstedt unter die kritische Lupe zu nehmen, die darauf hinausliefen, daß alle Völker Oesterreichs (Czechen, Slovenen, Magyaren!) an der offenen Gruft mittrauerten, und darauf hinzuweisen, daß es dem Dichter sicherlich lieber gewesen wäre, wenn sich die Begeisterung und Antheilnahme schon zu Lebzeiten geäußert hätte. Doch das nebenbei! Mit dem Ablauf des Jahres wird der Dichter, den man vielfach zu den Classikern gerechnet hat, buchhändlerisch frei und so ist es wohl angebracht, einmal zu untersuchen, was Grillparzer der Zukunft bleiben wird, umsomehr, als eine neue Ausgabe seiner Werke dazu auffordert: Grillparzer's dramatische Meisterwerke. Mit dem Bildniß des Dichters. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 3 bez. 4 ℳ

Diese Ausgabe beingt folgende sieben Dramen: „Die Ahnfrau", „Sappho", „Medea", „König Ottokar's Glück und Ende", „Des Meeres und der Liebe Wellen", „Der Traum, ein Leben", „Weh Dem, der lügt!" Die Siebenzahl spielt schon bei den auf uns gekommenen vollständigen Tragödien der antiken Tragiker eine Rolle. Von Aeschylos und Sophokles sind je sieben einzelne Tragödien erhalten worden. Auch hier begegnen wir ihr wieder. Im Ganzen hat Grillparzer 11 dramatische Werke verfaßt, wenn man die Trilogie: „Das goldene Vließ", deren letzter Theil die „Medea" ist, als ein einziges Werk rechnet, und den Operntext „Melusina" und das Fragment „Esther" nicht hinzunimmt. An der Auswahl der sieben Dramen als Meisterwerke haben wir Zweierlei auszusetzen. Einmal fragt es sich, ob es gerathen war, die „Medea" allein zu geben, und ob nicht vielmehr das ganze „Goldene Vließ" am Platze gewesen wäre. Aber zieht man in Betracht, daß bei der Auswahl der Gesichtspunkt maßgebend war, daß als Meisterwerke diejenigen Werke betrachtet wurden, die sich die Bühne wirklich erobert haben, so mag diese Stimme des Einwands zum Schweigen gebracht sein. Ist aber die Bühnenfähigkeit als Maßstab genommen, so darf „Esther", das reizende Fragment, das die Meininger zu so vollendeter Aufführung gebracht haben und das also gleichfalls seine Bühnenwirksamkeit erprobt hat, nicht fehlen, natürlich ohne den sogenannten Schluß von Heigel, den dieser auf Wunsch Ludwig's II. hinzugedichtet hat. Es fehlen dann: „Der Gastfreund", „Die Argonauten" (Theil 1 und 2 des „Goldenen Vließes"), „Ein treuer Diener seines Herrn", „Libussa", „Ein Bruderzwist in Habsburg" und „Die Jüdin von Toledo". Die „Jüdin" ist an einigen Bühnen, auch in Berlin, neuerdings zur Aufführung gebracht worden. Da sie indeß eine freie Bearbeitung nach Lope de Vega ist und die Aufführungen local geblieben sind, so mag die Ausschließung gerechtfertigt sein. Gehen wir jetzt zu den einzelnen Stücken über.

Die „Ahnfrau" ist Grillparzer's ältestes Werk, ein Jugendstück mit allen Merkmalen eines solchen, das man an sich schwerlich zu den Meisterwerken zählen kann. Der Ausruf, den der jugendliche Grillparzer, der unerkannt der ersten Vorstellung beiwohnte, aus dem Zuschauerraum heraushörte und der ihn so peinlich berührte, gilt auch heute noch als Urtheil über das Stück: Grell! Grell und unreif ist dasselbe, das mehr auf die Nerven als auf das Herz wirkt und sich vergebens von dem Vorwurf wird reinigen können, daß es ein Schicksalsdrama in des Wortes verwegenster Bedeutung ist. Als solches mag es hie und da, wenn es, wie es von den Meiningern geschehen ist, mit raffinirter Berechnung gespielt wird, gruselerregend wirken, aber einen geläuterten Geschmack vermag es nicht zu befriedigen. Es muthet heutzutage ebenso veraltet und fast komisch an, wie es mit den modernen Schicksalsstücken (Ibsen u. A.) nach weiteren fünfzig Jahren der Fall sein wird, woraus die Lehre zu ziehen ist, daß wir gar kein Recht haben, uns der Vergangenheit gegenüber auf's hohe Pferd zu setzen. So kann man getrost hinter das Wort „Ahnfrau" ein Kreuz setzen. Jugendlich und kein Meisterwerk ist auch die „Sappho". Ursprünglich als Operntext gedacht hat das Trauerspiel alle Eigenschaften und Untugenden eines solchen beibehalten. Dazu rechnen wir vor Allem den unnatürlichen Schluß, bei dem sich Sappho mit der Leyer in der Hand, oder vielmehr, nachdem sie zur Leyer einen Hymnus auf die Gottheit angestimmt, in's Meer stürzt. Das am Ende des ersten Actes vorgetragene bekannte Liebesgedicht mag echt sein, der Tod in den Fluthen ist von der Sage verbürgt, auf die Bühne gebracht wirkt er ebenso wenig glaubwürdig, wie der Apfelschuß des Tell auf die Bühne gebracht wirkt. Es ist ein Unterschied, ob uns etwas als graue Sage aus dem Alterthum überliefert wird, oder ob wir es vor unseren eigenen Augen sich leibhaftig abspielen sehen. Als Geschehniß der ältesten Zeit erscheint uns auch das Unwahrscheinlichste glaubwürdig, sei es auch der Schuß des Vaters auf das Haupt des eigenen Kindes. Tritt dieser Vater aber mit Fleisch und Bein vor uns in das Tages- oder Lampenlicht hin, so verlangen wir eine Rechtfertigung seines ungeheuren Thuns. Und diese kann uns der neuere Dichter nicht bieten, auch Schiller nicht in „Wilhelm Tell". So ist es auch mit dem Todessprung der Sappho ins Jonische Meer. Ein junges Mädchen, das sich in seiner Liebe getäuscht sieht, wird den Tod in den Fluthen suchen, junge Mädchen ziehen ja diese Todesart, wenn sie sich im Leben betrogen fühlen, bekanntlich gern vor. Eine alte Jungfer, und eine solche ist doch Sappho, macht sie schlimme Erfahrungen, thut sich so leicht nichts zu Leide, sie lebt weiter, und stirbt sie, so stirbt sie nicht auf diese theatralische Art, die aller Wahrheit ins Gesicht schlägt. Hat sich „Sappho" auf der Bühne erhalten, wird sie hier und da aus Anlaß eines Gastes oder aus Liebhaberei einer Schauspielerin ans Lampenlicht gezogen, so ist das nur der Paraderolle der Titelheldin zu verdanken, die manche Künstlerin reizen mag, aber doch eine Paraderolle in des Wortes schlechter Bedeutung ist, da sie nicht nach Wahrheit, sondern lediglich nach Effect strebt. Ein Paradestück ist auch die ganze „Sappho", die wenig zu befriedigen, desto mehr oder Kopfschütteln zu erregen vermag. Auch diesem Stück können wir kein günstiges Zeugniß ausstellen.

Einen ganz anderen Boden betreten wir mit der „Medea". Hier ist Reife und Vollendung und die Aufführung sowohl des ganzen Werkes, der Trilogie „Das goldene Vließ", die leider nur sehr selten zu erfolgen pflegt, wie des letzten Theils, der „Medea", mit den berühmten Tragödinnen in der Titelrolle, hat ihre volle Berechtigung. Von dem Tage an, da der junge Heine über die Schwierigkeiten berichtete, mit denen die Trilogie in Berlin, das sich sträubte, das Werk zu geben, zu kämpfen hatte und mit Bitterkeit schrieb: „An Grillparzer ist das Manuscript seiner Trilogie: Die Argonauten, welches er unserer Intendanz geschickt

hatte, wieder zurückgesandt worden", bis heutzutage, wo die Aufführung auch zu den Seltenheiten gehört, hat eine solche immer zu den Ausnahmen, die Feste bilden, gezählt und eine solche Aufführung hat stets als Werthmesser für die Menschheit gegolten, ob sie noch fähig sei, das wirklich Große zu genießen oder nicht. Neben Schiller's „Wallenstein", dem es insofern beinahe ebenbürtig ist, als es sich auf demselben dichterischen Niveau hält, und Hebbel's „Nibelungen", die leider durch Wagner in den Hintergrund gedrängt worden sind, bildet das „Goldene Vließ" eine der wenigen trilogischen und umfangreichen Bühnenschöpfungen von Werth, die die Deutschen besitzen. Freilich thut es gut, das Ganze auch als Ganzes zu genießen, zu sehen, wie Medea allmälig wird, von der jugendlichen, reizvollen, zutraulichen Gefährtin des Vließ erobernden jüngeren Jason zur Kindesmörderin, wenn man das Werk wirklich schätzen will. Eben deshalb ist der Abdruck des letzten Theiles für sich allein, wie schon oben erwähnt, beinahe zu beanstanden. Man bekommt, wie man nur eine unvollständige Medea erhält, so auch kein ganzes Werk, sondern nur einen Rumpf oder Kopf. Man sieht nur die frühgealterte, geprüfte, betrogene Medea, die düstere, schwarze Gestalt, die von der unbedeutenderen, aber blühenden jungen Kreusa in den Hintergrund gedrängt wird, nicht das liebende, liebliche, glückliche Wesen, das sie einst war. Laube wandte sogar so große Mühe auf die Darstellung der ganzen Bühnenschöpfung, daß er die Rolle der Medea zwei Darstellerinnen übergab, einer jüngeren in den ersten Theilen, einer älteren im Schlußstück. So mag das Ganze auch zu anderer Wirkung kommen, als wenn man es nur als ein Bruchstück sieht. Auf der Höhe bleiben wir, wenn wir die nachfolgenden Dramen betrachten. Auch als vaterländischer Dramatiker hat sich Grillparzer bethätigt, etwa in der Art, wie der Norddeutsche H. v. Kleist, der größte Dichter Preußens, den Grillparzer übrigens, weil ein Dichter den anderen selten versteht und würdigen kann, nicht besonders schätzte. Dem „Prinzen von Homburg" und der „Hermannsschlacht" stehen Grillparzer's Dramen aus der österreichischen Geschichte „König Ottokar's Glück und Ende" und „Ein Bruderzwist in Habsburg" gegenüber. Beide sind aufgeführt worden, doch hat sich das erstere als das stärkere erwiesen. Einem rauschenden Erfolg im Norden steht der specifisch österreichische Stoff, die Tendenz und der Patriotismus entgegen, etwa so, wie sich im Süden Deutschlands, namentlich in Oesterreich, bei dem „Prinzen von Homburg" und der „Hermannsschlacht" die Hände nicht so zum Beifall zu regen pflegen, wie an der Spree. Dennoch hat der „Ottokar", eingeführt durch die meist aus Oesterreich stammenden Leiter und Schauspieler des Deutschen Theaters, in Berlin gefallen und der einsichtsvolle Leser und Hörer wird ihm einen Platz unter den Meisterwerken nicht vorenthalten. Der österreichische Patriotismus hat hier schöne Blüthen getrieben, deren Duft man auch im Norden spüren kann, und wer die berühmte Rede der Natalie im „Prinzen von Homburg" nachempfinden kann, die anhebt:

„Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht eine feste Burg, mein edler Ohm",

der wird auch Ottokar v. Horneck's, des Ruhmesherolds Oesterreichs, schöne Apotheose des Donaureichs nur billigen können, die besagt:

„Es ist ein gutes Land,
Wohl werth, daß sich ein Fürst sein unterwinde
Wo habt Ihr dessen Gleichen schon gesehn?"

namentlich, wenn er sich daran erinnert, daß schon Wallenstein bei Schiller sich geäußert hat:

„Der Oesterreicher hat ein Vaterland
Und liebt's und hat auch Ursach es zu lieben."*)

In eine andere Sphäre führt uns „Des Meeres und der Liebe Wellen". Es ist die der Antike mit Romantik gemischt, was sich schon in dem Titel ausprägt, wie in Goethe's „Iphigenie" die Antike sich mit Humanität gepaart. Liegt es an dieser Abart allein, daß das Stück fast wie kein anderes die Behauptung zu rechtfertigen scheint, daß wir es bei ihm mehr mit einer Treibhauspflanze zu thun haben, als mit natürlichem Boden entsprossenen Blumen? Dieses zierliche Wesen Hero, Goethe's Iphigenie so unähnlich wie möglich, scheint in der That etwas Gekünsteltes zu haben, das nicht an die rauhe Luft der Wirklichkeit gehört. Bewegt sich Goethe's Iphigenie in den Cirkeln von Weimar, wie sie zu Goethe's Zeiten waren, so daß mit ihr auf dem Kanapee Frau v. Stein bequem hätte Platz nehmen können, ohne sich in der Unterhaltung mit ihr Zwang anthun zu müssen, so gehört Grillparzer's Hero jener Menschheit an, wie sie sich die Schule der österreichischen Dramatiker vom Schlage Halm's, zu dem Grillparzer ja bewundernd emporschaute, ausgedacht hatte. Theod. Fontane hat s. Z., als das Stück in der Blüthezeit des Berliner Schauspielhauses daselbst aufgeführt wurde, das huldigende Wort ausgesprochen, es gehöre neben Goethe's „Iphigenie" und stehe über der „Braut von Messina". Dieses Lob müssen wir einschränken. Goethe's „Iphigenie" schwebt immer noch unerreicht wie eine Göttin in der Höhe, an Schiller's Schicksalsstück wagt sich die Kritik heran, aber wenn man ihm die Künstelei auch mit Recht zum Vorwurf machen kann, über Grillparzer's Liebesdrama steht es doch. Dies reicht nicht an Schiller's Stück heran. Damit sollen die Vorzüge von „Des Meeres und der Liebe Wellen" nicht todtgeschwiegen werden. Vielleicht stellen sie sich in ein helleres Licht, je mehr wir erst den Boden gewonnen haben, von dem aus wir das Stück betrachten wollen. Bei geeigneter Darstellung treten gerade jene Eigenschaften, die den beiden genannten Stücken der Classiker wennschon nicht zu ihrem Nachtheil fehlen, die aber Grillparzer's Werk eigen sind, anmuthend hervor, das Weiche, an Canova Erinnernde, Sinnige, Sinnliche, die Unschuld, die nichts Verbotenes kennt und sich dem Genusse, dem, was gefällt, mit ganzer Seele hingiebt und, als dann das Glück verloren ist, wie von selbst stirbt. Die beiden Liebenden, Hero und Leander, handeln in gewissem Sinne gewissenlos, sie geben sich ganz dem Triebe hin, der sie beherrscht und der ihnen Angenehmes verheißt, sie handeln wie Kinder, die sich nichts Böses zu thun bewußt sind, auch wenn sie fehlen, und wenn sie dafür büßen müssen, nun, so nehmen sie die Strafe wie etwas Verdientes hin, grübeln nicht darüber nach und ergeben sich drein. So sind diese beiden seltsamen und seltenen Menschen beschaffen, die uns für drei Stunden zu fesseln bestimmt sind, wenn sie uns auch aus einer anderen Welt, einer Art von Phäakenwelt, in der nur der Genuß herrscht, zu stammen scheinen.

Noch eine andere Welt ist es, in die die beiden folgenden Stücke uns führen, die zusammen gehören und die uns fast das Eigenartigste und Beste dünken, was Grillparzer geschaffen hat. In ihnen erreicht der Dichter vielleicht den Höhepunkt seines Schaffens. Die Stücke sind: „Der Traum, ein Leben" und „Weh Dem, der lügt!" „Der Traum, ein Leben" erinnert schon dem Titel nach an Calderon und wir kommen da auf den großen Einfluß zu sprechen, den die Spanier, außer Calderon Lope de Vega, auf Grillparzer und die gleichzeitigen österreichischen Dramatiker überhaupt ausgeübt haben. Mit Lope de Vega und dem spanischen Theater hat sich Grillparzer sogar in einer eigenen Studie beschäftigt. Die „Jüdin von Toledo" ist, wie wir sahen, direct nach einem Stück des Spaniers gearbeitet. „Der Traum, ein Leben" ist gewissermaßen die Umkehrung von „Das Leben ein Traum", worauf schon der Titel vorbereitet. Was Sigismund bei Calderon, als er aus dem Thurm entkommen, erlebt, ist kein Traum, wie er selbst wähnt, sondern Wirklichkeit, aber dadurch, daß er sieht, wie leicht die Dinge sich wandeln können, geht er in sich und wird durch den scheinbaren Traum ein Anderer, Besserer. Umgekehrt ist thatsächlich Alles, was Rustan bei Grillparzer erlebt, ein Traum und dadurch, daß er erwacht und sieht, daß die Verbrechen, in die er hineingerathen ist, nur Träume waren, läßt er sich das eine Warnung sein, wird ein Anderer und läßt die große Welt mit ihrem scheinbaren Glanz große Welt sein. Hierin liegt aber zugleich das Anfechtbare bei Grillparzer, was auf den Mangel an psychologischer Wahrheit, die Grillparzer, wie schon Eingangs bei der „Sappho" angedeutet, dem schönen Schein opfert, hinweist. Wir fragen: Wird ein Jüngling sich überhaupt durch einen Traum von seinem doch im Grunde genommen lobenswerthen Beginnen, in die weite Welt zu gehen, wohin er gehört, um etwas zu lernen und zu erfahren, abhalten lassen? Wir bezweifeln das. Er wird sich am anderen Morgen, nachdem er den Traum gehabt, sagen: ja kann es kommen, es braucht aber nicht so zu kommen und ich gehe doch davon! Daher muthen die Verse, die Rustan, wie von einem Alp befreit, nachdem er erwacht ist, spricht, uns unwahr an:

*) Man denke auch an das Motto zu Grillparzer's Gedichten: Heimat und Fremde:
Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehn,
So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehn.

„Breit es aus mit deinen Strahlen,
Senk es tief in jede Brust:
Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel:
Was er giebt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!"

Und das Ganze erhält dadurch, daß das stille Loos gepriesen wird, etwas Philiströses, das uns umsoweniger gefällt, als es aus dem Munde eines jungen, frischen Menschen kommt. All' das, was man beim Anhören und Sehen nicht von sich abweisen kann, beeinträchtigt zwar den Genuß und den Werth des Stückes, vermag uns aber doch die Einsicht nicht zu nehmen, daß wir es hier mit einem phantasievollen, glanzvollen Bühnenwerk zu thun haben, das uns nur ein Dichter schaffen konnte, und wir sehen in der Art, wie Grillparzer hier die Freiheit, die ihm durch die fessellose Einbildungskraft gegeben ward, bewußt und weise benutzt, daß er sich hier wie selten auf einem ihm eigenen Felde bewegte. Ein gleich glücklicher Wurf ist „Weh Dem, der lügt!" zu nennen. Hier stören etwaige Einwände, die man machen könnte, gar nicht und die Handlung, erfunden, wie sie sein mag, wenn sie auch an ein Wort des frommen Bischofs Gregor von Chalons anknüpft und die Gegensätze der Völker historisch sind, begegnet dem Nicken der Zustimmung und dem Lächeln der Erheiterung und Erbauung. Ja, etwas Erbauliches liegt in dem Sinn des Stückes, das die Lüge durchaus verdammt und als Lustspiel einst die Opposition der Wiener erregte, die unter einem Lustspiel etwas ganz Anderes verstanden, jetzt aber, mehr als Schauspiel genommen, nur die Hände in Bewegung setzt, wie es den Geist fesselt. Ein milder Zug durchweht das Ganze und wenn am Schluß der gute Bischof, der so sehr die Lüge haßt, doch froh sein muß, daß, wenn die Lüge auch nicht aus der Welt zu schaffen ist, sie doch die Wahrheit wenigstens nicht überwuchert, so ist das kein laxes Zugeständniß an die träge Gewohnheit der Welt, sondern der Grundgedanke des Stückes wird dahin variirt, daß alles Menschliche unvollkommen ist, daß die Vollkommenheit aber doch über demselben wie eine Sonne steht, die Alles beleuchtet und zu der man bewundernd emporschaut.

Wir sind am Ende mit unserer Betrachtung. Wir haben eine Reihe von Bühnenschöpfungen vor unserem Auge vorüberziehen sehen, die nicht alle Meisterwerke sind, von denen einige aber als bedeutend und eigenartig gelten können. Als eigentlichen Classiker wird man Grillparzer nicht mehr gelten lassen können, wie es etwa bei sogenannten Classikeraufführungen an den Theatern geschieht, wo den Stücken Goethe's und Schiller's wohl die anderer älterer Dramatiker, zu denen auch Grillparzer gehört, beigesellt zu werden pflegen. Wenn man Grillparzer den „Goethe Oesterreichs" genannt hat, so ist das nur cum grano salis zu verstehen, da es auf der Verkennung der eigentlichen Größe und Bedeutung der Classiker beruht, „die ja nicht blos die Repräsentanten und der höchste Ausdruck einer bestimmten Zeitepoche eines einzelnen Landes und Volksstammes, sondern die Begründer, die leuchtenden Vorbilder und das Maß einer ganz neuen Epoche der Entwickelung des deutschen Geistes, einer ganz neuen Cultur- und Bildungsepoche überhaupt sind" (Robert Prölß, Geschichte des neueren Dramas). Aber der größte Tragiker und Dramatiker Oesterreichs ist und bleibt Grillparzer, wie Hamerling der größte Epiker dieses Reiches und Völkercomplexes ist. Als solchen haben ihn ernsthafte Männer betrachtet, wie, um nur einen anzuführen, der uns grade einfällt, Gottfr. Keller, der ihm sonst doch nicht geistesverwandt war, wenn er auch sozusagen zur Loge gehörte. Ihm imponirte vor Allem die geistige Höhe und das Niveau, das wie ein Fels das Meer überragt, als welches wir das ewig Bewegliche, Alltägliche, Vergängliche zu bezeichnen haben, was mit dem Tage entsteht und vergeht. Als solcher Geist geht Grillparzer, der durch die Geburt noch dem achtzehnten Jahrhundert angehörte, auch in das zwanzigste hinein, als ein Großer, und mehrere seiner Bühnenschöpfungen werden, wenn sie ab und zu aufgeführt werden, den Maßstab mit bilden helfen, mit dem man die Erscheinungen mißt, wie mit dem Gardemaß. Daß diese Erscheinungen, zu denen wir auch einige der mit dem Grillparzerpreis gekrönten (Hartleben!) rechnen, dabei nicht immer gut wegkommen, wird Thatsache sein. Diese bildende pädagogische Wirkung des Dichters wird durch das Factum, daß mit dem Ablauf des Jahres, der seinen dreißigsten Todestag enthält, seine Werke frei werden, wohl erhöht werden, denn es liegt auf der Hand, daß mit der weiteren Verbreitung durch den Buchhandel auch die Bekanntschaft wächst, die in Kreise dringt, in denen Grillparzer bisher noch nicht bekannt geworden ist. So ist das Erlöschen des Privilegs ja neuerdings auch Hebbel zu Gute gekommen, der etwas in Vergessenheit gerathen war. Die vorliegende Auswahl der Dramen Grillparzer's, die uns Anlaß gegeben hat, uns allgemein zu Grillparzer zu äußern, fassen wir als einen Vorläufer dieser neu erstehenden Ausgaben auf, die berufen sind, dem Dichter als Herold zu dienen. Auch die Beschäftigung der Herausgeber und Literarhistoriker und Aesthetiker, die ja nie ganz geruht hat, wird sich ihm wieder zuwenden. Eine neue kritische und vollständige Gesammtausgabe wird nöthig werden, der der dichterische Nachlaß Grillparzer's, dem unseres Wissens im Jahre 1903 die Siegel gelöst werden sollen, neues Material zuführen wird. Bisher that den Dienst einer Gesammtausgabe die von Laube und Weilen bald nach Grillparzer's Tode herausgegebene, bei Cotta erschienene zehnbändige Ausgabe der sämmtlichen Werke Grillparzer's, aus der die „Meisterwerke" ein Auszug sind, die für den ersten Zweck ausreichte. Jetzt wird sie das Verdienst in Anspruch nehmen können, die erste von vielen Ausgaben gewesen zu sein. Laube's Einleitungen sind nach Gottfr. Keller's Ausspruch etwas „flach weltläufig"; nunmehr wird man mehr in die Tiefe gehen und den Dichter nach anderen Grundsätzen beurtheilen müssen, als sie der Theaterleiter, und sei es der wohlwollendste, besitzt, der immer mit seinem Publicum, dem „vielköpfigen Ungeheuer", rechnen muß. So erst wird man einem Dichter gerecht werden, für dessen Wesen ein Wunsch bezeichnend ist, den er in einem Verschen that, der, er wolle

„am liebsten stehen bleiben,
Wo Goethe und Schiller standen" —

der aber auch gesagt hat:

„Ich komme aus andern Zeiten
Und hoffe, in andre zu gehn."

Das Letztere dürfte zutreffen. J. R.

Bücherbesprechungen.

— Karl Johann Philipp Spitta, Psalter und Harfe. Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. 3. Aufl. Jubelausgabe zu seinem 100jährigen Geburtstage. 18.–39. Tausend. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins. 1901. — Der Sänger von „Psalter und Harfe", von dem sein Biograph K. K. Münkel sagte: „Er wandelte durchs Leben eine hell leuchtende Bahn, die sich nicht diesseits in lange Nebel verlor, sondern aus Licht in Licht von dieser zu jener Welt fortging", und dessen Gedächtniß jüngst bei seinem hundertjährigen Geburtstag in weiten Kreisen erneuert wurde, empfängt durch diese Verbreitung seiner geistlichen stimmungsvollen Lieder jedenfalls ein schönes Denkmal. Ueber den Werth seiner Gesänge brauchen wir nicht mehr zu sprechen; nicht wenige sind in den Gesangbüchern Eigenthum der christlichen Gemeinde. Der Nassauische Colportageverein hat hier beide Sammlungen seiner Lieder in einen Band vereinigt, sachlich geordnet und mit Angabe der Melodien versehen. Er ist bemüht, sie durch besonders billigen Preis zu verbreiten und Jedem zugänglich zu machen. Das uns vorliegende Exemplar, in Leinwand gebunden mit in Gold gepreßtem Titel, kostet nur 60 ₰ (50 Exemplare 25 ℳ), geh. nur 25 ₰ (50 Exemplare 10 ℳ), cartonirt 45 ₰ (50 Exemplare 20 ℳ), gebund. mit Goldschnitt 1 ℳ (25 Exemplare 22 ℳ, 50 Exemplare 40 ℳ).
D. K.

— Geschichte des Geschlechts von Altrock, bearbeitet durch Constantin v. Altrock, Major im Generalstabe des XIV. Armeecorps. Mit neun Lichdrucktafeln, zwei Wappentafeln, acht Abbildungen und einer Skizze im Text. Berlin 1901, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 8°; 132 S. (und 12 Ahnentafeln). — Das in diesem schönen Buche behandelte Geschlecht ist als urkundlich nachweisbares und als adliges nicht sehr alt: über das Jahr 1700 gehen selbst die frühesten Nachrichten über den Begründer, den mecklenburg-strelitzschen

Freigutsbesitzer Jürgen Altrock, dessen vier Söhne 1744, 1749, 1746 und 1751 unter Verleihung von vier Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits in den erblichen Adelsstand erhoben worden sind, nicht hinaus. Von bleibender Bedeutung für das Geschlecht waren der Uebertritt Ernst's v. A. (1769) und der Rückübertritt Wilhelm's v. A. nach Sachsen (1849): von dem zweiten stammen die heute in Sachsen lebenden Altrock's ab. Am russischen Feldzuge Napoleon's I. haben fünf Altrock's Theil genommen; nur zwei von diesen sahen die Heimath unverwundet wieder. Paul v. A. ist am Abend der Sedanschlacht im frischen Alter von 21½ Jahren als Leutnant bei unseren 2. Grenadieren den Heldentod gestorben; Constantin v. A., der Vater des Verfassers, hat am 21. December 1870 an der Spitze von 750 Mann seine Vorpostenstellung Le Bourget gegen 35000 Franzosen gehalten („un homme grossier, les épaules larges comme l'arc de l'Etoile, avec des bottes vernies — mais quelles bottes —, cet homme était le commandant du Bourget"; Eisernes Kreuz I. Classe; Ernst v. A. ist am 2. August 1887 in Deutsch-Südwestafrika gegen die Hottentotten gefallen; Hugo v. A. wird unserer sächsischen Leutnants-Generation in seiner Eigenschaft als Commandeur des Cadettencorps (1893—97) noch in dankbarer Erinnerung sein. Aufgefallen sind mir in dem Buche die zahlreichen Fälle der Verehelichungen von Altrock's mit Mädchen aus bürgerlichen Familien, was anscheinend der Tüchtigkeit des Geschlechts keinen Eintrag gethan hat; jedenfalls verdankt es diese verdienstvolle Familiengeschichte, die hoffentlich zur Begründung eines Altrock'schen Geschlechtsverbands führt, allein der Thatsache, daß die Gattin des Verfassers die Tochter des Inhabers und die Schwester des Theilhabers der alten Mittler'schen Hofbuchhandlung ist: schon aus der Ausstattung des Buches erkennt man die verwandtschaftliche Liebe, die die Herren Toeche-Mittler dem Altrock'schen Geschlecht entgegen bringen. Ht.

— Seine Spuren in der Steppe. Russische Erzählungen von S. Keller (Ernst Schrill). Berlin, Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, SW., Johanniterstraße 6. Preis 1 ℳ, geb. 1 ℳ 80 ₰. — Keller's außerordentliche Begabung steht außer Zweifel. Er hat eine erstaunliche Gewalt des Wortes, die in Rede und Schrift packend einschlägt und schon auf manches gleichgiltige Herz aufrüttelnd und erwecklich gewirkt hat. Wir haben ihn selbst von der Kanzel gehört und können bezeugen, wie mächtig seine kraftvolle und bilderreiche Rede ergreift. Sein Geschick und seine Fähigkeit verleugnen sich auch in diesen Erzählungen nicht, denen überdies zum Vortheile gereicht, daß ihr Schauplatz das südliche Rußland ist, das der Verfasser aus eigener Anschauung gründlich kennt. Wenn wir also des Verfassers hohe Gaben ausdrücklich anerkennen, so müssen wir doch, um ehrlich zu sein, hinzufügen, daß das stark entwickelte apostolische Selbstbewußtsein, das Keller beseelt und dem er oft einen beinahe naiven Ausdruck giebt, für uns etwas Peinliches hat. In gewissem Sinne ist es ja beneidenswerth, dieses Frohgefühl der Sicherheit im Besitze der Wahrheit. Aber wir würden jedenfalls dem Worte des Verfassers williger lauschen, wenn er diese selbstgewisse und anspruchsvolle Manier nicht hätte. R. B.

— Der Dombaumeister von Freiburg. Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert von Felix Wolf. Lahr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg. Preis 3 ℳ — Was an der Erzählung wohlthuend berührt, das ist die ehrliche und reine Begeisterung für das herrliche Kunstwerk des Freiburger Münsters, die aus ihr spricht. Wir theilen unwillkürlich die Bewunderung des Verfassers für den edlen Meister Gottfried, der sogar das Glück seines Herzens dem hohen Ziele opfert, das er sich in dem Ausbau des Domes gesteckt hat und dessen Augen sich zum ewigen Schlummer schließen, sobald sie die Vollendung seines Lebenswerkes gesehen haben. Die behagliche Breite der Darstellung auch des Nebenwerks kennzeichnet die naive Freude des Erzählers an seinem Gegenstande; doch würde hie und da eine knappere Fassung die Wirkung erhöht haben. Auch konnte der gewaltige, geschichtliche Hintergrund — Kreuzzüge, Interregnum, Rudolf von Habsburg — bedeutsamer verwerthet sein. Wenn man indessen hört, daß der Verfasser aus den allerbescheidensten Verhältnissen (er hat kaum 5 Jahre Schulunterricht genossen und vom 12. Jahre ab als Ziegelarbeiter sein Brod verdienen müssen) trotz harter Schicksale sich emporgearbeitet hat, so wird man vor solcher Thatkraft sicherlich alle Hochachtung haben und seine Erzählung mit um so lebhafterer Theilnahme lesen. R. B.

— Plauderbriefe an eine junge Frau. Von Otto von Leixner. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag, 1901. Preis geb. 5 ℳ — Die Gabe des liebenswürdigen Plauderns, häufig und fast alltäglich bei den Romanen, insbesondere den Franzosen, ist in deutschen Landen eine seltene Pflanze. Otto von Leixner versteht diese Kunst aus dem Grunde. Selbst wenn er Peinliches und Unangenehmes zu sagen hat, bleibt ihm eine gewisse Anmuth eigen, die keine Verstimmung aufkommen läßt. Das ist für die Wirkung seiner Bücher ein unschätzbarer Vortheil. Denn er hat einen scharfen Blick für die Fehler und Schwächen seiner Mitmenschen und hält mit seinem Tadel nicht zurück. Um so mehr darf man sich des Erfolges seiner Schriften freuen. Von seinen „Aesthetischen Studien für die Frauenwelt" ist jüngst die 6. Auflage erschienen; die „Plauderbriefe an eine junge Frau" liegen in zweiter Auflage vor. Man kann daraus schließen, daß die deutschen Frauen und Mädchen seinen Vorwürfen und Ausstellungen bei aller Schärfe doch schließlich die gute und redliche Absicht angemerkt haben. Und das muß wahr sein. Es ist ihm nicht darum zu thun, sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten, sondern ihnen ein Licht aufzustecken über manche Unsitte, manche Thorheit und Gedankenlosigkeit und alle die schlimmen Folgen, die daraus erwachsen können. Die Gegenstände, von denen die Plauderbriefe handeln, sind überaus mannigfaltig. Launenhaftigkeit der Frauen, falsche und wahre Geselligkeit, Verkehrtheiten der Mädchenerziehung, Eitelkeit und Gefallsucht, verschiedene Arten von Idealen, Kinderzucht, übertriebenes Romanlesen, zeitmordender Dilettantismus, das wahre Glück, Werth der Sehnsucht, Weib und Religion, Emancipation, Nervosität — das sind nur so einige Stichworte, die wir aufs Gerathewohl herausgreifen. Wollen wir doch das Lesen des Buches nicht ersetzen, sondern vielmehr recht herzlich und dringlich empfehlen. Es ist viel zu lernen daraus. Das Beste aber von Allem, was Leixner wieder und wieder mit anderen und immer wärmeren Worten preist, das ist der Zug zum Idealen, die Sehnsucht nach Hohem und Edlem, die hinausträgt über die Enge der Erde, dem Himmel und der Ewigkeit entgegen. Er beklagt die Armuth solcher Frauen (es ist mit den Männern nicht anders), deren Lebensführung einzig bestimmt wird durch das Streben nach eignem Wohlbehagen und die keine Ahnung haben von einem höheren Lebensziele. Wer es gut mit unserem Volke meint, muß dem Buche recht viele aufmerksame und bildungswillige Leserinnen wünschen. Die Verlagshandlung hat ihm eine sehr geschmackvolle Ausstattung gegeben. Das Buch ist ihrer werth. R. B.

— Durch ganz Italien. Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze. Lieferung XX—XXX. Zürich, Verlag von Caesar Schmidt, Verlag für Deutschland: Werner's Verlag, G. m. b. H., Berlin. Preis der Lieferung 1 ℳ — Mit der dreißigsten Lieferung ist dieses schöne, von uns mehrfach besprochene Werk vollständig geworden. Es ist ein überraschender Reichthum guter Bilder, der in diesem stattlichen Bande vereinigt ist, und kaum Einer, der Italien bereist hat, wird etwas Wesentliches, das Eindruck auf ihn gemacht hat, vermissen. Für solche Reisenden aber, die nicht bestimmte wissenschaftliche Interessen nach dem Süden führen, hat das Werk eine große praktische Bedeutung: es ist die beste Vorbereitung für eine italienische Reise, besonders wenn diese Vorbereitung mit Hilfe des Reisehandbuches, das ja doch Niemand wird entbehren wollen, getroffen wird. Außerdem ersetzt es die Masse von Photographien, die die Meisten sich von der Reise von all den Sehenswürdigkeiten und Kunstschätzen zur Erinnerung mitzubringen pflegen, wenigstens in den Fällen, wo für den Einzelnen nicht besondere Liebhabereien oder entlegenere Dinge in Fragen kommen. Uebrigens ist den Tafeln auch ein in Kürze orientirender Text beigegeben, der auf die meisten Fragen Antwort ertheilt. Die Abbildungen, sämmtlich Autotypien, sind tadellos ausgeführt, der Druck ist außerordentlich klar, die Ausstattung überhaupt in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Das Werk ist außerdem sehr billig. Berechnet man eine italienische Photographie sehr niedrig zum Preise von 50 Centimes, so würde die vorliegende Sammlung in Photographien allein mindestens tausend Francs kosten! j.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 9. Dienstag, den 21. Januar, Abends. **1902.**

Erfolgreicher Winterschutz der Obst-, Park- und Waldbäume gegen Wildschaden.

Von Dr. E. S. Zürn.

Sobald unsere Fluren, besonders der Feld- und Waldboden, dauernd von hoher Schneedecke eingehüllt werden, gehen Hirsche, Rehe, Hasen und Kaninchen, sowie auch gewisse Wühlmausarten die Gehölze an, da ihnen die überwinternden krautartigen Bodengewächse alsdann natürlich so gut wie unzugänglich sind. Meldet sich namentlich — wie das im vergangenen Jahre, sowie im März 1896 der Fall war — noch ein so lange dauernder und hart auftretender Nachwinter, so steigt die Hungersnoth für das Wild auf das Höchste und es erreichen die Heimsuchungen unserer Obst-, Zier- und Waldgehölze durch dasselbe einen enormen Umfang, desgleichen natürlich die daraus sich ergebenden finanziellen Verluste.

Zunächst sei Einiges darüber angegeben, wie die von den genannten Nagethieren, sowie die von Rehen oder Hirschen an Bäumen und Sträuchern hinterlassenen Fraßstellen eigentlich aussehen. Der Hase schält und reißt vom Stamm — nicht selten bis zu Mannshöhe und darüber — sowie von den untersten Aesten die Rinde herunter. Dieses Rindenschälen charakterisirte schon der Forstzoolog Altum sehr treffend mit folgenden Worten: „Außer den Wunden der horizontal eingreifenden und stellenweise nicht selten auch Holz verletzenden Nagezähne findet man stets noch die Rinde in Längsstreifen abgerissen.“ Oft hängen noch ganze längsgeschlitzte Streifenreste, Rindenfetzen u. dergl. an von Hasen mitgenommenen Stämmen der Obstbäume, sowie an den Stämmchen verschiedener, vorzugsweise im Jugendalter von Hasen heimgesuchter Laubhölzer (besonders Akazie und Goldregen, seltener Eiche) herab. Zweigenden und Knospen, namentlich auch die Gipfel-, End- oder die Terminalknospen, sowie ganze Gipfeltriebenden, nicht selten sogar die oberen Partien der Stämmchen selbst werden durch die Hasen so abgebissen, daß sie von der Zweigbasis mit schiefer, aber völlig glatter Oberfläche losgetrennt, gleichsam wie losgeschnitten sich zeigen. Rehe oder Hirsche hinterlassen dagegen an den ihrerseits angegangenen Trieben Verbißstellen, welche aussehen, als seien die von denselben abgebissenen Theile mit ganz stumpfem Messer mehr losgebrochen als abgeschnitten worden. Außer den niedrigen Obstgehölzen sind es besonders die jungen Eichen, Roth- und Weißbuchen, die Akazien-, Ahorn- und Eschenbäume, die Fichten und Tannen, ferner die Weiß- und Schwarzdorn- auch die Rainweiden- oder Ligustersträucher, welche durch Hasen, die Fichten, Tannen, Kiefern und Eichen, welche durch Rehe, Hirsche u. s. w. verbissen werden. Das wilde Kaninchen richtet aber noch weit mehr Schaden sowohl an Obstbäumen, wie an einer noch größeren Zahl von Waldgehölzarten an. Unter viel stärkerem Eindrücken seiner Nagezähne in Rinde und Holz von etwa bis 5 cm unteren Durchmesser aufweisenden Stämmen reißt es zwar die Rinde nicht los, nagt sie aber an den dünnsten Stämmen ringsum und unmittelbar über dem Wurzelhalse bis zu etwas über $\frac{1}{2}$ m Stammhöhe, an stärkeren Stämmen an verschiedenen Stellen derselben gründlich genug ab, namentlich bei anhaltend schneereicher, frostharter Winterwitterung. Alsdann, besonders nach dem Frühjahre zu, schneidet das wilde Kaninchen auch dünnere Ast- und Zweigtheile, namentlich von Fichten und Kiefern, los, wühlt im Boden nach den Wurzeln junger Bäumchen, scharrt letztere wohl auch ganz aus der Erde, um sie zu zernagen. Am liebsten greift das wilde Kaninchen Obstgehölze (ausschließlich Kirschbaum), Weiß- oder Hainbuche, Akazie und Pfaffenhütchen (Evonymus), in zweiter Reihe Rothbuche, Eiche, Ahorn, Hasel, Weiß- und Schwarzdorn, Faulbaum, Liguster, weniger gern Eiche, Birke, Ulme, Kornelkirsche, Schneeball, Kiefer, Fichte und nur im Nothfalle Eberesche, Rose, Linde und Weide an. Die durch die Scher- oder Erdwühlmaus (Wühl- oder Erdratte, Arvicola amphibius var. terrestris), sowie durch die Feldmaus (Arv. arvalis) und die Rötel- oder Waldwühlmaus (Arv. glareolus) den Obst- und Waldbäumen zugefügten Schädigungen lassen sich kaum treffender kennzeichnen, als Altum das, wie folgt, gethan hat: Der Schermäuse sehr scharfe und kräftige Nagezähne schneiden unter der Erdboden-Oberfläche das Holz mit Hinterlassung scharfer und langer Eindrücke durch; die kürzeren und feineren Wunden, welche die Zähne der kleineren Mäusearten den Pflanzen beibringen, sind nie so tief in den Holzkörper eingeprägt. Ganz schwache Pflanzen und feine Wurzeln schneidet die Schermaus in einem Gange ab, starke aber partienweise, so daß stets an kleineren Flächen die Zahneindrücke parallel laufen und eine größere Fläche demnach mit verschiedenen Nagedessins bedeckt ist. Die Schermaus schneidet den Bäumen so die Wurzeln ab und greift immer ganz besonders die Pfahlwurzel an. Infolgedessen beginnen kräftige, armdicke Bäume im besten Wachsthume plötzlich zu welken und beim Anfassen der Stämme fühlt man sofort, daß dieselben nur noch ganz locker im Boden stehen; mit geringem Kraftaufwande lassen sie sich umlegen und ausziehen.

Um nun zunächst Hasen und Kaninchen von mit Obst- und Ziergehölzen bepflanzten Terrains fern zu halten, zu verhindern, daß diese Thiere ebendaselbst die Stämme und untersten Aeste durch Nagen von Rindenborke und Splint befreien, an diesen Partien, wie auch am Holzkörper mehr oder weniger schwer verletzen, werden die allerverschiedensten Mittel zur Anwendung empfohlen und gebracht. Von denselben helfen aber leider in frost- und schneereichen Wintern nur wenige auf die Dauer. Das gilt besonders vom Bestreichen der Baumstämme mit übelriechenden Substanzen. Da Schnee, Regen u. s. w. solche meist sehr bald wieder von den Stämmen waschen, macht sich ein wiederholtes Aufstreichen derselben während eines Winters nothwendig, sollen sie solange Hasen, Kaninchen u. s. w. von Angriffen auf die betreffenden Bäume zurückhalten helfen. Derartige Arbeit aber innerhalb einiger Monate öfter z. B. an einigen Hunderten oder Tausenden von Bäumen vorzunehmen, erfordert ganz besonderen Aufwand an Mühe, Zeit und Geldkosten. Besser haftet an der Baumstammrinde schon jene bekannte Schmiermischung, bestehend aus $\frac{1}{3}$ gut gelöschten Kalks, $\frac{1}{3}$ strohfreien Kuhfladens und $\frac{1}{3}$ faulen Rindsbluts oder aus $\frac{1}{3}$ gelöschten Kalks, $\frac{1}{3}$ Kloake und $\frac{1}{3}$ Lehmbrei. Derselben können, um einen besonders widerwärtigen Geruch bei ihr hervorzurufen, gewisse penetrant duftende Stoffe, wie Heringslake, stinkendes Thier- oder Franzosenöl (Oleum animale foetidum), Fischöl, alter, fließender Käse xc., aber, um sie bitter schmeckend zu machen, Ochsengalle beigemischt werden. Fisch- und Thieröl, am Rande eines Obstgartens oder in den äußersten Baumquartierreihen einer Gehölzschule mittels einer Taubenfeder auf den Stamm etwa je des vierten Baumes auf 35 bis 70 cm Höhe nur sehr sparsam aufgepinselt, soll sehr lange das Fernbleiben der Hasen bewirkt haben. Ein Forstmann will das gleiche Resultat durch Aufpinseln von in warmem Wasser, sowie durch Vermengung mit Rindsblut breiig gemachtem Hundekoth erzielt haben. Längere Zeit über wurden zu diesem Zwecke größere Mengen von Hundeexcrementen gesammelt; man trug den aus ihnen hergestellten dünnflüssigen Brei sowohl auf die Baumstammrinde, wie auf die dem Wildverbiß ausgesetzten Gipfel- und Zweigtriebe auf. Ein Einfetten der Baumrinde mit Speckschwarte, Hammeltalg u. dergl. schützt dieselbe vor einem Benagtwerden unzweifelhaft

noch weit länger als jene Mittel, da solche Fettstoffe von Regen, Schnee u. s. w. natürlich nur weit schwerer und langsamer abgewaschen werden können als die vorhin genannten Substanzen. Man hat auch ein Aufstellen von Brettern, welche mit Gastheer bestrichen sind, zwischen den durch Hasen, Kaninchen und Rehe bedrohten Bäumen als sehr wirksam empfohlen. Daß allen Wildarten der Geruch des Gastheers sehr widerwärtig ist, glauben wir gern, nicht aber, daß eine derartige Anwendungsweise des genannten Präparats zur Fernhaltung des Wildes von den Bäumen sich eignen möchte und praktisch sei. Nicht allein unpraktisch, sondern meist auch von einer der gewünschten ganz entgegengesetzten Wirkung ist das so vielfach übliche directe Aufpinseln von Theer oder Petroleum auf die Obstbaumrinde. Beide Präparate, ebenso, wie zu dick aufgetragener Kalk, verbrennen oder ersticken die Rinde jüngerer Obstbäume meist gründlich und ätzen auch die Rinde älterer Bäume noch stark genug, so daß also der durch sie den Bäumen zugefügte Schaden unter Umständen größer sein kann, als der vom Wild angerichtete.

Umwickelt man die Baumstämme möglichst dicht mit Dornenreisig, so verrichtet das in nicht allzu hart auftretenden Wintern in der Regel gute Dienste. Freilich würde die Anwendung dieses Schutzmittels bei einer größeren Anzahl Bäume, z. B. in einer Gehölzschule, wohl zu umständlich, mühsam und zeitraubend sein. Daß aber, wie behauptet worden ist, ein Umkleiden der Baumstämme mit den Ruthen der Kornellkirsche (Hartriegel, Hornstrauch, Cornus mas) das Wild, besonders Hasen und Kaninchen, von Angriffen auf die Bäume zurückhalte, weil die Rinde des genannten Strauches bitter sei, und eine Anwendung von Wachholderzweigen in gleicher Weise, sowie zu gleichen Zwecken helfe, weil die letzteren so widerwärtig schmeckten, erscheint sehr wenig glaubhaft. Die Bäume einfach in Roggenlangstroh einzubinden, hilft bei lange anhaltender starker Winterkälte und bei lange liegendem hohem Schnee gewöhnlich nicht viel, obgleich gerade diese Maßregel so oft zur Anwendung empfohlen wird. Es neigt auch die in solcher Strohumkleidung gewissermaßen unter Luftabschluß stehende Baumrinde sehr zu allerhand Erkrankungen, wozu noch gewisse, unter einer Strohhülle bekanntlich mit Vorliebe sich ansammelnde pflanzliche und thierische Baumfeinde in der Regel viel mit beitragen helfen. Etwas besser als eine einfache Strohumkleidung aller im Winter durch Wildfraß gefährdeter Frucht-, Zier- und Waldbaumstämme verhilft zu letzterer Unversehrtbleiben ein Einhüllen in Schutzkörbe aus Schilf, wie solche in der Rohrwaarenfabrik von A. Gutjahr in Eich (Rheinhessen) dauerhaft und gut hergestellt werden. Zur Anwendung bei einer größeren Zahl von Bäumen kommen derartige Schilf-Baumschützer, deren Preis ja im Verhältniß zu ihrer guten Qualität an und für sich kein zu hoher ist, freilich immer noch zu theuer zu stehen. Noch weit mehr ist das jedoch der Fall mit allen aus Drahtgeflecht oder Bandeisen und dergleichen hergestellten sogenannten Baumschutzkörben, wie sie das gartentechnische Geschäft von Ludw. Möller in Erfurt zu 2,25 ℳ das Stück, sehr viel billiger die Draht- und Eisenwaarenfabrik von Kallenberg und Feyerabend zu Ludwigsburg in Württemberg 1 bis 1,50 Meter lang zu 65 bis 85 ₰ oder als einfache gerollte Drahtgeflechtsstücke bei 1 m Höhe je nach Durchmesser von 9 bis 13 cm und bei 25 mm Maschenweite zu 25 bis 30 ₰ in den Handel bringen. Auch die Firma H. Jungclaussen in Frankfurt a. O., ein besonders renommirtes Specialgeschäft für alle Baumschulartikel, bietet Baumschützer aus verzinktem Drahtgeflecht an. Letzteres besteht aus 1,2 mm starkem bestem Zinkdraht, hat 38 mm Maschenweite, 1 m Höhe, ist mit verzinkten Krampen an zwei glatt gehobelten, vierkantigen Pfählen befestigt und mit zwei Haken zum Zuhaken versehen. Seine Dauerhaftigkeit wird auf 10 bis 12 Jahre angegeben. Der Preis dieser Baumschützer, welche weit genug vom Baumstamme abstehen und deshalb jede Annäherung des Wildes unmöglich machen, ist 65 ₰ für 1 und 60 ℳ für 100 Stück. Legt man einfach Drahtgeflecht dicht um die Baumstämme, um dieselben auf solche Weise gegen Wildfraß zu schützen, so hat man hierzu entsprechend breite und mindestens 1 m hohe Streifen vom allerengstmaschigen (12—15 mm Maschenweite) Drahtgeflecht zu verwenden. Sind nämlich dessen Maschen weiter, so gelingt es z. B. den wilden Kaninchen sehr leicht, durch des Drahtgeflechts Zwischenräume die Baumrinde loszunagen; haben die Drahtgeflechtmaschen aber nur ca. 12—15 mm Weite, so können zwischen dem Draht die genannten Nager blos — wie der Forstmann sich ausdrückt — an der Baumrinde „nippeln", d. h. dieselbe nur stellenweise und ganz oberflächlich ein wenig benagen, wodurch Baum und Rinde kaum geschädigt werden. In der Regel werden diese gefährlichen Baumfeinde wohl keine Nageversuche an Baumstämmen anstellen, die von dem beschriebenem Drahtgeflecht umkleidet sind. Steigt aber die Hungersnoth dieser Thiere, sowie der Hasen, Rehe &c. derart bei im Winter, namentlich im Spätwinter lange liegenbleibendem, dazu noch hart gefrorenem Schnee, daß dieselben (wie es Verfasser dieses Aufsatzes wiederholt beobachtet hat) selbst die dichteste und dornigste oder stacheligste Reisigumkleidung, die dauerhaftesten Stroh- oder Schilfhüllen vom Baumstamme herunterreißen, so versuchen sie auch zwischen weiteren Drahtgeflechtmaschen und mehr von einander abstehenden Bandstreifen metallner Baumschützer mit ihren Zähnen hindurch und zur Baumrinde zu gelangen.

Am sichersten hält das Wild von jeder Gehölzpflanzung eine gute Drahtspalierumzäunung ab. Solcher Drahtzaun muß aber — soll er wirklich auch die wilden Kaninchen verhindern können, sich unter ihm hindurch zu wühlen — mindestens 15 cm tief (in sandigen, lockeren Böden noch tiefer) im Erdboden sich hinziehen. Er muß ferner, damit das Wild nicht über ihn hinwegspringen kann, eine Mindesthöhe von 1—1½ m haben. Bezogen werden kann er, außer von den oben genannten Firmen, fast von jeder Eisen- und Drahtwaarenhandlung. Natürliche Hecken, auch die scheinbar dichtesten und dornigsten, vermögen dauerhaft gearbeitete und correct angelegte Drahtumfriedigungen in ihrem Werthe als Gehölzschutzeinrichtung nie völlig zu ersetzen. Im Gegentheil bieten sie Rehen, Hasen, Kaninchen, Mäusen &c. die besten Schutzplätze und Schlupfwinkel dar, von welchen aus die genannten Thiere, wie bekanntlich auch viele Arten von Gehölzungeziefer ungestört ihre Angriffe gegen Bäume und Sträucher richten können, da auch die am besten angelegten Hecken infolge von Zerstörungen durch Wild und unzählige noch kleinere thierische Feinde nach und nach, in anhaltend harten Wintern sogar schon sehr bald lückenhaft werden.

Eine Herstellung künstlicher oder natürlicher Schutzzäune ist nun freilich meist nur zur Umfriedigung räumlich enger begrenzter Garten- oder Parkgrundstücke ausführbar, soll sie nicht allzu kostspielig werden. Baumbestände von vielen Hektaren Umfang lassen sich gewöhnlich blos durch Anwendung der schon früher namhaft gemachten Mittel gegen Wildfraß schützen.

So wendet z. B. der Forstmann zum Schutze seiner Pflanzungen, welche aus gewissen, vom Wild besonders gern benagten Baumarten zusammengesetzt sind, gegen den sogenannten, weiter oben gleichfalls bereits beschriebenen „Wildverbiß" ein Leimen der betreffenden Gehölze an. Auf Naunhofer Staatsforstrevier wird dieses Leimen besonders bei Fichten und Kiefern zu gleichem Zwecke schon seit Jahren vorgenommen. Die Fichten müssen aber, sollen sie durch diese Procedur nicht ebenso sehr geschädigt werden, wie durch den Wildverbiß, der its über das Waldbodengras hinausgewachsen, also älter als 4 Jahre geworden, außerdem gut verschult, d. h. wenigstens einmal verpflanzt worden sein. Sind die genannten Nadelbäume noch jünger und kleiner, so vertragen sie ein Bestreichen mit Leim noch nicht, während die Kiefern sich hiergegen viel weniger empfindlich zeigen. Früher wurden nun von 4—7 Jahre alten Fichten- und von jüngsten Kieferbäumchen die End- oder Gipfeltriebe, oder deren End- oder Terminalknospen gänzlich mit Leim überschmiert, um durch den dem Wilde unangenehmen Geruch dasselbe von den derartig behandelten Bäumchen fern zu halten. Solch völliges Leimüberstreichen von Gipfelknospe oder Gipfeltrieb hatte aber häufig deren Absterben zur Folge. Ja, es wurde der Gipfeltrieb sogar geschädigt, wenn der Leim von der Endknospe herunterfloß. Seit den letzten Jahren wird deshalb auf Naunhofer Staatsforstrevier immer nur die eine Seite des Gipfeltriebes mit Leim überstrichen, so daß alsdann die andere Seite in ihrer Vegetationskraft keinesfalls gestört und geschädigt wird. Auch von solchem minder breiten Leimüberzug ist der Geruch völlig stark genug, um Wild abzuhalten. Die Gipfelknospe wird dabei aber mit Leim gar nicht bestrichen. Die ganze Arbeit läßt die Naunhofer Staatsforstrevierverwaltung durch größere Schuljungen in folgender Weise ausführen. Je zwei Jungen leimen je einen Baum, wobei der eine dieses Baumes Gipfeltrieb mit der einen Hand an der End- oder Terminalknospe festhält, den Trieb dabei ein wenig zur Seite biegend. Mit der anderen Hand aber streicht er durch eine gewöhnliche Wichs-Schmierbürste den Leim auf die eine Seite dieses Gipfeltriebes auf. Von besonderer Wichtigkeit ist es hierbei, daß der Leim auf derartige Weise so dünn, wie nur möglich, auf-

getragen wird, weshalb mit der Bürste blos ganz wenig in das mit Leim gefüllte Gefäß, welches beim Leimen der andere Junge zu tragen hat, jeweilig eingetaucht werden darf. Ein jedesmaliges Eintauchen reicht gewöhnlich aus, um von mehreren Bäumen hintereinander die obersten Triebe zu leimen. Ein besonderes Bestreichen der Gipfeltrieb-Endknaspen mit Leim wird deshalb, zum Besten einer Erhaltung der vollen Vegetationsfähigkeit der Gipfelspitze, überflüssig, weil beim Festhalten der letzteren von den leimklebeigen Fingern des das Leimen besorgenden Jungen genügend viel des genannten Klebstoffes an der Gipfeltrieb-Endknaspe sitzen bleibt, um durch seinen Geruch auch dem freßgierigsten Wild das Verbeißen zu verleiden. Der hierbei auf Naunhofer Revier verwandte Leim kommt unter dem Titel: „Ermisch's verdünnter Raupenleim“ aus Burg bei Magdeburg in den Handel. Von ihm wurden pro Hektar 5,45 kg zum Verstreichen der jungen Fichten und Kiefern verbraucht, was einer Ausgabe von 0,94 ℳ entsprach. Rechnet man hierzu noch die Arbeitskosten, welche die Ausführung des Leimens bedingte und die bei 100 Bäumchen sich (bei 8 ₰ Arbeitslohn pro Stunde) auf 6 ₰ beliefen, so kostet das Leimen eines 1 ha großen Waldbaumbestands 3 ℳ 40 ₰.

Nebenbei sei bemerkt, daß auch der Fichten-Rüsselkäfer die mit dem erwähnten Leim überstrichenen Fichtenstämmchen nur ganz wenig angreift. Zum Schutze von 4 Jahre alten Fichtenbäumchen gegen den obengenannten Schädling müssen allerdings nicht nur die Stammrinde, sondern auch der unterste Astquirl, bei 5- und 6jährigen Fichtenexemplaren außer dem Stamm die zwei untersten Astquirle mit Leim verstrichen werden. Diese Arbeit gleichzeitig mit dem gegen Wildfraß dienenden Leimen vorzunehmen, hat sich aber nicht als empfehlenswerth erwiesen, da es die Gesundheit und Vegetationsfrische der Fichten zu arg gefährdet.

Alle von Hasen, Kaninchen, Schermäusen u. s. w. an Rinde, Splint oder Holz der Bäume, besonders der Obstbäume, genagten Wundstellen sind zunächst möglichst von Rindenfetzen, Holzfasern u. dergl. mit scharfem Messer zu befreien, glatt und sauber zu schneiden. Sodann verstreicht man sie mit der bekannten breiigen Mischung von Lehm und strohfreiem Kuhdünger und bindet das Ganze mit Sackleinwand möglichst dicht und fest zu. Dadurch wird ein Losbröckeln und Abfallen des Verstreichmaterials von der Wundstelle verhütet, desgl. ein Unterschlüpfen und Ueberwintern obstgehölzschädlicher Insecten unter dem Wundverbande. Theer darf, wie schon früher betont wurde, nicht direct auf Rindenborke, Bast oder Splint, sondern nur auf ganz breite Wundflächen an altem Holze aufgestrichen werden, würde derselbe doch, da er nur ein Schutzmittel gegen Fäulniß, aber kein Heilmittel für Baumwunden bildet, Rinde, Bast, Holz u. dergl. zerstören. Ist eine Heilung der Baumwunden unter oben beschriebenem Sackleinwandverbande erfolgt, so wird letzterer natürlich losgebunden. Geht aber der Heilungsprozeß sehr langsam vor sich, sodaß er noch bis in den Sommer hinein nicht abgeschlossen ist, so hat man die Wundverbände öfter einmal mit der Gießkannenbrause tüchtig anzufeuchten, damit der Wundverstrich nicht vorzeitig austrocknet, hart und spröde wird und eine endgiltige Wundenheilung nicht zu Stande kommen läßt.

Bücherbesprechungen.

— Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Von Theodor Lindner, Professor an der Universität Halle. Erster Band: Der Ursprung der byzantinischen, islamischen, abendländisch-christlichen, chinesischen und indischen Cultur. Stuttgart und Berlin 1901, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. 8°; XX, 479 S. Preis: 5,50 ℳ — Ueber die dem trotz verhältnißmäßig enger Begrenzung weit ausholenden und breit angelegten Unternehmen zu Grunde liegende Weltanschauung Geheimrath Lindner's wolle man freundlichst die Wiss. Beil. Nr. 94 vom 8. August 1901, S. 376, vergleichen; aus guten Gründen möchte ich rein berichtend, nicht richtend, auftreten. „Geschichte ist das Verhältniß von Beharrung und Veränderung.“ „Eine Weltgeschichte muß zunächst auf die Staaten aufgebaut werden.“ „Alles Werden ist individual, aller Verlauf collectiv.“ „Die Geschichte soll nur die Veränderung und ihre Gründe, nur Ursache und Wirkung aufweisen.“ „Eine Weltgeschichte kann und soll nicht eine Geschichte der gesammten Menschheit sein.“ Das sind die hauptsächlichsten Gedanken, von denen sich der Verfasser bei seiner Erzählung hat leiten lassen. Geordnet ist diese im vorliegenden Bande folgendermaßen. Einleitung: Das römische Reich und die Germanen (von Augustus bis zum Sturze der westlichen Reichshälfte und zum Schlusse der Völkerwanderung). Erstes Buch: Das byzantinische Reich (Justinian bis Heraclius; im Ganzen eine „Rettung“). Zweites Buch: Der Islam (bis etwa 850). Drittes Buch: Das Abendland (von Chlodwig I. bis zum Jahre 900). Viertes Buch: China (von den frühesten Anfängen [!] bis auf T'ai Tsu: 960 n. Chr.) und Indien (ebenfalls von den grauesten Zeiten bis zum Eindringen des Islams: 700 n. Chr.). Der zweite Band, der im Frühjahre 1902 erscheinen soll, wird den Niedergang der byzantinischen und arabischen Cultur darstellen und die Entwickelung des europäischen Staatensystems bis ins 13. Jh. verfolgen u. s. w. Dem unbestreitbaren Vorzug einer einheitlichen Auffassung, die sich freilich an Originalität mit dem ähnlich angelegten Werke Kurt Breysig's nicht messen kann, steht das bescheidene Bekenntniß gegenüber, „daß nur ein Theil des Werkes unmittelbar aus den Quellen geschöpft ist“; wer den bisherigen Studiengang Lindner's einigermaßen verfolgt hat, wird nicht lange zu suchen haben, wo der Verfasser auf dem vertrauenerweckenden Boden selbständiger Forschungen steht. Ht.

— Warmuth, Kurt, Sonnenfalter. Gedichte. Leipzig, Johannes Cotta Nachfolger. Preis broch. (mit zinkographirtem Umschlag) 2 ℳ, elegant geb. mit Goldschnitt 3 ℳ — Unter den zahlreichen neueren Gedichtsammlungen nehmen die Sonnenfalter von Kurt Warmuth einen ehrenvollen Platz ein. Wir haben in ihnen keine psychologischen Virtuosenstückchen, keine von überhitzter Einbildungskraft erzeugten Phantasmagorien, keine titanenhaften Uebermenschenthümeleien, sondern es sind schlichte, einfache, aber sinnige, tief und warm aus dem Herzen quellende und eben deshalb wiederum zum Herzen sprechende Lieder, in denen die Natur mit ihren wunderbaren Gebilden ebenso zum Recht kommt wie die Familie und das farben- und formenreiche Leben ebenso wie die Stille des Heiligthums von Herz und Gewissen. Frische, gesunde Lebensanschauung, Freude am Dasein, die Gabe, im Aeußeren das Innere zu sehen und es zu einer beredten Symbolik zu machen, das ist so zu sagen die Signatur des dichterischen Gestaltens des Verfassers. Jedes Lied hat seinen besonderen Reiz und wirkt wohlthuend und sympathisch. Wir möchten keins in der Sammlung missen. Die Pointen, mit denen die meisten abschließen, fassen den Inhalt zusammen. Dem Inhalte entspricht die Form der Gedichte. Der Verfasser ist kein Freund von gekünstelten Rhythmen, er bevorzugt die einfachen Versmaße; nur einmal findet sich die Canzone. Ebenso leicht und flüssig ist die Sprache. Frei von Inversionen und sonstigen Satzverrenkungen lassen sich die stimmungsvollen Schilderungen von Jedermann gut lesen, zumal auch alles hohle Pathos und alle gekünstelte Rhetorik mit Sorgfalt vermieden ist. Die Reime stellen sich ungesucht ein, nur hier und da stoßen wir auf manche unreine, die hätten vermieden werden sollen; aber sie wirken nicht störend. Tondichter werden gern zu Kurt Warmuth's Sonnenfaltern greifen, besonders sind es die zartsinnigen Lieder mit kurzen Rhythmen, die sich für die Composition eignen. Aber auch Recitatoren finden in der Gedichtsammlung reichen Stoff für ihre Kunst. Wir haben hier besonders Gedichte wie: „Die Teufelsbrücke“, „In der Arena“ und „Sonnenaufgang auf dem Rigi“ im Auge. Der Verfasser hat seine Gedichte in vier Abtheilungen gegliedert, von denen die erste „Haus und Herz“, die zweite „Pfade im Süden“, die dritte „Wald und Wiese“ und die vierte „Vermischte Gedichte“ überschrieben ist. Als besonders warm und innig empfunden heben wir aus der ersten Abtheilung „Kinderglück“, „Meine Mutter“, „Ein Lied“, „Vaterliebe“, „Ein Märchen“ und „Als ich heimkam“ hervor. In der zweiten Abtheilung zeichnen sich durch Reichthum an feiner Naturschilderung und Schönheit der Formvollendung „Isola bella“, „Das Blumenthal“, „Mein Lieblingsweg“, „Gruß an Meran“ und „Ein Heiligenbild“ aus. Außerordentlich fein im Stimmungsgehalt sind in der dritten Abtheilung die Lieder: „Heimkehr“, „Abend im Walde“, „Frühling kam wieder“, „Willkommen, erster Frühlingstag!“ „Mittagszauber“ und „Abendläuten“. Der Sehnsuchtsdrang nach der Wiederkehr des Frühlings und die ganze Herzensstimmung erinnern hier zuweilen an die Naturminne Walter's von der Vogelweide. Die vierte Abtheilung bietet eine Reihe kräftig und fein gezeichneter Gestalten in den Liedern: „Der Jäger“, „Der Seemann“, „Der Weiseste“, „Alltagsmenschen“ u. s. w. Um die

Festzeiten: Weihnachten und Ostern hat der Dichter ebenso seine Blumen gewunden, wie der Patriatismus in den Liedern: „Gebet für den Kaiser“, „Heil dem König“ und „Bismarck's Ruhestätte“ zur Geltung gelangt. Wir wünschen der Gedichtsammlung Kurt Warmuth's die weiteste Verbreitung. Möge sie in das Haus und das Herz derer wandern, die noch Sinn für echte Poesie haben. Die Verlagshandlung hat dem Werke eine vornehme Ausstattung angedeihen lassen, so daß es sich vorzüglich zu Geschenken eignet. Dr. Wo.

— Die wahre Treue. Eine Erzählung von Jenny Bach (Fischer). Leipzig, Verlag von Karl Kaupisch, 1901. Preis 90 ₰, gebunden 1 ℳ 50 ₰. — Eine einfache Geschichte von gesunder Tendenz. Während es sonst heute bei vielen Schriftstellern üblich ist, jedes Aufbäumen wider Sitte und Recht mit allerlei geistreichen Wendungen in Schutz zu nehmen, lernen wir hier ein Mädchen kennen, das in demüthigem Gehorsam dem Gatten folgt, den der Vater ihr bestimmt, obgleich sie eine andere Neigung im Herzen trägt. Ehrlich und fest wahrt Ursula die beschworene Treue trotz harter Anfechtung und hält sich für reich belohnt, als sie zuletzt den früheren Geliebten an der Seite ihrer eigenen Schwester das Lebensglück finden sieht, das sie selbst ihm nicht geben durfte. Die ruhige und doch zugleich lebensvolle Darstellung fesselt die Aufmerksamkeit des Lesers und gewinnt seine herzliche Theilnahme. Anspruchsvolleren Lesern wird die Erzählung wahrscheinlich zu wenig aufregend, nicht sensationell genug sein; bescheidenere Gemüther werden sie nicht ohne innere Befriedigung und nicht ohne Gewinn lesen. R. B.

— Ein Badenberger. Poetische Erzählung von Paula Gräfin Coudenhove. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1902. Preis 2 ℳ 20 ₰, geb. 3 ℳ — Diesem Werke verleiht schon der geschichtliche Hintergrund eine gewisse Bedeutung. Markgraf Heinrich Jasomirgott von Oesterreich ist der Held, die Kreuzpredigt Bernhard's von Clairvaux, der zweite Kreuzzug und die Vermählung des Markgrafen mit Theodora, der schönen Tochter des Kaisers von Byzanz, sind die Hauptereignisse der Handlung. Um als ein poetisches Kunstwerk gelten zu können, müßte das Gedicht eine vornehmere und gewähltere Sprache reden. Indessen der warmherzige, frische und dabei anspruchslose Ton, in dem es gehalten ist, hat etwas Anmuthendes, zumal die Begeisterung für Wien ist offenbar echt und unverfälscht. Herzen, in denen dieser Klang einen freudigen Widerhall weckt, werden an dieser poetischen Erzählung redliche Freude haben und werden es der Dichterin auch gern zu Gute halten, daß sie im sprachlichen Ausdruck nicht immer auf der Höhe des Parnaß sich hält, sondern bisweilen in die Niederung der Prosa herabsteigt. R. B.

— Moritz Schanz, Ost- und Süd-Afrika. Preis brosch. 10 ℳ, gebdn. 12 ℳ Verlag von Wilhelm Süsserott, Berlin 1902. — Der südafrikanische Krieg hat eine Fluth von Büchern über Südafrika erzeugt. Es finden sich unter ihnen recht viel minderwerthige Schriften; kaum ein Werk entspricht so recht den Bedürfnissen nach eingehender Orientirung; entweder ist die Topographie zu sehr betont oder das Ethnographische, entweder das rein Commerzielle oder die im Sinne nur einer gewissen Partei geschriebenen Lebensverhältnisse. Da bringt uns Schanz, der uns durch seinen „Zug nach Asien“, „Das heutige Brasilien“ und „Durch Australien und die Südsee“ als ein tüchtiger und gewissenhafter Reiseschriftsteller bekannt ist, ein Werk über Ost- und Sud-Afrika, und es will uns dünken, als wenn es das bedeutendste überhaupt wäre, das innerhalb der letzten drei Jahre nach dieser Richtung hin erschienen ist. Der Gelehrte, der Reisende, der Nationalökonom und der Kaufmann scheinen sich gleichsam in ihm verbunden zu haben, um ein harmonisches Ganzes zu liefern. Das Werk wird eingeleitet durch eine kurze Kennzeichnung des Schauplatzes, die das physikalische Moment, das Klima, die Flora, die Landschaftsformen, die Thierwelt, die Mineralien, die Bevölkerung, die Staatenbildung, die Entdeckungsgeschichte, die Besiedelung und den Verkehr berücksichtigt. Die eigentliche Darstellung beginnt mit Abessinien. Streng genommen gehört dies nicht in das von der Ueberschrift umzirkte Gebiet des Buches, doch läßt es sich damit rechtfertigen, daß es mit den Küstenländern des Rothen Meeres und mit dem Somaliland eng verknüpft ist. An Abessinien reihen sich Erythräa, die Geschichte Ostafrikas, das Somaliland, Sansibar, Britisch-Ostafrika und Uganda, Deutsch-Ostafrika, Portugiesisch-Ostafrika, das britische Centrolafrika-Protectorat oder Nyassaland, die Komoren, Madagaskar, die Mascarenen, Geschichte des Caplandes, die Capcolonie, Natal, Oranjestaat und Basutoland, Transvaal und Swasiland, Rhodesia. Ein Nachtrag bringt noch allerneueste statistische Angaben über Erythräa, Britisch-Ostafrika, Uganda, Deutsch-Ostafrika, Portugiesisch-Ostafrika, Britisch-Centrolafrika, Madagaskar. Ungemein inhaltreich ist das ganze Werk, besonders ist die geschichtliche Darstellung der Entwickelung der einzelnen europäischen Ansiedelungen vorzüglich gelungen. Die vielen eingestreuten, oft mit großer Mühe aufgebrachten statistischen Notizen ermüden durchaus nicht. Das ganze Werk ist sehr anregend geschrieben und wird wie die übrigen Schriften des Verfassers einen dankbaren Leserkreis finden. Eo.

— Friedrich Ratzel, Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Mit etwa 400 Abbildungen im Text, 20 Kartenbeilagen und 40 Tafeln in Holzschnitt, Tonätzung und Farbendruck. 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 17 ℳ oder in 30 Lieferungen zu je 1 ℳ. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Halten wir Umschau unter all' den Universitätslehrern für Erdkunde, so hat wohl keiner einen größeren Ruf und ist keiner von nachhaltigerer Bedeutung für die geographische Wissenschaft als der Leipziger Universitätsprofessor für Erdkunde: Friedrich Ratzel. Er ist einer der Wenigen, die schon bei Lebzeiten schulebildend wirken. Dabei ist er weit über den Kreis seiner Fachgenossen hinaus bekannt. Man weiß, daß er der Begründer und Erbauer des großen Lehrgebäudes der Anthropogeographie ist, mit welchem Wissenschaftszweig die Geographie eine werthvolle Bereicherung erhielt und zugleich neue Ziele und Methoden der Forschung. Geographisch interessirte Kreise glaubten, Ratzel sei nur auf dem Gebiete der Anthropogeographie und der mit ihr theilweise zusammenhängenden Völkerkunde schöpferisch vorgegangen; umsomehr wird man überrascht sein, jetzt aus der Hand dieses großen Gelehrten eine physikalische Geographie zu erhalten. Vertieft man sich indes in die einzelnen Capitel des großen Werkes, so erkennt man, wie sich überall das anthropogeographische Moment, also die Untersuchungsweise des Verhältnisses der Abhängigkeit der Menschen vom Boden, hineinschleicht. Und das mit Recht! Denn zum Bilde der Erde gehört nicht blos die Registrirung der geographischen Thatsachen, sondern auch ihre Wirkung auf Sinn und Geist des Menschen. Wahren Perlen wissenschaftlicher und allgemein verständlicher Inductionen begegnen wir in den Darlegungen des Einflusses der Festländer und Inseln auf die Lebensverbreitung. Hierher gehören z. B. die Abschnitte: Die Wirkungen der Erdgestalt, Die geistigen Wirkungen der Erdbeben und Vulkanausbrüche, Die Küste als Schwelle des Lebens, Der Mensch und seine Wohnstätten in Beziehung zur Küste, Das Leben und die Bodenbildung, Die Bodenformen und die geschichtliche Bewegung. Aus der großen Summe von Einzelheiten weiß Ratzel die erdkundlichen Thatsachen zu formiren, die Gesetze ihrer gegenseitigen Beziehungen darzulegen und Perspectiven neuer Erkenntnißmethoden zu eröffnen. Er steht gleichsam auf einer hohen Warte, die reichsten Erfahrungen und staunenswerthe Kenntnisse auf dem gesammten Gebiete der Erdkunde umfassend; und aus dieser Fülle heraus hat er uns sein Werk „Die Erde und das Leben“ als einen hellen, krystallnen Niederschlag gegeben. Bei all' seinen Betrachtungen steht ihm die Erde immer als Ganzes, als Einziges vor Augen. Darum konnte ihre Umwelt nicht unberücksichtigt bleiben. Hieran schließen sich die Ausführungen der Vulkane, Erdbeben, Küstenschwankungen und die Gebirgsbildung, die Festländer, Inseln und Küsten, der Boden, seine Zusammensetzung, seine Höhen und Tiefen und Landschaftsformen. Das Ganze wird durch einen historischen und kosmologischen Abschnitt eingeleitet. Ein zweiter Band wird die Welt des Wassers, der Luft und des Lebens, sowie den Menschen als Gegenstände der Geographie behandeln. Das Werk ist bei strengster Wissenschaftlichkeit durchaus gemeinverständlich geschrieben. Der Text wird durch treffliche Illustrationen und Karten unterstützt. Es finden sich Abbildungen darunter, die in irgend einer anderen Form noch nie veröffentlicht worden sind. Wir sehen dem zweiten Band, der auch Register und Literaturnachweis für beide Bände bringen wird, mit großer Erwartung entgegen. Der Verlagsbuchhandlung gebührt am Schlusse auch ein Wort der Anerkennung; der vornehme, moderne Einband, das Papier, der Druck wie die gesammte Ausstattung sind nach jeder Richtung hin tadellos. Eo.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 10. | Donnerstag, den 23. Januar, Abends. | 1902.

Der historische Richard der Dritte.

Vor einiger Zeit ist in Hamburg das Shakespeare-Drama „König Heinrich VIII.“ wieder auf die Bühne gebracht worden, und ihm folgte das königliche Schauspielhaus in Berlin mit „König Richard III.“ Nun giebt es aber, allgemein gesprochen, weder für das englische noch für das deutsche Publicum eine historische Gestalt des letzteren Namens, sondern eben nur den körperlich ungestalteten Heuchler und Wütherich, den uns das Drama vor Augen führt. Wenn trotzdem dieser „König Richard III.“ unsere Anschauung beherrscht, so scheint andererseits bei „Heinrich VIII.“ die menschliche Hartnäckigkeit endgiltig zu triumphiren. Der Vater der Königin Elisabeth bleibt unserm Bewußtsein nun einmal als schrecklicher Blaubart und blutiger Tyrann haften, und will durchaus nicht jenem ganz wackeren Herrn gleichen Namens weichen, den Shakespeare schuf.

Ein solcher Widerspruch giebt immerhin zu denken. Wären die Shakespeare-Dramen ein Jahrhundert früher und zwar unter einem weiteren König vom Stamm der „Weißen Rose“, d. h. des Hauses York, geschrieben worden, so wäre auch von Richard III. ein freundliches Bild zu Stande gekommen und zwar mit weit geringerer Mühsal, als Heinrich VIII. sie dem Dichter verursachte. Gewiß ist trotz aller Rettungsversuche, daß Richard III., der letzte Herrscher aus altem Königsgeschlecht, schlimme Thaten durch frühen Tod sühnte, aber er ist doch ein Mann gewesen, mit dem der achte Heinrich weder an Regententugenden noch an körperlichen Vorzügen verglichen werden kann. Alle Söhne des Herzogs Richard von York, der Ende 1460 bei Wakefield im Kampfe gegen das Heer der „Rothen Rose“, der Lancastrier, gefallen war, besaßen ein gefälliges Aeußere. Der Aelteste, von 1461 bis 1483 König Eduard IV., wurde gerade deshalb allgemein bewundert. Im Jahre 1470 sah ihn Philippe de Commines, der französische Memoirenverfasser, und bemerkte: „ie n'ny paint sauuenance d'nuair iamais veu un plue bel homme qu'il estoit“; im gleichen Sinne schrieb der böhmische Edle Leo von Rozmital: „Der kunig ist ser ein hübscher gerader man.“ Die erhaltenen Bildnisse seines Bruders Richard III. zeigen, daß dieser nicht aus der Art geschlagen war. Seine feinen bartlosen Züge, die stark gebogene Nase erinnern im Verein mit der Tracht an das bekannte Porträt Kaiser Maximilian's. Unsern Geschmack muthet Richard III., namentlich auf dem Bilde zu Kensington, sogar noch sympathischer an, weil ein sinnender Ausdruck seine Augen verschönt, die Mund- und Kinnpartie aber sehr viel eleganter aussieht, als die übermenschlich gewölbte des letzten deutschen Habsburgers.

Im Shakespeare Drama hingegen sagt Richard: „Ich, plump geschnitzt, ... Von der Natur um Menschenmaß betrogen, Verkrüppelt, halbgar, vor der Zeit gesetzt In diese Welt, ein unvollendet Wesen, Dabei so lahm und formlos, daß die Hunde Gleich wüthend bellen, hinke ich vorbei ....“ Alfred Legge, der zum 400. Gedenktage der Schlacht von Bosworth (1885) mit einem zweibändigen Werk über den „unpopulären König“ hervortrat, konnte nur bedauern, daß dieses boshafte Erzeugniß des Klatsches vom Dichter aufgenommen und damit unverwüstlich wurde. Die Auffassung Richard's im Drama ist durchaus abhängig von einer „Geschichte König Richard's des Dritten“, welche Sir Thomas More, der Verfasser der „Utopia“, nach Mittheilungen eines Zeitgenossen, des Cardinals Morton, schrieb, aber 1535 unvollendet hinterließ. Wahrscheinlich hätte der Utopist seine Feder besser gehütet, wenn er, der einen Zukunftsstaat aufbaute, in seine eigene Zukunft hätte blicken können. Heinrich VIII., für dessen Sache er hier den letzten Plantagenet verunglimpfen half, schickte ihn zuletzt auf das Blutgerüst, wo vor und nach Thomas More so mancher Anhänger der Tudors mit deren Gegnern zusammen sein Ende fand. More ist durch seine Verurtheilung zum Märtyrer gestempelt worden. Aber als eine Weile hernach sein Buch über Richard III. ans Licht kam, „die Quelle fast aller grauenhaften Beschuldigungen gegen diesen König, und wegen ihrer leidenschaftlichen Fassung im Lancaster-Tudor-Interesse nur äußerst vorsichtig zu benutzen“ — da übersah man die tragische Rechtfertigung von More's Endschicksal, welche sich daraus nun doch noch ergab. Ihm, dem klügsten Manne in England, konnte nicht verborgen bleiben, daß er sich damit einer bloßen Schmähschrift schuldig machte. Es überlebten ihn noch Greise, die Richard III. gekannt hatten, und andere Leute, denen in diesem Falle doch mehr an der Wahrheit lag als weiland Sir Thomas More, forschten jene alten Männer aus. Dabei fand sich denn, daß der König weder ungestaltet war, noch im Geringsten ein schlechtes Andenken beim Volke hinterlassen hatte.

Man muß dieser an sich interessanten Umfrage schon deshalb einige Bedeutung zubilligen, weil es für die kurze Regierung Richard's sehr an echter Ueberlieferung fehlt. Lange Zeit war man ganz vorwiegend auf eine einzige Quelle von Werth angewiesen: die sogenannte Continuatio Historiae Croylandensis, von einem Prior des Klosters Croyland verfaßt; nur die englische Geschichte des Caplans John Rous kam daneben etwa in Betracht. Parlamentsurkunden und ähnliche öffentliche Documente aus jener Zeit sind, wie immer, für die innere Verknüpfung der Ereignisse nur in beschränktem Maße ergiebig. Ein bisher unbekannter Vertheidiger Richard's wurde neuerdings in William Cornewaleys entdeckt, dessen Handschrift zu Hardwick Hall lag und den Titel Encomium of Richard ye Third führt. Cornewaleys schrieb erst, als die mißgünstige Beurtheilung Richard's schon in vollem Schwange war, und betont, daß er mit seinem besseren Wissen nicht allein stehe. Aber die übrigen „haben sich gehütet, es laut werden zu lassen, und der Verfasser selbst erwartet weiter keinen Lohn als den, daß man ihn jetzt anschwärzen wird“. Entscheidend für das Urtheil über den König ist in vielen Beziehungen die Veröffentlichung seiner Briefe durch James Gairdner geworden.

Acht Jahre alt war Richard, als sein Vater von den Anhängern Heinrich's VI., des schwachsinnigen letzten Lancaster, im Treffen erschlagen wurde. Seine Mutter rettete ihn und seinen Bruder Georg nach Utrecht, von wo sie nach dem Siege ihres ältesten Bruders, des erst 19 Jahre zählenden Königs Eduard IV., wieder heimkehrten. Richard wurde Herzog von Gloucester, Georg Herzog von Clarence. Aber die Rothe Rose erhob sich noch einmal und trieb den neuen König über das Meer; Heinrich VI., der bis dahin im Tower als Gefangener gelebt hatte, nahm wieder unter Vormundschaft des Grafen Warwick den Thron ein. Nur wenige Monate dauerte diese Herrschaft. Eduard und sein Bruder Gloucester landeten im März 1471, von Vlissingen her, an der Humber-Mündung, und die Lancastrier wurden, nachdem die Yorkisten rasch London genommen und König Heinrich abermals in ihre Gewalt gebracht hatten, bei Barnet und zuletzt bei Tewkesbury entscheidend besiegt, wobei der einzige Sproß der Rothen Rose, Heinrich's Sohn Eduard, den Tod fand. Auch die Tage seines Vaters waren jetzt gezählt. König Eduard zeigte sich entschlossen, durch furchtbare Strafen und scharfe Maßregeln seinen Widersachern im Lande wie in der Fremde den Muth zu brechen; in Canterbury wurde ein Blutgericht gehalten und am Tage nach dem feierlichen Einzuge Eduard's in London starb König Heinrich im Tower.

Richard von Gloucester zählte damals kaum neunzehn Jahre; er hatte im Landungsgefecht und dann bei Barnet sich trotz seiner

schmächtigen Gestalt durch Tapferkeit und Entschlossenheit hervorgethan. Nach Anzeichen, die seiner späteren Bethätigung als Herrscher zu entnehmen sind, zog er jedoch das Studium dem Kriegsruhme vor, besonders da er als junger Mann sich keiner festen Gesundheit erfreute; aber er hat sich stets dem Rufe ins Feld bereit erwiesen, selbst wenn er, wie bei einem Feldzuge gegen Schottland 1480, leidend war. König Eduard, der ihm („wegen seiner bewährten militärischen Tüchtigkeit", hebt ein Londoner Chronist hervor) diesen Oberbefehl übertragen hatte, mußte seinen Apotheker mit mancherlei Arzneien nachsenden, ein Beweis, wie schlecht damals Richard's Befinden gewesen ist. Um die Charakterentwickelung des Prinzen zu verstehen, hat man seine soeben skizzirten Jugendschicksale in Verbindung mit seiner großen geistigen Thätigkeit zu bringen. Früh zum Manne gereift und mit durchdringendem Verstand begabt, sah er die gefährdete Stellung des Hauses York um so besser ein, als er, ein echter Sohn jener illusionslosen Zeit, weder nach Beschönigungen fragte, noch vor den äußersten Mitteln zurückschreckte. Sein Bruder Clarence brachte der Weißen Rose mehrmals Unheil und sich selbst schließlich den Tod, weil er diese Eigenschaften nicht besaß, sondern im Stande war, um augenblicklicher Vortheile willen auch einmal zu den Feinden überzugehen.

Niemand kannte Richard's Undengsamkeit besser als sein königlicher Bruder, und so erklärt es sich, daß der Herzog von Gloucester im Tower anwesend war, als Heinrich von Lancaster darin starb, wie im Rathe des Königs beschlossen. Der politische Mord machte damals nicht mehr Bedenken als z. B. heute gewisse geschäftliche Transactionen, bei deren Durchführung Selbstmorde von anscheinend unbetheiligten kleinen Leuten den Epilog bilden. An unserem modernen Empfinden gemessen sind damals freilich die Höfe Europas ein böser Aufenthalt gewesen. Genug, das Haus York beseitigte mit Heinrich VI. einen Vorwand zu neuen Bürgerkriegen. Die bisher gegen seine Person geübte Schonung durfte nach den Erfahrungen damaliger Regierungskunst nicht mehr fortgesetzt werden.

König Eduard IV. versank, seitdem er der Krone sicher war, in ein wüstes Genußleben und that einen Schritt nach dem andern, um die mühsam wieder aufgerichtete Macht und Einigkeit des Hauses York abermals zu gefährden. Schon vor dem Lancasteraufstande hatte der König eine Liebesheirath mit der jungen Wittwe Elisabeth Grey, einer Tochter des Lord Rivers aus dem Hause Woodville, geschlossen. Jetzt wurde die Verwandtschaft der Königin in einer Weise begünstigt, die es den Grey's und den Woodville's bald ermöglichte, sich eine eigene Partei bei Hof und im Lande zu bilden. Graf Anton Rivers wurde sogar zum alleinigen Erzieher des 1470 geborenen Prinzen von Wales, Eduard, bestellt, und siedelte mit dem Knaben nach Schloß Ludlow im Westen Englands über. Mittlerweile war zwischen den Brüdern des Königs ein erbitterter Streit ausgebrochen. Graf Warwick, der „Königsmacher" genannt, hatte seinen letzten Versuch mit Heinrich VI. noch vor diesem selbst mit dem Leben bezahlt; er war bei Barnet gefallen. Seine großen Reichthümer und Besitzungen, deren Erbinnen zwei Töchter gewesen wären, erschienen als Hinterlassenschaft eines Verräthers zu Gunsten der Krone verwirkt. Clarence aber, der übrigens während des Lancastrischen Zwischenspiels seine Brüder verlassen, sich Warwick angeschlossen und dann wieder diesen betrogen hatte, war Gemahl der ältesten Tochter, Isabel Nevil. Da Eduard IV. anerkennen mußte, daß Clarence rechtzeitig zu ihm übergetreten war, so blieb nur der Antheil Anna Nevil's einzuziehen. Richard, der mit dieser jungen Lady, seiner Schwägerin, im Einverständniß gewesen zu sein scheint, beanspruchte aber jetzt ihre Hand. Ohne Zweifel war es sein Recht, für die viel theureren und besseren Dienste, welche er Eduard in der kritischen Zeit geleistet hatte, eine gleiche Vergünstigung zu fordern. Die Habsucht des Herzogs von Clarence trat sogleich diesem Plane entgegen und ein wunderliches Versteckspiel begann: Anna Nevil war plötzlich verschwunden. „Aber der tapfere Richard," erzählt der Prior von Croyland, „mit den Augen des Argus, dem Eifer des Jason und von der Liebe geführt, ein ergebener Ritter und seiner übel behandelten Dame treu, gönnte weder sich noch Anderen Ruhe bei seinen Nachforschungen." Endlich fand er Anna Nevil unter ganz märchenhaften Umständen, nämlich als Küchenmagd verkleidet, in einem Winkel der Londoner City auf. Wahrscheinlich entfloh sie der Hut ihres Schwagers Clarence in dieser Vermummung. Richard ließ sich geschwind mit ihr trauen, obgleich Clarence dem Paare erbittert ankündigen ließ, er würde nichts vom Erbe herausgeben (they schall parte na lyvelod as he seythe). König Eduard hatte große Mühe, den Skandal beizulegen, konnte aber nicht umhin, auch Anna's Erbtheil freizulassen, und so war der augenblicklich noch im Besitz befindliche Clarence genöthigt, es Richard auszuhändigen.

Im Frühjahr 1478 wurde der Herzog von Clarence, der sich nach und nach mit den Woodville's, zuletzt auch mit dem Könige überworfen und neue Fäden im Auslande angesponnen hatte, wegen Eingriffs in das ordentliche Rechtsverfahren bei einem Prozeß gegen seine Anhänger verhaftet und vor den Pairs auf Hochverrath angeklagt. Die Verhandlung muß in sehr stürmischer und darum wohl nicht ganz einwandsfreier Weise vor sich gegangen sein. Eduard IV. setzte das Todesurtheil gegen seinen Bruder durch und bestellte den Herzog von Buckingham, Heinrich Stafford, einen Seitenverwandten des Königshauses, zum Vollzug der Sentenz. Georg von Clarence starb jedoch schon vorher im Tower, und das Gerücht behauptete, man habe ihn in einem Fasse Malvasierwein ertränkt. Kein Zeitgenosse hat Richard's Namen mit dieser Mordthat je in Verbindung gebracht, sondern die erste, noch ziemlich verschämte Andeutung findet sich bei More; ein fertiger Schurkenstreich ist daraus bei Shakespeare geworden. König Eduard, der die Güter des Verurtheilten den Woodville's zusprach, hat in später Reue kaum einen Zweifel übrig gelassen, daß er allein den Tod Clarence's betrieb. Ein Moment, welches sehr für Richard's Nichtbetheiligung spricht, ist sein Benehmen als König gegen Eduard „Plantagenet", den hinterlassenen Sohn des Ermordeten, gewesen. Zwar ließ er den Knaben auf dem Schlosse Sheriff-Hutton bei York in sicherer Verwahrung halten, aber doch geziemend behandeln. Da nun das Recht dieses Eduard auf den englischen Thron besser war als das Richard's selbst, was dessen zahlreichen Feinde leicht benutzen konnten, so kommt das Bild des ewig mordlüsternen Tyrannen auch in diesem Falle nicht zu Stande.

Eduard IV. erlag am 9. April 1483 einer Krankheit, die sich aus seiner Unmäßigkeit entwickelt hatte. Die Königin und ihr Familienanhang, im Besitz der wichtigsten Aemter, trafen sogleich Maßregeln, um sich die Fortdauer ihrer Macht zu sichern. Der erst 13 Jahre alte König Eduard V. befand sich, obgleich fern von London, doch in ihrer Gewalt, und war zudem ganz im Interesse der Woodville's auferzogen. Sein Oheim Richard lagerte wieder an der schottischen Grenze, wo ihn die Nachricht vom Thronwechsel erreichte. Sogleich begab er sich in die Stadt York und wohnte dort dem Trauerhochamt für seinen Bruder bei, versammelte dann den Adel des Nordens und leistete vor ihm seinem Neffen den Eid der Treue, worauf die Herren dem Beispiel folgten. Das geschah aus freien Stücken, ohne eine Aufforderung von London abzuwarten. Bald aber kamen Nachrichten von dorther, welche Richard zum Eingreifen gegen die Anmaßlichkeit der Woodville's nöthigten: man hatte in seine Rechte als Großadmiral eingegriffen und dachte offenbar daran, ihn von jeder Theilnahme an der einzurichtenden Regentschaft fernzuhalten. Die Häupter der Anti-Woodville-Partei, Herzog Heinrich von Buckingham, Lord Hastings und Lord Stanley, erwiesen sich bereit, Richard zu unterstützen, der jetzt ohne Zögern mit einer geringen Anzahl von Reitern aufbrach und den jungen König, der mit dem Grafen Rivers und Lord Grey schon auf dem Wege nach der Hauptstadt war, bei Stony Stratford im vollen Sinne des Wortes abfing. Rivers und Grey wurden trotz der Bitten und Thränen Eduard's V. verhaftet, London öffnete dank den Maßregeln des Lord Hastings die Thore, die Woodville's retteten sich in das Asyl der Westminsterkapelle und der Herzog von Gloucester wurde als Protector des Königs ausgerufen.

Rasch, wie diese Combination zu Stande gekommen war, änderte sie sich auch wieder. Lord Hastings sah zuerst ein, daß die neugeschaffene Lage selbst dann von kurzer Dauer sein würde, wenn es gelang, sie bis zur Großjährigkeit des Königs aufrecht zu erhalten. Die Folge war, daß er neben Richard als Beschützer des Königs aufzutreten suchte. Ob er sich den Woodville's genähert hat, ist nicht mehr deutlich, aber sein Erfolg im Allgemeinen scheint aus der Thatsache zu erhellen, daß Eduard V., dessen Erlasse sonst die Mitunterschrift des Protectors, einmal als dritte noch „Harre Bokingham" aufweisen, am 9. und 12. Juni 1483 ganz selbständig schriftliche Verfügungen erläßt. Am 10. wußte auch der Protector bereits, daß man seine Stellung erschüttern wolle. Ein Brief an seine Getreuen in York unter

diesem Datum ruft den dortigen Rath auf, ihm Hilfe zu senden, denn die Königin und ihr Anhang bedrohten sein und Buckingham's Leben. Ehe jedoch diese Unterstützung eintreffen konnte, hatte Richard selbst gehandelt, Hastings im Rathe verhaften und auf Buckingham's Drängen ohne Urtheil hinrichten lassen. Wäre Westindien bereits entdeckt gewesen, so würde die englische Geschichte jener Tage dieses unästhetischen Elements eben nicht bedurft, sondern sich auf das scheinbar mildere Tropenklima verlassen haben.

Der Protector hatte jetzt eingesehen, daß er sich in einen König verwandeln mußte, um im Augenblick über hinreichende Anhängerschaft zu gebieten, deren Kern die bisher um Hastings und Stanley geschaarte Adelspartei bilden würde. Der Letztere trat, obgleich er bei Hastings' Katastrophe verwundet worden und dann in den Kerker gesetzt war, ohne Weiteres zu Richard über. Der junge König residirte im Tower, sein jüngerer Bruder, Herzog Richard von York, wurde drei Tage nach Hastings' Tode der verwittweten Königin entrissen und ebenfalls in den Tower gebracht. Sir Richard Ratcliffe aber, ein skrupelloser Anhänger des Protectors, übernahm die Hinrichtung der zu Pontefract bei York ihr Schicksal erwartenden Lords Rivers und Grey, und brach dann mit den im Norden zahlreichen Anhängern Richard's nach London auf. Am 22. Juni hätte Eduard V. gekrönt werden sollen. Jetzt war nicht mehr davon die Rede, und der Tag wurde, als er erschien, vielmehr von einem für Gloucester gewonnenen Geistlichen zu einer Predigt im Freien benutzt, welche nicht nur die jungen Söhne Eduard's IV., sondern sogar diesen König selbst illegitimer Abkunft verdächtigte. Die Menge hörte schweigend zu und rührte sich auch nicht, als man ihr zum Schluß eine Kundgebung für Richard nahelegte. Buckingham jedoch, der damals eine kaum glaubliche Thätigkeit entwickelt hat, brachte am 25. mit Mühe eine „spontane" Huldigung vor Richard's Wohnung zu Stande. Eine sehr merkwürdige „Bittschrift der geistlichen und weltlichen Lords sowie der Gemeinen von England" folgte ihr, worin alle seit drei Tagen in Umlauf gesetzten Märchen gegen Eduard IV., seine Woodville-Heirath und die rechtmäßige Abstammung seiner Söhne im Kanzleistil wiederholt wurden. Sie schloß mit überschwenglichen Lobsprüchen auf den allein rechtmäßigen Thronfolger, Herzog Richard von Gloucester, und der Aufforderung an ihn, die Krone anzunehmen. Diesen Umschwung hervorzurufen werden Geschenke und Versprechungen an die richtigen Personen das Ihre gethan haben, aber er trat doch nicht früher ein als nach einer sehr schwierigen Uebergangsfrist. Daß diese eben jetzt ihr Ende fand, kann also nur mit der Ankunft des Yorker Aufgebots vor London erklärt werden.

Der folgende Tag (26. Juni 1483) ist von Richard III. selbst als Anfangsdatum seiner Königsherrschaft bezeichnet worden. Hatte er bis dahin gleichsam vom Versteck aus gewirkt, so trat er jetzt an die freie Oeffentlichkeit. Er erschien in der Westminsterhalle, um vom obersten Richteramt Besitz zu nehmen, ritt zur Paulskirche und bezog die Residenz, während er in allen Stadttheilen von Herolden als König Richard III. ausgerufen wurde. Man hat den ersten Befehl der neuen Regierung, daß Jeder bei Strafe um 10 Uhr Abends daheim sein müsse und Niemand ohne Fug bewaffnet gehen solle, als ominös aufgefaßt, während er ein weiterer Beweis dafür zu sein scheint, daß die Männer von York jetzt da waren. Richard wollte offenbar Reibereien verhindern, eine Absicht, die ebenso von seinem Wohlwollen als von seiner Klugheit zeugt.

Wenig über zwei Jahre, bis zum 22. August 1485, hat König Richard III. den englischen Thron innegehabt. Es war einer der am meisten unterwühlten Herrschersitze im damaligen Europa. Die Rosenkriege, deren letzte Convulsion noch bevorstand, hatten das Land in zwei Parteien mit zahlreichen Schattirungen zerrissen und im hohen Adel das Bewußtsein großgezogen, ein jeder König, ob York oder Lancaster, hänge vom guten Willen seiner großen Vasallen ab und müsse daher deren Treue durch besondere Geschenke von Zeit zu Zeit auffrischen. Nun war Richard nicht einmal der unbestrittene Candidat seiner eigenen Partei, während die unterdrückte Rothe Rose jetzt den an der französischen Küste weilenden Heinrich Tudor auf den Schild erhob. Den Abstammungsverhältnissen nach gar kein echter Lancaster mehr, dem englischen Volke wenig bekannt und als Person gleichgiltig, stützte sich der Tudor lediglich auf fremde Hilfe, auf die Sympathien seiner engeren Landsleute, der Waliser, und auf die geheimen Verbindungen mit den lancastrisch Gesinnten in England. Einem solchen Feinde zu begegnen mußte natürlich für die äußere Politik Richard's III. mitbestimmend sein, und so ist denn hier die passende Stelle, gleich einen Blick auf sie zu thun. Schon am 8. August 1483 empfing der neue König zu Warwick die Gesandten Frankreichs und Castiliens. Die Redekunst, welche der Letztere für die Sache seiner Königin, der berühmten Isabella, damals entwickelt hat, scheint Eindruck auf Richard gemacht zu haben. Wie die meisten Usurpatoren, fand Richard die nächsten Nachbarreiche (Frankreich, die Bretagne, Schottland) den Einflüsterungen der verbannten Gegner seines Hauses zugänglich, während die entfernteren Staaten ihm geradezu Bündnisse oder doch gute Freundschaft antrugen. Vielleicht hätte Richard in der That mit einigen Aufwendungen es dahin gebracht, daß sowohl Castilien als Burgund (dem damals die Niederlande gehörten) mit ihm vereint Frankreich genügend bedrängt haben würden, bis man ihn von Paris her den Tudor als Friedenspfand auslieferte; aber der letzte Plantagenet dachte so verständig, seine Anfangs reichen Mittel lieber für die Befestigung seiner Regierung im Inlande zu gebrauchen. Schottland suchte er allerdings unter beharrlicher Nachsicht gegen alle Friedensbrüche auf seine Seite zu ziehen, doch kam nur ein laues Abkommen zu Stande, während der Kriegszustand mit den Franzosen im Sommer 1484 ohne förmliche Erklärung eintrat. Die Landung Heinrich Tudor's auf britischem Boden am 1. August 1485 war also, politisch betrachtet, zunächst ein Schachzug Frankreichs gegen das gefährlich erstarkende nationalenglische Königthum.

Es läßt sich nämlich nicht verkennen, daß König Richard III. von keinem seiner Vorgänger an englischer Gesinnung und nationalem Bewußtsein übertroffen worden ist. Er schreibt das Englische seiner Zeit fließend und fehlerfrei, er hat sich auf glücklichste Art und Weise in die Anschauungen des Volkes eingelebt und hält mit ganz erstaunlichem Rechtssinn auf geordnete und wirksame Justizpflege. Von seinem Adel, verhältnißmäßig Wenige ausgenommen, war er schließlich mit Grund gehaßt, aber selbst unversöhnliche Widersacher haben später eingeräumt, daß seine Gesetze vortrefflich waren. Sogar die Aufforderung, man möge ihm getrost Bittschriften und Klagen einreichen, damit er den Beschwerden der Grafschaft Kent bei seiner dortigen Anwesenheit auf den Grund komme, findet sich vor; die Geschworenenbänke wurden von unsicheren Elementen, die ländlichen Einrichtungen von allerlei üblen Handhaben gereinigt, die bisher den unruhigen Lehnsmännern Dienste gethan hatten. Devot gegen die Geistlichkeit, scheute sich Richard aber keineswegs, Priester ins Gefängniß zu stecken, die gemeiner Verbrechen bezichtigt wurden. Am meisten haben freilich der Prunk und die Freigebigkeit gewirkt, welche sein Auftreten kennzeichnen. Zweimal (am 6. Juli zu London und am 8. September zu York) ließ er sich unter verschwenderischer Prachtentfaltung krönen, wobei er seine Königsdevise, den weißen Eber, zu Tausenden unter die Menge werfen ließ. Uebrigens ist er auch der Stifter des britischen Heroldsamtes geworden, indem er die Wappenkönige zu einem Collegium vereinigte, ihnen Einkünfte und ein Haus in London anwies. Sein eigener Herold, damaliger Sitte gemäß schlechtweg Blanc Sanglier genannt, hatte nach der Schlacht von Bosworth noch die traurige Pflicht, den entkleideten und entstellten Leichnam seines Herrn vor sich auf dem Rosse nach Leicester hineinzuführen. Und in jenem Gemetzel waren fast alle persönlichen Anhänger Richard's von Rang an seiner Seite umgekommen: ein Zeichen echter Treue, dessen sich sonst nur Helden der Sage rühmen dürfen. Die Norfolk, Ratcliffe, Brackenbury, Ferrers u. s. f., die das Feld von Redmore bei Bosworth deckten, hatten in Richard III. einen Fürsten von gewaltigem Herrschergeist vertheidigt, der seinen schwachen Körper im Dienste der Pflicht niemals schonte und den England eines Tages sicher zurückgerufen hätte, wenn er sich um die eigene Rettung zu kümmern fähig gewesen wäre. Noch lange gedachte man seiner unausgesetzten Thätigkeit, seiner steten Reisen durchs Land, um nach dem Rechten zu sehen; die unbotmäßigen Großen aber, deren Schrecken er gewesen ist, haben seine Geschichte nachher schreiben lassen und ihre Leiden als diejenigen des englischen Volkes geschildert. So sind Tiberius und Richard III. Schicksalsgenossen geworden.

Mit den Mordthaten und Hinrichtungen verglichen, die Richard's Emporkommen und kurze Regierung so unvortheilhaft begleiteten, haben die bisher hervorgehobenen besseren Seiten seines Regiments nur ein verschwindendes Interesse erweckt. Und doch wird das Charakterbild des Mannes bei einer derartig ungerechten

und sogar unwahrscheinlichen Vertheilung von Licht und Schatten Niemand befriedigen, der Sinn für historische Entwickelung besitzt. Der Tod seiner beiden Neffen, des jungen entthronten Eduard V. und seines Bruders Richard, ist wahrscheinlich das einzige wirkliche Verbrechen gewesen, das Richard III. als König zur Last fällt. Seltsamer Weise ist über die Zeit und die Art ihrer Ermordung gar nichts berichtet, was Anspruch auf Zuverlässigkeit hätte. Die ergreifende Schilderung im Shakespeare-Drama beruht wieder auf More, der aber einen Roman geliefert hat, dessen Hergang längst als in der erzählten Weise unmöglich erkannt ist. Man steift sich nun darauf, daß gerade diejenigen Personen (Sir James Tyrrel als Befehlshaber, Dighton und Forest als Mörder der Prinzen u. s. w.), welche More nennt, um die muthmaßliche Zeit des Mordes von Richard mit Stellen und Geschenken bedacht wurden, wie des Königs noch erhaltenes Rechnungsbuch ausweist. Es paßt aber so überscharf — More weiß hier die Namen der unbedeutendsten Mitwirkenden, und sie alle kommen pünktlich in der Handschrift vor —, daß eine ganz andere Schlußfolgerung sich aufdrängt. Wie, wenn Richard's Journal später den Siegern ebenso als Lexikon zur Auswahl von Uebelthäternamen diente, wie es von ihnen wahrscheinlich als Verzeichniß lebenslang Verdächtiger geschätzt wurde? So lange aber diese Auffassung möglich bleibt, darf More's Bericht eben nur nach den ihm eigenthümlichen Kriterien beurtheilt werden, und diese sind seiner Glaubwürdigkeit allzumal ungünstig. Entscheidend für die Schuld Richard's am Tode seiner Neffen ist vorläufig ganz allein, daß er selbst, als nach seiner Krönung zu York ihn die Nachricht erreichte, Buckingham habe sich empört, den Tod beider Prinzen verkünden ließ und ihn auch später, als ihr Wiederdasein ihm Nutzen bringen konnte, nicht als falsches Gerücht behandelt hat. Insofern ist seine Selbstbezichtigung unzweifelhaft vorhanden, während die noch denkbare Annahme, er habe aus politischen Gründen hier die Unwahrheit ausgesprengt (wodurch der nachmalige Prätendent Perkin Warbeck als „Prinz Richard von York" in den Geruch der Echtheit träte), keine Stütze findet. Der König hat diese Welt verlassen ohne einen Versuch, den Vorwurf von sich zu weisen. Zur Zeit Karl's II. aber, im Jahre 1674, hat man angeblich die Gebeine der Knaben beim Umbau am Tower entdeckt und sie dann zu Westminster bestattet. „Sie lagen genau an dem Flecke, wo Tyrrel sie zu vergraben geheißen" — nämlich laut More's Beschreibung. Allein schon Richard's Besieger, Heinrich VII., ließ nachgraben, ohne die Stelle zu finden, und in Kenntniß dieses Sachverhalts hatte More bemerkt, Richard habe die Leichen wieder ausheben und an einer anderen Ecke wieder verscharren lassen! Auch das ist ein Beitrag, der diese Art Ueberlieferung kennzeichnen muß.

König Richard erlitt die Vergeltung durch den Tod seines einzigen elfjährigen Sohnes am 9. April 1484, ein Ereigniß, das ihn vor Schmerz fast von Sinnen brachte und dabei auch den Glauben an die Dauer seiner Linie zerstörte. Die Königin erkrankte zu Ende des Jahres unheilbar, und da man ihren Tod (11. März 1485) als sicher voraussah, gab Richard selbst taktloser Weise zu der Vermuthung Anlaß, daß er, noch nicht einmal Wittwer, künftig die Schwester des ermordeten Eduard V., Elisabeth, zu heirathen gedenke. Er scheint wirklich mit einer ihm sonst fremden Leichtfertigkeit den Plan gefaßt und gehegt zu haben; doch als die Königin Anna, die er sich einst so wacker errungen, endlich hingeschieden war, brachten seine Getreuen diese Absicht durch entschiedene Vorstellungen zum Scheitern. Das Ergebniß aber war, wie jetzt beinahe vorauszusehen, ein Gerücht, die Königin sei vergiftet worden, und da gerade jetzt die Anhänger Heinrich Tudor's sich für einen neuen Schlag rüsteten, so fanden solche Nachrichten mehr Boden als bisher.

Was der Tudor, auch als Heinrich von Richmond bekannt, im Herbst 1483 nicht gewagt hatte (den abtrünnigen Buckingham kostete Richmond's Ausbleiben damals den Kopf), kam jetzt endlich zur Durchführung. Als die Verbannten mit ihrem Haupt zu Milford Haven in Wales gelandet und, von Richard's schon gewonnenen Truppenführern geleitet, nach England vorgedrungen waren, trieb Richard's Kampfzorn zur Entscheidung. Der Verlauf der Schlacht von Bosworth ist im Drama ziemlich treu nachgezeichnet, und es ergiebt sich daraus, daß Richard III. einem schlimmen und ziemlich unwürdigen Netze von Verrath erlegen ist, das in seinem eigenen Rathe angesponnen und nun durch Lord Stanley, den er einst geschont und dann mit Reichthümern und Ehren überhäuft hatte, mitten im Kampfe zugezogen wurde. „Verrath!" war das letzte Wort, das die Seinen und die Feinde zugleich im dichten Handgemenge von ihm hörten, und als man seiner Leiche die Krone abnahm, war sie voller Scharten. Wie ein Berserker hatte der so schwächliche Mann gestritten, der, als er Stanley's Abfall erfahren hatte, mit einem Gemisch von Verzweiflung und Fürstenstolz ausrief: „Kynge of england this day will I dye, one foote away I will not fle while brethe will byde my brest within!"

So starb Richard III., in dem die Nachwelt den König und Helden verkennen und nur den Mörder sehen sollte. Da ist denn vielleicht eine Stelle bemerkenswerth, mit der Fr. Koepp Alexander den Großen eben erst 1899 zu rechtfertigen sich genöthigt findet, weil auch dieser strahlende Eroberer seinen Regierungsantritt durch ein arges Schlachten bezeichnet hat. Es heißt hier: „Schwächliche Scheu vor nothwendig scheinender Gewaltthat wird man von dem Sohn eines Philipp und einer Olympias nicht erwarten, und welcher Fürst jener Zeit hätte sich nicht mit Verwandtenblut befleckt! Der Schatten, der in jenen Tagen auf Alexander's Bild fällt, erscheint uns tiefer, als er den Zeitgenossen erscheinen konnte. Aber ein Jeder hat Anspruch auf den Maßstab seiner Zeit."

Carl Niebuhr.

Bücherbesprechungen.

— Der Sachse. Illustrirte Wochenschrift. Vierteljährlich 1 ℳ 50 ₰. Dresden-A., Cranachstraße 7. — Auch die vorliegenden Nummern 5 und 6 rechtfertigen die gehegten Erwartungen, wenigstens in bildnerischer Beziehung. Wenn das Blatt im Uebrigen gegen die übermäßig elegant ausgestatteten Diensträume einiger hoher Stellen Bedenken erhebt, so ist zu bemerken, daß die dermaligen Inhaber dieser Stellen persönlich am wenigsten dabei betheiligt sind. Die Person der letzteren hätte unseres Erachtens dabei überhaupt aus dem Spiele gelassen werden sollen. —tg—

— Thomas, Frank. Lebensfragen. Autor. deutsche Uebers. von Luise Oehler. 287 S. Preis brosch.: 3,20 ℳ, in Originalleinwandbd.: 4 ℳ. Basel, Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt. — In neuerer Zeit mehren sich die Versuche, redliche Zweifler für den christlichen Glauben zu gewinnen und Gläubige in ihrer Ueberzeugung zu stärken. Auf verschiedene Weise sucht man dies zu erreichen, z. B. so, daß man, um den Gleichgiltigen oder Ungläubigen recht entgegenzukommen, die Kirche und die Geistlichkeit discreditirt und sich ein rein individuelles, unkirchliches Christenthum, in dem Jeder glauben kann, was er will, zurecht macht, oder man zieht viele wichtige Grundsteine aus dem Fundamente des Christenthums heraus, weil sie dem modernen Zeitgeiste unbequem sind, und beschränkt sich noch auf ein sogenanntes „Wesen des Christenthums". Beide Versuche sind verfehlt, denn man besiegt einen Feind nicht damit, daß man seine eigene Position schwächt und verkleinert. Der Verf. des obigen apologetischen Buches geht anders zu Werke. Wohl hat er als reformirter Geistlicher weniger Sinn für die Bedeutung der Kirche als der Führerin zu Christo und der Bewahrerin des biblischen Glaubens, aber er steht auf dem Felsengrund der H. Schrift, und stellt von dem richtigen Grundsatze aus, daß der Glaube nicht sowohl eine Thätigkeit des Erkennens als des moralischen Willens, also des Gewissens ist, den Zweifler zuletzt vor das Entweder — oder: „Willst du glauben oder nicht?" „Im ersteren Falle laß das Suchen nach Verstandesbeweisen und faß den aufrichtigen Entschluß, das Gute zu thun und deinem Gewissen zu folgen." Der Verf. behandelt in 16 Vorträgen die wichtigsten apologetischen Probleme (Seele, künftiges Leben, Gott, Sünde, Jesus, Freiheit u. s. w.). Sein Buch, reich an Citaten aus den Schriften anerkannter Gelehrter, oder an Beispielen aus dem Leben, mit einer geradezu zwingenden Logik (vgl. bes. das letzte Capitel) geschrieben, ist geistvoll und sehr interessant, so daß wir nur rathen können, es redlichen Zweiflern in die Hand zu geben, sie werden es nicht ohne großen Segen lesen. Noch bemerken wir, daß der Hr. Verf. in Genf den Ruf eines bedeutenden Evangelisators sich erworben hat und deshalb zum Professor der Theologie daselbst ernannt worden ist. R. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 11. Sonnabend, den 25. Januar, Abends. 1902.

Der Einfluß der deutschen mathematischen Wissenschaft auf das Universitätsstudium in Amerika.

Aus Berichten über die Einwirkung der deutschen Wissenschaft auf das Universitätsstudium der Vereinigten Staaten, die den Vertretungen des Deutschen Reichs in Amerika von Seiten dortiger reichsdeutscher Gelehrten erstattet worden sind, verdienen folgende, die Mathematik betreffende Ausführungen besonderes Interesse:

Von denjenigen europäischen Culturländern, deren Einflusse die Mathematik in Amerika als Wissenschaft ihre Entwickelung, ja ihre Existenz verdankt, kommen — nach diesen Berichten — im Wesentlichen nur zwei, England und Deutschland in Betracht. Die Gemeinsamkeit der Sprache erklärt zunächst den Einfluß Englands, dann aber war es vor Allem Sylvester, der von 1876—1883 an der John Hopkins University in Baltimore Vorlesungen hielt, und sich dabei eine Reihe von Schülern heranbildete, die gegenwärtig als Lehrer und Forscher der Mathematik in den Vereinigten Staaten thätig sind. Auch Cayley, der bedeutendste englische Mathematiker des 19. Jahrhunderts, hat in Baltimore während eines Semesters Vorträge gehalten. Unter der directen Mitwirkung Sylvester's entstand im Jahre 1877 das American Journal of Mathematics, welches sich sogleich internationale Anerkennung verschaffte und neben den Transactions of the American Mathematical Society als die vornehmste mathematische Zeitschrift in Amerika gilt. Heutzutage gehört indessen der Einfluß englischer Mathematik auf amerikanische Hochschulen durchaus der Vergangenheit an. Wohl werden gelegentlich classische Abhandlungen von Cayley und Sylvester, auch Bücher und Arbeiten von Forsyth u. A. studirt, doch findet ein Besuch englischer Universitäten seitens amerikanischer Studenten nicht mehr statt, sowie denn überhaupt die mathematische Activität in England seit dem Tode Cayley's und Sylvester's im Rückgange begriffen ist.

Bei Weitem nachhaltiger und eingreifender machte sich von Anfang an deutscher Einfluß geltend, und zwar in einem solchen Grade, daß die gegenwärtige amerikanische Mathematik eine unverkennbar deutsche Physiognomie aufweist. Schon in den 70er Jahren begann es für den amerikanischen Studenten der Mathematik als Axiom zu gelten, daß er, um eine tüchtige wissenschaftliche Ausbildung zu erhalten, einige Zeit in Deutschland studirt haben müsse. Ganz besonders war es Felix Klein, der zuerst in Leipzig, dann in Göttingen eine derartige Anziehungskraft auf amerikanische Studenten ausübte, daß stellenweise die Majorität seiner Studenten aus Amerikanern bestand. Dieser Umstand war in erster Linie der fascinirenden Persönlichkeit Klein's überhaupt zuzuschreiben, in zweiter Linie auch seiner ausgesprochenen Vorliebe für Amerika. Er hat diese Vorliebe mehrfach bethätigt: Zweimal ist er selbst in Amerika gewesen; das erste Mal 1893 während der Weltausstellung, wo er an den Sitzungen der mathematischen Abtheilung des Worlds Congreß in Chicago thätigen Antheil nahm, woran sich dann ein Cyclus von Vorlesungen anschloß, den er während einer Woche in Evanston hielt; das zweite Mal im October 1896, wo er auf Einladung der Princeton University eine Reihe von Vorlesungen in Princeton hielt. Klein stand außerdem mehrfach mit hervorragenden amerikanischen Universitäten betreffs Uebernahme einer ausgedehnteren Lehrthätigkeit in Verhandlungen, die sich jedoch jedesmal zerschlugen. Von anderen Mathematikern an deutschen Universitäten, deren Vorlesungen amerikanische Studenten mit Vorliebe aufsuchten, sind zu nennen die Berliner Universitätslehrer: Weierstraß und Kronecker in den 70er und 80er Jahren, dann später Fuchs, Schwarz u. A., ferner Gordan in Erlangen, dann vor Allen auch Sophus Lie in Leipzig, und die jüngeren Mathematiker der Gegenwart: Hilbert in Göttingen, Hurwitz in Zürich u. A.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß gegenwärtig gerade diejenigen akademischen Lehrer der Mathematik, welche in den Vereinigten Staaten die führenden Stellungen einnehmen, sowohl betreffs Organisation, als namentlich auch betreffs wissenschaftlicher Productivität und Lehrfähigkeit, fast ausnahmslos solche sind, die direct oder indirect ihre mathematische Erziehung Deutschland verdanken. Nachstehend wird versucht, eine Liste der angesehensten amerikanischen Universitäten zusammenzustellen, unter Angabe derjenigen Mathematiker, die in Deutschland promovirt oder studirt haben sowie derjenigen, die ihre Ausbildung unmittelbar den erstgenannten verdanken.

University of California (Berkeley, Cal.): Prof. Stringham (studirte in Leipzig), Prof. Haskell (promovirte in Göttingen), Dr. Wilczynski (promovirte in Berlin). — University of Chicago (Chicago): Prof. Moore (studirte in Berlin, Ehrendoctor in Göttingen), Prof. Bolza (Deutscher, promovirte in Göttingen), Prof. Maschke (Deutscher, promovirte in Göttingen), Prof. Young (prom. in Clark-Univ. unter Bolza), Prof. Slaught (prom. in Chicago unter Moore), Prof. Dickson (studirte in Leipzig, prom. in Chicago unter Moore), Dr. Boyd (studirte in Göttingen), Dr. Hancock (bis 1899 in Chicago, prom. in Berlin). — Clark-University (Worcester, Mass.): Prof. Story (promovirte in Leipzig). — Columbia-University (Newyork): Prof. Cole (studirte in Göttingen), Prof. Pupin (promovirte in Berlin), Dr. Chittenden (promovirte in Königsberg). — Cornell-University (Ithaka, N.-Y.): Dr. Hutchinson (promovirte in Chicago unter Bolza), Dr. Snyder (promovirte in Göttingen), Dr. Miller (Schüler von Cole). — Harvard-University (Cambridge, Mass.): Prof. Pierce (promovirte in Leipzig), Prof. Osgood (promovirte in Erlangen), Prof. Böcher (promovirte in Göttingen), Dr. Bouton (promovirte in Leipzig). — University of Indiana (Bloomington, Ind.): Prof. Miller (promovirte in Chicago unter Maschke), Prof. Rothrock (promovirte in Leipzig). — Northwestern-University (Evanston): Prof. White (promovirte in Göttingen), Prof. Holgate (promovirte in Clark-University unter Story). — Princeton-University (Princeton, N.-Y.): Prof. Fine (promovirte in Leipzig), Prof. Thompson (promovirte in Göttingen), Prof. Lovett (promovirte in Leipzig), Dr. Gillespie (promovirte in Chicago unter Bolza). — University of Wisconsin (Madison, Wisc.): Prof. Skinner (promovirte in Chicago unter Maschke). — Yale-University (New-Haven, Conn.): Prof. Pierpont (promovirte in Wien).

Uebrigens ist hiermit die Liste der amerikanischen Mathematiker, welche in Deutschland studirt und promovirt haben, keineswegs erschöpft. Eine große Anzahl solcher Lehrer sind an anderen Universitäten und Colleges der Vereinigten Staaten in erfolgreicher Weise thätig. Gegenwärtig geht der Zufluß amerikanischer Studenten an deutsche Universitäten etwas zurück. Die wissenschaftliche Ausbildung an den amerikanischen Universitäten ist bereits soweit erstarkt, daß eine abgerundete wissenschaftliche Ausbildung in der Mathematik möglich ist, ohne daß ein Besuch deutscher Universitäten erforderlich wäre. Aber die Lehrer, die jene Ausbildung gaben, stehen mehr oder weniger unter dem Einfluß deutscher Wissenschaft. Die Bedingungen, die zur Erlangung des Doctortitels mit Mathematik als Hauptfach an den besseren amerikanischen Universitäten gestellt werden, sind mindestens ebenso hohe, wenn nicht höhere, als an den deutschen Universitäten. (?) Der letzte Zusatz bezieht sich auf den im Interesse der amerikanischen Universitäten beklagenswerthen Umstand, daß vielfach in Deutschland die Praxis gehandhabt wird

bei der Promotion von Ausländern mehr oder weniger ein Auge zuzudrücken.

Es könnte auffallend erscheinen, daß von einem Einflusse Frankreichs, wo doch die Entwickelung der Mathematik in hoher Blüthe steht, auf amerikanische Mathematik so wenig die Rede ist. Aber an den französischen Lehrinstituten war bisher die Ausbildung so ganz und gar auf Franzosen zugeschnitten, daß Ausländern der Zutritt formell stark erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wurde. Darin ist in den letzten zwei bis drei Jahren Wandel geschaffen worden. Die französische Regierung hat sich bestrebt, auch Ausländern ihre Lehrinstitute leichter und in vortheilhafterer Weise zugänglich zu machen. Der Erfolg ist, daß in den letzten Jahren die mathematischen Hörsäle in Paris schon gelegentlich von Amerikanern frequentirt werden. Es ist zu erwarten, daß diese Tendenz im Laufe der Zeit zunehmen wird. Nimmt man die stetig wachsende selbständige Entwickelung der amerikanischen Mathematik hinzu, so ist für die Zukunft mit Sicherheit anzunehmen, daß allmälig der directe Einfluß Deutschlands, wie er bisher in so hervorragender, ja ausschließlicher Weise sich geltend machte, zwar nicht aufhören, aber doch zurücktreten wird.

—ck.

Bücherbesprechungen.

— A. Lüttke, Pastor, Unterredungen mit der confirmirten Jugend in Entwürfen. 1. Theil: Unterredungen über Kirche und Welt. 219 S. 2,80 ℳ. 2. Theil: Unterredungen über das Augsburgische Glaubensbekenntniß. 96 S. 1,20 ℳ. Druck und Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. 1901. — Unterredungen mit der confirmirten Jugend bilden nicht den leichtesten und auch nicht den erfolgreichsten Theil pastoraler Thätigkeit, und nur selten gelingt es einem Geistlichen, auch nur den größten Theil seiner confirmirten Kinder zusammenzuhalten. Gewiß liegt dieser Uebelstand zum Theil darin begründet, daß die Confirmirten sich für fertig halten. Der Verfasser vorliegender Schrift hat auch beobachtet, daß der Einwand der jungen Leute, Inhalt und Form dieser Besprechungen stoße sie eher ab als daß er sie anziehe, nicht ganz unbegründet ist. Besonders meinen sie, über die Katechismusfragen hinausgewachsen zu sein. Dazu kommt, daß unsere schulentlassene Jugend von den religionsfeindlichen Aeußerungen und Angriffen nicht unberührt bleibt. So meint der Verfasser, diese Unterredungen müßten apologetischer Natur sein. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die hier vorgeschlagenen Entwürfe bearbeitet. In ihrem zweiten Theil ist mit Zugrundelegung der Augsburgischen Confession, dieser magna charta evangelischen Bekenntnisses, zugleich Festigung des jungen Christen gegenüber unbiblischer römischer Lehre und Propaganda gedacht. Wir können der Arbeit das Zeugniß geben, daß sie eine nicht unwillkommene Ergänzung und Fortsetzung des christlichen Jugendunterrichts bilden kann, wenn sie auch hier und da vielleicht etwas zu weit greift und in manchem jungen gläubigen Herzen Zweifel oder doch das Gefühl und die Frage hervorrufen dürfte: Muß sich denn die biblische Lehre, die ich bekannt habe, wirklich so heftig vertheidigen? Aber der betreffende Katechet hat es in der Hand, auf Grund dieser Entwürfe das für seine besonderen Verhältnisse Passende zu verwenden. Ohne Anregung wird er die Schrift gewiß nicht benutzen, und diese zu bieten, ist wohl auch die Meinung bei ihrer Veröffentlichung gewesen.
D. K.

— Hermann Schwarz, Das sittliche Leben. Berlin, Reuther und Reichard 1901. XI u. 417 S. 7 ℳ. — Das Werk nimmt für sich die Eigenschaft des Systems in Anspruch, weil es in wissenschaftlich selbständiger Weise alle Sittlichkeit auf eine gemeinsame Wurzel, den Begriff des schöpferischen Vorziehens, zurückführt, und alle Handlungen in die beiden Gebiete der Personenwerthmoral und der Fremdwerthmoral streng theilt. Während auf dem ersteren Gebiet, das man auch die Sphäre der sittlichen Selbstbehauptung nennen könnte, das Gesetz gilt, daß Personenwerthe höher stehen als Zustandswerthe, stellt die vorziehende Norm auf dem andern Gebiete, dem der Selbstverleugnung, fremde Werthe höher als Eigenwerthe. Es kommt also auch hier auf die Polarisirung aller Erscheinungen in der Ethik zwischen Eigenliebe und Nächstenliebe heraus. Ob aber die Norm des schöpferischen Vorziehens eine synthetische, eine vor aller Erfahrung vorhandene, eine dem Menschen angeborene, demgemäß die psychologische Grundlage der Ethik genannt werden kann, darf billig bezweifelt werden. Die alte Geschichte von Buridans Esel zeigt in drastischer, aber überzeugender Weise, wie der durch die Erkenntniß nicht gebildete Wille zwischen den beiden Heubündeln sich zum Tode erschöpft, weil bei dem Hin- und Herwählen die „selbstevidente Neigung" fehlt, auf welcher hier das Gebäude der Sittlichkeit errichtet wird. Das Vorziehen ist nicht die einzige a priori und unmittelbar den sittlichen Willen bestimmende Triebfeder, sondern eine neben anderen, und zwar eine solche, welche nur von denen innerlich angeeignet werden kann, welche die objective Ruhe und Klarheit in ihren Entschließungen erreicht haben und auf der Höhe der Selbsterkenntniß der Weltbetrachtung stehen. Wir begegnen hier demselben Einwand, der gegen Kant's kategorischen Imperativ unsres Erachtens erhoben werden muß: todte Normen können nicht lebendige Impulse verleihen. Leben kann überall nur aus Leben entstehen. Die Quelle des sittlichen Lebens ist einzig das reine Gefallen an den Willensnormen, die uns von der allerhöchsten persönlichen Macht, von Gott, gegeben sind: keine Autonomie ohne Theokratie. Hier ist der Punkt, wo die Sittlichkeit zur Religion übergehen muß. Der Verfasser hat das Grenzgebiet gründlich, aber auch grundfalsch erörtert. Grundfalsch ist die Behauptung (331): „Gott ist und bleibt ein Fremdwerth neben den andern, wenn er auch als der höchste gilt." Mit diesem Satze sänke das Christenthum auf die unvollkommene Stufe des Henotheismus herab, der neben Gott auch noch die vielen Götterchen und Lieblinge der menschlichen Einbildungskraft als nebenexistenzberechtigt ansieht. Grundfalsch ist auch die Beurtheilung der reformatorischen Ethik. Luther hat nicht sowohl das religiöse und das moralische Gebiet durch einen scharfen Schnitt geschieden, als vielmehr beide vereinigt: Rechtfertigung und Heiligung sind innerlich verbundene und integrirende Bestandtheile der größten sittlichen Macht im Leben des Glaubens. „Das reformatorische Princip lehrt also, die sittlichen Handlungen für etwas theologisch Neutrales anzusehen, den Rechtfertigungsglauben für etwas moralisch Neutrales" (S. 343): Dieser Satz beruht auf einer Verkennung des reformatorischen Princips. Trotz der grundsätzlichen Bedenken dürfen wir das eingehende Studium dieses Werkes empfehlen: die fortwährende Beziehung auf die Gegenwart mit ihren ungelösten socialen Räthseln fesselt den Leser ununterbrochen; über die Gesammtdarstellung ist eine ideale, warme und edle Lebensanschauung gebreitet, welche an den Sieg des guten Willens in der Menschheit glaubt. Der Anhang über Nietzsche's „Zarathustra" ist werthvoll: er bezeichnet den Gedanken der Erziehung des Menschengeschlechts, der Entwicklungsmoral als das Bleibende und Werthvolle an dem philosophischen Gedicht, das man noch lesen wird, wenn längst alle Geistesblitze Nietzsche's werden in Nacht und Vergessenheit versunken sein.
J. J.

— Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule. Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten des Grafen F. G. de Bray. Leipzig, S. Hirzel, 1901. — Der Graf, ein geborener Franzose aus alter normannischer Familie, in jungen Jahren Malteser geworden, dann in kurfürstlich bayerische Dienste getreten, später in den Grafenstand erhoben und in hohen diplomatischen Stellungen in Berlin, Wien, mehrfach auch in St. Petersburg thätig (er ist der Vater des als Diplomat und bayerischer Minister vielfach genannten Grafen Bray-Neuburg), hat Aufzeichnungen hinterlassen, welche der Herausgeber mit Geschick ausgewählt, übersetzt und mit den erforderlichen Erklärungen versehen hat. So bildet das Buch einen willkommenen Beitrag zur Geschichte jener Zeit, umsomehr, als Bayern bekanntlich mit Napoleon auf bestem Fuße stand, so daß der Vertreter des Kurfürsten und nachmaligen Königs Dinge erfuhr, die den meisten seiner Collegen verborgen blieben, und in der französischen Diplomatie eine zwar selbstsüchtige, immerhin aber nicht zu verachtende Stütze fand. Dazu kommt, daß Graf Bray zu den Diplomaten gehörte, welche ernstlich bemüht sind, sich über die Einrichtungen und Verhältnisse der Länder, in denen sie zu leben berufen sind, zu unterrichten. Dies hat er namentlich auch in Rußland gethan und auch ein s. Z. vielgelesenes Buch über Livland (seine Frau war Livländerin) verfaßt, dessen ungeachtet ist Bray weder ein hervorragender Staatsmann, noch ein geistreicher Erzähler. Er haftet zu sehr an Aeußerlichkeiten, schwärmt für Napoleon, bis dessen Stern im Sinken ist, und hat über allem Salonklatsch den Riesenkampf zwischen

Rußland und Frankreich, welcher schon lange vor 1812 seine Schatten vorauswarf, nicht sehen und nicht daran glauben mögen, bis die Thatsachen für sich selbst sprachen. Auch sind die Schilderungen der vielen hervorragenden Zeitgenossen, mit denen ihn seine Stellung in Berührung brachte, meist etwas verschwommen, ohne scharfe Charakteristik. Wir nehmen hiervon Einzelnes aus. Man empfängt z. B. in dem Capitel St. Petersburg 1799/1800 eine höchst interessante Charakteristik des Kaisers Paul mit allen seinen tyrannischen Angewohnheiten und seinen aus beständiger Furcht vor einer Palastrevolution hervorgehenden sonderbaren und namentlich für seine Umgebung keineswegs harmlosen Einfällen. So sollte z. B. ein Garderegiment aus St. Petersburg verwiesen werden, weil zufällig zwei Officiere desselben sich gleichzeitig krank gemeldet hatten und der Kaiser dahinter sogleich geheime Pläne witterte (S. 128). Sehr interessant ist auch das Zusammentreffen mit dem ersten Consul in Amiens 1801, sowie besonders für deutsche Leser der 9. Abschnitt, welcher Berlin in den Jahren 1806 und 1807, also vor und nach der Schlacht bei Jena und der Besetzung durch die Franzosen schildert. Die schwächliche Politik von Haugwitz wird dabei in die gebührende Beleuchtung gerückt. Ueberhaupt ist es ein entscheidender Vorzug des Buchs, daß der Verfasser, soweit seine Einsicht reicht, nicht blos ein glaubwürdiger, sondern zugleich ein völlig leidenschaftslos urtheilender Mann ist. Schließlich möchten wir noch auf die nationalökonomisch höchst bemerkenswerthe Darstellung der wirthschaftlichen Nachtheile, welche die Continentalsperre für Rußland und besonders den russischen Handel im Gefolge hatte, aufmerksam machen. Der Cours der russischen Papiere war 1810 und 1811 so sehr gefallen, daß die Tratten selbst der ersten russischen Häuser im Auslande nicht mehr angenommen wurden. Die besten Rigaer Häuser mußten ihre Zahlungen einstellen, während die St. Petersburger Firmen sich nur mit Hilfe des Staats aufrecht erhalten konnten. Dem unbekannten Herausgeber ist es zu danken, daß der Zusammenhang zwischen den mitgetheilten Bruchstücken überall aufrecht erhalten und anscheinend viel Werthloses ausgeschieden ist. Die Mittheilungen aus den Denkwürdigkeiten sind durch Anführungsstriche kenntlich gemacht, immerhin kann es vorkommen, daß man im Augenblicke nicht recht weiß, ob Graf Bray oder der Herausgeber zu uns spricht. —tg—

— Feuer und Schwert in Süd-Afrika. Von H. E. Jahn. I. Theil. Episoden und Skizzen aus den Freiheitskämpfen der Boeren. Preis 1 ℳ. Berlin, Fustinger's Buchhandlung, 1902. — Eine Anzahl Bilder aus dem Boerenkriege sind hier in achtzehn Capiteln wirkungsvoll zusammengestellt. Weiter haben wir nichts zur Beurtheilung oder zum Lobe des Buches zu sagen. —tg—

— Die Los von Rom-Bewegung in Italien. Von Oberpfarrer Ronnecke in Gommern. J. F. Lehmann, München 1902. — Auch in Italien hat die evangelische Bewegung bereits seit geraumer Zeit an Boden gewonnen. Wer sie in Oesterreich, in Spanien und in Frankreich aufmerksam beobachtet hat, wird sie mit Interesse gerade im Heimathlande des römischen Katholicismus verfolgen. —tg—

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Herausgeber Dr. Josef Ettlinger. Berlin, Verlag von F. Fontane & Co. Vierteljahrspreis 3 ℳ. — Aus dem reichen Inhalt der Hefte des letzten verflossenen Vierteljahres wollen wir nur auf ein paar besonders bemerkenswerthe Beiträge hier hinweisen. Dem Geistlichen in der modernen Literatur widmet Walther Wolff-Aachen einen an Oskar Kohlschmidt's Buch: „Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung“ anknüpfenden, aber die Untersuchung selbständig neben diesem Buche fort und über dasselbe hinaus führenden Essay. Der Verfasser schließt seine Darstellung besonders an Wilhelm v. Polenz' „Pfarrer von Breitenbach“, Max Kretzer's „Bergpredigt“ und Ernst Kilchner's „Lukas Heland“. Der Verf. glaubt dabei constatiren zu können, und wir pflichten ihm darin im Ganzen bei, daß wir nun auch für die Darstellung der Personen dieses Standes im Roman auf dem Boden der Wirklichkeit angelangt sind, daß wir trotz aller noch vielfach vorwiegender und meist feindseliger Tendenz „aufhören wollen, uns Gestalten zu construiren, daß das lebendige wahre Leben sich auch bei diesem Stande, dem gegenüber man so schwer objectiv sein kann, in der Literatur spiegeln soll“. Herangezogen werden außer den schon genannten drei Werken Flaischlen's „Martin Lehnhardt“, Fontane's „Stechlin“, Anna Pappritz' „Vorurtheile“, Grotthuß' „Die Halben“, Polenz' „Grabenhäger“ und „Andreas Bockholdt“, Dreyer's „Lautes und Leises“, Raabe's „Hungerpastor“, Hegeler's „Nelly's Millionen“, Oskar Höcker's „Väterchen“, Ida Boy-Ed's „Zwei Männer“, Friedrich Jacobsen's und Heinrich Seidel's Pfarrergestalten, dort „Im Weltwinkel“, hier besonders Pastor „Bottervogel“ im „Schatz“, weiter Wolzogen's „Gloriahose“, Sudermann, Iblen, Gottfried Keller (Das verlorene Lachen), Hauptmann, Arthur Sewett's „Armenpastor“, Konrad Telmann, Björnson's (Ueber unsere Kraft), Leo Hildeck's „Zaubergewand“, Max Halbe's „Jugend“, Peter Rosegger's „Ewiges Licht“, Richard Voß' „Psyche“, Anzengruber's „Pfarrer von Kirchfeld“ u. a. m. Manches hätte wohl noch berührt werden können, so z. B. Richard Bredenbrücker's Tiroler Pastorengestalten und ebenso die Adolf Pichler's oder aus dem deutschen Norden die idyllischen Pastorentypen mancher plattdeutscher Erzähler. Im Ganzen aber wird man zugestehen müssen, daß der Stoff für die Hauptsache erschöpfend und übersichtlich gruppirt dargestellt ist. — Eine immerhin interessante Streitfrage wird in dem zweiten Novemberhefte behandelt. Es handelt sich um die Frage, ob eine mehr oder weniger ausführliche Inhaltsangabe des besprochenen Werkes bei Kritiken berechtigt sei oder nicht. Eine Rundfrage an verschiedene literarische und buchhändlerische Autoritäten (Adolf Wildbrandt, Rosegger, Spielhagen, Hans Hoffmann, Fritz Mauthner, Paul Lindau, Paul Schlenther, S. Fischer und Carl Reißner) hat zwar keine vollständige Einmüthigkeit in der Beurtheilung dieser Frage herbeigeführt, aber jedenfalls soviel erwiesen, daß von einer generellen Verurtheilung auch eingehender Referate, wenn sie nur mit Sachkenntniß und Taktgefühl gemacht sind, nicht die Rede sein kann, ja daß sie vielfach für erwünscht, ja unentbehrlich gehalten werden. W. B.

— Unsere Heimath. Illustrirte Monatsschrift für das gesammte Erzgebirge und Vogtland. Begründet und unter Mitwirkung vieler namhafter Schriftsteller herausgegeben von Dr. Heinrich Spindler in Zwickau i. S. Verlag „Unsere Heimath“, Kunstdruckerei von F. Ullmann in Zwickau. Preis jährlich 6 ℳ, das einzelne Heft 75 ₰. — Mit Freude haben wir schon das Vorläuferheft dieser neuen Zeitschrift begrüßt, das bei Gelegenheit der Einweihung des Zwickauer Robert Schumann-Denkmals herauskam. Mit gleicher Freude heißen wir die unlängst erschienenen neuen drei Hefte willkommen. Denn das, was das Blatt will, ist gut: die Kenntniß unserer Heimath in weiten Kreisen verbreiten, echtes und rechtes Heimathgefühl pflegen, die vielfachen Aufgaben der Heimathkunde und der Heimathkunst auch für das Gebiet des Erzgebirges und des Vogtlandes fördern und lösen helfen. Und die Art, wie die Monatsschrift „Unsere Heimath“ ihre schöne, aber nicht leichte Aufgabe angreift, ist wieder gut. Schon bei dem frischfröhlichen Geleitsworte des Herausgebers wird uns warm ums Herz. Ein herzlicher poetischer Gruß von Anton Ohorn an das Erzgebirge, worin auch den deutschen Brüdern über dem Bergkamme drüben die Hand zu kräftigem Drucke geboten wird, beginnt vielversprechend den Text des ersten Heftes. Und Alles, was nachfolgt, stimmt in diesen wohlthuenden Heimathton ein. Da schildert Hugo Christof Heinrich Meyer ein altes erzgebirgisches Hammerwerk, A. Ohorn steuert eine Chemnitzer Klostergeschichte bei, Dr. Arthur Prüfer berichtet über Leben und Wirken des Thomaskantors Johann Herman Schein (geb. 1586 in Grünhain i. Erzgeb.), Dr. Ludwig Grimm erzählt vom Ruinenfest in Elsterberg, Dr. E. Pfau vom Colditzer Heimathfeste. Und zur Ergänzung und Vertiefung des Wortes dienen schöne Bilder in scharfem Lichtdruck, an denen sich Auge und Herz erfreut. Aus dem zweiten Hefte sei hervorgehoben der reich illustrirte Aufsatz über den berühmten Meißner Porzellanmodellirer Johann Joachim Kändler (von Dr. H. Spindler) und die Erzählung „Das stille Dorf“ von H. C. H. Meyer. Im dritten Hefte wird der 100. Geburtstag des Königs Johann in Bild und Wort gefeiert, Anton Ohorn singt ein stimmungsvolles Lied auf den Christabend, dazu hilft Ludwig Richter's schöne Radirung „Christnacht“ in einem ausgezeichneten Holzschnitte Weihnachtsstimmung machen. Auch die Mundarten finden gebührende Pflege. Im ersten Hefte ist L. Riedel mit einem Lobliede auf das Vogtland vertreten, im zweiten der treffliche Chr. Friedr. Röder, dem sie am 8. September v. J. in Johanngeorgenstadt ein schlichtes Denkmal gesetzt haben, mit einigen hübschen Proben seiner anheimelnden Sprache (Weihe des Röder-Denkmals S. 53—54). Doch genug der Einzelheiten! Alles können wir doch nicht aufzählen. Alle in die Fremde versprengten Erzgebirger und Vogtländer werden eifrige Leser der neuen Monatsschrift sein, das halten wir für selbstverständlich. Aber Jeder, der für Heimathkunst ein Herz hat, wird an den Heften

„Unserer Heimath" Freude haben. Wir wünschen dem Blatte von ganzem Herzen fröhliches Gedeihen. Glück auf! R. B.

— Der Hauslehrer. Wochenschrift für den geistigen Verkehr mit Kindern. Herausgegeben von Berthold Otto. Verlag von K. G. Th. Scheffer, Leipzig. Preis vierteljährlich 1 ℳ 60 ₰, unter Kreuzband 2 ℳ, die Einzelnummer 20 ₰. — Die Wochenschrift „Der Hauslehrer" hat nunmehr ihren ersten Jahrgang vollendet. Da ist es wohl an der Zeit, ihr ein Wort zu gönnen. Zunächst soll offen anerkannt sein, daß es dem Herausgeber redlicher Ernst ist mit seinen Bestrebungen. Er will zeigen, wie der tägliche Verkehr zwischen Eltern und Kindern dazu dienen kann und soll, die Jugend über Vieles, was die Schule kaum berührt und kaum berühren kann, zu belehren und die Kinder so unmerklich einzuführen in die Fragen, an deren Lösung, in die Kämpfe, an deren Entscheidung sie dereinst als Erwachsene werden mitzuarbeiten haben. Und noch ein zweites Lob können wir dem „Hauslehrer" nicht vorenthalten. Zum ernsten Wollen gesellt sich ein erfreuliches Können. Vor Allem ist die immer gleichmäßige Freundlichkeit und Ruhe im Verkehr mit den Kindern ein bewundernswerther Zug seines Wesens. So glauben wir ihm gern, wenn er in Nr. 1 des zweiten Jahrganges sagt: „Es giebt schon viele Menschen, die den Hauslehrer gern lesen." Das ist ja ganz sicher, daß wir Eltern viel zu oft die unbequemen Fragen der Kinder zurückweisen mit unwirscher Laune. Das verstehst Du noch nicht, das brauchen Kinder noch nicht zu wissen, das werdet ihr später noch bald genug erfahren. Von solchem Abweisen will der Herausgeber des „Hauslehrers" nichts wissen. Er ist der Meinung: Jede solche Zurückweisung bedeutet eine versäumte Gelegenheit, ein selbständig erwachtes Interesse des Kindes für seine Ausbildung nutzbar zu machen. Und die Kinder verstehen Alles, man muß es ihnen nur in der rechten Weise erklären. Ob er darin nicht gelegentlich etwas zu weit geht, bleibt dahingestellt. Jedenfalls beherrscht er den Ton des Umgangs mit Kindern in einer staunenswerthen Weise. Diesen Vorzug wird ihm so leicht Niemand bestreiten. Und dieser giebt dem Blatte den Charakter und macht seinen Werth aus. Was Alles zum Gesprächsstoffe gemacht wird zwischen dem Herausgeber und seinen Kindern — denn der „Hauslehrer" giebt nur wirklich geführte Unterhaltungen wieder —, davon kann man sich nicht leicht eine Vorstellung machen. Der Leipziger Aerztestreik (1901, Nr. 8 und 10), Ministerkrisis in Preußen (Nr. 11), Wohnungsfrage, der Leipziger Bankkrach (durch zehn Nummern), Zolltarif, Crispi's Tod, Prinz Tschun, Afghanistan, der Boerenkrieg, Rechtschreibung, die deutschen Schifffahrtsgesellschaften, politische Parteien — das sind so einige Stoffe, die wir herausgreifen. Wir gestehen offen, daß wir die Kunst, über solche Dinge mit Kindern in einer ihnen verständlichen Sprache zu reden, bewundern und schon darum den „Hauslehrer" allen Eltern und Erziehern empfehlen, die „in dieser Kunst gern etwas prakticiren" möchten. Nun steht allerdings auch Manches in dem Blatte, was uns weniger gefällt, z. B. die Benennung der Laute in der s. g. Mütterfibel und die Gestaltung der Kunstausdrücke in der Sprachlehre. Auch die Vertheidigung des Herausgebers (Nr. 15 S. 205) hat uns nicht überzeugt, daß mit der Einführung dieser Ausdrücke wirklich viel gewonnen sein würde. Indessen der „Hauslehrer" verlangt ja selber nicht, daß man ihm blindlings glaube. Er sagt blos, wie er es macht, und bittet, man möge es doch einmal so versuchen. Daß sich solch ein Versuch aber in vieler Beziehung überaus lohnend gestalten werde, das zu bezweifeln haben wir kein Recht, weil wir den Versuch noch nicht gemacht haben. — Es wird jetzt von vielen Seiten her an der lieben Schule herumgedoctert. Unter den betreffenden Aerzten — wir meinen nicht etwa die Schulärzte — sind auch recht bedenkliche Kurpfuscher. Zu diesen gehört Berthold Otto sicher nicht. Er ist ein Pädagog, dessen Bekanntschaft zu machen Niemand schaden kann, aber Vielen recht viel nützen wird, selbst Solchen, für die seine pädagogische Methode vorerst mehr Ueberraschendes als Ueberzeugendes hat. „Der Hauslehrer" ist ein Blatt, das die Aufmerksamkeit Aller verdient, die mit Erziehung, Unterricht, Schule zu thun haben, sei es als Subject oder Object, thätig oder leidend. Und wer wäre dann schließlich ausgenommen? Fast Niemand. R. B.

— Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich ein Heft im Format von 45 : 30 cm mit ca. 24 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. Preis des Heftes 1 ℳ. Vereinigte Kunstanstalten, Act.-Ges., München. 1901. Nr. 6—12. — Mit dem Erscheinen des 12. Heftes ist der erste Band dieses alpinen Prachtwerkes vollendet worden. Die großen Erwartungen, die man seit dem Erscheinen der 1. Lieferung gehegt hat, haben sich glänzend erfüllt, und mit Spannung sieht man der Weiterführung des Werkes entgegen, das aus dem unerschöpflichen Reichthum der Hochgebirgswelt immer neue Proben in meisterlicher Ausführung darbieten wird. Schon jetzt enthält das Werk eine herrliche Sammlung von charakteristischen Proben sämmtlicher Alpengruppen, sowie der Gebirge der Balkan- und Pyrenäenhalbinsel, Norwegens, Wales und des Kaukasus. Es ist schwer, aus der Fülle des Gebotenen Einzelnes herauszugreifen. Einigen besonders beliebten Bergen sind mehrere Bilder gewidmet. Dies gilt z. B. von dem Kitzbüheler Horn, das mit seiner nächsten Umgebung und seinem großartigen Gipfelpanorama auf vier großen und zwei kleinen Bildern eine Hauptzierde des 6. Heftes bildet. Für die beiden letzten Hefte hat die Verlagshandlung einige der gewaltigsten Gebilde der Alpenwelt aufgespart: den Pelvoux und seine Nachbarn (drei Doppelbilder), die Berninagruppe (sechs Bilder) und den Montblanc, den wir in seiner Fernwirkung und auch in nächster Nähe zu bewundern Gelegenheit haben. Das Schlußheft bringt eine kurzgefaßte geologische Charakterisirung der Alpenwelt aus der Feder des Münchner Professors Dr. Rothpletz, wodurch der Werth des Bilderwerkes noch beträchtlich erhöht wird, ferner eine im Maßstab von 1:2 500 000 gehaltene Uebersichtskarte, auf der die Gliederung der Alpen sehr deutlich zu ersehen ist, und ein Verzeichniß der 280 Abbildungen des ganzen Bandes, das zugleich Hinweise auf die Erwähnung der einzelnen Bilder in dem beigegebenen Texte bietet. Die zwölf Hefte des 1. Jahrganges sind zu einem stattlichen Bande vereinigt worden, der mit seinem reichen Inhalt jedem Freunde der Hochgebirgswelt eine dauernde Quelle reinen Genusses sein wird. C. R.

— Monographien zur deutschen Culturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. Band 8: Ernst Mummenhoff, Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. Mit 151 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. Preis brosch. 4 ℳ — Diese culturgeschichtlichen Monographien, die jetzt aus allen Gebieten wie Pilze aus der Erde aufschießen, sind wirklich ein Unternehmen, das man mit Freuden begrüßen kann. Es giebt kaum andere Bücher, die so sachlich und exact in die deutsche Vergangenheit und in die einzelnen Seiten des deutschen Lebens einführen, als diese Abhandlungen, die hinsichtlich ihres Textes allen Anspruch auf wissenschaftliche Behandlung machen, obwohl aller wissenschaftlicher Ballast vermieden worden ist, und illustrativ den verwöhntesten Anforderungen, die unsere hochentwickelte photomechanische Buchausstattung stellt, entsprechen. Dabei ist der Preis außergewöhnlich niedrig. Von dem vorliegenden Bande wäre wirklich im Interesse der guten Sache, der diese Monographien dienen, zu wünschen, daß er nicht nur in die Kreise der sogenannten Gebildeten eindringe, sondern auch dorthin seinen Weg fände, wo er am meisten zu Hause sein dürfte: in unsere Handwerkerfamilien, deren Vorfahren den Stoff zu dem hübschen Buche geliefert haben. Der Preis wird zur Verwirklichung dieses Wunsches voraussichtlich kein großes Hinderniß sein. j.—

— Illustrirtes Gartenbau-Lexikon. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 1200 Textabbildungen. Berlin 1901, Paul Parey. Lieferungen 13 bis 20. — Die vorliegenden acht Lieferungen bilden den Schlußtheil dieses in seiner Großartigkeit auf Gartenbauliteraturgebiete einzig dastehenden Werkes. Da wir dessen schon früher uns zugegangenen Lieferungen sehr eingehend besprochen haben, beschränken wir uns heute darauf, nochmals hervorzuheben, daß dieses Gartenbau-Lexikon nicht nur unendlich viel Neues und Werthvolles bringt, allen Einzelgebieten des Gartenbaues gleichmäßig gerecht wird und deshalb jeden Gärtner, gleichgiltig, in welchen Specialitäten derselbe Meister ist, sowie jeden Gartenfreund voll befriedigen wird. Es birgt das Gartenbau-Lexikon auch eine Fülle so vielgestaltiger und ausgezeichneter Illustrationen, daß es nach dieser Richtung hin ebenfalls kaum einen Wunsch offen läßt und seines Gleichen sucht. Sowohl praktische Gärtner und Gartenliebhaber, wie namentlich auch Gartenbau-Schriftsteller, Gartenbau-Lehranstalten, Gartenbau-Vereine ꝛc. erwerben sich mit dem Gartenbau-Lexikon das zuverlässigste und umfassendste Nachschlagewerk, welches wir kennen.

Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 12. Dienstag, den 28. Januar, Abends. **1902.**

Unsere gefiederten Wintergäste.

Von Robert Berge, Zwickau.

Wie es als ausgemachte Thatsache gilt, daß die heimische Vogelwelt einer fortschreitenden Abnahme verfallen ist, so kann ebenfalls der Nachweis geführt werden, daß die unsere Gegenden durchwandernden Zugvögel und die Einkehr nehmenden Wintergäste eine Verminderung erlitten haben, wenn man die Angabenfülle früherer Jagd- und ornithologischer Schriftsteller mit den neueren Beobachtungsergebnissen vergleicht. Dies ist auch erklärlich, denn so weit die Zone der Volksvermehrung und Cultur nach Norden, woher jene Vögel meist kommen, vorgeschoben ist, sind ihnen die Grundbedingungen des Daseins geschmälert worden, hat der Mensch allenthalben sein Uebergewicht nachdrücklich zur Geltung gebracht. In der Ungunst des Winters entziehen sich jedoch bei uns die geflügelten Fremdlinge häufig allgemeiner Wahrnehmung, und mancher Leser dürfte eine Rundschau über dieselben nicht unwillkommen finden und ihr seine Aufmerksamkeit vielleicht nicht vorenthalten.

Bald nach dem Aufbruche der unsere Gaue am frühesten verlassenden Sommervögel im August, deren Reihe in der Regel die Thurmsegler eröffnen, begrüßen uns auch schon die ersten Reisenden, wie etwa Störche, Brachvögel und einzelne Wasserläufer, und unaufhaltsam pilgern nun die Durchzügler nach dem sonnigen Süden vorüber, bis gewöhnlich gegen Ende October der Hauptstrom seinen Abschluß erlangt hat. Von den hiervon bei uns bleibenden oder erst im Winter aus dem Norden, theilweise wohl auch Osten hergetriebenen Vögeln erscheinen wenige in größeren, auffälligen Schaaren, die meisten dagegen vereinzelt oder selten und werden dann zum Theil lange Zeit nicht wieder erblickt. Mit Ausnahme der geringen Zahl von Schwirrvögeln, also der Segler und Nachtschwalben, ist einschließlich der einheimischen jede Ordnung auch im Winter durch mehr oder weniger Arten, welche infolge ihrer Organisation und Lebensweise allen Unbilden die Stirn zu bieten vermögen, bei uns vertreten, wobei von fremden lediglich Sing-, Schwimm- und Raubvögel in Betracht kommen.

In zahlreichen Schwärmen erscheint manches Jahr eine kleine nordische Finkenart, die im Volke, dem sie wohlbekannt ist, Tschätscher, Zätscher, Leinfink, Birkenzeisig, Flachsfink u. s. w., wissenschaftlich Acanthis linaria heißt und, dem gemeinen Hänfling in Figur und Farbe sehr ähnlich, schön geschmückte Hähnchen mit sich führt, welche eine glänzend rothe Kopfplatte, die karminroth überpuderte Brust und schwarze Kehle, schwarze Stirn und Zügel stattlich herausputzen. Wenn ihre munteren, lebhaften Gesellschaften sich im Spätherbste über die Fluren zu ergießen beginnen, zog vornehmlich in früheren Zeitläuften, wo das Fangen erlaubt oder noch nicht mit starker Faust unterdrückt ward, Freude und Bewegung in die Bevölkerung ein, und man eilte mit Lockvogel und Leimruthen hinaus, ihrer habhaft zu werden, oder fing sie auf dem Vogelheerd, in Schlingen und an der Tränke. Ich habe an manchen Orten alle verfügbaren Käfige mit ihnen besetzt gesehen, fast überall erscholl aus den Häusern ihr „tschätt tschätt“, „büdühü“ oder „hoing“ hervor, und man hätte, das Stück mit einigen Pfennigen bezahlend, so viel haben können, wie man wünschte. Trotz ihrer Kleinheit wurden sie auch für die Küche verwerthet und bildeten in verschiedenen Gegenden geradezu ein Volksgericht, wie z. B. im Erzgebirge „Tschätscher mit Kartoffelmus“ sehr beliebt waren. Der Lockvogel rief die umherstreichenden Kameraden zu sich heran, neugierig stürmten diese oft in ganzen Schaaren nieder, fußten arglos und zutraulich auf den tückischen Leimruthen und fielen bei ihrer Menge dem verborgenen Vogelsteller so zahlreich in die Hände, daß er sie getödtet in einen Korb füllte, um die Ausbeute nach Hause zu bringen. Das hat, wenigstens bei uns zu Lande, Dank der Strenge des Gesetzes und der Aufklärung durch die Schule aufgehört. Man trennt eine Reihe geographischer Formen, da sich das Wohngebiet des Birkenzeisigs über das nördliche Europa, Asien und Amerika erstreckt, von denen mehrere nach Deutschland kommen. Außer der typischen ist rufescens in letzterem sogar nistend angetroffen worden und soll 1882 auch unweit Wildenthal bei Eibenstock gebrütet haben, während von der Form holboelli im Juli 1891 Junge bei Markersbach in der Pirnaer Amtshauptmannschaft festgestellt wurden, wovon sich das eine im Dresdner Museum befindet. Große Aehnlichkeit mit dem Tschätscher besitzt der Berghänfling (Acanthis flavirostris), doch ist dieser etwas größer, hat längere Beine und einen dickeren, weniger dünn zugespitzten Schnabel, keinen rothen Scheitel und keine schwarze Kehle. Weit weniger häufig als die Birkenzeisige, aber ebenfalls ein Freund der Geselligkeit, schwärmt er in kleinen Trupps umher und mischt sich zwischen jene oder auch die gemeinen Hänflinge, weshalb er öfters verkannt werden mag. Ihm an Volksthümlichkeit ebenbürtig, weil er gleichfalls in sehr bedeutender Anzahl bei uns Winterherberge erheischt, ist der Bergfink, Quäker oder Buchfink (Fringilla montifringilla), welcher auch einmal in Sachsen als Brutvogel beobachtet wurde. Indessen liegen seine eigentlichen Bezirke im nördlichen Europa und Asien innerhalb oder in der Nähe des arktischen Gürtels, wo die Feldlerche nicht mehr wohnt und der Thurmfalk verschwindet. Dort ersetzt er durch die Waldungen im Lenze die Rolle unseres Edelfinken. Zuweilen schon Ende September, sicher im October bemerkt man diese hübschen Vögel, wie sie sich Futter suchen, dabei selbst in die Ortschaften bringen und in Gemeinschaft mit anderen Arten herumschweifen. Von der Größe des gewöhnlichen Finken, bloß etwas kürzer, läßt er sich kaum verwechseln. Die Oberseite enthält viel Schwarz, doch ist der Hinterrücken in der Mitte weiß, ebenso der Unterkörper, wovon sich an Brust, Kehle und den kleinen Flügeldecken ein schönes Rostbraun abhebt, was Alles beim Weibchen düsterer aussieht. Ihr hauptsächlichster Lockton besteht in einem gedehnten „quäk“, woher sie die Bezeichnung führen. Ihr Gesang hat mit dem des Edelfinken nichts gemein, erklingt vielmehr wie ein Gezirp mit kreischenden Lauten, und einer meiner Freunde, der sich, den Namen aus dem Handbuch entlehnend, einst einen „Buchfinken“ bestellt hatte, womit der Edelfink gemeint war, dem Sprachgebrauch der Gegend gemäß aber einen Quäker erhielt, war über die musikalischen Leistungen seines neuen Stubengenossen äußerst enttäuscht, bis er die Lösung des Räthsels von mir einholte. So friedfertig sich der Bergfink im Freien gegen seinesgleichen beträgt, so streitsüchtig und bissig verhält er sich in der Gefangenschaft und kann daher in keinen Gesellschaftsbauer eingelassen werden. Als sehr seltener Ankömmling fliegt der in den Hochgebirgen Mitteleuropas, darunter den Alpen, hausende Schneefink (Fringilla nivalis) nach unseren Auen, wo z. B. Ende der siebziger Jahre ein Zug bei Sebnitz entdeckt wurde. Er ist größer als die vorigen, am Kopfe grau, an der Kehle schwarz, mit dunkel- und hellbraun gewölktem Rücken, größtentheils weißem Schwanz und weißen Flügeln, schwarzen Schwingen und bräunlichweißer Unterseite. Der prächtige nordische Gimpel (Pyrrhula rubicilla), durch beträchtlichere Größe und dunkleres Roth der Unterseite von dem allbekannten einheimischen zu unterscheiden und schon im nordöstlichen Deutschland nistend, macht uns im Winter zuweilen auch Besuche und giebt sich in seiner harmlosen, phleg-

matischen Weise ohne große Scheu den Blicken preis, während Karmingimpel (Carpodacus erythrinus) und Hakengimpel (Pinicola enucleator) nur sehr selten in unsere Breiten aersprengt werden. In reiches, dichtes Gefieder gehüllt, aller milden Wärme abhold, bewohnt die arktische Zone noch an den letzten Grenzen, wohin die Polarreisenden gelangten, und nach Süden bis zum schottischen Hochland vorkommend der Schneeammer (Plectrophenax nivalis). An Größe dem Goldammer vergleichbar, infolge des kürzeren Schwanzes jedoch gedrungener, ist, wie an jenem die gelbe, bei ihm die weiße Farbe vorwaltend und nimmt mit dem höheren Alter durch jede Mauser an Ausdehnung über die Oberfläche sowohl, als an Tiefe gegen innen zu, bis sie den Grund der Federn erreicht, welcher anfangs unter der weißen Ueberdeckung dunkel erscheint, wogegen der dem Körper auflagernde Flaum auf jeder Altersstufe grau verharrt. Je nach Alter, Geschlecht und Johreszeit anders gezeichnet, ist das Winterkleid im Allgemeinen auf der Oberseite, an Brust und Weichen rostbräunlich, auf Rücken und Schultern schwarz durchsetzt, die Flügel entholten bei den jüngeren Exemplaren weniger, bei den alten viel Weiß, und die Hinterzehe hat eine lange, spornartige Kralle. In den tristesten, unerquicklichsten Einöden des Nordens bis in die hohen Gebirge hinauf, wo kaum noch Moos und Flechten die kahlen Klippen überkümmern, errichten sie zwischen Steinen und Felsenspalten, auf der Tundra unter Grasbüscheln ihre Nester aus Flechte, Moos und Grasholmen und polstern sie mit Federn und Haaren, vorzüglich vom Blaufuchs, aus. In jenen unbevölkerten Gebieten, von Menschen nicht behelligt, vermehren sie sich zu außerordentlichen Massen. „Schneeflocken“ soll won sie in Rußland nennen, weil sie dort in förmlichen Wolken auf Felder und Straßen herunterwirbeln. So zahlreich sieht man sie bei uns, wo sie vom December ab weilen, zwar nicht, kann sie aber doch in kleineren Karawanen wahrnehmen, wenn sie gewandten Fluges dahinschießen, das Gesäme aus den über die Schneedecke emporstarrenden Pflanzen klauben oder den Pferdedünger auf den Landstraßen durchstöbern, wobei sich die Schwärme über den Erdboden gewissermaßen hinwälzen, indem die hintersten die vorderen beständig überfliegen. Der schlimmste Frost und tiefste Schnee vermag ihnen, seit undenklichen Generationen wie Eisfuchs, Rennthier und Eskima daran gewöhnt, Munterkeit und Frohsinn nicht zu rauben, sie nicht zu behindern, ihr lockendes „Zirrr“ und „Füd“ ertönen zu lassen, gleichsam als offenbare sich in der Verachtung äußerer Trübsal ein Ahnungshauch des Dichterwortes: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.“ Im Bauer gedeihen sie bei richtiger Behandlung ganz gut, und ich habe einen lange besessen. Ihm in Gestalt und Lebensart sehr ähnlich ist der Lerchenammer (Calcarius lapponicus), der mit ihm die nordische Heimoth theilt, aber nicht so hoch in die Gebirge steigt, minder zahlreich auftritt und seine Pfade nur gelegentlich zu uns wendet. Von Farbe ebenso veränderlich, hat er im Gefieder weit weniger Weiß, und beim Männchen erscheint die Kehle schwarz. Noch sporadischer erholten wir Gelegenheit, die Alpenlerche (Otocorys alpestris) zu gewahren, die nicht von den Schweizer, sondern den Alpen des Nordens ihre Benennung empfangen hat, wo, wie auch in den Tundren, ihre Stammsitze belegen sind. Kenntlich machen sie zwei längere Federbüschel, welche an den Seiten des Hinterkopfes ragen und aufgesträubt ein paar Höenern gleichen, die schwefelgelbe Stien und Kehle und ein schwarzer Halsbandfleck auf der Gurgel. Zu den merkwürdigsten nordischen Vogelgestalten muß ohne Zweifel der Seidenschwanz (Ampelis garrulus) gerechnet werden, welcher, stärker als unser Gimpel, einen Federstutz auf dem Scheitel, überwiegend röthlichgrau, eine gelbe Schwanzspitze hot und seidenweiches Gefieder trägt. Seine hinteren Schwungfedern enden charakteristisch in scharlachrothe, an seinen Siegellack erinnernde, pergamentartige Plättchen. Kaum jemals hat sich die ornithologische Forschung so lange vergebens bemüht, die Bruten eines europäischen Vogels aufzuspüren, wie bei ihm, denn erst 1856 glückte es einem Sammler in Lappland, von einem Eingeborenen ein Nest mit Eiern gezeigt zu erhalten, worauf 1857 acht und 1858 150 Nester mit 660 Eiern gefunden wurden. Damit waren die Hindernisse besiegt, welche an dem Nisten des Vogels in finsteren, bemoosten und theilweise sumpfigen Tannenwäldern, der Unregelmäßigkeit seines Sommeraufenthaltes und seinem sich auch bei den Brutplätzen nicht verleugnenden stillen Wesen gehaftet hatten, und Nester nebst Eiern kamen seitdem zahlreich in den Handel. Er greift von Ende Mai ab zur Fortpflanzung und baut 4—6 m hoch an Tannenstämme, wobei er Reiser und Bartflechten verwendet und den Napf zuweilen mit feinen Grasblättern, dünnen Stengeln und einzelnen Haaren, vor Allem von Rennthieren, ausfilzt. Nur dem hohen Norden scheint er seine Brut anzuvertrauen, und es ist ungeachtet verschiedentlicher Berichte bisher nicht sicher erwiesen, ob er in Deutschland gebrütet hot. Sein Benehmen entspricht ganz den Zuständen jener menschenleeren Striche, denn er bekundet eine beinah rührende Treuherzigkeit, einen paradiesischen Mangel an Menschenfurcht, und man kann ihn inmitten städtischer Anlagen auf Bäumen und Sträuchern hocken sehen, ihn betrachten und sich auf kurze Entfernung nähern, ohne daß er Verdacht schöpfte. Er ist deshalb auch leicht zu schießen und zu berücken und würde in unsern Grenzen wahrscheinlich bald der Ausrottung geopfert sein. Den Hunger stillen die Seidenschwänze bei uns an Beeren, und ihr Dasein scheint in einem behaglichen Wechsel zwischen ruhigem Sitzen und Sättigung dahinzugleiten. Werden die Beeren knapp, so streichen sie weiter, von Gebüsch zu Gebüsch, südlich oder westlich, der Nahrung folgend, dabei fast immer in Gesellschaften vereinigt und niemals miteinander hadernd. Ihre Wanderungen sind daher unberechenbar, und oft mögen die eigenthümlichen Geschöpfe durch ganz andere Gegenden heimkehren, daß wir aon dem Widerflug wenig oder nichts bemerken. Ziemlich auffallend fluthet im Herbste der Strom der Drosseln aorüber, indessen faßt er aon eigentlichen Nordländern nur die Wein- ader Rothdrossel (Turdus iliacus) ein, welche durch rostrothe Körperseiten und Unterflügeldecken, sowie einen gelblichweißen Streif über dem Auge geziert ist. Milde Winter pflegen sie bei uns manchmal festzuhalten, wogegen die Ringamsel (Turdus torquatus), an deren schwarzem, beim Weibchen braunem Gewande auf dem Kropfe ein weißes Schild schimmert, blos gelegentlich des Durchzugs, und besonders im October einspricht. Wer kennt nicht den Eichelhäher, Nußhäher aber Nussert, der mit lärmendem „Räätsch“, „Käh“ &c. oder den Nachäffungen anderer Vögel voll Unruhe Wold und Busch erregt und dessen den Flügeln entgleitende, im Schmelze schwarzer, blauer und weißer Querbänder prangende Federn die Knaben so gern an Hut oder Mütze stecken! Ihm verwandt, spendet uns mit dem welkenden Laube und den absterbenden Blumen der Tannenhäher seine Visiten. Etwas kleiner als der Nussert, braun mit weißen Tropfenflecken, am Schwanze einen weißen Endsaum, spaltet man seine Art in mehrere Formen, von denen hier zwei in Frage treten, die dickschnäblige (Nucifraga caryocatactes) und die dünnschnäblige (Nucifraga caryocatactes macrorhyncha). Erstere brütet in Europa, unter Andern auch in der sächsischen Schweiz, letztere in Sibirien. Sie ziehen aorzüglich im October und November durch, dabei möglichst Wälder zur Deckung erkürend, und man trifft beide in annähernd gleicher Zahl. In die westlichen Theile Sachsens rücken mit den rauheren Tagen endlich die grauen oder Nebelkrähen (Corvus cornix) ein, um zu überwintern, und vertragen sich vortrefflich — denn eine Krähe hackt bekanntlich der anderen kein Auge aus — mit den schwarzen Rabenkrähen (Corvus corone), welche im Sommer hier das Scepter schwangen, während sich jene zu dieser Zeit im Wesentlichen auf die ostelbische Seite beschränkten. Wahrscheinlich entfliehen diese Nebelkrähen hauptsächlich dem Norden, doch ist keineswegs ausgeschlossen, daß sich solche östlicher Herkunft darunter mischen, da Züge aus beiderlei Richtung einhersegeln.

Nicht minder reichhaltig schlägt die Welt der Schwimmvögel im Herbst und Winter Verbindungslinien zu uns, und es mögen zunächst die Schwäne ins Auge genommen werden, von welchen uns drei Arten besuchen. Von ihnen gehörte der zahme oder Höckerschwan (Cygnus olor), der stolze, poesiegeschmückte Prunkvogel unserer Teiche, ehemals zu dem wildlebenden Geflügel Sachsens, war der hohen Jagd erwählt und ward noch tief ins 19. Jahrhundert on größeren, stillen Gewässern mit schilfigen Ufern seßhaft gefunden. Das ist jetzt natürlich anders geworden, er ist vertilgt und lenkt seinen Flug nur als Zu- oder Durchzügler noch in unser engeres Vaterland, wobei es stets ungewiß bleibt, ab er in den wilden Siedlungen Südskandinaviens, Mecklenburgs, Pommerns, West- und Ostpreußens geboren oder den halbzohmen, mit Spree- oder Havelwasser getauften Geschwadern der Fahnen Brandenburgs entronnen ist. Niemals bei uns heimisch gewesen, sondern aon jeher Zugvogel aus Nordeuropa, trifft weiter der in Rußland gezähmte Singschwan (Cygnus musicus) ein und wird auf offenen Gewässern vereinzelt beobachtet. Zum Unterschied von jenem fehlt ihm der schwarze Höcker an der Wurzel des Schnabels

wofür der letztere am vorderen Theil schwarz aussieht. Nur äußerst selten zeigt sich der durch viel geringeren Leibesumfang kenntliche Zwergschwan (Cygnus minor), dessen Nistreviere in den hohen Regionen Europas und Asiens liegen. Unter den Gänsen machen sich vorzugsweise die Graugans (Anser cinereus) und Saatgans (Anser segetum) bemerkbar, die schon am Schnabel von einander unterschieden werden können, insofern derselbe bei ersterer rothgelb, bei dieser schwarz gefärbt und mit einer gelben Binde umschlungen ist. Die Saatgans bewohnt den Norden, die Graugans dagegen mancherlei Theile Europas, wo sich einsame, wasserreiche Niederungen mit Schilf, Rohr, Wald und Gebüsch verbreiten. Bis ins 19. Jahrhundert fristete sie auch in Sachsen ihr Leben, und Dietrich a. d. Winkell schreibt z. B. 1805, daß ihre Jagd daselbst sehr befriedigend ausfalle und besonders an den Brutteichen im letzten Drittel des Juni lohne, wo die Jungen noch nicht flugbar seien, sodaß in kurzer Zeit öfters 16—20 Stück geschossen würden. Von Alters her gezähmt, wurde diese verdienstvolle Federträgerin Urmutter der Hausgans, der sie in jeder Hinsicht gleicht, ist aber in ihren Zuwanderungen gegen früher, wo sie außerordentlich häufig erschien, wie a. d. Winkell und Bechstein bezeugen, ziemlich dünn geworden. Letzterer schreibt z. B. in seiner Gemeinnützigen Naturgeschichte 1791 und 1795 von ihr: Wird im Winter in Deutschland und vorzüglich in Thüringen in großen Heerden angetroffen. Es giebt Gegenden, z. B. im Gothaischen, nahe vor dem Thüringer Walde, wo sie sich in einem Bezirke von etlichen Meilen millionenweise den ganzen Winter hindurch aufhalten. Sie thun an manchen Orten, wo sie ihren jährlichen Winteraufenthalt haben, an der grünen Wintersaat großen Schaden. — Der Vollständigkeit halber müssen auch die in den Tundren brütende Bläßgans (Anser albifrons), die hochnordische Ringelgans (Branta bernicla) und die bereits an den deutschen Küsten vorhandene, ihre Baue in unterirdischen Höhlen anbringende, schön bunte Brandgans (Vulpanser tadorna) genannt werden, welche uns ebenfalls besuchen, obwohl nur sehr sparsam. Als großartige Winterstation dient vielen nordischen Schwimmvögeln die Nordsee mit ihren Gestaden, woselbst sich Arten von Schwänen, Gänsen, Enten, Sägern, Möven, Seetauchern, Lummen, Alken auf der vom Golfstrom berührten, nie gefrierenden salzigen Fluth wiegen und den durch kein Eis verwahrten Nahrungsvorräthen zusprechen, außerdem, soweit sie nicht zugefriert, auch die Ostsee. Indem diese Meere einen Theil der nach Süden drängenden Vogelmassen bis zu einem gewissen Grade stauen, gewinnt es den Anschein, daß sie zum Ausgangshafen für manchen nordländischen Schwimmvogel werden, der in den Schneegefilden des Binnenlandes umherirrt, obzwar dies im Einzelnen nicht direct nachweisbar sein wird. Es dürfte z. B. bei der Eiderente (Somateria mollissima), welche die nördlichen Küstenlinien bevölkert und der See die Quellen ihrer Wohlfahrt verdankt, kaum anzunehmen sein, daß die wenigen im Innern des Festlandes betroffenen Individuen das offene Meer, welches ihnen Alles bietet, geradewegs überquert haben, sondern daß sie vielmehr von hier aus den Landflug antreten. Von diesem Gesichtspunkte werden sich noch verschiedene der fernerhin anzuführenden Vorkommnisse beurtheilen und erklären lassen. Außer der Eiderente, die, größer als eine Stockente, in jedem Farbenkleide durch drei vorspringende, am Oberschnabel entlang laufende Federzungen, von denen sich eine oben, die anderen an den Seiten hinschieben, versehen ist, kommen gleich spärlich die einander sehr ähnliche Trauer- und Samtente (Oodemia nigra und fusca) zu uns, Weibchen und Junge mit düsterbrauner, alte Männchen mit schwarzer Befiederung, aus welcher an den Flügeln der Samtente stets ein reinweißer Spiegelfleck absticht, der zur Unterscheidung genügt. Von weiteren Enten stellen sich ein die Bergente (Fuligula marila), welche ausnahmsweise schon in Norddeutschland genistet hat, im übrigen aber zu den Massenvögeln des höheren Nordens gehört, die Eisente (Fuligula hyemalis), eine Bewohnerin hochnordischer Küsten und Landseen, und die Spießente (Anas acuta), durch spießförmig verlängerte mittlere Schwanzfedern auffällig und bereits in deutschen Sumpfgebieten brütend. Alle diese Arten eingehender zu schildern oder auch nur in ihren Gefiederfärbungen zu beschreiben, würde zu weit führen, und es sei daher noch der schönen und liebenswürdigen Pfeifente (Anas penelope) gedacht, die ihrem Namen durch schallende, lieblich zum Ohre klingende Pfeiftöne alle Ehre bereitet. Auch sie kann zu unsern Wintergästen gezählt werden, denn, wie im Sommer 1898 einige weit über den Zug hinaus bis in den Juli auf dem Zwickauer Schwanteiche zurückblieben,*) so hielt sich im darauffolgenden, ungewöhnlich milden Winter eine Schaar bis Ende Februar daselbst auf und entschwand erst mit der um jene Zeit plötzlich einbrechenden harten Kälte.**) Nach neueren Angaben in Sachsen sonst allein für die Zugzeit, März, Anfang April, October und November, ermittelt (Jahresberichte der ornithologischen Beobachtungsstationen im Königreich Sachsen), war sie früheren Forschern als winternd bekannt, denn der sächsische Jagdschriftsteller Döbel sagt in seinen Jägerpraktika 1746, daß sie im Herbst und Winter auf dem Zuge an offenen Quellen und Flüssen vorkomme. Den Enten an Gestalt, Körperbau, bunten Farben und Lebensweise sehr ähnlich ist die Familie der Säger, zu deren Unterscheidung jedoch schon die Bildung des Schnabels hinreicht, indem derselbe bei ihnen länger, viel schmäler und an den Rändern mit sägeartigen, spitzen, nach hinten gerichteten Zähnen besetzt ist, wogegen jene einen breiten, am Rande mit kleinen, platten Hornlamellen gezackten Schnabel haben. Den Hinterkopf der Säger schmückt eine Federhaube. Man sieht sie bei uns lediglich im Winter, wo ihnen hauptsächlich eisfreie Stellen fließender Gewässer, der Elbe, Mulde u. s. w. zum Aufenthalte genehm sind, in denen sie vorzugsweise nach Fischen tauchen, die mit erstaunlicher Kunst selber unter dem Eise hervorgeholt werden. Drei Spezies lassen sich bei uns nieder, der große, mittlere und kleine (Mergus merganser, serrator, albellus), von welchen die ersten beiden sporadisch in Deutschland nisten, indessen der letztere Nordeuropa und Nordasien angehört. Den Seetauchern ferner gewähren die ungemein weit hinten befestigten, wie ein Messer zusammengedrückten Schwimmfüße, der sehr kurze Schwanz, der lange, gerade und spitzige Schnabel ohne Bezahnung und das knappe, weiche Federkleid, welches zu dem bekannten Pelzwerk verarbeitet wird, ein seltsames Aeußere. Es ist zu verwundern, wie sie vermittelst ihrer kleinen, schmalen Fittiche, die sie in schnellen Schwingungen auf und ab schlagen, die Mühseligkeiten einer so bedeutenden Reise überwinden, welche sie oft, aber nicht immer, längs der Flüsse durchmessen, denn mir sind z. B. in der hiesigen Umgebung aus wenig Jahren drei Fälle bekannt, wo der Polarseetaucher fern von jedem Flusse geschossen wurde. Es sind diejenigen Arten, über welche A. Brehm in seinem Thierleben schreibt: „Außerordentlich schön ist der Flug, wenn sich die Vögel, wie sie es regelmäßig thun, von den hohen Küstenbergen hinab in das Meer stürzen. Sie regen dann die Flügel nur soviel, wie eben nöthig ist, um eine schiefe Flugrichtung zu ermöglichen, und schießen unter sausendem Geräusche, sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite wendend, wirklich pfeilschnell in die Tiefe hinab und versenken sich unmittelbar darauf im Wasser.“ Nordseetaucher (Urinator septentrionalis), Polarseetaucher (Urinator arcticus) und Eisseetaucher (Urinator glacialis), von der Größe der Hausente bis zur Hausgans, flüchten zu uns, und auch der mit unseren heimischen Tauchern mehr übereinstimmende, nicht mit vollen Schwimmhäuten, sondern die Zehen einfassenden Schwimmlappen ausgerüstete Ohren- oder Hornlappentaucher (Colymbus auritus) erscheint zuweilen. Letzterer hat mit dem ihm nahe stehenden Schwarzhalstaucher (Colymbus nigricollis), welcher den Sommer über bei uns wohnt, im Alter den rothgelben, vom Auge aufwärts laufenden Streifen gemein, unterscheidet sich von demselben aber in dem nach vorn schwach herabgebogenen Schnabel und außerdem darin, daß die ersten 11 Schwungfedern in der Endhälfte braunschwarz sind, wohingegen sich bei dem Schwarzhalstaucher der Schnabel leicht nach oben krümmt und das Braun blos die 5 ersten Schwingen bedeckt. Da sich die Taucher nur vom Wasser in die Luft zu erheben vermögen, so können sie, wenn auf dem Erdboden überrumpelt, mit den Händen ergriffen werden, was ihnen trotz aller Scheu nicht selten widerfährt. Einen Gruß entsendet uns das Meer noch durch die herrlichsten Vogelgebilde, welche seinen schäumenden Wogen Tribut entlocken und, in ihrer Organisation zur höchsten Vollendung gediehen, als glänzendste Gefolgschaft alle Wechselfälle des launischen Geschickes mit ihm theilen: die Möven. Die prächtige Silbermöve und die kleinere Sturmmöve (Larus canus), Heringsmöve (Larus fuscus), Dreizehenmöve (Rissa tridactyla) und aus dem Schooße des eisumpanzerten Polarbereichs die stattliche, im Fluge fast an einen Adler gemahnende Eismöve (Larus glaucus) überraschen zu-

*) Wissenschaftliche Beilage 1898, Nr. 136

**) Vergl. d. Verf.: Ornithol. Vorkommnisse im westl. Sachsen, Journal für Ornithologie 1900, Aprilheft

weilen unser Auge, und manche steht als Trophäe im Zimmer des glücklichen Schützen oder als Beleg in den Museen. Von den nordischen, mit düsterm Colorit, verlängerten mittleren Schwanzfedern und raubvogelartigen Krallen ausgestatteten sogenannten Raubmöven, welche Fische fangenden Vögeln die erworbene Beute abtreiben und auch Nester ausstehlen, sind für Sachsen die **mittlere** und **Schmarotzerraubmöve** nachgewiesen (Lestris pomarina und parasitica).

Widmen wir unsere Aufmerksamkeit den Raubvögeln, und zwar vorerst dem Geschlecht der **Eulen**, so schweift aus „Nacht und Eis“ die mächtige, nahezu den Uhu an Größe erreichende **Schneeeule** (Nyctea scandiaca) herbei, welcher schneeweiße, bei den Jungen mit dunkler Fleckung bestreute Federn, schwarzer Schnabel und dickbefiederte Füße als sichere Erkennungsmerkmale eignen. Allerhand Geflügel, Lemminge und andere kleine Säuger überfallend und mit Geschicklichkeit die Fischerei ausübend, sind diese wetterharten Wesen fähig, die Plagen des unwirthlichen Winters ihrer Heimath zu erdulden, obwohl viele, wahrscheinlich durch anhaltende, den Nahrungserwerb hemmende Schneefälle bewogen, südwärts wandern. Die gleichgroße **Lapplands-** oder **Barteule** (Syrnium lapponicum) hat an der Kehle einen schwarzen, bartartigen Fleck und um die Augen dunkle, concentrische Ringe. In der Färbung unserm Waldkauz ähnlich, unterscheidet sie von diesem schon ihr fast doppelter Körperumfang. Mit Leichtigkeit bemächtigt sie sich ebenso wie die Schneeeule eines erwachsenen Hasen und vermag ihn rasch zu tödten. Erheblich kleiner und kaum stärker als eine Schleiereule, reiht sich die **Sperbereule** (Nyctea ulula) an, mit brauner, weißgetüpfter Rückenseite, weißem, braungrau gesperbertem Unterleibe und sehr langem, keilförmigem Schwanze, die im Betragen mehr noch als ihre vorerwähnten Schwestern den Tagraubvögeln gleicht. Sie jagt während der Tageshelle, wie alle nordischen Eulen, welche die Wochen und Monate andauernden Tage der polaren Jahre dazu nöthigt, während sie in den ebenso langen Nächten beim Scheine der Gestirne oder des Nordlichts nach Opfern fahnden muß, soweit sie nicht in südlichere Breiten ausweicht. Beim Fluge, der ganz wie derjenige des Sperbers, bald in schnellen Flügelschlägen, bald in kurzen Pausen schwimmend, vor sich geht, könnte sie leicht mit diesem verwechselt werden, wenn nicht der dicke Eulenkopf wäre. Eine theils nördliche, theils östliche und auch in den süddeutschen, österreichischen und ungarischen Gebirgen horstende Art bildet die **Habichtseule** (Syrnium uralense), welche düstere Befiederung, trübweiße Unterseite mit schmalen, bräunlichen Längsflecken und beinahe Uhugröße darzeigt. Auch sie weiß nichts von Lichtabneigung, ähnelt in ihrem Charakter den Bussarden und ist mit großer Kühnheit begabt.

Die edelsten Gestalten und temperamentvollsten Glieder birgt die Familie der **Falken** in ihrer mannigfaltigen Artenkette, die an Grazie und Kraft der Bewegungen, wie an Heftigkeit zur Verfolgung der gesteckten Zwecke, darin starke Gefühle, namentlich angeregt durch begieriges Nahrungsverlangen, verrathend, nirgends im Thierreich übertrumpft werden. Einstmals auch bei uns überall häufig, war gleichwohl der Mensch von je ihr erbittertster Gegner, der ihnen haßerfüllt jedes Stück nachrechnete, das sie seiner Interessensphäre entrissen. Mit Falle, Gift und Gewehr rückte man ihnen auf den Leib und hat damit allerdings ihren Schaden, aber zugleich auch das ursprüngliche Leben beseitigt, welches sie der Flur an ihrem Theile aufdrückten, daß mancher Naturfreund heut zu Tage etwas darum geben würde, wenn vorzüglich die der gänzlichen Ausmerzung erlegenen Adler in bescheidenen Grenzen wieder erschienen. Von letzteren hat sich der **Steinadler** (Aquila chrysaëtus), welcher früher in Sachsen entschieden Brutvogel war,*) in einen seltenen Gast verwandelt. Auch der fast ebenso gewaltige **Seeadler** (Haliaëtus albicilla) und der etwas schwächere **Schelladler** (Aquila maculata) finden sich ein, und **Schreiadler** (Aquila pomarina), sowie **Schlangenadler** (Circaëtus gallicus) kommen wenigstens auf dem Zuge vor, wovon der Schreiadler unweit Zwickau einmal noch am 10. November geschossen wurde. Schließlich wird der **Fischadler** (Pandion haliaëtus), der für Sachsen neuerdings ausgestorben scheint, ebenfalls als Ausländer anzusprechen sein, wenn er unsere Gewässer nach Fischen abplündert.**) Von den eigentlichen Edelfalken tritt im Winter insbesondere der **Wanderfalk** (Falco peregrinus) auf, welcher sich horstend nur noch ganz vereinzelt behauptet haben dürfte, und Verfasser konnte einen z. B. am 11. März 1898 an der Mulde beobachten, der sich wiederholt, jedoch erfolglos auf ein Paar Stockenten stürzte. Der Norden schickt den großen **Jagd-** oder **Gyrfalken** (Falco gyrfalco) und häufiger den **Zwergfalken** oder **Merlin** (Falco aesalon), welch letzterer nach älteren Mittheilungen in Deutschland gebrütet haben soll, was jedoch zu bezweifeln steht. Der Südosteuropa und dem gemäßigten Asien zugehörende **Würgfalk** (Falco sacer) ward gleichfalls zur Winterszeit in Sachsen erlegt. Alle jene Edelfalken nahmen in vergangenen Jahrhunderten gewisse Kreise insofern lebhafter in Anspruch, weil sie wegen vortrefflicher Flugfertigkeit, stählerner Kraft und verwegenem Muth zur Beize gebraucht und aus diesem Grunde sehr geschätzt waren. Ferner verdienen zwei Verwandte des Mäusebussards, der **Rauhfußbussard** (Archibuteo lagopus) und **Steppenbussard** (Buteo desertorum) angeführt zu werden, von denen sich ersterer durch Befiederung der Läufe, der Steppenbussard durch viel kleinere Gestalt, rostrothe Unterseite und, wenn frisch, gelbe Iris von dem Mäusebussard unterscheidet, dessen Auge braun oder grau leuchtet. Während der im Norden der alten Welt heimische Rauhfußbussard öfter in unserem milderen Klima überwintert, ist der in Rußland und Westsibirien nistende Steppenbussard erst durch zwei erbeutete Stücke vom December 1892 für Sachsen verzeichnet. Von der südöstlichen **Steppenweihe** (Circus macrurus), welche auch schon im Winter angetroffen wurde, kamen mir kürzlich zwei im letzten October erlegte jüngere Vögel zu Gesicht, die als Belegstücke ausgestopft vorhanden sind.

Damit wäre die Uebersicht der in der Neuzeit für unser Königreich bekannt gewordenen befittichten Winterfremdlinge erschöpft, und mögen auch manche Enten oder mit ihnen verwechselte seltene Wasservögel unerkannt durch die Hände der Köchin im Schlunde der „gastronomischen Wissenschaft“ untergegangen, mancher wichtige Sing- oder Raubvogel als unnütz weggeworfen worden sein, jedenfalls ward das Meiste für die Ornithologie gerettet.

*) Vergl. d. Verfass.: Veränderungen der Thierwelt Sachsens in den letzten Jahrhunderten, Wissenschaftl. Beilage Nr. 89, 1899, und Frühere Brutvögel im Königreich Sachsen, Journal für Ornithologie 1900, Aprilheft.

**) Die Vögel in den sächsischen Teichrevieren und ihre Abnahme, Wissenschaftl. Beilage 1901, Nr. 54.

Bücherbesprechung.

— **Deutsches Weidwerk unter der Mitternachtssonne.** Bilder aus dem nördlichen Norwegen und Spitzbergen von Hauptmann J. **Rath**, Dr. A. **Berger** und O. Graf **Zedlitz**. Mit zahlreichen Textabbildungen. Eleg. geb. 8 ℳ. Berlin, 1902. Verlag Paul Parey. — Drei deutsche Jäger, die von gleichgroßer Liebe zur Natur und Thierwelt beseelt sind, bringen uns eine köstliche Bereicherung der Jagdliteratur. Ausgerüstet mit echtdeutschem Naturwissen, mit echtdeutscher Unerschrockenheit, mit echtdeutschem Humor sehen wir sie an der Nordküste Norwegens jagen, an der Bäreninsel, an den Küsten Spitzbergens. Alle drei Jäger haben die einzelnen Berichte unter sich vertheilt. Sie erzählen in fesselnd frischer Form, und durch zahlreiche und gelungene Bilder wird die Expedition so anschaulich und verlockend dargestellt, daß wohl Manchen die Sehnsucht ergreift, selbst einmal hinausziehen zu können nach der Jagd auf den mächtigen weißen Bären oder die gewaltige und schlaue Storkrobbe. Aber es sind auch drei prächtige Menschen, in deren Gesellschaft wir alles dies mit erleben. Das Werk wird zunächst für den Weidmann eine außergewöhnlich willkommene Gabe sein; denn reich sind die Beobachtungen, die die drei Männer bei der Jagd im hohen Norden gemacht haben. Sie beziehen sich nicht allein auf Regeln des Jagens, sondern auch auf die Lebensweise der nordischen Thierwelt im Allgemeinen. Und hier geht das Werk weit über seinen Fachkreis hinaus, ja die ornithologischen Ergebnisse werden von der Wissenschaft berücksichtigt werden. So ist das Werk von allgemein bildendem Interesse. Die Verfasser verdienen sich außerdem den Dank all' derer, die nach ihnen dort oben bürschen werden und die ihre Rüstung nach dem beigegebenen Verzeichniß der mitgenommenen Lebensmittel ꝛc. und Ausrüstungsgegenstände gut einrichten können. Wie die Expedition in Bezug auf die Jagd von größtem Erfolg begünstigt war, so sei in seiner Weise dem vorliegenden Buch in der deutschen Literatur ein ähnlicher Erfolg beschieden. Ee.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 13. Donnerstag, den 30. Januar, Abends. 1902.

Das Gefrieren und Erfrieren der Pflanzen.

Ein Erstarren der Pflanzensäfte zu Eis ist zu erwarten, wenn die Temperatur des umgebenden Mediums auf 0 Gr. gesunken ist. Wie nun aber durch eingehende Untersuchungen gezeigt worden ist, gefrieren die Pflanzen erst bei tieferen Temperaturen; sie müssen, ehe Gefrieren erfolgen kann, überkältet werden. So liegt der Gefrierpunkt der Kartoffelknolle bei —1 Gr., der Ueberkältungspunkt jedoch ungefähr bei — 3 Gr. Soll also eine Kartoffelknolle zum Gefrieren gebracht werden, so muß sie auf —3 Gr. abgekühlt werden; erst dann erstarrt sie, wobei die Temperatur in Folge der Eisbildung auf —1 Gr., den Gefrierpunkt, steigt.

Die Ursache dieser Ueberkältung ist darin zu suchen, daß das Wasser, welches gefrieren soll, in einem Lösungssafte, dem Zellwasser, enthalten ist. Solche Lösungen gefrieren aber im Allgemeinen erst einige Grad unter Null, und wenn sie gefrieren, so scheiden sie sich in fast reines Wasser, welches erstarrt, und eine concentrirtere Lösung, welche dies erst bei noch höheren Kältegraden thut. Beim Beginn des Gefrierens des Wassers wird außerdem, wie ja schon angedeutet, die Temperatur des Pflanzentheils wieder höher, weil bei der ersten Eisbildung Wärme frei wird.

Während man früher allgemein der Ansicht war, daß bei dem Gefrieren pflanzlicher Gewebe das Eis sich im Innern der Zelle bildet, haben neuere Untersuchungen gelehrt, daß unter gewöhnlichen Umständen und in der Regel die Eisbildung zwischen den Zellen, nicht in denselben, in den schon ursprünglich vorhandenen oder in erst zu schaffenden Lacunen erfolgt. Wenn nämlich das Eis durch neuen Zufluß von Zellwasser in Intercellularen mehr und mehr heranwächst, so weichen in Folge des Druckes auch mit einander verwachsene Zellwände aus einander und schaffen damit Raum für die sich allmälig vergrößernden Eismassen. Die Structur der Eiskrystalle läßt, so sagt Kerner in seiner Pflanzenkunde, deutlich erkennen, daß das Wasser durch die Zellwände hindurch nach außen gekommen ist und zwar nicht auf einmal, sondern nach und nach, denn man sieht an den äußeren gegen den Intercellularraum sehenden Wänden der Zellen das Eis in Form kleiner, übereinander geschichteter und zu Säulen vereinigter Scheiben, welche sich nur allmälig eine nach der anderen gebildet haben konnten. Damit aber das Wasser aus dem Innern einer Zelle in den angrenzenden Intercellularraum gelangt, ist ein Druck, eine Pressung nothwendig und dieser Druck kann nur von dem lebendigen Protoplasten in der Zellkammer ausgehen. Man dürfte sich daher den Vorgang des Gefrierens am richtigsten so vorstellen, daß durch die Erniedrigung der Temperatur der Protoplast gereizt und angeregt wird, durch Zusammenziehung und Pressung einen Theil des Wassers aus dem Innern der Zelle nach außen zu befördern.

Von anderer Seite wird die Annahme einer besonderen „Reizwirkung" für die Erklärung dieser Erscheinung verworfen und diese darauf zurückgeführt, daß durch eine erhebliche Temperaturerniedrigung unter Null eine Zusammenziehung der Pflanzengewebe und mithin auch der einzelnen Zellen erfolgt, die durch diese Volumenverminderung wiederum genöthigt werden, einen Theil ihres sogenannten Betriebswassers in die Zwischenzellräume austreten zu lassen. Wie dem nun auch sei, soviel ist sicher, daß der Pflanze selbst aus diesem Vorgang ein nicht zu unterschätzender Vortheil erwächst, dadurch nämlich, daß die Bildung des Eises in den Intercellulargängen vor sich geht, wird der lebendige Theil der Zellen, der Protoplast, der eigentliche Träger des pflanzlichen Lebens, so lange wie möglich vor Vernichtung geschützt. Würde das Wasser bei geringen Kältegraden sofort im Innern der Zellen zwischen den Molekülgruppen des lebendigen Zellleibes zu Eis erstarren, so wäre auch eine gründliche Verschiebung und damit eine Zerstörung der Molekülgruppen unvermeidlich. Außerhalb der Zellen, in den Intercellularräumen, werden die Eiskrystalle solche Zerstörungen nicht verursachen, hier können sich sogar umfangreichere Drusen bilden, durch welche die Intercellularräume erweitert und die anliegenden Gewebstheile auseinander gedrängt und zerklüftet, theilweise auch abgelöst und abgehoben werden, ohne daß gleichzeitig eine Zerstörung des molekularen Aufbaues der lebendigen Zellen selbst stattfindet.

Nach dem Vorhergesagten liegt es auf der Hand, daß das Gefrieren der Pflanzen mit dem Erfrieren derselben keineswegs gleichbedeutend ist, daß der gefrorene Zustand nicht nothwendig den Tod zur Folge hat. Uebersteht eine Pflanze das Gefrorensein ohne Schaden, so wird das intercellular gebildete Eis beim Aufthauen sogleich durch die Imbibitionskräfte der Zellmembranen und des Protoplasmas von den Zellen wieder aufgenommen, welche dadurch ihren normalen Turgor nebst allen Eigenschaften des frischen Zustandes annehmen, während die Eisklüfte wieder auf die gewöhnliche Weite der Intercellularen sich zusammenziehen. Gleichzeitig nehmen die Blätter, die durch das Gefrieren ihre Farbe geändert haben — das vorher undurchsichtige Gewebe wird manchmal glasartig durchscheinend, besonders bei einigermaßen saftigen Theilen, oder zeigt, wenn der Frost nur schwach gewesen und langsam eingetreten ist, deutlich blaßgrüne bis weißliche Flecken in dem dunkelgrünen Colorit — wieder ihr gewöhnliches Aussehen an und alle Theile, die Krümmungen und Senkungen erfahren haben, erlangen ihre frühere Richtung und Form wieder. Erweist sich dagegen ein Pflanzentheil nach dem Aufthauen als getödtet, so zeigt er auffallende Veränderungen gegen früher. Dieselben sind zwar, wie Frank (Krankheiten der Pflanzen, Verlag von Trewendt) schreibt, je nach den Pflanzenarten und nach der Beschoffenheit des Pflanzentheiles verschieden, stimmen aber in gewissen Momenten, welche die Symptome des Todes sind, überein. Beim Tode durch Erfrieren hört z. B. die Turgescenz der Zellhaut auf; das Protoplasma ist desorganisirt, mehr oder minder zusammengeschrumpft, die Chlorophyllkörner bekommen Vacuolen und werden mit dem sich contrahirenden Protoplasma mehr oder weniger in Klumpen zusammengehäuft. Auf diese Veränderungen sind alle die besonderen Erscheinungen zurückzuführen, die an verschiedenen Pflanzentheilen beim Tode durch Erfrieren und bei partiellen Frostbeschädigungen wahrgenommen werden. So sind alle auch nur einigermaßen saftigen Theile sofort nach dem Aufthauen in hohem Grade schlaff und welk und haben, wegen der Erfüllung der Intercellulargänge mit Flüssigkeit, eine eigenthümliche, durchsichtige, wie gekochte Beschaffenheit; sie sind so weich, daß sie, zumal voluminöse Theile, wie Rüben, Kartoffelknollen, durch geringen Druck den Saft aus sich wie aus einem Schwamme auspressen lassen. Befinden sich die Blätter an der Luft, so verlieren sie durch Verdunstung ihr Wasser ungemein rasch und sind bald ganz dürr, werden auch gewöhnlich unter dem Einfluß des Sauerstoffes der Luft, der seine Wirkung ausübt, so lange sie noch Saft enthalten, braun oder schwärzlich. Dasselbe gilt von farbigen, besonders weißen, röthlichen oder gelben Blüthentheilen.

Die Ursache des Frosttodes ist verschieden erklärt worden. Die von älteren Botanikern vertretene Ansicht, wonach das Erfrieren eigentlich auf einem Zerreißen der Zellwand infolge des sich im Innern der Zellen bildenden und ausdehnenden Eises beruhe, hat wohl nur noch historisches Interesse, da diese Hypothese insbesondere von Goeppert widerlegt wurde und namentlich deshalb ganz aufgegeben werden mußte, weil, wie schon auseinandergesetzt, das Eis gewöhnlich gar nicht in, sondern

zwischen den Zellen entsteht. Wie Molisch festgestellt hat, ist es auch nicht die niedere Temperatur an sich, welche die Lebenskraft in der Zelle tödtet, denn Pflanzen, die mehrere Stunden so unter Null gehalten werden, daß ihr Ueberkältungspunkt noch nicht ganz erreicht wird, weisen, nach diesem ins warme Zimmer gebracht, keinerlei bemerkenswerthe Schädigung auf. Staubfadenhaare von Tradescantia crassula blieben durch sechs Stunden einer Temperatur von — 5 Gr bis — 9 Gr. C. in Luft ausgesetzt am Leben, während sie sich immer als abgestorben erwiesen, wenn sie bei — 5 Gr. im Wasser wirklich gefroren sind. Nicht die niedere Temperatur an sich also, sondern die Eisbildung bedingt den Tod der Zelle.

Sachs vertrat die Ansicht, daß der Tod die Pflanze nicht beim Gefrieren oder im gefrorenen Zustande ereilt, sondern erst beim Aufthauen. Es ist nach ihm für die Erhaltung des Lebens entscheidend, ob das Aufthauen langsam oder rasch vor sich gehe. Durch langsames Aufthauen könne man das Leben der Pflanze erhalten, sonach wäre der Frosttod der Pflanze überhaupt keine directe Wirkung, sondern eine indirecte Folge der Kälte. Diese Annahme ist nun aber, wie die Untersuchungen von Müller-Thurgau und Molisch wiederum gezeigt haben, mit wenigen Ausnahmen, von denen als die am meisten interessirenden die Früchte von gewissen Birnen- und Apfelsorten zu erwähnen wären, unrichtig. Hier wird die Zelle, wofern die Temperatur nicht eine gewisse Tiefe überschreitet, thatsächlich erst durch das rasche Aufthauen getödtet und zwar aus Gründen, die wir vorläufig nicht kennen. Zutreffend für den Frosttod der Pflanzen ist die von Frank und Müller-Thurgau zuerst gegebene, von anderen Forschern bestätigte Erklärung. Darnach wird über Leben und Tod einer Pflanze nicht erst beim Aufthauen entschieden. Der Erfolg ist schon im gefrorenen Zustande unabänderlich bestimmt. Der Gefriertod der Pflanze ist im Wesentlichen auf einen zu großen, durch die Eisbildung hervorgerufenen Wasserverlust zurückzuführen, durch welchen die Architektur derselben zerstört wird. „Wasser ist eine Lebensbedingung für alle Zellen der von der Natur saftreichen Organe, wie der Stengel und grünen Blätter. Sinkt ihr Wassergehalt unter einen gewissen Grad, so ist dies für solche Zellen unfehlbar tödtlich, wie es ja allbekannt ist, daß Stengel und Blätter, sobald sie durch Wassermangel längere Zeit bis zu einem gewissen Grade abgewelkt sind, sicher absterben, auch wenn man dann für ausgiebige Wasserzufuhr sorgt. Genau derselbe Zustand der Wasserentziehung findet statt, wenn die Pflanzen durch intercellulare Eisbildung gefrieren, indem dabei die Zellen erst vollständig zusammentrocknen und einschrumpfen. Die Erklärung des Frosttodes in den weitaus meisten Fällen wird also die sein, daß der Tod jedesmal eintreten muß, sobald durch das Ausfrieren des Saftes aus den Zellen der Wassergehalt der letzteren unter das für sie erträgliche Minimum gesunken ist.“ Maßgebend dafür, wie leicht ein Pflanzentheil dem Frost erliegt, wird nur sein, wie groß der natürliche Wassergehalt des betreffenden Theils zur Zeit ist und einen wie großen Wasserverlust derselbe in dem augenblicklichen Zustande seines Lebens verträgt. Letztere Fähigkeit ist nicht näher erklärbar, sie ändert sich mit dem allgemeinen Lebenszustande der Pflanze. Am größten ist sie in dem Zustande der allgemeinen Vegetationsruhe, wo von selbst die Gewebe des größten Theils ihres mechanisch gebundenen Wassers sich entledigen; sie wird also auch allmälig sich steigern, je mehr der betreffende Pflanzentheil in diesen Zustand übergeht.

Mit der Wasserentziehungstheorie durchaus im Einklange steht die Erfahrung, daß Pflanzenobjecte, die auszutrocknen vermögen, ohne ihr Leben dabei einzubüßen, und denen im lufttrockenen Zustande unter den Bedingungen des Gefrierens Wasser nicht entzogen werden kann, auch nicht erfrieren, erwiesenermaßen — es sei hier an Bakterien, Sproßspitze, Sporen, Samen, Moose, Flechten u. s. w. erinnert — sehr große Kältegrade zu ertragen vermögen. Die Winterknospen unserer Bäume haben sehr wasserarme Gewebe; im Holze der Stämme und Zweige ist im Winter die Saftleitung unterdrückt und auch die Rinde und die nichtthätige Cambiumschicht sind dann fast saftlos. Von den wintergrünen Blättern gilt dasselbe. Alle diese Theile widerstehen aber auch den härtesten Wintern gut. Pflanzentheile dagegen, welche in Vegetation begriffen sind, sind saftreich. Daher werden unsere einheimischen Kräuter, wenn sie spät entwickelt sind und noch in voller Vegetation vom Winter überrascht werden, durch starke Fröste getödtet.

Wenn nun also auch sämmtliche das Erfrieren betreffende Thatsachen mit der Anschauung leicht in Einklang zu bringen sind, daß die Wasserentziehung als Todesursache zu betrachten ist, so ist es doch nicht erklärbar, weshalb die eine Pflanze einen größeren, die andere nur einen geringen Wasserverlust zu ertragen befähigt ist, weshalb die eine Pflanze das Gefrieren schadlos übersteht, die andere nicht. Zweifelsohne hängt dies von der specifischen Constitution des Protoplasmas ab. Immer wieder kommt man nach Kerner darauf zurück, daß das Erfrieren oder Nichterfrieren einer Pflanze davon abhängt, ob der Zustand des Protoplasmas ein solcher ist, daß infolge der eintretenden Abkühlung der molekulare Aufbau dauernd zerstört wird oder nicht, und daß eigentlich der wirksamste Schutz in der Constitution des Protoplasmas selbst gesucht werden muß. Da wir aber die Constitution nicht kennen, so ist es müßig, sich darüber in Muthmaßungen zu verlieren. Gewiß ist nur das Eine, daß die Widerstandsfähigkeit des Protoplasmas eine sehr verschiedene ist und zwar sowohl in den verschiedenen Pflanzenarten als auch zu verschiedenen Zeiten in ein und derselben Pflanze.

Wie sehr verschieden die Temperaturen sind, die die einzelnen Pflanzenarten ertragen, hat Goeppert festgestellt. So ertrugen z. B. das Schöllkraut, die Grasnelke und das Hirtentäschelkraut Temperaturen von — 6 bis — 12°, ja selbst Temperaturen bis — 15° wurden unbeschadet ihrer Existenz von einzelnen dieser Arten ausgehalten. Bei — 1,5° erfrieren theilweise die Blätter der Gurke und des Kürbis, bei — 2 bis — 3° die des Mais und Rhabarbers. Gewächse, die sich äußerlich sehr ähnlich sehen und auch als Verwandte im natürlichen System im anatomischen Baue große Uebereinstimmung zeigen, verhalten sich nicht selten hinsichtlich des Erfrierens ganz verschieden. Während z. B. die Pinie und die Meeresstrandkiefer keinen Winterfrost vertragen können, gedeihen andere Nadelhölzer noch in solchen Gegenden, wo die Stämme und Nadeln wochen- und monatelang auf — 20° erkaltet sind. Die höchsten Kältegrade, welche die Vegetation in arktischen Gegenden zu ertragen hat, beträgt nach den Beobachtungen Robert Kane's — 47°. Solche Temperaturen erfahren also die Bäume der Baum- und Waldgrenze des höchsten Nordens, unter ihnen obenan die sibirische Lärche. Sie bildet nach Middendorf noch unter 72½° im Taimyrlande einen Wald und erreicht hier trotz der kurzen Vegetationszeit von 9—10 Wochen noch 10—15 cm Stärke und 6—8 m Höhe. Auch Wasserpflanzen sind im Allgemeinen frostbeständig; einige erfrieren zwar schon bei — 4°, andere dagegen ertragen die größten Kältegrade. Ebenso verhält es sich (s. Prometheus Nr. 582) mit den Erd- und Steinpflanzen. Während einzelne Gewächse aber schon bei wenig unter Null erfrieren, beobachtete z. B. die „Vega“-Expedition, welche 1878/79 an der Nordküste Sibiriens unter Temperaturen von — 16° bis — 46° überwinterte, daß selbst unter dem 7 Monate anhaltenden Einflusse dieser Kälte die saftreichen Gewebe des Löffelkrauts nicht vernichtet wurden. Nach alledem dürfte es um so verwunderlicher erscheinen, daß von einer ganzen Reihe von Pflanzen, wie z. B. Melonen und Tabak, behauptet wird, daß sie bereits bei Temperaturgraden erfrieren können, welche über dem Gefrierpunkte des Wassers liegen. Es basirt diese Behauptung darauf, daß die genannten Pflanzen verdorren und absterben, wenn sie nur eine einzige Nacht einer Temperatur von + 2° ausgesetzt waren, eine Erscheinung, die also mit dem Erfrieren äußerlich wohl die größte Aehnlichkeit hat, doch aber nicht so genannt werden darf, da von einer Eisbildung hierbei nicht die Rede ist. Es wird dies sogenannte Erfrieren der Pflanzen bei Temperaturen über Null in Wirklichkeit herbeigeführt durch das Mißverhältniß zwischen der Transpiration aus den Blättern und der Aufnahme von Wasser durch die Wurzeln. Infolge Herabsetzung der Temperatur des Erdreiches wird die saugende Thätigkeit der Wurzeln so beschränkt, daß der Wasserverlust, welchen die oberirdischen Laubblätter durch die Ausdünstung erleiden, nicht mehr ersetzt werden kann. Die Blätter werden dann schlaff, schrumpfen, vertrocknen, färben sich schwarz und sehen darum gerade so aus wie Blattgebilde, welche durch den Frost getödtet wurden. Wie durch Molisch (Das Erfrieren der Pflanzen, Jena bei Fischer) festgestellt ist, giebt es auch noch Pflanzen, die unabhängig von der Transpiration bei knapp über dem Eispunkt liegenden Temperaturen „erfrieren“, eine Erscheinung, die nach diesem Forscher auf durch niedere Temperaturen hervorgerufene Störungen im chemischen Getriebe der lebenden Substanz zurückzuführen ist. Welcher Art diese Störungen sind, ob sie vielleicht auf einer die Pflanzen bildenden Säureanhäufung be-

ruhen oder anderen chemischen Vorgängen, ist bisher noch nicht ermittelt.

Da die schädliche Einwirkung der Kälte so oft Pflanzen trifft, deren Erhaltung sehr wünschenswerth erscheint, so war man van jeher auf Mittei bedacht, diese vor dem Einfluß der Kälte zu bewahren. Bei Anwendung solcher wird es sich nun stets darum handela, durch diese die Abkühlung der Pflanzentheile auf diejenige Temperatur unter 0° zu verhindern, bei welcher ihre Säfte aus den Zellen ausfrieren, man wird also die Pflanzen mit schlechten Wärmeleitern umgeben müssen. Die Natur selbst bedient sich eines solchen Schutzmittels in Gestalt des Schnees. Theophrast und auch Plinius glaubten, daß dieser mittelst der Feuchtigkeit, welche er abgebe, auf die Pflanzen vortheilhaft einwirke. Anderthalb Jahrtausend später urtheilt Clavius viel weniger verständig, indem er die Wirkung des Schnees einem Gehalt au Salpeter, Markgraf an Kalk, Hassenfratz sogar an gebundenem Sauerstoff zuschreibt, was aber auch damals schon Carradori gründlich widerlegte. Jedenfalls wissen wir jetzt, daß die Schneebedeckung schützt, weil sie die Wärmeausstrahlung des Bodens und das Eindringen der Kälte verhindert, und weil sie verhütet, daß das etwa aus den Pflanzengeweben ausströmende Wasser durch Verdunstung verloren geht. Schnee sollte öfter, so viel als möglich, als Schutzmittel benutzt werden, wenigstens in Gärten oder bei Culturen beschränkten Umfangs; es empfiehlt sich, ihn in kalten Wintern mit wenig Schnee aus den Wegen heraus an die empfindlichen Pflanzen zu werfen.

In der Waldregion erscheint als ein treffliches Schutzmittel häufig das dürre Laub, welches von den Bäumen fällt und sich über den Boden und die niederen Gewächse ausbreitet, denn nicht wenige von diesen, wie Waldmeister, Lungenkraut und Leberblümchen, erhalten sich darunter selbst im strengen Winter, ohne zu erfrieren, mit grünen Blättern bis zum nächsten Frühjahr. Dem entsprechend bedeckt man die zu schützenden Pflanzentheile mit Laub oder Moos oder umkleidet sie mit Stroh, Schilf, Reisig u. s. w. Weiter benutzt man auch Erde als Deckmaterial. Da der Erdboden in strengen Wintern kaum weiter als bis zur Tiefe von 64 cm gefriert, die Temperatur im Uebrigen mit der Tiefe rasch zunimmt, so gewährt gerade Einlegen in die Erde einen vorzüglichen Schutz. Zwiebeln und Knollen stecken um so tiefer in der Erde, je mehr ihr Standort der Ausstrahlung und Erkältung ausgesetzt ist, je mehr die Gefahr droht, daß im Winter nur eine dünne Schneelage den Boden bedeckt und je größer die Wahrscheinlichkeit ist, daß selbst diese von Stürmen weggefegt wird. Die Lage der Knollen vieler Orchideen sowie der Knollenzwiebel der Zeitlose (Colchicum autumualo) kann nach Kerner's Beobachtungen geradezu als ein Anhaltspunkt gelten, um zu bestimoien, wie tief in einer bestimmten Gegend der Boden einfriert, denn regelmäßig erscheinen diese in Tiefen gebettet, zu welchen der Frost des Winters nicht mehr vordringt. Schließlich sei auch noch eines Mittels zum Vorbeugen von Frostschäden gedacht, der Erzeugung künstlicher Wolken, nämlich durch Rauch und Wasserdämpfe, durch welche die Ausstrahlung vom Boden verhindert werden soll. Weit eher, als man wissenschaftlich die Wirkung dieser Methode begründen konnte, ist sie von den Römern und in Peru schon vor Eroberung des Landes durch die Europäer benutzt worden. Bei uns sowohl als auch in Frankreich wird sie zum Schutz von Weinbergen gegen die Verheerungen des Frühjahrsfrostes verwendet. Selbstverständlich kann ein solches Mittel nur dann von Erfolg sein, wenn es gleichzeitig auf möglichst vielen aneinander grenzenden Grundstücken angewendet wird, vor Allem aber der Wind nicht zerstreuend sondern so einwirkt, daß der Rauch wie eine dicke Wolke gleichmäßig über den zu schützendeu Plan dahinzieht.

Dr. C. M.

Bücheebesprechungen.

— Zinzendorf und der Katholicismus. Ein Beitrag zum Verständiß Zinzendorf's von O. Steinicke, Pastor. Halle a. S., Richard Mühlmanu's Verlagsbuchhandlung. Preis: 1 M. 60 ₰. – Kein Geringerer als Albrecht Ritschl hat Zinzendorf einen katholischen Charakter genannt, der von dem Cardinal Noailles beeinflußt worden sei. Obwohl nun dieser Vorwurf schon von verschiedenen Seiten zu widerlegen versucht worden ist, so ist doch ein werthvolles Beweismittel für diesen Zweck, der Briefwechsel zwischen Zinzendorf und Noailles, dabei bisher unberücksichtigt gelassen worden. Der Verfasser des vorliegenden Büchleins hat an der Hand dieser und anderer Quellen eine zusammenfassende Behandlung der Frage unternommen, die um so wichtiger erscheint, je größer man den Einfluß anerkennen muß, den Zinzendorf und seine Schöpfung, die Herrnhuter Unität, auf den deutschen Protestantismus ausgeübt haben und noch ausüben. Denn, falls man der Ansicht A. Ritschl's beizustimmen hätte, so würde auch dieser Einfluß sich als indirecter Einfluß Roms darstellen. Ist schon insofern die vorliegende Darstellung, in der die Ritschl'sche Ansicht auf das Entschiedenste und mit überzeugenden Gründen zurückgewiesen wird, nicht ohne Interesse, so wirft sie andererseits wiederum ein sehr interessantes Licht auf die im 18. Jahrhundert so häufigen internen Beziehungen zwischen bedeutenden Persönlichkeiten der katholischen und der evangelischen Kirche und den dadurch ermöglichten Austausch religiöser Gedanken zwischen beiden Kirchen, wie man sie in unserer Zeit bei der von Tage zu Tage wachsenden Schroffheit des confessionellen Gegensatzes für undenkbar halten würde.

∴

— Quo vadis? Erzählung aus dem Zeitalter Nero's. Von Henryk Sienkiewicz. Deutsch von C. Morsztyn. Eleg. geb. 4 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 776 S. — Ueber diese öfter übersetzte, in mehrfachen Auflagen verbreitete Erzählung des polnischen, in letzter Zeit viel genannten Schriftstellers brauchen wir uns um so weniger hier zu äußern, als sie bereits eingehender besprochen worden ist. Was bei dieser Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt hervorzuheben ist, betrifft nur die Ausstattung. Das Buch ist auf dünnstem Druckpapier hergestellt, doch ist die Schrift klar und deutlich, und nur das Blättern erscheint etwas erschwert. Es werden uns 776 Seiten Octav in einem kleinen, übrigens vornehm gehaltenen Bande geboten. Die Uebersetzung ist eine gute.

D. K.

— Vater Hackenschmidt. Ein christliches Handwerkerbild. Verlag der Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft zu Straßburg 1901. geb. 1,20 M., brosch. 1 M. — Der vor zwei Jahren verstorbene Cassirer oder besser gesagt Vater und Pfleger der Neuhofer Erziehungsanstalt bei Straßburg empfängt in dieser Biographie von der Hand seines Sohnes ein liebend geschriebenes Ehrendenkmal. Obschon „Vater Hackenschmidt“ nichts denn ein Handwerker sein und bleiben wollte, ist er doch in den kirchlichen und nationalen Erschütterungen, die über Straßburg in den letzten fünfzig Jahren gekommen sind, Vielen ein Helfer und Zeuge geworden, der auch statt des Handwerkszeuges zur Feder griff, nicht blos um seinen Anstaltscassenbericht zu schreiben, sondern in Dichtung und Prosa seinem christlichen Glauben und seinen volksbildnerischen Gedanken Ausdruck zu geben. Einigen Proben seiner schöpferischen Muse begegnen wir in dem hier entworfenen, frisch und ansprechend geschriebenen Lebensbilde. Daneben empfangen wir manche sehr interessante Mittheilungen aus Straßburgs Geschichte. Das Buch ist illustrirt, enthält ein Porträt Hackenschmidt's als Neunzigjährigen und eine wohlgelungene Nachbildung der das Straßburger Münster darstellenden Radirung von Koerttge. Auch sonst ist das Buch gut ausgestattet.

D. K.

— Fackelzug durch Kunst und Cultur. Von Georg Reben. Ernst Hofmann & Co. in Berlin 1901. — Eine Sammlung fliegender Blätter mit kritischen Bemerkungen de omnibus rebus et quibusdam aliis — oft treffend und geistreich, wie Alles, was er über die geistige Massenabfütterung in den ersten Skizzen sagt, oft etwas gesucht und herbeigeholt, bisweilen auch in matten Pointen auslaufend. Einige Ueberschriften mögen ein Bild davon geben, auf welche verschiedenartige Lebenskreise und Gedankenwelten der Widerschein dieses vorüberspazierenden Fackelzuges fällt: „Journalistendichtung“, „Unsere traurigen Humoristen“, „Die Kunst des Lachens“, „Farbenton und Lautton in der Dichtung“, „Theaterauguren“, „Die Armuthsform in der Liebelei“, „Der wehleidige Kleinigkeitsgeist“, „Zeit, Leben und Tod“, „Automatisches Denken“, „Die Colonial-Armee“, „Die heutige Ueberkirche“, „Die Romantik des Geldes“, „Das kommende Weltdrama“.

R. v. G.

— Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555—1648). Von Moriz Ritter. Dritter Band, erste Hälfte: Geschichte des dreißigjährigen Krieges, erster Theil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1901. 320 SS. 8°. (Bibliothek deutscher Geschichte, herausgegeben von H. v. Zwiedineck-

Sübenhorst.) — Seit sechs Jahren wartet man mit Spannung auf den dritten und letzten Band des trefflichen Werkes von M. Ritter, auf das wir an dieser Stelle wiederholt eingegangen sind. Verspricht er uns doch eine Darstellung jenes so unendlich folgereichen Abschnittes der deutschen Geschichte, der dem Forscher eine Fülle der interessantesten Prableme dietet und bisher noch niemals eine einigermaßen abschließende Behandlung erfahren hat. Gindely's auf umfassenden Quellenstudien beruhendes Werk ist nicht zum Abschlusse gelangt; seine populäre dreibändige Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs (Prag, Tempsky, 1882), die wir s. Z. hier anzeigten, vermag dem Fachmann nicht zu genügen, und noch weniger genügt ihm das ebenfalls hier besprochene umfängliche Werk Onno Klopp's, das übrigens auch nur die erste Periode des Krieges bis 1632 betrifft; es steht durchweg auf dem einseitigen Standpunkte des modernen Ultramontanismus, dem es nicht auf Ermittelung der Wahrheit, sondern auf Vertheidigung des kaiserlichen und katholischen Standpunkts ankommt, und ist auch in farmaler Hinsicht wenig befriedigend. Die in den letzten Jahrzehnten erschienenen zahlreichen und zum Theil varzüglichen Einzelarbeiten auf diesem Gebiete zu erwähnen, liegt uns hier fern. Ihnen allen wie den erwähnten größeren Werken gegenüber bedeutet Ritter's Buch ohne jede Frage einen gewaltigen Fortschritt. Eingehende und selbständige Quellenstudien haben ihn in die Lage versetzt, unbeirrt durch confessionelle oder politische Voreingenommenheit ein Werk zu schaffen, das auf den Kenner durchaus den Eindruck wissenschaftlicher und künstlerischer Vollendung macht. Freilich, eine leichte Lectüre bietet es nicht; es setzt wohlvorbereitete Leser voraus. Ritter ist durchweg palitischer Historiker Ranke'scher Schule; läßt er es auch gelegentlich an feinen wirthschaftsgeschichtlichen Bemerkungen nicht fehlen — wir verweisen nur auf die Darstellung der gewaltigen Umwälzung in den böhmischen Grundbesitzverhältnissen nach Niederwerfung des böhmischen Aufstandes und der verfehlten kaiserlichen Münzpolitik im Anfange der 20er Jahre —, so stehen doch die politischen Verhältnisse durchweg im Vordergrunde, und mit eindringendem Scharfblick verfolgt er sie über ganz Europa hin; der Dreißigjährige Krieg ist ihm nicht vorwiegend Religionskrieg, sondern ein Abschnitt der politischen Geschichte, für den neben den innerdeutschen Verhältnissen, dem Verhältniß zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten, zwischen Liga und Union, ebenso bedeutungsvoll der Gegensatz zwischen der österreichisch-spanischen Macht und Frankreich war; auch die Stellungnahme der Niederlande und Englands, Schwedens und Dänemarks, der östlichen Mächte kommt zu vollkommen klarem Ausdruck. In der Charakteristik der handelnden Personen weiß der Verfasser oft mit wenigen Strichen Meisterhaftes zu leisten; man vergleiche z. B., was er über Ferdinand II., über den „Winterkönig", über Wallenstein und Tilly, auch über Persönlichkeiten zweiten Ranges wie Mansfeld und Christoph van Halberstadt sagt. Der uns vorliegende Halbband behandelt im 7. Buch den böhmisch-pfälzischen, in dem ersten Abschnitte des 8. die Anfänge des niedersächsisch-dänischen Krieges. Hoffentlich läßt die Fortsetzung nicht lange auf sich warten. —m—

— Aus dem Leben Theodor v. Bernhardi's. Achter Theil. Zwischen zwei Kriegen. Tagebuchblätter aus den Jahren 1867—1869. Leipzig, S. Hirzel. 1901. X, 429 SS. 8°. — Nach vierjähriger Pause ist ein neuer Band der als wichtiges Quellenwerk von uns schon wiederholt gewürdigten Memoiren Bernhardi's erschienen. Durch sein erstes Debut als Diplomat, die Mission nach Italien im Jahre 1866, hatte sich der bereits im Anfang der 60er Jahre stehende Mann so vollkommen bewährt, daß Bismarck auch ferner seine vielseitigen Kenntnisse und sein unleugbares Geschick zu benutzen entschlossen war. Wiederum schickte er ihn als militärischen Vertreter Preußens oder vielmehr als politischen Beobachter und Berichterstatter nach Florenz; der preußische Gesandte v. Usedom, obwohl ihn die Erfolge des Jahres 1866 zu einem begeisterten Verehrer Bismarck's gemacht hatten, hatte sich doch vielfach als ein der schwierigen Lage nicht völlig gewachsener Staatsmann erwiesen und seine Berichte genügten dem auswärtigen Amte nicht; sie sollten durch die Beobachtungen des scharfsinnigen und durch seine wissenschaftliche Thätigkeit zu einem objectiven Urtheil in seltenem Maße befähigten Bernhardi ihre Ergänzung finden. So reiste dieser denn im Mai 1867 nach Italien ab und blieb dort 1½ Jahre; den größten Theil des vorliegenden Bandes nehmen Tagebuchblätter aus dieser Zeit ein. Es handelte sich hauptsächlich um die Zustände Italiens und seine Beziehungen zu Frankreich, wo man offenbar auf eine Preußen und den norddeutschen Bund bedrohende italienisch-österreichisch-französische Allianz hinarbeitete. Hierüber genau unterrichtet zu sein, war von um so größerer Wichtigkeit, als der Verlauf der Luxemburger Frage Jedem, der sich nicht geflissentlich die Augen verschließen wollte, klar machen mußte, daß ein Zusammenstoß Preußens und Frankreichs nur eine Frage der Zeit war; eben deshalb hält Bernhardi die friedliche Lösung dieser Frage für einen Fehler der Politik Bismarck's und äußert wiederholt seine Unzufriedenheit damit, daß man, statt die Luxemburger Sache als Kriegsanlaß zu benutzen, den Franzosen Zeit lasse zur Beendigung ihrer Rüstungen; den Grund dafür vermuthet er in dem Wunsche Bismarck's, das Ministerium des Innern zu übernehmen und da als Reformator aufzutreten. Nach dem Sturze Ricasoli's im April 1867 war in Florenz die Leitung der Politik an den ganz von Frankreich abhängigen Rattazzi übergegangen, dem im October der klericale Menabrea folgte. König Victor Emanuel, der nicht gerade in sehr günstiger Beleuchtung erscheint, war in übler Lage. Persönlich dem Kaiser Napalean nicht eben gewogen, glaubte er seiner Hilfe doch namentlich mit Rücksicht auf das gerade damals sehr kritische Verhältniß zu Rom nicht entrathen zu können; zudem bestand seine Umgebung, die die Regierungsmacht in Händen hatte, fast ausnahmslos aus französisch gesinnten Piemontesen, während in der graßen Mehrheit des Volkes eine ganz entschiedene Vorliebe für Preußen und Antipathie gegen Frankreich herrschte, was sich z. B. bei dem Besuch des Kronprinzen Friedrich Wilhelm anläßlich der Hochzeit des Kronprinzen Humbert im April 1868 entschieden äußerte. Bernhardi, der sich unermüdlich nach allen Seiten hin Aufklärungen zu verschaffen wußte, beleuchtet diese Strömungen und Gegenströmungen in interessantester Weise und läßt auch auf die inneren Zustände Italiens, insbesondere das Wirken Garibaldi's und der Revolutionspartei, helle Schlaglichter fallen. Daneben finden wir seine Bemerkungen über die Politik der anderen europäischen Mächte, insbesandere auch Englands, dessen Toryregierung nicht müde wurde, dem verhaßten Preußen Schwierigkeiten aller Art zu bereiten. Für die Charakteristik der handelnden Personen, der genannten Minister, des intriganten Lamarmora, dessen militärische Begabung Bernhardi sehr niedrig einschätzt, Garibaldi's und seiner hervorragendsten Anhänger, die für ihre Zwecke gern in Preußen einen Rückhalt gefunden hätten, des Gesandten Usedom und vieler Anderen sind die Notizen Bernhardi's sehr beachtenswerth, wenngleich hie und da ein wenig die behagliche Breite des Alters und Freude an diplomatischem Klatsch sich geltend macht. Lesenswerth sind auch die touristischen Bemerkungen über Land und Leute, zu denen ihm wiederholte Ausflüge den Anlaß geben. Im November 1868 kehrte B. nach Deutschland zurück, um den Winter auf seinem schlesischen Landgute zuzubringen; aber auch von hier aus verlor er den Gang der Dinge nicht aus dem Auge und zog von allen Seiten Erkundigungen ein. Interessanter als die Auszüge aus den Berichten seiner Agenten sind die Niederschriften über wiederholte Besuche in Berlin und über die Unterhaltungen mit einer Reihe hervorragender Personen; besonders Moltke, der Bernhardi bekanntlich sehr hoch schätzte, war ihm gegenüber außergewöhnlich gesprächig. Im Frühjahr 1869 wurde Bernhardi in ähnlicher diplomatischer Mission nach Spanien gesandt, wo die Revolution in vollem Gange war. —m—

— Die Befestigung und Vertheidigung der deutsch-russischen Grenze. Dem deutschen Volke dargestellt von einem deutschen Officier. 4. Auflage. Berlin 1901. E. S. Mittler und Sohn, königl. Hofbuchhandlung. — Diese Studie liegt in 4. Auflage vor. Dieselbe bedarf also eigentlich keiner weiteren Empfehlung. Die jüngsten Aussprachen im deutschen Reichstag sowohl als in den Parlamenten anderer Staaten, und die Betonung des Reichskanzlers Grafen Bülow des Ernstes der polnischen Gefahr lenken die Blicke immer wieder nach unserer bedrohten Ostgrenze. Der Verfasser giebt in seiner Studie ein wohldurchdachtes Bild der strategischen Lage an unserer Ostgrenze, er bespricht den Einfluß der Bahnen auf die gesammten Operationen, sonderlich auf die Landesvertheidigung und auf den Schutz unserer ausgedehnten Ostseeküste. Mit seinen Ansichten über Bahnzerstörungen können wir uns nicht einverstanden erklären und huldigen mehr den Ansichten Moltke's in seiner militärischen Correspondenz über den Krieg 1870/71. Die russische Offensive zu Land und zur See, sowie eine deutsche Invasion Rußlands und die beiderseitigen Grenzbefestigungen werden eingehend erörtert. Es ist eine gediegene, klare militärisch-geographische Arbeit. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 14. Sonnabend, den 1. Februar, Abends. 1902.

Die Elster.

Von Dr. Martin Bräß.

Es sind keine lobenswerthen Eigenschaften, die der Volksmund unserer allbekannten Elster beilegt; diebisch nennt er sie, verschlagen, schwatzhaft und neidisch. Es wundert mich nur, daß man nicht auch sagt: eitel wie eine Elster. Unter allen Mitgliedern des Rabengeschlechts besitzt ja gerade dieser Vogel weitaus das schönste Kleid, und mit welcher Anmuth, mit welcher Eleganz versteht es die Elster zu tragen! Stolz und Selbstgefälligkeit spricht sich aus in ihrer ganzen auffälligen Erscheinung. Ja, ich habe kein Bedenken, die Elster nicht nur als den schönsten Vogel ihrer Sippe, sondern als einen der prächtigsten unserer ganzen mitteleuropäischen Ornis zu bezeichnen. Freilich, der Farbenreichthum, mit welchem Mutter Natur das Gefieder des Eisvogels, des Bienenfressers, der Mandelkrähe oder auch das des Pirols ausgestattet hat, so märchenhaft schön und wunderbar, daß man bei ihrem Anblick fast glauben möchte, tropische Vögel vor sich zu haben, fehlt dem Kleide der Elster. Ihre Toilette erscheint lediglich schwarz und weiß, wie das Aeußere eines befrackten Candidaten; aber welch' reines Weiß und welch' tiefes Schwarz! Ich möchte die Wäscherin und Plätterin kennen, die einem Chemisette oder Kragen solch' schneeige Weiße geben könnte; auch das erste Ballgigerl der Welt mit dem weit und tief ausgeschnittenen Gilet muß die bezaubernde Vorderseite seines Oberkörpers ärgerlich verstecken vor dem schneeweißen Gefieder, welches die Brust unsers gemeinen „Gartenraben" vom Kropfe bis hinab an den Bauch auszeichnet. Die Schultern sind gleichfalls weiß gefärbt. Und welchen Contrast bildet hierzu das tiefe Schwarz, gegen welches selbst die beste chinesische Tusche grau und matt erscheint! Man beobachte ferner die Elster, wenn sie niedrig über dem Boden dahinstreicht oder wenn sie, auf Strauch oder Hecke sitzend, sich im Gefieder nestelt und ihre Schwingen ölt und glättet. Da werden an den großen Schwungfedern auch die inneren breiten Fahnen sichtbar, die in der Ruhelage von den schmalen Außensäumen der Federn verdeckt sind, und nun erscheint der Flügel längsgestreift, schwarz und weiß, wie das Fell des Zebras, nur tausendmal schöner. Doch den herrlichsten Schmuck des Kleides bildet der wunderbare Metallschimmer, der über den größten Theil des Gefieders, soweit es schwarz, ausgegossen ist, so prächtig, daß er an manchen Stellen die schwarze Grundfarbe fast zu verdrängen scheint. Hals und Rücken erglänzen blau, die Flügel grün, die kleinen Schwungfedern dritter Ordnung, die bei jeder Bewegung des Vogels einen anderen Farbenton annehmen: goldig oder tiefblau oder spangrün. Und dann der lange, keilförmig gebaute Schwanz! Schon seine Gestalt an sich gereicht dem Vogel zum herrlichsten Schmuck; gleich einer langen Schleppe zieht er ihn beim Fluge nach sich durch die Luft — das beste Erkennungszeichen der Elster auf weite Entfernung; und hüpft der Vogel am Boden oder fußt er auf einem Baumast, jeder Seelenstimmung seines Besitzers verleiht der Schwanz beredten Ausdruck. Dazu der Farbenschmelz gerade dieses Schmuckstückes, wie ihn die Palette des Malers nicht wiederzugeben vermag: bis zur Mitte erglänzen die Schwanzfedern blaugrün, dann bis nahe dem Ende goldiggrün; nun folgt ein schmaler violetter Querstreifen, und an diesen schließt sich die stahlblaue Spitze.

Am besten gefällt mir die Elster im Winter; da vermag sie wie kaum ein anderer Vogel Leben und Bewegung in die öde Landschaft zu bringen. Mit etwas schwerfälligem Flug schwingt sie sich auf den höchsten Wipfel eines einsamen Baumes, lüftet die Flügel, wippt mit dem langen Schwanz und ruft ihr bekanntes „schack, schack!" über die beschneite Flur, bald übermüthig, bald ängstlich und warnend. Auch im Fluge läßt sie häufig ihre rauhe Stimme hören, und es folgen, wenn sie Furcht und Schrecken packt, die einzelnen Töne so rasch hinter einander, daß es nicht mehr möglich ist, dieses „Schackern" nachzuahmen. Hat man sie an der Niststelle gestört, so will das ängstliche und scheltende „schackschackschack" kein Ende nehmen; „Schackelster" nennt sie der Volksmund. Mit dem Gesang unsers „Singvogels" — alle Rabenvögel besitzen ja einen vorzüglich eingerichteten Singmuskelapparat am sog. unteren Kehlkopf, mit dem sie eigentlich Besseres leisten könnten — ist's also nicht weit her, und wahrscheinlich verdankt der Vogel dieser mangelhaften Sangesgabe auch seine deutsche Bezeichnung „Elster". Frühere Formen lauteten égelster oder agelster, eigentlich ágelaster und aglaster, wie z. B. Luther schreibt; althochdeutsch heißt der Vogel âgalastrâ, und es scheint dies Wort aus der Verneinungssilbe a, d. i. ohne, un … und kalan, angelsächsisch galan, altnordisch gala, d. i. singen zusammengesetzt zu sein (man vergleiche z. B. den Namen „Nachtigall"). „Elster" würde demnach „nichtsingender", d. h. krächzender Vogel bedeuten. Die Formen Aelster, Alaster, Agelaster und ähnliche sind auch heute noch in verschiedenen Gauen Deutschlands im Gebrauch. „Atzel" sagt man am Mittelrhein und in Hessen, und noch im 18. Jahrhundert schrieb man meist „Aelster"; doch läßt sich unsere heutige Schreibweise vereinzelt auch schon für das 16. und 17. Jahrhundert nachweisen.

So ganz ohne die edle Gabe Apoll's ist aber unsere „Schackelster" doch nicht. Im zeitigen Frühjahr, etwa im März, beginnt auch sie mit ihrem Gesang, den man am besten mit einem gemüthlichen Plaudern, einem munteren Geschwätz vergleichen kann; auch einige pfeifende Töne besitzt sie, die nicht ohne Wohlklang sind. Diesen ihren Liebesgesang, an dem sich übrigens beide Geschlechter gleich lebhaft betheiligen, läßt die Elster nur in der Nähe des Nestes hören, am anhaltendsten in den Flitterwochen der jungen Ehe, und auch dann, wenn mehrere Männchen um die Braut werben. Dabei versteht es die Elster nicht übel, dem plaudernden Gesang bisweilen fremde Laute beizufügen, ohne freilich in dieser Kunstfertigkeit ihren Verwandten, Meister Markolf, den Raubritter im bunten Wams, zu erreichen, zumal sie meistens nur solche Naturlaute wiedergiebt, welche sich nicht gerade durch Wohlklang auszeichnen, wie das Gackern der Hühner, das Knarren des Hofthors oder das Quietschen der Wetterfahne. Der alte Geßner sagt von der „Aegersten" oder „Azel", sie verändere stets ihre Stimme, „also dz sy schier alle tag ein andere hat"; sie ahme die Stimme der Zicklein, Kälber und Schafe nach, selbst die des Jägers, wie er den Hunden ruft, und das Pfeifen des Hirten, wenn er die Heerde zur Tränke führt.

Was aber eine planvolle Erziehung vermag, das kann man an jung dem Neste entnommenen Elstern oftmals bewundern; sie lernen im Umgange mit dem Menschen allerlei Worte sprechen, ebenso vorzüglich wie der Kolkrabe und der Häher, die Dohle und der Star; ja man merkt es dem spaßhaften „Plappervogel" ordentlich an, wie es ihm Vergnügen bereitet, die aufgeschnappten oder eingelernten Wörter und Sätzchen zu wiederholen; denn gerade wenn es ihm am wohlsten, nach der Mahlzeit oder nach dem Bad, plappert der gelehrige Vogel nach Herzenslust. Schon Plinius weiß davon zu berichten: „Die Elster," sagt er, „ist weniger berühmt, als der Papagei, weil sie nicht ausländisch ist, spricht aber noch ausdrucksvoller. Die Worte, welche sie spricht, hat sie ordentlich lieb. Sie lernt nicht blos, sondern lernt auch mit Freuden, und man bemerkt, wie sie für sich mit Eifer, Anstrengung und Nachdenken studirt. Es ist eine bekannte Sache,

daß Elstern gestorben sind, weil es ihnen unmöglich war, ein Wort auszusprechen. (!) Sie vergessen auch Worte, wenn sie dieselben nicht öfters hören, versinken dann in Nachdenken und werden ganz entzückt, wenn sie das vergessene Wort zufällig wieder vernehmen." Auch der römische Dichter Martial, der „Verweg'ne", wie ihn Goethe nennt, erwähnt die Schwatzhaftigkeit der Elster in folgendem Epigramm:

„Deutlich begrüße ich dich mit »Herr«, ich schwatzhafte Elster;
Sieht man mich nicht, wer glaubt's, daß nur ein Vogel ich [illegible]!"

In einer Unmenge von sprichwörtlichen Redensarten macht sich unser Volk lustig über das inhaltsleere, verständnißlose Nachplappern des Rabenvogels. Da sagt man: „so lange die Elstern schwatzen, singen die Schwäne nicht," d. h. wo unwissende Schwätzer sich breit machen, schweigen die Gebildeten; „er hat von der Elster gegessen", ruft man dem seichten Schwätzer nach, und Elster und Nachtigall läßt die Fabel wettsingen zur Belustigung aller Thiere des Waldes. Hans Sachs verspottet die schwatzhaften Dummköpfe mit folgenden Worten:

„bei jedermann an allen orten
konnten sie von der Weisheit schwetzen,
gleichwie die Elstern and die Hetzen" (Häher).

Auch auf die Ankunft von Gästen weiß unser Volk das Plappern der Elster zu deuten. „Ich habe die Elster vernommen — es werden Gäste kommen," sagt man, schreibt ihr also dieselbe Gabe der Prophezeiung zu wie der Katze, wenn sie sich putzt. Ebenso gilt sie als Wetterprophetin; wenn die Elstern viel lachen und gackern und nicht aufhören, sich Complimente zu machen, so darf man sicher auf anhaltend schönes Wetter rechnen. Die Schwatzhaftigkeit der Elstern hat zu folgender Mythe Veranlassung gegeben, die uns Ovid erzählt: Es waren einst ihrer neun Geschwister, Töchter des Königs Pieros, welche in einem Wettgesange mit den Musen unterlagen; als sie es aber versuchten, die Siegerinnen zu schmähen, da wurden sie in „allnachahmende" Elstern verwandelt.

„Jetzt noch bleibt dem Gevögel die alte Beredtsamkeit übrig, [illegible]
Heiserer Kehlen Geschwätz und die Sucht, unmäßig zu plaudern."

Eine christliche Sage aber knüpft an den Erlösertod des Heilands an; sie berichtet, unter allen Vögeln seien die Elstern die einzigen gewesen, welche beim Verscheiden Christi nicht getrauert, sondern gespottet und gelacht hätten; zur Strafe müßten sie nun zeitlebens ihr unschönes „Schackern" hören lassen.

Die Elster ist ein ausgesprochener Standvogel, der die Kälte verachtet; deshalb findet man sie oft schon im Februar mit dem Nestbau beschäftigt. Am liebsten wählt sie sich hierzu den Gipfel eines recht hohen Baumes aus, eine Pappel, Kiefer, Birke oder eine Erle am Rande des Baches; mitunter aber vergißt sie diese Vorsicht und baut ihr Nest in eine niedrige Linde oder auf einen Weidenstumpf, selbst in einer Schlehdornhecke haben wir schon ihren massigen Bau gefunden, auch den wilden Rosenstrauch verschmäht sie unter Umständen nicht, ja einmal hatte ein Elsternpaar, wie v. Wocquant berichtet, in einer Ecke am Boden eines leeren Taubenschlags sich häuslich eingerichtet. Geschlossene Waldbestände meidet die Elster, sie ist kein eigentlicher Waldvogel. Mitten in unserer Dresdner Haide z. B. sieht man sie selten, häufiger am Rande derselben; der liebste Aufenthalt aber ist ihr die Nähe einzelner Gehöfte, die Umgebung von Dörfern und Landstädtchen, besonders wo Wiesen und Aecker mit kleinen, hochstämmigen Feldgehölzen und Baumgärten wechseln. Nur die frühen Morgenstunden verwendet die Elster zur Herstellung ihres kleinen Horstes, und so kommt es, daß man den Bau meist erst dann entdeckt, wenn er vollendet ist. Dünne Reiser, Dornen, Würzelchen tragen die Vögel zusammen, verflechten diese Stoffe sorgfältig unter einander sowie mit den Zweigen des Nistbaums und bilden so zunächst die äußere Wand des stets ziemlich tiefen Napfes. Innen wird derselbe mit Erde und Koth ausgeklebt, bisweilen werden auch Steinchen eingefügt, und über diese Schicht wird eine weiche Lage zarter Würzelchen und Thierhaare gebreitet. Von oben schützt der Vogel das Nest durch eine Art Haube oder Helm, indem er sperrige Reiser und Dornen dem Nestrande so einfügt, daß sie oben weit vorstehen; nur ein seitlicher Eingang bleibt frei, gerade weit genug, den Vogel durchschlüpfen zu lassen; jedoch kenne ich auch Elsternester, welchen die beschriebene Haube fehlt. Alte Horste werden gern wieder benutzt, nachdem die Vögel die schadhaften Stellen ausgebessert haben. Nicht selten beobachtet man, wie ein Elsternpaar zu gleicher Zeit an mehreren Stellen zu bauen beginnt: „sie sind," sagt Naumann, „um zu täuschen, bald bei diesem, bald bei jenem Nest, so daß man oft erst dann das eigentliche Wochenbett entdeckt, wenn man die Jungen darin hört." Uns macht es mehr den Eindruck, als seien die Vögel, vielleicht ein junges Paar, das zum ersten Mal brütet, unschlüssig in der Wahl des Nistbaums, hier und dort wird probirt; bisweilen scheint dies eigenthümliche Gebahren, welches übrigens auch andere Vögel zeigen — namentlich bei unsern Grasmücken konnten wir's oft beobachten — nichts anderes zu sein, als eine lustige, neckische Spielerei.

Sechs bis acht Eier, grünlich mit Braun gesprenkelt, legt das Weibchen in das Nest; doch ist die Zeit, wann das Gelege vollzählig, recht verschieden. Schon Ende März kann dies Geschäft besorgt sein, bisweilen verzögert's sich aber bis in die zweite Hälfte des Mai; wahrscheinlich daß dann die ersten Eier oder die junge Brut vernichtet waren und die Vögel zum zweiten Mal zur Fortpflanzung schreiten. Nicht ganz drei Wochen dauert die Brütezeit. Das Weibchen sitzt außerordentlich fest auf den Eiern; es ist so leicht nicht zu vertreiben, und wenn Plinius sagt, daß die Elstern ihre Eier in ein anderes Nest tragen, sobald sie bemerken, daß man ihren Horst nur aufmerksam betrachtet, so ist er eben, wie in vielen andern Dingen, falsch unterrichtet. Im Gegentheil, selbst durch einen Schrotschuß läßt sich die Elster nicht von ihrer Pflicht abhalten; sie brütet ruhig weiter, auch wenn die ganze Ladung ins Genist eindringt, wo sie freilich wegen der Höhe der Brutstätte und dank der sehr festen Unterlage meist nur wenig Schaden anrichtet. Man kann dem Gelege auch leicht ein fremdes Ei unterschieben. So hat man schon mehrfach von unserm Rabenvogel Haushühnereier ausbrüten lassen und die großen Pflegekinder dann rechtzeitig, d. h. sobald sie das Licht der Welt erblickt hatten, dem Nest entnommen, um sie ihrer natürlichen Mutter zuzuführen. Ich selbst erinnere mich aus meiner Jugendzeit eines Zwerghahns, welchen unser Nachbar besaß. So klein das Thier, so bösartig war es; Gänse und Enten, ja selbst den Hund jagte das Hähnchen in die Flucht, und bisweilen ging es sogar gegen uns Kinder los, sobald wir den Hof betraten. Es sei ein „Elsterhahn", erzählte uns der Besitzer, in einem der Elsternester erbrütet, die hinter dem Gute auf den Erlen am Bach jedes Jahr von den langschwänzigen Vögeln bezogen wurden; von seinen Pflegeeltern habe er das wilde, unbändige Wesen angenommen. Damals machte die Geschichte einen großen Eindruck auf mich — heute erscheint sie mir weniger glaubhaft — aber noch oft habe ich mich ihrer erinnert; denn man begegnet nicht selten der Meinung, daß ein verschiedener Ursprung der Brutwärme den Charakter des Vogels in verschiedener Weise beeinflusse. So sollen ganz wie jener „Elsterhahn" — es sei mir diese kleine Abschweifung gestattet — Hähne und Hühner, namentlich die ersteren, die man von einer gefangenen Gabelweihe oder auch von Eulen hatte ausbrüten lassen, so unverträglich und rauflustig geworden sein, daß man sie auf keinem Hühnerhof halten konnte, während umgekehrt Fasanen, von Haushühnern und Puterhennen erbrütet, ganz besonders zahm und sanft wurden. Auch wollen unsere Landwirthe erfahren haben, daß künstlich erbrütete und aufgezogene Hühner weder Brutlust noch Neigung zur Führung der Jungen zeigen. Es wird behauptet, daß von Haushennen erbrütete Enteriche eine besondere Vorliebe für Hühner besitzen, wie umgekehrt von Enten erzogene Haushähne der Tugend der Entenweibchen nachstellen. Ebenso sagt man, gehe mit der Milch der Amme, bei Mensch wie Thier, etwas von deren geistigen Eigenschaften auf den ihr anvertrauten Säugling über. W. Marshall, der einmal*) auf diese Dinge zu sprechen kommt, schreibt in seiner launigen Weise: „Es ist mir das wenig wahrscheinlich, denn ich kenne Leute, die mit Kuhmilch großgezogen wurden, aber nichts weniger als rindviehmäßig beanlagt waren."

Doch zurück zu unserm Elsternpaar, welches unterdeß Vater- und Mutterfreuden erlebt hat! Sechs bis acht kleine Wesen sperren die Schnäbel und wollen gesättigt sein. Da giebt es viel zu thun für die Alten; denn all' die Kerbthiere und deren Larven oder Puppen, all' die Würmer und Schnecken zu suchen und herbeizutragen, ist keine leichte Arbeit. Sind die Kleinen nur ein wenig herangewachsen, so bekommen sie auch festere Fleischnahrung. Alle Bäume und Sträucher in den Feldgehölzen und Obstgärten werden nach Vogelnestern durchsucht — kein Mitleid, kein Pardon! Gierig zerrt der räuberische Vogel das hilflose Junge aus dem

*) Girod-Marshall: „Thierstaaten". Leipzig 1901. S. [illegible]61.

Nest und stopft es seiner nimmersatten Brut in den Rachen, nicht anders als ob es ein Engerling wäre. Der Schaden, den die Elstern unsern nützlichen Kleinvögeln auf diese Weise zufügen, ist in der That unermeßlich; sie sind schlimmere Nestplünderer noch, als Häher und Eichhörnchen. Und zumal wenn die jungen Elstern flügge sind und sich nun unter Leitung der Alten an den Plünderungszügen betheiligen, dann bleiben, im Umkreis von einer Wegstunde etwa, nur die verstecktesten, unerreichbarsten Nester verschont. Selbst Höhlenbrüter sind nicht sicher; so haben wir selbst gesehen, wie eine Elster vor einem Starenkasten Posto gefaßt hatte und nun trotz allen Schreiens und Flatterns der Hausbewohner und ihrer Nachbarschaft ein Starenkind nach dem andern unbarmherzig herauszog. Die Elster verschmäht keinen Bissen, dessen sie habhaft werden, sie verschont kein Thier, das sie bewältigen kann. Wieviele Tragödien mögen sich Jahr für Jahr abspielen an den Nestern unserer lieblichen Grasmücken, Finken, Drosseln u. A., wieviele junge Rebhühner und Fasanen mögen in den nimmersatten Magen des schwarz-weißen Strauchdiebs wandern! Aber selbst erwachsene Vögel sind nicht sicher vor den Räubern. Ich habe beobachtet, wie Elstern ganz unvermuthet auf der Landstraße nach Sperlingen und Goldammern jagten und zwar mit Erfolg, und daß sie, sowohl allein als auch in Gemeinschaft mit Krähen, bisweilen der Rebhuhnjagd pflegen, wird man gern glauben, wenn man erfahren hat, wie gefährlich die Elster auch dem zahmen Federvieh wird; junge Hühner und Enten greift sie an, ja wo sie sich sicher fühlt, holt sie selbst aus den Schlägen die jungen Tauben heraus, und der Geflügelfreund hat allen Grund sogar der gezähmten Elster nicht zu trauen. Auch beim Fisch- und Krebsdiebstahl hat man schon die Elster ertappt, und wie sie die Fleischbänke nicht aus dem Auge läßt, wie sie sich bei jedem Aas einfindet, das habe ich in östlichen Ländern Tag für Tag gesehen. Daß unser Vogel gelegentlich auch auf die Mäusejagd geht, wollen wir der Gerechtigkeit wegen nicht verschweigen, doch müssen wir sofort hinzufügen, daß er auch dem Obstzüchter lästig wird durch seine Vorliebe für Kirschen, Birnen und dergl. Ebenso verschmäht die Elster im Herbst die Vogel- und Holunderbeeren nicht, doch ist es vielleicht weniger diese pflanzliche Kost, als der leckere Drosselbraten, der sie dann gleich dem Eichelhäher nach dem Dohnenstieg lockt und ihr dort bisweilen zum Verderben wird; denn bei dem „Ausfressen" der Dohnen fangen sich die sonst so klugen und mißtrauischen Strauchritter nicht selten in der verderblichen Roßhaarschlinge.

Das Verbreitungsgebiet der Elster ist außerordentlich groß. Es giebt kein Land in Europa, welchem sie fehlte; auf Kreta oder Cypern ist sie ebenso zu Hause wie in Schweden und Norwegen. Das ganze nördliche Asien bewohnt sie von der bewaldeten Sandregion der Kirgisensteppe an bis nach den japanischen Inseln, von Persien und Kaschmir bis zum nördlichen Waldgürtel. Auch in Deutschland findet sie sich fast überall, in manchen Gegenden allerdings viel häufiger als in anderen. So ist die Elster z. B. in der Altmark sehr zahlreich vertreten, in der „preußischen Wüste" dagegen eine recht seltene Erscheinung. Im Allgemeinen ist ihr Bestand, in Mitteldeutschland wenigstens, seit 30 oder 40 Jahren entschieden zurückgegangen, dank der Nachstellung, die der räuberische Vogel mit Recht seitens unserer Forstbeamten und Jagdpächter erfährt und die um so dringender geboten erscheint, als die natürlichen Feinde der Elster, die größeren Raubvögel, unter ihnen an erster Stelle der Hühnerhabicht, in neuerer Zeit stark decimirt worden sind. Natürlich sind wir weit davon entfernt, den schönen Vogel völlig ausgerottet zu wissen. Es wird auch trotz aller Schußprämien nicht so bald geschehen; denn der Schuß auf die Elster ist sehr schwierig, nicht einmal beim Neste läßt sich der scheue und verschlagene Vogel so leicht erbeuten. Am sichersten schießt man die Elster auf der Krähenhütte, wo sie die Wuth gegen den Uhu alle Vorsicht vergessen läßt, oder man beschleicht sie bei mondhellen Abenden an ihrer Schlafstelle im Obstgarten oder am Waldesrand. Nirgends ist die Elster häufiger als im Osten; so tritt sie z. B. am langen Nordrand der transsylvanischen Alpen in Siebenbürgen geradezu massenhaft auf. Ich habe hier nicht selten innerhalb kaum einer Stunde weit über hundert der schwarz-weißen Nesträuber gezählt und überall ihre kleinen Horste am Gebirgsfuß beobachtet, auf den Uferweiden oder den hohen Erlen am Rande des Wassers, auf den Obstbäumen hinter den Dörfern u. s. w. In noch größerer Anzahl findet sie sich aber innerhalb aller minarettgeschmückten Städte; der Türke scheut sich, ihr ein Leids anzuthun, und dank der türkischen Wirthschaft sättigt sich der Vogel gleich den herrenlosen Hunden auf der belebtesten Straße. In dieser Beziehung ist mir der Blick auf Sarajewo, wie er sich vom Festungsberg aus bietet, unvergeßlich. Da war fast kein Dachfirst, auf welchem nicht ein paar Elstern saßen, oft hatten sie sich die Feueresse als Ruheplatz gewählt, von wo sie Umschau hielten nach einer Beute; ungezählte Schaaren der langschwänzigen Vögel flogen durch die Luft und ließen sich dann nieder auf den hohen italienischen Pappeln am Ufern der Miljacka, wo sie von ihresgleichen mit heiserem Geschrei begrüßt wurden. Auch sonst sah ich in Bosnien ganz unbeschreiblich viele Elstern, die meisten wohl am Rande des Mostarsko Blato; aber selbst auf den kahlen Kalkhöhen der Herczegovina sind sie keine seltene Erscheinung, am liebsten freilich siedeln sie sich inmitten der Ortschaften im Orient an. Man sieht, wo sie geschont wird, sucht die Elster die Nähe des Menschen; aber auch dort, wo man sie verfolgt, ist sie doch bisweilen tollkühn genug, sich blicken zu lassen, ja sogar ihre Niststelle aufzuschlagen. So unternimmt sie Jagdzüge bis nach dem „Großen Garten" in Dresden, und noch vor wenig Jahren — ich weiß nicht, ob sich's inzwischen geändert — war die Elster Brutvogel im Berliner Thiergarten.

In ihrem Betragen kann die Elster die unedle Verwandtschaft mit den krähenartigen Vögeln nicht verleugnen. Sie geht schrittweise, wie der Rabe, bisweilen nur thut sie einen Sprung, wie die Krähe; stets bewegt sie dabei wippend ihren langen Schwanz wie die Bachstelze oder das Rothkehlchen, wodurch der ziemlich wackelnde Gang graziöser erscheint, als er in Wahrheit ist. Der Flug der Elster ist aber viel schwerfälliger als der ihrer Verwandten; er erfordert häufige Flügelschläge wegen der sehr kurzen Schwingen; schon bei einigermaßen starkem Winde wird er unsicher und fördert den Vogel nur mäßig. Die Dohle fliegt zum Vergnügen; die kühnsten Wendungen und Schwenkungen führt sie aus im muntern Spiel mit ihren Kameraden; beim stärksten Wind umkreisen die Schaaren aus Passion die höchste Spitze des Thurmes: eine Lust ist's, ihnen zuzuschauen. Ganz anders unsere Elster; sie gebraucht ihre Schwingen nur, wenn sie muß. Von einem Baume fliegt sie zum Nachbar, von einem Feldgehölz zum andern; weite Strecken meidet sie ängstlich; sie weiß, daß sie hier schutzlos jedem Raubvogel preisgegeben ist. Wie alle Mitglieder ihrer Sippe liebt auch die Elster die Geselligkeit; doch begegnet man ihr in unserer Gegend nie in solchen Massen, wie den Raben- und Nebelkrähen oder den Dohlen. Mehr als etwa ein Dutzend Elstern habe ich kaum je vereint gesehen. Sehr gern mischen sie sich unter die Krähenschwärme, auch mit ihren Vettern, den Eichel- und Nußhähern, sind sie gut Freund.

Im Aberglauben des Volkes spielt die Elster eine hervorragende Rolle, dem Raben und der Krähe ähnlich, und sie verdankt diesem Umstande bald besonderen Schutz seitens des Menschen, bald ist sie aus demselben Grunde schonungsloser Verfolgung ausgesetzt. Die Elster ist ein Hexenthier, d. h. ein Vogel, in den sich die Hexen gern verwandeln; in Schweden wird die Elster geradezu „Nagel-" oder „Gagelhexe" genannt. Neben Ofen- und Heugabeln, Deichseln, Butterfässern, Dreibeinen, Kochlöffeln u. s. w. benutzen die Hexen auch Elsterschwänze, wenn sie in der Walpurgisnacht zu ihren Versammlungen reiten. Weil sie verflucht ist, sagt man im Oldenburgischen, muß sich die Elster erst neunmal an einem Zweige aufhängen, ehe sie ein Ei legen kann, und weiter heißt es, wenn man unter ihrem Nest in den Baum ein Kreuz schneidet, das Symbol des Christenthums, so verläßt die Elster ihre Brutstätte, denn man hat damit die Hexe vertrieben. Ihre böse Absichten vermag man zu vereiteln, wenn man dem Vogel zuruft: „Elster, Elster, weiß und schwarz, wenn du eine Hexe bist, so flieg' auf deinen Platz!" d. h. flieg' weg von mir! Mit diesem Glauben an die dämonische Natur der Elster hängt auch der in Tiral, Thüringen, Oldenburg und anderen Gegenden geübte Gebrauch zusammen, eine Elster mit ausgebreiteten Flügeln an die Thüre des Viehstalles zu nageln, um dessen Bewohner vor Zauber zu schützen. Gewiß soll das gekreuzigte Hexenthier die Gespenster abschrecken, indem es ihnen meldet, wie unsanft der Hofbesitzer solch nächtliches Gelichter behandelt, das sich seinem Gute nähert. Andere wollen durch die angenagelte Elster die Fliegen von dem Vieh abwehren; es gelingt aber nur, wenn die Elster im März geschossen ist.

Unter solchen Umständen gilt die Elster, ähnlich wie die Eule, als Unglücksbotin. Zank und Streit verkündet sie dem Hause, in dessen Nähe sie schreit (Westpreußen, Franken, Hessen, Böhmen), und setzt sie sich gar auf das Dach, so stirbt innerhalb

drei Tagen ein Bewohner. Fliegt sie quer über das Dorf, so zeigt sie in der Wetterau ein Leichenbegängniß an, Krieg aber, wenn sie haufenweise erscheint. Hört man eine Elster auf der Reise, ohne sie zu sehen, so bedeutet es schlimme Gesellschaft, läuft sie einem aber gar über den Weg, so ist es besser umzukehren, denn es droht Unglück. Vielfach gilt es als frevelndes Herausfordern des Schicksals, eine Elster zu schießen oder ihr Nest zu zerstören, z. B. in der Lausitz und in Norddeutschland, und nur dann ist's keine Sünde den Vogel zu tödten, wenn man seiner zur Heilung von Krankheiten bedarf.

Es ist merkwürdig, wie vielfach die Elster in der alten materia medica herumspukt, ja noch heute lebt der Glaube an ihre heilende Kraft bei unserem Volke fort. Namentlich bei Augenkrankheiten und bei Epilepsie leisteten die Elstern vortreffliche Dienste. Das scharfe Gesicht des Vogels, der so lüstern ist auf blitzende Gegenstände, daß er nicht selten zum Dieb wird, diente wohl den alten medici als Signatur; man brannte die Elster zu Asche, indem man sie in wohl verschlossenem Topfe der Gluth aussetzte, die Asche pulverte man und rührte sie mit Fenchelwasser an oder bereitete eine Augensalbe daraus. Auch das Fleisch junger „Atzeln“ soll zur Stärkung des Gesichts mit Erfolg gegessen werden, oder man destillirte aus jungen Elstern ein Wasser, „Aqua Picarum“, das die Röthe von den Augen nahm, zugleich aber auch „in Mutterkrankheiten, Wahnsinnigkeit und in der Melancholey“ von guter Wirkung war. Der alte Geßner theilt folgendes Recept mit: „Diſen vogel sol man außziehen / vnd in wenſſem wenn gar eynsieden / also / dz sich das fleisch ab den beinen schelle. Demnach sol mā es mit sampt der brüyen zerknischē / vnd drey tag an die Sonnen stellen: vnd so es not ist / sol man diſes mit einē reinen tüchlin auff die augen legen: dann also nimpt es die reüche / tünckle / röte / vnnd allen anderen schmertzen daeinn.“ Bekannter ist noch heute beim Volke die gebrannte und zu Pulver gestoßene Elster als unfehlbares Mittel gegen die „fallende Sucht“. Man glaubt nämlich, der Vogel selbst sei mit der „schweren Krankheit“ behaftet, und deshalb vermöge er dieselbe beim Menschen zv heilen; Gleiches soll durch Gleiches vertrieben werden. Ob das unruhige, allzeit quecksilberne Wesen der Elster die Veranlassung gewesen, bei ihr epileptische Zufälle anzunehmen, oder ob nicht vielmehr der einzige Grund der ist, daß Veitstanz und Fallsucht vom Volk für Krankheiten gehalten werden, mit welchen dämonische Mächte den Menschen heimsuchen: ich weiß es nicht; aber das kann ich bezeugen, daß gebrannte Elster als sogenanntes „Diakonissinnenpulver“ z. B. von der Dresdner Gegend, ebenso von Ostthüringen aus noch heute weithin empfohlen und verschickt wird. Einige wollen wissen, nur die „in den Zwölfen“, d. i. zwischen Weihnachten und Hoch-Neujahr (6. Januar) geschossenen Elstern seien bei Krämpfen und Epilepsie heilsam. Manche medici verschrieben auch einen Elsterbraten, wenn Jemand „durch Zauberey umb die Mannschafft“ gekommen war. Der Vogel, welcher sprechen lernte, wie ein Mensch, war vielleicht selbst verzaubert, und seine Fruchtbarkeit ist groß, legt doch das Weibchen 7 bis 8 Eier, nach älteren Angaben sogar 9 bis 10. Das hartgesottene und gepulverte Dotter der Elstereier streute man übrigens in kranke Augen, und bei Verstopfung leistete Elsterleber gute Dienste. Man sieht, in vielen Fällen bewies es die Elster der leidenden Menschheit, daß sie doch mehr sei als eine gewöhnliche Dohle oder Krähe.

Bücherbesprechungen.

— Hermann Kern, Pfarrer zu Oberullersdorf, Mein Christenthum. Schlichter Confirmandenunterricht. 78 S. 1,20 ℳ (Große Ausgabe). Mein Christenthum. Kurze Unterweisung für die lieben Confirmanden. (Kleine Ausgabe) 15 S. Einzelpreis 20 ₰. Partiepreise 25 Exempl. 4 ℳ 100 Exempl. 15 ℳ Verlag von Emil Schmorrde, Bernstadt in Sachsen. — Während die kleinere Schrift mehr für die Hände der Confirmanden bestimmt ist, will der Verfasser in der großen Ausgabe dem unterrichtenden Geistlichen eine Directive geben. Nun fehlt es allerdings nicht an Hilfsmitteln dieser Art, vielmehr wächst ihre Zahl mit jedem Jahre. Des Verfassers Arbeit unterscheidet sich zunächst darin von manchen ähnlichen Leitfäden, daß sie nicht eine Katechismusbearbeitung bietet und in der kurzen Unterweisung nur vier Fragen behandelt, nämlich worin das Christenthum begründet liegt, wie der Einzelne dazu komme, was damit gegeben ist, und wie man darin erhalten bleiben kann, und in der großen Ausgabe, die uns freilich nicht gar so groß erscheint, den Stoff in achtzehn Doppelstunden ordnet und noch eine Beichtrede sowie einen Conferenzvortrag als einen Anhang bietet. Gewiß sind bei diesem äußeren Zuschnitt vorwiegend ländliche Verhältnisse ins Auge gefaßt. Ueberhaupt kommt es dem Verfasser darauf an, vor das Wichtigste auf Grund des Religionsunterricht in der Schule und im Hinblick auf die äußerst beschränkte Dauer des Confirmandenunterrichts zusammenzustellen. Er thut das mit anerkennungswerthem Geschick, weniger in begrifflicher und eingehender dogmatischer Ausgestaltung, als in weiteren Umrissen erbaulicher Art mit allerlei Beispielen vnd Belegstellen besonders aus dem Schatz unserer Kirchenlieder, vielleicht hätte statt der ausgedruckten Lieder ein Hinweis auf die Nummer des Gesangbuches genügt. D. K.

— Die Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen. Sechster Band: Erster Halbband: Geschichte der persischen Litteratur von P. Horn (XI u. 228 S.). Zweiter Halbband: Geschichte der arabischen Litteratur von C. Brockelmann (VI u. 265 S.). gr. 8°. Leipzig 1901, C. F. Amelang's Verlag. — Die Namen der Verfasser bürgen dafür, daß uns hier etwas Ordentliches geboten wird. Schon früher einmal hat sich der Straßburger Professor Horn — während er sich in seinen zahlreichen bibliographischen und etymologischen Arbeiten über das Neupersische stets nur an den Fachgelehrten wandte — an ein größeres Publicum gewandt, nämlich mit seiner bekannten und geschätzten Monographie „Die deutsche Soldatensprache“ (1899). Das thut er nun auch mit der vorliegenden „Geschichte der persischen Litteratur“, und mit Erfolg. Im gleichen Sinne können wir uns hinsichtlich der „Geschichte der arabischen Litteratur“ seines Straßburger Collegen Brockelmann äußern. Der Fachmann, der erschöpfende bibliographische und biographische Angaben braucht, wird natürlicher Weise nach der, 1898 bei Felber in Weimar erschienenen gleichbetitelten Schrift Brockelmann's zu greifen haben; dem Nichtarabisten dagegen sei diese eklektische Litteraturgeschichte empfohlen. Doch handelt es sich bei diesen „Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen“ nirgends um dürftige Blüthenlesen; die Ausführungen sind vielmehr überall sehr eingehend. Brockelmann's Buch z. B. berücksichtigt sogar die vulgärarabischen Textsammlungen allerneuesten Datums (wie Socin's Diwan aus Centralarabien, Stumme's maghrebinische Sammlungen oder Dalman's Palästinischen Diwan); Horn's Buch, das mit dem Awesta beginnt und die Litteratur der altpersischen Keilinschriften und des Pehlewi nicht übergeht, giebt sogar Proben aus dem interessanten Reisetagebuche des bei uns durch seine Reisen nach Europa so bekannten Schahs Nâçir eddîn, dessen klarer und verständlicher Stil — mag er das Berliner Aquarium oder das russische Militär, die Jagdausstellung in Cassel oder die Anmuth der Söhne unseres Kaisers schildern — in wohlthuendstem Gegensatze zu der schwülstigen Schreibart der meisten persischen Autoren steht. H. St.

— Anläßlich des 200jährigen Jubiläums des Königl. Sächs. 5. Infanterie-Regiments „Prinz Friedrich August“ No. 104 am 7. 12. 1901 sind mehrere Festschriften bei Carl Siegismund in Berlin erschienen. Die eine, von einem früheren Angehörigen des Regiments, Major z. D. Otto Müller, verfaßt und demselben gewidmet, giebt in Kürze einen Ueberblick über die Geschichte des Regiments seit dessen Errichtung bis auf die neueste Zeit. Unter Beigabe von verschiedenen gefällig ausgeführten Bildern, welche sich auf Persönlichkeiten oder Begebenheiten des Regiments beziehen, macht die kleine Schrift einen freundlichen Eindruck und fesselt durch ihren Inhalt. Derselben folgt als Anhang ein Lebensbild des hohen Regimentschefs, Sr. königl. Hoheit des Prinzen Friedrich August, verfaßt von Wolf v. Metzsch-Schilbach. In demselben werden, erläutert durch zahlreiche Porträts, die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des königlichen Prinzen geschildert. Beide Schriften, zunächst für das Jubiläums-Regiment bestimmt, werden auch außerhalb desselben Interesse erwecken. H. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 15. Dienstag, den 4. Februar, Abends. **1902.**

Das Armenwesen des 16. Jahrhunderts.

Von Lic. th. Oskar Michael.

Die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert bezeichnet in der Geschichte des Armenwesens einen markanten Punkt. So wenig dies im ganzen Mittelalter zu spüren ist, so heftig wird jetzt von allen Seiten Klage geführt über einen Nothstand schlimmster Art. Unter den überaus zahlreichen Schriften der damaligen Zeit sind drei besonders geeignet, dieses Bettelunwesen zu charakterisiren, das den Anlaß zu jener Klage bietet. Sebastian Brant's „Narrenschiff“ aus dem Jahre 1494 dürfte am bekanntesten sein. Ungefähr aus dem Jahre 1509 stammt der „Liber vagatorum“, den Luther selbst deutsch herausgegeben und mit der Ueberschrift: „Von der falschen Bettler Büberei“ trefflich charakterisirt hat. Dem reiht sich circa 1523 eine Schrift Eberlin's von Günzburg an, jenes großen Pamphletisten des ausgehenden Mittelalters: „Wer horen will, wer die gantzen Welt arm gemacht hat, der mag lesen dieses Biechlein“. Hier haben wir Vertreter des Gelehrten-, des Bürger- und des Adelsstandes. So erheben sich einmüthig von allen Seiten laute Klagen über einen gefährlichen Nothstand. Welcher Art ist nun das Bild, das diese Schriften entwerfen?

Nicht die Haus- oder Ortsarmen sind es, über die man sich beklagt. So groß auch ihre Zahl war, — man rechnete sie zum täglichen Uebel, das man still trägt. Nein, vielmehr die heimathlosen Wanderbettler und die Mitglieder der Bettelorden, die wie Heuschrecken das ganze deutsche Land überflutheten, die sind es, über die so bitter Klage erhoben wird. Viele waren darunter, die in einer wirklichen Nothlage sich befanden. Die Blinden und Lahmen, die Epileptischen wie Leprakranken sind an erster Stelle zu nennen. Dazu kommen alle diejenigen, die durch einen widrigen Umstand aus ihrer sicheren Existenzlage herausgedrängt waren. Und zwar gilt dies ohne Unterschied des Standes: ob Meister, ob Geselle, ob Grundbesitzer, ob Höriger; wer seinen Platz hatte, war gut daran; wer ihn verlor, kam schwerlich jemals wieder zu einer gesicherten Existenz. Das ist die Licht- und Schattenseite der wirthschaftlichen Lage des ausgehenden Mittelalters. Neben diesen wirklich Bedürftigen steht das wilde Heer der Gauner verschiedenster Sorte. Daß so mancher mit gefälschter Urkunde oder in geschmackvoller Verkleidung an die Thüren pochte, damit rechnete man immer. Wenn ein Schwindler auftrat, der Heu aus der Krippe zu Bethlehem zu verkaufen hatte oder seine Bitte wirksam zu machen suchte, indem er eine Feder aus dem Flügel des Erzengels Michael vorwies, so empfindet die Zeit darin gar nicht einen Betrug schlimmster Art; mehr als Curiosum wird's erzählt! Die ganze Schwere des Unrechts wird freilich hervorgehoben, wenn solche Gauner Wunden, Gebrechen, besonders gern Epilepsie nachahmten. Ja die Verstümmelung einzelner Gliedmaßen — namentlich gern an Kindern, die man mit sich führte! — beweisen den schwunghaften Betrieb und das Raffinement dieses abscheulichen Gewerbes. Hier ist man beinahe versucht zu sagen, daß diesem Gesindel, dem Nichts heilig war, Alles zum Schlechten dienen mußte! Das tollste Stückchen erzählt der Liber vagatorum; eine Frau machte eine Betteltournée folgendermaßen: sie ließ urkundlich bezeugt von den Kanzeln verlesen, sie habe neben einem Kinde eine Kröte geboren, diese halte sich in Maria Einsiedeln bei guter Gesundheit auf, brauche aber täglich 1 Pfund Fleisch. In welchen Abgrund von Verrohung des Gefühls bei diesen Bettlern und andererseits auf welche Höhe des Köhlerglaubens bei der Menge kann man in diesem einen Beispiel blicken! — Nirgends war man vor dieser Bettlerrotte sicher, an keinem Orte und zu keiner Zeit. War man schon in seiner häuslichen Ruhe über Gebühr gestört worden und trat auf die Straße, so kam man vom Regen unter die Traufe. Da lagen die Bettler an allen Ecken, andere zogen durch die Straßen, singend oder mit umgehängten Tafeln. An den Kirchen war der Lieblingsplatz; ordentlich Spießruthen mußte der Kirchgänger laufen, bis er zum Eingange kam. Und was sie Alles zu erbetteln und zu erschwindeln wußten, das ist unbeschreiblich: gleichviel ob Eier oder Hühner, Speck oder das ganze Schwein, Alles, Alles wanderte in den schier bodenlosen Sack! Dabei waren es höchst anspruchsvolle Persönlichkeiten, Feinschmecker. Sebastian Brant sagt: „Betteln des verdirbt man nit. Viel begehen sich wohl zu Weißbrot mit, die trinken nicht den schlechten Wein, es muß Rheinfall, Elsässer sein.“ Das brauchen wir gar nicht einmal als Carricaturzeichnung aufzufassen! Eins erscheint als das Wunderbarste daran: diese ganze Elite der Gesellschaft fühlte sich durchweg als eine große Einheit; das ist's, was den Nothstand so acut, so doppelt fühlbar machte. Der Beweis für dieses corporative Bewußtsein der Bettler läßt sich am anschaulichsten bringen durch einen Hinweis auf die ausgebildete Gaunersprache, das „Rothwelsch“, dessen Lexikographie der Verfasser des Liber vagatorum in 225 Nummern als Anhang zu seiner Schrift giebt. — Nun bedenke man daneben noch die Plage der Bettelorden. Da kommt St. Anton, St. Bernhard, St. Spiritus, St. Valentin und wie sie alle heißen bis zu den Barfüßern, den „rechten Erzbettlern“. Luther hat ausgerechnet, daß eine Stadt in einem Jahre 60 mal nur von solchen Terminirern heimgesucht wird. Wenn man sich dieses Bild recht klar vor Augen hält, dann versteht man, was Eberlin von Günzburg meint, wenn er sagt, in Deutschland arbeite nur der 15. Mann. Es ist ein Nothstand von ganz schlimmer und gefährlicher Art.

Worin haben wir die Ursache hierfür zu suchen? — Da kommt erstens die wirthschaftliche Lage des ausgehenden Mittelalters in Betracht. Wie schon gesagt: wer aus seiner Stellung herausgedrängt war, kam schwerlich wieder zu einer gesicherten Existenz; umgekehrt war der gut daran, der einen sicheren Platz innehatte. Doch das genügt nicht. Die wirthschaftlichen Verhältnisse gerathen mit dem fortschreitenden 15. Jahrhundert mehr und mehr in Bewegung. Bisher gab es nur eine Naturalwirthschaft, das Geld besaß keinen anderen Werth als den des Ansammelns. Nun fängt man an, mit dem Capital zu arbeiten. Wir werden also in eine Zeit des Uebergangs zur Geldwirthschaft geführt. Das mußte bedeutsame Folgen haben. Laute Klagen begegnen uns über die Verarmung des Landes in dieser Zeit. Das Land im Allgemeinen ist schwerlich ärmer geworden; aber es tritt eben infolge jener wirthschaftlichen Umgestaltung eine bedeutende Verschiebung des Besitzes ein. Das Capital kommt in den Händen Einzelner zusammen. Und dies wiederum führt zu einer Verarmung namentlich des Bauernstandes und zu einer Vermehrung des städtischen Proletariats. So ist es erklärlich, wie mit unheimlicher Schnelligkeit das große Heer der Bettler anschwillt, das von Ort zu Ort und von Land zu Land ruhelos sich bewegt. Doch damit ist der Nothstand jener Zeit nur zu einem Theile erklärt. Den anderen Theil der Schuld müssen wir der Kirche zuschieben. Sie, die nicht blos eine Macht neben anderen war, sondern deren Schooß alle anderen entsprossen waren, sie hätte die heilige Pflicht gehabt, gegen den tollen Wucher und die gemeine Bettelei vorzugehen und Abhilfe zu schaffen. Von den Kanzeln freilich wurde tüchtig dagegen gewettert; wir wissen ja Alle, wie urkräftig diese Sprache war, noch nicht „von des Gedankens Blässe angekränkelt“! Das prallte aber wirkungslos

ab. Denn wer war am unduldsamsten, wenn es sich um Dienstleistungen handelte? Der Pfarrer selbst! Wo hatten sich die bedeutendsten Capitale angesammelt? In den Klöstern! Und wer war der größte Bankier? Niemand anders als der Papst! Also die Kirche selbst war stark am Capital betheiligt. Dabei darf nicht verkannt werden, daß die Wohlthätigkeit wirklich groß war. Die Klöster, Stifte, Pfarreien gaben ungemein reichlich und hielten dem fahrenden Bettlervolk stets den Tisch gedeckt. Aber es ist auffällig, wie planlos man giebt, wie so gar keine Ordnung in all dieser großen Wohlthätigkeit herrscht. Daß man einem Bettler gar keinen Dienst thut, wenn man ihm blos eine Gabe reicht, sondern daß es soweit kommen soll, daß er aus seinem Bettelleben herauskommt, das gehört für unsere Zeit zum Einmaleins der Armenpflege. Dafür hat aber das Mittelalter keinen Sinn, denn — der Bettel gehört zur Frömmigkeit ganz unbedingt! Das klingt absurd, ist aber durchaus wahr. Wer ein Almosen gab, that ein gutes Werk und baute sich eine Stufe in den Himmel, außerdem erkaufte er mit jener Gabe noch die Fürbitte des Bettlers. Was konnte man also Besseres thun als Almosengeben? So war es nicht blos Unvermögen in Bezug auf die rechte Erkenntniß, sondern das absichtliche Streben, die Bettler als sehr nothwendige Glieder der menschlichen Gesellschaft nicht aussterben zu lassen. Die Kirche selbst hielt alle Hände darüber, hatte sie doch den Glorienschein um dieses ganze Treiben gelegt, indem sie die Bettelorden genehmigt hatte und in jeder Weise bevorzugte.

Eine weitere Frage drängt sich auf: wenn man dies Bettelunwesen und die ganze Calamität der Armenpflege deutlich empfand, hat man denn da keine Anstalten getroffen, um diesem abzuhelfen? Ganz gewiß. Nicht erst jetzt im 16. Jahrhunderte, sondern schon vorher werden Stimmen laut, die die klare Erkenntniß bezeugen, daß die Kirche diesem Uebelstande gegenüber machtlos sei. Bei der Frage, woher aber Hilfe nehmen, lenkten sich die Blicke beinahe unwillkürlich auf die Städte. Von der wohlgeordneten Verwaltung dieser wachsenden, blühenden Gemeinwesen erwartete man viel. Man that daran recht. Von vornherein hatte sich hier ein Element gefunden, das der Kirche nicht freundlich gegenüberstand. Schon als Heinrich IV., fascinirt vom Frömmigkeitsideale seiner Zeit und scharf politisch berechnend den schmählichen Gang nach Canossa wagte, da erhob sich das beleidigte deutsche Bewußtsein nirgends so lebendig als in den deutschen Städten! Deshalb geht mit dem Aufblühen des deutschen Städtewesens Hand in Hand eine Emancipation von der Kirche, zunächst unbewußt, um schließlich in offene Opposition mehr und mehr überzuleiten. Wenn die großen Kaufmannsstädte Süddeutschlands wie die der Hansa zuerst für Kaufleute und Handwerker Schulen schufen, so ist das als eine Großthat der Kirche gegenüber zu bezeichnen, die ja alle Bildung und Schulerrichtung als ihr Monopol betrachtete. Weiter, hat es einen wirksameren Förderer des Humanismus gegeben als das freie Bürgerthum der deutschen Städte? Hier und nirgends anders hat es so manche junkerhafte Unarten Italiens, seiner südlichen Heimath, abgestreift und hat sich ausgewachsen zum „eisernen Kanzler“ der sieghaften Reformation. So hat man auch hier in den Städten ernstlich sich bemüht, der großen Bettel- und Armennoth abzuhelfen. Schon wichtig ist die Beobachtung, daß nach und nach die Städte ein eigenes Armenvermögen ansammeln neben dem kirchlichen. Den Grundstock dazu bildeten die Stiftungen, zu deren Curator immer häufiger die Stadt gemacht wurde. Diese geht dann auch selbst vor: sie beansprucht einen Theil der Hospitalverwaltung. Man darf nicht vorschnell darin schon ein der Kirche entgegengebrachtes Mißtrauen erkennen; der erstarkende Bürgersinn dürfte in diesen Fällen noch zur Erklärung hinreichen. Doch dann können wir von bewußter Opposition sprechen, wenn die Städte sich bemühen, einen Einblick in die kirchlichen Einkünfte thun und ein Wörtchen mit hineinsprechen zu dürfen, namentlich bei Armenangelegenheiten. Eine wesentliche Steigerung bedeutet noch directe Ernennung angesehener Bürger zu Rectoren und Provisoren der Stiftungsgelder. — Doch bei dem eben Genannten handelt es sich mehr um die äuß.rliche Form der Armenpflege, noch nicht im eigentlichsten Sinne um ein Eingreifen in das Unwesen und thatsächliche Hilfe. Das zeigt sich erst in folgenden Bestrebungen. Die Armenspenden werden nicht mehr so völlig planlos wie bisher vertheilt. Jetzt fragt man wenigstens etwas nach der Würdigkeit und bedenkt in erster Linie die einheimischen Armen. Ein wichtiger Schritt ist die Anstellung der Sterczermeister oder Bettelvögte, vornehmlich aber die Herausgabe von Bettelordnungen. Wir gewinnen Hochachtung vor dem ernstlichen Streben der Städte, wenn wir den Inhalt jener Ordnungen überschauen. Betteln darf innerhalb des städtischen Gebiets nur der, der die Erlaubniß dazu hat. Für diesen Zweck werden bestimmte Abzeichen ausgegeben, für verschämte Arme giebt es auch Nachtzeichen! Uebelstände wie das störende Singen beim Betteln werden erheblich eingeschränkt. Haben die Kinder der Bettler ein gewisses Alter erreicht, so dürfen sie die Eltern nicht mehr begleiten, die Obrigkeit sorgt für ihr Fortkommen. Auch weist man die müßig dasitzenden Bitter an, ihre Zeit mit einer Beschäftigung nützlich auszufüllen. Unsere Hochachtung vor den städtischen Bestrebungen paart sich mit Staunen, wenn wir hören, daß hier und dort — wenn auch zunächst nur im Anschluß an gewisse Einrichtungen — Armenpfleger eingesetzt werden und daß ein Armenarzt in Pflicht genommen wird, der gegen ein Fixum alle Armen unentgeltlich behandeln muß. Wir müssen wirklich gestehen: es ist viel gethan worden, und große Bestrebungen lassen sich nachweisen, um dem Bettelunwesen zu steuern. Aber über einen gewissen Punkt kam man nicht hinaus. Nirgends vielleicht ist die Grenze deutlicher zu erkennen als an dem, was schon gestreift wurde. Man suchte eine gewisse Erziehung auf die Bettler auszuüben, wenn man sie anleitete, die Bettelzeiten mit irgend einer Thätigkeit auszufüllen. So schlägt schon die Nürnberger Bettelordnung von 1478 Spinnen vor. Aber, sagen wir uns, warum ging man denn nur nicht einen Schritt weiter, warum traf man nicht Vorkehrungen, die in solchem Falle das Betteln leicht hätten aufheben lassen? Hier kommen wir auf das zurück, was wir zum Theil schon als Ursache jenes Unwesens erkannten. Wie der Bettel damals durch die Kirche großgezogen worden war, so bildete das kirchliche Frömmigkeitsideal die Grenze für alle Versuche, auf diesem Gebiete zu reformiren. Solange das Almosen verdienstlich und die Fürbitte des Empfängers zur Seligkeit förderlich, solange war eben der Bettel heilig, und alle noch so edlen Bestrebungen auf diesem Gebiete scheiterten an jener ehernen Mauer

Wir kennen den Meister, der die Mauer niederriß. Gerade auch von dieser Seite her kann Luther's That ins rechte, volle Licht gerückt werden. An diesem Punkte dürfte der Laie Luther's hohes Verdienst leichter würdigen können als an manchem anderen. Luther hat allein den tiefsten Schaden seiner Kirche erkannt, weil er ihn an sich selbst erlebt hatte. Aus dem unversiegbaren Quell des eigenen religiösen Erlebnisses hat er auch geschöpft, als er das Ideal der Armenpflege aufstellte. Und was er in den Schriften jener großen Zeit an neuen Gedanken über die rechte Versorgung der Armen aussprach, das fand einen tausendstimmigen Widerhall; die umfangreiche Flugschriftenliteratur, der Tagespresse unserer Zeit vergleichbar, ist das beredte Zeugniß hierfür. Jetzt war das Ideal gefunden, das dem Geiste des Evangeliums entsprach. Wie es am köstlichsten in der Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, jenem Cabinetstücke unter den reformatorischen Schriften, jener „Summe eines christlichen Lebens“ gesagt ist, wird jetzt das ganze Leben ein Gottesdienst. Gerade unter diesen Gesichtspunkt wird nun auch die Armenpflege gestellt. Welch gewaltige Neuschöpfung ergab das! Jetzt hieß es helfen aus allen Kräften und nicht mehr ängstlich abwägen — wie es die scholastische Casuistik thut —, wie weit man gehen dürfe, um nicht sich selbst zu schädigen. Das war allein dadurch möglich, daß die größte Schranke der Armenpflege gefallen war, die Selbstsucht. Jetzt ist auch ein neues Lebensideal gefunden: der Beruf und die Arbeit; der Stand der freiwilligen Armuth und der bloßen Beschaulichkeit war eine überwundene Epoche. Das gab der Armenversorgung den weitesten Gesichtspunkt; nur dann, wenn sie den Bettel überhaupt beseitigt und zu geordneter Thätigkeit verholfen hat, darf sie sich genügen lassen. Für die praktische Durchführung stellen sich dadurch zwei Anforderungen von selbst auf. Erstens: alle Armen müssen bedacht, keiner darf vergessen werden; und zweitens: Jeder darf nur so viel erhalten, als er gerade braucht, um aus dem Bettelleben herauszukommen. Anzufügen ist hier nur noch ein Coefficient. Das Geld, das bisher schnöde verurtheilt wurde, erhält wieder einen Werth, wenn auch nur einen relativen. Seine rechte Verwerthung ist der Prüfstein für die Treue in höheren Dingen. Wie hoch ist dieses Ideal! Welche Perspective eröffnet sich da unserem Blicke! Was hat man nun gethan, um das Ideal in die Wirklichkeit umzusetzen; wie waren die Anfänge der reformatorischen Armenpflege?

Zunächst kann man nur von einer negativen Wirkung der Luther'schen neuen Anschauung von der Armenpflege sprechen. Für die Menge war von der ganzen großen

Reformationsbewegung am leichtesten verständlich, daß sie Kritik an der Kirche und an kirchlichen Zuständen übte. Das hatte aber zur Folge, daß das Mißtrauen der Kirche gegenüber in offenkundigen Haß und wüthende Erbitterung umschlug. „Die Kirche ist an allem Elend schuld!“, das tönt uns von allen Ecken und Enden entgegen. Wer glaubte jetzt an die Fürbitte eines Anderen, an Reliquien oder gar an Seelenmessen mehr? Damit hängt aber unmittelbar zusammen, daß alle Wohlthätigkeit ins Stocken gerieth. Kaltblütig wies man den Quästionirer ab. Wer hielt denn noch etwas von seinen vorgewiesenen Reliquien, oder wem lag noch an seiner Fürbitte etwas? Die Stiftungen, durch welche die Kirche so reich geworden war, fielen weg. Wer maß denn noch den Seelenmessen eine Wirkung bei und machte eine entsprechende Schenkung? Ja, man war groß in der Kritik, und — wir können's nicht verhehlen — so Mancher glaubte eben dadurch sein wahres Lutherthum zu beweisen, daß er vor dem Armen Thür, Geldbeutel und Herz verschloß. Weit hinter sich ließ zuerst die Kritik die nothwendige Erkenntniß, daß man selbstlos, unaufgefordert geben müsse, um auf andere Weise als bisher die Mittel zur Armenversorgung beschaffen zu können. Wir dürfen uns über diese Erscheinung nicht wundern. Im Gegentheil: wir können darin einen Beweis für die Höhe der Wittenberger Reformation, für ihren durchgreifenden Unterschied von allen vorangehenden reformatorischen Bestrebungen finden. Alle jene Bewegungen in ihrer enormen Fülle haben nichts Anderes erstrebt als Abstellung von Mißbräuchen, sittliche Hebung des Volkes, Beseitigung schreiender Auswüchse der Lehre. Luther allein ist in die Tiefe gegangen, er nur ist Reformator im höchsten, im religiösen Sinne zu nennen. Ganz entschieden bietet diese erste Zeit der Unklarheit, der Wirrniß und Gährung kein erfreuliches Bild. Aber was wäre denn gewonnen gewesen, wenn die Wittenberger gleich den Florentinern, überwältigt einst durch Savonarola's Bußpredigt, Schmuck und anderes Besitzthum geopfert hätten, ohne im tiefsten Herzen gepackt zu sein? Der edle Same mußte Wurzel fassen und langsam wachsen, um die rechten Früchte zu bringen.

Um den Entwicklungsgang der reformatorischen Armenpflege zu begreifen, müssen wir die Beantwortung einer Frage vorwegnehmen. Wer sollte der Träger der neuen Armenpflege sein? Die Antwort scheint auf der Hand zu liegen: die Gemeinde! Ja, aber wie sollte sich die Gemeinde selbst entwickeln? Sollte sie auf Grund der ihr innewohnenden Kraft sich selbstständig consolidiren nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Genossenschaften? Oder sollte sie sich an die Obrigkeit anlehnen, an die Fürsten und die Räthe der Städte? Luther selbst ist sich keineswegs von vornherein darüber klar gewesen. In seinen Schriften begegnen uns manche Aussprüche, die man getrost so deuten kann, als ob er die Gemeinde rein als Genossenschaft sich denke. Aber andererseits ist hinlänglich bekannt, wie er, der Nachkomme conservativer Grundbauern, hoch geurtheilt hat über die der Obrigkeit zukommenden Aufgaben. Schneller, als zu erwarten, sollte sich aber die Schwierigkeit lösen. Zwei Momente kommen dafür in Betracht. Hätte die Kirche als Ganzes für die Reformation gewonnen werden können, wie Luther zuerst so sehnlichst wünschte, wäre das genossenschaftliche Princip für die Armenpflege ans Ruder gekommen; denn die bisherige kirchliche Armenpflege beruhte ganz auf dieser Grundlage. Wie feindlich aber die Haltung der Kirche, wie nie nnd nimmer an ein solches Gewinnen zu denken war, darüber gingen Luthern und seinen Getreuen sehr bald die Augen auf. Den Ausschlag aber gab ein anderer Punkt: der Bauernkrieg. Der Stand der leibeigenen Bauern war der einzige, der noch nicht genossenschaftlich sich zusammengeschlossen hatte und deshalb rechtlos dastand. Und dieser Versuch schlug fehl! Wir wollen und mögen hier nicht abwägen, wer größere Schuld trägt, ob der Adel, ob die Bauern. Schuld haben Beide. Beide haben aber auch schwer büßen müssen im unheilvollsten aller Kriege, im dreißigjährigen. Wind wurde gesät, und Sturm wurde geerntet! Aber für die reformatorische Gemeindeentwicklung war die eine Klarheit gewonnen: wenn schon durch die unabwendbare confessionelle Spaltung das genossenschaftliche Princip höchst unwahrscheinlich wurde, so bedeutet die Entscheidung des Bauernkrieges das gänzliche Aufgeben dieses Princips. Nun war man auch für die Armenpflege an die Obrigkeit gewiesen, den Fürsten und Rathsmonnen der Städte lag es ob, die Armenversorgung in geordnete Bahnen zu lenken.

Als eine Vorstufe der reformatorischen Veranstaltungen haben wir die Armenordnungen der Städte zu betrachten, die noch vor dem Uebertritte zum Protestantismus erlassen wurden. In verschiedenem Umfange, aber doch unverkennbar, haben auch diese schon reformatorische Gedanken gewirkt. Man kann im Vergleich mit den vorangegangenen Bettelordnungen und andererseits mit den Kastenordnungen der Reformation leicht auf eine Staffel kommen: in jenen Bettelordnungen ist der Standpunkt rein volkswirthschaftlich, in diesen städtischen Armenordnungen ist die Bemühung, einen sittlichen Standpunkt einzunehmen, unleugbar, und schließlich wachsen die neuschaffenden reformatorischen Ordnungen aus der religiösen Erfahrung heraus. An der Spitze der im engsten Sinne reformatorischen Armenordnungen ist die Wittenberger vom Jahre 1522 und die Leisniger aus dem folgenden Jahre zu verzeichnen. Die Wittenberger ist in der Hauptsache sicher auf Karlstadt zurückzuführen und enthält, wie man nicht anders erwarten kann, viel schwärmerischen Idealismus, aber kein klares, evangelisches Ideal. Darum ist sie für die wirkliche Gestaltung der Armenpflege ohne Belang gewesen, ebenso wie die Leisniger Kastenordnung. Man kann diese auffassen entweder als eine Spätgeburt der genossenschaftlichen Armenversorgung oder als unzeitige Frucht der reformatorischen Armenpflege, auf alle Fälle ist sie episodenhaft und kommt nicht weiter in Frage; Luther selbst, der eine Vorrede dazu schrieb, hat den bestimmten Eindruck: hier ist wohl viel Schaum und Most, aber noch kein ausgegohrner Wein. So kommen auch für das aufzustellende Bild diese beiden nicht weiter in Frage. Von den specifischen Armenordnungen der Reformation soll nur auf die hessische Kirchenordnung und auf die Arbeiten Bugenhagen's hingewiesen werden. Erstere ist für Süddeutschland maßgebend gewesen, die letzteren haben das nördliche Deutschland beherrscht. Hier tritt das Reformatorische in volle Wirksamkeit, diese Ordnungen hängen ja aufs Engste mit der Einführung der Reformation zusammen. So ist denn auch das Obrigkeitsprincip hier voll zur Geltung gekommen. Im Auftrage der Fürsten führten die Visitatoren diese Ordnungen ein; der Rath der Städte, der sich in seiner Verwaltung je länger um so stärker nach dem Vorbilde der Fürsten richtete, brachte sie in seinem Gebiete zu Ansehen. In die Beantwortung dreier Fragen lassen sich ihre charakteristischen Momente hineindrängen: 1) Wie gewann man die Mittel zur neuen Armenpflege? 2) Wer verwaltete diese Mittel? und 3) Wem wurden sie dargereicht? — Wie gewann man die Mittel? Unser volles Lob verdient das consequent betonte Streben, die Armenmittel aus der bisherigen Zersplitterung zu entfernen und zu concentriren. Es handelte sich zunächst darum, einen festen Grandstock des „Kastens“ zu gewinnen. Dazu ließ sich am einfachsten das Vermögen der mannigfaltigen Bruderschaften, die vorhandenen einzelnen Armenstiftungen, sowie alle Spenden, die mit der Messe zusammenhingen, verwenden. Stricte ließ sich diese Cassirung nicht immer durchführen; das edelmüthige Verfahren dabei soll nicht unerwähnt bleiben. Schließlich rechnete man auch mit Vermächtnissen, die dem Armenkasten zu gute kamen. Das alles genügte aber nicht. Durch regelmäßige Sammlungen mußte man immer neue Zuflüsse schaffen. Da finden wir in den Kirchen neben den hingehaltenen Tellern und festen Opferstöcken am Eingang den herumgehenden Klingelbeutel im engen Anschluß an die Predigt. Bisher hatte man bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen planlos dem lungernden Bettlervolke gegeben. Jetzt wendet man auch diese Gaben lediglich dem Armenkasten zu. Neben den Kirchencollecten sind die Haussammlungen zu verzeichnen. Ab und zu sammelt man freilich auch an den Kirchthüren Naturalspenden, aber diese Gaben gewann man doch meist, indem man Haus bei Haus ging. — Wer verwaltete nun dieses auf mancherlei Weise zusammengebrachte Armengeld? Da lesen wir von Kastenherren, Almosenherren, Diaconen; auch andere Benennungen für ein und dasselbe Amt begegnen uns. Immer wird dieses als ein Ehrenamt hingestellt, obwohl man die Auslagen des Einzelnen, die er bei der Ausübung seines Amtes hat, pünktlich wiedererstattet. Nachdem zunächst bei der Neueinrichtung die Almosenherren in plono auf obrigkeitlichem Wege eingesetzt waren, ergänzte sich das Collegium nach abgelaufener Amtszeit seiner Mitglieder durch Ernennung oder Zuwahl. Die Zahl dieser Kastenvorsteher schwankt sehr nach den einzelnen Ordnungen, ebenso die Zeit ihrer Amtirung. Keiner konnte schalten und walten, wie er wollte: er stand unter steter Controle. Aeußerst peinlich war man in der Abnahme der Rechnung

und in deren Führung. Da wird neben dem Verzeichniß der gewährten Unterstützungen ein Jahrrechenregister, ein Handelbuch und ein Hauptbuch erwähnt. Man legte besonderen Werth auf die Führung von Duplicaten. Ja, dieser ganze bureaukratische Apparat muthet uns höchst modern an. Aber er findet seine Erklärung sehr schnell in ihrer Anlehnung an die städtische Verwaltung; diese hebt sich in der großen Sorgfalt vortheilhaft von der verlotterten Kirchen- und Klosterverwaltung jener Tage ab. — Und schließlich: wer empfing die gesammelten Gaben durch die Kastenherren oder deren Gehilfen? Hier gilt's ins Auge zu fassen, daß der Begriff der „Armen“ zugleich enger und weiter ist als im Mittelalter. Er ist enger; denn alle berufsmäßigen Bettler der Städte, alle Vagabunden von Profession, alle Armen, die das Almosen zu Trunk und Spiel verwenden, werden — oft in unbarmherzigen Ausdrücken — ausgeschlossen; ganz anders also als früher, wo man Bettler eben Bettler sein ließ und unterschiedslos gab. Weiter aber ist andererseits der Begriff der „Armen“, denn man hat den Grundsatz: Jeder, der wirklich einer Hilfe bedarf, ist arm und unterstützungsberechtigt. Wie Viele wurden dadurch in diesen Liebeskreis hineingezogen! Neben den Arbeitsunfähigen, den Krüppeln, den Kranken vergißt man die Wittwen und Waisen nicht. Gern werden die Mittel zur Erziehung oder zum Schulunterrichte der Kinder gewährt. Zur Ausstattung von Töchtern trägt man bei, Handwerker oder junge Eheleute, die in ihrem Hauswesen zunächst schwer fortkommen, werden ebenso bereitwillig unterstützt. Jetzt sorgt man in viel besserer Weise für die Wöchnerinnen, auch an die Gefangenen wird gedacht, und wer nur in eine plötzliche Nothlage versetzt wird, kann gewiß sein, daß der Armenkasten seiner gedenkt. Nach dem weiten Herzen müssen wir das hohe Ziel der neuen Armenpflege betonen: aller Noth soll mit solcher Energie gesteuert werden, daß es schließlich in der Gemeinde keinen Bettler noch Armen mehr giebt! Zur Durchführung dieses Grundsatzes war es von Bedeutung, daß die Spitäler an den „gemeinen Kasten“ angeschlossen wurden. Darauf lenkte man auch sofort das Augenmerk. So ist man bestrebt, das seitherige Einkaufen in die Hospitale abzuschaffen. Ebenso zeigt sich das Bemühen, zwischen Versorganstalten und Krankenhäusern reinlich zu scheiden. Für die Krankenpflege selbst möchte man gern arme Frauen gewinnen, die durch keine Pflichten an ein bestimmtes Hauswesen gebunden sind.

Ueberschauen wir nun das Ganze: das war ein redliches Streben, das von Luther erkannte Ideal der Armenpflege ins Leben umzusetzen! Gewöhnlich sagt man, es sei eine Rückkehr zur apostolischen Zeit gewesen. Entschieden finden wir nicht blos in den Namen der Armenpfleger u. dergl. einen Anklang an die Zeit der Apostel, sondern man suchte wirklich jenen „Geist der ersten Zeugen“ zu erwecken. Aber treffen wir die Sache nicht viel richtiger, wenn wir feststellen: diese Armenordnungen bedeuten nichts Geringeres, als eine Rückkehr zum Evangelium selbst! Deshalb sind und bleiben sie ein hehres Denkmal für jene Männer, die direct und indirect von Luther gelernt haben, für alle jene treuen Bemühungen um ein Neues auf diesem schweren Gebiete der Armenpflege. Sie bleiben ein hehres Denkmal und Vorbild für künftige Zeiten, sagen wir, wenn auch ihr directer Einfluß sehr gering und der Erfolg beinahe illusorisch war. Ja, wir müssen constatiren, daß kaum ein Menschenalter vergangen war, als eine Verkümmerung der ideal erfaßten Gedanken eintrat. Schon in der Mitte des Jahrhunderts hebt diese an, in den 60er Jahren werden die Klagen über den Bettel immer lauter, und die letzten Decennien scheinen in der Armennoth und Bettelplage nicht so gar viel dem Anfange des großen Reformationssäculums nachzustehen. Wo liegt der Grund zu dieser betrübenden Wahrnehmung? Ein sorgsamer Betrachter der Armenordnungen findet die Ansätze dazu in diesen selbst. Wir brauchen zur Charakterisirung hier nur zu nennen die zunehmende Einführung eines Armenzeichens — die von Süden nach Norden vorschreitet —, die bureaukratische Ueberwucherung in der Verwaltung des Armenkastens und die Geldstrafen bei Nichtannahme des Amtes eines Kastenherrn. Schon an diesen wenigen Punkten läßt sich die Erscheinung veranschaulichen, daß der echt reformatorische, der evangelische Geist allmälig mehr und mehr ausströmt, dagegen die noch nicht völlig überwundene katholische Auffassung der Religion nachwirkt und sich immer neue Provinzen erobert. Das ist der tiefinnerste Grund für diese Zustände! In dem Armenwesen mußte sich ebenfalls das zeigen, was in der Reformationsbewegung auf ihrer ganzen Breite beobachtet wird: die großen, rein religiösen Erfahrungen werden in ein kleinlich durchgeführtes Lehrsystem umgebildet. Den Anfang dazu finden wir bei Luther selbst; man denke nur an den unheilvollen Abendmahlsstreit! Doch: so wenig wir alle diese Speculationen bei Luther wegleugnen können, so sehr müssen wir anerkennen, wie alle bei ihm selbst religiös empfunden sind. Ganz anders aber bei den Epigonen! Wenn nun aber durch den rieselnden Sand des „Systems“ die werthvollen religiösen Gedanken erschüttert wurden, wenn ein kleinlicher, engherziger Sinn Platz griff, wenn das Interesse nicht über die „reine“ Lehre hinausging, dann ist's nicht gar verwunderlich, wenn auch die großen Ideen der Armenversorgung verkümmerten! — Zu unserem angegebenen inneren Grunde kommen äußere hinzu, Thatsachen, die für die Beurtheilung sehr wichtig sind. 1) Wie ungünstig hatte sich durch den Bauernkrieg die wirthschaftliche Lage des Landes gestaltet! Wir denken dabei nicht blos an die Theuerungen und Seuchen der 30er Jahre, sondern an die ganze Zerrüttung der socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse. Damit steht 2) der traurige, verwahrloste Zustand der ersten protestantischen Gemeinden in organischem Zusammenhange. Wie sollte auf solchem Boden ein reges Interesse für kirchliche Angelegenheiten erwachsen? Demnach galt es 3) sich zunächst anderen Aufgaben zu widmen. So mußte man Schulen einrichten, Lehrer und Pfarrer anstellen und besolden. 4) Bezüglich der Mittel sah man sich aber sehr bald in eine schlimme Lage versetzt. Einerseits hatte man die nöthigen Summen viel zu niedrig veranschlagt, und andererseits bot der thatsächliche Bestand der centralisirten Mittel eine herbe Enttäuschung. Man hatte sich die Summen von Klöstern, Stiftungen u. s. f. meist viel zu hoch vorgestellt; dazu kamen Abzüge infolge von Abfindungen an so manche Stiftung. Mit diesen Thatsachen müssen wir rechnen. Wenn es so in den Gemeinden aussah, wenn die Aemter der Kastenherren nur mit Mühe, unter Strafen, besetzt werden konnten, dann ist es bei dem allgemeinen Rückgange des Verständnisses für die echten reformatorischen Ideen nicht mehr unerklärlich, daß das Ideal keine Verwirklichung fand, die guten Ansätze zumeist ins Stocken geriethen und die Armenpflege nicht vorwärts kam.

Unsere Zeit ist eine Zeit des historischen Erkennens wie der „inneren Mission“. So dürfte auch die Armenpflege der Gegenwart aus der Geschichte des Armenwesens im 16. Jahrhundert lernen, wo „die starken Wurzeln ihrer Kraft“ liegen und auf welchem Grunde sie weiter bauen muß.

Bücherbesprechung.

— Plauderstunden. Schilderungen für den ersten Unterricht von F. Gansberg. Leipzig, B. G. Teubner. 1902. gr. 8. VIII und 152 SS. Geb. 1,60 ℳ. — Vorliegendes Buch, von der Verlagshandlung u. A. mit Vignetten und Kopfleisten gut ausgestattet, steht im Dienste der modernen Kunstbewegung. Der Verfasser will den Lehrer in der Schule, wie den Erzieher im Hause zu künstlerischer Bethätigung anregen. Er ist der Meinung, daß im ersten Anschauungsunterrichte mit den naturkundlichen Stoffen aufgeräumt werden müsse; die Menschenkunde mit ihren socialen, sittlichen, rechtlichen, wirthschaftlichen und technischen Fragen sei viel wichtiger, vertrauter, aufregender, geheimnißreicher und lebensvoller, als Streifzüge durch die Natur; mit Menschenthum müsse der erste Unterricht beginnen, mit Naturstudien schließen. Doch, an die vorgeschriebenen Themen gebunden, glaubt er mit seinen Skizzen den Nachweis zu liefern, daß in den Stoffen unseres Lehrplanes ein großer Reichthum an interessanten und kindlichen Wissensstoffen enthalten sei. In der That findet der Lehrer hier eine Reihe ansprechender, wirkungsvoller Gedanken, feinempfundener Stimmungsbilder. Freilich wird er sorgsam auswählen, jedes einzelne gründlich durcharbeiten und für das Bedürfniß seiner Classe eigens zuschneiden müssen. Vieles dürfte sich mehr für die oberen Stufen der Schule, sowie im häuslichen Kreise für die gereifteren Kinder eignen. ü.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 16. Donnerstag, den 6. Februar, Abends. 1902.

Ueber die Fortpflanzung der Honigbiene.

Von Dr. H. Simroth.

Insecten gehören als Gliederfüßler zu einem Thierkreis, der seiner ganzen Anlage nach von den Wirbelthieren, nach deren Typus unser Körper gebaut ist, sich auf das Wesentlichste unterscheidet. Die Anordnung der Organe, die Lage des Centralnervensystems an der Bauch- anstatt an der Rückenseite, seine Gliederung in einzelne Ganglienknoten mit starker Decentralisirung, die Athmung durch ein weit verzweigtes, an den Körperseiten in vielen Stigmen geöffnetes Röhrensystem an Stelle einer Lunge, die Trennung des Geruches, der bei uns die Athemluft prüft, von der Respiration, seine Verlegung in die Fühler, die Unsicherheit, ob und wo ein Gehörgang entwickelt sei, die Zerlegung der starren Gesichtswerkzeuge in große Netz- und kleine Punktaugen, das alles sind neben vielen anderen Momente, welche die Beurtheilung des Insectenkörpers und seiner Functionen erschweren. Die meisten hängen mit der Körperbedeckung zusammen, dem festen durch und durch gegliederten Chitinpanzer. Der allein bedingt wieder eine wesentlich andere Construction. Der Leib und die Gliedmaßen, alles ist aus festen Cylindern zusammengefügt, so daß der ganze Organismus einer Maschine gleicht, die aus Metalltheilen aufgebaut ist; die Bewegungen haben in der That in weit höherem Maße etwas Maschinenhaftes, Mechanisches als bei uns, sie scheinen viel mehr durch mechanische Instincte fest geregelt und einseitig. Das wird um so klarer, wenn man die Nothwendigkeit bedenkt, den harten Panzer bei der Wachsthumsvergrößerung von Zeit zu Zeit abzusprengen. Die Häutung macht die Entwickelung zu einer sprungweisen; und wenn ein Wechsel in der Lebensweise mit dem Heranwachsen sich verbindet, dann vollzieht sich der Uebergang nicht in allmäligem, sondern in plötzlichem Wechsel. Er wird am stärksten bei der sogenannten vollkommenen Metamorphose. Die Raupe, kurzsichtig, schwerfällig, haftet an der Pflanze und frißt und frißt, die Puppe verzichtet auf alle Nahrung und pflegt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, einer träumerischen Ruhe, der leichtbeschwingte Falter gaukelt, wenn er überhaupt etwas zu sich nimmt, von Blume zu Blume, er hat keine andere Aufgabe, als für die Erhaltung der Art zu sorgen. Mit größter Sicherheit sucht er die Futterpflanze auf, von der seine Kinder sich nähren werden. Aber wenn diese als Raupen aus den Eiern kriechen, hat er selbst aufgehört zu sein. Er kennt seine Kinder nicht, es ist höchst unwahrscheinlich, daß er irgendwelche Erinnerung an seine Jugend durch die Puppenzeit hindurch rettet, bei den starken inneren Umwandlungen dieses Stadiums. So erscheint also selbst die sorgsame Auswahl der Futterpflanze, die so leicht von Unkundigen als weise Voraussicht gedeutet wird, als ein rein mechanisch-instinctiver Act, der vermuthlich durch chemotaktische Geruchsreize ausgelöst wird. Dabei ist es schwer abzuschätzen, wie viel von Lustgefühlen etwa in Frage kommt, wenn im Sonnenschein aus bestimmten Blumen der Honig gesaugt wird, oder wieviel von einer, wenn auch graduell noch so geringen Ueberlegung, wenn sich manche Falter, wie der Kohlweißling oder in weit höherem Maße der Distelfalter, zu großen Flügen zusammenschaaren und auf die Wanderschaft begeben, anscheinend, um reichlichere Futterpflanzen für ihre Raupen aufzusuchen.

Ganz anders wird die Sache, wenn wir das Kerbthier betrachten, das am meisten in Laienkreisen die Kenntniß des Insectenlebens vermittelt, die Honigbiene, neben der Seidenraupe das einzige Hausthier unter den Gliederfüßlern. Von jeher hat der Bienenstock so viele Räthsel aufgegeben und bis in die neueste Zeit den Imker vor so viele wunderbare Fragen gestellt, daß eine umfangreiche Literatur in Sonderwerken und Fachzeitschriften noch keineswegs genügende Antwort und Lösung gebracht hat. Im Gegentheil, seit sich in neuerer Zeit die strengere zoologische Wissenschaft mit objectivem Blick den Lebensäußerungen der staatenbildenden Hautflügler zugewandt hat, um so schärfer ist der Streit entbrannt über ihre Deutung. In psychischer Hinsicht wollte Bethe die Bienen als reine Reflexmaschinen betrachtet wissen. Ihm ist v. Buttel-Reepen mit großer Sachkenntniß entgegengetreten und hat u. A. gezeigt, daß die Art und Weise, wie die Bienen sich beim ersten Ausfluge über ihre Umgebung orientiren, um den Weg wieder zurückzufinden, nur als ein Act von Ueberlegung aufgefaßt werden könne. Maeterlinck, dessen Werk über die Biene neulich an dieser Stelle besprochen wurde, hat besonders die verschiedenen zweckmäßigen Maßnahmen besprochen, welche die Bienen treffen, um sich in einer neuen, von der des Mutterstockes weit abweichenden Wohnung einzurichten oder um sich der mancherlei Eindringlinge — Maus, Schnecke, Todtenkopf ꝛc. — zu erwehren. In der That zeigt ein Vergleich mit anderen Hautflüglern, die einzeln leben oder sich auf niederer Stufe der Staatenbildung befinden, weniger große Völker, weniger regelmäßige Waben bilden und dergl. mehr, daß die Thiere in der Stammesgeschichte neue Erfindungen gemacht haben müssen, mögen sie auch noch so langsam vor sich gegangen sein. Man darf natürlich als Maßstab nicht den Menschen nehmen, am wenigsten den Culturmenschen.

Derselbe Vergleich zeigt eine andere, morphologische Neuerwerbung bei den staatenbildenden Gruppen, die Gliederung der Thiere in mehr als zwei Formen, Männchen, Weibchen oder Königinnen und Arbeiter, die nichts Anderes darstellen, als verkümmerte Weibchen, deren Eierstöcke nur selten functionsfähig werden, die also nie befruchtungsfähig sind, weil ihnen die Tasche fehlt für die Aufnahme der Samenflüssigkeit. Bei manchen Ameisen verbindet sich mit dieser Reduction ein merkwürdiger Polymorphismus, die Arbeiter erhalten ganz verschiedene Gestalt, Kasten von Zwergen und Riesen sind bisweilen durch allerlei Uebergänge verbunden, bei den afrikanischen Treiberameisen weichen die Zwerge außer durch die Größe auch durch besondere körperliche Merkmale ab. Dazu kommt aber noch eine ganz andere Arbeiterkaste, die großköpfigen und großkieferigen Soldaten, welche die Vertheidigung des Stockes übernehmen. Hier erhebt sich eine der schwierigsten Fragen, die nach der Herkunft der verschiedenen Kasten. Wir können uns wohl vorstellen, wie durch allmälige Naturzüchtung kleiner Abweichungen die mancherlei Formen zu Stande kommen; aber es fehlt uns vorläufig das Verständniß dafür, wie sie immer wieder erzeugt werden. Sie gleichen weder Vater noch Mutter, und doch müssen sie aus den Eiern, welche die Mutter legt, hervorgehen. Bis jetzt läßt sich nur annehmen, daß die unter einander gleichen Eier die verschiedenen Anlagen enthalten und daß die Pflegerinnen, nachdem die junge Larve sich nach der weiblichen Seite entschieden hat, das Vermögen besitzen, wahrscheinlich durch die verschiedene Zubereitung der dargereichten Nahrung die eine oder andere Anlage zur Ausbildung zu bringen.

Wenn hier noch Vieles dunkel ist und wir vorläufig auf die theoretische Erklärung beschränkt bleiben, so glauben wir wenigstens bei der Honigbiene mit ihren einfacheren Verhältnissen und mit der größeren Möglichkeit scharfer Beobachtung völlig im Klaren zu sein. Bekanntlich wird jede Königin einmal in ihrem Leben, bald nach dem Auskriechen aus der Puppe, bei dem Hochzeitsflug befruchtet. Die Samenflüssigkeit, die sie dabei aufnimmt, muß ausreichen für die unzähligen Eier, die sie eine Reihe von

Jahren hindurch legt; bringt sie es doch an günstigen Sommertagen auf verschiedene Tausend. Wenn das Thier alt wird und der Vorrath erschöpft ist, dann zeigt sich, daß aus allen Eiern, die sie noch producirt, Männchen oder Drohnen hervorgehen. Die anatomische Untersuchung einer Königin aus einem solchen drohnenbrütigen Stock zeigt entsprechend, daß die Samenblase leer ist. Dem entspricht die Thatsache, daß in mutterlosen Stöcken, in denen einzelne Arbeiterinnen sich zur Eiablage bequemen, nur noch Drohnen entstehen, denn die Arbeiterinnen sind ja nicht befruchtungsfähig. Ebenso legt eine junge Königin, die man durch Abschneiden der Flügel am Hochzeitsfluge verhindert, nur Drohneneier. Auf diesen Thatsachen beruht die von Dzierzon begründete, von Leuckart und Siebold weiter ausgebaute Lehre, wonach die befruchtete Königin es in der Hand hat, ihre Eier während der Ablage zu befruchten oder unbefruchtet zu lassen. Der Reiz, der die Verschiedenheit bedingt, kann nur in der Differenz der Zellen liegen, in die kleinen sechskantigen Arbeiterinnenzellen und in die großen unregelmäßigen, bienförmigen Weiselwiegen kommen befruchtete, weibliche Eier, in die großen sechseckigen Drohnenzellen unbefruchtete männliche, wiewohl es nicht ganz an Ausnahmen fehlt, die wahrscheinlich in dem zufälligen Zustande der Königin ihren Grund haben. Ueber die Art, wie die Befruchtung ausgelöst wird, läßt sich vor der Hand nichts Bestimmtes sagen, was bei der Kleinheit eines Spermatozoon nicht weiter Wunder nehmen kann. Ein ganz geringer Druck von den Hinterleibsmuskeln würde genügen können, um den Tonus des Ringmuskels, welcher die Samenblase verschließt, zu überwinden.

Für die Verschiedenheit der drei Kasten kommt ferner nachweislich eine chemische Verschiedenheit des Futterbreies in Betracht, was bei der verschiedenen Größe der Königin, der Arbeiter und Drohnen nicht weiter auffällt.

Gegen diese Anschauungen, welche die Theorie mit den Thatsachen der Erfahrung auf's Beste in Einklang bringen, kämpft nun seit einigen Jahren ein tüchtiger Imker, F. Dickel in Darmstadt, Redacteur der Nördlinger Bienenzeitung, energisch an. Da er sich nicht damit begnügt, den Streit in wissenschaftlichen Fachzeitschriften auszutragen, und nicht abwartet, bis die Frage nach der einen oder anderen Richtung entschieden ist, sondern auf alle Weise in der populär-wissenschaftlichen Presse und in Tagesblättern seine Meinung als bewiesen hinstellt, so dürfte es, um nicht in breiteren Schichten Unklarheit aufkommen zu lassen, an der Zeit sein, der Sache auch an dieser Stelle einmal kritisch näher zu treten und die letzte Veröffentlichung Dickel's welche seine Beweise am schärfsten zusammenfaßt*), zu Grunde zu legen.

Der Stand der Frage war bei ihrer Abfassung so weit gediehen: Es war Dickel gelungen, die erste Autorität, die wir in Vererbungsfragen haben, Professor Weismann in Freiburg, für seine Idee zu interessiren. Dieser ließ die technischen Untersuchungen, für welche Dickel die Eier lieferte, durch seine Assistenten ausführen. Das Ergebniß war, daß Petrunkewitsch mit einer Schärfe, wie sie an den schwer zu behandelnden Insecteneiern bisher kaum je erreicht wurde, die Dzierzon'sche Lehre bestätigte. Bekanntlich beschränkt sich die eigentliche Erbmasse auf außerordentlich geringe Bestandtheile des Zellkerns, die, entsprechend ihrer Färbbarkeit durch allerlei Reagentien, als Chromosomen bezeichnet werden. Sie sind in jeder Zelle des ganzen Körpers einander gleich an Zahl. Diese minimalen Substanzen, die eben ihrer Kleinheit wegen dem weiteren Eindringen in das Wesen der Vererbung die größten Schwierigkeiten entgegensetzen, werden bei der Vorbereitung der männlichen und weiblichen Keimzelle auf die Hälfte reducirt. Bei der Vereinigung beider Zellen, die wir als Befruchtung bezeichnen, verschmelzen die Keime von Ei und Spermatozoon miteinander, wobei man sie deutlich in ziemlich complicirten Figuren auf einander zuwandern sieht. Das befruchtete Ei stellt somit eine Zelle dar, die wieder das normale Quantum an Chromosomen oder Erbmasse einschließt, wie es der Art zukommt. Wenn dabei die Erbmasse des Eies und die des Samenfadens einander gleich sind, so haben wir eben eines der wichtigsten Ergebnisse der modernen Theorie vor uns, wonach in der That die väterliche und mütterliche Mitgift des Nachwuchses denselben Werth haben. Ei und Spermatozoon sind blos in den secundär dazu gekommenen Bestandtheilen verschieden, insofern als das Ei Nährsubstanzen für die Erbmasse enthält, das Spermatozoon aber eine Ausrüstung zur Bewegung, um mit einer gewissen Kraft und Sicherheit in die Oberfläche des Eies einzudringen und eben seinen Antheil an Erbmasse in dieses abzuladen. Ist somit das Wesen der Befruchtung klargelegt, dann folgt auch für Eier, die sich parthenogenetisch, also unbefruchtet, entwickeln, die Möglichkeit der mikroskopischen Controle. Es fehlen eben die vom Spermatozoon stammenden Chromosomen, es fehlt der Verschmelzungsvorgang und die mit ihm verbundene complicirte Strahlungsfigur. Die sämmtlichen Erscheinungen sind gewissermaßen auf die Hälfte reducirt. Und so fand es Petrunkewitsch stets bei den Drohneneiern, während bei den Eiern, aus denen Königinnen und Arbeitsbienen hervorgehen sollten, die Complication vorhanden war. Ja, der Beweis gelang in dem Maße, daß der Untersucher, als die Etiketten bei einer Eiersendung von Dickel absichtlich vertauscht waren, aus dem mikroskopischen Befunde die Vertauschung nachwies. Ein solcher Fall liefert geradezu eine glanzvolle Bestätigung und Festigung der bisherigen Theorien, sodaß die Zoologie das Ergebniß der Streitfrage nur mit großer Befriedigung betrachten kann.

Nicht so Dickel. Als geschickter Experimentator hat er eine Anzahl Versuche gemacht, die in der That zum Theil zu der Auffassung, daß normalerweise aus befruchteten Bieneneiern alle drei Formen, Königin, Arbeiter und Drohnen, hervorgehen, gut passen, die zum Mindesten mit der Ansicht, daß die Drohnen nur aus unbefruchteten entstehen, in Conflict gerathen. Daraufhin hat er sich die Theorie zurecht gemacht, daß vollwichtige Bienenformen eben der Befruchtung des Eies bedürfen und daß die aus unbefruchteten Eiern hervorgehenden Drohnen eben keine echten Drohnen seien. Ja er ist nicht davor zurückgeschreckt, die Entstehung der Geschlechter bis ins Einzelnste zu begründen. Dabei springt er mit den Erklärungen flott um, so zwar, daß er fast in jeder Publication je nach dem Stande der Versuche und der Discussion modelt und verschiebt. Bald ist es der Eikern, der das männliche Princip, und der Spermakern, der das weibliche Princip vererbt, bald sind es accessorische Drüsen des Geschlechtsapparates, von denen in allerhöchster Willkür das Secret der einen das Ei weiblich, das der andern es männlich macht, bald bewirken die verschiedenen Speicheldrüsen, mit denen das Ei oder der Futterbrei eingespeichelt wird, die Geschlechtsbestimmung, bald wird das wirksame Secret beim Zellenbau bereits der Wachswand eingeimpft und macht sich schon von da aus geltend. Dabei kommen noch Fragen im Einzelnen, ob jede Arbeitsbiene im Stande sei, die verschiedenen Secrete zu liefern, oder ob mehrere, vermuthlich drei, Kategorien sich in die Ausgabe theilen und was dergleichen mehr ist. Wahrlich ein Strauß von Hypothesen, von denen nicht eine einzige experimentell begründet ist. Denn daß solche Secrete bei der Pflege der Eier und Larven in den Staaten der Hautflügler vorkommen, ist längst bekannt, wenn auch Niemand bis jetzt gewagt hat, ohne schärfere chemische oder experimentelle Analyse, der die größten technischen Schwierigkeiten im Wege stehen, solche Einflüsse bis ins Einzelnste nachzurechnen und zu verfolgen. Jeder Schritt vorwärts würde hier wohl eine längere und umsichtigere Versuchsreihe erfordern, als Dickel's Experimente zusammen. Die meiste Aussicht würden wohl noch die Ameisen bieten mit dem Polymorphismus ihrer Arbeiter, wenn nicht ihre Anatomie und erst recht der physiologische Versuch bei der Kleinheit der Thiere gar so schwierig wäre.

Anstatt daß Dickel durch die Exactheit der Freiburger Untersuchungen zur Vorsicht und immer schärferen Kritik seiner Erfahrungen veranlaßt würde, beharrt er auf seinem Standpunkte und wirft einfach die Resultate der Biologie über den Haufen, Resultate, die von den gewiegtesten Forschern keineswegs an den meinetwegen problematischen Verhältnissen der Honigbiene, sondern auf breiter Grundlage an den verschiedensten Thier- und Pflanzentypen gewonnen sind. Damit kann er der biologischen Wissenschaft gegenüber nur seinen Credit untergraben. Selbst wenn er durch seine Versuche bewiesen hätte, daß bei der Biene die Verhältnisse anders liegen, als man bisher in diesem einen Falle anzunehmen sich gezwungen sah, selbst dann würde er an den allgemeinen Befruchtungstheorien noch kaum das Geringste ändern.

Und damit komme ich zu seinen Erfahrungen. Von allen den verschiedenen Versuchen und Thatsachen, die er angiebt, scheinen mir zwei besonders geeignet, die bisherige Annahme zu erschüttern. Ich greife nur diese heraus, weil alle übrigen sich meiner Meinung nach ohne große Umstände in das alte Schema einfügen. Ich citire wörtlich: „Versuch VI. Man entferne aus einer brutbesetzten,

*) Ferd. Dickel, Ueber die Entwickelungsweise der Honigbiene. Zoologischer Anzeiger XXV December 1901. S. 39—56

einem Normalvolk entnommenen Drohnenwabe die Larven und übertrage in die Zellen junge Larven aus Arbeiterzellen eines tadellosen Volkes. So vorbereitet hänge man die Wabe einem entmutterten Volke, ohne offene Brut, ein. Schon nach 4 bis 6 Tagen werden die Zellen theils nieder- und flach-, theils hochgewölbt und theils in Mutterzellen umgewandelt, geschlossen sein. Die hochgewölbten ergeben anstatt Arbeitsbienen Drohnen.“ Wenn dieser Versuch mit aller Sicherheit ohne die Möglichkeit irgendwelcher Täuschung gelingt, dann ist allerdings der Beweis geliefert, daß aus befruchteten Eiern auch Drohnen entstehen können. Ob man aber nicht doch noch mit anderen Möglichkeiten rechnen darf, bleibt abzuwarten. Die eine wäre die, daß von den eingeführten Larven, wie es vorkommt, einige entfernt und durch Eier von Arbeitsbienen ersetzt wären; dabei hätte man allerdings die Annahme zu machen, daß die Larven unter besonderer Pflege schneller, als bisher bekannt, heranwachsen könnten. Da die Drohnen zur Entwickelung sonst 24 Tage gebrauchen, hat sie freilich nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich. Die andere Möglichkeit wäre die, daß sich in dem Stock, dem die Wabe übergeben würde, oder in der Wabe selbst noch Drohnenlarven befunden hätten und daß diese von den Bienen nach Herausnahme der eingeschmuggelten Larven in die betreffenden Zellen übertragen wären. Freilich ist bis jetzt wohl ein Herausreißen von Larven, aber kein Uebertragen beobachtet. Sollte also dieser Versuch, mit allen Cautelen und oft wiederholt, immer zu dem gleichen Ergebnisse führen, dann wäre er in der That geeignet, die bisherige Annahme, Drohnen entständen nur aus unbefruchteten Eiern, zu erschüttern, womit aber immer noch nicht bewiesen wäre, daß die aus unbefruchteten Eiern entstandenen Formen nur teratologisch und zur Fortpflanzung unfähig wären.

Die andere Thatsache betrifft die Nachkommenschaft italienischer, gelber Königinnen, die befruchtet aus Italien bezogen und in Stöcke mit deutschen Bienen eingesetzt werden. Ihre directe Nachkommenschaft sind natürlich italienische Bienen. Wenn aber eine von den jungen Königinnen im nächsten Frühjahre ihren Hochzeitsflug unternimmt, wobei sie aller Wahrscheinlichkeit nach von einer deutschen Drohne befruchtet wird, dann sollen die daraus hervorgehenden Drohnen in höherem Maße Kreuzungsproducte zwischen der gelben und braunen Rasse darstellen, als selbst die Arbeiter. Die Drohnen müßten also aus befruchteten Eiern entstanden sein. Zur kritischen Beurtheilung dieser Thatsache müßte man Verschiedenes feststellen. Erstens müßten zwei Sorten Drohnen entstehen, die üblichen unbefruchteten und nicht fortpflanzungsfähigen, die ja Dickel nicht leugnet, sie müßten gelb sein gegenüber den echten Drohnen mit den Kreuzungsmerkmalen; sodann müßten wir wissen, ob nicht die eingeführte Rasse an und für sich unter den veränderten klimatischen Bedingungen im fremden Stock im nächsten Jahre zur Variabilität neigt, und endlich müßte ganz sicher ausgemacht sein, daß nicht in der eingeführten italienischen Königin schon deutsches Blut steckte.

Angenommen aber einmal, Dickel hätte mit seiner Behauptung Recht, daß auch aus befruchteten Bieneneiern Drohnen entstehen können, so wäre an dem exacten Resultat von Petrunkewitsch, daß in der Regel die Drohnen aus unbefruchteten Eiern hervorgehen, noch nichts geändert. Noch weniger aber wäre die allgemeine Befruchtungstheorie der Biologen erschüttert. Wir kennen jetzt Fälle genug von Insecten, namentlich Schmetterlingen, bei denen sich ausnahmsweise auch unbefruchtete Eier entwickeln. Aber die normale Parthenogenese der Blattläuse z. B. zeigt, daß viele Generationen hindurch aus unbefruchteten Eiern immer nur Weibchen entstehen (wobei es theoretisch nichts ausmachen kann, daß diese Eier im Mutterthier schon zur Entwicklung gelangen), bis dann plötzlich, durch Wechsel der Jahreszeit oder des Wetters, auf demselben Wege echte männliche und weibliche Geschlechtsthiere auftreten. Die Anlage zu beiden Geschlechtern muß hier immerzu in der rein weiblichen Folge sich fortvererbt haben. Ebenso ist's bei Kleinkrebsen und Räderthieren. Bei den polymorphen Ameisen muß die Anlage zu den verschiedenen Arbeiterkasten gleichmäßig als Mitgift den Eiern mitgetheilt sein, die Auslösung der verschiedenen Anlagen erfolgt vermuthlich durch die Pflege und Nahrung; aber wodurch das Geschlecht bestimmt wird, ist bisher trotz aller darauf gewandten Mühe im Thier- und Pflanzenreich noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Als sicheres Beispiel galt bisher die Entstehung der Drohne infolge des Ausbleibens der Befruchtung. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Insecten die meiste Aussicht auf die Lösung des schwierigen Problems bieten wegen ihrer eingangs betonten maschinenhaften Structur und der damit verbundenen präcisen Reaction auf äußere Reize.

Salomon Jadassohn †.

Nach langjährigem Leiden, dessen stetiges Vorschreiten auch ein mehrfaches Verweilen im Süden nicht hatte verhindern können, ist am Sonnobend den 1. Februar der königl. sächsische Musikprofessor und Ehrendoctor der Leipziger philosophischen Facultät Salomon Jadassohn zur ewigen Ruhe eingegangen. Unermüdlich fast bis zum letzten Athemzuge hat der Verstorbene im Kreise seiner vielköpfigen Familie als treusorgender Vater — und im weiten Kreise seiner aus aller Welt herbeigekommenen und über alle Welt verstreuten Schüler als ernsthaft fördernder und, wo er sich sympathisch berührt fühlte, selbst über die Aufgaben seines Lehramtes hinaus berathender Lehrer und Freund gewirkt, und wenn sein Leben ihm auch wahrlich nicht leicht geworden sein mag, so dürfte dasselbe, da es eitel Müh' und Arbeit war, doch eben ein köstliches gewesen sein. Durch seine dreißigjährige Lehrthätigkeit am königl. Conservatorium zu Leipzig, die ihn in mannigfache Beziehung zu Angehörigen der verschiedensten Nationen brachte, sowie durch seine praktischen Unterrichtsbücher über Harmonielehre, Contrapunkt, Kanon und Fuge, Instrumentation, Formenlehre und Anderes mehr, die zum Theil auch in fremde Sprachen übersetzt wurden, ist Jadassohn als theoretischer Musiker zu einer Art Weltberühmtheit gelangt, die ihm als praktischem Musiker versagt bleiben mußte. Wohl hat man an seinen mit Vorliebe in Kanonform gehaltenen Compositionen allgemein die treffliche Arbeit bewundert und sich an manchen feinsinnigen Details der Melodieführung oder der Harmonisirung erfreut, aber darüber hinweg doch die allein überzeugend wirkende Gewalt eines wahrhaft neu-schöpferischen Erfindens vermißt, und daraus dürfte es zu erklären sein, daß von seinen vielen Arbeiten weniger den hochgestimmten größeren Werken, den Symphonien, Serenaden, Ouverturen, Psalmen und Concerten, unter denen vornehmlich die in Kanonform geschriebene Orchesterserenade op. 35 seinerzeit berechtigtes Aufsehen erregte, Dauer beschieden gewesen ist, als den mehr für praktische Zwecke verfaßten und oftmals sehr feingestimmten kleineren Compositionen für Clavier zu zwei und zu vier Händen, für Sologesang, für a capella-Chor und für mehrere Frauenstimmen. Jadassohn's Stellung gegenüber der Musikentwickelung während der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts war eine ziemlich oppositionelle, eine conservative, die zum größten Theil durch ein Nichtanderskönnen — für den Resttheil aber auch durch ein Alsowollen bedingt gewesen sein mag. Jadassohn ist niemals Fortschrittler gewesen und allerdings wohl auch nie zum feindseligen Rückschrittler geworden; er gehörte so recht eigentlich als ein nicht unbedeutendes Mitglied derselben jener musikalischen Stillstandsgruppe an, die sich zu einem Beharren bei Mendelssohn und Schumann und bei dem im Zeichen dieser beiden Namen Selbstgemachten — und zu consequentem Verneinen alles Andersartigen und Neueren verschworen hatte, und deren Hauptquartier bis vor gar nicht langer Zeit bekanntlich Leipzig gewesen ist. Dabei muß es Jadassohn zur Ehre angerechnet werden, daß er sich an räuberischen Einfällen in fremdes Kunstgebiet und an Bemühungen um Verwüstung desselben nicht betheiligt — sondern im Gegentheil dazwischen und so namentlich in den letzten Jahren einige Verständigungsversuche gemacht hat, die allerdings — wie beispielsweise seine Erklärungsversuche der Wagner'schen Harmonik — nicht immer besonders glücklich ausgefallen sind. Im Allgemeinen steckte doch eine reiche Fülle tüchtigen Wissens und Könnens in diesem Vertreter einer vorwiegend formenfreudigen alten Zeit, und er hat aus dieser Fülle allen den Vielen, die sich lernbegierig um ihn schaarten, jederzeit gerne und reichlich gespendet und gar Manchem so zu einer guten Grundlage für ihr weiteres tonsetzerisches Wirken verholfen. Daß er dabei in unablässigem Streben nach Erwerb, wozu er durch seine Lebenslage gezwungen gewesen sein mag, auch manches Ueberflüssige und selbst einiges Flüchtige und nicht erschöpfend Durchdachte in die Oeffentlichkeit hinausgeschleudert hat, wird man dem

Verstorbenen umsomehr nachsehen müssen, als er noch einer Zeit angehörte, da in seinem Berufe um verhältnißmäßig kargen Entgelt quantitativ noch sehr viel geschafft werden mußte. Ueber Jadassohn's Lebensgang sei nach Prof. Dr. Hugo Riemann's Aufzeichnungen im „Musik-Lexikon“ noch vermerkt, daß der nun Dahingegangene am 13. August 1831 zu Breslau das Licht der Welt erblickt und dort späterhin auch das Gymnasium besucht hat, van 1848 bis etwa 1854 theils am Leipziger Conservatorium unter Hauptmann, theils auch in Weimar unter Liszt das Studium der Musik absolvirte, sich dann in Leipzig als Musiklehrer niederließ, 1866 Dirigent des Gesangvereins „Psalterion“ wurde, von 1867 bis 1869 die Euterpe-Concerte dirigirte und von 1871 ab am königl. Conservatorium als Lehrer für Theorie, Composition und Instrumentation wirkte. Im Jahre 1891 bereits hatte Jadassohn seine Frau Helene, die als Gesangslehrerin sich eines guten Renommées erfreute, verloren, und enger nur noch hatte sich da das Band zwischen ihm und seinen Kindern geknüpft, die nun einem ungemein liebevollen und unermüdlich pflichtgetreuen Vater die Augen zudrücken mußten. Nach langem Tagewerke ist ihm die Ruhe wohl zu gönnen, und wie er es in seinem opus 43 gesungen hatte, so mag es ihn wohl in seiner Sterbestunde durchklungen haben: „Ich will dem Herrn singen, daß er so wohl an mir thut!“

Arthur Smolian.

Bücherbesprechungen.

— E. Dennert, Die Wahrheit über Ernst Häckel und seine Welträthsel. Halle und Bremen, C. Ed. Müller, 1901. 143 S. 1 ℳ 50 ₰. — Daß auch die Gegner Häckel's mit ihren rund siebenzig Gegenschriften für die Welträthsel Reclame gemacht haben, ist eine bedauernswerthe, aber unbestreitbare Thatsache. Um so weniger ist einzusehen, warum ein bedeutender fachwissenschaftlicher Gegner alten Kraw aufrührt — die bekannte Klischeefälschung in der Natürlichen Schöpfungsgeschichte — und aus Peivatbriefen allerlei Ausgeplaudertes auf Gesinnung und Charakter schließen läßt. Werthvoll ist hingegen in der Schrift der Nachweis, daß Häckel's Monismus auf Voraussetzungen ruht, die an das Gebiet des Köhlerglaubens streifen. Schon der erste Satz: „Das Weltall ist ewig, unendlich und unbegrenzt“ verläßt den festen Boden der Beobachtung und verliert sich im Nebel der Einbildung. Auf Voraussetzungen aber läßt sich keine neue Religion bauen: Häckel's Versuch, das Publicum zur Theilnahme des Gemüthes an einer Weltauffassung zu gewinnen, die ihre wissenschaftlichen Anhänger mehr und mehr verliert, ist vollständig an der Wirklichkeit der christlichen Weltanschauung gescheitert. Es heißt auch hier: „sie sind gestorben, die dem Kindlein nach dem Leben standen“. In diesem Sinne hoffen wir, daß keine weiteren Todtengräber der Welträthsel mehr erstehen mögen. J. J.

— Altindien und die Cultur des Ostens. Rede, gehalten beim Antritt des Rectorats der Universität Breslau am 15. October 1901 von Professor Dr. Alfred Hillebrandt. Breslau, M. & H. Marcus, 1901. 35 S. 8°. Preis: 1 ℳ — Mit dieser geistvollen Abhandlung, keiner Verherrlichung, wohl aber einer gut begründeten Entschuldigung der Sanskritstudien, hat der Breslauer Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft ein für gebildete Kreise berechnetes Gegenstück zu den denselben oder nahezu denselben Vorwurf behandelnden Arbeiten von Ernst Windisch (Ueber die Bedeutung des indischen Alterthums, Rectoratsrede vom 31. October 1895; Leipzig, Alex. Edelmann, 1895) und Leopold v. Schroeder (Indiens geistige Bedeutung für Europa: Beilage zur Allgem. Zeitung 1899, Nr. 151, S. 1—6) geliefert. Ht.

— Das Ansiedlungswesen in der Bukowina seit der Besitzergreifung durch Oesterreich. Mit besonderer Berücksichtigung der Ansiedlung der Deutschen. Mit Benutzung der urkundlichen Materialien aus dem Nachlasse von F. A. Wickenhauser von Dr. Raimund Friedrich Kaindl, Professor an der Universität Czernowitz (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer. Durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von Dr. J. Hirn und Dr. J. E. Wackernell, Professoren an den Universitäten Wien und Innsbruck, VIII). Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung, 1902. XVI, 539 S.; 8°. — Dies neueste Buch des den Lesern der L. Z. durch gelegentlich in der Wiss. Beilage veröffentlichte Aufsätze über seine Heimath bekannten Czernowitzer Geschichts-Professors Kaindl ist im Grunde die Frucht von langjährigen, mühsamen Arbeiten des am 6. April 1891 verstorbenen Finanzraths Franz Adolf Wickenhauser; auf dessen Wunsch (der die Austriacismen liebende Verf. sagt dafür: „über seinen Wunsch“) ging der verwaiste Stoff auf Kaindl über, und dieser hat ihn vervollständigt, geordnet und nun, lesbar bearbeitet, herausgegeben. Zunächst schildert der Verf. die allgemeine Entwicklung des Ansiedlungswesens in der Bukowina seit 1774; dann berichtet er in gesonderten Abschnitten über die Colonisatian der einzelnen Ansiedlungen: a) die Einwanderung und Ansiedlung von Rumänen und Ruthenen (National-Unterthanen), Armeniern, Polen, Juden und Zigeunern (nach der Zählung vom December 1890 wohnten in der Bukowina außer 50000 Deutschen und 83000 deutschsprechenden Israeliten: 265200 Ruthenen, 208300 Rumänen, 24000 Polen und Slovaken, 8100 Magyaren und 3200 Lippowaner oder Großrussen, und dazu noch eine beschränktere Anzahl von Czechen, Slowenen, Serbo-Kroaten, Italienern, Armeniern und Zigeunern; die reine Musterkarte oder auch ein deutliches Abbild der Völkerverhältnisse des ganzen Kaiserstaats!), b) die Ansiedlungen der Lippowaner, c) die der Ungarn, d) die der Slovaken und e) die der Deutschen („Sachsen“ in der Moldau bereits seit 1342). Es steckt ein riesiges Material in diesem Buche, das für pangermanische — weniger wohl für panevangelische — Zwecke brauchbare Dienste zu leisten berufen erscheint. Ht.

— Das Buch der Berufe. Ein Führer und Berather bei der Berufswahl. V. Der Officier. Von Ernst Faller, Majar z. D. Mit 81 Abbildungen im Text und einem Titelblatt. Hannover, Gebrüder Jänecke. 1901. 4 ℳ — Für Eltern, Vormünder und Söhne ist die Frage der Berufswahl wohl eine der schwerstwiegenden im menschlichen Leben; hängt doch von ihr Glück, Zufriedenheit und Zukunft eines jungen Mannes ab. Um ein treuer Rathgeber bei der richtigen Berufswahl zu sein und junge Leute vor Enttäuschungen zu bewahren, sind von bedeutenden Fachmännern die verschiedenen Berufsarten der gebildeten Stände im Buch der Berufe besprochen worden. Der vorliegende V. Band behandelt im Besanderen den Beruf des Officiers. In keiner Laufbahn tritt, wie die Erfahrung lehrt, so häufig die Ueberzeugung ein, den Beruf verfehlt zu haben, als gerade in der militäeischen, da dieselbe von der Erfüllung zu viel verschiedener Voraussetzungen abhängig ist, welche bei anderen Berufen nicht so in den Vordergrund treten. Abgesehen von körperlicher, wissenschaftlicher und sittlicher Befähigung erfordert die Officierslaufbahn auch einen hohen Grad idealer Auffassung. Wer ohne solche und ohne genaue Kenntniß des inneren Wesens des Officiersstandes sich nur von der glänzenden Außenseite desselben bewegen läßt, Berufsofficier zu werben, läuft leicht Gefahr, sich entweder schan in jungen Jahren oder im kräftigsten Mannesalter Enttäuschungen in seiner Carrière auszusetzen. Nach einer Einleitung werden in dem vom Major z. D. Faller verfaßten V. Bande in 11 Abschnitten besprochen: das Wesen des Officiersstandes, die geschichtliche Entwickelung desselben, die Vorbildung für denselben, der Werdegang des Fahnenjunkers bez. Fähnrichs bei der Truppe und auf Kriegsschule, die an den Officier zu stellenden Eigenschaften, der Dienst, Commandos, Finanzfragen, Beförderungs-, Privat-, strafrechtliche und Abschiedsverhältnisse des Officiers und schließlich der Geist eines Officierscorps. Als Anhänge und Anlagen folgen diesen Ausführungen Uniformkunde, Armee-Eintheilung, Muster für die vom Fahnenjunker bez. Fähnrich zu erwerbenden Zeugnisse und ein Auszug aus den Allerhöchsten Verordnungen über die Ehrengerichte. Nach eingehender Durchsicht des Werkes können wir rückhaltlos aussprechen, daß dasselbe ein vortreffliches ist und dem beabsichtigten Zweck in jeder Beziehung entspricht. Aeußerlich durch dauerhaften Leinwandeinband, durch guten Druck und zahlreiche, sehr ansprechende Abbildungen sich empfehlend, zeugt der Inhalt von großer Fachkenntniß und richtiger Auffassung des Officiersberufes. Junge Leute, welche sich demselben widmen wollen, sowie Eltern, Vormünder und Erzieher, deren Söhne bez. Pfleglinge sich mit der gleichen Absicht tragen, sollten nicht verabsäumen, sich das in jeder Beziehung empfehlenswerthe Werk zu beschaffen. Auch den bereits in der Armee dienenden Officiers-Aspiranten wird das Buch, neben den dienstlichen Vorschriften, ein treuer Rathgeber sein. H. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 17. Sonnabend, den 8. Februar, Abends. **1902.**

Ein Jahr in Asturien.

Lose Blätter und Tagebuchnotizen.

August. Mein Bruder, in dessen Haus ich nun eine Zeit lang unter südlicher Sonne leben will, nahm mich in Paris in Empfang und der „Rapide“ führte uns in acht Stunden nach Bordeaux, durch üppige Landschaften, vorbei an unabsehbaren Weinfeldern. Von Bordeaux an wurde die Hitze unerträglich, dazu die Zollrevision in Irun in stickig schwülem Local! Von meinem Bruder getrennt, konnte ich dem mich immer lauter anschreienden Beamten nur kopfschüttelnd und mit „no entiendo“, meinem ganzen spanischen Wörterschatz, antworten. Damit nicht zufrieden, durchwühlte er meinen Koffer. Sie vermuthen bei Damen immer Seide, die viel aus Frankreich gepascht wird, und in den Herrenhutschachteln, die sie alle umkippen, wittern sie Spitzen. Wie schön war es, als nach diesem heißen Trubel uns bald in San Sebastian die kühle Seebrise erquickte. Dies reizvolle Seebad wird viel von Franzosen besucht, das spanische Element ist aber doch vorherrschend. Unsere fonda (Gasthaus) lag herrlich, der Hafen mit seinem regen Schiffsverkehr vor uns, links oben die Citadelle, uns zu Füßen der paseo, eine Promenade, auf der sich allabendlich buntes Leben und Treiben entwickelt. In der Mitte des Platzes spielt eine Militärkapelle aus Madrid, und rechts und links promenirt, kost und plaudert Jung und Alt, Hoch und Niedrig. Die feine Damenwelt kleidet sich viel in Schwarz; leider hat der französische Hut die berühmte und so überaus kleidsame Mantilla theilweise verdrängt; ich sah aber doch manch' schönes Gesicht aus dem mit großer Kunst arrangirten Spitzenschleier hervorleuchten. Die Frauen aus dem Volke erscheinen meist nachlässig, sie schleppen die Röcke, tragen ein lockeres Tuch um die Schultern und natürlich den Fächer in der Hand. Keine Frau, weß Standes sie auch sei, sieht man ohne denselben, selbst in die Messe muß er sie begleiten und das graziöse Spiel spricht oft deutlicher als Worte.

Die Umgebung von San Sebastian ist reizend, die baskischen Provinzen bieten wundervolle Landschaftsbilder, Kastanienwälder, frische Gebirgswässer, üppige Wiesen, und in der Ferne die wundervoll geformten Berge, die Ausläufer der Pyrenäen. Noch immer trägt dies arme Land die Spuren des unseligen Carlistenkrieges; zerschossene, ausgebrannte Häuser, verwüstete Ortschaften erinnern an jene trübe Zeit. Unsere Reise ging weiter über Miranda nach Venta de Baños, der ersten Nachtstation. Der Ort besteht nur aus dem Bahnhof und einer einzigen fonda, und da er Kreuzungspunkt ist und der Verkehr außerordentlich, müssen sich die Reisenden sehr primitiv behelfen, die Nacht auf Bänken und Stühlen im Warteraum zubringen. Das war auch meines Bruders Schicksal, nachdem er für mich ein Bett erobert hatte; spanischer Schmutz trat mir hier gleich in seiner ganzen Größe entgegen und ich war froh, am andern Morgen frühzeitig das unsaubere Stübchen verlassen zu können. Die Reisenden aus dem Warteraum machten unter freiem Himmel sans gêne Morgentoilette, es genügte ihnen vollkommen. Auch hierin, wie in vielem Anderen, ist der Spanier erstaunlich anspruchslos.

Nach der üblichen Morgenchocolade waren wir reisefertig, doch von unserem Zug war Nichts zu sehen. Wer nicht die Hauptlinien benutzen kann, muß sich auf oft stundenlange Verspätungen gefaßt machen. Statt 8 Uhr fuhren wir 11 Uhr ab, kein Mensch wußte warum. In Palencia strömte eine ungeheure Menschenmenge zusammen, es war Stiergefecht (corida) und zu Fuß und Maulesel, auf kleinen Wagen oder mit der Eisenbahn kam das Volk angezogen. Das Gespräch im Coupé drehte sich nur um dies wichtige Schauspiel, wer wohl torero sein, welche Farben er tragen werde, ob die Stiere diesmal muthiger sein würden als die vom vorigen Jahr, und ob der Señor Gobernador nicht wieder würde auf sich warten lassen. All dies wurde mit einer Lebhaftigkeit und Wichtigkeit erörtert, als wenn das Wohl des Staates davon abhinge. Wie gut, daß ich meinen Dolmetscher zur Seite hatte, sie redeten und gestikulirten wie toll auf mich ein und konnten es nicht fassen, daß wir weiterfuhren. „Padre alemana“, seufzte mitleidig ein junger Bursch; ohne corida wäre für sie das Leben arm. Die Harmlosigkeit und Ungezwungenheit im Verkehr, die demokratische Art dieses Volkes wurde mir schon hier recht klar. Zur Mittagspause speiste der Gepäckträger und Bauer neben dem feingebildeten Señor und seinen Damen und die Unterhaltung ging herüber und hinüber, als wären sie alle Bekannte und eines Standes. Als der Zug bereits wieder in Bewegung war, drängte sich ein ziemlich fragwürdiger junger Kerl als neunter in unser Coupé I. Classe, scherzte sofort nach allen Seiten, nahm seine Guitarre vor, und unter lebhaftem Beifall der Mitreisenden gab er eine nach der anderen seiner originellen, langgezogenen Melodien zum Besten. So fuhren wir mit Musik durch den ödesten Theil Castiliens, das traurigste Stück Erde, das man sich denken kann. Von Palencia bis Leon Alles schmutzig gelb; Menschen und ihre Kleidung, Wohnungen und Thiere, Alles trägt die Lehmfarbe des Erdbodens. Meilenweit kein Baum, von Zeit zu Zeit ein Dorf, aus niedrigen Lehmhütten, die nicht einmal Fenster haben, bestehend. Einige Löcher in der Wand und die kleine Thür dienen als Luft- und Lichtquell für Menschen und Thiere, die in einem Raum gemeinsam hausen. Der geringe Ackerbau und die Viehzucht genügt für die Ernährung, auch bringt der Weinbau Manches ein. Viele kommen nie aus ihrem Dorf heraus, sie heirathen unter einander und wissen oft nicht, daß es auch noch andere Menschen und Länder außerhalb Castiliens giebt. In Busdongo endete unsere Eisenbahnfahrt; die diligencia mußte uns über den Pajares bringen, den Paß, der über das Cantabrische Gebirge nach Asturien führt. Heute ist die damals schon begonnene Eisenbahn vollendet, und wenn auch dem Reisenden dadurch größere Bequemlichkeit und Sicherheit entstanden ist, ein Stück Romantik ist mit dem Eingehen der diligencia schlafen gegangen. Die Bergstraße geht in scharfen Serpentinen hart am Abgrunde hin. 10 Maulesel sind vor den Postwagen gespannt, auf dem vordersten sitzt ein junger Kerl, 17- oder 18jährig, delantero genannt, er hat das Ganze zu dirigiren, von seiner Geschicklichkeit hängt Wohl und Wehe der Reisenden ab. El Mayoral, der hoch oben auf dem Wagen thront und die Zügel führt, hat eine weit weniger verantwortungsreiche Rolle. Neben ihm sitzt El Zagal, der sein Auge auf das Ganze gerichtet hat, mit unglaublicher Schnelligkeit und Geschick auf und ab springt, da oder dort einen Zügel in Ordnung bringt und durch Zurufe oder Züchtigungen die Maulesel anfeuert. Mit rasender Geschwindigkeit saust der Wagen hinab, selten passirt ein Unglück. Freilich fühlte ich meine Knochen, als wir nach 4stündigem Hin- und Herschütteln in Pola de Lena ausstiegen. Der delantero suchte die Briefschaften auf, die der Mayoral aus dem Wagen warf; Briefbeutel giebt es nicht, auch auf größeren Stationen werden die Briefe herausgeworfen und man muß staunen, daß nicht mehr verloren geht. Illustrirte Zeitschriften haben öfters dies Schicksal. In Pola de Lena mündeten die kleinen Schlafalkoven alle in einen gemeinsamen Salon; sie hatten meist zerbrochene Glasthüren und waren nur durch einen leichten Vorhang verschlossen; doch auch dies mußte überstanden werden. Am

andern Morgen ging unser Weg weiter nach Asturien hinein. Was ist das für ein schönes, üppiges Land mit seinen bewaldeten Hügeln, klaren Wassern und malerisch nerstreuten Ortschaften! Oviedo, die Hauptstadt der Provinz, ist eine ansehnliche Stadt von ca. 36000 Einwohnern, liegt in einer anmuthigen Ebene. Sie bietet außer der schönen gothischen catedral und einigen Palästen spanischer Granden nichts besonders Beachtenswerthes. Hier gab es nun endlich eine gute fonda; wir aßen à la francesa, denn man fragt in größeren Hotels stets, ob à la francesa oder à la españala gespeist werden soll. Den Knablauchgeruch der españala muß man freilich allemal mit hinunterschlucken. Nun fuhren wir mit Wagen weiter nach A., der unserem Endziel nächstgelegenen Stadt. Von da ein kurzer Weg im Dünensand, der durch dichte Ginsteranpflanzungen fest gemacht ist gegen Meer und Sturm, und die Mula-Bahn, auf der Kohlen aus dem Bergwerk nach dem Hosen gebracht werden, führte uns an das Endziel unserer Reise.

Der kleine Ort, ein Dörfchen, das nur aus Arbeiterwohnungen und besseren Häusern für die Beamten besteht, liegt dicht am Meer; auf einem norspringenden Felsen, der wie eine kleine Halbinsel hinausragt, steht unser Haus. Der wilde biscanische Busen, der an dieser Küste viel Unheil anrichtet, donnert zu unsern Füßen; die Brandung an der zerklüfteten Felswand ist selbst bei ruhiger See gewaltig; wenn aber der Sturm wüthet, dann stürzen dannernd die Wellen haushoch heran, der Meerschaum fliegt bis an die Fenster und die Möven umfliegen kreischend das Haus. Das Element fordert jedes Jahr seine Opfer. In kleinen Booten fahren die Leute hinaus auf den Sardinas-Fang und Viele sind nicht zurückgekehrt, die Küste ist bös und das Wetter ändert sich oft erschreckend schnell. Die Sardinas-Beute ist groß. Frisch gebraten ist dieser zarte Fisch die größte Delicatesse; auch Tintenfische, calamares, werden viel gefangen und vom Spanier in schwarzer Sauce sehr wohlschmeckend bereitet.

Es sind mir viele Besuche non meines Bruders Freunden gemacht worden. Hier führt sich nicht der Neuangekommene durch Besuche ein, sondern sie werden ihm von den Einheimischen zuerst gemacht, und in der so oft gebrauchten Redensart: „mein Haus ist das Ihre, Alles was ich besitze, steht zu Ihrer Verfügung" — liegt dann die Aufforderung, den Besuch zu erwidern. Die Gastlichkeit ist außerordentlich groß, und dem Fremden kommt der Spanier mit einer wirklich wohlthuenden Aufmerksamkeit entgegen. Es liegt unendlich viel Gewinnendes in der ganzen Art und Weise dieser Nation. Die Natürlichkeit und Frische, das leidenschaftliche Temperament, die Ungezwungenheit im Verkehr, alles dies berührt ungemein angenehm. Ob freilich auf die Zuverlässigkeit und Pflichttreue in allen Dingen zu trauen ist, möchte ich bezweifeln. Ein Deutscher, der lange unter ihnen gelebt hat, charakterisirte sie: „Liebenswürdig sind sie Alle, zuverlässig Keiner. Das Familienleben ist wenig ausgebildet; die Männer, deren viele keinen ernsten Beruf haben, sandern das große Stammvermögen allmälig kleiner werden lassen, leben viel in den Cafés, die Frauen, meist streng orthodox, gehen täglich zur Messe, verbringen ihr weiteres Dasein reichlich in Nichtsthun oder ganz aberflächlicher Beschäftigung; sie sind faul und ohne höhere Interessen und können stundenlang nur mit dem Fächer spielen. Eine gründliche Bildung findet man selten, kaum etwas französische Sprachkenntnisse. Auf die Fertigkeit in Handstickerei bilden sie sich viel ein, leistrn darin auch wirklich Gutes. Vor unserer deutschen Bildung hat der Spanier einen großen Respect; schon daß wir in zweierlei Schriftzeichen, also auch seine Sprache ahae Weiteres schreiben können, erfüllt ihn mit Bewunderung. Er hölt den Deutschen für viel sprachbegadter als den Franzosen und Engländer, besonders da Ersterer am Besten ausspricht. Der Franzase kann z. B. kaum das im Spanischen vorherrschende jota (j) im Gaumen sprechen, er verwondelt es in k und wird darab niel ausgelacht. Natürlich hat jede Provinz ihren Dialekt. In Asturien spricht man schlecht, noch schlechter in Galicien, weshalb „el galiogo" vielfach als komische Figur betrachtet und oft verspottet wird; am Besten wird in Castilien gesprochen, weshald man auch nicht non „spanisch", sondern aan „castilianisch" reden spricht. Das Erlernen der Sprache macht mir viel Freude und wenig Schwierigkeiten. Etwas Kenntnisse des Französischen helfen ganz außerordentlich. Durch die Musik habe ich mir viel Sympathien erworben, denn die Spanier sind sehr empfänglich dafür, doch war unsere deutsche Musik, besonders die Lieder, ihnen vielfach zu „triste" und sie konnten sich erst so recht begeistern, als ich auch gelernt hotte, spanisch zu singen. Der Spanier selbst ist gut beanlagt, treidt die Musik aber meist nur soweit als das angeborene Talent reicht; Wenige besitzen Fleiß und Ausdauer genug, um die guten Anlagen auszubilden, spielen aber oft mehrere Instrumente, ohne je Unterricht gehabt zu haben. Es ist ein Jammer, daß in dem nach vielen Seiten hin so reich beanlagten Volke so wenig Trieb nach gründlicher Bildung, sa wenig sittlicher Ernst liegt, daß die an und für sich aufgeweckte Nation nom Klerus mit Gewalt in Unwissenheit und geistiger Trägheit zurückgehalten wird.

Vorigen Sonntag war große Wallfahrt nach San Adriano, auch unsere kleine Colonie machte sich auf, das originelle Treiben zu sehen. Das Frühstück wurde in einem Kastanienwäldchen verzehrt, dann zogen wir mit der gläubigen Menge den steilen Berg hinan in die Kapelle, zur wunderthätigen Kette. Diese Kette wor im Laufe der Jahre durch das viele Reiben an den kranken Gliedern so abgebraucht worden, daß man kürzlich in der nöchsten Schmiede eine neue hot anfertigen lassen. Leider ist dem guten Adriano ein Concurrent entstanden: ein americana — so nennen sie die in der Havanna reichgewardenen und zurückgekehrten Auswanderer — hat in der Nähe auf seinem Besitzthum einen zwelten Adriana auftauchen lassen, und da er an dem Festtag Abends Musik stellt und es lustigen Tanz giebt, ist der Zulauf zu dem neuen Heiligen größer, als zu dem alten. Es war ein bunt bewegtes Bild auf dem Platz vor der Kapelle. Die Volkstracht in Asturien ist nicht besonders originell, wirkt aber doch durch die Lebendigkeit der Farben anziehend. Die Mödchen tragen vorherrschend gelde Röcke mit rothen und grünen Streifen, schwarzes Sammtmieder, weißes Brusttuch, die Burschen Kniehose, lockere Jacke und um die Taille eine bunte wollene Schärpe, faja genannt, in der meist ein kurzes Messer steckt; als Kopfbedeckung dient die kleidsame baskische Mütze, baina genannt. Die Prozession nahm ihren Anfang: vorn 2 Trommler und 1 Dudelsack, dann auf der Tragbahre die virgen santissima, eine Puppe in blauem Kleid und lila Möntelchen, hinter ihr der San Adriano, ein wohlconservirter Herr mit schwarzem Vollbart und rothem Kutscherhut; dann folgten die curas der Umgegend, denen sich die gläubige Menge anschloß. Der Zug drehte sich einige Male im Kreise, um dann in die Kapelle einzumünden, in der nun sofort ein Schreien und Fluchen, ein Stoßen und Schlagen begann, denn Jeder wallte die Kette zuerst berühren. Schnell ein Ave Maria, ein Blick auf den Heiligen, und wieder Püffe nach rechts und links, um narwörts zu kommen. Und wer die Kette glücklich erreicht hatte, machte gründlich Gebrauch danon. Eine alte Frau rieb ihre zwei Enkelkinder von Kopf bis zu Fuß, gewiß pränumerando, denn die bausbäckigen Bengel waren die Gesundheit selber.

Ein anderes originelles Treiben entwickelt sich am Festtage des San Pedra in einem Fischerdorf unweit unserer Küste. Da fährt die Prozession mit ihrem San Pedra ins Meer hinaus, dort wird er tüchtig durchgeprügelt, weil er den Herrn Christus verleugnet hat, und schließlich ins Meer geworfen. Manchmal gelingt es, die Puppe wieder aufzufischen, damit sie im nöchsten Jahre ihre Schuldigkeit non Neuem thun kann. Auf welch' niederer Stufe steht dieses Landvolk! Freilich der Klerus, der es beherrscht, kann selbst oft kaum lesen und schreiben, rekrutirt sich viel aus früheren Mönchen, die nach Aufhebung der Klöster an Dorfkapellen untergebracht worden sind; man nennt sie frays, die höher stehenden heißen cura, sind doch meist auf dem colegio gewesen und haden ein klein Wenig an der Wissenschaft genippt. Es verkehrten einige bei meinem Bruder, sie sind mir in angenehmer Erinnerung gebliebeu.

November. Wir sind in die Regenperiode eingetreten; sie dauert manchmal bis in den Februar hinein, doch sollen um Weihnachten herum oft herrliche Tage kommen. Im Ganzen ist das Klima in Asturien gleichmäßig, und besonders hier an der Küste giebt es weder glühende Hitze noch empfindliche Kälte. Viele Leute bekommen hier nie im Leben eine Schneeflocke zu sehen, während es davon z. B. in Madrid oft sehr viel giebt. Die Kamine sind bei dem naßkalten Wetter sehr wohlthätig. Der Spanier nimmt sehr selten seine Zuflucht zu Heizvorrichtungen, er behauptet, es erzeuge Schwindsucht, aus geheiztem Raum hinaus in kalte Luft zu gehen. Er bleibt dann lieber gleich im Bett liegen oder wickelt sich bis an die Nasenspitze in seine warme capa ein.

Dieser berühmte Mantel ist eben so kleidsam wie praktisch, der Marchese trägt ihn so gut wie der Bettler, und Einer wie der Andere schlägt ihn mit unnachahmlicher Grazie über die linke Schulter. Ja, diese Grazie, wer sie ihnen nachmachen könnte! Man spricht so viel von den „schönen Spanierinnen"; ich habe deren nur wenige gesehen, Asturien hat nicht diese ausgesucht schönen Frauen wie Andalusien, wo der südliche Typus in seiner ganzen Pracht zur Entfaltung kommt. Aber la gracia haben sie Alle, im Norden wie im Süden, die Bäuerin wie die Señora, das Fischermädchen mit dem Sardinenkorb auf dem Kopf so gut wie die Marchesa in der kostbaren Mantilla. Das Tragen selbst der schwersten Lasten auf dem Kopfe fördert die elastischen Bewegungen, bedingt eine vollkommen gute Haltung, und damit ist es wohl in Zusammenhang zu bringen, daß man fast nie einen defigurirten Menschen sieht; die asturianischen Männer sind ein schönes, hochgewachsenes Geschlecht. Die Intelligenz, das offene, zutrauliche Wesen der Kinder ist anziehend; ohne unbescheiden zu sein, sprechen diese kleinen schmutzigen halbnackten Kerls mit einer Freimüthigkeit zu Höhergestellten, als sei Jeder ihres Gleichen, als existire kein Standesunterschied, sie blicken mit ihren klugen schwarzen Augen so keck und frisch in die Welt, als gehöre sie ihnen allein. Die Elementarschulen sind nicht schlecht, aber das Volk ist von Natur sehr faul, und die Geistlichkeit, in deren Händen der Unterricht meist liegt, befürwortet ja die Erhaltung der Unwissenheit.

Gestern hatten wir Pfaffenfest im Haus. Am Festtag der Schutzheiligen der Kapelle kommen die curas der Umgegend angezogen. Opulentes Frühstück vor der Messe, dann Mittagsmahl bei meinem Bruder. Der Mangel an Lebensart und Sauberkeit bei diesen Herren war höchst auffallend, ja es kam vor, daß einer beim Zulangen die Hände zu Hilfe nahm. Nach Tisch wurde ein Spielchen arrangirt, bei dem es sich, wie alljährlich, auch diesmal ereignete, daß der Eine ein Häufchen Kleingeld wie zufällig vom Tisch herunterstreifte, sich sehr beim Auflesen bemühte und dabei so und so viel in seinem weiten Aermel verschwinden ließ. Daß er von den anwesenden weltlichen Spaniern hohnlachend mit dieser immer wiederkehrenden Manipulation aufgezogen wurde, störte ihn gar nicht. Zum Schluß trug er, grinsend vor Vergnügen, die madonna, die in der Mitte der Torte geprangt hatte, in die Kapelle, um sie der virgen santissima zu opfern. Wie kann ein Volk gedeihen, das solche Seelsorger über seine Jugend setzt?

December. Das ferne Gebirge ist mit Schnee bedeckt, die Schnepfen kommen in Schaaren gezogen und verschaffen uns die leckersten Gerichte; aber auch die Bettler kommen gezogen mit Weib und Kind, das bischen Habe auf den Maulesel gepackt, schreiend und jammernd bis sie ein Almosen erhalten. Derartige Familien haben fast nie ein Dach als Heimath. Den Sommer über campiren sie im Freien, und wird es kalt, dann ziehen sie umher, suchen wärmere Gegenden auf und fristen bettelnd und stehlend ihr Leben. Von solcher Armuth haben wir in Deutschland keinen Begriff, freilich auch nicht von der Bedürfnißlosigkeit dieser Südländer; ein Stück hartes Maisbrod und Wasser ist oft für Wochen die einzige Nahrung. Auch der wohlhabende Spanier ist außerordentlich genügsam und mäßig, besonders im Trinken. Vino puro genießt er selten, mischt immer reichlich mit Wasser. Das Getränk des einfachen Mannes ist Apfelwein (sidra). Chocolade kann man als Nationalgetränk bezeichnen, sie will kein Spanier beim ersten Frühstück vermissen. Sie wird ganz dick, fast wie Crême gekocht, aus kleiner Tasse mit einem biscocha ausgelöffelt und schmeckt vortrefflich. Im Uebrigen ist die Küche selten nach unserem Geschmack; es wird viel mit unraffinirtem Oel, Knoblauch und Zwiebel gekocht. Der berühmte puchero I und II kommt täglich auf einen guten Tisch. Nr. I besteht aus den großen Kichererbsen, garbansos, die viele Stunden kochen müssen und denen nach und nach 1 Huhn, ein Stück Rindfleisch und Schinken, 1 chorizo (extra dafür gemachte Wurst), einige Kartoffeln und Tomaten beigefügt werden. Alles wird auf einer Platte angerichtet und ist ein sehr schmackhaftes Gericht. Puchero II besteht aus weißen Bohnen und einer gekochten Blutwurst. Eine kleine Pastete, ein in Oel gebratenes Huhn und irgend ein dulces vervollständigt das Menu.

Die Geselligkeit besteht hauptsächlich in sogenannten tertulias; man kommt gegen Abend, ohne besondere Einladung zusammen, bespricht die Tagesneuigkeiten, genießt etwas dulces (Süßigkeiten) und geht nach 1 Stunde wieder auseinander. Für die Jugend giebt es viel Tanzgesellschaften; man tanzt auf Teppichen, und das gegen Mitternacht servirte Souper nehmen erst die Damen allein ein und nachdem sie ihren Hunger gestillt haben, eilen dann die Herren zum Buffet. Es soll dies wohl ein Act der Artigkeit sein, wenn auch freilich das Amusement darunter leidet. Der Spanier ist überaus artig und galant gegen jede Frau. Es könnte z. B. nicht vorkommen, daß ein Herr bei Tisch sich bediente, ehe nicht alle Damen dies gethan, ja, jeder Herr legt seiner Dame mit der größten Galanterie die Speisen vor, und wenn der König mit zur Tafel säße, der Dame des Hauses würde zuerst servirt werden. Der Familienname spielt nur eine kleine Rolle, man nennt sich durchweg beim Vornamen, höchstens setzen sich fern stehende Don und Doña vor. Das System der Spitznamen ist besonders beim Volke sehr verbreitet. Irgend eine Eigenschaft: el gordo (der Dicke), el tonto (der Dumme), selbst el ladron (der Spitzbube) wird dem Vornamen angehängt und so eine besondere Bezeichnung geschaffen für die unzähligen Pepe's, Carlo's und Juan's.

Wir haben unser Weihnachten unter einem Lorbeerbaume gefeiert, der, mit unzähligen Lichtern besteckt, zauberhaft aussah. Unsere spanischen Gäste waren entzückt und erschöpften sich in begeisterten Ausdrücken. Es herrschte ein Frühlingswetter während der Feiertage, die Orangen, Laurustinus und Magnolien stehen in vollster Pracht und unser lauschiger Platz unter dem über und über blühenden Camelienbaum erschien mir zauberhaft schön.

Corida! (Stiergefecht.) Ich hatte wenig Lust zu dem blutigen Schauspiel, aber die Spanier ließen keine Ruhe, ich müsse das Schönste sehen, was es in Spanien gäbe. Schön war es nicht, aber jedenfalls das originellste Stück spanischen Lebens, das ich gesehen habe. Wir fuhren nach Oviedo. Lange vor Beginn der Vorstellung wogte die Menge aufgeregt vor der Arena. Amphitheatralisch bauen sich die Plätze auf, hoch oben die Loge des Governador. Zur corida erscheinen die Damen meist in weißer Mantilla, dies gilt als größte Eleganz. Kinder von 3—4 Jahren saßen auf der Mutter Schooß, und Greise, kaum mehr fähig zu gehen, schleppten sich doch noch einmal zu dem idealsten Genuß, den der Spanier kennt. Die Glocke ertönt. Die ganze Cuadrilla stellt sich dem Publicum in einem Umzug vor, voran der alguacil (eine Art Diener) in altspanischer Tracht, schwarz mit großem Federhut. Er tritt vor die Loge des Governador, bittet um die Erlaubniß zum Beginn der corida und um den Schlüssel zum Stall der Stiere. Der Governador wirft mit einigen verbindlichen Worten den Schlüssel herab, die Thür des toril springt auf und der Stier, geblendet von der Helle der Arena, stürzt heraus. Sofort wird ihm als erstes Reizungsmittel von devisa, das ist ein spitzer Pfeil, an dem lange seidene Bänder in 2 Farben hängen, in den Nacken gestoßen; vom Schmerz getrieben stürzt er sich auf die Pferde. Picadores heißen die Reiter, die vom Pferde herab mit langen Lanzen den Stier necken und kitzeln, damit er auf das Pferd losgeht. Er versucht ihm die Hörner in den Leib zu stoßen, und wenn dies gelungen, dem armen aufgeschlitzten Thier die Eingeweide herausquellen, dann jubelt die Menge, dann wird das verendende Pferd unter Beifallsjubel hinausgeschleift. Der Picador ist bepanzert, ihm kann kein Leid geschehen. Bei großer corida werden 12 Pferde auf diese Weise getödtet, bei kleiner die Hälfte. Nun kommen die Banderilleras, die, mit rothen Tüchern und Bändern behangen, spielend und schäkernd den Stier zu reizen suchen, und mit erstaunlicher Gewandtheit und Anmuth ihr Spiel mit ihm treiben. Hundertmal meint man, er muß sie aufspießen — aber da sind sie auch schon auf der anderen Seite und beginnen das Spiel von Neuem, angefeuert durch den Beifall und die Zurufe der Menge. Nun erst, nachdem der Stier auf das Höchste in Wuth gebracht ist, erscheint der Torero oder Espada, der eigentliche Stierkämpfer. Er hat ein rothes Tuch und einen kurzen Dolch bei sich und es erfordert oft ein langes Kämpfen, Vordringen und Zurückweichen, ehe er den richtigen Moment erfaßt, um seinen Dolch zwischen die Hörner des heranstürzenden Stieres zu stoßen, der sofort zusammenstürzen muß und dem nun von einer untergeordneten Person mit einem Hammer vollends der Garaus gemacht wird. Hat der Torero gut gestochen, so kennt die Begeisterung keine Grenzen, man wirft ihm Cigarren, bunte Tücher, oft auch Geld zu, und das Schreien und Preisen des berühmten Mannes will gar kein Ende nehmen. Die Mulas haben unterdessen den Stier unter Musik und Schellengeläut hinausgeschleift, es kommt Nr. II daran und so fort, bis alle getödtet sind. Kommt irgend eine Unregelmäßigkeit vor, so wird der Señor

Governador verantwortlich gemacht; es ist zum Beispiel Gesetz, daß mehrere Ersatzstiere da sein müssen für den Fall, daß einer oder der andere träge oder feige ist, sich nicht aufreizen läßt und weder auf Pferde noch Menschen losgeht. Da wird denn die Menge ungehalten, fängt an zu schreien und zu schimpfen und verlangt vom Governador, daß ein anderer Stier komme. Wehe, wenn er nicht für eventuellen Ersatz gesorgt hat! Er soll sich kürzlich bei einem solchen Fall bei Zeiten geflüchtet haben, weil er Thätlichkeiten der aufgebrachten Menge fürchtete. Ihre Wuth, ihr Zorn kennt keine Grenzen, sobald bei der corida nicht Alles in Ordnung ist, ein Unglück in der Familie greift nicht tiefer in ihr Seelenleben ein. Es gehört zu den Seltenheiten, daß ein Torero getödtet wird; geschieht es aber doch einmal, so wird sein Andenken wie das eines Heiligen verehrt. Es ist wohl nicht zu hoffen, daß dies grausame und einer civilisirten Zeit unwürdige Schauspiel je aufhören wird; der Spanier hängt mit jeder Faser seines Herzens daran, der Zug der Grausamkeit wird von Kindheit an in ihm groß gezogen, und der Verlust der Stiergefechte würde ihm ein Aufgeben eines guten Theiles seiner Nationalität bedeuten. F. M.

Bücherbesprechungen.

— Dr. Max Heinze, Friedrich Ueberweg's Grundriß der Geschichte der Philosophie. III. Theil: Die Neuzeit bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin 1901, Mittler & Sohn. VIII u. 417 S. 7 ℳ. — Das Werk bewährt sich auch in diesem Theil als zuverlässiges Handbuch und werthvoller Leitfaden zum selbständigen Studium. Besonders bewährt sich hier die sachmännische Kenntniß des namhaften Kant-Forschers, der den oft verkannten Dualismus Kant's in das klarste Licht stellt. Bibliographische Nachweise von erstaunlicher Vollständigkeit, sowie ein genaues Register erleichtern den Gebrauch des Buches, das für bloße Lectüre in zu schwerer Rüstung einherschreitet, für liebevolle Versenkung in die Gedankenwelt unserer größten Denker ein fast unentbehrliches Handbuch bleiben wird. Der vierte abschließende Theil soll bis zur Gegenwart fortgeführt werden. Schon heute sei dem Verfasser, einer Zierde unserer Universität, zur Abrundung und Vollendung des altbewährten Werkes ein bewunderndes macto virtute zugerufen. J. J.

— Constantin v. Kügelgen, Schleiermacher's Reden und Kant's Predigten. Leipzig, Richard Wöpke, 1901. 52 S. 1 ℳ. — Vornehme Ausstattung, musterhafter Stil. Neues bietet die Schrift kaum: Die Jahrhundertwendenrede Schleiermacher's mit ihrem pantheistischen Gefühlsschriftenthum ist allzu oft erörtert worden; Kant's Predigten giebt es nicht, nur unsichere Beziehungen späterer Werke auf eine angeblich 1802 ausgearbeitete Bußtagspredigt über Matth. 5, 25. Verfasser hat sich aber auch hier wieder als gewandter theologischer Schriftsteller, der weiteren Kreisen verständlich ist, vorzüglich bewährt. J. J.

— Ein außerordentlich nützliches und von denen, die es bereits kennen, hochgeschätztes Werk ist der vom Generalsecretär der Glasberufsgenossenschaft und des Verbandes der Glasindustriellen Deutschlands, E. Götze, und dem expedirenden Secretär und Calculator im Reichsversicherungsamte, P. Schindler, nach amtlichen Quellen zusammengestellte und herausgegebene Taschenkalender zum Gebrauche bei Handhabung der Arbeiterversicherungsgesetze, dessen 14. Jahrgang für das Jahr 1902 uns kürzlich aus dem Verlage der Liebel'schen Buchhandlung in Berlin zur Besprechung zugegangen ist. Der Kalender besteht aus 2 von einander getrennten Theilen, dessen erster die gesammte Unfallversicherung, dessen zweiter die Invaliden- und Krankenversicherung, sowie eine vollständige Tabelle der ortsüblichen Tagelöhne nach Bundesstaaten und Regierungsbezirken geordnet enthält. Schon die Thatsache, daß das Werk im 14. Jahrgange erscheint, überhebt eigentlich, seinen Werth noch besonders zu bestätigen. Die vorliegende Ausgabe ist aber namentlich deshalb für Behörden, Versicherungsanstalten, Berufsgenossenschaften, Krankencassen u. s. w. besonders empfehlenswerth, weil sie die durch die neue Unfallversicherungsgesetzgebung eingeführten zahlreichen und theilweise sehr einschneidenden Aenderungen, die bekannt gewordenen Entscheidungen der obersten Instanzen u. s. w. mit der von den Verfassern bekannten Sorgfalt und Genauigkeit bringt. Nur erwähnt zu werden braucht, daß der Kalender von einer großen Anzahl Behörden amtlich empfohlen ist. Der Preis für beide Theile (jeder für sich in Leinwand mit Goldaufdruck gebunden) beträgt 9 ℳ. Auch wir nehmen gern Veranlassung, auf das vorzügliche Buch empfehlend hinzuweisen. ∞

— L'Aiglon, Napoleon I. und sein Sohn. Der Lebensroman eines Enterbten. Von Moritz v. Kaisenberg. Leipzig, Heinrich Schmidt & Karl Günther. 1901. — In Bezug auf das elegant ausgestattete Buch können wir auf das verweisen, was wir kürzlich über die neuerliche Napoleon-Literatur an dieser Stelle sagten. Wir meinen insbesondere diejenige, welche Hr. Marschall v. Biberstein mit so viel Sprachgewandtheit ins Deutsche übertragen hat. (Vgl. die Verlagsanzeige von Schmidt & Günther am Schluß des Buches.) Es ist mehr Feuilleton als Geschichte. Auch das vorliegende Buch erhebt wohl trotz der Quellenangabe Seite 280 keinen Anspruch darauf, ein Geschichtsbuch zu sein. Der Verf. nennt es auch selbst einen „Lebensroman". Ueber die Berechtigung dieser Art von Literatur, die an die jetzt längst vergessenen Schriften von Luise Mühlbach erinnern, kann man ja verschiedener Ansicht sein. Für dieselbe läßt sich anführen, daß viele Leute, welche sonst nicht leicht ein geschichtliches Buch in die Hand nehmen, aus der Bekanntschaft mit derartigen leicht beschwingten Gestalten immerhin neben der augenblicklichen Unterhaltung zugleich ein gewisses Maß neu erworbener geschichtlicher Kenntniß als bleibenden Besitz davontragen. Was die vorliegende Schrift anlangt, so enthält sie eine größere Anzahl recht interessanter urkundlicher Belege und ebenso von Nachbildungen werthvoller zum Theil noch wenig bekannter Bilder. Der Stil ist fließend und die Darstellung angenehm und so wird sich das Buch zweifellos manchen Freund und besonders auch manche Freundin erwerben. Die Begeisterung des Hrn. Verfassers für Napoleon I. dünkt uns übrigens fast zu warm. Indeß würde dies bei einer etwaigen Uebersetzung ins Französische demselben eher zum Vortheile gereichen. Die Franzosen würden daraus zugleich ersehen, daß auch wir uns auf das leichtere Genre von Schriftstellerei verstehen, was sie bisher noch immer zu bezweifeln scheinen. Zum Schluß möchten wir noch die wohlgetroffene Wiener Mundart und Anderes, was eine genaue Kenntniß des Wiener Lebens verräth, hervorheben. Diese Dinge spielen ja selbstverständlich bei einer Lebensschilderung Napoleon's II. eine Hauptrolle, da er einen großen Theil seiner traurigen Jugend in Wien und dessen Umgebung verlebt hat. —tg—

— Brockhaus' Conversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidirte Jubiläums-Ausgabe. Vierter Band. Céspedes — Deutsches Theater. Mit 50 Tafeln, darunter 3 Chromotafeln, 1 Kupferstich, 13 Karten und Plänen und 196 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien. Preis elegant gebunden 12 ℳ. — Auch im vorliegenden vierten Bande ist der Text der 14. vollständig neubearbeiteten Auflage, soweit ich nachprüfen konnte, sorgfältig durchgesehen und, wo immer es nöthig war, verbessert und Altes durch Neues ersetzt worden. So ist unter China die Geschichte der chinesischen Wirren nunmehr bis zu ihrem Ende durchgeführt worden, so können wir uns auf einer 8 Seiten umfassenden Beilage bereits gründlich über die Eintheilung des deutschen Heeres nach dem Stande vom 1. Oct. 1901 orientiren und auch im Uebrigen gewahren wir, wo es angebracht schien, überall die bessernde Hand und finden das neueste Quellenmaterial sehr gewissenhaft nach Möglichkeit benutzt. Ganz besondere Sorgfalt ist wieder, um auch das einmal hervorzuheben, auf den Illustrationsschmuck verwendet. So bringt dieser Band einen vorzüglichen Kupferstich, eine Landschaft von Claude Lorrain, so sind auch diesmal die dem Bande beigefügten 3 Chromotafeln: Chinesische Kunst, Crucifix zu Wechselburg und Wappen, Kronen und Standarten des deutschen Kaisers und der deutschen Kaiserin von großer Farbenpracht und jede dieser 3 Tafeln für sich ein kleines Meisterwerk. Der deutschen Kunst sind nicht weniger als 9 Tafeln gewidmet. Von den Karten verdienen diejenige der deutschen Mundarten, die Karte der Militärdislocation im Deutschen Reiche und den Grenzgebieten seiner Nachbarstaaten, sowie die Karte der Militärdislocation an der östlichen Grenze des Deutschen Reiches besonders hervorgehoben zu werden. Alles in Allem rechtfertigt auch dieser Band das Lob, das bisher von mir dieser neuen revidirten Jubiläumsausgabe der 14. vollständig neubearbeiteten Auflage gespendet worden ist, durchaus, sowohl was den Text als auch was die zahlreichen Illustrationen betrifft. Prof. Dr. K. Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 18. Dienstag, den 11. Februar, Abends. 1902.

Ein sächsischer Arzt vor zweihundert Jahren über naturgemäße Lebensweise.

Aus den Schriften eines sächsischen Arztes mitgetheilt von Dr. Kaindl.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß alle Völker zu allen Zeiten ihre volksthümliche Arzneikunst hatten und noch haben. Sie ist mündlich überliefert worden und verfügte über manche natürliche erprobte Mittel, die auch in die moderne Medicin übergegangen sind; aber auch über allerlei Geheimmittel, abergläubische Beschwörungen u. dgl. Zu dieser Volksmedicin gesellte sich seit langer Zeit auch eine gedruckte Literatur von allerlei Geheimschriften, die aus eigener Dummheit der Verfasser hervorgegangen waren, oder auf die Thorheit ihrer Käufer und Leser speculirten. Mit diesen haben wir uns hier nicht zu beschäftigen. Es ist dies ein so bekanntes Thema, daß man kaum auf allgemeineres Interesse rechnen könnte. Wenig bekannt dürfte es dagegen sein, wann zunächst, und zwar in Deutschland, der Versuch gemacht worden ist, die Ergebnisse ernster gelehrter Arzneiwissenschaft zu popularisiren und in wahrhaft verständiger Weise von dieser edlen Kunst dem Laien mitzutheilen, was ihm nützen und frommen könnte. Und da gebührt einem sächsischen Arzte die Ehre, einer der Ersten gewesen zu sein, der diese Bahn eingeschlagen hat. Es ist das Friedrich Hoffmann, der gegen das Ende des 17. Jahrhunderts im Herzogthum Halberstadt „das Land-Physicat bediente“ und später sich „consiliarius medicus und professor“ nannte.

Aus seiner Feder erschienen 1715—1717 drei Schriften, die eng zusammengehören. Die erste führt den Titel „Herrn Friedrich Hoffmanns Weltberühmten Medici Gründliche Anweisung Wie ein Mensch vor dem frühzeitigen Tod und allerhand Arten Krankheiten Durch ordentliche Lebens-Art sich verwahren könne. Halle im Magdeburgischen An. 1715. Zu finden in der Rengerischen Buchhandlung“. Aehnlich lautet auch der Titel des zweiten Theiles. Der dritte Theil weist durch die im Titel enthaltene Bemerkung: „wie ein Mensch durch den vernünfftigen Gebrauch der mineralischen kalten und warmen Gesund-Brunnen, insonderheit des Karlsbades Seine Gesundheit erhalten und sich von schweren Krankheiten befreyen könne“ auf seinen besonderen Inhalt hin. Schon im Titel des ersten Theiles ist der vernünftige Zweck der Schriften Hoffmann's zum Ausdruck gebracht. Er will vor Allem die Mittel und Wege weisen, wie man sich vor den Krankheiten verwahren könnte. An einer Stelle der Vorrede spricht sich Hoffmann darüber folgendermaßen aus: „Es kommt derowegen alles darauf an, wenn man der unschätzbaren Wohlthat einer vergnügten Gesundheit habhaft werden will, daß man sich gründlich davon belehren läßt, wie man nach allen besonderen Umständen sich vorsichtig verhalten solle. Verständige Medici können hierbey am allerbesten rathen. Allein da diese leider nicht häufig angetroffen werden, und viele sich des wichtigen Amtes und Namen anmaßen, die doch selbst nicht die Ordnung, welche Gott in die Natur gelegt hat, verstehen und innehaben, so ist nicht allemal sicher, es auf ihr Gutdünken schlechthin alles ankommen zu lassen. Am allersichersten wäre es, wenn ein Jeder sich ernstlich bekümmerte, sein eigener Medicus zu sein und sich auf diese edelste, höchste und beste Philosophie mit Fleiß legete, damit er eigentlich wüßte, was doch das Leben sei, worin es bestehe und woher Krankheiten und Tod dem Leibe zustoßen. Und weil bei diesen allen auf die Gemüthsbewegungen, dann auch auf äußere Dinge, deren wir uns täglich bedienen müssen, als Luft, Speise und Trank, so gar viel ankömmt, so kann ja wohl keine angenehmere Wissenschaft sein als dieselbige, so die göttliche Ordnung der Natur untersuchet, sintemalen außer dem ungemeinen Vergnügen, so mit einer solchen Arbeit verknüpfet ist, auch nichts anderes als ein unendlicher Nutzen davon zu erwarten stehet.“ Und an einer anderen Stelle zeigt er, wie unverläßlich viele Medicamente sind und wie die wenigsten Patienten dadurch ihre Gesundheit wieder erlangen, wenn die Krankheit einmal eingewurzelt ist. Daher sei die Wissenschaft die beste, „wie man sich vor Krankheiten hüten und denselben durch eine ordentliche Lebensart vorbauen möge. Dieses ist das vortrefflichste Stück unserer Kunst, darauf man folglich auch den größten Fleiß wenden sollte. In diese Wissenschaft sollte man vor anderen recht auslernen und ausstudiren, wenn man dem menschlichen Geschlecht durch die Medicin nützlich sein wolle“.

Soviel über die Ziele der Schriften Hoffmann's. Die Grundsätze, welche er beobachtete, scheinen in jener Zeit ziemlich ungewöhnlich gewesen zu sein. Noch weniger üblich war es, daß „Medici“ von Fach aus der Schule schwatzten und so einen Theil ihres Nimbus aufgaben. Ist in gelehrten Werken die lateinische Sprache auch sonst bevorzugt worden, so ist sie in medicinischen geradezu die allein herrschende gewesen. Es war daher schon ein Wagestück, wenn Hoffmann seine Schriften in deutscher, allgemein verständlicher Sprache schrieb. „Es durfte,“ so beginnt die Vorrede zu seiner ersten Schrift, „vielleicht vielen, insonderheit aber denen Herrn Medicis nicht allerdings gefallen, daß ich mit Bewilligung gegenwärtige fünf Dissertationes verteutschen und solche in unserer Mutter-Sprache durch den Druck gemein machen lassen. Denn man stehet durchgehends in den Gedanken, daß die teutschen Bücher von der Medizin dem publico mehr Schaden als Nutzen bringen, allermaßen die betrübte Erfahrung lehret, daß daher nur viele ungeschickte Practicanten Anlaß nehmen, innerliche Medikamente zu verordnen und durch solche unverantwortliche Curen den größten Schaden zu thun. . . . Denn an den meisten Büchern dieser Art ist leider noch allzuvieles auszusetzen. Werden nun dieselben vollends den Leuten teutsch überliefert, so wird gemeiniglich den ungeschicktesten das Schwert in die Hände gegeben, die Patienten impune (ungestraft) auch zu opfern. Und je weniger also dem publico mit teutschen Schriften de praxi medicina gedient ist, desto mehr machen sich diejenigen um das menschliche Geschlecht verdient, welche auch Ungelehrte und Einfältige in ihrer Muttersprache unterrichten, wie sie ordentlich leben und durch solche Mittel die beschwerlichsten Krankheiten und mithin den frühzeitigen Tod selbst verhüten sollen. Ja ich glaube, daß einen Medicum hierzu sowohl die natürliche Redlichkeit als das Christenthum verbinde, um nicht zu gedenken, daß man damit, weil man das bevorstehende Unglück abwendet, bei vernünftigen Leuten hundertmal mehr Dank verdienet, als wenn man erst nachgehends dieselben mit Schaden von dem Unglücke zu befreien suchet.“ Auf diese Weise sucht also Hoffmann sein Unternehmen zu rechtfertigen. Durchblicken wir nun seine Schriften, so werden wir finden, daß er in denselben thatsächlich seinen Grundsätzen treu bleibt. Der erste Hauptabschnitt seines Werkes enthält die „Untersuchung, wie sich ein Mensch vor allerhand Arten Krankheiten und dem frühzeitigen Tod bewahren könne“. Der zweite ist betitelt: „Die ganze Diaet oder Lebensordnung, in sieben Gesetze oder Regeln eingefaßt“. Im dritten bietet Hoffmann eine „Gründliche Untersuchung, warum etliche Jahreszeiten so ungesund sind“ und giebt an die nöthigen „Praeservations-Mittel wider die Krankheiten, so von vergifteter Luft kommen“. Alle Ehre macht ihm das Capitel „Untersuchung von der Seele, daß sie die Ursache sowohl der Gesundheit, als auch vieler Krankheiten sei“. Deshalb stellt er auch die Behauptung auf, „daß ein Medicus ein Philosoph sein müsse“, und

betont, „wie nöthig und nützlich es einem Medico sei, daß er die Kräfte und Wirkungen, welche die Seele auf den Leib hat, wohl eingesehen habe“. Das fünfte Hauptstück ist eine „Gründliche und physikalische Untersuchung, daß das gemeine Wasser die beste und gleichsam eine Universal-Medicin sei“. Im nächsten werden die Bedingungen eines langen Lebens untersucht und daraus „Gesundheitsregeln abgefaßt“. Unter diesen werden namhaft gemacht: „Allzufrühzeitige Liebe ist schädlich“, „Weinsaufen läßt nicht alt werden“, „Man soll nicht viel Arzneien nehmen“, „Bewegung ist die beste Arznei“, „Pythagorische Diät (Einschränkung des Fleischgenusses)“, „Welche Speisen die besten sind“, Wie die Luft beschaffen sein muß“ ... u. dergl. Vor Allem hält aber Hoffmann sehr viel auf das Aderlassen. Der ganze siebente Abschnitt ist gewidmet der „Betrachtung des herrlichen Nutzens, den man sich vom Aderlassen zur Erhaltung eines gesunden und langen Lebens versprechen kann“. Hoffmann vertheidigt das Aderlassen: „doch ist allerdings zu wissen, daß hierunter der Sache zu viel geschehen und der Leib sehr entkräftet werden könne.“ Das achte Hauptstück bildet gewissermaßen eine Ergänzung zum dritten; es enthält „Curiöse und physikalische Gedanken vom Ursprung, Beschaffenheit und Wirkung der Winde sowohl in Ansehung des menschlichen Leibes als der Wetter-Gläser“. Der Kernpunkt dieses Theiles ist der Abschnitt, welcher über den Einfluß der Winde auf Kinder und Alte handelt. Im folgenden Capitel wird die Betrachtung angestellt, „wie sich ein Mensch durch unordentliche Diät in viele Krankheiten stürzen könne“. Den Rest des Werkes füllen sehr eingehende Ausführungen über mineralische Wasser, Gesundheitsbrunnen, Benützung derselben u. a.

Von den genannten Theilen des Werkes von Hoffmann interessirt uns besonders einer. Wir leben im Zeitalter der Wassercuren. Man ist zumeist der Ansicht, daß erst Kneipp die Wirkungen des Wassers erfunden; so sehr hat das Aufsehen, das die modernen Wasserdoctoren erregt haben, die Erinnerung daran getrübt, daß schon unsere Väter und Urväter zur Heilung allerlei Schäden sich des Wassers bedienten. Auch unser Hoffmann hat vom Wasser sehr viel gehalten. Er nennt dasselbe geradezu eine Universal-Medicin, ist also ähnlicher Ansicht wie die neuen Hydropathen. Eins der Hauptstücke seiner Schriften ist, wie schon oben bemerkt wurde, geradezu betitelt: „Untersuchung, daß das gemeine Wasser eine Universalmedicin sei.“ „Es ist Allen,“ beginnt er diese Ausführungen, „die in der Medicin eine Erkenntniß erlangt haben, bekannt, wie sehnlich jederzeit nach einer Arznei, die alle Arten der Krankheiten zu heben vermöchte, getrachtet und geforschet worden sei. Der wäre auch mit keinem Geld zu bezahlen, welcher das Glück hätte, eine solche Medicin zu der Kranken Genesung zu erfinden. Da aber bisher nicht einmal für eine Krankheit, um dieselbige zuverläßlich und glücklich zu curieren, ein bei allen Fällen zulängliches Mittel gefunden worden, so scheint es, daß alle Hoffnung zu einer solchen allgemeinen Medicin vergeblich sei. Wer auch den großen Unterschied der Naturen, die so vielerlei und oft ganz widrigen Ursachen der Krankheiten, und selbst die verschiedenen Wirkungen der Medicamente betrachtet, der wird sich um dergleichen universale Medicin nicht länger bemühen. Wo aber in der ganzen Welt ein Medicament diesen Namen könnte verdienen, so ist es gewiß nach meinem Urtheil kein anderes, als unser gemeines Wasser, ohne dessen Gebrauch unser Leib weder leben noch gesund bleiben kann. Es bewahret auch den Menschen vor allen Krankheiten und läßt nicht leicht eine Corruption in denen Säften aufkommen. Desgleichen schickt sich auch dessen Gebrauch bei allen Seuchen, sie mögen langanhaltende oder hitzige und heftige sein. Wir wollen aber hier nicht verstanden haben die mineralischen warmen und kalten Wasser, deren große Wirkungen in Wegnehmung auch der schwersten Krankheiten genugsam bekannt sind, sondern unser Vorhaben ist zu erweisen, daß ein gemeines, schönes, leichtes, reines Wasser bei allen Süchten und subjectis einen Universalnutzen habe.“ Ins Einzelne der Ausführungen Hoffmann's einzugehen, kann nicht unsere Absicht sein. Betont muß aber Folgendes werden. Er sieht die Ursache und Grundbedingung der Gesundheit im richtigen „Umlauff des Geblüts oder Sanguinis circulatio“. Damit dieses stattfinde, müßte die elastische Kraft der Fibrae, d. i. „der ausgespannten fleischigen Fäden, welche die Kraft haben, sich zusammenzuziehen und hernachmals wiederum in den vorigen Stand sich zu begeben“ erhalten bleiben, weil diese den nöthigen „Trieb in dem Herzen und in der Pulsader“ bewirken. Durch den Gebrauch des Wassers werde dieser erwünschte Zustand erhalten. Betont muß werden, daß Hoffmann vor Allem aber an innerlichen Gebrauch des Wassers denkt; er giebt auch an, wie man gutes Wasser erkennen könne; schließlich verweist er auf ältere Aerzte, die den Gebrauch des Wassers empfohlen und seine Wirkung gepriesen haben.

Am Schlusse wollen wir noch einige Bemerkungen aus den Ausführungen Hoffmann's hervorheben, die für den Stand der Wissenschaft vor 200 Jahren bezeichnend sind. Sie werden uns recht „curiös“ vorkommen, wie dieser Gelehrte zu sagen pflegt, nur in etwas anderem Sinne als ihm. Recht angenehm ist z. B. das Mittel, welches er bei hohlen Zähnen empfiehlt: „Wann ein Zahn hohl und faul ist, so stehet man öfters davon viel Ungelegenheit aus. Es ist aber alsdann nichts Sicheres und Besseres, als denselben mit einem eisern und bequemen stilo ausbrennen zu lassen.“ Dazu mag übrigens bemerkt werden, daß dieses Mittel thatsächlich noch mitunter wenigstens in Galizien, natürlich nicht von Zahnärzten, prakticirt wird. Daß der Blitz „die Natur des gemeinen Schwefels habe, zeigt dessen starker erstickender Geruch an, welcher die Nase als der gemeine Schwefel-Dunst angreift ... Wer wollte also zweifeln, daß aus der Vermischung harziger Theile, die in der Luft schweben, wenn sie mit dem acido universali der Luft vermischt werden, ein wahrhaftiger Schwefel, welcher dem gemeinen in Allem gleich ist, könne erzeugt werden, dessen Entzündung in der Luft sowohl den Blitz als Donner verursacht.“ Ausführlich handelt Hoffmann vom giftigen Thau. „Ein gewisses Zeichen des giftigen Thaues ist, wenn die Bienen wenig Honig machen oder in ihren eigenen Stöcken umfallen oder anders wohin ziehen.“ Die Menschen sollen deshalb „früh und abends die freie Luft meiden vor Aufgang und Niedergang der Sonne. Zum andern solle man kein Obst essen, es werde dann zuvor wohl abgetrocknet und geschält. Weil aber auch die Erfahrung bezeuget, daß nicht allein von Obst, sondern auch von anderen Gartengewächsen, sonderlich Braun- und anderem Kohl, wenn ein schlimmer Thau darauf fällt, giftige Krankheiten, absonderlich die rothe Ruhr entstehet, so soll man darauf wohl acht haben, und dergleichen Erdgewächse wohl waschen und reinigen, ehe man sie zur Speise präparieret.“ „Ein gewisses Vorzeichen schlimmer Jahreszeit wäre, wenn die Heuschrecken sich gar nicht hören lassen. Im J. 1577 wurde observiert, daß auf dem Patavinischen Felde die Heuschrecken gar nicht oder doch wenig gesungen hätten, und bald darauf wäre eine gefährliche Seuche unter dem Volke entstanden.“

Richtiger sind die Bemerkungen in dem Abschnitte von dem Einflusse der Seele auf die Krankheiten. „Die Erfahrung lehret uns, daß nichts rathsamer in der Pest, Fleckfibern, rothen Ruhr und andren grassirenden Krankheiten, als ein aufgewecktes getrostes Herz haben und deswegen unbekümmert sein.“ „Ein fröhlich Herz thut viel bei der Medicin, denn so schlägt die Arznei desto besser an und hilft eher, wenn derjenige frohes Gemüthes ist, der sie gebraucht. Es ist hierbei eine höchst merkwürdige Observation, da wir oftmals angemerkt, daß Leute, die sehr gefährlich krank gelegen, wenn sie das hl. Abendmahl empfangen, sich besser darauf befunden haben, und von Stund an mehrere Kräfte bekommen. Das muß ohne Zweifel denen geistlichen Affecten zugeschrieben werden, welche sich in der Seele durch die Liebe, Zuversicht und innigste Belustigung an Gott geäußert.“ „Von der Einbildung dependieren gleichfalls auch die sogenannt sympathische Curen oder die Wirkung der Dinge, welche man anhängt (amuleta). Wir haben Exempel, daß durch feste Einbildung und gewisses Bauen und Vertrauen auf die vorgegebene Wirkung eines Anhänges abwechselnde Fiber gleich curiert worden; ingleichen andere Schmerzen, die sich sonst zu gewissen Zeiten pflegten wieder zu melden, gänzlich ausgeblieden, da doch solche Anhänge von solchen Sachen gemacht gewesen, darin eine solche Wirkung niemals gewesen. Das zeiget sich aber nicht bei allen, sondern vornehmlich nur bei jenen, die etwas empfindlicher und leichtwirkender Natur sind, eine lebhafte Imagination haben und sonsten von andern Gemüthsneigungen bald eingenommen werden.“

Ueber die angestrengte Geistesarbeit urtheilt Hoffmann folgendermaßen: „Hierher ziehen wir die Ursache, warum die Gelehrte meistens verstopften Leibs sind, und wegen Verhaltung der Excrementen leicht das malum Hypochondriacum an Hals kriegen. Dann wann die subtile Substanz des Gehirns entzogen und auf die Gedanken gewendet wird, kann es nicht gebürender massen das Absonder- und Ausleerungswerk verrichten (!)“

Interessant ist z. B. auch die Vertheidigung der Nachrichten der Bibel über das hohe Alter der Patriarchen: Hoffmann versucht diese Angaben von seinem Standpunkte durch die damaligen natürlichen Verhältnisse zu erklären: „So war also auch damals mit Luft und Wetter eine andere Verfassung, und außerdem, daß noch die ganze Natur neu, rein und weniger verdorben war, so genoß die erste Welt einer viel beständigeren und bequemeren Witterung. Eine so reine beständige Luft gab ihrem Leibe eine besondere Kraft zu einer beständigen Bewegung und half also sehr viel zu einem langen Leben. Nächstdem war auch die Gegend selbst, wo sich Adam mit seinen Nachkommen aufhielt, zu diesem Zwecke sehr dienlich. Denn es ist wahrscheinlich, daß Adam, nachdem er aus dem Paradies getrieben worden, seine Wohnung nicht fern von dem Garten Eden aufgeschlagen habe, allwo die Nachbarschaft von der Annehmlichkeit dieses gesegneten Ortes nicht gar zu sehr unterschieden war."

Merkwürdig ist auch das, was über den Einfluß des Mondes auf die Erde gesagt wird: „Da auch der Mond zunächst um unsere Erdkugel seinen Umgang und stetige Bewegung hat, und solchergestalt durch seine Annäherung bald eine Nieder- und Zusammenpressung der Luft verursacht, bald auch wiederum durch seine Entfernung der Luft Gelegenheit giebt, sich wie vorher auszudehnen, auch vielleicht mit seinem zu- und abnehmenden Lichte wohl etwas ausrichten kann, so will ich um so viel weniger desselben Vermögen in Zweifel ziehen, da man noch immer verspüret, daß bei denen Mondviertels meistentheils mit dem Wetter und Wetter-Gläsern einige Aenderung entstehet, sonst auch beim Acker- und Gartenbau in Ansehung der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit allerlei Gewächse*) so viel ist bemerket worden, daß man es unmöglich alles außer der Acht lassen kann." „Auch ist nicht mit Stillschweigen zu übergehen, daß man anmerket, wie bei anhaltender warmer und feuchter südlicher Luft (d. h. Wind) man allemal härter schlafet, aber auch leicht mit ängstlichen unruhigen Träumen gequält wird und von dem sogenannten Alp gedrücket werde."

Die Schädlichkeit „der gebrannten Wasser, die man meist unter dem schönen Namen des Aquavit oder Lebenswassers verkauft" erklärt Hoffmann wie folgt: „Denn es kann ein solcher gebrannter Spiritus, weil er leicht ins Geblüt gehet und dasselbe verdicket, viel Schaden anrichten und gar verhindern, daß von denen eingenommenen Speisen keine gute nahrhafte Milch werden kann. Ferner verzehret er die nützlichen Feuchtigkeiten in unserem Geblüte, und dann ist nichts leichteres, als daß in denen zärtesten Aederlein dasselbe stocket."

Da Hoffmann, wie schon oben bemerkt wurde, in Sachsen thätig war, so berücksichtigt er vorzugsweise sächsische Verhältnisse. So verweist er z. B. auch auf den Brunnen zu Bebra, „welcher eben nichts als reines und leichtes Brunnenwasser ist, massen es fast dem Regenwasser gleichet; er hat aber bei sich etwas von einer eisenhaltigen Erde. So man es in Quantität trinket, treibet es das Wasser und erweiset in allen Krankheiten, welche von Verstopfung der Eingeweide und von vieler Schärfe des Geblüts herrühren, einen herrlichen Nutzen." Ferner nennt er einen Gesundbrunnen, der „vor wenig Jahren auf dem Harz ohnweit Osterode hervorkam". Derselbe soll nichts „von einem Minerali bei sich haben", aber sehr wirksam sein. Auch der Hallische Gesundheitsbrunnen wird behandelt. Der Curfürstlich sächsische Kammerherr und Trabanten-Hauptmann Herr Baron v. Seyfferitz galt unserm Hoffmann als besonderer Kenner des Karlsbades, seines Gebrauches und Mißbrauches. Der „Hornhäusische Gesundbrunnen ohnweit Halberstadt" war besonders zur „Wegschaffung der Würmer geeignet, deren er in unglaublicher Menge von manchen Patienten gejagt hat". Schließlich, um nicht die Geduld des Lesers zu erschöpfen, nur noch einige Nachrichten über eine merkwürdige Erscheinung in Zwickau. „In Zwickau in Meissen hat man ein gar merkwürdiges Exempel davon, wie sich das Feuer unter der Erde verhalten könne. Denn da glauben die Einwohner, daß zur Zeit des dreißigjährigen teutschen Krieges ein Kohlenberg von denen schwedischen Soldaten angesteckt worden sei, welcher damals lange Zeit helle Flammen von sich gegeben hat, welche zu dämpfen man mit großer Mühe alle Oeffnungen dieses Berges zuschütten und zustopfen müssen. Da man nun vor etlichen Jahren diese Oeffnungen wieder aufgemacht, hat man befunden, daß noch wirklich das Feuer darinnen brenne, und sich deswegen gemüßigt gesehen, die Löcher wiederum zu verstopfen!" Hoffmann erwähnt auch andere Nachrichten über diese Naturerscheinung, aus der er schließt, daß sie schon vor dem dreißigjährigen Kriege beobachtet wurde. Daraus mag hervorgehoben werden, daß Gruben, welche durch Einstürze entstanden, „nicht anders als brennende Oefen" vorkamen. „Wenn man eine verbrennliche Materie gleich nicht ganz an die Gluth heranbringt, sondern noch wohl auf die 4 Fuß (1,3 m) davon hält, so fänget sie doch schon Feuer." Ein anderer Schriftsteller vergleicht den brennenden Berg bei Zwickau „mit dem Vesuvius zu Zeiten Kaisers Trajanus" und fügt hinzu, daß er „eine zu Medicin dienliche harzichte Materie hervorbringet".

*) Dies zielt auf den allgemein verbreiteten Volksglauben, daß es für das Fortkommen der Pflanzen nicht gleichgiltig sei, zur Zeit welcher Mondphase sie gesäet wurden

Bücherbesprechungen.

— **Jahrbuch für Entscheidungen des Kammergerichts** in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, in Kosten-, Stempel- und Strafsachen herausgegeben von **Reinhold Johow**, Geh. Oberjustizrath, und **Victor Ring**, Kammergerichtsrath. Bd. XXII (N. F. 3). Berlin, 1901. Franz Vahlen (Preis 6 ℳ, geb. 7,25 ℳ). — Für weite Kreise sind die Abtheilungen A (Entscheidungen des Kammergerichts) und D (Entscheidungen anderer Oberlandesgerichte, aus der Zusammenstellung des Reichs-Justizamtes) von Bedeutung, jene besonders dadurch, daß beim Kammergericht, nach der Größe des Rechtsgebietes, viel mehr Fragen des neuen Rechts, des Grundbuchrechts, der freiwilligen Gerichtsbarkeit zur Entscheidung kommen, als bei einem anderen Oberlandesgerichte, und nur ein kleiner Theil der Entscheidungen in der genannten Zusammenstellung veröffentlicht wird. Die 322 Seiten der Abtheilung A enthalten für alle Betheiligte, Richter, Anwälte u. s. w., eine Fülle von praktischen Rechtsanwendungen, von Gesetzesauslegungen, die, Dank unserem neuen Rechte, überall brauchbar sind und in zweifelhaften Fällen auf die richtige Entscheidung hinführen können. Die angezeigte Sammlung verdient deshalb volle Beachtung. K—d.

— **Löffler (Hauptmann), Die China-Expedition 1900—1901.** Unter besonderer Berücksichtigung der Thätigkeit des Armee-Obercommandos und des deutschen Expeditionscorps. Mit einer Karte in Steindruck. 1,20 ℳ Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Hauptmann Löffler, ein für die Generalstabsgeschäfte besonders befähigter, sehr strebsamer und klar denkender Officier, war während der China-Expedition dem Armee-Obercommando des Grafen Waldersee zugetheilt und hat den vorliegenden Vortrag über die China-Expedition am 11. December 1901 in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin gehalten, denselben sodann im 1. Beiheft zum Milit.-Wochenblatt 1902 veröffentlicht und nunmehr auch als Sonderabdruck erscheinen lassen. Der Verfasser bekundet auch in dieser Schrift sein ausgesprochenes Talent für knappe, sachlich ruhige und geschickte Darstellungsweise der kriegerischen Ereignisse. Er beschränkt sich in der Hauptsache auf das Militärische, die Besprechung der politischen Verhältnisse „einer späteren Zeit und berufeneren Feder überlassend". Diese kleine Schrift bietet der gesammten deutschen und ausländischen Leserwelt eine wichtige und fesselnde Schilderung dieses an großen militärischen Actionen zwar armen, aber an kühnen und energisch durchgeführten Unternehmungen des kleinen Krieges doch recht reichen Feldzuges im fernen Osten. Besonderer Werth ist, wie der Titel schon besagt, auf die Wirksamkeit des Feldmarschalls Grafen Waldersee gelegt worden. Da Hauptmann Löffler, im Mittelpunkte der Ereignisse stehend, diese am besten beobachten konnte, hat er auch diese Thätigkeit des Feldmarschalls mit Takt und doch auch mit Freimuth besprochen. Der Befehlsbereich des Grafen beschränkte sich lediglich auf die militärischen Operationen, die innere Verwaltung, Verpflegung, der Nachschub und dergleichen wurde von jedem Contingente selbständig geordnet. Die deutschen Streitkräfte sowie auch die schwachen italienischen und österreichischen Contingente unterstanden dem Feldmarschall vollständig, über die Amerikaner, Engländer, Japaner und Russen hatte er nur bedingte Commandogewalt, während ihm das französische Expeditions-Corps überhaupt nicht unterstellt war. Somit waren die Verhältnisse für den Grafen Waldersee höchst schwierige und es hing Alles davon ab, welches Gewicht die Persönlichkeit des Oberbefehlshabers in die Wagschaale zu legen wußte.

„Eine entscheidende Rolle spielte dabei das gegenseitige persönliche Verhältniß, wie es sich zwischen dem Feldmarschall und den Contingentsführern herausbildete." Der Verfasser meint, daß aus dem zielbewußten, weitausschauenden militärischen Handeln des Feldmarschalls schon allein sein hohes Verdienst um den glücklichen Gang der Ereignisse hell hervorleuchtet, daß seine diplomatische Wirksamkeit aber nicht wenig zum glänzenden Gelingen beigetragen habe. Wenn wir eine kleine Ausstellung zu machen haben, so betrifft es die Differenzen zwischen der Schreibweise der Ortsnamen in Text und Karte. —r.

— Die religiöse Entwickelung der Menschheit im Spiegel der Weltliteratur. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. Herausgegeben von Lic. L. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1901. Preis 6 ℳ, geb. 7 ℳ — Das Vorwort des Buches giebt an, welcher Veranlassung es seine Entstehung verdankt. Dem Standpunkte, den Literarhistoriker wie Johannes Scherr in seiner „Allgemeinen Geschichte der Literatur" und Julius Hart in seiner „Geschichte der Weltliteratur" einnehmen, die dem Christenthume gegenüber sich theils gleichgiltig, theils geradezu ablehnend verhalten, wollen die Verfasser der hier vereinigten Aufsätze den positiv-evangelischen Standpunkt in der Beurtheilung der Weltliteratur entgegensetzen. Diese Absicht bestimmt die Eigenart des Buches, macht seine Stärke und zugleich seine Schwäche aus. Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß für einzelne Persönlichkeiten diese Art der Betrachtung diejenige ist, die ihnen am besten und vollständigsten gerecht wird. Ich nenne z. B. Luther, Klopstock. Indessen selbst wer den apologetischen Zweck: „die Bedeutung Christi als des A und O der Heils- und der Weltgeschichte im Spiegel der Weltliteratur aufzuzeigen" (S. VII), an sich billigt, wird zugeben müssen, daß dieser Zweck einer durchaus unbefangenen Würdigung der gesammten Dichtung, der ganzen Weltliteratur kaum zuträglich ist. Die einen Erscheinungen werden höher gewürdigt, als ihnen nach dem herkömmlichen Maße der Beurtheilung zusteht, andere werden unwillkürlich zurücktreten. So sehr man also anerkennen muß, daß alle Mitarbeiter — es sind außer dem Herausgeber zwanzig Theologen, zum großen Theil angesehenen Namens, betheiligt — in bester Absicht und mit möglichster Hintanhaltung alles Confessionell-Dogmatischen ihre Beiträge zu dem Werke abgefaßt haben, so wenig wird man erwarten, daß das Bild der Entwickelung der Literatur, das auf diese Weise entstanden ist, allgemeine Billigung findet. Man wird manchmal an Vilmar's Geschichte der deutschen Nationalliteratur erinnert, deren Einseitigkeit freilich in mancher Beziehung noch störender wirkt. Man vergleiche z. B. Vilmar's Würdigung Schiller's mit dem, was hier (S. 427—431) Hermann Mosapp sagt, und man wird nicht in Zweifel sein, wer dem Dichter besser gerecht wird. Dem Herausgeber verdanken wir bekanntlich schon zwei ähnlich entstandene Werke: „Geschichte der sittlich-religiösen und socialen Entwickelung Deutschlands" und „Die Wissenschaften und Künste der Gegenwart in ihrer Stellung zum biblischen Christenthume". Haben diese eine sehr beifällige Aufnahme gefunden, so wird es auch dem vorliegenden Buche nicht an zahlreichen dankbaren Lesern fehlen. Und es ist ihrer werth. Der Herausgeber verdient noch besonderen Dank dafür, daß er sich so redlich bemüht hat, die Lücken auszufüllen, die zwischen den einzelnen Aufsätzen klafften. Es wäre gewiß unbillig, ihm den Vorwurf der Flüchtigkeit zu machen, weil diese ergänzenden Abschnitte ab und zu etwas dürftig ausgefallen sind. Auf knapp sechs Seiten (S. 549—555) z. B. über „die nachchristlichen und antichristlichen Weltanschauungen der Gegenwart" etwas nur einigermaßen Befriedigendes zu sagen, diese Aufgabe dürfte kaum lösbar sein. — Das Buch prüft die Erscheinungen und Erzeugnisse der Weltliteratur nach dem Maßstabe ihres Verhältnisses zu dem Worte vom Kreuze. Niemand kann solch eine Prüfung wehren. Ihre Berechtigung aber wird von Vielen bestritten werden. Denn ob die Literatur überhaupt gemessen werden dürfe nach einem außer ihr liegenden Maßstabe, diese Frage werden keineswegs blos Diejenigen verneinen, die fürchten müssen, vor einer Kritik vom biblisch-christlichen Standpunkte übel zu bestehen, sondern auch Solche, die einer derartigen Prüfung ruhig Stand halten könnten. R. B.

— Lilalpa. Ein Sang aus der Zeit der Eroberung von Peru durch die Spanier von Josef Gramm. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1902. Preis gebunden 2 ℳ 20 ₰. — In gewählter poetischer Sprache und wohlklingenden fünffüßigen Jamben erzählt das schmucke Bändchen das tragische Geschick der schönen Incafürstin Lilalpa, der Tochter des Königs Atahualpa von Peru. Der Ritter Fernando, einer der spanischen Eroberer, hat ihr Herz gewonnen und sie dem Goldlande entführt, um sie in Spanien zu seinem Weibe zu machen. Doch ehe des Priesters Segen die Liebenden vereint, fällt Fernando durch die Rache der stolzen Ines, um deren Gunst er sich früher bewarb und die ihn keinem anderen Weibe gönnt. Lilalpa, schon durch die Ermordung des Geliebten tödtlich getroffen, sinkt ganz zusammen bei der Nachricht, daß auch ihr Vater der Goldgier des elenden Pizarro zum Opfer gefallen ist und einen schmählichen Tod erlitten hat. Sie flieht in die Einsamkeit und stirbt in Verzweiflung über ihr jammervoll zerstörtes Leben. Die bunte Romantik der Handlung und der schöne Fluß der Verse vereinigen sich zu harmonischer Wirkung, die empfindsame Herzen wohl fesseln mag. R. B.

— Benndorf, Paul, Lehrer in Leipzig, Die sächsische Volkskunde als Lehrstoff in der Volksschule. Mit 64 in den Text gedruckten Abbildungen. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung 1901. IV und 83 SS. gr. 8°. geb. 1,50 ℳ. — Der Volkskunde, die gerade in unserem Lande sehr schnell eine vielseitige Bearbeitung gefunden hat, auch in der Volksschule Eingang zu verschaffen, ist mehrfach angeregt worden. Der Unterricht soll dadurch vertieft und lebensvoller gestaltet werden, die Heimathkunde eine fesselndere Behandlung erfahren, die Beobachtung der Kinder geschärft werden. Rudolf Hildebrand hat dazu werthvolle Winke gegeben, das bekannte Wuttke'sche Werk reichen Stoff geliefert. Auf Grund dieser Quellen und anderer pädagogischer Hilfsmittel giebt der Verfasser des vorliegenden Büchleins eine Reihe von Anweisungen für die Behandlung des Lehrstoffs, der fast alle Fächer nothwendig durchdringen, von dem Lehrer mit voller Freiheit bezüglich der Auswahl und Anordnung benutzt werden soll. Er sieht das Heft als einen Versuch an und ist überzeugt, daß der kurz dargestellte und mit einigen nothwendigen methodischen Bemerkungen versehene Stoff noch lange nicht erschöpfend und einwandfrei behandelt worden ist. In 3 Haupttheile ist die Darstellung eingetheilt. Im ersten wird die Nothwendigkeit der Berücksichtigung der Volkskunde in der Schule (S. 1—3) erörtert, im zweiten (S. 4—7) Allgemeines über die Anordnung des Stoffes dargeboten, während der dritte, der den weitaus größten Theil des Heftes umfaßt, die „Darbietung des Stoffes" enthält und zwar in einem kürzerem Abschnitte geschichtliche Winke, in einem längeren Einzelstudien über das Volksleben, über Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Volkslied und Mundart, Wohnung und Trachten. ū.

— Unseren Söhnen. Rathschläge für ihr äußeres Leben Daheim und in der Fremde. Von Marie Grimm. Medicinisches von Dr. K. Karl in Wien. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 3 ℳ, geb. 4 ℳ — In dem Schwabacher'schen Verlage sind schon eine ganze Reihe von Büchern erschienen, die guten Rath ertheilen für allerlei Lebenslagen und aus denen für den geselligen Verkehr, für die Reise u. s. w. mancherlei Gutes zu lernen ist. Diesen Werken, wie „Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunst", „Schule des Lebens", „Lexikon der feinen Sitte", „Lexikon des Lebensglückes" u. ä. schließt sich das vorliegende an. Es will den jungen Männern, die das Leben früh hinausführt aus den warm hegenden Schranken des Vaterhauses, zur Seite stehen und will ihnen Antwort geben auf die mancherlei Fragen, die ihnen aufstoßen können. Solch ein Auskunftsbuch anstatt eines Rathgebers zur Selbsterziehung kann recht ersprießliche Dienste leisten, wenn seine wohlgemeinten Lehren auf guten Boden fallen und beherzigt werden. Der Ton des Buches ist ernst, aber freundlich und liebevoll gehalten und wohl geeignet, Vertrauen zu erwecken. Die Bearbeitung des Abschnittes über die Gesundheitspflege ist mit Recht in die Hand eines Arztes gelegt worden. Mancher Abschnitt hätte unseres Dafürhaltens eine kürzere Fassung vertragen, z. B. der „Mein eigener Koch", der ein förmliches kleines Kochbuch für Junggesellen darstellt. Die besondere Beflissenheit, mit der englische Sitten und Gebräuche hervorgehoben und so zu sagen als maßgebend bezeichnet werden, wird kaum überall als ein Vorzug des Buches empfunden werden. Alles in Allem aber steht viel Gutes in dem Werke, und man darf es als brauchbar empfehlen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 19. Donnerstag, den 13. Februar, Abends. 1902.

Die erste Erzlagerstätte der Oberlausitz.

Die Lausitz ist von der Natur reich gesegnet. Ihre bewaldeten Berge bieten herrliche Blicke nordwärts über die blaue, verschwimmende Ebene, südwärts in die Glocken und Dome der vulkanischen Basalte und Phonolithe. Der wohlcultivirte Boden trägt reichlich Frucht, und in den Dörfern und Städten blühen Handel, Gewerbe und wichtige Industrien. Die Ebene spendet Braunkohle, werthvolle Thone und Sande; im Granitgebirge pickt's und klopft's mit tausend fleißigen Händen am harten Fels. Nur Eins hat Mutter Natur dem Lausitzer vorenthalten — die Metallschätze. Das Gebirge ist bei uns zu keiner Zeit ein „Erzgebirge" gewesen. An Versuchen, dem Gestein glänzendes, nutzbringendes Erz abzulocken, hat es nicht gefehlt. Die neckischen Kobolde und Nickel haben gold- und silberglänzende Körnchen und Blättchen überall durch Granit, Diabas und Quarz gestreut und manchen Goldgierigen dadurch irregeführt. Das gleißende Erz besteht in werthlosen Kiesen und Eisenglanz. Von den etwa 300 Diabas- bez. Dioritgängen, welche den Lausitzgranit durchsetzen, zeigen nur einige wenige unbedeutende Erzausscheidungen, die, nirgends zu größeren Lagern vereinigt, hie und da doch Veranlassung zu erfolglosen Schürfungen gegeben haben. Dicht bei Bautzen, zwischen Kupferhammer und Schleifmühle, wird am rechten Spreeufer der Granitfelsen in seiner ganzen Höhe von einem riesigen, meterbreiten Spalt durchsetzt. Dicht daneben gähnt die Mündung einer etwa meterhohen Höhle. Beide markiren Grünsteingänge, in denen in früherer Zeit auf Kupfer- und Schwefelkies geschürft wurde.*) Aehnliche Schurflöcher sollen sich am Proitschenberge gegenüber der Ortenburg und am „alten Weinberge" befunden haben. Ein uralter Schurf am Viaduct der Görlitzer Eisenbahn in Löbau soll auf Bleiglanz gegangen sein und von einem Silbererzvorkommen in Ebersbach berichten Paul's „Chronik von Ebersbach" und Pescheck's „Geschichte von Zittau": „Am 24. Sept. 1694 wollte Elias Schiessner Mauerstein brechen und entdeckte, seinem Vorgeben nach, einen Silbererzgang. Nach einer vom Bergamte zu Freiberg erhaltenen Begünstigung, hier einen Bergbau anlegen zu dürfen, betrieb er mit Hilfe eines Bergmannes dieses Geschäft sehr eifrig. Das Bergwerk wurde mit dem Namen „Walts Gott" auf 125 Kuxe angefangen. Schon war ein Stollen mehrere Ellen tief eingehauen, als der Rath zu Zittau in Verbindung mit den Landständen ein kurfürstliches Rescript vom 12. Juni 1695 erwirkte, durch welches Schiessnern die Fortsetzung des Bergbaues nachdrücklich untersagt ward, weil nach den kaiserl. Verträgen von 1534 und 1575 die Betreibung der Bergwerke den Grundherrschaften (im vorliegenden Falle Zittau) zustand." So wurde durch einen Rechtsstreit der Ebersbacher Bergbau im Entstehen wieder vernichtet, glücklicherweise, denn das vermeintliche Silbererz erwies sich als werthloser Eisenglanz, der in den Lausitzer Quarzgängen nicht selten auftritt, und der auch die Abbauer getäuscht haben mochte. „Die Lausitz trägt nicht Berge, silberschwer!"

Um so größer war die Ueberraschung des Verfassers, als er im Herbste 1900, einer Einladung des Hrn. A. Herberg in **Neußerstmittelsohland** folgend, vor einer neuen Brunnenanlage in dem zu Tage geförderten Schutte reine Erze und erzhaltiges Gestein in ganzen Haufen fand und der Besitzer mit wahrer Begeisterung erzählte, wie da unten in der schwarzen Teufe beim Schein der Lampe die Wände glitzerten und funkelten wie Gold und Silber. Die erste Erzlagerstätte der Lausitz! Am 14. December 1900 berichtete Verfasser in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis" zu Bautzen zum ersten Mal*) und am 18. October 1901 anderweit an gleicher Stelle über das Sohlander Vorkommen auf Grund vorläufiger Untersuchungen unter Vorlegung zahlreicher Proben. Da die seitdem in verschiedenen Tagesblättern erschienenen zahlreichen Mittheilungen über genannten Gegenstand viele Unrichtigkeiten enthalten, die vorläufigen Untersuchungen abgeschlossen sind und das Erzlager von Sohland für **abbauwürdig** von fachkundiger Seite erklärt wurde, so dürfte eine eingehendere Darstellung nunmehr angezeigt und nicht ohne Interesse erscheinen.

Das Grundstück des Hrn. Gerbereibesitzers Herberg in Neußerstmittelsohland liegt am linken Ufer des Rosenbaches, halbwegs zwischen Zollhaus und Buschmühle, am Rande einer älteren Thalstufe etwa 8 m über dem Niveau des Baches in 300 m Seehöhe. Eine etwa 50 Centimeter mächtige Decke von feinsandigem Lehm überlagert hier den Granitit, wie durch einen Schurf an der Scheune festgestellt worden ist. Gegenüber erhebt sich der granititische Hornsberg (404 m) auf der geologischen Karte, Blatt Schirgiswalde-Schluckenau, unbezeichnet, an dessen Westgehänge ein Gang von Hornblendediabas in nahezu nördlicher Richtung streicht. Zwei Schurfe am Hornsberg, gegenüber dem Herberg'schen Grundstück zeigen den Granitit stark metamorphisch verändert, im untern Schurfe fallen die Platten gegen NW mit etwa 50° ein. Der mit dem Hornsberg zusammenhängende Taubenberg (459 m) weist mehrere Gänge von Diabas und Hornblendediabas mit verschiedener Streichrichtung auf. Der in der Erzlagerstätte stehende Brunnen befindet sich dicht am Wohnhause bachaufwärts und hat gegenwärtig eine Tiefe von reichlich 10 m. Zur Gewinnung eines möglichst eisenfreien Wassers soll der Brunnen noch weiter abgeteuft werden. Das vom Verf. mehrfach untersuchte **Profil** der Brunnenwände ergiebt gegenwärtig folgendes Bild: Bis 0,40 m sandiger Lehm, bis 3,00 m braungefärbte theils grusige, theils lehmige Verwitterungsproducte von Diabas, bis 7,00 m dunkler, zersetzter Diabas, meist grusig, mit viel Malachit, Kupfergrün, sporadischer Kupferlasur und Brauneisen. Stellenweise zeigt der verwitterte Diabas klüftige, anderwärts concentrisch schalige Absonderung. Bis 8,5 m allmälig frisches Gestein in Knollen und Blöcken, mit Kupferkies und Magnetkies als Zwischenmasse in regellosem Durcheinander. An der West- und Ostwand des Brunnens sind die Erze vorwaltend, an der Nordwand tritt bei 8 m anstehender Diabas hervor. Die Kluftspalten streichen nordöstlich. Bis 10 m allmäliges Zurücktreten der Diabasblöcke und des Kupferkieses und Vorherrschen von Magnetkies, der auf der Brunnensohle zur Zeit als reines Erz ansteht.

Zunächst ist eine Beschreibung des Gesteins und der Erze am Platze. Der **Diabas**, das Gestein, woran die Erze gebunden sind, gehört zu den mittelkörnigen Varietäten, scheint also einem nicht unbedeutenden Gange anzugehören. Er besteht aus triklinem Feldspat, Hornblende in großen, aber sehr breitflächigen Individuen, Augit und aus Magnetit nebst Titaneisen. Je nach dem Vorherrschen der vermuthlich primären Hornblende, die im Schliffe braune Farbe aufweist, erscheint das Gestein bald grünlich grau, bald völlig schwarz. Nach dieser Zusammensetzung muß dieser Diabas als **Hornblendediabas** bezeichnet werden. Nur selten tritt reines Gestein auf. Meist ist der Diabas mehr oder weniger von Kupfer- und Magnetkies durchsetzt, oft in solcher Menge, daß das Gesteinsgewebe völlig verdrängt wird. Die Absonderung ist theils schalig, theils klüftig. Immer sind die Knollen, Kugeln und Blöcke des Hornblendediabases von oft

*) E. F. Glocker, Geognostische Beschreibung der Oberlausitz Görlitz, 1857, S. 72

*) Vergl. Bautzener Nachrichten, Jahrg. 1900 Nr. 298

5 Centimeter dicken Erzschalen umgeben und mit Erzadern durchzogen. Die Beziehungen des Ganges zum benachbarten Granitit sind infolge Mangels jeden Aufschlusses derzeit nicht festzustellen. Erze kommen folgende in Frage. Nach den bisherigen Funden treten auf Schwefelkies, Kupferkies und Magnetkies. Der Schwefelkies tritt an Menge wesentlich hinter den beiden anderen zurück und bietet nichts Bemerkenswerthes. Er kann hier außer Betracht bleiben. Der **Kupferkies** ist kenntlich an der dunklen, messinggelben Farbe, oft bunt angelaufen und tritt immer in derben Massen auf. Er bildet Krusten und Schalen um die Diabasknollen, durchzieht dieses Gestein in Adern oder erfüllt es in Gestalt von Nestern und Butzen. Bis zur Tiefe von 8 bez. 8,5 m macht es Mühe, größere Stufen ohne Kupferkies zu finden. Von da an nimmt dieses Erz rasch ab und erscheint bei 10 m nur noch selten. Soweit die Zersetzungszone im Diabas reicht (bis 7 m), ist der Kupferkies umgewandelt in Malachit, Kupfergrün und Kupferlasur. Unter diesen ist der **Malachit** vorherrschend. In oft mehrere Centimeter dicken, schön grünen Adern durchzieht er die zersetzten durch Brauneisen gefärbten Massen, oder er bildet dicke, bis faustgroße Nester. Vorherrschend sind om Malachit dichte erdige Varitäten, vielfach erscheint er in Schuppen und Häuten, dabei meist derb und selten in büschel- und sternförmigen Aggregaten. Einzelkrystalle wurden bis jetzt nicht wahrgenommen. Der zersetzte Diabas ist oft förmlich gesprenkelt durch Malachit. Der Malachit ist basisches Kupferkarbonat nach der Formel $Cu\,CO_3 + Cu\,(OH)_2$. Im Sohlander Vorkommniß ist er hervorgegangen aus dem Kupferkies durch Einwirkung von Wasser und Kohlensäure unter gleichzeitiger Umwandlung des im Kupferkies enthaltenen Eisens in Brauneisen bez. Eisensulfat. Einzelne Stellen lassen diese Umwandlung recht instructiv hervortreten. Man sieht dann inmitten grüner Malachitkränze noch frische Kiessubstanz. An vielen Punkten, im Wechsel mit Malachit, tritt **Kupfergrün** auf in kleinen traubigen und nierenförmigen Gebilden, hin und wieder auch als Anflug in dünnen Häuten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß neben diesem Mineral auch andere wasserhaltige Kupfersilikate noch gefunden werden. Nicht selten, wenn auch niemals in größeren Partien, erscheint die **Kupferlasur**, jenes prächtig lasur- bis smalteblaue, wasserhaltige Kupfercarbonat, dessen Bildung aus dem Kupferkies sich ähnlich der des Malachits vollzieht. Die Kupferlasur bildet Drusen winziger Krystalle und erscheint auch als blauer, erdiger Ueberzug, meist in Gesellschaft des Malachits, in welchen sie durch Wasseraufnahme und Abgabe von Kohlensäure wohl auch umgewandelt wird. Es ist Vorsorge getroffen, daß dieses in der Lausitz höchst seltene Mineral, ebenso wie die schönsten Malachite erhalten bleiben. Eine kleine Suite davon befindet sich in der Sammlung des Verfassers. Von etwa 7 Meter Tiefe an erscheint der **Magnetkies** im frischen Zustande, zunächst in Krusten, Adern und eingesprengt im Diabas im regellosen Durcheinander mit Kupferkies, mit der Tiefe an Häufigkeit zunehmend. Der Magnetkies von Sohland ist grau bis röthlich glänzend, großblättrig und schuppig und dann gut spaltbar, oder feinkörnig und derb. Besonders die derben, starkglänzenden Brocken sind oft mit blauen bis röthlichen Farben bunt angelaufen. Ausgesprochene Krystallformen konnten bis jetzt nicht wahrgenommen werden. Auf den Spaltflächen ist dieses Mineral häufig mit einem Anfluge von Eisenvitriol versehen. Der Magnetismus ist an allen Stücken wahrnehmbar, allerdings von wechselnder Stärke. Viele Proben erweisen sich als polarmagnetisch, was am Magnetkies nicht eben häufig zur Beobachtung kommt. Die wechselnde Stärke im magnetischen Verhalten dieses Minerals mit dem Gehalte an Nickel in Verbindung zu bringen, scheint bei dem Sohlander Vorkommen nicht möglich zu sein. Von den im Besitze des Verfassers befindlichen Proben und Stufen mit relativ hohem Nickelgehalt (5,2 % bis 13,62 %) ist zunächst kein Stück unmagnetisch. Dann zeigen die starkglänzenden, blättrigen Proben mit den höchsten Nickelgehalten sich sehr stark und dabei in der Regel **polarmagnetisch**, gegenüber den feinkörnigen Varietäten mit mattschimmerndem Bruche, die oft kaum merklich auf die Magnetnadel wirken, bei einem Nickelgehalte von 5,2 % und darunter. Eine genauere Untersuchung des Magnetkieses von Sohland hinsichtlich seines magnetischen Verhaltens wird vermuthlich die bisherigen Anschauungen über dieses Erz überhaupt nicht unwesentlich modificiren. Inbetreff seines Auftretens und seiner Beziehungen zum Diabas ähnelt der Magnetkies dem Kupferkies. Wie jener und mit ihm in regellosem Durcheinander überkleidet er die Diabaskugeln und Blöcke mit mehr oder weniger dicken Schalen, oder er durchzieht das Gestein in Adern von verschiedener Stärke, oder er erfüllt es im zusammenhängenden Geäder und an anderen Stellen in Gestalt größerer und kleinerer Butzen bis zur völligen Verdrängung des Gesteinsgewebes, von dem dann nur noch die Hornblende, inmitten des Kieses gelegen, Kunde giebt. Wie schon erwähnt wurde, und wie auch aus den später angeführten Zahlen zu ersehen ist, scheint der Magnetkies der Sohlander Erzlagerstätte mit der Tiefe zuzunehmen, also sich entgegengesetzt zum Kupferkies zu verhalten. Zwischen 7 und 8,5 Meter Tiefe treten beide Erze in Gesellschaft auf. Von da ab tritt der Kupferkies rasch zurück. Bei einer Beobachtung am 10. Juli 1901 fand Verf. an der West- und Südostwand des Brunnens unmittelbar über der Sohle, die damals etwa 8,5 m unter Tage sich befand, reinen Magnetkies mit ungefähr westnordwestlichem Streichen in **Gangform** bei durchschnittlicher Mächtigkeit von 30 bis 40 cm und einem Einfallen gegen Nordosten um etwa 70°. Die in dieser Tiefe befindlichen spärlichen Diabasknollen (mit Ausnahme einer Stelle der Nordostwand) steckten in dicken Kiesschalen, die vielfach an recht reichlich aufgetragenen Mörtel erinnerten. In der gegenwärtigen Teufe (10 m) steht die Brunnensohle fast in reinem Magnetkies von derbem, feinkörnigem Bruch. Der Kupferkies ist in dieser Tiefe fast gänzlich verschwunden. Mit diesem Magnetkies ist nun, wie aus den bis jetzt vorliegenden Untersuchungen hervorgeht, wohl immer ein gewisser Gehalt an Nickel verbunden, so daß man mit einer gewissen Berechtigung von dem Vorhandensein von Nickel an gewissen Punkten auf die einstige Anwesenheit gegenwärtig verschwundenen, d. h. in Brauneisen und Sulfate umgewandelten Magnetkieses schließen darf. So enthalten die braunen meist erdigen Verwitterungsproducte des Diabases bis etwa 3,5 m unter Tage bei reichlich 1% Kupfer nur 0,1% Nickel, grusig zerfallenes Material in etwa 10 m Tiefe 1,9% Kupfer bei 2,3% Nickel.*) Noch deutlicher ergiebt sich das Abhängigkeitsverhältniß von Kupfer und Nickel gegenüber der Tiefe aus folgenden Werthen: I. **Proben aus Tiefe von 7 bis 8,5 m**: Probe A: Nickel 2,5%, Kupfer 8,6%. Probe B: Nickel 2,6%, Kupfer 1,5%. Probe C: Nickel 5,6%, Kupfer 1,0%. Noch bessere Stufen enthielten: Nickel 1,5% und Kupfer 15—17%. Die Bestimmungen an Nickel und Kupfer in Erzen und erzhaltigem Gestein aus ungefähr gleicher Tiefe, ausgeführt im chem. Laboratorium der Ida- und Marienhütte in Saarau in Schlesien (C. Kulmiz), ergeben Aehnliches. Die Gehalte an Nickel schwanken zwischen 0,931 und 6,912%, an Kupfer zwischen 0,431 und 3,688%. Im Mittel 4% Nickel und 2% Kupfer. Bei dieser letzten Bestimmung wird bemerkt: „Unangenehm für das Ausbringen des Nickelmetalls ist ein geringer Gehalt von Antimon" (im Magnetkies). II. **Bestimmung von Proben aus 8,5 m bis 10 m Tiefe**: A. Nickel = 4,6%, B. Nickel = 4,3%. Der Gehalt an Kupfer wird nicht erwähnt, also wohl unter 1%. Mitgesandte Stufen reines Erz enthielten: Nickel 5,2%, Kupfer 1,6%. Vergleicht man die Bestimmungen I und II hinsichtlich des Gehalts an Nickel und Kupfer unter Berücksichtigung der Entnahmestellen der dabei benutzten Proben, so findet man die früher ausgesprochene Vermuthung bestätigt, daß mit der Tiefe der nickelhaltige Magnetkies zu-, der Kupferkies dagegen abnimmt, eine für den erfolgreichen Abbau nicht unwichtige Thatsache. Eine ausführliche Analyse von vorwiegend aus Magnetkies bestehendem Erz, in einem Privatlaboratorium in Chemnitz ausgeführt, ergab: „In den löslichen Theilen sind enthalten: Eisen 43,86%, Kupfer 1,21%, Nickel 13,62%, Zink (!) 0,25%, Schwefel 13,93%, Feuchtigkeit 0,50%, nicht bestimmte Bestandtheile 13,54%. Ueber stark **malachithaltiges** Material (Verwitterungszone des Diabases) berichtet eine im chemischen Laboratorium der Stahlwerke von E. Dörrenberg & Söhne in Ründeroth ausgeführte Analyse: Kieselsäure 15%, Kupferoxyd 44%, entsprechend 35,1% Reinmetall, Eisenoxyd 14%, Kalk 27%.

Die Ergebnisse sind folgende: 1) Die Erzlagerstätte in Sohland befindet sich in einem Hornblendediabas. 2) In der Verwitterungszone ist Kupfer vorherrschend, Umwandlung von ursprünglichem Kupferkies in Kupfercarbonate (Malachit und Kupferlasur) und Kupfersilikate (Kupfergrün). 3) Der Kupferkies und nickelhaltiger Magnetkies sind zunächst vergesellschaftet, mit zunehmender Tiefe tritt Kupfer-

*) Diese und die folgenden Bestimmungen sind vom königl. Blaufarbenwerk in Oberschlema ausgeführt. Anderwärts ausgeführte Untersuchungen werden besonders namhaft gemacht

kies zurück, bei 10 m Tiefe erscheint Magnetkies als reines Erz. 4) Das erzführende Gestein (Hornblendediabas) wird in der Tiefe mehr und mehr von den Erzen verdrängt. Die bereits erwähnten Beziehungen der Erze zum Hornblendediabas, wie sie im frischen Gestein hervortreten, lassen eine Bildung des Erzes nach erfolgter Erstarrung des Diabasmagmas nicht gut möglich erscheinen. Die Stoffe, welche zur Ausscheidung der Erze führten, bez. die veranlassenden Vorgänge, haben entweder bereits im Magma gelegen, oder sind erfolgt während der allmäligen Verfestigung der Diabassubstanz.

Eine weitere Erörterung dieser schwierigen Fragen muß an dieser Stelle unterbleiben. Auch die Frage nach Mächtigkeit und Streichen des Diabasganges, mit dem das Erzlager in Sohland zweifellos verknüpft ist, kann zur Zeit noch nicht mit Sicherheit entschieden werden, obwohl gewichtige Gründe für ein westnordwestliches Streichen bereits vorhanden sind. Hierüber werden hoffentlich bald zu erwartende neue Aufschlüsse völlige Klarheit bringen.

Was uns Lausitzern von besonderem Interesse ist, das summirt sich in der Feststellung durch verschiedene völlig glaubwürdige Autoritäten, wonach die Erzlagerstätte in Sohland abbauwürdig ist für Gewinnung von Kupfer und Nickel. Wenn aber mit dem regelrechten Abbau der Erze zur Zeit noch gezögert wird, so hat das seinen Grund in den noch nicht völlig klargestellten bergrechtlichen Verhältnissen. Das sächsische Berggesetz vom Jahre 1868 hat keine Giltigkeit für die Lausitz. Hier gelten noch die böhmischen Bergwerksverträge aon 1534 unter Ferdinand I. und 1575 nnter Maximilian, wonach das Mutungsrecht für Erze den Grundherrschaften zusteht. Diese Verträge sind zur Zeit noch nicht aufgehoben.

Es ist begreiflich, wenn der Erzfund von Sohland geeignet ist, Aufsehen zu erregen, und da und dort gewisse Hoffnungen wecken wird, die nach Lage der Sache sich kaum erfüllen dürften. Nach den vorliegenden Erfahrungen hat das Erzlager in Sohland eine ganz beschränkte räumliche Ausdehnung und dürfte darin dem Erzlager im Schweidrichwalde südlich von Schluckenau i/B. gleichen, bei welchem wiederholte Abbauversuche, noch in der neuesten Zeit, ohne nennenswerthen Erfolg geblieben sind. „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer!“ Und trotz des Sohlander Fundes ändert sich nichts an der Thatsache, daß das Lausitzer Granitgebirge außerordentlich arm ist an Erzen. Der Bergbau in der Lausitz wird kaum jemals zam volkswirthschaftlichen Factor sich erheben.

Bautzen. Dr. O. Beyer.

Bücherbesprechungen.

— Lic. theol. Ludwig Ihmels, Die Selbständigkeit der Dogmatik gegenüber der Religionsphilosaphie. Erlangen und Leipzig, Deichert, 1901. 34 S. 1 ℳ. — Die moderne Religionsphilosophie fußt auf der psychologischen Analyse, verzichtet auf den Begriff der Offenbarung und nennt die Religion ein Urphänomen des menschlichen Geistes, dessen Dasein anerkannt werden muß, ohne daß man über seinen Ursprung wissenschaftlich entscheiden kann. Die Dogmatik würde sich selbst aufgeben, wenn sie von dieser Instanz sich abhängig machen und die ihr eigenthümliche Selbständigkeit aufgeben wollte. Dem gegenüber behauptet der maßvolle Frankaner, daß es eine selbständige religiöse Gewißheit im Christenthum giebt, welche auf einem inneren Erlebniß beruht. Auf dieser Gewißheit ruht die Dogmatik. Um sa weniger aber darf sie sich gegen Grenzgebiete verschließen, welche diese Gewißheit beleuchten: an Stelle der veralteten einleitenden Auseinandersetzungen mit den Grundbegriffen und Erscheinungsformen der Religion im Allgemeinen, den sogenannten Prolegomenen, wie sie noch in älteren Dogmatiken ein schlummerndes Dasein führen, hat eine durchgreifende Bezugnahme auf die Ergebnisse der vergleichenden Religionsgeschichte zu treten. Wir stimmen den Richtlinien dieses durchsichtigen Programms vollkommen bei; nur steht noch aus, ob die gegenwärtig emporblühende vergleichende Religionsgeschichte nicht den Versuch machen wird, ihrerseits von der Theologie sich zu trennen, indem sie den Anspruch des Christenthums, die einzigartige, vollkommene Religion zu sein, zurückweist. Es sind genug Anzeichen vorhanden, daß dieser Versuch allen Ernstes unternommen wird: dann würde der Dogmatik die neue, wahrhaft große Aufgabe erwachsen, das Christenthum als die Religion aller Religionen zur wissenschaftlichen Darstellung zu bringen. Es ist uns nicht bange darum, daß diese Aufgabe erfüllbar und das Ziel absoluter Sicherstellung erreichbar ist. J. J.

— Von dem Commentar zam Invalidenversicherungsgesetze vom 13. Juli 1899 des kaiserl. Regierungsraths und ständigen Mitglieds des Reichsversicherungsamts Dr. Konrat Weymann — Verlag von Franz Vahlen in Berlin — liegt nun auch die dritte und Schlußlieferung vor. Sie beendet das umfängliche Werk mit den zum Gesetze bezw. in seiner früheren Fassung erlassenen Nebenbestimmungen, insbesondere der Anleitung des Reichsversicherungsamts über den Kreis der Versicherten, der Schiedsgerichtsordnung, der Verordnung über das Verfahren vor dem Reichsversicherungsamte 2c., endlich mit einem ausführlichen Sachregister. Hat der Weymann'sche Commentar auch bereits angesehene Vorgänger, so darf er doch mit Recht zu den besten seiner Art gezählt werden und es wird ihm sicher nicht an verdienter Anerkennung in weitesten Kreisen fehlen. ∞

— Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. München und Prag, Verlag von G. D. W. Callwey. Bezugspreis jährlich 10 ℳ, für Oesterreich 12 Kronen, für das einzelne Heft 1 ℳ beziehentlich 1 Kr. 20 H. — Vor uns liegen die ersten 3 Hefte dieses verdienstlichen Unternehmens, welches zweifellos den alldeutschen Bestrebungen insofern beigesellt werden kann, als es dazu bestimmt ist, das Deutschthum in Böhmen in Volksart, Kunst und Literatur zu fördern und zu erhalten. Wir halten die alldeutschen Bestrebungen gerade in Oesterreich für nicht ganz unbedenklich, müssen jedoch anerkennen, daß wenn — was Gott verhüte — einmal die Zeit kommen sollte, wo Oesterreich auseinanderfällt, es für uns von äußerster Wichtigkeit sein wird, daß in Böhmen noch ein starkes und deutschgesinntes Volksthum vorhanden ist. Den Inhalt der Hefte bilden theils Schilderungen aus dem böhmischen Volksleben (dazu gehört auch das Titelbild im 1. Hefte, welches etwas mangelhaft in der Perspective erscheint, wie dies bei älteren Bildern bekanntlich vielfach der Fall ist), theils Geschichtliches, Volkswirthschaftliches u. s. f., auch einzelne Gedichte; ferner eine Rundschau, welche die Maseen, Theater und Musik, den Büchertisch u. s. w. bespricht. Im 2. Hefte finden wir einen kunstgewerblichen Aufsatz über das nordböhmische Gewerbemuseum in Reichenberg mit einer Anzahl werthvoller kunsthistorischer Abbildungen aus verschiedenen Jahrhunderten. Schon diese kurzen Angaben beweisen die Vielseitigkeit und zugleich das ernste wissenschaftliche Streben dieses literaeischen Unternehmens, aaf welches man mit Fug und Recht das Goethe'sche Wort anwenden kann: Wer Vieles beingt, wird Manchem (ja man könnte im vorliegenden Falle wohl sogen: Vielen) etwas bringen.

—tg—

— Leiden. Blätter aus einem Lebensbuche von Bernhardine Schulze-Smidt. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1901. — Die Mode der Tagebuch-Romane liegt ebenso wie die der Brief-Romane hinter uns. Indessen wenn es Jemand einmal fertig bringt, den rechten neuen Wein in solch einen alten fast verbrauchten Schlauch zu gießen, so wird doch auch heute noch eine tiefe Wirkung erzielt. Dieses Expeeiment gelingt der beliebten Erzählerin in der vorliegenden Novelle prächtig. Wie ein Mädchen, im tiefsten Inneren verletzt durch eine getäuschte Herzenshoffnung, sich in die Einsamkeit vergraben will, zu diesem Zwecke eine Reise nach der Geburtsstadt ihrer Mutter, Leiden, macht, und wie dort die erstarrte und vertrotzte Seele nach und nach wieder erwarmt und sich einer neuen Liebe öffnet unter dem Einflusse treuer und wohlmeinender Menschen — das ist in kurzen Worten der Inhalt der Geschichte. Aber wie wird diese schlichte Handlung vertieft und geadelt durch die Kunst der Aufmachung! Der landschaftliche und architektonische Reiz Hollands und seiner alten Städte, die Bewunderung der niederländischen Museen mit den unsterblichen Werken der großen Maler, Allen voran Rembrandt's, bildet nicht nur einen sehr gewählten Hintergrund, sondern das ist Alles in glücklichster Weise verknüpft mit dem Innenleben und dem Schicksal der Heldin und hilft mit zu ihrer Genesung von der durch das trotzige Aufbäumen noch verschlimmerten Seelenkrankheit zu neuer Lebensfreudigkeit. Und das wird hauptsächlich erreicht durch die Einkleidung der ganzen Erzählung in die Gestalt tagebuchartiger

Aufzeichnungen. Man lasse sich also ja nicht von dem mißverständlichen wehleidigen Titel abschrecken; die Stadt Leiden ist gemeint, nicht das Leiden der Erzählerin. Es ist eine zarte kleine Novelle; auch die hübsche Ausstattung und die niedlichen Bildchen — holländische Ansichten — gehören mit zu dem Gesammteindrucke. Ein wenig gewundert hat mich die für mein Empfinden gewaltsam herbeigezogene Huldigung an den Dichter Julius Bierbaum (S. 100), indessen störend ist das auch nicht. R. B.

— **Monatsschrift für höhere Schulen.** Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Schulmänner, Universitätslehrer und Verwaltungsbeamten von Dr. R. **Koepke**, Geh. Ober-Regierungsrath, und Dr. A. **Matthias**, Geh. Regierungsrath, vortragenden Räthen im königl. preußischen Cultusministerium. I. Jahrgang, 1. Heft. Januar. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1902. Erscheint in jährlich 12 Heften, Preis des Jahrganges 15 ℳ. — Diese neue Monatsschrift erscheint auf Anregung des königl. preußischen Cultusministeriums. Die beiden Herausgeber gehören der obersten preußischen Schulbehörde an. Sie ist also vorzugsweise dazu bestimmt, die preußische ministerielle Schulpolitik zu vertreten. Sie läßt darüber auch keinen Zweifel. „Die Monatsschrift will die Weiterführung der Schulreform unterstützen und an ihrem Theile dazu beitragen, daß die Ausführungen des Allerhöchsten Erlasses vom 26. November 1900, der die Gleichwerthigkeit der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen ausspricht, im Leben der höheren Schule volle Geltung gewinnen. Sie will die Gegensätze zwischen der sogenannten humanistischen und der realistischen Richtung mildern und einem versöhnenden Ausgleiche entgegenführen.“ Die naheliegende Befürchtung, die Herausgeber würden nur solchen Aufsätzen Raum geben, die sich in engen und strengen amtlichen Bahnen bewegten, wird in dem einleitenden Aufsatze zurückgewiesen. Es sollen vielmehr Schulmänner aus allen Kreisen und aus allen Richtungen zu Worte kommen. Ausgezeichneter Mitarbeiter erfreut sich das neue Blatt. Das ist schon aus dem Probehefte zu ersehen. An den vortrefflichen Aufsatz von Dr. A. Matthias „Zur Einführung“ schließen sich folgende selbständige Abhandlungen: Die Gleichwerthigkeit der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen auf dem Gebiete der ethisch bedeutsamen Lehrfächer von Professor Dr. P. Geyer in Dortmund. Die Geschichte des ersten preußischen Schulgesetzentwurfes von Oberlehrer Dr. A. Heubaum in Berlin. Die Erziehung zum Urtheil von Geh. Regierungsrath Professor Dr. W. Münch in Berlin. Zur römischen Kaisergeschichte von Oberlehrer Dr. J. Kreutzer in Köln. Zur Behandlung der römischen Kaisergeschichte auf der Schule von Professor D. Dr. A. Harnack in Berlin. Die Frage der Gymnasial- und Realschulbildung in Frankreich von Oberlehrer Dr. J. Caro in Frankfurt a. M. Eine Reihe eingehender Bücherbesprechungen bilden den zweiten Theil, einige praktisch pädagogische Anregungen unter der Ueberschrift „Vermischtes“ den dritten Theil. — Sachsen hat sich bisher in Sachen der Schulreform den Neuerungen Preußens gegenüber etwas zurückhaltend gezeigt. Wir hoffen, das soll so bleiben. Die neue Monatsschrift wird indessen auch in Sachsen bei allen Lehrern der höheren Schulen die gebührende Beachtung finden. Wenn die Monatsschrift für höhere Schulen hält, was das erste Heft verspricht, wird sie zweifelsohne für die Mittelschulen ganz Deutschlands eine hohe Bedeutung gewinnen. R. B.

— **Jahrbuch der Schule Gabelsberger's auf das Jahr 1902.** 45. Jahrgang. Herausgegeben vom königlichen Stenographischen Institut zu Dresden. Wolfenbüttel, Verlag der Heckner'schen Druckerei. 1902. — Unter den zahlreichen Publicationen genannter Staatsanstalt nimmt die alljährlich über den Stand der Gabelsberger'schen Schule veröffentlichte Statistik unstreitig den ersten Platz ein. Diese auf sorgfältigster Sammlung, Sichtung und übersichtlichen Gruppirung des Materials beruhende Arbeit, an welcher sich durch Ausfüllung tausender ausgesandeter Fragebogen sämmtliche Stenographenvereine, größere stenographische Körperschaften und Verbände Gabelsberger'schen Systems betheiligen, giebt ein getreues Spiegelbild der letztjährigen stenographischen Bewegung. Die in diesem als willkommene Weihnachtsgabe rechtzeitig in die Hände kunstbegeisterter Jünger der Kunst gelangten Werke bekannt gegebenen Ziffern sind aufs gewissenhafteste geprüft und dürfen vollen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben. Das festgestellte Ergebniß ist wiederum ein hocherfreuliches. Es legt aufs Neue unwiderlegliches rühmliches Zeugniß außer von der Vortrefflichkeit des Systems selbst auch von der außerordentlichen Rührigkeit und von dem unermüdlichen Eifer der einzelnen Glieder der Schule in der Propaganda ab. Die Hauptzusammenstellung weist einen letztjährigen Jahresbestand von 1655 Vereinen (davon 1499 im Deutschen Reiche, 134 in Oesterreich und 22 in der Schweiz) auf mit 62231 (nämlich 53120 im Deutschen Reiche, 8684 in Oesterreich und 427 in der Schweiz befindlichen) stenographiekundigen Mitgliedern. Gegen das Vorjahr bedeutet dies eine Zunahme von überhaupt 188 Vereinen mit 6286 Mitgliedern. Die Zahl der Lehranstalten, an denen stenographischer Unterricht nach Gabelsberger ertheilt wurde, ist um 312 auf 1536 gestiegen. Die hier allein in Berechnung gezogene Zahl der in Anfangscursen Unterrichteten stieg um 13485 auf 50890 an Lehranstalten, um 4241 auf 30396 in Vereins- und Privatcursen und um 17726 gegen das Vorjahr auf 81286 Theilnehmer überhaupt. Hiervon entfallen allein aufs Deutsche Reich 32273 Schüler in Lehranstalten (+ 6261 gegen das Vorjahr) und 24421 (+ 3289) in Vereins- und Privatcursen, insgesammt also 56694 (+ 9550) Unterrichtete. Nach Uebertragungen auf fremde Sprachen wurden unterrichtet 1728 italienisch, 3865 böhmisch, 3313 ungarisch, 6 schwedisch, 364 dänisch, 232 norwegisch, 357 bulgarisch, 422 kroatisch, 314 polnisch, 70 slovenisch, 12 niederländisch, 125 englisch, 15 französisch und 5 spanisch. Im Königreiche Sachsen befinden sich 273 (gegen das Vorjahr mehr 45) Vereine mit 11578 (+ 1314) stenographiekundigen Mitgliedern. In 245 (+ 38) Lehranstalten empfingen 9257 (+ 1118) Schüler, in Vereins- und Privatcursen 4916 (+ 717), im Ganzen 14173 (+ 1835) Theilnehmer Anfangsunterricht. In dem dem Kampfe mit der Concurrenz besonders ausgesetzten Königreiche Preußen vermehrten sich die Gabelsberger'schen Vereine um 88 auf 626 mit 14514 (+ 1465) Mitgliedern, die Lehranstalten mit stenographischem Unterricht nach Gabelsberger stiegen um 90 auf 259, unterwiesen wurden darin 5421 (+ 1614) Schüler und in Vereins- und Privatcursen 6987 (+ 169), überhaupt 12408 (+ 1783) Theilnehmer im Anfangsunterricht. Statistisches Material über den Unterricht in Gabelsberger's System lag vor aus dem Deutschen Reiche von 7 Hochschulen und 1 (aus Oesterreich 7) Technischen Hochschule, 198 Gymnasien, davon 75 in Bayern, 41 Realgymnasien (Gymnasien und Realgymnasien in Oesterreich 111, Schweiz 2), 160 Realschulen, davon 60 in Bayern (58 in Oesterreich), 76 Lehrerbildungsanstalten, davon 39 in Bayern (außerdem 6 in Oesterreich), 129 Handels- und Gewerbeschulen, davon 48 in Sachsen (außerdem 63 in Oesterreich), 137 Töchterschulen, davon 87 in Bayern (außerdem 83 in Oesterreich), 88 Fortbildungs- und Fachschulen, davon 28 in Sachsen, 122 Bürger- und Volksschulen, davon 38 in Sachsen (außerdem 87 in Oesterreich), 147 Militärbildungsanstalten, davon 38 in Preußen, 30 in Bayern, 33 in Sachsen. Die Zahl der Schülervereine beträgt 166 mit 3280 Mitgliedern, davon 83 mit 1799 Mitgliedern in Preußen, die Damenvereine beziffern sich mit 137 und haben 3740 Mitglieder, 3546 Damen gehören anderen Vereinen an. In Vereins- und Privatcursen wurden 5671 Damen und Mädchen unterrichtet, an 198 Lehranstalten 6171, zusammen 11842 weibliche Theilnehmer. Die Zahl der Militärvereine belief sich auf 50 mit 3254 Mitgliedern, 697 Militärpersonen entfallen auf andere Vereine. An 147 Militärbildungsanstalten wurden 2180 unterrichtet, in Vereins- und Privatcursen 1316, zusammen 3496 Militärpersonen. Nach Uebertragungen auf fremde Sprachen wurde an 301 Lehranstalten stenographischer Unterricht ertheilt, das deutsche System an 4 Lehranstalten im Auslande eingeführt. — Auch die wissenschaftlich-literarische Thätigkeit war belangreich. Ausweislich der Literaturübersicht (Bearbeiter Dr. Fuchs) erschienen 62 Gabelsberger'sche Lehrmittel und Lehrstoff, 62 Zeitungen, 60 Schriften unter „Verschiedenes“. — Ein weiteres Feld der praktischen Thätigkeit bietet sich dem bewährten Gabelsberger'schen System auch im Dienste parlamentarischer Versammlungen aller Art und für Privatzwecke. — Erfreulicher Art ist auch die dauernde Förderung der Stenographie nach Gabelsberger durch Behörden des Staates, der Gemeinden und durch Private. Eine größere Verwendbarkeit als Notiz- und Taschenbuch ist dem Jahrbuche noch durch Beigabe eines Kalendariums, des Posttarifs des Deutschen Reichs, der Münztabelle u. s. w. gewährleistet. Die für jeden Kunstjünger erwünschte Anschaffung des vortrefflich ausgestatteten Buches ist durch billigste Preisstellung erleichtert. △

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 20. Sonnabend, den 15. Februar, Abends. **1902.**

Goethe in Rom.

Es giebt schöne Momente in der deutschen Literatur. Als einen solchen möchten wir das Auftreten des jugendlichen Klopstock bezeichnen, der in eine durch den dreißigjährigen Krieg ärmlich gewordene, nüchterne, dürftige Zeit hineinfuhr, wie der Frühling in den Winter, mit seiner Ueberschwänglichkeit, wie Platen sagt, die Welt fortriß in erhobener Odendeflüglung und heute durchaus noch nicht todt ist. Als solcher Moment muthet uns auch das Erscheinen des jungen Goethe an, sein sonnenhaftes Aufsteigen und vor Allem seine Reise nach Italien und Rom, in der er Läuterung suchte und fand. Durch ein Denkmal soll jetzt dargethan werden, was Goethe der ewigen Stadt verdankt und schuldete und mit ihm die deutsche Nation. Philister können an dem fluchtartigen Entweichen Wolfgangs aus Weimar, wo ihn doch Aemter und Pflichten fesselten, Anstoß nehmen und einen gewissen Mangel an Pflichtgefühl tadelnd feststellen, wir, die wir auf einer anderen Warte stehen, sehen nur, daß eine höhere Pflicht oblag, die ihn zwang, niedrigere Verpflichtungen außer Acht zu lassen, um so sein besseres Selbst, sozusagen seine Seele zu retten, um ein Dichter zu bleiben, der bei den vielfachen Zerstreuungen in der Hauptstadt Karl Augusts und seiner Enge vielleicht unterdrückt worden wäre. Daß er ein Dichter blieb und sich als solcher reinigte, darüber können wir uns nur freuen. Erst der Aufenthalt in Italien und Rom und Neapel und Sicilien befähigte Goethe wieder nach Deutschland und dem nebligen Norden zurückzukehren und nunmehr die Einförmigkeit und Farblosigkeit desselben zu tragen, so daß er schließlich anders über Italien dachte, skeptischer, weniger enthusiastisch.

Diese Flucht Goethes nach Rom, die man in Parallele stellen kann mit Huttens Flucht aus dem Kloster und Schillers Flucht aus Stuttgart nach Mannheim, hat, wie gesagt, ihren Zweck auch vollständig erreicht, denn Goethe schrieb an den Herzog später die bedeutungsvollen Worte: „Die Hauptabsicht meiner Reise war, mich von den physisch-moralischen Uebeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten; sodann den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. Das erste ist hier ziemlich, das letzte ganz geglückt.“ Und in Distichen ausgedrückt lautet dies Geständniß so:

„O, wie fühl ich in Rom mich so froh! Gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein gräulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phoebus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.“

Diese Verse sind den römischen Elegien entnommen, die erst viel später, in Weimar, entstanden und das Verhältniß zu Christiane Vulpius zum Gegenstand haben, aber in der Erinnerung an die selige Zeit all jene heitere Lebensfreude, die durch keine Prüderie gestört wird, antiken Lebensgenuß mit einem Reiz wiedergeben, der Jeden gefangen nehmen muß. Was fand Goethe in Rom? Am Besten giebt hierüber folgendes Geständniß Auskunft, das in Kürze all das zusammenfaßt, was der denkende und fühlende Rompilger stets empfinden muß. „Wenn man so eine Existenz ansieht, heißt es da, die zweitausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannigfach und von Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Rathschlüsse des Schicksals. Und dieses Ungeheure wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin- und hereilen, um zu den höchsten Gegenständen zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufsuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und steht, zeigt sich ein landschaftliches Bild aller Art und Weise, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildniß, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbogen und Säulen, oft Alles zusammen so nahe, daß es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tausend Griffeln schreiben; was soll hier eine Feder! . . . Wahrlich, es giebt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hie und da etwas Scheltenswerthes und Abgeschmacktes; doch auch ein Solches hat Theil an der gemeinen Großheit genommen.“

Das Beste jedoch, was Goethe fand, besser als die Ruinen und Säulen und Paläste, war er selbst und seine Dichtkunst. Sieht man an, was er vorher geleistet hatte, und das nachher Entstandene und Umgeschaffene, so begreift man erst den Ernst, ja das Tragische seines Entschlusses, nach dem Süden zu gehen, da es sich hier um nichts weniger als seine Individualität handele, die erstickt worden wäre, wäre er im Norden geblieben. Schon die Entstehung der „Italienischen Reise“, ein Werk, das seinen Werth immer behalten wird, ist ein Ergebniß der Fahrt; sie gehört zu den besten Büchern der deutschen Literatur. Dann, was brachte Goethe von seinen Werken nach Italien mit, in welcher Form waren sie, was nahm er wieder fort! Was von Goethes Werken bis dahin vorlag, bildete ein Durcheinander von halbvollendeten Dichtungen und solchen in erster, noch nicht vollendeter Form. Den „Faust“ haben wir im Wesentlichen so, wie er im „Urfaust“ jetzt vor uns liegt, „Egmont“ war noch nicht fertig, „Iphigenie“ und „Torquato Tasso“ waren nur in Prosa vorhanden. Am Ufer des Gardasees war es, so gesteht der Dichter, wo ihm die Gestalt der Iphigenie wieder lebendig wurde, er ihre Sehnsucht nach der Heimath, dem Hellenenthum nachfühlen konnte, die sich in den Worten ausprägt:

„Und an dem Ufer steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend.“

Das Land der Griechen suchte auch Goethe, die Antike, die „wahre Kunst“. Wir besitzen ja die ursprüngliche Prosaform der „Iphigenie“ noch. Sie weicht im Text so übermäßig viel von der poetischen Form nicht ab. Nur der Rhythmus und sein Zauber ist hinzugetreten, wennschon er in der Prosa, die nach dem Vers strebt, schon wie verhüllt lag. Und doch wie unendlich weit mehr ist das! Goethe hatte sich seine Arbeit so einfach wie möglich gemacht. Er nahm sich für jeden Tag ein Pensum vor, das er aus der Prosa in den Jambus umzusetzen hatte, und erledigte das. Ein schlichtes, fast geschäftsmäßig nüchternes Verfahren, wird man sagen. Und doch wie groß war diese Arbeit, wie viel mehr ward aus der Vorlage! Es ist reizvoll, sich in die Einzelheiten der Umarbeitung zu versenken und es würde eine eigene dankenswerthe und dem Bearbeiter angenehme Beschäftigung bilden, beide Formen zu untersuchen und zu vergleichen, wenn es nicht schon geschehen ist. Doch müssen wir hier an dieser Stelle darauf verzichten. Dann nehme man den „Faust“ an, wie hat Goethe ihn erst herausgearbeitet, aus der ersten oft mangelhaften Fassung! Im Garten der Villa Borghese zu Rom, der vielleicht auch als Ort der Aufstellung der Büste in Betracht kommen könnte, entstand die Hexenküchenscene, in der Faust aus dem Zweifler und Denker sich zum Liebhaber verjüngt, ein nordischer Spuk in südlicher Umgebung! Wollte Goethe darin seine eigene Verjüngung und Umwandlung andeuten, war es das, was ihn gerade hier anzog auszuführen, wo er die helenenartige antike Schönheit enthüllt sah? Auf den Werdegang des „Faust“ ist schon oft hingedeutet

worden, man hat — auch an dieser Stelle ist es geschehen — den „Urfaust" mit dem späteren „Faust" verglichen und dargethan, was Goethe, indem er sich auf ein höheres, gleichmäßiges Niveau erhob, Einzelheiten opfernd, erst schuf, in der Schülerscene, der Scene in Auerbachs Keller, in der Schluß- und Kerkerscene, die mit ihrer packenden Versform, ihrem berühmten hinzugedichteten „Ist gerettet!" am Schluß nun erst wahrhaft vollendet ward. Und so ließe sich noch Vieles anführen.

Was hier in wenig Strichen gezeichnet worden ist, ist das Bild einer gänzlichen Umwandlung eines bedeutenden Menschenlebens, vom Unbefriedigten, Unvollkommenen, Halben, Hypochondrischen zur vollen Befriedigung aller Triebe, zum Vollkommenen, Ganzen, zu sonniger Heiterkeit in hellenischem Sinne, all das an einem Geist gezeigt, der wie wenige groß dastand. Die Pflanze war durch widrige Umstände in der Entwickelung gehemmt worden, aber sie rang sich zum Lichte empor und erlebte erst so eine vollsaftige Entfaltung. Was aus Goethe geworden wäre, wenn er nicht nach Italien gegangen wäre, können wir uns heute nicht ausmalen, und was es für Folgen für die ganze deutsche Literatur und Geistesart gehabt haben würde, schon aus dem Grunde, weil Goethe ohne Rom undenkbar ist, denn es liegt in der Natur solcher Erscheinungen, daß sie die Mittel und Wege finden, die sie fördern müssen. Unterdrücken läßt ein Genius sich nicht. Dieses Ringen eines seltenen Geistes ist für die Allgemeinheit ebenso fruchtbar gewesen, wie das anderer Männer von allgemeiner Bedeutung, auf die wir eingangs schon hingewiesen haben, Huttens und Schillers, mag dieses Emporringen auch manchmal, wie bei den beiden Genannten, abenteuerliche Formen annehmen, wie ja solche Flucht aus gegebenen Verhältnissen dem ebenen Gang des Alltagsmenschen, der gerne die gerade Linie geht, überhaupt widersprechen mag. Und etwas Vorbildliches hat solch Ringen für die ganze Menschheit, da sich im Kleinen und Großen dasselbe immer wiederholt, eine Art von Naturvorgang zu sein scheint. Erst aus diesem Ringen kommt etwas wirklich Bedeutendes und Fruchtbringendes hervor, wie ja das ganze Leben Entwickelung ist, wie kein anderes Leben besser beweist, wie eben das Goethes, der noch als Sechzigjähriger einen neuen Ton in der Lyrik (Divan) anschlug. Ohne Entwickelung ist kein Leben, ist der Tod, stelle er sich auch in der Form dar, die der Durchschnittsmensch bietet, mit seinem nicht von ihm, sondern von Anderen vorherbestimmten Lebensgange, der ohne jede Ausbildung und ohne jedes Wachsthum ist und daher langweilig anmuthet. Gefesselt aber werden wir von solcher umwälzenden Entwickelung, wie sie der Sprung Goethes aus dem Alltag in Weimar in die Kunst in Rom darstellt, und man denkt dabei unwillkürlich an C. F. Meyers Wort in „Huttens letzte Tage", als ein Umwälzender, Hutten, von einem anderen Umwälzenden, Luther, aus eigener Erfahrung sprechend sagt:

„Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächt'ger rührt er unsre Menschlichkeit."

Möchten solche Gedanken bei der Goethebüste in Rom, die nebenbei gesagt ganz sicher die besondere Freude Herman Grimms, des Freundes Roms und Donnerers gegen dessen Zerstörung, des Verkündigers Goethescher Weltanschauung, erregt haben würde, immer lebendig bleiben und dem Beschauer stets von Neuem kommen, so ist uns um die Zukunft des deutschen Geistes nicht bange. J. R.

Bücherbesprechungen.

— **Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung.** Herausgeber P. D. theol. Hölscher. Leipzig, Dörffling & Franke. Vierteljährlich 3 ℳ 25 ₰. — Ein Jahr ist nun vergangen, seit der neue Herausgeber sein gewichtiges Amt übernommen hat. In der That ist außer der Ankündigung seines Eintritts und der Verkündigung seines Wollens und Strebens das Jahr über Nichts hervorgetreten, was man als eine Veränderung gegenüber dem seitherigen Zustand des Blattes bezeichnen müßte. Das erklärt sich nicht nur daraus, daß der neue Leiter auch schon vorher seine Feder der Zeitung zur Verfügung gestellt hatte, sondern vor Allem auch daraus, daß nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge in einem solchen Falle der Nachfolger schlechterdings eines Sinnes und Geistes sein muß mit dem Vorgänger, und daß eine ganze Reihe von Geschäften, die nicht blos äußerlicher Natur sind, unter der neuen Regierung von den alten Beamten weitergeführt werden. Sollten wir nun auch nur in der Form der kürzesten Benennung alles Das hier anführen, was die Zeitung in diesem Jahrgange behandelt und besprochen hat, so müßten wir thun, was hier unmöglich ist, nämlich einen Ueberblick geben über Alles, was in und an unserer Kirche während dieses Zeitraums geschehen ist. Erwähnung und Beurtheilung hat ja irgendwie Alles gefunden, aber wir können nur an einiges Hauptsächliche erinnern. Wie sich's gebührte, wurde über den Verlauf der 10. Allgemeinen Lutherischen Conferenz in Lund ein ausführlicher Bericht mit theilweise wörtlicher Wiedergabe der betreffenden Vorträge und Reden erstattet, und die beiden Referate in deutscher Sprache von Büttner und Ihmels gelangten vollständig zum Abdruck. Entsprechende Berücksichtigung fand der 31. Congreß für Innere Mission in Eisenach mit seinen werthvollen Gaben, die er den Theilnehmern brachte. Besonderen Dank vieler Leser hat sich die Zeitung verdient durch den mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit des Urtheils erstatteten Bericht über die 16. Evangelische Allianzconferenz in Blankenburg; ein Theilnehmer erzählt in rein sachlicher Darstellung und mit vorsichtigster Aeußerung seiner Bedenken die wunderlichen Dinge, die er dort erlebt hat. Nach dem seit Jahren geübten Brauche sind eine ganze Anzahl von anderweitigen Vorträgen, die auf Conferenzen oder Versammlungen gehalten worden waren, in der Kirchenzeitung abgedruckt worden, um auch die Leser zu versorgen, die nicht in der angenehmen Lage sind, überall dahin mit zu reisen, wo etwas Lehrreiches und Bemerkenswerthes geboten wird. Als Beispiele führen wir an die trefflichen, auf gesunder Kritik beruhenden Aeußerungen von Volck über das gute Recht der alttestamentlichen Heilsgeschichte mit besonderer Beziehung auf die Schule, und die beiden sich ergänzenden Vorträge von Kunze über die Herrlichkeit Jesu Christi nach den drei ersten Evangelien und über den Christus des vierten Evangeliums. Da Professor Harnack wieder einmal dafür gesorgt hatte, daß sein Name in dem ganzen Jahrgang kirchlicher Blätter nicht verschwinden konnte (wir sind gespannt, welche alte Frage er nun demnächst auf seine Art hervorziehen wird), so blieb auch hier nichts Anderes übrig, als alles des Redens und Gegenredens Erwähnung zu thun. Das ist von der ersten Besprechung der Waltherschen Gegenschrift an in dieser Sache und ist in vielen anderen Sachen in der gewohnten Luthardtschen Weise geschehen. Wir können unter dem Gesammteindruck, den der fertige Jahrgang auf uns macht, nur mit Freuden bekennen, daß der Wunsch, den die Ausschüsse der Allgemeinen Lutherischen Conferenz in dem Blatte selbst mit ihrem Dank gegen Prof. Luthardt verbunden haben, es möchte das Werk zu Gottes Ehren glücklichen Fortgang nehmen, bereits angefangen hat, sich zu erfüllen. B. K.

— Einer Mutter, die für ein Handbüchlein mit kurzen, schlichten, herzlichen Bibelandachten zum Gebrauche unter ihren älteren Kindern dankbar wäre, sei das treffliche, mit warmer Liebe und feinem Sinne geschriebene Buch einer Dresdner adligen Dame herzlich empfohlen: **Unseren Kindern.** Fortlaufende Bibelerklärungen als Morgenandachten von **Ada v. Krusenstjerna**, gewidmet ihrem Vater, dem Fürsten Barclay de Tolly-Weymarn. (Cassel, Ernst Röttger 1901.) A. Neuberg.

— Von den gesammelten Vorträgen über Gesetzeskunde und Verwaltung, herausgegeben vom Vereine der Finanzbeamten in Dresden, liegt Heft 33: **Das Gerichtsverfassungsgesetz und das Gerichtswesen**, vor. Dasselbe enthält eine für den besonderen Zweck, den der Verein mit seinen Veröffentlichungen bezweckt, recht dankenswerthe Arbeit des Amtsrichters Dr. Roßbach in Meißen. Verlag von C. Weiskes Buchhandlung in Dresden. ∾

— **Commentar zum Personenstandsgesetz** in der vom 1. Januar 1900 an geltenden Fassung, sowie zu den auf die Eheschließung bezüglichen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs unter Berücksichtigung der Ausführungsbestimmungen sämmtlicher Bundesstaaten von Dr. **Carl Sartorius**, ord. Prof. der Rechte in Greifswald. München 1902. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. (548 S., Pr. 9 ℳ, gebdn. 10 ℳ) — Der Verfasser faßt die Bestimmungen des Personenstandsgesetzes und die des Bürgerlichen Gesetzbuches, soweit solche sich mit dem ersteren unmittelbar berühren, zusammen und bietet so in richtiger Weise eine Uebersicht über die in zwei Gesetze vertheilten Vorschriften, kommt auch dem Bedürfnisse der Praktiker durch kürzere oder ausführliche Angabe der Ausführungsbestimmungen der einzelnen Staaten — von einem vollständigen

Abdrucke ist abgesehen worden — entgegen. Daneben giebt der Verfasser eine gründliche Erläuterung der Bestimmungen; hierbei nimmt er nicht nur zu den Ausführungsvorschriften, sondern auch zu den ergangenen Entscheidungen und veröffentlichen Abhandlungen Stellung und prüft sie auf ihre Richtigkeit und ihre Vereinbarkeit mit den Reichsgesetzen. Bei der wissenschaftlichen Vertiefung verfolgt der Verfasser doch das Ziel, für den Praktiker und für den Standesbeamten zu schreiben. Für Sachsen ist zu bemerken, daß die sächsischen Entscheidungen, besonders die in der Fischer'schen Zeitschrift abgedruckten, richtig und ziemlich vollständig berücksichtigt sind; nur die neueren Entscheidungen über die sogenannten Familienstammbücher und deren Werth als Beweisurkunden konnten nicht gefunden werden. Der Ausführung, daß Erklärung der im BGB. §. 1706 Abs. 2 erwähnten Art nicht in das Protokoll über die Eheschließung aufzunehmen sind, ist beizustimmen; die Verweisung S. 361 unter 2 Abs. 4 muß auf S. 200 unter β Abs. 2, nicht Ziffer 2, gehen. Was der Verf. wegen des Einflusses des bayerischen Rechts über die Heirathsgenehmigung S. 296 sagt, ist richtig. Der Commentar verdient wegen seiner Zusammenfassung wie wegen seiner Ausführungen die Beachtung der Standesämter, Verwaltungsbehörden und Gerichte in vollem Maße. K—d.

— **Die Prüfungsordnung für Aerzte vom 28. Mai 1901.** Im amtlichen Auftrage und auf Grund amtlicher Materialien herausgegeben von M. Frhr. v. Welck, Regierungsrath im k. s. Cultusministerium, Professor an der Technischen Hochschule Dresden. Leipzig, Roßberg & Berger. Preis geb. 1 ℳ 50 ₰. — Je tiefgreifender die Aenderungen sind, welche die nach langjährigen Berathungen der deutschen Unterrichts- und Medicinalverwaltungen zu Stande gekommene neue „Prüfungsordnung für Aerzte" von 1901 in dem seitherigen Prüfungswesen des ärztlichen Standes herbeigeführt hat, um so willkommener muß den betheiligten Kreisen eine commentirte Ausgabe dieser Prüfungsordnung sein, bei welcher das umfangreiche Berathungsmaterial zur Auslegung der neuen Bestimmungen verwerthet worden ist. Eine solche Aufgabe zu lösen, war der Verfasser der vorliegenden Ausgabe geeignet wie wenige, da er nicht nur seit einigen Jahren die mit dem ärztlichen Prüfungswesen zusammenhängende Geschäfte des sächs. Cultusministeriums als geschäftsführender Landescentralbehörde bearbeitet, sondern auch an den mit Schlußredaction der Prüfungsordnung zusammenhängenden Arbeiten des genannten Ministeriums thätigen Antheil genommen hat. Durch fleißige und umsichtige Benutzung der ihm zur Verfügung gestandenen Materialien ist es ihm gelungen, ein für die Interessenten höchst werthvolles Hilfsbuch herzustellen, das sowohl den Prüfungsbehörden und Examinatoren wie den Candidaten treffliche Dienste leisten kann. ∴

— **Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie,** Jubiläumsausgabe: 8. Band. Hegel's Leben, Werke und Lehre. 8. (Schluß-) Lieferung. Heidelberg 1901. Winter's Universitätsbuchhandlung. — Das große, 1898 begonnene Werk über Hegel liegt vollendet vor. Mit gutem Register, vor Allem aber mit dem wohlgetroffenen Bilde Kuno Fischer's versehen, krönt die 8. Lieferung die mächtige Hegelmonographie und die Jubiläumsausgabe der „Geschichte der neueren Philosophie" überhaupt. So könnte und dürfte man jetzt ein Buch über den Heidelberger Philosophen und seine Werke schreiben, wie das schon über seine Kant-Monographie geschehen ist. Es liegt etwas Hoheitsvolles über dem Schaffen des Siebenundsiebzigjährigen! Mit einem Worte Hegel's schließt Kuno Fischer das neue Werk: „Nichts ist verloren, alle Principien sind erhalten, indem die letzte Philosophie die Totalität der Formen ist" (S. 1192). In übertragenem Sinne läßt sich dies auch auf Kuno Fischer's „Hegel" anwenden. Die encyklopädische Wirksamkeit des Berliner Philosophen erfordert, daß sein Biograph und Kritiker solcher Fülle gerecht zu werden vermag. Das kann nur Jemand, dem wie Kuno Fischer Fluth auf Fluthen schwellen vom Ocean unserer geistigen Cultur. Das zeigt sich noch einmal im hellsten Lichte in dieser letzten Lieferung, deren Inhalt die Darstellung der Hegel'schen Geschichte der Philosophie ist. Wie die „Philosophie der Geschichte der Philosophie" ein Zeugniß für die Eminenz der Hegel'schen Bedeutung war, „die nur der Stumpfsinn verkennen und verkleinern konnte" (S. 1009), so ist Fischer's Darstellung und Sichtung dieser schlecht überlieferten Schöpfung Hegel's ein unwiderlegliches Zeugniß seines Genies. Man kann in Einzelnheiten einer subjectiven Meinung des Erklärers widersprechen, wie einzelnen Constructionen Hegel's widersprochen werden mußte; man wird gegen den Schluß des Bandes hin etwas viel Schematismus erblicken dürfen, wo Fischer die Nachfolger und Gegner Hegel's in ihrer Bedingtheit vom Meister erscheinen läßt; es kann schließlich Leute geben, die es für unnöthig halten, wenn Kuno Fischer die eigene politische Meinung durchblicken läßt, wo er Hegel gegen R. Haym's Vorwurf vertheidigt, nach welchem der Beherrscher der Hörsäle ein Philosoph der Restauration gewesen ist. Man wird trotzdem Stunden der Weihe über dem herrlichen Werke verbringen, sein Erkennen erweitern, sein Urtheil verfeinern, so lange man sich in der Gefolgschaft Kuno Fischer's befindet; ja, man wird mit freudigem Staunen von dem greisen Verfasser des schönen Werkes bekennen dürfen: „Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle!" Dr. Grimm.

— **Wychgram,** Prof. Dr. J., Direktor des Kgl. Lehrerinnenseminars und der Kgl. Augustaschule zu Berlin, **Von der Leitung unserer Schulen.** Vortrag, gehalten auf der 17. Hauptversammlung des „Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen" zu Freiburg i. B. am 3. Oct. 1901. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1901. 24 SS. gr. 8. 40 ₰. — Der vorliegende stimmungsvolle Vortrag hat für uns besonderes Interesse, da er vielfach auf Leipziger Verhältnisse Rücksicht nimmt. Geheimrath Dr. Georgi wird citirt, Schulrath Dr. Nöldeke ehrend erwähnt, Leipzigs und Sachsens Mädchenschulwesen mehrfach gestreift. Des Verfassers hiesige Wirksamkeit ist mehr oder weniger die Grundlage seiner Ausführungen. Einfach und übersichtlich ist die Gliederung. Behandelt werden des Mädchenschuldirectors Beziehungen nach oben zu den Behörden, nach den Seiten zu dem Collegium und Elternhause, nach unten zu den Schülerinnen. Treffliche Winke giebt der Verfasser in den Abschnitten über Lehrvertheilung und Stellenbesetzung, über das Geltenlassen der Individualität, das Ablegen der Empfindlichkeit, die Psychologie der Sprechstunde, Schulfeiern u. A. m. Was er hier in fesselnder Form mit gutem Humor darbietet, zeigt von reicher Lebenserfahrung und feiner Beobachtung. Den Schluß machen Ausführungen über die Wichtigkeit und Fruchtbarkeit pädagogischer und literarischer Studien für die Persönlichkeit und Amtsführung des Mädchenschuldirectors. — Die Verlagshandlung hat dem Heftchen eine vornehme Ausstattung zu Theil werden lassen. ü.

— **Die Bataillonsschule.** Aus der Praxis. Formationszeichnungen im Text und auf 4 Anlagen. 1,60 ℳ. Berlin 1902. R. Eisenschmidt. — Für Neulinge in verantwortlichen Stellen ist es immer werthvoll, wenn ihnen neben den dienstlichen Vorschriften, Reglements u. s. w. auch die Erfahrungen praktisch geübter Männer zur Verfügung stehen. In dieser Absicht ist das vorliegende, von einem ungenannten Verfasser aus der Praxis heraus geschriebene Werk entstanden. Dasselbe soll den jüngeren oder angehenden Stabsofficieren der Infanterie als Anhalt für die Ausbildung des Bataillons im Exerciren und Gefecht dienen, ohne jedoch ein Schema für die Lösung von Gefechtsaufgaben sein zu wollen. Letztere, durch zahlreiche Skizzen erläutert, und die sonstigen im Werke enthaltenen Winke und Rathschläge für die schul- und kriegsmäßige Ausbildung des Bataillons sind recht beachtens- und empfehlenswerth. H. L.

— **Natur und Haus.** Illustrirte Zeitschrift für alle Naturfreunde. Herausgegeben von **Max Heßdörffer** in Berlin. Jahrgang X. Heft 1 und 2. — Die popularwissenschaftliche Zeitschrift, die allen naturwissenschaftlichen Liebhabereien dienen will, hat glücklich den zehnten Jahrgang erreicht und ist bisher streng im alten Fahrwasser geblieben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihrer Anregung vieles Gute entsprossen ist. Es ist eine Fülle von Beobachtungen, die zum Theil von originalem wissenschaftlichen Werthe sind, in den bisherigen Bänden niedergelegt. Die vorliegenden Hefte bringen wieder neue praktische Abänderungen von Aquarien und Terrarien, Einrichtungen zu Fontainenbetrieb und Durchlüftung, die Anlage eines geschmackvollen Wintergartens, Artikel über Haltung und Pflege von Giftschlangen, über neu eingeführte Fische und glückliche Zuchtversuche mit denselben unter sehr einfachen Bedingungen, über neu importirte Zierpflanzen und ihre Cultur. Dazu kommen eine Menge Schilderungen aus fernen Erdtheilen, über die Bären von Mexico, australische Krebse, Casuare u. dergl. m. Von besonderem Interesse sind die Berichte über die Thätigkeit der Deutschen Gesellschaft für volksthümliche Naturkunde in Berlin, über den Verein Triton für Aquarien- und Terrarienkunde in Berlin und seine Bestrebungen, neue interessante Thiere und

Pflanzen für wenig Geld allen Liebhabern in unserem Vaterlande zugänglich zu machen. Wenn auch einige Aufsätze nicht ganz frei sind von dilettantenhaften Ungenauigkeiten, so verschwinden diese doch in der Menge des Soliden, was geboten wird.

Srth.

— **Handbuch der Wirthschaftskunde Deutschlands.** Herausgegeben im Auftrage des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. Erster Band. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1901. — Der Verband hat ursprünglich sein Ziel viel weiter gesteckt, aber einsehen müssen, daß selbst innerhalb der enger gezogenen Grenzen eine gewaltige Aufgabe zu lösen war. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn dieses Bekenntniß das Vorwort verschwiegen hätte. Denn es fordert unwillkürlich auf, sich zu fragen, ob die Männer des leitenden Ausschusses denn keine Ahnung davon hatten, welchen Schwierigkeiten sie begegnen würden, Schwierigkeiten, die denen, welche von dem Plane des Verbandes seiner Zeit hörten, das Bedenken wachriefen, ob das Werk wirklich in absehbarer Zeit erstehen werde. Nun, es ist erstanden, und abgesehen von Einzelheiten, darf man schon im Allgemeinen zufrieden sein und ihm einen flotten Absatz wünschen um deshalb, damit es neue verbesserte Auflagen erleben möge. Aeußerlich möchten wir für solche Wiederholungen Einiges empfehlen. Z. B. die praktischere Nutzbarmachung der Karten während der Lectüre durch die Möglichkeit des vollständigen Herausziehens der Karten aus den Textseiten, ferner die Beigabe eines Sachregisters zu jedem einzelnen Bande, da die Aufeinanderfolge der einzelnen Bände, deren letzter wohl das Gesammtregister enthalten wird, keine allzuschnelle sein dürfte, dann auch noch ein recht sorgfältiges Correcturlesen, damit keine für ein Auskunftsbuch doch recht nachtheilige Fehler vorkommen können, wie der, daß Deutschland 640 658 qkm habe (S. 12), da nützt es wenig, wenn kurz vorher (S. 10) die Größe wenigstens annähernd mit 540 000 qkm angegeben ist (genau müßte es heißen: 540 657,69 qkm). Das Werk befaßt sich mit einer Abhandlung „über das Verhältniß der Wirthschaftskunde zur Geographie und zu den Wirthschaftswissenschaften“ und giebt dann eine allgemeine Beschreibung unseres Reiches, die mancherlei für den praktischen Gebrauch besondere Vorzüge hat. Eine consequentere Durchführung der statistischen Daten wäre wünschenswerth. Die Darlegungen des nächsten Aufsatzes über die geologischen Verhältnisse Deutschlands sind klar und allgemeinverständlich, vermeiden dabei alle Einzelheiten, die einem Nachschlagewerke nicht zukommen. Die Abhandlungen über die klimatischen Verhältnisse in ihrer Einwirkung auf die Lebens- und Erwerbsverhältnisse dürften nichts Wesentliches vermissen lassen und unseres heimischen Dr. Zürn's Beschreibung der Nutzpflanzen Deutschlands ist ein vorzüglicher Beitrag zur deutschen Waarenkunde. Die Capitel über die Nutzthiere, namentlich über die Fische, lassen hingegen Manches zu wünschen übrig. Wenn Raummangel in einer Fußnote als Begründung für die Unvollständigkeit angegeben wird (S. 234), so ist das bedauerlich, für ein Handbuch, das erschöpfende Auskunft geben soll, darf dieser bei Zeitungen wohl triftige Grund gar nicht in Betracht kommen. Entweder mußte ein Verzeichniß sämmtlicher Fische gegeben werden oder das Ganze in dem nächsten Band zur Behandlung kommen. Das Verweisen auf einen späteren Band hinsichtlich einiger Salzwasserfische ist unstatthaft, denn diese mußten ebenso zum naturgeschichtlichen Capitel schon herangezogen werden, wie die im vorliegenden Bande aufgezählten Fische im volkswirthschaftlichen Capitel über die Fischerei im zweiten Bande wiederkehren werden. Der Leser, der schnell sich orientiren will, wird stutzen, daß der Schellfisch, daß der Hering u. s. w. fehlt! Es wäre wohl besser gewesen, man hätte für diese Capitel ebenso die Fachmänner herangezogen, die im nächsten Bande die entsprechenden Abtheilungen behandeln werden. In der jetzigen Form ist der Abschnitt unvollständig und darum nur theilweise zweckentsprechend. Die Verfasser Secretär Stegemann und Referendar (?) Gerhard haben, das sei anerkannt, die besten Quellen, namentlich Brehm's Thierleben, benutzt, so daß man dem, was sie angeben, bis auf einzelne Kleinigkeiten, z. B. Gewichtsmöglichkeit bei den Fischen, unbedingt Vertrauen schenken kann. Eine ganz ausgezeichnete statistische Arbeit ist der Inhalt des zweiten Theiles des ersten Bandes „Die Bevölkerung des Deutschen Reiches nach örtlicher Vertheilung, socialem Aufbau und allgemeinen Erwerbsverhältnissen“. Diese Abhandlung ist eine willkommene theilweise Ergänzung des Rauchberg'schen Werkes, sie erspart einem das zeitraubende Studium der voluminösen Reichsstatistik. Die Verlagshandlung hat dem Werke eine würdige Ausstattung zutheil werden lassen.

Siegfried Moltke.

— **Der Türmer.** Monatsschrift für Gemüth und Geist. Herausgeber **Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.** Verlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart. Preis vierteljährlich (3 Hefte) 4 ℳ. October—December 1901. — Ein stark subjectiv gefärbtes, aber entschiedenes und es mit der Durchdringung aller Daseinsbethätigung mit christlichem Ideengehalte ernstnehmendes Christenthum ist das charakteristische Kennzeichen des Türmers, das ihm in der Fluth unserer Zeitschriften seine eigene persönliche Note giebt. Der überall in dieser Zeitschrift hervortretende Subjectivismus ist die Stärke und zugleich die Schwäche des Türmers. Er verhindert ihn an einer weiteren in die Breite wirkenden Beeinflussung unseres ganzen Culturlebens in der vom Türmer angestrebten Richtung, sein Subjectivismus verleiht ihm aber zugleich in einer zwar verhältnißmäßig kleinen aber wachsenden und, trotz mancher Abweichungen in Einzelheiten, im Princip treu zur Fahne des Türmers haltenden Gemeinde starke Wirkung und fast unbedingte Autorität. Es bleibt nicht ausgeschlossen, daß sich von dieser kleinen aber festen Gemeinde aus einmal auch die Wirkung des Türmers auf die Culturgesammtheit breiter zu gestalten vermag. Wir würden eine solche, wenn auch stark abgemäßigte Einwirkung des Türmers sicherlich mit Freuden begrüßen, denn der Ernst der Ueberzeugung und die Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Absichten hat uns an dieser Zeitschrift immer gefreut, wenn wir ihren Gedankengängen auch nicht überall hin zu folgen vermögen. Besonders in seiner Beurtheilung der politischen Zeitereignisse scheint der Türmer uns zu oft jenes nun einmal in politicis nothwendigen realen Sinnes zu entbehren, den wir vom Politiker, und sei er auch nur politischer Publicist, verlangen müssen. Dieser Mangel realen Sinnes läßt ihn z. B. in der seiner Zeit geplanten Boycottirung der englischen Handelsschiffe in den europäischen Festlandhäfen „ein beschämend überwältigendes social- und culturhistorisches Phänomen von unabsehbarer Tragweite“ erblicken, das in ihm die Vorstellung erweckt, als wäre uns in finsterer Nacht ein einsamer Stern aufgegangen, um uns den rechten Weg zu weisen und uns den Glauben an eine höhere Bestimmung der Menschen zurückzugeben. Wir beurtheilen den zum Glück mißlungenen Plan nüchterner, aber, wie wir glauben, auch richtiger, sehen vielmehr in ihm im besten Falle eine Utopie, wenn wir uns dafür auch vom Türmer zu den klugen Leuten — in Anführungsstrichen — müssen rechnen lassen, und sehen in ihm einen ersten Versuch, dem Gange der Politik das Machtwort der internationalen socialistischen Masse aufzuzwingen, ein Versuch, der freilich, weil von Heißspornen diesmal zu früh unternommen, noch von den officiellen Führern dieser Massen desavouirt wurde. Dagegen geben wir dem Türmer darin vollständig recht, daß die Folgen der südafrikanischen Greuel und Vergewaltigungen unfehlbar unheilvolle für die politische und Volksmoral unserer Culturstaaten sein müssen. Diese Beeinflussung wird sich früher oder später sicher deutlich in die Erscheinung drängen. Andererseits hat doch aber auch die Bethätigung eines urgesunden, ungebrochenen Rechtsgefühls im deutschen Volke gerade gelegentlich dieses Krieges, abgesehen von manchen hierbei zu Tage gekommenen Uebertreibungen, etwas entschieden Erfreuliches, das uns für die Zukunft mit bester Hoffnung erfüllen darf. Man könnte in dieser Art noch gegen manche Darbietung des Türmers in den 3 Heften des letzten Vierteljahres Bedenken äußern, so z. B. zu dem auch in der Tagespresse mehrfach erörterten Brief eines ungenannten Socialdemokraten an den Herausgeber über Socialdemokratie und Christenthum, der uns, ohne gegen die persönliche Ehrlichkeit des socialdemokratischen Nikodemus Zweifel hegen zu wollen, doch in unserem Urtheil über die Christenthumsfeindlichkeit der Socialdemokratie als Ganzem nicht zu erschüttern vermocht hat. Doch wollen wir heute schließen mit der erneuten Versicherung, daß trotz Manchem, was unseren Widerspruch reizt, uns der Türmer stets eine anregende, Gemüth und Geist, wie der Türmer es ja will, fördernde und erfrischende Lectüre geboten hat.

W. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 21. Dienstag, den 18. Februar, Abends. **1902.**

Martin Luther in der neueren Lyrik.

Von Lic. theol. Dr. Kurt Warmuth.

Die deutsche Lyrik hat Luther's Heldengestalt reich mit Blüthen und Perlen geschmückt. Hans Sachs grüßt ihn als die „wittenbergische Nachtigall“, die den Sonnenaufgang über Deutschland verkündet. Ulrich v. Hutten, Luther's Kampfgenosse, redet ihn „liebster Bruder mein“ an und tröstet ihn, als in Mainz Luther's Bücher verbrannt werden. Besonders sind es die Kirchenliederdichter des ersten Geschlechts der Reformationszeit[1]), die helle, warme Töne Luther zu Ehren erklingen lassen.

Oefter begegnen wir in der neueren Lyrik[2]) unserem Reformator. J. G. Fischer preist in einem schwungvollen Hymnus „Luther, die Feuerseele“, den Herrn

„fühlt er so mächtig
Und faßt ihn so brünstig,
Daß er selbst zum Sturm ward,
Zu Feuer und Flamme,
Daß ihm die ganze
Brennende Seele
Vom Herrn erklungen
Doch uns von des Helden
Glaubenden Worten
Brennt auch die ganze
Glaubende Seele. —
Gieb, Himmel, so starker
Zeugen uns mehr!“

Frisch und warm ist Conrad Ferdinand Meyer's „Lutherlied“[3]), in dem er von Luther's Lehre sagt:

„Herr Luther, gut ist eure Lehr,
Ein frischer Quell, ein starker Speer:
Der Glaube, der den Zweifel bricht,
Der ew'gen Dinge Zuversicht,
Des Heuchelwahnes Nichtigkeit,
Ein blankes Schwert im offnen Streit,
In Nöthen Treue, Trutz im Bann,
Und jeder Zoll — ein deutscher Mann!“

Derselbe Dichter legt Hutten[4]) eine gute Charakteristik Luther's in den Mund:

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächt'ger rührt er unsre Menschlichkeit.

Der selber ich der Zelle früh entsprang,
Mir graut, wie lang der Luther drinnen rang.

Er trug in seiner Brust den Kampf verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.

Er brach in Todesnoth den Klosterbann —
Das Größte thut nur, wer nicht anders kann

Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch,
Und fest umklammert er sein Bibelbuch.

In seiner Seele kämpft, was wird und war,
Ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar.

Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet —
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht!

Tief und innig sind auch die Worte, die er Hutten über die deutsche Bibel sagen läßt:

Ein frommer Tag, da ich, gestreckt ins Gras,
Die „Schrift, verdeutscht durch Martin Luther“ las.

Ich las, und alte Mär aus Morgenland,
In Fleisch und Blut verwandelt, vor mir stand

Den Heiland hör' ich, der mich treulich lehrt,
Aus einem Fischerboot mir zugekehrt.

Und plaudert' hier am Brunn' im Schattenraum
Mit einem Weiblein er, mich wundert's kaum.

Vielleicht dort drüben wandelt am Gestad
Durch's hohe Korn er auf verdecktem Pfad . . .

Der Rittersmann, der Knecht im Bauernkleid
Vernimmt von ihm den Weg zur Seligkeit.

Auch seine Henker tragen deutsche Tracht,
Zu Köln wird er im Dornenkranz verlacht.

Und spottend geht an seinem Kreuz vorbei
Ein Chorherr aus der Mainzer Klerisei . . .

Leer steht das Holz. Ein Zettel flattert dran
Mit goth'scher Schrift. Es hebt die Predigt an.

Die Feuerzungen weh'n. Fest Pfingsten flammt,
Martinus tritt in das Apostelamt.

Der Sturm erbraust, und jede Sprache tönt —
Wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt!

Den Bergmannssohn, der in den Schacht fährt, das Gold hervorzubringen, feiert Karl Rudolf Hagenbach. Albrecht Thoma singt in der „Currende“ und Hagenbach in der „Pflegemutter zu Eisenach“ Frau Cotta's Lob. Letzterer sagt:

So wuchs heran der Martin Luther,
Erzogen in der Witwe Haus,
Und es erblüht der frommen Mutter
Ein ewig frischer Kranz daraus;
Denn wo von Luther wird gesungen,
Fängt man mit diesem Liede an,
Und dankbar rühmen alle Zungen,
Was an dem Kleinen sie gethan.

In Luther's innere Kämpfe vor seinem Eintritt ins Kloster läßt uns Robert Schmeil[5]) schauen in dem Gedicht „Am Scheidewege“. Den Blitzstrahl, der Luther ins Kloster trieb, besingt August Köhler in „Gottes Donnerstimme“. Luther's Seelenpein über seine Sünde, aus welcher ihn der Hinweis auf die Vergebung der Sünden befreit, beschreiben Georg Steinbeck („Im Augustinerkloster zu Erfurt“), Hagenbach („Die Anfechtung im Kloster zu Erfurt“) und Feddersen[6]) („In der Klosterwüste zu Erfurt“). Letzterer sagt:

Nicht der Büßerwerke Menge,
Nicht Kastein, Gebet und Wachen
Kann den Bann der Seele brechen,
Kann die Seele selig machen

Glaube nur an Gottes Liebe,
Der die Schuld vergiebt den Sündern,
Bannt der Seele Furcht und Schrecken,
Giebt das Himmelreich den Kindern

Also in des Mönches Seele
Tönt's wie himmlisches Erbarmen —
Selig und versöhnt im Frieden,
Ruht ein Kind in Gottes Armen.

---

[1]) Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, III.
[2]) C. Müller, Dr. Martin Luther, München 1893. Fr. Braun, Martin Luther, Stuttgart 1883.
[3]) Gedichte, S. 328. Leipzig, Haessel, 1887.
[4]) „Hutten's letzte Tage“, Leipzig, Haessel, 10. Aufl. 1896.
[5]) Lutherlieder, Jubiläumsgabe an Lutherfreunde. Leipzig 1883.
[6]) Lutherlieder, eine Jubiläumsgabe. Garding 1883.

„An den Quellen“ läßt Feddersen [1]) den Reformator gesaben:

„Du heilig theares Gotteswort,
Sollst bleiben meiner Seele Hort!
Ich will dich machen zu großem Ruhm,
Du seliges Evangelium!
Du tief vergraben im Schutt der Zeit,
Sollst leuchten über die Lande weit,
Sollst werden des deutschen Volkes Zier,
Ich will dich halten als mein Panier!“

Am 12. Mai 1507 wurde Luther zum Priester geweiht. Robert Schmeil hat diesen feierlichen Act geschildert. 1511 ging Luther im Auftrage seines Ordens nach Rom. Diese Reise schildern Josef Knapp („Romreise“), Albrecht Thoma („Luther's Romfahrt“) und Hagenbach („Romfahrt“). Albrecht Thoma und Hagenbach besingen die 95 Thesen. Letzterer sagt:

„Wohl 95 Funken sind es,
Die sprühen unterm Hammer auf
Und nehmen mit der Wucht des Windes
Durch Städt' und Länder ihren Lauf;
Und wo sie fallen, wo sie zünden,
Erglüht des rechten Tages Gluth,
Das Wort, das Wort laßt euch verkünden,
Das Wort, das alle Wunder thut.“

Adolf Schults feiert den „Hammerschlag“:

„Das war fürwahr ein Hammerpochen,
Wie's nie zuvor die Welt gehört!
Die Eulen all, die sich verkrochen,
Hat aus dem Schlaf es aufgestört.
Das war fürwahr ein Hammerschlagen,
Das widerhallt noch diesen Tag,
Und Keines Mund vermag zu sagen,
Wann endlich es verhallen mag.“

Luther vor dem päpstlichen Legaten Cajetan stellt uns Albrecht Thoma und Robert Schmeil vor Augen. Den milden, schmeichelnden Kammerherrn v. Miltitz zeichnet Robert Schmeil. Luther's Begegnung mit Frundsberg kurz vor seinem Eintritt in den Saal, wo der Reichstag versammelt ist, veranlaßte Hagenbach zu seinem schönen Gedicht: „Heldengruß“. Dasselbe Ereigniß feiert Christof Küstner. Luther's Nachtgebet zu Worms sucht Emil Kleist [2]) stimmungsvoll wiederzugeben.

„Luther in Worms“ führt uns Hermann Flaischlen vor Augen. Auf die Frage, ob er widerrufen wolle, antwortet Luther:

„Werd' ich nicht überwiesen mit Gründen hell und klar,
Thut ihr nicht aus der Bibel mir meinen Irrthum dar,
Kann ich nicht widerrufen, denn es ist nimmer gut,
So jemand irgend etwas widers Gewissen thut.
Hier stehe ich, ich kann nicht, ich kann nicht anders, nein,
Gott helf mir, Amen, Amen! — Gott gab sein Amen drein.“

Den Gotteshelden vorm Reichstag schildert auch Karl Storch:

„Da stehet nun das Mönchlein, allein und unbewehrt,
Ihn schützen keine Burgen, auch decket ihn kein Schwert,
Sein Panzer ist der Glaube, sein Schwert ist Gottes Wort,
Sein Helmzier ist die Wahrheit, und Gott der Herr sein Hort.“

Richard Lauxmann rühmt in seinem Gedicht „Ein schöner Lohn“ die liebenswürdige That des Herzogs Erich von Braunschweig, welcher am Abend des 18. April 1521 dem müden Mönch Martinus eine Silberkanne, „gefüllt mit braunem Biere“, in die Herberge zur Labung schickte. Ebenso hat Hagenbach die That besungen in „Herzogs Erich Gabe“.

In dem schwungvollen Gedicht „Luther auf der Wartburg“ sagt Richard Weitbrecht:

„Hei Wartburg, edle Veste, erbaut auf stolzem Berg,
Ja, keiner deiner Gäste gleicht diesem Junker Jörg
Was er dort hat getrieben beim stillen Lampenschein,
Dem deutschen Volk geschrieben ist's tief ins Herz hinein
Ja, was hier ward begonnen in stiller Einsamkeit,
Rauscht bald als Segensbronnen durch alle Lande weit,
Dran Starke sich und Schwache erlaben fort und fort:
Dort schuf er uns die Sprache, gab deutsch uns Gottes Wort.“

Die Wartburg bezeichnet Julius Sturm in einem Sonett als die Gralsburg, in der Luther als Parzival des Heiligthums gewaltet habe. Im „Wartburggruß“ nennt Anastasius Grün die Wartburg den Felsen, an dem die „Donnerwolke, das Lenzgewitter“, Luther, losgebrochen sei. Adolf Schults besingt Luther's Bibelübersetzung auf der Wartburg:

In seiner Wartburg Burggemache,
Da sitzt geborgen nun der Mann,
Daß weder Acht nach Römerrache
Ihm Leib und Leben rauben kann
Und was er schafft? In Lust und Sorgen
Schafft er ein großes Werk mit Macht:
Die Schrift zu deutschen, ist vom Morgen
Sein Fleiß bis tief zur Mitternacht
Wohl war's ein Mühsal sonder Gleichen,
Und sonder Gleichen war's ein Fleiß!
Doch wem, o sagt, in deutschen Reichen
Ward jemals auch ein solcher Preis?
Wer zählt sie all, die Hunderttausend,
Die lesen Luther's deutsches Wort?
Wer zählt die Klänge, froh und brausend,
Die's weckt' und weckte fort und fort?
Wer zählt sie all in stiller Kammer,
Die Herzen, arm und krank und matt,
Die Luther's Wort in tiefem Jammer
Getröstet und beseligt hat?

„Luther und den Teufel auf der Wartburg“ schildern Fr. Helbig und Zeise. Ein anderer Dichter läßt uns in einem gewaltig packenden Gedicht „Der Wurf mit dem Tintenfaß“ in Luther's heißen, inneren Kampf mit der Macht des Bösen schauen.

„Im engen Zimmer sitzt er in der Nacht,
Die Wange blaß, das Auge überwacht
Von vielem Bücherlesen, Sinnen, Denken
Und Grübeln, die das Hirn in Schlaf versenken,
Luther! Es liegt das Bibelbuch geschlagen
Vor seinen Blicken auf, und fernhin tragen
Ihn die Gedanken in die frühe Zeit,
Da er, ein Jüngling, sich dem Dienst geweiht
Der Mutter Gottes und dem Jesuskinde,
Daß er entsagungsvoll und doch gelinde
In ihrer Frohn sein Leben bringe hin
Sich selbst und mehr noch Andern zum Gewinn.“

Ihm ist, als sehe er im Geist Vater und Mutter, mit Schilden ehern gewappnet, das zu schützen, was er verfolgt. Er fragt sich:

„War's recht, was ich gethan — — —?
Ha! Was war das? Es steigt ein Nebel auf
Vor seinem müden Blick, ein ganzer Hauf
Von grauen Schemen, die sich vor ihm wiegen,
Tanzend wie Flimmer, die das Auge trügen.
Und eine Stimme tönt wie aus der Tiefe,
Als wenn sie in die Hölle ziehend riefe:
Im Irrthum bist du, Luther, hahaha!
So höhn' ich dich, der ich dir immer nah
Gewesen bin, ohn daß du mich geahnt,
Als du dir deinen eignen Weg gebahnt. .
Der Teufel bin ich, der von Gott gesandt,
Daß er dir deine Straferuthe wand.
's ist Alles Unrath, was du dir ersonnen,
Und auch dein Heil, es ist damit zerronnen,
Dein ew'ges Heil, dein zeitlich's ging verloren,
Und besser wär's, du wärst nie geboren!“

Wie ein Held erhebt sich Luther von seinem Sitz und ruft ihm erhobenen Hauptes zu:

„Hinweg, du bist der Teufel! Wahrheit nicht
Ist, was die feile Lügnerzunge spricht
's ist Trug, was da mir vormalst: — Ich geh recht!“

In seiner Erregung greift er zum Tintenfaß und schleudert es nach dem Dämon,

„wie man einen Speer
Zum Gegner zielt und ihn zu Sande streckt,
Daß er am Boden endet und verreckt.
Er stößt das Fenster auf Des Morgens Duft
Strömt voll herein in engen Zimmers Luft.
Und auch die Waldesvöglein sind erwacht
Und singen einzeln zage schon und sacht.
Und fern am Horizonte wird es hell
Und kündet an des Tages Nahen schnell
Der Wache sieht's. Und in den Sessel drückt
Er sich hinein Sitzt müde, doch erquickt
Dann steht er auf. Und in die Frühe schaut
Er froh hinein, die frisch am Himmel blaut,
Und sieht verklärt die Wälder, Berg und Hang,
Und rüstet sich zu neuem Lebensgang.“

In einem „Junker Georg“ betitelten Gedicht erzählt Alice Freiin v. Gaudy, wie Luther [3]), im Walde streifend, einst einen

[1]) Feddersen, F. A. 1483—1883. Lutherlieder. Garding 1883.
[2]) Lutherlieder, Leipzig, 1883.

[3]) Mein Sonnenschein, Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, 1888.

Mammuthknochen fand, der ihm dann als Fußschemel gedient haben soll.

„Und der hochgelahrte Doctor Martin Luther — Junker Jörge —
Schleppt in seine Wartburgklause jenen Schatz der wald'gen Berge.
Tage reihen sich zu Tagen und zu Monden werden Wochen:
Schreibend sitzt er — seine Füße aufgestemmt dem Mammuthknochen.
Seiner arglt heil'gen Bibel Gotteswort und Lebensfragen
Müht er sich, in deutscher Klarheit seinem deutschen Volk zu sagen.
Fast zu schwer dünkt ihm die Arbeit, und in der Entmuth'gung Trauer
Schleudert er das Tintfaß heftig eines Abends an die Mauer.
Dennoch bringt zum Licht der Falter! Dunkle Worte der Hebräer,
Tiefe Weisheit der Propheten hellen sich dem ernsten Seher,
Und des dumpfen Irrthums Drachen tretend unter seine Füße,
Schafft er, daß des Himmels Botschaft unentstellt die Seinen grüße!"

„Junker Jörge auf der Jagd" schildert uns Hagenbach. Einst fand Luther einen jungen Hasen, streichelte ihn und deckte ihn mit seinem Mantel zu. Während er im Walde sich erging, bissen Hunde den Hasen todt. Als Luther zurückkam, trug er Leid über seines Pfleglings Geschick.

Auf dem Wege von der Wartburg nach Wittenberg schrieb Luther am Aschermittwoch 1522 einen Brief an seinen Kurfürsten, in welchem er diesen zum Glauben an Gottes Macht und Güte ermahnte, in deren Schutz er sich geborgen wisse. Christof Küstner feiert diesen denkwürdigen Brief. Luther's Austritt aus dem Augustinerorden 1524 behandelt Fr. Schäfer. Luther's Predigt des Evangeliums entvölkerte die Klöster. Der Prior und Luther bildeten schließlich nur noch die Klostergemeinde. Den Prior entband der Tod, Luther das Wort des Herrn vom Mönchsgelübde. 1525 loderte die Fackel des Bauernkrieges. Die Pfaffen beschuldigten Luther, er habe die wilden Horden aufgejagt. Die Ritter riefen Luther um Hilfe an. Dieser schrieb die Bauernbriefe. Das Ereigniß stellt Adolf Schults dar.

Vom 1. bis zum 3. October 1529 unterredete sich Luther mit Zwingli zu Marburg. Luther hatte sich bekanntlich die Worte: „Das ist mein Leib! Das ist mein Blut!" auf den Tisch geschrieben. Zwingli nahm das Wort: „ist" im Sinne von „bedeutet". Luther entgegnete: „Der Text steht zu gewaltig da!"

„Wie gerne wär' ich euer Freund,
Doch wär' ich dann der Wahrheit Feind;
Ihr weicht von Gottes Wort, denn ihr
Habt einen andern Geist als wir!"
(Friedrich Weyermüller.)

Den „Reichstag zu Augsburg" 1530 feiert Gustav Pfizer in formschönen, farbenreichen Terzinen, worin er sagt:

„Er wohnte still in einer armen Zelle,
Deß starke Hand erschütterte den Wahn;
Durch Zweifel und durch Schmerz zur Tageshelle
Drang er hindurch auf dornenvoller Bahn.
Er hat getrunken an der reinsten Quelle,
Die heilend durch die kranken Glieder rann."

Auch des Verfassers des Augsburgischen Bekenntnisses, Melanchthon's, denkt der Dichter:

„Die Perlen, die der starke Muth errungen,
Hast, edler Künstler, du zum Kranz geschlungen!"

„Das Bekenntniß von Augsburg", das am 25. Juni 1530 durch Kanzler Beier vorgelesen wurde, feiert Gottlieb Weitbrecht:

„Zwei Stunden liest der Kanzler, und alle lauschten stumm,
Durch Mark und Bein geht ihnen das Evangelium.

Da zeuget Augsburgs Bischof: »Das ist nie offenbar,
Was hier der Luther lehret, ist christlich und ist wahr«

Der Bayernherzog flüstert, zu Dr Eck gewandt:
»Die haben in der Bibel, wie draußen unsern Stand.«

Und der Bekenner Auge — sieh, wie es strahlt so licht,
Wie Siegesfreude glänzet auf ihrem Angesicht!"

Gegen Ende des Gedichtes wird Kaiser Karl angeredet:

„O Kaiser, kluger Kaiser, du handelst wie ein Thor,
Dem lebensstarken Frühling schiebst du den Riegel vor.

Was helfen deine Riegel? Schon tönt mit süßem Schall
Durch alle deutschen Lande das Lied der Nachtigall.

Sinkst in der Klosterzelle du müd einst in den Tod,
Lebt fort die Augustana und glänzt im Morgenroth."

Die Wirkung der Vorlesung der Augustana auf Kaiser, Cardinäle, Fürsten und Bischöfe beschreibt Ludwig Bender.[10])

[10]) Bender, Ludwig, Das Lutherbuch, ein Liederkranz, dem deutschen Glaubenshelden gewunden. 3. Ausg. Wiesbaden 1854.

Als Geächteter durfte Luther auf dem Reichstage zu Augsburg nicht erscheinen. Er hielt sich während dieser Zeit auf der Veste Coburg auf, welche er sein „Patmos" nannte. In einem „Luther's Patmos" überschriebenen Gedicht zeigt Fr. Braun, wie Luther hier dem Flug der Dohlen und Krähen zuschaut und in ihnen das Bild des Reichstages sieht, wie er durch Briefe Schwache und Müde stärkt, Psalmen, Propheten und Aesop's Fabeln übersetzt, seine Käthe ermahnt, mit den Kindern zu beten, an Hänschen jenen köstlichen Brief schreibt und jeden Tag drei Stunden betend auf den Knien liegt.

„Wohlan, du evangelisch Christenvolk,
Manch harter Kampf, manch heiße Stunde droht,
Manch ernst Bekenntniß wird von dir gefordert.
Zur Coburg blicke, lerne beten dort,
Und dann laß kühnlich deine Fahnen fliegen —
Ein betend Volk kann zeugen, kämpfen, siegen!"

Urbanus v. Montferrat fragte Luther in Augsburg, wo er sicher sein wolle. Er antwortete: unterm Himmel! Dieses Wort hat Emil Kleist und besonders schön Ernst Fürste in ein Gedicht verwandelt. In den „Fragen des Herbergsvaters" schildert Robert Schmeil die lutherfreundliche Stimmung, welche sich nach dem Augsburger Reichstag des Volkes bemächtigte.

Wie Luther zur rechten Uebersetzung des Leviticus bei „Metz'ger Claus" Anatomie studirt, bringt Hagenbach treuherzig zum Ausdruck. Den strengen Waldhäuer, der mit Axt und Säge durch dick und dünn bringt, und den milden Gärtner, der pflanzt und begießt, charakterisirt Hagenbach in „Luther und Melanchthon". Die beiden Freunde,

„Die innig sich umfassen,
Als ob's nur einer sei",

besingt Adolf Schults als „Lamm und Löwe".

„Luther als Freiwerber" führt uns Fr. Schäfer vor Augen. Luther, der nie gedacht hatte, sich zu vermählen, erfährt von Amsdorf, daß Käthe eine Neigung zu ihm habe. Er hält um sie an. Luther's Hochzeitstag, den 13. Juni 1525, besingt Johannes Falk in „Frau Käthe".

„Die einst vermehrt der Nonnen Zahl,
Ist nun ein frommes Ehgemahl
In jenem ältesten der Orden,
Den Gott einst stiftete, geworden."

„Luther's Hochzeit" 1525 feiert Hagenbach; das Lied beginnt mit den schönen Worten:

„Wem Gott in seinem Leben
Ein fromm Gemahl bescheert,
Dem ward ein Schatz gegeben
Viel edler Perlen werth."

Bugenhagen traute das Paar. Den Moment, in dem Lucas Cranach Luther das Bild seiner Käthe überbringt, hat Richard Weitbrecht in seinem Gedicht: „Frau Käthes Bild" verklärt. Ferdinand Bäßler zeigt uns „Luther im Garten", wie er mit seinen Kindern Hänschen, Martin and Lenchen dem Nestbau der Vögel zusieht.

Ein neubackener Candidat der Theologie fragte einst Luther, warum er stets das Evangelium auf der Kanzel wörtlich vorlese; es sei doch nicht so schwer, es aus dem Kopfe frei zu sprechen. Luther belehrte ihn, Christus habe sich auch die Rollen des Gesetzes und der Propheten reichen lassen und daraus vorgelesen. Der Jünger sei nicht über den Meister. Einst predigte der junge Mann. Er wollte das Evangelium aus dem Kopfe hersagen, brachte aber keinen weiteren Satz zuwege als immer nur den einen: „Ich bin ein guter Hirte! Ich bin ein guter Hirte!" Luther, der zufällig in der Kirche war, rief ihm zu:

„Ihr seid fürwahr ein gutes Schaf,
Doch nicht ein Hirt, dem man vertraut
Die Heerde gern, drum steigt herab!"
(Hagenbach.)

Ein Hamburger Kaufmann und Rathsherr speiste einst mit seinem Sohne an Luther's Tafel. Nach der Schöpfenkeule wurde eine Gans aufgetragen. Luther unterhielt seine Gäste so geistvoll, daß diese darüber das Essen vergaßen. Das dauerte dem jungen Menschen zu lange, er zog unterdessen der Gans die Haut ab, welche ihm trefflich schmeckte. Luther bemerkte es, ohne etwas zu sagen. Er fragte den Vater, was aus seinem Jungen werden solle. Der Rathsherr erging sich in allerlei Zukunftsplänen. Luther unterbrach ihn treuherzig:

„Dacht' anders just in meinem Sinn;
Ich meinte, traun, er würd' ein Gerber!'

„Ein Gerbee! Pfui! Mein Sohn — ein Gerber?
Herr Doctar, nein! Wie kam euch dies zu Sinn?“

Der Luther drouf mit scharfem Blicke
Weist auf den nockten Braten hin:
„Da habt ihr das Gesellenstücke!
Wer hätte dies dem Knaben zugetraut?
So aus dem Grund gegerbt die Gänsehaut!“
Da lachten alle Gäste laut.

Verlegen darüber, schilt der Vater den Knaben; ja, es fehlte nicht viel, so würde er ihn tüchtig durchgeprügelt haben, wenn nicht Luther ein gutes Wort für ihn eingelegt hätte.

Der Junge blieb dem Doctor anvertraut
Und ist als gute deutsche Haut
Bei diesem Gerber wohlgerathen,
Doch dacht sein Lebenlang er an den Gänsebraten.
(Hagenbach)

1540 wurde Melanchthon auf einer Reise in Weimar todkrank. Luther rief ihn durch sein himmelstürmendes Gebet ins Leben zurück. Diesen Stoff haben Hagenbach und Robert Schmeil behandelt. Wie Luther durch die Gewalt seiner Fürbitte dem todkranken Mykonius, Pfarrer zu Gatha, 1543 das Leben zurückgab, stellt Johannes Falk[1]) in der „Fürbitte“ dar. Luther's Trostgebet im letzten Stündlein sucht A. Giesebrecht wiederzugeben.

Luther's Tod am 18. Februar 1546 haben besungen: Josef Knopp, Ernst Fürste und Hermann Flaischlen. Das Leichenbegängniß beschreibt Karl Eduard Fürer, die Bestattung Adolf Stöber. Kurfürst Georg van Sachsen trug nach Luther's Tode dessen Ring, ein Geschenk des Prinzen Johann Friedrich von Sachsen. Ihn küssend, starb er. Diese Thatsache besingt Adolf Bube. Wittenberg, Luther's Zelle mit dem Tisch, an dem er geschrieben, die Kirchenpforte, die Eiche var dem Elsterthor, den Markt mit dem Luther-Denkmal feiert Emil Kleist.

So haben deutsche Lyriker neuerer Zeit Martin Luther den Gewaltigen besungen. Auch in Zukunft werden noch Poeten erstehen, die des Einzigen Leben und Wirken zum Gegenstande ihrer Dichtungen machen werden. Möge es ihnen gelingen, Luther's Heldengestalt dem deutschen Volke immer besser ins Herz zu singen, daß jeder Einzelne mit Stolz und Freude erfüllt werde von dem Bewußtsein, ein evangelischer Christ zu sein!

[1]) Dr Martin Luther und die Reformation in Volksliedern von Johannes Falk. Weimar und Leipzig, 1830.

Bücherbesprechungen.

— Erziehung und Erzieher. Von Rudolf Lehmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1901. VIII und 344 S. — Der Verfasser des vorliegenden, von der Verlagshandlung trefflich ausgestatteten Bandes ist den Deutschlehrern höherer Schulen durch sein Buch über den deutschen Unterricht, das 1897 in 2. Auflage erschienen ist, wohl bekannt Was diesem den graßen Erfolg verschafft hat: die genaue Bekanntschaft mit den Bedürfnissen der Gegenwart, die gründliche Vertrautheit mit der geschichtlichen Entwickelung auf dem Gebiete der Methadik, das vielseitige Interesse für philosophische und namentlich psychologisch-pädagogische Fragen, die ruhige, ebenmäßige, sicher aufgebaute und klar durchgearbeitete Darstellung, das tritt auch in diesem neuesten Werke auf jeder Seite deutlich hervor. Es soll hier nicht von einem allgemeinen Begriffe der Menschenbildung gehandelt werden, sondern von der ganz bestimmten Art und Weise, wie wir in unserem Lande, zu unserer Zeit, in Deutschland um das Jahr 1900, das kommende Geschlecht zu bilden und an der Zukunft unseres Volkes varbereitend zu arbeiten suchen oder doch suchen sollten. Das Buch will nicht die pädagogische Theorie um ein neues System bereichern, es hat die Praxis im Auge und wünscht unmittelbar auf die Gestaltung der Erziehung und des Unterrichts einzuwirken. Deshalb wendet es sich auch nicht nur an die Gelehrten, die Pädagogen von Fach, sondern an Alle, die zu erziehen haben, und denen Erziehung mehr ist als Dressur auf ein Amt oder ein Geschäft, seien es Väter und Mütter, seien es Lehrer, seien es Die, die sich zu Erziehern ihres Volkes im allgemeinsten Sinne des Wortes berufen fühlen. Zwischen den beiden Erziehungsmächten, zwischen Schule und Haus, will es eine Verständigung über die beiden wichtigen Probleme der Charakterbildung und des Unterrichts anbahnen. Von den 10 Capiteln des Buches gelten 6 dem ersteren, 4 dem zweiten Gegenstande. Mit Interesse liest man gleich das erste Capitel über Vererbung und Erziehung. Zur Beantwortung der wichtigen Frage, ob man der Erziehung eine durchgreifende Wirkung gegenüber der Macht der natürlichen Anlagen und dem unbeugsamen Gesetze der Vererbung zugestehen dürfe, wird zunächst das vom Rationalismus beherrschte 18. Jahrhundert behandelt, dessen Grundanschauung Kant in den Worten aussprach: „Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts als was die Erziehung aus ihm macht.“ Hatte die Begrenzung der individuellen Anlagen kein Problem fur das Zeitalter der Aufklärung gebildet, so wurde im Anfange des 19. Jahrhunderts durch die Romantik ein völliger Umschwang herbeigeführt. Gegenüber dem ausschließlichen Vernunftcultus der Aufklärung trat die Betonung des Werthes des Gefühls und des Trieblebens, der Phantasie, der irrationalen Seiten des Seelenlebens; der mechanischen Betrachtungsart folgte die organische. Scharf sprach den Gegensatz gegen Kant und den Rationalismus Schopenhauer aus: „Der individuelle Charakter ist angeboren: Er ist kein Werk der Kunst oder der dem Zufall unterworfenen Umstände, sandern das Werk der Natur selbst. Er ist sogar in seinen Grundzügen erblich.“ Der Verfasser zeigt nun, wie der Lehrer die Eigenheit des Zöglings, seine Anlagen und seine Schranken kennen muß, wie aber diese Hindernisse die Kraft und Wirksamkeit der Erziehungskunst nicht zu einer blaßen Dressirarbeit herabsetzen können. Fesselnde Ausführungen finden sich weiter über Persönlichkeit, Aufgabe und Mittel des Erziehers. Hier giebt er Ueberblicke über die geschichtliche Entwickelung, den priesterlichen Erzieher, den gelehrten Pädagogen, den weltmännischen Lehrer, den modernen correcten Lehrbeamten. Hier verwerthet er seine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen. Von besonderer Wichtigkeit erscheint ihm die Bestimmung des Erziehungszieles. Als Leitstern stellt er eine Verbindung von Bismarck und Goethe hin, das heißt eine Vereinigung von geistiger Cultur und realistischer Lebensgestaltung, eine Cultur der That und des Gedankens, eine Vereinigung von Gemeinsinn und Individualismus. Sa hoch der Verfasser den Werth schätzt, den die humanistische Bildung lange Zeit für die deutsche Erziehung gehabt hat, so erklärt er doch, daß sie die Wirkung, die sie einst ausübte, heute nicht mehr hat. Ueberhaupt schätzt er den erziehlichen Werth der fremden Sprachen nicht hoch an. Seite 236 erklärt er, daß, wenn man unsere Jugendbildung als Ganzes betrachtet, den fremden Sprachen darin nicht mehr, wie früher, eine grundlegende, sondern nur eine ergänzende Bedeutung zukommt. Wir können auf die vielerörterte Frage hier nicht eingehen, bemerken nur noch, daß der Verfasser der philosophischen Durchbildung eine große Wichtigkeit beimißt. Das Schlußcapitel ist der Ausbildung des Oberlehrers gewidmet und enthält eine Reihe beherzigenswerther Winke, wenn z. B. ausgeführt wird: „Um Leben und Wärme, um Persönlichkeit und freie Einwirkung des Menschen auf den Menschen handelt es sich überall, wo von wahrhaft erzieherischer Thätigkeit die Rede sein soll.“ Die 25 Seiten Anmerkungen am Schlusse des Buches bieten auch dem mit den Stoffe Vertrauten manchen werthvollen Fingerzeig. u.

— Die Krisis im Kunstgewerde. Studien über die Wege und Ziele der madernen Richtung, herausg. v. Richard Graul unter Mitwirkung von L. Bénédite, M. Bing, M. Dreger, O. v. Falke, R. Kautzsch, P. Krohn, A. Kurzwelly, K. Masner, F. Minkus, H. Muthesius, E. Schwedeler-Meyer, F. Schumacher. Leipzig, Hirzel 1901. — Wenn sich eine solche Reihe bekannter Fachleute, Kunstgelehrte und ausübende Künstler vereinigen und jeder über das ihm am meisten am Herzen liegende Gebiet des modernen Kunstschaffens spricht, so hat man von vornherein die Gewähr der Aufklärung aus bester Quelle. Und in der That sind hier viele feine und eingehende Beobachtungen mit weitem Blick und Geschmack und großem Freimuth dargeboten. Die Aufsätze des ersten Theiles enthalten Betrachtungen über die Entstehung und Entwickelung der neuen Richtung in den verschiedenen Ländern und auch Scandinavien und Japan kommen zu ihrem Rechte. Im zweiten Theile werden die Hauptgebiete der Kunst im Gewerbe, das Porzellan, das Glas, die Goldschmiedekunst, die Textilgewerbe, die Kunst im Buchgewerbe in besonderen Artikeln behandelt. Schon diese kurze Inhaltsangabe zeigt, daß wir es hier mit einem wirklich werthvollen und actuellen Buche zu thun haben. —*

Druck van B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährlich bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 22. Donnerstag, den 20. Februar, Abends. **1902.**

Sven Hedin in Tibet.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Der schwedische Forschungsreisende Dr. Sven Hedin steht jetzt, nach dreijähriger Forschungsthätigkeit im tiefsten Innern Asiens, am Ende einer Expedition, die eine der bemerkenswerthesten Reisen der Neuzeit bildet. Man wird sich kaum einer Uebertreibung schuldig machen, wenn man behauptet, daß Hedin hinsichtlich der Fülle der Ergebnisse, die er bei seinen Reisen in Asien erzielte, unerreicht dasteht, und da sich seine Reisewege meistentheils auf unerforschte Gebiete erstreckten, ist es natürlich, daß Hedin mit einer Menge wichtiger Entdeckungen glänzen kann, z. B. brachte er die alte wissenschaftliche Streitfrage über den uralten See Lob-Nor zum Abschluß, und in der Gobiwüste in Ostturkestan fand er Ruinen einer im Sande begrabenen Stadt, die von einer längst entschwundenen Cultur zeugen. Welch' kolossales wissenschaftliches Material Dr. Hedin mit heimbringt, davon erhält man einen Begriff, wenn man hört, daß die Aufzeichnungen, die er auf der Reise machte, Tausende von Seiten füllen, und daß die Karten, die er von den besuchten Gebieten anfertigte, einen Riesenatlas füllen werden. Aber den Glanzpunkt seiner diesmaligen Expedition bildet doch der letzte Theil, die Reise durch Tibet. Zwar gelang es dem Forscher nicht, die Hauptstadt dieses Landes, das geheimnißvolle Lhassa, zu erreichen, aber trotzdem lieferte auch dieser Zug eine Ausbeute, die unsere Kenntniß über das wenig bekannte Land in hohem Grade bereichern wird.

Die Reise durch Tibet, im Sommer 1901 ausgeführt, war, wie dies bei einem so gebirgigen Hochplateau, wie es dieses Land bildet, nicht anders zu erwarten ist, außerordentlich beschwerlich. Schon gleich der Uebergang über den Arkatag, die Gebirgskette an der nördlichsten Grenze Tibets, bot ungeheuere Schwierigkeiten und brachte der Hedin'schen Karawane viele Verluste. Der Paß, der überstiegen werden mußte, lag in beträchtlicher Höhe, und obgleich der Uebergang gegen Ende Juni erfolgte, wurde die Expedition von einem fürchterlichen Schneesturm überfallen, der fünf Kameele dahin raffte und die übrigen Thiere arg mitnahm, trotzdem Hedin alle Kameele mit dicken Filzdecken versehen hatte. Im weiteren Verlauf der Reise zeigte sich, daß das tibetanische Hochland von unzähligen Gebirgsketten durchzogen wurde, die in der Richtung von Osten nach Westen lagen, während Hedin's Reiseweg von Norden nach Süden ging. Zwischen den Gebirgsketten befinden sich Thalläufe, die selbst im Sommer eine elende Vegetation zeigen. Nur an Wild fehlte es nicht, so daß die Jagd eine willkommene Ausbeute lieferte. Inzwischen erlagen noch 7 Kameele den Strapazen, und Hedin theilte daher seine Karawane, indem er die schwächeren Thiere der Obhut eines der ihm beigegebenen russischen Kosaken und einiger Muselmänner übergab und langsam marschiren ließ. Mit den übrigen rückte er schneller vorwärts, bis er etwa vierzehn Tagereisen von Lhassa entfernt war und ein Lager aufschlug. Hier verkleidete sich Hedin als Burjat und trat, nur von einem burjatischen Kosaken und einem Lama begleitet, die Weiterreise an. Abgesehen von einem Ueberfall, den eine tibetanische Räuberbande eines Nachts auf die kleine Karawane machte, konnte die letztere nun neun Tage hindurch ungehindert wandern, da der Lama vollständig tibetanisch sprach und in den bewohnten Gebieten, in die man endlich kam, von der Bevölkerung Auskunft über den Weg erhielt, der nach Lhassa führte. Dann aber wurde die Karawane von drei Häuptlingen angehalten, die Hedin und seine beiden Begleiter als Gefangene erklärten und mit dem Tode bedrohten, sofern sie fliehen würden. Sie wurden auch von einer Anzahl Soldaten so scharf bewacht, daß jeder Fluchtversuch aussichtslos erschien. So blieb den Reisenden nichts Anderes übrig, als in dem strömenden Regen, der fortwährend niederging — denn man befand sich jetzt in der Regenzeit —, auszuhalten und die Ankunft des Bombo, Statthalters der Provinz, der hier eintreffen sollte, abzuwarten. Nach fünf Tagen kam dieser auch an. Er entbot Hedin in sein Zelt, der Forschungsreisende ließ dem Statthalter jedoch erwidern, dieser möge zu ihm, Hedin, kommen, wenn er etwas von ihm wolle. Bald darauf erschien auch der Statthalter in feierlichem Aufzug vor Hedin's Zelt. Er war von 67 Officieren und Soldaten begleitet, alle in großem Staat. Der Bombo selbst trug ein gelbseidenes Gewand, rothe Kopfbedeckung und grüne Plüschpantoffeln. Er theilte Hedin, den er übrigens für einen Engländer hielt, mit, es sei von Lhassa aus Befehl gegeben worden, daß die Reisenden unter keinen Umständen in der Richtung gegen Lhassa weiter vordringen dürften. Jakjäger hätten bereits vor einiger Zeit zur Hauptstadt berichtet, daß von Norden her eine große Karawane komme. Indessen war der Statthalter sehr liebenswürdig gegen Hedin, dem er Pferde, Schafe und sonstigen Proviant überließ, ohne daß irgend welche Bezahlung dafür geleistet zu werden brauchte.

Von 3 Officieren und 20 Soldaten begleitet, mußte Hedin nun den Rückzug antreten, doch konnte er froh sein, daß er ungefährdet aus diesem Abenteuer davonkam. Im Hauptlager, wo er am 20. August wieder eintraf, fand er Alles in bester Ordnung vor. Menschen und Thiere hatten sich gut erholt, und deshalb brach er bald von Neuem auf, indem er diesmal die Richtung gegen Südsüdwesten einschlug, um so weit als möglich zu kommen. Indessen auch auf diesem Wege wurde ihm endlich Halt geboten. An der Ostseite des Sees Nakktsang-Tso trat ihm eine von Lhassa abgeschickte Gesandtschaft entgegen, die von 300 bewaffneten Reitern umgeben war und Hedin verbot, in der eingeschlagenen Richtung weiterzureisen. Im Uebrigen gestaltete sich aber auch diesmal wieder das Verhältniß zwischen beiden Parteien ganz gemüthlich, denn als die Tibetaner auf Hedin's Frage, was geschehen würde, wenn er trotz des Verbotes die Reise in der ursprünglichen Richtung fortsetzte, bemerkten, daß man dann auf Hedin schießen würde, wies letzterer auf seine vorzüglichen Gewehre hin. Darauf machten dann die tibetanischen Officiere den Vorschlag, daß sich beide Parteien lieber gütlich einigten, und Hedin zog nun in westlicher Richtung weiter, aber immer von den Tibetanern gefolgt, die unterwegs sogar noch Verstärkung erhielten, so daß die Truppenschaar schließlich 500 Mann stark war. Erst in der Nähe der indischen Grenze verminderte sich deren Zahl. Für die Hedin'sche Karawane wurde der Marsch sehr anstrengend; täglich verendeten einige Thiere, und Hedin mußte schließlich 30 Jakochsen zum Transport der Bagage miethen.

Während in Tibet längere Zeit hindurch eine Kälte von 28—30 Gr. Cels. herrschte, fand die Karawane bei ihrem Eintreffen auf englischem Gebiet wieder milderes Klima und fruchtbareres Land vor, auch kam ihr hier eine Karawane entgegen, die auf Befehl des Vicekönigs abgesandt war und Hedin mit Lebensmitteln, Pferden u. s. w. versorgte. In Leh, der Hauptstadt des Gouvernements Ladak, von wo der Forscher um die Weihnachtszeit sein bekanntes Telegramm an den König Oskar sandte, empfing er außerdem ein Schreiben des Vicekönigs, Lord Curzon, das die Einladung enthielt, nach Calcutta zu kommen. Dorthin hat sich auch Hedin begeben, inzwischen aber dürfte er wieder den Rückweg angetreten haben. Sein nächstes Ziel ist jetzt Kaschgar, das den Ausgangspunkt seiner ostturkestanischen Reise bildete und wo sich auch noch im Gewahrsam des russischen Generalconsuls Petrowsky ein Theil der von früheren Ausflügen herrührenden Sammlungen befindet. Hedin's Eintreffen in Kaschgar ist im

April zu erwarten, dann geht es über Rußland nach Schweden, wo seine Ankunft im Juni erfolgen kann.

Sieht man von den Gefahren, die Hedin's Karawane zu bestehen hatte, und den ihr entstandenen Verlusten ab, so ist diese Forschungsreise doch sehr glücklich, vor Allem jedoch so erfolgreich verlaufen, daß sie eine geographische Leistung ersten Ranges bildet. Ihre Erlebnisse in Tibet zeigen, daß die Behörden zwar nach wie vor den Reisenden feindlich gegenüberstehen, daß sie aber wenigstens Leben und Eigenthum respectiren — ein Umstand, der gewiß dazu beitragen wird, neue Forschungsreisen nach diesem unwirthlichen Hochplateau zu locken, wo sich der Wissenschaft noch ein ungeheures Arbeitsfeld eröffnet. F. M.

Eine deutsche Zeitschriftenbibliographie.

In einer der letzten Nummern der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung (vom 12. Januar 1902) entwickelt Dr. Heinrich Hub. Houben den Plan zu einer deutschen Bibliographie, die sich hauptsächlich auf die deutschen Zeitschriften und Zeitungen, aber auch auf die Taschenbücher, Jahrbücher, Almanache &c. seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts erstrecken soll.

Zur Begründung dieses Unternehmens schreibt Dr. Houben an der genannten Stelle u. A. Folgendes: „Die Verwerthung wissenschaftlicher und literarischer Arbeit in periodischen Veröffentlichungen ist nun keineswegs erst ein Ereigniß der neuesten Zeit; sie tritt uns schon in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts vielfach entgegen und hat einerseits eine Fluth von Zeitschriften &c. aufsteigen lassen, andererseits den Werth dieser Erscheinungen systematisch gesteigert, indem sehr bald auch die vornehmste geistige Arbeit sich den Vortheil dieser Publicationsart nicht mehr entgehen ließ. Die Folge ist, daß in den Zeitschriften des 19. Jahrhunderts vor Allem ein bedeutender Theil unserer Literatur und unserer literarischen Forschung enthalten ist.“ Der Verfasser führt dann weiter des Näheren aus, wie uns zur Zeit noch jegliches systematische Hilfsmittel fehlt, diese hin und her verstreuten Schätze zu heben, zu ordnen und für die wissenschaftliche Arbeit bereit zu stellen. An bibliographischen Hilfsmitteln besitzen wir für das 19. Jahrhundert nichts als Goedekes Grundriß, der sich aber allein auf Büchererscheinungen beschränkt und höchstens noch die Titel gleichzeitiger Zeitschriften zu nennen weiß. Bei der Seltenheit und der Verzettelung oft recht wichtiger Zeitschriften aber erwächst für den Forscher nicht selten die Aufgabe, nach einer einzelnen Kleinigkeit mehrere Bände solcher Zeitschriften, deren erster Band etwa in Wien, der zweite aber in München, und der dritte wieder an einem andere Orte zu finden ist, während der Aufenthalt des vierten Bandes ganz unbekannt bleibt, mit einem ungeheuren Arbeitsaufwand durchblättern zu müssen, und diese Arbeit muß bei jeglichem Fehlen systematischen Zusammenarbeitens in jedem einzelnen Falle wiederholt werden. „Es fehlt aber völlig an einer Centrale, einer Sammelstelle, wo von kundiger Hand diese endlos wiederholte Arbeit einmal gründlich gethan und ihre Leistung der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird. Eine solche Centrale gilt es also zu schaffen, so praktisch und so schnell wie möglich, und diese ist das Ziel einer deutschen Bibliographie. Sie soll sich in erster Linie mit den Zeitschriften und Zeitungen beschäftigen. Auszüge zu geben ist weder möglich noch zweckmäßig; nur Signale sollen errichtet werden an den Orten, wo der Forscher sicher etwas finden wird oder vielleicht etwas finden kann. Eine chronologische Anordnung der behandelten Zeitschriften ist ebenfalls nicht einzuhalten, damit nicht das Erscheinen dieses bibliographischen Hilfsmittels auf unabsehbare Zeiten verschoben oder durch das Fehlen einer seltenen Zeitschrift unterbrochen wird. In medias res müssen wir springen, um schnell und damit doppelt zu helfen.“

Es erübrigt an dieser Stelle und in diesem Augenblicke Näheres darüber zu sagen, wie sich Houben weiter im Einzelnen die Gestaltung der Arbeit denkt. Eine solche Erörterung kann zum mindesten verschoben werden, bis der Plan in ein weiteres Stadium seiner Entwickelung eingetreten ist. Uns genügt hier zu wissen, daß man den Inhalt einer jeden Zeitschrift als ein in sich vollkommen geschlossenes Ganze zu geben gedenkt, einen Plan, den wir als den glücklichsten, ja zur Zeit einzig aussichtreichen begrüßen können. Weiter mag zunächst auch darüber jede Erörterung schweigen, welche Zeitschriften und Zeitungen etwa heranzuziehen und welche auszuschließen sind. Auch hier lassen sich ja etwa begangene Unterlassungssünden mit der Zeit ohne besonderen Schaden nachholen. Daß nicht jedes Localblatt Berücksichtigung finden kann, geben wir ohne Weiteres zu, und im Uebrigen scheint die Absicht zu bestehen, die Grenzen soweit wie möglich zu ziehen. Auch darüber mag dann weiter zunächst eine Erörterung zurückgestellt werden, ob z. B. bei Tageszeitungen von größerer Bedeutung, die neben ihrem täglichen Feuilleton noch eine besondere Beilage führen (wir weisen nur hin auf die Leipziger Zeitung und die Münchner Allgemeine Zeitung mit ihren von dem selbständigen Feuilleton der eigentlichen Zeitung getrennten Wissenschaftlichen Beilagen), zunächst nur diese Beilage oder auch das Feuilleton Berücksichtigung finden soll.

Wichtiger und schon jetzt, ehe an die Inangriffnahme der Arbeit gegangen wird, der Erörterung dringend bedürftig dagegen erscheint uns eine andere Frage: nämlich die, welche Wissensgebiete bei der bunten Mannigfaltigkeit des in solchen in Frage stehenden Zeitungen und Zeitschriften gebotenen Stoffes die geplante Bibliographie berücksichtigen soll. Dr. Houben veröffentlicht in seinem angezogenen Artikel eine ganze Reihe von Zuschriften solcher Männer der Wissenschaft, denen man vorher den Plan der Bibliographie unterbreitet hat. Wir nennen hier aus dieser Reihe Erich Schmidt-Berlin, R. M. Meyer-Berlin, Karl Frenzel-Berlin, Berthold Litzmann-Bonn, Max Koch-Breslau, Reifferscheid-Greifswald, Albert Köster-Leipzig, G. Witkowski-Leipzig, Ed. Zarncke-Leipzig &c. Diese Namen, sowie auch die ganze Fassung des Houbenschen Artikels legen die Auffassung nahe, als ob den Anregern dieser Zeitschriften-Bibliographie eine Bibliographie rein literarhistorischen, germanistischen Charakters vorschwebt. Eine solche Bibliographie aber, die den Inhalt der durchgearbeiteten Zeitschriften und Zeitungen nur nach einer ganz bestimmten einseitigen Richtung hin erschöpfte, würde ihre Aufgabe nicht erfüllen. Es würde sich dann sehr bald das Bedürfniß herausstellen, auch für andere Wissensgebiete, wie z. B. für die Culturgeschichte im engeren Sinne, die Kunstgeschichte, Rechtsgeschichte, Kirchengeschichte &c. ähnliche Bibliographien herzustellen. Der Inhalt der Zeitschriften würde damit in einzelne, ganz von einander getrennte bibliographische Unternehmungen zerstückt werden, und die Arbeit der Durchsicht und Registrirung des Stoffes würde wieder mehrfach zu wiederholen sein. Dieser Gefahr gegenüber möchten wir hier den Rath ertheilen auch auf die Gefahr hin, daß die Arbeit zunächst etwas verlangsamt wird, den Rahmen der Berücksichtigung nach der stofflichen Seite hin möglichst weit zu gestalten. Man wird mit einer solchen Erweiterung des Stoffkreises zugleich auch den Kreis der Interessenten für die Bibliographie bedeutend erweitern und dadurch auch die nothwendige Finanzirung des Unternehmens erleichtern und die Kreise der unentbehrlichen Mitarbeiter weiter ausdehnen, abgesehen davon, daß mit einer stärkeren Ausschöpfung des Gesammtinhaltes der zu bearbeitenden Zeitschriften auch die Neigung der Redactionen, Verleger und sonstigen Inhaber derselben wachsen muß, ihren Besitz zu solchem Zwecke herzugeben und seiner Aufschließung Förderung angedeihen zu lassen.

Einen wirklich bleibenden Werth und Erfolg können wir uns von dieser geplanten Zeitschriftenbibliographie deshalb nur dann versprechen, wenn sie sich nicht auf das Gebiet der Literaturgeschichte und Germanistik allein beschränkt, sondern gleichzeitig in ihren Kreis zum mindesten das Gebiet der gesammten sogenannten Geisteswissenschaften einbezieht. Das gesammte Gebiet der Geschichte, der Sprachwissenschaften, des Rechts (dieses mit Ausnahme der rein praktische Fragen erörternden Arbeiten), der Theologie und der Philosophie müßte berücksichtigt werden. Eine Grenze wäre wohl zu ziehen gegenüber dem Gebiete der exacten Wissenschaften, deren ganze Betriebsweise sich heute noch als eine wesentlich verschiedene von der der historischen Geisteswissenschaften darstellt. Nur in dieser Ausdehnung würden wir die Inangriffnahme einer solchen Bibliographie mit Freuden begrüßen können, könnten sie dann aber auch als bleibende, ihren Werth in sich selbst tragende Förderung der gesammten wissenschaftlichen Arbeit von Herzen willkommen heißen.

Dr. W. Bruchmüller.

Bücherbesprechungen.

— **Gustao Naumann, Zarathustra-Commentar.** 4 Bände, geh. 13 M., gebdn. 17 M. Leipzig, H. Häffel. 1899. — Der bekannte Nietzsche-Forscher sagt am Beginn seiner Vorrede: „Das Zarathustrabuch zu commentiren, ist ein Einfall.“ Wir möchten hinzufügen, daß es ein glücklicher Einsoll ist, denn für den gebildeten Laien ist es unmöglich, ohne genaueste Kenntniß des Milieus der Nietzsche'schen Gedankenwelt in das Verständniß seiner tiefsinnigen Dichtung einzudringen. Der wissenschaftliche Weg, der zu dem umfassenden Werke eingeschlagen wurde, ist unanfechtbar: genaueste Durchsicht und durchgreifende Bezugnahme auf die gesammten Werke, gründliche Kenntniß des Lebens, insbesondere der persönlichen Umstände und der landschaftlichen Umgebungen, in denen das Buch entstanden ist. Zarathustra heißt Goldstern, es ist keine Frage, daß hinter dem Namen sich der Dichter und Denker in den verschiedensten Wanderungen und Wandelungen seines eignen Geisteslebens verbirgt. Zweifellos schimmert an zahllosen Stellen die Gegend hindurch, in welcher der Dichter eine zweite Heimath fand: in der Umgebung von Genua, in den Verließen von Montefino und Napallo hat der Berg- und Küstenwanderer mit Hand und Fuß das Buch geschrieben, das er selbst nicht allzu bescheiden das tiefsinnigste Werk nennt, das je den Deutschen geschenkt worden ist. Zwei Hauptgedanken durchziehen gleich zwei dicken Adern den Zarathustra: die Zeugung des Uebermenschen und die Erkenntniß der ewigen Wiederkunft: diese beiden Hauptgedanken sollen die beiden Hauptlügen der Menschheit, Gott und Unsterblichkeit, über den Haufen werfen. Beide Gedanken sind alt und entlehnt: älter als Nebukadnezar, der nach der Sage der Juden Gras fraß mit den Thieren des Feldes, als er glücklich Uebermensch geworden war, älter als Gautama, der in allem Dasein eine Wiederkehr entdeckte. Im umgekehrten Verhältniß zu der bis zur Sensation gesteigerten Geheimnißthuerei, mit welcher die Geburtswehen dieser beiden Gedanken geschildert werden, steht das fertige Ergebniß. Man darf sich über das parturiunt mantes, über den großen und empfindlichen Mangel an schöpferischen Ideen durch den blendenden Reichthum und die bestrickende Fülle aphoristischer, prächtiger Einfälle, wie durch die dichterische Anlage und tönende Sprachschönheit nicht täuschen lassen: es ist keine Bereicherung, sondern eine Verarmung des Weltbildes bis zur Leugnung aller bestehenden Werthe das sittliche Erträgniß einer Dichtung, welche Grenzsteine der Menschheit verrückt hat, ohne eine Reform des sittlichen Grund und Bodens nur anzubahnen. Es wäre freilich eine einseitige Betrachtungsweise, wenn man nur den positiven Maßstab der Erschaffung neuer Werthe an den Inhalt des Zarathustra legen wollte: wir werden vielmehr unter kundiger und sicherer Leitung auf die vielen bedeutsamen und ehernen Wahrheiten aufmerksam gemacht, welche die zersetzende Kritik des Bestehenden enthält. Hierin offenbart das Werk, häufig in der Propheten-Sinnbildsprache und in dem gewaltigen Pathos des weltüberschauenden Geistes, eine Größe, deren Spuren sich nicht verwischen lassen. Wenige, von witzelnden Spöttern ganz abgesehen, haben der Welt so gründlich die Wahrheit gesagt und der Wurzel sittlicher Scheinwerthe so rücksichtslos die Axt angelegt, wie Nietzsche. Nicht der Umwerther aller Werthe, sondern der platonische Höhlenbewohner, der die bunten Dinge wie ein Schatten und Schemen vorüber ziehen sieht, wird unsterblich sein. Wie reißt Zarathustra der Scheintugend die Maske vom Gesicht: sie ist Krampf unter der Peitsche, Faulwerden des Lasters, Gedankenliebschaft der Bösen, vor dem Spiegel eingeübte Selbstzucht, Schlendrian, Winkeltugend, absichtliches Ausharren in der Versumpfung, Schaustück und Deckmantel, Furcht vor Umsturz, philiströse Wohlzufriedenheit, grausame Selbstverwundung. Die Bilder aus der Wirklichkeit in derselben Reihenfolge liegen zu Tage: die Knechtseligkeit aller subalternen Seelen, die schleichende Impotenz des Alters, das am Stammtisch in Witzen dem Laster weiterfröhnt, die Kniedanksünderbekenntnisse der Heilsarmee, die steifen Höflichkeitsformen des guten Tones in allen Lebenslagen, das Ländlich-Sittliche unserer Bauernmoral, die Typen, Sonderlinge und Solokrebse, die unter uns herumlaufen, die Vertheidiger des Zweikampfes unter den Reichsboten, die bigotte Frömmigkeit, die fettlebenden Vertheidiger des Altars, die Nichtwiedieandernseienden, die Freunde des Simplicissimus, des Satyr und anderer Blätter für Kenner: eine Tugendschaar, die mit ihrer Gerechtigkeit in die Hölle fährt. Naumann führt in das zusammenhängende Verständniß dieser kritischen Partieen ein. Seine Stellungnahme zu den leitenden Ideen ist besonnen und zurückhaltend; namentlich führt er gegen den Uebermenschengedanken den socialen Gedanken richtig ins Feld: ohne Vergesellschaftung keine Menschlichkeit, erstere setzt aber Selbsteinschränkung zu Gunsten Anderer oorans, an ihr scheitert der Uebermensch. Interessant ist der Nachweis, daß der unglückliche Dichter Hölderlin beiden Zarathustragedanken auf der Spur gewesen ist: zahlreiche Parallelen beweisen dies. Der tragische Ausgang beider Dichter in geistiger Umnachtung giebt zu denken: Die Sage vom Sphinx, vom Ikarus, vom verschleierten Bild zu Saïs. Im Rahmen einer selbständigen wissenschaftlichen Skizze wird das Eselsfest einer besonderen Untersuchung (IV, 180 ff.) gewürdigt. Wir würden nicht anstehen, dem Buch eine gute Censur auszustellen, wenn nicht der Eindruck durch die geradezu kindische Auffassung des Christenthums und seines objectiven Werthgehaltes beeinträchtigt, stellenweise zerstört würde. Hier zeigt sich der Verfasser des antimoralischen Bilderbuches in seiner ganzen ungezogenen Nacktheit. Wer vom Christenthum sagen kann (IV, 265), es wisse „herzlich wenig vom Lieben“, oder (IV, 281), es sei eine „ausgesprochen vaterlandslose Glaubensgründung“, der sollte sich nicht anheischig machen, über Wiedergeburt und Unsterblichkeit, über die tiefen Geheimnisse des Glaubens nur ein Wort abzugeben. Auf dem religiösen Gebiet steht der Schüler ungefähr auf dem Standpunkt des gottlosen Meisters, welcher sich erfrecht, im Zarathustra zu sagen: es sei denn, daß Ihr umkehrt und werdet wie die Kühe, so könnt Ihr nicht in's Himmelreich kommen. Nietzsche hat selbst gesagt, Zarathustra sei das Buch für Alle und Keinen, für Alle, welche feststehen in ihren Positionen, kann es nur fördernd sein, für Keinen möchten wir es freigeben, der wie Naumann unter dem Niveau des angelernten Katechismuschristenthums steht. Die Welle „Nietzsche“ hat viele bunte Muscheln aus dem Meer an's Gestade gespült, die Welle selbst wird zerrinnen, und das tiefe, tiefe Meer wird weiter brausen. — Sinnstörende Druckfehler finden sich I, 158; II. 102; III, 37. J. J.

— Dr. iur. **F. v. Verdy du Vernois, Die Frage der heiligen Stätten Palästinas.** Berlin, 1901, Mittler & Sohn. — Auf Grund alter Urkunden und Capitulationen werden die Rechtstitel der christlichen Religionsgemeinschaften im heiligen Lande beleuchtet und erörtert. Im 17. Jahrhundert fanden umfassende Besitzveränderungen zu Gunsten der griechischen Kirche statt; bekanntlich suchen die Russen gegenwärtig ihren Complex in geradezu aufdringlicher Weise zu erweitern. Interessant ist der letzte Abschnitt, welcher den heutigen Zustand knapp beschreibt, sowie der Anhang über die Verhältnisse der evangelischen Confession in Palästina. Im Allgemeinen beweist der Streit der morgenländischen Kirchen um die zahllosen Stätten unsicherster Ueberlieferung und zweifelhaftester Authentie, wie tief das katholische Christenthum in dem heidnischen Begriff der an den Ort gebundenen dinglichen Heiligkeit stecken geblieben ist. Mag unserer Kirche eine neue Tempelgründung in Palästina gelingen, nicht auf dem Boden alter Ruinen, sondern auf dem sicheren Fundamente der Arbeit und der Liebesthätigkeit. J. J.

— **Preuß, Dr. Hans, Die Entwickelung des Schriftprincips bei Luther bis zur Leipziger Disputation.** Im Zusammenhang mit der Stellung Luther's zu den anderen theologischen Autoritäten seiner Zeit dargestellt. Leipzig, Tauchnitz 1901. (VI, 102 S.) 3 M. — Fast gleichzeitig mit der zweiten Auflage von Köstlin's „Luther's Theologie“ erscheint das vorliegende Buch. Schritt für Schritt verfolgt es die Entwickelung des Schriftprincips bei Luther und zeigt, wie er eine Autorität nach der anderen fallen läßt, zuerst die Scholastiker mit ihrem Meister Aristoteles, dann den Papst, weiter die Kirchenväter, bis er endlich auch das Concil als Autorität anzuerkennen aufhört. Die Schrift allein bleibt ihm übrig. Das sehr werthvolle Buch, übrigens ausgezeichnet durch eine außerordentlich klare Darstellung, bietet Jedem reiche Belehrung und darf insonderheit Allen, die einen Blick auf den Werdegang des Reformators thun wollen, aufs Wärmste empfohlen werden. D. B.

— Im Verlage von Roßberg & Berger in Leipzig erschien das **Gewerbegerichtsgesetz** in der Fassung des Reichsgesetzes vom 30. Juni 1901 nebst den damit in Verbindung stehenden königlich sächsischen Vorschriften bearbeitet von Dr. A. v. **Vernewitz**, Präsident des königl. sächs. Oberverwaltungsgerichts, in 2. Auflage mit ausführlichem Sachregister. Wir empfehlen diese Handausgabe auf das Angelegentlichste. ∞

— Schubart, Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des preußischen Staates. 16. Auflage. Verlag von Wilh. Gottlob Korn in Breslau 1901. — Es ist bezeichnend für das Durchschnittsmaß politischer Bildung in Deutschland, daß unsere Staatsbürger und angehenden Staatsbürger über die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des heimathlichen Bundesstaates häufig noch recht unklare Vorstellungen haben. Selbst in den Kreisen der Studirten ist eine genaue Kenntniß jener Urkunden, welche die Verwirklichung jahrhundertelang gehegter Hoffnungen unserer Vorfahren bedeuten, die das Palladium unserer staatsbürgerlichen Rechte bilden, seltener als man glaubt. Das ist eine betrübende Erscheinung, die zu ihrem Theile wohl mit schuld sein mag an der vielfach, namentlich im Mittelstande herrschenden Unreife in politischen Fragen, die sich in unfruchtbaren Discursen und öden Kannegießereien äußert. Wer seine Pflichten als Reichs- und Bundesstaatsbürger ernst nimmt, der sollte nicht versäumen, sich über die Grundsätze unseres Verfassungslebens eingehend zu unterrichten. Ein werthvolles Hilfsmittel hierzu bietet sich in dem vorliegenden Buche des Geh. Seehandlungsraths a. D. Dr. jur. Schubart, das bereits in 16. Auflage erschienen ist. Die Vorzüge dieses trefflichen Werkchens: gedrängte Zusammenfassung des reichen Stoffes, Klarheit der Darstellung, Allgemeinverständlichkeit der Sprache und — Billigkeit des Preises (1,60 ℳ) sind bei den früheren Ausgaben von der Presse bereits hinreichend gewürdigt worden. Auch fernerhin wird Schubarts Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des preußischen Staates als ein ausgezeichnetes Handbuch Studirten und Nichtstudirten schätzbare Dienste leisten, umsomehr, als der Verfasser in der jüngsten Auflage den Neuerungen auf staatsrechtlichem, wie wirthschaftspolitischem Gebiete Rechnung getragen hat. So werden namentlich die überaus sachlichen Darlegungen über Zoll- und Handelswesen in der Zeit des Kampfes um den Zolltarif allgemeines Interesse erregen. Die Brauchbarkeit des Büchleins wird noch erhöht durch das angefügte alphabetische Sachregister. J. O.

— Der Kampf um das Deutschthum. Heft 15: Die Deutschen im tropischen Amerika (Mexico, Mittelamerika, Venezuela, Columbien, Ecuador, Peru und Bolivien). Von Dr. Wilhelm Wintzer. München 1900 bei J. F. Lehmann. Einzelpreis 1,40 ℳ, bei Abnahme der ganzen Reihe 1,20 ℳ. — Diese vom Alldeutschen Verbande herausgegebene Flugschrift ist keineswegs eine Streitschrift, wie der Gesammttitel zuerst vermuthen läßt. Der Verfasser beschränkt sich in derselben vielmehr auf die Schilderung des Zustandes und der Verhältnisse des Deutschthums im tropischen Amerika und benutzt dazu als Hauptquelle Consulatsberichte und Mittheilungen aus dem Nachrichtenbureau im Reichsmarineamt, die er aber leider zu wenig kritisch verwerthet. Er entnimmt ihnen zwar eine ganze Reihe an sich werthvoller Angaben über die wirthschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des dortigen Deutschthums, aber er enthält sich jedes Urtheils über den Charakter jenes Deutschthums, über seinen nationalen Werth, über ein Vor- oder Rückwärtsschreiten in seiner Entwickelung und über seine Aussichten für die Zukunft. In einem Schlußcapitel „Deutschland und die Zukunft des tropischen Amerikas" versorgt der Verfasser dann noch die heimische Regierung mit gutem Rath über die Erhaltung des Deutschthums im Auslande und läßt dabei eine lange Reihe von Schlagwörtern aufmarschiren, die aus den Veröffentlichungen und Versammlungen des Alldeutschen Verbandes schon genügend bekannt sind. Uns wäre es lieber gewesen, wenn sich das Schlußcapitel mit guten Rathschlägen für die Auswanderungs- und Unternehmungslustigen beschäftigt hätte; dadurch wäre der Erhaltung und Stärkung des Deutschthums in jenen zwar aussichtsreichen aber politisch so eigenartig entwickelten Ländern gewiß ein guter Dienst erwiesen worden. Immerhin aber hat die Schrift für unsere Kenntniß des Deutschthums in jenen Ländern einen nicht zu unterschätzenden, actuellen Werth. Dr. F.

— Dr. S. Korn, Der Arzt. VI. Band des Buches der Berufe. Mit 30 Abbildungen und einem Titelbild. 4 ℳ Hannover, Gebrüder Jänecke. — Der VI. Band des Buches der Berufe „Der Arzt" reiht sich würdig seinen Vorgängern an. Der Verfasser hat es in ganz vortrefflicher Weise verstanden, zunächst dem vor der Berufswahl stehenden jungen Manne einerseits die allerdings gerade beim ärztlichen Berufe in ganz besonderem Maße verlockenden idealen Seiten vor Augen zu führen, andrerseits aber auch ein getreues Bild von der Nothlage zu geben, in die der ärztliche Stand in den letzten Jahrzehnten immer mehr und mehr gerathen ist. Man kann dem Verfasser nur beipflichten, wenn er im Anschluß hieran Gelegenheit nimmt, vor weiterem Zudrang zum medicinischen Studium zu warnen. Derjenige aber, der sich zu diesem Studium entschieden hat, findet in den folgenden Abschnitten beherzigenswerthe Rathschläge für das Studium auf der Universität und eine eingehende Darstellung der Aussichten, die sich ihm nach vollendetem Studium sei es im Staatsdienst als Civil-Beamter oder Militärarzt, sei es in anderer Berufsthätigkeit als Anstaltsarzt, Vertrauensarzt, Schiffsarzt u. s. w. bieten. Der Verfasser hätte seine Arbeit nicht besser schließen können, als mit den Ausführungen des bekannten Berliner Ethikers und Philosophie-Professors Paulsen über ärztliche Berufsfragen ethischer Natur, die in unserer dem Idealismus immer mehr abhold werdenden Zeit alle Beachtung verdienen. Das aufs Beste ausgestattete Buch wird nicht nur dem angehenden Mediciner ein treuer Berather sein, sondern auch dem schon mitten in der Thätigkeit stehenden Arzt eine befriedigende Lectüre bieten. —t.—

— Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien von Heinrich Vierordt. Heidelberg, 1902. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Preis geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ. — Ob der Autor sein Buch mit dem rechten Namen taufte, das dünkt uns zweifelhaft; denn der Titel erweckt Voraussetzungen classischer Stilart und lapidaren Charakters, denen die flott hingeworfenen, modern realistischen Gedichte nicht entsprechen. Diese kennzeichnen sich vielmehr als Augenblicksbilder, welche die poetische Photographirmaschine der Gunst der Situation raubte. Wir empfangen vorwiegend Genrestücke, wie sie sich in Italien auf Schritt und Tritt dem Auge darbieten, das zu sehen versteht. Diese Art beschreibender Poesie, die meist nichts weiter als eben das Geschaute wiedergiebt, ihm nur selten eine poetische Pointe abgewinnt, es nur ausnahmsweise in das besondere Licht eines Gedankens rückt, oder in den eigenthümlichen Duft einer Stimmung taucht, geht mit der Kunst des Malers einen Wettstreit ein, in dem sie ihrer Natur nach den Kürzeren ziehen muß. So ist, etwa von dem „Classischen Gassengenrebild", oder „Ein Kind des Volks", „Am Brunnen", „Die Cikaden", dem phantastischen „Faun" und Aehnlichem abgesehen, das Genrebildliche nicht das Beste vom Inhalt des Buches. Werthvolleres geben die Gedichte, in denen das Landschaftliche mehr hervortritt, wie „Norma", „Galera", „Johannisabend in Nervi", „Idyllen am Trasimenersee"; nicht minder die anakreontisirenden erotischen Gedichte „Die Erosdüfte", „Das belauschte Bad". Auf den Reim verzichtet der Dichter häufig, und manche der reimlosen Verse gehören zu seinen gelungensten. Den Kenner der italienischen Sprache wird es befremden, daß Vierordt das kurze e der italienischen Endungen als langes e behandelt und reimt. Zum Beispiel:

„Beim Nachtmahl kam allabends ins Café
Ein junges Pärchen aus Trastevere",

oder

„Nicht die flammendsten Gesänge
Tönten voll Dein Loblied je,
Deiner Herrlichkeiten Menge —
Schönes Porto Venere!"

Noch viel ungebundener handhabt der Autor das Metrum. Wer wird beispielsweise in der Verszeile: „Mit schwërbeißbärën Ălmŏsën" vierfüßige Trochäen, oder in: „Dës dreizëhntën Clëmëns Rëzzŏnicŏ" fünffüßige Jamben, oder in: „Wäădëlt dënn Dĭŏnўsŏs, dër Winzër" fünffüßige Trochäen erkennen? Auch sprachliche Verstümmelungen scheut Heinrich Vierordt nicht. Man lese den Schluß von „Ostern in Siena":

„Als ich heimbracht' in die Stuben
Huhn mit hartgesott'nem Ei,
Helles, jubelndes Geschrei
Meines Hauswirths Kinder huben"

Das ist ebensowenig Deutsch wie die mehrmals wiederkehrende Pluralbildung die „Häusen" statt Hausen. Sympathisch und poetisch aber klingt das Ganze in dem Schlußgedicht „Deutsche Heimkehr" aus. Im frommen Bann der heimathlichen Weihnachtsglocken durchzittert den Heimkehrenden die Sehnsucht nach dem verlassenen Sonnenlande:

„Rückwärts spähn die sehnsuchtschweren Blicke,
Thränen thau'n aus winterstarrer Wimper:
Hinter jener Wand von Schnee und Nebel
Glänzt das Meer und leuchtet groß die Sonne,
Blinken Säulen auf den Vorgebirgen,
Tempel, drinnen schöne Menschen beten;
Auf den Höhen glühen still und selig
Bienenflug umschwärmte Sonnenblumen" J.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 23. Sonnabend, den 22. Februar, Abends. 1902.

Das Museum des Vereins für Rochlitzer Geschichte.

Zur Feier des zehnjährigen Bestehens.

Von Dr. Paul Zinck.

Es will gewagt erscheinen, in unserer an Jubiläen reichen Zeit der Thätigkeit eines Vereines zu denken, der nur auf die kurze Zeit eines zehnjährigen Bestehens zurückblicken kann. Wenn es trotzdem geschehen soll, so muß der Verein sich dessen besonders würdig gezeigt haben. Und wirklich ist das, was der Verein für Rochlitzer Geschichte seit seiner Gründung am 22. Februar 1892 geleistet hat, großen Lobes werth, umsomehr als das Meiste, was er gethan hat, durch die Energie und Arbeitslust eines Mannes zu Stande gekommen ist, der sich durch seine zahlreichen localgeschichtlichen Arbeiten auf dem noch spärlich bebauten Gebiete der sächsischen Wirthschaftsgeschichte besonders einen guten Namen erworben hat: des Gründers und Vorsitzenden des Vereins Dr. C. Pfau. Es ist verwunderlich, daß in Rochlitz, dieser alten sorbischen Gründung, das lange Zeit Sitz eines mächtigen Grafengeschlechtes, dann bis in unsere Zeit Mittelpunkt eines Amts- und Verwaltungsbezirkes gewesen ist, das mehrere fürstliche Wittwen sich als Wittwensitz erkoren, der Sinn für Localgeschichte so lange geschlummert hat, sodaß seit 1719, seit der alte Mag. Samuel Heine seine Chronik geschrieben hat, die nicht zu den schlechtesten ihrer Zeit gehört, nur ganz sporadisch Ansätze zur Wiederbelebung des historischen Sinnes gemacht worden sind. Immerhin ist es anzuerkennen, daß es in Rochlitz nicht des Anstoßes durch den Verein für sächsische Volkskunde bedurft hat, durch den in den letzten Jahren in so manchen kleinen Städten Geschichtsvereine hervorgerufen worden sind, sondern daß ein Aufruf Pfau's genügte, um eine kleine historische Gemeinde zu gründen, die sich dann redlich bemüht hat, Versäumtes nachzuholen, wenn es ihr auch nicht möglich war, die Sünden der Vorfahren, die diese besonders durch Vernichtung denkwürdiger Bauwerke auf sich geladen hat, wieder gut zu machen.

Die Arbeit eines Geschichtsvereins schlägt sich nieder in seinen Sammlungen und Veröffentlichungen; sie zeugen davon, ob er Daseinsberechtigung besitzt oder nicht. Da muß denn von beiden, besonders aber von der Sammlung des Vereins für Rochlitzer Geschichte gesagt werden, daß sie nicht nur, wie es nicht selten vorkommt, ein Raritätencabinet von schlecht geordneten und werthlosen Gegenständen der letzten hundert Jahre ist, das man sich einmal zum Zeitvertreib ansieht, sondern daß man ernste Studien in ihr machen kann in der sächsischen Wirthschafts- und Volksgeschichte. Ein Gang, den wir im Geiste durch das kleine Museum machen wollen, soll das beweisen.

Die Sammlung ist seit dem Sommer 1893 in der Kapelle des alten Rochlitzer Schlosses untergebracht, das mit seinen beiden Thürmen, den sogenannten Jupen, trotzig ins Muldenthal hinüberschaut und in seinen Räumen seit Alters manchem vornehmen Herrn, freiwillig oder unfreiwillig, als Wohnung gedient hat. Die Kapelle, die bis dahin als Rumpelkammer zu den verschiedensten Zwecken benutzt und nun auf Ansuchen des Geschichtsvereins in höchst dankenswerther Weise vom Hohen Justizministerium zu diesem edleren Zwecke eingeräumt wurde, ist so recht dazu geeignet, eine derartige Sammlung zu beherbergen, nicht allerdings ihrer Größe nach — denn sie bietet bei Weitem nicht genügenden Raum, die Sammlungsgegenstände übersichtlich aufzustellen und viele derselben müssen ihr Dasein in Kisten und Kasten verträumen — wohl aber wegen ihrer Bauart. Die Kapelle ist ein zwar einfacher aber in seiner Architektur vorzüglich erhaltener, durch die Nachkommen nicht verunstalteter, spätgothischer Bau aus der Zeit um 1490, an dessen Wänden unter der weißen Tünche noch Spuren alter Wandmalereien vorhanden sind; sie kann infolgedessen als ein schönes Stück der Sammlung selbst mit angesehen werden.

Es ist ein Vorzug des Rochlitzer Geschichtsmuseums vor manchem anderen seiner Art, daß es sehr viele Sachen von hohem Alter birgt, sodaß seine Abtheilung für prähistorische und frühhistorische Funde einen ganz besonderen Anziehungspunkt desselben bildet; und wenn die mannigfaltigen Gegenstände des Mittelalters und späterer Zeiten dem Charakter von Rochlitz als Kleinstadt entsprechend meist keine Kunstwerke, sondern handwerksmäßig hergestellte Dinge sind, so sind sie doch eine reiche Quelle für volkskundliche Untersuchungen.

Die prähistorischen Funde sind, wie es ebenfalls selten anzutreffen ist, systematisch nach Dörfern geordnet; jedes Dorf der Rochlitzer Pflege hat seine Prähistorica für die Sammlung geliefert. Circa 80 Fundstellen für solche lassen sich in ihr nachweisen. In seiner überaus gründlichen Studie „Topographische Forschungen über die ältesten Siedelungen der Rochlitzer Pflege“ (3. Heft der Mittheilungen des Vereins für Rochlitzer Geschichte), die dem Königlich Sächsischen Alterthumsvereine zu seinem 75. Jahrestage gewidmet worden ist, führt Pfau in interessanter Weise aus, wo er seine prähistorischen Funde gemacht hat, wie die Fundorte in den allermeisten Fällen auf den Grenzgebieten der Dörfer liegen und jedenfalls uralte Cultstellen sind, an die sich noch heute die mannigfaltigsten Sagen von umgehenden Spukgestalten knüpfen. Er hat auf Grund seiner Nachforschungen eine neue Theorie für die Auffindung prähistorischer Gegenstände, die er kurz „Grenztheorie“ nennt, aufgestellt, deren Wahrheit freilich erst durch weitere Forschungen festgestellt werden muß, wenn sie auch viel Wahrscheinliches und Bestechendes an sich hat, die ihn aber immer mehr zu systematischer Durchforschung seines Gebietes anspornte und ihn in kurzer Zeit so reichhaltiges Material zu Tage fördern ließ, wie es in Sachsen sonst nirgends geschehen ist, wenn auch die Fundlinge zum weitaus größten Theile natürlich nur Steinspäne und Scherben sind.

Die Hauptfundstelle für Prähistorica ist der jetzt von der von Rochlitz nach Geringswalde führenden Landstraße durchschnittene Kiefernberg auf der Grenze der Dorffluren von Stöbenig und Köttern, wo Pfau eine bedeutende Anzahl von Hügelgräbern aus der Bronzezeit — nach der Lage der vorgefundenen Gerippe und Knochenreste auch Hockergräber genannt — entdeckte. Aber auch andere Stellen haben gute Ausbeute geliefert. Es ist nicht möglich, darauf hier näher einzugehen; doch möge gestattet sein, der hauptsächlichsten Fundobjecte, die sich in der Sammlung befinden, Erwähnung zu thun.

Da bemerken wir zunächst eine reiche Collection von Steinbeilen verschiedener Größe, ca. 40 an der Zahl, die zum Theil geschliffen sind; unter ihnen, die theilweise sehr schöne Exemplare sind, möge als Seltenheit ein zwei Mal gebohrtes Beil aus grünem Stein angeführt werden — die erste Bohrung ist jedenfalls mißlungen — das der Grimmaischen Gegend angehört, wie ja überhaupt das Museum einige Erdfunde aus dieser Pflege, so z. B. eine schöne wendische Töpfermarke, einen kleinen Wetzstein u. A., aufweist. Neben den großen Beilen finden wir noch eine Menge von Miniaturbeilchen, die vielleicht als Spielzeug gedient haben mögen. Dann sehen wir eigenthümliche Schmucksteine aus geschlagenem Feuerstein in der Form des Halbmondes, des Prismas, der Birne rc., die außerdem, wohl damit sie nicht schneiden sollten, noch geraubt sind. Neben den Feuersteinen

kommt überraschend viel — bis jetzt an ca. 20 Fundstellen — der Grandsteiner Bandjaspis vor, der als Gestein in der Rochlitzer Gegend nicht zu finden ist und also wohl in prähistorischer Zeit Handelsartikel gewesen sein muß. Andererseits scheinen in derselben Zeit Getreidereiber aus Rochlitzer Stein, von denen wir in der Sammlung einige schöne Exemplare vorfinden, in andere Gegenden verhandelt worden zu sein; denn man hat solche in der Umgebung von Grimma gefunden. Auch die Thonscherben der Sammlung reichen bis in die Steinzeit hinein. Wir können aus der ältesten Zeit vor Allem einige wunderschöne Buckelgefäße bewundern, die den schon erwähnten Stöbeniger Hockergräbern entstammen und freilich zum Theil erst mühsam aus einzelnen Scherben wieder zusammengesetzt werden mußten. Die Buckel derselben sind nach Fertigstellung des Gefäßes erst angesetzt worden; sie haben sich in der feuchten Ackererde deshalb oft losgelöst und sind für sich gefunden worden. Aus denselben Gräbern birgt das Museum auch noch Menschenknochen, die immer aufgespalten sind, da man jedenfalls das Mark verzehrt hat; Menschenasche ist an verschiedenen Stellen gefunden worden.

Ziemlich zahlreich sind auch Gegenstände im Museum vertreten, die der wendischen Zeit angehören. Fast jede Dorfflur hat da wieder etwas geliefert, zum mindesten Scherben. Der Hauptfundort ist die hinter dem Dorfe Poppitz gelegene, aber zu Rochlitz gehörige und an der Flurgrenze gelegene „Hofstatt". Hier fand Pfau 1⅛ Meter tief unter der Erde ein in den Felsen gehauenes Loch, das zweifellos vom Cult herrührte. Es lag in diesem eine zerbrochene Axt — es ist eine Eigenthümlichkeit aller an alten Cultstellen gefundenen Gegenstände, die jedenfalls zu Cultzwecken geopfert wurden, daß sie an irgend einer Stelle, wie es scheint gewaltsam, zerbrochen sind, wohl aus dem einfachen Grunde, daß man sie nicht zu neuem Gebrauche wieder ausgraben konnte —, eine zerbrochene wendische Sichel, ein mittelgroßer Brakteat, der leider schon so zerfressen war, daß sich nicht nachweisen ließ, aus welcher Zeit er stammte (doch setzt Pfau den ganzen Fund in die Zeit um 1300), Knochen, Theile von Hohlgläsern, die aber ziemlich zersetzt sind, und ganz merkwürdige Scherben; einer von diesen trug einen aufgedruckten menschlichen Kopf in Siegelform, ein Stück, wie es selbst das Germanische Museum in Nürnberg, dem Pfau es vorlegte, nicht aufweisen konnte. Es fanden sich hier auch die ersten Reste glasirter Thonwaaren und, an einer Stelle eingemauert, sogar eine Art Topf. In die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts gehören wohl auch einige uns besonders in die Augen fallende Gefäße in Kachelform, die durchaus nicht zu verwechseln sind mit den vertieften aber weniger tiefen Ofenkacheln späterer Zeit. In der „Hofstatt" fanden sich schließlich auch verschiedene Steinformen, die vielleicht zum Gießen gedient haben und zerbrochene, aber nie gebrauchte Wetzsteine aus fremdem Material, die also Handelsartikel waren.

Ganz bedeutend ist — immerhin natürlich dabei die kurze Zeit des Bestehens des Rochlitzer Geschichtsvereins in Betracht ziehend — auch schon die Sammlung von Scherben und Gefäßen aus der Colonisationszeit. Diese sind theils ornamentirt, theils nicht, theils mit, theils ohne Glasur. Besonders eigenartig sind in dieser Abtheilung Gefäße, die Pfau als Opferschalen (?) bezeichnet hat. Sie bestehen aus einem ampelförmigen Körper und haben nach unten einen meistentheils verkrüppelten Ansatz, der wohl zum Halten diente; sie sind durchweg unglasirt.

Die Scherbensammlung des Museums ist infolge ihrer Reichhaltigkeit besonders wichtig, weil sie ein helles Licht wirft auf die Entwickelung der Töpferei in der Rochlitzer Pflege von prähistorischen Zeiten an, besonders aber im Mittelalter. Für die prähistorische Zeit hat es Pfau dem aufmerksamen Beschauer schon einigermaßen erleichtert, die Entwickelung ihrer Technik in der Töpferei zu studiren, nämlich dadurch, daß er auf einigen Tafeln in höchst instructiver Weise Scherben nach der muthmaßlichen Zeit ihrer Entstehung zusammengestellt hat. Hoffentlich setzt er auch bald den Gedanken in die That um, an der Hand des reichen Materials in einer schriftlichen Darstellung einen Ueberblick über die Entwickelung der Töpferei in der Rochlitzer Pflege zu geben.

Für die spätmittelalterliche und neuere Zeit brauchen wir uns in dem Museum bezüglich der Thonwaarenfabrikation nicht mehr blos mit Scherben zu begnügen. Besonders von der Reformationszeit an finden sich schön erhaltene Stücke vor, so die verschiedensten Ofenkacheln — zu einem ganzen Ofen hat es die Sammlung noch nicht bringen können — aus dem 16. Jahrhundert, der Zeit des 30jährigen Krieges, der Empirezeit, mit menschlichen Figuren und Darstellungen aus dem menschlichen Leben; Dachziegel aller Art von 1670 an, Töpfe und Krüge; besonders schön ist unter letzteren ein „Apostelkrug" aus der Zeit um 1600. Die meisten Thonkrüge dürften aus der Rochlitzer Gegend selbst stammen; denn viele dieser Krüge haben Rochlitzer Marken auf den Zinndeckeln.

Unter den älteren Gegenständen des Museums müssen wir endlich noch die aus Eisen und die Steinalterthümer nennen. Da sehen wir etwa ein Dutzend eiserne Aexte aus der Zeit des Mittelalters in ganz verschiedenen Formen, Pflugschare, wie sie auf mittelalterlichen Wappen vorkommen, ein romanisches Schwert und eine ganz eigenthümliche Hiebwaffe, wie ein Seitengewehr gestaltet, mit doppelt geschweifter Klinge und einem Griff in der Form eines Löwenrumpfes — vielleicht auch aus romanischer Zeit stammend —, ferner verschiedene Stachel- und Radsporen, einen Brandpfeil, Beschläge von Armbrustbolzen, ein mittelalterliches Petschaft mit einer Hausmarke und endlich, bis in die gothische Zeit hinaufreichend, Schlösser mit den dazu gehörigen Schlüsseln in den merkwürdigsten Formen, zum Theil schöne Schmiedearbeit zeigend, wie ja auch die Kunstschmiederei und Kunstschlosserei durch Gegenstände aus späterer Zeit, Theile von Geländern, Thüren ꝛc. vertreten ist. Der Curiosität wegen möge hier mit erwähnt sein, daß unter den Schlössern sich auch ein Holzschloß der früheren bäuerlichen Art ohne jeden Eisenbestandtheil befindet. Zugleich mögen die Gegenstände aus Eisenguß Erwähnung finden, die der nachreformatorischen Zeit angehören und unter denen besonders einige schöne Ofenplatten, die eine den Kampf Simson's mit dem Löwen darstellend, hervorragen.

Unter den Steinalterthümern nehmen natürlich die aus Rochlitzer Porphyrtuff bestehenden die erste Stelle ein. Mit der Geschichte der Gewinnung und Verwerthung dieses Steines und seiner Bearbeiter beschäftigen sich ja auch die aus der Feder Pfau's stammenden Veröffentlichungen des Vereins, „Die Rochlitzer Hüttenordnung (mit Vorstudien und Beilagen)" im 1. Hefte und die „Geschichte des Steinbetriebes auf dem Rochlitzer Berge" im 2. Hefte, ferner noch eine ganze Reihe Einzelveröffentlichungen Pfau's, z. B. „Das gothische Steinmetzzeichen" (Leipzig, Seemann), „Die Rochlitzer Steinmetzen" (Repertorium für Kunstwissenschaft), „Arnold von Westfalen und die Rochlitzer Kunigundenkirche" (Archiv für sächsische Geschichte) u. A. Das älteste Stück aus Porphyrtuff in der Rochlitzer Sammlung ist wohl ein (Grab-) Stein, der 3 Wappenbilder enthält; das eine derselben stellt die älteste Form des Rochlitzer Rochens dar, wie sie außerdem nur noch am romanischen Portal der Rochsburger Kirche vorkommt. Der Stein gehört infolgedessen wohl der Zeit um 1200 an. Pfau hat ihn, da er zerschlagen war, erst mühsam wieder zusammensetzen lassen müssen. Aus romanischer Zeit stammen auch noch Capitäle, Theile von Thürgewänden, Grabsteine, Theile von Weihbecken und Taufsteinen, meist aus Rochlitzer Stein. Für die Zeit vom Ausgange des Mittelalters bis um 1600 ist eine interessante Sammlung von Grenzsteinen vorhanden. Viele andere Sachen sind moderner.

Viel vernehmlicher als diese einzelnen Gegenstände reden von der Verwendung des Rochlitzer Steines bis in das Mittelalter hinein die zahlreichen Bauwerke, besonders Kirchen und Schlösser der näheren und weiteren Umgegend. Pfau hat keine Mühe gescheut, dem Alter dieser Bauten nachzuforschen und zwar in der Weise, daß er überall zugleich nach den Steinmetzzeichen suchte, mit denen bis in unsere Zeit die Rochlitzer Steinmetzen die von ihnen bearbeiteten Werkstücke zu signiren pflegten. In der schon erwähnten Arbeit „Der Steinbetrieb ꝛc." finden wir auf einer Tafel 278 solcher Zeichen aus der Zeit des 13. Jahrhunderts (von den ältesten Theilen des Rochlitzer Schlosses) bis um 1600; eine zweite Tafel zeigt 86 Zeichen der Rochlitzer Innungsmeister. Eine große Zahl der Zeichen hat Pfau außerdem noch in Gips abgedruckt und diese Abdrücke seinem Museum einverleibt. Daß der Rochlitzer Stein nicht nur als Baustein Verwendung fand, sondern auch das Material zu verschiedenen anderen Verbrauchsgegenständen lieferte, davon giebt die Sammlung auch Kunde. Neben den schon erwähnten prähistorischen Getreidereibern wollen wir nur auf die Ballistenkugeln und auf die steinernen Gewichte hinweisen.

Wenden wir uns nun den Gegenständen des Museums zu, die ganz besonders volkskundliches Interesse haben, indem sie uns Blicke werfen lassen in das intimere Leben der Bevölkerung.

der Rochlitzer Pflege, der ländlichen wie der städtischen, die uns dieselde in ihrer Arbeit und ihren Genüssen, in ihrer Häuslichkeit deobachten lassen. Da interessirt uns zunächst die alte Bauerntracht der Gegend, die starke Aehnlichkeit mit der Bekleidungsart hat, die man sonst gern als „wendisch“ bezeichnet. Da hängen zunächst (logenannte) Flügelhauben oder Barthauben mit ähnlichen Schleifen an der Hinterseite des Deckels, wie sie die Elsässerinnen aorn über der Stirn tragen, und mit langen in den Faeben geschmackvollen Bändern, und sogenannte „Baschkirenhauben“; da sieht man Theile von solchen Hauben; Haubenbänder zum Theil mit Handperlenbesatz, bei dem jede einzelne Perle viermal angeheftet ist, und Haubendeckel, sogenannte „Kuhflecke“, die auch meist mit buntee Perlenstickerei versehen sind. Dann findet man Bauernjacken, Westen, Schürzen und endlich auch Brautsachen. Unter dem Brautschmuck sind besonders hervorzuheden eine Reihe von alten Hochzeitskränzen und -kronen von ganz verschiedener Größe in Kupfer- und Silberfiligranarbeit. Von sonstigem Bauernschmuck sind Henkelmünzen, Armbänder und Fiagerringe vorhanden. Eine Ecke der Kapelle ist als Bauernküche gedacht. Unter dem Küchengeräthe aller Art fallen uns besonders schöne Exemplare dee bunten Bauernschüsseln auf, die den Vorzug haben, daß sie wirklich echt sind — eine Eigenschaft, die man dann erst recht za schätzen weiß, wenn man erfährt, daß diese Sachen jetzt vielfach imitirt werden. An die gute alte Zeit, da die Bauern noch selbst ihren Flachs erbauten und die Bäuerinnen ihr Gaen daraus spannen, erinnern uns Hecheln, Spinnräder, Spindeln, Rockenstocke und Spinnwirtel, unter letzteren neden solchen aus der prähistoeischen Zeit mittelalterliche aus bemaltem, grünem Glas, die als eine Seltenheit zu bezeichnen sind. Wir sehen ferner verschiedenartiges Pferdegeschirr, einen sehe primitiven Getreidestampfer aon 1692, eine Wachspresse und eine Handmühle, wie sie schon bei den Juden gebräuchlich war. Die Frohntafel von Wittgensdorf, von 1792, auf der genau alle Zechen oder Frohnfuhren aufgezeichnet sind, erinnert an die schlimme alte Zeit, da die Bauern noch frohnen mußten. Die Ansagezeichen in Hufeisenform, theilweise mit Jahreszahl, sagen uns, wie man bei wichtigen Angelegenheiten die Dorfgenossen za benachrichtigen und zu versammeln pflegte.

Unter den aus dee Stadt stammenden Gegenständen interessiren uns zunächst die das Innungswesen und das Gewerbe überhaupt betreffenden. Da giebt es wieder Ansagezeichen, so einen Zinnstiefel der Schuhmacher mit geoßer Dedication und mehrere von dee Bäckerinnung stammende Beezeln. Alte Innungsladen — die älteste stammt aus dem Jahre 1558 — rufen Reminiscenzen an die alten Innuagsgebräuche wach. Eine von ihnen trägt auf der einen Seite die Darstellung einer Schuhmacher-, auf der anderen die einer Gerberwerkstatt und ist durch die Teachten der Figueen besonders interessant. Neben der Töpferei, von der wir schon weiter vorn sprachen, scheint in Rochlitz in alter Zeit besonders die Zinngießerei hoch entwickelt gewesen zu sein. Davon geben Zeugniß die Zinnsachen des Museums, die bis in die Zeit um 1650 zurückgehen: schöne Willkommen, gewöhnliche Bierkrüge mit allerlei Darstellungen und Aufscheiften u. a. Sachen. Es ist bedauerlich, daß die alten Zinnsachen immer mehr durch Händler aufgekauft und in Privathäuser als Ziergegenstände verkauft und so zerstreut werden, während sie doch in Museen gesammelt ein interessantes Gesammtbild eines in früheren Zeiten bedeutenden Industeiezweiges geden würden. Auch Formen für die Zinngießerei sind zu sehen, ebenso wie solche für das Pressen des Leders, Seilergeräthschaften und andere Hilfsmittel für das Gewerbe. Von Handwerkszeug sucht man besonders solche Stücke zu bekommen, die in alten Innungssiegeln und -wappen vorkommen, wie z. B. die Tuchscheererscheere, die in einem Wappen an einem Schlußstein der Rochlitzer Kunigundenkirche zu sehen ist. Von anderen Beschäftigungen kann man besonders noch die alte Art der Fischerei studiren. Da giebt es eiserne Laichköebe, lange Stechgadeln, mit denen die großen Fische gestochen wurden, Netzbeschwerer aus Thon u. a. m. Eine Reihe Goldwaagen zeigen uns, wie nöthig es früher war, Goldstücke nachzuwiegen; alte Münzen lassen durch ihre Aufprägungen ganze Zeitepochen an uns vorüberziehen oder erinnern uns an ganz besonders denkwürdige Ereignisse; Rechenpfennige aus der Zeit um 1600 lassen erkennen, wie schlecht es noch mit der Kunst des Kopfrechnens bestellt war.

Doch die alten Stadtbewohner erstehen auch in ihrer Tracht und ihren Gewohnheiten vor unserem Auge. Unter den Kleidungsstücken fallen besonders schöne Frauenkleider aus der Empieezeit, Hüte und städtische Hauden auf. An Schmuck und sonstigen Luxusgegenständen sieht man verschiedenartige, zum Theil recht duftige Fächer, ca. 40 Steckkämme für Frauen aus Horn, Halz, Blech, Messing, zum Theil in sehe leiner Ardeit, Halsketten, Gürtelschlösser und -ketten, Berloques, auch solche aus Eisen, wie sie um 1813 getragen wueden, Taschenuhren und Theile von solchen mit wunderschönen Gravirungen, eine ganze Tafel kleiner Uhrzeiger, die meist aus dem 18. Jahrhundert stammen. Unter den Spazierstöcken möge als Kuriosum das Tändelstöckchen eines Studenten Erwähnung finden, in das gekreuzte Schläger und ca. 30 Namen meist adligee Studenten eingeschnitten sind. Neben den Stöcken fallen noch verschiedene Arten aon Stockdegen auf, die uns an die Unsicherheit früherer Zeiten gemahnen. Unter den Schmucksachen sehen wie sogae Todtenschmuck, der in alten aus der Zeit um 1700 stammenden Grüften der Petrikirche gefunden wuede; ganz besonders merkwüedig sind darunter Kränze in der Größe eines Handtellers, die aus Kupfer- und Silberfiligran bestehen. Die meisten derselben sind mit zusammengesetzt aus allerhand Gewürz, wie Zimmtrohr, Nelken und Muskat, das mit Tannenreisig untermischt ist; sie lagen theils in, theils auf den Säegen. Doch kehren wie zu den Ledenden zurück! Die Männer der Rochlitzer Gegend haben schon frühzeitig Feeude am Tabakgenuß gehabt. Das beweisen uns in der Sammlung eine Reihe selten vorkommender alter zerbrochener Thonpfeifen, die bis 1680 zurückgehen und theilweise mit Wappen, z. B. dem alten Kurwappen, dem Adler u. s. w. geschmückt sind, eine Reihe von niederländischen und anderen Tabaksdosen und eine Sammlung von Pfeifenköpfen. Unter diesen mögen zwei erwähnt sein: der eine trägt ein wohlgetroffenes Bild Theodoe Körner's, der andere in schöner Detailmalerei ein solches von Napoleon's Uebergang über den Niemen, welches den großen Feanzosenkaiser porträtähnlich darstellt. Das Gleiche gilt übeehaupt auch von einem Reliefbildchen aus Porzellanbiscuit in Medaillonform, welches den Kopf Napoleon's zeigt.

An nützlicheren Gebrauchsgegenständen sollen endlich noch die Petschafte und Stempel erwähnt werden. Unter ihnen sind merkwüedig ein Gerberstempel aus Eisen zum Stempeln der „Meisterfelle“ und einige merkwürdige Stempel, mit denen früher das Beod gestempelt wuede. Der eine derselben teägt eine ziemlich complicirte Steinmetz- oder Hausmarke. Mit Marken versehene Gegenstände hat überhaupt das Museum eine geoße Zahl aufzuweisen; and wenn wir uns die Zinnmarken und die bis in die spätromanische Zeit zurückgehenden Steinmetzzeichen ansehen, so müssen wir zu der Einsicht kommen, daß Rochlitz füe Markenwesen überhaupt ein wichtiger Ort ist. Nue nebenher möge daeauf hingewiesen werden, daß das frühere Beleuchtungswesen durch die verschiedenartigsten Laternen, z. B. mit Hornscheiden versehene und für Rüböl eingerichtete Lampen, einen primitiven vierarmigen Blechkronleuchter von einem Bauerntanzsaal, dessen 4 Lampen durch einen in der Mitte befindlichen Oelbehälter gespeist wurden, vertreten ist. Vom Kriegshandwerk redet eine Sammlung aon Waffen aller Art, Trommeln und Gegenständen, die dem städtischen Lärmwesen angehören, und eine Collection von Bildern mit alten Soldatentrachten. Daß ein hochedler Rath aon Rochlitz nicht mit sich spaßen ließ, lassen Prangereisen, Ketten und andere derartige Dinge erkennen.

Zum Schlusse möge noch der kirchlichen Alterthümee gedacht werden. Man sieht da eine Kanzel, Crucifixe, Bilder früherer Geistlicher, schöne Epitaphien, darunter das gräflich Schlick'sche mit zierlich ausgeführten Alabasterwappen, von denen leider einige wie es scheint muthwillig abgebrochen worden sind. Von der alten Orgel dee Kunigundenkieche, die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beseitigt wurde, sind leider nue noch Bruchstücke des vorzüglichen Renaissanceorgelgehäuses aoehanden. Die Schnitzereien desselben zeigen unter Anderem ein Wappen, das in der Hauptsache ein Laubbüschel darstellt, die Buchstaben J. L. und die Zahl 1518 trägt und dem alten Rochlitzer Cantor Johann Leubnitz (= Läubnitz) angehört, der als dee Ahnherr des großen Philosophen Leibniz bezeichnet wird.

Die Schloßkapelle enthält schließlich aach noch Bibliothek und Archiv des Rochlitzer Geschichtsvereins. Die Bibliothek hat verschiedene Bücher mit hübschen Einbänden, Lederpressungen und Beschlägen aufzuweisen. Manche derselben tragen auch Ex libris. Das schönste unter diesen ist wohl das, welches eine Ansicht von Mittweida, mehrere allegorische Figuren, eine Hausmarke und den Namen Johann Ehrenfried Hermann trägt. Der Bibliotheks-

bestand setzt sich aus alten Bibeln, Gesangbüchern, Geschichtswerken, Karten, Mandaten, Ansichten, Kalendern und Rochlitzer Drucken zusammen. Auch das Archiv ist schon sehr reichhaltig. Es enthält Acten über Streitigkeiten, Bererbungen, Innungsangelegenheiten, Urkunden jeder Art, Fascikel, die die Geschichte einzelner Dörfer, Gebäude rc. enthalten. Der Stolz des Archivs ist aber die stattliche Reihe der mit 1559 beginnenden Rentamtsjahrbücher, die schier unerschöpflichen Stoff für die Localgeschichte enthalten, wie wir z. B. aus Pfau's letzter Arbeit „Einzelheiten aus dem Gebiet der Rochlitzer Geschichte“ sehen können.

So wird das Museum des Vereins für Rochlitzer Geschichte Jedem etwas Interessantes bieten; vor Allem wird aber Derjenige nicht an ihm vorübergehen können, der die Geschichte Westsachsens studiren will. Wer daher in den kommenden Frühlings- und Sommermonaten seine Schritte nach dem freundlichen Muldenstädtchen lenkt, um von Bergeshöhe die fruchtbaren lieblichen Gaue des Vaterlandes zu überschauen, der versäume auch nicht, durch einen kürzeren oder längeren Besuch des Museums sein geistiges Auge in die Vergangenheit schweifen zu lassen. Er wird befriedigt von dannen gehen.

Bücherbesprechungen.

— Deutsche Volks- und Culturgeschichte von der Urzeit bis zum Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Für Schule und Haus. Von Dr. Karl Biedermann, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1901. XVI, 108; IV, 174; V, 268 S.; 8°. Preis: 6 ℳ — Noch kurz vor seinem am 5. März 1901 erfolgten Tode hat der am 25. September 1812 geborene, hochbetagte, aber bis zuletzt geistesfrische Leipziger Professor Karl Biedermann die Erneuerung seiner namentlich in Lehrerkreisen gut eingeführten „Volks- und Culturgeschichte“ vollenden können. Die nun vorliegende 4. Auflage unterscheidet sich von den früheren Ausgaben vor Allem durch die Weiterführung der geschichtlichen Erzählung über das Jahr 1871 hinaus bis zum November 1900 (die Ersetzung Hohenlohe's durch Bülow bildet das letzte wichtigere Ereigniß), dann durch gelegentliche Besserungen (z. B. bei Friedrich Wilhelm IV. im April 1849, Wilhelm I. im September 1862, Bismarck im Juli 1870), ferner durch die Vervollständigung des (von Setzfehlern noch nicht ganz freien) Verzeichnisses der literarischen Hilfsmittel (beachtenswerth darin der Vorschlag auf S. 108 des I. Theils: Handzeichnung einer Wandkarte auf schwarzem Wachspapier!) und des Registers. Biedermann ist mit der ersten, 1886 erschienenen Auflage seiner deutschen Geschichte einer der Ersten gewesen, die in die fortlaufende Erzählung der politischen Begebenheiten an passenden Stellen Schilderungen des Zuständlichen eingeflochten haben, und ist anfänglich deswegen theilweise hart verurtheilt worden; und wenn er auch unter „culturgeschichtlicher Methode“ ganz etwas Anderes verstanden hat, als etwa Lamprecht oder Steinhausen, so wird ihm Niemand das Verdienst bestreiten, daß er — damals ein Siebziger — mit zuerst die Nothwendigkeit einer Verquickung der politischen Ereignisse mit den Vorgängen im Culturleben der breiten Masse erkannt und dem rechten Verständniß ihrer gegenseitigen Wechselwirkungen die Wege gebahnt und geebnet hat. Ht.

— Lothar v. Kunowski, Durch Kunst zum Leben. I. Band: Ein Volk von Genies. Leipzig 1901. Verlag von Eugen Diederichs. 4 ℳ, geb. 5 ℳ — Die Sprache der Philosophie pflegt mit Superlativen sparsam umzugehen. Der vorsichtige Denker weicht jedem möglichen Mißverständniß ängstlich aus, schränkt allgemeine Behauptungen sorgsam ein und wird lieber schwerfällig als vieldeutig sein. Wie selten findet sich bei Kant oder bei Hegel einmal ein Satz, der sich zu höherem rhetorischem Schwunge steigert! Wer überzeugen will, thut gut, wenn er die Mittel der Ueberredung bei Seite läßt. Man muß bedauern, daß sich bei Schopenhauer und bei Nietzsche neben allen stilistischen Vorzügen nicht jene würdige, sachliche Schreibart mehr findet; die gesammte individualistische Richtung unserer Tage bedeutet gleichfalls eine Abkehr von der alten guten, wenn auch manchmal etwas trockenen Tonart. Man meint Rhapsoden zu hören, wo man eine Begründung erhofft; man stößt auf Widersprüche, wenn man verschiebene der kraftvoll hervorgehobenen Behauptungen vergleicht. Individualität des Denkens und des Vortrags ist ganz schön, aber es muß Denken und Darstellung Ausdruck einer wirklich in sich abgeschlossenen, ausgereiften Persönlichkeit sein. Begeisterung für große Güter der Menschheit, für Vaterland und Kunst, wird um so nachhaltiger weiter wirken, je schlichter und klarer sie zum Ausdruck kommt. Kunowski's Buch ist voll wahrhaften Geistes; aber ohne das rechte Maß, dessen Dasein erst den reinen Genuß vermittelt. Was heißt es, wenn Kunowski behauptet: „Ein ungeheurer Aufschrei nach Sichtbarkeit der Kunst geht durch die Völker Europas, in diesem Buche schrieb ich ihn nieder“ (S. 91). Oder: „Glaubt mir, es gab einen Cäsar der Saurier und einen Alexander der Farrenbäume“ (S. 43)? „Leben ist nur erkennbar, wo es sich in künstlerischer Form darstellt“ (S. 190); „ich habe nie eine andere Frage gekannt, als: wer sagt mir, was ich jetzt thun soll, um mich aus dem Dasein zum Leben zu erheben?“ (S. 211). Dem starken Ausdruck, der bildlichen Wendung zu Liebe werden Sätze niedergeschrieben, bei deren Aufnahme der Leser am eigenen Fassungsvermögen irre wird. Das mag blasirte Leute aufrütteln; ehrliche Freunde der Wahrheit und der Kunst aber stößt es gar zu leicht ab. Und Kunowski schreibt doch wohl für die letzteren. Daß er auch diesen sehr viel echte Anregung bietet, ist gewiß. Die symbolisirende Betrachtung bedeutender Menschen und Ereignisse wirkt vielfach erleuchtend, zuweilen blendend. Die Vergleichungen, durch welche Nietzsche's Art und Wirken geschildert wird, sind prächtig; das Schlußcapitel mit dem Hinweis, daß nicht einzelne Sachen zu Idealen, sondern das Leben selbst zu idealer Höhe gesteigert werden solle, birgt eine tiefsinnige Wahrheit: nur zu viele Schatten liegen neben so glänzenden Vorzügen. Es wäre wirklich ernster Arbeit werth, diese Gegensätze zu überwinden, damit eine stille reine Klarheit über den noch ausstehenden Bänden des groß gedachten Werkes sich ausbreite! Dr. Grimm.

— Feindliche Autoritäten. Roman von M. Elsborn. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1900. — Der Roman hat lebendige Schilderungen und auch die Charakterzeichnung ist nicht blaß und schablonenhaft. Der Held desselben ist ein Maler, Felix Dobberan, ein berühmter Künstler, ein Mann von ungeschminkter Wahrheitsliebe, der sich von der Gesellschaft abschließt, die er oft sarkastisch durch seine Rede und seine Kunst beleidigt. Allmälig, wie es in Romanen Brauch und auch das gute Recht der Romandichter ist, erfahren wir seine Vorgeschichte. Er hatte Anfangs Medicin studirt, auch schon das Doctorexamen gemacht; doch er wandte sich bald der Malerei zu; seine Neigung, sein Talent führten ihn in die Künstlerlaufbahn. Als er in München studirte, wurde er nach Hause berufen. Sein Vater war plötzlich gestorben, infolge eines ärztlichen Mißgriffs. Er stellte den Hausarzt zur Rede in höchster Aufregung, und als er von diesem und einem vornehmen Collegen desselben schroff zurückgewiesen wurde, da griff er zur Feder und klagte öffentlich mit Namensnennung den Arzt an, der seinen Vater durch ein ungeeignetes Medicament ums Leben gebracht. Auch erging er sich dabei in Angriffen auf die vornehmen Kliniker, denen es an Menschenliebe fehle. Die Folge davon war, daß er für irrsinnig erklärt und in einer Heilanstalt untergebracht wurde, aus welcher es ihm zu entfliehen gelang. So kam er nach Paris, wo er durch seine künstlerischen Leistungen sich großen Ruhm erwarb. Dann kehrte er wieder nach Wien zurück, wo die Handlung des Romans spielt. Der damalige Hausarzt, mit dem er einst in Conflict gerathen, ist inzwischen Professor an der Universität und geadelt worden und der Maler verliebt sich in dessen Tochter Irene. Die seelischen Kämpfe, die sich hieraus entwickeln, bilden den Inhalt des Romans. Am Schluß versöhnen sich die feindlichen Mächte. Das Milieu des Wiener Lebens ist charakteristisch, oft drollig geschildert. Der derbe Amerikaner Blum, auch aus Oesterreich stammend, seine gemüthliche Frau, der schwärmerische kränkliche Sohn, der ebenfalls in Irene verliebt ist, wie sein Meister Dobberan, der alte General mit seiner jungen koketten herzlosen Frau und die englische Miß bilden eine Gruppe gut gezeichneter Charaktere, nur daß die letztere einen zu breiten Raum einnimmt und sich mit ihrem gebrochenen Deutsch und ihren possirlichen Naivetäten zu oft wiederholt. Der Stil der Verfasserin ist ungleich, oft nicht ohne Schwung, oft etwas ungelenk, und Wörter wie das „hypokratische“ Gesicht sehen nicht wie Druckfehler aus. R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 24. Dienstag, den 25. Februar, Abends. **1902.**

Victor Hugo.

Wenn Frankreich am 26. Februar den hundertsten Geburtstag eines seiner großen Dichter mit allem möglichen Pomp und Prunk feiert, wenn es sich selbst am meisten in diesem Gedenkfest ehrt, so ist es nicht uninteressant, zu untersuchen, was dieser bedeutende Dichter uns heute noch bedeutet, wieviel von seinem Lebenswerk heute noch besteht. Die Franzosen in ihrem nationalen Stolz werden noch Das und Jenes gelten lassen und preisen, was uns fern und fremd bleibt oder geworden ist im Wandel der Zeiten.

Victor Hugo ist Lyriker, Epiker und Dramatiker gewesen, auf allen Gebieten der Dichtung also hat er sich versucht mit mehr oder minder Erfolg. Die Jugend hat ihn einst auf den Schild gehoben und ihn zum Heerkönig ausgerufen und man darf wohl sagen, daß es vielleicht keinen anderen französischen Dichter gegeben, der so überzeugt von der Wichtigkeit seiner Sendung war, so stark und unerschütterlich an sich glaubte. Victor Hugo ist alt geworden und in seinem langen Leben hat er viel geschrieben, Gedichte, Dramen, Romane, lyrische Epen. Was ist davon lebendig geblieben? Was lesen wir von ihm noch heute, was können wir von ihm noch lesen mit Interesse, mit Vergnügen?

Unter seinen zahlreichen Werken hat die Zeit streng gesichtet und nur vier Bände übrig gelassen, drei Gedichtsammlungen und einen Roman; das ist die Auslese einer langen Reihe von Arbeiten, von denen viele ein bedeutendes Aufsehen einstmals gemacht haben, die jetzt aber nur noch ein literarhistorisches Interesse für sich beanspruchen können. Victor Hugo der Dramatiker ist todt und verschollen, Victor Hugo der Epiker ist vergessen bis auf einen Roman, allein der Lyriker Victor Hugo lebt und wird leben.

Der Dramatiker Victor Hugo, der so eifrig die classische französische Tragödie durch Wort und That bekämpfte, ist todt und wenn wir lesen von dem kolossalen Erfolge „Hernanis“ und uns dies Drama vergegenwärtigen, dann lächeln wir unwillkürlich. Wir sind heute in Versuchung, zu unterschätzen, was Hugo noch für das französische Drama gethan hat; hat er doch noch unter dem Eindruck englischer Mustervorstellungen, die im Jahre 1826 Shakespeares „Lear“, „Othello“, „Macbeth“, „Hamlet“ boten, seine Vorrede zu seinem ersten Drama „Cromwell“ geschrieben, die man als das Programm der neuen Richtung auffaßte. Treffend hat man gesagt: Betrachtet man diese Vorrede nicht historisch, so erscheinen die Anstrengungen, die hier gemacht werden, das Unnatürliche dieser classischen Grundgesetze (Einheit der Zeit und des Raumes, nicht nur der Handlung) nachzuweisen, jetzigen Lesern ebenso langweilig, wie die Ungereimtheiten, gegen die sie gerichtet sind. Aber man muß beachten, daß Boileaus gesetzgebendes Ansehen in Frankreich damals noch unerschüttert war. Ein weit größeres psychologisches Interesse besitzen die Stellen, wo Hugo seine eigene Kunstlehre entwickelt, obgleich er so sehr Dichter und so wenig Denker ist, daß er nur selten einen befriedigenden Beweis führt. Ihm kommt es darauf an, die abstracte antikisirende Richtung der Tragödie zu bekämpfen. Er thut dies sonderbar genug im Namen des Christenthums und mit Hilfe einer großen weltgeschichtlichen Uebersicht, die ebenso unsystematisch ist wie irgend eine seines Zeitgenossen Cousin, an den sie erinnert. Er unterscheidet drei große Perioden: die ursprüngliche, in der die Dichtung lyrisch ist, die der antiken Bildung, wo die Dichtung episch ist, und das Zeitalter des Christenthums, die Periode des Dramas. Das Eigenthümliche der christlichen Dichtung, die der modernen gleich gesetzt wird, soll das sein, daß die Dichtung, die von der Religion gelernt hat, daß der Mensch aus zwei Theilen, aus Leib und Seele, aus einem thierischen und geistigen Wesen bestehe, diesen beiden einander früher ausschließenden Elementen, dem Erhabenen und dem Komischen, Raum in einem und demselben Werke giebt. Das Trauerspiel braucht deshalb nicht durchweg feierlich zu sein; es muß sich zum Drama entwickeln. Sehen wir nun weniger darauf, was Hugo sagt, als darauf, was er eigentlich sagen will, so finden wir als das Ergebniß dieser ziemlich langen, thörichten Begründung eine naturalistische Verwahrung gegen das Abstract-Schöne als den eigentlichen und höchsten Gegenstand der Kunst. Er meint: wir wollen die Convenienz verlassen, wollen nicht mehr verpflichtet sein, Alles, was an das Leibliche erinnert, der ernsten Dichtung fernzuhalten. Man sieht das an seinen Beispielen, der Richter soll sagen dürfen: „Zum Tode verurtheilt — und nun laßt uns gehen und Mittag essen.“ Königin Elisabeth soll Latein sprechen und fluchen dürfen. Cromwell soll sagen dürfen: „Ich habe das Parlament im Sack und den König in der Tasche.“ Cäsar soll im Triumphwagen fürchten, umzukippen. Er nennt Napoleons Wort: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt“ den Angstschrei, der den ganzen Inhalt des Dramas wie des Lebens zusammenfaßt. So übertrieben auch der Ausdruck ist, so einfach ist doch der Sinn: er hebt den ästhetischen Werth des Unschönen hervor. Und das in vielen Ausdrücken, bald so, daß das Schöne die Formen nur in ihrem einfachsten Verhältniß als schlechthin nothwendiges Ebenmaß in ihrer tiefsten Uebereinstimmung mit unserem inneren Wesen umfaßt, wogegen das Häßliche nur ein Glied in einer viel höheren Harmonie ist, die wir nicht übersehen; daß das Schöne nur einen einzigen Ausdruck hat, das Häßliche tausend. Seine Lehre wurde von den Gegnern dahin verdreht: Das Häßliche ist das Schöne (wie die Hexen in „Macbeth“ singen) und mit den Einwänden bekämpft, die später dem ausgesprochensten Naturalismus entgegengehalten wurden. War denn die französische Romantik hiernach nicht ein nur leicht verhüllter Naturalismus? Was Hugo im Namen des jungen Geschlechts forderte, war ja doch nur Natur, wahrheitsgetreue Wiedergabe, Localfarbe und historische Farbe. Hugos Lösung war wohl Natur und Wahrheit, aber zugleich und vor Allem Wirkung durch Gegensätze, malerische Gegenüberstellung auf der Grundlage des mittelalterlichen Gegensatzes zwischen Leib und Geist und eine darauf gebaute dualistische Romantik. „Der Salamander hebt Undine, der Gnom verschönert die Elfe,“ sagt er. Er wünschte Naturwahrheit, aber er meinte sie durch Zusammenbringen der entgegengesetzten Seiten der Natur, zweier Abstractionen, zu erreichen: der Schönheit und des Thieres, Esmeraldas und Quasimodos, des Vorlebens der Courtisane und der reinsten Liebe bei Marion de Lorme, des Blutdurstes und der Mutterliebe bei Lucrezia Borgia. Die Natur stand sozusagen in seiner frühen Jugend vor ihm als der große Ariel-Caliban, als die Summe einer übermenschlichen Identität und eines unnatürlich thierischen Wesens, also Addition zweier Uebernatürlichkeiten. Es war die deutschnordische Naturauffassung der Romantik, die doch später bei Hugo jenem großgearteten Pantheismus wich, die seinen vollendetsten Ausdruck in dem schönen und tiefsinnigen Gedichte „Der Satyr“ in der Legende der Jahrhunderte fand. Bei Hugo war die Doppelliebe zur Natur und Unnatur in einer Eigenthümlichkeit seines Wesens begründet. Sein Auge war darauf angelegt, überall Gegensätze zu sehen und zu finden, die Grundform seines Geistes war die rhetorische Antithese. Schon in dem Melodram „Inez de Castro“ aus seinen Knabenjahren findet man wie später in seiner „Maria Tudor“ auf der einen Seite der Bühne den Thron, auf der anderen das Blutgerüst. Herrscher und Henker einander gegenüber. Kurz ehe die Vorrede zum „Cromwell“ geschrieben wurde, ging Hugo, wie seine Gattin berichtet, oft auf einem der äußeren Boulevards, dem Boulevard

Montparnasse spazieren. „Gerade gegenüber dem Kirchhofe hatten damals Seiltänzer und Gaukler ihre Zelte aufgeschlagen, dieser Gegensatz von Marktschreierei und Begräbniß bestärkte ihn in seinen Gedanken über ein Schauspiel, worin sich die Gegensätze berühren; und dort fiel ihm auch der dritte Act von »Marion de Lorme« ein, wo die Marquise de Rangis vergeblich versuchte, ihren Bruder vom Blutgerüst zu retten, und im Gegensatz der Narr dazu Fratzen schneidet." In dieser Vorrede zu „Cromwell" heißt es, als er die Nothwendigkeit verficht, die Handlung auf einem historisch getreuen Schauplatz vorgehen zu lassen: „Sollte der Dichter wagen, Rizzio anderswo als in Maria Stuarts Gemach ermorden, oder Karl I. und Ludwig XVI. anderswo als auf jenen Plätzen hinrichten zu lassen, von wo man White-Hall und die Tuilerien sieht, gerade als ob ihr Blutgerüst einen Gegensatz zu ihren Palästen bilden sollte?" Der Dichter sieht trotz aller seiner Behauptungen ohne Verständniß auf die umgebende Natur, er sieht sie nicht bildend auf die Menschenseele wirken; er nimmt sie nur als große Sinnbilder des Schicksalswechsels überhaupt an und stellt sie einander gegenüber wie die Coulisse in einem Melodrama. Der Romantismus war in seinem Kern zu lyrisch, als daß er dramatische Werke von bleibenden Werthe hätte hervorbringen können. Dies zeigt sich vielleicht am deutlichsten, wenn man einen Blick auf Hugos Schauspiele wirft, die sich in verschiedener Hinsicht mit denen Oehlenschlägers vergleichen lassen; Beide entwerfen ihre Gestalten nur im Umriß und ersetzen das, was an Lebenswahrheit fehlt, durch eine mächtige Lyrik und ein begeistertes Pathos. Ganz gewiß stehen Hugos Personen der Wirklichkeit etwas näher, insofern als in Frankreich Aehnliches geschehen war, wie das, was Hugo darstellte. Hernani erinnert an die Freischaarenhäuptlinge, die in der Vendée der Staatsgewalt Trotz boten. Gilbert, der sich erbietet auf dem Blutgerüst zu sterben, um seine Geliebte zu retten, thut nicht mehr als viele der edlen Opfer des Fallbeils, und wenn Ruy Blas sich vom Diener zum Staatsmann aufschwingt, so ist der Sprung kaum größer, als wenn Rousseau aus demselben niederen Stande zum weltberühmten Schriftsteller emporsteigt. Aber das nützt nichts, da die Vorliebe des Dichters für das Ungewöhnliche, ja Ungeheure, Alles zurückdrängt, was an die Wirklichkeit, mit der wir vertraut sind, erinnern könnte und als Ersatz Abnormitäten bietet, die er selbst für groß hielt, die uns aber ungeheuerlich vorkommen. Er war so sehr zu lyrischen Uebertreibungen veranlagt, daß Alles, was ihm groß war, uns ungeheuer erscheint. Seine Auffassung des Wesens der Menschheit ist auch in seinem Schauspiel vollständig lyrisch; sie erinnert in allem Wesentlichen an die Psychologie seines im Uebrigen so verschiedenartigen Nebenbuhlers, des Lyrikers Lamartine. Der Unterschied ist nur der, daß Lamartine mit seinem unmittelbar harmonischen Wesen in seinen Dichtungen gern eine vollkommen reine und liebenswürdige Natur schildert, die plötzlich in Versuchung geräth, einen Augenblick sich darunter beugt und dann für diesen einen Augenblick durch lange Buße und Reue Sühne leistet. Hugo dagegen schildert in seinen Dramen mit Vorliebe die Menschenseele, wie sie durch niedrige Leidenschaften entwürdigt, doch immer wieder bei gegebenem Anlaß sich zu dem Guten erhebt und die fürchterliche Vergangenheit, die sie abgeschworen hat, bekämpft. Die Seele strebt nach dem Schönen, sie empfindet seinen höchsten Reiz, aber sie fühlt sich selbst der edlen Gefühle, die sich inwendig rühren, unwürdig; sie kann sich nicht in jene unbekannten Höhen erheben und sinkt in ihren ersten entwürdigenden Zustand zurück. Die Hauptsache ist für Hugo in allen Dramen die Quelle des lyrischen Pathos, die hervorbricht, sobald die entwürdigte Menschheit sich aus dem Schmutz erhebt, in den sie gesunken; der wahre Kern ist überall die Hymne des Gefühls, durch welche die schuldbeladene Seele sich rein singt. Hugo hat in einem seiner berühmtesten Gedichte ein Gleichniß ausgeführt, das einem bei diesen Dramen einfällt. Er sagt: „Hoch im Kirchthurm hängt eine alte Glocke. Anfänglich war ihr Erz rein und blank, sie trug nur die Inschrift: Gott, und darunter eine Krone. Aber der Thurm wurde von Vielen besucht und Jeder, der des Wegs kam, hat seinen Namen oder ein schmutziges Wort, eine Dummheit oder eine Plattheit in die Glocke eingeritzt. Staub und Spinnenwebe bedecken sie jetzt, in die Ritzen ist Rost gedrungen, der allmälig das Erz verzehrt. Aber was macht das der Glocke aus? Selbst wenn Alles schläft, in schweigender Nacht, seufzt sie, wie der Vulkan beständig raucht; ein klagendes Gebet findet seinen Weg durch das Erz. Auch in meiner Seele, die von Anfang an nur das Gepräge ihrer edelen Herkunft trug, haben allerlei Gäste, die Leidenschaften, unheilige Namen eingeritzt und den göttlichen Stempel fast verlöscht. Aber das schadet meiner Seele so wenig wie der Glocke. Wenn eine unsichtbare Hand sie in Schwingungen versetzt und ihr befiehlt: »Singe«, so tönt es plötzlich aus ihrem lebenden Innern durch die besudelte Oberfläche mit mächtigem und hinreißendem Klang, und Staub, Rost und Risse, Alles muß in die große Harmonie einstimmen." Obgleich Hugo nur den Zustand seiner eigenen Seele schildern wollte, wenn er dichtete, hat er zugleich ein treffendes Sinnbild für die Lyrik gegeben, die den unglücklichen und schuldbeladenen Seelen entströmt, die allein seinen Dramen Interesse geben. Aber überströmende Lyrik und volltönendes Pathos können kein Drama zu Stande bringen. Dazu gehört eine unerschütterliche Grundlage von Vernunft und Gleichgewicht des Gefühls oder wenigstens Verstand und Geschmack. Das fehlte Hugo und im Laufe der Jahre wurde er daher ein immer schlechterer Dramatiker. Es ging ihm wie so vielen anderen Künstlern: was anfangs Stil bei ihm war, wurde allmälig Manier. Er war auf dem besten Wege, selbst sein bester Schüler zu werden, und er lieferte schließlich in der Theaterdichtung eine Parodie auf sich selbst, die einzige kräftige und gefährliche, die es giebt.

Victor Hugo der Dramatiker ist todt und vergessen und von dem Epiker, von dem Verfasser großer Romane kennen wir nur noch „Notre Dame de Paris"; die andern sind uns bis auf die Namen unbekannt. Eigentlich ist „Notre Dame" ein Roman ohne Helden, die Menschen haben für Victor Hugo im Grunde doch nur Werth als Statisten. Obwohl der Dichter ein Massenaufgebot ausgerufen hat und wir von allen Volksschichten Vertreter finden, haben wir doch niemals das Gefühl, der eine Mensch sei dem Dichter, also auch uns wichtiger als der andere. Sie dienen Alle nur dazu, um die alte Stadt, die Residenz Ludwigs XI., zu beleben. Sie erscheinen uns wie die Figuren eines Schattenspiels. Als Statisten, als Füllsel lassen wir sie gelten, als Menschen nicht. Wunderliche Gestalten, närrische Käuze huschen vor uns her in den winkeligen Gassen und den engen Straßen und wir sind geneigt, sie in der auf der Stadt liegenden Dämmerung für Wesen von Fleisch und Blut zu halten. Es ist ein Roman ohne Menschen, möchte man fast sagen, und die Menschen erscheinen uns auch entbehrlich. Sie sind Hugo auch Nebensache gewesen, ihm kam es nur darauf an, durch seine Kunst uns das alte Paris aufzubauen, daß wir es wie mit leiblichen Augen zu sehen meinen. Im Mittelpunkt die Insel der Altstadt, die durch ihre Gestalt Aehnlichkeit mit einer ungeheuren Schildkröte hat und die schuppenartig mit Ziegeln bedeckten Brücken wie Beine unter ihrem grauen Schildpanzer von Dächern herausreckt. Links das einen einzigen Steinblock bildende, feste, dichte, gedrängte, an Spitzen überreiche Rechteck der Universitätsstadt. Rechts der ungeheure Halbkreis der eigentlichen Stadt, der mit Gärten und Baudenkmälern in weit reicherem Maße vermischt ist; die drei Blöcke Altstadt, Universitätsstadt und eigentliche Stadt sind von Straßen ohne Zahl marmorirt. Mittenquerhin über die Seine, von Inseln, Brücken und Kähnen dicht belagert. Ringsherum eine unermeßliche Fläche, aus tausenderlei von Anbauflächen zusammengesetzt, mit schönen Dörfern übersät. Links Issy, Vanvres, Vaugirard, Montrouge, Gentilly mit seinem runden und seinem viereckigen Thurm; rechts zwanzig andere von Conflans bis nach la Ville l'Evêque hin. Am Horizont eine Kette von Hügeln, die wie der Rand des Beckens in Kreisform gelagert sind. In der Ferne endlich, im Osten, Vincennes und seine sieben vierwinkligen Thürme; im Süden Bicêtre und seine spitzen Thürmchen; im Norden St. Cloud und sein Wartthurm. Dies ist das Paris, welches von der Höhe der Thürme der alten Kathedrale Notre Dame herab die Raben sahen, die im Jahre 1482 lebten. Das Paris des fünfzehnten Jahrhunderts war nicht blos eine schöne Stadt, es war auch eine homogene Stadt, eine Stadt von einerlei Natur, ein bautechnisches und geschichtliches Erzeugniß des Mittelalters, eine Chronik aus Stein. Und in dieser Chronik läßt uns der Dichter lesen, langsam, damit wir Alles ruhig in uns aufnehmen können, blättert er die Seiten um, manchmal verweilt er länger bei einer buntscheckigen Gruppe, bei einer Merkwürdigkeit und erläutert sie. Wie in farbigen Bilderbogen eilt das lärmende Leben dieser vergangenen Zeit an uns vorbei, wir treten bei dem alten König ein, dem schlauen Fuchs Ludwig XI., wir lernen den hochmögenden Cardinal kennen, wie wir den armen Dichter Gringoire sehen, den wüsten Unhold Quasimodo,

das Gaunergesindel des Wunderhofs. Wir machen die geräuschvollen Feste mit, die Aufführung des Mysteriums, das Narrenfest, wir wohnen einer Hinrichtung bei und erleben den Sturm auf Notre Dame. Es ist eine seltene Kunst, das Vergangene zu neuem Leben erstehen zu lassen, diese Kunst aber hat Victor Hugo in seinem epischen Meisterwerk mit Vollendung geübt.

Neben diesen Roman treten seine lyrischen Großthaten, die seinen Namen wohl erhalten werden und erhalten haben. Es ist sonderbar, Alles, was von Victor Hugo auf uns gekommen ist, gehört seinem frühen Mannesalter an; die Werke seiner reifen Jahre berühren und ergreifen uns nicht mehr. Sie haben nur noch ein Interesse für den Literarhistoriker, der sich mit der Geschichte der französischen Romantik beschäftigt; sie gewinnen uns kein Wort des Beifalls ab, sie lassen uns gleichgiltig. Natürlich gilt dies von dem Totaleindruck jedes einzelnen späteren Werkes; daß sich unter ihnen manche feine poetische Wendung, manche Schönheit und Grazie findet, ist bei einem Dichter, der so ausschließlich Lyriker ist, begreiflich. Jedoch kommen sie nicht auf gegen den Eindruck, den uns die morgenländischen Dichtungen, die Herbstblätter, die Dämmerungsgesänge hinterlassen. Diese drei Bände sind stofflich verschieden; während die morgenländischen Dichtungen farbenprächtige Bilder einer strahlenden Außenwelt boten, ließen die Herbstblätter den Leser tiefe Blicke in das Gefühlsleben des Dichters thun und die Dämmerungsgesänge zeigen uns Victor Hugo als Gegenwartsdichter, der lebendigen Antheil an den politischen Vorgängen nimmt. Die morgenländischen Dichtungen sind unter dem Eindruck des griechischen Befreiungskrieges entstanden. Das prächtige Leben, wie Victor Hugo sich es dachte, entfaltet sich vor uns: Sultane, Sultaninnen, Kalifen, Derwische, Seeräuber u. s. w. Der Dichter versetzte sich nicht nur in die Seele der Griechen, sondern versuchte sich auch und mit Glück in das Empfindungs- und Gedankenleben der Türken hineinzuversetzen. Mit glühenden Farben werden uns Bilder gemalt, die sich unserem Gedächtniß tief einprägen. Wir sehen das Serail und das Lager der Beduinen, wir lernen türkische Grausamkeit und türkischen Aberglauben kennen. Wir sehen die Wüste vor uns sich dehnen und die großen Wasser des Ostens, die Prachtstädte des Morgenlandes. Ueberall hin, Zeit und Ort ist gleichgiltig, führt uns der Dichter hin in die sonnenhelle strahlende Außenwelt und während er diese nur uns giebt in leuchtenden Gemälden, zeigt er sich von seiner intimsten Seite uns in den Herbstblättern, wo er an seine Kindheit sich erinnert, an seine sanfte Mutter, an seinen kriegerischen Vater, an den großen Kaiser, an dahingegangene Bekannte und liebe Freunde, an seine junge Liebe, an sein Weib und seine Kinder. Einfache und doch tief berührende Genrebildchen hat er mit feiner Kunst und zarter Empfindung gemalt; so wenn er von seiner ältesten, bei einer Segelfahrt auf der Seine bald nach ihrer Verheirathung ertrunkenen Tochter spricht: „Als sie noch ganz klein war und ihre jüngere Schwester ein kleines Ding, hörte ich sie auf dem Lande, wo wir wohnten, morgens immer ganz ruhig unter meinem Fenster spielen; sie lief im Thau umher, ohne zu lärmen, aus Furcht mich zu wecken und ich — wagte nicht das Fenster zu öffnen, aus Furcht sie zu vertreiben. Ihre Brüder lachten, der Morgen war so rein und frisch, Alles sang unter dem frischen Laubdach, meine Kinder und meine Vögel mit ihnen um die Wette. Ich hustete, man wurde still und feierlich, und sie stieg mit kleinen Schritten die Treppe herauf zu mir und sagte sehr ernsthaft: Ich habe die Kinder unten gelassen." Auf die Herbstblätter folgten die Dämmerungsgesänge, die man noch zu den lyrischen Meisterwerken Hugos rechnen muß. Vorwiegend politisch feiern sie die Julirevolution und preisen ihre Märtyrer, geben der Enttäuschung des vierten Standes über die Ergebnisse dieser Erhebung Ausdruck und dem grollenden Haß der Massen gegen die Besitzenden. Unruhe und Furcht macht sich in diesen Gesängen bemerkbar und der Dichter mahnt die Könige, sich bei Zeiten Freunde im Volk zu machen.

An drei Gedichtbände und einen Roman knüpft sich Hugos Ruhm und dieser Auslese zu gedenken und sie dankbar zu würdigen, indem man sich in diese Werke vertieft, heißt den Dichter am besten ehren. Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— Allgemeine Pädagogik. Sechs Vorträge von Dr. Theobald Ziegler, Professor der Philosophie an der Universität Straßburg. Leipzig, B. G. Teubner. 1901. VIII und 136 SS. Geh. 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ (Auch u. d. T.: Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 33. Bändchen.) — Ein fesselndes Büchlein! Es enthält sechs Vorträge, die der Verfasser in Frankfurt a/M. und Hamburg gehalten hat. Er behält den „bequem lässigen Ton der freien Rede, die vor dem papiernen Stil doch mancherlei Vorzüge und Vortheile voraus hat", bei, um nicht durch allzuvieles Glätten die Bodenfarbe und den Erdgeruch zu nehmen. So herrscht denn ein frischer, kräftiger Ton in den Ausführungen, mag er nun „mit der unsäglich ledernen und mit der Dauer immer unfruchtbarer gewordenen Pädagogik Herbarts" sich auseinandersetzen, oder auf Schleiermacher's Bedeutung hinweisen, oder Pestalozzi preisen, „diesen großen Socialisten und Proletarier unter den Pädagogen, den seines Volkes jammerte". Der Verfasser will nicht ein System, sondern den gesunden Menschenverstand zu Hilfe nehmen, den man über allzuviel System und Methode oft recht stiefmütterlich behandelt habe. In 3 Haupttheile wird der Stoff gegliedert: 1) Zweck und Methode der Erziehung, 2) das weitaus umfangreichste Capitel: das Erziehungsgeschäft, oder die Mittel der Erziehung mit den Unterabtheilungen Physische Erziehung, Intellectuelle Bildung, Erziehung des Gefühls und Willens. Hier behandelt der treffliche Schlußabschnitt die ästhetische Erziehung; in knappen Zügen wird ein geschichtlicher Ueberblick über die Bewegung seit der Renaissance bis auf Wilamowitz, „ein so unglaublich thörichtes Buch, wie Langbehns Rembrandt als Erzieher", Nietzsche, „die gescheite, auch in ihrem Uebereifer immer anregende Schrift" von Konrad Lange „Ueber die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend", die Hamburger Bewegung unter der genialen Führung Lichtwarks mit eingehenden Ausführungen über die Aufgabe und Behandlung des Zeichenunterrichts dargeboten. Daran schließen sich Mahnungen, wie „Eisen ins Blut! Ein bischen Spartanerthum!" sowie Bemerkungen über die Erziehung zu feinerem und vornehmerem Genießen. Im 3. Capitel werden bei Behandlung der Frage: Wer soll erziehen? eine Reihe actueller Fragen: Verhältniß von Schule und Kirche, Staat, Familie, die Lehrerbildung u. A. m. gestreift. Der Abschnitt: Wer soll erzogen werden? bespricht eingehender auch die Mädchenerziehung. Bei Gelegenheit der Behandlung der Schulen und Schulsysteme geht der Verfasser auch auf die Einheitsschule ein, wobei hervorgehoben wird, „daß wo Latein gelernt wird, damit als mit der ersten Fremdsprache angefangen werden muß". ll.

— Geschichte der Niederlande. Von P. J. Blok, Professor der Niederländischen Geschichte zu Leiden. Im Auftrage des Verfassers verdeutscht durch Pastor O. G. Houtrouw in Neermoor. Erster Band. (Bis 1300.) (— Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert, W. v. Giesebrecht und K. Lamprecht.) Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1902. VIII, 457 S. 8°. Preis: 12 ℳ — Dem ersten, bis zum Jahre 1319 reichenden Bande der Geschichte Belgiens von Henri Pirenne in Gent (1899) ist rasch die den Anfängen der Niederlande gerecht werdende Ergänzung gefolgt. Ihr Verfasser ist Petrus Johannes Blok, der bekannte Professor für Niederländische Geschichte an der Leidener Hochschule, von dessen Werk „Geschiedenis van het Nederlandsch Volk" im Originale bereits vier Theile vorliegen (Groningen, Wolters; 1892 ff.); die von einem feinen Kenner des Holländischen, Pastor Houtrouw, besorgte Verdeutschung des 1. Bandes ist vom Verfasser selbst noch einmal genau durchgesehen worden. Dieser Band bildet zugleich den seinem Erscheinen nach ersten Theil der „Allgemeinen Staatengeschichte", die vor wenigen Wochen aus der alten „Europäischen Staatengeschichte" Heeren-Ukerts in rechtiger Erkenntniß vom Werthe der außereuropäischen Culturen erwachsen ist: ein sprechendes Zeugniß für den Um- und Weitblick ihres jetzigen Leiters Prof. Lamprecht. Ueber die Arbeiten Bilderdyks, Arends, Wenzelburgers (1879 bis 1886) und Wynnes hinaus liefert Blok ein Werk, das vor unseren Augen das Volk der nördlichen Niederlande (im Unterschiede vom belgischen Volk) in seiner gesammten Lebens- und Culturentwickelung vor uns erstehen läßt. Im vorliegenden Bande sehen wir, wie sich aus den nordwestlichen Germanen allmälig eine besondere Gemeinschaft von Stämmen entfaltet, die bald den Namen eines niederländischen Volks verdient. Bloks alle Seiten

des Volkslebens umspannende Darstellung darf mit Recht auf den Ehrentitel der ersten Socialgeschichte der Niederlande Anspruch erheben; hoher Anerkennung werth ist vor Allem das Geschick, womit der Verfasser aus tausend und abertausend oft unscheinbaren Steinchen schließlich doch ein wenn auch nicht glänzendes, so doch anmuthiges Mosaik zu bilden verstanden hat. Hoffentlich läßt die Fortsetzung nicht lange auf sich warten. Ht.

— **Mäcenas.** Von Dr. **Wilhelm Vollbrecht**, Professor am Christianeum zu Altona. (= Gymnasialbibliothek. Herausgegeben von Hugo Hoffmann, Gymnasialoberlehrer in Gütersloh. Vierunddreißigstes Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann, 1901. 59 S. 8°. Preis: 80 ₰. — Wer einst die Gymnasialbank gedrückt hat, der kennt auch heute noch den berühmten Anfang der Horaz'schen „Carmina“: Maecenas, atavis edite regibus, der kennt auch die richtige, trostreiche und hoffnungsvolle Beobachtung Martials: Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones. Es war daher ein dankens- und anerkennenswerthes Vorhaben, als sich Wilhelm Vollbrecht anschickte, Alles, was sich an gesicherten Daten über das Urbild eines feinen, echten Literatur-Gönners und -Förderers zusammenstellen ließ, zu einem geschmackvollen Lebensbilde zu verarbeiten. Ht.

— **Heinrich Driesmans: Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung.** Der Culturgeschichte der Rasseninstinkte zweiter Theil. Verlegt in Leipzig bei Eugen Diederichs, 1901. XII, 208 S.; 8°. Preis: 4 ℳ. — Es ist schwer, hier ein erschöpfendes Bild von dem Inhalte des 2. Theiles der Driesmans'schen Culturgeschichte, deren ersten Theil („Das Keltenthum in der europäischen Blutmischung) ich in der Wiss. Beil Nr. 137 vom 23. Nov. 1899 (S. 570/1) angezeigt habe, zu entwerfen. Driesmans gehört zu den Denkern, die sich nach dem Vorgange von Graf Gobineau, Houston S. Chamberlain (in dessen großartigen „Grundlagen“ gerade die Behandlung der Rassenfrage entschieden die wissenschaftlich schwächste Seite ist), Vacher de Lapouge, Léon Bazalgette, Edmond Demolins und Alfred Fouillée, Otto Seeck, Otto Ammon, Ludwig Wilser und Wilhelm Schölermann mit der Lösung der Frage abquälen, den Einfluß der einzelnen Rassen und ihrer Bestandtheile auf die Entwickelung der Menschheit gewissermaßen greifbar darzustellen. Natürlich ist dies, abgesehen von allem Anderen, ein ungeheuer schwieriges Unterfangen; und es ist erfreulich, daß, wie sich Chamberlain ausdrücklich zu den gelehrten Dilettanten rechnet, auch Driesmans die Unzulänglichkeit des Quellenstoffs bescheiden eingesteht. Solange wie nicht in entsagungsvoller Kleinarbeit, die sich etwa in der Richtung einer Sammlung von zahllosen Belegen zu Ottokar Lorenzens Generationenlehre zu bewegen und namentlich die für Fürstenfamilien vorliegenden Beobachtungen durch peinlich genaue Erforschungen bürgerlicher Geschlechter zu ergänzen hätte, die Frage rein statistisch behandelt worden sein wird, so lange wird man, will man nicht den Vorwurf der Unvorsichtigkeit auf sich laden, den selbst Ammons Arbeiten wegen ihrer vorschnellen Verallgemeinerungen tragen müssen, Büchern wie denen von Driesmans zwar die Achtung vor ihrer Geistreichigkeit u. s. w. nicht versagen können, einen wissenschaftlichen Charakter aber aberkennen müssen. Außerdem bitte ich, den Untersuchungen über Völkermischungen einen ganz andern, viel umfassenderen Zeitbegriff zu Grunde zu legen, als dies bisher ausnahmslos geschehen ist; freilich wird die Beachtung dieser Mahnung Manchen vor weiteren aussichtslosen Arbeiten auf diesem steinigen Felde von vornherein abschrecken; was schließlich kein Schade wäre. Ht.

— **Geschichten aus Australien.** Von Dr. **Albert Daiber.** Mit acht Vollbildern auf Tafeln. VIII u. 310 S. 1901. gr. 8. In Originalband geb. n. ℳ 3,60. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. — Der Verfasser, der längere Zeit in Australien lebte, stieß bei dem Studium der Entwickelungsgeschichte des Landes auf eine Reihe merkwürdiger Episoden, deren einige er hier in freier Erzählung wiedergiebt. Zuerst werden wir in die Lande Ophirs, hier Australien, eingeführt; das Goldfieber und seine Wirkung und seine Gesundung wird naturgetreu dargestellt. Ergreifend ist die Geschichte William Buckleys, der zweiunddreißig Jahre unter den Wilden im australischen Busche gelebt hat; ebenso fesselnd ist Durrambois Geschichte. In John Macarthur wird uns ein echter Schafzüchter vorgestellt. Die sechste Erzählung ist dem unvergleichlichen deutschen Forschungsreisenden Dr. Ludwig Leichhardt gewidmet; und die zwei letzten Erzählungen bringen ebenfalls wichtige Episoden aus der Entdeckungs- und Forschungsgeschichte Australiens (Edmund Kennedys letzte Reise und zwei kühne Seefahrer, Flinders und Baß). Alle Erzählungen zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die Träger der Cultur im fernen, jüngsten Welttheil zu kämpfen hatten, und wie es schließlich die zielbewußte, alle Hindernisse überwindende Arbeit Einzelner war, die, den Fortscheitt anbahnend, der Masse zu Gute kam. Die reifere Jugend wie der Erwachsene wird das Buch mit gleichgroßem Interesse und Gewinn lesen. Eo.

— **Heimathkunde des Königreichs Sachsen.** Von **S. Bang**, königl. Bezirksschulinspector in Dippoldiswalde. 5. Auflage. Leipzig, Theodor Hofmann 1902. — Das bekannte praktische Büchlein ist in der neuen Auflage um 4 Seiten gewachsen und weist im zweiten Theil auf jeder Seite Zeichen der Durcharbeitung und Verbesserung auf. Der Plan hat insofern eine Erweiterung erfahren, als im IV. Hauptabschnitte bei Gelegenheit der Besprechung des Gebietes der Freiberger Mulde auf S. 43 ein neuer Abschnitt über das Gebiet an der Bobritzsch eingeschoben worden ist. Außerdem sind die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. December 1900 berücksichtigt, auch die Begründung der Kreishauptmannschaft Chemnitz hat auf S. 24 Erwähnung gefunden. ü.

— **Volkswirthschaftliches Lesebuch** zum Unterrichtsgebrauch bearbeitet von H. **Mahraun**, Regierungsrath. 2. Aufl. Berlin, Carl Heymanns Verlag 1902. gr. 8. XI und 102 SS. 1,25 ℳ. — Zur Belehrung über volkswirthschaftliche Fragen werden neuerdings vielfach Lesestücke in der Form des Gesprächs oder der Erzählung verwendet. Polack hat treffliche Beiträge geliefert, das Leipziger „Lesebuch für Fortbildungs-, Fach- und Gewerbeschulen“ enthält eine Reihe werthvoller Abschnitte. Auch der Verfasser des vorliegenden Büchleins wählt diesen Weg. Mit Recht hebt er hervor: Die Beantwortung wirthschaftlicher Fragen aus dem Stegreif ist bedenklich; sie erfordert eine geistige Erziehung. Augen und Ohren müssen wir zu öffnen gewöhnt werden, damit wir die Thüren der Schule des Lebens nicht verschlossen finden. Die 99 Lesestücke zerfallen in 9 Abschnitte: Die Wirthschaft, Die Arten der wirthschaftlichen Thätigkeiten, Die Gütererzeugung, Der Verkehr, Das Einkommen und seine Vertheilung, Der Verbrauch, Die Volkswirthschaft als Organismus, Die Volkswirthschaftspolitik. Die Darstellung ist anschaulich und praktisch. So wird S. 13 der Empfang der Abordnung des Vereins deutscher Stahlindustrieller durch den preußischen Eisenbahnminister verwerthet; S. 15 werden wir auf den Ledermarkt zu Frankfurt a. M. geführt; der Abschnitt über die freien Berufe (S. 22) giebt ein Gespräch aus Anlaß der beantragten Erhöhung des Lehrergehaltes wieder; das Capitel über die Volkswirthschaftspolitik wird in einem Berichte über eine Verhandlung der Abordnung von Arbeitslosen in Elberfeld mit dem Bürgermeister der Stadt eröffnet. So eignet sich das von der Verlagshandlung gut ausgestattete Büchlein zur Anschaffung für Volksbibliotheken. ñ.

— **Die deutschen Eisenbahn-Gesetze**, sowie die Einrichtungen der Eisenbahnen Deutschlands und des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen. Unter Mitwirkung mehrerer Oberbeamten und Beamten der königl. sächsischen Staatseisenbahnen herausgegeben von Eisenbahnsecretär B. **Peege**. Dritte (neu bearbeitete) Auflage. Dresden, Verlag von C. Heinrich. 1901. Preis 2 ℳ. — Das Buch hat sich die Aufgabe gestellt, die gesetzliche Grundlage des deutschen Eisenbahnwesens sowie die auf Bau und Ausrüstung, Betrieb und Verkehr bezüglichen Vorschriften und Einrichtungen nach ihrem Entstehen, Inhalt u. s. w. in gedrängter Kürze übersichtlich darzustellen und damit ein Nachschlagebuch zu schaffen, das zugleich als Führer durch die zahlreichen Dienstvorschriften dienen und eine Vertiefung in die letzteren erleichtern soll Im ersten Hauptabschnitt sind die gesetzlichen Vorschriften und verfassungsmäßigen Bestimmungen, in einem zweiten die Einrichtungen der Eisenbahnen Deutschlands und im dritten der Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen und seine Einrichtungen praktisch und erschöpfend behandelt. Für Eisenbahnbeamte, die sich zu Prüfungen vorzubereiten haben, ist das Buch von besonderem Werthe; es ist aber auch für weitere Kreise und besonders auch für das mit der Eisenbahn in Verbindung stehende Publicum von Interesse. —x.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabends und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M* 25 *ℌ*, für auswärts mit 1 *M* 64 *ℌ* (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 *ℌ*.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 25. Donnerstag, den 27. Februar, Abends. 1902.

Ein Ausflug nach den Trümmerstätten im westlichen Sicilien.

Von Dr. Wilh. Halbfaß-Neuhaldensleben.

Obwohl kein Geringerer als Goethe bekanntlich den Ausspruch gethan hat, daß Italien ohne Sicilien gar kein Bild in der Seele mache, insofern hier der Schlüssel zu Allem sei, und daß erst Sicilien Italien sei, die eigentliche Wirklichkeit des Südens, von dem wir träumen und den zu suchen wir auszogen, endet doch in den meisten Fällen der aus Deutschland Kommende seine Italienreise in Neapel und seinem südlichsten Ausflugsorte Pästum, dem alten Poseidonia. Der Ausflug nach Sicilien wird seltner unternommen; den Einen hält die verhältnißmäßig weite Reise (die Meerfahrt Neapel—Palermo dauert etwa 14 Stunden und etwa ebenso viel die Eilfahrt Neapel—Messina über Reggio), den Andern halten die immerhin nicht unbedeutenden Mehrkosten, Andere der vermeintliche Mangel an Comfort oder endlich gar die Furcht vor Banditen ab. Etwas kostspieliger wird zwar die Italienreise durch Sicilien, aber der Reisende wird, wenn er nicht allzu große Ansprüche macht oder nur die Art und Weise zu ertragen vermag, wie er es zu Hause gewöhnt ist, in Sicilien weder Noth leiden, noch von Räubern angefallen werden. Die namentlich in der Nähe der beiden Großstädte Palermo und Catania und im gebirgigen Mittelsicilien hausenden Brigantenbanden lassen den Fremden unbelästigt, nur der Einheimische, der reiche Nobile, dessen Vermögensverhältnisse genau bekannt sind, wird ausgeplündert, wie erst jüngst mehrere Fälle, die durch alle Zeitungen gingen, gezeigt haben. Aus meinen Fahrten durch die mehrumflossene „Trinakria“, die ich im Frühjahr vorigen Jahres ausführte, will ich hier eine herausgreifen, die mich in Gegenden geführt hat, in die zwar auch der Fremdenstrom seit einiger Zeit sich ergossen hat, welche aber doch noch lange nicht in dem Maße von ihm heimgesucht sind, wie z. B. Palermo, Syrakus und Taormina, ich meine die gewaltigen Trümmerstätten im westlichen Sicilien von Segesta und Selinuntum.

Wer von Palermo aus, dem geeignetsten Ausgangspunkt für den Besuch dieser Städte, die Tour so einzurichten wünscht, daß er am zweiten Tage bei guter Zeit wieder dort eintreffen will, der muß zu sehr früher Stunde von dort aufbrechen, da der erste Zug der R. S. O., d. i. des westsicilischen Eisenbahnnetzes, schon um 5 Uhr Morgens die Hauptstadt Siciliens verläßt. Noch brannten die elektrischen Flammen der Via Macqueda, während die Seitenstraßen noch im Dunkeln lagen, als ich mit meinem Begleiter, einem Privatdocenten der Chemie, dem Bahnhof zustrebte. Derselbe lag in feierlichem Schweigen da und auch im Innern, wo wir beim Schein eines trübe brennenden Oellämpchens unsere Fahrkarten an der Casse lösten, ging es sehr ruhig zu, da nur sehr wenig Leute mit uns den Zug bestiegen. Nebenbei bemerkt ist diese Ruhe, die meist auch am Tage im Palermitaner Bahnhof herrscht, für den geringen Verkehr dieser 300 000 Seelen zählenden Großstadt sehr charakteristisch. Die Bahn in der Richtung nach Trapani berührt zuerst den zweiten Bahnhof Via Lolli, wo unser Wagen durch eine große Zahl von Bürgersleuten und Arbeitern — wir hatten uns absichtlich in die 3. Classe gesetzt, um nicht nur das Land, sondern auch die Leute Westsiciliens kennen zu lernen — bevölkert wurde, und führt dann in weitem Bogen um die Stadt und den Monte Pellegrino, Palermos Wahrzeichen, herum. Das Morgenlicht reichte bald völlig aus, um die Landschaft mustern zu können. In den Gärten zeigte sich überall ein wohlthuender Reichthum an Agrumen (Orangen und Limonen) und Oelbäumen, während die Opuntiencacten, deren weichlich-süße Frucht, die Cactusfeige, bei den Sicilianern besonders beliebt ist, in wunderlichem Zickzack zu erstaunlicher Höhe anwachsen und uns fremdartig berühren. Die kleinen Häuschen der ziemlich zahlreichen Bahnhöfe sind allenthalben mit Hecken bekränzt, die mit ihren feuerfarbenen Blüthen beim grellen Schein der Morgensonne das ihrer ungewohnte Auge fast blenden. Bald wechselte das Bild; die Bahn ging an der buchtenreichen Nordküste am Meer hin und über die gelben Sandhügel hinweg. Die Berge erschienen roth und wie mit Eisenerde bedeckt. Hohe Binsen mit phantastischen Büscheln wiegten sich im Morgenwinde, die blaue Meerfluth mit den umbrandeten Klippen und den kahlen, grellfarbenen Bergen bot malerische Gegensätze und erinnerte meinen vielgereisten Wandergefährten an die Mittelmeerküste Nordafrikas. An der Küste selbst liegen nur unbedeutende Flecken, die größeren Orte wurden alle aus Furcht vor den übers Meer kommenden Seeräubern weiter zurück oben im Gebirge angelegt, so z. B. das alte Hyccara, das heutige Carini, aus dem einst die Athener ein zwölfjähriges Mädchen von wunderbarer Schönheit entführten, welches später unter dem Namen Lais weltbekannt wurde. Unsere Nachbarn im Coupé kamen und gingen, nur wenige blieben längere Zeit sitzen, darunter mehrere wohlhabende Bauern, die in Partinico, einem Landstädtchen von etwa 20 000 Einwohnern mit lebhaftem Wein- und Oelhandel, ausstiegen und sich in der kurzen Zeit mit uns sehr angefreundet hatten, obwohl wir ihren sicilianischen Dialekt kaum verstanden. Bei der Station Castellamare, welche in gerader Luftlinie kaum 30 km von Trapani entfernt liegt, während die Eisenbahn deren 122 durchläuft, verläßt sie die Küste und wendet sich in südlicher Richtung nach dem Innern. In Castellamare bot sich übrigens willkommene Gelegenheit, den von Palermo mitgebrachten Mundvorrath zu ergänzen; auf der Mauer, welche die Bahnhofsanlagen gegen Außen abschließt, hatte ein geschäftskundiger Händler Brode, Eier, Käse, Salami, Orangen, Limonen und Weinflaschen aufgestellt, die alle reichlichen Absatz fanden, da sich auf der ganzen 7stündigen Eisenbahnfahrt bis Trapani nur noch in Castelvetrano und in Marsala bescheidene Bahnhofsrestaurationen befinden. 84 km von Palermo entfernt verließen wir bei der Doppelstation Alcamo-Catalafimi die Bahn, die Station liegt zwischen den angedeuteten Orten, von jedem über 2 Stunden entfernt. Während wir auf die Abfahrt des Omnibusses warteten, der uns nach dem sehr hochgelegenen und vom Thalgrund aus nicht sichtbaren Catalafimi bringen sollte, machten wir die willkommene Bekanntschaft noch zweier deutscher Reisegefährten, eines Münchener Malers und eines Professors aus Graz, und im lustigen Trab gings dahin bis zu einer Bergecke, von wo der Wagen nur sehr langsam weiter trottete. Wir verließen ihn daher, ihm unser Handgepäck anvertrauend, und setzten unsere Reise unter munteren Gesprächen zu Fuß weiter. Wenn nicht Opuntien und Agaven überall Weg und Felder umsäumten, hätten wir uns in die schwäbische Alb träumen können, wenigstens erinnerte den Münchener und mich der vor uns liegende, Catalafimi verdeckende Berg in seinen Formen auffällig an den Hohenstaufen von Gmünd aus gesehen. Die Stadt selbst gewahrt man erst, wenn man den hohen Bergrücken erreicht und überschritten hat. Nach der Wegbeschreibung im Baedeker mußten wir sie an ihrer Nordseite verlassen. Unglücklicherweise verwechselten wir in der Eile Westen mit Norden und stapften, begleitet von einer immer mehr zunehmenden Menge von Straßenjungen, durch die ganze Stadt hindurch bis zum hochragenden Castell. Hier überblickten wir die am Fluß Gaggero entlang ziehende Landstraße und sahen unsern Irr-

thum ein zum größten Gaudium der Jugend von Catalafimi, die sich gegen das nöthige Bakschisch erbot, nns auf den richtigen Weg zu führen. Ihr Jubel steigerte sich bis zur ausgelassenen Heiterkeit, als sie merkten, daß wir nicht zum richtigen Weg zurücklenkten, sondern bis zum höchsten Rand des die Thalsohle umfassenden Gebirges vordrangen, allein schnell schlug ihre Freude und ihre Aussicht auf ein reichliches Teinkgeld um, als wir, kurz entschlossen, den steilen Thalhang ohne Weg und Steg hinabsausten nnd so gar bald die richtige Straße erreichten. Noch lange sahen wir sie bestürzt und enttäuscht am Bergesrand stehen, während wir auf der Landstraße Segesta entgegenzogen, nur Einer von ihnen folgte uns auch auf diesem Wege nnd wurde für seine Ausdauer mit der Erlaubniß belohnt, einem von uns seinen Ueberzieher tragen zu dürfen. Die Uebrigen verzichteten auf seine Hilfe. Wir mochten wohl eine gute halbe Stunde marschirt sein, als wir plötzlich auf einem hohen Bergesvorsprung den Tempel von Segesta, umgeben von anderen Höhen nnd Bergen, sahen, ein hehres, classisches Bild von ergreifender Wirkuug, an dem sich eine Zeit lang unser Auge weidrte. Hier biegt bei einem kleinen malerischen Häuschen ein Weg zur Linken ab, der scheinbar in grader Linie zum Tempel führt. Wir hatten uns aber vorher belehren lassen, daß der richtige Weg erst später die Landstraße verläßt, und wurden hierin von nnserm kleinen Gepäckträger bestärkt. Der Gaggero fließt zwischen dem Berge, der den Tempel trägt, und der Landstraße, und da keine Brücke über ihn führt, mußten wir ihn dnrchwaten. Obwohl es an den vorangegangenen Tagen ziemlich heftig geregnet hatte, bat jedoch der Uebergang keinerlei Schwierigkeiten, vielmehr reichte mir das Wasser, als ich mich meiner Stiefel und Strümpfe entledigt hatte, nur bis zu den Waden, meinem von Statur längeren Reisegefährten nicht einmal bis dahin. Unsern kleinen Einwohner von Catalafimi hatten wir zn seiner großen Znfriedenheit abgelohnt, hat doch das Geld in Sicilien einen ganz anderen Werth als bei nns, und wir stiegen durch Gebüsch nnd über Kalkfelsen die sog. Via del Tempio den Abhang hinan auf ein großes Gehöft los, in dessen Anbau der Custode wohnt. Auf einstimmigen Beschluß hin entledigten wir znnächst unsere Rucksäcke eines beträchtlichen Theils ihres Inhalts und genossen mit Hilfe der mitgebrachten Eß- und Trinkvorräthe ein ganz leidliches Frühstück, das zugleich die Stelle des Mittagessens versehen mußte. Der Custode brachte uns in einem mächtigen Krug kühles Teinkwasser und wnrde dafür mit Orangen belohnt, da er Wein ausschlug. Durch Speis und Trank erquickt, stiegen wir in Begleitung des würdigen Custoden vollends zum Hügel hinan, auf dem in erhabener Einsamkeit der trefflich erhaltene Tempel des alten Segesta thront, der die einfachen Formen des ältesten dorischen Stils zeigt, aber nie vollendet wurde. Mit seinen goldgelb schimmernden Säulen machte er auf uns Alle einen mächtigen Eindruck, zumal in der wundersamen Stille und Einsamkeit. Nur Hirten riefen sich an aus weiter Ferne und die Glöckchen der weidenden Ziegen klangen leise aus den Schluchten nnd von den Abhängen und eine große Schaar Dohlen flatterte über unsere Häupter hinweg. An den harten Grasstengeln zu unsern Füßen wie auch an manchen Säulen hafteten Tausende von kleinen weißen Schneckenhäuschen. Ziegen, Dohlen nnd Schnecken beleben heute allein die unsagbar öden Gefilde des einsamen Segesta. Eine Oede? Ja, aber eine Oede getaucht in eine großartige und classische Anmuth. In der Nähe leuchtete es in röthlich warmen Farben, die in der Ferne in ein duftiges Violett übergehen, wo man die schwachen Umrisse des blauen Meeres bei dem heutigen Castellamare bemerkt, die einstige Hafenstadt der Segestaner. Im Ganzen ein Bild wie aus Hellas, wie der Maler und der Privatdocent wie aus einem Munde ausriefen. Die Stadt Segesta selbst lag höher als der Tempel auf dem Monte Barbaro, den eine Einsattlung mit dem Tempelgebiet verbindet. Da droben findet man unter den Kalksteinen noch viele Trümmer von Häuserreihen und Theile von Mosaikböden, vor Allem aber ein Theater, das zwar kleiner ist als z. B. dasjenige von Syrakus, aber ganz ausgezeichnet gut erhalten ist. Köstlicher noch als diese Reste alter Cultur ist die unvergleichliche Aussicht, die wir genossen, als wir anf den Stufentrümmern des alten Theaters saßen und hinabblickten auf das grüne Flußthal des Gaggero oder Skamander, hinüber auf die dolomitartigen Küstenberge Inica nnd Sparagio und über die formenreiche Landschaft hinweg auf das ewige Meer, das man von diesem Standpunkte aus viel deutlicher überblickt als vom Tempel ans. Denkt man sich dazu den warmen, so lange entbehrten Sonnenschein, in dem die Lacerten munter von Stufe zu Stufe schwirrten, und den blauen Himmel über uns, so erscheint es leicht begreiflich, daß wir uns nur mit schwerem Herzen von dieser Stätte trennen konnten. Der Rückweg vollzog sich in derselben Weise wie der Hinweg, nur blieben wir bis zuletzt auf der Landstraße und erreichten Catalafimi müheloser, als wir es am Morgen verlassen hatten. Mit seinen Häusern, die gleich Würfeln mit ihren platten Dächern und schießschartenartigen Fensterhöhlen am sonnenverbrannten, kalksteinbedeckten Abhang klebten, glich es, nach Aussage unseres Malers, täuschend Nazareth im heiligen Lande. Gern hätten wir unseren Durst in der Stadt gelöscht, doch fand sich scheinbar keine Gelegenheit dazu, denn in ganz Catalafimi giebt es keine einzige Osteria. Da bemerkten wir ganz am Ende einen Küfer, der in einem kleinen Kellergewölbe Weinfässer ausbesserte. Der kühle Raum mit den Fässern heimelte uns an und wir traten ein, nm uns einen Trunk Wein zu erbitten. Der alte Mann bohrte bereitwilligst eines der alten Fässer an, reinigte den grell bemalten landesüblichen Porzellankrug mit dreieckiger Mündung mit geringerem Wein und gab uns dann zu kosten. Der Wein war gut, aber ungemein kräftig und scharf, so daß wir uns mit einem kräftigen Schluck begnügten. Nur der Maler leerte den Krug beinahe bis zur Hälfte und betheuerte nachher, noch nie einen so feurigen Wein getrunken zu haben. Prächtig war der Abstieg zur Bahnstation, den wir durchaus zu Fuß zurücklegten, da wir bis zur Abfahrt des Eisenbahnzuges Zeit genug besaßen. Die Berge von halb Sicilien lagen vor unseen Augen, eine eigenartige fremde Welt. Besonders der 180 m hohe Monte Genevardo imponirte uns gewaltig durch die Schneedecke, welche seine höchste Spitze einhüllte, ein für Ende März in Sicilien seltener Anblick. Bei der Station trug eine recht dürftige und unreinliche Bretterbude die Aufschrift: „Ristorante“. Wir hielten Umschan, konnten aber weder Wein noch Eßbares entdecken. Auf unsere Frage erklärte der padrone, daß er noch etwas Brod im Keller habe und Orangen in seiner Wohnstube. Das Brod war ungenießbar, desto köstlicher waren aber die Orangen, die von einer Süßigkeit waren, wie wenigstens ich sie noch nie zu kosten bekommen hatte, und ich kann gleich hinzufügen, auch auf der ganzen Reise nicht wieder zu kosten bekam. Für wenige Soldi konnten wir uns an dieser prachtvollen Frucht einmal ordentlich satttrinken und wir besorgten dies angenehme Geschäft so gründlich, daß zum Schluß ein Chimborasso von Orangenschalen vor uns aufgethürmt lag. Der padrone freute sich sichtlich über unsern Riesenappetit nnd rückte, als wir Abschied nahmen, mit einer Flasche Wein heraus, den er offenbar für besondere Gelegenheiten aufgehoben hatte. Er besaß zwar einen angenehmen süßsauren Geschmack, kam uns aber doch nicht ganz geheuer vor, denn auf dem Grunde der Flasche schwamm allerlei herum, das sonst zum Wein keine näheren Beziehungen besitzt. Der Wirth nahm es uns aber durchaus nicht übel, daß wir die Weinflasche ihm halbgefüllt wieder zurückgaben; wir bezahlten einen lächerlich geringen Preis für Alles, wurden vom padrone noch an die Station geleitet und bald rollten wir weiter dem Süden zu. Die 37 Kilometer lange Strecke bis Castelvetrano, die dnrch ziemlich einförmige aber fruchtbare Gegenden führt, legten wir abwechselnd schlafend zurück. Der Wachgebliebene berichtete dann allemal über Das, was er aus den Coupéfenstern erblickt hatte. Im gleichen Coupé mit uns fuhr ein vornehm aussehender schmächtiger Herr mit fahlgelbem ausgemergeltem Gesicht. „La malaria“ hörten wir auf unsere theilnahmsvolle Frage. Diese schreckliche Geißel so mancher Gegenden Italiens wüthet gerade an der Südwestküste besonders arg. In Castelvetrano übernachtet so ziemlich jeder Fremde im albergo Bixio, einem Gasthaus, welches, wenn man den Maßstab einer sicilianischen Landstadt anlegt, im Ganzen sauber und ordentlich genannt werden muß. Das Hans war zwar schon bis oben gefüllt als wir ankamen — zwei unserer Reisegefährten hatten sich bereits in der Station Catalafimi von uns getrennt —, aber der findige Wirth wußte Rath nnd versicherte uns, bis wir unser Nachtmahl eingenommen hätten, würde unser Lager vollkommen bereit sein. Und die Erfahrung hat gezeigt, daß er Recht hatte, wir wurden zwar etwas beschränkt, aber doch nntergebracht. Die Abendtafel war mit Reisenden verschiedener Nationalitäten belebt: Engländer, Deutsche, Italiener, Holländer, Amerikaner nnd Franzosen, und wir fürchteten schon, die Trümmerstätten von Selinunt am nächsten Morgen in großer Gesellschaft besuchen zu müssen, aber unsere Furcht

war grundlos, denn die meisten Mitglieder der Tafelrunde hatten sie bereits schon gesehen und wollten wieder heimfahren, andere, die Italiener, weilten überhaupt nur in Geschäften in Castelvetrano, und nur ein älteres gemüthliches Ehepaar aus Braunschweig wollte mit uns die Tour nach Selinunt machen. Wir mietheten für uns vier einen gemeinsamen Wagen und legten uns dann bald zu Bett.

Der Gegensatz der Bauart einer südsicilischen und einer sozusagen europäischen Stadt wurde uns recht vor Augen gerückt, als wir die Straßen von Castelvetrano hinausfuhren, um die Landstraße nach Selinunt zu gewinnen. Die Stadt besteht nämlich buchstäblich nur aus einer Anzahl quadratisch geformter Steinwürfel, welche ohne jedes weitere Zwischenglied einfach auf den Kalkstaub gesetzt sind, der die Gegend weit und breit bedeckt. Weder bemerkt man irgend etwas von einer Straßenanlage noch von Trottoir, hervorspringenden Erkern, Läden, Bäumen, Brunnen oder irgend dergleichen, nein, in erschreckender Einförmigkeit folgen sich in ganz kurzen Entfernungen, aber völlig regellos Steinwürfel auf Steinwürfel, etwa wie die Zelte einer Zeltstadt. Die Landstraße führt in fast schnurgrader Richtung nach dem Meer zu, zwölf Kilometer soll sie lang sein, ich glaube aber, sie ist länger, denn wir fuhren beinahe 2 Stunden in ziemlich schlankem Trab. Neben der Straße sieht man Weingärten und Weizenfelder, auch Oelbäume, und auch am Wege immer wieder auf Steinhaufen manneshohe Agaven, die die Felder einhegen. Hin und wieder sieht man ein einsames Bauerngehöft. Sonst erinnert nichts an Sicilien als die Sonne, welche mit einer für unsere Märztage auffallenden Energie ihre Strahlen herabsendet und uns vergnüglich stimmt, daß wir nicht fürbaß diese Straße wandern müssen. Zuweilen begegnet uns einer der landesüblichen sicilianischen Wagen, die mit Weinfässern beladen sind. Es sind dies lange Kasten, die auf zwei Rädern ruhen und das aufnehmen, was gefahren werden soll. Wollen an Sonntagen Familien zur Stadt fahren, oder machen die Städter eine Landpartie, so stellt man in den Wagenkasten gewöhnlich Stühle. Das Eigenartige an diesen Fahrzeugen ist, daß sie ohne Ausnahme sorgfältig bemalt werden. So sieht man z. B. an den Wänden historische Gemälde aus der Normannen- oder Sarazenenzeit, die Legende von der heiligen Rosalie u. s. w. Unter dem Wagen sind ebenfalls buntbemalte Schnitzereien. Auch die Beschirrung der Pferde ist reich; gewöhnlich tragen sie Federn, Wollquasten und blinkende Spiegelchen auf dem Kopf. Endlich erscheint am Horizont ein größeres Gehöft, das der Rosselenker als den Floria bezeichnet, von wo gewöhnlich die Wanderung durch das Trümmerfeld beginnt, und bald darauf sieht man an drei Stellen Trümmerhaufen liegen, über deren Größe man sich vorläufig nicht orientiren kann, da es an Vergleichsobjecten fehlt. In Casa florio spannten wir aus und begaben uns zu Fuß zunächst nach dem westlichen Hügel, wo die Akropolis ragt. Selinunt umfaßte nämlich zwei Hügel, die durch ein von Empedokles trocken gelegtes, aber im Frühjahr immer noch sumpfiges Thal getrennt sind. Auf dem östlichen Hügel lag, ohne Ringmauer, ein heiliger Tempelbezirk. Westlich von beiden Hügeln fließt der kleine Fluß Selinus, jetzt Modione genannt, der seinen Namen von der heute noch dort wachsenden Sellerie (σέλινον) erhalten und diesen Namen auf die Stadt übertragen hat. Die Stadt, Ende des siebenten vorchristlichen Jahrhunderts gegründet, wurde im Jahre 409 von Hannibal, dem Sohn Gisgons, zerstört. Zwei Jahre hernach wieder aufgebaut, wurde sie im ersten punischen Krieg abermals und für immer vom Erdboden vertilgt. Da man dem Flüßchen kein geregeltes Bett mehr zuwies, versumpfte das Thal und die Gegend wurde ungesund. Erdbeben stürzten die Tempel und den Rest der Baulichkeiten ein und Anachoreten bauten sich in den Ruinen ihre Zellen. Sarazenen kamen, um sich hinter den Riesensteinen zu vertheidigen. Dann deckte Dünensand die Ruinen zu und der Ort kam völlig in Vergessenheit. Seitdem er wieder neu aufgefunden wurde, erregen die gewaltigen Bauten das Staunen der Besucher. Dies ist die kurze aber traurige Geschichte von Selinus. Die Akropolis wurde von zwei rechtwinklig sich kreuzenden Straßen durchschnitten und trägt in ihrer Osthälfte drei große und einen kleinen Tempel, die, fast parallel, von Westen nach Osten laufen. Sie stammen aus der ersten Epoche der Stadt; zwei von ihnen sind sogar noch aus dem 7. Jahrhundert, lassen aber nicht errathen, wem sie geweiht waren. Vor dieser Akropolis nach Norden lag ein altes Theater, das so ziemlich gänzlich freigelegt ist. Es gehört in die zweite Epoche der Stadt, denn bei seinem Baue sind Werkstücke der älteren Zeit verwerthet. Außer diesen Trümmern findet man noch im bunten Wirrwarr Reste von Häusern und Gräbern aus christlicher Zeit, Grundmauern alter Gebäude, Brunnen u. s. w., Alles umwuchert von üppig gedeihenden Staudengewächsen und trotz des Sonnenglanzes, der alles Gestein beleuchtet, ein Bild der Oede und Verlassenheit. Während die übrige Gesellschaft sich direct zu den Tempelruinen des Westhügels begab, stieg ich, einem plötzlich in mir aufsteigenden Drang nach Einsamkeit nachgebend, zum mare africanum hinab, das da endlos vor mir lag, sich im hellen Mittagsschein in Richtung auf Afrikas Küste unmerkbar mit dem lichtblauen Himmel vereinend. Auch hier dieselbe Verlassenheit, Alles still und stumm, nicht einmal ein Segel belebte die weitglänzende Fläche, und nur weiße Möven umflogen schreiend die rothen Klippen. Noch weit größer und majestätischer als die Ruinen der Akropolis liegen auf dem Osthügel die Trümmer dreier Tempel auf einem ganz flachen Landrücken in stiller ländlicher Einöde: Hundegebell und Hahnenruf klingen aus den nahen Bauernhäusern herüber wie ein Gruß der nordischen Heimath. Diese Trümmerstätte von Selinunt ist berühmt geworden als die größte und bedeutendste von ganz Europa und nur von Baalbek und Theben sollen sie noch übertroffen werden. Ihre großartige Wirkung auf den Beschauer beruht nicht sowohl auf dem kunstgeschichtlichen Werth der Baureste, denn die dort gefundenen Metopen, welche uns einen Einblick thun lassen in die älteste Periode der dorischen Bildhauerkunst, sind in das Museum von Palermo geschafft, auch nicht in erster Linie auf den malerischen Motiven, obwohl das Auge beim Anblick der aus braunem Kalktuff gebrochenen Kalkstücke, die durch die Witterung allmälig einen herrlichen Goldton angenommen haben, in Schönheit der Farbenharmonie schwelgt, vielmehr ist es das ungemein Ehrwürdige, das in diesem Leichengefilde dorischer Baukunst liegt, und das eine tief religiöse Stimmung in uns erzeugt, sowohl durch das hohe Alter wie durch das Riesenmaß der Tempel. Denn man beachte, daß nicht eine einzige Säule mehr in voller Größe dasteht, geschweige denn ein Gebälk oder ein Gesims. Kaum, daß man noch mit Mühe die Grundzüge der Tempel, die Stufen und die Zellawand erkennt. Alles Andere ist nur ein riesiger Trümmerhaufen: Säulentrommeln, Gebälkstücke, Triglyphen, Alles wild neben und übereinander malerisch gelagert. Aber was für Säulen sind das! Bei einem der Tempel sind sie 3,40 Meter dick. Da liegen die Schäfte quer vor einem auf dem Boden, tief in die Erde eingesunken und doch noch so stark, daß sie die Beschauer weit überragen! Wohin ist die Zeit, wo hier einst in ernster Erhabenheit ein brauner Säulenwald in die flimmernden warmen Lüfte des südlichen Himmels emporragte, gefüllt mit dem seetüchtigen Volk der Selinuntier, die dem Herakles, dem mühsalbeladenen göttlichen Wanderer ihr Opfer darbringen? Vorbei, vorbei, nur das ewige Meer rauscht und giebt keine Antwort. Wir hatten das richtige Wetter zu dieser Stimmungslandschaft mitgebracht, Schwüle deckte unter einem halbverschleierten Himmel die Erde, ein leiser Wind strich über die Fluren und nur in der Ferne glitzerten über dem mare africanum die Sonnenstrahlen, die Insel Pantelleria zuweilen den Blicken preisgebend. Vor unserer Rückkehr nach Castelvetrano machten wir noch einen Augenblick Halt bei der Casa florio, wo unser Kutscher ausgespannt hatte. Prächtige alte Bäume standen im Hof, in dem sehr großen aber dunklen Gemach trafen wir Mann und Frau, einen Jungen und eine erwachsene Tochter an. Letztere fiel uns Allen durch ihre Schönheit auf, sie hatte braunschwarzes Haar und eine fein gebogene Nase und erinnerte mich an Anselm Feuerbachs Medea. Der Mann brachte uns Wein von vorzüglicher Beschaffenheit, verhielt sich im Uebrigen aber, wie auch die anderen Hausgenossen, gänzlich schweigend. Dieser Umstand wie auch das bleiche abgehärmte Gesicht Aller fiel mir auf und ich fragte sie beim Fortgang nach der Ursache ihrer Wortkargheit. Ein großer Blick traf mich aus dem Auge der Frau, die mir mit kurzen Worten berichtete, daß sie im Verlaufe von 1½ Jahren 2 erwachsene Söhne und 2 erwachsene Töchter durch die Malaria verloren hätten und daß auch sie selbst alle wohl über kurz oder lang dem gleichen Schicksal verfallen würden. Diese Resignation ergriff mich tief, sie erschien mir wie ein schwerer Vorwurf gegen die Regierung, die es noch immer nicht vermocht hat, diese furchtbare Gottesgeißel zu bannen. Freilich trägt die Indolenz der Leute ein großes Stück der Schuld!

Der Schluß unseres Ausfluges ist nun bald erzählt. Wir nahmen im Birio in Castelvetrano noch eine ganz annehmbare collaziono ein, fuhren dann zur Bahn und diesmal mit Eilzug

und 2. Classe nach Palermo zurück, wo wir schon nach dreieinhalbstündiger Fahrt wohlbehalten wieder eintrafen, und noch an demselben Abend besuchte ich im Teatro maxima, dem größten Theater Europas, die Erstaufführung der neuesten Oper von Puccinis „Tosca", nach Sardous bekanntem Drama bearbeitet. Das mit tausenden elektrischer Flammen tageshell beleuchtete Theater, bis zu dem höchsten Rang mit Herren und Damen in feinster Gesellschaftstoilette angefüllt, bildete einen höchst merkwürdigen Contrast zu der schweigsamen Einöde der Trümmerstätte an der Südküste Siciliens!

Bücherbesprechungen.

— **Kögel, Gottfried, Regierungsrath, Rudolph Kögel, Sein Werden und Wirken.** 2. Band. 1854 bis 1872. Berlin 1901. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 332 S. ℳ 6.—, geb. ℳ 7,50. — Den 1899 erschienenen 1. Band der Vita des berühmten Predigers und Kirchenmannes haben wir früher eingehend besprochen. Der vorliegende 2. ist auch nach seiner Anlage und Methode eine Fortsetzung des ersten. Kögel selbst kommt vor Allem zu Worte in Briefen, Tagebuchaufzeichnungen, Predigten. Das giebt dem Werke seinen besonderen Reiz. Der Zauber einer wahrhaft edlen, frommen, groß angelegten Persönlichkeit umweht uns und nimmt uns gefangen. Was für ein reicher Geist, erschlossen allem Schönen in der Kunst, was für ein tiefes Gemüth und dabei was für eine echte Frömmigkeit, vor Allem was für ein inniger Geist des Gebetes! Es giebt ganze Partien im Buche, die ins Herz greifen und geradezu erbaulich wirken. Mag an einzelnen Stellen der Zusammenhang etwas locker erscheinen, wo Brief an Brief und anderes urkundliches Material sich aneinander reiht. Das Ganze wirkt doch wie ein feinabgetöntes Mosaikbild. Das scharf zublickende Auge sieht wohl die trennenden Linien, aber es vergißt sie über dem geschlossenen Gesammteindruck einer harmonischen Persönlichkeit. Hatte der erste Band Kögels Leben bis zu seiner Ordination und Einführung ins erste Amt im posenschen Städtchen Nakel (1854) geschildert, so erzählt der 2. uns von den schweren 4 Kampfjahren in Nakel, führt uns dann nach dem Haag, wohin Kögel von der neugebildeten deutschen Gemeinde berufen worden war, und berichtet dann über seine Berufung an den Dom zu Berlin 1863 und über die ersten 8 Jahre der Berliner Zeit. In einem letzten Capitel werden Zeugnisse von Confirmanden über Kögel wiedergegeben; im Anhang folgen einige Vorträge Kögels, die zur Vervollständigung des Charakterbildes dienen. Allgemeines Interesse bieten die Beziehungen Kögels zu Kaiser Wilhelm I., dann die Kriegsjahre 1864, 1866, 1870. Insbesondere aber wird der im Amt stehende Geistliche eine Fülle praktischer Winke über Predigt, Seelsorge, Confirmandenunterricht finden. J. N.

— **Ed. Müller-Waldeck, Siciliana.** Auf Goethes Pfaden und andere Essays. Zürich, 1901. Verlag von Caesar Schmidt. — Was der Verfasser des Büchleins dem Leser bietet, sind acht kleine Feuilleton-Aufsätze von sehr verschiedenem Charakter und Werth. Dem Kenner Italiens werden diese anspruchslosen Artikel wenig Neues sagen. Schon der Titel des Heftchens deckt sich nicht recht mit dem Inhalt, denn von den acht Feuilletons beschäftigen sich nur vier mit sicilianischen Dingen. Auch der Untertitel „Auf Goethes Pfaden" ist nicht allzu ernst zu nehmen, wir erfahren nur, daß der Verfasser durch einen Zufall den „heutzutage nur wenig besuchten Standpunkt" entdeckt haben will, den der Dichter am 4. April 1787 einnahm, als er das Thal des Oreto besuchte. Ueber die Lage dieses „Standpunktes" erfahren wir jedoch nichts Näheres, dafür aber desto mehr über einen kleinen Erbschaftsskandal, der sich in der neuesten Zeit unweit jener Stelle zutrug. Recht anschaulich und wirklich interessant schildert der Verfasser einzelne Momente des süditalienischen Volkslebens, so das Allerseelenfest in Sicilien, den berühmten „Struscio" in Neapel und (nach dem Italienischen des G. Saragat) die Passionsspiele in Sardinien. Auch die Uebersetzung einer kleinen, für sicilianische Verhältnisse sehr charakteristischen Novelle von Luigi Capuana ist wohlgelungen. Ob es aber wirklich nothwendig war, diese hübschen Kleinigkeiten, die ihren Zweck als Zeitungsartikel sicherlich gut erfüllt haben würden, zu einem Buche zu vereinigen und dieser Sammlung noch die Correspondenz des Verfassers mit dem Ministerium des königl. Hauses wegen der — natürlich ins Wasser gefallenen — Anlage eines Schwimmbades in Rom beizufügen, scheint uns zweifelhaft. H.

— **Mehr als fünfzig Jahre auf Chatam Island.** Culturgeschichtliche und biographische Schilderungen von Dr. **Bruno Weiß.** Berlin, Deutscher Colonial-Verlag (G. Meinecke). 1901. Preis 1,80 ℳ — Auf der weltfernen Insel Chatam Island, 500 km südöstlich von Neuseeland, lebt seit 1843, zuerst als Missionar, dann als Farmer, ein Deutscher, Namens Engst, der letzte jener fünf Herrnhuter Missionare, die mit dem Christenthum die erste Cultur unter den kannibalischen Bewohnern der Insel verbreiteten. Auf Veranlassung des Bremer Professors Schauinsland, der den greisen Einsiedler auf seiner Forschungsreise i. J. 1897 besuchte, schrieb der Patriarch dann später dem Bremer Gelehrten eine Reihe von Briefen, in denen er die Geschichte seines Lebens, seine Lebenserfahrungen und Lebensanschauungen mittheilte. Aus diesen Briefen, die möglichst ausgiebig benutzt wurden, und aus ergänzenden Mittheilungen einiger Missionszeitschriften ist dann unter den Händen des Verf. das Buch entstanden, das einen werthvollen Beitrag zur modernen Culturgeschichte und Culturentwickelung bildet. Ungeschminkt zeigt uns die Lebensgeschichte des greisen Missionars die segensreichen aber auch die verderblichen Wirkungen unserer modernen Cultur auf den Naturmenschen und die Schattenseiten unserer Cultur überhaupt. Für den Ethnographen ist das Buch von Werth, weil es vieles Neue über die Eingeborenen der weltfernen Insel vor ihrem Zusammentreffen mit Europäern aus der Zeit des schlimmsten Kannibalismus enthält; und von gleichem Werthe halte ich es für die heranreifende Jugend, die hier gemüthvoller, wahrheitsgetreuer und belehrender das Leben der ersten Ansiedler unter wilden Südseeinsulanern geschildert findet, als in den meisten Robinsonaden, deren erzieherischer Werth oft gleich Null und darunter ist. In den letzten Capiteln verliert sich das Buch in Betrachtungen über den Werth und das Verhältniß der Laienmissionare zur Mission; darüber erlaube ich mir kein Urtheil. *Dr. F.*

— **Die Krankenpflege von Männern durch Frauen.** Von **Clementine von Wallmenich**, Oberin der Schwestern vom Rothen Kreuz des Bayerischen Frauen-Vereins. München, J. F. Lehmanns Verlag. Preis 1 ℳ. Der Ertrag hilft ein Erholungshaus für die Schwestern bauen. Gegen Einsendung von 1 ℳ auch zu beziehen vom Rothen Kreuz, München, Nymphenburgerstraße 163. — Seit einiger Zeit macht sich immer mehr eine Strömung gegen die Pflege von Männern durch Frauen breit. Es wird behauptet, dieselbe sei unsittlich. Daß mit dieser Behauptung weit über das Ziel hinausgeschossen wird, weiß Jeder, der in die Verhältnisse wirklich eingeweiht ist. Aber da die Angelegenheit immer weitere Kreise zieht — ist sie doch schon im Reichstag von dem Abgeordneten Stöcker zur Sprache gebracht worden —, so ist es mit Genugthuung zu begrüßen, daß von so berufener und erfahrener Seite, wie in der vorliegenden Broschüre, hierzu Stellung genommen wird. Die Behauptung, die Pflege von Männern durch Frauen sei unsittlich, ist in dieser Allgemeinheit zu bestreiten, sie ist aber zuzugeben für die Besonderheit der Verhältnisse der heutigen Großstädte. Hier ist die Krankenpflege vielfach eine reine Erwerbssache für einzelne weibliche Individuen geworden ohne höhere sittliche Auffassung und das ist ihrer Eigenart nach unmöglich. Sie ist herausgetreten aus dem seit Jahrhunderten festgefügten Rahmen der Schwesterngemeinschaften der Diaconissen und der kirchlichen Orden, wo stets die Krankenpflege in reinster, edelster und sittlicher Auffassung als unpersönlicher Dienst ausgeübt wurde und noch ausgeübt wird. Hierzu sind aber nur starke sittliche Charaktere berufen, die wohl immer eine Ausnahme sein werden. Aus diesem Grunde ist die freie, selbständige, unbeaufsichtigte Pflege zu verwerfen und ein Zusammenfassen von Verbänden, auch in nichtkirchliche, weltliche zu fördern. Auswahl, Erziehung und Leitung der „Schwestern" müssen die Grundaufgaben derartiger Vereine sein. Die nichtkirchlichen Verbände müssen unter eine gewisse staatliche Oberaufsicht gestellt werden, ihre Abzeichen gesetzlich geschützt werden. Im zweiten Theile erörtert die Verfasserin in ebenso einsichtsvoller wie geschickter Weise die Stellung der Oberin im modernen Krankenhause, auch eine neuerdings brennend gewordene Frage. Es ist zu wünschen, daß das Werkchen nicht nur der Sache wegen, sondern auch des guten Zwecks willen, dem es dient, die weiteste Verbreitung finde. —t.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 26. Sonnabend, den 1. März, Abends. **1902.**

Die Herzogin von Rochlitz.

Ein Lebensbild zum 400jährigen Geburtstage*)

Von G. Planitz, Pfarrer in Obercrinitz.

Eine Fürstin, die nicht nur auf das politische und kirchliche Leben Sachsens beeinflussend gewirkt hat, sondern auch auf die Reichspolitik wiederholt Einfluß zu gewinnen versuchte, ist Elisabeth, die sogenannte Herzogin von Rochlitz, die Schwiegertochter Georgs des Bärtigen. Sie war die Tochter des Landgrafen Wilhelm II. und seiner Gemahlin Anna von Mecklenburg und die Schwester des Landgrafen Philipp des Großmüthigen van Hessen. Geboren am 4. März 1502, also nur zwei Jahre älter als ihr Bruder, war sie diesem in vielen Stücken sehr ähnlich. Reiche Gaben und ein hoher Sinn, aber auch leidenschaftliches Wesen, das war das gemeinsame mütterliche Erbtheil. Schon in frühester Kindheit wurde Elisabeth Georgs ältestem Sohne, dem Herzog Johann, bestimmt. Die Väter sahen darin ein neues Band, das die beiden schon freundschaftlich nahestehenden Fürstenhäuser noch inniger verknüpfte. Allein Wilhelm II. kam selbst nicht dazu, die Eheberedung, welche er mit Georg am 8. März 1505 zu Erfurt abgeschlossen hatte, zur Ausführung zu bringen. Er starb schon wenige Jahre darnach am 11. Juli 1509. Dennoch hielt Herzog Georg an den Abmachungen der Ehestiftung fest. Konnte er es auch nicht erreichen, daß der Handstreich (die Antrauung) 1514 in Elisabeths 12. Lebensjahre, wie bestimmt, stattfand, so verabredete er doch mit der verw. Landgräfin diesen Act auf den 27. August 1515, zu welchem Zeitpunkte die Trauung auch wohl vollzogen wurde. Im Sommer 1516 fand dann das Beilager statt und im Herbst 1517 übersiedelte Elisabeth in ihre neue Heimath. Aber ihre Mutter wußte es unter allerlei Vorwänden dahin zu bringen, daß sie noch einmal zum nicht geringen Schmerze des alten Herzogs nach Hessen zurückkehrte. Erst nach langen Verhandlungen fand im Januar 1519 die zweite „Heimfahrt“ statt, die die junge Herzogin dauernd ins Meißner Land und an den Dresdner Hof brachte. Georg, ein Greis, der stündlich den Tod vor Augen sah und nur noch einen Plan hatte, sein Land in katholische Hände zu übergeben, stand in zu großem Gegensatze zu der jugendlichen, reichbegabten Fürstin, die ihr Leben genießen wollte. Je mehr Georgs Plan, in seinem Lande den Katholicismus zu erhalten und dem Vorwärtsdringen der reformatorischen Bewegung Einhalt zu thun, scheiterte, um so ernster und in sich gekehrter wurde der greise Fürst, um so drückender fühlte dies seine Umgebung, vor Allem die lebenslustige Elisabeth. An ihrem Gatten hatte sie nur einen geringen Halt. Sie war ein echtes Kind der Renaissance. Frei in ihrer Rede, wovon uns ihre Briefe einige drastische Beispiele bieten, gab sie dem Herzog zuweilen Anstoß. Ihre äußere Erscheinung mag dazu beigetragen haben, daß sich die Augen Vieler bald in Bewunderung, bald aus Neid schärfer auf sie richteten. Sie, die schon als Kind von so hervorragender Schönheit war, daß Eobanus Hessus u. A. in ihren Gedichten sie priesen, muß, zum Weibe erblüht, noch viel anziehender gewesen sein, denn Luther bezeichnet sie als formosissima. Wars ein Wunder, wenn Schmeichler der schönen Fürstin sich nahten und böse Zungen geschäftig waren, sie ins Gerede zu bringen? Ein solches Gerede entspann sich 1533 wegen ihres Verhaltens gegen einen v. Schönberg und spitzte sich so zu, daß nicht nur der Landgraf und Kurfürst, sondern auch die Herzöge von Braunschweig und Mecklenburg eingreifen mußten, und die Verstimmung zwischen Schwiegervater und Schwiegertochter Jahre lang nicht weichen wollte. Was sie aber in den Augen einflußreicher, katholisch gesinnter Persönlichkeiten des Hofes schwerer schädigte, war der Umstand, daß sie je länger je mehr aus ihrer evangelischen Gesinnung kein Hehl machte. Schon 1526 zeigte sie sich, durch Alexius Chrosner, Georgs Hofprediger, beeinflußt, der evangelischen Sache, wenn auch nur im Geheimen, geneigt. Schwerwiegender als dieser Einfluß war aber offenbar der ihres Bruders, mit dem sie in regem Briefwechsel stand. Sein Brief vom 17. Februar 1530 setzt ein inneres Schwanken der Adressatin voraus. Die Frucht dieser Einwirkungen, die den Zwiespalt zwischen ihr und Georg offenkundig machte, war 1533 die Weigerung Elisabeths, zur Messe zu gehen und das Abendmahl unter einer Gestalt zu nehmen. Wenn Elisabeth im folgenden Jahre auf Georgs Seite stand und für ihn gegen Luther Partei ergriff, so berührte das ihre religiöse Stellung nicht. Sie vertrat nur die Rechte des arg Geschmähten, wenn anders sie nicht in diesem Falle unter dem Drucke ihres Gatten und Schwiegervaters handelte.

Siebzehn Jahre lang ertrug ihre lebensfrohe und leidenschaftliche Seele die Fessel, bis sie am 11. Januar 1537 durch den Tod ihres Gatten davon befreit wurde. Wie der Vogel dem engen Käfig, so enteilte Elisabeth dem Hofe ihres Schwiegervaters, mit dem sie kein inneres Band mehr verknüpfte. Ungern ließ Georg sie gehen; er ahnte wohl, daß diese thatkräftige Frau, seines Gängelbandes ledig, ihm schwere Sorgen machen werde; er scheute wohl auch, sparsam wie er war, die pecuniäre Auseinandersetzung mit Elisabeth. Aber sie wies alle seine Einladungen, auch ferner noch bei ihm zu bleiben, zurück. Froh seiner „Versehung“ los zu sein, wartete sie kaum die Todtenfeier für ihren Gemahl (den 30.) ab, sondern hielt um Fastnacht in dem erst jüngst theilweis niedergebrannten und noch nicht wiederhergestellten Schlosse zu

---

*) Quellen und Literatur: Die im königl Hauptstaatsarchive unter Loc 8030, 9131, 9137, 10301, 10547, 10548 befindlichen Acten — Brandenburg, E, Moritz von Sachsen Bd 1. Leipzig 1898 — Rommel, Ch, Philipp der Großmüthige Gießen 1830 — Schenk zu Schweinsberg, Frhr G, Das letzte Testament Landgraf Wilhelm II von Hessen vom Jahre 1508 u. f Folgen Gotha 1876 — Müller, S. S., Annales etc. Weimar 1701. — Seidemann, Dr. Jacob Schenk Leipzig 1875. — Ders., Theologischer Briefwechsel zwischen Landgraf Philipp und Herzog Georg 1525—27 in Niedners Zeitschrift für historische Theol 1849, II — Zimmerische Chronik herausgeg. von K A Barack Lit. Ver in Stuttgart 1869, Bd 1. — Lutheri Colloquia ed Bindseil I. — Schuchardt, Ch., Lucas Cranachs d A Leben und Werke II. — Friedensburg, W, Beiträge zum Briefwechsel zwischen Herzog Georg und Landgraf Philipp von Hessen 1525—27 N Arch f S Gesch VI, 94. — Seckendorf, V L v, Com hist. de Luth. III — Seidemann, Die Reformationszeit in Sachsen Dresden 1846, I. — Brandenburg, E., H. Heinrich u d Religionsparteien im Reich N Arch. f S Gesch XVII, 121 — Ders., Politische Correspondenz des H. u. Kurf. Moritz v S. Bd. I Leipzig 1900 — Hermann, C, Mittweidisches Denkmal Chemnitz 1698 — v Langenn, F, Moritz Leipzig 1841. — Kreds, K, Zur Geschichte der Herzogin Elisabeth von Rochlitz Rochl Tagebl 1899 — Pfau, W., Einzelheiten aus dem Gebiete der Rochlitzer Geschichte Rochlitz 1901 — v Langenn, F., Christoph von Carlowitz. Leipzig 1854 — v. Bezold, F., Gesch d. dtsch. Ref. Berlin 1890 — Voigt, G., Moritz von Sachsen Leipzig 1876. — Geisthirt, J C., Historische Beschreibung der Herrschaft Schmalkalden in der Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte Heft 4, Suppl 1. — Heine, S. L, Hennebergische Chronika Meiningen 1767. — Seidemann, Briefwechsel der Elisabeth von Rochlitz Mse der königl öffentl. Bibliothek zu Dresden — Höfner, C., Die Herrschaft Schmalkalden 1820, Bd III

Rochlitz ihren Einzug. Nun war für Elisabeth die Zeit gekommen, ihren selbständigen, fast männlichen Geist zu entfalten. Die erste Gelegenheit boten dazu die Streitigkeiten, welche zwischen ihr und Georg über die Witthumsgüter, ihre Einkünfte aus denselben und Georgs Leistungen, zu denen er durch die Ehestiftung verpflichtet war, ausbrachen und einen endlosen Schriftwechsel hervorriefen. Auf dem Erbeinungstage zu Zeitz im März 1537 wurde durch Vermittelung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg zwischen Georg und Elisabeth ein Vertrag geschlossen, der den Streit wenigstens äußerlich beilegte. Gemäß dem Zeitzer Vertrag übergab Georg seiner Schwiegertochter Rochlitz, Schloß und Stadt, Mittweida und Geithain mit aller Obrigkeit und allen Zugehörungen sogleich und zu Walpurgis die Herrschaft Kriebstein mit den dazu gehörenden Städtlein (Waldheim und Hartha) und Dörfern. Der Ertrag dieses Witthums wurde auf jährlich dritthalbtausend Gulden berechnet. Damit war aber nur die kleine Hälfte der Zinsen, die auf das Heirathsgut entfielen, angebracht. Darum verpflichtete sich der Herzog, jährlich noch 3000 fl., den Gulden zu 21 Zinsgroschen gerechnet, aus seiner Kammer zu zahlen, und zwar sollten zur Leipziger Oster- und Michaelismesse je 2200 fl. entrichtet werden. Der Bürgermeister, Rath und die ganze Gemeinde zu Leipzig aber mußten sich als „Rechtsbürgen und Selbstschuldner“ stellen, dergestalt, daß, wenn Georg mit der Bezahlung säumig sein sollte, der Herzogin das Recht zustand, „die Kaufleute, Bürgen und Einwohner von Leipzig in ihrem oder Georgs Gebiete, auch in den Gebieten der Erbeinungsverwandten und sonstwo zu greifen und gefangen zu halten, bis sie samt Zins und Unkost“ bezahlt sei. Elisabeth kam zwar nicht dazu, von diesem Rechte Gebrauch zu machen; denn Georg war ein guter Finanzmann, aber die Streitigkeiten hörten darum nicht auf, weil Elisabeth zu hohe Forderungen stellte und Georg nicht einen Schritt breit von dem, was er schuldig war, nachgab. „Denn was ich von recht nicht schuldig, das breng man schwerlich von mir,“ schreibt er am 22. Sept. 1537 an Elisabeth. „Ich acht nicht, ob man mich karg schilt, den het mich mein Vater nicht lernen nein sprechen, als mein gut wer zcu wenig.“

Verschärft wurde dieser Gegensatz noch durch den Umstand, daß Elisabeth in ihren Witthumsgütern die Reformation einführte. Drei Ursachen bewogen sie dazu: die eigene Neigung für die Sache des Evangeliums, das Zureden des Kurfürsten und ihres Bruders und das Drängen ihrer Unterthanen, besonders der Städte, die längst dem Evangelium sich im Geheimen zugewandt hatten. Gleich nach ihrem Einzug, im März schon, hatte man sie um „gute gelehrte und taugliche Prädicanten“ gebeten und Elisabeth war mit Eifer bemüht diesem Wunsche nachzukommen. Sie wandte sich zunächst an Georg, da dieser aber ihre Bitte nicht in ihrem Sinne erfüllte, ging sie selbst daran, evangelische Prediger einzusetzen. Dies genügte schon, um Georg scheu zu machen, der im November ihre Unterthanen aufwiegelte mit dem Hinweis, daß sie, sobald das Witthum abgelöst werde, an ihn zurückfallen und wieder katholisch werden würden. Elisabeth antwortet auf diesen Angriff ihres Schwiegervaters damit, daß sie den Geistlichen ihres Gebiets die Theilnahme an einer Versammlung, die der Official des Bischofs von Meißen in Schelte (Schilda) abhielt, untersagte und am 2. December ein Mandat ausgehen ließ, welches die communio sub utraque dem Gewissen des Einzelnen überließ; von den Geistlichen aber die Ausspendung unter beiden Gestalten forderte. Nun versuchte Georg durch die Bischöfe von Meißen und Merseburg auf Elisabeth einzuwirken. Er selbst ordnete eine Gesandtschaft an die Herzogin ab, die ihr vorhielt, sie habe sich der Ketzerei schuldig und damit nach geistlichem und weltlichem Recht ihres Witthums verlustig gemacht. Nach dem Augsburger und Regensburger Reichstagsabschied sei sie zu einer Religionsveränderung nicht befugt. Elisabeth gab zunächst nur eine ausweichende Antwort. Sie sprach die Hoffnung aus, daß Georg die Verträge, die er mit ihrem Vater geschlossen habe, halten werde, behielt sich aber vor, den Rath ihres Bruders und ihrer Freunde einzuholen. Ihr Schriftwechsel mit Georg und den Bischöfen wird nun von Torgau und Cassel aus geleitet. Ihre Erwiderungen auf die Schreiben der Bischöfe werden unter den Augen des Kurfürsten und Landgrafen abgefaßt. Das letzte Schriftstück dieser Art, das Elisabeth am 28. Apr. 1538 an den Bischof von Meißen abgehen ließ und das eine umfangreiche Vertheidigungsschrift ist, ging ihr von Cassel zu und ist „mit Rath Philippi Melanchthonis“ niedergeschrieben. Georg hatte Anfangs schon den Bischof von Merseburg zu bestimmen gesucht, den Bann über Elisabeth auszusprechen; aber dieser war überzeugt, daß eine solche Maßregel auf die Herzogin keinen Eindruck machen werde. Nun sollte Elisabeth vor das Reichskammergericht citirt und mit Hilfe des kaiserlichen Vicekanzlers Dr Held ein Mandat vom Kaiser gegen sie erwirkt werden, das sie ihrer Witthumsgüter verlustig erklärte, wenn sie von ihren Neuerungen nicht abstehe. Aber die Ladung wurde vom Kammergericht abgeschlagen und die Verhandlungen über das Mandat kamen nicht über die Anfänge hinaus. Unermüdlich war Landgraf Philipp thätig seiner Schwester beizustehen. Während der Kurfürst nur hinter den Coulissen den Kampf leitete, Elisabeth zur Beständigkeit ermunternd und ihr seinen guten Rath ertheilend, trat Philipp in directen Verkehr mit Georg, auch seine Gemahlin Christine mußte ihren Vater um Nachsicht gegen Elisabeth bitten. Der Tochter antwortete Georg freundlich, daß Elisabeth sich nicht über ihn, er sich aber über sie zu beklagen habe. Philipp gegenüber bestritt er energisch, daß Elisabeths Anschauung, sie sei eine selbständige Fürstin, berechtigt sei. Eine zweite schärfere Schrift Philipps erwiderte er mit dem Hinweis, daß Philipp kein Recht habe, ihm in seinen Erblanden darein zureden, und daß er bereit sei, ihm gegenüber der Erbeinung gemäß und der Herzogin gegenüber am gebührlichen Ort d. h. vor dem Reichskammergericht einem Urtheilsspruch sich zu unterwerfen. Philipp ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern wendete sich nun in Gemeinschaft mit dem Kurfürsten gegen die Bischöfe, besonders den von Meißen, indem sie ihm sein und seiner Amtsgenossen Säumniß als die Ursache der von Elisabeth vorgenommenen Reformation vorhielten und ihm zu verstehen gaben, daß er, sobald er gegen die Herzogin vorgehen wollte, an ihnen einen starken Widerstand finden würde. Um Elisabeth gegen einen feindlichen Angriff von Seiten Georgs zu sichern, betrieb Philipp seit April die Aufnahme seiner Schwester in den Schmalkaldischen Bund, die auch auf dem Tage zu Braunschweig gegen einen Beitrag Elisabeths von 100 Gulden bewerkstelligt wurde. Bei einem Einmarsche Georgs sollte Elisabeth dem Bunde 12000 Gulden zur Verfügung stellen. Dieser Thatsache gegenüber wagte Georg nicht mit Gewaltmaßregeln gegen seine Schwiegertochter einzuschreiten. Zu einer kriegerischen Verwickelung war die politische Lage nicht günstig, auch fehlte dem greisen Fürsten dazu wohl die Neigung. Aber er hätte ihr die Jahreszinsen sperren können, wie er es seit 1527 seinem Schwiegersohn gegenüber beim Kloster Bach gethan, und wie er es jetzt seinem Bruder, dem Herzog Heinrich gegenüber that, dem er die Zinsen der Freiberger Klöster vorenthielt. Allein diese Maßregel auch bei Elisabeth anzuwenden, hinderte ihn wohl die Rücksicht auf das verpfändete Leipzig. Das Verhältniß Elisabeths zu Georg blieb ein gespanntes. Noch im Mai (1538) waren die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden fürstlichen Verwandten nicht hergestellt. Als Elisabeth um diese Zeit nach Hessen reisen wollte und ihm, wie üblich, die Obhut über ihr Witthum anzuvertrauen gedachte, weigerte sich Georg mit dem Hinweis auf die von der Herzogin vorgenommenen Neuerungen in der Religion, gewährte ihr aber das erbetene Geleit durch sein Gebiet. Erst im October scheint der Friede zurückgekehrt zu sein. Bei ihrer Zusammenkunft mit Georg v. Carlowitz in Leipzig erklärte Elisabeth, daß sie geneigt sei, sich wegen aller ihrer Streitigkeiten mit dem Herzog zu vertragen und einem Schiedsspruche der Räthe Georgs sich zu unterwerfen. Georg verhielt sich zwar ziemlich ungläubig gegen diese Friedensbotschaft, doch kam es in der That zu keinem weiteren Streit. Der Tod, der im Frühjahr 1539 den greisen Herzog, einen der besten Fürsten, die Sachsen geleitet haben, nach kurzer Krankheit abrief, nahm die Möglichkeit dazu. Seine Schwiegertochter setzte dem Heimgegangenen ein schönes Ehrendenkmal, wenn sie von ihm, mit dem sie mehr im Streit als im Frieden gelebt hatte, sagte: „Sie heißen Herzog Georgen seligen nicht anders denn einen Fürsten des Friedens, sprechen, er habe ihnen guten Frieden gehalten; darum haben sie ihm auch Alles gern gegeben.“

Auch nach Georgs Tode währten die Mißhelligkeiten zwischen Rochlitz und dem Dresdener Hofe fort. Vor Allem war es der Zehnte vom Getränk, welchen der Landtag dem Herzog wieder bewilligt hatte, den Elisabeth für sich in Anspruch nahm. Man zeigte in Dresden Lust, sich der Gegnerin zu entledigen und sie mit Geld abzufinden. Die Stände riethen selbst der Herzogin die Jahreszinsen zu kürzen. Durch die Vermittelung des Herzog Moritz aber, mit dem Elisabeth in freundschaftlicher Beziehung stand, wurden diese Pläne ver-

eitelt. Die Landschaft hatte sich die Herzogin dadurch zum Feinde gemacht, daß sie mit dem schriftsässigen Adel, der an ihr Witthum grenzte, in Streit gerieth verschiedener Rechte und Leistungen wegen, welche Elisabeth als Fürstin und Herrin des ihr untergebenen Gebietes fordern zu dürfen meinte und durch die Adel und Bauernschaft sich beeinträchtigt fühlten. Namentlich waren die einflußreichen Familien derer v. Einsiedel und v. Ossa ihre Gegner. Diese beschwerten sich beim Kurfürsten und riefen Herzog Moritz und Landgraf Philipp um Vermittelung an. Zu einer Aussöhnung kam es nur mit den Gebrüdern v. Ossa, während das Verhältniß zu den Einsiedels ein gespanntes blieb. Die kleinen Zwistigkeiten, in die sich Elisabeth durch ihr hochgespanntes fürstliches Selbstbewußtsein verwickelte, wiederholten sich auch in den Aemtern Dornburg und Kamburg, die sie von Moritz gegen die Herrschaft Kriebstein durch den Vertrag von Dresden (1543 Juli 17) eintauschte.

Aber auch auf die großen politischen Fragen suchte sie, obwohl weit weggesetzt von den Brennpunkten der Politik, durch ihren ausgedehnten Briefwechsel und durch den regen persönlichen Verkehr mit den Höfen zu Dresden, Freiberg, Torgau und Cassel Einfluß zu gewinnen. Schon zu Georgs Zeiten war sie nach dieser Richtung hin thätig gewesen. War doch das Zustandekommen des über Württembergs Geschick entscheidenden Kadaner Friedens (1534 Juni 29) zum nicht geringen Theile ihrer Vermittelung, zu der sie ihr Bruder Philipp besonders anfeuerte, zuzuschreiben. Als Georg dann, um den durch Johanns Tod schwer geschädigten Plan seines Lebens doch noch zur Durchführung zu bringen, sich entschloß, seinen Sohn Friedrich zu verheirathen, war Elisabeth es, die diese für die Entwickelung des Protestantismus, wenigstens in Sachsen, so gefährliche Absicht zu durchkreuzen suchte. Alle darüber auftauchenden Gerüchte berichtete sie treulich nach Torgau und Cassel, und als Georg sein Augenmerk auf die streng katholische Gräfin Elisabeth v. Mansfeld richtete, war sie als muthige Vorkämpferin der evangelischen Partei bemüht, den Kurfürsten und ihren Bruder zur Einmischung in diese Angelegenheit zu bewegen. Als sie aber damit keinen Erfolg hatte, war sie um so eifriger thätig, die alten Beziehungen zwischen den Albertinern und den Hessen durch eine Heirath zwischen Moritz und Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp, auch auf die Freiberger Linie auszudehnen, wodurch sie nicht nur Moritz fester an Philipp und das evangelische Bekenntniß fesselte, sondern auch dem Protestantismus überhaupt einen wesentlichen Dienst leistete. Vor eine andere Aufgabe sah Elisabeth sich gestellt, als die sog. Wurzener Fehde zwischen dem Kurfürsten und Herzog Moritz ausbrach. Während die beiden Fürsten schon gerüstet einander gegenüberstanden, versuchte es Elisabeth noch einmal zum Frieden zu rathen. In mehreren Schreiben stellte sie beiden Theilen unparteiisch vor, welchen Jammer der Krieg über das Land zweier so nahe verwandter Fürsten bringen werde, und wie sie darum und um ihres Ansehens als evangelische Fürsten willen der Vermittelung des Landgrafen sich bedienen sollten. War auch Elisabeths Eingreifen ohne directen Erfolg, so hatten ihre gutgemeinten Bitten auf beide Fürsten doch einen versöhnlichen Eindruck gemacht.

Nicht minder eifrig war Elisabeth in den Jahren des schmalkaldischen Krieges bemüht, in das große Räderwerk der Politik einzugreifen. Anfangs über Moritz' Absichten im Unklaren, suchte sie ihn auf die Seite des Schmalkaldischen Bundes herüberzuziehen, ihn mit der Aussicht auf die böhmische Königskrone lockend. Als aber der sächsische Krieg zum Ausbruch gekommen war und ihr über ihres Vetters Absichten die Augen geöffnet hatte, trat sie offen auf Seiten des Kurfürsten und ihres Bruders. Den Landgrafen unterstützte sie mit Geld, während sie Moritz gegenüber Folge und Steuer verweigerte, wozu sie allerdings auf Grund des Dresdener Vertrags berechtigt war. Gleichwohl gab sie vom Landgrafen dazu angeregt ihre vermittelnde Thätigkeit nicht auf, ohne hier jedoch größeren Erfolg zu haben als beim Fladenkrieg, ja Moritz wies alle ihre Versuche energisch zurück, benutzte sie aber, „um vor Kaiser und König darzuthun, daß ihm von jener Seite immer wieder die Pforten des Verständnisses geöffnet würden, und dadurch einen Druck auszuüben“.

In eine für sie folgenschwerere Verwickelung gerieth Elisabeth, als Markgraf Albrecht, der sich in Rochlitz festgesetzt hatte, um den Muldenpaß zu decken, am 2. März 1547 mitten in großer Sorglosigkeit und Fröhlichkeit vom Kurfürsten überfallen, geschlagen und selbst auf der Flucht gefangen genommen wurde. Alsbald erhob sich gegen die Herzogin der Verdacht, zu diesem Mißgeschick mitgewirkt, ja, den Markgrafen verrathen zu haben. Allein diese Beschuldigung, die von den Gegnern gern geglaubt wurde, erweist sich doch als grundlos, als ein Landsknechtgerede, das von der Herzogin Agnes, Elisabeths „erbitterter Feindin“, willig colportirt worden war. Elisabeth selbst verwahrte sich energisch gegen die wider sie erhobene Anklage, zog aber vor, mit den kurfürstlichen Truppen Rochlitz zu verlassen.

Sie sollte es niemals wieder sehen. Ihre Einkünfte aus ihren Witthumsgütern wurden gesperrt. Vom Cassel aus, wohin sie sich wendete, ließ sie nicht ab Moritz schriftlich zu ersuchen, ihr ihr Besitzthum zurückzustellen; aber man scheute sich in Dresden auf ihre Wünsche einzugehen. Elisabeth war inzwischen im November 1548 nach Schmalkalden übergesiedelt, wo ihr der Landgraf den Hessischen Hof eingeräumt hatte. So dem durch die Gefangenschaft Philipps und später durch den Tod der Landgräfin Christine verwaisten heimathlichen Hofe nahe konnte sie sich der mutterlosen Töchter Philipps annehmen, was sie um so lieber that, als die Kurfürstin Agnes einige ihrer Geschwister zu sich nach Dresden nehmen wollte

Erst am 7. Juni 1549 kam zu Grimma ein Vertrag zu Stande, nach welchem Moritz 7000 fl. und Ersatz für den Kriegsschaden zusicherte und Elisabeth auf ihr Witthum verzichtete. Doch waren die Wünsche der Herzogin damit keineswegs befriedigt. Noch immer gab sie die Hoffnung nicht auf, wieder in den Besitz ihrer verbrieften Rechte zu kommen, und suchte immer wieder mit dem Dresdener Hofe Beziehungen anzuknüpfen. Nach Moritz' plötzlichem Tode erneute sie bei Kurfürst August ihre Bitten, ihr das Witthum zurückzugeben, ihre Unschuld an Albrechts Mißgeschick betheuernd. Aber am Dresdener Hofe war man nicht geneigt die Ungnade gegen sie fallen zu lassen; man hielt vielmehr — ob aus Ueberzeugung oder nur um die lästige Mahnerin los zu werden, das mag dahin gestellt sein — daran fest, daß sie bei Albrechts Gefangennahme die Hand im Spiel gehabt habe, und entzog sich so den Verpflichtungen gegen sie. Mehrere Gesandtschaften von Seiten Philipps und Elisabeths und ein umfangreicher Schriftwechsel hatten endlich den Erfolg, daß der Kurfürst in einem Vertrag am 29. Mai 1555 sich bereit erklärt, der Herzogin für den Verzicht auf ihr Leibgut 8000 „Guldengroschen gen. Thaler“, zahlbar je zur Hälfte zum Leipziger Oster- und Michaelismarkt, zu entrichten. So war auch dieser letzte Versuch nicht nach Elisabeths Wunsch ausgeschlagen. Sie blieb in Schmalkalden, wo sie wie in Rochlitz durch milde Stiftungen — sie schenkte ein größeres Capital zu einem Siechenhause — ein Andenken ihres Namens zurückließ.

Im Jahre 1556 fing sie an zu kränkeln. Der Rheumatismus, der sie schon in früheren Jahren wiederholt geplagt hatte, warf sie aufs Schmerzenslager. Im September wurde ihr der Arzt Meister Hirsch Jude gesendet. Ihres Bruders Wundarzt und der Amtmann von Landeck Joh. Meckbach sollten sie „von der Geschwulst und dem Teufel“ befreien. Allein sie erlag ihren Schmerzen am 6. December 1557. In feierlicher Procession, an der sich die gesammte Bürgerschaft Schmalkaldens betheiligte, wurde ihr Leichnam an die Grenze der Schmalkaldener Herrschaft und von da nach Marburg gebracht. In der St. Elisabethkirche ruht sie an der Seite ihres Vaters von ihrem vielbewegten, an vergeblichen Kämpfen reichen und doch nicht ganz fruchtlosen Leben aus.

Bücherbesprechungen.

— M. v. Dedenroth, Für stille Augenblicke. 228. S. 8°. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission; geb. 2 ℳ — Es sind allerdings nicht Stunden oder halbe Stunden der Andacht, sondern nur Augenblicke stiller Einkehr und Anbetung, für welche hier nach dem Kirchenjahr geordnet auf jeden Tag des Jahres Bibelstellen, kurze Sprüche mit darauf bezüglichen Versen geboten werden. Nur für die Sonntage ist Sonntagsperikope und eine etwas längere Betrachtung, die immer eine Seite einnimmt, vorgesehen. Es wird dabei Eigenes und Fremdes in guter Auswahl geboten. Das Ganze ist nach Art und Umfang ein Mittelding zwischen täglichem Andachtsbuch und Losungsbüchlein. Vielleicht ist Manchem bei seiner Andacht damit gedient; auch als Mitgabe an Confirmanden dürfte das Buch immerhin Verwendung finden konnen. D. K.

— Im Bann der Bühne. Gedichte eines Schauspielers von Max Grube. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1901. — Der Oberregisseur des Berliner Hofschauspiels hat im Laufe seines Lebens viele Erfahrungen gesammelt und zwar bei den kleinen Wanderbühnen bis hinauf zu den ersten Hoftheatern, und da er seine schriftstellerische Befähigung, seine geistreiche Darstellungsweise bereits häufig genug erprobt hat, so darf man jeder neuen Veröffentlichung desselben mit Interesse entgegensehen. In dieser Gedichtsammlung ist er Epigrammatiker und zwar überwiegt das Epigramm, das mit dem Pfeil der Satire ausgerüstet ist, über den sinnigen Gedenkspruch. Nur die Widmung an den Herzog von Meiningen schlägt einen vollen lyrischen Ton an und enthält ein begeistertes Lob des Fürsten, unter dessen Leitung sich der junge Schauspieler die ersten künstlerischen Sporen verdient hat. Der erste Abschnitt: „In der Bühne Zauberbann“, enthält viele elegische Klänge; selbst über den Erinnerungen an die Schmieren schwebt diese wehmuthsvolle Beleuchtung. Sehr hübsch ist das Gedicht: Antipoden; die beiden strebenden Gesellen, von denen der eine wie ein Engel lieben, wie ein Teufel hassen, wie der Sturm im Wetter toben, während der andere nur Menschen darstellen will, die nicht ohne Mängel sind, kämpfen fortwährend mit einander:

Und so seh' ich sie seit Jahren
Ringen nach verschiednen Zielen
Und im feindlichsten Gebahren
Immer doch zusammen spielen.
Wie sie aufeinander rennen,
Wechselseitig sich erhitzen —
Und ich kann die Kerls nicht trennen,'
Weil sie in mir selber sitzen.

Der zweite Abschnitt: Collegen, ist ein kleines Album, in welchem allerlei drollige Känze abgebildet sind: da sehen wir die Sirenen, die Statistin, die Heroine, den Geschickten, den Verkannten und dann werden zwei Lieder in höherem Ton der Directorenweisheit und dem Kunstgeschäft gewidmet. Der dritte Abschnitt: Die Tragödie, enthält manche leidumflorte Strophe. Dasselbe gilt auch von dem nächsten Abschnitt: „Der letzte Act“: das ist ein Humor, der unter Thränen lacht. Unter den Knittelversen treten besonders „Das Lied vom Regisseur“ und „Die Kunst gerufen zu werden“ hervor. Die Anmerkungen für die Regie und für die Darsteller enthalten eine Menge kurzathmiger, treffender Epigramme:

Schonspieler sind wie die Kleinen,
Wechseln in einer Stund'
Zehnmal mit Lachen und Weinen,
Neunmal davon ohne Grund.

Was Fliegen scheint, ist oft nur Flattern,
Grün ist der Lorber und der Kohl;
Nicht überall, wo Gänse schnattern,
Erhebt sich auch ein Capitol.

Talent und Bildung im Verein,
Das giebt die beste Ehe;
Doch bildet die Bildung Talent sich ein
Wehe!

Die Bretter haben sie jetzt über
Und preisen laut das Ueberbrett,
Als ob man je durch Nasenstüber
Schon eine Schlacht gewonnen hätt'

Rohes Zusammenpatschen
Von unverständigen Händen,
Brauchen wir wirklich das Klatschen,
Uns im Beruf zu vollenden?

Ist es denn wirklich so preislich,
Daß das Getös uns beseelte?
So überlegen wir weislich,
Wenn uns der Beifall 'mal fehlte

Durch solche Epigramme wetteifert Max Grube mit Oscar Blumenthal, der vielleicht noch reicher ist an schlagendem Witz; aber bei Grube sind dies alles nur über eine tiefere Welt- und Kunstanschauung hinspielende Reflexe; sie beleuchten eine reiche Gemüthswelt und ein edles künstlerisches Streben und so geißeln sie die Verirrungen der Kunst und der Tagesmode, ohne aufdringliche Lehrhaftigkeit und ohne mit prunkenden Programmen einherzustolziren. Wir glauben, diese Sammlung wird dem trefflichen Künstler und ausgezeichneten Regisseur der Berliner Hofbühne viele neue Freunde erwerben. R. v. G.

— Artilleristische Erkundung. Für Officiere aller Waffen von L. Mayer, Major und Bataillons-Commandeur im königl. Bayrischen 2. Fußartillerie-Regiment. Mit 2 Skizzen in Steindruck. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn. — Eine möglichst genaue Kenntniß der zu beschießenden Ziele ist ganz besonders wichtig für die schwere Artillerie des Feldheeres, da die bei einem verfehlten Schießen nutzlos verausgabte Munition bei deren großem Gewicht meist schwer zu ersetzen ist. Es ist daher für die Oberleitung eine Hauptpflicht, sich die nöthige Aufklärung über die feindliche Stellung zu verschaffen. Die Schießanleitung für die Fußartillerie vom Jahre 1900 giebt über die Erkundung die maßgebenden Directiven, läßt aber in ihrer knappen Form immerhin das Bedürfniß erkennen, das Verständniß derselben durch geeignete Commentare zu erleichtern. Der Verfasser hat nun in vorliegender Schrift die artilleristische Erkundung zum Gegenstand einer eingehenden Studie gemacht. Er bespricht zunächst die verschiedenen Zwecke, welche die Erkundung verfolgt, die hierzu vorhandenen Mittel, erörtert sodann im II. Abschnitt die Anwendung derselben in einem, auf selbstgewählter Kriegslage durchgeführten Beispiel. Da die Artillerie zur Erkundung ihrer Ziele häufig der Unterstützung der anderen Waffen bedarf, so hat der Verfasser für Officiere aller Waffen geschrieben, wobei er sich zugleich der Hoffnung hingiebt, hierdurch zur allgemeinen Kenntniß der neuen Feldwaffe auch bei dem Nichtartilleristen beizutragen. Die Erfüllung der letzteren Absicht dürfte freilich dadurch erschwert werden, daß das Studium der kleinen Schrift recht gründliche fachmännische Kenntnisse eines Fußartilleristen erfordert, welche bei Officieren anderer Waffen nur in beschränktem Maaße vorausgesetzt werden dürften.

A. B.

— Samoa, Bismarckarchipel und Neuguinea. Drei deutsche Colonien in der Südsee von Ernst v. Hesse-Wartegg. Mit 36 Vollbildern, 113 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten. Preis in Leinwand geb. 15 ℳ Leipzig 1902, Verlag von J. J. Weber. — Ernst v. Hesse-Wartegg läßt bekanntlich nicht lange auf sich warten, wenn es gilt, uns einen Erdtheil oder ein Ländergebiet, an das sich besonders deutsche Interessen knüpfen, vor Augen zu führen und dessen Kenntniß nachhaltiger anzubahnen. In der colonialen Entwickelung des Deutschen Reiches haben sich die wichtigsten Ereignisse der letzten Jahre in der Südsee abgespielt. 1899 wurden die Schutzgebiete der Neuguinea-Compagnie, sodann die Carolinen, Marianen und Palauinseln unter den Schutz des Deutschen Reiches gebracht und 1900 wurden die Hauptinseln von Samoa erworben. Durch diesen weitausgedehnten Länderbesitz, durch die wirthschaftlichen Interessen und den auch auf fremden Gebieten des Stillen Oceans vorherrschenden deutschen Handel und Schiffsverkehr ist Deutschland in der Südsee zur Vormacht geworden. Kaum waren all diese Gebiete deutsch, so befand sich Ernst v. Hesse-Wartegg schon auf der Fahrt nach diesen Gebieten, besuchte die größeren Handelsstationen, Missionen und Plantagen in Neuguinea sowie im Bismarckarchipel, betheiligte sich an der Expedition nach der bis dahin von keinem Weißen betretenen Inselgruppe von S. Matthias und durchstreifte auf wenig betretenen Routen die Hauptinseln von Samoa. Er ist ein außerordentlich fleißiger und aufmerksamer Beobachter. Gestützt auf diese seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen und auf beste literarische und mündliche Auskünfte kann man seinen Urtheilen über den neueren deutschen Colonialbesitz ganz gut vertrauen und auch seinen Antworten zu den Fragen: Was sind die zum Theil mit großen Opfern erkauften neuen Inselreiche werth? Was sind dort für Aussichten für den Touristen, den Capitalisten, Pflanzer und Kaufmann? Was bedeuten sie für die Machtstellung des Reiches? Wie hat die Einsetzung der kaiserl. Regierung die Verhältnisse beeinflußt? Ein ungemein reicher Inhalt ist im vorliegenden Werke zusammengetragen: Der erste Theil, Neuguinea, umfaßt zehn Capitel, der zweite, der Bismarckarchipel, 16, und der dritte, Samoa, 17 Capitel. Der Text wird durch treffliche Abbildungen, die vielfach Reproductionen vom Verfasser selbst aufgenommener Photographien sind, illustrirt und veranschaulicht; unter den Vollbildern finden sich geradezu Meisterleistungen modernen Bilderdruckes; es sei hier an die Samoanischen Typenbilder erinnert. Ernst v. Hesse-Wartegg behauptet überall einen eigenthümlichen, intimen Reiz seiner Darstellung, die auch Belehrendes und Wissenschaftliches in ein angenehmes Gewand zu kleiden weiß; und durch die Anschaulichkeit seiner Vergleiche und durch die ihm eigene Kunst, dem Publicum gerade Das zu bieten, was es vor Allem wissen will, hat er sich eine erste Stelle unter unser modernen Reiseschriftstellern erobert. Ko.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 27. Dienstag, den 4. März, Abends. **1902.**

Luther's Bergung auf der Wartburg vom 4. Mai 1521 bis 3. März 1522.

Nach seinen Briefen aus jener Zeit dargestellt von D. Dr. Heinr. Nobbe, Superint. in Leisnig.

Auf der Wartburg zieht den evangelischen Christen vor Allem die stille Stätte an, da der große Prophet des deutschen Volkes D. Martin Luther bei dem Dnrchbruch einer neuen Zeit inmitten des Sturmes, der ihn mit Untergang bedrohte, einen Bergungsort fand nnd eine Zeit der Sammlung der Seele für das große Werk, dessen erste Anfänge damals kaum erst begonnen waren Die Wartburg ward seit Mitte des 15. Jahrhunderts[1]) nicht mehr von der Herrscherfamilie bewohnt. Ein Ritter waltete dort als Schloßhauptmann. Nach Kurfürst Friedrich's des Weisen Willen hat im Jahre 1521 für eine Weile auch der mit dem Bann der Kirche und der Acht des Reichs belegte Gottesmann seinen Aufenthalt dort gehabt, der wie kein Zweiter seit der Apostel Tagen das Schwert des Geistes zu führen verstanden hat, welches ist das Wort Gottes. Als nach den Freiheitskriegen des vorigen 19. Jahrhunderts auch der Glaube der Väter einen neuen Aufschwung nahm, ist ans der Mitte der akademischen Jugend jener Zeit in dem Wartburgfest des Jahres 1817 300 Jahre nach Luther's Thesenanschlag an der Schloßkirche zu Wittenberg dem neuerwachten Verständniß für die höchsten ewigen Wahrheiten weithin lauter Ausdruck gegeben worden.

Es ist bekannt, daß der nahezu 10 Monate währende Aufenthalt Luther's auf der Wartburg bedeutungsvoll geworden ist auch dnrch mancherlei Schriften, die er dort verfaßt hat[2]), insbesondere aber durch die Uebersetzung des Neuen Testaments. Besondere Bedeutung aber für alle Zeiten hat doch dies — und diese Empfindnng kann wohl den Besucher jener Lutherstube auf der Wartburg immer mit neuer Freude erfüllen —, daß Luther hier in Verborgenheit sicher bewahrt worden ist vor allen Feinden und doch nicht verschwunden und hinweggenommen war von dem Werke, an das er Hand angelegt hatte; im Gegentheil, es sollte diese Zeit nur zur Förderung des Evangeliums gerathen. Es ist nicht ohne Interesse, zu lesen, was Luther selbst gerade über seine Bergung und die Verborgenheit seines Aufenthalts geurtheilt und darüber in Briefen an seine Freunde zu jener Zeit ausgesprochen hat. Dabei kommen schon ein paar nach seiner Abreise von Worms unterwegs verfaßte Briefe in Betracht und dann die (übrigens fast sämmtlich in lateinischer Sprache geschriebenen) Briefe von der Wartburg selbst, deren allein 47 (zum Theil recht umfängliche) in dem von Enders herausgegebenen Briefwechsel Luther's[3]) verzeichnet stehen. Dazu die Briefe auf der Heimreise unterwegs und nach Ankunft in Wittenberg. Es sei gestattet, daraus Näheres mitzutheilen.

Am Donnerstag 18. April 1521 hatte Luther auf dem Reichstag zu Worms[4]) die von ihm begehrte schlichte Antwort, eine Antwort „ohne Hörner und Zähne" gegeben und erklärt, er könne nicht widerrufen, es sei denn, daß er durch Zeugnisse der Schrift oder helle Gründe überwiesen werde. Denn wider das Gewissen zu handeln, sei unsicher und gefährlich. „Ich bin hindurch, ich bin hindurch" — so rief er den Freunden dann entgegen, als er in die Herberge eintrat. Der Kaiser Karl aber sah die Sache für abgemacht an und erklärte schon folgenden Tags dem Reichstag in einem Bescheid, er wolle Luther gemäß seinem Geleitsbrief nach Wittenberg zurückbringen lassen und dann mit ihm als einem ausgemachten Ketzer verfahren. Doch der Reichstag bat den Kaiser durch eine besondere Commission, noch einen Versuch bei Luther zu machen, daß er von seinem Widerspruche gegen den Glauben der Kirche und die Concilien weiche. Der Kaiser gestattete dies, bestand aber darauf, ihn in die Acht zu thun, wenn dieser Versuch vergeblich wäre. Luther, der bis Montag 22. April ohne Bescheid geblieben war, empfing für Mittwoch 24. April durch den Erzbischof von Trier Vorladung zu einer Verhandlung. Er war inzwischen Gegenstand mannigfacher Theilnahme und Aufmerksamkeit für Vornehm und Gering. Aber auch die freundlichen diplomatischen Zusprachen und ebenso die Verhandlungen am 24. selbst änderten in der Sache nichts. Der Kaiser bewilligte noch zwei weitere Tage für seinen Aufenthalt in Worms zu weiteren Besprechungen. Da aber ein Erfolg nicht erzielt wurde, ward Luthern am 25. April Abends durch den Trierer Official Eck und einen kaiserl. Geheimsecretär angekündigt, er habe binnen 21 Tagen an seinen Ort zurückzukehren. So lange habe er freies, sicheres Geleit, dürfe aber unterwegs nicht predigen oder schreiben, um das Volk nicht aufzuregen. Für das freie Geleit wurden vom Kaiser wie von den Fürsten, durch deren Gebiete der Weg ging, Geleitsbriefe ausgestellt.[5]) Es war aber nicht mehr zu zweifeln, daß der Kaiser nach Ablauf des freien Geleites das Aeußerste mit ihm vorhabe. So fuhr nun Luther am Freitag 26. April Morgens 10 Uhr von Worms ab. Noch am Abend zuvor aber hatte der Kurfürst Friedrich der Weise[6]) durch die Ritter des kurfürstlichen Gefolges Friedrich von Thun(au), den Hauptmann von Weimar, Philipp Feilitsch und Spalatin[7]) Luthern anzeigen lassen, er habe sich entschlossen, ihn zu verstecken. Denn schon nach Luther's Verhör hatte er seinem Bruder Herzog Johann geschrieben: „Wenn es bei mir stünde, so wäre ich willig, Martino in rechtmäßigen Dingen beizustehen. Ew. Liebden glaube mir, daß ich dermassen nnd von dergleichen deshalb angerennet werde, daß sie ihre Wunder hören werden. Es scheint, man gehe mit nichts anderem um, als ihn ins Elend zu verjagen. Wer auf einige Weise sich merken lässet, daß er ihm gut sei, wird für einen Ketzer gehalten. Gott wende es zum Besten, der auch die gerechte Sache wahrlich nicht verlassen wird." Aber auch dieser, des Kurfürsten Bruder, hat erst im September über Luther's Aufenthalt in der Verborgenheit erfahren. Am 21. Mai schrieb ihm noch von Worms aus der Kurfürst auf Herzog Johann's Bericht, es gehe das Gerücht, Luther sei gefangen: „Von Luther's Gefangenschaft wird auch hier unterschiedlich geredet und hören solches Viele, wie ich vernehme, ungern. Der Papst hat einen neuen Bann wider ihn publicirt nnd hier arbeitet man an heftigen Befehlen." Auch nachdem der Kurfürst bereits abgereist und dann unterm 26. Mai die Reichsacht wider Luther pnblicirt war (unter Rückdatirung auf 8. Mai), schreibt Friedrich seinem Bruder unterm 30. Mai von Geroldshofen, er wisse von Luther nichts Gewisses

[1]) 1440 an die meißnische Linie der Wettiner gefallen

[2]) So die Auslegung des 68. Psalms; ein Büchlein von der Beichte; Auslegung des Evangel von den 10 Aussätzigen, Luc 17, 11—20; Auslegung des 37. Psalms; Widerlegung der Angriffe des Prof Latomus in Löwen; eine Schrift wider den Abgott zu Halle (Ablaßhandel des Erzbischofs zu Mainz bas.) u a m

[3]) Enders, D. Martin Luther's Briefwechsel Bis jetzt 8 Bände 3. Bd Calw und Stuttgart 1889

[4]) Vgl. Köstlin, Luther 1, S 452 ff

[5]) Vgl. Enders, Briefwechsel Bd. 3, Nr. 425 (S. 127) Geleitsbrief des Landgrafen von Hessen für die Rückreise; Nr. 409 (S 108). Geleitsbrief des Herzogs Georg zu Sachsen für die Reise nach Worms

[6]) v. Seckendorff, Historie des Lutherthums S. 366 der deutschen Ausgabe 1714

[7]) Eig Georg Burkhardt aus Spalt bei Nürnberg, ein Priester nnd zugleich der Secretär des Kurfürsten, später Pfarrer und Superintendent in Altenburg

zu melden. Offenbar wollte der Kurfürst in dieser gefährlichen Sache von der Zeit ein Mittel erwarten, da sonst keines zur Hand war. Daher ließ er Luther eröffnen, er werde ihn verbergen. Uebrigens hatte auch Herzog Georg von Sachsen, obwohl er ein heftiger Feind Luther's war, denen widerstanden[8]), die schon auf Brechung des freien Geleites antrugen. Er sprach: die deutschen Fürsten werden diese Schande, daß man das Geleit sollte brechen, zumal auf dem ersten Reichstag des Kaisers, nimmermehr zulassen, es komme solches mit der alten deutschen Redlichkeit nicht überein, was man verspreche, müsse man auch halten. Luther thut ihm in dieser Hinsicht Unrecht, wenn er unterwegs am 28. April von Frankfurt a. M. aus an den Maler Luc. Cranach schreibt:[9]) „Ich segne und befehle Euch Gott; ich lasse mich hinthun und verbergen, weiß selbst noch nicht wo. Und wiewohl ich lieber hätte von den Tyrannen, sonderlich des wüthenden Herzog Georgen zu Sachsen Händen den Tod erlitten, muß ich doch guter Leut Rath nicht verachten, bis zu seiner Zeit. Es müssen die Juden einmal singen: Jo, Jo, Jo! Der Ostertag wird uns auch kommen, so wollen wir dann singen: Halleluja. Es muß ein klein Zeit geschwiegen und gelitten sein: Ein wenig sehet ihr mich nicht; und aber ein wenig, so sehet ihr mich, spricht Christus (Joh. 16, 16). Ich hoffe, es soll jetzt auch so gehen. Doch Gottes Wille als der allerbeste geschehe hierin, wie im Himmel und Erden.“ Uebrigens trug Luther in diesem Brief zugleich diesem seinem Gevatter und Freund in Wittenberg auf, dem Rath großen Dank zu sagen für die Fuhre nach Worms. Denn der Rath hatte ihm Wagen und (3) Pferde gestellt.[10]) Auch schreibt er wegen Versorgung mit Predigten, man möge Amsdorf um Predigten ersuchen, er werde es gern thun, wenn etwa der Licentiat Feldkirch nicht genüge. [Mit Letzterem ist unter Dreien, die so bezeichnet werden, wahrscheinlich Joh. Doltsch, aus Feldkirch gebürtig, gemeint. Er war Canonicus vom Allerheiligenstift in Wittenberg.[11])] Amsdorf war mit Luther eben auf der Heimreise begriffen.

Bei der Wegfahrt von Worms hatte Luther dieselbe Begleitung um sich, wie bei der Hinreise. Abgesehen von dem Reichsherold Caspar Sturm, einem Luther übrigens günstig gesinnten[12]) Bürger Oppenheims, der ihm wie bei der Hinreise wieder das Geleit geben sollte, fuhren außer seinem Freund und Collegen Nicolaus von Amsdorf noch mit ihm[13]) ein begabter junger pommerscher Edelmann, Peter Suaven, der damals in Wittenberg studirte und Luther und Melanchthon befreundet war, desgleichen der Ordensregel gemäß als Begleiter auch ein Bruder des Augustinerordens zu Wittenberg Johann (oder Zacharias) Petzensteiner (aus Nüenberg). Derselbe ist später (1540) erster evangelischer Pfarrer in Roßwein gewesen, vorher 1534 Pfarrer in Röcknitz bei Wurzen, seither 2. Pleban des Cisterzienserklosters Nimbschen.[14]) Luther's Freund, Dr. Hieronymus Schurf, der Jurist, der schon vor ihm beim Reichstage sich befunden hatte, fuhr auch zugleich weg. Auch Justus Jonas, der sich schon auf der Hinreise in Erfurt angeschlossen hatte. Außer dem Brief an Cranach, den er am frühen Morgen des 28. April (Sonntag Cantate) in Frankfurt a. M. vor seiner Abreise 10 Uhr geschrieben hatte, hat Luther am gleichen Tage unterwegs von Friedberg an den Kaiser einen längeren lateinischen Brief geschrieben, der auch an die Reichsstände in deutscher Sprache gelangte.[15]) Darin rechtfertigte er nochmals sein Verhalten in Worms und sagte Dank für die Sicherung des Geleits. Er habe nur Gottes Ehre und das allgemeine Wohl, nicht den eigenen Nutzen gesucht. Gottes lauteres, helles, freies Wort solle aller Menschen Richter bleiben. Mit diesen beiden Briefen, die er schon unterwegs im Wagen aufgesetzt und nur bei dem kurzen Aufenthalte in Friedberg vollendet haben mag, schickte er, indem er Spalatin nach Worms schrieb, den Reichsherold dorthin zurück.[16]) Dann ging die Reise nach dem vier Meilen entfernten Grünberg in Oberhessen und weiter. Der Abt und Rath von Hersfeld empfing ihn mit hohen Ehren (30. April). Luther schildert später von der Wartburg (gegeben auf dem Berge)[17]) Spalatin den großartigen Empfang in Hersfeld, und daß man ihn genöthigt habe, andern Morgens (früh 5 Uhr) 1. Mai vor der Weiterreise zu predigen. Er that es mit Rücksicht auf den Abt[18]), daß derselbe nicht Nachtheil davon habe, nur ungern, weil ihm verboten war, unterwegs zu predigen. Luther selbst aber war ja nicht damit einverstanden gewesen, daß Gottes Wort gebunden werde, und predigte, da man trotz seiner Weigerung es wünschte. Auch in Eisenach, wo er dann am 2. Mai Abends anlangte, hat er gepredigt. Dort allerdings legte der besorgte Ortspfarrer unter Entschuldigung wegen der Feinde Protest dagegen ein vor Notar und Zeugen. Von Eisenach sandte Luther am 3. Mai auch einen Bericht an den Grafen von Mansfeld über die Wormser Verhandlungen.[19]) Früh Morgens trennten sich von ihm die Reisegenossen Schurf und Suaven. Jonas war auch schon nach Erfurt voraus geeilt und dort geblieben. Manche vermuthen[20]), das Gefährt von Wittenberg und wer zu ihm gehörte, sei auch zur besseren Wahrung des Geheimnisses von dem, was bevorstand, von Luther weggeschickt worden und Schurf und Suaven hätten dasselbe zur Weiterreise benutzt. Doch ist dies nur Vermuthung. Jedenfalls waren bei Luther Amsdorf und sein Ordensbruder Petzensteiner verblieben. Er reiste über den Wald zu seiner Verwandtschaft, die in der Gegend sehr ausgebreitet war, besonders nach Möhra, wo er bei seinem Oheim Heinz Luther Quartier nahm. Dort predigte er auch am folgenden Vormittag, Sonnabend, 4. Mai.[21]) Dann brach er auf in der Richtung nach Waltershausen; über Schweina, Schloß Altenstein führte der Weg. Bald hernach, nicht weit von der Burg Altenstein (eine halbe Stunde hinter Altenstein) wurde er gefangen. Er schreibt hernach an Spalatin[22]) von der Wartburg darüber: „Amsdorf mußte nothwendig davon wissen, daß ich von Jemand gefangen genommen werden sollte. Aber den Ort meines Gewahrsams kennt er nicht. Mein Ordensbruder Petzensteiner aber sah bei Zeiten die Reiter und machte sich von dem Wagen davon und soll unbegrüßt zu Fuße Abends nach Waltershausen gekommen sein. Nun bin ich hier, habe meine Gewänder abgelegt und trage Ritterkleidung, lasse Haar und Bart wachsen, so daß Du mich schwer erkennen würdest, da ich mich selbst schon längst nicht mehr kenne. In christlicher Freiheit lebe ich befreit von allen Geboten jenes Herrschers, obwohl ich lieber wollte, der Dresdener Eber (Herzog Georg) würde werth gehalten, so es Gott gefiele, bei öffentlicher Predigt mich zu tödten, daß ich für sein Wort leiden müßte. Des Herrn Wille geschehe!“

Wie nahm man nun in der Oeffentlichkeit Luther's Verschwinden auf?

Am Eingang dieses ebengenannten Briefs spricht Luther aus, er habe mit Absicht noch nicht an Spalatin geschrieben, damit nicht die neue Kunde von seiner Gefangenschaft ein Anlaß werde, die Briefe wegzufangen. Er gedenkt der verschiedenen Gerüchte, die über ihn umgehen und daß die Meinung Bestand gewinne, er sei von Freunden aus Franken gefangen genommen worden. Denn dort hatten schon 1520 viele Adlige sich der Reformation zugewandt,[23]) besonders Sylvester v. Schaumberg, Amtmann zu Münnerstadt (Landger. Kissingen, damals Grfschft. Henneberg). Er schrieb Luthern schon 11. Juni 1520, er könne 100 von Adel aufbringen, die ihn vor Gefahren schützen würden. Ein anderes weit verbreitetes Gerücht ließ ihn durch Graf Wilh. v. Henneberg[24]) gefangen genommen sein, wozu der Ort des Ueberfalles an der Henneberger Grenze gut paßte. Der Graf war Luther's Gegner wegen dessen Angriffen auf die

[8]) Seckendorff a. a. O. S. 358.

[9]) Erlanger Ausg. der Werke 53, 64 — desgl. Enders Bd. 3, 426.

[10]) Die Rechnung (Enders, Briefwechsel Bd. 3, S. 128, Anm. 7) lautet in der Wittenberger Kämmereirechnung 1522: für 7 Wochen gen Worms (es waren aber nur 5 Wochen [2. April bis gegen 7 Mai]) 6 Schock (ca. 132 ℳ jetzt) 3 Pferde je ein Tag 2½ Groschen und so ein neuer Wagen dem Fuhrmann (Christian Goldschmidt, Cranach's Compagnon im Druckereigeschäft) zerbrochen, sind ihm 2 alte Schock gegeben.

[11]) Briefe Bd. 3, S. 129, Anm. 8.

[12]) Bd. 3, S. 116.

[13]) Bd. 3, S. 121, Anm. 2.

[14]) Kreyssig, Album der sächs. Geistlichen. 2. Aufl. 1898.

[15]) Briefe Bd. 3, S. 130 ff.

[16]) Ebenda S. 143.

[17]) Brief vom 14. Mai 1521. Bd. 3, S. 152 f.

[18]) Crato Miles von Hungen trat nicht förmlich über, weil die Abtei dann an einen strengen Katholiken gekommen wäre. Er war bald nur noch das einzige katholische Mitglied der Abtei. Vgl. S. 157, Anmerk. 12, S. 146, Anmerk. 15.

[19]) Bd. 3, Nr. 430. Erlanger Ausg. Bd. 53, 71.

[20]) Bd. 3, S. 157, Anm. 16.

[21]) Köstlin I, 464.

[22]) Bd. 3, S. 154 f.

[23]) Briefw. Bd. 2, S. 415.

[24]) Bd. 3, S. 156, Anm. 3.

Wallfahrt nach Grimmenthal. Auch der in Erfurt und Gotha entstandenen Unruhen gedenkt der Brief. „Ich sitze aber," heißt es, „in Ruhe [und berauscht (crapulasus) sagt eine Lesart, wegen der ungewahnten Lebensart war ihm der Kopf benommen] hier und lese die griechische und hebräische Bibel." Auch theilt er Pläne über Arbeiten mit, die er sich vorgenommen und dann auch auf der Wartburg ausgeführt hat. Bezeichnend ist, daß noch am 29. Mai Herzag Johann meinte, seinem Bruder, dem Kurfürsten, berichten zu müssen, er habe gehört, Luther solle auf einem Schlosse Sickingen's in der Nähe der französischen Grenze sich befinden.[25]) Noch später als ein halbes Jahr danach hat Luther dem Prof. Nicolaus Gerbel, einem der eifrigsten Förderer der Reformation in Straßburg, über seine Aufhebung geschrieben. Dieser hatte einen Brief unterm 18. Mai an ihn gerichtet, in dem er schreibt,[26]) bei ihnen sei sa große Ungewißheit über Luther's Ergehen, wie sie nicht größer sein könne. Ueberall erhält sich ein Gerücht, er sei in einem Hinterhalt gefangen, dann aber getödtet, ein Schwert in seinen Nacken gestoßen worden. Manche sagen, er sei gesund nach Wittenberg zurückgekehrt. Die Widersacher freuen sich, die Freunde, die in ihm den Vorkämpfer des Evangeliums und wahren Glaubens sehen, sind äußerst besorgt, nicht weil sie ihm den Ruhm neiben, daß er in der Welt gestorben droben lebe, sondern weil sie die Wiederherstellung des Evangeliums unter seiner Führung gehofft haben. Er bittet inständig, sie wissen zu lassen, ob er lebe oder gefangen sei, ob er schreiben und sie lehren dürfe, überhaupt wie es um ihn stehe. Diesen Brief von Pfingsten hat Luther erst am 1. Noa. aon der Wartburg (aus der Wüste ex eremo) beantwortet, da er ihn erst zu Michaelis erhielt, und er schreibt dabei, er wisse nicht, wann sein Brief zu ihm kommen werde, ob etwa zu einem andern Pfingsten oder nimmermehr.[27]) Gerbel schried auch am 5. Nov. noch an Bucer in seiner Ungewißheit: Luther ist hin, tadt.[28]) In seinem Briefe aber schried Luther, Gerbel werde inzwischen schon von Anderen erfodren haben, wie es um ihn stehe. Er sei aus der Oeffentlichkeit abgetreten, dem Zureden der Freunde folgend, theils wider seinen Willen, theils ungewiß, ob er etwas Gott Wohlgefälliges damit thue. Er habe gemeint, er solle den Nacken der Wuth öffentlich darbieten; anders sei es denen erschienen, auf deren Anlaß ihn auf der Reise in einem scheinbaren Hinterhalt Reiter ergriffen und an einen sichern Ort gebracht haben, wo er jetzt aufs Angenehmste behandelt werde.

Aus den ersten Tagen nach seiner Abführung auf die Wartburg ist das Bruchstück eines Briefes an Melanchthon vorhanden, noch aor dem 12. Mai 1521 geschrieben.[29]) Darin heißt es: „Ich habe kaum erlangt, daß ich diesen Brief schicke; so sehr befürchtet man, daß etwa offenbar werden möchte, wo ich bin. Darum sorgt auch ihr, wenn ihr glaubt, daß es zur Ehre Christi geschehe, daß zweifelhaft bleibe oder werde, ob es Freunde oder Feinde sind, bei denen ich Aufenthalt habe, und schweigt!" Bucer, damals Hofcaplan des Pfalzgrafen Friedrich, schried am 23. Mai aus Worms an Zwingli: Wisset, daß Luther gefangen ist — aber, wenn mich nicht Alles täuscht, keineswegs von Feinden. Die Sache wird wunderbar geheim gehalten und in der That klüglich. „Es ist auch nicht nöthig," fährt Luther in seinem Briefe fort, „daß außer Dir und Amsdorf Andere etwas Weiteres wissen, als daß ich noch lebe. Wer weiß, was mit diesem Plan, nach dem ich stille sein soll, Gott wirken will bei jenen Hohen. Priester und Mönche, die, als ich noch in Freiheit war, unsinnig wütheten, sind jetzt, da ich gefangen bin, so voll Furcht, daß sie anfangen zu mildern, was sie gegen mich thöricht handelten. Sie können die Last des drohenden Volks nicht aushalten und wissen nicht, wie sie entgehen sollen. Siehe da, die Hand des Mächtigen in Jacob (1. Mose 49, 24), was sie wirkt, während wir stille sind, leiden und beten. Ist da nicht erfüllt das Wort an Mose in 2. Mose 14, 14: „Ihr werdet stille sein und der Herr wird für Euch streiten.«" Einer der Römischen hat dem Cardinal von Mainz (Albrecht) geschrieben: „Wir haben Luther, wie wir wollten, verloren, aber die Menge ist so erregt, daß ich vermuthe, wir werden kaum das Leben behalten, wenn wir nicht Leuchten anzünden und überall ihn suchen und zurückrufen. Er hat gescherzt (sagt Luther), aber wie? Wenn dieser Scherz Ernst wird?" „Redet mit Eurem Herzen auf Eurem Lager und harret (Ps. 4, 5)." Dieses Brieffragment mag wohl aan den Briefen übrig sein, welche Luther, wie er unterm 12. Mai (Sonntag Exaudi) an Amsdorf schreibt,[30]) schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft auf der Wartburg an alle Wittenberger geschrieben, aber hernach auf Anrathen wieder zerrissen hatte, weil es noch nicht sicher war, Briefe abzusenden. Er erwähnt nun in dem Briefe an Amsdarf, wie er bereits um Bücher zur Fortsetzung seiner begonnenen Arbeiten und um Druckbogen nach Wittenberg an D. Schurf und den Prior (Helt) geschrieben hat, und aertraut der Fürsorge der Freunde. Schreibe auch, fährt er fart, wie es Euch auf der Reise ergangen ist (nämlich nach seiner Gefangennahme). An dem Tage, an dem ich von Euch getrennt wurbe, bin ich auf langer Reise als ein Neuling im Reiten ermattet beinahe um 11 Uhr Nachts in der Dunkelheit in mein Quartier gekommen. Nun bin ich hier in Muße, in freier Gefangenschaft (wie unter Gefangenen frei). Hütet Euch aor dem Rehabeam in Dresden (Herzog Gearg) und dem Benhadad von Damaskus, Eurem Nachbar, (Kurfürst Joachim von Brandenburg). Luther vergleicht diese Beiden mit jenen Fürsten wegen ihres Uebermuthes und ihrer Thorheit, womit sie dem Evangelium widerstanden. (1. Kön. 12 u. 20.) Darum schreibt er, es ist ein hartes Edict wider uns ausgegangen. Der Herr aber wird ihrer lachen (Ps. 37, 13). Dieser Brief ist geschrieben aus der „Regian der Luft". In einem Briefe vom gleichen Tage an Johann Agricola, damals Katechet an der Pfarrkirche in Wittenberg, schreibt er „aus der Region der Vögel" über seinen Aufenthalt[31]): „Ich sitze als ein wunderbarer Gefangener hier ualens valens [mit oder nicht mit meinem Willen] mit meinem Willen, weil es Gott so will; nicht mit meinem Willen, weil ich wünschte, vor aller Welt offen einzustehen für das Wort. Aber ich bin noch nicht würdig gewesen. Verhaßt ist Witterberg seinen Nachbarn, aber der Herr siehet, daß seine Zeit kommt (Ps. 37, 13). Dann wird er über sie lachen. Mögen wir nur an ihn geglaubt haben!" Agricola, der die Jugend zu lehren hatte, sallte ihm auch schreiben, wem das Halten der Predigten anvertraut ist, da Luther deshalb in Furcht, wie in Hoffnung schwebt. Bemerkenswerth ist übrigens auch Eingang, wie Nachschrift dieses Briefes. Im Eingang schreibt er, Gott wolle verhüten, daß infolge seines Wegganges die Gemeinschaft der Freunde dort aufgehört habe. Die Nachschrift aber zeigt ihn auch in den damaligen ernsten Tagen eingedenk noch anderer Pflichten. Für Agricola's neugeborenes Kind bittet er einen Goldgulden und ebenso der Mutter einen salchen in seinem Namen darzubringen, damit sie Wein trinke und reichlich Milch habe. Denn wäre er zugegen gewesen, wäre er Gevatter gewesen.

Die Ritter, die Luther, indem sie sich wie Feinde anstellten, mit ihren Knechten entführt und auf Umwegen, um über die Richtung zu täuschen, nach der Wartburg gebracht hatten[32]), waren Hans v. Berlepsch, der kurf. Schloßhauptmann auf der Wartburg, und Burkhard Hund a. Wenkheim, der Besitzer aan Altenstein.[33]) Als Geächteter, ausgeschlossen aan der Kirche und nun bald auch vom Staat, betrat Luther diese Stätte. Der romantische Schein, von dem diese Burg jetzt für den Lustreisenden umgeben ist, war für ihn nicht vorhanden. Das bezeugen viele Unterschriften unter seinen Briefen. Neben der Bezeichnung vom Berge, aus der Region der Luft, lesen wir noch: Aus der Wüste, von der Insel Patmos d. h. aus der Verbannung.[34]) Doch hat er deshalb nicht seine Zuversicht verloren. „Ich hab einmal," schreibt er, „einen frevlen Rauch gesehen[35]), der sich unterstand, die Sonne zu dämpfen. Aber der Rauch ist nimmer, die Sanne leucht noch. Ich will auch fortfahren, die Wahrheit auszuputzen und herfür machen und meine ungnädige Herren alsa wenig fürchten, als viel sie mich verachten." Ja schon unterm 26. Mai (Trinitatisfest) schreibt er an Melanchthon[36]): „Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, zu Euch zurückzukehren, doch so, daß Gott thue, was gut ist in

[25]) Köstlin I, 466
[26]) Briefw. 3, S. 159.
[27]) Zu den griechischen Katenden, d. h. die Griechen hatten keine Katendä.
[28]) Bd 3, S 242, Anm 1.
[29]) Bd. 3, Nr. 431 f, S. 146.

[30]) Bd. 3, Nr. 433, Seite 150.
[31]) Bd 3, Nr. 434, S. 151. Agricola bekam in dieser Stellung 7, später 10½ Schock Groschen (um 1500 = ca. 156 Mk. bez 236 Mk. jetzt) S. 152
[32]) Näheres bei Köstlin I, 465.
[33]) Bd. 3, S 158 Anm 19
[34]) Z B. Brief an Franz v Sickingen 1. Juni 1521. (Bd 53, S. 75 ff)
[35]) Ebendas
[36]) Bd. 3, S 164, Z. 82, Z. 107.

seinen Augen." Dabei giebt er dem Briefe eine recht hoffnungsvoll lautende Unterschrift: „Unter den aus den Zweigen lieblich singenden und Gott mit aller Kraft bei Tag und Nacht labenden Vögeln." Freilich viel zu erzählen weiß er nicht. Denn er ist ein Eremit, ein Anachoret und in Wahrheit ein Mönch, doch ohne Gewand und aerschnittenes Haar. Einen Ritter würdest Du sehen, schreibt er auch dem Melanchthon, wie schon unterm 14. Mai an Spalatin, und selbst kaum erkennen.

Es ist bekannt, daß Luther auf der Wartburg als ein „Junker Georg" behandelt ward[37]), der in ehrenhaftem und mildem Gewahrsam gehalten werde. Der Schloßhauptmann gab dem als Ritter Gekleideten auch eine goldene Kette zum Umhängen, und zu Ausgängen und Ausfahrten erhielt er einen Knecht zum Begleiter, damit ihm nichts Ungeschicktes begegne. Luther rühmt dem Commandanten nach, daß er ihn weit über Verdienst behandle.[38]) Er giebt gelegentlich auch der Besorgniß Ausdruck[39]), daß er etwa diesem selbst in seiner Liberalität Ausgaben verursachen könne. Dann würde er nicht eine Stunde bleiben. Denn er mag Niemand beschwerlich fallen. Das ist seine Art, daß er lästig zu sein fürchtet, wo er es aielleicht nicht ist. Deshalb möchte er Gewißheit, daß er auf Kosten des Fürsten erhalten werde. Daraus würde er sich kein Bedenken machen. Wenn Jemandes Mittel, so können die des Fürsten am ersten in Anspruch genommen werden.[40]) Ein paar Mal war Luther auch mit auf der Jagd (12. und 13. August), jenes „süß-bittere" Vergnügen der Helden mit anzuschauen. Aber unter den Hunden und Netzen hing er theologischen Gedanken nach und sah da abgebildet, wie einfältige und gläubige Seelen verfolgt werden. Hatten doch ein Häschen, das er am Leben erhalten wollte und in seinen Mantel gewickelt hatte, da er ein wenig weggegangen war, die Hunde gefunden und durch den Mantel hindurch todtgebissen. So achten Papst und Satan auch seine Mühe nicht und wüthen, die Seelen zu verderben.[41]) Das Geheimniß seines Aufenthaltes durch diese Briefe nicht zu verrathen, läßt er sich angelegen sein, weil es dem Kurfürsten so gefällt.[42]) Daher schreibt er auch diesem nicht. Er hat sogar einmal einen Brief fingirt, um seine Gegner irre zu führen, und hat diesen in einen andern an Spalatin eingelegt, damit er etwa in die Hände der Gegner gespielt werde, wenn es Spalatiu räthlich scheint. „Daß er doch in die Hände des Dresdener Ebers (porci) Herzog Georg käme," schreibt er. Derselbe würde ohne Zweifel leicht und gern die Sache verrathen.[43]) Darin geht er auf das Gerücht ein, daß er gefangen auf Wartburg bei Eisenach lebe,[44]) weil er im Walde dort gefangen worden sei. „Unterdeß, während man dies meint, sitze ich sicher hier. Wenn mich die herausgegebenen Bücher verrathen werden, werde ich den Ort wechseln. Verwunderlich ist, daß Niemand jetzt an Böhmen denkt." Allerdings aber gaben Manche gerade in jenen Tagen dem Gedanken Ausdruck, zu größerer Sicherheit sei Luther nach Böhmen geflohen.[45]) Spalatin mag auf diesen Gedanken Luther's mit dem fingirten Brief nicht eingegangen sein. Luther hatte übrigens auch selbst erst wenige Tage zuvor davon geschrieben, wie sehr absichtlich sein Aufenthalt mit Geheimniß umgeben sei.[46]) Man könne auf sich beruhen lassen, daß ein Schreiber des Herzogs Johann durch den Brief an eine Frau das Gerücht veranlaßt habe, Luther sei auf Wartburg. Denn auch die Fürsten selbst wissen nicht, wo er sich aufhält, wie viel weniger solch ein Schreiber. Sein Gastfreund Berlepsch meinte allerdings, da diese Rede allzu beständig allenthalben sich erhalte, werde man doch vergeblich, trotz aller ernstlichen Versuche, sie zu verheimlichen trachten. Aber in der That erst im September[47]) hat der Herzog Johann der Aeltere[48]), der Bruder des Kurfürsten Friedrich d. W., der nachmalige Kurfürst Johann der Beständige, durch Berlepsch heimlich erfahren, wo Luther weile, und Luther schreibt: Er wird gut schweigen. Der Herzog hatte bei seinem Besuch auf der Wartburg Luthern selbst nicht einmal gesehen, sondern nur durch Berlepsch ihn um nähere Erörterung des Evangeliums von den 10 Aussätzigen Luc. 17, 11 ff. bitten lassen.[49])

Die Abgeschlossenheit, wie körperliche (Unterleibs-) Leiden drückten freilich in jener Zeit schwer auf Luther.[50]) Er schreibt an Melanchthon davon: „Ich weiß nicht, ob, weil ihr nicht für mich betet, Gott sich von mir abgewendet hat. Du wirst an meine Stelle treten an Gaben größer und angenehmer." Er will auch nach Erfurt, Heilung bei den Aerzten zu suchen, und meint, aielleicht wolle ihn Gott gerade durch solche Beschwerden aus der Stille in die Oeffentlichkeit treiben. Ja, wenn er auch am liebsten bei den Freunden wäre, würde er doch auch nicht sich bedenken, wenn Gott ihn würdigte, in Erfurt oder Köln oder anderswo ihm eine Thür aufzuthun, dem Worte Eingang zu verschaffen. Der Ausbruch der Pest hat ihn gehindert, nach Erfurt zu gehen. Aber er würde auch darin keine Gefahr erblicken, wenn Gelegenheit wäre, dort eine Zeit zu verweilen.[51]) Uebrigens will er nicht, daß die Freunde um seine Gesundheit besorgt sind.[52]) Er wird ihnen sonst gar nichts mehr darüber mittheilen. „Wer weiß," schreibt er, „ob so das Ende meines Dienstes sein soll? Habe ich ganz allein nicht auch genug Bewegung angerichtet? Ich habe nicht umsonst gelebt, möchte ich nur Gott zu Wohlgefallen gelebt haben. Ich sehe euren Geist so wachsen, daß meiner abzunehmen scheint. Darüber rühme ich auch, und daß ich doch nichts werden möchte, ihr aber Alles. Betet nur für mich, daß mein Glaube an den Herrn nicht aufhöre." Doch bald danach[53]) hat er auch den Wittenbergern bei Uebersendung einer Erklärung des 37. Psalms geschrieben: „Ich bin aon Gottes Gnaden noch so muthig und trotzig, als ich je gewesen bin. Am Leib habe ich ein kleines Gebrechen überkommen; aber es schadet nicht." Demuthaoll setzt er hinzu: „Es sollte billig daß [besser] mich beißen, wo mir Recht geschehen sollte." Die Hoffnung und der Wunsch, nach Wittenberg zurückzukehren, schienen ihm zuweilen zwar wenig Aussicht zu haben, so daß die Freunde deshalb besorgt sich äußerten.[54]) Doch sinnt er wenigstens auf eine geheime Begegnung mit einem Freund wie Melanchthon zur Aussprache. Denn brieflich wird eine Sache nicht mit Glück erörtert. Da schreibt der Eine mit vielen Worten über das, was der Andere im Ueberfluß hat, und läßt weg, was am meisten in Frage kommt.

[37]) Köstlin I, 466, 469

[38]) Brief an Spalatin 10. Juni 1521 B 3, Nr 441. S. 171.

[39]) 15 Aug. 1521. Nr 453 Bd. 3, S 219 Z 62.

[40]) Ebendas. „Denn ein Fürst sein und nicht in gewisser Hinsicht ein Räuber sein, sei kaum möglich, um so mehr, je größer der Fürst." — Man hat es fertig gebracht, einen Ausdruck revolutionärer Gesinnung Luther's hierin zu finden Bd 3, S. 221, Anm. 13.

[41]) Bd 3, S. 220.

[42]) Bd. 3, Nr 441, S. 172; vgl. Nr 447, S 202

[43]) Bd. 3, Nr. 446, S. 201.

[44]) Bd 3, Nr. 447, S. 202 (nach 15 Juli).

[45]) Ebendas Anm 2

[46]) Bd. 3, Nr 444, S. 195 (13 Juli) an Amsdorf, Nr. 445, S 199 (15. Juli) aa Spalatin.

[47]) Bd. 3, Nr. 455 S. 230, Zeile 17.

[48]) So genannt im Unterschied von seinem Sohn Johann Friedrich geb. 1503.

[49]) Bd. 3, S. 234 f Ein Angriff der grauen Brüder (Barfüßer, Franziskaner) in Weimar veranlaßte den Herzog dazu, sofern diese die Beichte wegen der Sendung der Aussätzigen zu den Priestern els nathwendig hinstellten.

[50]) Bd 3, S. 189, Z. 14 ff. S. 193 S 259

[51]) Bd. 3, S. 203 (An Spalatin).

[52]) Bd 3, S. 214, Z 150 ff. (3. August an Melanchthon.)

[53]) Bd. 3, Nr. 452. Bd 39, S. 136. Noch vor 12. August.)

[54]) Bd. 3, S. 233, Zeile 30 (an Amsdorf). Desgl. Anm. 4 vgl. S. 222 Z. 10 (an Melanchthon).

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechung.

— Anhaltungspunkte für die Ausbildung als Schütze, der Rotte und der Gruppe. Von v. Byern, Hauptmann u. Comp.-Chef im Königin Augusta-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 4. 1 ℳ in Pappband. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn. — Das Werkchen, welches die Bewaffnung mit dem Gewehr 98 berücksichtigt und sich streng an die reglementarischen Bestimmungen hält, giebt eine kurze und klare Anleitung, um den Rekruten schnell und sachgemäß als einzelnen Schützen, in der Rotte und in der Gruppe auszubilden. Bei der Wichtigkeit dieses Dienstzweiges verdient das kleine Buch allgemeine Beachtung und wird sich dasselbe zweifellos Freunde erwerben.

H. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 28. Donnerstag, den 6. März, Abends. 1902.

Luther's Bergung auf der Wartburg vom 4. Mai 1521 bis 3. März 1522.

Nach seinen Briefen aus jener Zeit dargestellt von D. Dr. Heinr. Nobbe, Superint. in Leisnig.

(Schluß.)

Je länger je mehr, und obgleich Luther auch fort und fort seine Briefe „aus der Wüste“ datirt, ist er aus seiner Verborgenheit auf Wartburg hervorgedrungen nicht blos durch seine Schriften. Der Kaiser hatte ohnehin zu dem Vorfall seiner Gefangennahme geschwiegen. Er hatte keine sichere Handhabe zur Untersuchung der Sache. Aber es war ihm auch nach der über Luther ergangenen Acht nicht darum zu thun, durch eigenes Einschreiten sofort die Strafe an Luther zu vollziehen, sondern er wollte nur zunächst einen endgiltigen Beschluß gegen ihn haben, den er dann zu gelegener Zeit je nach den Umständen verwerthen und ausführen könnte.[55]) Dazu verließ er Deutschland und auswärtige kriegerische Verwickelungen (mit Frankreich) nahmen ihn in Anspruch. So hatten Acht und Bann, die auf Luther lagen, keine besonderen Folgen. Luther hat heimliche Ausflüge und Reisen während der Zeit seines Wartburg-Aufenthaltes unternommen[56]) nach Eisenach, Gotha, Jena, Erfurt, Marksuhl, Reinhardsbrunn u. a. Besonders bemerkenswerth aber ist ein Besuch in Wittenberg in den Tagen zwischen dem 2. und 10. December 1521. Denn die Botschaften, die er von dort vernahm, die Bewegung gegen den Meßgottesdienst und Anderes mehr trieben ihn, selbst Kenntniß vom Stand der Dinge zu nehmen. Dem Kurfürsten wollte er freilich diese Reise nach Wittenberg aus begreiflichen Gründen verborgen bleiben lassen.[57]) Er reiste über Leipzig, wo er am 3. December war, in Ritterkleidung[58]) und verweilte drei Tage insgeheim in Wittenberg. Von da schreibt er an Spalatin[59]), wie er Erquickung gefunden hat im Verkehr mit den Freunden, aber auch als Wermuth dabei dies, daß seine Schriften über Messe, Mönchsgelübde und der Brief vom 1. December an den Erzbischof von Mainz wider den Abgott von Halle Niemand zu Gehör und Gesicht gekommen seien. In letzterem Brief[60]) hatte er dem Kurfürsten von Mainz besonders vorgehalten, wie alle Welt gemeint hat, der eine arme Bettler wäre dem Papst unermeßlich zu geringe und nehme unmögliche Dinge vor. Ew. kurfürstl. Gnaden denken nur dies nicht, daß Luther todt sei. Er wird auch den Gott, der den Papst gedemüthigt hat, frei und fröhlich preisen und „derselbe Gott lebt noch, da zweifele nur Niemand an, kann auch die Kunst, daß er einem Cardinal von Mainz widerstehe, wenngleich vier Kaiser ob ihm hielten“. Wahrscheinlich hatte Spalatin die Schriften bei sich zurückbehalten, da der Hof mit Abschaffung der Messe übel zufrieden war; nun schickte er sie und (danach) auch jenen Brief an Melanchthon. Denn Luther schrieb ihm[61]): „Gott lebt noch, dem Ihr, wie es Hofleuten ziemt, nicht glaubt, wenn er sein Thun nicht nach Eurem Sinn (maßvoll) einrichtet, so daß schon nicht zu glauben nöthig ist.“ In das Kloster war Luther in Wittenberg nicht gekommen, damit sein Aufenthalt nicht verrathen werde,[62]) sondern bei Melanchthon abgestiegen, der damals in Amsdorf's Hause wohnte.[63]) Mit seinem Barte und in ritterlicher Kleidung stellte er sich dort manchen Freunden erst scherzhaft als einen fremden Junker vor, so seinem Freunde Lucas Cranach, den er kommen ließ, um ihn als einen fremden Gast zu malen (ein Bild, das noch vorhanden ist, auch in Holzschnitt).[64]) Im Uebrigen hatte er große Freude an dem, was er hörte und sah, und wünschte denen, die es wohl meinten, Stärkung durch Gottes Geist. Er nahm sich aber vor, mit Rücksicht auf die unterwegs vernommenen Gerüchte über das ungestüme Wesen einiger Anhänger der Reformation nach seiner Rückkehr in die Einsamkeit eine öffentliche Ermahnung ausgehen zu lassen. Diese erschien dann auch bald unter dem Titel: „Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung.“

Der Gedanke an öffentliche Rückkehr nach Wittenberg war aber durch diese Reise nun doch in ihm lebendiger geworden. Bereits am 18. December schreibt er an seinen Freund Joh. Lang in Erfurt[65]): „Ich werde hier bis Ostern verborgen bleiben.“ Aehnlich einige Wochen später (13. Jan. 1522) an Amsdorf[66]), daß er Karlstadt, Doctor und Archidiacon an der Stiftskirche, der sich in jenen Tagen verheirathete, sein Geschenk selbst seiner Zeit nach Ostern überbringen werde. Ja, seiner Bibelübersetzungsarbeit wegen denkt er daran, bald zu kommen und, wenn es sein könnte, eine heimliche Wohnung bei einem der Freunde zu beziehen und mit ihnen zusammen eine würdige Uebersetzung herzustellen. Denn er sieht jetzt, was Uebersetzen sei und warum bisher Niemand sich daran gemacht hat und seinen Namen bekennen wollte. „Ich wünsche nicht,“ schreibt er dabei, „ganz und völlig verborgen zu sein, da dies unmöglich ist.“ Doch man soll wissen, er wolle verborgen sein, oder nicht wissen, daß er erscheinen wolle. So, meint er, geschieht Genüge den Zaghaften sowohl, als den Uebelgesinnten, da sie merken, er wolle verborgen sein. Die Zwickauer Propheten,[67]) die in Wittenberg in den letzten Tagen des Jahres 1521 aufgetreten waren, konnten ihn allerdings nicht zur Rückkehr bewegen. Denn die H. Schrift kann die Freunde sicher machen, die da redet von der Strafe der falschen Propheten (Deut. 13) und zur Prüfung der Geister mahnt (1. Joh. 1, 1). „Aber ich will nicht,“ schreibt Luther 17. Januar 1522,[68]) „daß mein Fürst in Unruhe sei, obschon ich wünschte, derselbe hätte meinen Glauben und ich seine Macht. Deshalb denkt er an baldige Rückkehr, so Gott will; wenn er nicht in Wittenberg bleiben kann, wird er anderswo weilen oder umherwandern. Die Sache selbst fordert es. Spalatin soll nur Sorge tragen, daß der Fürst nicht seine Hände beflecke mit dem Blute jener neuen Zwickauer Propheten.“

Viel eher noch, als er dachte, kam die Stunde, da es ihn nicht länger auf der Wartburg litt. Größeres noch, als was ihm Anfang December zur heimlichen Einkehr in Wittenberg veranlaßt hatte, hörte er täglich.[69]) Das waren Karlstadt's Neuerungen, die die Schranken der gesetzmäßigen Ordnung überschritten. Schon vorher hatten sie nicht des Kurfürsten Beifall gehabt; jetzt geschahen sie auch nicht mehr im Einver-

[55]) Köstlin I, S. 466.
[56]) Lingke, Luther's merkwürdige Reisegeschichte. Leipzig, 1769. Vergl. Köstlin I, 470.
[57]) Bd. 3, S. 253, Zeile 31 f.
[58]) Köstlin I, 510.
[59]) Bd. 3, S. 253, Zeile 34. Vergl. Zeile 20 ff. Vergl. noch Anmerkung 2.
[60]) Bd. 53, S. 97.
[61]) Bd. 3, S. 254, Zeile 13 ff.
[62]) Bd. 3, S. 258, Zeile 40. (Brief an Link.)
[63]) Bd. 3, S. 253, Zeile 34, Anm. 4.
[64]) Köstlin 1, 510.
[65]) Bd. 3, S. 256.
[66]) Bd. 3, S. 271, desgl. S. 277, Zeile 187 ff.
[67]) Nic. Storch, Marcus Thomä, Martin Cellarius, Thomas Münzer. Vgl. Bd. 3, 271 S. Z. 84 ff. u. S. 272, Anm. 7.
[68]) Bd. 3, S. 286.
[69]) Ebendas. Z. 11.

ständniß von Rath und Universität, wie die Bilderstürmerei. Ja der Bestand der Universität selbst war durch sein radicales Verfahren bedroht. Da erschien Donnerstag, 6. März, Luther in Wittenberg. Noch Ende Februar hatte er in einem Briefe an die Wittenberger den Ungestüm mißbilligt, mit dem man dort mit Neuerungen vorging, und geschrieben:[10]) „Ich kann nicht allwege bei Euch sein.“ Doch hat er zur selben Zeit, Ende Februar, in einem Trostbrief an den Kurfürsten wegen der Wittenbergischen Unruhen seine nahe Rückkehr angekündigt.[11]) „Vor großer Eile,“ schreibt er, „hat die Feder müssen laufen; ich habe nicht mehr Zeit, will selbst, so Gott will, schier da sein. Ew. F. Gn. nehme sich wein nur nichts an.“ Auch die darauf ergehende Instruction des Kurfürsten an den Amtmann in Eisenach Joh. Oswald, der mit ihm mündlich verhandeln und Luther zu geduldigem Warten bis zu einem bald in Aussicht stehenden neuen Reichstag zureden sollte, kam zu spät.[12])

Am 3. März verließ er die Wartburg ohne Geleite. Auf der Reise nach Wittenberg hat Luther dann in Borna geantwortet und den berühmten Brief vom 5. März 1522 (Aschermittwoch) geschrieben, in dem er voll hohen Glaubensmuthes sagt:[13]) „Ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Kurfürsten. Ja, ich halt, ich will Ew. K. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. So ich wüßte, daß mich Ew. Kurf. Gnaden könnte und wollt schützen, so wollt ich nicht kommen. Dieser Sachen soll, noch kann kein Schwert rathen und helfen. Gott muß hier allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, wird hier am meisten schützen.“ Auf des Kurfürsten Verlangen hat er dann am 7. März noch einen Brief in Wittenberg aufgesetzt[14]), in dem er die Ursachen seiner Rückkehr nach Wittenberg ohne des Kurfürsten Zulassen anzeigt, damit der Kurfürst ihn etlichen seiner Herren und Freunde zeigen könne, „damit Glimpf zu erhalten“.[15]) Er hat auch einige Stellen darin, an denen der Kurfürst Anstaß nahm, seinem Erbieten gemäß unterm 12. März noch geändert, z. B. „Ew. Kurf. Gnaden sollen wissen, es ist viel anders im Himmel, denn zu Nürnberg [Reichstag] beschlossen,“ in „denn auf Erden“ abgeändert.[16]) 3 Ursachen haben ihn zur Rückkehr bestimmt: 1) Er ist berufen von der Gemeinde Wittenberg, sie nicht versinken zu lassen. 2) Der Satan ist während Luther's Abwesenheit in seine Hürde gefallen und hat etliche Stücke zugericht, die er mit keiner Schrift stillen kann, sondern mit eigener seldwärtiger Person und lebendigem Mund und Ohren da handeln muß. 3) Er befürchtet Empörung in deutschen Landen wegen fleischlicher Auffassung des Evangeliums und man versucht unrichtig mit Gewalt das Licht zu dämpfen und erbittert und zwingt dadurch nur zu Aufruhr.

Die Gegner hatten über den Gang der Dinge in Wittenberg zu früh gejubelt. Luther beschwichtigte den Sturm der Schwarmgeister und Sacramentirer, der dort sich erhoben hatte. Gerade in der Stille und Verborgenheit der Wartburg hatte seine Seele Sammlung und Kraft und Klärung gewonnen für die großen Aufgaben, die seiner harrten.

[10]) Erlang. Ausg. Bd. 53, S. 97 vgl. Bd. 3, S. 291, Anm. 1.
[11]) Bd. 3 S. 291 (mit unrichtiger Datirung): Dec. 1521, statt Ende Febr. 1522. S. 291. Erlang. Ausg. Bd. 53, S. 103 f.
[12]) Vgl. Köstlin 1, 529 (doch auch Bd. 3, Briefwechsel, S. 295, Anm. 1).
[13]) Erlang. Ausg. Bd. 53, 104 und Bd. 3, Nr. 485, S. 296.
[14]) Erlang. Ausg. Bd. 53, 109.
[15]) Vgl. Instruction des Kurf. Friedrich für Hieronymus Schurf an Luther. Bd. 3, S. 297.
[16]) Bd. 53, S. 115 ff. (S. 117).

Bücherbesprechungen.

— **Briefe des D. Heinrich Hoffmann**, weil. Pastor zu St. Laurentii in Halle a. S. 1846–1899. Gesammelt von **Meta Hart**. In Commission bei Rich. Mühlmann's Verlagsbuchhandlung (Max Grosse). Halle a. S. 1902. 208 S. 2,50 ℳ — Hat uns bereits die Biographie H. Hoffmann's sowie sein Tagebuch manchen Blick in das Herz und Leben des heimgegangenen bekannten Theologen und Kanzelredners thun lassen, so erscheint hier zur Ergänzung die Sammlung seiner Briefe von derselben Hand, die uns mit seinem Tagebuche beschenkt hat, und wir wissen der ihm befreundeten Sammlerin besonders für diese Gabe Dank. Denn hier zeigt sich Hoffmann recht in seiner menschlichen und doch christlich geläuterten Persönlichkeit, mag er an seine Braut und Gattin schreiben oder sich vor dem Consistorium verantworten, mit seinen Freunden und Amtsgenossen brieflich verkehren oder mit ehemaligen Confirmandinnen und Beichtkindern das Band seelsorgerlicher Zwiesprache und Theilnahme auch in der Ferne festhalten, an Gemeindekirchenrath und Zuhörer sich wenden oder der theologischen Facultät seiner Stadt für die Verleihung der Doctorwürde Dank sagen. Wir finden in diesen Briefen überall eine quellfrische Art voll köstlichen Humors und doch wieder voll tiefen heiligen Ernstes. Form und Stil ist vielfach mustergiltig, einfach und edel, durchsichtig und klar, immer etwas sagend und gehaltvoll, ohne alle Phrase. Wir haben in diesen Briefen (es sind 202) mit herzlicher Freude gelesen. Nicht blos die dem Verewigten nahestanden, empfangen hier ein neues Andenken an ihn, auch Andere seien auf die Sammlung dieser Briefe hiermit aufmerksam gemacht. D. K.

— **Der Protestantismus am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild.** Verlag Wartburg. Inh. Werner-Verlag, G. m. b. H., Berlin. Erscheint in 50 Lieferungen zu 1 ℳ Gesammtpreis 50 ℳ — Das große Lieferungswerk ist nunmehr mit der 25. Lieferung bis zur Hälfte vollendet. Von den Lieferungen des zweiten Viertels behandelt die 13.: Paul Gerhardt und das evangelische Kirchenlied (Verf. Prof. Dr. Smend in Straßburg), die 14.: Händel und Bach im Lichte evangelischer Kirchenmusik (Verf. Dr. Reimann, Bibliothekar an der königl. Bibliothek und Organist der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche in Berlin), die 15.: Leibniz und die Anfänge des Pietismus (Verf. Prof. Dr. Troeltsch in Heidelberg), die 16.: Der Protestantismus im Zeitalter Friedrich's des Großen und Goethe's (Verf. Prediger Julius Kurth und A. Frederking in Berlin), die 17.: Die vaterländische und religiöse Erhebung am Anfang des XIX. Jahrhunderts (Verf. Archivar Dr. Meinecke in Berlin), die 18.: Daniel Friedrich Schleiermacher (Verf. Prediger Dr. Scholz in Berlin), die 19.: Kant und Fichte in ihrem Einfluß auf die Entwickelung des Protestantismus (Verf. Prof. Dr. A. Dorner in Königsberg), die 20.: Die evangelische Kirche im neuen Deutschen Reiche unter den Kaisern Wilhelm I. und Friedrich III. (Verf. Hofprediger D. Rogge in Potsdam), die 20./21.: Der Dienst der Liebe und die Innere Mission im Protestantismus (Verf. Consistorialrath Prof. Dr. Hering in Halle), die 23./24.: Die evangelische Mission unter den nichtchristlichen Völkern am Ende des XIX. Jahrhunderts (Verf. Prof. Dr. theol. Mirbt in Marburg), die 25.: Der Gustav Adolf-Verein und der evangelische Bund (Verf. Consistorialrath Prof. D. Erich Haupt in Halle). Da wir bereits bei früherem Anlaß über die Art und den Werth dieses beachtenswerthen Werkes uns ausgesprochen haben, dürfen wir uns bei der vorstehenden Zusammenstellung des Inhaltes der vorliegenden 13 Hefte begnügen. Giebt doch auch sie schon hinreichend Kenntniß von der Fülle des Gebotenen, während die Namen der Verfasser die Gediegenheit des Inhaltes verbürgen. ⁂

— **Quellen zur Geschichte des Papstthums und des römischen Katholizismus.** Von Dr. **Karl Mirbt**, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Marburg. Zweite verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. Verlag von J. C. B. Mohr. Tübingen und Leipzig. Preis: 7 ℳ 50 ₰, geb. 8 ℳ 50 ₰. — Der Gedanke, den Freunden der Kirchengeschichte und namentlich den Studirenden lesenswerthes, aber theilweise schwer zu beschaffendes Quellenmaterial in handlicher Form zur Verfügung zu stellen, der bereits der ersten Auflage als praktischer Zweck vorgeschwebt hat und auch der vorliegenden erweiterten Auflage zu Grunde liegt, hat gewiß sehr viel für sich. Selbstverständlich hat sich der Verfasser, um sein Werk nicht über das Bedürfniß der Kreise, für die es bestimmt ist, anschwellen zu lassen, darauf beschränken müssen, die wichtigsten Entwickelungsstufen der katholischen Kirchengeschichte in den maßgebenden Documenten zu charakterisiren. Bei der in der neuen Auflage stattgefundenen Vermehrung des Materials ist namentlich die jüngste Vergangenheit in hervorragendem Grade berücksichtigt worden. Trotzdem werden vielleicht manche Leser hier noch Verschiedenes vermissen. Insbesondere hätte man vielleicht noch ein tieferes Eingehen auf die preußische Culturkampfgesetzgebung wünschen können, wenn auch zugegeben werden muß, daß es sich

hier nur um eine Phase von vorübergehender Bedeutung gehandelt hat, und daß das betreffende Material, wenn es nur einigermaßen erschöpfend behandelt werden sollte, einen sehr großen Raum in Anspruch genommen haben würde. Durch den Hinweis auf die gebräuchlichen Lehrbücher der Kirchengeschichte, des Kirchenrechts, der praktischen Theologie und der Symbolik, der den einzelnen urkundlichen Mittheilungen vorangeschickt ist, wird das weitere Studium derselben wesentlich erleichtert und dem Leser namentlich Gelegenheit geboten, sich den etwa für sein Verständniß nothwendigen Commentar zu verschaffen, den das vorliegende Quellenbuch seiner Raumverhältnisse halber nicht zu bieten vermag. . * .

— Die deutschen Hilfstruppen im amerikanischen Revolutionskriege von Edward J. Lowell. Deutsch von O. C. Frhrn. v. Verschuer. XI, 250 S.; 8°. Braunschweig, Richard Sattler, 1901. — Entgegen den in Amerika und in Deutschland bisher verbreitet gewesenen Irrthümern haben Lowells gewissenhafte Forschungen in den Archiven zu Cassel und Marburg a. d. L. und seine vorsichtige Benutzung der sonst vorhandenen Quellen das für uns Deutsche sehr erhebende Ergebniß gehabt, daß die Hessen und die anderen deutschen Hilfstruppen im Kriege Großbritanniens gegen Amerika 1776 bis 1783 unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen dem deutschen Namen Ehre gemacht haben: entschieden ein Fortschritt in der Aufklärung jenes uns aus „Kabale und Liebe" nur zu einem kleinen Theile bekannten Soldatenhandels. Gerade in der Beurtheilung dieses ohne Zweifel traurigen Ausschnitts aus der deutschen Geschichte gilt es das größtmögliche Maß von methodischer Objectivität zu wahren. Nur durch ein gründliches Sichvertiefen in die Geschichte aller Subsidien-Verträge des 18. Jahrhunderts, in die politischen Zustände und gesammten Verhältnisse aller Volksschichten (einschließlich der Höfe) im damaligen Westeuropa wird man die Handlungsweise der Fürsten im Vereine mit England verstehen können; nur so sind die Ansichten der damals Lebenden für und gegen die Verträge zu erklären und zu bewerthen. Sicherlich urtheilt nur gerecht, wer einen auffallenden Vorgang aus dem Geiste des betreffenden Zeitalters heraus beurtheilt. Daß ein Ueberlassen von Landeskindern an fremde Herrscher gegen Geld ein Unrecht sei, haben wohl Wenige in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts gemeint; erst mit dem Aufkeimen einer neuen Denkart, die schließlich zu dem Sturm und Drange der französischen Umwälzung geführt hat, hebt das Verständniß dafür an. Nun erst wurde durch hervorragende geistige Bahnbrecher dem deutschen, in Stumpfsinn dahinbrütenden Philisterthum klar gemacht, was es eigentlich mit der Verschacherung der Hessen u. s. w. nach dem weiten Amerika auf sich habe. Nun erst hieß dies „Menschenhandel", was noch kurz vorher im Geiste selbstherrlicher Ueberlieferung und unter Berufung auf die „Reichs"-Verfassung von jedem Kronjuristen ohne Weiteres als altes Fürstenrecht vertheidigt worden wäre, wenn man eine solche Vertheidigung überhaupt nöthig gehabt hätte. Die bisher geübte voreilige Verurtheilung dieser Dinge auf den Standpunkt eines kühl und gerecht die allgemeine Sachlage würdigenden Historikers zurückgeführt zu haben, ist Lowells unbestreitbares Verdienst; und jeder Freund der deutschen Vergangenheit muß dem Hrn. Major Frhrn. v. Verschuer aufrichtig dankbar dafür sein, daß er uns diese amerikanischen Forschungsergebnisse vermittelt und leichter zugänglich gemacht hat. Besonders wird man in Hessen diese Schrift mit Genugthuung begrüßen, weil aus ihr hervorgeht, daß Landgraf Friedrich II. durchaus nicht der schlimmste „Seelenverkäufer" gewesen ist; die anderen hierfür in Betracht kommenden Fürsten haben weit unrühmlicher gehandelt als der Hesse, der, sonst ein hervorragender Herrscher, die auf jene Art gewonnenen Gelder wenigstens in gewissenhaftester Weise verwendet hat. Zum Schlusse den Rath, sich das Buch gebunden zu kaufen, weil aus dem Ausdruck des (übrigens recht geschmackvollen) Einbands das richtige Verhältniß zwischen Verfasser und Uebersetzer deutlicher zu ersehen ist, als dies durch die vom Verleger getroffene Anordnung des Satzes auf dem inneren Titelblatte geschieht. Ht.

— Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt, herausgegeben von A. Unger, OLGRth. und Geh. Justizrath in Jena. Jena, Herman Pohle, Großherz. S. Hofbuchdr. Bd. 48 (N. F. Bd. 28). 1901. — In dem ersten Theile der Zeitschrift werden neben einzelnen particularrechtlichen Fragen immer mehr Fragen des deutschen Rechts erörtert, wie z. B. von Francke die Aufrechnungen gegen Lohnforderungen des Gesindes, von Neumann die Verpflichtung des Arrestschuldners zur Leistung des Offenbarungseids (bestritten), von Francke über den Parteieid, von Göckel über den Einfluß der Streitgenossenschaft auf die Pflicht zur Tragung und Erstattung von Prozeßkosten, die ein Interesse für weitere Kreise bieten. Ebenso enthalten die Mittheilungen aus der Rechtsprechung viele Entscheidungen über das Reichsrecht — ferner ist für Sachsen praktisch wichtig eine Entscheidung des OLG. Jena über die Scheidungsklage österreichischer Staatsangehöriger, von denen der eine Theil Katholik, der andere Protestant ist —. Neben der Besprechung von neuerschienenen Büchern wird auch eine Uebersicht über die Veränderungen in der Besetzung der thüringischen Gerichte gegeben. Neu aufgenommen ist die Wiedergabe vom Reichsjustizamte zusammengestellter Entscheidungen der Oberlandesgerichte in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit und des Grundbuchrechts, wodurch den Lesern in erwünschter Weise diese Entscheidungen zur Kenntniß gebracht werden. Die Zeitschrift verdient wohl die Beachtung der Gerichte und Praktiker. K—d.

— Ludwig Uhland's sämmtliche Werke. Mit einer literarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holthof und dem Bildniß des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Es genügt wohl, wenn wir uns bei der Anzeige dieser neuen Ausgabe Uhland's, ohne uns auch nur mit einem Wort mit der Hervorhebung der Bedeutung des Dichters zu beschäftigen, lediglich an das rein Buchhändlerische halten. Zum ersten Male wird hier der gesammte Uhland, d. h. der Dichter und der Germanist, in einer Gesammtausgabe geboten und den Gedichten, Dramen und dramatischen Fragmenten und Entwürfen jenes umfangreiche Material angefügt, das in der achtbändigen, von Holland, Keller und Pfeiffer besorgten Ausgabe der „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" enthalten war, die im Buchhandel längst vergriffen und im Antiquariat nur noch zu Liebhaberpreisen zu erhalten ist. Es ist das u. A. die Abhandlung über die deutschen Volkslieder, ferner: Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, Der Minnesang, Der Mythus von Thor, die Inauguralrede: Ueber die Sage vom Herzog Ernst, kurz Alles das, was Uhland, der frühzeitig als Dichter („Das Lied, es soll am Lebensabend schweigen") verstummte, in einem langen arbeitsreichen Gelehrtenleben als Tübinger Professor in Schrift und Wort producirt hatte. Mit den wissenschaftlichen Arbeiten der Brüder Grimm bilden diese Schriften Uhland's, wie die Verlagshandlung nicht mit Unrecht rühmt, heute noch die Grundlage der gesammten germanistischen Wissenschaft. Und zwar wenden sich diese germanistischen Schriften nicht nur an die Männer der Wissenschaft, sondern vermöge ihres klaren Stils, ihrer anziehenden Darstellung, die uns immer an den Poeten in Uhland denken läßt, an das gesammte deutsche Volk. Und all das hat man zu einem kaum nennenswerthen Preis von 4 ℳ für den gebundenen Band von über 1100 Seiten, während die obengenannte Ausgabe der wissenschaftlichen Schriften Uhland's allein 83 ℳ kostete! Wir glauben, diese Angaben genügen, um den Leser zu Gemüthe zu führen, was er an dieser neuen Uhland-Ausgabe besitzt. Vielleicht ist sie bestimmt, das Publicum mit einem ihm bisher so gut wie unbekannt gebliebenen Schatze seines nationalen Schriftthumes vertraut zu machen, ihm auch Uhland den Gelehrten näher zu führen. Einige der germanistischen Monographien, die wir eben genannt haben, eignen sich sehr wohl zu guten Volksbüchern. Die Vorrede Holthof's wird außer dem Dichter und Gelehrten auch dem Politiker Uhland gerecht. Die Ausgabe reiht sich den bereits bekannten der Deutschen Verlagsanstalt würdig an. J. R.

— Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde. Bd. II. Heft 8. (1901.) — Das soeben erschienene Heft enthält außer Berichten über die am 28. October zu Oschatz stattgehabte Jahresversammlung, die Sitzungen des Vorstandes, den III. volksthümlichen Abend zu Dresden (10. December) sowie über Archiv und Bibliothek den Schluß der von P. Zinck aus dem Boalsdorfer Pfarrarchiv mitgetheilten Fragen und Antworten volksthümlichen Inhalts; der Herausgeber fordert am Schlusse zu Nachforschungen darüber auf, von wem jene Fragen ausgegangen sind und welche Beantwortung sie in anderen Gegenden gefunden haben. Die von Clemens Vogel aus dem Gemeindearchive zu Otzdorf bei Waldheim mitgetheilten Artikel über die Speisung des Zwanggesindes von 1768 weisen von Neuem darauf hin, wie viel Interessantes noch in den Gemeindeladen verborgen liegt und wie wünschenswerth ihre Inventarisirung wäre, die in vielen anderen Theilen Deutschlands bereits vorgenommen worden ist. Wiechel veröffentlicht Nachträge zu

einem früheren Aufsatze über Hufeisen als Schutzzeichen und Gebotszeichen, Heinrich Zschalig eine Sammlung von Dreschrufen und Eßreimen aus der Rochlitzer Pflege, Th. Herricht nach einem Kalender von 1753 ein Verzeichniß der für gewisse Handlungen als glücklich oder unglücklich geltenden Tage u. dgl. Beachtenswerth ist auch der Aufsatz von Ernst John „Aus einer alten Dorfkirche“; er behandelt die aus dem 16.—18. Jahrhundert herrührende innere Ausstattung der (bereits von Steche in der Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler Sachsens Heft 13 beschriebenen) Kirche zu Ziegelheim bei Glauchau, die, wie der bildliche Schmuck so vieler Dorfkirchen, für die volkskundliche Forschung manchen Gewinn bietet. —m—

— Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Des 6. Bandes 1. Heft. Meißen, in Commission bei Louis Mosche. 1901. 120 SS. 8°. — Realschullehrer Dr. Paul Markus, dem die Meißner Ortsgeschichte sorgfältige Arbeiten über die Schicksale der Stadt während des dreißigjährigen und der napoleonischen Kriege verdankt, veröffentlicht als Nachtrag zu den letzteren den im Besitz des Vereins vorhandenen Originalbericht eines ungenannten Augenzeugen über die Braunschweiger Invasion im Juni 1809, der allerdings gegenüber den im 3. Bande benutzten Mittheilungen Fleischhauer's wesentlich Neues nicht bietet. Eine Arbeit über Meißen im siebenjährigen Kriege hat leider die Uebersiedelung des Verfassers von Meißen nach Auerbach zur Zeit unmöglich gemacht; doch giebt er wenigstens eine Reihe von wichtigen Quellen dafür, die bei der seit lange geplanten Bearbeitung der Stadtgeschichte sehr willkommen sein werden. W. Loose ergänzt seine grundlegenden Arbeiten über die ältere Topographie der Stadt Meißen durch einen Aufsatz über das Rathhaus. Das bereits 1365 erwähnte älteste Rathhaus, wohl nur eine hölzerne Versammlungshalle, haben wir ohne Zweifel an der Ecke des Markts und der Fleischergasse zu suchen, wo heute das Haus des Schnittwaarenhändlers Pause sich befindet. Vor 1473 begann man mit dem Bau eines neuen stattlichen Rathhauses, der 1481 noch nicht beendet war. Ueber seine Räumlichkeiten und ihre Ausstattung giebt ein vollständig mitgetheiltes Inventar von 1726 Auskunft. Den Schluß des Heftes bilden kleinere Mittheilungen über eine Verurtheilung zum Feuertode (1561) und über Lieferungen von Betten, Zinn und anderen Geräthen auf das Schloß bei fürstlichen Besuchen, gegen welche die Bürger nach einem abgedruckten Schreiben des Kurfürsten Johann Georg von 1613 Einspruch erhoben. —m—

— Erinnerungen aus dem Hofleben. Von Caroline v. Freystedt. Mit 2 Bildern der Markgräfin Amalie von Baden. Herausgegeben von Karl Obser. Heidelberg 1902, Karl Winter'sche Buchhandlung. — Die Verfasserin der Erinnerungen war im Jahre 1801 mit sechsundzwanzig Jahren in den Dienst der nachmaligen Markgräfin getreten und bis zum Tode derselben im Jahre 1832 bei ihr geblieben. Sie ist 1862 unvermählt gestorben und das Manuscript der von ihr verfaßten Erinnerungen hat sich bis jetzt in den Händen ihres Großneffen, des Hrn. Landgerichtsdirectors v. Hügel, befunden, welcher die Veröffentlichung freundlichst gestattet hat. Wer die Beziehungen des badischen Hofs zu Frankreich während des napoleonischen Zeitalters einigermaßen kennt, wird ermessen, welche Fülle von Erinnerungen in diesem Bande niedergelegt sind. Wir heben daraus besonders den Besuch Napoleons I. (Seite 43), der Kaiserin Josephine und der Kaiserin von Rußland, ferner Schilderungen der Prinzessin Stephanie von Baden, geborenen Beauharnais, hervor. Selbstverständlich betreten auch eine Menge kleinerer Götter den vielfach wechselnden Schauplatz der Erzählung. Kleine Irrthümer, welche der Verfasserin mitunter untergelaufen sind (übrigens verhältnißmäßig recht wenige), hat der Herausgeber durch Randnoten richtig gestellt, z. B. S. 102. Ein ausführliches Personenregister erhöht den Werth der Denkwürdigkeiten besonders für den Forscher. Auf die Gefahr hin, unbescheiden zu erscheinen, hätten wir für eine etwaige zweite Auflage noch zwei Wünsche, erstens nach einem Bilde der Verfasserin und zweitens nach einem kurzen Inhaltsverzeichnisse, welches durch das Personenverzeichniß doch nicht ganz ersetzt wird. Im Uebrigen wäre noch zu bemerken, daß das Buch sich im Ganzen etwas trocken liest, wie das bei allen Aufzeichnungen der Fall zu sein pflegt, welche von Haus aus nicht zur Veröffentlichung bestimmt sind. Dem inneren Werthe des Buchs thut dies natürlich keinen Eintrag. —tg—

— Gabriel von Herrenburg. Eine epische Dichtung in vierzehn Gesängen von Mathilde Gräfin Stubenberg. Mit Illustrationen von F. Dorsch. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1902. Preis 3 ℳ, gebunden 4 ℳ — Die vornehmen Damen betreiben heutzutage die Literatur vielfach als eine Art Sport. Es thäten viele von ihnen besser, wenn sie sich ein anderes Feld für ihre Thätigkeit erwählen wollten. Auch der Verfasserin des vorliegenden Heldengedichtes fehlt leider zur Dichterin sehr viel. Die Gespenster- und Mordgeschichte, die sie vorträgt, vermag schon an sich den Leser kaum zu fesseln. Erzählungen dieser Gattung gehören nach unserer Meinung einer glücklich überwundenen Periode an. Ebenso wenig aber wie der Inhalt, befriedigt die Form. Denn die Verse, in die die Geschichte gekleidet ist, entbehren fast durchweg jedes poetischen Reizes, die Sprache ist trocken, ja zum Theil unbeholfen, von dichterischem Glanz und Schwung der Worte ist nicht die Spur zu entdecken. Die Bilder, wenn auch künstlerisch werthvoller als der Text, können keinesfalls schadlos halten für die Langeweile, die den Leser während dieser vierzehn Gesänge in immer steigendem Maße peinigt. Aussichten auf den Dichterlorbeer können wir der Sängerin dieses Epos nicht eröffnen. R. B.

— Steinbruchindustrie und Steinbruchgeologie. Technische Geologie unter eingehender Berücksichtigung der Steinindustrie des Königreiches Sachsen von Dr. O. Herrmann, Lehrer der Techn. Staatslehranstalten in Chemnitz. Berlin, Verlag von Gebr. Bornträger, 10 ℳ — Die Verwendung von natürlichen Gesteinen für Aufführung von Bau- und Kunstwerken, besonders in unseren Großstädten hat in den letzten Jahrzehnten einen Umfang genommen, der an die beste Zeit des Alterthums erinnert. Es wird daher für Steinbruchsleiter wie für Architekten und Ingenieure, Baubehörden und Gewerbeinspectionen erforderlich, daß sie sich eingehend mit den Eigenschaften der Gesteine, mit ihren Gewinnungs- nnd Bearbeitungsweisen bekannt machen, um aus den ermittelten Eigenschaften auf die Verwendungsart der Gesteine Schlüsse ziehen zu können. Das vorliegende Handbuch bietet hierzu Gelegenheit, da es, ausgehend von allgemeinen Bemerkungen insbesondere einer ausführlichen Beschreibung der gesteinsbildenden Mineralien und technisch nutzbaren Gesteine Deutschlands sowie einer Schilderung der üblichen Gewinnungsweisen und Bearbeitungsarten, die besonderen Verhältnisse des Königreichs Sachsen näher behandelt und nicht nur das Vorkommen der zur technischen Verwerthung geeignet erscheinenden Gesteine beschreibt, dabei Lagerungsverhältnisse besonders erläutert, sondern auch ihre Anwendung in Vergangenheit und Gegenwart zusammenstellt. Man erhält hierdurch ein Gesammtbild der für das Land so bedeutungsvollen Industrie, welche nur erst zum Theil die fast unerschöpflichen Mengen der vielfach verwerthbaren Gesteine nutzbar macht und dadurch eine hohe Bedeutung erlangt hat. Die Steinbruchsindustrie Sachsens entnimmt das Material aus einer großen Anzahl von Gebirgsformationen, sodaß ihr Studium auch weiteren Kreisen von Nutzen sein wird. Es werden nicht nur Granite, Porphyre, Diabase und Diorite verschiedenen Alters, sondern auch Serpentine, Basalte und ander Eruptivgesteine, verschiedene krystallinische Schiefer und von Schichtgestein besonders Elbsandstein, Kalkstein und Porphyrtuffe an vielen Orten gebrochen und verschiedenartig verwendet. Der Inhalt des Buches gewinnt noch an Werth durch ein längeres Verzeichniß, in welchem wohl zum ersten Male die verschiedenen in der Industrie gebräuchlichen Bezeichnungen für die verwerthbaren Gesteine der wissenschaftlichen geologischen Bestimmung mit Einreihung in die bezügliche Formation gegenübergestellt werden. Es ist dies von Wichtigkeit, da vielfach die den Steinmetzen und Steinhändlern geläufigen Bezeichnungen Baumeistern und Bauleitungen unbekannt sind und zu Differenzen bei Bauabschlüssen Veranlassung gegeben haben. Wird doch z. B. eine silurische schwarze Marmorspielart in Belgien als Granit, der brasilianische, mexikanische oder orientalische jetzt so vielfach verwendete Kalksinter als Onyx-Marmor oder Onyx d. i. eine Quarzspielart bezeichnet und gehandelt. Nach allem diesem dürfte das gehaltvolle Buch wohl auf eine große Verbreitung in den bezeichneten Kreisen von Industriellen und Bautechnikern, sowie auf die verdiente Anerkennung zu rechnen haben. *e

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 29. Sonnabend, den 8. März, Abends. **1902.**

Wanderbilder aus Sicilien.

Von Dr. Halbfaß-Neuhaldensleben.

1. Palerme und seine Umgebung.

Ich stand auf der höchsten Spitze des Cap Miseno, dem kleinen Aussichtsthurm, den der Besitzer jenes unvergleichlichen Stückes Erde für die fremden Gäste erbaut hat, und nahm mit Entzücken das einzigartige Bild auf, das sich Herz und Sinnen bot. In nächster Nähe der winzig kleine Hafen von Miseno mit den Baracken für Marinesoldaten und der austernreiche Lucrinersee, dann der Golf von Pozzuoli mit dem Castell von Bajä, der einst so berühmten Badestadt der üppigen Römer, weiter das Fort auf der Insel Nisida und das Vorgebirge von Posilipp, das das Häusermeer von Neapel verdeckt. Dahinter aber wunderbar klar in der reinen Luft der Doppelgipfel des M. Vesuvio und des M. Somma. Auf der anderen Seite ragt aus den blauen Meeresfluthen neben der kleinen Insel Procida Ischia hervor mit dem gewaltigen M. Epomeo und in weiter Ferne in etwas unsicherer Form das Vorgebirge von Sorrento mit den Klippen von Capri. Ueber alledem wölbte sich aber in erhabener Ruhe ein prachtvoller blauer Himmel und als Widerspiel unter ihm lockte das blaue Meer! Es war ein herzerquickender Contrast gegen das abscheuliche Regengewölk und die Stürme der letzten Tage, die mich jenseits des Gotthard nicht mehr verlassen und die sonst so schöne Meerfahrt von Genua nach Neapel so gründlich verleidet hatten, daß ich fest entschlossen war, das meerumflossene Trinakria „Sicilien“ mit dem geringsten Aufwand an Seefahrt, nämlich über Reggio-Messina zu erreichen. Aber die festesten Vorsätze wurden wankend beim Anblick der märchenhaft schönen blauen Wassermassen, welche eben ein van Ischia nach Neapel fahrender Localdampfer durchpflügte, wurden wankend, wenn ich an die begeisterte Schilderung dachte, die ich vor der Einfahrt in Palermo gelesen hatte. Alsogleich stieß ich meinen früheren Entschluß um, fuhr mit dem Einspänner, der mich von Bajä bis an den Fuß des Cap Miseno gebracht hatte, im flotten Tempo stets angesichts des Meeres über Pozzuoli und die schöne neue Straße des Posilipp nach Neapel hinein, kaufte mir in der Agentur der Navigazione generale ein Billet nach Palermo, ordnete schnell meine Effecten und stand schon vor 7 Uhr Abends auf dem Verdeck des Elettrico, des schmucken Dampfers, der mich nächtlicher Weile nach der Capitale Siciliens bringen sollte. Auf demselben Dampfer wurden noch 2 Compagnien Soldaten von Neapel nach Palermo hinübergeschafft. Da gab es einige Verspätung und ich hatte hinreichend Muße, dem Einschiffen der Soldaten und den zahlreichen Händlern zuzuschauen, die mit großem Erfolg lange Brode, Käse, Wein, Eier, Orangen, Cigaretten an die Soldaten absetzten. Auch die Jungen, welche die neuesten Abendblätter an Bord brachten, machten gute Geschäfte. Heulend gab die Schiffspfeife das Zeichen zur Abfahrt. Nur unter großen Schwierigkeiten konnte der Capitän die fremden Leute los werden, welche die Fahrt nach Palermo nicht mitmachen wollten. Immer wieder von Neuem stürmte noch dieser oder jener die Landungstreppe hinauf, um einen eiligen Brief der Schiffspost anzuvertrauen, dann aber setzte sich definitiv der Elettrico in Bewegung und langsam gings aus dem eigentlichen Hafen in die Neapolitaner Bucht hinaus. Herrlich war der Anblick der langen, langen Lichterreihe den Golf entlang, den Posilipp und den Monte Emo hinauf und abwärts bis Resina und Torre Greco, aber schon begannen im Süden die Sterne sich zu umhüllen und ein ziemlich scharfer Südwest setzte ein. Nichts Gutes ahnend aber tapferen Sinnes setzte ich mich an die Abendtafel, um wenigstens eine solide Unterlage zu schaffen gegenüber den Angriffen, die ein stürmisches Meer gegen den Menschen zu richten pflegt, welcher sich ihm ahnungslos anvertraut.

Ueber den weiteren Verlauf der Meerfahrt sei es gestattet, einen dichten Schleier zu werfen. War schon die Fahrt von Genua nach Neapel arm an erfreuenden Lichtblicken, so bot diejenige nach Palermo nur Nacht und Grauen. Schon bald nach der Ausfahrt aus dem Golf verschlimmerte sich der Sturm, schwere Regenböen zogen heran und namentlich gegen Morgen erlebten wir ein tüchtiges Gewitter mit Hagel und Schnee. Natürlich erlebte mit mir der bei Weitem größte Theil der Passagiere eine recht schlechte Nacht und magendurchschüttelt erwartete ich in meiner Cabine den Beginn des neuen Tages. Aber erst als es hieß, daß wir in einer halben Stunde den Hafen von Palermo erreicht hätten, konnte ich mich entschließen, der wagerechten Lage Valet zu sagen, meinen Koffer zu packen und mich an Deck zu begeben. Sonst, wenn der Ruf „si vede Palermo“, Palermo ist in Sicht, auf dem Schiff ertönt, eilen die Reisenden an Deck, um das Panorama der Stadt zu bewundern, aber heute? Von der holden Farbenharmonie der kühngestalteten Berge, welche die Hauptstadt Siciliens von allen Seiten einschließen und von azurblauer Meerfluth, welche den Golf von Palermo ausfüllt, keine Spur! Riesige graue Regenwolken hingen von allen Seiten herab, hüllten jede Spur von Formen- und Farbenschönheiten in ein eintöniges Grau ein und luden unendliche Mengen von Feuchtigkeit auf die Erde ab, die zwar den Palermitanern zu dieser Zeit wohl erwünscht kamen, uns aber zunächst einen recht üblen Eindruck von ihrer Stadt verschafften. Die Ausschiffung vom Dampfer und die übliche Zollrevision verlief zwar im strömenden Regen, im Uebrigen aber glatt und bald rollten wir im Hotelwagen die Straßen der Stadt entlang. Die Häuser zunächst am Hafen machen wie fast überall am Mittelmeer einen ziemlich verfallenen Eindruck, auch die dort herumlungernden Menschen bestehen meist aus dem Abschaum der Bevölkerung. Sie sind jederzeit zu Aufruhr und ungesetzlichen Thaten geneigt, fand hier doch erst vor wenigen Wochen eine richtige blutige Schlacht zwischen ausständigen Hafenarbeitern und italienischen Soldaten statt. Geradezu thierische Physiognomien konnte man bemerken, und zur Nachtzeit diese Gegend zu passiren, möchte ich keinem Fremden rathen.

Zwei sich kreuzende Hauptstraßen treffen sich in der Mitte der Stadt; an dieser Stelle sind die Ecken der Häuser abgeschrägt, so daß sich ein kleiner achteckiger Platz ergiebt: Quattro Canti. Auf diesem mit Figuren, die in Nischen der vier Eckhäuser stehen, geschmückten Platze versammelt sich Alles, was sich in Palerme sehen und sprechen will. Die Sitte, sich in Kaffeehäusern zu treffen, die in den meisten italienischen Städten besteht, ist hier wenig eingebürgert; in ganz Palermo, einer Stadt von über 300 000 Einwohnern, befindet sich kein einziges Kaffeehaus, die als solche z. B. von Baedeker bezeichneten sind nichts als Restaurationen, die außer zur Zeit der Mahlzeiten um Mittag und gegen Abend kaum besucht sind. Unweit des besagten Platzes hatte ich im Albergo Centrale mein Quartier aufgeschlagen; ich kann es den Besuchern Palermos warm empfehlen, man ist dort gänzlich ungenirt und kann seine Mahlzeiten einnehmen, wo man will, ein großer Vorzug, da man so völlig Herr seiner Zeit ist; außerdem sind die Betten sauber und die Zimmer, wenigstens nach den Seitengassen zu, ruhig und kühl. Mein erster Gang galt dem Palazzo Reale, dem Königsschloß, einem festungsartigen Bau, an dessen ältesten Theilen die Normannenfürsten Robert Guiscard, König Roger, Wilhelm I. und II. sowie die Staufer Friedrich II. und Manfred gebaut haben. Mehr als die zahlreichen Räumlichkeiten, die meist einen ziemlich modernen Charakter tragen, interessirt der Gedanke, daß hier die verschiedensten

Herrscher Siciliens residirt haben: die arabischen Emire, Roger, der große Friedrich II., die Spanier, die Anjous, die Bourbonen, und wahrscheinlich hat an derselben Stelle auch der früheren Landesherren Herrschersitz gestanden, der Karthager, Römer und Gothen. Fürwahr dieser Fleck ist typisch für die ganze wunderbare vielgestaltete Geschichte, welche die merkwürdige Insel in der Jahrhunderte Wechsel bereits erlebt hat! Aus dem großen Hofe, den ringsum übereinanderliegende Säulengänge umgeben, geht man die große Steintreppe empor, um das Kleinod Palermos aufzusuchen, die von König Roger im Jahre 1132 in arabisch-normannischem Stil geschaffene Capella Palatina, die man mit ihrem prachtvollen Mosaikschmuck die schönste Schloßkapelle der Welt nennt, ein Schatzkästlein mittelalterlicher Kunst. Berufene haben ihre märchenhafte Pracht geschildert. Goethe schrieb davon, ich verweise auf Gregoravius' Schilderung in seinen „Siciliana". Während die zahlreichen Besucher die warmen Farben der Mosaikbilder betrachteten, die dem Gläubigen die Geschichte seines Glaubens schildern, psalmodirten die Domherren in ihren rothen und violetten Talaren in den Chorstühlen, schwangen Knaben die Weihrauchfässer und durchtönte das Kirchenschiff von Orgelklang, ein alle Sinne gefangennehmendes Durcheinander von Farben, Gerüchen und Tönen, dem man sich bald entziehen mußte, um seiner Sinne Herr zu bleiben. Hinauf auf die Plattform des Thurmes Santa Ninfa, um das Panorama, welches sich von der Zinne des Palastes aus darbietet, zu überschauen. Wir haben hier einen von der Wissenschaft geweihten Ort vor uns, denn in dem astronomischen Observatorium, welches der Thurm enthält, entdeckte der Astronom Piazzi im Jahre 1787 die Ceres, den ersten der kleineren Planeten, deren Zahl inzwischen das erste halbe Tausend weit überschritten hat. Nun zur Aussicht, der besten von Palermo, dessen hauptsächliche Kirchen und Paläste man von hier aus überschaut. An die Stadt schließt sich auf der einen Seite der blaue Hafen, überragt vom Monte Pellegrino, auf der anderen Seite die Bucht, welche das Felsencap Zaffarana begrenzt, an der dritten Seite aber die durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Conca d'oro, die Goldmuschel, langsam ansteigend zur Stadt Monreale, welche die Vorberge krönt.

Eine Pfeilschußweite vom Königspalast entfernt, über den weiten leeren Platz „della Vittoria" hinweg, bemerkt man die Kathedrale. Ihre Mauern glitzern im Gold der sicilianischen Sonne. Das arabische Gesims hebt sich in 1000 Marmorspitzen vom tiefblauen Himmel ab und die Glockenthürme ragen wie versteinerte Lichtstrahlen in die Luft empor; während der Dom aus einem christlichen Gotteshause in eine Moschee und wiederum in eine Kirche umgewandelt wurde, mußte er alle die Verbesserungen über sich ergehen lassen, welche der Geschmack der verschiedenen Jahrhunderte für passend hielt, und daher macht er von außen durchaus keinen einheitlichen Eindruck. Für die plumpen Restaurationsversuche, durch welche man das Innere des imposanten Bauwerks verunziert hat, müssen die historischen Erinnerungen entschädigen. Schlafen hier doch die größten Kaiser, die das mittelalterliche Deutschland besessen hat, die Hohenstaufen Heinrich VI. und Friedrich II., sowie Roger, den ewigen Schlaf, in einfachen, aber majestätischen blutrothen Porphyr-Sarkophagen.

Nachdem wir in dem ausgezeichneten ristorante Napoli uns erquickt hatten, machten wir uns am Nachmittag auf den Weg nach Monreale, der Stadt, welche auf den Höhen liegt, welche die Fruchtebene abschließen. Eine Straßenbahn fährt uns bis Rocca an den Fuß des Königsberges, an dem eine Straße in einigen Windungen hinaufzieht. Wir haben bei dieser kurzen Fußwanderung vortreffliche Gelegenheit, ein kleines Vegetationsbild Siciliens zu sehen. Der bei Weitem größte Theil der Insel ist von Kalksteinen aufgebaut, in denen das Regenwasser nutzlos versickert, infolge davon ist die Ackerkrume sehr gering und Wüstengewächse, wie Agaven und Opuntien, bedecken den größten Theil der Bergabhänge. Zahlreiche Hirten, Schaffelle um die Beine gebunden, begegnen uns, sie gemahnen an die harte Luft, die heute, am 22. März, in den höheren Regionen weht und sich auch uns unangenehm genug bemerkbar macht. Auf den höheren Bergen sah man übrigens überall Schneefelder, die herableuchteten, eine Erscheinung, die in Sicilien zu den Seltenheiten gehört, denn wenn es auch auf dieser Insel fast in jedem Winter in den höheren Regionen schneit, so bleibt der Schnee doch nur selten längere Tage liegen. Die Kirche von Monreale, die die ehrwürdigsten Baudenkmäler der Normannenkunst auf Sicilien enthält, hat etwas ganz Fremdartiges. Gregorovius bemerkt zutreffend, daß das Christenthum hier in der Nähe von Afrika, unter aromatischen schön bizarren Pflanzen, unter Palmen, Aloen und Agaven, im Farbendufte des leuchtenden Himmels eine südliche und phantastische Bildung angenommen hat. Die Mosaiken, die umfangreichsten auf italienischem Boden überhaupt, welche den ganzen Lichtgaden der Kathedrale von den Säulen bis zum Dach bedecken, sind mit prachtvoll farbigen Arabesken und Sternen unter Vorherrschen des Goldtons geschmückt, so daß es dem Besucher so vorkommt, als sei Alles in strahlendes Gold gekleidet. Genau im gleichen Charakter gehalten und ebenso fremdartig schön wie dieser Dom ist die daranstoßende ehemalige Benedictiner-Abtei, von welcher noch ein quadratischer Kreuzgang im Spitzbogenstil erhalten ist, der von 216 paarweise gestellten Säulchen getragen wird. Von allen diesen Säulchen gleicht keine der anderen, selbst die mit musivischem Schmuck verzierten Säulen sind von der verschiedensten Behandlung. Besonders malerisch ist ein Brunnen in einer der 4 Ecken, der von mehreren Landschaftsmalern zugleich aufs Korn genommen war. An das Kloster stößt der Klostergarten, von welchem sich eine berühmte Aussicht aufthut auf das Paradies der Goldmuschel, die mit Hainen, ja ganzen Wäldern von weithin duftenden Orangenbäumen bedeckt ist. Leider war an jenem Nachmittag von der südlichen Farbenpracht nicht allzuviel zu sehen, denn dunkle Wolken verbargen häufig neidisch die Landschaft unsern Augen und nahmen ihr den Farbenreiz. Auf dem Rückweg zur Stadt besichtigte ich mit meinem Begleiter die zur Villa Tasca gehörigen Gärten, die kein Besucher Palermos unbesucht lassen darf. Denn noch weit mehr als in der Villa Giulia und im botanischen Garten unmittelbar neben dem Meer in der Stadt lernt man hier die Fülle und die Pracht südländischer Gewächse kennen, welche die goldene Muschel hervorbringt; der Garten gehört zu dem Märchenhaftesten, was Palermos Umgebungen bieten können, und des unsterblichen Meisters Böcklin Landschaften treten dem Beschauer so recht vor die Seele und lassen das völlig naturwahr und echt erscheinen, was man vielleicht bis dahin nur als freie Schöpfung der Phantasie angesehen hatte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich Böcklin gerade aus der Villa Tasca eine Reihe hervorragender Motive zu seinen farbenglühenden Bildern geholt hat.

Von der lebensvollen Gegenwart zum Schauer der Vergangenheit sind hier nur wenige Schritte. Bei der Cubacaserne, etwas näher der Stadt zu, als die Villa Tasca, führt links ein Weg zum Capuzinerkloster, in dessen Kellerräumen von früherer Zeit her, die italienische Regierung erlaubt Gott sei Dank diesen Unfug nicht mehr, die Leichen wohlhabender Palermitaner getrocknet aufbewahrt werden. Etwa 8000 ausgetrocknete Leichen hängen oder stehen an den Wänden, sitzen und liegen am Boden, in Nischen bis hoch an die Decke, alle in dunklen mönchsartigen Kutten mit weißen Stricken um den Leib. Ein Zettel auf der Brust nennt die Namen. Ein scheußlicher Anblick! Von dem ältesten Gerippe, das schon im Jahre 1623 hier bestattet sein soll, ist noch die Zunge erhalten. Die Todten werden ein Jahr lang in einem Gemach im Keller fest eingeschlossen, dadurch erhalten sie die Fähigkeit, in der trockenen Luft dieser Räume Jahrhunderte lang unverändert zu bleiben. Es war nur ein Glück, daß dieser grausige Kirchhof ständig offen gehalten wird und eine starke Zugluft den würzigen Frühlingsduft der Gärten in diese Verwesungsstätte trägt, sonst würde uns bei dem gräßlichen Anblick doch recht übel geworden sein.

Am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, strahlte die Sonne wieder vom blauen Firmament herab und wir beschlossen, gleich in der Frühe zum S. Maria di Gesù zu fahren, einem ehemaligen Minoritenkloster, das südlich von Palermo am Fuße des Monte Grisone liegt, eines der Bergwahrzeichen der Stadt. Das Kloster ist nur 50 m über dem Meere gelegen und die 10 Minuten davon entfernte Kapelle wohl um ebensoviel über dem Kloster, dennoch war die Aussicht, welche wir von hier aus bei schönster Morgenbeleuchtung über Palermo mit dem Monte Pellegrino im Hintergrunde genossen, ebenso entzückend wie überwältigend! Die feierliche Stille des Sonntagsmorgens, die nur durch das fröhliche Gezwitscher der um Palermo herum noch zahlreichen Singvögel unterbrochen wurde, und die herrlichen Begräbnißstätten vornehmer Palermitaner mitten unter den feierlichen Cypressen des Kirchhofs des Klosters schufen zusammen ein Stimmungsbild, das sich, wie wenige dieser Reise, mir tief ins Herz gegraben hat. Am Nachmittage unternahmen wir trotz der etwas unsicheren Witterung einen Ausflug auf den Monte Pellegrino, den nicht bestiegen zu haben mit einem Besuch in Rom ohne den Papst gesehen zu

haben gleichgeachtet wird. Zunächst fuhren wir mit einem Fiaker nach Falde, einem kleinen Oertchen am Fuße des Berges. Von hier führt ein gepflasterter Zickzackweg, dessen Güte beweist, daß der Palermitaner gern auf den Berg steigt, theilweise auf langen Viaducten empor zur Höhe. Oben ist man ganz überrascht von der weiten Fläche, die man von unten aus nicht vermuthet. Hier soll sich Hamilcar, des großen Hannibal Vater, 14 Monate gehalten haben, um den Kampf mit der römischen Besatzung Palermos aufzunehmen. Wir begegneten zahlreichen Rinder- und Ziegenheerden und wanderten eine Strecke lang auf dem Kamme hin, bis wir die berühmte Grotte der heiligen Rosalie erreichten, die über einer überhängenden Felswand liegt. Diese Kirche, deren Wände überall von den natürlichen ungeglätteten Felsen gebildet werden, macht einen seltsamen Eindruck. Viele Ampeln und Weihgeschenke sind aufgehängt und Zinkrinnen fangen das Sickerwasser auf, um es in einen Steintrog zu leiten. Unter einem Altar ruht das Marmorbildniß der heiligen Rosalie, angethan mit reichen Goldgewändern und frischen Rosen im Haar, die Schutzheilige Palermos, zu der in der Nacht vom 3. auf den 4. September alljährlich viele Tausende von frommen Gläubigen auf den Berg wallen, um das heilige Fürstenkind zu verehren, welches der Ueberlieferung nach im 12. Jahrhundert als Nichte des Normannenkönigs Wilhelm II. schon in früher Jugend den Drang verspürte, vom üppigen Hofleben in die Einsamkeit zu fliehen, um hier in der Felsengrotte der Andacht und ihrem Gott zu leben. Kein Geringerer als Goethe, der auf seiner italienischen Reise gleichfalls den Berg erstiegen hat, sagte von der Statue, daß sie so natürlich und gefällig gearbeitet sei, daß man glaubt, sie müßte Athem holen und sich bewegen. Eine weitere halbe Stunde steigt man noch über Rasenstufen zur höchsten Spitze, wo 600 m über dem Meere sich ein Beobachtungsposten mit einem optischen Telegraph befindet. Ständig wechseln sich die Wächter ab, um mit ihren Fernrohren alle im Meere vorüberpassirenden Schiffe zu erkennen und nach ihrer Nationalität weiter zu signalisiren. Gerade eben wurde an einem Unterkunftshause für die Wächter gebaut, die bis jetzt Nachts in der Veranda campirten, die neben der Rosaliengrotte liegt. Goethe nennt den Monte Pellegrino das schönste aller Vorgebirge der meerumflossenen Trinakria und allseitig preist man die unermeßliche Aussicht auf Land und Meer von dieser Hochwarte, aber der neidische Wettergott verhüllte uns die Herrlichkeit mit wallenden Nebeln und ließ uns nur dann und wann einen verstohlenen Blick thun auf die öde Bergwildniß ringsum, in der vereinzelte Ziegen nach den wenigen Halmen suchten, und auf den weiten Thalkessel von Palermo, über dessen weißschimmernde Gebäude je und je ein Sonnenstrahl hinwegfuhr. Wohl eine Stunde warteten wir auf besseres Wetter, uns die Zeit durch Gespräche mit dem wackeren Seesoldaten vertreibend, der droben die Wache hielt. Als aber immer neue Nebelschwaden den Berg herankrochen, that uns die verlorene Zeit leid und wir machten uns auf den Heimweg, den wir in gleicher Weise wie den Aufstieg bewerkstelligten. Durch den Sprühregen waren die Kalksteintrümmer, über die man hinabsteigt, recht schlüpfrig geworden und mit Befriedigung fühlten wir wieder die festen Granitquadern unter den Füßen, als wir durch die Porta Felice von Neuem das Innere von Palermo betraten.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die zahlreichen Spaziergänge und Besuche hervorragender Sehenswürdigkeiten zu schildern, mit denen die meisten Tage ausgefüllt wurden, ich erwähne nur den am Meer gelegenen Quai der Marina, officiell Foro Italico genannt, wo in der heißen Jahreszeit sich die gesammte elegante Welt Palermos zusammenfindet, der aber jetzt infolge der rauhen Witterung nur mäßig besucht war, ferner die Villa Giulia, die zusammen mit dem daneben liegenden botanischen Garten durch ihre Bäume und ihren Blumenflor völlig an tropische Gegenden erinnert, dann die prachtvoll gelegene Villa Belmonte, das im chinesischen Stil erbaute königliche Lustschloß La Favorite, das entzückende Heiterkeit athmet. Wieder eine von den früheren Aussichten ganz verschiedene Aussicht auf Palermo und Umgebung bietet endlich das Teatro Massimo, jetzt das größte Theater Europas, in welchem ich einer Erstaufführung eines Melodrama von Puccini „Tosca" beiwohnte. Nur bei dem Besuch der Ruinen des alten Soluntum will ich einen Augenblick verweilen. Es hatte sich uns auch ein Landgerichtsrath aus Coblenz angeschlossen und mit dem Nachmittagszuge fuhren wir auf der Messinalinie über Bogheria, das wir auf der Rückfahrt besuchten, nach Santa Flavia, der Station für das alte Soluntum. Zahllose zerlumpte Kinder, die sich uns als Führer anboten, wiesen wir ab, da durch Baedeker der von uns einzuschlagende Weg klar vorgezeichnet war. Wir fanden auch bald das rothe Häuschen mit der Aufschrift „Antichità di Solanti" und stiegen, da der Custos nicht zu finden war, ohne ihn durch gartenähnliche Anlagen, später über ziemlich steile Felsen bis zu der Stelle hinan, wo sich die ausgedehnten Ruinen der antiken Stadt Solus oder Soluntum auf dem östlichen Hügel des monte Catalfono 374 m über dem Meer befinden. Die antike im Zickzack aufsteigende Hauptstraße, wie auch manche Häuser von ihr sind im Grundriß, wie auch in den Seitenmauern recht gut erhalten, auch manche Malereien an den Wänden erinnern an Pompeji, den Laien stört das von einem italienischen Professor aus Trümmern wieder aufgerichtete „Gymnasium" wenig, Kenner mögen sich an den Reconstructionen stoßen. Großartig für die immerhin ziemlich hoch auf den Bergen liegende Kleinstadt muß die Wasserversorgung gewesen sein, deren Anlage noch sehr gut zu erkennen ist. Die Aussicht auf das Meer, das Cap Zaffarano und die hart am Meer liegenden zahlreichen kleinen Ortschaften mit ihren Castellen und Maurenkränzen ist überaus malerisch und wurde noch gehoben durch den Sonnenglanz, der über dem Nordhimmel lag. Weniger vortheilhaft präsentirte sich das Innere der Insel, das zum größten Theil von Wolken bedeckt war. Vom Aetna sah man keine Spur, ebensowenig von den schneebedeckten Höhenzügen der Madonischen Berge, die nach dem Aetna das höchste Gebirge Siciliens bilden. In Santa Flavia wieder angekommen, gingen wir direct auf der staubigen Landstraße nach Bogheria zurück, einem stillen Landstädtchen, das sich durch die sonderbaren, unserem heutigen Geschmack sehr wenig entsprechenden Kunstwerke in der Villa Palagonia und Villa Butera einen Namen gemacht hat. Diese von Goethe in seiner Italienischen Reise ausführlich geschilderten Figuren finden sich auf den Umfassungsmauern, welche jene Villen einschließen, und stellen allerlei bekannte Persönlichkeiten aus dem 18. Jahrhundert in satirisch-barocker Form dar. Mich erinnerten sie lebhaft an manche Caricaturen im Punch und im Kladderadatsch. Abends saßen wir wieder im vortrefflichen ristorante Napoli und ließen uns die vortreffliche palermitanische Küche schmecken.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Pilgergrüße. 1) Das Haus in der Harmoniestraße von Joh. Renatus. 2) Hast du einen Sonntag? Von G. v. Altenburg. 3) Entstehung und Betrieb einer Boerenfarm von O. Kalt-Reuleaux. 4) Eine Handvoll Gold von G. Frenster. 5) Der Birkenbauer von H. Conrad. 6) Meine vier Liebsten von Johannes Renatus. 7) Aus dem Volksleben der Boeren von O. Kalt-Reuleaux. 8) Etwas, wofür man lebt. Aus dem Schwedischen von B. Haaß. 9) Heimwärts! Aus dem Russischen des Teleschoff. 10) Aus Verbrechen und Zuchthaus zur Gnade bei Gott von G. Burkhardt. Preis einzeln 15 ₰, 50 Exempl. à 12 ₰, 100 à 10 ₰. — Den Lesern des „Pilgers aus Sachsen", welcher in dem Verlage des rührigen Friedrich Jansa, wie es scheint, eine Auferstehung hält, sind diese Erzählungen bekannt. Es ist aber ein guter Gedanke, sie in Separatausgaben weiteren Kreisen als anregenden und belehrenden Unterhaltungsstoff zu bieten. Sie sind meistens recht frisch und anziehend geschrieben, und wir dürfen sie auch (wie die Verlagshandlung wünscht) zu Geschenkzwecken und Massenverbreitung in Jünglingsvereinen, Arbeitervereinen u. s. w. empfehlen. D. K.

— Modernes Seekriegswesen. Von Contreadmiral M. Plüddemann. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag von E. S. Mittler und Sohn, Berlin. — Contreadmiral Plüddemann ist seit Jahren als einer der trefflichsten Marineschriftsteller bekannt. Da kann es denn nicht Wunder nehmen, daß sein neuestes Werk „Modernes Seekriegswesen" sich würdig an die Seite der früheren Arbeiten stellt. Ja, wir möchten behaupten, daß das jetzt erschienene Werk mit zu den bedeutendsten gehört, die überhaupt aus der vielseitigen Feder Plüddemann's hervorgegangen sind. Im „Modernen Seekriegswesen" will der Verfasser für die weiteren Kreise der Laien alles Das schildern, was mit der See, dem Seewesen und der Kriegsflotte in Zusammenhang steht, wenn auch in erster Linie vom speciell technisch-maritimen Standpunkte. Schon das Inhaltsverzeichniß

der einzelnen Capitel weist darauf hin. Als besonders belehrende Abschnitte nennen wir nur: Schiffsbau, Seemannschaft, Artillerie, Torpedowaffe, Maschinenanloge, Navigation, Seetaktik, Seerecht, Seekriegsrecht. Für den Armeeofficier, der sich mit dem Wesen unserer Kriegsflotte vertraut machen muß — da einst Land- und Seemacht gemeinsam das Vaterland zu vertheidigen haben werden —, erscheint das Werk unentbehrlich. Selbst der jüngere Seeofficier wird Vieles in den verschiedenen Capiteln finden, das seine Ausbildung ergänzt. Der Nichtmilitär aber wird durch das Werk in Stand gesetzt, die heutigen so mannigfachen Seenachrichten, die in der Tagespresse mit der Vergrößerung unserer Flotte einen immer breiteren Raum einnehmen, zu erfassen, um die Bedeutung der ganzen Flottenausbaufrage für das weitere Gedeihen der deutschen Nation würdigen zu können. Musterhaft geradezu ist der illustrative Theil. Plüddemann's neuestes Werk wird sich bald in den Bibliotheken einen Platz erobern, da es ein vorzüglicher Rathgeber ist. M. B.

— Die französische Infanterie-Taktik in ihrer Entwickelung seit dem Kriege 1870/71. Auf Grund des Entwurfes zum Exercir-Reglement v. J. 1901 dargestellt von Balck, Major im großen Generalstabe. Preis 1,40 ℳ. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn. — Nach Beendigung des Krieges 1870/71 sind bei der französischen Infanterie in kurzer Aufeinanderfolge sechs verschiedene Reglements in Anwendung gekommen, bei welchen die Fortschritte auf taktischem Gebiete nach und nach zur Geltung kamen. Jetzt ist ein neuer Entwurf zum französischen Exercir-Reglement erschienen, welchen der als Taktiklehrer bekannte Mojor Balck im großen Generalstabe in einer kleinen Schrift zur allgemeinen Kenntniß bringt und beleuchtet. Als Abschnitt I schickt der Verfasser eine kurze und interessante, geschichtliche Entwickelung der französischen Infanterie-Taktik der letzten 30 Jahre voraus. Abschnitt II behandelt den Entwurf zum Exercir-Reglement v. J. 1901, und zwar die Grundlagen der Schulung und Einzelausbildung, die Zugschule, die Compagnieschule, das Bataillon, das Regiment und die höheren Verbände, das Gefecht und als Schluß Betrachtungen des Verfassers. Aus dem Inhalte des Werkes ist zu ersehen, daß sich das neue Reglement alle Erfahrungen auf taktischem Gebiete bis ouf die neueste Zeit des Südafrikanischen Krieges und in vielen Beziehungen auch die Grundsätze des deutschen Exercir-Reglements zu Nutze gemacht hat. Jedenfalls zeigt der neueste Entwurf des französischen Reglements einen großen Fortschritt zu einer kriegsgemäßen Ausbildung. Die Schrift des Majors Balck bietet hohes Interesse für jeden Officier und einen vorzüglichen Anhalt zu Vorträgen oder Winterarbeiten. H. L.

— Monographien zur deutschen Culturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. Bd. IX. Emil Reicke, Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit, mit 130 Abbildungen und Beilagen nach Originalen aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1901. 135 S. Preis brosch. 4 ℳ. geb. 5,50 ℳ. — Die Monographien zur deutschen Culturgeschichte verfolgen den Zweck, einem größeren gebildeten Publicum die culturelle Entwickelung unseres Volkes in einer Reihe von knapp gehaltenen Monographien darzustellen, in deren jeder in einer allgemein verständlichen, keine besonderen Fachkenntnisse voraussetzenden Darstellung, deren Text durch eine reichliche Zahl von Abbildungen illustrirt wird, ein besonderer Stand oder ein bestimmter Zweig des Culturlebens zur Behandlung kommt. So sind z. B. schon behandelt: der Arzt, der Richter, der Gelehrte (von Reicke), der Krieger, der Handwerker, der Bauer (den wir seiner Zeit eingehend besprochen haben) ꝛc. Wir sehen heute von einer Erörterung der Frage ab, ob eine derartige Zertheilung des Stoffes als besonders zweckmäßig und die allgemeine Erkenntniß der Gesammtentwickelung fördernd angesehen werden darf, und wollen hier nur bemerken, daß der den einzelnen Monographien zur Verfügung gestellte Raum, den die fast überreichlich beigegebenen Abbildungen noch stark einengen, ein so knapp bemessener ist, daß es den Verfassern von Anfang an recht schwer gemacht ist, in ihrer Darstellung mehr in die Tiefe zu gehen. Nach diesen Vorbemerkungen aber wollen wir constatiren, daß Emil Reicke unter den eben geschilderten Umständen in seiner uns hier vorliegenden Monographie über den Lehrer und das Unterrichtswesen das Menschenmögliche geleistet hat. Er bietet uns eine sehr lesbare, geschlossene und nach Möglichkeit abgerundete Darstellung der Entwickelung des deutschen Schulwesens in allen seinen Zweigen von der Urzeit bis in der Hauptsache zu den Philanthropisten und Pietisten, Basedow, A. H. Francke und bis Pestalozzi. Besonders dankenswerth erscheint uns die Darstellung des älteren höheren Schulwesens vor der Errichtung deutscher Universitäten, ein Capitel, über dessen Inhalt in sehr weiten, auch culturhistorisch unterrichteteren Kreisen meistens noch ziemlich große Unklarheit zu herrschen pflegt. Zum Schlusse möge noch die Anmerkung gestattet sein, daß, nachdem nunmehr in den Monographien der Gelehrte und der Lehrer behandelt sind, wir noch eine besondere eingehendere Behandlung des Studenten, die noch nicht vorgesehen zu sein scheint, vorschlagen möchten. Eine Darstellung, die sich weniger auf die Schilderung des Universitäts- und Studienbetriebes ꝛc. zu richten hätte, sondern mehr den Studenten in seiner socialen und gesellschaftlichen Stellung zu erfassen hätte. Hier ließe sich noch manches sehr Dankenswerthe beibringen. Vielleicht fällt diese unsere Anregung auf fruchtbaren Boden. W. B.

— Abriß der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zu Goethe's Tode. Ein Leitfaden für den Unterricht in den oberen Classen höherer Lehranstalten und eine Einführung für das Privatstudium von Viktor Kiy. Mit einem Brustbilde Goethe's von K. J. Stieler. Hannover und Berlin, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior), 1902. Preis 1 ℳ. 50 ₰, geb. 2 ℳ. — Ein Bedürfniß zu einem neuen Abriß der deutschen Literaturgeschichte lag wohl kaum vor. Es giebt ihrer eine ganze Reihe, und namentlich der Leitfaden von Gotthold Klee (4. Auflage 1901) erfüllt alle billigen Wünsche. Trotzdem soll anerkannt werden, daß Kiy insbesondere den inneren Zusammenhang zwischen den einzelnen Perioden und Strömungen innerhalb unseres deutschen Schriftthums mit Sorgfalt hervorhebt und mit seinem Abriß ein brauchbares Hilfsmittel für den Unterricht darbietet. Eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Behandlung der einzelnen Gestalten fällt auf. Wenn z. B. auf Jean Paul reichlich sechs Seiten kommen (mehr als auf Klopstock), so ist das ohne Zweifel zu viel und kann sich nur aus einer besonderen Schwärmerei für diesen Dichter erklären. Zu bedauern ist ferner, daß die Darstellung mit den Romantikern abreißt und die „Epigonenzeit“ mit ein paar dürftigen Zeilen abthut. Gerade deshalb, weil dem deutschen Unterrichte die Zeit nicht so reichlich zugemessen ist, daß auf die neuere Literatur genauer eingegangen werden könnte, sollten die Lehrbücher in diese Lücke einspringen und die Neuzeit recht liebevoll behandeln. Hierin sind dem Buche von Kiy die Grundzüge von Klee entschieden vorzuziehen, der gerade durch die neuere Literatur sich als ein sehr zuverlässiger Führer erweist. Wir rathen dem Verfasser, die Beschränkung „bis zu Goethes Tode“ fallen zu lassen und sein Buch durch einen ausführlichen Abschnitt über die Spätromantik, Roman, wissenschaftliche Prosa und Lyrik der neuen Zeit zu ergänzen. R. B.

— Alfred Baß, Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. Eine volkskundlich-sprachwissenschaftliche Untersuchung. Leipzig, Selbstverlag 1901. Preis 2,50 ℳ. — Die mit werthvollen Abbildungen geschmückte Schrift giebt eine kurze Geschichte und lebensvolle auf Autopsie gegründete Schilderung der deutschen Sprachinseln in Südtirol (Fersenthal und Lusern) und in den „7 Gemeinden“ im Vicentinischen, welche sehr geeignet erscheint, zum Besuch dieser historisch wie landschaftlich interessanten Gegend anzuregen. Seit Ref. vor mehr als einem Jahrzehnte dieselben Orte besuchte, sind nicht unwesentliche Veränderungen meist zu Gunsten des dortigen Deutschthums vor sich gegangen. Der Besuch seitens Reichsdeutscher hat zugenommen und die Gegend ist — ob zu ihrem Vortheil, bleibt dahingestellt — z. Th. cultivirter geworden. Z. B. bestand in Vesena damals nur eine sehr bescheidene Osteria. Sehr beherzigenswerth ist die Mahnung des Verf. an den großen Deutsch-Oesterr. Alpenverein, die Arbeitsthätigkeit einer thatendurstigen Section ins Fersenthal zu verlegen, die hier ein sehr dankbares Feld finden würde. Auch Verf. hat hierfür nach Kräften plädirt (vgl. Mitt. d. D. u. Oe. A.-V. 1894 Nr. 15 u. 16), bisher aber nur taube Ohren gefunden. Möge der Verf. mehr Glück haben und in dem zunehmenden Besuch der deutschen Sprachinseln reichen Lohn für seine vortrefflichen Ausführungen finden. Durch den Verfasser konn man auch gegen 60 ₰ den Originaldruck der einzigen Schrift weltlichen Inhalts cimbrischer Mundart von Dr. v. Bischofarn, Sleghe 1882, beziehen. Haldsaß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 30. Dienstag, den 11. März, Abends. **1902.**

Wanderbilder aus Sicilien.

Von Dr. Halbfaß-Neuhaldensleben.

(Schluß.)

2) Girgenti und das Innere der Insel.

Der nächste Vormittag war dem Besuch der ausgedehnten Sammlungen des Museo Nazionale gewidmet, die für uns, die wir das Trümmerfeld von Selinunt persönlich gesehen hatten, von besonderem Interesse waren. Auch auf Jemanden, der mit der Entwickelungsgeschichte der griechischen Kunst weniger vertraut ist, machen die lebendigen Zeugen einer 2½ Jahrtausend alten Vergangenheit mit ihren vielfach verstümmelten Zügen einen überaus ehrwürdigen und weihevollen Eindruck. Am frühen Nachmittag nahm ich von der Stadt Palermo, die an Kunst- und Naturgenuß vielleicht das Höchste bietet, was Italien zu bieten vermag, endgiltig Abschied und fuhr mit meinem Begleiter Anfangs dieselbe Strecke, die wir am Tage vorher durchmessen hatten, dann weiter an der Küste des Tyrrhenischen Meeres entlang, das wir erst bei Termini, ursprünglich eine Gründung der Phönicier, verließen. Termini, auf zwei Seiten eines Vorgebirges erbaut, besitzt schon von Pindar gerühmte warme Quellen, in der neuesten Zeit hat es eine etwas traurige Berühmtheit erlangt durch die häufigen räuberischen Ueberfälle in seiner nächsten Umgegend, die — horribile dictu — meist von dem damaligen Polizeiinspector der Stadt, Namens Giuseppe Galli, geleitet waren. Die Umgegend von Termini gilt neben der von Catania als die unsicherste in Sicilien, doch kommt es äußerst selten vor, daß Fremde beraubt werden. Fast immer werden reiche Einheimische in die Gefangenschaft geschleppt, aus der sie nur die Zahlung eines großen Lösegeldes seitens der Angehörigen befreien kann; militärische Hilfe führt nur selten zum Ziel. Wir durchquerten dann die ganze Insel in südlicher Richtung bis zu der an der Südküste gelegenen Stadt Girgenti. Keine Stadt von irgendwelcher Bedeutung liegt an der Strecke, die Felsennester thronen alle, eine Meile und weiter von der Bahn entfernt, links und rechts auf Bergen. In Roccapalumba zweigt östlich die Hauptlinie nach Catania ab, die Gegend wird um so öder und kahler, je weiter wir nach Süden kommen. Würde es noch hell genug sein, so würden wir, sobald wir die Wasserscheide zwischen dem Tyrrhenischen und dem Afrikanischen Meer überschritten haben, auf allen Bahnhöfen die Wagenzüge voll gelbrothen Schwefels finden, dessen Abbau in diesem Theil der Insel noch immer einen Haupterwerbszweig bildet, obwohl die Schwefelindustrie in Sicilien in den letzten Jahren sehr nachgelassen hat, seitdem man für die technisch wichtigsten Zwecke, besonders für die Schwefelsäurefabrikation, den sicilianischen reinen Schwefel durch die überall in Mengen vorkommenden Schwefelmetalle besonders durch Schwefelkies ersetzen kann. Durch Felsenthäler und Tunnel geht die Fahrt im Dunkeln weiter, in Aragona-Caldare geht eine zweite Linie nach Catania ab, die sich mit der ersten in der Stazione di S. Catarina vereinigt, und dann hält der Zug auf dem Bahnhof von Girgenti, der weit vor der Stadt liegt. Im weiten Bogen wird der Berg, auf dem sie thront, umfahren und wir rasseln über das Quaderpflaster dem am äußersten Ende gelegenen Albergo Belvedere zu, welches, wie wir am nächsten Tage zu constatiren hinreichend Gelegenheit hatten, seinen Namen mit vollem Recht trägt. Am nächsten Morgen war unser erster Ausflug nach den Tempelruinen, die bei Weitem die schönsten von ganz Sicilien sind. Am Ende des Corso, den natürlich wie jede andere Stadt Italiens auch Girgenti besitzt, liegt ein Platz mit halbrundem Ausbau, der einen weiten, prächtigen Blick in die Landschaft hinaus gewährt. Man blickt den Hügel hinab über üppiges Grün hinweg, aus dem hier und da die zerstreuten weißen Landhäuser hervorlugen, zu den Riesentrümmeen der Tempel hin, die in einer langen Reihe neben einander auf einem schmalen Landrücken sich erheben, und über sie hinweg zu dem in der Morgensonne leuchtenden Mare Africanum. Bei sehr klarem Wetter soll man die vulcanische Insel Pantellaria sehen können. Wir begnügten uns mit den Hafenanlagen der Stadt Porto Empedocle und konnten es trotzdem dem Pindar nachfühlen, welcher das alte Agrigentum die schönste Stadt der Sterblichen genannt hat. Von jener Millionenstadt des Alterthums unterscheidet sich das heutige Girgenti gar sehr, denn es nimmt ähnlich wie das heutige Syrakus nur den allerkleinsten Theil des ehemaligen Stadtgebietes, nämlich etwa die westliche Akropolis ein, das übrige Gebiet der alten Stadt ist jetzt fruchtbares Acker- und Weinland oder wird von den Ruinen der Tempel eingenommen, die die Agrigentiner unter ihrem gefeierten Tyrannen Theron nach dem Siege über die Karthager bei Himera 480 v. Chr. von den Gefangenen erbauen ließen. Sieben Tempel sind im Ganzen da: drei kleine in mehr oder weniger deutlichen Resten, der des Castor und Pollux, der Ceres und des Aeskulap, und vier von gewaltigen Raumverhältnissen: der der Juno Lacima, der Concordia, des Herkules und des Zeus. Ich will den Leser nicht mit der Aufzählung aller einzelnen Schönheiten der gewaltigen Tempeltrümmer ermüden, aber nimmer brächte ich es über's Herz, zu schweigen von dem erhabenen Gesammteindruck, den ich von dem Giebel des Concordiatempels genoß. Nordwärts schweifte der Blick hin über Fluren, die im ersten duftigen Blüthenschmuck des Frühlings lachten und grünten, zum Bergrücken der alten Griechenstadt, an dem zur Linken malerisch aufgebaut wie ein Bild aus dem Orient die weißschimmernden Häuser von Girgenti herniedersahen. Von unten aber grüßte das südliche Meer in seiner tiefen Bläue und mitten in dieser einsamen Landschaft bilden die Tempelruinen ein wahrhaft classisches Bild, erhabener noch als die vielgerühmten Doriertempel von Pästum. Noch hatte sich der Touristentroß aus den Hotels von Girgenti nicht auf den Weg hierher gemacht, ringsum war heilige Sonntagsstille. Kein Lüftchen regte sich, kein Mensch war weit und breit zu sehen, nur das Summen geschäftiger Bienen umtönte mein Ohr. Da plötzlich vernahm ich fernher, gedämpft und verschönt durch die Weite der Entfernung, feierlich ernste Musik von der Stadt herab. Es war die „Platzmusik“ Girgentis, die mehrmals wöchentlich droben auf der öffentlichen Promenade am Fuß des Athenefelsens abgehalten wird und wahrscheinlich die Ursache bildete, daß ich bislang so einsam geblieben war. Athemlos lauschte ich den Klängen, welche wie aus einer Wunderwelt zu mir drangen, stieg dann, als der letzte Ton verklungen war, von meinem Sitz in luftiger Höhe heenieder und wanderte langsam und still wieder zur Stadt zurück.

Der Nachmittag war dem Besuch der Hafenstadt Porto Empedocle gewidmet, wobei ich Aufzeichnungen der Aenderungen der Küste auf Grund älterer Kartenblätter vornahm. Am Abend genoß ich mit meinem Wandergenossen, der erst jetzt am Nachmittage bei den Ruinen gewesen war, und zwei Oesterreichern von der Altane des Hauses die Landschaft in voller Mondscheinbeleuchtung, die bei uns Allen unvergeßlich in der Erinnerung bleiben wird. Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise nach dem Westen Siciliens fort.

Bis Aragona benutzten wir dieselbe Linie, mit der wir gekommen waren; dann fuhren wir in rein östlicher Richtung

durch eine Gegend, welche der zuletzt beschriebenen von Palermo durchaus ähnelt. Nirgends Ackerbau, höchstens Weideland, meist aber nackte graue Steinwüste, aus der überall die rauchenden Oeffnungen der Schwefelgruben (zolfare) herausschauen. Auf allen den kleinen Bahnhöfen sieht man große Wagenladungen voll des gelben oder gelbrothen Schwefels, der in gegossenen glatten, etwa fußdicken Tafeln aufgeschichtet daliegt. Die Eingeborenen, die mit ihren braungelben Gesichteen und blitzenden schwarzen Augen noch holde Sarazenen zu sein scheinen, sind vielfach, trotz der warmen Frühlingsluft, mit dicken Schafspelzen und aus Schaffellen gefertigten Hosen bekleidet, was ihnen ein wildes und räubermäßiges Ansehen giebt, doch soll die allgemeine Unsicherheit nicht so groß sein, wie z. B. in der Umgegend von Catania, es fehlen eben die reichen Gutshöfe, deren Besitzer gefangen zu halten auch wirklich lohnt. Bei Canicatti zweigt rechts die von Fremden nur selten befahrene Bahn nach Licata und weiter über Modica nach Syrakus ab, bei Caltanisetta, einer der sieben sicilianischen Provinzialhauptstädte, befinden wir uns in der geographischen Mitte der Insel. Trotzdem sie über 30 000 Einwohner zählt, bekommt man am Bahnhofsbuffet nichts als Wein, Salami, Brod, Käse und Eier, mit welchen Victualien ich mich hinreichend versah, da die Bahnrestaurants weiterhin noch primitiver eingerichtet sein sollen. Einige Bahnstationen weiter ändert sich der Charakter der Landschaft, die Gegend wird noch rauher und einsamer als vorher, weithin ist weder ein Strauch noch ein Baum zu erblicken. Durch Schluchten und Hohlwege dringt die Eisenbahn aufwärts und erreicht zwischen den beiden Felsennestern Castrogiovanni und Calaseibetto die Wasserscheide zwischen dem Afrikanischen und Jonischen Meere. Bei der einsam gelegenen Haltestelle Castrogiovanni, der Name ist aus dem arabischen Kasr-Janni, d. h. Herren Burg, verderbt, verließ ich den Zug in der Absicht, der Stadt gleichen Nnmens, welche auf einem hohen über eine Stunde entfernten Doppelfelsen liegt, einen Besuch abzustatten. Wir stehen hier auf einem durch Mythe und Geschichte geweihten Boden. Hier befand sich das antike Enna, das von Cicero in seinen Verrinischen Reden beschrieben und von Livius inexpugnabilis genannt wurde, hier weilte der Sage nach Ceres am liebsten und hier ward ihr vom Gotte der Unterwelt die Tochter Proserpina geraubt, während diese Blumen auflas. Eine ganz schöne Fahrstraße zieht in Windungen den Berg hinan, auf dem die eigentliche Stadt liegt, ich zog es aber vor, mich einem Pfad anzuvertrauen, der direct auf die alte Citadelle la Rocca zu führen schien, und mein Spürsinn ließ mich nicht im Stich. Im Schweiße meines Angesichts stand ich endlich oben auf dem „Nadel Siciliens", auf der Plattform einer uralten von König Manfred erneuerten Burg, die nebenbei bemerkt jetzt als städtisches Gefängniß dient, und genoß eine wunderbar schöne Aussicht. Man steht hier so recht im Mittelpunkt der Insel und übersieht so ziemlich alle seine Gebirgszüge, die Krone aber bildet die Aetnapyramide, die ich hier zum ersten Mal in ihrer majestätischen Größe erblickte. Auch die Modonischen Berge waren zum Theil noch mit Schnee bedeckt, in weiten Schneemantel gehüllt aber stand der König der Berge Siciliens, der größte feuerspeiende Berg Europas, in seiner Farbe merkwürdig contrastirend mit der Sommerhitze dieses Tages und der südlichen Flora der Weiden und Berghänge. Den zweiten Glanzpunkt bildet das helle Auge des Lago di Pergusa, des einzig wirklichen Binnensees von einiger Bedeutung, dessen sich die Insel erfreut.

3) Die Ostküste mit Syrakus.

Mit dem nächsten Zug ging die Tour ostwärts weiter. Je mehr sich die Bahn dem Jonischen Meer nähert, desto mehr treten die Berge zurück und die in üppiger Fruchtbarkeit prangende Ebene piana di Catania wird sichtbar. Ueberall Wein- und Agrumenbau, Rosensträucher und ausgedehnte Hecken von Opuntienkakteen, auch zahlreiche Rinderheerden, eine Seltenheit in Italien, grasen auf den fetten Weiden. Obwohl die zweitgrößte Stadt der Insel bietet Catania für den Fremden erheblich weniger als selbst Klein- und Mittelstädte Siciliens. Mit den wenigen erhaltenen Alterthümern wird man bald fertig, der Dom konnte mir in seiner barocken Gestalt auch nicht imponiren und noch weit weniger vermochten das die geraden recht unsauberen Straßen, welche meist von völlig charakterlosen kasernenartigen Etagenhäusern eingeschlossen sind. Auch der an und für sich schön am Meer gelegene Garten der Stadt, der nach dem in Catania geborenen Tondichter Villa Bellini heißt, welcher sich zwar durch prächtige Blumenbeete und eine subtropische Flora auszeichnet, ist gänzlich schottenlos und kann nicht im Entferntesten mit dergleichen Anlagen etwa in Palermo verglichen werden. Zu dem wenig vortheilhaften Aeußeren der Stadt kommt noch als anderes Moment, das gegen die Stadt einnimmt, die beinahe sprichwörtlich gewordene moralische Verkommenheit ihrer Bewohner. „Ein Catanese, also ein Dieb und Betrüger!" Unangenehm berührt schon der halbthierische Gesichtsausdruck, den man bei der Mehrzahl der unteren Bevölkerung antrifft und der mich lebhaft an die Hafenbevölkerung von Neapel erinnerte. Der üble Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, daß ich durch den Zufall in ein ungemüthliches und unsauberes albergo Roma geführt wurde, wo meine Nachtruhe durch das laute Kartenspiel im Nebenzimmer empfindlich gestört ward. Den einzigen Lichtblick bildete das pranzo in dem ristorante Savaja, das seinen Stern bei Baedeker mit vollstem Rechte führt.

Niemand war froher als ich, als es am nächsten Vormittag nach Syrakus weiter ging. Der Zug fährt erst durch einen Tunnel, aus der Stadt heraus, und durchschneidet dann wieder den östlichen Theil der schon oben erwähnten piana di Catania, überschreitet den Simeto und führt an dem großen aber ganz flachen Lago di Lentini vorbei, der sich erst im Mittelalter gebildet hat. Bei der einsamen Station Valsavia zweigt in das Innere der Insel eine Bahn nach Caltagirone ab, weiter geht die Fahrt auf der hohen Küste entlang, zur Linken oft an ausgedehnten Salinen vorbei, nach der festen Hafenstadt Augusta, einer Gründung Kaiser Friedrichs II. Endlich braust der Zug über die Trümmerstätte des alten Syrakus, über das Felsplateau der Achradina, und dann rollen wir in den Bahnhof ein, ein dürftiges Gebäude außerhalb der heutigen Stadt, um welches an staubiger Landstraße schmutzige Lokanden und außerdem an 3 Dutzend Fuhrwerke stehen, die alle darauf brennen, die wenigen Fremden aufzunehmen. Schnell treffen wir die Auswahl und auf Brücken über eine Reihe von Canälen, welche den alten und den neuen Hafen miteinander verbinden, fahren wir in die Stadt ein, die ganz auf einer Insel liegt und nur etwa den zehnten Theil des Flächeninhalts der alten Stadt einnimmt. Sie macht übrigens durchaus nicht den Eindruck eines elenden Dorfes, wie man öfter behaupten hört, sondern ist ebenso freundlich, freilich auch eng und winkelig, wie andere italienische Mittelstädte. Die Stadt besitzt zwei Häfen, die zwischen der Insel Ortygia und dem Festlande liegen: il porto grande, der mehr als einen Kilometer breit ist, und il porto piccola, eine kleine Bucht im Norden der Stadt. Der Schiffsverkehr ist gar nicht gering, Dampfschiffslinien gehen nach Catania, Messina, Neapel, nach der Südküste Siciliens und nach Malta, und auch viele Schiffe, die nach Griechenland, Aegypten und Kleinasien wollen, rasten hier auf ihren Fahrten. Auch der mächtige Dom, in den die schönen antiken Säulen eines Tempels hineingebaut sind, und die berühmte Quelle Arethusa, die am Ende der Morina in ein großes rundes Bassin gefaßt ist, welches eine hohe, schöne Steinbrüstung umgiebt und in welchem Papyrusstauden gepflanzt sind, nicht zum Wenigsten aber die an griechische Schönheiten erinnernden Frauentypen der mittleren und niederen Volksclassen fesseln den Fremden. Doch der heutigen Stadt halber kommt Niemand nach Syrakus, die alte Stadt drüben auf dem Festlande, oder richtiger die Landschaft, in der die alte Stadt gestanden hat, lockt den Reisenden. Der erste Blick über dieselbe hat etwas Starres, Herbes, ja Oedes, nur wenn man sich in ihre Geschichte vertieft, kann sie verstanden und lieb gewonnen werden. Indeß bieten die ausgedehnten Ruinen auch heute noch genug des Schönen und Interessanten, ja in ganz Italien Einzigartigen. Mein erster Gang war noch dem großen griechischen Theater, das sicher eines der größten der alten Welt war. Noch sieht man die theilweise erhaltenen 50 Sitzreihen, welche in den Felsen gehauen sind, und liest in dem Gestein die Namen von Königen und Königinnen, nach welchen wahrscheinlich die verschiedenen Abtheilungen benannt wurden. Unmittelbar neben dem Theater führt eine in die Felsen gehauene Gräberstraße zur Hochebene empor, wo in einer Nymphengrotte noch heute das Wasser einer alten Wasserleitung sprudelt. Unvergleichlich ist der Blick von der Höhe des Theaters über die großartige Landschaft hinweg. Zwar mangeln dem heutigen Syrakus Prachtbauten und der Schiffe Mastenwald bildet einen nur dürftigen Hain. Aber die Steinöde ringsum mit ihrer gelblichen Farbe und den grauen Oelbäumen und das leuchtende Meer dahinter bildeten ein unsagbar großartiges Landschaftsbild, das sich wohl vergleichen läßt den Aus-

blicken von dem Athenetempel zu Girgenti und der Tempelstätte von Selinunt, in seiner Art jedoch wieder etwas ganz Besonderes bietet durch den gewaltigen Aetna, in seiner glänzenden Schneepyramide! In der Nähe des Ausganges vom Theater liegt die colossale ara Hieronis, ein Hekatombenaltar, der genau ein Stadion in der Länge mißt, und der besuchteste der merkwürdigen Latomien, die für die nächste Umgebung von Syrakus besonders charakteristisch sind, die latomia del Paradiso. Es sind dies riesige tiefe Steinbrüche, die man einst senkrecht in den Boden gearbeitet hat, um die großen Kalksteine zu gewinnen. Heute enthalten sie Gärten, die infolge ihrer geschützten Lage eine überaus üppige, stellenweise wilde Vegetation enthalten. In der latomia del Paradiso sind weite Säle in die Felsen gehauen, die durch stehen gebliedene starke Pfeiler gestützt sind. Lautlose Stille herrscht hier, nur Wasser tropft an den Wänden und fällt plätschernd in das Becken, das sich am Boden gebildet hat. Auf der einen Seite führt eine lange S-förmige Spalte mit spitzgewölbtem Dach in den Stein, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer Ohrmuschel besitzt und das Ohr des Dionysos heißt. Infolge der eigenartigen Form hat diese über 20 m hohe Höhle eine ungewöhnliche Akustik. Flüstern und Zerreißen eines Papieres macht ein bedeutendes Geräusch, das Zuschlagen der Thür dröhnt wie ein Kanonenschuß. Diese Schallverstärkung rief die Sage hervor, daß hier der Tyrann Dionysos aus einer verborgenen Stelle die gefangenen Athener zu belauschen pflegte. Andere Theile dieses Steinbruches sind mit einer üppigen Vegetation bestanden; zwischen Geranien und Weißdorn findet man vor Allem Mandel- und Limonenbäume, welche in dem sonnendurchglühten, windgeschützten Kessel prächtig gedeihen. Noch weit üppiger ist aber der Pflanzenwuchs in der nahen latomia di Sta. Venere, deren Eingang übrigens nicht leicht zu erforschen ist. Ein solches Blühen, Duften und Prangen findet man nicht leicht wieder; auch die hohen Steinwände sind dicht bekleidet mit Rosen, Epheu und Venushaar, Flechten in allen Farben und auf den Felsen selbst stehen einzelne malerische Pinien. Die Gänge und Verbindungswege sind so kunstvoll angelegt, daß man immer wieder von Neuem entzückt ist von diesen versenkten Zaubergärten, welche einen Gegensatz zu den hängenden Gärten der Semiramis bilden. Am Abend saß ich nach dem pranzo mit einigen Deutschen, darunter einem Naturforscher, der schon vier Jahre in Sicilien zugebracht hatte, auf dem Domplatze, wo eine Militärkapelle spielte, trank einen café nero und aß sehr gutes Gefrorenes. Ich hatte am Nachmittag mit einem vetturino ausbedungen, daß er mich am nächsten Morgen von meinem albergo nach dem 10 Kilometer entfernten Fort Euryelos fahren sollte, und pünktlich stand der Rosselenker mit seiner carozza vor dem Hotel, und im flinken Trabe ging es in südlicher Richtung nach der westlichsten Spitze des ehemaligen Stadttheils Epipolä, wo sich die Hochebene zu einem Sattel verengt, der bis zu 150 Meter langsam ansteigt, nach außen steil abfällt und in seiner, die Umgebung beherrschenden Lage ganz natürlich zu einer Befestigung herausforderte. Auf dem höchsten Punkt des Ausläufers steht der telegrafo, eine militärische Signalstation, von deren Plattform ich eine sehr belehrende Aussicht über die große Steinwüste des alten Syrakus mit dem Jonischen Meer im Hintergrund genoß. Auf der gegenüberliegenden Höhe, vom telegrafo durch den oben erwähnten Sattel getrennt, liegt der Euryelos, von dem man anfangs nur wirr umherliegende Steine statt Mauern und Thürme sieht, so daß ich anfangs recht enttäuscht dem Custoden folgte, der das Gitterthor aufsperrte. Um so größer war die Ueberraschung. Beinahe die ganze Befestigung ist versenkt und in Felsen eingehauen. Deutlich erkennt man die Gänge für die Fußtruppen, deutlich die größeren Corridore ohne Stufen für die Reiter mit den vielen durchlochten Steinen an der Seite, an denen die Pferde festgebunden wurden. Mit dem größten Staunen geht man durch die Corridore dieses ausgedehnten und sehr wohlerhaltenen Festungswerkes, welches erst nach der Belagerung der Stadt durch die Athener angelegt wurde. Ein Herr aus einer Gesellschaft, die gleichzeitig mit mir die Festung besuchte, ein höherer preußischer Generalstabsofficier, konnte nicht Worte genug finden, um die außerordentliche Kunst zu preisen, welche bei der Anlage derselben aufgewendet war. Der Rückweg führte wieder durch dieselben theils üppig angebauten, theils öden Felder zurück, die ich schon auf der Herfahrt passirt hatte und die meist alle demselben Conte gehören, dessen phantastisch gebaute Villa am Wege liegt. Dann ging es weiter am Bahnhof vorbei nach dem dem Euryelos entgegengesetzten Stadtende, wo an der Ostküste der Stadttheil Achradina steil zum Meer abfällt. Dort steht auf den Felsen hoch über dem Meer in wundervoller Lage das Kirchlein der Kapuziner und gleich daneben ist die latomia dei cappucini, heute ein Privatbesitz. Eine entzückende Wildniß, dieser Steinbruch. Noch üppiger und farbenprächtiger als in den anderen Latomien wuchert und blüht es hier aus allen Spalten und Ritzen, breitet sich über alle Wände Epheu und Weinlaub. Orangen und Limonen, Granaten, Oleander, Lorbeer, Myrthe, Agaven und Cypressen vereinigen sich mit den weißen Kalkmauern des Klosters und dem blauen Himmelsfirmament zu einem Farbenbild, das lange noch in der Seele nachklingt, wenn neue Eindrücke wieder vor sie hintreten. Noch einen geweihten Ort galt es in Syracus vor der Weiterreise zu besuchen, einen, den kein pietätvoller Deutscher unbeachtet lassen wird: Die villa Landolina, das frühere Landhaus des edlen Grafen Landolina, bei dem unser Dichter Platen starb. Es ist nicht leicht, zwischen den Wegen, die kreuz und quer zwischen gleichförmigen Gartenmauern ziehen, den richtigen zu finden, und kein Zeichen irgend welcher Art weist auf diejenige Pforte hin, an die man klopfen muß, um zur Grabstätte des Dichters zu gelangen. Eine Tochter des Gärtners geleitete mich durch den schönen Garten zu dem Hügel Platens. Zwei Gedenksteine sind errichtet, eine Marmortafel an der Gartenmauer, beschattet von Lorbeer und Limonen, umgeben von Rosen und Myrthen, und ein Stein aus weißem Marmor mit dem Brustbilde des Dichters und der vom König Ludwig I. von Bayern gesetzten Inschrift: Augusto Comiti Platen Hallermünde Anspachiensi, Germaniae Horatio. Wie fast alle Fremden thun — das sagte mir nachher das kleine Mädchen — pflückte ich zum Andenken an diese Stelle einige Blumen vom Grabhügel und gedachte dabei des Wortes Gregorovius': „Man muß die Götter um dreierlei Gnade bitten: Schön zu leben, schön zu sterben, schön begraben zu sein", das er in seinen Siciliana erwähnt, das aber vermuthlich schon von den alten Griechen herstammt.

Auf die Katakomben und die Papyrusstauden am Flüßchen Kyane mußte ich verzichten, da ich noch an demselben Tage über Catania hinausfahren und Taormina erreichen wollte. Die Schilderung dieses unter allen sicilischen Stätten von Deutschen am meisten aufgesuchten paradiesischen, 200 Meter über dem Jonischen Meer gelegenen Ortes mit dem in einer Felsklamm kühn eingebauten alten griechischen Theater und dem Schneedom des Aetna im Hintergrund kann ich hier wohl übergehen, da ja Alles hinreichend bekannt ist. Ebenso unterlasse ich die Schilderung der weiteren Fahrt nach Messina, dieser alten Seestadt selbst mit ihren zwei Hauptanziehungspunkten, dem Fischmarkt und dem Camposanto, dem bei Weitem schönst gelegenen Friedhof Italiens mit dem entzückenden Blick auf die schiffbevölkerte in Sonnengold glänzende Meeresstraße und jenseits von ihr auf der Bergküste Calabriens, die vom schneebedeckten Aspromonte überragt wird. Genug des Schönen in Sicilien! Auf der langen Eisenbahnrückfahrt durch Italien, beinahe an seinem südlichsten Punkte bis Mailand, wo man schon nicht mehr in Italien, sondern in einer internationalen Großstadt ist, trat mir immer nur Ein Gedanke vor die Seele, beherrschte nur Ein Wunsch das Gemüth: Noch einmal und mit mehr Muße nach Sicilien!

Bücherbesprechungen.

— Adolf Harnack, Die Aufgabe der theologischen Facultäten und die allgemeine Religionsgeschichte. 22 S. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung, 1901. — Diese in dritter Auflage vorliegende, am 3. Aug. 1901 gehaltene Rectoratsrede des vielgenannten Berliner Theologen beschäftigt sich mit den an die theologischen Facultäten in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten gerichteten Forderungen und will Antwort auf diese Fragen und Zumuthungen geben. Haben doch in Holland sich bereits Umwälzungen der theologischen Facultäten vollzogen. Aber gegenüber der Forderung, statt der jetzigen Facultäten für christliche Theologie solche für allgemeine Religionswissenschaft herzustellen, weist Harnack nach, daß, wer die Religion der Bibel nicht kennt, keine kenne, und daß, wer sie und ihre Geschichte kennt, alle kennen werde. Schon die alttestamentliche Religion habe selber alle Stufen von einem naiven barbarischen Volkscultus bis zur Religion der Psalmisten durchlaufen, und wer sie studire, habe hier einen Ersatz für das Studium allgemeiner

Religionsgeschichte. Nicht er bedürfe anderer Religionshistoriker, sondern umgekehrt, sie bedürfen ihn. Und in dem Christenthum sieht Harnack nicht eine Religion, sondern die Religion. Die thealogischen Facultäten aber haben auch den Beruf, „die sich dem Dienste der Kirche widmenden Jünglinge für diesen Dienst tüchtig zu machen". Giebt es in der Auffassung dieser Pflicht noch drückende Verschiedenheiten, und haben diese zu schweren Spannungen geführt, sa meint der Verfasser, es sei doch die Ueberzeugung zum Durchbruch gekommen, daß der evangelischen Theologie dieselbe Freiheit wie jeder anderen Wissenschaft zu gewähren ist, aber die Erfahrung lehre doch, daß die Vertreter der wissenschaftlichen Theologie Herz für ihre Kirche, für ihr Bekenntniß und Leben hätten und ihr lieber beistimmen, als sie corrigiren möchten; es entspreche aber den aberſten Grundsätzen dieser Kirche, ihre zukünftigen Diener durch eine Schule gehen zu lassen, die sie zur ernstesten Prüfung auffordert. Jedenfalls dieten die Ausführungen für Alle, welche sich mit diesen Fragen beschäftigen und beschäftigen müssen, mancherlei Material und Beabachtung. D. K.

— Aus dem Verlage von R. Zückler in Zwickau geht uns die 2. Auflage einer Textausgabe der Gewerbeordnuug für das Deutsche Reich von Landgerichtsdirector Dr. Tuchatsch zu. Mit Erläuterungen und Sachregister versehen giebt diese neue Auflage den Text der Gewerbeordnung in der Fassung der Bekanntmachung vom 26. Juli 1900 (RGBl. S. 871) wieder. Die auf sie bezüglichen reichs- und landesgesetzlichen Vorschriften — mit alleiniger Ausnahme der sofort beigegebenen Sächsischen Ausführungsverardnung -- falgen der bessern Handlichkeit wegen in besonderen Heften. Die Thätigkeit der Spruchbehörden hat erweiterte Berücksichtigung gefunden, das Sachregister ist zweckmäßig überarbeitet nnd ergänzt worden. In der neuen bedeutend vergrößerten Gestalt ist die Ausgabe auf einen weitern Interessentenkreis berechnet und für umfänglichen Gebrauch bestimmt, dem wir nicht anstehen sie gern zu empfehlen. — Im Anschlusse hieran bringen wir zur Kenntniß, daß das 2. Heft vom 1. Bande des Gewerdearchivs für das Deutsche Reich, herausgegeben vom Regierungrathe Kurt v. Rahrscheidt, Berlin, Verlag von Franz Vahlen, eben erschienen ist. Wir hatten Veranlassung genommen, das erste Heft eingehend zu besprechen, nnd befinden uns in der angenehmen Lage, feststellen zu können, daß unsere van dem Unternehmen ausgesprochenen Erwartungen durch den jetzt vorliegenden Theil Bestätigung finden. Das Heft enthält eine grohe Zahl neuester Verordnungen uud Entscheidnngen höchster Gerichts- und Verwaltungsstellen zu der Gewerbeordnung nnd deren Nebengesetzen, die nach den Paragraphen der Gesetze geordnet in übersichtlicher Weise zusammengestellt sind. Die Fortsetzung des Archivs ist wohl geeignet, diesem Sammelwerke neue Freunde zu gewinnen. — Endlich sei hier noch eine van Dr. jur. S. Hirsekorn in Berlin sorgfältig erläuterte Ausgabe des Gewerdegerichtsgesetzes vom 29. Juli 1890/30. Juni 1091 erwähnt, die uns von dem Verlage von C. L. Hirschfeld in Leipzig zugesandt worden ist. Preis 2,20 ℳ droschirt. Das handliche, mit einem umfänglichen Sachregister versehene Buch können wir zur Beachtung empfehlen. ∞

— Himmels- und Weltendild der Badylonier als Grundlage der Weltanschauung und Mythologie aller Völker. Von Dr. Huga Winckler, Privatdozent[en] an der Universität Berlin. Mit zwei Abbildnngen. (— Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben van der Vorderasiatischen Gesellschaft. 3. Jahrgaug, Heft 23. Preis des Jahrgangs [4 Hefte]: 2 ℳ; Einzelpreis jedes Heftes: 60 ₰.) 62 S., 8°. Preis: 1,20 ℳ Leipzig, J. C. Hinrichs, 1901. — Wie Alles, was aus der fleißigen Feder Hnga Winckler's fließt, der Niederschlag umfassenden Wissens und angestrengten Nachdenkens; es ist überaus lehrreich, zu sehen, wie er aus der Religion des alten Orients die Entwickelung der von Babylon beeinflußten Weltauffassnng späterer Jahrtausende gewinnt. Denuoch muß ich bekennen, daß ich nicht in der Lage bin, dem Verfasser überall hin zu folgen, wohin ihn die überaus schlüpferigen und subjectiven Entgleisungen besonders ausgesetzten Pfade der vergleichenden Religions-Forschung und -Speculation gelockt haden; ich kann das Gefühl nicht los werden, als ad Gunkel, Mücke (dessen Untersuchungen „Vom Euphrat zum Tider", Leipzig 1899, in der Literatur auf S. 62 wohl mit hätten genannt werden können) und Stucken doch zu unsichere Führer sind: Aus leisen Aehnlichkeiten sofort auf directe Entlehnung zu schließen, erscheint mir wenigstens zu gewagt. Wie dem aber auch sei: anregend wirkt diese werthvolle Ergänzung zu Troels-Lund's „Himmelsdild und Weltanschauung" (Leipzig, Teubner, 1899) auf alle Fälle. Ht.

— Die Unterhaltungsliteratur der alten Aegypter. Von Dr. Alfred Wiedemann, Professor an der Universität Bonn. (— Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. 3. Jahrgang. Heft 4. Einzelpreis: 60 ₰.) Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902. 8°. 32 Seiten. — Nach einer die nur das letzte halbe Jahrhundert umfassende Entwickelung unsrer jungen Kenntnisse über die altägyptische Unterhaltungsliteratur knapp, aber erschöpfend schildernden Einleitung nimmt Wiedemann in fließender Darstellung, die auf jeder Seite, in jeder Zeile den den Stoff vollständig beherrschenden Meister verräth, nacheinander die Volks- und die Liebeslieder, die in epikuräischem Sinn und andersgerichteten philosophischen Texte durch, um nach dem die Fabeln, Reiseabenteuer, Geister- und Zaubergeschichten, Sagen und Märchen dehandelnden Mittelstücke mit der „Rhetorik" der alten Aegypter wirksam zu schließen. Eine dei aller Belehrung sehr vergnüglich zu lesende, thatsächlich unterhaltende, Adhandlung. Ht.

— Der Spielmann. Monatsblätter für deutsche Dichtung, herausgegeben von Dr. Ernst Wachler. Jahrgang 1902. Erstes Heft. Verlag von Fischer & Franke, Berlin W. Bezugspreis vierteljährlich 2 ℳ, die Einzelnummer 80 ₰. — „Od auch ein überkluges Geschlecht Dich belächelt als Unverstand; Od der banausische Schwarm, der in den Tempel der Kunst sich drängt, Um bei des Altars heiliger Flamme Mahlzeit zu halten, Dir, weil du den Mann nicht nährst, Hochmüthig den Rücken kehrt, Indeß ein Heer frecher Stümper Dich entweiht zu nichtigem Spiel: Immer und ewig bleibst du, hochaufstrebende Lyrik, Blüthe und Krone der Dichtkunst." Mit dieser Verherrlichung der Lyrik wird der greise Sänger Ferdinand v. Saar Recht behalten. Und die Monatsschrift „Der Spielmann" thut redlich das Ihre, um den fast erstorbenen Sinn für die Lyrik wieder zu beleben, indem sie Monat für Monat einen Strauß sorglich gewählter lyrischer Blumen darbietet. Niemand wird dem Herausgeder das Zeugniß versagen, daß er mit scharfem Blicke den Weizen van der Spreu zu sondern weiß und es verstanden hat, sein Blatt zwischen all den bedenklichen Irrwegen, auf denen die Lyrik der Gegenwart wandelt, dem rohen Realismus, dem verschwommenen Symbolismus, dem anrüchigen Genre des Ueberdrettls, glücklich hindurch zu steuern und auf gesunden Bahnen zu erhalten. Sein bewährter Geschmack hat ihn auch bei der Auswahl dieses Heftes nicht verlassen. Nicht weniger als 21 Dichternamen sind darin mit Beiträgen vertreten, das reife Alter ebensa wie die brausende Jugend kommt zu Warte, und man wird nicht ein Gedicht finden, das nicht durch den Reiz schöner Form oder durch das Schwergewicht tiefen Sinnes fesselte. Man hat den wohlthuenden Eindruck: Es kann um die deutsche Dichtung doch so übel nicht stehen, wenn sa viel Sänger ihre Stimme erheben zu frohgemuthem Wettgesange. Der „Spielmann" will ein Förderer aller edlen Sangeskunst und damit eine Quelle vornehmen Genusses sein. Wir meinen, er sei auf dem rechten Wege. Möge der Kreis seiner Freunde immer größer werden! R. B.

— K. H. L. Magnus, Merkduch für Wetterdeobachter. Hannover und Leipzig. 1902. Carl Meyer. 0,80 ℳ — Seit Jahresfrist finden in Deutschland der Landwirthschaft zu Liebe Wetterkarten und Prognosen von gewissen Centren aus eine raschere und weitere Verbreitung als früher. Die Maßregel kann aber nur dann von Nutzen sein, wenn weitere Kreise eine Prognose und Wetterkarte zu lesen und zu deuten verstehen. Hierzu sollen Schule, Lehrerschaft und alle Gebildeten ihr Scherflein beitragen. Deshalb hat der preußische Minister der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten im Octaber vorigen Jahres eine Generalverordnung erlassen, in welcher den Physiklehrern an höheren Lehranstalten angerathen wird, auf diese Materie im Physikunterricht thunlichst einzugehen. Der beste Weg, Leute zum Verständniß dieser Sachen zu bringen, ist aber die eigene Mitardeit. Jeder mag selbst beadachten, seine Daten notiren und graphisch darstellen. Dann wird er auch einer Wetterkarte Interesse und valles Verständniß entgegenbringen. Die Unterlagen und Anleitung hierzu soll das vorliegende Merkbuch mit seinen Tabellen und linirten Flächen, seinen Regeln und Musterbeispielen bieten. Die Anschaffung dieses dequem und praktisch eingerichteten, gut ausgestatteten, billigen Führers ist Jedermann zu empfehlen. J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 31. Donnerstag, den 13. März, Abends. 1902.

Canrobert über den Krimkrieg.

Von Gebhard Zernin.

Ein bedeutendes Memoirenwerk ist soeben vollständig geworden: Wir meinen das mit dem zweiten Bande beendigte Buch des „Maréchal Canrobert: Souvenirs d'un Siècle par Germain Bapst. 2 vols. Avec un portrait en héliogravure. Paris 1898/1902. E. Plon, Nourrit et Cie, Imprimeurs-Editeurs.“ — Wir haben das Buch mit stets wachsendem Interesse gelesen. Es enthält wirklich Erinnerungen eines Jahrhunderts, da es mit der Geburt Canroberts — 27. Juni 1809 — beginnt und bis zum Tode — 28. Januar 1895 — reicht. Und wie reich sind die Erinnerungen dieser Zeit! Während der erste Band bis zum Staatsstreich die bemerkenswerthen Ereignisse aufzählt, behandelt der zweite Band die weitere Folge derselben; es sind die Verhältnisse des Krimkrieges von 1853 bis 1856, bis zum Tode des Helden, so daß beinahe ein Jahrhundert vor unsern Augen vorüberzieht. Wir gedenken uns hier fast ausschließlich mit dem zweiten Bande zu beschäftigen, indem wir nur noch bemerken, daß der Verfasser in der Einleitung des ersten Bandes in aller Kürze sagt: „Ich hatte die Ehre, mit dem Marschall Canrobert in den letzten Jahren seines Lebens täglich in persönlichen Beziehungen zu stehen, und konnte so aus seinem Munde einen großen Theil von seinen Lebenserinnerungen erfahren und sammeln.“ Indem er damit beginnt, die Ereignisse des Jahres 1809 mit der Kindheit und Jugend zu St. Cyr zu schildern, geht er zu den Erlebnissen des Leutnants Canrobert in Lyon, Thionville und Montpellier über; er versteht es, indem er den Marschall heute selbst sprechen läßt und ins volle Menschenleben hineingreift, höchst packend zu schildern.

Der zweite Band ist Napoleon III. und seinem Hofe und vor Allem dem Krimkriege gewidmet, er ist voll von interessanten Erinnerungen von großem Werth und von spannenden Anekdoten. Bapst hat oft unter dem Dictat des Marschalls geschrieben, dadurch wird sein Werk lebendig und wahr. Er hat sorgfältig den Charakter von Napoleon III. 1852 und 1870 studirt, und der Eindruck, den man aus dem Buch gewinnt, läßt nur bestätigen, was man schon von dem Herrscher wußte. Es gab in ihm zwei sehr verschiedene Menschen: den von 1852 und den von 1870. Unsere Aufgabe soll es nicht sein, vom Staatsstreich zu erzählen und uns mit seiner Politik zu beschäftigen. Allein wir werden sehr wohl mit Bapst erkennen, daß im Jahr 1852 die Fähigkeiten Napoleons III. noch ungeschwächt waren, während im Jahr 1870 Krankheit und Sorge und Anderes diese Fähigkeiten so herabgedrückt hatten, daß sie fast versagten. Er hatte nicht mehr die Kraft, den Wogen Widerstand zu leisten, welche ihn fortschwemmten, und in diesem Schiffbruch wurde er hinweggerissen.

Schon in den ersten Capiteln seines Werks studirt Bapst die Vorgänge, die den Krimkrieg herbeiführten. Es ist seltsam, hier einmal wieder festzustellen, wie die kleinsten Ursachen große Wirkungen haben können. Diese Gerechtigkeit muß man Napoleon III. widerfahren lassen, daß er anfänglich diesen Krieg nicht wollte. Schon 1852 schwebte weit eher eine Verbindung mit Rußland seinen Gedanken vor; allein die Wiederaufrichtung des Kaiserreichs hatte in Europa nur mittelmäßig befriedigt, nur England war zufrieden. Die Erinnerung an Napoleon I. beherrschte noch die Geister und Czar Nikolaus I. zeigte sich besonders feindlich, indem er auf die verbindlichen Eröffnungen, welche ihm der Kaiser machen ließ, in sehr harter Form erwiderte. Dieser Umstand, sowie auch Englands Anstrengungen trieben zum Conflict. Frankreich zog wieder einmal den Degen, weit weniger für die eigene Rechnung, als um seinen augenblicklichen Freunden treu zu sein.

Es ist nach fast einem halben Jahrhundert recht erheiternd, aus dem Buche Bapsts die Ursachen zu finden, welche die Abberufung des französischen Gesandten zu Constantinopel, Generals Baraguay d'Hilliers, herbeiführten. Lord Strafford, der ein großer, magerer, trockener Mann mit der Härte eines eingebildeten Engländers war und bisweilen beleidigende Unfeinheit an den Tag legte, sagte der Marschall Canrobert eine gewisse Ungenirtheit und schlechten Geschmack nach, sowie die Angewohnheit, eine oder zwei Stunden zu spät zu kommen, wenn er zum Essen gebeten war. Der General Baraguay d'Hilliers kannte diese Gewohnheit und lud ihn ein, fragte ihn aber vorher, um welche Stunde es ihm recht sei. „Um ½8,“ sagte Strafford; „Militärisch pünktlich, abgemacht,“ erwiderte der General. Am bestimmten Tage um ½8 sind die Gesandten, Minister, große Damen da, aber Lord Strafford fehlt. Als die Glocke schlägt, läßt der General die Eingeladenen in den Eßsaal treten. Um 9 Uhr wird Lord Strafford gemeldet. Der General erhebt sich und geht mit seinen Adjutanten in seinen großen Empfangssaal, um seinen Gast zu empfangen. Dieser ergeht sich in Entschuldigungen, doch der General unterbricht ihn: „Es ist unnöthig, wir haben das Diner beendet. Treten Sie ein, um mit uns den Kaffee zu trinken.“ Als Schüler von Talleyrand verbarg Lord Strafford seine Gedanken, aber er behielt die Sache im Gedächtniß. Er machte es so gut, daß Baraguay d'Hilliers sofort ersetzt wurde.

Aus der Erzählung des Kriegs selbst könnte man Vieles anführen. Auf die Frage, mit welchen Feinden man es zu thun hätte, antwortete Marschall Canrobert mit folgenden Worten: „Um zu verstehen, wer unsere Feinde waren, erinnern wir uns der 16000 Mann Marinesoldaten, welche weinend ihre Schiffe zerstörten, um die Sperre passiren zu können, und die sich sodann in die Casematten der Bastionen mit ihren Kanonen unter dem Befehle ihrer Admirale Korniloff, Nakimoff, Istomin einschließen ließen. Gegen Ende der Belagerung blieben 800 von ihnen übrig. Die Uebrigen waren mit den drei Admiralen zu Grunde gegangen.“ Ueber den russischen Soldaten fällt Canrobert folgendes Urtheil: „Den Soldaten, namentlich den Infanteristen, fanden wir so wieder, wie wir ihn bei Eylau oder Moskwa kennen gelernt hatten, so wie Jomini noch vor meiner Abreise nach der Krim mir ihn geschildert hatte: Begeistert, fanatisirt, wenn man will, durch Vorhersagungen, aber unveränderlich auf seinem Posten. Als Veteran der Kriege im Kaukasus oder als Milizmann, der vom Pfluge geholt war, that er seine Schuldigkeit und ließ sich auf dem Platz tödten; er marschirte zum Sturm unserer Stellungen bei Inkerman und Traktir ohne Wanken und widerstand in seinen Stellungen oder Befestigungen, so lange, bis er todt hinfiel.“ Zwischen beiden Heeren, welche mit großer Erbitterung kämpften, sagt Bapst, bestand keine Animosität, allein es herrschte bei ihnen der gleiche Grad von Ausdauer, der Lebensverachtung, Gefühl für Aufopferung, Cultus der Treue und Liebe zum Vaterlande.

General Canrobert vervielfältigte sich, um die Unglücklichen zu trösten, die er vor Augen hatte. Mit allen Mitteln suchte er diese Soldaten zu ermuthigen und ihnen möglichstes Wohlbefinden zu bereiten. Bapst belehrt uns, daß der General während der ganzen Zeit, wo er das Obercommando hatte, für sich nicht einen einzigen Centime seines Gehalts behielt. Das Ganze wurde für die allgemeinen Heeresbedürfnisse ausgegeben, besonders aber für diejenigen, welche die Verwundeten und Kranken hatten. Eine Anekdote wird den Mann schildern. General Canrobert befand sich einst im Wallgraben; ein Officier stellt ihm einen ganz

jungen Saldaten vor, der am Tage vorher am Abend verwundet worden war. Der General heftete ihm das Militärdenkzeichen auf die Brust und sagte zu ihm, indem er auf das seinige zeigte: „Nun, da sind wir ja Collegen!“ „O, nicht doch, Herr General,“ erwiderte der Saldat, „Sie sind Oberbefehlshaber, während ich nur ein Steinklopfer (pousse-caillou) des Centrums bin.“ Im selben Augenblick schlug auf der Höhe der Brüstung eine jener großen Marinekugeln ein, welche gefährlich werden konnten. Der General, der Soldat und die Personen, welche sie umgaben, stürzten zu Boden, mehr oder weniger verletzt durch die Steine und die Trümmer der zerschossenen Schanzkörbe. Man steht auf, man betastet sich und der General findet zuerst das Wort wieder und sagt zu dem Soldaten: „Und deshalb glaubst Du, daß wir keine Collegen sind? Wenn die Kugel uns alle Beide getroffen hätte, hätte sie den General von dem Soldaten unterschieden? Nein! Siehst Du wohl, wir sind vor der Kugel alle Beide gleich.“

Später wurde bekanntlich Canrobert im Oberbefehl durch Pelissier ersetzt. Er schreibt darüber: „Ich habe Pelissier als meinen Nachfolger vorgeschlagen, weil er unter den bewandten Umständen nichts Besseres thun konnte. Durch seine Fehler war er vielleicht noch besser als durch seine guten Eigenschaften der nothwendige Mann. Die Ereignisse haben bewiesen, daß ich recht gesehen habe!“ Pelissier nahm den Plan wieder auf, welchen Canrobert vergeblich verfochten hatte, es war der, die Expedition nach Kertsch wieder zu beginnen und sich an die Belagerung von Sebastopol zu halten, ohne sich mit anderen Expeditionen oder Einschließungsmaßregeln zu beschäftigen. Anstatt mit einigen französischen Generälen Berathungen zu führen, wie es der General Canrobert gethan hatte, schloß er seinen ersten Brief an General Bosquet in Bezug auf den Angriff auf den Mamelon-Vert und die weißen Werke mit den bezeichnenden Worten: „Das ist mein unumstößlicher Wille!“ Man hat oft den General Pelissier angeschuldigt, daß er den Telegraphen abschneiden ließ, um sich Nachrichten vom Kaiser oder seiner Umgebung vom Halse zu halten. Canrobert glaubt nicht, daß dies wahr sei; aber das was positiv ist, ist, daß er oft Depeschen bekam, die er nicht öffnete oder nicht befolgte. Wenn das, was sie nicht haben wollten, eine vollzogene Thatsache geworden war, so antwortete er: Ein unbegreiflicher Zufall habe sich eingemischt. Am Morgen des 7. Juni erhielt Pelissier folgende Depesche von Marschall Vaillant: „Ich befehle Ihnen, nicht zur Belagerung zu schreiten.“ Er nahm davon Kenntniß, faltete das Blatt sorgfältig zusammen und steckte es in seine Tasche. Als am Abend um 9 Uhr seine Truppen siegreich waren, zog der General aus dem Rock das Telegramm, welches er hineingesteckt hatte, und zeigte es den Officieren seines Stabes, indem er mit der Hand auf die Tricolore hinwies, welche vom Mamelon-Vert wehte: „Da ist meine Antwort.“

Bapst beschreibt in folgender Art den Sturm auf den Malakoff, welchen die Division des Generals Mac Mahon am 8. September ausführte: „Endlich war die erwartete Minute gekommen, die Kanonen schwiegen. Da erhebt General Mac Mahon seinen Säbel und ruft: »Vorwärts, Signalisten, Trommler blast und trommelt zum Sturm!« General Motterouge und General Dulac rufen dasselbe Commando und van der Redoute Brancion des Mamelon-Vert sieht man etwas mitten durch Staubwolken wie einen Bienenschwarm gegen die Karabelnaia fliegen. Zuaven und das 7. Linien-Regiment sind im Augenblick am Festungsgraben. Das Ingenieurcorps hat melden lassen, daß dieser mit Erde gefüllt sei. Doch dem war nicht so, denn die Russen hatten mit bewundernswerther Ausdauer die ganze Nacht zugebracht, die Schäden zu verbessern, welche das Geschütz an ihren Werken verursacht hatte. Ohne die Gefahr zu achten, stürzten sich Officiere und Soldaten in den leeren Raum. Viele lagen mit zerbrochenen Gliedmaßen da, aber Andere blieben heil, benutzen die Felshacken und setzen sie auf die Brüstung, um sie zu übersteigen. Einen Augenblick wird General Mac Mahon, der seine Bataillone in dem Graben verschwinden sah und nicht bemerkte, daß Jemand aufstieg, unruhig, aber glücklicher Weise sieht er eine Secunde später die Zuaven die Spitze gewinnen. Im Thurme von Malakoff befanden sich 40000 kg Pulver, die durch drei elektrische Drähte mit den Bureaus der Festung verbunden waren. Den Sappeurs des Ingenieurcorps glückt es durch einen seltenen Zufall, die Drähte zu entdecken und abzuschneiden. Sobald die Russen, welche den Thurm vertheidigten, sich ergeben hatten, da ihre Patronen verschossen waren, stellt sich General Mac Mahon ein und stellt sich auf einer Wallbank auf; zu seinen Füßen lag der sterbende Thurmcommandeur und der todte General Adam. Der englische Major Biddulph, welcher hinzukommt, fragt ihn, ob er sich in dem Werke halten zu können hofft, er würde glücklich sein, setzt er hinzu, hierüber dem General Simpson die Versicherung geben zu können. Da wandte sich der General Mac Mahon gegen den englischen Officier, erwiderte seinen Gruß und sprach: »Alles geht gut, Sie können dem General Simpson sagen, daß ich hier bin und hier bleibe« (que j'y suis et que j'y reste).“ Diese historischen Worte meint Bapst, sind manchmal bezweifelt worden, sie sind aber doch geschichtlich. „Wir haben die Authenticität selbst aus dem Munde desjenigen, der sie gesagt hat.“ Fünf Mal stürzten sich die Russen auf den Malakoff, um ihn wiederzunehmen, und jedesmal zerschellte ihre Anstrengung am Feuer und den Säbelbajonetten des 50. Linienregiments, der Garde-Zuaven, der Trümmer der beiden Regimenter, welche den Sturm begonnen hatten, ferner des 1. Zuaven- und des 7. Linienregiments. Das Uebrige ist bekannt. General Pelissier hatte die Genugthuung, seine Depesche nach Paris schicken zu können, die lautet: „Karabelnaia existirt nicht mehr. Der Feind hat sich entschlossen, den Platz zu räumen, nachdem er alle Vertheidigungswerke gesprengt hatte.“ Aber die Einnahme von Sebastopol kostete ein Viertel der zum Sturm bestimmten Truppenzahl, die Hälfte mehr, als die Schlacht von Austerlitz und Eylau gefordert hatten. Wir haben Unrecht gehabt, sagte später der Czar Alexander II. zum Marschall Canrobert, darin, daß wir uns versteiften, Sebastopol zu vertheidigen. Indem wir dort alle unsere Kräfte ansammelten, haben wir daraus einen Wall des Reichs gemacht, und da dieser Platz am äußersten Ende Rußlands liegt, fanden wir uns in die Stellung von 1812 zurückversetzt. Wenn wir weniger energisch gewesen wären, so wäre der Sieg uns zugefallen.

Bücherbesprechungen.

— Einzelne Predigten. Zwei solche liegen uns vor, für je 20 ₰ käuflich. Die erste, von Pfarrer Erhard Segnitz in Dresden zur Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Döbeln gehalten (Leipzig, Karl Braun), mahnt auf Grund von 2. Chron. 15, 7, das evangelische Volk, Hand anzulegen an das gute Werk des Evangelischen Bundes im Vertrauen auf Gottes Hilfe, in rechter Einigkeit und in treuem Erwarten des köstlichen Lohnes, und das geschieht mit schönen Mitteln geistlicher Redekunst eindringlich und packend. Die zweite Predigt, von Pfarrer Dr. Paul Kaiser in Leipzig im Jugendgottesdienst des Gustav Adolf-Festes in Plauen gehalten (Halle a. S., Richard Mühlmann), legt der versammelten Kinderschaar der Reihe nach die Sprüche aus, die an dem Gustav Adolf-Denkmal in Lützen stehen, und handelt also von dem Helden, der des Herrn Kriege geführt hat im Geiste der Kraft, der Liebe und der Zucht um des Glaubens willen, der die Welt überwunden hat. Die Predigt ist bis auf die Stellen, wo statt der festlichen Fröhlichkeit die Lachlust der Kinder rege gemacht wird, ein Meisterstück anschaulicher, echt kindlicher und doch weihevoller Rede. B. K.

— Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon, zusammengestellt von C. Schaible, Oberst a. D. 632 S. Freiburg i. B. und Leipzig, Verlag von Paul Waetzel. Geb. 7,50 ℳ. — Der Herausgeber bringt uns aus dem Schatze einer reichen Belesenheit Altes und Neues, Bekanntes und Unbekanntes, Aussprüche berühmter Männer und Frauen, als Dichter und Philosophen, Fürsten und Staatsmänner, Geschichtsschreiber und Geographen, Kunsthistoriker und Nationalökonomen, Componisten und Literarhistoriker, Theologen und Religionsstifter. Seine Absicht ist nicht, die bereits in Umlauf und in Aller oder doch Vieler Munde befindlichen geflügelten Worte zusammenzustellen, sondern Worte, welche noch nicht zu diesem Allgemeingut geworden sind, in Umlauf zu setzen. Nur hier und da stoßen wir auf Citate der ersten Art. Wie bei ähnlichen Arbeiten ist die Form des Lexikons gewählt, indem der Hauptbegriff des Satzes dabei zu Grunde gelegt wird. Vielleicht könnte nach dem bekannten Hexameter: Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando außer dem quis und quid, was sorgsam gebucht ist, noch wenigstens das ubi, die betreffende Stelle (ähnlich wie in Sanders' Citatenlexikon) in einer weiteren Auflage, die wir dem Buche zutrauen, hinzugefügt werden.

Dann würde die Absicht des fleißigen Sammlers, nicht nur den Zwecken der Belehrung und der Bildung, sondern auch wissenschaftlichem Gebrauche und jeder geistigen Arbeit dienen zu wollen, noch mehr erreicht werden. Jedenfalls freuen wir uns des Besitzes dieses auch von der Verlagsanstalt sehr würdig und ansprechend ausgestatteten Werkes. Natürlich kann bei einer solchen Sammlung von Aphorismen nicht an eine erschöpfende Arbeit gedacht werden; dazu ist hier das Gebiet der Beobachtung ein viel zu großes und unerschöpfliches, jedoch würden von Religionsstiftern und Theologen doch wohl eine etwas größere Zahl kernfester, sententiöser Aussprüche zu berücksichtigen sein; so finden wir von Luther nur zehn Worte, während z. B. Schopenhauer mit über fünfzig, Börne mit vierunddreißig und auch Pobedonozew mit zwanzig Aeußerungen vertreten ist. Wir haben aber ein verdienstvolles und sehr brauchbares Sammelwerk vor uns, das wohl geeignet ist, dem Leser zu übermitteln, was der Titel sagt: „Geistige Waffen". D. K.

— Evangelische Lebensbilder aus dem Elsaß. Verlag der Evang. Gesellschaft in Straßburg. Geb. 2 ℳ. Jedes Lebensbild einzeln à 30 ₰. 50 Hefte 12 ℳ. — In volksthümlicher Darstellung werden uns hier sechs Biographien, zu stattlichem Bande vereinigt und mit Illustrationen (meist Porträts) und künstlerisch ausgestattetem Umschlage versehen dargeboten. Haben sie auch in erster Linie im evangelischen Volke des Elsaß selber auf Beachtung und Interesse zu rechnen, so werden sie auch in weiteren Kreisen willkommen sein, um so mehr als mehrere der hier gezeichneten Lebensbilder der Kirchengeschichte angehören, so besonders das des geistesgewaltigen Straßburger Predigers Geiler von Kaysersberg auf der „Doctorkanzel" des Münsters, des Vorläufers der reformatorischen Bewegung mit seinem Wort „Die Kirche ist die Quelle alles Guten, aber wo sie im Argen liegt, die Quelle alles Uebel" und des Steinthaler Pfarrers Fr. Oberlin, des bekannten Anfängers und Vorläufers innerer Missionsarbeit; das erste ist von Pfarrer Freund gezeichnet, das andere aus Pfarrer D. Hackenschmidts gewandter Feder. In die Reformationsgeschichte Straßburgs versetzt uns das edle kraft- und thatenvolle Frauenbild Katharina Zells von Pfarrer Schweitzer entworfen, während uns die von Pfarrer Matthis geschriebene Lebensbeschreibung des Bockenheimer Pfarrers Josthaller in die Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges führt. In Dr. Heinrich Roens Schrift über den Ammeister Dominik Dietrich ist der alten Reichsstadt Straßburg Ringen gegen Ludwigs XIV. räuberisches Vorgehen der Hintergrund, auf welchem das interessante Charakter- und Lebensbild des verdienstvollen Dietrich erscheint, und in Pfarrer Herzogs Arbeit über den Professor, Prediger und Schriftsteller Johann Blessig wird einem für seine Heimathkirche hochverdienten treuen Arbeiter ein Denkmal gesetzt. Wir wollen besonders Gemeinde- und Volksbibliotheken auf diese Musterbilder evangelischen Lebens und Wirkens aufmerksam machen. D. K.

— Leo N. Tolstoj, Meine Beichte. 140 S. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig. Brosch. 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ. — In der von dem Verfasser genehmigten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke von Raphael Löwenfeld erscheint unter den socialethischen Schriften Tolstojs zuerst die „Beichte" des vielgenannten Schriftstellers. Sie ist von ihm bereits im Jahre 1879 verfaßt und drei Jahre später in einer russischen Zeitschrift erschienen, aber sofort nach ihrem Erscheinen in Rußland selber verboten worden, bekämpfte sie doch die orthodoxe russische Kirche auf das Heftigste. In Deutschland dagegen ist sie in Uebersetzung seit 1886 bekannt, zuerst unter dem Titel: „Bekenntnisse". Tolstoj's socialethischer wie religiöser Standpunkt ist bekannt genug, und gelegentlich des Erscheinens seines „Aufrufs an die Menschheit" und „Sinns des Lebens" auch an dieser Stelle eingehender besprochen worden. Wer dagegen seinen inneren Werdegang kennen lernen will, dem wird diese aufs neue herausgegebene Schrift wichtigen Aufschluß geben. Man kann ihn kurz dahin zusammenfassen: erst sittliche Verirrungen und eudämonistische Weltanschauung inmitten einer verkehrten und versumpften Gesellschaft, Zweifel an Allem und mitten im Besitz aller Güter Verzweiflung am eigenen Leben, häufiger Vorsatz, das Leben durch Selbstmord zu beenden, endlich ein Suchen Gottes in einem pantheistischen Gottesbegriff und asketischen Vollkommenheitstrachten. Daß Leo Tolstoj mit der starren russischen Staatskirche bricht, können wir wohl verstehen, aber auch von dem Christenthum in evangelischer Fassung hat er eine sehr absprechende Meinung, wenn er (S. 91) schreibt: Ich wandte mich an orthodoxe Theologen u. s. w. „ja sogar an die sogenannten Neuchristen, welche die Seligkeit durch den Glauben an die Erlösung predigen" u. s. w. Mit dem Glauben hat diese Beichte wenig oder nichts zu schaffen. D. K.

— Sören Kierkegaard. Zwei ethisch-religiöse Abhandlungen: 1) Darf ein Mensch sich für die Wahrheit tödten lassen? 2) Ueber den Unterschied zwischen einem Genie und einem Apostel. Zum ersten Male übersetzt aus dem Dänischen von Julia v. Reincke. 72 S. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann) 1902. 1,60 ℳ. — Die Freunde des tiefsinnigen christlichen Denkers werden auch diese beiden Abhandlungen, welche dem deutschen Publicum durch gute Uebersetzung zugänglich gemacht sind, gerne studiren und die Gedankengänge des seltenen Mannes mitgehen. Dabei wird er selber Recht behalten, wenn er in der Behandlung der ersten hier vorliegenden Fragen bemerkt: „Für die Meisten wird freilich das, was ich hier schreibe, selbst wenn ich es ihnen persönlich vorlegte, wie ungeschrieben sein, nicht existiren. Ihr Denken endigt, wie gezeigt wurde, gerade da, wo meines anfängt." Kierkegaard macht in dieser Frage einen Unterschied zwischen Christus, der die Wahrheit selber war, und jedem anderen Menschen. Auch Sokrates wurde nicht im strengsten Sinne für die Wahrheit getödtet. Nur im Verhältnisse zwischen Christenthum und Nichtchristenthum ist das Letztere zuzugeben. In der zweiten Abhandlung findet unser Philosoph die Antwort auf den hier aufgestellten Fragepunkt darin, daß ein Genie keinen Zweck hat außerhalb seiner selbst, auch bei großer Arbeit nicht, kein „auf daß" der Apostel aber stets als ein mit göttlicher Autorität umkleideter Sendling arbeitet und ein absolutes „damit" vor sich sieht. D. K.

— Karl König, Im Kampf um Gott und um das eigene Ich. Ernsthafte Plaudereien. Zweite Auflage. 133 S. 1,50 ℳ. Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Waetzels Verlagsbuchhandlung. — Der Verfasser, der uns hier geistvolle Ausführungen über die wichtigsten Dinge, Gott und Welt, Mensch und Sünde, Schuld und Erlösung bietet, präcisirt seinen Standpunkt in seinem ersten Aufsatz „Gemaltes und wirkliches Leben", wenn er nach einem Gespräche mit seinem Jenenser Studiengenossen, der das Leben in einer Retorte bald glaubt fabriciren zu können, sich von seinem „umgekehrten Thomas" verabschiedet mit dem Wort: „Und wenn Du den Homunkulus fertig hast, dann debattiren wir weiter! Einstweilen lebe jeder seines Glaubens" und dann sein menschliches Wesen nicht blos im Intellect, sondern auch in Phantasie und Gemüth, im Willen und besonders auch im Glauben sieht. Was er uns in seinen „ernsthaften Plaudereien" bietet, legt beredtes Zeugniß ab von diesem seinem geistigen und seelischen Vermögen und man folgt ihm gerne selbst zu manchem gewagten Spruch und phantasievollkühnen Philosophem mit Interesse und Genuß; reflectirenden Intellect finden wir hier und auch dichterischen Schwung. Ob man Alles annehmen kann und wird, ist freilich eine andere Frage. Mit Freuden liest man, was über Nietzsche-Zarathustra bemerkt ist (S. 48), über das „Jenseits von Gut und Böse", aber die folgende Betrachtung über das Wesen der Engel vermögen wir uns weniger anzueignen, ebenso nicht, was über Erlösung (Selbsterlösung) gesagt ist. Daneben aber bietet die Schrift viel Anregendes, so daß wir sie gerne zur Anzeige bringen. D. K.

— Adolf Harnack, Sokrates und die alte Kirche. 24 S. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. 50 ₰. — Eine Rectoratsrede, gehalten zur Eröffnung des Studienjahres. In ihr zeigt sich Harnack wieder als der historisch-theologische belesene Forscher, der uns die verschiedenartige Beurtheilung des Sokrates, seiner Philosophie und Lebensführung in der morgenländischen und abendländischen alten Kirche vorführt, um dann zwischen Sokrates und Christus zu scheiden und diesen nicht wie oft für die Philosophie, jenen nicht für das Christenthum in Anspruch zu nehmen. Dabei wird anerkannt, daß an die Höhe des Evangeliums nichts heranreicht, aber doch mit Justin bezeugt, daß auch in Sokrates der Logos gewohnt hat. Wir haben das Schriftchen mit großem Interesse gelesen. D. K.

— Aus dem Verlage von Koder, Spittler's Nachfolger in Basel: E. Schmidt, Lichtbilder. Erzählungen. 176 S. geh. 1,20 ℳ, Lwd. 2 ℳ. Gern hätten wir diese zehn Erzählungen, die zum großen Theil Weihnachtsgeschichten sind, noch vor dem Feste zur Anzeige gebracht, wenn sie uns früher zugegangen wären. Sie sind allerdings Lichtbilder, meist, wie das Vorwort sagt, „nach Aufnahmen aus dem Leben", gearbeitet an dem himmlischen Licht, das die Verfasserin über sich hat und

dessen Wirkungen sie gewandt und liebevoll schildert. Die erste Erzählung „Nichts und doch Alles“ wäre wohl geeignet, in der Judenmission Verwendung zu finden. — A. Schuckall, Jakob und Jakobus. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. 224 S. geh. 1 ℳ 20 ₰, Lwd. 2 ℳ. Schon manche Kindergeschichte und Jugenderzählung A. Schuckall's haben wir anzeigen dürfen. In der vorliegenden erzählt die Verfasserin nicht blos ihren jungen Freunden, auch Erwachsene werden an den hier uns in der Form der Erzählung geschilderten Sitten und Gewohnheiten, Freuden und Mühen der Livländer Interesse und Freude haben. Wir dürfen empfehlend darauf hinweisen. — M. Dahnow, Sein Eigenthum. Eine Erzählung. 64 S. 30 ₰. Eine liebliche Geschichte, ganz besonders zum Vorlesen vor Kindern oder in Jugendvereinen geeignet. — W. Houghton, Das Geheimniß der Kraft im täglichen Leben. 88 S. geh. 80 ₰. Aus dem Englischen. Wenn man auch gegenwärtig nicht sehr geneigt sein dürfte, aus englischen Quellen praktisches Christenthum zu lernen, so dürfen wir doch bezeugen, daß in diesen an die heilige Schrift angeschlossenen Gedanken uns eine hohe ideale Auffassung christlichen Glaubens und ethischen Verhaltens entgegentritt. D. K.

— Kinder der Sonne. Italienische Novellen von A. Andrea. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Fünf oder sechs nette Geschichten, die sammt und sonders in Italien spielen, flott vorgetragen sind und sich recht hübsch unterm Strich einer besseren Tageszeitung ausnehmen würden; für die Verewigung in Buchform erscheinen sie nicht bedeutend genug, da sie vor Allem jene persönliche Note des Talentes vermissen lassen, die Sujets von älterer Observanz, wie der alten Geschichte von dem Gobbo, allein eine interessante Seite abgewinnen könnte. Der Stil ist glatt und verräth sichere Routine. In der Darstellung stört bisweilen ein etwas süßlicher Ton, der auch von gezierter Sentimentalität nicht immer frei ist, so namentlich an den Schlüssen der tragisch ausgehenden Novellen, denen hier und da eine prägnantere Fassung nichts schaden könnte. Der Charakteristik der einzelnen Figuren fehlt es an Tiefe, sie ist im Ganzen zu äußerlich und verräth nicht allzu großen psychologischen Feinsinn. Aber die Erzählungen lesen sich hübsch und werden auch ohne sonderliche künstlerische Qualitäten Freunde genug finden. A.

— Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung herausgegeben von Dr. Armin Tille. II. Band. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1901. 312 SS. 8°. Preis des Jahrgangs 6 ℳ. — Der zweite Jahrgang der jungen Zeitschrift, über deren Zwecke und Ziele wir bereits früher an dieser Stelle handelten, entspricht durchaus den Hoffnungen, zu denen der erste berechtigte. Sie bildet ein sehr brauchbares Mittelglied zwischen der localen und der allgemeinen Geschichtsforschung und ist sowohl den historischen Fachkreisen als namentlich den Geschichtsvereinen, die allerdings im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine ein ähnliches Organ schon besitzen, aufs Wärmste zu empfehlen, zumal ihr Preis außerordentlich niedrig ist. Die Redaction verdient uneingeschränkte Anerkennung; sie strebt vor Allem danach, durch orientirende Uebersichten den gegenwärtigen Stand einzelner, namentlich für die specialgeschichtliche Forschung wichtiger Fragen klarzulegen und die Punkte herauszuheben, auf die das Augenmerk besonders zu richten ist. Ein vortrefflicher Aufsatz dieser Art ist die eingehende Arbeit von G. Sello „Zur Literatur der Rolandssäulen“, die einen klaren Ueberblick über die zahllosen Notizen und Schriften über diese interessante Frage giebt und unter scharfer kritischer Würdigung der bisherigen vielfach verfehlten Erklärungsversuche (insbesondere auch der mythologischen Deutung, die Platen neuerdings wieder aufgenommen hat) zu dem Ergebniß kommt, daß vor Allem eine ausreichende archäologische Grundlage zu schaffen, d. h. Alles zu ermitteln sei, was von den bisher bekannten, erhaltenen wie untergegangenen Bildwerken dieser Art festgestellt werden kann. Der kürzlich verstorbene A. Köberlin weist auf die großen Lücken hin, die auf dem Gebiete der Geld- und Münzgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit noch zu lösen sind. Sehr willkommen ist die Uebersicht von O. Clemen über „Partial-Kirchengeschichte“, die insbesondere auf die neueren periodischen Veröffentlichungen zur sächsischen, bayerischen, niedersächsischen, schleswig-holsteinischen, württembergischen Kirchengeschichte hinweisen; schätzungswerthe Ergänzungen für die katholischen Gebiete Deutschlands hat Peter P. Albert hinzugefügt. Ueber die Theatergeschichte orientirt Chr. Gaehde; es mag besonders auf das reichhaltige, wenn auch nicht Vollständigkeit beanspruchende bibliographische Verzeichniß am Schlusse hingewiesen werden. G. Hey, unser fleißiger Ortsnamenforscher, vertheidigt seinen Standpunkt gegenüber den im vorigen Bande enthaltenen Angriffen von Wäschle. Armin Tilles Aufsatz „Verkehrsgeschichte“ ist in der Hauptsache eine Würdigung von A. Schultes Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien. Die Arbeit von Bruno Klaus über die Juden im deutschen Mittelalter giebt dankenswerthe Hinweise auf einem Gebiete, das gelegentlich fast jeder Landes- und Ortshistoriker betreten muß. Weniger allgemeinen als landesgeschichtlichen Inhalts sind die Ausführungen von Hans v. Voltelini über die österreichische Reichsgeschichte, deren Aufgaben und Ziele, von A. Lorenzen, „Literatur zur Geschichte Schleswig-Holsteins“, von W. Roth, „Geschichtliche Forschung in Stadt und Bisthum Worms im 15. und 16. Jahrhundert“ (an die der Herausgeber beachtenswerthe Bemerkungen über die Wichtigkeit und die Voraussetzungen einer Fortsetzung der literargeschichtlichen Werke von Ebert, Wattenbach und Lorenz über das Mittelalter hinaus anknüpft); sehr lesenswerth auch A. Kappers Aufsatz „Der Werdegang des historischen Atlasses der österreichischen Alpenländer“. Vom pädagogischen Standpunkte aus verdient M. Wehrmanns Arbeit „Landes- und Heimathsgeschichte im Unterrichte der höheren Schulen“ Beachtung. Walther Schultze behandelt den „auswärtigen Leihverkehr der preußischen Bibliotheken“; der Aufsatz enthält Vieles, was für Forscher, die nicht so glücklich sind, eine große Bibliothek zur Verfügung zu haben, sehr wichtig ist. Auf das Gebiet des Archivwesens führt uns ein Aufsatz von W. Lippert über das Verfahren bei Actencassation in Sachsen, der sich gegen die auf mangelhafter Kenntniß beruhenden und auch von uns an dieser Stelle bereits zurückgewiesenen Angaben Hilligers in der Historischen Vierteljahrsschrift 1901 S. 152 f. richtet. Im Uebrigen wenden die den großen Aufsätzen sich anschließenden „Mittheilungen“ gerade den Archiven besondere Aufmerksamkeit zu; wir finden hier knappe und doch ausreichende Berichte über die Staatsarchive von Sachsen, Württemberg, Baden, Braunschweig, Anhalt, über das kurländische Archiv in Mitau, über eine Reihe von städtischen Archiven. Die „Mittheilungen“ enthalten ferner Angaben archäologischer und bibliographischer Natur, über Personalien, über historische Gesellschaften und Vereine, Versammlungen und vieles Andere. Man kann den „Deutschen Geschichtsblättern“ nur wünschen, daß sie auf dem mit Erfolg eingeschlagenen Wege bleiben. —m—

△ Stenographische Rundschau, Monatsschrift für Stenographen und Stenographiefreunde, Nachrichten der „Stenographischen Gesellschaft“ und des „Damen-Stenographen-Vereins“ (System Gabelsberger) in Leipzig. Herausgegeben und geleitet von Mil Richter. I. Jahrgang, Nummer 1. Versandtstelle: Paul Baumgärtel, Leipzig-Neustadt. — Wenn auch im Allgemeinen behauptet werden kann, daß die stenographische Zeitschriftenliteratur bereits einen Umfang angenommen hat, der eher eine weise Beschränkung, denn eine weitere Ausdehnung räthlich erscheinen läßt, so kommt für die Entscheidung im concreten Falle doch immer der dargebotene Stoff und seine Behandlung in Betracht. Vielleicht hat der Herausgeber durch Verzicht auf ein einführendes Vorwort die heikle Bedürfnißfrage geflissentlich umgangen und durch Artikel wie „Die Lage der deutschen Stenographie“, „Die Systemvorlage und Schriftänderungen“ u. s. w. mit Absicht unvermittelt auf den Leser einwirken und diesen eine selbständige Meinung sich über den Werth seines Organes selbst bilden lassen wollen. Jedenfalls ist zuzugeben, daß die Artikel sachgemäß und fließend geschrieben sind, daß sie für die Gabelsbergersche Schule wichtige Tagesfragen behandeln und frei von polemischen Spitzen im wohlthuenden Gegensatz zur Fechtweise ausgesprochener Kampforgane stehen. Eine Umschau bringt noch die bedeutendsten Ereignisse auf stenographischem Gebiete. Den Schluß bilden Bücherbesprechungen und sonstige stenographische Mittheilungen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 32. Sonnabend, den 15. März, Abends. **1902.**

Anzengrubers Briefe.

Als eine Leidensgestalt steht Anzengruber vor dem Auge desjenigen, der den Mann nicht nur nach einem einzigen Theaterabend beurtheilt, sondern sein Leben kennt. Im Jugendsturme treibt er sich ziel- und planlos auf den weltbedeutenden Brettern umher, die Wander- und Schmierentheater bilden, als nicht übermäßig begabter Schauspieler, dichtet, um abgelehnt zu werden. Dann trat er in die entsagungsvolle Laufbahn eines Polizeischreibers ein, im Vorzimmer der Subalternen sitzend, aber dobei immer weiter dichtend. Durch einen Zufall — Director Steiner griff in einer schlaflosen Nacht nach einem Manuscript, das schon lange gelagert hatte — ward sein „Pfarrer von Kirchfeld“ angenommen und bei den Proben so wenig ernsthaft betrachtet, daß der Leiter die Darsteller, die nur auf eine Aufführung mit wenig Wiederholungen rechneten, ermahnen mußte, mit mehr Würde an die Aufgabe heranzutreten. Dann der ungeheure Erfolg, im Siegesjahr 1870, den Niemand, auch der Dichter nicht, erwartet hatte. Einunddreißig Jahre war Anzengruber damals alt, es schien ihm eine glänzende Laufbahn bevorzustehen. Nur ungenügend hat sich diese Hoffnung erfüllt. Was in den neunzehn Jahren, die Anzengruber noch blieben, kam, war viel Enttäuschung, Leid, Kummer, auch häuslicher, der Zusammenbruch des heimischen Herdes durch Scheidung von der Frau, verschönt durch die Freundschaft mit wenig Auserlesenen, wie Rosegger, Schlögl u. A., und dann ein doch früher Tod. „Mir fallt nix ein. Ich bin ein armes Hunderl!“ lautet der Ausspruch, den er nach wenige Tage vor seinem Tode Freunden gegenüber that.

Anzengruber hat nicht das Höchste erreicht, trotzdem er sich „nach den Regionen der reinen Dichtung“ sehnte. In Anlehnung an den Gesang der vollendeteren Engel in der Schlußscene des zweiten Theiles des Faust kann man von ihm sagen: „Ihm bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich“, d. h. er hat sich als Dichter nicht zu jenen Höhen emporgeschwungen, in denen Alles Aether und rein ist, wie bei Faust's Himmelfahrt, sondern ihm klebt Erde an, jene Erde, die wir gern von den Kleidern entfernt wünschen, weil sie ein Zeichen des Staubes ist. Dafür wurzelte er im Boden seiner Heimath, fest und unverrückbar, und das ist fast der Hauptruhm, den man ihm nachsagen kann, nicht ihm allein, denn noch viele Andere, auch Rosegger, nehmen an dem Ruhm theil, aber Anzengruber war der Heimathsdichter einer der besten. Man braucht dabei nur an die Scene im „Meineidbauer“ zu denken, da dem elenden Bruder, der krank und arm aus der Fremde heimkehrt, die Schwester, ehe er stirbt, ein Heimathlied vorsingt, ihm, dem Sterbenden, zur Wonne. Gewiß sind Anzengruber Werke gelungen, die ein ungestörtes Genießen verursachen, Dramen und Romane, z. B. der „Schandfleck“, aber daneben stehen andere, beispielsweise der „Sternsteinhof“, die jenen Tadel des Freundes Rosegger, der mit Anzengruber am Wirthshaustisch gelegentlich heftig zusammengerieth, rechtfertigen, der einmal sagte, nicht nur der leibliche Mensch Anzengruber habe einen Klemmer getragen, sondern oft auch sein Geist, d. h. sein Auge sei dann, durch das um ihn treibende Elend der Großstadt Wien, die Anzengruber, der Bauernschilderer, fast nie verließ, beirrt, getrübt gewesen. An solche Aeußerungen denkt man, wenn man den Schluß des „Sternsteinhof“ liest, der uns abstoßen muß, trotz der Rechtfertigungen Moderner. Und doch haben wir in Anzengruber den größten Volksdramatiker Oesterreichs zu verehren. Dieser Ruhm wird ihm bleiben, neben Grillparzer als Erster dazustehen, und seine Stücke werden, wenn auch nicht alle, so doch die besten, zum eisernen Bestandtheil einer jeden wahren Volksbühne gehören, nicht wo diese nach Sensation hascht, die der Schmutz erregt, sondern wo die Bühne eine bildende Wirkung entfalten soll.

Jetzt sind Anzengrubers Briefe*) erschienen und an ihnen läßt sich die ganze Entwickelung Anzengrubers, die wir eben in nuce gezeigt haben, deutlich und breit verfolgen. Sie gliedern sich ganz von selbst in zwei Hälften, von denen die eine dem ringenden, die andere dem auf der Höhe angekommenen Menschen gilt: Lehr- und Wanderjahre. Schauspieler und Polizeischreiber 1859 bis 1870. Mannes- und Meisterjahre. Theaterdichter und Hausvater 1871 bis 1877. Erzähler und Redacteur 1878 bis 1889. Die Lehr- und Wanderjahre sind fast ganz durch Briefe mit dem gleichstrebenden Jugendfreunde und nachmaligen Schwager Franz Lipka ausgefüllt, die einen halb erheiternden, halb betrübenden Einblick in die Verhältnisse des Wandertheaterlebens gewähren, wie es auch sonst schon bekannt geworden ist und uns fast selbstverständlich erscheint. Von dem lustigen Elend giebt eine Briefstelle Zeugniß, die zeigt, was Anzengruber in Krems Alles spielen mußte. Es heißt da: „Du machst Dir keinen Begriff von diesem Theater, Meidling hat doch noch Statisten (wir haben keine). Nichts desto weniger verhauten wir zur Schillerfeier »Maria Stuart« — o! o! o! Meine Wenigkeit spielte diesen Abend ein schauderhaftes Mixed Pickle, denn meine Rolle enthält: 1) die Anmeldung: Mylord von Leicester — und das wage ich dem Lord nicht zu sagen, er würde mir's nicht glauben. 2) Den Anführer der Trabanten. (Es waren aber keine Trabanten da und Leicester rief also: Heda, Trabant! — worauf ich eintrat.) 3) Hatte ich alle die Meldungen: Der Schrecken geht durch London &c. 4) Den Staatssecretär Davison. Um dem Unsinn die Krone aufzusetzen, stand ich als Letzterer am Zettel! Ein Staatssecretär, der die Wache im Vorsaal hält, der erst schreit: nur das Haupt der Stuart, das noch heute fällt, kann ihn besänftigen (den Pöbel nämlich), und der sich dann fürchtet, das Todesurtheil nur zu übernehmen, ungeheuer, so was giebt es nur und gab es wohl nur in der Saison 1861 unter Hrn. Director Lauffner in Krems!“ Auffallend ist aber, daß in diesem Zigeunerleben, für das sich die Beispiele leicht vermehren ließen, Anzengruber nie den Blick nach oben verliert, nie gleich vielen anderen Komödianten in dem Trubel untergeht und daß er nie verlernt, an seinen Stern zu glauben, ein Zeichen dafür, daß bedeutende Leute, die ihren schließlichen Sieg gleichsam als Marschallstab im Tornister mit sich herumtragen, doch wohl in ihrer Zähigkeit und Ausdauer etwas Ueberwindendes haben müssen. Hierfür wieder ein paar Belege. Anzengruber schreibt: „Wenn Schiller sagt, ernst ist das Leben und heiter die Kunst, so mag er recht haben, die Kunst an und für sich mag heiter sein, das Kunstleben nimmt häufig einen sehr ekeln Anstrich an und in den scheußlichen Tagen pecuniärer Fretterei, Stellenmisère und Stückabweisungen bleibt mir nur ein lichter Stern, das Bewußtsein, selbst in der engen Zwangsjacke Besseres leisten zu wollen, und die Gewißheit einer Befähigung, die, wenn sie sich einmal hervorgethan, mir einen ehrenvollen Platz anweisen wird.“ Und ein andermal: „Das Elend verlangt, daß alle Pläne todt und starr ohne Auferstehung liegen, es entzieht mir alle Mittel, um in gewaltigen Worten die Zukunft zu predigen, die ich ahne! . . . Gußeisern ist mein Humor, es kommt die Zeit, wo ich's der Welt zeige, daß ohne Protection ein Talent aufkommt — ich will mich protegiren — selbst.“ Und die Zukunft hat gezeigt, daß Anzengruber thatsächlich sich selbst, ohne Protection, in die

*) Briefe von Ludwig Anzengruber. Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie herausgegeben von Anton Bettelheim. Zwei Bände. Stuttgart und Berlin 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Geh. 4,80 ℳ

Höhe gebracht hat! Unermüdlich schrieb der stets von den Directoren Abgewiesene weiter, wovon z. B. die Aufzählung der neu ausgeführten Stücke und Stückchen in dem Briefe vom 8. November 1863 eine Probe giebt, wahrscheinlich meist unreife Sachen, wie es ja nicht anders zu erwarten stand, wennschon er sich damals bereits mit den Plänen zu späteren bedeutenden Werken, wie das „Vierte Gebot" trug. Hat Anzengruber dieses trostlose Wanderleben, dieses Stückeschmieren — anders wird man es nicht bezeichnen können — geschadet? Dieses Vaciren als Lanz, Lanzius, Gruber, wie L. Anzengruber sich auf den Zetteln und den Titelblättern seiner verloren gegangenen Manuscripte stets nannte? Schwerlich. Das vollständig fertige Hervortreten des Dramatikers Anzengruber nach wenigen Jahren, der wie Minerva gewappnet aus dem Haupte des Zeus entsprang, zeigt, daß dies anscheinend zwecklose Erproben der Kraft doch einen, und zwar denselben Zweck hatte, wie das Davonlaufen, Umherschweifen des lernenden jungen Shakespeare: Anzengruber lernte in seinen vielfach bitteren Lehr- und Wanderjahren gleich seinem größeren Collegen Shakespeare das Handwerk, ohne dessen Kenntniß Keiner bestehen kann, der mit dem Theater zu thun haben will. Doch zurück zu den Briefen mit Lipka! Kein Wunder, daß der junge Anzengruber sich aus diesen jämmerlichen Verhältnissen, die nur der Humor zu verklären und erträglich zu machen vermochte, hinaussehnte, in die Literatur hinein. So schrieb er am 25. November 1863 von Marburg aus: „Ich stehe jetzt an einem Wendepunkt meines Lebens, jetzt muß ich einzig und allein mich der Literatur in die Arme werfen können — und so könnte was mit mir werden — oder es zwingt mich die Brodrücksicht — ein Komödiant zu bleiben, als welcher ich im Mißmuthe wohl täglich schlechter werden würde. Ich kann höchstens eine Anstellung für Episoden in Wien annehmen. Je weiter sich mein ermöglichter Austritt aus dem Verbande der Provinztheater hinausschiebt, je düstrer wird die Zukunft und je niederdrückender meine Stimmung, und verloren geht die Zeit, die, ich kann sagen, Hunderte von Plänen reifen lassen könnte, die in mir schon keimen — ich lechze nach Erfolg — und Du wirst sehen, es kommt keiner — ich werde im Stillen schaffen und schaffen, die lodernde Begierde, die Pläne ins Kleinste zu zwängen, wird mich aufreiben — und wenn dann die Anerkennung kommt, so werde ich als der Meister von lauter Torsos die Kraft nicht mehr haben, Ganzes oder überhaupt etwas zu schaffen." Und von Leoben aus, ein Jahr später, am 12. November 1864: „Es ist ein gährendes drängendes Treiben in mir, nach dem historischen Schauspiele spannen sich alle meine Fibern und Kräfte, leuchtend steigen gewaltige Gedanken herauf und ich habe nicht das nöthige Material, sie zu gestalten, zu verkörpern — Novellen, Romane liegen mir im Kopfe — stil- und inhaltgewaltig — die Feder entsinkt der muthlosen Hand, ich zweifle an meiner Zukunft ... meine Lustspielstoffe lachen mich an — ich verstehe ihr Lächeln nicht mehr ... ich bin tagelang in einer Stimmung, die mich wünschen läßt, ich wäre nicht — oder ich wäre Nichts — als das halbe Etwas! Ich habe auf den glühendsten Traum meiner Jugend, auf Ruhm und Nachruhm verzichtet und wollte nichts, als still bescheiden schaffen, unbekümmert um die Anerkennung der Welt — den Gebilden meines Herzens und Busens leben — und siehe, just auf dem Punkte der größten Entsagung, fordert das Elend von mir die größte, es verlangt, daß alle Pläne liegen todt und starr ohne Auferstehung — es entzieht mir alle Mittel, mich hineinzudrängen in die Vergangenheit, um in gewaltigen Worten die Zukunft zu predigen, die ich ahne —! es läßt mich darben — verderben — und wo ich schon heruntersteige zum Volke und ihm die Hand reiche, wie in meinen Volksstücken — da läßt man mich nicht dazu, meinen Ruf an selbes gelangen zu lassen." Zuversichtlicher lautet schon die Unterschrift des Schreibens von Sauerbrunn aus, 2. Aug. 1864: „Schauspieler (aber nicht for ever)" und in dem Brief von Csakathurn, 1. Juli 1864, berechnet der unverwüstlich an seinen Stern Glaubende ziemlich genau den Zeitpunkt, da er durchdringen und berühmt werden, d. h. endlich vor dem Publicum der Welt zu Wort kommen werde, was ja der berechtigte Wunsch eines Jeden ist, der etwas zu sagen hat, ein Wunsch, der im Gegensatz zu dem unberechtigten Ehrgeiz steht. Es heißt da: „Ich habe vier dramatische Piecen neu für Dich — viele Gedichte — Unzahl von Notizen — Summa Summarum habe ich jetzt 18 Stücke geschrieben (eins aufgeführt), führe 32 Notizhefte mit mir, und bin erst, was das Beste ist, etwas über 24 Jahre — ich habe Dir einmal auf dem Spaziergange — wohin, weiß ich nicht, ich denke, es war, als wir durch die Stadt nach Hause marschirten — ich wohnte im Schmerdahaf dazumal — erklärt: ich wollte auf Erfolg warten bis zu meinem 30. Lebensjahr." Und die Prophezeiung, die in dieser stillen Hoffnung lag, traf ein, mit der Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld", und der Verehrer Anzengrubers, der uns bis hierher gefolgt ist, athmet befreit auf, wenn er seinen Helden, den der Sturm so arg mitgenommen hat, nun vorläufig im Hafen eingelaufen sieht. Gott sei Dank, daß es so kam!

In einem ganz anderen Ton setzt nun der Briefwechsel des zweiten Theils der vorliegenden Sammlung ein, der die schriftlichen Ergüsse Anzengrubers an Freunde aus den Mannes- und Meisterjahren enthält. Trotz der Zwischenstufe des Polizeiamts, das, kein angenehmer Posten, Anzengruber vorübergehend bekleidete, durchzieht die Briefe eine Art von Siegesgewißheit, die angenehm berührt. Ein neuer Freund kam zu dem alten Jugendgenossen Lipka hinzu, den der „Pfarrer" geworben hatte, Rosegger, damals noch ein jüngerer, aufnahmefähiger und leichter zu enthusiasmirender Mann, den wir jetzt von Anzengruber kaum noch zu trennen vermögen, wie Schiller von Goethe, der in einer Kritik, die keine unlautere Nebenabsicht eingegeben hatte, dem Dichter des „Pfarrer" beigesprungen war. Der Freundschaftsbund währte solange, bis der Tod des Einen das Band zerriß. Wie ein Siegesjubel ertönen Anzengrubers Worte an den sich ihm unbeabsichtigt als Freund Darbietenden, wenn er schreibt (Wien, 11. Febr. 1871): „Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft, über die Masse, heraus aus dem Balk, das doch all unsere Empfindungen und unser Denken großgesäugt hat, wenn wir, sage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühevoll steilauf geklettert in die freien Berge, zurück auf alle die tausend Zurückgebliebenen, da erfaßt uns eine Wehmuth, denn wir, wir wissen zu gut, in all diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewußt, derselbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieselbe Kletterlust und dieselben wenn auch ungelenken Kräfte, und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Gesicht kriegen, so thun wir, wie uns eben ums Herz ist, lustig hinabjauchzen: Kimmt rauf, da geht der Weg! oder weinend zuwinken — o wie oft unverstanden! Das war auch meine Furcht, aber siehe da — plötzlich wimmelts auf meinem Weg herauf vom Thal, ich seh mich ganz verstanden, seh mich eingeholt, umrungen, und steh dem Volke gegenüber, gehätschelt wie ein Kind oder ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalte uns das Volk so, wir wollen gern seine Kinder sein, und seine Narren bleiben." Noch ein Freund kam hinzu, Friedrich Schlögl, der Wiener Kritiker und Plauderer, ein etwas eigener Herr. Vorerst aber nur als ein Tadelnder, über den sich Anzengruber ärgerte, bis Rosegger ihn besänftigte. Der Tadel betraf den „Meineidbauer", der inzwischen fertig geworden war. Anzengruber berichtet an Rosegger unter dem 23. November 1871: „Ich habe den Schmerz erlebt, mich von einem Manne, den wir beide schätzen, nicht verstanden zu sehen — Sie errathen, daß ich von Schlögl rede. Ich habe ihm das Stück zum Lesen gegeben und er ist nicht auf eine Intention, nicht auf eine Charakterzeichnung desselben eingegangen ... So saß ich über eine halbe Stunde vor Schlögl wie ein Schulbub, dem ein Professor das Pensum corrigirt. So ließ er mich sitzen — eine peinvolle halbe Stunde. Mich immer versichernd, wie er mich hochschätze, und nur diese Hochschätzung veranlaßte ihn, mit mir umzugehen, wie mit einem literarischen Bettler. Eben weil ich Sie hochachte, nenne ich Sie Haderlump! — fänden Sie darin eine Logik?! Dieses Einstürmen auf mein Werk, wo jede neue Einwendung mich aufs Neue überzeugte — nicht verstanden zu sein — es war mir peinvoll. Da kam Ihr Schreiben wie ein Lichtstrahl in mein verstimmtes Gemüth — da jauchzte ich auf: Verstanden! Ihr Urtheil gilt mir in einem und allen für maßgebend, mag der äußere Erfolg dieses Stückes wie immer sein — aus Ihrem Munde habe ich es — ich habe doch das Beste gewollt." Rosegger hatte nämlich schon vorher aus Anlaß des „Pfarrers" geäußert, er nehme Anzengrubers ehrliches Wollen für ein ganzes Können, ein Ausspruch, der insofern etwas Zutreffendes hat, als man bei Anzengruber hie und da das Wollen für das Können nehmen muß. Mit Schlögl söhnte sich Anzengruber übrigens wieder aus, wie die folgenden Zeilen an ihn, datirt 25. Dec. 1871, beweisen, worin Anzengruber mit einem gewissen Recht mehr Verständniß für sich in Anspruch nahm, das auf dem Spruche fußte: Wer den Dichter will verstehen, Muß in-

Dichters Lande gehen. Anzengruber redet Schlögl so an: „Ihr glaubt uns zu ehren, wenn Ihr den größten Maßstab herbeischleppt, ihn an unsere Werke anlegt und sie dann nolens volens als niedliche Zwerge oder mißrathene Gnomen erklärt und erklären müßt.... Wir wollen aber mit dem Maßstab gemessen werden, den Ihr an Andere anlegt, und wer eben an die keinen anlegt, der muß dies vorher ausdrücklich bemerken. Aber wenn auch dies bemerkt wird, so braucht der Strebende, aus Freundesmunde wenigstens, die Aufmunterung, sonst legt der Beste die Feder müde in den Winkel und überläßt das Feld den Faiseurs.... Ganz müßt Ihr uns nehmen, halb können wir uns nicht geben." Schlögl wieder hatte eine Art Recht darauf, Anzengruber und Rosegger mit größeren Maßstäben zu messen, als die Offenbach, Berg u. A., auf die Anzengruber anspielt. Inzwischen war außer dem „Meineidbauer" auch „Der gelbe Hof" (später „Die Kreuzelschreiber") fertig geworden, außer dem Theaterdichter ward Anzengruber noch Mitarbeiter von Kalendern und Journalen und endlich Hausvater, da er heirathete, und sein Ruf breitete sich aus. Auch im Norden Deutschlands, in Berlin, wo der „Pfarrer", die „Kreuzelschreiber", der „Ledige Hof" in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zuerst aufgeführt wurden, erst mit Kopfschütteln betrachtet, als Bauernpossen geduldet, bis sich allmälig eine gerechtere Würdigung breit machte, die auch das Tiefere in Anzengruber ehrte. Auch im Süden, in Oesterreich, vollzog sich die Wandlung. Hubert Janitschel, der erst Anzengruber mißverstand, bekehrte sich später zu ihm, von Freund Rosegger belehrt. Letzterer fand den Kernpunkt von Anzengrubers Schaffen, in dem wir auch seine Schwächen erblicken können, in Folgendem, indem er Anzengruber gegen Janitschel vertheidigte: „Anzengruber ist ein Kämpfer gegen die Geisteskne chtschaft des Volkes, aber auch gegen den alten Schlendrian des Volksstückes. Wird die Kanzel zur Bühne gemacht, so muß die Bühne eine Kanzel werden. Wem der Sinn für sittliche Tendenz in der Kunst fehlt, der soll Anzengrubers Stücken fern bleiben." Den ersten Mißerfolg erlebte Anzengruber mit seiner „Tochter des Wucherers", die schlankweg abgelehnt wurde, dann kam der „G'wissenswurm" an die Reihe, der gefiel, sodann „Doppelselbstmord", der lau aufgenommen wurde, der „Ledige Hof", der wieder gefiel, das „Vierte Gebot", das nicht recht zog, und nunmehr ging Anzengruber zum Roman über, indem er den „Schandfleck" veröffentlichte, den Roman, der von selbst auf die folgende Periode seines Lebens, die sich Erzähler und Redacteur betitelt und den zweiten Band der Briefsammlung füllt, überleitet. Eine bittere Stimmung, die Anzengruber im Gegensatz zu Rosegger zeitlebens nicht verließ, spricht aus der Aeußerung, die in dem Briefwechsel mit seinem Verleger Rosner — zu Lipka, Rosegger und Schlögl hatten sich jetzt noch Andere gesellt — vorkommt, als es sich um Herausgabe des „Schandfleck" handelt. Es heißt da: „Das Volk, das Gros, die Masse schätzt eine derartige Schreibweise nicht, versteht die Feinheiten der Zeichnung 2c. nicht. Möglich, daß es sich dann für die Fabel an sich interessirt" 2c. Und das schrieb ein Volksdichter! Wie tragisch!

Doch nun zur letzten Epoche in Anzengrubers Leben! Die dramatische Arbeit hörte noch nicht gänzlich auf, ehe sich Anzengruber ganz seiner Erzählerthätigkeit und seinem Redacteurberuf widmete, der ihn außer an die Heimath bis an sein Ende an ein Wiener Witzblatt Figaro band, vielmehr wechselte Erfolg und Halberfolg als Bühnenschriftsteller mit einander ab, doch ist eine Abnahme seiner Thätigkeit als Theaterdichter bemerkbar. Es entstand das „Jungferngift", die „Trutzige", deren Titelrolle Anzengruber für die Gallmeyer schrieb, ja sogar der Schillerpreis ward ihm zu Theil (1878). Doch überwog das Unangenehme der Beschäftigung. Censurqualen peinigten ihn, seine Aeußerungen über die Eigenart des Publicums, dem Berg und L'Arronge (dessen „Doctor Klaus" Anzengruber sehr scharf be- und verurtheilte, ebenso wie Ganghofers „Herrgottschnitzer") gefielen, steigerten sich zum Pessimismus, von dem z B. der Brief Wien, 9. Aug. 1881 an Ada Christen Zeugniß ablegt: „Ich glaube nicht an eine Zukunft des Volksstückes, deß wär ich wett. Ich will daher auch in dem Rahmen dieses Genres nur wenig mehr mitthun. Gegenwärtig bin ich sehr — sehr müde. Zehn Jahre ehrlichen, redlichen Strebens umsonst aufgewendet, da mag man wohl ein Bischen tief aufathmen und stille stehn. Der Geschmack des Publicums —! Bah, das Zeug hatte nie welchen. In der Mode war ich, man sieht das aber nicht gleich ein, ein wenig Eitelkeit ist ja verzeihlich, aber das Wenige schon macht blind — ich bin abgelegt." Dabei stoßen nebenbei Stellen auf, die beweisen, daß Anzengruber, der Verfasser des Bauernstücks in der Vollendung, die Bauern, wie er sie nicht liebte mit ihren rusticalen Manieren, so daß ihn Rosegger einmal darob heftig anfuhr, so auch gar nicht kannte, da der geborene Großstädter sich von Wien nie trennen konnte. Er fragt bei Rosegger brieflich an, wie die Aelpler sich kleiden, wie ihre häusliche Umgebung sich benennt u. a. m. und man ist darüber fast belustigt. Anzengruber hat auch nie eigentliche Bauern gemalt, sondern nur Menschen in Bauerncostüm dargestellt und er griff deshalb zur Bauerntracht, weil sich in sie am leichtesten Menschen ohne jedes Conventionelle einhüllen ließen. Man sieht daraus, wie wenig unsere Naturalisten von heutzutage ein Recht darauf haben, sich auf Anzengruber zu berufen und ihn etwa als einen der Ihrigen in Anspruch zu nehmen. Todesahnungen umfangen den allmälig früh Alternden, den die Trennung von seiner Frau (1889) nicht besser stimmte, wenn er z. B. (an Rosner, Perchtoldsdorf, 10. Juni 1879) schreibt: „Ich fühle mich von ganz eigenen Symptomen behelligt, mir ist manchmal, als hörte ich Frau Atropos mit der Schere scheppern." Die fortwährende Arbeit, die eigentliche Sklavenarbeit am Schreibtisch, die er der „pecuniären Misère" wegen that, widerte ihn an. Der „Schandfleck" wird umgearbeitet, wozu ein versteckter Mäcen hilfreich die Hand bot. Verhandlungen mit seinem Verleger Rosner wegen der Dorfgeschichten und dann mit Breitkopf & Härtel wegen der Romane nehmen einen breiten Raum ein, die Idee der „Gesammelten Werke", die sich erst nach Anzengrubers Tode verwirklichen sollte, tritt zum ersten Male auf. Am Schluß von Anzengrubers Leben steht der Roman „Der Sternsteinhof", über den wir uns schon oben ausgesprochen haben, ein Werk, das bei aller sonstigen Meisterschaft und realistischen Kraft doch deutlich die zunehmende Verdüsterung im Leben seines Schöpfers verräth, die sich mit Vorliebe in abgrundtiefe und nicht zu ergründende Probleme versenkt und die Nachtseiten des Daseins zu betrachten liebt, wie z. B. schon die kleine charakteristische Skizze aus dem Wiener Leben „Allerseelen" bewies. Hier muß man an Roseggers oben angeführten Ausspruch von der Brille auf der Nase Anzengrubers denken. Zum Schluß seines arbeitsreichen und mehr mühe- als freudevollen Daseins macht Anzengruber die Erfahrung, daß man gern zu seiner ersten Liebe zurückkehrt, d. h. er wandte sich wieder dem Theater zu, sowohl als Dramaturg des Wiener deutschen Volkstheaters, als auch als Dramatiker („Stahl und Stein", „Heimgefunden"), er erlebte sogar noch die beginnende Auferstehung seiner dramatischen Werke im Norden und Süden, plante eine Reise nach Berlin, die seinem Leben vielleicht eine andere Wendung gegeben haben würde. Denn noch war Anzengrubers Kraft ungeschwächt. Er war ein Fünfziger. Aber all das brach jäh und rauh der Tod ab. Ein Geschwür am Gesäß, das operirt werden mußte, hatte eine Blutvergiftung zur Folge, an der Anzengruber ziemlich schnell dahinstarb. Die letzten brieflichen Aeußerungen sind der Lage der Sache gemäß kurz und abgerissen. Seine unbehagliche Situation, die ihm auch im Sterben treu blieb, schilderte er in seinen Zeilen an Jacobsen, Wien, 27. Nov. 1889, die lauten: „Hier liege ich und kehre den Unaussprechlichen gegen die ewigen Götter", ein Cynismus, der an dieser Stelle gesagt etwas Erschütterndes hat. An seinen eben genannten Mitredacteur am Figaro sind auch die schon eingangs erwähnten Zeilen gerichtet: „Ich bitte Sie, sich mit dem Uebersatz zu helfen, mir fällt nichts ein, ich bin ein armes Hunderl." Bleistiftzettel — unsichere Schrift — ohne Datum. Am 10. Dec. 1889 starb Anzengruber.

Wir sind am Ende. Wir haben eingangs angedeutet, daß dieser Briefwechsel, der werthvolles Material zu einer Biographie Anzengrubers bietet, an dem man nicht wird vorübergehen können, den Lebenslauf des Vielgeprüften gleichsam mit schlagenden Beweisen belege. War das zu viel gesagt? War es übertrieben, zu behaupten, daß es eine Leidensgestalt ist, die dem aufmerksamen Blick in Anzengruber gegenübertritt? Was Anzengruber Herbes erlitt, ist ihm zum Theil zum Guten ausgeschlagen, was ja bei vielen Menschen der Fall sein wird; namentlich betreffs der Jugenderfahrungen Anzengrubers bewahrheitet sich dies, wie wir gesehen haben. Aber die Nackenschläge haben zum Theil auch hemmend und schwächend auf Anzengruber eingewirkt, was man besonders bei den Mannesjahren merkt. Ein brutaler Zufall riß einen Lebensfaden ab, der noch nicht zu Ende gesponnen

war. Anzengrubers Lebensfreund Rosegger, wohl die bedeutendste Persönlichkeit, die in das Wirken und Schaffen und Erdenwandern des Dichters eingegriffen hat, so unähnlich Anzengruber wie möglich und ihm doch so verwandt, lebt noch; ihm hat ein günstigeres Geschick vergönnt, sich auszuschreiben und zu reden, und er ist jetzt in eine Periode eingetreten, wo an Stelle des künstlerischen Wohlgefallens am Geschehenen der kritische Blick getreten ist, der die Erscheinungen mustert, an Stelle des dichterischen Gestaltens mehr das Polemisiren und Stellungnehmen zu den Zeitereignissen. Alles das ist Anzengruber versagt und auch erspart geblieben, wennschon die polemische Ader bei ihm zeitlebens sehr stark war, was ja auch aus der oben angeführten Charakteristik Anzengrubers aus Roseggers Munde hervorgeht. Noch im „Sternsteinhof“ steht Anzengruber als Künstler da. So ist ihm das Schicksal nicht zu Theil geworden, als ein Alternder vor unserem Auge zu stehen, als Einer, der mit dem Alter auch geschwätziger und weniger productiv wird, und wir scheiden von seiner Gestalt, indem wir sie in Manneskraft und Rüstigkeit vor uns schauen, als von Einem, der die Fünfzig nicht überschritten hatte. Auch das hat, wie man sieht, seine Vortheile. Dieses trotz seines Unmuthes und seiner Klagen über Verfall in voller Schaffenskraft Dahingeschiedenen Werke, seine Romane und Erzählungen wird der Leser nicht so leicht wieder bei Seite legen, seine Stücke, eigenthümliche Zeugen österreichischen Volkslebens, wird das Theater nicht übersehen können, oder nur dann, wenn das Theater sich nicht bewußt bleibt, daß es ein Ausdruck des Geschaffenen sein muß, wenn es sich nur vom Zufall und dem Markt und der Sensation nährt, was stets ein Zeichen des Verfalles ist. Eine gute Bühne wird Anzengrubers urwüchsiger Dramen, die immer eine Quelle der Verjüngung bilden werden, nicht entrathen können. Anzengrubers Leben aber wird uns mit dem Gefühl der Wehmuth erfüllen, aber nicht mit diesem allein. Wir werden gewahr, daß ein Trotziger hier mit einem unverdienten Schicksal kämpfte, nicht immer sieglos, daß er seinem herben Geschick Früchte abrang, die allen fühlenden Menschen zur Freude gereichen, und wir werden in den Vers einstimmen können, in dem es von Anzengruber heißt, daß er wohl litt, daß er aber auch etwas leistete:

Sein Lebenstag war wolkentrüb,
Das lichte Ziel so ferne,
Doch leuchten, seit die Sonne sank,
Uns seiner Werke Sterne.
Man grub ihn ein in Marbelstein,
Den Namen, den wir lieben,
Das Volk hat ihn für alle Zeit
Ins treue Herz geschrieben!

J. R.

Bücherbesprechungen.

— Das Vater Unser. Betrachtungen von D. Dr. Paul v. Zimmermann, evangel.-lutherischem Pfarrer und Docent an der theologischen Facultät in Wien. Zweite erweiterte Auflage. Dresden, Justus Naumann's Buchhandlung, L. Ungelenk. 2 ℳ 40 ₰, mit Bildern und Goldschnitt 3 ℳ 20 ₰. — Aus Predigten über das Vater Unser sind einst zunächst erbauliche Betrachtungen für ein christliches Volksblatt entstanden, und diese hat der Verfasser nachher wieder zu diesem Buche zusammengestellt, das in die den Stoff entsprechenden neun Abschnitte zerfällt. Von Allem, was in der Reihe der christlichen Jahrhunderte zur Auslegung dieses wunderbaren Gebetes aus der Bibel, aus den Schriften der Weltweisen und aus der Geschichte der Völker und der Einzelnen zusammengebracht worden ist, giebt der Verfasser das für das Verständniß der Gesammtgemeinde Geeignete in schöner, weihevoller Sprache und in eindringlich lehrreicher Aufeinanderfolge der Gedanken wieder, und manches Selbsterlebte und Selbstgefundene, das anderswo noch nicht vorhanden ist, fügt er hinzu. Die Auslegung hält sich genau an die Richtlinien, die Luther in seiner Katechismuserklärung aufgestellt hat, wie denn auch die einzelnen Verse seines Vaterunserliedes den einzelnen Abschnitten vorgedruckt sind. Was sein Buch nach des Verfassers Aussage in seiner Wiener Gemeinde einst geworden ist, nämlich ein beliebtes Confirmationsgeschenk, das verdient es auch in andern Gemeinden zu werden. Schon die schön und festlich ausgestattete Ausgabe ohne Bilder kann zu diesem Zweck verwandt werden, und das Geschenk wird wenigstens in vielen Fällen nicht das bedauerliche Schicksal anderer derartiger Gaben haben, bewundert und durchblättert und bei Seite gelegt zu werden, weil der Stoff an das dem seitherigen Kinde schon Bekannte in verständlichster Form anknüpft und doch schon die ersten Seiten den Leser belehren, daß das längst Bekannte hier in neuer Form zu Anregung ganz neuer Gedanken geboten wird.

B. K.

— Monty Jacobs, Maeterlinck. Eine kritische Studie zur Einführung in seine Werke. Verlegt in Leipzig 1901 bei Eugen Diederichs. — Maeterlinck gehört zu den ausländischen Poeten, welche die jüngstdeutsche Richtung auf den Schild hebt, ähnlich wie den Italiener Gabriele d'Annunzia; doch das große Publicum weiß wenig von dem vlämischen Dichter; seine Dramen, die man kaum so nennen darf, sind nicht über unsere Bühnen gegangen; hin und wieder ist einmal mit einem Einacter ein schüchterner Versuch gemacht worden. Daher wird es von der deutschen Lesewelt dankbar aufgenommen werden, wenn uns ein Gesammtbild dieses in französischer Sprache schreibenden Dichters entworfen wird; wir machen die nähere Bekanntschaft freilich an der Hand eines begeisterten Führers, welcher sich in Lobpreisungen des Dichters ergeht; doch man muß es bei jeder Monographie mit in den Kauf nehmen, daß der Verfasser seinem Helden eine mehr oder weniger überschwängliche Anerkennung zollt. Maeterlinck ist ein Romantiker — und mit dem Lobe der neuen Romantik beginnt die Schrift. Der ganze neue Symbolismus, von dem jetzt so viel Wesens gemacht wird, selbst auf den Kathedern, gehört eigentlich in das Sündenregister der alten Romantik und wir brauchen gar nicht solchen Lärm zu schlagen, daß wir es jetzt so herrlich weit gebracht. Ein neuer Arnold Ruge wäre am Platze mit seinem energischen Protest gegen die Romantik und gegen das Gespenst derselben, das sich aus einer eingesargten Literaturepoche von Neuem erhebt. Was Maeterlinck betrifft, so hat seine Romantik etwas Spukhaftes. Ein fast beängstigendes Gefühl des Fremdartigen befällt Jeden, der zum erstenmale Maeterlinck's Wunderwelt betritt, das Schaudern des Menschen vor der elementaren Macht der Natur. „Seele spricht in Maeterlinck's Kunst zur Seele, unmittelbar, ohne den Umweg über den Intellect. Ihre Gestalten sind keine Menschen von Fleisch und Blut.“ Wenn das wahr ist, so genügt es, um behaupten zu können, daß Maeterlinck kein Dramatiker ist. Daß er in seinen ersten Dramen unter dem Bann des Fatalismus steht, giebt der Verfasser zu; erst allmälig hat sich Maeterlinck von diesem Banne befreit. Seine ersten Essays „trésor des humbles“ (1896), seine ersten Gedichte „terres chaudes“ (1889), wirr und wild, doch an „ahnungsvollen Schönheiten“ reich, sein erstes Drama „La Princesse Maleine“ (1889), ein an Greueln reiches Werk, ganz aufgebaut auf den Stimmungen des furchtsamen Erzitterns, werden eingehend analysirt. Nach unserer Ansicht herrscht in „Princesse Maleine“ eine brutale Romantik. Octave Mirbeau nannte den Dichter einen belgischen Shakespeare, doch si duo idem faciunt non est idem. Die Geister Maleine's und die Geister Shakespeare's sind himmelweit von einander verschieden. Einer reiferen Kunst gehört das Drama „Pelléas et Mélisande“ (1892) an, „eine Liebestragödie in vollen satten Farben und zarten Uebergangstönen des vollendeten Bildes“. Auch hier allerlei Gräßliches, wie die Kerker mit den giftigen Dämpfen, auch hier noch der Fatalismus: je sais qu'on ne fait pas ce que l'on voudrait faire. Sein Drama: „Aglavaine et Sélysette“ (1896), eine Verherrlichung der geistig Armen, bezeichnet einen Wendepunkt in der Weltanschauung des Dichters. Die Lossagung von dem Schicksalsglauben, die Macht der sich selbst bestimmenden Persönlichkeit tritt hervor. Auch über die Bienen und den Bienenstaat hat Maeterlinck ein selbständiges Werk veröffentlicht: „La vie des abeilles“ (1901), in welchem er sich vielfach mit Michelet begegnet, der in seiner Schrift „les insectes“ auch den Bienenstaat eingehend charakterisirt hat. Die geringe dramatische Anlage Maeterlinck's, der nur Stimmungen, nicht Menschen schildern will, hebt auch Monty Jacobs hervor — man sollte daher von den Experimenten abstehen, den vlämischen Dichter auf die deutsche Bühne zu bringen.

R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 33. Dienstag, den 18. März, Abends. 1902.

Hermann Allmers.

In wenigen Monaten kurz nach einander sind zwei unserer ältesten Dichter gestorben, zuerst Heinrich Kruse, jetzt Hermann Allmers. Kruse ist sechs Jahre älter geworden als Allmers, der kaum vier Wochen nach seinem einundachtzigsten Geburtstag starb. Beide Dichter zeigen in ihrem Wesen mehr denn einen gemeinsamen Zug und unwillkürlich treten sie beide jetzt, wo sie gestorben sind, neben einander vor unsere Augen. Beide sind Norddeutsche, beide ganze und starke Menschen. Beide sind mehr bedeutende Persönlichkeiten als hervorragende Dichter. Und doch Alles in Allem genommen scheint mir Hermann Allmers die größere Individualität, der stärkere Künstler, das lebhaftere feurigere Temperament zu sein. Wenn man bedenkt, daß Allmers eine so hohe Zahl an Jahren erreicht hat, daß er unbekümmert um Lohn und Gunst, ungehemmt durch Sorgen um den täglichen Erwerb seinen frei gewählten Weg gehen durfte und sich mit allen Dingen beschäftigen konnte, denen ihn Lust und Laune zutrieb, wenn man bedenkt, daß ihn Familienbande nicht hemmten und fesselten, daß er nur seinen Neigungen und Wünschen mit vollem Herzen folgen konnte und daß diese Neigungen in der literarischen Thätigkeit gipfelten, so muß man sich billig wundern, daß er nicht mehr als sechs Bände hinterlassen hat als Zeugen seiner schriftstellerischen Arbeit.

Unter diesen wenigen Büchern ist eins, das heute nicht nur allein in der Heimath des Dichters, in den Marschen, gelesen wird, sondern ebenso gut im Norden wie im Süden Deutschlands, im Osten und Westen, und ein anderes Buch, das wohl Der oder Jener zur Hand nimmt, der hinab nach Italien zur ewigen Roma fahren will. Diese beiden Bücher gehören wohl zu dem Besten der geistigen Hinterlassenschaft von Hermann Allmers, aber die vielen charakteristischen, in den vier anderen Bänden zerstreuten Züge machen uns das Dichterbild doch erst lebendig, so daß wir uns erst eine wahre Vorstellung von dem Alten von Rechtenfleth machen können, der auf dem uralten Stammhof der Allmers im Lande Osterstade als einziger Sohn seiner Eltern geboren wurde, die den Reichsadler gleich ihren Vorfahren im Wappen führten, es also den Edelleuten gleich thaten.

Die Allmers unterschieden sich durchaus von den phlegmatischen, kaltblütigen, würdevoll ernsten friesischen Marschbewohnern, die ruhig überlegende Verstandesmenschen waren. Hermann Allmers' Vater ist nach des Sohnes Bericht ein jovialer Gemüthsmensch, ein weichherziger Menschenfreund gewesen, leicht im Zorn aufbrausend, rasch überschäumend wie ein wahrer Berserker, doch ebenso schnell wieder besänftigt und beruhigt, wenn einer von den Seinen ihm das rechte Wort zurief, die Mutter dagegen eine stille Natur, die ruhig ihren Pflichten dem Mann, dem Kinde, der Wirthschaft gegenüber nachkam. Den Unterricht des Knaben, der vom Vater mehr als von der Mutter erbte, leiteten Hauslehrer. Einer von ihnen aus dem durch die beiden Raffaelischen Bilder bekannten Florentiner Adelsgeschlecht der Doni hat wohl die Augen zuerst dem begabten und empfänglichen Knaben für die Schönheiten Italiens geöffnet. Mit dieser frühen bewundernden Liebe für den Süden vereinte sich in ihm die treue feste Anhänglichkeit an seine Heimath, an die Marschen, die er kreuz und quer durchstreifte, deren Thier- und Pflanzenwelt er genau beobachtete und studirte, um in späteren Jahren alle diese gleichsam nebenbei gesammelten Kenntnisse auch in seinem Marschenbuche vortrefflich verwerthen zu können. In der Bremer Pension erweiterte und vertiefte Allmers seine Kenntnisse, besonders beschäftigten ihn neuere Sprachen, Zoologie und Zeichnen. Es war ganz natürlich, daß die Eltern darauf rechneten, der einzige Sohn würde den Marschenhof übernehmen, wenn er ein tüchtiger Landwirth geworden wäre; es war aber auch begreiflich, daß der Sohn wenig Lust dazu verspürte und bald den Entschluß gefaßt hatte, reisender Naturforscher zu werden. Wenn der Vater diesen Entschluß auch billigte, so gab sich die Mutter, die ihren Sohn immer bei sich zu haben wünschte, nicht eher zufrieden, bis er seinen Vorsatz aufgab und wurde und blieb, was alle seine Vorfahren gewesen waren, ein friesischer Marschbauer. Als solcher hat er noch Zeit und Muße genug gefunden, sich mit künstlerischen und wissenschaftlichen Dingen zu beschäftigen.

In der Bremer Aurora erschien sein erstes Gedicht; er war damals neunzehn Jahr und Wolfgang Menzels Geschichte der Deutschen hatte in ihm großen Enthusiasmus für die vaterländische Geschichte erweckt. Er schwärmte für die deutsche Mythologie und die Urgermanen und trieb einen wahren Hünengräbercultus. Allmers hat später einmal scherzend Werthers Lotte seine literarische Urgroßmutter genannt, weil ihr Sohn der Amtmann Kestner in Hagen sich seiner väterlich angenommen und ihn in literarischen Dingen nicht unwesentlich gefördert habe. Trotz aller Anregungen, die ihm in der Heimath zu Theil wurden, vermochte Allmers in sich den Wunsch, in die weite Welt zu gehen und sie sich mal ordentlich anzuschauen, nicht zu unterdrücken, und wurde seines Lebens erst froh, als dieser Wunsch sich 1845 verwirklichte und er Mittel- und Süddeutschland, Oberitalien, Oesterreich, Böhmen kennen lernte. Diese erste seiner vielen späteren Reisen war von großem Einfluß auf seine geistige Entwickelung. Er begann sich mit der Kunstgeschichte eingehend zu beschäftigen und bestrebte sich seine Reiseeindrücke zu fixiren in Briefen für Bremer Zeitungen. Eine Frucht dieses ersten Ausfluges in die Welt war auch das Lied „Auf der Rudelsburg“, zu dem Allmers auch schnell die schwungvolle Melodie fand. Vor der Hand sollte der Dichter nicht eine größere Reise mehr unternehmen. Das Sturmjahr 1848 kam und riß ihn wie viele Andere zu feurigen Wünschen und ausschweifenden Hoffnungen hin, er begeisterte sich für Freiheit und Vaterland und mit jugendlichem Eifer betheiligte er sich am politischen Leben, sprach auch nicht selten selbst zum Volk. Im Bremer Patrioten, dem Hauptmann Böse, fand er einen treuen, gleich ihm gut kaiserlich gesinnten Parteigenossen, dem er später ein treffliches biographisches Denkmal errichtet hat.

Als sein Vater starb, übernahm er den Marschenhof und die Rechtenflether wählten ihn zum Gemeindevorsteher, so daß er neben seiner eigenen Thätigkeit noch amtlichen Verpflichtungen nachzukommen hatte. Gerade durch diese letzteren lernte er Art und Wesen seines Volkes noch deutlicher kennen; er interessirte sich immer mehr für Heimathkunde und kam endlich auf den Gedanken, selbst ein Marschenbuch zu schreiben. Als Vorstudien dazu schrieb er Reisebilder, Aesthetische Briefe, Norddeutsche Vegetationsbilder, architektonische Studien für Bremer Blätter, er durchwanderte die Elb- und Wesermarschen. Aber das Marschenbuch sollte nicht so schnell erscheinen. Nach dem Tode seiner Mutter im Jahre 1855, wo sich Allmers ganz als freier Mann fühlte, legte er seine Stelle als Gemeindevorsteher nieder, gab seinen Haushalt auf, verkaufte Geräthe und Pferde, verpachtete die Ländereien, setzte über den Marschenhof ein treues Dienerpaar und begann sein langes Wanderleben, das ihn nach Litthauen, Preußen, Westfalen, Rheinland, nach der Schweiz, Oberitalien und nach Schwaben führte, das er besonders lieb gewann. Dem alten Ludwig Uhland, den er persönlich kennen lernte, durfte er aus seinem Fragment „Die Stedinger“ vorlesen und Uhland zeigte sich sehr erstaunt darüber, daß sich in der hochdeutschen Erzählung die kräftigen und kernigen plattdeutschen Reden der berathenden Bauern so gut ausnähmen. In München machte Allmers länger Rast und lernte durch Wilhelm Riehls Vermittelung die Münchener

Dichter kennen, unter denen er bald die Freundschaft Heyses, Geibels, Grosses, Bodenstedts und Auerbachs gewann. Mittlerweile war auch sein erstes großes Buch fertig geworden und im Sommer 1857 erschien das Marschenbuch, in dessen Vorrede Allmers zu seinen Stammesgenossen sagte: „Hinter den Bergen wohnen auch Leute, und wenn Ihr wüßtet, wie unbekannt bei diesen wie im ganzen anderen Deutschland unsere Marschen sind, und welch' falsche, zum Theil ganz abgeschmackte Begriffe dort, ja oft selbst noch in den nächsten Städten über unser Land und seine Zustände herrschen, dann würdet Ihr gewiß nicht mehr lächeln und kopfschütteln, sondern — so denk ich mir — Euch von Herzen freuen, daß ich versucht habe, ihnen einmal ein Bild unserer Heimath zu entwerfen."

Von diesem Werk edelster Heimathkunst hat man treffend gesagt: In dem reizvollen und mit der liebevollsten Hingabe an die Heimath geschriebenen Buche ist kein Merkmal der Marschen unberücksichtigt geblieben: das Größte und Kleinste, das Vergangene und Gegenwärtige, das Ernste und Scherzhafte, Alles wird in fesselnder und liebenswürdiger Weise geschildert. Wie viele Tausende haben sich schon an dem Marschenbuch erfreut! Denn es enthält keine trockene gelehrte Beschreibung, sondern in der anziehenden belebten Darstellung, wie sie nur aus der Tiefe eines wahren Dichtergemüthes hervorgehen kann, werden uns die mannigfachen Züge und Merkmale aus den Marschen vorgeführt: Das Gemälde der Sturmfluthen, die an den mächtigen Deichen des Nordlandes nagen, das Bild von Ebbe und Fluth mit ihren geheimnißvollen, ewig neuen Reizen, die Darstellungen der Heldenkämpfe, die die zähen Friesen, besonders die Stedinger und Wurster, gegen ihre Unterdrücker führten, die Enthüllungen der landschaftlichen Reize der Küstenebenen an der Nordsee, die Skizzen aus dem alltäglichen und festlichen Treiben der verschiedenen Volksstämme der Marschen und wie sie alle heißen, diese eigenartigen Einzelheiten dieses prächtigen Buches. Eine poesievolle Stimmung liegt über der gesammten Darstellung und mit frischer Anschaulichkeit weiß der Verfasser auch dem trockensten Stoff Leben einzuhauchen. Man greife solche Capitel heraus wie die Beschreibung des täglichen Lebens auf einem Marschenhofe, ein Stück norddeutschen Bauernlebens. Allmers schaut die reiche Heimath mit dem Auge des Dichters, aber dabei entgeht ihm auch das Alltägliche, das Kleinste nicht, und ohne Vorurtheil enthüllt er auch die Schattenseiten der vielgepriesenen Friesenstämme. Selbst die, welche einzelne Fehler des Marschenbuches tadelnd hervorheben und vielleicht die geschichtlichen Abhandlungen, wie sie Allmers giebt, bekämpfen, müssen eingestehen, daß hier ein höchst eingehendes, fesselndes und interessantes Buch vorliegt. Es ist wirklich ein Volksbuch, das in Nordwestdeutschland nicht seinesgleichen hat.

Ein Jahr später, als das Marschenbuch veröffentlicht war und bald sich eines großen Erfolges zu erfreuen hatte, pilgerte Allmers zum achten Mal nach Rom. Er begnügte sich natürlich nicht damit, nur die uralte Stadt gründlich anzusehen, sondern er ging weiter hinab nach Sicilien, um dann nach einem längeren Aufenthalte wieder in Rom der Heimath entgegenzueilen. Dieser römische Aufenthalt bedeutete für die geistige Entwickelung von Allmers viel und reifte ihm daheim eine Frucht in den römischen Schlendertagen, dem zweiten großen Werke des Dichters, das nach Erinnerungen und Briefen in seiner stillen Heimath niedergeschrieben wurde nebst allen eingestreuten Dichtungen mit Ausnahme des „Capitolslöwen".

Es ist merkwürdig, dieser Nordländer, der vor 5 Jahren mit dem Marschenbuch den gleichsam schuldigen Liebes- und Treuetribut seiner Heimath dargebracht hat, spricht nun mit herzlicher Hingabe von Italiens alter ruhmgekrönter Hauptstadt, er zeichnet ihr Straßenleben, ihren Volkscharakter, er entwirft Weihnachtsbilder; er ist wie trunken von ihrer Schönheit und Macht. Er schwärmt von ihr. Hier kann er leben, genießen, hier athmet Alles süße Freude am Leben.

Ums Jahr 1860 ward aus dem fahrenden Dichter, der frei und ungebunden durch aller Herren Länder gezogen war, ein seßhafter Mann. Er saß auf seinem alten Stammhof und war wieder Gemeindevorsteher von Rechtenfleth; aber er war doch nicht umsonst in Italien gewesen und beschloß, sein Haus mit künstlerischem Schmuck versehen zu lassen und sich daheim ein kleines Museum zu gründen. Er ließ sich seine Wohnung ausmalen von Otto Knille, Arthur Fitger, Dörnberg und Küsthardt und setzte unter die sechs Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der Wesermarschen die schönen treffenden Verse, durch die er die Gemälde erläuterte. Die schönsten sind wohl die unter der „Gegenwart der Marschen", die erzählen, daß endlich goldne Tage erschienen seien nach Sturm, Kampf, Noth und Plage. Die reichen Marschen liegen nun gesichert hinter starken Deichen, der blaue Himmel leuchtet auf das Saatengewoge und Herdengewimmel nieder, die Luft durchklingt Lerchensang. Gehöft reiht sich an Gehöft und weithin schaut man von den Giebeln übers Grün. Vollgepackt stehen die Scheunen, vom Dreschertakt dröhnt die Tenne und drüben qualmt schwarz der Rauch aus dem Ziegelofen empor. Fleiß und Ordnung überall und Glück und Reichthum. Das ist das einst so öde Land Des grauen Watts voll Schlamm und Sand, Das ist's, wo einst umrauscht von Rohr Die Fischerhütte stieg empor, Das ist's, wofür die Väter stritten, Das ist's, wofür die Väter litten!

Allmers war aber nicht der Mann, ein ruhig beschauliches Dasein auf dem Marschenhof zu führen, unbekümmert um die Fragen, welche die Zeit aufwarf und auf die sie Antwort heischte. Er war gewöhnt auszusprechen, was er für richtig befunden, und bekundete bei allen öffentlichen Gelegenheiten seinen offenen Freimuth wie in seiner Broschüre „Unsere Kirche, ihr Zustand und ihr Ziel", wo sich die Worte finden: „Fragen wir nun, was muß geschehen, um wieder ein frisches und freudiges wirkliches Leben nach so langer Erstarrung hervorzurufen; was muß geschehen, um die einst so herrlich begonnene und so früh schon verkümmerte Reformation in Wahrheit zu vollenden? Leicht ist die Antwort: Frei muß die Kirche werden von ihren dreifachen Banden: frei von der Staatsgewalt, frei von der Priestergewalt, frei von der Buchstabengewalt; darin liegt Alles." Mit aufrichtiger Freude begrüßte Allmers, der ein engherziger Particularist gewesen war, im Jahre 1866 Preußens Siege als Vorzeichen einer neuen Zeit und durch den großen Krieg mit Frankreich ist das Lied „Deutscher Frühling" hervorgerufen worden.

Allmers hat sich aber nicht nur als trefflicher Culturschilderer hervorgethan, er hat sich auch als Dramatiker, als Erzähler, als Lyriker bethätigt. Der Einacter „Elektra" ist über verschiedene Bühnen gegangen, ohne sich aber behaupten zu können. Der dramatische Vorgang der Dichtung ist, wie man zugeben muß und bereitwillig zugegeben hat, glücklich ersonnen; die sanfte milde hoheitsvolle Iphigenie in einen Gegensatz zur leidenschaftlichen heißblütigen ungestümen Elektra zu bringen, ergiebt einen wirkungsvollen Auftritt und es ist ein glücklicher poetischer Gedanke, Pylades und die jüngere Schwester seines Freundes als Liebende hinzustellen. Stimmungsvoll ist der antike Stoff behandelt, es weht durch die Dichtung der hohe Geist Goethescher Poesie und auch das schöne Maß der Goetheschen Sprache finden wir. Aber damit ist zugleich auch der Mangel in dem Drama angedeutet, es ist eine Nachdichtung. Die Erzählung Elektras über die Geschicke ihres Hauses erinnert zu sehr an den Bericht Iphigeniens gegenüber Thoas in Goethes Werk, und gleichwie Orestes hier von Wahngebilden beherrscht wird, so daß er sich in die düstere Unterwelt versetzt zu sein glaubt, in der er seine Vorfahren erblickt, so läßt auch Allmers seine Heldin sich in Phantasien ergehen, als ob sie in Hades' Schattenreich sei. Die stimmungsvolle Marschen- und Alpengeschichte „Harro Harresen" ist besonders deshalb interessant, weil der Dichter im Helden selbst sich zum Theil abconterfeit hat, soweit in Harresen nämlich das Heimathsgefühl, die Kunstliebe, der Wandertrieb sich zeigt. Wer einen Begriff von Allmers' kerniger Urwüchsigkeit bekommen will, nehme aber nicht diese Marschen- und Alpengeschichte zur Hand, sondern, soweit er des Plattdeutschen mächtig ist, das prächtige Fragment „Die Stedinger", das den alten Uhland noch erfreut hatte und das den Kampf der freiheitliebenden Marschbauern gegen ihre Unterdrücker behandelnd derselben Liebe für die Heimath Ausdruck giebt wie jene Stelle aus den römischen Schlendertagen: „Ich mußte oft denken, wenn ich solch edles Thier vor seiner Karosse halten sah und streichelte: Du hast vielleicht schon fettes Gras meiner Heimathmarschen geschmeckt, bist wohl gar schon von lieber befreundeter Hand geklopft und gepflegt worden, und eines bog den Kopf so weit nach mir hin, wie es nur seine Zügel erlaubten, und sah mich an, als ob es dachte: wenn ich nur reden könnte, ich möcht dich fragen, wie es geht am lieben Weserstrande. Ich habe Heimweh — denn was ist Rom und die ganze dürre Campagna gegen unsere Fettweiden in den herrlichen Marschen." Allmers zählt als Lyriker nicht zu den ersten wenigen Großen. Er selbst hat einmal vielleicht nicht ohne richtige Selbsteinschätzung gefragt: „Wo ist in meinen Schöpfungen echter Adlerschwung des Ge-

Dankens,. wo erschütternde Leidenschaft, wo gewaltige Wucht und Kraft, wo echte Gestaltungsfülle und blühende Phantasie?" Auf alle diese Fragen muß man wahrheitsgemäß mit „Nirgend" antworten. Aber wenn man vor seinen Dichtungen die Widmung liest: Lieben Menschen in Liebe geweiht, dann weiß man, was sie geben, was sie sein wollen. Nicht groß und gewaltig, erschütternd und packend wollen sie sein und sind sie, nein, einfach, innig, gemüthvoll, schlichtwahr geben sie sich, sind sie, herzlich, wohlthuend warm. Nicht das Aeußere sagt der Dichter, ist ausschlaggebend, der innere Werth allein kommt in Betracht. Ein treues Herz ist ein Kleinod und wem man das entgegenträgt, soll stolz darauf sein und nicht lange fragen, unter welcher Brust es schlägt. Man kann von diesen Dichtungen sagen, sie sind aus Liebe geboren, aus Liebe zu Kindern, Freunden, überhaupt zu den Menschen. Wirklich rührend ist Allmers in seinem Verhältniß zu seinen Knechten und Mädgen gewesen und „seinem wackeen, treuen Friederich" hat er Verse gewidmet, die gleich charakteristisch sind für den Herrn wie für den Diener. Das Mitgefühl erstreckt sich bei Allmers aber nicht nur auf die Menschen, die arm und elend durchs Leben gehen, sondern bis auf die Creatur, die stumm dulden muß. Vor seine religiösen Dichtungen setzte Allmers das Motto „fromm und frei". Und man hat die Frage aufgeworfen, ob er, der vorurtheilsloser Denker, das erste dieser beiden Worte für sich in Anspruch nehmen dürfte, um sie zu beantworten: Gewiß! Wenn auch nicht im Sinne derer, die da meinen, die ewige Seligkeit gepachtet zu haben, wenn sie an starren Dogmen ihrer Kirche unverbrüchlich festhalten. Eine reine milde demüthige Hingabe an die Wahrheit, an das Allgemeinwohl, an die höchsten Ziele der Menschheit spricht aus seinen Gesängen, ein ernster mannhafter Sinn, der befreit ist von jenem selbstsuchtvollen Streben, das nach „des Himmels Gnadenlohn" nur trachtet, und das das Gute nur vollbringt, weil dadurch eine Vergeltung im Jenseits gewährt ist. Entgegen schlägt sein Herz dem Reinsten, Besten, für der ganzen Menschheit Glück und Vollendung erglüht es, dem Ideal ringt es nach, einst sagen zu können, redlich und ehrlich an dem großen Menschheitswerke des Aufwärtsstrebens mitgewirkt zu haben. Fromm bekennt der Dichter, daß er gern eintrete in alte Kirchenhallen bei eines Hochamts weihevollen Tönen, bei süßem Klang, bei hehrem Orgeldröhnen, Kerzenschein und stillem Weihrauchwallen. Dann falle er gleich den allerfrömmsten Söhnen der heiligen Kirche auf die Kniee und süß sei's ihm, zu fühlen und zu thun gleich Allen. Nicht kalten Spott und höhnende Verachtung bringt er den Heiligthümern der Christenheit entgegen, mit herzlichster Innigkeit und mit unnennbarem Weh denkt er an der Kindheit traumselig frommes Dasein; das Kreuz ist auch ihm ein schönes, heiliges Symbol und der Jungfrau Maria widmet er, der aufgeklärte Protestant, einen tiefempfundenen Gesang. Zugleich beweist er sich in seinen religiösen Gesängen aber auch, wie das Motto sagt, als ein freier Mann. Erzittert ihm auch das Herz, wenn der Ton der Heimathglocken Erinnerungen ferner Tage und an die Stunden heiliger Andacht aus der Jugendzeit erwecken, so rafft er sich doch auf und klar erkennt er es und frei spricht er es aus, daß der Völker Dogmen und Religionen seit Jahrtausenden nichts sind als Gebilde ewiger Phantasie, die sich blühend um ewige Wahrheit schlingen, indeß Geburt und Leben den Glauben jedes Einzelnen gebieterisch gestalten. Und erfüllt ihm die Weihe und das Hehre des Hochamts auch die Seele mit heiligem Schauer, sobald er wieder draußen ist, „umwogt vom tausendfachen Weltgewühl, umwölbt von lichtdurchstrahlter Himmelsbläue, umweht vom Geist der Tage frisch und kühl", dann ist er wieder frei und ganz der Alte, ganz der vorurtheilsfreie kühne Denker, der das Werden und Vergehen, die Geheimnisse und Räthsel des Menschendaleins lediglich vom Standpunkte der neueren Wissenschaften auffaßt und der den Wahlspruch hochhält: Wahrheit macht frei. Voll Mannesmuth und Freiheitsdrang tritt Allmers auch in seinen weltlichen Gesängen und in seinen Prosaschriften auf.

Er war wie im Aeußern, in seiner kräftigen reckenhaften Gestalt mit dem mächtigen Haupt und den blitzenden und doch so treuen Augen, so auch im Innern ein echter Friese. Eine starke Persönlichkeit, durfte er sagen:

Ich ward ein Mensch und es war meine Sendung,
Zu helfen mit auch an der Menschheit Vollendung.
Ich that, was ich konnte; — was ich gesollt,
In redlichem Streben hab ichs gewollt.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— **Zur ewigen Heimath.** Ein Wegweiser auf der Lebensreise für junge und alte Kinder Gottes. Von O. Gleiß, Pastor zu Jevenstädt in Holstein. Leipzig, H. G. Wallmann. 1901. 3 ℳ 50 ₰. — Das Buch bietet einen vollständig ausgearbeiteten Confirmandenunterricht, bei dem nue die Form der Frage und Antwort in die der fortschreitenden Lehrentwickelung verwandelt ist, aber doch so, daß der redende und unredende Lehrer darin genau so das Wort führt, wie er es im Unterricht selbst thun würde. Deshalb sind auch zu Beginn und am Schluß einzelner Abschnitte solche Gebete, wie sie im Unterricht verwendet werden, als Beispiele aufgenommen, ohne daß doch im Uebrigen eine Eintheilung des Stoffes nach einzelnen Lectionen stattgefunden hat. Was die Erklärung des Lehrstoffes anbelangt, so ist sie durchaus nach dem guten alten Brauch eingerichtet: es ist keine Spur darin von moderner Theologie, und es sind auch alle jene Strebungen, den Unterricht durch andere Anordnung oder durch Herbeiziehung ethisch-socialen Stoffes zu bereichern und zu belasten, ganz und gar unberücksichtigt gelassen. Damit ist natürlich nicht gesogt, daß der Verfasser nichts weiter brächte, als was in allen andern Büchern auch steht, und daß nicht fortwährend sein Bemühen erkenntlich würde, den ins selbständige Leben eintretenden Kindern allerlei nützliche Winke zu geben. Das Buch ist vielmehe das Ergebniß einer dreißigjährigen Lehrthätigkeit, innerhalb deren dem Lehrenden manches früher nicht beachtete Stück Lebensweisheit nahe getreten ist, um sich ganz von selber in den Unterricht einzufügen. Und so ist es das Richtige: solche Dinge müssen persönlich erlebt und erprobt sein, dann werden sie ihre Wirkung ganz anders haben, als wenn man in Paragraphen vorschreibt, was alles in den Confirmanden-Unterricht hineingehöre. Das gilt sowohl von den Fragen der socialen Ethik, wie von der drastischen Darstellung der Unterscheidungslehren. Als Beispiel möchten wir hier anführen, weil es verdient, weiter bekannt zu werden, was bee Verfasser als eigenes Erlebniß erzählt (S. 228), er habe im Dom zu Worms eine Predigt gehört, die geschlossen habe: So befehlen wir uns denn der heiligen Dreifaltigkeit: Jesus, Maria, Joseph, und der Prediger sei ein bedeutender katholischer Geistlicher gewesen. Einen Mangel freilich theilt das Buch mit fast allen ähnlichen Darstellungen, die dem Gange des Katechismus folgen: die letzten Hauptstücke kommen zu kurz. So ist z. B. mit nichts zu entschuldigen, mit keinem Hinweis auf früher schon Behandeltes, wenn die fünfte Bitte mit anderthalb Seiten abgemacht wird. Es ist des großen Meisters Geheimniß, daß er das Verständniß der Schuld an das Verständniß dieser geheimnißvollen Bitte und seines wunderbaren Commentars dazu in dem Gleichniß vom Schalksknecht geknüpft hat, und wer diesem Wink nicht folgt, wird sich vergeblich bemühen, den Kindern einen Begriff von Schuld und Vergebung beiznbringen. Ebenso unbegreiflich ist es, wie die Lehre vom Abendmahl sammt der Beichte in einem Buche von 334 Seiten gerade nur 16 Seiten beanspruchen kann. Aber wer fände nicht auch an dem besten Buche etwas auszusetzen! Und ein treffliches Buch ist es, kein Leitfaden und auch kein Lehrbuch im gewöhnlichen Sinne, aber ein für Groß und Klein gleich werthvolles Erbauungsbuch, aus dem jeder Lesee viel lernen kann und das man reifen Confirmanden zum Lesen während der Unterrichtszeit oder zur Wiederholung nach derselben auch darbieten kann. B. K.

— **Einzelne Predigten.** **Mit Gott für König und Vaterland.** Predigt vor der Eröffnung des Landtages von Dr. theol. et phil. H. L. Oskar Ackermann, Oberhofprediger und Vicepräsident des evang.-luth. Landesconsistoriums. **Drei Sterne am dunklen Himmel deiner Trauer.** Predigt am Todtensonntage von Hofprediger Dr. Friedrich. Dresden, v. Zahn & Jaensch. 1901. Je 25 ₰. — Die erste Predigt faßt ohne besondere Eintheilung die apostolischen Mahnungen 1. Pete. 2, 17 unter jenen patriotischen Ruf zusammen in dem Sinne, daß der Christ eben dann mit Gott für König und Vaterland aebeitet, wenn ee allen Brüdern aus seinem Volke die rechte Ehre erweist, indem er ihnen in der Liebe dient, wenn er dem König nach Gottes Ordnung die rechte Ehre giebt und das Alles in der rechten Furcht Gottes, wie sie

die Schrift fordert. Die zweite Predigt stellt die drei christlichen Grundbegriffe aus 1. Corinth. 13, 13 als die drei Sterne hin, die im Dunkel der Trauer leuchten, und beschränkt ihren unermeßlichen Inhalt um des Tages willen auf die nachdrückliche Hervorhebung des Glaubens an den lebendigen Gott, der Hoffnung auf ein ewiges Leben und der Liebe in ihrer unendlichen Dauer, an welche allgemein christliche Gedanken sich überall die besonderen anschließen, die das Gedächtniß an die Verstorbenen dem Christen nahe liegt. B. K.

— **Aus der Gefängnißseelsorge.** Erinnerungen aus vierzehnjährigem Gefängnißdienst von **Reinhold Stade.** Leipzig, Dörffling u. Franke. 1901. 4 ℳ. — Zu Anfang dieses Jahres erschienen in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung eine Reihe von Artikeln mit der Ueberschrift: Aus den Papieren eines Gefängnißgeistlichen. Sie forderten ohne Weiteres eine lebhafte Theilnahme auch solcher Leser heraus, die mit dem schwierigen Amte des Verfassers nichts zu thun haben. Als diese Artikel plötzlich abgebrochen wurden, belehrte die Redaction ihre Leser, daß das nur Proben aus einem Werke hätten sein sollen, das demnächst erscheinen werde. Das ist nun geschehen, und es ist seitdem schon Zeit genug verstrichen, daß sich ein ziemlich feststehendes allgemeines Urtheil über das Buch hat bilden können: es gilt für eine in jeder Beziehung höchst beachtenswerthe Erscheinung. Der Inhalt ist nicht nur für die ganz besonderen Fachgenossen des Verfassers sehr werthvoll, sondern ist auch in einer Weise behandelt, daß er das theologische wie das kirchliche Interesse überhaupt ohne Weiteres in Anspruch nimmt. Denn das leuchtet jedem denkenden Menschen ein, welche Bedeutung die Seelsorge im Gefängniß für unser ganzes Volksleben haben muß zu einer Zeit, wo ein recht beträchtlicher Theil der Bevölkerung in dieser Zwangslage sich befindet oder einmal befunden hat und demnächst wieder befinden wird. Auch handelt fast der vierte Theil des Buches nicht mehr von der Arbeit an den Gefangenen, sondern von der an den Entlassenen, und der Verfasser hat auch auf diesem Gebiete schon durch beständige Berührung mit rückfälligen Verbrechern seine reichen Erfahrungen gemacht und sie unter Anderem in thatkräftigster Weise verwerthet durch die Gründung des Frauenasyls in Köstritz. Der ganze Abschnitt, der von dieser Fürsorge handelt, ist deshalb nicht allein für zukünftige oder gegenwärtige Gefängnißgeistliche bestimmt, sondern ebensowohl für alle Freunde dieses noch recht dürftig versorgten Zweiges der inneren Mission, und Jeder, der darin arbeitet, wird von den Aeußerungen des Verfassers Kenntniß nehmen müssen. So ist es die schöne Vereinigung von Theorie und Praxis, die eine allgemeine Brauchbarkeit dieses Buches zu mancherlei Zwecken verstattet. Der Fachmann kann sich Raths daraus erholen, der Freund der Kirche kann neuen Antrieb zu Liebeswerken dadurch empfangen, und jeder christliche Leser, der es in die Hand nimmt, nur um etwas Gutes und Förderndes zu lesen, wird seinen Darlegungen mit lebhafter Theilnahme folgen. Der Verfasser erzählt einfach, was er erlebt hat; er führt den Leser in's Gefängniß und in die Zellen, er zeigt ihnen die verschiedenen Objecte der seelsorgerischen Thätigkeit, führt ihnen vor, wie auf sie gewirkt wird im Einzelgespräch, in der Predigt, im Unterricht, bei der geistlichen Handlung, bei jeder Berührung bis zum Lebewohl, mit dem sie entlassen werden. Aber Alles, was so vorgenommen wird, geschieht auf Grund theoretischer Studien und im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Feststellung, die der Verfasser auf Grund der vorhandenen allgemeinen Lehrbücher der Pastoraltheologie von Palmer, Vinet, Harms u. A., der Seelsorge von Köstlin u. A. nnd der noch recht bescheidenen Literatur seines Specialfaches in den Werken von Krohne, Haenell und Jagemann fortwährend im Auge hat, nm ihre Ergebnisse zu bestätigen, oder aber richtig zu stellen. Sein Werk ist kein Lehrbuch, aber eine wissenschaftlich geordnete und begründete Sammlung des Stoffes, der hierher gehört, und zwar eine solche, die künftighin kein Lehrbuch der betreffenden Fächer wird unberücksichtigt lassen dürfen. B. K.

— **Der Schriftbeweis für die evangelische Rechtfertigungslehre** aufs neue dargelegt von D. K. F. **Nösgen,** Consistorialrath nnd Professor in Rostock. Halle a. S., Richard Mühlmann's Verlagsbuchhandlung (Max Grosse) 1901. 6 ℳ. — Dieses werthvolle Buch ist veranlaßt durch das Erscheinen des Cremer'schen Werkes über die paulinische Rechtfertigungslehre und durch die feste Vertretung der darin ausgesprochenen Ueberzeugung in der bekannten Schrift desselben Theologen über Taufe, Wiedergeburt und Kindertaufe. Unsere wiederholten Anzeigen dieser letzteren haben bewiesen, daß wir uns durch Cremer's Darlegungen vollkommen haben gewinnen lassen, und wir sind auch durch diese neue, überaus gründliche Untersuchung nicht eines Besseren belehrt worden. Es handelt sich, im Grunde genommen, um den alten Streit, ob Rechtfertigung und Wiedergeburt genau dasselbe, oder ob sie zwei verschiedene, wenn auch nahe zusammenhängende Vorgänge sind. Beides kann man bekanntlich aus der heiligen Schrift beweisen, wie so viele andere Behauptungen auch, die sich scheinbar oder wirklich widersprechen. Es kommt ganz auf den Gebrauch an, den man von den einzelnen Aussagen der Apostel macht; denn diese letzten dienen noch nicht einmal im Römerbrief, geschweige in den anderen, einem systematischen Aufbau der christlichen Lehre in unserm Sinne, sondern lediglich der feierlichen Verkündigung und der treuen Vermahnung zum Festhalten des dargebotenen Heils. Man kann den strengsten Standpunkt, der heute nur noch möglich ist, in der Inspirationslehre einnehmen und doch dabei ruhig zugestehen, daß die Apostel manchen Ausdruck gebracht haben, der im Zusammenhang mit dem übrigen Inhalt ihrer Darlegungen vollkommen an seinem Platze war und die gewünschte Wirkung bei den Lesern hervorgerufen hat, wie er dieselbe in diesem Zusammenhang fort und fort in der Christenheit hervorrufen wird, daß aber dieser Ausdruck doch nach den strengsten Regeln der Logik mit dem und jenem andern an einer andern Stelle nicht recht zusammenstimmen will. Die Lösung dieses Widerspruchs scheint uns darin zu liegen, daß die Offenbarung der göttlichen Geheimnisse sich nothgedrungen nach den Regeln des menschlichen Denkens vollzieht, um überhaupt mittheilbar zu werden, daß aber das Wesen dieser Geheimnisse auf den Gesetzen eines höheren, göttlichen Denkens beruht, die in ihrer ganzen Tiefe von dem menschlichen Geist in seiner jetzigen Verfassung nicht ergriffen werden können. Gilt dieser Thatbestand längst als selbstverständlich in Rücksicht auf das Wesen des Offenbarungsinhaltes, so wird man seinen unvermeidlichen Einfluß auch auf die theologische Formulirung nicht leugnen können. Wir kommen auch mit diesem Gegensatz, der das Entstehen dieses Buches bewirkt hat, bei der neuerdings so viel besprochenen Voreingenommenheit des Forschers an, deren Vorhandensein selbst Harnack endlich auf seine Art zugegeben hat. Trotzdem ziehen wir nicht den nahe liegenden Schluß, man solle einen solchen Stoff überhaupt nicht mehr zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung machen, denn der Satz von der Voreingenommenheit gilt von jeder Religionswissenschaft der Welt, mag sie sich nun dogmatisch oder historisch nennen. Wir freuen uns vielmehr dieser neuen kraftvollen Vertretung eines theologischen Standpunktes, wenn er auch nicht in jeder Beziehung der unsrige ist, und erkennen die sorgfältige, peinlich genaue Untersuchung aller hier in Frage kommenden Begriffe der heiligen Schrift als eine in vielen Beziehungen vorbildliche an. Wollten wir auch nur andeuten, wie die beiden Forscher im Einzelnen von einander abweichen, so würden wir eine viele Seiten lange Recension des Buches veranstalten müssen, die Niemand hier erwartet. Wir haben den Lesern nur die Versicherung zu geben, daß auch Nösgen mit seinem Schriftbeweis bei der in unseren Bekenntnissen festgestellten Lehre ankommt, daß es sich also nicht um Unterschiede in der Heilslehre, sondern nur um Gegensätze in der theologischen Fassung handelt und daß die hier gegebene für jeden Freund solcher edler Streitigkeiten in hohem Maße fesselnd ist. B. K.

— **Schriften der Vereine vom Rothen Kreuz.** 2. Heft „**Die internationalen Konferenzen vom Rothen Kreuz.** Ein kurzer geschichtlicher Rückblick." Im Auftrage des Central-Comités vom Rothen Kreuz bearbeitet von Professor Dr. **Wiegand.** Berlin, C. Heymann's Verlag. 0,60 ℳ. — In kurzem Auszuge werden hier die Ergebnisse der bisherigen internationalen Conferenzen vom Rothen Kreuz an der Hand der officiellen Protokolle besprochen. Da der Verfasser es in vorzüglicher Weise verstanden hat, das Wesentliche immer besonders hervorzuheben, so kann das Werkchen allen denen, die sich von dem Entwickelungsgang des Rothen Kreuzes und dessen weiterem geplanten Ausbau ein klares Bild machen wollen, aufs Angelegentlichste empfohlen werden. — In einem Anhange ist die Geschäftsordnung der internationalen Conferenzen vom Rothen Kreuz, wie sie auf der Wiener Conferenz im Jahre 1897 festgestellt worden ist, beigegeben. —t.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 34. Donnerstag, den 20. März, Abends. **1902.**

Jean Paul und die Musik.[1])

Zum Geburtstage des Dichters.

Von Max Bruntsch.

Mit dem Frühlingsanfange könnten wir jedes Jahr zugleich auch den Geburtstag Jean Pauls feiern, des Schöpfers hochsentimentaler Gefühlswelten, der zu seiner Zeit viel gelesen, verehrt, ja angebetet wurde, jetzt aber leider allzusehr in Vergessenheit gerathen ist. Ihn unserer Zeit, die sich mehr und mehr wieder der Pflege des Gemüthslebens zuwendet, in Erinnerung zu bringen, seien diese Zeilen geschrieben. Da es aber unmöglich ist, auf eng bemessenem Raume einen so überreichen Schriftsteller wie Jean Paul in seinen Grundgedanken und Haupteigenthümlichkeiten darzustellen und zu würdigen, so sei es erlaubt, seinen Anschauungen auf einem ganz begrenzten Gebiete nachzugehen. Nichts übt bei ihm eine stärkere Wirkung auf das Gemüth des Menschen aus als die Landschaften, die Sterne, die Blüthen, die Berge, die Töne, die Lieder. Seine Gedanken über eine dieser das Menschenherz bewegenden Kräfte, über die Musik, darzustellen, soll im Folgenden versucht werden.

Tonkunst ist für Jean Paul die angeborene Dichtkunst der Empfindungen.[2]) Die Töne sind ihm die natürliche, aber durch Poesie verklärte Sprache des Herzens. Da aber im Gesange Mensch und Ton und Herz in Eins zusammenfallen, und da die Stimme das dem Menschen angeborene Instrument ist,[3]) so wird dem Gesange als dem ursprünglichsten, persönlichsten Ausdruck der Empfindungen von Jean Paul eine ganz besondere Stellung eingeräumt, eine Stellung, die besonders in Bezug auf die erzieherische Wirkung auf die Kinder noch näher zu erörtern sein wird. Doch ist es bei Jean Paul nicht so, daß seine dichterischen Gestalten im wilden Sturme der Gefühle oder im süßen Schwelgen in Empfindungen ihrer Freude oder Hoffnung oder ihrem Schmerze im Liede oder Spiele Ausdruck gäben und sich dadurch befreiten, wie man nach den die Tonkunst im Allgemeinen charakterisirenden Sätzen erwarten sollte; sondern bei ihnen sind es immer erst die Töne, die die im Herzen schlummernden Gefühle wachrufen und dann zu einer den ganzen Menschen überwältigenden Macht steigern. Jean Pauls Gestalten sind stets zunächst passiv; sie empfangen die musikalischen Eindrücke von außen; dann erst werden sie selbstthätig, indem sie den an sie herankommenden Tönen dadurch Inhalt geben, daß sie die Freuden und Leiden der vergangenen Tage und Jahre, all ihre Hoffnungen und sehnlichsten Wünsche in sie hineindichten, wie Jean Paul von Viktor, dem Helden des Hesperus, sagt, daß er sich zu jedem Adagio eigene Scenen vormalte und jedem Stücke besondere Schwärmereien seiner Texte unterlegte. Jean Paul that dies nach einer Aussage Spohrs auch selbst.[4]) Hieran schließt er die allgemeine Bemerkung an, daß es ein unfehlbares Mittel sei, den Tönen ihre Allmacht zu geben, wenn man sie zu Ripienstimmen unserer Stimmung und so aus Instrumentalmusik gleichsam Vocalmusik, aus unarticulirten Tönen articulirte macht, anstatt daß die schönste Reihe Töne, die kein bestimmter Gegenstand zu Alphabet und Sprache ordnet, abgleitet vom befpülten, aber nicht erweichten Herzen.[5]) So sind ihm die Töne Mitlauter[6]), aber nicht Selbstlauter der Seele.

Doch sind sie durchaus nicht blos berufen, die Gefühle zu erwecken, die in der Menschenbrust schlummern, sie sind zugleich die Träger erhabener, weit über das Irdische hinausgehender Gedanken, der Gedanken und Ahnungen der Ewigkeit und des unendlichen Alls. Dazu sind sie befähigt, da sie keine Gegenwart, sondern nur Vergangenheit und Zukunft haben.[7]) Welche Ferne der Zeiten, wie der Räume die Töne darstellen, spricht Jean Paul im Hesperus in dithyrambischer Weise aus: „Ach in solchen Tönen“ — Viktor hört die Melodie der Todten „Wie sie so sanft ruhn!“ — „schlagen die zerlaufenden Wellen des Meeres der Ewigkeit an das Herz der dunklen Menschen, die am Ufer stehen und sich hinübersehnen! Jetzo wirst du, Horion, von einem tönenden Wehen aus dem Regendunst des Lebens hinübergehoben in die lichte Ewigkeit! Höre, welche Töne umlaufen die weiten Gefilde von Eden!... Ach, Horion, ruht die Erde noch unter uns, die ihre Todeshügel um das weite Leben trägt? Zittern diese Töne in einer irdischen Luft? O, Tonkunst! die du die Vergangenheit und die Zukunft mit ihren fliegenden Flammen so nahe an unsre Wunden bringst, bist du das Abendwehen aus diesem Leben oder die Morgenluft aus jenem? Ja, deine Laute sind Echo, welche Engel den Freudentönen der zweiten Welt abnehmen, um in unser stummes Herz, um in unsre öde Nacht das verwehte Lenzgetön fern von uns fliegender Himmel zu senken! Und du, verklingender Harmonikaton! du kommst ja aus einem Jauchzen zu uns, das, von Himmel in Himmel verschlagen, endlich in dem fernsten stummen Himmel stirbt, der aus nichts besteht, als aus einer tiefen, weiten, ewig stillen Wonne.“[8]) So giebt die Musik dem bestürmten Herzen statt der Ruhe nur größere Wellen, wie das Geläute der Glocken das Ungewitter, anstatt zu entfernen, herunterzieht.[9])

Im Hesperus sind es Viktor und Klotilde, die so von ihr im Innersten bewegt werden. Viktor, in welchem alle Töne an nackte, zitternde Fühlfäden schlugen[10]), wird stets melancholisch gestimmt und am Ende zu Thränen gerührt, und Klotilde, deren harmonisches Herz gern mit den Saiten zitterte[11]), meint, daß Musik vielleicht zu gut sei für lustige Empfindungen, daß sie vielmehr als künstlicher Schmerz den wahren ersetze.[12])

Wenn auch die genannten, das Herz mit Schwermuth erfüllenden Wirkungen der Musik bei Jean Paul überwiegen, so sind doch auch andere, wie schon angedeutet, nicht ausgeschlossen. In Flamin warf alle Musik Kriegsfeuer und freiere Aufrichtigkeit.[13]) Auf Walt, der Kopf, Ohren und Herzohren für die Tonkunst hatte, wirkte sie in ähnlicher Weise befreiend, anfeuernd und über alles Irdische erhebend: „Er wurde durch das ihm neue Wechselspiel von Fortissimo und Pianissimo, gleichsam wie von Menschenlust und Weh, von Gebeten und Flüchen in unserer Brust, in einen Strom gestürzt und davon gezogen, gehoben, untergetaucht, überhüllt, übertäubt, umschlungen und doch — frei mit allen Gliedern. Als ein Epos strömte das Leben unten vor ihm hin; alle Inseln und Klippen und Abgründe desselben waren eine Fläche — es vergingen an den Tönen die Alter — das

[1]) Levano und Hesperus sind nach der Ausgabe von Reclam, die übrigen Schriften nach der Gesammtausgabe von Jean Pauls Werken (G.-A.), die bei G. Reimer in Berlin 1862 erschienen ist, citirt.
[2]) Levano 102.
[3]) ebenda 102.
[4]) Grenzboten 1883, XIV, 24.
[5]) Hesperus II, 58.
[6]) ebenda 58.
[7]) Nachflor u. Spätlinge des Taschenbuchs. G.-A. XXXII, 266
[8]) Hesperus II, 50.
[9]) ebenda I, 321.
[10]) ebenda 111.
[11]) ebenda II, 57.
[12]) ebenda 58.
[13]) ebenda I, 315

Wiegenlied und der Jubelhochzeit-Gesang klangen in einander, eine Glocke läutete das Leben und das Sterben ein — er reg t die Arme, nicht die Füße, zum Fliegen, nicht zum Tanzen — er vergoß Thränen, aber nur feurige, wie wenn er mächtige Thaten hörte — und gegen seine Natur war er jetzt ganz wild." [14])

Doch soll nicht verschwiegen werden, daß es bei Jean Paul nicht an Gestalten fehlt, die für Musik gar keinen Sinn haben, wie z. B. der Kammerherr Le Baut, der sich aus Musik wenig machte, Tafel- und Tanzmusiken ausgenommen [15]), oder wie jene Leute in den Flegeljahren, die durch nichts leichter als durch Musik wie Kanarienvögel zum Sprechen gereizt werden oder denen es darauf ankommt, daß sie im Concert etwas genießen. [16])

Und noch andere Menschen kennt Jean Paul, die weder für Musik unempfindsam sind, auf die sie aber auch in keiner der genannten Richtungen Einfluß hat, die am allerwenigsten etwas von der das Gemüth verdüsternden Wirkung erfahren, glückliche Menschen, denen die Musik nichts als Himmel austheilt, die selbst durch schmelzende Tongänge und weiche Tonarten nur zu Sprüngen aufgeheitert werden, und die, wenn sie über Töne weinen, dies nur vor Ueberlust thun. [17]) Diese glücklichen Menschen, um derentwillen Jean Paul die Musik eine fröhliche Kunst [18]) heißen möchte, sind die Kinder.

Den Gedanken Jean Pauls über die Musik, sofern sie auf Kinder wirkt und für ihre Erziehung in Betracht kommt, nachzugehen, muß um so interessanter erscheinen, als wohl kaum von einem Schriftsteller auf pädagogischem Gebiete die Musik in gleicher Weise berücksichtigt worden ist, und da in unseren Tagen die Erweckung eines gesteigerten Gefühlslebens im Kinde durch Heranbildung zu feinsinniger Auffassung von Natur und Kunst so lebhaft erstrebt wird, wobei aber die Bildung des Auges durchaus im Vordergrunde steht, während die Bildung des Gehörs, des tiefsten Sinnes, zu veredelterer Auffassung der Musik, und sei es auch nur der einfachsten Melodie, ganz zurücktritt.

Daß Jean Paul eine vollkommen andere Wirkung der Töne auf die Kinder annimmt, ist in seiner Anschauung über die Kindesnatur begründet. Wie aus einer Aeußerung in seiner Selbstlebensbeschreibung [19]) hervorgeht, ist er der Meinung, daß das Kind wohl für auf das höchste gesteigertes Glück, nicht aber in gleicher Weise für Unglück empfänglich sei. Außerdem lebt das Kind nach Jean Pauls Ansicht gleich einem Thiere nur in der Gegenwart; es kennt weder Vergangenheit noch Zukunft, weder Erinnerung noch Hoffnung. Deshalb kann er in der Levana [20]) die beglückende Wirkung der Töne auf das Gemüth des jungen Menschen damit begründen, daß die Kinder noch keine Erinnerungen als Dämpfer auf die hellen Töne setzen, daß sie noch keinen Himmel verloren haben, daß unsere Erinnerung — sie haben ja noch keine — noch nicht den tönenden Hoffnungen die Rechnungen des Verlustes unterlegt.

In seiner Ansicht von der Kindesnatur und von der Musik ist weiter auch die außerordentliche Stärke und große Nachhaltigkeit begründet, die Jean Paul den ersten musikalischen Eindrücken zuschreibt, welche das Kind empfängt. Da in ihm Mensch und Thier vereint sind, Leib und Seele noch einträchtig in den Flitterwochen leben, [21]) und da die Musik die einzig schöne Kunst ist, wo Menschen und alle Thierclassen Gütergemeinschaft haben, [22]) so muß das Kind auch nach seiner Menschen- und Thieresnatur für Musik empfänglich sein; die Musik muß also in ihm einen doppelten Angriffspunkt finden. In Bezug auf die thierische, körperliche Seite des jungen Menschen glaubt er deshalb, daß man dem Lebensneuling mit der Trompete das Herz, mit Schrei- und Mißtönen das Ohr zerreißen könne, [23]) und in Rücksicht auf seine Menschennatur meint er, daß die erste Musik vielleicht als unsterbliches Echo im Kinde den geheimen Generalbaß, also den Grundton, der bei allen späteren Eindrücken wieder anklingt, und in den Gehirnkammern eines künftigen Tonkünstlers das melodische Thema bilde, das die späteren Sätze nur als Variationen harmonisch umspielen. [24])

Aus all diesen Gründen, besonders aber, weil er dem Kinde die ihm eigene Heiterkeit des Gemüths unbedingt gewahrt wissen will, schreibt er der Musik eine große Bedeutung für die Erziehung zu, wie er geradezu von Erziehmusik [25]) redet. Eine ganz bevorzugte Stellung aber räumt er dem Gesange ein, in dem, wie schon erwähnt, Mensch und Ton und Herz in Eins zusammenfallen, indeß Instrumente dem Menschen ihre Stimme nur zu leihen scheinen. [26]) Unter den Vortheilen, die das Singen dem Kinde bringt, hebt er neben der Förderung der körperlichen Entwickelung besonders den hervor, daß es ein treffliches Mittel sei, die Leere der Kindheit auszufüllen und so den Kinderkrankheiten, Verdruß, Starrsinn, Zürnen, die ja zumeist der Langeweile entspringen, vorzubeugen. Und im 4. Capitel des 3. Bruchstücks der Levana [27]), wo er vom Tanzen der Kinder spricht, malt er sich aus, wie die Kleinen selber singend, als Selbstdrehorgeln einzeln, paarweise, in Ketten, in Ringen hüpfen und wirbeln, aller Untugenden und kleinen Leiden vergessend.

Leider hat Jean Paul nur die Bedeutung der Musik für die Erziehung in den ersten Lebensjahren gekennzeichnet, wo sie nur die eben genannten Augenblickswirkungen hat. Es würde von nicht geringem Interesse sein, wenn er sich auch darüber ausgesprochen hätte, wie und in welchen Jahren diese Einflüsse abgelöst werden von den Wirkungen, die er den Tönen infolge der durch sie hervorgerufenen verschiedensachsten Associationen auf die Erwachsenen zuschreibt. Durch die sich an die Musik knüpfenden Erinnerungen und Hoffnungen, durch die Anfachung von Muth und Thatenlust, durch die Beförderung größerer Aufrichtigkeit, durch die Erhebung des Sinnes über das Alltägliche und irdisch Beschränkte hinaus müßte sie eine ganz hervorragende und glückliche Wirkung auf Charakter und Willen gereifterer Kinder haben. Es ist in der That zu beklagen, daß wir von Jean Paul, der ein so feines Verständniß für die Kindesnatur hatte und der die Levana im beständigen Anschauen seiner eigenen drei Kinder schrieb — nennt er sie doch in einem Briefe an Ernst Wagner [28]) scherzhaft Mitarbeiter an der Levana — daß wir von ihm kein Wort über die Stellung und Verwerthung haben, die der Musik in der Erziehung älterer Kinder zukommt.

Ueberblicken wir Das, was Jean Paul über die Musik an den verschiedensten Stellen seiner Werke sagt, so haben wir den Eindruck, daß wir einen Mann vor uns haben, der selbst alle diese tiefen Wirkungen, die er den Tönen zuschreibt, empfunden hat. Da wir in der glücklichen Lage sind, eine Selbstlebensbeschreibung von Jean Paul zu besitzen, so sei es am Ende noch gestattet, auf Grund derselben zu zeigen, welches innere Verhältniß er als Kind — denn über die Knabenjahre reicht die Selbstbiographie leider nicht hinaus — zur Musik gehabt hat. Es zeigt sich, daß er schon frühe für Musik ungemein empfänglich war, daß sie auch ihn nur froh stimmte, daß sie ihm Alles verklärte und daß die Töne, die er in seiner Kindheit gehört, von nachhaltigster Wirkung bis in seine Mannesjahre gewesen sind. So sagt er „Der Tonkunst war meine Seele überall aufgethan, und sie hatte für sie hundert Argusohren. Wenn der Schulmeister die Kirchengänger mit Finalkadenzen heimorgelte: so lachte und hüpfte mein ganzes kleines gehobenes Wesen wie in einen Frühling hinein; oder wenn gar am Morgen nach den Nachttänzen der Kirchweihe, welchen mein Vater am nächsten Sonntage lauter donnernde Bannstrahlen nachschickte, zu seinem Leidwesen die fremden Musikanten sammt den gebänderten Bauerburschen vor der Mauer unseres Pfarrhofes mit Schollmeien und Geigen vorüberzogen: so stieg ich auf die Pfarrhofmauer, und eine helle Jubelwelt durchdrang meine noch enge Brust, und Frühlinge der Lust spielten darin mit Frühlingen, und an des Vaters Predigten dacht ich mit keiner Silbe." [29]) Und wo er von den Eindrücken erzählt, die er von dem Jahrmarkt in Hof erhielt, da gedenkt er auch der Janitscharenmusik, die er dort zum ersten Male hörte, in folgenden Worten: „In mir, der ich unaufhörlich nach Tönen lechzte, entstand ordentlich ein Tonrausch, und ich hörte, wie der Betrunkne sieht, die Welt doppelt und im Fliegen. Am meisten griffen in mich die Querpfeifen ein durch melodischen

---

[14]) Flegeljahre, G.-A. XX, 181/182.
[15]) Hesperus II, 56.
[16]) Flegeljahre, G.-A. XX, 185
[17]) Levana 101/102. [18]) ebenda 101. [19]) Aus J. P. Leben. G.-A. XXXIV, 29.
[20]) Levana 101, 102.
[21]) ebenda 99.
[22]) ebenda 101.
[23]) ebenda 101.
[24]) ebenda 101

[25]) Levana 102.
[26]) ebenda 102.
[27]) ebenda 99.
[28]) Förster, Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. München 1863. III, 147.
[29]) Aus J. P. Leben. G.-A. XXXIV, 25.

Gang in die Höhe. Wie oft sucht' ich nicht diesen Gang vor dem Einschlafen, wo die Phantasie das Griffbrett oder die Tastatur verklungener Töne am leichtesten in die Hand bekommt, wieder zu hören, und wie bin ich dann so selig, wenn ich ihn wieder höre, so innig selig, als ob die alte Kindheit wie ein Tithon unsterblich geworden, bloß mit dem Tone, und damit spräche zu mir. Ach leichte, dünne, unsichtbare Klänge tragen und beherbergen ganze Welten für das Herz, und sie sind ja Seelen für die Seele." [30]) Wie lebhaft endlich die Töne in ihm Erinnerungen wachriefen, das zeigt die Stelle, wo er von dem „unvergeßlichen Geläute" der Weidekühe spricht: „Die Kuhglockenspiele blieben ihm lange Zeit die Kuhreigen der hohen, fernen Kindheitalpen, und noch würde sein altes Herzblut wogen und wallen, wenn diese Klänge ihm wieder zugeweht würden; es sind Töne, würd er sagen, von Windharfen hergespielt aus weiter, weiter schöner Ferne, und ich möchte dabei fast weinen vor Lust." [31])

So erscheint Jean Paul die Musik als die Trägerin der ganzen Innerlichkeit des Menschen. Die Tonkunst ist die Heilige, die Madonna unter den Künsten; sie kann nichts gebären und darstellen als das Heiligste. [32]) Und der Gesang ist ein Gebet — jeder Ton ist ein Gebet. Wer aber die heilige Tonkunst liebt und übt, der spricht die Gottheit aus, der er gehorcht. [33]) Der Jungfrau ruft er zu: „Weine bei den Tönen!" und dem Jüngling: „Glühe bei ihrem Sturm! Dein Herz fliege hoch auf!" [34]) Dem Alter aber ist sie ein Trost; denn ihr Reiz verlischt nicht, weil sie unendlich ist wie das Herz. [35])

[30]) Aus J. P. Leben. G.-A. XXXIV, 46.

[31]) Aus J. P. Leben. G.-A. XXXIV, 34.
[32]) Förster, Denkwürdigkeiten. IV, 163.
[33]) ebenda 164.
[34]) ebenda 165.
[35]) ebenda 163.

Bücherbesprechungen.

— Die kirchliche Armenpflege beleuchtet in einem Streifzug durch das Gebiet der Fürsorge für die Bedürftigen. Von Professor D. Friedrich Hashagen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1901. — Der Zweck der Schrift ist der, die Nothwendigkeit und den Segen der kirchlichen Armenpflege durch unparteiische Abschätzung aller anderen Armenpflege und durch Beleuchtung der Vorzüge, die jener eigenthümlich sind, für unbefangene Leser nachzuweisen. Der Verfasser untersucht zunächst den Begriff der Armuth, dann deren Ausdehnung und Ursachen, wobei die einseitigen Behauptungen voreiliger Statistiker und ihrer Gläubigen auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Weiter werden die verschiedenen Formen und Methoden der Armenpflege beurtheilt, die „thatsächlichen Hinderungen" ihrer Ausübung und die theoretischen Einwände gegen sie gewürdigt. Bei aller Anerkennung der Leistungen, die da und dort zu Stande gekommen sind, trotz dieser Hindernisse und allen Einwänden zum Trotz die Armenpflege der bürgerlichen Gesellschaft zu einem wirklichen Liebeswerk zu gestalten, kommt der Verfasser doch bei dem Satze an, daß die kirchliche Armenpflege nun erst recht nicht zu entbehren und außerdem schon um der Kirche willen selbst thatsächlich zu handhaben ist. Dieser Satz ist seit geraumer Zeit so oft schon behauptet und bewiesen worden, daß wir uns nähere Nachweise im Einzelnen erlassen können. Aber die Schrift ist mit ihrer knappen, übersichtlichen Zusammenstellung des gesammten Stoffes zu schneller Kenntnißnahme von dem Stande der Frage sehr werthvoll. B. K.

— „Der Mahatma". Geschichte einer Offenbarung von August Niemann. Lotus-Verlag in Leipzig. — Die Publication dieses Buches ist im Interesse von des Autors schriftstellerischem Renommée nur zu bedauern. Es bietet die Geschichte einer buddhistisch-theosophischen Offenbarung, die der Erzähler von einem buddhistischen Weisen, dem Mahatma, durch den Mund einer somnambulen singhalesischen Dienerin erhält, und diese Offenbarung selbst. Die einrahmende Erzählung ist allein durch eine Reihe schöner, stimmungsreicher exotischer Landschaftsbilder ausgezeichnet, sonst aber ziemlich dürftig und bringt schon durch die in hellseherischem Zustande deutschredende Singhalesin ein etwas abstruses Element in die Darstellung, das höchstens geeignet ist, uns auf die Wunderlichkeiten der folgenden „Offenbarung" in schonender Weise vorzubereiten. Denn bei aller Anerkennung des tiefen ethischen Gehaltes der indischen Seelenwanderungslehre muß doch gegen eine auf des seligen Dr. Gall Phrenologie gestützte Erkenntniß ihrer Theorien und ihre Verquickung mit der Darwin'schen Evolutionstheorie protestirt werden. Daß die Berührungspunkte zwischen somatisch-platonischer Ethik und der buddhistischen Behandlung dieser philosophischen Disciplin zu wenig klar und präcis herausgearbeitet sind, kommt kaum in Betracht, wenn die Metempsychose in ziemlich detaillirter Darstellung auf die immerhin noch recht hypothetischen geologischen Perioden unseres Erdballes und die übrigen Planeten des Sonnensystems ausgedehnt wird. Das geht über Jules Verne und Camille Flammarion und begründet an sich schon eine völlige Verurtheilung des Buches. Denn jedes Volk und jedes Land hat seine eigene, ihm congeniale Glaubenslehre. Ist es nun an sich schon zu bedauern, daß der tief ethische Kern der Seelenwanderungslehre von den späteren indischen Dogmatikern theils durch splitterrichtende, theils durch ausschweifend phantastische Behandlung entstellt worden ist, so muß vollends gegen eine ernsthafte Verquickung ihrer Theorien mit den Resultaten abendländischer exacter Wissenschaft selbst im Gewande der Dichtung Verwahrung eingelegt werden. A.

— Geschichte der Wandalen von Dr. Ludwig Schmidt, Bibliothekar an der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. IV, 203 S.; 8°. Preis 2,80 ℳ. — Eine Arbeit, von der man getrost behaupten darf, daß sie in ihren wesentlichen Zügen auf lange Zeit hinaus als abschließend gelten wird, wenn man auch nicht wissen kann, welche Ueberraschungen in Einzelheiten die von Frankreich fortgesetzt in seinem nordafrikanischen Colonialreiche veranstalteten Ausgrabungen (vgl. S. 201) noch ans Licht bringen werden. Als abschließend darf Schmidt's Wandalengeschichte selbst auf den Gebieten angesprochen werden, die seinem eigentlichen Forschungsfelde ferner liegen; wenn man z. B. für das ältere Christenthum (S. 59/60 u. ö.) v. Hertling's kürzlich erschienenen und deshalb noch nicht mit verwertheten „Augustin" zur Vergleichung heranzieht, wird sich keine wichtige Abweichung herausstellen. Nur in ethnologischen Dingen scheint mir Schm. nicht ganz auf der Höhe des gegenwärtigen Wissens zu stehen: als gelehrter Antiquar hält er sich lieber zu Philologen wie Jos. Partsch (Corippus-Studien; im Uebrigen namh. Geograph) als zu reinen Ethnographen wie Schurtz (Abschnitt „Nordafrika" im IV. Bande meiner „Weltgeschichte"). Dadurch ist ihm mancher feinere Zug entgangen: der unafrikanische Grundton im Wesen Karthagos ist nicht deutlich herausgearbeitet, die Berber und die anderen eingeborenen Völkerschaften Nordafrikas (S. 57/58 und 157/158) sind nicht scharf genug von einander geschieden u. A. m. Im Verhältniß zur Gesammtleistung kommt selbstverständlich dieser kleine Mangel kaum in Betracht, namentlich da die natürlichen Bedingungen, denen die nordafrikanische Halb- und Mischcultur der verschiedenen Erobervölker unterworfen war (z. B. der frühen Einführung des Pferds, der späten des Kameels), sonst durchaus entsprechend berücksichtigt worden sind. Von besonderer Sorgfalt zeugt die Asdingen-Stammtafel am Schlusse. Ht.

— „Der Wendenhof". Roman von Robert Wendlandt. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. — Die Lectüre des Romans bringt eine arge Enttäuschung: auf einen nicht übel gelungenen Anfang eine langweilige Fortsetzung und einen trivialen Abschluß. In dem ersten Drittel des Romans wandelt Wendlandt auf den Pfaden der Heimathkunst. Weiß er hier durch gut geschaute Naturbilder, die sich zum Beispiel bei der Schilderung eines Eisganges zu beinahe plastischer Lebendigkeit emporheben, durch die fast im treuherzigen Chronistenton gehaltene Vorgeschichte für die Geschicke des Wendenhofes, seiner Bewohner und seiner Umgebung zu interessiren, so erlahmt in der Fortführung der Fabel mit dem Darstellungsvermögen des Autors auch bald die Antheilnahme des Lesers an der in einer recht simplen Zweifamiliengeschichte verlaufenden Handlung. Die anfangs eindrucksträftige, wirkungsvolle Charakteristik verschwimmt zu einer lediglich schemenhaften, schablonenmäßigen Contourirung, die sich in Bezeichnungen, wie die „liebliche Maid", die „schöne Jungfrau" u. s. w. nicht genug thun kann, damit aber auch an den Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit angelangt ist. Ebenso sind die später eingeführten Figuren durchweg nach antiquirten, ab-

gegriffenen Typen gearbeitet, so daß weder der Selfmade-Commerzienrath, noch der leichtledige, sonst aber harmlose Leutnant — um aus vielen nur wenige hervorzuheben — uns auch nur ein flüchtiges Interesse abzugewinnen wissen. Der „böse Geist" des Ensembles endlich, der Erzschwindler Moser, ist ein regelrechter Morithatenbösewicht, dem es ganz recht geschieht, daß er seine schwarzen Anschläge zum Schluß in fremdem Lande büßen muß. So genügen zwei Drittel des Buches kaum den Ansprüchen eines mittelmäßigen Familienblattromans, keineswegs aber denen, die man an einen literarisch und künstlerisch ernst zu nehmenden Beitrag zu der „Sammlung von Werken zeitgenössischer Autoren" nothwendig zu stellen berechtigt ist. A.

— Felix Nothfest. Roman von J. C. Heer. Stuttgart und Berlin, 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. — Der dritte große Roman, welchen der Schweizer Schriftsteller J. C. Heer erscheinen läßt, steht nicht ganz auf der Höhe der Romane aus den Schweizer Hochgebirgen: „An heiligen Wassern" und „Der König der Bernina", wenngleich er auch große Vorzüge derselben aufzuweisen hat; er ist, wir möchten sagen, zu local schweizerisch. Die Beamtenverhältnisse der Schweiz, die Abstufung der geistlichen Würden bis zu dem Antistes hinauf und seinem alterthümlichen Machtbereich — das muthet uns fremdartig an; es fehlen die Analogien in den deutschen Verhältnissen und das ideale Ziel des Helden, das Landesmuseum, das Schweizer Nationalmuseum wirkt auf deutsche Leser nicht mit dem idealen Zauber, den die Dichtung darüber auszubreiten sucht. Hierzu kommt, daß die Handlung in der zweiten Hälfte des Romans sich zu sprungweise fortbewegt, daß der epische Fluß fehlt, daß die Sensationsmotive mit einer gewissen Plötzlichkeit hereinschneien. Die psychologische Entwickelung wird durch eine Bilderfolge abgelöst. Doch das Alles ist ein Tadel, der nur aus der vergleichenden Höhenmessung der drei Werke des jungen Schriftstellers hervorgeht; der Gang der Handlung hat in jenen Werken mehr inneren Zusammenhang, die Darstellung mehr epischen Stil. Doch auch „Felix Nothfest" enthält Schilderungen der Schweizer Landschaft und der Schweizer Sitten, die sehr lebensvoll sind: die inneren Kämpfe des Helden, der ein wackerer Gottesstreiter ist und für das Wohl des Volks wirkt, Vaterlandsliebe und Kunstsinn mit einer frommen religiösen Ueberzeugung vereinigt, sind in einer Weise geschildert, die unsere warme Theilnahme erregt. Die beiden Frauencharaktere, die ehrgeizige und leidenschaftliche Sigune und das poetische Christerl, sind in wirksamen Contrast gestellt. Wenn uns auch Einiges, wie wir schon erwähnten, fremdartig gemahnt, so ist doch der Hauptconflict nicht an das Nationale und Locale gebunden, sondern wiederholt sich überall in der Neuzeit; es ist der Kampf der hereinbrechenden Industrie mit dem bäuerlichen Grundbesitz und Gemeindebesitz, den sie auffaugt für ihre großen Etablissements, während gleichzeitig die flottirende Arbeiterbevölkerung sich mit den Bauern und den Tagelöhnern des Ackerbaues vermischt und dieselben überfluthet. Das ist ein Thema, das auch in vielen deutschen Stücken und Erzählungen behandelt worden ist und öfters in die oberbayrischen Volksstücke mit hereinspielt. Die übergreifende Thätigkeit des Großindustriellen Rudolf Fürst, der die schöne Abtei in seine Fabrikanlagen mit hereinzieht und in die malerischen Ruinen des ehemaligen Schlößchens von Reifenwart eine Villa baut, ist mit genauer Detailkenntniß geschildert, und der Untergang stolzer und tüchtiger Bauern wie des „Commandanten" ruft in uns dieselbe elegische Stimmung hervor, wie der Untergang der Rothhäute, wenn die Civilisation der weißen Männer sie aus ihren Wigwams verjagt. Auch das Stadtleben mit seinen Journalisten und Künstlern, mit den raffinirten Intriguen, denen Christerl zum Opfer fällt, während ihre siegreiche Nebenbuhlerin Sigune, die sie zu Fall zu bringen sucht, zuletzt ebenfalls zu einem glücklosen Leben verdammt wird, ist mit energischen Farben dargestellt; wir sehen aus diesen lebenswahren Schilderungen, daß die großen Schweizer Cantonstädte sich von den Weltstädten hierin wenig unterscheiden. R. v. G.

— Berliner Kämpfe. Gesammelte literarische Arbeiten von Erich Schlaikjer. Buchhandlung der „Hilfe". Berlin-Schöneberg 1901. — Im Allgemeinen mag man sich gegen die jetzt übliche Buchmacherei erklären, welche kleine oft skizzenhafte Journalartikel zusammenstellt und diese Sammlung in Buchform herausgiebt. Dies ist besonders in Berlin üblich, wo jüngere Theaterrecensenten ihre oft sehr kurzgefaßten Tageskritiken sammeln und dabei nach Lessing's dramaturgischen Lorbeeren schielen. Auch Erich Schlaikjer's „Berliner Kämpfe" sind eine Sammlung solcher bisweilen kurzathmiger Aufsätze, die der Verfasser in mehreren Zeitschriften, in der „Hilfe", im „Vorwärts", in der „Christlichen Welt", im „Türmer" und in der „Täglichen Rundschau" veröffentlicht hat. Sie machen indeß nicht den Eindruck handwerksmäßiger Tagesarbeit; es sind größtentheils freigewählte Stoffe und wo sie sich an Bücher anschließen, heben sie irgend einen Gedankengang heraus, den sie selbständig weiterspinnen. Auch tuten sie nicht in dasselbe Horn, wie ein großer Theil der Berliner Tageskritik, die einen Götzendienst treibt mit einigen von ihr selbst auf den Schild gehobenen Literaturgöttern; sie erklären sich im Gegentheil mehrfach gegen diesen Cultus der Clique. Auch ist es erfreulich, daß Schlaikjer in ästhetischen Auseinandersetzungen auf Hegel zurückgeht, welchen die Jüngsten meistens gar nicht zu kennen scheinen; ferner theilt er einen eingehenden Aufsatz über streitende Gedanken in Hebbel's kritischen Schriften mit. Was er über die jetzt ruhiger gewordenen „Jungen", über die Furcht vor dem „Nackten", über das Unmoralische und Häßliche in der Kunst, über Theaterspeculanten, historische Persönlichkeiten auf der Bühne sagt, das ist im Ganzen wohlbegründet, wenn man auch über Einzelnes mit dem Verfasser rechten kann. Der Stil ist scharfgeschliffen, ohne daß der Verfasser gerade daran Gefallen findet, Alles in die Pfanne zu hauen. R. v. G.

— Ausgewählte Gedichte von Samuel Friedrich Sauter, eingeleitet und herausgegeben von Eugen Kilian. Mit zwei Bildern. (Neujahrsblätter der badischen historischen Commission, 1902.) Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Preis 1 ℳ 20 ₰. — Es ist eine wohlverdiente Ehrung, die mit dieser Veröffentlichung die badische historische Commission einem verschollenen Dichter bereitet. Nicht einmal die hohe Auszeichnung, die Sauter dadurch widerfuhr, daß eines seiner Lieder von Beethoven und von Schubert in Töne gesetzt worden ist, hat ihn vor dem Vergessenwerden zu schützen vermocht. Oft genug mag Beethoven's oder Schubert's „Wachtelschlag" gesungen werden, ohne daß auch nur ein flüchtiger Dankesblick auf den Namen des armen Dorfschulmeisterleins von Flehingen und Zaisenhausen fiele. Freilich fehlt auch in manchen Ausgaben der Lieder der Name des Dichters ganz, z. B. in dem Peters'schen Schubert-Album. In akademischen Kreisen wird wohl manchmal das Lied angestimmt:

Willst wissen du, mein lieber Christ,
Wer das geplagtste Thier wohl ist?
Die Antwort lautet allgemein:
Ein armes Dorfschulmeisterlein.

Aber wer von den lustigen Sängern denkt wohl daran, wie bitterer Ernst es dem Dichter Samuel Friedrich Sauter mit solcher beweglichen Klage gewesen ist? Das diesjährige Heft der badischen historischen Neujahrsblätter hat somit eine Bedeutung, die weit über die Grenzen des badischen Landes hinausgeht. Manch eines von den Sauter'schen Liedern lebt noch im Munde des Volkes, zum Theil arg zersungen und entstellt. Dank diesem Hefte wird man nun endlich auch dem Dichter die Ehre geben, die ihm gebührt. Das Hauptstück dieser Ehre läßt sich kurz so bezeichnen: Sauter ist der Schöpfer und das Urbild der sogenannten Biedermaierdichtung. Eugen Kilian — er ist Dramaturg am großherzoglichen Hoftheater in Karlsruhe — erklärt in seiner sorgfältigen und dankenswerthen Einleitung (21 Seiten), wie es gekommen ist, daß bisher Ludwig Eichrodt irrthümlich für das Original der Gestalt des „Biedermaiers" in der Dichtung gegolten hat. Möge diese Ausgabe dazu helfen, daß der ungemein drolligen und ungewollt komischen Dichtung Sauter's, der bei aller Sonderbarkeit doch auch ein schönes Theil echter Wärme und menschlich tiefer Empfindung innewohnt, das ihr zustehende bescheidene Plätzchen gegönnt werde nicht in der Literaturgeschichte, aber in der Gunst und Liebe des deutschen Volkes! Es ist heute so viel die Rede von Heimathkunst, die schöne Flagge deckt auch schon recht merkwürdige Waare. Die Gedichte Sauter's, damit hat der Herausgeber unbedingt recht, rücken uns „ein Stückchen weltentlegener und engbeschränkter, aber ehrlicher und in ihrer schlichten Volksthümlichkeit echter Heimathkunst" vor Augen, deren harmlose Gemüthlichkeit und biedere Treuherzigkeit auf empfängliche Herzen auch heute noch ihren Reiz nicht verfehlen wird.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 35. Sonnabend, den 22. März, Abends. **1902.**

Die Lerche.

Von Dr. Martin Bräß.

Ostermargen und Lerchengesang! Wenn die grünen Spitzen der Wintersaat unter der leichten Schneedecke hervorschauen, wenn das Schneeglöckchen sein Köpfchen erhebt, wenn der erste Zug langbeiniger Störche in schwindelnder Höhe gen Norden zieht, wenn Freund Staarmatz vor seinem Bretterhäuschen den aufgehenden Sonnenball mit jauchzenden Rufen begrüßt: wessen Herz sollte da nicht mit Lenzeslust erfüllt werden und frohbewegt sprechen: „Nun muß sich Alles, Alles wenden!" Aber die Lerche, wie sie am Ostermorgen so frei aufsteigt zur blauen Himmelsglocke, höher und höher, als wollte sie mit ihrem schmetternden Siegesruf selbst die himmelshohen Fernen erfüllen: diesem Lenzesbild kommt kein zweites gleich; denn keins predigt so laut und eindringlich das große, wunderbare Auferstehungsfest der Natur. Van Sorge und Last niedergedrückt, du müder Erdenpilger, nur einmal wandere in der Lenzeszeit zu früher Morgenstunde hinaus auf die grünende Flur und lausche mit Ohr und Herz dem fröhlichen Lied der kleinen Frühlingsbotin, das von jeher den schlichten Naturfreund aus dem Bauern- und Handwerkerstand begeistert hat, wie den Naturforscher und Dichter aller Zeiten und Völker! Graulichte Dämmerung lagert über Feld und Wiese, geheimnißvolle Stille; aber kaum zeigt sich am östlichen Himmel ein lichter Streifen, so erwachen die unermüdlichen Sängerinnen; auf einer Erdscholle sitzend, wirbeln sie eifrig ihr Liedchen. Und nun erhebt sich die erste, flatternd steigt sie mit zitternden Flügeln fast senkrecht empor, höher und höher — wer erklärt mir die Kraft der kleinen Brust, die Gewalt der winzigen Kehle! Hoch über unserm Haupte scheint das Vögelchen Halt zu machen, rüttelnd hält es sich am gleichen Punkt; aber plötzlich weit ausgeholt eine Schneckenlinie in die Höhe, bis es unserm Auge entschwindet. Und doch, der schmetternde Lobgesang, mit dem die Sängerin hier oben die ersten Strahlen des aufgehenden Tagesgestirns begrüßt, noch ehe dieselben die schlummernden Fluren wach küssen, unserm Ohr bleibt er vernehmbar. Bald ist die ganze Luft erfüllt von den Jubelchören der singenden Lerchen.

„Gegrüßet seist du, du Himmelsschwinge,
Des Frühlings Bate, du Liederfreundin,
Sei mir gegrüßt, geliebte Lerche.
Die beides lehret, Gesang und Leben!
Der Morgenröthe, des Fleißes Freunden
Erweckest du Felder, belebst du Hirten
Sie treiben munter den Schlaf vom Auge:
Denn ihnen singet die frohe Lerche." (Herder.)

Den Lerchengesang zu beschreiben ist sehr schwer, ja unmöglich; wir müssen uns damit begnügen, das Charakteristische hervorzuheben. Während unsere meisten Sänger, die Grasmücke, Rothkehlchen oder Singdrossel, ihren Gesang in Strophen gliedern, die durch Pausen getrennt sind, zeigt das Lied der Feldlerchen trotz seiner beispiellosen Dauer keine Unterbrechung. Mit der Uhr in der Hand habe ich öfters dem Lerchengesang gelauscht; zehn Minuten lang im Fluge zu schmettern, ist der Lunge unserer Sängerin eine Kleinigkeit, ja bisweilen währt das Lied eine Viertelstunde! Und wie hell, wie rein und stark ist der Gesang, wie abwechselungsreich! Und doch besteht er nur aus wenigen Tönen. Anfangs vielleicht ein Schluchzen und Seufzen, dann ein lustiges Trillern und Wirbeln, und nun anschwellend zum vollen Jubelgesang, welche Primadonna vermöchte es der kleinen Kehle gleichzuthun! Der strophische Aufbau fehlt nicht; er entsteht dadurch, daß dasselbe Tongebilde wiederholt wird, bisweilen sogar so oft, daß der Eindruck des Ganzen leibet, „aber solche Strophen werden eingestreut in den regellos auf und ab wirbelnden Grundzug des Gesanges und sind mit diesem sowie untereinander lückenlos verbunden" (Voigt). Auch fremde Töne scheinen einzelne ihrem Gesange einzumischen, namentlich dort, wo sie Gelegenheit haben, der Balzmusik mancher Sumpf- und Wasservögel zu lauschen; doch auch den Finkenschlag habe ich ganz deutlich aus ihrer Kehle vernommen. Besonders in der Gefangenschaft erweisen sich die Lerchen bisweilen als reichbegabte Nachahmer; den Gesang anderer Vögel, ja selbst kurze musikalische Stücke lernen sie nachpfeifen, die man ihnen auf kleiner Drehorgel öfters vorleiert: meinem Gefühl nach eine Entweihung der herrlichen Gottesgabe. Ich wüßte keinen Vogel zu nennen, der eifriger sein Lied ertönen ließ; vom Morgen bis zum Abend erfüllt der bunte, krause, wirbelnde Lerchengesang die Luft, dazu ist kaum eine Abnahme im Eifer zu bemerken bis in den Juli; auch die Weibchen zwitschern ganz munter, und die jungen Männchen, kaum dem Neste entflogen, erproben ihre Kehle. Ich habe mich oft gefragt, wie finden die Thierchen nur Zeit, ihre Nahrung zu gewinnen, die sich ihnen ja keineswegs ungesucht bietet! Wie Musik und Tanz zusammengehören, so bei der Lerche das Lied und der himmelstrebende Flug. Auf dem Boden sitzend oder, wie sie es liebt, schnell über das flache Feld rennend, läßt sie nur Bruchstücke ihres Gesanges, sowie den hellpfeifenden Lockruf „trieb", „tie" oder „gierr" hören, ein hoher Ton, der uns auch immer wieder aus dem eigentlichen Lied entgegenklingt.

Begeisterte Freunde unseres Vogels haben den Lerchengesang selbst mit dem Schlag der Nachtigall verglichen. Man thut Unrecht mit solchen Vergleichen; zu der keimenden Lenzesflur im Sonnenschein stimmt der jauchzende, schmetternde Wirbel der Lerche, zu dem nächtlich dunklen Gebüsch am Rande des vom Mondschein versilberten Wasserspiegels das unaussprechlich innige Seufzen und Schluchzen der Philomele. „Wer den Gesang der Nachtigall und Bardalens vereint", heißt eine Stelle in Klopstoks Oden (2, 219), dem gebührt der höchste Preis; Bardale aber ist in unserer älteren Dichtersprache die Lerche (von Barde, dem Namen der altkeltischen Sänger). Nächst der Nachtigall ist entschieden die Lerche der Vogel, deren Lied am meisten von den Poeten verherrlicht wird; ihre bloße Erwähnung versetzt uns mit einem Schlage in die Stimmung, welche den Dichter beherrscht.

„Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt." (Goethe.)

„Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne."
(Schiller. Der Frühling.)

„Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft."
(Schiller. Spaziergang.)

„Mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten" . . .
(Schiller. Das Mädchen aus der Fremde.)

„An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft." (Lenau.)

„Der Lenz schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft." (Lenau.)

„Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren ist,
Singt aus der Wolken Freud' herab
Dir in die Brust." (E. v. Kleist.)

„Ein selig Lerchenlied, bei dem die Saaten lachen."
(Freiligrath.)

Diese wenigen Beispiele ließen sich leicht um das Zehnfache vermehren. Und doch, die Frage: ist die Lerche uns Deutschen ein wirklich volksthümlicher Vogel? dürfte nicht ohne weiteres bejaht werden; wenigstens ist sie es nicht in dem Grade wie die anderen gefiederten Frühlingsboten, Storch, Schwalbe und Kuckuck, und die nächtliche, deshalb dem Volke unheimliche Eule. Der reiche Kranz von Sagen, Märchen und abergläubischen Vorstellungen, der sich um die genannten Vögel geschlungen, fehlt unserer Sängerin, obgleich der Ackersmann seit Alters ihrem Lied gelauscht hat. Als Frühlingsbotin aber und Wetterprophetin genießt die Lerche ganz allgemein, beim deutschen Bauer ebenso, wie beispielsweise beim russischen, ein gewisses Ansehen. An Lichtmeß (2. Februar) muß sie singen, wenn ein zeitiger Frühling erwartet werden darf; aber nicht vorher, denn

„So lang die Lerche vor Lichtmeß singt,
So lang ihr nachher kein Lied gelingt"

sagt der Kalendermann, um anzudeuten, daß auf gelinde Witterung im Januar und Februar noch Kälte im März und April folgt. Nur der Bauer in der Altmarck ist recht mißtrauisch; ärgerlich brummt er: „De Lerk is 'n Lork*), je düller he schrît, je ärger 't snît." Wenn die Lerchen möglichst hoch stiegen und lange hoch oben schmettern, hofft man überall auf schönes Wetter; bleiben sie aber auf dem Boden, zwischen den Ackerfurchen eintönig rufend, so erwartet man Regen. Auch sonst schließt man wohl aus dem Gesange und der Flugrichtung unseres Vogels auf gewisse künftige Ereignisse; wenigstens versichert der Verf. des Artikels „Orakel" bei Ersch und Gruber, daß diese Art von Prophezeiung im Volke noch nicht ganz verschwunden sei, wenn auch nur Wenigen mehr wichtig. Ich selbst kann darüber nichts berichten und will nur erwähnen, daß bei dem griechischen Geschichtsschreiber Pausanias (zwischen 160 und 180 n. Chr.) die Lerche als Wegzeigerin auftritt. Nach alter Sage soll sie den Colaenus dahin geführt haben, wo er später die attische Colonie Colonides gründete.

Auch zu ein paar Redensarten hat die Lerche den Volksmund veranlaßt; so sagt man treffend: „munter oder lustig wie eine Lerche." An den ehemals allgemein geübten Lerchenfang erinnern die sprichwörtlichen Wendungen: „die Lerchen fliegen nicht gebraten ins Maul" und „er ist im Lerchenfelde", d. h. er ist im Irrthum, oder auch: er verliert sich in's Weite. Das Lerchenfeld ist die ausgedehnte Fläche, über welcher die Lerchen streichen und wo sie gefangen werden; sie hat u. A. dem bekannten westlichen Vororte der österreichischen Kaiserstadt, der sich durch den Urtypus des Wiener Dialektes auszeichnet, den Namen gegeben. „Eine Lerche schießen" heißt kopfüber stürzen, nach der Art unseres Vogels, der sich bekanntlich jäh und mit dem Kopf voran aus der Luft herniederläßt. So wird uns aus Leipzig, der eigentlichen Lerchenstadt, folgende Schauermär berichtet (vergl. Leipziger Nachrichten 1871, Nr. 346): „Ein hiesiger Musiklehrer wurde im Thomasgäßchen von einem andern studirenden Heldenjüngling in einer Weise angerempelt, daß unschwer die Absicht zu erkennen war, den biederen Musikus eine Lerche schießen zu lassen." In der Volksmedicin spielt die Lerche keine hervorragende Rolle; doch war ein Lerchenbraten gut gegen „bauchkrimmen vnd darmgegicht", wie wir beim alten Geßner lesen; oder man band zu gleichem Zweck ein Lerchenherz ans Bein, bez. an die linke Hüfte. Andere benutzten den sammt seinen Federn zu Asche gebrannten Vogel, indem sie gegen alle „gebrächė deß eyngeweids nit allein der mėschen / sund auch deß vychs" drei Löffel davon drei bis vier Tage lang einnahmen, bez. dem Vieh in das Trinkwasser gaben.

Doch zurück zu unserer unermüdlichen Sängerin. Sie senkt sich jetzt flatternd tiefer und tiefer; die langen Schwingen scheinen ermüdet zu sein, aber die Kehle trillert, schwirrt und jauchzt mit ungeschwächter Kraft. Doch plötzlich, etwa in Haushöhe, werden die Flügel eingezogen, und wie ein Stein fällt das Thierchen herab zwischen die Ackerschollen; sobald es den Boden berührt, verstummt das Lied. Zugleich mit dem letzten Ton ist aber auch die liebliche Erscheinung unserem Auge entschwunden; wir vermögen die „Aethernachtigall" am Boden nicht zu entdecken, obgleich wir ganz sicher wissen, daß sie zwischen den Ackerschollen nur einige Schritte vor uns sich erholt von Flug und Gesang. Ist es nicht, als habe sich unmerklich die Erde geöffnet, um das liebliche Thierchen aufzunehmen in ihren mütterlichen Schutz, bis es von Neuem fröhlich emporsteigen wird in das Reich der Lüfte! Es verbrießt uns fast, daß wir den Vogel nicht entdecken. Leisen Schrittes nahen wir uns seinem Sitzplatze; wie sehr wir aber auch den Sinn anstrengen, von der Lerche keine Spur! „Armes, stumpfsinniges Menschenkind," denkt diese, „warum soll ich dich noch länger quälen? thust mir ja nichts zu leide!" und durch eine kleine Bewegung löst sie den Bann, der uns zu beherrschen schien; die langen Schwingen tragen sie in niedrigem Flug hinüber auf die andere Seite des Feldes. Aus der Ferne gesehen, scheinen die Lerchen einfach graubraun gefärbt zu sein, „lerchengrau" nennen wir's kurzweg, und diese Farbe stimmt so wunderbar zu dem Graubraun des Ackerbodens, daß wir hier von einer Schutzfärbung sprechen können, wie sie vollkommener nicht zu denken ist. Man will sogar beobachtet haben, daß die Lerchen, welche auf dunklem, fruchtbarem Gelände leben, im Allgemeinen dunkler sind, als ihre Schwestern, die helles, sandiges Ackerland bewohnen. Betrachten wir das scheinbar so einfach gefärbte Gewand unseres Vogels aber näher, so löst sich das fahle Graubraun in eine Menge von hell- und dunkelbraunen, braunschwarzen, rostgelben und gelblich weißen Flecken, Tüpfeln und Kanten auf, so daß es eine schwierige Arbeit ist, das Kleid der Lerche im Einzelnen genau zu beschreiben. Beide Geschlechter stimmen übrigens in ihrer Farbe fast vollkommen überein.

Wenn wir Glück haben, können wir auch das Nest der Lerche finden, oder richtiger die zukünftige Kinderwiege, die einem wirklichen Nest nur dürftig ähnlich sieht. Jede kleine Vertiefung im Acker hinter einer Erdscholle, zwischen zwei Erdklösen, eine Furche, ein Fußtritt des Viehs im niedrigen Gras ist der Lerche willkommen; mit alten Getreidestoppeln und weicheren Hälmchen, mit Wurzelfasern und Thierhaaren wird die seichte Mulde ausgepolstert, und meist findet man schon Mitte März das volle Gelege, gewöhnlich fünf Eier von trübweißem Ton mit braunen und grauen Flecken, Punkten und Linien, im Einzelnen außerordentlich verschieden, doch immer so in der Färbung, daß sie sich von der graubraunen Ackerkrume kaum abheben. Nach dreizehn bis vierzehn Tagen eifrigen Brütens seitens des Weibchens, das bisweilen wohl auch von dem Gatten abgelöst werden mag, schlüpfen die Kleinen aus der Eischale, und nun haben die Eltern, wenn man so sagen darf, alle Hände voll zu thun, die fünf oder sechs hungrigen Schnäbel zu stopfen. Mit gelblichbraunen Dunen sind die Nestjungen anfangs bekleidet, aber bald wächst ihnen das eigentliche Federkleid; noch können die Kleinen keineswegs richtig fliegen, da verlassen sie bereits die Nestmulde und laufen, leise piepend wie die jungen Hühner, im Getreide umher. Dabei werden sie von den Eltern noch immer gefüttert, erhalten aber auch bereits Unterricht, hier eine kleine Spinne oder Insectenlarve aufzulesen, dort ein zartes Pflanzenspitzchen zu kosten. Wie besorgt die Eltern sind, ihre Kinder nicht zu verrathen, kann der aufmerksame Naturfreund vielfach beobachten. Nie fliegt der brütende Vogel unmittelbar vom Nest in die Höhe, sondern er läuft, durch niedriges Gras oder die sprossende Saat meist geschützt, zunächst ein Stück am Boden hin, ehe er sich in die Luft erhebt, und die entsprechende Vorsicht gebraucht er bei der Rückkehr. Selbst wenn die Kleinen das Nest bereits verlassen haben und mit ihrem leisen Pfeifen die Mutter rufen, fliegt diese dicht über die Saat nur in die Nähe ihrer Kinder, um dann unbemerkt am Boden hin ihnen zuzueilen. Bald sind die jungen Lerchen selbständig, und die Eltern schreiten nun zu einer zweiten Brut, bisweilen wohl auch zu einer dritten, sodaß man vom April an bis zum August allezeit sowohl junge Lerchen als auch Eier finden kann. Meist sind es aber nur vier oder drei Junge, die der zweiten bez. dritten Brut entstammen.

Im Spätsommer, wenn die Felder abgemäht sind, beginnen die Lerchen zu streichen. Sie schlagen sich jetzt zu großen Schaaren zusammen, während sie sich doch im Frühjahr, kaum daß sie die Heimath wieder erreicht hatten, in einzelne Paare trennten, von denen jedes ein gewisses Gebiet zu behaupten suchte und gegen alle Eindringlinge eifersüchtig vertheidigte. Jetzt im Herbst aber wachsen die einzelnen Gesellschaften schnell zu großen Völkern zusammen, die bald hier, bald dort einfallen, und nach kurzer Zeit, im September oder October, wird die große Reise angetreten. Gewöhnlich dauert der Herbstzug mehrere Wochen hindurch. Sowohl bei Tage wie in der Nacht ziehen die wandernden Schaaren, bald niedrig über Wasser und Land, bald in höheren Regionen, von wo die beständigen Locktöne kaum noch unser Ohr erreichen. Besonders weit geht die Reise nicht. Ja, die nördlich und östlich von uns wohnenden Lerchen begnügen sich, ihr Winterquartier in den

*) Eigentlich „Kröte", hier Scheltwort, soviel als „Schelm".

südlichen Cantonen der Schweiz, in der Rheinebene oder im milden südlichen England aufzuschlagen, während diejenigen, welche den Flug übers Mittelmeer nehmen, wohl in Südeuropa heimathsberechtigt sind. So mögen die in Mitteldeutschland erbrüteten Vögel vielleicht an den Küsten und auf den Inseln des Mittelmeers die rauhere Jahreszeit verbringen. Ob auch bei uns in Sachsen oder Thüringen Lerchen überwinteen, erscheint mir fraglich; es könnte höchstens ausnahmsweise geschehen. Ich vermag darüber keine Mittheilung zu geben. Die Frage endgiltig zu entscheiden, ist nicht so leicht; jedenfalls kann sie nur dann bejaht werden, wenn man von November bis Anfang Februar täglich Lerchen beobachtet, denen vielleicht der auf Feld und Wiese gefahrene Dünger und Müll als Nahrungsquelle genügen dürfte. Einige Beobachtungen scheinen dafür zu sprechen. Wer aber nur Ende Januar einzelne Lerchen bei uns antrifft, der darf von ihrem Ueberwintern in unserer Gegend natürlich nicht reden; denn die wetterfesten Vögel kehren in besonders milden Wintern bereits um diese Zeit zurück in die Heimath; meist freilich verzögert sich ihre Ankunft bis zur ersten oder zweiten Februarwoche. Aber auch dann haben die allzu kühnen and vertrauensseligen Thiere sehr häufig unter der Unbill der Witterung zu leiden. Die Kälte wird ihnen zwar weniger verderblich, vielmehr ists der Nahrungsmangel, der viele Opfer fordert, sobald eine dichte Schneedecke noch wochenlang Feld und Wiese umfangen hält. Dann kommen die hungrigen Schaaren herein in die Dörfer, ja in die größeren Gehöfte und suchen, vereint mit Haubenlerchen, Goldammern und Spatzen, nach einem genießbaren Bissen, oder sie folgen vorsichtig dem Bauer, der den Mist auf die Felder vertheilt. Das Schlimmste aber ist ein vierundzwanzigstündiger Schneesturm, der jede Futterquelle verweht. Hunderte von Lerchen fallen ihm bisweilen zum Opfer; andere weichen der höheren Gewalt und treten gemeinschaftlich den Rückzug an, wenigstens habe ich es schon öfters bei einem strengen Nachwinter erfahren, daß die Lerchen sich erst Anfang März wieder einstellten, nachdem sie schon vier Wochen früher lustig ihr frohes Lied geschmettert hatten.

Die Nahrung der Lerche richtet sich ganz nach dem, was die „Saison" gerade bietet. Im Frühjahr und Sommer werden Käfer und deren Larven, Heuschrecken und Spinnen bevorzugt, und diese Kost nimmt die Lerche stets vom Boden oder von niedrigen Pflanzentheilen auf, nie fängt sie wie die Schwalbe ein Insect in der Luft. Später bilden die Samen einer Unmenge von Kräutern und Gräsern die Hauptnahrung, besonders scheint die Lerche Hirse und Mohn zu lieben, dann aber auch Hafer und Weizen; sie befreit die Körner von den Spelzen, indem sie dieselben gegen den Erdboden stößt, bis die Schalen abspringen. Von einem Schaden für die Landwirthschaft kann natürlich kaum die Rede sein, weil die Lerchen nur die Körner aufpicken, die auf dem Boden liegen, sich aber nie an den vollen Aehren vergreifen.

Die Feldlerche erfreut sich einer außerordentlich weiten Verbreitung. Bei uns in Deutschland fehlt sie nirgends. Es ist wahr, in einzelnen Gegenden ist ihre Zahl entschieden zurückgegangen gegen früher, namentlich dort, wo der Zuckerrübenbau in großem Umfange gepflegt wird; denn bei diesem Betriebe werden viele Bruten zerstört. Im Uebrigen aber hat sich die heute so intensiv betriebene Getreidecultur für unseren Vogel nur günstig erwiesen; dort, wo die Landwirthschaft auf den Anbau der Cerealien den Hauptwerth legt, giebt es Lerchen gewiß noch ebenso zahlreich wie vorzeiten. Aber auch öden Landstrecken mit dürrem Sand- und Haideboden fehlt die Lerche ebensowenig wie sumpfigen Wiesen und Brüchen; über den Marschen an der Meeresküste und über den Inseln der Nordsee erschallt ihr Lied, selbst aus den Waldungen der deutschen Mittelgebirge steigt sie auf in den blauen Himmelsäther, wenn sich ihr nur hie und da eine größere Wiese oder ein Fleck Haidelandes bietet. Aber nicht nur Mitteleuropa, sondern unsern ganzen Erdtheil, dazu den größten Theil Asiens, bewohnt die Lerche. Vom äußersten Südwesten Portugals bis hin nach Kamtschatka am Stillen Ocean, überall brütet sie, dabei schreckt sie nicht einmal vor der Polarregion zurück; im nördlichen Skandinavien und nördlichen Rußland lebt sie, einzelne Exemplare hat man selbst unter dem 70. Grad der Breite noch angetroffen. Interessant sind die erfolgreichen Einbürgerungsversuche mit unserm Vogel in Nordamerika. Man kann sichs ja denken, daß der deutsche Bauer, wenn er das Land im Westen erreicht hatte, das seiner Bearbeitung harrte, unter allen europäischen Singvögeln gerade die Lerche am allerschmerzlichsten vermissen mußte, und daß man infolgedessen Alles daran setzte, sie nach der neuen Welt zu verpflanzen. Das war natürlich keine so leichte Sache, als Haus- oder Feldsperling einzubürgern, weil die Lerchen ausgesprochene Zugvögel sind. Doch da man voraussetzen durfte, daß sie in den amerikanischen Südstaaten eine Winterherberge, der südeuropäischen ähnlich, nicht allzuschwer auffinden würden, ging man frisch ans Werk. Den erfolgreichsten Versuch unternahm im Jahre 1881 ein Herr Isaac W. England auf seinen ausgedehnten Besitzungen im nordwestlichen Neujersey, nachdem man bereits 20 Jahre früher mit mehr oder weniger Glück an anderen Orten, in Virginien, bei Wilmington in Delaware, bei Newyork und Cincinnati, viele Lerchen ausgesetzt hatte. Die verschiedenen Pärchen, es waren 42, brachten, wie der bekannte amerikanische Ornitholog H. Nehrling berichtet, zur rechten Zeit ihre Jungen auf und verweilten bis spät im Herbst auf Hrn. Englands Farm; beim Eintritt des Winters waren sie verschwunden. Der Frühling kam und mit ihm, trotz aller Zweifel, die laut wurden — die Lerchen, allerdings nicht eben viele, immerhin aber genug, um zu zeigen, daß sie die Strenge des amerikanischen Winters ertragen können. Wahrscheinlich waren sie nur wenig weiter südwärts gezogen. Im nächsten Frühjahr erschienen sie zahlreicher, ein Beweis, daß sie festen Fuß gefaßt und ihre Bruten glücklich aufgebracht hatten. In einem schneereichen Winter gingen die Vögel allerdings einmal fast vollständig ein, doch berichtet unser Gewährsmann neuerdings wieder, daß die Feldlerche nicht nur in Neujersey, sondern auch auf Long Island „wirklich mit Erfolg eingebürgert" sei.

Unter den vielen Feinden der Lerche ist an erster Stelle — wahrscheinlich, mehr will ich nicht sagen — unsere wildernde Hauskatze zu nennen; stunden-, ja tagelang schleicht sie durch die Felder, immer gespannt lauschend, ob sie nicht den leise piependen Laut eines jungen Brutvögelchens vernimmt. Jedenfalls ist von dem vierfüßigen Raubzeug die Katze am verderblichsten, und ich zweifle, obgleich natürlich der statistische Nachweis fehlt, keinen Augenblick daran, daß die wildernden Katzen mehr Schaden anrichten, als Fuchs, Marder und Wiesel, Igel, Ratte und Hamster zusammengenommen. Dazu kommt nun noch ein ganzes Heer gefiederter Feinde, unter denen wohl die Raben- und Nebelkrähe sowie die Elster und der Storch den Eiern und der Brut unseres Vogels am gefährlichsten werden, während Falken, Sperber und Weihen den alten Vögeln nachstellen. Einer dieser Räuber hat ja sogar den Namen Lerchenfalke erhalten, weil er, der Schrecken aller Kleinvögel, den Lerchenschwärmen selbst nach ihren Winterquartieren folgen und sie von da wieder zurückbegleiten soll. Fliegt dieser Wegelagerer über das Flachfeld, so hört man die ängstlichen Warnungsrufe vieler Kleinvögel; besonders die Schwalben lärmen wie toll. Sofort stürzen die singenden Lerchen herab auf den Boden; sie wissen, daß nur hier Rettung winkt; denn der Falke wagt bei seinem heftigen Flug niemals auf einen am Erdboden sitzenden Vogel zu stoßen. Förmlich gelähmt vor Schrecken sind bisweilen die armen Verfolgten; sie vergessen dann selbst die Furcht vor dem Menschen und verkriechen sich unter den Wagen oder das Zugvieh; Naumann weiß sogar von einer hartverfolgten Lerche zu berichten, welche sich in der Noth einem Reiter auf den Sattelknopf setzte, und schon beim alten Geßner lesen wir: „De Hapchen förchtet sy also seer/deß sy den menschen/ sich zu erretten/in die schoß fleugt/oder sich mit den henden fahen laßt." Freilich oft genug, wenn der vom Räuber überraschte Vogel zu hoch gestiegen war, hilft alles Hakenschlagen nichts; der Falke, pfeilschnell durch die Luft sausend, ergreift seine Beute, noch bevor diese den Boden erreicht hat. Deshalb wendet die Lerche noch eine andere List an; bei solchen Angriffen des Falken hat man es übereinstimmend beobachtet, daß die Lerchenmännchen, welche gerade in ziemlicher Höhe ihr Lied zur blauen Himmelsglocke hinaufjubeln, sich immer weiter singend noch höher schrauben, sobald der Feind in Sicht ist, bis sie unserem Auge entschwunden sind. Sie haben den Falken überflogen und fühlen sich in der schwindelnden Höhe sicher; der Baum- oder Lerchenfalke stößt ja nie anders als von oben herab auf seinen Raub, und die sehr hoch fliegende Lerche noch zu übersteigen, würde ihm zu viel Anstrengung kosten.

Zu den Liebhabern des schmackhaften Lerchenbratens gehört nun auch der Mensch, und man kann sich bei der ungeheuren Menge von Lerchen, die ehemals alljährlich nur in Deutschland der Küche zum Opfer fielen, nicht genug darüber wundern, daß

von einer merklichen Abnahme dieses Vogels kaum etwas zu spüren ist. Dennoch begrüßen wir es natürlich mit Freuden, daß unsere Gesetzgebung mit dem Massenmord der kleinen Singvögel zu kulinarischen Zwecken, wie er z. B. in Italien und Südfrankreich noch im Schwange ist, so ziemlich aufgeräumt hat; ich freue mich immer, daß wir die Leipziger Lerchen nur noch beim Zuckerbäcker kaufen können; der letzte Rest, der Dohnenstieg, wird ja hoffentlich auch baldigst von der Bildfläche verschwinden. Wie sehr man den Lerchen nachstellte, dafür nur einige Zahlen. Im Jahre 1720 wurden innerhalb eines Monats 404340 Stück aus Leipzigs Umgebung nach der Stadt gebracht, im Anfang des 19. Jahrhunderts aber jährlich über 5 Millionen; aus der Abgabe löste die Stadt etwa 18000 ℳ (20 ₰ für das Schock). Die Menge der nach Berlin verkauften Vögel war vielleicht noch größer, und wie viele mögen auch in Halle, Dessau, Köthen und all' den Orten jährlich verspeist worden sein, wo das Lerchenstreichen für die Bewohner thatsächlich eine schöne Einnahmequelle bildete. In anderen Ländern war's ähnlich. 1854 empfing der Londoner Markt allein etwa 400000 Lerchen aus den verschiedensten Theilen Englands, und im Winter 1867/68 wurden 1¼ Million nach Dieppe im nördlichen Frankreich gebracht. In der verschiedensten Weise trieb man den Massenfang: auf dem Lerchenherd oder mittels großer Netze — das eigentliche „Lerchenstreichen" —, mittels Lockvögeln, auch mit Hilfe des Lerchenfalken, dazu der „Lerchenstich" im Frühjahr; in Naumann's „Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas" 2. Aufl. III. Bd. sind die zum Theil sehr eigenthümlichen Fangarten ausführlich beschrieben. Am merkwürdigsten war jedenfalls der Fang mit dem sogen. „Lerchenspiegel", wie er namentlich bei Halle betrieben ward. Aus Frankreich war diese Methode eingeführt worden. In gewöhnlicher Weise stellte man einen Herd mit zwei einfachen Schlagwänden aufs freie Feld; in einer Entfernung von 20 oder 30 Schritt postirte sich der Lerchenfänger und drehte nun vermittelst einer dünnen Leine den Spiegel, der in der Mitte des Herdes auf die Erde gestellt war und die Lockvögel zu vertreten hatte. Dieser „Lerchenspiegel" war ein ganz sonderbares Ding von Holz, dem Handgriff eines großen Nagelbohrers etwa zu vergleichen; seitlich war er mit größeren und kleineren Spiegelglasstückchen belegt, die nun bei der quirlenden Bewegung des Instruments im Sonnenlicht glänzten und gleißten, und lediglich dies Flimmern und Flinkern lockte die Lerche herbei; sie fliegt nach dem Spiegel, das ergötzliche Spielzeug näher anzuschauen, und wird nun im Fluge gerückt, d. h. der Fänger schlägt die Netze schnell über sie zusammen. Gewiß beherbergt manche Rumpelkammer in Halle noch solch merkwürdigen Spiegel; denn unter den Halloren gab es viele passionirte Fänger, die im Herbst jeden Morgen mit diesem seltsamen Geräth auf die Stoppelfelder zogen und schon nach wenig Stunden mit ein oder zwei Schock Lerchen heimkehrten. Aber wo soll man suchen? Dinge, die nicht mehr gebraucht werden, verschwinden eben unglaublich schnell von der Bildfläche, man denke nur an die Lichtputzscheere, die noch vor 35 Jahren bei uns eine Rolle spielte, oder den hölzernen Schlittschuh mit der Stahlschiene, den wir in unserer Jugend mit zusammengedrehten Bindfaden an den Fuß befestigten.

In der Leipziger Gegend, bei Halle, Merseburg oder im Anhaltischen zahlte man dem Fänger, wenn der Strich im Herbste begann, für die Mandel 15 Groschen bis einen Thaler, später nur 4 bis 6 Groschen, selten weniger. Gleich nach dem Fange wurden die Lerchen gerupft, und bei den Händlern in der Stadt kaufte man sie dutzend- oder mandelweise, jedes einzelne Vögelchen sauber eingehüllt in einem Papierdütchen. Gern machte man damit ein kleines Präsent, der Liebhaber weidete zuerst seine Augen an den fetten appetitlichen Steißchen, die aus der papieenen Umhüllung hervorschauten, später das Geruchsorgan an dem wunderbaren Duft der bratenden Vögel, der aus der Küche drang, und endlich bei Tisch die schnalzende Zunge; daß vielleicht derselbe Vogel vor einem halben Jahre auch das Ohr entzückt hatte, als gerade Osterzeit war, daran dachte er jetzt so wenig wie jeder Andere.

Bücherbesprechungen.

— **Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins mit Bildern aus Freibergs Vergangenheit.** Herausgegeben von **Konrad Knebel**. 37. Heft 1900. Freiberg i/S., Gerlach'sche Buchdruckerei. 1901. 103 SS. 8°. — Das eben erschienene Heft bringt an erster Stelle einen Aufsatz von Ernst Fabian, der aus dem unerschöpflich scheinenden Roth-schen Briefwechsel der Zwickauer Rathsschulbibliothek 5 bisher ungedruckte Briefe des Freiberger Malers Valentin Elner wiedergiebt. Können sie sich an Bedeutung auch nicht mit den im 5. Bande des Neuen Archivs vom Ref. mitgetheilten Elner-Briefen messen, so sind sie doch als Ergänzungen zur Biographie des in Freibergs Reformationsgeschichte eine gewisse Rolle spielenden Mannes willkommen; ebenso sind die in den einleitenden Bemerkungen gegebenen Notizen über Lorenz Sörer und Joh. Behme beachtenswerth. — Konrad Knebel fügt seinen verdienstlichen Beiträgen zur Geschichte des Kunsthandwerks in Sachsen eine Arbeit über die Seidenstickerei in Freiberg hinzu, die mit einem Ueberblick über die Geschichte dieser Kunst im Allgemeinen und insbesondere über ihre Ausübung in Sachsen beginnt, um dann eine beträchtliche Anzahl theilweise weit bekannter Seidensticker, die am Ende des 15. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in Freiberg lebten, an der Hand eines reichen archivalischen Materials zu behandeln; namentlich die Familie der Bleifelder erwarb sich großen Ruhm. Leider hat sich von den Erzeugnissen dieser Kunst, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts völlig erlosch, fast nichts erhalten. — Für die geschichtliche Topographie Freibergs kommt ein Aufsatz von Carl Richter über die Entstehungsgeschichte der schönen Promenaden, die Freiberg rings auf dem Raume der alten Befestigungen umgeben, in Betracht. — Die Geschichte der alten Freiberger Berg-, Knapp- und Brüderschaft betrifft ein lesenswerther Aufsatz von Wappler. War auch für ihre mittelalterliche Geschichte nichts zu ermitteln, was sich nicht schon in des Referenten Urkundenbuch von Freiberg findet, und sind auch die späteren Acten zum großen Theil verloren gegangen, so enthalten das Oberbergamtsarchiv, die Bibliothek der Freiberger Bergakademie und andere Freiberger Sammlungen doch genügendes Material, um ein klares Bild der Organisation und der Obliegenheiten der Knappschaft in ihrer älteren Gestalt zu geben. Die Ordnungen von 1553 und 1609 werden vollständig mitgetheilt. Sittengeschichtlich interessant sind die Nachrichten über die Zusammenkünfte und Schmausereien der Brüderschaft, wie sie bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts fast alljährlich stattfanden; über die mannigfachen Mißbräuche, die später ihre Abschaffung zur Folge hatten, giebt ein Strafverzeichniß von 1741 Auskunft. — Für weitere Kreise dürfte von großem Interesse der Aufsatz von Konrad Knebel „Karl Maria von Weber in Freiberg 1800—1801" sein. Der damals 14jährige Weber weilte mit seinem originellen Vater Franz Anton hier, wo er eine Officin für lithographischen Notendruck begründen wollte; er hat in Freiberg seine erste Oper „Das Waldmädchen" componirt und zur Aufführung in dem von Ritter Karl v. Steinsberg geleiteten Stadttheater gebracht. Sie fand jedoch eine nichts weniger als beifällige Aufnahme. Die lebhafte Polemik, die sich in den „Freiberger gemeinnützigen Nachrichten" daran anknüpfte und die vollinhaltlich mitgetheilt wird, ist ein recht charakteristischer Beitrag zu Weber's Jugendgeschichte. — Unter den kleinen Mittheilungen heben wir die von Rich. Wengler veröffentlichten Protokolle zur Gründungsgeschichte von Neu-Georgenfeld (1731) sowie die Notizen Th. Distel's über ein Volkslied aus Freiberg, einen Brief des Freiberger Bergstudenten Th. Körner von 1808 und das Cranach'sche Porträt der Gemahlin des Kurfürsten Moritz, Agnes, hervor. —m—

— **Recueil de Poèmes à l'usage de l'Ecole Allemande à Bruxelles par F. Neeholput et Ed. Heuten.** Première partie. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner. 1901. — Eine Auswahl von Gedichten und Liedeen, die für den Anfang genügen mag, um in die französische Poesie einzuführen. Voran steht eine kurze Belehrung über französische Metrik, den Schluß bilden erklärende Noten mit ganz kurzen biographischen und literarhistorischen Notizen über die betreffenden Dichter. Die Auswahl bekundet Geschmack und Takt der Herausgeber, so daß die Sammlung als ein geeignetes Memorirbüchlein bezeichnet werden kann. Papier und Typen sind vortrefflich.

W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 8.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 Pf., für auswärts mit 1 M. 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 36. Dienstag, den 25. März, Abends. **1902.**

Die letzten Reste der biblischen Wälder.

Mit Benutzung eines Orientreise-Tagebuchs.

Wie unser Vaterland gegenwärtig, so ist das biblische Morgenland in der Vorzeit vielfach von Wäldern bedeckt gewesen. Das ergiebt sich deutlich aus den Berichten der heiligen Schrift, die ja an den verschiedensten Stellen größere oder kleinere Waldungen erwähnt. So schlug z. B. Abraham, als er seine Heimath verlassen hatte, im Hain Mamre nahe bei Hebron seine Hütten auf; so auch trieben die Israeliten, nachdem sie in Kanaan eingezogen waren, den verbotenen Götzendienst gern in stillen Forsten (Richt. 3, 7. 1. Kön. 14, 15 und 23. 15, 13 u. s. w.); ebenso errang David über Goliath jenen glänzenden Sieg, welcher dem ganzen Heer der Philister den Muth raubte, im Eichgrund. Namentlich aber erfahren wir durch den Psalmisten viel von dem ehemaligen Waldschmuck der Gefilde, denn bald singt er von den Cedern, der Zierde des Libanon, bald von den Tannen, dem Wohnsitz der Reiher, bald von den frischen Maien und immergrünen Palmen, deren Zweige bei festlichen Gelegenheiten mannigfach gebraucht wurden. In gleicher Weise geben auch die alten Ortsnamen Jearim (Wälder), Kiriathjearim (Waldstadt), Kiriathsanna (Stadt der Palmenzweige) sowie Baal-Tamar (Palmenort) unzweifelhaftes Zeugniß von ausgedehnten Revieren, welche vormals das gelobte Land ausgeschmückt haben. Dazu kommt endlich, daß in der Geographie des alten Kanaan bei manchen Städten das Dasein schöner Wälder als große Merkwürdigkeit hervorgehoben wird; das gilt sowohl von den am Rande des oberen Jordanthales gelegenen Städten Phasaelis, dem heutigen Fasail, einer Gründung Herodes d. Gr., und Bethsean oder Scythopolis, der uralten, aus der Geschichte Sauls bekannten Veste, welche weithin durch ihre Palmenculturen berühmt waren, als ganz besonders von dem unweit des Todten Meeres erbauten Jericho, das, wie uns Josephus und andere Profanscribenten bezeugen, nicht nur durch Rosen- und Balsamgärten, sondern auch durch Palmenhaine prangte. Diese Waldungen der Vorzeit, die gewiß an Majestät und Schönheit den unsrigen nicht nachgestanden haben, sind nun leider im Allgemeinen im Laufe der Zeit verschwunden. Die schrecklichen Kriege, die Mißwirthschaft der Türken, die Trägheit der Araber, der Mangel an jeglicher Aufsicht und Pflege durch geeignete Organe brachten es mit sich, daß eine Gegend nach der anderen ihres grünen Kleides beraubt wurde. Die kostbaren Akazienstämme des Sinaigebirges, deren Holz bei Herstellung der Stiftshütte Verwendung gefunden hatte, fielen beispielsweise der Axt und Säge in unermeßlichen Mengen zum Opfer, indem einerseits die Beduinen daraus Kohlen brannten, die dann zum Verkauf in Aegypten und Palästina kamen, und andererseits die Arbeiter der auf der Sinaihalbinsel eingerichteten Kupfer- und Türkisminen der Pharaonen sie als Feuerungsmaterial benutzten. Wie rasch die Verwüstung vorwärts geschritten ist, beweist der Umstand, daß nach Baedeker's Angaben von den erwähnten Culturen bei Bethsean am Anfang des 13. Jahrhunderts im Ganzen blos noch zwei Palmbäume zu sehen waren. So geschieht es, daß der Tourist gegenwärtig vielfach im biblischen Orient, ähnlich wie auf der Insel Sylt, nur kahle Landflächen um sich sieht, denn der Physiognomie des Terrains fehlen Busch und Wald. Und die Eingeborenen können sich oftmals gar keine Vorstellung eines Forstes machen, weil ihr Auge nie einen geschaut hat. Das gilt vornehmlich von den Bewohnern Jerusalems und der umliegenden Ortschaften, denn mit Ausnahme des kleinen, hinter Mauern versteckten Cypressenhains am armenischen Kloster der heiligen Stadt ist dort weit und breit nichts zu finden, was an Wald erinnert. Ein schwäbischer Lehrer des syrischen Waisenhauses, jener segensreichen evangelischen Barmherzigkeitsanstalt Jerusalems, insbesondere erzählte uns, wie die Zöglinge des Institutes es nur schwer verstünden, wenn vor ihnen die Herrlichkeit des deutschen Waldes mit den gewaltigen Zweigen, schattigen Hallen, fröhlichen Sängern und schallendem Echo gepriesen würde.

In manchen Gegenden freilich sind auch noch gegenwärtig gewisse Reste der biblischen Wälder zu finden, die es verdienen, daß der Orientreisende sie betrachtet. Hierher nun gehören in erster Linie die Cedern auf dem Libanongebirge. Es ist ja bekannt, daß einst diese Bäume, hier und da mit strauchartigem Bux vermischt, ungeheure Flächen der gigantischen Bergwelt im Norden Kanaans bedeckt haben. Aus diesen Waldungen wurde weit und breit zu allen größeren Bauwerken das Holz bezogen, namentlich beim Palastbau Davids und bei den Tempelbauten unter Salomo, Serubabel und Herodes. Wer will es sagen, wie viel Hände damals auf dem Libanon und auch Antilibanon mit dem Fällen der Bäume beschäftigt gewesen sind, und wie mannigfach das Geräusch der Säge des Waldarbeiters die geheimnißvolle Stille der dichten Bestände unterbrochen hat! Unter König Hiram von Tyrus, welcher das Material zum ersten Tempel in Jerusalem lieferte, sollen allein 80000 phönicische Zimmerleute und 70000 Lastträger auf dem Gebirge thätig gewesen sein. Von diesen riesigen Cedern-Wäldern giebt es nun gegenwärtig auf dem Libanon noch einige Baumgruppen. Die bedeutendste derselben, ein ehrwürdiger, mit einer maronitischen Kapelle ausgestatteter Hain, umfaßt etwa 360 Stämme und liegt am Ende des bei Tarabulus ausmündenden Kadischathals in einer rauhen, im Winter und zeitigen Frühjahr schwer zugänglichen, hügeligen Berglandschaft am Fuß des steilen Dahr el Kodib (Schneeberg) in einer Höhe von 1925 m ü. M., zwei Stunden östlich von dem malerisch gelegenen, grünumrankten Maronitendorfe Bscherreh. Eine wohlgelungene, nach einer Photographie angefertigte bildliche Darstellung davon findet sich in der Pfeilstücker'schen Hausbibel (Berlin, Verlag von Friedrich Pfeilstücker), die ja überhaupt durch ihre zahlreichen, naturgetreuen Illustrationen sehr genaue Aufklärung giebt über die Oertlichkeiten der heiligen Schrift. Die hier stehenden Cedern sind nicht gleich alt, sondern stammen aus den verschiedensten Perioden der Weltgeschichte; fast alle Generationen haben wir vor uns: zarte Sprößlinge aus der Neuzeit, stolze Recken von hundert Jahren und ehrwürdige Greise, deren 8—11 m betragender Umfang verräth, daß ihre Geburtsstunde ins graue Alterthum fällt. Es ist nicht unmöglich, daß die Anfänge der stärksten Bäume nach der Zeit Salomos angehören, denn die Cedern wachsen wie die Eichen ungemein langsam. Was könnten uns diese Patriarchen des Libanon Alles aus den entschwundenen Jahrtausenden erzählen, wenn wir ihre Sprache verstünden! Auch dem Wuchse nach sind die einzelnen Exemplare von einander verschieden: einige steigen bis zu 25 m kerzengerade in die Höh', bei anderen dagegen theilt sich der Stamm kurz über dem Erdboden in vier oder fünf Aeste. Fast alle aber tragen sie das Gepräge der Vornehmheit an sich, zumal diejenigen, welche mit einer schönen Krone ausgeschmückt sind. Man begreift beim Anblick ihrer Majestät, warum im alten Testamente die Regenten öfter mit den Cedern verglichen werden, und weshalb dem Psalmisten gerade dieser Baum als Abbild der Glückseligkeit gegolten hat, welche der Fromme genießen soll (Ps. 92, 13). Leider fehlt dem hochinteressanten Wäldchen jeglicher Schutz; Jedermann kann in ihm nach Gutdünken wirthschaften. Unter solchen Umständen kann es leicht geschehen, daß einmal auch dieses lebendige Denkmal großer Zeiten ver-

schwindet und eine todte Wildniß seine Stätte erobert. Wie würde man in Deutschland ein solches Stück Erde pflegen und in Ehren halten! Eine zweite, aber weniger ausgedehnte Cederngruppe giebt es ferner auch in der Nähe des ebenfalls auf dem nördlichen Libanon gelegenen Dorfes Hadeth. Pastor Medem, der frühere evangelische Pfarrer von Beirut, welcher sie im Jahre 1871 besucht hat, berichtet darüber Folgendes: „Herrliche schlanke Bäume beleben hier die sonst für den Libanon charakteristischen kahlen Felsschluchten, aber keiner von ihnen ist älter als höchstens 30 bis 40 Jahre. Die Ceder scheint sich hier außerordentlich leicht durch Besamung fortzupflanzen; von einer Pflege und Fortpflanzung durch Menschenhand ist natürlich keine Rede, vielmehr dieselbe muthwillige und geringschätzige Zerstörung wie überall. Ziegenhirten treiben hier ungestört ihre Heerden; die jungen Bäumchen werden fortwährend von den Thieren ihrer Herzkeime beraubt und man sieht an der absonderlichen Gestalt des jungen Baumes, wie er alles Mögliche aufwendet, um sein Leben gegen diese gefährlichen Feinde zu schützen. Er breitet sich dicht am Erdboden auf mehrere Fuß im Umkreis mit dichtem Gezweig und Nadeln aus und bildet so einen natürlichen Wall, welcher das Thier verhindert, bis zu dem zarten Herzkeim durchzubringen, und schützt sich auf diese Weise so lange, bis es ihm gelingt, den Mittelschoß kräftig emporzutreiben zu einer Höhe, in welcher das leckerhafte Thier ihm nicht mehr schaden kann; dann stirbt auch das untere Gestrüpp ab. Aber kaum ist der Baum etwas mehr als armstark geworden, so droht ihm schon die Axt des Fellah. Ich habe in den umliegenden Dörfern in manchem armseligen Hause Cedernstämme zu Dachbalken verwendet gesehen, welche hier nur sehr schwach zu sein brauchen, weil man sie dicht nebeneinander legt, um dann darauf Strauchwerk und darüber die Erde für die Terrassen zu packen." Diese Cedern des Libanon reihen sich botanisch am nächsten unseren Lärchen an, mit denen sie sehr viele Aehnlichkeit haben; denn sie tragen ebenfalls zollange, steife, büschelförmig wachsende Nadeln und langgestreckte, quirlförmig gestellte, stufenweise übereinander liegende Aeste. Namentlich die jungen Stämmchen erinnern lebhaft an die Lärchenbäume, während sich bei den älteren insofern eine Verschiedenheit von jenen zeigt, als sich das Astwerk schirmförmig ausbreitet. Merkwürdig und dem Auge des Abendländers höchst seltsam erscheinend sind die Zapfen oder Früchte, welche hier und da an den Zweigen hängen. Wir haben ein Exemplar derselben an einem grau und rothbraun getupften Aestchen aus dem Orient mit nach Deutschland entführt: es hat die Gestalt eines großen Gänseeis und wird von glatt und fest aufeinandersitzenden Schuppen gebildet, während die Färbung grünlich und dunkelroth erscheint. Das Holz der Stämme ist etwas gelblich gefärbt und eignet sich vorzüglich zu Zimmermanns- und Tischlerarbeiten, da es einerseits große Zähigkeit besitzt und andererseits jedem Eindringen des Holzwurmes widersteht. Daher kam es, daß man aus den Cedern nicht blos Balken, Bohlen und Bretter, sondern auch Maste und Ruder für die Schiffe, sowie Säulen, Tafelwerk und Götzenbilder verfertigte. In unserer Zeit verwenden die Eingeborenen, wie schon angedeutet worden ist, die Aeste zur Hausbedachung; aber es geschieht leider sogar auch, daß das edle Material zu Heizzwecken verbraucht wird. Wir haben jedoch im evangelischen Mädchenwaisenhaus Zoar in Beirut auch eine durchaus lobenswerthe Benutzung der schätzbaren Zweige kennen gelernt; dort sahen wir nämlich in der Ecke eines Zimmers einen stattlichen Cedernast stehen, den uns die Frau Oberin als Weihnachtsbaum vorstellte. Welch' köstlicher Gedanke, mit einem Zweig der Ceder, die ja der Prophet Ezechiel (17, 22—24) als ein Bild Christi dargestellt hat, den Weihnachtstisch zu schmücken. Das Holz besitzt ferner noch die Eigenschaft, einen angenehmen Wohlgeruch zu verbreiten, gleich beim Eintritt in das ehrwürdige Gehölz weht dem Wanderer ein lieblich frischer Harzduft, viel stärker, als in unseren Tannenwäldern, entgegen. Schon im Alterthum muß das sehr auffallend gewesen sein, da in der Bibel wiederholt von dem „guten Geruch" des Libanon geschrieben steht. Endlich sei auch noch erwähnt, daß die Zweige ihre dunkelgrünen Nadeln niemals ablegen, sondern Sommer und Winter in gleicher Schönheit prangen; daher auch Gerok in seinem ergreifenden Gedicht „Libanon" von einem nie winternden Grün der Cedern singt. Uebrigens bietet sich auch in Europa dem Naturfreund Gelegenheit, diese Eigenschaft des Baumes kennen zu lernen, da ja die Libanonceder an verschiedenen Orten des Abendlandes angepflanzt worden ist. Größere Culturen sollen sich in England befinden, während im Jardin des plantes zu Paris sowie in Genf und Lausanne einzelne, zum Theil sehr stattliche Exemplare zu sehen sind. Dagegen gehören, um das noch zu bemerken, die in neuerer Zeit von dem bekannten Bleistiftfabrikanten Faber bei Nürnberg angelegten Cedern-Gruppen nicht hierher; denn es handelt sich dort nicht um die biblische (Larix cedrus), sondern um die sogenannte amerikanische Ceder (Juniperus virginiana), welche nur auf sumpfähnlichem Boden gedeiht und infolge ihrer leichten Schneidbarkeit und gleichmäßigen Faserung in der Bleistiftfabrikation die stärkste Verwendung findet, sich von der libanesischen aber wesentlich unterscheidet, und zwar nicht nur hinsichtlich des Holzes, sondern auch hinsichtlich des Wuchses.

In zweiter Linie kommen hier die Eichen in Betracht. Von solchen Bäumen gab es im alten Kanaan ganze Wälder; auch einzeln stehend waren sie vielfach vorhanden, und zwar wurden sie dann gern mit hervorragenden Persönlichkeiten in nähere Verbindung gebracht oder als Sammelpunkt für besondere Feierlichkeiten ausgewählt, sei es, daß man unter ihren Zweigen eine wichtige Wahl vornahm, oder sei es, daß das Volk in ihrem Schatten einen theuren Todten begrub. Auch von diesen Eichen der Kinder Israel haben sich Nachkommen erhalten bis auf den heutigen Tag. Auf unserer Reise durch Palästina trafen wir namentlich in Galiläa ab und zu ein kleines Gehölz; so führte z. B. auf dem Marsche von Haifa nach Nazareth der Weg durch einen Eichenhain, ebenso zeigten sich in der Umgebung des Tabor verschiedene waldige Hänge und auch bei der Besteigung dieses Berges ging es Anfangs durch Unterholz und Buschwerk. Freilich von der Herrlichkeit der grünen Dome Deutschlands, wo sich Krone an Krone schmiegt und die Aeste in majestätischer Größe und feenhafter Ausstattung gewaltige, hohe Hallen bilden, die nur hier und da einmal ein goldener Sonnenstrahl durchbricht, wo geheimnißvoll die Blätter flüstern und rauschen, während unter ihnen schwellendes Moos und üppiger Farn in den mannigfachsten Farbentönen leuchten, und wo die sangeslustigen Vögel ihre Lieder singen und in unermüdlichem Eifer und buntem Wettstreit den ewigen Weltenschöpfer preisen, ist dort nichts zu spüren; denn die Bäume stehen sehr dünn und halten sich in mäßiger Höhe, ja oftmals sinken sie, wie schon angedeutet, sogar herab zur Form des Strauches. Nur in dem abgelegenen, wenig besuchten Ostjordanland liegen die Verhältnisse günstiger: dort sollen an den westlichen Gebirgsabhängen Basans, im Gebirge Gilead, nördlich wie südlich vom Jabbok, in der Gegend von Gerasa und noch weiter südlich sehr schöne Waldungen angetroffen werden. Verschiedene Reisende, welche jene Gegenden durchritten haben, erzählen, daß sie in manchen Landschaften über Erwarten prächtige Bestände vorfanden. Diese vorhandenen Eichen gehören aber nicht ein und derselben Gattung an, sondern, wie man an ihren Blättern und Eicheln erkennt, verschiedenen Arten. Alle aber unterscheiden sie sich von den unsrigen dadurch, daß sie ihren Laubschmuck auch im Winter tragen und also wie die Cedern immer grünen. Unter all' diesen Eichbäumen aber erregt einer in außerordentlicher Weise unser Interesse, nämlich die sogenannte Abrahamseiche im Norden Idumäas, welche als der letzte Rest des schon erwähnten Haines Mamre angesehen wird. Wir hatten im Johanniterhospiz, unserer Herberge in Jerusalem, viel von ihr gehört und darum beschlossen, sie aufzusuchen. Ein leichtes, von drei flinken Maulthieren gezogenes und durch einen braunen Araber gelenktes Gefährt brachte unsere kleine Reisegesellschaft zunächst in sechsstündiger, schneller Fahrt auf der über Bethlehem führenden Landstraße von der heiligen Stadt nach Hebron, dessen Gründung nach Josephus noch vor die der uralten Pharaonenresidenz Memphis fällt, und das also schon um seines hohen Alters willen einen Besuch verdiente. Von dort gelangten wir in einem breiten, mit Granatäpfeln, Feigen und Aprikosen reizend geschmückten Thalgrund nach halbstündiger Wanderung zu dem ersehnten Ziel. Aber welch' ein Staunen erfüllte nun unser Herz! Vor uns stand eine Rieseneiche, wie sie sich auch die kühnste Phantasie kaum größer vorstellen kann: Der Stamm umfaßte nicht weniger als zehn Meter und theilte sich in etwa doppelter Manneshöhe in vier ungeheure Aeste, welche durch Balken gestützt wurden und eine majestätische Krone trugen. Selbst der stärkste Eichbaum Deutschlands, die Eiche des Ritterguts Kadien in Westpreußen, in deren Höhlung eine aus 35 elf- bis zwölfjährigen Knaben bestehende Schulclasse Platz fand, erreicht bei einem Stammumfang von 9,36 m noch nicht ganz diese Corpulenz. Und unter allen Bäumen der Levante

haben außer den oben beschriebenen gigantischen Cedern nach unserer Berechnung nur die große Platane aon Damaskus, deren hohler Stamm einem Kistenmacher als Werkstatt dient, und die berühmte Platane bei Vostizza in Geiechenland, wohl der älteste und zugleich größte Baum Europas, welcher im griechischen Freiheitskrieg in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wiederhalt als Wachlocal und Gefängniß benutzt wurde, eine gleichartige Stärke. Fürwahr einen überaus sehenswerthen Anblick gewährte uns diese hochbetagte Eiche Abrahams mit ihrem grünen Blättermeer, umfluthet von dem Gold der orientalischen Sonne und überwölbt von dem veilchenblauen Himmel Kanaans, zumal sie völlig isolirt in die Lüfte ragte und im weiteren Umkreis von üppigen Weingärten umsäumt wurde. Stamm und Rinde, Aeste und Zweige — Alles riß zur Bewunderung hin. Man merkte es diesem Nestor unter den Bäumen Idumäas und der angrenzenden Landschaften an allen Zügen deutlich an, daß sein Alter nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden zu berechnen sei, wenn er auch nicht gerade, wie aielleicht der Name andeuten soll, zur Zeit des Erzvaters Abraham gepflanzt worden ist. So kehrten wir denn auch reich befriedigt von unserm Ausflug nach Jerusalem zurück. Uebrigens war es auch die höchste Zeit gewesen, daß wir diesen letzten Zeugen aergangener Waldesreiche aufsuchten, denn er ist bald darauf unter der Gewalt eines heftigen Sturmwindes zusammengebrochen und auch seine Blätter sind nun verdorrt.

Endlich sei hier noch auf einen dritten Rest der biblischen Wälder hingewiesen, nämlich auf die Mischwälder, wo allerlei Bäume beieinander stehen. Wir haben solche — allerdings nur in der Gestalt schmaler Streifen — am unteren Jordan, etwa eine Stunde nördlich vom Todten Meere vorgefunden. Dort wachsen Tamarisken, Silberpappeln, Weiden, Oleander, Lorbeer, Myrthen u. a. m. in buntem Wechsel neben einander und vereinigen sich stellenweise zu einem förmlichen Dickicht, welches nur hier und da von dem Schimmer der dahin eilenden Wellen durchbrochen wird. Es scheint, als ob eine Riesenguirlande, gewunden aus saftigem Grün und aerziert mit dem verschiedensten Laubwerk, die Ufer umsäume. Das ist noch ein Stück aon der Pracht des Jordan, von der schan die Propheten geredet haben. Ganz ähnlich steht es am Südabhang des Großen Hermon, vornehmlich in der Umgegend aon Banias, dem alten Cäsarea Philippi, welches in einer wildromantischen, wasserreichen Gebirgsschlucht emporsteigt. Ueberall an den felsigen Berglehnen wuchern dort, als ob ein Urwald entstehen sollte, in üppigster Fülle, genährt von den tosenden Fällen des Nahr Banias (Baniasbach), bald einzelne Büsche bildend, bald in Gruppen nebeneinander stehend, die mannigfachsten Coniferen, dazu auch wilde Obstbäume mit genießbaren Früchten. Die ganze Landschaft trägt durch und durch alpinen Charakter, und zwar nicht blos hinsichtlich der Felsmassen und Wasserquellen, sandern namentlich auch hinsichtlich der Vegetation. Vor Allem aber muß hier der Karmel erwähnt werden. Schon im Alterthum war er so bewachsen, daß ihn Saloma mit einem dicht belockten Haupt verglichen hat. Aber auch heute noch verdient er seinen Namen Karmel, das bedeutet Baumgarten; denn er prangt nicht nur im Schmuck blumiger Auen und kräuterreicher Triste, sondern trägt auf seinem breiten Rücken auch Walnuß-, Mandel-, Lorbeer- und Oelbäume, sowie stellenweise Eichen, Pinien und die den ersteren sehr ähnlichen, botanisch aber nicht gleich zu stellenden Terebinthen, welche sich gemeinsam zu dichten Gehölzen vereinigen, in denen Leoparden, Hyänen, wilde Katzen und Wildschweine hausen sollen. Die Herrlichkeit des Karmels, welche Jesaias preist (35, 2), ist alsa auch gegenwärtig in gewissem Grade noch vorhanden. Besonders verleihen ihm die eben mitgenannten Pinien, die namentlich an der Südostspitze, an der Stätte des Eliawunders, bei Mihraka, d. h. Ort der Verbrennung, in Fülle wachsen, eine große Schönheit; denn diese Bäume, die auch sonst im Morgenlande vielfach vorkommen und am Fuße des Libanon bei Beirut das liebliche Wäldchen Pineta bilden, haben eine überaus vornehme Gestalt, indem ihre Aeste eine gewölbte Krone bilden und sich aus stolzer Höhe feierlich zur Erde neigen. Dabei sind sie mit auffallend langen Nadeln — eine vorgenommene Messung zeigte uns 19 Centimeter Länge an — bedeckt, zwischen denen schwere, compacte, braunpolirte Zapfen hängen. Ja fürwahr, diese Pinien gehören zu den vorzüglichsten Erscheinungen der Mittelmeerflora und geben der Gegend durch ihre entzückende Schöne und durch die dunkelgrüne Färbung, welche sich wunderbar von dem tiefblauen Hintergrund des Firmamentes abhebt, eine eigenen Reiz. Daher geschieht es auch, daß die Maler orientalischer Landschaften sie gern zur Decoration ihrer Darstellungen gebrauchen. In der Poesie des Südens wird uns übrigens auch erzählt, wie die Pinie der Sage nach zu ihrer Pracht gekammen ist. Als sich die heilige Familie, so heißt es, auf der Flucht nach Aegypten befand, suchte sie einst unter den Zweigen der Lupine, welche damals noch ein sehr haher Baum war, Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne. Allein die Lupine versagte den Schmachtenden die ersehnte Erquickung und ward darum zur Strafe aom Fluch getroffen, nach welchem sie in ein niedriges, unscheinbares Gewächs verwandelt wurde. Die Pinie dagegen hatte mit den Flüchtlingen Erbarmen und streckte sich weit aus, um ihnen in der Sonnengluth Kühlung zu spenden. Dafür ward sie nun aber auch in hervorragender Weise gesegnet, so daß sie seitdem zu den prächtigsten Gestaltungen der Baumwelt gehört. So alsa kann man auch heute noch, wie in den Zeiten des alten Testamentes, aon einem „Schmuck" des Karmel reden. Ob er freilich auch in der späteren Zukunft dies sein schönes grünes Kleid noch tragen wird, erscheint uns sehr zweifelhaft. Wir meinen vielmehr — und das gilt auch von den sonst erwähnten Holzbeständen —, daß sich sein Waldreichthum immer mehr verringern wird, wenn die vorhandene Mißwirthschaft und der Mangel an Liebe zur Culturarbeit bei der Regierung und Bevölkerung des biblischen Orients fortbesteht. Ja wenn nicht noch rechtzeitig ein besserer Geist das Morgenland neu belebt, sa wird sich überall in den heiligen Gauen in noch schrecklicherer Weise als bisher die Weissagung des Propheten (Jes. 33, 9) erfüllen: „Das Land liegt kläglich und jämmerlich, der Libanon stehet schändlich zerhauen, und Saron ist wie ein Gefilde, und Basan und Karmel ist öde." Hermann Kunde.

Bücherbesprechungen.

— **Leopold a. Ranke's Bildungsjahre und Geschichtsauffassung.** Von Dr. **Waban Nalbandian.** (= Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Herausgegeben von G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks, G. Seeliger. VIII. Band, 2. Heft.) Leipzig, B. G. Teubner, 1901. X, 103 S.; 8°. Preis 3,40 ℳ. — Leopold Ranke ward die Gnade zu Theil, ein Alter von biblischer Höhe zu erreichen; darin hat er sogar Goethe übertroffen. Kein Wunder, daß man aus seinen zahlreichen gelegentlichen Aussprüchen ein System so oder so zusammenstellen kann, wenn auch trotz alledem und alledem Ranke's Universalität bei weitem nicht sa umfassend und mannigfaltig ist, wie bei Goethe, dem man je nach dem Standpunkte, den man selber dazu einnimmt, z. B. mit ebensovielen Belegen nationaldeutsche Gesinnung zu- wie absprechen könnte. Nalbandian hat sich, was zugleich einen Barzug und eine Einseitigkeit bedeutet, gehütet, Ranke's Licht in schillernden Prismen allzu oft brechen zu lassen; man merkt bald, was er will, und muß ihm zugeben, daß er dies Wollen folgerichtig durchgeführt hat. Bedauerlich bleibt dabei nur der durch nichts begründete Mangel einer Fortführung der „Bildungsjahre" Ranke's über die „Reformationsgeschichte" hinaus; aber will etwa Nalbandian glauben machen, sein sehr verehrter Meister habe zwischen 40 und 80 nichts dazu gelernt? Diese klaffende Lücke wird auf S. 42 (die ersten 42 Seiten bilden eine Leipziger Doctor-Dissertatian) mit wenigen nichtssagenden Worten abgethan. Danach geht Nalbandian zur „Geschichtsauffassung" Ranke's über; hier vermisse ich das vorher so nett beobachtete Verfahren der entwickelnden Methode: hier haben wir es nämlich fast ausschließlich mit Aeußerungen und Lesefrüchten aus der „Weltgeschichte" zu thun. Unter dieser Einschränkung aber leidet, auch das sei lobend anerkannt, die Vorführung von Ranke's hervorragender Stellung in der Geschichtswissenschaft fast gar nicht; vielmehr darf behauptet werden, daß Nalbandian die Fragen, die er sich gestellt hat: Wie verhalten sich Ranke's Werke zu seinen theoretischen Auslassungen? und Wie weit deckt sich Ranke's Geschichtspraxis mit seiner Geschichtstheorie? durchaus befriedigend gelöst hat. In lamprechtischem Sinne natürlich. Ht.

— **Die deutschen Gerichtskostengesetze in der Fassung aan 1898.** Textausgabe mit Anmerkungen und Kostentabellen aon C. **Pfaffenroth**, Geh. Canzleirath. Zweite Auflage. Berlin, Carl Heymann's Verlag 1902. (Heymann's

Taschengesetzsammlung Nr. 38. Preis geb. 1 ℳ.) — Eine handliche Ausgabe des Gerichtskostengesetzes und der Gebührenordnungen für Gerichtsvollzieher wie für Zeugen und Sachverständige, mit fünf Kostentabellen, die in den meisten Fällen genügen werden. Die Anmerkungen geben neben kurzen Ausführungen zu einzelnen Stellen hin und wieder die etwa ergangenen Entscheidungen des Reichsgerichts an. K—d.

— Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Prof. Dr. A. Kirchhoff. Geh. 1 ℳ, geschmackvoll gebunden 1,25 ℳ („Aus Natur und Geisteswelt", Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 31. Bändchen.) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. — Die rückblickende Forschung fördert immer mehr werthvolles Material zum Verständniß der Gegenwart zu Tage. So vieles Räthselhafte im Völkerleben wird uns klar, wenn wir die geschichtliche Entwickelung der Nationen verfolgen. Dabei gilt es aber nicht allein die historischen Ereignisse ins Auge zu fassen, welche die Geschicke der Rassen und Völkerschaften bestimmen, sondern auch jene Motive zu beachten, die den Charakter und die Fähigkeiten der Nationen zu entwickeln oder umzugestalten geeignet sind. Insbesondere ist den tellurischen Einflüssen auf die körperliche und geistige Entwickelung der Völkerfamilien eine große Bedeutung beizumessen. In einer Reihe von Vorträgen, die in vorliegendem Bändchen wiedergegeben sind, hat Professor Dr. Kirchhoff den Nachweis zu führen gesucht, daß „der Mensch, ob unmittelbar oder in weiterer Vermittelung, bis zu seines Herzens Tiefen ein echtes Kind seiner Heimath ist" und daß das Gesetz der „tellurischen Auslese" alle Länder und Völker beherrscht. Wenn auch die übermäßige Betonung dieses Satzes zu allzu weitgehenden Folgerungen führen kann, so wird man den klaren Darlegungen Prof. Kirchhoffs seine Zustimmung nicht versagen. Was er über die tellurische Auslese der einzelnen Länder, über das Meer und die Wüste im Leben der Völker und über den Menschen als Schöpfer der Culturlandschaft sagt, das zeugt von ernster wissenschaftlicher Arbeit und außerordentlicher Beherrschung des vielgestaltigen Stoffes. Besonderes Interesse bietet in unserer Zeit des Nationalitäten-Streites und -Hasses der Aufsatz über die geographischen Motive in der Entwicklung der Nationen, in dem der Verfasser, gestützt auf den Satz des französischen Anthropologen Quatrefages: toute repartition politique, fondée sur ethnologie, est absurde, die Idee der Familiennation und des ethnologischen Nationalstaates bekämpft und darlegt, daß die Bildung von Nationen nur auf realpolitisch-geographischer Grundlage möglich ist. Würde sich die Welt von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen lassen, so müßten die übereifrigen nationalen Heißsporne besonders in Oesterreich erhebliche Streichungen in ihren Programmen vornehmen. Eine Bemerkung des Verfassers aber dürfte zum Widerspruche reizen. Wenn nämlich die paritätische Behandlung der britischen Colonialgebiete durch die Engländer gerühmt wird, so bedarf diese Ansicht im Hinblick auf den Boerenkrieg doch zum Mindesten der Einschränkung. Die beiden letzten Vorträge „China und die Chinesen" und „Deutschland und sein Volk" zeigen im einzelnen Falle die tellurische Beeinflussung eines Volkes. Alles in Allem bildet das Büchlein eine werthvolle Bereicherung der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt".

J. O.

— „Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers" von Heinrich Liersemann, Capitänleutnant a. D. Verlag C. J. E. Volckmann, Rostock i/M. — Der erschienene, von dem Verlage recht geschmackvoll ausgestattete Band ist zweifellos als der erste Abschnitt eines Werkes des Verfassers anzusehen, da dieser aus der Dienstzeit desselben vorerst nur die Cadetten- und Seecadettenjahre schildert. Mit unverkennbarem Geschick hat L. zu seinen Erzählungen die Aufzeichnungen seiner einst geführten Tagebücher — wohl auch dienstlichen Loggbücher — benutzt. Der Wunsch des Verfassers, auch seinerseits mit dazu beizutragen, das Verständniß für das Marineleben und Lust und Liebe bei der Jugend zu diesem schönen Beruf zu wecken, dürfte in Erfüllung gehen. Mit Interesse greift man zu dem Bändchen und begleitet unsere Seecadettenschulschiffe auf ihren Auslandsreisen nach den fernen Continenten. Der gewiß noch in jüngeren Jahren stehende Autor des Werkchens hat ein unverkennbares Talent, Selbsterlebtes und Selbsterschautes von seinen interessanten Reisen zu schildern; jedoch sollte er sich hüten, zu sehr die Formen der schriftlichen Ausdrucksweise außer Acht zu lassen, wenn er ja auch Erlebnisse aus den Seecadettenmessen schildert, in denen man in der Wahl der Ausdrücke nicht gerade wählerisch ist. Es soll dies aber kein Vorwurf für dies Erstlingswerk des Verfassers sein; bei der Inangriffnahme weiterer Schilderungen wird er gewiß auf diesem Gebiet selbst aus eigener Erkenntniß die Feile anlegen, denn L. wird jetzt nach dem Erscheinen seines Werkes die Empfindung gemacht haben, daß ein gedrucktes Wort sich ganz anders ausnimmt als ein gesprochenes oder ein im Manuscript stehendes! Wie dem aber auch sein mag, wir können diese „Erinnerungen" nur allen Kreisen bestens empfehlen, die wissen wollen, wie es denn an Bord unserer Kriegsschiffe im Auslande zugeht. Wir wünschen dem Autor schönstens Glück zu seinen weiteren Aufzeichnungen, die in gleich anregender Weise leider ja noch immer auf dem deutschen Büchermarkt fehlen.

M. B.

— „Gewinnvortrag und Tantièmeberechnung für Vorstand und Aufsichtsrath deutscher Actiengesellschaften" von Eugen Preische. Berlin, Haude und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling). 1902. — Die Abhandlung kommt bei eingehender Besprechung der noch immer bestrittenen Frage, ob der bei Berechnung des Jahresgewinns der Actiengesellschaften in das nächste Jahr hinübergenommene „Gewinnvortrag" hinsichtlich der Tantième des Vorstandes und Aufsichtsraths tantième-frei oder -pflichtig sein müsse, zu der Antwort, daß die Tantième von dem Reingewinn ausschließlich des Gewinnvortrags zu berechnen sei. Nach Ansicht des Verfassers liegt der Grund, weswegen die meisten Actiengesellschaften entgegen dieser Auffassung die Tantième von dem Reingewinn einschließlich des Gewinnvortrages berechnen, darin, daß sie die praktischen Schwierigkeiten der richtigen Berechnung scheuen. Deshalb hat er für die nach seiner Ansicht richtigere Berechnung der Tantième sowohl des Vorstandes als des Aufsichtsrathes mathematische Formeln aufgestellt und weiter angegeben, wie der Uebergang von dem bisherigen zu dem neuen Verfahren ohne große Härten bewirkt werden kann. Das Buch ist nicht uninteressant zu lesen und Denen zu empfehlen, welche mit der Aufstellung von Bilanzen sowie Gewinn- und Verlustberechnungen der Actiengesellschaften zu thun haben. —d—

— Geschichte des Handels und Weltverkehrs, in übersichtlicher Darstellung zum Gebrauche für junge Kaufleute und Industrielle, insbesondere für Handelslehr-Anstalten, von Dr. J. Engelmann. 5. verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von G. A. Glöckner. 1899. Broch. 4 ℳ, gebdn. 5 ℳ. — Diese uns recht verspätet zur Besprechung übergebene neueste Auflage ist vom Verfasser wieder selbst bearbeitet worden, wodurch der ganze Inhalt des Buches einer gründlichen Sichtung und, was die neueste Zeit anbelangt, einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen worden ist. Bei dem unheueren Aufschwunge, den Industrie und Handel in den letzten 30 Jahren im Deutschen Reiche und auch in anderen Staaten genommen haben, wird der ehrliche Wettbewerb auf dem Weltmarkte für den Einzelnen immer schwieriger, Stockungen und Rückschläge bringen den Betheiligten unvorhergesehene Verluste und schrecken das Capital von neuen Unternehmungen zurück. Da ist es für den Kaufmann von unberechenbarem Nutzen, wenn er Kenntniß hat von der Entwickelung des Handels bei den Völkern des Alterthums und der Neuzeit, von alten und neuen Productions- und Absatzgebieten, von den Ergebnissen der industriellen Thätigkeit der alten und neuen Welt und von den Mitteln, sich neben den vermeintlichen aber wirklichen Alleinherrschern auf dem Gebiete des Weltmarktes seinen Platz an der Sonne zu verschaffen und dauernd zu behaupten. Dieses hat der Verfasser in seinem Buche zu erreichen gesucht. Er führt dem Leser die Völker der verschiedenen Zeitalter, von den Aegyptern bis zu den erst mit Ende des 19. Jahrhunderts in den Welthandel eintretenden Staaten der neuen Welt, in ihrer Lebensweise, ihrer gewerblichen und Handelsthätigkeit vor, sowie die Erzeugnisse und die Erfolge ihrer Arbeit, zeigt ihm ihr Aufblühen und ihren Niedergang und ermöglicht es ihm, danach die Gegenwart in ihren Bestrebungen und Kämpfen richtig zu beurtheilen und daraus für sich selbst den größten Nutzen zu ziehen. Es ist daher jedem jungen Kaufmann, der sich durch Intelligenz über die Zahl seiner Standesgenossen erheben will, zu empfehlen, dieses Buch seiner Bibliothek einzuverleiben. Hn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 37. Donnerstag, den 27. März, Abends. **1902.**

Palästinas Wunderrasen.

Von Dr. E. T. Zürn.

Schon die Kreuzfahrer, sowie die Pilger des Mittelalters bewunderten zwei im Orient heimische Pflanzenarten ihres ihnen höchst seltsam vorkommenden Verhaltens wegen und brachten diese Gewächse, welchen sie die Namen: Rose von Jericho, Weihnachts-, Fasten-, Passions-, Oster- oder Wunderrosen gaben, als vermeintlich Wunder wirkende, werthvolle Gebilde aus dem heiligen Lande mit heim. Die zahlreich besonders in und bei Jerusalem, sowie den anderen aus der Lebensgeschichte unseres Heilands bekannt gewordenen Stätten ihrem Gewerbe nachgehenden Raritätenhändler speculirten auf solche fromme Glaubenseinfalt der Besucher Palästinas schon seit Jahrhunderten mit bestem Erfolge. Aus diesem Grunde wurden die auch unter dem Namen „Rosae sanctae Mariae" bekannten Jerichorosen besonders zur Passions- und Osterzeit sehr begehrte Handelsartikel. Beide Gewächsarten führen ihren populärsten Namen eigentlich mit Unrecht, denn mit einer wirklichen Rose haben sie durchaus nichts gemein. Die bekanntere der beiden Pflanzen heißt botanisch richtiger Anastatica hierochundica, gehört zu der gattungs- und artenreichen Pflanzenfamilie der Cruciferae oder Kreuzblüthler und ist eine nahe Verwandte unseres allbekannten Oedland-Unkrautes Capsella bursa pastoris oder Hirtentäschel. Sie sieht ziemlich unscheinbar aus, denn sie stellt nur ein kahles, hartstrunkiges Kraut vor, welches eine meist mehrfach sich krümmende, kümmerliche Pfahlwurzel in den Sandboden seiner Heimath treibt und von einjähriger Vegetationsdauer ist. Der Stengel genannter Pflanze theilt sich am Grunde in stärkere Zweige, welche sich bald in weiten Bogen und mehr horizontaler Richtung, bald mehr steil nach oben gerichtet ausbreiten und sich wieder in zahlreiche, kurze, blattwinkelständige Seiten- und Endtriebe verzweigen. Sehr wenig zur Geltung kommen bei Anastatica die schmucklosen, weißgraufilzigen Blätter, die eine längliche oder eine mehr eirunde, nach dem Blattstiel zu sich lang verschmälernde Form aufweisen. Kurze, aufrechtstehende Kelchblätter umgeben verkehrt eirunde, gelblich- oder röthlichweiß gefärbte Blüthenblätter, von denen je vier kleine, achselständige Blüthen bilden. Die Früchte der Jerichorosenpflanze sind bauchig-eiförmige, schwach behaarte Schötchen, welche im Reifezustande mit zwei ohrähnlichen Anhängseln nach außen klappen, innen dicke, halbzweifächerig sie abscheidende Querwände aufzeigen. Ihre Samen haben kreisrunde, etwas zusammengedrückte Form und sitzen meist nur zu zweien in einer Frucht.

In den trockenen Sandebenen, den dürren und wüsten Länderstrecken Palästinas (besonders an den Ufern des Todten Meeres), Libyens, Syriens, Arabiens, Persiens, Aegyptens, auch auf gewissen unfruchtbaren Küstenstrecken Kleinasiens findet die Anastatica sich vor. Dagegen ist sie gerade in und bei Jericho nicht vorhanden. Aus dem Grunde ist die genannte Pflanze so bekannt und in gewissem Sinne berühmt geworden, weil sie die Eigenschaft, hygroskopisch zu sein, in hervorragendem Grade besitzt. Im trockenen Zustande krümmen oder ziehen sich nämlich die Zweigpartien der Pflanze bogenförmig, kriechen sie förmlich nach innen zusammen, so daß alsdann das ganze Gewächs einem dürren, todten, neftähnlichen Pflanzenknäuel oder -bündel gleich zu sein scheint. In feuchte Luft gebracht oder noch besser in ein mit lauem Wasser gefülltes Gefäß gesetzt und an der Pfahlwurzel, um sie dadurch senkrecht schwimmend zu erhalten, z. B. mit einem kleinen Steine beschwert, breitet die Anastatica nach einiger Zeit — gewöhnlich nach 10 Minuten — ihr ganzes Zweigwerk wieder aus, auch wenn sie sich jahrelang vorher in gänzlich vertrocknetem Zustande befand. Dieses Wiederausstrecken und Wiederaufrichten aller ihrer Theile geht infolge eines erneuten Aufquellens der ganzen Jerichorosenpflanze oder richtiger ausgedrückt: infolge von Spannungen vor sich, welche zwischen mit einander verbundenen Zellgeweben dann entstehen, wenn sich dieselben beim Austrocknen ungleich zusammenziehen, beim Eintritt von Feuchtigkeit aber wieder in dem früheren Grade ausdehnen. Solche Bewegungen beruhen also auf der ungleichmäßig erfolgenden Quellung und Schrumpfung der Zellmembranen bei Aufnahme wie bei Verlust von Wasser. Bei derartigem Wiederaufquellen erlangt die ihr ganzes Gezweige strahlenähnlich sich ausbreitende Anastatica mehr als den doppelten, hinsichtlich der Höhe etwa 20 cm betragenden Umfang ihrer früheren Gestalt, daneben eine dunkle, bläulich-rothe oder auch bräunliche Färbung. Ihre zahlreichen, kleinen Blüthen, welche im Aeußeren denen der bekannten winterblühenden Topfzierpflanze Laurus tinus ähneln, entfalten sich alsdann ebenfalls. In der Zeit von einigen Stunden hat sich die Jerichorose im Wasser ganz ausgestreckt und beginnt sogar neue Triebe zu entwickeln. Sie gleicht dann mit ihrem krummbogigen Zweigwerk, welches sich mit röthlich gefärbten Triebspitzen neu besetzt und mit einer Menge gelblich- oder röthlichweißfarbener Blümchen wie durch Zauberei geschmückt zu haben scheint, einem zierlichen, korallenartigen Gebilde. Aus dem Wasser genommen, trocknet und schrumpft das Jerichorosengewächs alsbald wieder zu einem braungrau, erd- oder sandartig, also höchst unscheinbar gefärbten Pflanzenknäuel von knorriger, struppiger Beschaffenheit zusammen und kann jederzeit wieder durch Eintauchen in Wasser zum Wiederaufleben gebracht werden.

In ihrer Heimath verbleibt die Jerichorose während der langen Trockenperiode, welche der Zeit ihrer Samenreife folgt, in dem geschilderten, kugelig zusammengezogenen Zustande ihrer Zweigpartien. Derartig eingetrocknet, steckt ihre Pfahlwurzel nur ganz lose im sandreichen, dürren Steppenboden oder die Pflanze liegt einfach entwurzelt auf demselben. Von Wirbelwinden zu Beginn der Regenzeit mit fortgerissen, gelangen die Anastatica-Pflanzen in Bodenvertiefungen, in Klüfte und Spalten steinigen, felsigen Terrains, woselbst sie festgehalten werden. Ihre birnförmigen Fruchtschötchen waren dabei durch die sie rings umkrümmenden Verzweigungen, an deren Enden sie sitzen, wie durch ein fein- und engmaschiges Gitter umgeben. Der erste Regen, welcher die Jerichorose trifft, löst aber diese Fesseln in der oben geschilderten Weise. Das Zweigwerk dehnt und streckt sich unter solcher Benässung und die Regentropfen waschen aus den nunmehr auch aufspringenden Schötchenklappen die Samen hinweg. Letztere fangen sodann auf dem durchnäßten Erdreich sehr bald zu keimen an. Es kommt ferner nicht selten vor, daß gewaltige Oststürme während der trockenen Jahresperioden die Jerichorosengewächse meilenweit dem Meere zuführen und daß ebenso auch die Samenkörner durch Winde auf weite Entfernungen hin verweht oder durch Wassermassen fortgespült werden.

Die Anastatica hierochundica läßt sich in einem lauwarmen, mit sandreicher, leichter Erde gefüllten Treibbeete oder in breiten, die gleiche Erde enthaltenden Saattöpfen, welche man in einem mäßig warmen Zimmer hinter gut besonnte Fenster stellt, aus im März ausgesäeten Samen leicht zu Keimpflänzchen heranziehen. Sind diese einigermaßen erstarkt, so pflanzt man sie an recht sonniger, geschützter Stelle im Garten in das freie Land aus oder verpflanzt sie in kleine Blumentöpfe, um sie in diesen großzuziehen.

Eine andere Pflanze, welche in noch weit stärkerem Grade als die hier geschilderte hygroskopisch ist, wird gleichfalls — und sicher

mit noch weit größerem Rechte als die Anastatica — Jerichorose genannt, denn sie findet sich erstens in der Umgebung von Jericho besonders häufig, während Anastatica, wie schon gesagt wurde, dort gar nicht vorkommt. Sodann ist sie gleichfalls noch viel mehr als jene ein Gegenstand der Verehrung schon bei den frommen Pilgern des Mittelalters gewesen, welche in ihrer Fähigkeit, beliebig oft aus scheinbar welkem Zustande zu neuer Vegetation zu erwachen, eine Hindeutung auf die Unsterblichkeit, die Auferstehung des Heilands nach seiner vorangegangenen Leidenszeit zu erblicken glaubten. Ferner führen diese zweite Jerichorose, welcher die Botanik die Namen Asteriscus pygmaeus oder Odontospermum pygmaeum giebt, und nicht die Anastatica, einige alte Adelsgeschlechter Frankreichs, welche ihren Stammbaum von kreuzfahrenden Rittern herleiten, als heraldische Pflanze in ihren Wappen. Dieselbe gehört einer Gattung an, welche zu der großen Pflanzengruppe der Coniferen oder Korbblüthler gerechnet wird, und ist in Palästina, Arabien, Algier, namentlich aber, wie erwähnt, in der Umgegend von Jericho verbreitet. Dort kommt sie als ein einjähriges Kraut, welches nur wenige Centimeter hoch wird, auf kies- und sandreichen, im Winter Ueberschwemmungen ausgesetzten Bodenflächen vor. Auch Asteriscus pygmaeus ist ein ganz unscheinbares, fast stengelloses, aschgrau-zottiges Gewächs. Dasselbe besitzt gewöhnlich nur ein gelbfarbiges Blüthenköpfchen oder auf einem kürzeren Mittelstiele ein solches, welches größer ist und von mehr oder minder zahlreichen kleineren Blüthenköpfchen umgeben wird. Die letzteren schließen alsdann auf armleuchterartig nach allen Seiten aufwärts sich krümmenden Stielen das erstere strahlenartig in ihre Mitte ein. Das Oeffnen und Schließen der rosettenförmig um die Blüthenköpfe sich gruppirenden Hüllblätter erfolgt gleichmäßig aus denselben Ursachen, wie sie oben bei Beschreibung der Anastatica bereits angegeben wurden. Selbst wenn die durchweg verholzten Asteriscus-Gewächse gänzlich vertrocknet und abgestorben zu sein scheinen, öffnen sich doch beim Eintauchen dieser Pflanzen in lauwarmes Wasser deren Blüthenköpfchen. In seiner Heimath gehen bei Asteriscus gleichfalls zu Beginn jeder Regenperiode, während welcher dessen Früchtchen durch die Regenwasserfluthen allmälig fortgespült werden, dieselben Erscheinungen vor sich, wie sie schon früher geschildert worden sind. Alle hygroskopischen Bewegungen werden von Asteriscus noch viel schneller und lebhafter ausgeführt als von der Anastatica hierochundica.

Die zuletzt genannte Jerichorosenart ist in Europa aber später weit bekannter geworden als jene. Sie ward namentlich von vielen deutschen Adelsfamilien als eine Art Heiligthum, ein werthvolles Erinnerungszeichen an den kreuzfahrenden oder pilgernden Ahnherrn sorglich gehütet und von Generation auf Generation gewissenhaft vererbt. Sie wurde ferner bei zahlreichen Anhängern der katholischen und der reformirten Kirche Gegenstand verschiedener frommer Gebräuche, besonders solcher, welche auf die Passionszeit, das Oster- oder Weihnachtsfest Bezug haben. Daraus erklären sich auch die zu Anfang dieses Aufsatzes angeführten volksthümlichen Namen: Passions-, Fasten-, Oster- oder Weihnachtsrosen, welche man den Jerichorosen gegeben hat. Frommer Glaube erblickte in solchen Pflanzen, weil dieselben als dürre Gestalten einer reich- und dornenzweigigen Krone nicht unähnlich sehen, wohl auch ein Symbol der Dornenkrone des Erlösers.

Sächsische Fayencefabriken des 18. Jahrhunderts.

Prof. Dr. Stieda veröffentlicht in der Deutschen Töpfer- und Zieglerzeitung auf Grund von Actenmaterial aus dem Dresdner Hauptstaatsarchiv einen interessanten Aufsatz über sächsische Fayencefabriken des 18. Jahrhunderts, mit dessen Hauptinhalt wir hier unsere Leser kurz bekannt machen möchten. Bereits im Jahre 1706, noch bevor Böttger seine epochemachende Erfindung des Porzellans gemacht hatte, bestand in Dresden-N. eine Fayencefabrik. Ob diese Fabrik identisch ist mit der angeblich 1708 auf kurfürstliche Rechnung von Böttger ins Werk gesetzten „Delfter Stein- und Rundbäckerei“, bleibt dahingestellt. Im Jahre 1721 erwarb der damalige Inhaber Peter Eggebrecht für diese seine Fabrik ein Privileg, nach dem innerhalb Dresdens keine zweite derartige Fabrik concessionirt werden sollte. Eggebrecht verstand sein Etablissement in die Höhe zu bringen, er beschäftigte zeitweilig 20 Arbeiter und wußte mit seinen Fabrikaten Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen zu erwecken. Mit seinem Tode aber war die kurze Blüthezeit der Fabrik wohl vorüber, obwohl seine Tochter, Frau Charlotte Eleonore le Loucy, und deren Ehemann am 6. März 1756 ein Privileg zur Fortsetzung des Geschäftes erlangten, in dem gegen Errichtung eines jährlichen Canons von fünf Reichsthalern ihnen zugestanden wurde, daß in einem Zeitraum von 12 Jahren keinem Anderen gestattet sein solle, in Dresden und im Umkreise von vier Meilen um Dresden „eine dergleichen unächte Porcelaine-Fabrique anzurichten oder die von auswärtigen Orten einbringende Delfter-Porcelaine zu verkaufen, ... jedoch hievon die hiesigen Kauffleute und Jahrmärkte ... ausdrücklich ausgenommen seyn sollen“. Trotz dieses Privilegs aber ging das Unternehmen, sei es, daß die geeigneten Kräfte zur Leitung, sei es, daß das nöthige Capital fehlte, den Krebsgang. Der Absatz schrumpfte in dem Maße zusammen, als die Fabrikate schlechter wurden. Bis zum Jahre 1767 war das Werk so weit herunter gekommen, „daß es kaum noch eine Fabrique heißen“ konnte.

Um diese Zeit etwa wurde von verschiedenen Seiten die Landesregierung auf das Vorhandensein von „weißer Erde“ aufmerksam gemacht, die „zu Verfertigung gemeinen Porcelains oder Fayence nicht untüchtig zu seyn scheine“. Es handelte sich hierbei um die Gegenden von Friedensdorf und Sablath in der Herrschaft Sorau, sowie von Wiesenburg und Colditz. Nachdem zunächst die eingesandten Proben dieser Erden durch den Bergrath Höroldt in Meißen als „zum Porcelaine vor unbrauchbar“ erklärt waren, trat man dem Gedanken an die Errichtung einer neuen Fayencefabrik näher. Die Manufactur-Commerzien-Deputation empfahl diese Fayencefabrikation „als ein Nebenwerk“ von der Meißner Porzellanfabrik betreiben zu lassen. Als Gründe für diesen Vorschlag wurden ins Feld geführt: die leichte Herbeischaffung des nöthigen Holzes auf der Elbe, die Gelegenheit, die zeitweilig bei der Porzellanfabrikation entbehrlichen Arbeitskräfte, die vertragsmäßig auf Wartegeld standen, vortheilhaft beschäftigen zu können, Billigkeit der Einrichtung durch Benutzung der in Meißen schon vorhandenen Einrichtungen und Gelegenheit in der Fayencefabrik sich ein geschultes Arbeitermaterial für die Maler, Former und Dreher der Porzellanmanufactur heranzubilden. Trotz dieser recht triftigen Gründe fand der Vorschlag keine Billigung, sondern es wurde nach längeren Verhandlungen erst am 31. Mai 1770 Johann Samuel Friedrich Tönnich die Erlaubniß ertheilt, in den Räumen des Schlosses Hubertusburg die Fayencefabrik anzulegen.

Während dieser ganzen Verhandlungen hatte man den Niedergang der privilegirten Dresdner Fabrik störend empfunden, und da im Jahre 1768 dieses Privileg ablief, so wurde auf die Inhaberin bei dieser Gelegenheit ein Druck zur Wiederbelebung des Unternehmens ausgeübt, der denn auch die erfreuliche Folge hatte, daß sich die Inhaberin nach geeigneten Abnehmern für ihr Unternehmen umsah. Als solche meldeten sich der berühmte Meißner Modellmeister Johann Joachim Kaendler, ein Schwiegersohn des alten Peter Eggebrecht, und eine gewisse Christiane Sophie Hörisch nebst ihrem Ehemanne. Diesen letzteren gab Madame le Loucy, wahrscheinlich weil die Hörisch die capitalkräftigere war, vor ihrem Schwager Kaendler den Vorzug. Dieser Frau Hörisch wurde infolgedessen auch am 7. December 1768 ein Privileg ertheilt, das die Vorrechte des alten le Loucyschen Privilegs für 12 weitere Jahre ihr übertrug, jedoch mit der Einschränkung, daß „annoch die freye Debitirung derer in der zu etablirenden Fayence-Manufactur zu Torgau — die damals von dem Administrator des Landes Prinzen Xaver geplant wurde — gefertigten Waaren allhier und innerhalb des gedachten völligen Districts, sowohl en gros als en detail je und alle Wege unbehindert bleibe“.

Im Anfang nahm nun die Dresdner Fabrik wieder einen flotten Anlauf, Frau Hörisch rühmte sich, inländische Rohmaterialien als Sand, Erde, Zinn, Pottasche, Gips, Salz und Farbstoffe wie Saflor, Schmalte rc. verarbeitet und mit ihren Erzeugnissen in Sachsen das seither übliche „ausländische After-Porcellaine“ verdrängt wie auch im Auslande Absatz gefunden zu haben. Trotzalledem mußte sie bald wahrnehmen, daß sie bei ihrer Fabrikation nicht auf ihre Kosten kam, und suchte deshalb für sich und ihren Sohn um eine staatliche jährliche Unterstützung für ihr Unternehmen nach, worauf die Landesregierung um so weniger Grund hatte, einzugehen, als unterdessen die schon oben von uns

erwähnte Fabrik in Hubertusburg, der Ersatz für die in Torgau geplante, eingerichtet und zu schöner Blüthe gekommen war. Dem 1782 um Erneuerung des bereits seit zwei Jahren abgelaufenen alten Privilegs und um einen Zuschuß einkommenden Karl Gottlieb Hörisch wurde daher beides nicht gewährt und Hörisch sah sich genöthigt, nach auswärts zu verziehen. Die Zurückweisung eines Künstlers wie Kaendler hatte sich hier gerächt. Drei Jahre nach des Hörischs vergeblichem Versuch bat der Hoftöpfer Christian Gottlieb Messerschmidt um ein Darlehen von 600 Thalern aus der Staatscasse, um die früher schon betriebene Fabrikation sogen. Delfter Porzellans oder Fayence zu erweitern. Ob seiner Bitte stattgegeben, erhellt nicht aus den Acten, jedenfalls sind Messerschmidts Fayencen als solche nirgends bekannt.

Aber auch dem aufblühenden Betriebe der Hubertusburger Fayencefabrik wurden bald einengende Bestimmungen zu Gunsten angeblich der Meißner Porzellanmanufactur verhängnißvoll. Nachdem nämlich auf Grund eines Gutachtens des Grafen Marcolini am 27. Mai 1775 dem Grafen Lindenau nur eine beschränkte Concession zur Fortführung des Betriebes ertheilt war, versuchte dieser noch einmal, seine Fabrik entsprechend dem Bedürfniß und dem guten Anfang des Unteenehmens zu vergrößern. Er bat am 20. September 1775, ihm zu erlauben, „nicht sowohl Fayencewaaren als vielmehr Steingut auf englische Art fertigen lassen“ zu dürfen. Er betonte dabei, daß seine Fabrik, wenn sie den im Jahre 1775 sogar noch verschärften Beschränkungen unterstellt bliebe, auf die Dauer nicht bestehen könne. Diese Beschränkungen lagen in dem Passus des Privilegs: „hingegen der Fertigung aller Galanterie-Stücken, Caffé-Geschirr und dergleichen, sowie überhaupt der bisher bey der Fayence-Fabrique vorgekommenen, obige Sorten in der Feinheit und Güte übertreffenden Geschirre, absonderlich aber die Nachahmung der Porcelaine Waren und der Modelle Unserer Porcelaine-Manufactur sich gänzlich zu enthalten hat.“ Die Manufactur-Commerzien-Deputation stellte sich zwar durchaus auf den Standpunkt des Grafen Lindenan und hatte keine Bedenken gegen die geplante „Extension des Privilegs auf das künftig zu fertigende Steinguth“, sie berief sich auf ihren alten Vorschlag einer Verbindung beider Manufacturen, der Porzellan- und der Fayencefabrikation, hob hervor, daß von letzterer ja keine zum Porzellan taugliche Erde verwandt werde, und betonte, daß für dergleichen Waaren, zu deren Herstellung Graf Lindenau die Erlaubniß nachsuche, bisher beträchtliche Geldsummen ins Ausland gegangen seien, die man in Zukunft selbst verdienen könnte. Trotzdem unterblieb die Ertheilung der nachgesuchten Erlaubniß, auf das Gutachten der „zur Meißnischen Manufactur geordneten Commission“ hin. „Was das zu bedeuten hat,“ urtheilt Stieda, „wird einem recht klar, wenn man gewahr wird, wie weit das englische Steingut, namentlich Wegdwoods Fabrikate, in Deutschland Eingang gefunden hat. Noch in sehr vielen Familien haben sich derartige Stücke und Theile von Servicen erhalten, ja selbst in deutschen Schlössern, in fürstlichen Hofhaltungen kann man diese englischen Fayencen finden. Daß das Hubertusburger Geschirr den Vergleich damit aushalten konnte, scheint nach den wenigen erhaltenen Proben außer Zweifel. Und was hätte sie erst, muß man sagen, leisten können, wenn sie auf diesem glücklichen Wege weiter hätte wandeln dürfen. Weit entfernt davon, der Meißner Manufactur zu schaden, deren Fabrikate wegen des nothwendig hohen Preises doch nicht in die breiten Schichten der Bevölkerung eindringen können, hätte sie von ihr Vortheil gezogen und diesen Zweig deutschen Gewerbefleißes zu großartiger Entwickelung zu bringen vermocht.“

W. B.

Bücherbesprechungen.

— Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. Von Oscar v. Lettow-Vorbeck, Generalmajor a. D. Dritter Band. Der Main-Feldzug. Mit 10 Karten und Gefechtsplänen, 7 Skizzen. Berlin 1902. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. — Den 1. und 2 Band dieses Werkes haben wir in Nr. 284 d. L. Z. v. Jahre 1896 bez. in Nr. 41 vom 18. Februar 1899 besprochen. Die Herausgabe des 3. Bandes, dessen Handschrift bereits im October 1900 druckfertig war, hat durch Verhältnisse, die der Verfasser nicht zu ändern vermochte, eine Verzögerung von fast einem Jahre erlitten. Doch ist diese Zeit des Abwartens dem Werke noch förderlich gewesen, denn es ist dem Verfasser dadurch gelungen, noch Verbesserungen und Nachträge anzufügen. Nunmehr liegt diese gediegene Arbeit abgeschlossen vor uns und wir müssen bekennen, daß auch der Schlußband auf der glrichen Höhe der anderen Bände steht, bringt er doch des Neuen, Interessanten und Fesselnden so Vieles, sind doch gerade die verworrenen süddeutschen, kleinstaatlichen Verhältnisse bisher kaum so erforscht und klargelegt worden, wie es Lettow-Vorbeck geglückt ist. Dies Werk wird gewiß ebenso wie Friedjung's Buch über den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland die deutsche Leserwelt, namentlich die militärischen Kreise und die Historiker fesseln. Der Verfasser erwähnt in der Vorrede, daß ihm besondere Schwierigkeiten bei der Bearbeitung und Sichtung des Quellenmaterials die mangelhafte Befehlsgebung beim bayrischen Armeecommando, die häufig nicht gestattete, den Wortlaut der verfügten Anordnungen festzustellen, bereitet habe. Hierzu sei noch der Interessengegensatz des 7. und 8. Bundescorps, der es nicht zu einheitlichem Handeln kommen ließ, gekommen. Bereits in Fritz Hönigs Entscheidungskämpfen des Mainfeldzuges war auf diese kaum glaublichen Zustände dri dem 7. und 8. Bundescorps hingewiesen worden. Diese Schrift hatte eine Fluth von Erwiderungen, namentlich von bayrischer Seite hervorgerufen. Hönig hat in der 2. Auflage srines Buches einige Behauptungen richtig gestellt und Manches gemildert, aber auch nach den Forschungen Lettows, der als ein durchaus sachlicher, gewissenhafter und vorurtheilsfreier Schriftsteller bekannt ist, scheinen doch die Vorwürfe, die Hönig schon erhob, nicht ohne Berechtigung gewesen zu sein. Man kann Lettow nur zustimmen, wenn er aus diesen jammervollen Zuständen die Lehre zieht: Neben den politischen Sonderbestrebungen hätten die mangelhaften Heereseinrichtungen der süddeutschen Staaten einen großen Einfluß auf das sehr ungünstige Ergebniß des Feldzuges ausgeübt. „Die Streitkräfte standen hier in Bezug auf innere Tüchtigkeit ebenso hinter den preußischen zurück, wie die Oesterreichs, Hannovers und Sachsens. Wir begegnen hier überall denselben Mängeln: einer Wehrpflicht, die es den gebildeten und wohlhabenden Elementen gestattete, sich ihr zu entziehen; einer im Vergleich zu Preußen kurzen activen Dienstzeit, sehr schwachen Rahmen, dadurch erschwerter kriegsmäßiger Ausbildung, dem Fehlen größerer Manöver, zu weit gehenden Rücksichten der Regierungen gegen die Landesvertretungen“ u. s. w. An der Spitze der bayrischen Armee stand der 71jährige Prinz Karl von Bayern, sein Stabschef Generallnt. Fhr. v. d. Tann besaß weder Geschäftsgewandtheit in der Befehlsgebung noch im Bureaudienst; der Führer des Cavallerie-Corps Prinz Taxis war ebenfalls 71 Jahre alt. Krin Wunder, daß diesen Männern die Initiative fehlte. Brim Prinzen Alexander von Hessen, dem Befehlshaber des 8. Bundescorps, wurde „bei der Handhabung des Commandos die Strenge vermißt, welche die ernste Lage heischte, desgleichen Kühnheit und Energie im Fassen und Durchführen der Entschlüsse“. Auch auf diesem Kriegsschauplatz sehen wir, wie in Hannover und Böhmen, auf beiden Seiten die Mißverständnisse und Irrungen vielfach rine Rolle spielen und die Lage ungünstig beeinflussen, dazu kamen noch die kleinstaatlichen, politischen, selbstsüchtigen Verhältnisse, Rücksichten und Sonderinteressen, die so oft die Thatkraft der Heerführer lähmten oder in falsche Bahnen lenkten. Dies Alles ist mit einer anerkennenswerthen Klarheit und mit Geschick erzählt, außerdem aber sind an die Kriegshandlungen die lehrreichsten Betrachtungen geknüpft, sodaß sich durch diesen letzten Band der talentvolle Geschichtschreiber gewiß neue Freunde erwerben dürfte, die alten Verehrer ihm aber erneut ihren Dank zollen werden. Die Ausstattung des Werkes mit Anlagen, Karten, Plänen u. s. w. ist reichhaltig und mustergiltig. —r.

— Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Prof. Dr. O. Weise. Vierte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1902. Preis gebunden 2 ℳ 60 ₰. — Das Deutsche und der Deutsche stehen heute in der Welt ganz anders da als vor 40—50 Jahren. Das ist eine unbestreitbare Thatsache. Unter den Folgeerscheinungen dieser Wandlung steht nicht an letzter Stelle die Steigerung der Theilnahme für die Muttersprache. So haben seit dem Aufschwunge deutschen Wesens nach dem letzten großen Kriege die Bestrebungen, der deutschen Sprache ihr echtes Gepräge rein und unverfälscht zu erhalten, mit neuer und nachhaltiger Kraft wieder eingesetzt und namhafte Erfolge erzielt. In diese hocherfreuliche Strömung

gehören auch die Bücher von O. Weise. Sie haben redlich dazu geholfen, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte unserer Muttersprache volkskundig zu machen. Versteht er es doch geradezu meisterhaft, Klarheit mit Wärme, wissenschaftliche Zuverlässigkeit mit gewandter und leichtverständlicher Darstellung zu vereinigen. Kein Wunder denn, daß seine Bücher einen so weiten Leserkreis gefunden haben. Vor nunmehr sieben Jahren (1895) erschien Weises „Unsere Muttersprache“ in erster Auflage, die zweite folgte noch in demselben Jahre, jetzt geht schon die vierte (sie umfaßt das 13. bis 16. Tausend) hinaus. Und keine entläßt der fleißige Verfasser in die Welt, ehe er die neue Literatur überall sorgfältig nachgetragen und auch sonst da und dort in der Wahl der Beispiele oder im Ausdrucke bessernd und feilend Alles nochmals überprüft hat. In der vorliegenden Ausgabe ist sogar ein ganz neuer und außerordentlich reizvoller Abschnitt eingefügt: Ueber die Umgestaltung der Redensarten im Volksmunde. In diesem Capitel (S. 234) konnte als ein anschauliches Beispiel für die Kürzung einer Wendung noch erwähnt sein das Sprichwort: „In der Noth frißt der Teufel Fliegen“ (zu ergänzen ist: „und fängt sie auch noch selber“ oder „und denkt, es sind kleine Rosinen.“) — Karl Simrock verspottete dereinst die deutsche Fremdsüchtelei mit dem Verse: In Rom, Athen und bei den Lappen Da spähn wir jeden Winkel aus, Dieweil wir wie die Blinden tappen Umher im eignen Vaterhaus. Es ist schon erheblich besser geworden. Büchern aber wie Weises „Muttersprache“ gebührt die Anerkennung, an dieser Besserung erfolgreich mitgearbeitet zu haben. Das überaus schmuck ausgestattete Buch sollte auch in Volks- und Schulbibliotheken, wenigstens in denen höherer Schulen, nicht fehlen. Schade, daß das Inhaltsverzeichniß auf die Paragraphen verweist, anstatt auf die Seitenzahlen, wie es sonst meist der Brauch ist. Vielleicht berücksichtigt der Verfasser bei der fünften Auflage, die hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt, diesen Wunsch. R. B.

— Vom Heimwege. Ritornelle von Georg von Oertzen. Heidelberg, 1902, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Preis 2 ℳ, gebunden 3 ℳ —

Kein hold'res Ruhen, denn sich tragen lassen
Hin auf der Welle lebensvoller Rhythmen,
Hin durch des Traums und des Gedankens Gassen.

So heißt eines der letzten Ritornelle dieses Bandes (S. 160.) Denkt der Dichter hier an seine Leser? Dann dürfte er die Wirkung seiner Aphorismen doch unterschätzen. Die meisten von ihnen eignen sich schwerlich zu friedsamem Einlullen, sondern verlangen für die Fülle ihrer Gedanken in knappem Rahmen ein helles Auge und ein scharfes Aufmerken. Oertzen hat ein gut Stück der äußeren Welt gesehen. Das verräth uns mancher Vers der Abtheilung „Von draußen her“. Aber größer noch ist das Reich der Gedanken und Betrachtungen, in dem seine Sprüche uns umherführen. Und nicht immer dient ihm die metrische Fassung blos dazu, seine Gedanken eingänglicher und anmuthender darzustellen, oft ist die Versgestalt vielmehr eine Art Nuß, die es zu knacken gilt, ehe man zu dem Kerne vordringt. Aber es lohnt, diesem Spruchdichter nachzugehen auf seinen manchmal etwas krausen Gedankenbahnen, Niemand wird es bereuen, wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, nachzudenken, was er vorgedacht hat. Ein schlechter Führer ist er gewiß nicht, der nach einer weiten Reise durch Welt und Leben auf dem „Heimwege“ uns die Lehre zuruft (S. 155):

Die Grenzen unsres Wesens klar empfinden,
Vom Ebenmaß umfriedet walten, wirken,
Ist mehr, denn späh'n um Glück nach allen Winden.

R. B.

— Felix Hübel: In einer Winternacht. Herm. Seemann Nachf., Leipzig. — Als dritten Band einer Serie „Gespenstergeschichten“ veröffentlicht F. Hübel diese Erzählung, in der eigentlich nur in der Phantasie einer der unbedeutenden Nebenpersonen das Gespenstige sein Spiel treibt. Im Uebrigen berichtet das Buch in der knappen, präcisen Form des neuitalienischen Verismus eine Dorftragödie, die ihre Katastrophe in der Ermordung eines jungen Mädchens findet, das sich zur Rächerin des an einer Freundin begangenen Verbrechens aufgeworfen hatte. Die Darstellung ist recht geschickt und steigert die Theilnahme an den Vorgängen von Situation zu Situation. Mit einer halb komischen Schilderung der dorflichen Stammtischabende beginnend, erhält die Erzählung ihr erstes Crescendo durch das unvermuthete Auftreten des aus der Fremde heimkehrenden Geliebten, dessen etwas absonderliche Erscheinung die bürgermeisterliche Phantasie mit einer der Spukgestalten des Volksaberglaubens identificirt. Im raschen Tempo wickelt sich dann die Erzählung bis zum Schluß ab, der dem Mörder zum zweiten Male das Kainszeichen auf die Stirne drückt. Der Stil der Darstellung ist flott und lebendig, die bäuerliche Beschränktheit, über die allein der etwas suffisant sarkastische Reiter und der Freier aus der Fremde emporragen, trefflich charakterisirt. Auch die landschaftlichen und sonstigen Details sind gut herausgearbeitet, so daß man das Büchlein getrost den Werken der besseren Unterhaltungslectüre zuzählen kann. A.

△ Lehrbuch der deutschen Stenographie Gabelsbergers. I. Theil. Verkehrsschrift: Wortbildung und Wortkürzung. Nach Herbarts Grundsätzen bearbeitet von Dr. Franz Dix Leipzig, Roßbergsche Hof-Buchhandlung, 1901. — Der geschätzte Verfasser hat für die Herausgabe seines großen Fleiß und gründliche Studien bekundenden Lehrmittels leider einen sehr ungünstigen Zeitpunkt gewählt, da er gänzlich außer Acht gelassen hat, daß der bereits für den Monat August 1902 einberufene außerordentliche Berliner Stenographentag der Gabelsbergerschen Schule sich mit einer Vorlage des Systemprüfungsausschusses zu beschäftigen haben wird, die, sie mag in irgend welcher Form zur Annahme gelangen, doch aller Wahrscheinlichkeit nach die gegenwärtige Gestalt des Systems nicht unberührt lassen wird. Was nun die für die Vorführung und Entwickelung des Lehrstoffes gewählte Methode anlangt, durch welche der Unterricht in der Stenographie auf gleiche Höhe mit dem der neueren Sprachen gebracht werden soll, so können wir dieses Verfahren recht wohl als ein interessantes Experiment, das darnach bearbeitete Buch aber in der Hand des Schülers nach den in mehr denn vierzigjähriger Lehrthätigkeit in Schule und Privatcursen gemachten Erfahrungen kaum als eine die Erlernung des Systems wesentlich fördernde Grundlage bezeichnen. Dem Lehrer mag es unbenommen bleiben, sich dieser zum Theil beachtlichen Fingerzeige und Anweisungen zu bedienen, auf viele Schüler dürfte die Anweisung selbst jedoch eher hemmend einwirken. Die bewährte systematische Lehrmethode eines Rätzsch, Fischer, auch die sogenannte calculirende eines Albrecht u. s. w. verdient immer noch den Vorzug und hat bei verständiger Benutzung seitens des Lehrers stets gute Erfolge gezeitigt. Die stenographische Schrift der gegebenen Beispiele ist klar und meist correct, doch verräth sie in ihrer Steifheit eine ungelenke Hand in Gegenüberstellung der unvergleichlichen Autographie eines Schöttner u. A. Die Seite 119 gegebene Erklärung über Satzkürzung ist dürftig und unzulänglich, leicht zu Mißverständnissen führend. Die Buchhandlung hat dem Werke eine splendide Ausstattung zu Theil werden lassen.

— „Vorschläge zum Schutze der Pfandbriefe“ von Robert Wiener. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1902. — Die Broschüre behandelt die Wirkung des Zusammenbruchs der Preußischen und der Pommerschen Hypotheken-Actien-Bank auf dem Hypothekenmarkte, bespricht sodann die bisher für das Hypothekenbankwesen gemachten Sanirungsvorschläge, welche besonders darin bestehen, daß man schärfere Controle durch die Regierung und erhöhte Verantwortlichkeit der Aufsichtsräthe fordert, und erläutert endlich diejenigen Maßnahmen, welche nach Ansicht des Verfassers zum Schutze der Pfandbriefe getroffen werden möchten. Diese faßt er in drei Richtungen zusammen: Eingreifen der Gesammtheiten der Hypothekenbanken, Rectificirung der Grundlagen für die Werthberechnung der zu beleihenden Grundstücke mit Controle der Handelskammern bei Emission neuer Pfandbriefe, Erzielung besserer Resultate bei der Zwangsversteigerung von Grundstücken. Der Verfasser glaubt nicht, daß er die Frage, wie das volle Vertrauen des Publicums für die Pfandbriefe von Hypothekenbanken, soweit es erschüttert worden, wieder zu gewinnen sei, gelöst habe, sondern es ist sein Zweck gewesen, nur Material zur Prüfung dieser Frage herbei zu schaffen. Von diesem letzteren Standpunkte aus kann die Abhandlung Allen, welche sich mit dem Hypothekenbankwesen berufsmäßig zu beschäftigen oder für dasselbe Interesse haben, zum Lesen wohl empfohlen werden. —d—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 38. Sonnabend, den 29. März, Abends. 1902.

Das Redentiner Osterspiel.

Von Aug. Wünsche.

Unter den mittelalterlichen Osterspielen nimmt ohne Zweifel das Redentiner Osterspiel den ersten Rang ein, nicht nue darum, weil es so ziemlich alle Elemente des Entwickelungsprozesses dieser Spielgattung in sich vereinigt, sondern auch darum, weil es noch eine Menge anderer Eigenthümlichkeiten besitzt, die den anderen fehlen. Schon wegen seines hohen literarischen und sittengeschichtlichen Werthes verdient es, daß weitere Kreise mit seinem Ideengange bekannt werden. Wir legen unserer Betrachtung die verdienstlichen Arbeiten Albert Freybe's in Parchim über das Spiel, „Das Medlenbueger Osterspiel" (1855) und „Das Redentiner Osterspiel" (1901) zu Grunde. Das Spiel besteht aus fünf Handlungen: der Grabwache, bee Nacht am Grabe, der Vorhölle, der Auferstehung und dem Teufelsspiel. Es wuebe am 20. November des Jahres 1464 in Redentin, dem ehemaligen Hauptorte der Besitzungen des Cisterzienserklosters Doberan in der Nähe oon Wismae, beendet. Die Handlungen schließen sich durch Einheitlichkeit und schöne Gruppirung des Stoffes fest aneinander und es weht uns allenthalben frische, echte, gesunde Volksthümlichkeit, gewürzt mit ernst derbem Humor, entgegen. Die ersten vier Handlungen stellen dar, wie menschliche Klugheit Gottes Absichten und Pläne nicht vereiteln kann, und in der fünften muß selbst die Hölle ihre Ohnmacht eingestehen. In der dritten Handlung, wo im ersten Auftritt die in der Vorhölle versammelten Altväter mit Sehnsucht auf den Auferstandenen haeren, begegnen wir der schon in der Assumptio Mosis und im Evangelium des Nicodemus vorkommenden schönen Sage von Seth, wie er von seinem kranken Vater Adam nach dem Paradiese gesendet wird, um ihm zu seiner Genesung vom Oel der Barmherzigkeit zu holen. Der Engel Michael verweigert es ihm, dafür empfing er aber ein Reis mit der Weisung, es in die Erde zu pflanzen, wo es nach 5600 Jahren seinem Vater und seinem ganzen Geschlecht frommen werde. In der Vorhölle gedenkt Seth der Worte des Engels und meint, die Zeit sei jetzt vollbracht und Gott werde ihrer gedenken und sie von der Pein der tiefen Finsterniß erlösen.

Das Redentiner Osterspiel zeigt vom Anfang bis Ende ein volksthümliches Gepräge, man darf es ohne Phrase für eine Vermählung des Christenthums mit dem deutschen Volksgeiste betrachten. Die auftretenden Personen sind echte Volkstypen, frisch, natürlich, wahr; es sind Gestalten, wie sie das Volk immer besessen hat und heute noch besitzt. Vor Allem zeigt sich dies in den Vertretern der sogenannten ehelichen und unehrlichen Stände, der Handwerke und Berufsarten „mit ihren eigenartigen, standesfündlichen Ränken, Kniffen und Betrügereien". Da haben wir Figuren, die das Volksleben in Sprache, Sitte und Brauch bis in die Winkel hinein mit einer Naturwahrheit von großer dramatischer Wirksamkeit abspiegeln.

Neben dem tiefen Ernst, der durch das Schriftdenkmal geht, verdient der frische und grundkräftige Humoe, der kecke und derbe Spott hervorgehoben zu werden. Derselbe tritt uns in prächtiger Weise schon in der ersten Handlung entgegen, in der vom Landpfleger Pilatus vier Ritter (milites gloriosi), die zu ihrem Herrn im Verhältnisse mittelalterlicher Gefolgsleute stehen, für guten Lohn zur Grabwache bestellt weeden. Sie heißen Salmon, Sampson, Boas von Thamae und Sadoch. Es sind großsprecherische Prahlhänse, wahre Eisenfresser, die es im Kampfe mit den vier Himmmelsgegenden aufnehmen wollen. Der erste versichert, er wolle Jesum, wenn er vom Tode erstehen sollte, sofort mit seinem Schwerte zu Boden schlagen. Auch der zweite will ihn mit seinem freislichen Schwerte verhauen. Der dritte will ihm das Knie versohlen und der vierte ihn an die Wand drücken, daß ihm alle Rippen krachen sollen. Nachdem die Ritter in der Judenschule auf einem Brette ihren Sold in baarem Gelde im Voraus erhalten haben, begiebt sich Pilatus mit ihnen selbst zum Grabe und vertheilt die Posten. Salmon, den er füe den tüchtigsten hält, wird in den Westen, Sampson, der sich selbst als „Hau auf den Schild" bezeichnet, in den Noeden, Boas von Thomar, der schwerfälligste von allen, mit seinem Schwert „Klinge" in den Osten und der getreue und tapfere Sadoch in den Süden gelegt. Um die Ritter an ihre Pflicht zu erinnern, wird ein Wächter gedungen. Er soll sie woch erhalten oder sofort wecken, falls sich in der Nähe des Grabes Leute zeigen sollten. Doch es dauert nicht lange, da überkommt die Ritter solche Schlaftrunkenheit, daß sie niederfallen und fest einschlafen. Bald treibt der Wächter selbst mit ihnen seinen Spott. Nicht nur, daß er dreimal nach einer gewissen Zeit sein Lied vom Thurme erschallen läßt, er erinnert sie auch an den eehaltenen Sold und an ihr gegebenes Ritterwort. Allein Alles ist vergebens. Jeder erhebt sich wohl für einen Augenblick, dann sinkt er aber wiedee um und schläft von Neuem ein. Boas von Thamar will dem Wächter sogae sein Geld geben, wenn er ihn in Ruhe schlafen lasse.

Liebster Wächter, bei meinem Leben,
All mein Geld will ich dir geben,
Wenn du mich lässest weiter schlafen,
Ich konn mich nicht zusammenraffen
Voe Müdigkeit und Unruh.
So helf' mir die heilige Frau dazu!
Den Augen ich Futter geben muß,
Und verjagte moa mich ob solchem Verdruß.

Nach einer Weile erscheinen vier Engel und rufen: Silete!

Beim Beginn der zweiten Handlung singt Raphael die Wächter mit seinem Liede:

Dormite, milites, dormite!
Opus Domine non impedite!

noch tiefer in Schlaf. Als die Ritter endlich in der vierten Handlung auf das Lied des Wächters vom Thurme erwachen, merken sie, daß Jesus sich inzwischen aus dem Grabe erhoben hat und davon gegangen ist. Infolgedessen überschütten sie sich gegenseitig mit heftigen Vorwürfen. Der Rittee Unverzagt spricht zu Schurenbart:

Nue da ein Held,
Wo man harte Eier schält.
Aber wo man das Schwert that ziehen,
Da seid ihr dee erste, der da that fliehen.

Schließlich gerathen alle miteinander ins Handgemenge und bearbeiten sich tüchtig mit den Woffen. Sehe ergötzlich wirkt ferner der Humor in der Niederfahrtsscene, in welcher Jesus in das Reich des Höllenfürsten einbricht und ihn trotz seines Zetergeschreies zwingt, die in der Vorhölle versammelten Altväter herauszugeben. Kurz zuvoe hatte Puk, einer der Teufel, seinen Herrn aufgefordert, die Altväter endlich der Hölle zuzuführen, und er roch bereits den beim Schmoren von ihnen ausgehenden süßen Duft.

Zusammengeladen sind unsere Gäste,
Ich rieche schon den Braten zum Feste.
Unter ihnen ist Adam,
Isaak und Abraham,
Jacob und Noah mit der Archen,
Moses and olle die Patriarchen,
Jesaias und Asarias,
David uad Anaaias,
Und all die Propheten groß und klein.

Doch Jesus führt die ganze Schaar der alttestamentlichen Frommen triumphirend mit sich fort. Obendrein muß es sich Lucifer gefallen lassen, daß Satanas, sein erster Knecht, seine Witze über ihn reißt und höhnisch spottet:

Nun, Meister Lucifer, mein Herr,
Ihr seid ein recht Betrogener!
Ihr steht wie ein nichtnutz'ger Gouch!
Man sollt bei den Füßen euch hängen in Rauch
Den geschorenen Schafen gesellet euch bei,
Lernt wieder lecken Milch und Brei!
Weh, welche Krankheit befällt eure Glieder,
Daß ihr nicht kommt zur Ruhe nieder?
Ein Sprichwort oft hört ich, das saget mit Recht:
Der schwache Edelmann zwinget den starken Knecht.

Mehr ernsthaft tritt der Humor in der Schlußhandlung, dem sogenannten Teufelsspiel, zu Tage. Die Teufel bringen den mit Ketten gefesselten Lucifer auf die Scene und setzen ihn in ein Faß, wo er eine grose Klage anstimmt. Um der Hölle neue Teufel zuzuführen, bietet er jetzt alle Macht und List auf. Er wendet sich an Satanas und ertheilt ihm den Auftrag:

Bringet den Armen und Reichen
Und lasset Niemonden von euch weichen:
Den Wucherer und Räuber voran,
Den Fälscher und Molkenzaubrer dann.
Den Gankeler und den Kuchenbäcker,
Den Lügener und den Hundetrecker,
Den Brauer und den Malzer
Und auch den Kuhmaulsalzer,
Den Aufflicker und den Stümper,
Den Schleifer und den Krümper,
Den Gerber und Flachsbracher
Und auch den Rademacher,
Den Opfermann, den Küster,
Dazu den Kropfenröster,
Den Leser und auch den Schreiber,
Den Pflughalter, den Wagentreiber,
Auch die da mit den Puppen spielen
Und auf das Geld der Thoren zielen,
Den Ritter und Grund besitzenden Mann,
Den bringe mir doch ja heran!
Den Schneider und mit ihm den Schmied,
Die bring' an einer Kette mit;
Das zaubernde und böse Weib, —
Seht zu, daß Niemand zurücke bleib!

Die Teufel machen hierauf ihren Ausflug und kehren nach einiger Zeit mit reicher Beute in die Hölle zurück. Lucifer stellt mit jeder Seele, die ihm vorgeführt wird, ein Verhör an, sie muß ihm ihre Sünden beichten. Dabei verfährt er bei der Strafertheilung nach dem Grundsatze: Similia similibus, womit man gesündigt hat, damit wird man bestraft, wie ihn das Volk noch heute auf manchen Gebieten des Lebens bethätigt. Der erste Teufel hat einen Bäcker beim Schopfe, der immer vom Teige ein Stück abgebrochen und Kleie in Brod und Kuchen gebacken hat. Zur Strafe für sein unredliches Gebahren muß er in der Hölle vor einem glühenden Ofen sitzen und wird abendrein geschlagen:

An den glühenden Ofen setzet ihn hin,
Da sitzt er wärmer als in der Backstube drin.
Er buk das Brod mit kleinen Knousten,
Darum schlaget ihn mit den Fausten.
Das hat er verdienet wohl:
Er buk das Brod seichicht und hohl.

Ein anderer Teufel schleppt einen Schuster herbei. Er wird seiner Sünden wegen, die er sich beim Betriebe seines Handwerks hat zu Schulden kommen lassen, in eine Gerberkufe geworfen, wo er das Leder bei Tag und Nacht treten muß:

In die Gerberkufe wirf ihn mir,
Die jüngst voll Pech gesiedet ihr,
Da er das Leder treten mag
Unaufhörlich bei Nacht und Tag.
Schuhe verkaufte er den Leuten
Mit Sohlen, die waren van Schafeshäuten.

Ein dritter Teufel erscheint mit einem Schneider, der nicht nur von den ihm übergebenen Stoffen weidlich für sich abgeschnitten und mit heißer Nadel die Näthe genäht, damit sie bald wieder auftrennen sollten, sondern auch die hohen Festzeiten und Feiertage zu Werkeltagen gemacht hat. Er wird zur Strafe für sein Vergehen auf glühende Kohlen gelegt.

Werft ihn in der Hölle Grund:
Da soll er liegen wie ein Hund
Und ewig brühen auf den Kohlen;
Er hat so manchen Mann bestohlen.

Der vierte Teufel hat sich eines Schänkwirths (Krügers) versichert. Dieser hat das Bier und den Wein mit Wasser verdünnt und beim Einfüllen den Daumen in das Maß gesteckt, damit viel Schaum entstand. Um seine Vergehen zu sühnen, wird heißer Meth in einer Bütte bereitet und ihm mit einer Schüppe zu trinken gegeben; auch wird er an den beiden Daumen, mit welchen er den Schaum in das Bier schlug, aufgehängt. Der fünfte Teufel hat einen Weber eingefangen, der jeden vierten Knaul von der Wolle des Einschlags für sich behielt. Dafür wird er sammt seinem Webstuhle in den tiefen Pfuhl der Hölle geworfen. Mit dem sechsten Teufel kommt ein Fleischer (Wurster). Er hat Kaldaunen, Lungen und andere minderwerthige Fleischstücke in die Würste hineingethan, auch Fleisch von alten Säuen für solches von jungen verkauft. Dafür wird er weidlich mit heißen Kaldaunen geschlagen und in den Schweinemagen der Hölle versetzt. Der siebente Teufel kommt mit einem Höker (Klein- und Fischhändler), der faule Heringe unter gute eingemengt hat. Lucifer bestimmt, daß er zur Strafe dafür auf einen heißen Herd gesetzt wird. Ein achter Teufel hat einen Räuber erworben, der Häuser und Scheunen, Kirchen und Klöster in Brand gesteckt und selbst den Kelch vom Altar geraubt hat. Er wird von den Teufeln festgehalten, daß er nicht entwischen kann. Selbst die Teufel in der Hölle trifft derber Spott. So muß der Teufel Funkeldun zur Strafe dafür, daß es ihm bei seinem Umherstreifen nicht gelang, eine Seele zu ergattern, in ein altes Weib fahren. Ueber die Priester, selbst wenn sie nicht ordentlich ihres heiligen Amtes gewaltet, hat die Hölle keine Gewalt. Daher wird Satanas, der mit einem im Psalter lesenden Priester, der mancherlei Sünden auf dem Kerbholze hat, in die Hölle kommt, von Lucifer tüchtig ausgescholten und muß ihn zu seinem großen Aerger wieder freigeben. So giebt uns das Spiel in den verschiedenen Höllenstrafen für die Standessünden der Handwerker und Gewerbtreibenden gewissermaßen Dante's Inferno im Kleinen. Dabei bewahrheitet sich auch zugleich das Wort Goethe's im Faust:

Die Hölle hat der Rachen viele, viele!
Nach Standsgebühr und Würden schlingt sie ein.

Ein jeder wird nach den in seinem Stande und Gewerke üblichen Betrügereien mit einer besonderen Strafe belegt, er erhält sozusagen eine Hölle für sich.

Doch so volksthümlich frisch und gesund auch der Dichter das Redentiner Osterspiel nach Einheit der Handlung und Gruppirung der Personen bei aller Schlichtheit und Einfachheit gestaltet hat, Hauptsache bleibt der durch das ganze Stück hindurchgehende Grundgedanke, daß das Heil der Welt durch Jesu Auferstehung Wirklichkeit und Gewißheit geworden ist. Das resurrexit und vivit! klingt als heller Jubel uns überall entgegen. Dies haben alle Literarhistoriker empfunden, die sich mit dem herrlichen Schriftdenkmal eingehend beschäftigt haben. Es ist das ein sprechendes Zeugniß für die Stimmung des Dichters, wie sein Herz van der echten Osterfreude lebendig erfüllt war. Wie tief ergreifend wirkt in der zweiten Handlung nach dem Schlafliede der Engel für die Wächter das Werklied für den Herrn!

Steh auf, Herr, Gottes Kind,
Dem wir unterthänig sind!
Steh auf, göttlicher Trost;
Alle Schuld ist nun gelöst.
Erfüllt wird Alles nun vollkommen,
Seit Deine Menschheit hat an sich genommen
Die göttliche Klarheit,
Die Gott leiblich Dir verleiht.
Steh auf, Herr, das begehren wir,
Die zu allen Zeiten wir dienen Dir.
Steh auf, o Herr, aus Deiner Ruh,
Aller Menschen Freude Du!
Thu auf die Arche Deiner Heiligkeit,
Die hier im Grabe ist bereit.
Steh auf! wahrhaft'ger Mensch und Gott!
Du leidest nicht mehr Pein oder Noth.
Steh auf von aller Deiner Pein,
Bist Deinen Auserkornen ein Freudenschein.

Das sechsmalige Steh auf (sta up)! übt eine unbeschreibliche Zaubergewalt auf Herz und Gemüth aus. Wir haben in der Wiederkehr des Ausrufs eine Klimax von der innigen Bitte bis zur eindringlichen Forderung. Es ist, als ob ein jedes Steh auf! seinen Belebungsstrahl in die Tiefe zu dem im Todesschlummer liegenden Erlöser hinabschicke. Zugleich erweist sich das Lied als ein rechtes Bekenntnißlied in Engelsmunde. Jesus ist Gotteskind (gades kynt), dem sie im Dienste unterthänig sind, er ist der göttliche

Trost (gotlike trost), der alle Schuld löst und alle Dinge vollkommen macht; seine Menschheit hat göttliche Klarheit angenommen; er ist der Herr, dem sie zu allen Zeiten dienen; er ist die Freude der Menschheit, er ist Mensch und Gott. Dieselbe herrliche Bekenntnißfreudigkeit und frohsinnige Glaubensgewißheit des Dichters verspüren wir auch am Schlusse des Spiels in der sogenannten Abdankung:

Gott thut uns alle rächen
Und die Hölle der Teufel zerbrechen
Und hat uns das Paradies gegeben,
Da wir mit ihm sollen ewiglich leben.
Drum woll'n wir uns freuen in allen Landen
Und nun singen: „Christ ist erstanden!"

Als Handschrift befindet sich das Redentiner Osterspiel unter Nr. 369 auf der großherzogl. badischen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe. Es sind 12 Papierblätter in Quart. Mone gab es zum ersten Male 1846 in seinen Schauspielen des Mittelalters heraus, indem er es mit scenischer Gliederung versah. Eine zweite Ausgabe besorgte Ettenmüller 1851 unter dem Titel: Dat Spil fan der Upstandinge. Später ist es noch von Froning in Kürschner's deutscher Nationalliteratur Nr. 178 und von Schröder musterhaft veröffentlicht worden. Am eingehendsten hat sich, wie bereits eingangs bemerkt, A. Freybe mit dem berühmten Schriftdenkmal beschäftigt und es in verschiedenen Aufsätzen und Abhandlungen nach seiner sprachlichen, sittlichen und religionsgeschichtlichen Bedeutung gewürdigt. Sehr unterrichtend ist sein Commentar zu dem Spiele mit dem interessanten Verzeichnisse von Wörtern und Wendungen im Anhange.

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft.

Leipzig, im März 1902. Auf die für das Jahr 1901 gestellten Preisfragen sind Bewerbungsschriften nicht eingegangen. Dagegen hat die bereits für das Jahr 1899 gestellte Aufgabe: Darstellung der wirthschaftlichen und socialen Entstehungsursachen, der Lebensbethätigung und der Einflüsse der Genossenschaften in der späteren griechischen Geschichte, jetzt eine befriedigende Lösung gefunden. Der Verfasser der damals nur in einem ersten Theile vorgelegten Arbeit mit dem Motto Dies diem docet hat zur Vollendung seines Werkes zweimal eine Frist erhalten und es nunmehr in einer den Wünschen der Gesellschaft entsprechenden Weise zum Abschluß gebracht. Seine Schrift bringt zu der früher gekrönten Arbeit von Ziebarth eine sehr erwünschte Ergänzung und erscheint des Preises vollkommen würdig. Als Verfasser ergab sich nach Eröffnung des Umschlags Dr. Franz Poland, Oberlehrer am Wettiner Gymnasium in Dresden. — Für die Jahre 1902—1905 sind von der Gesellschaft die folgenden Preisaufgaben gestellt worden:

I. Historisch-nationalökonomische Section. 1) Für das Jahr 1902. Die Gesellschaft wünscht eine Darstellung der Entwickelung der deutschen Culturgeschichtschreibung von Herder bis auf Freytag, Riehl und Burckhardt einschließlich. Es wird dabei gewünscht, daß vor Allem der innere Gang der Entwickelung dargestellt werde. Dazu sind die jeweils in den Vordergrund tretenden Ziele klar zu beleuchten und besondere Sorgfalt auf die Darlegung der für die Erreichung dieser Ziele in Dienst gestellten Methoden zu verwenden. Ferner ist es die Aufgabe, den Zusammenhang der Ziele und Methoden mit der allgemeinen geistigen Entwickelung, insbesondere der Entwickelung der Psychologie, der Ethik und der Sociologie, nachzuweisen. Preis 1000 ℳ — 2) Für das Jahr 1903. Die Gesellschaft wünscht eine Ausgabe der polabischen Sprachdenkmäler mit Grammatik und alphabetisch geordnetem Wörterbuch. Die Denkmäler sind z. Th. herausgegeben von Pfuhl im Časopis Macicy serbskeje XVI (1863) und XVII (1864), bedürfen aber einer genaueren und vollständigeren Bearbeitung. Die neue Ausgabe soll zunächst die Handschriften der einzelnen Glossare und sonstigen Quellen, oder wo von Anfang an nur Drucke vorhanden sind, diese in getreuem Abdruck wiedergeben. Die Orthographie jeder einzelnen Quelle ist sorgfältig zu untersuchen, damit der Lautwerth des Geschriebenen festgestellt und eine normalisirte Schreibung, die im Wörterbuch anzuwenden ist, gewonnen werde. Dabei ist die Frage zu behandeln, ob und wie weit in den Quellen localdialektische Unterschiede hervortreten. Die Grammatik ist seit Schleichers „Laut- und Formenlehre der polab. Sprache" (1871) nicht wieder zusammenfassend bearbeitet worden. Schleichers Werk beruht auch nicht auf den Originalhandschriften, sondern auf dem handschriftlichen von Jugler 1809 daraus zusammengestellten „Vollständigen Lüneburgisch-wendischen Wörterbuch" (auf der Göttinger Universitätsbibliothek). Die Grammatik, für die im Allgemeinen die normalisirte Schreibung anzuwenden ist, soll vor Allem die thatsächlichen Verhältnisse der Sprache feststellen, ohne etwas hineinzutragen, was die Ueberlieferung nicht ergiebt. Da aber bei der Beschaffenheit der Ueberlieferung die Beurtheilung des Polabischen ohne Berücksichtigung der nächstverwandten slavischen Dialekte nicht wohl möglich ist, hat der Bearbeiter in erster Linie das Kassubische und das Polnische heranzuziehen, wo eine Vergleichung erforderlich oder erwünscht ist. Bei den einzelnen in normalisirter Schreibung gegebenen Wörtern des Wörterbuchs ist auf alle Stellen der Texte zu verweisen, an denen das betreffende Wort vorkommt. Wünschenswerth wäre als Anhang eine Sammlung und sprachliche Bearbeitung der Orts- und Flurnamen des Gebietes, aus dem die polabischen Aufzeichnungen stammen. Dabei müßte auch die ältere urkundliche Form der Namen, falls sie zu finden ist, berücksichtigt werden. Doch stellt die Gesellschaft in Bezug auf diesen Anhang keine bestimmte Forderung. Preis 1000 ℳ — 3) Für das Jahr 1904. Bei der großen Bedeutung, welche der öffentliche Credit für die politische und wirthschaftliche Entwickelung der modernen Völker in Anspruch nehmen darf, erscheint es der Gesellschaft wünschenswerth, daß die Entstehung und Ausbildung des öffentlichen Credits von seinem ersten Auftreten in den mittelalterlichen Städten bis zu seiner heutigen Ausgestaltung im Zusammenhange untersucht werde. Um jedoch die Aufgabe in den Grenzen des Erreichbaren zu halten, hält sie es für richtig, zunächst nur die morphologische Seite ins Auge zu fassen, in der Annahme, daß die Untersuchung der wechselnden Creditformen von selbst auf den inneren Zusammenhang ihrer Entwickelung einerseits mit der Ausbildung des modernen Staates, anderseits mit der Entstehung und Entwickelung der privatcapitalistischen Wirthschaftsweise führen werde. Die Gesellschaft wünscht also eine Darstellung der Formen des öffentlichen Credits in ihrer geschichtlichen Entwickelung bis zum XIX. Jahrhundert. Sie geht dabei von der Auffassung aus, daß ebensowohl eine allgemeine Behandlung für die europäischen Culturvölker als eine specielle Untersuchung für einen der europäischen Großstaaten der Aufgabe entsprechen würde. Preis 1000 ℳ — 4) Für das Jahr 1905. Während der Staatshaushalt von Athen schon in Böckhs bekanntem Werke eine noch heute maßgebende Behandlung gefunden hat, fehlt es bisher für die Finanzen der übrigen griechischen Staaten an einer umfassenden und eingehenden Darlegung, die nicht blos das einzelnen Staaten Eigenthümliche, sondern namentlich auch das ihnen Gemeinsame zur Anschauung bringt, soweit dies mit dem zur Verfügung stehenden Material überhaupt erreichbar ist. Zur Ausfüllung dieser Lücke wünscht die Gesellschaft eine Darstellung des griechischen Finanzwesens, die auf die literarischen und besonders die inschriftlichen Quellen zu gründen und wenigstens bis auf die Zeit der römischen Herrschaft herabzuführen ist. Preis 1000 ℳ

II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section. 1) Für das Jahr 1902. Daß die von C. Neumann seit 1870 angewandte Methode des arithmetischen Mittels einen sehr hohen Grad von Allgemeinheit besitze, dafür sprechen sowohl die mannigfaltigen Arbeiten Neumanns (Abh. der K. S. Ges. der Wiss. XIII S. 707), wie auch die tiefgehenden Betrachtungen Poincarés (Acta math. XX. p. 59). Gleichzeitig geht aber aus der Gesammtheit dieser Untersuchungen hervor, daß noch manche schwierige Punkte der weiteren Aufklärung bedürftig sind. Es erscheint daher wichtig, wenigstens die erforderlichen Vorarbeiten zu unternehmen, um von den eigentlichen Grundzügen dieses Gebietes eine völlig klare Vorstellung zu gewinnen, und namentlich die genannte Poincaré'sche Abhandlung in ihrer ganzen Tragweite zu verwerthen, vielleicht deren Resultate weiter zu verallgemeinern. Vor Allem aber entsteht die Aufgabe, den Poincaréschen Darlegungen eine größere Einfachheit und Durchsichtigkeit, und womöglich auch einen höheren Grad von Strenge zu verleihen. Ohne unter den hier angedeuteten Richtungen eine vor der anderen besonders bevorzugen zu wollen, spricht die Gesellschaft den Wunsch aus, daß die in der Abhandlung von Poincaré „La méthode de Neumann et le problème de Dirichlet", 1896, enthaltenen Unter-

suchungen nach irgend welcher Seite hin wesentlich vervollkommnet werden möchten. Preis 1000 ℳ — 2) Für das Jahr 1903. Die wichtige Entdeckung der lichtelektrischen Ströme durch Edmond Becquerel ist durch neuere Untersuchungen unserem Verständniß zwar näher gerückt, aber die experimentellen Ergebnisse widersprechen sich zum Theil derart, daß selbst über die Abhängigkeit der elektromotorischen Kräfte von der Lichtstärke nichts genügend Sicheres feststeht. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß die verschiedenen Farben bisweilen entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen und daß bei den von Becquerel benutzten dünnen Schichten zugleich an verschiedenen Stellen elektromotorische Kräfte auftreten können. Die Abhängigkeit dieser elektromotorischen Kräfte von der Farbe und die Bedingungen, unter denen die lichtelektrischen Ströme überhaupt möglich sind, ihr Zusammenhang mit der Photographie und mit den neuerdings von Hertz und Hallwachs gefundenen lichtelektrischen Wirkungen bieten für experimentelle Untersuchungen ein weites Feld. Die Gesellschaft stellt daher die Aufgabe: Es sollen eingehende und einwandfreie experimentelle Untersuchungen angestellt werden, die einen wesentlichen Beitrag zur Feststellung der Gesetze der lichtelektrischen Ströme liefern. Preis 1000 ℳ — 3) Für das Jahr 1904 wünscht die Gesellschaft: Kritische Erörterungen über die bisherigen Versuche, die Vorgänge bei der chemischen Differenzirung der Gesteinsmagmen zu erklären, sowie weitere Untersuchungen, welche geeignet sind, unter Berücksichtigung der natürlichen Vorkommnisse die manchfachen auf diesem Gebiete noch offen stehenden Fragen ihrer Lösung näher zu führen. Preis 1000 ℳ — 4) Für das Jahr 1905. Es wird eine kritische Untersuchung über die Ursachen, die Mechanik und die Bedeutung der Plasmaströmung in den Pflanzenzellen gewünscht. Preis 1000 ℳ — Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wenn nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer andern Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen einseitig geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Umschlage begleitet sein, welcher auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Jede Bewerbungsschrift muß auf dem Titelblatte die Angabe einer Adresse enthalten, an welche die Arbeit für den Fall, daß sie nicht preiswürdig befunden wird, zurückzusenden ist. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den derz. Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1902 Professor Dr. Karl Bücher, Leipzig, Gustav Adolph-Straße 3) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger. Zeitung im März des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

Schriften über das Wetterschießen.

— **Das Wetterschießen.** Von G. **Suschnig.** Graz 1901, H. Wagner. 17 S. — Die kleine Schrift behandelt nach einer kurzen historischen Einleitung über die Entstehung des Wetterschießens hauptsächlich die neueren Anschauungen von der Wirksamkeit dieses Verfahrens mit besonderer Berücksichtigung der eingehenden wissenschaftlichen Untersuchungen von Pernter und Trabert (Wien) über die Flugweite des durch jeden Schuß hervorgebrachten Luftwirbelringes. Hieran schließen sich noch Bemerkungen über die Technik und Taktik des Wetterschießens. Wie wir in einem früheren Artikel zeigten (Wiss. Beil. Nr. 148 vom 12. December 1901), hat Hr. Suschnig gerade auf diesem Gebiete durch die gründlichsten Experimente an zahlreichen Hagelwehrapparaten aller Größen auf dem ausgedehnten Versuchsschießplatz der Firma Greinitz Neffen in St. Kathrein (Obersteiermark) ganz Hervorragendes geleistet, so daß sein Name stets in erster Reihe neben demjenigen Sligers, des Erfinders der modernen Hagelkanone, zu nennen sein wird.

— **Bericht über das Wetterschießen im Landesschießrayon zu Windisch-Feistritz.** Von R. **Szutsek.** Graz 1901, Hans Wagner. 16 S. — Die Arbeit behandelt die Einrichtung und den Betrieb des großen steirischen Schießgebiets am Bachergebirge. Da sich unser Artikel in Nr. 148 der Wissenschaftlichen Beilage vom 12. December 1901 ausführlich mit diesem Gegenstand beschäftigte, wollen wir nur wenige Punkte daraus hervorheben. Unter anderem werden einige interessante Mittheilungen gemacht über die Gewitterprognose mit Hilfe eines besonders construirten Gewittermeldeapparats, System Boggia Lera, eines Apparates, welcher ähnlich wie bei der drahtlosen Telegraphie Marconis die Elektricitätswellen auffängt und dadurch anzeigt, ob sich innerhalb eines sehr weiten Umkreises Gewitter entladen. Aus den Beobachtungen über die Gewitter im Jahre 1901 ist zu entnehmen, daß die Gewitterhäufigkeit genau dieselbe war wie im Vorjahr (37 Gewitter an 30 Gewittertagen). Die Wolkenhöhe wurde im Durchschnitt zu 800—1200 Meter, bei heftigen Gewittern jedoch wesentlich tiefer geschätzt. Hagelfall trat an vier Tagen in der Umgegend ein, das geschützte Gebiet blieb bis auf einen Randstreifen verschont. Abgegeben wurden 23000 Schüsse und die Gesammtkosten beliefen sich auf 3600 Kronen, d. i. 670 Kronen mehr als im Vorjahr.

— **Referat über die Erfolge und Beobachtungen beim Wetterschießen in Oesterreich,** erstattet dem 3. internationalen Wetterschießcongreß in Lyon am 15. November 1901. Von G. **Suschnig.** Graz, 1901. — Die Anzahl der Hagelschießstationen in Oesterreich ist im vergangenen Jahre auf ungefähr 1300 gestiegen und zwar betheiligen sich folgende Kronländer an den regelmäßigen Schießversuchen: Steiermark, Nieder- und Oberösterreich, Krain, Istrien und Dalmatien, während in Tirol, Böhmen und Mähren die maßgebenden Kreise sich dem neuen Hagelschutzmittel gegenüber noch abwartend verhalten. Betreffs der Wirksamkeit des Schießens wird in dem Bericht mitgetheilt, daß in dem am besten organisirten Gebiet von Windisch-Feistritz in Südsteiermark auch im Jahre 1901 keine Hagelschäden verzeichnet wurden, bis auf einen Fall am 20. August, wo der äußerste Westrand des geschützten Gebietes Hagelschlag erhielt. An diesem Tage konnte einer der Schießleute infolge eines Unfalles nicht auf dem Posten sein. An der Stelle, wo nicht geschossen wurde, trat Hagelfall ein. Dieser Umstand scheint für die Wirksamkeit des Hagelschießens zu sprechen.

— **Bericht über den Verlauf des dritten internationalen Wetterschießcongresses zu Lyon am 15., 16. und 17. Nov. 1901.** Von G. **Suschnig.** Graz 1901. — Seit dem Jahre 1899 werden alljährlich im November große internationale Versammlungen abgehalten, in welchen über die Wirksamkeit des modernen Hagelschießens Berathungen gepflogen werden. Die ersten beiden dieser eigenartigen Congresse fanden in Italien, in dem Lande statt, wo sich die Idee des Hagelschießens am schnellsten ausgebreitet hat, während im vergangenen Jahre zum ersten Male eine französische Stadt die Theilnehmer an den Verhandlungen über dieses Thema beherbergte. Von den beiden früheren Congressen unterscheidet sich der letzte, wie wir aus dem Bericht G. Suschnigs entnehmen, in Bezug auf seinen Verlauf sehr vortheilhaft durch die große Sachlichkeit, mit welcher diesmal die schwierige Frage der Wirksamkeit der neuen Methode von allen Rednern behandelt wurde. Während in den beiden Versammlungen zu Casale Monferrato (1899) und Padua (1900) die überschäumende Begeisterung der meisten Anwesenden für das Hagelschießverfahren einen wissenschaftlich gewiß berechtigten Zweifel an dem Nutzen vollständig übertäubte, kam in Lyon eine ruhige, ernste und sachgemäße Discussion aller bisher bekannt gewordenen Erfolge und Mißerfolge zu Stande, an welcher sich hervorragende Gelehrte und Forscher aus Frankreich, Italien und Oesterreich-Ungarn betheiligten. Aus den Verhandlungen ergab sich, daß das Wetterschießen auch innerhalb des Jahres 1901 in allen weinbautreibenden Ländern wie Frankreich, Spanien, Schweiz, Oesterreich, Italien noch weiter sich ausgebreitet hat. Ja sogar in den kaiserl. russischen Weingärten bei Tiflis werden jetzt durch den Director Gogol-Janowsky Schießversuche mit Hagelkanonen der steirischen Firma Greinitz Neffen, System Suschnig, angestellt. Betreffs der Wirksamkeit des Schießens kam der Congreß zu der Ueberzeugung, daß die günstigen Resultate aus den verflossenen Jahren 1899 und 1900 in der Saison 1901 sich nur dort bestätigen, wo rationell und mit genügend starken Mitteln geschossen wurde und wo nicht Gewitter von ungewöhnlicher Stärke auftraten. Bemerkenswerth ist, daß auch die Vertreter der exacten Wissenschaft, die bisher einen ziemlich einseitigen, skeptischen Standpunkt eingenommen hatten, ausnahmslos der Ansicht waren, daß die Hagelschießversuche auch in Zukunft das vollste Interesse der Meteorologen und Physiker verdienten. Der Congreß beschloß die Bildung eines permanenten, internationalen Comités für Hagelschutz, dessen Sitz vorläufig in Lyon ist. In demselben sind die Länder Frankreich, Oesterreich, Ungarn, Italien, Spanien, Belgien, Rußland und die Schweiz vertreten. F. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 39. | Dienstag, den 1. April, Abends. | 1902.

Durch den Persischen Golf nach Babylon.

Von Dr. F. H. Weißbach.

Ein entlegenes Gebiet ist es, in das der Leser durch die folgenden Reiseschilderungen geführt werden soll. In langen Zwischenräumen nur drangen dürftige Nachrichten über jene Gegenden zu uns, die, weitab vom Pulsschlage des modernen Verkehrs gelegen, ein Dornröschendasein führen. Erst in neuester Zeit ist das Hinterland der asiatischen Türkei, das Gelände des Euphrat und Tigris, dem europäischen Interesse wieder nahe gerückt worden. Zwei deutsche Unternehmungen sind es hauptsächlich, die diesem Theil des türkischen Reichs erhöhte verkehrswirthschaftliche und historisch-wissenschaftliche Bedeutung verleihen. Zunächst ist es der Bau der langersehnten, jetzt ihrer Ausführung endlich entgegensehenden Bagdadbahn, die, an die bereits im Betrieb befindliche anatolische Bahn anschließend, das alte Culturland Mesopotamien dem Weltverkehr erschließen wird. Als Endpunkt derselben ist Koweit an der Westseite des Persischen Golfs gedacht, das jüngst durch einen englisch-türkischen Zwischenfall eine flüchtige Bedeutung erlangt hatte. Das Hauptinteresse aber an jenen Gebieten concentrirt sich auf die Ausgrabungsarbeiten, welche durch die deutsche Orientgesellschaft auf den Trümmern des alten Babylon seit einigen Jahren ins Werk gesetzt worden sind; dieselben haben bereits zu sehr bemerkenswerthen Ergebnissen geführt. Mir ist es vergönnt, als Assyriolog Theilnehmer an der wissenschaftlichen Durchforschung zu sein, welche die Gesellschaft veranstaltet. Zur Ausreise von Europa benutzte ich einen der Marseille anlaufenden englischen Frachtdampfer (die „Afghanistan"), die allmonatlich die Fahrt in den fernen Osten unternehmen. Außer mir befand sich während der Gesammtdauer der Schiffsreise nur ein einziger europäischer Passagier an Bord, ein Pariser Kaufmann, den Geschäftsunternehmungen in jene Gegenden führten. Wir näherten uns, nach mehrwöchiger Fahrt an den Eingang des Persischen Golfes gelangt, zwei Inseln, Laral und Ormuz, die dem persischen Festlande vorgelagert sind. Zwischen beiden hindurch erblickten wir die Küste des Festlandes mit der Stadt Bender Abbas, dem nächsten Haltepunkte unserer Reise. Der Hafen ist seicht, und wir mußten in einer Entfernung von etlichen Seemeilen ankern. Wenn wir geglaubt hatten, die Landung würde ohne besondere Schwierigkeiten vor sich gehen, so waren wir in einer großen Täuschung befangen. Seitdem auf der Insel Larak vor einigen Jahren die Pest gewüthet hat, unterhält die persische Regierung in Bender Abbas einen Arzt, der alle Menschen, die sich auf den einlaufenden Schiffen befinden, einer körperlichen Untersuchung unterzieht. Ehe wir ans Land gehen konnten, mußten wir die Ankunft des Arztes abwarten. Von der Mannschaft war Niemand bettlägerig oder auch nur unwohl, sodaß sich der Arzt begnügte, die Hände jedes Einzelnen zu beschauen. Die Untersuchung war rasch beendet, das Protokoll bald geschrieben. Trotzdem war es Nachmittag nach 4 Uhr geworden. Da wir, mein Mitpassagier und ich, gern ans Land wollten und keine andere Gelegenheit dazu fanden, baten wir den Arzt, einen freundlichen jüngeren Mann, uns in seinem Boot mitzunehmen, was dieser gern that. Unterwegs mußten wir noch an einem indischen Segelschiff Halt machen, dessen aus wenigen Leuten bestehende Bemannung bald untersucht war. Der Capitän trug einen kurzgeschnittenen Vollbart von ziegelrother Farbe, die, wie man mir sagte, durch ein Färbmittel, Namens Henna, erzeugt wird. Später hatte ich noch oft Gelegenheit, diese ziegelrothen Bärte zu bewundern. Die Färbung der Fingernägel mit demselben Stoffe ist im Orient ganz allgemein. Vielleicht nehmen sich auch unsere europäischen Modemenschen der Sache einmal an, die ich ihnen als etwas in Europa wohl noch nicht Dagewesenes nicht nachdrücklich genug empfehlen kann. Die Entfernung zwischen unserem Dampfer und dem Strande war so beträchtlich, daß wir erst kurz vor Sonnenuntergang uns dem Lande näherten. Das Boot, in dem wir saßen, war ziemlich groß und konnte in dem seichten Wasser nicht bis ans Ufer gerudert werden. So blieb uns nichts übrig, als dem Beispiel des Arztes zu folgen und uns auf den Schultern zweier Eingebornen durch das Wasser tragen zu lassen, wogegen ich bei meinem Körpergewicht einiges Bedenken hatte, umsomehr, als der Capitän eines andern englischen Schiffes am Tage zuvor bei ähnlicher Gelegenheit ins Wasser gefallen war. Meine Begleiter waren bereits am Ufer, als ich mich doch bequemen mußte, ihnen zu folgen, und ich gelangte auch glücklich hinüber.

Mit welchen Gefühlen betrat ich den Boden des Landes, dessen Geschichte einst den Inhalt meiner Lieblingsstudien bildete! Ich befand mich in Elam, dessen König Kedorlaomor mit noch drei anderen Königen zu Abraham's Zeit „herauszog" nach Sodom und Gomorra, um deren Könige zu bekriegen. (1. Buch Moses, Cap. 14 V. 1.) Später finden wir Elam als ebenbürtige Macht neben Babylonien, abwechselnd im Kampfe und im Frieden mit diesem Reiche, noch später, als dann das Nordreich Assyrien mit dem Südreiche Babylonien um die Vorherrschaft rang, fast immer mit letzterem im Bunde. Im Jahre 648 v. Chr. endete der Kampf zwischen Assyrien und Babylonien mit der Einverleibung dieses. Auch Elam war nach langen Kämpfen dem assyrischen König Aschurbanipal unterlegen, wenn es auch seine Selbständigkeit noch eine Zeit lang bewahrt zu haben scheint. Vierzig Jahre später brach der Koloß Assyrien unter dem Ansturm der Meder und der Babylonier, die bereits seit dem Tode Aschurbanipal's wieder selbständig geworden waren, zusammen. Die Hauptstadt Ninive wurde zerstört; das Reich theilten die Sieger unter sich. Nur kurz war die Blüthe des neubabylonischen Reiches, dessen hervorragendster Herrscher, Nebukadnezar, Jedem bekannt ist. Im Jahre 559 erlag das medische Reich dem jugendlichen Cyrus, der 20 Jahre später auch das babylonische unterjochte. Die Perser, vordem ein unbeachteter Stamm, hatten die Weltherrschaft errungen, die, von einer unbedeutenden Gebirgslandschaft an der Grenze von Elam und Medien ausgegangen, zur Zeit ihrer größten Blüthe ganz Vorderasien und Aegypten umfaßte und ostwärts erst am Indus ihre Grenze erreichte. Geschlechter sind seitdem gekommen und gegangen, neue Dynastien sind der alten gefolgt. Ein persisches Königreich, allerdings nicht der 10. Theil des alten, besteht noch heute, das alte Elam gehört seit den Tagen des Cyrus zum eisernen Bestande desselben. Die alte Sprache Elams, in der wir einige Keilschriften besitzen und die vielleicht im 10. nachchristlichen Jahrhundert noch lebendig war, scheint ausgestorben zu sein, wenn nicht Reste von ihr in dem Dialekte der Luren, der Bergbewohner zwischen Schuster und Schiras, noch fortleben. Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen zukünftigen Reisenden in diesen Gegenden, diesen noch so gut wie unbekannten Dialekt näher zu erforschen und der Wissenschaft zugänglich zu machen.

Nach dieser kleinen Abschweifung in die Vergangenheit und die Zukunft sei es mir gestattet, wieder zur Gegenwart zurückzukehren. Bender Abbas ist eine kleine Stadt, hat anglo-indische Post, aber keinen Telegraphen. Der englische Viceconsul ist der einzige Landsmann des Arztes, die Beiden sind überhaupt die einzigen Europäer in Bender Abbas. Hotels giebt es nicht, sondern nur ein elendes Café, in dem Opiumraucher ihrem

Laster fröhnen. Ich fragte den Arzt nach alten Ruinen; es sind nur einige Reste von mittelalterlichen Bauten und von portugiesischen oder holländischen Factoreien vorhanden. In Ermangelung von etwas Besserem unternahmen wir alle Drei einen Spaziergang nach diesen Stätten, die etwas landeinwärts liegen. Zu sehen war nichts außer den Resten eines Ziegelwerks, das der Zahn der Zeit böse mitgenommen hatte. Auf dem Rückweg war es bereits ganz dunkel. Wir durchwandelten den öden Bazar und kehrten, der Einladung unseres liebenswürdigen Führers folgend, auf einige Minuten in seinem Hause ein, wo wir durch einen Trunk erquickt wurden, während sein kleiner Diener ihm das Abendessen zubereitete. Es war 8 Uhr geworden, als wir uns mit Worten herzlichen Dankes von dem Arzte verabschiedeten. Seine Bootsleute erwarteten uns, schleppten uns zurück ins Boot und ruderten uns durch die warme, feuchte Nacht zu unserem Dampfer. Hier erfuhren wir, daß das Schiff am nächsten Tage noch Ladung erhalten würde, wodurch sich unser Aufenthalt in Bender Abbas, der erst auf einige Stunden berechnet war, etwas ausdehnen mußte. Am nächsten Morgen kam die Ladung, einige hundert Ballen Asa foetida („Teufelsdreck“) an Bord. Die Befrachtung dauerte bis nach Mittag. Um 3 Uhr dampften wir bei klarem Wetter ab. Die Reise war im Anfang sehr schön. Das milde Wetter wurde aber am andern Tage kühler und am folgenden Morgen (23. Januar) sogar rauh. Die See ging sehr hoch, weshalb ich mich aus dem dumpfen Salon an Deck begab. Plötzlich hörte ich ein starkes Gepolter. Das Gerüst mit den Trinkwasser-Thongefäßen am Stern des Schiffes war umgestürzt, die Scherben lagen am Boden und das kostbare Trinkwasser floß dazwischen. Die Schwankungen des Schiffes wurden bald so stark, daß der breite Stuhl, in dem ich es mir bequem gemacht hatte, umschlug und ich auf den Boden rollte. Dazu begann es zu regnen. Zum Glücke dauerte dieser Zustand nicht lange. Die persische Küste tauchte rechts in der Ferne wieder auf, das Wetter wurde heiterer, und bald ankerten wir angesichts von **Buschir**. Diese Stadt, wohl der bedeutendste Hafen Persiens am Golf, hat zwei Ankerplätze, einen „äußeren“ im Süden und einen „inneren“ im Norden. Dazwischen liegen die Telegraphenkabel auf dem Meeresgrunde; hier Anker zu werfen ist natürlich verboten. Bei der äußeren Ankerung hielten wir uns nicht lange auf, sondern begaben uns bald nach der inneren; die Stelle, wo wir schließlich anhielten, war immer noch weit genug vom Ufer entfernt. Ein Segelboot brachte uns ans Land, wo wir erst die Zollgebäude passiren mußten. Die Zölle sind, wenn ich recht berichtet bin, an eine russische Gesellschaft verpachtet, von der sie wieder eine belgische Gesellschaft erpachtet hat. Die leitenden Beamten sind jedenfalls Belgier. Ohne Schwierigkeit oder größeren Aufenthalt gelangten mein Mitpassagier mit seinen Waarenmustern und ich hindurch und begaben uns zunächst nach dem einzigen und deshalb auch besten Hotel. Es liegt am Strande und ist eigentlich ein großer Kaufmannsladen, dessen Besitzer, ein alter Armenier Namens Gulzad, einige Zimmer mit Betten für Gäste hat. Da unser Schiff bis zum nächsten Tage vor Buschir bleiben sollte, beabsichtigten wir, auf dem Lande zu übernachten; Gulzad hatte aber bereits Gäste, sodaß wir in seinem Hause nicht bleiben konnten. Ich wußte, daß in der Nähe von Buschir sich die Reste eines alten elamitischen Gebäudes mit Ziegelinschriften befinden, und wollte diese Stätte gern besuchen. Hr. Gulzad konnte mir aber nichts Näheres mittheilen, als was ich schon selbst wußte. Ich beschloß deshalb, den deutschen Viceconsul aufzusuchen, um eventuell von diesem genauere Aufschlüsse zu erhalten. Nachdem wir uns an einer frugalen Mahlzeit erquickt hatten, fuhr ich mit einem Wagen nach dem eine starke Wegstunde entfernten deutschen Viceconsulat. Der Weg führte erst an dem englischen Consulat, einem sehr stattlichen Gebäudecomplex, in dem sich auch die angloindische Post befindet, vorbei. Die Flagge war wegen des am Tage zuvor erfolgten Todes der Königin Viktoria, den wir noch Vormittag auf dem Schiff erfahren hatten, auf Halbmast gezogen. Das Ende der eigentlichen Stadt war bald erreicht. Es ging über eine niedrige Sandebene hinweg, die bei Sturmfluthen vom Meere aus überschwemmt wird. Das Ufer hatte ich zur rechten Seite. Dort steht auch das Haus des Gouverneurs, das eher den Namen eines Palastes verdient, inmitten eines großen Gartens. Weiterhin führte der Weg durch ein Dorf, während am Meeresstrande ein Landhaus dem anderen folgt, zwischen großen grünenden Gärten — ein prächtiger Anblick! Hinter dem Dorfe dehnte sich wieder eine Sandebene aus. Endlich hielt der Wagen vor dem deutschen Viceconsulat. Es ist ein schönes Gebäude mit weißgetünchten Mauern. Der Consul, Dr. Karl Reinhardt, befand sich auf Urlaub in Europa. In seinem Vertreter, Hrn. Viceconsul Rößler aus Zanzibar, der mich aufs Freundlichste empfing, lernte ich einen sehr liebenswürdigen Landsmann kennen. Von der Ruinenstätte hatte er auch gehört, doch wußte er nichts Näheres, als daß sie von der persischen Regierung abgesperrt sei. Unter diesen Umständen hätte es sich allerdings kaum gelohnt, dem noch mehrere englische Meilen entfernten Orte einen Besuch zu machen. Die weitere Erforschung dieser Stätte wird den französischen Gelehrten überlassen bleiben, da Frankreich vom Schah das Recht erworben hat, alle Ruinenstätten seines Landes auszugraben und zu untersuchen. Während der Viceconsul auf dem englischen Consulat einen Condolenzbesuch abstattete, unternahm ich einen kleinen Spaziergang, und fand mich dann, der Einladung des Hrn. Rößler folgend, zum Abendbrod wieder in seinem Hause ein. Unter gemüthlichem Geplauder vergingen einige Stunden. Als ich das mir angewiesene Schlafzimmer aufgesucht hatte, war ich recht froh, einmal wieder auf festem Lande unter behaglichen Verhältnissen ausruhen zu können. Am anderen Morgen wachte ich zeitig auf, ging ein wenig in dem Garten spazieren und dann in das Empfangszimmer, eine hohe, weite Halle, von der durch Säulenreihen rechts und links Galerien abgetrennt sind. Die Ausstattung dieses Zimmers war prächtig, geschmackvoll und doch nirgends überladen. Hr. Rößler erschien nun auch bald, und da es zum Frühstück noch sehr zeitig war, unternahmen wir einen Spaziergang in den schönen, frischen Morgen hinein. Unterwegs trafen wir meinen Mitpassagier, der beim französischen Viceconsul, einem Perser, Namens Mirza Hossain, geblieben war. Wir kehrten um und gingen mit meinem Mitpassagier zum deutschen Consulat. Nach dem Frühstück nahm ich von Hrn. Rößler Abschied und begab mich mit meinem Mitpassagier zu Fuße nach der Stadt. Bei Gulzad speisten wir zu Mittag; ich schrieb noch einige Briefe, und nachdem ich dieselben zur Post gebracht hatte, segelten wir zum Dampfer zurück. Hier fanden wir ein reges Treiben. Es waren etwa 100 Kulis angeworben worden, die mit nach Basra fahren sollten, wo es öfters an Arbeitern mangelt und wo Einheimische wegen der Quarantäne nicht an Bord gehen dürfen. Abends ½7 Uhr wurden die Anker gelichtet.

Am andern Vormittag erblickten wir vor uns in der Ferne die flache Küste Babyloniens. Von dem Schlamm und Sand, den die mächtigen Fluthen des Schatt-el-Arab herabwälzen, hat sich eine Bank gebildet, die für größere Fahrzeuge sehr hinderlich ist und nur bei Fluth überwunden werden kann. Auch wir mußten, das gelobte Land immer vor Augen, fünf volle Stunden ausharren, bis es den vereinten Anstrengungen der von Buschir aus mitgenommenen Piloten und unserer wackeren Mannschaft gelungen war, über die Sandbank wegzukommen. Bald fuhren wir in das breite Bett des Schatt-el-Arab ein, dessen flache Ufer mit Palmen umsäumt sind. Der Strom bildet die Grenze; links hatten wir die Türkei, rechts Persien. An der Mündung erblickten wir eine türkische Festung, Fao. Unsere Fahrt ging ruhig von statten. Gegen 7 Uhr passirten wir die Stelle, wo rechts der Karun, ein zur Zeit kaum minder gewaltiger Strom als der Schatt, sich mit diesem vereinigt. Hier liegt **Muhammerah**, 1812 gegründet und somit eine der jüngsten Städte Persiens. Ein wenig oberhalb der Stadt hielt das Schiff an. Am nächsten Morgen — es war der 27. Januar — regnete es. Trotzdem beschlossen wir, mein Mitpassagier und ich, der Stadt einen Besuch abzustatten. Einige unserer Kulis ruderten uns nach der Mündung des Karun. Dort liegt an der linken Seite zunächst das englische Consulat, an das sich dann die Stadt anschließt. Auf der rechten Seite der Mündung stehen nur wenige Häuser. Am Landungsplatze stiegen wir aus. Der Regen hatte den Lehmboden der Straße in einen wahren Morast verwandelt. Selbst der Bazar, der wie in allen anderen Städten überdacht ist, wies lange Pfützen auf. Als wir aus ihm heraustraten, befanden wir uns in einer sehr schmalen Gasse, in deren Mitte sich das Wasser eine tiefe Rinne eingeschnitten hatte, deren Böschungen steil und schlüpfrig waren, sodaß wir nur mit größter Vorsicht gehen konnten. Die Lehmmauern zu beiden Seiten waren kaum minder schlüpfrig als der Boden und gewährten einem nicht die Möglichkeit, sich anzuhalten. Wir durchwandelten mehrere Gassen, bis wir wieder am Ufer des Flusses und zwar auf einem kleinen mit Bäumen bepflanzten Platz ankamen. Wir kehrten dann wieder zu dem Boote zurück, wo wir noch beinah eine Stunde auf unsere Kulis warten mußten. Während

dieser Zeit beobachteten wir das Treiben am Landungsplatz, der zugleich als Wasserschöpfstelle dient. Frauen und Mädchen in langen schwarzen oder dunkelblauen Mänteln, meist verschleiert, erschienen, um hohe, oben schmal zulaufende Metallgefäße mit der lehmfarbenen Flüssigkeit zu füllen. Wasserträger kamen mit großen ledernen Säcken, die gefüllt, zugebunden und an starken, über die Schulter geschlungenen Riemen getragen wurden. Hier wusch eine Frau in einem Sieb den Reis für das Mittagsmahl, daneben ein Mann Beine, Hände und Gesicht. Als unsere Kulis endlich zurückkamen, begaben wir uns wieder an Bord, durchnäßt bis auf die Haut. An dem Mittagsmahl nahmen der Agent der Schiffsgesellschaft, ein netter alter Herr, dessen Wiege in Direland gestanden hatte, und der Arzt von Muhammerah, ein Hindu von gefälligen Manieren, Theil. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Alterthümer. Die Herren kannten zum Theil die Mitglieder der französischen Expedition, die gegenwärtig Susa, die alte Hauptstadt des Reiches Elam und spätere Residenz der Perserkönige, durchforscht, auch Professor Dr. Hilprecht, unseren Landsmann an der Universität Philadelphia, der vor Kurzem zum zweiten Male in Babylonien war und den ich wenige Wochen vor meiner Abreise in Jena besucht hatte. Meine Frage nach Ueberresten der alten Stadt Charax Pasinu, die in der Nähe gelegen haden muß, beantwortete der Arzt dahin, daß etwas weiter stromaufwärts Alterthümer zu finden seien. Sie zu besuchen, wäre aber jedenfalls mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden gewesen und so verzichtete ich darauf.

Nachmittag 5 Uhr wurden die Anker gelichtet. Nach dreistündiger Fahr zwischen Palmen hin erreichten wir endlich das letzte Ziel unseres Schiffes, Basra (Basra). Jeder Reisende, der vom Ausland hierher kommt, hat 10 Tage in Quarantäne zu bleiben. Wir hatten zwei Möglichkeiten: Entweder begaben wir uns sofort zur Quarantänestation, oder wir verweilten so lange an Bord des Dampfers, als dieser in Basra blieb, höchstens aber 9 Tage, da man wenigstens einen Tag auf der Quarantänestation zubringen muß. Mein Mitpassagiere entschied sich dafür, an Bord zu bleiben; ich selbst hielt dies aus verschiedenen Gründen auch für das kleinere Uebel und blieb also gleichfalls. Auf dem Schiffe begann nun ein Treiben, wie in einem Ameisenhaufen. Leichter umschwärmten uns. Die Waaren- und Kohlenräume des Schiffes wurden geöffnet, an sämmtlichen Winden wurde gearbeitet. Das Beladen der Leichter ging ununterbrochen von statten. Zwei türkische Sanitätssoldaten, die sogleich nach unsrer Ankunft an Bord gekommen waren, wachten mit Argusaugen darüber, daß keinerlei persönliche Communication zwischen den Leuten auf und denjenigen außerhalb des Dampfers stattfand. Selbst bei den geschäftlichen Gesprächen zwischen unserem Capitän und den Agenten oder deren Angestellten mußte jede persönliche Berührung vermieden werden. Sobald die Ausschiffung der Waaren vollendet war, begann die Beladung. Die tiefen Behälter wurden zunächst gekehrt und gründlich gesäubert. Zwei von ihnen wurden fast bis oben an mit Weizen gefüllt. Unter den übrigen Waaren bemerkte ich namentlich zahlreiche Ballen Wolle. Das Schiff durfte man übrigens nur bis zu einem gewissen Tiefgang belasten, damit es die Bank an der Mündung des Schatt mit Sicherheit überwinden konnte. Wenn ich mich nicht mit meinen Büchern beschäftigte, beobachtete ich das Treiben auf und neben dem Schiffe. Unsere Kulis waren Menschen mit den einfachsten Lebensbedürfnissen. Den Negertypus fand ich übrigens unter ihnen verhältnißmäßig zahlreich vertreten. Nachts schliefen sie in den großen Waaren- und Kohlenbehältern. Ihre Küche war ein einfacher Bretterverschlag auf der linken Seite des Vorderdecks, den der Schiffszimmermann vor unserer Ankunft in Buschir zurechtgebaut hatte. Ihre Nahrung bestand, so oft ich sie bei der Mahlzeit sah, aus Reis, den sie in Gruppen von etwa 20, dichtgedrängt um eine große Schüffel gelagert, mit der bloßen Hand aßen. Bei dieser Bedürfnißlosigkeit schienen sich die Leute sehr wohl zu befinden.

Es war der 5. Februar geworden. In der Nacht sollte des Schiff seine Rückfahrt antreten. Kurz nach Mittag sandte uns die Sanitätsverwaltung ein Boot, das uns mit unseren Sachen nach der Quarantänestation bringen sollte. Wir ließen nicht lange auf uns warten. Nach kurzem Abschied vom Capitän, den Ingenieuren und den Officieren sprangen wir in das Boot. Sieben Wochen hatte ich auf dem Dampfer „gewohnt", und der Capitän hatte, getreu der übernommenen Verpflichtung, wenigstens im Anfang der Reise sein Bestes gethan, um mir die Reise behaglich zu machen. Freilich gerieth ich wenige Tage vor dem Verlassen des Schiffs noch in Differenzen mit ihm, da er — entgegen unserer Vereinbarung — den Betrag für meinen Aufenthalt auf dem Dampfer während der Quarantänefrist ohne weiteres auf das Doppelte erhöhte. Mein Mitreisender und ich begaben uns nun nach der Quarantänestation, die am östlichen Ufer des Schatt liegt. Die persische Grenze ist hier schon längst zurückgewichen, beide Ufer sind türkisch. Die Station wird im Westen vom Schatt, im Norden von einem Canal, im Osten theils von Gebäuden, theils von einem Rohrzaun begrenzt. Im Süden führt ein schmaler Pfad den Strom entlang, der aber von den Reisenden nicht betreten werden darf. Die ganze Länge des Grundstückes ist in einer Minute bequem zu durchschreiten, die Breite ist noch viel weniger beträchtlich. Die Reisenden, die der Quarantäne unterliegen sollen, zerfallen in drei Classen. Die erste bewohnt ein nettes, kleines Haus, das im Südosten des Grundstückes in einem Garten liegt. Dieses, das sogenannte Palais, war voll besetzt, als wir ankamen, wir wurden deshalb in der 2. Classe untergebracht, einem größeren Gebäude, das einen Hof umschließt. In diesem wurde uns ein nach unseren Begriffen stallähnliches Zimmer, dessen Boden mit geflochtenen Matten belegt war und dessen ganze Einrichtung in zwei hölzernen Pritschen bestand, angewiesen. Unsere erste Sorge war nun, etwas Nahrung zu bekommen. Dies war nicht so ganz einfach. Der Stationsaufseher, ein verschmitzt aussehender älterer Mann, theilte uns auf unsere Fragen endlich mit, daß der Koch des Palais uns für Geld und gute Worte möglicher Weise etwas beschaffen könne. Die Verhandlungen mit diesem, einem Perser, führten schließlich zu dem Ergebniß, daß er uns für einen unverschämten Preis ziemlich spät am Abend etwas Speise brachte und uns auch am nächsten Tage zu versorgen versprach. Der Aufseher stellte das Geschirr, sein Sohn bediente. Unser Tisch war ein Koffer, unsere Stühle waren ebenfalls Koffer. Dann brachte uns der Aufseher noch je ein kleines Kopfkissen von zweifelhafter Sauberkeit, schlug einen Nagel in die Wand, an den er eine Stallaterne hing, und empfahl sich. An Schlafen war zunächst nicht zu denken. Wir studirten zuerst die Bleistiftinschriften an den Wänden und gingen dann ins Freie. Der Mondschein und der Sternenhimmel, dazu das leise Plätschern der Wellen söhnten mich etwas mit der Lage aus, in der ich mich befand. Der Kälte halber hatten wir uns aus Palmenzweigen und dürrem Schilf ein Feuer angezündet, dessen Lohe unseren unbehaglichen Aufenthaltsort hell beleuchtete. Es war weit nach Mitternacht, als wir unser Lager aufsuchten, doch war an Schlaf kaum zu denken, da ich trotz meiner schönen, wollenen Reisedecke fortwährend fror. Ich war sehr froh, als der Morgen dämmerte und unser Haus geöffnet wurde, sodaß ich wenigstens auf der Halbinsel spazieren gehen konnte. Die Reisenden der dritten Classe, sowie die Bedienungsmannschaft ruhten unter Strohzelten und in Schilfhütten; selbst die Schildwache schlief den Schlaf des Gerechten. Ich sah mir das Desinfectionshaus an, in dem sich zwei Dampfkessel und mehrere kleine Reinigungsapparate befanden. Sehr spät erhielten wir unser Frühstück. Gegen 10 Uhr kam ein Boot an, das den Maschinisten brachte. Der Dampfkessel ward angeheizt und die zur Desinfection bestimmten Sachen der Reisenden 3. Classe — uns ließ man damit unbehelligt — wurden in die Apparate gelegt. Kurze Zeit darauf ward uns befohlen, in unser Zimmer zu gehen, da der Arzt gleich erscheinen werde. In der That wurden wir auch nach wenigen Minuten zu ihm geführt. Es war ein europäisch gekleideter, gebildeter jüngerer Mann von gefälligen Manieren, der geläufig französisch sprach. Er bedauerte, daß man uns nicht habe im Palais unterbringen können, da dieses vollbesetzt sei. Beim Abschiede eröffnete er uns, daß unsere Quarantäne Nachmittags 3 Uhr zu Ende sein werde. Wir warteten indessen nur das Mittagsessen ab, da uns unser Cerberus die Entlassungsscheine bereits ausgehändigt hatte, nahmen zwei Boote, vertheilten die Bachschichs und ließen uns, froh, die Quälereien der Quarantäne hinter uns zu haben, zur Stadt rudern. Unsere erste Sorge war nun, ein Hotel zu finden. An der Westseite des Landungsplatzes der Boote standen neben einander drei Häuser, deren nördlichstes uns als das Hotel bezeichnet wurde. Ein Zollbeamter war zur Stelle, und wir wollten eben unter seiner Aufsicht unser Gepäck ins Haus bringen lassen, als ein zweiter Zollbeamter erschien und uns bedeutete, persönlich mit unseren Sachen ins Zollamt zu kommen, das nur einige Häuser weiter unterhalb am Wasser lag. Es herrschte dort ein

buntes Leben. Die Beamten hatten alle Hände voll zu thun und wir hätten unter Umständen lange warten müssen, bis die Reihe an uns kam. Mein Begleiter beschloß deshalb, in das Bureau des Directors zu gehen und dort zu erklären, daß wir lediglich durchreisen und den nächsten Dampfer nach Bagdad benutzen wollten. Dies wirkte. Der Herr sandte uns sofort einen seiner Beamten mit dem Befehl, uns keine Schwierigkeiten zu machen, und nachdem dieser unsere Sachen von außen betrachtet hatte, wurden wir entlassen. Wieder im Hotel angekommen, ließen wir uns von dem Vertreter (der Besitzer des Hotels war krank) die Gastzimmer zeigen, die im oberen Stockwerk lagen. Es waren drei öde, kahle Räume, mit weißgetünchten Wänden und Kalksteinfußboden, die vornheraus auf einen Balkon führten. Wir entschieden uns beide für das Eckzimmer, nicht nur, weil wir hier die schönste Aussicht auf den Strom hatten, sondern auch, weil es am besten gelüftet war. Die beiden Thüren schlossen nämlich nicht, und aus den Fenstern waren etwa ein halbes Dutzend der zahlreichen kleinen Scheiben ausgebrochen. Konstantin — so hieß der Vertreter — beseitigte bereitwillig die Mängel, indem er ein Vorlegeschloß an der Thür anbrachte und die Fensteröffnungen durch solide Bretter verschloß. Aus zwei Sophas und einigen leidlich sauberen Decken bereitete er uns ein bequemes Lager. Ein einfacher Tisch und einige lendenlahme Stühle vollendeten die Ausstattung des Raumes, der nun für sechs Tage unsern Aufenthalt bilden sollte. Der Preis war sehr mäßig. Wir bezahlten für die Wohnung jeder ¼ türkischen Thaler täglich (ein türkischer Thaler = Medschidie ist etwa 3,50 ℳ werth). Auch die Verpflegung war außerordentlich billig. Ein gebratenes Huhn z. B. mit einem Berg Reis und Erbsen kostete noch nicht einen ganzen Schilling.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Ahnentafel-Atlas. Ahnentafeln zu 32 Ahnen der Regenten Europas und ihrer Gemahlinnen von Stephan Kekule von Stradonitz, Dr. iur. utr. et phil. Lieferung 2—10. Quer-2°. Berlin, J. A. Stargardt, 1898 und 1899. Preis jeder Lieferung 1 ℳ — Kürzlich habe ich gelegentlich der Besprechung des Buches von Driesmans die Forderung aufgestellt: ehe man sich auf dem schlüpfrigen Felde der Rassenfrage zu Verallgemeinerungen und grauen Theorien hinreißen lasse, solle man erst in fleißiger Kleinarbeit der Masse nach genügenden und methodisch einwandfreien Stoff zusammenbringen. Wenn ich nun gefragt würde, wie ich mir die Ausführung gedacht habe, so hätte ich nichts, was ich mit besserem Gewissen als Muster hinstellen könnte, als Kekule's genealogische Leistungen. So viel wie ich sehe, ist Kekule der Einzige, der noch über Ottokar Lorenz hinaus peinlich genaue Forschungen auf dem Gebiete der Genealogie im Dienste großzügiger Gedanken mehr oder weniger für die Allgemeinheit nutzbar zu machen versteht. So bringt er es nicht nur fertig, vermöge seiner umständlichen Einzelarbeiten (Unruh-Frage) ein beredtes Zeugniß für seine große Umsicht und Thatkraft zu erbringen, sondern er ist auch im Stande, durch Folgerungen, die er aus seinen Stammbäumen u. s. w., die an Genauigkeit nicht nur die bekannten Flüchtigkeiten Lorenzens, sondern auch sorgsamere Aufstellungen übertreffen, zu ziehen weiß, in allgemeineren Dingen (Vererbung der Eigenschaften, Aussterben der Geschlechter u. s. w.) ein gewichtiges Wort mitzureden; so kommt er z. B. zu dem, wie mir scheint, zwingenden Schlusse, daß alle Untersuchungen auf dem Gebiete der Bevölkerungsbewegung im Grunde genealogischer Natur sein müssen. In diesen Rahmen hat nun Kekule seit einigen Jahren das auf 20 Lieferungen zugeschnittene Unternehmen „Ahnentafel-Atlas“ eingefügt, über dessen Anfänge ich bereits in der Wissensch. Beilage Nr. 129 vom 5. November 1898, S. 528, habe berichten dürfen. Im Gegensatze zur Stammtafel, die die sämmtlichen Nachkommen eines bestimmten Elternpaares (mit den Ehegatten) bringt und mit der Gegenwart schließt, ist die Ahnentafel eine rückwärtige Uebersicht, die von einer bestimmten Einzelperson die beiden Eltern, die vier Großeltern, die acht Urgroßeltern, die sechzehn Ururgroßeltern und sofort erkennen läßt, wobei sich als eine der zweifellos interessantesten Begleiterscheinung der sogenannte „Ahnenschwund“ herauszustellen pflegt. Von diesem mühseligen Unternehmen also, von den europäischen Herrschern und ihren Frauen die Ahnen bis zu den Urururgroßeltern hinauf tabellarisch-übersichtlich vorzuführen, liegt die Hälfte (= 40 Tafeln) seit geraumer Zeit fertig vor; daß sich dabei eine Fülle der überraschendsten Resultate ergiebt, leuchtet ohne Weiteres ein. Nach Abschluß des Werkes werde ich auf die Benutzbarkeit und den Werth des Ganzen noch einmal zurückkommen. Ht.

— Natur und Schule. Zeitschrift für den gesamten naturkundlichen Unterricht aller Schulen; herausgegeben von B. Landsberg in Allenstein, O. Schmeil in Magdeburg, B. Schmidt in Bautzen. Verlag von B. G. Teubner. Bd. I, Heft 1 und 2. (Jährlich 32 Druckbogen in 8 Heften 12 ℳ) — Der Gedanke, bei der jetzigen Stellung der Naturwissenschaften ein neues, umfassendes, pädagogisches Organ für sie zu schaffen, ein Organ, das alle Seiten, so weit sie für den Unterricht Bedeutung haben, gleichmäßig umfassen soll, ohne einseitige Betonung und wohl auch ohne zu viel Mathematik, ist entschieden zeitgemäß. Eben jetzt ist ja eine Bewegung im Gange, die, von dem Hamburger Naturforscher, früheren Leipziger Lehrer Kraepelin gelegentlich der vorjährigen Naturforscher- und Aerzteversammlung eingeleitet, die lebhafte Unterstützung der betreffenden Herren an Universitäten und Mittelschulen gefunden hat und die die Hebung und die Vermehrung der Stundenzahl des biologischen Unterrichts bezweckt. Nachdem zuerst Physik, dann auch Chemie sich die gebührende Stelle in den oberen Classen erobert haben, soll auch die Biologie mit ihrer vielseitigen Anregung und ihrem tiefen Naturverständniß einen ähnlichen Platz erhalten, und ihrem Range und ihrem erziehlichen Werthe nach zweifellos mit vollem Recht. Die biologische Literatur ist in den letzten Jahren nicht nur unheimlich angeschwollen, sondern auch in pädagogischen Lehrbüchern für Lehrer und Schüler behandelt worden. Eins der allerbesten stammt von Prof. Schmidt, Oberlehrer an unserer Thomasschule, in Gemeinschaft mit Landsberg (in demselben Verlag). Angesichts dieser wichtigen Production und zugleich der Forderung, den Schüler zu scharfer Anschauung und womöglich zu zeichnerischer Wiedergabe des Gesehenen zu erziehen, wird dreierlei nöthig sein: 1) Vermehrung der Stundenzahl, 2) sorgfältige Auswahl des überquellenden Stoffs und 3) methodisches Ineinandergreifen der einschlägigen Disciplinen einschl. der Erdkunde. Die beiden letzten Forderungen werden am besten durch gegenseitige Aussprache in einer Zeitschrift erfüllt werden können. Möchte es dem neuen Organ gelingen! Der Anfang verspricht das Beste! Es wird weiterhin namentlich darauf ankommen, immer die großen Gesichtspunkte festzuhalten und sich vor kleinlicher Pedanterie im Einzelnen zu hüten. Vom Inhalte des Doppelheftes seien erwähnt: B. Schmidt, über die Entwickelung der Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert, ihren Einfluß auf das Geistesleben und die Aufgaben der Schule; Paulsen, die Biologie im Unterricht der höheren Schulen; E. Wagner, über das Zeichnen im naturwissenschaftlichen Unterricht; Pfuhl, der Pflanzengarten an der höheren Lehranstalt, seine Verwerthung, Anlage und Pflege; Walther, die Geologie in der Schule; Matschie, unsere Forschungen auf dem Gebiete der Säugethierkunde. Die Namen und Themata zeigen die Vielseitigkeit, es sind je verschiedene Autoren darunter, die nicht unmittelbar im Schulleben darin stehen, aber ein Herz dafür haben. Besonders reichhaltig und anregend ist der Abschnitt der „kleineren Mittheilungen“, der wohl regelmäßig wegen der knappen Form für den Unterricht brauchbarer Referate und Winke willkommen sein wird. Noch mag erwähnt werden, daß mit Abbildungen nicht gespart ist. Srth.

— Schlipfs populäres Handbuch der Landwirthschaft. Gekrönte Preisschrift. Vierzehnte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 466 Textabbildungen und 17 Farbendrucktafeln. Berlin, Paul Parey. Geb. 7 ℳ — Der „Schlipf“ hat sich bereits einen großen Freundeskreis erworben. Er bietet eine Fülle von Belehrung und Anregung für den praktischen Landwirth. Der Bearbeiter der neuen Auflage hat es sich angelegen sein lassen, die neueren Forschungen auf dem Gebiete der Landwirthschaftswissenschaft und die praktischen Erfahrungen zu berücksichtigen. Ganz neu aufgenommen sind die Abschnitte über Ziegenzucht und Geflügelzucht. Möge sich das Buch in der neuen Auflage zu den alten neue Freunde erwerben! R—d.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 40. Donnerstag, den 3. April, Abends. **1902.**

Durch den Persischen Golf nach Babylon.

Von Dr. F. H. Weißbach.

(Schluß.)

Basra ist eine große, nach Bagdad wohl die bedeutendste Stadt der asiatischen Türkei. Als Hauptstadt eines Wilâjet (Statthalterschaft) ist sie Sitz eines Wali (Gouverneurs). Am Westufer des Schatt gelegen ist sie von zwei größeren und einer Anzahl kleinerer Canäle durchschnitten. Brücken sind nur spärlich vorhanden, und so ist der Verkehr vielfach auf Boote, belom genannt, angewiesen, deren zierlicher Bau an die Gondeln Venedigs erinnert, wie ja überhaupt ganz Basra bis zu einem gewissen Grade mit der Lagunenstadt an der Adria verglichen werden kann. Die Europäer, welche in Basra wohnen, bestehen, soviel ich weiß, nur aus Engländern, die entweder Angestellte oder Vertreter der beiden Schiffscompagnien oder Beamte der anglo-indischen Post sind. Es besteht eine regelmäßige wöchentliche Postverbindung zwischen Basra und Bombay mit unmittelbarem Anschluß von und nach Europa. Trotz dieses großen Umweges ist die Schnelligkeit der Postbeförderung über Bombay nach Europa kaum geringer, wohl aber um Vieles sicherer, als die der türkischen Post, welche bis Bagdad zu Schiff, von dort aber bis Alexandrette (Iskanderun) in Syrien zu Lande erfolgt. Am ersten Tage begnügten wir uns mit einem langen und wegen der Tageshitze beschwerlichen Spaziergang durch die Stadt nach dem großen Bazar, dessen Anblick aber nichts Besonderes bot. Dann gingen wir nach der türkischen Post, wo wir Postkarten und Kartenbriefe kaufen wollten und auch wirklich erhielten. Letzteres ist durchaus nicht selbstverständlich. Denn es ist in der Türkei nicht unerhört, daß die Postwerthzeichen oder wenigstens einige Arten derselben ausgehen. Im Augenblick, da ich dies schreibe, warte ich bereits seit 4 Wochen auf Postkarten und Kartenbriefe, die in der Hauptstadt Bagdad vollständig vergriffen sind und erst von Constantinopel aus verschrieben werden mußten! In der Türkei giebt es ferner, soweit ich gesehen habe, keine Briefträger. Wer also Postsachen erwartet, muß diese nach Eintreffen der Posten selbst abholen. Wie es Derjenige macht, der für gewöhnlich keine Postsendungen zu erwarten braucht, weiß ich nicht. Unser Erscheinen auf dem Postamt war etwas so Außergewöhnliches, daß der Provinzialpostmeister und der Postdirector uns in ihr Privatzimmer einluden, wo wir mit Kaffee und Cigaretten bewirthet wurden. Einige Tage später machten uns die beiden Herren ihren Gegenbesuch. Am zweiten Tage war es unsere erste Sorge, uns nach der nächsten besten Reisegelegenheit nach Bagdad zu erkundigen. Wir besuchten die Agenten der Strick-Compagnie und der Lynch-Compagnie, die uns für den Abend einluden. Die Engländer Basras unterhalten einen Club, der ähnlich wie die Clubs in ihrem Mutterlande eingerichtet und namentlich für die jüngeren Mitglieder der Colonie werthvoll ist. Sie finden dort in einem eignen Hause alle mögliche Gelegenheit zur Erholung und Zerstreuung nach des Tages Last und Mühe: Zeitungen, Zeitschriften, Spieltische, Billard; selbst der nationale Lawn-Tennis-Platz fehlt nicht. Wir wurden als „zeitweilige Mitglieder“ eingeführt und gegen Bezahlung von 8 Schillingen aufgenommen. Nach dem Diner erschienen der englische Consul und bald darauf 6—8 jüngere Männer, so daß fast die gesammte englische Colonie Basras beisammen war. Mein Mitreisender gab auf seinem Phonographen ein Concert, dem wir lauschten, bis die vorgerückte Stunde uns zum Abschied aus dem gastlichen Hause mahnte. Am folgenden Morgen begaben wir uns zu Herrn Holland, dem Agenten der Lynch-Companie, der mir seine kleine Sammlung babylonischer Siegelcylinder, altarabischer Goldmünzen und griechisch-parthischer Silbermünzen zeigte und die gewünschte Auskunft über die Reisegelegenheit nach Bagdad gab. Von der Landreise sahen wir ab, da der Weg durch Gebiete unabhängiger und fremdenfeindlicher Araberstämme führt. Ebensowenig verlockend erschien uns die Benutzung der türkischen Dampfer, da diese sehr langsam fahren und wenig Comfort bieten. So baten wir Herrn Holland, für uns zwei Cabinen 1. Classe auf dem schmucken englischen Dampfer zu buchen und uns dem Capitän besonders zu empfehlen, da ziemlicher Andrang herrschte, was er bereitwillig that. Während der nächsten Tage erhielten wir öfters Besuch. Außer den uns bekannten Herren beehrten uns auch völlig Fremde, ihrer Kleidung nach zu urtheilen, vornehme Personen, z. Th. Officiere mit ihrem Besuch. Einzeln oder in Gruppen, mehrfach von Dienern begleitet, traten sie herein, grüßten uns mit Salam! und nahmen Platz, wo sie ihn fanden. Unsere Aufwärter brachten Kaffee; wenn sie die Tasse ausgetrunken hatten, sagten sie da' ime — „ewig“ d. h. es solle ewig bei uns Kaffee geben, ein Wunsch, der mich als Sachsen besonders sympathisch berührte. Sich vorzustellen, oder zu fragen, mit wem man die Ehre habe, ist im Orient bei solchen Gelegenheiten nicht üblich. So blieb uns nichts Anderes übrig, als geduldig zu warten, bis sie wieder gingen, wie sie gekommen waren. Mein Mitreisender hatte natürlich stets das zweifelhafte Vergnügen, ihnen auf dem Phonographen etwas „vorspielen“, und die undankbare Aufgabe, die Construction desselben erklären zu müssen. Auf diese Weise verging die Zeit bis zur Abfahrt der Bagdaddampfer. Der türkische Dampfer „Furât“ (Euphrat) fuhr Nachmittags weg, während unser Lynchdampfer „Khalifah“ am folgenden Morgen die Anker lichtete. Zeitig waren wir an Bord. Dank der Empfehlung des Hrn. Holland erhielten wir in der That zwei der besten Cabinen, wo wir es uns bequem machen konnten. Als wir unser Gepäck an Bord hatten, sagte ein englischer Angestellter des Schiffes zu uns: „Der Zollbeamte erwartet etwas.“ Ich verstand diese Worte nicht. Mein Begleiter aber, der den Orient genau kannte, hatte sofort begriffen, um was es sich handelte, und dem das Schiff überwachenden Zollbeamten 2 Viertelmedschidie in die Hand gedrückt. Damit hatten wir uns gegen die Möglichkeit versichert, daß man unsere Koffer etwa stundenlang völlig zwecklos durchwühlte, um schließlich irgend eine für uns recht unangenehme Confiscation vornehmen zu können. Ich führte natürlich eine größere Anzahl Bücher mit, die eigentlich der Censur unterliegen, und ich hätte es mir ruhig gefallen lassen müssen, wenn alle diese Bücher erst der hochwohlweisen türkischen Censur zur genauesten Prüfung unterbreitet worden wären. Kurz vor der Abfahrt erschien noch ein Beamter und verlangte die Pässe zu sehen.

Endlich, es war Dienstag den 12. Februar, wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Eine Menge Boote, die das Schiff umgaben, lösten sich ab und brachten die Zurückbleibenden, Angehörige der Passagiere und die Beamten, an's Land. Bald war die Stadt Basra, in deren Mauern wir 16 Tage hatten zubringen müssen, unsern Blicken entrückt. Die Fahrt auf der „Khalifah“ gehört zu den erfreulichsten Erinnerungen meiner Reise. Die Fahrt auf dem Schatt und dem Tigris bot genug Abwechselung, so daß man keine Langeweile empfand, und die Angestellten des Schiffes, der Capitän voran, wetteiferten förmlich, uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Auch waren unsere Mitreisenden, in deren Gesellschaft wir die Mahlzeiten einnahmen sehr liebenswürdige Leute. Außer uns Beiden waren noch 2 Passagiere 1. Classe an Bord, zwei englische Edelleute (knights mit dem Titel Sir): ein älterer, gebildeter, sehr würdevoll auftretender Herr, der Oberrichter für die britischen Unterthanen in der Türkei, der in Bagdad

durch seinen Urtheilsspruch den Mord eines Inders sühnen sollte, und ein junger Mann von etwa 25 Jahren, der wohl bestenfalls aus Reiselust in der Welt umherzog. Er kam von England via Indien und hieß Brehm, obwohl er kein Wort Deutsch verstand. Ein sehr buntes Bild gewährten die Passagiere 2. Classe. Dicht gedrängt hockten sie da und erfüllten den ganzen mittleren Theil des Oberdecks. Die Frauen hatten ihre Gesichter hinter langen, blauen Mänteln versteckt. Natürlich ist die Eva im Orient nicht verschieden von ihrer occidentalischen Schwester, wie gelegentliche kokette Blicke bewiesen. Wegen der zahlreichen Untiefen des Flußbettes sind die Dampfer sehr flach gebaut und werden wenig belastet. Die Waaren werden zum größten Theil auf einem Leichter mitgeführt, der am Schiffe befestigt ist, aber natürlich seine eigene Steuerung hat. Stromaufwärts wird Tag und Nacht gefahren, stromabwärts für gewöhnlich nur bei Tage. Bei Hochwasser aber ist Dauerfahrt möglich. Während der ersten Nacht passirten wir die Vereinigungsstelle von Euphrat und Tigris bei der Stadt Gorna. Noch waren die Ufer flach, und durch den klaren Sonnenschein hindurch konnten wir am Morgen im fernen Osten die schneebedeckten Höhen des chusistanischen Hochlandes wahrnehmen. Während des Tages überholten wir den türkischen Dampfer und erreichten gegen Abend die Stadt Amara, den ersten Haltepunkt unserer Flußreise, die wir auf einem Spaziergang vergebens nach Merkwürdigkeiten durchstöberten. Tags darauf war das Landschaftsbild merklich verändert. Die Ufer zeigten hügeligen Charakter. Weidestrecken mit Heerdenvieh und wüste Strecken wechselten ab. Die Uferdörfer waren sämmtlich mit hohen Lehmmauern umgeben, ein Beweis für die Unsicherheit der Gegend. Die Leute, die zwischen den Ortschaften verkehrten, waren sämmtlich bis an die Zähne bewaffnet. Die Feldbewässerung geschieht noch in derselben Weise wie vor Jahrtausenden. Am Sonnabend näherten wir uns der Stelle, wo einst die Städte Seleucia und Ktesiphon, jenes auf dem westlichen, dieses auf dem östlichen Ufer, gelegen hatten. Dürftige Ruinen bezeichnen die Stätten der alten Herrlichkeit; nur der sogenannte Tak-i-Kesra „Bogen des Khosru" kann noch jetzt eine Vorstellung von der einstigen Pracht des Schlosses der Sassanidenkönige in Ktesiphon erwecken. Wir statteten dem ehrwürdigen zweiflügeligen Bau einen kurzen Besuch ab, während das Schiff einen weiten westlichen Bogen des Tigris durchfuhr, den wir zu Fuß abschnitten. Die etwa 40 m hohe ungeheure Halle wird noch jetzt von einem gewaltigen Bogen überspannt, zu dessen Erhaltung leider nur negative Anstrengungen gemacht werden. Ein vom Dampfer ausgesetztes Boot holte uns wieder an Bord. Als ich am anderen Morgen erwachte, es war Sonntag den 17. Februar, stand das Schiff still. Wir befanden uns am Ziele. Bagdad lag vor uns. Die Reisenden hatten das Schiff zum größten Theil schon verlassen. Der Capitän theilte mir mit, daß ein Kauwaß (Consulatssoldat) des deutschen Consuls mich bereits an Bord erwarte. Hr. Consul Richarz, dem ich meine Ankunft von Basra aus telegraphisch angezeigt hatte, erwies mir dadurch eine große Liebenswürdigkeit. Die Uebersiedelung in das am Ufer gelegene einzige Hotel, genannt de l'Europe, ging nach dem Abschied vom freundlichen Capitän rasch von Statten. Ein Bachschisch, dessen Abgabe ich dem Bootsführer discret überließ, brachte die Zollrevision in Wegfall.

Mit welcher Spannung, welcher Ungeduld hatte ich meiner Ankunft in der alten Khalifenstadt entgegengesehen! Wie hatte ich mich darauf gefreut, einmal Nachts durch die Straßen zu wandeln, wo weiland Harun-al-Raschid mit seinem treuen Vezir Dschafar incognito die schönsten Abenteuer aus 1001 Nacht erlebt hatte! Nun, ich bin allerdings nicht nur bei Tage, sondern auch bei Nacht durch die Straßen gegangen, aber wenn ich gehofft hatte, ihres Geistes einen Hauch zu spüren, so sah ich mich bitter enttäuscht. Das Zauberlicht des Märchens, in dem mir die Stadt vorher stets erschienen war, verschwand bei näherem Zusehen bis auf den letzten Schimmer. Blühende, duftende Gärten, in deren Büschen Nachtigallen ihren lieblichen Gesang ertönen lassen, leise rauschende Brunnen, Paläste im Mondenschein und ähnliche Herrlichkeiten sucht man hier vergebens. Dafür findet man enge, winkelige Gassen, von kahlen, meist fensterlosen, schmutzig-gelben Häuserwänden eingeschlossen. Auf den ungepflasterten, mit fußtiefem Staub bedeckten Straßen lagert aller Unrath der anstoßenden Häuser. Zahlreiche herrenlose Hunde bevölkern die Stadt, liegen bei Nacht meist mitten auf dem Wege, sodaß man gelegentlich über einen hinwegstolpert (da es keine Straßenbeleuchtung giebt), was meist ein wüthendes Gekläff zur Folge hat, in das sämmtliche Köter des Viertels mit einstimmen. Das Hotel de l'Europe ist nicht schlecht bewirthschaftet. Ich erhielt ein nettes Zimmer im oberen Stock, direct neben dem meines Mitreisenden von der „Afghanistan", mit dem ich auf die geräumige Terrasse hinaustrat, von der man eine hübsche freie Aussicht auf den Tigris und das westliche Ufer hat. Als wir noch im Anschauen versunken dastanden, näherte sich uns ein Herr, der grüßend meinen Namen nannte und sich als Dr. Paul Rohrbach aus Berlin vorstellte. Eine Studienreise hatte ihn bis nach Babylon geführt, wo er von den Architekten der Deutschen Orientgesellschaft, den Herren Dr. Koldewey und Andrä, von meiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet worden war. Beim Frühstück erhielt ich eine Einladung des Consuls, Hrn. Richarz, der mich dann um 11 Uhr mit derselben Liebenswürdigkeit empfing, mit der er sich noch jedes deutschen Landsmanns angenommen hat. Von ihm erhielt ich nun nähere Auskunft über meine künftige Wirkungsstätte in Babylon, und was ich da erfuhr, machte mich um so begieriger, möglichst bald dorthin zu gelangen. Bei einem zweiten Besuch wurde ich nebst Dr. Rohrbach dem Wali (Gouverneur), der mit seinem deutschen Dragoman erschienen war, vorgestellt. Die folgenden Tage verbrachte ich damit, mir die Stadt zu besehen, meine Ausrüstung zu vervollständigen und Antikenhändler zu besuchen. Der Handel mit Alterthümern und die Ausfuhr solcher ist im ganzen türkischen Reiche gesetzlich verboten, blüht aber dafür um so schwunghafter. Um mich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, vermied ich natürlich, Ankäufe zu machen, betrachtete mir aber alle Gegenstände (auch die zahlreichen Fälschungen!) mit größtem Interesse. Am Dienstag besuchte ich Hrn. Berk, den einen Inhaber der deutschen Firma Berk, Püttmann & Co. Jeder Deutsche, der in den letzten Jahren in Bagdad gewesen ist, kennt die gastfreundliche Familie Berk. In ihrem Hause verbrachte ich auch den Mittwoch Abend. Dr. Rohrbach hatte sich zu meiner Freude entschlossen, noch einmal mit nach Babylon zu reisen; und wir setzten den Donnerstag für unsere Reise fest. Leider gelang es uns nicht, einen Wagen für uns allein zu miethen. Da aber in einem der Omnibusse, die am Freitag früh nach Hillē (bei Babylon) abgehen sollten, noch 5 von den 8 Plätzen frei waren, so belegten wir diese sofort. Die Abfahrt der Wagen erfolgt von einem Café auf dem Westufer des Stromes. Dorthin sandte ich am Donnerstag Nachmittag mein Gepäck, das von einem Lastpferd prompt an Ort und Stelle befördert wurde. Nach dem Abschied von meinem bisherigen Reisegenossen von der „Afghanistan" begab ich mich mit Dr. Rohrbach zum deutschen Consul, der es sich nicht hatte nehmen lassen, uns für diesen Abend nochmals einzuladen. Rasch verflogen uns die Stunden; 11 Uhr war vorüber, als wir von dem trefflichen Manne Abschied nahmen. Eine „Kuffe" (ein kreisrundes Boot von 2—3 m Bodendurchmesser mit Rohrgeflechtwänden) brachte uns ans andere Ufer, von wo aus wir das Café bald erreichten. Wir erhielten zum Aufenthalt für die Nacht ein stallartiges Zimmer angewiesen, dessen Boden mit Strohmatten belegt war; an Schlaf war bei mir nicht zu denken. Ich durchstreifte im Geiste noch einmal die alte Khalifenstadt auf beiden Ufern des Tigris, wandelte über die alte ausgetretene Schiffbrücke, die beide Stadthälften verbindet, und überdachte, welcher Wandel in den äußeren und inneren Verhältnissen der Stadt eintreten wird, wenn einmal die Bagdadbahn es ermöglichen wird, von Syrien oder Kleinasien aus Bagdad in ebensoviel Tagen zu erreichen, als man gegenwärtig dazu Wochen braucht. Der Bau dieser Eisenbahn, den deutscher Unternehmungsgeist in die Wege leitet, erscheint jetzt gesichert, was nicht zum Wenigsten der Energie und der Umsicht des Hrn. Consuls Richarz mit zu danken ist.

Am Freitag früh bald nach 3 Uhr wurde an die Thür unseres Schlafraumes geklopft. Der Diener des Dr. Rohrbach brachte uns Thee; dann gingen wir hinunter, wo etwa ein halbes Dutzend omnibusartiger, ringsum offener Wagen, jeder mit vier Maulthieren bespannt, hielten. Unser Gepäck fanden wir ordnungsgemäß untergebracht. Freilich wurde unser Sitzraum durch die großen Koffer beträchtlich eingeengt. Bereits kurz nach 4 Uhr setzten sich die Wagen in Bewegung. Die Entfernung von Bagdad bis Hillē, das eine kurze Stunde von den Ruinen Babylons liegt, kommt etwa der Strecke zwischen Leipzig und Meißen gleich. Es ist als ein großes Glück zu betrachten, daß man seit Kurzem den Weg zwischen Bagdad und Hillē durch die Einrichtung dieser Omnibusverbindung in einem Tage zurück-

legen kann. Reiter und Equipagen brauchen, wenn nicht die Pferde gewechselt werden können, meist zwei Tage. Unsere Maulthiere liefen sehr gut, und der Kutscher fuhr mit größter Sicherheit durch die alten Canalbetten und über schmale halbverfallene Brücken weg. Von einer Fahrstraße in unserem Sinne ist natürlich nicht die Rede. Die ganze Gegend, die wir durchfuhren, ist Wüste. Der gelbbraune Lehmboden, der bei einiger Pflege sehr fruchtbar sein kann, bringt für gewöhnlich nur spärliche Kräuter und Disteln hervor. Zahllose Canäle durchzogen einst das Land; die meisten liegen jetzt trocken und sind vom Wüstensand ausgefüllt. Ueberall erheben sich über der Ebene künstliche Hügel, von den Arabern Tells genannt; Ruinen Jahrtausende alter Städte liegen darunter verborgen und harren ihrer Wiedererweckung durch Hacke und Spaten des Alterthumsforschers. Ehe wir die erste Haltestelle Mahmudiê erreichten, sahen wir rechts das Tell Abu Habba. Bei den im Auftrage des Britischen Museums angestellten Ausgrabungen hat sich ergeben, daß hier der Sonnentempel der alten babylonischen Stadt Sippar gestanden hat. Es war gegen Mittag, als wir am Horizont einen großen Ruinenberg bemerkten, dessen zerklüftetes Aussehen mich lebhaft an die Felsbildungen der sächsischen Schweiz, etwa den Pfaffenstein, erinnerten, nur daß die graue Farbe hier nicht von dem natürlichen Sandstein herrührte, sondern dem Schutt von Millionen von Ziegeln eigenthümlich war. Mein Begleiter belehrte mich, daß dies die Ruinenstätte Babil sei. Es ist dies der einzige noch erhaltene Anklang an den Namen der alten Weltstadt, deren Trümmerfeld wir uns jetzt rasch näherten. Auf einer gebrechlichen Brücke fuhren wir über den modernen Canal Schatt-el-Nil („der blaue Fluß“), jetzt ein träges Wässerchen, das aber bei Hochwasser zu einem gewaltigen Strome anschwellen soll. Fast unmittelbar nach dem Passiren der Brücke gelangten wir an die Stadtmauern des alten Babylon, einst gewaltige Massen von erstaunlicher Höhe und Breite, durch einen vorliegenden tiefen Graben geschützt. Zweiundeinhalb Jahrtausend haben den Graben ausgefüllt, so daß kaum noch hier und da eine Spur geblieben ist, die hohen Mauern aber zu niedrigen Dämmen zusammenschrumpfen lassen, über die man an fast jeder Stelle bequem hinwegreiten kann. Die Stadtmauern trafen hier fast genau rechtwinklig auf einander. Der rechts liegende Zug führte in nordwestlicher Richtung direct nach der Ruine Babil, der linke läuft südwestlich bis in die Nähe des Dorfes Dschundschuma, wo ein niedriger aber sehr ausgedehnter Trümmerhügel einen anderen Stadttheil des alten Babylon deckt. Sowohl Babil als auch Dschundschuma und zwischen beiden das Dorf Kueirisch liegen am Euphrat, dessen Ufer, so weit man sehen kann, von mehr oder weniger breiten Palmengruppen, mit einzelnen Maulbeerbäumen untermischt, umsäumt sind. Unser Wagen verließ jetzt, rechts abbiegend, den gewöhnlichen Weg nach Hillê, da er uns, Dr. Rohrbach und mich, erst an unser Ziel Kueirisch bringen wollte. Wir kamen an einem ausgedehnten Tell vorüber, dessen Ziegelschutt röthlich aussieht, weshalb die Araber den ganzen Hügel den „rothen“ (Tell Humra) nennen. Welches Gebäude darunter verborgen ist, werden erst die Ausgrabungen lehren. Weiter ging es zwischen den Ruinenhügeln Kas'r und Amram hindurch. Hier arbeitet gegenwärtig die deutsche Expedition, deren Ausgrabungen bereits zu bemerkenswerthen Funden und Aufklärungen geführt haben. Das Kas'r, ein wahres Schuttgebirge mit Höhenzügen und Thälern, bezeichnet die Stelle, wo einst die babylonischen Könige residirten. Allenthalben findet man hier bei den Grabungen Ziegel, die mit Inschriften des Königs Nebukadnezar bedeckt sind. Der ganze südöstliche Theil des Kas'r, dessen Name („Burg“) übrigens auf die einstige Bedeutung der Oertlichkeit hinweist, ist bereits abgeräumt und gewährt einen Anblick, der an Pompeji erinnert. Am Ostrande lief die Hauptstraße Babylons hin, genannt Aii bursâbum („kein Feind möge sie überschreiten!“). Etwa in der Mitte des Ostrandes erheben sich Reste kahler Lehmmauern. Hier stand der Tempel der Götterherrin Belit, die Herodot Mylitta nennt. Auch in Amram-ibn-Ali hat die deutsche Expedition bereits gegraben und hier den Tempel des Gottes Marduk, des Stadtherrn von Babylon, gefunden. Unablässig werden die Nachforschungen fortgesetzt und es ist begründete Aussicht vorhanden, daß es unserer Expedition gelingen wird, noch manches Räthsel, das die Gelehrten seit Langem beschäftigt, zu lösen, noch manche Stelle in der Erkenntniß der ältesten Geschichte der Menschheit aufzuhellen. Es war 1 Uhr, als wir an dem hinter Palmen versteckten Expeditionshause — von den Arabern „das weiße Schloß“ genannt — hielten. Wir durchschritten die beiden Höfe an den Militärwachen und der Dienerschaft vorbei und wurden bereits an der Treppe von meinen beiden neuen Mitarbeitern, den Herren Architekten Dr. Koldewey und Andrä, freundlich willkommen geheißen.

Ich befand mich nun glücklich am Ziele meiner Reise, die fast 67 Tage gedauert hatte. Vergessen sind die überstandenen Mühen; aber die Fülle von neuen Eindrücken, die ich durch die unmittelbare Anschauung der von mir durchreisten Gegenden gewonnen habe, wird, denke ich, in mir unauslöschlich weiter leben.

Bücherbesprechungen.

— **Der Gerichtsschreiber bei den sächsischen Amtsgerichten.** Ein Handbuch für den Gerichtsschreiber, ein Lehrbuch zur Vorbereitung für den Gerichtsschreiberdienst, ein Wegweiser für Jeden, der des Gerichtsschreibers bedarf. Bearbeitet von Oskar Pörschel, Gerichtssecretär in Meißen. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig, Roßberg & Berger 1902. Lieferung 1. — Die neuen Reichsgesetze, insbesondere das über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit und die Grundbuchordnung, und die darauf bezüglichen Landesgesetze haben den Dienst der Gerichtsschreiber sehr erheblich erweitert und den Gerichtsschreibern viele neue, oft ziemlich selbständige Functionen zugewiesen. Wenn außerdem sich die Verfahren in den einzelnen Zweigen des Gerichtsdienstes vielfach geändert haben, konnten die bisherigen Darstellungen nicht mehr genügen. Es ist daher nur zu begrüßen, daß das bisher schon viel und mit Erfolg benutzte, oben angeführte Werk einer dem jetzigen Stande des Rechts und des Verfahrens entsprechenden Neubearbeitung unterworfen worden ist, umsomehr als es bei der Zerlegung des Stoffes in viele einzelne Gesetze, Verordnungen und Bestimmungen schwer fällt, sich die nöthige Uebersicht zu verschaffen; hier kann lediglich durch eine systematische Darstellung wirksam geholfen werden. Den größten Nutzen werden solche haben, die sich für den Gerichtsschreiberdienst vorbereiten wollen, dann aber auch die schon als Gerichtsschreiber thätigen Beamten bei Ausübung des Dienstes. Soviel aus der vorliegenden ersten Lieferung erkannt werden kann, ist die Umarbeitung erheblich, z. B. betreffs der Abschnitte über Beglaubigungen und Beurkundungen (hier sei nur zu S. 31/32 erwähnt, daß der Gerichtsschreiber, wenn er zur Beurkundung zugezogen wird, sich als Mitwirkender ebenfalls aufzuführen hat und nicht blos den Richter — wie es entgegen dem Gesetze in der Praxis hin und wieder geschieht). Kann ein abschließendes Urtheil auch erst nach dem Vorliegen weiterer Lieferungen gegeben werden, so läßt sich doch schon jetzt das Werk als werthvoll bezeichnen, nicht nur für den Gerichtsschreiber, sondern auch für Bureaubeamte u. a., die mit den Gerichtsschreibern zu thun haben. K—d.

— **Die Kämpfe des Deutschen Expeditionscorps in China und ihre militärischen Lehren.** Dargestellt vom Kriegsberichterstatter E. Baron Binder-Krieglstein. 8 ganzseitige und 2 doppelseitige Skizzen und eine Uebersichtskarte. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Geh. 6 ℳ, geb. 7,50 ℳ. — Mit der Rückkehr des letzten Truppentransportdampfers aus Ostasien hat eine Episode ihr Ende erreicht, wie die Weltgeschichte wenig ähnliche aufzuweisen hat. Die religiösen, politischen und Handelsverhältnisse der ganzen civilisirten Welt waren seit Jahren in China bedroht, und es bedurfte eines entschiedenen Eingriffs, um das chinesische Volk zu überzeugen, daß es trotz seines Eigendünkels nicht stark genug sei, sich dem unaufhaltsamen Fortschreiten der Civilisation zu entziehen und deren Träger zu mißachten. Mit staunenswerther Energie wurde eine gemeinsame Action angebahnt. Expeditionscorps wurden gebildet und zogen hinaus, um im fernen Osten ideale sowie materielle Interessen zu schützen. Zum ersten Male war das Deutsche Reich vor die Aufgabe gestellt, seine Waffen über die Grenzen Europas hinaus zu tragen. Die Art, wie diese gelöst wurde, drängt zu hoher Bewunderung. Unter bisher ganz fremdartigen Verhältnissen kamen unsere Truppen an den Feind. Unbekanntes Gelände und ungewohnte klimatische Verhältnisse setzten der Kriegsführung schwere Hindernisse entgegen. Eine zusammenhängende Gefechtsordnung war

meist unanwendbar. Der gute Geist der Truppe und der Einfluß der Unterführer traten an Stelle eines fein durchdachten Angriffsplanes. Was an Kaltblütigkeit, Schneidigkeit und Aufopferung geleistet worden ist, reiht sich würdig an an die Großthaten der Vorfahren und erbringt den vollgiltigen Beweis, daß der Geist, der vor 30 Jahren Frankreich niederrang, in der jungen Generation nicht verwässert, sondern zu hoher Blüthe erwachsen ist. Der Verfasser hatte als Kriegsberichterstatter Gelegenheit den deutschen Truppen überallhin zu folgen und hat sämmtliche großen Expeditionen (mit Ausnahme der Colonne Graf Yorck) und deren Gefechte in der Feuerlinie mitgemacht. Er scheut nicht das offene Wort und bringt, um die aus der Expedition zu ziehenden Lehren zu präcisiren, auch gemachte Fehler zur Darstellung, stets demüht, sachliche Kritik zu üben. Kann man auch die Kämpfe in China in Hinsicht auf den politischen Erfolg nicht mit europäischen Waffengängen vergleichen, so wird doch Alle, die nicht voreingenommen sind, das taktische Moment befriedigen. Man wird allerdings mit so mancher europäischer Anschauung brechen müssen! Man fand die Gesichtspunkte für die eigenartige Kriegsführung mit bisher unbekannten Gegnern. So gering der Werth dieser Gesichtspunkte sein mag für den großen Krieg, um so besser werden sie sich eignen für drohende Verwicklungen im Auslande, um den dort für die Verwendung ins Auge zu fassenden Truppen ein erprobtes System zu bieten. Die deutsche Heeresverwaltung wird in Voraussicht späterer colonialer Aufgaben für die Kriegsführung im Auslande neue Normen aufzustellen haben. Nicht allein einer starken Flotte wird es bedürfen, um die im Aufschwung befindliche deutsche Weltpolitik zu unterstützen, sondern, wenn man colonisatorische Thätigkeit ausüben will, auch einer Truppenmacht, welche für den außereuropäischen oder Colonialkrieg vorgebildet ist. General v. Gayl, der an Stelle des Grafen v. Yorck getretene Generalstabschef des Expeditionscorps, hat die grundlegenden Gedanken für Errichtung einer Colonialarmee in seinem am 8. Januar in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrage skizzirt. Major v. François spricht sich in seinem Buche: „Die Lehren aus dem südafrikanischen Kriege für das deutsche Heer“ über das gleiche Thema aus. Die anregenden Schilderungen v. Binder-Krieglstein's über die Kämpfe in China, deren Lectüre auch weitesten Kreisen dringendst zu empfehlen ist, wird dazu beitragen, der Schöpfung einer Colonialarmee die Wege zu ebnen. +

— **Vineta.** Humoristischer Roman von M. Wittich. Leipzig und Dresden, Verlag von Carl Reißner. — Zu den vielen dichterischen Behandlungen der Vinetasage ist hier eine getreten, die, was sie vielleicht an Tiefe dichterischen Empfindens vermissen läßt, reichlich an Originalität der Phantasie einholt. Nicht läßt Wittich wie der lyrische Dichter das alte stolze Vineta mit seinen Tempeln des wendischen Swantewit und des griechischen Olymp beim Klange der christlichen Osterglocken vom Meeresgrunde emporsteigen, sondern mitten hinein mit einem wirklichen salto mortale eines Helden, des unbesoldeten Assessors Gerwerser aus Berlin, führt er uns in das Leben und Treiben dieser längst vergessenen und verschollenen Stadt, das wir uns zuerst von dem Zeltdach einer Jahrmarktsbude aus betrachten können. Denn auch die braven Vinetaner kennen die Wahrheit des Spruches, daß Stillstand Rückschritt sei, und haben sich bemüht, mit den Fortschritten der Cultur und Civilisation der Oberwelt wenn auch nicht gleichen Schritt zu halten, so doch in steter Fühlung mit ihnen zu bleiben, indem sie sich wie die Hündlein der biblischen Parabel von den Brosamen nährten, die von der Reichen Tische und in diesem Falle ins Meer fielen. Daß sie hierbei um eines Menschenalters Länge im Rückstande bleiben, so daß das gesellschaftliche und künstlerische Leben dieser ehemaligen Königin der nordischen Meere etwa dem einer kleinen Provinzstadt gleicht, ist für die Handlung des Romans nur von Nutzen. Denn die rückständigen, sonst aber recht praktischen Hanseaten fassen die Gelegenheit, d. h. den Hrn. Assessor aus Berlin, gleich beim Schopfe und machen ihn zum Bildungs- und künstlerischen Erziehungsrath. Der Leser merkt nun wohl, wohin die Sache hinaus will, und wird sich bei der weiteren Lectüre dieser köstlichen Satire auf die Auswüchse moderner Kunstrichtungen nicht enttäuscht fühlen. Ich gestehe, lange nicht ein solch phantastisch-drolliges Buch gelesen zu haben, das bei aller paradoxen Parodie doch eine gute Kenntniß niederdeutschen Lebens verräth, dessen kernfestem, biederem Wesen in allen Stücken gerecht zu werden weiß. Dabei steckt ein gutes Stück echter „Heimathskunde“ in diesen Schilderungen aus dem Senatorhause und Rathskeller von Vineta, in der Charakteristik der beiden schwarzleinenen Seebären, die ihr Plattdeutsch prächtig „snaken“. Aber auch eine gute Lehre und treue Warnung für die sich zur Zeit etwas überhastenden Bestrebungen der modernen Kunst enthält das Buch: was heute als neu und modern gilt und als ewiger Canon gepredigt wird, ist über Jahresfrist vielleicht schon wieder untergesunken in den rastlos fluthenden Strom der unaufhörlich sich drängenden Neuerscheinungen; achtlos wird es bei Seite geworfen, vielleicht in die Wogen des Meeres als Beute für die Seethiere, die es den bildungsdürstenden Vinetanern als hauts nouveautés übermitteln. Denn „als drohende Fata morgana erscheint die Stadt in der Ostseewüste“. A.

— **Reiche Leute von einst.** Roman von Hermann Heiberg. Verlag von G. Grote, Berlin. — Der Titel und ein flüchtiger Blick in das Buch können die Vermuthung nahe legen, daß es dem Autor um die Schöpfung eines culturgeschichtlichen Romans zu thun gewesen wäre, in dem das gesellschaftliche Leben und Treiben des Adels in den deutschen Nordmarken, seine enge Verbindung mit dem dänischen Königshof geschildert und so ein Zeit- und Sittenbild jener Tage gegeben werden sollte, in denen deutsche Höfe und deutscher Adel noch in der Nachahmung des glanzvollen Divertissements des französischen Hofes unter dem Roi soleil und seiner Nachfolger ein würdiges und des Schweißes der Edlen werthes Ziel erblickten. Leider ist dem nicht so. Ist doch hierfür sowohl der politische, wie auch der sociale Hintergrund des Romans in einer für strengere Anforderungen recht nebelhaften Unbestimmtheit gehalten, die durch die langathmigen Schilderungen von Festen und Ausflügen, durch detaillirte Schloß- und Parkbeschreibungen und minutiöse Menuaufzählungen nur erhöht wird. Auch der technische Tric, den von Genuß zu Genuß taumelnden Kreisen ein bescheidenes, mit einer starken Dosis Rousseaustimmung versehenes Liebespaar zur Folie zu geben, ist zu wenig ins Künstlerische umgesetzt, um uns über seine Trivialität hinweghelfen zu können. Ebenso muß die Episode des Grafen Cagliostro als recht verunglückt und in der Composition des Romans als deplacirt bezeichnet werden. Ohne Rücksicht darauf, ob der ausgestoßene Mönch und Abenteurer Giuseppe Balsamo, dieses Universalgenie in der Kunst der höheren Schwindelei, die ihm zugeschriebene Rolle auch im Holsteinschen gespielt, oder ob nur der Bericht Elisas von der Recke über seinen Aufenthalt in Mitau hierfür vorbildlich gewirkt hat, kann das Urtheil über diesen Großkophta aller Hochstapler und Gauner auf Grund der vorliegenden gleichzeitigen und späteren Literatur wohl als abgeschlossen gelten, um eine Schilderung dieses Mannes, wie sie Heiberg mit psychologischen Verklausulirungen fast als Ehrenrettung unternimmt, zu einer überflüssigen und unhistorischen zu machen. Auch die eigentliche Handlung des Romans mit ihren Intriguen und Enthüllungen ist zu sehr nach alten verbrauchten Recepten componirt, um ein stärkeres sachliches oder ästhetisches Interesse einzuflößen. A.

— **Hermann Hölzke: Das größte Glück.** Verlag von Rich. Sattler, Braunschweig und Leipzig. — Das kleine Buch erzählt eine traurige, aber fast alltägliche Geschichte von der Liebe des im Staube geborenen, und im Staube bleibenden Idealisten zu einem Wesen, das seine Wiege auf des Lebens Sonnenseite fand. Fortunatus Erwarter, der blutarme Student, ist einer vom Stamme jener, welche sterben, wenn sie lieben, einer jener Schlemihlnaturen, die für eine Idee ihr Alles hingeben. Die Welt heißt solche Menschenkinder „arme Narren“, während sie sich im Kreise ihrer Ideen maßlos glücklich fühlen, bis schließlich das Schicksal oder der Zufall mit rauher Hand ihre Luftschlösser und Hirngespinste zerstört und so ihres Daseins innerstes Mark trifft. Die schlichte Erzählung ist arm an äußeren Geschehnissen, wird aber reich durch die seelische Schilderung dieses von des Lebens Fortuna nicht gekannten Fortunatus. Ein hohes Ethos liegt in dem Charakter des „Helden“, vor dessen reinem Schönheitssinn des Menschenwandels gemeine Triebe im wesenlosen Schein entschwinden. Eine formvollendete, fast poetische Diction steht im harmonischen Einklang mit dem tiefen Gemüth und der seelischen Reinheit, die aus diesem Buche sprechen und die es weit über das Niveau gewöhnlicher Belletristik erheben. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 41. | Sonnabend, den 5. April, Abends. | 1902.

Die Schauenburg, das Ahnenschloß der Landgrafen von Thüringen und Fürsten von Sachsen.

Von Carl Reineck.

Unter den Kleinodien, welche Thüringen dem wanderfrohen Pilger darbietet, strahlt ihm keins in so mildem Glanz entgegen wie die Perle Reinhardsbrunn. Sanft geschmiegt an den Busen des Hochwaldes, aus dessen smaragdgrüner Fassung es freundlich hervorlugt, vereinigt es die Reize seiner Umgebung zu einem Naturaccord, wie er lieblicher uns kaum das Ohr berühren kann. Frohgemuth hat deshalb von jeher der Wanderer seine Schritte hier gehemmt, das trunkene Auge über die Berge und friedlichen Thäler schweifen lassen und vertrauensvoll seinen Stab an die gastliche Pforte des Klosters gelehnt, um hier oder in dem nahegelegenen Friedrichroda Rast zu halten. Tausende sind ihm seitdem gefolgt. Wer heute die Promenadenwege um Reinhardsbrunn bis hinauf zum Inselsberg, einem Naturparke, wie ihn großartiger kaum ein anderes Gebirge aufweist, verfolgt, wird sich dessen bewußt und fröhlich stimmt er in den Ruf der Sommergäste ein: Hier gesundet man, hier ist man Mensch, hier kann mans sein. Aber nicht blos dem Erholung suchenden Naturfreund, auch denjenigen, welchen historisches Interesse hierher führt, berührt der Zauber des lieblichen Thales. Wundervolle Gestalten der Vorzeit schweben vor ihm her. Sie geleiten ihn durch die dämmervollen Bogengänge der Abtei, zu den Grabdenkmälern der alten Landgrafen, oder führen ihn auf verschlungenen Pfaden zur waldigen Höhe — dorthin, wo ein gewaltiges Geschlecht seiner Auferstehung harrt, hier hinauf, wo es einst kraftvoll die Wurzeln seines Stammbaumes in die thüringische Erde schlug.

Unter ihrer Leitung betritt er auch eine Stätte, die zwar, im Vergleich mit den beiden Hauptträgern der mittelalterlichen Romantik Thüringens, der Wartburg und Reinhardsbrunn, nur eine bescheidene Rolle in der Geschichte desselben gespielt hat, welche aber, gerade wegen der Kürze ihrer Glanzperiode und der geschichtlichen Bedeutung, die sich an ihre Existenz knüpft, seine ganze Theilnahme erweckt.

Ein steil abfallender waldbewachsener Felskopf ist es, welcher südwestlich von Friedrichroda dem Wanderer die Richtung für seine Bergfahrt giebt. Am Wolfsstieg hinauf schlängelt sich der Pfad, an der Lehne des Berges hin, zur Schauenburgwiese, in deren Nähe der Hörselbrunnen entspringt. Weiter oben winken als Ziel die Weißlederklippen, von denen aus sich ein Blick in den schauerlichen Kesselgraben eröffnet; links dann noch einige Steintreppen und er steht zwischen gewaltigen Felsentrümmern auf sagenumrauschter Stätte, von der sich einst die Zinnen der Schauenburg, der Wiege des thüringischen Landgrafenhauses und zugleich des Ahnenschlosses der sächsischen Fürstenhäuser, emporhaben.

Tiefe Waldeinsamkeit herrscht hier. Selten, daß ein fern herübertönender Glockenschlag oder der Schrei eines Raubvogels die Stille unterbrechen, noch seltener, daß der Wanderer durch die Schritte eines Forstläufers, dessen Weg ihn über die Höhe führt, gestört wird. Dafür gesellen sich die Geister der Vorzeit zu ihm. Alte Mären und Sagen, die einst leise durch seine Träume gezogen sind, werden lebendig und in bunter Reihe ziehen sie an seinem Auge vorüber, die Gestalten der Geschichte: Männer in dunkler Rüstung, holde Frauen und liederfrohe Sänger von der Wartburg. Aber auch Solche, welche, bar des ritterlichen Schmuckes, in geistlichem Kleid oder verrostetem Harnisch, begehrlich ihre raubgierigen Hände nach der kleinen Feste ausgestreckt und ihr ein frühzeitiges Ende bereitet haben, fehlen nicht. Von kurzer Dauer war ja, wie gesagt, nur die Periode ihres Glanzes — kaum über fünfzig Jahre wehte auf ihrem Burgfried das Banner mit dem Löwen und schon der Sohn ihres Erbauers, der feurige Ludwig, welcher die Wartburg zu seiner Residenz erwählt hatte, überließ sie ihrem Schicksal.

Wie wechselvoll sich dasselbe gestaltete und wie unrühmlich der Ausgang desselben war, soll nun der Leser aus dem Laufe der geschichtlichen Ereignisse, die sich an den Niedergang der ehrwürdigen Feste knüpfen und die wir nachfolgend in großen Zügen aufzeichnen wollen, erfahren.

Es war im Jahre 1036, da erschien plötzlich am Thüringerwald — der Sage nach mit zwölf schwarz gerüsteten Rittern — ein hoher Herr, welchen man, nach dem langen Bart, den er trug, Ludwig den Bärtigen nannte. Woher stammte der Fremdling und warum zog es ihn, der offenbar der höchsten Nobilität angehörte, in die Waldeinsamkeit, um sich hier eine zweite Heimath zu gründen?

Die Angaben lauten verschieden; nach einigen gehörte er dem Hause der Carolinger an, nach anderen war er, was wohl das Richtigere zu sein scheint, aus dem salisch-fränkischen Stamme und kam an den Hof seines Vetters Kaiser Conrad II., um sich hier mit seinem Bruder Hugo unter dessen Schutz zu stellen. Ein schweres Geschick hatte beide Brüder betroffen. Sie hatten nicht allein ihren Vater, den Herzog Carl von Lothringen, durch den Tod, sondern, mit demselben, auch ihr Erbland, das dessen Feinde ihnen weigerten, verloren. Diese Schicksalsschläge, zu denen sich noch der nicht minder harte gesellte, daß auch seines Bruders Sohn, Graf Wichmann, am Hofe des Erzbischofs Aribo von Mainz, wegen eines Todtschlages, Gut und Leben verlor, waren jedenfalls die Hauptursachen, daß Ludwig, wie oben bemerkt, schwer gebeugt sich fern von den Stätten trüber Erinnerung eine neue Heimath suchte und dieselbe, sammt seinen Begleitern, im Gewand der Trauer, d. h. schwarz gerüstet, betrat.

Daß diesem Schritt bei alledem nicht allein der persönliche Wille des Grafen zu Grunde lag, sondern auch derjenige des Kaisers mitsprach, dem daran gelegen sein mußte, unter den ihm abholden Thüringer Dynasten einen ergebenen Fürsten zu haben, ist kaum zu bezweifeln. Spricht doch hierfür die Schenkung Kaiser Conrads, welche dieser demselben mit einem wesentlichen Landstrich (der sogenannten Loide), in der Umgegend von Altenbergen und Reinhardsbrunn, machte, und erkennen wir doch nicht minder aus dem Ankauf letztgenannter und anderer Orte die Absicht des Grafen, mit seiner Weltflucht die Gründung einer neuen Herrschaft zu verbinden.

Sein erster Sitz war Altenbergen. Dort wurde 1040 sein ältester Sohn Ludwig geboren, der unter großer Feierlichkeit sowie Theilnahme der Edlen Thüringens vom Erzbischof Bardo von Mainz getauft wurde, und in diese Zeit, wahrscheinlich 1044, fällt die Gründung der Schauenburg. Von der Wirksamkeit des edlen Grafen auf derselben hat uns die Geschichte nichts Specielles aufbewahrt, nur aus dem Segen, den der Ehrenmann ringsum durch Cultur ausbreitete, und aus dem Bestreben, den Werken derselben durch Befestigung und Vergrößerung seiner Hausmacht eine feste Basis zu verschaffen, ist dieselbe ersichtlich. Im Jahre 1056, auf einer Reise nach Speier, zum Begräbniß Kaiser Heinrichs III., starb er, und Ludwig II., sein Sohn, kaum 16 Jahr alt, folgte ihm nun unter dem Namen „der Salier oder Springer“.

Mit ihm tritt die Geschichte der Ludewinger allmälig in breitere und lichtvollere Bahnen. Dramatisch belebt wechseln ihre Bilder, aus der Zeit Ludwigs des Eisernen, des Milden, vor

Allem des edlen Kreuzträgers Ludwigs des Frommen, und bekränzt mit dem Immergrün der Sage und Romantik treten sie uns fesselnd aus der Dämmerung der Vergangenheit entgegen. Nicht immer sind es die Blüthen hoher Ritterlichkeit, welche sie schmücken, auch die Nesseln der Leidenschaft und Willkür zeigen ihre zackigen Blätter und hochgemuther That folgt oft menschliche Schwäche und Reue. Immerhin ist es eine Zeit poetischer Weihe, ruhmvoller Thaten und ritterlichen Hochsinnes, mit einem Wort die schönste Zeit der thüringischen Geschichte, die hier beginnt und in die wir eintreten.

Unsere Schauenburg sollte leider nicht lange Antheil an derselben nehmen. Zwar diente sie Ludwig auch ferner noch zeitweilig als Residenz und in frohem Jugendmuth tummelte er sich in ihren Jagdgründen. Bald aber genügte ihre Enge seinem hochfahrenden Sinn nicht mehr. Die glänzendere Wartburg, die er, gleichzeitig mit der Neuenburg, erbaut hatte, behagte ihm besser und von hier aus nahm er nunmehr seinen Flug in ein Leben, dessen wilde Wogen sich erst im hohen Alter vor der Klosterpforte Reinhardsbrunns brechen sollten.

Es war die Zeit der furchtbarsten Kämpfe, welche das mittelalterliche Thüringen durchgemacht hat. Die Zeit, als Kaiser Heinrich IV. in unerhörter Despotie die mit der Reichsverwaltung unzufriedenen, nach größerer Selbständigkeit ringenden Fürsten Thüringens und Sachsens niederzuwerfen und die Macht derselben zu brechen suchte. Entfesselt waren alle Leidenschaften. Bald neigte sich der Sieg auf Heinrichs, bald auf der Verbündeten Seite. Endlich, wenigstens vorläufig, entschied die blutige Schlacht beim Kloster Homburg, in der Nähe von Langensalza, am 9. Juni 1075 zu Ungunsten der Verbündeten, welche, trotz ihres Heldenmuthes, vom kaiserlichen Heer total geschlagen wurden.

Ob unter den thüringschen Herren sich auch Ludwig der Springer befand, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit behaupten. Wahrscheinlich ist es aber, denn Marianus Scotus nennt einen Grafen Ludwig unter den Kämpfern und die Haft desselben auf dem Giebichenstein, welche in diese Zeit fallen soll und als Strafe für seinen Ungehorsam anzusehen ist — nicht, wie man behauptet, als solche für den an Pfalzgraf Friedrich von Sachsen erst 1083 begangenen Mord —, scheint das zu bestätigen. Auch in dem achtzehn Jahre später ausbrechenden Kampf zwischen Heinrich IV. und seinem Gegner Rudolf von Schwaben sehen wir Ludwig auf Seiten des Letzteren. Im Gefühl seiner hohen Machtstellung und fast fürstlichen Würde trieb es ihn immer von Neuem in die Reihe der Rebellen, und schwer mag es ihm geworden sein, sich endlich, auf Anrathen Anderer, seinem Herrn und Gebieter, der ihn abermals gefangen nahm und ihn erst aus der Haft entließ, nachdem ihm von demselben Schloß Wartburg übergeben worden war, reuig zu unterwerfen.

Eine offene Frage wird es bleiben, ob er in dieser Zeit von Neuem die Schauenburg zu seiner Residenz gemacht hat. Immerhin darf man es vermuthen, weil ihm die alte Heimstätte noch lieb und werth sein mußte. Bot sie ihm doch in seiner Bedrängniß eine sichere Zuflucht und nicht minder das Frohgefühl, in der Nähe des neugegründeten Klosters Reinhardsbrunn zu sein, welches acht Jahre vorher von ihm als ein Act der Sühne für schwere Schuld gestiftet worden war.

In sträflicher Liebe war er nämlich s. Z. zur Gattin des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen entbrannt und hatte sich das schöne Weib als Gemahlin errungen, nachdem ihr Gatte von dreien seiner Dienstleute, Dietrich und Ulrich v. Teutleben, sowie Reinhardt v. Remstädt, seiner directen oder indirecten Anregung folgend, ermordet worden war. Tiefste Reue, die beide Gatten schon nach kurzer Zeit über die unselige That fühlten, gab ihnen den Entschluß ein, nach dem Gebote des Papstes, je ein Kloster zu bauen und so entstand, neben dem Kloster Oldisleben von der Gräfin Adelheid, die Abtei Reinhardsbrunn, von Ludwig dem Springer gegründet.

Mit großen Freiheiten und Gütern wurde dieselbe von ihrem Stifter begabt. Dank seiner Vermittelung war das Kloster Reinhardsbrunn keiner weltlichen Macht unterworfen, sondern der heiligen römischen Kirche beigezählt und die Zahl der Immunitäten, welche es genoß, so reichlich bemessen, daß ihnen gegenüber die Rechte seines Gründers und Schutzherrn als beschränkt erscheinen müssen. So wuchs es, ein Culturwerk edelster Art, an Umfang und Reichthum. Es stand im 13. Jahrhundert, in derselben Zeit, welche der Schauenburg den Untergang brachte, in höchster Blüthe, und die Grenze seiner Machtsphäre (waren ihm doch 172 Ortschaften eigen oder zinspflichtig) hatte sich so erweitert, die Zahl seiner Gerechtsamen, namentlich durch Papst Innocenz III., so vermehrt, daß sich seine Aebte, in stolzer Demuth, „von Gottes oder des heiligen Stuhles Gnade" tituliren durften.

Um so tiefer erscheint uns der Schlagschatten, welcher von diesem Glanz auf die Handlungsweise, welcher es seinem Wohlthäter gegenüber sich schuldig machte, fällt und in der Geschichte unserer Schauenburg, zu der wir jetzt wieder zurückkehren, zum Ausdruck gelangt.

Schon seit mehreren Jahren hatte Graf Ludwig die Altersgrenze überschritten, welche die heilige Schrift dem menschlichen Leben zieht, aber immer aufs Neue gerieth sein Haus, jetzt mit Heinrich V., in ernste Verwickelungen.

Seinen hochfahrenden Geist schreckten, wenn es galt sich der kaiserlichen Botmäßigkeit zu entziehen, keine Gefahren und selbst die herbsten Prüfungen (er hatte seine Frau, sowie seine Söhne verloren, welche nach der blutigen Niederlage bei Warmstedt durch den kaiserlichen Heerführer Hoyer v. Mansfeld in Gefangenschaft geriethen) vermochten nicht die Energie seiner Thätigkeit zu brechen. Da legte sich in anderer Weise die Hand des Schicksals auf seine Schultern. Er gerieth, trotz seines Reichthums, in bittere Geldnoth und mußte es geschehen lassen, daß sein Sohn Ludwig, um sich und seine Brüder aus der Gefangenschaft zu lösen, einen Theil seiner Besitzungen, darunter die Schauenburg, für 40 Mark Silber dem Kloster Reinhardsbrunn verkaufte. Dieser Kaufvertrag, welchen der selbstsüchtige Convent des Klosters, als den Verkaufenden bittere Noth zwang, einging, war, genau genommen, nichts Anderes als ein Verrath an dem ins Elend gerathenen Stifter und der damalige Abt Ernst, wie Dr. Polak richtig bemerkt, nicht viel besser als Judas Ischarioth, der seinen Herrn und Meister um 30 Silberlinge verrieth, nur daß er es noch etwas billiger that.

Auf das Geschick der Schauenburg aber übte der Verkauf den traurigsten Einfluß aus, denn von hier nahm es mehr und mehr eine tragische Wendung. Im dauernden Besitz des Hauses Ludwig des Bärtigen würde die kleine Feste gewiß als Zweigburg des späteren Landgrafenschlosses Wartburg ihre ritterliche Bedeutung bewahrt haben, als Dienstburg des Klosters Reinhardsbrunn verlor sie dieselbe für immer, bis endlich im Sturm der neuen Zeit auch der letzte Rest ihres Glanzes erlosch.

Ob ihr Schicksal Graf Ludwig schmerzlich berührt hat? Wer mag es wissen, wer bezweifeln? War es doch ein Theil des Eigenen, welches auf der Schärfe des Schwertes stand und ihm kaum erlaubte, sich mit Jugenderinnerungen zu befassen, zu denen doch auch diejenigen an die väterliche Stammburg und die Jahre, welche er als Jüngling auf derselben verlebt hatte, gehörten. Noch 1114, als 74jährigen Greis, sehen wir ihn in den Reihen der empörten Fürsten, dann wieder als Gefangenen des Kaisers, der ihn während seiner Hochzeitsfeier in Mainz verhaften ließ und erst nach der furchtbaren Schlacht am Welfesholz, 11. Februar 1115, welche zum Verderben des kaiserlichen Heeres endigte und in welcher sein Sohn mitgefochten hatte, nimmt er wieder als freier Mann seine Stellung in der Geschichte ein. Er erlebte es nicht mehr, daß seinem Sohn, durch die Freundschaft Lothars von Sachsen, die Landgrafenwürde zufiel, wohl aber, daß unter seinen Augen sich das steigende Glück seines Hauses wieder zur höchsten Blüthe entfaltete. Als 82jähriger Greis trat er dann als Mönch in das Kloster Reinhardsbrunn ein und dort, wo ihn einst, der Sage nach, die Lichter des Töpfers Reinhard zum heiligen Werk begeistert hatten, legte er ein Jahr darauf sein Haupt zur ewigen Ruhe nieder.

Von der Schauenburg hören wir nun fast 140 Jahre so gut wie nichts mehr. Nur einmal, aus der Zeit Ludwig des Eisernen, klingt uns ihr Name aus einer Urkunde entgegen, welche 1141 zum Zweck erneuter Grenzbestimmung des Altenberger Kirchensprengels, auf Bitten des Abtes Ernst, durch den Erzbischof Marcolf von Mainz ausgestellt wurde. Nach dieser Zeit scheint sie mehr und mehr verfallen, ja endlich ganz abgebrochen zu sein und erst 1259, wo sie der neunte Abt, Namens Ludwig, aus Noth wegen eingetretener Zerrüttung des Rechtszustandes wieder aufbauen ließ, tritt sie uns aufs Neue als wehrhafte Feste entgegen.

Es war kurz nach dem Heimgang Heinrich Raspes, des letzten der älteren Landgrafen von Thüringen, in der Zeit als Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen sein Erbrecht auf

Thüringen geltend machte und die Wogen des Krieges, den er deshalb mit Sophie von Brabant führte, sich in verheerender Weise über Thüringen wälzten. Beide Parteien — Sophie von Brabant als Tochter Landgraf Ludwigs IV. und seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth, Heinrich von Meißen als Sohn Dietrichs des Bedrängten und Enkel Landgraf Hermanns — gingen mit der festen Ueberzeugung ihres Erb- und Näherrechtes in den Kampf. Sophie „ein wohlgehertztes wyp, von kluger vernunft unde wissheyd“, wie sie ihre Zeitgenossen nennen, unterlag und vermochte, trotzdem sie 7 Jahre mit Muth und Beharrlichkeit gekämpft hatte, ihrem Sohn, dem Kinde von Brabant, nur den einen Theil der Landgrafschaft, das jetzige Hessen, zu retten. Heinrich von Meißen dagegen behauptete das Feld und der Erfolg seiner Waffen brachte ihn in den unangefochtenen Besitz des Thüringer Landes. Er verflocht nunmehr den Lorbeer unvergänglichen Ruhmes, welchen Geschichte und Sage um die gekrönten Helme der Ludewinger gewunden haben, mit dem Immergrün des sächsischen Rautenkranzes und, wie er selbst, ein liederfroher Sänger, eine der süßesten Früchte seiner Zeit gekostet hat, vererbte er die Liebe des Großvaters zu Dichtung und Gesang auch seinen Nachkommen. Unter dem Mäcenat Landgraf Hermanns öffnete sich zum ersten Mal die Knospe der deutschen Literatur, sechshundert Jahre später, am Hofe des edlen Wettiners, Carl August von Weimar, erschloß sie sich zur vollen, duftenden Blüthe.

Noch einmal nehmen wir jetzt den Leitfaden, welcher uns die Spur der mit der Geschichte der Schauenburg verknüpften Wechselfälle verfolgen ließ, zur Hand und hören, was uns die Chronisten jener Zeit über die letzten Jahre ihrer Existenz zu erzählen wissen. Ihr Bericht ist kurz, aber insofern von Interesse, als wir aus demselben vernehmen, daß sich in den letzten Geschicken der Burg ein gewisses Walten der Nemesis offenbarte, indem sie den frommen Brüdern von Reinhardsbrunn den ruhigen Genuß der Frucht versagte, die ihre Vorgänger einst so mühelos gepflückt hatten. Wir erwähnten, daß die Schauenburg *1259*, infolge der traurigen Rechtsverhältnisse, welche während des thüringischen Erbfolgekrieges herrschten, neu erbaut worden sei, und fügen dem hinzu, daß dieser Maßnahme nicht zum wenigsten die Willkür des Adels, der sich auf Kosten der Unterthanen zu bereichern suchte, zu Grunde lag. Es erhoben sich damals eine Menge Raubschlösser, unter diesen die Burg Herrmannstein unweit Reinhardsbrunn, den Herren v. Abelstädt gehörend, sowie die Burg Steinfürst, von den Herren v. Döllstädt erbaut, welche die Umgegend, namentlich die Dörfer und Güter des Klosters, arg heimsuchten. Nur allzunah lag die Möglichkeit, daß die beutegierigen Raubvögel sich auch in den Ruinen der Schauenburg einnisten oder gar einen neuen Horst erbauen würden, eine Gefahr, welcher der Klosterconvent unbedingt vorbeugen mußte und die dann auch zum Ausbau der Burg führte. Graf Hermann v. Henneberg, der Stiefbruder Markgraf Heinrich des Erlauchten, war damals Statthalter von Thüringen; ihm, zu dessen Würden auch die Vertretung seines Gebieters als Schirmvogt des Klosters gehörte, übertrug deshalb Abt Ludwig die Feste und dieser, welcher auf der Wartburg residirte, versah sie mit einer Besatzung, die künftig die Pforten der Abtei bewachen und den Angriffen wehren sollte, welche die Herren vom Stegreif unablässig auf das begehrenswerthe Klostergut richteten.

Die Ritter, welche er zu diesem Zweck dahin gesetzt hatte, verfuhren jedoch mit Reinhardsbrunn nicht besser als andere Raubritter. Sie würdigten die erhabene Stammburg des Geschlechtes Ludwig des Bärtigen zum Raubschloß herab und so beschloß endlich Markgraf Heinrich dieselbe zu zerstören, wie er kurz vorher die Burgen Lichtenwald und Callenberg geschleift hatte. Wenn der Annalist des Klosters Reinhardsbrunn von diesen Angaben insofern abweicht, als er die Zerstörung der Burg erst in das Jahr 1265 versetzt und den directen Antheil des Markgrafen verneint, so ist das von wenig Bedeutung und nur insoweit erwähnenswerth, als wir von ihm, der unter dem Einfluß der Verhältnisse jener Zeit schrieb, erfahren, woraus die eigentlichen Ursachen, die der Schleifung zu Grunde lagen, bestanden (Annales Reinhardsbr. pag. 236 u. 237).

Danach waren die Freunde und Gönner des Klosters, welche, der Erzählung nach, waffenfähige Leute gewesen sein müssen, tief empört, daß die Burgleute bei ihren Räubereien sich auch der Schändung der Mädchen und Frauen in dem Reinhardsbrunn gehörigen Friedrichroda schuldig gemacht hatten. Sie bestiegen deshalb in der Nacht, gegen Anbruch des Tages des heiligen Severus, heimlich die Burg, verjagten ihre Besatzung und — Ironie des Schicksals — nahmen sie selbst in Besitz.

Was blieb dem Convent, wenn er nicht abermals beunruhigt werden wollte, übrig, als einen tiefen Griff in den Klostersäckel zu thun und sie den neuen Drängern abzukaufen? 200 Mark Silber mußte das Kloster zahlen, d. h. dem früheren Kaufpreis zulegen; erst dann erfolgte ihr endgiltiger Abbruch — nicht, wie angenommen, durch Markgraf Heinrich, sondern nur unter dessen Regierung. Es war das Ende ihres Schicksals, eigenartig und absonderlich wie sein ganzer Verlauf. Ein merkwürdiges Spiel desselben, daß die Gründung und Residenz des Stammvaters der Landgrafen erster Linie (der männlichen) solange dauerte wie die Herrschaft seines Geschlechtes — ein nicht minder merkwürdiges, daß sie unter dem Stifter der zweiten (weiblichen) Linie, dem Markgrafen Heinrich, dem wackeren Nachkommen des edlen Grafen Ludwig, ihren Untergang fand.

Aber nicht allein für die Schauenburg, auch für Reinhardsbrunn war der Wandel der Verhältnisse, wie er sich im Besitzwechsel der Landgrafschaft vollzog, von ernster Bedeutung. Nicht für die Fortdauer seiner Existenz, welche auch der Schutz der Wettiner gewährleistete, wohl aber seine Wohlfahrt, die 1292 durch einen furchtbaren Brand, bei welchem sowohl ein Theil des Bücherschatzes wie auch die Original-Grabsteine der Landgrafen zu Grunde gingen, erschüttert wurde. Unter den zehn ersten Aebten, welche seit längerer Zeit durch Mitra und Ring ausgezeichnet waren, hatte sich das Kloster, wie wir bereits andeuteten, zu einem der ansehnlichsten und bedeutendsten Thüringens entwickelt. Von jedem der Landgrafen hatte es ununterbrochen eine Vermehrung seiner Beneficien sowie Verbesserung seiner Präbenden erfahren und nicht minder war ihm seitens der römischen Curie durch Indulgenzertheilung, welche Denjenigen, die dort beichteten, einen Ablaß für 40 Tage zusicherte, mächtig aufgeholfen worden.

Dieser erfreuliche Zustand wurde aber, wie gesagt, durch die Brandkatastrophe wesentlich erschüttert. Die Verluste an kirchlichen Kleinodien, zu denen auch die Grabstätte des frommen Ludwig gehörte, welche bei dem Volke als wunderwirkend galt und viel besucht wurde, dann der Wiederaufbau des Klosters, welcher mit großem Aufwand raschmöglichst erfolgte, und andere Opfer, die es bringen mußte, hatten seinen Finanzen einen argen Stoß versetzt und wie einst sein Gründer, mußte es nun selbst zur Veräußerung seiner Güter schreiten und erfahren, wie weh es thut, seinen Besitz über Bord werfen zu müssen, um die eigene Existenz zu retten. Nie hat es die Folgen dieser Heimsuchung ganz überwunden. Auch die Urkunden aus der Zeit der Wettiner weisen oft auf wiederkehrende Finanznoth des Klosters hin und noch 1523, kurz vor seinem Untergang, mußte es 75 fl. wiederkäufliche Zinsen an den Hauptmann der Wartburg Hans v. Berlepsch verpfänden, um Herzog Johann von Sachsen aus einer Geldverlegenheit zu helfen. Dem Kämmerer des Klosters selbst war es unmöglich, aus den Baarbeständen desselben das Darlehen zu gewähren.

So ging die Zeit hin. Gleichmäßig erklangen in ihrem Wechsel die Glocken des Klosters; bald freudvoll zur Einkehr erlauchter Gäste, bald leidvoll, wenn einer der fürstlichen Schutzherren die letzte Ruhe in seinen Mauern suchte; endlich verstummten sie im Getöse des Bauernkrieges. Eine wilde Rotte von 800 Mann erstürmte am Montag nach dem Osterfest 1525 die Kirche, verbrannte und raubte, was an Kostbarkeiten vorhanden, und verjagte nach grausamer Mißhandlung die Mönche. Zwar sammelten sich dieselben wieder, aber ihre Zeit war abgelaufen. Kurfürst Johann der Beständige ließ sie bedeuten, sie möchten Handwerke lernen „und Wyber nehmen“, gewährte ihnen zu diesem Zwecke ein kleines Gnadengehalt und zog hierauf die Klostergüter ein. Lange Jahre hat dann die Pflegestätte früher Cultur in Vergessenheit gelegen, bis sie bei der Theilung im fürstlichen Hause Weimar, 1640, als Amt an Herzog Ernst den Frommen fiel und endlich unter seinen Nachkommen als lieblicher Fürstensitz, dem Kunst und Verständniß den Stempel früher Romantik wieder aufgedrückt haben, eine fröhliche Auferstehung feierte.

Nicht so lieblich fiel das Loos der Schauenburg. Von den Ueberresten derselben sind nur noch wenig Grundmauern und eine Vertiefung mit Treppen, in den Felsen gehauen, vorhanden; außerdem liegt dort noch eine kreisrunde Steinplatte, mehrere

Fuß im Durchmesser, welche nach der Mitte ausgehöhlt ist und vermuthlich als Zechtisch gedient hat. Das ist Alles.

Wo einst Ritter und Knappen sich im Waffenspiel übten und nach scharfem Ritt der Humpen geschwungen wurde, herrscht jetzt das Schweigen des Waldes. Nur an schönen Sommertagen erschallt hier fröhliches Lachen. Es sind Kurgäste aus dem nahe gelegenen Friedrichroda, die ihre Ausflüge hierher unternehmen, um unter den schattigen Bäumen gemüthliche Rast zu halten, oder den schönen Fernblick zu genießen. Denn wundervoll ist die Aussicht von hier; weit und schön: zu Füßen Friedrichroda, darüber hinaus ein unabsehbares Panorama von Städten und Dörfern und gen Osten der Thüringerwald, in Riesenstufen aufsteigend bis zum Gipfel des Schneekopfs.

Laß auch dir, geehrter Leser, die Stätte zur baldigen Einkehr empfohlen sein und werde dort der Erinnerung froh, die sie erweckt. Blendender als es die Feder vermag wird der Genius des Ortes ihre Bilder erläutern und lebendiger, als das Wort im Stande ist, sie dir näher rücken: Die Zeit der Ludewinger mit ihren freundlichen und zugleich abenteuerlichen Erscheinungen, diejenige der Landgrafen aus dem Hause Wettin und die nicht minder ruhmvolle ihrer Nachkommen, welche, als längst das Haus der Landgrafen erloschen war, weise, standhaft und großmüthig in die Geschicke unseres Volkes eingegriffen und ihm die Bahn der Humanität und Freiheit des Gedankens geöffnet haben. Siehe, noch herrscht dieses Geschlecht in Ehren und seiner Krone unterthan sind alle Länder, die in der Runde dich begrüßen.

Bücherbesprechungen.

— Noch kurz vor Ostern erschien in der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München der 2. Band von Prof. Dr. Robert Pilotys Arbeiterversicherungsgesetzen, enthaltend die Unfallversicherungsgesetze vom 30. Juni 1900 mit Ausschluß des Seeunfallversicherungsgesetzes. — Von Letzterem ist nur ein den Umfang der Versicherung behandelnder Auszug im Anhange abgedruckt, ebenso sind die Fürsorgegesetze für Beamte, Soldaten und Gefangene, diese ohne Erläuterungen, angefügt. Bei den zahlreichen und werthvollen Erläuterungen zu den Hauptgesetzen ist vielfach auf das vom Reichsversicherungsamte herausgegebene Handbuch der Unfallversicherung Bezug genommen worden. Die Einleitung bespricht die wesentlichen Aenderungen der neuen Gesetzgebung. Ein ausführliches alphabetisches Sachregister dient zur Erleichterung der Handhabung des auch in Norddeutschland sehr geschätzten Buches. Pilotys neue Ausgabe der Arbeiterversicherungsgesetze zeichnet sich durch seine Handlichkeit aus; an sich als Textausgabe gedacht ist auch dem 2. Bande, wie dem ersten, die Invalidenversicherung behandelnden Theile, eine große Zahl scharfsinniger und deshalb für die Anwendung der Gesetzgebung besonders beachtlicher Anmerkungen beigegeben, die den Verfasser als einen gründlichen Kenner des theilweise wenigstens recht verwickelten Stoffes erkennen lassen. Wenn auch die Literatur über die öffentlichen Versicherungsgesetze bereits eine sehr reichhaltige ist, so werden Diejenigen, welche sich vornehmlich mit dieser Gesetzgebung zu beschäftigen haben, über das Erscheinen des vorliegenden Werkes erfreut sein. Dasselbe kann nur angelegentlich zur Benutzung empfohlen werden, obschon der Preis von 4,50 ℳ für den 2. Band etwas hach ist. Indessen muß anerkanut werden, daß die Verlagshandlung ihre Bücher und so auch das eben besprochene sehr gut ausstattet. ∞

— Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfange des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch von Dr. Herman Schiller, Geh. Oberschulrath und Universitätsprofessor a. D. Vierter Band: Geschichte der Neuzeit. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1901. VIII, 971 u. 59 S.; 8°. Preis 10 ℳ — Im §. 61 (Culturentwickelung der V. Periode, der Zeit der socialen Bewegung) schildert Schiller u. A. auch die jüngste Entwickelung der Wissenschaft in Europa und kommt dabei darauf zu sprechen, daß die Arbeit der heutigen Wissenschaft international organisirt wird. Das habe gewiß sein Gutes. „Aber wie bei der Fabrik und der Association der gemeinsame Stempel die individuelle Entwickelung drückt und oft beschränkt, so ist es auch oft genug hier, wo über der »Methode«, nicht selten einer recht persönlichen, der Geist in die Brüche geht. Und diese Association wird in kleineren Kreisen zur Clique und zur Lebensversicherung; unsere wissenschaftliche Kritik ist dadurch abschmeckig geworden, und für die weiten Kreise, auch der Gebildeten, hat sie, das weiß jeder Verleger, gar keine Bedeutung mehr. Das geht so weit, daß ein einigermaßen Eingeweihter mit ziemlicher Sicherheit in den einzelnen Cliquenzeitschriften die Gestaltung der Kritik voraussagen kann. Nachgerade hält sich jede buchhändlerische Großmacht ihre kritische oder andere Zeitschrift, und man darf die darin liegende Macht und Gefahr für das geistige Leben nicht unterschätzen. Die Ringbildung mit all' ihren häßlichen und unsittlichen Zügen ist auch in die Wissenschaft übergegangen." Diese trotz ihrer Uebertreibungen gewiß beherzigenswerthen Sätze übertrumpft Schiller durch folgende Schlußbemerkung (S. 59 der „Quellensammlung" u. s. w.): „Einen Beleg zu den Bd. IV, 951 gegebenen Ausführungen über die heutige Kritik findet der Leser in den Recensionen des Dr. H. Helmolt — in der Leipz. Ztg. Nr. 63 vom 17. März 1900. Wenn Helmolt sich begnügte, mit den mächtigen Mitteln des Biogr. [!] Inst. für sein Werk Reclame zu machen, so ließe sich dagegen nichts sagen. Aber daß er, um ein Concurrenzwerk zu schädigen, sich nicht vor Verdächtigung des betr. Verfassers scheut, überschreitet das erlaubte Maß. Ich habe in dem Vorwort zu Bd. I, S. II gesagt, ich hätte mich 40 Jahre lang mit der allgemeinen (da und dort selbstforschend mit der speciellen) Geschichte beschäftigt. Wegen dieser Angabe verdächtigt H. in hämischer Weise in der Leipz. Ztg. (1900) meine Wahrheitsliebe. Natürlich hat er keine Ahnung davon . . ." Das ist eine schwere Anklage, gegen die, erhoben nicht etwa in der Leipz. Ztg. (wie es wohl am nächsten lag) oder im Literar. Centralbl. oder in der Deutschen Lit.-Zeitung, sondern im Werke selbst, ich mich nicht an Ort und Stelle vor den zahlreichen Lesern der Sch.'schen „Weltgeschichte" selbst verantworten kann. Welche „hämische Verdächtigung" liegt ihr zu Grunde? Der betreffende Satz in meiner Kritik (Zweite Beil. d. Leipz. Ztg. vom 17. März 1900) lautete: . . . „stammt sie [die spontane Anerkennung Schillers] doch von einem Manne her, der sich — obwohl erst 60 Jahre alt — doch schon »40 Jahre lang« mit der allgemeinen Geschichte beschäftigt, einem Manne, der gerade in der letzten Zeit wegen seiner durch Nichts zu erschütternden Wahrheitsliebe die Augen Deutschlands auf sich gezogen hat". Angesichts dieser Lage der Dinge bedauere ich sehr, schon die hervorgehobenen „40 Jahre" komisch gefunden zu haben; Hr. Schiller, der wahrscheinlich mindestens mit 10 Jahren angefangen hat, das Gymnasium zu besuchen, hätte getrost „50" sagen dürfen. Habeat sibi. Jedenfalls ist mir mein Werk zu gut, als daß ich etwa die Vorrede zum nächsten Bande mit einer Erwiderung auf einen in so vornehmer Art lancirten Stoß belasten möchte. — Hätte sich Hr. Schiller begnügt, seine fleißige Compilation*) als solche in die Welt segeln zu lassen — kein Härchen wäre ihm gekrümmt worden; Front mußte nur gemacht werden gegen die Anmaßung, daß sein Werk als eine Rettung der durch die „materialistische" Richtung bedrohten deutschen Geschichtswissenschaft zu gelten habe. Qui trop embrasse, mal étreint. — Dieser Tadel läßt sich zum Theil auch auf die Darstellung anwenden. Durch des Verfassers Sucht, auf knappem Raum eine möglichst große Masse halbverarbeiteten Stoffs zu bieten, leiden hie und da (vgl. S. 354, 557 ff., 775, 952) Klarheit und Geschmack, und dann fehlt manchmal der nöthige Platz für Wichtigeres; so hätte ich z. B. gern auf die Erwähnung Helene Böhlaus oder des Leipziger Rathhausbaus verzichtet, wenn ich dafür auf eine verständige Beurtheilung der Leistungen Lamprechts oder Ratzels gestoßen wäre. — Der italienische Minister Urb. Rattazzi, dessen interessante Wittwe vor Kurzem gestorben ist, schrieb sich mit tt. Friedrich August II. von Sachsen hat nicht 1835, sondern 1836 den Thron bestiegen (S. 966); Blücher hat sich nicht bei Ratkau, sondern bei Ratekau ergeben (S. 232) rc. Im Uebrigen aber bedeutet Schillers „Weltgeschichte" innerhalb der mehrfach von mir gezogenen Grenzen eine Achtung heischende Leistung; außer drei leidlich brauchbaren Karten schmücken auch den letzten Band wieder 20 Bildertafeln, von denen ich nur an der vom „schönen" Alexander I. die Grobheit der Zeichnung (Schuld der Vorlage) auszusetzen wüßte. Ht.

*) . . . „dem ich öfters fast wörtlich folge" (oder ähnlich): S. 6, 55, 220, 391, 339, 376, 499, 515, 529, 535, 556, 575, 592, 691, 767, 776, 781, 802, 940, 946.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 42. Dienstag, den 8. April, Abends. **1902.**

Ueber Stimme und Sprache und wie man sie gebrauchen soll.

Von Dr. phil. Martin Seydel, Lehrer der Vortragskunst an der Universität und Gesanglehrer in Leipzig.

Entsprechend der allgemeinen Richtung unserer Zeit, die sich bemüht, die hohen Ideale unserer Väter, die eine furchtbare Periode des Materialismus und Pessimismus uns fast vergessen ließ, zu neuem Leben zu erwecken, und angemessen diesem neueren Idealismus, der nicht mehr nur abstracte Ideen hegt, sondern in concretem Wirken, im Einklang mit der Natur und mit den realen Verhältnissen, Gutes zu vollbringen sucht, macht sich jetzt in einem der wichtigsten Lebensgebiete, in dem der Sprache, ein Bestreben geltend, dem man wohl eine günstige Weiterentwickelung ohne Gefahr des Irrthums voraussagen darf. Es ist dies das Bestreben und das Interesse für den guten Gebrauch der Stimme und damit für die wirksamere Verwendung der Rede. Wie man im Kunstgesang jetzt mehr als zu jeder früheren Zeit bemüht ist, die natürlichen Grundlagen der Stimmbildung zu erforschen und bewußt für die Kunst zu verwerthen, so ist auch das Bewußtsein Aller, die öffentlich reden müssen, jetzt wie nie zuvor auf den richtigen Gebrauch ihres Organs hingelenkt; man fühlt das Bedürfniß nach einer gründlicheren Schulung im Sprechen, denn man weiß oder ahnt wenigstens, wie sehr das Wesen der Sprache, das man früher nur rein historisch betrachtete, mit der Natur des Organs und seinem natürlichen Gebrauch zusammenhängt. Zu derselben Zeit, in der für die deutsche Rede bedeutende Muster erst geschaffen worden sind und in der das politische Leben eine allgemeinere Redegewandtheit zu fordern begonnen hat, ist in der Philologie eine bedeutsame Wendung von der Geschichte zur Naturwissenschaft hin geschehen; die **Phonetik**, die Wissenschaft von dem Wesen der gesprochenen Sprache, ist eine Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts; ihr und der **Physiologie** verdanken wir es, daß wir dem Bedürfniß nach gründlicherer Schulung der lautwerdenden Sprache Rechnung tragen können. Neben diesen Wissenschaften ist es die jüngste **Völkerpsychologie**, die eine Brücke schlägt von dem Physisch-technischen zum Psychischen, die uns orientirt in unseren Gefühlen, wenn wir mit Freuden bemerken, daß die erhöhte technische Uebung das idealistische Leben anregt und fördert. Das Zeitalter der Rede, das für Deutschland wohl erst seit der politischen Einigung angebrochen ist, ist somit durch die Wissenschaft vorzüglich ausgestattet worden, und es ist nicht mehr, als unsere Pflicht, wenn wir nun auch bewußt an uns arbeiten und üben, mehr als bisher, um die lautwerdende Sprache, deren Wesen und Gesetze wir kennen, zur Meisterschaft zu entwickeln, um die Technik der Stimme und dann die Technik der Rede Allen zugänglich zu machen, die sie bedürfen.

Ein Anfang derartiger speciellerer Uebung ist von den deutschen Universitäten zunächst in **Leipzig** gemacht worden; es wird nunmehr auch **Berlin** mit der Anstellung eines Lehrers der Vortragskunst folgen. Welche Principien ein Unterricht dieser Art, der die Uebung der Stimme und Vortragskunst für den Gebrauch des öffentlichen Lebens pflegt, zu Grunde legen kann, will der folgende Aufsatz kurz darlegen. Er thut das in der Weise, daß zunächst für die rationelle Behandlung des Instruments, des Stimmorgans, Regeln gegeben werden. Von der richtigen Behandlung des Stimmorgans hängt die Technik aller rednerischen Kunstfertigkeit ab und hat damit zu beginnen. Regeln hierfür sind gefunden und überhaupt möglich geworden dadurch, daß die Wissenschaft, wie wir oben schilderten, der Natur der Stimme und Sprache näher gekommen ist; sie sind selbst keine Wissenschaft, sondern Kunstregeln, oder besser Lebensregeln, aus der Erfahrung genommen und theoretisch begründet. Da technische Regeln nur dann gut sind, wenn sie nicht **nur** technisch sind, sondern der dahinter stehenden Idee gewissermaßen die Wege ebnen, so muß nach den technischen Betrachtungen der Gesichtspunkt aufgesucht werden, der uns zu leiten hat, wenn eine gute Technik recht wirken soll, also der **ästhetische** Grundsatz, der beim Gebrauch von Stimme und Sprache einzuhalten ist; und schließlich werden wir, um die geistige Seite dieser Fähigkeiten noch selbst mit ins Spiel zu führen, wenigstens andeuten, wie sich der **Inhalt** zum Aesthetischen und Technischen zu verhalten hat und welche Norm uns für ihn zur Verfügung steht. Man möge es bei allen diesen Betrachtungen dem Sänger und Lehrer des Gesanges nicht verargen, wenn er mit dem Stimmgebrauch für die Rede auch den Gesang in die Betrachtungen mit hineinzieht, wenngleich eine nähere Ausführung der Technik des Kunstgesanges späterer Gelegenheit aufgespart bleiben muß.

Die menschliche Stimme, für Sprache, Rede und Gesang verwendet, ist eine Krafterscheinung wie alle Lebenserscheinungen um uns her. Sie ist ein akustisches Phänomen, als solches Gegenstand der Physik; sie ist ein physiologisches Phänomen, als solches den Gesetzen des menschlichen Körpers unterworfen. Es ist ein Kräftespiel physiologischer Art, das zu einer akustischen Wirkung führt, dabei thätig. Wir bedürfen also, wollen wir eine Regel für den Gebrauch der Stimme haben, einer Norm, die uns den Kräftegebrauch als gesund und vernünftig anzeigt. Es ist nicht schwer, ein solches Grundprincip zu finden, da wir es überall in der Natur wirksam sehen können. Trotzdem ist dieses Princip nicht beweisbar, aber durch die Erfahrung stets neu bestätigt und als gut erwiesen. Diese Norm für jeden Kraftgebrauch heißt: **man soll stets mit den geringsten Mitteln, mit dem geringsten Kraftaufwand das möglichst große Resultat zu erreichen suchen.** Es ist dieses Princip von dem geringsten Kraftmaß, wie wir es kurz bezeichnen wollen, eine Grundregel für alles praktische Leben, für den Haushalt der Natur eben so gut, wie für den Haushalt des Menschen, auch in Bezug auf den Gebrauch der eigenen körperlichen Kräfte. Wir können diese Norm als leitenden Gesichtspunkt zu Grunde legen, wenn wir für das Akustisch-Physiologische in der Technik des Stimmgebrauchs speciellere Lebensregeln suchen wollen. Bei der gesammten Technik des Stimmgebrauchs haben wir uns stets zu bemühen, mit dem möglichst geringen Kraftaufwand den möglichst großen Effect zu erzielen. Wie können wir diesem Princip folgen? Sehen wir uns zunächst die Kräfte, die wir gebrauchen wollen, näher an, um dann zu sagen, wie wir sie gebrauchen sollen.

Jedes Geräusch, jeder Klang entsteht durch das Widerspiel zweier verschiedener Kräfte; eine bewegende und eine hemmende Kraft treten gegeneinander. Nehmen wir als Beispiel einen musikalischen Klang, den Ton einer Geige. Der Bogen ist die bewegende Kraft; er heftet sich an die Saite, sucht sie fortzureißen; doch sie hat Spannung und Elasticität, die sich dem Zug des Bogens entgegensetzen. So entstehen durch den fortwährenden Kampf des Bogens mit der Saite Schwingungen dieser letzteren, ein Fortgerissenwerden und Zurückfallen, und die mit Regelmäßigkeit erfolgenden zahlreichen Schwingungen empfinden wir als Ton. Im Princip ganz ähnlich ist der Vorgang der Schallerzeugung bei allen Arten der musikalischen Instrumente und bei allen Geräuschen, nur daß die beiden Kräfte eben andere sind. So bei der Pauke ist der Schlegel die bewegende Kraft und die Spannung des Kalbfelles die hemmende; bei einem

rollenden Wagen ist die Vorwärtsbewegung des Wagens die bewegende Kraft, der Widerstand der Fahrbahn, auf der der Wagen fährt, die hemmende Kraft. Bei der menschlichen Stimme schließlich ist die Lult die bewegende Kraft, und in den Stimmbändern, die sich in der Kehle der ausströmenden Luft entgegenstellen, liegt die hemmende Kraft. — Zu diesen beiden bei jedem Schall wirkenden Kräften kommt weiter noch ein drittes Moment hinzu, das die akustische Erscheinung ganz wesentlich beeinflußt. Die bewegenden und die hemmenden Kräfte geben die erste Quelle des Schalls ab. Wie verschieden klingt aber der Ton einer gestrichenen Saite, wenn die Saite frei aufgespannt ist, oder wenn sie sich auf einem Unterbau befindet, wie wir ihn als feingeschwungenen Holzboden an der Geige z. B. so hochschätzen. Der ursprünglich erzeugte Ton wird auf das Wesentlichste beeinflußt von der Umgebung des schwingenden Körpers. Die Umgebung, wie sie auch sein mag, nimmt die Schwingungen auf und betheiligt sich daran, sie beginnt selbst mit zu klingen, fängt den Klang auf oder läßt ihn verhallen, sie erstickt ihn oder veredelt ihn. Wir können nie einen Klang hören, der rein der ersten Quelle allein entspränge; sondern jeder Klang und Schall ist mit bestimmt durch die Umgebung der beiden ersten Kräfte. Wir bezeichnen die Erscheinungen, die diese zweite Quelle der Klangeigenschaften betreffen, alle mit einem Ausdruck, als Resonanzerscheinungen. Die bewegenden und hemmenden Kräfte bilden die primäre Quelle des Tones, die Resonanzverhältnisse, durch die sich Widerhall und Mitklang des Tones bestimmen, bilden die secundäre Quelle der Klangeigenschaften.

Wie vertheilen sich nun diese Kräfte, die bei jedem Schall wirksam sind, auf die Organe und Verhältnisse der menschlichen Stimme? Wir hatten schon oben gesagt, daß die Luft, die wir durch die Kehle treiben, die bewegende Kraft darstellt, ähnlich wie bei der Orgelpfeife; die Hemmung wird gebildet durch die elastischen Bänder, die sich in der Kehle der Luft entgegenstellen; die Resonanz der Stimme findet sich in der ganzen Umgebung der schwingenden Körper, also in Schlund und Mund, in Nase und Kopf, in Luftröhre und Brustkorb, ja Unterleib, kurz der ganze Körper kann, wenn man so will, als Resonanzboden angesehen werden. Die Ausnutzung dieses Resonanzbodens kann, je nach dem Grade der Geschicklichkeit, auf den Ton günstig oder ungünstig einwirken. Welche Regeln finden wir nun im Einzelnen für diese drei Arten von Kräften, die wir bei dem Stimmgebrauch zu beachten und zu üben haben? Was kann uns das Grundprincip aller Technik, das Princip vom geringsten Kraftmaß, dabei lehren? — Zunächst die bewegende Kraft. Wie verwenden wir unsern Athem am rationellsten für die Stimme? Wir können uns den Brustkorb mit den Lungen vorstellen als einen Blasebalg, der zwar nie, so lange wir leben, längere Zeit im Zustande der völligen Erschlaffung sich befindet, dessen Ruhelage aber dann eintritt, wenn er schlaff zusammengefallen ist. Wenn sämmtliche Muskeln des Körpers erschlaffen, so im Tode, fällt der Brustkorb so weit wie möglich in sich zusammen, und die Lungen entleeren sich von Luft. Soll dagegen der Blasebalg mit Luft gefüllt werden, so bedarf es einer activen Muskelbewegung, die wir eben vom ersten Athemzuge an bis zum letzten beständig ausführen. Es wird dabei durch Anspannung zahlreicher Muskeln der Brustkorb mit seinem Rippennetz erweitert und außerdem das Zwerchfell, das die Brust vom Unterleib trennt und etwa die Gestalt einer mäßig gewölbten Glocke hat, nach unten zu abgeflacht und gegen den Unterleib gedrückt. Die Lungen, die sehr ausdehnungsfähig sind, werden zugleich mit dem Brustkorbe nach allen Seiten hin ausgedehnt, und nun strömt in die entstehenden Hohlräume die Luft von außen hinein und füllt die Lungenbläschen aus. Der Brustkorb mit den Rippen hat aber eine nicht geringe Last, die eben durch die Einathmungsbewegung gehoben wird; ferner wird beim Einathmen durch das Herabdrücken des Zwerchfells der sehr elastische Unterleib mit den nachgiebigen Eingeweiden zusammengepreßt. Lassen wir nun die Einathmungsbewegung aufhören und alle Muskeln auf einmal in die Lage der Ruhe, der natürlichen Schlaffheit, zurückfallen, so wird naturgemäß die Last des Brustkorbes nach unten lasten und der zusammengepreßte Unterleib nach oben treiben. Es erfolgt also, ohne daß wir neu thätig sein müßten, als bloße Reaction der ersten activen Einathmung ein sehr schnelles Entweichen der eingeathmeten Luft, der Blasebalg fällt zusammen, zusammengedrückt durch die Last des Brustkorbes und durch die Presse des vom Unterleib aus gehobenen Zwerchfells. So hatte sich bisher gezeigt, daß die Einathmung eine active, selbst herbeigeführte Bewegung ist, während die Ausathmung keine active Bewegung war, sondern nur ein Erschlaffen, ein natürliches Zurückfallen und Zurücktreiben der vorherigen Anspannung. Nun giebt es aber auch die Möglichkeit, die Ausathmung willkürlich activ auszuführen oder wenigstens activ zu verstärken. Wir haben eine große Anzahl Muskeln, die bei ihrer Anspannung den Brustkorb fest zusammenpressen oder den Unterleib und das Zwerchfell energisch nach oben gegen die Lungen treiben. Diese Muskeln treten in kräftige Action z. B. beim Blasen; das Ausblasen eines Lichtes erfordert oft einen so starken Luftdruck, daß dabei die bloße Erschlaffung nicht genügt, wir vielmehr activ den Blasebalg zusammendrücken müssen. So haben wir also für den Gebrauch der Stimme zwei Möglichkeiten, die eingeathmete Luft zu verwenden, einmal durch bloßes Erschlaffen der erst angespannten Einathmungsmuskeln und das andere Mal durch neue Thätigkeit der Ausathmungsmuskeln. Fragen wir nun, welches wird die richtige Art sein, den Athem zu gebrauchen, so giebt uns das allgemeine Princip vom geringsten Kraftaufwand sofort eine klare Antwort. Der geringste Kraftaufwand findet statt, wenn möglichst wenig Muskelarbeit geleistet wird; also werden wir suchen, solange wie möglich mit der bloßen Reaction, dem Zurückfallen der Einathmungsbewegung, auszukommen und die active Ausathmung auf das mindeste Maß zu beschränken. Man kann sofort an sich selbst probiren, wie richtig die hier gefundene Regel ist. Es fällt nicht schwer, einen Ton zu bilden oder eine Wortreihe zu sprechen mit starker, activer Ausathmungsbewegung. Man hört dann einen stark blasenden Klang; wir kennen derartige Stimmklänge z. B. von Asthmatikern, die gezwungen sind, die Luft gewaltsam auszustoßen. Hier ist die bewegende Kraft falsch verwendet, man bläst in die Stimme, anstatt die Luft mit möglichst geringer Activität ausströmen zu lassen. Wir können also sagen, die Ausathmung geschieht in erster Linie passiv und die Einathmung ist die ausschlaggebende active Bewegung beim Athemgebrauch. Je mächtiger und stärker der Luftdruck bei der Ausathmung sein soll, desto intensiver und energischer müssen wir einathmen, damit die einfache Reaction dieser ersten Bewegung stärker ausfällt. Die Einathmung hat demnach so zu geschehen, daß wir eine möglichst prompte Reaction der Ausathmung erwarten können. Wir werden beim Einathmen den Brustkorb nicht nur oberflächlich heben dürfen; dann wäre ja Last und Druck zu gering, die die bewegende Kraft treiben sollen, sondern wir müssen den Brustkorb von der Tiefe her erweitern und heben, was am besten so geschieht, daß die Basis des Brustkorbes erweitert wird durch Heben und nach Außen Drängen der untersten Rippen; dadurch wird auch von selbst das gewölbte Zwerchfell abgeflacht, das sich außerdem noch durch eigenes Zusammenziehen an der Einathmungsbewegung betheiligt. Die Einathmung mit Thoraxbasis und Zwerchfell giebt die größte Reactionskraft für selbstthätige Ausathmung und ist daher die beste Athmungsweise für jeden Stimmgebrauch. Wir können sie am leichtesten lernen, wenn wir an das Aufathmen oder Seufzen denken, wobei wir von selbst dieses ideale Athmen, das uns so sehr erfrischt, ausführen. Der Weg, den die Luft zu nehmen hat, führt dabei durch die Nasenöffnung, nicht durch den Mund. So lange, wie möglich, d. h. so lange es das Tempo der Rede oder des Gesanges irgend gestattet, soll der Sprecher oder Sänger die Nasenathmung inne halten. Dieses einmal aus stimmhygienischen Gründen, da die Gefahr der Erkältung und der Infection und auch der Angegriffenheit des Organs bei größeren Leistungen bei der Mundathmung viel größer ist, und dann, da bei der geräuschlos auszuführenden schnellen Nasenathmung ganz von selbst die tiefste Art der Einathmung angewendet wird. Es ist dies ein Punkt, der nicht genug der Beachtung allen Sprechenden empfohlen werden kann; es sollte dies schon bei den Leseübungen der Kinder peinlich beobachtet werden, daß der erste Athemzug und der Athemzug nach jeder Pause tief und schnell, aber geräuschlos durch die Nase zu nehmen ist.

Bei der wichtigen Frage der Athmung haben wir uns länger aufgehalten; es läßt sich an diesem leicht zu erklärenden Beispiel gut zeigen, wie das Princip vom geringsten Kraftmaß uns die Richtschnur giebt und zu einer Athmungsregel führt, die sich in der Praxis als die beste bewährt hat.

Ein weit schwierigeres und für den Laien weit schwerer zugängliches Gebiet betreten wir, wenn wir uns jetzt von der bewegenden Kraft wegwenden zur hemmenden Kraft in der Kehle, die zur Tonerzeugung dient. Doch werden wir auch hier das tech-

nische Grundprincip unschwer wieder anwenden können. Schöpfen wir einen tiefen Athem, wie beim Aufathmen oder Seufzen, nach unserer als normal erkannten Athmungsweise, und halten wir den Athem eine kurze Zeit an, so merken wir bald, daß die Einathmungsmuskeln, die wir erst anspannen mußten, schlaff sind, und doch dringt keine Luft zum geöffneten Mund heraus. Man kann sich das leicht durch ein kleines Experiment deutlich machen. Man nehme ein Licht, athme ein und lasse die Muskeln sofort erschlaffen; so wird die kleine Flamme durch die entweichende Luft ausgelöscht. Hat man aber nach der Einathmung den Athem einen Augenblick zurückgehalten, so kann man den Mund öffnen, man kann auch die active Spannung der Muskeln noch absichtlich los lassen, und doch fällt der Brustkorb nicht zusammen, und das Licht bewegt sich nicht. Wie kommt das? Es kann nicht anders sein, als daß die Oeffnung des Blasebalges irgendwie verschlossen wird. So verhält es sich auch thatsächlich; in der Kehle legen sich in dem Augenblick, wo die Einathmungsbewegung aufhört und doch die Absicht besteht, den Athem zurückzuhalten, die beiden Stimmbänder von den Seitenwandungen nach der Mitte zu zusammen und bilden einen festen Deckel auf der Luftröhre, sodaß keine Luft entweichen kann. Es sind also bei dem Zurückhalten des Athems keine Muskeln, die bei der Athmung selbst thätig waren, betheiligt, sondern die hemmende Kraft der Kehle, die Stimmbänder, verschließen die Ausflußöffnung; sie bilden eine absolute Hemmung gegen den Luftstrom. Nun haben wir die Möglichkeit, durch feine Muskelapparate diese absolute Hemmung zu lockern, die Stimmbänder so einzustellen, daß sie zwar keine Oeffnung bilden, aber doch dem Druck der Luft im Blasebalg, der wieder zusammenfallen will, nicht mehr stand halten; die Luft drängt durch und setzt, unter Umständen unterstützt durch einen kaum merklichen activen Druck, die sehr elastischen Bänder in Schwingungen und es entsteht ein Ton der Stimme. Wir haben also auch hier wieder den Fall, daß das Tönen selbst nicht mit einer verstärkten Thätigkeit in den vorher an einander geschlossenen Stimmbändern verbunden ist, sondern durch ein Nachlassen des festen Verschlusses fast wie von selbst erfolgt. Sogar die Höhenspannung der Stimmbänder, auf die wir hier nicht näher eingehen können, wird, wenigstens bei der ersten Intonation, schon mit dem Verschluß nach der Einathmung eintreten, wenn sie auch weiterhin durch neue active Bewegung geregelt wird. Auch für sie ist der erste Schwung mit gegeben in den dem Tönen vorhergehenden Bewegungen. Man kann daher sagen, daß auch hier, wie beim Athmen, die größere Action vorher gegangen ist, und die Lösung oder Lockerung des Verschlusses stellt sich dar als ein theilweises Rückgängigmachen der vorherigen Bewegung. Wie falsch gebrauchen also alle die Menschen ihre Kehle, die glauben, durch einen activen Druck oder willkürliche Gewalt den Ton zu zwingen! Zusammengepreßter Klang, heisere Reibung ist ein Zeichen solchen falschen Stimmgebrauchs, bei dem eine gewaltsame Hemmung gebildet wird, die die Luft gewaltsam durchbrechen muß, während bei normalem Stimmgebrauch ein fortwährendes feines Ausbalanciren erfolgt, um die Hemmung der Stimmbänder recht angemessen der Kraft des Luftdruckes zu halten. Gewiß kann man, um charakteristische Laute zu bilden, auch zuweilen den gewaltsamen Stimmverschluß auf gewaltsame Art lösen; auch wird bei jedem artikulirten Sprechen der Grad der Hemmung in der Kehle activ geregelt und ihm entsprechend dann die active Ausathmung zu Hilfe genommen, um die Schwingungen zu erzeugen, und besonders beim Singen, wo häufig lang gehaltene Töne mit sehr intensivem Verschluß gebildet werden müssen, wird die Hemmung oft so groß sein, daß starke, active Ausathmungsbewegung an Stelle der bloßen Erschlaffung zu treten hat; aber es muß immer ein richtiges Verhältniß zwischen Athemdruck und Hemmung bestehen, das man durch das Gefühl nur dann beurtheilen lernt, wenn man die bewußte active Thätigkeit beim Stimmbilden in den vorbereitenden Bewegungen übt, und sich klar ist, daß für das eigentliche Tönen neue active Bewegungen erst in zweiter Linie in Frage kommen. Athemdruck und Hemmung müssen sich die Wage halten; und ein normaler, mittlerer Stimmgebrauch wird der sein, bei dem eine gelockerte Hemmung sich leicht durch die in der Hauptsache selbstthätige Ausathmung in Schwingungen versetzen läßt. Da wir den Verschluß in der Kehle beim Anhalten des Athems so gut wie gar nicht fühlen — man kann das an sich selbst probiren —, wohl aber fühlen, wenn die Luft durch die gelockerte Hemmung hindurchstreicht, so kann man sagen, wir sollen normalerweise so sprechen, daß immer eine leichte Lösung des Kehlverschlusses zu fühlen ist und im Uebrigen Hals und Kehle von jedem Druck und jeder Anspannung so frei wie möglich sind. Weiteres über die Kehlthätigkeit mitzutheilen, müssen wir uns versagen; es giebt hier manche Probleme, die noch der Lösung harren; die Kräfte der Kehle, die Möglichkeiten der Stimmbänderstellung sind so vielseitig und mannigfaltig, daß man Bücher füllen kann mit der Beschreibung der verschiedenen Klänge, die eine Kehle hergiebt. Die Registerfrage will ich nur erwähnen. Es giebt gewisse Stellungen der Stimmbänder, die sich für längere Tonreihen in wesentlichen Momenten gleich bleiben. Die Aufgabe der Stimmschulung ist, möglichst viele dieser Klänge für die Kunst verwendbar zu machen, so daß man das Charakteristische erhält und doch eine vollständige, einheitlich erscheinende Tonreihe durch den ganzen Umfang der Stimme hindurch zur Verfügung hat. Für die Praxis des Redners genügt es, wenn er die ihm bequeme Klangform, seine natürliche Stimmlage, recht frei gebrauchen lernt. Er kann sich dann noch üben, in tiefer Lage zu sprechen, ohne doch nach der Tiefe zu drücken oder zu pressen, und wird auch gut thun, sich eine höhere Lage auszubilden, aber ohne sie zu forciren. Es würde zu weit führen, hierauf näher einzugehen; die richtige Kehlarbeit zu lehren, ist recht eigentlich der technische Prüfstein für den Gesangs- und Vortragslehrer; es gehört dazu ebenso viel natürliches Gefühl, wie Freiheit von falschen theoretischen Ideen. Probiren geht hier über Studiren; und es läßt sich kaum mehr in kurzen Worten darüber sagen, als daß man mit vollem Bewußtsein auf ein möglichst ungezwungenes Gefühl beim Gebrauch der Kehle hinarbeiten muß.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Christliche Lebensphilosophie für Jünglinge.** Diesen Titel führt ein Buch, das schon sehr vielen Geistlichen und Religionslehrern seit Jahren wohl bekannt ist, aber ohne jeden Zweifel verdient, noch viel weiter verbreitet zu werden. Es ist jetzt in fünfter Auflage erschienen bei Justus Naumann (L. Ungelenk) in Dresden und hat zum Verfasser den bekannten emeritirten Pfarrer Dr. Siebel, der die begnadigte Kraft seines hohen Greisenalters nach wie vor in Wort und Schrift auf eine geradezu staunenswerthe Art ausnutzt zum Besten der christlichen Jugend. Seine Bücher über den Weg zur ewigen Jugend und zur ewigen Schönheit, die in demselben Verlage in der siebenten und in der fünften Auflage vorliegen, haben sich längst den gebührenden Platz neben den tüchtigsten und beliebtesten religiösen Jugendschriften erobert. Das obengenannte dritte Werk dient ebenfalls der Jugend, und zwar der männlichen, und redet sie nicht nur in jedem Abschnitt geradezu an, sondern ist auch darauf berechnet, daß jeder mit ordentlicher Schulbildung versehene Jüngling jeden Satz darin verstehen und beherzigen kann. Außerdem aber und sogar hauptsächlich sucht der Verfasser als empfängliche Leser die Geistlichen und Lehrer, die den Jünglingen Religionsunterricht zu ertheilen haben. Und daß ein solcher auch in der Fortbildungsschule an vielen Orten mit Freudigkeit und gutem Erfolg ertheilt wird, dazu hat der Verfasser mit den vier Auflagen seines Buches ganz wesentlich mitgeholfen. Führt es doch die Bezeichnung „Leitfaden für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule“, und mancher Geistliche, der solchen Unterricht übernehmen wollte und sollte, hat erst vermittelst dieses Buches gelernt, wie man die Sache anfangen müsse, um die thörichte Abneigung der Jünglinge gegen diese Unterweisung namentlich in den Fällen zu bekämpfen, wo der vorausgegangene Religionsunterricht in der Schule zu mechanisch und trocken ertheilt worden war. Wie Siebel dazu gekommen ist, seinem Buche, das eben aus dem Lehrstoffe für jenen Religionsunterricht hervorgegangen ist, den merkwürdigen Titel zu geben, das allein schon ist ergötzlich und erbaulich zu lesen in der Einleitung. Der Unterricht ist auf drei Jahrgänge berechnet. Im ersten wird von dem Wesen und den Aufgaben des Jünglingsalters (Beruf, Freuden, Gefahren, Soldatenstand, Wanderschaft) gehandelt, und zwar mit Hinzufügung eines neuen, sehr dankenswerthen Capitels über Anstand und Sitte. Im zweiten Jahrgang wird die Stellung des Jünglings zu seiner

Kirche und Gemeinde erörtert, im dritten wird zuerst die Bibel und ihre Geschichte, sodann die Socialdemokratie besprochen. Es bedürfte keines Hinweises darauf, aber er wird ausdrücklich gegeben, daß das Buch auch für den Confirmandenunterricht für die kirchlichen Unterredungen und für Besprechungen in Junglingsvereinen eine sehr geeignete Verwendung finden kann. Der Preis beträgt 2 ℳ 75 ₰. B. K.

— Veröffentlichungen des Kaiserlichen Aufsichtsamts für Privatversicherung. — Mit dem Gesetz über die privaten Versicherungsunternehmungen vom 12. Mai 1901, das am 1. Jan. 1902 in Kraft getreten ist, wurde bekanntlich u. A. ein Aufsichtsamt für Privatversicherung geschaffen. Die Veröffentlichungen dieses Amtes werden künftig in besonderen, bei J. Guttentag, Berlin, erscheinenden Heften erhältlich sein. Das 1. Heft liegt bereits vor und enthält im amtlichen Theile: Die Verordnung, betreffend das Verfahren und den Geschäftsgang des Kaiserlichen Aufsichtsamts für Privatversicherung. Vom 23. Dec. 1901 (R. G. Bl. S. 498). — Die Bekanntmachung, betreffend die von den privaten Versicherungsunternehmungen zu machenden Angaben. Vom 1. Jan. 1902 (R. A. f. P. B. J.-Nr. 1864). — Das Rundschreiben an die rechtsfähigen Versicherungsvereine auf Gegenseitigkeit, betreffend die Aenderung der Satzungen. — Die Zusammensetzung des Kaiserlichen Aufsichtsamts für Privatversicherung. Die Veröffentlichungen erscheinen 4 Mal im Jahre und können zum Abonnementspreise von 2,50 ℳ von allen Buchhandlungen und allen Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 7730a) bezogen werden. Das einzelne Heft kostet 70 ₰. Dr. H.

— E. v. Zepelin (Generalmajor a. D.), Das russische Küstengebiet in Ostasien. (Primorskaja Oblastj.) Mit zwei Karten des Küstengebiets und einem Plane von Wladiwostok. Preis 1,20 ℳ Berlin, königl. Buchhandlung Mittler & Sohn. — Eines der zukunftsreichsten Gebiete des russischen Asiens, das die Russen mit der amtlichen Bezeichnung „Küstengebiet“ (Primorskaja Oblastj) zusammenfassen, wird in objectiver Weise, vorzüglich nach russischen Quellen, geschildert. Zukunftsreich ist dieses Gebiet nicht blos wegen der großen Mengen noch ungehobener Schätze, sondern auch wegen der hohen Bedeutung für den Weltverkehr und für die Machtstellung Rußlands im fernen Osten. Da die asiatischen Gewässer des Großen Oceans mit ihren Küsten voraussichtlich auf lange Zeit hin der Schauplatz sind, der der europäischen Diplomatie wie den Flotten der Großmächte und ihres Welthandels Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte und zur Bethätigung ihres Könnens geben wird, erscheint die Kenntniß der diese Gewässer umsäumenden Gebiete mit ihren Häfen, ihrer Bevölkerung und ihren Hilfsquellen von größter Tragweite, um so mehr, wenn wir bedenken, welche Rolle auch das chinesische Hinterland in der neuesten Kriegsgeschichte spielte, dessen Zustände und dessen Verkehrsverhältnisse noch vor wenigen Jahren mehr oder weniger eine terra incognita waren. Der Norden des russischen Küstengebiets wird für den Handel und in strategischer Beziehung nuch in Zukunft nur eine secundäre Rolle spielen. Infolgedessen hält sich der Verfasser auch mehr bei einer eingehenden Schilderung des Südens auf. Hier ist der Ausgangspunkt der großen Ueberlandbahn, die Mündung des Amur, sowie der in seiner Stärke und Bedeutung stetig wachsende Kriegshafen von Wladiwostok gelegen. Zwei Karten des Küstengebietes und ein Plan von Wladiwostok tragen zu leichterem Verständniß dieser bemerkenswerthen und auf großer Sachkenntniß beruhenden Schrift wesentlich bei. Eo.

— Familie v. Ellernbruck. Roman von Käthe v. Becker. Berlin, Leipzig, Verlag von W. Bobach & Co. — Das Beste an dem Buch ist der sonnige Humor, mit dem die Dichterin hauptsächlich zwei Gestalten ihres Romans verklärt hat, die jugendliche Comtesse Libussa v. Ellernbruck, der das Geschick außer siebzehn tadellosen Ahnen nur ein frisches frohes Herz mit auf den Weg durchs Leben gegeben hat, und die alte Mama Müller, der neben einer prächtigen Dosis Bonhommie auch irdische Güter in Hülle und Fülle zu Gebote stehen. Beiden dient ihr glückliches Naturell als Springstab, mit dem sie sich leicht über den Mangel an finanziellen und gesellschaftlichen Qualitäten hinwegzusetzen vermögen. Um dieser beiden Figuren willen übersieht man gern den leichten Schematismus der übrigen Charaktertypen und den etwas traditionellen Verlauf der Handlung, der allein genügen würde, eine höhere literarische Bedeutung des Buches auszuschließen. Namentlich der obligate Gegensatz zwischen einem ultraconservativen, verarmten, aber doch gehüteten Hochadel und dem reich gewordenen liberalen Bürgerthum mit einigen Parvenu-Allüren gehört als eiserner Bestand des deutschen Familienromans nun endlich in die Rumpelkammer. Manche gute und auch überraschende Wendung hat Käthe v. Becker dagegen dem Grundthema des Romans, der Vereinigung der Liebenden durch der „sehnenden Minne sehnende Noth“, abzugewinnen gewußt, besonders wieder da, wo es sich darum handelt, durch humoristische Episoden den Gang der Handlung reizvoll zu beleben. Als Familienroman — das Wort auch im guten Sinne verstanden — kann das Buch ohne kritische Bedenken empfohlen werden. A.

— Meerschweinchen. Roman von Schulte vom Brühl. Verlag von Albert Ahn in Köln. — Ein Zug kühler Resignation geht durch die beiden Theile des Romans, sowohl durch die einleitende, das locale wie sociale Milieu fixirende Vorerzählung, wie durch die in Tagebuchform gehaltene Hauptgeschichte, die auf dem reichbewegten Hintergrunde des Lebens und Treibens an der Schmiere eines kleinen thüringischen Badeortes die Berührung zwischen „Kunst“ und Kritik in trefflicher, durch humoristische Schlaglichter nüancirter Darstellung schildert. Eine wahre Blüthenlese von tragikomischen und ergötzlichen Charakteren und Existenzen hat sich auf den Blättern dieses Romans ein Rendezvous gegeben. Kleinstädtische Genialität und extravagirende Genialitätssucht gerathen in amüsante Collisionen, leichtlebige, von moralischen Skrupeln unbetastete Coquetterie rivalisirt mit der vertrauenden Hingabe echter Jugendneigung, gereifte Ueberlegung kühler Verstandesmenschen dient der hoffnungsfrohen Schwärmerei idealistisch gesinnter Naturen als wirksame Folie. Verleger, Redacteure und Mitarbeiter des Oberländer Couriers, Lenker und Genossen des rastenden Thespiskarrens, diese zwar in traditionellen, aber durchaus nicht schablonenmäßigen Typen gezeichnet, endlich eine leicht karikirt geschilderte Duodezhofhaltung gruppiren sich in wechselnden, durch harmlose Intriguen und gesellschaftliche Differenzen frisch belebten Situationen um die Haupthandlung, die die succedirenden und in leichten Conflict zueinander tretenden Neigungen des Hrn. Chefredacteurs zu den beiden Stars, der Salondame und der Naiven, des Curtheaters zu schildern weiß. Beide Male erwächst aus berathender, durch Pflicht und Neigung veranlaßter Freundschaft eine tiefere Neigung, die jedoch infolge von Charakterdifferenzen und Verschiedenheit der socialen Existenzbedingungen zu keinem Ergebniß führt. Ergreifend und mit tiefem Mitgefühl ist das Leben des Vereinsamten gezeichnet, der in erkenntnißreicher Resignation sein Dasein beschließt. In gleichem Maße, wie die Charaktere sympathisch und mit lebenswahrem Realismus geschildert sind, ist auch die Diction flüssig und lebendig, so daß der ohne jede Prätension auftretende Roman als ein lesenswerthes Buch eine wärmere Empfehlung verdient. A.

— Merlin. Ein Buch Liebeslieder von Theodor Suse. Leipzig, S. Hirzel. — Wie leise Klänge aus fernen Zeiten, da noch die Ritter von König Artus' Tafelrunde den Worten des weisen Zauberers von der Minne Allgewalt lauschten, tönen diese Gesänge an das Ohr. Von sehnender Liebe und glücklichem Finden, von einem gemeinsamen, gefahrvollen Erdenwallen und endlich von schmerzlicher Trennung durch irdische Mächte oder den unerbittlichen Tod wissen diese Lieder zu singen und zu sagen, scheinbar ohne offensichtlichen realen Zusammenhang, nur zusammengehalten von dem Bande, das eine feinsinnige und originelle Dichterindividualität um sie gewoben. Mit dem philologischen Rüstzeug einer gewissenhaften Exegese und Interpretation tiefer in diese gedanken- und stimmungsvolle Lyrik eindringen zu wollen, hieße ihren eigenartigen Zauber zerstören; sie muß frisch und unmittelbar aus der Hand des Dichters empfangen werden. Um die Verse Merlin's ganz genießen zu können, müssen wir unsere Seele fern von dem Alltagstreiben in die Ideensphäre von Dante's Vita nuova und Petrarca's Sonetten bannen; dann werden sie all' ihre Geheimnisse offenbaren, die ihr Dichter in die kunstvollen Reimverschlingungen gelegt hat. Theodor Suse ist ein Idealist im besten Sinne des Wortes, ein feiner und originell empfindender Lyriker, der uns nicht mit kalten Abstractionen ermüdet, sondern gemüthstief und lebenswarm seine und unsere Seele in harmonischen Einklang zu setzen weiß. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 43. Donnerstag, den 10. April, Abends. **1902.**

Ueber Stimme und Sprache und wie man sie gebrauchen soll.

Von Dr. phil. **Martin Seydel**, Lehrer der Vortragskunst an der Universität und Gesanglehrer in Leipzig.

(Schluß.)

Wenn wir schon hier, bei der Betrachtung der hemmenden Kraft in der Kehle, die sich der bewegenden Athmungsluft entgegensetzt, genöthigt sind, zu sagen, daß eine feine Geschicklichkeit dazu gehört und keine Gewalt, um die Kehle normal zu verwenden, so wird man schon vermuthen, daß in Hinsicht der Resonanzverhältnisse, des dritten Momentes bei der Tonbildung, erst recht ein feines, natürliches Gefühl nöthig sein wird, um die außerordentlich complicirten Verhältnisse geschickt auszunutzen. Wir haben früher gesagt, daß wir unter Resonanzerscheinungen alle die Einflüsse auf einen Ton verstehen, die in der Umgebung der schwingenden Körper ihre Quelle haben. Wenn wir z. B. bei einer Orgelpfeife oder einem Pfeifinstrument, wie es in schematischer Form zu akustischen Experimenten gebraucht wird, das bestehen soll aus einem Blasebalg, einem Zuführungsrohr für die Luft und einer leicht schwingenden Metallzunge, die durch den vorbeistreichenden Luftstrom zum Tönen gebracht werden kann, den Ton der schwingenden Zunge durch Resonanz beeinflussen wollen, so können wir dies unter vielen andern Möglichkeiten dadurch thun, daß wir oberhalb der eigentlichen Tonquelle ein Rohr oder einen Trichter aufsetzen, der durch seine Form dem Ton ein gewisses Klanggepräge verleiht. Wir nennen bei Pfeifen einen derartigen, der Resonanz dienenden Apparat das Ansatzrohr. Das Ansatzrohr vermag dem Ton unter Umständen einen Wohlklang und eine Fülle zu geben, die man bei dem Hören der einfachen Tonschwingungen ohne mitklingendes Ansatzrohr noch gar nicht ahnt. Eine zweite Bedeutung dieses Rohres für die Orgelpfeife, die Beeinflussung der Tonhöhe, können wir übergehen, da sie für das menschliche Stimmorgan weniger wichtig ist. Auch die menschliche Stimme ist im Besitze eines solchen Ansatzrohres, und wir müssen darin den wichtigsten Resonanzapparat der Stimme erkennen. Der ganze Raum, der sich oberhalb der Kehle, oder vielmehr oberhalb der Stimmbänder befindet und den jeder Ton der Stimme zu passiren hat, dient dem Tone zur Resonanz und kann ihn günstig oder ungünstig beeinflussen. Wenn man nun bedenkt, wie außerordentlich veränderlich dieses Ansatzrohr der menschlichen Stimme ist (es wird fast nur gebildet aus beweglichen und veränderlichen Wandungen: oberhalb der Stimmbänder befindet sich zunächst der Kehlraum, der durch den Kehldeckel mehr oder weniger zugedeckt und daher in seiner Form verändert werden kann, es folgt dann der äußerst veränderliche Schlundraum, an diesen grenzt nach oben der Nasenraum, der selbst zwar wenig veränderlich ist, den wir aber durch das Gaumensegel vollständig vom Schlundraum absperren oder aber in verschiedenen Graden geöffnet lassen können, nach vorn zu folgt, durch die Gaumenbögen des weichen Gaumens vom Schlundraum abgetheilt, die Mundhöhle, und wenn auch das Dach der Mundhöhle, soweit es harter Gaumen ist, feststeht, so ist doch durch die verschiedene Kieferöffnung und durch die unendlich mannigfaltige Möglichkeit der Zungenstellung die Mundhöhle ein Theil des Ansatzrohres von ganz unglaublicher Vielseitigkeit), wenn wir diese zahlreichen Möglichkeiten in den Stellungen des Ansatzrohres bedenken, deren jede der Stimme eine andere Resonanz, eine andere Klangfarbe und -fülle verleiht, so scheint es, als wären wir bei der Ausnutzung des Ansatzrohres der größten Willkür überlassen. Doch giebt uns auch hier die Natur an der Hand des Principes vom geringsten Kraftmaß einen Ausweg aus dem Chaos, sodaß wir die für die Stimme günstigste Resonanz unter den vielen Möglichkeiten, die wir haben, herausfinden können. Man könnte darauf verfallen, daß die allergesuchtesten, schwierigsten Stellungen des Ansatzrohres die beste Stimmresonanz geben, wie es auch viele Gesanglehrer gegeben hat, die schwierige Zungenkunststücke machen ließen, in dem Glauben, dadurch für die Stimme die Resonanz zu finden. Das würde schlecht zu unserem Principe passen; sehen wir erst, wie weit wir mit diesem kommen. Das geringste Kraftmaß wird ohne Zweifel, wörtlich genommen, für das Ansatzrohr angewendet, wenn das Ansatzrohr nur mitzuklingen und überhaupt keine active Kraftanstrengung zu leisten hat. Untersuchen wir den Ton, der bei einer Resonanz entsteht, die der absoluten Ruhelage des Ansatzrohres entspricht. Die Ruhelage des Ansatzrohres ist nicht der geschlossene Mund; bei dieser Stellung sind noch Muskeln angespannt. Bei der Ruhelage hängt im Gegentheil der Unterkiefer leicht herab, wie wir es nicht selten beim schlafenden Menschen, wo viele sonst gespannte Muskeln erschlafft sind, beobachten können; auch im Tode ist dies die natürliche Lage des Ansatzrohres. Die Zunge liegt dabei indifferent im Kiefer; alle anderen weichen Organe, Gaumensegel, Schlund, Wangen, Lippen bleiben ihrer natürlichen Elasticität überlassen und sind ohne active Thätigkeit. Wenn wir bei uns selbst diesen Zustand des Ansatzrohres herstellen, also den Kiefer herabfallen und möglichste Unthätigkeit aller Organe des Ansatzrohres eintreten lassen, und wir lassen dann einen leisen Stimmton erklingen, ohne uns einen bestimmten Vokal vorzunehmen, so kommen wir auf einen Laut der Stimme, der einem offenen, kurzen ö ähnelt, wie wir es beim Stöhnen und Lallen oft hören können. Es wird in den meisten Fällen der Versuch ohne Weiteres glücken, daß man bei lose herabgefallenem Unterkiefer und schlaffer Haltung des Mundes einen Stimmklang erhält, der an dieses ö anklingt. Auch der Versuch ist oft gelungen, daß Personen, die nicht wußten, welcher Klang normalerweise das Resultat sein soll, bei richtiger Herstellung der Ruhelage das ö richtig angaben; es haben nur nicht alle die Fähigkeit, sich selbst ohne jede Anspannung zu beobachten und ihre Organe sich selbst zu überlassen. Diese ö-Resonanz könnte man wohl, da sie die Resonanz der einfachsten natürlichen Stellung, eben der Ruhelage des Ansatzrohres, ist, mit Recht als eine Art Naturresonanz bezeichnen. Was hat nun diese Naturresonanz sonst noch für Eigenschaften und was für eine Bedeutung für die Stimme außer der, daß ein Stimmklang damit gegeben ist, der thatsächlich mit der denkbar geringsten Anstrengung des Instruments hervorgebracht wird? — Zunächst hat sie die Eigenschaft, daß sie eine gewisse Mitte in der Klangfarbe darstellt. Wir können nicht sagen, daß der Stimmklang eines Tones bei dieser Resonanz besonders hell, auch nicht, daß er besonders dunkel wäre. Aus diesem Grunde können wir jede andere Färbung, die wir wünschen, von dieser neutralen Mitte aus leicht erreichen. Letzteres ist ja auch schon eine unmittelbare Folge davon, daß keine eigene Thätigkeit des Ansatzrohres bisher vorliegt. Wir können von der Ruhelage aus jede andere gewünschte Stellung in größter Kürze erreichen, da wir doch nicht etwas Vorhergethanes dabei rückgängig zu machen haben. Eine weitere sehr günstige Eigenschaft der Naturresonanz ist, daß bei dieser Stellung des Ansatzrohres das Gaumensegel den Nasenraum zunächst nicht fest abschließt, sondern bei seiner schlaffen Lage auch die Nasenräume wohl mit in die Schwingungen der Mundhöhle hineingezogen werden, wenigstens leicht hineingezogen werden können. Der angegebene Ton quillt jedenfalls bei der Ruhelage leicht nach oben und schwingt überall hin, wo ihm die Natur zu schwingen erlaubt; die Naturresonanz spricht, um einen Ausdruck zu gebrauchen, den man gern für günstige Klang-

verhältnisse eines Tones anwendet, außerordentlich leicht an. Doch mit der vortheilhaften Mittelstellung und dem leichten Ansprechen sind die wichtigen Eigenschaften der Naturresonanz noch nicht erschöpft. Sie hat auch eine ganz eminente Bedeutung in der Sprache. Derjenige Laut nämlich, der in der Sprache, wenigstens in der deutschen Sprache, am allerhäufigsten vorkommt und von allen am häufigsten wiederkehrt, das sogenannte dumpfe oder, wie es Eduard Sievers nennt, gemurmelte e der unbetonten Silben, Endsilben und einiger Vorsilben hat einen Vocalklang, der dem Klang der Naturresonanz fast genau entspricht; Laden, Name, Blüthe, fühle, gefallen; bedenken — bei allen diesen Worten hört man in den e der Endsilben und sehr ähnlich bei den Vorsilben den offenen ö-Laut wieder, den die Naturresonanz giebt. Noch verbreiteter als mit diesem verbreitetsten Vocal der Sprache ist der Laut der Naturresonanz durch die Consonanten. Die Consonanten werden fast alle, wir können das nur erwähnen, als Geräusche im Ansatzrohr gebildet, durch Zunge, Gaumen, Zähne, Lippen. Bei jedem solchen Geräusch geht ein gewisser, durch die Höhlung des Ansatzrohres hervorgerufener Resonanzklang mit; man hört nicht nur, wenn man ein k kräftig explodiren läßt, das Geräusch, den Knall der Explosion selbst, sondern die Mundhöhle ertönt in Resonanz mit. Wir wollen diese Erscheinung von Consonantenresonanz den Hall der Consonanten nennen. Der Hall ist in irgend einer Form eine regelmäßige Begleiterscheinung bei fast allen Consonanten. Nun ist es natürlich, daß nach jeder Thätigkeit das Ansatzrohr wieder zurück in die Ruhelage fallen will; so wird also dieser Hall, der den Consonanten begleitet, dem Laut der Ruhelage entsprechen müssen oder sich ihm nähern. Und so verhält es sich auch thatsächlich. Articulirt man irgend welche Laute, Explosivlaute wie p, t, k sind am leichtesten daraufhin zu prüfen, ganz ohne Stimme, so wird man immer das ö mitklingen hören; nie, wenn man es nicht mit Absicht herbeiführt, ein u, oder a, oder i. So ist es auch im Verlauf des Sprechens; ein Wort wie „Rat" hat am Schluß nach dem t den Hall ö, nicht a oder i; ebenso „litt". Auch „Ruck", „Rock", „ab" — überall ein Zurückfallen nach dem Laut der Ruhelage. Alle diese zahlreichen Umstände, die uns entgegentreten, wenn wir die Resonanz der Ruhelage des Ansatzrohres betrachten, die mittlere Klangfarbe, das leichte Ansprechen, die Beziehung zu dem häufigst vorkommenden Vocal der Sprache, dem dumpfen e, und zu dem Hall der Consonanten,*) berechtigen uns zu der Annahme, daß wir in der Naturresonanz eine Grundlage für alle stimmliche Resonanz sehen dürfen, die uns wohl den Weg zeigt durch die mannigfaltigen Möglichkeiten im Gebrauche der Stimmresonanz. Wir müssen so sprechen, daß wir alle Laute nur soweit von dem Laut der Ruhelage abweichen lassen, als sie abweichen müssen, um charakteristisch zu klingen; wir müssen die ganze Sprache aus der Ruhelage entwickeln und auf diesen ö-Laut zuschneiden, um eine rationelle Resonanz zu gewinnen. Spricht man nach dieser Regel, so wird die Stimme immer sonor klingen und tragfähig sein, während jede gröbere Abweichung aus dieser phonetischen Basis als unnormal und unrationell anzusehen ist. Diese normale Resonanz zu finden ist nicht schwer; es gehört ja dazu eigentlich nur, daß man sich der Natur ganz überläßt; schwer ist es nur, wenn man gewisse angewöhnte Steifheiten im Organ erst überwinden oder aufgeben muß, von deren Existenz man oft nicht einmal weiß. Auch die Dialekte können in dieser Beziehung Schwierigkeiten machen, da einzelne Dialekte die Organe des Ansatzrohrs in eine Stellung gewöhnen, die eine verhältnißmäßig klanglose Naturresonanz der betreffenden Stimme zu erzeugen geeignet ist; man muß eine derartige schlechte phonetische Basis dann künstlich zu ändern suchen, wenn nicht absichtlich die dialektische Färbung erhalten werden soll. Doch sind falsche Gewohnheiten und Trägheit des Organs, die nicht dialektische Ursachen haben und schon fast zur Natur geworden sind, die schlimmsten Gegner des wirklich Natürlichen. Ungeschulte Organe finden meist das Richtige in kurzer Zeit, viel schlimmer sind falschgeschulte. Besonders im Gesangunterricht kann man in dieser Hinsicht die mannigfachsten Erfahrungen machen; oft wird der natürliche Weg durch ganz complicirte Mittel und mit Aufwand größter Mühe und Fleißes umgangen und ganz künstliche Fehler werden herausgebildet. So ist ein sehr gefährlicher Ausdruck, den man von Laien und von Fachleuten vielfach hört, der, daß die Stimme vorn sitzen müsse. Allerdings wird bei einer gut geschulten Stimme jedes Wort, jeder Ton so klingen, als löste er sich leicht von den Lippen ab; aber man darf nun nicht versuchen, wozu dieser Ausdruck sehr häufig verführt, den Ton vorn zu bilden. Das Ansatzrohr ist schon direct oberhalb der Kehle sehr beweglich, und wenn die Aufmerksamkeit auf die Lippen concentrirt wird, so hat man sehr viele Möglichkeiten, schon in dem weiter rückwärts gelegenen Theile des Ansatzrohres die gröbsten Fehler gegen eine gesunde Resonanz zu machen, den Schlund zusammenzuziehen, die Zungenwurzel falsch herabzudrücken oder dergleichen Fehler, die man unbedingt bemerkt, wenn man von vornherein das gesammte Ansatzrohr aus der Ruhelage heraus zur Bildung von Lauten und Tönen benutzt und das Vornsitzen des Tones dann als ganz selbstverständliches Resultat sich in den Schoß fallen läßt. Wir müssen es uns versagen, das Thema der Stimmresonanz hier weiter zu verfolgen. Wie sich die Resonanz beim Gebrauch der verschiedenen Register gestaltet, wie Stirn, Brust und Unterleib zur Resonanz beitragen, das sind Fragen, die für Sänger und Redner höchst wichtig sein können; doch ist meiner Erfahrung nach die Resonanz im Ansatzrohr der wichtigste Theil der Resonanzlehre. Fehler, die im Ansatzrohr gemacht werden, sind durch keine sonstige Kunst zu überwinden, und es ist daher wohl nicht gering zu schätzen, daß man auf die wichtige Frage nach dem Gebrauch des Ansatzrohres eine so klare Antwort durch die Anwendung des allgemeinen technischen Grundprincips erhalten kann, die Antwort, daß die Naturresonanz, die der Ruhelage des Ansatzrohres entspricht, uns die Richtung angiebt, in der wir uns üben müssen.

Vergegenwärtigen wir uns die aufgefundenen technischen Regeln noch einmal. Es war zuerst der tiefe Athem mit Brustkorbbasis und Zwerchfell und das leichte, selbstthätige Ausströmen der bewegenden Kraft; dann die lockere und geschickte Stellung der hemmenden Kraft in der Kehle und schließlich die Ausnutzung der Resonanzverhältnisse unter Hinblick auf die Naturresonanz, was wir zu beachten hatten. Werden diese drei Forderungen vom Sänger oder Redner erfüllt, so wird er seine Stimme in rationeller Weise gebrauchen; er wird das technische Grundprincip erfüllen, die geringste Kraftanstrengung anwenden, und kann sicher sein, daß sein Organ bei körperlicher Gesundheit und in normalen Verhältnissen ihn nicht im Stiche läßt. Eine solche Stimme hat dann alle Eigenschaften, die man von einer guten Stimme verlangt: der Ansatz ist gut, wie der Fachausdruck lautet; sie trägt im Raum; sie ist modulationsfähig und läßt sich von ihrem Inhaber mühelos verwenden, um seine inneren Erlebnisse auszudrücken in Rede und Gesang. Von weiteren Anwendungen unseres technischen Grundprincipes müssen wir absehen. Es ist leicht zu erkennen, wie es z. B. seine Geltung behält auch bei dem Verhältniß des Stimmaufwandes zur Größe des Raumes, der beherrscht werden soll. Wenden wir uns vielmehr nun zu der Frage, wie sich eine gute Technik zu den höheren Aufgaben beim Gebrauch von Stimme und Sprache verhält, und auf welche Weise wir sicher sein können, sie wirklich gut zu verwenden.

Gewiß ist schon dadurch, daß wir die technische Seite unserer Betrachtungen auf ein so allgemeines, weittragendes Naturprincip aufbauen konnten, deutlich geworden, daß in der richtigen Technik schon eine tiefere, geistige Bedeutung liegt. Für Den, der die Technik recht zu nehmen weiß, ist in dem gesunden und vernünftigen Kräftegebrauch der Geist der Kunstfertigkeit, der geistige Kern des Vortrags und der Phantasieproduction, wenn auch in ganz einfacher Form, schon mit enthalten. Wie wahr dies ist, daß hier schon geistige Factoren mitsprechen, geht schon aus der Thatsache hervor, daß durch nichts die höheren Fähigkeiten, ein guter Vortrag und eine gestaltungskräftige Phantasie, besser entwickelt werden, als durch eine gesunde Technik. Es kommt zuweilen vor, daß in Rede oder Gesang ein feuriger Geist trotz mangelhafter Technik im Stande ist, sein Phantasieleben auszudrücken und mitzutheilen; und gewiß wird, wo weder Geist noch Gemüth vorhanden ist, eine gute Technik nur zu klingendem Schellenklang und nicht zu echter Wirkung führen; allein in viel mehr Fällen liegen die Verhältnisse so,

*) Ein weiteres Beispiel für den Laut der Naturresonanz giebt die Interjection vieler Redner, die als Zeichen der Ermüdung entweder beim Besinnen auf ein Wort oder bei lautlicher Stockung im Sprechen erklingt. Dieses eingeschobene ö oder dunkle ä ist nichts weiter als ein Stimmlaut bei einer Stellung des Ansatzrohres, die sich der Ruhelage nähert. — Wir verdanken den Hinweis auf dieses sehr hübsche Beispiel Hrn Justizrath Dr. Gensel in Leipzig

daß wohl ein Mensch etwas geben könnte in Rede und Lied, wenn er nicht durch mangelhafte, hinderliche Technik gehemmt würde, während eine gute Technik, die mit dem Organ spielt, nicht nur sich leicht verwenden läßt, sondern dem Höheren, Geistigen direct entgegen kommt und es fördert und steigert. Ein Gedicht, das uns, stumm gelesen, eindruckslos blieb, mit schlechter Sprechtechnik laut gelesen, uns sogar mißfiel, gewinnt auf einmal ein anderes Gesicht, wenn wir es üben; wir erleben eine Stimmung viel leichter, wenn unsere Organe den Ausdruck der Stimmung leicht finden können. Es ist dies ein Correspondiren zwischen Geistigem und Körperlichem. Das Geistige muß leiblich werden, das Körperlich-technische geistig, so giebt es einen vollen künstlerischen Klang, und wohl dem, der nicht in der einen Seite allein das Heil sucht. Das geistige Wollen allein ohne technische Uebung verführt leicht zu Unnatur, Affectation und unbefriedigendem Dilettantismus; die Technik allein macht äußerlich, ertödtet den Geist, wirkt im schlechten Sinne virtuosenhaft. Beide, der *schlechte Dilettantismus* und die *falsche Virtuosität*, mißfallen; beide entsprechen nicht der Absicht des Vortragenden, die vorgetragene Sache unverfälscht zu übermitteln. Allerdings, um dem Mißfallen in jeder Weise zu entgehen und dem Inhalt einer Rede oder eines Gesangsstückes immer ganz gerecht zu werden, wenn wir hierfür Regeln oder Richtpunkte suchen, so genügt das technische Grundprincip allein nicht mehr. Gegen die Regel vom geringsten Kraftmaß dürfen wir zwar nicht sündigen, auch wenn es sich um mehr als bloße Technik handelt, aber es kommen noch andere Gesichtspunkte hinzu, die wir für die höheren Aufgaben zu beachten haben. Und hiermit gelangen wir zu der Frage nach einem *ästhetischen Grundprincip*, das uns leiten soll. Wann gefällt uns ein Vortrag, ein Lied? Wann dürfen wir annehmen, daß wir selbst wohlgefällig vortragen? Wann können wir sicher sein, daß uns unser Geschmack richtig leitet und unser Urtheil über Gefallen und Mißfallen berechtigt ist? Diese Fragen, die ästhetischer Natur sind, werden wir durch folgende ästhetische Norm beantworten müssen: *Wohlgefällig, schön ist Alles, was eine gewisse Lebensfülle in sich enthält, wobei wir aber den Eindruck einer Grenze noch nicht haben.* Ein schönes Bild regt unsere Phantasie an und muß ihr Lust zu weiterer Beschäftigung geben; wird die Phantasie aber beim Anblick überanstrengt, übersättigt, so gefällt uns das Bild nicht. Ein schöner Ton ist der, der sich als kräftiges Individuum aus der Schallwelt heraushebt, der aber nicht so klingt, als wäre mit ihm die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit des Organs oder des Instruments erreicht. So werden Rede oder Gesang immer dann und mit Recht gefallen, wenn sie lebensvoll sind und doch eine Weiterentwickelung zulassen. Man soll mit dem Vortrag nie die ästhetische Grenze überschreiten, d. h. nie so weit gehen, daß gar keine Steigerung mehr denkbar wäre. Das gilt vom Stimmgebrauch in ästhetischer Hinsicht ebenso, wie vom Ausdruck. Wer die Stimme über das Maß anstrengt, ein Schreiender, mißfällt; wer den Ausdruck so sehr steigert, daß er ihn nicht mehr steigern kann, verletzt. Umgekehrt, Leblosigkeit, energieloser Stimmgebrauch und matter Ausdruck sind der Tod jedes Interesses. Und doch, wie leicht, das werden besonders Lehrer der deutschen Literatur bestätigen können, verliert sich beim Vortrag der schönsten Gedichte auf einmal die Phantasiekraft, wie leicht geht die Herrschaft über den Ausdruck verloren; wie oft laufen todte Strophen mit unter, wo es dann so schwer ist, die Stimmung wieder zu finden. Da ist es geradezu eine unfehlbare Selbstcontrole, wenn man beim Vortrag diese Regel von der ästhetischen Fülle und dem ästhetischen Maß, wie wir sie nennen wollen, im Auge hat. Hat man das Gefühl beim Vortrag irgend einer Sache, daß man hätte noch mehr geben können, so kann man sicher sein, daß man nicht schlecht vorgetragen hat. Ist man dagegen im Vortragen, wenn auch nur für Augenblicke, seinem Gefühl nach über das Ziel hinausgeschossen und hat die Phantasie und den sprachlichen Ausdruck nicht ganz in der Gewalt behalten, dann ist in jedem Falle der Vortrag unruhig, nicht gleichmäßig geschmackvoll, durch unwirksame, todte Momente getrübt gewesen. Denn es packt und interessirt nur das, das wie eine sicher wirkende magnetische Kraft uns anzieht; jedes Schwanken, Nachlassen oder Straucheln der sicher beherrschten Kraftentfaltung beunruhigt oder langweilt. Man wird das nicht falsch verstehen, als wollten wir durch diese Betonung des ästhetischen Maßes das hinreißende Temperament und überwältigende Feuer dem großen Redner und Vortragskünstler verbieten. Im Gegentheil, es soll Jeder die Lebensfülle, die Phantasiekraft, die Ausdrucksstärke entfalten, die ihm zur Verfügung steht; nur Eins steht fest, daß ein Temperament nicht mehr hinreißend wirkt, wenn es selbst mit sich durchgeht zum Maßlosen und daß ein Feuer kalt läßt, wenn es zu hitzig verprasselt.

Die Norm von der ästhetischen Fülle und dem ästhetischen Maß, die der Bildung unseres Geschmackes zu Grunde zu liegen hat und sein Urtheil controliren kann, geht zwar tiefer als das Princip vom geringsten Kraftmaß, das rein technisch ist, giebt aber doch immer noch eine mehr formelle, eben nur auf das Wohlgefällige gehende Anweisung. Es fehlt uns bis jetzt noch ein leitender Gesichtspunkt für den *Inhalt* der Rede oder des Vortragsstückes. Fast könnte es scheinen, als wäre hierfür ein so allgemeines Princip nirgends zu finden, bei der unendlichen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Menschen und der Gelegenheiten, der äußeren und der psychischen Voraussetzungen, die sich in Worten kundgeben und bei der Rede mitsprechen können. Es läßt sich auch eine Regel nicht eigentlich über den Inhalt selbst aufstellen, sondern nur darüber, wenn der Redner und der vortragende Sänger dem Inhalt dessen, was er spricht oder musicirt, Genüge thut. Und doch wird uns die dafür geltende Regel tiefer führen, als man zunächst vermuthet, und das Wesen des Inhalts selbst mit treffen. Sie lautet: *Um dem Inhalt eines vorzutragenden Stückes oder einer eigenen Rede gerecht zu werden, müssen alle Beziehungen, die in dem betreffenden Stücke enthalten sind, richtig aufgefaßt und wiedergegeben werden.* Nach dieser Regel prüfe sich der Sänger z. B., ob er nicht beim Vortrag eines Schumannschen Liedes, etwa der „Frühlingsfahrt", den poetischen Sinn, den romantischen Duft des Stückes durch Beziehungen auf modern-pessimistische Empfindungen, die er ganz fälschlich hineinträgt, verletzt; oder der Lehrer, der ein Schillersches Gedicht spricht, frage sich, ob das Pathos, das er anwendet, nur declamatorisch hohl ist oder wirklich getragen ist von einem sittlichen Enthusiasmus, den Schiller stets verlangt. Auch beim Vortrag eigener Reden geschieht es wie oft, daß man nur äußerlich seine Worte übermittelt, ohne wirklich im lautlichen Ausdruck die Beziehungen durchklingen zu lassen, die die Rede enthält. Poetische, bilderreiche Sätze vorgetragen in pedantischem, verstandesmäßig-eindringlichem Tone; Trivialitäten und alltägliche Dinge gesprochen mit einem Stimmaufwand und einer Wichtigkeit, als wären es die bedeutendsten Sätze, dies Alles sind Fehler, die gegen diese Regel von der Ausschöpfung und Einhaltung der inhaltlichen Beziehungen verstoßen. Es ist wohl kein Zweifel, daß wir mit dieser letzten Regel tiefer in den Kern der Persönlichkeit eindringen als mit den früheren. Das technische Grundprincip war ein Naturprincip; es gilt in der ganzen Natur als Gesetz vom geringsten Kraftmaß und wir müssen es auch beim Gebrauch der Stimme und Sprache befolgen, wenn wir der Natur nicht abtrünnig werden wollen. Das zweite Princip ist schon höherer Art; es macht die sinnliche Erscheinung der Rede und die ganze Art des Vortrages geeignet, Neigung und Interesse zu wecken; ohne ästhetische Fülle und ohne Maß zu halten werden wir entweder nicht interessiren oder abstoßen. Das letzte Princip, das die Ausschöpfung aller inhaltlichen Beziehungen fordert, ist tiefster, geistiger Natur. Hier wird vom Redner, wie vom Sänger die ganze Persönlichkeit verlangt. Der Sänger muß suchen, den Componisten, dessen Werke er übermittelt, ganz zu verstehen; er darf nicht nur eigene, flache Empfindungen durch das Werk eines Anderen aus sich heraus schaffen, sondern er muß neu beleben, was ihm ein Anderer anvertraut hat. So kommen wir zu dieser höchsten Vortragskunst im Gesang und in der Recitation, bei der wir nicht nur den Empfindungsinhalt des Kunstwerks, sondern die Person des Künstlers, der das Werk geschaffen hat, mit ihren psychologischen Voraussetzungen aus dem Werke herauszuhören glauben. Gesteigerte Persönlichkeit ist ja alle Kunst; und der reproducirende Künstler muß uns Schubert und Beethoven nicht nur in äußerlich treuer Manier, auch nicht in willkürlicher Verzerrung nach eigenen Neigungen, sondern in tiefstem persönlichen Nachleben darzubringen suchen. Der Redner schließlich, der die eigene Sache vorträgt, kann, wenn er den Grundsatz, allen Beziehungen Rechnung zu tragen, erfüllt, nicht anders als wahr sein und muß in seiner sittlichen Willensrichtung Farbe bekennen. Denn die tiefste Beziehung für die eigene Sache ruht stets in den tiefsten sittlichen Fragen, in dem sittlichen Kern der Persönlichkeit. Hierdurch verliert nun auch das inhaltliche Grundprincip

seinen nur relativen und formellen Charakter. Unser Verhältniß zum Inhalt will es in letzter Instanz geprüft sehen durch das sittliche Gewissen; hierdurch greift es in das Wesen des Inhaltes selbst ein; denn es wird damit einfach entschieden, ob Vortragsstück oder Rede mit restloser, innerer Uebereinstimmung von uns vorgebracht werden können, oder ob wir davon überhaupt ablassen müssen, wenn anders wir nicht heucheln oder lügen wollen. Wahrheit gegen sich selbst und sittliche Tüchtigkeit sind also die Eigenschaften, die schließlich auch in Rede- und Vortragskunst die höchste Meisterschaft verleihen, wie im ganzen Leben sonst; und wir können sagen, die Gaben der Natur, die sich technisch so schön und leicht vervollkommnen lassen, wie uns die technischen Betrachtungen lehrten, die dann so wohlgefällig und anziehend wirken können und Macht über die Gemüther gewinnen durch Fülle und Maß, sie erlangen erst ihren höchsten Werth, wenn sie inhaltlich in Beziehung gesetzt werden zur sittlichen Persönlichkeit. In Gesang und Rede haben wir so den ganzen Menschen, seiner Natur nach, die sich im Technischen zeigt, seiner Bildung nach, die durch das Aesthetische am deutlichsten offenbart wird, und seiner Sittlichkeit und persönlichen Tiefe nach. Und wenn wir beim Sprechen und Singen, bei richtigem Gebrauch der Technik und mit gutem ästhetischem Sinn so in die Tiefe der Persönlichkeit steigen, dann werden wir Stimme und Sprache würdig gebrauchen und recht üben. Auch werden wir dann am leichtesten den Gefahren entgehen, die eine bewußte technische Schulung und die weitverbreitete Bildung der Individuen mit sich bringen, den Gefahren der Veräußerlichung und Kleinlichkeit. Wenn auch in der Zeit der abstracteren Ideale wohl mächtigere Geister am Werke waren, so wird die Ausbildung concreter, praktischer Ideale doch stets gesund bleiben, wenn der Kern der Persönlichkeit in Mitleidenschaft gezogen wird. Wir können uns dann mit gutem Gewissen der Pflege unserer natürlichen Gaben widmen; und jeder Vortragende, Redner, Sänger und Recitator, kann sicher sein, wenn er Herz und Sinn wahrhaftig mitsprechen läßt, daß er selbst an tiefstem, seelischem Leben gewinnen wird und daß er sein Publicum in rechter Weise ergreift und für das, was er selbst gefühlt hat, warm macht. Nur dann, wenn natürliche Technik, gebildeter Geschmack und sittliche Persönlichkeit zusammenwirken, erfüllt sich das Wort des Dichters über Vortrag und Rede: sie werden aus der Seele dringen und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingen.

So kann uns eine umfassende Schulung der Stimme und der laut werdenden Sprache wohl die Macht geben, im öffentlichen Leben Das zu wirken, was wir für das Beste halten. Es wird sich schon bei der Uebung für uns die Spreu vom Weizen sondern; wir fühlen selbst wärmer, was wir sind und was wir wollen. Sogar das logische Denken hat eine Förderung davon zu erwarten, wenn dieses auch über jeder äußeren Technik steht; es wird doch eine nachdrücklichere Vortragsweise reinigend und klärend auf die Gedankengänge wirken; ganz zu geschweigen von den stilistischen Einflüssen, davon, wie die laut gewordene Sprache den „papiernen Stil“ zu beleben vermag. Durch die dabei beständig nothwendige ästhetische Controle veredelt sich der Geschmack, auch das Naturgefühl und der Sinn für die Kräfte der Welt entwickelt sich am besten durch die Uebung der Kräfte des eigenen Leibes und doppelt, wenn es die feinsten Organe sind, denen die Uebung gilt. Es ist somit in der Schulung der Stimme und in der Uebung der Vortragskunst ein Feld gegeben, auf dem die Erziehung in umfassender Weise arbeiten und wirken kann, und die erziehliche Wirkung kann sehr intensiv sein, da in der Kunst der Rede und des Recitirens mit den bleibenden Ideen, die die Inhalte bilden, die concentrirte momentane Leistung sich verbindet, die alle redenden Künste in ihrer Ausübung verlangen. So sind Uebungen in Stimmgebrauch und Vortragskunst, die ebenso, wie sie gesund und praktisch-nützlich sind, auch tiefgreifend und von idealem Werthe sein können, wohl würdig und nothwendig für eine Nation, die sich zu einer vollen Lebensentfaltung nach der geistigen und praktischen Seite hin mit Recht für berufen hält.

Bücherbesprechungen.

— **Winzenburg.** Roman aus der Zeit der großen Hildesheimischen Stiftsfehde von **Ludwig Kubel.** Zwei Bände. Wolfenbüttel 1901, Verlag von Julius Zwißler. Preis 6 ℳ. — Es ist ein farbenreiches Bild kriegerischer Verwicklungen, das dieser geschichtliche Roman vor unseren Augen entrollt. Denn die Regierungszeit Johann des IV., Herzogs von Lauenburg, der den bischöflichen Stuhl von Hildesheim im Jahre 1511 als der 45. Nachfolger des Bischofs Gunther bestieg, hat nicht viele ruhige Tage gesehen. Manchem Leser wird es wohl fast zu viel werden des blutigen Hin und Her in der langen Fehde zwischen dem Stifte Hildesheim und den welfischen Herzögen Erich von Braunschweig-Kalenberg und Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Aber der Verfasser versteht nicht nur die Ereignisse zu beleben, sondern uns auch zu erwärmen für die Hauptträger der Handlung, läßt uns auch nicht in Zweifel darüber, nach welcher Seite ihn sein Herz zieht: zu Johann IV. und seinen tapferen Rittern, den Henning von Rauschenplatt, Gebhardt von Schenck, Klaus Barner, Lewin von Veltheim. Etwas zu breiter Raum ist für unsern Geschmack dem sagenhaften Elemente gegönnt, der Geschichte der wilden Mettel. Allerdings gelingt es gerade mit Hilfe dieser Gestalt dem Verfasser, der vielverzweigten Handlung die Einheit zu wahren. Sicher ist, daß die Theilnahme des Lesers bis zum Ende nicht erlahmt und daß gerade die letzten Capitel — vom siebzehnten an — sich bis zu einer Art dramatischer Wirkung steigern. Den Eindruck des Schlusses vertieft wesentlich das Hereinklingen der Botschaft von Wittenberg, obwohl die Reformationsbewegung in den Gang der Handlung nicht unmittelbar eingreift. Die reichbewegte Geschichte der Stadt Hildesheim hat der Kunst schon manchen dankbaren Vorwurf geboten. Die guten Bürger der alten Bischofsstadt sind mit Grund besonders stolz auf die Ueberlieferungen aus stiftischer Zeit, auf die Siege von Bleckenstedt und Soltau. Auch aus dem Romane „Winzenburg“ spricht ein kräftiger und wohlthuender Localpatriotismus. In der Gegend des Apenwassers, an der Oker und Innerste sind ihm theilnehmende Leser sicher; doch wären sie ihm auch außerhalb des Stiftes Hildesheim zu wünschen.

R. B.

— **Wilhelm Bornemann, Innere Mission.** Eine Pfarrerstragödie. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1901. — Die innere Mission hat auch ihre Gefahren, das lehrt uns die Bornemann'sche Pfarrerstragödie. Wir sehen, wie ein Wirthshauskind, Alice Manske, die als Braut von trunkenen Studenten gefeiert wird, sich aus einer Schlägerei in der Wirthsstube ihrer Eltern am Arm eines Pfarrers Werner Hellmuth herausrettet, der zufällig zugegen war. Das Mädchen flößt ihm Theilnahme ein; er erkundigt sich bei dem Vater nach ihrer Vergangenheit und erfährt, daß sie einmal mit einem reichen Herrn verlobt war, der sie heirathen wollte und dem sie nach Amerika nachreiste. Doch wurde nichts aus der Ehe, Alice kam allein zurück; er wollte bald nachkommen, doch sie wartete auf ihn noch vergeblich. Jetzt soll sie einen jungen, vermögenden Bauerssohn aus der Verwandtschaft heirathen; doch sie mag ihn nicht — er ist ihr zu roh, zu ungebildet. Nun geht Hellmuth selbst zu Alice, die als Modell in den Künstlerateliers sich ihren Lebensunterhalt erwerben muß; hier geräth er ganz in ihren Bann; er hält bei dem nächsten Besuch um ihre Hand an und heirathet sie; er verliert dadurch sein geistliches Amt; man verfährt schonend mit ihm, man will ihn in eine östliche Provinz versetzen; doch er lehnt es ab und will sich durch wissenschaftliche Arbeiten für Redactionen ernähren. Während eines Besuchs in Leipzig, den er zum Zweck geschäftlicher Besprechungen macht, betheiligt sie sich auf Zureden des Malers Knauer, mit dem Hellmuth von früher befreundet ist, an einem Bacchus- und Rosenfest in Treptow; sie plaudert das Alles in einem leichten Rausche aus. Hellmuth geräth außer sich und schlägt sein Weib. Sie verläßt das Haus. Der Expastor fordert den Maler Knauer zum Zweikampfe und fällt im Duell. Die Erzählung ist einfach, ohne Farbenreichthum, ohne Glanz der Schilderung; aber auch ohne Manierirtheit und Geistreichelei. Die Ereignisse sprechen für sich selbst. Auch der Zweikampf am Schluß ist dadurch motivirt, daß Werner seinerzeit ein flotter Corpsstudent und trefflicher Schläger war. Die Lehre, daß Ehen, die unter erschwerenden Umständen bei Ungleichheit des Standes und der Bildung geschlossen werden, oft einen unglücklichen Ausgang nehmen, verdient Beherzigung. Allgemein giltig ist dieser Satz freilich nicht; es giebt erfreuliche Ausnahmen.

R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 44. Sonnabend, den 12. April, Abends. **1902.**

Die Lebensdauer.*)

Von Martin Beck.

„Unser Leben währet 70 Jahr, und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahr." Die Bibel giebt damit sehr richtig das normale Alter an, das der Mensch unter günstigen natürlichen Bedingungen und bei verständiger Lebensweise erreichen kann. Aber es sind verhältnißmäßig nur Wenige, die dieses Normalalter auch wirklich erreichen. Das Durchschnittsalter unserer Zeit beträgt nur 40 Jahr. Das hat verschiedene Ursachen. Vererbung, Lebensgewohnheiten, Rasse und Beruf sind besonders von maßgebendem Einflusse auf die Lebensdauer. Wenn es nun auch nicht darauf ankommt, wie lange, sondern wie wir auf Erden gelebt haben, so wollen wir doch einmal die mancherlei Bedingungen der menschlichen Lebensdauer näher betrachten. Wir werden dann einsehen, daß wir die Lebensdauer nur sehr wenig auszudehnen, wohl aber viele der schädlichen Einflüsse abzuhalten oder wenigstens abzuschwächen vermögen, die das Leben verkürzen. „Eine allmälige Annäherung an das Ideal (der größten natürlichen Lebensdauer) liegt nicht außerhalb des Bereichs des menschlichen Strebens," sagt Wappäus in seiner Allgemeinen Bevölkerungs-Statistik. „Jeder wahre Fortschritt einer Nation in Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst bringt sie ihm näher, denn eine große Zahl der nicht natürlichen Todesursachen sind Wirkungen negativer Culturzustände." Und der berühmte Meister der modernen Statistik, Dr. Ernst Engel, bemerkt treffend: „Das durch die Individuen des Volkes repräsentirte Capital ist bei Weitem das beträchtlichste im Staate; und das in der lebenden Generation ruhende Erziehungscapital übersteigt weit die Summe aller übrigen Capitalien. Jede Verkümmerung der physischen Beschaffenheit der Bevölkerung, der hätte entgegengewirkt werden können, ist eine Verschwendung des edelsten Capitals, der Intelligenz und der physischen Kraft der Bevölkerung, und kommt einer absoluten Capitalsvergeudung gleich."

Im ersten Lebensjahr ist die Sterbegefahr des Menschen am größten. Sie übersteigt selbst die Sterbegefahr achtzigjähriger Menschen. Wer das erste Jahr des irdischen Daseins glücklich überstanden hat, läuft bis zum fünften Jahr noch immer Gefahr, dem Tod zum Opfer zu fallen. Von da an verblaßt diese Gefahr immer mehr bis zum 13. Jahr. Von diesem Jahr an beginnt sie wieder zu steigen, erst sehr langsam, dann aber immer mehr zunehmend. Ungefähr im 70. Jahr hat sie die Sterbegefahr des zweiten Lebensjahres erreicht.

Das weibliche Geschlecht ist dabei von Anfang an begünstigt. Schon im ersten Lebensjahr sterben viel weniger Mädchen als Knaben. Allmälig wird der Unterschied etwas geringer, obwohl das stärkere Geschlecht dem jüngeren immer noch an Lebensfähigkeit nachsteht. Aber vom 10. bis 15. und vom 27. bis 35. Lebensjahr ist die Sterbegefahr der Frauen größer als die der Männer. Vom 36. Jahr an überwiegt wieder die Sterbegefahr der Männer und zwar recht erheblich bis zu den siebziger Jahren. Dann schwächt sich der Unterschied allmälig ab. Bis ans Lebensende stehen die Männer aber den Frauen an Lebensfähigkeit nach.

Es werden zwar in Deutschland mehr Knaben als Mädchen *geboren*. Infolge der größeren Sterblichkeit der Knaben *überwiegt* trotzdem die Zahl der erwachsenen Frauen die der Männer. Nach der letzten Volkszählung kamen in Preußen auf 1000 Männer 1031 Frauen. Die Frauen werden auch durchschnittlich älter als die Männer. Am 2. December 1895 gab es in Preußen 13 Männer und 59 Frauen, die über 100 Jahre alt waren. Und von je 1000 im Jahre 1830 geborenen Kindern waren 1890 noch 357 Männer und 420 Frauen am Leben.

Schon vor der Geburt macht sich die geringere Lebensfähigkeit des männlichen Geschlechts bemerkbar. Es kommen durchschnittlich 30% mehr todtgeborene Knaben als Mädchen zur Welt. In Deutschland z. B. auf 100 Mädchen 129 Knaben, in Frankreich aber 144, in Italien 139 und in Oesterreich 131. Die Ursache der größeren Sterblichkeit der Männer muß also im männlichen Organismus, nicht in der anstrengenden Berufsarbeit oder den zerstörenden Leidenschaften der reiferen Jahre begründet sein, obwohl auch diese beiden Factoren nicht ohne Einfluß auf die größere Männersterblichkeit späterer Jahre sind.

Wie im ersten Lebensmonat viermal so viele Kinder sterben, als im zweiten, so stirbt auch im ersten Lebensjahr weit über ein Viertel der Geborenen, auf 100000 Knaben ungefähr 30000, auf 100000 Mädchen 27000. In Württemberg und Bayern sterben viel mehr Kinder als anderswo im ersten Jahre, dafür aber wieder bedeutend weniger bis zum 5. Jahre. Höchst auffallend muß es erscheinen, daß gerade das arme Irland die geringste Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahre zeigt. Ebenso, daß in Portugal, Spanien und Rumänien mehr Kinder bis zu 5 und 10 Jahren sterben, als bis zu einem Jahre.

Am günstigsten soll es für die Kinder stehen, wenn der Vater bei ihrer Geburt nicht unter 25 und nicht über 40 und die Mutter nicht über 35 Jahre alt ist. Bei Vererbung spielen Krankheiten eine bedeutsame Rolle, vor Allem Lungenschwindsucht. Die Gefahr der Uebertragung des Krebses auf die Nachkommen soll dagegen nicht so groß sein, wie man gewöhnlich annimmt. Sogar das Körpergewicht übt einen gewissen Einfluß aus. Wer in der Jugend ein hohes Körpergewicht aufweist, hat wenig Aussicht, sich dessen lange zu erfreuen. Fettreiche Menschen sind bekanntlich nicht sehr widerstandsfähig gegen eine Reihe ansteckender Krankheiten.

Von besonderer Wichtigkeit ist nach Professor Gerhardt der Zustand des Gefäß- und Nervensystems. Der Mensch ist nicht so alt wie seine Jahre, sondern wie seine Schlagadern, seine Arterien. Wer sich zarte Arterienwände bewahrt, hat viel mehr Aussicht, lange zu leben, als Jemand, der starke Arterien hat. Starre und übermäßig harte Wände erhalten die Arterien. Die Sterblichkeit der Männer ist gerade vom 20. bis 25. Lebensjahre auffallend groß, ein Alter, das eigentlich die stärkste natürliche Widerstandsfähigkeit gegen alle schädlichen Einflüsse besitzen sollte. Ungezügelte Leidenschaftlichkeit bildet aber den Hauptgrund der Sterblichkeit in diesen Jahren. Leidenschaften, Gemüthsbewegungen und aufgeregte Einbildungskraft können geradezu tödtlich werden. Furcht vor einer Krankheit übt einen höchst nachtheiligen Einfluß auf den Körper aus. Die Verheerungen der Cholera wütheten am meisten unter den Unmäßigen.

Die geringere Sterblichkeit der höheren Stände mag zwar mit der besseren und geordneten Lebensweise, aber sicher auch darin zu suchen sein, daß sie durchweg mehr zu Reinlichkeit, Mäßigkeit und Beherrschung der Leidenschaften erzogen sind. Die durch Bildung herbeigeführte Gewöhnung, über Alles nachzudenken, Schlüsse zu ziehen und bestimmte Grundsätze der Lebensführung innezuhalten, die klarere Erkenntniß des Nützlichen und Schädlichen und des verständigen Maßhaltens in allen Dingen sind von großem Einfluß auf die Lebensdauer.

*) Dr. Max Haushofer, Lehr- und Handbuch der Statistik, 2. Aufl., Wien, 1882. — G. Fr. Kolb, Handbuch der vergleichenden Statistik, 8. Aufl., Leipzig, 1879. — Ders., Statistik der Neuzeit, Leipzig, 1883 — Dr. Georg v. Mayr, Bevölkerungsstatistik, Freiburg i. B., 1897. — Dieterici, Ueber die Sterblichkeitsverhältnisse in Europa. Abhandl. der Kgl. Akad. d W zu Berlin, Jahrgang 1851.

Der materielle und sittliche Zustand der Bevölkerung spiegelt sich im Grade ihrer Kindersterblichkeit. Die Sterblichkeit der unehelichen Kinder vor und nach der Geburt ist eine größere als die der ehelichen. Sie ermangeln meistens der überaus hingebenden und sorgfältigen Pflege, die nöthig ist, um das junge Leben vor den mannigfachsten Gefahren zu behüten. Ungeheuerlich sind die Verwüstungen, die die Sterblichkeit unter den Findelkindern anrichtet, die aller mütterlichen Pflege entbehren.

Der Mißbrauch geistiger Getränke ist auch eine Form der Unsittlichkeit, die von tiefem Einfluß auf die Sterblichkeit ist. Bei Trunksüchtigen ist die Sterblichkeit wie bei Gefangenen um das Dreifache erhöht. Die große Sterblichkeit Londons um die Mitte des 18. Jahrhunderts ist nur der Trunksucht zuzuschreiben. Die plötzlichen Todesfälle der Provinz Oberschlesien brachte man in Zusammenhang mit der zunehmenden Menge des versteuerten Branntweins. Am verderblichsten wirkt der Alkohol auf den jugendlichen und den weiblichen Organismus. Unter den Männern wird er den höher gebildeten verderblicher als den ungebildeteren. Gewissermaßen steht so die Verderblichkeit des Lasters im umgekehrten Verhältniß mit der Stärke der Versuchung dazu.

Oertliche und klimatische Einflüsse wirken langsam, aber sicher auf die Lebensdauer ein. Der Mensch ist ein Product seiner Heimath. Reißt man ihn los vom Boden, auf dem er aufwuchs, so hat er lange und schmerzliche Kämpfe zu bestehen, bis er in fremder Erde Wurzel faßt. Häufig aber gelingt es ihm niemals, anderwärts heimisch zu werden. Er fühlt sich immer körperlich und geistig fremd auf fremder Erde und siecht bald dahin. Die Lehre, daß der Mensch allein von allen Geschöpfen unter jedem Himmelsstrich leben, sich acclimatisiren könne, beruht auf Täuschung. Mit der rücksichtslosesten Geschäftsmäßigkeit hat der moderne Verkehr seit der Entdeckung Amerikas ein großartiges Acclimatisationssystem ins Werk gesetzt, um den Menschen aus dem Heimathsgeschöpf zum Allerweltswesen zu machen. Seit 3 Jahrhunderten findet ein ununterbrochener Austausch von Menschen zwischen den verschiedensten Theilen der Erde statt. Und doch hat dieser Zeitraum nicht im Entferntesten hingereicht, den Menschen zum Kosmopoliten zu machen. Eine Verpflanzung nach Gegenden mit wesentlich anderem Klima als dem der Heimath ist jedem Stamme, jedem Menschen schädlich, die Juden ausgenommen.

Isländer, die nach Kopenhagen übersiedeln, erliegen dort der Schwindsucht, obwohl sie mit den Dänen gemeinsamer Abkunft sind und sich in einen milderen, südlicheren Breitegrad versetzen. Je länger man in fremder Zone, in ungewohntem Klima lebt, desto mehr gewinnen feindliche Einflüsse Gewalt über den Körper. Sie häufen sich mehr und mehr, und der Körper wird immer hinfälliger. In manchen Colonialbesitzungen der europäischen Staaten herrscht eine grauenhafte Sterblichkeit. In der englischen Colonialarmee stiegen die Todesfälle von Jahr zu Jahr, z. B. auf Guyana starben von 1000 Mann im 1. Jahr 77; die Zahl der Todten stieg nach 10 Jahren bis auf 140. In Ostindien erlagen von 1800—1880 über 150 000 Soldaten dem Klima, das auch hier seine Opfer um so schlimmer behandelt, je länger sie ihm trotzen wollen. Seitdem führte man ein Wechselsystem ein, nach dem keine Truppe länger als 3 Jahre in einer Colonie bleiben soll. Während früher bei dem Acclimatisationssystem auf Jamaika von 1000 Mann 128 starben, ergab sich jetzt nur noch ein Verlust von 39. Der Besitz Algeriens kostet Frankreich Unmengen von Menschenleben. Von den 150 000 Soldaten, die es bei der Eroberung verlor, fielen nur 4000 vor dem Feind. Die andern erlagen mörderischen Krankheiten. Von 1830—1855 zog mehr als eine Million Auswanderer von Europa nach Algerien. 1866 waren nur noch 217 990 vorhanden. Gegen 800 000 waren dem fürchterlichen Klima erlegen, zum kleineren Theil auch rechtzeitig wieder nach Europa zurückgekehrt. Die Sterbeziffer übersteigt die der Ehen und Geburten ganz erheblich, obwohl die letztere keine geringe ist, da es sich meistens um kräftige Leute im besten Alter handelt. In Frankreich starben von der Bevölkerung des gleichen Alters auf 1000 nur 11, in Algerien aber 28—52. Die deutschen und schweizerischen Colonisten leiden dort am meisten. Am schlimmsten wüthet der Tod unter den Kindern. Selbst die maurische Bevölkerung in den Städten und die Negerbevölkerung war nicht im Stande, sich zu vermehren. Von den zu Constantine geborenen Negern erreichen unter 100 nur 2 das Jünglings- und Jungfrauenalter. Gewöhnlich sterben die Kinder der Fremden, auch die dort geborenen, massenhaft hin. Das zeigt sich in Ostindien und Algerien, auf den Antillen und in Aegypten. Hier konnten von den 90 Kindern Mehemed Alis nur 5 erhalten werden. In dieser enormen Fremdensterblichkeit Aegyptens will man die Ursache dafür finden, daß all die Eroberungsvölker, die im Laufe der Jahrtausende über Aegypten herfielen, sich dort nicht halten konnten. Für die Fieberluft der römischen Campagna wird man erst empfänglich, wenn man eine Zeit lang da gelebt hat. Die deutschen, englischen und französischen Künstler in Rom werden fast niemals im ersten, wohl aber in späteren Jahren ihres dortigen Aufenthaltes fieberkrank. Die französischen Soldaten, die, um Joseph Napoleon auf den neapolitanischen Thron zu erheben, die Campagna durchzogen, hatten weder auf dem Hin-, noch auf dem Rückmarsche von der Fieberluft zu leiden. Dagegen starb ein Kapuzinerkloster, das Pius VII. dort gründete, bald aus. Harte Arbeit im Freien, wo die ungünstigsten Einflüsse des fremden Klimas unmittelbar sich geltend machen, ist der größte Feind allmäliger Acclimatisation. Dieses Ziel zu erreichen, in andern Zonen zu gedeihen, ist dem Menschen nur durch die raffinirten Mittel einer höheren Cultur möglich, die ihn von der primitiven Lebensweise, von der Natur und den ungewohnten klimatischen Einflüssen unabhängig machen. Für Arme ist das freilich kostspielig. Ausnahmsweise nur wirkt der Aufenthalt in einem anderen Klima bei gewissen Krankheiten namentlich der Lungenschwindsucht, entschieden heilend. Madeira, Palermo, Kairo, Mentone, Meran und andere Plätze wirken günstig auf Lungenkrankheiten ein. Der Verein für Lungenheilstätten sucht auch im Inlande, im engeren Kreise, lungenschwindsuchtsfreie Orte für unbemittelte Kranke auf.

Nach Ländern, Gegenden, Städten und Ortschaften stellt sich die Lebensdauer verschieden. Am ungünstigsten ist sie in einigen russischen Gouvernements im Osten, am günstigsten in mehreren spanischen Provinzen (Canarische Inseln), in Irland u. s. w. Die russischen Städte zeigen die größte Sterblichkeit. In Perm stirbt der 14., in Woronesch der 15., in Kursk der 20. Mensch jährlich. In Mittel- und Südeuropa ist die Sterblichkeit größer als im Norden. Die Verschiedenheit der Sterblichkeit nach jeder Gegend wurzelt in einer ganzen Reihe klimatischer, politischer, wirthschaftlicher und socialer Unterschiede.

Der Aufenthalt auf dem Lande ist zweifellos am gesündesten. Das zusammengedrängte und unruhige Leben der Städte, vor Allem der Großstädte, fordert Lebensjahre zum Opfer. Auch die mustergiltigsten öffentlichen und hygienischen Einrichtungen der Großstadt vermögen die ungehemmt Alles überströmende Fülle frischer Luft nicht zu ersetzen, die auf dem Lande auch die nachtheiligsten primitiven Einrichtungen unschädlich macht und den Bewohnern eine stärkere Lebenskraft giebt und bewahrt. Im Allgemeinen verhält sich die Sterblichkeit von Stadt und Land wie 4 : 3, von Fabrikstädten zu Bauerndörfern sogar wie 2 : 1.

Die kalte Jahreszeit fordert mehr Menschenleben als die warme. Die Wirkung tritt regelmäßig erst einen Monat später ein, weil die schädlichen oder heilsamen Einflüsse immer erst einige Zeit auf den Organismus sich geltend machen müssen. Der größten Kälte im Januar z. B. folgt die größte Sterblichkeit im Februar und März, der größten Wärme im Juli die geringste Sterblichkeit im August. Ein plötzlicher Wechsel der Temperatur wirkt besonders schädlich.

Wie strenge Winter ihre Spur in dem Holzwuchse unserer Wälder zurückzulassen pflegen, bemerkt der belgische Altmeister der modernen Statistik A. Quetelet, so scheinen auch Nothjahre ihr Gepräge der menschlichen Gattung tief einzudrücken. Naturgemäß zeigt sich die erhöhte Sterblichkeit meist erst ein Jahr nach dem Anfange der Theuerung. In Rußland überstiegen im Hungerjahre 1848 die Sterbefälle die Normalzahl um 295 943. Je höher die Getreidepreise, desto höher auch die Sterblichkeit. Unter dieser lebenverkürzenden Erscheinung haben nur die Armen zu leiden. Was von der Gesammtheit gilt, gilt auch vom Einzelnen. Sorgen und Hunger beeinträchtigen die Lebensdauer ganz erheblich. In Berlin herrschte eine unerhörte Sterblichkeit während der für die Stadt so unglücklichen Kriegsjahre 1806—1808. Auch solche Jahre, die nicht gerade Theuerungsjahre sind, wirken eben lähmend auf die Volkswirthschaft und verlangen oft übermäßige Opfer vom Einzelnen. Das spürt wieder der Arme nur an seinem Leibe.

Armuth und Reichthum üben einen auffälligen Einfluß auf die Lebensdauer aus. Auf dem Lande, wo die Lebensweise der Armen und Wohlhabenden nicht wesentlich verschieden, einfacher und weniger künstlich als in den Städten ist, macht sich dieser

Unterschied nicht so bemerkbar. In den Städten beträgt er durchschnittlich 18 Jahre. Wenn das Kind des Armen nur 32 Jahre erreicht, lonn es das des Reichen dagegen auf 50 bringen. Selbst nach Straßen und Etagen hat man diesen Unterschied der Lebensdauer festgestellt, wie z. B. G. F. Knapp in den Mittheilungen des Statistischen Bureaus der Stadt Leipzig. Die meisten Sterbefälle trafen da auf die 3. Etage mit mehr als 3 Bewohnern auf ein heizbares Zimmer, die wenigsten auf die erste mit höchstens 2 Bewohnern. Im Westen Berlins ist eine vier Mal geringere Bevölkerungsdichtigkeit, zehnfache Wohlhabenheit und halb so große Sterblichkeit als im Norden. Wie lebensverkürzend da der Miethswucher wirkt, ist klar. Dem Reichen verkürzt aber häufig Müßiggang oder Unmäßigkeit das Leben, ebenso, wie es beim Armen die schwere Arbeit thut. Das Beste, das sich der Mensch wünschen kann, ist Wohlhabenheit und anregende, beglückende Beschäftigung, zielbewußte und gesegnete Arbeit. Auch darin bekundet der Psalmist eine uralte Lebensweisheit, indem er sagt: „und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Erfreuende Arbeit, verbunden mit Wohlhabenheit, kann aber nur wenigen Glücklichen auf Erden zu Theil werden. Die Meisten müssen ihr tägliches Brod im Schweiße ihres Angesichts essen. Ihr Beruf zehrt mehr oder minder an ihrem Leben. Manche Gewerbe liefern viele Kranke und wenig Todte, bei anderen ist es umgekehrt. In dem einen Gewerbe liegen die Gründe für die Häufigkeit des Erkrankens seiner Zugehörigen, in dem anderen für die Bösartigkeit der Erkrankungen. Anhaltendes Sitzen, Arbeit in schädlicher Körperhaltung und in wechselnder Temperatur und mineralischer Staub sind die gefährlichsten Feinde des Gewerbsmannes, ganz abgesehen von den Verunglückungen, die mancher Beruf mit sich bringt und die oft mit einem Schlage Alte und Junge, Starke und Schwache in Massen darniederstrecken. Die Steinbrecher, besonders Sandsteinbrecher, Bergleute und viele Fabrikarbeiter gehören einem tragischen Berufe an. Die Arbeiter in den englischen Kohlengruben sterben infolge der gekrümmten oder liegenden Stellung, in der sie arbeiten, der ungesunden Luft und des Kohlenstaubes meistens in jungen Jahren. Bei den Trockenschleifern von Sheffield erzeugt der feine Staub des Stahls und der Schleifsteine die sogenannte Schleiferfäule (grinders rot). Die mit dem Schleifen von Gabeln Beschäftigten erreichen ein Durchschnittsalter von 29 Jahren. Dabei wiesen die Arbeiter selbst die Vorrichtungen zur Abhilfe zurück. „Das Geschäft geht schlecht genug," sagten sie, „wenn die Leute noch länger leben, ist es bald überfetzt und Niemand kann mehr seine Lebsucht verdienen."

Für einzelne Gewerbe pflegt man vorzugsweise schwächliche Knaben zu bestimmen, z. B. zum Berufe eines Schneiders. 30% der Schneider sterben im Alter von 20—30 Jahren, mehr als 40% der Gesammtangehörigen dieses Berufes erliegen der Schwindsucht.

Die gelehrten Stände haben durchschnittlich eine kürzere Lebensdauer als die übrige männliche Bevölkerung. Die ihnen Angehörigen rechnet man aber in der Regel erst von 27 bis 30 Jahren an, während man die Handwerker schon vom 15. Jahre an zählt. In den höheren Berufsarten fand man die größte Sterblichkeit bei Aerzten, Lehrern und Künstlern, eine mittlere bei Landwirthen, Forstleuten, Militärs und Rechtsanwälten und die geringste bei Beamten, Kaufleuten und ganz besonders bei Theologen. Die evangelischen Geistlichen namentlich dürfen sich einer ungewöhnlich hohen Lebensdauer erfreuen.

Früher, bis 1860 ungefähr, war die Sterblichkeit des Militärs im Frieden eine weit größere als die anderer Berufsclassen, ungefähr doppelt so groß als die der gleichalterigen Civilbevölkerung. Ungesunde Caserneneinrichtungen und einförmige, kärgliche, oft schlechte Nahrungsmittel waren die Ursache. Als Todesursachen standen die Ansteckungskrankheiten obenan, vor Allem der Typhus, den man als specifische Casernenkrankheit bezeichnete. Seitdem haben sich die Verhältnisse aber infolge heller, gesunder Wohn- und Schlafräume und kräftiger rationeller Verpflegung so gehoben, daß schon 1867 die geringe Sterblichkeitsziffer der preußischen Soldaten nur unter sehr günstigen Umständen von der gleichalterigen Civilbevölkerung erreicht werden konnte. Auf 1000 Monn trafen damals in der preußischen Armee 6,19 Gestorbene, in der englischen 9,40, in der französischen 11,74, der österreichischen 12,00 und der russischen 18,00. Und vorher hatte sie in der russischen 39—42 betragen gegen 9,49 in der preußischen.

Auch im Kriege kamen früher nie so viele Soldaten im Kampfe um, wie durch Erkrankungen infolge der Strapazen und Entbehrungen. Im Krimfeldzug blieben auf den Schlachtfeldern 30000 Mann, während an Krankheiten über 300000 starben. Im amerikanischen Bürgerkriege 1861—1863 kamen auf 1000 Monn 53,2 Todesfälle, davon 8,6 durch Wunden und 44,6 durch Krankheiten. Officiere sterben durchweg verhältnißmäßig mehr als Soldaten auf dem Schlachtfelde, dagegen bedeutend weniger auf dem Krankenbett. Im deutsch-französischen Kriege fielen Deutsche auf 1000 Mann 45,89 und zwar 28596 durch Wunden und nur 11179 durch Krankheiten.

Gefangenschaft ist halber Tod. Nimmt man als Durchschnittsalter der Gefangenen 40 Jahre an, so ist ihre Sterblichkeit 3—5 mal größer als die der freien Bevölkerung. Den Grund zu dieser abgekürzten Lebensdauer haben die Sträflinge, besonders die in sogen. Besserungsanstalten und Arbeitshäusern untergebrachten, aber schon vor ihrer Einsperrung gelegt. Die Natur straft grausamer als die Justiz. Uebrigens sterben unter den rückfälligen Gefangenen nicht so viele, als unter den zum ersten Male Eingesperrten. Ein Beweis, wie die seelische Depression, Scham und Gram am Leben nagt.

Die Lebensdauer der verschiedenen Rassen und Nationen ist scheinbar nicht wesentlich abweichend. Und doch beweist das Aussterben der Indianer, die unfähig sind, in Berührung mit den Weißen zu leben, doß die Lebenskraft der Völker nicht die gleiche ist. Die deshalb in Amerika eingeführten Neger zeigten, selbst in der Sklaverei, eine größere Lebenszähigkeit. Sie vermehrten sich in den sogen. Sklavenstaaten sogar mehr als die Freien. Nur in kalten Ländern, selbst schon in Algerien, erliegen sie der Schwindsucht. Auch unter den Tropen, z. B. auf Ceylon und den englischen Antillen, gedeihen sie nicht überall.

Hat die Lebensdauer mit der Zeit nun eigentlich zu- oder abgenommen? Einst, meinte man, wohl unter biblischen Eindrücken, müssen die Menschen weit älter geworden sein als heutzutage. Juden, Aegypter und Indier feierten wahre Orgien in der Ueberschätzung der Lebensdauer. Moses gab Adam 930, Noah 950 und Methusalem, der dafür sprichwörtlich wurde, 962 Jahre. Andere Jahre als unsere hat er nicht gemeint. Denn als Moses im Pharaonenschlosse lebte, waren Chaldäer und Aegypter schon zu gute Astronomen, deren vorzüglich scharfe Beobachtungen zwei Jahrtausende vor Christus hinaufreichen. Die pyramidale Alteszuschiedung sollte wohl eine Art Heiligsprechung jener Patriarchen sein. Sie sollten damit in ehrfurchterweckender Glorie dastehen. Das Schwelgen in Alteszahlen scheint allen Asiaten, die früher reifen, aber auch früher sterben als wir, ein Bedürfniß zu sein. Die Chinesen wünschen ihrem Kaiser und ihren Freunden höflich 10000 Jahre Leben. Die alte indische Literatur giebt gewöhnlichen Menschen 8000, den Heiligen 100000 Jahre Lebensdauer. Ein indischer König, der zugleich Heiliger war, trat seine Regierung erst im Alter von 2 Millionen Jahren an, dann regierte er 6300000 Jahre, und als er dies ausgeführt hatte, dankte er ab und schleppte sich noch 100000 Jahre hin. So menschenfreundlich und optimistisch rechnet man im Abendlande nicht. Da bestaunt man schon Hundertjährige. Plinius erzählt, daß dem römischen Kaiser Claudius, als ihm die Alterslisten einer Volkszählung vorgelegt wurden, das Alter eines Bologneser Bürgers von 150 Jahren auffiel. Ferner, daß unter Vespasian beim Census des Jahres 74 allein in der 8. Region Italiens, im südlichen Oberitalien am rechten Po-Ufer 54 Menschen von 100 und 21 von 123 bis 131 Jahren angetroffen wurden. Das brauchen keine Uebertreibungen zu sein, wenn auch die ideale Lebensdauer von 100 Jahren, wie sie Flourens analog der Mehrzahl der Thiere als Fünffaches — nach Buffon Siebenfaches — der Wachsthumsperiode aufstellte, also für den Menschen ungefähr 20 mal 5, vor der Wissenschaft nicht bestehen kann. Auch bei den Griechen erreichten zahlreiche Fürsten, Dichter und Philosophen, Redner und Gelehrte ein hohes Alter von 80 bis 100 Jahren und darüber. Bei Griechen und Römern waren die Lehren der Philosophen Allgemeingut. Bildung, Verstand, richtiges Erkennen der Verhältnisse aller Art brachten es dahin, doß Jeder verständig lebte. Das führt auch zu einem hohen Alter. Die Natur aber hatte ihnen keine höhere Lebenskraft als uns von Geburt aus verliehen. In der Rasse mag die verschiedene Lebenszähigkeit mit begründet sein. Die äußern Einflüsse aber, die die Lebensdauer abkürzen, vermag der Mensch durch seine Bildung, vermag die Civilisation abzuschwächen oder abzuhalten. Man war, nachdem man die Altersfabeln der

Orientalen erkannt hatte, ins Extrem verfallen und hatte, eine Lieblingsthese der Doctrinäre, von einer ungemein gesteigerten Lebensdauer in der Neuzeit geschwärmt. Das ist nicht richtig. Trotzdem ist eine Verlängerung der Lebensdauer während der letztverflossenen zwei bis drei Jahrhunderte sehr wahrscheinlich. Das höchste Alter der Greise ist sich zwar seit Jahrhunderten und Jahrtausenden ziemlich gleich geblieben. Aber die Zahl der Menschen, die überhaupt ein höheres Alter erreichen, hat sich während des letzten Jahrhunderts sicher vergrößert dank den Fortschritten der Civilisation, dank den Humanitätsbestrebungen. Wissenschaft, Politik und Volkswirthschaft arbeiten einmüthig darauf hin, den Menschen vor dem frühzeitigen Tode zu schützen. Wenn Altersschwäche und Kindersterblichkeit, die beide natürlichen Gesetzen unterliegen, nur als Todesursachen wirken, so trifft erst auf 57 bis 58 Lebende jährlich 1 Todesfall. Die Bekämpfung der unnatürlichen, zufälligen Todesursachen ist die Aufgabe der Civilisation. Jeder Schritt näher zu der kleinsten möglichen Sterbeziffer bedeutet einen Sieg der Civilisation. Sie muß ihn erringen gegenüber der menschlichen Leidenschaft, Roheit, Unwissenheit, Leichtfertigkeit und Unvorsichtigkeit und gegenüber feindlichen Naturgewalten, mit denen der Mensch im wirthschaftlichen Ringen zufällig oder häufig in Berührung kommt. Nach beiden Richtungen hin ist der Civilisation ihre Aufgabe deutlich vorgezeichnet. Eine Politik des Friedens, noch besser allgemeines Waffenniederlegen, sorgfältige staatliche Beaufsichtigung aller Berufszweige betreffs der gesundheitlichen Einrichtungen für die Arbeiter und vor Allem der lebensgefährdenden Berufe und der Kinderarbeit, die möglichst abzuschaffen ist, tragen ungemein zur Verminderung der Sterblichkeit bei. Durch öffentliche Gesundheitspflege und die Fortschritte der Heilkunde ist man schon lange bestrebt, die Sterblichkeit in Findelhäusern, Entbindungsanstalten, Irren-, Kranken-, Armenhäusern und Gefängnissen zu mindern und in Unglücksfällen rasch die erste Hilfe zu bieten. Einer Hebung und Besserung der Erwerbsfähigkeit und des allgemeinen Wohlstandes und Gesundheitszustandes bestreben sich alle einsichtsvollen Gemeinden und Staaten. Allenthalben sehen wir die humanen Ideen, die auf eine Verlängerung der Lebensdauer für jeden Einzelnen hinwirken, Wurzel fassen und es als Ziel des modernen Staates hinstellen, auf diesem Gebiete die schönsten und segensreichsten Eroberungen in seinem eignen Lande zu machen. Denn eine blühende Bevölkerung bildet seine beste Capitalkraft.

Bücherbesprechungen.

— Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor v. Zobeltitz. Fünfter Jahrgang. 1901/1902. Zweiter Band. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 4°; VIII, IV, 240 S. [außer den Beiblättern]. Preis des Jahrgangs von 12 Heften (= 2 Bänden) 24 ℳ; einzelne Hefte zu erhöhten Preisen. — Aus dem schönen Kranze von mehr oder weniger umfangreichen, meist reich illustrirten Aufsätzen, die der soeben abgeschlossene Winterhalbjahrsband des 5. Jahrgangs der Zobeltitzschen Zeitschrift für Bücherfreunde in sich birgt, möchte ich, den bei der letzten Besprechung (Wiss. Beil. Nr. 136 vom 14. Nov. 1901, S. 544) allem Anscheine nach erfolgreich eingeschlagenen Weg weiter verfolgend, nur das Drittel namentlich hervorheben, dessen Inhalt über den Kreis der Bücherliebhaber hinaus auf allgemeines Interesse berechtigten Anspruch erheben darf. Es sind das je 1 Abhandlung zur Musik- und zur Literaturgeschichte, 4 Arbeiten zur neuzeitlichen Culturgeschichte (im weitesten Wortsinn) und eine kürzere Mittheilung; und ihre Verfasser heißen (in der eben angedeuteten Reihenfolge): Ed. Fuchs, Leop. Hirschberg, Bogdan Krieger, Ant. Schlossar, Rud. Schmidt, Walt. von Zur Westen und Heinr. Stümcke. Einer der besten Kenner auf diesem vergnüglichen Gebiete, führt Ed. Fuchs (im 12. Hefte) 24 köstliche Caricaturen vor, die theilweise recht schlagende Belege zur westeuropäischen Musik seit den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts und der Aufnahme ihrer berühmtesten Vertreter (von Adam bis Wagner) durch witzige Zeitgenossen liefern. Liebenswürdig muthet Leop. Hirschbergs Erinnerung an Ludwig Bechstein (Heft 7 und 8) an; die 8 größeren Werke des feinsinnigen und tief empfindenden Dichters werden darin ausführlich besprochen. In denselben beiden Heften beginnt Bogdan Krieger eine weitausholende Studie über die Hohenzollern-Bibliotheken mit einer alle erreichbaren Quellen heranziehenden Beschreibung der Büchereien Friedrichs des Großen und der Königin Luise, die zusammen mit den von Friedrich Wilhelm II. bis IV. hinterlassenen Bücherschätzen theilweise in die königl. Hausbibliothek aufgegangen sind. Ins benachbarte Kaiserreich führt uns Anton Schlossars Beitrag zur Geschichte des österreichischen Journalwesens in vormärzlicher Zeit betitelt: Die Wiener Zeitschrift von J. Schickh und F. Witthauer (Heft 12), die am 4. Januar 1816 als Wiener Modenzeitung zu erscheinen begonnen hatte. Eine willkommene Ergänzung zu Friedr. Ratzels ausgezeichnetem Artikel in den Grenzboten bietet im 10. Hefte Rud. Schmidts Jubiläumsaufsatz über „Die Baedeker", während in demselben Hefte Walter von Zur Westen den modernen deutschen Arbeiten der angewandten graphischen Kunst auf dem vom großen Publicum in dieser Hinsicht unverdientermaßen über die Achsel angesehenen Gebiete der Reclame gerecht wird, unterstützt von 23 theilweise farbigen Abbildungen. Nützlich ohne Zweifel ist endlich Heinr. Stümckes Notiz über den neuesten päpstlichen Index (Heft 9). Kurz: auch heute wieder eine Fülle von Anregungen und Mittheilungen (die vom Grafen zu Leiningen zum Februar-Beiblatt beigesteuerte über den von Barlösius illustrirten Luther von Dr. O. Devrient enthält leider keine genaue Angabe des Verlags) und Betrachtungen, denen man, in dieser Ausstattung namentlich, schwerlich wo anders begegnet. Darum Glückauf zum 6. Jahrgang! Ht.

— Brockhaus' Conversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidirte Jubiläums-Ausgabe. Sechster Band. Engler—Frankreich. Mit 54 Tafeln, darunter 6 Chromotafeln, 1 Lichtdruck, 15 Karten und Plänen und 245 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien. Preis elegant gebunden 12 ℳ. — Gerade vor einem Jahre, kurz nach Ostern 1901, ist der erste Band dieser vollständig neubearbeiteten Auflage in neuer revidirter Ausgabe erschienen. Heute, nach Jahresfrist, ist nun bereits der 6. Band dieser neuen revidirten Ausgabe herausgekommen, der sich den vorigen Bänden ebenbürtig anschließt. Im Laufe eines Jahres nicht weniger als 6 dicke Bände eines solchen Conversations-Lexikons erscheinen sehen, das muß auf jeden Fall das Staunen nicht nur der Laien, sondern auch des Fachmanns hervorrufen. Und die Möglichkeit einer so raschen Aufeinanderfolge der einzelnen Bände wäre wohl überhaupt ausgeschlossen, wenn der Verlag nicht eben diesmal die Stereotypplatten der 14. vollständig neubearbeiteten Auflage wieder hätte in der Hauptsache benutzen können, im Wesentlichen also diesmal Alles beim Alten geblieben wäre und naturgemäß auch bleiben mußte. Nichtsdestoweniger stellt aber diese Neuausgabe eine nicht genug anzuerkennende Leistung von Redaction und Verlag dar und kann diese jetzige Ausgabe als neu und zeitgemäß willkommen geheißen werden. Ist doch aus den alten Stereotypplatten mit großer Sorgfalt alles wirklich Veraltete ausgemerzt und, soweit das nöthig und angängig war, durch Neues ersetzt worden. So finden wir unter dem Artikel „Englische Literatur" die Nachschlagewerke bis 1901 angeführt. So giebt dieser Band jetzt über „Feuerversicherung" eine bisher noch nirgends veröffentlichte Statistik aus dem Jahre 1900. So ist aus dem Artikel „Frankreich" die Geschichte dieses Landes bis auf die jüngste Zeit weitergeführt worden. So wurden bei den einzelnen Ländern und Städten überall die neuesten Zahlen, soweit solche vorliegen, gewissenhaft verwerthet und das neueste statistische Material in den verschiedensten einschlägigen Artikeln benutzt. So werden wir auf einer besonderen zweiseitigen Tafel über die Finanzen der wichtigeren Länder vom Jahre 1875 bis zum Jahre 1900 genau orientirt. Kurz, es ist überall, wohin wir auch immerhin blicken, das neueste und selbstverständlich auch zuverlässigste Quellenmaterial herangezogen worden, so daß der Band durchgehend den Reiz der Neuheit für den Leser hat. Auch der Illustrationsschmuck verdient hohes Lob. Besonders gilt dies von dem Lichtdruck („Genfer Altar" von Hubert und Jan van Eyck) und den 6 Chromotafeln: „Enten", „Fasanen", „Fayence", „Bunte Fische", „Flaggen der Seestaaten" und der vollständig neuen und gewiß Vielen willkommenen Chromotafel „Internationale Signal- und Rhedereiflaggen"; der Werth dieser letzteren Tafel wird noch durch die Textbeilage: „Internationale Rhedereien" wesentlich erhöht. Die neue Ausgabe der 14. vollständig neubearbeiteten Auflage verdient, sowohl was den Text als auch was die Illustrationen betrifft, nach wie vor warm empfohlen zu werden. Prof. Dr. K. Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 45. Dienstag, den 15. April, Abends. 1902.

Wilhelm Busch.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

In einem Jahrgang der Fliegenden Blätter, der vor nicht ganz einem halben Jahrhundert erschien, findet man einen lustigen Text mit einer lustigen Zeichnung: zwei Männer, die aufs Eis gehn, wobei einer den Kopf verliert. Beides, Text und Zeichnung, verrieth ein ungewöhnliches Talent für Caricatur und versprach für die Zukunft des Autors nichts Geringes. Daß in dem jungen Künstler ein genialer Humorist steckte, hat dann freilich erst die spätere Zeit offenbart. Heute ist sein Name in Aller Munde und wenn die ewig junge prächtige Bubengeschichte von Max und Moritz das junge Volk ergötzt und entzückt, so freuen sich die Aelteren und Alten an den Schicksalen des Hans Huckebein, des Unglücksraben, den Begebnissen des Herrn und der Frau Knopp, an dem Leben der frommen Helene und des Paters Filucius, um nicht der vielen anderen Possen und Schnurren, der köstlichen illustrirten Geschichten des Meisters Wilhelm Busch zu gedenken, der jetzt seinen siebzigsten Geburtstag abseits vom Straßenlärm der Großstadt, „fern den Geschäften“ in behaglicher wohlverdienter Muße feiert.

Zu Wiedensahl im Hannöverschen ist Wilhelm Busch geboren am 15. April 1832 als der Erste von sieben, wie er selbst berichtet; sein Vater war Krämer, heiter und arbeitsfroh; seine Mutter still und fromm, schaffte fleißig im Haus und Garten. Liebe und Strenge sowohl, die ihm von ihnen zu Theil geworden, hat, wie er humorvoll sagt, der „Schlafittig“ der Zeit aus seiner dankbaren Erinnerung nicht zu verwischen vermocht. Etwa ums Jahr 1845 bezogen die Eltern die Pfarre zu Lünthorst. Unter Buschs Fenster murmelte der Bach. Gegenüber stand ein Haus, eine Schaubühne des ehelichen Zwistes. Man weiß, wie oft Busch die Leiden des Ehestandes geschildert hat; er sah sie schon früh recht nahe in seiner nächsten Nachbarschaft sich äußern. Indessen sie mit dem Zeichenstift festzuhalten, fiel ihm damals noch nicht im Traume bei. Er mußte lernen, tüchtig lernen. In den Stundenplan schlich sich nun auch die Metrik ein. Dichter, heimische wie fremde, wurden gelesen. Zugleich fiel ihm die „Kritik der reinen Vernunft“ in die Hände, die, wenn auch damals nur spärlich durchschaut, doch eine Neigung erweckte, in der Gehirnkammer Mäuse zu fangen, wo es nur gar zu viel Schlupfwinkel giebt. Sechszehn Jahre alt, ausgerüstet mit einem Sonett, sagt Busch, und einer ungefähren Kenntniß der vier Grundrechnungsarten erhielt er Einlaß zur polytechnischen Schule in Hannover. Ein Maler wies ihm den Weg nach Düsseldorf. Er kam gerade zu einem jener Frühlingsfeste, für diesmal die Erstürmung einer Burg, die weithin berühmt waren. Er war sehr begeistert davon und von dem Maiwein auch. Nachdem er sich schlecht und recht durch den Antikensaal hindurch getüpfelt hatte, begab er sich nach Antwerpen, wo man, so hieß es, die alte Muttersprache der Kunst noch immer erlernen könne. In dieser kunstberühmten Stadt sah er zum ersten Male die Werke alter Meister: Rubens, Brouwer, Teniers, Franz Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht putzt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, das nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, diese Farbenmusik, worin man alle Stimmen klar durchhört vom Grundbaß herauf, haben, sagt Busch, für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen. Als er aus Antwerpen heim kam, hielt er sich in der Heimath auf. Von Wiedensahl aus besuchte er auf längere Zeit den Onkel in Lünthorst, der ein großer Bienenvater war. Ein Liebhabertheater im benachbarten Städtchen zog ihn in den angenehmen Kreis seiner Thätigkeit; aber mehr noch fesselte ihn das wundersame Leben des Bienenvolkes und der damals wogende Kampf um die Parthenogenesis, den sein Onkel als gewandter Schriftsteller und Beobachter entscheidend mit durchfocht. Der Wunsch und Plan, nach Brasilien auszuwandern, dem Eldorado der Imker, sollte sich nicht verwirklichen und die Annahme, daß er praktischer Bienenzüchter geworden sei, bemerkt Busch ironisch, ist freundlicher Irrthum. Auch ihn zog es unwiderstehlich in das Reich der Naturwissenschaften. Er las Darwin und Schopenhauer damals mit Leidenschaft, aber er gab später resignirend zu: So was läßt nach mit der Zeit. Von Lünthorst ging er nach München. Indessen kam in der damaligen akademischen Strömung sein flämisches Schifflein, das wohl auch schlecht gesteuert war, nicht recht zum Schwimmen. Um so angenehmer war es im Künstlerverein, wo man sang und trank und sich nebenbei carikirend zu necken pflegte. Auch Busch war solchen persönlichen Späßen nicht abgeneigt.

Seine erste Zeichnung wurde in den Fliegenden Blättern gedruckt nebst dem Text, den Busch auch gemacht hatte. Neben eigenen, illustrirte er dann vielfach, wie's die Noth gebot, auch fremde Texte. Bald aber meinte er, er müßte Alles halt selber machen. Die Situationen geriethen in Fluß und gruppirten sich zu kleinen Bildergeschichten, denen größere gefolgt sind. Fast alle hat er, ohne wem was zu sagen, in Wiedensahl verfertigt. Dann hat er sie laufen lassen auf den Markt und da sind sie herumgesprungen, wie Buben thun, ohne viel Rücksicht zu nehmen auf gar zu empfindliche Hühneraugen; dafür waren sie aber auch nicht gar zu empfindlich, wenn sie einmal Schelte bekamen.

Man hat Wilhelm Busch für einen Bücherwurm und Sonderling gehalten. Das erste mit Unrecht. Zwar liest er unter Anderem die Bibel, die großen Dramatiker, die Bekenntnisse des Augustin, den Pickwick und Don Quixote und hält die Odyssee für das schönste der Märchenbücher, aber ein Bücherwurm, sagt er, ist doch ein Thierchen mit ganz anderen Manierchen. Ein Sonderling dürfte er schon eher sein. Für die Gesellschaft, außer der unter vier bis sechs Augen, schwärmt er nicht sehr. Groß ist auch seine Nachlässigkeit oder Schüchternheit im schriftlichen Verkehr mit Fremden. Er zögert und vergißt. Verheirathet ist Busch auch nicht. Er denkt gelegentlich, wie er humoristisch anmerkt, eine Steuer zu beantragen auf alle Ehemänner, die nicht nachweisen können, daß sie sich lediglich im Hinblick auf das Wohl des Vaterlandes vermählt haben. Wer eine hübsche und gescheite Frau hat, die ihre Dienstboten gut behandelt, zahlt das Doppelte. Den Ertrag kriegen die alten Junggesellen, damit sie doch auch eine Freude haben. So stehe ich denn, sagt Busch, tief unten an der Schattenseite des Berges. Aber ich bin nicht grämlich geworden, sondern wohlgemuth, halb schmunzelnd, halb gerührt höre ich das fröhliche Lachen von andererseits her, wo die Jugend im Sonnenschein nachrückt und hoffnungsfreudig nach oben strebt.

Wie Busch von seiner Stellung in der Kunst und seinem Werke denkt, bekunden seine Worte, die an sein Lob der großen Niederländer in Antwerpen anknüpfen, an das bewundernde Preisen der Rubens, Brouwer, Teniers, Franz Hals: Gern verzeihe ichs ihnen, daß sie mich zu sehr gedruckt haben, als daß ichs je recht gewagt hätte, mein Brod mit Malen zu verdienen, wie manch Anderer auch. Die Versuche sind freilich nicht ausgeblieben, denn geschafft muß werden und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus; ja ein wohlmeinender Mitmensch darf getrost voraussetzen, daß diese Versuche, deren Resultate zumeist für mich abhanden gekommen, sich immerfort durch die Verhältnisse hindurchziehen, die mir schließlich meinen bescheidenen Platz anwiesen. Auch von seinen Werken hat Busch zurückhaltend bescheiden, aber doch mit dem Bewußtsein, daß er fichs

habe Mühe kosten lassen mit ihrer Schöpfung und Vollendung, gesprochen: Wer sie freundlich in die Hand nimmt, etwa wie Spieluhren, wird vielleicht finden, daß sie trotz bummlichsten Aussehens doch theilweise im Leben geglüht, mit Fleiß gehämmert und nicht unzweckmäßig zusammengesetzt sind. Fast sämmtlich sind sie in Wiedensahl gemacht, ohne wen zu fragen und ausgenommen ein allegorisches Tendenzstück und einige Producte des drängenden Ernährungstriebs, zum Selbstplaisir. Hätte jedoch die sorglos in Holzschuhen tanzende Muse dem einen oder anderen der würdigen Zuschauer auf die Zehe getreten, so wird das bei ländlichen Festen nicht weiter entschuldigt. Ein auffällig tugendsames Frauenzimmer ists freilich nicht. Aber indem sie einerseits den Myrthenzweig aus der Hand übertriebenen Wohlwollens erröthend von sich ablehnt, hält sie andererseits gemüthlich den verschleierten Blick eines alten Aesthetikers aus, dem bei der Bestellung seines eigenen Ackers ein Stäubchen Guano ins Auge geflogen.

Man könnte glauben, Wilhelm Busch, der lachende Philosoph, habe nur in seinen Werken und Werkchen allerlei leichtwiegende Späße und Scherze machen wollen, wenn man flüchtig und ohne Nachdenken seine Arbeiten durchgeht. Aber betrachtet man sie genauer, vertieft man sich in sie, so merkt man doch bald, daß ein tiefer Ernst hinter diesem kindischen Spiel, daß Busch nicht an der Oberfläche der Dinge haften blieb, sondern sich weidlich abgemüht hat mit Problemen und Systemen und die Erscheinungen dieses Lebens sorgfältig überdacht hat, daß er bei aller seiner Lustigkeit, die ihn manchmal sogar bis zu einem derben Fastnachtsspaß trieb, ein ernster nachdenklicher Mann war, der sich niemals seine Gedankenkreise stören ließ. Aber er hat uns mit dürren Speculationen verschont und mit abstracter Philosophie, er fand ja schließlich selbst auch keine Befriedigung an ihnen, ihn lockte das Leben in seiner vielerlei Gestalt und einer neuen Lebensphilosophie, seine Philosophie hat er kundgethan in den Worten: „Was mit dieser Welt gemeint, Scheint mir keine Frage, Alle sind wir hier vereint Froh beim Festgelage. Setzt euch her und schaut euch um, Voll sind alle Tische, Keiner ist von uns so dumm, Daß er nichts erwische. Jeder schau der Nachbarin In die Augensterne, Daß er den geheimen Sinn Dieses Lebens lerne. Stoßet an, die Wonnekraft Möge selig walten, Bis die Zeit uns fortgerafft Zu dem Chor der Alten, Denn so tragt mich nur beiseit In die dunkle Kammer, Auszuruhn in Ewigkeit, Ohne allen Jammer.“

Wir wissen, daß Busch sich schon als 16jähriger Bursche oder gar noch früher an die Kritik der reinen Vernunft machte; sehr früh also begann er sich auf eigene Faust philosophisch zu schulen, er versuchte es wenigstens. Und die Kunst zu abstrahiren und zu verallgemeinern ist ihm auch geblieben und hat sich in seinen späteren Jahren noch verstärkt. Er weiß mit unnachahmlicher Sicherheit und Geschicklichkeit aus dem einzelnen Fall das Allgemeinmenschliche festzustellen mit Beschönigung oder Entschuldigung. Wenn er z. B. berichtet, daß der heilige Franz oft bei Hannchen stand und daß das doch nicht schön war bei ihm, so meint er, indem er ihn in Schutz nimmt, daß ein jeder Jüngling wohl einmal Neigung fürs Küchenpersonal hat, und sagt dann, diesen Fall verallgemeinernd, der Mensch sei doch auch überhaupt im Ganzen sündhaft. Bei Busch ist immer der Mensch im Hinblick auf seine Umgebung carikirt in seinen Gedanken, Thaten und Empfindungen. Der Mensch und die Lebensvorgänge von der Geburt bis zum Grabe beschäftigen Busch immer von Neuem, er schildert Mann und Frau in der Liebe, in der Ehe, die Kinder in ihrem Verhältnisse zu einander und zu ihren Eltern, die Beziehungen des Menschen zu den Künsten, die dem Leben erst Glanz und Schmuck verleihen. Mit einer wahren Wollust, wie man treffend gesagt hat, versenkt er sich auch in alle körperlichen Schmerz-, Ohnmachts- und Rauschzustände, sie mit kühlem philosophischen Gleichmuth behandelnd. Wo er irgend eine erquickliche Herzensroheit buchen kann, thut er es mit der gleichen Freude, mit der er uns gewisse kleine, uns tief verletzende Unfläthigkeiten an Kindern oder Frauen keineswegs vorenthält. Aber all dies giebt er, ohne es im Geringsten mit Moralien zu verwässern, einfach als Thatsachen. Besonders seine beiden Lebensmärchen strotzen hiervon. Nebenher steckt es in Busch noch wie ein Stückchen Sentimentalität, eine schmerzliche Liebe zu Jugenderinnerungen und ein Festsaugen an die engere Heimath, welches uns manchmal fast an die Art Raabes erinnert, dem er auch in seiner Prosa nicht allzu fern steht.

Von der Geburt bis zum Tode, durch alle die verschiedenen Zwischen- und Leidensstationen begleitet Buschs Stift und Wort den Menschen. Wenn man die Wahl hätte zwischen Sein und Nichtsein, was würde man wohl wählen? Busch antwortet darauf: „Eh' man auf diese Welt gekommen, Und noch so still vorlieb genommen, Da hat man noch bei nichts was bei, Man schwebt herum, ist schuldenfrei, Hat keine Uhr und keine Eile Und äußerst selten Langeweile. Allein, man nimmt sich nicht in Acht Und Schlupp — ist man zur Welt gebracht. Zuerst hast Du's noch gut, mein Sohn, Doch paß mal auf, man kommt Dir schon.“ Und mit dem Augenblicke eigentlich schon, wo man das Licht dieser Welt erblickt hat, beginnen die Enttäuschungen, die mit den Jahren immer größer werden, die Enttäuschungen, die von den Freuden nicht zum tausendsten Theile aufgewogen werden. Die Sorge um das tägliche Brod macht sich bemerkbar und mehr Leid als Freud überhaupt kommt und „im Durchschnitt ist man kummervoll Und weiß nicht was man machen soll“. Es ist schließlich mit der Welt so wie mit der Ehe, von der Sokrates sagte: Ich habe Niemanden gekannt, der, wenn er draußen stand, nicht hinein wollte, und Niemanden, der, wenn er drin war, nicht wieder herauswollte. Man muß also den Aufenthalt in dieser Welt von der besten Seite nehmen. Es giebt schließlich nichts weiter als Väter und Onkel in dieser Welt und Busch hat auf sie die bekannten Verse gedichtet: „Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr“ und den anderen: „Onkel wird er besten Falles, Dieses aber ist auch Alles.“ Also in der Ehe findet man auch mehr Leiden als Freuden, und es ist, durchblättert man Buschs Werke, als läse man das dreibändige Werk jenes Schriftstellers, der über die Freuden und Leiden der Ehe schrieb und die ersteren mit zwei Seiten abmachte, während er den Rest der drei Bände den letzteren widmete. Vielleicht entschädigen aber wenigstens die Kinder für die Mühen der Ehe; doch auch hier berichtigt uns Busch, der mit großartiger Phantasie geschildert hat, was Kinder Alles machen können, welche Ungezogenheiten, ja Unthaten sie zu begehen im Stande sind. Aber wenn es um Ehe und Kinder, um das Leben im Allgemeinen nicht sonderlich gut bestellt ist, hat der Mensch keinen Trost an der Kunst, an den Künsten? Busch hat den Künsten an verschiedenen Stellen seine Aufmerksamkeit gewidmet, ihrer sogar in einzelnen selbständigen Werken gedacht. Von der Musik hält er nicht viel „Musik wird oft nicht schön empfunden, Weil sie stets mit Geräusch verbunden.“ Und man darf ziemlich sicher sein, daß man in Concerten sich nicht sehr aufheitern wird, wo uns ewig das Gelärme stört. Merkwürdig ist bei Busch diese Antipathie gegen die Musik, weil er selbst ein so empfängliches Ohr für die Unterscheidung der Tonwerthe in Rhythmus und Versklang hat und oftmals eine reiche klangmalende Wiedergabe der Naturlaute bezeigt. Und so wenig wie für die Musik hat er im Grunde auch im Allgemeinen für die redende Kunst übrig: am höchsten steht ihm noch die Malerei unter den bildenden Künsten, „Denn größern Ruhm wird der verdienen, Der Farben kauft und malt mit ihnen“, obgleich sich auch hier eine Menge Schwierigkeiten entgegenstellen: „Man kommt gar leicht ans Bildermalen, Doch schwer an Leute, die bezahlen.“ Und dann, noch nicht das Letzte des Unangenehmen: es wäre schon recht nett bestellt um Kunst und Künstler, wenn es nur nicht solche Kritiker gäbe wie den Doctor Hinterstich, die so mörderlich vernichten. Aber mit der geistigen Ernährung des Menschen ist's schließlich allein nicht gethan, die leibliche ist mindestens ebenso wichtig, und Busch gleich seinem Lieblingsdichter Homer verweilt mit aufrichtiger Freude bei behaglichen Schmausereien; er giebt sich viel mit Eßwaaren ab, ihrer Menge, ihrer Zubereitung, ihrer Nützlichkeit und kleine Fehler, Unsauberkeiten, Unregelmäßigkeiten in ihrer Herstellung enthält er uns nicht vor. Er spricht gern von Wirthshäusern und rühmt die Getränke, die das Menschenherz laben und von Kummer befreien, und hat Einer gar zu viel des Guten gethan, so weiß selten einer so gut und treffend den seligen oder häufig auch unseligen Zustand des Rausches in seiner Komik uns vorzuführen wie Busch. Darin zeigt sich auch der Einfluß der Antwerpener berühmten Meister, die auch so gern von den materiellen Genüssen in ihren Bildern gesprochen haben. Es genügt natürlich nicht, daß der Mensch nur für seines Leibes Nothdurft sorgt, er muß sich auch nach seiner Bildung umthun: „Wär nicht die rechte Bildung da, Wo wären wir? Jajajaja!“ Und diese Bildung wird uns nach verschiedenen Methoden beigebracht: „Dies ist diebisch sein

Princip, Oberflächlich ist der Hieb; Nur des Geistes Kraft allein Dringrt in die Seele ein.“ Aber diese Methode ist nicht sehr probat, sa wenig als die des Magister Druff, der meint: „Prügel machen frisch und kregel Und erweisen sich probat, Ganz besonders vor der That“. Am meisten Sinn hat noch Bockelmanns altes System, das safort der That die Strafe folgen läßt. Aber selbst durch Bockelmanns System läßt sich dem Menschen nicht Würde beibringen, wenn er nicht die Fähigkeit schon mit auf die Welt gebracht hat, Würde zu besitzen und zu bewahren. Aber auch die Würde kann der Mensch nicht behaupten and wenn er noch so gut erzogen ist und sich selbst erzogen hat. Mit feinem Verständniß hat man gesagt: Busch schildert mit Vorliebe deshalb, wie unsere ganze Seele klein beigiebt und verschwindet, wie uns Alles egal wird, wie wie uns schmerzlich in uns selbst zurückziehen, wenn wir uns auf die spitzen Dornen eines Rechen setzen; wie sich bei Zahnweh unsere ganze Lebenskraft, die man nach außen aft verschwendet, auf einen Punkt nach innen roncentrirt: „Vergessen sind die Coursberichte, Die Steuern und das Einmaleins, Kurz, jede Form gewohnten Seins, Die sonst real erschien und wichtig, Wird plötzlich wesenlos und nichtig. Ja, selbst die alte Liebe rostrt, Man weiß nicht, was die Butter kostet, Denn einzig in der engen Hähle Des Backenzahnes weilt die Seele.“ Alle diese wehleidigen Zustände, welche so recht die lächerliche Ohnmacht und Kleinheit dieses lächerlichen Menschenwesens zeigen und all seinen Geist, sein seelisches Empfinden, auf welche beide er sich sa viel zu gute thut, zu nichte machen, diese wehleidigen Zustände, die uns mit einem Ruck aus Allem herausreißen und unserer Philosophie einen Nasenstüber geben, bei ihnen gerade verweilt Busch mit besanderer und aufrichtiger Freude. Und er zeigt gern die menschliche Unzulänglichkeit des Weisen. Wie der Schmerz unsere Seele aus dem Gleichgewichte bringt, so werden uns in dieser vermaledeiten Welt überhaupt auf Schritt und Tritt Illusionen zerrissen; und man könnte darüber weinen, wenn es nicht oft so komisch nnd lastig wäre. Durch peinliche Contrastwirkungen aller Art werden so die Gestalten des Dichters beleidigt, durch Kinder- und Dienstmädchenuntugenden. Will der Dichter einer hübschen Küchenfee zärtlich thun, so kann man versichert sein, daß sie im gleichen Moment sich die Nase an der Schürze schneuzt und dem feinbesaiteten Poeten vergeht die Lust an weiteren Liebesbezeugungen. Knopp entläßt seine dienstbaren Geister, weil Katherine, wenn sich beim Backen vielleicht irgendwo, irgendwie, irgendwas zeigt, „Schlupdiwutsch, sie entfernt es gleich Mit einem dappelten Bogenstreich.“ Und Jungfer Adelheid fliegt ihr nach, weil sie für die Zähne den Apparat ihres Herrn verwendet. Cylinder wie Fräcke und Gehröcke dienen Kindern zu Zwecken, zu welchen diese Möbel jedenfalls nicht von der allgütigen Natur bestimmt sind. Ueberhaupt hat Busch eine eigene auf Aversion gestützte Vorliebe für alles Beschmutzende, Zähflüssige, Breiige, dessen Gedanke in uns schon unangenehme Erinnerungen hervorruft. Am wohlsten fühlt er sich jedoch dann, wenn es ihm vergönnt ist, uns fette, gemästete Herzensroheiten in stoischer Gelassenheit vorzuführen: Dem Bauer ist seine Frau gestorben; schmerzerfüllt geht er in den Schweinestall und als er dort die dreizehn Ferkel sieht, das Stück zu zweiundzwanzig Mark, und den Nutzen überschlägt, den er davon haben wird, ist er getröstet. Die Meisterin findet ihren braven Meister Zwiel des Morgens, als die Milchfrau in der Dämmerung sie weckt, als starre Eissäule todt in der Regentonne sitzen: „Schau, schau!“ ruft sie in Schmerz versunken, „Mein guter Zwiel hat ausgeunken. Von nun an, liebe Madam Pieter, Bitt ich nur um ein Viertel Liter.“

Die Mittel, mit denen Busch seine Kunst sa vortrefflich und unnachahmlich in Scene zu setzen wußte, sind theilweise alte bewährte Streitkräfte im Gefolge des Humors, welchen sein Kern und sein Wesen bedingen, zum Besten aber Neuschöpfungen, Ureignes, das mit ihm steht und fällt. So seine Meisterschaft in der Handhabung des Verses, so die Genialität seines Striches, eine unerhörte Prägnanz in der Sicherheit des wörtlichen, wie des bildlichen Ausdrucks, für die es keine Schwierigkeiten giebt und die das Feinste und Letzte mit spielender Grazie enthüllt. Treffend hat man gesagt: Gleichmäßig verwendet er Vers und Zeichnung, doch sa, daß sich beide nicht decken, sondern so, daß einmal hier, einmal dort das Wichtige ausgesprochen wird. Im Text z. B. erfahren wir nichts von der Vaterschaft des heiligen Franz an dem zwiefachen Gottessegen der frommen Helene, das steht nur in der Zeichnung, und wenn wir weiter zusehen, erfahren wir in ihr noch Manches, was Busch in Warten klüglich verschwiegen hat. Gerade die Contrastwirkung zwischen Wort und Zeichnung ist mit eines der trefflichsten Mittel seines Humors: „O, sprach der Jean, es ist ein Graus! Wie schnell ist doch das Leben aus!“ Auf der Zeichnung aber leitet Jean vergnüglich den Rest des Champagners in sich hinüber. Schmiegsam und beweglich, von hoher Kunst des Ausbaues ist der Busch'sche Vers; als klang- und stimmungsmalend ist er von selten reicher und tiefer Wirkung. Neu und überraschend wirken seine volltönenden Reime, die er stets gerade an der richtigen Stelle lustig zu vergewaltigen weiß. Busch ist Maler in Wort und Ton; er versteht es, Vocale und Silben zu wählen, die in sanfter Zärtlichkeit dahinschmelzen wie in jener Strophe: „Dämmrung war es, als Adele Mit dem Freunde ihrer Seele, Der so gerne Pudding aß, Traulich bei der Tafel saß.“ Und andererseits versteht er es auch, Bewegungsschilderungen, selbst die complicirter Natur, wie es die Gesichtsbilder bei einer Eisenbahnfahrt mit sich bringen, langes Dahinsausen, Vorüberfliegen, schnelles, kurzes Auftauchen, Verschwinden, Wiederauftauchen, im Tanfall festzuhalten: Mit einer fast Homerischen Sicherheit findet und erfindet Busch schmückende Beiwärter zu Menschen und Dingen; und er erzielt lustige Wirkungen gern dadurch, daß er menschliche Eigenschaftsworte übertragen leblosen Gegenständen anheftet; er redrt von milden statt weichen Schuhen z. B. In der Sprache ist ihm Alles recht, was erschöpfend eine Eigenschaft oder einen Gegenstand bezeichnet. Er giebt, wenn er sich nicht absichtlich in Umständlichkeiten ergeht und bedächtig an den Fingern Gründe herzählt, Alles kurz, knapp und so scharf ausgeprägt wie möglich. Seine Ausdrucksweise ist reich an Provinzialismen und plattdeutschen Wendungen. Er liebt veraltete Redefloskeln umständlicher Gelehrsamkeit und Bezeichnungen vom Weintisch, aus der Studentensprache und dem Atelierjargon. Ee schafft sich launige Pluralbildungen, hat seine Freude an den falsch ausgesprochenen und verballhornten Fremdwörtern des Philisters. Wo er Worte und Wendungen hernimmt, ist ihm gleich; nur eins: sie müssen charakteristisch für den Gegenstand und den Sprecher sein. Er beherrscht so gut die Redensarten des Malers, wie des Bauern, des Lehrers, des Philisters, wie das wahlgepflegte Buchdeutsch des philosophisch geschulten Denkers. Sa versteht es Busch, sich aus der Sprache ein gefügiges Werkzeug zu machen, ja ihr selbst, zur Erzielung der humoristischen Wirkung, Gewalt anzuthun. Aber sie giebt ihm keineswegs genug und er läßt sich auch nicht an den vorhandenen Mitteln genügen. Zur Belebung seiner Diction zieht er die Wiedergabe einer Reihe von Naturlauten hervor, für welche die Sprache bisher keine klangmalenden Worte erfand. Diesen unendlichen Reichthum an Lauten versteht er prächtig je nach Festigkeit und Bewegung des Gegenstandes abzustimmen. Noch eines anderen sprachlichen Mittels bedient sich der Humor Buschs; er klebt jedem Menschen den Eigennamen auf, den er nach Veranlagung und Kärperconstitution erhalten muß. Als echter Humorist läßt er natürlich in seinem Thiergarten kein unbezeichnetes Wesen umherlaufen. Jeder Bauer und jede Kuhmagd, die als Bauer und Kuhmagd ja eigentlich genug bezeichnet wären, bekommen ihr Etikett aufgepappt; und wenn wir das lesen, wissen wir, wie sie sind und sein müssen. Jeder Name ist mit dem Träger verwachsen und wir können ihnen nicht den Namen aus dem Leib reißen und sie dann laufen lassen. Außerdem haben die von Busch gegebenen Namen nach das Gute, daß sie sich bequem an das Ende der Zeilen stellen lassen und man lustige Reime auf sie erfinnen kann. An allen Ecken und Enden muß Busch der Reim zur humoristischen Wirkung beitragen; gern bricht er mitten Worte durch: „Jeder weiß was so ein Mai- Käser für ein Vogel sei.“ Des Reimes wegen bringt er absichtliche Falschbildungen; des Reimes wegen zwängt er Fremdworte in die seltsamsten Worte und Casus; und gerade dort, wo er es brauchen kann, läßt er im Reim auch seine Menschen und Helden vom grammatikalischen Sprachgebrauch abweichen, sie im ganzen Glorienglanz ihrer Bildung zeigend. Alle Mittel der Sprache stehen bei Busch zusammen mit der philosophisch kühlen Ruhe der Diction als prächtige Contrastwirkungen zu den eigentlich oft herben, ja grausamen Inhalten der Dichtungen, in denen, wenn wir sie recht überschauen, mehr Menschen geschädigt werden und ums Leben kommen, als in einem gehäuften Scheffel moderner Trauerspiele. Diese Mittel des Wortes, des Rhythmus und des Reimes bedingen natürlich nur einen kleinen Theil seiner Wirkungen, betreffen nur das äußerliche Gewand; im Kern ist der Busch'sche Humor durch andere Factoren bestimmt,

welche man wohl alle mehr oder minder glücklich auf Contrastwirkungen zurückführen kann. Do ist zuerst das wichtige Ausposaunen von selbstverständlichen Wahrheiten; philosophische Betrachtungen in kleinen undedeutenden Dingen des Lebens, bei welchen mon nicht gewohnt ist, dieses schwere Geschütz aufzufohren. Da ist die philisterhafte, behäbige Breite, welche an den Fingern Gründe und Vortheile herzohlt, die jeder Andere, dessen Gedanken und Beschäftigungen nicht den gleichen Schneckengang durchlaufen, stillschweigend voraussetzt. Vorzüglich sind es aber Contraste in den Zusommenstellungen, die Verbindung scheinbar fernliegender nnd doch so eng bei einonder ruhender Dinge, die uns lachen macht; so z. B. wenn wir von Balduin Bählamm lesen, daß er, auf dem Rücken liegend, mit tiefem Entzücken fühlt: „Nachdem er Bein und Blick erhoben, Schön ist die Welt — besonders oben“, oder wenn Frau Wehmuth heranschleicht, „Auf dem Antlitz Seelenruhe, An den Füßen milde Schuhe“, oder wenn die heimlich entfliehende Hermine am Weingeländer hinabklettert: „Und dann durchs Thor voll frohen Drangs Im rosa Kleid mit drei Volangs“ — oder wenn Busch Gegenständen Eigenschaften im übertragenen Sinne beilegt, die sie als leblose Wesen nicht besitzen, wenn er den Geist im Faderstifte zucken läßt, wenn er von einer tiefempfundenen Spende redet, wenn er von kunstgeübten Handgelenken spricht, wenn er Leib und Seele der Leute umschlossen vom Bezirk der Hände und anderen warmen Kleidungsstücken sein läßt, wenn er Onkel und Tante und Tugend und Verstond zusammenstellt; wenn er krumme Nase und Krummhose, Wogebusen und schwitzende Musen, Herzenspein und Nasenschmerz in einem Athem ausspricht; wenn er mit deplocirtem Pathos sich als Moralist aufspielt und beginnt: „Wie der Wind in Trauerweiden, Tönt des frommen Sängers Lied, Wenn er ouf die Losterfreuden In den großen Städten sieht“, oder wenn Busch seine kleinen feinen Einschränkungen macht, die mit einem Male eine Sache gonz anders hinstellen und mit denen uns der Philosoph aus unsern sieben Himmeln des Glaubens on die Menschheit stürzt: so ein kleines „wenn“, „denn“ oder „sofern“, ein „ziemlich“ und ein „ungefähr“ ist es, das zwei Zeilen einleitet und mit hellem Lichtschein in die finstern Schächte des nachtschworzen Menschenherzens hinableuchtet: „Und Susel macht sich angenehm: Denn olte Treu — sofern sie nur Rentabel ist, kommt gern retour.“ Dieser Vers ist so ein kleiner Beleg für ein „denn“ und „sofern“.

Einen wunderbaren Meister der unendlichen Geschicktheit im Ungeschickten der Zeichnung hat ein geistvoller Aesthetiker Wilhelm Busch genannt, einen Meister, in dessen kinderhaften Strichen ein unendliches Können verborgen ist: Wilhelm Busch setzt seine unzulänglichen Paar Punkte und Striche just zum beabsichtigten Ausdruck genögend, als könnte er, wenn er wollte, vollendete Meisterwerke in völliger Durchführung aller Mittel der Malerei schaffen, und daß man doch wieder, so grundnaiv erscheint jene Armuthseligkeit, eine solche Vermummung für rein unmöglich hält. Von reicher quellender Erfindung ist er und zwar in der Form der Continuität, eine Geschichte aus einem Motiv spinnend und fortspinnend bis zu glücklichem, wenigstens leidlichem oder für den frevelnden Theil wenigstens schrecklichem Ende. Mit reichem Geist im Bilde verbindet sich bei ihm reicher eigener Geist im Texte. Buschs Text ist schon komisch für sich, nimmt ganz naiven Schein an, spricht die Sprache des wohlmeinenden weisen beschränkten gern Moral ziehenden Biedermonns oder kurz spricht biedermeierisch, also Text ganz dem deutschdrolligen Zuge des Zeichners entsprechend. Buschs Worte und Bilder sind meist ohne verletzenden Stachel, er hält sich om liebsten bei unartigen Jungen auf, bei unbequemen störrischen, teufelsmäßigen Thieren, tölpelhaften Bauern, raufendem Volk, gestörten Biertrinkern, berauschten Zechern, bei Familienscenen, monchmal wohl auch beim Claviervirtuosen und da geht es freilich in gesalzne Satire hinein. Sehr richtig hat man bemerkt: Eigenthümlich ist es mit der Moral der Fabel bestellt, Muthwille, Unart wird bestraft, oft furchtbar genug wie an den bösen Buben von Korinth, schlafstörenden Flöhen, Mücken, froschzerrenden Enten; oft trifft die Strafe nach zwei Seiten, z. B. den nestberaubenden Knaben und das böse Thier wie in der Geschichte vom Raben Huckebein, aber oft waltet grausam schlechte Weltordnungsjustiz: unverantwortliche Fahrlässigkeit geht ungestraft ab wie bei dem Barbier, der dem armen Rasiropfer den Nasenzipfel abschneidet, oder der Maus, die das arme Ehepaar in Verzweiflung bringt. Wo die mäßige Schuld durch gonz entsetzliche Uebel, ja durch das äußerste, einen furchtbaren Tod, bestraft wird, da fällt der Accent auf die Unmöglichkeit. Es ist zu toll, als daß es denkbar wäre. Es gruselt uns, aber es muß doch zu schön sein, weil es nicht möglich ist, und wir lachen über den verrückten Einfall des Künstlers. Also das Tragische komisch, weil vor Augen, und doch undenkbar. Man sagt sich: es wäre ja doch verflucht! und holdlaut dazu: wenns möglich wäre. Uebrigens fallen uns ouch bei Betrachtung einer Geschichte die vielen andern mild auslaufenden ein, wir vergessen nicht, daß es ein andermal in dieser tollen Welt gar nicht eine strafende Gerechtigkeit giebt, sondern das Komische in Form, Bewegung, Hergong einfach als Bild wirkt, um seiner selbst willen da ist, es schwindet aller Ernst, es ist Feuerwerk auf dem Wosser, zerspringende Blase „Luft im Laud und Wind im Rohr und Alles ist zerstoben“. Und sonst wo es zwar wild und grob genug hergeht, aber doch nicht zum äußersten Uebel kommt, was schadets viel, wenn die Narren und Tölpel von Menschen einander recht durchwalken, treten, stoßen, puffen? Es wird ihnen als läuternde Durchknetung schließlich gesund sein, ihnen ihre Menschlichkeit zu fühlen geben. Man nimmt eben hier auch das Schwere leicht und dies führt freilich auf einen tiefern Grund. Eigentlich geht es in der Welt des Komischen überhaupt unbarmherzig her. Viel Mitleid, wenig Komik! Wir lachen, der Dichter, der Künstler macht lachen über tausend Dinge und Hergänge, die sehr weh thun. Wir rücken uns, er rückt uns den Ernst in der Sache aus den Augen und ins Auge rückt er nur das Ungereimte, die Thorheit des Menschen, die Koboldtücke des Zufalls, das Spiel der Natur in uns und außer uns mit unserer Freiheit. Wir halten es da wie die Kinder; es ist nicht böse gemeint, wenn diese über einen Buckligen lachen, es fällt nur nicht in das Sehfeld ihres Bewußtseins, was der Bucklige unter seiner Entstellung leidet. Aber noch mehr! Es kann kommen, daß wir bei einem komischen Vorgonge vom Wehthun gar nicht absehen können, und es kommt sehr oft, daß die Kunst uns zeigt, wie weh es thut. Dann lachen wir dennoch, als thäte es nicht weh, wenn die Aeußerungen des Schmerzes barocke ungereimte Formen onnehmen; Zappeln, Krümmen, Zucken, Aufkreischen macht sich eben leicht so komisch, daß wir lachen müssen, obwohl wir wissen, daß diese Ausbrüche vom Schmerz kommen. Neben viel Phlegma giebt es bei Busch auch fohriges Ungestüm, aber zu excentrischer Bewegung kommt es nur ausnohmsweise bei ihm im Bilde einer Kunstleidenschaft, zum Beispiel: im lebhaftesten Tempo hört der Claviervirtuos auf ein menschlicher Organismus zu sein, Finger, Hände vervielfältigen sich, die Haore werden Meerfluth, die heilige Wuth setzt sich in die Frackschöße, seinen Schnupftuchzipfel fort, selbst der nur hörende Enthusiast wird so durchzuckt, daß es ihm die Beine zur Schraube dreht, daß sein ganzer Kampf nur Auge und Ohr wird. Hier hat der Humor der Satire völlig Platz gemocht.

Doch im letzten Grunde ist Wilhelm Busch kein Satiriker, sondern nur Humorist, ein großer Künstler, der mit Wort und Stift gleich meisterlich umzugehen weiß, und wie alle großen Künstler eigenortig, eine kraftvolle Persönlichkeit, die stets nur ihre eigenen Wege ging und niemals den ausgetretenen breiten Weg der vielen Anderen einschlug. Und gerode darum wird sein Andenken sich erholten nicht in der Geschichte des deutschen Humors allein, nein es wird lebendig bleiben bei den Jungen und bei den Alten, man wird seine Werke lesen noch vielen Johren mit demselben Ergötzen, das uns heute erfüllt, wenn wir sie zur Hand nehmen, und wenn er auch bescheiden von sich gesagt hat: „Wie Andre, ohne viel zu frogen, Ob man hier oben mich gebraucht, So bin auch ich zu Last und Plagen Im Strom der Dinge aufgetaucht. Geduld! Nach wenigen Minuten Versink ich wieder in die Fluthen.“ Man wird ihn nicht vergessen, denn in allen seinen Werken sehen wir auch ein Stückchen von uns, ein Theilchen unserer Seele, ein paar Züge unseres Konterfeis, die er in seine sinnvollen Bildergeschichten irgend Jemand angesetzt, eingehaucht, aufgedrückt hat und die wir in ihrer Uebertreibung mit freudigem Lächeln oder frohem Gelächter als Fragmente unseres Wesens wiedererkennen.

Und wir wünschen heut dem alten Herrn von Wiedensohl einen schönen Geburtstag und danken ihm für die vergnügten Stunden, die er uns gemacht hat und noch oft machen wird. Und die Jugend hat sich bei ihm noch besonders zu bedanken, denn er hat ja gesogt: Ich bin nicht grämlich geworden sondern wohlgemuth, halb schmunzelnd halb gerührt höre ich das fröhliche Lachen von andererseits her, wo die Jugend im Sonnenschein nachrückt und hoffnungsfreudig noch oben strebt.

Alfred Semerau.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 46. Donnerstag, den 17. April, Abends. 1902.

Luthers Naturbildersprache.

Von Aug. Wünsche.

Während des ganzen Mittelalters war dem Menschen die Natur infolge der nur auf das Jenseits gerichteten christlichen Weltanschauung fast abhanden gekommen. Es ist das Verdienst der Renaissance, daß sie anfing, dieselbe mit Begeisterung zu erfassen, sich in ihre Reize zu versenken und in ihr ein Kunstwerk zu sehen, das wie eine Offenbarung des Schöpfers Allmacht, Weisheit und Güte verkündigte. Zuerst zeigt sich der neu erschlossene Sinn für die Natur in Italien während des Quattrocento besonders in der Malerei und in der Dichtung. Bald aber erwachte auch diesseits der Alpen ein warmes Naturgefühl. Ein Beispiel dafür haben wir in unserm großen Reformator Martin Luther, in dem sozusagen Deutschlands Denken und Fühlen sich zur Person verdichtete. Auf seiner Romreise verspüren wir noch wenig von seinem Natursinn, trotzdem er in dem herrlichen Thüringer Lande lebte und in ihm aufgewachsen war. Die Herrlichkeit der Alpenwelt mit ihren Bergriesen, Schneefeldern und wunderbaren Gletschern stoßen ihn eher ab, als daß sie ihn anziehen. Auch als ihn die lachenden Fluren Italiens begrüßten, gerieth er nicht in Begeisterung. Das Alles ändert sich nach der Romreise. Aus dem von der Natur abgewendeten Mönche wird ein Freund der Natur, der sich mit wahrer Herzensfreude ihr hingiebt, sein Auge findet Wohlgefallen an der schönen Gotteswelt; er weidet sich an Berg und Thal, an Feld und Wald, an den zahmen Thieren, an den munteren Vögeln des Luftreiches, an den Fischen im Wasser, an den Bäumen mit ihren Blüthen und Früchten, an den wogenden Saatgefilden und an den Blumen auf Wiesen und in Gärten. Auch der Himmel mit seinen Gestirnen und die verschiedenen Naturphänomene fesseln ihn, er kann sich an dem nächtlichen Gefunkel nicht satt sehen. Nicht blos das Große und Gewaltige, sondern auch das Kleine, Unscheinbare und Geringfügige, ein Blümlein, ein Fruchtkern konnte für ihn ein Gegenstand reinster Freude und Bewunderung werden. Er fühlte sich angeregt und erblickte in Allem Hindeutungen auf Gottes Vaterhuld und Fürsorge.

Und dieser ungetrübte, herrliche Natursinn verbleibt Luther und wächst in ihm von Jahr zu Jahr. Selbst in Zeiten, wo die Sorgen wegen der theologischen Wirren und Kämpfe schwer auf ihm lasten, findet er in Gottes schöner, freier Natur für Leib und Geist Stärkung und Erquickung.

Forschen wir nach den Ursachen, die in dem mystisch asketischen Mönch eine solche Umwandlung herbeigeführt haben, so dürfte auf Folgendes hinzuweisen sein. Luther kam schon zu einer gewissen Daseinsfreude, als er in der heiligen Schrift die Medicin für sein von Gewissensqualen gepeinigtes und abgequältes Herz gefunden hatte. Er war jetzt innerlich frei, und der Alp war von ihm gewichen. Dazu kam seine Uebersetzung und Auslegung der Bibel. Zahlreiche Stellen veranlaßten ihn des Verständnisses halber eingehende zoologische, botanische und mineralogische Studien zu treiben und die Dinge nach Bau, Gestaltung, Farbe und anderen Beeigenschaftungen zu betrachten. Ueberdies enthalten viele alttestamentliche Bücher, wie die Psalmen, das Buch Hiob und die Propheten, ebenso auch die Evangelien, vor Allem Jesu Predigt von den Lilien und Vögeln, prächtige Naturschilderungen, die auf Luther großen Eindruck machten. Neben der Bibel mag sodann die Beschäftigung mit den Fabeln des Aesop dem Reformator die Augen geöffnet haben. Da er in der Fabel ein moralisches Erziehungsmittel des Menschen erblickte, wollte er bekanntlich den ganzen Aesop bearbeiten. Noch mehr aber als die genannten Ursachen kommt Luthers Austritt aus dem Kloster und seine Verheirathung mit Katharina v. Bora in Betracht. Durch diesen Schritt wurde er der Menschheit sozusagen zurückgegeben. Das glückliche Familienleben wirkte erfrischend auf ihn, und seine Freude an der Natur wird immer größer. Der Kurfürst hatte ihm das Augustinerkloster in Wittenberg mit dem daranstoßenden Garten zur Wohnung geschenkt. Dazu erwarb Luther noch einige Anliegenschaften, wodurch er in den Stand gesetzt war, sich Kühe, Ziegen, Schweine und Geflügel zu halten und seine Gemüse selbst zu erbauen. Jetzt konnte er das Leben und Treiben der Thiere genau beobachten; es fehlte ihm auch nicht an Gelegenheit, der Pflanzenwelt, den Blumen, Sträuchern und Obstbäumen näher zu treten. Täglich entdeckte er neue Wunder im Buche der Natur. Sie wird ihm zum Spiegel Gottes, die Naturdinge reden für ihn eine mächtige Sprache und liefern ihm zahlreiche Bilder, Vergleiche und Gleichnisse. Die Naturbildersprache spielt in Luthers Schriften eine große Rolle. Wohl ist es wahr, daß manche Bilder in ihrer Derbheit und Kräftigkeit durch den Bezug auf hochgestellte Personen, auf den Papst, die Cardinäle und Bischöfe und auf Heinrich VIII. oft verletzend sind, aber man muß sich in die Zeit versetzen, in der drastische und sarkastische Ausdrücke den Leuten nicht so auf die Nerven fielen wie heutzutage, dazu wurde Luther von seinen Gegnern auch nicht glimpflich angefaßt.

Wir wollen in Folgendem versuchen, die Naturbildersprache Luthers zu behandeln.*) Am lebhaftesten fühlte sich Luther von der Thierwelt angezogen, sie beobachtete er mit ganz besonderer Geistesschärfe. Vor Allem waren es die Hausthiere, die ihn in ihrem Charakter, in ihren Gewohnheiten, in ihren Bewegungen, in ihrer Lebensweise fesselten. Sie werden daher oft von ihm zum Vergleiche herangezogen. So sieht er in den Rindern auf der Weide, obwohl sie plump in ihrem Gange sind und auch ihr Brüllen nicht tiefe seelische Bewegung verräth, die Milch-, Butter- und Käseträger, die uns täglich den Glauben an Gott predigen. In ihrer Unvernunft gleicht die Kuh dem unverständigen Menschen. Bisweilen begegnet uns die Redewendung: „Das reimet sich wie eine Kuh zur Windmühle.“ Ein Gegner wird ironisch mit der Bemerkung abgefertigt, er sei „in der heiligen Schrift so fertig, behend und läuftig wie eine Kuh auf dem Nußbaum“. Manchmal wird die Kuh in Verbindung mit anderen Hausthieren, wie Esel, Schwein, Gans u. a., bildlich verwendet. Das Schaf, das den größten Mißhandlungen keinen Widerstand entgegensetzt, dient als Bild für die in Frankreich verfolgten Hugenotten. An andern Stellen sind wie in der Bibel die Schafe Bild der Gläubigen. Einmal vergleicht sich Luther in seinem Verhältnisse zu Heinrich VIII. selbst mit einem Schafe. Als ein keckes, übermüthiges Geißlein erscheint ihm ein Pfarrer in Dessau, der durch Einführung bedenklicher kirchlicher Neuerungen von sich reden machte. Seinen Gegner Hieronymus Emser nannte er wiederholt den Bock von Leipzig, oder er vergleicht ihn mit einem Bock. Da Luther das weiße Fleisch des Schweines sehr liebte

*) Vergl. Gustav Scheil, Die Thierwelt in Luthers Bildersprache in seinen reformatorisch historischen und polemischen deutschen Schriften. Bernburg 1897 (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte des Herzogl. Karls-Gymnasiums); Dr. Otto Saxenberger, Dr. Martin Luther, ein Freund der belebten Natur. Breslau 1900 (Beilage zum Jahresberichte der evangel. Realschule I); H. Rinn, Ueber die in Luthers Briefen vorkommenden Bilder und Gleichnisse, die sich an die Thierwelt anlehnen (s. Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, IX. Jahrgang 1895. S. 476 ff.); endlich das geistvolle Werk von Alfred Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1888. S. 254—56.

und ihm den Vorzug vor dem schwarzen, melancholischen Fleische des Wildes gab, so hatte er immer eine große Anzahl dieser Thiere in seinem Stalle und ließ sie von einem besonderen Hirten bewachen. Seine Auslassungen über das Schwein haben etwas Witziges. „Eine Sau liegt in ihrem Flaumenfederbett auf der Gasse oder im Mist, ruht sicher, schnarcht sanft, schläft süß, fürchtet keinen König noch Herrn, keinen Tod noch Hölle, keinen Teufel noch Gottes Zorn, lebt so ganz ohne Sorge, daß sie nicht einmal denkt, wo Kleie ist. Und wenn der türkische Kaiser mit aller Macht und großem Zorn daherzöge, so wäre sie wohl stolz genug, daß sie nicht eine Borste um seinetwillen regte. Triebe man sie auf, so würde sie wohl »krochzen« und (wenn sie reden könnte) sagen: Sieh', wie tobst Du, Narr! Du hast es das zehnte Theil nicht so gut wie ich und lebst keine Stunde so sanft, still und sicher, wie ich immer lebe, wärest Du auch zehnmal so groß und reich. Kommt dann der Schlächter über sie, so denkt sie, es klemme sie ein Holz oder Stein. Des Sterbens versieht sie sich nicht, bis sie todt ist." Luther dient das Schwein als Typus für seine Feinde, namentlich für Dr. Eck. In Verbindung mit dem Schwein steht der Hund. Die äsopisch-phädrianische Fabel von dem Hunde mit dem Fleische im Maule wird auf die Christen angewendet, welche meinen, sich durch gute Werke die Seligkeit erwerben zu können, wobei sie den Glauben verlieren. Der Hund findet nach seinen guten wie nach seinen schlechten Eigenschaften Verwerthung. Huß wird mit einem treuen Hunde verglichen, während Luther sich selbst mit einem schlafenden Hunde vergleicht, den man nicht in Frieden lassen will. Die Gegner heißen mörderische Bluthunde; auch Carlstadt und die Wiedertäufer gleichen Hunden und Säuen. Häufig wird des Pferdes gedacht. Das Deutsche Reich wird mit ihm verglichen. Es ist ein schöner weidlicher Hengst, der Futter in Fülle hat und dem es nur an dem Reiter fehlt. Die Mönche gleichen Hengsten, und die Papisten einem vom Pferde herabfallenden Reiter. Luther selbst kommt sich vor wie ein geplagtes Pferd, da er von Buchdruckers Kummet, Zaum, Sattel und Sporn nicht loskommen und nicht einmal soviel Zeit erübrigen kann, um den Fürsten Joachim von Anhalt zu besuchen. Um verkehrte Handlungen drastisch zu bezeichnen, finden sich die Redewendungen: das Roß im Hintern zäumen und rücklings auf der Bahn zu reiten. Schlecht ergeht es dem Esel, dem Vetter des Pferdes. Auf mehrere antike Fabeln wird Bezug genommen. Die Aesopische Fabel vom Esel in der Löwenhaut wird auf die Bischöfe, Pfaffen und Mönche, eine Phädrianische Fabel vom Esel und dem Löwen auf das Geschrei Hieronymus Emsers gedeutet. Auch sonst kommt der Esel in den verschiedensten Wortverbindungen vor, durch die das Wesen und Treiben der Widersacher dem Spotte preisgegeben wird. Daneben finden sich häufig Ausdrücke wie Eselskopf, Eselshirn, Eselstall, Eseltheologen, Eseljuristen, Eselisten und Eselei. Schlecht war Luther auf die Katze zu sprechen. Er sah in ihr ein heimtückisches, falsches Geschöpf, das selbst, wenn es sich putzt und leckt, auf Täuschung und Betrug ausgehe. Obwohl sie ein glattes Fell und weiche Tappen habe, dürfe man ihr nicht trauen, denn vorn lecke und hinten kratze sie. Als Paul III. das zu Mantua ausgeschriebene Concil nach Vincenza verlegte, verglich ihn Luther mit einer Katze, die ihre Jungen im Maule von einem Orte zum andern schaffe. An dem Wesen der Katze pflegte er auch das Verhalten seiner Gegner klar zu stellen. Sie sind äußerlich freundlich und gutmüthig, aber innerlich sind sie voller Heimtücke und Bosheit.

Von den Hausthieren wenden wir uns zu den Thieren des Feldes und Waldes. Da Luther weniger Gelegenheit hatte, dieselben in ihrer freien, ungebundenen Lebensweise und in ihrem Lieben und Hassen zu beobachten, so spielen sie in seiner Bildersprache nicht eine so hervorragende Rolle, wie die Hausthiere. Verhaßt war ihm, dem offenen Mann, der das Licht liebte und gerade Pfade wandelte, alles schleichende lichtscheue Gethier, das sein Wesen im Finstern treibt. Zuerst der Wolf. Die Phädrianische Fabel vom Wolf und dem Schaf findet sowohl zur Illustrirung seines Verhältnisses zu H. Emser, wie zu H. Zwingli hinsichtlich seines Streites über die Bedeutung der Einsetzungsworte des Abendmahls Verwendung. Papst und Bischöfe sind Wölfe in Schafskleidern, welche die gläubigen Christen überlisten und zerreißen. Ebenso gelten die Wiedertäufer für reißende Wölfe. Unter dem Bilde eines ruhelos gejagten und gehetzten Fuchses erschienen ihm die Juden. Höher als diese Raubthiere stehen Hirsch und Hase. Der letztere erscheint oft als Bild des Menschen. Bisweilen begegnet uns die Redensart: Hier liegt der Has (nämlich im Pfeffer), welche sagen will, daß sich an einer Sache nichts mehr ändern lasse, geradeso wie dem in der Pfefferbrühe liegenden Hasen nicht mehr zu helfen ist.

Wie Luther die Säugethiere mit großem Interesse beobachtete, so nicht minder die gefiederte Welt der Vögel. Auf seinem Hofe waren Hühner, Gänse, Enten und Tauben in Menge, ihrem Leben und Treiben sah er gern zu. An der Gluckhenne bewunderte er die Mutterliebe. Wenn ihm eben ein aus dem Ei ausgeschlüpftes Hühnchen gebracht wurde, so hatte er seine helle Freude darüber und konnte nicht begreifen, wie es in dem Ei Platz gefunden, und daß es unmöglich sei, es in sein enges Behältniß wieder zurückzubringen. Seine Gegner verglich er mit Hühnern, um ihre Thorheit und Unwissenheit zu geißeln. Zudem begegnen uns die Redensarten: Den Hühnern den Schwanz aufbinden, und: Das Ei lehret das Huhn. Während die erstere besagen will: Etwas Ueberflüssiges thun, entspricht die letztere dem Ciceronianischen Sprichwort: Sus Minervam docet, sowie dem Deutschen: Die Kachel lehrt den Töpfer. Vielfach wird die Gans in ihrer Einfalt und Unvernunft zum Vergleiche herangezogen. „Der Bischof Albrecht von Magdeburg will alle Welt zu Gänsen machen." Mit dem Pfeifen der Gänse im Zorne, wenn sie von Menschen gereizt oder von Thieren angefallen werden, werden die Angriffe der Evangelischen auf die Papisten verglichen. Der Sinn ist: Die Papisten machen sich nichts daraus, es ist als pfiffe sie eine Gans an. Die Redensart: Er will den Gänsen predigen, oder es ist, als ob er den Gänsen predigte, kommt wiederholt vor. Luther nennt sich selbst eine Gans. „Ich bin eine Gans gegen den Cardinal und ein elend Schaf gegen seine Juristen." In der Redensart: Die ganze Welt ist eitel Gänse und Enten für den Cardinal, wird die Gans mit der Ente zusammen als Bildausdruck verwendet.

Große Freude hatte Luther an den zahlreichen Rabenvögeln, wie Krähen, Raben, Dohlen, Häher. Ihr Treiben fesselte ihn besonders während des Reichstags, als er auf der Feste Koburg war. Trotzdem ihm damals die Bekenntnißangelegenheit mit großer Sorge erfüllte und er mit Unruhe und Spannung die Nachrichten erwartete, konnte er doch der großen Menge von Saatkrähen und Dohlen, die in dem anstoßenden Gehölze unter seinen Fenstern ihren Nistplatz hatten und einen fürchterlichen Lärm machten, stundenlang zusehen. In einem Brief an seine Tischgesellen in Wittenberg beschreibt er mit kostbarem Humor das Gebahren dieser Vögel und bringt es in scherzhaften Wendungen in Verbindung mit dem Gange der Reichstagsverhandlungen. „Es ist ein Rubet [Gehölz] gleich unter unseren Fenstern, wie ein kleiner Wald, dahin haben die Dohlen und Krähen ihren Reichstag verlegt. Dort ist nun ein solches Zu- und Abreiten, ein solches unaufhörliches Geschrei Tag und Nacht, als wären sie alle trunken, toll und voll. Da keckt jung und alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lange währen können. Ich möchte nun gern wissen, ob auch noch bei Euch etliche solches Adels und reisigen Zeugs wären. Mich dünkt, sie sind aus aller Welt hier versammelt. Ich habe ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und große Hansen immer vor unsern Augen; nicht gerade köstlich gekleidet, sondern einfach in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und gleich grauäugig. Sie singen alle gleichmäßig einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, der Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle; denn ihr Saal ist gewölbt mit dem schönen, weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen, grünen Zweigen, und die Wände sind so weit wie der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, mit denen sie auch den Büchsen entfliehen und anstürmendem Unwetter entkommen können. Es sind große, mächtige Herren; was sie indessen beschließen, weiß ich noch nicht. Soviel ich aber von einem Dolmetscher vernommen habe, haben sie einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerhand Korn und Getreide vor, mancher wird dabei Ritter werden und große Thaten verrichten. Also sitzen wir hier im Reichstage, hören und sehen mit großer Lust und Liebe zu, wie die Fürsten und Herren sammt anderen Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber besondere Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunpfahl gespießt werden." Nach einigen Wochen war

der Liebesrausch der Vögel zu Ende, es wurde stiller und stiller im Gehölz, die Sorge für die junge Brut war es, die die Thiere am Tage in Anspruch nahm. Eines Tages machte sich Luther auf, den Vögeln einen Besuch in ihrem Reiche abzustatten. Sofort erhob sich ein ohrenzerreißender Lärm, der immer toller wurde, als er sie durch Händeklatschen und Werfen non allerlei Wurfgeschossen aufscheuchte. Als nach zwei Monaten Luther wieder an J. Jonas schrieb, war es mit dem Reichstage der Krähen und Dohlen zu Ende, ihre Kriegsfahrten hatten aufgehört, die Schaar war abgezogen und hatte sich über Flur und Feld zerstreut. Luther hat diese Episode seines Lebens Jahre lang in der Erinnerung behalten. Im Raben sah er den jüdischen Prediger, den Rabbiner, in dem Kohlraben speciell die himmlischen Propheten. Die Phädrianische Fabel vom Raben und dem Pfau findet Anwendung auf sein Verhältniß zu Heinrich VIII. Im Häher erblickte er den Typus für den großen Humanisten Erasmus von Rotterdam, dem für alle tieferen religiösen Fragen das Verständniß abging. „Er ist kein Graecus [Grieche], sondern ein Graculus [Nußhauer, Nußhacker].“ Die schwatzhafte Elster dient ihm als Bild für Heinrich VIII., während ihm der unsaubere und übelriechende Wiedehopf wahrscheinlich ein Bild für H. Emser war. Ueber das Wesen des Kuckucks (Gauchs) scheint Luther nicht genügend unterrichtet gewesen zu sein. Daher stehen manche Aussagen über diesen Vogel unter dem Einflusse der Anschauungen der Zeit, oder unter dem Banne seines Vorurtheils. Da er den Namen Gauch in Zusammenhang mit Gaukler brachte, so sind ihm die Mönche Gaukler, und das, was sie treiben, ist Gaukelspiel. An der Sucht des Kuckucks, die Eier vieler Singvögel in den Nestern, insbesondere die der Grasmücke, zu beseitigen und dafür seine eigenen hineinzulegen, veranschaulicht er das gewaltthätige Treiben der Feinde, die sein Werk vernichten wollen. Die Sage, daß der Kuckuck nur aus Eitelkeit seinen Namen fortwährend rufe, wird auf das dünkelhafte Gebahren Heinrichs VIII. gedeutet. Auch Falke und Adler haben in der Bildersprache Luthers ihre Stelle. Wie ein todter Falke kommt ihm der deutsche Kaiser in seiner Ohnmacht und Schwäche vor, und wie scharfsichtige Adler erscheinen ihm die Gegner, die sich großer Klugheit rühmen, während sie doch in den Dingen des Evangeliums stockstarrblind sind. Wie Luthers offenem Charakter das nächtliche Treiben vieler Waldthiere im Grunde des Herzens zuwider war, so nicht minder das lichtscheue Wesen der Eulen, Uhue und Fledermäuse. Diese Vögel dienen ihm vielfach als Bilder für seinen Gegner. Einen großen Widerwillen hatte Luther gegen den Sperling und merkwürdiger Weise auch gegen die Schwalbe. Nach einem Briefe an J. Jonas möchte er die Sperlinge alle auf einmal verspeisen. Er hält den Sperling für den schädlichsten Vogel. Durch sein dreistes, aufdringliches und freßgieriges Wesen macht er sich überall den Menschen verhaßt und unerträglich. „Das ganze Jahr lebt er in Herrlichkeit und Freuden, im Winter liegt er in den Scheunen und auf den Kornböden, im Frühjahr verzehrt er die Samenkörner und die jungen Pflänzlein im Felde, in der Ernte hat er Speise in Hülle und Fülle, und im Herbste bilden die Früchte des Gartens sein Labsal.“ „Er stiehlt und verspeist Alles, was er bekommen kann, nämlich Hafer, Gerste, Weizen, Roggen, Aepfel, Birnen, Weintrauben, Erbsen, Kirschen. So kostet denn die Erhaltung aller Spatzen Gott mehr, als der König von Frankreich an Einkünften besitzt.“ Des Sperlings Tisch ist immer gedeckt, zumal er bei seiner Nahrung gar nicht wählerisch ist. Für alle Wohlthaten aber, die er durch die Menschen genießt, bringt er ihnen nichts, als sein einförmiges „Scirp! Scirp!“ dar. In den Gotteshäusern erheben sie einen solchen Lärm, daß dadurch Prediger und Gemeinde gestört werden, man muß deshalb gegen sie mit Stöcken zu Felde ziehen und sie aus ihnen vertreiben. Die Schwalben werden aus dem Grunde mit zu den schädlichen Vögeln non Luther gerechnet, weil sie sich „ewig mit einander beißen“. Da sie an den Wänden der Kirchen oft ihre Nester bauen, so will er sie nicht in denselben dulden. Weshalb Luther auf die unschuldigen Schwalben so böse zu sprechen war, ist nicht recht erfindlich. Vielleicht widerte ihn ihr unsteter, schwankender Flug an, vielleicht stand sein ungünstiges Urtheil auch unter dem Einfluß nan Tob. 2, 11. Der graue gefiederte Sperling ist das Abbild der grauen Mönche, während die schwarzweiße Schwalbe das Abbild der Dominikanermönche ist.

Große Freude hatte Luther an den munteren, fröhlichen Sängern in Garten und Feld, den Drosseln, Nachtigallen, Amseln, Lerchen, Hänflingen, Finken und Stieglitzen. Alles entzückte ihn an diesen Thieren, ihr herrlicher Gesang, ihre Aeugelein, die leicht wie Edelsteine und klar wie krystallhelle Wassertropfen sind, ihr buntes Gefieder, ihre leichten, anmuthigen Bewegungen, ihre Liebe zur Heimath, mit der sie stets zum alten Neste zurückkehren. Es ist geradezu rührend, wenn er die kleinen Sänger bittet, daß sie Vertrauen zu ihm fassen sollen, und Alles meidet, was sie aus seinem Garten verscheuchen konnte. Ihnen nachzustellen, sie zu fangen oder wohl gar zu morden, war ihm schrecklich; er verdammte solches Thun als Teufelswerk. Da sein Famulus Wolfgang Sieberger ein leidenschaftlicher Vogelsteller war, so verfaßte er als Anwalt für die kleinen Sänger eine halb scherzhaft, halb ernsthaft gehaltene Beschwerdeschrift, in der sie nor ihm Klage führen. „Wir Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitze und andere fromme, ehrbare Vögel zeigen Euch hiermit an, daß Euer Diener sich für gutes Geld schlechte Netze gekauft, damit einen Finkenherd errichtet hat und nun uns Allen bei unserem Zuge über Wittenberg nach Freiheit und Leben trachtet, wiewohl wir ihm nichts zu Leide gethan haben. Wir bitten Euch nun, ihn zu veranlassen, daß er Abends die Köener auf dem Fangherd streue, am nächsten Morgen aber nicht nor acht Uhr aufstehe, dann wollen wir getrost und sorglos unsern Flug über Eure Stadt nehmen. Will er das jedoch nicht thun, so werden wir Gott anflehen, daß er Frösche, Heuschrecken, Schnecken und anderes Ungeziefer in seine Netze schicke. Warum wendet er sich denn nicht gegen die Sperlinge, Schwalben, Elstern, Dohlen, Raben, Mäuse, Ratten, welche Euch viel Leids anthun, Euch bestehlen und aus Euren Häusern Korn, Hafer, Malz, Gerste u. A. forttragen, während wir nur kleine Brocken und einzelne zerstreute Körnlein suchen? Wir stellen unsere Sache auf die Vernunft und fragen, ob er uns nicht mit Unrecht so hart nachstellt. Wir hoffen aber zu Gott, daß auch wir seinen schlechten Netzen entfliehen werden, wie schon unsere Brüder ihnen in diesem Herbste entkommen sind. Gegeben in unserem himmlischen Sitze unter den Bäumen unter unserem gewöhnlichen Siegel und Federn. Matth. 6, 26.“ Auch die Sänger dienen Luther zu zahlreichen Vergleichen und Bildern. Die Nachtigall wird ihm Anlaß zu einem herrlichen Vergleiche für sein schwieriges Uebersetzungswerk der hebräischen Propheten. „So sehr sich die Nachtigall sträuben würde, ihr süßes Lied gegen den einförmigen Ruf des Kuckucks einzutauschen, ebenso sehr sträuben sich die hebräischen Schriftsteller gegen eine Uebertragung in unsere Sprache.“ Wenn auch der Vergleich auf einer Ueberschätzung der hebräischen Sprache beruht, da er zur Voraussetzung hat, daß sie alle Vollkommenheiten in sich vereinige, so beweist er doch immer, wie tief er in ben Geist der prophetischen Sprache eingedrungen wae. Bei einer anderen Gelegenheit wird dem lieblichen Gesange der Nachtigall das Geschrei des Esels gegenübergestellt und dies auf St. Paulus und H. Emser angewendet.

Daß Luther den Reptilien wegen ihrer schleichenden und in Krümmungen gehenden Bewegung gründlich gram sein mußte, ergiebt sich, wie bereits oben bemerkt, aus seinem geraden Charakter. Die Schlangen sind das Sinnbild alles Bösen, ja des Teufels selbst. Oft redet er non der alten Schlange, oder von dem alten Drachen, der die Menschen versucht und nerführt. Mit Schlangen werden zuweilen die Juden bezeichnet, und die Pariser Theologen sind Otterschlangen. Die Phädrianische Fabel vom Frosch und dem Ochs wird non ihm auf seine Feinde bezogen, vor Allem auf Emser, weil sie sich mit ihrem eigenen Athem, Wind und Geist aufblasen. Die auf stillen, einsamen Wasserflächen im Sonnenlichte ihr munteres Spiel treibende Wasserspinne ist ein Abbild Ecks, der immer nur auf der Oberfläche der heiligen Schrift sich bewegt und nicht die Fähigkeit besitzt, in die Tiefen hinabzusteigen. In die zudringliche, auf Alles sich setzende und immer vom Besten essende und trinkende Stubenfliege verwandelt sich gern der Teufel. Von den Fischen dient der wegen seiner Glätte leicht der menschlichen Hand entschlüpfende Aal als Metapher für Andreas Bodenstein non Carlstadt. Mit der zornigen Biene, die mit dem Stechen ihren Stachel verliert und sich dadurch den Tod zuzieht, wird H. Emser verglichen. Die Papisten werden mit der Bibel als Muckenseiger und Kameelverschlucker bezeichnet.

Von den ausländischen Thieren hatte Luther geringe Kenntnisse, gehörten sie doch zu seiner Zeit in den zoologischen Gärten noch zu den Seltenheiten. Trotzdem giebt eine ganze Reihe ihm Anlaß zu sinnbildlicher Verwendung. Mit dem Löwen oder Leu vergleicht er seine Feinde. Affen und Meerkatzen sind leibhaftige Teufel. Mit dem Fremdes ohne Verständniß nur in äußerlicher Weise nachahmenden Affen werden wiederholt die Gegner und Widersacher verglichen. Bisweilen heißen die Gegner auch Lulaffen

aber Maulaffen. Der Strauß, der seinen Kopf im Sande versteckt, um von seinen Verfolgern nicht gesehen zu werden, ist Bild für Carlstadt, während das Kloppern des Storches Bild für die inhaltlose Rede eingebildeter Menschen ist. Unter einem raubsüchtigen und gefräßigen Krokodil endlich erscheint der Bischof von Magdeburg.

Nun zur Pflanzenwelt. Obwohl dieselbe im Vergleich zur Thierwelt auf einer niederen Lebensstufe steht, da sie weder Stimme noch freie Bewegung besitzt, auch in ihr kein ausgesprochenes Lieben und Hassen herrscht, so lenkte sie doch Luther's Auge auf sich und forderte ihn zu aufmerksamer Betrachtung auf. Er sah in den vegetativen Gebilden Wunder Gottes, die seine Größe und Herrlichkeit predigten. Wenn irgend die Arbeit es zuließ, ging er hinaus in den Wald, auf das Feld, die Wiese und in seinen Garten und erfreute sich an den Bäumen mit ihren Blüthen und Früchten, an den Blumen und an den saftigen grünen Gräsern. Manche Pflanzen wurden ihm zu einem Schlüssel für das Verständniß manches Bibelwortes. Die Pflanzenbildersprache verleiht Luthers Schriften einen ganz besonders anmuthigen Reiz. Mit einem Walde von reichen und mannigfaltigen Fruchtbäumen vergleicht er einmal die Bibel selbst. Aus der Wiese kommen Milch, Butter, Käse, Braten, Wolle. Sie erschloß ihm mit den auf ihr weidenden Kühen und Schafen den Sinn der Gottesverheißung an das israelitische Volk: Ich will euch ein Land geben, worin Milch und Honig fließt. Von den Lob- und Dankpsalmen heißt es in der Einleitung zum Psalter: „Da stehest du allen Heiligen ins Herz, wie in schöne, lustige Gärten, ja, wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen darin aufgehen von allerlei schönen, tröstlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat." Und mit welcher kindlichen Innigkeit und Anschaulichkeit verstand er seinem Söhnchen Johannes das Glück und die Freude des himmlischen Paradieses zu malen! Ueber verschiedene einheimische Obstbäume und ausländische Bäume, wie Maulbeerfeigenbaum, Citronenbaum und Oelbaum, die er auf seiner Romreise kennen gelernt hatte, finden wir manch schönes Wort. Am Pfirsichkern ist Gottes Macht zu erkennen. „Obwohl seine Schale hart ist, doch muß sie sich zu seiner Zeit aufthun durch den sehr weichen Kern, so drinnen ist." Ein Wunder Gottes bedeutet ihm die Vermehrung des Getreides, wie ein sprießender Halm so viele Körnlein hervorbringen könne. Das in die Erde gelegte Saatkorn bildet wie bei Paulus unsere Auferstehung ab. „Es ist nur um einen Winter zu thun, daß wir in der Erde liegen und verfaulen, wenn unser Sommer angeht, wird unser Korn hervorbrechen. Dazu bereitet uns der Regen, die Sonne und der Wind d. i. das Wort, die Sacramente und der heilige Geist." Luther kannte alle Vorgänge, die mit Gerste und Flachs vorgenommen werden, um aus jener Kofent zu kochen und aus diesem Leinwand zu bereiten. Selbst das Mohnkörnlein und das Blättlein haben für ihn symbolische Bedeutung. „Also ist Gott gegenwärtig in allen Creaturen, auch im geringsten Blättlein und Mohnkörnlein." Herzinnige Freude hatte Luther an den Kindern der Flora. An ihrem Blühen und Duften erquickte er sich. Als er 1520 mit Dr. Eck auf der Pleißenburg disputirte, hielt er einen duftenden Strauß in der Hand. Die Blumen predigen von Gottes Gnade und Güte. „Wir aber beginnen von Gottes Gnade seine herrlichen Werke und Wunder aus den Blümlein zu erkennen, wenn wir bedenken, wie allmächtig und gütig Gott sei; darum loben und preisen wir ihn und danken ihm. In seinen Creaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, wie gewaltig das sei." Die Rose war Luther ein Kunstwerk voller Schönheit und Herrlichkeit. Im Veilchen sah er ein Sinnbild des Glaubens und der Trauer, und im Tausendschön, das nach dem Verwelken durch Besprengung mit Wasser wieder frisch wird, so daß man im Winter Kränze daraus flechten kann, ein Sinnbild der unvergänglichen Kirche. Brennnessel, Distelkopf und Kornrade wieder sind Bilder für seine Gegner.

Zum Schlusse nur noch eine kurze Bemerkung über Luthers Stellung zum Kosmos und zu kosmischen Erscheinungen. Im Allgemeinen werden wir sagen dürfen, daß für ihn die Sonne, der Mond, die Sterne, Morgen- und Abendröthe in ihrer schönheitsvollen Farbenpracht, die wunderbaren Wolkengebilde zu einer Quelle reinster Freuden wurden, ihr Anblick erhob und stärkte ihn und bewahrte ihn vor Anfechtungen aller Art. „Ich hab' neulich zwei Wunder gesehen," schreibt er am 5. August 1530 an den Kanzler Brück, „das erste, da ich zum Fenster hinaus sahe, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölbe Gottes, und sah doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hatte; noch fiel der Himmel nicht ein, und stehet auch solch Gewölb noch fest. Nu sind etliche, die suchen solche Pfeiler und wollen sie gern greifen und fühlen; weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen. Das andere, ich sah auch große dicke Wolken über uns schweben, mit solcher Last, daß sie möchten einem großen Meere zu vergleichen sein, und sahe doch keinen Boden, darauf sie ruheten und fußeten, noch keine Kufen, darin sie gefasset wären; noch fielen sie dennoch nicht auf uns, sondern grüßeten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Da sie fürüber waren, leuchtete herfür beide, der Boden und auch das Dach, das sie gehalten hatte, der Regenbogen."

Damit haben wir die Naturbildersprache Luthers, soweit der Raum es uns gestattete, dem Leser vor Augen geführt. Der Reformator erscheint uns auch in dieser Hinsicht in seiner kernderben deutschen Originalität. Wir sehen in sein Herz hinein, bewundern sein tiefes Gemüth und seinen poetischen Sinn, der ihm Alles, was er beobachtet, zu trefflichen Bildern und Vergleichen gestaltet. Auf seine Zeit ist Luthers Naturbildersprache nicht ohne Einfluß gewesen, wie Huttens bekanntes Gedicht: „Die Wittenbergisch Nachtigall" deutlich zeigt.

Bücherbesprechungen.

— Das 9. Heft des II. Bandes der **Mittheilungen des Vereins für Sächs. Volkskunde** (im Auftrage des Vereins herausg. von E. Mogk und H. Stumme) enthält Vereinsnachrichten, unter denen wir die Mittheilungen über die dem Verein eingelieferten und theilweise durch Anerkennungsdiplome oder Prämien ausgezeichneten Arbeiten von Schülern der sächsischen Baugewerken-, Kunstgewerbe- und Industrieschulen und die Aufforderung zur Sammlung von Abbildungen sächsischer Dorfkirchen hervorheben wollen, ferner den Schluß des Aufsatzes von Ernst John „Aus einer alten Dorfkirche" (Ziegelheim bei Glauchau), der namentlich beachtenswerthe Angaben über die Kosten des Umgusses der Glocke (1638 ff.) enthält, „Beiträge zur Geschichte der Christmetten in Sachsen" (nach den 1810 erstatteten Berichten der Superintendenten) von Alwin Bergmann, die Gemeindeordnung von Lauterhofen (nach einer Niederschrift von 1741, jedoch wohl aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammend) und die Brau- und Schankordnung von Obercrinitz (1536), mitgetheilt von G. Planitz, der auch eine Nachricht über abergläubische Gebräuche zur Entdeckung von Spitzbuben giebt, einen von Paul Benndorf mitgetheilten, aus der Lausitz stammenden „Haus- und Schutzbrief", endlich einen interessanten Aufsatz von O. Emil Reinhold über den Hexenprozeß gegen die Wittwe Magdalene Alder und ihre Verwandten in Leisnig 1615; Cantor Hingst hat diesen Prozeß bereits früher nach den Leisniger Stadtrechnungen behandelt, jedoch die wichtigen Nachrichten übersehen, die sich in der Practica nova des Benedict Carpzov finden. — Beigefügt ist dem Hefte der Jahresbericht auf das Vereinsjahr 1901, der wiederum ein erfreuliches Anwachsen des Vereins zeigt. Freilich galt es auch manchen irrigen Ansichten über die Ziele und die Thätigkeit des Vereins entgegenzutreten. Ein großer Theil der Ortsgruppen könnte eine lebhaftere Thätigkeit entfalten; daß von 55 nur 15 die erbetenen Jahresberichte eingesandt haben, ist jedenfalls bedauerlich. Auch die Berichte über Bibliothek, Archiv und Museum zeugen von gedeihlicher Weiterentwickelung dieser Anstalten. Die am Schlusse gegebene Mitgliederliste zählt 2145 Mitglieder auf. —m—

— **Max Maercker, Fütterungslehre.** Herausgegeben von Dr. F. Albert, a. ö. Professor und Director des landwirthschaftlichen Instituts der Universität Gießen. Berlin, Paul Parey. Geb. 4 ℳ. — Die vorliegende Schrift ist das letzte größere Werk des vor wenigen Monaten verstorbenen berühmten Agriculturchemikers. Der Herausgeber hat es als seine Aufgabe erachtet, bei der Veröffentlichung des Verfassers Worte in ihrer Eigenart möglichst unberührt zu lassen. In leichtverständlicher Weise werden die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Ernährung und deren Anwendung auf die Thierproduction nach dem heutigen Stande der Kenntniß der einschlagenden Fragen vorgeführt, so daß die Schrift als eine beachtenswerthe Bereicherung der Literatur auf diesem Gebiete zu bezeichnen ist. R—d.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 47. Sonnabend, den 19. April, Abends. 1902.

Das alte Schulgebäude der Thomana in Leipzig.

Ein Gedenkblatt.

Jetzt geht es zu Ende — mit mir ist's aus —,
Ihr habt mein Schicksal erfahren
Nun freilich, ich bin ein „altes Haus“
Von etlichen hundert Jahren.
Ob Bach oder Ernesti mich einst geweiht,
Was kümmerts den Geist der neueren Zeit?

Diese klagenden Worte werden der Thomana in den Mund gelegt in einem Festgedichte, welches am Tage der Einweihung des neuen Schulgebäudes beim Festmahl gesungen wurde. Der Dichter hat mit ahnendem Geiste das endliche Schicksal des alten, seiner eigentlichen Bestimmung seit geraumer Zeit beraubten Hauses damals schon vorausgesehen, und in der That ist bereits vor einer Reihe von Jahren der Anfang mit der Niederreißung gemacht worden, nachdem für das Alumnat ein neues Gebäude errichtet und dieses am 10. October 1881 seiner Bestimmung übergeben worden war. Bei der gründlichen Erneuerung der Thomaskirche machte es sich nöthig, die an das Schulhaus nach Nordosten zu anstoßenden Wirthschaftsgebäude abzutragen, um das Hauptportal der Kirche freizulegen und so in erwünschter Weise weithin sichtbar zu machen. Seitdem stand das Hauptgebäude, außer allen Zusammenhang mit der Unterrichtsanstalt gebracht, einsam da, und zwar als ein ehrwürdiger Zeuge einer langen Vergangenheit, da die Stätte, an der es sich befindet, der Wissenschaft und der Gesangskunst geweiht worden ist zu einer Zeit, wo Leipzig als Stadt eben erst zu einiger Bedeutung gelangt war, und das Haus mit der in ihm bestehenden Bildungsanstalt die Stadt Leipzig hat emporblühen und gedeihen sehen. Gerade die bei zunehmendem Wachsthum der Stadt auf Verschönerung und auf Erleichterung des Verkehrs gerichteten Pläne ließen befürchten, daß das altehrwürdige Gebäude den Anforderungen einer neuen Zeit zum Opfer fallen werde. Fünfundzwanzig Jahre hat es die Uebersiedelung der Thomana in das neue Gebäude, am 5. Nov. 1877, noch überlebt, in diesen Tagen aber ist zugleich mit der Niederlegung einer Häuserreihe an der Nordseite der Kirche mit dem Abbruch der „alten Thomasschule“ begonnen worden. Wer da im großen, weiten Vaterlande die Kunde vernimmt, daß die Stätte, an der Johann Sebastian Bach 27 Jahre gewohnt und seine unsterblichen Werke geschaffen hat, dem Erdboden gleichgemacht wird, der wird über die Pietätlosigkeit unserer Zeit klagen, nicht minder auch wird die große Schaar der Männer von Wehmuth erfüllt, die vor Jahrzehnten hier zu den Füßen wissenschaftlich tüchtiger und charaktervoller Männer gesessen haben. Eine kurze Darstellung der Schicksale, die dieses Schulgebäude im Laufe der Jahrhunderte gehabt hat, dürfte gerade jetzt Manchem willkommen sein.

Mit dem Wachsthum der Thomasschule an Schülern und Lehrern hat auch das Schulgebäude sich immer mehr ausgedehnt und zwar nach oben, da unten einerseits der Kirchhof, andererseits Wall und Graben einer weiteren Vergrößerung hinderlich waren. In seinen Grundmauern reicht es in das Jahr 1553 zurück. Das Gebäude der alten, sicher zugleich mit dem Kloster 1212 gegründeten Klosterschule befand sich an derselben Stelle; eine genauere Kunde von demselben hat sich nicht erhalten, nur das wird überliefert, daß Caspar Boener als Rector der Schule (1522—1539) dasselbe auf seine eigenen Kosten ausbessern ließ. Diese Wiederherstellung war indeß keine gründliche, da wenige Jahrzehnte später, nachdem die Thomasschule in den Besitz der Stadt übergegangen war, ein Neubau sich nöthig machte. Der Erlös aus dem Abbruch des alten Hauses ergab nur 54 fl. 6 gr., eingerechnet den Werth des alten Bauholzes, welches der Rath dem Kuster der Thomaskirche zur Erbauung eines Häuschens schenkte. Die Kosten des Neubaues betrugen 2808 fl. 11 gr. 6 pf. und wurden ungefähr zur Hälfte aus städtischen Mitteln gewährt, zur andern Hälfte aber durch freiwillige Beiträge der Bürger (1441 fl. 17 gr. 3 pf.) aufgebracht. An die 400 Bürger steuerten bei, viele gewiß in dankbarem Gedenken an die Erbauung, die sie so oft schon dem kunstvollen, erhebenden Gesange der Alumnen zu danken gehabt hatten. Aus dem Testament der Frau Apollonia von Wiedebach entnahm man 100 fl., 60 fl. spendete „Hans Mawerbecks Custers zu S. Thomas freuntschaft“, ferner u. A. „Doctor Ludwig Fuchs, Ordinarius und Bürgermeister“ 11 fl. 3 gr., „Adam pracht Niderlender, der Peter Furmans Dachter geelicht“ 4 fl. 12 gr. Manche Leute zahlten keine Geldbeiträge, sondern verpflichteten sich zu anderen Leistungen, so z. B. Balten Berger dazu, „mit seim geschir acht tage umbsonst zu faren, was man ime auflegt“; der Glaser Hans Albrecht willigt ein, zwei Fenster mit Glas und Blei auf seine Kosten zu machen, auch vom Hundert Scheiben einen Groschen weniger zu nehmen als ein Anderer der Maler Moritz Scheeider ist bereit, die Schulthür zu malen, auch die Sprüche an die Wände und Mauern zu schreiben. Der Text dieser Inschriften ist erhalten, die an der Hausthür (in foribus) angebrachte lautete:

Non hic Pierides, non vanum numen Apollo,
Non de mentiti vertice nata Iovis,
Ipse sed aeterni Christus sapientia patris
Praesidet, est soli cui locus iste sacer.
Nicht die Musen, auch nicht die eitele Gottheit Apollos,
Nicht die dem Truggott dereinst sprang aus dem Haupte hervor,
Herrschen allhier, es gebeut nach der Weisheit des ewigen Vaters
Christus der Sohn und ihm heilig allein ist der Ort.

Eine zweite Inschrift berichtete über die Zeit und die näheren Umstände des Baues; verfaßt ist sie gleich der obigen von dem damaligen Rector M. Andreas Jahn (1549—1559):

Post ortum Christi ter saecula quinque decemque (= a. 1553)
Lustra, annis fuerant addita quando tribus:
Ad laudemque Dei domus haec puerûmque salutem
Impensis populi structa patrumque fuit.
Autor Johannes Schaffelius exstitit, ingens
Lipsiacae Consul dum gerit urbis onus.
Lindemanus agens aedilem Anthonius visit
Mensibus ut paucis perficeretur opus.
Duret, et ut vigeant pietas, artesque, decusque
Doctores parvo cum grege, Christe, tegas.

Der regierende Bürgermeister, der nebenbei bemerkt mit seinem freiwilligen Beitrage von 10 fl. längere Zeit im Rückstande blieb, gestattete, daß Pferde aus dem städtischen Marstall die Materialien zuführten: „Burgermeister Jahan Schaffel hat zugesaget, das zue befarderung der Schulen Baw Alwege ein geschir pferde aussm Marstal schickend staine abe und zufuren soll, Dieweil aber in Kriegsleufften wider Marggraf Albrechten furgelauffen, das man zum geschutz und andern diensten des Raths pferde in unsers gnedigsten herren gescheften nicht hat Stedts doheim behalden kunnen, Als hat man notshalben frombde geschir Erleyen, halden und Mieten, dieselbige auch besolden mussen, Ahne das hette der Schull baw geringen fortgang gehabt.“ Trotz der Kriegsunruhen — der Kurfürst Moritz bekriegte in diesem Jahre mit andern Fürsten den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Baireuth und fand seinen Tod am 11. Juli, zwei Tage nach der für ihn siegreichen Schlacht von Sievershausen — und trotz mancher Schwierigkeiten, die mit der Errichtung des Hauses verbunden waren, wurde der Bau in wenig Monaten, von

Sonntag Cantate bis Sonnabend nach Luciae und Ottiliae, in die Höhe geführt, was für die damalige Zeit keine geringe Leistung war, da man die Grundmauern des am Ende der Stadt gelegenen Gebäudes besonders stark nufführen und für den Fall einer Belagerung widerstandsfähig machen mußte. So heißt es denn in den hierüber vorhandenen Acten (Einname und Ausgabe der nouen erbaweten Schuele tzu sant Thomas Bei Regierung Johan Schoffels der rechte doctor und Bürgermeisters tzu Leiptzk. Anno domini 1553): „Dieweil vors hest geacht, das der Schulen grunt stark gosatzt und die grunde rechtschaffen und tieff gesucht, sonderlich kegen dem felde hienauss, das man in Zeit der Nott daz hauss enr Were brauchen kont, ist bevohlen, das man die grunde durchaus mit starcken Wacken ausfuren und ufbawen soll.“ Durch den völligen Neubau des Schulgebäudes wurden geeignetere Unterrichtsräume geschaffen und Wohnungen für die Alumnen (damals 22), für den Rector und den Cantor. Schule und Alumnat nahmen den mittleren Hauptheil ein, während der Rector — vom Kirchhof aus gesehen — seine Wohnung rechts, der Cantor links davon hatte. So ist es auch in der Folgezeit geblieben. In diesem Bau haben von den Rectoren u. A. M. Johann Heil (1563 bis 1592), M. Jacob Laßmann (1592—1604), M. Ambrosius Bardenstein (1604—1616), M. Sebastian Crell (1616—1622), M. Johann Merck (1622—1627), der schriftstellerisch ungemein thätige M. Wilhelm Avianus (1629—1636), M. Georg Cramer (1640—1676), M. Jacob Thomasius (1676—1684), M. Johann Heinrich Ernesti (1684—1729) und anfangs auch noch Johann Matthias Geßner (1730—1734) ihre Wohnung gehabt. Mag immerhin, wie schließlich alle Unterrichtsanstalten, auch die Thomasschule in diesem Zeitraume hinsichtlich der Zucht und wissenschaftlichen Leistungen mannigfachen Schwankungen unterlegen haben, so steht doch dies fest, daß sie in dieser Hinsicht meistens höher gestanden hat als ähnliche Anstalten und Rector wie Collegen der uneingeschränkten Anerkennung seitens der vorgesetzten Behörden theilhaftig geworden sind. So wird in dem Bericht über die am 26. und 27. Sept. 1608 abgehaltene Visitation den Lehrern folgendes Zeugniß ausgestellt: „Diese Persohnen sind gelert, in der Confession richtig, in ihrem officio fleissig, und verhalten sich also, dass das Ministerium, der Raht und gemeine Bürgerschaft mit ihnen wohl zufrieden seindt.“ Noch viel weniger kann ein Zweifel hinsichtlich der musikalischen Leistungen entstehen. Die Namen der Cantoren Sethus Calvisius (1594—1615), Johann Hermann Schein (1616—1630), Tobias Michael (1631—1657), Sebastian Knüpfer (1657—1676), Johann Schelle (1677—1701), Johann Kuhnau (1701—1722) legen ein beredtes Zeugniß dafür ab, daß in diesem langen Zeitraum die Schule eine edle Pflegestätte der geistlichen Musik gewesen ist und die Leistungen des Sängerchores fast ununterbrochen auf der Höhe der Zeit gestanden haben. Es muß neidlos anerkannt werden, daß die Thomasschule ihren höchsten Ruhm nicht der pflichtgetreuen und mühevollen Berufsarbeit ihrer wissenschaftlichen Lehrer verdankt, sondern der Jahrhunderte hindurch fast ununterbrochenen Folge bedeutender Cantoren. Der größte unter diesen ist Johann Sebastian Bach, der am Sonntag Estomihi, 7. Febr. 1723, seine Probe ablegte und dann am 30. Mai mit der Aufführung einer Kirchenmusik in der Nicolaikirche sein Amt antrat. Neun Jahre hat er in dem 1553 erbauten Schulhause noch gewohnt, in dem Hause, welches anfangs bei einer geringen Anzahl von Schülern und Alumnen voll genügt haben mag, später aber mit dem Wachsthum der Anstalt mehr und mehr unzureichend wurde, sodaß 1732 eine Ausbesserung und Erhöhung des Gebäudes erfolgte.

Goldene Zeiten haben Lehrer und Schüler in der alten Schule nicht durchlebt. Die Lehrer erhielten für ihre saure, aufreibende Arbeit eine geringe, für die nothwendigsten Bedürfnisse kaum ausreichende Besoldung, die Schüler, zumal die Alumnen, litten bei dem eintretenden Verfall des Bauwerks sogar unter der Ungunst der Witterung, die Alumnen für sich besonders unter dem Mangel an körperlicher Pflege und ausreichender Nahrung. Die schrecklichen Zustände während des dreißigjährigen Krieges brachten diese Mängel und Uebelstände auf den Höhepunkt; doch bereits bei der im Jahre 1609 abgehaltenen Schulvisitation übergab der Rector Ambrosius Bardenstein den Visitatoren eine Denkschrift (Etliche notwendige Puncten, die Schuel zu S. Thomas betr., der Herren Visitatorum Consur undt erörterung ubergeben), in der er dringend um Abstellung der zahlreichen Uebelstände bat. Da wird u. A. über den schlechten Zustand der Fensterscheiben geklagt; bisweilen würden, obwohl es streng verboten sei, Fenster von muthwilligen Buben zertrümmert, allein der größte Schaden sei, daß sie nunmehr in die 40 Jahre meistentheils in einem und demselben Blei gestanden, zudem oft geflickt worden seien, sodaß das Blei gar nicht mehr halten könne, sondern selbst bei geringer Bewegung die Scheiben von selbst herausfielen. Hafteisen und Wirbel seien entweder gar nicht vorhanden oder ganz locker. Die Fenster in den Kammern und Böden seien von Anfang her niemals auf Kosten des Rathes ausgebessert und zweimal von Hagel und Schloßen zerschlagen worden. Vor zwei Jahren sei, der grimmigen Kälte wegen, der Rector gezwungen gewesen, die schadhaften Fenster ausbessern zu lassen, die entstandenen Kosten seien aber nicht vom Rathe bezahlt, sondern dadurch aufgebracht worden, daß jeder der Alumnen wöchentlich einen Pfennig beigesteuert habe; ein Fenster sei von den Strafgeldern wieder hergerichtet worden. Um die Verpflegung der Alumnen war es damals, wie auch früher schon (in einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1552 heißt es: Am Sonnabent haben sie Niemant, der sie speiset), recht schlimm bestellt. Bardenstein klagt darüber, daß den Alumnen ohnehin noch etliche Mahlzeiten gemangelt hätten und zu allem Unglück kürzlich von den Personen, die freiwillig Schüler speisen, einige mit dem Tode abgegangen seien. Daher bleibe bisweilen der dritte Theil, ja die Hälfte der Schüler ohne Speise, Sonnabends habe geraume Zeit hindurch zu Mittag gar kein Schüler etwas zu essen bekommen. Darum sollen die Visitatoren Rath schaffen, „domit etwa von offentlicher Canzel oder sonsten gute Leith mochten vermocht undt permoviret werden, domit solcher mangel möchte mit der Zeitt auffhören“. Wie bei Errichtung des Schulgebäudes war man, bei der Unzulänglichkeit der städtischen Geldmittel, in der That auf die Mildthätigkeit der Bürger angewiesen. Nun freilich, wenn in ruhigen, friedlichen Zeiten die Bürgerschaft, die fast tagtäglich in den Kirchen und auf den Straßen durch den erhebenden Gesang der „Schüler“, wie man die Alumnen schlechtweg nannte, erfreut wurde, gern das Ihrige gethan haben wird, um dem Mangel und der Noth abzuhelfen, so hatte in Zeiten des Kriegs und der Gefahr ein Jeder mit sich selbst zu thun und war froh, wenn es ihm selbst nicht an des Leibes Nahrung und Nothdurft gebrach. Da hatten selbst wohlhabendere Leute keine Lust, freiwillig auch nur einmal in der Woche einen oder mehrere Tische der Alumnen zu speisen, und der Hunger war in der Schule ein häufiger Gast. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen viele Alumnen, bevor die Zeit, auf die sie sich verpflichtet hatten, abgelaufen war, auf und davon gingen, die meisten wohl einem ungewissen Schicksal entgegen. Eine Folge war, daß die Gesangsleistungen sich verschlechterten zur großen Betrübniß der Cantoren, z. B. Schein und Michael. Konnte man es aber den Schülern verdenken, wenn sie durch Entweichen von der Schule zugleich dem Hunger entrinnen wollten? Um die Aufrechterhaltung des Gesangsinstitutes, das zur Besorgung des Gottesdienstes nothwendig war, zu ermöglichen, entschloß sich der Rath im Jahre 1633, von den Kanzeln herab zu freiwilligen Gaben aufzufordern, und Anfang des Jahres 1635 ermahnte der Superint. Höpner die Gemeinde nochmals und bat, „man wolle sich der notdürftigen Schüler zu S. Thomas mittleidentlich annehmen, welche noch viel mahlzeiten cariren müssen“. Das Erträgniß dieser Sammlungen ist kein geringes gewesen, hat indeß noch nicht zu einer regelmäßigen, völlig genügenden Speisung der Alumnen hingereicht. Dies ersieht man daraus, daß auch noch lange nach dem dreißigjährigen Kriege jedes unverhoffte, außerordentliche Geschenk von Lehrern und Schülern mit sichtlicher Freude angenommen wurde. Als im October 1679 ein unbekannter Fremder dem Kaufmann Gottfried Weinmann ein gutwilliges Almosen zur Vertheilung unter die Lehrer und Alumnen übergab, fand die Austheilung unter dem Gesange einiger Lieder im Classenzimmer der Prima statt und nach Beendigung derselben ließ der Cantor Schelle, um der allgemeinen Freude Ausdruck zu verleihen, das Lied: Nun danket Alle Gott anstimmen.

Die Schulgesetze schrieben vor, daß keiner der Alumnen ohne Vorwissen seiner Eltern und ohne Genehmigung der Lehrer vor der gesetzmäßigen Zeit abgehen oder gar sich heimlich davonmachen dürfe. Schwere Strafe war auf den bloßen Versuch gesetzt, die Flüchtlinge selbst sollten weder bei der Universität noch unter dem Rathe geduldet werden. Gleichwohl kam ein solches Entweichen, namentlich während des dreißigjährigen Krieges und

während der Pest 1680, häufig vor. Um Einhalt zu thun, beschloß der Rath, solche Wortbrüchige der öffentlichen Schande dadurch preiszugeben, daß ihre Namen auf einer an der Hausthür angebrachten Tafel (tabula fugitivorum) bekannt gegeben wurden. Und Jahre lang ließ man die Namen auf der Tafel stehen. Nachdem z. B. im Jahre 1678 Caspar Fleischers Name auch angeschlagen worden war, geschah es, daß leichtfertige Studenten mit ausgezogenen Schwertern die Namen der Flüchtlinge, besonders der letzten, „abstachen". Da beschloß der Rector Thomasius 1682, diese Namen zu erneuern und mit weißer Oelfarbe anstreichen zu lassen, und nun erst sollten die Namen der unter dem Rector Cramer Entwichenen weggelassen werden.

Ueber die räumlichen Verhältnisse dieses 1553 erbauten Hauses läßt sich eine klare Vorstellung nicht gewinnen und es hat hier kein Interesse, näher auf die erhaltenen Notizen einzugehen. Doch soll erwähnt werden, daß die Alumnen (deren Anzahl im Dec. 1676: 56, also fast soviel wie gegenwärtig, betrug) in fünf Contubernien oder Kammern zusammenwohnten, von denen das erste contubernium Francosteinense, das zweite contubernium haeredum Griebens hieß. Außerdem gab es einen Speisesaal (coenaculum), einen Schlafsaal, eine Patientenstube, einen Purgantenboden und einen Exspectantenboden. Die Lehrzimmer (auditoria) waren über die verschiedenen Stockwerke vertheilt, das angesehenste war das auditorium primanarum zu ebener Erde, in welchem außer den Lehrstunden die Schulfeierlichkeiten, gelegentlich auch Familienfeste des Rectors abgehalten wurden.

Der Aufschwung, den die Schule unter zwei großen Männern, Joh. Matthias Gesner und Joh. Seb. Bach, nahm, führte einen Umbau des Schulhauses im Jahre 1732 herbei. Als Gesner im September 1730 von Ansbach nach Leipzig übersiedelte, bezog er gar nicht erst die Rectorwohnung, sondern eine von der Schule ziemlich entfernt liegende. Die Behausung des Rectors war sehr unwohnlich, Fußböden und Treppen waren ausgetreten, die Thüren mit den Beschlägen sehr abgenutzt, die Fenster mehrentheils an Rahmen und Glase verdorben. In ähnlichem Zustande wird sich das ganze Haus befunden haben. So wurde nach der Jubilate-Messe 1731 der Umbau mit Abreißung der oberen Hälfte des Hauses begonnen, die Alumnen inzwischen in einem Bürgerhause untergebracht und sodann „auf das alte Mauerwerk noch zwei Geschoß, nemlich ein ordentliches steinernes und ein Mezanin-Geschoß, darüber ein Mensarddach gesetzet und die Behaltnüße vor die Knaben dergestalt eingerichtet, daß in jedes zwei Knaben gebracht werden können". In diesen Worten liegt ausgedrückt, daß für die Wohnräume der Alumnen (deren Zahl in der Regel 54 bis 60 betrug) das Kammer- und Zellensystem eingeführt wurde. Während die Classenzimmer sich zur ebenen Erde und im ersten bis dritten Stockwerk befanden, bewohnten die Alumnen das vierte und fünfte Stockwerk. Je zwei und zwei, ein Oberer und ein Unterer, hatten während des Sommerhalbjahres eine Zelle inne, nur in der sogen. großen Zelle (cubiculum nonum oder novum) wohnten drei Alumnen. Es waren nämlich im vierten Stockwerke, auf dem sogen. Untertabulate, 16 einfenstrige Zellen eingerichtet, von denen je 4 eine Kammer (cubiculum) ausmachten, auf dem Obertabulate hingegen, im fünften Stockwerke, zwei Kammern, aus je vier Zellen, und zwei Kammern, aus je zwei Zellen bestehend. Außerdem befand sich auf dem Obertabulate die neunte Kammer, auch die große Präfectenzelle genannt, weil in derselben der jedesmalige erste Präfect wohnte, welcher zu Zellburschen den Generalultimus als Unterzellburschen und den ersten von den Schülern, die nicht Oberzellburschen geworden waren, als Mittelzellburschen hatte. In jeder Zelle befanden sich zwei Köthen und zwei Bücherregale für die beiden Zellburschen. Den Zellen gegenüber standen die Betten. Es liegt die Vermuthung nahe, daß Gesner, der mit durchgreifender Energie an die Neubelebung des wissenschaftlichen Unterrichts ging, gleich bei seinem Amtsantritt auf die Erneuerung des Schulhauses gedrungen hat, ferner daß die Einrichtung des Zellensystems auf seinen Vorschlag hin erfolgt ist. Ihm selbst wurde eine für die damalige Zeit geräumige Wohnung rechts von den Schulräumen mit einer besonderen Hausthüre hergerichtet. Da die Theile derselben bis ins Einzelne in einem besonderen Actenstück verzeichnet sind, so wissen wir, daß die Studierstube im oberen Geschoß nach dem Kirchhof hinaus gelegen war. Der Zahl und Größe nach wurden links von den Schulräumen Joh. Seb. Bach ungefähr die gleichen Räumlichkeiten überwiesen, nur hatte der Cantor damals eine Stube im ersten Stock abzutreten, wofür er eine im dritten Stock erhielt. Endlich wurde damals ein „Angebäude zur Schulküche, daran es bishero ermangelte", errichtet. Dasselbe, zwei Stock hoch, enthielt Küche, Speisegewölbe, Vorrathskammer und eine Wohnung für die Oeconoma. Am 5. Juni 1732 wurde das erneute Gebäude eingeweiht und bei dieser Feier eine von Bach componirte Cantate des damaligen Quartus Joh. Heinr. Winkler aufgeführt, die das Alte und das Neue in folgendem Recitativ besingt:

Wir stellen uns jetzt vor,
Was unser Musen-Chor
Vordem vor einen Aufenhalt gehabt.
Zwar war er wohl zufrieden,
Ihm war ein Haus beschieden,
In welchem seine Brust
Der freien Künste Lust
In Fried und Ruh genießen konnte.
Allein von der Bequemlichkeit,
Die selbiges anjetzt erfreut,
War wenig zu erblicken.
Nun hat ein einzig Jahr,
Was alt und schlecht und wankend war,
Verwandelt und verkehrt,
Und das davor gewährt,
Wonach es längst gestrebet
Und was ihm Sinn und Geist ermuntert und belebet.

Die geschmacklose Dichtung Winklers hat sich erhalten, die Composition, die gewiß eines Bach würdig war, ist leider verloren gegangen. In dem in oben beschriebener Weise umgestalteten Schulhause wohnten u. A. nach Gesner die Rectoren Joh. August Ernesti (1734—1759), Joh. Friedrich Fischer (1767—1799), Friedr. Wilh. Ehrenfried Rost (1800—1835), die sich gleich Gesner um die wissenschaftliche Ausbildung der Schüler in hervorragender Weise verdient gemacht haben. Hier schloß am 28. Juli 1750 Joh. Seb. Bach die Augen nach mancherlei Kummer und auch Verstimmung, da er mit dem Rector Joh. Aug. Ernesti in ein schweres Zerwürfniß gerieth, nach welchem auf die Dauer ein freundliches Verhältniß zwischen den beiden so bedeutenden Männern sich nicht herstellen ließ; hier wohnten und wirkten ferner u. A. Joh. Friedr. Doles (1756—1789), Joh. Adam Hiller (1789—1801), Joh. Gottfried Schicht (1810—1823), Christian Theodor Weinlig (1823 bis 1842). Auch unter diesen Männern wahrte sich die Schule den alten musikalischen Ruhm und große Musiker haben ihren Fuß über die Schwelle des Hauses gesetzt, um mit den Cantoren in persönliche Beziehungen zu treten oder auch den Gesang der Alumnen zu hören. So hat während seiner Anwesenheit in Leipzig (April und Mai 1789) Mozart den Cantor Doles aufgesucht, auch am 22. April in der Thomaskirche vor vielen Zuhörern eine Stunde lang auf der Orgel gespielt, wobei ihm Doles und der Organist Görner die Register zogen.

Wenn es in der oben erwähnten Cantate Winklers (in der Arie) heißt:

Väter dieser Lindenstadt,
Eure Weisheit hat gebauet,
Was hier die Bewundrung schauet,

so mögen die Zeitgenossen beim Anblick des stattlichen Gebäudes des Lobes voll gewesen sein, die Insassen hatten auch jetzt noch unter manchen Uebelständen zu leiden. Die neun Kammern der Alumnen hatten keine Oefen und konnten somit nur in der wärmeren Jahreszeit als Wohnräume dienen. Zu Michaelis bezogen daher die meisten Alumnen den Speisesaal (das Cönakel) zur ebenen Erde, während die Ober- und Mittelsecundaner im Classenzimmer der Secunda campirten. Es läßt sich denken, wie eng zusammengepfercht die Alumnen in dem überdies dunkeln Cönakel saßen, und welche Beschwerde es mit sich brachte, daß sie Tags über so oft Trepp auf, Trepp ab laufen mußten. Und doch machte sich auch bei diesen Uebelständen der Schülerhumor geltend: so schrieben die beiden Insassen einer Zelle (ums Jahr 1813) mit poetischer Uebertreibung an ihre Thür:

Beschützt vor Hitz und Frost
Wohnt Martzsching hier und Rost

Joh. Gottlieb Martzsching aus Steinigtwolmsdorf verließ die Schule 1812, sein Bruder Joh. Gottfried 1813: welcher von beiden gemeint ist, läßt sich nicht sagen; Rost war ein Verwandter des Rectors Rost.

Die letzte Umgestaltung erfuhr das Schulgebäude im Jahre 1829, welche jedoch nur die Wohnungen der Alumnen, also das 4. und 5. Stockwerk betraf. Die Zellen wurden beseitigt, am 16. Juni mußten sie von ihren Insassen geräumt werden.

Während der Bauzeit herrschte allgemeine Unordnung, mitten hinein fiel auch noch das erste Maturitätsexamen (21. Sept.). Damals wurde also das bisherige Kammer- und Zellensystem aufgegeben und statt der Zellen und Kammern fünf Studierstuben eingerichtet, auf der Westseite A und B, auf der Ostseite C, D, E. Der Stube E gegenüber lag die Inspectorstube. Eine jede Stube ward für 12 Alumnen berechnet, von denen ein jeder eine Köthe (mit zwei Hälften für die Kleider und für die Bücher) erhielt. Das frühere Obertabulat wurde in einen Schlafsaal umgeschaffen, der aus zwei durch eine Scheidewand getrennten Abtheilungen bestand. Nach der Promenade heraus wurden die Betten für die Insassen der Stuben A und B, nach dem Kirchhofe zu die für die Insassen der Stuben C, D und E aufgestellt. An die Stelle der großen Präfectenzelle trat die Wichs- und Ausklopfekammer, daneben noch Stube und Kammer für den Aufwärter. Die Glocke, mit der früh das Zeichen zum Aufstehen und zum Gebet gegeben und deren Ton einmal im Jahre, beim Einläuten der großen Ferien, doch auch mit lauter Freude vernommen wurde, ließ man an ihrer Stelle. Am 20. Nov. 1829, Abends um 5 Uhr fand die feierliche Einweihung des erneuerten Schulgebäudes statt. Nach Absingung des Chorals: Wer faßt, wie groß du, Schöpfer, bist? dankte der Superintendent Dr. Großmann dem Rathe, der einen die kühnsten Wünsche übertreffenden Umbau geschaffen habe, legte Lehrern und Schülern die Pflichten, welche die neuen Verhältnisse mit sich brächten, dringlich ans Herz und fragte zum Schlusse, besorgt in die Zukunft blickend: „Wie wird es nach hundert Jahren unserm Werke ergehen, dem neuen, das jenes alte verdrängt hat? Wird es nicht dann vielleicht auch veraltet seyn und dasselbe Schicksal erfahren?“ Nach dem Weihegebete folgte der Gesang der Weinligschen Motette: Laudate Dominum (Ps. 150) und die lateinische Danksagungsrede des Rectors Rost, der in überschwänglichen Worten die Schönheit und Zweckmäßigkeit des Gebäudes pries und mit Segenswünschen für den König, die Stadt und die Schule seine Rede schloß. Die achtstimmige Motette Bachs: Singet dem Herrn ein neues Lied bildete das Ende der erhebenden Feier. Nunmehr begann die letzte Periode in der Geschichte des Schulhauses, fast durchweg die Zeit der Rectoren Stallbaum und Eckstein, der Cantoren Hauptmann und Richter. Das äußere Ansehen der Schule veränderte sich nun nicht mehr, es blieb dasselbe, wie es Frau Dr. Hauptmann in einem wohlgelungenen Bilde im Jahre 1868 wiedergegeben hat. Auch die innere Einrichtung wurde beibehalten, rechts und links von den Schulräumen wohnten der Rector und der Cantor, im eigentlichen Schulgebäude befand sich unten die Prima und dahinter das Cönakel, im ersten Stock die Secunda und die Schulbibliothek, sowie in der „Giftbude“ die naturwissenschaftlichen Sammlungen, im zweiten der Singesaal mit dem Bilde Bachs und im dritten vorn die Tertia und Quarta, hinten die Quinta und Sexta, für welche letzteren Classen die Räume von der Cantorwohnung abgetrennt worden waren. Die Einrichtung der Wohnungen der Alumnen ist bereits beschrieben. So blieb es, bis infolge des Wachsthums der Schülerzahl neue Classenzimmer geschaffen werden mußten: da wurde die Cantorwohnung ganz für die Unterrichtszwecke in Anspruch genommen und Hauptmann ist der letzte Cantor gewesen, der sie bewohnt hat. Auch in dieser Zeit hat es außer den Rectoren und Cantoren nicht an tüchtigen Lehrern gefehlt, die Namen Dieterich, Koch, Jestermann, ferner Hildebrand, Moebius, Erler, der noch jetzt in Dresden in wohlverdientem Ruhestande lebt, sowie die der Mathematiker Hohlfeld und Heym werden in manchem alten Thomaner dankbare Erinnerungen wach rufen. Wer von diesen gedenkt nicht auch der Fastnachtsaufführungen der Alumnen in der Prima, während deren die drei Verbindungsthüren zwischen Cönakel und Prima entfernt worden waren, um einer dicht gedrängten Menge das Sehen und Hören zu ermöglichen! Ehemalige Alumnen werden sich der Krankenstube im Nebenhause entsinnen und der steilen Treppe, die manchem noch in später Abendstunde zu einem Weg ins Freie, vielleicht auch in Zills Tunnel verhalf.

Die Verwandlung der 1½jährigen Unterrichtscurse in Jahrescurse und der Aufschwung, den nach dem großen Jahre 1870 auch das höhere Schulwesen nahm, verlangte gebieterisch die Errichtung eines neuen, weit umfangreicheren Schulgebäudes; zudem erschien das alte auch den gesundheitlichen Anforderungen nicht mehr als genügend. So wurde denn fern von der alten Stätte auf der Thomaswiese zunächst von Pfingsten 1876 bis zum November 1877 ein auf weiteres Wachsthum der Schülerzahl berechneter Neubau des Schulhauses und bald darauf ein besonderes Gebäude für die Alumnen- und die Rectorwohnung aufgeführt. Lebte der Superint. Großmann noch, so würde er mit Befriedigung wahrnehmen, daß in die neuen Gebäude ein gutes Stück von dem alten Geiste mit herübergenommen worden ist und die Thomasschule in Wissenschaft und Kunst, Zucht und Sitte den alten Ruf gewahrt hat. Wenn nur dieses bessere Theil gerettet ist, so mag die äußere Form schwinden: dem alten Hause wird die Pietät aller derer, die in ihm aus- und eingegangen sind, doch alle Zeit ein dankbares Andenken bewahren. S.

Bücherbesprechungen.

— **Unsere Heimath.** Illustrirte Monatsschrift für das gesammte Erzgebirge und Vogtland. Begründet und unter Mitwirkung vieler namhafter Schriftsteller herausgegeben von Dr. **Heinrich Spindler.** Druck und Expedition: Kunstdruckerei von F. Ullmann in Zwickau i. S. Bezugspreis jährlich 6 ℳ, das einzelne Heft 75 ₰. — Unsere Heimath hat nunmehr das erste Halbjahr hinter sich. Mit aufrichtiger Freude haben wir den frischen fröhlichen Ton verfolgt, der in dem Blatte von Anfang an heimisch war. Der Herausgeber hat aber auch nicht allein selbst fleißig und geschickt für sein Blatt geschrieben, sondern sich auch nach den rechten Mitarbeitern umgethan. Namen wie Louis Riedel, Anton Ohorn, Hans Siegert sind überall bekannt, wo man echte Heimatkunst schätzt und liebt. Außerordentlich dankenswerth ist die Absicht, die „Heilstätten unserer Heimath“ in einer Reihe von Aufsätzen zu behandeln. Den ersten reich illustrirten Artikel dieser Art, aus der Feder des Herausgebers, brachte das Februarheft. Er schilderte die wohlbekannte Heilanstalt des Dr. Pilling in Aue i. E. Das Blatt ist gut im Zuge und wird sich, wenn nicht Alles täuscht, allen Freunden unseres schönen Erzgebirges und unseres lieblichen Vogtlandes bald unentbehrlich machen. Wir wünschen ihm von ganzem Herzen ferneres fröhliches Gedeihen. r— —r.

— **Ueber den Burenkrieg. Steijn, Dewet und die Oranjefreistnater.** Tagebuchblätter aus dem südafrikanischen Kriege. Tübingen 1902, H. Laupp. Preis nur 1,75 ℳ. — Das ungefähr 135 Seiten enthaltende Buch giebt anschauliche Schilderungen aus dem Kriege, an welchem der Verfasser als Artillerist im Boerenlager Theil genommen hat. Es sind Beobachtungen aus dem Kriegslager mehr als Schilderungen von Land und Leuten. Der Verfasser hat Gelegenheit gehabt, verschiedene der hervorragenden boerischen Anführer kennen zu lernen und besonders dankbar sind wir ihm für einzelne höchst charakteristische Ansprachen derselben, die er wörtlich wiedergiebt. Auch an humoristischen Episoden fehlt es nicht. So wird erzählt, daß Louis Botha einmal nach Pretoria ging, als englischer Officier verkleidet. Nach der Parole gefragt, antwortete er: „Wie kann ich die Parole wissen, ich war drei Tage auf Patrouille hinter den verdammten Boeren her. Geh' zurück auf deinen Posten.“

— Auch die **Ernsten und heiteren Erinnerungen eines deutschen Burenkämpfers von Franko Simer,** München 1902 (2. Band) bewegen sich ganz in demselben Gleise wie das vorgenannte Buch. Es ist die Fortsetzung des früheren Werks, welches wir Ende vorigen Jahres an dieser Stelle besprochen haben. Natürlich ist diese Schrift eine weit umfangreichere als die soeben besprochene, auch eleganter ausgestattet und mit 2 Karten, einer Karte der Delagoabahn und einem Plane der Schlacht von Dalmanutha versehen. Der Verf., ein wackerer Deutsch-Oesterreicher, ist inzwischen wieder nach seiner Heimath Graz zurückgekehrt, wo er — wie er in der Vorrede mittheilt — an den Nachwehen der übermäßigen Feldzugsstrapazen noch zu leiden hat (wahrscheinlich Rheumatismus), so daß er das vorliegende Buch zum größten Theile auf dem Krankenbette verfaßt hat. Wer sich von der Art der Kriegführung, dem ewigen Hin- und Hermarschiren u. s. f. näher unterrichten will, kann es kaum auf eine geeignetere und dabei angenehmere Art thun. Der vielgenannte Schalk Burgher wird übrigens S. 291 als „unbeliebt“ bezeichnet. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 48. Dienstag, den 22. April, Abends. 1902.

Zur Verwaltungsgeschichte des Vogtlandes.*)

Das immer mehr und mehr in der Geschichtswissenschaft hervortretende Bestreben, neben den politischen Vorgängen auch den wechselnden Erscheinungen des Culturlebens der Völker nachzugehen, hat namentlich der landesgeschichtlichen Forschung eine Fülle von neuen Aufgaben gestellt. Das macht sich auch auf dem Gebiete der sächsischen Geschichte geltend, wo gerade in dieser Richtung noch außerordentlich viel nachzuholen ist; der Arbeitsplan unserer sächsischen historischen Commission zeigt eine ganze Reihe derartiger Unternehmungen, von denen freilich eine der wichtigsten, die Geschichte der sächsischen Centralverwaltung, wiederholt zurückgestellt werden mußte, weil es an einem geeigneten Bearbeiter fehlte. Inzwischen sind verschiedene Arbeiten zur Geschichte der Localverwaltung erschienen; sie können als unerläßliche Vorarbeiten zur Lösung jener umfassenderen Aufgabe gelten. Die „Aemter", in die während des späteren Mittelalters und bis tief in die neuere Zeit hinein das Staatsgebiet der Wettiner eingetheilt wurde, sind zugleich Verwaltungsdistricte und wirthschaftliche Bezirke, Domänen; ihre Bearbeitung ist daher ebensowohl eine verwaltungs- wie eine wirthschaftsgeschichtliche Aufgabe. Unter den bisherigen Arbeiten nennen wir die aus dem historischen Seminar zu Leipzig hervorgegangenen Dissertationen Beschorners und Oppermanns über die Aemter Freiberg und Wittenberg. Der letzteren liegt eine jener Quellen zu Grunde, die für die Kenntniß nicht blos des jeweiligen Zustandes der Aemter, sondern auch der allmäligen Entwickelung derselben von größter Bedeutung sind, nämlich ein Amtserbbuch von 1513. Unter Erbbüchern versteht man bekanntlich amtliche Beschreibungen von Gütern, Herrschaften oder Aemtern, die deren Bestandtheile, Einkünfte, Gerechtsame u. s. w. mit möglichster Vollständigkeit aufzählen und vielfach auch, nicht selten unter Beifügung der betreffenden Urkunden, über die Entstehung der beschriebenen Verhältnisse Auskunft geben. Im westlichen und südlichen Deutschland gehen diese Erbbücher oder „Urbarien" in eine weit frühere Zeit zurück; bei uns ist das 16. Jahrhundert die classische Zeit ihrer Entstehung, und zwar waren es die Ernestiner, die zuerst ihre Anlegung veranlaßt haben. Das älteste mir bekannte ist ein Torgauer Amtserbbuch von 1505 (im Magdeburger Staatsarchiv), auf das kürzlich C. Knabe in seinem Urkundenbuch von Torgau (Torgau 1902) hingewiesen hat. Ihm steht zeitlich am Nächsten das Erbbuch des vogtländischen Amtes Plauen vom Jahre 1506, das sich im Dresdner Hauptstaatsarchiv befindet.

Setzt die Bearbeitung eines Erbbuchs überhaupt eine genaue Vertrautheit mit den topographischen und geschichtlichen Verhältnissen der betreffenden Gegend voraus, so gilt dies in erhöhtem Maßstabe von den vogtländischen Erbbüchern. Während andere Landestheile seit Jahrhunderten unter den Wettinern sich im Ganzen geordneter Zustände erfreuten, ist das Vogtland, wenigstens zum großen Theile, erst in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts an unser Fürstenhaus gekommen; es ist begreiflich, daß unser sonst reiches Staatsarchiv, das über die alt-wettinischen Lande selten im Stiche läßt, gerade über die älteren Verhältnisse des Vogtlandes wenig Aufschluß bietet, zumal die Burggrafen, als sie 1466 infolge ihrer Mißwirthschaft aus dem Lande weichen mußten, alles urkundliche Material mit sich genommen zu haben scheinen; nicht unmöglich, daß es noch einmal in dem vergessenen Winkel eines böhmischen Schlosses zum Vorschein kommt. Da ist es denn mit besonderer Freude zu begrüßen, wenn sich ein Forscher jener Aufgabe unterzogen hat, der, ohne Fachmann zu sein, doch ein langes Leben hindurch mit jener Liebe, der auch das Kleinste nicht zu klein dünkt, für die Geschichte seiner engsten Heimath gesammelt und gearbeitet und sich so eine Summe von Kenntnissen erworben hat, mit der kaum irgend Jemand wetteifern kann. Hr. General v. Raab hat sich nicht blos durch eine Reihe von Aufsätzen in den Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Plauen, sondern vor Allem durch seine „Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes" (2 Bände, Plauen 1893 und 1898), diese werthvollen Ergänzungen und Fortsetzungen der Urkundensammlungen von Joh. Müller und Berthold Schmidt, längst als vorzüglicher Kenner der Geschichte des sächs. Vogtlandes erwiesen. Auch das vorliegende Werk erhebt sich weit über jenen Dilettantismus, dessen Thätigkeit nicht immer zum Segen der heimischen Geschichtsforschung gewesen ist, und beweist, wie vollkommen gerechtfertigt es ist, wenn die Arbeit an der vaterländischen Geschichte nicht blos auf die engsten Fachkreise beschränkt bleibt.

Das Werk, durch dessen Herausgabe sich der Alterthumsverein zu Plauen i. V. ein unleugbares Verdienst erworben hat, zerfällt in zwei Theile. Der zweite, um mit diesem zu beginnen, ist ein buchstabengetreuer Abdruck jenes Erbbuchs von 1506. Durch eine den modernen Editionsgrundsätzen entsprechende Redaction hätte sich der Text wohl etwas lesbarer gestalten lassen; allein es würde unbillig sein, die zu einer derartigen Bearbeitung nothwendige technische Vorbildung von einem Nichtfachmann zu verlangen, zumal die Hauptsache, eine correcte Wiedergabe der Handschrift, vortrefflich gelungen ist, die zahlreichen erläuternden Anmerkungen aber, die beigefügt worden sind, schwerlich von einem Anderen als dem Herrn Herausgeber hätten gegeben werden können.

Außer dem von dem Amtsschösser Jobst Fraß verfaßten Erbbuch von 1506 (A) existirt noch ein zweites Erbbuch (B), das derselbe Amtsschösser wohl bald nach dem Abschlusse des ersten begonnen hat und an dem seine Nachfolger dann bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus weiter gearbeitet haben. Es zeichnet sich vor dem älteren durch übersichtlichere Anordnung und eine Fülle urkundlicher und sonstiger geschichtlicher Nachweise aus und bildet daher zu jenem eine werthvolle Ergänzung. Ein späteres Erbbuch von 1589, wie B im Hauptstaatsarchiv zu Dresden, und ein erst nachträglich in der Rathsbibliothek zu Plauen aufgefundenes Erbbuch, das in der Hauptsache eine Abschrift von B ist (beschrieben von C. v. Raab in den Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Plauen XV, 46 f.), kommen nicht in Betracht.

Auf Grund der Erbbücher A und B hat der Verfasser nun eine Beschreibung des Amts Plauen im Anfang des 16. Jahrhunderts bearbeitet, die den ersten Theil der Publication bildet und von besonderem Interesse ist. Wir geben eine kurze Uebersicht über ihren vielseitigen Inhalt.

Die Einleitung beschäftigt sich mit der Persönlichkeit des Jobst Fraß, mit der Entstehung seiner Arbeit, zu der er hauptsächlich durch Erkundigung bei den Einwohnern das Material sammelte, doch auch ältere Zinsregister u. dergl. benutzen konnte, und mit seinen Amtsrechnungen, die werthvolle Ergänzungen zum Erbbuch bieten, und giebt einen Ueberblick über sämmtliche Amtsleute und Schösser während des ersten Jahrhunderts der sächsischen Herrschaft; unter den ersteren verdient besonders Marquard v. Tettau Beachtung, der 1504—1513 dem Amt vorstand. Dann werden die Bestandtheile des Amtes aufgeführt, wobei der Verfasser an seine frühere Beschreibung der Herrschaft Plauen im

*) Das Amt Plauen im Anfang des 16. Jahrhunderts und das Erbbuch vom Jahre 1506. Bearbeitet und herausgegeben von C. von Raab. Beilage zu den Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Plauen i. V. 15. Jahresschrift auf die Jahre 1901/2. Plauen i. V., Druckerei Neupert. 1902. VII, 331 SS. 8°.

Anfang des 15. Jahrhunderts (im 8. Heft der Mitth. des Alt.-Vereins zu Plauen, mit übersichtlicher Karte) anknüpfen konnte. Vor Allem kommt dabei die Stadt Plauen selbst in Betracht, deren Einwohnerzahl (abgesehen von den „Hausgenossen") auf etwa 1900 berechnet wird; im Landbezirke liegen 73 Dörfer, die meist in den Händen des Adels, aber den Fürsten zu mancherlei Leistungen verpflichtet sind. Eine Uebersicht über die geistlichen Lehen und Stiftungen, soweit sie in Beziehung zum Amt standen, berücksichtigt ebenfalls in erster Linie die Stadt Plauen, deren Pfarrkirche zu den ältesten unseres Landes gehört und im Besitze des Deutschen Ordens stand. Es mag bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, ein wie großes Verdienst sich ein fleißiger Forscher und Sammler durch die Bearbeitung eines kirchengeschichtlichen Handbuchs für unsere Lande erwerben könnte, das in der Weise, wie H. Neulings kürzlich in zweiter Auflage erschienenes Werk „Schlesiens Kirchorte und ihre kirchlichen Stiftungen bis zum Ausgange des Mittelalters" (Breslau 1902) eine auf streng urkundlicher Grundlage beruhende Uebersicht über unsere kirchlichen Verhältnisse im Mittelalter gäbe; die Neuauflage der Kirchengalerie berücksichtigt die vorreformatorischen Verhältnisse vielfach nicht genügend.

Der nächste Abschnitt, die Amtsverwaltung, geht von der Bestallungsurkunde für den Amtmann Apel v. Tettau 1470, der einzigen, die sich bis 1542 erhalten hat, aus und behandelt die Obliegenheiten der Amtleute, die ihre Vertrauensstellung nicht immer zum Vortheil des Landesherrn ausnutzten, und der eigentlichen Finanz- und Verwaltungsbeamten, der Schösser. Die schwierigen Fragen der Gerichtsverhältnisse werden kurz und klar dargelegt; wir sehen, wie die Gerichtsbarkeit des Landesherrn bez. des Amtes, die anfangs die gesammten Obergerichte und einen großen Theil der unteren (Erb-) Gerichte umfaßte, im Laufe der Zeit zu Gunsten der Stadt Plauen wie einzelner Adelsfamilien — bezeichnender Weise solcher, aus denen die Amtleute stammen — erhebliche Einbuße erleidet. Ein Ueberblick über die Lehen, d. h. die zu Erbleihe ausgethanen städtischen und ländlichen Grundstücke, zeigt eine wunderliche Zersplitterung der Grundeigenthums- und damit auch der Gerichtsverhältnisse; so standen beispielsweise die 37 Mannschaften des Dorfes Theuma unter zehn verschiedenen Lehns- und Gerichtsherren. Weiter werden behandelt die dem Amte zustehenden Zinsen, sowie die Fronen und Dienste; auch hier bietet sich uns mancher Ausblick in weit zurückliegende Zeiten. Diese Abschnitte leiten hinüber zu den wirthschaftsgeschichtlich besonders interessanten Ausführungen über die eigenthümlichen Güter des Amts. Es sind dies vor Allem die drei Vorwerke Reinsdorf, Haselbrunn und Neundorf, von denen ersteres bereits 1438 im Besitze des damaligen Landesherrn war, die beiden anderen zum Verdruß der Ehrbarmannen, die heftige Beschwerde dagegen erhoben, zwischen 1446 und 1466 angelegt wurden. Die Ertragsfähigkeit dieser Vorwerke war gering, weshalb Neundorf 1504 verpachtet („auf Halbbau verlassen") wurde und Haselbrunn nach vergeblichen Versuchen, sich seiner zu entledigen, 1516 durch Theilung einging; nur Reinsdorf gab bessere Erträgnisse, doch mußte auch hier 1511 die eigene Haushaltung aufgegeben werden. Das Amt besaß ferner mehrere Mühlen, die etwas mehr einbrachten, und Schäfereien, von denen jedoch zur Zeit des Amtsbuchs nur noch die Reinsdorfer im Betriebe war; sehr eigenthümlich ist ihre Bewirthschaftung, die auf der Betheiligung des Schäfers an Gewinn und Verlust beruhte. Endlich werden die Wiesen, Teiche und Fischwässer, die Waldungen und Jagden behandelt. Der ganze Abschnitt bietet höchst beachtenswerthe Angaben über den Landwirthschaftsbetrieb im 16. Jahrhundert, über den eine der nächsten Publicationen der Königl. Sächsischen Commission für Geschichte, die aus der Zeit des Kurfürsten August stammende sogenannte „Instruction für einen Vorwerksverwalter", eine Fülle näherer Aufschlüsse geben wird.

Auf ein anderes Gebiet von hohem allgemeinem Interesse führt uns das nächste Capitel über den Kriegsdienst; im engen Rahmen zeigt es auf das Anschaulichste, wie sich der uraltgermanische Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht an der Schwelle des Mittelalters und der Neuzeit in Wirklichkeit umsetzte. Der Adel hatte als Gegenleistung gegen die in Lehn ertheilten Güter Ritterdienste zu leisten, über die der Amtmann die Aufsicht führte; eine am 4. Juni 1505 abgehaltene Musterung zeigt, daß es sich damals nur um 18 Familien handelte, die insgesammt 75 Ritterpferde stellten. Zur Kriegsfolge („Heerfahrt, Folge und Reise") waren dann ferner 217 seßhafte Bürger der Stadt Plauen und 958 Mannschaften in den Dörfern verfügbar, deren sehr unzureichende Bewaffnung durch den Amtmann Marquard v. Tettau 1506 wesentlich verbessert wurde; außerdem hatten 57 Dörfer insgesammt 16 Heerwagen mit Bespannung, Geräthschaften und Lebensmitteln zu stellen. Endlich wird über die Ausrüstung des Schlosses Plauen mit Kriegsmaterial aller Art, insbesondere mit Geschütz, Auskunft gegeben.

Der Verfasser nimmt schließlich Gelegenheit, in einem Abschnitt über die Minderung und Veräußerung der Amtsgüter die Schicksale des Amts bis ins 17. Jahrhundert hinein zu verfolgen. Nachdem schon seit dem 15. Jahrhundert durch Verpfändungen, Schenkungen, Verpachtungen das Amt manche Einbuße erlitten, wurde sein Besitzstand schwer geschädigt zur Zeit der Burggrafen Heinrich IV., V. und VI., die bekanntlich 1547—63 das Vogtland inne hatten. Die Bemühungen des Kurfürsten August um Hebung der Amtseinkünfte hatten nicht viel Erfolg; er mußte zur Verpachtung des Vorwerks Reinsdorf schreiten, das erst Jeremias Pestel, dann 1578 der Rath zu Plauen übernahm. Der letztere, dessen Pachtverträge mehrmals erneuert wurden, mag sich schon ziemlich sicher im Besitz gefühlt haben, als im Jahre 1602 Kurfürst Christian II. — angeblich in der Weinlaune — das Vorwerk seinem Küchenmeister Sebastian Metzsch auf Plohn zum Geschenk machte. Es hatte dies die Folge, daß die Einkünfte des Amts von 1782 auf 382 Gulden heruntergingen! Metzsch, über dessen Bewirthschaftung des Vorwerks gerechtfertigte Klage geführt wurde, blieb nur zehn Jahre lang Besitzer; dann ließ Kurfürst Johann Georg das Gut für 25000 Gulden zurückkaufen, um es bereits 1614 dem Rath der Stadt Plauen käuflich zu überlassen. Andere Verkäufe und Vererbungen folgten; man hatte wohl die Ueberzeugung gewonnen, „daß ein geringer Dominialbesitz für die fürstlichen Herren keine entsprechende Rente im Vergleich zu den Bewirthschaftungskosten brachte, anderen Theils auch die Verringerung der Amtsgeschäfte auch in finanzieller Beziehung nur von Vortheil war".

Anhangsweise sind Regesten von 66 in den Erbbüchern verzeichneten Urkunden aus den Jahren 1122—1550 mitgetheilt, von denen etwa 40 noch ungedruckt, auch in der oben erwähnten Urkundensammlung des Verfassers nicht enthalten sind. Ein mit großer Sorgfalt bearbeitetes Sach- und Personenregister schließt den Band.

Wir nehmen von dem verdienstlichen Werke mit dem Wunsche Abschied, daß der Hr. Verfasser seine erfolgreiche Thätigkeit auf dem Gebiete der vogtländischen Geschichte noch lange fortsetzen und insbesondere auch die beiden anderen Aemter des Vogtlandes, Voigtsberg und Pausa, in gleich mustergiltiger Weise bearbeiten möchte.

Ermisch.

Bücherbesprechungen.

— Die französische Feldartillerie. Organisation, Bewaffnung, Ausbildung, Schießen, Gefecht nach dem Reglement vom 16. November 1901 dargestellt und kritisch beleuchtet von H. Rohne, Generalleutnant z. D. Mit 20 Abbildungen im Text. Berlin 1902. E. S. Mittler u. Sohn. — Während die meisten europäischen Staaten noch mit Versuchen wegen Annahme der Rohrrücklaufgeschütze beschäftigt sind, hat Frankreich diesen neuen Geschütztypus in seiner Artillerie bereits eingeführt und dadurch diese Frage zu einer brennenden für alle anderen Mächte gemacht. Bei der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes ist es auch für weitere Kreise hoch willkommen zu heißen, daß aus der erprobten Feder des wohlbekannten Fachmannes die vorliegende Schrift erschienen ist, welche uns mit dem die Einführung der neuen Geschütze begleitenden französischen Feldartillerie-Reglement bekannt macht und dasselbe kritisch beleuchtet. Man kann sagen, daß die Franzosen die möglichst günstigsten Consequenzen aus der Einführung des neuen, eines wirklichen Schnellfeuergeschützes, gezogen haben. Die Zahl der Geschütze in einer Batterie ist von 6 auf 4 zurückgeführt, dieselben sind aber gleichzeitig mit einer so großen Zahl von Munitionswagen — 12 pro Batterie — ausgerüstet worden, daß dem Bedürfniß nach einem Schnellfeuergeschütz wirklich entsprochen wird. Nur die reitenden Batterien der Cavalleriedivisionen führen vorläufig noch das alte canon

de 80 (Bange). Neben der Divisionsartillerie (2 Abtheilungen zu 3 Batterien) ist die Corpsartillerie (3—4 Abtheilungen) beibehalten worden. Leichte Munitions-Colonnen existiren nicht. Der Abschnitt „Bewaffnung" läßt allerdings erkennen, daß dem frauzösischen Geschütze noch große Mängel anhängen, die durch das bei uns wohl in Frage kommende Kruppsche Rohrrücklaufgeschütz hoffentlich vermieden werden: es ist sehr schwer, bedarf zur Feststellung der Lafette außer dem Sporn uoch der Hemmschuhe unter die Räder, das Stellungnehmen und das Wechseln des Zieles sind hierdurch sehr aufhältlich; die hydropneumatische Bremse zur Regelung des Rück- und Vorlaufes des Rohres functionirt nicht immer. Da die Lafette nach dem Schuß nicht mehr zurückläuft, wurde es möglich, auf- und niederklappbare Stahlschilde anzubringen, welche den zu beiden Seiten der Lafette sitzenden Hauptbedienungs-Nummern Schutz gewähren, denn die Schilde werden von Infanteriegeschossen erst auf Entfernuugen von 400 Meter, von Schrapnelkugeln überhaupt nicht durchschlagen. Die übrigen Bedienungsmannschaften finden Schutz hinter dem Munitionswagen, welcher grundsätzlich neben dem Geschütz steht. Die kleine von dem Batterieführer leicht zu übersehende Batterie mit einer sehr starken Munitionsausrüstung ermöglicht ein sehr rasches Einschießen, was sich meist auf einige schnell hinter einander abgegebene Lagen gründet. Die Franzosen legen hierbei weniger Werth auf ein genaues Einschießeu, als vielmehr darauf, in möglichst kurzer Zeit ausreichende Wirkung gegen einen Raum oon einigen hundert Schritten Breite und Tiefe zu erhalten, der mit einer derartigen Masse von Sprengpartikeln zu überschütten ist, daß es neu auftretenden Batterien kaum möglich wird, sich zu etabliren. Wie der zum Geschütz gehörende Munitionswagen im Gefecht neben ersterem steht, so bilden beide zusammen auch bei den Bewegungen das einheitliche Glied, „Geschütz" genaunt, unter Commando eines Unterofficiers. Als „5. Geschütz" treten hierzu noch zwei Munitionswagen, mit ersteren zusammen die „Schießbatterie" genannt. Die übrigen sechs Munitionswagen bilden die „Gefechtsstaffel", sonstige Fuhrwerke die „Bagage". Die Bewegungsformationen sind sehr vereinfacht. Das Trabtempo ist auf 200 m, der Galopp (von den fahrenden Batterien nur ausnahmsweise anzuwenden) auf 340 m in der Minute ermäßigt. Großen Werth legt das Reglement auf Erkundung des Vorterrains, wozu alle Etats reichlich mit Officieren und berittenen Unterofficieren ausgestattet sind. Gleichen Grundsätzen begegnen wir auch bei der Verwendung der Batterien in höheren Verbänden. Der letzte Abschnitt behandelt das „Gefecht". Die meisten der hier ausgesprochenen Grundsätze decken sich mit den deutschen Anschauungen, eine sehr wesentliche Abweichung finden wir aber vor. Während das deutsche die Wichtigkeit betont, gleich anfangs eine überlegene Geschützzahl zu entwickeln und frühzeitig eine Massenwirkung zu entfalten, fordert das neue französische Reglement eine Massenbereitstellung der Artillerie, von welcher nicht mehr in Thätigkeit gesetzt werden soll, als der beabsichtigte Zweck durchaus verlangt. Hierüber kann natürlich nur die Erfahrung entscheiden. Verfasser bemerkt am Schlusse seiner Betrachtungen: „Das neue französische Reglement ist in einer Weise von einem offensiven Geist durchsetzt, wie kein früheres. Es spricht deutlich aus, daß nur der Angriff entscheidende Erfolge zu erringen vermag, es betrachtet deu Kampf der Artillerie ausschließlich vom Standpunkte des Angreifers aus und fertigt das Verhalten in der Vertheidigung mit kaum fünf Zeilen ab." A. B.

— **Arbeit und Rhythmus** von Dr. Karl Bücher. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1902. X und 455 S. 7 ℳ — Wer auf das Fortschreiten der Geistescultur achtet, für den ist es eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß ein Buch wie das vorliegende, das ein bis dahin unerschlossenes Gebiet betreten hatte und das, zur „Bereitstellung und Vorbereitung des Materials für die Fachdisciplinen", zuerst in den Abhandlungen der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlicht worden war, vor Ablauf von fünf Jahren bereits die 3. Auflage erlebt. Und zwar eine stark vermehrte Auflage. Die Vermehrung aber ist, wie der Verfasser bekennt, zu einem erheblichen Theile dem Umstaude zu verdanken, daß wie früher so auch jetzt wieder Leser der früheren Auflagen aus eigenem Antriebe seine Mitarbeiter geworden sind und daß auch die Fachliteratur begonnen hat, die in dem Buche aufgestellten Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Das Buch ist aber auch an sich eine sehr erfreuliche Erscheinung. Je mehr die Wissenschaften sich durch Specialisirung ins Einzelne zu verlieren in Gefahr sind, desto mehr ist die Erschließung eines neuen Gebietes zu begrüßen, aus dem helle Streiflichter auf andere Gebiete fallen und das unseren Gesichtskreis erweitert. Das thut der Verfasser. Und er thut es in der Weise des auf der Höhe stehenden deutschen Forschers: nach allen Richtungen hin beobachtend, ruhig prüfend und auch den Leser zu vorsichtiger Nachprüfung mahnend. Doch der Titel wird manchem Leser räthselhaft erscheinen, es ist daher nöthig, deu Inhalt wenigstens anzudeuten; soweit möglich soll dies mit den eigenen Worten des Verfassers geschehen. Die Nutzwirkung jeder Arbeit steht unter der Voraussetzung, daß der Arbeitende in jedem einzelnen Falle die nöthige Muskelbewegung richtig erkennt und die erforderliche Kraftaufwendung richtig abschätzt. Durch Uebung werden diese Bewegungen immer gleichmäßiger. Nun haben wir für die Zeitdauer einer solchen Bewegung keine unmittelbare Wahrnehmung; die Messung wird aber dadurch erheblich erleichtert, daß sich jede Arbeitsbewegung aus mindestens zwei Elementen zusammensetzt: Hebung und Senkung, Stoß und Zug, Streckung und Einziehung u. s. w. Sie erscheint dadurch in sich gegliedert, und dies hat zur Folge, daß die regelmäßige Wiederkehr gleich starker und in den gleichen Zeitgrenzen verlaufender Bewegungen uns immer als Rhythmus entgegentreten muß. Mehr noch als bei der Einzelarbeit tritt dies bei gemeinsamer Arbeit hervor, die zum Wetteifer anregt. Und der laute gleichgemessene Schall der Tagesarbeit bleibt das bezeichnende Merkmal friedlichen seßhaften Zusammenlebens der Menschen. Wenn die Propheten des alten Testaments den Untergang einer Stadt schildern wollen, so lassen sie die Stimme der Mühle verstummen und das Lied des Keltertreters. Und wenn auf dem Lande die Stille des Sonntags als wahrer Friede empfunden wird, so rührt es nicht am wenigsten daher, daß dann der gewohnte Schall der Arbeit schweigt, der hier den Kampf ums Dasein bezeichnet. Oft wird dann auch die Arbeit mit Gesängen begleitet, oon denen sich Reste bis zur Gegenwart erhalten haben, so beim Treideln und Rammen. Der Verfasser theilt eine Fülle von Beispielen mit, oiele mit Noten, den oerschiedensten Zeiten und Völkern entnommen. Er kommt zu dem Schlusse, daß in diesen Gesängen der Ursprung der Poesie und Musik zu suchen sei. „Poesie ist regelmäßig auch Gesang; Wort und Weise entstehen zugleich mit einander; keines kaun ohue das andere bestehen." Für die Naturoölker sei dabei das Wesentliche der Rhythmus. Diesen aber habe die Sprache nicht aus sich selber, er müsse ihr von außen zugebracht sein. „Und hier liegt es um so näher, anzunehmen, daß rhythmisch gegliederte Körperbewegungen der bildsamen Rede das Gesetz ihres Verlaufs mitgetheilt haben, je eindringlicher die umfassendste Thatsachenfeststellung uns darauf hingewiesen hat, daß auf den Unterstufen menschlichen Daseins solche Bewegungen mit dem Gesange regelmäßig verbunden sind." Ein weiteres Capitel, über Frauenarbeit und Frauendichtung, muß ich hier übergehen; es verdiente wohl eine besondere Besprechung. Das Schlußcapitel behandelt den Rhythmus als ökonomisches Entwickelungsprincip. „Der Rhythmus erweckt Lustgefühle; er ist darum nicht bloß eine Erleichterung der Arbeit, sondern auch eine der Quellen des ästhetischen Gefallens und dasjenige Element der Kunst, für das allen Menschen ohne Unterschied der Gesittung eine Empfindung innewohnt. Durch ihn scheint in der Jugendzeit des menschlichen Geschlechts das ökonomische Princip instinctiv zur Geltung zu kommen, welches uns befiehlt, möglichst viel Leben und Lebensgenuß mit möglichst geringer Aufopferung an Lebenskraft und Lebenslust zu erstreben." So fiudet der Verf. in der rhythmischen Gestaltung der primitiven Arbeitsprozesse „ein mächtiges culturförderndes Element, das bei aller Unergiebigkeit der Arbeitsmethoden und aller Unvollkommenheit der Hilfsmittel doch unter günstigen Verhältnissen Werke hervorzubringen gestattet, die noch das Staunen der späten Nachkommen erwecken." Mit einem Blick auf die Gegenwart, in der das Leben der Mehrzahl uüchterner geworden ist, und einem Ausblick in die Zukunft schließt das Buch. „Die beruflich ausgestaltete Thätigkeit ist uicht heiteres Spiel und froher Genuß, sondern ernste Pflicht und oft schmerzliche Entsagung. Aber es darf daneben nicht übersehen werden, was die Gesammtheit bei diesem Entwickelungsprozeß gewonnen hat. Technik und Kunst haben sich durch Differenzirung und Arbeitstheilung zu einer ungeahnten Leistungsfähigkeit entwickelt; die Arbeit ist productiver, unsere Ausstattung mit wirthschaftlichen Gütern reicher geworden, und es darf die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß es gelingen wird, Technik und Kunst dereinst in einer höheren rhythmischen Einheit zu-

sammenzufassen, die dem Geiste die glückliche Heiterkeit und dem Körper die harmonische Ausbildung wiedergiebt, durch welche sich die besten unter den Culturvölkern auszeichnen." J. Gensel.

— Die Insel. Aesthetisch-belletristische Monatsschrift mit Bilderbeigaben. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Dritter Jahrgang. 1.—6. Heft. 1901—1902. Inselverlag, G. m. b. H. Leipzig. — Mit dem 1. Oct. 1901 hat die Insel eine wesentliche Umwandlung erfahren, ihr Format ist kleiner und handlicher geworden; die Redaction liegt von jetzt ab ausschließlich in den Händen des Hrn. Otto Julius Bierbaum und der Verlag ist von der Firma Schuster & Loeffler in Berlin an den Inselverlag in Leipzig übergegangen. „Die Insel", schreibt Bierbaum, „wird auch künftighin ein Organ des künstlerischen Schriftthums sein und sich wesentlich die Pflege des dichterischen Schaffens derjenigen Talente angelegen sein lassen, die in ihren Aeußerungen durch keine Rücksichten auf irgend welche Doctrinen und Moden, sondern nur durch den Antrieb ihres persönlichen künstlerischen Wesens bestimmt sind." Dies künstlerische Wesen, soweit es den Herausgeber und seine nächsten Freunde betrifft, hat einen Grundzug, man könnte ihn als das Barock-Phantastische bezeichnen, das in den dichterischen Erzeugnissen aller dieser Hefte vorherrscht. Für sehr viele Leser ist dies aber ganz ungenießbar und der ästhetische Werth dieser oft wunderlichen Phantastereien ist ein sehr zweifelhafter. Detlev v. Liliencron setzt die endlosen Plaudereien seiner Poggfreddichtung im dreiundzwanzigsten Cantus fort: es ist der Stil der komischen Epen, wie ihn in Deutschland Ernst Eckstein, Graf Schack und Andere nach dem Vorbild von Byrons „Don Juan" eingeführt; natürlich wahrt Liliencron dabei seine knorrige, ungenirte schleswig-holsteinsche Eigenart, die oft in ganz drolligen Bemerkungen explodirt, bisweilen aber auch sich in so verbummelter Weise gehen läßt, daß man sich vor solchen Geschmacklosigkeiten geradezu bekreuzigen muß. Da kommen Strophen vor wie die folgende:

Die Stanze hab' ich eben plagiirt.
Na nu? Nu na? Na nu? Na na? Na ja!
Ich hab' sie nur ein wenig variirt.
Na nu? Na nu? Na na? Nu nu? Na ja!
Das hat mich aber wirklich nicht genirt.
O oh, O jo, O ne, O ja, na ja!
Zwar ist es Diebstahl, geistespover, ledern,
Indeß, wer schmückt sich nicht mit fremden Federn!

Allerdings hätte sich der Dichter geniren müssen, solche Verse drucken zu lassen. Was aber die Phantastereien Bierbaums und Bleis betrifft, so füllen sie besonders das fünfte Heft aus, welches einen Nekrolog des Trianon-Theaters enthält, das unter Leitung Bierbaums vor der Oeffentlichkeit nur genau drei Stunden bestand. Die Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht, welche Wolzogen Concurrenz machen wollte, schloß nach diesem einen Abend das Trianon-Theater und Bierbaum legt hier gleichsam die pièces justificatives vor, welche seine künstlerische Leitung rechtfertigen sollen; wir zweifeln indeß, daß ihm dies gelungen ist. „Die Dame vom Monde", die dramatische Phantasie nach Ernest Dawson von Franz Blei, hat einige schöne lyrische Stellen, ist aber im Ganzen eine werthlose Phantasterei und muß jedes Publicum von irgend einer Bühne oder einem Podium herab aufs äußerste langweilen und was soll man gar zu dem endlosen dreiactigen Singspielchen von der Hirtin und dem Schornsteinfeger sagen, dessen Helden die Hirtin aus Berliner Porzellan und der Schornsteinfeger aus gebackenen Pflaumen sind? Das Singspiel hat Bierbaum nach einem Andersenschen Märchen zurechtgemacht; wer kann aber an diesen kindlichen Grotesken Geschmack finden? Wir nehmen es dem Berliner Publicum des Trianontheaters nicht übel, wenn es dieselben abgelehnt hat, einen Mangel an Sinn für Poesie hat es damit nicht bekundet. Auch die Prologe und Gedichte Bierbaums, der ja so manchen Treffer auf dem Gebiete der volksthümlichen Brettllyrik zu verzeichnen hat und in seiner Gedichtsammlung auch manches Schöne, sind wenig gelungen. Durch eine Unverständlichkeit, die mit allzutiefen Intentionen zusammenhängt, zeichnet sich auch der Kometentanz von Paul Scheerbart, eine astrale Pantomime, im sechsten Heft aus; man glaubt sich auf einer tollgewordenen Sternwarte zu befinden. Dieser kosmische Humor setzt ganz besondere Aneignungsorgane voraus. Und ebenso barock wie diese dramatischen Erzeugnisse ist die französische Erzählung von André Gide: „Der schlechtgefesselte Prometheus"; auch die Bilderbeilagen sind zum Theil „Grotesken", die zur Aesthetik des Häßlichen gehören. Dagegen enthält die Insel auch manches Werthvolle, den Essay über Stendhal von Wilhelm Weigand, Aphorismen von Wilhelm Heinse, Federzeichnungen aus den Briefen von E. T. Amadeus Hoffmann. Dies beweist, daß der Herausgeber seiner im Vorwort zum dritten Jahrgang gegebenen Zusage eingedenk ist, dem künstlerischen Essay eine intensive Pflege zu Theil werden zu lassen. Auch soll mit dem Abdruck werthvoller, wenig bekannter alter Werke fortgefahren werden; denn es liegt im Sinne der Zeitschrift, die Pflege der guten Tradition nicht vergessen zu lassen, ohne die wir nothwendig ins Wilde und Verworrene gerathen müssen. R. v. G.

— Die Freibeuter. Roman von Fedor v. Zobeltitz. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. — Der umfangreiche zweibändige Roman führt in das gesellschaftliche Leben des alten Berlin vor hundert Jahren. Um seiner Fabel willen, die eine interessante Parallele zu der gleichzeitigen, von Alexis Häring in seinen Berliner Zeitroman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" verwobenen Criminalaffäre der Giftmörderin Ursinus bietet, wäre er würdig in die Sammlung des „Neuen Pitaval" aufgenommen zu werden. Freilich steht Zobeltitz beträchtlich hinter Alexis Häring. Vermag dieser durch eine lebendige, fast dramatische Vorführung der zahlreichen handelnden Personen die Antheilnahme für die Träger der Handlung zu wecken und zu erhalten, versteht es der märkische Walter Scott mit gleich gerechter und liebenswürdiger Objectivität Hof und Regierung, Adel und Bürgerthum in den Kreis seiner Schilderungen hineinzuziehen, wobei die kleinen Wellen internen Familienlebens von den hochgehenden Wogen der politischen Welt Anstoß und Bewegung empfangen, um so ein Zeit- und Sittenbild von classischem Gepräge zu geben, so begnügt sich Zobeltitz mit viel weniger. Ist es auch seiner geschickten und geübten Schriftstellerhand gelungen, die zahlreichen Fäden der Intrigue, die von allerhand gesellschaftlichen und politischen Abenteurern gegen die damals arg bedrängten Rechte der Legitimität und des ancien régime gesponnen werden, auseinander zu halten, so spukt denn doch das rein Stoffliche der Vorgeschichte, die ihre Wurzeln recht weitläufig von Stockholm bis zum Hofe von St. Germain erstreckt mit einer schier unheimlichen Menge von Duellanten, Erdolchten und Vergifteten nebst dem Zubehör von verschwundenen und unterschlagenen Documenten, derart in die Zeit der Handlung hinein, daß ein leidlich geschickter Scribent hier reichlichen Stoff zu einem guten Dutzend Criminal- und Schaudergeschichten vorfände, abgesehen davon, daß auch das Treiben Cagliostros nebst Vorgängern und Zeitgenossen nicht selten die realen Beziehungen in magisches Dunkel hüllt. Daß bei einer derartigen Ueberfülle an Stoff und Figuranten die Details der psychologischen und Milieuschilderung, die unerläßlichen Requisiten moderner epischer Darstellung, nicht ganz zu ihrem Rechte kommen, daß im Gegensatz zu Alexis Meisterroman der politische Hintergrund und die Volksstimmung in den „Freibeutern" allzuwenig berücksichtigt sind, ist wohl erklärlich, aber zugleich ein bedenkliches Manko der Composition. Auch im rein Historischen kommt Zobeltitz in der Schilderung des schmählichen Debâcle von 1806 nicht über oft schon Gesagtes hinaus, sodaß der aufgewendete Apparat dem Romane nur den Charakter eines Geduldspiels giebt, bei dem man sich mit hölzernen Stäbchen mühsam und langweilig vom Anfang bis zum Ende einer labyrinthisch verschlungenen Zeichnung quält. A.

— Wiener Sonette und andere Lieder von Joseph August Lux. E. Piersons Verlag, Dresden. — Die „schöne Form", auf die sich die Dichter des jungen Wien so viel zu Gute thun, zeichnet auch das schmale, weiße Heft dieser lyrischen Schöpfungen vortheilhaft aus. Namentlich die Sonettform, die unsere modernen Lyriker — ob mit Recht, soll hier ununtersucht bleiben — fast ganz ignorirt haben, handhabt Lux mit Geschmack und Verständniß, ja mit einer gewissen Grazie, die nur leicht zum Spielerischen neigt. Auch rein gedanklich sind die Sonette des Bändchens besser, als die Lieder in freien Rhythmen, die selten neue Weisen zu singen wissen. Das formale Talent von Lux offenbart sich am stärksten in den „Nachdichtungen", die zwar nicht alle künstlerisch gleich werthvoll sind, aber in der Hauptsache den Stimmungsgehalt des Originals in gefälligen Reimen gut zu erschöpfen wissen. Alles in Allem verräth die kleine Sammlung eine lyrische Begabung, deren fernere Entwickelung man mit Antheilnahme verfolgen wird. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 49. Donnerstag, den 24. April, Abends. 1902.

K o l i n.*)

Wir haben den Beginn des Feldzuges 1757 in Nr. 109 der W. B. der Leipziger Ztg. vom 12. Sept. v. J. besprochen und dort über die Operationen dieses Kriegsjahres bis zum Ende der Schlacht bei Prag berichtet. Der vorliegende 3. Band schildert eine der wichtigsten Epochen dieses Krieges: die Ereignisse vor, während und nach der Schlacht von Kolin. Diese Niederlage Friedrichs, die ihn zunächst um die Früchte seiner ersten Siege brachte und die den österreichischen Staat rettete, ist bisher so vielfach und eingehend von den Geschichtsforschern nach allen Richtungen hin ergründet und untersucht worden, daß über Kolin fast nichts mehr zu sagen übrig bleibt. Die Bewunderer Friedrichs konnten und wollten es nicht fassen, daß ihr Held besiegt werden könne. Die Verkleinerer des Königs und die frondirende Partei fanden an Kolin den Anknüpfungspunkt für ihre Anfeindungen des Königs. Man hatte alle möglichen und unmöglichen Geschichten und Anekdoten erfunden, welche einestheils dies Mißgeschick „des Niebesiegten" erklären, anderntheils die Schuld auf den König wälzen sollten.

Auch bei diesem Bande, wie bei dem vorhergehenden, muß man wahrhaft bewundernd anerkennen, mit welchem Geschick, ja ich möchte sagen mit welcher Liebe und Begeisterung die Bearbeiter dieses Zeitabschnittes es verstanden haben, den unglücklichen Ausgang der Schlacht und deren unheilvolle Folgen, die Preisgabe Nordböhmens, den Rückzug des Prinzen von Preußen nach der Lausitz mit den unglücklichen Gefechten bei Gabel und Zittau, das Zurückgehen des Königs mit seiner Armee nach Bautzen und dessen erfolglose Operationen von Bernstadt nach Zittau so darzustellen, daß der Leser namentlich durch die Schlußbetrachtungen in die Stimmung versetzt wird, einzugestehen, Friedrich sei auch trotz Kolin und seiner Folgen der siegreiche Feldherr von 1757. Der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung liegt die Pflicht ob, dem Führernachwuchs der preußischen und nunmehr der gesammten deutschen Armee es fort und fort vor das geistige Auge zu führen und einzuprägen, daß die Macht der Persönlichkeit, die Initiative, der Offensivsinn und das Selbstvertrauen des Führers meist die ausschlaggebenden Factoren im Kriege bilden.

Der Inhalt dieses Bandes gliedert sich in zwei große Hauptabschnitte: „Die Einschließung von Prag und die Schlacht bei Kolin", sowie „Der Rückzug aus Böhmen". Nachdem Friedrich das feindliche Heer bei Prag zersprengt hatte, der größere Theil der Oesterreicher sich unter die schützenden Mauern der Festung geflüchtet hatte, der kleinere nach Süden abgezogen war, hoffte er die Feste Prag, deren Werke noch in demselben Zustande waren, in dem sie die preußischen Angriffe 1744 getroffen hatten, bald in seine Gewalt zu bekommen. Diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Der Commandant F.-M. Graf Browne verweigerte dem Unterhändler Friedrichs, Generaladjutant O. v. Krockow, standhaft die Uebergabe und auch die in der Nacht vom 29. zum 30. Mai mit unzulänglichen Mitteln begonnene Beschießung der Stadt hatte keinen Erfolg, im Gegentheil reizte nur den Widerstand der Belagerten. „So neigte sich die Wage allmählich zu Ungunsten der Preußen." Der König empfand sehr bald das Drückende seiner Lage, indem er sich zugleich an den Ausgang des Feldzuges 1744 erinnerte, wo ihm die zahlreichen leichten Truppen der Oesterreicher in Böhmen seine rückwärtigen Verbindungen und Magazine bedroht hatten, und er kam zu der Ueberzeugung, „daß, wer im Angriffskriege dauernd die Oberhand behalten will, auch taktisch der Angreifer bleiben muß". Deshalb sammelte er alle verfügbaren Kräfte, um sie dem Entsatzheere Launs entgegenzuführen, der noch immer zauderte. Trotz der Mahnung der Kaiserin Maria Theresia, die sie ihm durch das persönliche Eingreifen des Staatskanzlers Grafen Kaunitz hatte übermitteln lassen, Prag schleunigst zu entsetzen, wagte Daun keinen energischen Vorstoß, ging vielmehr auf Kolin zurück. Nun vereinigtr der König sich mit der gegen Daun operirenden Armee des Herzogs von Bevern am 14. Juni bei Malotitz und Kaurzim, um nun endlich dem, wie er glaubte, zum Entsatz von Prag aufgebrochenen Feldmarschall Daun mit genügenden Kräften entgegentreten zu können. Das durchschnittene Gelände erschwerte die Aufklärung durch die Cavallerie ungrmein und die zahlreichen leichten Truppen des Feindes verwehrten auch hier einen Einblick in die Verhältnisse beim Feinde. Der König schwebte vom 15.—17. Juni im Lager bei Malotitz in vollständiger Ungewißheit über die Lage, die um so drückender war, weil er sich dessen voll bewußt war, daß jeder falsche Schachzug für ihn die unberechenbarsten Nachtheile haben konnte. Am 17. Juni erlangte er endlich Gewißheit und beschloß, durch einen Marsch in der Richtung auf Kolin dem Feinde die rechte Flanke abzugewinnen. Daun war durch einen geschickt gedeckten Flankenmarsch den Preußen zuvorgekommen, auch benutzte er die Nacht zum 18. Juni zu einem Stellungswechsel, um sich der drohenden Gefahr seiner rechten Flanke zu entziehen. Am 18. Juni waren es wie bei Lobositz wiederum die Nebel des Elbthales, die dem Könige die Stellung des Feindes verschleirrten, so daß er schnell entschlossen durch ein Vorrücken über Planjan sich baldmöglichst, nöthigenfalls mit Gewalt, Klarheit zu verschaffen suchte. Aber selbst vom Kirchthurm dieses Ortes gewann er noch keinen Ueberblick, erst aus dem Obergeschoß des Gasthofes zur goldenen Sonne (Slati Slunce) konnte er die sehr gut gewählte feindliche Stellung überblicken. Friedrich ließ bei Slati Slunce die Avantgarde halten, das Gros aufschließen. Unterdessen war es 10 Uhr geworden und die sengende Gluth eines schwülen Junitagrs lagerte bereits über den Fluren, hatte die schon ermüdeten Truppen noch mehr erschöpft, weshalb es geboten schien, zunächst eine Rast zu halten, während deren der König die Generale zu sich beschied und ihnen mündlich und ohne Benutzung einer Karte seinen Angriffsbefehl ausgab. Es ist dieselbe schwierige Bewegung hier wie bei Prag, die der König im Angesicht des Feindes seine Armee ausführen ließ, ein Flankrnmarsch, um die neue Frontlinie zu gewinnen, aus welcher erst der Infanterieangriff des Gros beginnen sollte. Der Feind war ebenso galant wie bei Prag und ließ das Kunststück wiederum ausführen, ohne es durch einen Vorstoß zu stören. Es war eben eine andere Zeit und herrschten andere Anschauungen. Heute würde man zu diesem Manöver bedenklich den Kopf schütteln. Doch da es Friedrich ausführte, so war es richtig. Georg Winter sagt, er habe „den nach Lage der Dinge einzig möglichen und durchaus correcten Beschluß gefaßt, die ganze Kraft seines Angriffs gegen den feindlichen rechten Flügel zu richten". Auch in den Betrachtungen zur Schlacht heißt es: „Es war ein Vorhaben von höchster Kühnheit, aber verwegen war es nicht. Bedingung für das Gelingen freilich blieb, daß dem Angriffsbefehl in allen Punkten genau nachgelebt wurde und keinerlei Reibungen eintraten; das aber geschah nicht und darin liegt eine furchtbar ernste Mahnung dieses Unglückstages preußischer Waffen." Es ist hier nicht der Ort, das Für und Wider zu erörtern, jr nun, der Angriff mißlang in der geplanten Weise, sei es durch Mißverständnisse in der Auffassung des Befehls oder daß „bei des Königs Kriegsweise und dem Geist seines Heeres" sich

*) Die Kriege Friedrichs des Großen. 3. Theil. Drr siebenjährigr Krirg 1756—1763 Dritter Band: Kolin Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abtheilung II. Berlin 1901 E S. Mittler & Sohn, königl Hofbuchhandlung

der anerzogene Angriffssinn der preußischen Infanterie nicht mehr zügeln ließ, sei es, daß die ermüdeten Truppen nach tapferem Kampfe und des Sieges fast schon sicher versagten. Den kritischen Augenblick benutzten die sächsischen Reiterregimenter, um einer Anregung des Oberstleutnants v. Benckendorff folgend sich auf die gelockerten Reiterschwärme und Linien der Preußen zu werfen und dadurch auch die österreichische Reiterei zum Einhauen mit sich fortzureißen.

Die Beschreibung der Schlacht ist wiederum ein Meisterstück klarer, dramatischer Kampfdarstellung und die an dieselbe geknüpften Betrachtungen lassen auch den Tag von Kolin nicht als Blatt mit Trauerrand, sondern als ein Ruhmesblatt des Königs Friedrich erscheinen. Es heißt: „Der Schlachtenführung des Königs selbst aber wird man hier so wenig die Bewunderung versagen dürfen, wie dort, wo sie vom Siege gekrönt worden ist. Erfüllt von dem Bewußtsein, daß die moralische Kraft des Angriffs das Mißverhältniß der Kräfte ausgleicht, hat er sein Heer zum Kampf geführt, und weil dieses Bewußtsein im preußischen Heere genährt wurde, blieb der endgiltige Erfolg nicht aus, wenn auch ein Kolin Friedrichs Siegeslaufbahn unterbrach." Achtundvierzig Stunden nach der Koliner Schlacht hatte der König seine Spannkraft des Geistes, die er nun in doppeltem Maße bedurfte, wiedergewonnen, er gab die Belagerung Prags auf und führte seine Truppen in ein Lager bei Neu-Lysa. Es wird hier unumwunden zugegeben, obgleich sich in des Königs „raisons de ma conduite militaire" — Oeuvres de Frédéric le Grand, XXVII. 3. p. 274 — nichts darüber bemerkt findet, daß Prinz Heinrich bereits selbständig die Anordnungen zum Abmarsch getroffen hatte, welche der König auch billigte.

Wiewohl Daun sich bei Kolin zum ersten Mal als selbständiger Führer bewährt und ausgezeichnet, auch die Wahl der Stellung und ihre Besetzung seinen Feldherrnblick bekundet hatte, so war doch die Ausnutzung des Sieges durchaus nicht energisch genug und es strafte sich auch hierbei die Gewohnheit, nur vertheidigungsweise zu kämpfen. Erst nach dem Abzug des Königs von Prag zeigt sich bei einzelnen österreichischen Führern ein frischer Wagemuth, der den zurückweichenden preußischen Colonnen viel Abbruch thut, zumal auch hier öfters die nöthige Selbstthätigkeit und Verantwortlichkeit zu vermissen ist. Das Bataillon Kleist zum Beispiel, welches von den Kroaten und Husaren Hadiks bei Wellentin arg bedrängt wurde, konnte erst aus seiner gefährdeten Lage befreit werden, nachdem man hierzu die Genehmigung des Königs von Leitmeritz eingeholt hatte. Das Aufgeben der Belagerung und das Zurückweichen bis Leitmeritz wird von der Krgsgeschtl. Abthlg. des G. G.-St. folgendermaßen beurtheilt: „Da der Feind die für ihn so überaus günstige Lage bis jetzt nicht zu nutzen verstanden hatte und nirgends nachdrängte, auch die bei Kolin geschlagenen Regimenter durch frische Truppen von der Prager Einschließungsarmee verstärkt worden waren, so hatte sich der innere Halt der Truppen bei der rechtselbischen Armee wieder gefestigt, wenngleich ihre Verbände sehr geschwächt und zusammengeworfen waren. Der Rückzug von Prag mußte, weil der Feind nicht mit stärkeren Kräften gefolgt war, fast wie eine freiwillige Maßregel erscheinen." Zu den taktischen und strategischen Mißerfolgen gesellten sich noch die traurigsten Nachrichten vom westlichen Kriegsschauplatz und auch der politische Horizont trübte sich mehr und mehr. Auf diese politischen Beziehungen, Unterhandlungen und den Briefwechsel des Königs, sowie den Einfluß, der dem Prinzen Heinrich hierbei zugeschrieben wird, ist hier nicht näher eingegangen, da dies Werk doch in der Hauptsache eine Darstellung der Kriegshandlung sein soll. Das beklagenswerthe Zerwürfniß des Königs mit seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, eine Folge der unglücklichen und wohl auch unentschlossenen Kriegführung des letzteren, ist ziemlich breit behandelt. In den Betrachtungen wird aber auch der König mit Recht nicht ganz frei von Schuld gesprochen, er hatte sich die dem Prinzen zugefallene Aufgabe zu leicht vorgestellt. Allerdings verschlimmerte das Mißgeschick des Prinzen auf dem Kriegsschauplatz in Böhmen und in der Lausitz die ungünstige Lage des Königs noch wesentlich. Der König erkannte, daß sich jetzt auch für ihn ein längeres Verweilen auf böhmischem Boden verbot, und entschloß sich, dem Prinzen schleunigst Verstärkungen zuzuführen und persönlich das Commando in der Lausitz zu übernehmen. Die kühnen Hoffnungen des böhmischen Feldzuges waren endgiltig vernichtet. In den nächsten Tagen mußte die preußische Heeresmacht wieder nördlich der Grenzgebirge stehen, von wo sie ihren Siegeszug begonnen hatte, aber um die Hälfte geschwächt, während die Oesterreicher ihr jetzt doppelt überlegen waren. Aber trotzdem sei Friedrich nicht kleinmüthig geworden: „Er allein mit seiner rücksichtslosen Entschlossenheit hielt den Blick fest auf den einzigen Ausweg gerichtet, der ihm blieb, auf die Schlachtentscheidung, und mit dem Vorsatz, sie gegen die Oesterreicher herauszufordern, brach er nach der Lausitz auf. Er wollte den letzten Mann dran wagen und bekennt sich als »déterminé à tout et résolu à ne rien épargner.« Er setzt hinzu: »avec cela au fait du chemin.« Fürwahr, der englische Gesandte Mitchell traf das rechte Wort, als er aussprach, dieser König von Preußen sei im Unglück noch größer als im Glück."

Die Folgen dieser Entschlüsse waren der Abmarsch von Leitmeritz nach der Lausitz, die Uebernahme des Commandos über die gesammte Armee bei Bautzen, der Zug über Bernstadt nach Zittau mit der Absicht, den Feind von seiner Stellung am Schanzberg nördlich Zittau zu vertreiben. „Die Schwierigkeit, dem Feinde in seiner gewaltigen Stellung auf der Hochfläche nördlich Zittau beizukommen, lag vor Aller Augen. Auf Ansuchen mehrerer Generale entschloß sich Prinz Heinrich, dem Könige vorzustellen, daß ein Angriff auf eine solche Stellung einer Aufopferung der Armee gleichkommen würde, denn selbst bei siegreichem Ausgange würden die Verluste so groß sein, daß dem Könige kaum die Möglichkeit bleibe, gegen seine zahlreichen Feinde fernerhin das Feld zu behaupten. Die Worte des Prinzen, dessen eigener Tapferkeit der König vor noch nicht langer Zeit das höchste Lob gespendet, dessen soldatische Einsicht er im Laufe dieses Feldzuges mehr und mehr schätzen gelernt hatte, verfehlten ihren Eindruck nicht."*) Der König stieg am 17. August bei Tagesanbruch zu Pferde und prüfte nochmals die Stellung, der gegenüber er allerdings auch in seinem Entschlusse wankend wurde, sie frontal überrennen zu wollen. Er verzichtete auf den Angriff. Wir sächsischen Officiere kennen die Gegend und diese Stellung zu genau, um nicht ebenfalls dem Prinzen Heinrich zuzustimmen; die Stellung mit ihren glacisartigen, langen, steilen Hängen ist mit schwachen Kräften nicht zu bewältigen. Die im Frieden dort geübten Angriffe werden meist abgewiesen und von der Manöverleitung als aussichtslos erklärt.

Der König entschloß sich nach einigen Tagen zum Abzug, den seine Armee unter den Augen des Feindes, gleichsam als Schaustück am hellen Tage höchst kunstvoll ausführte, indem das vordere Treffen sich durch die Lücken des hinteren durchzog, dann wieder Front machte und nun das zweite wieder durch das erste Treffen marschirte. Die österreichischen Generale waren auch hier so artig, diese Parade nicht zu stören, sondern sie sich bewundernd von den Höhen mit anzusehen. Ein österreichischer Officier schreibt damals, es sei „der schönste Rückzug, den man je gesehen!" „Die österreichische Hauptarmee rührte sich nicht von den Höhen nördlich Zittau. Der Wunsch des Königs, sie nach Böhmen zurückzuwerfen, war nicht in Erfüllung gegangen, aber es war klar zu Tage getreten, daß ein rasches, entschiedenes Handeln von diesem Gegner trotz seiner großen Ueberlegenheit zunächst nicht zu erwarten stand. Wiederum hatte der König erprobt, wie die Macht seines Namens die Thatkraft seines Hauptgegners lähmte. Indem er sich jetzt anderen Aufgaben zuwandte, durfte er sich sagen, daß er trotz Kolin noch ebenso gefürchtet dastand wie ehedem!"

Die österreichische Heerführung wird in den Betrachtungen gekennzeichnet, daß sie nach der Schlacht bei Kolin nur kleine Mittel anwendet. „Eine offene Feldschlacht gegen das Heer des Königs kam ihr nicht in den Sinn. Sie nahm sich vielmehr das Verfahren zur Richtschnur, das schon 1744 die Preußen vom böhmischen Boden verdrängt hatte." „Versetzt man sich jedoch in die Auffassung, die nun einmal auf österreichischer Seite bestand, daß ein großer Einsatz vermieden werden sollte, bis das Eingreifen der Verbündeten fühlbar wurde, bedenkt man, daß Oesterreichs Kriegführung von jeher gewöhnt war, sich nur beschränkte Ziele zu stecken und sie mit methodischer Langsamkeit zu verfolgen, berücksichtigt man den fehlenden einheitlichen Willen an der Spitze des Heeres, so erscheint ein solches Verhalten dem gefürchteten ersten Feldherrn des Jahrhunderts gegenüber verständlich und nicht ganz unberechtigt."

*) Man vergleiche hierzu Bernhardis Auffassung in seinem Werk „Friedrich der Große als Feldherr" I, 149.

„Wie anders verfährt der König! Während die österreichischen Feldherren nicht einmal den Einsatz wagen, den die Zertrümmerung des schwächeren Theiles der preußischen Heeresmacht erfordert hätte, stößt er bald darauf gegen Zittau vor mit dem festen Entschluß, gegen den doppelt überlegenen Feind in starker Stellung den letzten Mann daron zu wagen." „Ein Feldherr, der bei der Heeresergänzung und den sonstigen Mitteln jener Zeit so hohen Einsatz wagte, besaß an sich bereits ein Uebergewicht über seine Gegner, erhob sich weit über seine Zeitgenossen. Dorum wird König Friedrichs Handeln auch vorbildlich bleiben für alle Zeiten."

—r.

Bücherbesprechungen.

— **Friedrich Großheezog von Baden.** Zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum 24. April 1852—1902. Ein Charakterbild mit einem Anhange biographischer Nachrichten aus meist handschriftlichen Quellen von **Ottokar Lorenz.** Berlin, Paetel. 147 SS. — Der Verfasser, bekanntlich Professor der Geschichte an der Universität Jena, hat manche sehr gute Nachrichten zur Verfügung gehabt, die er bei Weitem nicht alle zu benutzen gewagt hat, und bringt infolge dessen eine Reihe neuer, bisher unbekannter Thatsachen, besonders über die Theilnahme des Großherzogs an der Lösung der „deutschen Frage", um die der edle Fürst sich so große Verdienste erworben hat. Wie er schon als Prinz 1849 die Beziehungen zu Preußen vermittelte, um die Niederwerfung der badischen Revolution herbeizuführen, so war er auf dem Frankfurter Fürstentage 1863 der einzige unter den anwesenden Fürsten, der den übereilten österreichischen Reformplänen entschieden widersprach und schließlich den Kaiser Franz Josef persönlich zu überzeugen wußte, daß es so überhaupt nicht gehe; er trat dabei von Anfang für eine Volksvertretung am Bunde ein. Der Conflict von 1866 traf ihn besonders schwer, denn er sah sich widerstrebend gezwungen, gegen Preußen das Schwert zu ziehen, wobei übrigens Lorenz die eigentlich zwingenden Gründe ganz außer Acht läßt und statt dessen auf die Stellung des Großherzogs als eines constitutionellen Fürsten verweist, als ob diese ihn in der auswärtigen Politik hätte binden können. Er knüpfte dann doch schon Ende Juli mit Preußen wieder an. In der für Süddeutschland so schwülen Zeit 1866—70 erwarb er sich drei Verdienste, die zu seinen größten um die nationale Sache gehören: er hielt dicht an der französischen Grenze eine ehrlich nationale Politik aufrecht, er verhinderte durch seinen entschiedenen Widerspruch die Begründung eines schwächlichen Süddundes, die von Bayern angestrebt wurde und zur Befestigung der unseligen Mainlinie geführt hätte, und er ließ seine Truppen völlig nach preußischem Muster organisiren, so daß sie 1870 als eine geschlossene, kriegsfertige Division ins Feld rücken konnten. Wie eifrig und umsichtig, anregend und vermittelnd er 1870/71 für die Erneuerung des Reichs und des Kaiserthums gewirkt hat, ist bekannt, nen dabei u. A. die interessante Thatsache, daß die in Versailles versammelten deutschen Fürsten für den auch von König Wilhelm gewünschten Titel „Kaiser von Deutschland" waren und daß der Titel „Deutscher Kaiser" nur durch eine Art von Handstreich Bismarcks zu Stande kam. Mit dem späteren Gange der inneren Reichspolitik war er keineswegs immer einverstanden; am Culturkampf verwarf er schon 1872 die von Falk selbst gemißbilligte planlose und gewaltsame Art, mit der er geführt wurde, und erwartete daher niemals einen Sieg des Staats, denn er konnte aus eigner Erfahrung die katholische Kirche weit besser als Bismarck und Falk. In dem verhängnißvollen „Dreikaiserjahre" 1888 war er es, der die Anregung dazu gab, daß sich bei der Eröffnung des Reichstags am 25. Juni alle Reichsfürsten einmüthig um Kaiser Wilhelm II. schaarten, um der Welt zu zeigen, daß das Deutsche Reich unerschüttert stehe. Auf die innere Regierung des Großherzogs geht das Büchlein nur andeutungsweise ein. Es ist eben im Ganzen weder ein wirkliches Charakterbild, noch eine Biographie, bildet überhaupt keine Einheit, sondern zerfällt in zwei getrennte Theile, von denen die „biographischen Nachrichten" wieder in einzelne unter sich nicht zusammenhängende Capitel getheilt sind und einen größeren Raum einnehmen als das Charakterbild. Man sieht nicht recht ein, warum beide nicht ineinander gearbeitet worden sind. In beiden fällt zuweilen ein gewisser höfisch-panegyrischer Ton unangenehm auf, der doch bei diesem Fürsten am allerwenigsten angezeigt war. Dasselbe gilt von der sich gelegentlich recht breit entfaltenden Polemik gegen gewisse Ansichten, die Lorenz als Irrthümer bezeichnet, und einer Apologie der badischen Politik, die doch an der Oberfläche bleibt. Am meisten befremdet dabei die Kritik der Bismarckischen Politik gegenüber Baden und Süddeutschland i. J. 1866; trug doch die Schuld nicht Bismarck, wenn damals die Neuordnung Deutschlands am Main Halt machte, sondern die französische Einmischung, und nicht „untergeordnete finanzielle Vortheile" bestimmten Preußen, badische und württembergische Gebietstheile zu besetzen, sondern der ganz berechtigte Gedanke, die Staaten und Bevölkerungen, die sich ganz gut oom Kriege hätten zurückhalten können, dessen Folgen einigermaßen fühlen zu lassen, namentlich Baden, das 1849 von Preußen gerettet worden war. Höchst überflüssig ist auch die absprechende Kritik, die der Verf. an einer Notiz der Tagebuchblätter von M. Busch zu üben für zweckmäßig hält; es ist doch nicht zu leugnen, daß diese Publication von der Wissenschaft längst ols eine der werthvollsten anerkonnt ist und daß vorübergehende „Stimmungen" auch zur Geschichte gehören, da sie große Männer nicht immer in heroischer Haltung vorführen will. —l.

— **Kirchliches Handlexikon.** 62.—65. (letzte) Lieferung. Leipzig, Justus Naumonn. 1902. Je 1 ℳ. — So ist das Werk nun zu seinem Abschluß gekommen. Neues, das wir nicht schon zu wiederholten Malen gesagt hätten, vermögen wir zu seiner Empfehlung nicht beizubringen. Aber wir müssen uns an die nicht geringe Zahl der Leser wenden, die einzelne Lieferungen eines erst entstehenden Werkes grundsätzlich nicht kaufen und folglich auch die Anzeigen von dem Erscheinen derselben nicht beachten. Ihnen wollen wir Art und Bedeutung dieses Unternehmens in Kürze kennzeichnen. Das Hondlexikon soll, entsprechend dem Bedürfniß der für dasselbe vorausgesetzten Leser, gebildete, der Belehrung auf kirchlichem Gebiet bedürftige Christen, zu vielen anderen schon vorhandenen ähnlichen Werken eine wünschenswerthe und in vielen Fällen nothwendige Ergänzung bieten. Auch die größten Conversationslexika lassen ouf kirchlichem Gebiete den suchenden Besitzer sehr häufig im Stich, weil sie entweder die betreffende Sache als eine rein fachwissenschaftliche gar nicht berücksichtigen oder sie von einem ganz einseitigen Parteistandpunkte aus behandeln oder aber von minderwerthigen Mitarbeitern durch handwerksmäßige Herstellung der Artikel erledigen lassen. Dagegen haben die großen theologischen Encyklopädien von alten Zeiten her die für ihre Zwecke ganz passende Einrichtung, doß sie die einzelnen Artikel von mehr oder minder berühmten Gelehrten nach deren Belieben kurz oder lang, erschöpfend oder andeutend herstellen lassen. So fehlt ihnen der Charakter des Lexikons. Bisweilen lassen sie sich als solches benutzen, bisweilen ist man auf mühseliges Studium des Generalregisters angewiesen, mit dessen Vermittelung man das Gesuchte oft erst nach längerem Durchlesen eines Artikels findet, oft auch nicht. Das Bedürfniß eines kirchlichen Conversationslexikons ist bis zu dieser Zeit von Geistlichen, von Juristen, die kirchenregimentlich zu arbeiten haben, von Kirchenvorstandsmitgliedern, die einen Berathungsgegenstond geschichtlich prüfen wollen, und von allerlei bewußten Gliedern der kirchlichen Gemeinschaft dringend empfunden, aber nie befriedigt worden. Einige kleinere Unternehmungen, die sich das zu Nutzen gemacht haben, konnten die gestellte Aufgabe nicht lösen, weil sie gegenüber dem zu bewältigenden Stoff zu dürftig angelegt oder ohne die nöthige Sorgfalt hergestellt waren, aber aber ihrerseits sich in den Dienst einseitiger Porteirichtungen gestellt hatten. So ist das Handlexikon für die evangelisch-lutherische Kirche das einzige Werk der beschriedenen Art. Was man in einem solchen suchen darf, nämlich Erläuterung biblischer Begriffe, Erklärung der einzelnen Sätze der kirchlichen Lehre, Nochweise über Persönlichkeiten und Ereignisse aus der Geschichte Israels und der christlichen Kirche von der ältesten bis in die neueste Zeit, das wird man zumeist sofort oder ausnahmsweise durch Verweisung auf einen anderen Artikel, wo nöthig, mit genauer Angabe von Band und Seite auch finden, und das daselbst Gesagte wird sich in der Regel darstellen als das Ergebniß einer allgemein onerkannten Forschung, oder wo eine solche noch nicht vorliegt, als das einer maßvollen Erwägung, die Gründe und Gegengründe sachlich einander gegenüber stellt. Nur zu den seltenen Ausnohmen wird es gehören, was bei einem lexikolischen Unternehmen nie gonz

zu vermeiden ist, daß ein Leser seine Findigkeit erst ein wenig erproben muß, ehe er hat, was er braucht. Demnach empfehlen wir das fertige Werk mit gutem Gewissen für alle die Landeskirchen, die mit ihrem Bekenntniß auf dem Boden der deutsch-reformatorischen Lehre stehen, als einen nun nicht mehr zu entbehrenden Bestandtheil ihrer Kirchenbibliotheken, desgleichen als ein werthvolles Geschenk für Regenten und Diener der Kirche, und zwar als ein Geschenk, das nicht blos zur Zierde des betreffenden Bücherschrankes, sondern auch dem Empfänger, wenn er überhaupt noch Bücher brauchen will, wirklich zu reichlichem Gebrauche dienen wird. B. K.

— **Max C. P. Schmidt, Realistische Chrestomathie aus der Literatur des classischen Alterthums.** In drei Büchern. III. Buch. Mit 26 Figuren. Leipzig 1901. Dürr. XI u. 235 S. 8. 4 ℳ 20 ₰. — Nachdem die realistische Chrestomathie mit vorliegendem Bande ihren Abschluß gefunden hat, läßt sich nun voll überschauen, was in ihr geleistet worden ist. Hervorgegangen ist sie aus dem Bestreben, den Blick derer, die sich mit dem classischen Alterthum beschäftigen, über die engen Grenzen der gebräuchlichen Schulschriftsteller hinaus auf die weniger bekannten Gebiete der griechischen Literatur zu lenken und dabei klar zu legen, daß auch die Wurzeln der in der modernen Welt herrschenden exacten Wissenschaften und der Alles bewältigenden Technik im Boden Griechenlands ihre erste Nahrung gefunden haben. Dieses Ziel ist für die Mathematik, Naturwissenschaft und Technik ohne Zweifel wirklich erreicht worden. Dabei hat der Verfasser durch anregend geschriebene Einleitungen die in griechischer Sprache dargebotenen Einzelheiten in den rechten Zusammenhang gerückt, sodaß auch der dieser Dinge wenig kundige Leser ihnen nicht verständnißlos gegenüber steht, sondern sie als Beispiele für die Gesammtleistungen innerhalb der in Betracht kommenden Wissenschaften zu würdigen vermag. Zu loben ist ferner der Umstand, daß die sprachlichen und die kurzen sachlichen Einzelerklärungen nicht in ein besonderes Heft verwiesen, sondern unter den Text gesetzt sind, weil das Buch für rasche Lectüre bestimmt ist und somit möglichst übersichtlich und handlich eingerichtet sein muß. Die Uebersetzungshilfen sind nach der Sprachkenntniß eines Primaners bemessen; demnach wird das Werk auch in den Gymnasien gebraucht werden können, wenn anders sich für Lectüre dieser Art die nöthige Zeit ohne Vernachlässigung der durch ihre schöne Form bedeutenden Schriftsteller erübrigen lassen sollte. Die Texte werden nach den besten Ausgaben geboten, doch sind die Abschnitte, welche in dem für den gleichen Zweck bestimmten Lesebuch von U. v. Wilamowitz-Moellendorf ebenfalls abgedruckt sind, dort durch energische Kritik an einzelnen Stellen noch leichter lesbar gemacht worden. Dagegen vermitteln bei Schmidt wieder die zahlreichen Abbildungen das Verständniß sicherer, als dies durch Beschreibung erreichbar ist. So sind dem guten Buche möglichst viele Leser zu wünschen, damit das jetzt so viel angefeindete Griechisch auch in den ihm abgeneigten Kreisen die verdiente Schätzung wieder gewinne.

Wurzen. H. Steuding.

— **Historische Zeitschrift.** (Begründet von Heinrich v. Sybel.) Herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge 52. (der ganzen Reihe 88.) Band. 1. und 2. Heft. München und Berlin, Oldenbourg, 1901, 1902. 8°. — Den neuen Band der altbewährten Zeitschrift eröffnet eine historisch-politische Studie von Otto Hintze „Staatenbildung und Verfassungsentwickelung", in der gegenüber der lediglich auf die socialen Momente Gewicht legenden Auffassung von K. Marx und seinen Nachfolgern die Frage, „ob und inwiefern die äußere Form der Staaten, die ja meist durch Momente der auswärtigen Politik bedingt ist, ihre innere Structur, d. h. ihre Verfassung beeinflusse, dahin beantwortet wird, daß in der That die Staatenbildung, die erst den fest begrenzten Boden für die sociale Entwickelung schafft, von größtem Einflusse für die Verfassungsentwickelung sei; es wird nachgewiesen, daß gewissen Typen der Staatenbildung bestimmte Verfassungsformen entsprechen: dem Weltreich (im Sinne der alten Geschichte) der orientalische Despotismus, dem Stadtstaat die republicanische, dem mittelalterlichen Territorialstaat die ständische Form, dem zusammengesetzten Territorialstaat der Absolutismus, dem nationalen Staat der Gegenwart die Repräsentativverfassung. — Ferd. Wrede, ein langjähriger Mitarbeiter an G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs, wendet sich gegen den Versuch O. Bremers (Ethnographie der germanischen Stämme, in Pauls Grundriß der germanischen Philologie), die alten deutschen Stammesgruppen mit Hilfe der gegenwärtigen Dialekte zu ermitteln, und betont den großen Einfluß geschichtlicher Verhältnisse, insbesondere politischer Grenzen, auf die Dialektbildung, der es als ganz vergebliches Bemühen erscheinen läßt, auf Grund moderner Mundarten zu ethnographischen Ergebnissen zu gelangen. — Einen Beitrag zur Dantephilologie giebt J. Haller; er sucht die viel behandelte Frage, ob Dantes Beatrice wirklich so geheißen habe oder ob der Name nur ein dichterisches Pseudonym sei, durch eine kleine Emendation der betreffenden Stelle der Vita Nuova in ersterem Sinne zu beantworten. — W. Michael behandelt die Schicksale einer Stelle des Tractats vom 5. Januar 1719 zwischen dem Kaiser, Georg I. von England-Hannover und August II. von Polen-Sachsen, die ein bezeichnendes Licht auf das damalige Verhältniß zwischen England und Hannover fallen lassen. — Von vielseitigem Interesse ist ein längerer Aufsatz von F. Priebatsch „Die Hohenzollern und der Adel der Mark". Er geht aus von der Entstehung des märkischen Adels, der sich, sehr verschieden von dem west- und süddeutschen, in älterer Zeit nicht zu einem exclusiven Stand entwickelte, sondern in mannigfachen Beziehungen zu den andern Gesellschaftsclassen blieb, freilich zugleich auf einer sehr niedrigen Stufe sittlicher und geistiger Entwicklung verharrte, die die anarchischen Zustände des 14. Jahrhunderts begreiflich macht. Erst die Hohenzollern haben ihn allmälig erzogen; sie bedurften seiner als Stütze und wußten ihn an das Fürstenhaus zu fesseln und auf ein höheres Niveau zu heben. Es gelang ihm sogar, eine bedeutende ständische Macht neben den Fürsten zu erringen, die er erst im 17. Jahrhundert wieder einbüßte. Besonders verdienen die Ausführungen über die Ausbildung der Grundherrschaft in der Mark Beachtung, für die ein Excurs reiches urkundliches Material bringt. — Eine feine Charakteristik August Reichenspergers knüpft Hermann Oncken an eine Besprechung von L. Pastors Biographie dieses bedeutenden Mannes. Auch die Miscelle J. Caros „Zur Demetriusfrage" ist in Wesentlichem eine Kritik mehrerer neuerdings erschienenen Schriften über diesen Gegenstand. Zahlreiche andere Bücheranzeigen, Notizen und Nachrichten schließen beide Hefte. —m—

— **Wörterbuch zu Hartmanns Iwein.** Von G. F. **Benecke.** Dritte Ausgabe, besorgt von C. **Borchling.** Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) 1901. Preis 10 ℳ, geb. 12 ℳ — Dieses Werk des berühmten Verfassers des mittelhochdeutschen Wörterbuches hat schon manchem Geschlechte studirender Germanisten treffliche Dienste geleistet und wird es noch manchem thun. Der Neubearbeiter hat die sehr weitsichtige Hartmann-Literatur der letzten Jahrzehnte mit emsigem Fleiße durchgearbeitet und mit peinlicher Sorgfalt benutzt. Ueberall willkommen wird es sein, daß in der neuen Ausgabe sämmtliche Citate aus dem Iwein auf Lachmanns Versziffern verweisen; denn das erleichtert den Gebrauch des Wörterbuches ungemein. Beneckes Iwein-Wörterbuch gilt als ein mustergiltiges Werk seit seinem ersten Erscheinen (1833). Es wird diesen Ruf behalten bis tief in das zwanzigste Jahrhundert. Dafür bürgt die vorliegende Neugestaltung.

— **Buchführungs-Unterrichte (Methode Gutheil). Bücherabschluß und Abschlußwesen (einfachen sowie doppelten Systems) nebst Eröffnungsinventur, Gewinnberechnung, Steuerdeclaration und Auszug aus dem neuen Handelsgesetzbuch.** 7. Aufl. 1902. Verlag von J. R. Gutheil, Berlin. Preis 1,20 ℳ, geb. 1,80 ℳ — Das Heft bildet, wie schon bei der Besprechung der 2. Auflage 1900 (in Nr. 143 dsr. Ztg. 1900) bemerkt wurde, einen Bestandtheil der kaufmännischen Unterrichtsbriefe des Verfassers und behandelt nur den Bücherabschluß für den in den vorhergehenden drei Cursen bearbeiteten Geschäftsgang, zunächst nach dem System der einfachen, dann nach dem der doppelten Buchhaltung. Der erstere bildet gegen obengenannte Auflage eine Vermehrung. Es kann daher diese Auflage ebenfalls als ein brauchbarer Rathgeber bei Erlernung und Erledigung des Bücherabschlusses empfohlen werden. Hn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 50. Sonnabend, den 26. April, Abends. **1902.**

Oeffentliche Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 23. April.

Der vorsitzende Secretär, Herr Geheimer Rath Professor Dr. His eröffnete die Sitzung mit folgender Ansprache: „Hochverehrte Herren! Wir sind heute wiederum vereinigt, um den Geburtstag Seiner Majestät des Königs Albert feierlich zu begehen. Die Form derartiger Feiern pflegt für gelehrte Körperschaften eine gegebene zu sein, und die dabei gehaltenen wissenschaftlichen Vorträge können der Natur der Sache nach nur wenig von dem zum Ausdruck bringen, was die Theilnehmer an der Feier innerlich bewegt. Dafür hat bei uns der vorsitzende Secretär das Vorrecht, mit einigen, wenn auch nur wenigen Worten auszusprechen, daß unser Verhältniß zu unserem hohen Protector ein persönliches ist. Und so darf ich im Sinn eines jeden unserer Mitglieder zum Ausdruck bringen, mit wie hoher Verehrung wir zu König Albert aufblicken und mit wie warmem Danke wir uns des umwandelbaren Wohlwollens erfreuen, das er unserer Gesellschaft und ihren Bestrebungen jederzeit gewährt hat. Mit dem Gefühl inniger Dankbarkeit für die uns erwiesene Huld verbinden wir die sehnlichsten Wünsche für das Wohlergehen unseres so hochverehrten Landesherrn. Möge ihm und dem von ihm regierten Lande das neue Lebensjahr ein gesegnetes sein!“

Darauf hielt Herr Professor Dr. Otto Fischer einen Vortrag über eine neue, der Königlichen Gesellschaft überreichte Abhandlung. Dieselbe beschäftigt sich mit dem statischen und dem kinetischen Maß für die Wirkung der Muskeln. Es werden zunächst die in der Regel sehr kurz gehaltenen Angaben der anatomischen und physiologischen Lehrbücher über die isolirte Wirkung der Muskeln einer eingehenden Kritik unterzogen. Dabei stellt sich heraus, daß dieselben, so weit sie nicht direct falsch sind, in den meisten Fällen nur in ganz groben Zügen eine Vorstellung von der Wirkungsweise der verschiedenen Muskeln unter ganz speciellen Verhältnissen geben können, daß sie aber keinesfalls in erschöpfender Weise die Thätigkeit derselben zu charakterisiren vermögen. Dies ist vor allen Dingen dem Umstande zuzuschreiben, daß die Angaben gewöhnlich unter Voraussetzungen über die Beweglichkeit in den Gelenken und über die mechanische Beschaffenheit der in Bewegung zu setzenden Körpertheile gemacht sind, welche sich im Leben nur selten realisirt finden. Aber selbst in den Fällen, wo diese Annahmen wenigstens annähernd mit der Wirklichkeit übereinstimmen, sind die Mittheilungen der Lehrbücher nicht immer einwandfrei, wie aus einer eingehenden Kritik der üblichen Methoden zur Bestimmung der Muskelwirkung hervorgeht. Es zeigt sich weiterhin, daß selbst die interessanten, zuerst von Duchenne und nach ihm von Anderen angestellten Versuche, die Wirkungsweise der Muskeln durch locale Faradisation derselben am Lebenden zu bestimmen, die isolirte Wirkung eines Muskels nicht erkennen lassen, da bei diesen Versuchen gleichzeitig andere Kräfte, wie die Schwere und die in ihrer Größe unbekannten Spannungen anderer, passiv gedehnter Muskeln auf die Körpertheile einwirken. Ein klares Verständniß und eine richtige Beurtheilung der Ergebnisse solcher Reizungsversuche läßt sich im Gegentheil erst dann erzielen, wenn man für jeden einzelnen Muskel festgestellt hat, welche Wirkung er bei seiner Contraction ausübt, wenn außer ihm keine anderen Kräfte wirksam sind. Demnach bleibt als einziger exacter Weg, die Wirkungsweise eines Muskels zu bestimmen, übrig, genaue Messungen an geeigneten Präparaten anzustellen, um die mechanischen Verhältnisse aufzuklären, welche der Muskel bei seiner Contraction vorfindet. Hat man die genügenden empirischen Unterlagen gewonnen, so ist es dann ein rein mechanisches, allerdings nicht immer ganz einfaches Problem, festzustellen, welche Bewegungen nothwendiger Weise eintreten müssen, wenn ein Muskel sich contrahirt und außer ihm keine anderen Kräfte an den in Bewegung zu setzenden Körpertheilen angreifen. Alle Muskeln beeinflussen die Körpertheile, welche in ihrem unmittelbaren Wirkungsbereich liegen, mit Kräftepaaren. Es ist daher zunächst erforderlich, die Momente dieser Kräftepaare, welche man als die auf die Körpertheile einwirkenden Drehungsmomente zu bezeichnen hat, festzustellen. Diese Drehungsmomente stellen jedoch nur in dem Falle den ganzen Einfluß der Muskeln auf die verschiedenen Körpertheile dar, wenn es sich um die Hervorbringung und Erhaltung einer Gleichgewichtsstellung des ganzen Körpers oder eines Abschnittes desselben handelt. Die Drehungsmomente geben daher nur ein statisches Maß für die Wirkung der Muskeln ab. Die bei der Contraction eines Muskels eintretende Bewegung hängt außer von den Drehungsmomenten vor allen Dingen auch von der mechanischen Beschaffenheit der einzelnen Körpertheile ab, so weit dieselbe durch die Masse, die Lage des Schwerpunktes und die Trägheitsmomente charakterisirt ist. Es wird nun gezeigt, in welcher Weise sich das Verhältniß der Anfangsdrehungen in den Gelenken bei einem zweigliedrigen System durch alle diese Größen bestimmen läßt. In dem Verhältniß dieser Gelenkdrehungen hat man dann ein Maß für die bewegende Wirkung eines Muskels oder das kinetische Maß desselben. Als Beispiel werden diejenigen ein- und zweigelenkigen Muskeln des Oberschenkels, welche nahezu zur Medianebene des menschlichen Körpers parallel verlaufen, auf ihr statisches und kinetisches Maß untersucht und die Resultate dieser Untersuchung an geeigneten Tafeln demonstrirt. Es tritt dabei recht deutlich zu Tage, wie wenig manche Angaben der Lehrbücher geeignet sind, richtigen Aufschluß über die Wirkung der Muskeln zu geben. Während man bisher fast allgemein angenommen hat, daß ein Muskel immer nur auf Gelenke einwirkt, über die er hinwegzieht, zeigt sich, daß ein nur über das Hüftgelenk sich ausspannender Muskel immer auch das Kniegelenk bewegt, und daß ein sich nur über das Kniegelenk erstreckender Muskel auch in der Regel auf das Hüftgelenk einwirkt. Während man ferner bisher gewöhnlich die Wirkung eines Muskels auf ein Gelenk nach der Lage des Muskels zum Gelenk bemessen hat, zeigt sich, daß ein zugleich über das Hüft- und das Kniegelenk hinwegziehender Muskel das erstere Gelenk in den meisten Fällen gerade in entgegengesetztem Sinne dreht, als man nach der anatomischen Lage des Muskels erwarten sollte. Ein auf der Vorderseite des Hüftgelenks hinwegziehender zweigelenkiger Muskel (M. rectus femoris) dreht bei seiner Contraction den Oberschenkel in den am meisten im Leben vorkommenden Haltungen des Beins nach hinten, und die auf der Rückseite des Hüftgelenks verlaufenden zweigelenkigen Muskeln bewegen in der Hauptsache den Oberschenkel nach vorn, d. h. sie beugen das Hüftgelenk. Diese Angaben setzten dabei voraus, daß das Kniegelenk vollkommen frei beweglich ist. Wäre dagegen das Kniegelenk durch besondere, von dem betreffenden Muskel unabhängige, Kräfte arretirt, so würde sich dagegen die Wirkung anders gestalten. Man hätte es aber dann nicht mehr mit der eigentlichen Wirkungsweise der zweigelenkigen Muskeln zu thun, sondern mit der Wirkung unter ganz speciellen Verhältnissen, welche sich im Leben entweder niemals oder doch nur selten verwirklicht finden.

Alsdann sprach Herr Professor Dr. Meister über ein Capitel aus dem altgriechischen Pfandrecht. Anknüpfend an einen trojanischen Volksbeschluß, in dem der Staat Trözen Entschädigungen wegen ungerechter Pfändungen an einen andern Staat zu zahlen festgesetzt hat, wies der Vortragende einige Bestimmungen nach, die im altgriechischen Pfandrechte bei Pfändung fruchttragenden Landes gegolten haben.

Zuletzt hielt Herr Professor Dr. Seeliger einen Vortrag über „Hofrecht und Landleihen". Er eichtet sich gegen die herrschende Ansicht von der Alles bezwingenden Gewalt der Grundherrschaft im früheren Mittelalter. Die landläufigen historischen Vorstellungen gehen davon aus, daß alle aon einer Grundherrschaft Beliehenen — ausgenommen die Inhaber vassalitischen Lehns — nicht mehr unter den öffentlichen Gerichten standen, die nach freiem Landrecht richteten, sondern sich dem grundherrlichen Gericht (Immunitätsgericht) fügen mußten, in dem das unfreie Hofrecht herrschte. Der Vortragende scheidet die aerschiedenen Kategorien grundherrlichen Landes und stellt jene grundherrlichen Landleihen, die in den engsten Gutsverband führten, denen gegenüber, die ein freieres und loseres Verhältniß bedingten. Er weist darauf hin, daß Grundhöeigkeit keineswegs die Freiheit des Standesverhältnisses aufhob, daß die Immunitätsgerichte nicht nach einem einheitlichen unfreien Hofrecht, sondern nach dem verschiedenen Standesrecht der Immunitätsleute urtheilten. Die übliche Gleichsetzung oon Immunitätsgericht, grundherrlichem Gericht und Gericht über Unfreie (Hofrechts-Gericht) ist unhaltbar. Die Bauern sind nicht im 10. und 11. Jahrhundert unfrei geworden nnd im 12./13. Jahrhundert allmälig wieder zur Freiheit emporgestiegen. Die Annahme von einer allgemeinen Unfreiheit der mit grundherrlichem Land beliehenen Bauern im 10. und 11. Jahrhundert ist zurückzuweisen. Ein Hofrecht, das die Freien in Unfreiheit zwang, hat es damals nicht gegeben. Die freien Leihen der späteren Jahrhunderte (Erbleihen, Pachte) sind unmittelbar aus jenen Landleihen des früheren Mittelalters erwachsen, die nicht in den engen Gutsverband geleitet haben. Freie Landleihen sind nicht erst im 12. und 13. Jahrhundert entstanden, sie waren auch vorher stets vorhanden.

Bücherbesprechungen.

— Ich bin bei euch alle Tage. Ein christliches Lebensbuch in Bild und Lied. Herausgegeben von Oscar Pank, Pastor an der Lutherkirche zu Leipzig. Mit einem Titelbilde von Professor B. Plockhorst und 15 Heliogravüren nach Originalen von Alexander Zick. Bevorwortet von Geh. Kirchenrath Superintendent D. Pank. Original-Prachtausgabe. 286 S. 1.—10. Tausend. Leipzig 1902. Jakobi und Zochers Verlag. Eleg. gebunden 22 ℳ — Bei der Anzeige dieses Sammelwerkes geben wir zunächst dem Bedauern Ausdruck, daß es nicht oor der Confirmationszeit, daß es sozusagen past festum erschienen ist. Indessen giebt es außer der Confirmationszeit, die wiederkehrt, mancherlei andere Veranlassungen, nach diesem Festgeschenk zu greifen. „Im Garten des Liedes", durch den uns das Buch führt, begegnen uns zumeist völlig neue, bisher nicht gekannte dichterische Blüthen. Aus verschiedenem Herzensboden erwachsen, aber alle aus der einen Wurzel: »Ich bin bei euch«, sind sie mit liebevoller Bereitwilligkeit herzugetragen worden. Neben ihnen leuchten alte köstliche Perlen frommer deutscher Poesie; sie würden an manchen Stellen des Buches geradezu vermißt werden. Ueberall, das fühlt man, haben Liebe und Verständniß die Gedichte ausgewählt, so daß ein Jeder etwas finden wird als Echo dankbarer Freude in seiner Brust oder als Balsam für seine Wunden und sein Weh" — mit diesen Worten leitet Geh. Kirchenrath D. Pank das Buch seines Sohnes ein. Es ist nun nicht möglich, die Originalbeiträge von 78 bisher mehr oder weniger bekannten Dichtern und Dichterinnen zu besprechen; wir finden darunter sehr ansprechende Gedichte. Der Herausgeber selber giebt mit dem ersten Gedicht „Vaterglück" recht stimmungsvolle, wahr und warm empfundene Verse. Aus den bekannten Sammlungen von Gedichten und Liedern haben wir eine gute Auswahl vor uns, die den besten Anthologien an die Seite gestellt werden kann. Das Buch zerfällt in 15 Theile und enthält Poesien für des Christen Lebensweg vom ersten Tage bis zum letzten, behandelt Taufe, Kindheit, Confirmation, Lehr- und Wanderjahre, Brautzeit, Ehestand, Werktag und Sonntag, führt uns ins Haus nnd hinaus durch die Tage des Glücks und die des Leides bis zum Lebensabend und zum Sterben. Ein besonderer Vorzug und Schmuck sind die wohlgelungenen Illustrationen. Das Titelbild von Plockhorst bringt in höchst sinniger und künstlerischer Weise den Gesammtinhalt des Buches zum Ausdruck, indem es Christum unter eine Schaar alter und junger, glücklicher nnd trauriger Leute hinstellt, wie er Allen Hilfe und Frieden, Tröstung und Segnung spendet. Die übrigen 15 Heliograaüren (in einer billigeren Volksausgabe zu 10 ℳ Autotypien) nach Originalen von Alexander Zick, von Meisenbach, Riffarth & Comp. hergestellt, sind ebenfalls eine ganz oorzügliche Leistung. Auch die sonstige Ausstattung des Buches, um die sich besonders die Buchbinderfirma Baumbach & Co. mit Erfolg bemüht hat, verdient Lob und Anerkennung. Obschon wir an ähnlichen illustrirten Anthologien keinen Mangel haben, sa begrüßen wir doch die vorliegende als eine hervorragende und hoffen, daß die Auflage von 10 Tausend keine zu hoch gegriffene sein wird.
D. K.

— Tischer-Müller's Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. 5. Aufl. In zwei Theilen. XIII, 288 S. u. 168 S. 8. Braunschweig 1901. Friedr. Vieweg & Sohn. Geb. 3 ℳ 80 ₰. — Schon die Thatsache, daß Tischer-Müller's Uebungsbuch nunmehr in 5. Auflage erscheint, legt lautes Zeugniß von seiner Brauchbarkeit ab. Aber auch die Aenderungen, die jetzt daran vorgenommen worden sind, kann man durchaus billigen. Besonders ist die neu beigegebene stilistische Anleitung und die Uebersicht über die Satzlehre klar und kurz gefaßt und in leicht einprägbarer Form dargeboten. Dabei wird trotz der gedrängten Kürze alles Nöthige hinreichend eingehend behandelt und sogar manche stilistische Regel angezogen, die anderen Hilfsbüchern ähnlicher Art fehlt. Dagegen sind die Uebungsbeispiele zwar ganz wohl geeignet, jede einzelne Regel für sich einzuüben, sie sind aber gar zu einfach gehalten nnd dem Schüler so mundgerecht gemacht, daß an sein eignes Denken allzuwenig Ansprüche gestellt werden. So dürfte gerade der Hauptzweck der Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische, der in der raschen Unterordnung zahlreicher Einzelbeobachtungen unter die richtigen allgemeinen Gesichtspunkte besteht, d. h. also die logische Uebung, nur unvollkommen erreicht werden. Wenigstens stellt man in den humanistischen Gymnasien Sachsens vorläufig in dieser Hinsicht noch höhere Anforderungen, wenn das Buch wirklich, wie es in der Vorrede angenommen wird, bis nach Obersecunda hin gebraucht werden sall. Das ist aber der einzige Einwand, der gegen dessen Verwendung hier zu erheben ist.

Wurzen. H. Stending.

— Leo Berg, Neue Essays. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1901. — Leo Berg ist ein philosophisch geschulter Kopf; er hat dies in seinen zahlreichen Schriften über wichtige Zeitfragen bewiesen, in seinen Essays und Studien, denen sich die neue Sammlung anschließt: der Feuilletonwitz, das pikante Stichwort ist damit nicht ausgeschlossen, aber es ist ein Rest von Scholosticismus übrig geblieben, der sich besonders in den oft schulmäßigen Dispositionen, in den numerirten Abtheilungen und Nebenabtheilungen, Axiomen und Subsumtionen ausspricht. So wenn er die aerschiedenen Arten von Muth charakterisirt oder die verschiedenen Arten der „Autoeität" oder die Stufen auf der Scala der Kunst. So treffend einzelne dieser Unterarten gezeichnet sind, sa lauft doch auch oiel spielerische Willkür und haarspaltende Pedanterie mit unter. Die Essays zerfallen in vier Abtheilungen: „Zur Psychologie und Moral", „Zur Kritik und Aesthetik", „Zur Geschichte und Charakteristik der modernen Literatur", „Keitiken". In der ersten Abtheilung sind die Essays über den Aberglauben und über die Frauenfrage von besonderem Interesse, sie enthalten oiel Geistreiches, aber auch aiel Keckes und Paradoxes. Was die Frauenfrage betrifft, so erscheint uns nicht genug hervorgehoben, daß nicht Ehrgeiz und Herrschsucht, sondern die Noth den Anlaß für die Emancipation der Frauen und den Concurrenzkampf mit den Männern giebt. Leo Berg erwähnt ganz gelegentlich, daß viele tausend Mädchen unverheirathet bleiben. Das ist eine bescheidene Wendung gegenüber den Angaben der Ehestatistik, daß mehr als die Hälfte aller Madchen unverheirathet bleibt. In den ästhetischen und literarischen Essays wahrt sich Leo Berg durchaus ein selbständiges Urtheil, obschon er der jüngstdeutschen Richtung seine vollen Sympathien schenkt und einem Arno Holz, Gerhart Hauptmann u. A. persönlich nahe steht; doch sind seine Charakteristiken nicht frei aon Widersprüchen; er übt bisweilen eine scharfe Kritik, welcher die unabhängige Presse nur zustimmen kann, über Dichter, denen er sonst wieder eine hervorragende Stelle einräumt. Mit besonderer Liebe analysirt er die Gedichte von Lilieneron, den er unsern heutzutage berühmtesten Lyeiker nennt, wenn er auch zugiebt, daß er unpopulär sei; er giebt eine reiche Blüthenlese seiner poetischen Bilder und sprachschöpferischen

Wendungen, doch kennt er eigentlich nur die „Adjutantenritte" an; später aber habe sich Liliencron oft gründlich verhauen; besonders auf dem Gebiete der sinnlichen Liebe, und völlig verunglückt seien die Versuche des Dichters satirisch zu werden. Gerhart Hauptmann wird eingehend gewürdigt, hochgestellt, ohne daß der Kritiker einen skeptischen Zug verleugnet; er nennt ihn den Schöpfer der Zustandsdramatik, eigentlich eine contradictio in adiecto; denn das Zuständliche gehört in das Epos, nicht in das Drama, und faßt sein Urtheil über den Dichter in folgendem Verdict zusammen: „Hauptmann ist kein Dramatiker, aber er will einer werden. Das ist die Farmel und der Inhalt seiner dichterischen Entwickelung." Das klingt doch anders als die Schlenther'sche Apotheose. In einer sehr eingehenden Würdigung Maeterlink's spricht er ihm auch den Beruf zum Dramatiker ab. Außerdem sagt er, seine Poesie sei schlechthin irrational und wer nur an einer dem Verstande zugänglichen Kunst Freude fände, würde von ihm abgestoßen werden. Alle wahren Dichter haben einer dem Verstande zugänglichen Kunst gehuldigt, freilich, die neueren Symbolisten nicht. In den anderen literarischen Charakteristiken wie in den Kritiken findet sich viel Treffendes, wenn auch oft die Vorliebe für paradoxe Blendlichter befremdet. R. v. G.

— Max Kretzer, Die Madanna van Grunewald. Roman. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von Paul List. — Max Kretzer hat sich mit seinen ersten Romanen einen Platz unter den modernen Naturalisten erobert und da er selbst aus dem Stande der Arbeiter hervorgegangen, so hat man seinen Werken, soweit sie in diesen Kreisen sich abspielen, besondere Beachtung geschenkt. In seinen neueren Romanen, wie auch in dem vorliegenden, war er mehr bestrebt, ein Seelengemälde zu entrollen, wobei ein besonderer Nachdruck auf das Abnorme und Pathalogische fällt. Salon- und Kunstgespräche bilden den Hauptinhalt des Dialogs. Da findet sich manche treffende Bemerkung; doch verfügt der Verfasser leider nicht über einen durchgebildeten Stil; man wird durch manche ungelenke, ja undeutsche Wendung befremdet. Die Heldin des Romans, Hilda, liebt einen jungen Kunstgelehrten, den Dr. Hauff, einen Neurastheniker ersten Ranges, der im Grunewald von einem Nervenanfall beinahe erstickt worden. Dort drüben, wie er selbst erzählt, habe es begonnen. Das Herz habe ihm plötzlich wie dumpfer Kanonendanner geschlagen; ein großes Schwächegefühl sei über ihn gekommen, fürchterliche Angst habe ihn gepackt und so habe er um Hilfe gerufen und sich hier niedergelassen, um den Tod zu erwarten. Später vermeidet er krampfhaft, diesen Waldweg zu beschreiten; seine Nerven üben einen Zwang aus, den sein Wille nicht zu überwinden vermag. Wie der Doctor diesen Patienten zu kuriren sucht, das erfahren wir aus allzu eingehenden Schilderungen, die fast in die Capitel einer Therapeutik gehören. Zuletzt kurirt ihn die Liebe zu jener Hilda, einem starkgeistigen Mädchen, nachdem er das Fegefeuer der Eifersucht durchgemacht, denn ein sehr lebensfrischer Maler der jüngsten Schule, der sie ebenfalls liebt, will sie als die Madonna von Grunewald malen und seiner Freilichtmalerei steht sie Modell im Walde. Doch der geniale Künstler blitzt ab und Dr. Hauff erhält ihre Hand. Nachdem er den verhängnißvollen Weg ohne alle Nervenzufälle zurückgelegt hat, winkt doch am Ende desselben ihm die Geliebte. Die Geschichte dieser Liebe, deren glücklichen Abschluß man voraussieht, ist ohne tieferes Interesse; die Charakterköpfe des Spaziergeherclubs sind indeß gut und nicht ohne Humor gezeichnet. Vortrefflich aber sind die Landschaftsbilder aus dem Grunewald, mit feiner Empfindung für Stimmung und Beleuchtung ausgemalt — und hier gewinnt auch der sanft bisweilen schwerfällige Stil Kretzer's Fluß und Guß. Der im Ganzen doch dürftigen märkischen Natur solche Reize abzugewinnen — das ist Kretzer so gelungen, wie es vor ihm einem Wilibald Alexis, Theodor Fontane und Wilhelm Bölsche gelang. Wenn man den Grunewald als den eigentlichen Helden des Kretzer'schen Romans und die darin sich begegnenden menschlichen Figuren nur als Staffage betrachtet, etwa wie im „Hochwald" und anderen Studien von Adalbert Stifter, sa erscheint das Werk in einem günstigeren Lichte, als wenn man die Liebe des Dr. Hauff und der Hilda Brenner als dessen anspruchsvollen Mittelpunkt betrachtet. R. v. G.

— Van Ihm und van Ihr. Bilder aus dem Leben van Konrad Telmann und Hermione v. Preuschen. Berlin, Carl Duncker's Verlag. „Bilder aus dem Leben" nennt die dichtende Malerin ihre jüngsten Novellen, denen sie eine gleiche Anzahl opera posthuma ihres verstorbenen Gatten beigefügt, des fleißigen und beliebten Romanciers Konrad Telmann. Diese Arbeiten geben dem Buche seinen Werth als bessere Unterhaltungslectüre; ihre verspätete Herausgabe erscheint bei der reichen Anzahl der vom Autor bei Lebzeiten veröffentlichten guten Werke nicht unerläßlich, aber als ein Act der Pietät wahl begreiflich. Neues zur Beurtheilung Telmann's bringen die Novellen nicht. Mit gewohnter Fertigkeit und Stileleganz hat darin der Dichter Vargänge des alltäglichen Lebens aus Künstler-, Officiers- und Literatenkreisen geschildert, Vorgänge, die nicht selten den uralten Widerspruch zwischen den Forderungen des gesunden Menschenverstandes und conventianellen Formen oder den Unverstand der Menge klar legen. — Die Naovellen „von Ihr" sind äußerlich effectvoller „gemacht", aber innerlich, d. h. künstlerisch weniger werthvoll als die ihres Gatten. Interessant ist es, daß die erste ihrer Arbeiten „Pia" der Telmann'schen Novelle „Die Kleine" in der Handlung wie ein Ei dem andern gleicht. Hier wie dort erntet ein armes römisches Modellmädel für ihre Liebe und Selbstaufopferung schnödesten Undank. Nur leiht Hermione Situationen, die ihr Gemahl mit der kühleren Objectivität des gereifteren Mannes schildert, die leuchtendsten Farben einer überhitzten Erotik und den Schluß, den Telmann in das feierliche Maestoso eines unheilbaren Schmerzes ausklingen läßt, bricht sie mit einer fast banalen Frivolität ab. Das ist um so befremdlicher, als sie in den beiden anderen Novellen mit den Symbolen des Nirvana geradezu kokettirt und an beinahe bizarren Sujets den Determinismus des Willens verficht. Denn der praktische Gynäkologe des Nordens in der Novelle „Der rothe Schleier" kann seinem hereditären Vernichtungsdrange ebensowenig widerstehen, wie die heißblütige Padrona des Südens („Locanda di Cypressi") ihrem erworbenen Vampyrismus. Daß Frau v. Preuschen den sanderbaren Kern ihrer Erzählungen noch mit allerlei „stimmungsvollem" Beiwerk drapirt, wird den nicht Wunder nehmen, der je eines ihrer bisherigen bilderreichen oder literarischen Werke kennen gelernt hat; künstlerisch werthvoller werden dadurch leider weder ihre Bücher, noch ihre Bilder. A.

— Ein Uebermensch. Roman von Jasef Baron Weyssenhoff. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von B. W. Segl. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Wir machen in diesem Buche die Bekanntschaft mit dem polnischen Baron Siegmund v. Podfilipski, dessen Leben gleichsam die Basis für den Aufbau dieses eigenthümlichen Romans abgiebt, und wir gestehen gern, daß sie uns fast das gleiche Vergnügen und Interesse geboten hat, wie die mit seinen weitläufigen älteren Vettern, den Herren Eugen Onegin und Consorten, die ihrerseits eine gewisse Verwandtschaft mit Child Harold und Don Juan nicht verleugnen konnten. Der Typ des Uebermenschen ist nachgerade keine Seltenheit mehr in der slavischen Literatur, nur daß er sich seit Puschkin's und Lermontow's Tagen in dem Verlauf des vergangenen Säculums etwas gewandelt hat; statt Byron'schem Weltschmerz und unfruchtbarem Pessimismus zu fröhnen, cultivirt der Uebermensch von heute praktische Lebensweisheit und sociale Ethik, der er durch eine kleine Dosis Nietzschephilosophie eine pikante Nuance zu verleihen strebt. Podfilipski ist so nach und nach zu einem meisterhaft gezeichneten Modell des social-ethischen Individualismus geworden, der über jede alltägliche Menschlichkeit erhaben, in stolzer Verachtung aller traditionellen moralischen Grundsätze und geltenden gesellschaftlichen Principien durchs Leben schreitet, das er sich nach Möglichkeit und Kräften, durch hinreichende finanzielle Mittel unterstützt, seiner individuellen, sehr subjectiven Welt- und Lebensanschauung gemäß einzurichten sucht. Sein Urtheil und seine Meinung sind der Cardinalpunkt des Romans, dessen einzelne nur lose post hoc, aber nicht immer propter hoc mit einander verknüpfte Phasen und Situationen, soweit sie nicht direct in den Intentionen des Helden ihren Ausgang nehmen, doch wenigstens in seinem Intellect reflectiren. So bemüht sich der Held des Romans, intra at extra muros seinen Landsleuten als Erzieher zu dienen, in scharf pointirten Dialogen und satirischen Perorationen ihnen den modernen westeuropäischen, speciell französischen Schliff äußerlich wie innerlich beizubringen. Dabei ist es ergötzlich und köstlich, wie der Autor seinen praeceptor Poloniae, der doch immer ein Kind seines Landes bleibt und bleiben muß, mit leiser, fein versteckter Ironie meistert, caricirt oder ihn gar ad absurdum führt, um damit die schonungsloseste Analyse und Kritik einer ganzen, sich gerade gegenwärtig geltend machenden Weltanschauung zu liefern, die unter dem Mäntelchen socialer Reformen und Weltverbesserungen im Grunde doch nur auf das Wohl des eigenen lieben Ich bedacht ist. Gleichwohl

ist rine stattliche Summe kluger Lebensregeln von unanfechtbarer allgemeiner Geltung in den Aussprüchen des Hrn. Podfilipski enthalten, ja seit den Briefen des Grafen Chesterfield sind wohl wenige so compendiöse und zugleich künstlerisch componirte Lebensführer erschienen. Weit entfernt dabei nur ein „Roman aus den höheren Kreisen“ zu sein, wendet sich das Buch vielmehr ausschließlich an die upper ten der Intelligenz und des literarischen Geschmacks, denen srine Lectüre, nicht zum Letzten durch die sonderliche Form seiner Einkleidung in eine veritable Biographie von origineller und eigenartiger Technik, einen hohen Genuß bereiten wird. A.

— Johannes Richard zur Megede. Das Blinkfeuer von Brüsterort. Stuttgart und Leipzig, 1901. Deutsche Verlagsanstalt. — Die Leser von „Ueber Land und Meer“ werden sich Megedes erinnern als des Verfassers der beiden Romane „Von zarter Hand“ und „Fólicie“, von denen besanders der erstere sich durch flotte Sprache, lebenswohre Schilderung und geistreiche Satire vortheilhaft von den Durchschnitts-Fortsetzungsromanen unterscheidet. Freilich zeigt diese Erzählung, die am deutlichsten Megedes Eigenart wiederspiegelt, auch große Schwächen, über die nns der virtuos gehandhabte Gardeleutnantsjargon und die von außerordentlicher Beobachtungsgabe zeigende Detailmalerei nicht hinweghelfen. Uebertriebene epische Breite, langathmige Stimmungsschilderungen nnd träge fließende Handlung beeinträchtigen eeheblich den Genuß des Werkes. Von diejen Fehlern hat sich der Autor in dem uns jetzt vorliegenden Romane freigehalten. Wenn auch den Stimmungsbildern reichlich Roum gewährt wird, so geräth die Handlung doch nirgends ins Stocken, sandern wird zielbewußt der Katastrophe entgegengeführt. Im Uebrigen verleugnet „Das Blinkfeuer von Brüsterort“ nicht seine Verwandtschaft mit dem vorgenannten Romane. Auch diesmal sind der Held und die Heldin Angehörige jener aristokratischen Officierskreise, in denen der Autor wie kaum ein Anderer heimisch ist. Die Handlung ist noch Megedescher Schablone gearbeitet. Der Held ist der bekannte Officier a. D. mit den tadellos aristokratischen Manieren, der anscheinend blasirte Lebemann, in Wirklichkeit herzwunde Mensch, der sich zu der Frau eines ehemaligen Kameraden, dem Rasseweib mit den wundersamen Augen, hingezogen fühlt. Damit ist die Handlung, die auf eine Vereinigung der Beiden hindrängt, erregt. Die glückverheißende Zukunft aber, die sich vor den Liebenden aufthut, wird vernichtet durch ein Ereigniß, das aus der Vergangenheit aufsteigt. Dühling erhält von dem Gegenstande seiner früheren Liebe, der schwärmerisch verehrten Frau seines einstigen Generals, die Todesanzeige ihres Gemahls nebst einem Brief, aus dem ee erkennt, daß die Frau, zu der er jahrelang ein sein ganzes Empfinden beherrschendes Gefühl im Herzen getragen, für ihn nur Freundschaft übrig hatte. Diese Erkenntniß schmettert den Helden zu Baden und läßt ihn an sich selbst und an der Zukunft verzweifeln. Er empfindet es klar, daß er Esther nicht die Liebe geben kann, die er in thörichtem Wahne an die Frühere verschwendet, daß er für sie zu — alt geworden, darum resignirt er. Esther, die zu ihrem Manne gereist war, die Einwilligung zur Scheidung zu erlangen, kommt mit günstigem Bescheide zurück, um den Abschiedsbrief des Geliebten vorzufinden, aus dem sie ersieht, daß eine Wandlung in dem Entschlusse Dühlings nicht zu erhoffen ist. So beschließt sie, in den Tod zu gehen, und sacht ihn in den Fluthen des Meeres. — Der Megedesche Heldentypus, dieses Gemisch von Sentimentalität und preußischer Schneid, dürfte freilich nicht nach Jedermanns Geschmacke sein, auch wäre zu wünschen, daß der geistvolle Erzähler sein schönes Talent anderen Stoffen zuwende, als dem leidigen Ehebruchsmotive. Dagegen wird jeder Leser mit uns seine Freude haben an den prächtigen Naturschilderungen und an der humorvollen Art, wie Megede das Leben und Teriben in dem ostpreußischen Badeorte veranschaulicht. J. O.

— Katechismus der Ornamentik von F. Kanitz. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. 2,50 ℳ. Verlag von J. J. Weber, Leipzig. — Die Vermehrung besteht in einer Anzahl besserer Illustrationen, das ist aber wohl die einzige Verbesserung. Eine weitere wäre unschwer durch Weglassen der vielen veralteten Abbildungen (Urväter Hausrath!), zumal im Capitel der Gothik, zu erreichen gewesen. Der Verfasser wird auf dem Waschzettel als Orientforscher gepriesen. Ueber dem Orient scheint er den Occident aus den Augen verloren zu haben. Die Sätze über Barock, Rococo ꝛc. sind einfach confus. Zum Glück beschäftigen sich von den 183 Seiten des Buches nur 24 mit dem Ornament der letzten fünf Jahrhunderte. Der Verlag sollte endlich diesen Theil rinem wissenschaftlich entsprechend gebildeten Fachmann zur Neubearbeitung geben. —nn.

— Der Deutsche Handelstag in seiner Entwickelung und Thätigkeit 1861 bis 1901. Van Dr. Julius Genfel. Berlin, Carl Heymanns Verlag 1902. — Der Deutsche Handelstag, dem gegenwärtig alle deutschen Handelskammern und zahlreiche andere Körperschaften, die berufen sind, Handel und Industrie zu schützen und zu fördern, angehören, begegnet heutzutage überall im Reiche, ja selbst über dessen Grenzen hinaus lebhaftem Interesse. Ist er doch seit 4 Jahrzehnten hervorragend bethriligt gewesen an der Ausgestaltung unserer wirthschaftlichen Politik. Er hat zu fast allen Fragen derselben Stellung genommen, nicht wenige überhoupt erst aufgeworfen, namentlich vor und in den ersten Jahren nach der Gründung des deutschen Kaiserreiches, vieler Lösung hat er in herorragender Wrise beeinflußt. Da ist es selbstverständlich, daß seine Geschichte eine Fülle von überaus wichtigem Material für die Wirthschaftsgeschichte des Deutschen Reiches der letzten vier Jahrzehnte bietet. Seine Geschichte ist lehrreich und interessant zugleich nnd in dee vorliegenden, knappen, aber erschöpfenden Form gewinnt sie noch dodurch, daß der Verfasser, der fast allen Sitzungen des Deutschen Handelstages beigewohnt hat (in einer großen Anzahl derselben als bewährter Schriftführer), Vieles kraft seines bewunderungswerthen Gedächtnisses und seiner prächtigen Gabe, die Quintessenz langathmiger Verhandlungen, Reden, Gutachten u. d. m. in kürzester Fassung allgemrin verständlich darzubieten, ergänzend, erläuternd aus seinen persönlichen Wahrnehmungen und Eindeücken dem Material der Verhandlungsprotokalle hinzugefügt, das allein dem Forschee zugänglich ist, das aber durchaus nicht hinreichen kann, um rin vollständiges Bild aus ihm zu fertigen. In nnserer Zeit, in der — mit Recht — die Wissenschaft die Wirthschaftsgeschichte in ihren einzelnen Phasen immer mehr in den Vordergrund stellt, ist ein derartiges zusammenfassendes, durchaus zuverlässiges, weil gewissenhaft durchgearbeitetes Hilfswerk nur dankbar zu begrüßen, da es viele Mühe und vielen Zeitaufwand zu ersparen berusen ist. Besonderes Interesse bietet das erste Capitel des Buches, in dem es dem Verfasser gelungen ist, die stete Entwickelung der Einheit und Einheitlichkeit im deutschen Wirthschaftsleben, die mit der des politischen Lebens parallel ging, treffend zu schildern. Ein anderer der Vorzüge der Darstellung ist der, daß sie die rinzelnen, zeitlich getrennten Behandlungen eines Gegenstandes möglichst zusammenfaßt, sa daß z. B. die Frage der deutschen Münz-, Maß- und Gewichtseinheit, wie sie im Handelstag in verschiedenen Sessianen zur Sprache kam, hier in zusammengefaßter Weise zur Erörterung gelangt. Aber nicht nur die Thätigkeit des Handelstags lernen wir aus dem Buche kennen und schätzen, sondern auch viele hervorragende Personen aus seiner Mitgliederzahl werden nns näher gerückt. Männer, die ihr Bestes, ihr ganzes reiches Wissen, ihre ganze Kraft, wie der Verfosser des vorliegenden Buches es selbst gethan hat, darangesetzt haben, auf ihrem Thätigkeitsgebiete die deutsche Einheit zu gründen, zu festigen und zu födern. Nicht Sonderinteressen ihres Bezirkes haben sie vertreten, sondern sie hoben stets den Blick auf das Wohl des ganzen deutschen Vaterlandes, des gesammten deutschen Volkes gerichtet, geholfen am Ausbau des stolzen Reiches. In der That, der Verfasser ist wie kaum einer dazu berufen, des Deutschen Handelstages Historiograph zu sein. Er hat seine Aufgabe in glücklicher Weise gelöst. Nicht nur Denen, die auf ihr eigenes eifriges Mitwirken im Deutschen Handelstag zurückblicken können, oder Denen, die jetzt oder in Zukunft dieser Körperschaft angehören, wird das würdig ausgestattete Werk willkommen sein, sondern jedem deutschen Industriellen und Kaufmann, der sich der Segnungen bewußt ist, die von der regen Thätigkeit des Deutschen Handelstages durch vier Jahrzehnte ansgegangen sind. Ihnen Allen fri die Erwerbung des Genselschen Buches ebenso angelegentlich empfohlen, als Denen, die berusen sind, unseres deutschen Vaterlandes wirthschaftliches Emporblühen durch die Geschichtsschreibung dem Volke zur Darstellung zu bringen.

Siegfried Moltke.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 51. Dienstag, den 29. April, Abends. 1902.

Straßburgs deutschnationale Haltung im 16. Jahrhundert.

Zur Jubelfeier der reichsländischen Hochschule.

Als eine der wichtigsten und würdigsten Aufgaben erschien es dem deutschen Volke nach der siegreichen Wiedereroberung der einst deutschen Lande Elsaß und Lothringen, diese Lande auch innerlich und auf geistigem Wege wieder als unser Eigenthum uns zu erobern. Bei diesem Ringen um Wiedererweckung deutschen Wesens und deutscher Gesinnung fiel der Universität Straßburg eine besondere Rolle zu, die seit dreißig Jahren als Kaiser Wilhelms-Universität in neuem Glanze wieder erstanden ist. Am 28. April 1872 unterschried Kaiser Wilhelm die feierliche Stiftungsurkunde der neugegründeten Universität, am gleichen Tage ward das „Gesetz betreffend die Universität Straßburg“ veröffentlicht, am 1. Mai 1872 ward die neue Hochschule feierlich eröffnet, wie s. Z. am 1. Mai 1567 die alte Straßburger Akademie eröffnet worden war, aus der dann die alte reichsstädtische Universität hervorging. Schon im August 1870, als Straßburg noch von den Ringen der deutschen Belagerer umzogen war, wies Heinrich v. Treitschke darauf hin, wie wichtig Straßburgs ehemalige Hochschule, wieder hergestellt nach schimpflicher Verstümmelung, für deutsche Gesittung am Oberrhein werden würde, und bei den Verhandlungen des deutschen Reichstags im Mai 1871 erklärte u. A. der Abgeordnete Roemer: Die Errichtung einer deutschen Universität großen Stils werde für den Zweck, den wir alle erstreben, Wunder wirken. In den 30 Jahren ihres Bestehens hat bereits die neue Universität Straßburg für die Wiedererweckung deutschen Lebens im Elsaß sich bedeutsam erwiesen. Nicht um Usurpirung handelt es sich uns. Wie wir politisch nur wieder zurückgenommen haben, was einst uns gehörte, so dürfen wir mit vollem Rechte trotz aller Tiraden jenseits der Vogesen klar den „Zweck, den wir alle erstreben“ verfolgen: auch innerlich wieder zu gewinnen, deutsch werden zu lassen, was einst deutsch war. Denn es sind von alters kerndeutsche Lande. Insbesondere Straßburg, die wunderschöne Stadt, lebte ja auch zur Zeit der französischen Herrschaft im Volksmunde und Volksliede als die unsere.

Nun ist es eine von französischer Seite mit Vorliebe gehegte, verbreitete, auch geglaubte Geschichtslüge, daß gerade Straßburg im 16. Jahrhundert schon zuerst Frankreich die Hand gereicht und französische Sympathien gehegt habe, sodaß Ludwig XIV. nur diesem Zuge folgte, als er später auf Grund alter Beziehungen Straßburg besetzte.[1]) Aber auch in Deutschland ward die Anschauung getheilt und vertreten und wird es theilweise noch. Wie dem Protestantismus des 16. Jahrhunderts im Allgemeinen, so wird insbesondere Straßburg der Vorwurf gemacht, als ob es, um seine Confession wider den Kaiser zu retten, Frankreichs Hilfe wider das Deutsche Reich in landesverrätherischer Weise herbeigerufen habe. In seinem vielgelesenen historischen Roman über den Speirer Reichstag: „Wider Kaiser und Reich“ hat z. B. Konrad von Bolanden, auf Grund von Quellenangaben bei Jansen, den um die Festigung der Evangelischen hochverdienten Straßburger Bürgermeister Jakob Sturm als einen geriebenen Fuchs dargestellt, der im Dienste Frankreichs steht. Gerade weil wir hier nicht absichtliche Entstellung, sondern guten Glauben vermuthen, da nicht blos französische Notizen in dieser Richtung vorliegen, sondern schon zur Reformationszeit Straßburgs Haltung ähnliche Mißdeutungen fand, meinen wir, es werde jedem guten Deutschen, gleichviel ob er mit Straßburgs urprotestantischer Gesinnung sympathisirt oder nicht, nur willkommen sein, wenn der Nachweis erbracht, bez. mehr an die Oeffentlichkeit gestellt[2]) wird, daß Straßburg allzeit gut deutsch gewesen, ja daß auch das protestantische Straßburg in Zeiten schwerer Anfechtung durch die Religionskämpfe des 16. Jahrhunderts durchaus deutscher Gesinnung geblieben ist und treu zu Kaiser und Reich gehalten hat.

Und das will etwas heißen. Denn es war, besonders im 2. Viertel des 16. Jahrhunderts, schwierig zu erkennen, was eigentlich deutsch, Deutschland, Deutsches Reich hieß, und es mag einem echt deutschen Manne zu jener Zeit nicht leicht geworden sein, die deutsche Treue gegenüber der „deutschen“ Regierung zu erweisen, die in den Händen eines Karl V. lag, der nicht deutsch sprechen, noch viel weniger deutsch denken und fühlen konnte. Er war und blieb ein Wälscher und die Herrlichkeit des „römischen“ Reichs deutscher Nation mochte den lieben Deutschen manchmal recht spanisch vorkommen. Während durch die Religionskämpfe und insbesondere durch das eigenthümliche Verhalten des Kaisers, der trotz seines gegebenen Wortes deutsche Fürsten in Gefangenschaft hielt, deutsche Fürsten sich veranlaßt sahen, ein Bündniß mit König Heinrich II. von Frankreich einzugehen, das diesem bekanntlich zur Veranlassung wurde, Metz, Toul und Verdun durch Ueberrumpelung zu besetzen und als „Reichsvikar“ innezubehalten, während bei der herrschenden Begriffsverwirrung, bei der der Hauptmasse des Deutschen Reiches durchaus feindlichen Haltung des deutschen Kaisers es ebenso erklärlich, wie entschuldbar gewesen wäre, wenn Straßburg in seiner so exponirten Lage eine Anlehnung an das seine Hilfe oft genug anbietende Frankreich gesucht hätte, hat laut allen urkundlichen Zeugnissen gerade in jener Zeit und besonders auch im französischen Kriege 1552 Straßburg seine Ehre darein gesetzt, wie die Bürger am 21. Mai an den Kaiser schrieben: die Stadt „zu einer starken Vormauer des Rheinstromes“ zu machen. Als seine vornehmste Aufgabe erkannte Straßburg Frankreich gegenüber: als eine „Wacht am Rhein“ auf der Hut zu sein, seine Selbständigkeit und Zugehörigkeit zum Reich mit Gut und Blut zu wahren und auch dem die Stadt in Religionssachen hart genug bedrängenden Kaiser die Treue fest zu halten. Zum Nachweis hierfür wird sich unsere Untersuchung wesentlich auf drei Punkte zu erstrecken haben: 1) Wie steht es mit den zur Reformationszeit wider Straßburg wegen seiner Franzosenfreundschaft erhobenen Anklagen? 2) Wie hat sich in Wahrheit Straßburg zu jener Zeit politisch zu Frankreich gestellt? 3) Welche Haltung hat insbesondere Straßburg in dem Kriege eingenommen, in dem Heinrich II. von Frankreich Metz, Toul und Verdun besetzte?

Für Straßburgs Haltung ist in dieser ganzen Zeit ausschlaggebend das geistige Oberhaupt der Stadt, der Stettmeister Jakob Sturm. Nicht nur steigt durch den allgemeinen Einfluß

---

[1]) Vgl. u. A. Legrelle, Louis XIV. et Strasbourg: „c'est bien la ville qui est venue au-devant de la monarchie, et non la monarchie qui est allée au-devant de la ville.“

[2]) Das Meiste findet sich zerstreut in den Straßburger Acten, die nunmehr zum größten Theil veröffentlicht sind (Politische Correspondenz der Stadt Straßburg, herausgegeben von Virck und Winckelmann. 3 Bände bis zum Jahre 1545 reichend). Notizen finden sich in einzelnen Monographien, die diese Acten benutzt haben. Für das Jahr 1552 liegt eine besondere umfassende Monographie vor: Dr. A. Holländer, Straßburg im französischen Kriege 1552. (Beiträge zur Landes- und Volkskunde in Elsaß-Lothringen. Heft 6.) Im letzten Theile unserer Darlegungen ist diese Arbeit mit benutzt. Theilweise lagen uns auch ungedruckte Quellen vor.

dieser Persönlichkeit Straßburgs Ansehen im Reiche auf eine für eine einzelne Stadt ungewöhnliche Höhe, es wird zur Führerin der Evangelischen Süddeutschlands, zur Führerin der Städte des Reichs, auch für die Gesammtpolitik des Schmalkaldischen Bundes ist neben dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen Niemand so maßgebend als dieser Mann, den neuere Geschichtsforscher den größten staatsmännischen Kopf der Schmalkaldener nennen. Es wäre wohl mit der Sache der Schmalkaldener nicht so abwärts gegangen, wenn die Fürsten Sturms weisen Rath immer beachtet und namentlich seiner Mahnung folgend in ihrer Politik nicht so das Endziel über gerade Vorliegendem, die Gesammtheit über Einzelinteressen vergessen hätten. Kein Wunder, daß eine so hervorragende Persönlichkeit, die in Opferbereitschaft für das Wohl der Vaterstadt wie des allgemeinen Vaterlands aufging, der Haltung der Stadt das Gepräge giebt. Straßburgs Politik in dieser Zeit ist durchweg Sturmsche Politik, wie die ruhmreichste Periode der Geschichte Straßburgs mit seinem Auftreten beginnt und mit seinem Tode ihren Abschluß findet. Nau urtheilt allerdings der Geschichtschreiber Thuanus, daß Sturm dem König Franz von Frankreich bei seinen Verhandlungen mit den deutschen Fürsten und Staaten vorzüglichen und treuen Dienst geleistet [3]), aber entweder drückt er sich in Unkenntniß der Sachlage zu stark aus, oder er verwechselt Jakob Sturm mit dem Rector Johannes Sturm, dessen franzosenfreundlicher Haltung entgegenzutreten Jakob Sturm selbst sich veranlaßt sah, wie wir nachher sehen werden. Vor Allem haben wir für Sturms deutsche Treue gegenüber französischen Lockungen einen gewiß unverdächtigen Zeugen in Kaiser Karl V. selbst, der am 12. Juli 1549 — also vor dem besonderen Erweis von Straßburgs Treue im Jahre 1552 — an seinen Bruder Ferdinand schreibt, daß man das, was man Sturm betreffs französischer Umtriebe vorwerfe, nicht glauben könne, wenn man ihn aus seinem bisherigen Verhalten kennen gelernt hat. [4]) Karl V. beurtheilte Sturm richtig nach seiner sonstigen Haltung. Obwohl kaum Einer sonst so unerschrocken auch dem Kaiser selbst gegenüber für die Protestanten und ihr Recht eingetreten ist, wie Sturm, hielt sich dieser dabei doch so tadellos rein, daß wir überall sehen, wie nicht blos der Kaiser, sondern auch sein Bruder Ferdinand, die kaiserlichen Räthe Granvella u. A. große Stücke auf den Leiter Straßburgs hielten und ihn besonders gern zu intimen Berathungen zuzogen. In eine besonders schwierige Lage kam Straßburg auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1544, wo Sturm Gelegenheit nehmen mußte, sowohl öffentlich, als auch besonders vor dem Kaiser seine Vaterstadt und sich gegen den Vorwurf, es mit Frankreich zu halten, zu vertheidigen. Sturm hat es allerdings domals gewagt, allein und von den Fürsten nicht gehört, die einzig richtige Politik dem Kaiser gegenüber zu vertreten: die von diesem gegen Frankreich nachgesuchte Kriegshilfe nicht zu bewilligen, wenn der Kaiser nicht zuvor dem Reich dauerhaften Religionsfrieden und Garantien dafür bewillige. Hier war Gelegenheit, auf friedlichem Wege vom Kaiser etwas zu erreichen. Da es sich aber um Hilfe gegen Frankreich handelte, war diese echt staatsmännische Weisheit für die Straßburger Vertreter um so gefährlicher, „als denen, die one das on schuld beschreyt werden, als ob wir gut frantzösisch seyen" — „alsdann musten wir erst frantzösisch sein und für veynd der christenheyt geacht werden, ja des turken anhenger" (Sturm an den Rath, 14. März 1544). Besonders beschuldigte Heinrich von Braunschweig Sturm in öffentlicher Reichsversammlung: „Das der König (von Frankreich) eine Botschaft mit Credentzbrief zu mir geschickt, allerlei bei mir und durch mich prakticiert, item ich allhie zu Speyr geredt soll haben, der frantzos sey mir ein guter Herr und des Dings mer vil, daran er doch euch und mir gewalt und unrecht thut" (Sturm an den Rath am 25. April 1544). In einer besonderen Audienz am 3. Mai rechtfertigte Sturm sich und seine Vaterstadt vor dem Kaiser. Sein ausführlicher Bericht über diese Unterredung [5]) läßt uns einen tiefen Blick in die treue deutsche Gesinnung dieser anima candida thun. Er bekennt auch offen: „Das wer wor, es wer allerlei (vom Franzosen) bei mir etwan angesucht worden; ich hett aber mich nie in kein practik inlassen wollen, sonder alweg mit solcher antworten hören und vernämen lassen, die ich mit eren zu verantworten wußte, und darob Jr Majestät, so sie der wissen hett, kein mißfallen haben möcht" u. s. w. Jedenfalls beruhten die Anklagen wider den Staatsmann Sturm auf einer Verwechslung mit Johann Sturm, dem Rector der Straßburger Schule. Jakob Sturm schreibt selbst, daß er „des namens hald by vielen verdacht worden, als ich derseld Sturm war, also das mir der her von Granvella under augen gesagt, key. Mt. habe mich in verdacht gehadt, bis das sy bericht sy worden, das zwee Sturmen in Straßbarg seyen". Der Rector Sturm aber, von seinem langjährigen Aufenthalt in Paris her mit Frankreich und dem dortigen Hofe verbunden, hatte entschieden eine Vorliebe für Frankreich und diente diesem öfters als Vermittler, ohne daß dies aber auf die Politik Straßburgs irgendwie von Einfluß gewesen wäre. Jakob Sturm hat vielmehr dieses Verhalten gemißbilligt und den Rath ersucht, daß sie dem Rector Sturm dies „freundlich, doch auch mit ernst undersagten". — Damit aber der bedeutende Rector, den er selbst für das von ihm gegründete Gymnasium, bez. die Akademie, nach Straßburg gerufen „nit verursacht würde sich hinweg zu thun, — khonte man im, dem Sturmen, auch woll sagen, diweyl sich der konig zu Frankreich an den turcken hienge, das es im und uns allen, die Christen sein wolten, nit woll anstunde, sich seiner geschäffde zubeladen" 2c. Gerade aus dieser Mahnung an den berühmten Rector der Schule und Akademie, die Sturms Lieblingsschöpfung war, geht am deutlichsten hervor, daß er selbst und mit ihm die Stadt Straßburg nie französische Sympathien gehegt oder gar ein zweideutiges Spiel getrieben. Es ist für die Auffassung der Straßburger charakteristisch, daß sie gerade deshalb so für das Evangelium eintreten, weil sie darin allein das Heil der deutschen Nation sehen, also auch aus vaterländischem Interesse. Für dieses Zusammenklingen von deutsch und evangelisch bezeichnend ist, wenn Sturm einmal schreibt: „wer den verum et germanum Christum prediget", daß er bittet: „Gott der Herr woll Gnad geben, damit nit dieser richstag ein anfang sei allerlei unarts und übels in Teutscher nation" u. s. w., daß er und die Straßburger vor Allem es sind, die immer und immer wieder in der Religionsfrage auf ein „Nationalconcil in deutschen Landen" dringen. [6])

Wohl aber spricht es bei aller Treue zu Kaiser und Reich für des Straßburgers staatsmännische Bedeutung, daß er politisch nicht auf den Vortheil verzichtete, den der Gegensatz zwischen dem Kaiser und Frankreich zur möglichen Erreichung eines Religionsfriedens gab, — daß er aber auch die Annäherung des französischen Königs zu benutzen versuchte, um den französischen Hugenotten Duldung zu erwirken. Gerade für diese hat Straßburg viel gethan. Aber, wie seine Briefe beweisen, Sturm hat nie von einem offensiven Bündniß der Protestanten mit Frankreich gegen den Kaiser etwas wissen wollen, sondern höchstens zum Schutz des evangelischen Glaubens vor gewaltsamer Unterdrückung eine Verständigung mit Franz I. ebenso wie mit England gesucht. Leider haben zu einer Zeit, als es möglich gewesen wäre, die durch Frankreich geschaffene Situation dem Kaiser gegenüber zur Erwirkung der religiösen Gleichberechtigung zu benutzen, die Fürsten, geblendet durch Sonderinteressen, nicht auf des Straßburgers klugen Rath gehört. Dessen Verhalten ist aber absolut keine Franzosenfreundschaft. Auch Straßburg will 1544 zu Speier die Hilfe gegen Frankreich bewilligen: „Dagegen aber hätten wir gern ein Frieden da die Religion frei gelassen würde und derhalben sich nyemans weder in rechten noch mit der that zu besorgen hett." „Wiewol nun etliche under uns vermeinten, es wer darauf zu beharren, das man sich in garnichts inliesse, es weren dan die beiden articel friedens und rechtens (betr. die Religion) nach notturft erledigt, so hat doch der mehrer theil dahin geschlossen, das man sich also unvorgrifflich einlassen soll." „Nun sorgen wir, unser Fursten seyen nit wenig schuld daran,

[3]) Francisco regi in negotiis, quae illi cum Imperii principibus et civitatibus erant, egregiam admodum ac fidam operam navavit. (Thuani Historiarum Lib XII. Tom I. Fol. 575.)

[4]) Vgl. Kaiser Karls Instruction für Chantonnay an König Ferdinand, Brüssel 12. Juli 1549: „au regard des pratiques Françoises ce que l'on met de Sturm de la patrie le nous fait descroire, selon que l'on a connu de toutes ses actions passées" Druffel, der uns diesen Brief in seinen Beiträgen zur Reichsgeschichte vermittelt (I, 315), bemerkt dazu: „Diese Aeußerung ist auffallend, da gerade Sturm Verbindungen mit Frankreich hatte" 2c Karl V. kannte aber Sturm besser, als wie ihn auch neuere Historiker kennen. Meines Wissens hat man bislang auch von Straßburger Seite noch nicht von diesem Urtheil Karls Notiz genommen.

[5]) Winckelmann, Straßburgs Politische Correspondenz III, S 495 ff

[6]) Politische Correspondenz a. a. O. I, 464; 347; 301.

damit sy in der braunschweygischen und anderen peivatsachen vermeinen ein gnedigen Kayser zu machen, bedenken wenig abschon Key. Mjt. ein Zeitlang inen zusehe und keine ungnaden annimpt, was in hernach begegnen mag, so man mit Frankreich nahe kumpt oder in znm Frieden beingt, der unser Religion zu nachteyl woll kann gemacht werden" u. s. w.[7]) Einsam blieb das „Oralel Deutschlands", wie man den Straßburger Bürgermeister nannte, mit seiner Warnerstimme. Es wäre nnr zu Deutschlands Wohl gewesen, wenn man auf ihn gehört hätte. Man hätte dem Religionsfrieden und damit Deutschlands Frieden genützt, ohne Deutschland gegenüber Frankreich etwas zu vergeben. Man hätte dann nicht, um die für den Religionsfrieden verloren gegangene Position wieder zu gewinnen, nöthig gehabt, im Jahre 1552 Frankreich so eingreifen zu lassen. Bekanntlich ist hierdurch Metz, Toul, Verdun an letzteres verloren gegangen; auch Straßburg stand in großer Gefahr, das gleiche Schicksal zu theilen.

Straßburg aber hat, obwohl von Frankreich aufs Eifrigste umworben, dann aufs Heftigste bedroht, gerade in dieser gefahrvollen Zeit dem Kaiser Treue gehalten, bereit, seine Freiheit und seine Zugehörigkeit zum Reiche bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Nicht umsonst schrieb der Kaiser den Straßburgern am 29. Februar 1552, daß er sich besonders zu ihnen „als die ihm und dem heiligen Reiche mit aller treuen Neignng zugethan" nicht anders versehen könnte, als daß sie bei diesen gefährlichen Zeiten von ihm sich nicht abwenden, sondern ihm getreulich beistehen würden. Die Stadt übersandte nicht blos die ausdrückliche Erklärung, bei Kaiser und Reich bleiben zu wollen, sondern schritt auch sofort zu Rüstungen. Obwohl Heinrich II. mit deutschen Ländern verbündet war, die noch dazu bis dahin mit Straßburg im engeren (Schmalkaldischen) Bündniß gestanden hatten, obwohl der französische König ein Manifest erließ, in dem er sich den Beschützer der Freiheit Deutschlands nannte, wurde vom Rath dem ständigen Ausschuß der Dreizehn feierlich Befehl und Gewalt ertheilt: „mit Ernst zu widerstehen, ne res publica aliquid detrimenti capiat." (19. März.) Sofort trat man mit dem Bischof von Straßburg, der elsässischen Landvogtei, den benachbarten Ritterschaften und Städten in Verhandlung zur gemeinsamen Action: „Denn wenn man auch bedacht wäre, vermittelst göttlicher Unterstützung die Stadt vor fremdem Valke zu bewahren und als ein gehorsames Glied beim heil. Reiche zu bleiben", „so bedürfe man doch, wie die Dinge lägen, durchaus der nachbarlichen Hilfe." Jakob Sturm erklärt namens Straßburgs: „Sie hätten in Straßburg mit dem König (von Frankreich) in ungutem nichts zu thun. Sollte derselbe aber sich der Stadt mit Gewalt annehmen oder etwas Ungebührliches von ihnen verlangen, so wären sie nicht gesinnt, etwas zu bewilligen, das ihren Pflichten zuwider wäre oder sie mit Ehren nicht verantworten möchten; wollten sich auch deshalb ihrem Vermögen nach zur Gegenwehr rüsten." — „Nun wäre aber dem Lande nicht weniger denn der Stadt daran gelegen, daß diese Festung nicht in der Franzosen Hand käme." Aber die Bischöflichen, der Adel, die Städte können sich aus Furcht vor den Franzosen zu nichts entschließen, weithin am Rhein, selbst bei den Fürsten der Pfalz herrscht allgemeine Muthlosigkeit. Auch seitens des Oberlandvogtes des Elsasses, des Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, erhielt man wenig tröstlichen Bescheid, von Hilfe war überhaupt keine Rede. Trotzdem bleibt Straßburg fest: „Jedenfalls würde der Rath nichts bewilligen, das wider die Ehre, er würde denn vergewaltigt, daß er nit anders thun möcht." Das blieb Straßburgs Losnng, auch als es nnn gegenüber der drohenden Kriegsgefahr völlig isolirt dastand, — auch als der Kaiser zunächst weiter nichts als seinen Dank senden konnte! Am 19. April ertheilen die 300 Schöffen, die Vertretung der Bürgerschaft den Räthen Gewalt „und wollen Leib und Leben zu ihnen setzen". Die Stadt wird in vollen Vertheidigungszustand gesetzt, Mannschaften angeworben[8]), ein erfahrener Kriegsoberster berufen — und als die Franzosen nahen, ist man, durch die Metzer Vorgänge gewitzigt, auf der Hut. Die Thore werden besonders streng bewacht, Niemand darf sich der Stadt auf Kanonenschußweite nahen, ahne einen Warnungsschuß zu erhalten. Ziemlich erbittert zeigt sich der enttäuschte Franzose, er wagt die Belagerung der so gut verwahrten Stadt nicht und erbittet nur in langwierigen Verhandlungen eine Unterstützung durch Proviant, die ihm in Rücksicht auf das offene Land, um dieses vor Gewaltthat zu schützen, zum Theil gewährt wird. Heinrich II. nahm die Stadt nur von Weitem in Augenschein und marschirte dann nordwärts gen Weißenburg. Bald trafen verschiedene Umstände zusammen, die ihn zum Abmarsch aus Deutschland bewogen; — wie Sleidan versichert, war für ihn der Umstand besonders maßgebend, daß ihm seine Pläne hinsichtlich Straßburgs nicht geglückt waren, ihm also ein fester Stützpunkt am Rhein fehlte.[9]) Mit einer hochtrabenden Proclamation über seine guten Absichten für die Befreiung Deutschlands von der unmenschlichen Dienstbarkeit des Kaisers brach er sein Lager ab und zog über Lothringen gegen Luxemburg. Dies war Mitte Mai. In Straßburg aber blieb man den ganzen Mai noch in Kriegsrüstung. Die Unterzeichnung des Passauer Vertrags befreite die Stadt endgiltig von allen Kriegsbesorgnissen. Die Vorgänge dieses Krieges aber bilden ein glänzendes Zeugniß für die deutschnationalen Gesinnungen, die Rath und Bürgerschaft Straßburgs im 16. Jahrhundert beseelten. Diese Gesinnung spricht sich besonders in einer Zuschrift der Stadt an den Kaiser vom 21. Mai 1552 aus,[10]) deren theilweise Mittheilung wir uns nicht versagen können: Durch ihre stattliche Gegenrüstung hätten sie des Königs (der dieser Stadt halben seinen Zug so hoch in Elsaß genommen) beschwerlich Vorhaben und Anschlag merklich gebrochen und verhindert. Wenn der Kaiser ihre treuen Dienste im Gedächtniß behielte, würde er „sich selbs und dem heil. reich ein heilsamlich gut werk thun, diese stadt vor endlichem abgang verhieten und sye zu dester einer starken vormauer des ganzen Reinstroms machen, darzu frembde potentaten von solchen gewaltigen uberzngen treffenlich abschrecken und den ganzen Reinstrom dadurch höchlich befriedigen. Dargegen weren wir auch begierlich bereit, unser gut und blut zu bewarung und rettung dieser stadt darzu zu strecken und dieselbe unsers üßersten Vermögens bey irer Majestät und dem heil. Reiche zu erhalten." Der Kaiser hat dann auch, als er mit einem großen Heere über den Rhein zog, bei persönlichem Besuch den Straßburgern und ihrem trefflichen Führer Jakob Sturm seinen gnädigen Dank für ihre deutsche Treue in herzlicher Weise abgestattet. Diesen deutschen Charakter hat auch unter französischer Herrschaft sich die Stadt und besonders die Universität Straßburg noch lange bewahrt. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde seitens der französischen Regierung immer mißgünstiger die Thatsache bemerkt, daß die Universität Straßburg ihren ausgeprägt deutschen Charakter nach wie vor behielt. Es ist historisch, daß gerade in dem zähen Festhalten an deutschem Wesen ein Hauptgrund für den Untergang der alten Universität zu erblicken ist. Möge die 1872 neugegründete Universität das Ihre dazu beitragen, daß insbesondere Straßburg wieder die echt deutschnationale Stadt werde, die sie — entgegen einer falschen Ueberlieferung — in Wahrheit im 16. Jahrhundert gewesen ist.

v. L.

[7]) Aus dem Briefe Sturms an den Rath im März 1544 (Politische Korrespondenz Straßburgs Band III). Wir müssen es uns aus Rücksicht auf den Raum leider versagen, hieraus noch mehr mitzutheilen. Aber es ist großartig, wie der Straßburger Staatsmann ebenso muthig wie klar trotz Straßburgs besonders schwieriger Situation seine Ansicht von dem, was allein für Deutschlands Wohl richtig war, vertritt. Bei dem allen aber keine Spur von Hinneigung zu Frankreich. Des Rectors Sturm „Praktiken" mit Frankreich sind ihm widerwärtig: „ob ee auch sagen wolt, er thäte es zur furderung gemeiner freyheit teutscher nation und der waren Religion, ist im zu antworten, das gott der her dieseld woll eehatten khan durch ander mittel und nit durch den konig (von Frankreich), der also gottloß lebt und sich an den unglaubigen (Türken) henkt, auch zu allen disen kriegen ursach gibt."

[8]) Sleidan giebt die Gesammtstärke des Kriegsvolkes auf 5000 Mann an. Zur Vertheidigung konnte außerdem die gesammte waffenfähige Bürgerschaft herangezogen werden.

[9]) Sleidani de statu religionis . . commentarii 24, 361.

[10]) Aus dem Straßburger Stadtarchiv mitgetheilt durch Dr. Holländer a. a. O. S. 60.

Bücherbesprechungen.

— Die Wacht am Rhein. Roman von C. Viebig. Berlin W., F. Fontane & Co., 1902. VII, 475 S.; 8°. 6 M. — Die weltgeschichtlichen Augenblicke, da sich König Wilhelm I. von Preußen am Abend des 15. Juli 1870, ¾9 Uhr, auf dem Potsdamer Bahnhof zur Mobilmachung des norddeutschen Bundesheeres entschloß, beschreibt der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm in seinem bekannten Tagebuche (Octoberheft der Deutschen Rundschau von 1888) mit den Worten: „Der König umarmt mich in tiefster Bewegung, wir Beide fühlten, um was es sich handle; er besteigt mit mir den Wagen, begeisterter Empfang; ich mache den König auf die »Wacht am Rhein« aufmerksam, in diesem Augenblick fühlte Jeder die feierliche Bedeutung der dazu gehörigen Worte." Clara Viebigs neuester Roman ist eine weit ausholende, im Einzelnen dramatisch bewegte, als Ganzes packende dichterische Illustration dazu. Weit ausholend: „Von 30 zu 70" könnte man auch darüber schreiben. Es ist ein Generationenroman mit seinen Vorzügen und mit seinen Schwächen; um bei der straff gegliederten Exposition nicht ungebührlich lange verweilen zu müssen, sind manche der im 1. Buche geschilderten Vorkommnisse so knapp behandelt, daß hier und da das Gefühl aufkommt, als ob die Erzählerin zu rasch vorwärts eile. Um so angenehmer wird man dann durch die folgenden beiden Bücher, namentlich durch das zweite, enttäuscht: hier sind die einzelnen Bilder mit großer Liebe ausgeführt. Wegen der nur dem Kenner sichtbaren Gewissenhaftigkeit, womit der vormärzliche Liberalismus und das biedere Philisterthum der Rh.improvinz, die Beziehungen Nik. Beckers, Heinr. Heines, Ferd. Freiligraths zu ihm, die Anfänge des „Malkastens" u. s. w. in die Darstellung bescheidener und bescheidenster Verhältnisse verwoben werden, ohne sich je vorlaut belehrend vorzudrängen, verdient diese „Wacht am Rhein" theilweise den Ehrentitel eines historischen Romans im guten Sinne; die Verfasserin, die ja doch bei ihrer notorischen Jugendlichkeit nur das allerletzte Stückchen ihrer Erzählung persönlich mit erlebt haben kann, muß alte Jahrgänge von Düsseldorfer Zeitungen mit einem wahren Bienenfleiße studirt haben, ehe sie im Stande war, über jene längst vergangenen Dinge mit dieser fabelhaften Anschaulichkeit zu berichten. Da ist auch keine einzige Figur verzeichnet; Alles athmet Leben. Ja, so dachte und fühlte man damals in Düsseldorf: diesen Eindruck hat man sofort. Wie sicher ist das katholische Empfinden in dieser Stadt getroffen, wie köstlich die Zerfahrenheit der Märzrevolution! Und will angesichts der bleiern preußischen Strenge des harten Vaters, dessen Persönlichkeit mich sofort an eine ganz ähnliche, aber viel oberflächlicher gezeichnete Commißnatur in der „Schönen Helena" des verstorbenen Barons Roberts erinnerte, keine rechte Freudigkeit aufkommen, flugs hilft goldener rheinischer Humor darüber hinweg; und wie tief empfunden ist dann doch wieder die rührende Angst des Feldwebels, der seinen großen Jungen so unvernünftig, barbarisch gestraft hat! Erspart wird einem nichts; aber echt sind die heraufbeschworenen Empfindungen durchweg. Clara Viebig gehört nicht zu den Naturen, die innere Haltlosigkeit mit verschwommenem Nietzschethum zu bemänteln wissen. Heiß rollt auch ihr das Blut in den Adern: Das brauchte man von der Verfasserin des „Weiberdorfs" nicht erst zu sagen; doch von der frivolen Art Liebe, die sich — um mit unseren Jüngsten zu reden — „ausleben" muß, ist sie keine Freundin. Prüderie wird ihr Niemand vorwerfen: sie bezeichnet alle Dinge, die ihr begegnen, ungeschminkt so, wie sie das Volk täglich nennt; und in den langweiligen ausgetretenen Gleisen vollster Tugendhaftigkeit bewegt sich das Leben ihrer Helden keineswegs. Aber über die Liebe des Weibes zum Manne stellt Clara Viebig die Liebe der Mutter zum Kinde (das Buch hat sie sinnig der eigenen Mutter gewidmet); und selbst diese wird noch verklärt durch den Glanz einer gerade in der gegenwärtigen Literatur selten hohen Auffassung des Wörtchens „Pflicht". Durch diese ganze „Wacht am Rhein" weht auch dort, wo gar nicht von den „5 Elementen Treue, Tapferkeit, Gehorsam, Pflichtgefühl und Ehre" die Rede ist, ein wohlthuender, mit tiefster Liebe vereinter und darum niemals kältender Hauch des kategorischen Imperativs. Vielleicht könnte man, um den sittlichen Werth des gehaltvollen Romans mit einem ihm entnommenen Ausdruck zu kennzeichnen, seiner Verfasserin mit dem braven Westfälinger Hucklenbruch die Hand drücken und ihr zurufen: „Ghute Madam, Sie sind sehr ghut!" Um jedoch damit nicht etwa den Eindruck hervorzurufen, als ob es sich um ein Erbauungsbuch handle, möchte ich zum Schlusse nochmals auf die Gewalt, ja Wucht der Darstellung hinweisen, wo es sich darum handelt, den Leser zu begeistern, zu bewegen und zu packen. Ich gehöre gewiß nicht zu den Leuten, die sich durch rührseliges Geschreibsel schnell erweichen lassen; um so lieber bekenne ich, daß mich die hinreißende Schilderung der Düsseldorfer Revolution vom 9. Mai 1849 ebenso mächtig aufgeregt, wie mich die Vorführung der Lazarethleiden als der Kehrseite des Siegs bei Spicheren mitgenommen hat. „Ueber Alles die Ehre" — gewiß; Niemand ist von der Wahrheit dieses Wahlspruches mehr durchdrungen als ich. Daneben aber (aber noch darüber?) steht die durch Clara Viebig von Neuem zur schönsten Geltung gebrachte Tröstung Luthers: „Es ist kein lieber Ding auf Erden, denn Frauenliebe, wem sie kann zu Theil werden."

∞ Das Reichsgesetz, betr. die Unterstützung von Familien der zu Friedensübungen einberufenen Mannschaften vom 10. Mai 1892 nebst Ausführungsvorschriften u. s. w., erläutert vom Kreissecretär C. Winkelmann in Bordesholm, ist in 2. vermehrter und verbesserter Auflage im Verlage der Liebel'schen Buchhandlung in Berlin erschienen. Wir können diese Ausgabe unseren Gemeindebehörden ganz besonders wegen der angefügten Tabellen über die Festsetzung der Unterstützungsbeträge nur empfehlen.

— Kunst und Erziehung. Gesammelte Aufsätze von Ernst Linde. Leipzig, Verlag von Friedrich Brandstetter, 1901. Preis 3 M. 40 ₰, geb. 4 M. — Ob wirklich die Cursor der ästhetischen Cultur in Deutschland im Begriffe steht, sich wieder einmal zu heben? Diejenigen, die mitten in dem lauten Treiben der kunstpädagogischen Fortschrittspartei stehen und ihre Losung vom Hauptquartier Hamburg erhalten, sind natürlich davon überzeugt. Andere aber lächeln über die Selbsttäuschung Derjenigen, die da meinen, die Erziehung zu künstlerischer Genußfähigkeit sei bereits als eine der Hauptaufgaben der Schule völlig anerkannt und es handle sich nur noch darum, die zur Lösung dieser Aufgabe dienlichen Maßregeln in der rechten Weise in den Schulorganismus einzugliedern. So weit sind wir noch lange nicht, darüber ist sich der Verfasser des vorliegenden Buches klar. Er findet (Vorwort S. IV), das Grundverhältniß zwischen Kunst und Erziehung sei überhaupt noch gar nicht ernstlich ins Auge gefaßt, eine theoretische Auseinandersetzung der pädagogischen mit den ästhetischen Interessen, Begriffen und Idealen sei noch kaum in Angriff genommen worden. Er macht auch nicht den Anspruch, als wolle er mit seinem Buche den Grund legen zu jenem kunstpädagogischen Lehrgebäude oder gar es ausbauen bis zu den Zinnen. Nein, er ist bescheiden genug, zu erklären, er wolle nur Bausteine dazu herbeitragen. Das Bild von den Bausteinen ist um so zutreffender für die Arbeit des Verfassers, als jeder der neun Aufsätze, die den Inhalt des Buches ausmachen, in sich abgeschlossen ist; nur der zweite und dritte stehen im engsten Zusammenhange. Einige der Abhandlungen sind schon früher veröffentlicht. Die bedeutsamsten Aufsätze sind unstreitig der sechste („Religion und Kunst") und der siebente („Das System der ästhetischen Erziehung bei Schiller"). Sehr fesselnd ist auch die ästhetische Analyse der „Kriegsnovellen" von Detlev v. Liliencron (S. 25—50). Ueberaus wohlthuend hat es uns berührt, daß der Verfasser die Uebertreibungen der Agitation, die unter dem Schlagworte „Kunst in die Schule" getrieben wird, ablehnt, auch in den Bedenken gegen die Jugendschriftliteratur nicht so weit geht wie Wolgast in seinem bekannten Buche. Ueberhaupt ist besonnene Klarheit sein Hauptvorzug. Wir sollten meinen, seine Darlegungen müßten klärend wirken in dem Widerstreit der Meinungen über die möglichen Ziele und Wege der ästhetischen Volksbildung. Hat sich doch der Verfasser in der pädagogischen Welt schon einen Namen gemacht durch seine Bücher „Persönlichkeitspädagogik" und „Darstellender Unterricht", hat also einen Anspruch erworben, gehört und beachtet zu werden. Das Buch rechnet zunächst auf Lehrer als Leser. Aber Niemand, der sich für die Rolle der Kunst in der Erziehung, als Erziehungsmittel und als Ziel, interessirt, wird es ohne Nutzen lesen. Uns erscheint von den Kunstpädagogen, die in letzter Zeit das Wort ergriffen haben, Linde als einer der verständigsten und maßvollsten, und wir empfehlen sein Buch auf das Nachdrücklichste.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 52. Donnerstag, den 1. Mai, Abends. 1902.

Beiträge zur Erklärung der Thierverbreitung unter einem neuen Gesichtspunkt.

Von Dr. H. Simroth. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Von Kobelts vortrefflichem Werke über die Zoogeographie*) liegen vier weitere Lieferungen zur Besprechung vor. Sie behandeln China und Japan, die Thierwelt im Süßwasser, das paläoboreale und neoboreale Gebiet, erst die atlantische, dann die pacifische Seite in allgemeiner Uebersicht, die Gliederung der neoborealen Region, die Thierwelt der Vereinigten Staaten, erst Säuger, dann Vögel und Reptilien, die Thierwelt der mexikanischen Region, und ein interessantes Capitel über ausgestorbene und aussterbende Thiere. Dann beginnt ein neuer Abschnitt, die Wanderungen der Thiere mit Betrachtungen über Winterschlaf und Vorrathssammeln, wobei die Thatsachen, welche den Winterschlaf der Schwalben betreffen, vielleicht das meiste Aufsehen zu erregen geeignet sind. Das Ganze zeichnet sich, wie die ersten Lieferungen, durch die große Umsicht aus, mit der nicht nur die Thatsachen der Thierverbreitung, sondern vor allen Dingen die geologischen und klimatischen Beziehungen zusammengestellt und erörtert werden, aus denen man die Erklärung jener Thatsachen herleiten kann.

Inzwischen sind nun aber Bestrebungen ins Leben getreten, die darauf abzielen, für die ganze Gestaltung unserer Erde eine exacte Grundlage zu gewinnen. P. Reibisch hat im vorigen Jahre im Dresdener Verein für Erdkunde die Schwingpol- oder Pendulationstheorie vorgebracht, wonach die Erde außer dem schwankenden Nord- und Südpol noch zwei constante Pole hat, und ich selbst habe den Versuch gemacht, einerseits für die Pendulation die Ursache anzugeben, andererseits aus der Theorie eine Reihe grundlegender Thatsachen der Pflanzen- und Thierverbreitung abzuleiten und dadurch die Richtigkeit der Theorie zu beweisen. Bei der Prüfung neuer zoogeographischer Zusammenstellungen wird es nunmehr darauf ankommen, zu untersuchen, wie viel davon sich bereits in die neue Lehre fügt, und das soll im Nachstehenden geschehen.

Zunächst die Theorie! Die Geologie spricht seit Langem von der Verlegung des Nordpols, von Schwankungen und Verschiebungen der Erdachse; nur ist es bisher nicht möglich gewesen, das Problem genauer zu fassen. Nun hat sich Reibisch vom mechanischen Standpunkte aus mit der Frage beschäftigt und ist zu einer bestimmten Anschauung gekommen. Danach handelt es sich bei der Schwankung der Erdachse um eine Gesetzmäßigkeit, so zwar, daß zwei Punkte des Aequators, die er Schwingpole nennt, gewissermaßen fest bleiben, die immer ihre äquatoriale Lage inne halten, während die Erdachse in einer dazu senkrechten Ebene um etwa 40° periodisch hin und herschwankt. Die beiden Schwingpole, die natürlich die Endpunkte eines Erddurchmessers bilden müssen, liegen in Sumatra und Ecuador.

Einige allgemeine Gründe für diese Auffassung sollen nun folgen. Nimmt man als Ursache für die Einbrüche des Festlandes oder der Erdkruste, von allen localen Constellationen ganz abgesehen, die verschiedene Druckvertheilung — wobei man in [illegible] Weise die durch die allmälige Abkühlung gegebene Schrumpfung und Faltung der Oberfläche mit heranziehen oder nach Belieben darauf verzichten kann — dann ergiebt die Centrifugalkraft zusammen mit der polaren Abplattung, wie allbekannt, den höchsten Druck an den Polen, den geringsten am Aequator, woraus eben die Form des Geoids mit der polaren Abplattung folgt.

Demgemäß müssen die Schwingpole, die immer unter dem Aequator blieben, am weitesten vom Erdmittelpunkte entfernt sein, da sie von allen Punkten der Erdoberfläche dauernd unter dem geringsten Druck standen. In der That ist der durch Ecuador und Sumatra gelegte Durchmesser der Erde der größte, der existirt, zufolge des gebirgigen Charakters beider Pole. Daß dabei der westliche Pol, Ecuador, beträchtlich höher ansteigt, hat mancherlei Einfluß auf seine Organismenwelt ausgeübt.

Im Gegensatz dazu muß die Ebene jenes zu diesem Durchmesser senkrechten Umkreises, in welcher die Erdachse ihre Schwingungen ausführt, am meisten eingebrochen sein, da alle ihre Punkte zeitweilig vom Aequator weg, und ein großer Kreisbogen ebenso zeitweilig unter den Nord- und Südpol zu liegen kam. Dieser Schwingungskreis wird aber durch den Meridian bezeichnet, der gerade durch die Behringsstraße geht. Das Bild des Pacifics entspricht also ohne Weiteres mit seinen Bruchrändern der theoretischen Forderung.

Die andere Hemisphäre mit dem Atlantic und Indic widerstrebt dagegen dem construirten Bild; und die Ursache ist darin zu suchen, daß sich Afrika als ein uralter Horst dem Einbruch widersetzte. Wie mir scheint, ist das alte Hochland von Dekhan ebenso zu beurtheilen. Die Störung scheint sich sogar bis Madagascar zu erstrecken, also den ganzen nördlichen Theil des Indics zu umfassen, das bekannte Lemurien, den hypothetischen Schöpfungsheerd der höheren Säugerordnungen oder Primaten. Denkt man sich diese Horste weg, bez. untergetaucht, dann würde unsere Hemisphäre einen Ocean darstellen von annähernd demselben Umriß wie der pacifische. Europa würde zum größeren Theil wegfallen. Skandinavien würde die Parallele darstellen zu Alaska; und ich mache darauf aufmerksam, daß jener Unterschied, den Süß in der Tektonik der pacifischen und atlantischen Küsten aufstellte, am Pacific die Gebirge parallel zur Küste, am Atlantic mehr oder weniger senkrecht zu ihr und an ihr abgebrochen, auf Skandinavien keine Anwendung zu finden scheint, da dieses vielmehr unter pacifischen Typus fallen würde, eben weil sich bis hier herauf die Störung durch den afrikanischen Horst weniger bemerkbar macht.

Das Gesetz würde sich also darauf zuspitzen, daß an den beiden Schwingpolen constant tropische Wärme geherrscht habe, daß aber von hier aus die klimatischen Schwankungen um so mehr zugenommen haben, je mehr man sich der dazu senkrechten Schwingungsebene, dem Schwingungskreis, nähert.

Einige Folgerungen ergeben sich ohne Weiteres: Nordeuropa, das gerade in den Schwingungsmeridian fällt, hatte die stärkste Eiszeit; Ostsibirien dagegen, gerade über dem Schwingpol, hatte nach neueren Forschungen überhaupt keine vollständige Bedeckung mit Inlandeis. Reibisch macht darauf aufmerksam, daß nach amerikanischen Untersuchungen die Glacialzeit nicht gleichzeitig einsetzte, sondern von Osten nach Westen vordrang, also ganz im Sinne der Theorie.

Besonders klar werden, wie mir scheint, die Anwendungen auf die frühere Wasserbedeckung. Man wird zunächst und vorläufig die feste Erdoberfläche oder Lithosphäre, um schwierigen Verwickelungen zu entgehen, als unveränderlich betrachten und als solche um die Schwingpole schwanken lassen müssen, die weiteren Folgerungen für Bruch und Einsturz künftiger Erörterung überlassend. Das Meer dagegen, die Hydrosphäre, wird bei ihrer Beweglichkeit jedesmal die Form des Geoids annehmen müssen, von den durch die Massenanziehung der Continente gesetzten Unregelmäßigkeiten abgesehen.

*) Dr. W. Kobelt, Die Verbreitung der Thierwelt. Mit ca. 12 Tafeln in Farbendruck und Autotypie, sowie vielen Abbildungen im Text. Chr. H. Tauchnitz. Lieferung 6—9. 1901 und 1902.

Da nun also der kurze Erdradius von dem längsten um 21 bis 22 Kilometer übertroffen wird, so folgt, daß ein Punkt der Meeresküste im Schwingungsmeridian, wenn er vom Pol bis unter den Aequator rückte, 22000 Meter Wasserbedeckung über sich haben würde. Es ergiebt sich also ohne Weiteres, daß selbst geringere Schwankungen, wie sie oben angenommen wurden, vollkommen hinreichend sind, um einen Punkt von 5000 Meter Tiefe über das Meeresniveau emporzuheben oder ihn ebenso wieder unterzutauchen, d. h. um unterseeische Landbrücken über den Meeresspiegel emporzuheben.

Reibisch hat auf die Strandlinien hingewiesen, die in Südamerika von Ecuador nach Süden regelmäßig ansteigen und sich einfach dadurch erklären, daß die Südspitze in Schräglage dem Aequator genähert war.

Ich selbst bin nun dazu übergegangen, die Ursache der Schwingpole und des ganzen Erdbildes in einem von astronomischer Seite gesuchten zweiten Mond zu vermuthen, der in alter Zeit, als die oberflächliche Erstarrung noch nicht weit vorgeschritten war, in die Erde hineinstürzte und jetzt Afrika darstellt.

Dieser Theil der Theorie kann hier bei Seite gelassen werden. Uns interessirt jetzt eine andere Reihe von Thatsachen, die Verbreitung der Organismen betreffend. Da sehen wir, daß fast alle alterthümlichen Pflanzen auf die Schwingpolgebiete beschränkt sind, die einfachsten Lebermoose finden sich auf Sumatra, riesige Schachtelhalme und Bärlappe in Ecuador und Sumatra, die ältesten Nadelhölzer auf den Anden und in Japan, während die am weitesten umgebildete Welwitschia unter dem Schwingungskreis vorkommt.

Aehnlich ist es mit der Thierwelt. Hier zeigt sich namentlich das Ostpolgebiet von Sumatra besonders reich an alten oder eigenartigen Formen, Nautilus, fliegender Drache, Flugfrosch sind theils uralt, theils Vertreter neu sich bildender Typen, so gut wie die Kletterfische. Von alterthümlichen Formen, die beiden Schwingpolen gemeinsam sind, mögen etwa genannt sein Lingula, Geißelskorpione, Beutelthiere, Tapire. Sie alle fehlen am Schwingungskreis, den sie einst natürlich überschreiten mußten.

Fast noch wichtiger erscheint die parallele Verbreitung vieler Thiergruppen insofern, als die einander entsprechenden Formen gleiche Lagebeziehungen zu den Schwingpolen haben oder an identischen Punkten leben: die Lurchfische, der südamerikanische und der australische Strauß, die Riesensalamander, der eine in Westchina und Japan, der andere in den östlichen Vereinigten Staaten von Nordamerika u. dergl. m.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, welche die Abhängigkeit der gesammten Verbreitung der Lebewesen von einem einheitlichen klaren Gesetz veranschaulichen sollen, gehe ich nunmehr zu Kobelts Werk über. Wir müssen uns klar machen, daß wir in Europa jetzt aus der Eiszeit kommen und dem Aequator zuschwanken, also immer mehr unter den Meeresspiegel gerathen, bis schließlich Europa wieder in eine Inselwelt zerfällt, wie zur tropischen Tertiärzeit. Umgekehrt muß die abgewandte Seite der Erde, die Nordhälfte des Pacific, dem Nordpol zuschwanken und immer mehr aus dem Meere auftauchen.

Für den Atlantic höre man nun Kobelt (S. 311): „Die atlantische Küste der Vereinigten Staaten wird von einem durchschnittlich 200 m unter der Oberfläche liegenden Plateau eingefaßt, das bis zu 300 englische Meilen breit, an manchen Stellen aber auch ganz schmal ist. In diese untermeerische Hochebene sind tiefe Thäler und Schluchten eingeschnitten, die nur zu einer Zeit gebildet worden sein können, wo die Hochfläche trocken lag und der Auswaschung durch strömendes Süßwasser ausgesetzt war. Manche dieser Thäler sind steilwandige Schluchten, förmliche Cañons, die an Großartigkeit der großen Coloradoschlucht nicht nachstehen würden, wenn sie über Wasser lägen. Sie entsprechen ohne Ausnahme den heute noch in den Ocean mündenden Flüssen und sind in früheren Epochen deren Betten gewesen. Das Bett des großen Lorenzostromes konnte Spencer hundert englische Meilen weit verfolgen, bis zum Rande des großen Plateaus. Es hatte dort eine Tiefe von 600 m und stürzte plötzlich zu der doppelten Tiefe ab. Der Susquehannah und der Delaware können bis zu 1000 m Tiefe verfolgt werden, der Hudson nach Lindenkohl bis 2832, das kleine Thal, das in den Great Egg Harbour mündet, bis 2334. Alle diese Schluchten stürzen dann plötzlich zu großer Tiefe ab, bilden aber unter dem Sturz ausgehöhlte Kessel, die bis zu 12000′ Tiefe verfolgt werden können. Aehnliche Thäler lassen sich auch auf dem nordatlantischen Plateau nachweisen, das von 52° n. Br. an allmälig zu dem Verbindungsrücken ansteigt, der von Grönland nach Norwegen zieht. Dieser Rücken liegt ja nur 1200′ tief, aber er fällt nach Norden wieder steil ab, bis zu 12000′, so westlich von Spitzbergen bis zu 15900′. Von den höchsten Punkten dieses Rückens aus lassen sich untermeerische Thäler nach beiden Richtungen verfolgen. Das südwärts verlaufende zieht zwischen Grönland und Island durch und ist noch bei 6000′ und selbst bei 9000′ Meerestiefe nachweisbar, das nördlich verlaufende läßt sich verfolgen bis zur Mündung von Scoresby Sound auf Spitzbergen. In dem Plateau südlich von Spitzbergen, das nur wenige hundert Fuß tief liegt, ist ein Amphitheater ausgewaschen von 8000′ Tiefe, bei 74° ein solches von 5590′. Auch von dem Rücken, der bei 3000′ Tiefe die Faröer mit den Shetlandsinseln verbindet, läuft ein Thal südlich, das nordwestlich von Irland 9980′ tief ist und erst am steilen Rande des altweltlichen Festlandsockels bei 12000′ Tiefe verschwindet. Es erhält Zuflüsse von Irland, die in das 4- bis 5000′ tiefe Plateau bis zu 9—10000′ eingeschnitten sind. Auch weiter südlich finden sich an der europäischen Westküste untermeerische Schluchten, die nur als Erosionsthäler angesehen werden können. Eines der interessantesten ist vielleicht die Fosse du Cap Breton, eine cañonartige Einsenkung im innersten Winkel des biscayischen Meerbusens. Sie setzt im seichten Küstengewässer mit beinahe 400 m Tiefe ein und ist hier seit alter Zeit den Fischern durch ihren Fischreichthum und in neuerer Zeit den Zoologen durch ihre zahlreichen eigenthümlichen Thierarten wohl bekannt. Genauere Messungen haben sie ca. 50 km weit bis zu einer Tiefe von fast 1200 m als steilrandige Schlucht und als deutlich erkennbare Thalsenke nördlich von Bilbao bis zu fast 3000 m nachgewiesen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Senke durch die Fortsetzung des Adour ausgewaschen worden ist, zu einer Zeit, wo das Meer mindestens 3000 m tiefer stand als heute. — Bedeutende Geologen, wie Hull und Spencer, erklären sogar nicht nur den irischen St. Georgscanal und den Canal de la Manche für alte Erosionsfurchen, sondern sehen auch in der tiefen Rinne, die vom Christianiafjord bis Trondjem Norwegen umgiebt, das Bett des Flusses, der vor dem Eindruch der Ostsee die Gewässer des größeren Theiles von Osteuropa zum Weltmeer führte. Die Thäler, als deren Fortsetzung die untermeerischen Vertiefungen an der Küste Neu-Englands erscheinen, sind in jungtertiäre Schichten eingeschnitten, also jünger als diese. Es muß demnach im Beginn der heutigen Epoche, im Pleistocän, das Wasser des nordatlantischen Oceans um mindestens 12000′ oder 4000 m tiefer gestanden haben als heute. Dann hätte nicht ein schmaler Rücken, sondern ein breites Festland bis in die Breite von Irland die alte mit der neuen Welt verbunden, und der nördliche Verbindungsrücken hätte ein mächtiges Hochgebirge auf demselben gebildet. Die untermeerischen Thäler sind aber nicht auf die gemäßigte Zone beschränkt; sie sind ebenso gut auch an der Südküste der Vereinigten Staaten nachweisbar. Im mexikanischen Meerbusen hat Spencer eine Thalsenkung aufgefunden, welche von der Floridastraße aus sich westlich senkt und allem Anschein nach zu einer Zeit, wo Centralamerika noch nicht gehoben war, die Gewässer eines ausgedehnten Landes dem Stillen Ocean zuführte. In sie münden noch heute die Flüsse der Südstaaten. Sie alle haben keine Deltas bilden können, weil sie noch mit der Ausfüllung ihrer ehemaligen Thäler beschäftigt sind; nur dem mächtigen Mississippi ist es gelungen, vielleicht weil sein unterer Theil sich erst später aus den Resten des alten Laramie-Golfes bildete und deshalb kein Thal einschnitt. Mächtige Hebungen und Senkungen in diesen Breiten beweisen auch die auf Barbados, Trinidad und Cuba bekannten Schichten, die offenbar aus Tiefsee-Schlamm gebildet sind; ihre chemische Uebereinstimmung mit dem Globigerinen-Schlamm hat Gregory außer Zweifel gestellt.“

An die Stelle der schwerverständlichen Senkungen auf beiden Seiten des Atlantic tritt jetzt einfach das Untertauchen bei der Bewegung dieses Erdviertels gegen den Aequator. Es erklärt nicht nur die submarine Fortsetzung der Flußrinnen, sondern ebenso die Möglichkeit, daß einst die Flüsse der Südstaaten ihr Wasser wieder dem Pacific zuführen; denn eine verhältnißmäßig geringe Fortdauer der jetzigen Schwingungsphase wird die flache Landenge von Panama wieder unter Wasser bringen.

Den exacten Maßstab für diese Bewegung liefern die Ergebnisse französischer Tiefseeexpeditionen. Sie haben festgestellt, daß die jetzt in flachem Wasser des Nordatlantic lebenden Mollusken immer tiefer unter Wasser hausen, je weiter man nach Süden geht. Man wollte den Grund in der zunehmenden Kälte der

Tiefenschichten finden. Doch zeigt sich scharf ein passives Untertauchen darin, daß auf der amerikanischen Seite die Linie continuirlich von der nördlichen Flachküste bis 800 m Tiefe im Süden hinabläuft, auf unserer Seite aber bis 2000 m; d. h. die Ueberfluthung nimmt gleichmäßig vom Westpol nach dem Schwingungskreis zu.

Gehen wir zum nördlichen Pacific, der der Theorie nach jetzt auftauchen muß! Da schreibt Kobelt von Japan (S. 259): „Aus der Verbreitung der Säugethiere können wir schließen, daß sowohl im Norden wie im Süden breite Landbrücken bis tief in die Diluvialperiode herab bestanden und einerseits Jesso mit der mandschurischen Küste, andererseits Kiushiu über Tsushima mit Korea verbanden. Eine Hebung des Meeresgrundes um 130 m würde diese letztere Brücke wieder herstellen, und derartige Niveauverschiebungen wären in einem Lande mit so stürmischer Vorgeschichte, dessen Seismographen durchschnittlich über 1200 Erdstöße im Jahre registriren, nichts so übermäßig Auffallendes. Daß dem japanischen Festlande seit der Besitznahme durch die Vorfahren der heutigen Japaner große Landstrecken zugewachsen sind, hat ein japanischer Gelehrter, Jamada, auf Prof. Naumanns Anregung aus der Verbreitung der Ortsnamen nachgewiesen, die mit den Worten Minato (Hafen), Hama (Ufer) und Ura (Bucht) zusammengesetzt sind und heute weit im Lande liegen. Wann die endgiltige Trennung erfolgte, wissen wir nicht sicher; nach Brauns war sie mit einer Senkung der Inseln selbst verbunden, welche aber seither wieder in eine Hebung übergegangen ist. Jedenfalls ist sie so früh erfolgt und mit einer so durchgreifenden Veränderung aller physikalischen Verhältnisse verbunden gewesen, daß die eingewanderten Säugethierformen eine nicht unerhebliche Ummwandlung erfuhren, welche ihnen einen eigenen Charakter aufprägte, der sie zum mindesten als selbständige Localformen erscheinen läßt."

Mit anderen Worten: Japan steigt jetzt aus dem Wasser, da es nach Norden zu rückt, womit auch die in seinem Süden vorhandenen, aber absterbenden Korallenriffe übereinstimmen; vorher dagegen, in unserer Eiszeit, sank es, und die Riffe gediehen.

Die nordamerikanische Seite des Pacific ist auch jetzt den Geologen noch nicht ganz klar, vermuthlich weil der Schlüssel noch fehlt. Fest steht nur, daß die californische Halbinsel noch vor kurzem Insel war, also ebenso, wie Japan steigt.

Als Parallele zu den Tiefseemollusken des Atlantic kann man aus dem Pacific die Wanderungen der Bärenrobbe betrachten. „Die interessanteste der pacifischen Robben," sagt Kobelt (S. 330), „ist die Bärenrobbe (Otaria ursina Peron). Obwohl sie Gegenstand einer wichtigen und ertragreichen Jagd ist, war unsere Kenntniß von ihr bis in die neueste Zeit auf ihr Benehmen auf den »Rookeries« beschränkt, den Plätzen, an denen sie im Sommer erschien, um ihr Fortpflanzungsgeschäft zu besorgen. Erst in den Jahren 1892 und 1893 hat der russische Marinearzt Sljunin im Auftrage der russischen Regierung nachweisen können, wo sie Herbst und Winter verbringt, und hat die Wege festgestellt, auf denen sie hin und zurück wandert. Demnach ist die Bärenrobbe ein echtes Wanderthier, das ganz regelmäßig zwischen zwei Stationen wechselt. Sie muß der japanischen Fauna insofern zugerechnet werden, als sie die Winter in der Nähe der japanischen Küste verbringt, und zwar an den beiden Seiten, im offenen Meere sowohl wie am Westufer, auch noch an Korea bis zum 36.° n. Br. Dort treibt sie sich im offenen Wasser herum, ohne sich der Küste auf mehr als eine Seemeile zu nähern, also ohne das Land überhaupt zu betreten. Sie soll einen Gürtel von fast 100 Seemeilen Breite bewohnen." Das Wahrscheinlichste ist, daß die Robbe sich aus einem Landsäugethier zu einem Seesäuger umbildete, als die Rookeries annähernd so weit südlich lagen, wie die jetzigen Winterquartiere der Robben, und daß Wanderungen und marine Lebensweise der seither verflossenen Axenschwankung entsprechen. Ein Thier, wie eine Fischotter, an die man etwa als Urform denken kann, ist an und für sich kein Wanderthier; der Hang, für das wichtige Fortpflanzungsgeschäft immer die gleiche Sommerwärme zu suchen, führte allmälig an der Küste entlang auf und ab, und schon sehen wir den Uebergang zur völlig pelagischen Lebensweise der Wale. Er wird sich vollziehen, wenn vielleicht in entgegengesetzter Schwankung die Inseln, wo sie ihre Jungen werfen, untertauchen und das Fortpflanzungsgeschäft im Wasser selbst abgemacht wird. Robben und Wale erscheinen als Erzeugnisse des Schwingungskreises.

Wie die Bärenrobbe im Pacific während und mit unserer Eiszeit ihre Entstehung nahm, so auf dem asiatischen Festlande die Fasanen. Kobelt schildert (S. 253—256) ihre reichen Formen und ihre Verbreitung. Sie setzen im Westen ein mit dem bei uns zu allerletzt dem Federwild hinzugefügten Edelfasan, der seinen wissenschaftlichen Namen „Phasianus colchicus" nach dem Kaukasus trägt, von wo ihn einst die Argonauten mitgebracht haben sollen. Durch Persien bis China und Japan, nirgends das Hochgebirge selbst betretend, zieht sich eine Reihe von Arten dieser schönen Vögel hin, die nach Osten zu immer reicher und prächtiger wird und in China ihr Maximum erreicht. „Auch der Goldfasan ist ein Bewohner der niederen Regionen, aber trotz seines prachtvollen Farbenglanzes ist er kein Kind der heißen Zone, sondern geht bis an den Amur und bis in das südliche Daurien, also bis auf das russische Gebiet. Seine Heimath läßt sich nur schwer umgrenzen, da die Chinesen ihn vielfach verbreitet haben und er in dem ihm zusagenden Klima hier und da wieder verwildert sein mag. Nach Brehm kommt er noch in Gansu und Sze-tschuan vor, aber aus Chihli kennt ihn Möllendorf nicht, und in den Küstenprovinzen lebt er sicher nicht in wildem Zustande. Nach Südwesten hin vertritt ihn der vielleicht noch schönere Amherst-Fasan (Thaumalea Amherstiae). Er kam zuerst über Kanton nach Europa und galt deshalb für eine südliche empfindliche Form; aber bald überzeugte man sich, daß er die Winterkälte noch viel besser verträgt als der Goldfasan und in Europa ganz vorzüglich im Freien aushält; er ist eine der häufigsten Arten in unseren Thiergärten geworden und hier und da schon in Fasanerien eingebürgert. Auch in seiner Heimath bevorzugt er die kühleren Gebiete und hält sich mit Vorliebe in den Regionen zwischen 2—3000 Meter über dem Meere. Seine Bastarde mit dem Goldfasan sind fast noch schöner als beide Eltern und sehen ganz wie eine eigene Art aus."

Jetzt stellt sich die Sache anders. Die Fasanen, die versteinert nicht vorkommen, sind junge Formen, entstanden in unserer Glacialzeit, als ihr jetziges Wohngebiet östlich in die Tropen hineinragte. So sind die Prachtthiere in der That Kinder der Tropensonne, so gut wie Paradiesvögel und Kolibris, die in noch größerer Nähe an den Schwingpolen entstanden. Die Anpassung an die Winterkälte ist eine Folge der Pendulation. Jetzt erklärt sich aber noch mehr. Trotzdem Amherst-, Gold- und Silberfasan winterhart sind und trotzdem sie in Fasanerien ganz gut gehalten werden, haben sie sich doch bei uns nicht eingebürgert, sondern nur unser Edelfasan, aus dem einfachen Grunde, weil er normaler Weise das westliche Glied der ganzen Kette ist, dessen Vordringen, zwar durch den Menschen beschleunigt, einem Naturgesetz gemäß erfolgte.

Das bringt mich auf ein anderes glänzendes Beispiel, welches zugleich die Entstehung von Pracht- und von Zugvögeln erklärt. Die schönsten Enten bilden die Gattung Aix; die eine, die Mandarinente, lebt in Ostasien, von Südchina über Formosa bis zum Amur, die andere, die Brautente, im östlichen Nordamerika von Florida bis Neuschottland, von wo sie im Winter bis Westindien und Centralamerika hinunterzieht. Die Formen, deren gemeinsame Vorfahren einst über den Schwingungskreis hinweg in die Schwingpolgebiete gelangten, haben sich in den Tropen zu den Prachtvögeln herausgebildet und folgen in ihrer Ausbreitung jetzt den Ländern, die gleiche Stellung zur Sonne haben, sie leben an identischen Punkten.

Hierzu füge ich schließlich noch zwei Fälle, einen aus dem Thier-, den anderen aus dem Pflanzenreich, beide nach Kobelt. Unsere Fluß- oder Malermuscheln, d. h. die Gattung Unia, haben nirgends eine so großartige Vertretung, als in Nordamerika, hunderte von Arten. Dort aber zerfallen sie in zwei von einander ganz verschiedene Gruppen, die eine gleicht nach Gestalt und Dicke der Schale unseren europäischen Formen; die andere aber fällt durch ihre außerordentlich dicken, außen oft mit Knoten und anderem Zierrath geschmückten Schalenklappen auf; man glaubt irgendwelche tropischen Seemuscheln vor sich zu haben. Diese letztere Gruppe ist nun von der anderen geographisch scharf getrennt, sie beschränkt sich auf das Flußgebiet des Mississippi und die canadischen Seen. Ebenso schwere Schalen von Malermuscheln sind aber in den Tertiärschichten Slavoniens gefunden und die entsprechenden Formen finden sich lebend in Ostasien, China, Amurland ꝛc. Die recenten Vorkommnisse entsprechen wieder identischen Punkten unter gleicher Sonnenstellung, die fossilen deuten den Weg an, auf dem sie einst über den Schwingungskreis, durch dessen starke klimatische Schwankungen sie ausgelöscht wurden, gelangten. Die canadischen Seen gehörten einst zum Mississippigebiet, wie die Geologie aus den Ablagerungen geschlossen hat.

Die Pendulationstheorie erlaubt auch die Bedingungen für diese Veränderung der Flußgebiete anzugeben; es war gegen die Eiszeit, als unser Erdviertel mehr nach Norden geschwankt war. Da kam nothwendigerweise das Seengebiet höher über den Meeresspiegel als das Mississippithal und fand nach ihm seinen Abfluß. Wieder fügen sich Thatsachen und Theorie zur völligen Klärung. Das Beispiel aus der Pflanzenwelt betrifft annähernd dieselben Gebirte. Es handelt sich um die immergrüne Flora von den östlichen Vereinigten Staaten und Japan, nicht um die uralten Nadelhölzer, die Kryptomerien und Gingko, sondern um relativ junge Formen. Kobelt sagt von ihnen (S. 321): „Mehr ins Gewicht scheint die auf den ersten Blick räthselhafte Thatsache zu fallen, daß die immergrüne Flora Japans viel mehr Beziehungen zu der des amerikanischen Ostens und Südostens hat als zu der des Westens. Aber dieses Räthsel hat durch Asa Gray längst eine völlig befriedigende Lösung gefunden. Die gemeinsamen Gattungen Taxodium distichum, Liquidambar, Liriodendron, Juglans, Carya und viele andere finden sich in jungtertiären Schichten nicht nur in der neuen, sondern auch in der alten Welt, und bis in hohe Breiten hinauf. Sie sind Reste der alten entweder circumpolaren oder auf die beiden Gestade des Pacific und das Verbindungsland beschränkten Tertiärflora, die vor der zunehmenden Kälte nach Südosten und Südwesten auswich und sich einerseits in dem Schwemmland der Vereinigten Staaten, andererseits in China und Japan erhielt, in dem schmalen pacifischen Küstensaume aber keinen passenden Verbreitungsweg — oder vielleicht auch überlegene Mitbewerber fand und deshalb in Californien und Columbien fehlt. In Europa, wo die genannten Gattungen und Arten im Pliocän eine weite Verbreitung haben, mögen sie der Eiszeit erlegen sein, da Gebirge und Meere ihnen ein genügend weites Ausweichen nach Süden nicht gestatteten, versprengte Glieder haben sich in den Mittelmeerländern und auch auf den atlantischen Inseln erhalten."

Wieder erlaubt die Pendulationstheorie völlige Klarstellung, Berichtigung der verschiedenen unbewiesenen Hypothesen und ihre Ersetzung durch einfache, einheitliche Deutung. Welche schwierige Annahme liegt allein darin, daß die betreffende Flora einst, noch im Tertiär, circumpolar verbreitet sein sollte! Es ist freilich dieselbe Annahme, welche die Eiszeit durch allgemeine Abkühlung der Erde erklären will, durch Eintreten unseres Sonnensystems in einen besonders kalten Theil des Weltraums. Und doch hat die Astronomie für solche Annahme nicht die geringste Handhabe geliefert. Die Verhältnisse liegen viel einfacher. Zur Pliocänzeit, wo die Flora bei uns gedieh, schwankten wir schon aus den Tropen dem Nordpol zu und gingen der Glacialzeit, dem Pleistocän, entgegen. Wir mochten ein Klima haben, das jenen Pflanzen am meisten zusagt. Noch war der Atlantic nicht völlig durchgebrochen, noch erlaubte eine Landbrücke, die vielleicht schon auf eine Inselkette reducirt war, das Vordringen von Europa nach Amerika. Ebenso aber kann man mit einer Verbindung rechnen auf der pacifischen Seite. Diese aber trat viel später ein, als wir mitten im Eise saßen. Damals lagen die Aleuten weit südlicher und hatten das Klima, das jener Flora behagt. Freilich ist da eine neue Annahme zu machen, die aber durch die Thatsachen aufs Beste gestützt wird. Die Aleuten hätten, nach Süden verlegt, vom Meere überfluthet werden müssen. Sie wurden es indessen nicht, denn sie waren weit höher und wahrscheinlich zusammenhängend. Das folgt aus ihrem vulkanischen Charakter. Er beweist, daß es sich um eine große Bruchspalte handelt, um ein untergehendes Land. Die muthmaßliche Ursache für Bruchränder in der Richtung der Aleuten, d. h. in einem Parallelkreis, ist der größere Druck der Atmosphäre, der auf den Polen lastet. Schon Nansen hat ähnliche Ideen gehabt und angenommen, daß das tiefe Meer, das er in Nordpolnähe fand, auf der gleichen Ursache beruhe.

So stand denn jenen Bäumen abwechselnd auf der atlantisch-europäischen und auf der pacifischen Seite der Weg offen, auf dem sie auf der nördlichen Erdhälfte ringsherum wandern konnten. Sie sind ausgelöscht im Schwingungskreis bis auf jene spärlichen Reste, die sich in Mediterranien erhalten haben, sie haben sich voll entfaltet in den ihnen zusagenden Gebieten unter gleicher solarer Lage von den Schwingpolen aus, an identischen Punkten.

Somit leistet die junge Pendulationstheorie schon jetzt das Unerwartete, daß sie eine große Menge von Thatsachen der Thier- und Pflanzenverbreitung von einem einheitlichen und, was wichtiger ist, von einem kosmischen Gesetz aus erklärt. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß es mit der Zeit gelingen werde, die gesammte Schöpfung aus der wechselnden Stellung der Erde zur Sonne abzuleiten und damit auch für die Biologie eine exacte Grundlage zu schaffen.

Bücherbesprechungen.

— Deutschland und die politischen Allianzen der Gegenwart. Eine historisch-politische Studie von Dr. Paul Herre. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1902. 32 Seiten. Preis 60 ₰. — Der Verfasser giebt in seiner vorliegenden kleinen Schrift eine sehr lesenswerthe, das Für und Wider richtig und sachlich abwägende Betrachtung über die heute viel erörterte und in gewissem Sinne acute Frage nach dem Werth oder Unwerth des Dreibundes für Deutschland. Er kommt am Schluß seiner Untersuchungen zu einem Anerkenntniß der Werthung, die Graf Bülow diesem Bündniß am 8. Januar 1902 im Reichstage zollte: „Wenn somit der Dreibund nicht mehr eine absolute Nothwendigkeit ist, so bleibt er doch im höchsten Grade werthvoll als verstärkte Garantie für den Frieden und für den status quo." Der Verfasser selbst faßt seine Ergebnisse in folgenden Sätzen zusammen: „Es ergiebt sich sonach aus unserer Darstellung, daß es trotz aller Bedenken für Deutschland zunächst empfehlenswerth bleibt, am österreichisch-italienischen Bündniß festzuhalten. Zwar darf man nicht blind sein gegen die Gefahren, die es offenkundig in sich birgt. Halten wir uns gegenwärtig, daß es nicht mehr absolut nothwendig, in gewisser Richtung sogar lästig ist; aber das bleiben seine positiven Leistungen: es vermag ein Auseinanderfallen des österreichischen Kaiserstaates zu verhindern, es sorgt für Erhaltung des status quo im Mittelmeer und gewährt einen nicht zu unterschätzenden Schutz gegen mögliche französische Angriffsprojecte. Zu Allem, was unser Volk durch Empfindungen aus Vergangenheit und Gegenwart an seine alten Freunde bindet, kommen diese politisch-strategischen Vortheile. All das läßt die Wagschale zu Gunsten einer Erneuerung des Bundes in die Höhe schnellen." Wir können uns mit dieser Zusammenfassung des Untersuchungsresultates — mit Ausnahme des letzten falsch gewählten Bildes etwa — wie mit den Einzelheiten der angestellten Erwägungen fast Schritt für Schritt einverstanden erklären. Sowohl was hier über unsere Stellung zu den beiden Vertragsstaaten, zu England, zu Frankreich und Rußland, wie über den Einfluß der Dreibundmächte auf die continentale Gruppirung der Mächte im Allgemeinen und von seiner Wirkung auf die Orient- und Mittelmeerfrage im Besonderen gesagt ist, haben unsere Leser schon wiederholt dem Sinne nach fast ganz entsprechend in der Leipz. Ztg. erörtert gefunden. Es erübrigt deshalb, hier noch einmal näher referirend auf den Inhalt der Broschüre einzugehen. Es genüge der Hinweis, daß der den von uns vertretenen Anschauungen über die Bedeutung des Dreibundes zustimmende Zeitungsleser in der Herreschen Broschüre eine ähnliche Werthung dieser Gruppirung in zusammenhängender, durch historische Rückblicke begründeter Darstellung finden kann.

W. B.

— Das Verlagsrecht. Reichsgesetz über das Verlagsrecht vom 19. Juni 1901 mit Erläuterungen und einem Anhange, enthaltend das Reichsgesetz betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst vom 19. Juni 1901. Herausgegeben von Dr. Johannes Mittelstädt, Landrichter, und Dr. Curt Hillig, Rechtsanwalt in Leipzig. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1901. 4 ℳ. — Das Buch muß als eine ausgezeichnete Commentation des Gesetzes bezeichnet werden. Es nimmt auf der einen Seite stetig Bezug auf die Uebung des Verlagsbuchhandels, und das ist sehr richtig, da ja das ganze Gesetz im Wesentlichen eine Codification der bisherigen Uebung darstellt. Sodann läßt es aber auch nirgends die juristische Schärfe und Construction vermissen. Die Materialien und die vorhandene Literatur und Rechtsprechung ist eingehend benutzt und erwähnt, die Erläuterungen zu den einzelnen Paragraphen sind knapp, klar und übersichtlich. Der Commentar wird für jeden Praktiker ein werthvolles Hilfsmittel sein und wir können ihn deshalb angelegentlich empfehlen.

Dr. A. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 53. Sonnabend, den 3. Mai, Abends. 1902.

„Die Räuber“ und „Die Weber“.

Ein Vergleich.

Die Aufführungen der „Weber“ in Leipzig haben ihr Ende erreicht, auch der „Räuber“-Rausch, den die studentischen Aufführungen hervorriefen, ist vorbei und da ist es wohl am Orte, noch einmal auf das erstgenannte Stück in der Art einzugehen, daß man es mit dem verwandten Schillerschen Schauspiel vergleicht, um so mehr, als in einer Theaterkritik nicht Alles erörtert werden kann, was man auf dem Herzen hat, sich das Urtheil erst im Laufe der Zeit zu klären pflegt und das Publicum, das vielfach hilflos im Dunkeln herumtappt, der Aufhellung seiner Ansichten sehr bedürftig ist.

Beide Stücke lassen sich, wie gesagt, mit einander vergleichen, denn beide haben eine revolutionäre Tendenz. In den „Räubern“ rüttelt der Geist der Auflehnung, der durch den Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland großgezogen war, an den Säulen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung und in den „Webern“ wollen sich Diejenigen, die arbeiten und hungern, während die, für die sie arbeiten, die nichts thun, im Wohlleben aufgehen, höheren Lohn erzwingen, gehen aber dabei zu Grunde, indem bei dem Appell an die Gewalt die Gewalt des Staats die stärkere ist. Schon aus dieser Gegenüberstellung erhellt der ungeheure Unterschied zwischen beiden Stücken, der keineswegs zu Gunsten der „Weber“ ausfällt. Handelt es sich in den „Räubern“ um ideale Güter, die Freiheit des Menschen oon unwürdigen Banden, die auch in Schillers letztem, oolksthümlichstem Schauspiel „Wilhelm Tell“ gefordert und in abgeklärter Weise verherrlicht wird, so sind es in den „Webern“ lediglich niedrige, materielle Dinge, die verlangt werden, die Befriedigung des Hungers, die Gewährung des Rechts des Magens. In Schillers „Räubern“ übergiebt sich Karl Moor, nachdem er eingesehen hat, daß er im Unrecht gewesen ist und daß die „beleidigten Gesetze“ und die „mißhandelte Ordnung“ in ihrer „unverletzbaren Majestät“ ein Opfer verlangen, den menschlichen Gerichten. „O, über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten! Da steh ich am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre nnn mit Zähnklappern und Heulen, daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grund richten würden.“ Und in den „Webern“? Da geschieht am Schluß eigentlich überhaupt Nichts. Denn daß der alte Hilse, der einzige Weber, der königstreu geblieben ist, der erst im letzten Act wie ein deus ex machina erscheint und recht eigentlich in die Handlung hineinplotzt, für den Staat eintritt, kann man doch nicht als ein Etwas auffassen, das uns befriedigt, wie der Umstand, daß gerade er, der Königstreue, oon den Kugeln der Soldaten seines Königs fällt, als ein brutaler Zufall, gewissermaßen als ein schlechter Witz der Weltgeschichte berührt und verletzt. Man mag gegen die „Räuber“ in ihrer knabenhaften Unreife und ungestümen Wildheit auf dem Herzen hnben, was man will: gegen den Schluß, an dem das Gleichgewicht wiederhergestellt wird, kann man nichts sagen und gerade er mit seiner Reinheit und sittlichen Hoheit und seinem ungetrübten sittlichen Bewußtsein hat uns stets imponirt. Es ist nicht immer bemerkt worden, daß Schiller seinen „Räubern“ noch ein Nachspiel folgen läßt, in seinen Gedichten, die ein odenartiges Poem enthalten: „Monument Moors des Räubers“. Räuber Moor wird hier als gerichtet dargestellt, man muß annehmen mit dem Rade, nach der furchtbaren Sitte der Zeit, für seine schweren Fehle, und in dieser Verherrlichung der Justiz, die den großen Räuber mit ihrer ganzen Schärfe getroffen, wird das Beginnen des über die Schranken hinausgreifenden Menschen nur noch mehr verurtheilt, wird vor Nachahmung gewaent.

„Heil dir! Vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht.
Erhabner Beestoß dee Mutter Natur!
Fürchterlich jedem Säader zur Schau,
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmsacht furchtbore Schranke steigt!
Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl
Lernt behutsamer spielen.
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaeton.“

Wo ist so etwas von Einsicht in den „Webern“ zu spüren? Hier haben wir nur die Materie eines Stoffs vor Augen: lohnheischende schlesische Weber im Contor des Brodherrn, dessen Untergebene sie anherrschen, Hangernde in ihrer armseligen Behausung, die, um einmal einen Braten zu haben, einen Hund schlachten, dessen Genuß ihnen aber schlecht bekommt; der Aufruhr im Kretscham; das Zerschlagen der Spiegel und Möbel in der Wohnung des hartherzigen Dreißiger; endlich das Schießen und Niederschießen, unter dessen Getön der Vorhang fällt und das Publicum ohne irgend Etwas aus dem Theoter entlassen wird, was der Antwort auf die aufgeworfene Frage gleicht. Was hat man nun? Man wende uns nicht ein, daß dieser Vergleich mit Schillers Jugendstück oielleicht ein wenig unberechtigt wäre, da das Weberdrama dabei zu kurz käme. Durchaus nicht! Der Vergleich drängt sich förmlich auf, durch den Stoff und die Zeit, in der beide Werke geschrieben worden, und die „Weber“ sind sogar mit „Wilhelm Tell“ verglichen und das moderne Telldrama genannt worden. Und wie harmlos nimmt sich das Stück doch im Grunde genommen aus! Das soll revolutionär sein? Diese armseligen Menschen, die einen Aufstand wagen wollen, wo sie doch gar nichts ausrichten können mit ihrer Hand und mit ihrem Geist! Denn auf den Geist kommt es bei dem Auflehnen gegen Hergebrachtes an und wenn man ein Prometheus sein will, so muß man etwas Prometheisches in sich haben, wie Prometheus in dem Goetheschen Gedicht, und erst den Titanen blüht ein Erfolg, wenn auch im Untergang! Das fühlte auch das Publicum ganz richtig heraus, wenn es, das mit großen Erwartungen erschienen war, doch mit leiser Enttäuschung das Theater verließ. Was für Geist aber arbeitet in den Schillerschen „Räubern“! Hier hat man wirklich das Gefühl, daß an den Säulen des Staates gerüttelt wird, so daß sie wanken, jedoch nicht fallen, nicht weil sie zu wenig morsch sind, sondern weil der Rüttelnde einsieht, daß er ein Thor war. Es liegt auf der Hand, daß nur der Geist wieder Geist erzeugt und daß der bloße Hinweis auf die rohen Triebe der Masse, die Befriedigung des Hungers, wie er niederzieht, so auch zu nichts führt. Will man eine geknechtete Menge aus Verkommenheit und Elend emporheben, so genügt es nicht, ihr die Stillung der rein thierischen Triebe zu gewähren oder als etwas Verlockendes und Gleißendes hinzustellen, sondern man muß ihr Ideale geben, denen sie nachleben soll, soll sie es zu Etwas bringen, geistige Ideale, religiöse Ideale, künstlerische Ideale, politische Ideale und andere Ideale mehr. Derartige Bewegungen haben zu etwas geführt und erhoben und auch der unglückliche Bauernkrieg zu Luthers Zeit, der nicht, wie Kurzsichtige meinen, von dem bloßen Geschrei nach Brod bewegt wurde, hatte seine Ideale, die infolge der Fehler der Führer und Massen der Bauernschaft, der Unvollkommenheit und Verkehrtheit und Unzulänglichkeit alles Irdischen nicht erreicht wurden. Aus einer solchen geistigen Gährung kann Klares

und Bleibendes zu Tage treten, wie ja auch aus der Bewegung, die den „Räubern“ in Deutschland auf rein ideellem Gebiete folgte, etwas Hohes und Bleibendes entstand, dessen Höhepunkt man etwa in „Wilhelm Tell“, vielleicht auch in Goethes „Hermann und Dorothea“ mit dem Hinweis auf die französische Revolution sehen kann, die „fürchterliche Bewegung“, die „fortzuleiten dem Deutschen nicht gezieme“, sondern in die rechten Bahnen zu lenken. Etwas Positives kann auch dadurch entstehen, daß der Betreffende, wie Räuber Moor, einsieht, daß es damit nichts sei, daß er Unrecht gegen Unrecht setze, sondern daß dem Unrecht das Rechte gegenübergestellt werden müsse, und eine solche Einsicht ist auch etwas werth. Aber von all dem spürt man in den „Webern“ nichts, die nichts als Zustandsmalerei sind, hinter der der Autor ganz verschwindet, vielleicht, weil er nichts dazu zu sagen hat, wie in den Bestrebungen, die dies Stück hervorgerufen und begleitet haben und ihm seiner Zeit einen Augenblickserfolg verschafften, nichts Greif- und Erreichbares zu finden ist, weshalb so etwas über kurz oder lang zu Grunde geht, wie jeder bloße Nihilismus. Bräche sich diese Einsicht auch beim Publicum Bahn, so hätten die allabendlich erfolgten „Weber“-Aufführungen doch etwas Gutes gehabt.

Es lag auf der Hand, daß wir den Vergleich zwischen Schillers „Räubern“ und den „Webern“ hier nur in großen Zügen ausführen konnten. Zu einem Eingehen auf die Einzelheiten lag kein Anlaß vor; auch würde ein solches viel zu sehr in die Breite führen. Wir meinen jedoch, das, was wir gesagt haben, wird es verstanden und beherzigt, sei genug. Wir sahen, wie ein begabter und sich auf einem gewissen Gebiet virtuosenhaft bewegender moderner Schriftsteller sich an die Aufgabe gewagt hatte, einen specifisch modernen Stoff zu behandeln, der gewissermaßen in der Luft liegt, die Noth und den Aufruhr schlesischer Weber in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, der mit einem Mißerfolg endete, lediglich als realistisches Gemälde, ohne die Absicht und die Mittel der Classiker, sondern mit dem Rüstzeug des modernen Naturalisten. Nur daß dabei zu bedenken ist, daß die vielgerühmte „Naturtreue“ der Hauptmannschen Gestalten vielfach eine rein äußerliche ist, die lediglich durch den Schauspieler und seine Kunst, die Maske u. a. m. hervorgerufen wird. Wir sahen ferner, wie seine Anhänger ihn, der das vielleicht gar nicht beabsichtigt hatte, in einen gewissen Gegensatz zu eben diesen Classikern gestellt hatten, allerdings nur mit dem Erfolg, daß der Vergleich zu Ungunsten des neueren Dichters ausfallen mußte. Wir sahen endlich, worin das Unzulängliche lag. Wir sahen aber auch, wie hoch der jugendliche Dichter Schiller dastand in seinen „Räubern“ und was ihm diese Ueberlegenheit, die er besaß, sicherte. Wir sahen zum Schluß, wie dieser selbe Dichter sich auf den Pfaden, die er eingeschlagen, weiter entwickelte, zu seinem letzten und volksthümlichsten Drama, das auch einen Freiheitskampf behandelt, kam, „Wilhelm Tell“, der reinsten Darstellung des menschlichen Freiheitsdranges mit Maß und Beschränkung, die sich denken läßt, deren Werth sich am besten in die Verse fassen läßt, die Schiller seinem Drama mit auf den Weg gab, wenn er dichtete:

„Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
Das ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
Das ist unsterblich und des Liedes werth.“

J. R.

Bücherbesprechungen.

— **Gustav Ratzenhofer**, Positive Ethik. Die Verwirklichung des Sittlich-Seinsollenden. Leipzig 1901. F. A. Brockhaus. 9 M. — Der k. k. Feldmarschalleutnant Ratzenhofer ist ein überaus fleißiger Schriftsteller auf dem Gebiete jenes Monismus, den er als alleinigen Schlüssel zur Lösung aller Daseinsräthsel ansieht. Mit dem Eifer des für seinen Gegenstand begeisterten Denkens verbindet er ein tüchtiges Wissen in naturkundlichen und sociologischen Dingen: Naturgeschehen und Geistesleben in denkbar engstem Zusammenhang, in einer dem gewöhnlichen Auge nicht sichtbaren Einheit darzustellen, ist sein unablässiges Bemühen. Solches Thun wird nach des Recensenten Ueberzeugung immer Stückwerk bleiben, schon weil die Grundlagen dazu nur verhältnißmäßig schwache — selbst beim Gutvorgebildeten sind. Und dazu kommen noch die äußeren Schwierigkeiten bei der Arbeit mit Erkenntnissen und Begriffen! Ratzenhofer spricht mehrfach mit Geringschätzung von der dialektischen Methode: es wäre aber erwünscht, wenn auch er achtete, was er nicht besitzt. Viele der popularisirenden Monisten haben ihrer Sache durch das Drauflos-wirthschaften mit vieldeutigen und nicht immer klar vorgestellten Begriffen geschadet; Ratzenhofer, der ernster genommen werden muß, dürfte doch gut thun, von der Hinstellung der Allgemeinbegriffe — auf seine Deutung derselben klärende Hinweise zu geben. Das ist nothwendiger, als daß in immer neuen Fußnoten auf die früheren Werke des Verfassers hingewiesen wird, und wohlthuender, als wenn Ratzenhofer die Einleitung mit den sehr kühnen Worten schmückt (S. VIII): „Indem ich dieses Buch der Oeffentlichkeit übergebe, kann ich constatiren, daß die von Kant und seinen Epigonen als unumstößlich angenommene Ansicht, der menschlichen Erkenntniß sei die theoretische Begründung von Moral und Religion versagt, überwunden ist.“ Ob einmal die an gleicher Stelle angekündigte von Ratzenhofer zu erbringende „positive Kritik des Intellects“ sich besser zur „Kritik der reinen Vernunft“ verhält als die „positive Ethik“ zur „Kritik der praktischen Vernunft“, läßt sich in aller Ruhe abwarten. Hier sei von vornherein ein offener Zweifel am günstigen Resultate ausgesprochen. Wie die „sociologische Erkenntniß“ des Verfassers „in dem Vereinigungsaugenblicke der Spermazelle und des Muttereies wurzelt, so wurzelt seine »positive Ethik« in der Gewissensentwickelung des Säuglings“ (S. 202). Denn Ratzenhofer will ja alle intellectuellen, sittlichen und socialen Vorgänge auf Grund des einheitlichen Princips aller Erscheinungen im Menschenkeime fassen. Er kommt damit sofort zu einem Vererbungsregreß, der die Willensfreiheit in einem Maße einschränkt, die ihm später sichtlich selbst unbehaglich wird. Wozu ein Seinsollendes, wenn es sich an ein durch Hunderte von Generationen auch sittlich bedingtes Menschenkeimlein wendet? Nun, es kommt ja zu der Beschaffenheit des Säuglings noch die Gewöhnung durch die Mutter. Ratzenhofer schildert da wirklich sinnig und klar, wie herrlich die Mutter als Erzieherin wirken kann. Nur schade, daß ihm überall der materialistische Knüppel zwischen die Beine geräth! Wo andere Leute von dem vernünftigem Handeln einer gescheidten Frau reden würden, spricht Ratzenhofer von „einer angepaßten Fortsetzung der naturgemäßen Methode“. Dieses monistische Bestreben läßt ihn auch ungerecht werden gegen die sittliche Bedeutung der Schule. „Mancherorts geht die Verkennung des Schulberufes so weit, daß die Lehrer berechtigt sind, Eltern für das Verhalten zu den Kindern zu verweisen. Kurz, die Schule, besonders der staatlich obligate Schulbesuch ringen den Eltern die Erziehung gleichsam aus den Händen und bemächtigen sich dieser Aufgabe in jener täppischen und unlogischen Weise, welche dem amtlich Organisirten gegenüber der empfindsamen Natur des sittlich Seinsollenden unausweichlich anhaftet“ (S. 213). „Der confessionelle Unterricht ... zieht die Kindergewissen in die Sphäre der confessionellen Parteilichkeit hinab“ (S. 212). „Da die Schule eine sittlichende Aufgabe zu haben glaubt, erfüllt sie kaum, was ihr wirklich zusteht, das ist der Unterricht in jenen Kenntnissen, welche der Mensch für die Erfüllung eines Berufes braucht“ (S. 217). Hier vergißt Ratzenhofer doch wohl, daß es zunächst Kinder giebt, die ein Familienleben überhaupt nicht kennen. Dann scheint er aus lauter Verehrung für sein einheitliches Grundprincip zu vergessen, daß leibliches Elternthum noch keineswegs immer die beste Vorbedingung für sittliche Beeinflussung ist. Ratzenhofer preist folgerichtig die englische Schul-„verfassung“. Er hat schwerlich einmal drüben in einer der Unterrichtsanstalten fürs Volk gesehen und gehört, wie wenig in jeglicher Hinsicht den armen Kindern geboten wird, denen ja auch der Monatswechsel von 2000 M fehlt, den die besseren Collegen in Oxford und Cambridge fordern. Gott bewahre uns vor dem Engländerthum in Sitte und Sittlichkeit, Schule und Haus! Für Ratzenhofer wird die Schule zum „Vermittelungsglied zwischen dem intimen Familienleben und der offenen Gesellschaft“ (S. 220). Darum soll sie auch theoretische „Lebenskunde“ geben — eine Disciplin

für die Ratzenhofer selbst zur Zeit nur „schätzenswerthe Versuche“ anzugeben weiß. Daß fast jede Arbeit an sich bildend wirkt, wie Ratzenhofer (S. 223—230) ausführt, scheint ihm für die Erziehung durch Unterricht nicht zu gelten, offenbar, weil er innerhalb seines Systems der Macht der Ideen nicht gerecht zu werden vermag. So fließt das Einseitige seiner Lehre aus der engen Beschränkung seiner Voraussetzungen. Wo diese nicht hemmt, wo Ratzenhofer Gelegenheit findet, auf Grund seiner Lehre von der naturgemäßen Fortentwickelung (welch' teleologischer Begriff!) zu zeigen, was der Gesammtheit und dem Einzelnen gut ist, da darf man ihm mit Freuden folgen. Wer aber seinen Voraussetzungen nicht beistimmt, muß mit Entschiedenheit betonen, daß jene Angen und feinen Bemerkungen durchaus nicht nothwendig folgen aus den Principien des Ratzenhoferschen Monismus.

Dr. Grimm.

— Goethes Faust. Von Kuno Fischer. Vierte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Erster Band: Die Faustdichtung vor Goethe. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 240 S. Geheftet 4 ℳ. Feiner Leinwandband 5 ℳ. — Eine Arbeit Kuno Fischers, die, wie sein Faustcommentar, jetzt in 4. Auflage vor das Publicum tritt, bedarf wohl kaum besonderer Empfehlung, um überall willkommen geheißen zu werden. Die Gründlichkeit der Behandlung, die sich mit sonnenheller, die schwierigsten Probleme dem Leser nahebringender Klarheit, reiner Natürlichkeit und meisterhaften Kunst der Darstellung gepaart, sind auch Zierden seiner Arbeiten über Goethes Faust. Es genüge daher, in aller Kürze an die Genesis seiner Fausterklärung zu erinnern und den Inhalt des jetzt vorliegenden ersten Bandes der Neuauflage kurz anzudeuten. Hervorgegangen aus Vorträgen, die Kuno Fischer 1877 in Frankfurt a. M. während der Wintermonate gehalten, erschien dieser Commentar 1878 in der J. G. Cottaschen Verlagsbuchhandlung, um in den Jahren 1887 und 1893 reich vermehrt in zweibändigen Neuauflagen veröffentlicht zu werden. Nachdem das Werk inzwischen in den Verlag der Winterschen Universitätsbuchhandlung in Heidelberg übergegangen ist, erscheint es jetzt, abermals reich vermehrt, in drei Bänden, von denen der zweite die Idee, Entstehung und Composition von Goethes Dichtung behandeln, der dritte aber die eigentliche Erklärung bieten wird. Der erste bereits vorliegende Band geht zurück auf die ersten Anfänge der Sagen von Zauberern, oder, wie Fischer sie nennt, der „Magussagen“, die weit zurück in die vorchristliche Zeitrechnung reichen, mustert dann die Formen der christlichen Magussage, die durch die Renaissance wesentlich beeinflußt werden, und dringt so bis zum Ursprung der deutschen Faustsage vor. Den ersten literarischen Ausdruck findet diese im ältesten Faustbuche (1587 herausgegeben von Johann Spies in Goethes Vaterstadt), später in anderen, wie im Widmann'schen Faustbuche u. s. w. Den Anfang der dramatischen Behandlung macht des Engländers Christoph Marlowes Fausttragödie, der dann die deutschen Volksspiele vom Faust, und zwar sowohl die Bühnenspiele wie die Puppenspiele, unter Vermittelung der englischen Comödianten im 17. Jahrhundert folgen. Ein bedeutsamer Wendepunkt in der dramatischen Gestaltung des Stoffes vollzieht sich erst mit Lessing und dessen leider verloren gegangenem, oder richtiger wohl unvollendet gebliebenem Faustdrama, dessen vorhandene Fragmente allgemein bekannt sind. Lessing ist der Erste, der im Geiste der Neuzeit die Forderung erhebt, daß Faust gerettet werden müsse, weil der Durst nach Wahrheit und Erkenntniß dem Menschen nicht zu seinem Verderben, sondern zu seiner Erhöhung gegeben sei. So schließt dieser erste Band mit einem Ausblick auf das größte Faustdrama, das Goethes, „des großen Magus unserer Poesie, dem es gegeben war, Menschen zu formen nach seinem Bilde“. Lessings Faust ist das Präludium zum triumphirenden Engelchore am Schlusse von Goethes Faust: „Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen.“ Dieser ganze literarhistorische Ueberblick ist ein wahrhaft classisch zu nennendes Muster klarer, pedanteriefreier und dabei gründlicher wissenschaftlicher Darstellung. Möge der große Hochschullehrer die Hoffnungen, die er an das Erscheinen seines dreibändigen Faustcommentars knüpft, zu schönster Erfüllung gelangen sehen!

H. C. Kellner.

— Vergleichende (Synchronistische) Uebersicht der Hauptthatsachen der Weltgeschichte. Von Herman Schiller. Zugleich Ergänzung der Weltgeschichte von Herman Schiller. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1901. 89 S.; 8°. Preis geb. 5 ℳ. — Ohne Zweifel ein nützliches und brauchbares, im Verhältniß zu den bekanntlich sehr hohen Kosten eines Tabellensatzes gar nicht zu theures Hilfsmittel. Die Eintheilung in 4 Abschnitte (A. Alterthum, B. Mittelalter, C. Uebergangszeit und D. Neuzeit) entspricht der Anordnung der vierbändigen Schillerschen „Weltgeschichte“; nur scheint mir die Neuzeit (1789 bis 1900) mit 23 Tabellen nach den vorhergehenden 3 Zeitaltern (mit ihren 6 + 7 + 7 Tabellen) unverhältnißmäßig gut weggekommen zu sein. Im Einzelnen gegen die Ansätze (namentlich innerhalb des „Alterthums“) Einwände zu erheben, wäre natürlich nicht schwer, darf ich mir aber an dieser Stelle wohl versagen. — Um etwaigen Prioritätsstreitigkeiten von vornherein die Spitze abzubrechen, theile ich mit, daß das Manuscript einer von James Bryce angeregten und unter meiner Leitung hier in Leipzig ausgearbeiteten, ganz ähnlich angelegten Synchronistischen Uebersicht zur englischen Uebersetzung meiner „Weltgeschichte“ bereits seit Anfang October 1901 in den Händen des Londoner Verlegers ist.

Ht.

— Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin. Eine sprachlich-psychologische Skizze von Dr. Theodor Matthias. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1902. Preis 3 ℳ, geb. 3 ℳ 80 ₰. — Der Verfasser des wohlbekannten Buches „Sprachleben und Sprachschäden“, das unter den Hilfsmitteln für die Kenntniß und Beurtheilung der deutschen Sprache der Gegenwart eines der werthvollsten ist, hat seiner Zeit den Reden Bismarcks zahlreiche Belege für grammatisch-stilistische Beobachtungen entnommen. Zu gleichem Zwecke nahm er auch Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin zur Hand. Aber die Aufgabe wandelte und vertiefte sich ihm unter den Händen. Aus dem beabsichtigten Bilde von dem Stilisten Bismarck wurde ein Bild des ganzen Menschen Bismarck, insbesondere seines tief und treu und fromm empfindenden Herzens. Dieser Uebergang ist aus dem Buche deutlich zu erkennen. In der Einleitung (S. 1—18) würdigt der Verfasser die Briefe im Allgemeinen nach ihrer Sprachform, macht aufmerksam auf ihre lockere und freie Satzfügung, kleine Nachlässigkeiten im Ausdruck und trägt die Stellen zusammen, wo der Briefschreiber selber an seinem Stil Kritik übt. Auch in dem ersten Theile (S. 19—37) führt noch der Grammatiker das Wort und erörtert die Besonderheiten in Bismarcks Wortbildung und Wortgebrauch. Aber schon im zweiten Theile, der die Ueberschrift trägt: „Empfindung gewordene Lebensfülle der Darstellung“ (S. 38—135), tritt bereits vielfach die Sprachform gegen den Inhalt in den Hintergrund. So wenn die Gebiete untersucht werden, denen Bismarck seine Bilder und Vergleiche entnimmt, wobei sich zeigt, wie weitumfassend sein Gedankenkreis ist und wie Nichts dem Schicksale entgeht, von ihm für die Bildlichkeit seiner Sprache verwendet zu werden. Aber auf seine volle Höhe kommt das Buch doch erst im dritten Theile (S. 136—234), der die in Bismarcks Briefen offenbarte Weltanschauung zu einem Gesammtbilde vereinigt. Aus der Sorgfalt, mit der hier Matthias die vielen einzelnen Briefstellen wie Mosaiksteinchen zusammenträgt und unter bestimmten Gesichtspunkten (Bismarck und sein Haus, Bismarck und sein Gott, Bismarcks Deutschthum, Bismarcks Humor) zu Gruppen ordnet, erkennt man leicht, mit welcher Freude, welchem Genuß er die Briefe gelesen hat. Und Jeder, der sich mit voller Hingabe versenkt in diese köstlichen Zeugnisse des reichen Innenlebens einer gottbegnadeten Menschenseele, muß daraus einen Segen gewinnen für das eigne Fühlen und Sein. Sind diese Briefe ein herrliches Vermächtniß des großen Kanzlers an sein Volk, so ist Alles, was geeignet ist, ihren Werth im Einzelnen nachzuweisen und aufzuzeigen, mit freudigstem Danke willkommen zu heißen. Denn ein Buch wie das vorliegende ist nicht nur geeignet, den Briefen Bismarcks, die jeder gebildete Deutsche kennen müßte, neue Leser zu werben, sondern sie auch Denen, die sie bereits kennen und lieben, noch werthvoller zu machen. Durch Beides aber erwirbt sich der Verfasser ein unleugbares Verdienst.

R. B.

— Gemoll, Albert, Direktor Dr., Mit Gott für Kaiser und Reich. Ansprachen und Schulreden. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1902. VI und 209 SS. gr. 8. 3,20 ℳ. — Eben erst hat die Verlagshandlung in Richard Richters Schulreden eine treffliche Sammlung geistvoller und packender Ansprachen dargeboten, da veröffentlicht sie in dem schön ausgestatteten Bande eine neue, fesselnde Gabe. Vom Verfasser ist im gleichen Verlage bereits 1889 eine Sammlung von 21 Ansprachen erschienen. Das neue Heft enthält neben einem Anhange von 5 größeren Dichtungen 27 Reden. Sie zerfallen in 2 Theile, deren erster „Mit Gott“ überschrieben ist. Die Themen sind hier

entweder biblische Sprüche und Persönlichkeiten oder allgemeine Sentenzen oder Charaktere aus der Literaturgeschichte. Im 2. Theile sind 7 Ansprachen vereinigt, die Kaiser Wilhelm, Bismarck und hervorragende Tage der deutschen Geschichte zum Gegenstande haben. Wie der Verfasser von den Reden bezeugen kann, daß sie bei den Schulfeierlichkeiten die Aufmerksamkeit der Schüler gehabt haben, so fesseln sie den Leser in hohem Grade durch die Belesenheit des Verfassers, der eine Reihe trefflicher Citate bringt, z. B. S. 73 das Wort von Luther über den Beruf, durch die Bezugnahme auf historische Persönlichkeiten und Momente, z. B. Friedrich den Großen, S. 7, 72 und öfter, durch die verständnißvolle und sinnige Rücksichtnahme auf den Gedankenkreis des Schülers, wie auch des Gebildeten überhaupt, durch die Verbindung der nationalen Begeisterung mit dem allgemeinen menschlichen Empfinden, besonders im 2. Theile und im Anhange. Vermöge dieser Eigenschaften wird auch dieses Büchlein des Verfassers sich seinen Weg sichern. n.

— Neues aus Leechenthal. Allerlei Geschichten von Aug. Trinius („Kleinstadtluft: Neue Folge".) Verlag von Fischer und Franke, Berlin W. 179 S. — Auch diese anmuthige Gabe des gemüthvollen Thüringer Dichters und Erzählers, den die Gemeinde Gadelbach längst zu ihrem „Gemeindepoeten" erkoren hat, dürfte sich rasch ihre Freunde erwerben. Jeder, der das schöne Thüringerland durch längeren Aufenthalt aus eigener Anschauung und Erfahrungen kennt, fragt sich bei den hier zusammengestellten dreizehn Erzählungen: Wo bist du dem oder jenem doch gleich begegnet? Und das kleinstädtische Colorit ist so anmuthig gezeichnet, daß der Leser sich selbst bald heimisch fühlt in den Kreisen dieser Leute. Denn überall spricht ihn echt deutsche Gemüthsinnigkeit, verbunden mit gesundem Humor und einer reichen Dosis Schalkhaftigkeit, an. Von besonderem Reiz sind die Geschichten, in denen der Contrast zwischen spießbürgerlicher Beschränktheit, die vom alten Brauche nicht lassen mag, und modernem Fortschritte zum Ausdrucke kommt. Selbst der Boerenkrieg kommt zu seinem Rechte („General Kohlhase"), und die Auswandereelust, die Vereinsmeierei, die Titelsucht u. s. w. werden gebührend gegeißelt. Ueberall aber weht uns der Tannenduft der Thüringer Hochwälder entgegen, der diesen Erzählungen einen besonderen Reiz verleiht. Am meisten sprachen uns „Das große Loos", „Der Weihnachtsball", „Der Tugendspiegel", „Der Feind im Hause" und „Die Narrenrede" an. Allen Freunden einer gesunden Volkslectüre sei die Sammlung bestens empfohlen! π

— Rudolph Braune-Roßla, Der Arbeitsteufel. Neue Thüringer Dorfgeschichten. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. 198 S. — Der in Roßla am Harz lebende Erzähler, der sich bereits durch mehrere Arbeiten [Thüringer Dorfgeschichten, 1893, Gefehlt (Dr.), 1893, Ein Mädchen (De.) 1893, Die goldene Freiheit (R.) 1894 u. a. m.] vortheilhaft in die Literatur eingeführt hat, bietet in den vorliegenden sieben Erzählungen eine Anzahl anschaulicher Bilder aus dem Thüringer Volksleben mit seinen anspruchslosen, treuherzigen Bewohnern und seinen zum Theile noch heute vorhandenen Sitten, Gebräuchen und abergläubischen Anschauungen, denen die auftretenden Personen nicht selten in ihrem Dialekte Ausdruck geben. Es sind das durchgängig Leute, die in harter Lebensarbeit das wurden, was sie sind, denen gewissermaßen der „Arbeitsteufel" — daher der Titel, der also keineswegs verächtlich gemeint ist, sondern in Thüringen u. a. etwa soviel bedeutet wie „Arbeitsdrang" — im Blute liegt, und die daher den Segen der Arbeit ebenso wie den Fluch des Müßigganges an sich selbst erfahren müssen. Hierin liegt das sittliche Moment der meist recht anziehend geschriebenen Geschichten. Mit Vorliebe führt der Verfasser Vertreter des Lehrerstandes ein und läßt uns interessante Einblicke thun in die unwürdige Stellung, die noch vor kaum 50 Jahren in verschiedenen thüringischen Staaten dieser Stand einnahm (vgl. bes. „In der Hundetürkei" und „Der Präceptor"). Eine Stelle mit 30 Thalern Einkommen und „Reihetisch" bei den Bauern galt damals als eine sehr gute: „Einmal ging die Reihe nach den Häusern, das andere Mal nach den Schulkindern. Und welch' Essen bekam ich oft — nicht besser als Schweinefutter. Noch jetzt überläuft's mich, wenn ich daran denke" (S. 148). Dabei unterläßt Verfasser nicht, die entgegengesetzten, modernen Anschauungen zur Geltung kommen zu lassen (vgl. „Weltuntergang", „Osterwasser" u. a.), wodurch sich häufig humorvolle Contraste ergeben, die überaus belustigend wirken. Und hierin erkennen wir einen bedeutsamen Vorzug dieser wie überhaupt aller guten Dorfgeschichten, die, abgesehen von der Unterhaltung, den höheren Zweck, der Culturgeschichte zu dienen, verfolgen. So sei die Sammlung allen Freunden unseres Volkslebens aufs beste empfohlen! π

— E. Friedrich: Die Anwendung der kartographischen Darstellungsmittel auf wirthschaftsgeographischen Karten. (Leipziger Habilitationsschrift.) Leipzig, Druck von Schönert, 1901. — Dies kleine Schriftchen ist ein werthvoller Beitrag zur Kartographie und zur Wirthschaftskunde Südafrikas. Nach vier Gesichtspunkten ist der Stoff geordnet, und es ergeben sich die vier Glieder der Abhandlung: erstens das Wesen der Karte, zweitens die kartographischen Darstellungsmittel, drittens das Wesen der wirthschaftsgeographischen Karte und viertens die Anwendung der kartographischen Darstellungsmittel auf wirthschaftsgeographischen Karten. Der interessanteste Theil ist der letzte, wo der Verfasser neue Anschauungen entwickelt und an der Hand eines Beispiels (Südafrika) nachweist, daß die kartographischen Darstellungsmittel in ihrem Wesen ergriffen werden müssen und aus diesem Wesen heraus für verschiedene Zwecke verschieden zu verwenden sind. Die wirthschaftlichen Verhältnisse Afrikas werden auf der Erkenntniß des Wesens der kartographischen Darstellungsmittel kartographisch fixirt. Die beigefügte Karte von Südafrika ist nur ein Theil einer gesammten „Producten- und Verkehrskarte von Afrika" im Maßstab von 1 : 10 Mill., die in nächster Zeit, von einem ausführlichen Literaturverzeichniß und statistischen Angaben über Ein- und Ausfuhr begleitet, veröffentlicht werden soll. Eo.

— Liebenow-Ravenstein: Special-Karte von Mittel-Europa. Maßstab 1 : 300 000. Verlag von L. Ravenstein, Frankfurt a. M. 5. Lieferung. — Wir haben schon im vergangenen Jahre Gelegenheit genommen, auf das großangelegte, populäre Kartenwerk hinzuweisen. Die vorliegende 5. Lieferung umfaßt die Blätter: 17 Königsberg, 25 Köslin, 26 Danzig, 27 Elbing, 37 Tempelburg, 38 Bromberg, 39 Deutsch-Eylau und 58 Hannover. Also vorzüglich westpreußisches Gebiet wird dargestellt. Die vielen langgestreckten Seen dieser Gegend, ihre großen Waldungen und das besonders auf der Radfahrerkarte stark hervortretende, weitmaschige Straßennetz, bedingt durch die verhältnißmäßig spärliche Bevölkerung, stehen in eigenthümlichem Contraste zu dem der Lieferung beigegebenen Blatte Hannover. Auf diesem Blatte schließt sich das Straßennetz so enge, daß es für Zeichner und Stecher gewiß nicht leicht war, das Straßennetz der Radfahrer-Ausgabe so deutlich zu bringen, wie es geschehen ist. Dieser Contrast wird am deutlichsten sichtbar, wenn man dieses Blatt Hannover mit dem Blatt Deutsch-Eylau vergleichet, wo nur noch ganz vereinzelte Straßen ins russische Gebiet sich erstrecken. Die Kärtchen auch dieser Gegend werden ihre Liebhaber finden; zu wünschen wäre nur, daß das ganze Unternehmen, deren Schwierigkeit wir gar wohl kennen, etwas flotter von Statten ginge. Eo.

— Das Zukunftskleid der Frau. Praktische Rathschläge und genaue Anleitung zur Selbstanfertigung von Reformkleidern mit Schnittübersichten und reichhaltigen Illustrationen von Jeannie Watt. Berlin und Leipzig, Verlag von W. Bobach & Co. — Das Buch hat zunächst den Vorzug, daß es sehr zeitgemäß ist. Die Reformbekleidung, nunmehr in die Praxis übertragen, gewinnt immer mehr Raum, nachdem man von jeder Schablone abgesehen und der Phantasie beliebigen Spielraum gelassen hat. So kommen die „Praktischen Rathschläge", die Jeannie Watt ihren Mitschwestern giebt, nur gelegen, um so mehr, als Alles, was sie vorbringt, annehmbar und recht klug durchdacht ist. Die Anleitungen zur Selbstanfertigung von Reformkleidern sind so klar und übersichtlich, daß man, unterstützt durch treffliche Abbildungen, bei gutem Willen ohne weitere Uebung danach arbeiten kann. In der Anrede an die „leidenden Mitschwestern" hat sich die Verfasserin allerdings, besonders in Erregung über das Corsett, einiger Uebertreibungen schuldig gemacht, und geschmackvoll ist es auch nicht, wenn man dieses einen „Apparat zum Selbstmord" nennt, oder in Betreff der Beschwerden des Corsetts ausruft: „Es ist als sollte ihn der Schlag rühren, als konnte er einfach nicht athmen." Was muß denn die Verfasserin für fürchterlich „zugeknöpfte" Menschen kennen gelernt haben? Abgesehen von diesen kleinen Störungen ist das Werkchen sehr beachtenswerth und wir stimmen der Verfasserin bei, daß man nicht mehr fragen sollte, was modern, sondern was kleidsam und zweckmäßig ist. Und auf diesem Wege sind wir, Jeannie Watts Schrift wird hierbei ein guter Führer sein. C. Sch.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 54. Dienstag, den 6. Mai, Abends. 1902.

Neue Musik-Literatur und neue Musikalien.

Während der drei Monate, die seit unserem Weihnachtsstreifzuge durch musik-literarisches Gebiet verflossen sind, haben sich auf dem Redactionstische Bücher über Musik und Notenhefte wiederum in beträchtlicher Anzahl angehäuft, und die concertfreieren Tage des Vorfrühlings seien nun gleich dazu benutzt, unsere verehrlichen Leser und Leserinnen auf die uns zugegangenen Neu-Erscheinungen aufmerksam zu machen. Wir wollen dabei, um Jedem ein leichteres Herausfinden des ihn nach seiner Art des Musikinteresses oder der Musikpflege besonders Interessirenden zu ermöglichen, das vorliegende Material in folgende Gruppen zusammenfassen: 1) Werke zur Musikgeschichte und Musikästhetik, Monographien, biographische Arbeiten. 2) Allgemeine Musiklehre, Harmonielehre und Partituren. 3) Gesangskunst und neue Lieder. 4) Geigen-Literatur. 5) Clavier- und Orgelwerke. 6) Bearbeitungen für andere Instrumente (Flöte und Horn), und 7) Chorwerke. Außerhalb dieser Gruppenvertheilung möchten wir aber gleich hier neuerdings auf die im Berliner Verlage von Schuster und Loeffler erscheinende Halbmonats-Zeitschrift „Die Musik“ hinweisen, die neben werthvollen Einzelaufsätzen über Musiker und deren Werke und zahlreichen Porträts und sonstigen Illustrationen eine kritische Chronik des gesammten Musiklebens unserer Zeit bringt, und die sich mit den bislang zur Ausgabe gekommenen 13 Heften als ein ebenso bedeutsames und vornehmes wie außerordentlich preiswerthes (Jahresabonnement auf 24 Hefte Preis 10 ℳ) Kunstblatt erweisen konnte. Eine ganz besonders schöne Gabe ist das in der zweiten Hälfte des Märzmonates publicirte „Beethoven-Heft der Musik“, dem mehrere Bildnisse Beethovens, Facsimiles (darunter eine vollständige Nachbildung des für die Erkenntniß von Beethovens Menschenthum so wichtigen „Heiligenstädter Testamentes“) und ein bisher unbekanntes Adagio des Meisters beiliegen. Während des Sommersemesters sollen in ähnlich reicher Ausstattung ein „Bayreuth-Heft“ und ein „Brahms-Heft“ folgen. Selbstverständlich können diese besonders kostspieligen Hefte im Einzelverkaufe nicht ganz so billig abgegeben werden, wie die Abonnenten der Zeitschrift sie erhalten; doch wird gewiß kein Beethoven-Verehrer die immerhin noch sehr geringe Ausgabe von einer Mark scheuen, für die er in den Besitz des außerordentlich schönen Beethoven-Heftes gelangen kann. Und da wir nun gerade zu den Beethoven-Freunden sprechen, so sei gleich hier die Vielen gewiß hochwillkommene Nachricht angefügt, daß zwei seit Langem vergriffene Beethoven-Bücher, Ludwig Nohls „Beethoven-Brevier“ und des gleichen Autors „Eine stille Liebe zu Beethoven“ bei Hermann Seemann Nachfolger hier in Neu-Ausgaben (Preis broschirt je 2,50 ℳ, gebunden je 3,50 ℳ) erschienen sind. Das „Beethoven-Brevier“ enthält, von längeren stimmungsreichen Ausführungen Nohls eingeleitet, eine Zusammenstellung aller jener Dichter- und Denkerworte, die Beethoven sich in den mehreren Büchern seiner Hausbibliothek als seinem Empfinden und Denken ganz besonders entsprechend angestrichen oder auch abseits von den Quellen selbst niedergeschrieben und gelegentlich citirt hat, während das Bändchen „Eine stille Liebe zu Beethoven“ mit den darin enthaltenen und von Nohl eingehend erläuterten Tagebuchaufzeichnungen des Fräulein Giannatasio del Rio tief in die Leideswelt des „letzten Beethoven“ hineinführt.

1) **Werke zur Musikgeschichte und Musikästhetik, Monographien und biographische Arbeiten.** Ein groß angelegtes, nach Art der Katechismen in Fragen und Antworten gehaltenes und sich mit dieser sehr leicht faßbaren Weise an den weitesten Kreis der Musikliebhaber wendendes musikhistorisches Werk ist die im Verlage von Max Schmitz in Leipzig-R. erscheinende „Allgemeine illustrirte Encyklopädie der Musikgeschichte“ von Prof. Hermann Ritter. Der uns vorliegende schön ausgestattete und vornehm illustrirte erste Band des insgesammt auf den Umfang von 6 Bänden zum Preise von je 4,50 ℳ berechneten Werkes bringt nach einleitenden gedankenreichen Betrachtungen über das Wesen der Tonkunst und über den Zweck des Studiums der Musikgeschichte alles durch Forschungen festgestellte Wissenswertheste von den Musikinstrumenten, der Musiktheorie und der Musikpflege der Aegypter, Hebräer, Altgermanen, Kelten, Finnen, Griechen und Römer sowie im Anhange eine bibliographische Zusammenstellung vieler von der Musik des Alterthums handelnden Schriften. Den Vordruck seines Bildnisses im ersten Bande der „Encyklopädie“ hat Hr. Professor Hermann Ritter, den die musikalische Welt als den Erfinder der nach ihm benannten Alt-Viola kennt, wohl nur auf Wunsch der Verlagshandlung gestattet, wie denn wohl auch die etwas unbesonnene Vornotiz vor der Bibliographie: „Alle in nachstehendem Verzeichniß aufgeführten Schriften sind zu beziehen durch die Verlagsbuchhandlung Max Schmitz in Leipzig-R.“ auf das Conto des Verlegers zu setzen sein dürfte. Schon bei einigen dort angeführten Werken aus dem 19., mehr aber noch bei solchen aus dem 18., 17. und selbst 16. und 15. Jahrhundert dürfte das „Beziehen“ wohl an ganz unüberwindlichen Schwierigkeiten scheitern. Nach dem im ersten Bande enthaltenen Prospecte soll in Band II „die Musikentwickelung im Mittelalter“, in Band III „die Musikentwickelung (während der Renaissance) auf dem Boden von Italien“ geschildert, in Band IV und V aber „die Musikentwickelung auf dem Boden von Deutschland“, „Deutschlands Classiker der Tonkunst“, „das neunzehnte Jahrhundert in seinen musikalischen Hauptvertretern in Deutschland“ und „das deutsche Lied“ abgehandelt werden, und schließlich im Bande VI „die Musikentwickelung in außerdeutschen und außeritalienischen Ländern“ zur Darstellung gelangen. Ein dem ersten Bande in guter Reproduction eingefügtes Bild von Hermann Schneiders „Tanzstunde im Dionysostempel“ veranschaulicht anmuthvoll jene classische Zeit, da das Nackte noch von keiner lex Heinze bedroht war.

Hochwillkommen zu heißen ist der von Hermann Seemann Nachfolger hier herausgegebene umfangreiche Band „Moderne Musikästhetik in Deutschland. Historisch-kritische Uebersicht von Paul Moos“ (Preis: 10 ℳ, gebunden 12 ℳ), in dem mit eindringlicher Sachkenntniß und großem Geschick alle Anschauungen und Erkenntnisse zusammengetragen und gegeneinandergestellt sind, welche seit Kant bis zu den gegenwärtigen Tagen deutsche Philosophen, Aesthetiker und Physiologen vom Wesen des Schönen in der Musik gewonnen haben. „Aus Erfahrung weiß ich, daß die meisten Musiker und Musikliebhaber nur einzelne Bruchstücke der gesammten musikalischen Literatur kennen, und auch weder die Zeit noch Möglichkeit haben, aus den Quellen selbst die Lücken zu ergänzen und die inneren Beziehungen herzustellen. Aus Erfahrung weiß ich aber auch, daß der Trieb nach Erkenntniß des in der Musik sich offenbarenden Geistes in unseren Tagen nicht weniger lebhaft und brennend ist als je zuvor. Daher habe ich den Versuch unternommen, die organische, fortlaufende Entwickelung der musikästhetischen Probleme aufzuzeigen, um den Leser Stufe für Stufe auf die Höhe moderner Wissenschaft zu erheben, ihm die Bewältigung des Gesammtmateriales zu ersparen, die Kritik aller Richtungen zu erleichtern und für eigene Studien einen festen Rückhalt zu geben.“ Nach dem in diesen Sätzen des Vorwortes kundgegebenen Plane recapitulirt Moos in vortrefflicher Anordnung und unter oftmals sehr klarstellender kritischer Beleuchtung Alles, was

Deutschlands Denker über das Wesen der Musik nnd des Musikgenusses zu sagen vermocht haben, wobei daan allerdings mit Eduard v. Hartmann nnd den jüngsten Gegnern des Hanslickschen „Musikalisch-Schönen“ der Abschluß gemacht wird, die Auseinandersetzung mit den ästhetischen Anschauungen Richard Wagners aber für eine besondere Arbeit vorbehalten bleibt. In voller Beherrschung des tiefdringenden und vielverzweigten Stoffes gelingt es Moos, diesen allenthalben gut zu gruppiren und alle Einzelnheiten desselben deutlich wahrnehmbar zu machen, nnd seine „Moderne Musikästhetik in Deutschland“ ist sonach wirklich dazu angethan, eine vielfach schon schmerzlich empfundene Lücke in der Handbibliothek jedes denkenden Musikers nnd Musikfreundes in bester Weise auszufüllen.

Lesenswerthe Betrachtungen über „Schaffen und Nachschaffen in der Musik“ enthält eine von Professor Dr. Carl Krebs in der königl. Akademie der Künste zu Berlin gehaltene Festrede, die von der Berliner Hofbnchhandlung E. S. Mittler und Sohn als Separatdruck zum Preise von 60 ₰ herausgegeben worden ist. Ein böses, böses Büchlein, eine rechte Herostratos-Arbeit ist Dr. Erich Urbans bei Schuster und Loeffler in Berlin verlegte Broschüre „Strauß contra Wagner“, in der mit ebensoviel Liebedienerei als Pietätlosigkeit die symphonische Dichtung à la Strauß als die germanischer Wesensart entsprechende Form musikalischer Kunstäußerung gefeiert, das Musikdrama Wagners aber als ein im Grunde undeutscher nnd nun zum Glück schon halbwegs überwundener Irrthum bezeichnet wird. Neben vielen beabsichtigten Ungereimtheiten legen auch stilistische Mängel des Buches beredtes Zeugniß von geistigem Unreifsein — oder Ueberreifsein des Verfassers ab. Satzfolgen und Satzconstructionen wie beispielsweise: „Wagners dramatisches Allkunstwerk wird stets, auch wenn wir es als einen — allerdings grandiosen — Irrthum ablehnen müssen, eine erstaunliche Leistung bleiben. Schon die Zähigkeit, mit der er an dem einmal gefaßten Plan festhielt, nöthigt einem Achtung ab“, und „Anstatt an den glänzenden Gestalten Shakespeares, Schillers, Goethes, Heines u. s. w. stutzig zu werden, die doch auch Kunstwerke schufen nnd nicht etwa Trödel für die Menge“ u. s. w. dürften einem Manne nicht mitunterlaufen, der von Wagner zu behaupten wagt, daß dieser „kein Dichter gewesen, sondern nur die Geschicklichkeit besessen hat, zu seiner Musik auch artige Worte zu machen“.

Viel Anerkennendes und dabei doch kritisch Sichtendes über Richard Strauß findet man in dem durch den Verlag der Ostpreußischen Druckerei und Verlagsanstalt in Königsberg in Pr. publicirten Büchlein „Jenseits von Wagner nnd Lilzt. Profile nnd Perspektiven“ von Ernst Otto Nodnagel, das nebenbei noch lesenswerthe nnd mit den Bildnissen der betreffenden Componisten geschmückte Aufsätze über Mahler, Wolf, Arnold Mendelssohn und Max Schillings, sowie über einige moderne Kunstfragen nnd über Siegfried Wagners „Bärenhäuter“ enthält. Der Autor führt eine schneidige Klinge und überrascht durch manches gewandte Fechterstücklein, befremdet aber andererseits durch seine fast unbedingte Bewunderung der Mahlerschen Compositionen und durch seine wohl etwas allzusehr im Sinne der Autoren einer zweiten Bärenhäuter-Oper abgefaßte schonungslose Verurtheilung des zum Theil ganz liebenswürdigen Erstlingswerkes von Siegfried Wagner.

Der große Vater Siegfried Wagners wird uns menschlich näher gerückt nnd zugleich doch zu über-menschlicher Verehrungsferne entrückt in Ludwig Schemanns Büchlein „Meine Erinnernngen an Richard Wagner“ (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. Preis broschirt 1,50 ℳ). Der Verfasser, der in jüngerer Zeit als Uebersetzer der Werke des Grafen Gobineau bedeutsam hervorgetreten ist, seit Langem oder schon der hauptsächlich durch Hans v. Wolzogen, Heinrich v. Stein und Carl Friedr. Glasenapp repräsentirten Bayreuther Apostelgruppe angehört, schüttet in diesem Büchlein, das neben dem erweiterten Wiederabdruck der vor einem halben Jahre in der „Täglichen Rundschau“ veröffentlichten Erinnerungen auch nach des Autors kurz nach Wagners Tode niedergeschriebene „Worte der Erinnerung“ enthält, sein von ehrfürchtiger Dankbarkeit und Liebe überschwellendes Herz aus, und die Lectüre solcher Ergießungen kann heutzutage, wo hier und da Frevlerhände sich ausstrecken, um durch Herabzerren der erhabenen Gestalt Wagners vom Hochaltare deutscher Kunst Platz für ihre Götzen zu schaffen (siehe oben „Strauß contra Wagner“), immerhin ganz segensreich wirken.

Als erweiterten Abdruck einer zum ersten Male in einigen Halbmonatsheften der „Musik“ veröffentlichten Arbeit hat der Verlag von Schuster und Loeffler Dr. Wilhelm Altmanns „Chronik des Berliner Philharmonischen Orchesters“ in einem prächtig ausgestatteten bilderreichen Hefte herausgegeben. Bei dem erstaunlich billigen Preise von 60 ₰ dürfte dieses Heft schon nm der darin enthaltenen ganzseitigen vortrefflichen Bildnisse Hans v. Bülows, Hans Richters und Arthur Nikischs, eines facsimilirten Briefes von Bülow und der vielen kleineren Portraits namhafter Dirigenten (darunter Wüllner, Schuch, Mottl, Lewi, Strauß und Kogel) starke Abnahme finden.

Ein für weiteste Kreise berechnetes und weitesten Kreisen wärmstens zu empfehlendes „Lebensbild Johann Sebastian Bachs“ von Pfarrer Hermann Barth ist als Veröffentlichung des Vereins der Bücherfreunde durch die königl. Hofbuchhandlnng Adolf Schall in Berlin zur Ausgabe gelangt. Diese mit begeistertem Verständniß und innigster Verehrung geschriebene und mit mehreren Bildnissen geschmückte Würdigung des Menschen und des Tonsetzers Bach (nahezu 400 Seiten Text; Preis geheftet 3 ℳ 50 ₰, gebunden 4 ℳ 50 ₰) verdiente thatsächlich ein Volksbuch der Deutschen zu werden, da sie ganz dazn angethan ist, allenthalden Liebe und Bewunderung für das Leben und Schaffen des großen Meisters wachzurufen und zu fördern. Ist erst das weitverbreitete Vorurtheil, daß die Kunst Johann Sebastian Bachs sich mehr an das Verstehen wie an das Empfinden wende, — überwunden, und dazu kann das warmherzige Büchlein von Hermann Barth beste Dienste leisten —, so wird die Bachsche Kunst in Wirklichkeit eine deutsche Volkskunst werden und als solche läuternd, kräftigend und erhebend wirken können.

Vom Leben und Schaffen des gerade hier in Leipzig von früher her wohlbekannten Componisten Theodor Gouvy handelt ein soeben von der Berliner Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst, herausgegebener neuer Band des Sammelwerkes „Berühmte Musiker“. In dem vortrefflich geschriebenen, mit einem Bildnisse des Componisten und mit vielen Notencitaten geschmückten Bande „Theodor Gouvy. Sein Leben nnd seine Werke“ (Preis broschirt ℳ 3) schildert Dr. Otto Klauwell-Köln den ganzen Entwickelungsgang und alle einzelnen Schöpfungen Gouvys in so warmherziger und fein-charakterisirender Weise, daß der Leser ganz nnwillkürlich von Sympathie erfaßt wird und sich gerne anderthalbhundert Seiten lang von einem Tonsetzer vorplandern läßt, mit dem er sonst vielleicht noch keinerlei Fühlung genommen hatte, und dem trotz all' seiner Tüchtigkeit und Edelart im Schaffensbereiche der Tonkunst thatsächlich auch nur der Platz eines hochachtungswürdigen Epigonen zugewiesen werden kann.

Als zehntes Bändchen der durch den hiesigen Verlag von Hermann Seemann Nachfolger zur Veröffentlichung gelangenden Musikalischen Studien ist soeben in deutscher Uebersetzung von Ferdinand Lugscheider eine werthvolle Arbeit des bekannten Neapolitanischen Conservatoriumsprofessors Nicola d'Arienzo über „Die Entstehung der komischen Oper“ heransgekommen. Mit einiger Ausführlichkeit und unter Anführung von 70 Musikbeispielen giebt der Verfasser hier die Werde- und Entwickelungsgeschichte der italienischen komischen Oper von Orazio Vecchi an (dessen durchcomponirte Komödie „L'Amfiparnasso“ bereits 1594 zn Modena — „im gleichen Jahre also mit der als erste Oper geltenden „Dafne“ des Peri und Caccini aufgeführt wurde) bis zu Pergolesi nnd Alessandro Scarlatti (Aufang des achtzehnten Jahrhunderts), und gerade in gegenwärtiger Zeit, wo an den Theatern so vielfach Versnche zur Wiederbelebung der älteren komischen Opernkunst (Pergolesi, Grétry, Dalayrac ꝛc.) gemocht werden und das Verlangen nach neuen heiteren bühnenmusikalischen Spielen allenthalben rege geworden ist, dürfte Professor d'Arienzos Quellenforschung „Die Entstehung der komischen Oper“ (Preis broschirt 5 ℳ, gebunden 6 ℳ) gewiß manchen nach Belehrung oder Anregung verlangenden Kunstfreunden und schaffenden Künstlern recht gelegen kommen.

„Schmücke dein Heim!“ Das scheint nicht nur die Reclame-Devise für Diaphanbilder zu sein, sondern auch die Losung des Kunstwartes, der unermüdlich bestrebt ist, mit allen ihm wohlgefallenden Trieben und Blüthen der Kunst seinem Leserkreise den häuslichen Herd zu bekränzen. Nachdem er zuerst in wohlfeilen und zumeist guten Reproductionen „Meisterbilder fürs deutsche Haus“ herausgegeben, sucht der Kunstwart nun auch die Idee des Ueberbrettls in seiner Weise zu fructificiren und seinen Lesern Materialien zur häuslichen Pflege heiterer Musik darzu-

bieten. Hr. Dr. Richard Batka, der musikalische Hausgeist der Kunstwart-Redaction, der zu diesem Zwecke heraufbeschworen wurde, hat sich eingehend über die Möglichkeit und über die Aussichten einer „(musikalischen) bunten Bühne“ im Hause geäußert und dann mehr oder minder hellsichtig eine ganze Anzahl zum Theil unbeachteter, zum Theil unbekannter Schätze „der fröhlichen Tonkunst“ aufgespürt. Das solcherweise Aufgefundene wird durch den Kunstwart in zwanglos erscheinenden Heften „Bunte Bühne, Fröhliche Tonkunst“ (Preis für jedes Heft 1 ℳ) zu Tage gefördert und der gute Hausgeist giebt jedem einzelnen Funde noch ein offenbarendes „Begleitwort“ mit auf den Weg. Das erste Heft — pardon: die „erste Folge“ dieser Schatzsammlung enthält in Text und Musik die Lieder: „Epiphanias“ von Hugo Wolf, „Der Kuß“ von Beethoven, „Kleiner Haushalt“ von Loewe, „Phidile“ von Plüddemann, „Reigen“ von Weber, „Das gestörte Ständchen“ von Mozart, „Es war einmal ein König“ von Beethoven und das Männerstimmenquartett „Landsknechtständchen“ von Orlandus Lassus, die, mit Ausnahme der beiden Gesänge von Wolf und von Loewe und des für Dilettantenkreise schwer ausführbaren Quartettes von Lassus, bislang, trotz ihrer „Fröhlichkeit“, wohl nicht mit Unrecht als minderwerthige Compositionen galten. Eine ähnliche Auswahl bringt auch die zweite Folge, der zur Ergänzung der Gesangsstücke noch fünf Menuette für Clavier allein (von Bach, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven) beigegeben wurden. Es ist kaum zu bezweifeln, daß eine mit der vom „Kunstwart“ dargebotenen Nummern veranstaltete „Bunte Bühne“ im Hause sich nicht nur als ein gut-bürgerliches, sondern sogar als ein recht spießbürgerliches Vergnügen erweisen wird, wobei dann einzig vielleicht der Vortrag des Weberschen Liedes „Ich sah ein Röslein am Wege steh'n“ mit der an alle lieben Mädchen gerichteten etwas kühnen Schluß-Aufforderung, den Vortragenden zu küssen, etwas sensationell wirken — und im günstigsten Falle zu einer bunten Bühnen-Verlobung führen dürfte.

2. Allgemeine Musiklehre, Harmonielehre und Partituren. Hier haben wir zunächst auf ein in seiner Art wirklich ganz vortreffliches Buch hinzuweisen, auf die „Musikalische Elementar-Grammatik“ von Adolph Pochhammer (Leipzig, Hermann Seemann Nachf. Preis geb. 4 ℳ), einen handlichen Band, aus dem jeder Musiktreibende, sei er nun Instrumentalist oder Singender, und auch jeder nicht selbst ausübende Freund der Musik in bester Weise Belehrung und Aufklärung über alles für eine vollständige Aufnahme und Wiedergabe musikalischer Schöpfungen Erforderliche gewinnen kann. In 673 knapp und klar gefaßten Paragraphen erläutert der Verfasser die akustischen und harmonischen Grundgesetze der Musik, das Wesen der musikalischen Notirung, der Intervalle, der Tonleitern, der Accorde, des musikalischen Satzes, der Verzierungen, der Schlüssel, der Kirchentöne und der Transposition, giebt bedeutsame Lehren für den musikalischen Vortrag und macht in äußerst faßbarer Art mit den Begriffen der Harmonielehre und Formenlehre — ja selbst mit der Eigenart aller Musikinstrumente und schließlich gar mit den Ausspracheregeln für das Italienische vertraut. Ein umfangreiches Sachregister und Wörterbuch, das den dritten Theil des Buches bildet, ermöglicht sofortiges Auffinden jeder im einzelnen Falle erwünschten Klarstellung, und so kann diese aus voller Beherrschung der darin behandelten Materialien hervorgegangene und Hrn. Prof. Dr. Riemann gewidmete „Musikalische Elementar-Grammatik“ allen einer umfassenden Ausbildung ermangelnden und nach Wissen verlangenden Musiktreibenden thatsächlich als ganz vorzüglicher Rathgeber anempfohlen werden. Bescheideneren Ansprüchen könnte wohl auch das von demselben Autor in ähnlicher und allerdings weniger eindringlicher Weise verfaßte Büchlein „Einführung in die Musik“ (gleichfalls bei H. Seemann Nachfolger, Preis geb. 1 ℳ bereits in vierter Auflage erschienen) genügen. Zu weiter Verbreitung ist bereits die vornehmlich zum Selbstunterricht bestimmte „Populäre Harmonielehre in Unterrichtsbriefen“ von Ernst Böttcher (H. Seemann Nachfolger. Preis geb. 2,40 ℳ zweite Auflage) gelangt, von der die Preußische Lehrerzeitung schon 1894 mit Recht sagen konnte, daß für den angegebenen Zweck in dieser Form noch kein besseres Heft herausgekommen sei. In 36 Lectionen wird hier mit Erklärungen, Fragestellung und mit Aufgaben, deren niederzuschreibende Lösung an der Hand der im nächsten Briefe gedruckten Lösungen auf ihre Richtigkeit hin geprüft werden kann, systematisch fortschreitend von den Elementarbegriffen des Tonsatzes bis zur Fugen-Composition vorgeschritten, während eine im gleichen Verlage und gleichfalls in zweiter Auflage erschienene „Harmonie- und Melodielehre“ des Innsbrucker akad. Musikdirectors Josef Pembaur (Preis 4 ℳ) gleichsam zu freierem eigenen Tonsetzen anleiten will, indem hauptsächlich an Beispielen und vornehmlich an solchen der hervorragendsten Meister die zahlreichen Möglichkeiten für die verschiedenartigsten Modulationen und Melodiebildungen nachgewiesen werden. Ein bei Selbststudien und nachhelfenden Repetitionen vielgebrauchtes Buch, das alle Disciplinen der musikalischen Satzkunst und alle musikalischen Formen in Fragen und Antworten abhandelt und mit vielen Notenbeispielen erläutert, ist Joh. Christ. Lobes „Katechismus der Kompositionslehre“, von dem der J. J. Webersche Verlag hier soeben eine vielfach abgeänderte siebente Auflage (Preis gebunden 3,50 ℳ) herausgegeben hat. Hr. Richard Hofmann, der verdienstvolle Bearbeiter der Neu-Ausgabe, hat das an sich gute alte Buch dadurch verbessert, daß er an Stelle der in früheren Auflagen angeführten wenig gebräuchlichen Jelensperger-Lobeschen Accord-Bezifferungen die allgemein üblichen Generalbaßbezeichnungen setzte, — und dadurch erweitert, daß er einige von Lobe ehedem wegen Raummangels weggelassene Capitel über einfachen und doppelten Contrapunkt, Canon und Fuge, dem solcherweise zu umfassenderer Bedeutung geförderten Werke eingefügt hat.

Alle Diejenigen, welche von den Meisterschöpfungen der Tonkunst gerne den heiligen Urtext, das heißt die Partitur zur Hand nehmen, seien darauf aufmerksam gemacht, daß soeben Beethovens „Missa solemnis“ in kleiner Partiturausgabe (Preis 6 ℳ; in hochelegantem Einbande mit einer vortrefflichen Heliogravüre des Beethovenkopfes und mit einer historisch-ästhetischen Einführung 9 ℳ) herausgekommen ist. Ernst Eulenburg in Leipzig, dem die Anlage und der stetige Ausbau der „kleinen Orchester-Partitur-Ausgabe“ zu danken sind, und der erst kürzlich die ganze musikalische Welt durch Mitaufnahme der Partituren von Berlioz, Brahms und Tschaikowsky in seine Sammlung hocherfreut hat, greift mit dieser prachtvoll gestochenen kleinen Partitur der „Missa solemnis“ von Beethoven erstmalig über das der kleinen Partitur-Ausgabe ursprünglich zugewiesene und bislang nur bei den integrirenden Vocalsätzen der neunten Symphonie von Beethoven und der dramatischen Symphonie „Romeo und Julia“ von Berlioz überschrittene Gebiet der rein instrumentalen Compositionen hinaus, giebt Musikern und Musikfreunden ein kostbares Bändchen in die Hand und ruft mit der Darbietung desselben viele schöne Hoffnungen auf künftige Publicationen wach. Zweifelsohne wird die neue handliche Ausgabe der „Missa solemnis“ schnell Verbreitung finden und das Verlangen nach ähnlichen Ausgaben der „Matthäus-Passion“ und der „H-moll-Messe“ von Bach, des „Messias“ von Händel, der „Schöpfung“ von Haydn, des „Elias“ von Mendelssohn, des „Paradies und Peri“ von Schumann, der „Damnation de Faust“ und des „Requiem“ von Berlioz, des „deutschen Requiems“ von Brahms und vieler anderer Meisterschöpfungen mehr wachrufen, dem von Seiten des um der „kleinen Ausgabe“ willen selbst große Ausgaben nicht scheuenden Verlegers gewißlich in Bälde entsprochen werden dürfte. Neben der „kleinen Orchester-Partitur-Ausgabe“ wird aber auch „Paynes (in den Verlag von Ernst Eulenburg übergegangene) kleine Partitur-Ausgabe der Kammermusikwerke“ stetig ergänzt und erweitert, und als neueste Bändchen No. 251 und 252 erschienen dort eine schöne gestochene kleine Ausgabe des A-moll-Trios op. 50 („à la memoire d'un grand Artiste“) von Tschaikowsky (Preis 2 ℳ) und ein gleich handlicher Neustich des erst jüngst hier von den Meiningern zum Vortrag gebrachten und mit Entzücken aufgenommenen Es-dur-Rondinos für 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Hörner und 2 Fagotte von Beethoven (Preis 0,50 ℳ).

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Hermann Heijermann: Trinette. Berlin. 1902. F. Fischer, Verlag. — Der Roman macht einen unerquicklichen Eindruck; es ist die Geschichte eines Mädchens, das aus einem belgischen Provinzort in die Hauptstadt Brüssel verschlagen wird, wohin schon lange seine stille Sehnsucht geht. Dorthin geht auch ihr Geliebter, der bald als Athlet in einem Variététheater eine Stätte findet. Sie nimmt anfangs eine Stelle als Kindermädchen an, läßt sich dann aber bestimmen, auch zum Variété zu gehen, wo sie als Sängerin auftritt. Ihr Geliebter, Franz, der als Ringkämpfer besiegt wird, sucht Trost in ihren Armen; dann hat sie auch im Atelier des Malers Gonne ein Abenteuer. Franz läßt sie im Stich; sie ist zugegen, wie eine ihrer Freundinnen Victorina an der Schwindsucht stirbt, und zuletzt sehen wir die Verlassene auf der Straße; sie schläft auf einer Bank ein, ihr Kopf gleitet auf den widerlichen, röchelnden Körper eines Trunkenbolds, der ebenfalls dort Rast hält. Doch das ist noch nicht das Ende, wenngleich es das Ende der unglücklichen Romanerzählung ist; es folgt noch eine kurze Berichterstattung im Stil eines Polizeirapports. Nach Jahren sieht man in Rotterdam eine ausgeputzte Frau mit einem verlebten, bepuderten Gesicht, der die Erwachsenen nachsehen, welche die Kinder verhöhnen. Das ist Trinette. Der thatsächliche Gehalt des Stoffes ist jedenfalls dürftig, ganz abgesehen davon, daß die Heldin uns nur geringe Theilnahme einflößt. Doch in der Genremalerei und Stimmungsmalerei zeigt sich Heijermann als ein nicht unbegabter Schüler Zolas; er weiß lebendig zu schildern, gelegentlich auch einmal eine festliche Brüsseler Parade, vor Allem aber die Welt des Tingeltangels, und da schreckt er wie sein Meister nicht vor dem Häßlichen und Widerlichen zurück; ja er hat eine besondere Vorliebe für dasselbe. Bei Zola hat aber Alles großen Wurf und fügt sich in ein umfassendes Culturgemälde ein; bei Heijermann sind diese Schilderungen Selbstzweck, oder welche tiefere Bedeutung soll darin liegen, daß ein in die Großstadt kommendes Mädchen vom Lande darin zu Grunde geht? Das ist etwas Alltägliches und wenn der Romandichter unser Mitleid mit dem armen Geschöpf erwecken wollte, so ist ihm dies nur wenig gelungen. R. v. G.

— W. a. Hanneken: Sumatra. (Kreuz und Quer durchs Leben.) Berlin 1902. Verlag W. Süsserott. — Der Verfasser erzählt zunächst, wie er Tabakpflanzer auf Sumatra wurde, dann von seiner Lehr- und zuletzt von seiner Wanderzeit. In frischen Farben wird uns das Bild eines Pflanzers gezeichnet. Gerade dieser Beruf eröffnet einem thatkräftigen Menschen ein reiches Feld des Schaffens; hier heißt es Ingenieur, Baumeister, Soldat und Landwirth in einer Person sein. Die mannigfachen Aufgaben eines Pflanzers lernt man mit der Lehrzeit des Verfassers kennen; unter ihnen ist der Wege- und Brückenbau die schwierigste. Den Gefahren, die den Europäern von chinesischer Seite nur zu oft drohen, wußte v. Hannelen jederzeit kräftig zu begegnen. Werthvoll sind seine wirthschaftlichen Angaben in Bezug auf den Sumatra-Tabak, werthvoll aber auch seine Aeußerungen über die Thatsache, daß der Deutsche im Ausland so oft ohne sein Verschulden seinem Vaterland verloren geht. Mit Genugthuung muß es uns aber erfüllen, wenn wir immer wieder bestätigt finden, daß der Deutsche ein vorzüglicher Colonist ist; denn nur durch deutsche Arbeit nnd die zahlreicher Schweizer ist Sumatra in verhältnißmäßig kurzer Zeit in ein blühendes, cultivirtes Land verwandelt worden. Das giebt schon die sichere Gewähr für eine gute Zukunft Deutsch-Neu-Guineas. Eo.

— O. Wachs (Major a. D.): Arabiens Gegenwart und Zukunft. Mit einer Kartenskizze. Preis 75 ₰. Berlin, Königl. Hofbuchhandlung Mittler & Sohn. — In kritischer und anziehender Weise beleuchtet der Verfasser die Bedeutung Arabiens in der heutigen Weltgeschichte. Es ist eigenthümlich, daß Aradien, dreimal so groß wie Deutschland und inmitten dreier Continente gelegen, fast die unbekanntesten Länder der Erde umfaßt. Auf die Fragen, ob die Abgeschiedenheit, in der die große Halbinsel seit Jahrhunderten in sich versunken gewesen ist, noch länger bestehen kann und wird, ob nicht auch Arabien, das eine überaus günstige Weltstellung einnimmt, in den Weltverkehr und Weltkampf, der in unsern Tagen wieder nach Osten und Südosten drängt, hineingezogen wird, will die aorliegende Schrift die Antwort geben. Diese Erörterungen gewinnen an Werth durch die gute geschichtliche Beleuchtung der einzelnen Küstengebiete Arabiens. Mit einem Ausblick auf Deutschlands Antheil an dem Handel Arabiens und seine begrenzenden Meere schließt die Abhandlung, die ebenso lehrreich wie ganz besonders zeitgemäß ist. Eo.

— Samaanische Eindrücke und Betrachtungen. Skizzen aus unserer jüngsten deutschen Colonie aon E. Troast, Oberleutnant à la suite der kaiserl. Schutztruppe für Südwest-Afrika. 75 S. und viele Abbildungen im Texte. Berlin bei A. W. Hayns Erben. Preis 1,20 ℳ. — Während die Meinungen über den Werth unserer afrikanischen Colonien selbst in Fachkreisen noch recht getheilt sind, herrscht über unsere neuen Erwerbungen in der Südsee nur ein einziges günstiges Urtheil und besonders Samoa, um das wir mit England und den Vereinigten Staaten sa heiß gerungen haben, wird von allen Seiten als die wahre „Perle der Südsee" gepriesen. Auch in dem vorliegenden kleinen Heftchen singt ein Colonialschwärmer, der nach längerer Thätigkeit in Afrika Samoa auf einer Weltreise kennen gelernt hat, ein Loblied auf die jüngste deutsche Colonie, der er „Dank dem Reichthum ihres Bodens, Dank vor Allen dem guten Klima und last not least nicht zum wenigsten Dank seiner günstigen Lage zum Weltverkehr eine gedeihliche Entwickelung und gute Zukunft unter schwarz-weiß-rothem Banner voraussagen" kann. Wenn man auch dem Optimismus des Verfassers gewiß etwas zu Gute halten muß und die Rentabilitätsberechnung den thatsächlichen Verhältnissen etwas vorausgeeilt zu sein scheint, so wird doch immerhin der Leser ein der Wirklichkeit entsprechend günstiges Bild von Samoa erhalten und deshalb das Werkchen mit Befriedigung aus der Hand legen. Dr. F.

— Aus drei Welttheilen. Gesammelte Novellen, Skizzen und Erzählungen von Gustav Meinecke. Band II. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag. — Von den Geschichten, die der unermüdliche und verdienstvolle Colonialförderer in diesem Bande vereinigt hat, spielen die drei ersten in Deutsch-Ostafrika; es sind harmlose kleine Liebesgeschichten, in deren Rahmen uns der Verfasser mit Verhältnissen bekannt macht, denen man sonst in Büchern und Reisebeschreibungen nicht begegnet, die uns aber Vieles erst richtig verstehen lernen und uns dadurch unsere neuen Landsleute um etwas näher beingen. Wir lernen den Arader innerhalb seiner vier Pfähle kennen, in seinem Liebes-, seinem Ehe- und seinem Familienleben; seine Lebensgewohnheiten, Religionsanschauungen, Wirthschaftsverhältnisse, sa verschieden von den unseeigen, zeigen sich dabei oft erst in eichtiger Beleuchtung. Auch die öffentlichen Zustände, wie sie sich unter deutscher Oberhoheit entwickelt haben, werden gelegentlich berührt und dabei wird manche Kritik geübt und manchem Vorschlag zur Aenderung und Besserung Ausdruck gegeben. Das wissenschaftliche Moment tritt völlig in den Hintergrund, wenn man die landschaftlichen Schilderungen als nothwendige Staffage zu den Erzählungen betrachtet. Die deiden letzten Erzählungen fallen etwas aus dem soeben umschriebenen Rahmen heraus; sie beschäftigen sich mit nordamerikanischen Verhältnissen und spielen auch z. Th. in dem Lande der Yankees und der Freigelassenen, aber sie sind zu breit angelegt und infolgedessen liegt die Tendenz zu versteckt, als daß sie noch einen merklich delehrenden Eindruck auf den Leser machen könnte. Immerhin sind auch sie als Unterhaltungslectüre manchem Novellenband vorzuziehen. Dr. F.

— Deutsche Arbeit. Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Prag und München, Verlag von Georg D. W. Callwey. Vierteljährlich 2 ℳ 50 ₰, das einzelne Heft 1 ℳ. — Von diesem verdienstvollen Unternehmen, das wir schon früher an dieser Stelle besprochen haden, liegen uns jetzt die Hefte 4, 5 und 6 vor. Wir rechnen dasselbe entschieden zu denjenigen, welche geeignet sind, das deutsche Volksthum in Böhmen zu erhalten. Wir ziehen diese Methode der der Alldeutschen vor. Der Inhalt der Hefte ist wieder ein reichhaltiger und entspricht den üdlichen und gerechtfertigten Ansprüchen gebildeter Leser. Naturhistorische Gegenstände, geschichtliche Darstellungen, Gedichte verschiedener Gattung, Feuilletonistisches u. s. f. ist gleichmäßig an seinem Platze. Wir lassen z. B. dahingestellt, ob die Skizze über Benedek im 4. Heft in einem Fachblatte genügen würde, hier aber erfüllt sie völlig ihren Zweck. Besonders gefallen hat uns die Erzählung „Die Zauberflöte" aon Gräfin Christiane Thun in demselben Hefte, eine Art Pendant zu Tartinis Teufelssonate, mit großer Begeisterung für Mozarts Genius und zugleich mit schalkhaftem Humor gescheieden, dem der österreichische Dialekt sehr zu Statten kommt. Möge die Zeitschrift blühen und gedeihen. Das ist unser Wunsch. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 55. Freitag, den 9. Mai, Abends. 1902.

Neue Musik-Literatur und neue Musikalien.

(Schluß.)

3. Gesangskunst und neue Lieder. In Oskar Guttmanns „Die Gymnastik der Stimme" (Leipzig, J. J. Weber. 6. Auflage. Preis geb. 3,50 M) begrüßen wir einen lieben, hochgeschätzten, alten Bekannten, dem wir — gleich vielen Anderen gewiß — zum mindesten Dank für die vortreffliche Anleitung zu rationellem Gebrauch der Athmungsorgane schulden. Es ist eine bekannte und bedauerliche Thatsache, daß in den Schulen der Lungenthätigkeit der Kinder keinerlei besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, obschon bei systematischer Ausbildung der Athmungsorgane und des Athmens vieler Engbrüstigkeit vorgebeugt und manches Disponirtsein zu späteren Lungenerkrankungen behoben werden könnte; es ist ferner eine bekannte und gleichfalls sehr bedauerliche Thatsache, daß viele, ja selbst die meisten Gesanglehrer ihre Schüler und Schülerinnen im Singen unterweisen, ehe sie dieselben richtig athmen gelehrt haben, und so kommt es, daß fast alle Menschen sich zeitlebens mit einem rein instinctiven, ziemlich nothdürftigen Athmen durchhelfen, das die Lungen nur kümmerlich entwickelt und das Redende und Singende an einer ruhigen Tongebung und am ausdauernden Zusammenfassen längerer Sätze oder größerer Melodietheile behindert. Guttmanns nun in einer durch den Sohn des Autors vermehrten und verbesserten Auflage vorliegendes Buch behandelt neben den Lehren von den Stimmorganen, von der Thätigkeit der Stimmorgane und von der richtigen Aussprache des Alphabets in eindringlichster Weise „das Athmen in der Kunst" — also auch die Kunst des Athmens, und das Studium dieses Buches ist daher nicht nur allen Angehörigen der Bühne, sondern auch allen sonst durch Beruf oder Neigung zu stetem Gebrauche ihrer Stimmorgane veranlaßten Personen (Geistlichen, Professoren, Lehrern, Militärs, Parlamentariern, Kaufleuten — und selbst holden Gardinenpredigerinnen und unverzagten Handlungsreisenden) —, sowie eigentlich wohl Allen, Allen, die sich gesunder, kräftiger Lungen erfreuen wollen, dringend anzuempfehlen. Speciell auf Studirende und Angehörige der holden Sangeskunst gemünzt, aber für alle Redenden anregend und lehrreich ist Professor Julius Stockhausens bei Bartholf Senf hier verlegte Broschüre „Das Sänger-Alphabet. Die Sprachelemente als Stimm-Bildungsmittel". Unter den uns zugegangenen neuen Gesangscompositionen befinden sich zunächst einige Lieder, die man schlichtweg als Gelegenheitscompositionen bezeichnen kann, insofern nämlich, als dieselben bei rechter Gelegenheit mit guter Wirkung zum Vortrage gelangen könnten. Da sind zunächst „Festklänge fürs deutsche Haus". Drei Lieder zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Text von Albert Stern, Musik von Wilh. Handwerg (Berlin, Otto Wernthals Verlag. Preis 1,50 M) erschienen, die in musikalisch nicht anspruchsvollen Kreisen, von frischen Kinderstimmen vorgetragen, gar wohl erfreuen könnten. Franz Meyerhoff, Kirchenmusikdirector an St. Jacobi in Chemnitz, hat als op. 22 im Selbstverlage einen Trauungsgesang („Wo du hingehst rc.") für eine Singstimme mit Orgel oder Pianoforte herausgegeben (Preis 1 M), den bescheidene Hochzeitspaare gerne als Weihegruß vernehmen werden, und ein von Paul Buchwald componirtes Saale-Lied op. 29 (Hannover, Louis Oertel. Preis 1 M), wird in Kreisen, wo man die Saale und — den „Trompeter" liebt, gewiß freundliche Aufnahme finden. Gleichfalls bei Oertel erschien ein Marcella Sembrich gewidmetes Lied „Wie du noch jung" von Alban Foerster op. 160 (Preis 1 M), das in anmuthig wirkender, an bessere Meyer-Helmunds gemahnender Weise einen jungen Liedersängerinnen gewiß sympathischen und aus dem Munde solcher auch jederzeit ansprechenden Vorwurf behandelt. Drei Liedern von August Stradal, die in einem Hefte bei J. Schuberth & Co. (Preis 2,50 M) herausgekommen und dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern gewidmet sind, haben wir keinen rechten Geschmack abgewinnen können. Dem ersten Liede „Der Todesengel" ist ein gewisser Stimmungsreiz nicht abzusprechen, der jedoch mehr durch Reflexion als durch Inspiration erzielt zu sein scheint; in den beiden anderen Liedern herrscht aber vollständig eine ganz äußerliche Mache vor, über deren Herzlosigkeit die in einem Falle etüdenartige, im anderen clavierauszugartige Begleitung nicht hinwegzutäuschen vermag. Mehrere sehr hübsch ausgestattete und zum Theil auch innerlich werthvolle Liederhefte gingen uns aus dem Verlage von Hermann Seemann Nachfolger zu: Zwei Gesänge von Georg Pittrich „Liebesnacht" op. 47a (Preis 80 ₰) und „Auf dem Maskenball" op. 47 b (Preis 1,20 M), von denen ersteres als Gegenwarts-Pendant zu Lassens vielgesungenem Vergangenheitsliede „Allerseelen" gelten kann, letzteres aber mit seiner frischen Tanzweise dem Componisten des jüngst erst in Dresden zur Aufführung gelangten Balletts „Pechvogel und Lachtaube" in weiteren Kreisen Sympathien erwerben dürfte; Drei Lieder op. 5 von Ignacy Frydman (Preis 1,50 M), die sich durch gesunde Melodik und interessant gesetzte Begleitungen auszeichnen und von denen insonderheit die Nummern 1 und 3, „Das Mädchen am Teiche" und „Kinderlied" leicht und launig gesungen, als Schlußnummern eines Liedervortrages vorzüglich wirken dürften; Fünf deutsche Lieder op. 2 — und Zwölf Kinderlieder von Hermann Hans Wetzler (Preis 2,— M und 1,50 M), und Hymnen Hölderlins für Sologesang und Clavier componirt von Arno Rentsch op. 1. Wetzlers deutsche Lieder, von denen besonders die Nummern 1 und 3, „An die Entfernte" und „Leise zieht durch mein Gemüth" willkommen geheißen werden dürften, und des gleichen Autors ganz für die Stube der Kleinen berechnete zwölf Kinderlieder bekunden ein frisches lyrisches Talent, das sich in mittleren Stimmungen am liebenswürdigsten zu äußern vermag, während in Arno Rentschs achtunggebietendem opus 1 ernste Versonnenheit und edles Pathos vorherrschen, welche seine Compositionen der Hymnen Hölderlins (Preis complet 2,50 M, einzeln 60 ₰ bis 1,25 M) gleichsam als am Wege zwischen Schubert und Brahms aufgegangene Liederblüthen erscheinen lassen. Freunde gediegener Liederkunst werden diese vier Hymnen: „Abendphantasie", Sonnenuntergang", „Abbitte" und „An die Parzen" gerne öfters zur Hand nehmen und sich den Namen des Autors für künftige Tage vormerken.

4. Geigen-Literatur. In guter alter Zeit, da auch das Geigenbauen noch nicht zum Handwerk oder gar zur Fabrikindustrie geworden war, sondern von wenigen Berufenen als eine hohe Kunst geübt wurde und auch im Ansehen einer solchen stand, pflegten die wenigen Meister dieser Kunst jedes von ihnen gefertigte Instrument gleichsam auf ihren Namen zu taufen, indem sie auf den inneren Boden des Instrumentes an einer durch die F-Löcher wohlsichtbaren Stelle einen mit ihrem Namen, dem Namen des Anfertigungsortes und der Jahreszahl der Fertigstellung versehenen Zettel klebten. Diese Zettel, die späterhin allerdings vielfach gefälscht worden sind, fallen bei der Bewerthung alter Geigeninstrumente, die ja gemeinhin an Klangreinheit und Klangschönheit alle Fabrikate der Neuzeit übertreffen, schwer ins Gewicht, und dem Streichinstrumentalisten wie dem Liebhaber und Sammler von alten Geigeninstrumenten muß daher viel daran gelegen sein, sich vorkommendenfalls von der Echtheit

oder Unrchtheit einer ihm vorliegenden Zettelinschrift vergewissern zu können. Hierzu bietet nun ein von Paul de Wit, dem Besitzer des Musikhistorischen Museums zu Leipzig und Herausgeber der Zeitschrift für Instrumentenbau, mit außerordentlichem Bemühen zu Stande gebrachtes und jüngst der Oeffentlichkeit übergebenes Sammelwerk: „Geigenzettel alter Meister vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“ recht umfassende Möglichkeit. In dem vornehm ausgestatteten Quartbande (Preis geb. 7 ℳ) bringt Paul de Wit auf 34 Tafeln die sauber autotypirten Reproductionen von 409 Geigenzetteln alter und zumeist bekannter Instrumentenbauer, deren mit biographischen und kunstgeschichtlichen Noten versehene Namen zu bequemerer Orientirung in alphabetischer Anordnung den Reproductionstafeln vorausgestellt sind. Violincompositionen erhielten wir aus dem Verlage von Schott frères, Bruxelles (Leipzig, Otto Junne), und zwar: fünf Hefte „Petites fleurs musicales de l'âme pour Violon avec accompagnement de Piano“ par M. P. Marsick (Preis pro Heft 1 ℳ bis 1,50 ℳ) und zwei Hefte von César Thomson, Scandinavisches Wiegenlied für Violine mit Clavierbegleitung (Preis 1,50 ℳ) und Passacaglia nach Händel für Violine mit Pianofortebegleitung (Preis 2 ℳ). Die Marsick'schen Stücke, von denen „Ouverture-Marche“ op. 28 und „Colombine (Valse)“ op. 31 zu bevorzugen sein dürften, sind freundlich-melodische Vortragsnummern, wie solche auf einer mittleren Vorbereitungsstufe des Geigenspieles gebraucht werden und darum auch empfohlen sein mögen, während Thomson sich mit seiner charakteristisch-reizvollen Paraphrasirung eines scandinavischen Wiegenliedes an tüchtige Violinspieler —, mit der eminent schwierigen Passacaglia aber an fertige Meister des Geigenspieles wendet. Bei vollkommener Wiedergabe, die allerdings wohl nur ganz Wenigen gelingen dürfte, muß die letzterwähnte geniale Apotheose der Violintechnik geradezu beängstigend großartig wirken.

5. Clavier- und Orgelwerke. Von Czernys „Kunst der Fingerfertigkeit“ in der hinsichtlich der Fingersatzbezeichnung äußerst subtilen Revision von Carl Heinrich Döring hat Rob. Forberg hier nunmehr auch den die Etuden 33 bis 50 umfassenden letzten Band (Preis 1,50 ℳ) herausgegeben und damit diese rühmenswerthe dreibändige Ausgabe des vortrefflichen Studienwerkes zum Abschluß gebracht. Der Verlag von Breitkopf & Härtel hat zwei vortreffliche Concertbearbeitungen Bach'scher Werke in die Volksausgabe aufgenommen: Carl Tausigs immer noch unübertroffene Clavierübertragung der Orgel-Toccata und Fuge in D moll (Preis 1 ℳ) und Karl Klindworths für den Concertvortrag bestimmte Bearbeitung der „Aria mit 30 Veränderungen“, den sogenannten Goldbergschen Variationen (Preis 3 ℳ). Ein Vergleich der letzteren Bearbeitung mit dem Original läßt erkennen, wie Klindworth in durchaus pietätvoller Weise die Schreibart mehrerer Variationen hinsichtlich der Vertheilung des zu Spielenden unter die beiden Hände abgeändert und damit eine flüssigere Ausführung vieler im Orginal fast unspielbar erscheinender Partien ermöglicht — andererseits aber bei einzelnen Variationen (Nr. 17, 23, 28 und 29) auch dem Bedürfniß nach größerem Wechsel durch gelegentliche geschickte Anbringung vollgriffiger Accorde Rechnung getragen hat. Für rechtes Erfassen des durch die Umstellung etwas unklar gewordenen Stimmführungsbildes in den Variationen 8 und 20 wird ein Zurückgreifen auf das Original zu rathen — und auf Seite 39 das erste C der linken Hand in d abzuändern sein. Im Allgemeinen ist zu wünschen, daß Klindworths spielbarere und zum Theil auch wirksamere Neufassung der Goldbergschen Variationen, die ein chef d'oeuvre der contrapunktischen und speciell der kanonischen Kunst sind und bleiben, zu größerer Verbreitung verhelfen möge. Da sei denn auch gleich daran erinnert, daß der jüngst verstorbene Josef Rheinberger Bachs „Aria mit 30 Veränderungen“ in kunstreicher Weise für zwei Pianoforte zu vier Händen (Leipzig, Fr. Kistner) bearbeitet hat. Rheinbergers bei Rob. Forberg verlegte zwanzigste Orgelsonate „Zur Friedensfeier“ Op. 196 (F-dur) wird ebensowohl mit ihren kraftvollen Ecksätzen — und besonders mit dem klangschönen, reichbewegten Satze I (Praeludium), als durch die schlichtere Innigkeit der beiden mittleren Sätze, eines liedartigen Intermezzos und eines Pastorales in ruhiger Menuettbewegung, viele Freude — und zu allen alten manche neue Sympathien wachrufen. Gleich den übrigen Orgelsonaten Rheinbergers kostet auch diese letzte 4 ℳ. Für kleine Leute erscheinen drei charakteristische Clavierstücke „Aus der Bergwelt“ (Der kleine Pifferaro. Sonntagsmorgen in den Alpen. Klänge aus Tyrol) von C. A. Hermann op. 74 (Preis compl. 2 ℳ, einzeln je 75 ₰) im Verlage von H. Seemann Nachfolger —, für größere Leute eine dritte Serie neuer Vortragsstücke (Preghiera, Impromptu und Scherzoso) von Nicolai v. Wilm op. 184 (Preis à 1,50 ℳ) im Verlage von Robert Forberg. Die leichten, gut klingenden und mit Fingersatz versehenen Stücke von Hermann werden sich kurz vor dem Beginn mit Kuhlau gut verwenden lassen, während v. Wilms neue Stücke gleich vielen älteren desselben Componisten auf höheren Unterrichtsstufen gelegentlich als gute leichtere Unterhaltungsmusik eingefügt werden könnten.

6. Bearbeitungen für andere Instrumente. Die beiden von ersten Kräften des Gewandhausorchesters besorgten und von Rob. Forberg hier verlegten Collectionen: „Sammlung beliebter Stücke für Flöte und Pianoforte“ von W. Barge, und „Transscriptionen für Horn mit Begleitung des Pianoforte“ von Friedrich Gumbert sind erstere durch Einfügung eines Ddur-Rondos von Mozart (No. 27. Preis 2 ℳ), letztere durch Mitaufnahme der bekannten Tenorarie aus dem Stabat mater von Rossini (No. 43. Preis 1,25 ℳ) in dankenswerther Weise erweitert worden.

7. Chorwerke. Die von Rob. Forberg verlegten Chorcompositionen: „Zwei Gedichte aus dem Lyrischen Intermezzo“ von Heinrich Heine. Für vierstimmigen Frauenchor componirt von Arthur Stubbe op. 38, Zwei Lieder für Männerchor von Arthur Wulffius op. 5, und Zwei Gesänge für gemischten Chor ohne Begleitung componirt von Heinrich Rietsch op. 12, sind durch keinerlei besondere Eigenheit oder Schönheit der Erfindung und des Satzes ausgezeichnet, und nur dem zweiten der Wulffius'schen Lieder „Wach' auf!“ dürfte um seines gesunden, melodischen Zuges und einiger hübscher Klangeffecte willen eine gute Wirkung zu prognosticiren sein. Vandenhoeck und Rupprecht in Göttingen, die Verleger der Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, ließen als Musikbeigaben ihres Blattes eine von Ernst Schmidt für Schulzwecke gesetzte Motette mit Choral „Zum Geburtstag des Landesherrn“ (Männerchor und Frauenchor, erst als einander gegenübergestellte Vierstimmengruppen, dann zum vierstimmigen gemischten Chore vereint) und Friedrich Spitta's Gedicht „Auf Kaisers Geburtstag“ in wirksamem, vierstimmigem (gemischtem) Tonsatze von Arnold Mendelssohn erscheinen und geben die beiden wohl verwendbaren Festcompositionen auch zum Einzelpreise von 15 resp. 10 ₰ — und zum Partiepreise (von 15 Exemplaren an) von je 10 resp. 6 ₰ ab. Kommt diese letzte Mittheilung für dieses Jahr auch etwas zu spät, so hoffen wir mit unserem folgenden Schlußhinweise auf ein durch den Verlag von Max Brockhaus hier zu beziehendes „Lied van de Wet“, gedichtet von J. Trojan, componirt von Engelbert Humperdinck (Preis 1 ℳ) allenthalben noch einem ganz actuellen Interesse zu begegnen.

„Wer ists, der für sein Vaterland
Gekämpft auf blut'gem Feld,
Er, dessen Name wird genannt
Rings auf der ganzen Welt?
Der Ehren sich und Ruhm gewann?
Christian De Wet — so heißt der Mann,
De Wet, der Boeren Held“ ꝛc. ꝛc.

so heißt es in dem vom Hänsel- und Gretelcomponisten wirksam in Musik (eine Singstimme mit Clavierbegleitung) gesetzten Liede, dessen Titel mit einem hübsch gezeichneten De Wet-Denkmal geschmückt ist und dem um so weitere Verbreitung zu wünschen ist, als die beiden Autoren die mit dem Liede zu erzielenden Einkünfte der „Christian-Vereinigung Deutschlands“ zum Besten der Boeren zugewiesen haben. Es ist auch dieses De Wet-Lied ein „Lied vom braven Manne“, und für derlei Lieder hat der Deutsche ja immer etwas — also in diesem Falle wohl auch eine Mark übrig.

Arthur Smolian.

Bücherbesprechungen.

— **Sächsisches Archiv für bürgerliches Recht und Prozeß.** Herausgegeben von S. Hoffmann, Reichsgerichtsrath, R. v. Sommerlatt und Dr. F. Wulfers, Oberlandesgerichtsräthen. Leipzig, Roßberg & Berger. 1901. XI. Band. (Jährlich zwölf Hefte.) — Die Zeitschrift dient dem Reichsrechte wie dem sächsischen Landesrechte, theils durch kürzere Abhandlungen, theils durch Mittheilung von wichtigeren Entscheidungen des Reichsgerichts wie der Landesgerichte. Von den Abhandlungen sind herauszuheben die des O.-L.-G.-Raths Kretzschmar wegen der allgemeinen Vorschriften über Rechte an Grundstücken unter besonderer Berücksichtigung der Grundbuchordnung und der Sächsischen Ausführungsvorschriften — eine recht interessante Abhandlung, die auf das materielle und formelle Grundbuchrecht eingeht —, ferner die des Reg.-Raths Dr. Eger über die Haftpflicht der Eisenbahnen für Versäumungen der Lieferfrist, die des L.-G.-Raths Dr. Grohmann über die Form der Eintragung der Kosten im Grundbuche x. — hier wird, mindestens in praktisch richtiger Weise, die Ansicht vertreten, daß die Kosten als Nebenleistungen der Hypothek eingetragen werden können, so daß dann die sogenannten Kostensicherungshypotheken mit ihren Folgen völlig entbehrlich werden —, die vom O.-J.-Rath Dr. Frese über die Wirksamkeit der gerichtlichen Verfügungen in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, die des L.-R. du Chesne über den Anspruch auf Dulden, die des R.-A. Dr. Liebe über Stellung und Befugniß des Nachlaßverwalters. Zwei Abhandlungen vom Prof. Dr. Häpe, zur Gesetzesauslegung, und vom R.-A. Dr. Thiersch, ein juristischer Beitrag zur ärztlichen Standesfrage, fallen etwas aus dem Rahmen der Zeitschrift heraus, sind aber doch bemerkenswerth, die erste schon wegen der Ausführungen über die Gesetzestechnik und besonders über Fassung und Wortlaut der Gesetze. Die Mittheilung von Entscheidungen hebt die wichtigeren hervor und ist so gegeben, daß aus dem Inhalt die Tragweite der Entscheidung erkannt werden kann. Außerdem enthält fast jedes Heft Besprechungen neu erschienener Werke, oft in eingehender Weise und mit Darlegung einer abweichenden Meinung. Die angezeigte Zeitschrift bewährt auch in dem abgeschlossen vorliegenden Bande sich als guter, treuer Führer im bürgerlichen Rechte wie im Prozeß. K—d.

— Das Reichsgesetz über die **privaten Versicherungsunternehmungen** vom 12. Mai 1901 ist von berufenster Seite, nämlich dem Berichterstatter der Reichstagscommission für das Gesetz, dem Landgerichtsdirector J. A. Zehnter in Mannheim, eingehend erläutert worden. Die Handausgabe, welche auch die reichs- und landesrechtlichen Ausführungsbestimmungen und die Versicherungsvorschriften der Schweiz und Oesterreichs enthält, erscheint in Carl Heymanns Verlag in Berlin zum Ladenpreise von 2 ℳ. In der Einleitung wird zunächst die Geschichte des Gesetzes vorgetragen, ihr folgt eine Darstellung der Grundzüge desselben. Der Gesetzestext selbst ist mit reichlichen Anmerkungen versehen, die sehr wesentlich zum Verständniß der nicht ganz einfachen Vorschriften des Gesetzes beitragen. Wenn der Verfasser in ihnen vielfach wissenschaftliche Erläuterungen giebt, so sind dieselben um so werthvoller, als ihnen die Commissionsberathungen zu Grunde liegen. Ein umfassendes Sachregister dient zur Erleichterung bei dem Gebrauche des besonders empfehlenswerthen Buches. ∞

— **Challemel-Lacour, Studien und Betrachtungen eines Pessimisten.** Einzig autorisirte Ausgabe. Uebersetzt von M. Blaustein, Vorwort von Josef Reinach. Leipzig 1902. Verlag von Hermann Seemann, Nachfolger. 6 ℳ. — „Wir beschlossen, dies unbekannte Meisterwerk zu veröffentlichen. Morgen schon wird man es als Meisterwerk französischen Geistes kennen." Mit diesen Worten kündigt Hr. Josef Reinach die niedlichen Plaudereien des bekannten Ministers und Senatspräsidenten an. Dieser selbst würde kaum mehr als ein spöttisches Lächeln für solchen Ueberschwang des Herausgebers gehabt haben. Denn nichts ist so charakteristisch für ihn, als die Neigung zur Selbstironie. Challemel beginnt seine „Studien" mit einer „Leichenrede für den Verfasser ohne Apologie seiner Fehler" und schildert nun sich selbst vom Standpunkt des naiven Durchschnittsmenschen, der im Pessimisten einfach einen Kranken sieht. Uebrigens ist sein Pessimismus weder leidenschaftlich noch elegisch: er läuft schlechterdings nur auf die salomonische Weisheit, daß Alles eitel sei, hinaus. Ueber Schopenhauer stellt Challemel sogar die Vermuthung auf, daß dieser kein Wort von Allem glaubte, was er sagte (S. 79), vielmehr mit seinem Pessimismus nur den pädagogischen Zweck gehabt habe, sein Volk vor Selbstüberschätzung zu warnen. Das ganze Buch giebt sich als nichts Anderes, als eine geistvolle Betrachtung des Schicksals und Schaffens von Leopardi, Shakespeare, Shelley, Byron, Swift, Pascal, Chamfort, Heine, Rabelais und Schopenhauer. Dazwischen sind wunderhübsche Bemerkungen eingestreut, in denen der Widerspruch zwischen unserem Selbstbewußtsein und der Mangelhaftigkeit unseres Thuns und Treibens mit trockener Ironie hervorgehoben wird. Wie gut sind wir, im Gegensatze zur Zeit Shakespeares, dran mit „unserer Gesittung und den Schutzleuten an jeder Straßenecke" (S. 83). Unter den Vorzügen Englands werden „die älteste Freiheit, die Dunhamen Filets und der Yorker Schinken" coordinirt (S. 93). „Man arbeitet nur für sich, aber man liebt dabei das Weltall und enthebt sich so der Verpflichtung, ans Vaterland zu denken" (S. 149). In dieser Weise geht es durchs ganze Buch. Bittere Wahrheiten werden in scherzhaftem Tone vorgebracht, und der gelegentlich ernsthaften Betrachtung fehlt nicht die prickelnde Würze. Das Alles macht das Werk zur anregenden, angenehmen Lectüre, auch dort, wo einzelne Uebertreibungen den Widerspruch herausfordern. Es ist ein Buch voller Esprit auch in der Uebersetzung geblieben. Bei der vornehmen Ausstattung, welche der tüchtige Verlag dem Ganzen gegeben hat, berührt es doppelt unangenehm, daß die Rückseite des letzten Textblattes zu Bücheranzeigen Verwendung gefunden hat. Dr. Grimm.

— **Anleitung zur Aufstellung von Wettervorhersagen**, für alle Berufsclassen, insbesondere für Schule und Landwirthschaft. Von Prof. Dr. W. J. van Bebber, Abtheilungsvorstand der deutschen Seewarte. Mit 16 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig 1902, F. Vieweg und Sohn. Preis 0,60 ℳ. — Die vorliegende kleine Schrift des berühmten Meteorologen, dessen Name mit der Entwickelung der praktischen Witterungskunde in engstem Zusammenhang steht, hat die Aufgabe, die Grundlehren der ausübenden Meteorologie den breiteren Schichten des gebildeten Publicums vorzuführen und im Anschluß daran die wichtigsten Sätze und Resultate für die Beurtheilung der jeweiligen wie der zu erwartenden Wetterlage und für die Aufstellung der Prognose abzuleiten. Dem Verfasser steht dabei das reiche Material einer 25 jährigen Erfahrung zu Gebote. Die sehr werthvolle Arbeit zerfällt in mehrere Abschnitte, deren erster sich mit der Wettertelegraphie, dem wichtigsten Hilfsmittel der praktischen Meteorologie, beschäftigt. Der zweite Abschnitt schildert sodann die Herstellung der Wetterkarte mit Hilfe der Wettertelegramme und erörtert die allgemeinen Grundlagen der Wettervorhersage. Der Leser erhält darin in kürzester Form einen vollkommenen Ueberblick über die wichtigsten Gesetze, welche Wind und Bewölkung, Temperatur und Niederschlag, kurz die Gesammtheit aller Witterungserscheinungen beherrschen. Der letzte Abschnitt handelt von den Wettertypen, deren van Bebber für Europa im Allgemeinen 5 unterscheidet. Das Verständniß dieser 5 Typen wird durch eine Anzahl kleiner Wetterkärtchen, sowie durch die am Schluß angefügte tabellarische Uebersicht wesentlich erleichert. Das Büchelchen dürfte sich wegen seines reichen Inhaltes wie auch wegen der lichtvollen Darstellung bald zahlreiche Freunde nicht nur aus den Kreisen des gebildeten Publicums, sondern auch aus den Fachkreisen erwerben. Dr. K.

— **Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mittel-Europas.** Neubearbeitet von einer großen Anzahl hervorragender Ornithologen, herausgegeben von Dr. C. Hennicke. Verlag von Eugen Köhler, Gera-Untermhaus. Bd. X. 307 S. in Folio mit 29 farbigen Tafeln und verschiedenen Textfiguren. 10 ℳ. — Wieder liegt ein Band des Prachtwerkes vor, zu einem Spottpreise. Er behandelt ein gut abgerundetes, einheitliches Capitel, die Freude des Weidmanns, zugleich seine Crux, weil es dem glücklichen Schützen oft schwer oder unmöglich wird, über seine Beute klar zu werden: die Enten und die mit ihnen nahe verwandten Säger, deren enge Zusammengehörigkeit schon aus dem Umstande erhellt, daß sie mit einander Bastarde bilden. Freilich, die interessante Wasserjagd gilt zumeist nur einem der einschlägigen Vögel, der Märzente, die gemeinhin dem Laien den Begriff der Wildenten verkörpert und die deshalb unsere ganz besondere Achtung verdient, weil sie die Stammmutter unserer gewöhnlichen Hausenten ist und sich nicht selten mit ihnen vergesellschaftet. Wie ändert sich plötzlich der Begriff, wenn wir hören, daß der vorliegende Band nicht weniger als 30 auf 11 verschiedene Gattungen vertheilte Entenarten und 4 Species von Sägern be-

handelt! Es muß zugegeben werden, daß die Zahl sich vielleicht um 2 Arten vermindert, denn die reizenden Schmuckenten des Genus Aix, die Mandarinenente und die Brautente, sind zwei Fremdlinge, die künstlich eingeführt sind und nur gelegentlich das Weite suchen. So wurde erst vor zwei Jahren hier bei Leipzig ein Stück auf dem Eise erlegt, das sich in der Nähe eines Wirthshauses kümmerlich von reinem Kaffeesatz ernährt hatte. Es konnte trotzdem der sächsischen Fauna nicht zugerechnet werden, denn der Park wurde ermittelt, dem es entflogen war. Die übrigen aber sind alle wirkliche Wildenten, die zum Theil bei uns brüten, der Mehrzahl nach aber als Wintergäste aus dem Norden sich einstellen. Bedenkt man die Verschiedenheit der Thiere nach Alter und Geschlecht, die einfarbigen oder gescheckten Dunenjungen, das schlichte Kleid der Mutter und das meist prächtige Hochzeitkleid der Erpel, dann kann man sich einen Begriff von der Summe der oft schwer unterscheidbaren Formen machen, die auf den Tafeln dargestellt sind. Der Text erhält vielfach einen besonderen Reiz durch die Schilderung der großartigen Anstalten, die man namentlich in der Nähe der Meeresküsten seit langer Zeit getroffen hat, um die eintreffenden Gäste in Masse zu erbeuten und den Wildhandlungen zuzuführen. Die Autoren des vorliegenden Prachtbandes, R. Blasius in Braunschweig, G. Hartert in Tring bei London, F. Helm in Chemnitz, R. Hennicke in Gera, haben wieder mit der Verlagshandlung ihre volle Schuldigkeit gethan, um den alten Naumann auf moderne Höhe zu bringen. Srth.

— **Der Boerenpräsident Stephanus Paulus Krüger.** Mit einem Anhang: **Bilder aus dem Boerenkriege.** Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. Preis 60 ₰. — Der eigentliche Anstifter des südafrikanischen Krieges, Cecil Rhodes, ist ins Grab gesunken, ohne daß er die Früchte seiner ehrgeizigen Bestrebungen ernten konnte. Der Mann aber, der seinen Plänen so zähen Widerstand entgegensetzte, Präsident Krüger, weilt noch unter den Lebenden, wenn auch fern der Heimath als Gast des holländischen Volkes. Der hochbetagte Greis ist, seit sein Fuß zum dritten Mal den Boden Europas betrat, Gegenstand beispielloser Huldigungen geworden. In jüngster Zeit freilich haben sich auch Stimmen erhoben, bemüht, das Bild des boerischen Patrioten und Staatsmannes zu verdunkeln und ihn in der Meinung der Welt herabzusetzen. Im Hardenschen „Omnibus" zogen die Anglomanen mit spitzen Federn gegen Ohm Paul zu Felde und der Rector der reichshauptstädtischen Universität, Herr Kekulé von Stradonitz, war es vornehmlich, der Anschuldigungen wider ihn erhob. Da wurde die Lauterkeit seiner Gesinnung in Zweifel gezogen und behauptet, der Präsident sei in schmutzige Geldgeschichten verwickelt gewesen und habe auf unredliche Weise seine Taschen gefüllt. Wir vermögen nicht an die Wahrheit dieser Behauptungen zu glauben, derartige Handlungsweise läßt sich mit dem, was uns sonst über Paul Krüger bekannt geworden, nicht in Einklang bringen. Das Charakterbild hingegen, das in vorliegendem Schriftchen von Krüger entworfen wird, trägt all jene überlieferten Züge, um derentwillen die Sympathie der ganzen nichtenglischen Welt sich dem Boerenpräsidenten zuwandte. Sein persönlicher Muth, sein festes Gottvertrauen, seine Vaterlandsliebe, sein Wirken als Staatsmann wird in schlichten Worten geschildert. Anspruch auf wissenschaftlichen Werth erhebt das Büchlein, das sich an die große Menge des Volkes wendet, freilich nicht, doch beruht seine Darstellung auf geschichtlicher Grundlage; denn die mitgetheilten Thatsachen sind dem (1900 in Basel erschienenen) van Bordtschen Buche über die Entstehung der Südafrikanischen Republik entnommen. J. O.

— **Leitfaden für den Unterricht in der Maschinenkunde an der kaiserlichen Marineschule.** Herausgegeben von der Inspection des Bildungswesens der Marine. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1902. Die vorgenannte Behörde der Marineverwaltung hat soeben diesen Leitfaden für den Unterricht in der Maschinenkunde herausgegeben, der zunächst wohl als Hilfsmittel für die docirenden Zwecke der kaiserlichen Marineschule verfaßt worden ist. Aber auch überall dort wird dieser Leitfaden von hohem Werth sein, wo eine allgemeine Orientirung über die maschinellen Einrichtungen an Bord gewünscht wird. Die Vielseitigkeit der einzelnen Abschnitte sprechen für den Werth des Buches. Wir nennen nur die Capitel: Wärme und Arbeit; Entwickelung der Schiffsmaschine; Der Indicator und Verwendung der Indicatordiagramme; Zusammenhang zwischen Schiffsgeschwindigkeit, Pferdestärke, Kohlenverbrauch, Propellerwirkung und Actionsradius; Formen und Art der Schiffskessel; Propeller; Steuerung; Condensatoren; Pumpen; Rohrleitungen; Hilfsmaschinen; Elektrische Anlagen; Zusammenstellung der Hauptdimensionen, Gewichte, Leistungen ꝛc. S. M. Schiffe und Torpedoboote. Die wichtigsten Theile sind durch Abbildungen vorzüglicher Art erläutert; der Text ist so gehalten, daß auch diejenigen Constructionen, deren Form und Zusammensetzung nicht durch Figuren erläutert sind, in ihrer allgemeinen Wirkungsweise verstanden werden müssen. Der Marine-Oberbaurath Klamroth, der mit der Zusammenstellung des Leitfadens beauftragt worden ist, hat sich um das Werk überaus verdient gemacht. Officieren, Studirenden der Hochschulen, Technikern, Ingenieuren, Werkmeistern, Zeichnern ꝛc. bietet es überreichen fachwissenschaftlichen Stoff. Der Preis ist auf 6,50 ℳ festgesetzt. M. B.

△ **Theoretisch-praktische Anleitung zur kaufmännischen Correspondenz nach Gabelsbergers System.** Mit einem kurzen Verzeichniß kaufmännischer Fremdwörter zum Gebrauche in Handelsschulen sowie zum Selbstunterricht bearbeitet von **Richard Preuß.** Zweite verbesserte Auflage. Dresden, Wilhelm Reuters Stenographie-Verlag, 1902. — In stenographischen Kreisen hat sich der Verfasser dieses in zweiter Auflage erschienenen Handbuchs durch verschiedene beachtliche literarische Arbeiten schon längst vortheilhaft bekannt gemacht. Auch in der vorliegenden Bearbeitung, die von der ersten Auflage sich nur durch zweckdienliche Berücksichtigung einiger geäußerten Wünsche unterscheidet, wird dieser den Bedürfnissen der kaufmännischen Welt völlig gerecht werdende Leitfaden gute Dienste leisten und sich unzweifelhaft neue Freunde erwerben. Fraglich könnte nur sein, ob es nicht besser gewesen wäre, mit dieser neuen Auflage bis nach dem im laufenden Jahre stattfindenden Berliner Stenographentage zu warten, da dessen Berathungen und Beschlüsse nicht ohne Einfluß auf die Gestalt des Systems bleiben dürften und dadurch eine theilweise Umarbeitung des Werkes unvermeidlich werden wird. Gleichwohl ist diese, nicht als Lehrbuch im engeren Sinne aufzufassende, an sich vortreffliche Anweisung noch mit Nutzen zu verwenden, denn sie ist ja für diejenigen jungen Kaufleute bestimmt, die sich in die Stenographie in ihrer gegenwärtig geltenden Form bereits bis zur Satzkürzung eingearbeitet haben und kaum Lust und Zeit haben werden, etwaige, mehr für die Schule und Elementarcurse berechnete Aenderungen zu berücksichtigen. Die Verlagshandlung hat das Buch, dessen stenographischer Theil in musterhafter Weise autographirt ist, mit gewohnter Sorgfalt hergestellt.

— **E. Koch, Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium der altgriechischen Sprache.** Leipzig 1901. E. Haberland. Theil I u. II. 36 Briefe in Mappe; 591 S. 8. 16 ℳ — Mit demselben Geschick und der Lehrerfahrung, welche sich in seinen übrigen dem griechischen Unterricht dienenden Büchern zeigen, hat Koch auch die schwierige Aufgabe gelöst, die Anfangsgründe des Griechischen für den Selbstunterricht in Briefform darzustellen. Auf 588 Seiten hat er den Lehrstoff der drei ersten Jahrescurse der Gymnasien in mustergiltiger Form bearbeitet. Mit klarem Blick erkennt er überall, wo neben dem sonst in Grammatik und Uebungsbuch Gebotenen das erklärende Wort des Lehrers hinzutreten muß, um dem Lernenden das volle Verständniß zu erschließen. Alle denkbaren Arten der Einübung der schwierigen Formenlehre werden abwechselnd herangezogen, um so möglichst große Sicherheit in derselben zu erzielen. Ganz allmälig treten hierzu auch die wichtigeren syntaktischen Regeln, ohne daß dieselben aber systematisch behandelt werden. Nur in einem Anhang sind sie einmal zusammengestellt, damit der Schüler am Schluß übersehen kann, was er auch auf diesem Gebiet allmälig gelernt hat. — Wer sich durch die ganze Briefreihe gewissenhaft hindurcharbeitet, wird jedenfalls im Stande sein, an die Schriftstellerlectüre mit Verständniß heranzutreten. Freilich erfordert der Selbstunterricht weit größere Thatkraft und Ausdauer, als solche unter Leitung eines Lehrers erforderlich ist. Dem entsprechend ist das Buch nur für reifere und gut befähigte Leute bestimmt, die bereits auf anderen Gebieten selbständig zu arbeiten gelernt haben. Diesen kann es aber gewiß die nothwendige Anleitung gewähren, so daß man es als durchaus zweckentsprechend angelegt und als vorzüglich brauchbar bezeichnen darf.

Wurzen. H. Steuding.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 84 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 56. Sonnabend, den 10. Mai, Abends. 1902.

Sachsens Ortschaften im Sprichwort.

Von Dr. Schlauch, Dohna. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Nachdem es mir vergönnt gewesen ist, in No. 6 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung zu schildern, wie sich das Land und Volk der Sachsen im Sprichwort spiegeln, will ich heute versuchen, wenn auch nicht in erschöpfender Weise, darzustellen, was uns das Sprichwort Interessantes von Sachsens Orten zu sagen weiß, Ich beschränke mich dabei auf diejenigen Ortschaften, die innerhalb der Grenzen des heutigen Königreichs Sachsen liegen.

Wie es kaum anders zu erwarten ist, beziehen sich die zahlreichsten Beispiele auf die beiden bedeutendsten Städte unseres Vaterlandes, auf Dresden und Leipzig, über die ich je fast dreißig Worte habe sammeln können. Dabei zeigt sich sogleich, daß Leipzig ein größeres Alter (die urbs Lipzi wird bereits 1015, Dresden erst 1206 urkundlich erwähnt) besitzt und durch seine Lage und Befestigung, seinen Handel und seine Universität hervorragt. Schon aus Leipzigs Beinamen erkennt man diese Bedeutung, bald wird es als „das rechte Auge von Meißen", als „Klein-Meißnerland" bezeichnet (der bekannte Professor Taubmann dichtete das Epigramm: Misnia parva patest urbs dici Lipsia, dici Aurbachea domus Lipsia parva potest), bald heißt es „flos ac decus Misniae" oder „flos ac delicium Misniae" und „Kursachsens Diamant". Nicht ohne Weiteres verständlich ist es dagegen, wenn man es „das kleine Meißner Rom" nannte; Schäfer (deutsche Städtewahrzeichen) vermuthet, weil seine Pfaffen und Mönche kurz vor der Reformation sich sehr geltend und unangenehm gemacht hätten. Seit Goethe ist der Beiname „Klein-Paris" gebräuchlich geworden, neben „Pleiß-Athen", wie man es seiner Universität halber nannte. In merkwürdigem Gegensatz dazu steht die Bezeichnung „barbara tellus", die Leipzig in einem alten Merkverse über die deutschen Universitäten trägt, denn sonst besaß Leipzigs Universität eher den Ruf galant zu sein. Es ist dies wenigstens die milde Auslegung des bekannten Verses:

Wer komt von Jen' und Leipzig one Weib,
Von Wittenberg mit gesandem Leib,
Und von Helmstät ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen,

eine Auslegung, der sich auch Goethe anschloß, wenn er in seiner Charakteristik der Universitäten Jena, Halle und Leipzig sagte: „dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant sein, sobald er mit den Bewohnern in einigem Bezug stehen wollte." Ein anderer Vorwurf, den das Sprichwort gegen die Universität Leipzig erhebt, ist heute völlig veraltet: Lipsia vult expectari. Es bezog sich dies Wort darauf, daß bei der geringen Anzahl besoldeter Lehrstellen im 16. Jahrhundert die Carrière der Docenten eine sehr langsame war, sodaß ihr Gehalt mehr einer Alterspension glich.

Neben der Universität tritt uns auch die Messe im Sprichwort entgegen, man pflegte zu sagen: „Wer auf der Leipziger Messe gewesen ist, geht nicht auf den Kupferberger Jahrmarkt"; „Es ist nicht Jeder ein Kaufmann, der zur Leipziger Messe reist"; „Wir warn hier keene Leipziger Messe machen" und „Es geht zu wie auf der Leipziger Messe". An die Verlegung der Messen nach Taucha durch Markgraf Dietrich den Bedrängten und die dadurch geweckten Streitigkeiten erinnert es wohl, wenn wir hören: „Es geht zu wie auf dem Tauchaer Jahrmarkt". Allerdings könnte sich das Sprichwort auch auf das Treiben auf dem jedem Leipziger bekannten „Tauchschen" beziehen. Von den Handelserzeugnissen Leipzigs besaßen früher die Stiefeln einen guten Ruf: „Zu Braunschweig kauft man gute Hüte und zu Leipzig gute Stiefeln." Heute sind mehr Braunschweiger Leberwürste und Leipziger Lerchen, Leipziger Allerlei und vielleicht die Leipziger Krebse bekannt, wie man die unverkäuflichen Bücher zu nennen pflegt. Erwähnen will ich hierbei, daß die buchhändlerische Bedeutung Leipzigs Anlaß gegeben hat, daß die Spanier ihre hervorragendste Buchhandelstadt, Valencia, „das spanische Leipzig" nennen.

Auf geschichtlicher Basis entstanden zwei Sprichwörter, von denen heute wohl nur noch das zweite bekannt ist: „Leipzig liegt draußen, und Leipzig liegt drinnen: Also kann Leipzig nicht Leipzig gewinnen" und „Es ist richtig mit Leipzig". Ersteres tauchte auf nach der vergeblichen Belagerung der Stadt durch Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen im Jahre 1547, deren Erfolglosigkeit das Volk darauf zurückführte, daß die kurfürstlichen Officiere Weiber, Kinder und Habe in Leipzig selbst hatten, letzteres entstand im dreißigjährigen Kriege, als Gustav Adolf am 7. September 1631 bei Breitenfeld über Tilly gesiegt hatte, wurde im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach erneuert und am 18. October 1813 nochmals neu belebt. Die Bedeutung Leipzigs, auf die auch das in der Neuzeit gebräuchliche Sprichwort hinweist: „Er hat zu thun wie der Leipziger Rath", zeitigte wohl auch hohe Ansprüche an den Lebensunterhalt, in diesem Sinne möchte ich wenigstens das Wort auffassen: „Leipzig hat heißes Pflaster". Schäfer (a. a. O. S. 62) vermuthet darin einen Wortwitz, weil bei dem Schleifen der Handelsgüter die Schleifknechte früher nasse Lappen an einem Stricke befestigt rechts und links vor die Schleifen warfen, damit diese sich nicht durch Reibung entzündeten, ich glaube aber darin nur die auf eine bestimmte bekannte Stadt übertragene Ansicht erblicken zu müssen, die in dem alten Sprichwort „Der Steinweg ist heiß" ausgesprochen ist. Letzteres erklärt schon Agricola (vgl. Latendorf, Agricolas Sprichwörter κ. 1862, S. 121): „Ynn stedten sind gemeyniglich alle gassen mit steynen gepflastert, auff daß man dester sauberer gassen habe. — Also ist der steynweg heyß, da thewer zerung ist, vnd gehet vil auff, man verzert vil. Zu Nurmberg ist ein heyßer steynweg, zu Brunschwig ist er nicht also heyß, das ist, zu Brunschwig leichter zeren denn zu Nurmberg. Also reden wir auch von andern ortten vnd stedten." Vergleichen wir damit noch Sailers (Die Weisheit auf der Gasse, 1848) „Ueberleg's wohl, ehe du in die Stadt ziehst: Der Steinweg ist heiß", so ist die gleiche Erklärung für den Ausdruck „heißes Pflaster" sehr nahe liegend. Daß man übrigens Leipzigs Bedeutung schätzen konnte, ohne die Stadt selbst sehr zu lieben, lehrt uns Johann Georgs II. Lieblingsspruch: „Wär' Leipzig mein, so wollt' ich's in Freiberg verzehren."

Wenn wir von Leipzig nunmehr auf Dresden übergehen, so sehen wir zunächst, daß dessen Beinamen an Zahl viel geringer sind; außer „Elbflorenz" oder „deutsches Florenz", dem Namen, den es Herder verdanken soll, habe ich nur noch die Bezeichnung „das große Semmeldorf" gefunden, die angeblich bei den Bauern der Umgebung gebräuchlich ist. Auch sonst wird uns wenig Charakteristisches von Dresden gerühmt, man sagt zwar: „Omnibus optatis Dresda referta bonis, Dresden ist angefüllt mit Allem, was man sich wünscht", und „Wer in Sachsen Dresden nicht gesehen, der hat nichts gesehen", damit sind aber die auf die Stadt selbst bezüglichen Sprichwörter schon abgethan. Dagegen zeigt unsere heutige Residenz gegenüber Leipzig einen überraschenden Reichthum an im Sprichworte festgelegten Städtewahrzeichen. Während sich von den Leipziger Wahrzeichen nur das Böndermännel, jenes Stationsmal vor Hinrichtungen, das am ehemaligen Grimmaischen Thore ungefähr an der Stelle des heutigen Café Felsche sich befunden haben soll

und eine zum Tode des Säckens oorbereitete Gestalt mit der Inschrift Poenitoro (Bereue) darstellte, in der sprichwörtlichen Redensart erhalten hat: „Du siehst aus wie das Bönder-männel“, beziehen sich folgende Sprichwörter auf Dresdner Wahrzeichen: „Du siehst aus wie das garstige Ding zu Dresden, wie der schwarze Herrgott zu Dresden“; „Geh hin zum Salomo, der wird's wohl wissen“; „Frage den Salomo, wenn er's weiß, so nickt er“; „Er hat das Dresdner Wahrzeichen in seinem Hause“; „Der Storch holt die Kinder aus dem Queckborn“; „Er sitzt da wie ein Oelgötze“, sowie einige die Dresdner Brücke betreffende, die ich später anführen will. Zu den erwähnten Beispielen ist zu bemerken, daß das garstige Ding eine am Chore der Kreuzkirche befindliche Frauengestalt war, an der ein Hund hinaufsprang, angeblich als Buße für ein widernatürliches Vergehen sammt dem Chore von einer Frau errichtet und Ende des 18. Jahrhunderts verloren gegangen. Schäfer (a. a. O., S. 90—93) vermuthet, die Figur könne die vermauerte Pest bedeutet haben. Der schwarze Herrgott war ein großes Crucifix in der Kreuzkirche, angeblich mit Menschenhaut überzogen, und durch die vielen ihm zu Ehren angezündeten Lichter schwarz geräuchert. Manche identificiren es mit dem Kreuze, das 1270 bei einer Hochfluth aus Böhmen auf der Elbe stehend angeschwommen sein soll. 1760 am 19. Juli bei dem Brande der Kreuzkirche ist es mit zu Grunde gegangen. Auch der „Oelgötze“ wird auf die Kreuzkirche zurückgeführt, die an der Außenseite einen sogenannten Oelberg besaß. Nach der Reformation, als man alle Heiligenbilder als Götzen zu bezeichnen pflegte, habe man diese Oelgötzen genannt. Die Deutung ist nicht unwahrscheinlich, denn in Freiberg heißt die Kammer des Domes, in der man nach der Reformation die geschnitzten Statuen aufbewahrte, noch heute die Götzenkammer, aber die Localisation nach Dresden ist entschieden falsch, denn wenn bereits 1528 Agricola das Wort als sprichwörtlich kennt, muß die Bezeichnung weiter verbreitet gewesen sein. Der „Salomo“, auf den uns zwei Sprichwörter verweisen, war die Darstellung von Salomonis Urtheil oberhalb der alten Kreuzpforte oder des nachmaligen Salomonisthores; der befruchtende Queckborn vor dem katholischen Waisenhause trug einen Storch, der unter den Flügeln und in den Fängen Wickelkinder hatte, und besaß seit 1512 eine Wallfohrtskapelle „zu unserer Lieben Frau Queckborn“. Die sprichwörtliche Redensart vom Dresdner Wahrzeichen beruhte auf einer falschen Auslegung des sogenannten Weiberregiments, das sich an einem Hause am südöstlichen Ausgange der Moritzstraße in die Schießgasse ca. seit 1550 befand und seit 1779 ungefähr verschwunden ist. Es stellte die bekannte Scene dar, wie Phyllis den Lehrer ihres Geliebten Alexander, den Philosophen Aristoteles, durch ihre Schmeicheleien so seiner Philosophie vergessen macht, daß er sich zu ihrem Reitpferde erniedrigt. Das Volk deutete die Darstellung einfach als Bild eines Pantoffelregiments und machte es zum Wahrzeichen, das nun im Sprichwort fortlebt.

Eine weitere Reihe oon Sprichwörtern beschäftigt sich mit der Dresdener Elbbrücke, von der schon Albinus (Landchronik S. 32 f.) erzählt, daß man in einem „gemeinen Sprichwort zu sagen pflegt / das die Dreßdnische Brücke sey die lengste / die Regenspurgische die schönste / die Pragische die breiteste vnd sterkeste“. Auf ihr, die bekanntlich früher ein Asyl war, stand eine Säule mit einer durch ein Beil abgehauenen Hand und der ebenfalls sprichwörtlich gewordenen Inschrift: „Wer diese Brückenfreiheit bricht, dem wird seine Frevelhand gericht't“, eine Inschrift, die auch auf der Moldaubrücke zu Prag und wahrscheinlich auch auf vielen anderen Brücken zu finden war. Mit einer Ausnahme von der Brückenfreiheit macht uns das Sprichwort bekannt: „Wer Wittgen fängt, kaun auf der Dresdner Brücke jagen.“ Es geht auf die Sage zurück, daß der Raubritter Wittig oder Witigen, der auf einem starken Felsen an der Müglitz in der Nähe von Glashütte auf einem Schlosse hauste (wo übrigens heute noch Mauerreste zu finden sind), von Weingold III. oon Bärenstein auf Schloß Lochau im Kampfe oberhalb des Rittersitzes Reinhardsgrimma getödtet wurde. Als Gnade erbat sich der Sieger vom Markgrafen die Berechtigung, auf der Jagd einen Hirsch hetzen zu dürfen, und wenn er bis auf die Dresdner Elbbrücke liefe. Das Dorf Wittgensdorf bei Kreischa soll von diesem Wittig den Namen führen. Auf der Brücke und zwar auf dem Crucifixpfeiler, der am 31. März 1845 bei der großen Eisfahrt zusammenstürzte und unter seinen Trümmeen das Crucifix begrub, stand der Hauptwachposten der Brücke. Hier war jedenfalls ein zugiger und wenig angenehmer Aufenthaltsort, denn die Posten pflegten zu sagen: „Bei dir, Herr Jesu Christ, der schlechteste Posten auf Erden ist“ und „Bei dir, o lieber Jesu Christ, oor Kälte nicht zu bleiben ist.“ Den Zugang zu der Brücke von der Altstädter Seite her vermittelte das 1555 vollendete und 1730 abgetragene Brückenthor oder schöne Thor, das mit seinen 9 bunten Wappen, seinen Marmorfüllungen und schönen Ornamenten zu dem Sprichwort Anlaß gab: „Es ist so schön, wie das Brückenthor zu Dresden.“ Alle diese Sprichwörter sind veraltet, doch auch heute noch lebt ein auf die Brücke bezügliches Wort im Munde des Volkes: „Es ist ein Verkehr wie auf der Dresdner Brücke“. Volksthümlicher als alle die erwähnten Beispiele sind wohl diejenigen, die sich auf das „Brückenmännchen“ bezogen. Auch hier stoßen wir auf eine falsche Deutung, entstanden wahrscheinlich, weil die ursprünglich am Schlußsteine der vierten Bogenwölbung von Altstadt her auf der Thalseite angebrachte Figur schwer erkennbar war und sich eine von competenter Seite gelieferte falsche Beschreibung deshalb unwiderlegt einbürgerte. Sie sollte „ein kleines, gebücktes, zu einer natürlichen Verrichtung zusammengekauertes Männchen, mit in die Seite gestemmten Armen, geschlossenen Beinen und tief über das Gesicht hereingezogener Mütze“ darstellen. Ein Blick auf die bei Schäfer (Chronik der Dresdner Elbbrücke, Dresden, 1848) befindliche Abbildung der Schrammschen Zeichnung zeigt das Irrthümliche dieser Auffassung, die einerseits die Erklärung hervorgerufen hatte, daß es sich um eine der auf dem Glauben beruhenden Darstellungen handele, daß obscöne Bilder den bösen Blick bannen und gegen dämonische Einflüsse schützen könnten, andererseits zur Entstehung folgender Sprichwörter Anlaß gegeben hatte: „Ein Brückenmännchen machen“, „das Brückenmännchen besuchen“, „vom Brückenmännchen gerufen werden“, „der Dresdnischen Nothdurft nachgehen“ und „dasitzen wie das Brückenmännchen“. Wahrscheinlich ist es das Bild des Erbauers der Brücke, der entweder auf einem Steine oder einem dreibeinigen Schemel sitzt, nach der gewöhnlichen Tradition eines Italieners Matthaeus Fotius, oulgär Matz Fotz genannt, der noch in den Sprichwörtern fortlebt: „Er sitzt da wie Matz Votz von Dresden“ und „Hans Matz uf Dräsen, kann schreiben und nicht lesen“. Jedenfalls ist das Brückenmännchen das populärste aller Dresdner Wahrzeichen gewesen, dessen Gedächtniß sich bis heute bei dem Volke erhalten hat, obwohl wenige Leute wissen, daß es noch jetzt bei Helbigs Restaurant in die Wand eingemauert oorhanden ist.

Die Kenntniß der Städtewahrzeichen war früher namentlich für die Handwerksburschen wichtig, sie galt als Beweis, daß sie auf der Wanderschaft die betreffenden Städte besucht hatten, nach den Wahrzeichen wurde auf der Herberge gefragt, und so finden wir auch auf sie bezügliche Sprichwörter in der Gestalt von Räthselfragen gekleidet, z. B. „Wo sind drei Schlösser auf einem Berge, ein Dörflein in einem Graben, und eine Brücke, die höher als die Thürme in der Stadt?“ oder in anderer Fassung:

„Wo ist der Berg, ouf dem drei Schlösser stehn,
Und nebenher drei Wässer gehn?“

Die Antwort lautete: in Meißen. Die drei Schlösser waren die Albrechtsburg, das burggräfliche, im Laufe der Zeit zerfallene, und das markgräfliche durch Brand zerstörte Schloß, die drei Wässer die Elbe, Meiße und Triebisch; das Dorf Meißen lag im Stadtgraben, und die Brücke der Albrechtsburg, zwischen Schloßberg und St. Afraberg, unter welcher der Weg nach Lommatzsch und Freiberg ging, lag höher als der Thurm der Stadtkirche. Eine andere derartige Frage loutete: „Wo predigt der Pfaer aus einem Topfe?“ Sie bezog sich auf das Wahrzeichen Strehlas, die thönerne Kanzel, ein kunstvolles Werk des Melchior Tatz, 1565 angedlich als Buße für eine Sünde gegen das sechste Gebot gefertigt. Die Arbeit an der Kanzel bestand aus acht über eine Elle hohen Platten mit Darstellungen der Schöpfung, von Isaaks Opferung, Hiobs Traum, Christi Geburt, Kreuzigung und Himmelfahrt, von Sauls Bekehrung, der Auferstehung und des jüngsten Gerichts. Das Ganze ruhte auf einem thönernen Moses mit den Gesetzestafeln; am Fuße der Kanzel waren die vier Evangelisten mit ihren Sendboten gleichfalls in Thon gebildet.

Mit der Scherzfrage:

„Rath' wenn du rathen kannst, wo ist doch solche Stadt,
Die weder Schmied noch Schul, noch Kiech noch Pfarre hat,
Da auch ein solches Dach ist auf ein Thor gebracht,
Das weder Gott, noch Mensch, noch Teufel hot gemacht?“

verspottet man Wurzen, dessen Kirche, Pfarre, Schule und Schmiede außerhalb der Mauern lagen, während das erwähnte Dach, ein Storchnest auf dem Thurme neben dem Wenzelsthore, als Wahrzeichen galt. Die eigenthümliche Bauweise Wurzens zeitigte auch noch das Spottwort: „Wenn die Wurzener zur Kirche gehen sollen, laufen sie zum Thor hinaus."

Es sei mir gestattet im Anschluß an die Städtewahrzeichen zu erwähnen, daß Meißen, obwohl die älteste und früher bedeutendste Stadt unseres Vaterlandes, außer oben erwähntem Sprichworträthsel nur zwei Beiträge zu unserem Sprichwörterschatze geliefert hat, dabei eine Redensart, weit bekannt und viel gebraucht, aber bezüglich ihrer Entstehung noch heute nicht aufgeklärt: „Du siehst aus wie der dumme Junge von Meißen." Sie ist verschieden erklärt worden: bald sollte eine Porzellanfigur in der Porzellanfabrik, ein Junge, der mit der Diele in Verbindung stehend dem Besucher automatisch die Zunge herausstreckte, bald ein Gemälde in einem alten Meißner Gasthofe das Urbild des dummen Jungen sein. Ja auch mit einem Gemälde der Burg, jenen bekannten derben Schwank darstellend, wie der Hofnarr einem Cavalier die Galanterie, der Herrin das erste blühende Veilchen darbringen zu können, vereitelt, ist der Ausdruck in Zusammenhang gebracht worden. Am wahrscheinlichsten ist die Erklärung Schäfers, der ihn auf den Judenkopf im meißnischen Wappen, das Symbol der Belehnung mit dem Judenschutze, zurückführt. Das Volk, das diesen Kopf nicht zu deuten wußte, habe ihn den „dummen Juden von Meißen" genannt, aus dem dann der dumme Junge wurde (vgl. Sachsenchronik Bd. II, S. 212). Nach dieser Erklärung hätte das Sprichwort also mit der Stadt Meißen gar nichts zu thun. Die Juden kennen übrigens im Gegensatze zum dummen Jungen einen „Weisen von Meißen", ein Hinweis auf die einst berühmte jüdische Schule zu Meißen, den Sanhedrin.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Zum Kampfe der drei Weltreligionen (Buddhismus, Islam, Christenthum). Ein Katechismus für wahrheitsuchende Leute. Von Robert Falke (Divisionspfarrer in Berlin). Gütersloh, Bertelsmann, 1902. 102 S. kl. 8. Preis 1 ℳ, geb. 1,50 ℳ — Aus seinem größeren Werke über „Buddha, Mohammed, Christus", das bereits in 2. Auflage erschien und seiner Zeit in diesem Blatte wie anderswo mit rühmendster Hervorhebung besprochen wurde, giebt der Verfasser hier einen Auszug für weitere Kreise, insofern sie durch religionsgeschichtliche Betrachtungsweise berührt, vielleicht auch durch Einflüsse von buddhistischer Seite aufgeregt sind. Man darf diesem „Katechismus" (ein solcher ist das Buch auch hinsichtlich der Form von Frage und Antwort) mit Freuden die gleichen Vorzüge nachrühmen: gediegene Sachkenntniß, hohe Uebersichtlichkeit und Klarheit und sieghafte Ueberzeugung von der unvergleichlichen Hoheit des Christenthums. Diese Eigenschaften ermöglichen ein überzeugendes Eintreten des Verfassers für die Antwort (S. 101): „Nur dem evangelischen Christenthum, der Religion der Liebe und der Wahrheit, wird der Sieg zufallen", — und machen sein Buch zu einem trefflichen Hilfsmittel der bezüglichen Unterweisung. Methodische Bedenken im Einzelnen lassen sich erheben auf S. 12 (Menschensohn ein Name?), S. 18 ff. (Wunderfrage betreffend) und besonders S. 67 (Zusammenfassung des Christenthums). Sehr wirksam und trefflich ist die Behandlung der Versuchungsgeschichte S. 20 ff. G. S.

— Das Anfechtungsgesetz vom 21. Juli 1879 und die §§. 29 ff. der Konkursordnung vom 10. Februar 1877, erläutert durch die Entscheidungen des Reichsgerichts von Waldemar Luks, Justizrath. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1902. H. W. Müller. (71 S, Pr. 1,20 ℳ) — Eine Zusammenstellung der, besonders in den Entsch. des Reichsgerichts in Civilsachen, in Gerichtsbeiträgen zur Erläuterung d. d. R., in der Juristischen Wochenschrift und in Bolzes Praxis des Reichsgerichts veröffentlichten Entscheidungen des Reichsgerichts über das Anfechtungsrecht, die dem Praktiker sehr dienen wird. Der Gesetzestext ist übrigens nicht in der früheren Fassung — wozu der Titel leicht führen könnte —, sondern in der Fassung der Bekanntmachung vom 20. Mai 1898, also in der jetzt giltigen gegeben. K—d.

— C. Wunderer, Polybios-Forschungen. Beiträge zur Sprach- und Culturgeschichte. II. Theil: Citate und geflügelte Worte bei Polybios. Leipzig 1901. Dieterich. 100 S. 8. 2,40 ℳ — Wie Wunderer im ersten Hefte seiner Forschungen die Quellen der von Polybios verwertheten Sprichwörter nachzuweisen versucht, so stellt er hier die von diesem aus Dichtern entlehnten Citate zusammen. Da sich im ganzen Polybios nach Wunderer nur 52 der letzteren finden, kann man der Annahme kaum zustimmen, der Historiker habe bei Abfassung seines Werks zur Ausschmückung der trockenen quellenmäßigen Darstellung eine Gnomensammlung benutzt. In diesem Falle dürfte der Schmuck doch etwas reicher ausgefallen sein. Wahrscheinlicher ist es, daß die meisten angeführten Worte bereits allgemeiner bekannt waren und sprichwortartige Geltung erlangt hatten; die übrigen mögen irgend welcher historischen Quelle entlehnt sein. Trotzdem bleibt das Gesammturtheil, welches Wunderer über das Verhältniß des Polybios zur Dichtkunst fällt, entschieden richtig. Bei seiner durchaus dem Wirklichen zugewandten Sinnesart hat er keine Empfindung für poetische Schönheit und legt daher auch selbst wenig Werth auf die Form seiner Darstellung. H. St.

∞ Landgerichtsrath Erich Aron in Straßburg i. E. hat die Gesetze des Deutschen Reichs, betr. das Post-, Telegraphen- und Fernsprechwesen, nebst Ausführungs- und Vollzugsbestimmungen in einer handlichen Taschenausgabe erläutert und damit einem praktischen Bedürfnisse entsprochen. Es hat auch diese Gesetzgebung in den letzten Jahren sei es durch ergänzende Gesetze, sei es durch die Umwandlung des bürgerlichen Rechts, eine Reihe wesentlicher Aenderungen erfahren, die vom Verfasser berücksichtigt worden sind. Die über den Post- und Telegraphenverkehr abgeschlossenen internationalen Verträge sind ebenfalls aufgenommen. Ein ausführliches Register dient dem erfolgreichen Gebrauche des Buchs. Die auch sonst gut ausgestattete Ausgabe ist im Verlage von C. L. Hirschfeld in Leipzig erschienen und kostet 3 ℳ.

— Leopold Ziegler, Zur Metaphysik des Tragischen. Dürrsche Buchhandlung. Leipzig 1902. Brosch. 1,60 ℳ — In einem kurzen Vorwort legt Ziegler dar, daß man auf zwei verschiedenen Wegen dem Problem des Tragischen nahe zu kommen versucht hat. Als bedeutendsten Vertreter der empirischen Methode nennt er Johannes Volkelt; als metaphysisch-speculativer Betrachter des Tragischen steht ihm von älteren Denkern Schelling am höchsten. Während Ziegler aber durch eine Phänomenologie der tragischen Typen, wie sie Volkelt giebt, nicht befriedigt wird, weil ihm das Eingehen auf das Wesen des Tragischen nicht tief genug scheint, tadelt er an Schelling die deductive Methode, welche der Erfahrung gar zu geringe Aufmerksamkeit geschenkt hat. Inductiv vorgehend, will er zu den metaphysischen Principien gelangen, von deren Lösung die rechte Erkenntniß des tragischen Problems abhängig ist (S. VII). In welchem Sinne das geschehen kann, zeigt sich schon äußerlich darin, daß die Studie Eduard v. Hartmann zum 23. Februar 1902 (sechzigstem Geburtstage) zugeeignet ist. Das Wesen des Tragischen beruht auf immanenter Ueberspannung des Willens, der tragische Conflict ist Willensconflict. Aber dieser Wille der tragischen Person ist nicht frei sondern abhängig von einem höheren Princip. „Auch der Wille ist Vorsehung" könnte Ziegler das Wort Schellings umformen, mit dem er den Abschnitt einleitet, in welchem das Wesen des Tragischen als immanente Teleologie dargelegt wird. Den engen Zusammenhang seiner Auffassung des tragischen Problems mit seiner philosophischen Grundanschauung bringt Ziegler besonders deutlich im zweiten Haupttheil seiner Abhandlung zum Ausdruck, wo er von den Postulaten des Tragischen spricht. Aus seiner Deutung des Tragischen heraus will er diejenige Weltanschauung gewinnen, die allein das tragische Phänomen rechtfertigt (S. 69). Diese sichtliche petitio principii wird gerechtfertigt, insofern Ziegler den Begriff des Tragischen über das ästhetische Gebiet hinaus anwendet, und jede Wandlung der allgemeinen Weltbetrachtung als die Tragödie neu gestaltend hinstellt. So wird Religion und Geschichte eines Volkes als bedingend für die Kunstschöpfung, die Tragödie als lichtspendend über das Volksthum ihres Ursprungslandes in tiefsinniger Weise aufgewiesen. Dabei wird den Deutschen, die „in Eduard v. Hartmann die Synthese aller mythischen und metaphysischen Vorstellungen" vollzogen (S. 73), der Ehrenplatz unter den Völkern

zu Theil. Das Tragische, das den gesammten Weltprozeß anticipirt (immer natürlich nach Hartmann), ist in dem tragischen Volke der Deutschen der Sprungstein zur Welterkenntniß überhaupt geworden. — Ziegler ist offen genug, in einer Fußnote (S. 93) zu erklären, daß die Auffassung des Tragischen als Prototyp einer universellen Welttragödie geglaubt werden muß, um überzeugte Vertreter zu finden. Wo der Glaube beginnt, läßt sich nicht mehr rechten. Aber auch wer Ausgangs- und Endpunkt Zieglers nicht zu dem seinen macht, wird an seiner Hand vorwärts kommen in der Betrachtung des zur Schau stehenden Problems. Dem ganzen Buche, das etwas schnell hingeschrieben zu sein scheint, worauf auch die vielen Druckfehler hindeuten dürften, ist eine ruhige Ueberarbeitung zu wünschen und eine kritische Leserschaft zu gönnen. Dr. Grimm.

— Demme, Otte, Jansen, Clausen und Elfeld, Briefsammlung für den Unterricht in der deutschen Handelscorrespondenz. Leipzig 1900. Verlag von G. A. Glöckner. Geh. 2,— M, geb. 2,40 M — Die Verfasser, Kaufleute, welche als Lehrer an der Höhern Handelsschule zu Hannover wirken, haben bei der Anlage des Buches, das ihrer Unterrichtsthätigkeit entsprungen ist, die Absicht verfolgt, die die Schule besuchenden Handlungslehrlinge zu befähigen, einfache Briefe gewandt und selbständig schreiben zu lernen. Da bekanntlich viele Wege nach Rom führen, so kann man auch den von den Verfassern eingeschlagenen, der sich wahrscheinlich an die Organisation der dortigen Schule anpaßt, billigen. Es ist der Grundsatz befolgt, zunächst die leichteren Briefe zu üben, ohne sich an eine bestimmte Gruppirung zu binden, wie das ja auch im täglichen Geschäftsverkehr der Fall ist, und daran die schwierigeren anzuknüpfen, die in der Regel von den geübteren Correspondenten geschrieben werden. Für die Lehrer der Correspondenz, welche Briefe aus einem Geschäftszweige im Zusammenhange behandeln wollen, ist ein nach Stoffen geordnetes Inhaltsverzeichniß beigegeben. Trotz sorgfältiger Auswahl der Musterbriefe sind immer noch verschiedene in der Geschäftssprache vorkommende Verstöße gegen die Reinheit der Sprache und gegen die Grammatik, überflüssige Fremdwörter u. s. w. stehen geblieben, die bei einer späteren Auflage nach beseitigt werden möchten. Unbeschadet dessen kann man die Sammlung der strebsamen kaufmännischen Jugend, wie auch den Lehrern der Handelscorrespondenz, welche Abwechselung in den Unterricht bringen wollen, empfehlen. Hn.

— Die elektrischen Einrichtungen der Eisenbahnen. Eine Anleitung zum Selbststudium der Telegraphen-, Telephon- und elektrischen Signaleinrichtungen von R. Bauer, A. Prasch und O. Wehr. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 318 Abbildungen. 29 Bogen. Octav. Gebunden 6 Kronen 60 Heller = 6 M. Wien, Hartlebens Verlag. — Das Werk hat seinen Zweck, über Wesen und Bestimmung der gesammten elektrischen Einrichtungen der Eisenbahnen auch den nicht als Fachgebildeten zu unterrichten, vollkommen erreicht, wafür auch der Umstand spricht, daß bei einem doch immerhin begrenzten Leserkreise in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erforderlich wurde. Schon die Art des hier behandelten Stoffgebietes gebot bei dieser zweiten Auflage sorgfältigste Durchsicht, Entfernung veralteter oder unwesentlich gewordener Theile, Verarbeitung der zahlreichen Neuerungen und Verwerthung der bisher gewonnenen praktischen Erfahrungen. Das Werk empfiehlt sich allen im praktischen Dienste stehenden Eisenbahnern. —x

— Die Gestaltung des landwirthschaftlichen Betriebes mit Rücksicht auf den herrschenden Arbeitermangel. Mit dem Reuning-Preise gekrönte Preisschrift von Dr. Leopold Hübel auf Sachsendorf. Dresden, v. Zahn & Jaensch. — Das königl. sächsische Ministerium des Innern hatte auf Antrag des Landesculturraths einen Preis aus den Mitteln der Reuning-Stiftung für eine Schrift über die Gestaltung des landwirthschaftlichen Betriebes mit Rücksicht auf den herrschenden Arbeitermangel ausgeschrieben. Als leitender Gesichtspunkt bei Abfassung der Schrift sollte die Bezeichnung der wirthschaftlichen Maßnahmen aufgestellt werden, welche sich empfehlen, um den landwirthschaftlichen Betrieb gegenüber der insbesondere durch Industrie, Bauthätigkeit und die Staatsbetriebe (Eisenbahn, Post u. s. w.) hervorgerufenen Arbeits- und Lohnconcurrenz aufrecht zu erhalten, und hierbei auch die Frage in Betracht gezogen werden, inwieweit Gewährung von Prämien bez. Betheiligung am Ertrage der Gutswirthschaft mit Erfolg zur Gewinnung und Erhaltung eines arbeitswilligen und zuverlässigen Stammes von landwirthschaftlichen Arbeitern und Dienstboten beitragen könnte. Die gestellte Aufgabe ist in der vorliegenden Preisschrift in vorzüglicher Weise gelöst worden. Die Schrift verdient daher die weiteste Verbreitung. Sie zerfällt in drei Abschnitte, deren erster die Einrichtungen zur Verhütung des Arbeitermangels behandelt, wobei insbesondere die Lohnhöhe unter Berücksichtigung des Werthes der Naturallöhnung, des Aufwandes für den Lebensunterhalt und des Unterschiedes zwischen gemeiner und qualificirter Arbeit, ferner die Wahl der Arbeitertypen (Gesinde, ansässige und unansässige Tagelöhner, nichtständige Arbeiter, Sachsengänger), die Lohnsysteme (Antheilslohn, Accordlohn, Zeitlohn, Prämienlohn, Pensionen) und die Wohlfahrtspflege kritisch beleuchtet und in ihrer Bedeutung für die verschiedenen landwirthschaftlichen Verhältnisse besprochen werden. In dem zweiten Abschnitt beschäftigt sich der Verfasser mit den Maßnahmen zur Ersparung landwirthschaftlicher Arbeit bei unveränderten Wirthschaftssystemen. Im Einzelnen werden die Vortheile behandelt, welche in dieser Beziehung die Grundstückenzusammenlegung, die Entwässerung der Grundstücke mit ihrer günstigen Wirkung auf die Arbeitsvertheilung, die angemessene Verwendung von Maschinen, die Benutzung möglichst leistungsfähiger Ackergeräthe und kräftiger Zugthiere, die zweckmäßige Anlage der Gebäude bieten. — Im dritten Abschnitt wird die Frage der Abänderung der Wirthschaftssysteme unter dem Drucke des Arbeitermangels beleuchtet. In anregender Weise erörtert der Verfasser den Einfluß des Intensitätsgrades auf die Productionskosten und die Reinerträge bei verschieden hohen Verkaufspreisen. Wo eine Einschränkung der Arbeitsintensität in Betracht gezogen werden muß, könnte nach Ansicht des Verfassers die, wenn auch nur vorübergehende Wiedereinführung der Brache ins Auge gefaßt werden, zumal dieselbe, wie die Versuche von Rittergutsbesitzer Caron-Ellenbach zeigen, nicht nur arbeitsparend wirkt, sondern auch zugleich an Zufuhr von Pflanzennährstoffen von außen zu sparen gestattet. Im Anschluß hieran wird unter dem gleichen Gesichtspunkte die Ausdehnung der Gründüngungsculturen dort zur Erwägung gestellt, wo die Rentabilität der Viehhaltung gering ist und dementsprechend die Erzeugungskosten des Stalldüngers hoch sind. Bei hohen Preisen der Milch 2c. würde dagegen an Stelle der Gründüngungsculturen ein verstärkter Futterbau zu bevorzugen sein, der gleichfalls eine Arbeitsersparniß in sich schließt. Schließlich bespricht der Verfasser den Einfluß eines ausgedehnten Hackfruchtbaus auf den Arbeitsbedarf und weist darauf hin, daß von der wegen Verminderung des Arbeitsbedarfs erfolgenden Einschränkung der Intensität nicht nothwendiger Weise die ganze Wirthschaft betroffen werden muß, vielmehr jede ausgedehntere Wirthschaft Intensitätszonen haben sollte, die Absatzverhältnisse müßten denn so überaus günstig sein, daß die größte Intensität selbst auf den entlegensten Feldern noch lohnend ist. R—d.

△ Liederbuch für Gabelsbergersche Stenographen. Zusammengestellt vom Stenographenverein zu Flöha (Sachsen). Zweite erweiterte Auflage. Mit einem Anhang: Lieder von Eduard Krumbein. Dresden 1902. Wilhelm Reuters Stenographie-Verlag. — In stenographischen Kreisen wechselt ebenso wie in Vereinen anderer Art ernste Thätigkeit mit anregender Geselligkeit, die neben Ansprachen und Trinksprüchen auch durch Gesangsvorträge und Lieder ihren frohmüthigen Ausdruck findet. So haben auch Gabelsberger und seine Kunst seit der Begründung zahlreicher, der Pflege der Kurzschrift sich widmender Vereine mehr oder weniger berufene Dichter gefunden, deren lyrische Ergüsse zur Unterhaltung beizutragen bestimmt sind. Mehrfache Ausgaben solcher Liedersammlungen haben infolge ihres ansprechenden Inhalts auf buchhändlerischem Wege eine gewisse Verbreitung gefunden. Ist auch der poetische Werth nicht immer hoch zu bemessen und kommt unter den dargebotenen Dichtungen nicht selten Mittelmäßiges vor, so nimmt man das in fröhlicher Gesellschaft doch bereitwillig in Kauf, wenn dem guten Willen des Dichters sein Witz und Humor nur einigermaßen die Stange hält. Das der Besprechung zu Grunde gelegte Liederbuch gehört zu den besseren seiner Gattung, wie die anderweite Auflage desselben äußerlich schon bekundet und der Hinweis auf die Beiträge des liederreichen Krumbein, des Humoristen der Gabelsbergerschen Schule, bekräftigt. Die Reutersche Verlagshandlung hat die Anschaffung dieser Sammlung den Vereinsmitgliedern durch einen außerordentlich billigen Preis erleichtert.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 57. Dienstag, den 13. Mai, Abends. **1902.**

Sachsens Ortschaften im Sprichwort.

Von Dr. Schlauch, Dohna. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

(Schluß.)

Wenn ich jetzt der besseren Uebersicht halber versuche meinen übrigen Stoff unter einzelne gemeinsame Gesichtspunkte zu bringen, so kann ich zunächst eine Anzahl von Sprichwörtern anführen, welche geschichtlichen Hintergrund haben. Die vogtländische Redensart, z. B. „Theuma und Losa sind auf", die gebraucht wird, wenn Alles drüber und drunter geht, entstand im Bauernkriege, als die genannten bevölkerten Orte den Kern der Aufrührerischen bildeten. Theuma verlor damals zur Strafe das Marktprivilegium und wurde aus einem Marktflecken ein Dorf. Von den Zuständen nach dem dreißigjährigen Kriege ferner können uns zwei gereimte Sprichwörter ein Bild bieten:

„Durch Adams Fall ist Neukirch'n [= Markneukirchen] verdorb'n
und Erlbach tigt d'rneben;
in Adorf gibt's sehr wenig Geld,
in Breitenfeld gibt's kein Leben;
in Landwüst ist sehr große Noth,
in Wernitzgrün kein Bissen Brod,
— sind das nicht leere Nester?
Und Klingenthal ist die Schwester,"

und:

„Weyde, Gere, Greiz,
Hoff, Plauen, Schleiz,
Rhode, Lodde, Jene,
Triptis sin' rer Zehne."

Nach dem zweiten, das von heutigen sächsischen Orten ja nur Plauen enthält, pflegte man wahrscheinlich die zerstörten Ortschaften an den Fingern abzuzählen. Auch der Ausdruck „Pirnaisches Elend", ursprünglich der Titel einer Schrift, geht auf den dreißigjährigen Krieg zurück und zwar auf die Schreckenstage Pirnas während der Besetzung durch Baner. Ein hübsches Beispiel vom Witze des Volkes bietet uns das ebenfalls noch dem erwähnten Kriege entstandene Sprichwort: „Durch das Oelsnitzer Rathhaus fließt ein lauterer Bach aus einem schönen Brunn, aus welchem das Wasser mit goldenen Zöbern geschöpft wird." Das im Kriege zerstörte und 1626 neu erbaute prächtige Rathhaus zu Oelsnitz hatte nämlich die Rittergüter Lauterbach, Schönbrunn, Zöbern und die beiden von Untermarxgrün verschlungen. Eine scherzhafte Anspielung auf ein geschichtliches Ereigniß ist es auch, wenn man Jemandem zuruft: „Mach's wie die Nonnen zu Nimptschen", d. h. reiße aus, oder wenn man sagt: „Es geht zu wie im Wurzener Fladenkriege." Letzterer, 1542 zwischen Kurfürst Johann Friedrich und Herzog Moritz entstanden, endete bekanntlich nach neuntägiger Dauer durch Vermittlung Luthers und Philipps von Hessen unblutig, und die Soldaten kamen gerade noch zu den Osterfladen zurecht.

Bei anderen Sprüchwörtern steht die Entstehung auf geschichtlicher Basis nicht so einwandfrei fest, sie sind mehr in das Gebiet der Sage zu verweisen. Dahin gehört z. B. das Wort: „Ihm fehlt's am Dresdner Aber." 1617 soll Kurfürst Johann Georg I. dem Kaiser Mathias sein Zeughaus gezeigt haben, um seine Kriegsbereitschaft zu beweisen. Der Kaiser, der wohl wissen mochte, daß zum Kriegführen außer Waffen auch Geld gehöre, sagte nach der Besichtigung bedenklich: „Das Zeughaus ist vortrefflich aber —". Darauf schwieg der Kurfürst, führte seinen Gast in die Schatzkammer und sagte auf die Schätze deutend: „Allergnädigster Kaiser, hier ist das Aber." Ein anderes derartiges Beispiel ist die Redensart: „Er hat eine Kamenzer Nase." Im dreißigjährigen Kriege hielt Kamenz zuerst zu Friedrich V. von der Pfalz, 1623, aber von Johann Georg bedroht, schickte es Gesandte mit einem Gnadengesuch an letzteren nach Stolpen. Der Kurfürst gewährte auch Gnade und sagte lachend zu seinem Gefolge: Die habens gerochen. Seitdem nennt man die Kamenzer die Riecher. In ähnlicher Weise führten, um dies hier einzuflechten, die Bautzener den sprichwörtlichen Spitznamen Träbersäcke, wegen ihres berühmten Bieres Klotzmilch, oder Luchsstecher, weil sie 1621 einen Luchs gefangen hatten, die Zittauer Kühtreiber und die Löbauer Krautmaler. Letztere hatten nämlich den kaiserlichen Soldaten nicht einmal Kraut vorzusetzen und lehnten die Forderung mit den Worten ab: Wir können Euch kein Kraut malen. Wurzbach (Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort. Wien 1864) erklärt die Kamenzer Nase anders: Kamenz habe einmal, als andere Städte Gesandte nach Prag schickten, die dort sehr übel empfangen wurden, in weiser Vorhersicht dieses Empfanges sich an der Gesandtschaft nicht betheiligt. Frei erfunden ist von Dietrich in seinem Ritterroman Jutta von Duba (Pirna 1835) die geschichtliche Grundlage für das Sprichwort: „In Schandau hat meißnische Ehr und Redlichkeit ein Ende." Er schildert einen Kampf im Kirnitzschthale zwischen den Berken von Duba und dem Grafen Bernhard von Kamenz, in dessen Verlauf der Ritter Nimanicz, vom Ritter von Bose aus dem Sattel gehoben, gegen alle Kampfessitte die Brust seines Gegners mit einem schweren Feldstein zerschmettert habe. Darauf habe ihn der Graf von Kamenz mit den Worten niedergestoßen: „O Schande, o Schande, heiße dieser Ort ewig die Schandaue!" Der Name Schandau ist vielmehr abzuleiten von Sand-Aue, und das Sprichwort erklärt sich einfach aus der Abneigung gegen die böhmischen Nachbarn. Auch das Sprichwort: „Hayn vnd Grimma die Eltesten beyde Städte im Osterland/ allerdinge vor Christi geburt bekandt", ruht geschichtlich auf recht thönernen Füßen. Nach Peccenstein (Theatrum Saxanicum) sollen die Worte in einem alten Manuscript des Klosters Altenzelle „expresse verzeichnet gestanden" haben, aber Grimma wird erst 1065 urkundlich erwähnt und Großenhain ist wahrscheinlich auch nicht älter.

Auch die Redensart „Hunde führen müssen bis Bautzen" wird geschichtlich erklärt. Nach dieser Erklärung habe Kaiser Heinrich I. zur Verhöhnung des Ungarfürsten zwei schädige Hunde statt des Tributes nach Bautzen gesandt nebst seinem Fehdebrief, der erzürnte Ungar aber den kaiserlichen Boten Nase und Ohren abschneiden lassen und sie so verstümmelt zurückgeschickt. Diese Deutung, wenn auch historisch nicht belegt, entspricht dem Sinne, in welchem das Sprichwort heute noch gebraucht wird, jedenfalls besser als die Zurückführung auf die mittelalterliche Strafe des Hundetragens oder auf das unbezahlte Nachführen der Hunde bei der Jagd durch Leibeigene. Wenn man heute neben der Wendung: „es bekommt ihm wie das Hundeführen nach Bautzen" auch sagt: „er muß Hunde führen bis Bautzen", so hat der Volksgebrauch wahrscheinlich zwei Redensarten verschiedenen Ursprungs allmälig mit einander verquickt.

Nicht größer als der Sprung von Geschichte zu Sage ist der von Sage zu Anekdote. Ins Reich der Anekdote gehört entschieden das Sprichwort: „Er hat mit St. Gertrud einen Wettlauf gethan." Es wird gebraucht, wenn Jemand unerklärlich schnell reich wird, und zwar erzählt man: In Leipzig sei dies mit dem Vorsteher des St. Gertrudhospitals geschehen, und dann habe sein eigenes Weib verrathen, daß er den Sack mit den Hospitaleinkünften neben das Bild der heiligen Gertrud auf den

Altar gelegt und ihr einen Wettlauf vorgeschlagen habe: Wer zuerst an der Kirchthür sei, dem gehöre das Geld. Da das Heiligenbild stehen blieb, gewann er Wettlauf und Reichthum. Schäfer (Städtewohrzeichen S. 63), der von der sprichwörtlichen Redensart „Leipziger Wettlauf" spricht, vermuthet, daß Gertrudenhospital sei entstellt aus Görgen-, Georgenhospital, da es ein Gertrudenhospital in Leipzig nie gegeben habe, aber Agricola, der das Sprichwort zuerst bringt, spricht gar nicht von Leipzig, sondern nur von „Sachsen", und erst Körte (Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen) nennt meines Wissens Leipzig als Entstehungsort des Sprichwortes. Ich möchte der Vermuthung Raum geben, daß die ganze Anekdote mit ihrer allgemein gegen Kirchen- und Hospitalverwalter gerichteten Pointe frei erfunden ist und, wie das Volk es gern thut, erst nachträglich auf einen bestimmten Ort angewandt wurde. Da die heilige Gertrud nach dem Volksglauben von jeher im Besitze des Geheimnisses gewesen ist, irdische Schätze zu erlangen (vgl.: Das Geheimniß der heiligen Gertrud zur Erlangung zeitlicher Schätze und Güter, Cölln 1506), so wollte man mit dem Sprichwort vielleicht nur sagen: „Der versteht es noch besser als die heilige Gertrud Reichthümer zu erwerben" und die Anekdote entstand zeitlich später als das Sprichwort. Auch dem Spottworte: „die Diebe zweimal hängen wie in Bautzen" liegt wohl kaum ein feststehender Vorgang zu Grunde, denn die Erklärung greift auf das Jahr 1058 zurück. Damals soll ein polnischer Student seinem auf Zahlung einer Schuld drängenden Schuster versprochen haben, die Schuld mit dürrem Leder zu begleichen. Am nächsten Morgen lehnten vor des Schusters Thüre zu dessen Entsetzen zwei längst gehängte Diebe, der Student aber war aus der Stadt entflohen. Dem Rathe blieb nichts weiter übrig, als die Diebe zum zweiten Male hängen zu lassen.

Wenn man mit dem erwähnten Sprichworte einen Spott bezüglich der Bautzner Gerichtspflege verknüpft, so zeigen uns andere Beispiele, daß mit den Bautzner Gerichten nicht zu spaßen war:

„Kommst du von Bautzen ungefangen,
Und dann von Görlitz ungehangen,
Und von der Zittau ungefreit,
So magst wohl sagen von guter Zeit."

Auch die sprichwörtlich gebliebene „Bautzner Flasche" legt davon Zeugniß ab. Sie war ein sog. Schand-, Klapper- oder Lästerstein, wie deren in Bischofswerda, Colditz, Dresden, Leipzig, Oschatz u. s. w. vorhanden waren und noch im Bautzner Museum und, wenn ich nicht irre, im Vorflur des Freiberger Rathhauses zu sehen sind. Der größte, die „graue Suppe" genannt, wog 33 Pfund und zeigte zwei keifende Weiber abgebildet mit der Inschrift: Wenn sich Mägde und Weiber schlagen, müssen sie die Flasche tragen.

Wenn ich hier einmal abschweifen darf, um die sonstigen Sprichwörter anzuführen, die sich auf die Justiz des Mittelalters beziehen, so stoßen wir zunächst auf einen dem obigen Reime in der Form ähnlichen bez. Hohnsteins in der sächsischen Schweiz:

„Wer von Hohnstein kommt ungesessen,
Und von Neustadt fattgegessen,
Und von Sebnitz ungeschlagen,
Der kann von großem Glücke sagen"

sowie auf einen zweiten:

„Wer da kommt nach dem Hohenstein,
Der kommt selten wieder heim."

Sie erinnern uns an jene Zeit, da Schloß Hohnstein als gefürchtetes Staatsgefängniß galt, in dessen Kerkern z. B. Hieronymus Emser, Johannes Major, die Alchymisten Wolf v. Merditz und Baron v. Klettenbach und viele Andere gefangen saßen. Ein anderes zu gleichen Zwecken gebrauchtes Schloß war das Rochlitzer mit seinen zwei festen Thürmen, den „Rochlitzer Jupen", von denen man mit grimmem Humor zu sagen pflegte: „Wer die Rochlitzer Jupen anhat, erfriert nicht und kann auch nicht von den Wölfen gefressen werden." Wie harmlos klingt daneben unsere heutige Anspielung auf das sächsische Zuchthaus zu Waldheim: „Wer Nichts riskirt, kommt nicht nach Waldheim."

Doch zurück zur Anekdote! Wenn Jemand in Gesellschaft sich stumm verhält, so sagt man wohl: „Er machts wie der Truthahn in Dresden: spricht er nicht, so denkt er desto mehr." Ueber die Entstehung dieses Wortes erzählt man: Ein Bauer, der mit einem Truthahn auf den Dresdener Wochenmarkt gekommen ist, sieht, daß ein Papagei, von dessen Sprachkenntnissen er nichts weiß, für fünf Thaler verkauft wird, und fordert nun unter Hinweis auf dies Geschäft für seinen ebenso bunten und viel größeren Truthahn zehn Thaler. Auf die Frage, ob denn der Truthahn auch sprechen könne, antwortet er: „Nein, sprechen könne er nicht, aber er denkt desto mehr." In der Pirnaer Gegend kann man oft hören, daß einem Bewohner des Dorfes Pratzschwitz entgegen gehalten wird: „Ach, ihr Pratzschwitzer habt ja Alle kein Blut." Für diese Redensart läßt sich die Entstehung im Anfange des 19. Jahrhunderts noch leicht nachweisen. Der alte Chirurgus M. in D. soll einer Magd zur Ader lassen. Infolge eines zu reichlichen Frühschoppens gelingt es ihm trotz wiederholten Versuches nicht, die Ader zu treffen. In seiner Verlegenheit fragt er die Magd, woher sie sei, und rettet, auf ihre Antwort „aus Pratzschwitz", sein ärztliches Renommée kühn mit den Worten: „Dann gehe nur wieder nach Hause, ihr Pratzschwitzer habt alle kein Blut."

Wird schon dieses Sprichwort, nicht im Einklange mit seiner Entstehung, als Spott gegen eine Ortschaft gebraucht, so ist es wohl bei der Vorliebe des Volkes für scherzhaften Spott überhaupt nicht verwunderlich, daß wir ihm zahlreiche andere zur Seite stellen können. So wird die Bauart Geithains verspottet mit dem Rufe:

„Geithen
Hat zwei lange Seiten,
In der Mitte einen großen Plan,
's ist aber hinten und vorne nichts daran,"

und die landschaftlich arme Umgebung von Leipzig mit den Worten: „Von Leipzig aus giebts hübsche Wege; man kommt nach Lausezwenke, Schweineriethe und Kuhpege." So sagte man von den Dresden-Neustädtern: „Die Neustädter haben ihre Thürme auf dem Leihhause", weil sich das Leihhaus im Rathhause befand, und dieses früher das einzige Gebäude mit einem Thurme war. Weil durch Brandis früher keine Durchgangsstraße führte, sondern man am „Ende der Welt" war, denn man mußte wieder umkehren, bürgerte sich das Scherzwort ein: „Er geht in alle Welt nach Brandis." Die Pausaer Diaconatsstelle war nicht besonders gut besoldet, so daß selten ein Diaconus lange in Pausa blieb, jedenfalls keiner dort das Ende seiner Tage abwartete, flugs erfand man den Witz: „Der Pausaer Diaconus stirbt niemals." Zwickau, dessen Kirchhof im Mittelalter auf vogtländischer Flur lag, ward verspottet mit der Behauptung: „Die Zwickauer leben (und sterben) im Meißnerlande und werden im Vogtlande begraben." Strehlen, das einmal gleichzeitig drei Lehrer besaß, die Geister, Böse und Achtzehn hießen, sagte man nach: „Strehlen hat achtzehn böse Geister." Noch bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts sagte man in der Dohnaer Gegend von Jemandem, der sich mit den Fingern schneuzte: „Er gebraucht das Sürßener Schnupftuch", weil die wohlhabenden Sürßener Bauern vom alten liebgewordenen Brauche auch zu einer Zeit noch nicht ließen, als Taschentücher längst keine Luxusartikel mehr waren. Ja selbst unverschuldete Armuth schützt nicht vor dem Spotte des Volkes, und das arme Hohnstein, dasselbe, von dessen Schlosse ich oben sprach, muß es sich gefallen lassen, daß man von ihm singt:

„Wer sich will zu Hohnstein nähren,
Der muß essen Pilze, Schwämme und Heidelbeeren."

Daß der für Sachsen so bedeutungsvolle Bergbau nicht in unserem Sprichwörterschatze fehlen würde, war zu vermuthen. So erinnern uns z. B. an die 1472 erschlossene Fundgrube St. Georg in Schneeberg, in der 1477 Albrecht der Beherzte auf einer 400 Centner schweren Silberstufe speiste, die Worte: „Er ist so reich als ein Fundgrubner zu St. Georg", und „Schneeberg ist auf Silber erbaut." Der Vers:

„Bist ein reicher Annaberger,
Hast den Sack voll Schreckenberger"

gemahnt uns an den Hauptfundort des Annaberger Silbers, den Schreckenberg, nach dem Annaberg ursprünglich Neustadt am Schreckenberge hieß, und dem auch die dort geprägten Münzen ihren Namen verdankten. Auf die reichhaltigen Erzgänge Scheibenbergs deutet die Behauptung hin: „in Scheibenberg steht eine güldene Säule im Berge", und von Rochlitz sagte man sogar: „Das Rochlitzer Schloß steht auf Marmorstein, der Wald auf lauter Gold und der Galgen auf Silber." Das letztere Sprichwort ist nun freilich sehr cum grano salis zu verstehen, denn der gepriesene Marmor entpuppte sich als der Rochlitzer Porphyr, der am Galgenberg betriebene Abbau von Kupfererz mit geringem Silbergehalt wurde bereits 1578 (oder

1668?) wieder eingestellt, und das Gold schrumpft bei näherer Untersuchung auf die Auffindung von spärlichen Goldkörnern in der Mulde und auf das häufige Vorkommen von Molchen zusammen, welch letzteres früher als ein sicheres Zeichen vorhaudenen Goldes angesehen wurde. Ueber das Schicksal Freibergs belehrt nns die sprichwörtliche Prophezeiung:

„Meißen wird ertrinken,
Freyberg versinken,
Dräsen
Wird man zusammenkehren mit Besen",

und eine ganz ähnliche macht nns mit dem gleichen Geschicke Schneebergs bekannt:

„Zwickau ertrinkt,
Schneeberg versinkt,
Schwarzenberg wird ausgekehrt mit dem Besen,
So steht in Sybilles Weissaguag zu lesen."

Ein Bild aber von der Werthschätzung der Bergstädte geben uns der oben erwähnte Lieblingsspruch Johann Georgs bez. Leipzigs und Freibergs und derjenige des Herzogs Georg: „Freiberg die größte, Dresden die feste, Leipzig die beste, Annaberg die liebste." Dazu wäre zu bemerken, daß Freiberg innerhalb seiner Ringmauern zu jener Zeit thatsächlich größer als Dresden und Leipzig war.

Von den sonstigen Erzeugnissen Sachsens sind merkwürdigerweise wenig in das Sprichwort übergegangen, nur die Borsdorfer Aepfel sind bekannt geworden durch den Vergleich: „er sieht aus wie ein Borsdorfer Apfel", und an den Ruf Sachsens als ein großes Trinkerland erinnert der Hinweis auf die Güte des Leipziger Bieres: „Da ist Rastrum besser als Malvasier." Auch das Sprichwort: „Es kützelt einem in der Nasen / wie das Freyberger Bier" war eine Empfehlung, wie daraus hervorgeht, daß 1520 der Chemnitzer Abt sich in seiner Pension für die eigene Tafel ausdrücklich Freiberger Bier ausbedang, während er für die Diener nur Klosterbier forderte. Wenig rühmlich klingt dagegen die Klage aus dem Jahre 1600:

„Adorf, Brambach, dazu Schöneck,
Milau, Treuen und Lengefeld,
Oelsnitz, Plauen und Elsterberg
sind 9 Bier, ist keias ehrenwerth."

Wie erträglich früher der Elbweinbau gewesen ist, erhellt aus der Renommage der Weinböhlaer: „Wenn wir unsere Zapfen zögen und den Wein laufen ließen, wollten wir ganz Zaschendorf ersäufen." Allerdings gewann man in Weinböhla einmal in einem Jahre 1800 Fässer.

Ich möchte jetzt nochmals zu den sprichwörtlichen Beinamen zurückkehren und einige anführen, die ein interessantes Licht auf geschichtliche oder culturhistorische Bedeutung, auf Ertrag oder Lage einzeluer Orte werfen. Seinem Ackersegen verdankte Lommatzsch die Bezeichnung „des Landes Meißen große Korntenne", und ähnlich wurden Döbeln und Leisnig, angeblich nach einem Worte Melanchthons, „die meißnischen Schmalzgruben" genannt. Wegen der großen Anzahl der in Bautzen wohnenden Künstler und Handwerker führte Bautzen den Namen „Klein-Nürnberg", während Lößnitz infolge seiner herrlichen Lage als „sächsisches Nizza" bezeichnet wird. Seines rauhen Klimas halber heißt Altenberg noch heute „das sächsische Sibirien", während sich der mir unerklärliche Beiname Schneebergs „meißnisches Jerusalem" wohl längst verloren hat. Grimmas Bedeutung in früheren Zeiten erhellt aus der Bezeichnung „das Leipzig des Mittelalters", und Freiberg kann stolz sein auf seinen Ehrentitel „die Getreue". Auch der Spott fehlt nicht. So heißt Königstein, wohl wegen seiner quirlartigen Anlage, angeblich nach der bekannten Satire Rabeners, heute noch „Quirlequitsch", und Rathewalde wird gar als die „kleine Türkei" bezeichnet.

Wenn ich jetzt mit dieser Arbeit schließe, die ja nur ein kurzer Auszug einer mehrere hundert Nummeen umfassenden Sammlung ist, für deren Bereicherung (mit Quellenangabe) ich freundlichen Lesern sehr dankbar sein würde, so sei es mir vergönnt, dies mit zwei Sprichwörtern zu thun, deren Ursprung und Beziehung mir dunkel geblieben sind. Eiselein (Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit) führt nach Frisch ein Wort an: „Er hat ein Herz wie ein Schnedersbrodl" und fügt zur Erklärung hinzu: Groschenbrod von Schneeberg um 1531; und in Wanders Sprichwörterlexikon findet sich ein Sprichwort: „Freybergische Gallert, Fewer und Stro brent liechterloh." Vielleicht ist ein Leser im Stande, über Quelle und Sinn einen Aufschluß zu geben.

Bücherbesprechungen.

— **Aus dem Norden**, Erlebnisse von **Stig Stigson**. Verlegt bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig. 1902. — Ein eigenartiges Talent tritt uns in der skandinavischen Dichterin Alfhild Teresia Agrell entgegen. Ihre Erzählungen aus dem hohen Norden, die sie dem Dorfschullehrer Stig Stigson in den Mund legt, sprechen nns an durch die Schlichtheit der Sprache und durch die Kraft der Darstellung bei echt nordischer Innerlichkeit des Empfindens. In der knappen Form der Skizze oder Novelle bietet die Dichterin prächtige Naturschilderungen und scharfumrissene Charakterstudien. Die Gestalten, die uns vorgeführt werden, wie Enoch der Frostmann, Thora und die Buabraut, sind plastisch herausgearbeitet und zeugen durch eine Fülle feiner Züge von der Menschenkenntniß und Beobachtungsgabe der Dichterin. Dabei ist Alfhild Agrell weit entfernt von Einseitigkeit, überrascht uns vielmehr durch die Vielgestaltigkeit der behandelten Probleme. Macht sich auch zuweilen weibliche Ueberschwänglichkeit bemerkbar, wie z. B. im „Sonnenhans" und in „Ein Bastard", so wird doch nie der Boden der Wirklichkeit verlassen. Das Hineinziehen der Vererbungstheorie in einzelne Erzählungen („Enoch der Frostmann" und „Ein Bastard") dürfte weniger ansprechen, kann aber bei einer Landsmännin Ibsens nicht auffallen. Immerhin ist anzuerkennen, daß diese Frage nicht in abstoßender Weise, sondern mit einer gewissen Dosis Humor behandelt wird. Daß auch sonst der Humor der Skandinavierin nicht fremd ist, erhellt aus der lustigen Bärengeschichte und aus der grotesken Historie des abergläubischen Lappen oder Quänen Micco Pajko. Es ist anzunehmen, daß sich Alfhild Agrell auch in Deutschland Leser und Freunde erwerben wird. J. O.

— **Zweiledig.** Roman von **Elisabeth Dauthendey**. Verlegt bei Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig. — Das Buch tritt mit einer gewissen Prätention auf. Die besondere Reclame auf dem Titel: „Buchschmuck von Anna Baisch" hätte sich der Verleger schenken können, denn für die Schlußblümchen modernen kindlichen Stils eine besondere Künstlerin einzuführen, wirkt zunächst komisch. Doch gehört auch das dazu, wenn man Aufsehen erregen will, ebenso wie die — übrigens nicht unschöne — mittelalterliche Ausstattung in Papier und Druck, der Titel, — das Motto aus Nietzsche. Wir sind gespannt, selbst wenn wir nicht wissen sollten, daß dieselbe Verfasserin schon ein anderes Buch geschrieben hat: „Vom neuen Weibe und seiner Liebe. Ein Buch für reife Geister." Wir möchten auch dieses Buch nur in der Hand von reifen Geistern sehen, die es voraussichtlich ausnahmslos ablehnen werden. Wenn die Verfasserin bezweckt, eine Lanze für die Frauenbewegung zu brechen, so mögen ernstmeinende, rechtschaffene Vertreter dieser Bewegung wohl denken: Gott bewahre mich vor meinen guten Freunden! Auch kann der Nietzscheschen Herrenmoral nicht besser das Urtheil gesprochen werden, als wenn Damen es unternehmen, sie in dieser Weise zu vertreten. „Wir Zweiledigen unter den Menschen brauchen doppelte Seligkeiten; wir müssen uns an der eigenen Kraft berauschen und dann uns in das himmelstürmende Glück, das uns nur ein Anderer geben kann, begraben, bis zu einer neuen Auferstehung zu (sic!) uns selbst." — „Die große Liebe ist ein Heiliges auch ohne das Gesetz." So der Schluß. Und Ina, das junge Weib eines Anderen, dem sie sich in der Ehe aus Ekel vor der sinnlichen Liebe nicht ergeben will, obwohl sie ihm ganz freiwillig die Hand reichte in einem Zustande krankhafter Traumbefangenheit, obwohl ihr dieser Mann zwar mit brutaler Elementargewalt der Liebe, aber doch auch mit Hingabe alles dessen, was er ist und hat, nahte, — diese Ina ergiebt sich der großen Liebe ohne Gesetz, wird eines Andern „Dirne", wie es der rasende Gatte richtig bezeichnet. Ina ist zwar durchaus eine Romanpuppe, von der Verfasserin zurechtgestutzt, aber sie ist nns doch als ästhetisch so zart und fein empfindend geschildert, daß dieser Schluß bei ihrem Charakter als total verfehlt gezeichnet genannt werden muß. Da nach dem Titel steht: „Erster Theil," — erwartete ich noch einen zweiten, der das Herabstürzen Inas von der erträumten Höhe unfehlbar bringen mußte, — bis ich sah, daß vor dem 12. Capitel ein Blatt „Zweiter Theil" eingeschoben ist. Also das zur Dirne-Werden des jungen Weibes ist das Ideal. Sensationell mag das sein, — aber wenn das nach der Verfasserin uns an Ina vorher als sympathisch Berührende richtig sein soll, kann Ina

diesem Schluß höchstens wieder in einem traumhaften Zustand anheimfallen, aus dem das Erwachen noch schrecklicher sein müßte, als aus dem Traum, in dem sie dem Arzt ihrer Mutter die Hand reicht. Dieser Schluß also entspricht der „heiligen Höhenrichtung ihrer Seele", die durch das Binden an den „Marterpfahl" der treuen häuslichen Arbeit zerstört wurde zur Herzensweide der Nachbarn, denen „es wohlthut, daß auch Ina ihre Gedanken an die Marterpfähle binden muß, die für das Weib in Küche und Haus aufgerichtet sind; denn auch für sie waren es Marterpfähle". Pflichterfüllung ist nur Selbstbetrug, damit man aus der Noth eine Tugend macht. Die Vertreter von Arbeit und Pflichttreue sind absichtlich abscheulich und carikirt dargestellt, — glücklicherweise ist aber auch die Heldin selbst ein Treibhausproduct, so unnatürlich und in sich selbst voll Widerspruch, daß sie fast zur unfreiwilligen Caricatur wird. L.

— **Das Testament des Kaisers.** Roman aus der römischen Kaiserzeit von **H. v. Krause.** Verlag von G. Grote, Berlin. — Aus den dichten Wäldern des Chattenlandes führt uns der Roman mit raschem Sprunge in das kaiserliche Rom, in dem Claudius, des edlen Germanicus schwachsinniger Bruder, sich unter die Herrschaft seines Weibes und eines Freigelassenen beugt. Eindringliche Studien in den classischen Quellen eines Tacitus, Sueton und Cassius Dio haben des Autors dichterische Gestaltungskraft in reichem Maße befruchtet, so daß sich die historischen Thatsachen sammt den culturgeschichtlichen Accidentien in scharfen deutlichen Umrissen darstellen. Mit zulässiger künstlerischer Licenz sind dabei die Ereignisse der letzten Regierungsjahre des Kaisers Claudius in gedrängter zeitlicher Concentration geschildert, in sicherer, historisch correcter Charakteristik stehen die Hauptpersonen jener Tage vor uns, der indolente Cäsar, die herrschsüchtige und verruchte jüngere Agrippina und Narcissus, der Chef der kaiserlichen Cabinetskanzlei, um die sich die Nebenfiguren im bunten Wechsel gruppiren. Die Frage der Erbfolge ist das treibende Motiv der dem Roman zu Grunde liegenden Handlung. Agrippina will ihrem Sohn aus erster Ehe, dem jungen Nero, der schon hier die Tigerkrallen des späteren Wütherichs zu zeigen beginnt, die Imperatorenwürde erringen, während Narcissus die legitimen Rechte des Britannicus, des jungen Sohnes der Messalina, mit Entschiedenheit vertritt. Mit geschickter Benutzung der Andeutungen, die sich in den alten Quellen finden, wird das Spiel der gegenseitigen Intrigue gebildet, das schließlich mit dem Unterliegen der Partei des Narcissus und ihrer berechtigten Ansprüche endet. Lichter und wohlwollender als der adelsstolze Historiker aus dem patricischen Cornelierhause schildert unser Autor die Person jenes staatsmännisch reich begabten griechischen Freigelassenen, mag er das Bild auch zu Gunsten seiner Tochter, der edlen Annia, mit künstlerischer Absicht ein wenig retouchirt haben. Diese und der Germane Cartus, den Kriegsgefangenschaft von des Reiches Grenzwall auf den palatinischen Hügel verschlagen hatte, bilden die Hauptpersonen unter den frei erfundenen Figuren des Dichters Bleibt uns auch das obligate Liebesintermezzo nicht erspart, so sind doch die beiden Charaktere, auf die des Nazareners milde, entsagunglehrende Heilsbotschaft nicht ohne Einwirkung bleibt, treffsicher und wirksam gezeichnet. Namentlich der Gesinnungswandel des trotzigen Germanen zum treuen, jeder Aufopferung fähigen Christusjünger ist klar und überzeugend entwickelt. Alles in Allem ist der Roman in hohem Maße dazu angethan, das in letzter Zeit etwas erlahmte Interesse an historischen Schilderungen der fernen Vergangenheit neu zu beleben, zumal er in Scenen, wie der des Trunkgelages im Hause des Narcissus und der kaiserlichen Naumachie, Bilder von lebendigster, farbenprächtiger Anschaulichkeit bietet. Die Illustrationen von Alexander Rothaug sind fast durchweg geschmackvoll und gefällig, nur bisweilen etwas verschwommen. A.

— **Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres.** Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte II. Drittes Heft: **Das Gaudische Journal des Siebenjährigen Krieges.** Feldzüge 1756 und 1757. Von **Jany,** Oberleutnant im 3. Magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 66, commandirt beim Großen Generalstabe. Mit einem Titelbild. 1,50 *M.* Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Gleichsam Hand in Hand mit der Bearbeitung der Geschichte des Siebenjährigen Krieges durch die Kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabes gehen die Veröffentlichungen der „Urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres", von denen uns das 3. Heft vorliegt. Es bringt eine Besprechung und Beurtheilung des berühmten Gaudischen Journals des Siebenjährigen Krieges und zwar zunächst den Abschnitt der Kriegsjahre 1756 und 1757. Diese Handschrift hat auf den Geschichtsforscher bisher eine große Anziehungskraft ausgeübt, namentlich haben sich Duncker, Georg Winter, O. Hermann u. A. eifrigst damit beschäftigt Es ist nun sehr verdienstlich und für das gleichzeitige Studium der Geschichte des Siebenjährigen Krieges sowohl interessant, als auch höchst förderlich, die genaue Bewerthung dieser Geschichtsquelle festzustellen, wie es im vorliegenden Hefte mit außerordentlichem Geschick, Scharfsinn und Klarheit geschehen ist. Der Verfasser kommt nach seinen Untersuchungen zu folgenden Schlüssen: Es habe kein anderer Abschnitt des Gaudischen Journals in solchem Maße dazu beigetragen, das Vertrauen in den Quellenwerth seiner Angaben zu erschüttern, als derjenige über Kolin. Größere Bruchstücke seines Journals habe Gaudi den noch vorhandenen Darstellungen Anderer entnommen. Die Hauptgewährsmänner Gaudis für die Jahre 1756/57 seien der Herzog Ferdinand von Braunschweig und der Herzog August Wilhelm von Bevern, Beide dem Könige treu ergebene Männer. Die Annahme, daß er sich vorzugsweise auf dem Könige ungünstige Schilderungen gestützt habe, sei demnach nicht haltbar. Gaudis Dienststellung im königl. Hauptquartier als Generalstabsofficier ermöglichten ihm aber eine richtige Beurtheilung der Ereignisse, deshalb müsse seinen während dieser Zeit entstandenen Niederschriften über die entscheidenden Vorgänge in den Schlachten von Prag, Kolin, Roßbach und Leuthen, wo der König selbst führte, eine erhöhte Bedeutung beigemessen werden. In Gaudis Kritik treten aber Schwächen des militärischen Urtheils hervor, deshalb müsse man ihn wohl als einen „Kenner des Handwerks", aber nicht in allen Fällen als competenten Beurtheiler Fridericianischer Kriegführung ansehen. Für Alle, die sich mit diesem Zeitabschnitt preußischer Heeresgeschichte eingehender beschäftigt haben, wird durch dieses Heft eine willkommene Klärung der Quellenkritik geboten. Wir können den jungen Officier zu dieser Arbeit nur beglückwünschen und hoffen, da er wieder auf ein Jahr zum Großen Generalstabe commandirt worden ist, daß er hierbei noch weiterhin sein schönes Talent literarisch verwerthen könne. —r.

— **Karlsbader Promenaden-Plan mit Umgebung.** Im Maßstab 1 : 15000 herausgegeben von Herm. **Jakob**-Karlsbad. VI. Auflage 1902. — Als im Jahre 1896 die städtische Forstverwaltung Karlsbads eine große Orientirungskarte der ausgedehnten Wegeanlagen in der Umgebung Karlsbads hatte anfertigen und sowohl an den Brunnen wie in den Schutzhütten aufhängen lassen, stellte sich das Bedürfniß nach einer Handausgabe zum Gebrauche bei den Spaziergängen heraus und die Buchhandlung von Herm. Jakob beauftragte mit der Herstellung die Kunstanstalt von Giesecke und Devrient in Leipzig und Berlin. Da der überaus starke, die Zahl von 50000 erreichende Saisonbesuch eine wiederholte Ausgabe selbst einer größeren Auflage erwarten ließ, konnte die topographische Abtheilung genannter Firma die besten Herstellungsarten anempfehlen und anwenden und jährlich zahlreiche Nachträge, Aenderungen, Richtigstellungen und Ergänzungen berücksichtigen. Dies ist auch bei der rechtzeitig zu Anfang der diesjährigen Sommersaison erschienenen VI. Auflage geschehen, dieselbe stellt sich als beste currentgestellte Karte der Thermenstadt und ihrer herrlichen Umgebung dar. Im Wesentlichen ist die schon im Jahre 1897 zum ersten Mal in Anwendung gebrachte Darstellung beibehalten worden; aus lichtbraunem und lichtgrünem Grunde heben sich die blauen Wasserläufe und rothen Gebäude deutlich ab, die schwarz eingetragenen Signaturen erklären sich von selbst und werden durch ausreichende deutliche Schrift ergänzt. Da die beiderseitigen Gehänge des Teplthales vielfach recht steil sind, wird man sich ohne Kenntniß der Wege leicht verlaufen und zu mühsamem Auf- und Absteigen veranlaßt werden; es empfiehlt sich daher die Benutzung dieses vortrefflichen Orientirungsmittels, welches durch Verwendung von gutem Leinwandpapier selbst für längeren Kuraufenthalt auch gegen Regen und Wind genügend haltbar sein dürfte. —*e.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 58. Donnerstag, den 15. Mai, Abends. 1902.

Der Wald und die Quellenbildung.

Von Rathsförster W. Schier.

Die Bedeutung des Waldes im Culturstaate ist eine vielseitige. Wenn auch der Hauptzweck des Waldes in nationalökonomischer Hinsicht in der Erzeugung des für das wirthschaftliche Leben der Culturvölker unentbehrlichen Holzes, besonders der von den holzverarbeitenden Industrien und Gewerben in ganz enorm großen Mengen benöthigten Nutzhölzer liegt (vergl. hierzu unseren Aufsatz in Nr. 73 der Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1901 über „Die derzeitigen und künftigen Hilfsquellen für den Nutzholzbedarf der Industrieländer"), so spielt doch seine culturbeschützende und hygienische Einwirkung gleichfalls eine recht bedeutende, wenn auch nicht immer leicht in die Augen springende Rolle. Indem geschlossene, sachgemäß bewirthschafte Waldungen besonders auf geneigten Flächen die Quellenbildung begünstigen, wirken sie auch günstig ein als Regulatoren für den Stand der fließenden Gewässer, weil der Kronenschirm des Waldes bei Thauwetter die Schneeschmelze verlangsamt und die Streu- und Humusdecke Regengüsse theilweis auffängt und zurückbehält. Dies gilt in besonderem Grade für geneigte Bodenflächen als ein großer Vorzug des Waldes gegenüber dem waldlosen Lande, auf welch letzterem die Niederschläge in der Richtung des größten Gefälles um so rascher abfließen werden, je steiler die Hänge sind, ohne daß dabei ein wesentlicher Theil dieser Niederschlagsmengen in den Boden zu gelangen vermag. Größere Waldcomplexe schützen aber auch die Feldfluren vor rauhen und austrocknenden Winden und mäßigen das Klima. Im Hochgebirge schützt der Wald die tiefer gelegenen Fluren und menschlichen Ansiedelungen vor Lawinen, Erd- und Felsrutschungen, an der Meeresküste und im Binnenlande (Lüneburger Heide) festigt der den lockeren Flugsand bindende Waldbestand diesen Sand und schützt dadurch die Aecker und Wiesen, ja sogar Ortschaften vor dem Ueberwehen mit Flugsand, vor dem Versanden. Wenn wir bedenken, daß dem Walde nicht nur als Holzproducenten und als Beschützer unserer Bodencultur eine so überaus bedeutsame Rolle im Haushalt der Culturvölker zugewiesen ist, sondern daß er auch ein großes, allzeit für Jedermann offen stehendes Sanatorium darstellt, welches seine wohlthätigen Einwirkungen Arm und Reich unentgeltlich zu Theil werden läßt, daß ferner auch die ästhetischen und ethischen Einwirkungen, welche eine erhabene Waldesnatur auf den Menschen, besonders auf den Germanen ausübt, nicht gering veranschlagt werden dürfen, so müssen wir wohl mit ganzem Herzen den Ausführungen des Professors v. Baur-München beistimmen, wenn er sagt: „Kein Volk liebt und pflegt seinen Wald so, wie der Germane. Und wenn in der Neuzeit den Wald bedrohende Gewitter aufsteigen, so liegt die Ursache vielfach darin, daß durch die neuen Verkehrsmittel, durch den Umgang mit fremden Völkern sich schon manches Stück soliden deutschen Volkscharakters abgebröckelt hat. Das läßt sich nicht mehr ändern, aber wir müssen Alles dransetzen, um den noch ungetheilten Wald dem Volke zu erhalten, damit er nach wie vor bleibe eine unversiegbare Quelle reichlichen Einkommens, der soliden Arbeit, des Friedens für die Seele, des geistigen Genusses, der Park der Wissenschaft und Kunst!"

Unsere heutige Betrachtung soll im Besonderen der Beziehung des Waldes zur Quellenbildung unter Zugrundelegung eines im August-September-Heft des Forstwissenschaftlichen Centralblattes vom Jahre 1901 zum Abdruck gelangten Vortrages gewidmet sein, welchen der kaiserl. Oberforstmeister C. E. Ney im Verein für Erdkunde in Metz gehalten hat. Ney darf mit vollem Recht als Autorität auf diesem Gebiete gelten, hat er sich doch durch seine auf lange Jahre erstreckenden, allzeit mit offenem Auge gesammelten Erfahrungen und seine wissenschaftlichen Untersuchungen über die Wechselwirkung zwischen Wald und Wasser große Verdienste erworben. In seinem oben angezogenen Vortrage, dem besonders eine wohlthuende Objectivität der Behandlung des Stoffes nachzurühmen ist, indem der Vortragende als Forstmann jede Schönfärberei der Bedeutung des Waldes für die Quellenbildung weit von sich weist, führt Oberforstmeister Ney ungefähr das Folgende aus. Dabei belegt er das Für und Wider zahlenmäßig, ohne daß wir auf diese Nachweise in ausgedehntem Maße hier einzugehen vermöchten.

Die günstige Einwirkung des Waldes auf die Quellenbildung ist ein Thema, über welches sich die große Masse der gebildeten Welt längst eine Meinung gebildet hat, die bei Vielen zum unanfechtbaren Glaubenssatz geworden ist. In volksthümlichen Vorträgen ist allzeit versichert worden, daß die rücksichtslose Entwaldung der einst so fruchtbaren und reich bewässerten Mittelmeerländer die landwirthschaftliche Entwerthung dieser Gebiete gezeitigt habe. Es ist bekannt, daß vom gesegneten Palästina mehr als die Hälfte zur Wüste geworden ist, nachdem die Cedernwälder des Libanon verschwunden sind. Viele haben wohl auch schon davon gehört, daß Entwaldung und Verminderung des Wassergehaltes der Quellen und des Niederwassers unserer Flüsse und Bäche auch in unseren Breiten Hand in Hand geht. Bereits vor 30 Jahren stellte Ney in mehreren Schriften in Abrede — in Widerspruch mit der Meinung der großen Mehrzahl der sich um diese Frage Bekümmernden —, daß jeder Wald ohne Unterschied dieser Aufgabe genüge, er verfocht bereits damals die Ansicht, daß ihr nur ein gut gepflegter und namentlich nur ein mit einer reichlichen Streudecke versehener Wald gerecht werde. Heute hat nun die wissenschaftliche Untersuchung zu dem Ergebnisse geführt, daß man noch weiter gehen könne hinsichtlich dieser Einschränkung, daß unter Umständen sogar gerade gut gepflegte Waldungen den Wassergehalt der Quellen nicht nur nicht vermehren, sondern im Gegentheil vermindern, so zahlreich andererseits die Fälle sein mögen, in welchen das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Als Beweis für die Behauptung, daß der Wald die Menge der über dem festen Lande niedergehenden wässerigen Niederschläge vermehre, wird von Vielen angeführt, daß unbewaldete Gebiete, wie die Steppen Centralasiens und die Steinwüsten Arabiens, die Präriestaaten Nord- und die Grasländer Südamerikas, die Sandwüste Sahara und die Steppen im Innern des australischen Continents wesentlich regenärmer sind, als die bewaldeten Gegenden derselben Continente. Es giebt aber auch recht gescheite Leute, welche behaupten, daß es in jenen Gebieten nur aus Mangel an genügenden Niederschlägen keinen Wald giebt, nicht aber, daß die Regenarmuth dieser Gegenden durch das Fehlen des Waldes veranlaßt ist. Da aber Niemand diese waldlosen Gebiete jemals in bewaldetem Zustande gekannt hat und Niemand weiß, ob sie, wenn ehedem bewaldet, dann regenreicher gewesen sind als jetzt, läßt sich nicht beweisen, wer Recht hat. Die Behauptung, daß in Deutschland die waldreichen Gebiete reicher an wässerigen Niederschlägen sind, als die weniger bewaldeten, ist nur insofern richtig, als es in reichbewaldeten Gebirgsgegenden öfter und mehr regnet, als in den waldärmeren Tiefebenen. In den Hochvogesen z. B. regnet es zwei bis dreimal mehr als in der Rheinebene. Nicht erwiesen aber ist die Behauptung, daß bei gleicher Höhenlage in bewaldeten Gegenden Niederschläge häufiger oder doch ausgiebiger seien, als in waldlosen. Hierzu werden zahlreiche Belege von Ney durch Vergleichung der gemessenen Niederschlagsmengen aus verschiedensten Gegenden und Höhenlagen.

erbracht. Diese meteorologischen Untersuchungen führen zu der Annahme, daß der Einfluß des Waldes auf die jährliche Regenmenge sehr gering ist.

Eine Einwirkung des Waldes auf die in einer Gegend fallenden Regenmengen könnte nur dadurch hervorgerufen werden, daß die über ihn hinstreichenden Luftschichten bei der Berührung mit der Waldluft feuchter und dadurch dem Thaupunkte zugeführt, also genöthigt werden, einen Theil ihres Wasserdampfes auszuscheiden. Dies setzt aber voraus, daß die Waldluft zur Zeit der erfolgenden Ausscheidung des Wasserdampfes wesentlich feuchter oder kühler wäre, als die Luft über dem Freilande. In diesem Falle müßte die letztere beim Streichen über den Wald selbst feuchter werden und es müßte auf der den hauptsächlichen Regenwinden entgegengesetzten Waldseite häufiger und stärker regnen, als auf der Windseite. Die Messungen der Regenhöhen auf den österreichischen forstlich-meteorologischen Stationen im Walde selbst, an seinen Rändern und in mehr als einen Kilometer vom Waldrande entfernten Freistationen, welche gleichzeitig erfolgten, haben das genaue Gegentheil vorstehender Annahme festgestellt. In den Jahren 1885 bis 1887 nahmen an allen drei Stationsgruppen die Regenmengen von West nach Ost sehr bedeutend ab. Die größten Regenmengen wurden in den am weitesten westlich vom Walde aufgestellten Regenmessern aufgefangen. Demnach ist eine Vermehrung der Regenmenge durch Erhöhung der relativen Feuchtigkeit der über den Wald hinstreichenden Regenwinde nicht nachgewiesen und auch wenig wahrscheinlich. Nachdem im Weiteren festgestellt wird, daß eine locale Wirkung des Waldes auf die Niederschlagsmenge nur in derselben Weise eintrete, wie bei jedem anderen Hinderniß für die Fortbewegung der Wolken und der sich aus ihnen bildenden Niederschläge, führt Ney aus, daß diese Wirkung ganz zurücktritt gegen die Frage, welche Verluste die thatsächlich erfolgenden Niederschläge auf dem Wege zu den Quellen erleiden. Solche Verluste entstehen einmal dadurch, daß ein Theil der Regenmenge an den Bodenüberzügen hängen bleibt und dort verdunstet, dann durch Verdunstung aus dem Boden selbst und endlich durch den Wasserverbrauch der auf dem Boden wachsenden Gewächse. Dazu kommt auf geneigter Fläche die Verminderung des in den Boden gelangenden Wassers zufolge des oberirdischen Wasserabflusses. Es ist ganz selbstverständlich, daß sich darin Wald und Feld wesentlich verschieden verhalten, ebenso selbstverständlich ist es auch, daß in dieser Hinsicht zwischen den verschiedenen Formen des Waldes wie auch zwischen den verschiedenen Culturarten im Felde und den verschiedenen Bodenarten Unterschiede bestehen müssen. Von besonderer Bedeutung hierbei wird stets die Bodengestaltung sein, ob eben oder mäßig geneigt oder gar steile Hänge bildend.

Im Walde und im Felde entsteht zunächst Wasserverlust durch Hängenbleiben an den Bodenüberzügen, wo solche vorhanden sind, während er auf ebener Fläche bei gut umgepflügtem Acker nicht eintritt. Während dieser Wasserverlust im Felde mit der Entwickelung der Feldgewächse wächst, ist er im belaubten Walde größer als im unbelaubten. Ney hat berechnet, daß auf 1 Hektar Fläche Waldes oder Feldes bezogen die einseitige Oberfläche der Laubkrone eines mittelalterigen (also etwa 60—80jährigen) Buchenwaldes 84 000 qm, diejenige des vollentwickelten Getreidefeldes 74 000, des Kleeackers 56 000 und der Wiese 48 000 qm besitzt. Es darf wohl ohne Weiteres angenommen werden, daß im Laufe eines Jahres in den Feldfluren, welche monatelang fast ganz ohne Pflanzendecke sind, weniger Wasserverlust durch Hängenbleiben eintritt, als durch die Baumkronen des Waldes, und daß der Nadelwald wiederum mehr Wasser durch Hängenbleiben absorbirt als der nur sechs Monate des Jahres belaubte Laubwald. Außerdem bleibt in der aus todten Blättern und Nadeln oder auch aus Laubmoosen und anderen Gewächsen bestehenden Waldbodendecke gleichfalls Wasser hängen und verdunstet, ohne in den Boden zu gelangen. Deshalb gelangt auf ebenen Flächen im Walde weniger Wasser in den Boden, als im Felde. Es sind auch darauf bezügliche Messungen im Walde vorgenommen worden, wenigstens hinsichtlich des in den Baumkronen hängen bleibenden Wassers, so von Ebermayer Ende der 1860er Jahre in Bayern, später von Müttrich in Preußen und Elsaß-Lothringen. Beide Messungen wurden jedoch mit unzureichenden Hilfsmitteln und ohne hinlängliche Berücksichtigung erheblicher Fehlerquellen bewirkt. Die dabei gewonnenen Resultate vermögen deshalb als maßgebende nicht zu gelten. Wesentlich andere und infolge besseren Verfahrens der Wirklichkeit mehr entsprechende Zahlen haben die Regenmessungen Dr. Ed. Hoppes in Mariabrunn ergeben. Er fand, daß in den Sommermonaten im Buchenwalde 20 Procent, im Kiefernwalde 23,8 Procent und im Fichtenwalde 41,1 Procent der gefallenen Regenmenge in den Baumkronen hängen blieben, ohne dem Boden zu Gute zu kommen. Auf das ganze Jahr bezogen und mit Berücksichtigung des Umstandes, daß bei uns der Sommer regenreicher ist, als der Winter, berechnet Ney, daß durchschnittlich bei der Buche 15 Procent, bei der Kiefer 20 Procent, bei der Fichte 33⅓ Procent der gefallenen Regenmenge durch Hängenbleiben in den Kronen den Quellen verloren gehen, während auf ebenem Ackerlande ohne Pflanzendecke die gesammte Regenmenge für die Quellenbildung verfügbar bleibt, so weit sie nicht durch Verdunstung Einbuße erleidet. Auch an den Streudecken, die sich unter den Baumkronen am Boden anhäufen, bleibt Wasser hängen. Ebermayer weist in seinem Werke über die gesammte Lehre von der Waldstreu nach, daß reine Moospolster 283, Buchenlaubstreu 236, Kiefernadelstreu 140 und Fichtennadelstreu 150% ihres Lufttrockengewichts mit Adhäsions-Wasser vollsaugen, wenn man lufttrockenes Streuwerk in einem Sack vollständig mit Wasser sich sättigen läßt. Rechnerisch ist daraus nachzuweisen, daß bei trockner Streudecke im Buchenwalde 2,36, im Kiefernwalde 3,82 und im Fichtenwalde 1,80 Millimeter Regen zu ihrer Befruchtung in Anspruch genommen werden. Die durchschnittliche Jahresmenge des an der Streudecke hängenbleibenden Wassers dürfte in mittleren Lagen etwa betragen: im Buchenwalde 50, im Kiefernwalde 80 und im Fichtenwalde 40 Millimeter. Mittlere Lagen können mit einer mittleren Regenhöhe von rund 800 Millimeter jährlich in Ansatz gebracht werden. Es würden hiernach im Mittel jährlich an Regen auf den Boden gelangen

im Buchenwalde ohne Streu 85% = 680, mit Streu 630 mm,
„ Kiefernwalde „ „ 80% = 640, „ „ 560 -
„ Fichtenwalde „ „ 60% = 480, „ „ 440 -

während die im Felde auf den Boden gelangenden Regenhöhen kaum unter 720 mm, auf ganz kahlen Aeckern mit 800 mm angenommen werden können. Das zum Boden gelangte Wasser der atmosphärischen Niederschläge erleidet Verluste zunächst durch directe Verdunstung. Auf bewachsener Fläche ist die Verdunstung aus dem Boden selbst geringer, als auf unbewachsener Fläche, auf mit Streudecke versehenem Waldboden geringer, als auf streufreiem. Während der Wasserverlust durch directe Verdunstung aus dem Boden im freien Felde noch niemals gemessen worden ist, hat Ebermayer im Walde diese Verdunstungsmengen untersucht. Unter Benutzung der dabei gefundenen Zahlen veranschlagt Ney die Verdunstung aus dem Waldboden für mittlere Lagen im Jahresmittel bei Boden mit Streudecke auf 7,7 Procent und ohne Streudecke auf 19,5 Procent der Regenmenge. Für das Feld dürfte dieser Verlust kaum weniger als ein Drittel der Regenmenge durchschnittlich betragen.

Auf dem Wege zu den Quellen erleiden die wässerigen Niederschläge im Walde und im bebauten Felde aber noch weitere Verluste durch den Wasserverbrauch der den Boden bedeckenden Pflanzen. Für die Waldbäume, jedoch nur für die Vegetationszeit, sind diese Verluste von v. Höhne ermittelt worden. Ney berechnet unter Benutzung dieser Ergebnisse, daß der Wald im Mittel 186 mm Wasser auf vegetabilischem Wege verbraucht. Buchenwaldungen mittleren Alters verbrauchen

während der Vegetationszeit 274 mm, täglich 1,12 mm
dergleichen Fichtenwaldungen 211 -, „ 0,87 -
„ Kiefernwaldungen 73 -, „ 0,31 -

Wasser.

Nach den vorstehenden Ermittelungen kann für mittlere Lagen der Gesammtverlust an Wasser angenommen werden für den streubedeckten Wald:

bei der Buche auf 492 mm
„ „ Kiefer „ 302 -
„ „ Fichte „ 602 -
im Mittel „ 495 -

und für den einer Streudecke entbehrenden Wald:

bei der Buche auf 514 mm,
„ „ Kiefer „ 432 -
„ „ Fichte „ 663 -
im Mittel „ 533 -

während bei der Kahlfläche auf ebener Fläche kein anderer Verlust entsteht, als der durch directe Verdunstung aus dem Boden.

Diesen berechnet Ney für mittlere Höhenlagen auf 400 mm der jährlichen gesammten Niederschlagsmenge von 800 mm.

Unter Zugrundelegung der Untersuchungen von Wollny und Risler berechnet Ney den Gesammtjahresverbrauch der Feldgewächse an Wasser für die Wiese mit 1056 mm, für das Getreidefeld mit 643 mm, für das Kartoffelfeld mit 343 mm, für das Ackerfeld im Allgemeinen mit 493 mm.

Nach den vorgenommenen praktischen Versuchen wie auch nach der theoretischen Berechnung ergiebt sich, daß der bewachsene Boden auf ebenen Flächen ungünstiger auf die Speisung der Quellen einwirkt, als der nackte Boden gleicher Art. Ebenso ergiebt sich daraus übereinstimmend, daß wenigstens der Fichtenwald mehr Wasser verbraucht, als der mit landwirthschaftlichen Gewächsen bestockte Ackerboden. Nur die Wiese verbraucht mehr Wasser, als der Fichtenwald, sie verbraucht bis zu einem gewissen Grade um so mehr Wasser, je mehr ihr zur Verfügung steht, weil sich durch reichlichere Wasserzufuhr zunächst das Pflanzenwachsthum steigert, der üppigere Pflanzenwuchs aber sodann größere Wassermengen aufzusaugen vermag. Dieser Grundsatz gilt übrigens in gleicher Weise für alle Pflanzendecken.

Ney folgert nun, daß auf ebenen Flächen vorhandener Fichtenwald die den Quellen zufließenden Sickerwassermengen unter Durchschnittsverhältnissen erheblich vermindert. Die Untersuchungen von Prof. Ebermayer bestätigen die Neyschen Folgerungen vollkommen, denn es wurde während wiederholter Messungen der Untergrund des Bodens im freien Felde immer feuchter gefunden, als im Fichtenbestande. Zu dem gleichen Resultate ist Ototzky bei zahlreichen Untersuchungen in Rußland gelangt. Ney meint, daß diese Eigenschaft des Waldes und des Fichtenwaldes ganz besonders, überschüssiges Wasser aus dem Boden aufzusaugen und zu verdampfen, den Forstleuten auch längst bekannt sei. Thatsächlich vernassen oder versumpfen oft eben gelegene Flächen, besonders solche mit undurchlässigem Untergrunde, sehr bald nach dem Abtriebe des Waldbestandes, der auf ihnen stockte; es macht sich dann häufig die Anlage von Entwässerungsgräben erforderlich, um die Nachzucht eines neuen Waldbestandes zu ermöglichen. Mit dem Heranwachsen des letzteren verschwindet aber allmälig die Versumpfung, weil der neue Bestand ein großes Wasseraufsaugungsvermögen besitzt. Während also auf ebenen Flächen besonders der Fichtenbestand ungünstig auf die Quellenbildung einwirkt, ist dies beim Buchen- und beim Kiefernbestand in weit geringerem Grade der Fall. Der letztere verbraucht unter normalen Verhältnissen weniger Wasser, als landwirthschaftliche Gewächse.

Dagegen besitzt auf geneigten Flächen der Waldbestand für die Speisung der Quellen eine ganz andere Bedeutung. Je nach seiner Durchlässigkeit vermag ein jeder Boden in einer gegebenen Zeit nur eine ganz bestimmte Wassermenge aufzunehmen. Während auf ebenen Flächen das überschüssige Wasser in größeren oder kleineren Vertiefungen auf der Oberfläche so lange stehen bleibt, bis es der Boden aufzunehmen Zeit gefunden hat, läuft am kahlen Hange alles Wasser, das der Boden nicht alsbald aufzusaugen vermag, in der Richtung des stärksten Gefälles ab. Besonders bei undurchlässigem oder gefrorenem Boden verlieren kahle Hänge sehr viel Wasser durch oberflächlichen Abfluß, am meisten von heftigen Gewitterregen und rasch schmelzendem Schnee. Ney schätzt diesen oberflächlichen Abfluß in Tieflagen, wo die schwachen Regengüsse vorherrschen, auf 20, in mittleren Lagen auf 35, in Hochlagen aber auf 50 Procent der gefallenen Regenmenge. Jeder Pflanzenwuchs wird nun dazu beitragen, auf das Wasseraufsaugungsvermögen des Bodens an Hängen günstig einzuwirken. Die in den Hochalpen ausgeführten Aufforstungen und Berasungsarbeiten beweisen, daß selbst auf sehr steilen Hängen eine geschlossene Rasendecke den Wasserabfluß ganz bedeutend vermindert, so daß die Thäler durch abstürzende Wassermengen alsdann weit weniger gefährdet sind. Diese günstige Wirkung einer Pflanzendecke am Hange tritt beim Waldbestande in erhöhtem Grade in die Erscheinung und zwar um so mehr, je dichter die Bäume stehen. Durch das Verfaulen der im Waldboden stockenden, von früher genutzten Bäumen zurückgebliebenen Stöcke und Wurzeln bilden sich im Boden kleine Hohlräume, welche nur locker mit faulem Holze oder Erde gefüllt sind, in diese vermag viel Wasser leicht einzudringen. Ein Theil des fallenden Regens bleibt zunächst an den Baumkronen hängen und tropft, soweit er nicht verdunstet, langsam nach dem Aufhören des Regens ab, kann also vom Boden aufgenommen werden. Deshalb läßt, wie Ney des Weiteren ausführt, selbst der einer Streudecke entbehrende Wald auf geneigten Flächen weniger Wasser abfließen, als der nackte Boden. Er veranschlagt den Wasserabfluß in Waldbeständen, die einer Streudecke entbehren, für mittlere Lagen etwa auf 140 mm im Jahre, d. i. also die Hälfte der auf kahlen Hang-Flächen den Quellen verloren gehenden Regenmenge. Noch sehr viel günstiger gestalten sich diese Verhältnisse in den mit einer reichlichen Streudecke versehenen Waldungen, weil an dieser gleichfalls ein Theil der Regenmenge hängen bleibt und weil die Zersetzungsproducte der Streudecke sehr große Wassermengen aufzusaugen vermögen. Außerdem ist der Boden unter der Streudecke, weil durch diese vor Austrocknen geschützt, von lockerer Beschaffenheit und deshalb weit besser geeignet, Niederschläge aufzunehmen, als Waldboden ohne Streudecke, der leicht hart wird und dann an Wasseraufnahmefähigkeit bedeutend verliert. Im geschlossenen Waldbestande lagern sich im Laufe der Zeit die abgefallenen dürren Blätter und Nadeln in der Streudecke derartig, daß sich innerhalb der letzteren von allen Seiten geschlossene Hohlräume bilden, welche ganz bedeutende Wassermengen in sich aufzunehmen vermögen. In Beständen mit voller, natürlicher Streudecke wiegt die auf einem Hektar vorhandene Streu in lufttrockenem Zustande

bei der Buche	rund	10 000	kg,
" " Kiefer	"	18 000	"
" " Fichte	"	14 000	"

Derartige Streudecken sind in Buchenbeständen etwa 80, in Kieferbeständen 100 mm hoch und es können deshalb an steilsten Berghalden in einer Stunde 60 bis 70 mm Regen fallen, ohne daß ein Abfluß erfolgte. Die Streu vermag die Wassermenge in sich aufzunehmen und so lange zurückzuhalten, bis der Boden Zeit gefunden hat, sie aufzusaugen. Ney kommt deshalb zu dem Schlusse, daß mit einer vollständigen Streudecke versehene Waldbestände sich auch bei den stärksten Steigungen gegen den seitlichen Wasserabfluß verhalten, wie vollkommen ebene Flächen. Den Quellen wird dann auch an steilen Hängen ebenso viel Wasser zugeführt wie in ebener Lage. In Hochlagen mit größerer Gesammtregenmenge und noch steileren Hängen tritt dieser für die Quellenspeisung so überaus wichtige Punkt noch weit mehr zu Tage.

In den Hochlagen unterscheidet sich der Wald ohne Streudecke hinsichtlich des Wasserabflusses kaum vom Ackerboden, immerhin vermag er mehr Wasser zurückzubehalten, als reines Oedland. Das Resumé der interessanten Neyschen Ausführungen ergiebt, daß von einer gleichartig günstigen Wirkung des Waldes auf den Wasserstand der Quellen keine Rede sein kann. In ebenen Lagen ist nur der Kiefernwald fördernd für die Quellenbildung, da er dem Boden mehr Wasser liefert, als landwirthschaftlich benutztes Gelände. Der Laubwald läßt zu den Quellen ebensoviel Wasser durch, wie Ackerland, er besitzt deshalb keine besondere Bedeutung für die Speisung der Quellen. Dagegen ist in ebener Lage selbst ein mit Streudecke versehener Fichtenwald eher nachtheilig als nutzbringend für den Wasserreichthum der Quellen, weil er mehr Wasser zurückhält, als jede andere Art von Pflanzendecken.

Auf geneigten Flächen stockender Wald, gleichviel welcher Art, ist, wenn ihm seine Streudecke ungeschmälert erhalten bleibt, der Quellbildung unbedingt nützlich und der Fichtenwald ganz besonders. Die günstige Wirkung des Waldes in dieser Hinsicht beruht nur darin, daß er an Hängen den oberirdischen Wasserabfluß verhindert, wobei der Streudecke die Hauptrolle zugemessen ist

Ney schließt seine Ausführungen mit den Worten: „In unseren bewaldeten Mittelgebirgen ist es, wo die Mehrzahl unserer deutschen Flüsse und die Mehrzahl derjenigen Quellen und Bäche entspringt, welche wasserreich genug sind, um der Landwirthschaft und Industrie dienstbar zu werden. Sie bestehen weitaus vorherrschend aus geneigten Flächen, welche als Quellenspender nur wirksam sind, wenn sie mit einer reichlichen Streudecke versehen sind, welche wie ein Schwamm alles auf die Bodenoberfläche des Waldes gelangende Wasser so lange zurückhält, bis der Boden Zeit gefunden hat, es aufzusaugen. Diese Streudecke des Waldes und nicht der Wald selber ist der eigentliche Quellenspender des bewaldeten Gebirges. Möge sie ihm unverkürzt erhalten bleiben!"

Mit der Neyschen Beweisführung, daß nur auf geneigten Flächen von einer günstigen Einwirkung des Waldes auf die Quellenbildung, insbesondere also in Gebirgsgegenden die Rede sein kann und daß Fichtenwaldungen auf ebenen Flächen in dieser Hinsicht sogar schädigend wirken, wird der landläufigen und

bisher als über jeden Zweifel erhabenen Anschauung, daß jedweder Waldbestand unter allen Umständen günstig auf die Speisung der Quellen wirken müsse, ein arger Stoß versetzt.

Trotzdem werden unsere Wälder immerhin noch von recht großer Bedeutung für den Wasserreichthum und für die Regulirung des Wasserstandes unserer Gewässer bleiben. Sagt doch Ney selbst am Schlusse seines Vortrages, daß es besonders die deutschen Mittelgebirge — also zumeist mit Wald bestandene geneigte Flächen — sind, welche durch ihren Quellenreichthum unsere Flüsse und Bäche speisen.

Bücherbesprechungen.

— Die Mission in der Bibel. Von P. Dr. B. Kleinpaul, Vorsitzendem der Sächsischen Missionsconferenz. Leipzig 1901, H. G. Wallmann. 2 ℳ. — Die Sächsische Missionsconferenz giebt alljährlich ein Jahrbuch heraus, dessen Inhalt und Werth wir seit längerer Zeit regelmäßig besprochen haben. Der Vorsitzende hat fast ausnahmslos werthvolle Beiträge geliefert, deren wir zumeist auch besonders Erwähnung gethan haben. Sieben solche Aufsätze, die sich unter die genannte gemeinsame Ueberschrift stellen ließen, sind nun mit ganz geringfügigen Abänderungen zu dem vorliegenden Buche vereinigt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das dankenswerth ist. Das Jahrbuch dient doch eben neben anderen ähnlichen Erscheinungen einem bestimmten Kirchenkreise, und man kann es nicht ohne Weiteres in der Hand aller Missionsfreunde aus unserem evangelischen Volke voraussetzen. Ihnen allen aber möchten die werthvollen, auf tiefem Studium beruhenden Gedanken des Verfassers zugänglich gemacht werden, und das kann nur auf diesem Wege geschehen. Selbstverständlich beansprucht dieser Nachweis von Missionsgedanken in der Bibel nicht, als eine Leistung einer Finderthätigkeit angesehen zu werden, die vorher noch nie wäre ausgeübt worden. Vielmehr ist man sich dieser biblischen Grundlage des Werkes überall da wohl bewußt gewesen, wo man es irgend neu in Angriff genommen hat. Aber es muß beispielsweise der Universalismus des Christenthums, wie er in der Person Jesu Christi wurzelt, in unseren Tagen, wo man diese organische Verbindung häufig in Abrede stellen hört, aufs Neue nachgewiesen und der Verneinung gegenüber tiefer begründet werden. Ebenso steht es mit den für die Mission äußerst wichtigen Weissagungen der Offenbarung Johannis, die mit den Mitteln der neuen sprachlichen und sachlichen Forschungen immer wieder neu ausgelegt sein wollen in einer Zeit, wo Viele auch auf theologischer Seite kaum mehr etwas Anderes in dem Buche sehen wollen, als eine mystische Dichtung eines frommen, aber unklaren christlichen Schwärmers. Welches sind die feststehenden biblischen Wahrheiten, auf die Missionare und Missionsfreunde ihre Bestrebungen stützen können? Das ist die Frage, die der Verfasser sich und Anderen klar und bestimmt beantwortet hat. B. K.

— Die Briefe Pauli an Timotheus und Titus. Der griechische Text übersetzt und erklärt zur Handreichung zunächst für Geistliche, Religionslehrer und Studirende von Emil Krukenberg, Superintendent in Pr.-Holland. Gütersloh, Bertelsmann 1901. IV, 164 S. 8. Preis 2,40 ℳ, geb. 3 ℳ. — Wenn ein Superintendent ein solches Büchlein zu den „Pastoralbriefen“ herausgiebt, wie es der hier wörtlich angeführte Titel kennzeichnet, so muß ja wohl neben den sonstigen gelehrten und ungelehrten Auslegungswerken ein Bedürfniß danach vorhanden gewesen sein. Es wird daher einfach als wohlgemeinte „Handreichung“ verstanden werden müssen, und ist es im Sinne bibelfreudiger Ueberlieferung, ohne schweres kritisches oder biblisch-theologisches Rüstzeug, aber mit liebevoller und fleißiger Heranziehung von allerlei verwandtem Denkstoff, leider stets ohne genauere Angabe der Stellen, wo derselbe nachgeschlagen werden kann. Es ist doch nicht recht klar, welches eigentlich die Verfassung und Lage der Leser sein solle, denen hier „die Hand gereicht“ wird: unstudirten taugt zumeist die griechische und lateinische Sprache nicht, und studirte sollten den gebotenen Stoff zum guten Theil anderweit schon bereit haben. G. S.

1) Saat auf Hoffnung. Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel. Im Auftrage des evang.-luth. Centralvereins für Mission unter Israel unter Mitwirkung von Prof. D. Rudolf Kittel vierteljährlich herausgegeben von P. Ludwig Anacker, Missions-Sekretär. 38. Jahrgang (1901). 232 S. Verlag des genannten Vereins (Leipzig, Markt 2, III). Preis 2 ℳ. — 2) Ost und West, Illustrirte Monatsschrift für modernes Judenthum, 2. Jahrgang (1902), Heft 1. Verlag von S. Calvary u. Co., Berlin. Preis des Jahrgangs 7 ℳ. — Es wird nicht unangebracht sein, einmal zusammen zu besprechen, was sich zum Zweck der Besprechung i. d. Bl. vermöge innerer Beziehung auf einem Schreibtische zusammengefunden hat. Dort die altbewährten, vielen ernsten Christen (und wohl auch Juden) lieben und werthen, obwohl noch immer, wegen unverdienten Mangels an Theilnahme in weiteren christlichen Kreisen, um ihr Dasein kämpfenden, für eine tiefere Kenntniß und Würdigung jüdischer Art und mithin der — Judenfrage so wichtigen, anspruchslosen grünen Hefte von Saat auf Hoffnung als eines fortlaufenden Zeugnisses von selbstlosester christlicher Liebe gegen ein unglückliches Volk; hier in hochmodernem und glänzendem Gewande ein bedeutsames Erzeugniß dieses selben Volkes, wie es sich in der Gegenwart mit neuem Anlaufe und steigendem Erfolge als eine Volkseinheit zusammenzufassen sucht, und zwar nicht nur in einheitlichem Geiste, sondern auch, in der „zionistischen Bewegung“, mit der Abzielung auf eine äußere Vereinigung im heiligen Lande. Man wird nicht umhin können, Angesichts der Monatsschrift Ost und West (nämlich: des jüdischen Volkes, im Abendland und Morgenland) zu staunen über dieses Volkes unverwüstliche Zähigkeit und Kraft, die in diesen Blättern in mancherlei eigenartigen Aufsätzen (besonders der „Seelenwanderung einer Melodie“ von Perez) mit heißem Ringen sich ausspricht, namentlich aber in vorzüglichen Nachbildungen von Gemälden, wie des in holländischer Schule trefflich gebildeten Hermann Struck, einen (zum Theil durch Zurückhaltung auffallenden) überraschend schönen bildlichen Ausdruck findet. Selbstverständlich läßt sich nicht feststellen, wodurch das hier in deutscher Sprache und mit Hilfe aller Errungenschaften christlich-deutscher Cultur Dargebotene zum jüdischen Eigenthum werde, wenn man nicht eben in dem Hinweis auf das einigende Band jenes leidenschaftlich sehnsüchtig bewegten Volksgeistes eine hinreichende Antwort finden will. Und man wird beim Lesen oftmals wahrnehmen, daß gerade dasjenige, was uns Deutsche bei dem „modernen“ Treiben der Gegenwart fremd erscheint, hier als „jüdisch“ wiederkehrt. Der „zionistischen“, auf Landerwerb in Palästina gerichteten Bewegung gilt ein besonderer Bericht über den bez. 5. Congreß in Basel. Das für das jüdische Volk eigentlich kennzeichnende Sonderverhältniß Israels zu Gott tritt, ungefähr im Sinne dieser Bewegung, hinter der Geltendmachung der jüdischen „Volksseele“ zurück oder wird in sie hinein genommen, von ihr verhüllt und verborgen. Deswegen nicht weniger hat man es hier mit einem beachtenswerthen „Zeichen der Zeit“ zu thun, und mit einer bedeutsamen Illustration der oben zuerst genannten Zeitschrift Saat auf Hoffnung, in welcher die nämlichen — und andere — Erscheinungen und Regungen der nämlichen Volksseele von der (sei es einseitigen, sei es auch überlegenen) Warte theilnehmender christlicher Liebe aus verfolgt, nach dem Maßstabe gerade ihrer religiösen Tiefe beurtheilt und nach Möglichkeit sogar beeinflußt werden. Der „Zionismus“ findet auch hier fortdauernd eingehende, staunende, zum Theil bewundernde, zum Theil selbst hoffnungsvolle, zum Theil sorgenvolle Würdigung; sein Mangel an jener Tiefe läßt es im Ganzen bei den christlichen Freunden Israels wohl zu keinem übermäßig günstigen Ausblick für diese immerhin nicht unterschätzte Bewegung kommen. Näher steht diesen Freunden die Theilnahme an einer anderen Bekundung jüdischen Volksgeistes, nämlich dem Streben getaufter Juden sonderlich des Ostens auf Errichtung einer selbständigen juden-christlichen Kirche, deren voraussichtliches Hangen am mosaischen Gesetze jedoch in einem noch ungelösten Zwiespalt mit Jesu Kreuzestod als dem Ende desselben Gesetzes (Röm. 10, 4) und mithin der jüdischen Sonderansprüche steht, worüber in diesen Blättern viel beachtenswerthe Verhandlungen gepflogen worden und weiter in Aussicht genommen sind. Auch sonst fehlt es nicht an werthvollen Beiträgen, unter denen auffällt eine ergreifende „urkundliche Erzählung“ aus Franz Delitzschs Hinterlassenschaft über der jüdischen Gemeinde zu Nordhausen heldenhaften „Tanz zum Tode“, nämlich zum Feuertode auf Geheiß des Wettiners Friedrich II., der damals auch Landgraf von Thüringen war, im Jahre 1349. Jedenfalls sei auch dieses Mal wieder dieses Missionsblatt ernsten Freunden des jüdischen und — des christlich-deutschen Volkes mit Nachdruck empfohlen.

G. Schnedermann.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 59. Sonnabend, den 17. Mai, Abends. 1902.

Irland, Land und Leute, Landschaft und Industrie.

Von Dr. Gustav Zieler. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Es giebt in Deutschland sicherlich mehr Reisende, die in Japan waren, als solche, die ihre Wanderlust einmal nach dem westlichen Ausläufer des europäisch-asiatischen Continents, nach Jeland verschlagen hat. So viele deutsche Touristen man in den schottischen Bergen trifft, zumal am Loch Lomond und Loch Katherine, im Heimathlande Sir Walters, so wenig ist bisher noch Irland bekannt. Ich weiß nicht, ob seine etwas verlorene Lage die Ursache ist, daß der Strom der Touristen den Gestaden von Erin fern bleibt, oder ob diese Vernachlässigung eine natürliche Folge der politischen und ökonomischen Geschichte des Landes ist, das, wie man annimmt, in dem fortwährenden Auf und Ab der zahlreichen Volksbewegungen weder die Kraft, noch den Willen zur Schaffung jener Begaemlichkeiten nnd Behaglichkeiten fand, die der fremde Tourist heute verlangt. Dieser glaubt wohl, in dem Lande der Fenier, in der Heimath des Boycotts und der Mondscheinbanden, heute noch auf jede gewohnte Behaglichkeit an Unterkunft nnd Verpflegnng verzichten zu müssen, und fürchtet wohl plötzliche Aufstände, Schüsse aus dem Hinterhalt, heimliche Dolchstöße, zum Mindesten aber denkt er an elende Baracken, an kärgliche Mahlzeiten und schmutzstarrende Betten. Zieht man doch in der Regel seine Kenntniß von Irland einzig aus den englischen Parlamentsreden, in denen die irischen Abgeordneten stets das Elend ihrer Landsleute in den krassesten Farben malen. Nun, ich bin der Letzte, den Ernst der Lage und das Elend der unteren Classen in Irland zu leugnen, nnd ich bin überzeugt, daß diese Insel noch manches Jahrzehnt den Engländern schwere Sorgen und schwere Kosten verursachen wird. Aber man geht doch fehl, wenn man sich Irland gänzlich entblößt von modernem Comfort denkt. Die naturschönen Gegenden des Landes haben sich im Gegentheil schon seit Langem höchst comfortabel auf den Fremdenverkehr eingerichtet, und es liegen zwar nicht viele, aber ganz moderne Hotels an den besuchten Straßen. Auch stehen dem Touristen eine Reihe sehr bequemer Beförderungsmittel zur Verfügung. Durchaus auf der Höhe der modernen Civilisation aber sind die Preise. Wenn man sie als Maßstab nimmt, so steht Irland unter den Touristenländern recht weit vorn in der Reihe.

Die Hauptursache dafür, daß Irland für den internationalen Vergnügungsreisenden des Continents noch fast eine terra incognita ist, besteht wohl darin, daß seine touristischen Reize zu sehr über das ganze Gebiet verstreut, daß sie nicht so überwältigend und für den Durchschnitts-Touristen vielleicht nicht so ohne Weiteres aufzufinden sind, wie in anderen Touristen-Gegenden. Irland hat keine ragenden Gletscher und keine grotesken Gebirgsformen, keine schäumenden Wasserfälle nnd keine phantastischen Höhlen, keine endlosen ragenden Wälder nnd keine blumenreichen Wiesen. Es ist auch arm an Werken der Kunst und Denkmälern einer ruhmreichen Geschichte. Aber es ist doch darum keineswegs arm an eigenartigen landschaftlichen Reizen. Für den aber, dem das Reisen mehr als flüchtige Unterhaltung für den Augenblick bedeutet, giebt es in Irland eine Reihe von sehr gewichtigen Problemen, die weit mehr als ihre engere nationale Bedeutung haben, Problemen allgemeiner politischer und wirthschaftlicher Natur, deren Lösnng, die freilich erst die Geschichte bringen wird, von höchstem allgemeinen Interesse ist. So das durch die sogenannte Homerule-Forderung symbolisirte Problem, an dessen Lösung England nun schon seit über einem Jahrhundert arbeitet und das vielleicht in dem südafrikanischen Problem einen Genossen erhalten wird. Man muß die Geschichte der Eroberung Irlands durch die Engländer kennen, um die leidenschaftliche Hingabe zu verstehen, mit der die Iren an der Forderung einer parlamentarischen Selbständigkeit hängen. Man muß diese Geschichte kennen, um zu begreifen, wie viel verschiedene Forderungen sich in dieser einen vereinigen: religiöse, politische und vor Allem die agrarische Frage, die Frage der Fragen in Irland. Bei den wiederholten Kriegszügen, die englische Heere über den St. Georgs-Canal geführt haben, bildete der Grundbesitz des irischen Uradels für die englischen Herrscher ein willkommenes Beute-Object, um die ehrgeizigen und besitzlüsternen Lords nnd Baronets in England zu befriedigen. Auf diese Weise ward durch eine verblendete Raubpolitik nicht nur der irische Adel, sondern auch der irische Bauernstand vernichtet, nnd es entstand jene berüchtigte Bedrückung der Pächter durch die ewig geldbedürftigen fernen Grundherren, die allmälig eine immer ärgere Verarmung unter den Pächtern und eine immer geringere Intensität der Landwirthschaft hervorriefen, bis schließlich die Empörung in immer neuen Aufständen nnd Mordthaten ihren deutlichen Ausdruck fand. Ist es einmal gelungen, die verworrenen agrarischen Verhältnisse zu regeln und einen freien Bauernstand zu schaffen, so werden auch die religiösen Kämpfe der katholisch-nationalen Minderheit und vielleicht auch die republicanischen Bestrebungen, die ja vor einigen Jahrzehnten bereits zur Gründung einer von Nordamerika aus regierten geheimen Repnblik geführt haben, allmälig verschwinden; denn sie ziehen aus der tiefen Verbitterung, wie sie der Kampf nms tägliche Brod erregt, ihre gefährlichsten Kräfte. Und wer die Volksart der Iren studirt hat, der weiß, daß das keltische Naturell in der Opposition gegen gewaltsame Unterdrückung sich stets sehr kräftig zeigt, sobald aber dieser äußere Stachel fehlt, schnell in Indolenz verfällt; der wird sich auch der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß es dieser Volksstamm aus sich heraus nicht mehr zu einer positiven neuen und eigenartigen Cultur bringen wird. England thut sich selbst also den größten Gefallen, wenn es die Ursachen zur berechtigten Unzufriedenheit der Iren ehrlich zu beseitigen trachtet nnd nicht durch grundsätzliche Ablehnung die irische Widerstandskraft immer wieder von Neuem stärkt. Wie die Dinge jetzt liegen, ist der Haß der Iren gegen die Engländer noch immer außerordentlich heftig, heftiger vielleicht noch als der der Norweger gegen die Schweden.

Dieser Haß ist ein charakteristisches Kennzeichen der irischen Volksnatur. Die Iren sind ein vor Allem phantasiebegabtes Volk. Ihr Charakter ist mit der französischen Nation verwandt, mit der sie ja die gemeinsame keltische Abstammung verwandt macht. Sie berauschen sich leicht an pathetischen Programmen und es liegt in ihrem Wesen eine starke Neigung zur Rhetorik, für die der nationale Haß gegen die englischen Unterdrücker ein hochwillkommenes Thema ist. Höchst bezeichnend ist von diesem Gesichtspunkt auch die phänomenale Begeisterung, die in diesem Lande des starken Whiskyverbrauchs in den 40er Jahren die Temperenzbestrebungen des „Father Matthews“ erweckten: in einigen Jahren brachte es seine apostolische Beredtsamkeit auf, wenn ich nicht irre, 5 Millionen fanatische Anhänger. Nach seinem Tode aber zerfiel dieses Alexanderreich der Abstinenz in ebenso kurzer Zeit, wie es entstanden war. Schlagworte wie das Wort „Repeal“ in den 50er Jahren, mit denen Männer wie O'Brien und O'Connell die unionistischen Bestrebungen Englands „zurückschlugen“, oder wie in der Gegenwart seit über drei Jahrzehnten das „Home rule“, Symbole wie die nationale Blume des Shamrock (eine kleine Klee-Art), so etwas wirkt in Irland wie in Frankreich mit elementarer Macht auf die Massen ein. Und heute beschäftigt wieder einmal eine solche Phantasievorstellung das irische Volk: die Bewegung zu Gunsten der Wiederbelebung

der irischen Nationalsprache, des Gälischen. Irland ist das Land der „Bewegungen“, aber vor lauter Bewegungen kommt das Land nicht zur Ruhe! Die Iren machen so wenig den Eindruck einer noch zur Lösung großer positiver Culturaufgaben fähigen Nation wie die Polen und die Czechen. Es fehlt ihnen die nüchterne Klarheit, die die Kräfte zielbewußt in langsamem Vorwärtsschreiten auf einen Punkt sammelt. Sie verpuffen ihre Kräfte.

Aber wie alle Phantasie-Menschen haben die Iren im persönlichen Verkehr etwas außerordentlich Anziehendes, berückend Liebenswürdiges. Die Iren sind ungemein schlagfertig. Ihr beweglicher Geist liebt das ballspielartige Hin und Her einer flotten Unterhaltung. Sie sind voll launiger Einfälle und die Conversation mit ihnen, namentlich mit irischen Mädchen, ist voll prickelnden Reizes. Sie haben charme, sind ohne Ziererei, aber bei aller Freiheit doch stets ihrer Würde bewußt und bei aller Leidenschaftlichkeit nicht sittenlos. Natürliche Munterkeit und einen Mutterwitz, der sich der eigenen Schlagfertigkeit freut, trifft man überall bei ihnen an. Auch körperlich hat die Natur sie reich bedacht. Die Irin mit dem schwarzen Haar und den blauen Augen und dem blühenden Teint ist oft von großer Schönheit.

Der größte Reiz der irischen Landschaft liegt wie der der englischen im Colorit. Der große Feuchtigkeitsgehalt der Luft, der Irland zu einem der niederschlagreichsten Länder Europas macht, webt um das Grün der Vegetation ständig einen feinen, bläulichen Schleier, und erzeugt jenen satten und weichen Luftton, den man schon bei der englischen Landschaft bewundert, der aber in Irland noch weit intensiver zu Tage tritt. Wie bekannt, war es jener Luftton, der in England einen Turner zu dem vielleicht bedeutendsten Fortschritt der modernen Malerei, zur Entdeckung des Werthes der Atmosphäre für den Maler, geführt hat. Die Feuchtigkeit der Atmosphäre und des Bodens wirkt aber auch in handgreiflicher Weise auf die Ueppigkeit der Vegetation. Man hat den Eindruck, als ob Baum und Strauch namentlich im Südwesten, dem landschaftlich reichsten Theile Irlands, förmlich vor Saft strotzten. Nirgends vorher habe ich namentlich den Epheu in falch schwellender Pracht sein grünes Geschlinge um Stämme und Ruinen winden gesehen, nie diese tiefgrüne Färbung seiner Blätter in ähnlicher Intensität bewundert. Vor Allem aber kommt diese Feuchtigkeit der Atmosphäre der charakteristischsten Pflanze von Irland zu Gute, dem Rhododendron.

Ich war im Mai in Irland und ich war im Königreiche des Rhododendron, in Killarney. In Hunderten von begeisterten Schilderungen und Versen haben die Engländer die Schönheit der Seen von Killarney gepriesen, und es ist begreiflich, wenn an den Ufern dieser Seenkette Hotel auf Hotel und Landhaus auf Landhaus aus der Erde wächst. Berge von stattlicher Höhe bilden die Umrahmung, zahllose Inseln von einsamen, fast nackten Klippen bis zu bewohnten aber mit Ruinen bedeckten Eilanden spiegeln sich in dem klaren Wasser des sagenreichen Sees, die sich aber oft, wenn ein plötzlicher Sturm sich von den Bergen niederstürzt, zu wilden Wogen aufthürmen oder auch von dicken Nebeln bedrückt werden. Der schönste Schmuck der Landschaft aber ist der riesige Park, den der Dubliner Bierfürst Lord Guineß an den Ufern des großen Sees angelegt hat. Wie ein Märchen war es, als wir auf dem Verdeck der ungefügen Mail-Coach, des nationalen irischen Reise-Fuhrwerks, durch die blühende, grüne Pracht dieses Wunderparkes fuhren. Ein Urwald an Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit der Vegetation, mit seinem wirren Durcheinander von Ulme, Kiefer, Tanne, Buche, Eiche, Ilex, Linde, Weide, Birke, Arbutus, Kastanie, mit seinen mächtigen Felsblöcken, über die weiches Moos und hundertjähriger Epheu einen Teppich breiteten, und dann dazwischen wieder das wohlgepflegte bläulich schimmernde Grün des feinsten Rasens, sorgsam gehaltene Beete voll exotischer Blumen und vor Allem die Riesenbouquets der Rhododendren, hier zu hochstämmigen Bäumen zu einander gesellt, dort ein dschungelartiges Dickicht bildend. Weiß, rosa, flieberfarben, orange, dunkelroth, so leuchtet es durcheinander in einer Ueppigkeit des Flors, wie ihn keine Rhododendren-Schau auf unseren großen Blumenausstellungen nur entfernt erreicht.

Gegen diese Ueppigkeit und verschwenderische Pracht der Vegetation wirkt die Oede und Armseligkeit der Landschaft, die sich erschließt, wenn man die nahen Berge ersteigt, um so drückender. Man pflegt gewöhnlich an den Ausflug zu den Seen von Killaeney am nächsten Tage einen Ritt über den Paß des „Gop of Dunloe“ anzuschließen. Es ist fast selbstverständlich, daß jeder Besucher von Killarney dieses Programm erledigt. Jedenfalls sollte es Niemand unterlassen, der Werth darauf legt, ein zutreffendes Bild von Irland zu erhalten. Am ersten Tage, wohin man sieht, Luxus der Lebenshaltung und Luxus der Natur, am Tage darauf aber die äußerste Armuth der Menschen und die äußerste Armuth der Natur. Es ist, als hätte man am Tage zuvor einen schönen Traum gehabt und sei nun wieder in die unerfreuliche Wirklichkeit, aus dem Paradies in das Jammerthal versetzt. Wohin man sieht, gleich nachdem man das Städtchen Killarney verlassen hat, nur ödes Torfmoor und auf diesem Moor die erbärmlichsten Hütten, zerfallen, durchlöchert, höchst primitiv. Mühsam ein Stückchen Kartoffelacker herum und in der Thüröffnung zerlumpte Gestalten, die gierig nach den Fremden-Cavalcaden ausschauen und sich mit italienischer Bettlergewandtheit den Wagen und Reitern entgegenstürzen, bis man ihnen ein paar Kupferstücke zugeworfen hat.

Das Moor steigt mit uns bis auf die Höhe der Berge. Sein feuchtes Schwarz und das Grau der Felsen sind hier oben die herrschenden Töne der kraftlos öden Landschaft. Unten mischt sich in diese traurige Einförmigkeit unvermittelt das helle Knallgelb des Haide-Ginsters, oft sind es förmliche Fanfaren von Gelb, die rücksichtslos in all' die Armuth hineinschreien. Da liegt denn doch hier oben mehr Stil in dem Landschaftsbilde, zumal wenn wir in den eigentlichen Engpaß kommen, wo dann die steilen Abstürze der flankirenden Berge sich in den schwarzen Fluthen zweier todestrauriger Seen spiegeln und das Echo klagend, gleichsam rathlos an den Felswänden herumirrt. Das Torfmoor ist übrigens den Bewohnern, wenn auch in bescheidenem Maße, eine Einnahmequelle. Sie finden nämlich in seiner zähen Umarmung das Holz der Eichenwälder, die einst, ehe das Moor da war, die Berge bedeckten, und dieses Holz ist durch das Liegen im Moor tiefschwarz gefärbt und giebt ein sehr geschätztes Material für allerlei kleine Gegenstände als Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfe, Stockgriffe u. s. w. ab, die von den Fremden gern gekauft werden. In den Städten Irlands findet man überall als Souvenirs Gegenstände aus der „irish bog-oak“ („Mooreiche“), womit nicht etwa eine besondere Eichenart gemeint ist, sondern eben das in den Bogs, den Torfmooren, gefundene Holz der Eiche.

Die Fremdenindustrie, die zwar noch nicht besonders hoch entwickelt ist, kennt doch immerhin ein paar charakteristische Gegenstände. Da ist einmal die irish point lace, die geklöppelte Spitze, die sehr viel gekauft wird, da sind irische Friesdecken, die sehr haltbar und in diesem feuchten, stürmischen Lande sehr wohlthätig sind. Die Spitzenklöppelei blüht erst wieder seit etwas über einem halben Jahrhundert. Sie ist ein künstliches Gewächs, vor zwei Jahrhunderten eingeführt, und hat dann in der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geruht, bis im Jahre 1846 bei einer großen Hungersnath vornehme englische Damen darauf kamen, den nothleidenden irischen Frauen durch systematische Erziehung zum Spitzenklöppeln einen lohnenden Erwerbszweig zu schaffen. Dank der natürlichen keltischen Anpassungsfähigkeit brachten es die Irinnen in der Nachahmung der venetianischen und flandrischen Spitzen bald zu hoher Meisterschaft, so daß jetzt eine ganze Reihe von Klöppelschulen besteht und die Spitzenindustrie eine wesentliche Einnahmequelle des Landes geworden ist.

Von den Killarney-Seen aus führt die begangenste Straße nach dem Küstenörtchen Glengariff, einem Glanzpunkt für den Touristen. Die Fahrt dorthin geht über zwei hohe Päffe und beide Mal kann man, wenn man gerade einen der wenigen regenfreien Tage erwischt, die wundervollsten Aussichten genießen. Namentlich der Blick auf die langgedehnte Reihe der Seen von Killarney ist von außerordentlicher Schönheit. Aber man kommt dann auch wieder über Hochflächen von niederdrückender Aermlichkeit und gewinnt Einblick in das jämmerliche Elend der Pächtersleute, die sich auf diesen öden Flächen um das liebe Brod abquälen müssen. Und fast dicht daneben dann wieder moderner Luxus in den Hotels des kleinen Fjordstädtchens Kenmare, in dem man Mittagsrast hält, und in Glengariff, wo dann die gleiche subtropische Ueppigkeit der Vegetation wie in Killarney herrscht und wo man schwelgen kann, wie nur in irgend einem fashionablen europäischen Badeorte. Man hat dann am anderen Tage noch eine 3—4 stündige Coach-Fahrt bis zur nächsten Eisenbahnstation Bantry und wenn die Götter Sonnenschein und blauen Himmel schenken, dann ist die Fahrt, fast immer dicht am Strande des Meeres entlang, mit dem Blick auf Berge und Klippen von wilden und grotesken Formen so schön, daß man

diese Straße wohl den gepriesensten Touristenstraßen Europas zur Seite stellen kann.

Das eigentliche Industriegebiet von Irland ist die nördliche Hälfte der Insel. Diesem Theile des Landes hat die eingewanderte schottische protestantische Bevölkerung eine völlig andere Physiognomie verliehen. In Dublin, der Hauptstadt Irlands, hat das Weltinstitut der Stout-Brauerei des Lord Guineß seinen Sitz und Belfast ist ein Centrum des Schiffsbanes, wo sich unter Anderem die kolossal ausgedehnten Werften der größten europäischen Rhederei, Harland & Wulff, befinden. Auch Spinnereien und Webereien von bedeutendem Range giebt es zahlreich im Norden von Irland.

Architektonische Schönheiten aber wird man in diesen irischen Industrie-Städten nur spärlich finden. Dublin hat wenigstens ein paar alte Kirchen und seine Universität, das Trinity College, das durch allerlei historische Erinnerungen an Goldsmith, Burke, Swift eine Anziehungskraft ausübt. In Belfast giebt es nur ein paar Straßen mit Bank-Palästen und Hotel-Bauten in dem modernen eklektischen Stile, den man in der ganzen Welt trifft. Der Totaleindruck dieser Städte aber ist der völliger Nüchternheit. Das Straßenbild ist so einförmig und häßlich, daß ein halbwegs anspruchsvoller Geschmack ganz in Verzweiflung gerathen muß. Draußen im Grünen freilich sieht es viel hübscher aus, wenngleich, wie bekannt, das englische Landhous, so behaglich es im Inneren ist, nach außen sich mit puritanischer Einfachheit präsentirt.

Da es also in den Straßen nicht viel zu sehen giebt, so macht man gern von der Erlaubniß Gebrauch, die gewaltigen Anlagen der großen Industrie-Etablissements zu besichtigen. Und ich muß gestehen, daß ich namentlich von der Guineß-Brauerei einen sehr starken Eindruck gewonnen habe. Die kleine elektrische Eisenbahn, die den Besucher, nachdem er durch all diese Riesenräume — die Darren, die Maschinen-Hallen, die Maisch-Säle, die Kühl-Anlagen und vor Allem die Vorraths-Keller mit ihren haushohen Bottichen, die Füll-Hallen mit ihren Tausenden von Fässern rc. rc. — geschritten ist, durch allerlei Tunnels und über verschiedene Höfe schließlich an den Ausgang bringt, diese elektrische Eisenbahn habe ich stark im Verdacht zu renommiren: es schien mir nämlich so, als mache sie im Dunkel der Tunnel allerlei Umwege, um den Weg zu verlängern. Aber trotzdem geht man mit einem Gefühl der Ehrfurcht von diesem Gebäudecompler. *Πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει* — der alte Sophokles hat Recht: „Nichts ist gewaltiger als der Mensch!"

Und dieser Eindruck kehrt vielleicht in noch verstärktem Maße wieder, wenn man die Schiffswerft von Harland & Wulff in Belfast besichtigt.

Τοῦτο καὶ πολίου πέραν
πόντου χειμερίῳ νότῳ
χωρεῖ περιβρυχίοισιν
περῶν ὑπ' οἴδμασιν

sagt Sophokles an jener Stelle weiter. „Gar über das graue Meer im Wintersturm durch wilden Wogenschwoll dringt dieses Wesen!" Freilich bewundernswerther war ja der Muth, mit kleinen Nußschalen die Wuth des wilden Meeres zu bezwingen, wie es die Zeitgenossen des alten Dichters wagten. Aber welche Ehrfurcht würde er erst vor der hohen Intelligenz geäußert haben, die jene Schiffsungethüme geschaffen hat, wie man sie in allen Stadien der Vollendung auf den Werften und in den Hafenbassins dieser Belfaster Weltfirma sieht! Man muß einmal unter einem solchen modernen Riesendampfer hinweggegangen sein, wenn er auf der Helling noch halbvollendet dasteht, muß die Schiffsrippen und Platten haben einsetzen sehen, muß hier vor einem Schiffsrumpf gestanden haben, von dem eben erst der Kiel gelegt ist und die ersten Seitenrippen in die Luft streben, dort vor einem im Rohbau fertigen, und dann wieder einen schon vom Stapel gelassenen Coloß durchwandert haben, der noch seine innere Ausstattung empfängt: erst dann wird man ein bleibendes Bild von der Bedeutung eines solchen Kunstwerkes gewinnen.

Von Belfast aus pflegt man einen Tages-Ausflug nach der Nordküste des Landes zu unternehmen, wo die Laune der Natur ein höchst eigenthümliches Phänomen geschaffen hat — den Giants causeway — Riesen-Spazierweg, wie ihn die phantasievollen Iren nennen. Man fährt von Belfast mit der Eisenbahn in etwa drei Stunden nach dem vielbesuchten Badeort Portrush und von hier aus mit einer niedlichen kleinen elektrischen Schmalspurbahn, meist oben auf der hohen wildzerklüfteten Kreide-Steilküste, noch etwa 10 km weit. Die Fahrt mit dem Blick auf das brandende Meer und vorbei an einer alten, unglaublich malerischen Seeschloß-Ruine, Dunluce Castle, ist sehr lohnend. Noch lohnender aber ist es, wenn man in Portrush ein Boot nimmt und längs dieser phantastischen Küste hinfährt. Da reiht sich Höhle an Höhle, von den scharfen Zähnen der Brandung geschaffen, und seltsamkühne Säulen und Nadeln haben Wind und Wetter aus den Kreideklippen geformt. Da kann man auch sehen, wie über der Kreide und in diese hineingesprengt sich die dunklen Massen des vulkanischen Basaltes hinziehen, die sich dann beim causeway plötzlich, ohne Uebergang, bis zum Meeresspiegel hinab und unter diesen heruntersenken, um nach einiger Zeit ebenso plötzlich wieder mit den Kreidefelsen hinaufzusteigen. Beim Erkalten hat dieser einst feurig-flüssige Basaltstrom, der übrigens weit hinein ins Land eine dicke Decke bildet, dann die merkwürdig regelmäßigen Säulen mit pentagonaler, hexagonaler und octogonaler Grundfläche gebildet, die man aus den Abbildungen der Fingalshöhle kennt. Hier am Giants causeway sollen es, wie ein Rechenmeister gezählt haben will, 40000 Säulen sein, die sich bald zu kleinen Hügeln angeordnet haben, bald ein verhältnißmäßig ebenes Pflaster bilden und zwischen einem halben und mehreren Metern Höhe schwanken. Natürlich hat die erwerbslüsterne Phantasie der Umwohner, einem, wie es scheint, allgemein menschlichen Hange folgend, bereits allerlei Aehnlichkeiten in diesem Steinpark herausgefunden und allerlei Legenden an bestimmte Plätze geknüpft und leider hat man auch bereits ein Eisengitter um den causeway gezogen und giebt Billets zur Besichtigung aus.

Eines noch zum Schluß: die Sprache ist natürlich englisch. Aber man wird angenehm erstaunt sein, in allen größeren Hotels auf deutsche Kellner zu stoßen, die aber nicht etwa zur Bequemlichkeit der paar deutschen Touristen hier angestellt sind, die der Zufall nach Irland verschlägt, sondern die man wegen ihrer Sauberkeit, ihrer Pünktlichkeit und ihrer Geschicklichkeit vorzieht und die es in der Regel bald zur Selbständigkeit bringen.

Bücherbesprechungen.

— **Die Kirchenzucht nach den Grundsätzen der lutherischen Kirche von Friedrich Uhlhorn**, Pastor in Hameln. Hannover und Berlin, Karl Meyer (Gustav Prior). 1901. 75 ₰. — Der Verfasser bietet in dem Schriftchen eine gedrängte, aber sehr klare und übersichtliche Darstellung von der Uebung der Kirchenzucht, wie sie in der lutherischen Kirche zu den verschiedenen Zeiten stattgefunden oder auch nicht stattgefunden hat, aus welcher Darstellung der rechte Begriff der Sache, wie ihn unsere Kirche nach ihren Grundsätzen allein gelten lassen kann, sich ganz von selber ergiebt. Die Hauptpunkte der Entwickelung, die diese kirchliche Einrichtung mit ihren vielen fehlgeschlagenen Versuchen und mit ihren nur zu wohlgelungenen verkehrten Maßnahmen durchlaufen hat, sind ja im Allgemeinen bekannt. Aber in den genauen Nachweisen, die der Verfasser auf Grund sorgsamen Studiums aller nur erreichbaren Kirchenordnungen zu geben vermag über edle Bestrebungen und traurige Verirrungen aller Art auf diesem Gebiete, werden die meisten Leser noch Vieles finden, was ihnen unbekannt und was doch so lehrreich ist für jedes Kirchenglied, dem Ehre und Zucht seiner Kirchengemeinschaft am Herzen liegt. Mit der Stellung, die der Verfasser zu den Resten von Kirchenzucht einnimmt, die in Wirklichkeit oder dem Buchstaben nach noch bestehen, kann man sich im Allgemeinen einverstanden erklären. B. K.

— **Die homiletische Behandlung des Alten Testaments.** Grundsätze und kritische Betrachtungen von **Franz Hering**, Pastor in Döbernitz bei Delitzsch. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1901. 2 ℳ 50 ₰. — Das bemerkenswerthe und in vielen Stücken lehrreiche Buch ist aus einem Vortrag entstanden, und wie es uns vorliegt, ist es ein Denkmal dieser allmäligen Entstehung. Diese schwache Seite des fertigen Werkes giebt der Verfasser selber zu; den wissenschaftlichen Forderungen würde es freilich mehr entsprochen haben, wenn er aus seinem Vortrage, aus den darin verwertheten, aber nur zum Theil ausgenutzten Vorstudien und aus später erfolgten weiteren Ergebnissen ein neues Werk gestaltet hätte. Aber wir haben vollkommenes Verständniß dafür, daß ein Schriftsteller, der vielleicht in einem schwierigen Amte steht, das einmal Fertige und in seiner Art Ausgereifte auch in dieser Gestalt sofort nutzbar machen will. Wir sind auch mit

dieser Form seiner Gabe zufrieden, zumal die später hinzugefügten kritischen Betrachtungen sich so an die grundlegenden Hauptsätze anschließen, daß die Anknüpfung überall leicht erkennbar wird. Auf Grund des selbstverständlichen Satzes, daß das Alte Testament sich nur in einer Auswahl homiletisch verwerthen lasse, weist der Verf. der Reihe nach hin auf die messianischen Weissagungen, auf das theokratisch formirte Volksleben Israels, auf das Urbild der patriarchalischen Familie, auf die vorbildliche Einzelerziehung in den alttestamentlichen Lebensläufen, auf die sittlich-religiösen Wahrheiten der Spruchliteratur und auf die Aeußerungen des frommen Gefühls, wie sie sich hauptsächlich in den Psalmen finden. Am ausführlichsten wird die Verwerthung der messianischen Weissagungen behandelt. Auf die einzelnen Grundsätze, die dabei aufgestellt werden, brauchen wir um so weniger einzugehen, als sie in der Hauptsache allgemein anerkannt sind und etwaiger Widerspruch unsererseits eine Begründung fordern würde, für die wir hier keinen Raum haben. Und ohne Zweifel ist Alles, was der Verfasser unter Berücksichtigung der betreffenden Literatur ausspricht, zum Mindesten werth, beachtet und erwogen zu werden. In einem zweiten Theile giebt dann der Verfasser ausführliche Besprechungen mit reichlichen wörtlichen Anführungen von Predigten über alttestamentliche Texte, die von namhaften Kanzelrednern der Neuzeit gehalten worden sind. Er berücksichtigt Menken, Nitzsch, Kögel, W. Baur, Tholuck, Kittel, Preiswerk, Krummacher, Spurgeon und vergleicht deren homiletische Leistungen mit den vorher aufgestellten Grundsätzen in einer freimüthigen, aber durchaus maßvollen Kritik, der wir uns zumeist einfach anschließen dürfen. B. K.

— Praktisches Christenthum. Vorträge aus der Inneren Mission von D. Theodor Schäfer, Pastor, Director der Diaconissen-Anstalt in Altona. Vierte Folge. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1901. 2 ℳ 40 ₰. — Schäfers große Verdienste um Kirche und Innere Mission als ein untrennbares Ganzes braucht Niemand mehr zu rühmen. Wer im Sachsenlande es trotzdem noch nicht wissen sollte, wie er Beides zusammen vertritt, dem bietet er selbst einen Fingerzeig durch die Widmung, die er dieser neuen Sammlung von Vorträgen vorangestellt hat: sie gilt seinem theuren Freunde Hugo Hickmann in Cölln-Meißen, „der auch als Pastor ein Mann der Inneren Mission geblieben ist“. Den so geschilderten Mann kennt ja wohl bei uns Jeder, der überhaupt nach solch einem Buche greift. Voller Begeisterung für sein Werk, fröhlich in christlicher Hoffnung, dabei aber klar und nüchtern über alle gewöhnlichen Begriffe von einem solchen Liebesarbeiter, gelegentlich scharf und schneidend gegenüber allen Träumereien und gemachten Sachen, so treibt er sein Werk. Was die Innere Mission von Haus aus sein wollte, das allein kann und soll sie auch sein, das ist der große Hauptsatz, der bei jeder Arbeit in allen ihren Zweigen zur Geltung kommen muß. Dieser Nachweis wird auch geführt, wenn Schäfer sich wesentlich auf geschichtlichem Gebiet bewegt und bei gegebener Veranlassung die großen Helden des Liebeswerkes, Zinzendorf, Fliedner und Löhe, den Zuhörern vorführt oder Vincenz von Paul als einen Lehrmeister auch für evangelische Liebesthätigkeit aufzeigt, oder wenn er in kürzeren Ansprachen einzelne Formen der Bethätigung, wie Stadtmission, Gemeindepflege, Hausväterverein igung, schildert. Am Deutlichsten aber tritt seine Gesammtauffassung natürlich da hervor, wo der grundsätzliche Standpunkt geradezu Hauptgegenstand der Rede wird. Das ist der Fall in dem Vortrag über halbe und ganze Innere Mission, der das ganze Programm der Arbeit entwickelt und deshalb mit Recht an der Spitze der Sammlung steht. Ergänzend im Sinne der geschichtlichen Beweisführung tritt daneben der Vortrag beim Jubelfest 1898, der ein halbes Jahrhundert Innere Mission beschreibt und kennzeichnet. Wir wissen sehr wohl und Schäfer weiß es auch, daß sich diese Programmforderungen zur Wirklichkeit nicht ganz, aber beinahe so verhalten, wie die sittlichen Gebote der Bergpredigt zum thatsächlichen Zustand der Christenheit. Aber es ist noch kein vernünftiger Mensch auf den Gedanken gekommen, die Bergpredigt künftig nicht mehr zu lesen und zu lehren, weil ihre sittlichen Forderungen unerfüllbar seien. Und so werden auch die Berufsarbeiter der Inneren Mission nur gut thun, wieder und wieder die alten Wichern'schen Wahrheiten aus so beredtem Munde sich predigen zu lassen. B. K.

— Brod und Salz aus Gottes Wort in zwanzig Predigten von D. Theodor Zahn. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1901. 3 ℳ 60 ₰. — Daß Professor Zahn in Erlangen auch predigen kann, das haben Viele aus schöner Erfahrung gewußt; aber gedruckte Predigten von ihm hat, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, noch Niemand erblickt. Eine Bitte, die vor fast 30 Jahren in Göttingen ihm ausgesprochen worden ist, und zwar von vielen Hörern, hat er damals nicht erfüllt, und es steht doch wohl zu vermuthen, daß innerhalb dieser 30 Jahre noch manch ein Wunsch dieser Art an ihn gekommen ist, aber freilich auch ohne Erhörung zu finden. Seine Predigten gehören allerdings nicht zu denen, die am nächsten Tage im Localblatt die bekannte Aufforderung hervorrufen, der Prediger solle doch seine herrliche, tiefergreifende Predigt drucken lassen; dazu sind sie viel zu ernst und zu gewaltig, um solche Gefühlswallungen zu bewirken. Wer eine davon recht gehört und recht verstanden hat, der wird auch zunächst gar nicht das Bedürfniß haben, sie gedruckt zu lesen; denn der klare Gedankengang mit seinen zwingenden Beweisführungen muß sich einem denkenden Zuhörer in einer Weise einprägen, daß sich die Auslegung mit dem ausgelegten Text, der ja sofort wieder aufgesucht werden kann, zu einem Ganzen verbindet. Und alle jene Dinge, die für manchen Zuhörer das eigentlich „Erbauliche“ an einer Predigt bilden, jenes anekdotenhafte Beiwerk, das aus allen Ecken hervorgesucht wird, jene sogenannten schönen Stellen, die man immer wieder lesen möchte, jene Rhetorik, die sich nicht mit dem edelsten Begriff des Wortes deckt, das Alles sucht man bei Zahn vergebens. Hier ist wirklich Brod und Salz, weiter nichts; und wer Hunger hat, der kann hier satt werden. Damit ist schon gesagt, daß diese akademischen Predigten, als welche sie fast alle gehalten sind (eine auch im Walde bei einem Seebade), nicht etwa blos für gelehrte Leute bestimmt sind. Es ist klar, daß ein Professor, der fortwährend tiefe Forschungen treibt, auch bei seiner Predigtvorbereitung in die Tiefe gehen wird. Deshalb muß man gewiß denken können und denken wollen, wenn man hier Erbauung sucht; aber solch ein Denken der gläubigen Andacht findet sich bekanntlich auch bei den schlichtesten Leuten. Und jeder Leser von dieser Art wird diese Predigten verstehen, braucht auch kein Conversationslexikon dazu, um literarische und geschichtliche Anspielungen zu begreifen. So wollen wir dem Herausgeber für diese zwanzig Predigten herzlich danken: sie wiegen ganze Bände sonstiger homiletischer Literatur auf. Freilich bringt es das gelegentliche Auftreten des Professors, der nicht von Amtswegen zu predigen hat, so mit sich, daß gerade die Festzeiten und die lange Zeit der akademischen Sommerferien nur wenig bedacht sind. So müssen wir schmerzlich eine Weihnachts- und eine Osterpredigt vermissen. Dafür ist aber Alles, was wir finden, gediegene Arbeit, die uns Durchdringung und Erschöpfung der theilweise recht schwierigen Texte bringt und Erbauung im schönsten Sinne. B. K.

— Müller, J. L., weiland Pfarrer in Mettmann, Abendmahlsbüchlein oder Selbstbetrachtungen für evangelische Communicanten nebst Anhang zum Confirmationstage. Siebenundzwanzigste Auflage. 134 S. Halle a. S. und Bremen. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung 1902. Kart. 0,75, bei Bezug von mindestens 25 Exempl. 0,60, bei mindestens 100 Exempl. 0,50 ℳ — Dieses weit verbreitete Communionbuch des vor mehr denn zwanzig Jahren heimgegangenen Verfassers, das in seiner achten Auflage von Generalsuperintendent Nieden bevorwortet und empfohlen wurde, ist auch von uns bereits angezeigt und in seinem Werthe gewürdigt worden. Es ist besonders für die Jugend geschrieben, welcher es in schlichter und eindringlicher Sprache den Weg zum würdigen Gebrauche des Sacramentes weisen will. Es sei in seiner siebenundzwanzigsten Auflage aufs Neue in Erinnerung gebracht. D. K.

— L. Spitta, Alltägliches und Sonntägliches. Lose Blätter zu stillem Bedenken von Dingen, die Freund und Feind angehen. 57 S. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1902. — Es ist allerlei zum Nachdenken, was der verstorbene Verfasser dieser zwölf Aufsätze geschrieben hat; wenn der Herausgeber (Pastor M. Ebeling) am Ende seines Vorwortes sagt, „daß sie namentlich uns Geistlichen nicht wenig zum »Bedenken« darbieten“, so wollen wir dem gerne beipflichten. Die kurzen Aufsätze knüpfen an irgend ein bekanntes oder weniger bekanntes Wort an, das bald der Bibel bald den Aussprüchen berühmter Männer oder auch dem Liederschatze entnommen ist, und führen es in besinnlicher Weise aus oder nehmen es doch zum Ausgangspunkte der Betrachtung. Wir sind dem Sammler und Herausgeber dieser „losen Blätter“ des ihm befreundeten Amtsgenossen für seine Mühewaltung dankbar. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 60. Dienstag, den 20. Mai, Abends. 1902.

Etwas vom Bier und seinen sonderbaren Namen in früheren Zeiten.

Von Gustav Pflugk. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die Kunde vom deutschen Bier ist bekanntlich ebenso alt, wie die von den Deutschen selbst. Schon Tacitus berichtet von der „Flüssigkeit aus Gerste oder Weizen“, die die alten Deutschen in gewaltigen Mengen vertilgten. Natürlich unterschied sich dieses Bier ganz wesentlich vom heutigen. Es wurde aus Gerste, Hafer oder anderen Getreidearten hergestellt und oft mit Honig vermischt. Statt des Hopfens benutzte man Eichenrinde, Eichen- oder Eschenblätter u. dergl. m. Die Kunst, dem uralten Getränke durch Gährung und Bitterung mehr Geschmack und Dauer zu geben, soll von den Klöstern ausgegangen sein; die Mönche verachteten ja neben dem Wein auch das Bier nicht. Anfangs hatte Jedermann das Recht, zu brauen, und es galt für eine Hausfrauentugend, ein gutes Getränk zu bereiten. Als die Städte entstanden, wurde dieses Recht, wenn auch allmälig, auf bestimmte Häuser beschränkt; ihre Besitzer brauten entweder selbst oder verpachteten ihr Vorrecht. Zuweilen hatte auch nur die Gemeinde als solche das Braurecht oder der Landesherr hatte es, und sie verliehen dann ihr Recht unter bestimmten Bedingungen weiter. So entstanden gewerbsmäßige Brauer, und ihr Gebräu war natürlich besser, als das der Hausfrauen gewesen war.

Sehr zeitig bekümmerte sich auch schon die Obrigkeit um die Güte des Bieres, da dieses gar bald eine überaus wichtige Stelle im städtischen Haushalt einnahm. So bestimmte ein hochweiser Rath der Stadt Nürenberg, daß da, wo die zur Prüfung des Bieres bestellten sogenannten Bierkieser ein schlechtes Bier antrafen, es dem Wirth um zwei oder mehr Pfennige im Preis herabgesetzt werde. Auch wurden Stadtknechte in Amtstracht vor den Keller gestellt, die so lange bezahlt werden mußten, bis das schlechte Bier ausgetrunken war. Gesundheitsschädliches Bier aber wurde durch den Henker dem Wasser der Pegnitz zugesellt, wobei dieser eine große Trommel schlug, damit Jedermann von dem Vorgange Kenntniß gewann. In Bernau, dessen Bier sich früher in Norddeutschland eines ausgezeichneten Rufes erfreute, ward, um die Güte des Getränkes festzustellen, folgende Bierprobe veranstaltet. Bürgermeister, Raths- und Brauherren setzten sich mit ihren bocksledernen Hosen auf im Kreise aufgestellte Schemel, die vorher mit zu probendem Biere begossen worden waren. Nachdem durch ein wackeres Zechen der Geschmack des Bieres erprobt worden war, erhob man sich, und die Schemel mußten, sollte das Bier auch dem Gehalte nach die Probe bestehen, fest, wie angepicht, an den Lederhosen kleben bleiben.

Mit dem Aufblühen des Braugewerbes machte sich aber gar bald auch eine Ueberproduction bemerkbar. Dies hatte zur Folge, daß verschiedene Städte ihr Bier nach anderen Orten ausführten. Zwar erhob sich darüber oft erbitterte Fehde, die einheimischen Brauberechtigten sahen sich ja selbstverständlich dadurch geschädigt, daß fremdes Bier in ihrer Stadt verschenkt ward, aber auf die Dauer vermochten sie die Einfuhr nicht abzuwehren. Namentlich einige der vorzüglichsten Biere erwarben sich bald hier, bald da Bürgerrecht, und diesen folgten andere.

Natürlich benannte man die fremden Biere zunächst nach dem Orte ihrer Herkunft. Eines sehr guten Rufes erfreute sich, um einige Beispiele anzuführen, das schon erwähnte Bernauische Bier. Es zeichnete sich durch seine Stärke, seinen angenehmen, bitteren Geschmack und seine Klarheit vor allen märkischen Biersorten aus. Die größeren Städte der Mark und der angrenzenden Länder hatten ihre „Bernauer Stadtkeller“, und die Hamburger Kaufleute, die einen guten Trank zu würdigen wußten, ließen in ihrem Einbeckischen Hause nur zwei Biersorten ausschenken: das Einbeckische und das Bernauer. Das waren neben dem Hamburgischen und dem Danziger wohl die besten Biere Norddeutschlands. Ein Enkelkind des Einbeckischen Bieres, das ja bekanntlich auch Luther sehr gern trank, ist das heutige Bockbier. Man hat zwar häufig dessen Namen, weil es ein sehr starkes Bier war, das Manchen „umstieß“, mit dem Ziegenbock in Verbindung gebracht, und die Jesuiten brauten in München im Gegensatz zu dem „stark stoßenden“ Bier die weniger starke, sanftmüthige „Gaiß“, es ist aber heute zweifellos, daß das Bockbier seinen Namen dem Einbecker verdankt. Man nannte wohl oft das berühmte Bier „Einbock“, woraus dann „ein Bock“ = ein Glas dieses Bieres wurde. Unter den sächsischen Bieren gebührte lange Zeit dem Freiberger der erste Preis, deshalb suchten auch große Städte wie Breslau, Frankfurt a. O., Sagan und Hainau in Schlesien nach Freiberger Art zu brauen und begehrten dazu vom Freiberger Rathe Mälzer und Brauer. Sehr beliebt war auch das Goslarische Bier, die Gose. So genannt nach dem aus dem Harz herabkommenden und durch Goslar eilenden Flüßchen, aus dessen Wasser es gebraut ward. Man rühmte ihm nach, daß es den Magen wärme und stärke, bei Steinschmerzen, beim Asthma und Dampfe, auch anderen Krankheiten dienlich befunden sei und den Schlaf und die Verdauung befördere. In einem Gedicht heißt es von ihm:

Du liebster Weitzen Safft,
Du, du kannst Leib und Seel vergnügen,
Du machest mir gesund Geblüt,
Weg Coffée, Thee und Aquavit,
Die Gose läßt Courage kriegen,
Die Gose, die hat Schmack und Krafft u. s. w.

Später freilich scheint die Gose nicht mehr all diese vortrefflichen Eigenschaften gehabt zu haben, denn man sagte von ihr:

Es ist zwar ein sehr gutes Bier, die Goslarische Gose,
Doch wenn man meint, sie sei im Bauch, so ist sie — in der Hose.

Fremde Biere nach dem Orte ihrer Herkunft zu benennen, war im Mittelalter das Gebräuchlichste, und diese Sitte hat sich auch bis auf unsere Zeit erhalten. Mitunter erhielt das Bier aber auch seinen Namen nach seinem Erfinder. So erfand 1492 Christian Mumme in Braunschweig ein starkes, dickes Bier von dunkelbrauner Farbe, das nach ihm benannt wurde. Es erfreute sich gar bald eines Weltrufes, wurde es doch sogar bis nach Indien ausgeführt. Das Braunschweiger Mummenlied, das diesen Trank in begeisterter Weise preist und sich bis zum heutigen Tage erhalten hat, stammt freilich aus späterer Zeit. Als im Jahre 1718 das Singspiel „Heinrich der Vogler“ im herzoglichen Hoftheater aufgeführt ward, trug der Sänger Rüdel, in der einen Hand eine Schlackwurst, in der anderen ein Glas Mumme, das urwüchsige Lied zum ersten Male vor. Es beginnt:

Brönsewik du leive[1]) Stad,
Var vel Dusend Städen,
Dei sau schüne Mumme hat,
Da ick Worst kan freten.
Mumme smeckt noch mal sau fien,
Aß Tokay un Moßler-Wien,
Slakworst füllt den Magen,
Mumme settet Neirentalg,[2])
Kann dei Winde ut den Balg[3])
Aß ein Snaps verjagen. U. s. w.

---

[1]) liebe.
[2]) setzt Nierenfett an
[3]) die Winde aus dem Bauch

Ein ebenfalls nach seinem Erfinder benanntes und sehr gern getrunkenes Bier war der zuerst in Hannover gebraute „Broihan“. Ein gewisser Kurt Broihan, der längere Zeit in Hamburg als Brauknecht in Arbeit gestanden hatte, versuchte, 1526 in die Heimath zurückgekehrt, das Hamburgische Bier zu brauen. Es gelang ihm zwar nicht, aber sein süßlich-säurrliches Weißbier erfreute sich dennach großer Beliebtheit. 1572 kam es nach Berlin und entwickelte sich dort allmälig zum Berliner Weißbier.

Neben den zwei Hauptarten, den sogenannten weißen (Weizen-) Bieren, von denen das Hamburgische das beste war, und den rothen oder braunen (Gersten-) Bieren, unter denen an Güte das Danziger abenan stand, gab es auch noch zahlreiche Gewürz- und Kräuterbiere, und jeder Sarte schrieb man eine besondere Tugend zu. Wermuthbier reinigte Galle, Leber und Milz, doch machte es die Leute schläfrig und dumm im Kopfe. Salbeibier stärkte den Magen, vertrieb das Glieder- und Kniezittern und war gut für Blase und Nieren, wacklige Zähne, Durchfall und Frauenkrankheiten. Ysopbier trank man für Brust- und Athembeschwerden, gegen Husten und Ohrensausen, glaubte auch, es helfe für die schwere Noth. Hirschzungenbier tranken die Milzsüchtigen und Melancholiker. Ochsenzungenbier trieb alle Feuchtigkeit aus dem Leibe und „ob einer schon gar zum Thoren war worden, so mag ihm dennoch hiemit gewiß geholffen werden“. Beifußbier war das edelste Bier für die Frauen; denn es diente gegen Unfruchtbarkeit, nahm auch die Kopfschmerzen und zerbrach den Stein. Dieselbe Kraft ward dem Poleybier zugeschrieben. Für Magenkrankheiten endlich empfahl man Bier aus Wohlgemuth und Nelken. Hochgeschätzt war das Rosmarinbier; denn es übertraf angeblich alle anderen Kräuterbiere an Farbe, Geschmack und Kraft. Lorbeerbier machte schwitzen, Melissenbier war ausbündig gut den Melancholicis, Haselwurzbier heilte die Wassersüchtigen, Lavendelbier stärkte gewaltig das Haupt, Augentrostbier ward verwandt bei Augenkrankheiten, Birkenbier trank man gegen Steinbeschwerden u. s. w.

Während sich unter den Kräuterbieren die der größten Beliebtheit erfreuten, denen man besonders viel heilkräftige Wirkungen zuschrieb, trugen unter den Weizen- und Gerstenbieren die den ersten Preis davon, die im Rufe besonderen Wohlgeschmacks und großer Stärke standen. Als nun im Mittelalter die Sitte aufkam, den Bieren recht eigenartige Namen zu geben, da wählten die Bürger einer bierberühmten Stadt nicht selten Namen, die besonders die Stärke ihres Bieres als Barzug desselben hervorhoben. So wurde das Danziger Bier, von dem man sagte: „Danziger Bier ist stärker als der Ochsen vier“, „Wehre dich“ genannt, das Lübeckische aber „Israel“, da es infolgr seiner Kraft sa mit den Leuten ringe, wie der Erzvater Jakob mit dem Engel.

Besonders gute Biere wurden selbstverständlich gern und auch in nicht zu kleinen Mengen getrunken, nur blieben bei etwas allzu reichlichem Genusse ihre Wirkungen nicht aus. In recht gehobene, feuchtfröhliche Stimmung scheinen die Trinker durch den Genuß des Dirschauer, Frauenburger, Friedländer und Wartenburger Bieres versetzt worden zu sein; denn die Namen der vier Biere lauteten: „Freudenreich“, „Singewohl“, „Wohlgemuth“ und „Lachemund“. Ju Burtehude braute man ein Bier, das den sanderbaren Namen „Ich weiß nicht wie“ führte, jedenfalls deshalb, weil derjenige, der zuviel getrunken hatte, nicht wußte, wie ihm sei. „Straße, wie wunderlich siehst du mir aus!“ Aehnliche und noch schlimmere Wirkungen deuten die folgenden Namen an. Das Eislebensche ward „Krabbel an dei Wand“, das Limbacher „O wie“, das Dernburger „Störtenkerl“ (Stürz den Kerl), das Boitzenburger „Biet den Kerl“ (Beiß den Kerl), das Güstrower „Schmeis in Nacken“ genannt. Ein in Frankfurt a. O. gebrautes Bier hieß „Büffel“, „weil es im Uebermaß getrunken, den Vorderkopf wie bei einem stößigen Ochsen schwer machte“. Aus ähnlichen Gründen mag das berühmte Schweidnitzer Bier „Stier“ getauft worden sein.

Natürlich gab es unter der überaus großen Zahl der verschiedenen Biere auch viele, die sich eines weniger guten Rufes erfreuten. Entweder stellten sich nach ihrem Genusse unangenehme Folgen ein, oder sie wurden von den prüfenden Zechern wenig schmackhaft und zu leicht befunden. Das Wittenbergische Bier verursachte sehr oft Aufstoßen, weshalb es „Guckguck“ genannt worden sein soll. Bezeichnend für die sich einstellenden Folgen waren die Namrn „Kater“ für das Stader und „Bauchweh“ für das Grimmaische Bier. Dem Leipziger Braunbier ward vom Bruder Studio der Name „Rastrum“ beigelegt, „weil, gleichwie die Bauern mit Spaten, Hacken und Karsten den hart gewordenen Erdboden umstürzen, ebensa dieses Leipziger Bier alle Eingeweide durch seine Essigsäure in Bewegung setze, angreife und verderbe“. (Rastrum = Harke, Karst.)

Recht leicht und wohl auch wenig schmackhaft scheinen die Biere gewesen zu sein, denen die enttäuschten Zecher Namen beilegten, wie: „Spülwasser“, „Krebsjauche“, „Saure Maidt“, „Spülkanne“, „Schreckengast“, „Lumpenbier“, „O Jammer“, „O Zetter“, „O Stockfisch“, „Au weh“, „Rachenputzer“, „Bessre dich“, „Es wird nicht besser“.

Höchst sonderbar und komisch klingen die folgenden Biernamen: „Quitschart“, „Kälberzagel“, „Schlipschlap“, „Stampf in die Aschen“, „Horlemotsche“, „Streckepertzel“, „Salat“, „Kühschwanz“, „Glatze“, „Mückensenf“, „Nasewisch“, „Füllewurst“, „Kühmaul“, „Pfeifenstiel“, „Todtenkopf“, „Hasenmilch“, „Bocksbart“, „Menschenfett“. Jena braute seinen „Dorfteufel“ und seine „Klatsche“, Kyritz seinen „Mord und Todtschlag“ und im Gegensatz dazu „Fried und Einigkeit“, Bautzen seine „Klotzmilch“, Breslau den berühmten „Scheps“, Stendal seinen „Taubentanz“, Magdeburg seinen „Filz“. In Friesland zechte man den „Braunen Bernhard“, in Erfurt den „Schlunz“, in Allenstein „Borge nicht“, in Guttstadt „Lieber Herr Lorenz“, in Graudenz „Krank Heinrich“, in Heiligenbeil „Gesalzenen Märten“, in Stolpe „Schmiere nicht“. In Liebstadt gebrautes Bier nannte sich „Woisdas“ (Wie ist das), in Mohrungen hergestelltes „Ohne Dank“ und der Name des Eylauer Gerstensaftes fragte: „Wa ist der Magd Bett?“

Wie schon erwähnt, kamen diese und viele andere wunderliche Namen im 14. bis 16. Jahrhundert auf, der Blüthezeit unseres Bierwesens. Mit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts beginnt schon die Zahl der Gebräude erheblich abzunehmen. Ein gefährlicher und unheimlicher Nebenbuhler war schon seit geraumer Zeit dem Biere im Branntwein erstanden. Seine Billigkeit, seine für den Augenblick wärmende Kraft, seine berauschende Wirkung gewannen ihm in den unteren Ständen nur allzu schnell Anhänger. Der dreißigjährige Krieg that dann das Seine, um die Bierbrauerei herabzubringen. Stadt und Land verödeten, die Abnehmer für die Brauereien fehlten, das Bier mußte billiger und deshalb schlechter hergestellt werden. Ein neuer Gegner erwuchs dem Bier im 17. Jahrhundert, harmloser zwar als der Branntwein, aber allmälig einflußreicher als dieser, der Kaffee. Insbesondere wurde dieser das Leibgetränk der weiblichen Welt, die früher ebenfalls ihren Durst mit Bier gestillt hatte.

Trotz alledem blieb aber die Zahl der Biersorten erstaunlich groß, und auch ihre wunderlichen Namen erhielten sich bis herauf ins 18. Jahrhundert. Ein Leipziger Chronist führt z. B. 1730 noch folgende Sorten als in seiner Stadt zu haben auf: „Alter Claus“ in Brandenburg, „Augenblendig“, Bautzner „Klotzmilch“, Boitzenburger „Biet den Kerl“, Bockfinger „Wohlluftbier“, Braunschweiger „Mumme“, „Broyhahn“, Breslauer „Schöps“ oder „toller Wrangel“, Braunsbütteler „Papenkosent“, Osnadrücker „Brusebusen“, „Büffel“, Burtehuder „Ich weiß nicht wie“, Danziger „Jopenbier“, Dasselscher „Hund“, Delitzscher „Kuhschwanz“, Derenburger „Stördenkerl“, Eisleber „Kraddel an die Wand“, Erfurter „Schlunz“, Eutritzscher „Gose“, Magdeburger „Filz“, „Firtzer“, „Gückelhahn“, Hadeler „Säl den Kerl“, Hallescher „Puff“, Helmstedter „Klabitt“, Jenascher „Dorfteufel“, „Jucksterz“, „Kälberzagel“, Eckernförder „Kackebolle“, Kyritzer „Mord und Todtschlag“ Jenaer „Klatzsch“, Königsberger „Kolleter“, Königslutterer „Duckstein“, Kottbuser „Menschenfett“, Wittenberger „Kuckuck“, Leipziger „Rastrum“, Limbacher „O wie“, Lübecker „Israel“, Wernigeroder „Lumpenbier“, Lüneburger „Boinka“, Marburger „Junker“, Mecklenburger „Pipenstahl“, Möllnische „Laune“, „Mückensenf“, Nauensche „Zitzenille“, Rittinghauser „Schüttelkappe“, „Schlippschlapp“, „Stampf in die Aschen“, „Strohennig“, „Streckendörtzel“, Stader „Kater“, Bechtaer „Todtenkopf“, „Turnerhutter“, Wolliner „Bockhänger“ und Nauenburger „Spute dich“. Fürwahr, eine immer noch mehr als genügende Zahl!

Aber der Verfall des Braugewerbes trat immer deutlicher zu Tage. Daran war unter Anderem auch die schlechte rechtliche Ordnung des Brauwesens schuld. Es gab z. B. in der altberühmten Bierstadt Einbeck im Jahre 1752 nicht weniger als 400 brauberechtigte Bürger; da der Consum ihres Bieres aber sehr nachgelassen hatte, kam jeder nur alle 1½ Jahre an die Reihe zu brauen. Daß dabei die Kunst der Brauer verkommen mußte, liegt auf der Hand. Und wenn in dem Kampfe gegen die Ungunst der Verhältnisse und sa mannigfache Feindr die Bierbrauer die Güte ihres Stoffes durch Sparen an Hopfen und

Malz und Zusatz geringerer und schädlicher Stoffe verringerten, so erwies sich dies alsbald verhängnißvoll durch weitere Verminderung des Absatzes, statt der einstigen 700 Biere braute z. B. Freiberg im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts oft nur noch 70.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Einrichtung des Reihebrauens, die Schmoller ein Lotterbett für Faulheit und Indolenz nennt, überall verschwand, als das veraltete Braurecht der Bürgerschaft in allen Orten abgelöst und die Brauerei ein ordentliches Gewerbe ward, trat ein völliger Umschwung ein. Das Braugewerbe blühte wieder mächtig empor, seine Erzeugnisse errangen sich aufs Neue den alten guten Ruf, nur die sonderbaren Biernamen früherer Zeiten waren verschwunden für immer.

Bücherbesprechungen.

— **Das Wesen des Christenthums und die Zukunftsreligion.** Siebzehn Reden über christliche Religiosität von Dr. **Ludwig Lemme**, Kirchenrath und Professor der Theologie in Heidelberg. Gr. Lichterfelde-Berlin, Edwin Runge. 3 *ℳ* 50 ₰. — Weshalb der Verfasser diese Reden über das Wesen des Christenthums nicht gehalten, sondern wie zu haltende verfaßt und niedergeschrieben hat, das erklärt schon der Titel, den sie führen. Er hat denselben Weg eingeschlagen, wie Cremer in seiner bekannten Gegenschrift, das vielbesprochene Buch von Harnack zunächst nicht sowohl zu widerlegen, als ihm vielmehr die seither giltigen, wissenschaftlich gerechtfertigten Anschauungen über das Wesen des Christenthums gegenüberzustellen, wodurch die Kritik der gegnerischen Aufstellungen theils sich ganz von selbst vollzieht, theils wesentlich kürzer erledigt werden kann. Harnack wird auch diesem Gegner, so gut wie er es jenem anderen gegenüber gethan hat, zugestehen müssen, daß er in vornehmer Haltung mit edler, der Sache entsprechender Kampfesweise ihm entgegen tritt und daß es sich bei diesem Streite in erster Linie nicht um Gründe und Gegengründe, sondern um zwei Weltanschauungen handelt, die sich seit der Apostel Zeiten einander gegenüberstehen. Schärfer, als andere Gegner gethan haben, betont Lemme den unleugbaren Zusammenhang zwischen Harnacks theologischer Stellung und den dogmatischen Begriffen Ritschls. Jeder begabte Forscher, vollends aber einer, der mit der ganzen Richtung seines Denkens und Gebahrens so vortrefflich paßt zu gewissen zeitgenössischen Bestrebungen und deshalb den Rang eines Feldhauptmanns wie selbstverständlich erlangt, wird es natürlich lieber hören, wenn man ihm Selbständigkeit seiner Forschung und schöne Ursprünglichkeit seines wissenschaftlichen Denkens nachrühmt, als wenn es heißen muß, nach seiner wissenschaftlichen Grundrichtung und Bedeutung sei er weder ein Fixstern, noch auch ein Planet, sondern nur ein Trabant, der bei gewisser Constellation das empfangene Licht besonders hellstrahlend zurückgebe. Mit diesem Gleichniß, das ja hinkt, wie alle, möchten wir die Kennzeichnung des Harnackschen Buches durch Lemme greifbar machen: er ist wie der Mond, dessen Licht auf die Menschheit einen geheimnißvollen Reiz ausübt, in dessen Schein die Dinge so leicht eine ganz andere Gestalt annehmen, von dem man also allerlei interessante Licht- und Schattenwirkungen erwarten darf, aber keine wirkliche Erleuchtung und keine Lebenswärme. Wenn der ursprüngliche Zweck des Harnackschen Buches, die Zeitgenossen zum Christenthum zurückzuführen, in einem einzigen Falle gelungen ist, dann hat eines jener Wunder geschehen müssen, von denen er selbst auf seine unnachahmliche Art sagt, sie seien zwar schlechterdings unmöglich, aber unter Umständen gewissermaßen vielleicht doch möglich. B. K.

— D. **Förster, Sechzig Geschichten des Alten Testamentes für Sonntagsschulen** (Kindergottesdienste). Neunte Auflage. Halle a. S. 1902, Rich. Mühlmanns Verlagsbuchhandlung (M. Grosse). Preis 15 ₰. In Partien von 100 und mehr je 10 ₰. — Der verstorbene Verfasser hat uns hiermit eine für praktische Zwecke, Schule und Kindergottesdienst wohlgeeignete Bearbeitung der biblischen Geschichte, Alten Testamentes, vom Anfang bis zur Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft hinterlassen. D. K.

— **Der Beruf und die Stellung der Frau.** Ein Buch für Männer und Frauen, Verheirathete und Ledige, Alt und Jung, von **Johannes Müller**. Mit Buchschmuck von Marianne Fiedler. Leipzig 1902. Verlag der Grünen Blätter. 160 S. Großoctav. Preis 2 *ℳ* — Der Verfasser ist durch die Herausgabe der Blätter zur Pflege persönlichen Lebens weiten gebildeten Kreisen und dem Leipziger Publicum auch durch seine im großen Saale des Kaufmännischen Vereinshauses gehaltenen Vorträge rühmlichst bekannt geworden. Fünf Bände dieser letzteren sind bisher erschienen, auf die wir nicht verfehlen wollen aufmerksam zu machen. Was nun das oben angezeigte Buch betrifft, so werden die heißspornigen Frauenrechtlerinnen mit den Ausführungen des Verfassers wohl nur an den Stellen einverstanden sein, wo die Männer für die in der That bestehende Frauennoth verantwortlich gemacht werden. Daß aber das Schicksal der Männer die Frauen sind, und daß es zuletzt doch nur die Frauen in der Hand haben, ihr Leid zu wenden und ihre Noth zu heben, indem sie ihre Söhne zu rechten Männern erziehen, diesen Satz des Verfassers werden sie nicht gelten lassen, da sie von den Müttern überhaupt nicht viel halten und deshalb auch von dem Buche nichts profitiren. Aber für die modernen Frauenrechtlerinnen ist das Buch auch nicht geschrieben, sondern in erster Linie für die Frauen, die ihren natürlichen Beruf als Mütter in der Familie, an der Seite ihnen ebenbürtiger Männer, in der Erziehung ihrer Kinder suchen und hierin ihre höchste Befriedigung finden. Die Schilderung, die Johannes Müller in dem Abschnitte „Die Frau in der Ehe“ von dem naturgemäßen Berufe der Frau entwirft, ist geradezu wundervoll. Wir haben noch in keinem anderen, mit der Frauenfrage sich beschäftigenden Buche so tief Empfundenes, so klar Durchdachtes und auch in der Form so schön zur Darstellung Gebrachtes gelesen, wie hier. Der Verfasser untersucht vorurtheilslos die eigentliche Bestimmung des Weibes, wie sie sich aus seiner ihm eigenen Natur, die von der des Mannes durchaus verschieden ist — was die Frauenrechtlerinnen ja nicht Wort haben wollen —, ergiebt. Die ganze gegenwärtige Nothlage der Frau ist nach ihm eine nothwendige Folge unserer, von uns ohne Weiteres für echte Cultur (da wir ja so sehr viel wissen) gehaltenen Civilisation, und eines der Elemente dieser Nothlage ist die äußerlich gefaßte, mechanisch gehandhabte und unverständig geforderte Emancipation der Frau. Johannes Müller will der Sache und dem Scheine, mit letzterem aber dem Schaden, den die falsch verstandene und falsch verfolgte Bewegung anrichtet, auf den Grund gehen und dann den Weg abstecken, den die wahre Cultur zur Lösung der Frauenfrage uns weist. Er leugnet keineswegs die augenblickliche Nothlage, aus der die Frauenbewegung, an der viele edle Frauen sich betheiligen, hervorgegangen ist und mit Nothwendigkeit hervorgehen mußte; aber er wünscht, daß einseitige Richtungen, in die sie sich verrannt hat, durch allumfassende Anschauung und gründliche Vertiefung überwunden und durch Rückkehr zur Natur, durch Rückgang auf „das Problem Frau als solches“ „zur inneren Einheit geführt“ werden. Um dies zu erreichen, ist es nöthig, daß die Frauenbewegung sich auf ihre verhängnißvollen Fehlerquellen, die er näher bezeichnet und beleuchtet, besinne. Johannes Müller faßt also die heute viel erörterten Fragen von einer ganz anderen Seite an, als dies in der Regel geschieht, und gerade dadurch wirkt sein Buch so überaus anregend. Möchte es aber nicht nur von Frauen und Mädchen in reiferem Alter gelesen werden, sondern auch von den Männern. Die in dem Buche erörterten Fragen sehr ernster Art gehen auch sie an und verlangen auch ihre gewissenhafte Prüfung, dies um so mehr, als sie selber vielfach die Schuld daran tragen, daß die Frauenbewegung überhaupt hat entstehen können. W. Sm.

— **Franz Tetzner: Die Slawen in Deutschland.** Beiträge zur Volkskunde der Preußen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Czechen, Mähren und Sorben, Polaken und Slowinzen, Kaschuben und Polen. Mit 215 Abbildungen, Karten und Plänen, Sprachproben und 15 Melodien. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1902. Preis ungeb. 10 *ℳ* — In dem letzten Decennium des vergangenen Jahrhunderts hat sichs in Deutschland allenthalben geregt, der Erforschung des Volkslebens, der Volkssitten u. s. w. eine dauernde Aufmerksamkeit zu schenken. Schon etliche schöne Früchte dieser Forschung liegen vor, so auch in unserm Sachsen. Innerhalb der deutschen Volksstämme wohnen größere und kleinere Völkersplitter, deren Volksthum noch sehr wenig erforscht ist. Eine empfindliche Lücke nach dieser Richtung füllt das soeben erschienene Werk Tetzners aus. Tetzner ist auf dem Gebiet der

Slawenforschung eine anerkannte Autorität. Auch hier hatten wir bereits Gelegenheit, auf verschiedene seiner volkskundlichen Schriften hinzuweisen, ich erinnere nur an „die Slowinzen und Lebakaschuben“. Viele Forschungsergebnisse hat der Verfasser in der ausgezeichneten länderkundlichen Zeitschrift Der Globus veröffentlicht. Alles, was nun der Verfasser auf vieljährigen Reisen, aus vieljährigen Beobachtungen und vieljährigen Literaturstudien gewonnen hat, wird uns durch das vorliegende Werk als ein Ganzes geboten. Es theilt sich in die zwei großen Abschnitte: Die baltischen Volksstämme in Deutschland (Altpreußen, Litauer, Letten) und Die westslawischen Volksstämme in Deutschland (Masuren, Philipponen, Czechen, Mähren, Sorben, Polaken, Slowinzen, Kaschuben, Polen). Unmöglich ist es, auf einzelnes Wichtiges nur annähernd hier einzugehen. Es ist geradezu eine Unsumme von feinen volkskundlichen Beobachtungen, die hier zusammengetragen worden sind; sie beziehen sich auf alle möglichen Gebräuche und Gegenstände, so auf Glauben und Aberglauben, Geister, Dämonen, Zauberei, Schatzgräberei, Krankheitsbesprechungen, auf Arbeits-, Jahres- und Familienfeste, Hochzeit, Taufe, Begräbniß, auf Spiele, auf Haus-, Acker- und Fischereigeräthe, auf die Verschiedenartigkeit des Grundrisses und der Einrichtung der Häuser, auf Kleidung und Volkskunst, auf Sprache, Literatur und ihre Vertreter, auf kirchliche Unterschiede u. v. A. mehr. Nicht allein, daß Tetzner seine Beobachtungen wiedergiebt, sondern er sucht auch mit großem psychologischen Feingefühl sich in die Volksseele der einzelnen Stämme hinein zu versetzen und ihr Gutes mehr in den Vordergrund zu rücken als es gewöhnlich nur flüchtige Reisende gethan haben. Vieles sucht er gleichsam aus einer merkwürdigen Vergessenheit heraus zu retten; ich erinnere nur an eine Charakteristik des Christian Donalitius, des Litauen, der schon vor Klopstock den Hexameter in der deutschen Sprache als Versmaß geschickt anwandte. Kurze und sichtende historische Erläuterungen gehen den einzelnen Capiteln voran oder sind auch an passenden Stellen eingeflochten, so z. B. bei dem immer vielfach mißverstandenen Immersatt—Nimmersatt. Die dem Werke beigegebenen Illustrationen, die sich besonders auf Volks- und Siedelungstypen beziehen, erhöhen wesentlich seine Anschaulichkeit. Ebenso die Karten; sie bringen Vieles zum ersten Male; ja in Genauigkeit stehen sie über den meisten derzeitigen Publicationen. Ein weiterer Vortheil des Werkes besteht darin, jeden Abschnitt mit einem ausführlichen Auszug der in Betracht kommenden Literatur einzuleiten. So ist das Werk nicht blos für das gebildete Publicum von großem Werth, sondern vor Allem auch für die Wissenschaft. Der Geograph sowohl wie der Ethnograph, der Historiker wie speciell der Culturhistoriker wird es nicht aus der Hand legen, ohne interessante Belehrungen und Anregungen empfangen zu haben. Eo.

— Verschlungene Pfade. Roman von C. Schraeder. Berlin-Leipzig, W. Bobach & Co. (3 ℳ brosch., 4 ℳ geb.) — Eine herzerquickende Frische weht uns aus dieser Lebensschilderung entgegen, die flott und natürlich geschrieben und von einem köstlichen gesunden Humor durchweht ist. Die Verhältnisse in Berlin, wie im Harz, auf dem Landgute in England, wie in Paris sind mit so sicheren Strichen gezeichnet, daß wir sehen, eine vollkommene Vertrautheit des Verfassers mit Land und Leuten liegt Allem zu Grunde. So fühlen wir uns überall zu Hause und auf festem Grunde. Es sind sympathische Menschenkinder, die er uns schildert: besonders der Held Günther Frhr. v. Falkenberg, als Forschungsreisender und archäologischer Schriftsteller unter dem Namen Hans Günther auftretend. Er ist ein ebenso gefestigter Charakter, wie tüchtiger Gelehrter, in den alten Sprachen und fernen Zonen ebenso bewandert, wie im Reiten des eigensinnigsten Irländer Hengstes und auf der Fuchsjagd, dabei trotz seiner geringen Mittel wohlthätig und von einer gutmüthigen Schwärmerei erfüllt, so daß er ein armes Dorfmädchen aus dem Harz in Berlin auf seine Kosten erziehen läßt. Die Perle, aus dem Staube erhoben, erweist sich dann freilich als nicht echt. Sein behäbiger, freundlicher Onkel, ein reicher Landgeistlicher und Großgrundbesitzer in England, möchte ihn gern zum Schwiegersohn haben, damit mit seinem einzigen Töchterlein das Geschlecht nicht aussterbe. Da aber Günther, wie Glady, ein allerliebster, verwöhnter Wildfang von Backfisch, sich nicht par ordre wollen verkuppeln lassen, ergeben sich humorvolle Scenen, in denen Glady den fremden Vetter auf alle Weise durch maskirte Abscheulichkeit abzuschrecken sucht, bis sie in ihm ihren Helden erkennt, vor dem sie sich bewundernd beugt. Während er in Indien reist, begiebt sie sich mit plötzlich erwachtem furchtbarem Lerneifer in eine von ihm beiläufig erwähnte Berliner Pension, in der auch jenes andere Mädchen erzogen wird. Wie hier die Pfade der beiden jungen Mädchen sich verschlingen, so werden auch Günther und Glady verschlungene Pfade geführt; sie lieben sich, um sich zu verlieren, da Glady erfährt, er liebe jene Andere. Daß sie sich schließlich doch noch finden, ist selbstverständlich. Es ist keine schwere Speise, die uns hier geboten wird. Freundlich und natürlich, frisch und gesund ist Alles. Wir können das Buch für jeden Familienkreis aufs Herzlichste empfehlen. L.

— v. Caemmerer, Generalleutnant z. D. „Magenta. Der Feldzug von 1859 bis zur ersten Entscheidung.“ Berlin 1902. Verlag von Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. (216 S. gr. 8°. 5 ℳ) — Der Feldzug des Jahres 1859 in Italien hat ganz abgesehen von den officiellen Bearbeitungen bereits in einer größeren Anzahl z. Th. recht tüchtiger Arbeiten eingehende Darstellungen gefunden. Immerhin ist noch nicht allenthalben der Zusammenhang der Dinge geklärt und noch manche Zweifelsfrage ungelöst geblieben. Insbesondere war es bisher unverständlich, warum Napoléon III., der mit seinen Truppen theils über den Mont Genèvre und den Mont Cenis, theils von der See her kommend über Genua gegen die in der Lomellina (zwischen Ticina und Sesia) stehenden Oesterreicher vorgerückt war, sein ursprüngliches Vorhaben, auf dem rechten Ufer des Po vorzugehen, um diesen bei Piacenza zu überschreiten und die Oesterreicher dann anzugreifen, plötzlich wieder aufgab und in eine äußerst gefahrvolle, weitausholende Umgehungsbewegung über die Sesia und den Ticino gegen den entgegengesetzten, rechten feindlichen Flügel abänderte. Bereits im Jahre 1879 hatte Verfasser in einem in Cassel gehaltenen Vortrage, der dann in einigen militärischen Fachzeitschriften abgedruckt worden war, die Vermuthung ausgesprochen, daß der Grund hierfür darin zu suchen sei, daß Napoléon von der umständlichen österreichischen Vertheidigungsdisposition Kenntniß erlangt hatte, die gerade einen Angriff von der Sesia her als das Unwahrscheinlichste bezeichnet hatte, und mit einem Angriff von Süden her oder einer Umgehung der österreichischen Stellung auf dem rechten Ufer des Po und der Ueberschreitung des letzteren in der Gegend von Stradella rechnete. Diese bisher unwidersprochen gebliebene Hypothese hat den Verfasser veranlaßt, das vorliegende Buch zu schreiben, und ist von ihm in demselben an der Hand eines ergiebigen Beweismaterials so eingehend begründet worden, daß kaum noch ein Zweifel an ihrer Richtigkeit bestehen bleibt. Aber auch noch in einem andern wichtigen Punkte hat Verfasser Klarheit geschafft. Derselbe betrifft das österreichische Hauptquartier. Früher war man allgemein der Meinung, daß die Schuld an allem Unglücke Oesterreichs allein den Obercommandirenden, Feldzeugmeister Grafen Gyulai, traf, der von seinem Generalstabschef, Obersten Baron Kuhn, zwar vorzüglich berathen gewesen sei, auf ihn aber nicht gehört habe. Diese Ansicht, die zuerst für sachkundige Leser durch das österreichische Generalstabswerk, dann aber i. J. 1894 mit klaren Worten durch eine anonyme Veröffentlichung erschüttert wurde, ist, wie Verfasser durch zahlreiche, bereits früher veröffentlichte Aktenstücke nachweist, durchaus unzutreffend und kann es nach denselben jetzt einem Zweifel gar nicht mehr unterliegen, daß dem Obersten Kuhn die für sein verantwortungsvolles Amt erforderlichen geistigen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften abgingen, daß seine Rathschläge zum Theil recht bedenklicher Art waren und zu einem guten Ende gar nicht führen konnten. Im Uebrigen stellt sich das Buch, in dem unter den Quellen auch die neuere Brief- und Memoirenliteratur ergiebig verwerthet worden ist, als eine eingehende, gründliche und kritische Bearbeitung des ersten, mit der Schlacht von Magenta endigenden Theils des Feldzugs dar. Verfasser beschränkt sich dabei keineswegs auf eine nackte Wiedergabe der geschichtlichen Thatsachen, vielmehr beleuchtet er auch in geistvoller Weise die einzelnen Maßnahmen der Führer. Wenn er mit denselben nicht eben selten sich nicht einverstanden erklären kann, so wird man ihm bei dem Gewicht seiner Gründe in den meisten Fällen nur Recht geben müssen. Alles in Allem bildet das Buch einen werthvollen, namentlich für kriegsgeschichtliche Studien recht brauchbaren Beitrag zur Geschichte des 1859er Feldzugs. C.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 ₰, für auswärts mit 1 M. 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 61. Donnerstag, den 22. Mai, Abends. 1902.

Bret Harte.

„Glück auf, Bret Harte! Glück auf, mein Goldgräber!" rief vor Jahren der alte Freiligrath dem jungen amerikanischen Dichter zu, mit dem er deutsche Leser bekannt und befreundet zu machen suchte. Und in der That, Bret Harte ist in Europa und Deutschland besonders ebenso bekannt geworden wie in seiner amerikanischen Heimath. Neben Mark Twain gehört er zu den transatlantischen Dichtern, die wir am meisten zu lesen gewohnt sind, zu den wenigen Dichtern überhaupt, die unsere Herzen gleich nach kurzer Bekanntschaft gewinnen und auch unserer anhänglichen Liebe sicher sind, wenn ihre reifen Jahre auch nicht halten, was der Glanz ihrer Jugend versprach. Es ist nun einmal so, daß all das Minderwerthigere oder, um es kurz zu sagen, die Dutzendwaare, die Bret Harte später in eilfertiger flüchtig hastender Arbeit dem gierig danach greifenden Publicum zugestellt hat, doch nicht mehr uns die treue Anhänglichkeit vergessen läßt, die uns an den Schöpfer der Argonautengeschichten kettet. Wenn wir den dickleibigen langweiligen Roman „Gabriel Conroy" lesen, so hilft uns über das Unbehagen an der Lectüre der Gedanke fort, er ist ja von dem Dichter Bret Harte, der eine Reihe wundervoller Goldgräbergeschichten uns schenkte, die Erinnerung an das Unvergängliche seines Werkes. Bret Harte ist nämlich nicht nur ein amerikanischer Dichter schlechthin, wenn auch ein sehr bekannter und gelesener, sondern er hat sich auch seinen Platz in der Weltliteratur erworben und wird ihn darin mit wohlverdienten Ehren behaupten. Er gehört zu den Eroberern und Entdeckern unter den Dichtern, deren Namen nicht nur von den officiellen Literarhistorikern gewußt und behalten werden, sondern deren Bestes auch lebendig fortlebt im Gedächtniß der großen Masse, seiner Nation und aller der Nationen, die an der allgemeinen Cultur Antheil nehmen und Besitz haben. Bret Harte hat für die Dichtung ein Gebiet entdeckt und erobert, das voller grotesker Komik, voll anmuthigen Zaubers, rührend und erschütternd die Gegensätze aufwies, wie sie in der menschlichen Natur und in der Welt zur Erscheinung kommen, und zugleich die Versöhnung derselben bot; ein Gebiet, das zu durchstreifen unendlich viel Vergnügen gewährte, weil es so durchaus neu und unbekannt, an phantastischen Beleuchtungen und romantischen Reizen so reich war.

Es mag vielleicht nicht Wenige gegeben haben, die, als Bret Harte am 6. Mai dieses Jahres starb, verwundert den Kopf schüttelten und sich heimlich sagten: „Der hat noch gelebt? Wir dachten, er wäre schon lange todt." Und so merkwürdig wäre das nicht, denn Bret Harte ist seit längerer Zeit, wohl schon seit ungefähr einem Jahrzehnt weder politisch noch literarisch in besonders bemerkenswerther Weise hervorgetreten. Bret Harte ist nicht alt geworden, noch nicht dreiundsechzig Jahre. Geboren war er am 25. August 1839 zu Albany im Staate Neuyork, wo sein Vater Lehrer war. Bret Harte erfreute sich einer guten Erziehung und eines Unterrichts, der ihn nicht nur mit gewöhnlichen Kenntnissen vertraut machte, sondern sogar mit den Anfangsgründen der Wissenschaften. Indeß starb sein Vater ihm früh und er war nun auf sich allein angewiesen. Er hatte viel romantische Geschichten gehört von den alten spanischen Eroberern und die Kunde von den anderen Glücksjägern, die im Goldlande Californien unermeßliche Schätze mühelos der Erde entnahmen, kam auch zu ihm und blendete ihn, so daß er ebenfalls sein Heil in jenem gesegneten Land zu versuchen beschloß. Fünfzehn Jahre war er alt, als er nach Californien kam, um wie Alle, die dorthin gingen, Gold zu graben und in möglichst kurzer Zeit ein möglichst reicher Mann zu werden. Ob es ihm wirklich beschieden war, ein Krösus zu werden, wissen wir nicht. Indeß scheint es nicht so gewesen zu sein, denn er gab bald ganz die Goldwäscherei auf und suchte sich sein Brod als Schullehrer zu erwerben. Als auch das nicht ging, wurde er Setzer und schrieb Zeitungsartikel für eines jener Blätter, die im Goldlande ebenso schnell gegründet wurden, wie sich einige hundert Menschen zur Ausbeutung eines Goldfeldes zusammenfanden. Als die Zeitung wegen Mangels an Abonnenten eingegangen war, wurde aus dem Setzer der berittene Eilbote einer Postgesellschaft, dann der Agent, der die Berglager der Goldgräber aufsuchte, die uns aus den Argonautengeschichten unter den Namen Roaring Camp, Sandy Bar, Poker-Flat, Wingdam u. s. w. bekannt sind. Diese Jahre, in denen Bret Harte herumzigeunerte, bald das, bald jenes trieb, wenn es ihn nur nährte, waren seine Lehr- und Wanderjahre zugleich; als er sich seßhaft machte, brauchte er nur in den reichen Schatz seiner Erfahrungen, Eindrücke, Bilder zu greifen, um volle Hände zu nehmen: er war auch ein Goldgräber geworden, freilich in anderer Art, als er sichs ursprünglich gedacht und vorgenommen hatte. Drei Jahre hatte er sich draußen im Goldlande umhergetrieben, in den Camps, Gulchs, Flats und Runs der Sierras und das bunte, bewegte, lärmvolle Leben in den Berglagern mit scharfen Augen und lebendigem Interesse betrachtet und studirt, dann ließ er sich im Herbst 1857 in San Francisco nieder. Es schien seine Bestimmung zu sein, einmal, wenn das Glück ihn begünstigte, in der Literatur oder vielmehr in der Presse eine Rolle zu spielen, denn er wurde Setzer. Die Zeitung, die ihn damals in ihre Dienste nahm und einmal wöchentlich erschien, führte den bedeutungsvollen Namen Die goldene Aera. Bret Harte begnügte sich nicht, die Arbeiten Anderer zu setzen, er selbst begann Kleinigkeiten zu schreiben, sie in sauberen Satz und Druck zu übertragen und sonach hinter den Coulissen gleichsam am literarischen Leben theilzunehmen. Aus dem Setzer, dessen Befähigung der Eigenthümer der Zeitung mit schnellem Blick erkannt hatte, wurde nach Jahresfrist ein Redacteur, der sich nach abermals einem Jahre zum Eigenthümer eines Blattes Der Californier gemacht hatte und zu einem bekannten Tagesschriftsteller geworden war. Als Bret Harte genügend Grund unter den Füßen zu haben glaubte, verheirathete er sich, um recht bald die Ueberzeugung zu gewinnen, daß dieser Schritt mindestens übereilt gewesen. Mit den Jahren mehrten sich die Sorgen, zumal Kinder kamen, und so war er herzlich froh, daß er infolge Vermittelung von einflußreichen politischen Freunden an der Zweigmünze der Vereinigten Staaten zu San Francisco als Secretär eine Stelle erhielt, die ihm und seiner Familie ein ausreichendes Jahreseinkommen gewährte. Nun, wo er nicht mehr für den Tageserwerb zu arbeiten brauchte, fand er Muße und Lust, die Lehr- und Wanderjahre in der californischen Wildniß an sich vorüberziehen zu lassen und die Gestalten, denen er dort täglich begegnet war, zu beschwören und sie und ihre Schicksale, die Umgebung, in der sie lebten, kämpften und litten, die Natur in ihrer erhabenen Größe und erdrückenden Gewalt durch seinen Pinsel in lebendigen Farben festzuhalten. Er fand opferwillige Freunde und gründete mit ihrer Hilfe eine Zeitschrift, in der er nun die Skizzen zu veröffentlichen begann, die ihn weiteren Leserkreisen bekannt machten und ihm schließlich seinen Ruhm erworben haben: Das Glück des Brüllerlagers, Die Verbannten von Poker-Flat, Mizgles, Tenessees Compagnon und wie sie sonst heißen. Doch nicht Prosawerke allein schuf er, man fand auch in den Spalten seiner Zeitschrift parodistische, satirische, rein lustige Beiträge, humoristische Gedichte, die zeigten, daß Bret Harte vielseitig war. Merkwürdig genug, nicht jene Skizzen, die ihm ein Andenken bei uns und seinen Platz in der Weltlitteratur gewonnen haben, machten ihn berühmt und zu einem genannten Dichter, sondern das glänzende Gedicht vom Heathen Chinee, das im Herbst 1870 in seiner Zeitschrift erschien. Jetzt

erst wußte Amerika, daß es einen neuen Dichter hatte, einen originalen Geist und nun wurde die Frage allgemein: Was haben wir sonst noch von ihm? Bret Harte blieb nicht mehr lange in San Francisco, er gab seine Zeitschrift auf und die Professur der neueren Litteratur, die er seit 1869 inne hatte, und siedelte nach Neuyork über im Sommer 1872. Er war der bestbezahlte Schriftsteller Amerikas geworden und er hätte sich ein glänzendes und sorgenloses Leben schaffen können, wenn er nicht ein Spieler gewesen wäre, der seiner Leidenschaft immer nachgab. Nicht umsonst hat er Spielerfiguren wie John Oakhurst und Jock Hamlin so greifbar vor unsere Augen gestellt, er hatte an sich selbst für diese Gestalten das beste Modell. Als die Vereinigten Staaten in Krefeld wegen dessen industrieller Bedeutung eine Consularagentur errichteten, schickten sie Bret Harte als amerikanischen Consul dorthin und versetzten ihn später in gleicher Eigenschaft nach Glasgow, wo er fünf Jahre noch amtirte, um sich dann nach Camberley nahe London zurückzuziehen im Jahre 1885, und fern den Geschäften in ruhiger Einsamkeit zu leben. In Camberley ist er auch gestorben.

Bret Harte hat sich nicht allein als Dichter der Argonautengeschichten, um sein bestes Werk gleich zu nennen, einen großen Namen gemacht; diese Geschichten werden auch einen unvergänglichen culturhistorischen Werth behalten, denn sie schildern eine untergegangene Welt so lebendig, daß wir meinen, sie heute noch drüben vorfinden zu können, wenn wir nur das Goldland betreten, von dem man treffend gesagt hat: Es ist ein doppeltes Wunderland das Californien des Bret Harte. Nahezu Alles hatte es bereits, als er erschien, um ihm zu seinen sensationellen Naturschätzen und der Besiedelungssensation, welche sich nach seiner Entdeckung und Besitzergreifung dieser Schätze über Nacht vollzogen hatte, auch den Dichter zu bringen, welcher der übrigen Welt erst ihren wahren und dauernden Antheil an dem Allen sichern sollte. Es darf nicht unterschätzt werden, was er vorfand. Es ist wirklich ein Land, das den poetischen Jason, welchen es in Bret Harte gefunden, verdiente, dies schönere Kolchis am Stillen Ocean. Die Natur hat ihm gegenüber nur Verschwendung gekannt. Der glücklichste Himmel ist sein und der freigebigste Boden, die mannigfaltigste Schönheit landschaftlicher Gestaltung und die verschiedensten Arten natürlichen Reichthums — Gold überall! In der Erde jenes der Gnomen, auf ihr dasjenige kanaanitischer Ernten, feurig strömenden Weins und des schwellenden Vließes unendlicher Heerden. Dazu mächtig aufblühende, handelsfrohe Gemeinden an der Seeküste und den Flußufern und Siedelungen, welche die Thäler hinauf bis in die Wildnisse der Sierras decken. Wie weltentlegen auch die bis dahin nur von Mexico her durch einen Hauch spanischer Importcultur gestreifte Pacificküste vom übrigen Amerika und der übrigen Welt lag: jenes Losungswort Gold drang sofort wie auf Flügeln eines Unwetters über die Hochsteppen und eisgepanzerten Piks der Felsengebirge. Und ein Unwetter war es auch, das ihm von der anderen Seite antwortete. Ein Unwetter in der Gestalt der seltsamsten, ungestümsten und zügellosesten Völkerwanderung, von der man noch je vernommen! Eine Hand voll Monate, ein Jahr nur und für immer war Californien seiner inselartigen Verschollenheit entrissen. Die Eroberung war eben so schnell wie vollständig. Ohne jeden Uebergang tauchte das neue Dorado aus dem vollsten Dunkel in die vollste Helle des Tags empor und nicht so leicht wird sich im Laufe der Geschichte jener Geschlechter, welche heute den Erdball beherrschen, das Schauspiel noch einmal wiederholen, welches diese plötzliche Tageshelle in Californien zu bescheinen hatte. Was strömte hier Alles zusammen und auf welchen Wegen, sei es, daß es sich dem improvisirten Heerzug über die unwegsamen Felsengebirge anschloß oder die Magelhaensfahrt um das Cap Horn herum wagte, hatte es sich in den ersten Jahren den Eintritt in das neue Goldland zu erkaufen! In diesem selbst aber, welcher Art waren die Bedingungen und Möglichkeiten einer menschlichen Existenz, die dieser Zukunftskrösusse wartete, welche mit dem Staub der Heimath meistens auch deren Gesetze von sich abgeschüttelt hatten? Um sichs mit Erfolg auszumalen, welche Welt sich statt des heutigen Californiens hinter dem Goldenen Thor aufgebaut haben würde, wenn das Civilisationschaos jene ersten Jahre ungehindert hätte ausgähren und ausbrauen dürfen, würde man die Einbildungskraft eines sittenschildernden Callot-Hoffmann und den Pinsel eines culturhistorischen Höllen-Breughel zu Hilfe rufen müssen. Eben so weit entfernt von einer Besitzergreifung im Charakter der spanischen Conquistadoren, wie von einer Colonisation nach anglogermanischem Muster war es eine einzige Orgie alles Gesellschaftsfeindlichen, Habsüchtigen, Gewaltthätigen und Genußsüchtigen, was sich an dem verhängnißvollen Gleißen des ersten mit bloßen Händen der Erde entnommenen Mammons entzündete. Ihr Aufbauen bestand in der Auflösung alles Dessen, was sonst den Kitt und Mörtel socialer Gefüge bildet; ihr Gesetz im einfachsten und ungeschmücktesten Faustrecht; ihr Gemeinwesen in Pandämonien, in denen die Branntweinschänke und die Spielhölle den häuslichen Herd ersetzten. Daß uns dieses Stück Culturgeschichte so zum Greifen lebendig geschrieben wurde, daß uns die Goldgräberzeit der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts heute noch so scharf und klar vor Augen tritt, haben wir Bret Harte zu danken. Der Geschichtsforscher wird seine californischen Geschichten mit eben dem Nutzen lesen, wie der Literarhistoriker sie mit Vergnügen zur Hand nehmen wird. Uns heute gehen nichts mehr an Bret Hartes Dramen, die wieder einmal beweisen, daß ein vollendeter Erzähler kein Theaterdichter zu sein braucht. Auch zum Dramatiker muß man geboren sein und Bret Harte hat statt der Lorbeeren, die er auf der Bühne zu ernten hoffte, nur Mißbilligung, lauten oder leisen Tadel erfahren. Auch dadurch, daß er sich mit Mark Twain zusammenspannte, um ein Stück „Ah Sin“ zuschreiben, gelang's ihm nicht, auf dem Theater durchzubringen und festen Fuß zu fassen. Wir lesen auch heute kaum mehr Bret Hartes dicken Roman „Gabriel Conroy“, der so glänzend beginnt und immer schwächer wird und so elend ausgeht. Aber auch trotz des künstlerischen Unvermögens, das uns hier bei dem Dichter auffällt, hat er Werth als culturhistorisches Denkmal, indem hier dem argonautischen Californien und dem damit in unmittelbarem Zusammenhange stehenden jungen Großstadtleben San Franciscos das mexicanische Californien der alten spanischen Besiedelung gegenübergestellt wird. Eine Volksvergangenheit und eine Volkszukunft sehen sich hier wie die zerrinnende Dämmerung und der junge Tag ins Gesicht. Auf der einen Seite die noch unter den Lumpen ihre Verkommenheit steifceremoniellen Hidalgos, welche das Nichtsthun und die Fälschung californischer Landtitel zum Erwerb machen; ihre faullenzenden, Cigaretten rauchenden Frauen; ihre Alle beherrschenden Priester und das wie in tropischer Sonnengluth und Weihrauchduft erstarrte Leben auf den Missionen, Presidios und Ranchos, angesichts dessen man nicht mehr weiß, wo die Grandezza aufhört und die Dornröschenwirthschaft anfängt. Auf der anderen Seite die neue Sündfluth der „Amerikanos“ mit aller Quecksilbrigkeit, aller Verschmitztheit, aller Gier nach Erwerb und allem Hunger nach Aufregung und Genuß des goldsuchenden, handelnden, unternehmenden Yankeethums. Auch Bret Hartes Gedichte sind bei uns nur wenig bekannt, obwohl sich unter ihnen viele treffliche und kleine Meisterwerke befinden. Stoffe fand der Dichter genug in der Goldgräberwelt, in der er genau Bescheid wußte. Sehr abwechselungsreich sind die Gedichtsammlungen, da ist Satire, Humor, Scherz, Parodie, Wehmuth, tiefes Empfinden, warmes Mitgefühl. Den tiefsten Eindruck auf den Dichter hat der Bürgerkrieg gemacht und das Beste in den Gedichten bezieht sich auf diesen: das Kampflied „Die Reveille“ ist zum Volkslied geworden. Wenn man die umfangreichen Werke Bret Hartes liest und sie auf ihre Composition hin prüft, wird man bald erkennen, daß es seinen Fähigkeiten nicht entsprach, größer angelegte Werke mit künstlerischer Vollendung auszuführen. Trotz mancher schönen Einzelheiten sind sie doch als Ganzes mißglückt. Er war ein Meister der Skizze; auf einem engen Raum ein farbenprächtiges Lebensbild zu geben, verstand er wie Wenige. Schrieb er aber eine Novelle oder gar einen Roman, so sah man, daß es nur lose aneinandergereihte Skizzen waren. Und darum, will man ihn in seiner Größe kennen lernen, muß man diese kleinen Geschichten lesen, die man für billiges Geld bei Reclam bekommt. In ihnen findet man Alles, was Bret Harte groß gemacht hat, was ihm Anspruch auf den Namen eines Dichters giebt. Bret Harte sieht scharf und er giebt nicht viel weniger scharf wieder, was er sah. Er ist kein Naturalist, der die Dinge möglichst genau abzeichnet, kein Photograph, sondern ein Maler. Er zögert nicht, Häßliches und Gemeines zu schildern, aber er zeigt dann doch auch gleich wieder, daß selbst im Verkommensten noch Züge sind, die an das göttliche Urbild erinnern. Ist es wohl denkbar, daß ein Kind ein verwahrlostes Goldgräberlager allein dadurch, daß es da ist, erhebt aus Schmutz und Verworfenheit? Bret Harte macht es uns glauben. So lange wir seine Skizzen lesen, kommt uns niemals

ein Zweifel, daß es anders sein könnte, als er sagt. Er hat uns ganz in der Gewalt, man möchte fast sagen, er macht Unwahrscheinliches glaubhaft, mehr noch, wahr, so daß wir darauf schwören können. Er weiß uns bei der Lectüre festzuhalten wie alle echten großen Erzähler. Er hat einen humoristischen Stil und selbst ernsthafte traurige Sachen erzählt er manchmal so. Er ist überhaupt Humorist, nicht etwa so grotesk wie Marc Twain, nein, wie Dickens. Manchmal verfällt er wohl auch in weichliche Sentimentalität, aber doch nur selten. Er ist zu gesund, um weinerlich und gefühlsweich zu werden. Er kann sehr ironisch sein, so wenn er vom Washingtoner Congreß und dem Abgeordneten Goschwiler spricht. Bei dieser seinen Schilderung denkt man daran, daß Dickens so ähnlich sich die Londoner Gerichte vorgenommen hat und Kjelland das norwegische Ministerium des Innern. Bret Harte erzählt von Menschen und menschlichen Schicksalen; von der Natur, in der diese sich vollziehen, spricht er nur wenig, doch versteht er es eben in dieser Kürze genug zu sagen und das Landschaftsbild mit ein paar kräftigen Pinselstrichen hinzuwerfen, so daß wir es deutlich sehen. Von Bret Harte wird nicht viel im Verhältniß zu dem, was er geschrieben hat, bleiben, wohl nur seine Argonautengeschichten, die californischen Skizzen, das Bedeutendste seines Lebenswerkes, als poetisches Denkmal und als ein culturhistorisches Document.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— 1) **Probabilia, betreffend den Text des ersten Timotheusbriefes.** Von D. **Paul Ewald**, Professor der Theologie in Erlangen. 38 S. 4. Preis 1,20 ℳ — 2) **Die Bundeslade.** Von D. **Wilhelm Lotz**, Professor der Theologie in Erlangen. 44 S. 4. Preis 1,20 ℳ — 3) **Agobard von Lyon und die Judenfrage.** Von Prof. Dr. **Friedrich Wiegand** in Erlangen. 32 S. Preis 1 ℳ — Sämmtliche drei Schriften sind „Sonderabdrücke aus der Festschrift der Universität Erlangen zur Feier des achtzigsten Geburtstages Sr. königl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern"; für den Buchhandel in der A. Deichertschen Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), Erlangen und Leipzig, 1901. Alle drei sind rechte „Cabinettstücke", jedes in seiner Art nach Gegenstand und Inhalt wie nach der Sorgfalt der Ausführung und anziehender Kraft dessen wahrhaft würdig, bei der ausgesucht vornehmen Ehrung eines edlen Fürsten und Schutzherrn der Erlanger Universität mitzuwirken. — Eine schwierige Aufgabe in der Richtung auf Gewinnung der Theilnahme weiterer Kreise an dem von ihm gespendeten Beitrag hat sich selbst der Verfasser der erstgenannten Schrift, unser Landsmann Professor **Paul Ewald**, gestellt, insofern nicht nur der erste Timotheusbrief nicht eben in der Mitte des Interesses solcher Kreise vom Neuen Testamente steht, sondern auch die hier vorgetragenen textkritischen Untersuchungen nicht Jedermanns Ding sein dürften, trotz der feinen Geltendmachung von 1. Tim. 2, 1 f. für den gegenwärtigen Zweck. Dafür wird aber ein engerer Kreis von Kennern und Freunden der neutestamentlichen Schriften um so mehr befriedigt worden sein durch die überaus sorgfältige und feine, gründliche und sozusagen überzeugende Aus- und Durchführung eines verhältnißmäßig einfachen Vorschlags zur Heilung eines sonst anscheinend unheilbaren Schadens des Briefes, wie er im Kanon vorliegt, insofern derselbe nämlich, sehr zum Schaden für das Vertrauen der neueren Kritiker zu seiner apostolischen Echtheit, eine klare Ordnung seines Inhalts schlechterdings vermissen läßt. Der Verfasser schlägt nun auf Grund genauester Sachkenntniß und umsichtigster Ueberlegung vor, anzunehmen, daß die Verse 1, 12—17 und 3, 14 bis 4, 10 ursprünglich hinter 1, 2 bez. 6, 2ᵇ gestanden haben und von dort an die jetzige Stelle versetzt worden sind, für welchen Vorgang er die weitere Annahme wahrscheinlich macht, daß der Brief auf einzelnen Papyrusblättern geschrieben und deren Ordnung frühzeitig in Verwirrung gerathen war. Durch Zurückversetzung gelingt ihm in der That eine sehr ansprechende Beseitigung des Uebelstandes zugleich mit einer trefflichen neuen geschichtlichen Beleuchtung des ganzen Briefes im Sinne einer sehr conservativen Geschichtsbetrachtung, wenn auch unter berechtigtem Verzicht auf jene buchstäbliche Inspirationsanschauung, die gegenwärtig für veraltet gelten darf. Als ein lehrreiches Beispiel einer (auch zumeist übersehenen) Seitenversetzung in neuerer Zeit sei dem Verfasser noch Luthardts Zeitschrift für kirchl. Wiss. 2c. 1888, S. 393—5 empfohlen. S. 9, Z. 13 u. zeigt ein recht störendes Fremdwort. — Die zweite Schrift, diejenige von Prof. **Lotz** über die Bundeslade, steht der ersten in Bezug auf anmuthende und sorgfältige Ausführung nicht nach und hat überdies den Vortheil eines uns Christen zwar als solchen ferner liegenden, aber als Bibellesern und Geschichtsfreunden um so interessanteren Gegenstandes, dessen Bedeutung und Geschichte mit Bezug auf die neueren Forschungen und Vermuthungen in sehr dankenswerther Weise handlich und klar dargelegt wird. Das Ergebniß ist etwa, daß diese bei der Eroberung Jerusalems durch die Babylonier zerstörte Lade (das deutsche Wort aus Luthers Uebersetzung von Jer. 3, 16) in Gemäßheit der biblischen Ueberlieferung in der That als das „große Vermächtniß der Stiftungszeit der mosaischen Religion" aus Mosis Zeit vom Sinai stammte, nach längerem Aufenthalte in Gilgal, Betel und Silo von David im Tempel zu Jerusalem aufgestellt wurde, zum Inhalt nicht einen „Fetisch", aber auch nicht Nichts, sondern die „von Gott gesprochenen" Grundgesetze Israels hatte, demgemäß nicht als Wohnort und nicht einmal eigentlich als Thron Gottes, sondern als Vergegenwärtigung seines heiligen Willens gemeint war, der man freilich leicht überirdische Wirkungen und Kräfte beilegen konnte, deren Beziehung zu Gott aber im Grunde als innerlich vermittelte zu verstehen ist. Sie war (S. 44) dem Volke des Alten Bundes gegeben, damit es 1) die Unsichtbarkeit seines Gottes vertrüge und dabei für die Vorstellung, der Sinai sei Jahves Hauptort auf Erden, ein Gegengewicht habe, und 2) immer bestimmter seinen Gott als den Gott der Wahrheit und sittlichen Vollkommenheit erfasse. Sie hat diese Zwecke in der That erfüllt. — Die Arbeit von Prof. **Wiegand** über Agobard und die Judenfrage entrollt ein ungemein interessantes Gemälde aus der Welt- und Kirchengeschichte des Mittelalters. Wie kam Agobard, Erzbischof von Lyon, „der hellste Kopf im ganzen neunten Jahrhundert", zu einem Verhalten, das ihn den brutalsten Judenfeinden aller Zeiten an die Seite stellt? Die Antwort wird von Wiegand durch eine glänzende Beleuchtung der damaligen Verhältnisse Spaniens (denn Agobard war Spanier von Geburt) und vor Allem Burgunds gewonnen. In Spanien waren die Juden seit der maurischen Zeit als Feinde der christlichen Westgothen verhaßt. In Burgund dagegen war wunderlicher Weise das Judenthum „Trumpf" am fränkischen Königshofe und bei den herrschenden Kreisen. Daß dem die immer mehr zum Siege gelangende Kirche sich widersetzte, war nothwendig. Sie that es begreiflicher Weise nicht mit moderner Feinheit, sondern mit der jener Zeit naheliegenden Gewaltsamkeit, und um so gewaltthätiger, als ihre Vertreter an Bildung, ja Gelehrsamkeit hinter der damaligen Judenschaft im Ganzen zurückstanden. Als Ausgangspunkt diente die Sklavenfrage; es handelte sich da um die Pflicht der Kirche, das Christenthum getaufter Sklaven vor jüdischen Einflüssen zu schützen, und um die dadurch bedingten Bemühungen zur Durchführung eines Verbotes des Handelns von Juden mit christlichen Sklaven. Durch die Art seines Kampfes aber in dieser Angelegenheit mit Juden und herrschenden Kreisen jener Zeit hat sich Agobard eben nach unseren jetzigen Begriffen mit wenig Ruhm bedeckt, obschon seine Denkweise für das Mittelalter den Sieg behalten hat. G. S.

— **Max Georg, Bleibet in meiner Liebe.** Eine Erzählung für Confirmanden. 45 S. Eleg. geb. 0,80 ℳ Brosch. 0,50 ℳ Verlag von Hilmar Kändler, Obercrinitz i. S. — Wir haben diese für Confirmanden geschriebene Erzählung mit herzlicher Freude gelesen und können sie auch für Jünglingsvereine zum Vorlesen u. s. w. bestens empfehlen. Weniger ansprechend ist das vorausgeschickte Gedicht, dem eine tiefere poetische Empfindung und Form mangelt. Das beigegebene Hofmannsche Bild, auf welches die Erzählung Bezug nimmt, ist in seiner Zartheit wohl reproducirt. Der niedrige Preis des guten Schriftchens ermöglicht die weiteste Verbreitung. D. K.

— **W. Wilkens**, Pastor an St. Lamberti in Oldenburg, **Bleibet im Herrn!** Ein Wort auf den Lebensweg. 2. Auflage. 119 S. Carton. 50 ₰. Oldenburg, Verlag von Gerhard Stalling. — Dieses als Mitgabe an Neuconfirmirte gedachte Buch enthält manchen Rückblick auf Jugend und Vaterhaus, Unterricht und Confirmation, manchen Ausblick ins Christenleben und manchen tiefen Einblick in das Herz. Es wird seinen Zweck wohl erfüllen, denn es redet in einfacher, aber anregender Sprache von des jungen Christen gottgefälliger Lebensführung.

D. K.

— **Grundzüge der älteren Geschichte des Dorfes Seelitz und seiner Kirche.** Von Dr. W. C. Pfau. (Einzelheiten aus dem Gebiet der Rochlitzer Geschichte. Lfg. 2.) Sonderabdruck aus dem Rochlitzer Tageblatt 1902 Nr. 12 ff. Rochlitz i. S., Druck von M. Bode. 1902. 67 SS. 8°. — Wie alle Arbeiten Pfaus, so hebt sich auch die vorliegende aus der Fluth localgeschichtlicher Schriften aufs Vortheilhafteste heraus. Der Verfasser ist nicht blos eifrig als Sammler — von vorgeschichtlichen Alterthümern, Flurnamen, Sagen und ähnlichem Material sowohl wie von Urkunden und Actennotizen —, sondern versteht auch das gesammelte Material geistig zu verarbeiten und unter Berücksichtigung der allgemeinen Verhältnisse zur Aufhellung der speciellen zu verwerthen. Er geht aus von der Lage und Größe des Dorfs; den Flurnamen, die meistens ein hohes Alter haben, widmet er besondere Aufmerksamkeit. Dann geht er auf die urgeschichtlichen Verhältnisse ein, deren planmäßige Erforschung eine Vorbedingung für die Kenntniß der ältesten geschichtlichen ist; denn „Geschichte und Urzeit fassen fest in einander". Schon in früheren Arbeiten hat Pfau nachzuweisen gesucht, daß alle Dörfer der Rochlitzer Pflege vor der deutschen Einwanderung des 10. Jahrhunderts entstanden sind. Mit Eifer hat er nach vorgeschichtlichen Spuren gesucht und mancherlei gefunden; die Fundstätten liegen vorzugsweise an den Grenzen der Dorfflur, was zur Vermuthung berechtigt, daß diese Grenzen schon in vorwendischer Zeit festgelegt und durch uralte Cultstätten bezeichnet waren. Auch vorgeschichtliche Straßenstrecken sind noch heute erkennbar. Der Name Seelitz, wohl gleichbedeutend mit Zöllnitz, und zahlreiche mit Sehl- oder Sihl- zusammengesetzte Flurnamen lassen an das einstige Vorhandensein einer größeren alten Flur Sehle (?) denken. Es sind das freilich zum Theil recht kühne Combinationen; aber wer sich in das Dunkel der grauen Vorzeit wagt, sieht sich auf solche angewiesen. Der Verfasser wendet sein Interesse dann ganz besonders der Geschichte der Seelitzer Kirche zu. Höchstwahrscheinlich wurde sie an einer alten Cultstätte angelegt und ist eine Gründung der frühesten Missionsthätigkeit in unserer Gegend. Der Verfasser stellt zusammen, was über die christliche Kirche in unserer Gegend zur Zeit der sächsischen Kaiser bekannt ist, untersucht die merkwürdigen Sprengelverhältnisse der Seelitzer Kirche, schließt aus dem großen Umfang des Sprengels auf das hohe Alter der Kirche, deren Gründung vielleicht noch in's 10. Jahrhundert fällt. Dann geht er auf die allgemeinen dörflichen Kirchenverhältnisse, die Entstehung des Patronats ein; auf diese allgemeinen Untersuchungen stützt er die Annahme eines alten Rittersitzes in Seelitz, der aber schon früh aufgetheilt wurde, vielleicht im Zusammenhange mit der Gründung des Klosters Zschillen, durch welche die Seelitzer Kirche unzweifelhaft an Bedeutung verlor. Das 1325 gestiftete sogen. Seelitzer Lehn mag eine Entschädigung für die erlittene Einbuße sein. Die Wallfahrt zum wohlthätigen Marienbilde in Seelitz, die zur Begründung eines Marktes geführt haben soll, gilt dem Verfasser dagegen als durchaus sagenhaft. Mancherlei kann er über die Baugeschichte der Kirche berichten; Steches Angaben im Inventarisationswerk (Heft 14) lassen sich danach ergänzen und berichtigen. Von großem Interesse ist auch, was Pfau über die Gerichts-, Lehns-, Frohn- und Abgabenverhältnisse mittheilt; wenn auch die Quellen, die er benutzt, nicht über die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückreichen, so versteht der Verfasser doch durch Rückschlüsse auch die vergangene Zeit aufzuhellen. Sonst ist die nachreformatorische Zeit nur kurz behandelt; auch über die Schule zu Seelitz, eine unserer ältesten Dorfschulen, die Schenke daselbst, den im 16. Jahrhundert betriebenen und später wiederholt aufgenommenen Bergbau war nicht viel zu berichten. Es ist keine abgeschlossene Dorfgeschichte, was Pfau vor uns entrollt, aber außerordentlich anregende Studien zu einer solchen; es ist sehr erfreulich, daß sie nicht im Rochlitzer Tageblatt, dessen Leser sie zum größten Theile vielleicht doch nicht voll würdigen können, begraben bleiben, sondern daß ein Sonderabdruck veranstaltet worden ist. Sollte es nicht möglich sein, diesen Sonderabdrücken durch Umbrechen der Columnen ein gefälligeres Aussehen zu geben? —m—

— **Historische Zeitschrift** (begründet von Heinrich v. Sybel) herausgegeben von **Friedrich Meinecke.** Der ganzen Reihe 88., der Neuen Folge 52. Band. 3. Heft. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1902. 8°. — Das vorliegende Schlußheft des 88. Bandes enthält neben zahlreichen Bücheranzeigen, unter denen wir Belochs treffende Kritik von Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts hervorheben wollen, und Notizen und Nachrichten zu allen Theilen der Geschichte nur zwei größere Aufsätze. Wolfgang Michael giebt eine klare historische Untersuchung über den Vertrag wegen Uebernahme des Generalats, den Wallenstein am 13. April 1632 zu Göllersdorf mit Kaiser Ferdinand II. abschloß und der ihm eine Selbständigkeit und Machtfülle sicherte, wie sie wohl nie ein deutscher Heerführer besessen hat. Unter den verschiedenen Fassungen, in denen dieser anscheinend nur mündlich geschlossene Vertrag überliefert ist, kommt nach der besonnenen Forschung des Verfassers diejenige der Wahrheit am nächsten, die im zweiten Bande des Theatrum Europaeum (1633) abgedruckt ist; die von Khevenhiller, dem Geschichtschreiber Ferdinands II., mitgetheilte Fassung, gegen deren Authenticität schon Ranke, dann Schebeck und Alfons Huber Bedenken äußerten, beruht offenbar auf dem Text des Theatr. Europ. und ist, wo sie abweicht, minder glaubhaft. Der Verfasser geht die einzelnen Bestimmungen des Vertrages durch und weist nach, wie sie mit den historischen Vorgängen in vollem Einklang stehen; unter den lehrreichen Erläuterungen, die er beifügt, ist besonders die Deutung des „höchsten Regals im Römischen Reich", das Wallenstein als „extraordinari Recompens" zugesichert wird, mit der Kurfürstenwürde beachtenswerth. — Von allgemeinerem Interesse ist der Aufsatz des Breslauer Historikers Georg Kaufmann „Ranke und die Beurtheilung Friedrich Wilhelms IV." So hoch auch der Verfasser mit Recht Ranke, diesen Classiker unter den Geschichtsforschern des 19. Jahrhunderts, einschätzt und so dringend das eifrige Studium seiner Werke in unserer Zeit zu empfehlen ist, wo in der historischen Wissenschaft „hier das Handwerk überwuchert, dort die schnellfertige Feder des geistreichen oder sich doch so geberdenden Autors die Schwierigkeiten durch Einfälle scheinbar löst, deren Grundlosigkeit er durch einige Belege aus den Acten verhüllt", so darf doch nicht verkannt werden, daß Ranke die liberalen Strömungen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Revolution des Jahres 1848 und die ihr folgende Restaurationspolitik einseitig und befangen beurtheilte. Es zeigt sich dies nicht blos in den verschiedenen Denkschriften aus dem Jahre 1848, sondern auch in späteren Werken, vor Allem in dem Artikel über Friedrich Wilhelm IV., den Ranke — nicht ohne Widerstreben — 1877 in der Allgem. Deutschen Biographie veröffentlichte. Das Charakterbild, das er hier von dem ihm persönlich nahestehenden Monarchen giebt, stimmt wenig überein mit dem, was wir aus den theilweise erst neuerdings veröffentlichten Aufzeichnungen von Gerlach, Manteuffel, Bismarck, Bunsen gewinnen, und ohne Frage trifft das Letztere, dem auch die Auffassung Sybels und Treitschkes entspricht, das Richtigere. „Friedrich Wilhelm IV. wollte die Welt mit seinen Gedanken und Gefühlen meistern und corrigirte seine Anschauungen nicht nach den wirklichen Verhältnissen, mochte er sich auch noch so hart daran stoßen. Neben dieser Festigkeit und Zähigkeit an gewissen allgemeinen und zwar undurchführbaren Anschauungen zeigte er eine große Schwäche und Unsicherheit bei den vom Tage geforderten einzelnen Entschlüssen und Maßregeln; es fehlte ihm an Klarheit und Sicherheit des Willens." Die Lectüre des gewandt geschriebenen Aufsatzes wird Jedem, der sich für die neuere preußisch-deutsche Geschichte interessirt, hohen Genuß bereiten. —m—

—. **Die drahtlose Telegraphie** von **Gustav Partheil**, Seminarlehrer in Dessau. Berlin, Verlag von Gerdes und Hödel. Preis 1,20 ℳ. — Die Nachricht, daß es gelungen sei, über den Atlantischen Ocean Mittheilungen zu senden, ohne daß man hierzu der höchst kostspieligen Meereskabel benöthigte, hat das Interesse an der drahtlosen Telegraphie von Neuem mächtig erregt, und da die Fortschritte der von Marconi, Slaby und Braun angewendeten Systeme schwer zu verfolgen sind, so haben Vorträge über dieses interessante Thema überall zahlreiche und aufmerksame Zuhörer gefunden. Das vorliegende Schriftchen ist die Ausarbeitung von Vorträgen des Verfassers in Dessau und Leipzig; es enthält nach einer Einleitung über die geschichtliche Entwicklung der drahtlosen Telegraphie eine Beschreibung der drei wichtigsten bisher zur Anwendung gelangten Systeme und ihrer Apparate. Die Behandlung der lichtelektrischen Telegraphie und der Telephonie ohne Draht (sprechende elektrische Bogenlampe) bilden den Schluß der Abhandlung, welche sicher Vielen zur Aufklärung dienen wird. Beigefügt sind 27 Abbildungen. —*o.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 62. Sonnabend, den 24. Mai, Abends. **1902.**

Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans, geborene Prinzessin von der Pfalz.

Zu ihrem 250. Geburtstage.

Von A. v. Winterfeld.

Motto: „Wenn Ihr alle Partikularitäten von meinem Leben wissen solltet, würdet Ihr Euch nicht verwundern, daß ich nicht lustig bin, sondern vielmehr, daß ich nicht trauriger bin, als ich bin."
Liselotte.

Zu den originellen Frauen, die sich unter allen Umständen in ihrer Eigenartigkeit behaupten, gleichviel ob das Schicksal sie auf einen Thron berief oder ihnen in einer Hütte einen Platz anwies, gehört recht eigentlich Elisabeth Charlotte, im Elternhause Liselotte genannt, die am 27. Mai 1652 in dem herrlichen Heidelberger Schlosse, dessen Ruinen uns heute noch entzücken, geborene Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz.

Die Eindrücke, welche Elisabeth in ihrem Vaterhause empfing, waren keine erfreulichen. Der Vater lebte in Unfrieden mit der Mutter, von der er sich später scheiden ließ, um die sanfte, liebenswürdige Luise v. Degenfeld zu heirathen. Wahrscheinlich um nicht Zeugin der unerquicklichen Zustände im elterlichen Hause zu sein, wurde Elisabeth zu ihrer Tante, der geistreichen und hochgebildeten Kurfürstin Sophie, nach Hannover geschickt. Diese nahm sie liebreich auf und erzog sie als wahre Mutter. Unter ihrer einsichtsvollen Leitung erhielt Elisabeths Geist jene Schärfe, Klarheit und Bestimmtheit des Urtheils und ihr Charakter jene unerschütterliche Festigkeit, die sie zu der ausgezeichneten Frau machten, als die wir sie bewundern müssen.

Elisabeth war keineswegs schön, selbst in der Zeit ihrer Jugendblüthe nicht einmal hübsch. „Gott im Himmel! was ist das für ein häßlicher kleiner Butzen, die pfälzische Prinzeß," schreibt Frau v. Traubenberg an die Gräfin Königsmark, „nie in meinem Leben hab' ich solch ein kraus, runzelig Affenfratz geschaut. Ich bedauere die Hartling (Elisabeths Erzieherin), daß sie mit solch Prinzeßlein Tausendschön zu thun hat; aber ich muß dabei bemerken, daß Jedermann in Hannover die kleine dicke Trudel lieb hat und daß die Kurfürstin große Stücke auf sie hält. Es soll mich lüsten, zu wissen, wer sie heimführen wird. Man sagt der Duc d'Orléans; allein das hat gute Wege. In Paris weiß man, was schön ist, und wenn eine deutsche Prinzeß nach Frankreich verheirathet werden soll, so ists diese gewiß nicht."

Trotz dieser Prophezeiung wurde Elisabeth die Gemahlin des Herzogs von Orléans, des Bruders Ludwigs XIV. Es war jedoch keineswegs ihre eigene Wahl. Ihr Vater glaubte dadurch sein Land gegen Frankreichs Angriffe sicher zu stellen, sollte sich aber hierin täuschen, denn gerade diese Verbindung gab Ludwig XIV. später den Vorwand, die schöne Pfalz, zu Elisabeths bitterstem Kummer, verwüsten zu lassen. Sie fügte sich dem väterlichen Willen, bemerkte aber seufzend dabei: „So bin ich denn das politische Lamm, das für das Land soll geopfert werden" Sie war erst neunzehn Jahre alt, als die Vermählung stattfand.

Als Elisabeth an den französischen Hof kam, fand sie einen Gemahl, dem sie offenbar mißfiel und der sie zu bewegen suchte, wieder dahin zurückzugehen, woher sie gekommen war. Allein Elisabeth war nicht die Frau, die sich heimschicken ließ. War sie einmal gekommen, so wollte sie auch bleiben und ihrem Gemahl treu und ergeben zur Seite stehen, obgleich sie ihn ebenso wenig liebte, als er sie. Denn Monsieur — so lautete sein officieller Titel — war im Gegensatz zu seinem Bruder, dem König, nicht blos von widerwärtigem Aeußeren, sondern auch von widerwärtigen Manieren und Neigungen. Weibisch in seinem ganzen Wesen, beschäftigte er sich mit weiblichen Arbeiten und besaß keine einzige männliche Passion. Ein solcher Mann konnte Elisabeth, welche die Leibesübungen und die Jagd liebte, unmöglich angenehm sein. Dennoch ergab sie sich mit Ergebung und mit dem ihr angeborenen guten Humor in ihr Schicksal.

Die einzige Stütze, freilich eine sehr kräftige, fand Elisabeth an dem König. Sie gefiel ihm, trotz ihrer äußerlichen Häßlichkeit. Er schätzte ihre freimüthige Offenheit und es freute ihn, daß sie die großen Hofjagden zu Pferde ohne Ermüdung mitmachte. Bei der Tafel sprach er fast nur mit ihr und ihre originellen und witzigen Antworten erheiterten ihn sichtlich. Da die anderen Prinzessinnen aus Respect oder aus Mangel an Geist gewöhnlich stumm dasaßen, so war die königliche Familientafel, wenn Elisabeth fehlte, sehr langweilig. Sie hatte immer, wie wir auch aus ihren Briefen ersehen, eine Menge von amüsanten Geschichtchen und Anekdoten bereit, und da sie zugleich von Herzen gutmüthig war und Niemand verleumdete und anschwärzte, so mochte der König sie immer gern hören und zog sie sogar in häuslichen Angelegenheiten zu Rathe.

Diese zwar derbe, aber immer gleiche, aufrichtige, heitere und gesunde Sinnesart war den beiden Frauen, die das Scepter der Intrigue am Hofe in Händen hielten und den König beherrschten, in hohem Grade zuwider, und weder die Montespan noch die Maintenon konnten sich mit Elisabeth vertragen, und namentlich die letztere wurde ihre erbittertste Feindin und that ihr alles nur ersinnliche Leid an. Elisabeth aber war nicht die Frau, die sich beugen ließ. Sie verhehlte ihre Abneigung und ihre Geringschätzung keineswegs, und nannte die Maintenon in ihren Briefen, obgleich sie wußte, daß sie geöffnet wurden, immer nur „die alte Zott", „die Hexe" oder „das alte, böse Weib". Den größten Kummer mußte es der armen Mutter machen, daß ihr einziger Sohn, auf Antrieb der Maintenon, sich mit der unehelichen Tochter des Königs und der Montespan verlobte. Die ehrbare deutsche Frau war so erzürnt darüber, daß sie ihrem Sohne Ohrfeigen gab. Aber der Einfluß der Maintenon erwies sich als der stärkere. Der König befahl die Heirath und sie wurde geschlossen.

Von da an war Elisabeths Leben am französischen Hofe ein völlig verbittertes. Mußte sie doch in ihr Haus und in ihre Familie ein Geschöpf aufnehmen, das alle Untugenden und Laster der vornehmen französischen Damen jener Zeit in sich vereinigte.

Von ihrem Gemahl erlangte Elisabeth zuletzt doch, daß er sie mit Achtung und Rücksicht behandelte. Aber als sie endlich so weit gekommen war, starb er. „Dreißig Jahr' hab ich gearbeitet, um einen Herrn zu gewinnen," schreibt sie, „und da ich meinen Zweck erreicht, starb er."

Als sie selbst Mutter geworden war, lag ihr Alles daran, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, und es war ihr dringender Wunsch, daß sie in Deutschland, womöglich in Hannover, wo sie so glücklich gewesen war, erzogen werden möchten. Allein dies war, als den französischen Gesetzen zuwider, nicht angängig, und so mußte sie ihre Kinder der Obhut und dem Einfluß französischer Erzieher übergeben. Namentlich konnte sie es nicht verhindern, daß der Abbé Dubois, schändlichen Angedenkens, zum Erzieher ihres Sohnes ernannt wurde.

Dieser Sohn, der Herzog von Chartres, der während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. Regent von Frankreich wurde,

war die Freude, der Stolz, aber auch der Schmerz der Mutter, die um ihn litt, was nur eine Mutter leiden kann, denn sie mußte ihn, der von der Natur mit vielen guten Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgestattet war, immer tiefer in die entwürdigendsten Laster versinken sehen, ohne daß es ihr gelang, ihn davon zurückzubringen. Sie tröstete sich mit seinen besseren Eigenschaften, indem sie darüber schrieb: „Ich muß gestehen, daß mein Sohn große Qualitäten besitzt; er hat viel Verstand, weiß viel Sprachen und liest gern, redet wohl und hat wohl studirt und versteht sich auf allerhand Künste, so schwer sie auch sein mögen. Er ist ein Musikant und componirt nicht übel, er malt artig und weiß alle Chemie auf ein Ende. Er weiß alle Historien von der Welt und begreift leicht die schwersten Sachen. Alles dieß kann aber nicht hindern, daß ihm nicht bald Alles Langeweile macht. Ich habe ihn oft darüber gefilzt, er sagt aber, er könne nicht davor, er wolle gern Alles wissen, aber sobald er es weiß, hat er keine Freude mehr daran. Er versteht den Krieg und fürchtet sich vor nichts auf der Welt; aber sein Fehler ist, daß er zu gut ist und oft Leuten glaubt, die weniger Verstand haben als er, denn böse Leute, die seine Güte kennen, wogen es bei ihm auf Galgen und Rad. Alles, was ihm Unglückliches oder Uebles passirt, kommt von diesem Fehler her. Er ist nicht argwöhnisch genug, und obgleich er alle Tage sieht, wie betrügerisch und falsch seine Landsleute sind, glaubt er doch festiglich, daß keine Nation ihnen zu vergleichen."

Gegen seine Mutter war der Regent voll Achtung und Ehrerbietung. Da sie es vermied, ihn durch nutzlose Strafpredigten und Klagen von sich zu scheuchen, sondern im Gegentheil mit ihrem Sohn, wenn ihr Herz über ihn und seine Thaten auch noch so schwer war, plauderte und scherzte, so kam er oft zu ihr, um sich mit ihr zu unterhalten. Mutter und Sohn wetteiferten dabei an Witz und derbem Sarkasmus, wenn sie über die Personen des Hofes spotteten, namentlich über ihre beiderseitigen Feindin, die Maintenon. Einst, als diese gefährlich erkrankt war, sagte Elisabeth: „Ich wundere mich, daß die Alte nicht stirbt; Zeit wäre es." „Ohne Zweifel," erwiderte der Sohn lachend, „hat Gott seine guten Gründe, sie so lange leben zu lassen. Die Teufel müssen ihre Jahre abdienen, und der, den er in den Leib der Alten gebannt hat, muß gewiß seiner boshaften Natur wegen länger als die anderen am Ort der Strafe ausharren."

Elisabeth selbst sagt über ihr Verhältniß zu ihrem Sohne: „Mein Sohn, ob er zwar Regent ist, kommt nie zu mir, und geht nie von mir, ohne mir die Hand zu küssen, ehe ich ihn embrassire. Im Uebrigen ist er nicht scheu und plaudert brav mit mir, wir lachen und schwatzen miteinander wie gute Freunde."

Außer diesem Sohne hatte Elisabeth eine Tochter, Elisabeth Charlotte („Nun ist eine zweite Liselotte in der Welt", schreibt sie an Frau v. Harling in Hannover.) Diese war gutgeartet und machte der Mutter viel Freude. Sie wurde die Gemahlin des Herzogs Leopold von Lothringen, und somit ist ihre Mutter die Ahnfrau des österreichischen Kaiserhauses geworden.

Sich in die Politik zu mischen, vermied Elisabeth, auch als ihr Sohn Regent geworden war, grundsätzlich, „denn," sagte sie, „Frankreich ist gar zu lang leyder durch Weibern regiert worden. Ich will nicht Ursach sein, daß man selbiges von meinem Sohn sagt." Trotzdem verfolgte sie seine Politik mit großem Interesse und mit banger Sorge. „Von meines Sohnes regence," schreibt sie, „habe ich nichts als die Aengsten."

Elisabeth hatte vor ihrer Verheirathung zur katholischen Religion übertreten müssen, blieb aber in ihrem Herzen der evangelischen Religion treu. Der Streit der Confessionen berührte sie übrigens nur wenig. Bemerkenswerth schreibt sie darüber an ihre Halbschwester, die Raugräfin Amalie Louise: „Ich habe das gute Werk, die Fasten zu halten, nicht gethan; ich kann das Fischessen nicht vertragen und bin gar wohl persuadirt, daß man besser Werk thun kann, als seinen Magen verderben. — Die Prediger sagen auf den Kanzeln, was sie sagen müssen, aber nicht allemal, was sie denken oder wissen. Ich gestehe, daß das Zeitliche nicht viel werth ist, aber das Ewige und Himmlische ist schwer zu verstehen. Ich glaube, man muß Gott fleißig darum bitten, aber sich auch nicht viel quälen, was Andere thun. Ein Jeder hat in dieser Welt seine Plage; Gott allein weiß, warum er Alles so geordnet hat; dem ergeb' ich mich in Allem. — Seid Ihr denn so einfältig, liebste Annelise, daß Ihr meint, daß die Katholischen keinen rechten Grund des Christenthums haben? Glaubt mir, der Christen Grund ist bei allen christlichen Religionen derselbe. Was den Unterschied anbelangt, ists nur Pfaffengezänk, was die ehrlichen Leuten nichts angeht. Aber was uns angeht, ist wohl und christlich zu leben, barmherzig sein und aller Tugend befleißigen. Darauf sollten sich die Herren Prediger befleißigen, dieses den Christen einzuprägen und nicht nachzugrübeln auf alle Punkte, wie sie verstanden werden. Aber das würde ihre Autorität mindern, darum legen sie sich nur auf dieses und nicht auf das Vornehmste und Nothwendigste."

Die zahlreichen Briefe Elisabeths, die mehrfach gesammelt und herausgegeben worden sind und einen großen Ruf erlangt haben, dürfen nicht außer Acht gelassen werden. Mehr oder minder vereinsamt am französischen Hofe, schüttet sie in diesen Briefen ihr Herz aus. Die rührende, nie erkaltende Heimathliebe, die Herzensehrlichkeit, die treffliche reine Gesinnung, die scharfe Beobachtungsgabe und der gute Humor, welche sich darin aussprechen, versöhnen uns leicht, wenn manche rücksichtslose Derbheit im Ausdruck uns zuweilen abstoßen will. Sie sind, außer an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie in Hannover, meistens an ihre Halbschwestern, die Raugräfinnen in Heidelberg, gerichtet und oft von großem Umfang, bis zu 20 und 30 Bogen stark. Außer den bereits mitgetheilten Stellen geben wir hier noch einige Auszüge aus diesen Briefen: „Meint Ihr, liebe Louise, daß ich hier allezeit in Freuden und Divertissement lebe? Nein wahrlich! Ich will Euch sagen, wie mein Leben ist. Um 8 stehe ich ordinari auf, gehe wo Ihr wohl rathen könnt, hernach bete ich und lese 3 Capitel in der Bibel. Dann kleide ich mich an. Um halb elf gehe ich in mein Cabinet, lese und schreibe; kommen Leute vom Hof zu mir, so entretenire ich sie bis um zwölf Uhr, wo ich in die Kirch' gehe. Wenn ich wieder komme, so esse ich zu Mittag, nämlich um 1 Uhr, bin ordinari ¾ Stunden an Tafel mit großer Langeweile, denn ich finde nichts trauriger, als allein essen und daß Leute um Einen herumstehen und sehen Einem ins Maul. Ob ich schon 43 Jahr hier bin, kann ich mich an dies elende Essen nicht gewöhnen. Nach dem Essen gehe ich in mein Cabinet, ruhe ein hald Stündchen aus, hernach lese ich und schreibe ich, bis daß man zur Tafel geht zum König. Abends kommen meine Damen und spielen bis um 9 Uhr ein Hombre oder Berlan. Um ¾10 kommt mein Sohn; dann gehen wir miteinander zu des Königs Nachtessen, stellen uns an unsern Platz an der Tafel, bis der König kommt. Etlichemal kommt er nicht vor halb 11, da stehen wir dann oder sitzen, ohne ein Wort zu sagen. Nach dem Essen geht man in des Königs Kammer, da bleibt man ein Vaterunser lang stehen, hernach macht der König eine Reverenz und geht in sein Cabinet, und wir folgen ihm; da spricht der König, und um ½12 Uhr giebt er uns den Abschied. Ich gehe zu Bett, aber die andern Damen fangen dann erst ihr Spiel an, welches die ganze Nacht währt bis an den Tag. Das Hofleben macht die Menschen besser kennen, und wenn man sie besser kennt, hat man mehr Abscheu vor ihnen als Liebe, denn man wird alle Falschheit und Bosheit gewahr; das verleidet alle Lust und macht die Einsamkeit lieber." — „Ich weiß Eurem Herrn Schwager recht Dank, daß er noch so gut teutsch ist. Ich kann nicht leiden, wenn die Teutschen anders als teutsch sein wollen und ihre Nation verachten. Die so sein, taugen nicht ein Haar. So wollte ich Niemandem rathen, seine Kinder hierher zu schicken, denn anstatt, daß sie was Gutes sollten lernen, werden sie lauter Untugenden lernen. Also habt Ihr wohl groß Recht übel zu finden, daß die Teutschen jetzt ihre Kinder nach Frankreich schicken wollen. Alle jungen Leute, Manns- und Weibspersonen, führen ein toll Leben in Frankreich. Das soll artig sein, ich kanns aber gar nicht finden." — „Wenn Ihr, liebe Louise, wüßtet, wie Alles hier ist, Ihr würdet Euch nicht wundern, daß ich so einsam lebe. Ich kann und mag nicht spielen, und wer nicht spielt, zu dem kommt man nicht gern. Conversation ist gar keine Mode mehr. Wenn man nicht offenherzig reden kann, und nur vom Wetter, vom Spielen und von Kleideen, das werde ich gleich müde, bin viel lieber allein. Mit Intriguen will ich nichts zu thun haben." — „Die französischen Damen laßt über Eure innocente Lust lachen, wie sie wollen, sie haben keine so wahrhafte Freude nicht. Man mag sie nur bei ihrem Spiel sehen, um davon zu judiciren, wie verzweifelt sie aussehen: eine weint die bittersten Thränen, die andere ist feuerroth und gehen ihr die Augen im Kopf, als wenn sie in die Gicht fallen wollte, die dritte ist bleich wie der Tod und halb ohnmächtig, und Männer

nnd Weiber sehen aus wie besessen. Ich wollte lieber mit guten Freunden im grünem Gras in Bad Schwalbach essen, wie Ihr" . . . . „Wenn Ihr alle Particularitäten von meinem Leben wissen solltet, würdet Ihr Euch nicht verwundern, daß ich nicht lustig bin, sondern vielmehr, daß ich nicht trauriger bin, als ich bin. Ich denke oft an Luthers Lied:

Soll's ja so sein,
Daß Straf und Pein
Auf Sünden folgen müssen;
So fahre fort
Und schone dort,
Und laß mich hier wohl büßen."

Kurz vor ihrem Tode schried sie an Hrn. v. Harling in Hannover, den Mann ihrer verstorbenen Erzieherin: „Ich bin fast persuadirt, daß meine Stunde gezählt ist. Ich befehle Alles Gott dem Allmächtigen, und bin weiter in keinen Sorgen, was daraus werden wird. Das wäre wohl eine große Thorheit, wenn die Großen sich eindilden wollten, daß unser Herrgott was Besonderes für sie machen sollte. Ich weiß, wer ich biv, und lasse mich hierin nicht betrügen."

Elisabeth starb am 8. October 1722, siebzig Jahr alt. Wohl durfte Bossuet in seiner Grabrede sagen: „Mit ihr erlosch ein Fürstenleben, von dem man ohne Furcht den Schleier hinwegziehen darf."

Ein Handbuch der Erziehung zur Lebenskunst.

Die Philosophie steht heute im Allgemeinen nicht hoch im Preise. Weite Kreise denken sich unter einem Philosophen einen weltabgewandten Denker, der über dem kühnen Aufbau wissenschaftlicher Luftschlösser die Bedingungen nnd Forderungen des wirklichen Lebens kaum kennt oder beachtet. Vielleicht giebt es derartige Philosophen. Aber es giebt auch andere, die nicht allein mit scharfem Auge in die Welt sehen, sondern auch klar darlegen, wie gründlich sie das Treiben der Menschen kennen nnd wie richtig sie es beurtheilen. Ein Weltweiser dieser Art ist der Verfasser eines Buches, das allgemeinere Aufmerksamkeit verdient, als man nach seinem Titel schließen möchte: Die Bildungswirren der Gegenwart. Von Oskar Weißenfels. Berlin, 1901, Ferd. Dümmlers Verlag. Preis 5 ℳ, geb. 6 ℳ.

Bildungswirren, das klingt, als ob sich das Buch nur an Solche wende, die in irgend einer Weise nach Amt nnd Beruf an dem Bildungsgeschäft betheiligt sind. Das trifft aber gar nicht zu. Die Erörterung von Schul- und Unterrichtsfragen macht nur einen ziemlich bescheidenen Theil der Darlegungen des Buches aus. Der Verfasser spricht vielmehr von dem gesammten Culturgepräge der Gegenwart, durchmustert es mit streng prüfendem Blicke und sucht die Hauptrichtungen festzustellen, in denen sich die Entwickelung der Zeit bewege. Er fürchtet, die fieberhafte, nach äußeren Gütern hastende Gier, die im Wettbewerb um die finanzielle, industrielle, militärische, politische Ueberlegenheit das höchste Ziel menschlichen Strebens sehe, werde schließlich der Menschheit keine Kraft und Zeit übrig lassen für die eigentliche Bildung, wie er sie versteht, für die Selbsterziehung zu idealer Lebenskunst. Unsere edelsten Kräfte seien in Gefahr zu verfallen trotz aller stolzen Leistungen in der materiellen Cultur. „Die heutige Gesellschaft ist auf dem besten Wege, äußerlich reich zu werden und innerlich zu verarmen" (S. 206). Seinen Standpunkt gegenüber den vielfachen und einander oft widersprechenden Bildungszielen der Gegenwart kennzeichnet Weißenfels schon im Vorworte S. XIX: „Es ist eine leichte nnd dankbare Aufgabe, seine Zeit zu verherrlichen. Sie zelotisch von reactionärem Standpunkte aus anzufeinden, ist auch nicht so gar schwer nnd nicht in dem Grade undankbar als es beim ersten Blicke scheinen könnte. Wer aber dem übermächtig gewordenen Neuen in kühlem Tone sein bescheidenes Maß relativer Berechtigung, Alles unparteiisch abwägend, zuzumessen sucht nnd einer vorhergehenden, als überwunden geltenden Periode dabei das Zeugniß ausstellt, daß sie in dem, was für alle Zeiten die Hauptsache bleiben muß, es schon weiter gebracht hatte, darf immer nur hoffen, es Wenigen recht zu machen." Die heute „als überwunden geltende" Periode, die nach der Meinung des Verfassers in Wahrheit die Blüthezeit Deutschlands gewesen ist, das sind die Tage unserer großen Dichter. Obenan steht ihm unter diesen Schiller. „Die großen Dichter und Schriftsteller sind die Lehrer nnd Erzieher ihrer Nation, ja der Menschheit. Wenige sind es in gleich hohem Grade gewesen wie Schiller. Er hat durch die Größe und Leidenschaftlichkeit seines Wesens die edelsten Kräfte der Deutschen herausgelockt und ihren Charakter wie ihr Denken gebildet." Und an anderer Stelle: „Wer in Schiller zu Hause ist, dem ertönen die prächtig fluthenden Worte seiner Weisheit bei allen nicht ganz bedeutungslosen Vorgängen seines äußeren und inneren Lebens." Eine so warme Begeisterung für Schiller ist heutzutage gewiß nichts Alltägliches. Und das ist nicht das Einzige, worin der Inhalt des Buches sich von der Alltäglichkeit entfernt. Was ist heute wohl gewöhnlicher, als der Stolz auf alle die gewaltigen Errungenschaften unserer Cultur, insbesondere die Leistungen auf technischem Gebiete? Dem Verfasser gelten sie alle nur als Mittel zu einem höheren Zwecke, nämlich uns eine Förderung zu gewähren bei dem Streben nach voll entfalteter Menschlichkeit. Ja er hegt die Befürchtung, daß manche bewunderten Culturgüter für diesen höheren Zweck eher Hemmnisse darstellen. „Die Blüthe der äußeren Cultur kann geradezu ein Hinderniß werden für das Gedeihen der inneren Cultur" (S. 224). „Man mag die freudige Kraftentfaltung und die glücklichen Erfolge unserer Zeit mit so vollem Munde loben wie man will; doch soll man sie nicht in dem Glauben bestärken, daß sie jetzt endlich nach langem Irren den alleinseligmachenden Weg betreten habe, der zur wahren Menschlichkeit führe" (S. 225).

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Der erste behandelt die Wandlungen und Irrwege des Bildungstriebes. Hier wird der Gegenwart ein Spiegel vorgehalten, um sie zu überzeugen, daß die Vielgestaltigkeit ihrer raffinirten Bedürfnisse, das ungezügelte Streben nach Reichthum, Ehre, Macht, Glanz, äußerer Stellung, ferner die Zersplitterung durch die oberflächliche Geselligkeit und die unsinnige Reisewuth die echte innere Bildung zu schädigen drohe. Der zweite Abschnitt ist überschrieben: Die verloren gegangene Harmonie des Körperlichen und Geistigen. Weißenfels bekämpft hier die gedankenlose Forderung, die namentlich von Aerzten erhoben wird, die körperliche Erziehung als der geistigen ebenbürtig anzusehen und zu behandeln. Mit voller Entschiedenheit spricht er aus, daß bei einer tiefergehenden Geistescultur ein schädigender Einfluß auf die leibliche Gesundheit und Kraftfülle völlig unvermeidlich sei und daß man sich hierbei zu bescheiden habe. „Was von der Harmonie der körperlichen und geistigen Erziehung gesagt wird, muß als ein schöner Traum gelten, welcher nicht verwirklicht werden kann" (S. 288). Es gelte nur, das Maß dieser Schädigung in gewissen erträglichen Grenzen zu halten, den Hemmungen entgegenzuarbeiten, welche ein vernachlässigter Körper dem geistigen Leben bereiten würde. Dafür aber sei in den deutschen Schulen meist zur Genüge gesorgt. „Daß von Seiten der Schule ohne Schädigung wichtigerer Aufgaben viel mehr Gewicht auf die Körperübungen gelegt werden könne, als jetzt bereits geschieht, das leugne ich. Auch wenn sich die Zeit zu einer wirklichen Cultur der Körperkraft finden ließe, würde es mit Rücksicht auf den einer edleren Entwickelung des Innern widerstrebenden Gesammtzustand, welcher davon die unausbleibliche Folge sein müßte, zu widerrathen sein, nach dieser Seite über das jetzige bescheidene Maß weit hinauszugehen. Die englischen Schulen, welche man uns als Muster vorhält, können uns kein Vorbild sein. Unser Schulwesen ist weit besser organisirt, und wenn wir jene auch um die reichen Hilfsmittel, die sie zur übertrieben vornehmen Ausrüstung ihrer großen Unterrichtsanstalten verwenden konnten, beneiden dürfen, wenn wir auch aan mancher ihrer pädagogischen Gewohnheiten, welche auf die Bildung eines selbständigen Charakters hinzielen, lernen können, so dürfen wir uns doch, Alles in Allem, als die im Schulwesen sehr viel weiter Gekommenen betrachten" (S. 274). Mit vollem Rechte mache z. B. der französische Philosoph Guyau den englischen Schulen den Vorwurf des surmenage physique, der körperlichen Ueberbürdung, im Gegensatz zu der heute sonst überall bekämpften geistigen Ueberbürdung (surmenage intellectuel). Auch in England selbst rege sich besonders unter den Aerzten schon lange der Widerspruch gegen diese nationale Excentricität, diese Manie der Muskelpflege, und gegen die im Gefolge dieser Athletenspiele auftretende Brutalität. Wünschenswerth erscheint ihm allerdings neben dem Schulturnen eine Unterweisung in den Hauptgesetzen der Gesundheitslehre nnd des naturgemäßen Lebens, wo irgend sich im Unterrichte dazu Gelegenheit biete. Keinesfalls aber sei

es Aufgabe der Erziehung, durch energische Muskelübungen die Körperkraft möglichst hoch zu steigern, sondern vielmehr die Gesundheit zu erhalten und zu befestigen und durch Uebungen, welche sich vorsichtig innerhalb bestimmter Grenzen zu halten hätten, den Körper zu einem willigen Diener des Geistes zu erziehen. — Der dritte Abschnitt giebt „einige Richtlinien für den Bildungsweg“. Dieses Capitel gestaltet sich zu einer geistvollen Vertheidigung der humanistischen Bildung, das kann Niemand wundern, der Weißenfels kennt. Er ist durch und durch Gymnasialmann und bekennt sich freudig dazu. Aber auch hier vermeidet er alle Einseitigkeit und Engherzigkeit und alle Unterschiede der Schulgattungen treten ihm zurück neben dem gemeinsamen Ziele aller echten Erziehung, der Ausgestaltung unseres Inneren zu edler Erfüllung des Humanitätsideals. Besonders reizvoll ist das Capitel, das den Satz behandelt: Nicht Alle reifen nach demselben Gesetze. Aus ihm spricht eine Erfahrung, die, obwohl vorzugsweise an der Schularbeit erworben, berufen ist, weit über die Schule hinaus Frucht zu tragen. — Im Einzelnen wird Weißenfels mit seinen Aufstellungen manchen Widerspruch finden. Denn er theilt kräftige Schläge aus, und sie treffen zumeist Richtungen, die heute Oberwasser haben. Aber nirgend wird er persönlich, es ist ihm allezeit nur um die Sache zu thun, und wir hoffen, auch mancher Gegner wird ihm zugeben, daß er einen weiten Blick hat und die Frage der Bildung von großen Gesichtspunkten aus behandelt.

„Ein bedeutendes Buch, das man sich angeeignet hat, fördert uns mehr in unserer Bildung, als hundert, von denen man nur gekostet hat“ (S. 221). Wem die Wahrheit dieses Satzes noch nicht aufgegangen ist, dem empfehlen wir „Weißenfels, Bildungswirren der Gegenwart“ als ein Werk, an dem sie zu erproben lohnt. Es ist wie dazu geschaffen, uns von der Unrast des Tagestreibens einmal zurückzurufen zu jener stillen Selbstbesinnung, die heute so selten ist, obgleich es anerkanntermaßen einer der größten Vorzüge des Menschen ist, sie üben zu dürfen. Denn von aller menschlichen Thätigkeit gilt, was Schiller im Lied von der Glocke den Meister sagen läßt:

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt

Solche aber, die keines Rathes mehr zu bedürfen glauben über die Gestaltung ihres Inneren und über die rechte Lebenskunst, mögen sich noch an folgenden Satz erinnern lassen (S. 118): „Nur wer eine dürftige Bildung hat, pflegt mit seiner Bildung zufrieden zu sein.“

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Giordano Bruno, Von der Ursache, dem Princip und dem Einen. Uebersetzt von Adolf Lasson. 3. Aufl. Leipzig, Dürr, 1902. (Philos. Bibliothek, Bd. 21.) XXIV + 162 S. — Die Schrift enthüllt in der reizvollen Form des Disputes den Hauptgedanken Brunos: in der Welt fallen Ursache und Zweck, Form und Materie in das Eine, Ewige, Göttliche zusammen. In dem Einen sind alle Gegensätze, alle Möglichkeiten und Wirklichkeiten vereint. Zu der Erkenntniß dieses Einen kann die Vernunft durch Selbst- und Weltbetrachtung gelangen. Die Virtuosität dieses in reichster Abwechselung einherschreitenden Gedankens, den man als materialistischen Monismus bezeichnen könnte, wird abgeschwächt durch die nörgelnde Wortklauberei und Begriffsspalterei, die unserm modernen Denken zuwider ist. Die Einleitung mit kurzer Biographie Brunos und der erläuternde Anhang erhöhen die Brauchbarkeit des Büchleins für den Laien. Aeußerst passend und empfehlenswerth wäre die Benutzung desselben in philosophischen Seminaren. J. J.

— Berthold Otto, Die Sage vom Doctor Heinrich Faust. Der Jugend und dem Volke erzählt. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1902. — Je mehr in unserer productiven Zeit geschrieben und gedruckt wird, um so erfreulicher ist es, einem so selbständig schaffenden und idealgesinnten Manne, wie Berthold Otto, zu begegnen. Man braucht nicht der eigenartigen Ansicht beizustimmen, die er in seiner Zeitschrift Der Hauslehrer vertritt, daß man mit Kindern sozusagen über Alles reden könne, auch über Handelsverträge und Getreidezölle; bewundern muß man jedenfalls die pädagogische Einsicht und Umsicht, mit der er an die schwierigsten Aufgaben herangeht. Er beherrscht die kindliche Sprache und weiß sich ihr anzupassen, alle und jede Schwierigkeit geschickt aus dem Wege zu räumen und immer zu fesseln und anzuregen. Von seiner hervorragenden Begabung hat schon die Broschüre „Fürst Bismarcks Lebenswerk, den Kindern und dem Volke erzählt“ Zeugniß gegeben. Die Größe des Gegenstandes erforderte ein nicht gewöhnliches Können. Mehr noch wird solches, wie uns scheinen will, von einem Stoffe wie der Faustsage erfordert. Der Titel des Buches könnte übrigens irre leiten. Es stellt sich dar als eine Art Commentar zu Goethes Faust. In fortlaufender Erzählung werden der erste und zweite Theil vorgeführt, die Zusammenhänge, sowie sachliche Schwierigkeiten dem Verständnisse erschlossen. Die Sprache ist schlicht und klar, die Erklärung, wo sie vom Gewohnten abweicht, ansprechend. Der ungelehrte Leser wird großen Nutzen von diesem Buche haben, wenn er es vor der Lectüre des Goethischen Faust und dann nochmals nach der Lectüre aufmerksam durchnimmt. Wenn Otto das Buch der Jugend bestimmt hat, so erhebt sich die Frage: für welche Altersstufe! Er erzählt in der Vorrede, daß er für seine Töchter im Alter von 14 und 13 Jahren geschrieben habe. Das ist für die Durchschnittsreife unserer Mädchen wohl zu früh. Die männliche Jugend jedenfalls dürfte erst in dem Alter eines Obersecundaners den rechten Nutzen von diesem Buche haben. Freilich sind dann einzelne Stellen in zu kindlichem Tone gehalten; doch liest man rasch darüber hinweg, und der Eindruck des Ganzen ist sicher vortrefflich. Wir empfehlen das Buch der Beachtung auch der gelehrten Leser, soweit sie Sinn haben für pädagogische Kunst. Von Otto kann Jeder lernen. D.

— Kreuzfahrt. Glossen an den Rand eines Lebens. Von Paul Mahn. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. Preis 3 ℳ. — Ein eigenartiges Buch. Ein Buch zum Denken, das wir nur in den Händen Denkreifer sehen möchten. Der bekannte Verfasser versteht es, uns das Gefühlsleben eines ringenden Menschen bis in die kleinsten Einzelheiten nachleben zu lassen und in den kurzen Aphorismen von Tagebuchaufzeichnungen uns das ernste Ringen, mächtige Aufbäumen, dann die Selbstzersetzung eines groß veranlagten Geistes vorzuführen. Ein Weltenstürmer, der an großen Problemen zerschellt, da er die Lösung auf falschem Wege sucht. Seine Genesung ist Verzicht. Alles trägt den Stempel der Wahrheit, ist psychologisch tief entwickelt und mit grausamer Logik durchgeführt. In diesem Zusammenhang ist es nicht abstoßend, sondern furchtbar natürlich, zu sehen, wie der junge Theologe an der Wahrheit irre wird und in dem Sichausleben allein die Wahrheit gefunden zu haben meint. Er glaubt in der Position auf dem Ich allein das Glück gefunden zu haben. Seine Bahn erscheint ihm die gerade, die richtige, natürliche, denn es ist die seine. Die der Andern ist die Abweichung von der einfachen Linie der Natur und des Denkens. Auf dieser Bahn der Sünde fühlt er nichts von Reue, er sieht etwas Großes darin, den Dingen bis auf den Grund zu sehen. „Ich fühlte mich enthoben aller Schwere und kleinlichen Gebundenheit, ein freier Muth, eine Lust zu allen Thaten beseelten mich.“ „Gerade, seitdem ich das Alles kannte, fühlte ich mich höher, »reiner«. Gerade, seitdem ich ein »Verlorener« war, hatte ich mich gefunden!“ Psychologisch fein wird diese Selbsttäuschung durchgeführt. Da scheint eine edle Liebe ihm neue Schwingen verleihen zu wollen, aber es kommt mit nervösen Störungen der Anfang des Zusammenbruchs. Eine fieberhafte öffentliche Thätigkeit, ein Jagen nach Genuß und Betäubung, die Folgen des Selbstbetrugs der reinen Basirung auf dem Ich sind hier erschütternd dargestellt. Immer noch das Ankämpfen und Hinwegtäuschen: „es ist ja gar nicht die Lust an der Völlerei, es ist nur der unbändige Drang zum Leben“ u. s. w. An der Leiche des edlen Mädchens, das, weil sie ihn nicht mehr versteht, in den Tod geht, bricht er äußerlich und innerlich zusammen. Im Krankenhause erwacht er durch die Liebe zu der edlen Pflegerin zu neuem Leben. Sie liebt ihn, will aber diese Liebe nicht durch leibliches Sichangehören befleckt sehen. „Das Herz voll Schönheit, voll Harmonien“, „Lieder in der Seele“ zieht er mit erneuter Willenskraft nach Afrika. Genesung durch Entsagen. Die ganze Darstellung zwingt uns, uns in die räthselhaften Untiefen des Menschengeistes psychologisch zu vertiefen. Die Sprache ist kurz, packend, oft von lyrischer Schönheit. Ein Meisterstück moderner Novellistik, die ja sonst ihre gerühmte psychologische Sonde oft mehr prätendirt als anwendet. Das Buch will nicht blos gelesen, es will durchkämpft sein. Mit erschütternder Naturtreue schildert es uns das Drama des in seinem frohen Stolze sich selbst vernichtenden Ich, das erst in der Aufgabe seiner selbst sich wahrhaft wieder findet. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 63. Dienstag, den 27. Mai, Abends. **1902.**

Ueber die wirthschaftliche Bedeutung des Kampfes ums Dasein unter den heimischen Thieren.

Von **Robert Berge**, Zwickau in Sachsen.

Die hochgespannten wirthschaftlichen Bestrebungen der neuern Zeit, welche alle Volksschichten vom Palaste bis zur Arbeiterbehausung in früher ungeahnter Weise erfaßt haben, zollen je nach den Zielen, die sie bezwecken, auch der Thierwelt als einem äußerst wichtigen Gliede im Wirthschaftsleben der Nationen eingehende Beachtung, und man gewöhnte sich längst, dabei geradeswegs die Natur zu befragen und zu studiren. In der Zucht der verschiedenartigsten Nutzthiere, von den Stallungen bis zu den Austerbänken im Schoße des Meeres hat man es zu erstaunlichen Erfolgen gebracht, und auch dem außerhalb unmittelbarer Auswerthung stehenden Thierbereich wird von wirthschaftlichen Gesichtspunkten immer umfassender und tiefer nachgeforscht, um dasselbe gleichfalls der steigenden Interessensphäre der Volkswohlfahrt möglichst zu unterjochen. Soviel besonders in letzterer Hinsicht noch zu wünschen bleibt, ergiebt eine Gegenüberstellung der um Menschenalter zurückragenden Zeiten mit der Gegenwart doch überraschende Fortschritte in der Aufschließung der Gesetze, die der Organisation, den Entwickelungs- und Lebensvorgängen dieser Geschöpfe zu Grunde liegen, und berechtigt zu der Hoffnung, daß der voraussetzungslosen Thätigkeit der Naturwissenschaft, und zwar namentlich in ihrem biologischen Zweige, auch hier weitere Triumphe blühen werden.

Wie die tägliche Erfahrung lehrt, ist die ökonomische Wichtigkeit vieler Thierarten, also Nutzen und Schaden, mehr oder weniger bestimmten Schwankungen ausgesetzt, gleichsam wie alles Leben um uns her im Flusse begriffen, ja was unter gewissen Umständen nützlich war, kann gleichgiltig oder schädlich werden und umgekehrt. Derartige Wandlungen brauchen sich nicht auf die kurzen Veränderungen einzuschränken, welche etwa der Wechsel der Jahreszeiten verursacht, sondern können sich auf geraume Abschnitte erstrecken, so daß bisweilen vielleicht eine Rückschau in verronnene Jahrhunderte zu klaren Aufschlüssen nicht überflüssig ist. Neben der Mannigfaltigkeit in der Gestaltung natürlicher Verhältnisse durch verschiedene Gegenden hin, welche es nicht statthaft erscheinen läßt, an begrenzter Scholle gesammelte Erfahrungen über die wirthschaftliche Bedeutung von Thieren ohne Weiteres zu verallgemeinern, heben sich ferner in den Culturstaaten Störungen des auf eine gewisse Stufe gediehenen ursprünglichen Gleichgewichtszustandes zwischen den Lebewesen empor, die bis zu vollkommener Verwischung desselben führen können. Denn während nicht wenig Thiere als Culturflüchter vor dem Menschen zurückschrecken, seltner werden oder ganz aussterben, finden andere infolge Anpassung an die geänderten Zustände, z. B. an die Ausbreitung der Felder und Zurückdrängung des Waldes, den Massenbau gleichartiger Gewächse in Forsten, Aeckern, Gärten, Obst- und Weinpflanzungen, oder durch Schutzvorrechte günstigere Aufenthalts- und Fraßbedingungen und vermehren sich einseitig in zu Zeiten unabschätzbarer Zahl. Da man nicht behaupten kann, daß dies Alles im Sinne eines neuen Ausgleichs verliefe, schillern insbesondere unmittelbare Angriffe auf das Eigenthum häufig in grellen Strahlen. Aus diesen und ähnlichen Ursachen erwächst nun eine Ungleichmäßigkeit unserer Beurtheilungen und demzufolge des Verhaltens gegenüber verschiedenen Gattungen, die bei der Ueberlegenheit des Menschen für das Schicksal der Thierwelt nicht unterschätzt werden darf. Daher dürfte die Berechtigung sachlicher Erwägungen in dieser Hinsicht immer aufs Neue schon aus der vielverbreiteten Neigung hervorgehn, vielleicht nur sporadischen Vorkommnissen eine unangebrachte Tragweite beizumessen, aus empfangenen „Momentbildern“ Verallgemeinerungen abzuleiten, im concreten Falle also: neben den Schädigungen, die uns direct zugefügt werden, einen möglicherweise sehr vorwaltenden Nutzen zu übersehen, welchen die betreffenden Thiere durch Untergrabung der Existenz von Wesen liefern, die uns ebenso empfindlich oder noch gefährlicher werden können.

Den Iltis wird ohne Zweifel Niemand mit dem Gewande der Harmlosigkeit zieren wollen, er bricht in die Geflügelställe, leert Nester, entwendet dem Jäger manches Stück und holt Fische aus den Gewässern, aber auf der andern Seite spendet er Nutzen. Denn in Feld und Scheune, wo er besonders unter den Mäusen Verheerungen stiftet, kann er des Landmanns bester Freund werden, und an den meisten Orten bilden nicht Vögel, Eier, Hasen und Fische seine hauptsächlichsten Mahlzeiten, sondern Mäuse, Hamster, Reptilien, Frösche und dergl. In einer nahe bei Zwickau gelegenen Gegend nahmen vor einigen Jahren die wilden Kaninchen außerordentlich überhand und reizten zu lebhaften Klagen. Bald darauf wurde jedoch auch eine Zunahme der Iltisse bemerkt, und jetzt gewahrt man jene Nager daselbst nur wenig mehr. Mit welchem Taumel der Iltis sich auf Kaninchen stürzt und dem lautlos zappelnden Raube das Leben auslöscht, davon kann man sich an Gefangenen ja leicht überzeugen. Die Mehrheit der Iltisse hat sich aus dem Revier wieder verloren und ist vermuthlich auf umherschweifenden Beutezügen anderwärts seßhaft geworden, wo sie die Tafel besser beschickt vorfand. Indem die Leute die anfängliche Verfehmung derselben einstellten, haben sie sicherlich nicht unklug gehandelt. Auch der Fuchs scheint in die Calamität eingegriffen zu haben, der sich ebenfalls breit machte. Das seit ungefähr anderthalb Jahren bemerkbare übermäßige Aufkommen der Kaninchen in vielen Bezirken Sachsens überhaupt, welches auf Anregung des Landesculturrathes neuerdings zur Abändeeung und Verschärfung des Jagdgesetzes führte, dürfte durch eine erhebliche Zurückschraubung des Raubzeugs begünstigt worden sein, die in verschiednen Gegenden zum Wenigsten damit parallel lief.

An dem Kaninchenfange betheiligen sich außer Iltis und Fuchs bekanntlich auch unsere beiden Marderarten, das Hermelin und, gegenüber den Jungen, das gewöhnliche Wiesel, wie nicht minder bei Nachstellungen auf Mäuse, Schurmäuse, Hamster, Ziesel u. s. w., und der Dachs, den man leider auf ein sehr spärliches Dasein herabgedrückt hat, treibt als tüchtiger Schnecken-, Insecten- und Mäusejäger in Forst und Flur gleichfalls ein redliches Gewerbe, bei welchem seine gelegentliche Begehrlichkeit nach Wildpret oder Früchten nicht schwer in die Wagschale sinkt. In Anbetracht der ungewöhnlich hohen Jagdpachten, die gerade in Sachsen gezahlt werden, haben freilich die Gemeinden Vortheile von gutem Wildstande, und eine an Ausrottung streifende Befehdung der Raubthiere läßt sich einstweilen mit in Kauf nehmen. Indessen sollte nicht verkannt werden, daß unter eine bestimmte Linie herabzugehen und die Fluren von den äußersten Reserven dieser Hilfstruppen gegen die freßsüchtigen Nager zu entsiedeln, unerbetene Früchte reifen kann. In frühern Zeitläuften, als die Jagd Regal und ihre allgemeine Ausübung verpönt war, mochte der Bauer die öfters seinem Wohle förderlichen Raubsäuger nicht immer ungern sehen, und noch kurz bevor König Anton das stellenweise überreichlich hausende Wild abzuschießen befahl, betont Schumanns Lexikon von Sachsen 1822, wo „in manchen Gegenden der Landmann noch immer stärker und untröstlicher gegen das Wild ankämpfte als gegen das Ungeziefer“, daß die Hasen ungleich mehr schadeten als die so verfolgten Füchse. Wem würde jetzt der Gedanke durch den Sinn gleiten, Bär, Wolf oder Luchs zurückzusehnen! Dennoch hatten sie vormals

auch bei uns ihre Rolle und erlösten durch Zehntung der Wildherden die Fluren von manchem Verwüster. In der von keiner Civilisation angetasteten Natur offenbaren sich die Raubthiere als Nothwendigkeit, um den Pflanzenverzehrern Schranken aufzurichten, und in ihren kleinen Vertretern leisten sie uns heute noch werthvolle Bundesgenossenschaft, obschon sie auf großen Culturflächen, welche einzelnen Thierarten die Voraussetzungen ungemeiner Vervielfältigung schaffen, meist keine bis zur Säuberung vorschreitenden Siege mehr erringen.

Unter Anderen brach bekanntlich auch Alfred Brehm für unsere Raubthiere eine Lanze, und es sei erlaubt, an folgende jedenfalls beherzigenswerthe Mahnungen zu erinnern. „Wegen ihrer Raublust und ihres Blutdurstes,“ sagt er von der Familie der Marder in seinem illustr. Thierleben, „fügen einige dem Menschen zuweilen nicht unbeträchtlichen Schaden zu. Im Allgemeinen überwiegt jedoch der Nutzen, welchen sie mittelbar oder unmittelbar bringen, den von ihnen angerichteten Schaden bei Weitem. Aber leider wird diese Wahrheit nur von wenigen Menschen anerkannt und deshalb ein wahrer Vernichtungskrieg gegen unsere Thiere geführt, nicht selten zum empfindlichen Schaden des Menschen. Durch Wegfangen von schädlichen Thieren leisten sie nicht unerhebliche Dienste, und wenn man ihnen auch ihre Eingriffe in das Besitzthum des Menschen nicht verzeihen kann, muß man doch zugeben, daß sie in der Regel nur die Nachlässigkeit ihrer unfreiwilligen Brodherren zu bestrafen pflegen. Wer seinen Tauben- oder Hühnerschlag schlecht verwahrt, hat Unrecht, dem Marder zu zürnen, welcher sich dies zu Nutze macht, und wer über die Verluste klagt, welche diese Raubthiere dem Haar- oder Federwildstande zufügen, mag bedenken, daß zum Mindesten Iltis, Hermelin und Wiesel weit mehr schädliche Nager als Jagdthiere vertilgen. Unbedingt schädlich sind überhaupt nur diejenigen Marderarten, welche der Fischjagd obliegen (Fischottern), alle übrigen bringen auch Nutzen.“ — „Anstatt an die verheerend auftretenden Feldmäuse zu denken, behält man einzig und allein die Feldhasen im Auge und scheut vor keinem Mittel zurück, die unsern Gemarkungen nur nützlichen Raubthiere auszurotten mit Stumpf und Stiel.“ — „Man hegt die Kaninchen nirgends, sondern erlegt sie, wo man nur immer kann, selbst während der allgemeinen Schonzeit. Demungeachtet sind sie ohne Hilfe des Frettchens nicht auszurotten. Nur wenn sich in einer Gegend der Iltis, das große Wiesel und der Steinmarder stark vermehrt haben . . . bemerkt man, daß sie sich vermindern.“

Man kann diese Erörterungen nicht verlassen, ohne das Verhältniß der kleinern Raubsäuger zur Vogelwelt berührt zu haben. In ältern Jahrhunderten, wo sich geringere Bevölkerungsdichte, mehr Verstecke und üppigere Nahrungsquellen vereinigten, fristete ohne Zweifel eine erheblich größere Menge jener Räuber ihr Dasein, und zeitgenössische Schilderungen bestätigen dies. Gleichwohl enthalten die Angaben über die Erträgnisse des Vogelfanges hohe Ziffern, woraus Folgerungen auf den Vogelreichthum jener Zeiten gezogen werden können. Auch heutzutage findet sich letzterer nicht in den raubthierfreiesten Strichen, den Industriebezirken, am vollsten entfaltet, sondern da, wo die günstigsten natürlichen Vorbedingungen erhalten geblieben sind, trotzdem daselbst ein regeres Raubthierleben zu pulsiren pflegt. Die Flucht durch die Luft, wohin die behaarten Feinde nicht zu dringen vermögen, bietet dabei augenscheinlich einen vortrefflichen Rettungsanker. Die Schädigung der Vogelwelt durch das Raubwild sollte mithin nicht überschätzt werden, und eine Austilgung des letztern würde von diesem Gesichtspunkte aus kaum zu entschuldigen sein.

Wirthschaftliche Beachtung verdienen weiterhin die Fledermäuse, deren Nahrung Kerfe umfaßt, die sie im Fluge erhaschen, denn ungezählt sind die Geschwader der Schädlinge, die allnächtlich in den geräumigen Rachen oft unter vernehmlichem Knirschen versinken, so lange nicht der Winterschlaf zur Einstellung zwingt. Ihre Schonung lohnt sich, und man sollte ebenso Bedenken tragen, ihnen ein Leid anzuthun, wie den insectenfressenden Vögeln, da sie sich in jeder Weise harmlos benehmen und durch Beseitigen der hohlen Bäume, die neuere Bauweise und rentableres Ausnutzen der Gebäude ohnehin von Unterschlupfen mehr und mehr entblößt werden, so daß sie augenfällig zurückgehn. Mir ist u. A. eine Begebenheit bekannt geworden, wonach bei der Instandsetzung einer Kirche die Fledermäuse in Menge gesammelt, in Körbe geschleudert und einer Schleuse überantwortet wurden, wo sie elend starben. Allerdings konnte hier ihr Umherflattern nicht geduldet werden, weil es die Abendgottesdienste störte, aber in solchen Fällen konnte man sie mindestens ins Freie befördern und ihnen das Leben schenken, welches sie durch nichts verwirkt haben. Igel und Spitzmäuse sind, vielleicht mit Ausschluß der die Fischzucht schädigenden Wasserspitzmaus (Sorex fodiens), vollkommen schutzberechtigt als Vertilger von Mäusen, Kerfen, Schnecken und allerhand sonstigem Geziefer, und die Verantwortlichkeit fällt meistens dem Unverstand zur Last, wenn sie nicht selten zu Opfern erkoren werden. Eigenartig ist die Bedeutung des Maulwurfes, der vermöge unterirdischer Lebensweise und seiner Freßbegierde jahraus jahrein, Tag und Nacht zum Reinigen des Bodeninnern von Schnecken, Larven, Puppen, Insecten rc., freilich auch der nicht schädlichen Regenwürmer berufen ist. Aber er entflieht ebensowenig der Verfolgung, wo man ihm bei zu häufigem Aufschuren von Hügeln und Zerlöcherung der Schutzdämme an Flüssen keine Gnade zubilligen kann. Ueber die kleinern Nager wurde der Stab zwar längst gebrochen, jedoch ist nicht zu leugnen, daß ihnen zu Zeiten, welche ihre unbeschreibliche Vermehrungsfähigkeit in Fesseln halten, wesentliche Ausschreitungen im Großen und Ganzen kaum nachzuweisen sind, ja man sogar im Einzelnen einen gewissen Nutzen nicht verkennen darf, indem sie bei ihrer sprichwörtlichen Gefräßigkeit auch Schnecken und Insecten wegräumen, wie dies von Eichhörnchen, Schläfern, Hamstern, Zieseln und Mäusen geschieht. Wenn aber z. B. ein Jagdfreund in der Deutschen Jägerzeitung, Jahrg. 1900, sich zu der Behauptung ereifert: Raubvögel, sowie Säuger, deren Nahrung zum mehr oder weniger großen Theile aus Mäusen besteht, sind nicht nützlich; denn erstens vermögen sie den Mäusen unter keinen Umständen erfolgreichen Abbruch zu thun, und zweitens sind die Mäuse nicht schädlich — natürlich bei normaler Zahl —, so scheint er die biologischen Gesetze der Ausgleichung im Haushalte der Natur unberücksichtigt gelassen zu haben, und wir dürften uns schwerlich entschließen, seinen Folgerungen beizupflichten.

Was die Vögel anbetrifft, so sind die Ansichten über Nutzen und Schaden ebenfalls nicht von ausnahmsloser Einmüthigkeit gekrönt, denn wenngleich z. B. ein Theil der europäischen Regierungen die Unterzeichnung der Internationalen Vogelschutz-Vereinbarung am 19. März dieses Jahres in Paris vollzogen hat, stehen die übrigen noch aus, anscheinend unschlüssig, ob sie den wirthschaftlichen Gewinn aus Jagd und Fang der Vögel für die Vorzüge preisgeben sollen, welche ihre Schonung dem Lande verheißt. Besonders ist das bedeutungsvolle Italien zur Zeit nicht beigetreten, durch das im Frühjahre und Herbste nordische Wanderschaaren ihre Straße wählen. Auch in der Gelehrtenwelt ist der Meinungsaustausch nicht geschlichtet, immer noch prallen die Gegensätze aufeinander, und es besteht im Auslande eine Partei, die den Nutzen, welchen die Vögel nach unserer Anschauung namentlich durch Vertilgung zahlloser Kerbthiere leisten, abzustreiten sucht. An die Erscheinung anknüpfend, daß die Insecten keineswegs alle schädlich sind, die Vögel jedoch zwischen nützlichen und schädlichen im Verspeisen keinen Unterschied kennen, gelangt man in jenem Lager zu der Behauptung, „daß insectenfressende Vögel bei der Nahrungsauswahl eine größere Vorliebe für die nützlichen Insecten und verwandten Gliederfüßler, wie Spinnen u. s. w. zeigen, als für Schädlinge“ (Dr. Placzek). Die letztern besäßen gerade in den Entwickelungsphasen, wo sie am gefährlichsten für unsere Nutzpflanzen seien, schützende Eigenschaften, wie Borsten, Stacheln, widerlichen Geschmack, ätzende oder klebrige Absonderungen, eine Hornhaut, und würden darum von den Vögeln gemieden, während die Nützlinge, d. h. diejenigen, welche den schädlichen Kerfen nachstellen, indem sie dieselben durch Aufzehrung oder Ablage der Eier in ihre Körper vernichten, wie Schnell-, Mord- und Raubfliegen, Schlupfwespen, Raubwespen, Flor-, Skorpion- und Kameelhalsfliegen, Libellen, Kurzflügler, Larven von Coccinellen u. s. w., geradezu wie Leckerbissen aufgesucht würden. Diese seien aber die erfolgreichsten Vertilger der schädlichen Insecten, viel wichtiger als die Vögel, und es gereiche weit mehr zu unserm Vortheil, sie zu schirmen, deshalb: „Schützt die Insecten und gebt die Vögel frei!“ Der Entomolog ficht hier also für die Insectenwelt, wie die Ornithologen für den Vogelschutz. In diesem Sinne ward dem 1884 in Wien tagenden 1. internationalen ornithologischen Congreß eine von dem Südtiroler Salvadori ausgearbeitete Broschüre übergeben und erschienen bis in die neueste Zeit Abhandlungen, welche in der deutschen Fachpresse zu Auseinandersetzungen führten, aber allgemein Widerlegung und Abfertigung empfingen, so daß es nicht nothwendig sein dürfte, weitläufiger darauf einzugehen.

Nun ist es wahr, daß der Vogel ebenso wenig wie die übrigen Thiere Nützliches und Schädliches sondert, vielmehr zum Nahrungserwerb von seinem Standpunkte aus Dasjenige nimmt, was ihm passend dünkt. Daß ihm jedoch die nützlichen Insecten gleichsam appetitlicher, nls „Leckerbissen“ oorkommen sollten, dafür sind keine beweiskräftigen Belege wissenschaftlicher Forschung erbracht, ja wir sehen Vieles, was unsere Sinne infolge abstoßender Eigenschaften anwidert, die Vögel tagtäglich mit Behagen genießen. Der wunde Fleck scheint nun daein zu beruhn, daß wir nicht genug unterrichtet sind, um für jeden Fall vollkommen beurtheilen zu können, inwieweit der Vogel den Insectenschädlingen zu Leibe rückt, wo also die Grenzen seines wirthschaftlichen Werthes genau zu ziehen sind. Der Ornitholog, welcher Vögel beim Futtererwerb belauscht, wird oft nicht erkennen, was der Schnabel hervorklaubt oder in der Luft erschnappt, und wenn er es zu Gesicht bekommt, keineswegs immer durch den mehr oder weniger flüchtigen Anblick zu entscheiden vermögen, ob es sich um ein nützliches, schädliches oder für uns belangloses Opfer dreht. Hier müssen Befunde des Mageninhalts ergänzend einschlagen, die angesichts der schnellen Verdauung desto zuverlässiger sein werden, je unmittelbarer sie sich der Mahlzeit anschließen. Unter Andern sind nun neuerlich in den Arbeiten aus der biologischen Abtheilung für Land- und Forstwirthschaft am kaiserl. Gesundheitsamte in Berlin Magenuntersuchungen land- und forstwirthschaftlich wichtiger Vögel veröffentlicht worden, die, vom Regierungsrath Professor Röeig herrührend, durch die große Anzahl der verwendeten Vögel besonders verdienstlich erscheinen und zur Orientirung herangezogen werden mögen.

Hinsichtlich der Tagraubvögel erhärtete der Mageninhalt dasjenige, was bereits bekannt war. Habichte und Sperber müssen danach zu den blutdürstigsten Tyrannen der Vogelwelt und kleineren Säugethiere gerechnet werden, und namentlich zeigten die Sperber meist Reste von Vögeln, Mäuse hingegen weit einzelner. 58 derselben hatten vor der Erlegung 44 Vögel und nur 12 Mäuse gekröpft. Unter den Falkenarten ließen sich beim Baum- oder Lerchenfalken (Falco subbutea) außer Kleinvögeln auch Kerbthiere, unterschiedliche Käfer, Libellen, Köcherfliegen, Schmetterlinge, darunter Spinner und Kohlweißlinge, feststellen. Bei 68 Thurmfalken wurden 108 Mäuse zum Vorschein gebracht, außerdem Käfer und Käferlarven, Raupen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Feld- und Maulwurfsgrillen, wodurch die Nützlichkeit dieses anmuthigen Raubvogels für den Landwirth aufs Neue bezeugt wird. 164 Mäusebussardmagen enthielten 384 Mäuse, einige Maulwürfe und Spitzmäuse, Frösche, Eidechsen, zahlreiche Raupen, auch Käfer, Libellen, Heuschrecken und andere Insecten, dreimal Hasenwolle und je einmal Rebhuhn und Fasan, welches Wildpret übrigens von kranken oder verendeten Thieren kommen konnte. Die Weihen (Rohr-, Korn- und Wiesenweihe) rührten aus den Monaten August bis März her und wiesen verschiedene Mäusereste auf, während sie im Frühjahr erfahrungsgemäß Nestplünderer sind. Die Eulen, mit Ausnahme des Uhu, zeichnen sich durch ausgiebigen, alle andere Nahrung in den Schatten rückenden Mäusefang aus, wofür sowohl der Magengehalt als zahlreich eingetragene Gewölle den Nachweis sicherten. Außerdem fanden sich Spinner, Käfer, Maulwurfsgrillen, Maulwurf-, Spitzmaus- und nur dreimal Vogelüberbleibsel vor. Nebenbei gereicht den Eulen außer Anderm das im Frühlinge beliebte Ausschießen von Krähennestern oft zum Unheil, weil sie diese nicht selten besetzen und anstatt jener übelbeleumdeten Galgenvögel dann unter dem Blei verbluten.

Ueber Elster und Eichelhäher dürften die Acten für Jeden geschlossen sein, der sie mit unnachahmlicher Gewandtheit durch die Aeste kriechen sah, jeden Winkel ausspähend, damit ihnen kein Nestbau mit Eiern, Jungen oder Alten entrinne. Wo sie in Menge aufwuchern, wird man in unsern Gauen, wo ohnehin die unerbittliche Cultur auf der Vogelwelt lastet, insbesondere die wehrlosen Schaaren der Sänger gelichtet treffen, Gelege und Bruten oon Redhühnern, Fasanen und Enten werden aufgespürt und manchem Junghäschen der Garaus bereitet. Beide bestehlen Obstbäume, und das Ausreißen junger Saatpflanzen und Abweiden reifender Aehren durch den Häher läßt sich auch nicht bemänteln, sodaß ihr Conto vermittels der Mäuse- und Insectenzehntung wohl nicht ausgeglichen wird. Von der Parteien Gunst und Haß oerwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte, könnte man von den Krähen sagen, denn heißer ist bei keinem Vogel um die Palme gerechter wirthschaftlicher Würdigung gestritten worden, und nichts ist erklärlicher als dies, da sie als Allesfresser außerordentliche Verbreitung und Häufigkeit, zudem ein erstaunliches Anpassungsvermögen besitzen und dadurch wie kein andrer Vogel befähigt sind, in den Haushalt der Natur bestimmend einzugreifen. Sie fordern bei ihren Gepflogenheiten die Kritik des Land- und Forstwirths, Gärtners, Jägers, Fischers heraus, die alle ihr eigenstes Interesse vertheidigen, und der Mangel an Unterscheidung zwischen den einzelnen Krähenarten, ihres Verhaltens nach Jahreszeiten und Oertlichkeit verleitete oft zu dem großen Fehler unbegründeter Verallgemeinerungen. Mit bewunderungswürdigem Fleiße hat sich auch hier Prof. Rörig der Aufgabe unterzogen, durch zahlreiche Magenbefunde eine bessere Grundlage der Beurtheilung aufzustellen, indem er sich von Nov. 1896 bis Nov. 1899 über 5000 Raben-, Nebel- und Saatkrähen aus den verschiedensten Theilen Deutschlands beschaffte und seine Ergebnisse in einer ausführlichen Monographie niederlegte.*) Die Krähen können bei ausschließlich pflanzlicher Ernährung nicht bestehn, bedürfen vielmehr auch thierischer Kost zur Erhaltung und gebrauchen bei einem durchschnittlichen Körpergewicht von 500 g ungefähr 20 g täglich an Trockenmasse, wozu etwa 35 g Nahrung, das ist aufs Jahr 12,775 kg, nöthig sind, wenn 70 % oegetabilische und 30 % animalische Stoffe darin angenommen werden. Von Insecten, die einen sehr erheblichen Bestandtheil des Mageninholts ausmachen, wurden weit mehr schädliche, als nützliche gefunden, was natürlich nicht mit einer besondern Vorliebe für die ersteren, sondeen jedenfalls mit größerer Häufigkeit der letztern zusammenhängt. Der vielfache Schaden der Krähen soll selbstredend weder abgeleugnet, noch beschönigt werden, doch ist der Nutzen, welchen namentlich die Landwirthschaft infolge Dämpfung der Mäuse und Kerfe von ihnen zieht, immer noch höher, wogegen allerdings der Weidmann unangenehme Verluste erfahren kann. Da es zu weit aus dem Rahmen dieser Abhandlung hinaustreten würde, den umfangreichen Darlegungen Rörigs auch nur einigermaßen gerecht zu werden, so seien wenigstens folgende Sätze einer unparteiischen Prüfung empfohlen: „Wir haben die Ueberzeugung gewonnen, daß dieselben Vögel, welche wir ihrer Uebergriffe wegen glauben verfolgen zu dürfen, der Land- und Forstwirthschaft durch Vertilgen von zahllosen Schädlingen nicht unerhebliche Dienste leisten. Wären wir im Stande, diese Thätigkeit der Krähen durch eigene zweckmäßige Maßnahmen völlig zu ersetzen, so würde es keinem Bedenken unterliegen, wenn wir uns entschlössen, sie ihrer Schädlichkeit wegen auszurotten. Es dürfte aber wohl Niemanden geben, welcher ein solches Zutrauen in die menschliche Leistungsfähigkeit besäße oder gar wohl selbst uns lehrte, einen Ersatz für die nutzbringende Thätigkeit der Millionen von Krähen, welche Deutschland bevölkern, zu schaffen, und so werden wir denn gut thun, uns nach anderen Mitteln umzusehen, welche die Schädigung zu verhindeen geeignet sind, ohne uns zugleich des Nutzens verlustig gehen zu lassen.“ Und das Schlußurtheil lautet: „Wir sehen, daß die Nebel- und Rabenkrähen unsere Culturpflanzen in relativ nur geringem Umfange schädigen, daß sie dagegen der Jagd unter Umständen erheblichen Abbruch zu thun vermögen. Wir haben aber gesehen, daß durch rationelles Vorgehen im Frühjahr dieser Schaden, soweit er durch Plünderung der Gelege vom Redhuhn und Fasan zu Tage tritt, sehr wohl bedeutend eingeschränkt werden kann, auch ohne daß wir deshalb zur Vernichtung der Krähen zu schreiten brauchen. Eine solche würde jedoch den Landwirth selbst am meisten treffen, da er sich dadurch der wirksamsten Hilfe im Kampfe gegen die Mäuse und Insecten beraubte. Dort also, wo die Einkünfte aus der Jagd eine größere Rolle spielen als die Rentabilität der Farst- und Landwirthschaft, möge man die Nebelkrähe und die Raben beseitigen; wo jedoch die Jagd als Nebenbetrieb aufgefaßt wird und man das Interesse der Land- und Forstwirthschaft in erster Linie wahrnehmen will, da muß den Krähen — unter Berücksichtigung derjenigen Mittel, die wir zur Verhütung von Beschädigungen unserer Culturpflanzen bei massenhaftem Auftreten jener Vögel zweckmäßig in Anwendung bringen können — unbedingter Schutz gewährt werden. In Deutschland aber dürfte es kaum ein Gebiet geben, in welchem die volkswirthschaftliche Bedeutung der Jagd größer wäre als die des Ackerbaues, in welchem also dieser vor der

*) Rörig, Die Krähen Deutschlands in ihrer Bedeutung für Land- und Forstwirthschoft.

ersteren zurückstehen müßte; wie dürfen wir also der Jagd zuliebe ein Thier ausrotten oder auch nur in der Zahl wesentlich verringern, durch dessen Dasein der Landwirthschaft der größte Nutzen erwächst und dessen Thätigkeit wir in keiner Weise zu ersetzen vermögen? Daß jedoch andererseits trotz enormen Krähenreichthums die vorzüglichsten jagdlichen Verhältnisse herrschen können, zeigen uns die Provinzen Sachsen, Posen und Schlesien, erstere in ihrem vortrefflichen Hasenbestande, die beiden letzteren mit ihren hervorragenden Hühner- und Fasanenjagden." — Die Saatkrähen scheinen zwar dem Wilde minder verderblich zu sein, es wird jedoch wenig Jäger geben, die sie aus einiger Entfernung von den übrigen zu unterscheiden im Stande sind. Durch Scheuchen und Schreckmittel, sowie Abschießen besonders raubsüchtiger Individuen oder eines etwaigen Ueberschusses, durch den Mangel hervorgerufen und deshalb ein stärkerer Ansturm auf unsere Culturen bedingt wird, kann man sie ausreichend im Zaume halten, während natürliche Feinde keine nennenswerthe Hilfe leisten, da bei uns gegen sie nur Wanderfalk, Habicht und allenfalls der Fuchs als solche in Betracht stehen.

Zu den vorherrschend schädlichen Vögeln gehören ferner die Würger, deren Niederhaltung in Culturgegenden deshalb zweifellos das wirthschaftliche Interesse erheischt, obwohl unumwundene Ausrottung weder erforderlich noch begründet erscheinen würde. Der Neuntödter (Lanius collurio) entpuppt sich, wo er überhand nimmt, als Bösewicht im Nestraub, spießt seinen Ueberfluß auf Dornen oder Astzocken und verzehrt auch viel nützliche Insecten, wie Bienen, Hummeln, Laufkäfer, Raubkäfer, Laubheuschrecken (Locustiden) u. s. w. Noch schlimmer treibt es der große Raubwürger (Lanius excubitor), welcher nach Rörig die von ihm bewohnten Bezirke an kleinen Vögeln in wenig Wochen ausplündert. Indessen nährt er sich auch von Mäusen, einer Menge verderblicher Kerfe, wie Mai-, Brach-, Rosenkäfer, Maulwurfsgrillen u. s. w. Die bei uns spärlichen, rothköpfigen (L. senator) und kleinen Würger (L. minor) werden nur selten beim Vertilgen von Vögelchen ertappt, erhalten sich fast ausschließlich von Insecten, darunter zahlreichen Schädigern, und sind entschieden als Nutzen bringend einzuordnen.

Unser Sumpf- und Schwimmgeflügel ist im Ganzen für Land- und Forstwirthschaft einflußlos. Ausnahmen hiervon machen der Storch, ein Liebhaber von Mäusen, Insecten, Schnecken und dergleichen, sowie gelegentlich Junghasen und Vogelbruten, weiter die von ähnlicher Nahrung lebende Trappe, welche außerdem in den Saaten lästig werden kann, sowie die Feld und Wiese nach Kerbthieren und Gewürm aller Art ablesenden Kiebitze und Lachmöven. Bedeutungsreicher erzeigen sich diese Vögel gegenüber der Fischerei, wo verschiedene unter Umständen eine unerfreuliche Rolle spielen. Das Princip möglichster Aufrechthaltung des Gleichgewichts wird natürlich auch von ihnen befolgt. Man sieht sie ihren Hunger an der Sumpf- und Wasserflora stillen, sich, gemischter Speise huldigend, des Boden- und Wassergewürms, der Schnecken, Muscheln, Insecten, Larven, des Laichs und je nach der Größe auch der Frösche, Molche, Mäuse, Wasserratten, stärkeren Fische, ingleichen der Eier und junger Wasservögel bemeistern. Der Kampf ums Dasein wird auch hier an allen Enden ausgetragen, doch wo die Fülle der Natur einigermaßen in ihrer Ursprünglichkeit bewahrt ist, scheint keine dauernde Störung der Zahlenverhältnisse daraus hervorzuquellen, und erst wenn die Fische infolge künstlicher Zucht die überwiegende Masse bilden, bieten sie sich als bevorzugte Angriffsobjecte dar. In Sachsen ist aber der Fischreiher als Brutvogel ausgestorben und brandschatzt die Gewässer nur noch vorübergehend, die Rohrdommel ist keineswegs blos auf beschuppte Wasserbewohner erpicht und zudem in wenig Reviere eingeengt, Säger brüten bei uns nicht und beanspruchen nur zeitweilig Gastrecht, bei den Tauchern füllen Fische auch nur ein Bruchstück des Speisezettels aus und Möven und Seeschwalben müssen sich, da sie nicht tief ins Wasser dringen können, mit Oberflächenfischen zufrieden geben. Es würde danach der Wirklichkeit nicht entsprechen, wollte man für unsere Gegenden übertriebene Besorgnisse hegen. Bemerkenswerth dürfte endlich sein, daß die Stockente neuerdings als Verbreiterin von Infectionskrankheiten angesprochen wurde. Als auf der Ostseeinsel Fehmarn die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen war, schlich sich dieselbe plötzlich auch auf dem ungefähr 40 km entfernten Lolland in ein einsames Gehöft ein, das in der Nähe des Meeres lag, und man hat Wildenten in Verdacht, den Ansteckungsstoff von den Wiesen Fehmarns, wo krankes Vieh graste, an den Füßen mit fortgeschleppt und auf den Weideplätzen des fernen Strandes abgelagert zu haben. Da die Stockenten gern todte Krebse angehn, sollen sie die Krebspest gleichfalls in von Seuchenherden weit abliegende Gewässer führen.

Die Schonzeit für wilde Tauben ward in Sachsen 1886 aufgehoben, damit deren Schädlichkeit gewissermaßen amtlich beglaubigt, und in der That können sie bei größerer Anzahl in Forst- und Ackersaaten sehr unangenehm empfunden werden, während ihnen das Aufpicken von Unkrautkörnern bei der jetzigen Bodenbearbeitung kein allzu hohes Verdienst verleiht. Die Hühner sind für den Haushalt der Natur im Wesentlichen gleichgiltig, und ihr wirthschaftlicher Werth liegt mehr auf dem Gebiete der Jagd, indem sich der Nutzen etwa auf das Vernichten von Insecten und deren Larven durch Rebhühner und Wachteln, die Beeinträchtigungen auf Flurschäden der Fasanen und das Verbeißen von Knospen und Trieben in jungen Nadelholzpflanzungen durch die Auerhühner beschränken. Was die Bekämpfung des Unkrauts anbelangt, dürfte sie vorzugsweise einer rationellen Bodenbewirthschaftung und der Reinhaltung des Saatgutes zufallen und durch die Vögel, welche nicht Körnchen für Körnchen aufheben, nur unzureichend verwaltet werden. Dem Botaniker ist deshalb die Verarmung der Flora an Unkräutern in Culturländern kein Geheimniß, während ihm urwüchsige, von der gefiederten Welt in Fülle bewohnte Gegenden genügendere Ausbeute schenken. Ein fühlbarer Nutzsamenentgang andrerseits wird nur durch Vogelanschaarung eingeleitet, und erst wenn Finkengesellschaften frischbesäte Gemüsebeete oder Nadelbaumkämpen ausklauben, Gimpel vereinigt Obstbäume entknospen, Sperlingsschwärme in reifendes Getreide einbrechen, Staare, Pirole, Kernbeißer, Grasmücken ꝛc. gemeinsam Kirschen und Trauben ableeren, werden Klagen der Eigenthümer laut.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechung.

— W. Schulle, Pfarrer, Bedarf unser Confirmandenunterricht einer Umgestaltung? 36 S. Preis 75 ₰. Verlag von Edwin Runge, Gr. Lichterfelde-Berlin. — Die zeitgemäße Schrift knüpft an die von dem Consistorium (wohl dem Magdeburger) den Kreissynoden zur Behandlung gestellte Frage an: „Sind bei der heutigen Confirmationspraxis im Synodalkreise Schäden hervorgetreten, und wie sind sie zu beseitigen?" Wenn an der Praxis der Confirmation selber eine Aenderung nicht befürwortet wird, so wird um so mehr auf eine Verbesserung des Confirmandenunterrichts gedrungen. Der Verfasser, welcher vor Uebernahme seines Pfarramts als Schulrector thätig gewesen ist, spricht aus mannigfacher Erfahrung, und wir können seinen Ausführungen vielfach zustimmen, wenn er zunächst den Begriff der Confirmation auf Grund der geschichtlichen Entwickelung feststellt, und eine deutliche Bezeichnung der Aufgabe des Confirmandenunterrichts sowie eine Festsetzung des Stoffes gegenüber herrschender Willkür verlangt. Wir pflichten ihm völlig bei, wenn er davor warnt, die Confirmandenstunden zu Erbauungsstunden umzuwandeln, und den Unterricht selbst als charakteristisch festhält, andererseits aber auch gegenüber dem Religionsunterricht der Schule die eigenthümliche Aufgabe dieses Confirmandenunterrichts betont und näher feststellt, sowie einen besonderen Lehrgang und die Zugrundelegung eines Leitfadens oder Confirmandenbuches fordert. Auch die Beaufsichtigung des Confirmandenunterrichts wünscht er und macht dazu seine Vorschläge; freilich nur einen Bericht über die Ertheilung des eigenen Unterrichts einzusenden, genügt unseres Erachtens nicht und hieße dieser geforderten Aufsicht die Spitze abbrechen. Was den vorgeschlagenen Lehrgang und die Anordnung und Theilung des Stoffes betrifft, so kann man mit dem Verfasser streiten, und unser Recensionsexemplar enthält manches Fragezeichen. Wir finden den Nutzen und Segen dieser und ähnlicher Schriften darin, die höchst wichtige Angelegenheit im Fluß der öffentlichen Discussion zu halten und eine Beseitigung der hier vorhandenen großen Uebelstände anzubahnen.

D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 64. Donnerstag, den 29. Mai, Abends. **1902.**

Ueber die wirthschaftliche Bedeutung des Kampfes ums Dasein unter den heimischen Thieren.

Von **Robert Berge**, Zwickau in Sachsen.

(Schluß.)

Von hervorragendem Interesse erscheint nun die Frage, welche ökonomische Wirkungen den hauptsächlich Insecten consumirenden Vögeln zukommen. Von den Spechten bemerkt Rörig wohl mit Fug, daß ihre Thätigkeit vielfach überschätzt worden sei, und sagt: „Wenn sie auch zweifellos zahlreiche Forstschädlinge verzehren, so geschieht das Absuchen der befallenen Stämme doch durchaus nicht gründlich, wie man sich jederzeit durch die Beobachtung überzeugen kann. Der Specht fliegt an, hackt und hämmert eine Weile an einem Baume herum, fängt vielleicht einige Larven oder Käfer, giebt sich aber niemals die Mühe, genaue Nachlese zu halten, und befreit daher nicht einmal einen einzelnen Stamm, geschweige denn einen größeren Bestand von den ihm als Nahrung dienenden Schädlingen. Das Hacken der Löcher ist aber zweifellos dem Baum selbst nicht zuträglich; durch dieselben werden Einfallspforten für Fäulnißerreger aller Art geschaffen, denn wenn auch ein gesunder Baum solche Wunden bald überwallt, so sammelt sich das an der Rinde hinabsickernde Wasser an jenen Stellen an, die deshalb länger feucht bleiben und zur Ansiedelung der mannigfaltigsten Pilze den günstigsten Nährboden bieten.“ Wenn dieser ausgezeichnete Forscher jedoch die Ansicht ausspricht, daß die Besiedelung der Wälder mit Höhlenbrütern, zu welchen Wald- und Steinkauz, Schellente, Blaurake, Hohltaube, Wiedehopf, Wendehals, Meise, Kleiber, Staar, Fliegenschnäpper, Waldrothschwanz, Thurmsegler gehören, durch die Spechtlöcher wegen der geringen Zahl, die ein Spechtpaar in seinem Leben anfertige, nur unbedeutend gefördert werde, so dürfte das zu Widerspruch herausfordern. Denn da diese Behausungen Jahrzehnte lange Dauer besitzen und immer neue hinzugemeißelt werden, kann man sie oft in beträchtlicher Anzahl finden und sich in den verschiedensten Gegenden überzeugen, daß Höhlennister, wie auch Fledermäuse, auffallend häufiger wahrzunehmen sind, wo viele derselben zum Gebrauche stehen. Man hat den Spechten zum Vorwurf gemacht, daß sie den gleichsam als Wald- und Flurpolizei schaltenden Ameisen nachstellen, und bei Grün- und Grauspechten dienen sie allerdings zur Hauptnahrung, sollte aber dabei erwägen, daß die Ameisen nicht allein verderbliche, sondern ebenfalls nützliche Kerfe überfallen, Obstblüthen abfressen, Früchte zernagen und gegen übermäßiges Ansteigen nicht minder der Eindämmung bedürfen. Trotz einseitiger Anschuldigungen darf sicherlich im Allgemeininteresse Schonung der Spechte verlangt werden.

Auch die kleinern Singvögel können sich keiner ungetrübten Beurtheilung rühmen, und hier sind Magenuntersuchungen blos in geringem Umfange vorhanden, weil Massentödtungen an ihnen auszuführen nicht anzurathen sein möchte. Man hat den Ausweg von Fütterungsversuchen in der Gefangenschaft eingeschlagen, und wir verdanken u. A. auch Professor Rörig Veröffentlichungen hierüber.*) Derselbe unterhielt in großen Käfigen insectenfressende Arten, deren Aussehn und Wohlbefinden keinen Zweifel an vollständiger Gesundheit zuließ, und begann nach der Eingewöhnung mit der Fütterung, um zunächst die Menge der Nahrung zu ermitteln. Dabei stellte sich heraus, daß kleine Vögel bedingt mehr benöthigten, als größere, die Nahrungsaufnahme somit in umgekehrter Beziehung zu den Lebendgewichten stand. Denn „je kleiner ein Vogel ist, desto größer ist im Verhältniß seine Oberfläche, desto mehr Wärme wird ausgestrahlt, desto mehr Heizmaterial braucht also der Vogel, um den Wärmeverlust zu decken“. Die chemische Analyse des verwendeten Futters, Mehlwürmer, Ameisenpuppen, Eierbrod und Hanf, ergab, daß mit der Abnahme der Körpergröße nicht blos ein gesteigertes Bedürfniß nach Proteïnstoffen, sondern auch nach Wärme erzeugendem Fett eintrat. Die flüssigen Bestandtheile ausgeschieden und nur die Trockenmasse der Nahrung zu Grunde gelegt, verbrauchten z. B. fünf Stück unserer kleinsten Vögel, der Goldhähnchen, mit einem Körpergewichte von durchschnittlich je 6,3 Gramm, zusammen täglich 8,7 Gramm Trockenstoffe oder 28 % ihres Gewichts, wogegen ein Staar von 76,5 Gramm nur 9,16 Gramm verzehrte, das ist 11,9 % seiner Last. Diese Ermittelungen lassen sich nicht ohne Weiteres auf das ungebundene Leben in Wald und Flur übertragen, und Rörig schreibt deswegen sehr richtig: Nach meinen Versuchen braucht eine Kohlmeise im Gewichte von 16 Gramm täglich an Trockensubstanz 20 % ihres Gewichts als Nahrung. Das ergiebt im Jahre 1168 Gramm Trockensubstanz. Mehlwürmer (das benutzte Futter) haben 40 % Trockensubstanz; mithin verzehrt sie 2902 Gramm Insecten von der Trockensubstanz der Mehlwürmer oder, da sechs Mehlwürmer mittlerer Größe 1 Gramm wiegen, 17412 Insecten von der Größe der Mehlwürmer. In der Freiheit, wo diese Vögel aber viel wasserreichere Nahrung (weiche Raupen ꝛc.) zu sich nehmen, verbrauchen sie natürlich noch viel mehr. — Hinzufügen ließe sich dem, daß im Freileben sicher auch chitinreichere Kerfe als Mehlwürmer genossen werden, wie beispielsweise Käfer, deren Gehalt an verdaulichen Bestandtheilen niedriger ist, was scharfbegrenzte Folgerungen auf die Höhe des Futterbedarfs gleichfalls illusorisch macht. Vor Allem aber versagt bei derartigen Versuchen die Verabreichung willkürlicher Nahrungsstoffe einen thatsächlichen Anhalt betreffs der Auswahl in der Natur selbst und damit auch darüber, ob die Vögel mehr nützliche oder schädliche Insecten tödten, da diese Frage nun einmal aufgeworfen ist. Ungeachtet aller sonstigen Verdienstlichkeit jener Bemühungen wird deshalb kaum in Zweifel zu ziehen sein, daß wir im Wesentlichen immer wieder auf Beobachtungen im Freien angewiesen bleiben.

Fast unübersehbar sind nun in der Literatur die Veröffentlichungen, welche unter Verwendung tausendfacher Wahrnehmungen die Nützlichkeit der insectenfressenden Vögel behandeln. Dabei läßt sich indessen nicht verhehlen, daß von der großen Mehrheit die Ueberzeugung in den Vordergrund geschoben und dadurch mehr der hinnehmende Glaube in Anspruch gezogen, als ein lückenloser sachlicher Nachweis des causalen Zusammenhanges gegeben wird. Ein vorzügliches und durch die allgemeinste Anerkennung ausgezeichnetes Buch über Vogelschutz spricht sich z. B. über die Erfolge der Nistkästen folgendermaßen aus: „An der am zahlreichsten und schon am längsten mit Nistkästen versehenen Oertlichkeit, dort, wo die meisten Bäume schon unter dem Schutz der Vögel aufgewachsen sind, habe ich seit vielen Jahren stets die gleiche gute Obsternte. Obgleich öfters die ganze Gegend durch Raupenfraß zu leiden hatte, jene von so vielen Meisen und sonstigen Höhlenbrütern bevölkerten Bäume bleiben stets verschont davon. Die Bewohner des nächsten Dorfes wurden bald aufmerksam darauf, und ohne die geringste Anregung meinerseits fingen auch sie an, Nistkästen aufzuhängen. Jetzt hängen alle Gärten voll, und die Leute versichern mir, daß sich seitdem auch [illegible] ihnen der Raupenfraß erheblich verringert habe.

*) Ornithologische Monatsschrift 1900.

Dabei ist bemerkenswerth, daß jene Dorfbewohner in keiner Weise etwa besondere Vogelliebhaber sind, sondern daß dieser Vogelschutz lediglich aus materiellen Gründen entstanden ist. Jene Leute haben die Kosten für Nistkästen als ein gutes Anlagecapital erkannt. Solche Erfahrung am grünen Holze spricht gewiß noch beredter, als alle Gelehrsamkeit des grünen Tisches."*) Sehr schön, aber bei alledem darf nicht vergessen werden, daß Erfahrungen voller Widersprüche sind, und Niemand wird entkräften, daß sich trotz der Vögel die Insecten ausbreiten und das Obst vernichten können, während es hinwiederum bei Vogelmangel zu gerathen vermag, da die Vögel, nicht immer und nicht allein den Ausschlag geben. Obwohl von vornherein anzunehmen ist, daß sie in diesem Falle wesentlich beitrugen, so macht sich nach meinem Dafürhalten dennoch das Fehlen einer genauern, die Thatsachen: Vermehrung der Vögel, Abwesenheit von Raupen und Gedeihen der Früchte, vermittelst einer Aufeinanderfolge einzelner Beobachtungsmomente ursächlich verkettenden Beweisführung bemerklich, wie sie etwa im Kampfe gegen die widerstrebenden Anschauungen der Südeuropäer ersprießlich sein würde, wo leider das Wort mitunter Geltung zu erwerben scheint: „Was man nicht weiß, das eben brauchte man, und was man weiß, kann man nicht brauchen." Im Ganzen ist soviel erwiesen, daß die Vögel außerordentliche Massen von Kerbthiermaterial verschlingen, unter dem sich zahllose Schädlinge befinden. In dem Maße aber, wie die letztern beseitigt werden, verliert ein Theil der nützlichen offenbar an Bedeutung und kann ohne namhaften Verlust für die Gesammtheit entbehrt werden. Man wird daher aus den thatsächlichen Verhältnissen wohl kaum das Recht zu dem Vorwurf ableiten dürfen, daß das Uebergreifen der Vogelnahrung in die Reihen der Nutzinsecten einer Aufhebung des Gleichgewichts in den gegenseitigen Beziehungen den Grund ebne, und für den wirthschaftlichen Effect ist es jedenfalls einerlei, ob letztere oder die Vögel den Verderbern Einhalt thun. Ohne Frage ist es ein erstrebenswerther Standpunkt, den nützlichen Kerfen ebenfalls alles Wohlwollen zuzukehren, jedoch die Kenntniß derselben liegt in breiten Schichten so im Argen, daß es vorerst noch mancher Schulung bedürfen wird, während bei den weit lebhafter in die Sinne fallenden Vögeln die Schwierigkeiten ungleich leichter zu beheben sind. Uebrigens machen sehr viele Nützlinge des Kerbthierreichs durchaus keinen Unterschied zwischen „gut und böse", denn beispielsweise maßen sich die Raubinsecten an, was sie nach dem Recht des Stärkern bewältigen können, da die „Herrenmoral" eben auch im Thierreich gilt, und die Schlupfwespen erliegen nach der bekannten Stufenleiter der Gewalt unter andern wieder Parasiten ihrer eignen Gattung. Derselbe Mangel an Unterscheidung ergiebt sich in der Ernährungsweise der Spinnen, Tausendfüße und andrer Gliederfüßler, sodaß auch hier der Nutzen nicht als einwandfrei aufzufassen ist. Beachtenswerth sind die Insecten ferner als Vermittler der Pollenübertragung in den Blüthen. Dem Fruchtansatz wird bei vielen Pflanzenarten Eintrag geschehn, wo insbesondre Bienen und Hummeln seltner werden, und unsre culturellen Einflüsse entwinden auch ihnen Boden. Die sogenannte Schwalbenfrage dürfte, abgesehn von der Fängerei des Südens, mit der Verminderung verschiedener Insectenarten verflochten sein, denn da diese Vögel überall gehegt und durch Vermehrung der Gebäude die Niststätten erweitert werden, so ist nicht recht ersichtlich, woraus ihr häufig beklagter Rückgang entspringt. Die Verunreinigung der Flußläufe durch den Industriebetrieb entvölkert dieselben jedoch nicht nur von Fischen, sondern auch Insecten, und hierzu gesellen sich als insectenfeindlich Entsumpfung, Einwirkungen der Fabrikgase auf die Vegetation 2c. Noch immer kann man in Gegenden, wohin diese Störungen nicht vorgedrungen sind, Schwalben in Menge schauen und ihre Nester da oft dicht angeklebt finden, wo jeder Flug in die Umgebung reiche Ausbeute von Kerbgethier einbringt.

Wenn wir die Insectenclasse von den erwähnten Gefährdern, welchen sich außerdem besonders noch Eidechsen, Schildkröten, Lurche und Fische anreihen, unablässig aus allen Richtungen bedrängt erblicken, wie ist es dann zu erklären, daß verschiedene sich zu jenen mächtigen Häufungen andauschen können, die wiederkehrend Fluren und Waldungen überschütten? Wer trägt die Schuld hieran? Dieselbe läßt sich auf Niemand zurückladen, als auf uns selber. Indem der Mensch unter den einst gemischt durcheinander stehenden Pflanzen ihm zweckdienliche Arten auslas und auf großen Flächen in eintönigen und unnatürlichen Ansammlungen vereinigte, concentrirte er zugleich ihre bis dahin zerstreuten Verletzer und erschuf diesen die Möglichkeit, ebenfalls Massen zu bilden, deren enges Zusammenleben bei dem überreichlich vorhandenen Futter einem lawinenartigen Anwachsen Vorschub gewährte. Nicht in gleicher Weise zogen überall ihre Widersacher nach, welche, meist höher organisirt, die veränderten Bedingungen in Aufenthalt und Nahrung anzunehmen sich weigerten und an Gebiet einbüßten. Hierin gipfelt ein Gegensatz zwischen unsrer sogenannten Cultur- und der ursprünglichen Steppe, woselbst unter Umständen eine gleichförmige Flora aus Gräsern, Coniferen, Weiden, Birken u. s. w. auch die Vorherrschaft davonzutragen vermag, denn dort scheinen Raubsäuger und Raubvögel, Insectenfresser, Fledermäuse theilweise noch in ungeschwächter Kraft und Verbreitung ihre Mission zu erfüllen und neben elementaren Ereignissen die Pflanzenesser in angemessenem Grade niederzuhalten.*) Man kann voraussetzen, daß Calamitäten so alt sind wie der Anbau, und schon das graue Alterthum weiß von Raupen-, Mäuse-, Kaninchenplagen u. s. w. zu berichten. Gleich der gesammten Thierwelt stand auch der Mensch auflodernden Verheerungen von jeher zumeist machtlos gegenüber, hat bis heute von seinen Errungenschaften durch allen Aufwand künstlicher Mittel die Nemesis der Natur nicht abzustreifen vermocht, und wie zahlreiche Seuchenerreger Haus- und Heerdenvieh dahinraffen, so verheeren nach denselben Gesetzen fluthartige Ueberschwemmungen mit Gästen die Gewächse. Einige Begebnisse mögen derartige Entwickelungen kurz beleuchten.

Der Colorado- oder Kartoffelkäfer, der vor mehrern Jahrzehnten viel von sich reden machte, wurde bei der wissenschaftlichen Erforschung des Coloradogebietes und Felsengebirges entdeckt, wo er neben andern Arten harmlos und unbeachtet auf einem wilden Nachtschatten (Salanum rostratum) lebte, und 1824 als Doryphora decemlineata beschrieben. Als mit der Anlage der Pacific-Bahn von den neuen Einwanderern die Kartoffel, bekanntlich auch ein Nachtschattengewächs, eingebürgert ward, pilgerte er auf diese über und begann sich plötzlich mit unglaublicher Fruchtbarkeit auszubreiten, völligen Kahlfraß auf den Kartoffelfeldern hinter sich zurücklassend. Denn die Larven, welche aus den 700—1200 Eiern entsprossen, die von einem Weibchen im Mai gelegt werden, haben sich nach 28—32 Tagen zu Käfern ausgebildet und erzeugen im Juni die zweite Generation, der im August eine dritte folgt. Unaufhaltsam rückte er in östlicher Richtung vorwärts, überstog 1861 in großen Schaaren den Missouri, schritt 1864 und 1865 an fünf Stellen über den Mississippi, fiel 1871 am Detroit in Canada ein, drang 1874 etwa 3200 Kilometer von seinem Ursprung zuerst an den Atlantischen Ocean und hatte in den nächsten Jahren einen Flächenraum von ungefähr 3900000 qkm überzogen. Da die Larve träg ist und nur langsam weiterschlüpft, geschah die Verbreitung hauptsächlich durch den Käfer, der dabei Wind, Eisenbahnen und an Gewässern Schiffe, Flöße und treibende Pflanzen zur Beförderung ausnützte, ein Fall von Großartigkeit, wie er in der Chronik der Insectenzüge unerhört war. Kein Mittel verfing, Vögel (besonders Krähen), Erdkröten, Raubinsecten, welche sich an der Vernichtung betheiligten, Schnellfliegen, die ihre Eier in den Maden unterbrachten, richteten nichts aus, und der Schaden schwoll ins Ungeheure an. Vorübergehend befielen die Kartoffelkäfer auch andere Culturpflanzen, vorzüglich Tomaten (Solanum Lycopersicum), bei Nahrungsnoth selbst Kohl, Salat, Hopfen u. A. Von der Küste aus stoben sie, gleich unsern Weißlingsfaltern, Marienkäfern u. s. w., zu ihrem Verderben heerdenweise aufs Meer hinaus, so daß in Hoboken und Brooklyn die Oberfläche handhoch mit ihnen angefüllt und die vor Anker liegenden Fahrzeuge förmlich übersät waren. In Badeorten machten sie sich durch Belästigungen verhaßt, der Capitän eines auf See befindlichen Schiffes mußte die Luken schließen lassen, um wenigstens die Innenräume zu sichern, und längs des Strandes verpesteten auf lange Strecken ihre von den Wogen ausgespülten Leiber die Luft.**) In Europa wurde Alarm geschlagen, und die Regierungen erließen Einfuhrverbote für amerikanische Kartoffeln, umsonst, der Fremdling wurde durch Schiffe eingeschleppt. Doch verwirklichten sich die Befürchtungen hier nicht, da es glückte, ihn zu unterdrücken, bevor er weitere Ausdehnung gewann.

* v. Berlepsch, Der gesammte Vogelschutz, 1899.

*) Nehring, Ueber Tundren und Steppen, 1900.
**) Gerstäcker, Der Coloradokäfer, 1877.

Die Raupen der Kohlweißlinge (Pieris brassicae) überfilzen gewissermaßen in manchen Jahren die Kohlbreiten der Felder, und bald starren die abgenagten Rippen empor zum Zeichen, wie es mit der Ernte beschaffen sein wird. Einige Krähen, Staare, vielleicht auch Elstern, Dohlen und Drosseln suchen umher, Rebhühner, Sperlinge, vereinzelte Edelfinken und in der Nähe der Ortschaften Haushühner hacken Raupen ab, ein eigentliches Herbeiströmen ist indessen nicht zu beobachten, und vor Allem vermißt man die kleineren Kerfjäger aus der gefiederten Welt, was dadurch zu entschuldigen ist, daß ihre Reviere mehr in Gärten, Gebüsch oder Wald belegen sind. Gleichwohl schreitet der Tod in Gestalt von Schlupfwespen (Microgaster glamerata) einher, deren Zahl immer unheimlicher wird. Wenig Raupen bleiben in der Regel von der schmarotzenden Schlupfwespenbrut ausgeschlossen, diese fallen gewöhnlich andern anheim, welche ihre Eierablage in die Puppen bewirken, und der Vernichtungsfeldzug wird beendet, ohne von den Insectenfressern beschleunigt oder gestört worden zu sein. Obstbäume bedecken sich mit Räupchen von Gespinstmotten im Laufe mehrerer Jahre manchmal so, daß ihre Kronen weithin von dichtem Gewimmel belebt, mit einem Schleier feiner Fäden umsponnen und nach kurzer Zeit entblättert erscheinen. Vögel vermögen hier schwerlich zu helfen, weil ihr Gefieder durch das Fasergewirr zusammengeschnürt würde, und halten sich abseits. Wiederum müssen Schlupfwespen, ungünstige Witterung oder Erkrankungen ihre Schuldigkeit erfüllen, denn im Naturgetriebe sind die Gegenwirkungen mannigfaltig und insectenverzehrende Thiergruppen lediglich Glieder in der Ausgleichskette. Der durch amerikanische Reben eingeführten und in Deutschland zuerst 1874 bei Bonn aufgefundenen Phylloxera vastatrix oder Reblaus, die sich an den Wurzeln festsaugt und mit ihren 6—8 jährlichen Generationen Weinberge mit dem Untergange bedroht, fehlen gleich der ebenfalls aus Amerika stammenden, gegenwärtig die Aepfelbäume verseuchenden Blutlaus (Schizoneura lanigera) natürliche Feinde. Kein Vogel tastet die letztere an, und es sei als Beispiel angeführt, daß Grünspechte, welche in einem Apfelbaume Nachkommenschaft auffütterten, die denselben Stamm bewohnenden Blutlausherde keines Blickes würdigten, und ebenso wenig die übrigen geflügelten Nachbarn, Kohlmeise, Hausrothschwanz, Gartengrasmücke, Wachholderdrossel, Edelfink, Sperling.

„Großartige Waldbeschädigungen durch Insecten sind eine geschichtliche Thatsache. Auf Jahrhunderte zurück berichten die Chronisten über Waldverheerungen in den Nadelforsten. Diese Nachrichten häufen sich im 18. Jahrhundert. Die Erklärung ist nicht in dem Umstande zu suchen, daß in dieser Zeit eine wirkliche Mehrung der Insectenschäden zu constatiren war, sondern in der Thatsache, daß im vorigen Jahrhundert überall in Deutschland ein besonders lebhaftes Interesse für den Wald erwachte, welches die Vorgänge in demselben um so aufmerksamer verfolgte, als die bis dahin meist unpflegliche und nicht geordnete Waldbehandlung an vielen Orten Waldzustände zeitigte, welche bei den beschränkten Verkehrsverhältnissen jener Zeit in die weitesten Kreise die Furcht vor einem bald eintretenden Holzmangel getragen hatte ..... Bis gegen die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts war die Lebensweise der dem Walde schädlichen Insecten noch sehr wenig bekannt, daher auch von Vertilgungsmaßregeln bei eingetretenen Calamitäten soviel wie keine Rede .... Erst die bedeutenden Verheerungen, welche in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts in den großen Nadelholzforsten Kiefernspinner, Föhreneule, Kiefernblattwespe, Spanner, Nonne und Borkenkäfer anrichteten, gaben, getrieben von dem Gespenste eines nahe bevorstehenden Holzmangels, Veranlassung, der Lebensweise der Forstinsecten, sowie den anzuwendenden Vertilgungsmitteln eine besondere Sorgfalt zuzuwenden. Männer verschiedener Berufsarten beschäftigten sich mit der Forstinsectenkunde, Flugblätter und die Tagespresse, Kanzel und Schule suchten gemeinnützige Kenntnisse über das Leben der Waldverderber zu verbreiten, und am Schlusse des Jahrhunderts war bereits eine ganz ansehnliche Literatur erwachsen, welche — zum Theil in monographischer Behandlung — über die Resultate der damaligen Beobachtungen, Erfahrungen und Maßnahmen zur Abwendung der den Waldungen drohenden Schäden Zeugniß giebt." Mit diesen bezeichnenden Worten werden die „Grundlagen für die Verhandlungen der am 7. October 1890 zusammentretenden Commission zum Zwecke der Berathung der gegen die Ausbreitung der Nonne (Liparis monacha) zu ergreifenden Maßregeln" eingeleitet. Trotz aller Fortschritte, welche seitdem in dieser Beziehung geschehen sind, befindet man sich Calamitäten gegenüber meist in ziemlich hilfloser Lage und muß den Schaden einstecken, sodaß die alte Mahnung: Bekämpfe die Anfänge! auch heute noch als wichtigster Leitsatz gelten muß. Denn „als Hauptaufgabe wird der einzelne Revierverwalter und sein Hilfspersonal stets anzusehen haben die rechtzeitige Erkennung einer stärkeren Vermehrung" ... „bei rechtzeitiger Entdeckung der Heerde wird es oft nur geringer Mühe und Kosten bedürfen, um die Gefahr im Keime zu ersticken*)." Zur Verhütung der Entstehung und zur Beschränkung des Uebels, obschon nicht zur völligen Verhinderung oder Unterdrückung, leisten hier natürliche Feinde bemerkenswerthe Unterstützung, von Säugern insbesondere die Fleder- und Spitzmäuse, ja sogar der Fuchs, dessen Losung mit Resten von Faltern und deren Eiern oft dicht durchsetzt ist, unter den Vögeln am hervorragendsten die Staare, welche sich in großen Flügen gern nach lichtem Waldbestand wenden, geschlossenen jedoch meiden. In Nonnenrevieren hat man stellenweise auch Anhäufungen von Kuckucken, Krähen, Blauracken, Pirolen, Spechten, Meisen, Edelfinken angetroffen, die sich der Verfolgung hingaben.**) Unter Umständen scheint der Kuckuck, bedauerlicher Weise infolge der Abnahme der kleinen Singvögel, denen er seine Eier zur Aufzucht anvertraut, immer spärlicher werdend, eine vortreffliche Wirksamkeit zu üben, da er ein regsamer Raupenjäger ist. Die meisten insectenfressenden Vögel bleiben freilich der Tiefe einförmiger Nadelforsten fremd, weil diese ihren Bedürfnissen nicht begegnen, und die Rückwirkung davon auf die Waldinsecten kann nicht zweifelhaft sein. Raubkerfe sind gleichfalls wichtig, vor Allem aber Schmarotzerinsecten, welche noch am ehesten, allerdings gewöhnlich erst nach jahrelangem Andauern, also zu spät, die Epidemie niederkämpfen, sowie theilweise Pilze (Cordyceps militaris, ein Kernpilz) und Spaltpilze, deren Infectionen ein Absterben der Schädlinge nach sich ziehn. Auch sind Vorschläge erfolgt, zur Abwehr auf Mischpflanzung zurückzukommen. In gefährdeten Revieren, in denen bisher die Fichte rein gezogen worden wäre, schreibt z. B. Geh. Hofrath Prof. Nitsche bezüglich der Nonne, sei eine Einmischung von Kiefern, Eichen, Lärchen und Buchen in hohem Grade empfehlenswerth, eine wirkliche Beseitigung der Gefahr nur von Laubholzeinmischung zu erwarten.

In ähnlicher Weise gestalten sich ungefähr die Nagerverwüstungen. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts breitete sich plötzlich in den mittlern Theilen Sachsens ein Thier aus, von dem man glaubte, daß es mit russischem Getreide gekommen sei, und es „russischen Balk" nannte. Da es in Schumanns Lexicon von Sachsen, 1822, dem ich diese Angabe entlehne, unter den Nagern aufgezählt wird, so ist höchst wahrscheinlich der Ziesel (Spermaphilus citillus) gemeint, welcher, in der Lausitz, bei Pirna, Lauenstein u. s. w. noch jetzt nachgewiesen,***) damals eine jedenfalls bei uns seltene Calamität veranlaßt zu haben scheint, worauf er bald wieder verschwand. Häufiger wachsen unter günstigen Verhältnissen die Hamster an, ab und zu neue Grenzen erringend, wie z. B. ihre Einwanderung seit länger als einem Jahrzehnt bei Zwickau erfolgte.†) In Betreff der eigentlichen Mäuse deutet die Redensart: „Maus ist Maus", schon an, daß man vom praktischen Standpunkte alle in denselben Topf wirft, obgleich Unterschiede an ihnen hervortreten. Von den beiden Gattungen Mus, echte Mäuse, und Arvicola, Wühlmäuse, haben die erstern einen spitzschnauzigen Kopf, große Augen, große, weit aus dem Felle hervortretende Ohren und ungefähr körperlangen Schwanz, letztere dagegen einen dicken Kopf mit stumpfem Vorderende, kleine Augen, mehr oder weniger im Pelze verborgene Ohren und kurzen Schwanz. Als Aufenthalt bevorzugen sie theils den Wald, theils das Feld. Besonders nachtheilig ist die Waldmaus (Mus silvaticus), und zwar durch Verzehren von Samen und Früchten, Zerstörung der Saaten, Abbeißen zarter Triebe und Benagen junger Holzgewächse, wobei sie an den Stämmchen bis zu 1 m und höher hinaufklettert, wiewohl sie von mancher Seite, z. B. von Altum, milder beurtheilt wird. In trocknen Sommern und früchtereichen Jahren kann ihre Ausbreitung eine sehr beträchtliche werden. Auch die Waldwühl- oder Rötelmaus (Arvicola glareolus) mit ihrem rothbraunen Fellchen macht sich

*) Nitsche, Die Nonne, 1892.

**) Rörig, Ansammlungen von Vögeln in Nonnenrevieren. Ornithologische Monatsschrift 1899.

***) Thallwitz, Abhandl. der Isis in Dresden, Jahrg. 1898.

†) Vergl. des Verfassers: Die Einwanderung des Hamsters in die Gegend von Zwickau. Jahresber. des Vereins für Naturkunde zu Zwickau i. S., 1895.

bei häufigem Vorkommen in Waldstellen und Gehölzen durch Schälen junger Holzgewächse, namentlich der Lärche, manchmal bis hinauf zu den Spitzen sehr unliebsam geltend. Die Erdmaus (Arvicola agrestis) liebt wasserreiche Gegenden und scheint sich nur an bestimmten Oertlichkeiten in einiger Menge zu finden, so daß ihr Schaden an Wurzeln, Rinden u. s. w. kaum allgemeine Ausdehnung zeigt. Baumwurzeln bis zu Armesdicke schrotet die Wühlratte oder Schurmaus (Arvicola amphibius) ab und fügt überhaupt unter- und oberirdischen Pflanzentheilen sowohl durch Unterminiren als Befressen arge Beschädigungen zu, wird in Culturen mit saftigen, knolligen und stärkemehlhaltigen Wurzeln, in Getreidefeldern, Obst- und Weingärten zur großen Plage, stapelt in ihren Gängen bedeutende Wintervorräthe an und schürft gleich dem Maulwurf Hochwässern Angriffsröhren an Dämmen und Ufern, wodurch bei Vernachlässigung mancher verhängnißvolle Dammbruch verschuldet worden sein mag. Eine wahre Geißel des Land- und Forstwirthes bildet allbekanntlich die Feldmaus (Arvicola campestris), weniger die durch einen schwarzen Striemen über den Rücken gelennzeichnete und den Aufenthalt mit ihr theilende Brandmaus (Mus agrarius). Die Feldmaus verfügt über eine ungeheuerliche Fruchtbarkeit. Durchschnittlich sind 75% weiblich, und eine Muttermaus vermog vom März bis in den Spätherbst aller sechs bis acht Wochen acht bis zehn Sprößlinge zu gebären, von denen die Weibchen mit acht Wochen bereits wieder Junge zur Welt bringen, so daß im günstigen Falle binnen Jahresfrist ein Völlchen von 10000 entkeimen kann. Außer an Vegetabilien mästen sich die Nager auch von thierischen Stoffen, und die kräftigeren unter ihnen morden selbst Vogelbruten. Unausgesetzt reißen die fleischfressenden Säuger und Vögel aus ihren Reihen Opfer um Opfer, aber bei gewaltigen Ueberschreitungen der natürlichen Daseinslinien werden Zurückstauungen auf das richtige Maß meistens gleichfalls elementaren Vorkommnissen zufallen, vor allen Dingen feindseliger Witterung. Scharfe, schnerlose Winter, Wechsel zwischen Nässe und Frost im Frühlinge sind ihnen höchst gefährlich, und starke Sommerniederschläge fegen Brut auf Brut weg, unerachtet wir durch Giftlegen, künstliche Verseuchung und anderweite Maßregeln tödtliche Waffen in der Hand führen.

Das bescheidne Bild, welches in Vorstehendem zu entrollen versucht wurde, kann selbstverständlich den umfänglichen Gegenstand nicht entfernt erschöpfen, abgesehn davon, daß uns die wirkliche Bedeutung vieler Thiere überhaupt noch dunkel ist. Dessenungeachtet darf vielleicht geschlußfolgert werden, daß man nicht allein auserwählten, ihren Nutzen besonders in die Augen setzenden Arten und Gruppen, sondern der Gesammtheit mehr als bisher in weitern Kreisen Aufmerksamkeit widmen und in ihren Gliedern den Platz möglichst wenig streitig machen sollte, damit die Aufrechterhaltung des natürlichen Ausgleichs bis zu gewisser Umgrenzung auch inmitten der Cultur stattfinden kann. Verfehlungen gegen Anbaugewächse, Jagdwild u. s. w. vergelten die meisten auf der andern Seite durch die Sühne segenbringender Bethätigungen, und erfordern doch auch die Hausthiere und das Wild eine Ablöhnung für den Gewinn, welchen sie spenden. Die Verbreitung einer allgemeinern Kenntniß des wirthschaftlichen Werthes der verschiedensten heimathlichen Thiere würde unzweifelhaft gerignet sein, das Vertrauen auf dieselben zu heben und ihrem Verdrängen Zügel anzulegen, wobei zur Vermittlung die vorhandenen Einrichtungen, Schule, Presse, naturwissenschaftliche, thierschützlerische, landwirthschaftliche Vereinigungen und dergl. ausreichend erscheinen. Conservativismus gegenüber unserer Thierwelt ist heutzutage die gebotenste Anschauung, und man müßte sich mit Vogel-, Fisch-, Wildschutz u. s. w. nicht allein mehr begnügen, sondern nach deren Vorgange zur Unterstützung der ganzen in ihrem Fortbestande erschütterten Fauna, insoweit sie nicht durch klar enthüllte und entschiedene räumliche oder allgemeine Schädigungen zur Abwehr zwingt, eine sachgemäße Obhut veranstalten. Indeß soll hier in genauere Vorschläge nicht eingetreten werden.

Bücherbesprechungen.

— **Offizier-Felddienstübungen in Beispielen auf kriegsgeschichtlicher Grundlage** von **Hoppenstedt**, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule in Potsdam. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit sieben Skizzen im Text und einer Karte. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn. 2,40 ℳ — Der in Armeekreisen durch seine nutzbringende schriftstellerische Thätigkeit als Lehrer auf dem Gebiete des Felddienstes schon bekannte Verfasser hat jetzt zu Beginn der Felddienstperiode die zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage seines früheren Werkes herausgegeben. Von dem Streben geleitet, die praktische Ausbildung des jungen Officiers möglichst wirksam zu gestalten, will der Verfasser zu den zu stellenden Aufgaben die Kriegsgeschichte benutzt wissen. Mit Recht betont er, daß in einem Zukunftskriege der Etappen- und Grenzkrieg eine ganz hervorragende Rolle spielen werde und demzufolge die Aufgaben nach kriegsgeschichtlichen Vorbildern aus dem kleinen Kriege besonders gerignet sind, den jungen Officier auf seine Führerthätigkeit vorzubereiten, ihn zur Urtheils- und Entschlußfähigkeit zu erziehen und ihm die Wege zur Lösung von Felddienstaufgaben zu weisen. Das Werk des Hauptmanns Hoppenstedt behandelt deshalb im I. Abschnitt in Kürze den Etappen- und Grenzkrieg 1870/71, im II. Abschnitt Gefechtsepisoden und angewandte Beispiele, im III. Abschnitt giebt es allgemeine Regeln für den Etappenkrieg und der IV. Abschnitt enthält Hinweise auf Veranlagung, Leitung und Kritisirung der Felddienstaufgaben, sowie Regeln für die Entschlußfassung. Die Schrift wird sicherlich Anklang in Officierskreisen finden und dazu beitragen, tüchtige Truppenführer heranzubilden. H. L.

— **Gefechtsaufgaben für das Bataillon** gemäß Exercirreglement für die Infanterie II. Theil. A. von **Mathy**, Oberstleutnant beim Stabe des 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88. Berlin, R. Eisenschmidt. Preis 2 ℳ — Die vorliegenden 31 Aufgaben für die Ausbildung des Bataillons im Gefecht im Sinne des Exercirreglements II. Theil zeugen von Fleiß und Interesse des Verfassers für die Sache. Wir halten aber die Veröffentlichung derartiger Hilfsmittel weder für zweckmäßig noch für nutzbringend und nöthig; wir glauben, jeder strebsame Officier muß selbst so viel Geschick besitzen, um an der Hand des Reglements und der Felddienstordnung und unter Zuhilfenahme kriegsgeschichtlicher Studien sich derartige einfache Aufgaben selbst auszuarbeiten. Wir können uns auch nicht einmal mit den gestellten Aufgaben einverstanden erklären, doch ist hier nicht der Platz, um sich eingehender über diese Aufgabenstellung auszusprechen. Dies hieße sonst wiederum eine Broschüre schreiben. —r.

— **Der Spielmann.** Monatsblätter für deutsche Dichtung, herausgegeben von Dr. **Ernst Wachler**. Jahrgang 1902, zweites bis viertes Heft. Verlag von Fischer und Franke, Berlin W 30. Bezugspreis vierteljährlich 2 ℳ, das einzelne Heft 80 ₰. — Das ist unstreitig die rechte Art, den Sinn für die Lyrik wieder zu beleben: eine bescheidene Anzahl von Gedichten, mit Geschmack ausgewählt und in schmuck ausgestatteten, monatlich erscheinenden Heften dargeboten. Mancher, dem ein Band Lyrik einen gelinden Schrecken einjagt, läßt sich doch zu passender Stunde solch ein schmächtiges Heftchen gern gefallen. Und weckt das eine Lied kein Echo im Herzen, vielleicht gelingt es dem nächsten oder dem übernächsten. Der Herausgeber hat im Ganzen ohne Frage einen guten Blick und eine sichere Hand, das wird auch der anerkennen, der nicht immer seine Auswahl gutheißt. Auch wir theilen seinen Geschmack nicht überall. So erscheint uns das Gedicht von Reeff „Der Blizzard“ (2. Heft) geradezu unbedeutend, und der Reim Dämôn auf Hohn unerträglich. Die Verherrlichung des Selbstmordes (2. Heft, S. 79) hätten wir aus sittlichen Gründen beanstandet. Ferner erscheint uns etwas mehr Strenge gegenüber den Fremdwörtern wünschenswerth. Wörter wie Zodiakallicht, äonenalt (S. 55) oder ein Reim wie Rage: Page (S. 181) sind der Dichtersprache nicht würdig. Und noch eine kleine grammatische Bemerkung: anstatt „in seiner Jugend blühenden Kraft“ (S. 174) muß es heißen „in seiner J. blühender Kraft“. Doch nachdem wir so unserem kritischen Gewissen Genüge gethan haben, erkennen wir nochmals mit freudigem Danke an, daß der Spielmann uns die Bekanntschaft manches kraftvollen jungen Talentes vermittelt hat und daß wir uns an den frischen Stimmen aus dem deutschen Dichterwalde, die sich hier zum Chore einen, herzlich gelabt haben. Bemerkt sei noch, daß der Jahrgang 1901 des Spielmanns unter dem Titel Der Spielmann, ein Jahrbuch deutscher Dichtung mit zwölf Monatsbildern von Franz Stassen und Buchschmuck von Hermann Hirzel, zum Preise von 10 ℳ bei Fischer und Franke zu haben ist. r— —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 65. Sonnabend, den 31. Mai, Abends. 1902.

Die künstliche Seefischzucht.

Wie neuerdings bekannt geworden ist, haben Deutschland, Schweden, Norwegen, England, Rußland und die Niederlande eine gemeinsame, planmäßige Erforschung der Nord- und Ostsee sowie einzelner Theile des atlantischen Oceans durch umfassende hydrographische, biologische und fischereistatistische Untersuchungen in Aussicht genommen. Diese Untersuchungen sollen nun die Grundlagen für eine rationelle Bewirthschaftung der vorgenannten Meere geben, in erster Linie also wohl Mittel und Wege feststellen, die anzuwenden sind, um eine weitere Abnahme der für die Hochseefischerei wichtigen Meeresbewohner zu verhindern resp. für eine Vermehrung derselben zu sorgen. Da nun für die Vermehrung der Süßwasserfische in umfassender Weise durch die künstliche Fischzucht, d. h. die künstliche Gewinnung, Befruchtung und Erbrütung von Fischeiern und das nachfolgende Einsetzen der Brut gesorgt wird, so dürfte es vielleicht von Interesse sein, zu erfahren, inwieweit und mit welchem Erfolge diese Methode auch für die Vermehrung der Seefische in Anwendung gebracht ist.

Die ersten derartigen Versuche sind in Amerika angestellt worden. Sie gründeten sich auf die Erfahrungen, die Seth-Green bei der künstlichen Befruchtung des Laichs einer heimischen Alsenart, des Shadfisches, gemacht hatte. Für gewöhnlich ein Meeresbewohner, wandert dieser Fisch zur Laichzeit in die Flüsse und setzt hier seine Eier ab. Einige Wochen später zieht dann die Brut stromabwärts zum Meere, um ausgewachsen wiederum zum Laichen in die Flüsse aufzusteigen. Seth-Green legte nun die Eier dieses Fisches in Gefäße, die mittelst eines Metalldeckels verschlossen wurden, und setzte sie in den Fluß. In jedem Gefäß befanden sich 50–100000 Eier, die die zum Leben nöthige Luftmenge dadurch erhielten, daß durch kleine Oeffnungen in den Wandungen der Gefäße reichliche Wassermengen hindurchfließen konnten. Die Erfolge, die Seth-Green dabei erzielte, waren so günstige, daß er 1867 ungefähr 93 Millionen junger Fische in den Hudson und Connecticut einsetzen konnte. Da weitere Versuche ebenfalls gute Resultate lieferten, ging man dazu über, sie auch auf andere Fische, und zwar solche, die ausschließlich Meeresbewohner sind, auszudehnen. Die Art, die für diese Zwecke ausgewählt wurde, war der Kabeljau.

Es liegt auf der Hand, daß gegen derartige Versuche mancherlei Bedenken geltend gemacht wurden. Werden denn, so fragten die Gegner, die Bewohner einer Küste auch wirklich die Fische ernten, die sie als Brut dem Meere übergeben haben? Wird diese sich denn nicht nach allen Richtungen hin zerstreuen und wird nicht so der größte Theil des dafür aufgewendeten Geldes ohne Nutzen, vielmehr im wahren Sinne des Wortes ins Wasser geworfen sein? Thatsächlich hat sich nun herausgestellt, daß die in diesen Fragen aufgeworfenen Einwände unrichtig sind, daß der Wohnbezirk der meisten Meeresbewohner ebenso begrenzt ist, wie derjenige der landbewohnenden Thiere. Jede Fischart besitzt ihr mehr oder weniger eng umschriebenes Wohngebiet, das sich höchstens mit der Jahreszeit ändern kann. Der nordatlantische wie der südatlantische Ocean, selbst der Golf von Mexico, sie haben ihre bestimmte Fauna. Nur wenige Arten haben einen ausgedehnteren Wohnbezirk, viele einen noch kleineren und unter den Fischen des nord- und südatlantischen Oceans kommen manche Arten nur auf der amerikanischen, andere nur auf der europäischen Seite vor. Für die Fische des offenen Meeres, die sich von dem ernähren, was auf der Oberfläche umherschwimmt, würden ausgedehnte Streifzüge wohl noch möglich sein, keinesfalls aber für diejenigen, die in der Nähe der Küsten am Meeresgrunde leben. Sie können den atlantischen Ocean nicht durchqueren, denn die tiefen Gründe desselben setzen ihnen ein Hinderniß entgegen, welches ebenso schwierig zu überwinden ist, wie hohe Gebirgsketten für landbewohnende Thiere.

Wemyß Fulton hat Fische mit Aluminiummarken versehen und sie dann von Neuem dem Meere übergeben. Ein beträchtlicher Theil derselben wurde, und zwar noch nach geraumer Zeit in der Gegend, wo sie dem Wasser anvertraut waren, wieder gefangen. Alles in Allem also: die Wanderungen der Fische sind beschränkt und unter Zugrundelegung dieses Satzes konnte Spencer Baird seine Zuchtversuche mit dem Kabeljau, dessen Vorkommen und Lebensweise genau studirt waren, beginnen. Die geringen Ortsveränderungen, die dieser Fisch unternimmt, werden durch den Temperaturwechsel — das Wasser soll nicht zu warm und nicht zu kalt sein — und Nahrungsverhältnisse bestimmt und finden in Wirklichkeit nur zwischen Tiefe und Oberfläche, also in verticaler Richtung statt.

Spencer Baird begann seine ersten Versuche mit dem Kabeljau 1878 in Gloncester, einem kleinen Hafen Neu-Englands, der für die Fischerei an der Bank von Neufundland von besonderer Wichtigkeit ist. Die Zuchtversuche in der Anfangs nur dürftig ausgestatteten Station stießen zunächst auf mancherlei Schwierigkeiten, umsomehr, da man über die Bedingungen, unter denen sich die Eier am besten entwickelten, vor Allem über die dafür günstigste Temperatur, nichts wußte. So war denn die Thätigkeit des ersten Jahres neben der Herstellung eines geeigneten Brutapparates in erster Linie diesbezüglichen Untersuchungen gewidmet. Man stellte dabei fest, daß die Schnelligkeit, mit der sich die Eier des Kabeljaus wie auch anderer Fischarten entwickeln, innerhalb gewisser Grenzen von der Wärme des Wassers abhängt. Bei 0° C. sind 50, bei 7° nur 13 Tage nöthig.

Waren nun auch die Erfolge dieses Jahres in Bezug auf die erzielte Fischbrut nicht gerade günstige, denn man erhielt aus 8250000 Eiern nur 1500000 Stück, so hatte man doch soviel gelernt, daß man 1879 schon 12 Millionen Stück Fischbrut liefern konnte. Des Weiteren wurde durch Versuche erwiesen, daß sich befruchtete Eier bei entsprechender Verpackung auf 24 Stunden Entfernung verschicken lassen, ohne dabei zu Grunde zu gehen. Gerade dieser Nachweis war von hervorragender Wichtigkeit, denn durch fortgesetzte Versuche auf diesem Gebiete ist heute die Möglichkeit gegeben, Tausende von befruchteten Lachseiern unversehrt nach Europa herüberzusenden.

Auf Grund der günstigen Erfolge, die die Arbeiten des Jahres 1880 gezeitigt hatten, sah sich die Regierung der Vereinigten Staaten veranlaßt, zu Woods Hall in der Nähe von Boston eine neue Station zu errichten, die jedoch erst in den Jahren 1883 und 1884 völlig ausgerüstet wurde. In beiden Instituten wird jetzt mit wachsendem Erfolge gearbeitet.

Das Vorgehen der Amerikaner fand Nachahmung und so wurde 1883 auf Anregung Dannevigs, eines auf dem Gebiete der Fischzucht hoch erfahrenen Mannes, zu Flodevig bei Bergen eine Fischzuchtstation errichtet. Veranlassung dazu hatte die Beobachtung gegeben, daß sich der Ertrag der Fischerei an den Küsten Norwegens ersichtlich verringerte. Männer, die Dannevig für seine Ideen zu begeistern wußte, gewährten die nöthigen Geldmittel und ermöglichten die Gründung des genannten Instituts, das sich zunächst auch mit der Gewinnung der Kabeljaubrut beschäftigte. Hier wie in Gloucester und Woods Hall wies man überzeugend nach, daß für das Gedeihen befruchteter Fischeier die Beschaffenheit des Wassers von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Die meisten Fische, die für den Großhandel in Betracht kommen, sind Bewohner des offenen Meeres, die nur vorübergehend im schnellen Zuge die Küstengegenden passiren. Ihre Eier legen sie entfernt vom Ufer ab; diese bleiben an der Oberfläche und treiben dort umher und einer ihrer schlimmsten Feinde ist das Wasser der Küstenregionen. Wie schon

die Farbe zeigt, ist letzteres von dem des offenen Meeres sehr verschieden: Während dieses tiefblau gefärbt ist, zeigt jenes ein grünliches oder graues Aussehen und sind in ihm Schmutz- und Staubtheilchen, organischer wie anorganischer Art, die der Natur des Untergrundes entsprechend wechseln, suspendirt. Und gerade diese sind es, die den Eiern so sehr schädlich sind; sie setzen sich auf der Oberfläche derselben an, umgeben sie mit einer festen Hülle und hindern so die Eier an der für ihre Existenz so unentbehrlichen Sauerstoffaufnahme.

Ein anderes für den Fischzüchter beachtenswerthes Moment liegt in den Schwankungen, denen das Küstenwasser in Bezug auf Dichte und Salzgehalt unterworfen ist, zwei Umstände, die wieder häufigere Temperaturschwankungen im Gefolge haben. Je näher der Küste, vor Allem aber den Mündungen der Ströme, um so häufiger und ausgesprochener sind diese Schwankungen und um so schädlicher wird das Wasser den Eiern. Daraus folgt, daß eine Fischzuchtstation unter allen Umständen nur da angelegt werden darf, wo reines Wasser zur Verfügung steht.

Alle diese Punkte wurden in erster Linie durch Dannevig klargestellt. Seine Zuchtversuche waren von günstigem Erfolge begleitet; von 7 Millionen Stück Fischbrut im Jahre 1884 stieg diese schon 1892 auf 200 Millionen. Er beschränkte seine Versuche übrigens nicht blos auf den Kabeljau, sondern dehnte sie auch auf den Hering, verschiedene Plattfische und schließlich sogar auf den Hummer aus. Die Resultate, die mit diesem Kruster erzielt wurden, waren ermuthigend, wie denn die gesammte Thätigkeit des Flodeviger Instituts von so günstigem Erfolge begleitet war, daß es 1887 vom Staate übernommen und erweitert wurde. Es kann jetzt als Musteranstalt bezeichnet werden; die Production an Fischbrut beläuft sich im Durchschnitt auf jährlich 300 Millionen Stück.

Eine weitere Seefischzuchtanstalt befindet sich seit 1889 auf einer kleinen Insel der Trinitatisbai im Angesicht des Hafens von Dildo auf Neufundland. Auch hier beschäftigt man sich in erster Linie mit der Production von Kabeljaubrut, daneben auch mit der des Hummers. Die Erfahrungen auf diesem letzteren Gebiete haben zur Errichtung einer Anstalt geführt, die lediglich diesem Zwecke dient. Sie ist 1891 zur Bay-View in Neuschottland angelegt worden.

Als letzte und jüngste Station ist nun noch diejenige zu Dunbar in Schottland zu erwähnen, die 1893 durch die Fürsorge der schottischen Fishing Board geschaffen und der Direction von Wemyß Fulton unterstellt ist. Bei der Gründung dieser Anstalt wurde allen bisher gemachten Erfahrungen in ausgiebigster Weise Rechnung getragen, so daß sie zweifelsohne als Muster einer solchen bezeichnet werden kann. Sie liegt an der Küste von Haddingtonshire in der Nähe der Mündung des Firth of Forth.

Fassen wir die Thätigkeit, die die vorgenannten Institute zu Gunsten des Kabeljaus ausgeübt haben, zusammen, so ergiebt sich, daß Gloucester und Woods Hall in der Zeit von 1878 bis 1890 etwa 250 Millionen Stück Brut ausgesetzt haben. Flodevig hat von 1884 bis 1896 anderthalb Milliarden producirt und die Fjorde der Umgebung, die zum größten Theil verarmt waren, wieder bevölkert. In Dildo sind von 1890 bis 1894 mehr als 600 Millionen junger Kabeljaus gezüchtet und dem Meere übergeben worden und, wie es scheint, mit bestem Erfolge, denn überall sind, wie die übereinstimmenden Aussagen der Fischer bekunden, ungeheure Schaaren dieser Fische beobachtet worden. Fügen wir noch hinzu, daß auch die in der Trinitatisbai gemachten Erfahrungen durchaus zufriedenstellende gewesen sind, so ergiebt sich, daß das Gesammtresultat aller dieser Arbeiten als ein voll befriedigendes bezeichnet werden kann. Dasselbe gilt von den mit dem Hummer angestellten Versuchen. 1895 lieferten in Dilda 25000 Hummern fast 600 Millionen Eier, von denen 470 Millionen auskamen. Im Ganzen hat diese Station in sechs Jahren über 2 Milliarden junge Hummern geliefert und so, wie die Fischer dieser Gegend hoffen und nach ihren Schätzungen erwarten, ihre Fanggründe erheblich bereichert. Wie weit diese Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind, dürften wohl dieses und die nächsten Jahre lehren, da die ausgesetzte Brut inzwischen zu marktfähigen Thieren herangewachsen sein muß.

In neuerer Zeit hat man in den Vereinigten Staaten auch Versuche mit der künstlichen Vermehrung des Störs und zwar in der Delaware-Bai, angestellt. Dabei hat sich gezeigt, daß die künstliche Befruchtung der Eier dieses Fisches überaus leicht ist und nur die einfachsten Vorsichtsmaßregeln erfordert. Die Eier sind sehr widerstandsfähig und passen sich Bedingungen an, welche denen anderer Fische nicht zusagen würden, wennschon sie andererseits specielle Maßnahmen erfordern.

Weitere Versuche sind noch mit verschiedenen Plattfischen wie dem Steinbutt, der Flunder, dem Glattbutt und der Zunge angestellt worden. Leider war die Sache hier nicht so leicht wie beim Kabeljau und Hummer, weil man nur unvollkommen darüber unterrichtet war, wie Eier und Brut dieser Fische zu behandeln sind, die Bedürfnisse der Fische selbst nicht genügend kannte und weil man sich außerdem die für die Gewinnung der Eier nothwendigen fruchtbaren Fische viel weniger leicht verschaffen kann. Aufklärung über die ersteren Punkte zu erlangen, war demgemäß die nächstliegende Aufgabe und Dank der Arbeiten der schottischen Zoologen Mc Intosh, Cunningham und Anderer wurde es möglich, mit der Cultur einzelner dieser Fischarten zu beginnen. Am besten sind bis jetzt die mit dem Glattbutt unternommenen Versuche gelungen. In Dunbar ergaben 100 Eier 96 Stück Brut.

Schließlich sei noch auf die vorzüglichen Resultate hingewiesen, die man mit der Einbürgerung des Shadfisches längs der californischen Küste erzielt hat, denn sie gerade lehren, wie großen Nutzen die Cultur der Seefische verspricht. Der genannte Fisch fand sich, wie anfangs erwähnt, ursprünglich nur an den Küsten Virginiens und Karolinas, nirgends aber im Stillen Ocean. Da beschloß 1871 die Fischereicommission der Vereinigten Staaten, ihn dorthin zu verpflanzen, und ließ zu diesem Zweck einige 1000 Stück desselben in den Sacramento setzen. Während der folgenden Jahre fuhr man damit fort, so daß bis 1886 ungefähr 1 700 000 Stück in vier californische Flüsse gepflanzt waren. Der Erfolg war überraschend, denn heute findet sich der Shadfisch nicht nur im Sacramento, sondern längs der ganzen Küste Californiens, ja er hat seinen Verbreitungsbezirk aller Wahrscheinlichkeit nach schon bis Alaska, vielleicht sogar bis nach Japan hin ausgebreitet. Die Kosten der „Aussaat" betrugen nur etwa 56 000 ℳ.

Aehnliche Erfahrungen hat man mit einem anderen Fisch, dem Roccus lineatus gemacht, von dem man in den Jahren 1879 und 1882 etwa 450 Stück in die Mündung des Sacramento gesetzt hat. Die Gewässer des Stillen Oceans scheinen diesem Fische besonders zuzusagen; er wächst hier sehr schnell heran und hat sich ebenfalls längs der ganzen californischen Küste verbreitet. Auf dem Markte zu San Francisco ist er sehr gesucht. Die Kosten der Verpflanzung haben einige 100 Dollars betragen. Der jährliche Ertrag beläuft sich schon heute auf 75 000 ℳ.

Die vorstehenden Mittheilungen dürften wohl genügt haben, die große Bedeutung der künstlichen Fischzucht auch für die Seefische klarzulegen. Wenn die bisherigen Arbeiten nicht immer von gleich günstigem Erfolge begleitet waren, so ist dies, wie auch hervorgehoben worden ist, darauf zurückzuführen, daß die für diese Zwecke nothwendigen Vorkenntnisse und Erfahrungen eigentlich völlig gefehlt haben und zum großen Theil noch fehlen. Wenn sich nun auch die beabsichtigten Untersuchungen der nordeuropäischen Meere voraussichtlich nicht auf Fischzuchtversuche selbst erstrecken werden, so werden sie doch zweifelsohne solcher Gestalt sein, daß auf Grund derselben spätere derartige Versuche mit der Aussicht auf guten und sicheren Erfolg unternommen werden können. Wünschen wir daher diesem Unternehmen bestes Gelingen, zum Segen der Hochseefischerei, die ja auch für einen großen Theil der Küstenbewohner unseres Vaterlandes von hoher wirthschaftlicher Bedeutung ist.

Dr. C. M.

Bücherbesprechungen.

— **Die Spinne.** Roman aus den gegenwärtigen Kämpfen des Polenthums wider das Deutschthum in der deutschen Ostmark von **Albert Liepe.** Berlin 1902. Verlag von Fr. Zillesen, 256 Seiten, Preis 3 ℳ. — Vom rein literarischen Standpunkt aus betrachtet würde der vorliegende Roman kaum zu den besseren Durchschnittsleistungen unserer Romanliteratur zu zählen sein. Um nur als Kunstleistung gewerthet zu werden, ist er, abgesehen von der nicht immer ganz einwandsfreien Form der Darstellung, zu sehr auf Tendenz gearbeitet. Dieses Vorherrschen der Tendenz, die den Kunstwerth schädigt, verleiht aber andererseits der Arbeit des Verfassers auch wieder ihren Werth. Die schweren Kämpfe, die das Deutschthum heute in unseren Ostmarken zu bestehen hat, und die Umtriebe, die das zum größten Theil von einer fanatischen nationalpolnischen Geistlichkeit angetriebene Polenthum gegen dieses Deutschthum spinnt, werden durch diesen Roman in

einer leicht faßbaren und zugleich angenehm unterhaltenden Form einem größeren Leserkreise zum Verständniß gebracht, der für das schwerere Geschütz politischer Broschüren und Artikel wenig Verständniß, Muße und Neigung übeig hat. Stellenweise, z. B. in dem ellenlangen Berichte über die Sitzung des Ostmarkenvereins, nimmt freilich auch unsere Erzählung fast die Gestalt eines politischen Zeitungsreferates an, im Ganzen aber werden doch die zu ertheilenden Aufklärungen über die politische Lage auf dem polnischen Kriegsschauplatze in die gefälligere Form der romanhaften Erzählung hineinverwoben. Der Hauptwerth des Buches liegt in der zwar scharfen aber in der Hauptsache lebenswahren Zustandsschilderung; was an Vorschlägen zur Bekämpfung dee polnischen Gefahr beigebracht wird, ist nicht neu und nicht immer ganz einwandsfrei, so wird es immer eine staatsrechtliche Unmöglichkeit bleiben, einen wenn auch noch so gefährlichen polnischen Agitator, sofern er nur deutscher Staatsangehöriger ist, aus dem Reichsgebiet auszuweisen. Auch der auf Seite 190 verzapften Geschichtsklitterung über die staatsrechtliche Stellung Polens zum alten deutschen Kaiserreiche im Mittelalter, nach der die Polen immer nur in dem „deutschen Lande lediglich geduldet“ gewesen sein sollen, können wir uns nicht anschließen, obwohl wir uns mit einigem Recht zu den „geschichtlich Gelehrten“ zählen dürfen. Alles in Allem genommen, wird aber das vorliegende Buch durchaus geeignet sein, seine Aufgabe zu erfüllen, in breiteren Schichten aufklärend über eine wichtige nationale Frage dee Gegenwart zu wirken; man kann ihm deshalb eine weitere Verbreitung gewiß wünschen.

W. B.

— **Preußens auswäetige Politik 1850 bis 1858.** Unveröffentlichte Documente aus dem Nachlasse des Ministerpräsidenten **Otto Frhrn. v. Manteuffel.** Herausgegeben von **Heinrich v. Poschinger.** Erster Band: Von Olmütz bis zur Errichtung des zweiten französischen Kaiserreichs. Vom 1. November 1850 bis zum 2. December 1852. Zweiter Band: Die orientalische Frage bis zum Beginn des Krimkrieges. Vom 2. December 1852 bis zum 14. December 1854. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1902. XIX, 474; XIX, 591 S.; 8°. Preis des Bandes, geheftet: 12 ℳ. — Poschinger und kein Ende! So könnte man wahrhaftig ausrufen angesichts der unerschöpflichen Fülle von Veröffentlichungen, die seine nimmer müde Hand zusammenstellt. Aber, mag man auch über die hier und da flüchtige Art und Weise, wichtige Urkunden herauszugeben, denken, wie man will: das Gesammtergebniß ist doch auf jeden Fall so, daß dem Minus ein gewaltiges Plus gegenübersteht, und daß, wer nicht wissentlich ungerecht sein möchte, dem fleißigen Herausgeber Dank wissen muß. Es ist ja richtig: der Deutsche liebt oon ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe die Gründlichkeit, und es verschlägt ihm nichts, mit gründlicher Geduld Jahrfünfte, Jahrzehnte zu warten, wenn er die Zugänglichmachung der Reichstagsacten aus den Zeiten der römischen Kaiser deutscher Nation in den gewissenhaften Händen eines vielgliedrigen Ausschusses und geschulter Gelehrter weiß. Ich meine aber: der Mitlebende, dee Zeitgenosse hat auch ein Recht, darf auch fordern, daß er über die Vorgänge, die er selbst noch wenn nicht schon als denkender Mensch, so doch als Kind miterlebt hat, oder für die er sich lebhaft interessirt, weil ihre Kenntniß ihm die Gegenwart erklären hilft, möglichst umfassend und möglichst rasch unterrichtet wird. Und wenn es nun einen Mann giebt, der kraft seiner ausgezeichneten Verbindungen private Actenschätze zu heben versteht wie selten Jemand, so hat dieser Mann nicht nur das Recht, er hat die Pflicht, zu wirken, solang es Tag ist. Sicherlich hat mit dem Erscheinen jeder neuen, derartigen Veröffentlichung auch die wissenschaftliche Kritik die Verpflichtung, sich zu regen und auf Versehen u. s. w. aufmerksam zu machen; die Berechtigung dazu wird ihr auch Hr. v. P. nicht bestreiten. Aber der Grundton sollte in Anbedracht der ohne Zweifel sehr verdienstlichen Gesammtleistung die Bahnen der Anerkennung nicht (oder wenigstens: nicht wesentlich) verlassen. Das im Allgemeinen. — Im Besonderen sei zunächst auf die Ankündigung des 1. Bandes in der Nummer vom 14. Januar 1902 (Hauptbl. u. Erste Beilage, S. 164 f.) verwiesen und zweitens daran erinnert, daß Heinrich v. Poschingee aus den Manteuffelschen Papieren zwei Werke zurechtgezimmert hat: das früher erschienene (3 Bände) führte den Titel „Unter Friedrich Wilhelm IV.; Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Frhrn. v. Manteuffel“ (von mir in den Wissenschaftlichen Beilagen Nrr. 59 und 68 vom 18. Mai und 8. Juni 1901 angezeigt), war zeitlich umfassender (1848—82), mehr persönlich gefärbt und hatte in der Hauptsache die inneren Verhältnisse Preußens im Auge; das heutige (ebenfalls 3 Bände, von denen der Schlußband im Herbst erscheinen soll) behandelt in einem bedeutend engeren Zeitraume (1850/58 = Manteuffels Präsidium) nur Preußens auswärtige Politik. Beide Werke ergänzen sich aber glücklich; man darf behaupten, daß wir kein Jahrzehnt preußischer Geschichte hinsichtlich dessen, was im Cabinet hinter den Coulissen voe sich gegangen ist, im Einzelnen wie im Ganzen so genau kennen, wie nunmehr die Reactionsjahre 1850 ff., die „traurige Aera Manteuffel“. Und wir empfangen dabei das angenehme Gefühl, daß der Held jener Jahre nach Olmütz, eben der damalige preußische Ministerpräsident, entschieden gewinnt, je genauer wir über seine intimsten Stimmungen und Gedanken, Pläne und Absichten unterrichtet werden. Allerdings muß ich auch heute wieder betonen, daß ich den gänzlichen Umschlag, den Hr. v. Poschinger hinsichtlich ber Beurtheilung Manteuffels auf Grund seiner Veröffentlichungen prophezeit, für meine Person nicht in der Lage bin, mitzumachen: verherrlichen, das ist denn doch zu viel verlangt! Aber verstehen; und das ist bekanntlich der erste Schritt zum Verzeihen. Es sei mie verstattet, für meine in dieser Beziehung beträchtlich kühlere Haltung einen einzigen Beleg zu bringen. Jedermann weiß, welch klägliche Rolle Preußen gespielt hat, als Anfang des Jahres 1856 die Einladungen zum Paeiser Congreß ergingen; und will man gerecht sein, so muß man hinzusetzen: verdientermaßen. Diese unrühmliche Behandlung durch die Westmächte, die unter Napoleons III. Führung beim Krimkriege so nett abgeschnitten hatten, war aber die directe Folge von Preußens Verhalten beim Ausbruche des Kriegs. Angesichts dieser nicht wegzuleugnenden Thatsachenreihe gestehe ich offen, weder die Randbemerkungen zu den Bunsenschen Schriftstücken (II, S. 345 ff.) billigen noch es verstehen zu können, wenn der Herausgeber (II, S. VI) sagt, Manteuffel habe „in dem ganzen Streite die richtige Diagonale zwischen dem Osten und dem Westen gezogen“; vielmehr will mir scheinen, als ob der Londoner Gesandte (dessen Anschauung ich mir durchaus nicht überall aneignen möchte) in dieser wichtigen Angelegenheit richtig geurtheilt habe. Ht.

— **Das Verhältniß der Handelsgeographie zur Anthropogeographie** (Ein Beitrag zur Handelsgeographie als Wissenschaft) von Dr. **Max Eckert.** [Sonderabdruck aus dem Bericht über die öffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig 1901—1902; hrg. von Prof. H. Raydt.] Leipzig, Druck von Hesse & Becker, 1902. 40 S.; 8°. — In einfacher, klarer, allgemeinverständlichee Weise legt der Verfasser das Verhältniß der von ihm während mehrerer Jahre an 4 verschiedenen Anstalten gelehrten jungen Wissenschaft zu der von Friedrich Ratzel begründeten Anthropogeographie dar. Beide Theilwissenschaften der Erdkunde haben die Betrachtung der Abhängigkeit des Menschen vom Boden gemeinsam; aber während die Anthropogeographie auf Grund einer tieferen Erkenntniß vom Wesen der Dinge für die Abhängigkeit des Menschen vom Boden (Wahrscheinlichkeits-) Gesetze aufzustellen sucht, also mehr zum Gebiete der Philosophie hinüber neigt, geht die Handels- und Verkehrsgeographie hauptsächlich auf die auf Gewinn gerichtete und gewerbsmäßig betriebene Vermittelung des Güteraustauschs zwischen Erzeuger und Verbraucher ein, indem sie die Schauplätze und Wege dieser kaufmännischen Thätigkeit feststellt. Eckert kommt es weniger darauf an, beide Disciplinen ängstlich von einander abzugrenzen, als vielmehr zu zeigen, wie eng bei all r Selbstständigkeit beide mit einander verwandt sind, wie erfolgreich die eine von der andern befruchtet wird, wie viel namentlich die Handelsgeographie durch anthropogeographische Behandlung und Beleuchtung gewinnt. Auch der Ausblick auf die Zukunft seiner Wissenschaft, von der noch Manches gefordert werden muß, ehe sie im Kranze der Schwestern als vollberechtigt gelten darf, zeugt von dem Weitblick und der Arbeitsfreudigkeit des Verfassers dieser empfehlenswerthen Programmschrift. Ht.

— **Eugen Schmitt, Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter.** Neue Ausgabe. Leipzig, Eugen Diederichs, 1902. V + 151 S. — Die Meinung, welche hier mit glühender Bewunderung, aber selbständiger Verarbeitung der Gedankenwelt des Uebermenschen vertreten wird, ist die, daß Nietzsche den Grundirrthum der sokratisch-christlichen Welt, Natur und Geist seien verschieden, wie Erscheinung und Sein, oder wie Diesseits und Jenseits, in die höhere Wahrheit auflöste, daß der Mensch, als die vollkommenste Erscheinung des Kosmos, beider

völlig Herr werden müsse, als Thier und Gott zugleich. Aber diese Weltanschauung ist alt und falsch, sie ist alt, denn alle Culturentwickelung kreist um die Pole des natürlichen Triebes und des geistigen Hochmuths; sie ist falsch, denn die Natur soll durch den Geist auf dem sittlichen Doppelwege der Vernichtung und der Verklärung überwunden werden. Die christliche Weltanschauung hat die sokratische durch die völlige Klarlegung des Verhältnisses zwischen Natur und Geist überlebt und überwunden: Nietzsche träumt jene vorsokratische Menschheit zurück, welche dadurch, daß sie vom Baume der Erkenntniß sinnliche Früchte pflückt und ißt, das „ihr werdet sein wie Gott" erleben soll. Das letzte Wort, das er mit gesundem Geist (1889, an Georg Brandes) geschrieben hat, ist ein Rücktritt in die alte Welt: „Die Schwierigkeit ist die, mich zu verlieren . . . der Gekreuzigte." Wenn wir darum unmöglich in das Lob einstimmen können, das Rudolf Steiner im Magazin für Literatur (1898, Nr. 43) der Schmittschen Schrift mit auf den Weg gab, sie sei einer „der glänzendsten Morgensterne am Himmel der modernen Gedankenwelt", so wollen wir doch gern zugeben, daß im Ueberschwemmungsgebiet der Nietzsche-Literatur wenig in so ausgeprägter und vornehmer Originalität geschrieben worden ist. Im scharfen Gegensatz zum „Antichrist" verkündet Schmitt für die Zukunft ein drittes Reich, in welcher die Religion „als lebendiges All-Einheitsgefühl und Erkenntniß des Geistes als einer kosmischen Schwingung" sich die Welt erobern wird. Es wird freilich in solchen Zukunftsträumen Steine für Brod, oder sagen wir einmal Caviar fürs Volk geboten, denn nicht nach intellectueller Vollendung strebt der Mensch, sondern nach sittlicher Erlösung. Dieses Streben ist der Silberblick in der Goetheschen Welt, die man mit mehr Fug und Recht an die Grenzscheide zweier Weltalter stellen könnte, weil sie maßvoll ist. Ein holder Born, in dem ich bade, ist Ueberlieferung, ist Gnade: dabei wird es trotz Ikarus-Nietzsche bleiben. Störend sind Wortentstellungen, wie „kalibanisch" (S. 68) und Wortungeheuer wie „im vornhinein". Ueberhaupt läßt der Stil an Durchsichtigkeit und vor Allem Nüchternheit zu wünschen übrig. — Der Verfasser, früher einfacher Gerichtsschreiber, wurde 1887 durch eine Preisschrift über Hegel weltbekannt, man prophezeite ihm eine glänzende Laufbahn — doch hart im Raume stoßen sich die Sachen: durch seine edelanarchistischen Anschauungen verlor er Amt und Stellung. Publicistisch ist er vielgekannt und vielgenannt; der greise Tolstoi bezeichnet ihn als den besten und verständnißvollsten Ausleger seiner socialen Utopien. J. J.

— **Rahel Varnhagen.** Ein Lebens- und Zeitbild von **Otto Berdrow.** Mit 12 Bildnissen. Zweite, veränderte Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1902. XI, 452 S.; 8°. Preis: geheftet 7 M. — In der L. Z. ist es im Allgemeinen nicht üblich, die zweite Auflage eines vor nicht zu langer Zeit erschienenen Buchs zu besprechen; hier aber, bei Berdrows „Rahel", rechtfertigt sich eine Ausnahme ohne weiteres. Zunächst hat der Verfasser, dem wir auch die ebenfalls schon in zweiter Auflage vorliegenden „Frauenbilder aus der neueren deutschen Literatur-Geschichte" verdanken, die Gelegenheit, allen seit 1899 neu entdeckten oder bearbeiteten Stoff über seine Heldin, ihre Jugendentwicklung, gesellschaftliche Stellung u. s. w.*) in die Darstellung zu verweben, gewissenhaft benutzt und sein Buch dadurch wissenschaftlich mindestens auf der früheren Höhe erhalten. Zweitens ist ihm im Laufe der letzten Jahre mit der allmäligen Entfernung von den Jahren der ersten Anlage und Niederschrift die geschichtliche Perspective erstanden und damit die Möglichkeit einer ruhigeren, objectiveren Beurtheilung erblüht: auch diese Gunst hat sich Berdrow nicht entschlüpfen lassen. Was er vor 2½ Jahren bot, und noch mehr, was er heute bietet, ist keine gelehrte, pedantisch-chronologische Lebensbeschreibung à la Düntzer, sondern eine blutwarme, mit Hilfe der Briefe, Tagebücher und Denkwürdigkeiten aufgebaute, der geistvollen Persönlichkeit nach allen Richtungen hin gerecht werdende, durch und durch künstlerische Neugestaltung Rahels, eine mit Liebe empfundene, von Liebe getragene und trotzdem oder gerade deswegen geschichtlich treue Wiederspiegelung ihres vielseitigen Waltens und Wirkens. Der Verfasser läßt Rahel Varnhagen und ihre Freunde oft und gern selbst sprechen; die geschickte Auswahl aus dem in erdrückender Menge hierfür zur Verfügung stehenden Stoffe zeugt von tiefgehenden Kenntnissen ebenso, wie von einem geläuterten, das Wesen einer guten Biographie richtig erfassenden Geschmack. Ht.

— **Verdeutschungsbücher des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.** II. **Der Handel,** Geldverkehr, Buchhaltung, Briefwechsel, Waarenverkehr und Versicherungswesen. Verdeutschung der entbehrlichen Fremdwörter der Handelssprache nebst vier Vorlagen für deutsche Wechselvordrucke. Dritte vermehrte Auflage, bearbeitet von **Karl Magnus,** Bankherr in Braunschweig. Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold), 1902. Preis 60 ₰. — Die Reihe der vom Deutschen Sprachverein herausgegebenen Verdeutschungsbücher wurde s. Z. eröffnet mit der Speisekarte. Ihr folgte der Handel. Inzwischen sind neun Stück erschienen, die Speisekarte hat es auf vier, die Amtssprache (Heft 6) sogar auf sechs Auflagen gebracht. Man sieht, die Bücher werden gekauft. Ob sie auch fleißig benutzt werden? Und ob ihr Einfluß das Uebel der Fremdwörtersucht schon gemildert hat? Die Antwort auf diese Frage lautet je nach dem Standpunkte zu den Bestrebungen des Sprachvereins verschieden. Manche Leute sagen: Die Sprache kümmert sich den Kuckuck um das bischen Fremdwörterjagd, sie geht ihren Trott weiter, wie es ihr behagt. Wir gehören nicht zu diesen. Unsres Erachtens hat die Erkenntniß der Berechtigung des Kampfes gegen die entbehrlichen Fremdwörter entschiedene Fortschritte gemacht. Daß ein so tief eingewurzeltes Uebel nicht so schnell auszurotten ist, wen soll das wundern? Nur nicht nachlassen, nicht müde werden! So freuen wir uns denn über jede neue Auflage eines der Verdeutschungsbüchlein und sind den Bearbeitern für jede Verbesserung und Vervollständigung dankbar. Wie sehr sie darauf bedacht sind, davon giebt auch das vorliegende Heft deutlich Zeugniß. Zu den im Anhange beigefügten Wechselvordrucken sei noch bemerkt, daß sie von Fachleuten aufgestellt sind und den Vorschriften der deutschen Wechselordnung, sowie den Anforderungen der Reichsbank vollkommen entsprechen. Auch der deutsche Handelsstand sollte sich immer mehr dessen bewußt werden, daß auch er Pflichten gegen die Muttersprache hat. An Mahnungen fehlt es nicht. Das zeigt z. B. der treffliche Aufsatz „Ueber Fremdwörter" in dem kürzlich bei Robert Voigtländer in Leipzig erschienenen Deutschen Lesebuche für Handelsschulen, herausgegeben von Prof. H. Raydt und Oberlehrer Dr. R. Rößiger (S. 33.)

— **Otto Schroeder, Vom papiernen Stil.** Fünfte durchgesehene Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1902. Preis 2 M. — Die Klagen über papiernen Stil, unnatürliche Kanzleisprache, schwerfälliges Tintendeutsch sind schon alt. Wie oft ereiferte sich Hildebrand in der Vorlesung über neuzeitliche Mißbildungen. Ich entsinne mich noch, wie er einmal die Frage aufwarf: Welchen Namen hätten wohl unsere Vorfahren gewählt statt des Sprachungeheuers „Kleinkinderbewahranstalt"? Sie würden einfach gesagt haben „Kindhaus". Otto Schroeder gedenkt auch Hildebrands als eines Gleichstrebenden und erwähnt die Forderung, die H. in seinem bekannten Buche „Vom deutschen Sprachunterricht" (Leipzig, J. Klinkhardt, 1867, 1879, 1887) aufgestellt hat: Das Hauptgewicht im deutschen Sprachunterricht sollte auf die gesprochene und gehörte Sprache gelegt werden, nicht auf die geschriebene und gesehene. Hildebrands Buch hat drei Auflagen erlebt, Schroeders „Papierner Stil" liegt gar schon in der fünften vor. Und es fehlt nicht an Büchern, die in dieselbe Kerbe hauen: Wustmann, Heintze, Matthias, Andresen u. s. w. Aber merkt man an der Sprache der Gegenwart etwas von dem Einflusse dieser Bücher? Herzlich wenig. Und woran liegt das? Weil in Sachen der Muttersprache noch immer Viele sich erhaben dünken über jede Unterweisung, Andere es wohl gar unwissenschaftlich finden, irgend einen Tadel über Sprachunfug auszusprechen. Allerdings mögen oft auch gerade die, für deren Ohr die Mahnungen Schroeders ganz vorzugsweise bestimmt sind, sie überhaupt nicht hören. Wie sehr würde das geschriebene Deutsch schon gewinnen, wenn nur das eine Gesetz allgemeine Beachtung fände: Das natürliche Maß für die Länge eines Satzes ist der menschliche Athem! Doch was hilft das Klagen? Danken wir vielmehr den Männern, die wie Schroeder und Hildebrand so wacker die Sache der lebendigen Sprache vertreten. Hoffentlich kommt doch einst die Zeit, wo ihre Worte allgemeinere Geltung gewinnen und dem „Großen Papiernen" den Garaus machen oder „denselben" (Schroeder S. 58 ff.) der Lächerlichkeit preisgeben. Sehr gefreut haben wir uns, daß Schroeder in seinem Vorworte Wustmann dankbar erwähnt. Es ist auf den „Sprachdummheiten" so viel herumgehackt worden, daß ihrem Verfasser solch eine Anerkennung wohl zu gönnen ist.

*) Für ihre Zeitgenossen Oelsner und Stägemann wären vielleicht noch Fr. Rühls jüngste Veröffentlichungen, für den entschieden zu hart verurtheilten Gentz Eug. Guglias Einzelschrift heranzuziehen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M. 25 ₰, für auswärts mit 1 M. 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 66. Dienstag, den 3. Juni, Abends. **1902.**

Eine neue Biographie Eduard Mörikes.

Zu des Dichters Todestage (gest. 4. Juni 1875).

Nur noch zwei Jahre trennen uns von der Feier des hundertsten Geburtstages Eduard Mörikes (geb. 8. September 1804) und neue Biographien bereiten rechtzeitig auf dieses Ereigniß vor, das dem bedeutendsten Lyriker nach Goethe gilt. Heute ist nachfolgendes Werk anzuzeigen: Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten, dargestellt von Harry Mayne. Mit Mörikes Bildniß. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 6,50 M.

Den bedeutendsten Lyriker nach Goethe haben wir Mörike genannt und nicht nur diese Thatsache, die Mörike als etwas durchaus Selbständiges hinstellt, bleibt bestehen, sondern auch die der Aehnlichkeit Mörikes mit Goethe überhaupt. Man fühlt sich bei Mörike oft an Goethe erinnert. In einem Lohbauerschen Briefe heißt es: „Mörike ist, als wäre er ein Sohn Goethes, geistig, aus geheimnißvoller wilder Ehe.“ Keller sagt einmal in seiner phantasievollen Weise von Mörike, er muthe an, wie der Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin, was auch kein übles Bild ergiebt. Und Mayne stellt Mörike so auf das Postament (S. 5 und 6): „Mörike steht voll im Schwabenthum und in der Romantik, und doch berührt er sich zugleich aufs Engste mit den Classikern. In Schillers letztem Lebensjahre wurde er geboren, Goethes Todesjahr brachte sein erstes und größtes Werk („Maler Nolten“). Er ist einer der Haupterben Goethes. Das Volksthum der poetisch reichsten deutschen Landschaft und der Adel der reichsten deutschen Persönlichkeit erscheinen bei Mörike in eigenartiger Verschmelzung . . . Er ist ein Talent ersten Ranges und seine Dichtung intensiv und echt wie nur eine. Aber er ist insofern kein Dichter ersten Ranges, als seine Poesie zu wenig extensiv und umfassend ist, um ihn in der Geschichte der deutschen Literatur zu einer Gestalt von weitreichendem Einfluß zu machen. Als Lyriker hat er keinen Maßstab zu scheuen, als poetische Gesammterscheinung aber tritt er doch in die zweite Reihe.“

Das dürfte im Wesentlichen wohl stimmen und der Bedeutung Mörikes gerecht werden; man muß ihn nicht überschätzen, aber gerecht einschätzen. In einer Zeit der wildesten Gährung auf den Markt der Oeffentlichkeit tretend, in der das junge Deutschland, froh, daß Goethe endlich gestorben war, als geschlossene Schule auftrat, mit der Absicht, sich das Publicum zu erobern, es mit seiner Propaganda zu sättigen, das Genie durch die Menge der Schriftsteller zu ersetzen, stand dieser Schwabe so ziemlich einsam da, er, der eine seltsame Ausnahme bedeutet, in jener Zeit, da der Tag mit seinem vorübergehenden Lärm Alles war, ein zeitloser Dichter war, der von dem Grundsatz, wennschon unbewußt, ausging:

„Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.“

Und heute? Jene Schreier sind abgethan und Mörike steht aufrecht, anerkannt da, die Gemeinde, über die er gebietet, erweitert sich zusehends, der Dichter, der in einem Roman, „Maler Nolten“, in kleineren erzählenden Werken („Mozart auf der Reise nach Prag“), endlich in seinen Gedichten quantitativ wenig, qualitativ viel erreicht und geleistet hat, schickt sich, wenn der Ausdruck gestattet ist, an, seinen 100. Geburtstag zu feiern, denn er ist ein Lebender, und als Einer vor die Nation zu treten, der ein bleibender Besitz derselben ist. Wer hat nun gesiegt?

Nur schwer hat er sich zu der Höhe emporgerungen, die er jetzt einnimmt, und im Leben ist es ihm nicht leicht geworden, jene Unabhängigkeit von Nöthen und Zufälligkeiten zu gewinnen, die zum Schaffen unumgänglich nöthig ist. Die erste Hälfte seiner Biographie hat sich leider mit all jenen Versuchen zu beschäftigen, die gemacht wurden, ihn, der kränklich und zart war, in eine sorgenfreie Stellung zu bringen, die er ersehnte und die ihm gebührte und die ihm doch nur unzureichend zu Theil ward. Mörike ist ein sprechender Beleg dafür, wie schwer es Leuten, die von einer gewissen besonderen Natur sind, wird, sich in die Welt mit ihren Anforderungen zu fügen, wenn sie materiell nicht unabhängig sind; sie treten in ein Amt, in das sie nicht passen oder in dem sie ihre halben Kräfte verbrauchen, um nachher doch nur etwas zu leisten, was nicht ganz ist. Für solche Geister ist in der Welt kein Raum. Man bedauert sie und zuckt die Achseln, plagen sie sich ab und gehen sie unter, und hat erst dann Respect vor ihnen, ringen sie sich empor, aus eigener Kraft, oft unter Dreingabe derselben und der Gesundheit. Mörikes Leben war ein steter Kampf mit Widerwärtigkeiten und er konnte diesen erst dann und nur halb entgehen, indem er in eine Stellung hineingerieth, die ihm nicht zusagte, trotzdem sie anscheinend für seine quietistische Natur wie gemacht schien, die eines württembergischen Landpfarrers. Nur der zwingenden Gewalt seiner echt menschlichen Eigenschaften und der Güte der Menschen, seiner Vorgesetzten, die ein Einsehen hatten und wenigstens ahnten, daß sie etwas an Mörike besaßen, ist es zu danken, daß Mörike, der für den täglichen Beruf eines Beamten durchaus nicht geschaffen war, dabei nicht scheiterte. Grund genug gab er zu solchen Befürchtungen, aber sie gingen zum Glück nie in Erfüllung. Mörike war doch kein Goethe, der neben der Fabulir-Kunst und -Lust der Mutter die Statur des Vaters, die ihm des Lebens ernstes Führen lehrte, besaß und auch als Staatsbeamter und Minister etwas Ersprießliches leistete, er war kein Schiller, der von seinem Vater, dem „Herrn Major“, die Gabe geerbt hatte, dem Leben kampffreudig und siegesgewiß gegenüber zu treten, er besaß auch jene Ader Gottfr. Kellers nicht, der, durch die Noth in die Stellung eines Staatsschreibers hineingezwungen, auch in dieser sich bewährte. Er war aus anderem Holz! Die Biographie ist gefüllt von Ausdrücken, in denen der Gegensatz zwischen Persönlichkeit und Stellung sich kundthut. So schreibt Mörike an seinen Freund Mährlen im Febr. 1828: „Alles, nur kein Geistlicher.“ Mayne S. 91 urtheilt: „Mörike liebte seinen Beruf nicht. Mit vielen anderen Dichtern theilte er dieses Schicksal, namentlich mit seinen vaterländischen: gingen doch Hölderlin und Uhland ohne Neigung in ihren Stand, hatten doch Schiller und Kerner nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, ehe sie sich an ihrem Platze fühlten.“ Und als Mörike endlich im Amt war, schrieb er an Mährlen (S. 102): „Du hast keinen Begriff von meinem Zustand. Mit Knirschen und Weinen kau ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß. Ich sage Dir, der allein begeht die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient.“ Die gegentheiligen Stellen, die zu bezeugen scheinen, daß Mörike sich anscheinend mit seinem Berufe ausgesöhnt hat, wollen nicht viel besagen und sind nur so zu verstehen, daß Mörike, weil es ihm aus den oben angegebenen Gründen in seiner Stellung leicht gemacht wurde, die Schwere des Amts nicht übermäßig empfand. Von Owen aus, wo er 1829 Vicar geworden war, konnte er seiner Braut schreiben (S. 110), der Kirchenrock und er seien auf dem Punkte, die besten Freunde zu werden, verhehlte ihr aber auch in hypochondrischen Stunden nicht seine Unlust ob des verdrießlichen Zusammenleimens einer Predigt. Und nach einem verunglückten Versuch, die Schriftstellerlaufbahn einzuschlagen, für die Mörike allerdings so ungeeignet wie möglich war, theilte er Mährlen mit (S. 101): „Wie Schuppen fiel's mir von den Augen, daß ich alle jene Pläne, die mein ganzes Herz erfüllen,

auf keinem Fleck der Welt sicherer und lustiger verfolgen kann, als in der Dachstube eines württembergischen Pfarrhauses. Mich soll gleich der Teufel holen, wenn das mein Ernst nicht ist.“ Mit einem Vivat Vicariat! schließt der Weihnachtsbrief des Jahres 1828 an den Freund. Recht hat Mayne allerdings, wenn er S. 92 von Mörikes geistlicher Laufbahn überhaupt urtheilt: „Konnte er auch nicht völlig frei sich entwickeln, mußte er auch dem Zwange der Verhältnisse manches Opfer bringen, so rettete er doch seine Persönlichkeit glücklich aus allen Wirren und Fährden, und es ist am Ende ein reifer, fertiger Mann, der im Jahre 1834 das kleine vaterländische Dorf bezieht, das er für alle Zeit berühmt gemacht hat.“

Dies Dorf war Cleversulzbach, wo eine Schwester Schillers, Luise, als Pfarrersfrau gewaltet hatte und Schillers Mutter begraben liegt, deren Grabstätte Mörike wiederherstellte und mit einem Kreuz versah. Neben dieser Dichtermutter liegt auch die Dichtermutter Mörike bestattet, so daß ein Gitter beide Gräber umschließt. In Cleversulzbach konnte Mörike alle jene liebenswürdigen Eigenschaften als Mensch entfalten, die schon berührt sind und ihn trotz seines Widerwillens gegen den Pfarrberuf und seiner oft versagenden Leistungen als Geistlicher doch zu einem Liebling seiner Gemeinde machten, die freilich oft Ursache hatte, über das seltsame Gebahren ihres Hirten, das so gar nicht zu dem anderer Amtsbrüder stimmte, den Kopf zu schütteln. Einer Hilfe konnte Mörike von Anfang an als Pfarrer nicht entrathen, ein Vicar mußte seine Amtsgeschäfte versehen und während vielleicht ein Freund von ihm am Sonntag in der Kirche predigte, lag der Pfarrherr selbst vergnüglich draußen unter dem geöffneten Kirchenfenster im Grase und lauschte. Ein Amtsbruder sagte später, wohl halb gutmüthig entschuldigend, von Mörike aus, er sei halt immer ein „fauls Luder“ gewesen und die Faulheit, das Schlendern in Wald und am Bach entlang, das Liegen im Grase und Zuhorchen auf die Stimmen der Natur hat Mörike in einem herrlichen Sonett besungen und gepriesen. Geibel sagt:

„Ein Dichter darf schon auszuruhen wagen,
Denn auch sein Müßiggang ist reich an Früchten.“

Gerechter, nicht blos entschuldigend, von einer höheren Warte aus, von der aus man einen Durchschnittsmenschen von einem besonderen Menschen, der andere Rechte, weil andere Pflichten hat, zu unterscheiden versteht, urtheilt Mayne (S. 184) über diese Seite des Mörike'schen Wesens: „Nun ist es ja unbedingt richtig, schwerer Dienste tägliche Bewahrung war nicht Mörikes Sache, und er leistete im Berufsleben, rein äußerlich betrachtet, so wenig wie als Poet, denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Masse des dichterischen Ertrages dieses mehr als siebzigjährigen Lebens äußerst gering ist. Aber die Art seines Schaffens verbot von selbst ein Zu-die-Breite-gehen. Nur nichts forciren, das war sein ständiges Wort. Diese ängstliche Bescheidung, dieses sorgliche Ablehnen alles Fernerliegenden war der Egoismus des Selbsterhaltungstriebes, und mehrfach betonte Mörike zum Beispiel Hartlaub (seinem innigsten Freunde) gegenüber, daß das, was er poetische Apathie nenne, von Faulheit ganz gewiß zu unterscheiden sei. Er war eben eine völlig andere Natur als etwa der überaus fleißige Schwab, der als geborener Festdichter nie versagte. Wohl hat es oft den Anschein, als vertrödle Mörike seine Tage, ja als vegetire er nur in seinem Dorfasyl. Aber stetig wuchs in ihm der innere Mensch, und endlich erschlossen sich doch von selbst alle Knospen.“

Die erste Blüthe, die aufging, hatte schon in den Vicariats- und Wanderjahren des Dichters getrieben, der Roman „Maler Nolten“, das einzige größere Werk Mörikes, das dem Leser jetzt in zweiter, erst nach des Schöpfers Tode erschienenen Form vorliegt, ein Werk, nicht ohne Mängel, aber bedeutungsvoll für seine Zeit und für die unsere noch von bleibendem Werthe, das bewies, daß in einer unproductiven, von Tageslärm, Politik und religiösen Kämpfen erfüllten Zeit noch Triebkraft in der Kunst steckte. In gewissem Sinne kann man „Maler Nolten“ in Parallele stellen mit Kellers „Grünem Heinrich“, sowohl was Inhalt wie Schicksal des Werks anbelangt. Beide Werke behandeln viel Autobiographisches und beide hatten das Geschick, daß sie den Urheber zeitlebens begleiteten, ihm viel Verdruß und Mühe verursachten und endlich in einer gänzlichen Umarbeitung Autor und Publicum doch nur halb befriedigten. Der Umguß blieb ein solcher. Es ward kein Ganzes. Kenner, und für diese allein wird in absehbarer Zeit der Roman überhaupt vorhanden sein, behaupten, daß für sie sich eine dritte Form in Gedanken construiren lasse, die die Vorzüge der ersten mit denen der zweiten Bearbeitung verbinde, eine Behauptung, die auch auf den „Grünen Heinrich“ ausgedehnt worden ist. Beide Werke sind zeitlos, wie Mörikes ganze Dichtung überhaupt. Hierin liegt ihr bleibender Werth. Zeitlos ist auch Mörikes Lyrik, die von Cleversulzbach als fertiges Buch ausging, das Bedeutendste und Bleibendste seines Schaffens, das den Namen des Dichters in die Jahrhunderte tragen wird. Wie bei „Maler Nolten“, so widmet Mayne der Lyrik ein besonders hervorragendes Capitel, das die Fähigkeit des Literarhistorikers auch für ästhetisches Eindringen und Darlegen glänzend darthut. Von Mörikes Lyrik sagt Mayne (S. 233/34): „Sie ist zu reich, um auf eine Formel gebracht werden zu können. Sie ist eine Schatzkammer von wunderbar buntem Glanz. Goethesche Tiefe und volksmäßige Schlichtheit, antike Anmuth und romantische Formenfülle, barocker Spaß und kindlich rührender Märchenzauber, leidenschaftliche Gemüthserregtheit und stille Beschaulichkeit ziehen uns abwechselnd an; und all das ist in einen matten Goldton getaucht, der Mörike so ganz eigenthümlich ist. Er kann einfach innig und kindlich naiv sein und wiederum ein großer Herzenskündiger und Seher; er kann im Purpurmantel seiner prächtigen Sprache dahinschreiten und in possirlich hüpfendem Uebermuth am derben Schwank seine helle Freude haben; er kann das tiefste Gefühl rein und unberührt ausströmen lassen und seine Phantasie im abenteuerlichsten Arabeskenschmuck tummeln.“ Das wird so ungefähr das Richtige treffen, erschöpft aber das Eigenartige von Mörikes Lyrik nicht ganz, das mehr empfunden sein will. Erst die Musik, die eine unerschöpfliche Fundgrube in Mörikes Liedern findet, kann ganz herausheben, was darin ist, kann ganz dem Ausdruck leihen, was man empfindet. Oder kann die bloße Erklärung, das Declamiren folgender Strophe, dem Gedicht „Um Mitternacht“ entnommen, gerecht werden, die unnachahmlich singt:

„Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.“

Eigenthümlich war das Empfangen in Mörikes Seele. Bei einem der berühmtesten und bekanntesten Poeme Mörikes, „Schön Rothtraut“, fand es so statt, wie der Empfangende es selbst schildert (S. 230/31): „Ich stieß einmal — es war in Cleversulzbach — zufällig in einem Fremdwörterbuche auf den mir bis dahin ganz unbekannten altdeutschen Frauennamen. Er leuchtete mich an, als wie in einer Rosengluth, und schon war auch die Königstochter da. Von dieser Vorstellung erwärmt, trat ich aus dem Zimmer zu ebener Erde in den Garten hinaus, ging einmal den breiten Weg bis zur hintersten Laube hinüber und hatte das Gedicht erfunden, fast gleichzeitig damit das Versmaß und die ersten Zeilen, worauf die Ausführung auch wie von selbst erfolgte.“ Das ist dichterische Empfängniß, von der allerdings Die nichts verstehen, die, wie die Zeiterscheinungen Freiligrath, Herwegh u. A., andere Ziele, andere Absichten verfolgen und von geheimnißvollen Vorgängen, wie sie eine solche Conception ist, nichts begreifen. Wie Mörikes Lyrik empfunden, so will ein solcher Vorgang erfaßt sein und das ist nicht Jedermanns Sache, weder damals noch heutzutage. Damals wie heutzutage ist es auch nicht Jedermanns Sache, Mörikes Gedichte zu verstehen und zu würdigen. Die Aufnahme derselben nach der Veröffentlichung war eine beschämende. In Gutzkows Telegraph fertigte ein Anonymus sie ab, weil sie „keine Poesie“ enthielten! Nur langsam brach sich wie bei allem Bedeutenden die Erkenntniß Bahn, daß in Mörikes Lyrik die Zukunft stecke. Nur langsam überwand Mörikes Lyrik die der Prutz und Genossen, nur langsam den ungleich flacheren Geibel, der die späteren Jahrzehnte beherrschte, wie sie die Lyrik Lenaus, die ihren Erfolg mehr der Persönlichkeit des Dichters und der Zeit verdankt, die Heines u. A. nur allmälig beseitigte. Einzig Annette v. Droste konnte als Rivalin Mörikes auftreten, aber sie ist zu landschaftlich und local beschränkt. Keller ist zu wenig Lyriker, als daß er im Wettbewerb in Betracht kommen könnte, allein C. F. Meyer darf als Rivale genannt werden; seinen Namen vermissen wir bei Mayne, der sonst die Duodeznamen der neuesten Tage bereitwillig als in die Schranken tretend registrirt. Auch wir schließen diese Betrachtung über Mörikes Lyrik mit den Worten von Strauß, die die ganze Bedeutung Mörikes als Lyriker für die Folgezeit trefflich kennzeichnen, seine Tragweite, seinen Werth für uns (S. 266): „Ihm verdanken

wir es, daß man keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können, daß wir allem Tendenzmäßigen in der Poesie den Rücken kehren; daß wir Gestalten verlangen, nicht über Begriffsgerippe künstlich hergezogen, sondern so wie sie leibten und lebten mit Einem Blick vom Dichter erschaut und ins Dasein gerufen."

Das Maynesche Buch ist auch sonst rich an fein empfundenen Stellen, die den Beruf des Darlegenden für seinen Gegenstand beweisen, wie es reich an neuem stofflichen Material ist. So wird z. B. in die Peregrina-Episode in Mörikes Leben, die ihren dichterischen Niederschlag auch im „Maler Nolten" hinterlassen hat, zuerst auf Grund neuer Quellen Licht gebracht, jene Episode im Werdeleben des jungen Dichters, die ihn mit heißer unbefriedigter Liebesleidenschaft erfüllte, die nur schwer überwunden ward und ihre Spuren im ganzen Leben Mörikes hinterließ. Sie galt wahrscheinlich einem der Liebe nicht würdigen weiblichen Wesen. In der weiteren Schilderung von Mörikes Leben tritt der Aesthetiker zurück und der Literarhistoriker in erste Reihe, der nicht immer Angenehmes zu berichten weiß. Strauß beklagte es, daß Mörike sich kein festes Lebensschiff zu zimmern wisse; wir haben gesehen, aus welchen Ursachen heraus es dem Dichter unmöglich war. Finanzielle Sorgen bedrückten ihn zeitlebens, ja, sie nahmen eher zu als ab. Der Brillantring, den eine fürstliche Persönlichkeit dem Dichter als Zeichen der Anerkennung hatte zukommen lassen, mußte sehr bald zu Gelde gemacht werden. Anerkennungen in Gestalt von Preisen flossen ihm zwar auch zu, kamen aber stets zu rechter Zeit und wurden durch die Gläubiger in Anspruch genommen. Da kam die Anstellung am Katharinenstift zu Stuttgart, die für den Dichter rine Sinecure war, da sie ihn nur zu wenig Vortragsstunden in der Woche verpflichtete, eine Anstellung, die übrigens nur durch Zuhilfenahme von ein wenig Protection möglich war, recht zu Paß, zumal sie Mörike endlich seine Hriraths ermöglichte, die ihm auch kein volles Glück bringen sollte, trotzdem sie nicht eigentlich unglücklich genannt werden konnte.

In diese Zeit fällt noch die Abfassung von Mörikes bedeutendster Novellenschöpfung „Mozart auf der Reise nach Prag". Mit dieser Meistererzählung, die 20 Jahre vor seinem Tode entstand, nahm Mörike recht eigentlich Abschied von der Poesie, denn die letzten 20 Jahre seines Lebens war er, wenige dichterische Aeußerungen abgerechnet, für die Poesie todt. „Mozart auf der Reise nach Prag" ist die reifste Schöpfung Mörikes, reifer als „Maler Nolten" insofern, als sie mehr aus einem Guß ist, ja ganz aus rinem Guß, trotzdem der Dichter es beklagte, daß er das Werkchen nicht in einem Athem habe hinschreiben können. Man sieht daraus, daß der Guß nicht immer von den Zeitumständen abhängig ist, sondern daß noch andere Ursachen dabri mitspielen, soll ein Werk glatt aus der Form hervorgehen. Nie wohl ist die Tragik im Leben des größten Tonmristers so tief erfaßt worden, wie hier, wo die Intuition eines Dichters, rines Mozart verwandten Geistes dem Leben des früh dahingeschiedenen Schöpfers des „Don Juan" besser nachgespürt hat, als es der fleißigste Biograph hat thun können. Denn „Mozart auf der Reise nach Prag" ist ein Werk der Phantasie, nicht des nachschaffenden Bildens. Und doch wie wahr und echt ist dasselbe! Man hat das Gefühl, dieser Mozart, dieses Wesen, halb Welt- und Lebemann, halb Kind, dieser sorglose Wiener, dieses gottbegnadete Geschöpf und Gefäß unsterblicher von oben kommender Melodien, lebt nicht mehr lange, weil er sich selbst verzehrt, wie eine Kerze oder eine Flamme. Diese Gewißheit wird uns, je näher wir dem Ende der Erzählung und dem geschilderten Finale im „Don Juan" kommen, das wohl nie so mark- und beindurchschütternd mit anderen Worten wieder charakterisirt worden ist, als mit denen Mörikes, als er sagt (S. 321): „Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht." Und mit dieser Gewißhrit legen wir auch das Büchlein aus der Hand, das mit dem bekannten und berühmten „Ein Tännlein grünet wo" schließt, das angeblich ein böhmisches Volkslied sein soll, berauscht, wie jener Storm befreundete Landrath, dem das Buch in die Hand gerieth und der darob in tollen Paroxysmus verfiel, heulte und fluchte und den ihm unbekannten Dichter in fliegender Begeisterung rinen Brief schrieb, dergleichen wohl noch nie ein Schriftsteller von einem Leser erhalten hat.

Die literarische Würdigung Mörikes kam langsam, aber sie kam. Sie kam langsam und noch schwerer wurden die Maßstäbe gefunden, mit denen man Mörike messen muß. Die kurzsichtige Beurtheilung, die Heinrich Kurz in seiner vielgelesenen Literaturgeschichte dem Dichter zu Theil werden ließ, so schmerzhaft sie für ihn sein mußte, verlor endlich ihren Werth und ihre Wirkung, die sie auf Publicum und Schule hatte, das blöde Gewäsch des Leipziger Plateniden Johannes Minckwitz, der Mörike den Dichter schlechtweg absprach, was den Getroffenen gleichfalls sehr ärgerte, war schließlich ohne Belang und war mehr dem ohnmächtigen Gebelfer eines Hundes zu vergleichen. Aber gewichtigere Stimmen traten hervor, die Mörike auf das Postament setzten, das ihm gebührte, Vischer und vor Allem Keller, der zeitlebens für Mörike rintrat und nach des Dichters Ableben sagte (S. 376): „Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten." Und diese Stimmen haben schließlich Recht behalten.

Nach diesen Aus- und Lichtblicken hat der Literarhistoriker Mayne wieder Kleinliches, Niederdrückendes zu melden. Er berichtet die Pensionirung Mörikes, der körperlich verfiel. Dieselbe geschah unter den ehrenvollsten Ausdrücken und unter Belassung des vollen Gehaltes als Gnadenpension. Beim Jahresrückblick im Herbst 1867 gedachte der Mörike persönlich zugethane Rector Wolff des geschiedenen Collegen mit den herzlichsten Worten. In fast dürftigen Umständen verbrachte der Dichter den kurzen Rest seines Lebens, wurde doch srine ganze blos in fahrender Habe bestehende Hinterlassenschaft auf nur 800 Gulden eingeschätzt. Dann kam sein siebzigster Geburtstag, in Zurückgezogenheit und Trübseligkeit und Todesahnungen verlebt, dem die Gattin, die bereits von Mörike getrennt lebte, fern blieb, sodann ein trauriges stilles Begräbniß mit wenigen Begleitern auf einem eben erst im Entstehen begriffenen öden Friedhofe, der sich frither allerdings zu einem Garten umgewandelt hat. So gab auch die Natur der Wandlung, die sich zu Gunsten des Dichters in den letzten Jahrzehnten vollzog, äußerlich Ausdruck. Stuttgart, das deutsche Volk, wußte kaum, was sie verloren hatten. Der Dichter hatte in gewollter Verborgenheit gelebt, und heimlich stahl er sich aus der Welt: „wie ein stiller Berggeist aus einer Gegend wegzieht, ohne daß man es weiß," meint Gottfried Keller, „wie wenn ein schöner Junitag dahin wäre."

Mörikes Bedeutung aber faßt Mayne (S. 376/77) noch einmal in die Worte zusammen, mit denen auch wir heute von Mörike Abschied nehmen wollen: „Es wird nie an Menschen fehlen, die, abgestoßen von der Unrast des Tages, sich mit ganzem Herzen in dieses Dichters eigenartige und reiche Persönlichkeit versenken werden. . . . . Mörike ist nicht populär geworden und wird es im weiteren Sinne niemals werden. Dazu ist er zu tief und fein. . . . . Die große Masse hält es mit den Dichtern, die ihr die Poesie mundgerecht genug machen, um sie gedankenlos hinunter zu schlürfen. Mörike aber gehört zu den echten Poeten, die bei ihren Lesern etwas voraussetzen, die sie zu Mitarbeitern machen an dem Gedicht. Bei solchen geht das Poetische nicht restlos auf in der Form, sondern es bleibt etwas übrig, das der Genießende in fantasievoller Einfühlung selbst verarbeiten muß. Mörike ist eine zu complicirte Natur, als daß er unmittelbar auf die Menge wirken könnte, die entweder eine unverkennbar scharf geprägte Persönlichkeit oder aber eine Unpersönlichkeit verlangt, wie sie Uhlands einfacher Charakter darstellt. Es bedarf feinerer Organe, um Mörike voll zu erfassen. Er ist vor Allem der Dichter der Künstler, die sich von jeher gern zu ihm gehalten und von ihm gelernt haben."

Nach all dem sagen wir wohl nicht zu viel, wenn wir am Ende dieser Skizze, die nicht immer frei von Trübem sein konnte, der Gewißhrit Ausdruck geben, daß wir dem hundertsten Geburtstage Mörikes, der dem hundertsten Todestage seines Landsmanns Schiller vorausgeht, mit Hoffnung und Frische zustreben können.

J. R.

Bücherbesprechungen.

— Björnsons Ueber unsre Kraft und das Wesen des Christenthums, von D. E. Chr. Achelis, Professor der Theologie an der Universität Marburg. 56 S. Preis 60 s. Verlag von Reuther und Reichard, Berlin. 1902. — Dieser Schrift liegt ein in Kassel und Marburg gehaltener Vortrag zu Grunde, der in ursprünglicher Form im Februarheft 1902 der Zeitschrift „Halte, was Du hast" abgedruckt ist; hier ist derselbe nicht un-

wesentlich erweitert. Daß das hier behandelte Stück des nordischen Dichters in Deutschland einen ziemlichen Erfolg gehabt hat, ist nicht am wenigsten dem darin behandelten religiösen und socialen Stoffe zuzuschreiben. Werth und Wesen des Christenthums festzustellen, an diese Aufgabe hat sich auch die Bühne gemacht, und wir möchten nicht, wenn sie die rechte Form findet, wie der Verfasser thut, ihr diese Befugniß streitig machen. Etwas Zeitgemäßes bietet Björnson jedenfalls. Hat doch die Richtung des Pfarrers Sang mit der „Gesundbeterei" der Frau Eddy und ihrer s. g. „Christlichen Wissenschaft" viel Aehnlichkeit. Ist doch der zweite Theil dieses Dramas mit einer Nietzscheschen Herrenmoral auf der einen Seite und den socialistischen Bestrebungen und Kämpfen auf der anderen Seite ein Hauptgegenstand des Sinnens und Trachtens in der Gegenwart. Björnson befindet sich in einem großen Irrthum, wenn er uns den christlichen Glauben nach seiner Wirklichkeit in dem Wirken des Pfarrers Sang beschreibt. Er bietet uns eine Verzerrung des Christenthums, die freilich in seiner Heimath sehr verbreitet ist. Auch im zweiten Theile erscheint in den Liebesopfern bis zum Tode, die der Sohn des Pfarrers bringt, die humanitäre Liebe entstellt; denn dieser wirkt nicht mit todbringenden furchtbaren Gewaltacten zur Befreiung der Unterdrückten. Björnson arbeitet sogar mit Schriftstellen, die sich in der Bibel gar nicht vorfinden. Wir können dem Stücke eine fortdauernde zugkräftige Wirkung nicht zutrauen, wie es wohl auch bereits von den Bühnen wieder verschwunden ist. Von diesen Gesichtspunkten nimmt es uns Wunder, daß Achelis dieses auch in seinem ersten Theile so unnatürlich schließende Drama noch jetzt zum Gegenstand besonderer Beachtung und Betrachtung erhebt. Im Wesentlichen ist der Standpunkt Achelis' zu dieser Bühnenerscheinung der unsrige. Wer sich für Björnsons „Ueber unsre Kraft" auch post festum oder actionem interessirt, sei auf diese eingehende Beurtheilung hingewiesen.

D. K.

— Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntniß deutschen Volksthums allerorten und allerzeiten. Hrsg. von Prof. Paul Langhans. Gotha, Verlag von Justus Perthes. 1. Jahrgang 1902. Heft 1. Jährlich 6 Hefte mit Karten, Preis pro Jahrgang 6 ℳ, Einzelheft 1,50 ℳ. — Die Deutsche Erde will die ethnographische Seite jeder Deutschforschung pflegen und zu diesem Zwecke was immer Anthropologie und Völkerkunde, Geschichts- und Sprachforschung, Volkskunde und Statistik, Cultur- und Wirthschaftsgeschichte, Rechts- und Staatswissenschaft, Schriftthum und Kunst zur Kenntniß deutscher Volks- und Stammesart beisteuern, zu einem neuen Wissenschaftszweige, der Deutschkunde, zusammenfassen. Nach dem sehr sorgfältig zusammengestellten ersten Heft dieser neuen Zeitschrift zu urtheilen, besitzt die Deutsche Erde durchaus das Zeug, ihr in diesen Sätzen scizzirtes Programm zu verwirklichen, eine große Schaar tüchtiger Mitarbeiter, darunter eine ganze Reihe namhafter Universitätslehrer und sonstiger Gelehrter steht ihr dabei zur Seite. Sowohl die größeren Aufsätze dieses ersten Heftes wie auch die zahlreichen kleinen Beiträge, die unter der Rubrik: Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde zusammen gefaßt sind, geben einen sehr vortheilhaften Eindruck von dem Gehalt und der Gediegenheit der Zeitschrift. Besonders diese zuletzt genannten Berichte, die geographisch angeordnet sind, werden nicht nur für den für den Stand des deutschen Volksthums auf der Erde interessirten Patrioten von Werth sein, sondern als erschöpfender Führer durch die einschlägige neuere Litteratur, besonders auch die der Zeitschriften, für den Cultur- und Wirthschaftshistoriker, den Geographen, den Ethnographen und Sprachforscher von großem Werthe sein. Für die Siedlungsgeschichte und Dialektforschung z. B. giebt gleich diese erste Nummer die reichste Ausbeute. Von den größeren Aufsätzen nennen wir zunächst den die Zeitschrift eröffnenden Aufsatz von Prof. Otto Bremer-Halle a. S.: „Bildet die reichsdeutsche Staatsgrenze gegen die Niederlande und Belgien eine Sprachscheide?" Der Verf. verneint diese Frage und weist nach, wie überall Mundarten und Stammeszugehörigkeit die staatlichen Grenzen hier ignoriren, nur hinsichtlich der Schriftsprache hat in der That die politische Grenze eine Scheidewand aufgerichtet. „Die Niederländer gehören ihrer Geschichte und ihrer Sprache nach untrennbar zu den Deutschen. Von der Rheinmündung ab flußaufwärts eine fränkische Mundart, ein Volksthum; die reichsdeutsche Grenze durchschneidet dieses Gebiet willkürlich, sie trennt wohl die Staaten politisch, aber sie trennt die Menschen nicht." In dem zweiten Aufsatz dieses Heftes behandelt Henri Tollin die französischen Colonien im Deutschen Reich historisch und statistisch. „Die Zahl der romanischen Einwanderer wird meist ins Ungeheure übertrieben. Wie viel Waldenser im Mittelalter nach Deutschland kamen, ist ganz unberechenbar, Wallonen mögen seit Alba 6000 eingewandert sein, Franzosen 30000, davon 20000 in Brandenburg-Preußen, Waldenser seit 1699 etwa 3000. Alle anderen Schätzungen sind willkürlich. Jedenfalls haben diese etwa 40000 romanischen Märtyrer dem Lande der Glaubensfreiheit und ihren Fürsten treu gedient und ihnen ihre Toleranz und Privilegien reichlich vergolten." Eine ausgezeichnet deutliche, große, diesem Hefte beigegebene Sonderkarte der französischen Colonien im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches verdeutlicht das in dem Artikel Gebotene aufs Beste. Die übrigen Aufsätze dieses Heftes seien nur noch dem Titel nach aufgezählt: Reimund Kaindl: Die Deutschen in der Moldau und Bukowina vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, Alfred Funke: Zahl und Stellung der Deutschen in Rio Grande do Sul, Gustav Lenz: Die deutschen Schulen im Auslande, Paul Langhans: Deutsche Gewinn- und Verlustliste für Nordschleswig 1901, Johannes Zemmrich: Deutsche Gewinn- und Verlustliste für Oesterreich 1901, Theobald Fischer: Die Deutschen in Marocco, Karl Martin: Deutsche in Chile. Hält die Zeitschrift, was sie in diesem ersten Hefte verspricht, so kann sie den weitesten Kreisen aller Deutschgesinnten aufs Angelegentlichste empfohlen werden.

W. B.

— Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Plauen i/V. 15. Jahresschrift auf die Jahre 1901—1902. Herausgegeben von Prof. Dr. Chr. A. Scholtze. Plauen i/V., Druckerei Neupert. 1902. VIII, 51 SS. 8°. — Die diesjährige Jahresschrift des Alterthumsvereins zu Plauen, deren Beilage, die umfängliche Arbeit von C. v. Raab über das Amt Plauen im Anfang des 16. Jahrhunderts, wir bereits ausführlicher an dieser Stelle (Nr. 48) besprochen haben, enthält eine Reihe kleinerer Beiträge zur Geschichte des Vogtlandes. Pfarrer Illing in Rodersdorf theilt einige Nachrichten zur Geschichte der Kirche von Thossen mit, unter denen wir namentlich die baugeschichtlich beachtenswerthe Kirchenrechnung von 1488 hervorheben, und giebt dann, hauptsächlich auf Grund der Angaben von Trauer im Jahrgang 1897 des Vogtländischen Anzeigers, eine eingehende Beschreibung des Altarwerkes, das namentlich wegen der räthselhaften Inschriften auf den Gewandsäumen der Figuren der Maria und des h. Martin schon zu vielen Erörterungen Anlaß gegeben hat. Die Erklärung, die neuerdings P. Paetzold versucht hat, dürfte doch wohl nicht so einwandfrei sein, wie Illing annimmt. Für die Feststellung der Lesung dieser Inschriften sind die Bemerkungen von William Fischer, der sie 1878 (vor der im Jahre 1885 erfolgten Restaurirung des Altars) untersucht hat, von Wichtigkeit; er giebt die gesammte bisherige Literatur an, versucht sich selbst aber nicht an der Deutung. W. Fischer, den wir gern als neuen Mitarbeiter der Zeitschrift begrüßen, veröffentlicht außerdem sechs Urkunden aus dem Stadtarchiv zu Eger (1465—1534), die sich auf Plauen beziehen; eine davon und zwei weitere ebenfalls abgedruckte Schriftstücke aus dem Rathsarchiv betreffen den ersten lutherischen Prediger der Kirche zu Plauen Georg Raute. Fischer stellt ferner die Nachrichten über Adam Biether aus Plauen, Lehrer an der Lateinschule zu Eger, die sich in den Acten des Egerer Stadtarchivs und des Plauenschen Ephoralarchivs finden, zusammen und theilt einen Brief der Kurfürstin Anna an den Rath von Plauen über die Anstellung der Elisabeth Trüller als Lehrerin an der Mädchenschule zu Plauen (29. April 1581) mit. Alle diese Quellenbeiträge sind durch zahlreiche Anmerkungen erläutert. Verschiedene weitere Beiträge hat C. v. Raab beigesteuert: eine Festsetzung über die Beköstigung der Fröner auf dem Rittergut Leubnitz von 1746, eine sehr interessante bisher unbekannte Urkunde zur Geschichte von Falkenstein von 1354, Aufzeichnungen über die im Jahre 1567 vorgenommene Pfändung der von dem vertriebenen Burggrafen Heinrich V. auf dem Schlosse Voigtsberg und dem Gute Unterneundorf zurückgelassenen Habseligkeiten, die einen Einblick in das Inventar einer fürstlichen Haushaltung jener Zeit gestatten, Mittheilungen über fürstliche Nachtlager auf dem Schlosse Plauen nach den Amtsrechnungen der Jahre 1471—1480 und 1505—1508, endlich eine Notiz über ein neuerdings in der Rathsbibliothek zu Plauen aufgefundenes Erbbuch, das allerdings, außer fünf auszüglich mitgetheilten Urkunden über Altarstiftungen in der Pfarrkirche zu Plauen von 1492 und 1509, nichts enthält, was sich nicht auch in den anderen in der oben angeführten Schrift benutzten Erbbüchern fände.

—m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 67. Donnerstag, den 5. Juni, Abends. **1902.**

Tycho Brahe und Kamenz in Sachsen.*)

Von Carl Riedner.

Habent sua fata libelli.

Ein Stammbucheintrag Tycho Brahes auf der Stadtbibliothek zu Kamenz in Sachsen! Tycho Brahe in Kamenz? fragt man erstaunt. Aber schon hat ein findiger Kopf eine „geniale“ Combination bereit: Tycho Brahe lebte Anfang des 17. Jahrhunderts in Böhmen beim König Rudolph — Kamenz aber, nun das gehörte bis in den dreißigjährigen Krieg zu Böhmen. Nichts leichter, als daß damals Tycho Brahe zu Kamenz Beziehung hatte. Aber wie so oft: die „genialste“ Combination kommt nicht einmal annähernd an die Thatsachen heran. So ist auch in unserem Fall der Sachverhalt wesentlich schlichter, wenn auch recht merkwürdig. Denn weder Tycho Brahe hat directe Beziehungen zu Kamenz gehabt, noch dankt Kamenz der böhmischen Herrschaft die Verse Tycho Brahes in dem alten Schweinslederband seiner Stadtbibliothek. Wie die Lausitz ja überhaupt, so hat auch Kamenz ein stark individuelles Gepräge. So ist es schon vor Jahrhunderten gewesen. Wir brauchen nur in den alten Stadtbüchern des fünfzehnten und der folgenden Jahrhunderte zu blättern, wo uns in dem impulsiven Leben der Stadt die kraftvolle Energie der Rathmannen entgegentritt. Wir brauchen nur an Lessing zu erinnern, der uns in seinem Charakter recht viel von der Eigenart seines Heimathbodens aufzuweisen scheint. So war es nun gewiß auch ein für diese Stadt überaus charakteristischer Zug, wenn 1676 der Kamenzer Bürgermeister Ehrenfried Reichel eine Stadtbibliothek großen Stils anlegte. Wir müssen uns erinnern, daß nur erst wenige Jahrzehnte vergangen waren, da der große Krieg beendet worden war, der alle höhere Cultur Deutschlands so gut wie begraben hatte. Von hier aus wird man die That Reichels, die einen lebensvollen Antrieb zur Culturentfaltung bedeutete, recht zu würdigen verstehen. Reichel hatte diesen bedeutungsvollen Schritt gethan, indem er 1676 die an 900 Bände zählende Bibliothek, die der berühmte Freiberger Geschichtsschreiber Andreas Möller hinterlassen hatte, für 200 Thlr. ankaufte und der Kamenzer Stadtbibliothek überwies. 900 Bände! — für jene Zeit ohne Zweifel eine höchst werthvolle Sammlung — und 200 Thlr. dafür — ein Spottpreis! Mit Recht weist Reinhardt Kade in seiner Biographie des Andreas Möller (Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von Dr. Hubert Ermisch IX [1888], S. 105) darauf hin, daß nur „Geldmangel die Hinterbliebenen, weitläufige Verwandte, zu diesem betrübenden Schritt, der Freiberg wieder eines so denkwürdigen Eigenthums beraubte“, hat treiben können. Das Familienleben Andreas Möllers hat etwas Tragisches. Er selbst war am 21. Januar 1660 gestorben, acht Tage darauf folgte ihm seine treue Gattin, Regina, im Tode nach, so daß man sie beide zusammen am 2. Februar im Dom zu Freiberg beisetzte. Schon 1656 war die einzige, geliebte Tochter Möllers, Salome, 1657 ihr Gatte, Dr. Wilhelm Wankel gestorben. So blieb als directer Erbe bei Andreas Möllers Tode nur Salomes vierjähriger Sohn, Andreas Wankel zurück. Als nun 1669 mit dem Tode dieses Dreizehnjährigen die Linie Andreas Möllers erlosch, fiel der Nachlaß Möllers an entfernte Verwandte. So kann man sich kaum wundern, daß Möllers Bibliothek für einen unglaublich niedrigen Preis verschleudert wurde. Zu dem drängenden Geldmangel der Erben kam Pietätslosigkeit und wohl auch — Unverstand hinzu.

Den Haupttheil dieser Bibliothek machen, wie natürlich, die Bücher des gelehrten Freiberger Chronisten aus. Ihr Gebiet bezeichnet am besten die vielseitige Thätigkeit dieses so bedeutenden und doch so bescheidenen Mannes. Er vereinigte in seiner Person einen ebenso kenntnißreichen Philologen wie gründlichen Historiker, mit dem geschickten Arzt wetteiferte in ihm der phantasievolle, aber scharf beobachtende Astronom, und der wissenschaftlich wohl geschulte Theolog durfte sich mit mehr Stolz als mancher Andere seiner Zeit „Poëta Caesareus“ nennen. Indessen 200 Werke der Möllerschen Bibliothek, die mit D. T. D. (Danial Thorschmied, Doctor.) signirt sind, sind aus dem Nachlaß seines Schwiegervaters, Dr. Thorschmied, an Andreas Möller gefallen. 1633 hatte sich Möller zum zweiten Mal, mit Dr. Thorschmieds zweiter Tochter, der schon erwähnten Regina, vermählt. In demselben Jahre (1633) war Reginas Vater, Thorschmied, der ein durch seine Gelehrsamkeit weit berühmter Freiberger Arzt war, gestorben. So kam Thorschmieds Bibliothek an den gelehrten, bücherverständigen Schwiegersohn. Unter den Büchern Thorschmieds finden sich die besten Werke. Wir erwähnen hier nur die Sarepta oder Bergpostille von 1564, in die der fromme Arzt schrieb: „Daniel Thorschmied Doctor. Zu Uebung wahrer Gottesfurcht seiner lieben Tochter Elisabeth verehrt diß buch.“ Allgemeinstes Interesse aber wird ein höchst originelles Stammbuch Thorschmieds aus seiner Wittenberger Studentenzeit finden. Es ist ein in Schweinsleder gebundenes Buch im Octav und enthält eine stattliche Reihe gut ausgeführter Bilder berühmter Gelehrter der Antike u. s. f. Iconae sive Imagines vivae etc. par Nicolaum Reusnerum I. C. P. C. Basileae. Apud Cour.(ad) Valdkirch CIƆDXIC (1589) lautet der Titel. Dieser Band ist mit weißem Schreibpapier durchschossen. Auf diese Blätter hat der in Wittenberg studirende Thorschmied zahlreiche bekannte Gelehrte, Professoren, Geistliche, wie Hunnius, Sal. Geßner u. A., einschreiben lassen.*) Einige, vor Allem Adelige, haben ihr Wappen in farbenprächtiger Ausführung hinzumalen lassen. So am 10. März 1598 ein Rudolph v. Rostiz; Johannes Christophos à Schonbergk Anno CIƆDXCVIII (1598) 25. Febr. u. A. m. Aus dieser Zeit mag auch der Eintrag stammen: Tandem bona Causa triumphat (Endlich muß das Gute siegen.) Darüber das Schönbergsche Wappen, darunter von Thorschmieds Hand: Heinrich von Schonbergk Weyland zu Sachsenburg und Otzdorf. Aber auch späterhin hat Thorschmied das Stammbuch noch benutzt, wie Seite 108/109 lehrt, wo es heißt: Ehrlich oder todt geschrieben in Freubergk den 30. Juni Anno 1621. Wolff Wilhelm von Zechau 2c. Weitaus am interessantesten von den Einträgen ist aber der wohl, welcher von dem berühmten Astronomen Tycho Brahe herrührt.

Bekanntlich vertrieben diesen hervorragenden Mathematiker und Astronomen, der sich der Gunst des Königs von Dänemark hatte erfreuen dürfen, Intriguen aus des Königs Nähe und aus dem Vaterland. 1599, noch ehe er nach Böhmen zu König Rudolph ging, hielt sich Tycho Brahe in Wittenberg auf. Hier bat ihn Thorschmied, der nicht nur aus dem Umgang, sondern auch aus dem reichen Wissen des berühmten Meisters Förderung für seine Studien und sein Leben erfahren haben mag, um einen Denkspruch: Auf Seite 3/4, neben dem Bilde des Claudius Ptolemaeus Alexandrinus Mathematicus, unter dem sich das Distichon befindet:

Per me doctrinae totum divina Mathesis
corpus habet, cuius glorior esse parens.

---

*) Neben dem unten erwähnten Aufsatz R. Kades lieferten Nachforschungen auf der Kamenzer Stadtbibliothek die Unterlagen

*) Weitere Nachrichten über Stammbücher des 16. Jahrhunderts giebt G. Wustmann in dem anziehenden Buch „Aus Leipzigs Vergangenheit“, Leipzig 1885, S. 250 ff. Das Stammbuch eines Leipziger Studenten giebt dem Verf. an der angezogenen Stelle Veranlassung, sich über Stammbücher zu verbreiten.

(Deutsch etwa:

Ich habe der göttlichen Mathematik (Astronomie) lebensvolles System geschaffen (μεγάλη σύνταξις = Almagest) und als dessen Schöpfer darf ich mich rühmen.)

schrieb Tycho Brahe folgendes charakteristisches Distichon mit schöner, schwungvoller Hand:

Antiquos superare volens Ptolemae (?) labores
orbibus et numeris promptius astra noto (a?)
Tycho Brahe scripsi Vitebergae A° 1599. Jan. 16.

Deutsch etwa:

Ueberflügeln will ich, Ptolemäus, Deine Arbeiten, die Arbeit vergangener Zeit, da ich der Sterne Kreislauf und ihre Umdrehungszeit genauer beobachte.

(Ich, Tycho Brahe schrieb dies Wittenberg a. s. s.)

Wir haben hier den wahrhaft „Königlichen" Gelehrten, den das widrige Geschick nicht beugen kann. Die heilige Begeisterung für die ideale Lebensarbeit dringt sieghaft immer wieder durch. Aber doch ist er sich seiner Eigenart, seiner Grenzen bewußt: Es ist eine bewundernde Huldigung, die er trotz seines „superare volens" dem Ptolemäus bringt: Nicht ein neues System zunächst, sondern nur schärfere Beobachtungen sollen an Stelle der mit unzulänglichen Instrumenten erreichten Kenntnisse, der antiqui labores, treten.

Alles in Allem, müssen wir sagen, besitzt die Kamenzer Stadtbibliothek in diesem Blatt Tycho Brahes und dann weiter überhaupt in der Thorschmied-Möller'schen Bibliothek ein kostbares Kleinod, um das sie manche Bibliothek einer Großstadt beneiden muß.

Landschaftskundliche Literatur über Ostpreußen.*)

Ostpreußen, das alte Bernsteinland, bietet nach heutigen Tages, wie zu alten Zeiten, eine merkwürdige Fülle der verschiedenartigsten Erscheinungen, die namentlich dem Forscherfleiß der Ethno- und Geographen zu immer neuen Studien und Beobachtungen Anlaß geben. Kein deutscher Gau ist denn auch so reich an vortrefflichen landes- und volkskundlichen Arbeiten, als dies ehemals vom Deutschen Reich völlig abgeschnittene Land. Schon unter der Ordensherrschaft blühte eine reiche Literatur, aber nach Einführung der Reformation verging kaum ein Zeitabschnitt, der nicht Werke der angegebenen Art gezeitigt hätte, die noch heute von Werth sind. Peter Dusburg und der nicht immer zuverlässige Simon Grunau, David und Hennenberger, Schütz und Runau, Waisselius und Hartknoch, Braad und Lepner seien aus älterer Zeit genannt, dazu in sprachlicher Hinsicht Abel Will, der Schöpfer der altpreußischen Schriftsprache und Herausgeber der altpreußischen Katechismusübersetzung, ferner Moswid, der für die Litauer dieselbe Rolle spielt, sodann Donalitias, der Schöpfer der schönwissenschaftlichen litauischen Literatur, der Kure Rhesa und viele andere. In Ostpreußen begegnen sich, abgesehen von der hochdeutschen Schriftsprache, Mittel- und Niederdeutsch, Masurisch und Polnisch, Litauisch und Lettisch, Russisch und Altpreußisch. Letzteres lebt als ausgesprochene Sprache freilich seit 1700 nicht mehr, doch sollen in seinem Hauptsitz, dem Samland, noch kürzlich Spuren vorhanden gewesen sein. In kirchlicher Hinsicht begegnen uns außer den Evangelischen, Katholiken und Juden besonders noch griechisch-katholische Altgläubige mit Kloster und Philipponenkirchen und russisch-katholische Christen von avreikonischem Ritus mit eigenen Kapellen. Dazu gesellen sich Baptisten und kleinere Secten und die ein ausgeprägtes und auffälliges kirchliches Leben entwickelnden Maldininker und Gramadki. Die volkskundlichen Forschungen haben denn auch mit Vorliebe diese Volkssplitter und abweichenden Gemeinschaften behandelt und dabei auch nicht vergessen, in Gesammtbildern den Einfluß des Deutschthums und den Culturfortschritt des Landes hervorzuheben. Ich denke an Werke wie Passarges „Aus baltischen Landen", Hechts „Aus der deutschen Ostmark", Lemkes „Volksthümliches in Ostpreußen", „Die Philipponen" von Gerß, an Weiß' „Preußisch-Litauen und Masuren", an die Veröffentlichungen der masurischen, litauischen, ermländischen literarischen Gesellschaften, auch an Schriften von Bezzenberger, Leskien und Brugmann, Toeppen, Lohmeyer, Beheim-Schwarzbach, die Novellen von Wichert, Skowronnek. In neuester Zeit nun hat der Stuttgarter Verlag von Hobbing und Büchle in seiner Buchreihe „Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen" Ostpreußen gleich an die Spitze gestellt und ihm nicht weniger als 4 Bände gewidmet. Ich habe die ersten beiden „Litauen" und „Masuren" von Zweck, denen sich die vorzügliche Armstedtsche Stadtgeschichte von Königsberg als Ergänzung zugesellt, schon früher angezeigt, jetzt liegen mir die genau in derselben Art angelegten beiden letzten Bände vor, also die Landeskunde des größten Theils des altpreußischen Sprachgebiets. Beide Bände haben dieselbe vorzügliche Ausstattung, werthvolle Abbildungen und Karten. Der Zwecksche Band über das Samland ist mehr als allgemeine Abhandlung aufzufassen, während der Bludausche seinen Gegenstand durch zahlreiche Tabellen, ins Einzelne ausgearbeitete Karten u. A. vertieft. Eine größere Vertiefung einzelner Themen durch örtliche und ortsgeschichtliche Studien („Die Bewohner" in Samland) bleibt für später immer noch ein dankenswerther Vorwurf, ebenso eine übersichtliche selbständige Behandlung des Volksthümlichen. Es ist hier nicht der Ort, gegenüber der Bedeutung beider Werke, kleine Ausstellungen zu machen. Das Bludausche Buch ist ein so sorgfältig ausgearbeitetes fleißiges Werk eines Sachkundigen, daß es den Dank der Landsleute, denen es gewidmet ist, und die Anerkennung der Gelehrten voll verdient. Die Zwecksche Arbeit aber ist trotz ihres geringen Umfanges eine werthvolle Ergänzung zu desselben Verfassers Büchern „Masuren" und „Litauen", die jene Anerkennung schon gefunden haben. Dr. F. T.

*) Prof. Dr. Albert Zweck: Samland, Pregel- und Frischingthal. Mit 32 Abb. und 3 Plänen. Stuttgart, Hobbing und Büchle 1902. (VIII + 160 S.) — Prof. Dr. Alois Bludau: Oberland, Ermeland, Natangen und Barten. Mit 53 Abbildungen und 5 farbigen Karten. Ebenda 1901. (XII, 340 S., Karte als Beilage.)

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Beiträge zur Vertiefung der kirchlichen Unterweisung. Herausgegeben von Dr. Georg Schnedermann und Martin Pache. Erster Jahrgang, Heft I. (April 1902.) Preis des Jahrgangs 4 ℳ. — Die Beiträge wollen einen Sammelpunkt zur Aussprache über die wichtige Frage bilden, wie die kirchliche Unterweisung mit der fortschreitenden theologischen Wissenschaft, sowie mit den großen Bedürfnissen des praktischen Lebens in der Gegenwart in inneren Einklang zu bringen sei. Wir freuen uns des Unternehmens von ganzem Herzen, es ist echt protestantisch, sofern es den freien Blick der Forschung mit der Gebundenheit der evangelischen Verkündigung zu einen sich vornimmt. In dem kurzen Wort des Herrn „lehret sie halten" liegt die wissenschaftliche Freiheit der Lehre und die conservative Treue des Glaubens verborgen. Wir sind der Ueberzeugung, daß der warmherzige und weitblickende Dogmatiker Schnedermann im Bunde mit einem in Predigt und Seelsorge gleich tüchtigen Mann des praktischen Amtes in der bezeichneten Richtung unserer Kirche wichtige und heilsame neue Anregungen geben wird. Man darf freilich nicht erwarten, daß schon die ersten Arbeiten auf der Höhe des vorgezeichneten Programms stehen. Wir möchten vielmehr darauf hinweisen, daß einzelne Beiträge, vor Allem die Abhandlung über den biblischen Schöpfungsbericht (im Vergleich mit dem babylonischen) recht deutlich das Problem an das Tageslicht fördern, auf welche Weise ein Ausgleich der schlichten Unterweisung mit den doch recht anspruchsvoll auftretenden Ergebnissen der Bibelkritik und der vergleichenden Religionsgeschichte zu bewerkstelligen ist. Wir meinen hier den richtigen Standpunkt einzunehmen, wenn wir das quieta non movere, die Unantastbarkeit des kindlichen Glaubens gegenüber den unfertigen Ergebnissen der Forschung mit allem Nachdruck betonen. Denn es kann nicht genugsam darauf hingewiesen werden, daß die unterrichtliche Behandlung der einfachen christlichen Wahrheit über die wissenschaftliche Debatte erhaben sein muß. Wenn in einem anderen äußerst frisch und anregend geschriebenen Aufsatz „Christus, der Kraftheld" das Bedürfniß der Gegenwart betont wird, die Energie der Persönlichkeit Jesu in den Vordergrund zu stellen, so ist demgegenüber doch zu bedenken, daß im biblischen Sinne der leidende Messias im Vordergrunde steht, der durch Niedrigkeit zur Herrlichkeit siegend sich hindurchringt. Es ist ja wahr, wir haben sonderlich unter der Kanzel heute ein athenienfisches Publicum, das immer etwas Neues hören will: um so treuer müssen wir bleiben in dem, was uns auf der schlichten Grundlage der Autorität und Pietät gegen das biblisch-kirchlich-positive Christenthum gegeben

ist. Ob wir wirklich neue große Erfolge zeitigen würden, wenn wir in den Spuren von Klaveneß-Christiania wandelnd — siehe den letzten Beitrag des Heftes — eine Aussöhnung des Glaubens mit der modernen Cultur dadurch versuchen wollten, daß wir die Predigt nach Form und Inhalt mitten hinein in das sociale Milieu unserer Zeit zu stellen uns bemühten? Wem soll ich dies Geschlecht vergleichen? Matth. 11, 16. Es ist eine alte Weisheit, daß das Evangelium in der ursprünglichen Form, im Gewande der Paradoxie, des Aergernisses, der Thorheit, auf den Willen des Menschen den gewaltigsten Einfluß ausübt. Diese Betrachtungen richten sich nicht gegen den Werth der im ersten Heft verzeichneten Beiträge. Es muß vielmehr anerkannt werden, daß sie sämmtlich von dem Geiste protestantischer Wissenschaftlichkeit getragen sind. Nur möchten wir an Stellen, wo ein tiefer Graben vorhanden ist, vor Compromissen warnen. Der durchaus selbständige, aber vermittelnde und irenische Standpunkt des hochgeschätzten Herausgebers, der von einer hohen Liebe zu unserer lutherischen Kirche beseelt und erfüllt ist, bürgt für das wachsthümliche Gedeihen des neuen Unternehmens zum Segen des praktischen Amtes. Wir möchten darum den Pastoren im Lande, und besonders auf dem Lande, welche der Anregung bedürfen, diese Beiträge angelegentlichst zur Anschaffung empfehlen. J. J.

— Wacker, Emil, Pastor und Rector der ev.-luther. Diaconissenanstalt zu Flensburg, Der Diaconissenberuf nach seinen geistlichen Bedingungen und Zielen. 192 S. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1902. Preis 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ. Mit dem ersten Theile zusammen 4,80 ℳ. — In seinen früheren Abhandlungen über den Diaconissenberuf hat der Verfasser bereits den Ursprung und das Wesen der christlichen Barmherzigkeit besprochen, es an der Schrift und der Geschichte der alten Kirche erörtert, seinen Verfall und die Erneuerung der weiblichen Diaconie sowie die Mutterhäuser, Schwesterschaften und Arbeitsgebiete behandelt. In diesem zweiten Theile seiner verdienstvollen Arbeit geht er dazu über, vielmehr das innere, persönliche Leben der Diaconissen als Dienerinnen Jesu Christi zu beschreiben, sie unter einander in ihren gegenseitigen Beziehungen ins Auge zu fassen, ihnen seine Winke und Mahnungen zu geben sowie ihr Verhalten an ihren Pflegebefohlenen und endlich an der christlichen Gemeinde, der sie angehören und der sie berufsmäßig dienen, eingehend zu beleuchten. Er will mit Recht, daß das geistliche Amt der Ausgangs- und Sammelpunkt für ihren Dienst sei, und bietet für alle durch ihren Beruf am Diaconissenberuf irgendwie Betheiligten mancherlei Weisung und Warnung. Wir unterlassen nicht, dieselben auf diese neue Arbeit eines erfahrenen Führers und Beobachters hinzuweisen. D. K.

— E. Hopp, Pfr., Die Briefe St. Petri für Freunde christlicher Wahrheit ausgelegt in Bibelstunden. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1901. 170 S. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ. — Wenn wir auch manche ähnliche Bearbeitung der Petrusbriefe besitzen, so heißen wir die vorliegende Arbeit doch willkommen. Wir dürfen ihr das Zeugniß geben, daß sie den Anforderungen, die man an eine populäre Bibelauslegung stellen kann, durchaus gerecht wird. Ohne in voller Ausführlichkeit die Wort- und Sacherklärung aufzunehmen, bietet der Verfasser uns schlichte Homilien, deren klare und einfache Sätze für Jedermann verständlich sind und durch ihre Art etwas Anziehendes für den Leser haben. Die Besucher der Bibelstunden (und wir dürfen wohl annehmen, daß sie der Verfasser auch gehalten hat) werden gefunden haben, was ein suchender und denkender Bibelfreund erwartet. Die Schrifterklärung bleibt nicht ohne erbauliche Einwirkung. Wir dürfen, wenn auch nicht alle Bibelforscher und Kritiker besonders mit den Ausführungen über den zweiten Brief sich im Einzelnen einverstanden erklären werden, doch diese Behandlung der beiden Petrusbriefe den Freunden christlicher Wahrheit wohl empfehlen. Man wird sie nicht ohne neue Erkenntniß und Segen gebrauchen. D. K.

— Samuel Jäger, Inspector des Tholuckconvicts, Der Weg zu Gott, unserem Vater. Eine Einführung ins Vaterunser als Einleitung in die christliche Lehre. 142 S. Halle a. d. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1902. — Der Verfasser ist bemüht, verschiedene Aufsätze und Arbeiten in diesem Buche zu einer Einheit zu verbinden. In der Einleitung, die aus Beiträgen für die Reformirte Kirchenzeitung besteht, behandelt er das theologische Problem; gegenüber einem erstarrenden System gilt es ihm besonders, die Verschmelzung der Dogmatik und Ethik herzustellen. Wir müssen seinen Ausführungen durchaus zustimmen. Diese Vereinigung wird um so deutlicher als nothwendig empfunden, je mehr man sich das Christenthum nicht als bloße Theorie, sondern als lebensvollen Prozeß vorstellt. An der Hand des Vaterunsers behandelt er die christliche Lehre und zeigt dem Leser den Weg durch Jesus zu Gott in Glaube und Erfahrung, Gebet und Erhörung, Versöhnung und Gotteskindschaft. Wir haben seine Schrift mit theologischem Interesse gelesen, indessen hat er nicht blos für Theologen schreiben wollen. Auch andere Leser werden sie mit Verständniß lesen können und manche Anregung finden. Mehr eine geistreiche Spielerei ist die auf S. 65 ff. angestellte Betrachtung, wie es möglich sei, die sieben Bitten des Vaterunsers auf 5040 verschiedene Arten hinter einander zu bitten. Eine mehr dem Fachmann werthvolle Beilage ist die über die Versuchungsgeschichte angestellte theologisch-exegetische Erörterung. Im Ganzen haben wir das Buch mit Befriedigung aus der Hand gelegt und dürfen es zur Beachtung und Prüfung empfehlen. D. K.

— Maxim Gorki, Die Geschichte eines Verbrechens. Ausgewählte Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung von Stefanie Goldenberg. Dresden und Leipzig, Verlag von H. Minden. — Das neu erschienene Buch von Maxim Gorki, bestehend aus 7 Erzählungen, die unter dem Titel der ersten: „Geschichte eines Verbrechens“, zusammengefaßt sind, macht uns bekannt mit russischem Leben, mit russischen Gewohnheiten und Charaktereigenarten. Eine durchaus gesunde, wahre Realistik, die sehr fein ihre Grenzen einzuhalten weiß, durchzieht dieses Buch. Die Charaktere sind psychologisch tief erfaßt und durchgearbeitet, sehr lebendig und plastisch geschildert, sodaß sie sofort in persönliche Beziehungen zu dem Leser treten, seine Theilnahme, sein Interesse erregen. Wundervoll weiß der Dichter seine Leser in das Milieu einzuführen, in die Stimmungen hinein zu versetzen, mögen sie ernst oder heiter, traurig oder komisch sein. Die Natur giebt er in ihrer Größe in der anschaulichsten Art und Weise wieder. Seine Satire ist treffend und scharf, verbunden mit liebenswürdigem Humor. Der Stil ist eigenartig, charakteristisch und in der Uebersetzung in einem guten Deutsch wiedergegeben. E. S.

— Handbuch für die Einjährig-Freiwilligen, sowie für die Reserve- und Landwehr-Officiere der Fußartillerie. Bearbeitet von Weigelt, Hauptmann und Compagniechef im Niedersächsischen Fußartillerie-Regiment No. 10. I. Theil. Heereseinrichtung, innerer Dienst und Ausbildung zu Fuß. 3., nach den neuesten Bestimmungen umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn. — Nachdem seit Erscheinen der 2., inzwischen vergriffenen Auflage vorstehenden Handbuches 5 Jahre verstrichen, hat Verfasser, den an ihn ergangenen Wünschen entsprechend, sich an die Neubearbeitung seines Werkes gemacht. Die bisherige Anordnung des Stoffes ist im Allgemeinen beibehalten, derselbe aber in 2 Haupttheile gegliedert worden. Jetzt liegt der I. Theil vor, während der II., welcher die eigentliche artilleristische Ausbildung behandeln wird, sich noch unter der Presse befindet. Die seit Erscheinen der 2. Auflage eingetretenen vielfachen Veränderungen haben eine eingehende Ergänzung nothwendig gemacht, während die Abschnitte Militärgerichtswesen, Anzug und Bekleidung, sowie Anhang III Gebührnisse einer vollständigen Umarbeitung unterzogen worden sind. Anhang I bringt schätzenswerthe Mittheilungen über „Eintheilung und Gliederung unserer Seemacht“. Das Werk ist frisch und verständlich geschrieben und befleißigt sich, soweit angängig, der Kürze. Zahlreiche in den Text gedruckte Skizzen geben zweckmäßige Erläuterungen. Das Werk wird auch in der Neubearbeitung allen Einjährig-Freiwilligen, sowie den Officieren und Officiers-Aspiranten des Beurlaubtenstandes ein willkommenes Hilfsbuch zur Einarbeitung in die vielseitigen Dienstzweige ihrer Waffe sein, während es den Instructoren bei der Truppe den Unterricht wesentlich erleichtern wird. A. B.

— Die Thätigkeit des Generalkommandos X. Armeekorps am 15. und 16. August 1870 von v. Lessing, Generalmajor z. D., im Feldzuge Adjutant des Generalkommandos X. Armeekorps. Mit einer Karte. Berlin 1902. R. Eisenschmidt. Preis 1,80 ℳ. — Es ist schade, daß dieses Heft nicht bereits 1899 erschienen ist, als der heftige Streit über den Angriff der 38. Infanterie-Brigade in der Schlacht bei Vionville-Mars-la-Tour zwischen dem nunmehr verstorbenen Hauptmann a. D. Fritz Hönig, dem General v. Scherff und General v. Bernhardi u. A. entbrannt war, in welchen

sogar die kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabes im Heft 25 der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften“ mit eingriff. Diese Arbeit bietet aber auch jetzt noch für die Geschichtsforscher eine interessante Studie zur Geschichte jenes kritischen Tages vor Metz, umsomehr als das X. Corps einen hervorragenden Antheil an den Kämpfen am 16. August hatte. Namentlich bringt dies Heft auch eingehende Berichte und glaubwürdige Urtheile über die Thätigkeit der Cavalleriedivision des Generals v. Rheinbaden, dessen Führung wohl mit Recht später mehrfach angegriffen wurde, sowie über das gespannte Verhältniß zwischen diesem Cavallerieführer und dem Generalcommando des X. Corps, sonderlich dessen Stabschef Oberstleutnant v. Caprivi, dem späteren Reichskanzler. Im Anhang finden sich sehr lesenswerthe Berichte, Meldungen und Bemerkungen angefügt. —r.

— Kunz (Major a. D.), Taktische Beispiele aus den Kriegen der neuesten Zeit 1880—1900. Drittes Heft: Die Feldzüge der Franzosen in Tonkin von 1883 bis 1885. Mit 7 Skizzen im Text, 2 Skizzen in Steindruck und 1 Uebersichtskarte. Preis ℳ 6,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Auf die beiden ersten Hefte dieser taktischen Beispiele aus den Kriegen der neuesten Zeit konnten wir bereits früher empfehlend hinweisen und auch das vorliegende dritte Heft bietet uns des Fesselnden und Lehrreichen ziemlich viel. Es erregt unser doppeltes Interesse, einmal weil es uns Kämpfe auf einem ostasiatischen Kriegsschauplatz vorführt, ein anderes Mal, weil sich dort zwei Gegner maßen, welche auch wir Deutsche bekämpft haben. Die Chinesen führten in den Kriegen in Tonkin vom Jahre 1883 bis 1885 ihre besten Truppen ins Feld, die theilweise durch europäische Lehrmeister gedrillt worden und meist mit Geschützen, Handfeuerwaffen und sonstigen Kriegsmitteln der neuesten Erfindungen ausgerüstet waren. Den Franzosen wird man nach dem Studium dieser Schlachten, Gefechte und Belagerungen in Tonkin zwar zugestehen müssen, daß ihre Truppen kriegstüchtig und tapfer waren, aber die Art der Kriegführung war lahm, nicht genügend vorbereitet und mit unzureichenden Mitteln begonnen worden; auch war nur zu häufig eine Zersplitterung der Kräfte zu bemerken, sodaß es ihnen nicht gelang, die Chinesen vollständig niederzuwerfen. Diese energielose und schwankende Führung, durch welche die Franzosen recht oft ungünstigen Rückschlägen ausgesetzt waren, mochte vielleicht die Ursache für die zunehmende Erbitterung sein, die sich im Laufe des Krieges der französischen Truppen bemächtigte und nur zu oft zu Grausamkeiten und sogar einmal zu einer erbarmungslosen Niedermetzelung von 642 Chinesen führte. In Herstellung von Erdwerken waren die Chinesen Meister, die Belagerung der Citadelle von Tuyen Quang zeigt auch die ausgiebigste Anwendung des Minenkrieges, aber es fehlte ihnen auch hierbei die Beharrlichkeit, Ausdauer und der Geist der Offensive. Die vielfachen Sturmversuche scheiterten doch an dem tapferen Widerstand der unter dem Befehl des Majors Dominé stehenden Franzosen, bis endlich der Entsatz die Belagerten befreite. Das Gefecht von Bang-Bo war trotz der heldenmüthigen Gegenwehr der Franzosen gegen eine sechsfache Uebermacht eine regelrechte Niederlage und dem anscheinend siegreichen Tage von Ky-Lua folgte die Katastrophe von Langson. Am 4. April 1885 wurden endlich die Friedenspräliminarien zu Paris zwischen Frankreich und China unterzeichnet. Wenngleich uns diese Ereignisse im fernen Ostasien sehr interessirt haben, müssen wir doch bemerken, daß es dem fleißigen Verfasser diesmal nicht so gut gelungen ist, seine Quellen knapp und klar zu verarbeiten wie in früheren Werken, er wiederholt sich oft; auch ist das fortgesetzte Hinweisen auf das Militär-Wochenblatt etwas ermüdend. —r.

— Dr. Kowalk (Oberstabsarzt), Militärärztlicher Dienstunterricht für einjährig-freiwillige Aerzte und Unterärzte, sowie Sanitätsofficiere des Beurlaubtenstandes. Sechste, vermehrte Auflage. Berlin, Mittler & Sohn. Preis 6,75 ℳ, geb. 7,50 ℳ. — Für die vorliegende sechste Auflage von Kowalks Dienstunterricht möchten wir besonders hervorheben, daß sie durch die Aufnahme der Verordnung über die Ehrengerichte der Sanitätsofficiere, sowie der neuen Pensionsvorschrift eine nicht unwesentliche Vermehrung erfahren hat. Daß außerdem alle sonstigen Aenderungen in den dienstlichen Bestimmungen die gewissenhafteste Berücksichtigung gefunden haben, braucht kaum erwähnt zu werden. Auch die Bestimmungen für die königl. Sächsische Armee und das königl. Württembergische Armeecorps sind einer sorgfältigen Nachprüfung unterworfen worden. Nach Allem kann man sagen, daß auch diese neue Auflage auf der Höhe der Zeit steht und allen Interessenten, in erster Linie den einjährig-freiwilligen Aerzten und Unterärzten, sowie den Sanitätsofficieren des Beurlaubtenstandes ein ebenso unentbehrlicher wie zuverlässiger Rathgeber ist. —t—

— Neue, neunte Lieferungsausgabe von Stielers Hand-Atlas, 100 Karten in Kupferstich, herausgegeben von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. (Erscheint in 50 Lieferungen [jede mit 2 Karten zu je 60 ₰].) — In rascher Folge sind die dritte, vierte und fünfte Lieferung des bekannten Kartenwerkes erschienen, die uns sechs neue Karten aus vier Welttheilen bringen. Von den Ländern Europas werden uns diesmal (Nr. 14) die Schweiz (1 : 925000) von C. Scherrer und H. Habenicht, sowie (Nr. 40) Niederlande, Belgien und Luxemburg (1:110000) von C. Scherrer in überaus fein ausgearbeiteten Kartenbildern vorgeführt. Die graphische Darstellung des Alpenlandes überrascht durch ihre Reichhaltigkeit und Plastik und wird jeden Kenner der Schweiz durch die Genauigkeit ihrer Angaben in Erstaunen setzen. Als eine Glanzleistung der Kartentechnik ist die Wiedergabe jenes Landes zu bezeichnen, wo das niederdeutsche Element mit dem wälschen ringt. Trotz der wimmelnden Städte, Canäle und Eisenbahnen wird sich Jeder rasch auf dieser Karte zurechtfinden. Die Nebenkarten: Amsterdam, Brüssel und das Steinkohlengebiet von Mons und Charleroi, von denen die beiden letzteren in jüngster Zeit, wie schon früher, Schauplätze socialistischer Demonstrationen waren, sind eine willkommene Beigabe zu dem ungemein fleißig ausgeführten Kartenblatte. Die vierte Lieferung wird für alle Colonialfreunde besonderes Interesse bieten. Nr. 81, bearbeitet von Dr. Haack, zeigt die Südseeinseln in einer Anzahl von kleinen Karten, die eine eingehende Behandlung der wichtigsten Inselgruppen gestatten. Mit besonderer Gründlichkeit sind die in deutschem Besitze befindlichen Gebietstheile und Eilande behandelt: Neuguinea, Bismarckarchipel und die Samoagruppe. Zur Verfolgung der politischen Vorgänge in Mittelamerika, Columbien und Venezuela, sowie der furchtbaren Naturereignisse, die uns in den letzten Wochen von den kleinen Antillen gemeldet wurden, bietet die Karte von Westindien von H. Habenicht (1:7500000) ausgezeichnetes Material. 6 kleinere Nebenkarten, darunter auch Martinique und die schon „amerikanisch gefärbten“ Jungferninseln (dänische Antillen), tragen zur Erläuterung bei. — Die durch die Reisen des berühmten Schweden Sven Hedin bekannt gewordenen Gebiete Mittelasiens, insbesondere Tibets sind in der fünften Lieferung (Nr. 62) von B. Domann unter Verwerthung der von dem genannten Gelehrten in den Jahren 1894—97 erzielten Resultate sowie der Ergebnisse englischer und russischer Forschungsreisen (1 : 7500000) dargestellt. Besonders ins Auge fallend ist die wunderbar plastische Veranschaulichung des turkestanischen Alpengebietes (Thian-Schan). — Das zweite Blatt der fünften Lieferung (N. 78) zeigt uns den Nordosten des kleinsten Welttheiles, Australiens, der in so eingehender Weise bisher noch in keinem deutschen Kartenwerke behandelt worden ist. Auch auf diesem Blatte sind die Ergebnisse der neuesten Untersuchungen wenig bekannter Gebiete (Territory of Australia) eingezeichnet. Mit welcher peinlichen Genauigkeit der Kartograph seine Aufgabe erfüllt hat, beweist die Angabe und Bezeichnung der unzähligen Inseln, Eilande und Riffe. J. O.

— Verhandlungen der Heidelberger Schloßbau-Conferenz vom 15. October 1901. Karlsruhe, Druck der Braun'schen Hofbuchdruckerei 1902. 60 ₰. — Gewinnt man schon durch das Veröffentlichen der Verhandlungen den Eindruck, daß die badische Regierung die Schloßbauangelegenheit mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit behandelt, so verstärkt sich diese erfreuliche Empfindung beim Lesen der sehr interessanten Veröffentlichung. Die Entscheidung ist bekanntlich jetzt um 2 Jahre hinausgeschoben, damit noch tiefer gehende Studien gemacht werden können. —nn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 68. Sonnabend, den 7. Juni, Abends. 1902.

Die Oberlausitzer Landschaft.

Van Curt Müller-Löbau.

Wenn der Staat, der wohl nicht ohne erziehliche Absicht seine Beamten gern gerade in ihnen noch neue Gebiete und nicht in ihre engere Heimath versetzt, einen „überelbischen“ aus den „Kurgebieten“ Sachsen zwingt, den Boden der Oberlausitz zu betreten und auf ihm seßhaft zu werden, so wird dem Betreffenden meist die freudig überraschende Erkenntniß zu Theil, daß es sich doch auch hier, weit hinten in der „wendischen Türkei“ ganz gut leben lasse, so sehr ihm erst bei dem Gedanken an dieses „Hinterland“ Sachsens geheimes Grauen ankam. Gar bald sieht er sogar ein, daß die Lausitz unstreitig einer der interessantesten und schönsten Landestheile unseres Königreiches und dem vielgepriesenen Vogtland, sowie der Sächsischen Schweiz ebenbürtig ist, so daß man es eigentlich nicht begreifen kann, warum der nach landschaftlicher Schönheit suchende Leipziger in hellen Schaaren den doch ebenso weit oder noch weiter entlegenen Thüringer Bergen, dem Harze, der Vogtländischen und Sächsischen Schweiz, ja sogar dem Erzgebirgskamm zueilt und mit Sonntagssonderzügen deutsches Mittelgebirge zu genießen sucht, während er die Lausitz unberücksichtigt läßt. Warum giebt man selbst von Dresden aus verhältnißmäßig selten Gelegenheit, das herrliche Bergland der Oberlausitz kennen zu lernen? Der Unbekanntheit der landschaftlichen Schönheit dieses Gebietes und den Vorurtheilen über Volks-Art und -Leben, wie wir sie häufig in den „Erblanden“ antreffen, steht erfreulicherweise eine innige Heimathliebe des Lausitzers selbst gegenüber, die oft begeisterten Ausdruck findet bei jenen zahlreichen kernigen Lausitzern, die in den „Erblanden“ ansässig geworden sind, nämlich bei vielen theilweise sehr hochgestellten Beamten, vor Allem bei vielen Lehrern. Sie Alle sind erfüllt von Begeisterung für ihre schöne Heimath und von inniger Liebe zu ihr. Aus der Lage und der eigenartigen Entwicklung dieses Landestheiles erklärt sich so manches schiefe Urtheil, das bei manchen „Erbländern“ über die Lausitz und ihre Bewohner noch ganz und gäbe ist.

Auf die Oberlausitz ist im Laufe der Zeit so Manches übertragen worden, was ursprünglich der eigentlichen Lausitz, der heutigen Niederlausitz galt, so schon der Name „Lausitz“ (von luza = Sumpf), den ja mit Recht nur das sumpfige und sandige Kieferngebiet um und am Spreewald trägt, während er dem alten Wendengau der Milzener oder dem Lande Budissin und Görlitz seinem wesentlich anderen Landschaftscharakter nach nicht zukommt. Noch weniger ist diese Namensübertragung für den südlichsten Theil der heutigen Oberlausitz berechtigt gewesen, für die Gegend von Zittau und Reichenberg, die ehemals den böhmischen Gau Zagost bildete. Unter dem schlimmen Ruf, den das Sumpf- und Heidegebiet an der mittleren Spree bei den bessergestellten Bewohnern westlicher Nachbargebiete ebenso genoß wie des „Heiligen römischen Reichs Streusandbüchse“, leidet heute noch die Oberlausitz; dazu kam, daß für die früher cultivirten Germanenlandschaften westlich der Elbe alles Land „hinter“ (östlich) der Elbe trotz der im 12. und 13. Jahrhundert weit vordringenden colonisirenden deutschen Ansiedler für die damaligen Verkehrsverhältnisse etwas weit entfernt lag. Und daher herrscht noch heute in den „sächsischen Erblanden“ eine bemerkenswerthe Unkenntniß der Lausitz, und der Spottname „wendische“ oder gar „Hundetürkei“ haftet an der sächsischen Oberlausitz ebenso wie an der eigentlich darunter gemeinten Niederlausitz. Uebertriebene Anschauungen von der Dürftigkeit der Verhältnisse der Bewohner, der ackerbautreibenden Wenden, wie des deutschen Webers in den Gebirgsdörfern mögen das Ihrige noch dazu beigetragen haben, diesen Ruf aufrecht zu erhalten.

Wie es nach Lessings berühmtem Vorbilde eine verdienstliche Aufgabe ist, „Rettungen“ verkannter Personen vorzunehmen, so hat es gerade heutzutage Werth, die Blicke der nach allen Richtungen hin strömenden Reisenden auf verkannte und bisher unbeachtete Landschaften hinzulenken. Das ist freilich eine heikle Sache. Wer einen stillen, noch „unberühmten“ Winkel entdeckt hat und sich an dessen Reizen um so mehr erfreut, als er ungestört durch die Menge genießt, der wird dem zürnen, der diesen Winkel „verräth“ und dadurch vielleicht Viele herbeilockt, die die naturfrische Gegend ebenso verschanden können, wie sie häufig die Bevölkerung verderben. Wir fürchten diese Gefahren weder für unsere schönen Lausitzer Berge noch für deren Bevölkerung; diese hat einen zu kernigen Charakter, um sich ohne Weiteres so umzubilden, daß der die Aussaugung scheuende Tourist die Gegend fürchten muß. Dagegen hoffen wir manchen Naturfreund anzuregen, sich den Ostzipfel Sachsens einmal näher anzusehen und bessere Vorstellungen von Land und Leuten mit nach Hause zu nehmen, als sie gemeinhin verbreitet sind, indem wir den landschaftlichen Charakter der sächsischen Oberlausitz in seinen Hauptzügen kennzeichnen.

Die Eigenschaften einer Landschaft sind tiefbegründet in ihrer Lage; sie giebt die feste Grundlage für die besonderen Züge, für die verticale Gliederung, die Bewässerung, das Klima und die Formen des Lebens. Wie ein Mensch die Grundlage seines Charakters stets in der Eigenheit seines Stammes und Volkes zu erkennen vermag, so muß man aus der Lage alle Züge des Landescharakters ableiten. Die Oberlausitz ist sowohl ein Randgebiet der sogenannten mitteldeutschen Gebirgsschwelle, insbesondere der böhmischen Umwallung, als auch der norddeutschen Tiefebene, die hier, und in noch ausgedehnterem Sinne östlich davon, buchtenartig eingreift. Ein Blick von dem Mittelpunkte der Oberlausitz, dem Löbauer Berge, aus läßt uns die Grenzen dieses Gebietes und ihre landschaftlichen Hauptformen überschauen: das Auge schweift vom Valtenberg weit im Westen zur Queisgegend hinter Görlitz im Osten, von der weiten dunkelgrünen Ebene mit ihren Kiefernwäldern und stillen Teichen am nördlichen Horizont bis zu den Bergwänden des Iser- und Zittauer Gebirges, sowie zu den böhmischen Bergkuppen im Süden. In nächster Nähe unseres Standpunktes erheben sich Berge und Hügel des Lausitzer Berglandes, zwischen denen sich wohlangebaute und dichtbewohnte Thäler ausbreiten. Die Randlage an dem Scheitelpunkt des Winkels, den Elbsandsteingebirge und Sudeten bilden, giebt diesen Formen ihre Eigenthümlichkeit: die Unbestimmtheit der Richtung und das Ineinandergreifen der Formen. Der nach NW zu gerichtete Sudetenzug erscheint ebenso aufgelöst wie die entgegengesetzt gerichtete wilddurchfurchte Platte des Elbsandsteingebirges. In geologischer Hinsicht greifen hier Sandstein und Granit ineinander ein; beide sind in charakteristischen Bodenerhebungen durchbrochen von jungvulkanischen Gesteinen. In dem von Kreibitz i. B. bis zum Jeschken sich erstreckenden höchsten und einheitlichsten Zuge des Lausitzer Gebirges, der mit weiten dunklen Grenzwäldern bekleidet und von herrlichen Kuppen gekrönt ist, erkennen wir deutlich die Umbiegung der Gebirgsrichtung. Was diesem Zuge nördlich und südlich vorgelagert ist, können wir nur als Bergland bezeichnen, reizvoll und charakteristisch gerade durch den Mangel an großen richtunggebenden Zügen, in dem Reichthum an Einzelkuppen, Zacken und Rücken, deren feine Linien das Auge immer aufs Neue entzücken und ungemein mannigfaltige Landschaftsbilder geben. Nur im Czornebohzuge können wir einen zusammenhängenden, westöstlich gerich-

teten Rücken von größerer Ausdehnung erblicken. Nördlich von diesen Erhebungen des Berglandes, vermittelt durch Hügelgebiet, breitet sich die Ebene aus. Schreyer vergleicht mit Recht in seiner „Landeskunde Sachsens“ (S. 167) diese Gliederung in drei sich abstufende Bodenwellen mit dem Aufbau des Erzgebirges: „Wir fassen die Bodenfläche der Lausitz als schiefe Ebene auf, die sich in ruhiger Senkung nach dem Norden hin neigt. (Lauf der Flüsse!) Auf diesem Grunde steigen die Berge in drei Höhenstufen auf, deren erste durch den Zittauer Zug, deren mittlere durch den Kottmar oder Czornebohrücken und dann wieder durch den Stromberg (bei Weißenberg) ausgedrückt wird. Als Höhenzahlen sind dabei 700 m für die erste, 500 m für die zweite und 300 m für die letzte Höhenfalte zu merken. An den Nordfuß der südlichen Hochlandsschwelle legt sich das Zittauer Kohlenbecken, an den mittleren der Löbauer Hochkessel, an den nördlichen aber das eigentliche Tiefland an. So spiegeln sich in der äußeren Bodengestaltung der Lausitz die Grundformen des erbländischen Bodens im Kleinen wieder, und nur die größere Mannigfaltigkeit der Berggebilde, die freie Inselnatur der Höhen, die blaugedunkelten Wälder auf dem Rücken derselben und die offenen Gebiete zwischen Bergen und Hügeln geben der Lausitz einen eigenartigen Ausdruck.“

Die Naturgewalten, die unsere feste Erdrinde schufen, haben den Boden der Oberlausitz sehr mannigfaltig gestaltet und geprägt; nur der Geologe vermag in der auch dem Laien bei intimer Betrachtung auffallenden rhythmischen Gliederung den Ausdruck formbildender Erdgewalten zu erkennen. Granit ist die feste Grundlage des Lausitzer Heimathbodens, im Norden wird diese gewaltige Urgesteinsscholle durch Grauwacke fortgesetzt, im Süden durch die hereinragende Sandsteinzone unterbrochen. Die plastische Ausprägung der großen Lausitzer nach Norden zu geneigten Granitplatte, die dem ostwärts Reisenden in schroffem Abfall in der Lößnitz am rechten Elbufer und in der für die schlesische Bahn so merkbaren Höhenstufe nach Arnsdorf zu entgegentritt, haben vulkanische Kräfte, Gletschereis und Wasser gründlich besorgt. Die Erosionswirkungen haben in dem Quadersandstein des Zittauer Zuges die wunderlichsten Formen hervorgerufen, deren eigenartigste, gekrönt von Burg- und Klosterruinen, im Oybin bienenkorbähnlich aufragt. Dagegen weisen die benachbarten Jonsdorfer Mühlsteinbrüche die geologisch interessanten von feuerflüssigen Massen durchsetzten kantigen Säulen des Sandsteins auf; Naturspiele, die zugleich praktischen Werth haben, denn sie liefern gute Mühlsteine. Die mittlere Granitzone ist durchbrochen von einer Reihe jungvulkanischer Kuppen und Spitzen; sie bilden im Verein mit den meist niedrigeren Graniterhebungen das eigentliche Lausitzer Bergland, das nördlich der Linie Bischofswerda—Bautzen—Löbau—Görlitz in die norddeutsche Ebene übergeht und nur wenige vorgeschobene Bergwarten hier darbietet (z. B. Berge bei Kamenz, Sibyllenstein, Stromberg bei Weißenberg, Königshainer Berge). In der mittleren Granitzone tritt dies Urgestein in manchem ansehnlichen Rücken oder Hügel zu Tage, viele Steinbrüche an deren Abhängen bezeugen uns die Ausbeutung des sehr geschätzten Lausitzer Granits (bes. Demitz bei Bischofswerda). Im Uebrigen ist die Granitplatte in den Thalweitungen schon hier mit mächtigen Diluvialablagerungen bedeckt, wie dies noch mehr der Fall ist mit der Grauwackenunterschicht nördlich der Linie Kamenz—Bautzen—Weißenberg. Das Schwemmland birgt mannigfache Reste einstiger Vergletscherung während der Eiszeit, nordische Geschiebe, Moränenschutt und Findlinge. Die Wasseraugen der nördlichen Oberlausitz, die Teiche der Niederung mögen ihren Ursprung zum Theil mit der Furchung durch einstige Eisströme verdanken. Für den Blick von den Aussichtshöhen des Berglandes erscheint das Gebiet nördlich des Czornebohzuges als wenig plastische Ebene, die im Norden mit einer völlig horizontalen Linie abschließt. Der Wanderer erlebt eine angenehme Enttäuschung, indem er dieses Gebiet durchwandert, denn streckenweise ist die Granitdecke hier durch ziemlich tief eingeschnittene Thalfurchen mit steilen granitnen Felswänden malerisch unterbrochen, so im Thale des im Sommer so ärmlichen Löbauer Wassers nördlich von Löbau und bei Weißenberg, in den beiden Skalen (skala von wend. skaly Fels vgl. Groß- und Kleinskal südlich Reichenberg i. B.) und in einzelnen Theilen des Spreethales bei Bautzen. Diese freigelegten Felspartien, mit gemischtem Wald theilweise bekleidet, geben auch dem nördlichen Theile der Oberlausitz einen wechselvollen Charakter, besonders da, wo sich das Wasser der im Sommer meist kümmerlich dahinschleichenden Bäche und Flüsse in Wehren anstaut, wie es bei den Skalen der Fall ist. Höchst freundlich nimmt sich ein solcher meist nur kurzer Thaldurchbruch im Frühling aus, wenn die am Aus- oder Eingang liegenden kleinen Wendendörfer im Blüthenschmuck der Obstgärten prangen und gelbe Narzissen das frische Grün der Wiesen durchleuchten. Dem vorgeschichtlichen Bewohner scheinen diese kurzen Thalfurchen der Granitdecke besonders passend zur Ansiedelung gewesen zu sein; an den meisten finden wir jene räthselhaften ringförmigen Erdbauten, die unter dem Namen Sorben- oder Heidenschanzen bekannt sind. Charakteristischerweise sind auch die Städte Kamenz, Bautzen, Löbau, Görlitz gerade an solchen Stellen gelegen, wo die an ihnen vorüberfließenden Flüsse (Schwarze Elster, Spree, Löbauer Wasser, Neiße) kurze Steilthäler eingegraben haben. Eine wesentlich höhere Lage als diese am Rande kleiner Thäler aufgebauten Siedelungen haben eine Reihe wendischer Kirchdörfer, deren leuchtende Kirchthürme die Landschaft weithin beherrschen und damit schon äußerlich deutlich ihre dominirende Stellung innerhalb eines Kranzes von kleinen slawischen Rundlingen bekunden.

Längere, tief in den Boden eingeprägte Flußthäler fehlen der Lausitz, das herrliche Stück Neißethal Hirschfelde bis Ostritz ist auch nur klein und bildet fast eine Ausnahme in den typischen Zügen des Oberlausitzer Landschaftscharakters. Bergland kann nicht so starke Wasseradern entwickeln wie ein einseitig geneigtes Gebirgsdach, z. B. das Erzgebirge. Die Lausitzer Wasseradern haben die Mängel der Sudetengewässer, kurzen Oberlauf im Gebirge und sehr unregelmäßigen Wasserstand. Erst in der Ebene sind sie ein wesentlicher Zug im Landschaftsbilde, ebenso wie die zahlreichen Teiche hier als wohlthuende individuelle Formen das Auge erfreuen. Was der Berg oder ein Gebirgszug im Landschaftsbilde des Gebirgstheiles der Oberlausitz ist, eine scharf umrissene Form, der sich die übrigen Züge des Bildes, Thal, Wald &c., an- und unterordnen, das sind für die Heideebene die Wasserflächen.

An der westlichen wie östlichen Grenze der Oberlausitz schließen größere Erhebungen die Tieflandslandschaft einmal gegen die sächsischen „Erblande“, zum anderen gegen die schlesische Ebene ab. Die runden dunkelbewaldeten Rücken des Sibyllensteins und anderer Berge zwischen Kamenz und Bischofswerda im Westen unseres Gebiets entsprechen den Königshainer Bergen nordwestlich von Görlitz.

Der nördlichen, zumeist mit Diluvialbildungen bedeckten Zone der Oberlausitz lagert sich im Süden das wesentlich höher aufgebaute eigentliche Lausitzer Bergland an, das von den sanften Vorhügeln jenes Vorlandes aus in seinen schönen dunkelblauen Linien als reizender Horizont im Süden unsern Blick auf sich lenkt. Die Linie Arnsdorf—Bischofswerda—Bautzen—Löbau—Görlitz, den wichtigsten Straßenzug der Landschaft von West nach Ost, können wir die Grenze zwischen beiden Gebieten nennen. Der westliche Theil des Berglandes vom Valtenberg bis zum Hochstein bei Löbau wölbt sich in langen Rücken, die westöstlich mit sanfter Biegung nach SO streichen. Erst östlich und südöstlich vom Czornebohzuge, der das bedeutendste Ruckgrat des Berglandes bildet, löst sich Alles auf in Einzelkuppen, die durch breite Thäler oder sanft gewellte Kessel von einander getrennt werden, so daß der Blick frei in die Weite schweifen und die Fülle der Formen fast überall überschauen kann. In dem Inselcharakter ihrer Berge und in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen, die in ihrer Verbindung von allen Punkten reizende höchst abwechslungsreiche Fernblicke und Landschaftsbilder gewähren, ist die Oberlausitz dem vielgerühmten Thüringer Walde und dem Harze durchaus ebenbürtig, wenn nicht in ihren südlichen, an Böhmen angrenzenden Theilen überlegen. Das Auge wird der köstlichen Eindrücke nicht müde, deren es sich z. B. beim Anblick jener Bogenreihe von jungvulkanischen Kuppen und Spitzbergen erfreut, die sich von der Landskrone über den Rothstein, Löbauer Berg, Kottmar, Oderwitzer, Warnsdorfer und Spitzkunnersdorfer Spitzberg bis zur Lausche und zum Tannenberge hinziehen. Verwandt im Aufbau und Gestein treten uns alle diese Höhen in der Eigenart ihrer Linien als Individualität entgegen, und das giebt ihnen Charakter und Schönheit. Als solche stehen sie auch mitten in ihrer Umgebung und beherrschen sie, denn die breiten Thalwannen oder sanften Wellen zwischen den hervorragenden jungvulkanischen Kuppen gehören zu ihnen, sie sind in höherem Sinne Inselberge der Landschaft als der Höhepunkt Thüringens, der diesen Namen trägt. Es entspricht diesem dominirenden Charakter der Lausitzer Berge inmitten ihrer Umgebung, daß die Siede-

ſungen dieſes Umkreiſes von „ihrem“ Berg ſprechen, zu deſſen Höhe ſie mit inniger Naturfreude pilgern. Die Görlitzer widmen der Landskrone ebenſo viel Liebe, wie Reichenbach und langgezogene Dörfer, Herwigsdorf, Biſchdorf, Sohland, dem Rothſtein; Löbau ſeinem Berge; Kunnersdorf, Eibau u. ſ. w. dem Kottmar; Bautzen dem Mönchswalder Berg und Czorneboh.

Die ſanft gewellten Thallandſchaften, einſt mit Wäldern bedeckt, wurden im 11. und 12. Jahrhundert eindringenden deutſchen Coloniſten die geeignetſten Stätten zur Anſiedelung in Langdörfern, die in größtem Gegenſatz zu den kleinen Rundlingen des nördlichen Gebietes ſtehen. So liegt eingebettet zwiſchen der Landskrone und den Jauernicker Bergen einerſeits, dem Königshainer Zuge andererſeits ein langer Dorfſtreifen von Gersdorf, Holtendorf u. ſ. w. Den langgezogenen hufeiſenförmigen Rothſtein begleiten im Oſten Sohland, im Weſten Biſchdorf. Das Cunewalder Thal trennt Czorneboh- und Bieleboßzug. Ein ſtundenlanger Streifen von Dörfern, in denen die Hausinduſtrie vorherrſcht, erſtreckt ſich von Neuſalza bis Zittau.

Dem Rhythmus der Bodenformen (Ebene, Hügel- und Bergland, Gebirgszug) entſpricht im Kleinen der ſich vielfach im Landſchaftsbild der Oberlauſitz wiederholende Aufbau von Thalweitung, kleiner Vorhöhe und beherrſchender Kuppe, am ſchönſten in der Umgebung des Kottmar (Sonneberg b. Ottenhain, Forſthaus, Hutberg b. Herrnhut). Der prächtige Ausblick von den kleinen Wellen der Wendei auf die dunkelblauen Kuppen des Czornebohs, Löbauer Berges u. ſ. w. wird weit übertroffen durch die Schönheit des Aufbaues des Zittauer Gebirges von den Altanen des Berglandes aus, von Herrnhut, Kottmarſchenke, Oberwitzer Spitzberg u. ſ. w., überhaupt von allen Höhen, die dem Mandauthale benachbart ſind.

Die blauen Züge vom Tannenberg bis zur Lauſche, vom Hochwald bis zum Jeſchken ſteigen imponirend vor dem Beſchauer auf, zwiſchen deſſen Standpunkt auf einer der genannten Vorhöhen und dem Gebirgsrücken ein breites mit Ortſchaften dicht beſetztes Thal ſich weitet. Da die relative Höhe bis 500 m beträgt, wirkt der Gebirgsbau ſchon ganz ſtattlich. In ihren eleganten Linien geben dieſe Berge und Rücken ein ſo ſchönes Gebirgsbild, wie es auch von der Ebene aus der Harz nicht beſſer zu bieten vermag. Mit dem vollen Klang der höchſten Gebirgsſtufe im Süden klingt der ſchöne Accord der rhythmiſch gegliederten Landſchaft der Oberlauſitz aus. Die von dem Grazer Geographen Richter überzeugend nachgewieſene Thatſache*), daß das Wohlgefallen an ſchöner Landſchaft ſich in dem Maße ſteigert, als der Rhythmus der gleichen, im Weſen einer Landſchaft geologiſch begründeten Formen nnd Motive deutlich zur Erſcheinung kommt, dieſes Grundgeſetz der Naturäſthetik wird uns durch den Aufbau des Oberlauſitzer Berglandes beſtätigt, wie oben nachzuweiſen verſucht wurde.

Dem Rhythmus des verticalen Aufbaues entſpricht eine wechſelvolle Abſtufung der vegetativen Erſcheinungen: geben jene dem Landſchaftsbilde die beſtimmende Form, ſo wird durch die Vegetationsſtreifen die Färbung der Landſchaft hervorgerufen. Den Norden begrenzt ein breiter dunkler Waldſtreifen, der als geradliniger Horizont einen erfreulichen Gegenſatz zu dem Kranz der Berge an den anderen Stellen des Horizonts bildet. Zahlreiche kleine Waſſerſpiegel unterbrechen die Heide, die ſich nach Süden zu in leichte Wellen verliert. Die wellige Wendenebene, überſät mit kleinen Dörfern, iſt das Gebiet des Ackerbaues, breite Acker- und Wieſenflächen, nur ſelten unterbrochen durch Gebüſch und etwas Laubgehölz an den ſpärlichen Woſſeradern, breiten ſich zwiſchen der ſandigen Heide und den waldigen Bergkuppen des Berglandes aus. Die bunt gewürfelte, ſchachbrettartige Culturfläche zieht ſich ſüdlich an den flachen Abhängen und in den Thalweitungen hin; die oberſten Kuppen und Rücken aber tragen immer ein waldiges Kleid, und nur hier und da ragt nackter Fels, eine Baſalt- oder Klingſteinſpitze empor. Der Höhe entſprechend tragen die ſüdlichen Höhen, vor Allem der Zittauer Zug, die ausgedehnteſten Waldungen. Sind die ſanften Linien dieſes Zuges an ſich ſchon eine Augenweide für den Naturfreund, ſo wird ihnen durch das dunkelblaue Pflanzenkleid ein erhöhter Reiz zu Theil, es giebt dem ſein geſchwungenen Rücken einen ſatten Grundton, und in Verbindung mit der breiten Thalſohle der Mandau und ihrer Nebengewäſſer, in denen ſich Siedelung an Siedelung reiht und das Auge durch lachende Fluren und maleriſche Häuſergruppen erfreut wird, giebt dies ein mitteldeutſches Gebirgsbild von ſeltener und eigenartiger Schönheit. Von den Warnsdorf und Zittau benachbarten Vorhöhen genießt man dieſen köſtlichen Anblick in überraſchend mannigfacher Weiſe. Im Erzgebirge ſuchen wir Aehnliches ebenſo vergebens wie im Thüringer Wald. Beim Eintritt in dieſe Bergwelt werden wir freudig überraſcht, unſern Eindruck noch geſteigert zu ſehen durch die grotesken Sandſteinformen, die ſich in den engen Felſenthälern vor uns aufbauen. Waren ſie uns aus der Ferne verborgen durch die hohen Klingſteinkuppen und die Bewaldung, ſo treten ſie plötzlich gewaltig und ſtarr in abenteuerlich kühn aufſtrebenden Thürmen, Wänden und anderen wuchtigen Gebilden entgegen, beſonders im Oybin- und Jonsdorfer Thale. Hingegen hat der Tannenberg im Tollenſtein, einem trotzig aus ſeiner Umgebung hervorragenden Phonoliuhfelſen, einen ſeltſamen Nachbar. Beide bilden wieder eins der reizvollſten Landſchaftsbilder deutſchen Mittelgebirges, das nur zu wenig bekannt iſt, um ebenſo berühmt zu ſein wie die beſten Partien des Harzes und Thüringer Waldes. Der Zittauer Zug bietet auch, was wir ſonſt in der Oberlauſitz etwa vermiſſen, friſch rieſelnde Waldbäche. Er gewährt im höchſten Sinne, was unſer Bergland auszeichnet, entzückende Fernſichten und Rundblicke von den dichtbeſiedelten Thälern und den thurmgekrönten Kuppen Sachſens bis weit hinein in das berg- und burgenreiche Böhmen. Weniger einheitlich, aber nicht minder reizvoll ſind die Bergrücken und Kuppen nordweſtlich von Lauſche und Tannenberg, bedeckt mit großen Grenzwäldern zwiſchen Sachſen und Böhmen, reich an eigenartigen Formen des Sandſteins (Dittersbacher Schweiz) wie jungvulkaniſchen Materials (Wolfsbergſpitze, Bozen, Roſenberg), beſtimmend ſind auch hier breite Thalwannen zwiſchen den Einzelhöhen, wenn auch nicht in der Weite, wie ſie im Zittauer Becken als Tieflandsbucht dicht an das Gebirge herantritt. Zum Gebirgshorizont der Oberlauſitz gehört auch das Iſergebirge mit ſeinen dunklen hohen Wänden, an das auch nur durch niedrige Hügel vermittelt das Tiefland herantritt. Die Tafelfichte und das Heufuder ſind die Südoſtwarten des herrlichen Gebirgsrahmens, der die Oberlauſitz im Süden halbmondförmig abſchließt. Hochwald, Lauſche, Tannenberg, Wolfsberg, Baltenberg ſind weſtlichere Glieder dieſes Bergkranzes.

Wenn dieſe Ausführungen die Oberlauſitz als Naturlandſchaft zu ſchildern ſuchten, ſo konnte doch das menſchliche Element nicht ganz umgangen werden, inſofern von einem wohlangebauten Culturgebiet, von den Siedelungen des wendiſchen Hügel- und des deutſchen Berglandes geſprochen wurde. In dieſen beiden benachbarten Gebieten, die einen breiten Streifen Ebene im Norden und Gebirgszug im Süden bilden, haben wir bereits Culturlandſchaft vor uns, während der ſtark bewaldete Horizont im Norden und Süden, die Heidelandſchaft ebenſo wie die böhmiſch-ſächſiſchen Bergzüge, von Menſchenhand weniger berührte Landſchaften darſtellt, deren Reiz in der Naturfriſche des Waldes und in der Inſelnatur der wenigen Siedelungen beſteht. Die von Weſten her eindringende deutſche Cultur iſt dem Hauptſtraßenzug gefolgt, von Meißen her und auf der ſpäteren Linie der via regia (Leipzig—Rieſa—Großenhain—Kamenz—Bautzen—Löbau [reſp. Weißenberg]—Görlitz), die Thüringen mit Schleſien und Polen verband, haben ſich die Schwärme deutſcher Ritter und Bauern ergoſſen, die die Oberlauſitz und Schleſien germaniſirten und „aus grüner Wurzel“ heraus deutſche Städte und langgezogene Walddörfer anlegten und zu Stätten intenſivſter Bodenbebauung und regſten Gewerbfleißes für Jahrhunderte machten. Zu beiden Seiten dieſes breiten Streifens dichter, theils wendiſcher, theils deutſcher Beſiedelung finden ſich noch große Ueberreſte einſtiger Waldbedeckung, die mehrfach ſchon genannte Heide im Norden, ein Schutz der kleinen verſprengten Wendendörfer, die Grenzwälder im Süden, durchſetzt mit weit von einander entfernten deutſchen Hausinduſtrie-Dörfern, die häufig erſt ſehr ſpät als Neuland durch böhmiſche Exulanten gerodet wurden (Neuſalza, Neugersdorf, Schirgiswalde u. ſ. w.). Halbmondförmig dem Kranz der Kuppen und Berge entſprechend, umſchließen die germaniſirten ſüdlichen Theile der Oberlauſitz den weiten Kreis wendiſcher Rundlingsdörfer, der Bautzen, „die Stadt“ par excellence für die Wenden, umgiebt. Der Kranz des Lauſitzer Berglandes (Königshainer Berge, Rothſtein, Löbauer Berg, Czornebohzug, Sibyllenſtein) umſchließt die Wendei in ihren ſüdlichſten Siedelungen, nach Norden, der Ebene zu, gewinnt ſie an Ausdehnung.

Allein ſchon ein Blick auf die Karte läßt einen weſentlichen Unterſchied erkennen zwiſchen den im Hügelland und in der Ebene radial um Bautzen gruppirten Wendendörfern und den ſich in den Thälern hinziehenden Langdörfern der Deutſchen.

*) Cosmopolis 1897. S. 244 f.

Ein Blick in die Landschaft selbst wird diesen Eindruck nur vertiefen. Das wendische Gebiet ist centralisirtes Land; viele kleine Rundlinge bilden erst zusammen eine höhere Lebensgemeinschaft im Kirchspiel mit weithin leuchtender Kirche als Mittelpunkt. Die großen Kirchfahrten (Gröditz, Kittlitz, Hochkirch u. s. w.) wieder stehen im Banne des uralten städtischen Centrums Bautzen. Diese Centralisirung entspricht dem großzügigen einheitlichen Charakter der Ebene ebenso, wie dem des hier wohnenden Slavenstammes. Das deutsche Gebiet der Oberlausitz können wir als organisirtes Land bezeichnen, jede Thallandschaft ist ein geographisch-geschichtliches Individuum, jedes Langdorf mit eigener Kirche und Schule eine selbständigere Lebenseinheit, als es ein Wendendorf ist. In den Wendendörfern schaaren sich außerdem um die Rittergüter meist nur kleine Wirthschaften, viele Gartennahrungen, während im deutschen Dorf der Bodenbau seit der Germanisirung in den Händen eines freien Bauernstandes ist und die kleinen Wirthschaften nur den Nebenerwerb uralter Hausindustrie bilden. Die Oberdörfer insbesondere (Ebersbach, Neugersdorf, Eibau u. s. w.) sind durch die industrielle Entwickelung der letzten Jahrzehnte zu umfangreichen Industeiedörfern umgewandelt worden, in denen die einförmigen nüchtern gebauten Fabrikgebäude mit ihren langen hellen Fassaden schon ein wesentliches Element der Landschaft bilden. Die deutschen Siedelungen der Oberlausitz sind in nicht unbeträchtlicher Weise durch die steten Einwanderungen von böhmischen Exulanten vermehrt worden, die ihres Glaubens wegen vertrieben wurden. Herrnhut allein unter diesen Neusiedelungen hat Weltruf erlangt. Für die Landschaft sind aber auch die Seitentheile mancher Dörfer, die jenen Vertriebenen ihre Entstehung verdanken, charakteristisch.

Die Sechsstädte der Oberlausitz haben einen wohlbegründeten historischen Ruf wegen ihres gemeinsamen Auftretens in den wechselvollen politischen Schicksalen des Landes; weniger anerkannt und bekannt ist die Thatsache, daß sie im schönen Gebirgsrahmen der Landschaft durchaus entsprechend reizende Städtebilder darbieten. Nahezu gleichweit in Tagfahrt (ca. 25—30 km) von einander entfernt liegend, erfreuen sie sich alle des Vorzugs, den verschiedenen Bodengliedern, Ebene, Hügelland, Bergland oder Gebirgszug benachbart zu sein und so der Reize aller dieser Landschaftselemente theilhaftig zu werden. Nach einer Seite zu öffnet sich nahezu bei allen ein Thaleinschnitt, der bei Bautzen, Görlitz und Löbau durch die Eisenbahn überbrückt ist. Von hier aus bieten sich gute Stadtansichten. — Aber auch die Stadtbilder von der Ebene her mit den Bergen im Hintergrunde sind von charakteristischer Schönheit, bei einem Stadtbild ist ja der Rahmen von ebenso großer Bedeutung wie die Silhouetten. Die Kraft alter Cultur offenbart sich in letzterer besonders bei Bautzen und Görlitz in der Vielthürmigkeit. Beide Städte sind Jahrhunderte lang die Mittelpunkte vielseitigen deutschen und slavischen Lebens gewesen; ihre Thore, Kirchen- und Rathhausthürme gaben den Stadtbildern charakteristische Züge. Mit Recht verdient Bautzen den Beinamen „das wendische Nürnberg". Mehr durch den herrlichen Naturrahmen, den Kranz der Berge, als durch die charakteristischen Formen der Silhouette wirkt Zittau, der alte einst slavische Grenzort im Gau Zagost, mitten in weiter Ebene, die allseitig durch Berge geschlossen ist.

Wenn auch die Lausitzer Landschaft in ihrer eigenartigen Schönheit noch heute zu wenig von dem Strom der Sommerreisenden gewürdigt wird, so haben doch ihre Bewohner selbst seit altersher um so mehr Freude aus der Natur geschöpft. Das Naturempfinden der Oberlausitzer scheint verhältnißmäßig früh erwacht zu sein. Der Oybin war seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts ein Wanderzielpunkt der Umwohner; das romantische Naturgefühl suchte und fand in seinen grotesken Formen, in den alten Ruinen und dem idyllischen Bergfriedhof Befriedigung, wie zahlreiche Gedichte bezeugen. Doch auch der übrigen Landschaft erfreute sich der Lausitzer, sonst wären hier nicht so viele Aussichtsthürme schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden. Der eiserne Friedrich August-Thurm des Löbauer Berges wurde schon 1854 mit ziemlich bedeutenden Geldopfern durch einen einfachen Löbauer Bürger, den Bäckermeister Bretschneider, gestiftet. Diese prächtige Schöpfung, seiner Zeit berühmt, denn er war eines der ersten eisernen Bauwerke überhaupt und der directe Vorläufer des Eiffel-Thurmes, ist ein weithin sichtbares Zeugniß von der Liebe des Oberlausitzers zu seiner Heimath. Auf ihrem „Berge" hielten die Löbauer auch Jahrzehnte vorher schon ihre Feste ab, und hier wie in allen Orten der Lausitz, die Aussichtsthürme oder gastfreie Unterkunftstätten auf ihren Bergen haben, gehören fast tägliche Bergbummel zu den Gewohnheiten der Umwohnenden. Es giebt Bergliebhaber genug, die in jeder Jahreszeit hinaufpilgern, ja bei einigen (Löbauer Berg, Bieleboh, auch Czorneboh an manchen Tagen, Wermsdorfer Spitzberg u. a.) bestehen feste Tische von regelmäßigen Wanderern auch für die Abendzeit. Sonntags sind alle Berggasthäuser überfüllt von einheimischen Besuchern. Ich kenne kein anderes deutsches Mittelgebirge, in denen mir die Liebe zu den heimathlichen Gipfeln so stark entgegengetreten ist wie hier. In den Oster- und Pfingstfeiertagen ist es eine gute alte Sitte des Landvolkes, frühzeitig die Kuppen zu erreichen, um die Sonne dreimal hüpfen zu sehen, wie der Volksglaube für diese Tage annimmt. Die Liebe zur heimathlichen Natur hat einen gewissen wissenschaftlich systematischen Charakter in den in der Oberlausitz allerorten bestehenden Humboldtvereinen, die vorwiegend der Naturerkenntniß und der Liebe zur Heimath gewidmet sind. In den großen industriellen „Oberdörfern" fördern sie diese in hervorragender Weise, und es ist eine Freude, zu sehen, wie, angeregt durch sie, auch einfache Leute zu einer vertieften Werthung ihrer Heimath gelangen. Innige Freude an der Schönheit dieser Landschaft hat auch den Verfasser zu diesen Ausführungen veranlaßt, mit den urwüchsigen Worten des „Aeberlausitzers" Renatus seien die wanderfreudigen Naturfreunde nochmals auf dieses herrliche Stück deutscher Erde hingewiesen.

„Sahn muß mersch, sonst'n weeß mersch ne,
Wies ei dr Lausitz is,
Und war'sch ne g'sahn, dar thutt mr leed,
Doß is ak mol gewiß.
Ehr könnt oich imsahn, wu dr wullt,
D'r Kroiz und Quore giehn,
Kommt ak mol hen, dr werd's schu sahn,
Dort is es wunderschien."

Bücherbesprechung.

— Neueste Prinzipien der alttestamentlichen Kritik geprüft von Eduard König, Dr. phil. u. theol., ordentl. Prof. an der Universität Bonn. Gr. Lichterfelde-Berlin, Verlag von Edwin Runge. 1902. 8°. 80 S. Preis 2 *M.* — Manche meinen, die alttestamentliche Wissenschaft sei der Stolz unserer modernen Theologie, das Gebiet, auf dem dieselbe am klarsten sich zur voraussetzungslosen Geschichtsforschung in Beziehung gesetzt habe. Andere, zu denen ich mich rechne, haben den Eindruck, daß vielleicht auf keinem Gebiete so uneingeschränkt mit ganz subjectiven Willkürlichkeiten gearbeitet wird wie da. In der Profanhistorie wenigstens ist man nicht so schnell bereit, die engsten persönlichen Empfindungen und die phantasievollsten Vermuthungen zu Thatsachen und Sicherheiten zu stempeln; da arbeitet man wissenschaftlich viel sorgfältiger, woraus sich vielleicht die interessante Thatsache erklärt, daß heutzutage oft nicht theologische Kritiker zu Vertheidigern und Wiederherstellern von Thatsachen werden, die von Theologen schnell fertig abgethan worden sind. So hatte, um nur eins zu erwähnen, die Profangeschichte auf Grund der babylonischen Ausgrabungen (siehe Delitzsch) die Geschichtlichkeit und eminente Bedeutung des Abraham erwiesen, als noch angesehene theologische Kritiker diesen Abraham für einen alten Mondgott oder für eine mythische Stammespersonification hielten. Eher könnte man für diese seltsame Hypothesenfreudigkeit eine Parallele bei gewissen Vertretern der Naturwissenschaft finden als bei den Vorsicht übenden Geschichtsforschern. Wer einmal einen instructiven Einblick gewinnen will in die Werkstatt der Kritik, in ihr „Arsenal" und in die Handhabung ihrer Waffen (König führt neun vor), der lese diese vorzügliche Schrift eines Mannes, dem Niemand Sachkenntniß oder Befangenheit verwerfen kann und der schon oft bewiesen hat, daß er die manchmal undankbare und doch so wichtige gelehrte Kleinarbeit nicht scheut, um neu aufgestellte „Ergebnisse" ins scharfe Verhör zu nehmen.

Lic. Neuberg.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 69. Dienstag, den 10. Juni, Abends. 1902.

Der Briefwechsel zwischen Balthasar und Magdalene Paumgartner.

Der deutsche Privatbrief, für den Culturhistoriker von unschätzbarem Werth, hat sich erst im 15. Jahrhundert freier entwickelt. (Vgl. Steinhausen, Gesch. des deutschen Briefes. Berl. 1889—91.) Nicht nur, daß sich der Kreis der Briefschreiber erweitert, auch der Ton wird freier und beweglicher. Aber nicht allzulange bewahrt er diesen Charakter; schon im 17. Jahrhundert geht der deutsche lebendig volksthümliche Brief fast ganz zu Grunde. Fast an der Grenzscheide steht der Briefwechsel zwischen dem Nürnberger Kaufmann Balthasar Paumgartner und seiner Braut, bezw. Frau, Magdalene Behaim, den Steinhausen in der Bibliothek des Literarischen Vereins veröffentlicht hat. Weder weltbewegende Thaten und folgenschwere Entschlüsse, noch geistreiche und tiefe Gedanken sind es, die wir hier vernehmen. Die Briefschreiber sind vielmehr Durchschnittsmenschen aus gut bürgerlichem Kreise, er einen großen Theil des Jahres auf Reisen, oft Monate lang in Italien, wo er in Lukka eine Factorei besitzt und Seidenwaaren einkauft, oder auf der Frankfurter, Braunschweiger und Leipziger Messe, sie unterdessen mit kluger Umsicht das Hauswesen verwaltend und bisweilen auch mit der Besorgung geschäftlicher Angelegenheiten betraut. Aber gerade darin, daß wir hier einmal Menschen gewöhnlicher Art mit einander vertraulich reden hören in Briefen, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind — bittet sie ihn doch einmal, ihre Briefe nicht auf dem Tisch liegen zu lassen, wo sie Jemand lesen könnte —, liegt nicht zum Wenigsten der Reiz dieses Briefwechsels. Er erstreckt sich über die Zeit vom 24. October 1582 bis zum 11. December 1598 und umfaßt 172 Briefe, von denen Balthasar Paumgartner 89, Magdalene P. 83 geschrieben hat. 13 gehören noch in die Brautzeit, da die Hochzeit erst am 23. April 1583 stattfand.

In der Regel schreiben sie sich aller 8 Tage. Als Balthasar P. auf seiner ersten italienischen Reise, damals noch Bräutigam, unter den Beschwerden des Wegs und des Wetters nicht zum Schreiben kommt, deutet sie ihm flugs an, daß er sie bei den bösen Läusten vielleicht gar nicht mehr lebend wiederfinden werde. Als er dann erwidert: „Mit solchem hast Du mir nicht wenig Anfechtung und allerlei seltsame Gedanken gemacht,“ will sie das nur scherzweise geschrieben haben: „Ich hab Dir halt aus Einfalt geschrieben, daß mich nach Deinem Brief so sehr verlanget hat und an das Sprichwort gedacht, wie man pflegt zu sagen: Ich sterb wohl, eh Du zu mir kommst.“ Als sie, schon längst verheirathet (1591), an einem Samstag einmal keinen Brief von ihm erhält, schreibt sie: „Es ist mir der Tag recht langweilig gewesen, jedoch ich muß mich gewöhnen. Bitt, wollst mich über 8 oder 14 Tagen zum allerlängsten nit lassen, eher desto kürzer abbrechen wollest,“ und ein anderes Mal: „Ich kann nit unterlassen, Dir alle acht Tage zu schreiben, wiewohl Du mir kein Ursache giebst. Denn nun in der dritten Wochen keins von Dir gehabt, vielleicht bis Samstag auch keins, welches mich kleinmüthig genug machen wird. Und muß dem alten Sprichwort nachdenken: Aus den Augen, aus dem Sinn. Hat mir viel Nachdenkens gemacht, ob Du vielleicht nicht wohlauf seist.“ Ja, sie betrachtet es als eine Art Schande, wenn er ihr lange nicht schreibt. So ist sie einmal auf einer Hochzeit gewesen, und alle, die mit ihr getanzt haben, haben gefragt, wann sie einen Brief von ihm gehabt habe. „So hab ich aber geschwindelt und gesagt, vor 8 Tagen, anstatt daß es 3 Wochen sind.“ Nicht mit Unrecht nennt er diesen Brief „ein schier halb zorniges Schreiben“. Einmal begegnete es ihr auch, daß sie einen an ihn geschriebenen Brief „aus großem Uebersehen, da ich von Herzen auf mich bin zornig gewesen“, im Schrank liegen läßt. Sie hat Vormittags Besuch gehabt, der zum Essen dageblieben ist; zu spät denkt sie an den Brief, denn der Bote ist schon fort. „Habs also diesmal böslich übersehen: hab mir's, herzeter Schatz, zu gut!“

Erkennen wir schon hieraus, daß Beide einander herzlich liebten, so fehlt es auch nicht an directen Aeußerungen der Zärtlichkeit. Anreden, wie: „Du mein allerherzliebstes Schätzle, mein edler und höchster Schatz auf dieser Erd, mein liebstes Herz“ finden sich nicht etwa nur während der Brautzeit. Ihre Gedanken sind immer bei einander. „Ich hab mir,“ so schreibt er als Bräutigam, „das Scheiden den letzten Abend, als ich von Dir ging, ja nicht so schwer vorgestellt. Daß Du mir in Deinem obern Stüblin also unter den Armen hinwegsunkest, habe ich mir nimmermehr aus dem Sinn schlagen mögen, und sind seither ja wenig, wenig Stund hingangen, in welchen ich nicht an Dich gedacht hätte.“ In der ersten Nacht in Lukka hat ihm stetigs von ihr geträumt, „verhoff nichts, denn alles Gute bedeuten soll“. Er rechnet aus, wann ein Brief von ihr ankommen kann; und hat ihren Brief „den vergangenen Sonntag mit Begierde erwartet, derowegen den ganzen Tag nicht aus dem Haus kommen“. Jeden Sonntag Abend kommen die Briefe. „Meine größte Freude, so ich allhier hab,“ schreibt er deshalb einmal aus Lukka, „ist der Sonntag Abend.“ Oft freilich hat er „mit leerer Hand abziehen müssen“. Er bittet, sie wolle ihn „zu Zeiten auch mit einem kleinen Brieflein besuchen“ und ihm darin ihren Zustand vermelden. Der Wunsch aber: „Gott wolle uns bald wiederumb glückselig in unser Freudengärtlein wiederumb zusammen helfen, Amen!“ kehrt in den meisten Briefen in den verschiedensten Variationen wieder, und beide vergessen selten, einander dem lieben Gott in Gnaden zu befehlen und sich „zu viel 100 000 Malen freundlich und fleißig in ihr Herz hinein“ zu grüßen. Klagt er einmal über Langeweile, so antwortet sie: „Glaub ich Dir ja wohl: ich nehms von mir ab. Ich habe zu thun, was ich will, so feiern doch meine Gedanken nit nach Dir, mein allerliebster Schatz.“ Zärtliche Aeußerungen der Sorge um sein Befinden sind in ihren Briefen nicht selten. Sie mahnt ihn, das Schröpfen nicht zu vergessen, nicht zu spät zu Abend zu essen, schickt ihm, damit er früh nicht zu lange nüchtern bleibe, etwas Gebäck, einmal auch eine Schachtel Kirschen und bittet ihn, als sie gehört hat, daß es in Frankfurt „anfange zu sterben“, sich wohl in Acht zu nehmen und ja nicht nüchtern auszugehen. Zu einem Briefe vom 2. Sept. 1589 findet sich folgende Nachschrift: „Herzallerliebster Schatz, als ich den Brief habe zugemacht und auf die Schachtel gebunden, höre ich mit Schrecken, daß Sebald Welser zu Ulm an der Ruhr gestorben ist, welches ich Dir vor Weinen kaum schreiben kann, so erbärmlich ist es. Er soll sich nit wohl empfunden haben, ehe denn er hinweg ist. So denk ich eben auch an Dich, an Deine Red in der Stuben, daß Du zu mir sagst, Du solltest bald etwas auf den Weg bekommen. Verhoff aber, Du sollst jedoch mit der Hilf Gottes wohl hinab [nach Frankfurt] sein, der werd uns mit seiner göttlichen Hilf wieder zusammenbringen.“ Rührend ist ihre Sehnsucht nach ihm, als er das letzte Mal (1594) sieben Monate in Lukka ist. „Mein herzeter Schatz,“ ruft sie aus, „wie wird mir nur sein, wenn ich Dich wieder seh und hab.“ Schon Monate vor seiner Rückreise, die sich immer von Woche zu Woche verzögert, rechnet sie die Tage aus, bittet, ihm bis Augsburg entgegenkommen zu dürfen, und fragt, ob sie im Wirthshaus vom Lindemeir absteigen soll, wie er, bemerkt aber bescheiden: „aber sehr theuer sein soll“. Immer wieder kommt sie auf diese Reise zurück. „Wird mir wohl so fern sein, als Dir ins Welschland, wenn ich gen Augsburg fahre.“ Wir dürfen wohl annehmen, daß sie die Reise unternommen hat; erlaubt hat er es wenigstens, falls Weg und Wetter nicht zu schlecht seien, und

hat sie auch zum Lindemeir gewiesen mit dem Beisatz: „Obschon theuer, so schenkens andre doch auch nicht.“ — Zweimal enthalten ihre Briefe die Bitte, ihr etwas mitzubringen, wenn er „etwas Seltsames“ sehe, aber sie fügt das eine Mal hinzu: „Vergißt Du's, dann hab ich genug an Dir, dafür ich Gott zu danken hab.“

Wenn sich Magdalene Paumgartner mehr als einmal um ihren Gatten besorgt zeigt, so geschieht das nicht ohne Grund. Der Beruf eines Kaufmanns forderte damals noch größere Anstrengungen als heut. Man denke an Paumgartners Reisen nach Italien, die jedesmal über 3 Wochen erforderten. Er selbst klagt in seinen Briefen über schlechte Wege und schlimmes Wetter, oder über übermäßige Hitze, so daß er oft kaum seinen Durst hat löschen können. „Mehr als einmal an das Altdorfer Bier gedacht,“ fügt er hinzu, „hat aber wenig geholfen“; aber über die „losen wälschen Wirthshäuser, in denen alle Betten voller Wanzen sind“. Auf der 1584 unternommenen Reise wünscht er sich schon in Florenz nach Hause zurück und will sich gewißlich so bald nicht mehr austreiben lassen. Und doch muß er, nachdem er 5 Monate in Lukka gewesen, von da direct zur Herbstmesse nach Frankfurt reisen. Zwei Monate später ist er schon wieder in Braunschweig und Leipzig. Und, wo er auch sein mag, nirgends darf er die Hände in den Schoß legen. Oft kommt er nicht zum Essen oder zum Schlafen. „Wenn mir,“ so ruft er deshalb (26. März 1586) aus, „nur der liebe Gott bald wiederum aus diesem Frankfurtischen Fegefeuer zu Dir heim nach Haus verhülfe, denn ich dies Frankfurt abermals schon so genug [habe], als wenn mit Löffeln davon gegessen hätt“, und auch aus Lukka schreibt er (1594): „Es geht jetzunder Gott Lob und Dank ein Tag mit dem andern hinweg, sich also meine Erlösung aus diesem Lande wiederum nahet.“ Zu den geschäftlichen kamen dann noch gesellschaftliche Pflichten, denen sich ein angesehener Kaufmann nicht entziehen konnte. In Lukka giebt er am 2. Februar 1583 ein Abendessen für 20 Personen, Deutsche und Wälsche, wobei er seinen Gästen als Vorbraten „drei indianische Hahnen in drei Schüsseln, sodann Salat, Rebhühner, Geißle, Vögel und andere Dinge mehr, wie halt der Koch verrichten wird“, vorsetzt. „Ist auch ziemlich wohl abgegangen,“ schreibt er acht Tage später, „aber ja nicht wollt, daß noch vor mir hätt; bin recht froh, daß verrichtet hab.“ Am 8. Febr. 1583 ist er beim Bischof eingeladen gewesen und hat dort „mit einem großen Löffel“ gegessen. Wie wenig ihm solche Veranstaltungen zusagen, verschweigt er nicht. Am 1. Jan. 1592 schreibt er von Lukka: „Mir ist lieb, daß draußen so viel guts Muts, Gasterei, Hochzeiten und schier gar das Schlaraffenland ist, und aber noch lieber, daß ich selb nit dabei sein darf; also manchs übrigen schädlichen Trunks dadurch überhebt bin.“ Zu Vergnügungen scheint er weder Zeit noch Lust gehabt zu haben; wenigstens findet sich nur einmal die Nachricht, daß er 1592 in Frankfurt die englischen Komödianten gesehen hat. „Die haben so ein herrliche, gute Musika, und sind so perfect mit Springen, Tanzen, deren gleichen ich noch nie gehört und gesehen habe. Sind etwa 10—12 Personen, auch köstlich und herrlich wohl gekleidet.“

Nicht wenig Zeit mag ihm auch die Ausführung aller der Bestellungen gekostet haben, die oft einen großen Theil der Briefe ausfüllen. Nicht nur seine Gattin, auch viele Andere bitten ihn um allerlei Besorgungen, Anderes kauft er unbestellt. Da erscheinen z. B., um nur ein Weniges anzuführen, 4 Ellen rother Futteratlas, 4 Ellen schwarzer Damast, Samt, ein Streifen safranfarbener Seide; da soll er in Frankfurt einen niederländischen Tischteppich kaufen, schwarz und grün; eine „Faulbettdeckla“ findet er vielleicht dazu, „man hat sie hier nit“, schreibt Magdalene Paumgartner; dann wieder ein Dutzend Halskrausen, nicht mit Spitzen verziert, sondern nur gelöchert, oder Leinwand, Zeug zu einer Schürze, grünen Taffet zu einem Vorhang; aus Venedig soll er seiner Frau einen welschen Rock besorgen lassen, wie der Wilhelm Imhof seinem Weibe einen mitgebracht hat. Aber auch andere Gegenstände erscheinen auf dem Bestellzettel: ein Faß Essig, einige holländische Käse (oft wiederkehrend), Quitten, Zellernüsse, ein Fäßchen Oliven, grüne Nüsse, saurer und süßer Fenchel, Schinken, Artischockenkerne, die sie in Blumentöpfe stecken will, Messer, ein halbes Dutzend weiße Kehrbürsten, ein Alabastergefäß, klein gesponnenes Venediger Gold, aber auch ein Altes Testament, „denn wir sein oft bedürfen“; kurz, man könnte ganze Seiten damit anfüllen. Bisweilen fühlt Magdalene P. selbst, daß sie ihrem Manne mit den vielen Bestellungen lästig werden könnte; sie schließt einmal die Reihe derselben mit den Worten: „Du möchtest wohl sagen: Weißt Du nichts mehr?“ und fügt ein ander Mal hinzu: „Und wolltest mir nit für übel haben, daß ich Dir in meinem Schreiben immer etwas abbettle.“ Daß er aber je darüber unwillig gewesen wäre, ist nirgends angedeutet; betreffen doch diese Wünsche meist nur Gegenstände, die gebraucht wurden, und die er auf seinen Reisen am billigsten und besten einkaufen konnte. Immer freilich haben seine Einkäufe nicht den Beifall seiner Frau gefunden. Ueber ein Stück mit Seide gestreiftes Zeug zu Bettvorhängen, theuer und schmal liegend, das er 1584 in Mantua eingekauft hat, fällt sie eine vernichtende Kritik: „Ist gar einer ungewöhnlichen Farb und gar untauglich zu Vorhängen, weil blau. Wenn es nur grün wäre! Dünket mich, so viel ichs versteh, Du habest einen gar übeln Kauf daran gethan.“ Man sieht übrigens nicht, daß ihn dieses herbe Urtheil abgeschreckt hätte, auch später noch ähnliche Einkäufe zu machen.

Was vor Allem einen Gegenstand der Sorge für seine Gattin bildet, ist Paumgartners Gesundheitszustand. Er scheint in der That nicht der beste gewesen zu sein. Es will zwar nicht viel sagen, wenn er einmal über Zahnschmerzen oder eine heftige Backengeschwulst, oder über einen so schlimmen Schnupfen klagt, daß er „schier nicht genug Fazzanettle“ nehmen kann. Aber in vielen seiner Briefe ist von einem Leiden die Rede, über dessen Natur wir nicht klar sehen, da es nach der Weise jener Zeit auf „die Flüsse“ zurückgeführt wird. Deshalb hat er nicht nur zwei Mal die Bäder von Lukka besucht und sich dort einer genau beschriebenen Kur unterzogen, sondern im Juni 1591 treffen wir ihn auch in Karlsbad, wo er „das Wasser zu trinken in Gottes Namen angefangen“ hat. „Befind mich noch, Gott Lob, nit übel dabei, der tröstlichen Hoffnung, diese Reis', Zeit und Unkosten nit übel angelegt haben will.“ Uebrigens aber gefällt es ihm in Karlsbad recht wenig. „Sonst ist es allhie wahrlich ein sprödes Wildbad, da um Geld doch gar nichts zu bekommen, schier weder Wein noch Bier allhie hat; so viel desto mäßiger und bequemer einer dem Wildbad auswarten kann. Dazu gar mit einander langweilig“, und endlich schreibt er gar mißmuthig: „Mit meiner Sudlerei allhier auch auf kein End nit kommen konn.“ Viel befriedigter äußert er sich später über Langenschwalbach, das er 1595 besucht hat.

Außer dem Erwähnten enthalten Paumgartners Briefe wenig Nachrichten von allgemeinerem Interesse. Den übrigen Inhalt bilden meist geschäftliche Mittheilungen: über Vertheilung von eingekauften und nach Nürnberg gesandten Waaren, wobei besonders der Wein eine große Rolle spielt, Anordnungen über das Hauswesen, über Geldangelegenheiten, kurz Aufträge, wie sie eben ein abwesender Geschäftsmann etwa noch heute seiner Frau geben mag. Nur selten sind Bemerkungen wie die aus Lukka, daß es der italienischen Magd wohl gefalle, daß er seinen Knecht Hans mitgebracht habe, daß dieser ihr schon helfen müsse, die Betten zu machen, und daß sie sich lebhaft mit ihm unterhalte, obwohl er ihre Sprache nicht verstehe, oder 10 Jahre später über den Knecht Kaspar, der es „mit der Magd noch besser kann“, als der Hans, oder endlich über einen jungen Nürnberger Jörg Imhof. Einer angesehenen Familie entsprossen hielt sich dieser in Lukka zu seiner kaufmännischen Ausbildung auf, scheint es aber mit der Arbeit nicht sehr ernst genommen zu haben. „Sehe gleichwohl,“ schreibt Paumgartner, „daß er den Tag viel ausspazieren geht, wenig im Haus bleibt. Hat mir zu verstehen gegeben, er gehe zum Rechenmeister und Instrumentschlager; als ich aber bei dem Instrumentschlager, sag bei dem Rechenmeister nachfragt, ist er in langer Zeit nicht bei ihm gewesen.“ Dagegen liebt er es, mit der Magd zu scherzen. „Mit dem Jörg Imhof kann sich die Magd nit allwegen vertragen, der thut ihr halt je Schalkheiten und ihrer spotten, das sie nicht leiden will, mir sein aber oft heimlichen wohl lachen macht.“ Daher läßt Jörgs Vater auch oft bitten, recht streng mit dem Sohn zu sein, „damit er ein wenig Furcht habe“. In der That scheint sich Jörg Imhof auch gebessert zu haben, wenigstens berichtet Paumgartner später, er habe sa wichtige Ursache nicht, über ihn zu klagen. „Hat eine Furcht auf mich, bei welcher ich ihn zu erhalten trachte, ob ihm schon nur gute Worte gebe, nimmermehr nicht anschnarre, es pflegt gleichwohl der Verstand auch nit vor Jahren zu kommen.“

Ungleich reicher an culturhistorisch interessanten Nachrichten sind natürlich Magdalene Paumgartners Briefe. Mit Geschäften nicht so überhäuft findet sie mehr Zeit auch für das Kleine. Wir erfahren, daß in ihrem Hause eine große Reinigung vorgenommen

wird, daß sie die Maler, Ofensetzer und andere Handwerker im Hause hat, daß die Unterstube neu hergerichtet ist, mit dem Zusatz: „und ist fein worden“; wir hören, daß es auch damals schon Noth mit den Dienstboten gab: die Köchin ist „mit einem gar heißen heftigen Fieber beladen“ und ins Spital gebracht worden, weil der Doctor gesagt hat, „man möchte was von ihr bekommen. Ist mir mühsam genug mit einer Magd, wiewohl ich mir heutiges Tags eine andere dingt hab“. Ein andermal ist der Knecht krank. „Auch mit der Kindsmagd will es noch nicht recht thun“, sie muß sie fortschicken. Besondere Klage aber hat sie über den Knecht zu führen. Dieser ist eines Tages nicht zu rechter Zeit nach Hause gekommen, so daß sie selbst mit dem Kindermädchen das Pferd hat füttern müssen. Auch am folgenden Tage kommt er erst wieder in der Nacht heim, mit solchem Gepolter und Juchzen, daß sie hat aufstehen müssen, worauf er ihr böse Worte gegeben hat. Am nächsten Morgen ist er früh aufgestanden, hat das Pferd besorgt und hat sich dann in seiner Kammer wieder niedergelegt. Sie hat natürlich gemeint, daß er auch die Nacht dort zugebracht hat, aber — wir hören, wie der Zorn hier die sparsame und reinliche Hausfrau übermannt — „die Sau“ hat in der hintern Kammer in einem ihrer guten Betten geschlafen. „Das Aas hat mir meine Kopfkissen verderbt, sodaß ich neuen Barchent kaufen muß.“ Am selben Tag ist er wieder spät Nachts betrunken nach Hause gekommen, „setzt sich in den Stall, pfeift auf der Sackpfeifen“. Wir wundern uns, daß ihr da die Geduld nicht gerissen ist; aber, da er Besserung gelobt hat, hat sie ihn noch bis auf Weiteres behalten.

Anmuthiger klingen schon die Nachrichten, daß ihr der Schwiegervater aus Altorf einige Rebhühner, die Schwiegermutter vom Schweinschlachten einige Würste geschickt, daß sie selbst kleine Ausflüge unternommen hat und in Altorf gewesen ist, um sich den Rectorwechsel anzusehen oder um dort die Laurentiuskirchweihe mit zu feiern. Sehr häufig nimmt sie an Gastereien, Verlobungsfeiern, Hochzeiten und anderen Festlichkeiten theil, bei denen „allerlei Spiel und Fantasey“ angestellt wird, veranstaltet auch wohl selbst einmal ein kleines Fest. Am 22. Juni 1584 hat sie fünf Herren zu Gästen gehabt. Die haben „von seinetwegen eins rumgehen lassen und sein fein ziemlich zudeckt gewesen, daß mans die Stiegen nab hat führen müssen, sonderlich der Stofele als Wilhelm. Du hättest Dich fein zu krank gelacht, so fisierlich ward er. Hab nit gemeint, daß unser Wein so stark wär.“

Bei den nahen Beziehungen, in denen die Nürnberger Geschlechter zu einander standen, nehmen natürlich die Nachrichten über Verlobungen, Hochzeiten, Todesfälle u. dergl. einen breiten Raum ein. „Man tauft heute dem Hans Walter das 28. Kind“, heißt es einmal; dann wieder berichtet sie, daß sich einer 10 Wochen nach dem Tode seiner Frau wieder verlobt habe, und fügt hinzu: „Vergiß mein einmal nit so bald!“ Ueberhaupt knüpft sie an solche Nachrichten öfters Bemerkungen an. Da ist 1582 der alte Flexner gestorben, der, wie Paumgartner in seiner Antwort sagt, „die gute Flexnerin lange genug aufgehalten hat“; sie hat der jungen Wittwe condolirt, aber es ist ihr dabei das Lachen näher gewesen als das Weinen, und die Wittwe hat auch gleich lachen müssen. Am 31. Juli 1594 schreibt sie: „Bin gestern auf Schmitmers Hochzeit gewesen, eine langweilige Hochzeit. Der Bräutigam kam an Tisch nicht zu nacht, so hätt er sich zu früh betrunken, so seltsam, daß die Braut allein da saß am Tisch. Gott vergeb mirs, ich gönnte es ihr wohl.“ Dann wieder, daß bei einer Hochzeit die Herren so viel getrunken haben, „daß ihrer gar wenig zu Fuß sein heimgangen“. Den Bericht über eine Verlobungsfeier schließt sie mit den Worten: „von Herzen langweilig, daß man so lang getischt und die Männer so sehr getrunken“.

Fast gänzlich fehlen in den Briefen beider Nachrichten über Ereignisse von allgemeiner Bedeutung. Es spiegelt sich in ihnen nur die kleine Welt des Hauses, des Berufs oder der nächsten Umgebung. Nachrichten wie die über eine große Hungersnoth in Italien (1591), über den Tod des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel und die Straßburger Bischofsfehde (1592) sind seltene Ausnahmen. Sonst findet eigentlich nur das Erwähnung, was die Briefschreiber unmittelbar berührt. So fehlen natürlich auch nicht Berichte über das ausnahmsweise schlimme oder heiße Wetter. Erst als (seit September 1592) die Türkengefahr näher rückt, als man in Nürnberg alle Sonntage ein Türkengebet thut und die Betglocke läutet, als man das Tanzen verbietet und auch Nürnberg Mannschaften stellen muß, hallen auch politische Ereignisse in Magdalenens Briefen wieder. Sie erwähnt das Gerücht (1594), des Kaisers Bruder Matthias sei von den Türken gefangen, und auf dem Reichstag zu Regensburg sei infolgedessen „alles Saitenspiel abgelegt worden“. Bei dieser Gelegenheit fehlt auch nicht ein recht herbes, wohl nicht ganz unverdientes Urtheil über den Reichstag. „Ist aber auch kein Wunder“ (nämlich, daß es mit der Sache der Christen so schlecht steht), „denn, wie ich hör, auf diesem Reichstag nit mehr erreicht sei worden, als gegessen und getrunken; die Fürsten einander gehalten wie Stallknecht. Da muß denn Gott kommen und ihnen einen Ernst machen.“ Vielleicht ist sie schon deshalb übel auf den Reichstag zu sprechen, weil man sie hatte zwingen wollen, Leute des nach Regensburg ziehenden Bischofs von Mainz ins Quartier zu nehmen. „Ich hab mich wohl auf heftigst gewehrt“, schreibt sie, und, wie ein späterer Brief zeugt, auch mit Erfolg.

Einen nicht geringen Reiz des Briefwechsels bilden auch die Nachrichten über den 1584 geborenen kleinen Balthasar. Schon seit 1585 hören wir von seinem Befinden. „Das Büblein ist sehr wunderlich,“ heißt es im März; oder es „hustet nimmer so heftig“ (1587), oder, „was den Balthasla anlangt, ist er noch, wie Du ihn gelassen hast,“ und wenig später: „Mit dem Balthasla schickt es sich Gott Lob gar fein; will also nicht mit [dem Schmieren] nachlassen und sollt es ein ganzes Jahr sein.“ Am 1. April 1589 schreibt sie: „Es ist der kleine Schalk jetzt bei 10 Tagen so übel auf. Ist der Husten so heftig an ihn kommen, daß ihm allzeit das Blut zu Mund und Nasen ausschießt. Regiert überall heftig unter den Kindern und Alten. Gott geb Besserung überall!“ Auch im April 1590 ist er wieder krank. „Ist er seither am Samstag gelegen in einer solchen großen Hitz und schreit am Bauch. Muß also in Deinem Abwesen, wie ich gesagt habe, ein Kreuz oder zwei alleweg mehr haben.“ — Daß der Vater dem Balthasla hie und da eine kleine Freude macht, versteht sich von selbst. So läßt er dem Fünfjährigen in Frankfurt ein Paar Schuhe machen und beauftragt die Mutter, ihm „ein klein sauber Hütle von Filz“ mit einer Schnur darum zu besorgen. Bald lassen sich auch des Knaben Wünsche selbst vernehmen. 1588 wird der Vater ermahnt, er solle „des Balthasla Hütlein nit vergessen. Er sagt alle Tage davon.“ Einmal lesen wir am Ende eines Briefes: „Der Waltes sagt: „Mutter, heiß meinen Vater etwas mitbringen“, und 1589 schreibt sie: „Ich muß dem Balthasla auf Dein Zukunft ein samtnes Beutelchen machen lassen, er sagt alle Nacht davon, daß Du's mitbringst.“

Es ist ergötzlich zu lesen, wie des Balthasla Wünsche mit den Jahren wachsen. Im März 1591, also etwa 7 Jahre alt, schreibt er dem Vater einen eigenhändigen Brief, der folgendermaßen lautet: „Lieber Vater. Ich höre gern, daß Du gesund bist hinab [nach Frankfurt] kommen und bitt Dich, Du wollest mir ein kleines Pferdlein mitbringen. Frag nur den Meringer, wo mans kauft, mit Kaldshaut überzogen, und 2 Paar Strümpfe, ein leibfarbs und ein schwarz Paar. Ich will gar frum sein und flugs lernen und nimm mit dem Schreiben vorgut; ich wills bald besser lernen. Datum in Eil.“ Gewöhnlich bestellt aber die Mutter seine Wünsche; so in demselben Briefe Stiefel und Sporn, und einige Monate später „2 Paar Strümpfe, sonderlich, sagt er, eines, wie es die Studenten tragen in Altorf. Da meint er ein leibfarbs oder safelorfarbs.“ Dann folgt in der Reihe der Wünsche wieder ein Pferd, und zwar ein kleines lebendiges. Er muß sich aber mit einem, mit Ziegenhaut überzogenen begnügen, das die Mutter ihm zu kaufen bittet. Im November 1591 schreibt er dem Vater nach Lukka wieder einen eigenhändigen Brief: „Lieber Vater, ich bitt dich, Du wollest mir eine welsche Krone zum neuen Jahr herausschicken, ich will gar fromm sein und Gott fleißig für Dich bitten.“ Er ist arg enttäuscht, als er sie nicht erhält, da sie der Vater selbst mitbringen will. „Balthasla hat,“ so schreibt die Mutter am 6. Jan. 1592, „eine vergebene Freud gehabt, denn wir ihn immer vertröstet haben, Du werdest ihm auf den Neujahrstag eine welsche Krone schicken zum neuen Jahr. Da aber nit war, ward er in seinem Sinn gar kleinlaut.“

Wir wissen nicht, ob der kleine Balthasla ein artiges Kind gewesen ist, wollen aber auch das Gegentheil nicht aus den väterlichen Mahnungen schließen, die sich seit seinem fünften Jahr vernehmen lassen. Da heißt es: „Sag dem Balthasla, daß er ein Weil fromm sei, ihm sonst nichts mitbringen werde; werde, wenn er böse ist, den schönen sammtnen Beutel, 2 Paar Schuhe und rothe gestrickte Strümpfe einem andern frömmern Büble

geben" (1589), und schon etwas schärfer (März 1591): „Dem Balthasla sage, daß er eine Weile fromm sei, ich werde ihm sonst nichts mitbringen, sondern, wenn heim komme, eins mit der Gerten abzahlen"; und noch etwas gesteigert von Karlsbad aus (Juni 1591): „Dem Balthas sage, daß er ein Weil fromm sei, denn so ich vernehme, daß er böse gewesen ist, werde ich ihm nichts, denn eine gute starke Gerten mitbringen und darauf nächsten zum Schulmeister in die Kast thun", eine Drohung, die im September 1591 in der lakonischen Form erscheint: „Wir werden sonst, wenn heim komme, mit einander abrechnen."

Mit sieben Jahren ist Balthasla nun auch in die Schule geschickt worden. Die Mutter vergißt nicht zu berichten, der Lehrer meine, er habe noch nie einen Schüler gehabt, „der es in der Erst sobald begreife, als er". Auch Musikunterricht empfängt er. „Und der Balthasla kommt gleich," heißt es in demselben Briefe, „und sagt: Mutter, schreibst dem Vater, daß ich schon einen Tanz auf dem Instrument schlagen kann." Am 23. December 1591 schreibt die Mutter: „Ich laß ihn nit feiern. Kommt er aus der Schul, so muß er zum Instrumentschlager. So er heimkommt, ist es Nacht, muß er schreiben. Ist die Wochen fleißig auf das Kindlabeschern" (Weihnachtsfest). Die Schule scheint er aber nicht sonderlich geliebt zu haben. Denn als er einmal wegen eines Hautausschlags von der Mutter nicht an die Luft gelassen wird, heißt es: „Ist ihm wohl zufrieden, daß er nur nit in die Schul darf."

Das Weihnachtsfest 1591, für das der kleine Balthasar wieder ein lebendiges Pferd auf seinen „Zettel" gesetzt hatte, sollte das letzte sein, das er erlebte. Schon am 17. Februar 1592 schreibt die Mutter ihrem auf der Heimreise von Lukka begriffenen Gatten in der Nacht von seinem Krankenbett nach Augsburg, wie sehnsüchtig sie seine Rückkehr erwarte, nachdem Balthasla schwer erkrankt sei. „So ist es mir als desto geringer zu tragen." Und als Paumgartner dann nach einer Anwesenheit vor wenig Tagen wieder nach Frankfurt zur Messe gereist ist, berichtet sie ihm, daß Balthasla noch sehr krank sei und immer mehr abkomme. „Jedoch, da ich ihm sagte, Dir zu schreiben, sagt er: heiß mirs lebendig Pferd mitbringen. So wollst auch bei dem Manne, da du die letzte Meß das Pferdchen, mit der Hundshaut überzogen, bestellt hast, nit vergessen. — — Wollest allein um Gottes Willen gebeten sein und den grünen Donnerstag wieder bei mir sein, das ist heut über 14 Tag." Wie begreiflich ist es, daß der Vater mit großem Verlangen auf ihren Brief wartet, sich aber zugleich vor ihm fürchtet! „Wie mir zu Gemüth und Sinn sein mag," schreibt er am 10. März, „nimm nur bei Dir selbst ab." Am 15. März folgt von ihm ein weiterer Brief: „Ehrbare und freundliche, herzliebe Magdel! Leider meins jüngsten das Deinige vom vergangenen Donnerstag gestern Abend wohl empfangen, daraus die schlechte Besserung mit unserm Sohn Balthäsle nicht gern vernommen, wiewohl leider allzu viel vor Augen, da der allmächtige Gott und Vater nicht sondere Gnade und Hilf erzeigt, doch alle menschliche weitere Hilf bei ihm verloren ist. Nun, er ist der höchst und best Arzt, der, wann will, noch wohl helfen kann. Darum, allweil der Athem noch in ihm, hab ich noch wiewohl kleine Hoffnung, unser Herrgott schicks nach seinem gnädigen väterlichen Willen, in den wir uns alle billig ergeben sollen, nochmals zum Besten!" Als er diesen Brief schrieb, wußte er nicht, daß sein Sohn bereits gestorben und begraben war. Die Todesnachricht enthält ein an demselben Tage geschriebener Brief der Mutter. Er lautet: „Ehrbarer, freundlicher, herzliebster Paumgartner. Dein Schreiben ist mir vor einem halben Viertel wohl zukommen heut Mittwochs, wiewohl ich dessen mit Verlangen am Montag gewartet hab in meinem großen Trübsal, da es Gott so bald geändert hat. Nachdem ich Dir am Donnerstag geschrieben, hat er dieselbig Nacht eine sehr böse Nacht gehabt, da ich nit von ihm bin, auch die andere nicht, da sich das Rasseln [schwere Athmen] bei ihm hat angefangen und gewährt bis Samstag Mittag, und doch immer geredet, aber nit wohl zu verstehn. Letzlich ein Stund nach Mittag auf begehrt. Als wir aber gesehen, er zu schwach gewesen, haben wir ihn nur hinauf gerückt; alsbald ist er in die letzten Züge gefallen, bei einem Viertel gewährt und verschieden. Daß ihn Gott tröst, bis wir auch zu ihm kommen. — Muß also gedenken, so bald ihn gehabt, nit unser gewesen ist und leider eine vergebliche Freude gehabt haben. Muß mich demnach nur mit Gott zufrieden geben, denn ich leider seh, nit mehr davon bring, denn Schwächung, bösen Kopf und böse Augen. Muß mirs ausschlagen, so viel mir nur möglich. Desgleichen wollst Du auch thun, herzliebster Schatz, und Dirs aus dem Sinn schlagen und geduldig sein. Vielleicht sich Gott unser erbarmt und ergötzt uns wieder, nachdem er uns heimgesucht hat. Deucht mich nur, wenn Du hie, all meines Leids desto eher vergessen wollt! Ist mir jetzt ein Tag so lang, als vorher drei, will auch das zu Dir versehen, Du werdest vor dem Geleit heraufmachen, wenn es sein kann. — — Gott helf uns mit Freuden und ohne mehr Zufall wieder zusammen." Es folgt dann noch ein ganz kurzer Bericht über das Begräbniß.

Einsam ist es in dem Paumgartnerschen Hause geworden. Aber das Geschlecht jener Tage ist ein starkes Geschlecht. Es verzehrt sich nicht in nutzlosen Klagen und trägt seinen Schmerz in frommer Ergebung in Gottes Willen. Vergebens suchen wir daher in den folgenden Briefen Jammern und Klagen. Nur gelegentlich einmal eine Hindeutung auf den erlittenen Verlust, welche zeigt, daß er noch tief empfunden wird. So schreibt Magdalene Paumgartner ein halbes Jahr nach dem Tode des Kindes nach Frankfurt: „Gott helf, daß wir mit Freuden wieder zusammenkommen, wiewohl uns Gott einen schmerzlichen Riß durch unsere Freud hat gethan, die wir zuvor allzeit freudenreicher zusammengekommen sind, als leider jetzt geschehen wird", und in demselben Brief: „Herr Kreß hat heut wieder einen Sohn bekommen, hat ihrer nun 5 Söhne, könnt uns wohl einen mittheilen." Zwei Jahre nach Balthasars Tode berichtet sie einmal von einem großen Kindersterben und fügt hinzu: „Wir haben's mit unserm überwunden."

Wohl mag es der Mutter in dem vereinsamten Hause manchmal fehlen. „Vor Langweil sonst kein Freud hab," schreibt sie im April 1593, „denn Dir zu schreiben." Aber sie weiß die entstandene Lücke, so gut es geht, auszufüllen. Im Mai 1594 ist sie 5 Tage in der Nähe Nürnbergs bei ihrem Bruder Friedrich gewesen. „Ist mir Gott Lob die Weil nit kurz gewesen unter den Kindern, und nahm alsdann das kleine Magdalenchen, 1 Jahr 4 Monate alt, und führts mit mir herein. Da haben wir alle Kurzweil mit ihr; sie ist so fisierlich wie ein Affla, läuft im Wagen, Hof, soll bald allein laufen in 1 oder 2 Monaten." Auch im Juni ist das Kind noch bei ihr. „Es will mir die Zeit schier lang werden, wenn ich das kleine Magdalenchen nicht hätt! Gott behüts, sie ist so zierlich wie ein Affla, läuft noch nit gar allein, an Bändern aber gar leicht; ist gar freundlich, wenn Jörg Paumgartner kommt, patscht sie die Händlein zusammen und geht zu ihm, denkt, es sei ihr Vater."

Mit diesem anmuthigen Bilde nehmen wir von dem Paumgartnerschen Hause Abschied. Der letzte Brief von seiner Hand ist am 11. December 1598 aus Neuburg a. d. D., und dann bricht der Briefwechsel ab. Magdalene Paumgartner hat noch schweres Leid zu tragen gehabt. Wenn sie in einem Briefe (1594) zu der Nachricht, daß sie von einem ernstlicheren Unwohlsein wieder genesen ist, hinzufügt: „Gott geb, lang, und bei Dir noch länger in Gesundheit bleiben. Amen!", so ist ihr dieser Wunsch nicht erfüllt worden. Schon im Jahre 1600 oder 1601 ist ihr der Gatte durch einen frühzeitigen Tod entrissen worden; sie selbst hat ihn als Wittwe noch mehr als 40 Jahre überlebt und ist erst 1642 im Alter von 87 Jahren gestorben. In ihrem Briefwechsel aber haben uns beide ein dauerndes Denkmal hinterlassen. Wohl weht aus ihm der Hauch längst vergangener Tage; wohl treten uns in ihm andere Verhältnisse, Lebensanschauungen und Sitten entgegen; aber die Menschen, die ihn führten, sind doch im Grunde dieselben wie heut: auch sie arbeiteten und strebten, auch sie wünschten und hofften, auch sie liebten und litten.

Prof. Dr. Gärtner, Zittau.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 70. Donnerstag, den 12. Juni, Abends. 1902.

Die neueste Böhmerwaldbahn.

Ein Landschaftsbild von Joh. Peter.

Nächst den Alpen ist der Böhmerwald das Lieblingsziel der Touristen. Freilich blieb er lange fast unbekannt. An Communicationsmitteln, die leichten Verkehr gestattet hätten, fehlte es so ziemlich bis in die jüngste Zeit. Mangelhaft und spärlich war das Straßennetz, Eisenbahnen gab es bis in die Mitte der 70er Jahre nicht. Auch die geschäftige Speculation hat sich lange nicht an das großartige Waldgebiet herangewagt. Wenn auch hie und da Glashütten und Brettsägen erstanden, die den vorzüglichen Ruf der böhmischen Glasindustrie und des Resonanzbodenholzes des Böhmerwaldes weit hinaustrugen, so konnte solches den „böhmischen Wäldern“, in denen Schiller seine „Räuber“ hausen und Weber seinen „Freischütz“ die Freikugeln gießen ließ, keine fühlbaren Wunden schlagen. Es ist wörtlich zu nehmen, wenn man heute noch von einem Urwald in Böhmen spricht. Ein solcher zeigt sich am Kubani und in den chaotischen Wildnissen vom Lusen über den Rachel bis zum königlichen Arber dem bewundernden Auge und dem erschauernden Gemüthe.

Diese reichen Wälderstrecken sind seit Jahrzehnten eine starke Anziehung für die Touristen. Das siegreiche Dampfroß hat sich auch hier Eingang verschafft. Der Deutsche Böhmerwaldbund unter der fürsorglichen Leitung seines Obmannes Josef Taschek in Budweis thut Alles, um der ärmeren Bevölkerung neue Einnahmequellen zu erschließen.

Zuerst wurde die Bahnstrecke Pilsen—Eisenstein gebaut, die sich über die Landesgrenze bis Deggendorf an der Donau fortsetzt; dann kam die Bahn Budweis—Salnau, welche bis an den Fuß des wäldergewaltigen Plöckenstein führt, den Adalbert Stifter in seinem unvergänglichen „Hochwald“ verherrlicht. Zunächst wurden die Localbahnen Wodnian—Prachatitz und Strakonitz—Winterberg gebaut und kürzlich die Bahn Prachatitz—Wallern—Winterberg. In allernächster Zeit wird dann noch Salnau mit Wallern und Passau verbunden und so das Bahnnetz des Böhmerwaldes geschlossen werden. Eine Verbindung mit Schüttenhofen—Horazdiowitz wird vielleicht auch in Erwägung zu ziehen sein.

Die neue Bahnstrecke führt direct durch den Urwald. Schon ihr Ausgangspunkt ist ein Juwel des Böhmerwaldes: das „Klein-Nürnberg“ des Böhmerwaldes, das altehrwürdige Prachatitz am Fuße des imposanten Libin und am böhmischen Ausgange des im Mittelalter so berühmten „goldenen Steiges“.

Prachatitz war die berühmteste Stadt des Grenzgebirges im Mittelalter und der Hauptstapelplatz des Salzhandels. Von hier aus wurde das auf dem goldenen Steige von Passau gebrachte Salz in alle Theile Böhmens und Mährens verfrachtet. Seiner an den Stil der Nürnberger gemahnenden Bauwerke wegen hat man Prachatitz nicht mit Unrecht „Klein-Nürnberg“ genannt. Der rege Handelsverkehr mit Passau, Regensburg und Salzburg machte die Prachatitzer mit der Bauweise dieser Städte bekannt und sie ahmten dieselbe nach. Ihre Häuser trugen kunstvoll verzierte und verschnörkelte Giebel, die Fronten waren mit herrlichen Fresken und sinnvollen Inschriften geschmückt, wie wir sie heute noch an vielen Gebäuden sehen können. Das Schatzkästlein der Stadt ist das alterthümliche Rathhaus auf dem Ringplatz, ein herrliches Bauwerk, das die Prachatitzer auf Anregung Wilhelms v. Rosenberg an Stelle des Rosenberger Schlosses im 16. Jahrhundert aufgeführt haben, vor dem heute noch jeder Fremde mit Bewunderung innehält, um die sinnvollen biblischen Darstellungen aus der heiligen Schrift, die sinnigen Sprüche römischer Philosophen und Politiker, welche die breite Hauptfront schmücken, zu entziffern. Im gleichen Grade sehenswerth ist die Erzdekanalkirche, das architektonisch bedeutendste Gotteshaus des ganzen Böhmerwaldes, ein Riesenbau mit kunstvollem Netzgewölbe. Es knüpfen sich viele geschichtliche Erinnerungen aus der Zeit der Hussitenwirren und des dreißigjährigen Krieges daran. Das Piseker Thor und die theilweise noch gut erhaltenen Ueberreste der alten Schanzmauer erinnern an die heftigen Kriegsstürme, denen Prachatitz oft ausgesetzt war. In der Nähe der Kirche steht noch die zinnengeschmückte Literatenschule, wo Huß und Zizka studirt haben. Im Gasthause „Zum Kronprinzen Rudolf“ auf dem Ringplatz hat der unvergeßliche Kronprinz gewohnt, als er im Jahre 1870 Prachatitz mit seinem Besuch auszeichnete, und noch heute ist das „Kronprinzenzimmer“ zu sehen mit dem von dem hohen Verewigten gespendeten Kronprinzenbild in Lebensgröße. Von neueren Bauten ragen hervor das imposante Staatsgymnasium, die Kaserne und das lieblich am Fuße des Libin gelegene St. Margarethenbad mit den sich daranschließenden Villen, wo sommersüber ein lebhaftes Curleben pulsirt. Was aber Prachatitz den höchsten Schmuck verleiht, ist die märchenhaft schöne Umgebung. Der hohe Wald reicht von drei Seiten bis fast an die in herrlicher Mulde eingebettete Stadt heran. Stolz thront südlich der dichtbestockte, 1091 Meter hohe Libin, der auf bequemer Bergstraße von Prachatitz in eineinhalb Stunden zu besteigen ist. Westlich erhebt sich der hochstämmig bewaldete Schwarzberg mit den reizendsten Promenadewegen, so dem „Sechser“-, „Zehner“- und „Achtzehner Weg“, die den betreffenden Feldjägerbataillonen zu Ehren so benannt wurden, die in Prachatitz in Garnison lagen. Zwischen dem Libin und Schwarzberg zieht sich ein Engpaß hin, über den der „goldene Steig“ führte, der stellenweise noch heute sichtbar ist.

In weitem Bogen und steter Steigung führt die Bahn durch die saftgrünen Gründe dahin, den ganzen gewaltigen Libinstock umkreisend, so daß derselbe dem Auge des Reisenden erst bei der sogenannten „Wasserscheide“ entschwindet, von wo es hinuntergeht in den weitgedehnten Wiesenplan von Wallern. Zur Rechten dämmern die Forste des Libin und des Schwarzberges. Das Margarethenbad liegt fast greifbar nahe. Zur Linken lachen die idyllischen Fluren des Rohnthales, in dessen Sohle die Kandl-Mühle liegt. Ueber die einsam gelegenen Dörfer Rohn und Tonnetschlag geht es dem Dörfchen Lucerier zu, wo die Bahn einen 10½ Meter hohen und am Fuße 37 Meter breiten Damm zu passiren hat. Der Ausblick von Lucerier sowohl nach rechts wie nach links und vorwärts lohnt mit den wechselvollsten Bildern. Bald ist die erste Station Chrobold erreicht, ein beliebter Ausflugsort der Prachatitzer, wo an Sonntags-Nachmittagen bei Cimbelklang und urwüchsigem Volksgesang immer ein lautes, lustiges Leben herrscht. Von hier aus erblickt man die zahlreichen Kuppen des Krummauer Gebirges, unter denen der große und kleine Chumberg und der Plöschen besonders hervorragen. Hinter Chrobold durcheilt die Bahn in einer langen Schleife die Steinbrüche von Haberles und tritt dann auf der entgegengesetzten Seite des Libin hinaus in ein weites, von Fichten- und Birkenwäldern begrenztes Wiesenthal. Auf steiler Waldeshöhe liegt das Dörfchen Hundsnursch, tiefer Schreinetschlag, welches von der Bahn auf stattlichem Damme mitten durchquert wird. Das ganze Landschaftsbild ist echte, ansprechende Waldnatur.

Oberhaid, die zweite Station, ein schmucker Kirchort am Südfuße des Libin, liegt in einem weiten, rings von Wäldern umgrenzten Wiesengrunde, der durch strenge Winter viel zu leiden hat. Das Pfarramt gehört mit den ihm zugetheilten, weit entlegenen Dörfern noch immer zum Postbestellbezirke Prachatitz. Die Bewohner dieser rauhen, straßenarmen Gegend

gelangen nur einmal in der Woche in den Besitz der ihnen bestimmten Briefschaften. Oberhaid, bisher gänzlich von der Welt abgeschlossen, dürfte bald ein beliebter Ausflugsort werden, da es nun mit Prachatitz und Wallern verbunden ist. Im Norden thront der thurmgekrönte Libin, im Westen ragen die gewaltigen Kuppen des Kubani und Schreiner und im Süden erhebt sich die Fuchswiese, lauter Bergriesen des Böhmerwaldes. Die Umgebung ist sehr moorreich. Jedermann kann für seinen Gebrauch Torf stechen.

Die Bahn setzt auf fester Brücke über die stürmisch bewegte Flanitz und nimmt nun bei fortwährender Steigung ihren Weg durch eine weitgestreckte Mooröde, nachdem sie noch knapp an dem schmucken Wallfahrtsorte St. Magdalena, das von grüner Wiesenhöhe ins Thal herniedergrüßt, vorbeigegangen ist. Nun bietet sich dem Auge kein anderer Anblick, als Moor und niederes Buschwerk. Heftige Stürme brausen vom Grenzkamm herüber in diese ortsarme Wüstenei. Endlich erreicht man die höchste Höhe bei der Wasserscheide, wo die Gewässer der Flanitz und Moldau sich scheiden. Mit einem Mal nimmt die Landschaft ein ganz anderes Gepräge an. Wir haben das weitgebreitete Hochplateau von Wallern erreicht, das fast alpinen Charakter hat. Eine weite Hochfläche, umkränzt von den düsteren Wäldern des Hochficht, Plöckenstein, Dreisessel, Schreiner, Kubani, des Tussel- und Kruftelberges und des Basums, dehnt sich vor unseren Augen aus. Wir werden nicht müde zu schauen und zu staunen. In weiter Ferne grüßt der Kirchthurm von Wallern entgegen, während sich ringsum in den endlosen Wiesengründen die für diese Gegend so charakteristischen Heustadeln erheben. Die Wallerer speichern hier ihre Heuvorräthe auf, um sie dann im Winter auf Handschlitten oft stundenweit nach Hause zu schaffen. An tausend solcher Stadeln bedecken die schier endlose Fläche, sodaß man hier füglich von einer ganzen „Stadelstadt“ sprechen kann.

Wallern selbst ist eine nette Gebirgsstadt. Gegenwart und Vergangenheit haben sich hier verbrüdert. Nebst modernen Bauten trifft man hier noch ganze Stadttheile, die aus dem Mittelalter, aus der Glanzzeit des goldenen Steiges, stammen, und gerade diese sind es, die uns den lieblichen Ort so werth und anheimelnd machen. Die Hälfte der Häuser sind uralte Blockhäuser im Alpenstile mit flachen, steinbeschwerten und balkenbelegten Dächern, vorspringenden Giebeln, zierlichen Balconen und Galerien. Namentlich die alterthümliche „Saumerstraße“ und der sich gegen die Schwimmschule hinziehende Stadttheil weisen derartige Gebäude auf. Die Bevölkerung von Wallern ist ein tüchtiger Menschenschlag. Ein Localschriftsteller hat die Wallerer sehr unüberlegt die „Chinesen des Böhmerwaldes“ genannt. Gewiß mit Unrecht. Die Wallerer haben ihren besonderen Dialekt, ihre eigenen Sitten und Bräuche, ihre alten Volkslieder und heirathen auch zumeist nur untereinander — von Zopfthum, Verkehrtheit, Lächerlichkeit keine Spur! Der weitaus größte Theil der Bevölkerung betreibt Viehzucht. Der Viehhandel mit Bayern steht hier in vollem Schwunge. Auch das Gewerbe blüht. Namentlich ist es die Holzindustrie, die Dank der k. k. Fachschule für Holzindustrie einen anerkennenswerthen Aufschwung genommen hat. Man nennt Wallern mit Recht das Berchtesgaden des Böhmerwaldes. Durch die Bahn wird auch das Fabrikswesen aufblühen, und heute schon besteht hier eine im großen Maßstabe angelegte Goldleistenfabrik.

Von Wallern führt die Bahn nach Eleonorenhain, einer der berühmtesten Glashütten des Böhmerwaldes. Der Hüttenort liegt in einem romantischen Wiesenbecken an der Moldau, 726 Meter über dem Meere und zählt außer den Fabriksgebäuden bei vierzig schmucke Häuser, in welchen die Glasbläser, Maler und Schleifer, im Ganzen etwa 600, untergebracht sind. Besitzer ist Hr. Heinrich Kralik Ritter von Meyerswalden, der auch das prächtige Touristenhaus, ein wahres Großstadthotel, erbaut hat. Ganz nahe beim Touristenhause ist der Bahnhof. In der großartig angelegten Fabrik wird das reinste Krystallglas und das gediegenste Farbglas erzeugt, welches größtentheils nach Amerika geht.

Von Eleonorenhain bis Winterberg durchschneidet die Bahn ein Gebiet von überwältigender Romantik, so daß man diese Strecke mit gutem Recht eine Touristenbahn nennen kann. Führt sie doch durch den Lucken- und Basum-Urwald im deutschen Mittelgebirge, eine wahre Waldperle desselben. In steter Steigung führt der Schienenweg zunächst zur Ladestelle Schattawa. Prächtige, moosige Waldwege ziehen sich von hier nach Eleonorenhain und nach dem anmuthig am Westfuße des Kubani gelegenen Dorfe Schattawa, einem beliebten Ausflugsorte der Eleonorenhainer. Im Kruge fließt ein frischer Tropfen, und an Sonntagsnachmittagen herrscht hier bei Flöten-, Zither- und Guitarreklang ein echt volksthümliches Leben, während in den mondhellen Winternächten vollbesetzte Schlitten den Berghang hinabsausen ins schlafende Thal der jungen, eisverhüllten Moldau. Eine rege Hausindustrie ist in Schattawa daheim, vorzugsweise auf die Herstellung von Siebreifen beschränkt; der Tourist kann diesem wichtigen Holzartikel bei jedem Hause begegnen, wo die fertige Waare an der Sonne liegt, um gehörig auszutrocknen.

Dann durchquert die Bahn einen großen Theil des Urwaldes, das sogenannte Hirschrevier, wo gegen 300 Stück Hochwild gehegt werden. So zutraulich sind diese Thiere, daß sie während des Bahnbaues bis zum Bahnkörper herankamen. Und nun der Urwald! Das Eine wird auf den ersten Blick klar, daß wir uns hier in einem Walde befinden, den die Natur selbst, ohne menschliches Zuthun, aufgebaut und theilweise auch wieder zerstört hat, der über ein halbes Jahrtausend gesehen, der eine Welt für sich bildet. Grabestiefes Schweigen ist hier zu Hause, nicht einmal das so anmuthende Waldesrauschen vernehmbar. Nur in den hochragenden Wipfeln wird das Sausen des Hochwindes hörbar, das wie ein Geisterruf aus fernen Welten berührt. Kein Sonnenstrahl stiehlt sich durch das Baumgewirr, kein Vogellaut erklingt in dieser Einsamkeit, nur der kurze, unheimliche Schrei eines sich hoch über den Wipfeln wiegenden Geiers wird zeitweilig laut, dann herrscht wieder heilige Ruhe. Kerzengerade ragen die uralten Stämme in üppiger Kraft und Fülle lichtwärts, mit ihren Aesten weitausgreifend in die erstorbene Nacht des Waldes, meterlange Bartflechten hängen regungslos an ihren Zweigen. Specht und Eichhörnchen finden sich öfter als Gäste ein. Hier lehnt sterbensmüde ein sturmgeknickter Stamm an der Schulter seines gewaltigen Nachbarn. Dort wieder trauert ein abdorrender Baumgreis inmitten seiner noch laubfrischen Brüder; kein Holzhauer wird sich seiner erbarmen, denn hier ist der Schlag der Axt, das schrille Geschrei der Säge etwas Unbekanntes. Lang hingestreckt ruht er auf dem wilden Waldgrunde, ein entwurzelter Stamm; seine dürren Aeste ragen auf in die grüne Nacht, und gespenstisch streckt die noch erd- und steinbeschwerte Riesenwurzel ihre zahlreichen Glieder von sich.

Knapp vor unseren Augen taucht ein mitten entzweigesprengter Tännling auf, dessen Wipfelstück auf dem Boden modert, während der langsam verwesende Wurzelschaft noch im Grunde haftet. Den dicht verworrenen Waldgrund mit zahlreichen Nadelschichten bedecken rothmoderige Baumleichen, Ronen genannt, die hier zu Erde werden. Steinriegel, umsponnen von Flechten und Himbeergesträuch, tauchen tief unten in den Hängen auf, mächtige Farnkräuter, lieblich grüne Moose und undurchdringliche Dickichte erfüllen die weiten Gründe. Sturm und Wetter sind die einzigen Feinde, die hier ihr Vernichtungswerk vollbringen, aber rasch bessert die Natur den Schaden wieder aus. Da der fürstliche Besitzer dieses seltene Stück Waldes erhalten wissen will, ist zu hoffen, daß diese Waldperle noch Jahrhunderte hindurch der Stolz des Böhmerwaldes bleiben wird, der noch vor drei Decennien reich an ähnlichen Forsten gewesen ist.

In einem großen Bogen erreicht die Bahn die äußerst romantisch gelegene Idasäge und von da in einer 5 Kilometer langen Schleife die Personen-Haltestelle Schattawa. Nun bewegt sich die Bahn in fortwährender Steigung durch große Felseinschnitte und immer am Saume des Urwaldes bis zur Haltestelle Obermoldau mitten im herrlichsten Hochwalde, die vom gleichnamigen Ort eine Viertelstunde entfernt ist. Obermoldau an der oberen Moldau ist ein reizend gelegener Kirchort am Westfuße des Kubani; er schmeichelt sich förmlich ins Herz hinein. Zu beiden Seiten des saftgrünen Moldauthales erheben sich hohe, dichtbewaldete Berge. Der Blick gleitet weit hinein ins Bergchaos des südlichen Böhmerwaldes. Zur Sommerfrische eignet sich der schmucke Ort ganz besonders, zumal in dem stattlichen Gasthofe „Zum Kubani“ für gute Unterkunft wohl gesorgt ist. Wer so recht des ländlichen Friedens theilhaftig werden will, der möge hier einige Tage stillhalten.

In fortgesetzter Steigung (25‰) führt die Bahn an der Lehne des Basumwaldes weiter zur Station Obermoldau, die sich in dem hoch und herrlich gelegenen Dorfe Kubohütte, einer aufgelassenen Glashütte, befindet. Von überwältigender Schönheit ist die Landschaft, die sich von dieser, dem Semmering gleichkommenden Höhe (1004 m, höchste Schienenhöhe 994 m) dem Auge erschließt. Tief unten links lachen die grünen, blumigen

Wiesengründe des Moldanthales. Der gewaltige, von blaudämmernden Forsten bedeckte Gebirgsstock des Dreisesselberges mit dem Hochficht, Plöckenstein und Hohenstein, der kegelförmige, steilragende Tussetberg und der Krustelberg, sowie die Schillerberge, alle von endlosen Waldmassen besetzt, begrenzen das Thal im Westen, während sich im Osten der Urwald des Basum und des Kubani ausbreitet, an dessen Saume die kunstvoll geführte Bahntrace läuft. In diesem reizenden Waldesbecken liegen einsam-stille Orte wie schlafend, ein Frieden ist über das Ganze ausgebreitet, der das Menschenherz wundersam beglückt, wenn aus den stillen Waldesgründen leise verhallender Heerdeglockenklang an unser Ohr dringt und der Schlag der Axt in den unendlichen Waldesgründen erstirbt.

Bis Kudohütte hat die Steigung gedauert, nun beginnt das Gefälle in dem gleichen Verhältnisse. Durch tiefe, wildromantische Einschnitte geht es weiter bis zur Station Freiung auf der „Windfloch", so benannt nach den starken Winden, die hier selbst an den schönsten Tagen nicht rasten. Unweit davon liegt das Dorf Freiung, sowie Schweigelhaid auf freier, luftiger Bergeshöhe, von wo sich dem Auge die Kuppen des Grenzkammes und die wildschönen Berggelände von Kuschwarda mit der einsamen Ruine Kunzwarte erschließen. In nächster Nähe davon liegt das große, mit den endlosen Lusen-, Weitfäller- und Gefilderfilzen zusammenhängende Ferchenhaider Moor mit ergiebiger Torfstecherei.

Nach weiteren drei Kilometern erreicht die Bahn die Holzladestelle Bärnloch bei Winterberg, eine wildromantische, von der Wolinka durchströmte Waldschlucht. Im Bogen führt die Bahn dann durch einen 20 Meter tiefen Felseinschnitt längs des Segelberges dahin gegen das anmuthig in Wiesengrün gelegene Dorf Klösterle, wo sie einen 26 Meter hohen, 55 Meter langen, kunstvoll und schlank gebauten Viaduct mit 4 Oeffnungen von je 12 Meter Spannweite übersetzt, bis sie endlich die Haltestelle Winterberg in der Nähe des städtischen Eiskellers erreicht. In einem großen Bogen und bei starkem Gefälle, angesichts der Stadt Winterberg, geht die Fahrt weiter zum Bahnhofe Winterberg.

Winterberg, die schmucke Rose des Böhmerwaldes, ist einer der reizendsten Orte und die erste Industriestadt des Grenzgebirges. An Lage und Alterthümlichkeit kann sich die Stadt mit Prachatitz freilich nicht messen, auch nicht in Bezug auf Umgebung, sie hat aber Prachatitz an Gewerbethätigkeit und Verkehrsleben weit überflügelt, so daß der Fremde von Winterberg fast den Eindruck bekommt, als befände er sich in dem Getriebe einer Großstadt. Auf hohem, aus schwindelnder Tiefe senkrecht aufragendem Felsen klebt wie ein Schwalbennest das Fürstenschloß. Berühmt ist die Kralik'sche Glasfabrik „Adolf" und ganz insbesondere die Gebetbücher-Fabrik des J. Steinbrener, der sich aus den bescheidensten Anfängen zu einem Großindustriellen emporgeschwungen und durch seine zahlreichen Prachtbauten das Wesentlichste beigetragen zur Vergrößerung und Verschönerung von Winterberg, so daß mehr als ein Drittel der Stadt sein Eigenthum ist. Die zwei Bürgerschulen, das elegante Hotel „Habsburg" sowie das Krankenhaus sind moderne Prachtbauten.

Wildschön ist das Wolinkathal, durch das sich die Bahn nach Strakonitz windet. Der Kubani wird von Winterberg aus am bequemsten bestiegen, und der Moldau-Ursprung bei Buchwald mit prächtiger Alpenansicht ist nicht weit von der Stadt entfernt, desgleichen das reizende Buschwarda mit der Ruine Kunzwarte, so daß sich hier dem Naturfreunde reiche Gelegenheit bietet, die Schönheit des herrlichen Böhmerwaldes zu bewundern.

Bücherbesprechungen.

— Es liegen mir nunmehr die Abschlüsse von drei homiletischen Handbüchern vor, denen ich bereits in dieser Zeitung empfehlende Worte gewidmet habe. Mit der 12. Lieferung ist v. Langsdorffs drittes Perikopenwerk (Neuere epistolische Perikopen nebst Offenb. Johannis, Leipzig, Fr. Richter, jetzt Fr. Richters Verlag, Ludwig Ungelenk, 12 Lief. zu 1 ℳ) vollendet, und damit eine mit hervorragendem Fleiße und außerordentlichem Geschick zusammengestellte Arbeit, über deren Brauchbarkeit schon zu viel gesagt worden ist, als daß es noch einmal wiederholt werden müßte. Hier tritt das praktisch-homiletische Moment hervor, während das exegetische an erste Stelle tritt bei den ebenso vorzüglichen Handbüchern des Deichert'schen Verlags. Von diesen ist nun auch das alttestamentliche von A. Pfeiffer, Vicegeneralsuperintendent in Lübben (Die neuen alttestamentlichen Perikopen der Eisenacher Konferenz, Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf., Georg Böhme, 12 ℳ) vollständig; es ragt, worüber auch die sehr gute Einleitung Rechenschaft giebt, hervor durch ein feines Eindringen in den biblischen Gehalt und durch besonnene Reserve gegenüber der, wie jeder Verständige weiß, noch sehr unsicheren Kritik. Endlich hat der Erlanger Professor D. Walter Caspari die 2., umgearbeitete Auflage seiner „Epistolischen Perikopen nach der Auswahl von Professor D. Thomasius", Verlag Deichert, 2 Bände à 5 ℳ, und damit eine gedrungene, aber sehr markante und charaktervolle, an Anregungen reiche Textbehandlung zum Abschluß gebracht. Jedes der drei genannten Werke ist warmer Empfehlung und des Ankaufs würdig. Lic. Neuberg.

— Handbuch der Liebesthätigkeit im Königreiche Sachsen, Darstellung der kirchlichen Liebesthätigkeit, wohlthätiger gemeinnütziger Anstalten, Vereine und Stiftungen sowie der Fürsorgeanstalten des Staates, der Bezirke und größerer Gemeinwesen, nach zuverlässigen Unterlagen bearbeitet im Auftrage des Landesvereins für innere Mission des Königreichs Sachsen von Pastor Rudolf Weidauer, Vereinsgeistlichem dieses Vereins. Dresden, 1902 im Verlage des Landesvereins erschienen und zu beziehen durch die Niederlage des Schriftenvereins, Dresden, Johannesstr. 17. 560 S. geh. 4,50 ℳ, geb. 5,50 ℳ — Mitten in einer Zeit des zunehmenden Classenhasses, in der die Liebe Vieler erkaltet ist, gewährt es dem Geiste und Gemüthe eine wahrhafte Erquickung, einmal einen gründlichen Ueberblick über die Werke der organisirten Liebe in unserm Lande zu halten; über die unzähligen andern privaten Wohlthätigkeitsacte kann ja überhaupt kein Buch Aufschluß geben. Das vorliegende Buch gewährt uns nun jenen hohen Genuß, es will den Thatbeweis für die Macht der christlichen Liebe liefern. Aber es will in erster Linie einem wichtigen, schon lange schmerzlich empfundenen praktischen Bedürfnisse abhelfen, und von diesem Gesichtspunkte aus werden alle Leser dieses vortrefflichen Buches es am besten würdigen lernen. Es will nämlich für alle Hilfsbedürftigen und namentlich für die, welche solche berathen wollen, ein Nachschlagebuch sein, in dem man sich sofort über geeignete Hilfsanstalten, über ihre Zwecke, Leistungen, Aufnahmebedingungen u. dgl. orientiren kann. Das war bis jetzt nicht so schnell möglich. Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht das in seiner Art vorzügliche Buch vom Jahre 1851, das man kurzweg „Ackermanns milde Stiftungen" nennt (bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen), vergessen, aber wie Vieles ist in dem halben Jahrhundert seit der Herausgabe dieses Buches in Bezug auf Wohlthätigkeit hinzugekommen! Wie nöthig war eine Ergänzung desselben unter Ausscheidung alles für das allgemeine Interesse Entbehrlichen! Mit vollem Rechte hat der Hr. Verfasser, seinem praktischen Hauptzwecke entsprechend, von der Darstellung der Geschichte der sächsischen Wohlthätigkeitswerke und von statistischen Mittheilungen über sie abgesehen. Es versteht sich auch bei der Fülle des Stoffes von selbst, daß er z. B. auf communalem Gebiete die Liebeswerke nicht vollständig bieten konnte. Das sind wieder Aufgaben für sich. Wir weisen hierbei auf das in der Ausarbeitung begriffene Stiftungsbuch der Stadt Leipzig hin. Den Anfang unseres hier vorliegenden Buches, das sich bescheiden nur ein Handbuch nennt, in Wirklichkeit aber eine Fundgrube ist, bildet eine klare, orientirende Einleitung, ein lichtvolles Inhaltsverzeichniß und ein erschöpfendes Sachregister, dem die drei Bücher (I. kirchliche, II. wohlthätige gemeinnützige Anstalten und Vereine, III. Staats-, Bezirks- und communale Fürsorgeanstalten) folgen. Bei aller Kürze und Knappheit hat der Hr. Verfasser alles für seinen praktischen Zweck Wissenswerthe mitgetheilt, so daß wir ihm für seine fleißige, wohlgelungene Arbeit herzlichen Dank schuldig sind und sein Buch allen Geistlichen, Behörden und Freunden der Wohlthätigkeit als geradezu unentbehrlich empfehlen können. R. W.

— Wilhelm Jensen, Im achtzehnten Jahrhundert. Zwei Novellen. Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachfolger. — Die Eigenart Jensens, die Verwebung romantischer Motive in Culturbilder aus verschiedensten Geschichtsepochen, prägt sich auch in diesen Erzählungen aus, welche, wie der Titel sagt, dem achtzehnten Jahrhundert entnommen sind, einer von dem Dichter stets bevorzugten Zeit, die für ihn eine ergiebige Stoffquelle war; man braucht blos an seinen bedeutendsten Roman „Nirwana" zu erinnern, der theils vor der französischen Revo-

lution, theils in derselben spielt und in welchem besonders die Poesie des ancien régime in einigen glänzenden Capiteln zur Geltung kommt. Die zweite der hier vorliegenden Erzählungen: „Eine Soirée des ancien régime“, bewegt sich in denselben Contrasten wie die „Nirwana“: wir sehen hier die Aristokraten, die Herzoginnen und Herzoge, in den Formen des Hofceremoniells ihre Feste feiern, ganz unbekümmert um die stürmische Volksbewegung in Paris, bis in eine solche Soirée ein Vertreter des Volkes eintritt, höflich die Namen aller Betheiligten notirt und sie bittet, in die unten haltenden Wagen zu steigen, die sie in den Kerker führen und vor die Richter, die sie dem Tode weihen. Nur ein Liebespaar wird gerettet. Die Gespräche in dieser Gesellschaft haben ganz den Parfüm des ancien régime, man unterhält sich über die Toiletten der Marie Antoinette und über den verschiedensten Hofklatsch, während draußen der Tod an die Pforten klopft. Die beiden Liebenden, die sich etwas von der Gesellschaft zurückgezogen, haben höheren Sinn und gehen nicht in solchem Hofklatsch auf. Die größere Erzählung: „Der goldene Vogel“, spielt in deutschen kleinfürstlichen Kreisen, in welche der junge Held hineingeräth, es war die Zeit, in der die deutschen Unterthanen von ihren gestrengen Herren übers Meer verkauft wurden, um Söldnerdienste zu thun. Eine bei Jensen sich öfters wiederholende Kindheitsgeschichte, die Liebe zweier Kinder, die nachher noch den Jüngling und die Jungfrau aneinanderfesselt, bis ein heimtückisches Schicksal sie für immer trennt, leitet die Erzählung ein. Der Held ist ein Knabe von dunkler Herkunft, welcher dem Castellan eines fürstlichen Schlosses übergeben und von diesem erzogen wird; das Mädchen ist die Tochter des Pfarrers, der sich auch der Ausbildung der Kinder annimmt. Die erste Begegnung der beiden Kinder ist reizvoll geschildert. Die anmuthige Prinzessin Ermingart greift in das Leben des jungen Lenhard ein; er belauscht sie, als sie mit den Freundinnen Federball im Schloßgarten spielt, und beginnt für sie zu schwärmen. Das wiederholt sich von Jahr zu Jahr; die Prinzessin findet Gelegenheit, ihn mehrfach anzureden. Das führt zuletzt zu einer Katastrophe, wie diejenige in Goethes „Tasso“ ist. Der junge Lenhard, der die Prinzessin ans Herz zu drücken gewagt, wird vor schwerer Strafe nur durch die Mutter derselben errettet; er ist, wie sich am Schluß ergiebt, der Bruder der Ermingart, wie er der Bruder der kleinen Margret ist. Die Prinzessin-Mutter hat ein Verhältniß mit ihrem Hauslehrer, dem jetzigen Pfarrer, gehabt. Margret sowohl wie Lenhard werden für immer getrennt und in die Ferne geschickt. Das wird von Jensen Alles nur zart angedeutet, in jenem Ton des Verdämmernden und Verträumten, welcher der Grundton der Erzählung ist. Da ist ein Märchenvogel, der Goldammer, der mit seinen Liebeslockungen die alten und neuen Liebesabenteuer begleitet, und märchenhaft ist es vor Allem, wie der junge Lenhard im Wald in den Adlersfarren einschläft und nun nicht weiß, ob er träumend oder wachend den Gang ins Schloß erlebt, wo er sich selbst in die fürstlichen Kreise mischt und der Prinzessin näher tritt. Der Samen vom Adlersfarren macht unsichtbar, wie ihm früher die Amme erzählt. Diese Geschichte ist der ganze „Jensen“ in nuce.

R. v. G.

— **Geschichte des Russisch-Türkischen Krieges in den Jahren 1877/78 auf der Balkan-Halbinsel.** Herausgegeben von der Kaiserlich Russischen kriegsgeschichtlichen Commission des Hauptstabes. Deutsche autorisirte Bearbeitung von **Krahmer**, Generalmajor z. D. Erste Lieferung. 2,25 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Der Bearbeiter des vorvorliegenden Werkes hat sich durch verschiedene Schriften über Rußland und russische Verhältnisse bekannt gemacht, von denen namentlich seine „Geschichte der Entwickelung des russischen Heeres von der Thronbesteigung des Kaisers Nikolai I. Pawlowitsch bis auf die neueste Zeit“, sowie „Rußland in Mittelasien“ und „Sibirien und die große sibirische Eisenbahn“ hohe und verdiente Anerkennung gefunden haben. Er erhielt deshalb auch von Seiten des russischen Kriegsministers Kuropatkin die bis jetzt erschienenen beiden Bände dieser Geschichte des Krieges 1877/78 auf der Balkanhalbinsel zugesandt, um dies Werk für deutsche Leser in deutscher Sprache zu bearbeiten. Diese erste Lieferung läßt erkennen, daß es ein groß angelegtes Werk ist und sowohl für den deutschen Officier, als auch für den Geschichtsforscher und alle Diejenigen, die sich für die orientalische Frage interessiren, viel Anregendes und Lehrreiches bieten dürfte. Denn es zieht nicht nur die militärischen Verhältnisse in seinen Betrachtungskreis, sondern geht auch auf culturgeschichtliche Entwickelung, Volkscharakter und Geistesleben in Rußland ein. Die Ursachen des Krieges werden durchaus sachlich und klar geschildert, die Beschreibung des Kriegsschauplatzes ist anschaulich und fesselnd, auch die Capitel über die Truppen Rußlands, der Türkei, Rumäniens, Serbiens und Montenegros sind sehr eingehend und sorgfältig zusammengestellt, so daß man der Fortsetzung dieses gewiß sehr lehrreichen Werkes mit Spannung entgegensehen kann. —r.

— **Kaisertreu: „Die principiellen Eigenschaften der automatischen Feuerwaffen“**, eine Studie über die neuesten Errungenschaften der Waffentechnik für Officiere aller Waffen. Mit 52 Figuren im Text und 16 Illustrationstafeln. Wien 1902. Wilh. Braumüller u. Sohn, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung. — Die Fortschritte, welche die automatischen Feuerwaffen, vorzugsweise in Geschützen, seit mehreren Jahren gemacht haben, haben die Frage einer Einführung solcher Waffen auch in Form von Pistolen und Gewehren zum Kriegsgebrauche in den Vordergrund gedrängt, so daß man heute in Fachkreisen kaum mehr einen Zweifel daran hegt, daß für die Zukunft außer den schon vielfach eingeführten selbstthätigen Mitrailleusen oder Maschinengeschützen und Maschinengewehren auch die Handfeuerwaffen der Armeen selbstthätige Feuerwaffen sein werden. Unter Vorführung der hervorragendsten Systeme selbstthätiger Feuerwaffen übt der Verfasser des vorliegenden Werkes eine gerechte, weil stets ausführlich begründete Kritik an diesen einzelnen Systemen. Die Quellen, aus denen er das Material zu seinem Werke schöpfte, sind amtliche Patentschriften und einige waffentechnische Werke. Das automatische Repetirgewehr kleinsten Kalibers ist nach Ansicht des Verfassers das Gewehr der Zukunft und nicht die Frage nach der besten Feuerwaffe ist es, welche dermalen den Heeresleitungen zu schaffen giebt, denn diese Frage wird in übersprudelnder Hast durch die hierbei meist interessirte Waffentechnik der Lösung zugeführt, sondern die der Schießausbildung. Heutigen Tages ist es der große, so zu sagen, internationale Waffenmarkt, der auf die Bewaffnung der Heere bestimmend einwirkt, und indem man Waffen gleichsam nach Wunsch auf diesem Weltmarkte zu kaufen bekommt, bedarf es nur des genügenden Geldes, um dem Nachbar in Bezug auf die Waffe immer ebenbürtig zu sein. Allein, was man mit Geld nicht erkaufen kann, das sind Schießausbildung, Feuerdisciplin und Feuerleitung. Diejenige Armee, welche zur Zeit des Friedens den Forderungen einer vorzüglichen Ausbildung von Officieren und Mannschaften am besten zu entsprechen vermag, wird immer auch die meisten Chancen des Erfolges haben. Es ist ein bedauerlicher Zug der Zeit, der sich in den Anschauungen über das Bewaffnungswesen kundgiebt und der geeignet ist, ganz falsche, ja gefährliche Auffassungen über den Gebrauch der modernen Feuerwaffen hervorzurufen, daß das gezielte Feuer in der Zukunftsschlacht keine Bedeutung haben werde. Sehr im Unrecht sind die, welche da glauben, die Masse der Schüsse werde den Ausschlag geben. Nicht die Quantität, sondern die Qualität wird hier wie überall jetzt das Zünglein an der Waage bilden. Die gesteigerte Schießausbildung ist das zu lösende Problem. Diese setzt beim Unterrichtspersonal eine genaue Kenntniß der Waffe und deren Leistungsfähigkeit voraus, die, soweit sie die neuesten Waffensysteme betrifft, das Kaisertreusche Werk zu verbreiten erfolgreich bezweckt. Dieses Werk scheidet die neuen Waffen in zwei Gruppen, je nachdem sie die Selbstthätigkeit durch eine Ausnutzung der Spannkraft der Gase oder durch Ausnutzung des Rückstoßes erreichen. Der Verfasser spricht Ersterem die Eignung zur Kriegswaffe ab, da durch die Eigenthümlichkeit des Systems, eines gleichzeitigen Ausschießens des Projectils und des Zurückschießens des Verschlusses, eine Bürgschaft für dessen kriegstüchtige Dichtigkeit auf die Dauer nicht wird geleistet werden können. Da nach des Verfassers Ansicht die Schußpräcision und Widerstandsfähigkeit einer selbstthätig wirkenden Handfeuerwaffe in erster Linie einen unwandelbaren Verschluß bedingen, so nimmt er Partei für die Systeme, welche die Selbstladung der Waffe durch den Rückstoß erstreben. Die Besprechung der Vor- und Nachtheile der einzelnen Systeme ist eine sich derart folgerecht entwickelnde, daß der Inhalt des Werkes jeden Leser, auch den Nichttechniker, interessiren und zur Klärung des allgemeinen Urtheils über die Vor- und Nachtheile der einzelnen Systeme beitragen wird.

y.

— In der Besprechung von **Maxim Gorki**: Die Geschichte eines Verbrechens (Nr. 67 vom 5. Juni) ist der Name der Uebersetzerin Stefanie Golden**ring**, nicht Goldenberg zu lesen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 71. Sonnabend, den 14. Juni, Abends. 1902.

Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg.

Wenn in den Tagen vom 14. bis 16. Juni dieses Jahres das Germanische Rotionalmuseum in Nüenberg das Jubiläum seines 50jährigen Bestehens feiert, so ist das mehr als ein Jubiläum privater Natur. Schon rein äußerlich zeigt sich das, denn deutsche Fürsten aus dem Norden und Süden werden sich in der alten Reichsstadt einfinden, um an dem Feste Theil zu nehmen, nicht etwa nur als geladene Gäste, sondern als Mithelfer und Förderer an einer großen nationalen Sache, die ein Recht haben zu erscheinen, denen gegenüber von einer Pflicht der Höflichkeit keine Rede sein kann.

Wer heute durch Nürnberg wandert, durch die berühmte Vaterstadt Peter Vischers, Albrecht Dürers, und an dem gewaltigen Complex vorübergeht, auf dem die Bauten des Museums sich aneinander schließen, und daran denkt, daß vor einem halben Jahrhundert hier ein verfallendes Kartäuserkloster stand, der wird mit Staunen und Achtung erkennen, welch eine Fülle von Arbeit, Ausdauer und Zielbewußtheit dazu gehörte, auf diesen Trümmern neues quellendes Leben zu erwecken, so daß Alles wurde mit der Mühe vieler Jahre, wie es heute ist; und der das Alles bedenkt, wird sich auch zugleich sagen, daß die Zukunft weiter arbeiten muß, wie Gegenwart und Vergangenheit es gethan haben, damit das Germanische Nationalmuseum gefördert werde, wie es eine große nationale Sache verdient. Hier ist eine Arbeit zu thun, die nicht abzuschließen ist, die sich immer wieder erneut. Und es ist nicht mehr als billig, zuerst dessen zu gedenken, der als der Erste und freiwillig sich dieser Arbeit unterzogen hat, der den Gedanken an die Gründung dieses Museums zuerst gehabt und durch unermüdliches Beseitigen aller Hindernisse und zähe Ausdauer diesen Gedanken in die Wirklichkeit zu übertragen schließlich den geeigneten Weg gefunden hat. Dieser erste Gründer und eifrigste Förderer seiner ihm so am Herzen liegenden Sache ist der einem alten fränkischen Adelsgeschlecht entstammende Hans Freiherr von und zu Aufseß gewesen, der am 7. September 1801 geboren wurde. Als ihm sein Vater starb, mußte der Zwanzigjährige die Verwaltung der großen Liegenschaften der Familie übernehmen. Daß er sich um die Vergangenheit seines Geschlechts kümmerte, war bei ihm, dem Vertreter der Familie, selbstverständlich: er studirte das ausgedehnte Familienarchiv, sichtete die Geschlechtsreliquien, sah, was fehlte, und ergänzte das Fehlende. Allmälig erwachte in ihm die Sammelfreude und der Wissensdurst, die ihm gleichsam durch einen Zufall gewordenen Kenntnisse zu vertiefen. Von der Beschäftigung mit dem Familienarchiv und mit den Ereignissen der Gegenwart wurde er allmälig zu der mit der Vergangenheit geführt. Die Sammlungen wuchsen durch Ankäufe fremder Sachen und bildeten späterhin die Grundlage der Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums. Aufseß dachte aber einstweilen noch nicht daran, weiteren Kreisen seine Sammlungen zugänglich zu machen. Diesen Gedanken legte ihm erst der Bayernkönig Ludwig I. nahe, der im Hinblick auf das schon seit etwa zehn Jahren in Prag bestehende Nationalmuseum am 15. September 1830 dem Freiherrn schrieb: „Ich habe schon früher den Wunsch gehabt, daß auch in Bayern, wie dieses in Prag bereits besteht, Besitzer von merkwürdigen Gegenständen solche mit Vorbehalt ihres Eigenthums in einem öffentlichen Local zur gemeinsamen Beschauung und Belehrung aufstellen; mancher verborgene und ungenützte Schatz würde hierdurch nützlich werden. Ihre Sammlungen, Hr. Freiherr, setzen Sie in Stand, ein solch nützliches Unternehmen zu begründen. Bamberg scheint hierfür ein ganz geeigneter Platz, wenn nicht die Eigenthümer, welche zu einer solchen Sammlung beitragen, einen anderen Ort vorziehen, und Sie würden sich ein bleibendes Verdienst erwerben, wenn es Ihnen gelänge, eine so gemeinnützige Anstalt ins Leben zu rufen. Ich kann nicht zweifeln, daß Sie leicht Theilnehmer finden werden.“ Diese Worte König Ludwigs I. haben in Aufseß' Gedanken weiter gearbeitet; nationale Empfindungen und Sammelfreude, die nicht oberflächlicher Natur war, wirkten zusammen in ihm und so erweiterte sich in seinem Kopf der Plan zur Begründung einer wohl nur örtlich gedachten Sammlung zu einem Museum, das die älteste deutsche Geschichte bis zur Gegenwart illustrirte. Er begann seine Gedanken in die Wirklichkeit zu übertragen, zunächst gab er den Anzeiger für die Kunde des deutschen Mittelalters heraus, eine Zeitschrift, die von allen noch vorhandenen alten Quellen und Denkmälern Nachricht geben sollte. Im selben Jahr 1832, in dem das erste Heft dieser Zeitschrift erschien, siedelte Aufseß nach Nürnberg über, wo er seine Ideen besser als in Bamberg zur Ausführung bringen zu können hoffte. Hier gründete er eine Gesellschaft für Erhaltung der Denkmäler älterer deutscher Geschichte, Literatur und Kunst, deren Mitgliederzahl in kurzer Zeit schon mehr als anderthalbhundert betrug; die Gesellschaftszwecke kann Jedermann, wer nur immer will, durch Beiträge in Geld oder Geschenken für die Sammlung oder Leistungen, Anfertigung von Copien, Leihgaben, Bureauarbeiten im Interesse der Gesellschaft fördern; als Mitglieder können alle deutschen Staatsbürger aufgenommen werden, heißt es in den Sotzungen. Wenn sich auch Laien für diese Gesellschaft interessirten, den Beifall gelehrter Kreise fand sie nicht, das Unternehmen hatte so gar nichts Wissenschaftliches an sich. Der Gegnerschaft des Ritters v. Lang gesellte sich bald die Jakob Grimms, die Beide den Gedanken des fränkischen Freiherrn verwarfen. Es dauerte nicht lange, so spaltete sich die Gesellschaft in Parteien, und Aufseß zog sich ganz von seiner Gründung zurück, er sah ein, daß etwas Rechtes nicht werden würde, und so löste sich die Gesellschaft auf und die Zeitschrift stellte ihr Erscheinen ein. Aufseß gab aber den Gedanken an eine Verwirklichung seines Vorhabens nicht auf, er verlor den Muth nicht und erschien im Jahre 1846 auf dem Frankfurter Germanistentag, um für seine Pläne zu plaidiren. In einem offenen Sendschreiben erzählte er von seinem bisherigen Streben und befürwortete lebhaft und überzeugt die Gründung eines allgemeinen deutschen Museums für Geschichts-, Sprach- und Rechtskunde und die Schaffung eines literarischen Organs. Auch jetzt noch vergebliche Liebesmühe. Im folgenden Jahre berieth man freilich über Aufseß' Pläne, aber dann kam das Revolutionsjahr und verursachte neuen Aufschub.

Erst im Jahre 1852 auf der Versammlung deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher zu Dresden, die in den Tagen vom 16. bis 18. August sich zusammenfand, gelang es dem rührigen Freiherrn, ein wirklich großes Interesse für seine Pläne zu erwecken. Er hatte Kunst- und Alterthumsgegenstände mitgebracht, zeigte diese, vertheilte seinen Entwurf von Satzungen und zeigte in einem Vortrag die Nothwendigkeit eines germanischen Museums in Nürnberg, das, wie er ausführte, einmal ein wohlgeordnetes Generalrepertorium über das ganze Quellenmaterial für deutsche Geschichte, Kunst und Literatur von den ältesten Zeiten bis 1650 herzustellen hätte, dann ein diesem Umfange entsprechendes allgemeines Museum, bestehend in Archiv, Bibliothek, Kunst- und Alterthumskunde, einrichten müßte, endlich beides allgemein nutzbar und zugänglich machen und durch Herausgabe der besten Quellen und von Handbüchern die Kenntniß der deutschen Vorzeit heben und verbreiten müßte. Ein Ausschuß berieth, formulirte fünf Anträge, die die Versammlung annahm. Prinz Johann, der nachmalige König von Sachsen und Vorsitzende der Versammlung,

stellte dem fränkischen Freiherrn ein Zeugniß für seine Verdienste aus: Wenn demnächst der erste Anreger unserer heutigen Vereinigung, der Frhr. o. Aufseß, durch seinen Vorschlag zur Gründung eines Deutschen Museums sich ein neues Verdienst um die vaterländische Alterthumskunde erworben hat, so gab die Versammlung, indem sie seine Bestrebungen durch einstimmigen Beschluß gleichsam mit dem ihrigen identificirte, ihm eine glänzende Anerkennung seiner Verdienste. Aufseß erklärte die Geschäfte des Museums selbst führen und die Beamten aus eigenen Mitteln besolden zu wollen: „Die Auslagen und Vorschüsse des Nöthigsten für das Museum werde ich machen und das deutsche Vaterland wird mich nicht stecken lassen, wenn nur einmal deutlich erkannt ist, was um die Sache ist.“

Das also ist die Geschichte der Gründung des Germanischen Nationalmuseums in Nüenberg. Nach dem Antrag des fränkischen Freiherrn wurde das Museum sofort als begründet angesehen; die Statuten wurden so, wie sie Aufseß entworfen, angenommen, ein oorläufiger Verwaltungsausschuß und Vorstand wurde gewählt, Aufseß erklärte sich bereit, der Anstalt seine Privatsammlungen auf zehn Jahre zu leihen; natürlich wurde der fränkische Freiherr zum Vorstande gewählt. Die Anstalt sollte nach den angenommenen Satzungen ein großes Generalrepertorium über sämmtliches in Deutschland vorhandene Quellenmaterial für deutsche Geschichte, Literatur und Kunst herstellen, also alle Urkunden, Acten, Handschriften, Druckwerke, alle Bauwerke, sämmtliche Geräthe des Hauses und der Kirche, Gemälde, Kupferstiche u. s. w. verzeichuen und gewissermaßen als Illustrationen dazu entsprechende Sammlungen selbst anlegen. Die oon dem Frhrn. o. Aufseß seit 1850 im Thiergärtnerthorthurm und dem daneben stehenden Pilatushause zu Nürnberg aufgestellten Privatsammlungen wurden mit Genehmigung der bayerischen Regierung in ein öffentliches Institut oon nationalem Charakter umgewandelt. Weil eine öffentliche Anstalt nicht in einer Privatwohnung bleiben konnte, wurde für die Bibliothek, die Urkundensammlung, Kupferstichsammlung unb Dahingehöriges ein Haus gemiethet; Beamte, von denen man noch nicht wußte, woher sie besoldet werden mürden, wurden angestellt. So klein dos Museum auch war, man übergab es dem Publicum. Man warb für das neue Unternehmen um Beiträge für die Sammlungen, um Geldunterstützungen. Das schwierige Werk, seiner Idee in weiten Kreisen des Publicums Eingang und dadurch Mittel zu schaffen, konnte nur durch eine fast beispiellose agitatorische Thätigkeit erreicht werden, welche ber Gründer der Anstalt unermübet entwickelte, sowie durch treffliche Organisation aller jener theilnehmenden Freunde, die bereit waren, die Sache zu unterstützen. Aber Agitation und Verwaltung kosteten viel und bie Anstalt hatte bald Schulden. Aufseß, der geglaubt hatte, das Musenm wäre nach Adlauf der zehn Johre im Stande, seine Sammlungen zu erwerden, mußte sich entschließen sie auf weitere zehn Jahre der Anstalt leihweise zn überlassen. Aufseß oerlor den Muth nicht, im Jahre 1857 gelang es ihm, die Kartause zu erwerben; Nürnberg schenkte die Kreuzgangruinen mit dem umschlossenen Hofe. Ludwig I. von Bayern spendete zu meiteren Ankäufen. Die Schuldenlast des Museums wuchs so, doß nur der ideole Gedanke, der in der Anstalt lag, und der Blick auf die stets wachsende Opferwilligkeit der gesammten Nation für dieselbe die Hoffnung auf ihre Erhaltung und damit ihren Credit aufrecht hielt, obwohl doch die materielle Grundlage der nationalen Anstalt höchst bedenklich blieb. Jahr für Jahr wurden mehrere tausend Gulden mehr ausgegeben, als eingingen, so daß stets Anleihen aushelfen mußten, um die Rechnungen auszugleichen.

Im Jahre 1862 zog sich der Gründer der Anstalt oon der Verwaltung zurück. Aufseß hatte sein Leben der Sache gewidmet, die er mit Opfern warm vertreten, bis er zum Ziele kam, die Anstalt begründet zu sehen. Er hatte persönlich nach der Begründung noch ein Jahrzehnt gearbeitet, ohne einen Lohn zu erhalten, selbst ohne Dank zu finden. Er hatte Vorschüsse gemacht und für die Anstalt gehaftet. Er war älter geworden und an der Grenze ber Opfer angekommen unb mußte nun einmal an seine eigenen Verhältnisse benken. Noch war aber das Museum trotz des Besitzes der Kartouse nicht so bedeutend, daß es ohne die Sammlungen des Gründers hätte bestehen können. Dieser aber wollte und konnte sie nicht länger leihen. Er wollte 120000 Gulden dafür haben, ein Preis, der dem Koufwerthe zu damaliger Zeit voll entsprach. Das Museum konnte die Sammlung nicht bezahlen, ja nicht einmal für die Summe haften. Ludwig I. oon Bayern wollte fünfzigtausend Gulden geben, wenn die andern deutschen Fürsten den Rest geben würden. Aber nur zehntausend Gulden kamen nach dem Appell des Königs zusammen. Das Museum konfte also mit diesen sechzigtausend Gulden die Aufseßschen Sammlungen, der Rest wuchs den Schulden zu.

Außer mit finanziellen Schmierigkeiten hatte der an Aufseß' Stelle gewählte neue Vorstand Michelsen noch mit anderen zu kämpfen, da es ihm nicht gelang, die widerstrebenden Elemente im Ausschuß und in dem großen Beamtenpersonal zu vereinigen. Bold legte Michelsen die Stelle nieder und Frommann, unter dem der große zur Kartause gehörige Garten ans Museum kam, übernahm prooisorisch die Leitung, bis im Jahre 1866 August Essenwein, der Karlsruher Architekt, zum Vorstanbe gewählt wurde, der über seine Thätigkeit selbst berichtet hat: Er konnte nur in der Ueberzeugung die Leitung der Anstalt zur Hauptaufgabe seines Lebens machen, doß es ihm gelingen könne, die Schmierigkeiten zu überwinden und die Anstalt zu einer wirklichen Blüthe zu bringen, die ihr thatsächlich nationale Bedeutung geben und so bie Einsetzung der Kraft eines ganzen Lebens lohnen würde. Daß dazu neue Mittel in viel umfangreicherem Maße nöthig würden, als seither, daß vor Allem zwar bie Ordnung der Finanzen, die Minderung der Schulden nöthig, daß aber noch nicht die Zeit gekommen sei, lediglich die Abtragung derselben ins Auge zu fassen, war ihm klor. Noch immer mußten die allseitigen Sympathien gemehrt werden, was allein durch großartige Fortschritte erreicht werden konnte; sie allein konnten die Mittel erwirken, um weiteres Fortschreiten und daneben ganz von selbst die allmälige Tilgung der Schulden zu sichern, welche zwar lästig waren durch den Bedarf an Zinsen und Amortisationscapital, aber bei dem nach und nach steigenden thatsächlichen Werthe der Anstalt und dem wachsenden Ansehen, wenn sie sich auch langsam minderten, doch den Credit nicht mehr zu schädigen vermochten.

War die Führung der Anstalt nach dem Rücktritt oon Aufseß ein Wagniß gewesen, so mußte sie zunächst ein solches noch bleiben. Dos bloße Streben nach finanzieller Ordnung, ohne die allseitig auf große Fortschritte gerichteten Hoffnungen zu erfüllen, hätte die Anstolt um ihre eifrigen Freunde, hätte sie also um ihre Hilfsquellen gebracht. Das Programm des neuen Vorstandes ergab sich deshalb von selbst: Er wollte all' das pflegen und erhalten, was allseitige Theilnahme und Anerkennung gefunden, vor Allem die Mittel zur Erreichung solcher Ziele verwenden, die, wenn damals versäumt, später nicht mehr erreicht werden konnten; er wollte also vor Allem die Sammlungen mehren, statt zufällig zusammengekommener Stücke, die als Illustrationen eines unsichtbaren Systems dienten, systematisch angelegte Sammlungen herstellen, die eine wissenschaftliche Einheit bilden, alles zum Studium nothwendige Moterial bieten sollten, wollte dagegen Alles zurückstellen, dessen Werth von Autoritäten angezweifelt oder das zu jeder Zeit nachgeholt werden könnte. Es sollten also bie Repertorienarbeiten nicht mehr der Mittelpunkt der Anstalt sein, sondeen die Sammlungen. Die daraus sich ergebenden Arbeiten sollten in zweiter Linie stehen, dagegen sollten alle Zweige gleichmäßig gepflegt werden, ohne Rücksicht auf etwaige persönliche Neigungen des Vorstandes, noch auf Adneigung irgend welcher Kreise gegen einzelne Zweige.

Die Hoffnung, bie Fortsetzung des Werkes von Aufseß im Einvernehmen mit bemselben durchführen zu können, stellte sich bald als eitel heraus. Der kurz nach dem Amtsantritte des neuen Vorstandes ausgebrochene Krieg hemmte die Zuflüsse und zeigte die Unmöglichkeit, ohne jedes gesicherte Einkommen ein so großes Beamtenpersonal zu besolden, als Aufseß es begründet hatte. Da die Beamten in eine dem Gründer anhängende und eine ihm widerstrebende Partei sich geschieden hatten, die sich gegenseitig ernstlich befehdeten, so ergab sich schon, um den Frieden im Inneen herzustellen, rascher als beabsichtigt war, die Nothwendigkeit einer Beschränkung des Beamtenstandes und damit Einschränkung der Repertorienarbeiten.

Infolge bes Krieges oon 1866 war das lose Band, welches der deutsche Bund um die Staaten geschlossen, zerrissen; aber die norddeutschen waren fester aneinander gebunden als oorher und im Süden war der Einheitsgedanke nicht erstorben; das Interesse an der Anstalt wuchs um so mehr, je mehr sie gedieh, und durch die 1867 erfolgte Uebernahme des Protectorates durch Ludwig II. von Bayern erhielt sie äußerlich ein Ansehen, das sie mehr fördern mußte, als die schwache Autorität des Bundestages. Vom Norddeutschen Bund mard ein namhafter jährlicher Zuschuß unter der Bedingung versprochen, daß das neue Pro-

gramm durchgeführt werde. Jahr für Jahr ist nach dem Programm vorgegangen worden; ein Raum nach dem anderen schloß sich den alten Bauten an, die Sammlungen erweiterten sich, die Schulden minderten sich dabei. Neben den vielen großen und kleinen Gaben, welche aus öffentlichen und privaten Cassen gespendet wurden, ist es vor Allem ein beträchtlicher jährlicher Betrag, den seit seiner Begründung das Deutsche Reich der Anstalt zuwendet.

Als Essenwein sein Amt antrat, waren zwölf Räume dem Publicum zugänglich, als er starb, mehr als achtzig. Was Essenwein so beharrlich verfolgt hat als Ziel seines Lebens, die Anstalt so zu heben, daß sie einmal auf eigenen Füßen stehen könne, hat er erreicht und der Vorstand, der nun am Ruder ist, Bezold, Bresch, Stegmann, geht auf den Wegen des Vorgängers weiter, den man mit Recht den zweiten Gründer des Germanischen Nationalmuseums genannt hat, hat er doch die Verwaltungsorganisation nach langem Bemühen durch verstärktes finanzielles Eingreifen des Reiches, Bayerns und der Stadt Nürnberg in einigermaßen sichere Bahnen gebracht. Unter dem neuen Directorium entstand, um nur Einiges von seiner Thätigkeit zu sagen, das neu in deutscher Renaissance gebaute Bibliotheksgebäude und der an den Augustinerstock sich anschließende neue Südwestbau in spätgothischem Stil, wo mittelalterliche Waffen, bäuerliche Haus- und Zimmereinrichtungen, die bäuerliche Kostümsammlung untergebracht werden sollen.

Von dem Inhalt dieses größten und reichhaltigsten aller deutschen Museen einen der Wirklichkeit auch nur oberflächlich sich nähernden Begriff zu geben, ist unmöglich. Wenn man das Museum nur einigermaßen kennen lernen will, braucht man lange Wochen, und wer nur etwa mit einem Zeitaufwande von wenigen Stunden sich einen flüchtigen Ueberblick über das Ganze zu verschaffen sucht, wird durch die Fülle des Gesehenen und noch zu Sehenden verwirrt und verblüfft. Da sind Steingeräthe, Urnen, Pfahlbautenfunde, kostbare und schöne germanische Schmucksachen und Waffen, römische Münzen, Fliesensammlungen, Sammlungen von Oefen und Ofenkacheln, Capitäle, geschnitzte Balken, Consolen, Grabdenkmäler, Inschriftsteine, Bischofstäbe, Spiegelkapseln, Schachfiguren, Brettsteine, Wachssculpturen, Abgüsse mittelalterlicher Plastiken und Originalarbeiten. Da sind Siegel, Familiensiegel und Siegel von Fürsten, Bischöfen, Aebten, Städten, da sind Medaillen auf weltliche und geistliche Fürsten, auf Adlige und Bürgerliche, auf Begebenheiten und Orte, religiöse und allegorische Medaillen; Handzeichnungen, Miniaturmalereien, Holzschnitte, Kupferstiche, Buchdruckerzeichen, Papierproben mit Wasserzeichen; Porträts, Landkarten, Gesammtansichten von Städten, Dörfern, Burgen, Klöstern, Pläne von Städten, Ländern, Flugblätter. Da sind Wandmalereien, Glas- und Mosaikmalereien; Musikinstrumente, astronomische, geographische und mathematische, technische Instrumente und Apparate; Büchereinbände, Gewebe, Stickereien und Nadelarbeiten; Denkmäler, die sich auf das Staats-, Rechts- und Kriegswesen beziehen, Geräthschaften und Dinge, die man im häuslichen und geselligen Leben brauchte, Möbel, Trachten, Schmuck, Kirchengeräthe, Kirchengefäße und -gewänder; Alles, was sich auf das Zunftwesen, das Erwerbs- und Verkehrswesen, auf Handel und Verkehr bezieht; Münzen, Jetons, Zeichen. Hier sehen wir in eine altdeutsche Küche, dort in ein chemisches Laboratorium, anderswo in eine Apotheke. Hier treten wir in ein Nüenberger Patrizierzimmer des 17. Jahrhunderts, dort in die Halle, welche die Geräthe der Rechtspflege birgt; hier ist eine Südtiroler Bauernstube aus dem 16. Jahrhundert, dort eine pharmaceutische Material- und Kräuterkammer; hier schreiten wir durch die Kirche der alten Kartause, dort über den großen Kreuzganghof mit dem alten Ziehbrunnen; hier wandeln wir durch einen schattigen Kreuzgang, an dessen Wänden die mittelalterlichen Grabsteine aufgestellt sind, durch dies hohe Bogenfenster fällt das Licht auf die gestreiften Plattenrüstungen mit Bourgignonhelmen, wie man sie unter Max I., dem letzten Ritter, trug.

Welch eine Fülle und doch Alles trefflich geordnet, und wer aufmerksam durch die Hallen, Gänge, Säle, Stuben und Zimmer wandert, empfängt nachhaltige Eindrücke. Ueberall ist der Eindruck der Natürlichkeit hervorgerufen, man meint, so müßte es damals ausgesehen haben, da Peter Vischer an das Bilden des Sebaldusgrabs ging und Holzschuher dem großen Meister Albrecht Dürer saß, und wenn wir im Laboratorium sind, glauben wir, nun trete gleich eine gebückte greise Gestalt durch die Thür, schütte Mixturen und Pulver in die Pfannen und Retorten und hebe ihr unheimlich Werk an. In großen bunten Bildern zieht an uns das vergangene germanische Leben vorüber, und nachdem wir das Museum verlassen haben, meinen wir, nun sei Alles gethan und die Arbeit habe sich erschöpft.

Doch diese nationale Schöpfung muß und wird noch wachsen und das Fest, das man jetzt dort in Nürnberg feiert, wird nicht nur das Jubiläum des Germanischen Nationalmuseums feiern, es wird zeigen, was Alles im abgelaufenen halben Jahrhundert gethan ist, was noch zu thun bleibt und daß auch künftig die gute Sache Freunde und Förderer nöthig hat.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— Fr. G. Peabody, Professor an der Harvard-Universität Cambridge, Abendstunden. Religiöse Betrachtungen. Autorisirte Uebersetzung von E. Müllenhoff mit einem Vorworte von Otto Baumgarten, Prof. a. d. Universität Kiel. 160 S., geb. ℳ 2,50. Gießen, J. Rickersche Verlagsbuchhandlung 1902. — In dem beigegebenen Vorwort wird es ein Wagniß genannt, diese Abendandachten, die so ganz für die Bedürfnisse eines amerikanischen College gedacht sind, unserer deutschen Gemeinde zur Erbauung zu bieten. Wir wissen nicht, inwieweit die Erfahrung mit den früher von demselben Verfasser in deutscher Uebersetzung erschienenen Morgenandachten für Studenten diese Befürchtung gerechtfertigt erscheinen läßt, dürfen indessen der vorliegenden neuen Sammlung religiöser Reden das Zeugniß geben, daß sie mit der Auslegung des jedesmal zu Grunde liegenden Schriftwortes viel anfaßliche praktische Gedanken und eine hohe christliche Lebensweisheit verbinden. Es sind 23 Betrachtungen, die uns geboten werden und die wohl weniger bei uns für ein jugendliches, als für ein ernsteres, reifes Lebensalter in Betracht kommen dürften. Ist es eine Ungenauigkeit der Uebersetzung, wenn auf S. 19 von Männern gesprochen wird, die zuletzt sagten: „Herr, wir sind unnütze Knechte; wir haben nur gethan, was wir zu thun schuldig waren"? Nicht als Thatsache, sondern als Auftrag steht bekanntlich das Wort Luc. 17, 10. Sprechet: Wir sind unnütze Knechte u. s. w. D. K.

— Die Reformbewegung auf dem Gebiete des preußischen Gymnasialwesens von 1882 bis 1901. Von Dr. August Messer, Oberlehrer und Privatdocent der Philosophie und Pädagogik zu Gießen. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner, 1901. Preis 3 ℳ 20 ₰. — Was der Verfasser auf der vorletzten Seite seines Buches als den nächsten unvermeidlichen Schritt in der Schulreform und als eine Forderung der Gerechtigkeit bezeichnet, die rückhaltlose, uneingeschränkte Gleichstellung der drei neunclassigen Lehranstalten für alle akademischen Studien, das hat sich inzwischen in Preußen verwirklicht. Man darf annehmen, daß sich nunmehr wenigstens äußerlich für eine geraume Zeit eine gewisse Ruhe einstellt auf der Walstatt der Kämpfe um die Entwickelung des deutschen Schulwesens. Ich sage mit Vorbedacht: des „deutschen" Schulwesens, denn wenn auch die übrigen Bundesstaaten nicht in allen Einzelheiten das preußische Vorbild nachgeahmt haben, so besteht doch in den wesentlichen und grundsätzlichen Fragen der Schulorganisation Uebereinstimmung mit den führenden Bundesstaaten, und an mehr oder minder erbitterten Kämpfen hat es nirgend gefehlt. In solch einem Zeitpunkte muß es ganz besonders werthvoll sein, auf knappem Raume eine Uebersicht zu haben über die einzelnen Erscheinungsformen der Reformbestrebungen. Diese Aufgabe hat sich der Verfasser dieses Buches gestellt, und er hat sie, um es gleich mit einem Worte zu sagen, in mustergiltiger Weise gelöst. Er giebt zuerst in einem kurzen Einleitungscapitel die Vorgeschichte der Schulreform und legt dar, wie namentlich im Anschluß an die Bonitzschen Lehrpläne von 1882 die Frage nach der Zukunft des höheren Schulwesens in den Vordergrund der öffentlichen Besprechung trat und sich hauptsächlich in drei Richtungen geltend machte: der Gymnasialverein vertrat die conservativen Rechte, der Einheitsschulverein die Mittelpartei, der Verein für Schulreform die Linke. Die lebhafte agitatorische Thätigkeit dieser drei Parteien der Schulpolitik bildet den Inhalt des zweiten Capitels der Schrift (S. 6—113). Es ist das ausführlichste des Buches, und das ist kein Wunder. Denn in dem Jahrzehnt von 1882 bis 1892 tobte der Streit am wildesten, und die Reformvorschläge schossen empor wie die Pilze nach einem warmen Regen. In den Jahren 1882 bis 1889

waren dem preußischen Ministerium, wie der Cultusminister v. Goßler im Abgeordnetenhause erklärte, nicht weniger als 344 verschiedene Reformpläne bekannt geworden. Das dritte Capitel (S. 114—131) berichtet über die Berliner December-Conferenz vom Jahre 1890. Sie machte bekanntlich den Versuch, zwischen den typischen Vertretern der einzelnen Richtungen eine mündliche Verständigung anzubahnen, ihr Ergebniß waren die Lehrpläne von 1892. In diesem Abschnitt ist, wie billig, auch des Eingreifens Kaiser Wilhelms II. eingehend gedacht, der, wie nicht verschwiegen wird, in wesentlichen Punkten mit der pädagogischen Linken übereinstimmt (S. 116). Mit den Lehrplänen van 1882 trat zwar zunächst eine Art Waffenstillstand in dem Schulkriege ein. Aber die alten Gegensätze bestanden fort, und es dauerte nicht lange, so wurden namentlich die drei Fragen des lateinlosen Unterbaues, der Berechtigungen und der Bemessung der altsprachlichen Unterrichtsstunden auf dem Gymnasium und dem Realgymnasium wieder lebhaft erörtert. Ein vierter Abschnitt (S. 131 ff.) verfolgt darum die Entwickelung dieser Streitfragen von 1892 bis zur Gegenwart. Das Capitel schließt mit einer überaus leidenschaftslosen und besonnenen Schlußbetrachtung (S. 162—168). Hier betont der Verfasser die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten einer rein sachlichen Urtheilsbildung auf diesem Gebiete. Er bezeichnet als den Zweck seines Buches, dem Leser ausreichendes und unparteiisch ausgewähltes Material darzubieten, an dem er sich selbst ein Urtheil bilden könne, ohne in Einseitigkeit zu verfallen. Dabei bekennt er, daß er selbst dem Standpunkte des Gymnasialvereins zuneige. Aber jeder Billigdenkende wird ihm gewiß bestätigen, daß er mit Erfolg danach strebt, allen Richtungen gerecht zu werden. Ja wir zweifeln nicht, daß die wohlthuende Ruhe der Darstellung, die den Verfasser auszeichnet, bei allen Parteien volle Anerkennung finden wird. Schließlich sei noch der Sorgfalt in den Literaturnachweisen und des fleißigen Registers dankbar gedacht. — Man hat in den letzten 20 Jahren manches Dutzend Schriften zur Schulreform zu lesen bekommen. Wir zweifeln, ob sich auch nur eine darunter an vorsichtiger Beschränkung in der Aeußerung des eignen Urtheils und an ruhigem Gleichmaß der Sprache mit der vorliegenden Darstellung zu messen vermag. Diese Selbstentäußerung war freilich für den Zweck, den der Verfasser verfolgte, geboten. Nichtsdestoweniger verdient er Lob dafür, daß er nirgend aus seiner kühlen Zurückhaltung herausgetreten ist.

— Neue Sächsische Kirchengalerie. Die Parochie Obercrinitz. Sonderabdruck. Verlag van Arwed Strauch, Leipzig. 60 S. — Diese Beschreibung einer sonst wenig bekannten Kirchfahrt der Ephorie Zwickau, verfaßt von dem auch sonst durch mannigfache kirchengeschichtliche Monographien bekannten Ortspfarrer G. Planitz, ist eine gründliche, den Stoff beherrschende Arbeit, die sich den übrigen Veröffentlichungen der Neuen S. Kirchengalerie würdig anreiht. Alterthumsfreunde dürfte der sagenumwobene sogen. „Taufstein" bei Obercrinitz, der von dem Hrn. Verfasser als ursprünglicher heidnischer Opferstein bezeichnet wird und abgebildet ist, besonders interessiren. Zehn gute Bilder beleben die Darstellung. Es ist nur zu loben, daß die Verlagshandlung Sonderabdrücke über die einzelnen Gemeinden veranstaltet, denn dadurch kommt die Kirchengalerie erst in das Volk. R. W.

— Katalog der Bibliothek der Handelskammer zu Leipzig. V. Zuwachs vom 1. Januar 1898 bis zum 31. December 1901. Leipzig 1902. (XVI u. 347 S.) — Es ist wieder ein umfangreicher Band, der eine Fülle neuer und alter Literatur aufweist, durch welche die Bibliothek der Leipziger Handelskammer im Laufe der letzten vier Jahre bereichert worden ist. Aus dem systematischen Register geht schon hervor, daß die Leitung der Bibliothek bestrebt ist, die übrigen öffentlichen Bibliotheken unserer Stadt gewissermaßen zu ergänzen. Und aus dem Verzeichniß der erworbenen Werke selbst ist zu ersehen, daß dieses Princip in bester Weise verfolgt wird. Besonders willkommen wird den Benutzern die liebevolle Berücksichtigung sein, die der modernen volkswirthschaftlichen Lectüre gewidmet worden ist, der deutschen wie der ausländischen. Gerade dieser Zweig der Wissenschaften ist es, der seitens der anderen Bibliotheken in Leipzig noch recht vernachlässigt wird. Da die Bibliothek des Reichsgerichts an Personen, die nicht diesem obersten deutschen Gerichtshof angehören, Bücher nicht entleiht, aber doch nur in ihren Lesezimmern zur Verfügung stellt, ist es ferner besonders schätzenswerth, daß wir in der Bibliothek der Handelskammer ein reiches Material der Literatur des Handels- und Gewerberechts vorfinden, die, wie der vorliegende Katalogband zeigt, bis in die neueste Zeit ergänzt worden ist. Actuelle Fragen, wie z. B. die Besteuerung der Waarenhäuser (S. 79/80), Arbeitsnachweis-Organisation (S. 120), Canalfrage Preußens (S. 178) u. v. a., haben in zahlreichen Broschüren Berücksichtigung erfahren. Reichhaltig ist auch das Gebiet des kaufmännischen Unterrichtswesens versehen worden. Die Rechtswissenschaft hat eine schätzenswerthe Ergänzung dadurch erfahren, daß von den wichtigsten Gesetzen die anerkannt besten Commentare erworben worden sind, die wiederum in einzelnen Specialbroschüren über bestimmte Rechtsfragen werthvolle Ergänzung finden, besonders was das Handelsrecht betrifft (S. 89 bis 100). Gerade in diesen Rubriken macht sich der Vortheil geltend, der dem Benutzer des Katalogs durch die neue Einrichtung geboten wird, darin bestehend, daß in den Rubriken besonders noch durch Zusammenfassung bestimmter Materien eine Einheitlichkeit geschaffen worden ist. Der Bearbeiter des Katalogs hat diese Gruppen durch Voranstellung von Kennworten in auffallender Schriftgattung außerdem hervorgehoben. Einen besonderen Schatz besitzt die Bibliothek in ihren zahlreichen biographischen Werken, die auch im neuen Katalog namhaften Zuwachs erfahren haben. Sehr zu statten ist der Büchersammlung eine Schenkung des früheren Directors der öffentlichen Handelslehranstalt gekommen, die besonders viele Lücken in der älteren Rechtsliteratur ausgefüllt und das Gebiet der Handelswissenschaften (S. 261—270) sehr ergänzt hat. Ein großer Vorzug ist dem Katalog in der genauen Inhaltsangabe der Sammelwerke eigen, wie z. B. der Schriften des Vereins für Socialpolitik, der staats- und rechtswissenschaftlichen Abhandlungen der verschiedenen Universitätsseminare u. s. w. Da in dem, am Schlusse des Bandes gegebenen Autoren- und namentlich in dem mit Aufwand großer Mühe geschaffenen, sehr ausführlichen Sachregister die Namen und Materien auch dieser Sammelwerke wiederkehren, gestaltet sich der Katalog zu einem ausgezeichneten bibliographischen Nachschlagewerk, das nicht den Benutzern der Handelskammerbibliothek allein zu dienen in der Lage ist. Die Veröffentlichung der Kataloge hat wesentlich dazu beigetragen, die Benutzung der Sammlung zu fördern. Im letzten Jahre wurde sie von 1544 Personen in Anspruch genommen, die den Lesesaal 7353 Mal besucht und außerdem 2077 Bände nach Hause entliehen haben. Die Bearbeitung des Kataloges lag, wie die des IV. Bandes, in den Händen des Bibliothekars der Kammer.

— Grundbegriff des Automobilismus. Von L. Baudry de Saunin, übersetzt von H. A. Hofmann. Mit 30 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben 3 ℳ. — Diese Schrift ist ein Theil des Werkes: „Das Automobil in Theorie und Praxis". Der Verfasser hat eine Darstellung der Motorwagen nach ihrer Function, ihrer Nützlichkeit und ihrem Einfluß auf die Sitten, Geschäfte, den Verkehr und das öffentliche Leben gegeben und die Dampfwagen, die elektrischen Wagen sowie die Benzinmotoren dabei berücksichtigt. Da die „Autos" in Frankreich und besonders in Paris sich bereits seit längerer Zeit wesentlich größerer Benutzung erfreuen als zur Zeit in Deutschland, so war es erwünscht, in leicht faßlicher Weise den Laien eine Beschreibung der Construction zu geben und dadurch manche noch im Publicum vorhandene falsche Beurtheilung zu beseitigen. Die dabei gegebene Erläuterung der in Frankreich zur Anwendung gelangten Systeme hat nicht nur deshalb, weil vielfach für Deutschland französische Autos bezogen werden, sondern auch darum besonders das Interesse der deutschen Automobilisten, weil gerade der Autoverkehr zu einem internationalen Sport sich ausgebildet hat und deshalb sich auch in Deutschland das Augenmerk richtet auf die Verwendung der Automobilen in verschiedenen Dienstzweigen, welche sich bereits in Frankreich dieses Transportmittels bedienen. So vortrefflich die Autos nach den Ausführungen des Verfassers sind, so dürfte doch noch manche Verbesserung an den Automobilen aller Systeme nothwendig werden, bis eine vollständige Verdrängung des animalischen Zuges durch dieselben wird erreicht werden können. Eine Kenntniß der Einrichtungen an diesen Kraftfahrzeugen wird Jedermann von Nutzen sein, wäre es auch nur um ein gerechtes Urtheil über den Werth derselben zu erlangen. —*e.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M* 25 *Pf*, für auswärts mit 1 *M* 64 *Pf* (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 *Pf*.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 72. Dienstag, den 17. Juni, Abends. **1902.**

Die Poesie der Liebe im italienischen Volkslied.

Von Lic. theol. Dr. Kurt Warmuth.

Juniabend. Die gelbe Mondscheibe stand über dem Monte Generoso. Ein weicher, kühler Wind wehte über den Lago ceresio. Aus dem Grün der Kastanien und Nußbaumwälder leuchteten die Villen. Mein Freund und ich, wir bestiegen eine von den vielen kleinen Barken, die am Ufer vor unserm Hotel bereit lagen, und ließen uns hinausrudern auf den stillen, tiefblauen See. Wir saßen schweigend, um rein und ungetrübt die ganze Schönheit eines italienischen Abends in uns aufzunehmen. Als wir etwa ein Viertelstündchen gefahren waren, fing unser schwarzgelockter, brauner Barcaiuolo an zu singen. Wir waren Beide hingerissen von den melodischen, temperamentvollen Liedern.

Dieser Abend wurde mir Anlaß, mich näher mit den italienischen Volksliedern zu beschäftigen. Es finden sich in der That köstliche Perlen darunter! Man kann nur bedauern, daß sie in Deutschland so wenig bekannt sind. Es giebt genug Componisten, die nach Texten suchen. Hier wäre eine Fundgrube für sie. Besonders ist es das alte, ewig junge Thema der Liebe mit ihrer Furcht und Hoffnung, mit ihrer Lust und ihrem Leid, welches in der italienischen Volkspoesie*) bald in tiefsinnigen, bald in neckisch-spielenden Tönen erklingt. Vergegenwärtigen wir uns eine Reihe dieser graziösen Lieder!

In einem venetianischen Volkslied voll tiefer Gluth bekennt der Sänger, daß Worte zu matt sind, der Geliebten seine Liebe zu gestehen. Er wünscht, so glühend, wie er sie beschaut, sprechen zu können. Aber wenn auch sein Mund zagt, ihr zu sagen, wie sehr er sie liebe, so gelobt er doch, ihr Bild stets im Herzen zu tragen. Selbst in den Traum schleicht sich der Geliebten Bild. Er verwünscht den Morgen, der ihm mit dem Traume das Liebchen entreißt. Ein Venetianer bekennt, daß ihn nichts besiegen konnte als seines Liebchens Schönheit. In hundert Schlachten hat er gestanden, kein Schwert hat den Weg zu seinem Herzen gefunden. Nur der Reiz der Geliebten, die er stets von Neuem bewundernd betrachten muß. Auf der Bergeshöhe an der Quelle stehen die schönen Mädchen und waschen. Die schönste will er sich aussuchen und in seinen Palast heimführen. Dann werden alle staunend stehen bleiben und fragen: wo er das königliche Wild eingefangen habe. Im Gefühl seines Sieges wird er dann antworten: dort auf jenen Höhen, „wo nie der Schnee schmilzt vor dem Sonnenschein!“ Ein Anderer will ein Bauernmädchen freien, die allerlei Tugenden in sich vereinigen muß. Nicht älter als 15 Jahre darf sie sein. Sie muß Kleider nähen und am Weberädchen stehen können. Des Morgens darf sie nicht zu lange träumen. Gut muß sie ihm sein und freigebig mit Küssen.

Den festen Entschluß des Liebenden, die Geliebte trotz alles Widerstandes zu erobern, giebt ein in Grottaminarda und Principato viel gesungenes Lied wieder.

Diese Dirn' vom Berge, sie muß mein sein,
Sagt sie zehnmal, daß sie mich nicht will.
Einstens hat sie mir ihr Wort gegeben:
Ja, die Dirn vom Berge, die muß mein sein!

Lange genug hat der Liebende die Madonna geküßt, nun will er um jeden Preis die Geliebte küssen. Er giebt ihr einen Kuß auf den Hals. Sie zürnt: „Schämst Du Dich nicht? Warte, das sag ich der Mutter!“ Diese schilt und läßt ihm sagen: wenn er Küsse wolle, solle er die Madonna küssen. Da nimmt er sich vor, sie zu küssen, wenn er sie unterwegs allein trifft. Sie warnt ihn: sie wolle sich ein Messer machen lassen mit einem Griff von Oelbaumholz. Das will sie ihm in Hals und Herz stoßen, wenn er ihr zu nahe kommt. Doch die Drohung fruchtet nichts. Er läßt sich nicht einschüchtern.

Und küßt' ich Dein Gesicht und Mündlein süß,
Dann sterb' ich gern und geh ins Paradies!

Doch nicht immer stößt der Werbende auf Widerstand. Ein in Spinosa und Basilikata gesungenes Lied zeigt, wie die Geliebte dem Liebenden eine Aufmerksamkeit, ein feines Tuch, fertigt.

In die Ränder stick' ich
Liebeslust und Schmerz,
Aber in die Mitte
Ganz in Gold mein Herz.

Das Tuch, das er von der Liebsten erhalten, muß aber ab und zu gewaschen und geplättet werden. Diesen Liebesdienst thut sie ihm gern.

Dein Tuch, o Liebster, gieb es mir,
Ich wasch es drunten am Bächlein Dir.

Ich breit es auf duft'gen Blüthenzweig,
Der Liebe Sonne trocknets sogleich.

Nun heimlich damit in der Base Haus,
So recht voller Liebe plätt' ich es aus.

Und Abends im Dunkeln bring ichs zurück,
Was wird mir zum Lohne dann, du mein Glück?

Die gluthvolle Venetianerin verwünscht den Baum, dessen Laub ihr die Aussicht nach des Liebsten Hause wehrt. Sie sehnt den Herbst zurück, der die Blätter herabwehen wird. Dann kann sie wieder frei nach dem geliebten Fenster schauen. Ja, sie möchte am liebsten, daß der garstige Baum gleich abgehauen werde.

Ist der Geliebte ein Matrose, dann hat Liebchen Bedenken, ob er wohl im fernen Lande die Treue wahren wird. Ein ligurisches Lied bringt diese Stimmung treuherzig zum Ausdruck; Emanuel Geibel hat es übersetzt.

Mein Liebster keck ist ein Matros',
Er kämpft mit Wind und Wasserhos'
Und knüpft, was unsre Herzen band,
    Gleich seinem Schiffstau los.

Ich zöge gern mit Herz und Hand
Das flücht'ge Schiff zurück zum Strand.
Doch meine Sehnsucht treibt es nur;
    Es flieht schon weit vom Land.

Mein Liebster spannt das Segel quer;
Wie rauscht sein Kiel durchs wilde Meer!
Ich weiß nicht, bringt ihn wiederum
    Ein guter Wind mir her?

Was bau ich auch, ein thöricht Kind,
Auf Häuser, die entführt der Wind!
Nun wein' ich mir die Wangen blaß
    Und meine Augen blind

Mein Liebster steuert mittagwärts,
Die Fluth empfindet nicht den Schmerz,
Er führt so kräft'gen Ruderschlag,
    Und jeder trifft mein Herz

Schlag er das Meer nur immerhin,
Das treulos ist und falsch von Sinn;
Doch warum schlägt er auch dies Herz,
    Das nichts geliebt als ihn?

*) Fritz Grundlach, Italienische Lyrik Berlin 1897. Eduard Engel, Italienische Liebeslieder Aschersleben 1875. Waldemar Kaden, Italienisches Wunderhorn. Stuttgart 1878. August Kopisch, Agrumi. Berlin 1837. Johannes Schürmann, Gedichte. Berlin 1893.

Die Leiden der Liebenden spricht ein Volkslied aus Lecce trefflich aus:

O Mütterlein, die Liebe,
Wie hat sie mich bethört,
Ich bin so jung an Jahren,
Mein Sinn ist gar verstört.

Ich setze mich zu Tische
Und rühr mein Brod nicht an.
Ach, meinem armen Lager
Will auch kein Schlaf sich nahn.

Und wenn ich mit den Mädchen
Am Brunnen plaudern will:
Ich öffne meine Lippen,
Doch schweig' ich plötzlich still.

Die innere Pein, in der sich der Liebende befindet, der nicht weiß, ob ihn die Angebetete liebt, bringt ein sicilianisches Lied zu temperamentvollem Ausdruck:

Ach, so zu lieben
Ist eine Pein!
Liebst du mich? Sag mir:
Ja oder nein?

Hoffe kein Wörtchen
Groß oder klein,
Eh Du mir sagest:
Ja oder nein!

Ach, was erlitt ich,
Seit ich dich sah!
Sag mir doch endlich:
Nein oder ja?

Wochen vergingen,
Monde beinah' —
Und noch nicht hör' ich
Nein oder ja!

All mein Sehnen,
Still wird es sein,
Hör' ich ein ernstes
Ja oder nein!

Das Liebesleid gebiert das Liebeslied. Dies zeigt eine kleine toscanische Volksweise. Der Sänger vergleicht sich mit dem Vöglein im Bauer, das nicht aus Liebe, sondern aus Schmerzen singt. So geht's auch ihm. Er sieht die Geliebte und muß singen, und doch möchte ihm dabei das Herz zerbrechen. Alles findet der Liebende an der Geliebten schön. Ein toscanischer Sänger preist in geistreicher Weise Liebchens Augen.

Es hat der Mond sich bitterlich beklagt,
Vor Amors Tribunal ist er gekommen;
Er sei dem Himmel leid, hat er gesagt,
Du hättest allen Glanz ihm fortgenommen.
Er klagt, als ob ihn garnichts mehr beschwicht'ge.
Die Zahl der Sterne sei nicht mehr die richt'ge.
Ihm fehlen zwei, und Du, mein Schatz, hast die
Gestohlen: im Gesichtchen trägst Du sie!

Einem Sicilianer haben es Liebchens Füßchen angethan:

In Dein Füßchen ward verliebt ich,
Da ich Dich beim Tanz gesehen:
Hieltst das Schürzchen mit den Händchen,
Wußtest lieblich Dich zu drehen.

Wärst Du, Kind, mein Weib, ich schwöre,
Würde Dich zu allen Zeiten
Freudig hin zu Sang und Spiele,
Zu dem Tanze Dich begleiten!

Ein Calabreser vergleicht die Geliebte mit dem Mond, muß ihr aber bei Weitem den Vorzug vor diesem geben. Der Mond ist blaß, sie ist bräunlich. Er trägt Silber, sie Gold. Er nimmt ab, sie nimmt zu an Schönheit. Er verfinstert sich zuweilen, sie ist immer schön. Der Mond ist kalt, sie voll Gluth. Sie übertrifft ihn selbst durch den Klang ihres Namens. In liebenswürdiger, graziöser Weise feiert ein Venetianer den Tag der Geburt seines Liebchens. Sonne und Mond kamen an diesem Tage, sie zu schauen. Der Schnee gab ihr seine Silberhelle, die Rosen haben ihr die Wangen gefärbt. Magdalena hat ihr die goldenen Locken geschenkt. Cupido hat sie gelehrt, den Pfeil zu entsenden und — ihn zu fangen. Auf einer Promenade am Meeresstrande hat ein Neapolitanischer Sänger sein Herz verloren. Die Schiffer sagen ihm, ein Mädchen habe es gefunden. Zu ihm geht der Dichter und bittet es, ihm das seinige dafür zu geben.

Ich ging einmal spazieren
Am Meeresstrande:
Ach, da verlor mein Herz ich
Im tiefen Sande.

Da fragt' ich an dem Strande
Die Schiffer alle:
Daß Du es trägst im Busen,
Sagten mir alle.

Nun komm' ich, Dich zu bitten
Bei Lied und Treue,
Ich ohne Herz, Da aber
Hast deren zweie.

Und weißt Du, was du thun kannst,
Du liebe Kleine:
Behalt Dir meines, schenke
Du mir das Deine.

Aehnlichen Inhalt bietet ein toscanisches Lied. Hier bittet der Sänger die Geliebte, ihm für sein Herz ihre Augen zu geben.

Nun bin ich gekommen
Und kaufte mir gerne
Mein Kind Deine Aeuglein
So strahlend und hold.
Was kosten die beiden?
Doch — offen gestanden —
Geld hab' ich nicht bei mir,
Nicht Silber noch Gold.
Ich hab' keinen Heller.
Ein Herz, das ist Alles,
Was ich zur Bezahlung
Hierher mit mir trug.
Das gäb' ich Dir gerne
Zum Tausch für die Aeuglein.
Sag an, willst Du's haben?
Und ist's Dir genug?

Den Abschied des Sängers von seinem Liebchen feiert ein anmuthiges toscanisches Lied, aus dem uns die thaufrische Frühdämmerung eines italienischen Morgens entgegenleuchtet.

Es dämmert schon der Morgen rings herauf:
Laß mich jetzt zieh'n, ich will Dir nicht mehr singen.
Schon thun sich ringsum alle Fenster auf
Die Morgenglocken fangen an zu klingen.
In Höh'n und Tiefen hört man das Getön:
Leb' wohl, Jasmin Du, Du mein Mädchen schön!

Die Wünsche eines feurig Liebenden bringt ein apulisches Lied intim zum Ausdruck. Er wünscht, ein Distelfink zu sein, dann würde er sich auf Liebchens Schulter setzen. Wehe aber, wenn Eifersucht des Liebenden Herz ergriffen hat! Mit der Laterne streift er dann durch die Nacht. Und findet er einen bei seiner Schönen, dann will er sehen, ob sein Messer — sticht und schneidet. Noch bis zur letzten Minute, noch bis zum Eintritt des Brautpaares in die Kirche, wo die Trauung vollzogen werden soll, hat der Verschmähte — gehofft; nun, nachdem sie das Ja! gesprochen, ist die Verzweiflung sein Loos.

Ich geh nicht mehr durch diese Schmerzensstraße,
Seit Hochzeit hat gemacht die Liebste mein.
Wie den Vertrag sie unterschrieben,
Schloß ich vor Schmerz mich in das Kämmerlein.
Da sie zur Trauung in die Kirche gingen,
So wie ein Hündlein lief ich hinterdrein.
Als das geweihte Wasser sie genommen,
Noch einmal lachte mir ihr Mündchen fein.
Doch als ihr Mund das Ja gesprochen —
Nun weint, ihr Augen! Meine Hoffnung ist zerbrochen!

Das verwittwete Täubchen betrauert die Gefährtin, die gestorben ist. Der Dichter betrauert ein Mädchen, das noch am Leben. Diesen Gedanken giebt ein sicilianisches Volkslied ergreifend wieder:

Du verwittwet' Täubchen, sag' mir,
Wie Du wirst Dein Leben führen,
Da Du mußtest die Gefährtin,
Die so theuer Dir, verlieren?

Du beweinest, die gestorben,
Wohl, ich weiß es; doch — ich weine
Um ein Mädchen, das am — Leben
Und doch nimmer wird die Meine.

Noch manche liebliche Blüthe könnten wir in dem Rosenhain italienischer Volkspoesie brechen. Genug, diese Betrachtung wollte nur zu näherer Beschäftigung damit anregen. Zum Schluß verweisen wir noch auf das verdienstvolle, ausgezeichnete Werk Paul Heyses: Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Bücherbesprechungen.

— Tiefurt, der Herzogin Anna Amalia Musenheim. Ein Führer und Erinnerungsblatt mit vier Lichtbildern von Kuno Walther. Weimar, Verlag von Hermann Böhlaus Nachfolger, 1902, Preis 1 ℳ. — Die Entstehung des kleinen Buches, das, wie der Titel sagt, nicht blos als Führer durch Schloß und Park von Tiefurt, sondern zugleich als Erinnerungsblatt denen gelten soll, welche ihre Theilnahme und Schritte dem Musensitz Anna Amalias zuwenden, ist auf eine Anregung zurückzuführen, die Goethe seinem Freunde Eckermann gegeben hatte. Es ist Goethes Wunsch gewesen, daß sein Vertrauter eine Schilderung des Tiefurter Lebens zur Zeit der Herzogin Mutter entwerfen und sich damit zum Verwirklicher eines Planes machen möchte, den er am liebsten selbst ausgeführt haben würde, wenn er nicht hätte fürchten müssen, daß ihm, als persönlichem Theilnehmer an jenen bedeutenden Vorgängen, die Unbefangenheit zur Ausführung dieses Planes fehlen werde. Eckermann, so schließt das Vorwort, sei nicht dazu gekommen, diesen Wunsch des

alten Goethe zu realisiren, und so habe der Verfasser selbst gewagt, die Ausführung desselben nach hundert Jahren zu übernehmen. Wir wollen nicht versuchen, in das Bewußtsein des Verfassers, etwas geboten zu haben, was bis heute in seiner Art einzig dasteht, störend einzugreifen, denn er wird am besten wissen, wie viele Autoren sich seit jener Zeit dieses Stoffes erfolgreich bemächtigt haben. Er wird sich wohl oder übel in dieser Beziehung auch die Behauptung gefallen lassen müssen, daß seine Arbeit, was sachgemäße und stimmungsvolle Behandlung des Stoffes betrifft, sich den besten seiner Vorgänger würdig anschließt, ohne dieselben wesentlich zu übertragen. Worauf er aber Anspruch erheben soll und kann, das ist die Anerkennung, welche man ihm bezüglich der Anordnung der Bilder und Scenen, unter Benutzung des Quellenmaterials, welches er mit großem Fleiß zur Ausgestaltung seiner Arbeit herangezogen hat, zollen muß, und hier müssen wir bekennen, daß er das Feld seiner Thätigkeit weiter als seine Vorgänger begrenzt, jedenfalls bei der Bestellung desselben die Furchen tiefer als diese gezogen hat. Das Buch, der Auszug aus einer umfangreicheren Arbeit, zerfällt in acht Abschnitte: Alt-Tiefurt, Anna Amalia und ihre Tafelrunde, Die Sommerresidenz in Tiefurt, Das Tiefurter Journal, Das Parktheater, Die Glanzzeit der Tafelrunde, Unter dem Abendstern und Das Schlößchen von heute. Alle diese Bilder reihen sich anmuthig an einander und ziehen wechselvoll an dem Auge des Lesers vorüber. Plastisch heben sich die Hauptfiguren, welche die kleine Republik erlauchter Geister beleben, von ihrem Hintergrunde ab und lebendig treten sie uns, namentlich Anna Amalia, die muntere Göchhausen, Vater Wieland, Einsiedel, Corona Schröter, Schiller, Goethe &c. in ihrer Eigenart entgegen. Unter rückhaltloser Anerkennung der Vorzüge, welche die Schilderung der geschichtlichen und localen Verhältnisse aufweist, müssen wir aber, wie gesagt, doch immer wieder bekennen, daß uns bei der Lectüre des Buches am meisten der Fleiß des Verfassers befriedigt hat, mit dem er bemüht gewesen ist, in Form archivalischer und literarhistorischer Beiträge dem Verständniß des Lesers entgegenzukommen und Lücken auszufullen, welche sich bisher in anderen Arbeiten fühlbar machten. Fügen wir noch hinzu, daß ein sorgfältig entworfener Grundriß des Schlosses nebst einem ausführlichen Inventarium der Besichtigung desselben erhöhtes Interesse verleiht und in gleicher Weise ein beigegebener Plan des Parkes den Besuch desselben mit all seinen denkwürdigen Stätten erleichtert, so gelangen wir unschwer zu dem Schlußurtheil, daß die Arbeit Walthers einen ehrenvollen Platz in der Literatur über Tiefurt zu beanspruchen hat und den Freunden derselben warm zu empfehlen ist. C. R.

— Die Großhirnrinde als Organ der Seele. Von Prof. Dr. Albert Adamkiewicz in Wien. Mit 2 Tafeln und 1 Abbildung im Text. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 11. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1902. Preis 2 Mark. — Schon seit Alters hat die Frage nach dem Sitze der Seele das allgemeinste Interesse gefunden. Doch erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, sie aus dem Kreise theoretischer Erwägungen zu ziehen und in sichere Bahnen zu lenken. Die experimentelle Forschung war es, die auch hier wie in allen Zweigen der Naturwissenschaften ein noch vor wenigen Jahrzehnten ungeahntes Licht in das ganze Gebiet der Psychologie und Psychiatrie geworfen und zu dem nicht mehr anzuzweifelnden Ergebniß geführt hat, daß das Gehirn spec. die Großhirnrinde das Organ der Seele und ihrer Functionen ist. In der exactesten Weise gelang es, für die Abwickelung einer ganzen Reihe physiologischer Erscheinungen des Seelenlebens und auch für viele Geisteskrankheiten die Grundbedingungen in dem Baue des Gehirns, in dessen Erkrankungen zu finden und unwiderleglich nachzuweisen. In der vorliegenden Darstellung hat es der Verfasser verstanden, in kurzer und doch nicht zu schwer verständlicher Weise die Hauptsätze der heutigen Hirnlehre wiederzugeben, wobei er auch seine eigenen Forschungen namentlich auf dem Gebiete der seelischen Elementarfunctionen (Gedächtniß, Empfindung, Wille) des Näheren ausführt. Wie alle bisherigen Darstellungen der Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens verdient auch diese die größte Beachtung, wird sie doch nicht wenig zum Verständniß der höchststehenden und interessantesten Leistungen des menschlichen Gehirns beitragen. Auch der Arzt, der nicht Zeit und Gelegenheit zum Studium größerer specieller Werke hat, wird viel Belehrendes finden. Sehr zu wünschen wäre es im Interesse des nicht medicinisch vorgebildeten Publicums, wenn manche rein medicinische Fachausdrücke in Form von Anmerkungen eine wenn auch noch so kurze Definition erhielten — die „Gemeinverständlichkeit" würde dadurch entschieden gewinnen. —t—

— Aus dem Tagebuche einer Sünderin. Von Gudda Behrend. Autorisirte Uebersetzung von Mathilde Mann. Berlin und Stuttgart, Axel Juncker. Preis br. 2 *M*, geb. 3 *M*. — Dem ganzen Milieu nach, das sehr treu gezeichnet ist, vermuthen wir, daß die Uebersetzung dem Dänischen entnommen ist. Die Darstellung ist so knapp und glänzend, daß man kaum daran denkt, eine Uebersetzung vor sich zu haben. Daß das Buch von Frauenhand geschrieben ist, empfindet man an der tiefinnigen Art, mit der die Verfasserin es versteht, in das Seelenleben eines unglücklichen Mädchens uns zu vertiefen. Es ist die furchtbare und doch so lebenswahre Tragödie des Weibes, der leider so oft wiederkehrende grauenvolle Vorgang, da der erbarmungslos genußsüchtige Mann die sehnende Liebe der Unschuld mißbraucht, um dann sein Opfer im Stich zu lassen. In ergreifender Weise läßt uns die kurz skizzirte Form des Tagebuches Einblick thun in das, was das junge Mädchen schon während der Zeit ihrer Liebe innerlich durchkämpft, als sie den Unwerth, die ganze Hohlheit des Geliebten erkennt. Von Allen verlassen, verachtet, zu stolz, um den Geliebten gerichtlich an seine Pflicht zu erinnern, treibt sie die Fürsorge für ihre Kinder und der Hunger einem Anderen in die Arme, schließlich auf die abschüssige Bahn des Lasters. Wie fein psychologisch ist der Taumelzustand, mehrmaliges Erwachen, wie grauenvoll wahr die Scene geschildert, wo sie den zu Amt und Würde emporgestiegenen ersten Geliebten in einem Café wiedersieht und ihre Gedanken uns offenbart, den bitteren Hohn über ihn und über ihr verdorbenes Leben. Es geht tiefer, tiefer, bis sie, um äußerer Brandmarkung zu entgehen, ihren letzten Freund in der Pistole sieht. Die ganze Schwere der Schuld lastet auf dem Manne. „Wer unter euch ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" Das ist ein lebenswahres, schrecklich lebenswahres Buch über die schrecklichste der Frauenfragen, dabei trotz des Gegenstandes von einem keuschen Ernst durchweht. Ein Mene Tekel gegenüber der Schuld des Mannes, das in Jedem, der ein Herz des Erbarmens noch hat, nur Grauen vor der Sünde erwecken kann und den ernsten Vorsatz in ihm stärken, den Kampf gegen sie zu unterstützen, wo er kann, und der öffentlichen Beurtheilung, die über die Schuld der Männer oft so leichthin zur Tagesordnung übergeht, entgegenzutreten. Das Buch fordert ernste Leser und ist geeignet, die leichter denkenden ernster zu machen. v. L.

— Die goldene Nadel. Roman von den Goldfeldern Transvaals von J. H. Rosny. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1902. — Eine Schatzgräbergeschichte nach altem Schema, mit einem wissenschaftlichen Mäntelchen aufgeputzt, die sich nur dadurch über das Niveau der „neuesten Reiselectüre" erhebt, daß sie uns einige charakteristische Züge aus dem Leben der Boeren und der farbigen Eingeborenen Südafrikas bietet. Was uns der Verfasser von den Doppers, den holländischen Puritanern, erzählt und was er über die tiefeingewurzelte Abneigung der Boeren gegen die Mischlingsbevölkerung zu berichten weiß, das sind Momente, die zur rechten Beurtheilung des Boerenvolkes wichtig sind. Wenn sich z. B. die Griquas, wie aus neueren Berichten hervorgeht, im Boerenkriege vielfach auf Seite der Engländer gestellt haben, so ist das eben eine Folge der verächtlichen Behandlung, die jene Mischrasse aus Holländern und Hottentotten von den Boeren zu erdulden hatte. Ob dieses Verhalten der Boeren nicht vielleicht in Hinblick auf die moralischen Eigenschaften der Griquas gerechtfertigt ist, wagen wir nicht zu behaupten, wenn aber der Autor, der sich für eine Verschmelzung der weißen und farbigen Südafrikaner zu begeistern scheint, so laut das Lob der Griquas, Hottentotten und Kaffern singt, so können wir uns nicht enthalten, ein großes Fragezeichen hinter seine Ausführungen zu setzen. Zum Schlusse noch etwas Aeußerliches. Die Geschichte wird als „Roman von den Goldfeldern Transvaals" bezeichnet. Da aber die Handlung sich um einen vergrabenen Schatz dreht, mit Goldfeldern aber überhaupt nichts zu thun hat, so wäre es recht und billig, die sensationelle Bezeichnung wegzulassen, da diese geeignet ist, im Publicum einen Irrthum über den Inhalt des Buches hervorzurufen. J. O.

— Der verlassene Gott. Novellen von Otto v. Leitgeb. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. — Der Wiener Schriftsteller Otto v. Leitgeb hat sich durch folgende in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienene Novellenbände: Psyche, Das

Gänsemännlein, Um Liebe und Sidera cordis einen geachteten, weit bekannten Namen gemacht, und auch sein neuestes Werk: „Der verlassene Gott“ wird und muß seinen Weg in der deutschen Leserwelt machen; denn liebenswürdiger, feiner und geistreicher wird selten einer erzählen, als Leitgeb, der im Salon ebenso zuhause ist wie in der Hütte und das Leben in seinen Höhen und Tiefen gleich gründlich kennt. Den Titel führt das fast 23 Bogen umfassende Buch nach der ersten Novelle, der wir mit der sechsten: „Das Gespenst“ den Preis zuerkennen möchten. Hier werden zwei psychologische Probleme mit unnachahmlicher Meisterschaft gelöst, und in jeder Zeile sprüht es von Geist und gesunder Lebensweisheit. Wie in einem farbigen Kaleidoskop läßt der Dichter in dielen acht Novellen und Skizzen aus dem Leben der modernen Gesellschaft in österreichischen Großstädten und Badeorten und aus dem Volksleben Italiens die Gegenwart vor den Augen des Lesers vorüberziehen; er zeigt sich uns als scharfer Beobachter menschlicher Schwächen und Leidenschaften, die sich nur mühsam unter der Tünche der gesellschaftlichen Convention verbergen, als feiner Satiriker und Humorist, der selbst die Dissonanzen dieses Lebens ohne allzu grellen Mißton ausklingen läßt. Auch aus seinen, scheinbar nur flüchtig hingeworfenen Skizzen, die mehr andeuten als ausführen („So ist das Leben!“, „Ein paar Striche“, Armensuppe“ 2c.), spricht immer ein echter Dichter, ein Künstler, der seine Gedanken stets in die entsprechende Form zu kleiden versteht und dabei liebreich von der zügelnden Hand der Grazien geleitet wird. Denkenden Lesern empfehlen wir diesen stattlichen, würdig ausgestatteten Novellenband aufs wärmste. J. P—r.

— Bergsonnenschein. Märchen von Franz Lechleitner. Verlag von Fischer & Franke, Berlin W. Zeichnungen von Franz Stassen. — Das ist das Werk eines echten, gottbegnadeten Dichters, der mit seinem Seherblick in die tiefsten Geheimnisse der Natur und des unerschöpflichen deutschen Sprachschatzes eingedrungen ist. Goldener, geist- und herzerwärmender Sonnenschein liegt über den meisterhaft geschriebenen Märchen ausgegossen und fast deucht es uns, als hätte Frau Sonne selbst dem Dichter diese bewunderungswürdigen Schilderungen und Betrachtungen voll reicher Lebenserfahrungen und Lebensansichten in die Feder dictirt. Reich an wirkungsvollen, von echter Poesie durchdrungenen neuen Wortbildungen und Bildern sind diese, wohl nur für die Erwachsenen berechneten Märchen, die theils in der unvergleichlich geschilderten Hochgebirgsnatur der Alpen, theils an den gesegneten Ufern des Rheines wurzeln. Die dichterische Phantasie und Darstellungskunst kann nicht üppiger, blühender und glühender sein, als in diesem Buche, das Jeder mit Begeisterung lesen und wieder lesen wir. Es ist ein phantastisches Buch, das uns anmuthet wie eine blumige, von mildem Sonnenlichte angelächelte Hochwiese im traumseligen Hochwaldfrieden. Und es ist auch ein ganz eigenartiges, neues, noch nicht dagewesenes Buch, das uns fesselt vom ersten bis zum letzten Stücke und eine Welt voll sonniger Ideale in unserer Seele wachruft. Das Buch enthält auf 272 Seiten folgende gleichwerthige Stücke: Der Alpenrosenkönig, ein Tiroler Märchen; Monrepos, eine Waldfabelei vom Rheine; Die Elfenfüßchen, eine wunderliche (hochpoetische) Geschichte; Die Herzogin von Mailand, ein Bild aus Tirol; Der Wein, culturhistorische Augenblicksbilder. Dieses letzte Stück möchte ich als die Perle dieses in seiner Art einzigen Buches bezeichnen. Die Ausstattung und die Zeichnungen sind des gediegenen Inhalts würdig

Joh. Peter.

— Briefe über Erziehung an eine junge Mutter gerichtet von Dr. W. Buhle. Berlin 1901, Ferd. Dümmler's Verlag. Preis 2 ℳ 40 ₰, geb. 3 ℳ 20 ₰. — Lag ein Bedürfniß vor zu solchen Erziehungsbriefen? Wir bestreiten es. Was über die leibliche Pflege der Kinder darin gesagt ist, das findet sich in den allbekannten Büchern von Ammon, Burckhard u. A. mindestens ebenso gut. Ueber die geistige Erziehung in den ersten Lebensjahren haben wir das schöne Buch von Löwe: Wie erziehe ich mein Kind bis zum sechsten Jahre? Und alle Fragen der Erziehung bis in das reifere Jünglingsalter sind sorgfältig, klar und besonnen behandelt in dem trefflichen Buche von Matthias: Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Die Mahnung an die deutschen Frauen, ihrer Hausfrauen- und Mutterpflichten treuer zu warten und sich nicht an alle möglichen geselligen Nichtigkeiten zu verlieren, ist in Otto v. Leixners Plauderbriefen so eindringlich wie möglich ausgesprochen. Da sich nun überdies alle die genannten Bücher durch ihre gewandte, warme und reizvolle Sprache außerordentlich vortheilhaft vor dem hier vorliegenden Buche auszeichnen, so sind die Aussichten gering, daß Buhles Buch viel Käufer und Leser findet. Gewiß sind manche der Gedanken, die es enthält, beachtenswerth, z. B. die Warnung vor Zersplitterung und Verstiegenheit in den Lehrplänen der höheren Mädchenschulen. Aber wirklich Neues findet sich kaum, es wäre denn der Vorschlag, auf den Gymnasien als einzige fremde Sprache das Russische einzuführen (S. 205), und es fehlt nicht an bedenklich Anfechtbarem. Die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre auf die mangelhafte Vorbildung der Frauen für den Mutterberuf zu schieben (S. 19) ist mindestens eine große Einseitigkeit. Die Erklärung, die Verfasser für die Gelbsucht der Neugeborenen giebt (S. 57), ist unglaublich thöricht. Ueberhaupt scheint es mit seinen medicinischen Kenntnissen nicht weit her zu sein. Was aber an dem Buche am Unangenehmsten auffällt, ist das grobe Ungeschick im Ausdruck und die peinliche Schwerfälligkeit im Satzbau. Gleich der zweite Satz des Vorwortes ist ein syntaktisches Ungeheuer. Wir sind der Meinung: Wer mit der eignen Erziehung im Gebrauche seiner Muttersprache noch so weit zurück ist wie der Verfasser dieses Buches, der thäte wohl, nicht über Erziehung, und noch besser, überhaupt keine Bücher zu schreiben. Recht lästig ist auch, daß der Verfasser zu seinen Lieblingsgedankengängen immer wieder zurückkehrt und sich oft wiederholt. Wenn Jemand, der ein so klägliches Deutsch schreibt, sich geringschätzig über den Werth des Studiums fremder Sprachen, insbesondere des Griechischen ausläßt und sich erkühnt, Vorschläge zur Schulreform zu machen, so ist das einfach lächerlich. Die pädagogische Literatur hätte unseres Erachtens Nichts eingebüßt, wenn das Buch ungedruckt geblieben wäre.

— Dr. F. Etzold und Oscar Wittig, Geologischer Querschnitt durch Sachsen vom Südabhang des Erzgebirges bis Leipzig. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig, 1902. Unaufgezogen 6 ℳ, aufgezogen 8,60 ℳ. — Nach Durchführung der neueren Landesuntersuchung für den westlichen Theil Sachsens konnte der Leiter dieser wissenschaftlichen Unternehmung, Hr. Geh. Bergrath Prof. Dr. H. Credner, als zusammenfassendes Resultat einer neueren Anschauung über die erzgebirgische Provinz Sachsens Ausdruck leihen. Man versteht unter dieser Bezeichnung denjenigen westlich der Elbe gelegenen Landestheil, welcher das Sammel- und Abschlußgebiet des Muldenflusses einnimmt, und erklärt dessen Bildung aus einr Fältelung oder einem Zusammenschrumpfen der festen Erdkruste. Dieses durch die erzgebirgische Provinz sich ziehende Faltensystem hat seine höchste Erhebung in dem steil nach Süden abfallenden Gebirgszug entlang der sächsisch-böhmischen Grenze, dem Erzgebirge, während zwei niedrigere Faltensättel im sächsischen Mittelgebirge und dem nordsächsischen Randgebirge zu erkennen sind. Diese drei Sättel mit den zwischenliegenden Mulden sind schon in früheren Schriften von Geh. Bergrath Credner aufgezeichnet worden, es eignet sich aber die bildliche Darstellung derselben ausgezeichnet als ein Lehrmittel zur Erläuterung der Entstehung des Gebirgscharakters in unserem Vaterlande wie auch zur Erklärung des Werdens und Vergehens der in Wasser und Feuer enthaltenen Naturkräfte, welche den Aufbau bewirkt, verändert und zerstört haben. Im Maßstab 1:50000 mit zehnfacher Ueberhöhung ist von dem Custos der geologischen Landesanstalt, Dr. F. Etzold, das geologische Profil so aufgezeichnet worden, wie es den neuesten Ergebnissen der geologischen Landesuntersuchung entspricht, und sicher wird für den Schulunterricht dieses Wandbild vielfach willkommen sein. Die genaue Einzeichnung und Erläuterung derjenige Gesteine, welche an der Bildung der Erdkruste auf diesem Querschnitt hervorragend betheiligt sind, wird der Bilddarstellung beigegeben, die Gesteinsproben selbst können durch die Mineralienniederlage in Freiberg bezogen werden, da die Herausgeber der Karte eine Sammlung davon in 30 Handstücken zusammengestellt haben. Es ist anzunehmen, daß die von Kirst & Co. in Leipzig recht deutlich ausgeführte bunte Darstellung in den Kreisen der Erzgebirgsfreunde und der sich erfreulicherweise immer mehr mehrenden Besucher des herrlichen sächsisch-böhmischen Grenzgebirges besonders freudig begrüßt werden wird, da durch dieselbe das Verständniß an der Gebirgsbildung geweckt werden, das Interesse an den Schönheiten des Gebirges aber sich sicher erhöhen wird. Prasse.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 73. Donnerstag, den 19. Juni, Abends. 1902.

Der Schöppenstuhl zu Dohna.

Von Dr. Schlauch, Dohna.

Am 19. Juni 1902 vollendet sich ein Zeitraum von fünfhundert Jahren, seit mit der Eroberung der Veste Dohna diese und das zu ihr gehörige Städtchen in den Besitz des wettinischen Hauses übergegangen ist. Die Stadt Dohna will dieses Jubiläum durch ein dreitägiges Heimathsfest vom 21. bis 23. Juni festlich begehen, um ihrer Liebe zum Herrscherhause und ihrer Freude darüber Ausdruck zu geben, daß nach jahrhundertelangem Wechsel ihrer Oberherren, nachdem sie bald markgräflich, bald bischöflich meißnisches, bald wieder böhmisches Lehen gewesen war, am 19. Juni 1402 ihr endlich der dauernde Anschluß an ein größeres Staatswesen zu Theil ward. Nicht auf friedlichem Wege durch Kauf oder Tausch wie so manche andere Erwerbung fügte Wilhelm der Einäugige die Residenz der Dohnaschen Burggrafen und deren übrige, von Böhmen bis nach Dresden und an die Weißeritz sich erstreckenden Besitzungen seinem Reiche ein. In hartem Kampfe und in blutiger Fehde ward die alte Dynastenburg gewonnen, und ihre Eroberung bedeutete den Sturz und Untergang eines Jahrhunderte alten mächtigen Geschlechtes, dessen Hauptschuld darin bestand, daß es den benachbarten Markgrafen von Meißen politisch gefährlich war. Eine genaue Darstellung unter Benutzung wohl des gesammten zugänglichen Actenmaterials hat von jenem Drama Ermisch in seinem Aufsatze „Die Dohnasche Fehde“ gegeben, der als Sonderabdruck aus dem Neuen Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde Bd. XXII, Heft 3 und 4 erschienen ist und auf den ich alle Interessenten verweisen möchte. Nach dem Falle der Burg schwand naturgemäß die Bedeutung Dohnas, von der Höhe der Residenz eines reichen und mächtigen Geschlechtes sank es zur Stellung eines Ackerbaustädtchens herab, das hinter anderen meißnischen Orten weit zurücktrat. Dennoch hat es noch 170 Jahre lang eine gewisse Berühmtheit besessen durch eine Einrichtung, die es in eine Reihe mit Städten wie Halle, Magdeburg, Görlitz u. a. stellte, durch jenen Gerichtshof, dem diese Skizze gilt: den Dohnaschen Schöppenstuhl.

Wann und wie dieser gegründet wurde, steht nicht fest, vermuthet kann nur werden, daß er wie ähnliche Institutionen vom Kaiser ausgegangen ist zur Ordnung der Rechtspflege in den erworbenen wendischen Landen. Jedenfalls fällt seine Errichtung zeitlich noch vor die Festlegung des alten Sachsenrechtes im Sachsenspiegel oder ist dieser wenigstens gleichzeitig. Nach Maercker (Die Donins, Berlin 1876) sollen die Schöppen zu Donin bereits im Jahre 1232 nachweislich Recht gesprochen haben und Heinrich von Thorun und andere Ritter aus dem Pleißner- und Osterlande als Schöppen genannt sein. Ich selbst habe diese Nachricht nicht finden können. Urkundlich kommt der Schöppenstuhl zuerst 1325 vor. In diesem Jahre bestätigt Johann von Luxemburg, König von Böhmen, den Pirnaer Bürgern das Privileg der Steuerfreiheit und des Stapelrechts aufs Neue und räumt ihnen das Recht ein, durch Gefangennahme dohnaischer bäuerlicher Unterthanen gesetzmäßige Rechtsprechung zu erpressen, wenn ihnen von den adligen Richtern zu Dohna nicht in pflichtgemäßer Weise Recht gesprochen würde. Aus dieser Urkunde geht hervor, daß der Schöppenstuhl eine bekannte und jedenfalls schon ältere Einrichtung sein mußte, und damit stimmt auch die Bemerkung des allerdings fast zwei Jahrhunderte später schreibenden Pirnaer Mönchs überein: „daraus och von alders her rechtsprüche vnd orteyl in zweyspelbigen sachen von der Mannschaft sind gestellet vnd geortert.“ Die Urkunde läßt aber zugleich etwas über die Zusammensetzung des Gerichtes erkennen, wenn sie die Worte enthält nobiles de Dvoyn. Nach den geschichtlichen Zeugnissen waren die Vorsitzenden des Schöppenstuhles die Burggrafen von Dohna, nach deren Vertreibung der jedesmalige Hauptmann der Mannschaft, Schöppen waren adelige Vasallen, Mannen genannt, angeblich bis zu achtzehn, ursprünglich wahrscheinlich weniger, da nach einer Notiz im 14. Jahrhunderte 14 adlige Herren bei den Donins zu Lehen gingen. Ursprünglich sollen sie über eheliche Güter, Erbrecht und Lehnrecht Urtheile gefällt haben, später nur noch über lehnrechtliche Streitigkeiten. Daß adlige Herren, die selbst Lehn trugen oder Lehnsvasallen besaßen, im Laufe der Zeit sich auf diesem rechtlichen Gebiete eine reiche Erfahrung sammeln konnten, leuchtet ohne Weiteres ein, und so mag die Zusammensetzung des Schöppenstuhls viel dazu beigetragen haben, seinen Ruhm gerade in Lehnsstreitigkeiten zu weiter Verbreitung zu bringen, sodaß im vierzehnten und in den folgenden Jahrhunderten der Dohnasche Schöppenstuhl dem Magdeburger und Hallenser ebenbürtig zur Seite stand. Wir sehen denn auch, daß auswärtige Provinzen, ja andere Gerichtshöfe sich Urtheile und Rechtssprüche von Dohna holen, sodaß noch 1595 ein Leipziger Professor Johann Friedrich von Wolffshausen in seiner Leichenpredigt auf Burggraf Carl von Dohna sagen konnte, man habe die Entscheidungen des Dohnaschen Schöppenstuhls wie Antworten des delphischen Orakels entgegengenommen: Caetera quae ad civilis et publicae rei statum pertinens, fere sunt ignota, nisi quod in Jure dicendo ea facultas atque auctoritas Donensium Dicasterio quondam fuisse dicitur, ut eo multi, etiam externi ambiguas et diuturnas lites detulisse, atque inde Justitiae responsa, ὡς ἐκ τρίποδος, expectasse perhibeantur. (Carpzov, vom Geschlechte derer Herren Burggrafen von Dohna, im Oberlaus. Ehrentempel, Theil 2, S. 19.) In einer Urkunde von 1505 erlaubte denn auch Herzog Sigismund von Schlesien dem Glogauer Manngerichte die Appellation nach Dohna und Magdeburg, 1541 schränkte aber König Ferdinand I. von Böhmen diese Erlaubniß in der Weise ein, daß Lehngüterprozesse an die zu Donin, Prozesse um erbliche Güter dagegen an die Magdeburger zur Entscheidung gebracht werden sollten: „Wenn Sachen von diesen Königl. Mannrechte an unvorbechtigen Stellen geschickt, seyn es Sachen die Lehngüter belangen, so sollen sie zu Dohna, wo aber erbliche Güter zu Magdeburg versprochen werden.“ (Weingarten, Fascicul. divers. iur. Siles. lib. II, p. 87.) Sechs Jahre später, als Magdeburg in die Reichsacht erklärt worden war, entzog der König den Oberlausitzer Städten das Recht, nach Magdeburg, Leipzig und Dohna zu appelliren, und verwies sie nach Prag (im sogen. Restitutionslibell über die Privilegien der Stadt Görlitz d. d. Prag den 1. October 1547). Von der Rechtskenntniß der Dohnaschen Schöppen wurde um so lieber Gebrauch gemacht, als sich die Gepflogenheit herausgebildet hatte, sogen. „heimliche Urtheile“ abzugeben, die in Dohna verfaßt und an anderen Gerichtsstellen als eigene geistige und juristische Arbeiten publicirt wurden.

Eine ganze Reihe von Urtheilssprüchen sind bekannt, zum Theil auch erhalten. 1339—1355 entschied der Schöppenstuhl einen Streit zwischen König Casimir von Polen und den Herzogen Nicolaus und Johann in Schlesien über das Lehn Goschüz, 1423 einen Erbschaftsstreit, den Graf Otto X. von Orlamünde, Herr zu Lichtentanne, gegen Graf Heinrich von Hohenstein, Herrn zu Heldrungen, im Namen seiner Gemahlin um die Hinterlassenschaft von deren erstem Gemahle führte. Ein zwischen 1470 und 1480 gefällter Rechtsspruch regelt einen Lehnstreit zwischen Heinrich Reuß von Plauen und Günther von Bünau zu Elsterberg, eine Anzahl anderer, wahrscheinlich z. T. wenigstens „heimlicher“ Urtheile enthielten im Görlitzer Stadtarchive vier,

1787 noch vorhandene, starke Foliobände. Aus dem Jahre 1513, vom 11. October, ist uns die Zusammensetzung des Gerichtshofes noch überliefert: „A. 1513 Dienstags nach Dionysii ist in Dohna Mahl- und Ritterding noch gehalten worden, welchem namine Serenissimi beygewohnet Günther von Bünau, Landvoigt zu Pirna, und welches ausgebracht Georg Karas zu Kathewitz. Assessores waren: Hans von Rottendorff der ältere, Richter. Friedrich von Rottendorff, Heinrich von Staupitz, Heinrich von Lupsdorff, George von Berstein, Caspar Rodue, Georg Karas im Oberhoff in Reinharts-Grimma, Siegmund von Wurgewitz, Nicol von Carlowitz und Melchior von Koeditz." (Heckel, Histor. Beschreib. d. weltber. Festung Königstein 2c. 1736, p. 24.) Das letzte Urtheil, von Herrn D. Simon Pistorius zu Seußlitz gezeichnet, in dem es heißt: „sprechen wir Schöppen von Dohna vor Recht", stammt aus dem Jahre 1561. Schon vorher aber war die Bedeutung des Schöppenstuhls zurückgegangen. Während die Burggrafen eifersüchtig über den Ruhm ihres Gerichtes und die Erhaltung des sächsischen Rechtes wachten, so daß in einem Vertrage des Königs Johann von Böhmen mit den Burggrafen Friedrich und Otto Heyde von Donin, datirt vom 4. September 1341, ausdrücklich vermerkt steht, daß Schloß Dohna, obwohl für immer zur Krone Böhmens gehörig, solle doch dem Böhmenrecht nicht unterworfen sein, lag es nach der Vertreibung der Donins natürlich wenig im Interesse der Landesherren, einen solchen selbständigen Gerichtshof der Adligen zu erhalten, und sie mögen manche Hindernisse ihm in den Weg gelegt, manchesmal auch versucht haben, ihn von Dohna zu verlegen oder ganz aufzuheben. Auf derartige Versuche weist es wenigstens hin, wenn schon 1513 der Bischof von Meißen, Johann von Saalhausen, der Lehnsherr von Dohna, dem Herzog Georg von Sachsen vorwirft: „er habe den Schöppenstuhl von der Stadt Dohna verlegt und dadurch die höchsten Rechte des Bisthums sehr geschmälert." Unter solchen Umständen mögen denn die adligen Schöppen mißvergnügt geworden sein und weniger geneigt zu Rechtsstudien, damit aber auch weniger rechtsgelehrt, sodaß der Schöppenstuhl viel von seinem Rufe einbüßte. Am 18. Juni 1572 (nach anderen 1574) wurde er durch Kurfürst August endgiltig in Dohna aufgehoben und mit dem Leipziger Schöppenstuhl, der sich schon längere Zeit die höhere Instanz angemaßt hatte, vereinigt. Als Gründe für seinen Niedergang giebt Heckel naiver Weise an den Umstand, daß die Burggrafen von Dohna ihren Sitz außerhalb der meißnischen Lande verlegten, und ihr Beharren bei der katholischen Religion. Die Floskeln, mit denen die Dohnaschen Schöppen ihre Urtheile einleiteten, waren: „sprechen wie Mannen der donischen Pflege vor Recht", „Wie Burggraven von Donyn bekennen 2c. Hierauf sprechen wir zu Recht und wissens nicht besser" (Urtheil aus dem Ende des 14. Jahrhunderts), „Wir Mannen in der Pflege zu Dohnin", „Wir Schoeppen zu Donin", „Wir Mannschaft zu Donyn 2c. Hierauf sprechen wir zu Recht und wissen es nicht besser, daß 1c." Unter die Urtheile hingen sie zur Bestätigung das „Ingesiegel, des Wie Mannschaft mit einander gebrauchen".

Die Verlegung des Schöppenstuhls wurde von den alten Dohnaer Chronisten neben der Verjagung der Burggrafen und dem ersten schwedischen Einfall 1639 für die Hauptursache des Zurückgangs der Stadt Dohna im 17. und 18. Jahrhundert gehalten, der erfreulicherweise seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wieder einem langsamen aber ständigen Emparblühen gewichen ist.

Bücherbesprechungen.

— Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1902. Herausgegeben von P. Joh. Schneider in Elberfeld. 29. Jahrg. Gütersloh, Bertelsmann. XII und 531 S. 3,50 ℳ, geb. 4 ℳ — Das Kirchliche Jahrbuch ist für Jeden, der sich orientiren will in irgend einem Gebiete des kirchlichen Lebens, unentbehrlich. Ein staunenswerther Fleiß und eine strenge Akribie steckt in dem Werk. Und nicht blos trockene Zahlen giebt es, sondern auch interessante Berichte, gute Zusammenstellungen von Preßstimmen, treffliche Uebersichten. Daß bei der Fülle von Material kleine Versehen mit unterlaufen, ist verzeihlich. Ich habe mich bei der Nachprüfung von Zahlen u. s. w. wesentlich auf unsere sächsischen Verhältnisse beschränken müssen. In der „Kirchlichen Statistik" ist S. 254 der Rückgang der Communikantenzahl in Sachsen nicht richtig angegeben. Es muß heißen: Der Procentsatz fiel von 45,7 auf 45 (statt von 43,73 auf 42,39). S. 259 ist die Zahl der neubegründeten Pfarrstellen um eine zu hoch, die der neuen Anstaltsstellen um 3 zu niedrig angegeben. Auch die Angabe über die sächsische Militärgeistlichkeit stimmt nicht (S. 40). Die beiden sächsischen Corps haben Militäroberpfarrer seit 1900, das XII. Zschucke-Dresden, das XIX. Neumeister-Leipzig. Das Militärkirchenwesen Sachsens untersteht auch nicht dem preußischen Feldpropst, wie es nach dem „Personalstatus" aufgefaßt werden könnte, sondern dem „Geistlichen Commissar für ev. Militärseelsorge in der sächsischen Armee" Oberconsistorialrath Clauß. Mir ist überhaupt, wie im Vorjahre, aufgefallen, daß an einzelnen Stellen unsere sächsischen Verhältnisse zu wenig berücksichtigt werden, so bei dem Capitel „Höhere Schulen" S. 268 f.; in der Todtenschau S. 525 ff.; ferner wird bei der Darstellung der österreichischen Los von Rom-Bewegung des Antheils der Sachsen, speciell der verdienstvollen Arbeit Meyers in Zwickau, überhaupt nicht gedacht. Das Alles möchte ich rügen nicht etwa aus verletztem Particularismus, sondern weil es thatsächlich wesentliche Lücken in der Darstellung sind. Von besonderem Interesse waren mir wieder die Capitel „Heidenmission" und „Innerkirchliche Evangelisation". Im letzteren wird die Gemeinschaftsbewegung ausführlich behandelt; zuerst erhalten wir eine gute Uebersicht über die kritischen Stimmen. Dann erfahren wir Genaueres über die inneren Auseinandersetzungen innerhalb der Gemeinschaftskreise, endlich werden die Fortschritte der Bewegung registrirt. Zu begrüßen ist die Vermehrung des Stoffes, so das neue Capitel über die Hierarchie, den Klerus und die Orden der katholischen Kirche, ferner die bedeutend erweiterte Vereinsübersicht. J. N.

— Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. H. Cremer. (IV. Jahrgang 1902.) Preis des vollständigen Jahrgangs 10 ℳ 1. Heft Bindemann, Lic. theol. Gerhard, Das Gebet um tägliche Vergebung der Sünden in der Heilsverkündigung Jesu und in den Briefen des Apostels Paulus. 105 S. Preis 1,50 ℳ Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. — Eine biblisch-theologische Auseinandersetzung, die an der fünften Vaterunserbitte und den paulinischen Briefen ihren Ausgangspunkt und Anhalt sucht. Ist doch das Herrengebet die Stelle, aus der man den Hinweis auf das Gebet um tägliche Vergebung herleiten kann. Nach Feststellung des Wortlautes und Wortsinnes dieses von Jesu jedenfalls aramäisch gesprochenen und also in griechischer Uebersetzung vorliegenden Gebets wird diese Schuldbitte sammt ihrem Zusatz behandelt; wir können uns freilich mit dem Verfasser darin nicht einverstanden erklären, daß der letztere Folge und nicht Voraussetzung des erhörlichen Gebetes sein soll. In dem zweiten Theile der Abhandlung steht es dem Verfasser fest, daß Paulus das Vaterunser kannte, wenn er es auch nicht ausdrücklich nennt und empfiehlt, und daß er es mit seinen Gemeinden im Sinne fortwährender Reinigung des befleckten Gewissens von der Schuld gebraucht hat. D. K.

— Stoffdarbietungen für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule, nach 3 Jahrgängen in Verbindung mit Friedrich Geest, Pfarrer in Dorfhain, und Dr. Max Richter, Pastor in Wilkau, bearbeitet und herausgegeben von Paul Scherffig, Pastor in Deuben. Erstes Bändchen. Leipzig 1902, Bernhard Richters Buchhandlung. IV und 106 Seiten. gr. 8. Broschirt 1,50 ℳ, kartonirt mit Schreibpapier durchschossen 2,50 ℳ — Ein neues wichtiges Feld geistlicher Arbeit ist der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule. Eine geistvolle und praktische Anleitung dazu hat P. em. Dr. Siebel-Tharandt geboten, die in jeder neuen Auflage die bessernde Hand des Verfassers zeigte. Der Herausgeber des vorliegenden Heftes, Pastor Scherffig, hatte bereits vor drei Jahren in seiner Broschüre „Ueber die religiöse Unterweisung der Jugend" sich mit der Frage des Religionsunterrichtes in der Fortbildungsschule beschäftigt und hauptsächlich 1. Bilder aus der Kirchengeschichte, 2. apologetische Fragen und 3. Belehrungen über das Gemeindeleben empfohlen. Demnach zerfällt das vorliegende Heft in drei Theile, deren erster in 12 Bildern die Kirchengeschichte behandelt, während der zweite apologetische Fragen und der dritte die Verfassung der Kirche zum Gegenstande hat. Der Stoff ist übersichtlich eingetheilt und praktisch gegliedert. In der Kirchengeschichte hätten wohl einzelne Seiten der ältesten und mittelalterlichen Zeit zu Gunsten des 18. und 19. Jahrhunderts beschnitten werden

können. Auch Theil 2 und 3 bieten viel passenden Stoff, wenn auch in dieser Richtung die Meinungen sehr auseinandergehen werden. Z. B. wird der Abschnitt IX des 2. Theiles (S. 59—62) unter der Ueberschrift: „Darwin oder Christus?“ nur sehr vorsichtig und unter steter Rücksichtnahme auf den Stand und die Leistungen der Classe zu verwenden sein. Aus dem 3. Theile erregen, wie die Erfahrung beweist, Abschnitt 11 und 12, die die Werke der bewahrenden und erobernden Liebe zum Gegenstande haben, besonders das Interesse des Fortbildungsschülers. So bietet das Heft dem Geistlichen manche Anregung. Die Hauptsache ist aber, daß die Bestimmung in Absatz 7 von § 1 des Lehrplanes für den Unterricht in Fortbildungsschulen beachtet wird: „Der gesammte Unterricht hat vor Allem auf dasjenige, was praktisch wichtig ist, dem reifen Verständniß der Schüler entgegenkommt und ihre Charakterbildung zu fördern vermag, in einfacher und möglichst anregender Weise einzugehen.“ § 9 aber schreibt auch für den Religionsunterricht vor: Der Lectionsplan ist für jede Schule in Gemäßheit der einschlagenden besonderen Verhältnisse festzustellen. ll.

— Johannes Rehmke, Die Seele des Menschen. 36. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisterwelt“. Leipzig 1902. Verlag von B. G. Teubner. Geb. 1,25 ℳ. — — Der Greifswalder Philosophieprofessor Johannes Rehmke nimmt eine eigenartige Stellung ein. Während die Psychologie in unseren Tagen entweder historisch oder auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebaut wird, geht Rehmke mit den Mitteln der Dialektik vor. Aber es ist nicht die Hegelsche Manier, sondern ein originelles Bearbeiten des im Volksbewußtsein und der landläufigen Ausdrucksweise Gegebenen, wodurch Rehmke das Material zu seinem logischen Aufbau gewinnt. Er will zunächst gar keinen neuen Stoff geben, er will nur Klarheit über allerhand grundlegende Begriffe schaffen. Dabei gewinnt er aber so scharfe Definitionen, daß mit diesen wichtige Antworten auf wesentliche Streitfragen schon gegeben sind, ehe es der harmlose Leser noch recht ahnt. Das hat zeitweilig — im guten Sinne gesagt — etwas geradezu Erheiterndes. Man braucht dem Führer nicht überallhin zu folgen, aber man wird trotzdem durch ihn gut orientirt werden. Vielleicht wäre es richtig gewesen, wenn Rehmke dort, wo er polemisirt, in Anmerkungen die betreffenden gegnerischen Werke citirt hätte, es wären dann die von ihm gegebenen Ausblicke noch bestimmter geworden. Dafür hätte sich der Verfasser die gelegentlichen „u. s. f.“, die bei sonst glatter Entwickelung den Gedankenablauf unangenehm unterbrechen, ruhig schenken können. Es ist überhaupt die sprachliche Einkleidung der Gedanken bei Rehmke nicht gerade gefällig. In dem rühmlichen Bestreben, immer deutsch zu reden, sieht sich der Verfasser zu schwerfälligen Wortbildungen, namentlich zu häufiger Substantivirung von Infinitiven genöthigt. Das wirkt zuweilen ermüdend, namentlich, weil alle bildlichen Wendungen vermieden werden, die einige Anschaulichkeit ins Ganze bringen würden. Doch solche Nachtheile sind eben Schatten des Lichts, das Rehmke verbreitet. Seinen Zweck, dem Leser einen klaren Begriff von dem zu geben, was Seele sei, hat Rehmke durch das Büchlein, welches zugleich als Einleitung in des Gelehrten „Allgemeine Psychologie“ dienen kann, jedenfalls erreicht. Die zweite Hälfte des Buches giebt eine Skizzirung des Seelenlebens. Dem Streben nach Deutlichkeit und Klarheit entspricht es auch hier, daß Rehmke auf möglichste Eindeutigkeit der sprachlichen Bestimmung hinarbeitet. Wie das im Einzelnen geschieht, darüber nachzulesen, sei hiermit angelegentlich empfohlen. Dr. Grimm.

— Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. Vierter Theil: Das neunzehnte Jahrhundert. Neunte Auflage, herausgegeben von Dr. Max Heinze, Prof. in Leipzig. Berlin, Mittler und Sohn, 1902. VIII, 625 S. 11 ℳ, geb. 12 ℳ 50 ₰. — Wer für die reiche Wellenbewegung des selbständig die Welt erfassenden und zusammenhängend denkenden Menschengeistes in der Gegenwart ein lebhaftes Verständniß besitzt, wird in dem letzten Band des rühmlich bekannten, in seiner Anlage und Brauchbarkeit einzig dastehenden Werkes den zuverlässigsten Führer haben, den nur ein Meister der runden und klaren Darstellung, wie unser Leipziger Philosoph Max Heinze, hat schaffen können. Wenn der Autor selbst in der glänzenden Bildersammlung der Denker unserer Zeit fast ganz zurücktritt, während sein College Wundt als Begründer des idealistisch-evolutionistischen Systems und der empirisch-psychologischen Schule in einem besonderen längeren Capitel gewürdigt ist, so ist es dem Anzeigenden, der durch Heinzes Kontseminar für eine genauere Beschäftigung mit der deutschen Philosophie gewonnen worden ist, ein lebhaftes Bedürfniß, auf den maßgebenden Einfluß hinzuweisen, den Heinze besonders durch seine ganz hervorragende Gabe der historisch-kritischen Stoffgestaltung besitzt. Er überragt den besten Stilisten unter den Philosophen der Gegenwart, Kuno Fischer, durch die sternenklare Ruhe und wahrhaft vornehme Zurückhaltung, die bedeutende Gedankenzusammenhänge nicht eigenmächtig unterbricht, ohne daß der abwägende und sichtende Prozeß in den Hintergrund gedrängt wird. Die Anordnung, die mit einer knappen Uebersicht der einzelnen Systeme beginnt und durch eine genaue Bibliographie den Weg zur Würdigung der einzelnen Werke und ihrer Verfasser bahnt, muß als mustergiltig bezeichnet werden. Sie erleichtert nicht nur die Benutzung des Werkes, sondern ermöglicht ein gründliches, schichtenweise erfolgendes Studium des Werkes. Der Ariadnefaden im Labyrinth der Systeme ist der völlig erbrachte Beweis, daß Kants Philosophie zwar von den großen Schöpfern der neuen Systeme, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Beneke, nach der idealistischen oder rationalistischen Seite weiter und tiefer ausgebaut, aber nirgends grundlegend überholt worden ist, daß ferner auch der realistische Antheil der Naturwissenschaften, die zu ungeahnter Höhe sich entwickelt haben, wohl befruchtend, aber nicht neuschaffend auf den Betrieb der deutschen Philosophie gewirkt haben. Kant ist der Heros, der auch dem jungen neuen Jahrhundert mit der Fackel der Erkenntniß voranleuchtet. Diese Thatsache ist nicht beschämend, sie ist Beweis, wie gestaltende Wahrheiten in der Geschichte der Menschheit sich in der Form der wissenschaftlichen Metempsychose durch Jahrhunderte fortsetzen, ehe sie vollendet sind. Es ist hier unmöglich, auf den erstaunlichen Reichthum des Buches einzugehen: wer durch dieses Werk, das nur deutscher Fleiß hat schaffen können, sich hindurchgearbeitet hat, wird es mit der Ueberzeugung aus der Hand legen: iuvat vivere. Fast die Hälfte des letzten Bandes beschäftigt sich mit der ausländischen Philosophie, deren Abhängigkeit von Deutschland in die Augen fällt. Mag das Buch neues, begeistertes Verständniß für die Riesenarbeit des denkenden Geistes wecken, in der Richtung, wie der von uns ausführlich angezeigte, im Grundriß (S. 331) erfreulich gewürdigte „Grundriß einer Seinswissenschaft“ von H. G. Opitz es für die gebildete Welt bezweckt. J. J.

— Hedwig Erlin-Schmedebier: Der Muth zum Glück. Roman. Leipzig, Verlag von Paul List. Preis 3 ℳ. — Die Verfasserin zeigt ein starkes Talent, Charaktere und seelische Conflicte klar zu zeichnen, consequent durchzuführen und das Interesse für dieselben von Anfang bis zu Ende lebendig zu erhalten. Die Grundlage der tragischen Entwickelung liegt in dem Charakter der Mutter der Heldin. Diese hat in hochfahrendem Stolze einst selbst der Jugendliebe entsagt und um des äußeren Glanzes willen einem reichen Officier die Hand gereicht, der dann verzweifelt sich dem Spiel ergiebt u. s. w. In Armuth zurückgeblieben, sieht die Majorin auch für ihre Töchter das einzige Heil in einer glänzenden Partie. Sie zwingt die weiche Hildegard, der Liebe zu einem armen Arzte zu entsagen und einem ungeliebten Gatten die Hand zu reichen. Ein unschuldiges zufälliges Zusammentreffen Beider führt zu einer Beschimpfung des Arztes durch den Gatten und so zum Duelle. Um dieses zu verhindern, giebt sich Hildegard selbst den Tod. Elsa, die jüngere Tochter, bis dahin bei einer angeblichen Erbtante unter deren Namen erzogen, auch eine verfehlte Speculation der Majorin, lernt, zurückgekehrt, den Doctor kennen und lieben, bis die Mutter ihr diesen als den Mörder ihrer Schwester bezeichnet. Sie glaubt ihn nun zu hassen und verlobt sich mit einem der Mutter erwünschten Bräutigam, dann erkennt sie dessen Unwerth und trennt sich von ihm, um, von der Mutter verstoßen, des immer noch geliebten Mannes Unschuld zu erkennen. Nicht Schuld, nur hilflose Schwäche hat ihre Schwester in den Tod getrieben. Elsa aber findet den Muth, nachdem sie vergeblich durch freiwilligen Verzicht auf ihre Liebe der Mutter hartes Herz zu erweichen versucht, sich ihr Glück zu erkämpfen. Sie wird des Geliebten glückliches Weib. Daß sie aber, selbst in den glücklichsten Verhältnissen, die Mutter nicht vergessen kann, daß sie diese unermüdlich wie nur um ihrer selbst willen sucht, das gewinnt schließlich auch das erstarrte Herz der Frau. Durch die Tochter hat auch sie endlich den Muth zum Glück gefunden. Das Ganze ist fließend geschrieben und durchaus nicht sentimental, sondern kernig, von einem frisch lebendigen Hauche durchweht, ein gutes Familienbuch, geeignet, in einer Zeit, die entweder pessimistisch an dem

Glück verzagt oder dasselbe auf dem falschen Wege des Trachtens nach glänzendem Schein sucht, den Muth zu beleben, das Glück innerlich zu erkennen und auf dem Wege der Wahrhaftigkeit sich zu erkämpfen. v. L.

— v. d. Goltz, Georg, Frhr. Oberstleutnant: **Bilden wir unsere Infanterie aus zur Schlachteninfanterie?** E. S. Mittler u. Sohn, Berlin. Preis 75 ₰. — Der Inhalt dieser, eine kritische Betrachtung der Ausbildung unserer Infanterie darstellenden Schrift wurde als Aufsatz im Militärwochenblatte Jahrgong 1901 veröffentlicht. Das weite Interesse, das dieser Aufsatz infolge seiner beherzigenswerthen Lehren beansprucht, veranlaßte seine Sonderausgabe. Das ist eigentlich bereits Empfehlung genug für das Buch, das mit der Darlegung der Nothwendigkeit einsetzt, der Erziehung und Mannszucht im erweiterten Umfange die allergrößte Sorgfalt zuzuwenden. Die Erlongung einer guten Marschfertigkeit, Werthlegung auf den exercirmäßigen Aufbau für das Gefecht, gründlichste Durchbildung von Führer und Truppe im Feuergefecht sind die Momente, auf die der Verfasser das Schwergewicht legt. Zu Gunsten dieser wirklichen Forderungen des Kriegs, meint er, könne das übliche jährliche Ausbildungspensum nicht unwesentlich eingeschränkt werden. —y—

— Ed. Feldtmann, **Charakterbilder aus der heimischen Thier- und Pflanzenwelt.** 3. u. 4. Lfg. Der Wald. Verlag von Otto Maier, Ravensburg. Vollständig in 8 Lieferungen à 60 ₰. — Die vorliegenden 4 Bogen mit zahlreichen Textillustrationen und einem landschaftlichen Titelbild bieten eine geschickte Zusammenstellung biologischer Bilder nach dem Princip der Genossenschaften geordnet. Vom Waldrande werden besprochen der Haselstrauch mit dem Haselnußbohrer, die Salweide mit Weidenblattgallwespe, Mondvogel, Weiden- und Pappelschwärmer, der Schlehdorn mit Blaukopf und Geistchen, Schneeball, Pfefferhütchen, Holunder und Vogelbeere, vom Waldboden Veilchen mit Silberstrich und Perlmutterfalter, Scharbockskraut, weiße Anemone, hohe Primel, Aronstab, Heidelbeere, Preißelbeere, Waldmeister, Brombeere, Erdbeere, Tollkirsche, Tüpfelfarn, Adlerfarn, einige Moose, Pilze und Flechten. Dann beginnt die Thierwelt im Zusommenhange. Aus der Aufzählung ersieht man am besten, daß es dem Verfasser nur ganz im Allgemeinen auf einen systematischen Gang ankommt. Wohl aber versteht er trefflich, durch Schilderung der Beziehungen der Form und Entwickelung zur Umgebung zu denkender Beobachtung anzuregen und durch die Anordnung des Einzelnen im Rohmen des Standortes das Gefühl für Complication und Systematik zu wecken. Es wird ja wohl in neuerer Zeit kaum einen Lehrer, Knaben oder Autodidakten geben, der sein ganzes biologisches Wissen allein aus einem derartigen Buche schöpft; und doch wäre recht vielen zu wünschen, daß sie sich neben dem officiellen Betriebe der Naturwissenschaft an eine solche Schule hielten. Unter den Illustrationen berührt es fast wie Ironie, daß als Beispiel niederster Waldpilze der Tuberkelbacillus dargestellt ist, eine natürliche Folge des Zusammenhongs zwischen Bakteriologie und Pathologie. H. S.

— **Forschungsberichte aus der Biologischen Station zu Ploen.** Theil 9. Mit 2 Tafeln und 27 Abbildungen im Text. Stuttgart, Verlag von Erwin Nägele 1902. — Ein Wasserbecken wie den Ploener See in seiner gesommten Biologie kennen zu lernen, mag noch lange Zeit in Anspruch nehmen. Was bis jetzt geleistet ist, hat im Zusammenhange mit verwandten Bestrebungen von Apstein u. A. schon insofern zu guten Resultaten geführt, als es die Grundlage zum Vergleich mit anderen Binnengewässern abgab. Namentlich hat die von den Schweizer Zoologen in den letzten Jahren mit großer Energie in Angriff genommene Durchforschung ihrer herrlichen Seebecken wichtige Unterschiede von den norddeutschen Seen aufgedeckt, neben Uebereinstimmung in gewissen Thiergruppen, woraus sich allmälig Einblick in die Abhängigkeit von den feineren Differenzen des Klimas und seiner einzelnen Factoren ergiebt. Wie sehr aber trotz alledem die Forschung in vieler Hinsicht noch in den Anfängen steckt, das zeigt der vorliegende Bericht in mehrfacher Hinsicht. Von den Köcherjungfern wird zum ersten Male eine noch bescheidene Liste gebracht. Ebenso wird das erste Mal die Aufmerksomkeit auf die sehr bemerkenswerthe Ornis gelenkt, von der der Hamburger Krohn ein höchst anschauliches, vorläufiges Bild entwirft. Es zeigt sich, doß der Ploener See sich in ganz hervorragender Weise zum Studium des Wassergeflügels eignet, besser wohl als irgend ein deutsches Gewässer, und das lediglich, weil einer der Strandbesitzer, Graf Brockdorff-Ahlefeldt, in geradezu vorbildlicher Weise seit 50 Jahren für die Erhaltung des Bestandes gesorgt hat, einfach dadurch, daß er in der Brutperiode, von Anfang April bis Johonni, jede Störung der Brutplätze durch Wassersport in jeder Form von Kähnen verhinderte. So sehen wir hier die reichsten Schaaren von Graugänsen nisten, die noch in Deutschland vorkommen; die Stockente ist in der Wahl des Nistplatzes so sorglos geworden, daß ihre Eier massenhaft den Krähen zum Opfer fallen, ohne daß die Zohl zurückginge. Selbstverständlich reihen sich da eine große Menge anderer Vögel an, Möwen, Taucher, Rothschenkel u. s. w. An dem Hauptinhalt des Heftes sind drei Leipziger betheiligt, der Director Zacharias (Fischnahrung, Flora und Fauna der Schilfstengel u. A.), Reichelt (Diatomeenstudien), M. Voigt, der Assistent der Station (eine Reihe neuer Mikroorganismen, Plankologisches und Methodisches, bez. eines neuen Schließnetzes, das horizontal durch das Wasser gleitet). Möchten die Studien energisch weitergehen! H. S.

— **Wegweiser durch das sächsisch-böhmische Erzgebirge von Prof. Berlet.** 10. Auflage, bearbeitet von Ing. Prasse und Seminaroberlehrer a. D. Dr. E. Köhler. Annaberg, Grosers Verlag (R. Liesche). 1902. — Von den Reiseführern durch das Erzgebirge ist der Berletsche der älteste und am meisten benutzte, so daß in den letzten Jahren neue Auflagen ziemlich schnell gefolgt sind. Das von dem verstorbenen Verfassee gesammelte Material der Ortsbeschreibung und historischen Daten ist sorgfältig revidirt und erneuert worden, für die touristischen Angaben haben die meisten Erzgebirgs-Zweigvereine und Kenner dieses Landtheiles genaues Material beigesteuert. Die getheilte Uebersichtskarte ist diesmal in einem Blatt vereinigt beigegeben, die Panoramen sind ebenso wie die kleine Karte der Zugangswege zum Keil- und Fichtelberg erneuert und verbessert worden. Soweit möglich, ist auch auf die in Durchführung begriffene einheitliche Wegmarkirung Hinweis erfolgt. Durch Aussendung der Feriencolonien nach dem Erzgebirge und Errichtung der mannigfochsten Genesungsheime hat dieses vaterländische Grenzgebirge größeres Interesse erweckt, doch wird es erfreulicherweise auch von gesunden und besonders von wanderlustigen Naturfreunden gern aufgesucht, weshalb der vorliegende Führer sicher auch in dieser Auflage manchen neuen Freund gewinnen wird. —*o.

— **Vereinigte Eisenbahnrouten und Eisenbahnlademaß.** Karte von **Mitteleuropa** gez. von E. **Winkler**, Transportdirector a. D. Dresden, Ad. Urban. 4 ℳ, aufgezogen mit Stäben 9 ℳ. — Seit 30 Jahren giebt der langjährige Vorstand der Transportoberinspection der K. S. Staatseisenbahnen diese Karte heraus, welche infolge des an jedem Jahresanfang stattfindenden Neudrucks, der auf Grund der von den Eisenbahnverwaltungen selbst gemachten Angaben erfolgt, sich durch Genauigkeit vortheilhaft auszeichnet. Nur die amtliche und einflußreiche Stellung hat es dem Herausgeber ermöglicht, ein so reichholtiges Material zusammen zu stellen. Außer den Linien des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen sind die Bahnen bis Bukarest, Genua, Paris und Aarhus, getrennt nach Voll- und Schmalspur, auf der 142 × 105 cm großen Karte enthalten, mit den Hauptstationen und Knotenpunkten, den Entfernungen der letzteren von einander, den Zoll- und Uebergangsstationen. Auch ist das zulässige Maximalladeprofil beigefügt. Nur die große Verbreitung der Winklerschen Karte hat es ermöglicht, daß der Preis von 4 ℳ eingehalten werden kann. —*o.

— **Völkerschau.** Illustrirte Monatsschrift. Herausgegeben von B[arbara] **Clara Renz**, Dr. phil. II. Jahrgang, Heft 1/2. Commissionsverlag von Woerls Reisebücherverlag in Leipzig, 1902. 64 S.; 8°. Jährlich 12 Hefte. Preis: 6 ℳ; Einzelhefte: je 60 ₰. — Daß sich die von der gelehrten Münchnerin Frl. Dr. Renz herausgegebene „Völkerschau" bis zu einem 2. Johrgonge behauptet hat, ist ein deutliches Zeichen dafür, daß in Deutschland der Sinn für Völkerkundliches wieder im Erwachen begriffen ist. Trotzdem daß mir vorläufig nur 2 Hefte davon zur Verfügung stehen, darf ich onerkennen, daß das vorliegende Erweckungsmittel wissenschaftlich weit eher seinen Beruf erfüllt, als die dilettantischen Unternehmungen Lamperts und Sokolowskys; das beweist schon die Mitarbeiterschaft von Autoritäten wie Ihrer königl. Hoheit Prinzessin Therese von Bayern und Hr. Professor Dr. Siegm. Günther in München. Weiteres nach Abschluß des Jahrgangs. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 74. | Sonnabend, den 21. Juni, Abends. | 1902.

Auf Goethes Spuren in Ilmenau.

Die neuerwachte Goethe-Begeisterung ist auch Personen und Orten zu Gute gekommen, die mit dem Dichter einmal in dessen reichgestalteten Leben in Berührung getreten sind. So hat der bevorstehende hundertste Todestag Corona Schröters, der der Goethe-Gesellschaft in Weimar bereits Anlaß zu einer Feier gab, deshalb besondere Bedeutung gewonnen, weil Corona Schröter, die berühmte Sängerin und Darstellerin, die erste Iphigenie, im Leben des Dichterfürsten keine unwichtige Rolle gespielt hat.

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh."

Auch Ilmenau hat, wenn der Ausdruck gestattet ist, sein Theil abbekommen. Man geht jetzt, zumal der Sommer da ist, der zu Wanderungen reizt, Goethes Spuren auf diesem lieblichen Flecken Erde noch, dessen „Champagnerluft" wohl schon zur classischen Zeit empfunden wurde. Bücher sind erschienen, die sich mit Goethe und Ilmenau und Corona Schröter beschäftigen, außer der schon genannten Paul Pasigschen Festgabe der Stadt Ilmenau zur XVII. Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft 1902 (Druck von G. Reiter in Ilmenau) das Buch: Ilmenau und Stützerbach, eine Erinnerung aus der Goethe-Zeit von Wilhelm Stieda (Leipzig, 1902. Hermann Seemann Nachfolger. Preis 2, geb. 3 M). Es sei uns vergönnt, auf Grund dieser Werke und eigener Betrachtungen und persönlichen häufigen Schweifens in jenen Gegenden einmal den Spuren Goethes in Ilmenau und Umgegend zu folgen, zum Besten der Goethefreunde und Wanderlustigen, die in den nächsten Wochen die hübsche Ilmstadt besuchen, von der auch Schillers Distichon gelten kann, daß die Wellen des Wassers, an dem sie liegt, manch unsterbliches Lied murmeln.

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste;
Entfaltet mir die schwer behangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!
Wie kehrt ich oft, mit wechselndem Geschicke,
Erhabner Berg! an deinen Fuß zurücke.
O laß mich heut an deinen sachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!
Ich hab es wohl auch mit um euch verdienet:
Ich sorge still, indeß ihr ruhig grünet.

In diese wundervollen Verse hat Goethe Alles hineingelegt, was er für Ilmenau empfand und was ihm dieser Ort war, in dem er mehr als zwanzig Mal Einkehr hielt, zu allen Zeiten seines Lebens, als angehender Dreißiger, als er am 2. September 1783 an die Bretterwand des Häuschens auf dem Kickelhahn, des jetzigen Goethehäuschens, von dem man in den tiefdüsteren, von den Matadoren des Gebirges überragten Waldkessel einen eigenartig schönen Blick hat, die Verse schrieb: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh", bis zu jenem 28. August 1831, seinem letzten Geburtstag, den er in Ilmenau zubrachte, — am Löwen, wo Goethe wohnte, ist eine Erinnerungstafel — da er, ein Einundachtzigjähriger, noch einmal den Berg hinaufstieg und die verloschene Bleistiftinschrift neu überzog. Hierüber berichtet Goethe in der kühlen resignirten Weise seines Altersstils, der so sonderbar von dem Sturm und Feuer seines Jugendstils absticht, an Zelter: „Auf einem einsamen Bretterhäuschen des höchsten Gipfels der Tannenwälder recognoscirte ich die Urschrift vom 7. (Irrthum Goethes) September des Liedes, das Du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast: Ueber allen Gipfeln ist Ruh. Nach so viel Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt."

Am 3. September 1825 im römischen Hause zu Weimar war es, wo Goethe seinem Fürsten, dem inzwischen zum Großherzog gewordenen Carl August zu dessen fünfzigjährigem Regierungsjubiläum in der Frühe beglückwünschte und der Großherzog als einzigen Dankesact die Hände des Dichters ergreifend die Worte hervorbringen konnte: „Achtzehn Jahre und Ilmenau!" Achtzehn Jahre war der Herzog alt gewesen, als er den Dichter kennen lernte und ihn, seine Größe und die Bedeutung für Weimar und seinen Hof ahnend, an sich fesselte und so bindet der Name Ilmenau gleichsam Anfang und Ende bei Goethe und „seinem Fürsten" zusammen. Das oben citirte Gedicht ist auch von einem 3. September, und zwar 1783 datirt, dem Geburtstage des Herzogs.

Mehrfache Ursachen waren es, die Goethe nach Ilmenau führten und daselbst banden. Zuerst waren es wohl geschäftliche, amtliche Beziehungen, die ihn nach Ilmenau leiteten und ihn für den Ort Interesse fassen ließen, dann waren es die Beziehungen zu Frau v. Stein, die ihm Ilmenau theuer machten, und endlich that es ihm die Natur selbst an. Ilmenau war damals kein solch aufblühender Ort, wie heutzutage, wo das Bad, das Technikum und die Industrie das Städtchen auf die Höhe geführt haben, sondern ein armer Ort, dessen Bewohner noch besonders darunter litten, daß der Bergbau, der einst Ilmenau seinen Werth gegeben hatte, im Verfall war. Diesen wieder zu heben, dazu ward Goethe hingeschickt und hielt daselbst auf dem Marktplatz jene berühmte Rede, bei der er angeblich stecken blieb, die in ein Lob auf den allerhöchsten Bergherrn ausklang: „Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsere Wünsche gerichtet sind, nähern, vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihren Tiefen verborgen und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserem Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen als zum Guten angewandt wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge." Um über die Zustände in Ilmenau auf dem Laufenden zu bleiben, sandte Goethe seinen Schützling Krafft, jene mysteriöse Persönlichkeit, die in Goethes Lebensgeschichte gleichfalls auftaucht, einen Armen, Unzufriedenen, den er unterstützte, über den wir aber sonst nichts Genaues wissen, dahin, daß er Umschau halte, was dieser auch that, jedoch in der hypochondrischen bissigen Weise, die solchen vom Leben hart Angefaßten eigen ist, von deren Urtheil man ein gut Theil als auf persönlichen Stimmungen beruhend in Abrechnung bringen muß, wenn man zum Richtigen gelangen will. Goethe selbst schreibt an Frau v. Stein am 7. Sept. 1780: „Wir haben recht schöne große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und sie in der Wahrheit ausweiten. Könnten wir nur auch bald den armen Maulwürfen von hier Beschäftigung und Brod geben." Das Verhältniß zu Frau v. Stein spiegelt sich auch in den Ilmenauer Erlebnissen wieder; von hier aus schreibt er in der jugendlich schwärmerischen Weise seiner ersten Periode, mit ihr war er hier still vereint zusammen, z. B. in der bezeichneten Höhle des Hermannsteins auf dem Wege vom Kickelhahn nach Kammerberg und Manebach, wo er vom Cantorsgärtchen aus ihr gesteht, nachdem er vorher in Kochberg gewesen war, sie „froh und ruhig" gefunden hatte: „Wie wohl ist mir, daß ich erst bei Ihnen war. Wie lieb ich Sie habe, fühlt ich erst wieder in dem Augenblick, da Sie vergnügt und munter waren." Innig klagt er ihr weiter, indem bezeichnender Weise das traulichere Du mit dem Sie wechselt: „Deinen Ring vermisse ich sehr. Er war mir sonst so ein liebes

Zeichen Deines Bleibens bei mir" und bittet sie: „Gedenke an mich", indem er hinzufügt: „Ich liebe Dich mit lebhafter innig bleibender Liebe und freue mich immer auf die Tage, da ich am Fuße der alten Granitberge mit Dir wohnen werde, wie auf eine himmlische Aussicht." Fünf Tage darauf bittet er sie: „Liebe mich, Du Gute. Das nächste Mal, daß ich die Felsen besteige, bist Du mir näher", und einige Tage später läßt er sich, von Ungeduld verzehrt, vernehmen: „Mein Verlangen, Dich wiederzusehen, wächst mit jedem Tage, und meine Hoffnungen, den nächsten Monat ganz an Deiner Seite zuzubringen, werden mir mit jedem Augenblicke theurer." Im November 1785, als Goethe einen Ausflug nach Ilmenau gemacht hat und dort ohne irgend welche Geschäfte sich ergeht, begrüßt er sie Morgens mit den Worten: „Du liebstes bestes, einziges Wesen, nimm mein ganzes Herz in diesem Morgengruß" und fügt neckisch Abends hinzu: „Der junge Mond verbirgt sich, ich kann es ihm zulassen, denn ehe er voll wird, will ich ihn schon wieder an Deiner Seite belauschen." Am anderen Tage aber, nachdem er in der Frühe einen Spaziergang gemacht hat, heißt es: „In meinem guten warmen Stübchen fehlt nur Deine Gegenwart, Alles ist sonst so ruhig und artig." Die gleiche Zusicherung, daß er sie vermisse, macht er noch einmal zwei Tage darnach. (Stieda S. 33.) Die „alten Granitberge", von denen Goethe redet, der „erhabene Berg" des Gedichts an seinen Herzog, ist der Kickelhahn, den Goethe in der melodischen Sprache der Griechen Alektrüogallonax nannte, eine Bezeichnung, die Scheffel, dessen Namen auch mit Ilmenau und Umgebung verknüpft ist, annahm, und auf ihm befindet sich der Hermannstein, ein stattlicher und moosbewachsener Porphyrcoloß, von hohen Fichten umgeben, und in ihm die Hermannsteinhöhle, in der Goethe allein und mit der Geliebten weilte und die durch den Dichter gleichfalls berühmt geworden ist. Mit besonderer Vorliebe war der Dichter hier. Das bezeugen folgende Einträge im Tagebuche vom Jahre 1776: 7. Mai: Ueber Hermannst. d. Gabelbach die Kohlenwerke nach Stützerbach. 19. Juli: Nach Tisch nach Manebach. Hermannstein zurück. 22. Juli: Gegen Mittag auf den Hermannstein. Der ☉ (= v. Stein) in der Höhle geschrieben. 8. August: Aufm Hermannstein. Die Höhle gezeichnet. Aber nicht nur im Geiste weilte der Dichter hier bei Frau v. Stein, sie war auch selbst mit ihm in der geliebten Höhle, vgl. Tagebuch v. J. 1776, 5. August: Abends die Stein. 6.: Früh nach Cammerberg in den Stollen zum Schacht, nach dem Herm. Und zwei Tage später (8. August) schrieb er der geliebten Frau: „Wenn ich ja denke, daß sie mit mir in meiner Höhle war, daß ich ihre Hand hielt, indeß sie sich bückte und ein Zeichen in den Staub schrieb! Es ist wie in der Geisterwelt." (Pasig S. 13) Noch jetzt sieht man das S, das Goethe im August 1776 zum Andenken an Frau v. Stein in die Wand der Höhle eingrub, „wo ich möcht wohnen und bleiben", wie Goethe versicherte. Außer dem S hat der Dichter noch einen Vers für „seine Höhle" bestimmt, den erst in neuester Zeit die rührige Gabelbachgemeinde auf einer Tafel hat anbringen lassen, die die durch classische Reminiscenzen bekannte Firma Röhr & Sahn — Hofprediger Röhr hielt Goethe bei der Beisetzung in Weimar die Standrede — im Grenzhammer zwischen Langewiesen und Ilmenau hergestellt hat. Der Vers lautet:

„Felsen sollten nicht Felsen und Wüsten Wüsten nicht bleiben,
Drum stieg Amor herab, sieh, und es lebte die Welt
Auch belegte er mir die Höhle mit himmlischem Lichte,
Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt"

Die Natur Ilmenaus ward Goethe zum Theil deshalb werth, weil er in ihr sich von der Menschheit zurückziehen und loslösen konnte. Das benöthigte er auch in dem kleinen stillen Ilmenau, wie die Briefstelle an Frau v. Stein beweist: „Auf dem Gickelhahn, dem höchsten Berg des Reviers, hab ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtchens, den Klagen, dem Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen." 1783 lebte der Dichter, der den Beamten einmal ganz von sich abgestreift hatte, acht Tage lang mit seinem Bedienten ganz allein in dem Bretterhäuschen auf dem Kickelhahn, was nur diejenigen verstehen können, die den eben angeführten Stoßseufzer vom Entrinnen vor der „unverbesserlichen Verwarrenheit der Menschen" zu begreifen vermögen. Goethe war wie ein stets vielseitig beschäftigter so auch ein vielseitig veranlagter Mensch und nicht Jedem ist es vergönnt, wie es Goethe gegeben war, sich mit den Webern Apoldas herumzuärgern und gleichzeitig am „Tasso" zu dichten, Rekruten zu besichtigen und das Manuscript der „Iphigenie" auf dem Tische liegen zu haben, wie die jüngst herausgegebenen Erinnerungen des verstorbenen Großherzogs Carl Alexander an Goethe bezeugen. Aber auch einen solchen Geist erfaßt einmal etwas wie Sehnsucht nach Weltflucht und aus solcher heraus ist die anachoretenhafte Absperrung in der Bretterhütte auf dem Kickelhahn zu verstehen. So würdigen wir auch erst Verse, wie die weltberühmten:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh!
In allen Wipfeln spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch —"

so verstehen wir auch erst das gleichgestimmte zweite Nachtlied des Wanderers, das schließt:

„Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust!
Süßer Friede,
Komm, ach, komm in meine Brust!"

Wie es aussah in der Genieperiode Weimars, in Ilmenau, auf dem Gabelbach, in Stützerbach und anderswo, bezeugen am besten folgende briefliche Aeußerungen Goethes, die etwa die Scene darstellen, wie sie das Gedicht auf seinen Herzog vom 3. Sept. 1783 schildert: „Wir hatten kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern bedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der Schlanke, mit den langen, feinen Gliedern hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt und summte allerlei Poetisches. Abseits in einer ähnlichen Hütte lag der Herzog im tiefen Schlafe. Ich selbst saß davor bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken." Wie es in dem Gedichte heißt:

„Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh ich sie froh ans Lager hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal;
Am niedern Heerde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen, bald geleeret,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret."

Was Goethe hier, indem er der Mentor war, an einem Andern, seinem Herzog, schildert, die Läuterung nach jugendlichem Umherschweifen und Schweifen, Irrungen und Wirrungen,

„Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet —"

zu dieser, zur Klarheit und Wahrheit zurückkehrend, das erlebte er nun auch an sich, als er von seinen Jugendtollheiten sich bekehrte zur Besonnenheit, und das sieht man am Besten an seiner Dichtung, die uns von selbst auf das führt, was von ihr hier in Ilmenau die Spuren zurückgelassen hat. Einiges, das Lyrische, ist schon erwähnt worden. Aber Goethe schuf hier mehr, Dramatisches, Episches in Prosa. Während er Amtsgeschäften nachging, schrieb er in freien, dem Geschäft abgerungenen Stunden an „Wilhelm Meister". Hier ist der landschaftliche Hintergrund zu diesem Roman zu suchen. Noch stehen auf dem Marktplatze die beiden Gasthäuser die Sonne und der Adler, aus deren Fenstern Philine und Wilhelm Meister einander zunickten. Bei dem Städtchen in „Hermann und Dorothea" hatte Goethe möglicher und vielleicht auch wahrscheinlicher Weise Ilmenau im Auge und der Wirth zum Goldenen Löwen in diesem Gedicht hat sicher im Ilmenauer Löwenwirth, bei dem der Dichter sich gern einlogirte, ebenso sein Urbild gehabt, wie der schreckliche Brand, die Anlegung der Chausseen Ilmenauer Erinnerungen wiederspiegeln. (Pasig S. 10.) Endlich ist der „Iphigenie" zu gedenken, deren vierten Act — in Prosa — Goethe am 19. März 1779 in einem Häuschen auf dem Schwalbenstein oberhalb Ilmenau und Manebach schrieb. In seinem Tagebuch bemerkt der Dichter hierüber laconisch: d. 19. (März) Allein auf dem Schwalbenstein, den 4. Act der Iphigenie geschrieben. Am 28. d. M. war das Drama, das er am 14. Februar zu dictiren begonnen hatte, vollendet. Am 6. April d. J., am Osterdienstage, erfolgte dann die berühmte Aufführung des Stückes in Weimar, die für die Entwickelung der dortigen Theaterverhältnisse wie der deutschen überhaupt von so ungemeinen Folgen begleitet war, bei der Goethe den Orest, Corona Schröter die Iphigenie spielte, die die erste Iphigenie war.

Corona Schröter! Dieser Name führt uns auf ein besonderes Capitel unseres Themas. Corona Schröter, die bekannte Sängerin und Darstellerin, liegt in Ilmenau begraben und in diesem Jahre, am 23. August, ist ihr hundertster Todestag, den man schon durch eine Erinnerungsfeier vorausgenommen hat. Ein schönes Capitel in Goethes Lebensgeschichte, aber auch schmerzliche Empfindungen erweckend und nicht ohne Bitterkeit zu genießen, da es zeigt, daß auch die Großen Menschen sind mit menschlichen Schwächen. Die einst gefeierte Künstlerin, die Goethe als Student in Leipzig kennen lernte und nach Weimar an den Hof zog, wo ihr Alles, auch der Herzog und Goethe nicht zuletzt, den Hof machte, starb verlassen und einsam und unbetrauert in einer Art von selbstgewählter Verbannung in Ilmenau, nur begleitet von einer Gesellschaft leistenden Freundin, fast vergessen in Weimar, wo man es nicht liebte, an den Tod erinnert zu werden. Auch Goethe ist von Schuld nicht freizusprechen und man wird den Verdacht nicht los, daß die Entfremdung deshalb eintrat, weil die Umworbene dem Werber nicht Gehör schenkte. Wie glühend verehrte Goethe Corona, seine „Crone“, wie er sie nennt, nach ihrer Uebersiedelung nach Weimar, so daß sogar Frau v. Stein, die von Anfang an eine durch Eifersucht eingegebene instinctive Abneigung gegen die Künstlerin hatte, zurücktreten mußte, um später wieder an deren Stelle zu treten und dann zuerst durch die schöne Mailänderin in Italien und endlich in der Heimath durch die ungleich gewöhnlichere Christiane Vulpius in Goethes weitem Herzen verdrängt zu werden. Will man das von Tag zu Tag an Innigkeit und Vertraulichkeit zunehmende Verhältniß zwischen Goethe und der Künstlerin richtig erfassen, so hat man nur nöthig, die Tagebuchnotizen einzusehen. Da heißt es vom Jahre 1777, 15. Februar: Morgens die Crone und P. im Garten. 23. Februar: Zu Cronen. 4. März: Abends zu Cronen. 19. April: Zu Crone. Essen. 8. Mai: Crone den ganzen Tag im Garten. 19. Mai: Crone im Stern (Platz zwischen Goethes Gartenhaus und der Stadt). 24. Mai: War Crone früh und zu Tisch da. 18. Juli: War Crone im Garten. 19. Juli: Früh Crone gezeichnet. Dann weilt der Dichter mit der Geliebten stunden-, ja halbe und ganze Tage lang im Garten, theilt mit ihr die Mahlzeiten, sucht die ihm so theuren Züge im Bilde festzuhalten. Ein Zweifel, daß es sich hier thatsächlich um eine weit über freundschaftliche Zuneigung oder künstlerische Verehrung hinausgehendes wirkliches Liebesverhältniß gehandelt hat, dürfte nicht bestehen und die Notiz vom 6. Januar 1777 spricht Bände: Bis 10 Uhr bei Cronen. Nicht geschlafen. Herzklopfen und fliegende Hitze. (Pasig S. 17.) Und dann die dichterische Verherrlichung, die Goethe seiner ersten Iphigenie angedeihen ließ. Bekanntlich steht sie in dem Gedicht: „Auf Miedings Tod“, das ein ungeheures Aufsehen in den engeren Kreisen Weimars erregte und den Herzog, dem die Schröter gleichfalls nicht gleichgiltig geblieben war, zu der Bemerkung veranlaßte, daß, wenn heutzutage noch Minnesold entrichtet würde, Corona diesen Goethe nur mit ihrer Person für die dichterische Huldigung abstatten könnte, ein Beweis dafür, wie rein Corona dastand, die nach Lewes übrigens mit einer anderen höheren Persönlichkeit in Weimar in heimlicher Ehe gelebt haben soll. In dem Gedicht heißt es feiernd:

„Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst Dein Name ziert, Corona, dich.“

Und damit vergleiche man die abscheulich kühlen Worte, die Goethe in seinen Annalen 1802 der Dahingeschiedenen widmet. Goethe konnte undankbar sein, sehr undankbar, hat er ja auch die Undankbarkeit als etwas Menschliches vertheidigt. Aber verletzen müssen die paar referirenden Worte doch, wenn man liest: „Indeß auf unserer Bühne die Kunst in jugendlich lebendiger Thätigkeit fortblühte, ereignete sich ein Todesfall, dessen zu erwähnen ich für Pflicht halte. Corona Schröter starb, und da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, so schien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor so viel Jahren ein Andenken stiftete, das ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten gewußt hätte. Es war ebenmäßig bei einem Todesfalle, bei dem Abscheiden Miedings, des Theaterdecorateurs, daß in ernster Heiterkeit der schönen Freundin gedacht wurde. Gar wohl erinnere ich mich des Trauergedichts, auf schwarz gerändertem Papier für das Tiefurter Journal reinlichst abgeschrieben. Doch für Coronen war es keine Vorbedeutung, ihre schöne Gestalt, ihr munterer Geist erhielten sich noch lange Jahre; sie hätte wohl noch länger in der Nähe einer Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte,“ doch wohl nicht durch eigne Schuld, sondern weil ein anderer Stern aufgegangen war, die jugendschöne und anmuthvolle Karoline Jagemann, die williger Gunst vertheilte. Gut zu machen versuchte die Undankbarkeit der Weimarer Gesellschaft, der Corona einst so viel galt, die edle Prinzessin Karoline, die dritte Tochter Carl Augusts, indem sie der Dahingeschiedenen, die ein „schlechtes Begräbniß“ hatte, einen Denkstein auf ihrem Hügel setzen ließ. Dieser verfiel allmälig, an seine Stelle trat ein anderer, den Großherzog Carl Friedrich 1844 mit einer eisernen Tafel schmücken ließ. Aber charakteristischer Weise wies diese einen Schreibfehler auf, indem zu lesen stand: Hier ruhet Corona Schröder statt Schröter. So sehr war sogar ihr Name aus dem Gedächtniß geschwunden! Erst neuerdings ist diese Tafel durch ein Monument ersetzt worden, das wenigstens die richtige Schreibweise in würdiger Form enthält.

Wie lustig es in der Geniezeit in und bei Ilmenau zuging, sollen noch folgende Zeilen beweisen, mit denen wir von unserem Thema Abschied nehmen wollen, indem wir nicht mit Anklagen zu schließen beabsichtigen, sondern andere Empfindungen rege machen möchten. Ein Augenzeuge war der spätere Oberberghauptmann v. Trebra. Dieser sagte aus: „Frohheit war die Losung und es schien wohl, als ob man nur darum mit Gefahr des Kopfes und Kragens, mühselig genug in die Tiefe der mit Stollen durchschnittenen Felsen mehrmals hinabsteige, damit an der Mittagstafel nachher desto schmackhafter das muntre Glück auf! in vollen Bechern die Runde laufen könnte. Unbewacht ausgelassen zu sein war hier, wo nicht gefordert, doch nicht ungern gesehen, wohl gar erwünscht.“ Doch all das war nichts gegen das übermüthige Treiben, dem sich der Herzog und Goethe, die gelegentlich in Bergmannskleider schlüpften, um gleich Harun al Raschid sich unbemerkt unter das Volk mischen und mit dem Incognito auch die Zwanglosigkeit genießen zu können, in Stützerbach, eine Stunde hinter Kammerberg und Manebach, hingaben, ein Treiben, das an das am Hofe und im Tabakscollegium Friedrich Wilhelm des Ersten erinnert, nur daß die Tollheit hier verfeinert und ins Geniale erhoben war. Hier war der Glasermeister Gundelach, bei dem Beide wohnten, Zeuge ihres Unwesens. Das Haus, das Gundelachhaus in Stützerbach, ist noch heute vorhanden. Ein weiterer Zeuge ihrer Thorheiten fand sich in dem Kauf- und Handelsmanne Glaser daselbst, mit dem sie es ähnlich trieben, wie der genannte Preußenkönig und seine Generäle mit Gundling. Die Vermerke in Goethes Tagebuche geben genügend Anhalt. Es heißt da: Wirthschaft bei Glasern, Glaser und leichtfertige Mädels, Glasern sündlich geschunden, mit den Bauermädels getanzt (im Weißen Roß), Morgends Possen getrieben, Tags über Thorheiten u. s. w. Glaser war ein gutmüthiger Mann, der die tollen Streiche Carl Augusts und seines Geheimen Raths willig über sich ergehen ließ, wofür man sich ihm gegenüber erkenntlich zeigte. Was man mit ihm anstellte, war ausgelassen und thöricht genug. Man erzählt von einer Erdprobe, wobei man ihn in eine Grube gelegt hatte und Erde auf ihn warf. Ein anderes Mal fand man ihn neben einem großen Backtrog voll Mehl schlafend. Sofort wurde er in diesen hineingesteckt, mit Milch übergossen und dann am Brunnen wieder rein gespült. Noch ein anderes Mal speiste man nach v. Trebras Zeugniß in Glasers Haus, in einer Kammer, in welcher ein Porträt des Hausherrn hing: „Lebensgröße in Bruststück, die eine Hand mit langer Manschette im Busen, das kaufmännisch breite, zahme Gesicht durch sehr weiß gepuderte buschige Perrücke sehr herrlich verziert.“ Wiederholt trank man dem Bilde zu und nachdem man in die gehörige Stimmung gekommen war, begab man sich zu dem Original, das in seinem Waarengewölbe sich aufhielt, und vergnügte sich daran, leere und volle Tonnen, Kisten und Kästen vors Haus zu tragen und den Berg hinunter zu kollern. Goethe, dem diese schließlich etwas zu weit getriebenen Späße nicht zusagen mochten, hatte unterdessen im Speisezimmer aus dem erwähnten Porträt das breite, blonde,

fade Gesicht ausgeschnitten und durch die so erlangte Oeffnung sein eigenes männlich braunes geistiges Gesicht mit den flammenden schwarzen Augen zwischen der weißen dicken Perrücke geschoben. „Setzte sich auf einen Lehnstuhl, stellte das Gemälde im goldenen Rahmen vor sich auf die Knie und verhing die Beine mit einem weißen Tuche. Sowie die lustige Gesellschaft endlich wieder herausgetollt war, um in dem Speisezimmer Kaffee zu trinken, öffnete sich die Thür der daranstoßenden Kammer und das Contrastporträt zog überraschend hin, beides zum Gelächter und zum Denken zugleich." Der Dichter selbst fand so wenig Aergerniß an diesem Treiben, daß er der von ihm so hoch verehrten Frau v. Stein am 6. Sept. 1777 aus Eisenach, wohin er unterdessen gelangt war, selbst darüber berichtete: In Stützerbach tanzt ich mit allen Bauernmädels im Nebel und trieb eine liederliche Wirthschaft bis Nacht eins. Noch in hohem Alter erinnerte sich Goethe gern dieser Ereignisse. Wie er dann im April 1819 nach den Aufzeichnungen des Kanzlers Friedrich v. Müller eines Abends, als er guter Laune war, von den tollen Späßen mit dem Glasmann Glaser erzählte, der „durch alle vier Elemente von Goethen geängstigt und für sein Handbieten zu vorheriger nächtlicher Perturbation bestraft wird". Uebrigens kam Goethe bei diesen Extravaganzen nicht ganz ungestraft davon. Er hatte sich erkältet, eine dicke Backe bekommen und mußte nun in Eisenach in der Stube sitzen und warme Kräutermilch im Munde haben. Seufzend fügte er seiner Schilderung hinzu: Und kann nicht auf Misels (Liebeleien) ausgehen; es wird ein verfluchter Streich sein, wenn ich mit verzogenem Gesicht soll die Maidels belügen. (Stieda S. 80 f.) So folgte bei dem Dichter, den die Zuneigung zur Frau v. Stein nicht abhielt, den Dorfmädchen den Hof zu machen, dem Exceß die Nemesis auf dem Fuße und in der Manier Wilh. Buschs kam die Strafe, hart aber gerecht.

Doch wir wollen nicht als Splitterrichter und grämlicher Hypochonder enden. Wenn sich der Most noch so absurd geberdet, es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein. Dies Wort hat sich an Keinem so glänzend bewährt, wie an dem, der es schrieb, und Ilmenau ist mit Zeuge davon, daß aus Irrthum sich Klarheit entwickelte und daß neben den Irrgängen und Thorheiten sich in ausgelassenster Umgebung Werke und Thaten der Reife und des Ernstes vorbereiteten, die für Goethe und die Folgezeit und Allgemeinheit bedeutsam werden sollten. Jedenfalls geht man den Spuren gern nach, die Goethe hier geschritten ist, im Gedenken dessen, der sie trat, und man kann nicht nur von einem guten, sondern auch von einem bedeutenden Menschen sagen, daß die Stätte, wo er weilte, eingeweiht ist, und daß nach hundert Jahren noch seine That und sein Wort den Enkeln wiederklingen. J. R.

Bücherbesprechungen.

— Fr. Baum und Chr. Geyer, Kirchengeschichte für das evangelische Haus, 3. Aufl. Mit 600 Textabbildungen und zahlreichen Beilagen. Lieferung 1, Preis 2 ℳ 20 ₰, brochirt, 208 S. München 1902. C. H. Beck'scher Verlag (Oscar Beck.). — Mit großer Freude hat Rec. diese Lieferung in die Hand genommen und geprüft. Schon mit dem Vorworte, das klar und treffend die Ziele und Methode des Werkes bezeichnet, konnte er sich einverstanden erklären. Der Zweck ist, die gesicherten Ergebnisse der Kirchengeschichte den Kreisen zugänglich zu machen, die sich mit dem Studium der Quellen und Specialwerke nicht befassen können, und die Gebildeten unserer Zeit für die hochinteressante Geschichte der Kirche zu interessiren. Diesen Zweck erreicht dieses Werk durch neue kurze, gediegene und alles Nöthige enthaltende Darstellung, durch werthvolle Beilagen (Facsimiles und Abdrucke aus den Quellen), besonders aber durch einen überaus reichen, vorzüglichen Bilderschmuck. Wir finden Bilder z. B. der für die Geschichte der Kirche so wichtigen römischen und deutschen Kaiser, charakteristischer Kirchen (Hagia Sophia!). Man vergleiche auch das farbenprächtige Mosaikbild der Kirche des hl. Cosmas und Damianus in Rom (aus dem 6. Jahrhundert). Wenn für den Rec. bei der Beurtheilung des christlichen Standpunktes einer Schrift die Kernfrage: „Was dünket euch um Christo? Wes Sohn ist er?" das Schiboleth ist, ja bezeugt die kurze Charakteristik des Heilandes auf S. 9 u. 10, daß das Buch auf neutestamentlichem Standpunkte steht, wenn es auch, wie ganz berechtigt, die kirchengeschichtlichen Erscheinungen nicht mit dogmatischem Maßstabe messen will. Es ist nicht nur für das evangelische Haus, sondern auch für den praktischen Theologen ein Nachschlagebuch von hohem Werthe namentlich zu seinem Privatgebrauche, für Katechismusunterredungen, Jünglings- und Jungfrauenvereine passend; ebenso ist es für Lehrer der Kirchengeschichte an Mittelschulen unentbehrlich und für alle religiös veranlagten Gebildeten eine Quelle reicher Belehrung und großen geistigen Genusses. Der Preis des Werkes ist im Verhältniß zu dem Gebotenen als sehr billig zu bezeichnen. Es kann somit auf das Wärmste empfohlen werden. R. W.

— Moderne Faustfeuerwaffen von E. Hartmann, Oberst z. D. Mit 3 Tafeln und 18 Abbildungen im Text. Sonderabdruck aus der Kriegstechnischen Zeitschrift. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1 ℳ — Vor einem Vierteljahrhundert führten die berittenen Unterofficiere und Mannschaften der Cavallerie und Artillerie, soweit sie nicht mit dem Carabiner bewaffnet waren, eine glatte Pistole, noch früher sogar zwei solcher Pistolen, die bei einem Gewichte von 2½ Pfund ein Geschoß von 17 g verfeuerten, ohne aber dabei eine über 20 m hinauslangende Treffsicherheit zu gewährleisten. Das Laden dieser Waffe beanspruchte mindestens 1 Minute an Zeit. Hatte der Schuß sein Ziel verfehlt, so war der Schütze wehrlos, er konnte höchstens noch dem Gegner seine Pistole an den Kopf werfen. Eine einmal geladene Pistole konnte nicht wieder gebraucht werden, die Waffe mußte beispielsweise, um sie zu reinigen, entladen oder ausgeschossen werden. Diese Umständlichkeit muß man sich vergegenwärtigen, wenn man die Fortschritte verstehen will, die in jüngster Zeit auf dem Gebiete der Faustfeuerwaffen gemacht sind. In der vorliegenden kleinen Schrift hat der Verfasser einige moderne Faustfeuerwaffen beschrieben und beurtheilt. Als Typus einer bereits wieder veralteten Construction wurde hierbei der russische Armeerevolver auserwählt, um bei Bewerthung der Vorzüge der modernen Selbstladepistolen als Vergleichsobject zu dienen. Der russische Armeerevolver mit seiner Trommel für 6 Patronen hat vor dem deutschen den unleugbaren Vorzug des vereinfachten Ladens und der glatteren Entfernung der Patronenhülsen, die auf einmal, selbstthätig herausgeworfen werden. Trotzdem dieser russische Armeerevolver also als vollkommenste Waffe seiner Art gelten kann, vermag er den Vergleich mit der Selbstladepistole nicht auszuhalten, die sich vollständig auf die Constructionsgrundsätze der Maschinengewehre stützt. Als vollkommensten Vertreter dieser neuen Waffe bezeichnet Oberst Hartmann die Parabellum-Pistole, die sich bereits im Chinafeldzuge ganz vorzüglich bewährt hat. Mit dieser Pistole kann ein geübter Schütze 8 wohlgezielte Schuß in 3 Secunden abgeben. Der als Futteral dienende Kasten kann als Kolben verwendet werden, so daß die Pistole zum Carabiner wird. Die sichere Tragfähigkeit beträgt 200 m. —y—

— Blicke auf die Entwickelung der Naturwissenschaften. Vortrag, gehalten im Verein für Naturkunde zu Zwickau von Prof. Dr. Otto Wünsche. Sonderabdruck aus dem Jahresberichte genannten Vereins. Zwickau, 1902. Verlag von Gebr. Thost (R. Bräuninger). — Dieser Vortrag basirt auf einer Rede des unvergeßlichen Karl Ernst v. Baer, welche derselbe im Jahre 1835 in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg gehalten hat. In sehr anschaulicher und fesselnder Weise führt der Verfasser dieser Schrift uns den Entwickelungsgang vor Augen, welchen die Naturwissenschaften seit der Zeit des Alterthumes bis zur Gegenwart zurückgelegt haben, nennt und charakterisirt er alle die großen Männer und ihre Thaten, welche dazu mithalfen, die Naturwissenschaften auf ihre heutige Höhe zu bringen. Jeder Freund derselben wird es mit Freuden begrüßen, daß dieser Vortrag veröffentlicht wurde, schätzt er doch schon seit langer Zeit die segensreiche schriftstellerische Thätigkeit Otto Wünsches als eines der berufensten, erfolgreichsten Lehrers und Meisters der Naturwissenschaften. E. S. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 75. Dienstag, den 24. Juni, Abends. 1902.

Das Theater in Lauchstädt.

Am 26. Juni 1902 hat sich ein Jahrhundert vollendet, seit sich in dem Bade Lauchstädt mit der Eröffnung des neuen Theaters ein Ereigniß vollzog, das für unsere classische Bühne von hoher Bedeutung war. Heute werden Viele den Ort kaum dem Namen nach kennen.

Das kleine, gegen 2000 Einwohner zählende Städtchen liegt 11 Kilometer weit nordwestlich von Merseburg, von wo es mit der Secundärbahn in einer halben Stunde zu erreichen ist. Der Blick schweift während der Fahrt auf weite, fruchtbare Getreidefelder, muntere Dörfer und Kirchthürme, auf eine freundliche Flachlandschaft, wie sie der ruhig-gesunde Sinn unsrer Vorväter liebte und als schön empfand. Vom Bahnhof führt der Weg an dem friedlich gelegenen Kirchhof vorüber; dann biegen wir in das Städtchen ein und schreiten über den sauberen Markt dem nahen Kurplatze zu. Dabei ruht das Auge auf manchem „artigen Häuschen", das in seiner Bescheidenheit wiederum von dem stillen, klaren Schönheitssinn einer vergangenen Zeit zeugt, welcher in unserm lärmenden Leben verloren gegangen ist.

Verwundert bleiben wir an dem Kurplatz stehen. Eine seltsame Stimmung überkommt uns, eine Stimmung, wie sie der Königssohn im Märchen empfunden haben muß, als er die Hecke durchritten hatte, und Dornröschens Garten und Schloß betrat. Ueberall um ihn Spuren eines reichen, herrlichen Lebens, überall tiefe Stille des Schlafs! Hoch und still umgeben die Bäume den nicht zu großen Teich und spiegeln sich auf der glatten Fläche, in die Sträucher träumend ihre Zweige neigen. Ein Schwan schwimmt in der Mitte. Lautlos rudernd scheint er die Stille noch zu vermehren, die sich vom Wasser aus über die menschenleeren Promenaden ausdehnt. An der linken Längsseite des Teiches zieht sich die breite Kastanienallee, die alte Hauptpromenade hin. Hier führen die windebangen, engen Holzcolonnaden zu dem vom Kurfürsten Friedrich August von Sachsen 1780 errichteten Kursaal, einem für jene Zeit ungewöhnlich geräumigen und hohen Bau. Den Platz vor ihm zieren rechts und links zwei von demselben Wohlthäter des Orts aufgeführte Pavillons, ein Zeichen des schlichten, natürlichen Geschmacks, der den Rococo- und Zopfstil immer mehr verdrängte. Die Mitte nimmt die steinerne Fassung der Mineralquelle ein, welcher das Bad seine einstige Bedeutung verdankt. Die Umfriedung der Quelle, die Bauten, kurz die ganze Anlage ist noch heute unverändert, als hätte die Zeit 100 Jahre lang still gestanden.

Doch mehr noch als seine Heilquelle, über deren geringen Mineralgehalt man sich nicht lange täuschen konnte, hat das Lauchstädter Theater den idyllischen Ort zu einem der beliebtesten Bäder um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert gemacht. Die höchste Blüthezeit des Bades fällt mit der seiner Bühne unter Goethes Leitung zusammen.

Das völlig unversehrte Haus, in welchem die Weimarer Truppe spielte, bietet uns die unschätzbare Gelegenheit, die Theater-Räumlichkeiten zur Zeit unserer Classiker in unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen. Wir stehen von der Einfachheit dieses mit hohen Bäumen umpflanzten Baues betroffen, zu dem eine kerzengerade Allee aus der Nähe des Kurhauses stimmungsvoll hinleitet. Keine pomphafte Façade, keine schnörkelhafte Verzierung, wie wir sie gewohnt sind — nichts! Dennoch — ja gerade deshalb — ist das Gebäude mit schönster Uebersichtlichkeit in die drei Theile gegliedert: Eingang mit Casse und Erfrischungsräumen, Zuschauerräume und Bühne. Und diese drei Theile ergeben wiederum ein harmonisches Ganzes. Wenn moderne Theaterbauten so leicht verwirrend auf uns wirken, betreten wir hier mit stillem Wohlgefühl das Innere. — Dieselbe Einfachheit! Eine leicht gewölbte hölzerne Decke überspannt den Zuschauerraum. In halber Höhe der Wände zieht sich in gefällig geschwungenem Bogen der Balcon hin. Ein durchbrochenes, sauberes Holzgeländer umgiebt ihn, kaum meterhohe Schranken trennen die Logen. An das breite Parquet schließt sich, vom Mittelbalcon überragt, das winzige Parterre an. Der Vorhang ist aufgezogen und die Bühne stellt ein römisches Zimmer dar:

„Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armuth welche Fülle!"

Wir fühlen uns von einem Hauch des Geistes unserer Classiker berührt und glauben uns in ihre Zeit zurückversetzt, wo das Größte mit den kleinsten Mitteln erreicht wurde und das Aeußerliche dem Innerlichen zu Liebe zurücktrat, um ihm so in Wahrheit zu dienen. Diese Cultur erfrischt wie ein Blick auf die Natur. Wir bedauern einzig, daß die Hand eines ungebildeten, pietätlosen Kunstbanausen zu beiden Seiten des Vorhangs Schiller und Goethe kreideweiß auf kreideweißen Sockeln stehend an die Wände gekleckst hat. Wie war das noch in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts möglich?

Nach Goethes Worten wird diejenige Macht, welche den stärksten Einfluß auf das Repertoire einer Bühne ausübt, von dem Publicum dargestellt, während der Wille des Leiters, mag er künstlerisch noch so hoch entwickelt sein, zurücktreten muß. Betrachten wir also, ehe wir uns mit dem Theater selbst beschäftigen, das Publicum, welches die Kunststätte besuchte. Lauchstädt war das Bad des Adels, in erster Linie des kursächsischen. Hatte doch der kurfürstliche Hof seine Residenz seit 1775 mehrere Male von Dresden nach Lauchstädt verlegt, wo er das alte, schon im 16. Jahrhundert erbaute Schloß bewohnte, dessen Fenster auf die Bäume des Kurplatzes und den Teich hinaussehen. Kein Wunder, daß die vornehme Gesellschaft zahlreich herbeiströmte und Lauchstädt mit einem Schlage ihr Modebad wurde. Wie sich all diese Excellenzen, Grafen und Edelleute mit ihren gepuderten, süßlichen Damen steif ceremoniell in der Kastanienallee ergangen haben mögen, können uns wohl Heinrich Heines Verse aus der Harzreise veranschaulichen:

„Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassiren —
Ach wenn sie nur Herzen hätten!"

Die schärfste Scheidung von den Bürgerlichen wurde nicht nur im Kurhaus bei der Tafel, sondern selbst in den Badelisten durchgeführt. Stets wird die Frau eines Adligen hier als „Frau Gemahlin", die eines Bürgerlichen als „Frau Liebste" eingetragen. So z. B. die Gattin Gottscheds, der wie Gellert und Gleim das Bad besucht hat. Christiane Vulpius, die sich bis 1806 mit dem Titel „Demoiselle Vulpius aus Weimar" begnügen muß, heißt von 1807 an: „Frau Geheimderäthin von Goethe". Zu diesen beiden Elementen, aus denen sich die Badegesellschaft zusammensetzte, dem Adel und Bürgerthum, gesellte sich noch ein anderes, von beiden gleich verschiedenes — die Studenten. In langen Ketten kamen diese — mit Goethe zu sprechen — „leidenschaftlich fordernden Jünglinge" von Halle herüber, hauptsächlich um das Theater zu sehen. Stand doch in Halle selbst das pietistische Muckerthum am Ruder, sodaß keine Komödienbande das Weichbild der frommen Stadt betreten durfte. In hohen Stulpenstiefeln, Knaster rauchend und Peitsche knallend traten die Studenten in die breite Allee ein, mitten unter den zierlichen Adel und die Fächer-säuselnden Damen. Selbstverständlich war es ihnen eine Herzensfreude hier recht hereinzuschneien, und im Gegensatz zur Badegesellschaft studentische Ungebundenheit und rücksichtslose Urwüchsigkeit doppelt hervorzukehren. Sonderten sich

diese verschiedenen Kreise am liebsten für sich selbst ab, so führte sie doch zweierlei hin und wieder zusammen. Einmal der Tanz im Kursaal, wobei, wie uns „urkundlich“ berichtet wird „ein hübsches Gesicht, schöne Hand, guter Wuchs bey den jungen Herren auch ohne Ahnenprobe Eindruck“ machte; vor Allem aber das Theater.

Der erste Bericht über eine Bühne zu Lauchstädt geht in das Jahr 1761 zurück. Da bat ein Komödiant Joh. Ernst Wilde, daß ihm ein Raum von drei bis vier Ellen in einem der Badegebäude gewährt würde, damit er seine Marionetten dem Publicum vorführen könne. Er versprach, nur anständige Stücke, besonders die des Professors Gellert darzustellen, sich hingegen aller Possen und Zoten zu enthalten. So ward sein Gesuch bewilligt. Am Sonntag fanden jedoch keine Aufführungen statt, da dann der Tanzsaal seiner eigentlichen Bestimmung diente. Im Jahre 1761 ein Marionettentheater zu Lauchstädt, im Jahre 1791 erstes Auftreten der Weimarer Hofschauspielertruppe unter Goethes Leitung! Welch gewaltiger Fortschritt in diesen kurzen dreißig Jahren, ähnlich wie für die gesammte deutsche Literatur die Blüthezeit über Nacht gekommen war. Dennoch fehlen nicht Stufen, die von Joh. Ernst Wildes Theater zu dem Goethes herüberleiteten. So hatte Friedrich Koberstein 1770 eine bretterne Theaterbude in der Nähe des Schlosses für 400 Thaler errichtet, an derselben Stelle, wo noch der heutige Bau steht. Diese Bude wurde nach etwa 10 Jahren von dem Director der Weimarischen Hofschauspieler-Gesellschaft Bellomo durch ein neues Bretterhaus ersetzt. Das ist das „Theater“, in welches Bellomos Nachfolger Goethe 1791 mit seiner neugebildeten Truppe einzog, und mit dem er sich, obwohl es bald gänzlich defect war, bis 1801 begnügen mußte.

Goethe war sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe, das Niveau des Theaters zu heben, ohne doch den Zusammenhang mit dem Publicum zu verlieren, völlig bewußt. Wie oft mögen die Erwägungen, die er im Vorspiel zum „Faust“ dem Dichter, dem Theaterdirector und der lustigen Person in den Mund legt, durch seine Seele gezogen sein. Er wußte wohl, daß die Gegenwart von einem braven, lustigen Knaben auch was werth ist, vor Allem auf der Bühne und daß die Mitwelt ihren Spaß haben will und soll. So wurde das Lustspiel am meisten gepflegt; nach neueren Forschungen räumte ihm Goethe ein Drittel des Repertoires ein. Ein zweites Drittel beanspruchte Oper und Singspiel, sodaß für Trauerspiel, Schauspiel, Sittengemälde und Märchen zusammen auch nur ein Drittel übrig blieb. Die Annahme, daß Goethes Repertoire sich sogleich erheblich von dem Bellomos unterschieden habe, wäre verfehlt. Kotzebue beherrschte die Bühne, Ifflands Rührstücke waren beliebt, und nur allmälig verdrängte Goethe die schlechte dramatische Waare durch bessere. Besonders mit der Einbürgerung der eigenen Dichtungen war er vorsichtig; lieber ließ er Schillers Dramen aufführen, welche des Beifalls der Studenten stets sicher waren. Im Allgemeinen wurden für Lauchstädt überhaupt keine neuen Stücke einstudirt, sondern die in Weimar gespielten wiederholt. Hier fanden sie ein anregendes, mit Beifall nicht kargendes Publicum und erzielten gute Einnahmen. Lauchstädt war in seiner Glanzzeit die ergiebigste Filiale des Weimarer Theaters, weit ergiebiger als Erfurt, Rudolstadt oder Naumburg. Für den Leiter des Theaters mußte dies bei den äußerst geringen Zuschüssen, die der Herzog Carl August gewähren konnte, doppelt ins Gewicht fallen.

Vor Allem nahm sich Goethe der Schauspieler selbst an, für die er eine in jeder Beziehung bessere Zeit heraufführte. Wie er dabei verfuhr, hat der Greis Eckermann gegenüber ausgesprochen: „Durch die guten Stücke hob ich die Schauspieler. . . . Aber ich suchte auch den ganzen Stand in der äußeren Achtung zu heben, indem ich die Besten und Hoffnungsvollsten in meine Kreise zog, und dadurch der Welt zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehrs mit mir werth achtete. Hierdurch geschah aber, daß auch die übrige, höhere Weimarer Gesellschaft hinter mir nicht zurückblieb, und daß Schauspieler und Schauspielerinnen in den besten Cirkeln bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch Alles mußte für sie eine große innere wie äußere Cultur hervorgehen.“ Daß eine Hebung ihres Standes dringend nothwendig war, zeigt sich aufs Klarste, wenn wir zu jener Zeit Komödianten mit Taschenspielern und Dieben als unehrlich Volk ziemlich auf die gleiche Stufe gestellt sehen. Als z. B. die berühmte Neuberin, die an Gottscheds Seite gewirkt hatte, zu Laubegast bei Dresden gestorben war, mußte ihr Sarg an Seilen über die Kirchhofsmauer gehoben werden. Der Pfarrer des Ortes wollte es ehrlichen Christenmenschen nicht zumuthen, durch dieselbe Pforte zu wandeln, durch die man die Komödiantin getragen hätte.

Der herrschenden Nichtachtung entsprach der niedere Gehalt der Komödianten, wie ihn auch Goethe den von seinem Namen herbeigelockten Schauspielern Anfangs zahlen mußte. Man kannte nur wöchentliche Abrechnungen, wobei sich die höchste Gage auf ca. 8 Thaler belief. Von all den: Becker, Krüger, Bohß mit Frau, Graff, Genast — derselbe, durch den wir über die Weimarische Truppe unterrichtet sind — Beck, Malkolmi mit seinen Töchtern ꝛc. erhielt zuerst Niemand mehr; Malkolmi mit seinen Töchtern z. B. 10 Thaler. Bewegten sich doch die Preise der Zuschauerplätze gewöhnlich zwischen 8 und 2 Groschen, und erst das neue Lauchstädter Theater erzielte eine Höchsteinnahme von ca. 300 — bei der Erstaufführung 350 — Thalern, wobei die verschiedenen Plätze mit 16, 12, 8 und 4 guten Groschen bezahlt wurden. Allmälig konnte Goethe feststehende und höhere Gagen gewähren, ja sogar einen Pensionsfond aufsparen.

Seine hauptsächlichsten Bemühungen widmete er natürlich der Schauspielkunst. Nach seinen eigenen Worten leitete er die Leseproben, war in den Hauptproben gegenwärtig, besprach mit den Schauspielern was er geändert wünschte, und wohnte den Vorstellungen bei, um noch einmal den Gesammteindruck vor sich zu haben und Fehler abzustellen. Die Loge, von der aus sein Auge der Aufführung folgte, ist die der Bühne zunächst gelegene des linken Seitenbalcons, aus welcher ein steiles Treppchen hinter die Coulissen führt. Das von Goethe zu Lauchstädt bewohnte Häuschen liegt mit freiem Blick ins Grüne hinter dem Schloß in unmittelbarer Nähe des Theaters und ist heut durch eine Gedenktafel gekennzeichnet.

Das größte Talent der Truppe war unstreitig die junge Christiane Neumann, Goethes liebste Schülerin, von der Wieland urtheilte, daß sie bald die einzige deutsche Schauspielerin sein werde. Das Andenken an sie verknüpft sich besonders eng mit der Vergangenheit Lauchstädts. Hier heirathete Christiane 1793 ihren Collegen Becker. Hier suchte sie von dem Brustleiden, das sie bald nachher befiel, vergebens Genesung, hier betrat sie 1797 zum letzten Mal die Bühne. Kurz darauf ward die jugendliche Künstlerin vom Tode dahingerafft, viel zu früh für die deutsche Schauspielkunst. Ein unersetzlicher Verlust für die Weimarer Truppe! Ihr Ensemble war gestört, und Goethe bemühte sich lange umsonst den entstandenen Riß nothdürftig zu verdecken. Die Todesnachricht hatte ihn im Gebirge, unweit von Zürich erreicht, und aufs Heftigste erschüttert. Christianes Bild stand vor ihm, wie er sie zum letzten Male als „Euphrosyne“ in dem tragikomischen Märchen das „Petermännchen“ gesehen hatte. So rief er der Verblichenen die ergreifende Elegie „Euphrosyne“ nach. Von Hermes, dem Führer der Seelen, geleitet, tritt hier ihr Schatten, während sich der Abend aufs Hochgebirge senkt, vor den Dichter, den Freund, den Vater mit der rührenden Bitte hin, sie nicht ungerühmt zu den Todten gehen zu lassen.

„Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.“

Zugleich ist die Elegie ein sprechendes Zeugniß für den Eifer, den Goethe der Schauspielkunst gegenüber bethätigte.

Die Schauspieler fühlten sich in Lauchstädt wohl. Waren sie doch die Helden des Tages, mit deren Einzug, Mitte Juni, die wahre Saison begann, mit deren letzter Vorstellung, Mitte August, sie endigte. Auch gönnten ihnen die wenigen Proben Muße genug, an dem Badeleben Theil zu nehmen. Nur über zweierlei hatten sie zu klagen: das Theater-Gebäude selbst, und hin und wieder das Publicum, die Studenten.

In welch lärmender Weise sich deren Kraftflegelei äußern konnte — auch in Stücken, die ihre Begeisterung hätten entfachen müssen, und die ganz nach ihrem Sinne waren — davon kann man sich heut nur schwer eine Vorstellung machen. Glücklicher Weise besitzen wir in einem Briefe des Schauspielers Becker ein klares und unzweideutiges Zeugniß. Das Schreiben ist an den Landkammerrath Kirms gerichtet und am 28. Juli 1799 zu Lauchstädt abgefaßt. „Ich danke Ihnen für den Beyfall wegen meiner gehabten Kirschkernkanonade. Schon seit mehreren Vorstellungen hatten andere Schauspieler die Erfahrung gemacht, daß Kirschkörner auf das Theater geworfen würden, ja von einem sagt man, daß er durch das ganze Stück soll wirklich getroffen worden sein — und er hat es ertragen! Auch würden während den Acten alle grünen Blätter, welche in

den Kirschkörbchen lagen, über das Orchester weg auf das Theater geworfen, so daß man, wenn der Vorhang aufging, wie in einem grünen Garten war. Daß dieses so eine Weile hingegangen, hatte die Herren kühn gemacht und so machten sie denn vor Anfang der Räuber solch einen Lärm, wie ich ihn Zeit meiues Lebens in einem Schauspielhaus noch nicht erlebt. So arg war's, daß sich uiemand vou den Badegästen in den Logen durfte sehen lassen, denn sie wurden ausgepfiffen und mußten 'runter. Die Wache, welche Ruhe gebot, wurde ausgelacht uud so fort. Es war der Auswurf der Universität hier, und da konnte es nicht anders kommen. Wie der zweite Act anging, uud ich meinen Monolog hielt" — Becker spielte den Franz Moor, — „kam mir ein Kirschkern auf den Tisch . . . geflogen. Ich stand auf und sagte zu einem Trupp, der vorn am Orchester saß und Kirschen aß: »Was soll das? Kirschkerne auf das Theater zu werfen!« in einem festen und befehlenden Tane, welchen ich so gauz in meiner Rolle als Fronz Moor inne hatte. Sie fingen an zu pochen, aber Alles zischte: »Stille.« Wie es stille war, ging ich in meiner Rolle weiter, uud durch das ganze Stück herrschte Ruhe und Stille, wie niemals. Nach der Vorstellung brachten mir die Studenten, welche selbst höchst unzufrieden über den Auswurf unter ihnen sind, ein Vivat vor meiner Thür, und hat sich bis jetzt Keiner wieder unterstauden, Kirschkerne oder Blätter ouf das Theater zu werfen. . . . Sollte es aber noch einmal geschehen . . . so lasse ich aufhören und „die Gardine heruuter und halte eine Rede, wo ich die Gutgesinnten gegen diese gemeinen Bursche anfeuern will, daß sie höchst beschämt werden sollen."

In demselben Briefe klagt Becker über das baufällige Theater, ja er setzt dessen Schadhaftigkeit mit den Uebergriffen der Studenten in Beziehung. Nicht mit Uurecht werde der Bau von diesen nur eine „Schafhütte" genannt. Weil sich in diesem elenden Raume nichts gut ausuehme, falle auch die Achtung weg, auf welche die Schauspieler von Seiten des Publicums Anspruch erheben könnten.

In der That war es mit dem Theater übel genug bestellt. Das lange, dreischiffige Gebäude, dessen Aeußeres Goethe als „ein paar auf einem freien Platze stehende, hohe Brettergiebel" schildert, „von welchen zu beiben Seiten das Pultdach bis nahe zur Erde reichte", muß einer Scheune nicht unähnlich gewesen sein. Das mittlere Schiff enthielt die Bühne und den Zuschauerraum, die beiden Seitenschiffe die Garderoben. Regnete es, so sickerte und tropfte das Wasser auf die Bühne uud die Zuschauer herab, und vor Allem konnten sich die Schauspieler in der „Mannsgarderobe" kaum davor schützen. Do war es wohrlich nicht unbillig, wenn Becker die Nothwendigkeit eines besseren Theaters oder mindestens einer neueu Bedachung der alten Baracke betonte.

Indessen hatte Goethe deu Plan eines Neubaus bereits seit Langem in Erwägung gezogen und die darauf bezüglichen Verhandlungen mit dem kursächsischen Hofe, welchem der Gruud und Boden des Theatergebäudes gehörte, im Juli 1797 eingeleitet. Es währte jedoch bis in deu Januar 1802, ehe die endgiltige Genehmigung aus Dresden eintraf; dann aber ward mit größtem Eifer ans Werk gegaugen. Professor Thouret aus Stuttgart, der ouch den Umbau des Weimarer Theaters geleitet hat und damals zufällig an Carl Augusts Hofe weilte, zeigte sich mit dem Plane einverstanden. Noch lag jedoch das für den Bau erworbene Holz bei Saalfeld eingefroren. Da trat im März Thauwetter ein und lustig schwammen Bohlen und Bretter die Saale hinunter, um nach Lauchstädt überführt zu werden. Im April und Mai wurde fleißig gebaut, und Ende Juni stand das Theater, wie wir es aben lennen gelernt haben, fertig. Die Kosten beliefen sich auf annähernd 12000 Thaler. Goethe hatte für seine Einweihung das Vorspiel „Was wir bringen" eilig verfaßt, und so wurde das neue Theater am 26. Juni 1802 mit diesem Festspiel und Mozarts „Titus" eröffnet.

An diesem Tage muß eine feierliche Stimmung in dem Bade Lauchstädt geherrscht haben. Ein Trompetenstoß verkündigte wie gewöhnlich, daß die Thüren des Theaters geöffnet seien. Schnell eilte die bunte Menge — voran die Studenten — durch die gerade Allee zu dem Neubau hinauf, der unmöglich die Schaar der Besucher fassen konnte. So ließ man die Thüren offen, damit die draußen Zusammengedrängten den Vorgängen wenigstens mit dem Ohre folgen konuteu. Schafstädter Dragoner umstanden sie mit gezogenen Säbelu und wehrten Störungen ab. Drinnen erschien Goethe kurz vor Beginn der Vorstellung auf dem Balcon. Dann erhob sich der Vorhaug, und das Festspiel giug in Scene.

Ein anspruchsloses, gefälliges Gelegenheitsstück! Goethe stellt darin die Umwandlung des alten Theaters zum neuen metaphorisch dar, und die Zuschauer mögen mit dankbarer Gesinnung die Verse aufgenommen habeu:

„Gesprengt ist jene Raupenhülle, neu belebt
Erscheinen wir in dieses weiten Tempels Raum . . .
Drum Lob den Architekten, deren Kraft und Sinn,
Auch den Gewerken, deren Hand es ausgeführt."

Auch das Programm der Kunst, welche in diesen Räumen dem Publicum vorgeführt werden sollte, enthüllt das Festspiel und betont vor Allem die Vermählung des Guten mit dem Schönen und die Aussöhnung von Natur und Kunst. Als sich der Vorhang wieder senkte, erhob sich eiu endloser, enthusiastischer Beifall, der in einem dreifachen Hoch ouf den Dichter ausklang. Da trat Goethe an den Rand des Balcons und sprach gemessen: „Möge das, was wir bringen, einem kunstliebenden Publicum stets zusagen!" Nach diesen Worten zog er sich wiederum zurück und stieg auf die Bühne hinab, um den Schauspielern seine Zufriedenheit auszusprechen.

Wie Goethes hoher Name ist auch der Schillers eng mit der Geschichte des Lauchstädter Theaters verknüpft, ja diese Kunststätte wird von den Bewohnern des Städtchens häufig Schiller-Theater genannt. Steht doch der Dichter des „Tell" dem Verstäuduiß und dem Herzen des Volkes noch heute näher als Goethe. Auch seine einstige Wahnung ziert eine Gedenktafel. Als Schiller Anfang Juli 1803 in Lauchstädt weilte, war der Prinz Eugen von Württemberg gleichfalls anwesend und suchte häufig deu Verkehr des Dichters. Die Art und Weise, wie sich dieser, im Gegensatz zu Goethe, in dem besuchten Bade bewegte, kennzeichnet im Kleinen den ganzen Uuterschied der Naturen unserer beiden Classiker. Von Goethe wird berichtet, daß er stets hocherhobenen Hauptes mitten durch die Menge, deren Augen sich auf ihn richteten, geschritten sei, all den Ehrenbezeugungeu und Grüßen, die er als etwas Selbstverständliches hinnahm, nur mit gnädigem Kopfnicken dankend. Schiller flog die Gunst des Publicums in noch viel stärkerer Weise zu; doch ihn verwirrte und verschüchterte das laute Treiben um ihn her. Mit gebeugtem Kopfe Jedem, der ihn grüßte, freundlich dankend, suchte er den Huldigungeu seiner Verehrer auf einsamen Wegen zu entgehen. Ohne Erfolg! Denn wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durchs Bad, welche Richtung er eingeschlagen habe, und dort hinaus wallfahrtete Alles, um dem Dichter zu begegnen. Die Geselligkeit im kleinen Kreise wußte Schiller dagegen zu schätzen, ähnlich wie im „Walleustein" Octavio von Buttler rühmt:

„Ein halbes Dutzend guter Freunde höchstens
Um einen kleinen runden Tisch, ein Gläschen
Tokaierwein, ein offnes Herz dabei
Und ein vernünftiges Gespräch — so lieb' ich's!"

Bei einem iu diesem Sinne vom Obergerichtsrath Blümner zu Lauchstädt veranstalteten Diuer, das am Tage vor Schillers Abreise stattfand, fühlte er sich sehr wohl. Angeregt erzählte er, daß er mit dem Entwurf zu seinem Wilhelm Tell fertig sei, und daß er jetzt zurückeile, um das Schauspiel zu vollenden. Ebenso gern spielte er den stillen Zuschauer und beobachtete in dem Kursaal, wo auch er speiste, die ca. 100 Köpfe starke Badegesellschaft, die sächsischen und preußischen Officiere und die hübschen Damen. Der Saal selbst, wie überhaupt das ganze Bad gefiel ihm recht gut.

Am 3. Juli ward in seinem Beisein „Die Braut von Messina" aufgeführt. Bei drückender Gewitterschwüle sammelte sich das Publicum im Theater, uud bald nach Beginn der Vorstellung brach ein furchtbares Unwetter los. Der Regen prasselte so laut auf das Dach, daß man — nach Schillers eigenem Bericht an Goethe — ganze Viertelstunden lang keine zusammenhängende Rede verstehen konnte, wie sehr auch die Schauspieler ihre Stimmeu anstrengten. Dann fiel der Donner ein. Wurde so die Gesammtwirkung der Tragödie gänzlich gestört, so erhöhte das Unwetter die grausige Stimmung einzelner Stellen in erschütternder Weise. Als Groff, der den Cajetan spielte, die Verse sprach:

„Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt"

fiel der Donner in Wirklichkeit mit dröhnendem Krachen ein. Da machte der Schauspieler eine hinweisend-bestätigende Bewegung, während Schreckensstille im Hause herrschte. Ebenso antwortete

das Unwetter auf die trotzigen Verwünschungen, die Isabella gegen die Götter schleudert, mit machtvollen Donnerschlägen. Nach der Vorstellung betrat Schiller die Bühne, die Schauspieler aufs Liebenswürdigste über den zerstörten Gesammteindruck tröstend. Dabei richtete er an Graff die Worte: „Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu passe, schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck gesprochen werden.“

An zahlreichem Besuch des Theaters hatte der Dichter stets seine Freude. Genast schildert, wie man die Befriedigung auf seinem Gesicht lesen konnte, wenn er die Bühne mit den Worten betrat: „Das ischt ja heut wieder eine recht gute Einnahme! Ich hab' an Goethe geschrieben, daß wir recht gute Geschäfte machen.“ Gewöhnlich verließ er auch bei der Aufführung seiner eigenen Stücke vor Schluß der Vorstellung das Theater, wiederum um sich den Ovationen zu entziehen, die ihm fast stets dargebracht wurden. War die „Braut von Messina“ für 1803 die werthvollste Novität des Lauchstädter Theaters, so wurde es für 1804 „Wilhelm Tell“, mit dem die Saison am 23. Juni begann. Goethe hatte das Schauspiel für 150 Thaler, das höchste Honorar, das während seiner Theaterleitung gezahlt wurde, zur Darstellung erworben. Schiller selbst war nicht in Lauchstädt anwesend.

Im nächsten Frühling weilte Schiller nicht mehr unter den Lebenden. Die Schreckenskunde seines Todes, die „unerwünschte traurige Botschaft“, wie die Braut von Messina sie kurz vorher genannt hatte, war von der Schwelle seines Hauses durch Weimar geeilt. Als sie Goethe selbst schwer erkrankt vernahm, verhüllte er fassungslos sein Haupt. Er wollte dem Freunde ein leuchtendes Denkmal in der Vollendung seines „Demetrius“ setzen, doch er mußte die Unmöglichkeit seines Vorhabens einsehen. Da bereitete er dem edlen Verstorbenen zu Lauchstädt am 12. August 1805 eine andere Todtenfeier, indem er „Das Lied von der Glocke“ darstellen ließ. Während die einzelnen Strophen declamirt wurden, veranschaulichten schöne Gruppen von Arbeitern, Bergleuten und Mädchen die geschilderten Vorgänge. Zum Schluß ward die Form der Glocke zerschlagen, und diese selbst an Blumen und Bändern in die Höhe gewunden:

„Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.“

Da trat Beckers zweite Gemahlin in griechischem Gewande vor und sprach Goethes „Epilog zu Schillers Glocke“, in welchem der zurückgebliebene Freund die erhabene Reinheit des Geschiedenen so vortrefflich mit den Versen kennzeichnet:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Wie die Bühnenwerke Schillers, so erweckte auch die Aufführung seiner Glocke nicht enden wollenden Beifall, der diesmal dem großen Todten galt. Die Vorstellung mußte am 19. wiederholt werden.

Wir haben den Höhepunkt des Lauchstädter Theaters erreicht. Wie er in verhältnißmäßig kurzer Zeit erklommen wurde, so vollzog sich auch der Abstieg zu fast gänzlicher Vergessenheit mit jäher Schnelle. Die Gründe hierfür waren verschiedener Art. Halle, in dem die Herrschaft des Pietismus gebrochen war, öffnete der Weimarer Truppe aufs Bereitwilligste Thor und Herz, und die hier erzielten Einnahmen übertrafen die Lauchstädter um das Vierfache. War es da Goethe zu verargen, wenn er den Badeort aufgab, der so mit einem Schlage seiner größten Anziehungskraft beraubt war? Zudem breitete die französische Zwingherrschaft dunkle Schatten über das Land, sodaß der Badebesuch Jahr für Jahr nachließ. Als schließlich der Friede von 1815 das Merseburger Gebiet mit Lauchstädt in preußischen Besitz brachte, war sein Lebensnerv, der es mit Sachsen und seinem Adel verbunden hatte, zerschnitten. Das Theater stand leer, wenn nicht — wie dies bis in die achtziger Jahre öfters geschah — eine Wandertruppe ihre Künste darin vorführte. Jetzt ist seine Benutzung wegen Feuersgefahr untersagt.

Fast wäre uns das schlicht-ehrwürdige Haus nicht erhalten worden. Carl August beabsichtigte, nachdem 1814 ein letztes Gastspiel der Weimarer Truppe stattgefunden hatte, den nutzlosen Bau abzubrechen. Da erwirkte der Staatskanzler Hardenberg zur rechten Stunde von Friedrich Wilhelm III. einen Cabinetsbefehl, welcher den Ankauf des Theaters befahl. Diesen beiden Männern schulden wir Dank, wenn der harmonische Eindruck einer schönen, vergangenen Zeit, wie wir ihn in den Lauchstädter Kuranlagen empfangen, durch das Goethe-Theater ein vollkommner wird.

Dr. O. Nowand.

Bücherbesprechungen.

— Brockhaus' Conversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidirte Jubiläumsausgabe. Siebenter Band. Frankstadt—Gleyre. Mit 57 Tafeln, darunter 10 Chromotafeln, 7 Karten und Pläne, und 324 Textabbildungen. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien. Preis elegant gebunden 12 ℳ. — Gegen Ende April 1901 erst ist der erste Band der 14. vollständig neubearbeiteten Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon erschienen. Jetzt, Mitte Juni dieses Jahres, liegt uns nun bereits der 7. Band vor, der sich den bisher erschienenen in jeder Weise ebenbürtig anreiht. Wie die vorhergehenden Bände dieses wichtigen und für Viele unentbehrlichen encyklopädischen Nachschlagewerkes, so ist auch dieser 7. Band, soweit das eben überhaupt bei Benutzung der Stereotyp-Platten der ersten Ausgabe der 14. Auflage ausführbar war, überall mit löblicher Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit überarbeitet, wirklich Veraltetes ausgemerzt und nach Möglichkeit durch Neues ersetzt. So sind bei dem Artikel „Französisches Heerwesen“, dem auch 2 übersichtliche Militärdislocationskarten beigegeben sind, bereits die Angaben von Ende 1900 zu Grunde gelegt, die eingefügte Tafel „Die französischen Kriegsschiffe“ berücksichtigt gar schon den Stand von Ende 1901, so ist schon erwähnt, daß der Politiker v. Frege-Weltzien 1901 sein Amt als 1. Vicepräsident des Reichstags niedergelegt hat, so, daß der Gemeindeordnung von Paris bereits das Budget für 1901 zu Grunde gelegt ist, so ferner, daß der Landschaftsmaler Ludwig Freiherr v. Gleichen-Rußwurm am 9. Juli 1901 gestorben ist, und vieles Andere noch. Daß der spanische Titularkönig Franz de Assisi, der erst am 17. April dieses Jahres gestorben ist, in dem vorliegenden Bande noch als lebend angeführt wird, ist begreiflich; der betreffende Bogen war eben schon gedruckt. Dagegen hätte unter dem Artikel „Hermann Frey“ (Martin Greif) die veraltete Angabe, Greifs romantisches Schauspiel „Liebe über Alles“ sei noch ungedruckt, wohl berichtigt werden sollen. Das Werk ist nämlich thatsächlich im 3. Bande der „Gesammelten Werke“ Greifs (1896), die in dem Artikel erwähnt werden, bereits mit abgedruckt. Im Uebrigen gilt, was ich betreffs des Textes der 1. Ausgabe dieser ganzen Auflage Rühmliches gesagt habe, selbstverständlich auch von dieser wiederum überarbeiteten Neuausgabe des Werkes. Auch der vorliegende Band beweist, von ganz vereinzelten kleinen Flüchtigkeiten, wie die eben erwähnte, abgesehen, wiederum die große Sorgfalt der Redaction und ihres ansehnlichen gelehrten Mitarbeiterstabes, so daß man diesem Führer in der Hauptsache volles Vertrauen schenken kann. Besonderes Lob verdient auch diesmal der reiche Illustrationsschmuck, vorzüglich sind namentlich wiederum die prachtvollen Chromotafeln, von denen nur die beiden Tafeln „Giftpflanzen“, die Tafel „Giftschlangen“, die Tafel „Bronzereliefs des Baptisteriums zu Florenz“ von Lorenzo Ghiberti und die beiden Tafeln „Glasmalerei“ hervorgehoben seien. Sei denn auch dieser Band der Beachtung der weitesten Kreise warm empfohlen!

Prof. Dr. Karl Siegen.

— Von der 1897 von Pfarrer Kubitz in Hochkirch herausgegebenen kleinen Schrift „Ueberfall von Hochkirch am 14. October 1758. Nach österreichischen Original-Quellen dargestellt von Gustav Adolf Ritter Amon von Treuenfest“, auf die wir an dieser Stelle s. Z. hingewiesen haben, ist eine zweite Auflage im Commissionsverlage von F. A. Reichel (Max Richter) in Bautzen erschienen, deren Ertrag dem Fonds für ein Kriegerdenkmal in Hochkirch zufließen soll. Es ist ihr eine klare Uebersichtskarte beigefügt worden, die den Lesern sehr willkommen sein wird; im Uebrigen ist sie unverändert geblieben.

—m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 76. Donnerstag, den 26. Juni, Abends. 1902.

Waldpoesie.

Literarische Skizze von Paul Pasig (Ilmenau).

Wie kommt es doch, daß die Dichtkunst der alten Welt ebensowenig Verständniß zeigte für den geheimnißvollen, tiefpoetischen Zauber des Waldes wie in der neuen Zeit die der nichtgermanischen Nationen? Der antiken Heidenwelt ging das eigentliche Waldweben, das so tief zum Gemüthe spricht, deshalb verloren, weil ihre pantheistische Anschauung die Natur vergötterte, sie also hinaushob aus der Sphäre des rein menschlichen Empfindens. Die israelitische Poesie hingegen tönte ihr gesammtes innerstes Empfinden an den Stufen des Thrones Jahves aus, und wenn sie der herrlichen Schöpfung begeisterte Hymnen weiht, so ist und bleibt doch deren Grundton der Lobpreis des allmächtigen und allweisen Bundesgottes (Ps. 104, 8, 19, 29 u. a. m.).

Erst den Germanen blieb es vorbehalten, das süße Waldgeheimniß zu ergründen und so die erchte Stellung zum Naturleben überhaupt zu finden, gleich weit entfernt von pantheistischer Naturvergötterung wie von supranaturalistischer Betrachtungsweise. Wir lassen die Natur als solche, d. h. wie sie in ihrer jeweiligen Erscheinungsform sich darstellt, auf Gemüth und Phantasie einwirken, ohne sie zur Gottheit emporzuheben, d. h. zu vergöttern, und ohne die Gottheit in der Natur aufgehen zu lassen. So allein ist es auch möglich, daß die Natur eine Brücke wird, die zur Gottheit hinüberleitet, sei es, daß der sinnende Menschengeist in ihr Gleichnisse einer höheren Welt findet, sei es, daß er in ihren Erscheinungsformen die Gedanken der Gottheit wahrnehmbar verkörpert sieht: die Natur wird ihm „ein offenes Buch, von des allgütigen Schöpfers Hand geschrieben, um darin seine ewigen Gedanken auszudrücken".

Was aber von der Natur im Allgemeinen, das gilt vom Walde im Besonderen. Hier mögen die erhabene Ruhe, das zauberische Halbdunkel, das geheimnißvolle Wipfelrauschen, der Gesang der Vögel im dunkeln Grün, das verborgene Treiben der Thierwelt, wunderbaer Pflanzenformen u. s. w. mit dazu beigetragen haben, gerade diese Stätte mit dem Zauber der Poesie zu umgeben. Die eigentliche Waldpoesie hebt erst mit unserer zweiten classischen Periode an. Die vorangehende Zeit war mit religiösen Auseinandersetzungen ausgefüllt, was sich auch in der damaligen Poesie widerspiegelt. Seit aber Eichendorff (1788 bis 1857) sein gewissermaßen typisch gewordenes „Wer hat dich, du schöner Wald" angestimmt hat, erklingt zum Preise des deutschen Waldes manch begeisterte Weise. Zunächst wiegt auch hier, wie oben angedeutet, das erligiöse Motiv vor. Am ergreifendsten wohl in „Waldandacht" von L. Dreves (1816—1870), der sich Eichendorff zum Vorbilde erwählte:

„Frühmorgens, wenn die Hähne krähn,
Eh' noch der Wachtel Ruf erschallt,
Eh' wärmer all die Lüfte wehn,
Vom Jagdhornruf das Echo hallt,
Dann gehet leise nach seiner Weise
Der liebe Herrgott durch den Wald.

Die Quelle, die ihn kommen hört,
Hält ihr Gemurmel auf sogleich,
Auf daß sie nicht die Andacht stört,
So groß als klein im Waldbereich.
Die Bäume denken: Nun laßt uns senken
Vorm lieben Herrgott das Gezweig" u. s. w.

Wer hätte in der That beim Anhören dieses Liedes in der Abtschen Composition sich nicht in eine Stimmung, ähnlich der im Gotteshause, versetzt gefühlt? Ueberhaupt lieben es unsere Dichter, vom „Waldesdom" zu reden, ein Beweis von ihrem tiefen Verständnisse für den deutschen Wald. So singt H. Zeise (geb. 1822) in „Der Wald":

„Es wölbt sich stolz der Buchen Krone,
Und über Kiesel rollt der Bach,
Die Drossel pfeift auf grünem Throne,
Es spielt der Wind mit Orgeltone
Im dichtverschlungnen Blätterdach

Und welch ein Reichthum in den Weisen,
Die in dem kühlen Waldeszelt
Bald in Accorden, milden leisen,
Und bald in vollern, mächtig preisen
Die eriche, wunderbaer Welt.

Am fernen Abhang stehn die Föhren,
Dort ruht der Hirsch im kühlen Tann,
Sie stimmen auch in vollen Chören,
Um nicht die Harmonie zu stören,
Ein feierliches Loblied an"

So fühlt sich der Dichter in der „Waldeinsamkeit" der Gottheit näher, wie schon unsere Vorfahren im Rauschen der Wipfel die Stimmen ihrer Götter vernahmen. Der Grund davon ist leicht erkennbar: der denkende und fühlende Mensch weiß sich hier fern vom zerstreuenden Treiben der Welt, er hält Einkehr bei sich und erine, himmlische Gedanken strömt ihm die Nähe des Einen zu. So Allmers (1821—1902) in „Waldeinsamkeit":

„Hier sinkt des Erdendaseins enge Schranke,
Es fühlt das Herz sich göttlichee und erinee,
Als könnt' es tiefer schauen und verstehen.
Da löst sich manch unsterblicher Gedanke;
Woher das kommt, das ahnet selten Einer:
Es ist des Weltengeistes nahes Wehen."

Darf es uns daher Wunder nehmen, wenn dem Deutschen sein Wald zu einer Stätte des Friedens, des Trostes in mancherlei Herzeleid, zu einem Orte erinster und heiligster Gedanken und Entschlüsse ward? Ein gemüthvoller Dichter singt:

„Sag's nicht den Leuten, wenn das Herz dir blutet,
Geh' lieber in den stillen Wald und weine,
Wenn du dich fühlst zum Weinen angemuthet,
Denn leichter als die Menschen rührst du Steine."

Wir erinnern ferner an das bekannte „Waldlied":

„Bist du im Wald gewandelt,
Wenn's drin so heimlich rauscht,
Wenn in den dunkeln Wipfeln
Das Wild aufhorchend lauscht?
Hast du da ercht verstanden
Des Waldes zaubrisch Grün,
Sein heimlich süßes Rauschen
Und seine Melodien?
O Herz, wenn dir die Erde
Nicht hielt, was sie versprach,
Wenn Lieb' und Treu' die Schwüre
In arger Falschheit brach:
Dann komm, ruft's aus dem Walde,
Komm her in meine Ruh',
Mein heimlich süßes Rauschen
Küßt deine Wunden zu!"

Und welch tiefer Friede zieht des Abends im Walde in das sturmbewegte Herz ein! Fürwahr, die weite Erde bietet kein sprechenderes Bild heiligsten Friedens als die abendliche Waldesstille, und die innige Sehnsucht nach gleichem Frieden bemächtigt sich unser. Wer gedächte da nicht der Verse, die der 34jährige Goethe in heiliger Waldesstille im Jahre 1783 dem Bretter-

häuschen auf dem Kickelhahn bei Ilmenau anvertraute: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'“? Aehnlich heißt's in obenerwähntem „Waldliede“:

„Bist du im Wald gewandelt,
Wenn's still zum Abend wird,
Wenn durch die dunkeln Tannen
Der letzte Lichtstrahl irrt?
O Herz, wenn dich die Menschen
Verwunden bis zum Tod,
Dann klage nur dem Walde
Vertrauend deine Noth!
Dann wird aus seinem Dunkel,
Aus seinem Zaubergrün
Beseligend zum Herzen
Des Trostes Engel ziehn.“

Der tiefe, heilige Frieden, der uns nach des Tages Unruhe und Streit den Wald zu einem doppelt ersehnten Aufenthalt macht, war es auch, der den Dichtern den Vergleich mit dem Gotteshause nahelegte: hier wie dort der Gruß: Friede sei mit euch! Und das Bewußtsein dieses Friedens wird vor Allem durch die Einsamkeit, die Menschenferne genährt. Darum singt Karl Wörmann (geb. 1844):

„Wo Menschen so nahe beisammen steh'n,
Da ist es um Frieden und Ruh' gescheh'n,
Da toben lästernde Zungen.
Doch Waldesbäume, viel Tausend an Zahl,
Steh'n freundlich beisammen in Berg und Thal
Und halten sich innig umschlungen.

Horch, wie das lispelt und säuselt und rauscht
Und süße Worte der Treue tauscht!
Dazwischen die Drosseln schlagen.
Mild senkt sich in meine Seele auch
Des Waldesfriedens göttlicher Hauch:
Ich möchte der Welt entsagen!“

So dürfen wir es nicht pantheistisch schelten, wenn unsere Dichter dem Glaubensschwachen den Besuch des Walddomes empfehlen, damit sie wieder glauben, hoffen und lieben lernen. Das in steinernen Tempeln gepredigte Wort geht eben gerade deshalb oft wirkungslos an den Herzen vorüber, weil ihnen hier die Menschenferne und mit ihr die Gottesnähe fehlt. Im Walde finden sie Beides, und sie fangen an, wieder etwas vom Unendlichen zu spüren, dessen Stimme sie im lauten Treiben nicht zu hören vermochten. Fürwahr, wer in der Waldeinsamkeit noch reinerer, edlerer Empfindungen fähig ist, dessen Seele ist noch nicht ganz verloren: hierin liegt eben die Ahnung des Göttlichen, die an die Sinnenwelt anknüpft. Darum ruft Geibel (1815—1885) Solchen zu:

„Kommt her zum Frühlingswald, ihr Glaubenslosen!
Das ist ein Dom, drin pred'gen tausend Zungen;
Seht diese blüh'nden Säulen, diese Rosen,
Die lichte Wölbung, Grün in Grün verschlungen!

Wie Weihrauchswolken steigt der Blumen Düften,
Gleich goldnen Kerzen flammt das Licht der Sonnen,
Als Jubelhymnen fluthen in den Lüften
Die Stimmen all von Vöglein, Laub und Bronnen.“

Aber unsere Waldpoesie trägt nicht nur ein religiös-sittliches Gepräge, nein, sie sieht auch im Walde die romantische Heimath der bunten Märchen- und Zauberwelt, die hier ihr geheimnißvolles Spiel treibt. Im Erdenschooße drunten, in der Bäume Schutz, haust die neckische Schaar.

„Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen.

Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern“ —

so weiß Rückert (1789—1866) von ihnen zu berichten, während der Baum droben das Walten des Geistes beobachtet,

„Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt,

Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich hier vorübersaust,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.“ . . . .

Die ganze, bunte Märchenwelt und mit ihr die sonnige Kindheit läßt die Waldeinsamkeit dem Dichter wieder erstehen, wie Freiligrath (1810—1876) das treffend schildert („Im Walde“):

„Ja, ein Zauberwald ist hier!
Was hier lebt und wächst,
Stein und Blume, Kraut und Thier,
Alles ist verhext!

Die auf dürren Landes Gold
Sich hier sonnt und sinnt,
Diese Falter, kraus gerollt,
Ist ein Königskind“ —

und die dunkeln Fluthen des einsamen, stillen Waldsees sind ihr krystallener Palast: o wer die Zauberformel fände, das Geheimniß zu lösen, das Glück zu heben!

„Waldesruhe, Waldeslust,
Bunte Märchenschäume,
O wie lobt ihr meine Brust,
Lockt ihr meine Reime!“

„Hast du die Geister des Waldes vernommen?“ fragt Stephan Milow (geb. 1836). Keiner schaut sie, und doch

„Welch ein verstohlenes Rascheln und Rauschen!
Immer und immer mußt du lauschen.
Jetzt — knapp hinter dir —
Zitternd meinst du schier,
Daß sich eine Hand dir still
Auf die Schulter legen will.
Schauernd siehst du dich um:
Niemand — Alles stumm!
Und aufs Neue beginnt das Walten,
Lispelnde Stimmen im leisen Chor
Singen dir neckend, verwirrend ins Ohr:
Freund, was sinnst du,
Freund, was spinnst du
Hier, wo gesteigert das tiefste Leben
In der Natur geheimstem Weben?“

So vermählt sich der deutsche Wald der Seele des Dichters und dem empfänglichen Gemüthe, er wird ihm Vertrauter und Freund, dem er sein innerstes Denken und Empfinden offenbart. Darum liest der Dichter im Walde wie in einem offenen Buche und entziffert dessen geheimste Sprache und wundersamste Räthsel. Was aber der deutsche Wald kündet, das faßt Eichendorff in die vielsagenden Verse zusammen:

„Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.“

Schwer kommt ihm daher das Scheiden vom geliebten Walde an, und wenn es doch nun geschieden sein muß, dann geschieht es gewiß mit den herzlichsten Segenswünschen und innigsten Gelübden, denen derselbe Dichter in den Worten treffenden Ausdruck verleiht:

„Was wir treu gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten:
Deutsch Panier, das rauschend wallt.
Lebe wohl!
Schirm' dich Gott, du schöner Wald!“

Das Jubiläum des Germanischen Nationalmuseums
am 15. und 16. Juni.

Die glänzenden Festtage, die hinter uns liegen, haben wohl allen Theilnehmern, hoch und niedrig, den Eindruck hinterlassen, daß es sich um mehr handelte als um eine jener Jubelfeiern, an denen unsere Zeit ja überreich ist, und das mag es rechtfertigen, wenn wir trotz der Festberichte, die den Lesern dieses Blattes bereits geboten worden sind, an dieser Stelle noch einen Rückblick auf sie werfen. Hat doch die Entstehungsgeschichte des Germanischen Museums in Nürnberg gerade für Sachsen eine besondere Bedeutung: in Dresden war es, wo am 17. August 1852 der eigentliche Gründungsact sich vollzog; die Versammlung, durch welche dies geschah, war einberufen worden vom königl. sächsischen Alterthumsverein und wurde geleitet von dessen Be-

gründer und Präsidenten, dem Prinzen Johann, dem späteren Könige von Sachsen; seine hohe geistige Bedeutung, der er den wohlverdienten Beinamen des Gelehrten auf dem Throne verdankte, hat sehr viel dazu beigetragen, daß endlich die Jahrzehnte lang gehegten Pläne des Freiherrn v. Aufseß trotz aller Hemmnisse zur Ausführung gelangten. Der sächsische Alterthumsverein hat also an der Wiege des Gesammtvereins gewissermaßen die erste Pathenstelle vertreten; es war wohlbegründet, wenn ihm mit Rücksicht darauf eine besonders freundliche Einladung zur Jubelfeier der Anstalt zuging. Daß der erlauchte gegenwärtige Protector des Vereins unter dem Drucke schmerzlicher Besorgniß, der eben jetzt auf ganz Sachsen lastet, dieser Einladung nicht persönlich Folge leisten konnte, was er sonst als Sohn seines Vaters gern gethan hätte, lag ja auf der Hand; doch wurde Verfasser dieser Zeilen beauftragt, als Vertreter des Vereins dem Museum Glückwünsche darzubringen.

Das alte Nürnberg, das jedem einigermaßen geschichtlich und künstlerisch empfindenden Menschen, der einmal in seinen Mauern geweilt hat, unvergeßlich bleibt, machte dießmal einen ganz eigenartigen Eindruck. Während die inneren Stadttheile mit ihren stolzen Patrizierhäusern und hochragenden Kirchen sonst einen im Verhältniß zur heutigen Einwohnerzahl auffallend stillen, in den Seitenstraßen einen fast verträumten Eindruck machen, wogte heute schon am Vorabend des Festes eine nach Tausenden zählende Menschenmenge auf und nieder, die sich an den Festtagen selbst hier und da zu einem fast unentwirrbaren Gedränge steigerte; reicher Fahnen- und Laubschmuck, zum Theil sinnig der Architektur angepaßt, gab dem altbekannten Bilde Farbe und Leben. Und doch würde jeder Freund der Stadt die Empfindung nicht losgeworden sein, daß sie im Alltagskleide ihm lieber ist als in diesem Festgewande, wenn nicht die Feststimmung durchweg getragen gewesen wäre durch das Bewußtsein, daß es sich um keine örtliche, auch um keine blos wissenschaftliche, sondern um eine nationale Feier handelte. Ist auch das Germanische Museum entstanden aus der Anregung eines einzelnen fränkischen Edelmanns und wiederum vorwiegend durch die Thätigkeit eines Einzelnen, des unvergeßlichen A. v. Essenwein, zu seiner heutigen Blüthe gelangt, so ist es doch in gewissem Sinne ein Werk des gesammten deutschen Volkes; alle Kreise, vom Fürstenthrone bis zum Häuschen des Bürgers und zur Hütte des Bauern, haben daran mitgebaut — das wäre nicht denkbar gewesen, wenn das Museum lediglich den Charakter einer wissenschaftlichen Anstalt und nicht zugleich den eines für die weitesten Kreise bestimmten nationalen Unternehmens getragen hätte. Seine Geschichte steht deshalb auch in engster Beziehung zu der des Gesammtvaterlandes; erst dessen Wiedergeburt ermöglichte die 1894 erfolgte Neuorganisation, nach welcher die Verwaltungskosten des Museums, ohne daß dieses eine eigentliche Reichsanstalt geworden wäre und seine Selbständigkeit eingebüßt hatte, vom Deutschen Reiche in Verbindung mit dem Königreich Bayern und der Stadt Nürnberg übernommen wurden. Wenn die gegenwärtige Leitung des Museums diesen seinen nationalen Charakter bei der Vorbereitung des Festes stets im Auge behalten hat und sein Protector, der Prinz-Regent, auf diese Idee eingegangen ist und eben deswegen den Kaiser und eine Reihe deutscher Fürsten zur Theilnahme eingeladen hat, so kann man dieß — zumal mit Rücksicht auf die namentlich in Süddeutschland zuweilen bemerkbaren Strömungen — nur mit lebhaftem Dank begrüßen.

Die eigentliche Festversammlung, die am Vormittag des 15. Juni in der eben vollendeten „Waffenhalle" des Museums stattfand und wohl von 5—600 Personen besucht wurde, leitete der erste Director v. Bezold mit einer Ansprache ein, die in kurzen Zügen die Entwickelung des Museums darlegte; er gedachte auch des um das Museum und namentlich das Fest selbst hochverdienten zweiten Directors Boesch, der leider vor wenigen Tagen von einem Schlaganfall betroffen worden ist. Dann folgte eine lange Reihe von Begrüßungsreden; die Vertreter der bayerischen Staatsregierung (Cultusminister Dr. v. Landmann), der Reichsregierung (Geh Oberregierungsrath Lewald), der Stadt Nürnberg (Bürgermeister v. Schuh), der preußischen Regierung (Cultusminister Studt), der deutschen Akademien der Wissenschaften und Universitäten, der österreichischen und schweizer Universitäten, zahlreicher Museen, des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine und verschiedener Einzelvereine — im Ganzen wohlgezählt 30 Redner — brachten ihre Glückwünsche dar; selbst von jenseit des Weltmeers, von der Harward-University in Cambridge, U.-St., der Kaiser Wilhelm für ein dort zu gründendes Germanisches Museum vor wenigen Monaten so reiche Geschenke zugewandt hat, war ein Vertreter erschienen. Wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß diese Fluth von Ansprachen verwandten Inhalts auf die Dauer etwas abspannend wirkte, so hörten wir doch so manches treffliche und geistreiche Wort; reichen Beifall ernteten namentlich die Vertreter des Deutschthums im Auslande. Der Prinz-Regent hatte eine Reihe von Auszeichnungen verliehen, die ja aus den Zeitungen bekannt sind, und dem Museum das Originalmanuscript der Meistersinger von Richard Wagner und eine überaus kostbare Collection von 160 Nürnberger Incunabeldrucken aus der Hof- und Staatsbibliothek verehrt; unter den sonstigen zahlreichen Geschenken wollen wir nur die reichen Spenden Karl v. Fabers (500000 ℳ) und eines Ungenannten (10000 ℳ) hervorheben. Den Beschluß der Sitzung bildete der geistreiche Festvortrag des Directors der Hamburger Kunsthalle Dr. Alfred Lichtwark, der leider mit Rücksicht auf die weit vorgeschrittene Zeit wesentlich gekürzt werden mußte. An den Festact schloß sich ein Besuch des Museums an, der sich freilich im Wesentlichen auf die eben neu eröffneten Bauernstuben beschränkte, und ein von der Tucherschen Brauerei gebotenes Frühstück, bei dem zur Ueberraschung der Anwesenden auch Hans Sachs als „Himmelsdelegirter" und das wohlbekannte Gänsemännchen erschienen, um in launigen Versen trotz des ernsten Gesammtcharakters der Feier auch dem Humor zu seinem Recht zu verhelfen.

Ueber das am Nachmittag in der St. Lorenzkirche stattfindende geistliche Concert, dessen feingewähltes, namentlich aus Werken älterer Meister zusammengesetztes Programm von der königl. bayerischen Vocalkapelle aus München in unübertrefflicher Weise zum Vortrag gebracht wurde, wie über das am Abend im Hotel zum Strauß stattfindende Festmahl, das sich Dank zahlloser Tischreden bis tief in die Nacht hinzog, können wir nur auf die bisherigen Berichte verweisen.

Noch entschiedener als der erste Tag der Jubelfeier brachte der zweite ihre nationale Bedeutung zum Bewußtsein. Von früh 7 Uhr an füllte sich die noch unvollendete, prächtig decorirte Empfangshalle des neuen Bahnhofsgebäudes mit einer gewählten Versammlung. Kurz nach 8 Uhr traf der Prinz-Regent ein; dann folgten sich in kurzen Zwischenräumen die Sonderzüge des Großherzogs von Baden, des Königs von Württemberg und schließlich des Kaiserpaares, in dessen Gefolge man unter Anderem den Reichskanzler v. Bülow und den Staatsminister Grafen v. Posadowsky bemerkte. Der Empfang der Fürstlichkeiten spielte sich in den üblichen Formen ab; hervorzuheben wäre etwa nur, daß der Kaiser in seiner Antwort auf die Begrüßungsansprache des Bürgermeisters v. Schuh seine Eigenschaft als Burggraf von Nürnberg betonte und als solcher ein Hurrah auf den Prinz-Regenten ausbrachte. Leider hatte der Kaiser kein Kaiserwetter mitgebracht; der immer stärker herniederströmende Regen spielte der dichten Menschenmenge, die die Einfahrtsstraße entlang sich aufgestellt hatte, übel mit und beeinträchtigte wesentlich die Parade, die der Kaiser bald nach seiner Ankunft abnahm. Auch der Kaiser verlieh zahlreiche Ordensauszeichnungen. Den Glanzpunkt des Jubiläums bildete der um 2 Uhr in der neuen Waffenhalle des Museums stattfindende Festact, bei dem Director v. Bezold den Prinz-Regenten, den Kaiser und die übrigen hohen Herrschaften begrüßte, der Kaiser aber als seine Jubiläumsgabe dem Museum die von ihm angekaufte werthvolle Sammlung von galvanoplastischen Nachbildungen sämmtlicher Kaisersiegel, die Oberregierungsrath Dr. Posse in Dresden in einer langen Reihe von Jahren zusammengebracht hat, in einem prachtvollen Schranke, einem Meisterwerke aus dem Atelier von Friedrich in Dresden, ein wahrhaft kaiserliches Geschenk, überreichte. Die Glückwunsch- und Stiftungsurkunde, ausgestellt am 12. Juni d. J., wurde verlesen. An diesen Act schloß sich ein Rundgang durch das Museum und weiterhin nach einem vom zweiten Bürgermeister der Stadt Nürnberg Ferd. Jäger verfaßten sinnigen Vorspiel die Aufführung von zwei der reizvollsten Fastnachtsspiele des Hans Sachs, des Spiels von den ungleichen Kindern Evae und des schalkhaften „Krämerskorbs"; die Rollen hatten Bürger Nürnbergs, Mitglieder des dortigen Turnvereins, übernommen und führten sie in trefflicher Weise durch. Die Spiele werden später für ein größeres Publicum in der Katharinenkirche wiederholt. Gegen ½5 Uhr verließen Kaiser und Kaiserin, denen man die Befriedigung über die wohlgelungene Feier ansah, mit den übrigen Fürstlichkeiten die Waffenhalle. Ein vom Prinz-

Regenten im Saale des Rathhauses gegebenes Festmahl und ein durch das Wetter leider ebenfalls sehr ungünstig beeinflußtes Fest, das die Stadt Nürnberg im Stadtpark den Gästen des Museums darbot, bildete den Abschluß der Jubiläumsfeier.

In allen Theilnehmern hinterließ sie, wie wiederholt bemerkt werde, den Eindruck einer erhebenden nationalen Feier; die Befriedigung über die glänzende Entwickelung der Anstalt aus bescheidenen Anfängen paarte sich mit zuversichtlichem Ausblick in ihre Zukunft. Noch freilich wird es langjähriger Arbeit bedürfen, bevor das Ziel erreicht ist, das einst Essenwein in seiner Programmschrift vom Jahre 1882 gesteckt und das seitdem noch manche Erweiterung erfahren hat; der Zeitpunkt ist nicht mehr fern, in dem neben der überraschend schnell fortschreitenden Vergrößerung des Museums auch eine nicht minder schwierige Sichtung der Sammlungen sich als unumgänglich nothwendig erweisen wird. Aber dadurch, daß neben den Tausenden freiwilliger Helfer in allen Theilen Deutschlands und neben dem bayrischen Staate, der mit deutscher Treue das Museum von Anbeginn gehegt und gepflegt und ihm über die Zeit der Jugendkrankheiten hinweggeholfen hat, jetzt auch das Deutsche Reich mit Nachdruck für das große Werk eingetreten ist, ist sein ferneres Gedeihen nach menschlichem Ermessen völlig sichergestellt. Möge es ihm nie an Männern fehlen, die mit gleicher Hingabe wie die bisherigen Leiter die Arbeit fortsetzen, und möge das deutsche Volk auch fernerhin im Germanischen Museum ein Palladium sehen, in dem Nord und Süd sich die Hände reichen zu gemeinsamer nationaler Geistesarbeit.

Ermisch.

Bücherbesprechungen.

— Emma Merk: Drei Franen. Münchener Roman. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner 1902. — Der Roman von Emma Merk ist nicht der erste Münchener Roman, den unsere neuere Literatur aufzuweisen hat, wir haben Münchener Romane von G. Conrad: „Was die Isar rauscht", Romane, in denen der Verfasser als der Zola der bayrischen Hauptstadt erscheint; einer der größeren Romane Paul Heyse's: „Im Paradiese" spielt in München, ebenso der Roman: „Der Rangirbahnhof" von Helene Böhlau — und alle diese Autoren haben das Localcolorit der Kunst- und Bierstadt frisch und warm aufgetragen. Emma Merk hat fast noch mehr als ihre Vorgänger und Vorgängerinnen dem Münchener Localgeist bis in die Eigenart des Dialektes Rechnung getragen und besonders das Kleinbürgerthum mit recht saftigen Farben geschildert. „Drei Frauen" ist kein Roman mit einer einheitlichen Handlung, er ist eine durch drei Generationen hindurchgehende Familienchronik, welche durch geschichtliche Ereignisse, wie die Münchener Unruhen 1847, hervorgerufen durch die spanische Tänzerin, die Revolution von 1848, die Kriege von 1866 und 1870, die alle mehr oder weniger von Einfluß auf die Geschicke der Hauptpersonen des Romans sind, ihre markanten Einschnitte erhält. Zwei Münchener Kaufmannsfamilien, die Familien eines lebenslustigen Juweliers Altenberger und eines duckmäuserigen Materialwaarenhändlers Stägemeier, werden dadurch miteinander verschwägert, daß Fanny Altenberger, ein hübsches Mädchen, nur mit einer vorstehenden Unterlippe behaftet, den ältesten Sohn Stägemeiers, Joseph, heirathet, der ein ebenso altbackener Patron ist wie sein Vater. Doch das ist eine Heirath aus depit amoureux — Fanny war Anfangs mit dem jüngeren Sohn Friedel verlobt, der weit sympathischer als der Bruder einer freieren Richtung huldigte, aber von der Brautschaft wieder zurücktrat, als Fanny ihn in engherziger bigotter Weise katechisirte. Da verließ er München, um sich mit einem Freunde, einem fanatischen Demokraten, den Berliner Freiheitskämpfern anzuschließen. Aus der Ehe der stets verdrossenen Fanny mit dem langweiligen Joseph ging nun ein kleines hübsches Mädchen hervor, die Schicksale dieser Mina werden in dem zweiten Theile des Romans erzählt. Ein junger Maler Naumann verliebt sich in sie; in einer Malercolonie in Löwenburg wird sie als ein Feenkind gefeiert. Die hartherzige Mutter Fanny will aber von einer Verbindung mit einem Maler nichts wissen, bis der Vater desselben auf der Bildfläche erscheint, ein vermögender Fabrikant, und so die Bedenken der Mutter gehoben werden. Doch das Glück der Ehe ist nicht von Dauer; Naumann muß in den Krieg und fällt 1870 in Frankreich. Mina muß mit ihrer kleinen Tochter Ernestine zur Mutter ziehen und führt dort ein freudloses Leben. Friedel kehrt indeß als ein begüterter Mann aus British-Birma zurück und wird der Schutzgeist des unterdrückten jüngeren Geschlechtes. Mina hat einen Bruder Toni, der Anfangs auf bedenkliche Abwege geräth, einen Selbstmordversuch macht, zuletzt aber sich ins bürgerlich ehrbare Leben zurückfindet und durch die Heirath mit einer reichen Fleischerswittwe ein Geldprotz wird. Der dritte Theil des Romans beschäftigt sich mit Ernestine, die so liebenswürdig wie die Mutter Mina, aber dabei so charakterfest wie die schneidige Großmutter ist. Ein ihr den Hof machender schöngeistiger Adeliger, der nur auf ihr Geld speculirt, wird zurückgewiesen und sie heirathet einen jungen, tüchtigen „Elektriker". Durch ein Geschenk des Onkels Friedel ist sie eine reiche Partie geworden. Ihre sich einsam fühlende Mutter findet in einem älteren Arzt einen zweiten Mann. Die Charakterzeichnung dieser drei Frauen ist eine wohlgelungene, namentlich Fanny als Mädchen, Frau und Großmutter ist eine, wenn auch unsympathische, doch lebenswahre Gestalt. Das Bürgerliche und Kleinbürgerliche überwiegt mit seiner Genrebildlichkeit; es handelt sich in der Hauptsache um Vermögensverhältnisse, Brautwerbungen und Ehen und die meisten Vorgänge bewegen sich im alltäglichen Gleis. Einige Abwechselung, etwas „Romantik" bringt in diese Langweiligkeit die freigeistige Musiklehrerin Luise Rupprecht, die mit dem Baron v. Engeldorfer durchgeht und ihn später nach Jahren bei einer Orgie niederschießt, zu welcher er ihre Mary eingeladen, ihre Ziehtochter, ein junges, unschuldiges Mädchen. Zwei Sensationsscenen sind in die sonst etwas eintönige Handlung verflochten; sie sind einander nahe verwandt, da sie beide einen gewissen Brandgeruch verbreiten. Eine Explosion im Laboratorium des jungen Chemikers und Demokraten Bruno, hervorgerufen durch ein Versehen beim Verkauf einer Drogue für ein chemisches *Experiment*, und dann wieder ein Brand durch Entzündung von Gasen, mit denen sich der leichtsinnige Toni ums Leben bringen wollte. Das spricht nicht gerade für die immer mit Feuer und Licht hantirende Erfindungsgabe der Verfasserin, wohl aber finden sich in ihrem Roman ganz anmuthige Landschaftsschilderungen und frische Bilder aus dem Volksleben. R. v. G.

— Spannende Geschichten. Criminalnovellen und andere Erzählungen von Hans Blum. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1902. — Hans Blum hat schon mehrere derartige Sammlungen veröffentlicht: „Auf dunkeln Pfaden", „Aus geheimen Acten", „Aus Leben und Praxis", „Geheimnisse eines Vertheidigers" — seine frühere Thätigkeit als Rechtsanwalt hat ihm einen reichen Stoff geliefert; seine Sammlungen bilden gleichsam einen neuesten Pitaval. Seine Erzählungsweise ist meistens schlicht und sachlich und hat oft einen humoristischen Anflug, wenn es sich nicht um schwere Criminalverbrechen handelt. In der vorliegenden Sammlung nimmt die erste, den Acten nacherzählte Geschichte: „Eine Millionenerbschaft" gegenwärtig ein doppeltes Interesse in Anspruch, weil der unglaubliche Humbert'sche Schwindel eine gewisse Familienverwandtschaft mit ihr hat: auch hier handelt es sich um „frei erfundene Millionen" und zahlreiche angesehene Geschäftsmänner fallen auf den Schwindel herein, den ein armer Schullehrer in seinen müßigen Stunden ausgebrütet hat. Die zweite sehr umfassende Geschichte: „Eine dunkle That", alten Acten nacherzählt, ist von einer fast trockenen criminalistischen Sachlichkeit; aber sie ist ein überzeugendes Beispiel, wie der Scharfsinn der Criminalbeamten und Criminalrichter aus einer Menge sich ergänzender Indicien, aus genauen Messungen, Zeit- und Ortsbestimmungen jeder Art, einen strafrechtlichen Bau ausführt, der zu einer wohlbegründeten Entscheidung führt, sodaß zwei Raubmörder mit dem Tode bestraft werden. „Locken an Charlotte", eine seltsame, wahre Geschichte aus Tongking, ist eine Humoreske, die mit dem Criminalgesetz nichts zu thun hat, während „Der Verkannte" eine Variante der häufig vorkommenden Betrügereien enthält, durch welche Kaufleute, wenn sie Waaren zur Ansicht schicken, geprellt werden. R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 77. | Sonnabend, den 28. Juni, Abends. | 1902.

Das Einfischthal und seine Bewohner.

Tausende und Abertausende von Reisenden aus aller Herren Ländern durchstreifen alljährlich die reizenden Thäler der Schweiz und erklimmen ihre schneegekrönten Berge, um die großartigen Naturschönheiten zu genießen, mit denen das kleine Land so verschwenderisch gesegnet ist, oder auch nur, um die Mode mitzumachen, ihren Namen auf den berühmtesten Touristenplätzen ins Fremdenbuch zu schreiben und so ihr „Dagewesensein“ zu constatiren. Trotzdem giebt es aber in der Schweiz noch entlegene Alpenthäler und Orte genug, wohin der Zug der Touristen mit den unvermeidlichen rothen Reisehandbüchern sich nicht wendet, weil sie abseits der gewohnten Bahnen liegen, die aber in ihren reichen und erhabenen Naturschönheiten, wie in der naturwüchsigen Eigenthümlichkeit ihrer Bewohner wahre Perlen für den sinnigen Naturfreund sind. Als ein Muster dieser noch unentweihten Hirtenthäler kann das Einfischthal im Canton Wallis gelten. Schon der Name, französisch Val d'Anniviers, klingt seltsam; er wird vom gälischen an (= reich) und uisge (= Bach, Fluß) abgeleitet, sodaß er mit „Reichenbach“ übersetzt werden könnte, während thatsächlich aus Anniviers „Einfisch“ gemacht worden ist.

Wie die meisten südlichen Seitenthäler des Cantons Wallis erstreckt sich das schöne Einfischthal von Norden nach Süden, sieben Stunden lang in den Schooß der Centralalpen hinein, und ist von sehr ungleicher, mitunter bedeutender Breite. Sein Eingang, gegenüber von Siders im Hauptthale von Oberwallis, ist schwer zu finden. Am Eingange einer schmalen Felsenspalte, aus welcher die Navisange oder Usenz brausend ihr schmutziges Gletscherwasser in reicher Fülle ergießt, stehen auf einem hohen Felsen die stattlichen Ruinen einer zerfallenen Burg und bieten einen malerischen Anblick. Sie hat einst den Thaleingang beherrscht. Von da führt der Weg durch eine lange und schmale Felsenschlucht und über schauerliche Abgründe bis Pontis. Der Felsberg, der das Thal schließt, besteht aus mehr oder weniger bröckligem Kalkstein, und sein Abhang ist größtentheils von dessen Schuttmassen bedeckt, die von den oberen Graten herabstürzen und meistens einen bröckligen Gyps bilden. Die Felswände längs der schmalen langen Schlucht sind sehr unregelmäßig gebildet, oft senkrecht, oft riesige Treppen bildend, mit tiefen und breiten Einschnitten. Diese sonderbaren Einrisse werden von den Thalbewohnern „Pontis“ genannt. Von denselben thalaufwärts verläßt der Wanderer die Region des Kalksteins, und das Thal nimmt einen mehr gleichförmigen Charakter an. Seine Wände sind zwar noch immer abschüssig, aber meist mit lieblichem Grün bedeckt und weiter hinauf mit Feldern und Obstbäumen. Neben Roggen und Gerste gedeihen die Kartoffeln in vorzüglicher Güte. Es giebt indessen im ganzen Thale nicht hundert Morgen Land, welches in der Ebene liegt; der größte Theil liegt an den steilen Bergeshängen, deren Bearbeitung sehr schwierig und den mannigfachsten Unfällen ausgesetzt ist. Bald verwüstet das angeschwollene Thalwasser die an den Ufern gelegenen Felder, bald überdeckt eine losgebrochene Felswand die Viehweiden oder ein Felssturz die Felder, bald werfen die von allen Seiten herabstürzenden Lawinen Alles vor sich her über den Haufen. So steht der Mensch in dem einfachen Bergthale im steten Kampfe mit den Elementen.

Zu unterst im Thale liegt das Dorf Chippis jenseits der Usenz. Eine halbe Stunde von da erreichen wir das Dörfchen Hang, das malerisch in einem Walde von Wallnußbäumen daliegt, wo noch der Weinstock gedeiht. Weiter thalaufwärts winkt von seiner Höhe in weiter Entfernung das Dorf Vissoye mit seiner schönen weißen Kirche und dem hübschen Glockenthurme und hebt sich aus den schwärzlichen Sennhütten recht romantisch hervor. Das Dorf ist ziemlich groß, Wohnort des Ortsgeistlichen und gewissermaßen Hauptort des Thales. Das Pfarrhaus unterscheidet sich wie die Kirche von den übrigen Gebäuden durch seinen weißen Anstrich, und in demselben findet der bescheidene Reisende eine gastfreundliche Aufnahme, da sonst kein Wirthshaus im Dorfe ist. Bei dem fürchterlichen Erdbeben im Jahre 1855 stürzte die Kirche ein und erschlug den greisen Pfarrer.

In einer halben Stunde erreichen wir, stets bergan steigend, das Bergdorf St. Luc, wo das nett eingerichtete, saubere Gasthaus „Bella Isola“ steht, von welchem aus man in drei Stunden den durch seine herrliche Aussicht auf das endlose Gipfelmeer der Alpen berühmten Höhepunkt gleichen Namens erreicht. Neben dem Gasthause befindet sich die Pierre des servagois, ein gewaltiger Felsblock, der für einen altgermanischen Altar gehalten wird. Das Bergdörfchen hat ein sehr gefälliges Aussehen. Die Häuser, nach einer Feuersbrunst größtentheils aus Lärchenholz aufgeführt und orangegelb angestrichen, heben sich malerisch von der grünen Landschaft ab. Am Zusammenflusse der Usenz, die vom Zinalgletscher herabströmt, mit dem aus dem Torrentthale kommenden Bache liegt das „Missionsdorf“, so genannt, weil hier nach der Sage die ersten Missionare sich angesiedelt haben, die das Christenthum in das abgelegene Alpenthal gebracht. Ueber dem Flusse liegt St. Jean, und hier spaltet sich das Thal in zwei Arme, links und östlich das Zinalthal, rechts und westlich das Torrentthal. Am Eingange in das erstere liegen die ärmlich aussehenden Dörfer Ayer und Grimenz, und anderthalb Stunden weiter hinaus das Alpendörfchen Zinal mit dem Gasthofe Durand, einem auserwählten Stationspunkte für Gletscherfahrten. Bei Zinal befinden sich in der anmuthigsten Gegend des Thales, in der die erhabensten Scenen des Hochgebirges mit den lieblichsten Partien des freundlichsten Thalgeländes abwechseln und die schönsten Wasserfälle sich ins Thal ergießen, die sogen. Maifelder, wo sich die Bewohner zweimal im Jahre zusammenfinden, nämlich zur Zeit der Heuernte und dann zum Verfüttern des Heues gegen Ende des Jahres. Durch einen Wald führt der Weg zu dem Zinalgletscher, der wie ein schmales Band zwischen den dicht zusammentretenden Felsen eingeklemmt ist. An seinem Grunde bricht die Usenz hervor und kleine Wasseradern fließen an den Seiten herab. Seine Oberfläche ist mit Steinblöcken bedeckt. Sechshundert Fuß höher als der Zinalgletscher liegen über dem Walde die Alpwiesen La Lée, wo 160 Kühe Sömmerung finden. Daselbst werden in einem vom Wasser getriebenen Butterfasse auf einmal gegen vierzig Pfund Butter gemacht, und man genießt dort eine Umschau, wie sie wohl von keinem anderen Punkte der Alpen schöner wiedergefunden werden kann.

Das Thal zählt über dreißig Alpen, auf denen über dreitausend Kühe und noch viel mehr Schafe weiden. Die beiden Gemeinden St. Luc und Vissoye bestehen aus fünfundzwanzig Dörfchen und Weilern, und die Seitenwände des Thales sind mit einer Unzahl kleiner Speicher zur Aufbewahrung des Heues besät. Diese bestehen aus zwei Stockwerken; unten ist der Stall und oben der Heuboden, auf dem zuweilen auch die Familie ihren Wohnsitz aufschlägt. Der Reisende findet zu seinem Erstaunen bei einem Besuche im Thale immer einzelne dieser Dörfer wie ausgestorben. Das rührt von dem Nomadenleben der Einfischthaler her, die fast das ganze Jahr hindurch auf ihrem weit entlegenen Güterbesitze auf steter Wanderung begriffen und ebenso eigenthümlich in ihrem Charakter und ihren Sitten sind, wie die Natur des Thales großartig und erhaben erscheint.

Die Einfischthaler oder Anniviarden, etwas über tausend Seelen, zeigen in ihrem Körperbau, in den scharf ausgeprägten Zügen, in ihren lebhaften schwarzen Augen, in der mehr schlanken

Statur eine unverkennbare semitische Abstammung. Einige leiten nun dieselbe von den Hunnen her, Andere von den Ungarn und wieder Andere von den Sarazenen. Sie selbst glauben an die letztere Abstammung, und wenn man an einem Sonntage die großen, schlanken, ernsten Männer in ihren dreikrämpigen Hüten und langen Strümpfen, welche bis über das Knie hinaufreichen, in die Messe gehen sieht, so erinnern sie unwillkürlich an Beduinen. Unter den Mädchen finden sich zum Theil große Schönheiten. Die harte Feldarbeit jedoch, welche die Frauen verrichten müssen, und die Rücksichtslosigkeit, mit der sie nach Art der Bergvölker von den Männern behandelt werden, hat zur Folge, daß die Schönheit der Frauen nur von kurzer Dauer ist, daß die körperlichen Anstrengungen ihren Zügen einen gewissen Ausdruck der Männlichkeit verleihen und die Frauen in einem Alter von dreißig Jahren schon das Aussehen von fünfzigjährigen bekommen.

Die Einfischthaler sind die fleißigsten und umsichtigsten Landwirthe, die man sich denken kann, und all ihr Dichten und Trachten ist auf möglichst großen Landbesitz gerichtet. Diesen Zweck zu erreichen, unterziehen sie sich jeder Arbeit und Entbehrung. Ihnen gehört nicht nur alles Land in dem großen Thale, sondern auch eine Menge von Weinbergen und Gütern in der Umgebung von Siders und im Hauptthale der Rhone, und von diesen bis zu den obersten Weideplätzen haben sie einen Weg von sechs bis zwölf Stunden zurückzulegen. Aber an jeder Hauptstation hat der Einfischthaler sich wieder ein Häuschen gebaut, in jedem hat er einen Keller mit reichlichen Vorräthen an Käse und Wein. Neben dem Häuschen steht der niedrige, saubere, mit Bohlen belegte Stall für seine Kühe, von denen er sich nur trennt, wenn sie sich während der Sommermonate auf den höchsten Alpenweiden befinden. Das Wanderleben hat für die Thalbewohner einen eigenthümlichen Reiz und er würde dasselbe daher nie mit einem bequemen und bleibenden Aufenthalt vertauschen.

In gleichmäßiger Reihenfolge sind die Arbeiten des Jahres vertheilt. Die ersten beginnen im Frühling unten in den Weinbergen. Sobald der Schnee auf dem Gipfel der Sierre verschwunden ist, steigt die Bevölkerung ins Rhonethal hinab, die Reben zu schneiden. Nur die Greise und Gebrechlichen bleiben zurück. Jede Familie hat ihr Maulthier, welches die Nahrungsmittel für die ganze Arbeitszeit herunterträgt. Dieselben bestehen aus hartem Brod, welches nur zweimal bis dreimal im Jahre gebacken wird, aus magerem Käse und Polenta. Fleisch wird nur am Sonntage gegessen und zwar roh. Mit diesen Nahrungsmitteln sind die Familien auf ein, meistentheils aber auf vier bis fünf Jahre reichlich versehen. Man trifft daher in Speichern 10—15jährigen Käse und 30jährigen Wein. In der Ebene wird für Futter und Nahrungsmittel kein Geld ausgegeben, das der Einfischthaler wie keiner seinesgleichen zu sparen versteht.

Sind die Arbeiten in den Weinbergen zu Ende, so geht es an die Arbeit auf den Feldern, welche bestellt werden. Ist dann der Schnee im Juni bis zum Fuße der Gletscher geschwunden, so wird das Vieh in die Bergweide hinaufgetrieben und nach Johanni von hier in die Alpen selbst, nachdem der Geistliche seinen Segen gesprochen hat, wofür er die Milch eines Tages erhält, aus welcher ein besonderer Käse gemacht wird. Um die gleiche Zeit steigen die Frauen ins Thal hinab, um die Heuernte zu besorgen. Ihr Ertrag wird von den Maulthieren in die Dörfer hinaufgeschafft. Nach der Roggenernte wird in den höheren Gegenden das Heu stufenweise bis zu den Gletschern hinauf von der weiblichen Bevölkerung in höchst friedlicher Weise eingeheimst.

Gegen Ende September steigen die Hirten aus den Voralpen in die Maifelder hinab. Der den Sommer über auf den Alpen gemachte Käse wird nun nach Verhältniß der Zahl der Kühe unter die Eigenthümer vertheilt. Dabei findet das sogenannte „Käsefest“ statt. Es kommt nämlich am Sonntage nach der Alpabfahrt aus jeder Alp eine Abordnung, welche den für den Geistlichen bestimmten Käse bringt. Nach der Messe stellen sich dann die Abgeordneten vor der Kirche in Reih und Glied auf, und zwar der mit dem größten Kase an der Spitze und der mit dem kleinsten am Schlusse des Zuges. Trommeln und Pfeifen voran setzt sich der Zug durch das Dorf Vissoye in Bewegung nach der Kirche zurück. Hier wird der Kase vom Pfarrer eingesegnet und dann nach einem zweiten Umzuge durch das Dorf in seine Wohnung getragen, wo er eine Erfrischung bietet. Bei diesem „Käsefeste“ erschienen ehemals diejenigen, welche in ausländischen Kriegsdiensten, z. B. in der päpstlichen Schweizergarde, gestanden hatten, in ihren alten Uniformen und verliehen dem Zuge ein sehr malerisches Gepräge. Nach dem „Käsefeste“ folgt die Weinlese, und zu dieser wandert die ganze Bevölkerung wieder in die Ebene hinab. Der Wein wird als Most in Tonnen von Lärchenholz unmittelbar nach der Weinlese auf Maulthieren in die obersten Sennhütten in der Nähe der Gletscher geschafft, wo er auf mehrere Jahre liegen bleibt und daher den Namen „Gletscherwein“ bekommt. Wenn der Winter sich in der oberen Thalgegend einstellt, beginnt die Stallfütterung in den oberen Maifeldern in der Nähe der Gletscher und dauert bis zum Monat December. Die ganze Bevölkerung ist dann dort oben versammelt und die Dörfer unten im Thale stehen leer. Erst im Januar steigt sie wieder in diese hinab. Die Frauen, die im Sommer die härtesten Arbeiten mit den Männern theilen, fertigen nun aus dem selbst gewebten braunen Wollentuche die Kleider für die ganze Familie, während die Männer den Holzbedarf aus den Wäldern herbeiholen, den jeder das Recht hat, unter gewissen gesetzlichen Bestimmungen sich zu nehmen. Die unterste Zone der Wälder ist als Bannwald zum Schutze gegen Lawinen und Felsstürze unverletzlich.

Weder bürgerliche noch religiöse Feste bringen in die einfache Lebensweise der Bewohner des Einfischthales Abwechselung. Nur bei Begräbnißfeierlichkeiten ist die Lustbarkeit Gebot, und da wird der Wein, der sonst so sorgfältig gespart wird, im Ueberfluß getrunken. Die Verwandten des Verstorbenen erscheinen in ein großes weißes Tuch gehüllt, das sie über den Kopf werfen und das für die Augen zwei Oeffnungen hat, wodurch der Leichenzug ein seltsames Aussehen erhält. Nach der Beerdigung beginnt die Festlichkeit. Jedes Kind bekommt ein Glas Wein und ein Stück Brod. Die Erwachsenen essen und trinken nach Herzenslust und vertheilen die Güter des Verstorbenen unter die Erben. Am Sarge des Verstorbenen kreist der silberne Becher mit dem besten Gletscherwein unablässig unter Verwandten und Freunden, und nach der Beerdigung folgt nach echt altgermanischer Sitte ein dreitägiges Gelage, bei dem der Wein in reichlicher Fülle fließt. Auch bei jeder Gemeindesitzung wird Wein in den großen Gemeindebechern aus dem Rathskeller aufgetischt, und jeder Bürger kann nach Belieben davon trinken. Hochzeiten und Kindtaufen gehen ohne Festlichkeiten vorüber. Als Verlobungszeichen giebt der Bräutigam der Braut ein Geldstück. Giebt sie dasselbe zurück, so ist der Bund gelöst. Will der Bräutigam ohne Einwilligung der Braut die Verlobung aufheben, so muß er sie mit einer Geldsumme entschädigen.

Im ganzen Thale giebt es keinen einzigen Armen. In den Wohnungen der Reichsten wie der weniger Bemittelten herrscht die gleiche Einfachheit. Der Ofen, ein Tisch und einige Bänke bilden das Hausgeräth. Die Betten bestehen aus Stroh und Schaffellen oder wollenen Decken. Einige Heiligenbilder und Rosenkränze, welche die Hausbewohner von einer Wallfahrt nach Maria Einsiedeln heimgebracht, bilden den einzigen Schmuck der Wände. Die Kleidung ist ebenfalls sehr einfach. Die Frauen tragen den Walliserhut und im Winter Hosen wie die Männer neben gestrickten wollenen Jacken, an Sonntagen ein weißes Kopf- und Brusttuch und nur bei besonderen Anlässen ein kleines seidenes Halstuch. Bei großer Sparsamkeit herrscht bei den Bewohnern des Einfischthals eine große Wohlhabenheit. Sie sind sehr erpicht auf Landerwerb außen im Thal. Wo irgend ein Stück Weinberg oder Wiesenland in der Umgebung von Siders verkäuflich ist, da meldet sich ein Einfischthaler als Käufer. Vermag er es selbst nicht, so stehen die Nachbarn zur Seite, und oft stehen zehn bis zwölf zusammen, um einem von ihnen zu einem guten Kaufe zu verhelfen. In solchem Geiste der Zusammengehörigkeit übertreffen sie selbst das so oft gerühmte Zusammenhalten der Juden. Strenge Sittlichkeit herrscht unter ihnen. Uneheliche Kinder giebt es sehr wenige, und gefallene Mädchen müssen vor einem kleinen Altare der Muttergottes während der Messe Buße thun. Diebstähle und Prozesse sind unbekannt. Bei Kauf und Vertrag gilt das gegebene Wort. Streitigkeiten werden durch den Geistlichen beigelegt, dem unbedingter Gehorsam entgegengebracht wird. Kartenspiel ist verboten, und da im ganzen Thale, außer den fremden Hotels für Reisende, keine Wirths- und Schankhäuser vorhanden sind, ist auch die Trunksucht ein unbekanntes Laster. Bisweilen gestattet es der Pfarrer, an einem Sonntage zu tanzen. Verstöße gegen die Sittlichkeit und gute Ordnung richtet ebenfalls der Pfarrer und straft durch öffentliche Rüge von der Kanzel.

Die Sprache der Einfischthaler ist das romanische Patois, jedoch verstehen die meisten auch Deutsch. Der Schulunterricht ist

so dürftig, wie die Besoldung des einfachen Bauern, der vor noch nicht gar langer Zeit den Lehrer für 20 Franken Jahresgehalt spielte, gering ist. Kaum die Hälfte der Bevölkerung kann lesen und nur ein Drittel schreiben. Aberglaube ist im Einfischthale sehr verbreitet. Nach der Meinung der Einfischthaler wandern die Todten des Nachts vom Kirchhofe in Vissoye bis zum Feldkreuz bei Ayer und kehren in gleicher Ordnung zurück. Ein Fuchs, der am hellen Mittage im Dorfe Ayer erschien, war ihnen im Jahre 1852 das sichere Vorzeichen gewesen, daß das Dorf abbrennen würde. Um solches abzuwenden, wurden sechs Abgeordnete zum Wallfahrtsorte Maria Einsiedeln geschickt, worauf das Dorf bis jetzt unverletzt geblieben ist! Dem nüchteenen Sinne der biederen Einfischthaler ist poetische Stimmung fremd, doch wird im Volksliede mitunter selbst die Geistlichkeit nicht geschont. Gespenster, Hexen und böse Geister spuken überall, und daher werden gegen sie Wundermünzen und Amuletts getragen. Ganz besonders bezeichnend für die Anschauungsweise der Einfischthaler ist folgende Volkssage: Ganz oben im Torrentthale, wo die beiden kleinen Seen sich befinden, hausen in dem dortigen Gletscher verwünschte Geister, welche in der Eishölle bis zum jüngsten Tage schmachten müssen. Es ist nun schon vorgekommen, daß von denselben Leute gewaltsam entführt und nicht eher losgelassen worden sind, bis sie eine Anzahl von Gebeten für die Erlösung der unglückseligen Geister verrichtet haben. Dr. J. P.

Bücherbesprechungen.

— Historische Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Gerhard Seeliger. Jahrgang V (1902) Heft 1 und 2. Leipzig, B. G. Teubner. 1902. 8°. — Die vorliegenden Hefte zeigen von Neuem, wie sehr die Forschung jetzt die neuere Geschichte vor der mittelalterlichen bevorzugt. Sehen wir ab von den Bemerkungen L. Schmidts zur Germania des Ptolemäus und zur Frage nach den Wohnsitzen der Cherusker und Hermunduren, in denen der Verfasser seine Ansichten über die Heimath der Hermunduren und ihre Identität mit den späteren Alamanen gegen E. Devrient vertheidigt, und von einer kurzen Notiz G. Caros über den Text des ersten Straßburger Stadtrechts, so ist das Mittelalter gar nicht vertreten. Auch für die so viel behandelte Reformationszeit kommt nur Alfred Götzes sehr sorgfältige kritische Bearbeitung der 12 Artikel der Bauern von 1525 in Betracht. Hermann Hüffer bringt den Anfang einer eingehenden und auf reichem Quellenmaterial beruhenden Untersuchung über den Feldzug der Engländer und Russen im Herbst 1799 und die Stellung Preußens, der namentlich die verhängnißvolle Unschlüssigkeit König Friedrich Wilhelms III. gegenüber dem Drängen Englands und Rußlands auf einen Anschluß an ihr Bündniß gegen Frankreich und auf eine Aggressivbewegung gegen die batavische Republik in überzeugender Weise beleuchtet und für die Beurtheilung der keineswegs mit dem König übereinstimmenden Rathgeber, vor Allem des Ministers v. Haugwitz, von Wichtigkeit ist. Felix Rachfahl vertheidigt ausführlich die in seiner kürzlich erschienenen Studie „Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution" enthaltene Beurtheilung Friedrich Wilhelms IV. gegenüber den Angriffen Georg Kaufmanns im Literar. Centralblatt. Ein interessanter Beitrag zur Geschichte des Dreikönigbündnisses sind die von H. v. Poschinger mitgetheilten Denkschriften des Geh. Legationsraths Küpfer, eines wenig bekannten Diplomaten aus dem Manteuffelschen Kreise. Endlich giebt Heinrich Ulmann neue Beiträge zur Kritik von Bismarcks Memoiren; sie beziehen sich auf Bismarcks Stellung zur Olmützer Politik und sein warmes Eintreten für den Kriegsminster v. Stockhausen und ferner auf die Abdankungspläne König Wilhelms im September 1862. In beider Hinsicht bezweifelt Ulmann die volle Zuverlässigkeit der Mittheilungen Bismarcks. Was den ersten Punkt anlangt, so tritt R. Fester in den Kleinen Mittheilungen des 2. Heftes Ulmanns Ansicht entgegen; er betont dabei mit Recht, daß die Kritik stets den Charakter der „Gedanken und Erinnerungen", wie Bismarck selbst sein Werk genannt hat, im Auge zu behalten, nicht eigentliche „Memoiren" darin zu sehen habe. Unter den Kritiken, die auch einen großen Theil der „Nachrichten und Notizen" füllen, heben wir namentlich hervor die manches Neue bietenden von Anton E. Schönbach über Th. Strauchs Ausgabe der Werke Jansen Enikels in den Monumenta Germaniae, ferner Herm. Haupts Bemerkungen über Landmanns Predigtwesen in Westfalen in der letzten Zeit des Mittelalters, E. Bernheims über Seignobos Méthode historique, E. Brandenburgs über L. Woltmanns Historischen Materialismus und W. Lipperts über neue Archivliteratur. Endlich mag noch auf die herzlichen Nachrufe an Cesare Paoli (von H. Breßlau) und besonders an Paul Scheffer-Boichorst (von K. Hampe) aufmerksam gemacht werden. Beigegeben ist eine wiederum sehr sorgfältig bearbeitete Bibliographie zur deutschen Geschichte für 1901. —m—

— Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwickelung und ihre wirthschaftliche Seite, von Lily Braun. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1901. 557 S. 10 ℳ — Frau Braun ist eine begeisterte Verfechterin socialdemokratischer Theorien. Sie häuft einen massenhaften geschichtlichen und wirthschaftlichen Stoff auf und macht ihn mit packender und hinreißender Beredtsamkeit dem Dienste des socialdemokratischen unfehlbaren Dogmas nutzbar. Aber sie zieht ihre Schlüsse nicht objectiv prüfend und erwägend aus wirklich Gegebenem, sondern sie operirt in der Hauptsache mit aus Büchern, nicht aus dem Leben entnommenen statistischen zweifelhaften Werthen. Auf die vielen Fehler und Irrthümer, die ihr bei diesem rein theoretisch-dogmatischen Verfahren untergelaufen sind, hat Robert Wilbrandt in der Mainummer der Monatschrift Die Frau in längerer Ausführung hingewiesen; auch Heinrich Herkner hat in Nr. 21 der Zukunft die vielen Trugschlüsse, in die sich Frau Lily Braun blindlings verrannt hat, aufgedeckt. Trotz alledem kann man dem Buche manche werthvolle Anregung entnehmen. Die der Verfasserin eigne geradezu bestrickende Darstellung des Stoffes, die Wärme ihrer Sprache und die nicht anzuzweifelnde Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung werden für das Buch nicht nur in socialdemokratischen, sondeen auch in bürgerlichen Kreisen Anerkennung erwecken. „Meinem Manne und meinem Sohne" ist das umfangreiche, elegant ausgestattete Werk gewidmet. Es schließt mit den Worten, daß in der „neuen" Welt, wie Frau Braun sie sich vorstellt und die sie mit aufbauen helfen will, die Arbeit der Frau diese „nicht schädigen und schänden, sondern zur freien Genossin des Mannes erheben" werde, „in der sie ihre höchste Bestimmung erfüllen kann, wie nie zuvor, und ein starkes, frohes Geschlecht dafür zeugen wird, daß ihm die Mutter niemals fehlte". W. Sm.

— Johanna Niemann: O Freiheit! Novellen. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1902. — Die Verfasserin hat einige größere Romane geschrieben, denen die Kritik nur Gutes nachgerühmt hat; auch unter diesen Novellen finden sich einige, denen die für die Novelle unerläßliche Pointe nicht fehlt; andere wieder haben etwas Mattes und Verschleiertes. Realistisch sind sie durchweg, zum Theil mit zu schweren Detailzügen behaftet, die dem leichtgeflügelten Phantasiekind, der Novelle, nicht gut zu Gesicht stehen. „Hinterm Lazareth" ist eine Armeleutgeschichte, in welcher das Häßliche allzu sehr überwiegt. „Auf der Flucht" ist viel ansprechender: die Baronin, die Mann und Haus verlassen und in den Wäldern allein bis zur Erschöpfung umherirrt, um der Tyrannei des Gatten zu entgehen, der sie in ein Irrenhaus sperren will, wird von einem schlichten Arbeiter aufgenommen und gepflegt; der Eindruck, den die feine Weiblichkeit auf ihn macht, wird mit psychologischer Wahrheit geschildert. „Wer seine Schranken kennt, ist der Freie" ist eine Novelle, der es an frappanter Lebenswahrheit fehlt. Das tragische Ende der romantisch gestimmten Dienstmagd Eva wird nicht genügend motivirt. „Der Ausweg" ist eine grell beleuchtete Criminalnovelle. Das Fischerweib Josepha, von ihrem rohen Gatten mißhandelt, steckt mit Petroleum seine Scheuer in Brand, nur um in dieser Weise von ihm loszukommen. „Fronleichnam" enthält farbenbunte Processionsbilder mit der Einmischung einzelner grotesker Züge. Der Besuch der Nonne Ulrike bei der Sterbenden ist zu breit ausgeführt; er lenkt zu sehr ab von der Pointe der Novelle, dem Liebesabenteuer der Monika, der Gottesmutter der Procession, im Walde, das die discrete Verfasserin den Leser nur errathen läßt. R. v. G.

— Martin Detering: Die Götterdämmerung, ein Gedicht. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner. — Die Dichtung führt uns in die skandinavische und altgermanische Sagenwelt und bewegt sich ganz im Kreise einer Mythologie, welche den Forschern noch manches in verschiedenartiger Weise gelöste Räthsel aufgiebt. Obschon dieselbe durch die großen poetisch-musikalischen Kunstwerke Richard Wagners populärer ge-

worden ist, als sie früher war, so hat sie doch immer noch für sehr Viele etwas Befremdendes, denn ihr Sagengespinnst hat bei allem Tiefsinn doch etwas Verworrenes; ihm fehlt die Klarheit und Durchsichtigkeit der hellenischen Göttersage. Deterings Muse ist ganz in Asgard heimisch; sie setzt dies auch bei den Lesern voraus und so läuft denn manches Commentarbedürftige mit unter. Den Hauptinhalt bildet der Tod des Lichtgottes Baldur durch die Hinterlist Loges und den Mistelzweig, von welchem die Göttin Frigg vergessen hatte, den Eid zu fordern, den sie allen anderen Wesen abgenommen, die feierliche Zusage, das Leben Baldurs zu schonen, und mit dem Tode dieses herrlichen Gottes hängt dann der Sturz der ganzen Götterherrlichkeit zusammen, der Sieg der Midgardschlange und des Feuerwolfs und des grimmen Loge, der sich aber seines Sieges nicht freuen sollte. Nach dem Zusammenbruch des alten Götterhimmels, während auf Erden die Tyrannei herrscht und die Macht der Finsterniß, läßt der Dichter ein neues, glücklicheres Geschlecht aufblühen. Im Ganzen aber spielen die Menschen in diesem Götterepos eine untergeordnete Rolle. Aus dem cyklopischen Bau der Edda hat Jordan in seiner großen Dichtung „Die Nibelungen" manche gewaltige Steine herausgebrochen und poetisch verwerthet. Die Einheit des Tons und der Form in dieser großen Dichtung würde man in Deterings „Götterdämmerung" vergeblich suchen. Die Dichtung ist in Reimversen geschrieben; es wechseln jambische, trochäische, daktylische Versmaße, und wenn auch die Vierfüßler überwiegen, so laufen doch manche Verse auf weniger Füßen herum; an archaistischen Wendungen fehlt es nicht, auch nicht an solchen, welche der modernen Sprache Gewalt anthun. Einzelne Zusammensetzungen wie „geheim-geleuchtig", „die blinkblitzenden Schnallen", „Sonnenätherthan" sind gekünstelt, andere wie „Thursenfluchen" für das vulgus profanum unverständlich; auch fehlt es nicht an geschmacklosen Bildern:

Durch die Wolken schlug die Klauen
Der Morgensonne erster Strahl.

Die Morgensonne wird mit Freuden begrüßt und hat nichts Raubthierartiges. Von diesen Ausstellungen abgesehen, hat die Dichtung auch manche Schönheiten und Stellen von melodischem Vollklang; so in den Abschnitten „Friggs Erdenwallen", „Heimdolds Spuren". „Frohs Glück" und andere Gedichte, deren Held Wodan ist, haben Schwung und Größe. R. v. G.

— **Dietrich Lanken. Aus einem stillen Leben.** Roman von **Sophie Hoechstetter.** Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel 1902. — Die Hinneigung der modernen Dichtung zur alten Romantik ist unverkennbar; wir brauchen nur auf Riccarda Huch hinzuweisen, und ganz in ihre Bahnen tritt auch Sophie Hoechstetter. Das poetische Gestirn, das diesen Pfaden leuchtet, ist das frühversunkene von Novalis. Der Blüthenstrauß der Lyrik, der besonders am Schluß aus den Spalten dieses Romans hervorquillt, erinnert an die Gedichte von Novalis; er hat den eigenartigen Duft und Reiz mit ihnen gemein. Von Handlung kann in diesem Roman kaum die Rede sein; einige Begebenheiten der Familienchronik und die durch sie hervorgerufenen Stimmungen bilden den Inhalt desselben. Der Held, Graf Dietrich Lanken, kann seinen Stammbaum auf die Stuarts zurückführen; sein Vater ist durch solche Herkunft verführt worden, in wilder Genußsucht und wüstem Lebenswandel den leichtlebigen Königen dieses Herrschergeschlechtes nachzueifern. Schwer hat darunter die Mutter gelitten: der Sohn vernichtet alle Reliquien dieser väterlichen Liebeshändel. Die Mutter heirathet längere Zeit nach dem Tode des Vaters einen Erlanger Professor. Der Sohn wird anfangs Officier, dann Student, zuletzt Schloßherr. Wir begleiten ihn auf seinen Reisen, zuerst nach Weinsberg, wo wir uns mit dem Spiritismus beschäftigen müssen, später an den Genfer See, wo sich in unsern Helden ein Weib verliebt, das er für seine Schwester hält, das sich aber, als seine Liebe nicht erwidert wird, das Leben nimmt. Bilder aus Chillon und Montreux geben die Randzeichnungen zu diesem Seelengemälde. Zuletzt heirathet Dietrich ein Mädchen, das ihm bereits mehrfach in geheimnißvoller und symbolischer Weise näher getreten ist, eine Malerin, die Tochter eines irrsinnigen Gelehrten, und damit enden die Lehr- und Wanderjahre dieses Heinrich von Ofterdingen. Für den Durchschnittsleser von Romanen hat diese Dichtung wenig Anziehendes; es ist mehr geistiger Aether darin, als greifbarer Stoff; es fehlt Alles, was eine Spannung wachrufen und wachhalten könnte. Der Stil ist durchaus nicht episch, sondern meist kurz angebunden, in leicht aneinandergereihten Sätzen. Das ganze Colorit geht aus dem Seelenleben hervor; selten und knapp ist die Schilderung der äußeren Welt, der realen Dinge; zahlreich sind nur die stimmungsvollen Landschaftsbilder. Das Auge einer Dichterin blickt uns aus dieser stillen Geschichte entgegen, aber die Kunst der Erzählerin tritt dagegen sehr zurück. Vieles ist Lyrik in Prosa; aber man folgt der Verfasserin gern durch ihre Stimmungsbilder und Reflexionen. Für die botanische Eigenart und symbolische Werthung der Blumen hat sie einen aufgeschlossenen Sinn; es ist viel poetische Blumensprache in dem Roman. Wer aber dem verträumten Grundzug, der durch das Ganze hindurchgeht und auch für den Charakter des Helden bezeichnend ist, keinen Geschmack abgewinnen kann, der wird durch manchen Lichtblick der Poesie, durch manche psychologische Feinheit entschädigt werden.
R. v. G.

— **Großfürst Nikolaj Michajlowitsch: Die Fürsten Dolgorukij, die Mitarbeiter Kaiser Alexanders I.** in den ersten Jahren seiner Regierung. Aus dem Russischen. Mit 12 Porträts. Autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther, 1902. VIII, 190 S.; Groß-8°. Preis: 6 *M.* — Es thut mir wirklich leid, dem strebsamen Verlage, der mit einer an Leidenschaftlichkeit grenzenden Findigkeit Alles in seinen Bannkreis zieht, was irgendwie mit Napoleon I. in Zusammenhang zu bringen ist, auch diesmal nicht mit einer Anerkennung behilflich sein zu können; doch, wie das Beispiel von Kaisenbergs „Memoiren der Baronesse Courtot" lehrt, deren behauptete Echtheit von berufener Seite als sehr fadenscheinig aufgedeckt worden ist: heutzutage findet jede Napoleonliteratur glänzenden Absatz und so werden wir wohl auch von den „Dolgorukijs" bald eine zweite Auflage erleben. Geschrieben sind diese von überreichen Urkundenbeilagen und recht guten Bildnissen begleiteten 4 Biographien Peter Petrowitschs (1744—1815) und seiner 3 Söhne Wladimir, Peter und Michael (1773—1817, 1777—1806 und 1780—1808), von dem Großfürsten Nikolaj, Generalmajor und Befehlshaber der kaukasischen Grenadierdivision zu Tiflis, auch Präsidenten der berühmten kaiserl. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg; ursprünglich für das von der kaiserl. russischen Historischen Gesellschaft herausgegebene Biographische Wörterbuch verfaßt, sind sie von ihm für den vorliegenden Zweck erweitert worden. Da vom Vater und vom ältesten Sohne nicht viel zu berichten war, liegt der Schwerpunkt der Arbeit in den Lebensbeschreibungen Peters des Jüngeren und Michaels. Aber auch bei diesen liegt die Frage nahe: cui bono? Während von Michael eigentlich nicht viel mehr zu erzählen ist, als daß er am 27. October 1808 beim finnischen Feldzug einen frühen Tod gefunden hat, darf man wenigstens in Peter dem Jüngeren eine geschichtliche Persönlichkeit erblicken, insofern als er, wenn man seinen Antheil etwas übertreibt, an der Niederlage der Russen bei Austerlitz schuld ist; selbst der Verfasser widerspricht nicht der Meinung, daß Peter Dolgorukijs Einmischung den ungünstigen Ausgang der Schlacht beeinflußt habe. Arthur Kleinschmidt nennt ihn in seinen „Drei Jahrhunderten russischer Geschichte" (Berlin 1898), S. 236, einen „hoffärtigen, von verstocktem Nationaldünkel beherrschten Mann"; Napoleon I. hat sich noch etwas kräftiger ausgedrückt („Gassenjunge" u. s. w.). Ich vermag nach alledem thatsächlich nicht recht einzusehen, weshalb sich ein Deutscher, wenn er nicht gerade eine unbezwingliche Vorliebe für russische Kleinigkeiten hat, das Opfer auferlegen soll, sich das Buch über diese vier Dolgorukijs zuzulegen; ein „Werk, das großes historisches und politisches Interesse bietet" ist es auf keinen Fall. Die Druckausstattung (Fischer & Wittig) ist tadellos.
Ht.

— **Philipp Münch, Die Haupt- und Grundgedanken der Philosophie Sören Kierkegaards** in kritischer Beleuchtung. Friedrich Richter, Leipzig 1902. 79 S. — Kierkegaard will den Menschen durch den Engpaß der vom Denken losgelösten, auf das reine Wollen gestellten, in Angst und Reue gebundenen, durch die Selbstverleugnung sich befreienden Sittlichkeit auf die Höhe der inneren Freiheit führen. Es wird in höchst scharfsinniger Weise dagegen gezeigt, wie diese negative Ethik, welche der einsame und herbe Denker aus sich selbst für seine Zeit gesetzt hat, vom erkenntnißtheoretischen Standpunkte aus einseitig, in praktischer Beziehung aber unerfüllbar ist.
J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 78. Dienstag, den 1. Juli, Abends. 1902.

Die Indianer Mexikos.

Von Heinrich Lemcke in Mexiko.

Die Gesammtzahl der gegenwärtig in Mexiko lebenden Indianer wird nach dem letzten Census auf 4 247 605 oder 43 Procent der Gesammtbevölkerung Mexikos geschätzt. Als im Jahre 1519 der Spanier Cortes seinen Eroberungszug nach Mexiko unternahm, fand derselbe dreiunddreißig Indianer-Nationen und Stämme vor, welche in vierzehn Familienstämme eingetheilt waren. Sind auch im Laufe der Jahrhunderte manche dieser Indianer-Nationen und Stämme ausgestorben oder aber mit eingewanderten Europäern vermischt worden, so existiren doch noch heutzutage die meisten derselben. Fast sämmtliche Indianerstämme und Familien Mexikos haben ihre eigenen Sprachen. Man zählt noch heutzutage über 150 verschiedene Indianersprachen und Dialecte in Mexiko. Die hauptsächlichsten Idiome der Indianer, die gegenwärtig in Mexiko gesprochen werden, sind: Nahuatl, Tarasco, Maya, Otomi, Cora Huispol, Tarahumara, Pima Tzendal und Totonaca. Diese verschiedenen Mundarten der Indianer sind ein übermächtiges Hinderniß in der Erziehung derselben zu civilisirten Menschen. Der mexikanische Indianer besitzt ein leichtes Fassungsvermögen sowie ein gutes Naturell und hat große Körperkräfte. Aber um ihn zur Bildung heranzuziehen und zu einem werthvollen Bürger des Landes zu machen, ist es unbedingt nothwendig, ihn in seiner Sprache zu unterrichten und ihm mit väterlichem Wohlwollen entgegenzutreten, was bislang nur in sehr geringem Maße geschehen konnte. Ganz anders würde sich die Civilisation der Indianer gestalten, wenn eine Masseneinwanderung von intelligenten Europäern nach Mexiko stattfände, welche bildend und veredelnd auf die Indianer einwirken könnten, während sie so dem vollständigen Untergange geweiht sind, denn obgleich sich die mexikanische Regierung alle Mühe giebt, die Indianer durch Schulen und Heranziehung zum Militärdienst und zu Arbeitern in modernen Industrien zu civilisirten Menschen zu machen, so ist sie ihrer Aufgabe doch nicht genügend gewachsen im Verhältniß zu der großen Anzahl der Indianer, deren Mehrzahl noch heutzutage fernab von der modernen Civilisation in eigenen geschlossenen Ansiedelungen oder aber in der Wildniß lebt.

Agustin Hunty Cortés, ein Amerikaner von Geburt, der seit 26 Jahren in Mexiko als katholischer Missionar unter den Indianern lebt und von ihnen aufs Innigste geliebt wird, berichtet, daß es ihm vergönnt gewesen, ihren mysteriösen Riten beizuwohnen und in ihre heiligen Höhlen einzudringen; er hat entdeckt, daß manche Indianer noch heutzutage lebende Kinder in die Seen werfen, um solcherart von ihrem Gotte reichen Fischfang zu erlangen; er weiß, daß Götzenanbetung noch nicht ganz aus Mexiko verschwunden ist; daß der uralte Cultus, mit dem katholischen verschmolzen, noch ausgeübt wird. Er weiß, daß den alten Göttern noch Opfer dargebracht werden, und hat der Mysterie beigewohnt, die er als „Etwas dem Hypnotismus Aehnliches, aber als noch schlimmer“, bezeichnet. Die Ursachen des Verfalles der Indianer in Mexiko sind den Spaniern zuzuschreiben, welche in den drei Jahrhunderten ihrer Herrschaft (1520—1820) Alles gethan haben, die vordem zu hoher Cultur gekommenen Indianerstämme in aller nur denkbaren Weise der Fortschritte in der Civilisation und Cultur verlustig zu machen und zu gewöhnlichen Sklaven zu erziehen.

Der Indianer ist der Urbewohner des Landes, reines Vollblut, eigenartig in Gestalt, Leben und Sitte. Bei den Urbewohnern Amerikas ist eine Grundform der Gesichtszüge bemerkbar, von Canada an bis zu den Gebirgen der Araukanen, welches nach Lage und Klima, Lebensweise und Stammessitte vielfach abgeändert ist, aber überall den Grundtypus durchblicken läßt. Auch die Urbewohner Mexikos, obwohl sie in viele durch völlig verschiedene Sprachen getrennte Stämme zerfallen, zeigen auf den ersten Blick die Eigenthümlichkeit einer Rasse. Die Farbe ist rothbraun, die Haut sammetartig und weich, eine Folge des dickeren Zellgewebes, welches die starke Ausprägung der Muskeln wie das Durchschimmern der Adern verhindert. Nur bei der weiblichen Jugend sieht man bisweilen geröthete Wangen. Das Haar ist glänzend schwarz, dicht und schlicht, die Stirne niedrig und nicht vorspringend, der Hinterkopf stark, etwas in die Höhe gedrückt. Das Gesicht bildet ein gefälliges Oval, die Backenknochen sind ziemlich breit, die Augen groß und dunkel und stehen, wie bei der kaukasischen Rasse, wagerecht (nicht geneigt wie bei den Mongolen). Das Weiße des Auges ist gelblich gefärbt und giebt einen eigenen Ausdruck von Wildheit, zumal in der Leidenschaft. Die Nase ist sanft gebogen, an den Flügeln breit, der Mund groß in der Regel, mit vollen Lippen, wiewohl nicht aufgeworfen wie der der Afrikaner. Zwei Reihen kleiner, blendend weißer Zähne sind beneidenswerthe Zierden des Indianers. Das Kinn ist rund und voll, bei dem Mann dünn und mit Bart bewachsen, der nur hier und an der Oberlippe spärlich vorkommt, aber lange nicht auf jedem Boden gedeiht. Der Hals ist kurz, der Nacken breit und stark, der Brustkasten hochgewölbt. Abweichend von der kaukasischen Rasse, ist die Brust der Frauen nicht sphärisch, sondern parabolisch, fast konisch. Die Hüfte ist kräftig, das Bein muskulös und stark, mehr als die Arme; Hände und Füße sind klein, bei dem weiblichen Geschlecht meist rund und zierlich. Die Gestalt der Männer ist gedrungen und selten über Mittelgröße, die Weiber sind klein und fett. Man hört oft: die Kinder der Indianer würden weiß geboren und würden erst braun mit der Zeit; das ist aber falsch. Die Neugeborenen sind freilich heller als die Alten, aber nicht weiß, sondern etwas angeraucht gelb; nur Handflächen und Fußsohlen sind weiß und bleiben es auch bei den Erwachsenen. Man sieht viele schöne Kinder mit großen, lebhaften Augen und langen Wimpern, aber sie bleiben nicht lange schön, die Züge werden hart und stupid. Im Allgemeinen hat der Indianer einen eigenthümlichen, schwermüthigen Blick, um die Mundwinkel einen melancholischen Zug, wenigstens erscheint er uns so. Aber er ist nicht melancholisch. Nie sieht man ein fröhlicheres Volk als diese Indianer unter sich; sie plaudern und scherzen bis tief in die Nacht, ergötzen sich an Witzen und Wortspielen, schäkern und lachen. Freilich den Creolen und Mestizen gegenüber sind sie kalt und zurückhaltend, sie trauen ihnen nicht, sie verstehen auch schon die Sprache nicht so, um sich bequem auszudrücken; denn unter sich sprechen sie stets ihre indianische Sprache. In dem ganzen körperlichen Habitus spricht sich weniger die feinere Organisation des Nervenmenschen aus als eine vorherrschende Entwickelung des vegetativen Lebens. Mit dichtem Haarwuchs wird das Kind geboren und bis zum höchsten Alter wird der Scheitel nicht kahl; nur selten ergraut die dichte Decke des Hauptes. Auch die Zähne bleiben unversehrt bis in die spätesten Jahre, und oft sieht man Schädel, die einige Jahrzehnte in der Erde gelegen hatten, vollkommen erhalten und mit der vollen Zahl ihrer Zähne. Die Haut des Indianers scheint unempfindlicher gegen Hitze und Kälte; äußere Verletzungen, ja tiefe Fleischwunden heilen mit unglaublicher Schnelligkeit und ohne Wundfieber.

Man kann den Indianern Bildungsfähigkeit nicht absprechen, sie lernen leicht, und schon die kleinen Kinder zeigen viele Anstelligkeit und praktischen Sinn. Was ihren Charakter betrifft, so ist dieser im Allgemeinen, wie bei unterdrückten Völkerschaften, nicht frei, sondern verschlossen, mißtrauisch, berechnend. Nicht

etwa gegen Menschen anderen Stammes, nicht gegen die Enkel seines Unterdrückers umgiebt sich der Indianer mit dem Bollwerk der Vorsicht, denn das wäre natürlich; nein, er zeigt es gegen die Seinen, es liegt in seiner Sprache, seinen Manieren und seiner Geschichte. So z. B. sind die Begrüßungen der Indianer unter einander, namentlich der Frauen, eine lange Litanei von Wünschen und Erkundigungen nach dem Befinden, welche völlig monoton und theilnahmlos von beiden Theilen zugleich hergeleiert werden, oft ohne daß man sich dabei ansieht oder bei einander stehen bleibt. Der Indianer, welcher einen anderen um etwas anspricht, thut dies nicht direct und ohne Umschweife; er macht erst ein kleines Geschenk, lobt Dieses und Jenes, bis zuletzt der Wunsch vorgetragen wird. Wenn ein Indianer bei dem Richter oder Bürgermeister seines Dorfes, der ein Indianer wie er, vielleicht sein Verwandter ist, irgend ein Gesuch hat, so wird er, auch wenn alles Recht auf seiner Seite wäre, erst einen guten Freund vorausschicken mit einer Flasche Branntwein oder einem fetten Huhn (man nennt das den Blumenstrauß senden), um dem Anliegen einen guten Eingang zu verschaffen. Spricht sich in dieser Art ihres Verkehrs schon ihr Charakter aus, so tritt dies noch deutlicher in vielen kleinen Zügen hervor. Schon ihre Sprache ist überreich an doppelsinnigen Ausdrücken, die sie anwenden, um sich nicht klar auszusprechen. Ich hörte von Geistlichen, welche die aztekische Sprache sehr fertig sprachen, daß sie häufig den Sinn einer Beichte nicht verstehen konnten, weil sich die Beichtenden in Räthseln und Metaphern aussprächen. Ein Indianer versteht sich nicht leicht dazu, Leuten, die ihn nicht kennen, seinen Namen zu sagen; er giebt in der Regel einen falschen an, um sich nicht zu compromittiren. Eben so wenig geben sie Auskunft über Dritte, nach welchen man sie fragt, z. B. ob sie denselben auf dem Wege begegnet seien; sie werden gewöhnlich sagen, sie hätten Niemand gesehen. Im Handel und Wandel sind sie mißtrauisch und fürchten stets übervortheilt zu werden. Ihre kleinen Pflanzungen legen sie gerne mitten in den Wäldern oder in verborgenen Schluchten an, um mit Niemand in Berührung zu kommen; sie gehen auf Umwegen dahin, damit die Spur nicht gefunden werde, und kommt irgend ein Jäger nach der einsamen Siedlung, so sehen sie es höchst ungern. Es sind Züge, welche an stammverwandte Jägerstämme erinnern.

Der jetzige Indianer Mexikos ist nicht tigerartig und wild, aber seine Vorfahren mögen es gewesen sein. Alle christlichen Indianer sind unterwürfig und schmiegsam geworden durch die lange Herrschaft der Spanier. Obgleich die Indianer die Mehrzahl der Bewohner des Landes bilden, braucht man heutzutage nicht mehr zu befürchten, daß sie erwachen könnten zum Bewußtsein, ein unterdrückter Stamm zu sein, denn die Kunde von der Geschichte ihrer Väter ist bei ihnen erloschen und kaum eine oder die andere spärliche Tradition davon übrig geblieben. Die Indianer in Mexiko sind aber auch keine Unterdrückten mehr, denn sie genießen schon seit langen Jahren gleiche Rechte mit allen übrigen Bewohnern des Landes; sie sind Bürger mit freiem Eigenthum und verwalten ihr Gemeinwesen selbst. Sie haben also keinerlei Grund zur Unzufriedenheit. Einigen in den letzten Jahren erfolgten Aufständen der Jaqui- und Maya-Indianer in Sonora und Yucatan, welche durch streitigen Grundbesitz veranlaßt waren, aber nie den Charakter einer nationalen Schilderhebung erhielten, wurden von den Regierungstruppen erfolgreich bekämpft.

Die heutigen Indianer Mexikos betreiben Ackerbau, Viehzucht und Kleingewerbe. In Gemeinden, theils in Dörfern, theils auch in Städten vereint wohnend, bilden sie gesonderte Quartiere. Der mexikanische Indianer ist einfach in seiner äußeren Erscheinung, er hält etwas darauf, sich nach seiner Väter Sitte zu kleiden. Der Mann hat kurze, nur bis an die Knie reichende, weite Beinkleider von Hirschleder oder grobem Baumwollenzeug (manta); eine Jacke oder kurzer Kittel ohne Kragen, um die Hüfte gegürtet, deckt den Oberkörper; er kennt kein Hemde, keine Weste, noch sonst ein Luxusstück. An den Füßen trägt er Sandalen, einen Strohhut oder groben Filzhut auf dem schwarzen, üppigen Haarwuchs, der bei vielen bis auf die Schultern herabhängt. Der Stamm der Chinantecos in Oaxaca geht immer barhaupt. Schuhe oder Stiefel zu tragen gilt dem Indianer von echtem Schrot für verderbliche Neuerung und ein Pferd zu besteigen hält er für sträflichen Hochmuth. Auch wenn sie viele Pferde besitzen, reiten sie das bescheidene Eselein oder höchstens ein Maulthier. Eine grob wollene Decke, zarape, einfarbig oder gestreift, ist die toga virilis des Indianers, bei Tage der Schirm gegen Kälte und Regen, des Nachts seine einzige Decke. Die Kleidung der Frauen ist eine Art Sack oder Stück Zeug, das um die Hüften mit einem Gürtel befestigt ist und bis zu den Füßen reicht; der Oberkörper wird mit einem weiten Ueberwurf gedeckt (huipilo), der eine Oeffnung für den Kopf hat und zwei Armlöcher für die Arme, ohne Aermel. Dies Kleid ist meist von Wolle und in einigen Gegenden kunstreich bunt gestickt. An manchen Orten wird an Festtagen von reichen Indianerinnen ein weißes gesticktes Ueberkleid mit vielen Bändern getragen, an andern kleiden sich alle Mädchen weiß. Die dichten Haarflechten mit buntem Bande durchflochten hängen entweder über die Schultern herab oder sind um den Kopf gewunden. Große Ohrringe und breite Halsbänder von Glasperlen vollenden die Toilette. Schuhe und Kopfbedeckung tragen sie nie, höchstens legen sie bei starker Sonne eine Shawl (rebozo) auf den Kopf. Ein kleiner Rosenkranz mit Scapulir daran und der starke Dorn einer Cactusart als Zahnstocher hängt um den braunen Hals beider Geschlechter.

Die Wohnung solch eines Indianers entspricht dessen einfacher Persönlichkeit. In den wärmeren, holzreichen Gegenden baut der Indianer seine Hütte von Holz; unbehauene Pfosten sind in den Boden gerammt und tragen Gebälke und Dach. Alles ist statt der Zimmerung mit Schlingpflanzen fest zusammengebunden. Stroh oder Palmblätter bilden die Bedachung, die Wände sind von Bambusstäben oder dünnen Stangen gemacht und lassen Licht und Luft ins Innere dringen. Gewöhnlich ist das Dach auf einer Seite verlängert zu einer Vorhalle, welche auf Pfosten ruht. Dieses Hauptgebäude ist in der Regel 25 Fuß lang und 15 Fuß breit, ohne alle Abtheilung im Innern. Oft steht ein kleineres dicht daneben, um als Küche benutzt zu werden. Auf den kälteren Hochebenen sind die Hütten von ungebrannten Lehmsteinen (auch Stein und Lehm) gebaut und haben ein plattes Dach von dichtgelegten Balken mit einer Decke von feingeschlämmtem Thon, welche mit vieler Vorsicht aufgestampft wird. Im Gebirge sieht man häufig Hütten von Schindeln und in den agavereichen Ebenen von den Blüthenstengeln und Blättern der Agave mit Wänden von Steinen ohne Mörtel, sogenannten trockenen Mauern. In der Mitte der Hütte brennt, auf dem Boden der Erde, wie sie die Natur schuf, bei Tag und Nacht das heilige Feuer des Herdes; daneben steht der Metate und Metlapile, ein flacher und ein walzenförmiger Stein zum Zerknirschen des Maises, und die irdene Pfanne (comale) zum Backen des Maisbrodes. Einige unglasirte irdene Töpfe und Schüsseln, ein großer Wasserkrug, einige Trink- und Schöpfgefäße aus Kürbisschalen sind der ganze Reichthum des Indianers, einige Holzschnitte oder geschnitzte Hölzer, Heilige darstellend, der Schmuck der Hütte. Weder Tisch noch Bank verengt den Raum; Matten von Binsen oder Palmblättern dienen als Sitz und Tisch zugleich, sie sind das Bett für die Nachtruhe und der Sarg für die ewige Ruhe im Grabe. Eine Axt, Haue und Hacke, einige Stricke und Netze hängen als Geräthe des Mannes an der Wand, und daneben das Webegeräthe der Frauen, das nur aus einigen Stäben besteht. Eine ganze Anzahl Körbchen von Palmblättern geflochten, an Bindfaden an den Balken aufgehängt, enthalten die geringen Vorräthe aller Art, Salz, Bohnen, Reis, Eier, Baumwolle, Seife u. s. w. Denn diese Körbchen (tombiatl) repräsentiren Kisten und Schränke und hängen hoch, um den Inhalt den Kindern, Hunden und Ameisen zu entziehen.

Die Frauen der Indianer sind den ganzen Tag vollauf beschäftigt; sie holen das Wasser und Holz, besorgen die Kinder, bereiten dreimal täglich das Brod, spinnen die Baumwolle und weben die Zeuge für die ganze Familie. Das Nähen der Kleider, das Waschen, das Färben liegt ihnen auch ob; oft sieht man die ganze Familie am Bach, ein Kleid nach dem anderen wird gewaschen, während der Träger, in eine Decke gewickelt, wartet, bis es getrocknet ist. Am Sonntag muß das arme Lastthier die Früchte auf den Markt tragen oder das irdene Geschirr, welches auch Manufactur der Frauen ist, einen Säugling an der Brust, eine schwere Bürde auf dem Rücken und oft ein größeres Kind obenauf. So sieht man sie vielmals auf den Wegen nach den Dörfern. Auf dem Rückweg haben sie mit unendlicher Geduld den betrunkenen Mann zu führen und wo er unrettbar zu Fall kommt, sitzen sie neben ihm in Wind und Wetter, bis er wieder gehen kann.

Hier sei auch der Heilmittel der Indianer besondere Erwähnung gethan. Dem gebildeten Arzte schenken sie nie Zutrauen; in jedem Dorfe sind einige alte Weiber, gegen welche

Aesculap selbst nicht aufkommen könnte. Sie kennen die Heilkräfte vieler Pflanzen, schmieren und reiben mit verschiedenen Oelen ein, wissen, wann es nöthig ist, dem Fieberkranken ein schwarzes Huhn auf die Füße zu setzen oder ein halbes Huhn auf den Unterleib zu legen, damit sich die Hitze dahin ziehe, und verstehen es, den Magen an seine Stelle zu bringen. Letzteres ist eine höchst gewaltsame Operation, die bei dem sehr häufigen Magenkrampf vorgenommen wird. Der Kranke legt sich auf eine Matte, die alte Sibylle kniet auf seinen Leib und knetet und bearbeitet mit den Fäusten die Magengegend von der Herzgrube abwärts und seitwärts, daß der Lazarus stöhnt und heult. Zuletzt wird ein breiter Gürtel unter die Brust geschnürt, damit der Magen nicht wieder in die Höhe schnappe. Eine Hauptrolle bei den Kuren fast aller Krankheiten spielt der Temascale oder das Schwitzbad, dessen Gebrauch uralt bei den Indianern ist. Man denke sich auf gleicher Erde ein kleines Gewölbe von der Größe eines Backofens, im Innern so hoch, daß eine Person darin sitzen kann. Diese Höhle hat auf der einen Seite einen niedern Eingang, durch welchen man auf allen Vieren hineinkriechen muß, auf der entgegengesetzten Seite, oder auch seitwärts, ein Schürloch, welches nach innen zu mit großen flachen Steinen zugesetzt ist, die nicht im Feuer springen. Auf der Außenseite wird in diesem Herde stark gefeuert, so daß sich die Steine zum Glühen erhitzen. Der Badende schlüpft nun in die Höhlung und legt sich auf eine Matte, gießt Wasser gegen die heißen Steine, das sich in Dampf verwandelt, den er mit einem Reisigbündel gegen seinen Körper schlägt. Gewöhnlich sind zwei Personen im Bade, so daß die eine von der andern bedient wird. Alle Poren öffnen sich, es finden Uebergießungen mit kaltem Wasser statt, Reibungen, kurz, alle Operationen eines russischen Bades.

Daß bei einem Volke so niederer Culturstufe ein tiefgewurzelter Aberglaube auch in medicinischen Dingen eine Rolle spielt, versteht sich wohl von selbst. Der Indianer glaubt an Hexen (naualli) und Krankheiten, die sie anrichten, welchen mit Beschwörungen entgegengetreten werden muß, an das böse Auge, den Schreck bei kleinen Kindern (er ist gewöhnlich die Folge von Magensäure), wogegen das Lesen des Evangeliums durch den Geistlichen hilft. Er fürchtet den bösen Wind (ehecatl), einen boshaften Elementargeist, der in den Wassern haust. Wenn nämlich ein Indianer plötzlich irgend einen Schmerz bekommt, wie Rheumatismus, Kolik oder dergleichen, so hat es der Ehecatl gethan; er sinnt nun nach, wo er zuletzt über ein Wasser geschritten ist, denn dort hat sich der Gnom festgesetzt. An dieses Wasser wird vor Tage ein neuer Wasserkrug gebracht, frisches Maisbrod in einem neuen Tuche, eine Schale mit Maisbrei und eine mit Chocolade. Der Name des Kranken wird dreimal in den leeren Krug gerufen, die Mündung nach dem Wasser gekehrt, was den Ehecatl bewegt, zu kommen und das Geschenk in Empfang zu nehmen. Wohl aus demselben Grunde achtet der Indianer auf die Kinder, wenn sie über eine Brücke gehen, und fällt eins hin, so peitscht er die Stelle, damit der Schatten nicht liegen bleibe und von den Wassergeistern geholt werde.

Rechnen wird den Indianern sehr schwer. Es ist dieses leicht begreiflich, weil sie ein anderes Zahlensystem haben als wir. Während unsere Zählweise nach den zehn Fingern gebildet wurde, hat der Azteke sie einhändig nach Fünfen construirt. Er zählt also: 1 se, 2 ome, 3 yei, 4 naui, 5 makuilli, 6 tschikuase, 7 tschikome, 8 tschikuyei, 9 tschikunaui, 10 matlactli, 11 matlactlion se, 12 matlactliamame, 13 matlactliomyei, 14 matlactliamaui, 15 kaschtulli, 16 kaschtullion se, 17 kaschtulliom ame, 18 kaschtulliom yei, 19 kaschtullion naui, 20 sempoalli, sempoallian se, sempoallian ome und so weiter bis zu neunundzwanzig, und bildet dann dreißig: sempoallion imatlactli oder zwanzig und zehn. Nun zählt man fort bis zwanzig und neunzehn und nennt vierzig: ompoalli oder zweimal zwanzig. Die Zwanziger bilden nun die großen Gruppen, sechzig ist dreimal zwanzig, yeipoalli, hundert fünfmal zwanzig, macuipoalli, zweihundert gleich zehnmal zwanzig, metlacpoalli. Man sieht also, wie sich die Grundzahlen von eins bis vier in jeder Reihe wiederholen und für den Abschluß der fünfe viermal ein eigenes Wort gebildet ist.

Diesen Andeutungen über das häusliche Leben der Indianer seien noch einzelne Züge hinzugefügt. Es giebt sehr wohlhabende Leute unter den Indianern, aber ihre Lebensweise ändern sie darum doch nicht. Man sieht es an der größeren Wohnung, die mit Matten tapeziert ist, an dem Hausaltar, der mehr Heiligenbilder, auch einige Thonleuchter hat, an einer Menge bunter Teller, Töpfe und lackirter Calabassen, welche auf einem Gestell von Stangen aufgestellt sind, daß hier ein Reicher wohnt. Diese haben immer ihre Küche in einem besonderen Hause und da schläft auch die ganze Familie auf einer einfachen Matte auf dem Boden, ohne Kopfkissen, etwa ein Stück leichten Holzes ausgenommen, ohne Pfühl oder Betttuch. Alle legen sich mit den Füßen gegen das Feuer in der kühleren Jahreszeit, in der warmen schlafen alle vor den Häusern. Die Nahrung der Indianer besteht, wie schon erwähnt, zumeist aus Vegetabilien, Mais in verschiedener Bereitung, Bohnen, Kürbissen, verschiedenen Wurzelgewächsen und Gemüsen, die sie sich in den Feldern suchen, z. B. Portulak, Phytolaca, Cactus, Palmenkohl u. s. w. Die Früchte lieben sie sehr und pflanzen sie fleißig an. Bei ihren Mahlzeiten fehlen selten Früchte, die sie roh essen. Die Familie verzehrt ihre Mahlzeit gemeinschaftlich; die Weiber sitzen mit untergeschlagenen Beinen, die Männer hocken auf den Fersen und werden zuerst bedient. Wasser, auf den Hochebenen Pulqué, ist ihr gewöhnliches Getränk nach dem Essen, wie während desselben. Sie brauen aber auch mancherlei gegohrene Getränke, welche sie trinken, wenn sie von der Arbeit kommen. In den Küstengegenden ist es der Palmwein, oder Tuba, und Tepatsche oder Castile, bereitet aus dem rohen Saft des Zuckerrohrs mit Ananas oder Bananen und durch die Wurzel einer Mimose etwas bitter gemacht; auf dem Hochlande, außer dem Pulqué, der Calanche oder gegohrene Saft der Tuna (Frucht einer Cactusart), Chicha, Sentetscho und Chilote, welche aus Mais und Gerste gebraut werden, also eine Art indianisches Bier. Alle diese Getränke sind alkoholreich und berauschen. An Festtagen sammeln sich die Männer um einen Topf ihres Gebräues und jubeln bis tief in die Nacht. Dieses ist ihre größte Lust, denn sie spielen nicht wie die Kreolen und Mestizen, sondern lieben die Geselligkeit und auch die Weiber nehmen Theil und verstehen der im Kreise wandernden Schale zuzusprechen.

Die intellectuelle Ausbildung des Indianers steht auf der niedrigsten Stufe, obgleich die Nationalregierung Alles aufbietet, um die Indianer zu civilisirten Menschen heranzubilden. Es ist durch die Gesetzgebung angeordnet, daß jedes indianische Dorf eine oder einige Elementarschulen habe; da aber die Gemeinden aber die Lehrer anzustellen hat, so sucht sie die billigsten, und gewöhnlich sind es Leute, die nicht orthographisch schreiben können. Ihre ganze Thätigkeit beschränkt sich darauf, etwas lesen oder buchstabiren zu lehren und den Katechismus durch tägliches Vorsagen allmälig den harten Köpfen einzubläuen. Nebenbei ist dieser Schullehrer gewöhnlich der Gemeindeschreiber, ja der Einzige, der im Dorfe schreiben kann, wodurch die Zahl der Unterrichtsstunden noch sehr vermindert wird. Die Indolenz der Indianer ist in diesem Punkt so stark wie möglich, und die Geistlichkeit, welche sich um das Schulwesen nicht zu kümmern hat, unterstützt sie häufig noch, weil es ihrem Interesse mehr entspricht, die Unwissenheit zu erhalten, um ihr Regiment nicht geschmälert zu sehen.

Der Mehrzahl nach sind die Indianer, wie bereits gesagt, Ackerbauer und Gärtner, welche ihr Gewerbe noch gerade so betreiben wie ihre Vorfahren vor 300 Jahren, nur daß sie auf den Hochebenen vielfach den Pflug anwenden. Im Gebirge und den Küstengegenden richten sie ihre kleinen Anpflanzungen ohne Pflug her; sie hauen Wald oder Buschwerk nieder, brennen es ab, wenn es getrocknet ist, und pflanzen dann den Mais in kleine Löcher, die sie mit einem spitzen Pfahle stechen, ohne daß der Boden gelockert wird. Mit der Hacke werden im Laufe des Sommers zwei Bearbeitungen vorgenommen. An den Rändern des Feldes pflanzt der Indianer Bohnen, Kürbisse, spanischen Pfeffer und Paradiesäpfel. Sobald die Maiskolben halbreif sind, wird schon davon gezehrt; gebraten und gekocht sind sie die Lieblingsspeise des Indianers und kleine Kuchen, die daraus bereitet werden, Elatlaschcal, sind ihnen ein Confect. Die Ernte im December und Januar ist ein Fest, an dem Alt und Jung theilnimmt, und ist der Vorrath glücklich im Hause, so giebt man sich einige Wochen dem dolce far niente hin, bis wieder die Vorbereitung zur kommenden Saat ihre Thätigkeit in Anspruch nimmt. Viele Indianer der Hochebenen ziehen es vor, als Tagelöhner auf den großen Gütern zu arbeiten; denn sie erhalten da eine Wohnung, ein bestimmtes Maß Mais, je nach der Zahl ihrer Familienglieder, und einen Tagelohn in baarem Gelde für jedes arbeitende Individuum ihrer Familie. Da sie außerdem den Vortheil genießen, weder für Gemeindekosten noch Unterhalt der Kirche beitragen zu müssen, so sollte ihre Lage bequemer sein, als die der Dorfbewohner. Das ist aber im Allgemeinen nicht

der Fall. Denn gerade die Indianer, welche die Quadrillas (Tagelöhner) der Haciendas bilden, gehören zu den armseligsten Theilen der indianischen Bevölkerung, welche nie zu einer Selbstständigkeit gelangen werden. Sie sind thatsächlich eine Art glebae adscripti, nicht weil sie müssen, sondern weil sie wollen. Nur sehr wenige von ihnen führen einen geordneten Haushalt, nur das Allernothwendigste schaffen sie sich an, und was sie an baarem Gelde habhaft werden können, wird vertrunken. Kommt nun irgend eine besondere Ausgabe vor, eine Kindtaufe, Hochzeit oder Beerdigung, oder macht Krankheit den Verdienst unmöglich, so muß der Herr Vorschuß leisten auf Rechnung des Taglohns. Veranlassung fehlt nie zum Schuldenmachen, denn diese Menschen sind nicht fähig, so viel zu sparen, um sich das ärmlichste Kleidungsstück anzuschaffen; der Herr muß es ihnen auf Borg geben und den Betrag wöchentlich vom Lohn abziehen. Auf diese Weise arbeitet sich jeder Taglöhner in Schulden; die Jungen, sobald sie arbeiten können, müssen schon an der Schuld abverdienen helfen, welche zum Theil für sie contrahirt wurde, und der Sohn muß für den Vater einstehen, wenn er sterben sollte oder arbeitsunfähig würde. Man glaube ja nicht, daß dieses ein Vortheil für die Gutsbesitzer sei; es ist im Gegentheil eine große Last und fortwährend mit Verlust verbunden. Bei dem Mangel an Händen ist man gezwungen, auf diese Weise fortzuarbeiten, es steht ein bedeutendes Capital in den Büchern, das keine Zinsen trägt, und man kann unnütze Leute nicht wegschicken, ohne ihre Schuld mitzuverlieren. Den Leuten steht's frei, hinzugehen, wohin sie wollen, sobald sie ihre Schuld bezahlen. In manchen Gegenden wird jährlich einmal, zu Ostern, ein Hauptrechnungsabschluß gemacht. Es steht dann den Arbeitern frei, nach anderen Gütern zu gehen, wenn deren Eigenthümer für die Schuld haften. Gewöhnlich ist dieses Umziehen gegenseitig, und es findet ein Tausch der Arbeiter statt, so daß ihre Contos übertragen und die Differenzen herausgezahlt werden. Einige Reiseschriftsteller, welche das Verhältniß nicht genau kennen, nicht selbst mit dieser Classe von Menschen in Berührung gekommen sind, haben die Behauptung aufgestellt, die unglückliche Nation der Indianer werde in Mexiko factisch in Sklaverei erhalten, man suche das Gesetz, welches die Sklaverei verbiete, zu umgehen, man mißhandle die Indianer u. a. m. Das ist aber grundfalsch, die Dienstbarkeit ist freiwillig und Folge eines Vertrages, einer übernommenen Verpflichtung. Am häufigsten findet sich dieses Verhältniß auf den Hochebenen, wo es auch hin und wieder vorkommen mag, daß die Arbeitsaufseher die Lässigen mit Strenge antreiben; aber nirgends ist es ein Verhältniß der Hörigkeit, wie z. B. in den holländischen Colonien in Bezug auf die Bubak oder wegen Schulden Verpfändete; nur die arbeitenden Männer haben die Verpflichtung zu zahlen oder zu arbeiten, die Weiber dagegen sind nie gebunden, wenn sie nicht ausdrücklich für ihre Männer gutgesagt haben. In andern Gegenden arbeiten die Indianer als Taglöhner, aber sie wohnen nicht auf den Gütern, sondern in ihren Dörfern. So ist es z. B. im Staate von Veracruz ganz gewöhnlich, daß man sich eine Anzahl Taglöhner von dem Alcalden eines indianischen Dorfes senden läßt. Diese erhalten auch Vorschuß, aber das ganze Dorf haftet dafür, und die Behörden senden so lange Arbeiter, bis die Schuld getilgt ist. Etliche Zweige des Ackerbaues werden von den Indianern beinahe ausschließlich getrieben und nur ihre Geduld und Ausdauer, sowie ihre traditionelle Vorliebe erhält diese für größere Pflanzer nicht ausführbaren Geschäfte. Hierher gehört der Kaffeebau, Tabakbau, Vanillebau und die Cochenillezucht. Manche Nahrungspflanzen baut nur der Indianer an, so u. A.: Arum esculentum, ein Chenopodium, die Tigerblume (indianisch Ozeloschutschil, Ferraria pavonia), deren Knollen geröstet den Kastanien sehr ähnlich sind, eine Oxalisart, einige Zwiebel- und Laucharten und viele andere. Dem Geschichtsforscher ist die Kenntniß dieser Pflanzen von Wichtigkeit, sie können ihm einen Fingerzeig geben über die Wanderungen der Stämme und den Zug der Cultur überhaupt. Die Indianer betreiben zwar nur wenige Gewerbe neben ihrem Landbau; aber sie zeigen gute Anlagen und vorzüglichen Geschmack für Künste und Handwerke. An den Flüssen sind sie Fischer und Fährleute, in der Nähe der Städte liefern sie Brennholz und Holzkohlen an die Stadtbewohner.

In den Vormittagsstunden sieht man die Straßen, die zu den Städten führen, mit Marktleuten belebt — Alles Indianer, Männer, Frauen und Kinder, beladene Esel vor sich hertreibend, oder mit großen Bündeln bepackt, Alle in kurzem Trabe. Dieser Hundstrab gehört zu den Eigenthümlichkeiten der mexikanischen Indianer, leer und beladen halten sie ihn ein und verlieren den Athem selbst im steilsten Gebirge nicht. Es giebt keine besseren Eilboten als diese Indianer. Mit einem Tompiate, mit Topoto oder geröstetem Maisbrod gehen sie auf eine lange Reise, machen täglich fünfzehn bis zwanzig Stunden Weges und verzehren nichts als diesen armseligen Mundvorrath. In den steilen Gebirgen und durch die Schluchten tragen sie Lasten von 40 bis 50 Kilogramm, oft viele Tagereisen weit; sie übernehmen den Transport von Waaren auf bedeutende Entfernungen, wie z. B. von Tabasco nach Chiapas, auf Wegen, die für Saumthiere nicht gangbar sind; ja selbst die Reisenden tragen sie auf den Rücken an diesen fast senkrechten Felswänden hinauf. Sie sind so gewohnt, etwas auf dem Rücken zu tragen, daß, wenn man z. B. in Oaxaca einen indianischen Boten mit einem Briefe wegsendet, dieser ein Packet von 5—6 Kilogramm Steinen macht und demselben den Brief beifügt, damit der Träger auch weiß, daß er einen Auftrag auszuführen hat. Der Indianer trägt seine Lasten auf dem Rücken mittels eines Seiles und breiten Tragriemens, welchen er über die Stirn legt. Der starke Nacken und die kräftigen Schenkel eignen sich ganz für diese Art von Fuhrwerk. In den Bergwerken arbeiten viele Indianer als Schlepper und da sie im Accord bezahlt werden, nach dem Gewicht der Erze, welche sie aus der Grube bringen, so erlangen sie eine große Virtuosität in diesem Geschäft. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Mann 250 Kilogramm Erz aus einer Tiefe von mehr als 700 Meter schleppe auf Fahrten (Leitern), die aus runden Baumstämmen bestehen, in welche Tritte mit der Axt eingehauen sind, und doch habe ich solche gesehen, welche Tag für Tag solche enorme Lasten zu Tage fördern. Auf dem Hüttenwerk Arcos lebte ein Indianer (oder lebt wahrscheinlich noch), welcher Sandsteine von 300 Kilogramm Gewicht aus dem Steinbruch nach der Hütte trug — eine Entfernung von etwa einer Viertelstunde. Bei einer solchen ausgeprägten Anlage zum Lastthier darf es uns nicht wundern, daß der Indianer den Ertrag seines Gartens und Feldes oft 10 bis 15 km weit zu Markte schleppt, um am Ende einige Centavos dafür zu erlösen. In Unzahl sieht man die Indianer des Gebirges auf Pfaden, deren Schwierigkeit man sich kaum vorstellen kann, zehn, zwölf Stunden Weges nach einem Markt ziehen, einen schweren Korb Aepfel oder Kartoffeln auf dem Rücken, ihre Weiber und Kinder ebenfalls bepackt zur Seite. Ermüdet, oft von Regengüssen durchnäßt, langen sie an, bringen die Nacht in einer der offenen Vorhallen eines Hauses zu, um in der Frühe ihre Waare zum Verkauf zu bringen, und ihre ganze Einnahme ist in der Regel nicht so groß, als der Tagelohn, der ihnen in der Hälfte der verwendeten Zeit zugeflossen sein würde. Dennoch sind sie nicht von ihrer gewohnten Weise abzubringen, weil sie sich ihre kleinen Bedürfnisse im Tausch verschaffen und nicht so weit denken, daß sie ihre Kräfte auf eine vortheilhaftere Weise verwenden können. Seife, Zucker, Branntwein und Salz sind in der Regel die Gegenstände, welche im Austausch vom Markt heim genommen werden und ein tüchtiger Rausch als Zugabe.

Das sind die Indianer, wie sie in Mexiko leben, und die, wenn civilisirt, einstens eine gewichtige Rolle in ihrem Lande spielen werden.

Bücherbesprechung.

— Julius Köhler, Friedrich Nietzsche nach seiner Stellung zum Christenthum. Carl Meyer, Hannover, 1902. 31 S. 40 ₰. — Hans Gallwitz hat in den Preußischen Jahrbüchern (1896) Nietzsche als Erzieher zum Christenthum bezeichnet. In der That ist der Nietzscheische Grundgedanke, willensstarke und freie Persönlichkeiten zu schaffen, durchaus christlich, gegenüber der mechanistischen Gleichmacherei, welche unser sittliches Leben beherrscht. Hingegen hat Nietzsche das empirische Christenthum in der einseitigen Auffassung als Weltverneinung vollständig mißverstanden. In klarer und verständnißvoller Durchführung werden diese beiden Punkte behandelt. J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 79. | Donnerstag, den 3. Juli, Abends. | 1902.

Die Poesie der Suaheli.

Von Willy Alexander Kastner.

Das Bantu-Volk der Suaheli ist zweifelsohne nicht nur einer der politisch wichtigsten, sondern auch wissenschaftlich interessantesten Stämme Afrikas. Und gerade dieser Stamm mußte uns Deutschen nicht, wie es im Völkerverkehr leider meistens üblich ist, in kriegerischer, sondern in freundschaftlicher Weise am nächsten treten, indem seine Angehörigen Schutzbefohlene des Deutschen Reiches wurden und unter diesem Schutze gediehen. Wir haben aber mehr als ein politisches oder commerzielles Interesse an den Suaheli. Auch ihre ganz und gar eigenthümliche Sprache, das Kisuaheli, ist nicht nur ein Arbeitsgebiet orientalischer Philologen geblieben, sondern viele Kaufleute, Beamte, Officiere ꝛc. studiren diese Sprache, für die ein besonderer Lehrstuhl am Orientalischen Seminar in Berlin besteht. Die Kenntniß der Sprache führte nun auch zur Entdeckung einer eigenartigen und relativ recht umfangreichen Literatur, auf die wir wohl einen Blick werfen dürfen. Denn nachdem schon durch Herder, Goethe, Rückert, Bodenstedt ꝛc. die Literaturfreunde des Abendlandes auch auf die Poesie des Morgenlandes immer eindringlicher hingewiesen worden sind, nachdem unser Interesse durch kühne und unermüdliche Forscher auf das Innere Afrikas ausgedehnt worden, ist es wahrlich nicht unfruchtbar, Näheres über das Geistes- und Seelenleben der dunklen Rasse zu erfahren, in unserem Falle speciell der Suaheli. Zumal die Poesie und Literatur dieses aus einer Mischung von Arabern und Afrikanern bestehenden Volkes dürfte unser Interesse um so mehr rechtfertigen, als die bisher über diesen Gegenstand veröffentlichen Studien berufener Autoritäten nach wenig populär geworden sind.

Einer der Berufensten jener Forscher war der Missionar Professor Büttner, den der Verfasser vor Jahren persönlich kennen lernte, leider erst kurz vor seinem Tode, der für das Orientalische Seminar zu Berlin einen empfindlichen Verlust bedeutete. Er hatte soeben eine interessante Suaheli-Anthologie veröffentlicht, und Verfasser fand den würdigen Gelehrten über den arabisch geschriebenen Documenten, die zu einer neuen Gedichtsammlung dienen sollten, deren Herausgabe leider durch den plötzlichen Tod vereitelt wurde. Meine eigenen Studien der Suaheli-Sprache, des Kisuaheli, wurden dadurch sehr erleichtert, daß Büttner die Texte in lateinische Lettern umgeschrieben hat, die sich weit besser für die lautliche Darstellung dieses klangvollen Idioms eignen, als infolge der Unbeholfenheit des Systems die arabischen Schriftzeichen. Die Sprache besitzt die Klangfülle des Italienischen, ja sie ist für unser Organ vielleicht zu vocalreich, ohne jedoch in Monotonie zu verfallen. Ein Zweig der großen Bantusprache, enthält sie ganze arabische Wörter. Das arabische Element spielt denn auch nicht nur im Leben und in den Sitten der Suahelileute, sondern auch in ihrer Literatur eine große Rolle, und viele ihrer Lieder und Märchen sind auf arabische Quellen zurückzuführen. Professor Büttner ist es jedoch gelungen, auch zahlreiche original suahelische Literaturerzeugnisse, zumal ganz moderne zu sammeln. In der Uebersetzung hat er jedoch die dichterische Form aufgegeben und sich mit wortgetreuer Prosa begnügt, die hier den Vorzug der charakteristischen Färbung für sich hat. Fast alle Forscher haben auf die poetische Uebersetzung verzichtet, weil es in unserer Sprache fast unmöglich ist, die lapidare Knappheit der, außerdem noch an alterthümlichen Formen reichen, Verssprache wiederzugeben. Sie ist in dieser gedrängten, elliptischen Kürze ähnlich der Sprache der altnordischen Edda, deren Verse oft nur aus zwei oder drei Worten bestehen, die wir nicht anders als durch Umschreibung uns zugänglich machen können. Anders die Sprache der moderneren, prosaischen Texte; hier fluthen die Worte in breitem Strome behäbig dahin.

Von größeren, sogar recht umfangreichen Dichtungen sind uns nun zunächst drei Epen überliefert, die ganz auf moslemitischer Cultur beruhen. Wenn dies als ein Mangel an Originalität erscheinen könnte, so zeigen sie doch, daß es dem Geiste dieses Volkes nicht versagt ist, sich in hohe religiöse und ethische Gedanken zu vertiefen und einen umfangreichen Vorwurf in kunstgemäß gebauten Strophen zu behandeln. Das eine Gedicht heißt Utenzi wa shufaka: „Das Lied von der Barmherzigkeit“. Die Engel Gabriel und Michael streiten, ob es noch Barmherzigkeit auf der Erde gäbe, und steigen in der Gestalt eines Arztes und eines Kranken zur Erde nieder. Nach einigen wunderbaren Begebenheiten lernen sie den aufopfernden Muth eines Knaben, der den Kranken retten soll, sowie seines Vaters kennen, und steigen mit der Ueberzeugung, daß auf Erden doch noch Barmherzigkeit vorhanden, wieder zum Himmel auf, nachdem sie den Edelmuth belohnt haben. Das zweite Gedicht: Utenzi wa mi'raji, Lied von der Himmelfahrt, ist eine echt orientalisch phantastische Schilderung der Wunder des Himmels. Ein anderes, 264 Strophen langes Gedicht: Utenzi wa Kutawafu kwa Muhammadi behandelt in stellenweise dramatischer Bewegung den Tod Muhammeds. Auf Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen. Diese Dichtungen seien nur erwähnt, um zu zeigen, an was für verhältnißmäßig bedeutende Stoffe sich die Suahelidichter wagen. Es gilt von der Dichtung der Suaheli dasselbe, was Büttner von ihrem Charakter sagt: „Unter dem scheinbaren Leichtsinn und der Lebenslust, unter der Habgier und dem Egoismus, der uns bei ihnen nur zu oft abstoßend entgegentritt und der sie uns so oft als für alles Höhere abgestumpft erscheinen läßt, steckt doch zuletzt nicht allzu selten in tiefster Tiefe ein auf die ernstesten Dinge gerichteter Sinn.“

Alle diese epischen Dichtungen sind in vierzeiligen trochäischen Strophen mit 4 Votshebungen geschrieben. Durch das ganze Gedicht geht meistens ein und derselbe Schlußreim, während innerhalb der einzelnen Strophen nur die beiden ersten Verse sich miteinander reimen, freilich mit für unser Ohr empfindlichen Licenzen, d. h. Assonanzen, die im Kisuaheli volle Reimgiltigkeit besitzen.

Eigenartiger ist der Charakter ausgeprägt in den Hakaya za Visa, den Märchen und Geschichten. Alle sind mehr oder minder schalkhaft, ironisch, sarkastisch, ja sogar satirisch mit tieferer Bedeutung. Lernt man alle diese Schelmenstreiche, die witzigen, treffenden Antworten, die humoristische Sophistik, neben der blühenden Phantasie in der Erfindung der Fabel kennen, so sieht man, daß die Suaheli nicht nur den indischen und arabischen Märchengeist mit seiner übermüthigen Laune und epischen Behaglichkeit als etwas ihnen selbst Verwandtes in sich aufgenommen, sondern auch ein gutes Theil echter Volkseigenthümlichkeit in ihrer Dichtung zum Ausdruck gebracht haben.

Ein nicht zu unterschätzendes Stückchen Culturschilderung tritt in der umfangreichen Abhandlung Mazohebi ya watu wa Unguja, d. h. „Die Sitten der Sansibarleute“, zu Tage, worin zahlreiche Regeln des Anstands und der Moral gegeben werden. Als ein wohlthuender Zug tritt uns in diesen Aufzeichnungen die echt morgenländische Verehrung, ja Heilighaltung der Eltern und des Alters entgegen. Den Kindern ist die respectvollste Achtung im Verkehr mit den Eltern geboten. Sie haben in einiger Entfernung von der Mutter zu sitzen und „dürfen sie nicht zu oft umarmen“. Auch ist das Benehmen bei Tische, sowie Vornehmen gegenüber genau geregelt, und zwar in einer Weise, daß sie „Europens übertünchte Höflichkeit“ beschämen könnte. Alles, was gegen die vorgeschriebenen Sitten verstößt, ist „makoruhu“,

d. h. verabscheuungswerth. Freilich muß der Verfasser schon bei den ersten Anstandslehren naiv hinzufügen: „Aber so ist es nur bei artigen Kindern. Unartige Kinder thun so, wie sie selbst es wollen.“ Schließlich enthält die Abhandlung sehr ceremoniöse Vorschriften für die Begrüßung u. s. w., über Rechtspflege u. A. m. Zum Schluß der Schilderung des Rechtsverfahrens, das nicht ohne mittelalterliche Härten ist, sagt der Verfasser: „So ist das Gesetz der Moslem. Und Gott weiß es am besten. Aber heutzutage giebt es nicht mehr solches Gerichtsverfahren beim Sultan. Nämlich jetzt ist jeder Sultan ungerecht, und das Rechtsverfahren ist zerrüttet. Wallahu aalam bilkhatima, und Gott weiß, wie es enden wird.“ Also auch die Suaheli beklagen das Verschwundensein der sog. „guten alten Zeit“.

Auch das modernste Schriftstück von literarischem wie sprachlichem Werthe hat Prof. Büttner uns überliefert. Es ist dies ein sehr umfangreicher Aufsatz Amur bin Nasur il Omeiri über seinen Aufenthalt in der Reichshauptstadt Berlin. Dieser Bericht ist mit so vortrefflicher Beobachtungsgabe und mit so entzückender Naivität geschrieben, daß wir uns nicht versagen können, einige Proben daraus zu geben. Voraus möchte ich bemerken, daß dieses Schriftstück auch vom sprachlichen Standpunkte aus hochinteressant ist; denn Amur versteht es, für die modernsten Begriffe, für die das Kisuaheli naturgemäß keine Worte besitzen kann, plausible und gewandte Umschreibungen zu finden, z. B. für Eisendahn, Bahnhof, Stadtbahn, Panoptikum, Circus, Zoologischer Garten &c. Die Eisenbahnen nennt er sehr einfach und richtig: Magari ya moshi = Dampfwagen; den Bahnhof vyumba va magari ya moshi = Haus der Dampfwagen. Auch heißt die Eisenbahn einmal metaphorisch „das Schiff des trockenen Landes“ Marikebu ya vohi kavu. Das Telephon heißt: mitambo inalia = „Sprungfedern, welche tönen“. Wieder für andere Begriffe bildet er neue Worte: aus „Theater“ wird teata aus „Kaiser“ kaiza &c. Doch lassen wir Scheich Amur einmal selbst reden: „Und mein Freund sagte mir: heute wollen wir ins Theater gehen. Und ich ging hin und sah Leute auf ein Seil steigen und darauf gehen, und ich verwunderte mich sehr darüber. Und danach sah ich, wie sie eine Stadt machten, und ich sah Häuser und Gärten, und mit einem Mal sah ich wieder nichts. (Wohl Decorationswechsel.) Und danach sah ich die See und die Wellen, und Leute fischten und andere kamen in Böten vorbei, und Gebirge. Und ich dachte wirklich, das ist die See. Und danach sah ich, wie die Sonne unterging, und ich fürchtete mich sehr. Und schließlich gingen wir nach Hause, und ich dachte darüber bis zum Morgengrauen nach: bis zum Morgen konnte ich nicht einschlafen.“ Bei allen weiteren Besuchen im Museum für Völkerkunde, im Aquarium, im Zeughaus &c. „wunderte und fürchtete“ der gute Amur sich sehr und „überdachte alle diese Sachen in seinem Herzen“. „Und an einem Tage sagte mein Freund zu mir: Bitte, Amur, heute wollen wir in ein Bierhaus gehen, und ich sagte: O ja, aber wo ist es? Und er sagte zu mir: Es ist nahe, es ist nicht weit. Und wir standen auf und gingen in das Bierhaus, und ich sah viele kleine Spiegel an der ganzen Wand und sah auch Lichter jeder Art. Und ich sah auch Stühle, wie ich sie noch nicht gesehen hatte, und wir setzten uns hin. Und danach sahen wir Leute mit Geigen und Trompeten und Trommeln, und ich fragte: Wo gehen diese Leute hin? Und er sagte zu mir: Die Leute werden mit diesen Trommeln und Trompeten für uns spielen, die wir hier das Bier trinken. Und ich sagte zu meinem Freunde: Ein Haus wie dieses habe ich seit meiner Geburt nicht gesehen. Wenn ich sagen würde, dieser Saal ist wie der des Sultans von Zanzidar, nein, dieser ist besser. Und ich sagte: Gelobt sei Gott, der Herr der Welten. Und danach standen wir auf und gingen in ein anderes Haus, und fanden es noch großartiger als jenes. Und danach gingen wir von einem Haus ins andere, bis wir in sieben gewesen waren, und eins war immer großartiger als das andere. Und er sagte zu mir: Häuser wie diese sind dreitausend in Berlin, und wenn ich es weniger machte, so ist es erlogen, und jedes Haus ist immer großartiger als das andere. Und ich sagte: Gott ist der Allergrößte! Und danach standen wir auf und gingen nach Hause.“ „Und an einem andern Tage standen wir auf und gingen, und ich sah ein Haus, darin waren viele Bilder, und ich sah auch Postwagen aus allen Ländern, und Schiffe aus allen Ländern und auch Sprungfedern, welche tönten (hier wohl ein Phonagraph) und Leute sangen und ich fragte: Was ist das? Und man sagte mir: Das sind diese Sprungfedern, die du hörst, und nicht Leute, welche singen, und ich wunderte mich sehr über diese Rede. Und danach gingen wir unsere Wege.“ Nun beschreibt Amur eingehend das Straßenbild von Berlin, sowie die Sitten und Gebräuche seiner Einwohner. „Und was die Lampen von Berlin anbetrifft, so siehst du sie in jeder Nacht brennen, aber ich habe kein Oel gesehen und auch keine Lampenanzünder; du siehst sie eben brennen. Und die Häuser von Berlin sind sehr groß und gewaltig, wie die Berge.“ — „Und die Hausmiethe muß ein Mensch in Berlin im Voraus zahlen“ („und ich wundere mich sehr darüber,“ vergißt er hinzuzufügen.) „Und wenn du nicht bezahlst, so wird man dich verklagen. Und Gruß.“ — „Und von den Richtern in Berlin nimmt keiner Bestechung von irgend Jemand an. Und auch der Herrscher bekommt sein Gehalt ausgezahlt. Und dieses Gehalt zahlen die Leate in der Stadt. Nur die Kinder zahlen nichts.“ „Und in Berlin ist es sehr kalt. Aber Berlin ist ein Festland, keine Insel. Und es ist sehr schön dort, nicht häßlich. Und Gruß.“ Noch sehr viele wunderbare Dinge berichtet Amur, aber wir dürfen ihm nicht zu weit folgen.

Tritt uns in diesen Aufzeichnungen eine köstliche Naivität entgegen, so legen eine Anzahl kleinerer Gedichte von verschiedenen Verfassern Zeugniß für eine andere, sehr ausgeprägte Seite des Suaheligeistes ab: es ist der Scherz und Spott. Auch Kinderlieder existiren, die uns die Kindheit dieser Afrikaner in ähnlichen Beschäftigungen zeigen, wie unsere Kinder sie pflegen.

Ueberblicken wir schließlich das Gesammtgebiet des bisher von Büttner, sowie von den Engländern Taylor und Steere u. A. veröffentlichten Literaturschatzes, so sehen wir, daß die Hauptgattungen desselben die Märchen sind, sowie die Thierfabel, die oft nur anekdotische Erzählung mit didaktischer Tendenz, die religiöse Dichtung mit Gedanken über Ursprung der Welt, Erschaffung des Menschen, über Tod und Jenseits, Reisebeschreibungen, Sittenschilderungen, sowie eine große Zahl von Scherz- und Spottliedern, sowie von Sprichwörtern und Räthseln. Wahrlich eine nicht geringe Vielseitigkeit des Geisteslebens! Auch die Naturempfindung spricht sich so wenig aus, wie die der antiken Völker. Eine poetische Naturbetrachtung, wie sie die neuere europäische Dichtkunst in den herrlichsten Blüthen offenbart, scheint grade den Völkern, die der Natur näher stehen als wir, fremd zu sein. Uns hat erst die Sehnsucht und der reifere philosophische Geist dazu geführt, die Erscheinungen der Natur poetisch zu verklären und zu vertiefen.

Auffallend ist der gänzliche Mangel dramatischer Darstellung, die doch sonst unter orientalischem Himmel ebenfalls geblüht hat, in Indien. Wir brauchen uns nur an den einzigen Kalidasa zu erinnern. Freilich beobachten wir bei mehreren Völkern des Morgenlandes das gänzliche Fehlen des Dramas. Der Orientale ist beschaulich, ohne im höheren Sinne Philosoph zu sein. Die Hindu mit ihrer tiefen brahmanischen Philosophie und ihrem ethisch hoch ausgebildeten Cultus konnten ein Drama schaffen. Was aber die Suaheli in dieser Hinsicht betrifft, so könnte der letzte Grund für das Fehlen des Dramas darin liegen, daß es in der arabischen Literatur gleichfalls fehlt.

Der wesentlichste Charakterzug dieser Literatur ist die naive, schallhafte, satirische und didaktische Weltbetrachtung. Auch die Suaheli wenden ihre geistigen und seelischen Kräfte dazu an, die Thorheiten und Laster der Menschen zu geißeln. Für das, was die vordringende europäische Cultur Gutes mitbringt, wird sie im Suahelilande daher einen guten Boden finden.

Noch einmal: Ein sächsischer Commerslieddichter.

Zu dem Aufsatze über den vergessenen Dichter Hinkel in Nr. 108 und 123, Jahrgang 1901 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung ist noch nachzutragen, daß, wie mir Hr. Oberbibliothekar Dr. Mosen in Oldenburg in freundlichster Weise mittheilt, sich in den Burschenschaftlichen Blättern S.-S. 1902. XVI. Jahrgang II, Nr. 1 ein Aufsatz (von H.) über Ludwig Bechstein befindet, worin erwähnt ist, daß Bechsteins Roman: „Fahrten eines Musikanten“ (Schleusingen 1837) „nach den Erlebnissen eines Landsmannes geschrieben sei. Mit dem Saxonen Hinkel, dem Dichter des noch heute viel gesungenen Liedes: Wo Kraft und Muth ... verbindet ihn, den Helden des Romans, innige Freundschaft.“

Soweit die Burschenschaftlichen Blätter. Die Stellen des Bechsteinschen Romans, die von Hinkel handeln, finden sich Banb 1, Seite 120, 121, 122, und Seite 152 und lauten: Ich lernte den Dichter Hinkel kennen, er war Saxone; als ich zum ersten Mal in unserm Bruderkreise sein Lied ertönen hörte:

Herz voß Muth, Blick voll Gluth,
Arm im Streite brao und gut!
Kühn entflammt, allesommt
Wer von Hermann stommt!
So im lauten Saus und Braus
Brüder schwärmen wir hinaus;
Stork und frei, gut und treu,
Unsre Losung sei!

da ward mir das Herz warm, da fühlte ich mich mit mächtiger Liebe zu ihm hingezogen, das war mein Mann, wir wurben innige Freunde. Hinkel hatte ganz das hochherzige, feurige Gemüth, das in seinen Liedern ausströmte; er kannte keine Mäßigung, er berauschte sich in vollen Zügen aus des Lebens süßesten Freudeskelchen, bis diese als Todeswogen sich über ihn ergossen und als Lethe über ihm rauschten. Er ist untergegangen und vergessen, wie so viele Dichter vor und nach ihm, die gleich sinkenden Sternen vom vollen Blüthenbaum der deutschen Poesie herabsanken und erloschen. Nur in der Erinnerung seiner Jugendfreunde lebt er, nur in Commersbüchern leben srine Liedee fort. Ich liebte ihn treu und danke ihm viel, er war ein ganz tüchtiger Mensch und spornte mich auch wieder zu erneutem Fleiße an ... Als die Thuringia ihr erstes Bundesmahl feierte, als Hinkel, der auch zu uns getreten war, sein schönes Lied erklingen ließ:

Vor Lieb und Wein muß Gram und Sorge weichen;
Es flammt Gesang im deutschen Wein.
Der Jugend Blüthenzeit wird nicht erbleichen,
So lang uns Lieder noch erfreun.
Frei wie der Himmel ist unser Panier,
Fest wie die Eichen im Sturme stehn wir!

und der donnernde Chorus die Schlußverse wiederholte ... flog ich an des schönen Dichterjünglings Brust und weinte eine Thräne der hochherzigsten Freude. (S. 152.) — Auch der talentreiche Hinkel saß in unserm Kreise, er hatte ein schönes Lied gedichtet, ich die Melodie bazu geschrieben; ich sang von ganzem Herzen froh die Solostimme in Hinkels Lied:

Wie Flammen golden sei der Brüder Zeichen,
Roth, wie die Liebe, die im Herzen glüht,
Und daß wir nie, im Tode selbst nicht weichen,
Sei schwarz das Band, das unsre Brust umzieht.

Und dannernd fiel der Chor ein:

Ob Fels und Eichen splittern u. s. w.

Plauen i. V. Dr. Max Zschommler.

Bücherbesprechungen.

— **Wilhelm I.** Rede bri der Enthüllung des Kaiserdenkmals zu Heidelberg am 5. December 1901 gehalten von **Erich Marcks**. 2. Auflage. Heidelberg 1902, C. Winter. — Diese Rede erweckt wieder das lebhafteste Bedauern darüber, daß es nicht gelungen ist, ihren Verfasser der Universität Leipzig, deren Zierde er als Historiker gewesen war, zu erhalten. Denn der Biograph Kaiser Wilhelms I. giebt hier den Kern seiner Auffassung des Monarchen, zwar nur in kurzen markigen Strichen und doch ein vollkommen lebendiges Bild. Er erscheint ihm als Vertreter aller guten Seiten des straffen militärischen und monarchischen Preußenthums, wie es den Zusammenbruch von 1806/7 überstanden hatte und unter Friedrich Wilhelm III. wieder lebendig geworden war. Erst unter schweren, inneren Kämpfen, aber ganz ehrlich nahm er die deutsche Nationalidee und den Gedanken des constitutionellen Staats, die ihm zunächst revolutionär erscheinen mußten, in sich auf, und seitdem faßte er Preußens nationale Aufgabe entschlossen ins Auge, in stiller Opposition zu der Politik von Olmütz. Als Regent und König schuf er 1858—62 ganz persönlich und selbständig die Vorbedingung ihres Gelingens, das verstärkte und reorganisirte Heer, sein „eigenstes Werk". Seitdem nahm ihm Bismarck den schwersten Theil seiner Arbeit ab und brachte ihm die Ideen der neuen Zeit nahe, aber es ist des Königs Verdienst, den Gewaltigen „berufen, ertragen und gehalten zu haben", er „blieb allezeit der Herr" und wirkte durch die nachhaltige, zähe, stetige Kraft seines Willens. So trug er in Alles das Neue, was er schuf, immer ein Stück seines eigenen Wesens und damit seines alten Preußenthums hinein und machte dies für das neue Deutschland fruchtbar. Dabei ist er sich immer demüthig bewußt, doß er nur ein Werkzeug sei in höherer Hond: er lebt im Angesicht der Ewigkeit. „Er ist der Inbegriff von Siegen, auf denen wir stehen, von Kräften, deren Fülle noch ringsum unsere Gegenwart durchwirkt — unser ganzes Dasein ist noch und bleibt noch durchdrungen von seiner Erbschaft." —1

— **R. v. Emerson, Essays.** 1. Folge. Aus dem Englischen übertragen und mit einer Einleitung von **Wilhelm Schölermann**. Mit Buchausstattung von Fritz Schumacher. Leipzig 1902. Eugen Diederichs. — Von Vertiefung germanischen Wesens ist vielfach die Rede, seit Houston Stewart Chamberloin in seinen „Grundlagen des XIX. Jahehunderts" einen Lobgesang auf die germanische Rasse angestimmt hat, deren Herrscherberuf immer mehr zur Geltung kommen müsse. Zur Vertiefung germanischen Wesens will auch der Verlag von Eugen Diederichs helfen. Werke wie die vorliegenden Essays Emersons scheinen ihm also dazu geeignet. Man braucht diese Ansicht nicht abzuweisen und kann doch vor einer Ueberschätzung der Emersonschen Schriften warnen. Was ber Dichter-Philosoph von der amerikanischen Kunst im Allgemeinen sagt, daß sie Gefäße mit schönen Umrißlinien gäbe, die Jeder, der sie sieht, mit so viel Witz und Eigenart ausfüllen kann, wie er selbst besitzt — das gilt von seinen eigenen oft recht schnell hingeworfenen Scheiften in hohem Maße. Zwingende Wucht der Deduction findet sich selten in ihnen. Freilich, auch schöne Umrißlinien sind etwas Werthoolles, zumal wenn sie ein feiner und reicher Geist gezogen, an dessen Werken tausend Andere iheen Formensinn bilden und veredeln können. Als einen mehr weiblichen Geist voll künstlerischen Sinnes charakterisirt der Herausgeber den amerikanischen Denker, als einen Menschen, der es mit den Pflichten gegen sich selbst ernst nahm und ernst nehmen lehrt, als einen Forscher, der unter die Oberfläche der Dinge sieht: ruhig, ehrlich, ernst und doch heiter und hoffnungsfroh. Doß Emerson nach seiner ganzen Anlage mehr Neigung für griechische und französische Cultur als für die deutsche empfand, daß er seine literarischen Beispiele fast nur den Schöpfungen von Dichtern englischer Zunge entnimmt, ist für den deutschen Leser m. E. eher ein Vortheil als ein Schade. Ruhige Vergleichung fremder Gedanken- und Culturarbeit mit der uns vertrauten ist gewiß bildender als die neuerdings beliebte Selbstberäucherung. — Die Uebersetzung ist, wenn man von den wenigen eingestreuten Versen absieht, eine sehr angemessene. Bei einer etwa nöthig werdenden zweiten Auflage entschließt sich der Herausgeber wohl, Leibniz ohne t zu schreiden, wie es ber Schreibnrt des Philosophen entspricht, Harz (resina) im Deutschen als Neutrum zu gebrauchen und auf Seite 217 die den Sinn entstellende Wortfolge zu ändeen. Dort muß es heißen: „Für diese kahle und bleiche Schönheit des breiten, kalten Flachlands bleibt kein Vorüberziehender unempfänglich." Die kurze aber tüchtige Einleitung vertrüge sehr wohl einen etwas weiteren Ausbau.

Dr. Grimm.

— **Das Echo.** Deutsche Nachrichten. Wochenschrift für Politik, Litteratur, Kunst und Wissenschaft. Vierteljährlich 4,50 ℳ. Verlag von J. H. Schorer, Berlin. — Wir haben schon wiederholentlich auf das Echo an dieser Stelle hingewiesen als auf eine Zeitschrift, die sich besonders bemüht, die Deutschen des Auslandes in einem geistigen Contact mit dem Mutterlande zu halten und den fernweilenden Söhnen durch eine sorgfältige Auswahl und Wiedergabe der wichtigeren publicistischen Tageserscheinungen einen Ueberblick über die Hauptfragen des deutschen öffentlichen Lebens nach allen seinen verschiedenen Richtungen hin zu ermöglichen. Der Erfüllung dieser Aufgabe ist das Echo auch in der Zeit seit unserem letzten Hinweis gerecht geworden. Auf den Inhalt der Zeitschrift selbst hier näher einzugehen, erübeigt sich, da dieser Inhalt seinem weitaus größten Theile nach ja keine selbständigen schriftstellerischen Leistungen darstellt, und sich in der Gestaltung des Echos seit der letzten Besprechung an dieser Stelle keine größere Aenderung vollzogen hat, auf die besonders aufmerksam zu machen nöthig wäre. Wie wollen deshalb heute nur noch hinzufügen, daß das Echo auch den deutschen Vereinen im Auslande rege Aufmerksamkeit zuwendet und deren Entwickelung durch fortlaufende ausführliche Schilderungen in Wort und Bild begleitet.

W. B.

— **Der Krieg in Südafrika,** seine Ursache und Führung. Von **Conan Doyle**. Aus dem Englischen. Verlag

von Smith, Elder & Co. London, 1902. — Die durch den Boerenkrieg erzeugte oder richtiger gesagt verschärfte anti-englische Stimmung, welche in einer seit den napoleonischen Kriegen und den griechischen Freiheitskämpfen kaum erhörten Weise die gesammte Culturwelt, ohne Unterschied des Standes, der Rasse und Religion nun schon seit Jahren beherrscht, hat in der vorliegenden kleinen Schrift, welche der Form und dem billigen Preise nach für die weiteste Verbreitung bestimmt ist, zu einem englischen Vertheidigungsversuche geführt. Man kann sich in der That wundern, daß die Engländer gegenüber den fortgesetzt gegen sie gerichteten Angriffen nicht schon weit früher auf den Gedanken gekommen sind, es einmal mit einer systematischen aller Welt zugänglichen Rechtfertigung zu versuchen. Audiatur et altera pars — mit diesem Gedanken habe ich mich an die Lectüre des Buchs gemacht und aufmerksam das pro und contra erwogen und ich möchte dabei im Voraus bemerken, daß, wenn ich auch nicht im Stande bin, mich, in der Weise wie es das Buch thut, auf die Seite der Engländer zu stellen, ich doch anerkennen muß, daß einige Seiten der Frage zeither nicht mit der Sachlichkeit und Unbefangenheit behandelt worden sind, wie es eine gerechte Beurtheilung erfordert. Das Buch giebt zunächst eine ausführliche Vorgeschichte des Krieges und geht dann in einer Anzahl von Capiteln auf das Niederbrennen der Farmen, die sogenannten Concentrationslager, auf das Verhalten der englischen Soldaten und Aehnliches ein, wobei anzuerkennen ist, daß Ausfälle gegen die Boeren im Ganzen selten sind und daß auch die Sprache eine durchaus ruhige und leidenschaftlose ist. Ueber den Jamesonschen Zwischenfall kann eigentlich bei uns in Deutschland und selbst auch in England kein Streit sein, indeß besteht insofern eine Meinungsverschiedenheit, als die Schrift verneint, daß die englische Regierung daran betheiligt gewesen sei. Eine directe Betheiligung läßt sich wohl auch nicht behaupten, eine indirecte wenigstens nicht mit Bestimmtheit nachweisen, aber die schlaffe Prozeßführung gegen die Delinquenten und ihre nachsichtige Bestrafung ist doch geeignet, einen starken Verdacht gegen die englische Regierung wachzurufen. Jedenfalls würde letztere, selbst wenn sie geglaubt hätte, aus Rücksicht für die englischen Colonisten ein Auge zudrücken zu müssen, klüger und jedenfalls mehr im Interesse ihres guten Rufs bei den civilisirten Nationen gehandelt haben, wenn sie die Friedensbrecher unnachsichtlich gestraft, nicht durch Begnadigungsacte und übermäßig gelinde Behandlung während der Haft die erkannten Strafen zu bloßen Scheinstrafen gemacht hätte. Schwieriger zu beurtheilen sind die sonstigen Umstände, welche schließlich zum Abbruche der regelmäßigen Beziehungen und sodann zum Kriege führten. Hier kann anerkannt werden, daß das boerische System, die zahlreichen fremden Einwanderer zwar einer ergiebigen Besteuerung zu unterwerfen, im Uebrigen aber von politischen Rechten möglichst auszuschließen, als eine staatsrechtliche Abnormität betrachtet werden konnte. Selbst bei der städtischen Verwaltung hatten die „Uitländer" keine Stimme. Vom Jahre 1900 ab wurde die Stimmberechtigung nur Denen zuerkannt, welche 14 Jahre hindurch im Lande waren. Beschwerden und hierauf angestellte Erörterungen brachten keine Abhilfe. Im April 1899 wandten sich 21 000 britische Unterthanen in Transvaal in einer an die Königin Victoria gerichteten Petition an diese um Schutz. Es ist möglich, daß dieses Gesuch bezahlte Arbeit war. Aber auch wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, hätte unseres Erachtens die englische Regierung Bedenken tragen sollen, sich direct einzumischen. Zwar war sie Transvaal gegenüber suzeraine Macht, aber dieses Verhältniß bezog sich doch nur auf die auswärtigen Angelegenheiten. Der Verfasser unseres Buches fragt, ob Deutschland sich nicht eingemischt haben würde, wenn in Frankreich mehr Deutsche als Franzosen lebten und diese in ihren staatsbürgerlichen Rechten in gleicher Weise beeinträchtigt worden wären. Ich bezweifle dies und kenne auch aus der neueren Geschichte keinen Fall, in welchem wegen bloßer Verweigerung staatsbürgerlicher Rechte eine solche Einmischung eines fremden Staates stattgefunden hätte. In der römischen Geschichte wird man allerdings derartige Beispiele finden, aber das ist es gerade, was England ständig und nicht mit Unrecht vorgeworfen wird, daß es noch im 20. Jahrundert gern Rom spielen möchte. Jedenfalls wies die englische Regierung das Gesuch nicht kurzweg ab, beauftragte vielmehr ihren Geschäftsträger in Südafrika mit Verhandlungen, welche vor drei Jahren am 31. Mai 1899 begannen. Präsident Krüger war bereit, die obige Frist von 14 Jahren auf 7 herabzusetzen, freilich unter sehr erschwerenden Bedingungen, welche in der Hauptsache darauf hinausliefen, die Vertretung der Ausländer im „Raad" auf ein Minimum (5 von 31) zu beschränken und für weitere Differenzen die Möglichkeiten eines auswärtigen Schiedsgerichts offen zu halten. Man wird den Boeren nicht zu nahe treten, wenn man die Ansicht ausspricht, daß eine etwas nachgiebigere Politik vielleicht die weisere gewesen wäre. Ging auch die englische Regierung schon damals mit der Absicht einer Annexion um, an welche selbstverständlich ohne Krieg nicht zu denken war, so wäre es vielleicht möglich gewesen, daß durch einiges Entgegenkommen die Erreichung der englischen Pläne ganz bedeutend hinausgeschoben, wenn nicht (was man nicht wissen kann) ganz vereitelt worden wäre. Bei aller Verehrung gegenüber der Bibel kann man wohl sagen, daß man ihre Lehren nicht ohne Weiteres für die praktische Politik verwerthen kann, wie es Präsident Krüger bei aller Staatsklugheit thut oder zu thun versichert. Es mag sein, daß bei dieser Haltung von Transvaal das endgiltig abgeschlossene Bündniß mit dem Oranje-Freistaat, sowie das Gefühl militärischer Ueberlegenheit oder mindestens Gleichwerthigkeit England gegenüber mitbestimmend war. Die Ansicht, daß England nicht im Stande sein werde, einen längeren Krieg mit den südafrikanischen Republiken durchzuführen, war auch in Europa ganz allgemein verbreitet. Man hielt die boerischen Befestigungen für uneinnehmbar, besonders die boerische Artillerie (was wohl auch thatsächlich der Fall gewesen sein mag) der englischen für durchaus überlegen und glaubte außerdem, daß die Engländer in den Wintermonaten durch Futtermangel und die Unbilden der Witterung an ernstlichen Operationen gehindert sein würden. Es war wohl nur eine Minderheit, welche voraussah, daß die numerische Ueberlegenheit auch hier schließlich den Ausschlag geben würde. In Bezug auf letztere bestand zweifellos ein weit verbreiteter Irrthum. Kaum irgend Jemand auf dem Continent hätte geglaubt, daß England so viele, wenn auch minderwerthige Truppen ins Feld stellen werde, wie es thatsächlich war. — Aus Vorstehendem wird man bereits ersehen haben, in welcher Weise die vorliegende Schrift nachzuweisen sucht, daß die Boeren den Krieg hätten vermeiden können, wenn sie wirklich die ernstliche Absicht dazu gehabt hätten. Im Weiteren wird die englische Kriegführung von den gegen sie erhobenen Vorwürfen zu entlasten gesucht. Die Zerstörung von Häusern und Farmen sei, als der Krieg in einen Guerillakrieg ausgeartet sei, nicht ganz zu umgehen gewesen. Dasselbe gelte von der Vernichtung von Kornfeldern und Viehherden, welche ein Gegenstück dazu bildeten, daß die Boeren die englischen Zufuhrzüge vielfach angegriffen und zerstört hätten. Indeß möchte dem entgegenhalten werden, daß diese Züge, welche für den nothdürftigen Unterhalt der englischen Armee bestimmt waren, lediglich öffentliches Eigenthum waren, während die zerstörten boerischen Häuser sich im Privatbesitz befanden. Darin liegt ja zweifellos ein erheblicher Unterschied. Bezüglich der sogenannten Concentrationslager wird ausgeführt, daß sie nicht zu entbehren gewesen seien, wenn man nicht eine große Anzahl von Gefangenen, sowie von Frauen und Kindern ohne alle Subsistenzmittel und ohne Obdach sich selbst hätte überlassen wollen. Der Unterhalt, insbesondere Quantität und Qualität der Lebensmittel — es wird dies genauer ausgeführt — sei völlig zureichend gewesen und wenn die Kindersterblichkeit einen erheblichen Umfang angenommen habe, so sei dies darauf zurückzuführen, daß die Boerenfrauen nicht dazu zu bewegen gewesen seien, sich den ärztlichen Anordnungen zu fügen, geschweige denn in eine Isolirung zu willigen, daß sie dagegen zum Theil ganz widersinnige Hausmittel angewendet hätten und daß auch der Sinn für Reinlichkeit bei ihnen wenig entwickelt sei. Ein besonderes Capitel wird dem Verhalten der britischen Truppen im Felde gewidmet. Man wird bezweifeln dürfen, ob dasselbe wirklich ein so musterhaftes gewesen sei und daß namentlich Gewaltthätigkeiten so gut wie gar nicht vorgekommen seien, wenn man erwägt, aus welchen Elementen das britische Heer zusammengesetzt war. Nunmehr, nach dem Friedensschlusse, wird ja eine unparteiische Geschichtschreibung beginnen, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Der reiche und wohl gesichtete Stoff, welchen die vorliegende Schrift bietet, wird hierbei sehr zu statten kommen. Wir möchten dieselbe Allen, welche sich ein selbständiges Urtheil über den nunmehr beendeten Krieg bilden wollen, zur Durchsicht und Prüfung angelegentlich empfehlen.

—tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 80. Sonnabend, den 5. Juli, Abends. 1902.

Eine neue Wetterwarte in Sachsen.*)

Von Dr. Friedrich Klengel.

Unter den Fortscheitten, welche die meteorologische Wissenschaft innerhalb der letzten Jahre zu verzeichnen hat, beanspruchen die Neuerungen auf dem Gebiete der ausübenden Witterungskunde, im Wetterberichts- und Wetterprognosendienst wohl vor allen anderen die Aufmerksamkeit des großen Publicums. Als eine der wichtigsten Errungenschaften dieser Art ist für Sachsen die Errichtung einer Centralstelle für Localprognosen zu Dresden zu bezeichnen, welche unter dem Namen „Wetterwarte des Dresdener Anzeigers“ am 1. März dieses Jahres ins Leben gerufen wurde. Diese hochbedeutsame Neugründung ist in erster Linie dem zielbewußten, thatkräftigen Vorgehen eines hervorragenden, sächsischen Meteorologen, des Professors H. Gravelius von der technischen Hochschule zu Dresden, nächstdem aber auch dem großen Entgegenkommen des Rathes unserer Residenzstadt zu verdanken.

Um den Lesern ein Bild von dem praktischen Werth und dem Zweck dieser Wetterwarte zu geben, seien einige allgemeine Bemerkungen über Wettertelegraphie und Wetterprognosen vorangeschickt. Die ausübende Witterungskunde ist bekanntlich wie kaum eine andere Wissenschaft auf die Dienste des Telegraphen angewiesen. Denn nur mit Hilfe der Telegraphie ist es möglich geworden, in kürzester Zeit aus großen räumlichen Entfernungen Aufschlüsse über den Luftdruck, die Temperatur, den Wind und die Himmelsbedeckung für eine ganz bestimmte Tagesstunde zu erhalten und auf Grund dieses streng vergleichbaren Materials Wetterkarten und Wetterprognosen herzustellen. Damit nun diese ebenso schwierige wie undankbare Arbeit des Meteorologen sich den Bedürfnissen des praktischen Lebens möglichst gut anpaßt, ist es erforderlich, die Wettervoraussagen für den nächsten Tag so schnell als möglich, noch im Laufe des Vormittags abzuleiten und zu verbreiten. Dasjenige Land, welches in dieser Beziehung bei Weitem allen Culturländern voransteht, ist der Staatencomplex der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Diese allgemein anerkannte Thatsache findet ihre natürliche Erklärung in besonderen technischen Einrichtungen der Union beim Telegraphendienst. In Nordamerika wird nämlich beim Telegraphiren allenthalben der sogenannte „Ruhestrom“ verwendet, wodurch das Mitschreiben einer an einem Centralpunkt gegebenen Depesche an allen von der Leitung berührten Zwischenstationen ermöglicht wird. Infolge dieser Einrichtung wird nun bewirkt, daß die früh 10 Uhr von dem meteorologischen Central-Bureau zu Washington ausgegebenen Wetter-Prognosen in kürzester Zeit nach allen Richtungen des gewaltigen Landes gesendet werden und dabei an allen Punkten, wo irgend es nützlich erscheint, zur Kenntniß des Publicums gebracht werden können. Hierzu kommt noch, daß auch das Beobachtungsmaterial, welches bis früh 9 Uhr in Washington telegraphisch einläuft, einzelnen größeren Zwischenstationen gleichzeitig mitgetheilt wird, so daß an diesen Punkten ebenfalls Wetterberichte und Prognosen hergestellt und zur Versendung gebracht werden.

Dieses schon im Jahre 1872 eingerichtete, sogenannte Circuitsystem entspricht allen Anforderungen der modernen Wettertelegraphie in solchem Maße, daß sich in Nordamerika bis auf den heutigen Tag nur ganz unwesentliche Aenderungen daran nothwendig machten. Kein Wunder daher, daß man auch in Europa den lebhaften Wunsch hatte, die amerikanische Einrichtung nachzuahmen und etwas dem Rundlaufsystem Aehnliches zu schaffen. Dahin zielende Vorschläge wurden besonders 1896, gelegentlich der internationalen Telegraphenconferenz zu Pest und kurz darauf auf dem Meteorologencongreß zu Paris gemacht. Bei den folgenden Berathungen zeigte es sich indeß, daß das amerikanische Rundlaufsystem nicht ohne Weiteres auf europäische Verhältnisse übertragbar war. Denn bei uns wird in der Telegraphie allenthalben der „Arbeitsstrom“ angewendet, welcher ein Mitschreiben an den zwischenliegenden Stationen nicht gestattet. Aus diesem Grunde mußte von dem Circuitsystem vorläufig abgesehen und statt dessen das sogenannte „Radialsystem“ angenommen werden. Das Wesen dieser Einrichtung besteht darin, daß die Wettertelegramme der einzelnen Beobachtungsstationen sofort nach der Beobachtung (8 Uhr Morgens) der Centrale, in unserem Falle also der Seewarte in Hamburg, übermittelt und hier zusammengestellt und verarbeitet werden. Von diesem Beobachtungsmaterial wird der größte Theil geordnet nach einer ganz bestimmten, von vorherein feststehenden Reihenfolge der Stationen als Sammeldepesche nebst einer kurzen Uebersicht über die früh 8 Uhr herrschende Witterung und der daraus abzuleitenden Wettervoraussage an alle Interessenten, also an die meteorologischen Institute der einzelnen deutschen Staaten, an Zeitungen oder auch an Privatpersonen mit möglichster Beschleunigung telegraphisch weiter befördert. Dank dem bereitwilligen Entgegenkommen aller betheiligten Telegraphenverwaltungen, insbesondere des deutschen Reichspostamtes, welches alle in Betracht kommenden telegraphischen Leitungen zwischen $8\frac{1}{2}$ und 9 Uhr früh für den Wetterberichtsdienst zur Verfügung stellte und auch die ausgehenden Depeschen in gleicher Weise beschleunigte, konnte diese wichtige Neuregulirung des wettertelegraphischen Verkehrs vom 1. Mai 1900 an in Kraft treten. Seit dieser Zeit hat sich dieselbe zur vollen Zufriedenheit aller Interessenten bewährt, so daß auf einen praktischen Nutzen für die Dauer mit Sicherheit zu rechnen ist.

Das Depeschenmaterial, welches gegenwärtig vor 9 Uhr Morgens in Hamburg eintrifft, umfaßt die Beobachtungen von insgesammt 50 Wetterstationen, und zwar von 26 deutschen, 7 britischen, 2 französischen, 2 holländischen, 3 norwegischen, 5 schwedischen, 4 dänischen und 1 russischen. Das Depeschenschema ist für alle: BBBWW | SHTTT (2 Worte). Die ersten 3 Ziffern BBB geben den auf Meeresniveau reducirten.

*) Während diese Zeilen in Druck gehen, ist noch eine weitere, bedeutende Verbesserung im Wetterberichtsdienst eingetreten. Die Seewarte giebt nämlich seit Anfang Mai unter dem Namen „Extradepesche“ ein neues Wettertelegramm an alle Abonnenten ab, welches unmittelbar nach der 1. Sammeldepesche, also ebenfalls schon vor 10 Uhr Vormittags abgeschickt wird. Diese Depesche vermittelt die Beobachtungen folgender Stationen: Wick (im Norden von Schottland), Valentia, Cherbourg, Wien, Prag, Krakau, Lemberg, Hermannstadt, Triest, Rom, Florenz, Nizza. Das Beobachtungsmaterial wird durch diese Extradepesche in völlig ausreichender Weise vervollständigt, ungefähr so wie dies früher durch die gegen 1 Uhr eintreffende Ergänzungsdepesche geschah. Letztere selbst enthält gegenwärtig nur noch drei andere Stationen: Petersburg, Portland Bill und Rochespoint. Außerdem aber bringt sie nachträglich die etwa nicht rechtzeitig angelangten Beobachtungen einzelner Stationen, die in eine der beiden früheren Depeschen hineingehören würden. Als eine weitere Neuerung muß endlich noch erwähnt werden, daß die „Extradepesche“ auch die Messungen des Niederschlags sowie Beobachtungen über den Witterungscharakter in Ziffern — letztere nach besonderem Schlüssel — für eine größere Anzahl deutscher und ausländischer Stationen wiedergiebt. Durch diese Verbesserungen im wettertelegraphischen Verkehr ist jetzt bis früh 10 Uhr ein sehr reichhaltiges Material für die Herstellung der Wetterkarten geboten, woraus sowohl die Wetterwarte des Dresdener Anzeigers wie auch das staatliche Institut zu Chemnitz bedeutenden Vortheil ziehen dürften. Es würde nunmehr auch für die letztere Anstalt kein zwingender Grund mehr vorhanden sein, die Wetterberichte erst Nachmittags, statt früh 10 Uhr, abzufassen.

Barometerstand in Millimetern, unter Weglassung der Hunderter, an. Die folgenden beiden Ziffern WW beziehen sich auf die Windrichtung und zwar bedeutet O 2 Nordnordost (NNE), O 4 = Nordost (NE), O 6 = Ostnordost (ENE), O 8 = Ost (E), 10 = Ostsüdost (ESE) u. s. w. bis 32 = Nord (N). Die erste Ziffer der zweiten fünfstelligen Zahl S bezieht sich auf die Windstärke, Scala 1 bis 9, 0 = still, 9 = Orkan. Die zweite Ziffer H enthält die Angabe über Bewölkung oder besondere Witterungserscheinungen zur Zeit der Beobachtung und zwar bedeutet 0 = wolkenlos, 1 = ¼ bedeckt oder heiter, 2 = ½ bedeckt, 3 = ¾ bedeckt oder wolkig, 4 = ganz bedeckt, 5 = Regen, 6 = Schnee, 7 = Dunst, 8 = Nebel, 9 = Gewitter. Die letzten 3 Ziffern TTT vervollständigen das Witterungsbild durch Hinzufügung der Lufttemperatur (Ablesung auf zehntel Grad Celsius genau). Wenn beispielsweise die holländische Station Helder früh 8 Uhr melden würde: 66518 18087, so würde sich nach Dechiffrirung ergeben: Luftdruck = [7]66,5 mm, Windrichtung: Südsüdwest, Windstärke 1, Nebel, Lufttemperatur 8,7° C. Sofort nach Eintreffen werden nun diese Einzeldepeschen in der angedeuteten Art auf der Seewarte Hamburg dechiffrirt und durch Eintragen in Tabellen wie in Karten verarbeitet. Aus den Wetterkarten wird darauf nach Einzeichnung der Isobaren und Isothermen eine kurze Witterungsübersicht mit einer allgemein gehaltenen Prognose abgeleitet. Bereits zwischen 9¼ und 9½ Uhr ist diese Arbeit erledigt und das Material von 35 Beobachtungsstationen gelangt, wiederum chiffrirt, als sogenannte „erste Abonnementsdepesche" zur Abfertigung. Hieran schließt sich unmittelbar als „zweite Abonnementsdepesche" eine kurze Uebersicht über die Witterung nebst Prognose. Beide Depeschen können zusammen oder auch gesondert bezogen werden. Die Abonnements werden ausschließlich durch die Post- und Telegraphenverwaltungen vermittelt. Der Preis beträgt für die tabellarische erste Depesche 20 ℳ, für die Witterungsübersichten und Prognosen 10 ℳ, für beide zusammen 30 ℳ pro Monat. Beide Depeschen dürften sich bis etwa 10 Uhr spätestens in den Händen der Reflectanten befinden. In diesem frühzeitigen Eintreffen der Depeschen liegt nun der große Werth der neuen Einrichtung gegenüber den bisherigen Gepflogenheiten im Wetterberichtsdienst. Früher gelangte das Beobachtungsmaterial aus den meisten Ländern nur in Form von Sammeldepeschen an die Seewarte, wodurch eine bedeutende Verzögerung, meist bis um die Mittagsstunde herum bedingt wurde. Um diesem Uebelstand zu begegnen, war es daher vor Allem nothwendig, diese Sammeldepeschen in Einzeldepeschen zu zerlegen, was nach mancherlei Berathungen und Verhandlungen auch im Allgemeinen erreicht worden ist. Vor Allem gilt dies für die französischen, englischen, österreichisch-ungarischen und italienischen Stationen. Nur die russische Sammeldepesche konnte bisher weder in Einzeldepeschen verwandelt, noch wesentlich beschleunigt werden. Mit wenigen Ausnahmen senden demnach gegenwärtig die Wetterstationen Europas ihre Beobachtungen einzeln direct nach Hamburg, woselbst erst die Vereinigung zur Sammeldepesche unter großer Zeitersparniß geschieht.

Das Material der oben erwähnten 35 Stationen dieser Sammeldepesche ist nach dem Urtheile van Bebbers, des berühmten Vorstandes der Prognosenabtheilung der Seewarte, so eben hinreichend, um für den uns betreffenden Theil Europas Wetterkarten zu entwerfen und aus dem Ueberblick über den Verlauf der Witterungserscheinungen dieses Gebietes praktischen Nutzen für das Berufsleben zu ziehen.

Um aber auch eingehendere Studien der Witterungsvorgänge, wie sie die meisten deutschen meteorologischen Institute im Interesse der Wissenschaft betreiben müssen, zu ermöglichen, stellt die Seewarte noch eine tabellarische Ergänzungsdepesche zur Verfügung, welche die Beobachtungen von 17 außerdeutschen Stationen, nämlich 6 österreichisch-ungarischen, 2 russischen, 7 britischen und 2 französischen in chiffrirter Form enthält. Diese Sammeldepesche kommt jedoch erst gegen Mittag zur Versendung und trifft beispielsweise in der Regel gegen 1 Uhr, also 3 Stunden später als die erste Sammeldepesche auf der Centralstelle zu Chemnitz ein. Es ist nach dem Gesagten ohne Weiteres klar, daß der verspätete Eingang dieser Depesche den Wetterberichtsdienst ganz außerordentlich erschweren und behindern würde, falls es eben unbedingt auch für praktische Zwecke nöthig wäre, dieses Beobachtungsmaterial abzuwarten.

Was nun die Verbreitung von Wetterberichten und Prognosen speciell in Sachsen anbelangt, so lagen die Verhältnisse bis vor Kurzem in der Hauptsache noch recht ungünstig. Zwar werden schon seit längerer Zeit seitens der Obst- und Gartenbauschule zu Bautzen im Auftrag des landwirthschaftlichen Kreisvereins für die Oberlausitz Wetterberichte und Prognosen auf Grund der ersten, von Hamburg bezogenen Depesche veröffentlicht, das ganze übrige Sachsen war jedoch bis zum 1. März d. Js. ausschließlich auf die Wetter-Karten und -Berichte des königl. sächsischen meteorologischen Instituts zu Chemnitz angewiesen.

Die Herstellung der Wetterkarten geschah und geschieht dort noch jetzt unter Verwendung des gesammten Beobachtungsmateriales, also sowohl der ersten Morgendepesche wie auch der Ergänzungsdepesche. Nur in zwei Fällen wird unseres Wissens eine Ausnahme gemacht, insofern ein Chemnitzer und ein Dresdener Blatt einen kurzen, nur auf Grund der ersten Depesche verfaßten Wetterbericht ohne Karte bereits Vormittags erhält. Da die Ergänzungsdepesche stets erst gegen 1 Uhr oder später eintrifft, so kann die Wetterkarte auch bei größter Beschleunigung nicht früher als zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags entworfen werden. Rechnet man nun noch die Zeit für die Vervielfältigung der Karte in der eigenen Druckerei des Institutes hinzu, so dürften die ersten Exemplare zwischen 3 und 4 Uhr versandtfertig sein. Etwas früher, noch vor 3 Uhr, wird die Witterungsübersicht fertig, die an einzelne Zeitungen — ohne Karte — abgeht. Für die Verbreitung der Wetterberichte — mit oder ohne Karte — ist das aber sehr ungünstig. Fassen wir dabei nur die beiden Hauptorte Dresden und Leipzig ins Auge. Für Leipzig kommt der Personenzug ab Chemnitz 3 Uhr 15 Min. in Betracht, der hier nach ½6 Uhr eintrifft, während bis zum 1. Mai der Verkehr mit Dresden durch den 4 Uhr 25 Min. aus Chemnitz abgehenden Zug — Ankunft in Dresden gegen 7 Uhr — vermittelt wurde. In beiden Fällen war somit ein Austragen der Sendungen seitens der Post unter den gewöhnlichen Bedingungen für den gleichen Abend ausgeschlossen und auch bei Eilbriefbestellung, deren sich einzelne Zeitungen bedienen, erfolgt die Ablieferung so spät, daß Text und Tabellenwerk nur in der Morgenausgabe des nächsten Tages, aber keinesfalls noch in der Abendausgabe zum Abdruck gelangen können.

An diesem Umstand wird auch die neue, seit 1. Mai eingeführte Schnellzugsverbindung Chemnitz—Dresden, ab Chemnitz 3 Uhr 3 Min., in Dresden 4 Uhr 43 Min. (directer Schnellzug München—Breslau) kaum etwas ändern, denn auch diese Ankunftszeit ist für die Abendblätter zu spät. Es folgt hieraus mit Nothwendigkeit, daß die Wetterkarten, Wetterberichte und Prognosen des königl. sächsischen meteorologischen Instituts den meisten Interessenten außerhalb von Chemnitz erst am andern Morgen d. h. also nahezu 24 Stunden später zu Gesicht kommen, als die von der Hamburger Seewarte auf Grund eines allerdings nicht ganz vollkommenen Beobachtungsmaterials telegraphisch abgegebenen Berichte und Prognosen. Für praktische Interessen, speciell für die Landwirthschaft, ist es aber von ganz besonderer Bedeutung, daß die Witterungsübersicht und die daraus folgende Wettervoraussage möglichst frühzeitig am Tage, aber nicht erst am nächstfolgenden Morgen erscheint und auch in den Augen des großen Publicums muß ja eine Prognose an actueller Bedeutung verlieren, wenn sie erst an dem Tage veröffentlicht wird, auf welchen sie sich bezieht.

Nach Lage der Dinge dürfte auch das königl. meteorologische Institut zunächst kaum im Stande sein, durchgreifende Aenderungen in diesen Verhältnissen von sich selbst aus herbeizuführen. Denn das einzige noch wirksame Mittel, die telegraphische Verbreitung der Wetterberichte, würde die Kosten für die Empfänger zu sehr steigern.*)

Aus diesem Grunde ist die Begründung einer neuen Wetterwarte in Dresden, welche das Ziel hat, speciell für Dresden und Umgebung Wetterprognosen aufzustellen, als ein wesentlicher Fortschritt im sächsischen Wetterberichtsdienste zu begrüßen. Die Wetterwarte bezieht von Hamburg die erste Abonnementsdepesche und die allgemeine Witterungsübersicht. Auf Grund dieses Materials wird, unmittelbar nach Eintreffen, die Wetterkarte entworfen und später im Dresdner Anzeiger nebst Prognose veröffentlicht. Außer-

*) Wie Prof. Erk in der Märznummer der Meteorolog Zeitschrift mittheilt, ist seit dem 1. Febr. in Bayern durch das Entgegenkommen der Generaldirection der bayerischen Post- und Telegraphenverwaltungen eine sehr wichtige Neuerung geschaffen worden. Von diesem Tage an werden nämlich die gegen 3 Uhr Nachmittags von der meteorologischen Centralstelle zu München ausgegebenen Wetterprognosen sofort allen bayerischen Telegraphenstationen übermittelt und kostenfrei an allen Dienstgebäuden angeschlagen.

dem aber — und nun kommt das Wichtigste — wird die Wetterkarte auch noch sofort nach ihrer Vollendung in ca. 70 Umdruckexemplaren öffentlich ausgehängt bezw. vertheilt und zwar sowohl innerhalb Dresdens wie auch in der Umgegend. Wie uns Hr. Prof. Gravelius, der verdienstvolle Gründer und Leiter des Unternehmens, freundlichst mittheilte, ist das Verbreitungsgebiet der Karte bereits ein recht bedeutendes; dasselbe reicht in der einen Richtung bis Kötzschenbroda, in der entgegengesetzten bis Laubegast, ferner links der Elbe bis Deuben, rechts bis Bühlau. Die angeführte Zahl der Wetterkarten ist bereits ½12 Uhr Mittags fertig zum Versandt und die Vertheilung innerhalb von 3 Stunden, also bis ½3 Uhr vollkommen erledigt.

Durch das Entgegenkommen des Rathes der Stadt Dresden ist die Wetterwarte in die glückliche Lage versetzt worden, die Wetterkarte gratis auszugeben. Somit sind also die beiden Hauptforderungen, welche man an die ausübende Witterungskunde im Interesse des praktischen Lebens, vor Allem der Landwirthschaft zu stellen hat, nämlich möglichst frühzeitige Ausgabe der Wettervorhersage und möglichst ausgedehnte und trotzdem billige Verbreitung derselben, wenigstens für unsere Haupt- und Residenzstadt in überraschender Weise erfüllt worden. Als ganz besonders dankenswerth müssen wir es aus mehrfachen Gründen bezeichnen, daß nicht nur Berichte mit beigegebenen Tabellen — wie es in Zeitungen meist geschieht — veröffentlicht werden, sondern daß die Karte selbst vervielfältigt wird, obwohl dadurch bedeutende Mehrkosten entstehen dürften. Den meisten Lesern ist es begreiflicher Weise viel zu langweilig, die trockene, tabellarische Uebersicht der einzelnen Stationen so genau anzusehen, daß sie selbst im Stande wären, sich ein Bild von der Luftdruckvertheilung zu machen. Sie sind also in dem Bestreben, Neues vom Wetter zu erfahren, durchaus auf die oft sehr allgemein gehaltenen, am Schlusse angefügten Angaben angewiesen und üben, ob mit Recht oder Unrecht soll jetzt nicht erörtert werden, in der unbarmherzigsten Weise Kritik an den etwa nicht zutreffenden Wettervorhersagen. Man bedenke ferner, daß die Wetterprognose bei dem heutigen Stand meteorologischer Kenntnisse noch vielfach durchaus von dem subjectiven Ermessen des Meteorologen abhängig ist und daß dieser häufig mit mehr oder weniger Glück zwischen zwei wahrscheinlichen Fällen zu wählen haben wird.

Viel richtiger ist es daher, dem Leser ein Kartenbild vorzuführen, auf dem er selbst sich in kürzester Zeit über die Lage des hohen Druckes, der Depressionen, über die Windrichtung und Temperaturvertheilung u. s. w. orientiren kann. Bei einigem Interesse für die Sache wird er sich bald die nöthige Uebung aneignen, um selbständig Vermuthungen über die zu erwartenden Aenderungen der Witterung anzustellen. Er wird alsdann auch im Stande sein, zu beurtheilen, aus welchen Erwägungen die beigefügte Prognose hervorgegangen ist. Der Wetterkarte kommt daher an sich eine hervorragende instructive und bildende Wirkung für das große Publicum zu, dessen Urtheilslosigkeit in dieser Beziehung bisher als ein großer Mißstand bei der praktischen Ausnutzung derselben zu bezeichnen war. Man wird vielleicht einwenden, das Studium einer Wetterkarte erfordere zu viel Fachkenntnisse, als daß es weiteren Kreisen zugänglich zu machen sei. Indeß, wer sich nur die Mühe giebt, eine Zeit lang regelmäßig Wetterkarten anzusehen, miteinander zu vergleichen und die dazu gegebenen Bemerkungen aufmerksam zu prüfen, der wird auch ohne meteorologische Vorbildung die Grundregeln für die Aufstellung einer Prognose bald anzuwenden verstehen. In diesem Sinne äußert sich auch van Bebber in seiner jüngst erschienenen „Anleitung zur Aufstellung von Wettervorhersagen“ (Braunschweig 1902, Vieweg u. Sohn). Er sagt: „Die Grundzüge der praktischen Witterungskunde und damit die Grundsätze, welche der Aufstellung der Wettervorhersagen zu Grunde liegen, sind so einfach und gemeinverständlich, daß sie auch von elementar Gebildeten leicht verstanden und ebenso leicht auf die jeweiligen Witterungszustände und deren Verlauf angewendet werden können, sodaß sich Jeder unschwer ein eigenes begründetes Urtheil über das bestehende und zu erwartende Wetter bilden kann.“ Außer der Aufgabe, Wetterkarten möglichst zeitig an zahlreichen Orten dem Publicum unentgeltlich zur Ansicht darzubieten, verfolgt die Wetterwarte des Dresdener Anzeigers noch ein weiteres, wichtiges Ziel, nämlich die Prognosen so zu gestalten, daß sie sich dem geographischem Charakter eines bestimmten Gebietes anzupassen und speciell für dieses zu gelten haben, in diesem Falle also für das Elbthalgebiet.

Professor Gravelius geht von dem Gedanken aus, daß die speciellen, geographischen Verhältnisse eines Landes die jeweilige Witterung nicht minder wie auch das Klima beeinflussen und mehr oder weniger stark abändern. Diesen Einfluß auch in der praktischen Meteorologie, bei Abfassung der Prognosen, zu berücksichtigen und in geeigneter Form zum Ausdruck zu bringen, scheint ihm daher ein unabweisbares Bedürfniß. Trägt ein Land kein völlig übereinstimmendes geographisches Gepräge wie beispielsweise eine große Tiefebene oder ein ausgedehntes Hochplateau, so wird man es auch meteorologisch nicht als eine Einheit ansehen dürfen. Sachsen hat nun trotz seines geringen Umfanges recht abweichende Oberflächenformen, da der Tiefebene im Norden Hügellandschaften und Gebirge im Süden gegenüberstehen. Diese Bodengestaltung bedingt ein sehr verschiedenes Verhalten der meteorologischen Hauptfactoren, Temperatur und Niederschlag, in den einzelnen Landestheilen, insofern als die höheren Lagen, der Kamm und die Abhänge des Erzgebirges, größere und häufigere Niederschläge bei kühlerer Temperatur empfangen als die tieferen Landestheile. Jedermann weiß, daß es schon in Chemnitz, infolge der Nähe des Erzgebirges, bedeutend mehr regnet als in Leipzig, obwohl die Entfernung beider Orte in Luftlinie nur ungefähr 76 Kilometer beträgt. Ebenso ist auch der Unterschied zwischen der continentaler gelegenen Lausitz und der nordwestlichen Tiefebene von Leipzig am Verlauf gewisser Witterungserscheinungen deutlich erkennbar. Aus diesem Grunde kann es auch nicht zutreffend sein, in einem solchen Lande, wo Tiefebene und Gebirge einander ablösen, nur eine Prognose für die Gesammtheit, als eine Landesprognose aufzustellen, da sich eine solche nur immer auf den allgemeinen, die Wetterlage bedingenden Factoren aufbaut, ohne den localen Modificationen Rechnung zu tragen. Es kann beispielsweise recht wohl der Fall eintreten, daß eine allgemein gehaltene Prognose für das Flachland, für die Leipziger Gegend eintrifft, während sie im Gebirge oder am Fuße desselben nicht mehr stimmt. Von diesen Erwägungen ausgehend gelangt Prof. Gravelius zu einer Eintheilung Sachsens in folgende 5 Prognosenbezirke: 1. Elbethal (Dresden), 2. Leipziger Ebene, 3. Vogtland (Plauen), 4. Bezirk Dippoldiswalde und 5. die Lausitz. Für jeden dieser Bezirke sind nach seiner Meinung gesonderte Prognosen auszugeben, wobei dann allerdings auch öfter für alle Gebiete eine gleichlautende Prognose herauskommen kann. Diese Eintheilung hat vom meteorologischen Standpunkt aus jedenfalls ihre Berechtigung, doch wird man zu überlegen haben, ob man nicht auch mit einer kleineren Anzahl von Bezirken für praktische Zwecke auskommen könnte.

Die Verwirklichung dieser Idee der Localprognosen ist nun Aufgabe und Ziel der privaten Wetterwarten, welche gewissermaßen eine Ergänzung zu dem staatlichen, meteorologischen Institute des Landes bilden sollen. In welcher Weise die Dresdener Wetterwarte diese Aufgabe zu erfüllen sucht, wird man am besten aus einem Beispiel erkennen. Unter der Wetterkarte vom 30. April lesen wir folgende Ankündigung über die voraussichtliche Witterung des 1. Mai: Prognose der Seewarte: Regen. Locale Ergänzung: Die Wetterlage hat sich zu einer für unseren Frühling leider nicht seltenen entwickelt. Hoher Druck über England, niedriger über Südost-Europa. Die dadurch bedingten nordwestlichen Winde bringen kühles Wetter, bei dem jedoch wegen der Wolkendecke Fröste — ausgenommen besonders exponirte Stellen — wegfallen. Dagegen sind nunmehr Niederschläge zu erwarten, die zuerst im Gebirge auftreten, jedoch dann weitere Ausbreitung gewinnen werden.

Eine Prognose von dieser Form scheint uns für die Bedürfnisse des praktischen Lebens vollkommen entsprechend zu sein. Das in Dresden gegebene Beispiel verdient daher die Beachtung und Würdigung aller Kreise, die an den Fragen der praktischen Witterungskunde regeren Antheil nehmen. Ganz besonders zweckmäßig wäre es, wenn auch Leipzig bald ein solches Bureau für Localprognosen nach Dresdener Vorbild erhalten würde, nicht nur weil Leipzig einen besonderen Prognosenbezirk repräsentirt, sondern auch weil eine Reform des bisherigen Wetterberichtsdienstes in oben angedeutetem Sinne für eine Großstadt mit so stark ausgesprochenen wissenschaftlichen Interessen recht wünschenswerth ist.

Bücherbesprechungen.

— **Die Hettiter.** Von Dr. Leopold Messerschmidt. Mit 9 Abbildungen. (= Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. 4. Jahrgang, Heft 1.) Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902. 32 S.; 8°. Einzelpreis: 60 ₰; Preis des ganzen Jahrgangs von 4 Heften: 2 ℳ. — Die in anerkennenswerth klarem Deutsch geschriebene Abhandlung zerfällt in zwei ungleiche Hälften. Das erste Drittel des Inhalts bringt eine vortrefflich orientirende, den „Alten Orient“ I, 1 angemessen ergänzende Uebersicht über die äußeren Schicksale der Hethiter (wie ich diese Völkerschaften zu schreiben gewöhnt bin); vor Allem ist hier die scharfe Auseinanderhaltung der einzelnen Stämme lobend hervorzuheben. Die übrigen zwei Drittel des Inhalts sind der Cultur der Hethiter gewidmet; mit großer Gewissenhaftigkeit ist hier Alles zusammengetragen und mit einander verglichen, was wir über das innere Leben dieser weder semitischen noch indogermanischen, vorderhand noch in Vielem räthselhaften Völkergruppe wissen oder vermuthen. Jedenfalls darf man auf diesem Forschungsgebiete noch auf manche überraschenden Ergebnisse gefaßt sein. Was Messerschmidt auf 2 Bogen vorläufig bieten kann, bildet immerhin eine willkommene Ergänzung zu den entsprechenden Abschnitten des III. Bandes meiner „Weltgeschichte“ (S. 110—125 im Allgemeinen; S. 652 für den Vertrag von 1297 v. Chr.); auch hinsichtlich der Abbildungen, obwohl sich bei diesen die verschiedene Herkunft in der Technik recht deutlich verräth. Vermißt habe ich in diesem Heftchen den in anderen sonst gegebenen Literaturüberblick. Zu dem Uebergange des hethitischen Doppeladlers ins ältere deutsche Kaiserwappen (S. 28) möge Verfasser die soeben erschienene Studie Erich Gritzners über „Symbole und Wappen des alten Deutschen Reichs“, S. 91, nachlesen. Ht.

— **Das Kind.** Von Karin Michaëlis. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Berlin und Stuttgart, Axel Junckers Verlag. Preis 2 ℳ brosch., 3 ℳ gebd. — Das Buch ist geistig bedeutend. Es giebt in der nordischen Literatur von Frauenhand Weniges, was ihm an Reife würdig zur Seite treten könnte. Dabei finden wir in gutem Sinne es durch den eigenartigen Reiz nordischer Geistesproducte ausgezeichnet: ein Zurückgehen in das Innenleben, ein sich Versenken in die Kämpfe einer starken Seele, ja tief, daß es einem wehthut, dabei eine reiche, hier rein und keusch durchwehte Phantasie, ein Tasten nach dem Geheimnißvollen, Mystischen, ein Grübeln über schmerzlichen Problemen, die ihre Lösung durch die edle Trauer eines wahren Schmerzes finden. Das Buch zeigt uns die letzten Tage eines todkranken Mädchens von 15 Jahren von starker Seele. Mehr als die Qualen des Leibes schmerzt sie das Grübeln über das Verhältniß ihrer Eltern. Das Kind fühlt sich unbewußt zum Weibe reifen und ahnt daher, warum es zwischen ihren Eltern nicht richtig steht. Rührend ist die kindlich naive Art, mit der sie voll überquellender Liebe von ihrer Sterbestunde, die sie voraus schaut, dem Vater das Versprechen abzuringen sucht, nach ihrem Tode mit der Mutter wieder richtig als Ehegatte leben zu wollen. In ihrem Nachlaß findet die Mutter Tagebuchblätter, die ihr einen erschütternden Einblick in die Kämpfe des Kindes geben. Die Großmutter hat der Enkelin in schonender Weise die erbetene Aufklärung gegeben, doch hat diese mit ihren halberblindeten Augen den Brief nicht lesen können. Die Mutter erkennt, daß sie, wie die Liebe des Gatten, so auch die des Kindes entbehrt hat, dem vergötterten Vater gehörte das Herz des Kindes. Sie bringt ihm Andreas Nachlaß: „Konnst du sie weinen hören?“ und im Augenblicke, da sie nun von ihrem Gatten auch äußerlich sich scheiden will, finden sich die Beiden in Armuth, in Einsamkeit durch das eine Band zusammen: „Das Grab haben wir!“ v. L.

— **Der Bergmann von Falun.** Eine Bergmannsmär von Georg v. d. Halde. Kiel 1902. Verlag von Lipsius und Tischer. Preis 3 ℳ 50 ₰. — Die bekannte ergreifende Geschichte von dem verschütteten Häuer, dessen Leichnam auf wunderbare Weise erhalten und nach fünfzig Jahren unversehrt wieder aufgefunden wird, war sicherlich ein Gegenstand, der zu dichterischer Behandlung reizen konnte. Irren wir nicht, so giebt es auch schon eine Ballade über denselben Stoff. Hier wird der Versuch gemacht, den Vorwurf zu einem Epos von neun Gesängen auszubauen. Leider mit völlig unzulänglichen Kräften. Es ist dem Erzähler dieser Bergmannsmär weder gegeben, die Gestalten der Handlung über die Schablone zu erheben und ihnen das Gepräge kraftvoller Eigenart zu verleihen, noch die Leser durch den Glanz poetischer Sprache zu fesseln. Am wenigsten gelingt es ihm in den lyrischen Liedern, die überdies vielfach an ganz unpassender Stelle sich einfinden. In zahlreichen Neubildungen wie Südengang, beschnellt, gegängt, sich erstirnen, Minneneid ꝛc. bethätigt sich ein wenig beneidenswerthes Schöpfertalent. Niemand bestreitet dem echten Dichter die Befugniß, die Sprache zu seinen Zwecken weiterzubilden. Aber ein Anderes ist es, wenn nur die Unfähigkeit, den überlieferten Sprachstoff künstlerisch zu gestalten, Deckung sucht hinter Verlegenheitswörtern eigner Fabrik. Einzelne Stellen nähern sich bedenklich dem, was man als höheren Blödsinn zu bezeichnen pflegt. So S. 91:

> Im Mondenscheine wird die Liebe,
> Die allen Wesen Wesen giebt,
> Zum wachgeküßten Thatentriebe
> Und mag nicht schlafen, weil sie liebt.

Es ist schade um die verschwenderische Druckausstattung, die diesem Werke zu Theil geworden ist.

— **Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung.** Von Dr. Oscar Brenner, Professor an der Universität Würzburg. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1902. — Von 1903 ab wird allgemein, so hofft man, die neu gewonnene deutsche Reichsorthographie Geltung gewinnen. Wem aber nicht genügt zu wissen, wie er nunmehr zu schreiben hat, sondern daran liegt zu erfahren, wie unsere Schreibung entstanden ist, inwieweit sie der Forderung einer genauen Lautwiedergabe genügt und in welcher Richtung die unumgängliche Weiterentwickelung zu erfolgen hat, dem giebt das vorliegende Heft knappen aber gründlichen Aufschluß. Neben der Rechtfertigung des glücklich Errungenen fehlt es nicht an der Verurtheilung seiner beträchtlichen Mängel. Doch hat es Brenner durchaus nicht eilig mit den Verbesserungen, sondern wünscht ausdrücklich, die von der Berliner Conferenz beschlossene Rechtschreibung „möge unangefochten fortbestehen, bis alle maßgebenden Kreise von ihrer Unzulänglichkeit überzeugt sein werden und eine wirklich befriedigende moderne Schreibung fertig vorbereitet zur Verfügung steht“. Inzwischen ist es immerhin wünschenswerth, daß in möglichst weiten Kreisen die Einsicht sich verbreite, wie groß auch in der neuen Reichsrechtschreibung noch der Zwiespalt zwischen dem gesprochenen und geschriebenen Worte ist. Diesen Zweck verfolgt das Schriftchen von Brenner. Wir wünschen ihm namentlich auch darum die weiteste Verbreitung, weil Nichts besser geeignet ist, der vielfach bräuchlichen Ueberschätzung der orthographischen Frage und der Frage nach der Schriftgattung entgegenzuarbeiten, als eine genaue Kenntniß der Geschichte unserer Schrift, der zahllosen Irrthümer, Mißverständnisse und Fehlgriffe, die in fast ununterbrochener Reihe zu der heutigen „Recht“-schreibung geführt haben. r— —r.

— Das VII. Heft der **Mittheilungen des Alterthumsvereins für Zwickau und Umgegend** (Zwickau, Druck von R. Zückler 1902) enthält außer dem Vereinsbericht über die Jahre 1899—1902 den Schluß der Arbeit von Otto Clemen über Johannes Sylvius Egranus, eine der interessantesten Persönlichkeiten aus der Reformationszeit. Neben einer Reihe von Nachträgen zu dem im 6. Heft enthaltenen ersten Theil des Aufsatzes behandelt Cl. die letzten unruhevollen Lebensjahre Egranus (1521—34), giebt einen Auszug aus des Egranus Schrift „von der Gerechtigkeit des Glaubens und von guten Werken“, aus der wir Egranus als Gegner der evangelischen Rechtfertigungslehre kennen lernen, und schließt mit einer Reihe von Briefen und Aufsätzen Egranus, meist aus den reichen Schätzen der Zwickauer Rathsschulbibliothek. Sehr dankenswerth ist auch die von Prof. Ernst Fabian besorgte und mit zahlreichen sachlichen Anmerkungen und Erläuterungen ausgestattete Ausgabe der Protokolle der zweiten Kirchenvisitation zu Zwickau, Crimmitschau und Werdau (10.—28. Nov. 1533), die sich erst neuerdings in einer Handschrift des Zwickauer Rathsarchivs gefunden haben, während sie Burkhardt in seiner Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen unbekannt geblieben waren. Angeschlossen ist das ebenfalls bisher unveröffentlichte Protokoll der ersten Schneeberger Visitation (Januar 1534) nach einer Weimarer Handschrift. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 81. Dienstag, den 8. Juli, Abends. 1902.

Neue Musik-Literatur.

Recht als ein schöner lange forttönender Nachhall des seltenen Jubelfestes, das die Leipziger Singakademie im Februar dieses Jahres feiern konnte, und zugleich als ein vielfach sehr interessanter Rückblick auf hundert Jahre Leipziger Musiklebens wirkt die vom derzeitigen Schriftführer der Singakademie Hrn. Paul Langer verfaßte und soeben in prächtiger Ausstattung herausgekommene „Chronik der Leipziger Singakademie, herausgegeben zur hundertjährigen Jubelfeier am 14. bis 16. Februar 1902“. Der 128 Seiten starke mit einem großen Bildniß des Akademiebegründers Johann Gottfried Schicht und mit kleineren Textbildern des Schicht'schen Geburtshauses in Reichenau und des derzeitigen Vereinsdirigenten Gustav Wohlgemuth geschmückte Großquartband, der um den billigen Preis von 3 ℳ vom Vereinsschriftführer Hrn. Paul Langer, Leipzig-Neuschönefeld, Gustav Harkort-Straße 1, bezogen werden kann, bringt neben dem Abdruck vieler Programme, Mitgliederverzeichnisse, Concertkritiken und Rechenschaftsberichte eine recht anmuthend verfaßte ziemlich lückenlose Geschichte der Vereinsthätigkeit und des Vereinswirkens. Man liest dort, wie Schicht, der Hiller in der Direction der Gewandhausconcerte nachgefolgt war, *1802* die Schicht'sche Singakademie gründete, wie die Singakademie 1814 nach glücklicher Beendigung der Kriegsschrecknisse in dem während längerer Zeit als Lazareth verwendeten Gewandhaussaale sofort mit einer musikalischen Trauer- und Dankesfeier ihr segensreiches Wirken wieder aufgenommen hat, und wie der Verein dann unter der Leitung vieler einander ablösender berühmter Dirigenten und Componisten über manche schlimmere Zeiten hinweg fort und fort in Treuen einer hohen und edlen Kunst gedient und nun vor dem Eintritt in das zweite Säculum eine Mitgliederzahl erreicht hat, wie er eine solche vordem noch nie aufzuweisen hatte. Die 247 singenden Mitglieder, mit denen die Singakademie ihr Jubelfest feiern konnte, werden dem von Hrn. Wohlgemuth mit voller Hingabe und schönsten Erfolgen geleiteten Verein nun wohl erhalten bleiben, zumal, den rühmlichen Traditionen getreu, nach welchen die Singakademie neben der Pflege bereits anerkannter Werke sich auch die Einführung neuer Schöpfungen (so beispielsweise der Missa solemnis von Beethoven, der Rose Pilgerfahrt von Schumann u. A. m.) in Leipzig hatte angelegen sein lassen, auch jetzt wieder die Leipziger Erstaufführung eines großen neuen Oratorienwerkes, der „Judith“ von August Klughardt in Aussicht genommen worden ist. Die Aufführung dieses an anderen Orten bereits herzlich willkommen geheißenen Werkes soll unter Leitung des Componisten und unter Mitwirkung der Dessauer Singakademie und der Dessauer Hofkapelle am Sonntag den 2. November stattfinden. Liest man die Chronik der Singakademie und richtet man dann den Blick auf das gegenwärtige Walten und Wirken des Vereins, so zeigt sich, wie die Befolgung der schönen Faust-Lehre: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ auch hier wieder Segen und Gedeihen in Hülle und Fülle gebracht hat.

Von Prof. Hermann Ritters „Allgemeiner illustrirter Encyklopädie der Musikgeschichte“ (Verlag von Max Schmitz, Leipzig-R.) ist mittlerweile auch der zweite Band herausgekommen, der in sehr eingängiger und doch allgemein verständlicher und darum wohl auch allgemein interessirender Weise „die Musikentwickelung im Mittelalter“ schildert. Entsprechend dem vorgedruckten Rafael'schen Bilde der heiligen Cäcilia gelangt zunächst der Werdegang der Musik auf dem Boden der christlichen Kirche von Ambrosius (ca. 350) bis zu Orlando di Lasso (gest. 1594) zur Darstellung, wobei denn Neumenschrift, die Kirchentonarten, die Sequenzen, das Organum, die Mensuraltheorie, der Discantus, der falso bordone und die Chorsatzkunst der großen niederländischen und der von diesen gebildeten oder abhängigen deutschen Meister im 16. Jahrhundert auf das Faßbarste abgehandelt werden. Alsdann geht der Autor von einer kurzen Schilderung der Liedespflege durch die Barden und durch das Volk selbst zu den Minnesängern, den Troubadouren und deren Dicht- und Sangesweise, zu den „fahrenden Leuten“, zu den geistlichen und weltlichen Schaustücken des Mittelalters, zu den Zünften der Spielleute und Pfeiferinnungen mit ihren Bräuchen, und schließlich zu der Kunst des Meistergesanges über, und allenthalben sind dem mit großer Sachkenntniß und augenscheinlicher Liebe verfaßten Texte erläuternde Dichtungs- und Musikproben sowie einige wohlgewählte Illustrationen eingefügt. Den Abschluß bildet auch hier, wie schon beim ersten Bande des Werkes, eine recht reichhaltige Bibliographie, und so verspricht denn diese „Encyklopädie der Musikgeschichte“ trotz der im Allgemeinen etwas kurzathmigen Frage- und Antwortformung ein recht lesbares und sehr lehrreiches Bildungsbuch zu werden.

Ein recht seltsames, sehr brauchbares und bei vornehmster Ausstattung äußerst preiswürdiges Büchlein ging uns von der Londoner Verlagsfirma Novello and Company zu: ein in englischer Sprache abgefaßter Katalog der Orchester-Musik, „Novello's Catalogue of Orchestral Music a manual of the orchestral literature of all countries, compiled and edited by A. Rosenkranz“ (Preis gebunden 2,50 ℳ netto). In dem 203 Seiten starken Bändchen sind in den Hauptabtheilungen „Ouverturen“, „Symphonien“, „Verschiedene Concertstücke“ (Suiten, Variationen, Serenaden ꝛc.), „Vermischte Stücke“ (Menuette, Gavotten, Scherzi und Humoresken), „Märsche“ und „Musik für Streichorchester“ nach alphabetischer Anordnung der Componisten 5012 Orchesterwerke mit Namen und Preisangabe aufgeführt, und zwar 1272 Ouverturen, 588 Symphonien, 1542 Concertstücke, 434 kleinere Werke, 467 Märsche und 709 Werke für Streichorchester. Es ist das ein ziemlich erschöpfendes Verzeichniß der gesammten Orchesterliteratur, in dem selbst der „Sang an Aegir“ nicht fehlt, dafür aber Alexander Ritter mit seinen symphonischen Dichtungen vergessen worden zu sein scheint, und Orchesterleiter, Musikgeschichtler, Musikstudirende und Bibliothekare werden diesen „Catalogue of Orchestral Music“ als Nachschlagebuch gerne willkommen heißen. Um dem Büchlein vollen Werth zu verleihen, müßten allerdings noch die Besetzung der einzelnen Werke, (wenigstens Angabe der für dieselben erforderlichen ungewöhnlicheren Instrumente: z. B. Baßclarinette, Contrafagott, Baßtuba- oder gar Altflöte, Viola d'amore u. dergl. m.) und die Namen der Verleger mit aufgenommen werden. Hoffentlich bringt eine zweite Ausgabe diese Vervollständigung, die dem an sich schon recht schätzenswerthen Büchlein dann sicher zu weitester Verbreitung verhelfen würde.

Als Band 8 und 9 der von Hermann Seemann Nachf. hier herausgegebenen Sammlung „Moderne Musiker“ (Preis pro Band 1 ℳ) sind soeben „Joseph Joachim. Eine Studie von Dr. Karl Storck“ und „Peter Tschaikowsky. Eine monographische Studie von Karl Hruby“ erschienen. In fesselnder allgemein-verständlicher Weise wird in den mit vortrefflichen Bildnissen der betreffenden Tonkünstler geschmückten und in jeder Hinsicht vornehm ausgestatteten Bändchen das Leben und künstlerische Wirken einerseits des deutschen Meistergeigers und andererseits des in Deutschlands Concertsälen zu voller Heimathberechtigung gelangten russischen Componisten geschildert, und wenn Dr. Storcks liebevolle Arbeit besonders dadurch wohlthätig wirken dürfte, daß in ihr auch

Joachims häufig schroff verurtheilter Stellungnahme gegenüber der neudeutschen Musikentwickelung und deren Führern die rechte Motivirung und Beurtheilung zu Theil wird, so muß Carl Hrubys Essay schon um der Aufdeckung des specifisch Russischen an Tschaikowskys Schaffen, um der eingehenden Würdigung des Bühnencomponisten und des Symphonikers und um des angefügten Verzeichnisses aller Tschaikowskyschen Werke willen als werthvoller Beitrag zur Verallgemeinerung des Wissens von der Tonkunst und von deren jüngsten Vertretern bezeichnet werden. Dem Tschaikowsky-Bändchen ist am Schlusse noch ein sehr übersichtliches und überraschend reichhaltiges Verzeichniß aller im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger erschienenen Musik- und Opernführer zu den Werken von Berlioz, Liszt, Wagner, Brahms und Richard Strauß beigegeben.

Am Zweige der „Opernführer“-Literatur, der augenblicklich von ganz besonderer Triebkraft durchschwellt zu sein scheint, kann man, wie an den Orangenbäumen des Südens, zu gleicher Zeit Knospen hervorbrechen, Blüthen sich erschließen und saftreiche Früchte reifen sehen. Als Knospen, die ganz freundlich anmuthen und einige Vorfreude auf den Genuß der Frucht wachrufen, möchten wir die bei Feodor Reinboth hier erscheinenden Opernführer von Lackowitz, ganz kurz gefaßte Handlungsangaben aller bekannteren Opern, bezeichnen, als Blüthen die bei Rühle und Wendling hier unter dem Gesammttitel „Wossidlos Opern-Bibliothek“ verlegten populären Führer, aus deren mehreren Notenbeispielen uns bereits etwas vom Dufte der Composition entgegenströmt, und als reife Früchte die Opernführer aus dem Verlage von Hermann Seemann Nachfolger hier, in denen nicht nur die Handlung und die Musik der einzelnen Opern, sondern auch die Werdegeschichte und die kunstgeschichtliche Bedeutung derselben in zumeist hervorragend schöner Weise kritisch-ästhetisch abgehandelt und erläutert werden. Zu dem Lackowitzschen Opernführer, der nur in Sammelbänden herausgegeben wird, ist soeben ein Nachtragheft III erschienen, das Handlungsangaben zu „Kain“, „Das eherne Pferd“, „Der Strike der Schmiede“, „Nausikaa“, „Briseïs“, „André Chénier“, „Der Richter von Zalamea“, „Die Bettlerin vom Pont des Arts“, „König Drosselbart“, „Mandanika“, „Der arme Heinrich“, Die Bohême“, „Der Pfeifertag“, „Dalibor“, „Eugen Onegin“, „Das Unmöglichste von Allem“, „Herzog Wildfang“, „Das hölzerne Schwert“ und die „Die versunkene Glocke“ enthält, und auch zu dem im gleichen Verlage erscheinenden Operettenführer wurde ein Nachtragsheft I mit den Handlungsangaben zu 20 neueren Operetten veröffentlicht.

Von Walther Wossidlos populären Führern à 20 ₰ gingen uns folgende neue Hefte zu: Nr. 64. „Das Leben für den Czar“. Nr. 69. „Das Heimchen am Herd“. Nr. 70. „Die Folkunger“. Nr. 75. „Der Dämon“. Nr. 80. „Der Evangelimann“, die alle in der bekannten geschickt referirenden und hier und da ein Notenbeispiel einstreuenden Weise den Hergang der betreffenden Opern erzählen. Die Sammlung der von Hermann Seemann Nachfolger à 50 ₰ pro Nummer herausgegebenen Opernführer, die neben erschöpfender Einführung in die Dichtung und die Composition der einzelnen Bühnenwerke die allgemeinere Verbreitung eines ernsten kunstgeschichtlichen und ästhetischen Verständnisses erstreben, und deren Bedeutung in jüngster Zeit auch dadurch anerkannt worden ist, daß öffentliche Bibliotheken, wie beispielsweise die Königliche Bibliothek in Berlin dieselben vollständig auflegen, ist in jüngster Zeit durch werthvolle Arbeiten über d'Alberts „Improvisator“, Aubers „Fra Diavolo“ und „Der schwarze Domino“, Charpentiers „Louise“, Glucks „Orpheus und Eurydike“, Kienzls „Evangelimann“, Lortzings „Wildschütz“ und „Die beiden Schützen“, Massenets „Werther“, Messagers „Die Basoche“, Paderewskis „Manru“, Smetanas „Der Kuß“, Strauß' „Guntram“ und „Feuersnoth“, Weis' „Der polnische Jude“ und Wolf-Ferraris „Aschenbrödel“ erweitert worden. Es ist wahrhaft zu wünschen, daß die „Opernführer“ — und zwar vornehmlich die eine allseitig wissende Freude am musikalischen Bühnenwerke ermöglichenden Opernführer aus dem Verlage von Hermann Seemann Nachfolger — vom Publicum immer mehr und mehr vor den bisher allgemein üblichen Textbüchern bevorzugt würden; aus dem vollen Verstehen und Erfassen der Handlung, der Musik und der geschichtlichen Stellung und Bedeutung der musikalisch-dramatischen Kunstwerke würde auch das Interesse und der Genuß an denselben erhöht werden, und die „Opernführer“ könnten sonach nicht unwesentlich die Heranbildung jenes „idealen Publicums“ befördern, nach dem die schaffenden Meister oftmals sehnsüchtig genug verlangt haben.

Von Arthur Seidls „Wagneriana“, über deren ersten Band: „Richard Wagner-Credo. Erlebte Aesthetik“ wir kurz vor Weihnachten an dieser Stelle berichten konnten, sind nunmehr bei Schuster & Löffler in Berlin auch der zweite und dritte Band (Preis geheftet je 5 ℳ, gebunden je 6 ℳ) erschienen. Der vom Autor als angewandte Aesthetik bezeichnete zweite Band führt die Theilüberschrift „Von Palestrina zu Wagner. Bekenntnisse eines musikalischen Wagnerianers“ und enthält wiederum Kritiken, größere Aufsätze und Vorträge, die früher einmal in verschiedenen Fachzeitschriften oder Tagesblättern gedruckt gewesen sind, nun aber vom Autor nochmals überarbeitet und in chronologischer Weise angeordnet wurden, so daß der Leser nach einer sehr lesenswerthen Einführung „über musikalische Erziehung“ und nach einer Abhandlung über die Regensburger Bemühungen um Hebung der alten kirchenmusikalischen Schätze von Bach zu Händel, Haydn, Mozart und Beethoven — und weiterhin über einen Marschner-Aufsatz hinweg zu Schumann, Berlioz, Liszt, Brahms, Bruckner, Robert Franz, Cornelius, Bülow u. A. m. geführt wird. Der als kritische Aesthetik bezeichnete und „Die Wagner-Nachfolge im Musik-Drama“ benannte dritte Band bringt dann des Autors kritische Beleuchtungen vieler nach Wagner entstandener musikalischer Bühnenwerke, sowie einige auf „Bayreuth und Draußen“ bezügliche Aufsätze. Man wird den Ausführungen Seidls oft nur sehr bedingungsweise beipflichten können, man wird sich häufig sogar zu lebhaftestem Widerspruch gereizt fühlen und den sich gewaltig unfehlbar gebenden enragirten Doctrinär zu allen Teufeln wünschen, aber man wird trotz alles oft geradezu Verletzenden in den künstlerischen Anschauungen und in deren Mittheilungsweise dem Autor das Interesse nie und nirgends versagen können, weil er eben thatsächlich ein sehr reiches Gedankenmaterial unter vielfacher Ergänzung aus ureigenstem Besitze zusammenschafft und dem Leser also ausgiebigste Mittel zu eigener Denkarbeit überantwortet. Vielen werden Seidls „Wagneriana“ als ein Stein des Anstoßes gelten, Andere werden dieselben als einen Wetzstein zur Schärfung des eigenen Urtheils benutzen, und als unverdaulicher Stein werden sie nur Denen im Magen liegen bleiben, welche sie verschlucken, ohne sie verarbeiten zu können. Der scharf-kritische Geist des neunzehnten Jahrhunderts tanzt in Seidls „Wagneriana“ gleichsam mit einem gewaltigen Kehraus in das zwanzigste Säculum hinein, und Jedem, der genügend geistige „Lungenkraft“ besitzt, um ohne Gefahr für seine künstlerische Gesundheit den oftmals recht anstrengenden Tanz mitmachen zu können, und der andererseits genug eigene Ueberzeugungswärme besitzt, um sich vor Erkältungen (z. B. Schumann und Brahms gegenüber) nicht fürchten zu müssen, dürfte die Lectüre des sehr reichhaltigen Sammelwerkes wohl anzuempfehlen sein. Die heutzutage in der Schriftstellerei so beliebte „persönliche Note“ fehlt bei Seidls Aufsätzen nirgends, vielmehr sind manche Abhandlungen so stark mit persönlichen Noten durchsetzt, daß sie wie Partiturblätter einer symphonischen Dichtung „Arthur Seidl“ wirken. Daß die Instrumentation dieser Partitur oftmals eine etwas grelle und herausfordernde ist, werden moderne Leser derselben zu entschuldigen wissen, wie denn auch gegenüber der im ganzen Werke vorwaltenden großen Satzkunst die einzelnen Mißklänge nicht allzusehr verletzen sollten. Arthur Smolian.

Bücherbesprechungen.

— Das Lutherische Einigungswerk, beleuchtet von Kirchenrath D. Alfred Resch. Zweite Auflage. 30 S. Gotha, Gustav Schloeßmann 1902. — Im Gegensatz zu dem schon seit 1867 und dann immer lebhafter hervorgetretenen Gedanken des Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen, der im Ganzen mehr in einer allgemeineren, unirten Richtung und unter preußischer Führung gedacht worden ist, hat der Verfasser im Anschluß an seine auf der zehnten allgemeinen lutherischen Conferenz in Lund vorgetragenen Meinungen und Forderungen das kirchliche Einigungswerk in ganz lutherischer Zusammengliederung behandelt. Er verlangt in seinem Correferat gegenüber dem losen Nebeneinander der lutherischen Einzelkirchen als ihm vorschwebende Ziele die einheitliche Zusammenfassung aller lutherischen Landeskirchen Europas, das Heranziehen aller lutherischen Freikirchen

diesseits und jenseits des Oceans nach Beseitigung der sie trennenden Differenzen und Gewinnung eines rechten Verhältnisses zu den Lutheranern innerhalb unirter Kirchenkörper. Er meint, den nationalen Boden verlassend, das vorige Jahrhundert sei wohl von dem Princip der Nationalität beherrscht worden, wogegen das neue nach Internationalität verlange. Wir müssen bekennen, daß die vorgeschlagene Einigung so in die Weite schweift, daß wir uns eine Verwirklichung schwerlich vorstellen können, und der Verfasser selber fühlt es, wenn er ausruft: „Ein fernes Ziel, ein weiter Weg, ein Weg voll Schwierigkeiten.“ Er unterschätzt hierbei zunächst die Bedeutung des Nationalen, auch der streng abgegrenzten schwedischen Nationalkirche gegenüber. In dogmatischer und kirchlicher Beurtheilung der schwedischen oder, wie er bereits will, skandinavischen Zustände kann man ihm nicht beipflichten; denn die Staatskirchen jener Länder sind von mehr oder weniger sectirerischen nichtkirchlichen Strömungen so umringt und durchkreuzt, daß Referent die Worte von „dem kräftigen Hauch der lutherischen Kirche in Schweden“ und „dem freien, weiten Hans“ aus eigenster Erfahrung nicht zugeben kann. Daß eine „deutsche Nationalkirche“ in dem Sinne, wie der Verfasser sie (S. VIII seines Vorwortes) beschreibt, nicht von Ferne zu denken ist, hätte einer besonderen Ausführung kaum bedurft. Schon die Aufstellung des hinderlichen „vierfachen Bekenntnißstandes“ im Deutschen Reiche: „lutherisch, reformirt, unirt, römisch-katholisch“ berührt insofern eigen, als die unirten Kirchen Deutschlands keinen besonderen Bekenntnißstand bilden noch bilden wollen, sondern das lutherische und reformirte Bekenntniß unberührt lassen und mehr eine kirchenregimentliche Einigung oder Zusammenfassung beabsichtigen. Daß römisch-katholisch hier nicht in Betracht kommt, liegt auf der Hand. Auf besonderen Widerstand dürfte auch das hier vorgeschlagene Einigungswerk den zahlreichen lutherischen Freikirchen diesseits und jenseits des Oceans gegenüber stoßen, und eine Verwirklichung des Planes dürfte bei der dogmatischen Engherzigkeit dieser kirchlichen Gemeinschaft geradezu eine Unmöglichkeit werden. So scheint der hier gemachte Vorschlag auf der einen Seite zu weit, auf der anderen zu eng angelegt, als daß er zu einem wirklichen Ziele führen könnte, wenn man nicht an bloße Conferenzen denkt. D. K.

— Für oder wider das Gesundbeten? Von Professor D. Dr. G. Runze. 17 S. Verlag von Karl Duncker, Berlin 1902. Der Verfasser dieser zeitgemäßen Broschüre weiß im Ganzen mehr für als gegen das Gesundbeten vorzubringen und zwar von — liberalem Standpunkt. Davon ausgehend, daß in jeder Religion ein mystisches Element liege, und daß auch Niemand Anstoß daran zu nehmen pflege, wenn für Genesung fürstlicher Personen Gebete angeordnet würden, findet er einen Widerspruch zwischen diesen Verordnungen der Theologen und kirchlichen Autoritäten mit dem Verhalten gegenüber dem Gesundbeten der Eddyisten. Auch einen Widerspruch von medicinischer Seite meint er aufdecken zu müssen: wenn hier die Wirksamkeit suggestiver Willensübertragung und die heilende Kraft des Glaubens zugestanden, aber die eigenthümliche Verknüpfung dieser beiden Factoren in dieser neuen Heilmethode so entschieden abgelehnt wird. Ja, er findet auch im Interesse der absoluten Denkfreiheit diese ablehnende Haltung unverständlich und erinnert daran, daß bei den Denkern Descartes, Leibniz, Berkeley, Kant, Fichte, Schopenhauer, Nietzsche eine dem Eddyismus verwandte Weltanschauung ausgebildet ist. Den Gedanken an Curpfuscherei weiß er entschieden ab, weil Medicin doch nicht angewendet worden sei, auch sei der Versuch, die wissenschaftlich-medicinische Heilkunde in den Augen des Publicums herabzusetzen, nicht gemacht worden, wie die Betheiligten behaupten. Die Besucher der Versammlungen, und darunter akademisch gebildete, nüchterne Leute, bekennen, daß sie durchweg gute, moralisch veredelnde und religiös belebende Einwirkungen mitgenommen haben. Der Verfasser billigt es von diesen Gesichtspunkten nicht, daß die Vertretung der Reichshauptstadt den Verkündigern der sogen. „christlichen Wissenschaft“ oder des „Systems Eddy“ die Lehrfreiheit verweigert hat, und bedauert, daß sich in jener Rathsversammlung kein Gamaliel oder nur einer, der das duldsame liberale Princip zur Geltung gebracht habe, befunden hätte. Es hätten Theologen wie Aerzte mit Achtung von der Sache gesprochen, und nachdem einmal städtische Locale für die Vorträge zur Verfügung gestellt worden seien, empfindet der Verfasser es als Härte, daß unter dem Druck anderer öffentlicher Meinung ein Verbot eintrat. Daß eine Herleitung aller geistigen Vorgänge aus dem materiellen Dasein und eine Zurückführung aller materiellen Vorgänge auf das geistige Dasein nebeneinander denkbar ist, hat man öfter behauptet. Auf der anderen Seite passen, wie zugegeben wird, die Namen „christlich“, „metaphysisch“, „science“ hier nicht ganz, und der Verfasser räumt ein, daß sie als amerikanische Etikette anzusehen sind, sowie daß sich an die Heilswirkungen dieser neuen frohen Botschaft in Amerika und vielleicht auch in Berlin Ausartungen und Ueberspanntheiten mögen angesetzt haben; das sei menschlich. Aber er meint, daß der glaubende selbstbewußte Wille manches Kranksein niederkämpfen und die Kunst des Arztes dann heilsam ergänzen kann; er bedauert, daß der alte und wahre Berliner Liberalismus hier sich untreu geworden sei, und giebt unter dem Motto: „Audiatur et altera pars!“ dem Wunsche Ausdruck, daß der Liberalismus in der Reichshauptstadt (er meint damit wohl mehr die Duldsamkeit gegenüber derartigen Erscheinungen) nicht aussterben möge. D. K.

— Vom goldenen Baum. Aphorismen zur Kunst des Lebens und der Erziehung von Ernst Linde. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1902. Preis 2 ℳ, geb. 2 ℳ 60 ₰. — Eine derartige Sammlung von Gedankenspänen löst in dem Leser leicht die Empfindung aus: Wie viel muß der Mann von sich halten, daß er selbst die Schnitzel von seiner geistigen Hobelbank so sorglich zusammenträgt! Diese Empfindung ist nicht ganz unberechtigt. Der Verfasser ist selbst der Meinung; sonst hätte er die Vertheidigung des aphoristischen Ausdrucks gegenüber systematischer Darstellung im Vorworte unterlassen. Wir geben dem Verfasser zu bedenken, daß er zu wenig von sich fordert, wenn er es blos darauf absieht, Irrthümer zu meiden und Wahrheiten zu sagen. Die Wahrheiten müssen auch einigermaßen neu und förderlich sein, sonst lohnt es ihren Druck nicht. Indessen selbst dieser Forderung genügen viele von seinen Sätzen, wir geben das zu. Der Verfasser ist Lehrer, begeistert für seinen Beruf, doch ohne Einseitigkeit (Nr. 19). Obenan steht ihm für die Erziehung die sittliche Persönlichkeit des Lehrers (Nr. 208), von Vergötterung der Methode ist er weit entfernt. Er spricht uns aus dem Herzen, wenn er (Nr. 216) sagt: „Der Werth neuer Methoden liegt weniger in ihrer specifischen Eigenart, in dem, was sie von früheren unterscheidet, als vielmehr in der erhöhten Energie, mit der sich die Lehrer und Erzieher in ihnen der Idee der Erziehung, die hier wieder einmal in besonderer Weise anschaulich, lebendig geworden ist, praktisch hingeben.“ Der Religion weist er einen hohen Platz in der Erziehung an (No. 138). Nur fürchten wir, er wird mit dem, was ihm Christenthum heißt, viel Widerspruch finden (No. 154, 274, 275, 297). Hier und da zeigt die Sprache eine Neigung zu unklarer Verstiegenheit (No. 150, 151, 165 und sonst). Für Fremdwörter hat er eine große Vorliebe. Eine Stelle als Probe: „Die bildungssatte, mattherzige Ironik, die schon zur Synthese schreitet, bevor die Gegensätze sich voll entwickelt und scharf in Opposition gestellt haben, ist nur geeignet, den Marasmus herbeizuführen“ (No. 219). Den Ausfall gegen Heinr. v. Treitschke (No. 156), der es nun einmal mit den Volksschullehrern verschüttet hat, hätten wir dem Vf. gerne geschenkt. Eine Gabe ist ihm völlig versagt. Er hat keinen Witz. Mancher Gedanke würde in witziger Zuspitzung zweifellos unmittelbarer wirken. Anstatt der Inhaltsübersicht nach sachlichen Ueberschriften hätten wir ein alphabetisches Verzeichniß nach Stichworten vorgezogen. Zwei Kleinigkeiten noch: subsumiren hat nur ein m (von sumo, nicht von summa) (No. 179), ein Wort „die Genie“ (No. 118) giebt es nicht, die Einzahl von „die Genien“ heißt „der Genius“. Alles in Allem: Das Buch enthält vieles Gute und Beachtenswerthe nicht für den Lehrer allein, sondern für alle nachdenklichen Leute. Aber daneben findet sich auch Schiefes und Anfechtbares. Es ist deshalb nur solchen Lesern zu empfehlen, die durch die Selbständigkeit ihres Urtheils davor geschützt sind, sich blenden zu lassen durch selbstgewisses Auftreten.

— Zur Gründung einer Deutschen Nationalschule. Denkschrift von Albert Kreßmann, königl. preuß. Major a. D. Karlsruhe i. B. 1902, G. Braunsche Hofbuchdruckerei. Preis 1 ℳ. — „Schon oft ist die Klage darüber erhoben worden, daß in Deutschland das gebildete Publikum ein viel geringeres Interesse an der Fortbildung des Schulwesens nehme wie in anderen Ländern.“ Wirklich? Uns scheint im Gegentheil die Klage begründet zu sein, daß alle Welt an der lieben Schule herumdoctert, so daß sie vor lauter Reformplänen und Erneuerungsvorschlägen nicht zum Frieden und zur ruhigen

und gedeihlichen Arbeit kommt. Doch es hieße dem wohlmeinenden Verfasser der Schrift schweres Unrecht thun, wenn man ihn mit den berufsmäßigen Schulnörglern in einen Topf werfen wollte, die an der Schule, wie sie ist, kein gutes Haar lassen und sich geberden, als hätten sie nun endlich das Arcanum gefunden, von dem eine vollständige Gesundung des bisher ganz verrotteten Schulwesens zu erwarten sei. Von solcher Quacksalberei und Marktschreierei hält sich das Buch durchaus fern. Es geht aus von der zutreffenden und oft beklagten Wahrnehmung, daß die Deutschen im Auslande allzufrüh ihr Volksthum aufgeben, fremde Sprache und Sitte annehmen und so dem deutschen Volke verloren gehen. Dieser Erscheinung planmäßig entgegenzuwirken durch eine auf die Pflege ausgeprägt deutscher Gesinnung und Gesittung gerichtete Erziehung — das ist, wie Verfasser meint, das Neue an dem von ihm empfohlenen Schulplan. Die vorbereitenden Schritte sind schon gethan. In Wertheim am Main, absichtlich nicht in einer modernen Großstadt, soll die neue Schule errichtet werden. Man hofft für sie namentlich auf den Besuch durch Söhne von Deutschen, die im Auslande leben. Sie sollen hier eine Bildung erhalten, die ihnen das Rückgrat stärkt zum Widerstande gegen die Einwirkungen fremden Volksthums. — Der Plan hat unsere volle Billigung. Die zweifellos echte Begeisterung, mit der Kreßmann für die neue Schule eintritt, berührt wahlthuend trotz seiner hier und da etwas schwerfälligen Sprache. Wir wünschen dem Unternehmen von Herzen bestes Gedeihen und glänzenden Erfolg. Die dem Schriftchen beigegebenen Abbildungen, Ansichten aus dem schöngelegenen Städtchen Wertheim, machen einen so verlockenden Eindruck, daß wir am liebsten gleich selber mit dort arbeiten möchten. Nur eine Bemerkung gestatten wir uns zum Schlusse. All das Schöne und Treffliche, was von der geplanten Anstalt erwartet wird, fehlt glücklicher Weise auch in den schon vorhandenen deutschen Schulen nicht. Jede gute Schule, die redlich an ihren Zöglingen arbeitet und in der neben straffer Zucht frohgemuthe Freiheit herrscht, ist eine deutsche Nationalschule im Sinne der beabsichtigten Neugründung. Eben darum werden wir uns neidlos freuen, wenn den hier vorgetragenen edlen Absichten fröhliches Gelingen beschieden sein wird. Kommt die Anstalt in die rechten Hände und erfüllt sie die Hoffnungen, die man auf sie setzt, so werden wir eine gute deutsche Schule mehr haben im deutschen Vaterlande. Und das ist unter allen Umständen ein Gewinn. r— —r.

— Justus Möser, Ueber die deutsche Sprache und Litteratur. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Berlin, Behrs Verlag 1902 (= Nr. 122 der deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, hsg. von Aug. Sauer). 0,80 *M.* — Die kleine Abhandlung, die hier in gefälligem Neudruck vorliegt, ist bekannt als eine bedeutsame Gegenschrift gegen Friedrichs des Großen Schrift de la littérature allemande, als mannhafte und freimüthige Vertheidigung der deutschen Sache, insbesondere der Sache Goethes. Wie in den Patriotischen Phantasien, so erscheint Möser auch hier als eine hervorragende Persönlichkeit; auch hier tritt klar zu Tage, was ihn auszeichnet: die tiefe Einsicht in die geistige Entwickelung des Abendlandes — wie vortrefflich ist doch die Vergleichung der französischen und englischen Literatur! —, der offene Blick für die nationalen Zustände, die volle Hingebung an das Volksthum. „Meiner Meinung nach,“ ruft er aus, „müssen wir durchaus mehr aus uns selbst und aus unserem Boden ziehen, als wir bisher gethan haben, und die Kunst unserer Nachbarn höchstens nur in so weit nutzen, als sie zur Verbesserung unserer eigenthümlichen Güter und ihrer Cultur dienet.“ Der Herausgeber verdient volles Lob für die sorgfältige Einleitung zu dieser Schrift und die genaue Textgestaltung, die hier nicht ganz leicht war. Wir empfehlen das Heft, dessen Inhalt allgemeines Interesse beanspruchen darf, auf das beste. D.

— Crepieux-Jamin, Handschrift und Charakter. Unter Mitarbeit von Hertha Merkle in autorisirter Uebersetzung nach der vierten französischen Auflage herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Hans H. Busse. Mit 232 Handschriften-Proben. Leipzig, Paul List 1902. — Schon seit geraumer Zeit betrachtet man die Ausübung der Graphologie nicht mehr als eine Art Wahrsagekunst aus der Handschrift oder als angenehmen geistreichen Zeitvertreib, sondern man hat den tieferen Kern, das Praktisch-Werthvolle dieser jungen Wissenschaft, die erst am Anfang ihrer Entwickelung steht, mehr und mehr erkannt, und sie findet zur Zeit in fast allen Culturstaaten ihre Anhänger und eifrigen Förderer. Mit Freuden ist deshalb ein Werk zu begrüßen, das in der stetig wachsenden Speciallitteratur eine erste Stelle mit einnehmen wird und vom ersten Führer der Graphologen Frankreichs stammend sich würdig denjenigen der hervorragendsten deutschen Graphologen wie Langenbruch, Preyer und Busse anschließt. Im Gegensatze zu einem früheren nur im Auszuge wiedergegebenen Werke desselben Verfassers wird uns jetzt Crepieux-Jamins Hauptwerk „L'Ecriture et la Caractère“ in einer recht guten Uebersetzung der mannigfach ergänzten vierten Auflage vollständig geboten. Dasselbe ist sowohl für den Anfänger wie für den fortgeschrittenen Graphologen, da es die neuesten Errungenschaften der Graphologie mit berücksichtigt, von ganz erheblichem Werthe und dürfte ihm in allen Interessentenkreisen weite Verbreitung sichern. Auch die mit dem deutschen Standpunkte mannigfach collidirenden und irrthümlichen Anschauungen Crepieux-Jamins werden durch die im Anhang befindlichen trefflichen Anmerkungen des Uebersetzers berichtigt bez. ergänzt, so daß auf diese Weise auch die deutsche Graphologie zu ihrem Rechte kommt. Von dem Gesammtinhalte des Werkes, das sich in 21 Capitel gliedert, illustrirt mit zahlreichen Handschriftproben und zur schnellen Benutzung mit einem gewissenhaft angelegten Register versehen, sei nur einiges Bemerkenswerthe hervorgehoben. Nach einer ziemlich ausführlichen Darstellung der ersten nachweisbaren Versuche in der Handschriftendeutung kommt der Verfasser bei deren weiterer geschichtlichen Entwickelung, wobei leider die deutschen Forscher, namentlich Henze, recht kurz behandelt werden, auf Michon, den ersten wissenschaftlichen Begründer der Graphologie, zu sprechen. Trotz der Anerkennung der großen Verdienste desselben sagt er sich von dessen einseitiger Zeichentheorie los und sucht durch Erweiterung der Experimentalgraphologie und die durch Benutzung der psycho-physiologischen Forschungsergebnisse gewonnenen Thatsachen neue Wege einzuschlagen. Die nächsten Capitel sind sodann den Grundlagen der Graphologie sowie den 52 Hauptarten der allgemeinen Zeichen gewidmet. Von besonderer Wichtigkeit namentlich als neues Beweismittel für die Richtigkeit der Handschriftendeutung sind die hypnotisch-graphologischen Experimente von Ferrari, Hericourt und Richet sowie die interessanten Forschungen auf dem noch ziemlich dunklen Gebiete der Pathologie und Psychiatrie in der Handschrift. Die Schlußcapitel bringen noch werthvolle Anweisungen für den lernenden sowohl wie für den ausübenden Graphologen zur Anfertigung graphologischer Skizzen und ausführlicher Porträts. Als Quintessenz des Gesammten möchten wir noch feststellen, daß die Graphologie nicht unbedingt eine auf fester Grundlage aufgebaute Wissenschaft, sondern im letzten Grunde eine Kunst ist, die uns befähigt, das räthselhafte, geheimnißvolle und beständig wechselnde Innenleben der menschlichen Natur in der Handschrift wie in einem Spiegelbild zu schauen. E. R.

— Australien, Oceanien und die Polarländer. Von Prof. Dr. W. Sievers und Prof. Dr. W. Kükenthal. Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Kartenbeilagen und 24 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. (Allgemeine Länderkunde. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Sievers. II. Bd.) 15 Lieferungen zu je 1 *M.* oder in Halbleder gebunden 17 *M.* Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. 1902. — Das Besitzergreifen von Landstrecken im und am Großen Ocean durch Deutschland hat bei uns in den letzten Jahren mehr als je die Aufmerksamkeit auf die Länder der Südsee gelenkt. Zahlreich fließen jetzt auch die Quellen wissenschaftlicher und anderer Reisenden über jenes ferne Gebiet der Südsee, des Weltmeeres der Zukunft. Dem Bedürfniß nach einem gehaltvollen, sicher orientirenden, gut lesbaren und ausgezeichnet illustrirten Buche kommt die soeben in zweiter Auflage erscheinende Länderkunde von Australien u. s. w. nach. Sie ist ein völlig neues Werk, das den Stoff nach natürlichen geographischen Gebieten, bezw. Einzellandschaften gruppirt, und das auch die Polarländer in ihrer Gesammtheit bringt. Nach Erscheinen des gesammten Bandes werden wir eingehender bei dem interessanten Werke verweilen. Ea.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 82. Donnerstag, den 10. Juli, Abends. **1902.**

Die Burgen des Deutschen Ritterordens in Ungarn.

Im Jahre 1211, als Hermann von Salza ein Jahr lang Hochmeister des Ordens der Deutschen Ritter war und der Ruf dieses Ordens weit über die Grenzen des Deutschen Reiches drang, berief der ungarische König Andreas II., jener einsichtsvolle und muthige Fürst der hunnischen Nation, diese Deutschen Ritter in sein Reich und verlieh ihnen dessen südöstlichsten Theil, das blühende herrliche Burzenland, „auf daß durch ihr Gebet seine Barmherzigkeit zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil vor Gott komme und das Reich durch ihre Tapferkeit gegen die Kumanen geschützt werde". Und die Deutschen Ritter mit dem weißen Mantel mit schwarzem Kreuze über dem Harnisch kamen und der König erlaubte ihnen, Burgen und Städte zu erbauen und vom auffindbaren Gold und Silber die Hälfte zu behalten, auch erließ er ihnen manch andere Lasten und Pflichten, denen die übrigen Bürger und Edlen seiner Lande unterworfen waren. Des Orden Thun und Schaffen gefiel dem Herrscher gar wohl, denn was er von ihm erhofft, ging in Erfüllung: die eiserne Faust der Ritter hielt das über die Grenzen hereinbrechende raubende Mongolengesindel fern, und die deutschen Ansiedler, welche dem Rufe der Ordensritter Folge leistend, das bis dahin öde, einsame Land zu bevölkern begannen, schufen ein gottgesegnetes Ackerland, rodeten die Wälder und bildeten bald einen ansehnlichen Theil der getreuesten Unterthanen des ungarischen Monarchen. Leider aber war es die eigene Schuld des Deutschen Ritterordens, daß seines Verbleibens aon nicht langer Dauer sein sollte. Seine Erfolge verlockten ihn, gegen des königlichen Schutzherrn Willen sein Gebiet zu aergrößern, Münzen zu prägen, statt der bewilligten hölzernen Burgen steinerne Besten zu bauen, so daß die Zuneigung und Gnade Andreas' II. sich in Zorn verwandelte — bereits im Jahre 1225 mußten die Ritter das Land aerlassen. Doch ihrer Hände und ihres Muthes und ihrer Umsicht Werk verblieb. In den heutigen Siebenbürger Sachsen erblicken wir die Urenkel jener Deutschen, die auf der Ritter Ruf gekommen waren, auf den Felsen der Karpathen und ihrer Ausläufer begegnen wir den noch heute machtvoll redenden Ruinen der stolzen Ordensburgen, in den üppigen goldenen Feldern erkennen wir den Lohn der ersten Culturthätigkeit jener Männer, die aor 700 Jahren deutsche Art und deutschen Fleiß an die Grenze des Orients verpflanzt haben.

Die Reste stolzer Burgen, deutscher Ritterburgen! Fürwahr wer auf den mächtigen Mauern der Rosenauer Burg gestanden hat und die machtvolle Sprache aersteht, die solch ein Werk aus der Vergangenheit zu den Kindern der Gegenwart spricht — wer könnte je den erhebenden Eindruck verlieren, der einem da zu Theil ward! Gerade diese Rosenauer Burg ist eine der schönsten und größten, die das Burzenland in Siebenbürgen aufweist. Außer ihr finden sich noch die Marienburg, die Schwarzburg, die Törzburg, die Brassoviaburg, die Burg auf dem Gesprengberg, die auf dem Martinsberg (letztere drei in und bei Kronstadt), die Heldenburg, die Tartlauer und die Honigberger Burg. Von all diesen sind mehr oder weniger stattliche Ueberreste aorhanden. Zu den besterhaltenen gehört die Rosenauer Veste.

Durch die „Lange Gasse" in Kronstadt, an deren Ende die Kirche St. Bartholomä, ebenfalls aon den deutschen Rittern erbaut, steht, führt die „Dampftram" an das Weichbild der Stadt, von dort die Vicinalbahn am Fuße des Gebirges hin durch den sächsischen Ort Neustadt nach Rosenau. Ein großes sächsisches Dorf ist es, das wir auf seinen reinen schnurgeraden Gassen durchschreiten, ein Dorf mit Caserne, einer Abtheilung Militär, einer Pramenade und Apotheke. Das sind die Hauptmerkmale. Hoch oben über ihm aber ragt die herrliche Burg, auf theilweise recht schroffen Felsen, ein schönes Baudenkmal früherer Jahrhunderte, eine jener sieben Besten, nach denen das Land aller Wahrscheinlichkeit nach genannt worden ist, die Hüterin der südlichsten deutschen Ansiedelung, die wichtigste Grenzhüterin in der Zeit der Türkeneinfälle und Mongolenzüge. Ein Baudenkmal mehrerer Jahrhunderte, denn in ihrer jetzigen Gestalt ist die Rosenauer Burg nicht von Anfang an gewesen. Als Ritterburg des Devtschen Ordens war sie bedeutend kleiner im Umfang, erst allmälig ist sie, den wachsenden Bedürfnissen und wohl auch den wachsenden Baufähigkeiten der deutschen Einwanderer entsprechend, ausgebaut worden. Galt es doch, in Zeiten der Gefahr die gesammte Bevölkerung des Dorfes zu vereinen hinter ihren schützenden Mauern, und das geschah gar oft, denn die Heimsuchungen dieses Ländergebietes durch die Türken waren häufig und die plündernden Mordgesellen hinterließen stets die nur allzu sichtbaren Spuren ihrer fürchterlichen Thätigkeit. Die älteste Aufzeichnung dieser Art datirt aus dem Jahre 1335, besonders hart wurde das Rosenauer Gebiet aber in den Jahren 1421, 1432 und 1438 heimgesucht.

Zwei Wege führen zu den Ruinen, der eine ein bequemer Fahrweg, der andere steil und kurz, nur für Fußgänger geeignet, zickzackförmig zum ehemaligen Standort einer kleinen Kapelle führend. Von dart aus gelangt man zu einem kleinen Pförtchen, unterhalb der Burghüterwohnung. Eine etwa fünf Meter dicke Mauer, die eine gedeckte Holzgalerie krönt, zieht sich hier um die Burg. Ein besonderes Interesse bietet diese Galerie dadurch, daß sie sich nach unten zu in einer Weise öffnet, welche eine Vertheidigung gegen den anstürmenden Feind gestattet. Der große Vorhof der Burg lag nach jener Seite des Berges, von dem ein Angriff am leichtesten möglich war. Er sollte zur Aufstellung größerer Vertheidigungstruppen, ja selbst als Weideplatz für das Vieh dienen. Die Verbindung dieses Raumes mit dem eigentlichen Burgraum bildet ein Vorwerk mit mächtigem eisenbeschlagenem Eichenthor. Reste einer für Bogen- und Armbrustschützen geeigneten Vertheidigungsgalerie mit verschließbaren Schießscharten lassen auf das Alter dieses Theiles muthmaßen, das ehrwürdiger ist, als das der angebauten mit runden, steinumrahmten für Feuerwaffen bestimmten Löchern aersehenen Burgmauer. Dieses Barwerk enthält auch den einzigen steinernen Thürstock der Burg, wohl dazu bestimmt, einer Fallbrücke oder einer Leiter als Widerstand zu dienen.

Zahlreich sind im inneren Burgraum kleine Häuschen verstreut, noch im aoriaen Jahrhundert durch Vermiethung praktischen Zwecken dienend. Auf dem unebenen Boden dieses Theiles ragt am höchsten die Ruine der ehemaligen Burgkapelle, die eine herrliche Aussicht auf die romantische Felsengegend mit den Karpathenalpen gewährt, aon der man auf die stattlichen Ortschaften in der Burzenebene, deren gesegnete Fluren im lachenden Sonnenscheine tief unten liegen, heeniederblickt. Majestätisch ragt der hohe Butschetsch, mächtig erscheinen der Bulschoi und Omu (8000 Fuß hoch) und der zerklüftete und zackige Königstein will uns schier greifbar nahe dünken. In der Ferne aber leuchtet die Schwester der Rosenauer Burg, die Törzburg, und entgegengesetzt sehen wir Marienburg, die Stätte heldenhafter Kämpfe um Recht und Freiheit gegen den wüsten, blutgierigen Fürsten Bathory. Ein anderes aus der Reihe der ziemlich gut erhaltenen Burghäuser gilt als das Schulhaus, denn wie die deutschen Ansiedler in Zeiten des Friedens schon eher ihre Schule gehabt haben, als ihr Stammvolk zwischen Rhein und Elbe, ja haben sie auch in Zeiten der Gefahren des Krieges der Jugend nicht vergessen, die geschult und herangebildet sein mußte, wollte sie das Errungene, mit Schwert und Feder Errungene, erhalten und wahren. Es

ist ein kleines, nach dem inneren Burghof mit zwei Fenstern versehenes einstöckiges Haus, in dem der deutsche Geist zu seinem Recht gelangt ist, während draußen die unbeholfenen langen Feuerrohre die Sprache deutschen Heldenmuthes redeten. Im Mittelpunkte des ziemlich kleinen Burghofes ist der Brunnen, ein Ziehbrunnen, überdeckt von einem viereckigen spitzen Schindeldach. Er ist jüngeren Datums und sein Bau die Folge erlittener Wassernoth. Im Jahre 1623 wurde er begonnen und erst 1640 vollendet. Sein Bau hat einen Kostenaufwand von 2000 Gulden (etwa 20000 Gulden heutigen Geldwerthes) verursacht. Kein Wunder, denn die Höhe des Felsens legte den Brunnenbauern ein gewaltiges Stück Arbeit auf, siebenundsechzig Bergklafter waren zu graben, eine stattliche Tiefe, die der Brunnen Dank der Thorheit der Burgbesucher, die Steine und brennendes Stroh hineinzuwerfen pflegen, jetzt nicht mehr besitzt. Eine Messung aus dem Jahre 1891 hat aber immer noch eine Tiefe von 98 Metern ergeben. Wo jetzt der Burghüter wohnt, hausten einst die geharnischten Burgwächter und ihnen gegenüber schaltete der Diener des Friedens, der Pfarrer. Starke Wehrthürme schmückten die Mauern. Bruchstein und Ziegel bilden das Hauptmaterial, doch finden sich auch die Zeugen höheren Alters, die ausschließliche Verwendung von Bruchsteinen und von Tuffquadersteinen, wie sie die Umfassungsmauern des äußeren Vorhofes, die Mauern des „alten Thurmes“ und des „Bathorythurmes“ aufweisen.

„Hell erklingt heute auf der Burg des alten Deutschen Ritterordens das Glöckchen. Das ist nicht Feindesgefahr, das es ankündigt, heute klingt es zu anderem Zweck. Ein liebendes Paar hat sich die Hand zum ewigen Bunde gereicht, die Hochzeitsgäste und Freunde »gaben«, d. h. sie bringen den jungen Eheleuten an Geschenken dar, was sie für nützlich halten; altem Brauche gemäß der Vater des Bräutigams den Pflugschar, das Sinnbild des Bauernstandes, die Mutter ein Kissen mit zierlichen Bockelnadeln geschmückt, mit farbigen Bändern, die an die Freuden, mit schwarzen, die an den Ernst und Kummer des Lebens mahnen. Und wenn die Verwandten des jungen Mannes gegabt haben, so kommen die der jungen Frau an die Reihe: der Vater mit einem großen Kessel als Zeichen der ernährenden Thätigkeit im Hause, die Mutter wieder mit einem Kissen. So lange das Gaben unten dauert, läutet oben auf der Burg die Glocke und es ist der Stolz des neuen Hauses und seiner Eltern, wenn sie lange läutet.“

Deutsche Ritter waren es, die jene Burg anlegten fern von der Heimath, deutsche kernige Bauern haben sie in der Jahrhunderte Lauf vergrößert und befestigt: aus der deutschen Ritterburg war eine Bauernburg geworden — Ritter und Bauer mannhaft, wehrhaft, gut deutsch allezeit. Zum Streite, zum Tode rief dereinst die Burgglocke — Friede und Freude ist ihr jetziges Geläute.

Im Norden des burzenländischen Gebietes liegt die Ruine der Marienburg, ebenfalls Reste einer Veste der Ritter vom Deutschen Orden, der ersten der von ihnen erbauten. Auf einem kleinen Hügel stehen die starken Umfassungsmauern mit Schieß- und Pechlöchern, theilweise verstärkt und gestützt von festen Strebepfeilern. Es ist nicht sicher, ob sie den Gesammtumfang der ganzen Burg markiren oder nur den eines Theiles. Eines aber ist Gewißheit, daß diese Burg eine Kirche nicht geborgen hat. Die Ritter haben eine solche nur im Dorfe selbst errichtet, die heute noch steht und ihrem ursprünglichen heiligen Zwecke, wenn auch nicht im Sinne ihrer Erbauer, wohl aber im Sinne des Erbauers der protestantischen Kirche dient. Ehrfurchtsvolle Pietät der protestantischen Sachsen hat aber das Wahrzeichen der Kirche dieser christlichen Burg des Ritterordens aus dem 13. Jahrhundert nicht zu entfernen geduldet: Das steinerne Marienbild an der östlichen Chorwand kündet nach wie vor, daß dieses Gotteshaus der Mutter dessen geweiht war, dessen Lehre rein und verklärt ein Dr. Martin Luther weit über die entferntesten Grenzhüter des Deutschthums, über alle Welt verbreitet hat. Wie viel des Erhebenden künden die beiden Marienburgen des Ordens, die oben im höchsten Norden des Deutschthums, die unten im äußersten Süden, im Lande eines Brudervolkes, in Siebenbürgen!

Auch die Schwarzburg war ein sturmerprobtes Bollwerk. Leider ist auch sie zerfallen und wenige sichtbare zwei Meter hohe Mauerreste bilden das Denkmal der Thätigkeit des Ordens, dreihundert Schritte lang und fünfzig breit, auf der einen Kuppe des Zeidener Berges

In enger Thalschlucht auf schwer erklimmbarem Felskegel steht die Törzburg, das „Felsennest“. Auch sie hat ihre ursprüngliche Gestalt bald verändert und in ihrem heutigen Bau müssen wir zunächst nur die Wahl des Platzes, wie sie von den Rittern des Deutschen Ordens getroffen worden war, rühmen, denn schon im Jahre 1377 wurde sie von den Bauern neu erbaut „aus freien Stücken, ungezwungen, unaufgefordert, auf eigene Hand und in freigebiger Weise“, wofür König Ludwig in wahrhaft königlicher Weise sich erkenntlich zeigte. Leider hat diese Burg ihr Charakteristisches dadurch verloren, daß man beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1878 die Veste so zum Bollwerk umgestaltete, wie es die moderne Kriegskunst verlangt. Immerhin zeigt ihr Inneres noch Manches, was an die alte Burg erinnert und an die Stürme, die sie überstehen mußte, gemahnt.

Mitten im Walde am schroffen Felsabhang wie ein einziger mächtiger Thurm steht die Heldenburg, seit 1799 nur noch eine halbe Ruine, deren imposanten Mauern man noch deutlich das mehrstöckige Gebäu ansieht. Im Westen ist der Felsen vom Gebirge durch eine tiefe Schlucht getrennt, die ehemals gewiß von einer Fallbrücke überdeckt werden konnte. Von diesem Thurm kann man nicht mit Bestimmtheit sagen, daß er von den Ordensrittern stamme, vielmehr wird vermuthet, daß er ein Ueberrest ist der römischen Herrschaft, eine Annahme, die durch zahlreiche prähistorische Funde in des Thurmes Nähe bestärkt worden ist. Es war diese Veste ein rechter Wachtposten, von dem aus man das ganze Burzenland übersehen konnte, wie von keiner anderen Burg. Die Sage kündet, daß in der Heldenburg reiche Schätze vergraben seien. Daß sie den Ordensrittern gedient hat, ist gewiß, ebenso wie es sicher aus Urkunden nachweisbar ist, daß sie noch bis in das 15. Jahrhundert eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat.

Im äußersten Westen des Burzenlandes stand einst die von den deutschen Rittern gebaute Kreuzburg, nach deren Verbleib der Wanderer heute vergeblich sucht. Ihre Spuren sind verschwunden. Dagegen weist die nächste Umgebung der am schönsten gelegenen Stadt Kronstadt noch deutlich erkennbare Reste der Ordensritterarbeit in den Grundmauern der auf dem Kapellenberg (auf der „Zinne“) gelegenen Brassoviaburg (sprich: Braschowia) auf, die erst im Laufe des 19. Jahrhunderts bis auf das jetzt noch Vorhandene zerstört wurde. Rector L. J. Marienburg aus Kronstadt theilt noch im Jahre 1804 Folgendes über die Ruine mit: „Ich selbst habe bei wiederholten Besuchen jene mir immer sehr ehrwürdigen Ruinen der stattlichen, wenigstens an Größe, Erhabenheit und Situation wenige, um nicht zu sagen keine ihres Gleichen in Siebenbürgen findenden alten Veste, dieselbe nach Schritten gemessen und gefunden, daß sie im Durchmesser 242, im Umfange 650 Schritte gehabt hat. Ihre Mauern, womit sie durchaus, aber nur einfach umgeben war, machten mittagwärts von der höchsten Felsenspitze des Berges bis gegen eine andere, auf schief heruntergehender Bergrückenfläche sich erhebende, 39 Klafter tiefer als jener Felsengipfel liegende Felsenspitze, eine Fronte gegen die Stadt. Die Mauern, die Gestalt eines D bildend, haben durchaus eine Dicke von sechs Fuß. Auch sieht man noch deutlich, wo die Thüren an den Mauern gestanden sind, ferner die Keller, die zum Theil mit vieler Mühe in den Felsenboden gearbeitet sind, sowie überhaupt die Erbauung der ganzen wirklich großen und so sehr hohen Bergveste viele Anstrengung und Kraft erfordert haben muß.“ Johann Hunnady hat im Jahre 1455 die Burg schleifen lassen, die Steine wurden zur Befestigung der Stadtmauern verwendet. Man könnte zweifeln, welche Burg schöner gelegen ist, diese Brassoviaburg aber die herrliche Rosenauer Burgveste. Wendet man sich auf ersterer gen Norden, so ist das Auge geblendet von der sonnigen Pracht der Burzenebene, blickt man nach Süden, so ist es Ehrfurcht, die Herz und Sinne bei der überwältigenden Pracht des Tömöschthales und beim Anblick der steinernen Riesen der Karpathen erfüllt. Hier Rumänien in seinen schönsten Gebieten, dort Siebenbürgen, das „Land des Segens, der Fülle und der Kraft mit dem Gürtel der Karpathen um das grüne Kleid der Saaten, Land voll Gold und Rebensaft“. Ein Sonnenuntergang, von der „Zinne“ aus beobachtet, gehört zu den herrlichsten und unauslöschlichen Erinnerungen einer Wanderschaft durch dieses köstliche Stück deutschen Culturgebietes an der Grenze des Morgenlandes.

Schließlich ist noch die wohl älteste Kronstädter Ordensritterburg zu nennen, die auf dem Gesprengberg. Es gab eine Zeit, da Mauer und Graben und sonstiges Bollwerk noch deutlich

erkennbar war, da man aus diesen Resten selbst auf das einstige Vorhandensein von Thürmen und Häuschen nach Art der Rosenauer Burg schließen konnte — heute sind die Spuren dieser ehrwürdigen Hüterin fast gänzlich verschwunden. Sie ist früh, schon im Jahre 1421, gefallen, ein Opfer der raubenden und plündernden Türken, die nichts verschonten und nur blutgetränkte, steinübersäete Oeden zurückließen, wo ihre Uebermacht selbst den größten Heldenmuth deutscher Männer und auch deutscher Frauen überwand.

Das sind die Burgen, die der Orden der Deutschen Ritter im Ungarlande errichtet hat. Sie galten dem blutigen Handwerk, wenn den Ansiedlern die Waffe von den Heiden der Nachbarländer in die Faust gezwungen wurde. Werke christlicher Barmherzigkeit waren ihre Spitäler, in denen ihre harten schwieligen Hände den Kranken Linderung und Heilung schufen, gleichviel ob sie Freund oder Feind waren. Sind die Spuren jener Bauten auf den Gipfeln der Berge auch nur noch gering, so wirkt ihr Anblick doch noch immer neu belebend auf die Urenkel jener deutschen Ansiedler, die zwar getreue Unterthanen ihres neuen königlichen Herrn geworden, dennoch aber im Herzen Kinder der Germania geblieben waren. Und diese deutsche Eigenart ist es, die sie durch Jahrhunderte befähigt hat, des ungarischen Reiches felsenfeste Stützen zu sein, als welche sie auch der jetzt regierende Herr des Stephansreiches, König Franz Josef von Ungarn anerkannt hat und schätzt. Mauern und Thürme zerfallen, doch die deutsche Treue vermag Vesten zu bauen, die unvergänglich sind.

S. M.

Bücherbesprechungen.

— Die Cantoren der Thomasschule zu Leipzig. Ein biographisches Denkmal, errichtet von Friedrich Lampadius. Christlicher Verlag von Christoph Steffen, Leipzig-Reudnitz 1902. 79 S. — Wie die Erforschung der Geschichte der Stadt Leipzig, so hat im Besonderen die Behandlung des Lebens und der Werke berühmter Thomascantoren in den letzten Jahrzehnten einen erfreulichen Aufschwung genommen. Nachdem Philipp Spitta sein monumentales Werk über Joh. Seb. Bach (1873, 1880) herausgegeben hatte, wurden jüngere Musikverständige angeregt, andere hervorragende Cantoren der Thomasschule biographisch zu behandeln. So hat im Jahre 1894 Kurt Benndorf über Sethus Calvisius als Musiktheoretiker geschrieben, in demselben Jahre Karl Peiser eine ausführliche Schrift dem Cantor Joh. Adam Hiller gewidmet. Im nächsten Jahre begann Prof. Arthur Prüfer mit seinen Veröffentlichungen über Johann Hermann Schein, die dann 1898 und 1900 fortgesetzt wurden. Das wechselvolle Leben Joh. Rosenmüllers hat eine Schrift Aug. Hornessers (Charlottenburg 1898) zum Gegenstande. Diesen Schriften reiht sich an die in diesem Jahre erschienene Dissertation Rich. Münnichs, Joh. Kuhnau, sein Leben und seine Werke, vollständig abgedruckt in den Sammelbänden der internationalen Musikgesellschaft Bd. III, 473—527. Diese Schriften, mit gründlichem, liebevollem Eindringen in den jedesmaligen Gegenstand verfaßt, haben über die Geschichte der Musik und der Thomasschule an vielen Punkten Licht verbreitet. Wollte Jemand neben der Benutzung derselben Stallbaums Biographische Nachrichten über die Cantoren der Thomasschule (1842), die betreffenden Artikel der Deutschen Biographie, sowie die Beiträge R. Eitners und O. Kades in den Monatsheften für Musikgeschichte zur Hand nehmen, so könnte er, auch ohne noch tiefer in die Quellen hinabzusteigen, doch in zusammenfassender Weise ein getreues, anschauliches Bild von der Pflege des Gesanges auf der Thomasschule geben und sich dadurch ein Verdienst erwerben. Die Absicht, dieses Ziel zu erreichen, hat der Verf. der zur Besprechung vorliegenden Schrift gehabt, denn er will, wie er im Vorwort sagt, „eine empfindliche Lücke in der Musikgeschichte unserer Stadt ausfüllen". Daß ihm dies gelungen sei, kann nicht behauptet werden. Eine Schrift, die sich nur mit den Cantoren befaßt und diese gleichsam von der Entwickelung der Schule loslöst, vermag von vornherein nicht zu befriedigen: eine Arbeit aber, welche neben dem äußeren Leben die musikalische Bedeutung der Cantoren berücksichtigt, kann nur von einem Musikverständigen gelöst werden. Der Verf., in musikalischen Dingen offenbar wenig oder gar nicht unterrichtet, hätte es nun wenigstens mit dem Biographischen recht genau nehmen und seinen Stallbaum — denn ihm ist er in der Hauptsache gefolgt — gründlich und gewissenhaft benutzen müssen. Dies ist nicht geschehen. Neben Stallbaum werden gelegentlich Prüfer, La Mara, Schletterer genannt, auch eine Quelle ausgeschöpft, die nicht bezeichnet wird, von sorgfältiger Arbeit bei Benutzung derselben kann jedoch ebenfalls nicht die Rede sein. Da würde ein correcter, fließender Stil und fehlerfreier Druck immerhin noch milde stimmen: allein das Schriftchen wimmelt von Druckfehlern und, was noch schlimmer ist, mitunter weiß man nicht, ob man es mit einem Druckfehler oder der mangelnden Kenntniß des Verfassers zu thun hat. Die Darstellung ist uneben und holperig, der Ausdruck oft geradezu falsch. So macht das Ganze den Eindruck einer in Hast und Eile zusammengeschriebenen Arbeit. Nur um das harte Urtheil, damit es nicht als ein ungerechtes bezeichnet werden kann, zu begründen, soll Einiges hervorgehoben werden. Ludwig Götze gehört unter die Augustiner Chorherren, nicht unter die Schulcantoren (S. 5). Die Grabschrift Joh. Hermanns besteht aus zwei Distichen, die der Verfasser nicht als solche erkannt und demgemäß abgetheilt hat (S. 9). Nicht Melchior Heyer, sondern Heger war Cantor von 1553—1564 (S. 11). Der Vater von Tobias Michael hieß mit Vornamen Rogier, nicht aber Royer (S. 13), auch nicht Rogerius (S. 17). Der Titel des Universitätsprogrammes auf Seb. Knüpfer: De laude Musicae in honorem Seb. Knüpferi, philologi eximii musicique celeberrimi, chori musici directoris wird von Lampadius folgendermaßen verunstaltet: De laude musica in honorem Sebastiani Knüpfer . . . viri eximii musicique celeberrimi chori musici! (S. 19). Alle drei Mitbewerber Joh. Schelles um das Cantorat werden falsch bezeichnet, sie hießen Span, Pezelt, Volbaeus (20); aus dem Namen Preisensinn (Stallbaum 70) wird Perasenstein gemacht (S. 21). Der Rector Joh. Heinr. Ernesti soll den Cantor Schelle um 6 Jahre überlebt haben: nun aber starb Schelle 1701, Ernesti 1729 (S. 22). Vor Uebersetzungen aus dem Lateinischen (S. 22) sollte der Verfasser sich hüten wie vor dem Feuer. Die Rectoren J. H. Ernesti und Joh. Aug. Ernesti waren in keiner Weise verwandt, nicht der Letztere ein Sohn des Ersteren, wie auf S. 35 gesagt wird. Auf S. 41 heißt es: Noch wenige Tage vor seinem Tode weilte Mozart in seiner (Doles') Familie: Dies bezieht sich auf das Frühjahr 1789; Mozart starb bekanntlich am 5. Dec. 1791, Doles am 8. Febr. 1797. Das Schlimmste in dem Schriftchen ist die Zusammenstellung der Cantoren auf S. 79. Der knapp zugemessene Raum gebietet, ein Ende zu machen, aber noch einmal muß gesagt werden, daß im Interesse des Publicums wie des thätigen Verlegers es besser gewesen wäre, das Buch wäre anders ausgefallen.

Prof. Sachse.

— Das zweite Leben. Roman von El-Correl. Leipzig, Paul List. Preis: brosch. 3 ℳ. — Es ist eigentlich ein schlichtes Familienbild, das uns der Verfasser hier zeichnet, aber der Ton ist es, der die Musik macht, und die Farbengebung macht das Bild interessant. Die Charaktere sind fast durchweg psychologische Meisterporträts. Besonders tritt in dem kleinen Städtchen nicht blos, sondern unter den uns interessirenden Persönlichkeiten der aus Amerika zurückkehrende „Onkel" Melchior in den Mittelpunkt, der nach hastigem erfolgreichem Erwerb drüben nun in der Heimath sich dem ästhetischen Genuß der Ruhe hingeben will. Obwohl er seinen bei den Verwandten zurückgelassenen Sohn als einen Erwachsenen vorfindet — interessant ist, wie sich Vater und Sohn anfreunden — ergiebt er sich doch mit dem Feuer eines Jünglings der Liebe zu einer hochgebildeten Frau, die, wie er, auf eine kurze, traurige Zeit einer ersten Ehe zurückblickt und, in ihrem Ringen gegen einengende Verhältnisse, in ihrem Eintreten für Frauenrecht vielfach verkannt, in ihm ihren Befreier begrüßt. Beide gedenken miteinander in zweiter Ehe ein zweites Leben des verfeinerten Genießens zu finden, aber die Jugend, die erwachsenen Kinder mit ihren Sonderinteressen treten friedenstörend dazwischen. Besonders kernig ist der Charakter Sophias, der Tochter der Frau, gezeichnet, die trotziglich stark in Liebe zu dem Jugendgeliebten hält, einem gewöhnlichen Arbeiter, der aus eigener Kraft die sociale Kluft überwindend sich emporarbeitet. Prächtige Gestalten, denen gegenüber Melchiors schwächlicher Sohn Werner mit seiner Liebe zur Stiefschwester selbst in den Augen des liebenden Vaters bemitleidenswerth abfällt. Diesen Hauptpersonen treten auch die Nebenpersonen in markigen Umrissen scharf gezeichnet zur Seite, lauter Charakterstudien nach dem Leben. Auch der sociale, der gesellschaftliche Hintergrund, der Unterschied in den Lebensanschauungen der verschiedenen Kreise ist gut getroffen. Das Ganze, im besten Sinne modern und, wie Melchiors zweites

Leben, von einem wehmüthigen Hauche der Resignation durchweht, ist Freunden guter Lectüre durchaus zum empfehlen.

v. L.

— **Das Deutschthum in Australien und Oceanien.** Von Dr. **Emil Jung**, ehemaligem Inspector der Schulen Südaustraliens. 86 Seiten. „Der Kampf um das Deutschthum." Heft 19. München 1902, J. F. Lehmanns Verlag. Herausgegeben vom Alldeutschen Verbande. Einzelpreis 1,40 ℳ; Vorzugspreis bei Abnahme der ganzen Reihe 1,20 ℳ. — Das Werk „Der Kampf um das Deutschthum", dessen 19. Heft uns hier vorliegt, will einen umfassenden Ueberblick über die Lage des Deutschthums auf der ganzen Erde geben. Sein 19., von Emil Jung verfaßtes Heft behandelt das Deutschthum in Australien und auf den Inseln des Stillen Oceans und gliedert sich in eine Betrachtung zunächst des Deutschthums in Australien und Neuseeland, sodann des der deutschen Besitzungen in der Südsee und schließlich des auf den nichtdeutschen Inselgruppen Oceaniens. Wir hatten Anfangs die Absicht, aus den sehr lehrreichen statistischen Angaben dieses Büchleins einige Auszüge zu geben, um so den Stand des Deutschthums in jenen Gebieten unseren Lesern wenigstens zahlenmäßig vor Augen zu führen, wir haben aber von dieser Absicht Abstand genommen, weil erstens eine solche Zahlendarstellung, wollte sie vollständig sein, zu viel Raum eingenommen hätte, und sie dabei zweitens trotzdem dem Gehalt der Jungschen Arbeit nicht voll gerecht geworden wäre, da sie nur eine einzige Seite, die trocken zahlenmäßige, des von dem Stand des Deutschthums entworfenen Bildes wiedergegeben hätte. Wir können wohl sagen, daß der Verfasser in geradezu musterhafter Darstellung es verstanden hat, auf beschränktem Raum ein fesselndes und umfassendes Bild des deutschen Volksthums jener Gegenden nach allen seinen Aeußerungen und Ausstrahlungen hin zu entwerfen. Nicht nur die nationale und wirthschaftliche Stellung dieses Deutschthums wird uns hier veranschaulicht, werden seine Aussichten für die Zukunft beleuchtet, sondern wir empfangen auch ein Bild seines gesellschaftlichen, geselligen, culturellen und religiösen Lebens, seiner Umgebung, des Landes, des Klimas, der Leute, unter denen es seine Stellung zu behaupten hat; ja selbst ziemlich umfassende Angaben über die geschäftliche Entwickelung der deutschen Ansiedelungen, der Erwerbung der deutschen Colonialgebiete und der deutschen Culturarbeit auf dem Boden des gesammten Australiens und Oceaniens werden uns gegeben. Nur einige kurze thatsächliche Bemerkungen seien dieser allgemeinen Kennzeichnung des Inhaltes angefügt. Die Zukunft des Deutschthums in Australien erscheint gefährdet, weil hier allmälig die Zuwanderung nachgelassen hat, eine solche Nachwanderung würde aber im allgemeinen deutschen Interesse weniger räthlich erscheinen, da andere Gebiete unseres eigenen Colonialgebietes, z. B. Samoa, einen geeigneteren Boden für die deutsche Auswanderung darbieten, auf denen das Deutschthum gesichertere Aussichten auf dauernden Bestand hat als in dem dem Deutschthum vielfach feindlichen Australien selbst, wo das Deutschthum zum größten Theil auch wieder nur die Rolle des Culturdüngers für die englische Rasse gespielt hat. Durch festen Zusammenhalt und Pflege des nationalen Selbstbewußtseins aber können die Deutschen Australiens, die dort auch heute noch keine ganz unbedeutende Rolle spielen, viel für die Aufrechterhaltung ihres Deutschthums thun. Die Entwickelungsfähigkeit unserer südseeischen Besitzungen besonders Samoas schätzt der Verfasser sehr hoch ein, doch bedarf Samoa noch wesentliche Beihilfe an Geld und Menschen, um sich voll entwickeln zu können. Der Verfasser fordert besonders dringend, daß bald etwas Energisches für den Hafen von Apia gethan wird, da diesen sonst der amerikanische Hafen von Pago-Pago auf Tutuila, wo großartige Hafenbauten errichtet sind, überflügeln wird. Weiter wünscht der Verfasser wohl mit vollstem Recht eine scharfe Beaufsichtigung der Thätigkeit der vielfach in politisch-englischem Sinne wirkenden englischen Missionsgesellschaften auf deutschem Boden. — Das Buch kann als fesselnde und belehrende Lectüre zum Studium bestens empfohlen werden.

W. B.

— **Martin Große, Die beiden Afrikaforscher Johann Ernst Hebenstreit und Christian Gottlieb Ludwig.** (Sonderabdruck aus den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig.) Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1902. — Die Arbeit Großes ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte der Erdkunde, insonderheit zur Entdeckungsgeschichte Nordafrikas. Hebenstreit und Ludwig waren die Haupttheilnehmer einer Expedition, die von Kurfürst August dem Starken nach Afrika gesandt wurde, damit seine Dresdner naturwissenschaftlichen Sammlungen bereichert würden. Die Reise selber dauerte vom 23. August 1731 bis 30. September 1733; sie galt der Erforschung Algeriens und Tunis nebst Tripoli. Mit den beiden deutschen Forschern beginnt die wissenschaftliche Erforschung Algeriens. Freilich sind ihre Reiseresultate der Geschichte der Erdkunde bisher nicht zu Gute gekommen. Nur wenige Berichte von Hebenstreit waren bruchstückweise bekannt, während man von Ludwig nichts wußte. Es ist nun dem Verfasser gelungen, eine Handschrift Ludwigs, die 412 enggeschriebene Quartseiten umfaßt, in dem Handschriften-Katalog der Leipziger Universitätsbibliothek zu entdecken und sie als werthvollste Quelle zu jener denkwürdigen Reise zu erkennen und darzulegen. Neben den biographischen Notizen über die Forscher füllt den größten Raum der Großeschen Abhandlung der Verlauf der Reise aus; wichtig sind die allgemeinen und kritischen Bemerkungen über die Berichte. Dem Ganzen wird ein Porträt Ludwigs und sodann eine Uebersichts- und drei Specialkarten auf einem Blatte beigefügt.

Eo.

— **Stielers Hand-Atlas** (für 30 ℳ). **Neue neunte Lieferungsausgabe mit 100 Karten in Kupferstich von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha.** — Von dem in 50 Lieferungen (jede mit 2 Karten zu je 60 ₰) erscheinenden Werke liegen uns jetzt die sechste und siebente Lieferung vor. Auch die neuen Karten zeigen dieselbe sorgfältige Durcharbeitung und technisch wohlgelungene Ausführung, die den Stielerschen Kartenbildern eigen ist. Nr. 61 Iran und Turan von H. Habenicht im Maßstabe von 1 : 7 500 000 ist ein Muster vorzüglicher Geländedarstellung. Dabei ist aber nicht versäumt worden, die Veränderungen auf dem Gebiete der politischen Geographie in denkbar klarster Weise zum Ausdruck zu bringen. Wir sehen, wie der russische Koloß sich immer weiter nach der indischen Grenze vorwärts bewegt. Nur ein wenig Meilen breiter afghanischer Streifen im Pamirgebiete, das zum größten Theile ja schon dem Scepter des „weißen Czaren" gehorcht, trennt russisches Gebiet von Englands bisher werthvollstem Colonialbesitz. Daß Persien in letzter Zeit dem russischen Einflusse immer zugänglicher geworden, bringt der Kartograph dadurch zum Ausdrucke, daß er das Land des Schahs bereits mit der „Kosackenfarbe" (Grün) umgrenzt. Er eilt damit zwar der Geschichte ein wenig voraus, doch ist kaum zu bezweifeln, daß das durch die turkomanische Wirthschaft heruntergekommene Reich in Wirklichkeit fast eine russische Satrapie geworden ist, deren Herrscher in politischer Beziehung vielleicht in nicht zu ferner Zeit den Khanen von Chiwa und Buchara gleichzustellen sein wird. — Von dem fünften Erdtheil stellt Nr. 71 den nordwestlichen Theil dar. Die im Maßstab von 1 : 5 000 000 von Dr. H. Haack bearbeitete Karte zeigt uns das mit am wenigsten besiedelte Viertel der commonwealth of Australia. Große gelbe Flecke deuten viele Meilen weite unfruchtbare Sandwüsten an und nur die mit gelben Streifen gekennzeichneten Goldfelder haben den Menschen in diese trostlosen Gegenden gelockt. Auch bei der Karte Nordwestaustraliens sind die Ergebnisse der neuesten Forschung berücksichtigt worden, so daß das vorliegende Kartenbild zur Zeit wohl das vollkommenste ist, das von diesen Regionen entworfen wurde. — Die Blätter der siebenten Lieferung zeigen die beiden Halbinseln Asiens, die in ihrer äußeren Gestalt größte Aehnlichkeit haben. Und doch, wie verschieden ist Vorderindien von Arabien! Die großen, nur zum Theil erforschten Sandflächen Arabiens und das von der Natur so reich ausgestattete, nur durch englische Mißwirthschaft wirthschaftlich ausgesogene Indien! Die im Maßstab von 1 : 7 500 000 von G. Habenicht entworfene Karte Arabiens (Nr. 60) trägt ebenfalls den politischen Ereignissen Rechnung. Wir sehen die geplante Bagdad-Bahn bereits eingezeichnet, derentwillen die Engländer das am persischen Golfe gelegene Koweit gern in ihren Besitz bringen möchten, um den deutschen Wettbewerb auf wirthschaftlichem Gebiete lahm zu legen. Nr. 63 (Blatt 1) von B. Domann im Maßstabe von 1 : 7 500 000 entworfen, veranschaulicht das alte Wunderland Indien. Eine Fülle wissenschaftlicher Kleinarbeit, von Einzelheiten topographischer und administrativer Art ist in das mit unendlicher Sorgfalt ausgeführte Kartenbild verflochten. Die Markirung der anglo-indischen Vasallenstaaten und Provinzen ist in technisch höchst vollendeter Weise ausgeführt.

J. O.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

Nr. 83. Sonnabend, den 12. Juli, Abends. 1902.

Heinrich Dünzer.

Ein Erinnerungsblatt zu seinem 90. Geburtstag (geb. 12. Juli 1813).

Treues Wirken, reines Lieben
Ist das Beste stets geblieben.
Goethe

In den Morgenstunden des 16. December verflossenen Jahres verschied zu Köln a. Rh. in seinem 89. Lebensjahre ein Gelehrter, dessen Namen in weiteren Schichten der Bevölkerung bekannt geworden ist, als es sonst Fachphilologen zu Theil wird: **Heinrich Dünzer**, der Ausleger deutscher Classiker und Nestor der Goethephilologie. Still und ruhig wie sein langes, arbeitsvoll am Schreibtisch verbrachtes Leben war auch sein Hinscheiden, und der Leichenzug, der sich am 19. December vom Sterbehause am Hansaringe in Bewegung setzte, ward nicht begleitet von lautschmetternden Zeitungsnekrologen, wie sie bei derartigen Anlässen sonst nicht fehlen.

Von Hause aus classischer Philolog, hatte Dünzer Jahre lang im Banne griechischer und römischer Dichterschönheit gestanden und von ihrem Helenareiz umstrickt, sich und die Außenwelt vergessen; dann hat er im Zauberkreise der deutschen, aus dem *antiken* Geiste heraus geborenen Dichtung bis zur letzten Stunde seines Erdendaseins geweilt und was er dabei empfunden, das hat er niedergeschrieben, damit auch die Anderen derselben Lust theilhaft würden. Die Spuren seines literarischen Schaffens werden nicht so bald verschwinden; Andere werden auf ihnen nach denselben Bauplätzen ziehen und das dort von Dünzer zusammengebrachte Material verwenden und verwerthen nach eigenen Plänen und zu neuen Zwecken. Und was für weite Bauplätze sind das, welch massenhaftes Material liegt da aufgespeichert! So mag ein kurzer Rückblick auf sein Leben und sein literarisches Wirken am heutigen Tage, als an seinem neunzigsten Geburtstage, auch in einer Tageszeitung wohl am Platze sein.

Johann Heinrich Joseph Dünzer war am 12. Juli 1813 in Köln am Rhein geboren. Sein Vater war ein durch Geschäftstüchtigkeit und unermüdliche Thätigkeit zu Wohlstand gelangter Kaufmann, der in zweiter Ehe mit einer Tochter des Kaufmanns Seydlitz in Brühl bei Köln verheirathet war. Die Mutter, die mit zärtlichster Liebe an ihren Kindern hing, besaß einen empfänglichen Sinn und ein offenes Herz für Literatur und Theater. Reger Thätigkeitstrieb und Empfänglichkeit für das Schöne, das war das natürliche Erbtheil, das von den Eltern namentlich auf den vierten Sohn Heinrich übergegangen war. Im Herbst 1821 wurde Heinrich der Vorbereitungsclasse für das Friedrich Wilhelm-Gymnasium übergeben, um nach dem Willen seiner strengkatholischen Eltern dermaleinst dem geistlichen Stande anzugehören. Diesem damals von Grashof geleiteten und im neuzeitigen Geiste umgestalteten Gymnasium hat Dünzer bis zu seinem Abgange zur Universität angehört. Bereits in der Secunda dämmerte dem hochbegabten, empfänglichen Knaben ein Ahnen von der Schönheit des classischen Alterthums auf, und dieses Ahnen wurde ihm zur beglückenden Gewißheit, als dann in der Prima Lehrer wie Karl Georg Jacob und Peter Hoß eine im antiken Geiste erstarkte vaterländische Gesinnung als das höchste Bildungsziel hinstellten und ihren Schülern im Geiste Welckers und Niebuhrs das Alterthum vergegenwärtigten. Aber auch die deutsche Literatur wurde gepflegt, und es ist gewiß ein ehrendes Zeugniß für die Schulleitung jenes Gymnasiums, daß damals schon — bei Lebzeiten Goethes — die „Iphigenie“ und der „Tasso“ gelesen und erläutert wurden. Diese Schuleindrücke sind für Dünzees Leben entscheidend gewesen, und als 1830 die Zeit der Entlassung nahte, war in dem Jünglinge der Entschluß zur Reife gediehen, sich ganz dem Studium des classischen Alterthums mit seinen ihn schon damals lebhaft erregenden Problemen zu widmen; zu diesem Zwecke wollte er nach Bonn, der seit 1818 wieder eröffneten, unter Welcker und Niebuhr blühenden rheinischen Universität übersiedeln. Die Eltern entsagten ihrem Lieblingswunsche, und so bezog Dünzer die Bonner Hochschule, für diese Studien vortrefflich vorbereitet und begeistert für das classische Alterthum, dessen Spuren kürzlich erst auf einer feucht-fröhlichen Pfingstreise der Primaner in Trier mit seinem Amphitheater und seiner Porta nigra bewundert hatte.

Es folgen nun drei Universitätsjahre (Michaelis 1830—33) ernsten wissenschaftlichen Arbeitens, gewürzt durch Pflege akademischer Freundschaft und studentischer Lust. Das Glück, zu Niebuhrs, des großen Meisters, Füßen sitzen zu dürfen, sollte ihm nicht lange beschieden sein; denn bereits zu Anfang des Jahres 1831 starb der von ihm so hochverehrte Mann. Doch blieb das Studium seines Geschichtswerks die angelegentlichste Sorge des fleißigen Studenten. Dies wurde bedeutungsvoll für sein literarisches Debut; denn es führte ihn auf den ältesten lateinischen Dichter, auf Livius Andronicus und damit auf ein damals noch wenig bebautes Feld philologischer Thätigkeit. Was ihm der aus dem Leben geschiedene Niebuhr nicht gewähren konnte: die Anregung durch persönlichen Umgang, das fand er in dem zweiten Großmeister der Hochschule, in Welcker, dessen Vorlesungen über griechische Mythologie und Literatur in ihm den fleißigsten Hörer hatten. Die Beziehungen, die er damals mit diesem seinem Lehrer anknüpfte, nahmen später den Charakter herzlicher literarischer Befreundung an und sind dauernde geblieben bis zu Welckers Tode. Der dritte Hauptlehrer Dünzers wurde der junge Professor des Sanskrit, Christian Lassen, der seit 1827 über Sanskritgrammatik in Bonn las. Unter seiner Führung trat Dünzer mit solchem Erfolge in die damals neueröffnete Arena der Sprachvergleichung ein, daß er später der Weiterentwickelung dieser Studien folgen und seine philologischen Arbeiten, namentlich aber seine Schulausgabe des Homer damit befruchten konnte. Seiner Neigung für deutsche Dichtkunst kamen Delbrück und August Wilhelm v. Schlegel entgegen, die ja beide voreinst mit den Weimarer Dichterheroen persönlich verkehrt hatten und durch so manches interessante Erlebniß, so manche charakteristische Anekdote ihren Vorlesungen Leben und Reiz geben konnten. Trotz dieser ausgedehnten und dabei mit treuer Hingabe betriebenen Studien fand Dünzer noch Zeit, als echter Sohn der Rheinlande auch rheinischer Lust und Lebensfreudigkeit sich hinzugeben und in einem Bunde geistvoller und frischer Jünglinge der „Juxerei“ sein Opfer darzubringen. Von der Weltentfremdung seiner späteren Jahre war damals noch keine Spur in ihm. Einen schönen Abschluß gab er seinen Bonner Lehrjahren durch Lösung einer Preisaufgabe über den berühmten französischen Historiker des 17. Jahrhunderts de Thou, den Verfasser des umfänglichen Geschichtswerkes „Historia sui temporis“. Die Facultät erkannte der fleißigen, in fließendem Latein geschriebenen, auch mit neuzeitigen Ideen reich durchtränkten Arbeit den Preis zu.

Michaelis 1833 schloß er sein Bonner Triennium ab, um zunächst den Winter in Kölu zuzubringen, hier im Wechsel der Arbeit Erholung zu finden und dann in Berlin seine philologischen Studien zu beendigen. So verging dieser Winter in angenehmer Weise, indem er seine Kenntnisse der französischen, englischen und italienischen Sprache und Literatur erweiterte, daneben aber auch als lebensfreudiger Sohn der deutschen Roma dem Treiben des Carnevals mit ganzer Seele sich hingab, für den er damals duckmäuserischen Bestrebungen gegenüber auch literarisch eintrat. Dann aber litt es ihn nicht länger in der Heimath. Zu mächtig

wirkte die Anziehungskraft der beiden großen Hochschullehrer Berlins: Böckhs und Bopps, deren Unterricht und Persönlichkeit er ganz auf sich wirken lassen wollte. So finden wir ihn bereits im April 1834 in Berlin, wo er das Ersehnte in vollen Zügen genießen durfte. Von da ab waren Welcker, Böckh und Bopp die drei großen Leitsterne auf seinen so verschiedene Gebiete berührenden Wanderungen durch die alte Welt und die neuen Wundererscheinungen der Sprachwissenschaft. Doch wurden daneben auch die anderen Größen der Universität wie Ranke, Lachmann und Trendelendurg fleißig gehört. Die Sommerferien verbrachte er zum Theil auf einer Reise in die schon damals von Berlinern gern besuchte, aber noch nicht überschwemmte Sächsische Schweiz, wobei Jean Paul sein treuer geistiger Reisebegleiter war. Auch während des Winters gab er sich willig schöngeistigen Anregungen hin, wie sie das Berliner Schauspielhaus in ausgesuchtester Weise bot. Eine Frucht dieser Anregungen ist das Drama „Der Liebe Duldung", in dem er in den Spuren Calderons wandelt. Herausgegeben wurde es erst 1840. So verflog ihm nur zu schnell das Berliner Studienjahr. Seine Doctorpromotion erfolgte am 9. Februar 1835 mit einer Abhandlung über Livius Andronicus und schloß seine akademischen Lehrjahre ab. Die wissenschaftliche Frucht seines Berliner Jahres ist das Buch „Die Lehre von der lateinischen Wortbildung und Composition", das, Schlegel gewidmet, 1836 erschien und die Ergebnisse der Sprachvergleichung, soweit diese damals bereits vorlagen, für das Lateinische verwerthete.

Es waren wohl Erinnerungen an die ästhetischen Genüsse der preußischen Hauptstadt, die ihm nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt (April 1835) den Gedanken eingaben, gegenüber der damals viel verbreiteten Ansicht, daß der zweite Theil des „Faust" gar keine Fortsetzung des ersten sei und nach der Idee Goethes nicht sein solle, die Einheitlichkeit der Grundidee nachzuweisen. So entstand der erste Faustcommentar, der unter dem etwas seltsamen Titel erschien: „Goethes Faust in seiner Einheit und Ganzheit wider seine Gegner dargestellt, nebst Andeutungen über Idee und Plan des Wilhelm Meister und zwei Anhängen über Byrons Manfred und Lessings Doctor Faust." Die Schrift über die lateinische Wortbildung und das Buch über den Faust bezeichnen Düntzers literarischen Erstauftritt und zeigen deutlich die beiden Richtungen, in denen sich seine Thätigkeit fortan bewegen sollte. Beide Bücher fanden wohlverdienten Beifall.

Nach diesen literarischen Erfolgen glaubte der junge Gelehrte der Verwirklichung seines Lebensplanes ernstlich nähertreten zu können, an einer deutschen Hochschule die Ergebnisse seines wissenschaftlichen Arbeitens empfänglichen Jünglingsseelen vorzuführen. Nach mancherlei Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, erhielt er im Sommer 1837 die Erlaubniß, in Bonn Vorlesungen über classische Philologie halten zu dürfen. Die Uebersiedelung nach Bann erfolgte bereits im Herbste genannten Jahres. Seine akademische Lehrthätigkeit selbst begann unter verheißungsvollen Vogelzeichen, und seine Vorlesungen über Homer, Persius, Horaz, Juvenal, über die Sophokleischen Chorgesänge u. s. w. erfreuten sich reger Theilnahme. Leider gelang es dem jungen Docenten nicht, sich das Wohlwollen Ritschls, des außerordentlich einflußreichen Professors, zu erwerben, der 1839 nach seiner Rückkehr aus Italien nach Bonn berufen wurde und bald aus seiner Gegnerschaft gegen Düntzer kein Hehl machte. Zu einer Krisis kam es im Jahre 1842, als Düntzers Gönner und väterlicher Freund Welcker auf seiner griechischen Reise begriffen war. Da erhielt Düntzer eines schönen Tages ein Schreiben von Seiten des Decans der philosophischen Facultät, worin ihm der Rath ertheilt wurde, „da seine Anstellung in Bonn nicht zu hoffen sei, seine akademische Lehrthätigkeit einzustellen und an ein Gymnasium zu gehen". Die Wirkung dieses Anschreibens auf den Empfänger war eine unbeschreibliche und hat einen Schatten auf sein ganzes ferneres Leben gebreitet. Man denke sich! Ein junger, erst neunundzwanzigjähriger Docent, der bereits durch zwei wissenschaftliche Werke sich für den akademischen Lehrberuf legitimirt, bereits fünf Jahre an der Universität, der er seine Bildung verdankte, als Lehrer gewirkt, in dieser Zeit einen ansehnlichen Hörerkreis um sich geschaart hatte, der mit edelster Begeisterung sich auf die höheren Grade der akademischen Laufbahn vorbereitete, mußte sich, selbst wenn er Düntzers leicht erregbares, allen Eindrücken der Außenwelt so zugängliches Naturell nicht besaß, durch solches Vorgehen aufs Tiefste verletzt fühlen. Von da ab ist Düntzers Seele nur von dem einen Gedanken beherrscht gewesen, durch Thaten zu beweisen, daß er eines akademischen Lehramtes würdig sei. Ob übrigens, wie Düntzer annimmt, Ritschl wirklich seine Hand bei dieser Sache im Spiele gehabt und die Sammlung der „Fragmente der epischen Poesie bis zur Zeit Alexanders des Großen" (1839), die der Kritik einige, wenn auch weniger erhebliche Blößen bot, wirklich jenes auffallende Vorgehen veranlaßt hat, erscheint doch etwas zweifelhaft. Weit wahrscheinlicher ist es, daß die im Winter 1841 zu 1842 gehaltenen Vorlesungen über Goethes „Faust", die ersten, die über dieses Weltdrama auf einer Universität gehalten worden sind, den nächsten Anlaß gegeben haben. Ueber diese Vorträge, die außerordentlich zahlreich von Mitgliedern aller Facultäten besucht waren, wurden — wie dies in solchen Fällen häufig genug vorkommt — allerhand Märchen und Anekdoten von Studentenunfug in Umlauf gesetzt. Diese durchaus grundlosen Gerüchte scheinen Glauben gefunden zu haben; wenigstens wurde Düntzern die Abhaltung der für 1842 angekündigten Vorlesungen über Goethes „Iphigenie" untersagt mit dem Hinweise darauf, daß er für deutsche Literatur nicht habilirt sei. Dem sei nun, wie ihm wolle, Dürtzer empfand jenes Anschreiben der Facultät als eine ihm widerfahrene Beschimpfung und wäre wahrscheinlich schon damals aus dem Verbande der Bonner Universität ausgeschieden, wenn er nicht gefürchtet hätte, es könne ihm dies als feiges Nachgeben ausgelegt werden. Zudem gab es auch so Vieles, was ihn an Bonn fesselte und ihm das Scheiden von der rheinischen Hochschule überaus schmerzlich machte. Das war zunächst das traute Heim, das ihm die Mutter bereitet hatte, die nach dem Tode des Vaters (30. Mai 1839) nach Bonn übergesiedelt war. Weiter hielt ihn der vertraute Umgang mit Alfred Nicolovius, dem Enkel von Goethes einziger Schwester Cornelia, der in des Großoheims Haus lange Zeit gelebt und über die Greisenjahre Goethes gar manche wichtige Mittheilung machen konnte. Nicht minder innig befreundet war er mit Karl Simrock, dem Dichter und Germanisten, in dessen Gemüthstiefe und humorvollem Wesen er das reinste Glück der Freundschaft fand bis zu dessen Tode (1876). Der Gedankenaustausch mit diesen beiden Männern war es, der ihn zu den öffentlichen Vorträgen anregte, die er 1845 im Saale der „Lesegesellschaft" und 1846 auf dem Bonner Rathhause über Goethe hielt, sich selbst Ersatz bietend dafür, daß ihm die Vorlesungen über deutsche Literatur an der Universität gesperrt blieben. Auch der „Verein der Alterthumsfreunde", der im Herbste 1841 bei der Tagung der Philologen und Schulmänner auf Anregung des Privatdocenten Dr. Ulrichs gegründet worden war, fesselte ihn an Bonn, regte die Lust zu antiquarischen Forschungen mächtig an und brachte gleich in dem ersten Hefte der „Jahrbücher" (1842) zwei Aufsätze aus Düntzers Feder: „Zur Erklärung rheinländischer Inschriften" und „Der Weinbau im römischen Gallien und Germanien". Düntzer ist diesem Vereine immer ein treues Mitglied (seit 1877 Ehrenmitglied) geblieben, hat unablässig für ihn gewirkt und aus diesem Wirken Lust und Liebe zu ununterbrochener Beschäftigung mit dem römischen Alterthume geschöpft. Doch vermochten all diese Annehmlichkeiten den allzu tief Gekränkten nicht auf die Dauer in Bonn zu halten. Als er sein umfängliches, für die Wissenschaft hochbedeutendes fünfbändiges Werk „Kritik und Erklärung der Horazischen Gedichte" zum Abschluß gebracht und damit einen erneuten Beweis seiner Würdigkeit zum akademischen Lehramte geliefert hatte, ließ er sich einen dreijährigen Urlaub geben und kehrte nach neunjährigem Privatdocententhum wieder nach Köln zurück, bessere Zeiten erharrend. Dies geschah Ostern 1846.

Düntzer nahm das Amt des Bibliothekars an der Kölner Gymnasialbibliothek nur als einen Warteposten an. Für einen Mann, der mit so großen schriftstellerischen Plänen in die Vaterstadt zurückgekehrt war, konnte es übrigens kaum eine angenehmere Stellung geben. Abgesehen von zwei täglich abzuwartenden Bibliotheksstunden und der Verpflichtung, die zum Theil in großer Unordnung aufgespeicherten Bibliotheksschätze zu ordnen und einen Handschriftenkatalog anzufertigen, konnte Düntzer seine Zeit eigener literarischer Thätigkeit widmen. Mit welch treuem, welch hingebendem Fleiße, mit welcher fast an Leidenschaft grenzenden Liebe er dies gethan, des ist Zeugniß sein literarisches Lebenswerk: seine Bücher, seine Erläuterungsschriften, seine zahllosen Aufsätze, die er für gelehrte Zeitschriften abgefaßt hat, seine Gelegenheitsschriften und sein weitausgedehnter Briefwechsel, der theils zur Förderung seiner Forschungen, theils zur Belehrung um Rath fragender und aus dem nie versiegenden Brunnquell seines Wissens schöpfender Freunde unterhalten ward. Das Alles bildet eine Masse, die schier unübersehbar ist. Und insbesondere diese Briefe! Zu ganzen Abhandlungen schwellen

sie an und in einer zierlich mikroskopischen Schrift sind sie zu Papier gebracht, die dem Graphologen manches Räthsel aufgiebt. Welcher Fleiß, welche Opferwilligkeit und Herzensgüte spricht daraus! In dieser nie rastenden Thätigkeit, die nahezu bis zu seinem Tode ununterbrochen fortgesetzt worden ist, bildet das Hinscheiden seiner beiden großen Gönner und Freunde: Böckhs und Welckers — ersterer starb 1867, letzterer 1868 — einen epochemachenden Einschnitt. Solange diese lebten, hielt er noch an der Hoffnung krampfhaft fest, daß er doch noch den Zutritt zur Laufbahn eines Hochschullehrers finden werde. Der Ausgang des Jahres 1868 lehrt ihn Entsagung und Beschränkung seiner Studien auf die Goethe-Forschung.

Wenn wir den biographischen Faden wieder aufnehmen, so kommen wir fast in Verlegenheit. So ereignißlos ist dieses am Schreibtisch verbrachte lange Menschenleben! Mit Simrock, dem treuen Herzensfreunde, wurde noch im Jahre der Uebersiedelung nach Köln die Germanistenversammlung besucht, die in der Kaiserstadt am Main unter dem Ehrenvorsitze Jakob Grimms die Auslese der deutschen Geisteswelt vereinigte und mit ehrfurchtsvollem Staunen den Riesenplan des der deutschen Nation verheißenen Wörterbuchs in seinen Einzelheiten vernahm. Noch voll dieser Eindrücke, ging Düntzer im September desselben Jahres nach Jena zur Philologenversammlung, um sich hier im Kreise altclassischer Philologen „für die unwürdige Hinderung zu trösten, die er erlitten hatte". Diese Philologentage hat Düntzer, so oft es die äußeren Umstände gestatteten, bis 1879 gern besucht, namentlich seit 1860, von welchem Jahre an er als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung an ihnen Theil nahm. Auf der Rückreise von Jena betrat er auch zum ersten Male die classischen Stätten Weimars und machte dabei die nähere Bekanntschaft Adolf Schölls und Eckermanns. Kurze Besuche hat Düntzer auch später noch bei gegebener Gelegenheit der Ilmstadt gemacht, dagegen nie längeren Aufenthalt in ihr genommen. Die politischen Stürme der nun folgenden drei Jahre störten Düntzer wenig in seinen Arbeiten, die sich auf Homer und seine alten Erklärer bezogen. Als Frucht dieser Studien erschien im Revolutionsjahre 1848 das Werk: „De Zenodoti studiis Homericis", in dem er nach streng philologischer Methode die Bedeutung des ersten Alexandrinischen Homerkritikers würdigt. Außerdem galt es aber auch, wohlgerüstet dem Jubeljahre Goethes entgegenzugehen. Die Huldigung, die Düntzer den Manen des Altmeisters darbrachte, die Schrift „Zu Goethes Jubelfeier" bringt unter Anderem einen Aufsatz über „Goethes politische Ansicht und seine Stellung zu den Bewegungen der Zeit". In ihm nimmt der Verfasser in nationalem und liberalem Sinne Stellung zu den politischen Zeitfragen, Wünsche aussprechend, die das nächste Jubeljahr Goethes zu so wunderbarer Erfüllung gediehen sah. Welche Gefühle mögen am 28. August 1899 den alten Nestor bewegt haben, wenn er damals jenes ersten Jubeljahres gedacht hat! Gehoben durch den Erfolg seiner Jubelschrift reiste Düntzer im Herbste 1849 nach Berlin, um bei dem Minister v. Ladenberg „seine Beförderung zu einer seinen Leistungen entsprechenden Thätigkeit zu beantragen" („Mein Beruf als Ausleger" S. 101). Der Schritt war erfolglos; statt vom Minister empfangen zu werden, bekam er vom Ministerialdirector Johannes Schulze die denkwürdigen Worte zu hören, der Stand der Privatdocenten sei so aussichtslos, daß er, Schulze, seinen Sohn „lieber Holzhacker werden ließe als Privatdocenten". So reiste er unverrichteter Sache wieder nach Köln, um sich der Vollendung seines großen Faustcommentares zu widmen, mit dem er den Hochpunkt seiner Interpretationskunst erreicht hat. Dieses Werk, das 1850—51 (2. Aufl. 1857) in zwei Bänden erschien, ist von Alexander v. Humboldt für eine der bedeutendsten Erscheinungen der neueren Philologie erklärt worden; auch die Gegner Düntzers haben für dieses Werk nur Worte dankbarer Anerkennung gehabt, und nur Wenige werden der Spottlust des Aesthetikers Vischer im „dritten Theile des Faust" irgend welche Berechtigung zugestehen. Auch die folgenden Jahre bringen für die Goetheforschung bedeutsame Werke, auf die näher einzugehen leider der Raummangel verbietet.

Seit Düntzers Weggang von Bonn waren acht Jahre hingebendster und erfolgreicher Thätigkeit verflossen, und immer hatte er noch nicht „den archimedischen Punkt" für die ersehnte akademische Kraftbethätigung gefunden. Die rastlose Arbeit hatte seine Gesundheit so geschwächt, daß er gegen Ende des Sommers 1855 zum Curgebrauche nach Wiesbaden gehen mußte. Das Werk der Heilung, das den Thermalquellen nicht gelang, vollbrachte das sehnsuchtsvolle Denken an eine edle, schöne Jungfrau, Adolfine Martin, Tochter des Fabrikanten Dominicus Martin in Köln, des Inhabers einer Firma Johann Maria Farina. Auch sie hatte vor Kurzem in Wiesbaden geweilt:

In des Taunus mildem Thal
An der heilbegabten Quelle,
Wo der glühe Wasserstrahl
Wecket frisch des Lebens Welle,
Tausendfach Genesung schafft:

Deinen lieben Spuren ging
Dort ich nach, o Adeline,
Ach, an deinem Bild ich hing
Wie am Blumenkelch die Biene,
In Erinnerungstraum gewiegt. —

Ungeheilt kam ich zurück
Von der heilbegabten Quelle —
Ach zu welchem Himmelsglück,
Da du, liebe Lebenswelle,
„Alles Uebel weggespült!

So geleitete das beseligende Glück dieser Liebe Ende October den Liebenden zurück und fand seinen äußerlichen Ausdruck in seiner Verlobung, der am 28. März 1856 die Hochzeit folgte. Den Sonnenglanz dieses Liebeslebens schildern innige, reinem Dichterherzen entquollene Liebeslieder, die später unter dem Titel „Adeline, Liebeslieder vom Rheine" namenlos erschienen sind (Köln, 1861 bei Dumont Schauberg). Diese Lieder sind ein schönes Zeugniß für die hohe dichterische Begabung des Mannes und strafen alle Diejenigen Lügen, die in seinen Dichtererläuterungen nur das ohnmächtige Ringen eines pedantischen Prosamenschen sehen wollen. Ja, es ist ein wirklicher „Liebesfrühling" in Liedern, der hier uns erblüht! Die ganze Fülle beseligender und erhebender Empfindungen, die das Herz in träumender Vorahnung wie im lustvollen Bewußtsein sicheren Besitzes der Geliebten erbeben machen, findet hier einen immer wechselnden, reizvollen, oft rührenden Ausdruck. Die beseligende Gemeinschaft der Liebenden gemahnt hie und da an die Zartheit indischer Erotik, manchmal an Goethes Lyrik. Glücklich, beneidenswerth glücklich das holde Wesen, das dem Herzen des ernsten Gelehrten damals solche Fülle des Glückes bescheeren, seinen Mund zu solcher Sprache reinster Empfindung begeistern durfte!

Dieses Glück, ich hab's gefunden,
Ruhe sanft in deinem Arm,
Alles Weh ist nun entschwunden,
Aller Haß und aller Harm.

Keine Schätze konnt' ich spenden,
Doch du sahst ins Herz hinein,
Sahest dort an allen Enden
Liebesperlen, Edelstein.

Sahest, wie kein falscher Schimmer
Meiner Seele Wasser trübt,
Wie ich, treu dem Wahren, immer
Nur das Edle rein geliebt,

Das in deinem holden Blicke
Mir im höchsten Glanz erstrahlt
Und mit seligstem Geschicke
Mir die Zukunft lieblich malt. („Fischerknabe.")

Die Ehe Düntzers ist eine wahrhaft glückliche gewesen bis zu seinem Tode, wo er der Lebensgefährtin durch sein Scheiden den ersten Schmerz bereitete. Das eheliche Glück wurde im März 1857 durch die Geburt des Sohnes Arnold (jetzt Justizrath in Köln) und im März 1865 durch die Geburt der Tochter Sofia, ebenfalls in Köln lebend, gekrönt. Hingebende, aufopferungsvolle, das eigene Selbst verleugnende Liebe zu den Seinen hat über das einsame Gelehrtenleben Düntzers den Sonnenschein des Erdenglückes gebreitet.

Man wird es begreiflich finden, daß in den ersten Jahren des jungen Ehestandes die schriftstellerische Thätigkeit Düntzers, wenn auch nicht stockte, so doch in maßvollen Grenzen sich hielt. Mit voller Kraft arbeitete er jedoch an den „Erläuterungen zu den deutschen Classikern", die bereits 1854 in Angriff genommen worden waren und im Laufe der Jahre zu dem gewaltigen Umfange angewachsen sind, in dem sie jetzt vorliegen. Ein schmerzliches Jahr war 1858. Es brachte den Tod Varnhagen v. Enses, eines Mannes, der ihm wegen seiner echt vaterländischen, edlen Gesinnung und seines tiefen Verständnisses der Größe Goethes so recht ins Herz hineingewachsen war. Um diese Zeit sind die werthvollen Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller erschienen (1859) und die „Neuen Goethe-Studien" zum Abschluß gebracht worden, die jedoch erst 1861 im Drucke erschienen. Etwa gleichzeitig begannen die für

die „Erläuterungen" nöthig werdenden Herderstudien seine ganze gewaltige Arbeitskraft in Anspruch zu nehmen. Tief berührte Düntzer die traurige Gestaltung seiner amtlichen Verhältnisse zu Köln im Jahre 1861, als dem Priesterseminar das Gebäude, in dem sich die Gymnasialbibliothek befand, zugewiesen wurde. Da zu ihrer Unterbringung geeignete Räume nicht zur Verfügung standen, so mußten diese reichen Schätze in der Aula des Marzellengymnasiums meist auf Bänken oder auf dem Fußboden liegen bleiben in einer Unordnung, die auf Jahre hinaus jede Benutzung ausschloß. Welche Qualen mag der an die peinlichste Ordnung gewöhnte und durch seine literarische Thätigkeit auf die Bücher angewiesene Gelehrte in dieser Zeit erduldet haben? Endlich gelang es ihm durch Vermittelung des Regierungspräsidenten, die für einen Bibliotheksneubau nöthigen Gelder verwilligt zu erhalten und jene köstlichen Schätze dem drohenden Verderben zu entreißen. Ein Aufenthalt in dem Bade Burtscheid bei Aachen während des Sommers 1861 entzog ihn wenigstens auf einige Zeit diesen unerquicklichen Verhältnissen und stellte seine angegriffene Gesundheit wieder her. Diese Wiederherstellung kam dem raschen Abschluß seiner streng wissenschaftlich gehaltenen Schrift „Aristarch. Das erste, achte und neunte Buch der Ilias, kritisch erörtert" zu gute. Einen erwünschten Wechsel in der Thätigkeit brachte das Jahr 1862, als in dem neuerbauten Museum Wallraf-Richartz zu Köln eine völlig neue Aufstellung der römischen Alterthümer sich nöthig machte. Die Aufnahme des Inventars und die Anfertigung des Katalogs beanspruchten einen Zeitraum von drei Monaten. Die literarische Frucht dieser mühseligen Arbeit war der Aufsatz: „Neue Inschriften im Museum Wallraf-Richartz in Köln". — Die Arbeit des Jahres 1863 bezog sich namentlich auf die Schulausgabe des Homer, die jeder unbefangen Urtheilende als eine werthvolle Bereicherung der gymnasialpädagogischen Literatur anerkennen muß (Paderborn 1863—66, 2. Auflage 1873—76). Der Aufenthalt in Meißen während der Philologenversammlung gab Düntzern hoch erwünschten Anlaß, den Jugendspuren Lessings nachzugehen und sich zu dessen Biographen zu weihen. Das Jahr 1864 brachte die Vollendung einer der wichtigsten Arbeiten Düntzers, die Beleuchtung des denkwürdigen Freundschaftsbundes, der Fürst und Dichter so eng und lange mit einander verknüpft hat: „Goethe und Karl August" (1861—1865). Düntzer hat die Genugthuung gehabt, das Werk 1888 in zweiter Auflage völlig umgearbeitet erscheinen lassen zu können („Goethe und Karl August. Studien zu Goethes Leben"). In dieser Gestalt ist es eine schier unerschöpfliche Fundgrube für die Arbeiten der Goetheforschung. Entzückende Erinnerungsbilder hinterließ 1864 in Düntzers Seele der Besuch der von Köchly geleiteten Philologenversammlung in Heidelberg mit ihren herrlichen Geistes- und Naturgenüssen. In Anschluß an diese Reise ging er, einem einladenden Rufe Otto Volgers Gehör gebend, nach Frankfurt a. M., um bei der feierlichen Eröffnung des wiederhergestellten Goethe-Hauses die Festrede zu halten. Er sprach damals über die angebliche Vergötterung Goethes und ergriff dabei die Gelegenheit, das edle, ehrwürdige Menschenthum des Dichters gemeinen und niedrigen Verdächtigungen gegenüber zu vertheidigen. Das Jahr des Bruderkrieges und auch das darauffolgende fanden Düntzern in zurückgezogenster Arbeit an seinen „Erläuterungen" und der Schrift „Aus Goethes Freundeskreise". Die literarische Arbeit der letzten Jahre dieses Lebensabschnittes, der auch die Schulausgabe der Horazischen Oden brachte, wurde durch drei ihn tief berührende Todesfälle gestört: es starb ihm die Mutter (8. Juni 1868), es starben ihm August Böckh und Welcker. Ersterer hat er in seiner Selbstbiographie die rührend schlichten Worte gewidmet: „Ich hätte ihr gern das Leben so schön gemacht, wie ihre Liebe es verdiente, aber die Sterne waren wider mich"; seinen beiden Lehrern hat er in der Kölnischen Zeitung Worte dankbarster Verehrung und innigster Rührung nachgerufen. Mit diesen drei Todten sah er auch seine lange und ach! so zärtlich gehegten Hoffnungen ins Grab sinken.

Das ganze übrige Leben Düntzers — es ist noch ein volles Menschenleben — ist für den Biographen, der nach äußeren Daten ausschaut, nahezu belanglos. Es wird ausgefüllt durch unermüdliche Arbeit auf dem Gebiete der Goetheforschung, und es entstehen all die Werke, die Kürschners Literaturkalender in langer Reihe aufführt. Das für die Goetheforschung epochemachende Jahr 1885 sah Düntzer aus seiner amtlichen Thätigkeit scheiden, nachdem seine Gymnasialbibliothek mit der Stadtbibliothek vereinigt worden war. Seit 1897 sanken Düntzers Kräfte so, daß er das Zimmer fast nicht mehr verlassen konnte. Trotzdem entsank die Feder noch nicht der matten Hand. Während er an der Neuauflage des Commentars zum zweiten Faust arbeitete, überblickte er gleich dem sterbenden Faust noch einmal sein Lebenswerk, und da fühlte er das Bedürfniß, darüber vor der Nation Rechenschaft zu geben. So entstand das merkwürdige Buch „Mein Beruf als Ausleger". Die dankenswerthen Angaben, die er hier über sein Leben und seinen Entwickelungsgang macht, am biographischen Faden aufzureihen, war die Aufgabe gegenwärtigen Gedenkblattes. Im Sommer 1900 gebot ihm ein Schlaganfall Halt im Arbeiten. Nach monatelangem Hoffen, doch noch zur Thätigkeit, zum Leben zurückkehren zu können, erkrankte er am 14. December 1901 ernstlich und schied zwei Tage darauf aus diesem Erdendasein.

Nach dem Bibelworte müßte Düntzers Leben eigentlich ein glückliches gewesen sein; denn es ist eitel Mühe und Arbeit gewesen. Unablässige, nie rastende Arbeit war das Element, in dem er sich wohlfühlte. Dieses Wohlgefühl wurde noch vermehrt durch die schöne Häuslichkeit, die erst seine Mutter, dann eine zärtlich liebende Gattin ihm bereitete. Und als drittes gesellte sich noch ein Verein edler persönlicher Eigenschaften hinzu, die wohl ein Menschenleben glücklich gestalten können. Alle, die mit Düntzer längere Zeit in persönlichem Verkehre gestanden haben, rühmen seinen echt rheinländischen Biedersinn, seine Herzensgüte, Freundestreue, Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe! Und doch — war er auch wirklich ganz glücklich? Nach dem, was er in seinen Selbstbekenntnissen mittheilt, müssen wir diese Frage leider verneinen. Der Schatten jener Stunde, als er arglos in Bonn den Brief erbrach, der ihm den Abschied von seiner Privatdocentenstellung nahelegte, stieg immer und immer wieder empor und lagerte sich immer schwerer über die Heiterkeit seiner Seele, je häufiger seine Versuche, ein akademisches Lehramt zu erhalten, scheiterten. Der Glaube, daß er unter einem unglücklichen Sterne geboren, daß er ein vom Schicksale Verfolgter sei, nahm von seiner Seele Besitz. Und dann kam noch eines hinzu. Nicht ungestraft wandelt der Lebende so lange, lange Jahre mit den Geistern der Vergangenheit, abgekehrt von allem naturgemäßen Verkehre mit der lebendigen Außenwelt. Diese Weltentfremdung muß, je länger sie sich hinzieht, um so mehr zu einer Ueber- und Unterschätzung, zu einer falschen Bewerthung der Personen und Sachen führen. Düntzer ist diesem Schicksale nicht ganz entgangen. Sein an die Weiten und Fernen der Wissenschaft gewöhnter Blick verlor das Anpassungsvermögen für die ihn umgebende Welt, vor Allem für die Personen, mit denen er in literarische Berührung kam, und es entwickelten sich all jene Eigenheiten, durch die er viele seiner besten Freunde verloren und sich viele Feinde gemacht hat. So wurde er in gewissem Sinne das Opfer seines idealen, den Boden der Wirklichkeit verlierenden Strebens.

Düntzers edles, von Freundschaftsbedürfniß überquellendes Herz hat Niemandem ein Weh zufügen wollen. Ueberschritt er das Maß einer erlaubten Polemik, so glaubte er es der Wahrheit schuldig zu sein, die ihm über Alles ging; und gab er eine Freundschaft auf, so brachte er mit blutendem Herzen derselben ernsten Göttin dieses Opfer.

Doch der Tod hat, so sagt man, eine versöhnende Kraft, und das Wort: „Alles verstehen, heißt Alles verzeihen" wird sich auch an Düntzer bewahrheiten. Manche jetzt noch herrschende Verstimmung wird schwinden in der Erinnerung an das, was der Verewigte gestrebt und in seinem edlen Streben gelitten hat. Eine dankbare Nachwelt aber wird Düntzern als den Begründer der Goethephilologie und der Goetheforschung in treuem Gedächtniß behalten, und wenn die deutsche Nation bei ihrem Eintritt in die Culturarbeiten des 20. Jahrhunderts der Führerschaft Goethes beherzten Muthes folgt, so wird ihr das, was die Mitwelt an Düntzer beklagt und getadelt, durch seinen Tod und die Zeit geadelt erscheinen, sie wird nicht vergessen, was die Lebensarbeit Düntzers für das Verständniß ihres großen Geistesheroen geleistet hat. Düntzer wird nicht vergeblich gelebt und gestrebt haben.

Es ist das Wort gefallen, daß die Gattung der Gelehrten, der Düntzer angehörte, im Aussterben begriffen sei. Sollen wir es aber bedauern, daß wir Deutsche solche Arbeiter auf dem Felde der Wissenschaft haben? Sollen wir es als Fortschritt preisen, daß ihrer immer weniger werden? Wir denken doch, der fleißige, ernste, in die Tiefen dringende Forscher finde immer noch seinen Platz auf dem Felde deutscher Culturarbeit.

H. C. Kellner.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 84. | Dienstag, den 15. Juli, Abends. | 1902.

Im Reiche der Vulkane in Mexiko.

Von Heinrich Lemcke-Mexiko.

Die schreckliche Katastrophe, welche der plötzliche Ausbruch des Vulkans Pelée auf Martinique in Westindien hervorgerufen hat, wodurch in einem Zeitraum von nur wenigen Minuten die Hauptstadt St. Pierre mit über 30000 Einwohnern vernichtet wurde, hat wieder einmal den Beweis geliefert, daß, was die Natur in ihren tiefsten Werkstätten schafft, uns gänzlich verborgen ist. So haben wir auch hier bei diesem furchtbaren Ereigniß nur die Folgen der großartigen Naturkräfte sehen können, durch die urplötzlich die Oberfläche weiter Gegenden wie mit einem Leichentuche bedeckt worden ist.

In der Republik Mexiko wurde die Bevölkerung durch den Vulkan-Ausbruch auf Martinique umsomehr in große Erregung versetzt, als dieses Land in einem gewissen Zusammenhange mit Westindien steht, dessen Inselgruppen man durch vulkanische Ursachen herbeigeführte Trümmer des amerikanischen Festlandes nennen kann. Auch in Mexiko haben die vulkanischen Kräfte große Revolutionen hervorgerufen, und wenn auch in den meisten Gegenden die Essen der Cyklopen erkaltet sind, brennt dennoch das Feuer der Erdtiefe in einer weiten Ausdehnung noch immer und tritt bald hier, bald dort zerstörend hervor, oder schüttelt die Erde in furchtbaren Krämpfen. Vergeht doch kein Jahr, in dem nicht Mexiko durch mehrere schwache und starke Erdbeben heimgesucht wird. Im Jahre 1897 wurde die Stadt Tehuantepec am Isthmus gleichen Namens vom Erdbeben schrecklich mitgenommen und Schreiber dieser Zeilen, der etliche Wochen darauf in jener zerstörten Stadt weilte, hörte noch immer den unterirdischen Donner, der nicht zur Ruhe kommen wollte, und auch in diesem Jahre wurde wieder eine andere Stadt Mexikos, Chilpancingo im Staate Guerrero, vom Erdbeben schwer heimgesucht. Selbst die Hauptstadt Mexikos ist alljährlich der Schauplatz von verschiedenen Erdbeben, welche, wenn sie auch nicht gerade Menschenleben vernichten, dennoch große Beschädigungen an den Gebäuden hervorrufen und jedesmal die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzen, da schließlich Niemand wissen kann, ob ein solches Erdbeben nicht zu einem Verhängniß für die Stadt werden kann. Auch gedenkt man noch heutigen Tages der Weissagung Alexander v. Humboldts, welcher prophezeite, daß der kleine schlummernde Vulkan Peñon, in nächster Nähe der Hauptstadt gelegen, einmal wieder urplötzlich zum Ausbruch kommen und die ganze Stadt vernichten würde. Darum auch die entsetzliche Angst und Beklommenheit bei den niederen Volksmassen bei einem jedesmaligen Erdbeben. Kann doch ein Jeder von ihnen in solchen Augenblicken, auf den Knien liegend, beten: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!“

Man kann übrigens Mexiko wohl mit Recht das Reich der Balkane nennen, denn es giebt schwerlich ein anderes Land in der Welt, in dem die vulkanischen Kräfte so große Revolutionen hervorgerufen haben als in Mexiko. Zeugniß geben die vielen Vulkane in diesem Lande, deren hauptsächlichste folgende sind: I. Active Vulkane: Orizaba, im Staate Vera Cruz, 5395 m hoch; Popocatepetl, in den Staaten Mexiko und Puebla, 5240 m hoch; Ixtlaccihuatl, in den Staaten Mexiko und Puebla, 4800 m hoch; Jorullo, in dem Staate Michoacan, 1300 m hoch; Tuxtla de San Martin, im Staate Vera Cruz, 1500 m hoch; Colima, im Staate Jalisko, 3884 m hoch. II. Erloschene Vulkane: Toluca, im Staate Mexiko, 4578 m hoch; Cofre de Perote, im Staate Vera Cruz, 4089 m hoch; Malinche, im Staate Tlaxcala, 4107 m hoch; Ajusko, im Bundesdistrict, 4153 m hoch; Cerro Caldera, im Bundesdistrict und Staate Puebla; Colli im Staate Jalisko; San Andres de Tuxtla, im Staate Vera Cruz; Uqueo, im Staate Michoacan.

Die Hauptlinie der Vulkane Mexikos liegt zwischen dem 19. und 20.° nördlicher Breite und läßt sich vom Atlantischen Ocean quer durch das Land bis zum Stillen Ocean verfolgen. Dicht an der Golf-Küste, südlich von Vera Cruz, erhebt sich aus der Ebene ganz isolirt der Vulkan Tuxtla de San Martin. Der ganzen Lage nach wurde dieser Berg blasenartig emporgehoben und durch wiederholte Ausbrüche und Einstürze später zerklüftet. Er besitzt verschiedene sichtbare Krater, sowie auch einen runden, sehr tiefen Süßwassersee an der Südwestseite. Im Jahre 1789 fand der letzte Ausbruch dieses Vulkans statt, welcher sich durch Erdbeben und heftige unterirdische Donner ankündigte. Eine große Masse Asche wurde zu unglaublicher Höhe emporgeschleudert und durch die ostwestliche Strömung des Windes fortgeführt. In den 20 Meilen westwärts gelegenen Städten war damals die Asche einige Zoll hoch auf den Straßen und Dächern zu sehen und selbst jenseits des Gebirges, in einer Entfernung von acht Meilen, in dem Dorfe Perote, war Alles mit Asche bedeckt. Seitdem ruht der Balkan, aber noch jetzt hört man oft in der Tiefe ein Tönen, wie das ferne Rollen des Donners. Dann heißt es im Volksmunde: Der Tuxtla brummt.

Offenbar besteht zwischen diesem Vulkan und dem Orizaba, welch letzterer der höchste vulkanische Berg der Anden in Mexiko ist, eine unterirdische Verbindung, da in dieser Richtung nicht nur mehrere vulkanische Kuppen liegen, sondern die Erdbeben in dieser Richtung auch stets am stärksten fühlbar gewesen sind.

Der Orizaba, ein majestätischer Kegel, der auf seiner imposanten Schneekuppe den großen Krater deutlich zeigt, ist unstreitig der schönste Vulkan der Welt, der in seiner gigantischen Größe schon den fernen Seefahrer, wenn er sich den Gestaden der atlantischen Seite Mexikos nähert, als ein mächtiges Wahrzeichen der Natur grüßt.

Fünfzig Jahre nach Ankunft der Spanier in Mexiko, 1599, hatte der Orizaba seinen letzten vulkanischen Ausbruch, dessen Eruptionen danach fast ohne Unterbrechung 20 Jahre lang währten. Dieser Thatsache mag es auch zuzuschreiben sein, daß sich in den folgenden Jahrhunderten die Ansicht bildete, der Berg könne nicht bestiegen werden. Erst im Jahre 1848 haben einige nordamerikanische Officiere den Gipfel des Orizaba erstiegen; sie errichteten an dem Rande des Kraters eine sechs Fuß lange Fahnenstange mit der Jahreszahl 1848 und einem Stücke der nordamerikanischen Flagge. Seitdem wird der Orizaba öfters von tüchtigen Bergsteigern erklommen. Eine Besteigung des Orizaba ist jedoch zumeist sehr gefährlich und erfordert große physische Kräfte. Der geringe Luftdruck erschwert den Athmungsprozeß und sehr häufig bringt dem Bergsteiger Blut aus dem Munde. Auch heftige Kopfschmerzen und höchst schmerzhafte Augenentzündungen sind öfter die Folgen dieser Besteigung. Ueberaus großartig ist das Panorama, welches man von dem Gipfel des Orizaba vor sich ausgebreitet sieht. Deutlich erblickt man nach Osten hin die blaue Meeresfläche des Atlantischen Oceans, den Seehafen Vera Cruz, das ganze tropische Küstengelände und die lichten Prärien, die Städte Orizaba, Cordoba, Huatusko, Jalapa und St. Juan, die zerrissenen Gebirgsketten nach Norden und Süden, die Hochebenen mit ihren vielen Dörfern und Seen. Gegen Westen übersieht man die Richtung der vulkanischen Haupterhebungen des Landes. In schöner Form zeigt sich uns der Malinche, dem Vesuv nicht unähnlich, die Ebenen von St. Juan von denen von Tlaxcala und Puebla trennend. Ferner liegen die mit Schnee gekrönten Vulkane Popocatepetl und Ixtaccihuatl und am äußersten Horizont der Schneegipfel des Vulkans Toluca vor uns. Die ganze unendlich große Landschaft

streckt sich wie eine riesige Planzeichnung vor den Blicken des Staunenden aus.

Eine Besteigung des Orizaba liefert aber auch den Beweis, daß das Feuer in seiner Tiefe noch nicht erloschen ist, und daß der unheimliche Gast, wie einst der Aetna, auch nach Jahrhunderten noch seine Anwohner in Schrecken setzen kann. Der Krater des Orizaba besitzt eine ovale Gestalt mit zwei Einbuchtungen nach Süden und Osten. Der obere Durchmesser beträgt etwa 2000 Meter bei einem Umfang von 6500 Metern. Der Krater bildet einen furchtbaren Abgrund mit fast senkrechten Wänden, die durch Spalten zerrissen sind. Man blickt in einen schauerlichen Schlund, der auf der Ostseite etwa 550 Fuß tief sein mag. In diesem Schlunde sieht man ungeheure schwarze Felsen in Pyramidengestalt, die ihn in drei Mündungen theilen. Auf der Nordseite erhebt sich vom Fuße der Kraterwand, etwa 150 Fuß davon entfernt, eine schwarze zerklüftete Felsenpyramide über 400 Fuß hoch. Aus dem östlichen großen Spalt strömen, wie aus Kaminen, fortwährend Dampfwirbel mit starkem Schwefelgeruch aus. Ein dumpfes Brausen vernimmt man aus der Tiefe, was in der leblosen Einöde einen ängstlichen Eindruck macht. Die weniger steilen westlichen und südwestlichen Wände des Kraters sind mit Schnee bedeckt. Auf der nordöstlichen Seite des Orizaba bezeugt das sogenannte mal pais, ein breiter zehn Meilen langer Lavastrom, dessen verglaste schlackenartige Massen alle Zeichen des geschmolzenen Zustandes tragen (Blasenbildung im Großen, Gasexplosionen u. s. w.), sowie der weithin zerstreute Bimsstein, daß nach dieser Seite hin ein Erguß des Vulkanausbruchs stattfand. Am zerrissensten ist der Orizaba auf der Südostseite, wo der Berg das Ansehen hat, als ob eine Explosion von der Spitze nach der Tiefe eine ganze Wand des Kraters nach Osten geschleudert habe. Je nach dem Stand der Sonne erkennt man durch Beleuchtung und Schatten die ganze Gestalt des Kraters und die Zerstörung des Berges. An seinem Fuß aber wurde durch diesen Ausbruch, durch Lavaströme sowie Asche und Schlammergüsse eine schöne Ebene gebildet, welche sich durch große Fruchtbarkeit auszeichnet.

Der zweitgrößte active Vulkan Mexikos, der Popocatepetl (aztekisch von popoca, rauchen, und teptl, Berg) wurde schon im Jahre 1834 von dem damaligen preußischen Gesandten in den Vereinigten Staaten von Amerika Friedrich v. Geroll erstiegen. Nach seiner Schätzung hat dieser Vulkan einen ungeheuren Krater von ungefähr einer Wegestunde Umkreis und steile fast senkrechte Wände von etwa achthundert Fuß. Auf dem Boden des Kraters befinden sich Schwefelquellen, deren Dämpfe sich in dem untern Theil des Kraters niederschlagen. Im obern Theil strömen aus vielen Klüften Wasserdämpfe hervor, welche ebenfalls schwefelhaltig sind und in größerer oder geringerer Menge aus dem Krater treten. Die Kälte auf dem Popocatepetl ist sehr groß, sehr beschwerlich ist hier ebenso wie auf dem Orizaba auch für den Bergsteiger der verminderte Luftdruck, welcher ein sehr beengendes und beängstigendes Gefühl erzeugt.

Es ist bekannt, daß bereits Cortez den Popocatepetl ersteigen ließ, und daß die ersten Besteiger des Vulkans geschmolzene Massen im Krater erblickten, welche sie für Gold hielten und herauszuschöpfen bemüht waren. Ebenso bekannt ist, daß aus diesem Krater Schwefel mit vielen Gefahren geholt wurde, welcher zur Zeit der spanischen Herrschaft in Mexiko für die Fabrikation des Pulvers diente.

Seit beinahe vierhundert Jahren ist also der Popocatepetl als Vulkan thätig, ohne daß bisher ein gewaltsamer Ausbruch stattgefunden hätte. Der dem Popocatepetl benachbarte Vulkan Ixtaccihuatl (von ixtac, weiß, und cihuatl, Frau) steht zu ersterem im Verhältniß, wie der Cofre de Perote zu dem Orizaba; er ist ein zerstörter Rauchfang desselben Feuerherdes. Im weiten Umkreis um diesen Gebirgsstock, in den Ebenen von Puebla östlich, wie in dem Thal von Mexiko westlich, befinden sich Schwefelquellen in Menge und ganze Reihen kleiner vulkanischer Kegel, z. B. in letzterem Thal fünf nahe beieinander, deren sichtbare Krater und Lavaergüsse keinen Zweifel über ihren Charakter lassen.

In großer Breite setzt dieses vulkanische Gebirge seinen Zug nordwestlich fort, erhebt sich im Vulkan Toluca abermals über die Schneegrenze und fällt von da in vielen Stufen nach dem Stillen Ocean hin ab. Auf dem Toluca ist keine Thätigkeit mehr wahrzunehmen, wohl aber zeigen die großartigen Zerklüftungen die Spur zerborstener Krater, und auf zweien der höchsten Gipfel sind die Trichter alter Krater mit krystallhellen Seen gefüllt.

Von dem Toluca bis zum Stillen Ocean sind noch zwei Vulkane in Thätigkeit, der Jorulla und Colima, letzterer von früherer, der erste von neuerer Zeit her, ein Erzeugniß der unterirdischen Feuergewalt; diese versetzte in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine große Landschaft in Schrecken und Verwirrung und verwandelte die Oberfläche einer weiten Landstrecke völlig. Alexander v. Humboldt nannte die große Katastrophe, welche den Vulkan von Jorulla hervorrief, eine der außerordentlichsten physischen Erscheinungen, welche die Jahrbücher der Naturgeschichte unseres Planeten aufzeichnen können. Die Reihe der thätigen Vulkane endet nach dem Westen zu mit dem Colima, der noch heutzutage Ausbrüche von Aschenmassen und Schlammergüssen hat und dessen stetige Rauchsäule weithin sichtbar ist.

Die ganze Linie der vulkanischen Berge in Mexiko, vom Tuxtla am Golfe bis zum Colima am Stillen Ocean, durchschneidet die Richtung der Gebirge rechtwinkelig, und alle Vulkane scheinen auf einem großen Riß oder Spalt der Erdkruste zu stehen. Eine Reihe von Beobachtungen hat auch gezeigt, daß die Erdbeben in den letzten Jahren in Mexiko stets in der vulkanischen Linie am stärksten gefühlt wurden, und daß die Schwankungen mehr von Ost nach West gingen, oder umgekehrt. Auch fanden sie, mit wenigen Minuten Unterschied, auf der ganzen Linie von dem Stillen Ocean bis zum Atlantischen Ocean statt, und verloren nach Norden wie Süden an Stärke, so zwar, daß sie, während sie auf der Hauptlinie Gebäude umstürzten oder den Erdboden aufrissen, wenige Meilen nach der einen oder der anderen Seite kaum empfunden wurden. Bei den verschiedenen Erdbeben, welche ich in Mexiko in den letzten Jahren mit erlebt habe, empfand ich jedesmal eine dem Gefühl der Seekrankheit ähnliche Uebelkeit, die jedenfalls durch die Schwankungen der Erde unter den eigenen Füßen verursacht wurde.

Das letzte Erdbeben, welches ich in der Hauptstadt Mexiko im April dieses Jahres erlebte, ist mir besonders im Gedächtniß geblieben. Es war ein schwüler, windstiller Tag gewesen und der Mond, im Zunehmen begriffen, stand im vollen Glanze am Himmel. Da, acht Uhr fünf Minuten Abends, während ich in meinem Arbeitszimmer am Schreibtisch arbeite, fängt der Stuhl, auf dem ich sitze, an zu wackeln und der Krystallkronleuchter in der Mitte des Zimmers heftige Schwingungen zu machen. Sofort war mir die Situation klar und mit den Worten „Mein Gott, ein Erdbeben“ eile ich gleich einem Betrunkenen, da der Boden unter den Füßen wellenförmig schwankte, in den Garten hinaus, wo ich meine Frau ebenfalls taumelnd wandeln sehe; ich nehme meine Frau in den Arm und wir suchen uns gegenseitig zu halten; wir sehen, wie die Bäume im Garten hin- und herschwanken, als ob sie entwurzelt werden sollen, Alles wackelt; wir eilen aus dem Garten auf die Straße; ein baumlanger Polizist, gerade vor dem Gartenthor, steht wie gebannt auf dem Straßenpflaster, die Beine weit auseinander gespreizt, um nicht zu fallen; Pferde vor Karossen schnauben und bäumen sich und sind nicht von der Stelle zu bringen; der Boden schwankt aufs Neue; das Gebälk der Häuser knarrt; die Mauern bersten, die Schindeln der Dächer rasseln; die Menschen stürzen aus den Häusern auf die Knie und beten: Santo Dios, santo fuerte, libra nos Señor de todo mal! (Heiliger Gott, Heilige Allmacht, erlöse uns, Herr, von allem Uebel!) Nur anderthalb Minuten dauerte dieses Erdbeben und dennoch war es eine lange, lange Zeit für Diejenigen, die solch eine Erscheinung miterlebten. Als dann Alles vorüber war, erkannte man noch immer an dem starren Blick der Menschen und dem Zittern der Thiere, daß der mächtige Erdgeist in den Tiefen des Reiches der Vulkane in Mexiko wieder einmal ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Bücherbesprechungen.

— **Die Bedeutung des Alten Testaments für das christliche Glaubensleben.** Von **Eduard König**, Dr. phil. und D. theol., ordentlichem Professor an der Universität Bonn. Leipzig, H. G. Wallmann. 1901. 40 S. — Die Abhandlung ist in der Zeitschrift Der alte Glaube erschienen und von der Verlagshandlung nach bekanntem Gebrauch als besonderes Heft herausgegeben worden. Der Verfasser wendet sich mit kräftiger Abwehr gegen alle die Bestrebungen unserer Zeit, das Alte Testament aus der Stellung zu verdrängen, die ihm die christliche Lehre von jeher in ihrem Bereich eingeräumt hat. Er führt ihnen gegenüber den Nachweis, daß das Alte Testament in

seinem geschichtlichen Zusammenhang mit dem Neuen das christliche Glaubensleben begründen und in der Darstellung der wunderbaren Gottesführungen ihm Licht verschaffen hilft über manches dunkle Gebiet seiner eigenen Erfahrung, und daß es ihm Beistand leistet, sich selbst zu bewähren nach edlen Vorbildern. Die Frage aber, ob das Alte Testament auch heute noch trotz all der kritischen Gewalt, die über dasselbe gekommen ist, jene Bedeutung für das christliche Glaubensleben besitzt, bejaht der Verfasser mit großer Bestimmtheit, und er zeigt an etlichen Beispielen aus dieser Arbeit der Kritik, bei der er ja selbst hervorragend betheiligt ist, wie sie mit ihren gesicherten Resultaten an dem ehrwürdigen Recht jener alten Urkunden nichts Wesentliches geändert hat. B. K.

— Jahrbuch der Sächsischen Missionsconferenz für das Jahr 1902. XV. Jahrgang. Leipzig, H. G. Wallmann. 1 ℳ 50 ₰. — Hinter dem Einband des Jahrbuches grüßt uns das wohlgetroffene Bild des emeritirten Missionars Baierlein, der nach langem Harren nun erlöst ist von seinen schweren Leiden. Auf die Frage, ob er nicht irgend ein Linderungsmittel anwenden könne, pflegte er ein solches mit dem denkbar fremdartigsten Klange zu nennen: es war das tamulische Wort, das Geduld bedeutet. Nur dürftige Notizen über seinen Lebensgang hat der Verfasser des Nekrologs, Pastor Lippert, über ihn erlangen können; aber sein bestes Denkmal hat er sich in seinen Schriften über den Urwald in Nordamerika und die Palmen Indiens selber gesetzt. Aus der Reihe der Beiträge heben wir zunächst die hervor, die den Stoff Suchenden unmittelbar dienen können. Ohne Weiteres verwenden läßt sich selbstverständlich vermittelst eigner neuer Bearbeitung der Aufsatz von Missionar Matthes über das indische Volk als Lastträger nach Matth. 11, 28—30. Dasselbe gilt von den Abhandlungen über die Leipziger Mission am Kilimandscharo (Pastor Traeger) und über die Christenverfolgungen in China (Pastor Tiebe-Wiegand). Eine sehr dankenswerthe Leistung sind die Entwürfe zu zwölf Missionsstunden, die Domprediger Körner ganz kurz, aber unter beständigem Hinweis auf die früher erschienenen Jahrbücher ausgearbeitet hat. Wer diese also besitzt, braucht nur zuzugreifen und sich den Stoff zu ordnen. Außerdem sind zwei werthvolle Vorträge abgedruckt, der von Professor Tschackert über die Nothwendigkeit kirchlicher Mission und der von Pastor Kleinpaul über die Arbeitsweise der Sächsischen Missionsconferenz; der letztere ist auf dem Missionslehrcursus des Vorjahres in Lausigk gehalten worden. Um die Herstellung der Chronik und die Anzeigen über die Literatur der Heidenmission hat sich der Schriftführer Pastor Paul, wie alljährlich, verdient gemacht. Missionssecretär Anacker hat für sein Gebiet der Judenmission die betreffende Literatur bearbeitet und außerdem über die Beantwortung der Haupteinwürfe geschrieben, die das jüdische Volk gegen die christliche Religion zu erheben pflegt. Zu allem dem kommt noch mancher andere beachtenswerthe Beitrag, also Stoff genug zu reichlichem Missionsstudium der Mitglieder. B. K.

— E. Loening, Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reichs. (Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 34. Bändchen. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1901.) — Die vorliegende Schrift über die Reichsverfassung ist entstanden aus einer Folge von Vorträgen, die der hallesche Professor Dr. Loening in Hamburg vor einem größeren Kreise gebildeter Laien gehalten hat. Dem Zwecke eines solchen „Volkshochschulcursus" entsprechend, hat sich der bekannte Rechtslehrer bestrebt, den Inhalt der Reichsverfassung in einer jedem Gebildeten verständlichen Weise und in einfacher Form darzulegen. Dies ist ihm umsomehr gelungen, als er sich nicht darauf beschränkte, eine bloße rechtswissenschaftliche Belehrung über die Artikel der Reichsverfassung zu geben, vielmehr in hohem Maße die historische Entwickelung und die Ereignisse berücksichtigte, aus denen heraus das Deutsche Reich und seine Verfassung geboren wurden. Wir erhalten dadurch einen Einblick in den kunstvollen Organismus der Reichsverfassung und bewundern die staatsmännische Weisheit Bismarcks, zu dessen Großthaten die Schöpfung des Verfassungswerkes zählt. Loening aber ist kein blinder Lobredner, seine Bewunderung für den Altreichskanzler hindert ihn nicht, da „wo er dies für nothwendig erachtet", seiner „politischen Ueberzeugung" Ausdruck zu verleihen. Freilich scheint uns Letzteres nicht ganz vereinbar mit dem Charakter eines doch in erster Linie rechtswissenschaftlichen Buches, das Hineintragen parteipolitischer Wünsche und Forderungen in einen Verfassungscommentar muß immerhin Bedenken erwecken. Dies gilt insbesondere von der Klage, die Loening über die herrschende „Wahlkreis-Geographie" erhebt. Wenn man lediglich den Standpunkt des Statistikers vertritt, trifft es ja wohl zu, daß seit der 1877 erfolgten Abgrenzung der Wahlkreise infolge der Vermehrung und Verschiebung der Bevölkerung ein sehr ungleiches Verhältniß zwischen städtischen und ländlichen Wahlkreisen geschaffen worden ist. Läßt man sich jedoch von staatsmännischen Gesichtspunkten leiten, so muß man sagen, daß die Regierung sehr wohl daran thut, an der alten Anordnung festzuhalten. Denn wenn auch gegenwärtig die Bevölkerung der ländlichen Wahlkreise numerisch und wirthschaftlich den Vergleich mit der der großstädtischen Wahlkreise nicht aushält, so erscheint es doch dringend nöthig, daß diesem so hervorragend conservativen Elemente im Reichstage eine ausreichende Vertretung gewährleistet wird, um den vornehmlich aus den Großstädten stammenden destructiven Tendenzen gegenüber einen festen Damm zu bilden. Wenn Loening schließlich behauptet, daß durch den politischen Einfluß der grundbesitzenden Aristokratie des Ostens der demokratische Charakter des Wahlsystems in bedauerlichem Maße abgeschwächt werde, so unterstützt er dadurch die freisinnige Forderung auf Neueintheilung der Reichstagswahlkreise, die ihren rede- und schreibseligen Vorkämpfer in dem Abgeordneten Barth gefunden hat. Abgesehen von dieser eben geschilderten aberratio nach links, die hoffentlich bei einer Neubearbeitung des Werkchens verschwinden wird, können wir dem Verfasser die Anerkennung nicht versagen, eine brauchbare Darstellung der R.-V. für Laienkreise geschaffen zu haben. J. O.

— Französisches Reallexikon. Herausgegeben von Dr. Clemens Klöpper. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. — Das Werk, über das wir schon früher in diesen Blättern uns anerkennend ausgesprochen haben, liegt nun mit der 30. Lieferung vollendet vor, und die Durchsicht ergiebt, daß der Herausgeber im Verein mit seinen Mitarbeitern das neuphilologische Studium um ein Werk bereichert hat, das wiederum Zeugniß ablegt von dem Sammlerfleiß und Forschungseifer des deutschen Gelehrten. Es giebt ja auch Realwörterbücher von französischen Gelehrten, aber sie behandeln nur bestimmte Gebiete und umfassen nicht das, worauf es im deutschen Sinne für die Bedürfnisse des höheren Unterrichts ankommt. Die Aufgabe war hier eine schwierige, und es ist deshalb um so erklärlicher, wenn von dem Schicksal aller lexikalischen Werke, nicht ohne Lücken und Mängel zu sein, auch das vorliegende nicht ganz frei ist. Bei einer Realencyclopädie des classischen Alterthums kann man Vollständigkeit verlangen, denn es handelt sich da um eine bestimmte abgeschlossene Periode, aber bei einem französischen Reallexikon ist der Wissensstoff weit größer durch die ganze Cultur der Neuzeit, die vielen Erfindungen, den Fortschritt in Wissenschaften und Künsten, die rastlose Weiterentwickelung. Um gerecht zu sein, muß man anerkennen, daß in fast allen Zweigen der strengeren Wissenschaften, in der Mathematik, Physik, Chemie, Geographie, Botanik ꝛc. und ebenso in der Geschichte, Politik und den Staatswissenschaften den Leistungen der Franzosen unbedingte Hochachtung gebührt, und da hier immer hervorragende Persönlichkeiten von bestimmendem Einfluß sind, so durfte eine Biographie oder richtiger Charakteristik derselben nicht fehlen. Dies macht sich um so fühlbarer bei führenden Geistern in der französischen Sprachwissenschaft selbst. Nehmen wir z. B. Rabelais. Er fehlt im Lexikon, obgleich doch sein Einfluß auf die französische Sprache ein sehr bedeutender war. Montaigne, La Fontaine, Boileau, Voltaire u. A. gestehen, daß ihnen Rabelais für das philologische Studium der französischen Sprache Haupthilfsmittel gewesen sei, und es hat die neuere historische Grammatik dies Urtheil nur bestätigt. Ueberhaupt trägt die Sprache des 16. Jahrhunderts als ein Bindeglied zwischen dem abgestorbenen altfranzösischen Idiome und dem geschulten Französischen des Zeitalters Ludwigs XIV. recht eigentlich das Gepräge einer Bildungs- und Entwickelungsperiode an sich. Es fragt sich nun freilich, wie weit nach dieser Richtung hin der Herausgeber sich das Ziel steckte und wegen der Raumverhältnisse stecken mußte. Wir sehen, daß die 15. Lieferung, also die Hälfte, bis zum Buchstaben G. reicht, daß also über zwei Drittel des Alphabets in die übrigen 15 Lieferungen zusammengedrängt werden mußten, um den Raum von 30 Lieferungen nicht zu überschreiten. Unter den mit dieser gebotenen Kürze zusammenhängenden Schwierigkeiten scheint uns manches zu kurz gekommen zu sein, wir möchten namentlich das sprichwörtliche Element erwähnen. So vermißt

man z. B. ungern bei moustache die Redensart portez des moustaches universitaires ein Veteran im Lehrerfach sein, bei capacine die Wendung jusqu' à la quatrième capacine, bei tu autem auch c'est le tu aatem da liegt der Hase im Pfeffer, u. s. w. Durch unsere Bemerkungen wollen wir aber durchaus aicht den Werth des im Ganzen tüchtig und zweckmäßig ausgearbeiten Werkes herabsetzen, es enthält eine reiche Fülle der mannigfaltigsten Belehrungen und der Suchende wird jedenfalls über das Hauptsächlichste die nöthige Auskunft finden. Dabei hat das Werk noch ein anderes, nicht gering anzuschlagendes Verdienst. Indem in ähnlicher Weise wie für die Altphilologie ein Reallexikon des classischen Alterthums vorhanden ist, nun auch für die neuphilologischen Studien gesorgt wird, beweisen solche Arbeiten, daß jetzt die neueren Sprachen ebenso gründlich behandelt werden wie die alten, und dadurch wird der modernen Philologie immer mehr eine achtungswerthe Stellung neben der altclassischen errungen. Haben doch selbst Philologen steicter Observanz bekannt, daß es sich nicht mehr mit den Zeitverhältnissen verträgt, sich einseitig in den Grenzen altclassischer Abgeschlossenheit zu halten. Gewiß, die hohe Bedeutung der classischen Alterthumswissenschaft dürfen wir nicht verkennen, können sie aber doch unmöglich höher anschlagen als die Kenntniß des Schriftenthums und der ganzen Cultur unseres eigenen Volkes nnd der übrigen am weitesten fortgeschrittenen Völker der Neuzeit.

Dr. Wittstock.

— Alfred Funke, Deutsche Siedelang über See. Ein Abriß ihrer Geschichte und ihr Gedeihen. Rio Grande do Sul. Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag, Halle a. S. Preis 1,25 ℳ. — Die Broschüre gilt vor Allem der deutschen Colonie in Rio Grande do Sul. Ehe der Verfasser darauf ausführlicher eingeht, beschäftigt er sich znnächst mit den Anfängen überseeischer Siedelnng, sodann mit den Reichsschutzgebieten und ihrem Werth für eine deutsche Besiedelung. Sein wesentlich negatives Resultat über den Werth leitet ihn über zur Betrachtung des brasilianischen Staates Rio Grande do Sul, den er als ein Zukunftsland deutscher Auswanderer hinstellt. Diese Behauptung wird durch eine kurze und sichere Charakteristik von Land und Leuten begründet. Die wirthschaftliche Lage der deutschen Colonien in Brasilien hätte etwas ausführlicher entwickelt werden könaen. Die Nothwendigkeit einer Reichshilfe zur Hebung des Schulwesens wird besonders hervorgehoben. Leider hat Funke nur zu sehr recht, wenn er sagt, daß die überall in der Welt verpflanzte deutsche Eiche ausartet oder zur exotischen Spielart wird, der man die Heimath nicht mehr anmerkt, nnd daß nur auf dem Boden Südbrasiliens, in „Deutschbrasilien" das Deutsche rein geblieben ist. Es wird sich hier auch für alle Zukunft frisch erhalten, wenn neues, frisches Blut dem alten Stamm zugeführt wird. Darum hat es nach jeder Richtung hin eine Berechtigung, den deutschen Auswandererstrom mehr als ehedem nach Deutschbrasilien zu lenken. Eo.

— W. Liebenows Specialkarte von Mitteleuropa und Raveasteins Radfahrer-Karte von Mittel-Europa. 1 : 300000 in 164 Blatt. 6. nnd 7. Lieferung, à 8 Blatt. — Die oorliegenden zwei Lieferungen enthalten die Blätter 15 Stolpmünde, 16 Hela, 70 Wesel, 84 Köln, 98 Prüm, 99 Frankfurt a. M., 112 Trier, 113 Mannheim, 6 Memel, 7 Schawli, 8 Tilsit, 49 Kreuz, 50 Gnesen, 51 Plock, 62 Posen, 63 Kalisch. Durch die zwei ersten Blätter ist nun das Ostseegebiet abgeschlossen; die folgenden sechs vervollständigea das Rhein- und Moselgebiet; die übrigen behandeln die Ostmarken Deutschlands nnd deren naheliegenden Gebiete. Ein sehr vollkommenes Straßen- nnd Bahnnetz bedeckt die Karten, ohne ihrer Übersichtlichkeit Eintrag zu thun. Trotz des immerhin kleinen Maßstabes 1 : 300000 sind die kleinen Stadtpläuchen, wie von Köln, Düsseldorf, Bonn, Frankfurt a. M., Mannheim, Posen, Gaesen u. s. f., ganz charakteristisch. Sie sind an Stelle der früheren allgemeinen Darstellung getreten. Dadurch hat das ganze Werk sehr viel genommen. Die Revisionen und Correcturen sind aach den Aufnahmen des Generalstabs (auch des russischen für die entsprechenden Gebiete) vollzogen worden. Die Radfahrersectionen beruhen anf den bekannten Weberschen Tourenbüchern und bringen all diejenigen Momente, die für den Radtouristen von Wichtigkeit sind. Die Gebirgszeichnung, die in Schraffenmanier ausgeführt ist, giebt ein genügendes Bild von Steigung und Fall, Berg und Thal, das außerdem durch die seitlich an den Radfahrerstraßen angebrachten Sonderzeichen ergänzt wird. Die Nomenclatur trägt bei wichtigeren Orten auch den Wünschen der polnischen Bevölkerung dadurch Rechnang, daß neben den neuen officiell eingeführten deutschen Namen die früheren polnischen Benennungen erhalten blieben. Ein Versehen, das allerdings gegenüber den großen Vortheilen des Kartenwerkes als gering genannt werden kann, ist die Unterlassung der Bezeichnung der Tiefenlinien in den Küstensectionen; nur auf der Section Tilsit findet sich im Curischen (besser Kurischen) Haff eine Meerestiefenangabe voa 3 Faden. Die Bezeichnung von Faden veraltet mehr and mehr nnd ist eine solche voa Metern vorzuziehen, geben ja anch die Karten sonst nur Meter in Höhe und Kilometer in Entfernungen. Den Kärtchen dieses großen kartographischen Unternehmens, die einzeln im Preise von 1 ℳ roh nnd 1 ℳ 50 ₰ aufgezogen durch alle Buchhandlungen und Ludwig Ravensteins Verlag in Frankfurt a. M. zu beziehen sind, wünschen wir besten Erfolg. Eo.

— Wölfel: Bemerkungen zu geographischen Lehr- and Schalbüchern, Karten ꝛc. Osterprogrammschrift des Gymnasiums Albertinum. Freiberg 1902. — Durch das Studium einiger der gebräuchlichsten geographischen Schullehrbücher (Daniel, Kirchhoff, Seydlitz), größerer Handatlanten und neuerer geographischer Forschungswerke nnd Ergebnisse ist Wölfel auf verschiedene Unregelmäßigkeiten, bez. Fehler gestoßen, die in diesen Werken in Bezug auf die Höhenangaben von Bergen, auf geographische Namen nnd ihre Aussprache, auf geophysikalische Erkenntnisse u. A. m. vielfach vorhanden sind. Er zeigt sich als ein fleißiger Beobachter, dem Nichts so leicht entgeht bei dem großen Umfange geographischer Wissenschaft, bei einem Umfange, der wohl hier und da Irrthümer entschuldigen läßt. Gewiß ist es eine verdienstvolle Arbeit, auf solche Fehler besonders unserer Lehrbücher hinzuweisen. Nicht allein der Geographielehrer, vorwiegend der Methodiker, der irgend welche schulgeographische Werke herausgiebt, sondern auch der Kartograph kann durch Wölfels Bemerkungen lernen. Mit Dank würde es in der Schulgeographie wie in der geographischen Wissenschaft aufgenommen werden, wenn der Verfasser seine Unternehmungen über größere geographische Werke, auch über neuere Lehrbücher ausdehnte, so über Tromnau-Schöne, Pahde, und wenn er dann seine Resultate nicht den Continenten nach geordnet, so wie ihm gerade das Studium die Fehler zeigte, wiedergeben würde, sondern nach gewissen Kategorien behandelte. Eo.

— Eine Mittelmeerfahrt von Hamburg über Gibraltar nach dem Bosporas. Von Professor Dr. Vogel in Stuttgart. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). — Die vermuthlich ad majorem gloriam der Levantelinie verfaßte Reisebeschreibung hebt sich vor ähnlichen Erzeugnissen der Tagesliteratur wohlthuend hervor durch Frische und Lebendigkeit der Schilderung. Noch ein anderer Vorzug ist dem Büchlein eigen, das ist die Art des Verfassers, an die Schilderung des Geschauten historische oder sonstige wissenschaftliche Betrachtungen anzuknüpfen, sich in die Vergangenheit zu vertiefen und so die Bilder längst entschwundener Epochen vor dem Geiste des Lesers vorüberziehen zn lassen. Der Verfasser scheut sich dabei auch nicht, seiner eigenen Ansicht Ausdruck zn verleihen und an Gegenwart wie Vergangenheit Kritik zu üben. Freilich geht Prof. Vogel hierin zuweilen zu weit. Wenn er z. B. behauptet, daß der Apostel Paulus durch seinen Satz „vom alleinseligmachenden Glanden an den Sohn Gottes" das Evangelium gleich im Beginn des Christenthums verdorben hobe, so nimmt sich ein solches Aufwärmen theologischer Streitfragen in einer Reisebeschreibung wunderlich aus und dürfte dem Autor manche Sympathien rauben. Den bekannten gothischen Heerkönig in Parallele mit türkischen Sultanen zn stellen nnd ihn als den „entsetzlichen Alarich" zu bezeichnen, wird gleichfalls nicht überall Anklang finden. Leider scheint der Verfasser auch ein Freund des papiernen Stils zu sein. Die häßliche Inversion von „und" kehrt in erstaunlicher Regelmäßigkeit wieder, und „derselbe" und „derjenige, welcher" erfreuen sich großer Beliebtheit. Alles in Allem aber wird die Schilderung der Mittelmeerfahrt sich viele Freunde erwerben, besonders unter den Glücklichen, die selbst daran denken können, eine Reise mit den Levantedampfern anzutreten. J. O.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 85. Donnerstag, den 17. Juli, Abends. 1902.

Egerländer Sitten und Gebräuche.

Im Garten des Hotels „Kronprinz Rudolf“ in Eger wurde am 1. Juni 1879 von dem Hotelbesitzer Jg. Glaser ein Obelisk aus Sandstein mit dem Brustbilde Goethes in Medaillenform aufgestellt, welcher die Inschrift trägt: „Hier verbrachte Goethe mit Rath Grüner seine Mußestunden in den Jahren 1821, 1822, 1823.“ Bereits im Jahre 1820 hatte Goethe den Magistratsrath Josef Sebastian Grüner kennen gelernt, der als „Polizeirath“ Goethes Paß zu prüfen hatte, als dieser am 26. April auf seiner Reise nach Karlsbad wohl zum ersten Male die Stadt Eger berührte. Bei dieser Gelegenheit entspann sich zwischen Beiden eine eingehende Unterhaltung über die vulcanische Beschaffenheit des Kammerbühls bei Franzensbad sowie über Sprache, Geschichte, Sitten und Gebräuche der Egerländer. Dies bildete den Anfang des äußerst lebhaften Briefwechsels und mündlichen Verkehrs zwischen Goethe und Grüner, über welchen Letzterer schon im Jahre 1853 ausführliche Mittheilung gemacht hat. Diesem Verkehr verdankte Grüner seine umfassenden geologischen und mineralogischen Kenntnisse und die Entstehung seiner reichhaltigen Sammlung von Mineralien vorwiegend aus dem Egerland. Der im Alter von 84 Jahren am 16. Januar 1864 verstorbene Rath Grüner hatte seit seiner Versetzung nach Eger sich eifrig mit der Geschichte des Egerer Kreises beschäftigt, kunsthistorische Forschungen angestellt und besonders der Volkskunde sich eingehend gewidmet. Wenn nun auch aus Goethes Briefen bekannt war, daß er großes Interesse genommen hatte an einem handschriftlichen Werke des Rathes Grüner: „Ueber die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer“, so war bisher über den Verbleib dieses Manuscriptes nichts Sicheres bekannt geworden und eine Drucklegung dieses werthvollen Beitrages zur interessanten Volkskunde des Egerlandes unterblieben. Dem ungemein fleißigen, für die volkskundlichen Bestrebungen und Forschungen begeisterten Schriftsteller Alois John in Eger ist es gelungen, über Grüners Werk Genaueres zu erkunden und zwar fand er statt des gesuchten einen, sogar drei, fast wörtlich gleichlautende Manuscripte. Es geht aus einem Schreiben Goethes an Rath Grüner vom 10. October 1825 unzweifelhaft hervor, daß Grüner das in Rede stehende Manuscript dem Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar persönlich und zwar wahrscheinlich gelegentlich der Feier von dessen Regierungsjubiläum am 3. September 1825 übergeben hat. Während sich nun das eine Exemplar in vergangenem Jahre in der Staatsbibliothek vorgefunden hat, wurde auch in dem Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar ein zweites, wohl dasjenige Exemplar gefunden, welches Grüner dem Dichterfürsten gelegentlich seiner letzten Durchreise durch Eger eingehändigt haben mag. Zufällig erfuhr jedoch Hr. Alois John von dem Statthaltereivicepräsidenten Jgn. v. Grüner in Wien, einem Sohne des Rathes Grüner, daß sein Vater ein zweites Manuscript seines Werkes: „Die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer“ seiner Zeit an den Fürsten Metternich gesendet haben mußte, da sich ein Dank dafür auffand. Es glückte dem genannten Forscher, auch dieses Exemplar aus der Metternichschen Privatbibliothek in Königswart zu erhalten, und es ist dadurch möglich geworden, die bisherigen sehr dürftigen Auszüge aus dieser interessanten Schrift zu ergänzen, weshalb zum ersten Male ein vollständiger Abdruck in den Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde (IV. Band, Heft 1) bewirkt werden konnte. Ueber den Werth der Grünerschen Aufzeichnungen sei zunächst vorausgeschickt, daß Goethe schon im Jahre 1820 geäußert hat: „Die Egerländer sind ein wackeres, abgeschlossenes Völkchen. Ich habe sie wegen ihrer beibehaltenen Kleidertracht, die ich in früheren Jahren wahrnahm, lieb gewonnen; sie haben mit den Altenburgern viel Aehnlichkeit. Ihr Manuscript über ihre Gebräuche wird mich daher sehr unterhalten.“ Da das Grünersche Werkchen die erste Aufzeichnung über das Egerland, das erste zuverlässige Bild Egerländer Volkslebens darstellt, so enthält es begreiflicher Weise einige Irrthümer und Unrichtigkeiten, welche die eingehenden volkskundlichen Forschungen, die sich auf die jetzt geöffneten Archive gründeten, berichtigt haben und es konnte nicht so erschöpfend sein, wie gerade auf diesem Gebiete die neuere Literatur geworden ist. Immerhin bleibt das Urtheil Goethes noch heute bestehen. Die Schrift Grüners unterhält und belehrt und erfreut uns besonders auch durch die beigegebenen acht Bildtafeln, welche Gepflogenheiten und Trachten der Egerländer in bunter Ausführung vortrefflich darstellen.

Ueber die älteste Bezeichnung der Stadt Eger und ihre ältesten Bewohner macht Seb. Grüner Annahmen, welche einer Berichtigung unterworfen wurden. Ob Menosgada des Ptolemäus die älteste Bezeichnung von Eger ist, bleibt zweifelhaft, die slavische Bezeichnung ist Cheb, seit 1061 wird die Stadt nach einer Urkunde Heinrichs IV. Egere oder Egire genannt. Die Bewohner des Egerlandes waren nach Tacitus die Narisker, nach Ptolemäus die Varisti, welche sich mit den Markomannen später verschmolzen haben dürften und dann von den Wenden vertrieben worden sind. Die Ankunft der Slaven in dieser Gegend ist in der Mitte des 6. Jahrhunderts anzunehmen und ihre Anwesenheit auf Benennung vieler Ortschaften zu begründen; sie haben die Stadt Eger wahrscheinlich vergrößert. Deshalb hat wohl Heinrich I. (genannt der Finkler) hier einen Markgrafen eingesetzt, Theowald aus dem Hause der Vohburger. Das Egerland, welches durch Adelhaid, eine Tochter Theobalds II., an Friedrich Barbarossa als Heirathsgut gelangt war, wurde später zu einer böhmischen Provinz gemacht, durch Rudolph von Habsburg aber wieder mit dem Reich vereinigt. Diesen Annahmen Grüners gegenüber haben nun neuere Forschungen als zweifellos erscheinen lassen, daß nach Einsetzung der Markgrafen nebst Rittern, Ministerialien und Dienstmannen im 10. bis 11. Jahrhundert die eigentliche Colonisation, Christianisirung und Germanisirung durch deutsche Bauerngeschlechter erfolgt sein muß, welche aus Bayern, Schwaben, Franken und Thüringen kamen. Angeregt durch Goethes Hinweis auf die Aehnlichkeit der Sitten, Gebräuche und Kleidung der Egerländer mit denen der Altenburger hat Grüner nun den Nachweis versucht, daß die Egerländer ebenso von Sorben-Wenden abstammen, wie dies K. Fr. Kornbügel 1806 für die Altenburger festgestellt hatte. Er hebt zu diesem Zwecke folgende Vergleichspunkte hervor: Der Egerländer ist gastfrei, kein Bettler wird abgewiesen, an Kirchweih- und anderen Festtagen werden Fremde und Bettler mit selbstbereitetem Kuchen beschenkt. Das Brod wird geachtet, fast mit religiöser Andacht behandelt, oftmals sogar geküßt. Der Egerländer hat kräftigen Körperbau und weiße Zähne, wenn ihm auch infolge Bindens der Hosen und Tragen von Schaftstiefeln Waden zumeist fehlen. Bei der Taufe werden die Worte gebraucht: „Einen Heiden gebt ihr uns, einen Christen bringen wir wieder.“ Das Fensterln wird genau so geübt, wie bei den Wenden das Bettfreyen oder das Gehen auf die Breit. Das Heirathen erfolgt nach Vereinbarung der Eltern mit Hilfe der Hochzeitsbitter. Die Braut bekommt den Brodanschnitt, welchen sie sich aufhebt. Der Egerländer singt und tanzt gern; die Frauen tragen die Haare in Zöpfe geflochten auf dem Wirbel. Inwieweit die Egerländer den Altenburgern oder Sorben-Wenden weiter gleichen oder ähneln, ergiebt sich aus der Grünerschen Aufzählung von Sitten und Gebräuchen während der Schwangerschaft und bei der Geburt, bei Taufe, Erziehung der Kinder, Eheverlöbniß und Hochzeit sowie bei Begräbniß; auch betreffs

der Kleidung, der Landwirthschaft und der Lieder der Egerländer fand Grüner manches Eigenthümliche, welches Goethes Interesse erregt haben mußte, denn auf dessen Veranlassung hin mag Grüner in der Prager und Egerer Zeitung einige Abschnitte aus seinen Schilderungen veröffentlicht haben, woher besonders die Sitten und Gebräuche der Egerländer bei Taufen und Hochzeiten bekannt geworden sind. Als neu erscheinen dagegen in dem jetzt vervollständigten Abdruck der ganzen Grünerschen Schrift Sitten und Gebräuche, welche ehedem im Egerlande als Eheverlöbniß mit Lei- oder Laibkauf bezeichnet wurden. Es bestand dies darin, daß zwei junge Leute, die einander gut waren und sich zu heirathen gedachten, eine Versammlung der Anverwandten zur Berathung des Heirathscontractes veranlaßten. Man bediente sich dazu eines Procurators, welcher mit wohlgesetzter Rede die Verwandten, Pathen oder Freunde des Burschen in das Haus der Braut einzuladen und zu der festgesetzten Zeit einzuführen hatte. Hier wurde nun an zwei getrennten Tischen von den Vertretern des Burschen und von denen des Mädchens bei eifrigem Trunk berathschlagt, unter welchen Bedingungen eine Verbindung der beiden jungen Leute statthaft erscheine. Diese Berathungen wurden leise geführt und von dem Procurator von einem zum andern Tische vermittelt, wobei der Bräutigam zuzuhören, die Braut aber erwartungsvoll in ihrer Kammer des Resultates zu harren hatte. Da oftmals ein Pathe (Thuat) sein Redetalent aufbot, um zu Gunsten seiner Partei auf Kleinigkeiten zu beharren, so zogen sich derartige Verhandlungen nicht selten in die Länge, endeten aber zumeist damit, daß man sich über die Bedingungen des Ehecontractes geeinigt hatte. Der Leikauf war gerathen. An dieses Verlöbniß schloß sich ein Schmaus oder nach den Verhältnissen und dem Vermögen der Eltern eine längere Lustbarkeit, an welche sich dann meist schnell die Hochzeit selbst anzureihen pflegte. Wenn Goethe, wie oben erwähnt, die Aehnlichkeit der Egerländer mit den Altenburgern besonders auch in der Kleidung gefunden hatte, so glaubte dem Grüner zustimmen zu können und belegte dies durch Aufzählung der Kleidungsstücke, welche am Anfange des vorigen Jahrhunderts von Männern und Frauen getragen wurden. Da er seiner Schrift 8 Tafeln mit Abbildungen beigefügt hatte, von denen vier Hochzeitszug, Tanz, Taufschmaus und Leichenbegängniß darstellen, so geben diese Bilder bereits einen Anhalt über die bei verschiedenen Gelegenheiten im Egerland getragenen Kleidungen. Grüner hat aber der Kleidertracht besondere Beachtung geschenkt, indem er auf den anderen vier Tafeln die alten und neuen Kleidungsstücke, wie sie von jungen Mädchen und Burschen, beziehungsweise von Männern und Frauen angelegt wurden, genauer aufzeichnete und colorirt veranschaulichte, sodaß dies als vorzügliche Ergänzung der aufgeführten Kleidungsstücke dient. Mit Hilfe dieser von Seb. Grüner veranlaßten Aufzeichnungen kann man nicht nur die Kleidung, sondern auch ältere, leider verloren gegangene Sitten und Gebräuche so festhalten, daß man demgemäß „Egerländer Stuben" mit altem Geräth anfüllen und mit Kostümen aus alter Zeit beleben kann. Im Museum der Stadt Eger, das im alten Rathhaus zu Eger in den Zimmern errichtet wurde, welche Wallenstein noch bei seiner Ermordung inne hatte, ist bereits eine bürgerliche Zunftstube und eine Egerländer Bauernstube zur Erinnerung an die von Grüner geschilderten alten Sitten und Gebräuche des Egerlandes eingerichtet worden. Auch das Germanische Museum in Nürnberg sammelt zur Einrichtung einer Egerländer Stube Mobiliar, Geschirr und Geräthe und hofft mit Unterstützung des in Eger sehr fleißig wirkenden Vereins für Egerländer Volkskunde bald eine fertige Einrichtung einer solchen Stube als Beweis des im Egerland bisher vorhanden gewesenen Deutschthums vorführen zu können, wie es das, dem Dichterfürsten Goethe bei seinen mehrfachen Besuchen und durch genaue Beobachtungen liebgewordene, Völkchen zeigte, bevor der Einfluß der Böhmen unheilvoll selbst bis hierher vordrang und dabei manches für deutsche Abstammung Charakteristische vernichtete. —*e.

Sven Hedin und die Erforschung Innerasiens.

Nach dreijähriger Abwesenheit ist der schwedische Forschungsreisende Dr. Sven Hedin wieder in Stockholm eingetroffen. Mit einer fast beispiellosen Energie gelang es ihm, unter Ueberwindung von Schwierigkeiten größter Art eine Expedition durchzuführen, die eine geographische Entdeckungsreise ersten Ranges bildet und Licht über einen mächtigen Theil des innersten Asiens gebracht hat.

Jahrzehnte hindurch war Afrika der Schauplatz bahnbrechender Reisen gewesen, die der geographischen Wissenschaft ein ungeheures Material zur Bearbeitung lieferten. Materielle Erwägungen spielten hierbei allerdings eine nicht geringe Rolle. Die Verhältnisse, die der von einer Unzahl kleiner Volksstämme bewohnte dunkle Erdtheil bot, war für colonisatorische Bestrebungen wie geschaffen, und eine Erforschung der unbekannten Gebiete hatte daher nicht blos wissenschaftliches, sondern auch praktisches Interesse. Aus diesem Grunde war das Innere Asiens lange Zeit hindurch von der Wissenschaft recht stiefmütterlich behandelt worden, und daß dieser Erdtheil, der den Sitz der ältesten Cultur der Welt bildet, auch in seinen unerforschten Gebieten, und seien es Sandwüsten, wahre Fundgruben für die Wissenschaft darstellt, lassen die neuesten Forschungen Hedins mit aller Deutlichkeit erkennen. Obgleich Hedin ein Gebiet bereiste, das eine Ausdehnung von mindestens 10 000 Kilometern hat, war hier noch nie ein Forscher vorher gewesen. Als Arbeitsfeld hatte er sich bekanntlich Ostturkestan und Tibet erwählt, wobei er Kaschgar als Ausgangspunkt nahm. Von hier aus wanderte er mit einer stattlichen Karawane, in der sich u. A. einige Kosaken befanden, die ihm vom russischen Kaiser zu persönlichem Schutz überwiesen worden waren, in östlicher Richtung, bis er den Tarim erreichte, einen mächtigen Strom, auf dem er eine Fährenfahrt bis ins Lob-Norgebiet ausführte. Schon dieser Theil der Reise bot eine ungewöhnlich reiche wissenschaftliche Ausbeute, indem Hedin das ganze Stromgebiet kartographisch aufnahm, und insbesondere über den Strom selbst, der für diesen Theil Asiens von außerordentlicher Bedeutung ist, wird man nach Bearbeitung des reichen Materials ein vollständiges Bild erhalten. Nach Beendigung der Stromreise, die $2\frac{1}{2}$ Monate dauerte, hielt sich Hedin lange Zeit hindurch im Lob-Norgebiet auf, wo er eine Reihe verschiedener Expeditionen unternahm, von denen die Reise in die Gobiwüste besonderes Interesse bietet, da sie zur Entdeckung mehrerer Städte führte, die im Wüstensand begraben lagen. Südlich von diesen Städten mußte sich, nach den vorhandenen Spuren zu urtheilen, ein großer See ausgebreitet haben, und der Weg, der sich zwischen dem See und den Städten hinzog, war von hohen Thürmen, Pao-tais, flankirt, von denen noch vier angetroffen wurden. Von den Buddhatempeln, die sich unter den Ruinen befanden, waren einzelne so gut erhalten, daß sie sich mit Leichtigkeit auf dem Papier restauriren ließen. Der hier erwähnte ausgetrocknete See ist der Lob-Nor, der auf den alten chinesischen Karten verzeichnet steht, von dem sich aber jetzt blos noch eine dicke Salzschicht, Millionen von Muscheln, vertrockneter Schilfbestand und an den Ufern abgestorbener Wald vorfindet. Der See selbst ist jedoch keineswegs von der Bildfläche verschwunden, sondern durch den Flugsand in seiner Lage verändert worden.

Aeußerst schwierig gestaltete sich der Marsch der Hedinschen Karawane in das Hochplateau von Tibet. Es gelang dem Forscher bekanntlich nicht, Lhassa, den Sitz des Dalai Lamas, zu erreichen, aber er hat doch einen so großen Theil von Tibet bereisen und dabei Forschungen ausführen können, daß unsere Kenntniß über das verschlossene Land dadurch wesentlich erweitert werden dürfte. Bis jetzt bildet dieser Kirchenstaat der Buddhisten noch immer ein Räthsel für Europäer, so häufig auch schon versucht worden ist, das Räthsel zu lösen, und jedenfalls wußten die Tibetaner vor Allem von ihrem größten Heiligthum, der Stadt Lhassa, Fremde fernzuhalten. Im letzten Jahrhundert schreiben sich mehrere Reisende die Ehre zu, in Lhassa hineingekommen zu sein, darunter auch der Engländer Manning. Der russische Forschungsreisende Prschewalsky mußte umkehren, als er noch 150 km von Lhassa entfernt war, und Hedin kam diesem Wallfahrtsort der Buddhisten bis auf fünf Tagereisen nahe. Rußland und England haben es sich besonders angelegen sein lassen, die Verhältnisse Tibets zu erkunden, doch weniger aus wissenschaftlichem als aus politischem Interesse. Die Engländer bedienten sich hierzu sog. Punditen oder Hindus, die als Kartographen ausgebildet wurden. Einer von ihnen, namens Nain-Sing, besuchte die heilige Stadt zweimal, 1866 und 1875, und bestimmte sowohl die astronomische Lage wie die Höhe über dem Meere, die recht

beträchtlich ist, nämlich 3632 Meter. Ein anderer Pundit, ebenfalls von der englischen Verwaltung in Indien ausgesandt, soll in 1879—80 einen vollständigen Plan von Lhassa, in der Skala 1 : 79 000, ausgearbeitet haben.

Derartige Maßregeln der Engländer veranlaßten natürlich die Russen zu ähnlichen Anstrengungen, denn als es Prschewalsky nicht glückte, Lhassa zu erreichen, unternahmen russische Buddhisten Pilgerfahrten dahin. Unter diesen sind der kalmückische Buddhapriester Meunkeundschew, der 1897 einen Reisebericht gab, und der kalmückische Häuptling Norzounow zu nennen, welch letzterer die Stadt Lhassa im Jahre 1900 besucht und als Erster eine Photographie von dem heiligen Berg Potala, auf dem sich die Residenz des Dalai-Lamas befindet, aufgenommen hat. Auf den Abbildungen, die man in einigen ausländischen Blättern sehen kann, machen die umfangreichen Gebäude auf dem Gipfel des heiligen Berges mehr den Eindruck von Casernen als von Tempeln, doch muß die ganze Anlage in der Nähe sicher einen imponirenden Eindruck machen, besonders auf die Pilger, die ja lange Märsche durch die Einöde des tibetanischen Hochplateaus zu machen haben. Der Haupttempel soll neun Stockwerke hoch sein und eine 22 Meter hohe Buddhastatue enthalten, deren Kopf, aus Thon geformt und vergoldet, mit Edelsteinen besetzt ist.

Der Dalai-Lama hält jeden Morgen um 9 Uhr einen Empfang für die Pilger ab. Wenn Alle versammelt sind, erscheint der Dalai-Lama und nimmt auf einem ca. 1½ Meter hohen Thron Platz, umgeben von der Geistlichkeit, die sich so aufstellt, daß ein schmaler Gang entsteht. Auf diesem rutschen dann die Pilger an dem Dalai-Lama vorüber, wobei sie durch Handauflegen des Kirchenoberhauptes den Segen desselben empfangen. Das, was über Lhassa bekannt ist, verdankt man wesentlich den Punditen und den russischen Kalmücken, aber es ist klar, daß hier einem scharf beobachtenden Forscher ein großes und dankbares Forschungsgebiet winkt. Viele Angaben werden gewiß einer Berichtigung bedürfen, z. B. wird die Einwohnerzahl von Lhassa recht verschieden angegeben, von 10 000 bis 50 000. Der Pundit Krischna, derselbe, von dem auch der vorhin erwähnte Plan von Lhassa herrührt, schätzt die Zahl der Einwohner dieser Stadt auf 31 000, wovon 18 000 Mönche sein sollen. Daß in Tibet keine geistliche Noth herrscht, wird man allerdings wohl als sicher betrachten können.

Erinnert mag bei dieser Gelegenheit daran werden, daß im vorigen Sommer um diese Zeit in St. Petersburg eine Gesandtschaft des Dalai-Lama erschien, die am russischen Hofe sehr ausgezeichnet und mit Geschenken bedacht wurde. Wenn man berücksichtigt, wie erfolgreich Rußland bisher seine Grenzen immer weiter gegen das Innere Asiens vorgeschoben hat, ist es nicht zu verwundern, wenn manche Kenner der Verhältnisse im Laufe der Zeiten ein Zurückgehen des englischen Einflusses in jenen Gebieten voraussehen. Ob das Erscheinen der tibetanischen Gesandtschaft als Zeichen dafür aufzufassen ist, daß Tibet aus seiner Abgeschlossenheit etwas heraustreten will, muß zweifelhaft erscheinen. Hedin hat sich, wie erwähnt, ebenso wie andere Reisende, vor dem Allerheiligsten von Tibet zurückziehen müssen, doch wurde er auf ausdrücklichen Befehl des Dalai-Lamas gut behandelt, ein Umstand, den der Forscher möglicherweise als verblümte Einladung zu einem erneuten Besuch Tibets aufgefaßt hat, denn eine Aeußerung Hedins bei seiner Rückkehr nach Stockholm läßt darauf schließen, daß ihn sein Forschungstrieb nach Bearbeitung des mitgebrachten Materials abermals ins dunkelste Asien ziehen wird. m.

Bücherbesprechungen.

— **Das Wesen des Christenthums.** Vorlesungen im Sommersemester 1901 vor Studirenden aller Facultäten an der Universität Greifswald gehalten von **Hermann Cremer**, Doctor der Theologie und der Rechte, ord. Prof. der Theologie. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1901. 3 ℳ. — Diese Anzeige kommt zu spät, denn das Buch ist längst bekannt als eine der vornehmsten Erscheinungen in dem letzten Streit, den Harnack hervorgerufen hat; und doch kommt sie nicht zu spät, weil diese Vorlesungen ihren dauernden Werth haben und auch dann noch alle Beachtung verdienen werden, wenn kein Mensch mehr vom „Wesen des Christenthums“ reden wird, wie jetzt schon Niemand mehr von dem „Fall Harnack“ in Sachen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses redet. Denn der Verfasser stellt vor Allem als eine unbestreitbare Thatsache fest, was von der anderen Seite immer wieder, wo nicht geleugnet, so doch verhüllt und versteckt wird, daß es sich bei dem ganzen Streite erst in zweiter Linie um geschichtliche Forschung und um wissenschaftliche Ueberzeugung, in erster aber um den dogmatischen Standpunkt handelt, den der Forscher einnimmt. Weil Harnack auf dem seinigen steht, deshalb ergeben sich ihm bei seiner Forschung seine Resultate, und deshalb verficht er sie mit allen Mitteln seiner Wissenschaft. Und weil Cremer aus sittlich-religiösen Gründen sich auf diesen Standpunkt nicht zu stellen vermag, deshalb kommt er bei ganz anderen Ergebnissen an, deren wissenschaftliche Begründung wohl Niemand als solche anzweifeln wird. Diese Thatsache ist nunmehr festgestellt, und auch Harnack hat sie bereits halb und halb anerkannt. Aber wie es Darwinisten giebt, die aus Darwin etwas gemacht haben, was er selber gar nicht oder wenigstens nicht mit fröhlichem Herzen sein wollte, so giebt es im theologischen Kleinbetrieb, der in den betreffenden Zeitschriften sein Wesen hat, Harnack-Jünger aller Art, die nicht müde werden, bei ihm das fortgeschrittene Wissen und die Entdeckung seither verborgener Wahrheiten zu bejubeln und zwar nicht blos auf dem Gebiet der historischen Einzelheiten, wo ihm Jeder seinen Ruhm lassen wird, sondern auch auf dem Hauptgebiet der christlichen Glaubenserkenntniß. Da soll er auch etwas ganz Neues gefunden haben, und in Wahrheit ists doch, etwas anders gefaßt und gewendet, der uralte Rationalismus, der sich der apostolischen Lehre von Anfang an gegenübergestellt und längst schon auch den Anspruch erhoben hat, in sich das wahre Wesen des Christenthums darzustellen. Diesem Rationalismus hält nun Cremer die Auffassung des Christenthums entgegen, die in der apostolischen Verkündigung gegeben ist als in der einzigen Quelle, aus der wir eine sichere Kunde von dieser Religion zu schöpfen vermögen. Und weil es selbstverständlich die großen Hauptsachen des Heils und der Erlösung sind, die überall in den Vordergrund treten, und überall die streitigen Punkte der zwei verschiedenen Auffassungen in scharfem Gegensatz sich gegenüberstehen, deshalb ist das Buch so werthvoll als eine reiche und doch wieder kurzgefaßte Stoffsammlung für die Vertheidigung der christlichen Glaubenswahrheit. B. K.

— **Beiträge zu einer Kritik der Sprache.** Von **Fritz Mauthner**. Zweiter Band. **Zur Sprachwissenschaft.** Stuttgart und Berlin 1901, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Preis 14 ℳ. — Ein geistreicher Kopf, ein scharfsinniger Beobachter und gründlicher Denker ist Mauthner. Aber sein Verstand ist mehr zersetzender als aufbauender Art. „Wer auf die Worte irgend einer Partei noch schwören kann, der steht noch nicht auf der Schwelle einer Kritik der Sprache.“ Mit diesem Satze schließt er das Vorwort des vorliegenden zweiten Bandes von seiner Kritik der Sprache. Vor diesem Vorwurfe darf der Verfasser, glauben wir, sich völlig sicher fühlen, daß er in verba magistri cuiusquam schwöre. Nein, Selbständigkeit und Vorurtheilslosigkeit sind offenbar seine größten Vorzüge. Ja der Zweifel ist recht eigentlich sein Lebenselement, er ist Skeptiker von Beruf, so zu sagen. Das hat der erste Band schon zur Genüge gezeigt, der zweite zeigt es noch sinnfälliger. Wie ihm jede systematische Ordnung menschlichen Wissens, jedes System der Wissenschaften Nichts ist als eine Frage der Bequemlichkeit, so rückt er auch dem zu Leibe, was man bisher als Sprachwissenschaft bezeichnet hat. Es wirft alle bisherigen Begriffsbestimmungen als trügerische Gebilde eines beschränkten und befangenen Wortaberglaubens über den Haufen, macht unter Anderem kurzer Hand der gesammten Sprachwissenschaft den Vorwurf, sie beschäftige sich nicht mit der wirklichen, lebendigen Sprache, sondern vielmehr nur mit ihrem entseelten und leblosen Leichnam, der schriftlich fixirten Sprache, und darum seien all ihre Ergebnisse werthlos und irreführend, all die von ihr entdeckten Gesetze nichts weiter als übersichtliche Tabellen beobachteter Aehnlichkeiten ohne irgend welche bindende Kraft. Es hat entschieden einen gewissen Reiz, zu sehen, in welcher Weise Mauthner alle Gelehrten, die sich mit Sprachwissenschaft abgegeben haben, von Aristoteles über Leibniz, Herder, Wilhelm v. Humboldt bis auf Lazarus Geiger, Osthoff, Brugmann u. s. w. würdigt, das will sagen ihre Leistungen zerpflückt und zerfasert. Er geht den Dingen auf den Grund, läßt sich durch Worte, und seien sie noch so blendend und geistreich, nicht imponiren, und wo Andere sich freuen, wenn sie da oder dort den Geheimnissen des Werdens und Wachsens der Sprache wenigstens ein kleines Stückchen näher gekommen zu sein glauben,

da ist es ihm geradezu ein Hochgenuß, alle Untersuchungen und Streitfragen zu verfolgen bis zu einem förmlich „triumphirenden" Ignoramus. „Die Sehnsucht nach Gewißheit ist sicherlich ein schönes Gefühl, eine durchaus nicht tadelnswerthe Stimmung. Auf einem überall ungewissen Gebiete jedoch sich Gewißheit einzureden oder sie seinen Schülern vorzureden, das ist kindlich oder kindisch" (S. 389). Sprechen und Denken, sagt Mauthner, ist ganz dasselbe, Sprache und Vernunft sind identische Begriffe. Ihre Trennung ist einer der Grundirrthümer der Sprachgelehrten. Der Ursprung aber und die Geschichte der Vernunft ist nicht zu ergründen. „Wäre Vernunft nicht eine Lebenserscheinung, wäre sie nur ein Lebenswerkzeug, ja wäre sie ein lebloses Werkzeug wie das Rad, so wäre die Aufgabe dennoch unlösbar, weil auch die Geschichte eines leblosen Werkzeuges niemals vollständig und niemals theoretisch völlig überzeugend ist. Die Aufgabe ist ferner unlösbar, weil die Vernunft nicht eine Person oder eine Kraft ist, sondern eine Thätigkeit, überdies eine geheimnißvolle unsichtbare Thätigkeit. Wenn ein Australneger einer Maschine zusieht, welche Hasenfelle empfängt und Filzhüte von sich giebt, so kann er sich von ihrer Thätigkeit keine Vorstellung machen. Der Vernunftthätigkeit gegenüber sind wir Alle Australneger. Unser Kopf empfängt Eindrücke durch das Sieb der Zufallssinne und verarbeitet sie zu Worten und anderen Bewegungen. Die Thätigkeit drinnen beobachten können wir nicht. Die Aufgabe ist endlich unlösbar, weil die Vernunft nur eine Abstraction ist von ihren Ausdrucksbewegungen und eine Geschichte der Vernunft zugleich eine vollständige Geschichte der Bewegungen, ihrer Veranlassungen und zugleich Geschichte all der Wegänderungen sein müßte, welche in erbenden Gehirnen allmälig von der Veranlassung zu den Bewegungen führten" (S. 732). Wir scheiden von dem Buche trotz alles darin aufgewandten Scharfsinnes und aller darin niedergelegten Gelehrsamkeit mit der peinlichen Empfindung, daß wir ihm eine positive Förderung nicht verdanken, weil es seine ganze Stärke in der Negation, in dem wissenschaftlichen und erkenntnißtheoretischen Nihilismus sucht. Das allergünstigste Urtheil, das Mauthners Werk erwarten darf, wird ähnlich lauten müssen wie das von ihm bei Gelegenheit der Kennzeichnung der Junggrammatiker und ihrer Stellung zu den Geheimnissen der Sprachphilosophie (S. 87) angeführte Urtheil, das Hermann Paul in seinem Grundriß der germanischen Philologie über Scherers bekanntes Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache" fällt: „So war das Ganze nicht etwa eine neue Grundlegung von bleibendem Werthe, sondern nur ein allerdings höchst kräftiges Ferment in der Entwicklung, durchaus anregend, auch da, wo es zum Widerspruch reizte." r— —r.

— Cornelius Gurlitt: Die Westthürme des Meißner Domes. 47 Seiten mit 42 Abbildungen. Berlin, verlegt bei Ernst Wasmuth. Preis 1,50 ℳ. — Der bekannte heimische Kunstforscher weist hier an vielen Beispielen nach, daß in der Spätgothik beim Uebergang der basilikalen zur Hallenform „die breitthürmige Anlage in Mitteldeutschland zur eigentlich typischen Form der Westfassaden wird". In Meißen vollzieht sich dieser Uebergang um 1480. In Magdeburg bleibt der mit Meißen eng verwandte Dom Basilika und die Westfront demzufolge zweithürmig. Deshalb ist ihre Mitte leicht, ihre Ecken schwerwirkend ausgebildet. In Meißen ist das bekanntlich im dritten Geschosse umgekehrt, also die Westfront von da auf einen Mittelthurm zugeschnitten. Ein ganz frappanter Vergleich. Auch das geistvolle Constructionsprincip Arnolds von Westfalen weist der Frontmitte die Hauptlast zu. Bekanntlich hat Oberbaurath Schäfer in völliger Nichtbeachtung dieser Entwickelung auf die Westfront zwei mächtige Thürme geplant. Trotz aller Proteste der Fachleute hält der Vorstand an dem Beschlusse fest, diese zwei Thürme zu bauen. Möge das Schriftchen dazu beitragen, daß dieser steinerne Zickzackcurs nicht aufgeführt wird! H. T.

— Der König von Babel. Ein Epos von August Sturm. Wien, Berlin, Leipzig, Verlag neuer Lyrik. — August Sturm hat sich durch eine Reihe lyrischer und epischer Werke schon einen gewissen Namen gemacht. Er beherrscht die Sprache in nicht alltäglicher Weise und versteht seine Gedanken in edle Form zu gießen. Auch der vorliegenden Dichtung gebricht es nicht an poetischem Reize und an Fülle der Gedanken. Ja uns will schier bedünken, als leide sie an einem Zuviel von Inhalt im Vergleich zu ihrem bescheidenen Umfange. Jedenfalls wäre das Schwergewicht der großen socialen Reformideen, für die der Dichter hier eintritt, bei breiterer und farbenglühenderer Ausführung weit mehr zur Geltung gekommen, als es in dem engen Rahmen dieser acht Gesänge, die zusammen noch keine fünfzig Seiten füllen, möglich ist. Diese Knappheit der Form verlangte eine Zusammendrängung, die an einzelnen Stellen der Klarheit abträglich geworden ist. Indessen lassen wir es uns lieber gefallen, wenn Jemand aus dem Grunde dunkel wird, weil er zu viel sagen will, als wenn sich die Dunkelheit aus Mangel an Gedanken herschreibt. Der Grundgedanke des Werkchens ist die Widerlegung der Lehre von der Herrenmoral und von der sogenannten freien Liebe. Es ist gewiß löblich, wenn auch die Poeten sich betheiligen an dem Kampfe gegen das Nietzschesche Uebermenschenthum und die socialistischen Hirngespinnste. Nur müssen sie es dann auch an fortreißendem Schwunge und flammender Beredtsamkeit mit dem modernen Zarathustra aufnehmen können. Das aber vermag Sturm — trotz aller Werthschätzung seiner poetischen Begabung muß es gesagt sein — nicht. Wenn sein Epos noch wenigstens in einem begeisterten Schlußgesange den Sieg der durch den König Hanoch vertretenen Weltanschauung über Assur und dessen schlaue Priesterschaaren, den Segen seiner Regierung und das Glück seines Volkes in berauschender Schilderung feierte! Aber der Schluß mit seiner Vertröstung auf die Zukunft und das zu gründende „Neuland" hinterläßt den Eindruck, als habe die Kraft des Dichters für diese Aufgabe versagt. Wir beklagen das um so tiefer, je aufrichtiger wir mit dem Dichter in sachlicher Beziehung übereinstimmen und seine gute Absicht anerkennen. Gleichwohl verdient das ehrliche Wollen des Dichters aufmunternde Beachtung. Et voluisse in magnis satis est rebus.

r— —r.

— Der ferne Osten. Illustrirte Zeitschrift zur Verbreitung der Kenntniß ostasiatischer Kultur und Verhältnisse. Herausgegeben von C. Fink, Chefredacteur des Ostasiatischen Lloyd. Shanghai 1902. Druck und Verlag: Deutsche Druckerei und Verlagsanstalt. Bezugspreis (durch die kaiserl. deutsche Post jährlich) 12 ℳ. — Unter den Zeitschriften, die in den letzten drei Jahren entstanden sind und die sich die Aufgabe stellten, den asiatischen Osten uns näher zu führen, nimmt die vorliegende unstreitig eine erste Stellung ein; nicht allein deshalb, daß der ausgezeichnete Inhalt direct im fernen Osten entstanden ist, sondern auch infolge der Herstellung und Veröffentlichung durch eine deutsche Druckerei und deutsche Verlagsanstalt in Shanghai. Dies läßt bereits die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens erkennen. Neben der deutschen Ausgabe erscheint zugleich eine englische The East of Asia. Wir Deutsche insbesondere können die neue Zeitschrift mit Freuden begrüßen. Sie legt Zeugniß von deutschem Fleiße, von deutschem Können und deutscher Kunstfertigkeit ab. Unter den zahlreichen Artikeln heben wir als sehr interessante hervor: Die Vergeltung, Schauspiel in 4 Acten von Yü-Chih, übersetzt von Dr. A. Forke, mit chinesischen Originalzeichnungen von Hsü Cheng-pao; Chang-Chi-tung und die Reformbewegung in China; Port Arthur, Wei-Hai-Wei; das deutsche Kiautschougebiet. Letztere drei Monographien sind durch panoramaartige Ansichten illustrirt. Auch die anderen Abbildungen, Holzschnitte, Halbtonätzungen, wie die gesammte äußere Ausstattung, Papier, Druck u. s. w. sind von einer Vollkommenheit, die über Allem steht, was bisher in dieser Richtung im fernen Osten geleistet wurde. Die Zeitschrift macht zweifelsohne einen guten Anfang. Mag dieses neue Unternehmen, das in China und in englischen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregt hat, eine lohnende Beachtung finden! Ee. .

— Eintheilung und Dislocation der russischen Armee nebst einem Verzeichnisse der Kriegsschiffe. Nach russischen officiellen und anderen Quellen bearbeitet von v. Carlowitz-Maxen, Major z. D. April 1902. 10. Ausgabe. Leipzig, Zuckschwerdt & Co. 1902. — Das Heft enthält die Eintheilung der russischen Armee nach Militärbezirken, bringt ein Verzeichniß der militärischen Lehranstalten, ein Truppenverzeichniß nach Waffengattungen geordnet, giebt auch Auskunft über die Kriegsformationen der activen Feldtruppen, sowie der Reserve, der Ersatztruppen und der Kosaken, desgleichen eine Uebersicht der Truppenfahrzeuge, des Kriegsetats der Feldtruppen und der Kriegsschiffe. Diese Eintheilung und Dislocation der russischen Armee bietet einen durchaus zuverlässigen Rathgeber über die Verhältnisse, Fortschritte und Veränderungen bei der russischen Armee. Die Schrift kann deshalb bestens empfohlen werden. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 86. Sonnabend, den 19. Juli, Abends. **1902.**

Der Croy-Teppich zu Greifswald.[1])

Eine Erinnerung an die sächsisch-pommersche Reformationsgeschichte.

Von Dr. Erich Berlet in Oelsnitz (Vgtl.).

Im Jahre 1900 nahm ich an dem „Greifswalder Feriencursus“ Theil. In der Einladung hieß es am Ende: „Das am 20. Juli stattfindende Croyfest in der Aula der Universität bietet in diesem Jahre die seltene, nur alle 10 Jahre wiederkehrende Gelegenheit, das einzigartige Kunstwerk, den Gobelinteppich des Herzogs von Croy, ausgestellt zu sehen.“ Die alte Hansastadt Greifswald ist Sitz der ältesten Universität in Preußen; gegründet wurde die dortige Hochschule 1456 durch den Bürgermeister Rubenow. Mit zahlreichen anmuthigen öffentlichen Anlagen, interessanten Kirchen, malerischen hohen Giebelhäusern bietet die Stadt den Besuchern viel Sehenswerthes. Im Besitze der Universität befinden sich werthvolle kunsthistorische Schätze, darunter Luthers Hochzeitsbecher[2]) und vor Allem der oben genannte Croy-Teppich. Der Teppich wird zum ersten Mal in einem Nachlaßverzeichniß des Herzogs Philipp I. von Pommern aus dem Jahre 1560 erwähnt. Dann kommt er erst wieder zum Vorschein in dem Testamente des 1684 als Statthalter in Königsberg verstorbenen Herzogs Ernst Bogislav von Croy und Arschott, des Sohnes der Herzogin Anna von Pommern aus ihrer Ehe mit dem kaiserlichen General Herzog Ernst von Croy und Arschott. 1660 war sie, der letzte Sproß des pommerschen Herzogshauses, in Stolpe mit Hinterlassung des erwähnten Sohnes, ihres einzigen, verschieden. Zur Erinnerung an seine Mutter ordnete dieser durch eine Stiftung eine alle 10 Jahre stattfindende Gedächtnißfeier an der Universität Greifswald an und überwies der Hochschule dabei eine „aus dem fürstl. pommerschen Hause herkommende Tapezerey“ (eben den Croy-Teppich), sowie als Insignien des Rectors seine eigene goldene Halskette und den Ring seines Oheims Bogislav XIV., des letzten Pommernherzogs[3]). Getreu diesem Vermächtniß begeht die Universität Greifswald alle 10 Jahre die Feier des „Croyfestes“ durch einen Actus sollemnis, bei welcher Gelegenheit der Teppich in der Aula ausgestellt wird.

Die Feier wurde am 20. Juli 1900 zum 23. Male begangen. Die Aula, mit Florbehängen und Blattpflanzen geschmückt, hatte sich schon lange vor Beginn des Actus mit zahlreichen Ehrengästen gefüllt, darunter befand sich auch der Oberpräsident der Provinz Pommern. Um 11¼ Uhr betrat der Zug der mit ihrer Amtstracht bekleideten akademischen Lehrer den Saal, an ihrer Spitze Professor D. Dr. Haußleiter im Rectorornate. Den Bestimmungen gemäß war Se. Magnificenz mit den vorhin genannten Insignien geschmückt. Nachdem der Beethovensche Trauermarsch verklungen, bestieg der Festredner, Geh. Regierungsrath Professor Dr. Ulmann, das Katheder, um das Thema: „Zur Geschichte der Gegenreformation in den deutschen Erblanden des Hauses Habsburg“ zu behandeln. Als er geendet, ertönte der Marsch der Priester aus der Zauberflöte, und unter dessen Klängen und dem Geläute der Glocken von St. Nikolai verließ der Zug der akademischen Lehrer wieder die Aula, denen die im Wichse und mit ihren Fahnen erschienenen Chargirten der studentischen Corporationen folgten. Während der Feier war an der westlichen Längsseite der Aula und dieselbe fast zur Hälfte einnehmend der Croy-Teppich ausgehängt, ihm gegenüber waren die Plätze für die Professoren hergerichtet. Links von dem großen hing ein kleinerer, weniger werthvoller Teppich und rechts die auf Leinwand gemalte getreue Abschrift der in der Stolper Schloßkapelle befindlichen Grabinschrift der Herzogin Anna. In dankenswerther Weise gestattete man noch an den folgenden Tagen zwischen 11—1 Uhr die Besichtigung des Croy-Teppichs, und so hatte ich Gelegenheit, das in hohem Grade auch für uns Sachsen interessante Kunstwerk eingehend in Augenschein zu nehmen.

Der Croy-Teppich, 6,85 m lang und 6,18 m hoch, ist auf Veranlassung des 1560 verstorbenen Herzogs Philipp I. von Pommern[4]), des Erneuerers der Greifswalder Hochschule, in Stettin im Jahre 1554 hergestellt worden. Der Wirker war wahrscheinlich ein Niederländer, doch ist das Monogramm P. H. am Rande nicht zu deuten. Der Teppich diente als Hängetapete, er ist ein sogenannter Arrazzo, d. h. eine Arbeit nach Art der Hautelisse-Gewebe von Arras, gewöhnlich Gobelin genannt, und aus Kameelgarn auf dem Stuhle nach vorliegendem Karton gewebt. Die Composition, ohne Zweifel von dem hochgebildeten und kunstliebenden Herzog selbst erdacht, bezieht sich auf die Einführung der Reformation in Pommern und im Besonderen auf die durch die Vermählung Herzog Philipps mit Maria, der Tochter des Kurfürsten Johann des Beständigen von Sachsen, geschaffene und in fester Treue sich bewährende Verwandtschaft des pommerschen mit dem kursächsischen Hause. Wir blicken in das Innere einer evangelischen Schloßkirche, auf deren mit den Symbolen der vier Evangelisten geschmückten Kanzel Luther den gekreuzigten Christus predigt, wie die auf einen hohen Crucifixus weisende Rechte und die Schrifttafel mit den Worten Joh. 1, 29. 30 und Joh. 3, 14. 15 deutlich sagen. Da, wo jetzt an der anderen Seite der Kanzel eine auf die im Jahre 1893 erfolgte Ausbesserung[5]) des Teppichs bezügliche Inschrift sich findet, war vor-

---

[1]) Benutzt wurden: Viktor Schulze, Die Kunstdenkmäler der königl. Universität Greifswald. — Die Baudenkmäler des Regierungsbezirkes Stralsund. Herausgeg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte. Heft II. — Baltische Studien. XXVIII. S. 1 bis 28. — Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald. II.

[2]) Dieser silberne, größtentheils vergoldete Becher bildete das Hochzeitsgeschenk der Universität Wittenberg an Dr. Martin Luther. Er ist 45 cm hoch. Die Inschrift lautet: „Die löbliche Universität der kurfürstlichen Stadt Wittenberg verehrt dieses Brautgeschenk H. D. Martino Luthern und seiner jungen Frau Käte von Bora. Anno 1525, am Dienstag nach dem Feste Johannis des Täufers.

[3]) An der Kette ist ein Medaillon befestigt, welches Anna von Pommern und ihren Gemahl, den Herzog Ernst von Croy, darstellt und die Inschrift trägt: Ernestus a Croy, Anna a Pommerania. Auf seiner Rückseite befinden sich zwei Arme, welche sich die Hände reichen; darüber ein Engelskopf mit Flügeln und der Umschrift: Non e solo, sed e caelo. Der Ring zeigt auf einem Amethyst das pommersche Wappen und die Buchstaben: B. H. Z. P. — Außerdem gehört zum Ornate des Rectors noch ein Mantel von rothem Samt, mit 9 pommerschen Wappen in Goldstickerei und einer auf die Schenkung bezüglichen gestickten Inschrift geschmückt. Er ist der Universität 1619 vom Herzog Philipp Julius zugeeignet worden.

[4]) Das Epitaphiom Herzog Philipps I. befindet sich in der St. Petrikirche zu Wolgast an einem der nördlichen Arkadenpfeiler. Es ist aus Messing hergestellt, 1,84 m breit und etwa 4,30 m hoch, und bildet eine schöne Renaissancearbeit nach italienischer Weise. Inmitten zeigt es eine große Tafel mit 16 lateinischen Distichen, ganz unten ein hängendes Ornament, ein Medaillon mit dem Wappen des Verfertigers umschließend, dabei die Inschrift: „Wolff Hilger Czu Freibergk Gos Mich.“

[5]) Zu dieser mußte man sich entschließen, da der Teppich im Laufe der Jahre schadhaft geworden war. Sie wurde zu Berlin durch sachverständige Hand in vorsichtiger Weise und mit gutem Erfolge ausgeführt.

dem die Taufe Christi als Gegenstück zu der Kreuzigung angebracht. Im Jahre 1810 entdeckte man, daß dieses Bild in der Zwischenzeit herausgeschnitten worden war. Unter dem predigenden Luther sind die sächsischen und pommerschen fürstlichen Personen versammelt. Die Reihe der ersteren, über welchen das sächsische Wappen schwebt, eröffnet Friedrich der Weise († 1525). Dann folgen sein Bruder und Erbe Johann der Beständige († 1532) und dessen Sohn, Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige († 1554), der im schmalkaldischen Kriege im Kampfe für den Protestantismus den Kurhut verlor, in seinee ganzen Erscheinung die Unerschrockenheit ausprägend, die ihn auszeichnete. Neben ihm ist seine Gemahlin Sibylla dargestellt, welche seine Leidensjahre treu mit ihm theilte. Die Söhne Beider schließen sich rechts an: Johann Friedrich († 1595), der in den Grumbachschen Händeln unterging, Johann Wilhelm († 1573), der Begründer des Ernestinischen Gesammthauses, und Johann Friedrich d. J., schwächlichen Körpers, wie auf dem Bilde deutlich sichtbar. Im Hintergrunde erblicken wir an dieser Seite noch drei Personen, nämlich zwischen den beiden kurfürstlichen Brüdern die zweite Gemahlin Johannes des Beständigen, Margarethe von Anhalt, die Mutter dee Herzogin Marie von Pommern, weiter den Herzog Johann Ernst, den Stiefbruder des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen, und Philipp Melanchthon. Allen diesen Darstellungen liegen Porträts, vorwiegend Kranachscher Herkunft, zu Grunde, die sich zum Theil noch nachweisen lassen. An der Spitze der Pommern, unter dem pommerschen Wappen, steht Herzog Georg I. († 1531), die letzte Stütze der mittelalterlichen Kirche in Pommern. Seine hohe Gestalt auf dem Teppiche entspricht den Schilderungen der Zeitgenossen. Der bärtige Fürst kleinerer Statur neben ihm ist Barnim X. († 1573), sein jüngerer Bruder, der als jugendlicher Rector der Universität Wittenberg Luther zur Leipziger Disputation begleitete und nach anfänglichem Schwanken ein Förderer der schon unter Georg I. übermächtig gewordenen reformatorischen Bewegung in Pommern wurde, in Gemeinschaft mit seinem Neffen Philipp I., der zu seiner Linken steht und den Wolgastischen Theil des Landes regierte. Unter ihnen entstand die pommersche Kirchenordnung, ein Werk Johann Bugenhagens, des pommerschen Reformators, der daher auch zwischen beiden Herzogen seinen Platz gefunden hat. Die sich anschließenden, durch kleine Wappen bezeichneten Frauengestalten sind Amalia, Gemahlin Georgs I. und Mutter Philipps I., ferner Anna, Gemahlin Barnims X., und Maria von Sachsen, welche 1536 in Torgau durch Luthers Hand mit Philipp I. vermählt wurde. Im Vordergrunde reihen sich prächtige Kindergestalten an, die Kinder Philipps aus seiner Ehe mit Maria von Sachsen, nämlich: Johann Friedrich, Bogislav, Ernst Ludwig, Amalia und Barnim. Ein früh verstorbenee Sohn, Georg, ist ausgelassen, ebenso die im Jahre 1553 geborene Prinzessin Margarethe. Ein aus Frucht- und Blumenschnüren, Inschriftentafeln und Wappen gebildeter Rahmen umschließt das wirkungsvolle Repräsentationsbild, das in seiner Art in der Kunstgeschichte einzig dasteht. Auf der steigenden Borde links lesen wir den sächsischen Reformationswahlspruch: „Vorbum Doi manot in aeternum" d. h. „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit", an der anderen den Wahlspruch Philipps I.: „Pro lege et grege" d. h. „Für Recht und Knecht" und Johann Friedrichs des Großmüthigen: „W. G. W." d. h. „Was Gott will". Die obere Borde enthält den Spruch Jes. 53, 12 und zwei Inschriften, deren eine auf die Reformation Luthers und die andere auf das Reformationswerk Bugenhagens Bezug nimmt. Die Inschriften lauten in heutigem Deutsch: „Im Jahre 1517 hat der ehrwürdige Doctor Martin Luther zu Wittenberg angefangen, Gottes Wort lauter und rein zu predigen, bis er im Jahre 1546 den 18. Febr. im christlichen Bekenntniß verschieden ist, im 63. Jahre seines Alters" und „Im Jahre nach Christi Geburt 1535 ist im Pommerland das Licht der Gnade, das göttliche Wort, angezündet und durch D. Johann Bugenhagen gepredigt worden." Zur Seite der drei Inschriften liegen die Wappen Melanchthons (am Kreuze aufgerichtete Schlange), Luthers (Kreuz in Herz auf Rosen), Bugenhagens (Leier).

So fassen sich alle Theile in der einen Erinnerung an die sächsisch-pommersche Reformationsgeschichte und an die darin als der Stern erscheinende Vermählung eines pommerschen Herzogs mit einer sächsischen Prinzessin zusammen.

Tanz, Dichtung und Gesang auf den Färöern.

Weit ab von allen Verkehrslinien der Welt, hoch oben im Norden, zwischen dem sechzigsten Breitengrade und dem nördlichen Polarkreis, liegen die Färöer. Es ist die letzte Station voe dem unwirthlichen Island, und auch der Wandertrieb unserer modernen Touristen, die im Hochsommer bis nach Spitzbergen fahren und von dort Ansichtspostkarten nach der Heimath schicken, hat diese einsamen Felsen-Eilande weit draußen im atlantischen Ocean noch nicht in den Bereich seiner Kreise gezogen. Aber nicht blos abseits der allgemeinen Schifffahrtslinien liegen die Färöer — sie sind 990 Kilometer von der nächsten dänischen Küste entfernt —, auch sonst sind sie die denkbar unnahbarsten Eilande. Müssen doch wegen der Steilheit der Küsten, besonders auf der Insel Dimon, Personen und Waaren bei der Landung 100—150 Meter hoch aus den schwankenden Booten an Tauen in die Höhe gewunden werden. Das ist etwas Anderes als auf manchen Nordseeinseln, wo die ankommenden Passagiere und Badegäste aus den flachen Kähnen heraus auf den breiten Rücken der einheimischen Schiffer und Fischer steigen, um so über die letzten Wellen der Brandung trockenen Fußes an den Strand getragen zu werden. Färöer kommt von „faar" auf dänisch Schaf. Und mit Recht verdienen diese Eilande den Namen Schafinseln, denn diese kleinen, insgesammt nur von 13000 Menschen bewohnten Inseln besitzen nahezu 100000 Schafe, aber nur etwa 600 Pferde, während Schweine gänzlich fehlen. Die Schafzucht, Wollproduction und die Bearbeitung der Wolle bilden neben etwas Gerstenbau und Fischfang die Hauptbeschäftigung der Bewohner.

Ein junger dänischer Gelehrter und Musikschriftsteller, Hjalmar L. Thuren in Kopenhagen, der Sohn des bekannten dänischen Architekten Thuren, der vor zwei Jahren das große Aussätzigen-Hospital auf Island im Auftrage der dänischen Regierung erbaute, hat „ehe es zu spät sein wird" auf den fernen Inseln im Interesse der Volksmusik die alten Ueberlieferungen und Melodien gesammelt, da moderne Lieder die alten Ueberlieferungen aus den Tanzstuben zu verdrängen anfangen. Der Tanz ist, wie Thuren mittheilt, das beste, man möchte sagen, das einzige Vergnügen der Färinger. An den Sonntagen und jährlichen Feiertagen, bei Hochzeiten und dergleichen festlichen Gelegenheiten, hauptsächlich jedoch an den längeren, finsteren Winterabenden wird lebhaft in den engen Stuben getanzt. Wenn der Sommer vergangen ist und die Witterung jede Arbeit unter freiem Himmel hindert, ist der Färinger gezwungen, sich im Hause aufzuhalten. Hier findet sich für Mann und Weib Arbeit genug. Die Wolle muß sortirt, das Fischergarn ausgebessert werden. Dieses Stillleben ist aber gerade der Natur des Färingers, der im Sommer auf dem Felde, auf dem Meere oder in den Vogelfelsen thätig war, zuwider. Es muß ihm dann der Tanz die nothwendige körperliche Bewegung verschaffen und mit welcher Energie wird nicht getanzt, Stunden, a bisweilen Tage lang!

Der färöische Nationaltanz wird in einer Kette getanzt. Die Theilnehmer reichen sich die Hände und bilden einen Kreis, Männer und Weiber, junge und alte, in zufälliger Ordnung. Ist der Ring zu groß füe die Stube, so wird er an verschiedenen Stellen gekrümmt, wodurch die Tanzkette häufig eine sehr unregelmäßige Form bekommt.

Instrumentalmusik als Begleitung wird niemals benutzt und ist niemals benutzt worden. Die tanzenden Färinger singen nationale „Kvad" (Balladen) oder dänische Volkslieder und weil sich diese Lieder selbstverständlich in verschiedenen Tempi bewegen, muß der Tanz bald schneller, bald langsamer sein. Zugleich wechselt die Stellung der Hände. Wenn man ernste „Kvad" singt, halten die Tanzenden die Hände parallel mit den Hüften; singt man lebhafte Lieder, werden die Hände in Schulterhöhe gehalten und die Arme bisweilen in kleinen energischen Rucken hin und her bewegt. Die Färinger wollen nämlich durch ihre Bewegungen und ihre Mimik die Stimmungen, welche das Lied hervorruft, ausdrücken. Singen sie z. B. Regnar Lodbergs Todeslied: „Wir hieben mit Degen", so treten sie dabei fest auf, drücken die Hände und gesticuliren eifrig; dagegen bewegen sie sich sanft und still während des Vortrages eines traurigen Liedes wie: „Königin Dagmars Tod".

Während jeder Tanz auf Island im 18. Jahrhundert der vielen damit verbundenen Ausschweifungen wegen abgeschafft wurde, hat eine unschuldige kindliche Stimmung immer bei den färöischen Zusammenkünften geherrscht, und der einfache Rundtanz, an welchem Jedermann, jung und alt, Mann und Weib, reich und arm, theilnehmen kann, hat niemals unanständige Auftritte veranlaßt.

Der Fasching ist die eigentliche Tanzzeit, die man früher immer mit dem Oluva-Liede beendete, dessen wehmüthiger Kehrreim: „Gott möge bestimmen, wo wir die nächste Weihnacht trinken", den Gedanken auf das Aufhören der fröhlichen Zeit richtete. Zugleich konnte die Schilderung von der Treue der unglücklichen Königin Oluva ihrem Gemahle gegenüber denen, die während der Tanzzeit verlobt worden waren, eine passende Ermahnung sein. Die meisten Verlobungen finden nämlich in diesem Zeitraume statt und selbst intime Angelegenheiten wie die Werbung werden während des Tanzes abgemacht. Wenn ein junger Mann schon lange auf Freiersfüßen gegangen ist und eine entscheidende Antwort wünscht, stellt er sich zu wiederholten Malen in der Tanzkette neben die Erkorene. Ergreift sie dann seine Hand, so kann er guten Muthes sein und das Mädchen als das seinige betrachten; verfügt sie sich aber zu einem anderen Platze im Kreise, so hat er entschieden einen Korb bekommen.

Bei Hochzeiten spielt der Tanz eine bedeutende Rolle und der Pfarrer nimmt nicht selten in seiner Amtstracht theil, jedenfalls an den ersten Tänzen, die allerdings sehr gesetzt und mit Liedern, die theilweise einen religiösen Inhalt haben, verbunden sind. Nach der Trauung versammeln sich die Theilnehmer zu einem reichlichen Mahle. Wenn das Essen vorüber und ein Dankvers gesungen ist, wird die Stube zum Tanzen geräumt. Das Brautpaar und alle Hochzeitsgäste bilden eine Kette und tanzen Hand in Hand regelmäßig nach links zum Tone einiger Brautlieder geistlichen Inhalts, die von der ganzen tanzenden Versammlung gesungen werden. Wenn der Abend eintritt, folgt die ganze Gesellschaft dem Brautpaare und man singt ein Paar Psalmen in der Brautkammer. Bald danach setzen die Gäste den Tanz fort, oft bis zum frühen Morgen, während das Brautpaar die Geschenke im Bette empfängt, worauf der Bräutigam, stets im Bette, jedem Gaste ein Glas Branntwein einschenkt. Den ganzen folgenden Tag und die nächste Nacht wird mit Essen, Singen und Tanzen fortgefahren und trotz aller Lustbarkeit ist es doch sehr selten, daß Jemand von zu vielem Getränk überwältigt wird.

Welchen Inhalt haben nun die Lieder, die der Färinger noch heutzutage als Tanzbegleitung vorträgt? Er singt von Sigurd, der Fafner tödtete und mit dem Pferde Grane durch das Feuer flog; er singt von dem grimmen Högni (Hagen), von Sigurds Tode und Gudruns Rache. Kurz eine Menge der Begebenheiten, welche in den Edda-Dichtungen, im Nibelungenliede und in der Völsunga-Sage erzählt werden und die in unserer Zeit durch Wagners Musikdramen aufs Neue ans Licht gezogen worden sind, leben noch immer im Volksmunde auf den fernen Inseln im Atlantischen Ocean.

Andere Lieder der Vorzeit erzählen von Karolus Magnus (Karl dem Großen) und von seinen Rittern, von norwegischen Königen und Sagenhelden. Auch dänische Gestalten wie Toor und die Königin Dagmar treffen wir in der färöischen Dichtung. Außer den Liedern, die in der Sprache des Landes abgefaßt sind, hat das dänische Volkslied in dänischer Sprache — welche außer dem färöischen Idiom auf den Inseln gesprochen wird — eine Heimath auf den Färöern gefunden und ist in den letzten Jahrhunderten in demselben Grade wie das nationale Epos gesungen worden. Seit den Tagen des Mittelalters sind diese Lieder durch mündliche Ueberlieferung verpflanzt worden; sie bildeten die einzige geistige Nahrung der Bevölkerung und bis zur neueren Zeit bestand der Unterricht der Jugend ausschließlich in Aneignung der alten Märchen und Lieder der Vorfahren. Dadurch versteht man, daß viele Ausdrücke der Lieder einen sprichwörtlichen Charakter erhalten haben und täglich vom gemeinen Manne benutzt werden. Als ein sonderbares Beispiel mag erwähnt werden, daß eine Bäuerin, die ihren nicht ganz nüchternen Mann vor dem Wirthshaus warnen wollte, mit den Worten Abschied von ihm nahm: „Reite dem Gjukahof nicht zu nahe." Es ist dies die Mahnung an Sigurd, als er Brunhilden verläßt und zu Gudrun gelockt wird. Außer diesen Sagen, die im Mittelalter die Phantasie in den meisten mittel- und nordeuropäischen Ländern beschäftigten, haben die Färinger von norwegischen Stoffen eine große Menge entlehnt. Bisweilen ist dieser Stoff vollständig von den Färingern bearbeitet, in der Regel sind aber norwegische Lieder nur die Grundlage gewesen. Solche Lieder sind von den Färingern gehört worden, haben sich deren Beifall errungen und sind in die Sprache des Landes mit eigenthümlichen färöischen Beifügungen übertragen worden.

Die entlehnten färöischen Lieder sind gewöhnlich länger als ihre Vorbilder. Viele Situationen werden breiter ausgemalt und neue Züge hinzugefügt, wenn die Handlung sich auf einem dem Färinger wohlbekannten Gebiete bewegt. Eine andere Gruppe der Lieder giebt isländische Stoffe wieder. Island und die Färöer standen im Mittelalter in enger Verbindung, da die häufig reisenden Isländer die Inseln als eine Zwischenstation zwischen ihrer Heimath und Norwegen benutzten. Nach Hjalmar Thuren muß es als sicher betrachtet werden, daß der Tanz und die Tanzlieder nach den Färöern über Norwegen gekommen sind, und was den Zeitpunkt betrifft, so hat man ohne Zweifel im Anfange des 14. Jahrhunderts Tanzlieder gehabt, während es noch unbewiesen ist, ob der Tanz schon früher auf den Färöern aufgetreten ist. L.

Bücherbesprechungen.

— Schlatter, A., D., Professor in Tübingen, Jesu Gottheit und das Kreuz. Gütersloh, Bertelsmann. 1901. 90 S. 1,20 ℳ — Sogemeier, H., Lic. theol., Pfarrer, Der Begriff der christlichen Erfahrung hinsichtlich seiner Verwendbarkeit in der Dogmatik untersucht. Gütersloh, Bertelsmann. 1902. 80 S. 1,20 ℳ — Die erste Schrift führt in das Allerheiligste, in den Kern des Christenthums. Es ist eine, auch vom denkenden Laien oft aufgeworfene Frage, wie sich die Gottheit Jesu zu seinem Kreuzestod verhalte. In tiefgrabender Weise geht der Verfasser der Frage nach und kommt zu dem Ergebniß, daß die Verkündigung der Kreuzesthat unseren Aufblick zu Gott vermittelt. „Was die Kirche besitzt, ist mit dieser nicht durch jenseitige, unsichtbare Beziehungen verknüpft, die uns allein auf die Conjectur zurückdrängten, sondern mit ihr durch diesseitige geschichtliche Verbindungen geeint. Was wir Göttliches besitzen, der Aufblick zu Gott, den wir haben, der Geist, in dem wir beten und lieben, wird uns durch das den Gekreuzigten verkündigende Wort zu Theil. Darin wird die Gottesmacht des Kreuzes, damit aber auch das Gottsein des Gekreuzigten in einer alle Zeiten durchstrahlenden Bezeugung offenbar." Sogemeiers interessante Abhandlung erörtert zunächst die Grundmöglichkeiten der Stellung des Erfahrungsbegriffes in der Religionslehre und untersucht dann den Begriff der christlichen Erfahrung in Bezug auf Klarheit und Deutlichkeit. Das Schlußcapitel behandelt den systematischen Gebrauch des Begriffs der christlichen Erfahrung. Der Verfasser ist der Ueberzeugung, daß der christlichen Erfahrung in der Dogmatik eine fruchtbare Verwendung zukommt, und erhofft, daß mit der Constituirung des reinen Begriffs der christlichen Erfahrung durch die historische Offenbarung Gottes in Christo die meisterhaften systematischen Formen der Glaubenslehre Schleiermachers den tieferen christlichen Gehalt gewinnen werden. D. B.

— Das Licht des Lebens. Zeitpredigten auf Ewigkeitsgrunde. Reden und Skizzen von Julius Werner, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1902. Geb. 5 ℳ — In einer vorausgeschickten Zeitbetrachtung spricht der Verfasser die frohe Zuversicht aus, daß der verlorene Einfluß der Kirche auf das christliche Volk sich vor Allem wiedergewinnen lassen wird durch eine echt biblische und echt volksthümliche Predigt vor der mit Eifer neu gesammelten Gemeinde. Wir theilen diese Zuversicht unter der Voraussetzung, daß man unter diesem Einfluß weder eine social-politische Herrschaft der Kirche, und das heißt in diesem Falle der Geistlichen, über die Volksmasse, noch eine mehr oder minder sectirerisch gefärbte Einrichtung einer Sondergemeinde versteht. Die Predigten, Reden und Skizzen, die der Verfasser dann folgen läßt, erheben somit ganz von selber den Anspruch, als Beispiele für eine solche Predigtthätigkeit angesehen zu werden. Und etwas Wesentliches läßt sich gegen diesen Anspruch sicher nicht einwenden. Sie sind ohne Zweifel biblisch, das heißt, sie bewegen sich in dem Gedankenkreis, in dem die betreffenden biblischen Schriftsteller nach sprachlich richtigem Verständniß ihrer Worte selbst gestanden haben. Nirgends

ist der Versuch gemacht, nach bekannten Mustern ganz frembartige Vorstellungen in das Bibelwort hineinzudeuten, was wir besonders auch für die socialen Gesichtpunkte rühmend hervorzuheben haben. Der Prediger kennt eine biblische Wahrheit, die ein für alle Mal feststeht. Was die Volksthümlichkeit anlangt, so ist als ein Hauptvorzug dieser Predigten ihre Kürze zu bezeichnen. An dem Fehler der alten homiletischen Schule, um der unerläßlichen „Erschöpfung“ der Textgedanken willen nicht eher zum Schlusse zu kommen, als bis sie alle erschöpft sind, kranken diese Predigten nicht. Wir nehmen dabei an, daß wenigstens die meisten der hier gedruckten Predigten ungefähr so auch gehalten worden sind, wie sie dastehen, und suchen die im Titel erwähnten Skizzen wesentlich in den acht kurzen Artikeln, die der Verfasser für sein Gemeindeblatt geschrieben und hier mit hat abdrucken lassen. Allerdings macht er sich diese volksthümliche Kürze seiner Predigt dadurch sehr leicht, daß er in der Regel nur ganz kurze Texte berücksichtigt. Und so verfährt er auch da, wo die Verlesung eines längeren Schriftabschnittes vorausgegangen ist. Dann wird entweder nur ein Vers aus demselben zum Text gemacht, oder es wird anderswoher ein neuer gesucht, der den Inhalt oder einen Theil des Inhalts jener Lection zusammenfaßt. Dieses Verfahren würden wir nur ausnahmsweise für zulässig erachten, am ersten noch bei der Gelegenheitsrede, und zwar nicht irgend einem Lehrsatze der Predigtkunst zu Liebe, sondern aus dem wohl selbstverständlichen Grunde, daß die Predigt in der Regel längere Schriftabschnitte den Zuhörern verständlich und vertraut zu machen hat. Das ist eben die wahre Predigtkunst, auch längere Texte kurz und volksthümlich und doch auf gewisse Weise erschöpfend zu behandeln. Natürlich besteht aber die Volksthümlichkeit dieser Predigten nicht blos in ihrer Kürze: sie sind auch praktisch, allgemein verständlich und trotzdem in weihevoll erhebender Sprache gehalten. Jedenfalls läßt sich aus dem Buche viel lernen.

B. K.

— Die Berliner Stadtmission. Dargestellt von Ernst Evers. Buchhandlung der Berliner Stadtmission. Geb. 6 ℳ (Prachtausgabe 20 ℳ). — Das schön ausgestattete große Buch, das zur fünfundzwanzigsten Jahresfeier der Berliner Stadtmission erschienen ist, trägt den Beweis für die Nothwendigkeit seines Erscheinens zur Schau, denn erst durch seinen geschichtlichen und beschreibenden Text und durch seine vielen Abbildungen kann man eine wirkliche Anschauung von der Art und Bedeutung dieses Werkes gewinnen, wozu die noch so reichliche Einzelliteratur über dies und jenes nie verhelfen kann. Nun bedeutet freilich diese Berliner Stadtmission mit ihrer Entstehung und ihrem gewaltigen Wachsthum eine schwere Anklage gegen die preußische Landeskirche, die beinahe alles das, was hier geleistet worden ist, pflichtmäßig als solche zu leisten gehabt hätte. Aber sie ist wiederum für menschliches Urtheil durch ihre rechtliche und finanzielle Unselbständigkeit und durch ihre unlösbare Verbindung mit der Staatsgewalt, deren Ziele und Zwecke unmöglich überall mit den ihrigen zusammenfallen können, so ausreichend entschuldigt, daß gar nichts weiter übrig bleibt, als mit Dank und Freude das anzuerkennen, was außerhalb ihres amtlichen Bereiches von Einzelnen vollbracht worden ist. Daß das übrigens jeder Zeit im möglichsten Einverständniß mit den betreffenden amtlichen Gewalten geschehen ist, beweist schon die Aufnahme mehrerer Bilder in das Werk: wir finden die des späteren Cultusministers Bosse, der beiden Berliner Generalsuperintendenten Brückner und Faber, des Oberhofpredigers Kögel und noch verschiedener anderer hoher Beamter als solcher, die dazu gehören. Welchen Umfang das Werk der Stadtmission angenommen hat, das lehren schon die zwölf großen Bilder, die ein volles Blatt einnehmen und mit Kunstdruck hergestellt sind. Es versteht sich von selbst, daß eines derselben den vielgeliebten und vielgehaßten Mann darstellt, der die Sache zu Dem gemacht hat, was sie ist, den Hofprediger Stöcker. Seine Mitarbeiter aus verschiedenen Zeiten sind nach ihrer Thätigkeit zusammengruppirt, nämlich die jetzt noch thätigen fünf Inspectoren, unter ihnen der Herausgeber, acht Mitglieder des Vorstandes, unter ihnen der bekannte Graf Bernstorff, endlich die fünf ältesten Stadtmissionare. Die meisten Bilder stellen die Baulichkeiten dar, die für das Werk geschaffen worden sind, nämlich das Stadtmissionshaus, die Stadtmissionskirche von außen und von innen, die übrigen Gebäude an der Johanniterstraße, das Stadtmissionshaus im Osten, das Hospiz an der Mohrenstraße, das andere am Brandenburger Thore, endlich die zwei Ferienheime im Harz. Mit Recht sind aber auch zwei dieser großen Bilder dazu ausersehen, die Arbeit, die von der Stadtmission betrieben wird, und die, soweit das möglich ist, auch noch durch eine Menge Holzschnitte anschaulich gemacht wird, dem Auge des Lesers vorzuführen; das eine stellt eine Weihnachtsfeier im großen Saale des Stadtmissionshauses dar, das andere die vor dem Lutherdenkmal aufgestellte Currende, wie sie vor einer dichtgedrängten Zuhörerschaft ihre geistlichen Lieder singt. Wir meinen, das Betrachten aller dieser Bilder werde schon eine annähernde Vorstellung schaffen von der Ausdehnung dieses Riesenwerkes. Von der Hauptsache aber, dem Texte des Buches, brauchen wir nur zu versichern, daß er übersichtlich und ausführlich alle die Fragen beantwortet, die ein wißbegieriger Leser nur stellen kann wegen des Wann? und Wo? und Wie?

B. K.

— Durch das Mittelmeer nach dem Kaukasus. Feuilletonistische Momentaufnahmen von der ersten Orientreise der Lustyacht Prinzessin Victoria Luise. Von Heinrich Chevalley. Leipzig 1901 bei Hermann Seemann Nachfolger. — Wenn auch diesen kleinen Plaudereien, wie der Verf. im Vorwort versichert, ihr ursprünglicher Charakter gelassen worden ist und diese „flüchtig hingeworfenen, unter dem ersten Eindruck neuer Länder und Menschen entstandenen Skizzen“ weder vertieft noch wesentlich erweitert worden sind, so unterscheiden sie sich doch wesentlich von den gewöhnlichen Feuilletons unserer Tageszeitungen. Der Verf. ist sichtlich bemüht gewesen, uns nicht die ausgetretenen Pfade moderner Vergnügungsreisen zu führen und dabei oft Gelesenes nur in veränderter Form wieder vorzusetzen; wohin immer die Reise geht, ob nach der Riviera, ob nach Sicilien, ob nach Konstantinopel, ob nach Griechenland, überall erhält der Leser neue Eindrücke und das Bild dieser oft beschriebenen Landschaften und vielbesuchten Städte erscheint vor dem geistigen Auge des Lesers in neuer Ausstattung mit frischen Farben. Mit großem Geschick versteht es der Verf., den Leser auf immer neue Gesichtspunkte aufmerksam zu machen und das Charakteristische und Bemerkenswerthe einer Gegend hervorzuheben, ohne dabei dank seiner großen journalistischen Gewandtheit in den trockenen Belehrungston zu verfallen. Auf zahlreichen Excursionen in die verschiedensten Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Politik und der Religion lernt der Leser Land und Leute verstehen und zugleich erkennen, wie man reisen muß und daß man reisen muß, um die Welt kennen zu lernen und zu verstehen.

Dr. F.

— West-Oestliche Fahrten an Bord der Prinzessin Victoria Luise. Von Ferdinand Pfohl. Leipzig, 1901, bei Hermann Seemann Nachfolger. Preis 4,50 ℳ — Auch dieses Buch verdankt, wie das soeben besprochene, seine Entstehung der Vergnügungsfahrt der Prinzessin Victoria Luise im Mittelländischen und im Schwarzen Meere. Es ist noch weniger als jenes eine Reisebeschreibung landläufigen Stils, sondern, nach des Verf. eigenen Worten, eine Reihe von „Herzensergüssen, Natur-Phantasien, Schilderungen und Bekenntnissen einer künstlerischen Seele, die in der Natur nicht nur Thatsachen erkennt, sondern auch eine höhere Idee in ihr zu fühlen glaubt“. Fügen wir nun dem noch hinzu, daß diese künstlerische Seele in dem Busen eines scharf denkenden Kritikers wohnt, so dürfte damit der Inhalt und die Durchführung des Buches noch genauer umschrieben sein. Der als Musikkritiker und Musikschriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser wendet sich ausschließlich an unser Gefühl und schildert uns nicht die gesehene Natur selbst, sondern nur die Eindrücke, die sie auf ihn gemacht hat. Das führt ihn dann zu allerhand kritischen Betrachtungen, in denen er mit seinem Spott und beißender Satire, mit guten und weniger guten Witzen diese beste aller Welten geißelt. Und Stoff zu solchen Betrachtungen bietet sich ihm genug auf der Reise durch die alten und jungen Culturländer in den verschiedensten Stadien ihrer Entwickelung, von dem raffinirtesten Luxus Monacos bis zu den schnapsduftenden Krimtataren. So entsteht ein Buch, dessen Inhalt man am besten mit einem schmackhaften Ragout vergleichen möchte, das durch pikantes Gewürz, vielleicht auch etwas Paprika, schmackhaft gemacht worden ist. So anregend ein solches Gericht für den verwöhnten und übersättigten Feinschmecker ist, so anregend wird das Buch auch für Denjenigen sein, der mit flacher Salonlectüre übersättigt ist und nach etwas gehaltvoller Unterhaltungslectüre Verlangen hat.

Dr. F.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 87. Dienstag, den 22. Juli, Abends. **1902.**

Die Münchener Jahresausstellungen.

I. Die Secession.

Während aus Anlaß der Jubiläumsausstellung 1901 Secession und Genossenschaft im Glaspalast zusammengekommen waren, ist man 1902 wieder zu dem bewährten Princip der räumlichen Trennung zurückgekehrt. So lautet die Parole wieder: Getrennt marschiren, vereint schlagen! Während im Glaspalast mit 75 Sälen 200 Nummern mehr als 1901, wo 2500 Gemälde ausgestellt waren, zu zählen sind, bleibt die Secession in ihren 12 intimen Sälen auf der gewohnten Zahl von 250 bis 260 Ausstellungsobjecten bestehen. Wer nach einer verwirrenden Fülle wechselvoller Eindrücke oder wer nach internationalen Vergleichspunkten strebt, kommt jedenfalls im Glaspalast auf seine Kosten, wer das ruhige Genießen einer kleinen Zahl gut gewählter, trefflich aufgehängter Bilder vorzieht, trete ein in den korinthischen Tempel am Königsplatze. Die Gerechtigkeit verlangt indeß festzustellen, daß der Körper der Secession anfängt Fett anzusetzen, das Fett der Behäbigkeit und Bequemlichkeit, das stets auf körperliche und geistige mangelnde Beweglichkeit und Regsamkeit schließen läßt. Der Eindruck starrer Geschlossenheit und ängstlicher Abwehr vor neuen Kräften und Säften geht von diesem Körper aus. Ein bedeutender Kunstkritiker Berlins faßte mit Recht seine Eindrücke von der diesjährigen Münchener Secession in die Worte zusammen: „Die Secession treibt Inzucht und wird daran zu Grunde gehen." Heute ist der Name Secession in der That mehr eine Firma, als ein Programm. Die Begründer und Mitglieder dieser renommirten Firma fangen an alt zu werden und in bequemer Selbstzufriedenheit sich immer und immer wieder selbst zu copiren. Die Zeiten naturalistischer Rücksichtslosigkeiten in der Stoffwahl, des technisch-coloristischen Experimentirens sind dahin, aber auch die des Ausreifens der vorhandenen Kräfte. Wenn man nicht heuer berühmte Franzosen, Spanier und Schotten zu Gaste gebeten hätte, wäre das Signum des Kräftestillstands in den Reihen der eigenen Mitglieder noch stärker aufgefallen. Eine neue Jugend wächst heran. Aber die Nachfahren der jungen Slevogt, Haß, der jungen Finnen und Russen, die in den großen Sturm- und Drangjahren der Secession 1892—95 sowohl durch ihren Radicalismus wie durch ihren imponirenden Fonds künstlerischen Könnens so gerechtes Aufsehen erregten, sie finden bei den „alten Herren" der Secession heute keine Gegenliebe mehr, sie müssen bei der „Phalanx", dem neuen Münchener „salon des réfusés" anklopfen.

Innerhalb der Sphäre von geistiger Sattheit und beschaulicher Zufriedenheit aber wird man immerhin viel Eigenheit, Interessantes, wohl auch Bedeutendes finden können. Zuerst zu den Gästen! Man hat selbstverständlich nur Persönlichkeiten von klangvollem und bewährtem Namen zu Gaste gebeten. Da sind die modernen Pariser in erster Linie zu nennen: René Ménard mit einer kräftigen Sturmlandschaft, Albert Besnard mit seinen vom Pariser Salon her bekannten religiösen Cartons, 12 Zeichnungen für die Wandmalereien einer Hospital-Kapelle, Edmond Aman-Jean, der raffinirte Gandara mit einem eleganten Herrenporträt, Ulmann mit einem Canalbild. Von den Schotten treffen wir wieder die alten Ehrengäste der Secession, den trefflichen Alexandre Roche mit zwei schönen Frauenbildnissen und die Landschafter der melancholischen Glasgower Schule Thomas Morton, Murray und Cameron. London sandte Lavery, Muirhead, Monn, Moore-Park, Greifenhagen, Mohrmann, Reid, die die englische Landschaft brillant vertreten, und als bedeutendsten den phantastischen Grosvenor Thomas. Auch ein veritabler Zuloaga ist zu sehen. Der von Richard Muther entdeckte große spanische Maler hat das Porträt der Schauspielerin Consuelo aus dem Besitz der Kunsthalle Bremen ausgestellt. Die corpulente Dame in kirschrothen leuchtenden Gewändern ist gewiß als Porträt wie als Bildnißstudie fascinirend gemalt, doch scheint uns ein Debut Zuloagas in München wirkungsvoller, das ihn weniger als Techniker, denn als spanischen Cultur- und Menschenschilderer bewundern ließe. Auffallend ist das Zurücktreten der deutschen Landschaft hinter Figurenbild und Porträt. Woher diese unvermuthete Abwendung von der Natur zu Gunsten des Bildnisses, des Interieurs und der Fantasiekunst? Ist es Zufall, ist es Entwickelung? Innerhalb der vorhandenen Naturstudien herrscht die heimathliche Dachauer Schule mit den ihr verwandten Anhängern und Ausläufern. Die besten, intimsten, trotz aller Detailbeobachtung großzügigsten Landschaften zeigen die Dachauer Keller-Reutlingen, Hans v. Hagek und der begabteste Zügel-Schüler Bernhard Buttersack. Mehr und mehr Boden gewinnt das moderne Thierbild, das nicht mehr nur photographisches Porträt von Hausthieren sein will, sondern das Thier im lebendigsten innersten Zusammenhang mit der umgebenden Natur und Landschaft zeigt. Auch die „Hühner-Rafaele" vermehren sich und die Schramm-Zittau, Hubert von Heyden, Toeby können mit Genugthuung nun auch Julius Exter in ihren Reihen erblicken, dessen neueste Wandlung ihn zum erfolgreichen Studium des Hühnerhofes geführt hat.

Recht schwach sind diesmal die Herren des Meißels vertreten. Im Bildhauersaal stehen nur 35 Arbeiten, worunter viele Plaketten. Fürst Paul Troubetzkois „Tolstoi zu Pferde" und „Russisches Gespann" in Bronze stehen hier künstlerisch am höchsten. Unter den deutschen Bildnern verleugnet sich nicht der zwingende Einfluß Meister Hildebrands, der selbst ein Marmorrelief „Weiblicher Kopf" bringt. Hermann Hahns Weimarer Liszt-Standbild läßt auch im schlichten Gyps erkennen, wie vorzüglich der junge Münchener Bildhauer das Problem gelöst hat, im Wesen des großen Tonheroen das Priesterlich-Feierliche und das Mild-Menschliche zur harmonischen Einheit zu führen. Julius Exter führt sich als Skulptor mit einer liebevoll beseelten Porträtbüste für das Grab seiner Mutter sehr glücklich ein. Von Porträtköpfen sind hier noch die Arbeiten von Lilien, Weddig, Gosen, Ebbinghaus und Balthasar Schmidt lobend hervorzuheben. Hugo Kaufmann, der nächst Floßmann und Hahn meistbeschäftigte unter den Münchener Bildhauern, hat zwei kraftvoll componirte, monumental decorative Gruppen für das neue Frankfurter Einheitsdenkmal aufgestellt, Stuck, der ja auch in der Plastik sich heimisch fühlt, verblüfft mit einem halbplastisch aus einem Bronzeschild herausgetriebenen Beethovenkopf von sehr forcirter Physiognomie.

Im Eingangssaal rechter Hand fällt ein großes Phantasiebild des Berliner Meisters Ludwig v. Hofmann „Hirten" wohlthuend auf. Es predigt in Hofmanns bekanntem heroisch-sentimentalem Stil mit stillen blassen Farben die Leidenschaftslosigkeit, die von keiner Cultur getrübte Naivetät arkadischen Menschenthums. Daneben hängt Ménards „Stürmischer Abend", eine mit der Gewissenhaftigkeit der alten Schule gemalte Landschaft, die das Fehlen jeder technischen Manier durch verinnerlichte Poesie der Naturbetrachtung ersetzt. Albert v. Kellers Kunst erscheint mir immer gekünstelter, immer mehr originalitäts-lüstern, seine Motivsphäre immer pathologischer. Er beschäftigt sich vorwiegend mit Stigmatisirten, Somnambulen, Verzückten, mit Wundererscheinungen und mittelalterlicher Mystik. So reizvoll in coloristischer Hinsicht seine vier neuen Bilder sind, die Psyche seiner Auferstehungsgestalten, die Natürlichkeit der Situation wird nicht so „voraussetzungslos" geglaubt wie mutatis mutandis bei Fritz v. Uhde, der ja auch legendäre und heilige Stoffe dem

modernen Empfinden nahe zu bringen weiß. Viel besprochen wird Kellers Bild: „Ergebung". Meister Uhde hat ein wundervolles Interieur — im Hintergrund eines sonnigen Zimmers blicken seine zwei blonden Töchter vom Balkon in das lichte Grün des Garten — mit bekannter Meisterschaft behandelt. Außerdem sehen wir von ihm ein neues biblisches Motiv „Der barmherzige Samariter" in echt Uhdescher Vermenschlichung. Zwei prächtige Landschaften hat Haider-Schliersee ausgestellt. Bei diesem Elegiker in Farben ists stets der gleiche Vorwurf, der seine Palette lockt: olivgrüne Hügelmatten mit Bäumen, die wie gestickt erscheinen vor dem großen Hintergrund der fernen oberbayerischen Alpenkette, darüber weiß-blauer Himmel oder schweres Gewittergewölk vor oder nach der Entladung. Aber mit welcher Innigkeit, Größe und Wahrheit des Naturempfindens versteht der „bayrische Segantini" das zu malen! Neben Haider zeigt der stille Malerhumorist Henzeler im beschaulichen Stil Jean Pauls einen gütigen St. Nicolaus mit Reh und Raben, ein schlaues Bäuerlein, das schwer bepackt sinnirend durch den Wald stapft und eine sehr feine „Madonna im Walde". Henzeler verspricht ein zweiter Spitzweg zu werden.

Im Zeichen Stucks steht wieder der zweite oktogonale rothe Saal. Stucks Kunst, die heute die Massen „umwirft", ist, wenn sie es jemals war, heute längst keine Höhenkunst mehr. Den Arbeiten seiner letzten Jahre fehlt der nothwendige Zusammenhang mit der Natur, das Wurzeln im Mutterboden des Seins und der Kunst, völlig. Es ist getüftelte, abstracte Phantasiekunst, Kunst aus zweiter Hand; es sind Sachen von höchstem technischem Raffinement, wie das bei dem geschickten Boecklin-Nachahmer selbstverständlich ist, aber keine künstlerischen Offenbarungen, deren Existenz Nothwendigkeit ist. Europas erfolgreichster Modemaler hat für die Secession 1902 nicht zum ersten Male seine Frau in jenem im Zeitalter der Décadence so beliebten grünlich fahlen Fleischton gemalt, den man erhält, wenn man Kochsalz mit Schwefel gemischt abbrennt. Ferner erblickt man eine recht theatralische „Carmen", der man sofort die Geburt aus dem Geist der Stuckschen Palette, nicht aber die geographische und rassige Echtheit ansieht. Neben dieser Kostümpuppe hängt eine zweite, worunter zu lesen steht „Saharet". Die lebensprühende zierliche Tänzerin ist hier in einen starren, gewappneten Pallas Athene-Körper verwandelt worden. Wenig geschmackvoll hat sich Stuck in der Pose eines pathetischen Schlächtermeisters in das üppige Milieu seines Ateliers gestellt, um seine Frau, die in golddurchwirkten Atlas gehüllt und mit starren Augen als Parademodell angeschirrt der Thaten des eheherrlichen Pinsels harrt, zu conterfeien. Trotzdem gilt das wenig künstlerische Doppelbildniß des Stuckschen Ehepaares bei der großen Masse sensationsbedürftiger Ausstellungsbesucher als der diesjährige Treffer der Secession. Julius Diez, der bekannte Romantiker der „Jugend", hat zum Ritt ins Fantasieland aufgesattelt. Er bringt den blutigen Schlußact eines Märchendramas, das sich auf dem lebendigen Schuppenrücken einer gräulichen Lindwurm-Brücke abspielt, zwei farbige decorative Entwürfe und in dem großen Pastell „Sumpfgespenster" eine launige Persiflage des Irrlichter-Motivs. Hugo v. Habermann, den Einige als den größten Techniker der modernen Münchener Schule erklären, läßt nicht ab von der Curiosität seiner Magerdamen-Malerei. Die impressionistische Flecken- und Patzenmanier feiert auf der Habermannschen Palette immer noch unbestrittene Triumphe. Einen prächtigen Eindruck macht hingegen sein „decoratives Familienporträt". Eine immer entschiedenere Schwenkung vom mittelalterlichen Romantiker zum Pferdemaler macht Angelo Jank. Er zeigt zwei malerisch sehr bedeutende Bilder „Hinter der Meute" und das lebensgroße Porträt einer jungen Reiterin. Richard Pietzsch und Richard Kaiser bevorzugen in ihren großen Baumlandschaften das Pathos im Naturempfinden, Bernhard Buttersack steht mehr lyrisch mit zärtlichem Verständniß den feinen Stimmungsphasen des scheidenden Lichtes gegenüber. Meister Keller-Reutlingen malt den milden Glanz der Herbstsonne und kühle Wald-Interieurs mit außerordentlicher Sicherheit der Wirkung. Julius Exter ist wieder in den Schooß der Secession zurückgekehrt. Er stellt 8 größere Arbeiten aus, Bilder, die die eminente Entwickelung und geistig-technische Abklärung dieses zusammen mit Max Slevogt weiland größten Heißsporns aufs Schönste beweisen. „Procession" und die Studie „Mutter und Kind" zeichnen sich namentlich durch prachtvoll lebendige Formentwickelung und ungemeine malerische Klarheit aus. Ein toller Farbenexceß ist freilich die antediluvianische Naturscene „Der Waldmensch". Außerdem ein Beweis dafür, daß auch unsere angeblichen prähistorischen Vorfahren, die Affenmenschen, schon die Waldbäume roth und den Himmel grün sahen.

Durch ein kleines Cabinet für graphische Künste, das Pastelle von Ferdinand Goetz, Zeichnungen von Alois Hänisch, Aquarelle von Thomann-Zürich, wuchtige Porträt-Radirungen von dem talentvollen Dänen Severin Kröger und als Mittelpunkt des Interesses Peter Bauers Lithographien von Schopenhauer und Nietzsche enthält, gelangen wir in den Saal, dessen Ton Samberger, der waschechte Stuck-Anbeter, mit seiner Galerie Münchener Maler-Größen bestimmt. Die Collection zeigt in brillanten flotten Kohlezeichnungen die Köpfe von Herterich, Keller, Henzeler, Stuck, Habermann, Toni Stadler, Uhde, Kaulbach, Zügel, Oberländer und Bildhauer Ruemann in scharfer Charakteristik, die hier und da bis zu leiser Carikirung der Eigenthümlichkeit geht. Daneben hängt Charles Toobys pastos und breitflächig gemaltes großes Hühnerbild, der letzte tragische Act aus einem Hahnendrama.

Saal IX und X sind zum überwiegenden Theil für die Gäste reservirt. Da fallen außer den schon anfangs Erwähnten zunächst in die Augen des Parisers Edouard Saglio Familienbild, schlicht und eindrucksvoll gemalt, die ausgezeichneten schwedischen Landschaften aus Hardanger und Eggedal von Otto Sinding und Skredsvig und das temperamentvolle Kirchen-Interieur von H. Wilson-London. Viel Aufsehen erregen aus der letzten Gruppe der Münchener auch die heroisch stilisirten Landschaften von Benno Becker und dem seltsamen Farbenträumer Carl Piepko, der ganz seine eigenen Wege geht. Neben dem räumlich größten Bilde des Salons, Wielands „Arme Seele", hängt Charles Cottets-Paris gewaltige Composition „Die Procession". Es dürfte das beste Bild des 1902er Jahrgangs der Secession sein. Mit bewundernswerther Virtuosität ist dem Künstler die logische Raumeintheilung und Gruppenentwickelung gelungen. Das Bild bedeutet neben den malerischen Vorzügen zugleich eine ehrliche objective Culturstudie aus dem Leben der romanischen Klerisei.

Den Ausgang aus dem letzten Saal machen uns noch recht schwer die intimen Thierstudien und landwirthschaftlichen Schilderungen von Schramm-Zittau und Hans von Hegenbarth, den beiden besten Zügel-Schülern. Martin Brandenburg, der Symbolist, hat eine große sociale Allegorie: „Die Menschen unter der Wolke" gemalt im Stile des bekannten Leempoelsschen Sensationsbildes „Le destin et l'humanité", die indessen weniger durch malerische Deutlichkeit der Idee, als durch figuralen Ueberschwang auffällt. Bei der gesunden Gegenständlichkeit der Secessionisten ist sonst zum Glück von verstiegener Ideenmalerei und den verrenkten Schnörkeln der Allegoristen wenig zu spüren.

II. Der Glaspalast.

Es ist jedes Jahr das gleiche Bild im Glaspalast, ein ungeheurer Bilderspeicher! 75 Säle vollgestopft mit 2700 Producten des Pinsels und Meißels! Die hohe Atelierkunst aus ganz Mitteleuropa ist vertreten; aber das neue Kunstgewerbe, die Kunst im Handwerk, ist bis auf ein paar belanglose kunstgewerbliche Cabinette unberücksichtigt geblieben. Das Hauptcharakteristicum des Glaspalastes in diesem Jahre liegt im föderativen Moment. Man zählt in beiden Flügeln wohl an 20 Unterabtheilungen, die zum größten Theil auf eigene Jury Anspruch erheben. Die Hegemonie in Bezug auf Quantität der aufgehängten Objecte hat natürlich wieder die Münchener Künstlergenossenschaft; qualitativ steht die M. K. G. freilich sehr weit hinter ihren beiden Sprößlingen, der Luitpold-Gruppe und „der Scholle", zurück. Die Münchener Schwarzweiß-Künstler fühlten auch das Bestreben, sich zu sepaeiren, und gliederten sich in zwei Verbände, in die „Vereinigung für graphische Kunst" und den älteren „Verein für Original-Radirung". Zum ersten Male besucht uns als geschlossene Gruppe die um Heinrich Rasch geschaarte Schleswig-Holsteinische Künstlergenossenschaft. Sehr viel persönlicher Geist herrscht in der vortrefflich beschickten Sonderausstellung des Frankfurt-Cronberger Künstlerbundes mit Trübner und Roßmann als Mittelpunkt. Nicht so günstig wie sonst repräsentirt sich die Stuttgarter Kunstgenossenschaft. Sehr zahm geht es bei den Berliner Gästen her, die mit dem „Verein Berliner Künstler" und den „Vereinigten Berliner Clubs" vertreten sind. Ausnahmen bilden hier die bewährten Namen Franz Skarbinas, Arthur Kampfs und Karl Langhammers. Von nordischen Malergruppen verzeichnen wir die Schottische, die Antwerpener und die Glasgower Collection,

von romanischen eine Gruppe italienischer Künstler, worunter Sartorelli und Laurenti. Für Freunde exotischer Curiositäten ist sogar ein kleines verstecktes Cabinet japanischer Malereien zu finden, wo man in abgeschiedener Ruhe die östlichen naiven auf Seide gestickten Vorbilder der modernen europäischen decorativ-ornamentalen Linearkunst studiren kann. Gedenken wir noch dreier Collectionen innerhalb der M. K. G., nämlich der beiden großen Nachlaßausstellungen des 1901 verstorbenen Müncheners Ernst Zimmermann und des genialen Reitermalers Faber du Faur und der Porträtrevue im Lenbachsaal, so ist die Disposition der großen Bildermarkthalle dem fremden Besucher in den Hauptzügen gegeben.

Die Trennung und Gruppirung der 2700 Objecte nach künstlerischen Richtungen und nationaler Herkunft ist sehr zu begrüßen, denn nur durch Nutzanwendung des Princips: divide et impera kann man zum Ziele kommen. Wir eilen durch die um die sogenannte „Kegelbahn“, die diesmal eine recht glückliche Umgestaltung durch Einschiebung eines kleinen Plastiksaales erfahren hat, gruppirten Säle der Gastgeber, der M. K. G. Wir begegnen alljährlich wiederkehrenden Motiven: genrehaften Anekdötchen, gemalten Feuilletons, süßen Stillleben, Thiertrophäen, Beleuchtungsstudien, „Dame mit Hund“, „Großväterchens Geburtstag“, „Träumerei am Kamin“ ꝛc. Diese Beyschlag, L. Braun, Laupheimer, Petersen und Papperitz, Schmidt-Breitenbach und andere Autoritäten wallen auf ausgetretenen Heerstraßen. Zu den „Sensationen“ der Genossenschaft gehören die beiden Colossalbilder, Ludwig Willroiders biblische Fantasielandschaft „Noch der Sintfluth“ und Hermann Prells-Dresden „Titanenkampf“, Tempera-Deckengemälde für das Skulpturenmuseum in Dresden. Das letztere ist gut componirt und wirkt monumental-decorativ, wenngleich das Problem der freien Bewegung der vier in der Luft sich bäumenden Schimmel an Zeus' Wagen nicht ganz gelöst erscheint. Ein paar wuchtige Arbeiterbilder von Robert Böninger, Comptons Alpenbild „Eine Werkstätte der Elemente“, Poetzschs elegant gemalte, im Ausdruck etwas zu weichliche Scene „Die Frage“, einige weibliche Porträts von R. Wimmer, eine im Zeichen Uhdes entstandene „Erscheinung Mariä“ von Julius Nadl, das wäre hier das Bemerkenswertheste, im Verhältniß der räumlichen Ausbreitung der M. K. G. mit den ihrer Jury unterstellten Gästen wenig genug. Durch ein paar Cabinette im Biedermeierstil und Empire, wo die Firma Bernheimer Erzeugnisse in Bronce-Arbeiten, Keramiken, Kunstgläsern, Stickereien, auch einige aparte englische Möbel ausgestellt hat, behaglich ausrastend in dem gesuchten Eldorado für ermattete Galerie-Märtyrer, der römisch-pompeianischen Grotte, wo speiende Tigerköpfe plätschernde Kühle verbreiten, gelangen wir in den Lenbach-Saal. Hier prunkt wieder das gewohnte Bild im prächtigen Renaissancerahmen: Halbdunkel, vornehme Ruhe, schwellende Teppiche. Gedämpftes, grünliches Licht fällt draußen, wo die Welt im Sommerglanz lacht, zum Fenster hinein in den auf den echten Lenbach-Ton abgedunkelten Prunksaal. Vor uns auf Staffeleien, die von Lorbeeren flankirt sind, eine Galerie interessanter Zeitgrößen. Gelehrte, Staatsmänner, Stadtväter, reizende Schönheiten mit heißen Augen und verlangendem Lächeln, stattliche Damen von Welt, Beide im unvermeidlichen Tizianischen Rothblond, Mommsen, Fürst Bismarck, Wilhelm Busch, Reinhold Begas, der Münchener Kunsthändler Riegner, der energische Kopf Anton Seidls und als Anziehungspunkt für heimische Besucher Freund „Konrad Dreher“, der Humorist, Impresario und Lenbach-Freund, aber diesmal nicht als „komische Person“, sondern als jovialer Münchener Hausbesitzer von entsprechender Corpulenz aufgefaßt.

Hinüber zur Luitpold-Gruppe (L. G.)! Das ist die Gruppe der fleißigen Talente. Ihr Kennzeichen ist: solides Können, ruhige Beherrschung aller Kunstmittel, Hang zur Romantik, Freude am farbigen Abglanz des Lebens, Abwendung vom Ausschweifenden und Sensationellen. Unter den vielen guten Bildern der Luitpold-Gruppe stehen die reifen, von hoher geistiger Cultur zeugenden Arbeiten und Bildnißstudien von Professor Carl Marr obenan. Rafael Schuster-Woldau, den Lenbach als hoffnungsreiches Talent zu preisen nicht müde wird, ist auch in seinem neuesten Bild Sonderling geblieben, der das Verstiegene und Verrenkte liebt. Die bedeutendsten Landschafter der Gruppe sind Franz Hoch, Karl Küstner und Edmund Steppe, wenn auch keiner von den Dreien fremde Einflüsse verleugnen kann. Küstners „Märztag“ erinnert an die besten Worpsweder, Hoch, dessen „Gewitterabend“ sehr bemerkt wird, kommt in directer Linie von Hermann Urban her und Steppes Kunst ist eine Mischung von Boecklin, Thoma und Haider. Trotzdem gehören seine 14 Wald- und Seelandschaften aus dem Jura und Oberbayern mit zu den besten Naturschilderungen des Glaspalastes. Urban stellt eine Reihe römischer Campagna-Eindrücke aus, auch Landschaften mit geheimnißvollen, dunkelgrünen, bewegungslosen Seen, darüber schwerer blaugrüner Himmel. Man bewundert wieder Urbans wundervolle Behandlung der Luftperspective und die Kunst einheitlicher Zusammenfassung großer Fernblicke. Walter Thor bringt ein paar Bildnißstudien mit schlichtem, selbstsicherem Vortrag. Fritz Baers Hochalpenbilder vom Tödi und aus den Lichtensteiner Bergen zeigen mit ihrer pastos-patzigen Malweise eine ungemeine Leuchtkraft der Farbe. Egger-Lienz ist von der großen Historie zum beseelten Naturbild zurückgekehrt. Seine junge Nonne in der sonnigen Geisblattlaube ist ein erfrischend wahres und aufrichtiges Bild. Excentrisch wie immer giebt sich Eisenhut mit seiner blutrothen Fantasie „Am Tage des Gerichts“, mehr ergreift Walter Firle mit der reinmenschlichen Schilderung des letzten Actes einer dörflichen Lebenstragödie.

In der „Scholle“ sind die jungen Münchener Talente, die am weitesten links in der Genossenschaft stehen, vereinigt. Die Scholle hat unter allen Gruppen am meisten Physiognomie. Eigentlich sind es mit Ausnahme Fritz Erlers, der ja auch als Maler über bedeutende Eigenschaften verfügt, nur Zeichner und ihre Bilder sind im Grunde bunte Zeichnungen mit illustrativer Wirkung. Aber diese Eichler, Georgi, Münzer, Feldbauer sind doch durchaus selbständige Geister, die den Stoff souverän beherrschen, mit dem Stift ihren fabulirenden Träumen mit eigener Empfindung nachhängen und das Selbsterlebte höher stellen als das lehrreichste Vorbild. Im besten Sinne decorativ wirken Fritz Erlers große Bilder, ein Paar von Uebertreibungen nicht freie Fantasiestücke und Allegorien, ein sehr vornehmer Glasfensterentwurf für ein Musikzimmer und ein toller Farbencyklon, aus dem man nach einigem Besinnen eine im grellsten Rampenlicht arbeitende Tänzerin heraus findet, um deren feuerrothen Leib ein grüner Mantel kühne Faltenwogen wirft. Sein Bruder Erich Erler hat von seinem neuen durch Segantini geweihten Arbeitsfeld Samaden an Engadin ein Paar sehr persönlich gesehene Hochalpenlandschaften gesandt. Der talentvolle Münzer läßt in seiner farbigen Allegorie „Scheidender Tag“ eine nackte Frauengestalt durch die dunkelnden Wiesen schreiten, deren prachtvoll bestickter Mantel nachschleifend die Farben in der Natur auslöscht. Sehr glücklich sind Walter Georgi und Max Eichler vertreten, Ersterer mit einem temperamentvollen Fantasiebild „Feuerjo!“, Letzterer mit einer bäuerlichen Liebesscene „Schwüler Abend“ und mit der köstlichen Charakterstudie „Wer hat dich, du schöner Wald“.

Zwei Nachlaßcollectionen enthalten das Lebenswerk von Ernst Zimmermann und Faber du Faur. Zimmermann wurde zu Lebzeiten nicht gebührend geschätzt. Seine Bilder verschmähten aber auch jeden Effect. Ganz an die alten Meister gelehnt, schuf er mit erstaunlichem Fleiße und rastloser Selbstschulung eine große Reihe ehrlicher, stiller, solid gearbeiteter Porträts, Interieurs, Genres und religiöser Bilder mit Vorliebe in dunklen, satten Farben. Seine Palette hatte viel von Rembrandt, einiges auch von van Dyck. Größe der Empfindung war ihm versagt, aber es hat ja auch die Kunst Berechtigung, die nicht begeistert, sondern zum beschaulichen Studium anregt. Ein feuriger Schilderer des farbenbunten Orients war Faber du Faur und zugleich ein eminenter Maler des Pferdes in allen Bewegungen. Sein Pinsel konnte nicht genug schwelgen in den brennenden, leuchtenden Farben märchenhaften Morgenlandes. Er malte wilde maurische und marokkanische Reiterscenen, arabische Fantasies, Episoden aus Napoleons ägyptischem Feldzug, Patriarchen, Märchenerzähler, Tänzerinnen, Emire im Lager, Wüstenzüge, scheue, reiterlose und gesattelte Araberpferde: Alles mit lebendigem Temperament und einer coloristischen Bravour, die ihresgleichen sucht und vielleicht nur wieder in Makart findet. Auch er konnte zu Lebzeiten nicht hoch kommen.

Wir eilen zum Schluß d. h. in die Flucht der Säle des rechten Flügels, die man bereits halb blind und müde vom Schauen betritt. Hier dominiren an künstlerischem Können die Säle des Frankfurt-Cronberger Künstlerbundes und der zum ersten Mal corporativ auftretenden Schleswig-Holsteinischen Kunstgenossenschaft. Wilhelm Trübner bildet den Mittelpunkt der Frankfurter. Der Meister steht jetzt auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Die neuen Arbeiten, ein aufgeschirrtes prachtvoll lebendiges Cavalleriepferd und zwei halblebensgroße Reiterbildnisse sind Documente allererster moderner Kunst. Auch als herzerquickenden Schilderer der deutschen Taunuslandschaft und als

Freilichtmaler kann man ihn bewundern. Im entsprechenden Abstand unter Trübner müssen seine Frankfurter Collegen Gudden, Roßmann und Roederstein (ein Triptychon: Die drei Lebensalter) mit Hochachtung genannt werden. Gedenken wir noch in der Gruppe schwäbischer Künstler der vornehmen, ebenso gewissenhaft wie elegant gemalten Porträts von Otto Tropheter-Karlsruhe, Reinigers-Stuttgart zarter, in mattgrauen Tönen gehaltener „Abend"-Landschaft, unter den Niederländern des großen Mesdags Marinen aus Scheveningen, so haben wir das Bedeutendste aus dem westlichen Glaspalast aufgezählt.

Der große Rest ist Masse. Insbesondere die Engländer, Belgier, Schotten und Italiener haben uns gar nichts Neues und Eigenes zu sagen. Ebenso schwach ists mit der formenden Kunst bestellt. Die Bildhauerei war nie die stärkste Seite im Glaspalast. Aber wer diese unendlichen süßlichen Genrefiguren, diese stets wiederkehrenden Amoretten und Nymphen, Faune und Neger, Doenzieher und Kugelspieler, Bademädchen und Fischerinnen in Bronce, Marmor und schnödem Gyps in den diesjährigen Skulptur-Sälen betrachtet, muß wirklich wähnen, in einem Berliner Bazar zu weilen, wo die gangbarsten Sujets für den Salon- und Hausgebrauch aufgestapelt sind. Es sieht trübe aus mit der Münchener Bildhauerei. Das ist der letzte nicht sehr erfreuliche Eindruck, den wir von unserem Rundgang mit hinausnehmen in das lachende Sommerleben der süddeutschen Kunstmetropole.

Wilhelm Mauke-München.

Bücherbesprechungen.

— Praktisches Christenthum. Von Dr. phil. Heinr. Seyfarth, Pastor am Centralgefängniß in Hamburg. Neue vermehrte Auflage der Weckrufe für die Arbeit der inneren Mission. Leipzig, Fr. Richter. 1901. 2 M. — Die im Titel erwähnte erste Schrift des Verfassers (Wiss. Beil. Nr. 88 von 1894) bildete einen Jubiläumsgruß für die Dresdner Diakonissenanstalt, der zugleich den Dank des Verfassers, damals Pfarrer in Thüringen, für seine Zulassung zu dem Instructionscursus im Jahre 1893 bedeutete. Der Verfasser hat, was er gesehen und gehört, in einzelnen Artikeln über das Wesen und die Werke der innern Mission dargestellt und mit den nöthigen Nachweisen aus der betreffenden Literatur versehen. Diese neue Ausgabe mußte einen andern Titel bekommen, weil sie, und zwar zum größten Theil wörtlich, die frühere Schrift allerdings zu Grunde gelegt hat, aber daneben mit ganz bedeutenden Erweiterungen und Ergänzungen ausgestattet ist. Der Verfasser, der das damals zuerst kennen gelernte Gebiet fleißig weiter studirt und außerdem in einem neuen Amte ihm ganz anders nahe getreten ist, hat nicht nur seine Angaben überall der neuesten Statistik entsprechend geändert, sondern auch alle die Arbeiten zur Besprechung herangezogen, die der Praxis nach dieselben Ziele verfolgen, wie die innere Mission. So sind neben den Diakonissenanstalten auch die Vereine vom rothen Kreuz (nebst dem Sophienhaus zu Weimar) und der evangelische Diakonie-Verein berücksichtigt. In dem Abschnitt über die Werke der bewahrenden Liebe ist ein besonderes Capitel über die evangelischen Arbeitervereine, in dem über die Werke der gewinnenden Liebe ein solches über die Raiffeisenschen Darlehnscassen, in dem über die Werke der rettenden Liebe sind ganze vier Capitel über die Fürsorge für die Blinden, für die Familien Inhaftirter und für die Entlassenen und über Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine neu aufgenommen. Auch die früheren Capitel sind durch dankenswerthe Beigaben ergänzt. Dahin rechnen wir die Bedingungen zur Aufnahme in eine Diakonissenanstalt, das Webersche Arbeitsprogramm für die evangelischen Arbeitervereine und Aehnliches. So erfüllt das Buch auch in der neuen Gestalt den alten Zweck, für die innere Mission zu werben, kann aber außerdem auch für solche Leser, die nicht erst geworben zu werden brauchen, in allen den Fällen zur Orientirung dienen, wo nicht Fachstudium oder Erlangung einzelner besonderer Kenntnisse beabsichtigt ist. B. K.

— Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte. Heft 15. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1901. — Von mehreren Abhandlungen aus diesem Heft sind uns Sonderdrucke zugegangen, auf die wir demnach im Folgenden hinweisen wollen. Der unermüdliche Pfarrer Blanckmeister in Dresden hat drei Gegenstände behandelt. Sein Aufsatz über die Kirchenbücher im Königreich Sachsen ist zu einem förmlichen Buch geworden, in dem die Ergebnisse seiner jahrelangen archivalischen und sonstigen Studien über dieses Gebiet niedergelegt sind. Den Hauptinhalt bildet das Verzeichniß sämmtlicher Pfarreien Sachsens und der bei ihnen verwahrten Kirchenbücher und kirchlichen Verzeichnisse mit genauen Angaben über ihr Alter und ihre Vollständigkeit. Nur einige katholische Pfarrämter haben den erbetenen Bericht nicht erstattet. Es ist kein Zweifel, daß dieses Verzeichniß für allerlei kirchen- und profangeschichtliche Forschungen von hohem Werthe ist. Wie viele besondere Anfragen an der betreffenden Stelle, um nur auf diese oft so lästige Aeußerlichkeit hinzuweisen, werden dadurch unnöthig für Den, der das Buch zur Hand hat! Vorausgeschickt ist eine kurze, aber in den Hauptsachen ausreichende Geschichte der Kirchenbücher überhaupt und in Sachsen insbesondere. Ein einzelner Beweis für die Nothwendigkeit und Zweckdienlichkeit dieser Untersuchungen ist die erst so möglich gewordene Berichtigung der früher allgemeinen Annahme, die evangelische Kirche habe sich erst infolge der Anordnung des Tridentinums für die katholische Kirche zur Anlegung von Kirchenbüchern verstanden. Ein zweiter Beitrag desselben Verfassers schildert nach zeitgenössischen Berichten und Flugschriften die antirömische Reformbewegung sächsischer Katholiken im Jahre 1830, die zwar resultatlos verlaufen ist als solche, aber, wie die vielen ergangenen Schriftstücke von beiden Seiten lehren, einen wesentlichen Einfluß auf spätere Ereignisse gehabt hat. Als dritten Beitrag endlich hat Pfarrer Blanckmeister seine Festrede geliefert, die er an Carl Hase's 100. Geburtstag bei der Enthüllung der Gedenktafel an seinem Geburtshause in Niedersteinbach gehalten hat, wo es galt, die Bedeutung des großen Theologen in einer seiner würdigen Weise und doch wiederum so zu schildern, daß auch die versammelte Gemeinde des Geburtsortes begreifen konnte, um was es sich handelte. Eine kleine, aber für Special- und Localforschungen sehr wichtige Gabe hat Pfarrer Planitz in Obercrinitz geboten mit seiner Herausgabe einzelner Blätter aus Spalatins Pfarrei-Verzeichniß, das im Gesammtarchiv zu Weimar verwahrt wird, nämlich der Blätter, auf denen die jetzt noch sächsischen Bezirke Zwickau, Planen, Oelsnitz, Borna, Colditz, Leisnig, Grimma und Schneeberg verzeichnet stehen. Der Abdruck läßt genau erkennen, wie die Einträge erfolgt und welche Zusätze und Striche später dazu gekommen sind. Die Anmerkungen bieten die nöthigen Erläuterungen und Hinweise auf die schon vorhandene Literatur über die Sache. B. K.

— Scheichl, Dr. Franz, Die Duldung in Babylonien-Assyrien, Persien und China. Gotha, Friedrich Perthes. 1902. IV u. 108 S. Preis 1,20 M. — Der Verfasser ist Specialist auf dem Gebiet der religiösen Toleranz. Aus dem Vorwort ersehen wir, daß er von den mannigfachen Bedrückungen der Evangelischen in katholischen Ländern ausgegangen ist und dann angefangen hat, die Toleranz aller Zeiten und Völker zum Gegenstand des Studiums zu machen. Unserer Arbeit gehen andere vorher, die die Duldung im Islam, im Buddhismus, im alten Aegypten behandeln. Die vorliegende Schrift zeugt mit ihrer reichen Fülle von Citaten von erstaunlicher Belesenheit. Verfasser schöpft dabei allerdings nicht aus Werken, die die neuesten Ergebnisse der Forschung bringen. Die Darstellung ist gewandt und flüssig und um der interessanten Culturbilder willen, die sie entwirft, lesenswerth. Nur nimmt die Toleranz selbst einen verhältnißmäßig kleinen Raum ein innerhalb der ausführlichen Schilderungen von Religion und Sitte. Mir würde der Titel: „Die Humanität in Babylonien u. s. w." angebrachter erscheinen und dem Inhalt mehr entsprechen. Meines Erachtens hätte Verfasser auch genauer definiren müssen, was er unter „Duldung" versteht, und die verschiedenen Spielarten oder Beweggründe der Duldung oder Unduldsamkeit schärfer auseinander halten müssen. — Beim 1. Abschnitt: Babylonien-Assyrien kam mir das Bedenken, ob es beim jetzigen Stand der Forschung überhaupt schon möglich ist, ein Urtheil über die „Toleranz" der Babylonier-Assyrier zu fällen. Zur Vervollständigung dieses Culturbildes hätte auch das Material, das die Bibel, insbesondere die Propheten bieten, mehr herangezogen werden müssen. Ich möchte dabei bemerken, daß man vor dem Exil nicht von den „Juden" reden kann (S. 5 u. 18), sondern nur vom „Volk Israel". — „Werfen" S. 31 Z. 9 v. u. ist wohl Druckfehler?
J. N.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 88. Donnerstag, den 24. Juli, Abends. 1902.

Deutsche Ausgrabungen in Babylon.

Als unser Kaiser vor vier Jahren auf dem Haram, der denkwürdigen Stätte des Salomonischen Tempels, sich befand, äußerte er gegen den führenden Tempelscheikh, es sei schade, daß an diesem interessantesten Orte der Welt keine Ausgrabungen veranstaltet würden. Der Scheikh gab von seinem in den islamitischen Mond guckenden Standpunkt aus die treffliche und würdige Antwort: „Es ist besser, seine Blicke und Gedanken nach oben, als in die Tiefe zu richten.“ Es ist jedoch trotz der vornehmen Mahnung des gelehrten Tempelscheikhs gut und erfreulich, daß Deutschland auf einem Gebiete seine Blicke und Gedanken in die Tiefe richtet, das voraussichtlich auf mehrere Jahrhunderte den menschlichen Geist beschäftigen wird: der durch die Ausgrabungen in Vorderasien mächtig gewachsenen und geförderten Alterthumswissenschaft. — Wenn man von dem nordsyrischen Hafen Alexandretta aus landeinwärts geht und die Paßhöhe von Beilan überschritten hat, erblickt man, soweit das Auge reicht, eine zahllose Menge von hohen und niedrigen Hügeln, von den Arabern „Tell“, von den Türken „Tepe“ genannt. Diese Hügel geben der Landschaft das Gepräge über Aleppo bis an die Ufer des Euphrat und Tigris, und setzen sich durch ganz Babylonien fort bis hinüber in die elamitische Ebene. Unter diesen Hügeln schlummern die ältesten Culturstätten Asiens, die Städte, Tempel und Paläste der Babylonier, Assyrier, Hethiter und Elamiter. Während Frankreich, England und Amerika seit 60 Jahren mit unermüdlichem Fleiß und heroischer Ausdauer diese Tells zu neuem Leben erweckt haben, ist nun endlich auch Deutschland in den Wettbewerb der Nationen mit eingetreten. Es handelt sich ja hier nicht um das geistige Prestige — das besaß Deutschland schon durch die Entzifferung der Keilschrift und die wissenschaftliche Ausbeute der an das Tageslicht geförderten Schätze — es handelt sich vielmehr um eine überaus wichtige Besitzfrage; es kann uns wahrlich nicht gleichgiltig sein, daß die kostbaren Schätze, die von der ältesten Cultur Kunde geben, in die Museen von Paris, London, Newyork wandern, während Deutschland getreu dem Wort des vorgenannten Tempelscheikhs in den Mond guckt. Jedenfalls will sich Deutschland bei dieser neuen Theilung der Erde nicht mit der Rolle des Poeten begnügen.

Es ist somit freudig zu begrüßen, daß nach einer Orientirungsreise, welche Geheimrath Sachau im Auftrag der Generalverwaltung der preußischen Museen 1897/98 unternommen hatte, die Deutsche Orientgesellschaft sich entschlossen hat, das Ruinenfeld von Babylon planmäßig und systematisch auszugraben. Das durch den großherrlich türkischen Ferman vom 14. Jan. 1899 der deutschen Unternehmung freigegebene Werk würde sich, eine glückliche Vollendung vorausgesetzt, würdig der Wiederentdeckung der assyrischen Hauptstadt Nineveh durch die Engländer anschließen.

Babylon, in den Inschriften „Stadt des Lebens“ oder Bab-ilu d. h. „Gottespforte“ genannt, die vielgoldne, stolze Stadt, die um 2250 v. Chr. unter Hammurabi zum Mittelpunkt des geeinten nord- und südbabylonischen Reiches erwählt wurde, weltgebietend, riesenhaft, die Phantasie des biblischen Volkes erfüllend von den uralten Zeiten des Thurmbaues zu Babel bis hinab in jene tragischen Ausgänge, als sie an den Wassern zu Babel saßen. Noch in den spätapokryphischen Erzählungen vom Bel und Drachen zu Babel klingt die Erinnerung an die engen Beziehungen nach, die allezeit zwischen Babel und Bibel bestanden. Im Jahre 689 wurde die Stadt von dem assyrischen König Sanherib dem Erdboden gleichgemacht und unter Wasser begraben, der rohe Zerstörer protzt damit, er habe „ihre Ueberschwemmung größer als die Sintfluth gemacht“. Aber Nebukadnezar baute die Gewaltige prächtiger denn je auf, er errichtete auf berghoher Terrasse, seiner medischen Gemahlin Amyitis zu Liebe, die sich nach den Bergen der Heimath sehnte, jenen Wunderbau, der in den Sagen der Alten verherrlicht wird. Hier, in diesem Palast, feierte Belsazar kurz vor der Katastrophe das berüchtigte Prunkmahl, hier hielt am 27. Oct. 538 Cyrus, der Stern von Anschan, seinen Einzug, hier lag zum Tod der größte Held des Alterthums, Alexander der Große. Der Palast wurde zur weltgeschichtlichen Stätte durch das hier erlassene Edict des Königs Cyrus, das den Wiederaufbau des Tempels und die Rückkehr der Juden gestattete. Um die Wende unserer Zeitrechnung ist Babel in Staub und Trümmern begraben. Die neu sich erhebenden Städte Ktesiphon, Seleucia und Bagdad wurden aus den Steinen der vergessenen Metropole erbaut, Milliarden von Backsteinen wanderten den Weg der vandalischen Verwendung; in dem modernen Städtchen Hilleh bei Bagdad ist kaum ein Haus, das nicht Ueberbleibsel aus der Stadt Nebukadnezars aufwiese. Es ist zwei Jahrtausende lang ein Ziegelraub im großen Stil ausgeführt worden, gegenwärtig werden auf dem Trümmerhügel Babil zur Errichtung eines Euphratdammes Steine en masse weggeschleppt. Ehe die Ausgrabungen begonnen hatten, tummelten sich die Marodeure der Alterthumswissenschaft, Juden, Araber, Armenier, um die Hügel abzusuchen, werthvolle Schriftdenkmäler wurden zerbrochen, zersägt, um ihren baaren Ertrag zu mehren. Es ist höchste Zeit, daß dieser Wirthschaft ein Ende gemacht wird, es ist eine wahrhaft große Aufgabe, welche sich die Deutsche Orientgesellschaft gestellt hat, eine der werthvollsten Stätten alter Cultur durch planvolle Ausgrabung und Durchforschung vor planloser Vernichtung zu retten.

Schon früher hat sich die Archäologie auf dem Ruinenfeld von Babylon bethätigt. Der Entdecker Babels ist Layard, seinen Spuren folgte in den fünfziger Jahren eine französische Expedition, deren kostbare Funde zum großen Theil durch das Versinken des Schiffes, in dem sie geborgen waren, in den Fluthen des Tigris begraben sind. Der Engländer Rawlinson und Hormuzd Rassam setzten an verschiedenen Stellen mit Erfolg den Spaten an. Genannt seien nur die werthvollsten Funde: der Cyruscylinder, eine tendenziös gefärbte, von einem Merodachpriester verfaßte Schilderung der Einnahme Babels durch Cyrus, ferner die babylonische Königsliste, die uns die Weltbeherrscher des Euphratlandes bis in das dritte Jahrtausend mit minutiös genauer Angabe ihrer Regierungszeiten nennt, die Annalen Nebuna'ids, eine Zusammenstellung der Ereignisse, welche der Eroberung Babels vorausgegangen sind, endlich die doppelsprachige Inschrift Hammurabis. Es kann behauptet werden, daß durch diese Denkmäler allein unsere Kenntniß des vorderasiatischen Alterthums, wie der Geschichte der Menschheit überhaupt nicht nur bereichert und vertieft, sondern grundlegend erneuert worden ist.

Babylon weist drei große Trümmerhügel auf, Babil im Norden, eine halbe Stunde südlich Kasr, und wieder etwas südlicher Amran-ibn-Ali: alle drei Hügel berühren mit ihrer Westseite das Euphratufer. In Babil fand man vier rothe Granitbrunnen, die bis zum Spiegel des Euphrat in die Tiefe reichen. Wir dürfen hier die Stätte der weltberühmten hängenden Gärten, des märchenhaft schönen künstlichen Königsparkes vermuthen. Kasr heißt „Schloß“: dieser imposante, 35 Hektar Grundfläche und 20 Meter Höhe messende Ruinenhügel ist durch abertausend dort gefundene gestempelte Steine als die Stätte bezeichnet, unter welcher der Königspalast Nebukadnezars begraben liegt, eine weltgeschichtliche Riesenleichenkammer, an Ausdehnung nur durch den Hügel Kujundschik, die Stätte des alten Nineveh übertroffen. Hier begannen am 16. März 1899 die deutschen Ausgrabungen. Der Führer der Expedition, Koldewey, nahm zunächst einen Querschnitt durch die östliche Front des Kasr in Angriff und stieß auf die riesige Palastmauer, durch welche die

Wohnung des göttergleichen Großkönigs — die babylonischen Herrscher werden öfters durch vorgesetztes ilu als Götter bezeichnet — den profanen Blicken der Welt entzogen wurde. Die äußere Schalung dieser aus gebrannten Ziegeln und Asphalt bestehenden Mauer ergab 7,25 Meter Dicke; es folgte eine Füllung von Sand und Schotter von 21,5 Meter und dieser wiederum eine innere Schale von 13,10 Meter Dicke, so daß insgesammt die Mauer den gigantischen Durchmesser von 41,85 Meter ergab. Die Oberkante dieser gewaltigsten Mauer, die je die Erde gesehen hat, liegt heute 7 m unter der Erdoberfläche: welche Leistung mußte Spaten und Hacke vollbringen, um sie bloßzulegen. Im August 1899 entdeckte man die hethitische Stele, die Bildsäule des Wettergottes in gebietender Haltung, mit der Linken den Dreizack, der rechten den Hammer haltend; die sechszeilige Inschrift harrt gleich allen anderen Schriftdenkmälern der Hethiter, jener gewaltigen Culturmacht, die von Syrien und Kleinasien aus im zweiten Jahrtausend Weltreiche schuf, ihres glücklichen Entzifferers. An der Ostseite des Kasr wurden Bruchstücke eines Tempels bloßgelegt, in der die babylonische Maria del parto, die Göttin Nin-Mach verehrt wurde. Weitere Grabungen, welche auf dem nördlichen Trümmerhügel Amran-ibn-ali veranstaltet wurden, ergaben die durch die Bauinschrift Nebukadnezars gestützte und von Friedrich Delitzsch glänzend vorausgesagte Thatsache, daß hier die Stätte des großen Tempels Esagila zu suchen sei. Dieser Tempel, um 2500 von Zabum erbaut, war dem Nationalgott der Babylonier, Merodach, fast zwei Jahrtausende geweiht. Wie der Islam im Neumond das Sinnbild der zunehmenden Herrschaft gläubig verehrt, so sah Babel in dem Gott der Frühlingssonne, des aufsteigenden Tagesgestirnes, den allmächtigen Garanten der Weltherrschaft. Als der Tempel unter Nabopolassar herrlicher denn je, strahlend in Gold und Edelgestein, erbaut wurde, scheute sich der König nicht, das Rohrgeflecht, das Zeichen der Frohnde auf dem Haupte, selbst mit Ziegel zu streichen und Hand anzulegen, um der würdigsten der Gottheiten eine Heimstätte zu bereiten. Cyrus schonte den Tempel, Xerxes zerstörte ihn, Alexander bot 2 Monate hindurch 10000 Mann täglich auf, um den Schutt wegräumen zu lassen. Seitdem blieb der Tempel im Staub der Vergessenheit, bis deutsche Hand — es geschah im Jahre 1901 — seine ehrwürdigen Steine wieder hob. Bereits im September des vorvergangenen Jahres hatte man die aus den Inschriften vielbekannte Prozessionsstraße wieder entdeckt, die ihren Ausgangspunkt in der Schicksalskammer Du-Azaga hatte: hier nahm an jedem Neujahrsfeste Nebo, Merodachs Sohn, Wohnung, um die Geschicke der Welt und des Königs zu bestimmen. Von dieser Kammer bis zur babylonischen Straße Aibueschabu hatte Nebukadnezar die Prozessionsstraße mit Brecciaplatten pflastern lassen, von denen eine große Menge aufgefunden worden ist. Die besterhaltenen tragen die Inschrift: „Nebukadnezar, König von Babylon, Sohn des Nabopolassar, Königs von Babylon, bin ich. Die Babelstraße habe ich zur Prozession des Gottes Marduk, des großen Herrn, mit Platten von Berggestein prächtig gepflastert. O Marduk, schenke ewiges Leben."

Eine hervorragende Erwähnung verdienen die etwa fünftausend buntglasirten Ziegel, welche auf der Prozessionsstraße gefunden wurden, sämmtlich Bruchstücke des doppelten Löwenfrieses, der die breite Straße zu beiden Seiten umrahmte. Es ist gelungen, diesen babylonischen Löwen von einer wahrhaft überraschenden Natürlichkeit der Darstellung und von künstlerischer Vollendung, besonders in Bezug auf den beabsichtigten Typus der Majestät, vollständig wiederherzustellen: wir sehen in verschiedenen Richtungen schreitend den weißen Löwen mit gelber Mähne, und den gelben Löwen mit grüner Mähne. Auf der östlichen Langseite des Kasr hatte man von Anfang an eine Menge solcher Reliefziegel, durchweg in kleine und kleinste Fragmente zerschlagen, aufgefunden. Wahrscheinlich hat man bei dem durch die Jahrhunderte hindurch gehenden Ziegelraube die glasirten äußeren Theile der Nebukadnezar-Ziegel abgeschlagen, um den Rest besser verwenden zu können. Wir haben in diesen zahllosen kleinen Steinen die Reste einer Kunst, in welcher die Babylonier die Meisterschaft der Welt erlangt haben, die Ziegelemaillirkunst, die darin bestand, auf Thon und Backstein farbige Bilder in Basrelief zu setzen, zur Ausschmückung von Wänden und Mauern. In der von Dieulafoye ausgegrabenen Audienzhalle der Achämenidenkönige zu Susa legte man innen einen breiten, aus glasirten Faiencezziegeln zusammengesetzten Figurenfries bloß, bestehend aus schreitenden Löwen, umrahmt von Palmetten, Margariten und anderen zarten Motiven, in farbenprächtigster Ausführung, während außen ein Majolikafries die susische Abtheilung der Garde des Darius aufwies. Heute wissen wir, daß die Perser in dieser Kunst bei den Babyloniern in die Schule gegangen sind, von denen Diodor erzählt, daß sie „auf Ziegeln allerhand Thiergestalten abgebildet hätten, mit einer die Natur glücklich nachahmenden Farbengebung". Neuerdings hat man in der Nähe des Ninmachtempels auch Ziegelglasuren mit Stier- und Drachenbildern aufgefunden.

In dem verflossenen Jahre 1901 ist in der Südhälfte des Kasr eine ganze Reihe von Zimmern eines großen Palastes freigelegt worden, den Nabopolassar, der Vater Nebukadnezars, erbaut hat, während der auf einer gewaltigen Aufschüttung (tamlu) errichtete jüngere Palast sich auf der Nordhälfte befindet. In Amran-ibn-Ali wurde ein neuer Tempel des Gottes Ninib, des Aerztegottes, aufgefunden. Die Prozessionsstraße ist nunmehr in ihrem Verlauf vom Kasr bis zum Nordrand des Amranhügels verfolgt worden.

Von Schrifturkunden wurden bisher mehrere hundert Thontafeln und Thoncylinder geborgen, viele davon im Ninibtempel, religiösen und liturgischen Inhalts. Das Schwergewicht der Bedeutung aller bisherigen deutschen Ausgrabungen liegt auf dem bautechnischen Gebiet. Wir haben heute schon die Grundlinien zu der überaus wichtigen Topographie von Babylon. Einige neue Grabungen sind in der Schwesterstadt Borsippa, im heutigen Birs Nimrud, ausgeführt worden. Zwei weitere Ruinenstätten Babyloniens, Fâra und Abu-Hateb, werden, nachdem die türkische Erlaubniß eingegangen ist, demnächst in Angriff genommen werden.

Es dürfte die Leser interessiren, über die äußere Lage der Deutschen Orientgesellschaft, als der Unternehmerin der Expedition, etwas zu erfahren. Dieselbe ist am 24. Januar 1898 gegründet worden und zählt nach dem jüngsten Bericht 656 Mitglieder. Mit der Leitung des Ausgrabungswerkes wurde Dr. Rob. Koldewey, Lehrer an der Baugewerkschule zu Görlitz, betraut. Derselbe hatte sich durch die im Auftrag des deutschen Orientcomités zu Sendschirli in Nordsyrien 1888—91 unternommenen Ausgrabungen auf das Vortheilhafteste bekannt gemacht: er ist ein Mann, der eiserne Energie mit kühnem Forschergeist auf das glücklichste vereinigt. Ihm zur Seite stehen als technischer und wissenschaftlicher Beirath Regierungsbauführer Andrä-Dresden und Privatdocent Dr. Weisbach-Leipzig, beide Männer von hervorragender Tüchtigkeit. Infolge der bedeutenden Ausdehnung des Ausgrabungsgebietes sind noch die Architekten Baumgarten-Dresden und Nöldeke-Hannover zur Mitarbeit berufen worden. Die Kosten wurden ursprünglich durch die freiwilligen Beiträge der Mitglieder gedeckt. Se. Majestät der Kaiser wandte dem Werke sein lebhaftes Interesse zu, bewilligte beträchtliche Summen aus dem kaiserl. Dispositionsfonds, übernahm auch am 20. März 1901 das Protectorat über die Deutsche Orientgesellschaft. Die preußische Staatsregierung überwies im vergangenen Jahre eine Subvention von 75000 ℳ.

Bisher wurden auf den Ruinen etwa 200 Arbeiter, meist Araber, beschäftigt. Die Lohnansprüche sind niedrig, die tägliche Nahrung ist dieselbe wie die der Pyramidenarbeiter vor 6000 Jahren: Brod mit Zwiebel! Der Schutt wird mit der Spitzhacke (kasma) gelockert, in Körben aus Palmenbast geflochten (senbil) fortgetragen, diese Körbe werden mit einer breiten, kurzen Schaufel (marr) gefüllt. Der Schutt ist verhältnißmäßig locker, die Schutthöhe schwankt zwischen 6 und 10 m. Nicht nur die Schwierigkeit des Terrains, mehr noch die Beschwerden des Klimas, das Arbeiten in sumpfiger, von bösartigen Insecten durchwimmelter Gegend, bei einer Temperatur, die bis 49° Celsius im Schatten steigt, fordern die höchsten Opfer an Ausdauer und Leistungskraft. Zuerst wohnten die Mitglieder der deutschen Expedition in einem stallähnlichen Gebäude des Dorfes Koraiwesch. Das neue „Ausgrabungsexpeditions-Dienstgebäude" liegt unmittelbar am Fuße des Kasr.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß das unter kaiserlichem Schutze stehende große Unternehmen der Wiederausgrabung von Babylon weiter gerathen und gereichen möge Deutschland zur Ehre, der deutschen Wissenschaft zur Förderung!

Dr. Johannes Jeremias.

Alt-Heidelberg.

[Eine persönliche Herzenserleichterung.]

Auf den Theaterzetteln liest man seit einiger Zeit: Alt-Heidelberg, Schauspiel in 5 Acten von Wilhelm Meyer-Förster. Das Publicum drängt sich in die Theater*), weil es sich an dem Anblick fröhlichen Studentenlebens zu erquicken hofft oder seine eigenen Studentenerinnerungen erneuern möchte oder auch weil der Name Heidelberg für alle naturfrohen Menschenkinder einen süßen, bezaubernden Klang hat. Auch der, welcher diese Zeilen geschrieben hat, ist diesem Zuge gefolgt und ins Theater gegangen, zumal bei ihm zufällig jene Voraussetzungen sämmtlich eintrafen. Aber was habe ich gesehen? Ein weltschmerzliches, verschrobenes, aller inneren Wahrscheinlichkeit bares, Gemüth und Verstand peinlich berührendes Stück, ein Stück, dessen Reiz für das große urtheilslose Publicum nur in einigen z. Th. allerdings recht gut gelungenen studentischen Bildern und in der herrlichen Scenerie des Neckarthals besteht. Das Stück ist übrigens wesentlich ernsthaft, die einzige wirklich drollige Figur ist der Gastwirth Rüder. Urtheilen Sie übrigens selbst!

Der Fürst von Sachsen-Carlsburg, welcher einen altmodischen Hof mit viel Etikette und Trommelwirbeln unterhält, hat seinen Neffen, den Erbprinzen, an seinem Hofe erziehen lassen. An diesem Hofe ist Alles Etikette und äußerer Schein, die Minister, Hofmarschall, Kammerherren — lauter Figuren, wie sie uns etwa Schiller in seinem Hofmarschall v. Kalb gezeichnet hat. In dieser trostlosen Umgebung ist der Prinz ungesellig und einsam aufgewachsen. Den einzigen Verkehr bildet sein langjähriger Erzieher Dr. Jüttner, welcher nun auch mit ihm die Universität Heidelberg beziehen soll. Dieser Dr. Jüttner ist an einem solchen Hofe eine unmögliche Figur, man würde ihn im Ernstfalle schon nach ein paar Tagen unter irgend einem Vorwande wieder entlassen haben. Er ist ein älterer, dicker, aufgeschwemmter Herr, der — wie er selbst sagt — aus lauter Langeweile sich am fürstlichen Hofe gemästet hat und unausgesetzt vom Drucke seiner Lage, die doch seinem eigenen Willen entspringt, und den längst geschwundenen schönen Studententagen in Heidelberg spricht. Mit ihm und dem Erbprinzen soll der Kammerdiener Lutz nach Heidelberg ziehen. Dieser Kammerdiener ist an sich eine charakteristische Figur, das Urbild eines unwissenden und frechen, dabei aber doch, wo es sein muß, fügsamen Lakaien. Man könnte daher dieser Rolle vollständigen Beifall zollen, wenn sie rein als Nebenfigur aufträte. Wenn aber eine solche an sich unbedeutende und durchaus nicht interessante Persönlichkeit sich wie ein rother Faden durch das ganze Stück hindurchzieht, ja dasselbe gewissermaßen beherrscht, so heißt das, die Geduld des gebildeten Hörers auf eine allzuharte Probe stellen. Der Prinz kommt in Heidelberg an und wird in dem zu der Schankwirthschaft gehörigen Garten, in welcher sich seine Wohnung befindet — während der Erzieher in unmittelbarer Nähe ein unzeitgemäßes Schläfchen hält — von einem Chargirten der „Saxonia" regelrecht für sein Corps „gekeilt". Wer Heidelberg kennt oder in früheren Zeiten gekannt hat, weiß, daß Erbprinzen dort nicht in Studentenwirthschaften absteigen. Doch legen wir darauf weiter kein Gewicht, erkennen vielmehr gern an, wie hübsch und im Ganzen auch naturgetreu die Studentenscenen im Garten gezeichnet sind, besonders diejenige, in welcher der niedlichen Kellnerin Käthie von den Chargirten verschiedener Corps in jugendlicher Begeisterung und heiterster Laune die Bänder der Corps überreicht werden. Dieser Abend bildet den kurzen Höhepunkt des Stückes, von da ab geht es reißend abwärts. Wir sehen den Erbprinzen noch einmal, wie er nach einer durchschwärmten Nacht, an welcher auch der „Erzieher" trotz seines Herzleidens theilgenommen hat, heimkehrend, mit den Commilitonen Pläne für neue Belustigungen entwirft. Mit Käthie, die er schnell liebgewonnen hat, ebenso wie sie ihn, will er sogar eine Reise nach Paris unternehmen — beiläufig bemerkt eine Nüance, die zwar modern sein mag aber keineswegs schön ist und auch den Gepflogenheiten des Studentenlebens nicht entspricht — da kommt plötzlich und unerwartet das Verhängniß über ihn. Sein Onkel, der regierende Fürst, ist schwer erkrankt, er selbst wird zur einstweiligen Uebernahme der Regentschaft schleunigst nach Carlsburg zurückberufen. Der „Erzieher", der als Freund jetzt erst recht an seinem Platze wäre, zieht es vor in dem schönen Heidelberg zurückzubleiben, wo er sich auch bald todtgeschwärmt hat. Inzwischen hat der junge Prinz die Regierung angetreten. Man kann es ihm nachfühlen, wie sehr es ihn schmerzt, nach den flüchtigen Monaten heiteren Lebensgenusses und fast unbeschränkter Freiheit plötzlich wieder in den Bann der Etikette und den Zwang höfischen Lebens geschlagen zu sein. Aber der Pessimismus, die Menschenscheu, die völlige Verzweiflung an sich selbst und der Welt, der ganze Bann trüber Gedanken, denen er sich willenlos überläßt, ist keineswegs genügend, man kann sagen überhaupt nicht, motivirt, überdies bei einem Jüngling in dem blühenden Alter von etwa zwanzig Jahren, welcher sein eigener Herr ist, völlig unwahrscheinlich und unerklärlich, man müßte denn annehmen, daß er krank sei, wofür aber kein äußeres Anzeichen vorliegt. Denn die Convenienzheirath, welche sein Onkel für ihn vorbereitet hat, konnte ihn als nunmehrigen alleinigen Herrn natürlich nicht binden und die steife, langweilige geisttödtende Umgebung, die ihm seine Jugend verdorben hatte, wäre doch sehr bald durch eine andere jugendfrischere zu ersetzen gewesen. Das Verfahren in solchen Fällen ist meist höchst einfach und besteht darin, daß der junge Fürst aus einem benachbarten größeren Staate sich einen neuen Minister verschreibt, der dann mit der übrigen Hofgesellschaft schnell aufräumt. Auch konnte der Fürst, wenn er die Welt und sein freies Leben noch länger genießen wollte, eine Regentschaft einsetzen und auf Reisen gehen, wie es in alter und neuer Zeit regierende Fürsten oft gethan haben. So aber schließt er sich völlig von seiner Umgebung ab und macht, wie diese es selbst ausspricht, den Hof zu einem Gefängniß, noch schlimmer, als er bei Lebzeiten des alten Fürsten gewesen war. Da kommt ihm plötzlich der Gedanke, noch einmal auf einen einzigen Tag nach Heidelberg zu seinem Corps und seiner Käthie zurückzukehren. Der Kammerdiener ist natürlich noch immer da und der Einzige, der sich wenig oder gar nicht verändert hat. Die nun folgenden Schlußscenen sind Abschiedsscenen von höchst unerquicklicher, ja peinlicher Art. Der Fürst findet, wie begreiflich, fast keinen seiner ehemaligen Corpsbrüder mehr vor, die derzeitigen sind ihm fremd. Der Ton, in dem er mit ihnen verkehrt, ist, ungeachtet seines sehnlichen Wunsches, sich noch einmal in die früheren frohen Tage zurückzuversetzen, steif und förmlich, die gesungenen Studentenlieder klingen ernst und traurig, Alles ist grau in grau gemalt und zuletzt kommt noch der Abschied von Käthie, welche mit Kummer und viel Thränen einem ihr aufgedrängten unerwünschten Ehebunde entgegengeht. Noch einmal drückt ihr der Geliebte die Hand, dann wendet er sich stumm von ihr ab und der Vorhang fällt.

Das ist das Ende. Aus einem fröhlichen Studentenstücke (man denke an Rod. Benedix' noch immer unübertroffenes „Das bemooste Haupt"), wozu schon der Name „Alt-Heidelberg" gewissermaßen berechtigt, ist ein weltschmerzliches, echt modernes Schauspiel geworden. Auch Heidelberg selbst mit seinen Erinnerungen und der ewig jungen Natur, die es umgiebt, ist uns für den Augenblick wenigstens gründlich verleidet. Denn die beiden einzigen Personen, für die wir uns interessiren, sehen wir einer trüben, freudlosen Zukunft entgegengehen. Selbst in der freundlichen Wirthschaft am Neckar ist es still geworden, die Studenten haben sich anderswohin gezogen. Wir wollen dem Dichter nicht den Pessimismus an und für sich verwehren, wir tadeln nur, daß er denselben in Lebenssphären hineinträgt, wohin er nicht gehört. Für diesen Grundfehler kann uns die sonstige Handlung nicht entschädigen. Zudem ist der Aufbau derselben ein sehr lockerer. Zwei der am meisten hervortretenden Personen, der Erzieher und der Kammerdiener, könnten ruhig wegbleiben, ohne daß der Gang der Ereignisse dadurch beeinflußt würde. Denn der Dr. Jüttner hat keine Macht über seinen Zögling, der, wenn auch im völligen Einverständnisse seines Lehrers, seine eigenen Wege geht. Die wichtige Scene im Garten, wo der Prinz dem Studentenleben gewonnen wird, findet jenen sogar schlafend und vorher und nachher hat der Doctor nichts als Redensarten, die Redensarten eines etwas verlotterten Biergenies. Der Kammerdiener aber ist, wie wir bereits oben andeuteten, für den Gang des Stückes vollends ohne Einfluß. Wenn wir also dem Talente des Dichters, wie es sich in einzelnen Genrebildern zeigt, alle Anerkennung zollen, so wollen wir doch an dieser Stelle protestiren gegen einen dichterischen Versuch,

*) Sogar Ansichtspostkarten sind jetzt in den Schaufenstern zu sehen. Red. d. L. Z.

welcher darauf hinausläuft, dem modernen Menschen seine Freude an den bisher unangetastet gebliebenen Idealen des Studentenlebens zu rauben. Daß ein solches Stück, eigentlich doch nur weil es dem modernen Pessimismus fröhnt, volle Häuser machen kann, ist auch ein „Zeichen der Zeit" und zwar ein recht bedenkliches. —tg—

Carl August Windisch †.

Zum Gedächtniß eines sächsischen Volksschriftstellers.

Aus Frankenberg kommt eine Trauerkunde: Carl August Windisch, der begeisterte Sänger des Vogtlandes und Erzgebirges, der lebensfrohe, rüstige Greis, ist heimgegangen! Durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, durch sein fruchtbares Schaffen ist er weiten Kreisen des Vogtlandes und Erzgebirges bekannt geworden und wird unter ihnen fortleben in seinen Liedern und Schriften.

Er war ein Sohn des Vogtlandes, ein echter Gebirgssohn von derber Art, von ragendem Wuchs und von unverwüstlicher Kraft. Julius Mosens Geburtsort, Marieney bei Oelsnitz, war auch Carl August Windischs Heimathdorf. Darum begegnen wir in seinen Schriften oft ähnlichen Eindrücken, wie sie Mosens „Erinnerungen" in uns hervorrufen; sie bilden theilweise zu diesen wichtige Ergänzungen. Noch kürzlich, vor Jahresfrist, hat er seine Jugenderinnerungen an die Heimath und besonders seine Beziehungen zu Julius Mosen und dessen Angehörigen in einem schlichten Gedicht dargestellt, das als Beilage zu Heft IX der Vogtländischen Monatsblätter erschienen ist. („Erinnerungen eines alten Vogtländers an Marieney, die Mosen und Plauen.) Er war am 4. Jan. 1816 geboren. Sein Lehrer war Mosens Vater. Als dieser bereits krank war, hielt vertretungsweise der Student Julius Mosen an Stelle seines Vaters Unterricht. Es war aber eine nicht eben angenehme Erinnerung, welche von dieser Zeit Windisch sich bewahrte; in der ihm eigenen humorvollen Weise hat er des Oesteren erzählt, wie er als Knabe seine ausgeschriebenen Schreibebücher mit buntgemalten wilden Thieren verzierte. Der junge Mosen erwischte ihn dabei. Nun mußte der kleine Künstler mit seinen Thierbildern vortreten, während die Mitschüler mit dem Stock danach schießen mußten.

„In mein Herz zog Trauer ein,
Und so wurden abgeschossen
Alle meine Jägerein."

Aus dem reichen Schatze seiner Heimatherinnerungen hatte Windisch schon früher in der Zeitschrift Unser Vogtland einiges veröffentlicht. Davon enthielt namentlich sein Aufsatz über „Ein vogtländisches Walddorf vor 50 und 60 Jahren" viele interessante Einzelheiten von culturgeschichtlicher Bedeutung.

Von dem aus Mosens Schriften ebenfalls bekannten Pfarrer Mag. Steinmüller im Lateinischen vorgebildet kam Windisch Ostern 1830 nach Plauen auf das Lyceum. Von Jugend auf hervorragend musikalisch begabt, sang er wacker mit im Chore der Johanniskirche und wußte aus seiner Schulzeit manch heiteren Schwank zu erzählen. Auch ward er Zeuge der verheerenden Wasserfluth, die am 24. Juli 1834 Plauen heimsuchte und bei der 26 Menschen umkamen. Von einer Ferienreise, die er mit sehr geringem Aufwand nach Böhmen und Bayern unternahm, brachte er sich eine Pfeife mit. Aber die Rauchversuche bekamen ihm besonders schlecht. Es stellte sich bald eine heftige Augenentzündung ein. Diese wiederholte sich bei einem erneuten Versuche, den er auf Veranlassung des damaligen Plauischen Arztes Dr. Böhler zur Feststellung der Ursache unternahm. Nun ward ihm das Rauchen für immer untersagt. Im Anschluß hieran erzählte Windisch in Freundeskreisen gern von einer scherzhaften Wette, die er einmal eingegangen sei. Als einige Herren ihm ihre Verwunderung aussprachen, daß er nicht rauche, behauptete er, daß er trotzdem den Werth jeder Cigarre bestimmen könne. Die Herren bezweifelten das und wetteten mit ihm um ein Dutzend Glas Bayerisch. Die Cigarren, die ihm nun vorgelegt wurden, hielt Windisch prüfend vor die Nase, dann sagte er: „Sie haben für Alle den gleichen Werth: sie stinken sämmtlich!" Die Herren mußten lachen und riefen: „Prügel können Sie bekommen, aber kein Bayerisch!"

Nachdem Windisch seine Ausbildung für den Lehrberuf abgeschlossen hatte, trat er ins Lehramt ein und erhielt schließlich feste Anstellung als Bürgerschullehrer in Werdau. Nebenbei war er im Kirchendienst beschäftigt und fand zur Verwerthung seines reichen musikalischen Talents vielfach Gelegenheit. Nun gründete er auch sein eigenes Heim. Aber die stillen, glücklichen Jahre frohen Schaffens wurden bald unterbrochen durch eine schwere Erkrankung, die den hünenhaft gebauten Mann niederrang. Seine starke Natur ward völlig erschüttert, so daß Windisch sich in eine längere Unterbrechung seiner geliebten Berufsthätigkeit fügen mußte. Doch wurde es ihm möglich, dieselbe später wieder mit frischer Kraft aufzunehmen. In Frankenberg erschloß sich ihm eine neue Stätte für sein Wirken. 60 Jahre lang — einschließlich der Zeit seiner Erkrankung — ist Windisch als Lehrer thätig gewesen und hat lange Jahre hindurch auch das Amt eines Kirchenbuchführers bekleidet. Seine Arbeitskraft stellte er gern auch in den Dienst der Vereine, besonders wenn diese die Pflege des Gesanges oder gemeinnütziger Bestrebungen sich zur Aufgabe gemacht hatten. In weitesten Kreisen erfreute Windisch sich der größten Werthschätzung, die ihm ebenso wie die Liebe und Anhänglichkeit seiner zahlreichen Kinder und Kindeskinder seinen Lebensabend verschönte. Auch im Alter blieb Windisch eine stattliche, ehrfurchtgebietende Erscheinung, von der bis in die letzten Lebenstage das Wort aus der „Jugend" gelten konnte: „Kein Menschenalter kann so viel Jugend in sich aufsammeln als das mit den weißen Haaren. Ihm kommt sie von außen und von innen. Ihm quillt sie als Erinnerung im Herzen und macht ihm die Seele weit und froh ... Junges Alter! Rosiger Sonnenschein überm Eis, Weihnachtsrosen unterm Schnee!"

Daß Windisch ein wirklich „junges Alter" sich bewahrt hatte, zeigte er, als er, ein Vierundachtziger, bei Begründung der Vogtländer Monatsblätter als der Erste Beiträge einsandte. So frisch war er in seinem Schaffen auch im Greisenalter, wie er bis in die letzten Jahre mit Vorliebe noch seinen Ovid las und Stücke davon noch auswendig wußte. Mit einem gewissen wehmuthvollen Humor pflegte er das meum collum mox atropus accabit zu ritiren.

Gleich fruchtbar war Windisch als Dichter wie als Componist. Wie oft noch werden insbesondere erzgebirgische Sänger sich an Windischs frischen Liedern erfreuen. Wenn er nichts seinen Landsleuten hinterlassen hätte, als nur das eine gemüthvolle Lied: „O Erzgebirg', o Vogtland mein!" — es würde genügt haben, seinen Namen unvergeßlich zu machen. Auf geistlichem wie auf weltlichem Gebiet hat er sich mit gleichem Erfolge bewährt. Seine Erzählungen waren zumeist dem Volksleben entnommen, das er lebendig und anziehend zu schildern wußte, wie denn alle seine Schöpfungen die edle Schlichtheit echter Volksthümlichkeit zeigen. Dadurch besonders hat Windisch seine Leser zu fesseln gewußt. Dadurch hat er die Herzen der Seinen sich gewonnen. An seinem Ernste mag Mancher sich geläutert, an seiner Frömmigkeit Mancher sich aufgerichtet, an seiner heiteren Frische Mancher sich erquickt haben. Die Frankenberger, deren Stadt für unseren Windisch eine zweite Heimath geworden war, die er in manchem Lied gefeiert, werden noch oft an ihren heimgegangenen Mitbürger erinnert werden, wenn die Glocken ihre Grüße hinaussenden in die Berge — nicht nur, wenn sie dem Heimgegangenen auf seinem letzten Wege das Geläut geben. Denn Windischs Name ist mit der Stiftung dieses Geläuts eng verknüpft.

Am 10. Juli Mittags ist Carl August Windisch im 87. Lebensjahre nach kurzem Krankenlager sanft entschlummert. Still, wie er die letzten Jahre gelebt, aufs liebevollste von seiner dritten Gattin gepflegt, ist er dahingegangen. Die letzten Worte seiner vorhin erwähnten „Erinnerungen", die wohl das letzte gewesen, was von Windisch veröffentlicht ward, klingen recht wie ein Scheidegruß, wie ein Vermächtniß, das er seinen Landsleuten geben wollte:

Nehmet freundlich, was der Alte
Aus Erinnrung hat berichtet!
Wahr ist Alles, doch vielleicht ists
Nicht so recht und gut geschichtet
Wollte steigen bis zur Höhe,
Bin doch unten hängen blieben.
Denket manchmal mein! Es gehe
Wohl Euch Allen, meine Lieben!

Wer so glücklich gewesen, Windisch zu kennen, der wird gewiß oft seiner gedenken! Richard Merkel.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 89. | Sonnabend, den 26. Juli, Abends. | 1902.

Der Untergang des deutschen Ordens.*)

Von Dr. W. Bruchmüller.

Die Schlacht bei Tannenberg vom 15. Juli 1410 hat einen so durchgreifenden Wechsel in dem äußeren Ansehen des preußischen Ordensstaates geschaffen, wie wohl selten ein Tag das Aussehen eines Staates so schnell, so gründlich und so unwiederbringlich verändert hat. Am Morgen dieses 15. Juli repräsentirte der Orden eine, wenn nicht die erste, so doch eine der ersten Stellen einnehmende Macht im nördlichen Europa in militärischer, diplomatischer und finanzieller Hinsicht, und am Abend war diese Macht in Atome zertrümmert und auf ewig dahin. Die frühere nordische Großmacht war zu einem ein kümmerliches, meist von der Gnade seiner Nachbaen abhängiges Dasein fristenden, finanziell wie überhaupt politisch ruinirten Kleinstaat geworden, ohne daß sich an diese Niederlage eine sofortige namhafte Einbuße an Territorialbesitz knüpfte. Die Gründe für diesen mit so elementarer Gewalt hereingebrochenen Umschwung können selbstverständlich nicht in einer, wenn auch noch so blutigen Schlacht gesucht werden, sie hatten sich vielmehr schon von langer Hand her vorbereitet und entluden sich nur jetzt mit einem Schlage.

Die inneren Gründe für den so schnell auf die höchste Blüthe des Ordens folgenden Zusammenbruch liegen theils darin, daß der Orden allzu conservativ und zäh an der äußeren Form der meist unter ganz anderen Verhältnissen bewährten, jetzt aber veralteten Organisation festhielt, und theils wieder darin, daß er sich andererseits gerade von dem sittlichen Gehalt dieser Organisation immer mehr entfernt hatte. So lange es galt, das heidnische Preußen zu unterwerfen, hatte sich diese Organisation vorzüglich bewährt und ebenso auch noch später, als deutsche Colonisten in das Land um die Weichsel und darüber hinaus einzogen, deutsche Städte und Dörfer entstanden und ein deutscher Bürger- und Bauernstand und ein Landadel sich bildeten, und der Orden seine Hauptaufgabe nun darin sah, diese im Lande erstehenden Neubildungen gegen die Einfälle der heidnischen Nachbarn, besonders der Littauer im Norden und Osten, zu schirmen. Während dieser Epoche, also bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts, bewährte sich die militärisch charakterisirte, eigentlich auf fortwährenden Kampf, und zwar auf Klein- und Einzelkrieg vorzüglich zugeschnittene Organisation sehr gut. Aber allmälig begann mit der immer dichter werdenden deutschen Bevölkerung im Lande das Interesse an dieser ursprünglichen Aufgabe des Heidenkampfes zu erlahmen, und anders geartete politische wie wirthschaftliche Interessen drängten sich in den Vordergrund, zu deren Erfüllung die alte Organisation nicht mehr ausreichte.

Der Orden war entstanden in der phantastischen Zeit der Kreuzzüge und des Ritterthums. Heidenkampf, Heiden-Bekehrung oder -Vernichtung waren sein Ideal, seine Aufgabe Schutz der Christenheit gegen die Heidenwelt im Osten. Diese Aufgaben hatten den Orden nach Preußen geführt und ihm jährlich Schaaren von Kreuzfahrern und Rittern aus dem Abendlande als Unterstützung zuziehen lassen. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts erlahmte aber das Interesse der abendländischen Christenheit an diesen Heidenkämpfen immer mehr, die Kreuzfahrer blieben aus, nur noch abenteuernde Fürsten und Ritter erschienen zuweilen als Gäste in der Marienburg, zu deren Unterhaltung dann der Hochmeister eine immer mehr sportsmäßig betriebene „Heidenreise“ nach Littauen unternehmen ließ. Auch die christlichen Nachbarfürsten gewöhnten sich jetzt daran, den Orden als eine neben sie gestellte politische Macht zu betrachten wie jeden anderen Staat, mit dem man rechnen müsse und für oder gegen den man Partei ergreifen dürfe, je nachdem es das eigene politische Interesse erheischte, anstatt der alten Anschauung, daß der Orden als geistlich-ritterliche Institution zum Schutze aller Christen dastehe, aber auch unbedingt von allen in seinem Kampfe unterstützt werden müsse. So hörten seit der zweiten Hälfte der Regierungszeit Winrichs von Kniprode (1351—1382) die Reisen nach Littauen überhaupt auf, als ernsthafte Aufgabe des Ordens zu gelten. Dafür wandte sich der Orden anderen neuen Zielen und Aufgaben zu, in deren Verfolg er zwar den höchsten Gipfel seiner äußeren Macht erklomm, aber doch seinen alten Idealen untreu wurde und innerlich erkrankte.

Mit der immer mehr aufblühenden Handelsthätigkeit der preußischen Städte, wie Kulm, Thorn, Elbing, Königsberg, Braunsberg und vor allen Danzig, wandte der Orden seine Aufmerksamkeit den politischen Verhältnissen auf der Ostsee zu. Winrich von Kniprode wußte die Interessen seiner Städte aufs Trefflichste in den nordischen Reichen und in England zu vertreten, die Ordensschiffe zeigten sich neben denen der preußischen Städte auf der Ostsee, und die militärische Macht wie die diplomatische Gewandtheit Winrichs verliehen dem Aufblühen der preußischen Städte wie der ganzen deutschen Hansa, der sich jene meist anschlossen, einen kräftigen Rückhalt. Man hat den Hochmeister geradezu als den Herrn der deutschen Hansa bezeichnet, was freilich viel zu weit gegangen ist. Jedenfalls war aber damals der glänzende Hof der Marienburg ein Mittelpunkt, an dem sich die Gesandten aller damaligen nordischen Mächte trafen, und von wo aus Dänemark und England sich zu so manchem für den deutschen Kaufmann günstigen Schritte bewegen ließen. In dieser Zeit hatte auch schon der Orden selbst begonnen, neben den preußischen Städten auf eigene Faust unter der Leitung eigener hierzu bestimmter Ordensbeamten, der sogenannten Ordensschäffer, einen nicht unbedeutenden Handel zu treiben. Den Anstoß dazu gab der Umstand, daß die Abgaben, die der Orden erhielt, meist in Naturalien bestanden. Diese konnten bei dem immer wachsenden Wohlstande des Landes und den damit sich stetig steigernden Einkünften nicht mehr sämmtlich an Ort und Stelle durch den deutschen Orden selbst verwerthet werden. Mit diesen Waaren begann deshalb der Orden selbstständig Handel zu treiben, besonders nach England, und bald begnügte man sich nicht mehr mit dem bloßen Verkauf der als Abgaben erhaltenen Naturalien, sondern man kaufte auch mit Aufwendung ziemlich bedeutender Capitalien andere Handelsartikel im Lande auf und trat so in Concurrenz zu den eigenen Städten. Freilich ging man auch noch nach dem Tode Winrichs von Kniprode mehrere Jahre hindurch mit den Städten bei diesem Handel Hand in Hand, und wir hören Klagen von Seiten der Städte über die Concurrenz und andere Beeinträchtigungen ihres Handels durch den Orden zuerst aus dem Jahre 1388, von da an verstummen sie freilich auch nie wieder. Vielmehr breitete sich unter den ersten drei Nachfolgern Winrichs von Kniprode, Konrad Zöllner von Rothenstein (1382—1390), Konrad von Wallenrod (1391—1393) und Konrad von Jungingen (1393—1407) der Handel beider, des Ordens und der preußischen Städte, immer noch weiter aus, und der

*) Die neuerlichen Erörterungen der politischen Tagespresse über die polnischen Gedächtnißfeiern der Schlacht von Tannenberg (vergl. auch den Leitartikel der Leipz. Ztg. vom 21. Juli) rechtfertigen es gewiß, daß auch an dieser Stelle einmal in einer ausführlicheren wissenschaftlichen Darstellung auf jenes weltgeschichtliche Ereigniß des 15. Juli 1410 eingegangen und die Ursachen, die zu dieser Katastrophe führten, aufgezeigt werden.

erstere erreichte unter Konrad von Jungingen seinen Höhepunkt, wie überhaupt das ganze Land sich erst nach Winrich zur vollen materiellen Blüthe entfaltete, während das politische Ansehen der Hansa sowohl wie des deutschen Ordens in jenen Tagen bei den nordischen Mächten und bei England schon im Sinken begriffen war. Ich erinnere hier nur an die Vereinigung der drei nordischen Reiche, Schweden, Norwegen und Dänemark, unter der Königin Margaretha durch die Kolmarer Union 1397. Der Orden durfte sich damals schon nicht mehr eingehender mit den nordischen Fragen beschäftigen, weil die Gefahr im Osten, auf die wir später genauer eingehen werden, sich immer drohender gegen ihn erhob.

Aber auch in seinem Inneren selbst gerieth der Orden gerade durch den immer steigenden Reichthum und Glanz in Verfall, die alten strengen Sitten lockerten sich, Ueppigkeit, Genußsucht, Herrschsucht nach außen und Unbotmäßigkeit gegen die Vorgesetzten traten an die Stelle der Armuth und des Gehorsams; Parteiungen und Cliquen bildeten sich, und die Einigkeit wurde erschüttert durch Streit und Intriguen der einzelnen Convente und Gebietiger unter einander. Die geistlich-mönchische Seite des Ordens gerieth immer mehr in Vergessenheit, und der Orden artete mehr und mehr zu einer glänzenden höfischen Rittergesellschaft aus, für deren Ideale jedoch die Zeit absolut kein Verständniß mehr hatte. Zu diesen inneren Widersprüchen und Irrungen trat als ein neues sehr schwerwiegendes Moment der inneren Schwächung des Ordens sein gänzlicher Abschluß nach unten, besonders gegen den preußischen Landadel, dem der Eintritt in den Orden fast gänzlich verwehrt war. Eingeborene preußische Adlige sind nur in ganz vereinzelten Ausnahmefällen in den deutschen Orden aufgenommen worden, der sich meist aus den Angehörigen west- und süddeutscher Adelsgeschlechter zusammensetzte, während die neue deutsche bürgerliche und bäuerliche Bevölkerung zumeist von Angehörigen der norddeutschen Stämme gebildet wurde. Dadurch sah sich der Adel Preußens von jeder Mitregierung des Landes von vornherein ausgeschlossen und entfremdete sich gerade wie die Städte bei dem immer stärker erwachenden Selbst- und Standesbewußtsein dem Orden und wandte seine Blicke nach Polen, wo dem Adel ein sehr starker Antheil an der Regierung des Landes zustand. Besonders stark traten diese Gegensätze unter der zum Glück nur kurzen Regierung des Hochmeisters Konrad von Wallenrod hervor. Hauptsächlich neigte zu Polen die Ritterschaft des Kulmer Landes, unter der freilich erst später, nämlich 1397, der sogenannte Eidechsenbund gegründet wurde, der, obwohl er von Konrad von Jungingen officiell bestätigt wurde, von vornherein ziemlich offen mit Polen sympathisirte, und dessen Verrath in der Schlacht bei Tannenberg, wie wir später sehen werden, für den Hochmeister Ulrich von Jungingen verhängnißvoll werden sollte. Ebenso verschärfte sich auch unter Konrad von Wallenrod der Zwist zwischen den Städten des Landes und dem Orden. Wir haben schon oben gehört, daß zuerst im Jahre 1388 Klagen der Städte über die Handelsconcurrenz des Ordens laut wurden, diese Klagen verschärften sich von nun an mehr und mehr. So klagten die Städte jetzt, daß die Ordensschäffer für sich zwar alle Handelsfreiheiten der Städte, die diesen durch ihre Zugehörigkeit zur Hansa zu Theil wurden, in Anspruch nähmen, daß sie sich aber keineswegs als an die hanseatischen Satzungen gebunden erachteten, wodurch die preußischen Städte oft in Ungelegenheiten gegenüber der Hansa geriethen. So respectirten die Ordensschäffer z. B. nicht die oft erlassenen Ausfuhrverbote nach irgend einem Lande, ja Konrad von Wallenrod erhob sogar den Anspruch für sich, gegen eine bestimmte Abgabe an ihn, das sogenannte Lobgeld, auch Andere von diesem allgemeinen Verbot befreien zu können. Der besonnenere Konrad von Jungingen versuchte zwar immer die dringendsten Beschwerden der Städte abzustellen, doch half das stets jedesmal nur für kurze Zeit, weil gerade Konrad von Jungingen sich mit der herrschenden Richtung im Orden keineswegs im Einklang befand. Sein Bruder und Nachfolger aber, Ulrich von Jungingen, trat den Städten gegenüber schon viel entschiedener für seine Untergebenen ein; so erklärte er auf die Klagen der Städte z. B. am 22. März 1409, daß der Orden als Gläubiger allerdings bei Insolvenzerklärungen unbedingt vor den anderen Gläubigern den Vorzug habe, nur die Diener des Ordens ständen hierbei mit den anderen Kaufleuten auf gleicher Stufe. Am 3. Juni 1409 erzwingt er weiter die Wiedereinführung des sogenannten Pfundzolles — einer ursprünglich hanseatischen Abgabe — als Landesabgabe, von deren Ertrag nur ein Drittel an die Städte, zwei Drittel aber an den Landesherrn fallen. Ebenso kam er noch kurz vor der Schlacht von Tannenberg, am 28. März 1410, der Forderung der Ordensschäffer, daß ihre gesammten Güter zollfrei sein sollten, durch eine wohl absichtlich ganz unklar gehaltene Erklärung zu Hilfe, die dei den Städten sehr viel böses Blut erregte.

So war die innere Stellung des nach außen noch glänzend dastehenden deutschen Ordens am Beginn des 15. Jahrhunderts auf das Schwerste erschüttert. Es bedurfte nur noch eines Anstoßes von außen, um den in seinen Fundamenten untergrabenen Bau zum Zusammenstürzen zu bringen, und dieser Anstoß sollte nicht ausbleiben, denn auch für die äußere Machtstellung des Ordens hatte sich eine Gefahr erhoben, die man leider zuerst gar nicht beachtet hatte, die aber bald so gewaltige Dimensionen annahm, daß man wohl einsah, daß der Orden seit seinem Bestehen noch nie einer solchen äußeren Gefahr gegenüber gestanden hatte.

Am 14. October 1382 war nämlich der dem Orden befreundete König Ludwig von Polen und Ungorn gestorben. Er hinterließ zwei Töchter, die älteste, Maria, war verlobt mit dem Luxemburger Sigismund von Brandenburg, die jüngere, Hedwig, welche damals zwölf Jahre zählte, war seit vier Jahren vermählt mit dem gleichaltrigen Herzog Wilhelm von Oesterreich. Um die nun nach Ludwigs Tode in Polen ausbrechenden Thronstreitigkeiten bekümmerte sich der damalige Hochmeister Konrad Zöllner von Rothenstein gar nicht, trotz des großen Interesses, das der Orden an ihnen haben mußte. Die Polen entführten endlich die damals fünfzehnjährige Hedwig ihrem Gemahl Wilhelm von Oesterreich, krönten sie am 15. October 1384 in Krakau als ihre Königin und boten gleichzeitig dem damaligen Großfürsten Jagiello von Littauen, dem es gelungen war, die verschiedenen Theilgebiete dieses Landes in seiner Hand zu vereinigen, die Hand Hedwigs und die Krone Polens an unter der Bedingung, daß er und sein Volk sich taufen lasse. Dieser nahm an, die Littauer ließen sich für an sie ausgetheilte Schafpelze und ähnliche Geschenke gern nominell zum Christenthum bekehren und taufen. Jagiello selbst wurde am 15. Februar 1386 in Krakau getauft und nannte sich von nun an Wladislaw. Am 18. Februar hielt er sein Beilager mit der jungen Königin und empfing darauf am 4. März die Krone Polens.

Durch diese Vereinigung Polens und Littauens in der Hand eines dem Orden unbedingt feindlichen Mannes, wie Wladislaw-Jagiello es war, war für den Orden eine täglich an Größe wachsende Gefahr geschaffen. Daß der Kampf nicht sofort ausbrach, lag daran, daß Wladislaw-Jagiello sich zuerst noch in seiner Stellung befestigen mußte; besonders machte ihm noch für einige Jahre sein Vetter Witold zu schaffen, der für sich die Großfürstenwürde in Littauen beanspruchte. Endlich gelang es Jagiello, Witold an sich zu fesseln, indem er ihm wirklich die Großfürstenwürde einräumte und Aussicht auf eine eventuelle Succession in Polen machte. Auf die Einzelheiten all dieser Verhandlungen, sowie auf die ewigen kleineren Grenzstreitigkeiten mit dem Orden, die Jagiello bei der ersten besten Gelegenheit von dem Zaune brach, können wir hier nicht näher eingehen. Der inzwischen zum Hochmeister erwählte Konrad von Jungingen suchte durch möglichste Nachgiebigkeit den schon lange drohenden und sicher einmal unvermeidlichen Krieg möglichst hinauszuschieben. Ich unterlasse es, zu beurtheilen, ob diese fast unbedingte Friedenspolitik des Hochmeisters das Richtige für den Orden war, da durch sie der Uebermuth Jagiellos immer mehr gesteigert wurde. Im Orden selbst fand jedenfalls der Hochmeister für seine Politik wenig Zustimmung. Hier arbeitete eine starke Kriegspartei schon seit Langem auf eine Entscheidung durch die Waffen hin. Der bedenkliche und vorsichtige Konrad von Jungingen erschien dieser Partei als die Caricatur eines Ritters, der sich besser zu einer Aebtissin als zum Hochmeister eigne. Trotzdem blieb unter der Regierung dieses Hochmeisters der Friede noch gewahrt, obwohl er selbst schließlich noch einen Schritt that, der später zu dem von ihm so gefürchteten Entscheidungskampfe führen sollte. Da nämlich die bisher meist mit dem Orden verbündeten Herzöge von Pommern-Stolp, -Stettin und -Wolgast sich zu Wladislaw-Jagiello hinzuneigen und unsicher zu werden begannen, so mußte es für den Orden von der größten Wichtigkeit sein, daß die für den Kriegsfall mit Polen einzig außer Pommern noch bestehende Verbindung mit dem Reiche, die Neumark, für den Zuzug von reichsdeutschen Söldnern und Hilfsvölkern nicht gesperrt werden konnte. Im Jahre 1402 hatte nun Sigismund von Brandenburg die Neumark dem Orden zum Verkauf angeboten, Konrad von Jungingen

hatte aber abgelehnt, weil er mit Recht fürchtete, daß aus diesem Ankauf nur Irrungen mit Polen entspringen würden. Da wurde plötzlich, man weiß nicht, ob auf Veranlassung Sigismunds, in Preußen das Gerücht laut, Sigismund habe die Neumark nun Polen angeboten, ja, man sei schon soweit einig, daß der formelle Abschluß des Kaufes nur noch durch einige nebensächliche Differenzpunkte verzögert werde. Dies durfte der Hochmeister auf keinen Fall zulassen, er griff daher zu und kaufte noch im Jahre 1402 die Neumark für 63 200 ungarische Goldgulden von Sigismund. Aus diesem Kauf entstanden, wie man gefürchtet, sofort die heftigsten Grenzstreitigkeiten mit Polen, das auf mehrere Grenzgebiete der Neumark, so besonders auf das Gebiet der Stadt und des Schlosses Driesen, Anspruch erhob, und mit dem ein Theil des sehr selbständigen neumärkischen Adels sympathisirte. Alle diese Schwierigkeiten waren noch ungelöst, und die Verhandlungen mit Polen in vollem Gange, als am 30. März 1407 Konrad von Jungingen starb. Noch auf seinem Todtenbette ließ er sich von mehreren der obersten Gebietiger des Ordens das Versprechen geben, nicht seinen kriegerisch gesinnten Bruder, den bisherigen Ordensmarschall, Ulrich von Jungingen, zu seinem Nachfolger zu erwählen. Trotzdem wurde dieser — ein Zeichen für die im Orden herrschende Stimmung — bei der Hochmeisterwahl am 26. Juni 1407 einstimmig zum Hochmeister erwählt.

Ulrich von Jungingen, an den man im Orden die größten Hoffnungen knüpfte, war das gerade Gegentheil seines bedächtigen und vorsichtigen Bruders. In ihm repräsentirt sich noch einmal das volle Ideal eines mittelalterlichen Ritters. Glänzend und prachtliebend, persönlich tapfer bis zur Tollkühnheit, aber durchaus kein Feldherr und Diplomat, war er nicht der Fürst, wie ihn seine Zeit und besonders die gefährdete Lage des deutschen Ordens damals erforderte. In seinem Fühlen durchaus ein Romantiker des ausgehenden Mittelalters, war und wollte er sein das glänzende Haupt eines glänzenden Ritterbundes, nicht ein Territorialfürst im modernen Sinne, und als ein solcher Romantiker drängte er nun thatendurstig und siegesfroh, ganz erfüllt von der Sieghaftigkeit der guten Sache des Ordens, zur Entscheidung. Sofort ließ er im ganzen Lande auf das Eifrigste rüsten, die Burgen wurden bewehrt und neue errichtet; in der großen Stückgießerei des Haupthauses Marienburg wurde Tag und Nacht an der Herstellung gewaltiger Geschütze gearbeitet. Die Ritterschaft des Landes, besonders die in den Grenzgebieten, unterstützte er mit Geld, damit sie sich zum Entscheidungskampfe wohl gerüstet bereit halten sollte. Daß der Kampf noch nicht sofort ausbrach, lag daran, daß Jagiello sich noch nicht gerüstet genug glaubte, und Witold noch gegen die Russen zu kämpfen hatte, die ihn von Osten her bedrängten. Endlich, im Jahre 1409, brach in Samaiten, den südöstlichen Grenzgebieten Ostpreußens, von Witold unterstützt, ein Aufstand gegen den Orden los. Sofort ließ der Hochmeister dem Könige von Polen das Ultimatum stellen, ob er Witold und den Aufstand unterstützen wolle oder nicht. Als dieser ausweichend antwortete, sandte ihm der Hochmeister am 2. August 1409 den Fehdebrief. In dem nun sich entspinnenden Grenzkriege errang der Orden fast überall nicht unbedeutende Vortheile gegenüber den Polen, nur im Osten unternahm Witold einen verheerenden Einfall in das Ordensgebiet, doch kam es nirgends zu einer größeren Entscheidung, bis es Jagiello, den das Vordringen des Hochmeisters in Schrecken gesetzt hatte, gelang, mit diesem am 8. October 1409 einen Waffenstillstand abzuschließen bis zum Johannistag 1410. Jeder sollte bis dahin in dem Besitz des von ihm eroberten Gebietes bleiben, und Jagiello gelobte, die aufständigen Samaiten und ihre Helfer nicht gegen den Hochmeister zu unterstützen. Außerdem wurde zum Schiedsrichter zwischen beiden Parteien von ihnen der König von Böhmen erwählt. Man sieht, daß diese Bedingungen für Polen keineswegs günstige waren. Nun hätte sich Ulrich mit voller Gewalt gegen die aufständischen Samaiten und Witold wenden sollen, dies unterblieb aber aus unbekannten Gründen, vielleicht weil der Hochmeister den Polen nicht traute, es gelang deshalb während des Waffenstillstandes mit Polen nicht, den Aufstand und Witold niederzuwerfen. Die Verhandlungen in Prag zwischen Preußen und Polen unter dem Schiedsgerichte des böhmischen Königs verliefen bei der feindlichen Stellung beider Parteien natürlich resultatlos. Auf beiden Seiten wurde deshalb eifrig fortgerüstet. Der Hochmeister ließ in Deutschland Söldner werben und die deutschen Reichsfürsten zur Heeresfolge auffordern. Der Meister von Livland erhielt den Befehl, seinerseits an Witold den Krieg zu erklären und mit aller verfügbaren Mannschaft dem Hochmeister nach Preußen zu Hilfe zu eilen. Der Ordensmarschall unternahm einen schnellen Vorstoß nach Littauen hinein, wobei Witold beinahe in die Gefangenschaft des siegreich und schnell vordringenden Ordensheeres gerieth.

Mitte Juni 1410 verließ der Hochmeister selbst die Marienburg und begab sich nach der Engelsburg, wo sich das Ordensheer und die deutschen Soldtruppen versammelten. Um sich zu dem Hauptschlage möglichst stark zu machen, ließ der Hochmeister, der zuletzt bei Kauernik an der südlichen Grenze des heutigen Westpreußens stand, noch fast die ganzen Besatzungen der nächsten Ordensburgen und alles schwere Geschütz, auch das von der Marienburg, in das Lager kommen, so daß nun die Burgen und auch das Haupthaus Marienburg fast unbesetzt und unbewehrt zurückblieben. Das Ordensheer erreichte zuletzt eine Stärke von 83 000 Mann, während das feindliche Heer Wladislaws und Witolds, aus Polen, Littauern, Russen und Tartaren bestehend, bei Plozk fast doppelt so stark war. Die Initiative ergriff zuerst Wladislaw, er überschritt am 8. Juli die Ordensgrenze und zerstörte Soldau und Neidenburg, wie am 12. Juli die Stadt Gilgenburg, in der von den Tartaren und Littauern die furchtbarsten Schandthaten verübt wurden. Auf die Kunde von diesen Greueln setzte sich das Ordensheer am 13. Juli in Bewegung, um dem Feinde die Schlacht anzubieten. Man lagerte am 14. Abends bei dem Dorfe Frögenau. In der Nacht und auch am folgenden Morgen tobte ein furchtbares Unwetter, so daß an eine Nachtruhe für die Heere nicht zu denken war. Am Morgen des 15. Juli brach dann das Ordensheer von Frögenau auf und stieß nach dreistündigem Marsche auf die Vorposten der Littauer bei Tannenberg. Das ganze große polnische und littauische Heer, das einen so schnellen Anmarsch der Feinde nicht erwartet hatte, war noch vollkommen in Unordnung und hätte einem sofortigen kräftigen Angriffe des Ordensheeres kaum widerstehen können. Ein solcher schneller und überraschender Angriff widersprach aber den ritterlichen Anschauungen Ulrich von Jungingens und seines Marschalls von einem Kampfe. Das Ordensheer stellte sich vielmehr in der offenen Ebene in Schlachtordnung auf und wartete drei Stunden in der brennendsten Sonnenhitze, die dem anfänglichen Unwetter gefolgt war, bis der Feind sich ebenfalls entwickeln würde. Endlich am Nachmittage entfaltete dann dieser auf eine durch zwei Herolde überbrachte Herausforderung des Ordensmarschalls seine Streitmassen und der Kampf begann. Nach mehrstündigem heftigem Streite wurde der rechte Flügel der Polen vollständig über den Haufen geworfen; aber statt daß sich nun der linke freigewordene Ordensflügel auch auf den noch Widerstand leistenden linken Flügel der Polen warf, verstreute er sich regellos über das Schlachtfeld hin, um Beute zu machen und die Feinde zu verfolgen. Inzwischen hatte Witold einige Truppen des geworfenen rechten polnischen Flügels wieder gesammelt, Reserven herangezogen und nun ebenfalls den noch im Kampf befindlichen rechten Flügel des Ordensheeres angegriffen und zum Wanken gebracht. Als der verfolgende linke Flügel des Ordensheeres ohne Ordnung von der Verfolgung auf das Schlachfeld zurückkehrte, war sein Eingreifen zu spät, der Kampf konnte nicht mehr zum Stehen gebracht werden, und das Ordensheer drohte von den Flanken her überflügelt zu werden. Vergeblich riethen jetzt die Gebietiger dem Hochmeister, an einen Rückzug zu denken und mit dem Rest des Heeres die fast unbewehrten Ordensburgen zu besetzen und gegen den Feind zu halten. Der Hochmeister widersprach: „Das soll, so Gott will, nicht geschehen, denn wo so mancher brave Ritter neben mir gefallen ist, will ich nicht aus dem Felde reiten!“ Auch in dieser Entscheidungsstunde siegte in Ulrich von Jungingen der Ritter über den Feldherrn und Fürsten. In strahlender Rüstung auf einem weißen Hengste an der Spitze von 16 Fähnlein, umgeben von allen Gebietigern des Ordens, machte er noch einmal einen verzweifelten Angriff gegen den Feind. Mitten im Ansturm verließen hier die Ritter des Kulmerlandes unter Führung ihres Bannerherrn Nicolaus von Renys, des Hauptes des Eidechsenbundes, den Hochmeister und wandten sich verrätherisch zur Flucht. Trotzdem stürmte der übrige Haufe, vom Hochmeister geführt, gegen den Feind, und hier fand Ulrich von Jungingen mit der Blüthe des Ordens und fast allen Gebietigern den Heldentod. Nur drei Gebietiger entkamen aus der Schlacht, das

ganze große Heer, das einzige des Ordens, war vernichtet, es hatte über 40000 Todte und 15000 Gefangene, der Rest war versprengt, das Land lag offen vor dem Feind und überall erhob sich der Verrath, der bereitwillig dem Feinde die Thore öffnete.

Noch einmal hatte der deutsche Orden bei Tannenberg einen Tag erlebt des höchsten Ruhmes seiner ritterlichen Tapferkeit und seines heldenmüthigen Rittergeistes, aber auch den letzten Tag seiner Blüthe und seiner Macht. An diesem Tage ist der deutsche Orden, wie ihn die Welt bis dahin kannte, untergegangen. Was sich aus dem Sturze erhob, war nur noch ein Zerrbild des einstigen Ordens, der noch über ein Jahrhundert ein kümmerliches Dasein fristete, aber es nie wieder zu irgend einer politischen Bedeutung zu bringen vermochte. Tannenberg begrub den letzten Rest mittelalterlicher deutscher Ritterromantik, es bedeutet deshalb für den preußischen Osten so recht eigentlich das Ende des Mittelalters, aber auch den Beginn einer freilich zunächst schweren und trüben neuen Zeit, aus der sich doch wieder neue lebensfähige Gebilde deutschen staatlichen Seins heraus entwickelten. Die Kämpfe der nächsten Jahre, die für den Orden auf diesen Tag folgten, habe ich den Lesern der Leipziger Zeitung bereits früher einmal (Wiss. Beilage der L. Z. Jahrgang 1900 Nr. 98 vom 16. August) in dem Aufsatz: „Heinrich von Plauen. Ein Charakter- und Lebensbild" geschildert. Dem Ringen dieses Mannes ist es zu verdanken, daß das Vordringen der Polen bis zur Ostsee noch einmal um mehr als ein halbes Jahrhundert aufgehalten wurde, wenn er auch den unabwendbaren Niedergang seines Ordens nicht zu hemmen vermochte. Erst die Reformation und das Eintreten der Hohenzollern haben dann hier wieder für die Sache des Deutschthums eine Wendung zum Besseren gebracht, sie haben bewirkt, daß trotz Tannenberg und trotz der Polen „Wislo moja" noch heute gilt und immer gelten wird:

„Weichselstrom, so stolz und frei,
Deutsch von Thorn zur Danziger Bai!"

Bücherbesprechungen.

— **Einzelne Predigten** von Lic. Dr. **Rüling**, Pfarrer zu St. Johannis. — In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung ist eine Predigt am 2. Sonntage nach Epiphanias über Röm. 12, 11f. und eine Confirmationsrede über Sprüche 23, 26 erschienen (je 20 ₰). In der ersteren hat der Prediger die Auslegung wegen des übergroßen Reichthums der ganzen Epistel auf jene zwei Verse beschränkt und die Frage, wie ein Christ sich in die Zeit schicke, dahin beantwortet, daß er die Arbeitszeiten ausnutzt und die Leidenszeiten durchkämpft und das Alles in der Kraft des Gebetes. In der zweiten findet der bekannte Spruch von der Hingabe des Herzens vor den Kindern seine eindringliche Auslegung, indem die Bedeutung jedes einzelnen Wortes (die Hingabe des Herzens an den Heiland) klar hervorgehoben wird. Weiter ist in der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) die Osterpredigt über die sächsische Epistel aus dem 1. Petrusbriefe erschienen. Hier wird Gott gelobt für seinen Ostersegen, weil nun die Hoffnung grüne, die Bewährung reife und die Vollendung winke. In seiner sinnigen und poetischen Art bringt der Prediger auch hier alle Textgedanken zur Geltung und macht sie dem Zuhörer zu eigen.. B. K.

— **Harnacks Wesen des Christenthums** und die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von **Ernst Rolffs**, Lic. theol., Pastor in Stade. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1902. 80 ₰. — Die Schrift ist bis auf einige Zusätze in der Christlichen Welt zuvor erschienen und damit ist sie schon soweit gekennzeichnet, daß wir uns weiterer Ausführungen über ihren Standpunkt enthalten können. Aber nicht alle Mitarbeiter jenes Blattes sitzen auf so hohem Roß, wie dieser: er versteht eigentlich Alles und mißt jede Erscheinung in vornehmer Ruhe mit dem einzigen Maßstabe, der für einen Theologen mit modeenem Denken überhaupt noch anwendbar ist, mit dem der modernen Theologie. Hin und wieder erkennt er echtes religiöses Pathos und begeisterte Ueberzeugung bei einem Gegner an, aber immer im Tone des Bedauerns über eine solche unbegreifliche Rückständigkeit einer veralteten Weltanschauung. Cremer wird als „Pietist" abgethan, was ihm vermuthlich, wenn ihm das Heft zu Gesicht kommen sollte, ebenso viel Spaß machen wird, wie uns. Wir haben während des ganzen Streites den Pietismus auf der anderen Seite gesucht, und auch in dieser Schrift ist Alles, was man als religiöses Bekenntniß ansehen kann, einfach pietistisch. Und das bringt uns auf den Punkt, der vielleicht einmal gestreift wird von dem Verfasser, aber wohlweislich nie zur klaren Hervorhebung gelangt. Die religiöse Wärme und Begeisterung, von der Haenacks Rede beherrscht ist, stammt nicht, wie er und seine Freunde sich gern einreden, aus seiner religiösen Erkenntniß, sondern bewegt sich neben dieser fast unvermittelt als ein unverlierbarer Besitz, den er seiner religiösen Erziehung und Gemüthsbildung dankt. Wollte er nach allen Regeln des modernen Denkens auf der beschrittenen Bahn der religiösen Erkenntniß weiterschreiten, so würde er dabei ankommen, das Christenthum in Abrede zu stellen und sich an einer philosophischen Ethik genügen zu lassen, und zu Letzterem würden ihn wiederum nicht Gründe der Erkenntniß, sondeen allerlei andere Gründe nöthigen. Wenn seine materialistischen Gegner diese Thatsache feststellen, so ist es nur eine Redensart der Verlegenheit, ihnen vorzuwerfen, sie verständen ihn nicht; sie verstehen *ihn* sehr wohl, aber sie verstehen nicht, daß sein religiöses Gefühl Postulate aufstellt, die ihnen und seiner eigenen Theorie fremd sind. Seine kirchlichen Gegner aber ereifern sich nicht sowohl um deswillen, was er gesagt hat, denn das haben Andere vor ihm sehr oft gesagt, sondern deshalb, daß er es sagt und vertritt mit dem ganzen Nachdruck, den seine Gaben, sein wissenschaftlicher Rang und sein akademischer Einfluß seinen Worten verleihen. Wenn solch ein Mann das für das Wesen des Christenthums erklärt, was soll dann aus der Kirche werden, deren zukünftige Diener zu seinen Füßen sitzen? so etwa lautet der Grundgedanke der meisten Entgegnungen. Und diese zukünftigen Diener, die den Schutz und Hilfsquell gut religiöser Erziehung zum guten Theil entbehrt haben, werden entweder auf dem Wege der Verneinung unaufhaltsam vorwärtsschreiten oder sie werden den Secten verfallen oder auch katholisch werden. Das ist nun freilich wieder eine Betrachtungsweise der Sache, für die, wie wir ihm seine Kritik zurückgeben können, dem Verfasser dieser Schrift jedes Verständniß abgeht. B. K.

— **Der „Verdienst"-Begriff in der christlichen Kirche** nach seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von **Karl Hermann Wirth**, Lic. theol. Dr. phil. II. **Der „Verdienst"-Begriff bei Cyprian.** Leipzig, Dörffling & Franke. 1901. 3 ℳ 60 ₰. — Der erste Band dieses Werkes ist 1892 (Lpzg. Ztg. No. 264) erschienen und behandelte die Bedeutung des genannten Begriffes bei Tertullian. In einem schwer belasteten Amte stehend, ist der Verfasser nur langsam vorwärts geschritten in seinen Studien, aber sie sind gründlich gewesen. Nach einer kurzen Charakteristik des Kirchenvaters giebt er die ausführlichste Darstellung von der Fassung, die der für die kirchliche Glaubens- und Sittenlehre so wichtige Begriff des meritum bei Cyprian gewonnen hat. Alle in Betracht kommenden Ausdrücke werden nach ihrer sprachlichen Bedeutung untersucht, die einzelnen theologischen Voraussetzungen für jene Begriffsbildung werden nachgewiesen, und ihr Zusammenhang mit den philosophischen Grundbegriffen des Schriftstellers wird dargethan. Auch fehlt nicht eine sorgfältige Feststellung des Werthes, den die wichtigsten andern Begriffe der christlichen Lehre, wie Gnade, Glaube, Liebe, Gerechtigkeit, Rechtfertigung, infolge jener Bedeutung des meritum bei Cyprian erlangt haben. Ein zweiter kürzerer Theil giebt die Kritik dieses Verdienst-Begriffes bei Cyprian, deren Ergebniß sich nicht kürzer zusammenfassen läßt, als mit der entsprechenden Anwendung eines geflügelten Wortes, mit der das Buch schließt: Liest man Cyprian als Katholiken, dann hat er evangelisch, liest man ihn als Evangelischen, dann hat er katholisch geschrieben. Die Darstellung zeichnet sich durch eine erquickliche Klarheit und durch streng logischen Fortschritt aus, und das verleiht dem Buche einen Werth, den wir an dieser Stelle in den Vordergrund rücken. Hier handelt es sich nicht um die Untersuchung etwaiger Irrthümer, die dem Verfasser könnten untergelaufen sein, sondern um die Würdigung seiner Leistung für alle theologischen Leser. Wir wüßten kaum eine bessere Einführung in die Lectüre von Cyprians Schriften und namentlich seinen asketischen Tractaten, als das Studium dieses Werkes, das zu einer Anschauung von der theologischen und kirchlichen Stellung des Schriftstellers fast mühelos verhilft. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 90. Dienstag, den 29. Juli, Abends. **1902.**

Frauen und Mädchen des Spreewaldes.

Volkskundliche Skizze von Ewald Müller.

Wo auch immer eine jugendliche Spreewälderin in ihrem buntfarbigen Nationalkostüm den Blicken begegnen mag, sei es auf den lauschigen Promenaden und Kinderspielplätzen der Großstädte aber an irgend einem ihrer Heimath entfernten Wohnplatze, stets wird ihre eigenartige Erscheinung einen gewissen Eindruck auf den Beschauer ausüben und ihn meist zu heiterer Bewunderung zwingen. Freilich streift der längere Aufenthalt der Spreewaldschönen in einem größeren Orte ein gut Theil ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeiten, wenigstens im Hinblick auf Aussehen, Sprache und Sitten, weniger auf Tracht, allmälig ab. Wer daher die Bewohnerinnen des Spreewaldes nicht nur nach ihrem äußeren Schein beurtheilen mag, sondern ihr ganzes Sein und Wesen in richtiger Weise erfassen und kennen lernen will, der muß sie in ihrer Heimath aufsuchen, muß sie am Orte ihres Lebens und Webens zum Gegenstande näherer Beobachtung und anhaltenden Studiums machen. Wohl übt das Gebiet des Spreewaldes schon an und für sich infolge seiner landschaftlichen Eigenart, die sich dem Reisenden vielfach noch in ihrer Ursprünglichkeit und Jungfräulichkeit offenbart, einen besonderen Reiz aus. Und doch überragt der Besuch des Oberspreewaldes seitens der Fremden bei Weitem den des Unterspreewaldes, obschon dieser letztere theilweise anmuthigere landschaftliche Bilder aufzuweisen hat. Es fehlt da eben die schmucke äußere Erscheinung der Bewohnerinnen, die man zu den Besonderheiten des Spreewaldgebietes als zugehörig zu betrachten gewohnt ist. Die bunte Staffage, welche die Schönen des Oberspreewaldes dem landschaftlichen Bilde verleihen, läßt die Touristen gerade diesem Theile der Spreeniederung vor dem Unterspreewalde den Vorzug geben. Daher haben die weiteren Ausführungen auch nur Bezug auf die Frauen und Mädchen des oberen Spreewaldes.

Der Abstammung nach gehören die Spreewälder dem slavischen Volksstamme der Wenden an. Freilich erfuhr im Laufe der Jahrhunderte u. A. durch die von König Friedrich II. entsandten Colonisten das Gepräge slavischer Rasse-Eigenthümlichkeit eine erhebliche Abschwächung und Verwischung. So ist aus der Verbindung von Slaven und Germanen ein kraftvolles, gesundes und schönes Bauerngeschlecht erstanden. Trotzdem läßt sich der slavische Typus — stumpfe Nase, breite Backenknochen, kleine Augen — auch bei der heutigen Generation zum Theil nicht ganz verleugnen. Zwar findet sich die ins Gelbe spielende Hautfarbe meist nur bei den in Sprache, Tracht und Lebensart mehr dem polnischen Volksstamm verwandten Wenden des Malxegebietes, während die Bewohner des Oberspreewaldes selbst, besonders die Vertreterinnen des schönen Geschlechts, sich einer zarten, weißen Haut und blühender Gesichtsfarbe zu erfreuen haben. Für die Erhaltung eines schönen Teints bei den Mädchen sorgen die eitlen Mütter aber auch schon frühzeitig, indem sie die Kinder nicht selten mit frischer Milch waschen, die Haut mit Mandelkleie pflegen und sie ängstlich vor der Einwirkung heißer Sonnenstrahlen durch ein großes, das Gesicht weit beschattendes Ueberkopftuch schützen. Die heranwachsende Jungfrau besonders befolgt die mütterlichen Rathschläge im eigenen Interesse am peinlichsten und bewahrt sich auch bei jeglicher Feldarbeit während des Sonnenscheins durch Anlegen einer leichten Jacke die blendend weiße Haut der vollen Arme. Bei dem weiblichen Geschlecht sind die oben erwähnten slavischen Besonderheiten auch nicht so augenscheinlich als bei den Männern. Denn zu den körperlichen Vorzügen der Frauen und Mädchen gehört ein längliches, sanftes Gesicht mit schmaler Nase und oft classischem Profil. Die kleinen Hände und Füße sind gleichfalls nicht zu unterschätzende Reize. Dazu kommt eine gerade und gute Körperhaltung und ein leichter, flotter, elastischer Gang. Ist doch der Bewohner des Spreewaldes nicht gezwungen, den Rücken unter schweren Lasten beugen zu müssen; im Kahne aufrecht stehend weiß er von Jugend an mit dem Ruder das Fahrzeug sicher zu steuern und den reichen Segen der Felder und Wiesen heimzubringen. Daß die Bewohnerinnen des Spreewaldes selbst auf namhafte Ausländer einen nachhaltigen Eindruck auszuüben vermögen, dafür bietet die Schilderung des Franzosen Victor Tissot, der den Spreewald in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Gegenstand des Studiums machte, einen trefflichen Beweis. In seiner Reiseschilderung heißt es: „Den Wenden erkennt man sofort an seiner Kleidung, aber dies ist es nicht allein, es ist sein ausgesprochen slavischer Typus, welcher ihn besonders hervorhebt. Die Spreewälder sind schön, groß und geschmeidig; aus dem freien, offenen Gesichte schauen ein Paar schwarze lebhafte Augen hervor und beim Lachen zeigen sich zwei Reihen blendendweißer Zähne. Die Frauen sind dieses Volkes würdig. Sie haben in ihrem Gange einen Stolz, welcher noch heute dem Sieger imponiren muß. Sie sind lebhaft und flink und mit ihren großen schwarzen Augen blicken sie uns sanft und innig an, während ihre offenen Lippen eine Perlenschnur weißer Zähne zeigen. Ihr Haar fällt voll nach rückwärts und ihre sehr kleinen Hände und Füße deuten auf eine vornehme Rasse.“ Und schon aus alter Zeit findet sich im Staatslexikon von Sachsen der vom Chronisten Schumann herrührende gewissenhafte Vermerk: „Das weibliche Geschlecht in Lübbenau ist schön, angenehm und freundlich.“ So entwickeln sich die Mädchen im Spreewalde, von Kindheit her an Reinlichkeit gewöhnt und gestählt durch schwere Arbeit in frischer Luft, zu gesundheitstrotzenden, kraftvollen Erscheinungen. So frühzeitig aber, wie sie zur Entfaltung gelangen, verschwindet auch der Zauber ihrer äußeren Erscheinung. Freilich muß dann ein um so reicherer Putz für das unerbittliche Verblühen Ersatz schaffen.

Die Vorliebe für die kleidsame, grelle Nationaltracht, welche aus der Reformationszeit herstammt, hat sich bei den Spreewälderinnen, besonders im großen Kirchdorfe Burg, noch unverfälscht erhalten, während die Bewohnerinnen der zum größten Theil germanisirten Ortschaften Leipe und Lehde in einzelnen Kleidungsstücken, zumal was die Wahl des Stoffes für den Rock anbelangt, den weiblichen Personen der nächsten rein deutschen Dörfer ähnlich gekleidet erscheinen. Eitelkeit und Putzsucht liegen dem wendischen Mädchen im Blute; es sind Erbtheile der Voreltern. Bereits um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts mußte die strenge Verordnung erlassen werden: „. . . . . . item, daß den wendischen Mägden die theuren Bänder um die Köpfe, wie auch Halsbänder von Korallen zu tragen, verboten sein soll.“ Heut zu Tage dürfte wohl eine derartige Verfügung schwerlich mehr Beachtung finden, und der Luxus, den beispielsweise im Dorfe Raddusch die Schönen zur Schau tragen, welche Kopftücher, Schürzen, Spitzen und dergleichen von der Weltfirma Rudolf Hertzog in Berlin beziehen, wird sich kaum auf behördlichen Befehl beseitigen lassen. Schon ein flüchtiger Blick auf die Kleidung der Spreewälderinnen lehrt, daß die weibliche Tracht keineswegs eine einheitliche ist. Vielmehr zeigt dieselbe, was Stoff, Länge und Besatz des Rockes und Bindeweise des Kopftuches anlangt, bei näherer Betrachtung eine bunte Mannigfaltigkeit und Abwechselung. Im Allgemeinen trägt man die Röcke in Orten, welche dem Fremdenverkehr ferner liegen, kurz, nur etwas über die Knie hinabreichend, in vielbesuchten Dörfern hingegen fast bis zu den Knöcheln gehend. Im ganzen Spreewaldgebiete sind einfarbige, und zwar rothe, grüne,

blaue, braune und schwarze Röcke vorherrschend; nur theilweise sind sie von ganz schmalen schwarzen oder gelben, handbreit abstehenden Streifen durchzogen. Als Saum zeigen sie ein geblümtes, breites Seidenband, Zacken von gelbem Tuche oder eine dicke, bunte Seidenschnur. Als Stoff für die Festtagskleidung wählt man Damast, Rips, Plüsch, Sammet, blumigen Atlas, feines Tuch oder schwere, glatte Seide, während für den alltäglichen Gebrauch selbstgewirkte, wollene Stoffe benutzt werden. Zu einem wendischen Frauenrocke gehören nicht weniger als sechs bis sieben Meter Zeug, was sich aus den Hunderten von Falten erklärt, die der Rock besitzen muß. An demselben hat die Spreewälderin ein nicht geringes Gewicht zu tragen. Bezeichnend für besondere Gelegenheiten oder Anlässe ist die Farbe des Rockes. So wählt das Mädchen, sobald es verlobt ist, den grünfarbenen. Dieselbe Farbe ist auch für die Halbtrauer geboten, während Schwarz für Trauer und Abendmahl oder den ersten Tag der hohen kirchlichen Feste üblich ist.

Bezüglich des Kopfschmuckes, den hauptsächlich ein Tuch vertritt, ist die Bindeweise für die einzelnen Gegenden charakteristisch. Gewöhnlich trägt man das Tuch in allen zu einer Parochie gehörenden Dörfern gleich; nicht selten stimmt es in mehreren naheliegenden Parochien überein, sodaß es einem Kenner nicht schwer fällt, schon nach der Bindeart des Kopftuches die Heimath der Spreewälderinnen zu bestimmen. Das aus einem oder drei Theilen bestehende Tuch wird an verschiedenen Stellen durch Stecknadeln befestigt und kann wie eine Mütze abgenommen und vom Hinterkopfe aus wieder aufgesetzt werden. Damit die Kopftücher die oft gekünstelte Form erhalten, bringt man beim Binden Pappe oder mehrfach zusammengelegtes Papier hinein. Da unter den großen Kopfbedeckungen der weiblichen Personen wenig oder fast gar nichts vom Haar zu erblicken ist, so verwendet man Wochentags auf die Pflege und Ordnung desselben nur geringe Sorgfalt. Man dreht das Haar einfach zusammen und befestigt es unter einem breiten Leinenbande, das mehrere Male um Scheitel und Hinterkopf gewunden und durch Stecknadeln zusammengehalten wird. Sonntags und bei festlichen Gelegenheiten jedoch legt man meist zwei geflochtene Zöpfe um den Hinterkopf, auch scheitelt und kräuselt man durch Brennen das Haar. Einen auffallenden Kopfputz, eine Art Mütze oder Haube mit dreieckiger Hinterwand, geschmückt mit künstlicher Myrthe, Blumen, Perlen und Flitter, Hupatz genannt, tragen Braut und Brautjungfern bei der Hochzeit und die Pathinnen bei Kindtaufsfesten. Hals und Brust verhüllt man mit einem Tuche, dessen Stoff und Farbe den jeweiligen Gelegenheiten angepaßt sind. Ein schwarzes Mieder aus Sammet, ein Kittelchen, dessen kurze weiße und steifgeplättete Aermel die vollen Arme hervortreten lassen, farbige Bänder und Schürzen, welche letztere fast den ganzen Rock umschließen, ferner weiße Strümpfe und blanke Halbschuhe am Festtag vervollständigen, abgesehen von sonstigem Schmuck, die Tracht der Spreewälderin. Einen höchst malerischen Anblick bietet der Kirchgang der Frauen und Mädchen in ihrem Sonntagsstaate. Im Sommer schreitet man, Strümpfe und Schuhe in trauter Harmonie mit dem weißen zusammengefalteten Tuche über dem Gesangbuche und den großen blaucarrirten Regenschirm mit metallbeschlagenem Griffe unter dem Arme tragend, barfuß bis in die Nähe des Gotteshauses, wo die Fußbekleidung angelegt wird, um nachher sogleich wieder ausgezogen zu werden. Im Winter kommen die grellfarbigen Gewänder der Frauen und Mädchen auf der eintönig grauen Eisfläche zu ganz außergewöhnlicher Geltung und Wirkung. Wer dann diesen wendischen kräftigen Vertreterinnen des schönen Geschlechts mit ihren noch nicht bis auf die Knöchel hinabreichenden, weit gebauschten Röcken und den hohen Schnürschuhen oder gar Männerstiefeln begegnet, dem werden diese Bilder vollendeter Kraft und zäher Ausdauer Staunen abnöthigen. Einen recht drolligen Anblick wiederum gewähren ganz kleine Mädchen, die auch schon in der vollen Tracht Erwachsener einherstolziren. Besonders auffallend ist die weiße Trauerkleidung der Wendinnen, jetzt nur noch in einzelnen angrenzenden Spreewalddörfern vertreten. Diese Kostümirung, welche die Trauernde vom Kopf bis zu den Füßen einhüllt und nur das Gesicht nach Belieben aus der Umhüllung hervorblicken läßt, wird von nahen Leidtragenden angelegt und besteht aus prachtvollem, blendend weißem Linnen, in das nicht selten Sprüche und Figuren kunstvoll eingewirkt sind.

Der mit jedem Jahre anwachsende Fremdenverkehr hat die sonst vielfach verschlossenen Bewohnerinnen mehr und mehr gesprächig gemacht. Die in reinem und zierlichem Deutsch gegebenen Antworten der Schönen des Spreewaldes verrathen, daß ihnen keineswegs die Gabe des Witzes abgeht. Gleichwohl sind sie zurückhaltend und vorsichtig. Für eine List des Deutschen haben sie zehn; sie versprechen viel und halten wenig und sind stets auf ihren Vortheil bedacht. Wer sich dagegen ihrer Muttersprache bedient, dem bringen sie eher Vertrauen entgegen. Im Allgemeinen ist es bei ihnen um die Sittlichkeit nicht besser und nicht schlechter bestellt, als anderswo auf dem platten Lande; von gefallenen Jungfrauen wird strenge Beobachtung äußerlicher Formalitäten gefordert. Die Spreewälderin ist eine große Freundin des Gesanges. Sie pflegt denselben mit ihresgleichen besonders in den Spinnstuben und ist dadurch die eigentliche Bewahrerin der altwendischen Volkslieder geworden. Mit ihren Liedern und Chorälen verschönt sie die Hochzeiten, tröstet die Trauernden und erbaut während der Fastenzeit und zu Ostern die Gemeinde. Ihre religiöse Gesinnung giebt sich in den Begrüßungsformeln und im fleißigen Besuche des Gotteshauses kund. Trotzdem ist sie abergläubisch und hält zähe an den oft recht sonderbaren Gebräuchen und Gepflogenheiten der Vorfahren fest. Ihre fröhliche und heitere Stimmung gelangt namentlich beim Tanz, der eine Leidenschaft des wendischen Volkes ist, am lebhaftesten zum Ausdruck, ebenso bei besonderen Gesellschaftsspielen, bei denen sie derben Späßen durchaus nicht abgeneigt ist. Die Ehen bei den Spreewäldern sind nicht selten reine Geschäftssache, und das Verhältniß zwischen Mann und Weib ist im Allgemeinen ein kühles. Nur ausnahmsweise findet sich die Liebe als treibender Grund zur Ehe; dann aber zeigt sich auch die Zähigkeit im Charakter des Wenden, der sich lieber Tag und Nacht um das liebe Brod abmüht und darbt, ehe er von seiner Liebe läßt. Obschon im Allgemeinen Verlobte und Eheleute keine Ringe tragen, scheint in neuerer Zeit der deutsche Brauch doch mehr und mehr im Spreewalde Eingang zu finden. Die Frau ist die verantwortliche Leiterin im häuslichen Wirkungskreise; sie besorgt das Vieh, sie kocht, bäckt, wäscht, hält die Kleidungsstücke in Ordnung und schafft mit fleißiger Hand Alles, wo ihre Hilfe erforderlich scheint. Ihr ist die Pflege und Erziehung der Kinder anempfohlen, die schon frühzeitig in Haus und Feld den ganzen Tag über thätig sein müssen und durch leichte Kleidung, Baden im kalten Wasser und Aufenthalt in rauher Luft abgehärtet werden. Die erwachsenen Töchter bleiben entweder zur Aushilfe in der Wirthschaft oder sie treten, was gewöhnlich der Fall ist, als Magde in fremden Dienst oder sie vermiethen sich als Kindermädchen in der Stadt, um dadurch Unzuträglichkeiten mit den Eltern zu entgehen.

So bietet die Erscheinung und das ganze Leben und Treiben der Frauen und Mädchen im Spreewalde viel des Interessanten und Beachtenswerthen. Ja, was gälte dem Touristen wohl die Herrlichkeit von Wasser, Wald und Wiese allein, wenn ihm auf seiner Wanderschaft nicht der fröhliche Gruß einer anmuthigen Spreewälderin entgegenschallte!

Bücherbesprechungen.

— **Ungeschminkte Wahrheiten über christliches Leben.** Von Otto Funcke, Dr. theol., Pastor an der Friedenskirche in Bremen. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1902. 4 *M.* — Ein neues Buch von Funcke, damit ist eigentlich Alles gesagt, was zu sagen wäre, denn in gewissem Sinne ist doch eins genau so, wie das andere, und es kommt dann nur auf die Leser an, ob sie an einem genug haben, oder ob sie wegen der Freude über das erste begierig nach dem zweiten fragen und so weiter. Jedenfalls trifft er selber das Richtige, wenn er sich eine eigenthümliche Art zuschreibt, das zu sagen, was Andere längst gesagt haben, und behauptet, daß diese seine „leichtgeschürzte“ Art vielen Tausenden gefällt. Davon legen die vielen Auflagen und die Volksausgaben seiner meisten Schriften ein unwiderlegliches Zeugniß ab. Wenn er auch wiederholt davon redet, daß seine Bücher vielen frommen Leuten ganz widerwärtig sind, so gehört das wohl mit zu den Uebertreibungen, ohne die er kaum je von sich und seinen Erfahrungen reden kann. Solche fromme Leute finden sich ja wohl noch und am ehesten in seiner rheinischen Heimath, und weil Mancher von ihnen in ihrer bekannten Art mit scharfem Widerspruch und zu-

dringlichem Eifer sich an ihn mag herangemacht haben, so überschätzt er ihre Menge. Welcher vernünftige Mensch sollte denn nicht wünschen, daß die Deutschen lieber ein Funckesches Buch läsen, als einen Schandroman? Und wenn er viele Leser anzieht, die sonst kaum nach einem christlich ausgeprägten Buch greifen, und deren müssen allerdings viele Tausende sein, so bedeutet das jedenfalls einen Gewinn für unser Volk. Kirchlich hat Funcke schwerlich viel gewirkt mit seinen Büchern, daß er durch sie zur Erweckung und Befestigung kirchlichen Sinnes beigetragen hätte, aber ohne Zweifel religiös durch Bekämpfung mancher Voreingenommenheit und mancher haltloser Bedenken. Das ist sein unbestrittenes Verdienst. Wenn wir also zu jenen „frommen Leuten" sicher nicht gehören, so doch auch nicht zu seinen unbedingten Bewunderern. Meister ist Funcke in der eindringlichen, volksthümlichen Behandlung allgemein religiöser und ethischer Fragen, wie auch diesmal eine Anzahl der 21 Aufsätze, die unter den oben genannten Titel zusammengefaßt sind, den Beweis dafür erbringen. Der beste ist wohl der letzte „Wozu ist der Mensch in der Welt?" Das ist freilich auch ein sehr sorgfältig ausgearbeiteter Vortrag, der einst vor kritischen schwäbischen Zuhöreen gehalten wurde. Wenn es sich um Glaubensfragen handelt, so fehlt sichtlich der feste theologische Standpunkt, und bei rein kirchlichen Fragen, wie bei der überaus schwierigen wegen der Leichenreden, kommt nichts weiter zum Vorschein, als eine schnell fertige Behauptung einer ganz einseitigen Meinung. Aber auch abgesehen davon, ist der Werth der einzelnen Arbeiten außerordentlich verschieden, wie in Funckes meisten Büchern. Neben dem erwähnten tüchtigen Vortrag, zu dem sich einige fast gleichwerthige Aufsätze gesellen, finden wir auch schnell zusammengeschriebene Plaudereien, aus denen die nahrhaften Körnlein mühsam hervorgesucht werden müssen. Aber der Klang des Namens ist nunmehr so gut, daß der Träger, wie viele seiner Berufsgenossen, sich auch das gestatten kann. B. K.

— **Pfarrhaus.** Herausgegeben von **Franz Blanckmeister**, Pfarrer an der Trinitatiskirche in Dresden. Siebzehnter Jahrgang 1901. — In einem zierlichen Einband, der eine Verwendung des Inhaltes zum Geschenk ermöglicht, geht uns der letzte Jahrgang des Blattes noch einmal zu als handgreiflicher Beweis, daß dasselbe auch in solchem Zustande von der Verlagshandlung zu beziehen ist. Auf diese Möglichkeit wollen wir unter eindringlicher Berufung auf alle die Lobsprüche, die wir diesem Unternehmen seit Jahren gezollt haben, und unter Hinweis auf unsere vor Kurzem erschienene letzte Besprechung (No. 59 der Leipz. Ztg.) hiermit aufmerksam gemacht haben. B. K.

— **Hartwig**, Dr., Pastor in Borna, **War Luther Antisemit?** Nebst zwei nothwendigen Vorfragen. Leipzig, Bernhard Richter. 1902. 70 S. 1,20 ℳ. — Schon vor einer Reihe von Jahren hat die Frage: War Luther Antisemit? in einem kleinen Schriftchen „Luther und die Juden" (Leipzig, Paul Frohberg. 1881) eine Beantwortung gefunden, die aber hauptsächlich in einer Zusammenstellung von Aeußerungen Luthers über die Juden bestand. Die vorliegende Schrift greift weiter und tiefer. Der Verfasser erörtert zunächst die Frage, welche Stellung die Juden in Deutschland während des Mittelalters bis zur Reformationszeit in politischer, rechtlicher und socialer Hinsicht einnahmen, sodann die andere: was ist oder will der Antisemitismus? Die Darstellung, die uns der Verfasser giebt, ist durchaus gründlich und wissenschaftlich, dabei im höchsten Grade anziehend geschrieben. Der Leser wird ihm sowohl für die werthvollen geschichtlichen Notizen im ersten Theile, wie für die klare Behandlung der zweiten Frage sehr dankbar sein. Mit vollem Rechte trennt im Weiteren der Verfasser die Stellung Luthers zu den Juden bis ums Jahr 1536 von der später eingenommenen. Zeigt sich hier ein warmes Herz und Fürsorge für die Juden, sowie das eifrige Bemühen, sie für Christum zu gewinnen, so hat er später eine durchaus feindliche Stellung dem Judenthum gegenüber eingenommen. Zweifellos wird Hartwigs ausgezeichnete Schrift in allen Kreisen, in denen man die Fragen des Antisemitismus bewegt, das größte Interesse erwecken. Sie verdient es — aber nicht nur dort, sondeen auch bei denen, die diese Seite des großen Reformators um des Reformators willen kennen lernen möchten. G. B.

— **Scholz**, Hermann, D., Professor, Prediger an St. Marien in Berlin, **Die christliche Erfahrung, ihre Entstehung und Entwicklung** (Luthers Katechismus Artikel III). Sechs Vorlesungen. Berlin, Springer. 1902. 137 S. 2 ℳ. — Das vorliegende Buch enthält die Vorlesungen, die Prof. Scholz auf dem dritten Feriencursus der Kirchlich-theologischen Conferenz für die Provinz Brandenburg während der Osterwoche 1902 in Berlin gehalten hat. Es ist heutzutage eine vielerörterte Frage, wie sich Theologie und religiöse Erfahrung zu einander verhalten. Der höchste Erweis der Wahrheit dessen, was die theologische Forschung fand, wird immer dessen innere Zusammenstimmung mit der religiösen Erfahrung sein. Jene beiden scheiden zu wollen, etwa gar hier und dort in Gegensatz zu bringen, wird weder der Theologie noch der Frömmigkeit nützlich sein. Scholz will in seinen Vorträgen die „ehrlich gemeinte Probe" machen, „ob unsere heutige Theologie, die sich Niemandem zum Sklaven geben will, fähig und bereit ist, der christlichen Frömmigkeit ersprießliche und fruchtbare Dienste zu leisten". Wir sind ihm für seine trefflichen, durchaus praktischen Auseinandersetzungen sehr dankbar. Die einzelnen Themata sind: Glaubenspflicht, Anlage zum Glauben, Grund des Glaubens, Erziehung zum Glauben, Höhepunkt des Glaubens, Endziel des Glaubens. G. B.

— **Goethes Briefe.** Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von **Eduard von der Hellen.** Zweiter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. — Indem wir bezüglich des allgemeinen Planes, den Eduard von der Hellen bei seiner Ausgabe der Goetheschen Briefe befolgt, auf die frühere empfehlende Besprechung verweisen, stellen wir zunächst mit Genugthuung fest, daß in dem vorliegenden zweiten Bande an Stelle der sehr eigenartig-individuellen Orthographie Goethes, die der erste Band beibehalten hatte, die jetzt landesübliche getreten ist. Die Lectüre wird dadurch zu einer wirklich genußreichen. Nur in zwei französisch geschriebenen Briefen aus dem Jahre 1784 (von Braunschweig und Weimar datirt) ist — wohl der Curiosität wegen — die Goethesche Schreibweise beibehalten, die durchaus nicht ganz mit der damals gebräuchlichen französischen Rechtschreibung in Einklang steht. Die Briefnummern erreichen mit diesem Bande die Zahl 514 und umfassen den Zeitraum vom Januar 1780, als Goethe auf der Rückreise von der Schweiz begriffen war, bis zum Juni 1788, als er aus Italien, der deutschen Heimath zueilend, von Konstanz aus Herdeen brieflich begrüßte, den er bereits in Rom wähnte. Der größte Raum ist selbstverständlich den Briefen an Frau Charlotte v. Stein gewährt worden, und das mit Recht. Der erquickende, so recht von Herzen kommende und zu Herzen gehende Ton dieser Briefe stempelt sie zu Musteen des Briefstils für alle Zeiten. Daneben werden aber auch die Briefe Goethes an Carl August, Herder, F. H. Jacobi, Knebel u. s. w. reiche Anregung geben. Die Auswahl ist eben mit großem Geschick getroffen, und es wird bei der Lesung dieses zweiten Bandes sich Jedermann die Ueberzeugung aufdrängen, daß auf diesem Wege die Denk- und Empfindungsweise des Dichters kräftiger sich manifestirt, als dies in der großen, bändereichen Sophienausgabe der Fall sein kann. Auch hier bewährt sich das Wort: „Die Hälfte ist mehr als das Ganze." Zum Verständniß tragen ganz wesentlich die unter dem Texte fortlaufenden Anmerkungen bei. Sie übermitteln dem Leser eine Menge Einzelkenntnisse, ohne die das volle Verständniß der Goetheschen Briefe eben nicht möglich ist. Wir wünschen dem für Popularisirung der Goethestudien so wichtigen Unteenehmen der Cottaschen Buchhandlung guten Fortgang und baldigen glücklichen Abschluß. Prof. Dr. **Kellner.**

— **Geschichte Belgiens.** Von **Henri Pirenne.** Uebersetzung des französischen Manuskripts von **Fritz Arnheim.** (= Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von K. Lamprecht. I. Abtheilung: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert, W. v. Giesebrecht und K. Lamprecht. Dreißigstes Werk.) **Zweiter Band.** Bis zum Tode Karls des Kühnen (1477). (Mit einer Karte.) Gotha Friedr. Andr. Perthes, 1902. XXVIII, 594 S.; 8°. Preis: 16 ℳ. — Die Verdeutschung des bis zum Jahre 1319 reichenden 1. Bandes der grundlegenden Geschichte Belgiens, womit sich sein Verfasser, Professor Pirenne in Gent, den belgischen Staatspreis (prix quinquennal) errungen hat, habe ich in der Ersten Beilage zur L. Z. vom 7. April 1899 (S. 1455) anzeigen dürfen; 1901 erst ist davon die französische „Original"-Ausgabe (bei Henri Lamertin in Brüssel) erschienen, und eine vlämische Uebersetzung ist in Vorbereitung. Die bis zum Jahre 1477 reichende Fortsetzung des verdeutschten Werkes, die mir heute vorliegt, ist wieder eine ganz ausgezeichnete Arbeit. Es konnte nicht an[illegible] kommen. Der Verfasser des französisch geschriebenen Origi[illegible] gilt mit Recht als einer der bedeutendsten Historiker

Heimathlandes; der Verdeutscher ist einer der gewissenhaftesten und vielseitigsten jüngeren deutschen Historiker, denen ich bis jetzt begegnet bin. So darf man den Herausgeber, der die nicht gerade vergnügliche Aufgabe einer Weiterführung der alten Heeren-Ukertschen Staatengeschichte übernommen hat und mit unverkennbarem Erfolge durchführt, zu diesem neuen Stein in dem noch unvollendeten bunten Mosaikbilde aufrichtig beglückwünschen. Der vorliegende 2. Band setzt sich aus 3 Hauptabschnitten oder Büchern zusammen: 1) Fürsten und Städte im 14. Jahrhundert; 2) Die Vereinigung der Niederlande; 3) Der burgundische Staat, wobei, um Irrthümern vorzubeugen, für den nördlichen Theil der Niederlande auf den bald zu erwartenden 2. Band der deutschen Uebersetzung von Bloks „Geschiedenis van het Nederlandsche volk" hingewiesen sei. Unter Ausschluß aller blos örtlich belangreichen Einzelheiten hat Pirenne nur bei den Erscheinungen länger verweilt, die für die Cultur Belgiens im 14. und 15. Jahrhundert, dieses mitteninne zwischen Frankreich und Deutschland gelegenen und von beiden Seiten stark beeinflußten Ländergebiets besonders wichtig gewesen sind; politische Geschichte namentlich hat er nur da geschrieben, wo ein Eingehen darauf so nothwendig war wie bei der Darstellung über die Entstehung des burgundischen Staats. Gerade dafür werden wir durch eine Neuigkeit in vorzüglicher Weise unterstützt: eine große Karte der Niederlande am Ende des 14. Jahrhunderts, also unmittelbar vor ihrer Vereinigung unter burgundischem Scepter. Auch sonst sind dem Bande gute Hilfsmittel nicht versagt geblieben: außer einem ausführlichen Personenregister stoßen wir auf einen Anhang chronologischer Tabellen (Bischöfe, Herzoge und Grafen der in Betracht kommenden Städte und Territorien), der es auch dem Laien ermöglicht, die zahlreichen Fürsten, die bis 1500 über die verschiedenen Theile Belgiens geherrscht haben und deshalb in den beiden ersten Bänden genannt werden, leicht festzustellen. Dagegen konnte angesichts der soeben veröffentlichten „Bibliographie de l'histoire de Belgique" Pirennes auf ein genaueres Quellenverzeichniß verzichtet werden. So haben wir nun endlich „das" Buch, worin einem die Lebensarbeit eines Jakob van Artevelde, die Ziele, Thaten und Erfolge der drei großen Burgunder Fürsten des 15. Jahrhunderts inmitten ihrer Zeit, inmitten der gesammten Cultur eines mächtig aufstrebenden, schließlich tonangebenden Volks ebenso sorgfältig wie geschmackvoll vor Augen geführt werden. Ht.

— Marie Kurella, Frauenbriefe. Berlin, Verlag von Freund und Jäckel. 1902. 192 S. — 18 Briefe, deren Lectüre uns große Freude bereitet hat! Natürlich, wahr empfunden, bald harmloser Humor, bald tiefer Ernst, immer echtes Menschenthum — das ist's, was uns in diesen Briefen so angemuthet hat. „Die Ueberschwiegermutter", „Das kranke Kind", „Conventionell", „Spatzen und Canarienvögel" sind dem Leben abgelauscht, sind wohlgelungene photographische Momentaufnahmen von Personen, die uns Allen schon einmal begegnet sind. Gleich der erste Brief „Batavius und Batavia" nimmt den Leser für die geist- und gemüthvolle Verfasserin ein. Ihre „Frauenbriefe" dienen aber nicht blos dem augenblicklichen angenehmen Zeitvertreib; es steckt in ihnen ein tiefer Kern edler Lebensanschauung und gesunder Lebensauffassung. Auch da, wo die Verfasserin von dieser Linie scheinbar abweicht, verstehen wir die Ironie, die nicht verletzen, sondern auf unnatürliche Empfindungen aufmerksam machen soll. Wir können also Marie Kurellas „Frauenbriefe" mit dem Wunsche weitester Verbreitung, nicht zum Mindesten auch in den Kreisen unserer „Emancipirten", bestens empfehlen. W. Sm.

— v. Kleist, Georg (Generalmajor), Die Offizier-Patrouille im Rahmen der strategischen Aufgabe der Kavallerie. Fünfte Auflage. Preis 1,60 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Das in fünfter Auflage vorliegende Schriftchen bedarf eigentlich keiner Empfehlung mehr, denn es hat sich in den 15 Jahren seiner Dienstlaufbahn wohl genug Freunde erworben. Es verdient aber doch immer wieder erwähnt, gelesen und dem nachfolgenden Nachwuchs in die Hand gegeben zu werden, damit derselbe daraus lerne, denn es weht uns aus der kleinen Schrift die frische Luft des Feldes entgegen und man spürt viel frischen und kühnen Reitergeist. Sie hat durch ihre große Verbreitung auch unbedingt viel Gutes gewirkt, uns findige, passionirte Patrouillen- und Meldereiter geschaffen; ja, fast möchte man sagen, daß die Cavallerie im Frieden bei den Felddienst- und Detachements-Uebungen darin manchmal zu viel thut und der Detachementsführer mit Meldekarten oft überschüttet wird. Nicht nur Reiterofficiere, sondern auch alle anderen Kameraden und selbst Laien werden Gefallen an dem Schriftchen finden. Die zahlreichen Beispiele kühner Reiterstückchen aus dem Feldzuge 1870/71 erhöhen ungemein das Interesse. —r.

— Geologische Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen für den Schulgebrauch von Dr. H. Schunke. Verlag von A. Huhle, Dresden, 1902. Preis 50 ₰. — Die dankbare, aber durchaus nicht leichte Aufgabe, eine geologische Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen für den Schulgebrauch zu entwerfen, hält Verf. damit für gelöst, daß er in plumpen Linien die alte, mit Takt und Geschick im Maßstab 1:582000 gezeichnete, geologische Karte von K. Lange auf den Maßstab 1:687500 überträgt, hier und da Correcturen nach der neuen Specialkarte von Sachsen anbringt und mit Bezug auf die „Südgrenze der nordischen Geschiebe" eine Anleihe bei der internationalen geologischen Karte von Europa macht. Die Unerfahrenheit des Autors in der kartographischen Darstellung geologischer Verhältnisse wird Jedermann sofort in die Augen springen, wenn er sieht, wie bei Schunke die Phyllitformation nördlich von Chemnitz mit an die einer längs durchschnittenen Wurst erinnernden Conturen zu Tage tritt, oder wenn er die rothen Eier und Keulen betrachtet, die den Granit im Granulit veranschaulichen sollen. Wäre die Uebertragung aus den älteren Quellen correct geschehen, so könnte man wenigstens den Fleiß und guten Willen anerkennen, wer aber beispielsweise das Eibenstocker Granitmassiv auf der Karte Schunkes sieht, wird finden, daß der Letztere der wissenschaftlichen Genauigkeit gegenüber eine bedauerliche Gleichgiltigkeit an den Tag legt. Im hellsten Lichte zeigt sich die Ungeübtheit des Hrn. Autors in tektonischen Fragen bei den beiden Profilen unter der Karte. Von der Verunstaltung, welche hier das bekannte Crednersche Profil erfahren hat, wendet man sich mit Schrecken ab, wenn man auch nur den als gelbrandige Kappe dargestellten Pöhlberg und den wie ein Räucherkerzchen erscheinenden Scheibenberg sieht, ganz abgesehen davon, daß Schunke hier dem Phyllit die Kreide- und dem Mittweidaer Granit die Porphyrfarbe gegeben hat, ein Verfahren, welches für das Verständniß des nicht bereits geologisch Eingeweihten geradezu verhängnißvoll zu werden droht. Was aber soll man denken, wenn man auf dem zweiten Profil, einer Orginalschöpfung Schunkes, die Schieferschollen auf dem Rücken des Eibenstocker Granites pfahlartig in diesen eindringen sieht, wenn man die große Lausitzer Dislocation überhaupt nicht dargestellt findet und in der Zittauer Gegend eine 300 m mächtige Quadersandsteinplatte in einer kastenartigen Einsenkung des Granites entdeckt, überlagert von einer zusammenhängenden, ebenfalls bis 300 m mächtigen Basaltdecke, von der der herrliche, vielbesuchte Quaderfels des Oybin — horribile dictu — ein kuppenartiges Ueberbleibsel darstellen soll und in der als verdickte Keulen die Phonolithe der Lausche und des Hochwald stecken? Der Karte entsprechend ist auch der Text ausgefallen. Es würde zu weit führen, aus den darin zusammengetragenen Lesefrüchten einzelne herauszugreifen und zu beleuchten, bedauerlicherweise aber muß gesagt werden, daß der Autor auch mit seiner Muttersprache nicht fertig zu werden weiß. „Muldenförmige Ebenen" kennt sicher blos der Verfasser. Wie aber staunt man, wenn Schunke wegen der „eingehenden Kenntnißnahme der Geologie Sachsens" auf die geologische Specialkarte des Königreichs im Maßstab 1:25000 verweist und fortfährt: „Die Anregung zur Bearbeitung dieser Karte hat Hr. Prof. Dr. Vater in Tharandt durch seine Vorlesung über die Geologie von Sachsen gegeben." Es wird in der That das allgemeinste Interesse erregen, hierdurch constatirt zu sehen, daß Prof. Vater bereits im Jahre 1872 als dreizehnjähriger Annenschüler ein Colleg über die Geologie Sachsens gelesen und durch dasselbe die Regierung zur Errichtung der geologischen Landesanstalt begeistert hat. — Die Einführung der Schunkeschen Karte in Schulen dürfte nach alledem kaum möglich sein, da die Behörden wohl nicht ohne den günstigen Ausfall einer kritischen Einsicht zu einer solchen schreiten werden. Wenn auf das Kärtchen hier, eigentlich viel zu ausführlich, eingegangen worden ist, so geschah es lediglich, um die Freunde der Geologie auf die mangelhafte Ausführung desselben aufmerksam zu machen und vor einer Enttäuschung zu bewahren. Et.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) vierteljährl. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 91. Donnerstag, den 31. Juli, Abends. **1902.**

Der Leipziger Student im 15. Jahrhundert.

Von Dr. W. Bruchmüller.

Im vorigen Jahre habe ich an dieser Stelle Bilder aus dem Leipziger Studentenleben um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts zu zeichnen versucht, und möchte heute an diese Bilder gewissermaßen anknüpfen oder, besser gesagt, sie ergänzen, indem ich eine knappe Skizze von dem Leipziger Studenten zu entwerfen mich bestrebe in dem ersten Jahrhundert des Bestehens der Leipziger Hochschule, also vom Beginn des 15. Jahrhunderts an bis zu der Schwelle des 16., wo die Reformation eine ganz neu gestaltete Welt auch für das Leben des deutschen Studenten heraufführte.

Wenn hier also von dem Studenten des 15. Jahrhunderts die Rede sein soll, so sei gleich einschränkend bemerkt, daß wir hier nur den Studenten seiner gesellschaftlichen Stellung nach betrachten wollen, nicht aber daran denken, ihn auf seinem Studiengange zu verfolgen und dabei etwa gleichzeitig eine Darstellung des damaligen Studienbetriebes wie des ganzen Universitätswesens zu geben. Es sei weiter bemerkt, daß wir unsere heutigen Ausführungen nicht als ein völlig abgerundetes geschlossenes Bild betrachtet wissen möchten, sondern mehr als eine Skizze, die nur in gewissen leichten Umrissen den Plan und die Ausführung des künftigen Bildes erkennen läßt.

Wenn wir vorher davon sprachen, daß die Reformation auch für den deutschen Studenten eine ganz neu gestaltete Welt heraufgeführt habe, so soll das freilich nicht etwa so viel heißen, daß die Reformation an sich das neugestaltende Moment gewesen sei, das mit einem Ruck ein völlig Neues an die Stelle des Alten setzte. Gewiß hat auch die Reformation an sich tief auf das äußere und innere Leben des deutschen Studenten eingewirkt, aber diese ihre Wirkung gehört jedenfalls doch erst einer späteren Periode an, und das eigentlich Umschaffende, das den mittelalterlichen, uns etwas fremdartig erscheinenden Typus des Studenten in den des neuzeitlichen verwandelte, haben wir in der Reformation gewiß nicht zu erblicken. Sie steht mehr als äußerlich weithin sichtbarer Schnitt- und Scheidepunkt an dem Abschluß dieser Entwickelung, die eigentlich schon vom Beginn der deutschen Universitätsgründungen an im Flusse war, von dem Humanismus nur aufgenommen wurde und von ihm mächtige Förderung erfuhr, um endlich von der Reformation, Allen sichtbar und weithin erkenntlich, zum Abschluß gebracht zu werden.

Im 15. Jahrhundert hat sich in Deutschland die Loslösung und Selbständigmachung der Wissenschaft von der Bevormundung der Kirche vollzogen, ein Prozeß, den der Humanismus nicht erst hervorgerufen, sondern nur gefördert hat. Und wie der Wissenschaft selbst in diesem Zeitraume, so ist es auch ihrem Jünger, dem Studenten, ergangen. Auch er hat sich in dieser Zeit aus dem geistlichen oder halbgeistlichen Gewande, das ihn bisher umgab, herausgeschält und ist in ein weltliches, oft dem des Kriegsknechtes zum Verwechseln ähnliches geschlüpft. Aus dem „Halbpfaffen", wie das Volk wohl den mittelalterlichen Scholaren nannte, ist ein weltlicher Mann geworden, ein Laie, der schon kurze Zeit darauf, nachdem der sittlich reinere Hauch der Reformation verweht war, dem Landsknecht in vielen Fällen bedenklich näher steht als dem Gelehrten.

Daß eine solche Entwickelungsperiode, und das ist das ganze 15. Jahrhundert für den deutschen Studenten, nicht ohne Stöße und Erschütterungen sich abspielt, läßt sich erwarten. Diese Erschütterungen werden am stärksten sein in dem Momente, wo das erstarkte Neue sich erfolgreich bemüht, die alten hohl gewordenen Formen nun völlig abzustoßen, um ferner auch äußerlich als Neues in neuer Form zu erscheinen, während das absterbende Alte sich wehrt und mit zähestem Widerstande wenigstens noch den alten äußeren Schein, die Hülle, die ihm längst zur Hauptsache geworden ist, zu halten sucht. So sehen wir denn auch unsere Periode an ihrem Ausgange, um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, von den lebhaftesten Kämpfen erfüllt, und wollen deshalb auch gerade ihnen als den letzten Entscheidungskämpfen zwischen Altem und Neuem unsere Hauptaufmerksamkeit zuwenden.

Wir haben schon oben die Volksbezeichnung für den Studenten: „Halbpfaffe" erwähnt, sie zeigt uns bereits, daß auch dem gewöhnlichen Volke ein Unterschied, wenigstens ein gradueller, zwischen dem Studenten und dem Kleriker bewußt war. In der That hat auch niemals und nirgends in Deutschland der geistliche Charakter als Vorbedingung für die Immatriculation gegolten — ein Versuch hierzu ist nur einmal in Heidelberg im Verlaufe des 15. Jahrhunderts, aber vergebens, gemacht worden —, obwohl in Deutschland im Gegensatz zu Italien, wo die Pflege der Laienwissenschaften des römischen Rechtes überwog und Laien die Hauptträger des wissenschaftlichen Lebens waren, die von der Geistlichkeit vorwiegend gepflegten Artes der Theologie und des kanonischen Rechtes ähnlich wie in Frankreich, aber in noch stärkerem Maße vorherrschten, und im Anfang jedenfalls ein großer Theil der Magister und Scholaren geistlichen Standes war. Bei den Magistern wird im 14. Jahrhundert sogar der geistliche Stand wohl die Regel gebildet haben, und erst im 15. Jahrhundert mehren sich die Ausnahmen von dieser Regel. Vielfach galt aber auch der geistliche Charakter des Magisters, besonders wenn er nur im Besitze der niederen Weihen war, nur gewissermaßen als etwas Formales, das innere Wesen des Trägers nicht Berührendes. Als Beleg hierfür führt Georg Kaufmann [1]) in seiner Geschichte der deutschen Universitäten den Fall an, wo ein Universitätslehrer, der zwar im Besitz der niederen Weihen, aber auch mehrerer Kinder war, aufgefordert zu heirathen, antwortet: ich habe Kinder, wie es Laien zukommt, und ich habe keine Gattin, wie das Brauch und Recht des Klerus. Für Leipzig haben wir eine ganze Reihe von Beispielen für das Vorhandensein von Laien in dem Verbande der universitas während des 15. Jahrhunderts. So wird im Jahre 1445 in einem Prozeß ein Leipziger Magister unter Hinweis auf seinen für einen Kleriker zu langen Bart als ein Laie bezeichnet.[2]) Einen weiteren Beweis liefern uns verschiedene Berichte über das Auftreten und die Thätigkeit des Franziskaners Joh. Capistranus in Leipzig. Dieser war von Papst Nicolaus V. als Legat nach Böhmen geschickt worden, um die ketzerischen Böhmen zu bekehren, und kam auf der Reise dorthin am 24. October 1452 auch nach Leipzig. Er wurde nach dem Berichte Joh. Jac. Vogels[3]) in großer Prozession von der Bürgerschaft und Klerisei eingeholt und in das Barfüßerkloster geleitet. Dort und auf dem offenen Markte predigte er in der nächsten Folgezeit mit großem Erfolge, was in dem damals noch gut katholischen Leipzig, dessen Universität noch immer den besonderen Gegensatz Leipzigs zu dem ketzerischen Prag empfand, wohl erklärbar ist. Ueber seine besonderen Erfolge nun berichtet

[1]) Georg Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten. 2 Bände I. pag. 80ff

[2]) Codex dipl. Saxon. XI, 77: magister J. C. non clericus sed laicus; quod ad oculum demonstro per eius barbe delationem.

[3]) Leipzigische Annales Leipzig 1756 pag 56

uns Vogel, er habe in seinen Predigten nicht nur heftig auf das Saufen und Spielen gescholten, „sondern auch alle Karten, Würffel, Schacht und Bret Spiele auff den Markt bringen und öffentlich verbrennen lassen“. Auf dem Markt habe er dazu eine wenigstens drei Stunden dauernde lateinische Predigt gehalten, die darauf ein Anderer Wort für Wort den Zuhörern deutsch erklärt habe. Von den vielen Heiligthümern, die er zur Bekehrung der Hussiten mit sich führte und mit denen er mehrere Krankenheilungen vollbracht habe, habe er nach solchen Predigten verschiedene der Zuhörerschaft von der Kanzel herab gezeigt. Als dies nun eines Tages mit dem Haupte eines verstorbenen Heiligen geschah, war die Wirkung eine so durchschlagende, daß in die sechzig Universitätsverwandte den weltlichen Stand aufgaben und sich bei den Franziskanern einkleiden ließen. Nach einem Bericht der Leipziger Universität vom 25. August 1462[4]), der sich ebenfalls mit den Erfolgen Johanns v. Capistrano befaßt, waren diese Universitätsverwandte Scholaren, also Studenten, und zwar sogar mehr als 70, die „sue religionis habitum assumpserunt“. Einen dritten Beleg endlich liefert uns der im Jahre 1471 bei dem Ausbruch der berühmten Schusterfehde von den Leipziger Schuhknechten an die Universität gerichtete Fehdebrief[5]), in dem sie allen Doctoren, Magistern und Studenten, „sye sint geistligin adir werlichin“, Feindschaft ansagen.

Zu dieser also von Anfang an vorhandenen Zwitterstellung des Studenten zwischen geistlichem und weltlichem Stande, dem „Halfpapentum“, hat sicherlich auch der Umstand mit beigetragen, daß der deutsche Student älter ist als die deutsche Universität. In allen anderen europäischen Culturländern, in Italien, Frankreich, England und Spanien hat sich die Gründung von Universitäten eher vollzogen als in Deutschland. Die Gründe für diese Erscheinung sind wohl noch nicht genügend aufgedeckt, jedenfalls erübrigt es sich für uns, hier auf eine Erörterung dieser Frage einzugehen. Trotzdem war ein reiches geistiges Leben auch in Deutschland schon im 12. und 13. Jahrhundert vorhanden. Es existirten eine Reihe berühmter Schulen, so z. B. in Trier, in Erfurt und auch in Leipzig, an denen es wie in Trier und Erfuet auch zu Ansätzen von Universitätsgründungen gekommen ist — von Trier heißt es in der alten Studentenpoesie jener Tage z. B. „Urbs salve regia, Trevir urbs urbium“ —, es waren auch in Deutschland ausgezeichnete Gelehrte und eine Menge von Scholaren vorhanden, die nach studentischer Weise lebten, aber zur Erlangang akademischer Grade über die Alpen oder nach Paris gingen, freilich manchmal, ohne den erwünschten Erfolg mit nach Hause zu bringen, denn „Manger hin ze Paris vert, Der wênig lernt und vil verzert; Sô hât er doch Paris gesehen“ heißt es im Renner Hugos v. Trimberg. Diese ausgedehnte Freizügigkeit hat wohl auf das Bestimmendste auf den Typus dieses ältesten deutschen Studenten eingewirkt. Sie unterschied ihn von vornherein von dem eigentlichen clericus. Der Unterschied des lockeren vagans scholasticus vom Geistlichen trotz des gleichen oder ähnlichen Gewandes mußte sofort in die Augen fallen. Dieser Freizügigkeit verdanken auch die meisten Producte der mittelalterlichen Studentenlyrik ihre Entstehung, die wahrlich auch nichts von einer geistlichen Gemüthsverfassung ihrer Sänger verspüren läßt. Wir wollen hier nur statt aller anderen erinnern an eins der bekanntesten jener alten Studentenlieder, das noch heute zuweilen gesungen wird, an das des Archipoeta:

„Mihi est propositum
In taberna mori,
Vinum sit appositum
Morituris ori.
Tunc cantabunt laetius
Angelorum chori:
Deus sit propitius
Isti potatori!“

Bürger hat dieses Lied in freier, die Kraft des Urtextes freilich nicht voll wiedergebender Form übersetzt:

„Ich will einst bei Ja und Nein
Vor dem Zapfen sterben,
Nach der letzten Oelung soll
Hefen noch mich färben
Engelchöre weihen dann
Mich zum Nektarerben:
Diesen Trinker gnade Gott!
Laß ihn nicht verderben.“

In diesen Anfängen deutschen Studentenlebens und deutscher gelehrter Bethätigung auf den genannten Schulen in Erfurt und Teier vor Allem liegt jedenfalls schon einer der ersten Anstöße zu einer Fortentwickelung des mittelalterlichen Universitätswesens von der alten geistlichen Basis weg zu einer freieren weltlichen Gestaltung der gesellschaftlichen Structur seines Mitgliederkörpers wie auch seines wissenschaftlichen Betriebes vor, die der Humanismus und die Reformation später vollendet haben, während andererseits auch gerade der halbgeistliche, halbweltliche Student der älteren Periode mit seinem geistlichen Gewande, seinem weltlichen Lebenswandel und seiner in seinen Liedern oft offen ausgesprochenen Abneigung gegen den eigentlichen Klerus an seinem Theile nicht wenig dazu beigetragen haben mag, in den Köpfen des Volkes den Boden für eine Abkehr von dem unbedingten Autoritätsglauben der Kirche vorzubereiten.

Erst am Ausgang des 14. Jahrhunderts setzen dann auch in Deutschland in rascher Reihenfolge die Universitätsgründungen ein. Es entstehen 1348 Prag, 1365 Wien, 1386 Heidelberg, 1388 Köln, 1392 Erfurt, 1402 Würzburg und endlich 1409 von Prag aus Leipzig. Mit der Einrichtung, der Verfassung und Verwaltung dieser deutschen Universitäten und speciell unsers Leipzig brauchen wir uns hier, wo wir es allein mit dem Studenten in seiner culturhistorischen Erscheinung zu thun haben, nicht näher zu befassen. Hier sei davon nur soviel bemerkt, daß anfänglich eine durchgreifende Trennung zwischen Lehrenden und Lernenden nicht streng durchgeführt war. Die Leitung und Verwaltung der Universität lag zwar unzweifelhaft nach Pariser Vorbild in den Händen der Magister und Doctoren, trotzdem hatten aber auch, Anfangs wenigstens, die eigentlichen Scholaren z. B. in Leipzig einen gewissen Einfluß behalten. In diesem Punkte wirkten Einflüsse von den zahlreichen Beziehungen zu den italienischen Universitäten nach, wo die Scholaren und nicht, wie in Paris, die Docenten die Träger der Corporation, der universitas waren. So hatten in Leipzig, wie in Prag, Wien, Erfurt und anderen Universitäten die Scholaren bei der Rectorwahl das active und das passive Wahlrecht.[6]) Das passive Wahlrecht ist den Studenten an vielen Universitäten noch viel länger erhalten geblieben, als das active, das sehr bald verloren ging. Ja das passive Wahlrecht wurde ihnen an manchen jüngeren Universitäten, bei denen sie nie ein actives besessen hatten, so in Wittenberg, gewährt und erhielt sich theilweise bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein, wo es zuletzt nur noch zu Scheinehrenwahlen von studirenden Fürstlichkeiten und anderen hohen Standespersonen gebraucht wurde. Eine Erinnerung an das alte bald verlorene active Wahlrecht der Studenten für den Rectorposten hatte sich in Leipzig aber trotzdem solange wach erhalten, daß Bestimmungen hierüber von Leipzig aus noch in die ältesten Statuten der im Jahre 1506 begründeten Universität Frankfurt a. d. Oder übergehen konnten. Der Verlust dieses Wahlrechtes wurde für die Studirenden aber nicht etwa durch die gar nicht scharf bestehende Scheidung zwischen Hörern und Lehrern bedingt, sondern durch die Entwickelung, daß naturgemäß die Leitung allmälig an die älteren angeseheneren und hervorragenderen Mitglieder der universitas übergehen mußte. Eine solche Scheidung zwischen Lernenden und Lehrern, wie sie etwa heute besteht, konnte schon aus dem Grunde damals nicht durchgeführt werden, weil nicht selten Universitätsmitglieder beides in einer Person waren, der einen Facultät als Lehrer, der anderen als Hörer angehörten. Deshalb bedingte sich auch nicht hiernach die Rangabstufung auf der Universität bei feierlichen Gelegenheiten, Disputationen, Aufzügen &c., sondern allein nach Universitätsgraden und nach Geburtsständen, so daß ein Docent, der seinem akademischen Grade nach nur Baccalaureus oder Licentiat war, hintee einem nicht docirenden sondern nur hörenden Doctor oder Magister zurückstehen mußte, oder keinen Antheil an der Verwaltung der Universität nehmen durfte, während vielleicht seinem Hörer als Graduirtem Antheilnahme daran gestattet war.

In Leipzig waren nach der Gründung im ersten Jahre 368 Studenten immatriculirt worden, die Besuchsziffer während des 15. Jahrhunderts mag zwischen 6—700 Studenten geschwankt haben, eine für die damals verhältnißmäßig noch kleine Stadt stattliche Zahl, die wahl nur durch die Ziffern von Prag

[4]) Cod. dipl. Saxon. XI. Nr. 124, pag. 144f.
[5]) Cod. dipl. Saxon. XI. Nr 1, 166, pag 194.

[6]) Die Leipziger Universitätsstatuten vom Jahre 1410 verlangen von dem Rector nur, daß er 25 Jahre lang Mitglied der Universität und vita et moribus commendabilis sei.

und Köln übertroffen wurde. Diese Studenten waren Anfangs fast sämmtlich — Ausnahmen mußten vom Rector gestattet werden[7]) — in den Collegien und den Bursen untergebracht. Sofort bei der Gründung waren der Universität Leipzig zur Abhaltung der Vorlesungen und Disputationen, sowie zur Behausung der Docenten, die sich wieder jeder eine Reihe von Studenten hielten, beköstigten und beaufsichtigten, das kleine und das große Fürstencolleg überwiesen worden.[8]) Zu diesen traten als Behausungen für Docenten und Studenten außer dem im Jahre 1422 gestifteten Frauencolleg und den Bursen der 4 Nationen, der Meißner, Sachsen, Bayern und Polen, eine ganze Reihe von Privatbursen, die sich fast sämmtlich um die heutige Ritterstraße herumgruppirten. In dieser Gegend ist deshalb das alte Leipziger Studentenviertel zu suchen, in dem sich die meisten der vielen Raufereien, Aufläufe und sonstigen Ereignisse des späteren Leipziger Studentenlebens abspielten. Nur die Juristen hielten sich abseits, ihr Collegiengebäude, das Petrinum, lag und liegt bekanntlich noch heute in der Petersstraße. Schon in dieser abgetrennten Lage des Petrinums ist gewissermaßen rein äußerlich die auch in Leipzig verschiedentlich beobachtete Neigung der Juristen zur Trennung von der übrigen Universität und zur Sonderbildung ausgedrückt. Wir werden hierüber weiter unten z. B. etwas aus dem Jahre 1482 erfahren. Will man das Leben der Studenten in diesen Bursen allein nach den für sie erlassenen Vorschriften beurtheilen, so müßte man dieses Leben als ein fast klösterliches betrachten; der Wahrheit dürfte man mit einer solchen Annahme wohl aber nur in den allerseltensten Fällen nahe kommen. Nach diesen Vorschriften wurde in den Bursen früh um 5 Uhr aufgestanden, der Tag verlief in fester Eintheilung zwischen Gebet und Studien, und die Thore wurden des Abends um 9 Uhr wieder geschlossen, auch in der gewöhnlichen Unterhaltung mußte stets Latein gesprochen werden, das Deutsche war streng verboten, und der Unterhaltung und Erholung war in dem Stundenplane des Tages nur ein knapper Raum gewährt. In einem solchen Lichte erscheint uns das studentische Leben in den Bursen nach den Ordnungen derselben, die aber wohl das Schicksal der meisten Verordnungen jener Tage theilten, in ihrer ganzen Strenge nur auf dem Papier zu stehen. Das gewährte Essen war freilich in den meisten Fällen, d. h. da, wo die Studenten nicht besonders gut dafür zahlen konnten oder wollten, ein recht einfaches und einförmiges. Ueber die Monotonie eines solchen Leipziger Küchenzettels spottet ein Dunkelmännerbrief[9]): „Wir haben gut essen in unserer Burse, täglich giebt es zweimal, morgens und Abends, sieben Gerichte. Nämlich das erste heißt Semper i. s. teutonice Grütze. Das zweite Continue, ein Supp. Das dritte Quatidie, das ist Muß. Das vierte Frequenter, Magerfleisch. Das fünfte Raro, Gebratenes. Das sechste Nunquam (vermuthlich ironisch gemeint), Käse. Das siebente Aliquando, Aepfel und Birnen. Und dazu haben wir einen guten Trank, der heißt Canventum. Sehet, ist das nicht genug? Diese Ordnung halten wir das ganze Jahr ein, und alle sind ihres Lobes voll." Besser als für das Essen war schon damals in den Bursen für den Trunk der Studenten gesorgt. Die 8 Collegiaten des kleinen Fürstencollegs durften für sich und ihre Studenten 80 Faß fremdes Bier accisefrei einführen und reichten damit, wie sie angaben, höchstens ein halbes Jahr. Entsprechende Quantitäten kamen auch auf die anderen Collegien. Schon aus diesen Bemerkungen läßt sich schließen, daß das Leben in den Bursen schwerlich einen allzustarken geistlichen und mönchisch-asketischen Anstrich gehabt haben wird, wie man nach den Bursenordnungen wohl anfangs annehmen könnte. Im Gegentheil soll es in vielen dieser Bursen, besonders in denen mit reicheren Insossen, denen die Collegiaten wegen der guten Bezahlung sehr vieles durch die Finger sahen, oft recht weltlich zugegangen sein.

Dazu kam, daß sich das Anfangs nur ausnahmsweise gestattete Wohnen der Studenten außerhalb der Bursen bei den Bürgern in der Stadt mehr und mehr einbürgerte, worüber von der Universität, besonders von den dadurch in ihren Einnahmen geschmälerten Collegiaten und Bursenleitern, fortgesetzt lebhafte Klage geführt wurde, wogegen aber allem Anschein nach nichts Durchgreifendes gethan werden konnte. Damit nimmt das studentische Leben auch schon mehr den Anstrich der späteren Zeit an, es mehren sich die Beziehungen zu der Außenwelt, es ergeben sich Reibungsflächen zwischen dem Studententhum einerseits und den Bürgern und Handwerksgesellen der Stadt oder auch den Bauern der umliegenden Dörfer andererseits, es entstehen Aufläufe, Zusammenstöße, Raufereien. Die halbgeistliche alte Studententracht wird mehr und mehr abgelegt und eine weltlichere eingeführt, das Latein verschwindet immer mehr aus der studentischen Umgangssprache, und für die häufigeren Raufereien mit den ebenfalls bewaffneten Handwerksgesellen gürtet jetzt auch der Student den Degen oder das Messer um, oft wohl weniger aus Uebermuth, sondern wirklich zur Nothwehr, da, wie auch aus so manchen Stellen des Cod. dipl. Saxon. Bd. XI. hervorgeht, der Student in den nicht wenigsten Fällen von Raufereien der angegriffene Theil war, dem außerdem die städtischen Gerichte bei der gerichtlichen Verfolgung seiner Gegner meist nur lässige Hilfe leisteten. Daß die Studenten oftmals der angegriffene Theil waren, geht z. B. auch aus dem nachstehenden Passus einer im Jahre 1468 zwischen dem Rathe der Stadt Leipzig und der Universität getroffenen Uebereinkunft[10]) hervor, wonach Aufläufe und Versammlungen nicht mehr geduldet werden sollen: „das keyns sampnunge adder ufflaufft van nymants welchs standts, wirde ader wesenn der addor dis seint, umbe keynerley sachen gescheen adder gemacht werden solle, und sunderlichen nnd varuss, das keyne hoe gewalt also mit stormen, schiessen, worffen unnd der gleich an nymants wanunge, heusern, collegien ader burssen getrieben, furgenamen adder geubet werde ane gewerde." Bei einer im Jahre 1473 in Lindenau zwischen den dortigen Bauern und Leipziger Studenten vorgefallenen Rauferei bleibt es zweifelhaft, wer der hauptschuldige Theil gewesen. Andererseits zeigt der im Jahre 1472 anläßlich des sogenannten Schusterkrieges von den Schuhknechten, wie schon oben erwähnt, an die Universität gerichtete Fehdebrief, daß es den Handwerksburschen Leipzigs keineswegs an Selbstbewußtsein und Neigung zum Provociren fehlte. Eine Neigung, die freilich in diesem eclatanten Falle rasch und energisch von der öffentlichen Gewalt unterdrückt wurde.

Diese zunehmende, sagen wir einmal, Verweltlichung des studentischen Lebens wurde bedingt durch die ganze Entwickelung des damaligen Universitäts- und Studienbetriebes. Das zeigt sich besonders auch darin, daß nicht nur Studenten sondern auch die jüngeren, den neuen Wissenschaften des Humanismus zugewandten Magister und Doctoren sich immer mehr sträubten, die alte „clericalis vestitus", den „erlichen Studentenmantel" mit Gürtel und Capuze, oder den Mantel und das braune Barett der Magister zu tragen. Im Jahre 1468 war in Leipzig unter den Magistern der Gebrauch der amtlichen Magistertracht selbst bei Amtshandlungen und öffentlichen, officiellen Feierlichkeiten so selten geworden, daß man sich, wie behauptet wurde, lächerlich zu machen fürchtete, wenn man sie anlegte[11]). Trotzdem wurde von dem Rector und der Universität immer wieder darauf gedrungen, wenigstens die Ausschreitungen der weltlichen Tracht zu beschneiden. Diese Bemühungen führten z. B. im Jahre 1482 zu ernsteren Unruhen, denen wir hier jetzt kurz uns zuwenden wollen:

Ueber die Ursache zu diesem Conflicte giebt uns zunächst Vogel[12]) folgenden ganz anschaulichen Bericht: „Demnach auch große und zuvor unerhörte Ueppigkeit und liederliches Wesen in Kleidung und Geberden unter den Studenten eingerissen war, und es das Ansehen gewan, als ob die Gesetze, Zucht und Lehre zum abnehmen geriethen, hat Churfurst Ernestus und dessen Herr Bruder Hertzog Albertus durch Thilonem von Trotte Bischoffen zu Merseburg der Universität dergleichen Liederlichkeit ernstlich verbiethen laßen und zu voriger Erbarkeit sie wiederum zu bringen Verordnung gemacht. Hierauf ließ der damalige Rector M. Andreas Friesner von Wonsidel nach gehaltener Conferentz mit denen Professoribus das Cancilium perpetuum zusammen beruffen und nach gefaßten Schluß öffentlich anschlagen und gebiethen, daß niemand nach Verfliessung eines Monats in der schändlichen Kleidertracht, so damals aufgekommen war, sich betreten laßen sollte, sondern daß die Studenten der Erbarkeit in Kleidern sich befleißigen und die mit großen Federbüschen besteckten Hüte, die gestickten Unter Wämbser, die bunten Hosen, gefaltete Brustlätze, die verschnittenen Wämbser,

[7]) Das Beispiel einer solchen Erlaubniß siehe Cod. dipl. Saxon. XI. Nr. 30 pag. 29 vom 18. Mai 1441.

[8]) Siehe hierfür, wie für das zunächst Folgende auch Friedberg: Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart.

[9]) Ausgabe von Boecking pag. 133.

[10]) Cod. dipl. Saxon. XI. Nr. 147 S. 181.

[11]) Cod. dipl. Saxon. XI. Nr. 146 S. 180.

[12]) Leip. Ann. S. 68 f.

welche kaum den Hals und Nacken bedecketen, die kurtzen Mäntel und unförmlichen gehörnerte Schue ablegen, keine kurze Wehren unter den Mänteln verborgen tragen, sondern die Erbarkeit in acht nehmen und sich sanderlich hüten solten, damit die Gliedmassen des Leibes, welche dem Menschen zur Nothdurfft der Natur gegeben worden, nicht entblösset möchten gesehen werden." Dieser Erlaß hatte aber, wie Vogel uns weiter berichtet, keineswegs die erwünschte Wirkung, sondern nur die Folge, daß die Studenten, von „etlichen ungezogenen und liederlichen Personen" aufgehetzt, „als ob die akademische Freiheit bedroht sei," das Patent von den Kirchthüren herabrissen, „es mit Füßen traten und dem Rector übel drohten, falls er nicht von seinem Verbote Abstand nöhme". Auf einen vom Rector nach Dresden erstatteten Bericht hin erging von dort der Befehl, die Namen der Verbrecher anzuzeigen, damit sie bestraft werden könnten. Inzwischen hatte der Tumult in Leipzig einen großen Umfang angenommen. Die Studenten rotteten sich vor dem Hause des Rectors zusammen, warfen mit Steinen und Prügeln in die Fenster und versuchten die Thüre mit Gewalt zu sprengen, so daß sich schließlich der Rath veranlaßt sah, die Bürgerschaft aufzubieten und die Studenten mit Gewalt auseinandertreiben zu lassen. Ein kurfürstlicher Erlaß hatte inzwischen bei Leib- und Lebensstrafe verboten, dem Rector Gewalt anzuthun, und angekündigt, daß der Kurfürst zum nöchsten Michaelismarkt selbst nach Leipzig kommen oder seine Räthe dorthin schicken werde, um die Sache mit Ernst und Strenge zu untersuchen. Diese Drohung hatte nach Vogel die Wirkung, daß unter die Studenten ein großer Schrecken fuhr, viele der Frevler nnd Rädelsführer sich heimlich aus dem Staube machten, und der übrige Theil sich ruhig verhielt. Dieser Vogelsche Bericht deckt sich in allen wesentlichen Punkten mit dem, was uns das Urkundenbuch der Universität Leipzig an urkundlichem Material über diese Ereignisse mittheilt. Hiernach richtet der Rector über den vorgefallenen Skandal und seine Ursache unter dem 8. August 1482 an den Kurfürsten und Herzog Albrecht einen Bericht, Cod. dipl. Saxau. XI. Na. 186 pag. 226 f., indem er zunächst mittheilt, daß er Folgendes auf kurfürstlichen Befehl verfügt habe: „Das hinfur kayn . . . anders denne eym studentenn gepurdt nach sunst in untzuchtiger ungepurlicher claydung geen solt, nemlich in keym hutt ader klaynn czerschnyten czottig . . . nacketen helsenn, mit geschnürten ader weytt affen galler mitt zerschnytten unnd allerley untzymlichen prustlatzen, mit gefalden prusthemderren in . . . enn ader gehalbirten ader sunst seltzamen schügen, nach sunst in aynigerlay ungepurlicherr klaydung, sunder in erlichen langen studenten mentelin. Wer aber yn . . . der solichs nicht zu czeugen vermöcht, sol der selbige nicht so unverschempt als pyssher geschehen ist mit ungegörtenn uffgewetenn röcke und unverdackter schand [vor] frauenn unnd junckfrauenn zu kirchen unnd strossen geen, sünder auch das sie hynfur nicht meher unter ungegurten rocken swert, messer, degen ader andre were zu zwitracht, schaden, verlikayth unde üffrurr dienend verpergenn mügen unnd ander ursach halben nach inhalt des altherkamen geswaren statut sich gurten sullen unnd auch anderrer geswaren statuten in vier wochen pei bestympter pen eynfurung machen." Diese Verordnung aber habe nur die Folge gehabt, daß sich an 150 Baccalaureen in eine Partei zusammenthaten, drohten und „mürmlten", daß sich der Rector in seiner Schlafkammer selbst nicht mehr sicher gewußt habe. Die darauf nach dem Ablauf der gestellten vierwöchentlichen Frist entstandenen Unruhen schildert dann am 26. August 1482 der Rector in einem zweiten Bericht an den Kurfürsten, in dem es heißt, daß viele hundert Studenten drei Stunden lang vor seinem Hause getobt, so daß zu befürchten: „das in solichen verlichen und erschrecklichen uffloffen etwas gar erbermlichs an im und anderen geschehenn möcht." Der Rectar giebt gleichzeitig dabei einer Beschwerde über die Juristenfacultät Ausdruck, aus der hervorgeht, daß die Juristen auf der Seite ihrer Studenten standen, wodurch dann wieder auch die anderen Studenten nach dem Bericht des Rectors die Neigung zur Widersetzlichkeit gegen den Rector schöpften. Diese Bemerkung zeigt uns jedenfalls, daß nicht nur die Kleiderordnung, sondern andere tiefere Gründe zu schweren Gegensätzen in der Universität damals geführt hatten. Gegensötze, die, in anderer Richtung freilich, bald in noch schärferer Form auftreten sollten.

(Schluß falgt.)

Bücherbesprechungen.

— Christliche Wissenschaft (christian science) und Glaubensheilung. Zwei Aufsätze von Hofprediger a. D. D. Stöcker und Pastor Schwabedissen. 2. Aufl. Berlin 1902. Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 50 ₰. — Daß eine solche Schrift für das deutsche Christenvolk je würde nothwendig werden, hätte man nicht eher für möglich gehalten, als bis es geschehen ist. Es gehört wirklich nur eine bescheidene Kenntniß der christlichen Lehre und eine oberflächliche Bekanntschaft mit den Heilungsthaten Christi und seiner Apostel dazu, um es als eine gewisse Thatsache zu erkennen, daß die amerikanischen Heilungsclubs und Genesungsbureaus mit dem Christenthum nicht das Geringste zu thun haben. Aber für manche Leute scheint es wirklich zu genügen, wenn solche Bestrebungen mit dem christlichen Namen belegt werden, sofort sich der Vermuthung hinzugeben, es müsse doch wahl etwas Christliches daran sein. Was aber die überraschende Ausbreitung des tollen Treibens anlangt, so darf man sich eben über Nichts mehr wundern bei dieser aus allen Völkern und Volksstämmen gemischten Bevölkerung von Berlin und der ihr hierin ähnlichen anderer Großstädte, die sich an dem ehrlichen Volksaberglauben ihrer Väter nicht mehr genügen läßt, sondern etwas Ueberseeisches braucht, um die abgestumpften Nerven zu kitzeln. Im Allgemeinen werden die Anhänger der Frau Eddy wohl unter dem Publicum zu suchen sein, das sich, wenn die „christliche Wissenschaft" wird aus der Mode gekommen sein, wieder mit Kartenschlägerinnen, Blumenmedien, Sympathiedoctoren und öhnlichen Leuten behelfen wird. Nicht zu vergessen ist freilich die alte Erfahrung, daß auch die verständigsten Menschen, wenn die große Nath hereinbricht, gelegentlich Wege gehen, deren sie sich vorher geschämt hätten. Irgend welchen nachhaltigen Erfalg wird jene wunderliche Lehre schwerlich haben; wer aber trotzdem das Bedürfniß hat, sich die Schriftwidrigkeit und Unchristlichkeit der ganzen Sache noch besonders beweisen zu lassen, dem werden die genannten zwei Aufsätze gute Dienste thun. Stöcker vergleicht die Behauptungen und Wirkungen der Secte mit den angeblich entsprechenden Vorgängen im Leben Jesu und der Apastel, Schwabedissen thut dasselbe mit ausführlicher Darstellung ihrer Begründung und ihrer Heilmethode. B. K.

— Das Leben nach dem Tade, sein Dasein und seine Art. Von Professor Dr. Paul Schwartzkopff. Zweite Auflage. Braunschweig und Leipzig, Hellmuth Wollermann, 1901. 1 ℳ — Wir verstehen vollkommen, daß dieses Schriftchen vielfach begehrt worden ist und verhältnißmäßig schnell eine zweite Auflage erlebt hat. Ist doch sein Inhalt im Wesentlichen der eines Vortrages, der, auf allgemeines Verständniß christlicher Zuhörer berechnet, kurz und klar ausspricht, was über den schwierigen Gegenstand auf Grund christlicher Glaubenserkenntniß mit menschlicher Vernunft gedacht und ohne Gleichniß ausgesprochen werden kann. So wenig die biblische Sprache des Gleichnisses entrathen konnte, um die geheimnißvolle Wahrheit dem Menschengeschlecht auf allen seinen Culturstufen nahe zu bringen, sa nothwendig ist es, daß für denkende Christen der verglichene Gegenstand selber in seiner begrifflichen Reinheit aufgezeigt werde, wobei es sich natürlich nicht um eine wirkliche oder scheinbare Hervorbringung desselben durch die Vernunft, sondern um seine Aufnahme in deren Gedankenkreis handeln kann. Daß man die Nothwendigkeit des Lebens nach dem Tode weder beweisen, noch mit Vernunftgründen widerlegen kann, das spricht der Verfasser im Vortrag selber und noch ausführlicher in den Anmerkungen aus, die dieser zweiten Auflage beigegeben sind. Die Gewißheit des Lebens nach dem Tade beruht auf dem Wort- und Thatbeweis des göttlichen Lebens, das Christus hat und den Seinen mittheilt. Dieses Leben wird bestehen in einer dem Werthe der Persönlichkeit entsprechenden Ausgestaltung des einzelnen Ich unter dem unmittelbaren und durch nichts mehr behinderten Einfluß der göttlichen Weisheit und Liebe. So könnte man die geistvallen Ausführungen des Verfassers über den schwierigen Gegenstand aufs Kürzeste zusammenfassen. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 92. Sonnabend, den 2. August, Abends. 1902.

Der Leipziger Student im 15. Jahrhundert.

Von Dr. W. Bruchmüller.

(Schluß.)

Inzwischen waren nämlich unter dem Einfluß des eindringenden Humanismus, dem gerade in Leipzig ähnlich wie in Köln von der alternden Scholastik der zäheste und verbissenste Widerstand entgegengesetzt wurde, die Leipziger Universitätsverhältnisse geradezu unhaltbare geworden. Alles Alte war in Zersetzung und Auflösung begriffen, und das Neue, dessen Vertreter, wie zugegeben werden muß, keineswegs immer ganz einwandsfreie Erscheinungen waren, war noch zu wenig consolidirt, um eine neue Ordnung schaffen zu können. Auch war ihm hierzu in Leipzig bis dahin nie der nöthige Raum und Ruhe gegönnt worden. Ich habe die damaligen Zustände der Leipziger Universität an anderer Stelle bereits geschildert, auf die ich hier verweisen kann, da diese Schilderung den Lesern der Leipziger Zeitung wenigstens zum Theil bekannt sein dürfte.[1]) Hier seien nur einige besonders charakteristische Angaben über die Zustände in den damaligen Leipziger Facultäten hervorgehoben. Im Jahre 1502 am 18. October war in Wittenberg von den Ernestinern die Universität begründet worden, was Herzog Georg bestimmte, energisch an eine Reformation seiner alten Universität zu denken, da sich unter der Studentenschaft Leipzigs stark die Neigung zeigte, Leipzig mit Wittenberg zu vertauschen. Die zu dem Zwecke einer gründlichen Reform von dem Herzog eingeforderten Gutachten einer Anzahl hervorragender Docenten enthüllten geradezu erschreckliche Zustände in den einzelnen Facultäten. Diese Gutachten, wie die zur Abstellung der Mißstände von den Facultäten auf der einen Seite und von den Nichtfacultisten, d. h. den nicht in die Facultät aufgenommenen, meist jüngeren und der neuen Richtung mehr oder weniger zugethanen, in vielen Stücken mit den Studenten zusammengehenden Docenten auf der anderen Seite erstatteten Berichte und Abänderungsvorschläge geben uns zusammen das beste Bild von der damaligen Lage nicht nur des Leipziger Universitätsbetriebes, sondern auch der unter der Studentenschaft und den jüngeren Docenten herrschenden Stimmung, die, wenn auch noch unklar in den Zielen und vielfach in ihren Aeußerungen ausartend, doch nach einer Neugestaltung des ganzen Universitäts- und Studentenlebens hindrängte, ohne freilich sofort zu einem bleibenden Erfolge damit zu gelangen.

Sehen wir uns zunächst kurz das an, was in den oben erwähnten Gutachten des Jahres 1502 über den Zustand der Leipziger Facultäten berichtet wird: Die meisten Gutachten beginnen mit einer Charakteristik der theologischen Facultät, weil sie die oberste sei und sich anmaße, in alle Angelegenheiten der anderen Facultäten hineinzureden. Ihre Herrschsucht wird allgemein beklagt. Dabei halten sich die meisten ihrer Mitglieder seit Jahr und Tag gar nicht in Leipzig auf, obgleich sie ihr jährliches Gehalt ruhig weiter beziehen, sondern pflegen ein beschauliches Dasein in Magdeburg, Merseburg und anderen Orten. Wimpina, der spätere erste Rector der Universität Frankfurt a. O., hält dabei ihre Rückberufung gar nicht einmal für wünschenswerth, da sie der Facultät doch wenig Ruhm bringen würden. Oft seien nur zwei Doctoren der heiligen Schrift in Leipzig anwesend, und daher gäbe es nur wenige und dabei schlechte, ermüdende und schleppende theologische Vorlesungen. Ein Professor habe 24 Jahre über 8 Capitel des Jeremias gelesen, viele in 10 und mehr Jahren nicht 50 Lectionen gehalten. Ein anderes Gutachten versichert bei Eid und Pflicht: „Das von allen doctoribus genanter faculteten in eynem ganzen Jhare nicht zehen lectiones gelessen werden; und wan sie lessen, so lessen sie doch alsso, das wenigk frucht den, dye do zuhoren, daraus erwechset; und wan eyner, der in der heyligen schrifft alhie zu leypczk studiret, methusalems Jhar erlangen mochte, das itzund unmoglich ist, so konde er kaum librum ysaye aussheren mit der weysse, als sye lessen, wan eyn Doctor zu lessen uff dye cathedra kompt, so sitzt er und kuckt auss seyner kappen und lisst, das er sich selber kaum horen kan; hyrumb mussen vihl von hinnen kegen Pariss, Kollen und andere universiteten zihen umb des willen, das sye alhye nicht lectiones haben.“ „Also wachsen unsere Theologie (wie) das grass im winter.“ Nur Wimpina wird als fleißig und mit Erfolg lehrend unter den Theologen gerühmt. Unter den Juristen erhalten das gleiche Lob nur Johannes Breitenbach und Dr. Joh. Wilde. Besonders mangelt es hier an würdigen Vertretern für das römische Recht. Außerdem wird Herabsetzung der Promotionskosten gefordert. Unter 200 Gulden könne jetzt Niemand den Grad eines Dr. jur. utriusque erlangen. Dagegen sollen die wissenschaftlichen Ansprüche gesteigert werden, man habe Leute zu Bacalaureen des geistlichen Rechts gemacht, die nicht Latein reden konnten und sich kaum ein Vierteljahr an einer Universität aufgehalten. Von der medicinischen Facultät, die unbedeutend war und ein beschauliches Stillleben für sich führte, erfahren wir wenig. Um so wichtiger ist die Artistenfacultät; auf je ein Mitglied der drei anderen Facultäten werden 30 von ihr gerechnet. In ihr spalteten sich die Magister in zwei Classen, in die der Facultisten und die der Nichtfacultisten. Jene bildeten das concilium facultatis und entschieden dort die Angelegenheiten der Facultät, sie allein bezogen ein festes Gehalt und die Examenssporteln flossen in ihre Taschen. Diese mußten sich durch Privatunterricht, Behausung und Beköstigung von Studenten oft kärglich genug weiter helfen. Und oft nahmen die Facultisten ihnen auch noch diesen Erwerbszweig weg, denn die Facultisten allein entschieden später über das Wohl und Wehe der Examinanden. Allgemeine Klage erhebt sich über den Eigennutz dieser Facultisten gegenüber Studenten und Nichtfacultisten. Es herrsche bei ihnen „sanctus donarius“; wer sie nicht grüßt mit zugeschlossener Hand, der falle trotz der besten Kenntnisse durchs Examen. Giebt man ihnen den Rock, nehmen sie viel lieber das Hemde dazu und thun wie der Narr, der, als er unter beiden wählen sollte, meinte, „es were alles peydes gut peyeynander“. Sie thun den guten armen Gesellen gleich den Gänsen, ohne daß sie nicht gesengt und gebraten werden. Sende man einen Esel mit Geld zu ihnen ins Examen, so würde er nicht von ihnen rejecirt werden ꝛc. „Wer heutelsamen zu sehen [säen] hat, der mag gut hoffnung haben.“ Tyrannei und Cliquenwesen herrsche in der Facultät. Man nannte sie nach ihrem Führer Joh. Fabri aus Donauwörth den „schwäbischen Bund“. Man forderte Säuberung der Facultät von den anstößigen Elementen und Aufhebung der Beschränkung der Zahl ihrer Mitglieder auf 16. Auch noch andere Dinge wurden ihnen vorgeworfen, man sprach von „iren weybern und kindern, von den sye doch nicht

[1]) Vergleiche meine Aufsätze in der Wiss. Beilage der Leipz. Ztg. Jahrgang 1896 vom 11. August No 96: „Die Verwaltung der Universitäten Leipzig und Wittenberg nach dem Codex Augusteus“ und No. 126 desselben Jahrgangs vom 20. October: „Die Universitäten Leipzig und Wittenberg in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts“, sowie endlich mein Buch: „Beiträge zur Geschichte der Universitäten Leipzig und Wittenberg nebst einem Anhang“, Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) 1898. Preis 1,20 ℳ.

veter hayssen wollen“. Imhoff, zwar selbst ein Facultist, aber ganz auf gegnerischer Seite, sagt von einem aus dieser Zahl, dem Nicolaus Curia: „er lesst seyn bulschaft offenberlich alle tage und wan iss yn gelost zu yhm gehan und si obern seynen tisch speyst, dass seyn gaseln all sehn.“ Doch solche Vorwürfe wurden auch gegen viele Andere erhoben, es war ein ganz allgemeines Uebel. „Iss eyn Collegium zu liptzig, genant das furstencollegium, iss soll das buhencollegium genannt werden,“ dadurch würden die Studenten und Magister verführt, denn „wan dar apt wurffel uff liget, so spiln dy monch.“[14])

Trotz des hier in der Anspielung auf das Fürstencolleg erhobenen Vorwurfs und trotz der anderen mannigfaltigen, z. B. in den Dunkelmännerbriefen enthaltenen Belege dafür, daß man in den Universitätskreisen jener Tage in sexuellen Fragen einer sehr laxen Auffassung huldigte, aber vielleicht gerade wegen dieser Auffassung hören wir von Ausschreitungen der Studenten selbst nach dieser Richtung nur sehr wenig. Die Erwähnung bleibt dabei immer nur eine gelegentliche, so in der oben citirten Stelle: daß, wenn der Abt Würfel auflege, die Mönche spielen. Aehnlich heißt es in einem um 1506 verfaßten Bericht Cod. dipl. Saxon. XI. No. 262, der die geringen Wirkungen der 1502 von Herzog Georg veranlaßten Reform der Universität behandelt, wo über die Haltung und das Benehmen der jungen Magister Klage geführt wird: „Zum funfften brengt diss gros vorachten der magister, das dye inngen magistri zu kirchen, strassen und allenthalben in collation und auch uff dye bulschafft mit den gesellen gehen, nicht anders mit ynen gebaren, wann als yre gleychen adder gesellen waren.“ Hier wird also den jungen Magistern auch nur das Zusammengehen mit den Studenten bei derartig verfänglichen Abenteuern zum Vorwurf gemacht, nicht das Bestehen solcher Abenteuer selbst. Die ganze Laxheit der Auffassung dieser Frage gegenüber beleuchtet aber wohl nichts so gut, als daß bei der sogenannten disputatio de quolibet, gleichsam dem Satyrspiel hinter den ernsthaften großen öffentlichen Disputationen, an feierlicher Stätte im Beisein aller officiellen Größen der Universität in den Disputationsformen der schulgerechten Scholastik Themata verhandelt werden konnten, wie: De fide meretricum, oder immerhin schon harmloser: de generibus ebriosorum.

Anders wie die Gutachten, die wir oben besprachen, lauteten im Jahre 1502 natürlich die Gutachten der Facultäten selbst. So beklagt die Artistenfacultät den Ungehorsam der jungen Magister, die zu verbotenen Stunden gegen die Bestimmungen der Statuten Vorlesungen hielten, die sich mit ihren Hörern, die oft älter als die Docenten seien, nicht den Anordnungen des Decans fügen wollten &c. Weiter wird beklagt, daß die Studenten nicht in den Collegien und Bursen, sondern in der Stadt bei den Bürgern wohnten, wo sie sich mit anderen Gesellen und Knaben vereinigten, die vielen Unfug und Aufruhr trieben, während die Lectionen versäumt würden. Welcher Art dieser Unfug war, erfahren wir aus einer Vorhaltung, die die kurfürstlichen Commissare den Studenten zu machen hatten.[15]) Dieser Vorhaltung entnehmen wir folgenden Passus: Es sei geklagt worden, „Wy mancherley und vil von den glidern dar universitet alhir vorgenommen, die grosse vorsammelung machen, ungestum geschrey und werg furen wie die einwoner ihn nicht entwichen, das sie schaden von ihn entphaen mochten, auch ane das die leute dernidder slugen und vorwunten, und so die burger und kouffleute uff den slitten furen, widder iren willen auf den slitten setzten, alles zu gezangk und uffrur, das sie (d. h. die Kläger) befarten, der kouffman, handeler und handwergsman der stad zu grosem schaden sich von hynnen begeben wurde.“ Die Vermahnung schließt dann mit folgendem eindringlichen Appell an die Studenten: „So weis auch sein ff. g. das eure eltern und freunde euch dergestalt nicht hieher gefertiget, auch sulche hendel euch nicht eren noch fordernis, sunder zu schaden dringt und zu unleuten macht.“

Ueber die Kleidung der jungen Docenten und Studenten führt die Artistenfacultät natürlich ebenfalls bewegliche Klage.[16]) Die Tracht sei keine standesgemäße, nämlich Barette mit 4 Ohren, Hauben und getheilte Hosen, das Habit sei ein derartiges, „das mhan keynenn abyr wenigk underschyt unter aynem doctore unnd kouffmann, schneyderknecht und studentenn gehabenn magk“. Beklagt wird ferner, daß die Studenten nicht bei den Collegiaten in den Collegien und Bursen essen, sondern an den gemeinen Tischen, wo sie weder Zucht noch Latein über der Mahlzeit gebrauchten, sondern nach ihrem eigenen Willen, ohne Präceptoren lebten, „derhalbynn wenigk abyr gar nichtis in guthenn kunsthenn unnd moribus zcunemen und profitiren“. Weiter wird das Degen- und Waffentragen gerügt, das die Studenten trotz des Rectors Verbot und unter Verweigerung, dafür auferlegte Strafen zu zahlen, fortsetzten, mit der Erklärung: „wyr sayn edel“, und mit der Begründung, daß die Bürger und Handwerksgesellen ebenfalls Waffen trügen, gegen deren Bedrohungen sie sich mit den eigenen Waffen schützen müßten: Der Bericht schließt: „E. f. g. Universitet nymet mercklich abe; die scholares wenden sich kegenn Wittenbergk unnd nit ane Ursach, wan doctores gedachter facultet lessen unvlayssicklich, als gemelte scholares sagenn unnd clagenn unnd sagenn werdenn, wo sye befraget.“

Ganz ähnliche Klagen über das Studentenleben, wie sie hier die Facultät der Artisten vorbringt, hatten aber auch die von der Facultät zum Theil mit angeschuldigten, nicht der Facultät angehörigen Magister über das Treiben der Studenten zu erheben.[17]) Ihre Klagen sind die gleichen über das Wohnen der Studenten in der Stadt, ihr Essen in „mensa communi“, „aldo sye sich an menniklichs eynsagung und schou mith vorgessung und darseczung aller ozucht, lateynischer sproch, guter sitten und aziemlicher kleydung yres muthwillens geprauchen, yr vetterlich hulff und trost yn tabern ungeburlichen stellen unnutzlich vorczeren“. Auch diese Magister empfehlen Zurückführung der Studenten in die Collegien und Beseitigung des gemeinen Tisches. Zur Entschuldigung des studentischen Waffentragens aber bringen sie energischer den schon vorhin von der Facultät erwähnten Einwand der Studenten zu Gehör: Oftmals würden die Studenten von den bewaffneten Handwerkern überfallen und angegriffen. Die Einwohner stellten sich feindlich der Studentenschaft gegenüber, diese müsse sich selbst ihrer Haut wehren, da ihr von der Obrigkeit nur ungenügender Schutz zu Theil werde, die vielmehr meist bei Streitfällen auf die Seite der Gegner träte. Bei Händeln und Verwundungen würden nur die Studenten bestraft, nie aber ihre Gegner. Ueber den Studienbetrieb sind die Nichtfacultisten natürlich anderer Meinung wie die Facultisten. Auch sie stellen fest, daß die Latinität auf der Universität fast erloschen sei, und daß die Promotionen seltener würden: „unsers bedunckens darhalben, das die noch aldar wais auss verworffenn und yez zur czait ungeachten authoribus geschehn, die examinatores zum teyl geringscheczig und noch der alden waldt.“ Ganz im Gegensatz wieder zu dieser Erklärung gegen den alten scholastischen Formelkram wird in einem weiteren von den vier Deputirten des Rathes der Artistenfacultät abgegebenen Bericht[18]) der humanistische Studienbetrieb in der seltsamsten Weise für alle Schäden und die Verderbniß der Jugend verantwortlich gemacht. Es heißt darin: „Es haben aber yn kurtzer zceit die poetischen resumpciones uberhandt genommen, das die artes sere undergedruckt wurden, dan die poeten unde oratores seint nicht swer zcu lernen, auss welchen die iuganth weltliche wergk unde handel underweisset wirt, derhalben sie geneiget die zcu horen unde die jungen magistri die zcu resumiren seint, auss welchen resumptionibus die gesellen horen streitten, schlaen unde hawen, auch amasien lernen erkannen unde unzcucht, welchs sie aus iunglicher hitze unde zuoeigung dornoch uben unde vorbrengen. Die iungen magistri vorsprochen die swerenn unde gutten lectiones in artibus, derhalben sie kommen unde vorstehen sie nycht; dorauss kommet ungehorsam, bosse sitten unde swispeldung. Sall nun die facultet arcium unde noch volgende die universitet woll stehen, wie vor langen iaren gewesen, so mussen die resumpciones in poetica weniger sein unde mussen die iungen magistri zcu gehorsam gedrungen werden, dan ire habitus, yre wort unde wergk geben den studenten argernuss. Sie lessen under vor-

[14]) Brachmüller: Beiträge (siehe vorige Anm.) a. a. O. Seite 6—8.

[15]) Cod. dipl. Saxon. XI. No. 230, pag 276.

[16]) Cod. dipl. Saxon. XI. No. 231, pag 277 f.

[17]) Cod. dipl. Saxon. XI. No 232, pag. 280 ff.

[18]) Cod dipl. Saxon. XI No. 235.

bothen stunden unde under der disputacion, domithe gesworne statuta vorachten, sie halden nichts vor kunsth, ess habe dan eynen ausswendigen swung der worthe. Aber wie e. f. g. genediglich betrachten mag, sciencie sunt de rebus unde nicht de vocabulis. Wer vocabula wess, der ist ein grammaticus, er ist derhalben aber nicht gelarth oder ein philosoph, doruff die universitet gefundirt, dan vocabula zcu wissen gehoret knaben zcue.“ Die Nutzanwendung aus diesen Klagen und Beschwerden bleibt denn auch hier die altgewohnte und schon bekannte: „Item der gemeyne tisch der prebste brenget alle dissolutiones, conventiones unde vorterbnuss der gesellen; in denselbigen redet man kein latein sunder deutsch unde alle unzcucht auch zcu zceiten dornach mit wercken vorbringen.“ Die Studenten müßten wieder gezwungen werden, aus der Stadt in die Collegien zu den Magistern und Doctoren zu ziehen, „domithe sie zcucht und ere erlernethen unde nicht mit hantwergkslenthen umbgingen unde ursach hetten des nachts auss den heusern zcu lauffen . . . Item es mnesen auch die magistri vornemlich in habitu et moribus honestatem halden unde nicht mit berthen wie wertliche burger gehen, dan sulche gibt den underthanen ergernuss. Es mussen auch die magistri zcuchtiglich resumiren, domithe der iunge von dem alden nicht unzcucht erlerne.“

Mit den hier vorgeschlagenen Mitteln ließ sich freilich eine wirksame Reform der Universität nicht durchführen, weil sie, ohne den Geist der neuen Epoche zu erfassen, nur auf eine künstliche Restitution alter Zustände hinausliefen, die unhaltbar geworden waren und deren zu lange Erhaltung gerade die Schuld trug an dem Niedergange des Leipziger Universitätslebens.

Herzog Georg, der eifrige Freund des Humanismus, aber der ebenso eifrige Gegner der Reformation, konnte sich zu durchgreifenden Aenderungen im Sinne des ringsum auf der ganzen Linie siegreichen Neuen nicht entschließen. Seine feindliche Stellung zur Kirchenreformation, die den neuen Geist der Universitäten sich ganz und gar dienstbar zu machen verstanden hatte, hinderte ihn daran, und so blieben denn in Leipzig die Zustände noch über ein Menschenalter die alten, bis auch hier die siegreiche Reformation eine Besserung der Verhältnisse wenigstens für eine gewisse Zeit brachte und auch das Studentenleben Leipzigs völlig in dem modernen Sinne umgestaltete.

Ackerfeld und Aberglaube.

Das Werden und Wachsen des wogenden Ackerfeldes ist seit alten Zeiten mit einem geheimnißvollen Zauber umwoben worden, und noch heute finden sich in diesem Zusammenhange seltsame, abergläubische Vorstellungen. Der Wunsch des Landmanns, eine recht gute Ernte einheimsen zu können, bringt den Biedern oft auf Experimente und Mittelchen, die ganz unzweifelhaft an das Heidenthum mit seiner vielseitigen Dämonenfurcht erinnern.

Schon für die erste Feldbestellung verlangt der Aberglaube bald dies, bald das. Der thüringische Bauer läßt sich gern die Taschen mit Krapfen füllen, und wenn er heimkehrt, besprengt die Bäuerin aus einem Versteck heraus den Pflug mit einigen Tropfen Wasser. Freitags zu arbeiten, gilt als bedenklich; fast wie ein Sprüchwort gebraucht man die Redensart „Freitagsdünger — Unglücksdünger.“ Die Aussaat an einem Sonnabend kann für Feld und Scheune eine große Mäuseplage nach sich ziehen. Am besten sät man im Vollmond, wenn's sein kann bei Westwind und trübem Himmel. Für Gerste ist der Mittwoch Abend, für Erbsen der Donnerstag Nachmittag geeignet u. s. w., niemals aber darf bei einer bevorstehenden Sonnenfinsterniß gesät werden, oder wenn die Sonne im Zeichen des Krebses steht. Gegen den Weizenbrand wird der Vers gebraucht: „Ich säe dich, Weizen, auf ein gut Land; ich säe Weizen und keinen Brand; im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Um dem Vogelfraß zu wehren, geht man dreimal um das Saatfeld herum und spricht: „Meinen Weizen will ich säen; die Vögel sollen Erden fressen und meinen Weizen lassen stehen!“ Oder man wirft die erste Handvoll Weizen ausdrücklich für die Sperlinge hin und begleitet die drei folgenden Würfe mit den Worten „Im Namen Gottes des Vaters ꝛc.“ Auch die Raupen wollen auf besondere Art vertrieben sein. Etwas Erde von einem frischgemachten Grabe muß zu drei Theilen an drei Ecken des Ackers um Mitternacht hingeschüttet werden, dann weichen die Schädlinge an der vierten Ackerecke für immer hinaus. Ein geschichtliches Curiosum, die große Raupenbeschwörung im Canton Bern zu Anfang des 16. Jahrhunderts, mag in diesem Zusammenhange miterwähnt werden. Der Leutpriester des Lausanner Bischofs wollte den rathlosen Landleuten helfen, deren Felder durch eine ganz außergewöhnliche Raupenplage gerade damals heimgesucht waren. Der gelehrte Herr citirte die unnützen Fresser kurzer Hand — zur Verantwortung auf den Friedhof, und als die Raupen unhöflich genug waren, ohne Entschuldigung auszubleiben, erfuhren sie eine förmliche Verdammung. Große Sorge kann dem Landmann durch Hagel und Ungewitter werden, und durch unzählige abergläubische Maßnahmen sucht er solchem Unglück zu entgehen. In Oesterreich legt man, sobald ein Unwetter sich anzeigt, allerlei Hausgeräth, z. B. Ofengabel, Ofenkrücke und Besen kreuzförmig auf dem Hofe oder an der Thürschwelle übereinander; dann kann alles Schloßenwetter dem Acker nichts schaden. Damit insonderheit der Flachs recht gedeihe, säubert man ihn in Thüringen rechtzeitig vom Unkraute und steckt hohe Weidenruthen in den Acker, wobei die Wunschformel gesprochen wird: „Reis, da steck' ich dich her, Flachs, so lang sollst du wer' (werden)!“ Ist der Flachs zu Bartholomäi (24. August) noch nicht eingebracht, so wird er durch den wilden Jäger Berthold bedroht oder durch Frau Harke, und man kennt deshalb in der Torgauer Gegend die Redensart: „Nun hat die Harke gezogen, nun müssen wirs Winterkorn hereinbringen, sonst verdirbt's.“

Persönliches Glück oder Unglück kann mit dem Felde zusammenhängen. Vierblätteriger Klee ermöglicht es dem Besitzer, allen Zauber- und Hexenspuk zu durchschauen. Legt sich der für ein Brautpaar bestimmte Flachs, so wird's eine unglückliche Ehe geben. Todesvorzeichen sind es, wenn der Landmann bei der Aussaat ein Beet zu besäen vergessen hat, oder wenn auf einem Krautfelde ein Kohlkopf mit weißen Blättern wächst. Natürlich fehlt es auch nicht am medicinischen Aberglauben. Die blauen Kornblumen in einem Weizen- oder Kornfelde sind zum Bestreichen der Augen gut; man bewahrt sich so das ganze Jahr vor jeglichem Augenübel. Von einem blühenden Kornfelde, das man zum ersten Male sieht, nimmt man drei Aehren, streift die Blüthen ab und verschluckt diese; man wird dann nie wieder Halsweh bekommen. Die Kornähre hat überhaupt gleichsam etwas Uebernatürliches an sich. Nach einer weitverbreiteten Sage soll es früher Aehren gegeben haben, die ohne Halme gleich vom Erdboden an lang herausgewachsen seien. Zur Strafe für die allgemeine Gottlosigkeit habe da plötzlich Gott die Aehre unten angezündet, und so wäre ein Hauptnahrungsmittel des Menschen vernichtet gewesen, wenn nicht die heilige Jungfrau noch rasch das oberste Ende der Aehre ergriffen und vor dem Feuer geschützt hätte; freilich ist jede Aehre nunmehr nur so lang, als eine Hand breit ist.

Zur Erntezeit heißt es wieder auf Vieles achten, will man keinen Unsegen haben. Da geht die „Mittagsfrau“ um und quält die todmüden, ein wenig ausruhenden Feldarbeiter. Zumal die schwüle Stille vor dem Gewitter ist die Zeit dieser Unholdin, die den Schnittern eine Menge Fragen vorlegt und den Aermsten, der nicht gleich antworten kann, unbarmherzig mit einer Sichel tödtet. Es liegt auf der Hand, daß hier Hitzschlag und Sonnenstich durch jenen Mittagsdämon einfach personificirt worden sind. Vielleicht war schon die Räthsel aufgebende Sphinx eine solche Mittagsfrau. Zu Beginn der Erntearbeit ist es jedenfalls räthlich, drei Halme sich umzubinden; das macht stark und widerstandsfähig. Dabei kann man auch gleich für die Güte der nächsten Ernte Vorsorge treffen, indem man möglichst viel Halme auf einmal in die Hand nimmt. In der Naumburger Gegend kennt man den Brauch, ein Eckchen Korn, Weizen oder Hafer stehen zu lassen; der Besitzer springt mit der Sense darüber weg und sichert so seine Vorräthe vor Feuersgefahr. Das letzte Garbenbüschel ist ursprünglich wohl sicherlich als ein Opfer an die Dämonen gedacht worden, und es mußte demgemäß auf freiem Felde stehen bleiben. „Fürs Bäri-Mandl“ (Bergmännchen), sagt man in Niederösterreich; anderwärts deutet die Bezeichnung der betreffenden Garbe ähnliche Opfervorstellungen an, denn man nennt dieses Restbüschel auch „Erdmänuel“, „Wichtelmännchen“, „Oswold“, „Feldmann“, und was dergleichen mehr ist. Nach einer Notiz des dem 16. Jahrhundert angehörenden Nicolaus Gryse haben

damals noch die niederdeutschen Landsleute bei jenem Opfer den „Affgade Woden“ im Sinne gehabt, indem sie den Opferverś sangen: „Wode, hale (hole) dynem Rosse nu Voder (Futter); nu Distel unde Dorn; thom (zum) andren Jhar beter (besser) Korn!“ In einigen Gegenden Deutschlands bleibt ein Halmbüschel „für die gute Frau“ oder „für die arme Frau“ auf dem Felde zurück. Nicht selten schneidet man aber noch vor dem Heimgange die Aehren des betreffenden Bündels ab, damit nicht der „Wichtel“ oder „Johannisschnitter“ — ein bösartiger Feldgeist — im laufenden Jahre von den Koenschätzen mit esse. Hat Jemand aus gewinnsüchtigen Zwecken den Feldrain verändert oder die Grenzsteine verrückt, so muß er zur Strafe nach seinem Tode Nachts als feuriger Mann umgehen, wie sich denn auch jede andere Unehrlichkeit bei Saat und Ernte bitter an dem Uebelthäter rächt.

Schwere Strafe trifft nach alter Volksanschauung den hartherzigen Reichen, der einem Armen jeden Antheil an dem Ertrage des Feldes verweigert. Unter den Händen des Unbarmherzigen verwandelt sich dann sein Brod zu Stein, und das Messer blutet. Ja einem alten hannoverschen Volksliede flucht eine arme Wittwe der wohlhabenden Schwester, die vorgiebt, selber kein Brod im Hause zu haben, und schauerlich erfüllen sich die Worte: „Hast du kein Brod im Hause, mag groß sein oder klein, so wollt' ich, daß 's Brod wie Steine, das Messer so roth wie Blut!“ In ähnlichem Zusammenhange heißt es in einem alten Liede aus der Priegnitz: „Der reiche Mann aus der Kirche kam und wollte schneiden Brod; das Brod war so hart wie die Steinen, daß man's nicht schneiden konnt'.“

Dr. A. Schröder.

Bücherbesprechungen.

— Gebt uns die Wahrheit! Ein Beitrag zu unserer Erziehung zur Ehe von Else Jerusalem-Kotányi. Leipzig 1902. Hermann Seemann Nachfolger. 84 S. Preis 2 ℳ. — Frau Jerusalem-Kotányi wendet sich in leidenschaftlichster Sprache gegen die nach ihrer Meinung durchaus unwahre Erziehung der jungen Mädchen durch die heutige Familie, die selber auf Unnatur und Unwahrheit aufgebaut ist. Eine neue Moral soll die alte, verbrauchte, blos conventionelle ersetzen. „Wissende Mädchen“ sollen erzogen werden zu „glücklichen Frauen“. Das wird geschehen, wenn in ihnen „die Ehrfurcht vor ihrer Empfindung“ erweckt wird, „der Krone des Lebens“. „Wissende Mädchen“ werden „schuldlose Mütter“. Es steckt ja ein Köenlein Wahrheit in diesen Sätzen, aber auch nicht viel mehr. Welche verständige Mutter wird ihrer erwachsenen Tochter vor der Ehe diese „Wahrheit“ vorenthalten? Frau Kotányi nimmt dies aber an, denn so ziemlich sämmtliche Ehen unserer Zeit beruhen nach ihren Ausführungen auf Unnatur, deren Opfer gebrochene, freudlose Existenzen sind. In diese Vorstellung hat sie sich dermaßen verrannt, daß sie zu den allergewagtesten Behauptungen kommt und in ihren Darlegungen einer Form sich bedient, die durch leidenschaftliche Ausdrücke theils abstoßend wirkt, theils in abgebrochenen, unklaren, ja selbst schwülstigen Sätzen und Bildern sich ergeht, die, weit entfernt geistreich zu sein, den Leser blos ermüden. In Summa: das 84 Seiten lange Buch hätte mit bedeutend geringerem Aufwand von Worten die nicht unberechtigte Forderung, dem zur Ehe heranreifenden Weibe die „Wahrheit zu geben“, erfüllen können, wäre dann aber freilich als ein weiterer Beitrag zur Lösung der Frauenfrage aus dem Lager der fortgeschrittensten Frauenrechtlerinnen ziemlich überflüssig gewesen. W. Sm.

— Dr. Rumpelt, Geh. Reg.-Rath im Minist. d. J., Handausgabe des Allgemeinen Baugesetzes für das Königreich Sachsen mit den zugehörigen Ausführungsbestimmungen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Roßberg & Berger. 5 ℳ. — In den erläuternden Anmerkungen zu den einzelnen Bestimmungen des Gesetzes sind neben den, wie in der ersten Auflage, ausführlich wiedergegebenen Gesetzesmaterialien die inzwischen ergangenen Verfügungen der Ministerialbehörden und namentlich die wichtigsten Urtheile des Oberverwaltungsgerichts berücksichtigt worden. Eine weitere Bereicherung hat der Inhalt des Buches erhalten durch Aufnahme der später noch für einzelne Verwaltungen und besondere Fälle erlassenen Ausführungsvorschriften, sowie von Entwürfen zu Ortsgesetzen wegen des Oblastenbuches und für die Ausführung von Haus- und Grundstücksentwässerungen. Endlich sind die in der Zwischenzeit ebenfalls abgeänderten Unfallverhütungsvorschriften der Sächsischen Baugewerks- und Tiefbau-Berufsgenossenschaft wiedergegeben. Der Umstand, daß sich innerhalb eines noch nicht zweijährigen Zeitraumes bereits die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage herausgestellt hat, beweist zur Genüge, nicht nur daß das Rumpeltsche Buch einem allgemeinen Bedürfniß entspricht, sondern daß es auch dem Hrn. Verfasser gelungen ist, dieses Bedürfniß voll zu befriedigen. Dr. N.

— Einfluß der Schilde auf die Entwickelung des Feldartilleriematerials und der Taktik. Von v. Reichenau, Generalleutnant z. D. Berlin W., Vossische Buchhandlung, 1902. — Es sind keine erfreulichen Aussichten, die uns hier eröffnet werden, sowohl im Hinblick auf die augenblickliche Schlagfertigkeit unseres Heeres, als auch auf die an das Reich herantretenden finanziellen Opfer. Nach den, auch in diesem Blatte besprochenen Schriften des Generalleutnants z. D. Rohne stand zu hoffen, daß bei der zu erwartenden Einführung der Rohrrücklaufslaffete in unsere Armee wenigstens die Geschützrohre und die gesammte Munitionsausrüstung Verwendung finden würden. In der vorliegenden Schrift wird aber ein ganz neuer Geschütztypus mit kleinerem Kaliber, ganz anderen Geschossen, Munitionsausrüstung u. s. w. gefordert, und wir haben allen Grund, die Ausführungen des Verfassers, welcher so lange im Mittelpunkt artilleristischen Schaffens gestanden und wohl noch jetzt mit eingeweihten artilleristischen Kreisen enge Fühlung hat, als diejenigen anzusehen, welche sich an maßgebenden Stellen mehr und mehr Bahn brechen. Während bisher meist als Hauptvortheil der Rohrrücklaufsgeschütze die erhöhte Feuergeschwindigkeit hervorgehoben wurde, während man den gleichzeitig mit anzubringenden Schutzschilden vielfach zweifelnd, vielfach sogar ablehnend begegnete, hebt General v. Reichenau gerade diese Schilde als den hauptsächlichsten und geradezu epochemachenden Vortheil hervor. Allerdings hat Verf. bereits ein verbessertes Modell dieser Schilde im Auge, welche das Geschütz zu einem wirklichen Panzergeschütz machen, an welchem Schrapnelkugeln und Geschosse der Maschinengewehre wirkungslos abprallen und welchen das Infanteriegewehr erst auf Entfernungen von 2—300 Meter gefährlich werden kann. Ein Panzer ist natürlich schwer, und wenn man das Geschütz nicht allzu unbehilflich machen will, so muß man sein Kaliber und damit sein Gewicht bedeutend herabsetzen. Da ferner die Bekämpfung dieser Panzergeschütze nur durch Volltreffer erreicht werden kann, Verfasser aber sowohl das Schrapnel wie die Pulvergranate für unzulänglich erachtet, so fordert er für das neue Material die Brisanzgranate. Es soll das Einheitsgeschoß der neuen Feldkanone werden, während nur für die Feldhaubitze das Schrapnel beizubehalten ist. Mit der Verkleinerung des Kalibers verliert zweifellos das Schrapnel an Werth; dennoch aber werden die Ausführungen des Verfassers über dieses Geschoß vielem Widerspruch begegnen, denn nicht Jedermann wird sich ohne Weiteres überzeugen lassen, daß diesem nunmehr seit 30 Jahren sorgfältig ausgebildeten Schrapnel mit einem Male der Brisanzgranate gegenüber so viele Mängel anhaften sollen. Bei den verschiedenartigen Anforderungen an die Leistungen der Feldartillerie kann man in der alleinigen Rücksichtnahme auf die Einheitlichkeit des Kalibers und der Geschoßart auch zu weit gehen. In Betreff der Geschützzahl einer Batterie, Stellung der Munitionswagen im Gefecht, Bewegungsformationen zieht Verfasser aus dem vorgeschlagenen Geschütztypus annähernd dieselben Consequenzen wie die französische Artillerie. — Wie wir sehen, haben wir es hier mit einer Umwälzung der Feldartillerie nach allen Richtungen zu thun, wie sie radicaler kaum gedacht werden kann. Verf. verkennt nicht, wie schmerzlich im Interesse der Bewältigung wirthschaftlicher Aufgaben es ist, daß die Perioden, in denen sich die Staaten vor die Entscheidung einer Neubewaffnung gestellt sehen, immer kürzer werden, aber der Entwickelung der Technik läßt sich ebenso wenig Halt gebieten, wie der culturellen Entwickelung überhaupt. Verfasser sagt am Schluß seiner geistvollen Ausführungen: „Die zur Zeit vorhandenen, sowie die meisten der im Versuch befindlichen Feldgeschütze sind überholt — ein auf neuer Grundlage aufgebautes Material kündet sein Erscheinen an.“ A. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 93. Dienstag, den 5. August, Abends. 1902.

Scheffel, ein Dichterleben.

Als wir das Buch, dessen Titel weiter unten zu lesen steht, in die Hand bekamen, legten wir uns die Frage vor, ob wir uns bei Besprechung desselben kurz fassen oder uns eingehender mit demselben beschäftigen sollten. Wiegen Scheffels Lieder, diese „Poesie in Hemdsärmeln“, wie man sie genannt hat, noch so schwer, um uns dauernd fesseln zu können? Wirkt sein „Trompeter von Säkkingen“ noch sa frisch wie zu der Zeit, da er geschrieben ward? Kann sich „Ekkehard“, Scheffels bedeutendstes Werk, neben die später erschienenen Meisterwerke der Erzählungsliteratur stellen? Wir glauben nach reiflichem Ueberlegen diese Fragen mit einem Ja beantworten zu können. Indem scheint es uns, daß die kräftige Persönlichkeit Scheffels, seine urwüchsige, wennschon etwas burschikose Art sehr wohl geeignet ist, uns zu Gute zu kommen, in einer Zeit, in der diese Eigenschaften vielfach fehlen und auch die Jugend, sogar die studentische, bedenllich vom pessimistischen und zerstörenden Simplicissimusgeist angesteckt ist. Zu dem kam, daß das Buch, das wir anzuzeigen haben: Scheffel. Ein Dichterleben. Von Johannes Proelß. Volksausgabe. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. ℳ 2,40 — sich als eine so treffliche Arbeit erwies, daß sie wahl werth ist, daß man sich eingehender mit ihr beschäftigt, die zum ersten Male eine umfassende, authentische Biographie des eigenartigen Alemannen, des Landsmanns eines Hebel, bietet, sich selbst und Anderen zu Nutz und Erbauung, um sich „aus der Nüchternheit Umaarnung“ zu retten.

Mit Gründlichkeit und einem jetzt beliebten uterarhistorischen Brauche folgend beschäftigt sich Proelß zuerst, ehe er an seinen Helden selbst herantritt, mit der Landschaft, der Scheffel entstammt, dem Lande Baden und den Alemannen, um aus ihm, seinen Schicksalen, der Art des Stammes anch die Eigenart des Dichters herzuleiten. „Als echter Sohn des Badner Lands, wie es aus dem Bankrott des alten Deutschen Reichs hervorging, wie es sich dann in seiner Knabenzeit unter dem Segen freiheitlicher Einrichtungen und religiöser Duldung entwickelte, wuchs unser Scheffel auf, berufen, an der Wiedergeburt unserer Nation und dem Aufschwung zum neuen Reich als Dichter mitzuwirken durch die versöhnende Macht des Humors“ (Proelß, S. 35). Sodann geht der Biograph auf die Vorfahren und Eltern Scheffels über und kommt zu dem Ergebniß, daß Scheffel, darin ähnlich manchem anderen Dichter (Goethe u. A.), aiel (Frohnatur, die Lust zu fabuliren) aon der Mutter geerbt hat, die ein ausgesprochenes poetisches Talent besaß, was der Sohn selbst dankbar anerkannt hat, indem er sagte: „Meine Mutter hätten Sie kennen müssen: was ich Poetisches in mir habe, das habe ich von ihr.“ „Frau Josefine Scheffel, die Frau Majar, war von Grund aus eine lebenslustige Natur aon merkwürdiger geistiger Beweglichkeit und liebenswürdigstem Humor bei wahrhaft tiefem Gemüth. Naivetät und weltklug-praktischer Mutterwitz, schöngeistige Bildung und genußfrohe Weltgewandtheit waren in ihrem Wesen in reizvoller Mischung vereinigt. Sie gehörte zu jenen ursprünglichen Naturen, die sich ihre Bildungsmittel selbst wählen und suchen. Die Phantasie überwog in ihr den Verstand und machte sie fähig, auch ohne gründliches Wissen eine lebhafte und fesselnde Unterhaltung über jedes Thema anzuregen und lebendig zu erhalten. Diese Eigenschaften ermöglichten ihr, in den geselligen Kreisen der Residenz, bis hinauf zum Haf, eine hervorragende Stellung zu gewinnen, die später durch den wachsenden Dichterruhm ihres Sohns noch eine Folie erhielt. Sie war auch musikalisch begabt, spielte gut Claaier, am liebsten Beethoven, und wie ihr poetisches Talent auf ihren Aeltesten überging, sa vererbte sich diese musikalische Begabung auf ihre Tochter Marie, die drei Jahre jünger als Josef ... Für diese Kinder dichtete sie Märchen, die sie ihnen und ihren Gespielen am liebsten in der Geisblattlaube hinter dem Hause erzählte, wo sich ein großer, schöner Garten befand. Als nach unsres Dichters Tod Frau Alberta von Freydorf, geborne von Cornberg, die als Kind noch diesen Märchen hatte lauschen dürfen, eine Auswahl derselben herausgab, erhielt darum das Buch von ihr den Titel: In der Geisblattlaube. Die Märchen trugen fast alle den Stempel eines naiv-heiteren und gemüthvollen Humors, namentlich die von der Frau Major selbst niedergeschriebenea, der ausgetretene Kinderschuh, Strickrikkel und das Märchen vom Hirsebrei. Für ihre Kinder dichtete die Frau Majorin auch kleine schalkhafte Schwankgedichte zum Declamiren bei festlichen Gelegenheiten in alemannischer oder schwäbischer Mundart, welche letztere sie beide gleich gut beherrschte. Der erst 1891 von ihrem Enkel Victor herausgegebene Band Gedichte von Josefine v. Scheffel enthält davon eine reizende Probe, die Zopfmilizenbraut, die den Vergleich mit ähnlichen Gedichten von Hebel, Kobell, Radler und Stoltze sehr wohl aushält. Auch kleine lustige dramatische Scenen zum Aufführen in der Kinderstube oder im Garten dichtete die Mutter. Einmal spielte die heitere Frau selbst mit im Garten bei einer Katzenkomödie; des Sohnes Sinn für Katerhumor, der später im Hiddigeigei sein Meisterstück schuf, hat alsa schon hier seine erste Nahrung empfangen. ... Für den Vortrag durch die schon reiferen Kinder bestimmt waren wohl auch die Dialoge, die sich im Reimbuch der Frau Majorin vorfanden, das sich von ihr auf den Sohn, von diesem auf den Enkel vererbte; eins der Gespräche, in Jamben gedichtet, war dem größten schwäbischen Dichter, Friedrich Schiller, gewidmet. ... In ihrem intimeren Freundeskreis liebte es die Mutter aber auch, bei gegebener Gelegenheit Balladen und Romanzen in der Tonart Ludwig Uhlands und Gustav Schwabs zu improvisiren, wobei sie sich im Geschmack der damaligen Zeit melodramatisch auf dem Clavier begleitete oder später von ihrer Tochter Marie begleiten ließ“ (Proelß, S. 18 bis 20). Proelß theilt Proben ihrer für eine Dilettantin immerhin beachtenswerthen Kunst mit, auch eine Rodensteinballade, die zeigt, daß auch der Stoffkreis später auf den Sohn überging. Dieser Rodenstein ist ein Ritter, der sich gelobt hatte, dem Kaiser im Leben und Tode zu dienen. Bei der Burg Schnellerts ereilte ihn der Tod. Aber seinem Schwur getreu ist er dem Kaiser und Reich dadurch von Nutzen, daß er durch seinen Auszug von Schnellerts nach dem Rodenstein einen Deutschland bevorstehenden Krieg und durch seine Rückkehr nach Schnellerts den nahenden Frieden ankündigt. Dieser Sage hat nun die Mutter Josefs falgende Form gegeben (Proelß, S. 57):

Horch auf! Was klirrt an Riegel und Gruft?
Was zischt und sauset durch die Luft?
Das muß der wilde Jäger sein,
Er zieht vom Schnellert zum Rodenstein,
  Hussa! zum Rodenstein.

Im Schnellert, da schlief er manch ein Jahr,
Reibt sich aan wieder die Augen klar.
Die Friedensburg steht öd und leer,
Der Jäger zieht mit dem Geisterheer,
  Zieht mit dem Geisterheer.

Er reitet voran auf schwarzem Roß,
Hallo! Wie sanst ihm aach der Troß,
Es rauscht und sprüht — es pfeift und knallt,
Daß drob ertönt der Odenwald,
  Der weite Odenwald.

Der Jäger auf dem Rappea fein,
Das ist der Ritter von Rodenstein.
Und wenn er durch die Lüfte fegt,
Ist's Zeit, daß man die Schwerter regt,
  Daß man die Schwerter regt.

So sieht man, daß sich das Talent hier schon in einer früheren Generation ankündigt, noch schwach, etwa so, wie die Begabung Otto Ludwigs schon im Vater vorhanden war, um sich dann erst im Sohne zu voller Blüthe zu entwickeln. Da das Angeführte weniger bekannt sein dürfte, sind wir ausführlicher darauf eingegangen.

Scheffels dichterische Erstlinge erschienen in den Fliegenden Blättern. Dies führt uns darauf, zu erörtern, was für eine Stellung diese humoristische Zeitschrift in der Literatur und den Zeitfragen gegenüber überhaupt eingenommen hat und noch einnimmt. Dichtungen, die später ihren Platz in der Literatur behaupteten nnd in den Buchausgaben weiter in die Welt gingen, sind zuerst in dem Münchener Witzblatte erschienen und haben dieses aus der Masse periodischer Literatur, die mit dem Tage verschwindet, herausgehoben. So ist es früher gewesen, so ist es heute noch und Beispiele ließen sich hierfür in Menge anführen. Bezeichnend ist es, daß diese Literaturproducte vielfach eine Richtung einschlugen, die der zeitgenössischen Madeströmung entgegengesetzt war, sa daß es ihnen als gleichsam verfehmt schwer ward, anderswo ein Unterkommen zu finden, das ihnen bei Braun & Schneider bereitwilligst geboten wurde, die sich im Gefühle der Unabhängigkeit und Ueberlegenheit das gestatten konnten und auch vom gesunden Sinn geleitet wurden. Wie viel Thorheiten auf dem Gebiet moderner Kunst, Malerei, Poesie sind nicht schon in den Fliegenden Blättern gegeißelt, verspottet und ad absurdum geführt worden, zur herzlichen Freude aller nicht decadenten Menschen! Frische und Fröhlichkeit und Lebenslust und ein unverfälschter Geist haben alle Zeit eine Heimstätte in dem Organ gefunden, das Wilh. Busch, diesen wahrhaft großen und eigenartigen Geist, Oberländer, diesen tiefsinnigen Zeichner, und Andere zu seinen hervorragendsten Mitarbeitern zählt oder gezählt hat. So war es auch in den Jahren, da Josef Scheffel sich an dieser Stelle seine literarischen Sporen verdiente. Besonders zu nennen sind die Rodensteinlieder, die illustrirt in den Fliegenden Blättern erschienen und mit ihrem übermüthigen Humor in einem scharfen Contrast zu der trübseligen Zeit standen. Denn die Zeit, da Scheffel ward, war thatsächlich keine humarvolle, es war die Zeit der Revolution, des badischen Aufstandes und der Erschießungen in den Festungsgräben Rastatts. Der „Engere“, der sich in Heidelberg bildete (daher der Titel „Lieder aus dem Engeren“), dem Scheffel, der inzwischen zu studiren begonnen hatte, angehörte, war eine solche Zufluchtsstätte für freie Geister, die weder die Ausschweifungen der neuen Bewegung, noch den Zopf des Alten billigten. Eine innere Melancholie, die man dem jugendlich frischen Scheffel gar nicht zugetraut hätte, hatte ihn ergriffen und trieb ihn zu folgender Aeußerung: „Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler werben sallen, Erziehung und Verhältnisse wendeten zum Dienste der Justiz, die unerfüllte Sehnsucht nach der bildenden Kunst und die Oede eines mechanischen Berufs riefen in ihrem Zusammenwirken die Poesie wach, das Anschauen und zum Theil das Selbsterleben der vielen schiefen und kuriosen Verhältnisse im öffentlichen Leben, an denen seit 1848 unser Vaterland so reich ist, gaben dieser Poesie eine ironische Beimischung und meine Komik ist oft nur die umgekehrte Form der inneren Melancholie“ (Proelß S. 89). Diese innere Melancholie zeitigte auch die Gestalt und die „Lieder des stillen Mannes“ im „Trompeter von Säkkingen“, dem ersten größeren Werk Scheffels, mit dem er zugleich ein berühmter Mann ward, das auf Capri entstand. Dieser „stille Mann“ ist, wie Proelß (S. 91) ausführt, „eine allegorische Personification des Autors selbst, der nach den trüben Erlebnissen des Jahres 1849 in der Waldstadt Säckingen eine Zuflucht gesucht und in der Einsamkeit der Schwarzwaldthäler, fern von aller Welt, die befreiende Wirkung des Alleinseins empfunden hatte. Die meisten Lieder des »stillen Mannes« sind Zeitgedichte, wie irgend eins, das Freiligrath oder Herwegh gedichtet, nur gedämpfter, minder subjectiv im Ausdruck; sie sind unter dem Einfluß der geschilderten Zeitbegebenheiten entstanden und spiegeln deren Wirkung auf Scheffels Seele ebenso direct wieder.“ Die Amtszeit in Säckingen — Scheffel hatte inzwischen ausstudirt und war in ein Amt eingetreten — brachte ihm manche Erfahrung und Bereicherung seines Wesens und Wissens, den Umgang mit dem originellen Völkchen der Hotzen, das so conservativ und so revolutionär sein konnte, aber die Unzufriedenheit verließ ihn auch hier nicht. Er suchte sie auf einer Pfadfinderfahrt nach Graubünden mit gleichgestimmten Seelen zu verlieren, die Reisebilder im Stile der damals noch beliebten Heineschen zeitigte, die in der Allgemeinen Zeitung in Augsburg, gleichfalls eine Zufluchtsstätte für freie Geister der damaligen Zeit, erschienen und später wieder gesammelt herausgegeben wurden. Als die Seele Scheffels da noch nicht frei ward, führte er, gleich andern von Innen und Außen bedrängten Geistern (Goethe, Schiller, Gottfr. Keller, Hutten) mit Einverständniß seines Vaters eine Art von Flucht, eine Flucht nach Italien, nach Capri aus, die ihm Heilung bringen sollte. Hier, wie gesagt, schuf er den „Trompeter von Säkkingen“.

In Rom, wo Scheffel zunächst weilte, wollte er Maler werden, ward es aber nicht, so ernst sein Vorsatz war, sondern ein Dichter, für den ihn auch Alle, die mit ihm verkehrten, hielten. Bezeichnend für die Urtheile, die von guten Freunden über den ebenso lebensheiteren wie gescheiten Doctor juris, der sich im italienischen Süden zum Maler umwandeln wollte, gefällt wurden, sind die Worte von Eduard Engerth, der sagt: „Mir lebt Scheffel als einer der liebenswürdigsten, anregendsten Menschen, die ich je kennen gelernt, in der Erinnerung fort. Er sprach nicht blos gern und viel, sondern auch ganz ausgezeichnet in Form und Inhalt. Was hatte er nicht Alles gesehen nnd studirt! Er war so ziemlich in allen Sätteln gerecht; er wußte mit den Archäologen über Alterthümer, mit uns Malern über Kunst, mit den Historikern über Geschichte, mit den Poeten über Literatur zu sprechen, zu disputiren, als ob er jedes Einzelnen specieller Berufsgenosse wäre; nie war er um ein Factum verlegen, und sein Standpunkt war stets ein geistreicher, ja nicht selten ein ganz origineller.... Gleichwohl verließ uns ihm gegenüber eine zwiespältige Empfindung nicht; wir freuten uns des prächtigen, erquicklichen Genossen und dabei mußten wir doch immer denken: Jammerschade, wenn aus diesem ungewöhnlichen Menschen nichts weiter werden soll, als nach langen Jahren harter Arbeit ein Landschaftsmaler wie viele andere! Gegen die Vernünftigkeit seines Entschlusses, jetzt noch Maler zu werden, schien so ziemlich Alles zu sprechen: nicht blos, daß er Alles hatte aufgeben müssen, was er an Wissen und Arbeit für seine Zukunft angelegt; nicht blos der entschiedene Widerspruch der Eltern, von denen er materiell ganz und gar abhängig war, sondern hauptsächlich sein Alter und die geringe Stufe der künstlerischen Vorbildung, auf der er stand.“ Der Zweifel an dem Beruf Scheffels zur Malerei, der diesem selbst so bald nicht kam, bedrückte Engerth und seine Genossen. „Ihm gegenüber sprachen wir dies freilich nicht aus; es hätte ihn gekränkt, und zu welchem anderen Berufe konnten wir ihm rathen? Die praktische Juristerei widerte ihn an, zu einer Gelehrten-Laufbahn, etwa als Historiker oder Germanist, fehlte ihm wohl nicht die Vorbildung, aber die Neigung; auch sahen wir ja klar, daß er eine Künstlernatur war. Da deutete er uns selbst an, welcher Weg wohl der richtigste für ihn wäre. Nicht etwa, daß er uns von seinen dichterischen Versuchen oder Plänen gesprochen hätte. Im Gegentheil! das war so ziemlich das Einzige in seinem Leben und Streben, worüber er niemals sprach.... Aber seine Erzählungsweise brachte uns darauf: das ist ja ein Dichter! Wenn wir so beim Mittag- und Abendessen beisammen saßen und er uns ein Erlebniß aus seiner Heimoth, eine seltsame Gestalt oder Begebenheit aus seiner Studentenzeit oder Rechtspraxis erzählte, schon da mußten wir uns dies unwillkürlich sagen, denn wie rund kam dies Alles heraus, wie künstlerisch gefügt und abgewogen!“ (Proelß S. 145 bis 147). Und Scheffel ward ein Dichter, auch einer, der ein Werk geschrieben hat, das Anerkennung fand, wenn auch langsam, denn fünf Jahre dauerte es, ehe der „Trompeter van Säkkingen“ eine zweite Auflage erlebte, aber dann folgte der Erfolg doppelt nach. Es war damals die Zeit der Reaction, auf allen Gebieten, auch auf dem der Dichtung. Die schwadronirenden liberalen Tendenzdichter hatten sich abgewirthschaftet, nun kamen die Dichter, die „die Poesie um ihrer selbst willen“ pflegten, aber sie dem Rückschritt dienstbar machten, wie Oscar v. Redtwitz, dessen „Amaranth“ in Mode kam. Beide Richtungen widerten einen echten Poeten wie Scheffel an. Er pflegte gleichfalls „die Poesie um ihrer selbst willen“, doch gab er ihr Frische und Leben und hierin liegt ihr bleibender Werth und ihre literarhistorische Bedeutung. So hatte Scheffel recht, wenn er dem „amoranthnen Weihrauchduft der frommen Seele“ und der „anspruchsvollen Blässe“ seine Schöpfung als einen „rothwangigen, ungeschliffnen Sohn der Berge“ gegenüberstellt, dessen schlichter Strohhut ein Tannenzweig schmücke (Proelß S. 159). Der Stoff ist der Säckinger Localtradition entnommen, den Namen Maria, der historisch ist und von Bunge in seinem Operntext wieder hergestellt wurde, ließ er fallen und wählte Margarethe, weil dieser in die

Trochäen hineinpaßt. Die saloppe Versform entnahm Scheffel Herders Cid und Heines Atta Troll.

Nach Deutschland zurückgekehrt, fand Scheffel zunächst, auch von Seite der Eltern, wenig Dank und keine erquicklichen Verhältnisse, so daß nachfolgender Stoßseufzer nur zu berechtigt war: „Ich lebe zur Zeit in der unerträglichen Stellung eines Mannes, der noch keinen Boden unter den Füßen hat. In Staatsdienst geh ich nicht zurück — zum Maler bin ich zu alt — bleibt wahrscheinlich nichts übrig als Privatdocent und Proletarier zu Heidelberg zu werden“ (Proelß, S. 165). Aber ein neuer Stoff bot sich ihm dar, der ihn für einige Zeit aus dem Trübsinn herausreißen sollte, der des „Ekkehard“, den er in den sanctgallischen Klostergeschichten fand. Er vertiefte sich in diese Casus Sancti Galli und bei Proelß heißt es S. 166 von der Arbeit: „Wo Andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausätzen, wachsen ihm Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: Verdicht uns!“ Geschrieben ist das Werk, Scheffels bedeutendstes, auf dem Schulzenhof am Hohentwiel. Dort, nicht allzufern dem Waldkirchlein am Säntis, wo jetzt ein Denkmal errichtet worden ist, sagt Scheffel in seiner Vorrede, „in den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft, hab ich diese Erzählung entworfen und zum größten Theil niedergeschrieben“. Und der Conflict? Den entnahm er, wie Proelß sehr hübsch herausgefunden, Dante, den er in Italien kennen gelernt hatte, der Erzählung von Francesca von Rimini und Paolo Malatesta, die beide gemeinsam die Geschichte von Lanzelot und Ginevra lasen und eines Tages, als sich ihre Augen in einander gefunden hatten, nicht mehr lasen. „Die Vorstellung, daß ein jugendschöner, sittenstrenger und gelehrter Mönch aus Sanct Gallen gemeinsam mit der herzoglichen Wittwe auf dem Twiel das römische Heldenlied des Virgil las, das die Liebe der Königin Dido zu Aeneas so herzbewegend schildert, gestaltete sich in Scheffels Phantasie naturgemäß zu einem Gegenbild des Liebesdramas von Rimini. Die gemeinsame Lectüre der Abenteuer des Aeneas bei Dido bringt auch diesen beiden Lesern die sich regende Liebesneigung zum Bewußtsein. Sie aber folgen derselben nicht: die Ordensgelübde des frommen Benedictiners, sein schwerblütiges Wesen machen ihn zurückhaltend, als Hadwig im frischen Impulse ihres Gefühls ihm entgegenkommt. Er verletzt damit ihren Stolz, und als er dann die verhaltene Leidenschaft nicht zu unterdrücken vermag, beleidigt er sie durch die maßlose Aeußerung derselben, die sie bloßstellt. Dieser Conflict bemächtigte sich nun der Phantasie Scheffels, und die Aufgabe reizte ihn um so mehr, als der Schauplatz ja die Heimath der Geschichten und Sagen war, die ihm als Knaben sein Großmütterlein am liebsten erzählt und die sich seinem Sinn am tiefsten eingeprägt hatten“ (Proelß, S. 173). So entstand Scheffels „Ekkehard“. Was Proelß über die theologische Richtung und Entwickelung des Helden sodann sagt, ist wohl anfechtbar. So weit darf man die Befreiung und Läuterung des Ekkehard nicht fassen, daß man sie im Sinne des kirchlichen Liberalismus des 19. Jahrhunderts nimmt. Jedenfalls aber bedeutete sie eine Läuterung und Erlösung nicht nur für den Helden allein, auch für Scheffel, der sich von so manchem Quälenden durch das Werk um so mehr befreit fühlte, als es Anklang fand. Er beabsichtigte sogar, mit seiner Hilfe, was der gelehrte Ballast in den Anmerkungen rechtfertigt, sich zu habilitiren.

Eine neue italienische Reise sollte einen neuen Roman zeitigen, einen Tizianroman, aus dem aber nichts wurde, wie auch aus einem später geplanten Albigenserroman. Die Reise, die nach Venedig ging, ward mit dem genialen Maler Anselm Feuerbach unternommen und durch Krankheit und widrige Umstände unangenehm gekürzt. Zurückgekehrt fand Scheffel von Neuem trübe Verhältnisse in der Familie vor, die namentlich die Schwester Marie betrafen, die erst verlobt, dann von der Verlobung zurückgetreten war, welchem Wirrsal der davon arg Betroffene durch eine abermalige, wieder fluchtartig unternommene Reise nach Südfrankreich zu entgehen suchte. Was er dort, z. B. in Avignon, schreibt, es sind prächtige Reiseschilderungen, die uns Scheffel von einer ganz neuen, vortheilhaften Seite zeigen und als Muster stimmungs- und gehaltvoller Reiseplaudereien gelten können, bringt den Conflict zum Ausdruck, den er in seiner Seele zwischen den ihn beherrschenden poetischen Neigungen und seinem Geschick und Zustand empfindet, der in der Schwebe ist — kein angenehmes Gefühl! Scheffel, seelisch angegriffen, erkrankt, eilt zur Kur nach Rippoldsau, das er später dichterisch verherrlicht hat, ein Beweis dafür, wie schnell er sich immer wieder aufraffte und auch dem Unglück die beste Seite abzugewinnen wußte und wie schwer diese kräftige, ja riesenhafte Natur unterzukriegen war. Was war unter dem Zwange der Verhältnisse aus dem einst feuchtfröhlichen Studenten, dem humorvollen jungen Zweifler geworden! Hier flicht Proelß eine wohl angebrachte Philippika gegen Jene ein, die der Meinung sind und sie geflissentlich verbreiten, Scheffels Krankheit, auch das Siechthum, dem er schließlich zum Opfer fiel, sei durch übermäßiges Trinken hervorgerufen worden. Scheffels Arzt bestätigt, daß dem nicht so war und daß Scheffel in Betreff des Verhältnisses zu geistigen Getränken kein Vorwurf treffen kann. Lediglich geistige Ueberanstrengung hat ihm geschadet. Dann ging's nach München, der Kunststadt! Scheffel suchte Etwas, ohne zu finden, er gerieth in den berühmten Dichterkreis, die geistreiche Tafelrunde, das Symposion der Heyse, Lingg, Bodenstedt u. A. Er wird sogar dem König vorgestellt, der ihn literarisch beschäftigen will, als Redacteur der Bavaria, aber der Tod seiner Schwester Marie macht all diesen Plänen, die der Verwirklichung nahe waren, ein jähes Ende. Ohne Amt ist Scheffel in einer schiefen Stellung. Er unternimmt von Neuem Reisen, nach Nordfrankreich, Paris, dann eine Rheinreise zu Fuß, die seinem Humor wieder auf die Beine hilft. Denn nun entstanden die göttlichen Rodensteinlieder, die, wie gesagt, zuerst in den Fliegenden Blättern erschienen, von Illes Meisterhand illustrirt. Der Humor half endgiltig und auch hier, wie bei so manchem anderen durch Dornen gehenden Dichterleben kann man sagen, die Werke des Edlen werden seine Erretter. Scheffels Mutter strengte alle Verbindungen an, die sie hatte, um dem Sohn zu festem Boden unter den Füßen zu verhelfen, und sie fand diesen dadurch, daß sie sich an den Commandanten der Wartburg, Bernhard v. Arnswald, jetzt todt, wandte, der es vermittelte, daß der Dichter des „Trompeter“ und „Ekkehard“ als Gast des kunstsinnigen Großherzogs Carl Alexander nach der alten Landgrafenfeste berufen wurde, wo sich die Wendung zum Besseren endlich für Scheffel, den Hartgeprüften, vollziehen sollte. Der Süddeutsche siedelte vorübergehend nach Mitteldeutschland über und stand jetzt im Banne der Wartburg.

Beziehungen zwischen Scheffel und Thüringen, dessen kräftige und charaktervolle Bevölkerung dem Süddeutschen besonders zusagen mußte, bestanden schon. Als Student bereits hatte er an einem akademischen Fest auf der alten Warte, die damals, zum Theil durch die Initiative des Hrn. v. Arnswald, in alter Form erneuert wurde, theilgenommen. Fußwanderungen durch den Thüringer Wald, die der stets Wanderlustige gern unternahm, hatten ihm diese Landschaft, das Herz Deutschlands, näher gebracht. Abgebrochen sind die Verbindungen mit Thüringen auch nie, auch nachdem Scheffel sich dem Weimarer Hofe etwas entfremdet hatte. War Scheffel doch bis zu seinem Tode der Gemeindepoet der berühmten „Gemeinde“ Gabelbach. Großherzog Carl Alexander, der zuerst den Anstoß zur Erneuerung der Wartburg gab, gewährte ihm, durch Hrn. v. Arnswald auf den Dichter des „Ekkehard“ aufmerksam gemacht, eine Audienz und bestimmte ihn, analog dem im Hegau spielenden Roman, einen Wartburgroman zu schreiben. Scheffel sagte zu, weilte längere Zeit als Gast auf der schönen Feste, machte auch Vorstudien zu dem umfangreichen Werk, aber aus dem Roman ward, wie aus dem Tizianroman nichts, in der Hauptsache wohl deshalb, weil man sich nicht selbst nachahmen kann. Auch Goethe hätte es nicht fertig gebracht, einen zweiten „Götz von Berlichingen“ zu dichten. Abtrotzen läßt die Muse sich nichts. Dafür entstanden andere Dichtungen, die die Wartburg verherrlichten oder doch an Thüringen anknüpften: „Frau Aventiure“, „Juniperus“, „Die Bergpsalmen“. Wie sehr Scheffel sich in die alte Burg eingelebt hatte, beweisen folgende schöne Strophen:

„Wem wird nicht wohl zu Sinnen,
O Wartburg, adlig Haus,
Schaut er von deinen Zinnen
Ins grüne Land hinaus!

Brauchst Löwen nicht noch Drachen
Als Hüter am Portal;
Viel gute Geister wachen
Um Thurm und Rittersaal.

Und wie ein güldner Schleier,
Durchsichtig, leicht und rein,
Schmiegt sich um dein Gemäner
Der Dichtung Heitgenschein."

Trotz der Anknüpfung mit Weimar nahm Scheffel vorübergehend eine Stellung als Fürstenbergischer Hofbibliothekar in Donaueschingen an, wo er gleichsam Nachfolger des bekannten Frhrn. v. Laßberg, des Germanisten in der Kinderzeit der Germanistik, ward. Gleichzeitig machte er die angenehme Entdeckung, daß seine Trinklieder, damals noch nicht in einem Bande vereinigt, sich anfingen auszubreiten. Einladungen nach Weimar, zur Enthüllung des Goethe-Schiller-Doppelstandbildes, zur Schillerfeier 1859, hielten einstweilen die Verbindung mit der Wartburg aufrecht, aber allmälig litt das angenehme Verhältniß doch etwas, zum Theil deshalb, weil Scheffel sein Versprechen, einen Wartburgroman zu schreiben, nicht hielt, nicht halten konnte, wie wir sahen, schon weil er krank war, weswegen er vorübergehend sogar in einer Heilanstalt weilte. Genesung fand er erst in Pienzenau in Oberbayern, worauf er in die Vaterstadt Karlsruhe übersiedelte, sich verlobte und verheirathete. Trotz der anfänglichen Glücksstimmung war die Ehe, aus der ein Sohn, Victor, hervorging, keine glückliche. Verschiedenheiten der Charaktere verursachten das. Die Gatten trennten sich sodann, um erst, als Scheffel auf dem Sterbebette lag, sich zu versöhnen. So sollte Scheffel, der im Leben viel Geplagte, auch diese Erfahrung machen, die anderen Dichtern wie Mörike, Anzengruber u. s. w., nicht erspart blieb. Einstweilen verlebte Scheffel noch eine Idylle des Ehelebens zu Sean am Hallwyler See, weswegen er auch einen Ruf nach Nürnberg, Director des Germanischen Museums zu werden, ablehnte, dessen verantwortliche Stellung Scheffel fürchtete. Die trübe Stimmung, die durch das Zerwürfniß mit seiner Frau hervorgerufen ward, wurde durch den Tod seiner Mutter, die ihm viel — s. den Beginn dieser Zeilen — gewesen war, nicht gebessert. Einzig der steigende Ruhm, die Nathwendigkeit, daß seine Werke, namentlich die ersten Meisterwerke, neue Auflagen benöthigten, vermochten ihn aufzurichten. Eine besondere Nothwendigkeit war jetzt die Buchausgabe der Trinklieder, die Scheffel eigentlich am berühmtesten gemacht und ihm zu einem Ruf verholfen haben, der weder seinem Leben, das reich an Traurigkeit war, noch seinem Wesen, das nicht direct zum Pokuliren neigte, entsprach. Scheffel gab die Gesänge, die längst das Commersbuch zierten, in fröhlicher Stunde von Mund zu Mund gingen, unter dem Titel Gandeamus heraus, selbst, wie er seufzte, auf die Gefahr hin, was leider eintraf, für „einen Lumpen und ein Kneipgenie" zu gelten. Scheffel ward damit der Liebling der deutschen Jugend, die Dank auch seiner Kraft auf den Schlachtfeldern 1870/71 Siege erstritt, und half das Deutsche Reich mit gründen und trug dazu bei, Süd und Nord zu einen, wie das Treffen von Weißenburg. Fahrten ins Elsaß, die Scheffel unternahm und beschrieb, waren in dieser Hinsicht charakteristisch; sie bezeugen, daß Scheffel sich dunkel seiner culturellen Aufgabe im neuen Deutschen Reich bewußt war. Die Krone setzte seinem Leben sein 50. Geburtstag auf, der ihm sogar eine Ehrung von Seiten des Einigers der deutschen Nation, des Fürsten Bismarck, einbrachte, der Scheffels lebensfrohen Idealismus und Optimismus als Vertreiber des Pessimismus der neuesten Zeit wohl zu schätzen wußte. Scheffel dankte gerührt mit den Worten, Geschichte machen sei besser als Gedichte machen. Noch konnte sich der Naturfreund Scheffel eines eigenen Heims am Bodensee, in Radolfzell, der Seehalde, erfreuen; aber allzulange währte das Glück, das ihm namentlich die Erziehung seines Sohnes, der Soldat ward, einbrachte, nicht; der Tod suchte ihn, den Sechszigjährigen, auf, einen schwer Leidenden, der erlöst wurde, in seiner Vaterstadt Karlsruhe

Wir sind am Ende. Es war eigentlich unsere Absicht, uns im zweiten Theil unserer Arbeit eingehender mit Scheffels Leben an der Hand seines fleißigen Biographen zu beschäftigen, so eingehend, wie wir es mit dem ersten Theil von des Dichters Leben, seinem Werden und seiner Entwicklung, gethan haben. Aber der Raum verhinderte dies und wir können uns damit trösten, daß die ausführlichere Arbeit dem wichtigsten Theil von Scheffels Leben, seiner Jugend und Mannheit, seinen hervorragendsten Werken, an die sich vorwiegend sein Ruhm knüpft, gegolten hat. Aber es wäre undankbar, zu scheiden, ohne dessen händeschüttelnd dankend zu gedenken, dem wir diese Ergebnisse, die wir hier niedergelegt haben, schulden: Johannes Proelß. Proelß ist von ähnlichen literarhistorischen Werken her besonders befähigt gewesen, sich seiner Aufgabe mit Gründlichkeit, deren Schweiß der Leser gar nicht ahnt und achtet, zu unterziehen. Seine leichte Ader als Dichter hat ihn in Stand gesetzt, den Dichter im Dichter nicht zu vergessen und besonders der Feuchtfröhlichkeit in Scheffels Wesen, die dieser sich trotz düsteren Geschicks bewahrte, gerecht zu werden. So ist es Praelß gelungen, ein Werk zu schaffen, das, einen Auszug aus einem größeren, früher erschienenen Bande darstellend, sowahl den Literarhistoriker befriedigt, der ohne dasselbe mit Scheffel nichts wird unternehmen können, als den Leser, der keinen literarhistorischen Anspruch erhebt, mit Genuß erfüllt. Und das wollen wir Johannes Proelß danken und seinem Werk die weiteste Verbreitung wünschen. J. R.

Bücherbesprechungen.

— v. Schröter, Amtshauptmann: Das Wahlverfahren im Königreich Sachsen. 4. Aufl. Leipzig, Roßberg & Berger. 1 ℳ. — Das Buch enthält eine Zusammenstellung der gesetzlichen Bestimmungen über das Verfahren bei Reichstags-, Landtags-, Gemeinde- und Jagdgenossenschafts-Wahlen in Landgemeinden. Der Verfasser giebt die einschlagenden Gesetzesvorschriften wörtlich in übersichtlicher Form wieder, um den ländlichen Gemeindeorganen einen Anhalt zu geben, was im einzelnen Falle zu einer ordnungsmäßigen und giltigen Wahl erforderlich ist. Dr. N.

— Bibliothek der Länderkunde, herausgegeben von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner. China das Reich der achtzehn Provinzen von Dr. Ernst Thiessen. Erster Theil: Die allgemeine Geographie des Landes. Berlin, Verlagsbuchhandlung Alfred Schall, 1902. — Während wir in englischer und deutscher Sprache eine Anzahl von guten, gründlichen Werken über das chinesische Volk und die chinesische Cultur haben, fehlte es, seit Carl Ritter seinen ostasiatischen Band der Allgemeinen Erdkunde abgeschlossen hatte, also seit 75 Jahren, in allen Sprachen an einem entsprechend guten Buch über das Land China. Wir empfangen daher mit Dank aus der Hand eines fleißigen und einsichtigen Geographen den ersten Band einer umfassend angelegten Geographie von China. Derselbe bringt eine geschichtliche Darstellung der Erforschung Chinas und an sie anschließend eine allgemeine politisch-geographische Uebersicht, worauf dann die großen Abschnitte Boden, Flüsse, Klima und die Entwickelung Chinas in der geologischen Zeit folgen. Der Verfasser hat die besten nicht-chinesischen Quellen benutzt, mit Ausnahme der nicht unbedeutenden russischen, hat einen scharfen Blick für das geographisch Wichtige und eine sehr gute Darstellung. Was wir an dem Buche zu tadeln haben, betrifft den wichtigen Punkt der Composition. Wir halten dafür, daß die geschichtliche und entdeckungsgeschichtliche Einleitung hätten wegbleiben sollen, ebenso das nach dem reichen geologischen Detail des Bodenabschnittes überflüssige erdgeschichtliche Schlußcapitel. Dadurch wäre Raum gewonnen worden für eine unbedingt zum Naturbild des Landes gehörige Darstellung des Pflanzen- und Thierlebens, und der zweite Band hätte dann vollständig dem Volke Chinas, seinem Thun und seinen Werken, gewidmet werden können. Auch die Behandlung der für China so wichtigen Flüsse und Seen hätten wir gleichmäßiger gewünscht. Doch überwiegt trotz dieser Ausstellungen der Eindruck, daß wir ein nützliches, dankenswerthes Buch empfangen haben, dessen zweiter Band hoffentlich nicht zu lange auf sich warten läßt. R.

— Karl Bleibtreu, Le Mans. Mit Illustrationen von Chr. Speyer. Verlag von Carl Krabbe, Stuttgart. — Der Verfasser der Schlachtenschilderungen von Wörth, Gravelotte, Metz, Sedan, Orleans, Belfort, Amiens, St. Quentin, welche gerechtfertigte Verbreitung fanden, zieht nun auch die Sieben Tage von Le Mans in den Kreis seiner Darstellung. Mit der an ihm gewöhnten Deutlichkeit und Greifbarkeit zeichnet Verfasser diese merkwürdigen Winterschlachten und wägt mit der ihm eigenen Unparteilichkeit die beiderseitigen Leistungen ab. Unverkürzt läßt er beiden Parteien die ihnen gebührende Anerkennung zu Theil werden und die Anführer beider Armeen werden nach Verdienst gewürdigt. Chr. Speyer hat als Illustrator seine schwierige Aufgabe mit gewohnter Künstlerschaft gelöst. —ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 94. Donnerstag, den 7. August, Abends. 1902.

Zur Geschichte des Gefrorenen.*)

Culturgeschichtliche Skizze von **Martin Beck.**

Goethe erzählt an einer Stelle seiner Lebensbeschreibung, daß seine Mutter die Kinder „eines Tages höchlich betrübte, indem sie das Gefrorene, das man uns von der Tafel sendete, weggoß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sei, vertragen könne“. Noch heute giebt es genug verständige Leute, die diese Ansicht theilen und wenigstens sehr vorsichtig im Genusse von Eis-Speisen und -Getränken sind, um sich nicht die Zähne zu zerstören und den Magenschleimhäuten einen Katarrh zuzuziehen. Aber Viele glauben, im Sommer diese jäh abkühlenden Genußmittel nicht entbehren zu können. Begreiflich ist es wohl, in brennender Sommerhitze mit Sehnsucht des Wintereises zu gedenken und etwas davon herbeizuwünschen. Diesen einfach menschlichen Gedanken suchte man schon vor Jahrtausenden zu verwirklichen, wenn man auch nicht gleich auf raffinirte Schreckmittel für Zähne und Magen verfiel.

Salomo sagt schon in seinen Sprüchen (25, 13), daß ein getreuer Bote ist „wie die Kälte des Schnees zur Zeit der Ernte“. So wohlthuend, beruhigend, erquickend, meint er damit. Man verstand es also auch in Palästina, wie es in Griechenland und Rom allgemein üblich war, Schnee für den Sommer zur Abkühlung des Getränks aufzubewahren. Das geschah in tiefen Gruben, die man mit Spreu oder groben Kleidern überdeckte. Als Alexander der Große in Indien die Stadt Petra belagerte, ließ er dreißig Gruben machen, die mit Schnee gefüllt und mit Eichenzweigen zugedeckt wurden. So hielt sich der Schnee sehr lange. In den Gebirgen Portugals machte man es noch um 1755 ähnlich. Wo sich Schnee in einem tiefen Thale angehäuft hatte, bedeckte man ihn mit Gras oder Rasen und mit Mist aus Schafställen. Darunter hielt er sich so gut, daß man ihn den ganzen Sommer hindurch, selbst bis Lissabon, sechzig spanische Meilen weit, verschicken konnte. Die Schneereservoirs bei Konstantinopel waren auf ähnliche Weise eingerichtet. Um nun im Sommer recht kühlen Wein trinken zu können, warf man Schnee hinein oder stellte den Becher oder Krug voll Wein in den Schnee und ließ ihn abkühlen. Manche tranken sogar frisch zerlassenes Schneewasser. Sehr reinlich konnte der Schnee in den Gruben natürlich nicht immer bleiben. Oft war er auch durch die bedeckende Spreu abgefärbt und erhielt dadurch einen unangenehmen Beigeschmack. Man seihte das Schneewasser oder den mit Schnee gekühlten Wein deshalb erst durch einen Schneesack. Eis versuchte man ebenso wie Schnee vom Winter her zur Abkühlung der Getränke im Sommer aufzubewahren. In Persien gab es Eisgruben, wie in Griechenland, Italien, Spanien und Portugal Schneegruben.

Einen Fortschritt vom Aufbewahren natürlichen Eises zur Herstellung künstlichen Eises bedeuten aber die Versuche, Wasser ohne Beihilfe von Schnee und Eis abzukühlen. Dabei hatte man die Erfahrung gemacht, daß vorher abgekochtes oder wenigstens erwärmtes Wasser besser erkalte als anderes, wenn es in Schnee oder in starken Luftzug gestellt wird. Aristoteles bemerkt am Ende des 12. Capitels seiner Meteorologica, daß einige Leute die Gewohnheit hätten, Wasser, das schnell kalt werden solle, vorher vom Sonnenschein erwärmen zu lassen. So übergößen auch die Fischer am Schwarzen Meere das Schilf, dessen sie sich bei dem Fischen auf dem Eise bedienten, mit siedendem Wasser, um es desto härter gefrieren zu lassen. In heißen Ländern, denen Schnee und Eis vollständig unbekannt sind, war und ist zum Theil noch diese Art der Wasserabkühlung besonders üblich, z. B. in Aegypten und in manchen Ländern Südasiens. In Aegypten stellte man Abends das Wasser, das den Tag über den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen oder abgekocht worden war, in irdenen Gefäßen auf das flache Dach, wo die Nachtluft ungehindert darauf einwirken konnte. Vor Sonnenaufgang brachte man die Gefäße in eine Erdgrube, nachdem sie außen vollständig benäßt und mit frischen Pflanzen umhüllt worden waren. Bei Calcutta gewann man einst, ehe man in Indien künstliches Eis aus destillirtem Wasser herstellen konnte, auf folgende Weise Eis. Auf einer freien Ebene grub man zwei tiefe Gruben, bestreute sie mit trockenem Stroh, und setzte kleine, flache, unglasirte Thonpfannen darauf, die nach Sonnenuntergang mit Wasser gefüllt wurden. Das Eis, das sich nun vielleicht im Laufe der Nacht darin gebildet hatte, bewahrte man in 15 Schuh tiefen Eiskellern auf, die sorgfältig durch Stroh gegen Luft und Wärme verwahrt waren. Helle, reine, stille Luft begünstigte die Eisbildung am meisten.

Ueber die Alpen und Pyrenäen drang die Sitte, die Getränke abzukühlen, vor dem 17. Jahrhunderte nicht hinaus. Als Franz I. mit Karl V. und dem Papste Paul III. am 18. Juni 1538 bei Nizza zusammenkam, befand sich der Arzt Champier in seinem Gefolge. Dieser sah mit größter Verwunderung, daß die Spanier und Italiener Schnee von dem Gebirge holen ließen und ihn in den Wein warfen, um diesen kühl zu machen. Das erschien ihm so unerhört, daß er es für ungesund erklärte. Am französischen Hofe war es eben noch etwas Unbekanntes. Der französische Reisende Bellon erzählte seinen Landsleuten 1553, wie man in Konstantinopel den ganzen Sommer hindurch Schnee und Eis aufzubewahren verstehe, um den Sorbet damit abzukühlen. Er empfahl, dieses Verfahren in Frankreich nachzuahmen, weil es in viel wärmeren Ländern sogar durchführbar sei. Das Wort glacière, Eiskeller, findet sich erst 1680 in einem französischen Wörterbuche. Um 1598, unter Heinrich III., war der Gebrauch des Schnees am Pariser Hofe aber bereits üblich. Nach einer höfischen Verordnung mußte jederzeit ein großer Vorrath an Schnee und Eis bereitgehalten werden, um damit die Getränke zu mischen. Dem Könige pflegte Schnee oder Eis auf einem Teller während der Mahlzeit gebracht zu werden, und er warf selbst etwas davon in seinen Wein. Das große Publicum rechnete diese Sitte aber noch zum übertriebenen und weibischen Luxus.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts war dieser Luxus jedoch schon allgemein in Frankreich geworden. Um diese Zeit verpachtete die Regierung das Eis-Monopol, um eine neue Einnahmequelle für die Bedürfnisse des verschwenderischen Hofes zu erschließen. Bis dahin durfte Schnee und Eis verkaufen, wer wollte. Dieses freie Gewerbe wurde von Vielen betrieben, die nun plötzlich ihren Lebensunterhalt im Sommer auf andere Weise suchen mußten. Aber die Pächter des Monopols erhöhten, da sie hohen Pacht bezahlen mußten, von Zeit zu Zeit den Preis für Schnee und Eis. Da verzichteten die Leute endlich lieber auf das ja nicht unbedingt nothwendige Abkühlungsmittel. Das Pachtgeld sank tiefer und tiefer, so daß man es schließlich nicht mehr der Mühe werth fand, zu pachten und verpachten. Das Monopol wurde aufgehoben und der Eishandel wieder freigegeben. Sofort fiel auch der hohe Preis

*) Siehe Beckmann, Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, Leipzig 1780, 4. Bd. Kux, Pudding-Küche, Bereitung des Speiseeises ꝛc. Weimar 1888. Habermann, Ueber Eis- und Kälteerzeugungsmaschinen. Berlin 1888.

für Schnee und Eis wieder. Nur nach milden Wintern und in sehr heißen Sommern hob er sich zuweilen noch.

Unterdessen hatte man im Jahre 1550 in Italien die Entdeckung gemacht, daß Wasser, in dem Salpeter aufgelöst ist, ebenso wie Eis den darein gestellten Wein abzukühlen vermag. Ein spanischer Arzt, Blasius Villafranca, der als Arzt einiger vornehmer Familien in Rom lebte, veröffentlichte in diesem Jahre eine kleine Schrift darüber. Er sagt darin, daß in den Häusern der Reichen aller Wein und alles Wasser, das zur Tafel komme, in Salpeterwasser abgekühlt werde und er der Erste sei, der diese Erfindung veröffentliche. Sie sei durch die Beobachtung veranlaßt worden, daß die Solquellen auch im Sommer jederzeit kühler wären als reines Wasser. Er beschreibt in seiner Schrift die bei Abkühlung durch Salpeterwasser übliche Art und Weise, die er durch eine Zeichnung erläutert. Das Getränk soll in ein kugelförmiges Gefäß mit langem Halse, um es daran festhalten zu können, also in eine Phiole gethan und diese in ein größeres Gefäß mit kaltem Wasser getaucht werden. In dieses Gefäß wird nach und nach Salpeter geworfen und bei dessen Auflösung die Phiole rasch nach einer Richtung um ihre Achse gedreht. Der Salpeter müsse ein Viertel bis ein Fünftel des Wassers betragen. Er könne sogar, nachdem er wieder krystallisirt worden sei, noch mehrmals in gleicher Weise verwendet werden. Ende des 16. Jahrhunderts war diese Kühlmethode allgemein bekannt und wird häufig in Schriften erwähnt. Ein Arzt in Spanien schreibt ihre Erfindung den Galeerensklaven zu.

Wer zuerst darauf verfallen ist, Eis mit Salpeter zu mischen, daß Wasser inmitten dieser Kältemischung zu Eis wird, also die moderne Eisbereitung erfunden hat, wird sich wohl nicht sicher feststellen lassen. Der Arzt und Professor Latinus Tankredus in Neapel spricht 1607 zum ersten Male davon. Er versichert, Salpeter vermehre die Kälte im Schnee derart, daß ein mit Wasser gefülltes Glas durch schnelles Bewegen in dieser Mischung zu Eis werde. Franz Bako, der 1626 starb, sagte, es sei ein neulich erfundenes Mittel, Schnee und Eis durch Salpeter zu einer Kälte zu bringen, bei der Wasser gefriere. Er fügt hinzu: In heißen Ländern, wo der Schnee fehle, solle man auch mit Salpeter allein künstliches Eis bereiten können. Er selbst habe es aber nicht versucht. Der 1691 gestorbene Robert Boyle erwähnt der Kältemischungen an mehreren Stellen. Er hatte auch selbst Versuche mit allerlei Salzen angestellt und gezeigt, wie man durch Salz ein Stück Eis an einen anderen festen Körper angefrieren lassen könne. Und Descartes bemerkt 1650, durch eine Mischung von Eis und Salpeter Wasser zum Gefrieren zu bringen, sei zwar eine schon sehr bekannte, aber doch immer recht merkwürdige Erscheinung. Die älteste Erwähnung dieser Erfindung geschieht in dem 1621 zuerst erschienenen Roman Argenis von Barclai, der in demselben Jahre, 39 Jahr alt, starb. Da heißt es, Arsidas fand im heißen Sommer auf der Tafel des Juda frische Aepfel, die zur Hälfte in klares Eis eingefroren waren. Ihm werden weingefüllte Becher gereicht, die aus Eis geschnitten waren. Er hört, daß es eine neue Kunst sei, alle diese Sachen im Sommer zu verfertigen. Man habe Gruben, in denen Schnee auf Stroh das ganze Jahr hindurch erhalten würde. Nun nehme man besondere kupferne Becherformen, von denen zwei ineinandergesetzte einen schmalen Raum zwischen sich ließen, der mit Wasser angefüllt werde. Dann setze man sie in einen mit Schnee und grob zerstoßenem unreinen Salze angefüllten Eimer. Da werde das Wasser in drei Stunden festes Eis und es entstehe ein schöner Eisbecher, der aussähe, als sei er vom Zinngießer in Formen gegossen worden. Auf gleiche Weise lasse man Aepfel, die frisch vom Baum gepflückt waren, in Eis eingefrieren. Um 1621 scheint die Sache demnach schon recht üblich gewesen zu sein. Man kann die Erfindung des künstlichen Eises also wohl dem Anfange des 17. Jahrhunderts zuweisen. Seitdem findet man sie in allen naturkundlichen Schriften, in denen von Wärme und Kälte die Rede ist, angeführt. Man betrachtete sie aber mehr als überraschende Spielerei, als ein Kunststück, das Taschenspieler gern ihrem Programm einfügten, das aber nie zu praktischer Anwendung erhoben werden würde. Freiherr Wolfgang Helm v. Hohberg sagt in seinem „Adlichen Landleben“, Nürnberg, 1701: „Folgendes mehr zum Scherz als zum Nutzen, ist auch den Kindern bekannt. Wenn man Schnee und Salpeter in einen Krug thut und setzt den auf einen Tisch, darauf Wasser geschüttet worden, und rührt den Schnee und das Salz wohl mit einem Holze in dem Krug um, so wird der Krug bald am Tisch angefroren sein.“ Hohberg kannte also die gefrorenen Speisen noch nicht. Er würde sie sicher sonst auch dort in seinem gründlichen dreibändigen Werke nicht vergessen haben, wo er die vollständige Besetzung einer vornehmen Tafel angiebt.

In Italien und Frankreich, wo das Bedürfniß nach Abkühlung dringender ist und Näschereien von jeher eine größere Rolle spielten, war man schon ein Stückchen weiter in der Cultur. Als der Branntwein aus einer Arznei erst ein Tafeltrank der Vornehmen und dann ein tägliches Volksgetränk geworden war, bemühten sich die Italiener zuerst, ihn wieder zu veredeln. Den verfeinerten, mannigfaltigeren und angenehmer schmeckenden Branntwein, der schon des höheren Preises wegen sich über das Massengetränk des gewöhnlichen Branntweins erhob, nannten sie Liquori. Unter diesem Namen ging er ins Ausland. Die Franzosen waren die ersten, die sich daran gewöhnten, besonders seit der Vermählung Heinrichs II., als er noch Herzog von Orleans war, mit der Katharina von Medici 1533. Mit dieser kamen ganze Schaaren Italiener nach Frankreich, vor Allem Delicatessenhändler. Sie fabricirten auch zuerst Liköre in Paris. Ihre Nachkommen aber erfanden für die, denen die erhitzenden Getränke nicht bekamen, ums Jahr 1630 oder 1633 die Limonade. Der erfrischende, kühlende Saft der Limonen oder Citronen, der von den Aerzten auch noch seiner verdauungsstärkenden Wirkung wegen empfohlen wurde, bildete damals mit Zucker und Wasser ihren Hauptbestandtheil. Die kühlende Wirkung erhöhte man noch durch den Gebrauch des Eises. Einer dieser Italiener, ein Florentiner, Namens Procope Couteaux, Gründer des so lange berühmt gebliebenen literarischen Café Procope, kam nun ums Jahr 1660 auf den glücklichen Einfall, das bisherige Kunststück der Taschenspieler, Eisbecher und gefrorenes Obst zu zaubern, auf die Limonade zu übertragen und sie in eßbares Eis zu verwandeln. Er fand damit reißenden Absatz und Nachahmer. Die Limonadiers Le Fevre und Foi folgten ihm. Diese drei besaßen einige Jahre hindurch den Alleinhandel mit Gefrorenem. Das scheint ums Jahr 1676 die vornehmste Waare der Limonadiers gewesen zu sein. Als sie damals Innungsrechte erhielten — es gab bereits 250 Meister dieser Kunst in Paris —, werden in dem Bestätigungsbriefe unter ihren Waaren genannt eaux de gelée et glaces de fruits et de fleurs, d'anis et de canelle, franchipanne, d'aigre de cetre, du sorbec. Um 1690 war das Gefrorene auf reichen französischen Tafeln etwas ganz Gewöhnliches. Deutsche Köche und Köchinnen wurden erst um 1750 damit vertraut. Seitdem verkauften auch die Conditoren Gläser mit Gefrorenem, anfänglich nur zur Erfrischung für die erhitzten Tänzerinnen auf Bällen und für die Theaterbesucherinnen.

Man hatte das künstliche Eis aber nur in den heißesten Sommermonaten für genießbar gehalten. 1750 begann aber Dubuisson, der Verfasser der art du destillateur und Nachfolger des berühmten Cafétiers Procope, der gewiß nur durch seine genialen culinarischen Künste die Geistesaristokratie von Paris an sein Café in der Straße des fossés de S. Germain des Prés fesselte, seinen Gästen das ganze Jahr hindurch allerlei Gefrorenes zu verkaufen. Erst war aber nur in den Hundstagen Nachfrage nach diesen gefrorenen Süßigkeiten. Dann kamen ihm aber die Aerzte zu Hilfe. Aerzte und Köche haben sich ja schon immer gut verstanden. Einige Pariser Aerzte empfahlen das Gefrorene für gewisse Krankheiten. Und Dubuisson selbst bemerkt dann, nach zwei Krankenkuren, in denen das Gefrorene gute Dienste geleistet, habe sich der vernünftigere Theil des Publicums zu allen Jahreszeiten seiner bedient. Um sich diesen Theil des Publicums warm zu halten, machten die Pariser Cafétiers immer neue Erfindungen. Dazu gehörte u. A. die gefrorene Butter, die 1774 in dem Café Caveau aufkam. Der Duc de Chartres pflegte dort oft ein Glas Gefrorenes einzunehmen. Eines Tages überraschte ihn der Wirth mit seinem Wappen, hergestellt aus diesem neuen Gefrorenen, das eisiger Butter ähnlich sah. Natürlich ward nun diese Art Speise-Eis sofort Mode. Heutzutage, wo man das Gefrorene meist aus Fruchtsäften mit Zucker (Wassergefrorenes), manchmal auch, wie bei Vanille-, Thee-, Kaffee- und Schokoladen-Eis, mit Sahne, Eiern und Gewürzen in besonders construirten Gefriermaschinen herstellt, sind unsere Köche und Conditoren unerschöpflich in eigenartigen Formen für diese eisige Speise. Die Kältemischung, in der die mit der Speise gefüllte, festgeschlossene blecherne oder zinnerne Gefrierbüchse durch eine mechanische Vorrichtung umgedreht wird, besteht gewöhnlich aus gestoßenem Eis und Salz. Halbgefrorene Fruchteise nennt man Granitto. Dies ist brei-

artig. Sorbetto heißt es, wenn es noch so dickflüssig ist, daß es getrunken werden kann. Die Eiscrèmes sind halbgefrorenes Sahneneis. Bei der Herstellung besonderer Formen streicht man das fertige Gefrorene in Hohlformen und setzt es so nochmals in Eis. Dabei erfolgt ein oberflächliches Zusammenfrieren des Ganzen. Binnen 6—8 Minuten können 6—7 Liter Flüssigkeit in Speiseeis verwandelt werden. Dem Wassergefrorenen aus Fruchtsäften setzt man häufig Früchte oder feine Liköre zu.

Zur Herstellung von künstlichem Eis im Großen sind die für Küchen und Conditoreien ausreichenden Kältemischungen zu kostspielig. Da hat man besondere große Kaltluft- oder Compressions- und Absorptionsmaschinen. Diese verschaffen sogar Tropenländern die Wohlthat künstlichen Eises und der Bierbrauerei. Schiffe mit Kaltluftmaschinen versorgen die Hafenstädte Englands mit frischgefrorenem Schlachtfleisch aus Australien und Lachsen aus den fischreichen Seen Amerikas. Fast typisch für Erfinderschicksale ist es aber, daß der Erfinder der Eiskammern für die Schiffe, die ihnen dieselbe frische und abwechselungsreiche Küche wie im feinsten Großstadtrestaurant ermöglichen, vor Kurzem in Australien verhungert ist.

Bücherbesprechungen.

— Codex diplamaticus Saxaniae regiae. II. Haupttheil. 18. Band: Die Matrikel der Universität Leipzig. Herausgegeben von Georg Erler. III. Band, Register. Leipzig, Giesecke u. Devrient. 1902. — Nach längerer Pause erschien soeben der III. und letzte Band von Prof. Erlers in Königsberg „Matrikel der Universität Leipzig". Er ist der stärkste von den 3 Bänden, denn er umfaßt nicht weniger als 1001 Seiten in dem Großquartformat des Cod. dipl. Sax. reg. Und doch enthält er (die ganz kurze „Einleitung" ausgenommen) weiter nichts, als das „Register" zu Band I und II*), d. h. nichts als Personen- und Ortsnamen nebst den Zahlen, welche auf diejenige Seiten, wo diese Namen in den beiden ersten Bänden vorkommen, zurückverweisen. Von der Mühe und Arbeit, die ein solches Register verursacht, kann sich nur der eine annähernde Vorstellung machen, der selbst einmal das Register für irgend ein, natürlich weit weniger umfangreiches Buch anzufertigen gehabt hat. Jede jener 1000 Seiten dieses Registers ist dreifach gespalten und jede dieser Spalten enthält 56 Zeilen, also auch fast ebenso viele Citate. Dazu kommt noch die besondere Schwierigkeit, welche die verschiedene Schreibung der Personen- wie Ortsnamen an den verschiedenen Stellen, wo sie in der Matrikel erwähnt werden, ferner die Anführung Einzelner unter verschiedenen „Facultäten" oder „Nationen", sowie die oft verschiedene Bezeichnung der Klostergeistlichen bald nach ihrer Heimath, bald nach ihrem Kloster verursachen. In der kurzen Einleitung verbreitet sich der Herausgeber über die Grundsätze, nach denen er die Namen zu ordnen gehabt hat. Dafür wird aber auch dieser Registerband den Specialforschern, welche die Leipziger Matrikel zu biographischen, genealogischen und ortsgeschichtlichen Zwecken durchzuarbeiten gedenken, eine ganz wesentliche Erleichterung gewähren.

Dresden. Hermann Knothe.

— Das Papstthum in seiner social-culturellen Wirksamkeit von Graf v. Hoensbroech. II. Bd. (gr. 8°. XXI und 621 S.) „Die ultramontane Moral." Erste bis dritte Auflage. Preis 12 ℳ, geb. 14 ℳ Leipzig, Breitkopf & Härtel. — Wir haben s. Z. den ersten Band v. Hoensbroechs breit angelegtem Werk ausführlich besprochen. Wir können das dort abgegebene Urtheil auch über den vorliegenden zweiten Band desselben wiederholen. Der Verfasser hat sich nicht Zeit und Mühe verdrießen lassen, die zahl- und umfangreichen Schriften der katholischen Moraltheologie durchzustudiren und zu excerpiren. Die Zusammenstellung der Früchte dieses Studiums bildet den Hauptinhalt seines Buches, dem nur eine 41 Seiten umfassende Darstellung der christlichen Ethik auf evangelischer Grundlage vorangestellt und eine 25 Seiten fassende Beurtheilung der ultramontanen Moral im Verhältniß zu derjenigen des Evangeliums angefügt ist. Die dazwischenliegenden 533 Seiten sind der Darstellung der „ultramontanen Moral" selbst gewidmet, enthalten aber in Wahrheit zum größten Theile nur Auszüge und Abdrücke aus den casuistischen Sammlungen der katholischen Moralschriftsteller. Wenn in den für die praktischen Bedürfnisse des Beichtstuhles bestimmten Originalschriften die Casuistik erträglich erscheinen konnte, so wäre für die Zwecke des vorliegenden Buches eine Ueberarbeitung des Stoffes nach einem einheitlichen Systeme schon deshalb wünschenswerth gewesen, um dem Leser unnöthige Wiederholungen zu ersparen. Durch die Art, wie der Verfasser den Stoff gruppirt hat, ist dies indessen keineswegs geschehen. So berührt der nahezu 90 Seiten umfassende Abschnitt, der dem heiligen Alfons von Liguori und seiner Moraltheologie gewidmet ist, fast alle die einzelnen moraltheologischen Fragen, die dann im Folgenden an der Hand anderer ultramontaner Schriftsteller behandelt werden. Ebenso werden in anderen Abschnitten des Buches, die mehr oder weniger allgemein gehaltene Themen besprechen, wie in Abschnitt VII „Verhalten zum Nächsten", Abschnitt IX „Verschiedenes", Abschnitt VIII „Gewissensfälle", Abschnitt XV „Pastoralmedicin", Abschnitt XVI „Das bürgerliche Gesetzbuch und die ultramontane Moral", Abschnitt XIX „Die Beichte" einzelne Fragen wiederholt berührt, die an anderen Stellen unter besonderen Ueberschriften behandelt werden. Auf diese Weise ist es sogar mehrfach vorgekommen, daß ganze größere Abschnitte aus den citirten Originalwerken wiederholt abgedruckt worden sind. So findet sich ein Abschnitt über die entschuldbare unwahre Ableugnung ihrer Untreue dem Ehemann gegenüber von Seiten einer Ehebrecherin aus dem Werke des Jesuiten Gürg über „Gewissensfälle" S. 237/38 und S. 421/22, ein anderer über eine entschuldbare Wahrheitswidrigkeit in der Beichte aus demselben Werke sogar an zwei nur wenige Seiten getrennten Stellen S. 436 und 443 wörtlich angeführt. Wenn übrigens Fragen der geschlechtlichen Moral in besonders häufiger Wiederholung und mit besonderer Ausführlichkeit und Umständlichkeit behandelt worden sind, so mögen hieran die von dem Verfasser benutzten Quellen die Hauptschuld tragen. Immerhin aber würde der Werth seines Werkes unserer Meinung nach in den Augen aller Einsichtigen nur gewonnen haben, wenn er sich in dieser Beziehung bei der Benutzung seiner Quellen eine größere Reserve auferlegt hätte. Wir beklagen die im Vorstehenden angedeuteten Mängel seines Buches um so lebhafter, je mehr wir mit dem Verfasser darin übereinstimmen, daß der von ihm als Todfeind jeder wahrhaften christlichen Moral gekennzeichnete Probabilismus, der von ultramontaner und namentlich jesuitischer Seite gepflegt wird und Dank der Zustimmung des Heiligen Stuhles heute die Praxis des katholischen Beichtsacramentes fast ausschließlich beherrscht, die schärfste Verurtheilung verdient. Gewiß ist es deshalb auch im Interesse des Katholicismus selbst zu beklagen, daß der Heilige Stuhl sich mit der probabilistischen Moral durch verschiedene seiner Kundgebungen so namentlich durch die Heiligsprechung und die Erklärung des Alfons von Liguori zum doctor ecclesiae identificirt hat.

***

— Meinke, E., Reg.- und Schulrath, Spruchbuch zum kleinen Katechismus Dr. M. Luthers für Schule und Confirmanden-Unterricht. Berlin 1902. Martin Warneck. Einzelpreis 30 ₰, in Partien von 20 Exemplaren an 25 ₰. — Das vorliegende Spruchbuch, das, wie im Vorwort mitgetheilt wird, auf vielfachen dringenden Wunsch von Geistlichen und Schulmännern herausgegeben ist, will zwischen dem Religionsunterricht in der Schule und dem Confirmanden-Unterricht eine Brücke schlagen. Es bietet zuerst den Katechismustext selber und will dem schulmäßigen Memoriren und Aufsagen dadurch aufhelfen, daß er nicht die Worte, sondern sogar die Silben derselben, auf denen der Ton liegt, durch starken Druck hervorhebt. Auch der Anhang des Katechismus, die Gebete, die Haustafel, Taufbund und Beichte, ist beigegeben. Besonders aber sind es die zu jedem Katechismusstück passenden Bibelstellen, welche hier in sehr guter Auswahl zusammengestellt sind, zuweilen nur in ihren Anfängen, um den Gebrauch der Bibel im Confirmanden-Unterricht nicht unnöthig zu machen. Sind die Sprüche auch mit Bezugnahme auf die preußischen Verhältnisse, den längeren Confirmanden-Unterricht, besonders auch mit Rücksichtnahme auf den Berliner Lehrplan, ausgewählt, so werden sie doch auch für den sächsischen Geistlichen manchen Wink und Rath enthalten.

D. K.

— Geschichte des Russisch-Türkischen Krieges in den Jahren 1877/78 auf der Balkan-Halbinsel.

*) Besprochen in diesen Blättern 1896 Nr. 33, S. 131 und 1897 Nr. 144, S. 575.

Herausgegeben von der Kaiserlich Russischen kriegsgeschichtlichen Kommission des Hauptstabes. Deutsche autorisirte Bearbeitung von **Krahmer**, Generalmajor z. D. Zweite Lieferung. Mit zwei Kartenbeilagen. 3 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Wir haben auf den Werth dieser Geschichte des Russisch-Türkischen Krieges bei Besprechung der ersten Lieferung bereits gebührend hingewiesen und können auch bei der zweiten Lieferung nur wieder betonen, daß dieses Werk breit, eingehend und lehrreich angelegt ist. Die vorliegende Lieferung führt uns die Vorbereitung zum Kriege und die Entwickelung der russischen Truppen im Juli 1878 vor, den Zustand des russischen Eisenbahnnetzes und seine Leistungen, die russische Feldintendantur und die Versorgung der Armee, die Kriegserklärung und die politische Lage zu Anfang des Krieges, die militärischen Erwägungen und Ansichten der beiden Parteien. Namentlich die letzten Abschnitte dürften vom allgemeinsten Interesse sein, da die verwickelten Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel, sowie die Beziehungen zu den anderen Mächten, insonderlich zu Oesterreich-Ungarn, sehr klar und freimüthig geschildert werden. —r.

— **Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes.** Verlag von Otto Hendel, Halle a/S. — Das Bestreben des Hendelschen Verlags, die guten Werke der Weltliteratur zu wohlfeilen Preisen und in geschmackvoller Ausstattung der Allgemeinheit zugänglich zu machen, findet immer mehr Anklang. An 1600 Nummern, das Heftchen zu 25 ₰ (geb. 50 ₰), geschmückt mit dem Bildniß des betr. Autors, sind bereits zur Ausgabe gelangt. Die uns heute vorliegenden Bändchen, umfassend die Nummern 1577—1582, zeigen in ihrer Auswahl, wie der Verlag bemüht ist, allen Geschmacksrichtungen der Literaturfreunde gerecht zu werden. **Die Abenteuer Huckleberry Finns von Mark Twain** (deutsch von **H. Hellwey**), jene Mississippi-Geschichten voll köstlichen Humors, die ein Stückchen Erinnerung an die Jugendzeit des Verfassers enthalten, da er mehrere Jahre lang als Lotse den großen Strom befahren. Hieran erinnert überdies der Schriftstellername des Autors „Marc Twain“ (zwei Faden markiren), ein gebräuchlicher Zuruf der Mississippischiffer. — Eine werthvolle Gabe lyrischen Inhaltes ist das **Heidebuch, Lieder zum Ruhme und Preise der Heide**, gesammelt von **Heinz Bothmer**. Jeder Freund des stillen Zaubers der deutschen Heidelandschaften wird das Büchlein, das hervorragende Dichternamen: Hoffmann v. Fallersleben, Hölty, Hebbel, Annette v. Droste-Hülshoff u. A. nennt, mit Freude begrüßen. — **Schillers Demetriusfragment**, dessen Scenen (insbesondere die Reichstagsscene) nach Vieler Ansicht den Höhepunkt in Schillers dramatischem Schaffen bedeuten, dürfte sich in der Hendelschen Sonderausgabe besonders auch zum Schulgebrauch sehr empfehlen. — Das dramatische Gedicht „**Wildfeuer**“ von **Friedrich Holm** (Frhr. v. Münch-Bellinghausen) wird kaum mehr dem Geschmacke der heutigen Generation entsprechen. Wenn der Verlag das romantische Vexirspiel des fast verschollenen Dichters wieder ausgegraben hat, so geschah es wohl aus dem Grunde, Literaturfreunden eine Sammlung seiner bekanntesten Dramen in die Hand zu geben. J. O.

— **Macbeth.** A Tragedy by William Shakespeare. With introduction and explanatory notes edited by Prof. Dr. K. **Deutschbein.** Glogau, Carl Flemming, Verlag 1902. (XVI und 137 S.) — Deutschbeins schulgemäße Erklärung von Shakespeares Macbeth bildet das 12. Bändchen des Carl Flemmingschen Verlagsunternehmens: „Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit. Für Schule und Haus herausgegeben von Klapperich.“ Nach einer gedrängt gehaltenen und sachgemäßen Einleitung über die Geschichte des englischen Dramas bis auf Shakespeare, einer kurzen Biographie des Dichters und den für die Lectüre nöthigsten Erläuterungen über den Blankvers und Reim, sowie über die formellen nnd syntaktischen Eigenthümlichkeiten des Shakespearischen Stils giebt Deutschbein den Text der Tragödie nach der Globe Edition. Darauf folgen erläuternde Anmerkungen ebenfalls in englischer Sprache, die, mit Sorgsamkeit ausgearbeitet, das Erklärungsmaterial in größter Vollständigkeit bieten und auch zahlreiche eigene Beobachtungen des Herausgebers enthalten. Namentlich sind die den einzelnen Scenen wie den ganzen Acten angefügten Schlußbemerkungen durchaus das geistige Eigenthum des Herausgebers, der auf diese Weise den Lesenden einen klaren Einblick in die Structur des Dramas gewährt. Am Schlusse des Buches wird endlich ein „Summary of the Final Remarks“, ein Gesammtbild des ganzen Baues nach Exposition, Handlungsbeginn, Steigerung, Hochpunkt, Krisis, Peripetie und Katastrophe gegeben und durch eine Zeichnung versinnlicht. Die schon an und für sich vortreffliche Erläuterungsschrift wird durch solche ästhetische Betrachtungen noch werthvoller. Der ganze Macbethcommentar ist in flüssigem, gewandtem Englisch geschrieben und illustrirt in schönster Weise den deutschen Universalismus. Unseres Wissens geschieht es hier zum ersten Male, daß ein Deutscher ein Shakespearedrama in englischer Sprache erläutert. Daß ein Engländer ein deutsches Literaturwerk in deutscher Sprache auslegt, das wird sich wohl noch lange Zeit nehmen. Im Falle, daß eine zweite Auflage nöthig werden sollte, würden wir es freudig begrüßen, wenn die Schillersche Bearbeitung des Macbeth in den Kreis der ästhetischen Erörterungen mit hereingezogen würde. Muthmaßlich würde dies dem Buche auch in England manchen Leser zuführen. Prof. Dr. **Kellner.**

— **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Neue Revidirte Jubiläums-Ausgabe. Achter Band. Glied—Henares. Mit 39 Tafeln, darunter 3 Chromotafeln, 13 Karten und Pläne, und 261 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig. Preis elegant gebunden 12 ℳ. — Nachdem Mitte Juni der siebente Band der neuen Revidirten Jubiläums-Ausgabe der 14. vollständig neubearbeiteten Auflage des großen Brockhaus erschienen ist, liegt jetzt, also nachdem noch nicht 2 Monate verflossen sind, bereits der achte Band vor. Diese Schnelligkeit der Aufeinanderfolge der einzelnen Bände ist eben nur dadurch, wie bekannt, möglich geworden, daß im Wesentlichen auch diesmal die Stereotypplatten der ersten Ausgabe der 14. Auflage wieder benutzt worden sind und an denselben nur das wirklich Veraltete durch Neues ersetzt worden ist. Einschneidende Abänderungen des einmal feststehenden Textes sind bei einem solchen Verfahren selbstverständlich so gut wie ausgeschlossen; sonst hätten eben die ganzen Stereotypplatten oder doch größere Theile derselben durch neue ersetzt werden müssen, was ja, ohne daß mir eine solche eingreifende Textänderung aufgefallen wäre, hie und da auch vorgekommen sein mag, wenn auch selten. Im Großen und Ganzen jedoch haben wir es, was immer bei Beurtheilung dieser Ausgabe zu beachten ist, mit dem Text der ersten Ausgabe dieser 14. Auflage zu thun. Veraltetes aber ist, wie immer und immer wieder mit Anerkennung hervorgehoben werden muß, mit großer Gewissenhaftigkeit ausgemerzt und durch Neues ersetzt worden. So finden wir bei Herman Grimm bereits angegeben, daß er am 16. Juni 1901 gestorben ist, bei Ferdinand Groß, daß er am 21. December 1900 starb, bei dem Forstmann und Botaniker Robert Hartig, daß er am 9. October 1901 starb, bei dem politischen und literarhistorischen Schriftsteller Rudolf Haym, daß er am 27. August 1901 verschied, bei dem Mediciner Hans Ritter von Hebra, daß er am 13. April 1902 starb, bei dem Historiker Karl v. Hegel, daß er am 6. December 1901 verschied. Dagegen ist Julius Grosse, der am 9. Mai 1902 starb, noch als lebend angegeben, weil der betreffende Bogen der neuen Ausgabe jedenfalls schon vor Grosses Heimgang gedruckt war; das sind kleine Uebelstände, die sich bei derartigen encyklopädischen Unternehmungen nicht vermeiden lassen, höchstens könnte am Schluß des Bandes in einem Nachtrag das ohne Verschulden der Redaction beim Abdruck des betreffenden Artikels Versäumte nachgeholt werden, damit der Leser nicht bis zum Erscheinen des Ergänzungsbandes auf die ihm wünschenswerthe Berichtigung zu warten braucht, ein Vorschlag, dessen Berücksichtigung keinerlei Schwierigkeiten haben kann. Die Geschichte Großbritanniens ist bis zum April 1902 fortgeführt; den Ausgang des Boerenkrieges zu erwähnen, war auch in diesem Artikel noch nicht möglich. Besonders hervorgehoben zu werden verdient u. A. der Artikel Habsburg, dem 4 Stammbaumtafeln beigegeben sind. Der Illustrationsschmuck ist diesmal etwas spärlicher ausgefallen als beim vorigen Bande. Letzterer enthielt 324 Textabbildungen und 57 Tafeln, darunter 10 Chromotafeln, der 8. Band dagegen enthält nur 261 Textabbildungen und 39 Tafeln, darunter nur 3 Chromotafeln. Gegenüber den nur 7 Karten und Plänen des vorigen Bandes weist der achte aber deren 13 auf, darunter einen gewiß Vielen willkommenen großen Stadtplan von Hamburg-Altona. Alles in Allem verdient auch der neueste Band des großen Brockhaus, von dem nunmehr bereits die Hälfte vorliegt, warme Empfehlung.

Prof. Dr. **Karl Siegen.**

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 95. Sonnabend, den 9. August, Abends. 1902.

Am Kiwu-See.

Zur Heimkehr des Afrikaforschers Dr. Richard Kandt.

Von Dr. Alfred Funke.

Als Hauptmann Schloifer in diesem Jahre bei seinen Vorträgen über die Durchführung des Tanganyika-Dampferunternehmens mit besonderer Anerkennung des damals noch im Herzen Afrikas weilenden Forschers Dr. Kandt gedachte, wurde das Interesse der Geographen und Colonialleute in besonderem Maße wieder auf ein bisher wenig bekanntes Gebiet gelenkt: den Kiwu-See und seine Umgebung. Nachdem Schloifer mit dem Stapellauf der Hedwig v. Wissmann im Hafen von Bismarckburg am Tanganyika seine eigentliche Aufgabe gelöst, wandte er sich in Begleitung seiner Gattin, die alle Strapazen mit ihm theilte, auf einem nicht ganz gewöhnlichen Wege der Heimath wieder zu. Mit dem Dampfer fuhren sie bis Usambara, marschirten zum Kiwu-See, überschritten das Randgebirge in östlicher Richtung, passirten die Wasserscheide zwischen Congo und Nil, gelangten durch Ruanda nach Bukoba am Westufer des Victoria-Sees, durchquerten den Victoria-See und fuhren mit der Ugandabahn nach Mombassa an der ostafrikanischen Küste. Auf diesem Wege traf Schloifer den Dr. Kandt, den noch jugendlichen Gelehrten, der sich die Erforschung der Nilquellen und des innerafrikanischen Seengebietes zur Aufgabe gestellt hatte. Reich an Erfolgen ist Dr. Kandt nach dreijähriger Thätigkeit am 25. Juli in Neapel gelandet.

Ueber die Kandtsche Feststellung der Nilquellen befindet sich die geographische Welt noch im Streit. Kandt behauptet, daß der Rukavara, ein Quellfluß des Niavarango, der Oberlauf des Kagera oder Alexandra-Nils und damit der Quellfluß des Nils überhaupt sei. Obwohl diese Meinung des Forschers noch nicht durchgedrungen ist, so geben doch alle interessirten Kreise zu, daß Kandt unser Wissen von den Quellen des Nils bedeutend bereichert hat.

Weit wichtiger und werthvoller ist die Arbeit, welche Dr. Kandt der Kartirung des Kiwu-Sees und des Russisilaufes, der Routenaufnahme der angrenzenden Gebiete, der Vermessung des Ugalla bis zu seiner Mündung in den Malagarassi gewidmet hat. Bisher hat der Forscher noch keine zusammenhängende Darstellung seiner Erfolge geben können. Doch besitzen wir außer den bekannten Reiseschilderungen in der Vossischen Zeitung aus jüngster Zeit eine werthvolle Karte des Kiwu-Sees, die nach den Aufnahmen Dr. Kandts hergestellt ist. Hr. v. Bockelmann hat dazu den „Versuch einer Monographie des Kiwu-Sees und seiner Umgebung“, Berlin 1902, in verdienstvoller Weise geliefert. An einschlägigem Material liegen außerdem mancherlei briefliche Mittheilungen vor, zum großen Theil in Petermanns Mittheilungen veröffentlicht, theils noch ungedruckt.

Graf Götzen, der jetzige Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, war der Erste, welcher auf seiner Expedition von Osten nach Westen durch Afrika 1894 das Gebiet des Kiwu-Sees zu unserer genaueren Kenntniß brachte. Allerdings hatten vor ihm schon andere Forscher dieses Gebiet ins Auge gefaßt, so wollte schon Stanley, als er mit Emin Pascha 1889 auf dem Rückwege zur Küste war, vom Albert-Edward-See aus den Weg durch Ruanda nehmen. Doch wußte Stanley noch nichts von der Existenz des Kiwu-Sees. Genaueres erfuhr auch O. Baumann nicht, der 1892 aus Tabora zwar dem Mvorongo (den Niavarongo des Dr. Kandt) beschrieb, auch den Russisifluß aus Berichten von Ruandaleuten kennen lernte, aber gleichzeitig aus Darstellungen derselben Leute schloß, „daß in ganz Ruanda kein See die Größe des Urigi erreiche und daß der Akanyaru der größte Fluß Ruandas sei“. Viel genauer waren dagegen die Kenntnisse Livingstones, als er mit Stanley 1871 bei seinen Forschungen am Nordende des Tanganyika thätig war. Er spricht schon von dem Russisi, der „bei einem See Kivo in einem gleichnamigen Lande entspringt, das östlich an Urundi und westlich an Ruanda stößt“. Noch 1876 waren die Meinungen über die Lage des Kiwu-Sees und seine etwaige Zugehörigkeit zum Gebiete des Congo ganz verworrene, „einige erklärten ihn für einen Theil des Mwutan, andere für ein selbständiges Seebecken“ (Stanley 1876).

Zehn Jahre später war es der Geograph Professor Alfred Kirchhoff-Halle, der in scharfsinniger Weise die hydrographische Zubehör des Muta Nsiga (Albert-Edward-Sees) zum Nil erwies. Bei dieser in Petermanns Mittheilungen 1886, S. 107 ff. veröffentlichten Studie spricht er auch von dem Kiwu-See und dessen Abfluß, dem Russisi, doch gab das vorhandene Material auch diesem Gelehrten noch keinen genauen Ueberblick. Damit sind die Arbeiten über den Kiwu-See erschöpft. Sein Gebiet blieb eine terra incognita, bis Graf Götzen sie zum Gegenstande seiner grundlegenden Arbeiten machte.

Graf Götzen hatte nur aus unsicheren Angaben Stuhlmanns, Baumanns und Stanleys über Ruanda schöpfen können, ehe er persönlich den Boden dieses Landes betrat, das noch immer als weißer Fleck auf den Karten figurirte. Mit um so größeren Schwierigkeiten mußte Graf Götzen rechnen, als es bekannt war, daß es schwer war, nach Ruanda hineinzukommen, noch schwerer aber, aus demselben hinauszukommen. Selbst die verwegensten arabischen Sklavenjäger machten Halt an Ruandas Grenze. Der bloße Name Ruanda verbreitete Schrecken unter den Eingeborenen, der noch durch die wunderbaren Berichte verlogener oder eingeschüchterter Händler erhöht wurde. Zu seinem freudigen Erstaunen konnte aber Graf Götzen am 4. Mai 1894 mit Hilfe der Eingeborenen den Kagera-Nil, den Grenzfluß Ruandas im Südosten überschreiten und erfuhr dabei, daß der Herrscher des Landes sich an einem See mit Namen Kiwu im Nordwesten von Ruanda aufhalte. Schon am 4. Juni durfte Graf Götzen durch das Glas einige Buchten des Sees erblicken, die erste sichere Feststellung der Lage des so lange in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Beckens war damit für Europa geschehen. Eine mehrtägige Kanufahrt über den nördlichen Kiwu-See und zur Insel Kwijwi erweiterte die Kenntnisse des Grafen Götzen, doch drang er nicht bis zum Südende des Sees vor.

War die zwischen dem Kiwu- und Albert-Edward-See gelegene Gegend als Untergrund zu allen neueren geographischen Problemen in Afrika ohnehin schon interessant, so erhielt sie für uns Deutsche sehr bald ein erhöhtes Interesse bei der Feststellung der Grenze zwischen Congostaat und Deutsch-Ostafrika.

Ruanda ist ein Hochland, das sich nach Westen steil zum centralafrikanischen Graben hinabsenkt, auf dessen Sohle der Kiwu-See in 1500 m Seehöhe zwischen dem Tanganyika und Albert-Edward-See liegt. Nördlich vom Kiwu-See erheben sich Gruppen von Vulcanen, unter denen der Kirunga Ascha Gongo (3500 m) und der Kirunga Ascha Namlagira noch thätig sind. Die deutsch-belgische Grenze am Kiwu war natürlich zunächst nur durch Längen- und Breitengrade bestimmt, die endgiltigen Messungen standen noch aus. Durch Graf Götzen erfuhren die Belgier vom Kiwu-See, als der Forscher am Congo eintraf, und gründeten eiligst am Russisi, am Ost- und Südufer des Kiwu Militärposten. Erst 1896 wurde das in Deutschland bekannt, am Ostufer der Russisi-Mündung wurde eine Station errichtet und so dem weiteren Vordingen der Belgier ein Riegel vorgeschoben. Die der Generalacte der Congoconferenz zu Berlin

1885 beigefügte Karte von Friedrichsen ergab, daß der Russisi nebst dem Kiwu-See auf deutschem Gebiete liegen, wenn die geographischen Grenzbestimmungen der Acte innegehalten werden. Doch nahm eine 1889 veröffentlichte Karte des Congostaates das Kiwugebiet für den Congostaat in Anspruch. Die berüchtigten Tatarennachrichten des Hrn. Decle, des Führers der vom Daily Telegraph ausgerüsteten Cap—Kairo-Expedition, vom 15. Mai 1900 ließen die Lage zwischen den Deutschen und Belgiern am See noch viel bedenklicher erscheinen, sodaß die Abgrenzung des streitigen Gebietes noch nothwendiger wurde. Die deutsch-belgische Grenzcommission ist augenblicklich wohl bereits an Ort und Stelle mit der genauen Feststellung der Lage des Kiwu-Sees fertig geworden. Werthvolle Vorarbeiten lieferte ihr Dr. Richard Kandt. Nach Kandts Feststellungen dürfte der See erheblich östlicher liegen, als die Belgier annahmen, und daher Deutsch-Ostafrika zufallen. Die Kandtsche Karte enthält das Material aus Land- und Bootreisen in den Jahren 1898 und 1899. Doch nimmt Dr. Kandt selbst an, daß die genauen Aufnahmen der Grenzcommission das Bild der Karte noch etwas verändern dürften, besonders der Nordwestzipfel des Sees dürfte nach Norden verrückt werden. Auf die Genauigkeit der Karte legte Dr. Kandt um so größeren Werth, als es ihm darauf ankam, dem Constructeur in Europa zuverlässige Unterlagen zu liefern.

Der centralafrikanische Graben, in welchem der Kiwu-See gelegen ist, ist eine große Bruchspalte, welche den ganzen afrikanischen Continent durchzieht, und wird durch den Tanganyika, das Rutschurru-Thal, den Albert-Edward-See, das Issango-Thal und den Albert-See gebildet. Beide Ränder dieses Grabens sind hier deutlich zu erkennen. Dr. Kandt giebt von dem östlichen Grabenrande folgende Beschreibung: „Ich habe nur wenige Gebiete berührt, die einen so intimen landschaftlichen Reiz bieten wie diese Hochthäler am Osthange der Randberge. Wasserreiche Wiesengründe, aus denen Tausende von Bienen umschwärmte Königskerzen aufragen, durchflossen von krystallreinen Bächen, die Mimosen oder Ebereschen ähnliche Bäume begleiten, zu beiden Seiten sanft geneigte Hügel, auf deren Kämmen der dunkle Urwald beginnt."

Auf einer seiner Reisen im Gebiete des Kiwu-Sees im Lande Kishari hat Dr. Kandt einen äußerst scharfen Blick in die Natur des centralafrikanischen Grabens gethan: „Von meinem Lager auf einem hohen Gipfel sah ich, tief unter mir beginnend, ein breites, weithin nach Nordnordost sich dehnendes Becken, das vier durch Sumpf getrennte Seen enthält und offenbar ehemals einen einzigen See gebildet hat. Ich vermuthe, daß dieses Becken den Rest eines Verbindungsarmes zwischen den Seen des centralafrikanischen Grabens darstellt aus einer Zeit, da die gewaltigen Veränderungen des Terrains durch die vulcanischen Katastrophen noch nicht erfolgt waren." Hungersnoth und Regenzeit verhinderten Dr. Kandt, das Becken zu verfolgen.

Der Abfluß des Kiwu-Sees, der Russisi, fließt dem Tanganyika zu, der Kiwu gehört also zum Congo-Becken. Der Russisi wird nach Dr. Kandt in seinem Oberlaufe von jähen Wänden eingeengt und fließt in starkem Fall (1:133), durch eine schmale Pforte tritt er in die Ebene des Tanganyika.

Zur Geologie des Gebietes schreibt Dr. Kandt 1901: „Der Boden besteht hauptsächlich aus stark in die Tiefe gehendem rothen Laterit oder schwarzer Humuserde. An den Wasserläufen befindet sich fast immer gelber oder schwarzbrauner Thon. Vielfach ist der Boden mit Glimmer durchsetzt, namentlich in den höheren Lagen, wo er vorwiegend aus hellrothem oder gelblichem bröcklichem Gestein besteht. Eine weiße Linie, die sich um das ganze Seeufer und die Inseln herumzieht und nur selten von Sandufer unterbrochen wird, ist nackter Fels. Betrachtet man diese Linie genauer, so zeigt es sich, daß es sich hier um Bestandtheile handelt, die der See ablagerte, die sich allmälig zu festen Massen verdichten und alles in ihrem Bereich Liegende umhüllen. Zerbricht man mühsam die Schale, die vielfach von Muscheln durchsetzt ist, so findet man als Kern meistens Gestein, aber oft auch Baumstämme jeder Dicke, Wurzelwerk, selbst ganze Rohrbüschel, die äußerlich ihre alten Formen bewahrt haben, aber ein Querschnitt zeigt, daß mit Ausnahme des hohlen Markcanals alles Gewebe zu Stein verwandelt ist."

Die Thierwelt des Kiwu weicht nach Dr. Kandt sehr wesentlich von derjenigen anderer afrikanischer Gewässer ab. Auffälligerweise fehlen Krokodile und Nilpferde, welche im Russisi häufig sind. Dagegen beobachtete der Gelehrte Arten der Weißbart- und Krallenotter im See. Auch die Zahl der Wasservögel ist am Kiwu relativ gering, ebenso die der Fischarten. Die am Tanganyika so häufige große Muschel, deren Schale den Eingeborenen Kalk liefert, findet sich im Kiwu nicht, wohl aber zwei Krabbenarten.

Das uns besonders interessirende Ostufer des Kiwu, sowie ein Theil des Nordufers gehört zu Ruanda, das von Juhi Msinga beherrscht wird. Diesen jungen Fürsten besuchte auch Hauptmann Schloifer und berichtete Wunderdinge von den Bewohnern des Landes, unter denen Riesen von 2,30 Metern Größe, stolzem und würdevollem Benehmen keine Seltenheit waren. Diese Wahuma, nach Ratzel hellfarbige Verwandte der Abessinier und Galla, sind die herrschende Classe des Landes, als Watussi von den dunkleren Wahutu, den Knechten, streng gesondert. Das Regiment der Wahuma ist ein strenges. Doch ist nach dem Tode des letzten Herrschers Kigeri Luabugiri die politische Straffheit Ruandas schon lockerer geworden, wie Dr. Kandt schreibt.

Die Völker westlich vom Kiwu sind uns so gut wie unbekannt. Nur von den Wanyabungu theilt Dr. Kandt mit, daß sie in Dörfern wohnen, sich furchtlos im Verkehr mit ihm zeigten und schließlich zutraulich und liebenswürdig wurden.

Auch die Urrasse des tropischen Afrika, die Zwergvölker, sind im Kiwugebiete vertreten. Schon Dr. Kersting, der Begleiter des Grafen Götzen, berichtete von „kurzen Leuten" im Busch, die Batwa hießen. Ihnen wurde Kannibalismus zugeschrieben. Auch Hauptmann Hermann, der Führer der deutschen Grenzcommission, nennt in seinen Berichten die Batwa. Dr. Kandt stellt fest, daß die Zwerghaftigkeit dieser Watwa, so schreibt er, von den Eingeborenen übertrieben werde. Seßhafte, mit Wahutu vermischte Watwa treiben in Ruanda meist das Töpfergewerbe.

Die wirthschaftliche Lage des Kiwugebietes wird von Dr. Kandt nicht so günstig geschildert, wie seiner Zeit vom Grafen Götzen. Urundi hält zwar auch er für ein sehr reiches Land, nicht so Ruanda. „Auf mich macht das Ruanda, wie es jetzt ist, den Eindruck eines in seinen Theilen sehr ungleichen Landes, das nur an wenigen Stellen sehr reich oder sehr arm ist, im Uebrigen aber die verschiedenen Grade mäßiger Wohlhabenheit aufweist. Allerdings beziehen sich meine Bemerkungen nur auf Alt-Ruanda. Das junge Ruanda, Kisakka, kenne ich nicht, und vielleicht hat Götzen dort hauptsächlich seine Eindrücke gewonnen. Auch mag das Land heute einen anderen Anblick bieten, als vor sieben Jahren; denn die Klagen über eine Reihe von trockenen Jahren sind allgemein." Bunyabungu, westlich vom See, ist sehr bevölkert und gut bebaut, viel besser als Ruanda. Sorghum, Bohnen, Bataten, Erbsen, Mais, Kürbisse, auch Maniok, Zuckerrohr und Erdnüsse bilden die bestehenden Culturen. Vielversprechend für die Ernährung in der Zukunft sind die zahlreichen Ficusarten, „die in Ruanda wie Unkraut gedeihen und das Land bedecken würden, wenn sie nicht bei gewisser Höhe zu Bauten- und Feuerungszwecken geschlagen würden". Wie Versuche mit Kaffee-, Cacao- und Theepflanzungen ausfallen, muß abgewartet werden. Ebenso steht die Viehzucht in Ruanda noch in den Anfängen, sehr entwickelt ist dagegen die Bienenzucht. Reich ist das Land an Elephanten. Der Umstand würde es den Congobelgieen um so werthvoller machen.

Beobachtungen über das Klima von Ruanda hat Dr. Kandt auf seiner Station „Bergfrieden", auf der Landzunge zwischen den großen südlichen Buchten des Kiwu-Sees im Schatten alter Sykomoren gelegen, angestellt. „Ich registrire," schreibt er, „seit 7½ Monaten die meteorologischen Verhältnisse meiner Station hinsichtlich Luft-Wärme, -Druck und Feuchtigkeit, Bewölkung, Winde, Niederschläge u. A., und wie ich selbst erstaunt war über die erfreulichen Zahlen, so werden sie auch anderwärts Ueberraschung hervorrufen. Die durchschnittlichen Maxima der letzten Monate erreichen z. B. nicht 23° C, die Minima 16° C. Dabei liegt meine Station nur 1800 m hoch, während ausgedehnte Flächen über 2000 m noch unbebaut sind, die zweifellos noch wesentlich günstigere Zahlen liefern. Es ist klar, daß in solchem Klima Jeder arbeiten kann."

In diesem letzten Wort liegt der Werth dieser Gebiete für die europäische Besiedelung. Dr. Kandt hat täglich auf seiner Station „Bergfrieden" mehrere Stunden mit der Hacke gearbeitet und nicht den geringsten Nachtheil für seine Gesundheit verspürt. Dr. Kandt nennt Ruanda ein Land voll aussichtsreicher Möglichkeiten, in dem leicht Werthe zu erzeugen sind. Heute, wo nach Vollendung der Ugandabahn bis Port Florence am Victoria-See, dem Transport mittels Dampfer auf diesem nach Bukoba, eine Reise nach

dem Kiwu-See nicht mehr so beschwerlich ist, wie ehedem, liegt Ruanda nicht mehr aus der Welt. Vermöge seiner Fruchtbarkeit, seines kühlen Klimas, ist es für uns ein kostbarer Besitz, wenn erst bequeme und billige Verbindungen geschaffen sind. Dr. Kandt hat durch seine unermüdlichen Forschungen uns den Werth dieses Gebietes erst erschlossen, und darum gebührt dem heimkehrenden Forscher nicht nur die Anerkennung seiner Fachgenossen, sondern der Dank unseres ganzen Volkes dafür, daß er deutsches Wissen, deutschen Fleiß und deutsche Ausdauer in Afrika zu Ehren gebracht hat. Mit unserem Danke an Dr. Kandt verbinden wir aber den Wunsch: Möge unsere Politik den Spuren des Forschers folgen!

Bücherbesprechungen.

— **Evangelische Kirchenkunde.** Das kirchliche Leben der deutschen evangelischen Landeskirchen. 1. Theil: D. Paul Drews, Das kirchliche Leben der ev.-luth. Landeskirche des Königr. Sachsen. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1902. 7 ℳ. — Es ist eine schöne und reiche Gabe, die der frühere Dresdner Geistliche, den seine Gemeinde vor mehreren Jahren mit Schmerzen scheiden sah, als er als Professor der praktischen Theologie nach Jena zog, und der jetzt in gleicher Eigenschaft in Gießen wirkt, unserer sächsischen Landeskirche in dem vorliegenden Buche geschenkt hat. Es bildet den ersten Theil eines umfassenden Sammelwerks, innerhalb dessen das kirchliche Leben der gesammten evangelischen Landeskirchen Deutschlands in gleicher Weise von Persönlichkeiten, die mit dem Leben der betreffenden Landeskirchen vertraut sind, zur Darstellung kommen soll. Nach dem Vorwort sind Schlesien (in Preußen müssen die einzelnen Provinzen innerhalb der Landeskirche gesonderte Bearbeitung finden) und Württemberg bereits in Vorbereitung. Der Verfasser hat mit diesem großen Sammelwerke, das von ihm angeregt ist und unter seiner Leitung steht, den Zweck im Auge, eine „Evangelische Kirchenkunde" zu geben, aus der ein zuverlässiges Verständniß der concreten kirchlichen Verhältnisse des evangelischen Deutschlands gewonnen wird, wahrlich ein ganz trefflicher Plan, den Jeder, der Interesse für das kirchliche Leben hat, und besonders die Geistlichen mit großer Freude begrüßen werden. Die Schwierigkeiten sind allerdings groß. Nicht nur gehört eine ungeheuere Arbeit dazu, das gesammte zuverlässige Material zu beschaffen; vor Allem ist auch ein großes Maß von nüchterner und unbefangener Urtheilskraft nöthig, um aus den statistischen Uebersichten die rechten Folgerungen zu ziehen und ohne Voreingenommenheit die Verhältnisse objectiv darzustellen. Wenn jeder der folgenden Bände solch treffliche Bearbeiter findet, wie dieser erste, unsere Landeskirche betreffende, können wir dankbar sein. Die peinliche Gewissenhaftigkeit, Besonnenheit und Zuverlässigkeit, die alle wissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers auszeichnen, finden sich in gleicher Weise in diesem das concrete kirchliche Leben behandelnden Buch. Anerkannt muß allerdings werden, daß für die sächsische Landeskirche nach vielen Seiten die ausgezeichneten ausführlichen Berichte über die kirchlichen Verhältnisse, die aller fünf Jahre von dem Landesconsistorium den Landessynoden vorgelegt werden, treffliche Vorarbeiten dem Verfasser geliefert haben. Der Verfasser ist zunächst auf diese Arbeit durch seinen Beruf als Professor der praktischen Theologie geführt worden. Er hat das Bedürfniß empfunden, daß den künftigen Dienern der Kirche mehr als bisher „die Einführung in die concreten Zustände und Verhältnisse des kirchlichen Lebens" geboten werde. Er will seine Fachgenossen nach dieser Richtung anregen. Gewiß wird gerade der Professor der praktischen Theologie, wenn er über die Gemeindepflege und Seelsorge in der Vorlesung handelt, ganz besonders aus solchem Buch Gewinn haben und es verwerthen. Indessen glauben wir doch, daß auf der Universität vor Allen die geschichtlichen und principiellen Voraussetzungen zur Beurtheilung des gegenwärtigen kirchlichen Lebens gewonnen werden müssen, und die unmittelbare Einführung in die concreten kirchlichen Verhältnisse und Aufgaben der Gegenwart rechtes Verständniß und Interesse erst in der Candidatenzeit finden. In Predigerseminaren wird die evangelische Kirchenkunde insonderheit ihre Bedeutung erhalten. Drews' Buch löst nach einer kurzen trefflichen Einleitung über „Land und Leute" und nach einem kurzen geschichtlichen Ueberblick in acht Capiteln seine Aufgabe. Das erste Capitel giebt die äußeren Verhältnisse (die Gestaltung der Landeskirche, der Parochien, der Ephorien; das geistliche Amt, die finanziellen Verhältnisse). Das zweite Capitel handelt von der Verfassung. Im dritten Capitel wird das kirchliche Leben in der Landeskirche im Allgemeinen behandelt: Der Stand der kirchlichen Sitte, die kirchlichen Vereine und die kirchliche Presse. Im vierten Capitel, das „das kirchliche Leben und die kirchlichen Organe" behandelt, wird neben dem Landesconsistorium, der Synode und dem Patronat (letzteres etwas kurz) ausführlicher von dem geistlichen Stand gehandelt. Es sind sehr interessante treffliche Darlegungen, vielfach auch statistisch erörtert, aus welchen Kreisen der Bevölkerung die Geistlichen Sachsens hervorgehen, auf welchen Universitäten sie studiren, wie die praktische und wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichen sich gestaltet, welchen Charakter die sächsische Predigtweise trägt u. s. w. Das fünfte Capitel, welches das kirchliche Leben der Einzelgemeinde behandelt, giebt hauptsächlich das gottesdienstliche Leben nach allen Seiten und bringt eine Fülle von Sitten und Gebräuchen, die in der Landeskirche sich zeigen. Das sechste Capitel umfaßt das kirchliche Leben im Verhältniß zu anderen Religionsgemeinschaften (Brüdergemeinde, reformirte und römisch-katholische Kirche, Secten ꝛc.). Es geht allerdings naturgemäß mannigfach über den Rahmen des Titels hinaus und bringt den eigenartigen Charakter aller dieser Religionsgemeinschaften zur Darstellung. Vortrefflich sind die einzelnen Abschnitte ausgeführt. Das kirchliche Leben und das staatliche und gesellschaftliche Leben (Schulwesen, die sociale Frage, die bürgerliche Armenpflege, die Tagespresse) wird im siebenten Capitel behandelt. Ein ganz besonders treffliches und höchst interessantes Capitel ist das achte, das das religiöse und sittliche Leben in den verschiedenen Gebieten des Landes schildert. Dem Verfasser dienten dazu die Mittheilungen, die er auf ausgesendete Fragebogen mannigfach erhalten hat. Kein sächsischer Geistlicher darf an dem Buch vorübergehen, das auch durch seine flüssige lebendige Darstellung den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt. Er wird einen reichen Gewinn für sich und sein Amt erhalten. Auch jeder kirchlich Interessirte wird es mit Genuß und Gewinn lesen. Daß in solchem Buch bei der ersten Auflage hier und da noch Unvollständigkeiten und Unrichtigkeiten sich finden, ist nicht zu vermeiden, zumal viele der ausgesendeten Fragebogen leider keine Beantwortung gefunden haben. Wir fügen nur einzelne Kleinigkeiten zuletzt bei. S. 17. Die sächsische Landeskirche hat nicht nur in Valdivia, sondeen auch in Afrika Gemeinden unter ihre Oberaufsicht und Pflege genommen. Die S. 211 erwähnte Sitte, daß während des Abendmahls an beiden Seiten des Altars sogen. Vorhaltetücher gehalten werden findet sich auch hier und da in anderen Ephorien, z. B. in Borna. Ebenso ist die S. 215 erwähnte Sitte, daß Leidtragende bei der Trauerfeier in der Kirche sich bei der Textverlesung und dem Segen nicht erheben und die Männer in der Kirche die Hüte aufbehalten, anderwärts verbreitet (z. B. Ephorie Borna). Sie findet sich auch in anderen Kirchengebieten, z. B. in Pommern, und wird in Kirchenordnungen schon im 17. Jahrhundert erwähnt. S. 239: Die erste Gemeindepflege durch Dresdener Diakonissen wurde schon 1876 in Zittau eingeführt. Möchte das treffliche Buch seine verdiente Würdigung finden und viele Anregung und Förderung bringen und möchte auch der Wunsch des Verfassers Gehör finden, daß ihm aus dem Leserkreise selbst Nachträge und Berichtigungen zugehen, um vorhandene Lücken zu füllen und Irrthümer zu berichtigen. D. G. R.

— **Männliches und weibliches Denken.** Ein Beitrag zur Frauen- und Erziehungsfrage. Von Dr. med. Kluge, Director der brandenburgischen Provinzialanstalt für Epileptische zu Potsdam. Halle a/S. Verlag von Carl Marhold. 1902. 35 S. — Die Frauenrechtlerinnen behaupten bekanntlich, daß zwischen männlichem und weiblichem Denken a priori ein Unterschied nicht bestehe und, wenn dieser dennoch sich bemerkbar gemacht habe, die Ursache hiervon nur zu suchen sei in der schmählichen Unterdrückung ihres Geschlechtes und seiner Fähigkeiten durch die Männer. Dr. Kluge sucht den Nachweis zu erbringen, daß dies ein großer Irrthum sei. Schon der ganze physiologische Bau des Mannes und des Weibes ist ein durchaus verschiedener. Der männliche Mensch hat eine ganz anders geartete Muskelanlage als der weibliche. Damit ist auch sein Muskelsinn ein anderer als der des Weibes, und hieraus ergiebt

sich wieder die psychologische Thatsache, daß der Mann vorzugsweise in Bewegungs-, das Weib in Situationsbildern denkt. Das Denken des männlichen Individuums ist ein ruhigeres, objectiveres, darum gründlicheres, ernsteres und wahreres. Das männliche Denken schafft die „Persönlichkeit", den Charakter, das weibliche Individuum treibt es auf das „Persönliche" hinaus. In höchst interessanter Darstellung sucht nun der Verfasser die Richtigkeit seiner Behauptungen nachzuweisen aus der Lebensentfaltung des Individuums seit seiner frühesten Kindheit bis zum reifen Alter, aus der geschichtlichen Entwickelung ganzer Völker, ihrem Emporsteigen und ihrem Niedergang, und aus einer geistvollen Parallele zwischen dem Stadtbewohner und dem Landangesessenen. Was er dann am Schlusse seiner Schrift über unsere heutige Jugenderziehung sagt, die mehr und mehr der Stadt anheimfällt, ist sehr beachtenswerth und sollte Alle, die mit dieser es zu thun haben, zum Nachdenken darüber anregen, ob in unserer heutigen hochgeschraubten „wissenschaftlichen" Erziehung auch des weiblichen Geschlechtes nicht hier und da die Pädagogen der „tieferen Einsicht von dem Geistesleben der lernenden Jugend ermangeln". Mag man aber auch, ausgehend von anderen Prämissen, zu anderen Schlußfolgerungen kommen, die kleine vortrefflich geschriebene Schrift verdient in hohem Maße recht sehr beachtet zu werden. W. Sm.

— Alfons Hoffmann, Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellungen seiner Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski. Halle 1902. Hugo Peter. XIV u. 442 S. 2 ℳ, geb. 2,80 ℳ — In der Einleitung der dankbar zu begrüßenden Neuausgabe von Jachmanns, Borowskis und Wasianskis Kant-Biographien, welche drei Schriften sämmtlich im Todesjahr des Königsberger Philosophen herausgegeben sind, beruft sich Hoffmann auf ein Wort H. St. Chamberlains, daß man den Philosophen erst als Menschen kennen und lieben lernen solle, bevor man an das Studium seiner Lehre geht. Diesen Hinweis, der wohl den Dank für den Vater des Gedankens einer Neuherausgabe enthält, hätte ich gern vermißt. Denn jenes Wort erscheint mir als eine der vielen halben Wahrheiten, die sich in den „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" finden. Lessing wird wohl die bessere Ansicht vertreten, wenn er in der „Hamburgischen Dramaturgie" und in „Emilia Galotti" meint, daß der Autor am tüchtigsten wirke, wo man ihn über seinem Werke vergißt. Bei Kant ist das der Fall, und wer sich durch seinen mächtigen Geist nicht hingezogen fühlt, den werden schwerlich die wahrhaft rührenden Biographien, welche die drei Tischfreunde des Denkers geschrieben haben, zum Kantianer machen. Alle weisen es übrigens ausdrücklich ab, eine Charakteristik seiner Lehre geben zu wollen. Sie schildern ihren Kant mit einer wohlthuenden Subjectivität, der doch alle Eitelkeit fern liegt, und aus der bei aller Innigkeit das ehrliche Streben nach Objectivität immer wieder hervorleuchtet. Wahrhaft erhebende Schriften sind es, die der Neudruck vereinigt. Statt des kurzen Vor- und Nachwortes des Herausgebers wären für den historisch thätigen Betrachter der Kantischen Periode Fußnoten mit den ausgeschriebenen Namen der vorkommenden Personen erwünscht gewesen. Vielleicht lassen sich solche bei einem nächsten Abdruck der Biographien nachholen. Die Ausstattung des sehr preiswerthen Buches ist recht gut zu nennen. Dr. Grimm.

— Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Auflage vollständig neu bearbeitet von Professor Dr. Alfred Baldamus. 2. Band: Mittelalter. Leipzig, W. Engelmann, 1902. XX und 784 SS. — Mit diesem Bande beginnt das wohlbekannte Handbuch in durchaus neuer und vervollkommneter Gestalt zu erscheinen, der Hauptsache nach aus der Feder eines kundigen, schon durch seine langjährige pädagogische Praxis und durch seine historischen Kartenwerke empfohlenen Verfassers, dem sich für den ersten und vierten Theil wie für einzelne Abschnitte im Uebrigen noch andere tüchtige Mitarbeiter aus den Kreisen der Gymnasiallehrerschaft angeschlossen haben. Daß die neue Auflage fast ein neues Werk ist, ergiebt schon der Augenschein. Aus den zwei Bänden des „mittlen Weber" werden vier, und zahlreiche Abschnitte sind ganz neu hinzugefügt, andere umgearbeitet und oft auch so gut wie neu. Den vier Bänden liegt die alte Eintheilung der Gesammtgeschichte zu Grunde: Alterthum, Mittelalter, Neuere Zeit, Neueste Zeit, die nun einmal allbekannt und allverständlich ist. Der jetzt vorliegende zweite Band stellt das „Mittelalter" in acht großen, wohlüberlegten und auch im Einzelnen vortrefflich disponirten Abschnitten dar, und zwar so, daß der Gang der Entwickelung klar heraustritt und ein innerer Zusammenhang Alles unter sich verbindet (1. Aufkommen der neuen Mächte. 2. Der politische und kirchliche Zusammenschluß des Abendlandes bis etwa 918. 3. Die Vorherrschaft des deutsch-römischen Kaiserthums bis gegen 1125. 4. Das byzantinische Reich und der Islam. 5. Der Zusammenstoß des Abend- und Morgenlandes im Zeitalter der Hohenstaufen. 6. Der Verfall des Kaiserthums und des Papstthums bis 1500. 7. Das Erstarken der peripherischen Staaten Europas. 8. Der europäische Orient, Asien und Nordafrika). Schon aus dieser Eintheilung erkennt man, daß der Verfasser die großen Mächte des Völkerlebens, Staat und Kirche, in den Vordergrund der Betrachtung rückt, aber daneben kommt auch die allgemeine Culturentwickelung in allen ihren Seiten so stark zur Geltung, daß Niemand diesem Buche den Vorwurf machen kann, es sei fast nur „politische" Geschichte. Ein weiterer und zwar wohlthätiger Einfluß der neuesten Richtung der geschichtlichen Wissenschaft zeigt sich auch darin, daß nicht nur die außerdeutschen Länder mit derselben Sorgfalt behandelt werden, wie das Deutsche Reich, sondern auch der byzantinisch-islamitische Osten und der äußerste Orient mit dem in der Sache liegenden Maße von Ausführlichkeit zur Darstellung kommen. Verschiedene Arten des Drucks erleichtern dabei die Ausbreitung eines erstaunlichen Stoffreichthums auf verhältnißmäßig engem Raum. Diese ganze Arbeit beruht auf den besten Grundlagen und zeichnet sich durch ruhigen, sachlichen, echt historischen Ton vortheilhaft aus. In Einzelheiten einzugehen oder über die äußere Auffassung mit dem Verfasser zu rechten, wäre nicht am Platze; es sei nur hervorgehoben, daß er mit der alten, grämlichen Auffassung einer tiefverbitterten Zeit, die in der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters nur eine verhängnißvolle Verirrung, statt die erste Periode deutscher Weltpolitik sehen wollte, gründlich und entschlossen gebrochen hat. Den Schluß des Bandes bilden 15 Stammtafeln der wichtigsten Herrscherhäuser des Mittelalters. So sei das neugestaltete Werk allen Lehrern der Geschichte und allen gebildeten Lesern bestens empfohlen, nicht nur zum Nachschlagen, sondern auch zur Lectüre. L.

— Verwaltungsorganisation und Aemterwesen der Stadt Leipzig bis 1627. Von Walther Rachel, Dr. phil. (= Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte. Herausgegeben von G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks, G. Seeliger. VIII. Band, 4. Heft). Leipzig, B. G. Teubner, 1902. XIV, 226 S.; 8°. Preis: 7,20 ℳ — Eine überaus fleißige und angesichts der geringen Vorarbeiten auf diesem sonst nur ungern angebauten Gebiete besonders werthvolle Studie, aus der es sich wirklich verlohnen würde, ausgewählte Abschnitte (z. B. Einleitung, Gerichtsorganisation, Landstube, Sicherheits- und Sittenpolizei, Rathsbeamte), natürlich ohne die Anmerkungen, in diesem Blatte zum Abdrucke zu bringen. Um den eigenthümlichen Charakter jedes einzelnen Amtes hinsichtlich der Art des Verhältnisses des betreffenden Beamten zum Stadtrathe recht deutlich zu veranschaulichen, hat der Verfasser keine Mühe gescheut, über die Besoldung der Aemter eine möglichst lückenlose Reihe von urkundlichen Zeugnissen beizubringen. Ueberhaupt baut sich die ganze Arbeit auf einer eingehenden Beschäftigung mit Leipziger Rathsacten auf; der gedruckte Stoff hat — abgesehen von den Werken Gust. Wustmanns (in Leipzig) und Otto Richters (in Dresden) — verhältnißmäßig sehr wenig bieten können. Diese emsigen Archiv-Studien legten andererseits die Wahl eines zeitlichen Endpunkts nahe, und als solcher ergab sich bei genauerem Zusehen fast ungezwungen das Jahr 1627, wo zur Beaufsichtigung des zerrütteten städtischen Rechnungswesens ein kurfürstlicher Ausschuß eingesetzt worden ist: von da ab ist es mit der vollen Selbständigkeit der Verwaltung der Stadt Leipzig mehr oder weniger vorbei; außerdem werden die Berichte des kurfürstlichen Rechnungs-Ausschusses bereits von anderer Seite bearbeitet. Ausgeschlossen von der Untersuchung Rachels war das Aemterwesen der Kirchen und Schulen, Hospitäler und Almosenanstalten, da dies mit der eigentlichen Rathsverwaltung nur sehr locker zusammengehangen hat. Zwei Excurse und ein Anhang erläutern einige Punkte genauer, deren Erörterung innerhalb der eigentlichen Arbeit den Gang der Darstellung unangemessen verschleppt hätte. Alles in Allem eine zuverlässige Grundlage zu weiteren Forschungen, namentlich zu der noch immer ausstehenden wissenschaftlichen „Geschichte Leipzigs". Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 96. Dienstag, den 12. August, Abends. **1902.**

Nikolaus Lenau.

Den hundertsten Geburtstag Lenaus scheint man in Deutschland, besonders aber in des Dichters engerer Heimath, Ungarn, mit nationalem Gepränge und besonders feierlich begehen zu wollen und Lenaus Heimathsdorf Csatad unweit Temesvar wird am 13. August die Stätte sein, auf der am eindringlichsten das Andenken dieses deutschen Dichters allen Denen, deren Freund und Vertrauter er geworden, in die Erinnerung gerufen wird. Von diesem Dorfe aus, wo Lenaus Vater, Franz v. Niembsch, als Beamter der königl. Cameralherrschaft angestellt war, spinnt sich der Lebens- und Schicksalsfaden des Dichters, um nach vielem Wirrsal und arger Verknotung sich endlich wieder zu lösen in der Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Oberdöbling. „Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglück," schrieb Lenau später einmal an seinen Freund Karl Mayer, und kürzer und treffender läßt sich kaum etwas sagen über das unheilbringende Gestirn, unter dem sein ganzes Leben stand. Die Ehe von Lenaus Eltern war eine unglückliche, obwohl sie einst aus Liebe und erst nach Ueberwindung vieler Hindernisse geschlossen war: Der Vater ein leidenschaftlicher Spieler, der Alles seiner Leidenschaft opferte, ein genußsüchtiger, zerstreuungstoller Mensch mit einer unzähmbaren Neigung zum abenteuernden Herumstreichen; die Mutter, Therese Maigraber, eine leidenschaftliche Natur von weichem, empfindungsbedürftigem Gemüth, sucht Trost für das eheliche Unglück bei ihren Kindern. Franz v. Niembsch, der früher bei einem Cavallerieregiment gestanden, gab endlich auch wegen andauernder Kränklichkeit seinen Dienst bei der königlichen Cameralherrschaft auf, zog nach Ofen, wo er, noch nicht dreißig Jahre alt, an der Auszehrung starb. Seiner Frau ließ er drei Kinder zurück, die sie, eine sehr zärtliche Mutter, mit sorgfältiger Liebe erzog. Nikolaus, ihr einziger Sohn, war ihr Liebling, gegen den sie mehr als nachsichtig war. Ein guter Schüler auf den deutschen und lateinischen Schulen, lernte er auch schnell Guitarre spielen. Später ließ er sie ganz bei Seite, weil sie nicht tonreich und ausdrucksfähig war wie die Geige. Ungemein fromm und gottesfürchtig war, nach Schurz' Aufzeichnung, Lenau als Kind. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhl die Messe zu lesen, wobei ihm seine um anderthalb Jahre ältere Schwester Therese ministriren mußte. Noch als Mann sprach Lenau mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erste Mal, rein wie ein Engel, von der Beichte ging. Wunderbar ist's also nicht, daß ein solches Kind später, als es Mann geworden und in der Dichtung seine eigenste Bethätigung gefunden, gedrückt von Unglück, sich fast unausgesetzt mit Ueberirdischem befaßt, für seine größeren Werke besonders dogmatische Stoffe wählt und die Befreiung und Erhebung der Menschen auf religiösen Wegen sucht. Frühe schon tritt Lenau zur Natur in ein inniges Verhältniß. Ein leidenschaftlicher Vogelsteller ist er und in der Einsamkeit des Vogelherdes entwickelt sich bei ihm Beobachtung, Verständniß und Kenntniß der Natur und ihrer Geschöpfe. Als Dichter ist er ja ein großer Natursymboliker. Unter Frauen wächst er auf als das einzige männliche Wesen; bald wird er seiner physischen Ueberlegenheit gewahr und bald erwacht auch in ihm das Bewußtsein der geistigen Ueberlegenheit, das ihn auch später, sein ganzes Leben nicht verließ. Die Mutter in ihrer übergroßen Zärtlichkeit, die ihm alle Wünsche erfüllte, Alles nach seinem Willen machte, verschuldete seine Eigenwilligkeit, legte den Grund zu der Unschlüssigkeit Lenaus, zu seinem Mangel an starker Selbstbestimmung den äußeren Lebensverhältnissen gegenüber, zu seinem Mangel an fester Thatkraft, die den rechten Augenblick erkennt und nützt. Als Lenau später auf sein Leben zurückblickte, sagte er: „Ich habe es verpaßt" und in diesem Satz liegt alle Bitterkeit, die ihn erfüllte, und alle Wahrheit, mit der er seine Charakterschwäche verurtheilte. Als Erbtheil von der Mutter überkam er eine leicht erregte, fruchtbare Phantasie, weiche tiefe Empfindung, reine Empfänglichkeit für das Große und Schöne, sittlichen Ernst und sinnende Schwermuth, vom Vater vererbte sich auf ihn drängender Wandertrieb, die Unmöglichkeit, lange an einem Ort zu weilen. Von der Unruhe, die der nicht seltene Wohnungswechsel der Mutter mit sich brachte, scheint seine geistige Entwickelung nicht ungünstig beeinflußt worden zu sein. Von Csatad war's nach Ofen gegangen und von dort ging's nach Tokay, wohin die Mutter als Gattin eines Arztes übersiedelte. Hier zu Tokay verlebte Lenau die glücklichsten Jahre seines Lebens nach seinem eigenen Geständniß und die Erinnerung an die Stunden und Landschaften „in dem Lande der Magyaren, wo der Bodrog klare Wellen mit der Tissa grünen, klaren, freudig rauschend sich gesellen, wo auf sonnenfrohen Hängen die Tokayertraube lacht," ist nie in ihm und seinen Liedern verloschen.

Als Siebzehnjähriger kam Lenau nach Wien, um dort sich philosophischen Studien zu widmen. Halm und Seidl, die gleich ihm hier studirten, lernte er kennen und Seidl bemerkte bald, daß der blasse, dunkelhaarige, schon damals düster schauende Niembsch nicht Student war, wie die übrigen, die einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen sich bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft und Alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite schiebt. Nach Beendigung seiner philosophischen Studien widmete Lenau sich in Preßburg dem ungarischen Rechtsstudium, vertauschte es aber bald mit dem der Landwirthschaft auf der Ackerbauschule zu Ungarisch-Altenburg. Doch auch dies Studium befriedigte ihn nicht auf die Dauer und er wandte sich nach einem halben Jahre bereits dem deutschen Rechtsstudium in Wien zu. Drei Jahre lang studirte er Jura, um dann ebenso plötzlich, wie er seinem unstäten Wissensdrang gemäß die Studien früher abgebrochen hatte, jetzt zur Medicin überzugehen. Nichts fesselte ihn von all seinen Studien anhaltend und die Ausdauer und der Fleiß, mit dem er sie betrieb, minderte sich wohl auch nicht zum wenigsten dadurch, daß er seine poetische Begabung erkannt hatte. In einem Briefe an seine Mutter vom 8. Mai 1821 schrieb er: „Meine Lieblingsbeschäftigung ist nun, Gedichte zu lesen und zu schreiben" und einen Monat darauf: „Gedichte mache ich nun gerne und ich bemerke, daß es mir nicht ganz am Kopfe dazu gebricht." Diese poetische Begabung pflegte und förderte er nun mit emsigem Fleiß, er verbarg aber ängstlich seine Gedichte vor seinen Freunden und nur selten fand eins den Weg in die Oeffentlichkeit. Noch stand Lenau ja nicht auf eigenen Füßen, hatte Vorbilder und lehnte sich vorwiegend an Hölty an. Doch damals schon sprach aus seinen Gedichten eine tiefe Schwermuth, Haß und Trotz gegen alle Tyrannei und Unterdrückung und große sittliche Strenge. Er zählte zu den politisch Unzufriedenen und trug sich bereits mit Auswanderungsplänen; Nordamerika erschien ihm als das gelobte Land, das ihm auch in künstlerischer Hinsicht eine Heimath werden könnte. Im silbernen Kaffeehaus in der Plankengasse sprach Lenau beredt von seinen politischen und poetischen Zukunftsträumen, wenn er nicht trübe und gedankenvoll aus seinem langen Pfeifenrohr mächtige Wolken vor sich hinblies. Hier im „Neuner", wie das Kaffeehaus auch wohl nach seinem Besitzer genannt wurde, verbrachte Lenau seinen Nachmittag Billard spielend oder in lebhaftem Gespräch, hier kam

ihm manches Lied und mancher Stoff zum Lied, zur größeren poetischen Erzählung.

Noch ehe seine letzten Studienjahre endeten, sollte er zwei Ereignisse, die nicht ohne tiefe Eindrücke auf ihn vorübergingen, erleben: den Tod seiner Mutter und die gewaltsame Lösung eines allzu rasch geschlossenen Herzensbundes. Ein sehr inniges Verhältniß zu einem schönen aber armen Mädchen mußte er lösen, als er vollgiltige Beweise erhalten, daß er seine Liebe einer Unwürdigen geschenkt habe. Die Wunde, die ihm diese Erkenntniß schlug, wollte nie vernarben und noch Jahren sagte er noch: „Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt.“ Erholung und Aufheiterung von diesen trüben Ereignissen, wie auch von seinem angestrengten Studium brachte ihm eine Reise ins oberösterreichische Salzkammergut, deren Schönstes die Besteigung des Traunsteins war: „Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens. Ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrunds. Das ist eine Freude. Trotzig hinab zu schauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrunds und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Angesicht sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das Schreckliche.“ Die Wanderlust hatte Lenau gepackt, es zog ihn immer weiter, zuletzt nach Stuttgart über Salzburg, München, Karlsruhe und Heidelberg. In Stuttgart fand er bei den schwäbischen Dichtern freundliche Aufnahme und, was für ihn von großer Bedeutung war, in Cotta den Verleger seines ersten Gedichtbandes. In Schwaben fand er, kann man sagen, eine zweite Heimath; in Schwaben hätte er auch ein Eheglück gefunden, wenn er ihm nicht voreilig entsagt hätte, vielleicht weil er sich eines solchen nicht für fähig hielt, vielleicht auch weil er sich scheute, ein ihm theures Mädchen an seine vermeintlichen Unglückspfade zu fesseln: „Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer und meine Liebe schmerzliches Entsagen.“

Um nun endlich seinen Studien einen Abschluß zu geben, ging Lenau nach Heidelberg, wo er promoviren wollte. Hier vertiefte er sich in philosophische Bücher, besonders die Spinozas. Die großen Denker sollten ihm seine Zweifel beseitigen helfen, denn seinen treuen Freunden war es nicht gelungen. Die Rechtswissenschaft und Landwirthschaft und Medicin hatte Lenau nie genügt, nun sollte ihm die speculative Philosophie helfen. Wohl weil er auch hier nicht fand, was er so eifrig suchte, dann vielleicht, weil er niemals seine Auswanderungsgedanken ganz aufgegeben hatte, jetzt wurde es ihm Ernst damit: das freie Amerika mit seiner wunderbaren Natur zog ihn mächtig an; er rechtfertigte sich: „Ich brauche Amerika zu meiner Ausbildung. Dort will ich meine Phantasie in die Schule — die Urwälder schicken, mein Herz aber durch und durch in Schmerz maceriren, in Sehnsucht nach den Geliebten. Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, das Glück meines Gemüthes betracht' ich als Mittel dazu. — Den Niagara will ich rauschen hören und Niagaralieder singen. Das gehört nothwendig zu meiner Ausbildung. Meine Poesie lebt und webt in der Natur, und in Amerika ist die Natur schöner, gewaltiger als in Europa. Ein ungeheurer Vorrath der herrlichsten Bilder erwartet mich dort, eine Fülle göttlicher Auftritte, die noch daliegt jungfräulich und unberührt wie der Boden der Urwälder.“

Gegen Mitte Juni 1832 trat Lenau die Reise an. Von Baltimore schrieb er, es machte ihn um ein Gutes reicher, daß er auch das Meer kennen gelernt hätte, die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise auf sein Gemüth wäre ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick des Erhabenen in ihm befestigt hätte. Das Meer sei ihm zu Herzen gegangen. Das Atlantische Meer und die österreichischen Alpen hätten ihn gebildet, besonders aber die letzteren. In Nordamerika gefiel es ihm fast noch weniger als in Holland. „Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte.“ Selbst die Natur fand er entsetzlich matt, die Landschaften eintönig und ohne Phantasie. Kein Singvogel; der Natur werde es da nicht so wohl ums Herz oder so weh, daß sie singen müßte. Nur drei Dinge machten auf ihn einen bedeutenden Eindruck, der Niagarafall, das Hudsonsthal von Neuyork hinauf und ein fast abgestorbener Urwald im Westen. Sonst nichts, was ihn fesselte, packte, rührte. Ein poesieloses, gewinnsüchtiges Geschlecht lebe da, „ausgebrannte Menschen in ausgebrannten Wäldern“, Menschen, deren Rauheit eine zahme und darum doppelt widerlich sei, von einer „sonderbaren kalten Heiterkeit“, die ans Unheimliche streife.

So nimmt es nicht Wunder, daß Lenau nach Jahresfrist schon wieder in Deutschland war, wo man ihn und seinen jungen Dichterruhm feierte. Während Lenau durch die nebligen Urwälder Amerikas streifte, hatten sich seine Dichtungen in seiner Heimath Bahn gemacht und den Namen ihres Schöpfers schnell verbreitet. Bald hatte man auf Lenau das treffende Wort eines „Bildhauers der Gedanken“ geprägt. Noch niemals bisher hatte sich in einer Dichterpersönlichkeit so viel Wohlklang, eine so reine tadellose Form, eine so tiefe Gedankenfülle, ein solcher Reichthum an auffallend neuen und naturwahren Bildern, die so anschaulich plastisch waren, eine so feine Beobachtung und so treffende Symbolisirung der Natur, solch männliche Gesinnung bei so kindlicher Weichheit und sensitiver Zartheit des Gefühls, ein so mächtiger unergründlicher Schmerz, von dem Jeder fühlte, er sei nicht gemacht, vereinigt und, mußte man zugeben, so harmonisch vereinigt. Dazu kam noch, daß Lenau wie alle wirklich bedeutenden und eigenthümlichen Dichter auch ein Entdecker und Eroberer im Lande der Poesie war; seine Heidebilder und seine Magyarenlieder waren ganz etwas Neues. Die süß träumende Schwermuth, die über fast all den Gedichten und Liedern lag, diese Fähigkeit, das eigene schmerzliche Leid in solchem Wohllaut ausklingen zu lassen, die sonnenhelle Welt durch das Medium seiner gedankenvollen, melancholischen Persönlichkeit zu spiegeln, gewann dem dünnen Gedichtband rasch viele Anhänger und Freunde. Wiewohl die Poesie des Schmerzes und der Entsagung nicht danach angethan war, im lebenslustigen, genußfreudigen Oesterreich Verständniß und Aufnahme schnell zu finden, so fehlte es dem Dichter doch auch hier nicht an Beifall und Huldigung: Der im „Ausland“ anerkannte Dichter wurde nun auch nicht von der Heimath zurückgesetzt und Lenau sagte darüber nicht ohne Bitterkeit: „Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müssen, um Werth und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oesterreich wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geschickt, dort bekommen sie die ausländische Signatur und wandern dann wieder heim, und Alles wundert sich über den charmanten Geruch, den sie jetzt haben, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten.“ Einen Augenblick dachte Lenau wohl daran, seine Kenntnisse praktisch zu verwerthen und sich eine gesicherte Lebensstellung zu gewinnen, aber dieser Gedanke wurde nicht zum Entschluß und zur That. Die Dichtkunst betrachtete er als seinen Lebensberuf, unabhängig wollte er sein und unbeschränkt. So lebte er denn mit seinen dichterischen Arbeiten beschäftigt, mit literarischen oder philosophischen Studien, bald gesellig mit seinen Freunden, bald abgeschlossen von ihnen in selbstgewählter Einsamkeit. Ausflüge und Reisen unterbrachen die Ruhe und Einförmigkeit dieser Jahre auf kürzere oder längere Zeit: Die Umgebung Wiens besuchte Lenau, die österreichischen und steierischen Alpen, das Salzkammergut und Schwaben, wohin er seit dem Sommer 1837 fast alljährlich kam. In Schwaben suchte er seine Freunde und Dichtergenossen auf, Karl Mayer in Waiblingen, Schwab in Gomaringen, Uhland in Tübingen, Kerner in Weinsberg, den Grafen Alexander von Württemberg in Sarach bei Eßlingen. Niemals aber unterbrachen diese Ausflüge und Reisen seine dichterischen Arbeiten.

Neben kleinen lyrischen und größeren epischen Gedichten beschäftigte Lenau besonders eine episch-dramatische Arbeit, die Faustsage. Er wollte sie nicht als „Monopol Goethes“ gelten lassen und erkannte, daß dieser Stoff für eine bedeutende Individualität noch neue fruchtbare Seiten biete. Ganz subjectiv faßte er ihn und in den „höllischen Kasematten seines Faust“ wollte er aufzeichnen alle seine Gedanken über Gott und Welt, Natur und Menschenseele, Wissen und Glauben, Vergehen und Bestehen. So wird also Lenaus Faust Lenau selbst, aus Goethes Schöpfung, in der sich die ganze Menschheit mit ihren Gedanken, Gefühlen, Empfindungen in einem Menschen widerspiegelt, wird ein einzelner, wenn auch großer Mensch, wird nur eine Individualität. Lenaus Faust hat kein Gretchen, ihn holt auch kein Teufel. Stolz giebt er nicht die Bestimmung und Herrschaft über sich aus der Hand, er fällt durch sich selbst. Obwohl dies Gedicht der Entwickelung der Handlung und Charaktere, der Einheit, auch des dramatischen Interesses ermangelt, ist es doch reich an farbenprächtigen Schilderungen, ergreifenden psychologischen Mo-

menten, lebendigen Scenerien, im Ganzen ein dramatisch-epischer Zwitter ohne abgerundete Composition. Lenau fühlte bald die Mängel und suchte ihnen abzuhelfen, damit das Werk an „Motivhaftigkeit und Zusammenhang gewinne zur Vermittelung und zum besseren Verständniß der Katastrophe".

Nicht lange nach Vollendung seines Faust formte Lenau einen neuen Stoff, einen Savonarola. Erst hatte er sich mit Huß und Hutten beschäftigen wollen, diese traten aber schließlich aus stofflichen und künstlerischen Bedenken zurück. Der pantheistisch skeptische Dichter des Faust wird im Savonarola christlich-gläubig. Seine Zweifel trieben ihn, Ruhe zu suchen in Gläubigkeit, Gottvertrauen. Der Savonarola ist die Reaction auf den Faust und der Schlußmonolog in diesem Werk schlägt schon die Brücke zu jenem. Auf das unruhige Suchen, das erfolglose Grübeln, auf Irrthum und Ungewißheit folgt ruhige Sicherheit, stilles Glück, Befriedigung. Lenau selbst sprach oft über diese Wandlung: „Den alten pantheistischen Dämon habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt und dieses Herz zur Herberge umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüber helfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges." Langsam brach sich der Savonarola Bahn, Viele befremdete die Wahl und Auffassung des Stoffes, Lenau mußte sich einen Mystiker und Pietisten schelten lassen. Niemand urtheilte so begeistert wie Kerner, der das Werk ein Meisterstück aller Meisterstücke nannte. Einheitlicher und abgerundeter war das Werk als der Faust, doch das Predigen und Dogmatisiren in Romanzenform störte, wiewohl diese religiös-philosophischen Abstractionen so klar und dichterisch schön in Bild und Gleichniß wiedergegeben waren. Wer aber bleibt schließlich Sieger im Savonarola? Dieser, der so eifervoll gegen Marianos Verherrlichung des klassischen Alterthums predigt und am Krankenbette Lorenzos des Prächtigen strafend spricht? Er unterliegt und Mariano und Lorenzo siegen. Lenau hat sich im Stoff vergriffen und die Gestaltung desselben hat das ganz deutlich gezeigt: sein Herz steht auf Seiten der Gegner Savonarolas und nur mit dem Verstande giebt er dem Bußprediger Recht.

Der geringe Erfolg des zweiten größeren Werkes nahm Lenau vorläufig die Lust zu einer umfangreicheren Schöpfung; nur lyrische Gedichte fanden den Weg in die Oeffentlichkeit. Diese Gedichte führen aber vom Savonarola, dem aus christlicher Weltanschauung geborenen Werk, hinüber an feinen Fäden zu der freieren, vom Dogma unabhängigeren Geistesrichtung der Albigenser. Lenaus Weltanschauung bis zur Vollendung dieser Dichtung war eine sehr düstere und die schwermüthigsten Gedichte fallen in diese Zeit. „Die Welt ist zum Verzweifeln traurig," sagte er und zu dieser finsteren Auffassung des Lebens trug nicht zum Wenigsten der Umstand bei, daß er Sophie v. Löwenthal, an der sein Herz mit aller Liebe hing, niemals die Seine nennen zu können hoffen durfte. „Undank thut wohl und jedes Leid der Erde, ja, meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche, sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde." Als Lenau über den geringen Erfolg des Savonarola wieder ruhiger geworden war, machte er sich an eine epische Trilogie, deren Helden Huß, Ziska, Hutten werden sollten. Doch nur der Romanzencyklus der Bilder aus dem Hussitenkriege „Johannes Ziska" entstand; dann beschäftigte er sich mit der Geschichte der Albigenser. Er fand sie reich an lebendiger Mannigfaltigkeit, voll großen Interesses und beziehungsreicher Bedeutung für Streben und Kampf der Gegenwart, doch beinahe zu gestalten- und umfangreich für den Rahmen eines ebenmäßig gegliederten Kunstwerks. „Freie Dichtungen" nannte er sie und sie waren es nach Inhalt und Form. Heldengedichte sind es; nicht der einzelne Märtyrer des rechtgläubigen Gedankens, der freie Menschengeist ist der Held. Der geistige Fortschritt im Kampfe gegen das starre Dogma wird in treffenden Bildern gezeigt. Lenau selbst nennt als Helden des Gedichts den Zweifel, den von Innocenz blutig gejagten und in Ketten geschlagenen, den aber das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht schlafen ließen. Wieder sind es religiöse Kämpfe, aber Lenau schildert sie objectiver, mit grübelnder Skepsis, mit durchdringendem Scharfblick. Und doch leuchtet aus dem Werke der Glaube an die Unüberwindlichkeit und Allmacht des Geistes. Die Albigenser sind vielleicht unter Lenaus größeren Dichtungen sein schönstes und bedeutendstes Werk. Reiche und prächtige Bilder, tiefe und treffende Gedanken, lebensvoll plastische Gestalten, anmuthige und ergreifende Schilderungen, eine glühende Freiheitsliebe und wundervolle Landschaftsbilder: die oliven- und weinlaubbekränzte Provence mit ihren bunten Kriegermassen, denen allen das Kreuz als Banner gilt und die sich nur durch das Feldgeschrei unterscheiden, der Gegensatz des Friedens und der Lieblichkeit in der Natur zu den Bluttaten und Zerstörungswerken der Menschen, den greuelvollen Schrecken des Kriegs ist sehr wirkungsvoll und packend. Und über dem Allen im Hintergrund Alles überragend der bannblitzsprühende Vatikan. Wie der Savonarola die Reaction auf den Faust war, so sind die Albigenser die Reaction auf den Savonarola; hier suchte er die Freiheit durch den Glauben, dort durch den Nichtglauben, hier im Widerspruch mit seiner Zeit, dort im Einklang mit ihr, aber niemals ganz ohne religiöse Anschauung.

Der Beifall und der Erfolg, den die Albigenser gewannen, trieben rasch den Dichter zu neuer Arbeit. Wenn ihm die übersinnliche Welt die Antwort auf seine Fragen schuldig geblieben war, wenn er auf dem Weg der Skepsis und der ruhelosen Zweifel bis an die Grenze des Abgrunds geschritten war, so wandte er sich nun und wollte dem „Weltgeheimniß" auf dem Wege des Sensualismus, durch die Sinnenwelt, näher kommen. So lag die Wahl des Don Juanstoffes nahe — eine Ergänzung zu dem Spiritualisten Faust. Lenaus Don Juon sollte ein denkender feinerer Sinnenmensch sein, kein Weibeen ewig nachjagendes Heißblut; ihm sollte die glühende Sehnsucht bewegen, ein Weib zu finden, welches das incarnirte Weibthum ist und ihn alle Weiber der Erde in der einen genießen läßt. Unbekümmert darum, daß er auch bei diesem Stoffe wie beim Faust einen gewaltigen Vorgänger gehabt, machte er sich eifrig an die Arbeit. „Mir hat beim Faust die große Dichtung Goethes nicht geschadet, es wird mir die Byrons beim Don Juan auch keinen Eintrag thun. Jeder Dichter ist wie jeder Mensch ein eigenthümliches Ich." Es reizte Lenau, ein schon oft und tief befahrenes Bergwerk noch einmal auf seine Erzschätze hin zu untersuchen. Der Eifer, mit dem sich Lenau diesem Stoffe widmete, hielt indeß nicht lange vor, stoffliche Bedenken kamen ihm und bald wollte er sich den „Don Juan vom Halse schaffen, um dann mit ungetheiltem Eifer an einen solidern Helden zu gehen". Die späteren Scenen arbeitete er flüchtig, leichtfertig. Er fand nicht die Stimmung zur Abrundung der allzu fragmentarischen Scenen. Der Don Juan wurde nicht mehr fertig und ist nur ein Torso. Lenau war immer ruheloser geworden, das Verhältniß zu Sophie v. Löwenthal drückte und hemmte ihn. Er wußte, diese Frau könnte ihm nie angehören und doch besaß er nicht die Kraft, sich von ihr zu trennen. Auch das mag auf den Don Juan nicht ohne Einfluß geblieben sein. Er nahm die Arbeit von Zeit zu Zeit vor, besserte und feilte, aber gab ihr keinen Abschluß im künstlerischen Sinn.

Mehr und tiefer beschäftigten ihn die Waldlieder, die neben dem Don Juan entstanden, die Spätlinge seiner lyrischen Muse. Voller Wohlklang und Vollklang, voller frischer und neuer Bilder, träumerisch weich und tief empfunden zählen sie zum Schönsten, was er uns gab. Auf einsamen Waldwegen entstanden sie und sie klingen wie Glocken an einem Sommerabend, sanft, feierlich, ruhebringend und mit ihnen verklingen seine Lieder überhaupt — ein friedevoller Ausgang nach einem ruhelosen Leben.

Den Versuch, sein Leben noch einmal zu einem sicheren Ziel zu führen, hat Lenau, obwohl ihn so starke Liebesbande fesselten, doch gemacht, als er sich mit Marie Behrend verlobte. Lenaus Freunde nahmen diese Botschaft wie die Nachricht eines Unglücks auf und sie hatten Recht. Die körperlichen und die seelischen Zustände des Dichters mußten ihnen große Sorge machen. Lenau kämpfte einen aussichtslosen Kampf mit der von ihm geliebten Frau, er wollte die Freiheit und konnte sich nicht mehr frei machen, innerlich frei. Die Sorge um die Zukunft drückte ihn. Unaufhörlich wurde er durch quälende Gedanken bedrängt, der Zwiespalt seiner Neigung für Sophie v. Löwenthal und seiner Liebe zu Marie Behrend wurde immer größer und sein Unglück brach herein, zuerst erlitt er einen Nervenschlaganfall, dann einen Tobsuchtsanfall. Selbstmordgedanken packten ihn, er wollte sich das Leben nehmen. Die Wahnideen verließen ihn nicht mehr. Man brachte ihn nach Winnenthal in die Heilanstalt für Geisteskranke, nach dritthalb Jahren in die Irrenanstalt zu Oberdöbling. Nur ein Scheinleben führte er noch und die geistesklaren, lichten Augenblicke wurden immer seltner. In der Morgenfrühe des 22. August 1850 erst wurde er von diesem jammervollen Leben

erlöst, zwei Tage danach bestattet auf dem stillen einfachen Dorfkirchhofe zu Weidling. Aus grauem Granit erhebt sich eine Pyramide auf dem Hügel, ein Rundschild mit des Dichters Brustbild darauf, umringelt von einer Schlange, dem christlichen Sinnbild der Ewigkeit, dem heidnischen des Genius, über dem Medaillon ein Goldstern, am Sockel der Name Lenau in goldenen Buchstaben. In ihm starb ein großer Künstler, bitter ernst nahm er's mit seinem Beruf. Ein Schatten lag auf seinem Leben von frühe an und verdichtete sich immer mehr; er war kein Glücklicher.

Wie man richtig hervorgehoben hat, können verschiedene Nationalitäten auf Lenau als einen der ihrigen Anspruch erheben; Herkunft und Name seiner Familie weisen auf slavische Voreltern, durch Geburt und Erziehung gehört er dem Magyarenlande, durch Bildung, Gesinnung und Herzenswahl dem Deutschthum an. Es hat sonach tiefliegende Wurzeln, daß sich sowohl in seinem persönlichen Charakter, als in dem seiner Schriften diese drei Nationalitäten abspiegeln. Das feurige Gefühl, der aristokratische Unabhängigkeitssinn, Waffenliebe und soldatischer Muth, die glühende in orientalischer Bilderpracht schwelgende Phantasie, die Vorliebe für Kraftworte und Hyperbeln und ein Zug von Hochmuth lassen die magyarische Heimath nicht verkennen; die Neigung und Anlage zur Musik, der Sinn für patriarchalisch demokratische Ursitte, die träumerische Passivität im Druck äußerer Geschicke, die scheue Verschlossenheit und sanfte Melancholie neben Anflügen von Schlauheit und verschmitztem Trotz verrathen den Tropfen slavischen Blutes in seinen Adern; der strenge Rechtssinn, die tiefe Wahrheitsliebe, die ausdauernde Treue, das gründliche Wohlwollen, die Unermüdlichkeit des Geistes in religiös-philosophischer Speculation, die Gründlichkeit und Vielseitigkeit im Wissen und Forschen, aber auch die Ungewandtheit in weltlich-praktischen Lebensfragen, die Versenkung in die Natur und deren sinnvolle Exegese und Symbolik, der Hang zur Schwärmerei und Beschaulichkeit verrathen entschieden den Deutschen. So sind auch in seiner Poesie die Stimmungen und Grundideen, Motive und Tendenzen, kurz das innere Leben durchaus deutsch, während Scenerie und Colorit ihre originellen Umrisse und warmen Farben den magyarischen Jugenderinnerungen des Dichters entnehmen, Rhythmus und Formenweichheit seiner Lieder aber nicht selten wie der einförmige Wohlklang eines auf Molltönen sich wiegenden slavischen Volksliedes uns gemahnen.

Nennen wir Lenaus Namen, so kommt uns sofort die Erinnerung an jene beiden Dichter, mit denen man ihn gemäß der inneren Verwandtschaft zusammenstellen muß, an Hölty und Byron. In Lenau sind sie Eins geworden. An Hölty lehnt sich Lenau in seinen ersten Schöpfungen nahe und ganz unverkennbar an. Auch bei ihm ist derselbe hingebende Natursinn, dieselbe Gefühlsweichheit, dieselbe Wehmuth der Grundstimmung, dieselbe Zartheit und Melodie der Sprache. Doch bei Lenau ist Alles viel umfassender, tiefer, reicher, plastischer, wohlklingender. In seinen späteren, vor Allem den größeren Dichtungen hat er kaum noch etwas mit Hölty gemein. Nun berührt er sich mehr und nahe mit Byron, von dem ihn doch wieder so viel trennt. Er steht ihm nahe in seiner Skepsis, seiner finstern Lebensanschauung, seinem stolzen Unabhängigkeitssinn, seiner tiefen Melancholie, seinem Schwelgen im Unheimlichen, Wilden, seiner großartigen Naturanschauung. Ganz subjectiv ist er wie Byron, kein Dramatiker und Epiker, nur Lyriker und besonders Lyriker, wenn er sich auch auf anderem poetischen Gebiet versuchte. Seine Klagen ergreifen uns und sein Schmerz rührt uns, weil beide echt und wahr sind. Der Sinn für politische Freiheit erweitert und veredelt sich bei Lenau unter den kosmopolitischen Einflüssen deutscher Bildung; immer hat Lenau das große Ganze, die Menschheit im Auge bei seiner idealen Freiheitsliebe, die geistig-sittlichen Interessen überwiegen bei ihm. Lenau ist ein bedingt Gläubiger, der seinem Bekenntniß Mißtrauen entgegenbringt, der von ihm unbefriedigt ist, ein Forscher, der das tiefe Bedürfniß, die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, nach Unsterblichkeit hat, wenngleich ihn Hoffnungslosigkeit erfüllt. Lenau sieht in die Vergangenheit, und schärft seine Augen dadurch für die Gegenwart und Zukunft. In dem Allen ist Lenau Byrons Gegenpol und nicht minder in der Naturbetrachtung und Naturschilderung, denen beide ihre größten Erfolge danken. Lenau belauscht, wie man feinsinnig gesagt hat, ihr leisestes Athemholen, ihre verschwiegenen Geheimnisse, die Tiefen ihrer Seele, er sucht nach Symbolen in ihr. Sie wirkt auf ihn oft verstimmend, niederdrückend und steigert in ihm das Gefühl des Schmerzes und der Krankheit, sie spornt ihn zu neuem Denken an. Für ihn ist die Natur eine Unfreie, des Mittlers und Lösers Bedürftige. Er liebt den Herbst, ihn versöhnt der Tod, der ihm das Leidensende und den Friedensbeginn bringt. Lenau studirt das Sterben in der ruhigen Miene einer Todtenmaske, Byron zeichnet die Verzerrung der Agonie und analysirt die Verwesung. Von Beiden, von Hölty und Byron, hat er, mit jenem berührt er sich in der Jugend, mit diesem in seinen reiferen Jahren.

Aber dabei ist er doch ein ganz Eigner, ganz selbständig. Einen musikalischen Freund, der durch geringen Erfolg an seinem Berufe zu zweifeln begann, ermunterte er: „Wenn du auch keine Großmacht, kein Kaiser und König bist, so besitzest und regierest du doch ein selbständiges Reich, bist etwa Kurfürst oder Großherzog, kurz, bist eben auch ein Souverän.“ Das gilt von Lenau auch. Das Schönste, was er gab, sind jene kleinen Gedichte, die sich uns einschmeicheln und die wir nie vergessen können, wenn wir sie einmal vernommen, jene Gedichte, in denen er von seinem Leid sagt und singt und von dem ungeheuren Menschenleide, unter dem jegliche Kreatur seufzt, von dem drückend schweren Leben und dem Befreier und Heiland Tod, von seinen dunkeln schweren Gedanken über Mensch und Welt, Leben und Grab, und Das, was jenseit des Grabes ist, von seinem unaufhörlichen Suchen und Forschen nach Wahrheit und von seiner fruchtlosen Mühe, das Weltgeheimniß zu ergründen, von seinem schmerzvollen Trachten nach dem Glück, das er einmal einen räthselhaft geborenen und kaum gegrüßt verlorenen, unwiederholten Augenblick genannt hat.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechung.

— **Jochwind.** Ernste und launige Erzählungen aus luft'ger Höhe. Von A. Dessauer. Mit Buchschmuck von E. O. Engel, H. Kreyßig u. A. München 1902. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Preis brosch. 1,20 M.; geb. 1,80 M. — Die alpine Touristen- und Novellenliteratur hat schon manch köstliches Werk aufzuführen. Indessen ist Novelle und Hochtouristik noch in keinem so launig und interessant verbunden worden wie in Dessauers „Jochwind“. Gewiß ist es ein echter Jochwind, der dem Leser daraus entgegenweht, er packt ihn an allen Seiten, besonders an seinem Herzen und erweckt ihm mit aller Gewalt die Sehnsucht nach den Bergen. Menschen und Berge werden in frischen und wahrheitsgetreuen Zügen, gewürzt mit dem packenden, vielleicht manchmal etwas derben Humor des Hochtouristen, vorgestellt. Die erste Erzählung führt uns in das Kaisergebirge, die Kletterschule der Münchner Alpinisten. Die Schwierigkeiten der Besteigung des Todtenkessels von der kleinen Haltspitze aus werden mit einer Anschaulichkeit vorgestellt, die freilich der am besten begreift, der einigermaßen die Tour kennt. Die zweite Geschichte von dem „schiachen Feldköpfl“ ist eine rechte Bergkraxlerhumoreske, die uns mit den sog. „Kletterwanzen“ bekannt macht. Die dritte Erzählung versetzt uns nach Dorf Rein, St. Wolfgang, das weit entfernt vom gewaltigen, erdumspannenden Todfeind der Idylle, der Eisenbahn liegt, inmitten weltvergessener Thäler und vernachlässigter Spitzen. Hieran reiht sich die hochtouristische Novellette „Max, der Leichtfuß“. Der Berliner Tourist wird in dem „Diasel“ etwas mitgenommen. Dessauers Erzählungstalent giebt sich besonders in den „Bergsteigertypen“ kund, wo er von dem Schrofentrottl, dem unternehmungslustigen Neuling, dem Jochfinken, Hüttenwanzen, Sonntags- und Gelegenheitsniedertouristen, Aussichtsbergleen und dem Renommisten treffend gezeichnete und humorvolle Bilder entwirft. Unter Anderem sagt Dessauer in seinem Vorwort: „So möge das Büchlein unter den Alpinisten und auch in andern Kreisen Freunde finden und die schönste Genugthuung soll mir sein, wenn ich nach Sonnenuntergang auf eine Hütte komme, und es sitzt einer darin und liest beim trauten Lampenscheine und lächelt dazu stillvergnügt, und auf dem Titelblatt seiner Lectüre stehe »Jochwind« geschrieben.“ Daß sich dieser sein Wunsch erfülle, soll auch unser bester Wunsch sein. Eo.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 97. Donnerstag, den 14. August, Abends. **1902.**

Moritz Wilhelm Drobisch.

Zum 16. August 1902.

Am 16. August vollenden sich hundert Jahre, daß zu Leipzig ein Kind geboren ward, dem es beschieden sein sollte, mehr als 94 Jahre lang dieser Stadt anzugehören, der nachmalige Mathematik- und Philosophieprofessor Moritz Wilhelm Drabisch. Durch Geburt und Neigung, Wachsen und Werden war er der Unsere wie selten Einer, und schon frühe verkündete er in schönen Worten das Lob der Stadt, die ihn später zu ihrem Ehrenbürger ernannt hat: „Leipzig ist . . . gesellig ohne Zwang, heiter und freundlich an Bauart, und hat Umgebungen, die für tägliche Erholung befriedigen und doch auch den Sinn für höheren Naturgenuß empfänglich erhalten. Darum: »Mein Leipzig lob ich mir!«"

Solch langes Leben, wie es Drabisch beschieden war, ist nicht blos dem Fachgelehrten denkwürdig. Ein großes Stück Zeitgeschichte hat sich in den klaren Augen dieses Leipziger Kindes gespiegelt. Als elfjähriger Knabe hat der spätere Gelehrte von einem Thürmchen der elterlichen Wahnung aus mit dem Fernrohre den Gang der Leipziger Schlacht verfolgt und dann den Abschied Napoleons von König Friedrich August mit angesehen, Revolution und Reaction fanden den pflichtgetreuen Mann schon in verantwortlicher Stellung; die großen deutschen Kriege und die Neugestaltung des geeinten Vaterlands leuchteten in seine Greisentage hinein. Ganze Geschlechter von Gelehrten sah der langlebige Bewohner des alten Paulinums erstehen und ins Grab sinken, reiche Ehren von Einzelnen und von Körperschaften wurden ihm zu Theil: er aber richtete schlicht und ruhig, vom Treiben der jeweiligen Umgebung unbeirrt, seines Lebens Bahnen nach dem Stern der Pflicht, wie ihn Kant dem Deutschland der Befreiungskriege gewiesen. Der Wille zur Pflichterfüllung ist der immer wieder sichtbare Faden, an dem sich das reiche Leben Drodischs hinzieht. Ist solch ein Erdenweg nicht der Betrachtung werth?

Es hat sich der Enkel des Verewigten, Walther Neubert-Drobisch, diese Frage vorgelegt, als die Hundertjahrfeier des ehrwürdigen Drobisch heraufdämmerte. Unter reichlicher Benutzung von Drobischs ausführlichen Tagebüchern, die unser heimischer Philosoph und Historiker Heinze nur erst flüchtig eingesehen hatte, als er seine klare und treue Gedächtnißrede[1]) auf Drobisch am 5. Dec. 1896 hielt, giebt Neubert-Drobisch hente eine Biographie[2]), die zu dem Besten gehört, was dem deutschen Büchermarkt in dieser Richtung seit Jahren beschieden ist. Anspruchslos tritt der Verfasser hinter den immer wieder herangezogenen Selbstzeugnissen des Gefeierten zurück. Darum erhält der Leser eine Entwickelungsgeschichte, von der er fühlt, daß sie nicht erklügelt, sondern daß sie erlebt ist, und deshalb fühlt und strebt er beim Lesen mit dem Manne, dessen Werdegang sich sa klar vor ihm aufthut. Die folgende Darstellung, welche sich in der Hauptsache an Neubert-Drobischs Buch anschließt, kann daher auch nur auf dasselbe hinweisen, keinesfalls die eigene Lectüre desselben ersetzen.

In zweiter, fast sieben Jahre kinderlos gebliebener Ehe ward dem Leipziger Notar und Stadtschreiber Karl Wilhelm Drobisch am 16. Aug. 1802 das schwächliche Kind geboren, dem dann ein sa langes und fruchtbares Leben beschieden sein sollte. Zwei Töchter aus des Vaters erster Ehe und seit Weihnachten 1803 ein Brüderchen rundeten den Familienkreis. Frühe schon begann der Vater mit dem Unterricht der Knaben, und wie ein Heiligthum erschien diesen das Studirzimmer des würdigen Herrn, wo sich die Familie allmorgendlich zur Andacht versammelte. Die erste öffentliche Schule, welche die Brüder besuchten, war das Nicolai-Gymnasium.

Als aber am 30. März 1815 der alte Herr Stadtschreiber zu seinen Vätern versammelt ward, sandte die Wittwe ihre Söhne nach Grimma, woher sie stammte und wo sie einflußreiche Verwandte besaß. Hier ward Moritz Wilhelm Drobisch am 11. October in die altberühmte Fürsten- und Landesschule St. Augustin als Alumnus aufgenommen. Drobisch hat gelegentlich unter den Härten des damaligen Internatswesens gelitten, ernste Reibungen mit einem „Oberen" sind ihm so wenig erspart geblieben wie ihnen Fichte in Pforta entging. Aber trotzdem hat er sich stets als dankbarer Schüler seiner alten Bildungsstätte erwiesen. „Verständnißvoll wußte er den Werth der classischen Bildung, wie auch das Lateinschreiben und -sprechen als guter Fürstenschüler hoch zu schätzen"[3]), Mathematik und Physik tried er — namentlich auch außerhalb des Unterrichtsplans — vor Allem bei Magister Heinrich August Töpfer, und völlig privatim lag er astronomischen Bestrebungen ob und beschäftigte er sich — aufnehmend wie sich selbst versuchend — mit der deutschen Dichtung. Und dabei genoß er mit glücklicher Hingebung die Schönheit der freundlichen Muldenstadt und ihrer Umgebung. Noch im Alter erklärt er, eine Reise nach Grimma sei für ihn, was Anderen eine Fahrt ins stärkende Bad bedeute. Und 1830 schreibt er ins Tagebuch:[4]) „Glücklich din ich, daß ich meine Jugend in dem Grimmischen Paradiese genoß und eine unauslöschliche Liebe zur Natur einsog, glücklich, daß ich ihm so nahe wohne, daß ich van Zeit zu Zeit die theueren Erinnerungen zu erneuern, aufzufrischen im Stande bin . . . . Ich betrachte offenbar die Grimmischen Berge und Thäler nicht wie andere Gegenden als Liebhaber schöner Landschaften. Das Gold der Jünglingsjahre flimmert über diesen Auen . . . . Mit dem Heimweh ist meine Stimmung am nächsten verwandt. Auch das Interesse an der Schule . . . ist das allerstärkste, ein wahrhaft leidenschaftliches."

Eben wegen dieser Anhänglichkeit an Grimma mit dessen Lehrern und Schulbetrieb, konnte er sich zunächst nicht recht in das akademische Leben finden. Er empfand, was Jakab Grimm einmal ausspricht[5]): „Auf Universitäten weht durchgehends gelehrte Luft, eine dünnere, als in der es einsamen und stillen Dienern der Wissenschaft wohl wird, an die man sich doch bald, nicht ohne das Gefühl innerer Stärkung, gewöhnt." Er sehnte sich frühe nach einer „Pflicht- und Berufsverbindung mit der Welt" und ist dankbar, als Professor Mollweide, der ihm auch sonst theuer war, ihm Gelegenheit giebt, als Repetent wöchentliche Unterrichtsstunden zu ertheilen. Das ist um sa bezeichnender, als Drobischs Vermögensverhältnisse durchaus keine dürftigen waren, also nicht etwa Noth den Neunzehnjährigen zwang, Broderwerb zu suchen. Neben dem Mathematiker Mallweide wirkte auf den lernfreudigen, aber frühe schon seiner geistigen Mündigkeit bewußten Studenten der Kantianer Krug ein. Noch im späten Alter vertieft sich Drobisch von Neuem in Kants Werke, schon bei seinem ersten Schritte auf der akademischen Laufbahn ebnet

[1]) Max Heinze, Moritz Wilhelm Drobisch. Gedächtnißrede, gehalten in der Sitzung der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig, S. Hirzel 1897. 0,60 ℳ

[2]) Walther Neubert-Drabisch, Moritz Wilhelm Drabisch, Ein Gelehrtenleben (Mit 2 Bildern.) Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1902. 2,80 ℳ Geb. 3,50 ℳ

[3]) Heinze, a. a. O. S. 18 vgl. 4.

[4]) Neubert-Drobisch, S. 36; vgl. auch S. 35, 43, 50, 53, 60, 97.

[5]) Jakob Grimm, Ueber Schule, Universität, Academie. Gelesen am 8. November 1849. Berliner Sitzungsberichte, Philos.-histor. Cl. S. 179.

ihm Krug freundlich den Weg. Als Drobisch schon längst den Ruf hatte, Herbarts bedeutendster Vertreter zu sein, nannte er in vertrautem Kreise wohl Herbart seinen geistigen Vater; Kant müsse dann aber für seinen Großvater gelten.

In der Studienzeit freilich, während deren ihm auch am 6. März 1822 die Mutter starb, trat zunächst die Philosophie für Drobisch noch in den Hintergrund. Mathematik und Astronomie sind die Brennpunkte der Ellipse, die sein Bildungsgang bezeichnet. Daneben beschäftigt er sich mit Shakespeare und den neueren deutschen Dichtern, lernt die schönsten Gegenden der engeren Heimath auf Fußreisen kennen und läßt der ersten Liebe goldne Strahlen das junge Herz durchleuchten. Innige Zuneigung zu Emilie Charlotte Leichseneing, der Tochter seiner Wirthin, führte ihn nach ernster Selbstprüfung zu dem Entschluß, dieses schlichte Kind eines braven Handwerkers heimzuführen. Im Jahre 1827 fand die Vermählung, der ein etwa vierjähriger Brautstand vorausgegangen war, statt. 1824 war er promovirt worden, zugleich hatte er durch Vertheidigung einer Scheift zur geometrischen Analyse die Berechtigung erlangt, an der Universität zu lehren. Zweck dieser Habilitationsschrift war aber blos, dem Ministerium einen Beweis für des Verfassers Fähigkeit zum Lehramt zu geben. Die Hoffnung des jungen Mathematikers war auf eine Lehrerstelle — am liebsten im schönen Grimma — gerichtet. Es kam Alles anders.

Man ermunterte den kaum Zweiundzwanzigjährigen so vielfach, bei der Universität zu bleiben, daß er wirklich in die Docentenlaufbahn eintrat. Physische Geographie las er gleich Kant, dann Geometrie und reine Mathematik; Vorlesungen über populäre Astronomie, Trigonometrie, Kegelschnitt, Differentialrechnung und mathematische Geographie schlossen sich an. Viel Anregungen scheint dem jungen Gelehrten ein Besuch bei Gauß in Göttingen gebracht zu haben Jedenfalls folgen sich bei Drobisch die mathematischen und astronomischen Dissertationen sehr schnell. Ueber die ersteren führt Heinze[6]) folgendes Urtheil eines Fachmannes an: „Sie legen von seiner regen wissenschaftlichen Thätigkeit auf dem Gebiete der Mathematik vollgiltiges Zeugniß ab. Wenn sich auch keine epochemachenden Arbeiten darunter befinden, so zeichnen sich seine mathematischen Aufsätze doch gleich den übrigen im Laufe der Jahre von ihm publicirten mathematischen Werken und Universitätsprogrammen ebenso durch eindringendes Studium und scharfsinnige Durchführung, wie durch Klarheit und Präcision der Darstellung aus.“

Drobisch erzählt mehrfach, daß er von Jugend auf mit besonderer Bewunderung zu Leibniz, dem größten Sohne seiner Vaterstadt, emporgeschaut habe. Seinem eigenen mathematisch geschulten und doch den verschiedensten Anregungen zugänglichen Geiste hätte er kein dezeichnenderes Vorbild setzen können. Er theilte jene Anlage auch mit dem Manne, dessen Einfluß für seine Entwickelung entscheiden sollte, mit Johann Friedrich Herbart.

Schon im Anfang des Jahres 1824 hatte Drobisch mit voller Kraft die Herbartische Theorie des Seelenmechanismus studirt. Damals drückte ihn das Gewicht des Philosophen nieder. „Bei dem klugen Wege, den Herbart in der Philosophie eingeschlagen hat, und bei der Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, die er besitzt, würde ich lange schweigen müssen, bis ich in dieser Wissenschaft ein bedeutsames Wort mitsprechen könnte“[7]), schreibt er damals.

Aber schon bei Antritt der ordentlichen Professur der Mathematik (er war am 9. August 1826 außerordentlicher, am 8. December des gleichen Jahres nach Mollweides Tode ordentlicher Professor geworden) schweifen Drobischs Blicke über das engere Fachgebiet der Mathematik hinaus. Seine Antrittsvorlesung (31. März 1827) handelt von der Bedeutung, welche die Mathematik für die Studirenden aller Facultäten gewinnen könne, und Ende 1827 veröffentlicht der Inhaber des Mathematik-Lehrstuhls in der Leipziger Literaturzeitung seine berühmte Recension über Herbarts „Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik“. Schon eine frühere Recension, die Drobisch ohne Nennung seines Namens über Herbarts Abhandlung „von der Messung der Aufmerksamkeit“ geschrieben hatte, war dem damals in Königsberg weilenden Philosophen aufgefallen. Durch Vermittelung der Zeitungsredaction war Herbart dann mit Drobisch in brieflichen Verkehr getreten und hatte diesen erkennen lassen, wieviel ihm an einer verständnißvollen Würdigung seiner noch so wenig bekannten Schriften gelegen sei. Das mag der Hauptanlaß für die Recension der „Psychologie“ gewesen sein, von welcher Herbart sagt, ihr Verfasser bewege sich mit einem so hohen Grade von Leichtigkeit und Sicherheit auf dem neuen Felde, als wäre bereits seit einem halben Jahrhundert von mathematischer Psychologie die Rede gewesen.

Nun folgt ein interessantes inneres Kämpfen bei Drobisch Es ist ihm, als ob er etwas von seiner Individualität aufgeben würde, wenn er sich weiter in Herbarts Kreise ziehen lasse. Es verdrießt ihn auch, als er hört, wie man in Professorenkreisen witzle über das Eigenartige der Herbartschen Schule, die einen Lehrer und nur e i n e n Schüler — eben Drobisch — habe. Und dennoch erkennt er die Berechtigung der Herbartschen Briefe an, in denen dieser ihn bittet, er solle sich doch nicht quälen und blos Mathematiker sein wollen, da seine Natur ihn wenigstens gleichmäßig zur Philosophie rufe. Mannhaft entschließt er sich: „Auf jeden Fall muß ich meine Natur zu entwickeln suchen. Was angefangen muß ich enden: Herbarts gesammte Philosophie mit der Feder studiren, sonst ist die bisher ihm gewidmete Zeit verloren. Ich muß ohne Zweifel die äußere Lage der Philosophie ganz vergessen und rein innerlich leben, werde daraus, was wolle.“ [8]) Zu Herbarts großer Freude erschien dann in der Jenaer Literaturzeitung von 1830 Deobischs Besprechung der Herbartschen Metaphysik. „Es war diese Recension wirklich eine That für die Herbartsche Philosophie, es war, wie es der Meister gewünscht hatte, Zeugniß für sein Werk abgelegt, und zugleich war durch sie und die früheren Recensionen, da sie in gelesenen Zeitschriften erschienen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise mehr als bisher auf Herbart gelenkt, so daß sich Drobisch schon mit ihnen ein entscheidendes Verdienst um das Bekanntwerden von dessen Lehren erworben hat.“ [9]).

Mit aller Macht seiner reichen Ueberredungsgabe suchte Herbart nun, Drobisch auf Seite der Philosophie zu erhalten. „Wahrlich es thut Noth,“ schreibt er ihm, „daß ein Mann wie Sie der gemißhandelten Philosophie nicht den Rücken wende.“ Und als Drobisch zum ersten Male ein philosophisches Colleg ankündigt, ruft er ihm zu: „Entfernen Sie jeden Gedanken an die Frage, ob diejenigen philosophischen Lehren, die Sie mündlich vortragen und schriftlich ohne Zweifel noch verbreiten werden, die meinigen seien oder nicht ... Mein Unrecht, wann und wo es Ihr Scharfsinn entdecken mag, sprechen Sie offen aus und fürchten Sie keine Empfindlichkeit!“ Freilich hat Herbart in diesem Briefe die eigene Objectivität überschätzt. Als der Göttinger Philosoph schon längst zum ewigen Frieden eingegangen ist, durchblätterte Drobisch wieder einmal die Briefe, die er von ihm erhalten (es waren 83, die der Leipziger Philosoph in einem besonderen Klappkasten aufbewahrte). Er schreibt darüber: „Ich fühlte noch einmal das Unbehagliche meiner damaligen Lage zwischen zwei Wissenschaften. Herbarts Beifall, ja Ueberschätzung hätten mir schmeicheln können. Aber er brauchte Vorspann, um seinen Wagen den Berg hinaufzuziehen, und als er sah, daß ich mich nicht knechten lassen wollte, kündigte er mir den Dienst, wozu unvorsichtige indiscrete Freunde das Ihrige beitrugen. Herbart dachte nicht groß genug, um Jeden in seiner Individualität gelten zu lassen. Er wollte nur Schüler im beschränktesten Sinne. Anfangs lautete freilich Alles ganz anders, als könnten wir sogar nebeneinander bestehen; aber später ward er mißtrauisch und kleinlich eifersüchtig. Er mochte wohl fürchten, ich würde ihm sein System verderben, wie Fichte das von Kant. Und Niemand hat bis auf den heutigen Tag besser darüber gewacht, daß dies nicht durch Andere geschehe.“ Jedenfalls hat Drobisch trotzdem nie aufgehört, Herbart, den Denker wie den Menschen, hochzuhalten.[10]) Daß er seine Eigenart wahrte, ist gerade das Tüchtigste an dem tüchtigen Manne. Und wie viel er für die Sache Herbarts gethan, dessen Berufung nach Göttingen nicht zum Mindesten auf Drobischs Wirken zurückzuführen ist, zeigen die „Beiträge zur Orientirung über Herbarts System der Philosophie“ (1834) und die Abhandlung: „Ueber die Fortbildung der Philosophie durch Herbart“ (1876), dazu seine Vorlesungen und Uebungen mit Studenten. Wer wollte ihm verdenken, wenn er daneben im Hinblick auf seine Logik mit sichtlicher Befriedigung niederschreibt: „Hier bin ich selbständig, und kann, die Logik mit Combinationslehre verbindend, Vieles leisten, ja erfinden.“

[6]) a. a. O. S. 5.
[7]) Neubert-Drobisch, S. 21.

[8]) Neubert-Drobisch, S. 32.
[9]) Heinze, a. a. O. S. 8
[10]) Vgl. auch Neubert-Drobisch, S. 122.

Weit mehr als durch wissenschaftliche Streitfragen scheint das Verhältniß zwischen Drobisch und Herbart durch des letzteren Verhalten zu den Göttinger Sieben und dem Verfassungsbruche Ernst Augusts getrübt worden zu sein. Heinze legt dar[11]), wie Drobisch die Form, in der die Göttinger Sieben vorgingen, nicht völlig gutheißt, aber doch betont, daß die Universität mit dem freimüthigen Bekenntniß ihrer Ueberzeugung hätte vorangehen müssen. Das ist dieselbe Stellung, wie sie damals Hupfeld in einem Briefe an J. Grimm einnimmt.[12]) Aber Herbarts Haltung erschien so ziemlich Allen schwächlich. Es ist noch das mildeste Urtheil, wenn Wilhelm Grimm damals in einem Briefe an Dahlmann äußert[13]): „Herbart läßt sich auf der Anhöhe seiner Gedanken gar nicht von solchen Dingen anfechten." Jakob Grimm meint, Herbart habe sich auch in der Folge „aufs feigste gezeigt" (Ippel I, 284). Und der Philosoph selbst mag sich nicht behaglich in seiner einmal eingenommenen Stellung gefühlt haben. Lange brachte er mit Abfassung einer Schrift zu, darin er auseinandersetzen wollte, „daß der Gelehrte sich in die Angelegenheit (des Verfassungsbruchs) nicht zu mischen habe"[14]), und auch an Drobisch sandte er eine lange Rechtfertigung seines Verhaltens.[15]) Es ist das wohl der höchste Beweis der Werthschätzung, den Herbart dem Leipziger Philosophen entgegenbrachte. Aber dieser ließ sich zu keiner Billigung des Herbartischen Verhaltens herbei. Spät und verstimmt antwortete der Göttinger Meister. Mild und doch mannhaft schließt Drobisch sein Urtheil über die ganze Angelegenheit ab, als er am 16. August 1841 vom Tode des großen Lehrers erfährt:[16]) „Ein wahrhaft großer Denker ging mit ihm ins Grab, auch ein edler, über alles Gemeine hoch erhabener Charakter, ein Mann, dem zum großen Manne vielleicht nichts fehlte, als daß er seine Zeit nicht mehr verstand und von ängstlichen Vorurtheilen über kirchliches, politisches Leben und Oeffentlichkeit sich freier machte. In dieser Hinsicht war er zu sehr Esoteriker und Aristokrat: tout pour le peuple, rien par le peuple." Nicht nur in Beurtheilung fremden Handelns, auch durch eigenes Thun bewies Drobisch, daß man nach seiner Meinung nicht zertreten soll „eines Volkes gutes altes Recht". Im Jahre 1850 kam es zu Verfassungsstreitigkeiten zwischen Regierung und Universität. Mit aller Entschiedenheit stellt er sich da der Beust'schen Auffassung entgegen. „Die Revolutionspartei", erklärt der freimüthige Patriot, „wird an Rechtsverletzungen immer einen willkommenen Anhalt finden, denn durch diese muß die conservative nothwendig getheilt werden, da den Gewissenhaften Rechtsverletzung selbst zur Wiederherstellung einer besseren staatlichen Ordnung ein zu theurer Preis ist."[17]) Nachdem v. Beust vergeblich versucht hatte, persönlich auf den Professor einzuwirken, der seine Standesehre treffend in Parallele zu der Edelmannsehre des Ministers gestellt hatte, ward Drobisch vom Decanat suspendirt. Aber, Gott Lob, die böse Angelegenheit ging schnell und würdig vorüber. Schon nach Monatsfrist ward die Suspension wieder aufgehoben. Die rechte Versöhnung aber trat zu Weihnachten 1855 ein, als der unvergeßliche König Johann als Zeichen besonderer Huld dem jeweiligen Rector der Universität eine goldene Halskette verlieh. Unter den Abgesandten der alma mater Lipsiensis, die sich zur Entgegennahme dieses Gnadenbeweises nach Dresden begaben, befand sich auch Drobisch, dem die philosophische Facultät gerade wieder die Decanwürde übertragen hatte. Ganz glücklich schildert der treue Gelehrte in seinem Tagebuche, wie jenes Fest „die Universität dem Throne näher gebracht habe, als sie ihm seit Kurfürst Moritz gestanden". Besonders liebenswürdig und mädchenhaft erschien ihm die damalige Kronprinzessin, unsere Königin-Wittwe Carola.

Die neue Richtung machte sich auch in manchen Auszeichnungen Drobischs fühlbar. Der Gelehrte ward zum Geheimen Hofrath ernannt, 1873 beim goldenen Magisterjubiläum durch das Comthurkreuz I. Classe des Albrechtsordens geehrt; und 1876 verlieh ihm unser unvergeßlicher König Albert Rang und Titel eines Geheimen Raths. Es sind die Ehren, die dem greisen Drobisch von hoher Stelle dargebracht wurden, damit noch lange nicht erschöpft. Drobisch selbst hat bei aller ehrfurchtsvollen Dankbarkeit die Gesinnung, aus der jene Verleihungen hervorgingen, weit höher geschätzt als die äußeren Zeichen.

Hatte er sich doch selber leuchtende Ehrenzeichen aufgerichtet, die ihn Jahrhunderte überdauern werden. Da sind unter seinen Schriften namentlich die Logik (1836) und die empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode (1842) zu nennen. Ueber die „Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen" (5. Aufl. 1882) sagte Heinze[18]), „daß sie die vorzüglichste Darstellung der Logik von dem formalen Standpunkt aus ist, weil sie sich auszeichnet durch Klarheit, Präcision, Umsicht und durch treffende Beispiele namentlich auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften". Wie trocken auch der Stoff war, er gewann durch Anordnung und Geschlossenheit eine gewisse ästhetische Vollendung unter Drobischs Händen. Das hat auch mancher Student erfahren, der die „Sommerlogik" Mittags von 12—1 in einem sehr ungünstig gelegenen Auditorium gehört hat. Ein würdiger Schüler Drobischs versicherte mir einmal, daß der Meister an den so ungünstigen Zeit- und Ortsverhältnissen festgehalten habe, „um die Geister zu scheiden". Jedenfalls wußte Drobisch, wie die Logik gleich der Mathematik nicht so abstract ist, um den Sinn für das Schöne ungünstig zu beeinflussen;[19]) besaß er doch selbst ein feines Kunstverständniß, namentlich für Musik und Malerei. An Gustav Theodor Fechner, dessen wundersamer Persönlichkeit er nicht minder wie Lotze huldigte,[20]) sandte er mit seiner Logik folgende eine reizende Selbstkritik enthaltende Verse:

Du reichtest mir eine Blume,
Ich biete Dir einen Stein,
Wir spenden nach unsern Naturen
Von Dem, was Jeder nennt sein.

Was Deine Blicke durchdringen,
Belebt sich in Frühlingsgestalt;
Was meine Finger berühren,
Gerinnt wie durch Frost-Gewalt.

Dir ward das Beß're beschieden,
Doch klag' ich nicht über mein Los,
Zieht doch an den Fensterscheiben
Der Winter auch Blumen groß.

So nimm denn die eisige Blume,
Nimm hin meinen kalten Stein:
Und kannst Du kristallhell ihn finden,
So wird auch Farbe drin sein.

Die Psychologie Drobischs hatte weniger Hörer als die Logik. Auch eine zweite Drucklegung der „empirischen Psychologie" unterblieb; aber bezeichnender Weise wegen der Weigerung Drobischs, der sein Werk, das nur ein erster wenn auch ernster Versuch sein sollte, nicht ohne gründliche Anpassung an die Fortschritte der Wissenschaft neu auflegen wollte. Erst nach seinem Tode (1898) ward das Werk, dem Heinze „Fülle des Materials, Besonnenheit in der Anwendung desselben und klare, sehr lesbare Darstellung"[21]) nachrühmt, in zweiter Auflage herausgegeben.

Noch weniger wurden weiteren Kreisen die „Ersten Grundlinien der mathematischen Psychologie" (1850) bekannt. Die Schwierigkeit des Gegenstandes schließt hier die Antheilnahme des größeren Publicums aus. Aber allgemeine Würdigung hat Drobischs Verdienst um die Gründung der königl. sächs. Akademie der Wissenschaften in Leipzig je länger je mehr gefunden. Ihm allein ist es zu danken, wenn der Leibnizische Plan der Akademiengründung in der sächsischen Universitätsstadt eine fruchtbare Ausführung fand. Mag immer die Leipziger Akademie am 1. Juli 1846 nicht durch ihn, sondern durch Gottfried Hermann, als die markanteste Persönlichkeit unter den damaligen Leipziger Koryphäen, eröffnet worden sein: man wußte doch, daß Drobisch Grundstein und Wegweiser für die neue Gesellschaft war. Das bewiesen die Angehörigen der Akademie auch, als sie am 1. Juli 1896 zur Jubelfeier der Gesellschaft dem greisen Senior ihren Dank abstatteten. Rührend war nach Aussage eines der Betheiligten die Freude des fast Vierundneunzigjährigen: er hatte gemeint, schon ganz vergessen zu sein, und sah nun auf einmal so viele Vertreter einer neuen Zeit in seinem Heim — dem

[11]) a. a. O. S. 10.
[12]) Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Marburg 1895. Bd. II, 275.
[13]) Ippel, Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, Dahlmann und Gervinus. Berlin 1885. Bd. I, 174.
[14]) Ippel I, 329. 466.
[15]) Heinze, a. a. O. S. 10.
[16]) Neubert-Drobisch, S. 76.
[17]) Neubert-Drobisch, S. 103 ff.
[18]) a. a. O. 13. 14.
[19]) Vgl. Neubert-Drobisch, S. 72.
[20]) Vgl. Falckenberg, Hermann Lotze. Stuttgart 1901. I, 71 u. f.
[21]) a. a. O. S. 16.

neuen Heim, das er mit schwerem Herzen bezogen, als ihn der Universitätsneubau aus dem alten Paulinum vertrieb, in dem er 57 Jahre gewohnt hatte. Sanft ist er endlich nach nur dreiwöchigem Krankenlager am 30. September 1896 entschlafen.

Es ist nicht möglich, auf einem Erinnerungsblatt auch nur andeutungsweise dem vielseitigen Wirken und Ernten Drobischs gerecht zu werden. Das gilt im höchsten Sinne für eine Darstellung der religiösen Stellung Drobischs. Nur eine besondere Abhandlung würde derselben einigermaßen genügen. Rührend ist es, wie der Verfasser der „Grundlehren der Religionsphilosophie" (1840), der als Jüngling einem sehr kühlen Deismus huldigte, durch manche Schicksalsschläge ein immer persönlicheres Verhältniß zum Christenthum gewinnt. Das Krankenbett seiner Kinder giebt ihm das Verständniß für die Macht des Gebets; an der Bahre seiner Lieben wird ihm der Unsterblichkeitsgedanke zur Gewißheit. Immer klarer und reiner wird sein Blick auf der Zeiten Wechseln und Vergehen, immer demüthiger sein edler, vielumfassender Geist. Und so schreibt er denn am Ende seiner Tage, da schon die purpurnen Schatten der sinkenden Lebenssonne ihn umweben, nieder die Worte des Bekenntnisses:

Lange hab' ich gelebt und gestrebt,
Viel gesponnen und wenig gewebt.
Mehr als ich werth war, ward ich geehrt,
Mehr als Verdienteren Glück mir beschert.
Nur das Zeugniß darf ich mir geben,
Daß ich bemüht war, pflichttreu zu leben.
Wo ich gewichen vom rechten Pfade,
Hoff' ich in Demuth auf Gottes Gnade
Und in des liebenden Vaters Hände
Leg' ich den Lebensrest und mein Ende

Dr. Grimm.

Bücherbesprechungen.

— Cremer, Lic. Ernst, Vom Kinderglauben. Eine Studie über das Wesen des christlichen Glaubens. Mit rother Linieneinfassung. 75 ₰, kart. mit Goldschnitt 1 ℳ. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1902. — Dem Kindlichen hat der heilige Stifter des Christenthums eine bleibende Bedeutung zuerkannt. Ob auch Paulus zwischen kindlicher Auffassung und männlicher Erkenntniß unterscheidet, und dem modernen Menschen in seiner kritischen Richtung der Kinderglaube als etwas Ueberwundenes erscheint, so findet sich in dem Erwachsenen doch neben der Erinnerung an den Kinderglauben auch eine Sehnsucht darnach. Die dem Kinde eigene Empfänglichkeit für das Religiöse ist es, wie der Verfasser richtig ausführt, was an uns bleiben muß, und was Jesus Christus verlangt, wenn er gewollt hat, daß wir wie die Kinder werden sollen. Kinderglaube ist nicht Autoritätsglaube; der Verfasser sieht in Beidem sogar einen Gegensatz und findet in dem Kinderglauben etwas specifisch Evangelisches. Es ist knechtische und nicht kindliche Stellung, welche menschlicher Autorität eine Mittlerstellung zwischen Gott und Mensch einräumt. Diese Untersuchungen sind mehr akademischer Art, eine Studie, wie sie der Verfasser nennt; wir empfehlen ihre Lectüre zur Erkenntniß des christlichen Glaubens. D. K.

— Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen. Zur Förderung der Zwecke des erziehenden Unterrichts von Otto Frick und Gustav Richter begründet und unter Mitwirkung bewährter Schulmänner herausgegeben von Prof. D. Dr. W. Fries, Geh. Regierungsrath, Director der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S., und Prof. Dr. R. Menge, Geh. Schulrath in Oldenburg. Generalregister zu Heft 1—70. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1902. Preis für Abonnenten 2 ℳ, Einzelpreis 2 ℳ 50 ₰. — Die Lehrproben und Lehrgänge haben in den achtzehn Jahren, seitdem sie erscheinen, die Ziele wacker gefördert, die ihnen ihre Begründer und ersten Herausgeber steckten. Das erkennen nicht allein die Lehrer an, die hier für alle Zweige erziehenden und wissenschaftlichen Unterrichts reiche und werthvolle Anregungen gefunden haben. Auch im Auslande weiß man, daß nicht leicht anderswo ein zutreffenderes und klareres Bild des deutschen höheren Schulwesens und seiner Wandlungen in den letzten zwei Jahrzehnten zu gewinnen ist, als aus diesen Heften. Ein zahlreicher Stab erlesener Mitarbeiter hat das Unternehmen vom Anfang an unterstützt, und die Namen fast aller hervorragenden deutschen Schulmänner sind mit Beiträgen darin vertreten. Ein genaues und übersichtliches Register wurde mit jedem Jahre erwünschter und zuletzt unentbehrlich. Mit lebhaftem Danke wird man es begrüßen, daß diese Arbeit nunmehr vorliegt und zwar in einer Ausführung, die keinen Wunsch übrig läßt. Das an der Spitze stehende Sachregister verzeichnet sämmtliche Aufsätze und Abhandlungen in systematischer Anordnung. Daran schließt sich die alphabetische Liste der Mitarbeiter mit Angabe ihrer Beiträge. An dritter Stelle folgt ein Schlagwortregister, in dem man mit einem Blicke unter den Stichwörtern alle einschlägigen Arbeiten und ihre Fundstellen übersieht. Die praktische Nutzbarkeit des in den siebzig Heften dieser Zeitschrift aufgehäuften Stoffes wird durch das vorliegende Generalregister in einer Weise gesteigert, daß die Verlagshandlung ebenso wie die ungenannten Bearbeiter sich des wärmsten Dankes aller Benutzer versichert halten dürfen.

— Der deutsche Infanterie-Angriff 1902. Nach praktischen Erfahrungen auf dem Truppenübungsplatz Döberitz bei Berlin Mai 1902. Mit 7 Kartenskizzen. Berlin, R. Eisenschmidt. 1,50 ℳ. — Aehnlich wie wir in den Jahren kurz nach dem deutsch-französischen Kriege bestrebt waren, aus den Fehlern, die während desselben auf taktischem Gebiete gemacht worden waren, Lehren zu ziehen, befindet sich jetzt die deutsche Infanterie in einem Versuchs- und Uebergangsstadium. Der mehrjährige Krieg in Südafrika hat durch die gesteigerte und moderne Waffentechnik so überraschende Erscheinungen zu Tage gefördert, daß wohl die Frage berechtigt ist, ob wir mit unserer jetzigen Taktik auf dem richtigen Wege sind. Wenn es auch von vornherein ausgeschlossen ist, daß die Taktik der Boeren, deren schwächster Theil die Offensive war, sich ohne Weiteres auf europäische und insbesondere auf deutsche Verhältnisse übertragen ließe, so können wir aus der Fechtart der Engländer andererseits lernen, wie man z. B. einen Angriff über die freie Ebene gegen eine starke mit modernen Feuerwaffen vertheidigte Stellung nicht ausführen darf. Einer von Allerhöchster Stelle ausgehenden Initiative folgend, wird jetzt bei den Truppen der Frage die größte Aufmerksamkeit zugewendet: „wie kann bei der heutigen Bewaffnung die Infanterie, ohne zu große Verluste, über eine deckungslose Fläche hinweg, an eine Vertheidigungsstellung bis zum letzten entscheidenden Stoß herangebracht werden?" Der anonyme Verfasser der vorliegenden Schrift bezeichnet die bei den Truppen in dieser Richtung angestellten Versuche mit dem Namen „Der deutsche Infanterie-Angriff 1902" und veröffentlicht seine Erfahrungen, welche er in einer 5wöchentlichen Uebungsperiode auf dem Truppenübungsplatz Döberitz in diesem Frühjahr gesammelt hat. Nach mehreren praktischen Rathschlägen für die kriegsgemäße Ausbildung der Rotte, der Gruppe und des Zuges schildert er in verschiedenen Beispielen, welche durch Skizzen erläutert sind, die Arten des Angriffs einer Compagnie unter wechselnden Verhältnissen, eines Bataillons und des Regiments. Hauptleuten und Stabsofficieren mit weiterem Gesichtskreis, denen der II. Theil des Exercir-Reglements kein todtes Schema, sondern ein mit dem Geiste zu erfassendes taktisches Lehrbuch ist und die in letzterem Sinne die ihnen anvertrauten Abtheilungen kriegsmäßig ausbilden, wird die Schrift im Allgemeinen nicht viel Neues bieten. Abgesehen vom moralischen Element, dem Geiste und der Disciplin der Truppe, sind für das Gelingen eines auch unter den schwierigsten Verhältnissen auszuführenden Infanterieangriffs Vorbedingungen: „rechtzeitige und sorgfältige Erkundung sowohl des Geländes als auch der feindlichen Stellung und die aufs Höchste gesteigerte Ausnutzung des Geländes und der Feuerüberlegenheit." Was die zu wählenden Formen anbelangt, um die Verluste im feindlichen Feuer möglichst zu vermindern, so läßt unser Reglement einen weiten Spielraum zu, so daß es mit geringen Modificationen auch den neueren Anforderungen in der Hauptsache gerecht werden dürfte. Da nur Uebung den Meister macht und wir bei den Friedensgefechten nur das üben und uns aneignen sollen, was der Krieg erfordert, so gewährt die vorliegende Broschüre, von der soeben eine zweite Auflage erschienen ist, hierzu eine sehr anregende Studie. H. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 98. Sonnabend, den 16. August, Abends. 1902.

Wilhelm Wundt und die heutige Philosophie und Psychologie.

—ψ—. Heute vollenden sich siebzig Jahre, auf die ihr Träger, Wilhelm Wundt, mit seltener Genugthuung für das ihm von der Vorsehung gewährte Geschick zurückblicken kann, und nicht minder auch die große wissenschaftliche Gemeinde, die sich heute um ihn schaart und aus der alten wie aus der neuen Welt zu dem Freudentage ihre Glückwünsche darbringt. Zwar ist es kein ereignißreiches Leben, schlicht und einfach ist es verlaufen, nicht meteorartig, blendend durch die äußere Erscheinung, dafür aber desto inhaltsvoller, in nicht geringem Grade maßgebend für die Geistesströmung der Zeit und von größter Bedeutung für die Weltanschauung, die dem neuen Jahrhundert die Signatur aufdrücken wird. Unter diesen Umständen kann auch der Gesichtspunkt nicht zweifelhaft sein, von dem aus dieses Leben zu betrachten ist, und wie wir es zu würdigen haben.

Den Orgien, die die speculative Philosophie, indem sie unabhängig von der Erfahrung, a priori, auf deductivem Wege Erkenntniß erstrebte, im Anfange des verflossenen Jahrhunderts feierte, Ausgeburten einer krankhaft entarteten Phantasie, mußte sich ein gesundes Denken mit Entschiedenheit widersetzen. Ganz besonders energisch und siegreich bekämpften die jugendlich frischen Naturwissenschaften die so in Verruf gekommene Naturphilosophie, und auf Grund der Thatsachen, die ganz anders überzeugend wirkten, als vage Ideen, zu einer bisher noch ungewahnten Höhe sich emporgeschwungen, übten sie im Bewußtsein ihrer Kraft und Macht alsbald unumschränkt die Herrschaft über die Geister aus, die schließlich in Terrorismus ausartete, indem sie meinten, ihre Anschauungen seien die allein seligmachenden, und darauf ausgingen, auch die Geisteswissenschaften unter ihr Joch zu beugen und sich unterthan zu machen. In puritanischer Strenge vermieden Anfangs die Naturwissenschaften Alles, was an die verhaßte Speculation erinnern konnte, und setzten ihren Ruhm darein, auf den sie nicht wenig stolz waren, ein möglichst großes und reiches Material von Thatsachen in Kärrnerarbeit mit Bienenfleiß aufzuhäufen, was schließlich zu einer Specialisirung in einzelne Fächer führte, die wohl praktische Aufgaben erfüllte, materielle Vortheile zeitigte, das Virtuosenthum beförderte, der Wissenschaftlichkeit aber wenig Vortheil brachte. Dieser wäre schon Genüge geschehen, wenn man das Chaos der Thatsachen geordnet und gegliedert, das wüst zusammengetragene Material causal verknüpft und logisch erklärt hätte. So sehr man aber einerseits auf jede idealistische Regung eifersüchtig war, jeder doctrinären Auffassung entgegentrat, jede philosophische Speculation als ein Verbrechen an den naturwissenschaftlichen Principien erklärte, so wurde man andererseits sich selber untreu, indem man die eigenen Grundsätze perhorrescirte und dem metaphysischen Bedürfnisse im Menschen, das man wohl hatte zurückdrängen, aber nicht ausrotten können, Concessionen machte. So stahlen sich ganz unbewußt in die bisher vor jeder Häresie streng bewahrten Inductionen ketzerische Anschauungen ein, ohne daß man selber inne wurde, welche Schlange man am eigenen Busen nährte, indem man sich dem Materialismus in die Arme warf, vermeinend, damit erst recht die naturwissenschaftlichen Grundsätze zum Ausdruck zu bringen — kein echter und rechter Naturforscher, der nicht auch Materialist wäre — während man doch im Grunde nichts anderes that, als dem so angefeindeten Spiritualismus, einer metaphysischen Doctrin Thür und Thor zu öffnen, die, möchte sie nun materialistisch oder spiritualistisch aufgefaßt werden, keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit hat, denn der Materialist kennt ebensowenig seine Atome, weiß ebensowenig, was seine Materie an sich ist, wie der Spiritualist den Geist kennt, weiß, was die Seele ist, indem beides Dogmen sind, die außer aller Erfahrung und somit auch außer aller wissenschaftlichen Erkenntniß liegen. Was wir kennen, sind nur materielle und geistige Erscheinungen, Ereignisse, von denen die einen sich nach mathematisch-mechanischen, die anderen nach logisch-ästhetisch-ethischen Gesetzen vollziehen, und als solche lediglich den Inhalt unseres Bewußtseins bilden. Körper und Geist sind nicht transscendente Wirklichkeiten, sondern Geschehnisse, die in unserem Bewußtsein die Vorstellung des Körperhaften oder Geistigen hervorbringen. So ist der Streit der beiden sich so leidenschaftlich hassenden und so bitter bekämpfenden Lehren, der materialistischen und der spiritualistischen, eine durchaus müßige Fehde. Danach sind die sonst so streng thatsächlichen Naturwissenschaften aufs Neue auf den einst von ihnen so verpönten Irrweg der Begriffsdichtung gerathen, während selbst die Geisteswissenschaften mit der Psychologie an der Spitze, bis vor Kurzem die festesten Stützen der Metaphysik, angefangen haben, sich von ihr frei zu machen. Während man in der metaphysischen Periode des vorigen Jahrhunderts mit dem von aller Erfahrung losgelösten Denken zum Ziele zu gelangen meinte, dann in dem naturwissenschaftlichen Zeitalter von der Beobachtung und dem Experiment alles Heil erwartete, ist man mit der Wende des Jahrhunderts immer mehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß man von der Erfahrung auszugehen, die Thatsachen als die Basis anzunehmen habe, auf welche dann weiter das Denken Anwendung finden müsse, eine Richtung, die, namentlich von Wundt inaugurirt, in diesem ihren entschiedensten und glänzendsten Vertreter gefunden hat, eine Richtung, in der Empirie und Speculation sich die Hand zum gemeinsamen Wirken gereicht haben, aber nur so weit, als die Speculation den festen Boden der Erfahrung nicht verläßt und mit dieser im Einklang bleibt. Diese Methode hat sowohl für die Naturwissenschaften wie für die Geisteswissenschaften Geltung. Dabei sind für die Behandlung der Erfahrungsthatsachen zwei Gesichtspunkte maßgebend. Der eine ist der der Naturwissenschaft, der die Objecte der Erfahrung in ihrer von dem Subject unabhängig gedachten Beschaffenheit betrachtet, während der andere der der Psychologie ist, die, wie Wundt hervorhebt, den gesammten Inhalt der Erfahrung, die sogenannte innere wie äußere Erfahrung, in seinen Beziehungen zum Subject und in den ihm von diesem unmittelbar beigelegten Eigenschaften untersucht. Demgemäß läßt sich nach ihm auch der naturwissenschaftliche Standpunkt, insofern er erst mittelst der Abstraction von dem in jeder wirklichen Erfahrung enthaltenen subjectiven Factor möglich ist, als derjenige der mittelbaren Erfahrung, der psychologische dagegen, der diese Abstraction und alle aus ihr entspringenden Folgen geflissentlich wieder aufhebt, als derjenige der unmittelbaren Erfahrung bezeichnen. Wenn wir heute nun von einem Wiederaufleben der Philosophie reden, so kann es nicht ein solches im Sinne der alten speculativen Philosophie sein, sondern in der Betrachtung unseres Erfahrungsinhaltes vom Standpunkte der Causalität und Logik, so daß man unter „Philosophiren“ das Stellen der Erfahrungsthatsachen unter die Denkthätigkeit zu verstehen hat.

Wohl hatte schon der Leibnizianer Christian Wolf in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf eine Sonderung der Psychologie in eine rationale und empirische hingewiesen, aber auch Kant konnte es nicht über sich gewinnen, sie als eine Wissenschaft anzusehen; so war ihm die rationalistisch-metaphysische ein „Paralogismus“, ein Fehlschluß, während er wohl eine empirische Psychologie im Princip anerkannte, von deren Ausführbarkeit aber nicht viel hielt, da Mathematik und Experiment sich nicht auf sie anwenden ließen. Erst Herbart, jener nüchterne Denker, obgleich noch zeitlebens von den Banden der Metaphysik umstrickt, kam doch dahin, die Prophezeiung Kants ad absurdum zu führen, wenn auch noch sehr schüchtern, doch ihm ist das Verdienst

zuzuerkennen, den Anstoß zur Befreiung der Psychologie von der speculativen Philosophie gegeben und den Grund zu jener Wissenschaftlichkeit gelegt zu haben, die ihr noch Kant abgesprochen hatte, indem er darthat, daß die psychischen Erscheinungen sowohl zeitlich aufeinander folgen, als auch, indem sie verschiedene Stärkegrade erkennen lassen, einer mathematischen Behandlung wohl zugänglich seien, auf welcher Basis er seine Statik und Mechanik des Geistes errichtet hat. Dies waren aber Alles nur Anfänge, die vorerst nur einen rein akademischen Werth hatten ohne recht mit den Thatsachen übereinzustimmen. Ein volles Viertel des Jahrhunderts war nach dem Erscheinen von Herbarts „Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik“ verflossen, als Drobisch mit seiner Schrift „Erste Grundlehren der mathematischen Psychologie, 1850“ es unternahm, die Anlagen Herbarts weiter auszuführen, nachdem er bereits 1842 in seiner „Empirischen Psychologie“, die dann im Jahre 1898 neu aufgelegt worden ist, bemerkt hatte: „Dieses Buch mag es versuchen, factisch den Beweis zu führen, daß eine andere und hoffentlich natürlichere und gesündere Ansicht als die noch immer gangbare von den Erscheinungen und wirklichen Vorgängen des geistigen Lebens, ohne Hilfe der Metaphysik und der Philosophie überhaupt, ohne Zuziehung der Mathematik, durch bloße und unbefangene Beobachtung, Zergliederung, Vergleichung und Verknüpfung der Thatsachen unserer inneren Erfahrung, den wesentlichen Grundlinien nach sich gewinnen läßt. Wenn die Psychologie, noch immer rückwärts gekehrt, bald den alten abgestorbenen Stamm der Aristotelischen Seelenvermögen durch Pfropfreißer zu verjüngen sich abmüht, bald in platonisirenden naturphilosophischen Träumereien sich umhertreibt, die zu wesenlos sind, als daß sie die Erfahrung zu enträthseln und zu beherrschen vermöchten —, so muß sie sich endlich, ja gut wie alle anderen Naturwissenschaften es mußten, entschließen, mit ihrer Geschichte zu brechen, die nun einmal von wenig mehr als von einer Reihe unvollkommener und verfehlter Bestrebungen zu erzählen weiß. Nicht von der Vergangenheit, — von der frischen Gegenwart hat sie ihr Heil zu erwarten. Nicht einmal in den Magazinen der Erfahrungslehre, noch viel weniger in den wunderlichen Erzählungen von Somnambülen und Geisteskranken, ist das niedergelegt, was die Psychologie zunächst bedarf — Kenntniß der allgemeinen psychischen Phänomene und ihrer Gesetze; sondern auf eine nach erprobten wissenschaftlichen Grundregeln methodisch geleitete Autopsie kommt es vor allen Dingen an.“ Mit diesen denkwürdigen Worten, die eine neue Aera der Psychologie inauguriren, ist zugleich ein Merkstein gesetzt, der die vergangene Periode der metaphysischen Psychologie von der heutigen empirisch-mathematischen, experimentell psychophysischen scheidet. Mit Drobisch fand Herbart zahlreiche Anhänger, die in seinen Fußstapfen folgten und die Psychologie vernaturwissenschaftlichten, wie Beneke in seinen „Psychologischen Skizzen 1825—1827“ und in seinem „Lehrbuche der Psychologie als Naturwissenschaft 1833“. Aber erst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts fing die experimentelle und psychophysische Methode an, sich das Feld zu erobern. Der geniale Ernst Heinrich Weber war es, der durch seine Abhandlung: „Tastsinn und Gemeingefühl“ in Rudolph Wagners „Handwörterbuche der Physiologie“ auf Grund eigener Versuche den Anstoß hierzu gab, indem er „eine genaue, durch Messungen unterstützte Untersuchung“ der bei diesen physiologischen Vorgängen entstehenden Empfindungen gab, wenn auch Lotze in seiner „Medicinischen Psychologie 1852“ gleiche Gedanken entwickelte, dabei aber noch sehr in metaphysischen Anschauungen befangen war, während Helmholtz in seiner „Lehre von den Tonempfindungen“ und in seiner „Physiologischen Optik“ classische Werke auf den betreffenden Gebieten schuf, in denen er auf Grund glänzender Entdeckungen eine Fülle von Thatsachen philosophisch vertieft darbot. Als der eigentliche Begründer der experimentellen Psychologie ist aber Gustav Theodor Fechner zu bezeichnen durch sein grundlegendes Werk: „Elemente der Psychophysik, zwei Theile 1860. 2. Auflage 1889.“ Fechner versteht darunter eine exacte Lehre von den Beziehungen zwischen Leib und Seele, oder, wie er sich allgemeiner ausdrückt, zwischen physischer und psychischer, zwischen körperlicher und geistiger Welt, worunter er die Abhängigkeit der seelischen Empfindungen von den sinnlichen Reizen, von den Wirkungen der Außenwelt auf unser Ich versteht. Als exacte Lehre hat, wie er sagt, die Psychophysik wie die Physik auf Erfahrung und mathematischer Verknüpfung erfahrungsmäßiger Thatsachen, welche ein Maß des von der Erfahrung Gebotenen fordert, zu fußen, und, soweit solches nicht zu Gebote steht, es zu suchen. Diesem Werke ließ Fechner noch im Jahre 1877 „In Sachen der Psychophysik“ und 1882 „Revision der Hauptpunkte der Psychophysik“ folgen.

Heute haben die Untersuchungen Fechners vielfach nur noch historischen Werth. Auf dem von diesem gelegten Grunde ein monumentales Gebäude errichtet zu haben, ist nun das große Verdienst Wilhelm Wundts, des glänzendsten, fruchtbarsten und einflußreichsten Vertreters der psychophysischen Richtung, der, wie schon eingangs erwähnt, heute seinen 70. Geburtstag begeht, indem er an diesem Tage des Jahres 1832 zu Neckarau bei Mannheim das Licht der Welt erblickte. In seiner badischen Heimath erhielt er die erste Schulbildung, wie er auch daselbst das Gymnasium besuchte, um nach bestandener Maturitätsprüfung im Jahre 1851 die Universität Heidelberg zu beziehen, wo er sich, wie später in Tübingen und Berlin, dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften widmete. Nachdem er als Doctor der Medicin mit der Schrift: „Ueber das Verhalten der Nerven in entzündeten und degenerirten Organen“ promovirt hatte, habilitirte er sich im Jahre 1857 als Privatdocent für das Fach der Physiologie in Heidelberg. Im Jahre 1865 wurde er dann zum außerordentlichen Professor ernannt. In die Zeit von 1857 bis 1865 fallen nun die Schriften: „Die Lehre von der Muskelbewegung“ — 1858 —, weiter „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung“ — 1862 —, ferner die „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele“. Zwei Bände — 1863/64 — sowie das „Lehrbuch der Physiologie des Menschen“ — 1864 —, das sich lange Zeit als Compendium bei den Studirenden einer großen Beliebtheit zu erfreuen gehabt hat, so daß bis 1878 vier Auflagen erschienen sind. Weitere Auflagen unterblieben, da Wundt inzwischen nach anderer Richtung sehr thätig war, so daß ihm die Muße zur Neubearbeitung dieses namentlich für Anfänger sehr brauchbaren Lehrbuches abging. Von 1865 bis 1874 war er dann als außerordentlicher Professor in Heidelberg thätig. Hatte Wundt schon während seiner Docentenlaufbahn durch seine nervenphysiologischen Arbeiten, durch seine „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmungen“ und durch seine „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele“ sich immer mehr dem Gebiete genähert, auf dem er nachmals von so großer Bedeutung geworden ist und auf dem er heute noch so erfolgreich thätig ist, so vollzog sich nunmehr vollständig der Wandel, der Uebertritt von der Physiologie zur Psychologie. Die Beschäftigung mit den sinnesphysiologischen Fragen mußte einen so philosophisch angelegten Geist wie Wundt naturgemäß zur Betrachtung der Parallelerscheinungen, des Seelenlebens, hinleiten, wobei ganz besonders auch der Einfluß des berühmten Anatomen und Physiologen Johannes Müller in Berlin wie Helmholtz', der seit 1858 in Heidelberg wirkte, sowie E. H. Webers, A. Bains u. anderer mitbestimmend gewesen ist. Während Helmholtz aber den Schwerpunkt auf die physiologische Seite legte und nur gelegentlich auf das psychologische Gebiet sich hinüber begab, legte Wundt nunmehr das Hauptgewicht auf die seelischen Erscheinungen. „Seitdem die Philosophie“, sagt er, „von dem letzten kühnen Unternehmen zurückgekehrt ist, das sie an der Hand des speculativen Denkens gewagt hat, bricht sich immer mehr die Anschauung Bahn, daß die philosophischen Studien nur in den Erfahrungswissenschaften den Boden einer fruchtbringenden Entwickelung finden können. In dem Maße aber als die Philosophie wieder der Erfahrung sich zuwendet, wird eine ausgedehntere Berücksichtigung derjenigen unter den philosophischen Wissenschaften zu Theil, die mehr als irgend eine andere unmittelbare Erfahrungswissenschaft ist, der Psychologie.“ In seinem Erstlingswerke auf diesem Gebiete, den erwähnten „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele“, die nachmals sehr verändert in zweiter Auflage 1892 und in dritter 1897 erschienen sind, geht er zunächst darauf aus, das vorhandene empirische Material von seinem Gesichtspunkte aus zusammenzustellen. Die Selbstbeobachtung ist ihm hierbei die Quelle, aus der zu schöpfen ist, während das Experiment eines der Hauptхilfsmittel bildet, das uns von den Thatsachen des Bewußtseins auf jene Vorgänge hinleitet, die im dunkeln Hintergrunde der Seele das bewußte Leben vorbereiten. Die Selbstbeobachtung, führt Wundt an, liefert uns, wie die Beobachtung überhaupt, nur die zusammengesetzte Erscheinung. In dem Experimente erst entkleiden wir die Erscheinung aller der zufälligen Umstände, an die sie in der Natur gebunden ist. Durch das Experiment erzeugen wir die Erscheinung künstlich aus den Bedingungen heraus, die wir in der Hand halten. Wir

verändern diese Bedingungen und verändern dadurch in meßbarer Weise auch die Erscheinung. So leitet uns immer und überall erst das Experiment zu den Naturgesetzen, weil wir nur im Experimente gleichzeitig die Ursachen und die Erfolge zu überschauen vermögen.

Als außerordentlicher Professor in Heidelberg veröffentlichte Wundt nun die „Untersuchungen zur Mechanik der Nerven und Nervencentren“ zwei Theile 1871—1876, ferner „Die physikalischen Axiome und ihre Beziehung zum Causalprincip“ (1866) sowie das „Handbuch der medicinischen Physik“ (1867). In diese Heidelberger Zeit und zwar in das Jahr 1874 fällt auch die erste Herausgabe des Werkes, das seinen Weltruf begründet hat, der „Grundzüge der physiologischen Psychologie“, das 1893 bereits in 4. Auflage erschienen ist und von dem nächstens eine abermals gänzlich umgearbeitete Auflage ausgegeben werden wird, und zwar wiederum um einen Band vermehrt, so daß das Werk nunmehr drei stattliche Bände umfassen wird. Mit diesem Werke hatte Wundt seinen vollständigen Uebertritt zur Philosophie vollzogen, ohne jedoch dadurch seiner Vergangenheit untreu zu werden und ihn mit seiner früheren Ueberzeugung in Widerspruch zu bringen, im Gegentheil, nicht er hat sich geändert, sondern er trug seine bisherigen Anschauungen auf das neue Feld seiner Thätigkeit hinüber und bewirkte dadurch, daß die so übelbeleumundete speculative Philosophie die Wandlung zu einer Philosophie auf empirischer Grundlage vollzog, wodurch ihr das Ansehen der Wissenschoft der Wissenschaften gegeben wurde, die die Weltanschauung des zwanzigsten Jahrhunderts bilden wird. Die „Grundzüge der physiologischen Psychologie“, die in der ersten Auflage nur einen Band umfaßten, bewirkten 1874 eine Berufung als ordentlicher Professor der Philosophie nach Zürich, welches Lehramt er am 31. October mit einer Rede „Ueber die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart“, die auch im Drucke erschienen ist, antrat und in der er zum Schlusse ausführt, daß Philosophie und Einzelwissenschaften in Harmonie zusammenwirken müßten und zwar so, daß jene von diesen entlehne, was sie bedürfe, nämlich die Grundlage der Erfahrung, und daß die Philosophie den Einzelwissenschaften wiederum mittheile, was diesen abginge, nämlich den allgemeinen Zusammenhang der Erkenntnisse.

Wundts Bleibens in Zürich war aber nur kurze Zeit, alsbald erhielt er abermals eine Berufung und zwar an die damals in ihrer vollsten Blüthe stehende Leipziger Universität. So sehen wir ihn bereits im Jahre 1875 in der Pleißenstadt, wo er sein neues Lehramt mit einem Vortrage „Ueber den Einfluß der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaften“ am 20. November rite antrat. In diesem Vortrage macht Wundt ein schüchternes Zugeständniß an die Metaphysik, was um so mehr Wunder nehmen muß, als er sowohl in den „Grundzügen“, wie später in dem „Grundriß der Psychologie“ nichts von Metaphysik wissen will. Ihm ist Seele nicht eine transsendente Wesenheit, aus der die erfahrungsmäßig gegebenen Bewußtseinserscheinungen hervorgehen, nicht eine metaphysische Entität, nicht ein wirklich Seiendes, das die Marionetten am Drahte tanzen läßt, sondern er begreift unter Psyche die seelischen Thatbestände, die durch die innere Erfahrung gegeben und unserer wissenschaftlichen Erkenntniß zugänglich sind, alles Andere sind Träumereien, Ausgeburten der Phantasie, die persönliche Seele sowohl, wie der persönliche Gott und die Unzahl von Miniaturgöttern, die Atome. Wie sagt doch Goethe: „Im Anfang war die That!“ Mit ihr beginnt die Wissenschaft, mit ihr auch erst die Psychologie.

In Leipzig hat Wundt den Nährboden gefunden, auf dem er sich zu der Höhe entwickelt hat, durch die ihm in der alten wie in der neuen Welt die Führerschaft auf dem Gebiete der Psychologie zugefallen ist. Indem er die Reform der Seelenlehre durchführte, führte er einen Neubau aus, neu von Grund auf, in neuem Stile, nach durchaus neuer Methode. Das Material, das er zu dem Gebäude verwendet, das er nach seiner Art beschafft, in seiner Art bearbeitet hat, hat ihm das Institut für experimentelle Psychologie geliefert, das er an der Universität Leipzig gegründet hat, eine Werkstatt, wie sie vordem nirgendwo bestanden hat, mit Werkzeug ausgestattet sinnreichster Art, eine Werkstatt, in der heute ein reges Leben, eine schaffensfreudige und fruchtbare Thätigkeit herrscht und wie solche nach dem mustergiltigen Vorbilde an der Universität Leipzig an verschiedenen anderen Universitäten Deutschlands und des Auslandes entstanden sind, aus der eine Schaar begeisterter Jünger hervorgegangen ist, von denen wiederum viele zu Meistern geworden sind. In verhältnißmäßig kurzer Zeit ist, dank den zahlreichen fleißigen Händen, der Rohbau aufgeführt worden, ein Bau, durchaus constructiv, nur dem Zwecke der Erkenntniß der geistigen Erscheinungen dienend.

Nicht ohne Zweifel ist Wundt an das große Werk gegangen, aber er hat sie überwunden, kraftvoll und scharfsinnig, und ist zu dem Ergebniß gelangt, daß die zwei Wissenschaften, die Physiologie und die Psychologie, deren Gegenstände sich innig berühren, die aber bisher schnurstracks entgegengesetzte Wege gewandelt sind, in Verbindung zu bringen seien zur gegenseitigen Ergänzung und Förderung einer allgemeinen Weltanschauung; denn es handelt sich dabei nicht allein um das Verhältniß von Leib und Seele zu einander, sondern auch von Materie und Geist, oder um richtiger zu sagen und jeder Mißdeutung, als wenn wir eine metaphysische Anwandlung in Sachen der Wissenschaft haben könnten, vorzubeugen: von materiellen und geistigen Erscheinungen, von Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften. „Physiologie und Psychologie,“ sagt er, „theilen sich in die Betrachtung der allgemeinen und insonderheit der menschlichen Lebenserscheinungen. Die Physiologie erforscht unter diesen Erscheinungen vorzugsweise diejenigen, die sich durch unsere äußeren Sinne wahrnehmen lassen. Die Psychologie sucht über den Zusammenhang jener Vorgänge Rechenschaft zu geben, welche die innere Wahrnehmung darbietet. Zwischen diesen Gebieten des äußeren und des inneren Lebens giebt es aber zahlreiche Berührungspunkte; denn die innere Erfahrung wird fortwährend durch äußere Einwirkungen beeinflußt, und unsere inneren Zustände greifen in den Ablauf des äußeren Geschehens vielfach bestimmend ein. So eröffnet sich ein Kreis von Lebensvorgängen, die der äußeren und inneren Wahrnehmung gleichzeitig zugänglich sind, ein Grenzgebiet, das man, so lange überhaupt Physiologie und Psychologie von einander getrennt sind, zweckmäßig einer besonderen Disciplin, die zwischen ihnen steht, zuweisen wird. Aus solchem Grenzgebiete eröffnen sich aber von selbst Ausblicke nach dies- und jenseits. Eine Wissenschaft, welche die Berührungspunkte des inneren und äußeren Lebens zu ihrem Objecte hat, wird veranlaßt sein, mit den hier gewonnenen Anschauungen so weit als möglich den ganzen Umfang der beiden Gebiete, zwischen denen sie als Vermittlerin steht, zu vergleichen, und alle ihre Untersuchungen werden endlich in der Frage gipfeln, wie äußeres und inneres Dasein in ihrem letzten Grunde mit einander zusammenhängen. Die Physiologie und Psychologie können jede für sich von dieser Frage leicht Umgang nehmen. Die physiologische Psychologie kann ihr nicht aus dem Wege gehen.“

Wundt präcisirt nun die Aufgabe der physiologischen Psychologie dahin: erstlich diejenigen Lebensvorgänge zu erforschen, die zwischen äußerer und innerer Erfahrung in der Mitte stehend, die gleiche Anwendung beider Beobachtungsmethoden, der äußeren und der inneren, erforderlich machen, und zweitens von den bei der Untersuchung dieser Vorgänge gewonnenen Gesichtspunkten aus die Gesammtheit der Lebenserscheinungen zu beobachten und auf solche Weise womöglich eine Totalauffassung des menschlichen Seins zu vermitteln. Dieser Gesichtspunkt erweitert sich in der Philosophie zu einer Totalauffassung des Weltgeschehens, soweit es sich in unserem Bewußtsein abspiegelt und uns dahin führt, die materiellen und geistigen Erscheinungen aus dem allgemeinen Begriffe der Energie abzuleiten, oder, wie Wundt in seinem Voluntarismus, dem der Wille die eigentliche Activität ist, sagen würde: als durch den Weltwillen bedingt anzusehen, einen Willen, der frei von Schopenhauerschen metaphysischen Phantasien, als eine bewußt und vernünftig wirkende, Denken, Fühlen und Streben umfassende und das Weltgeschehen dadurch bedingende Kraft aufzufassen ist. Es ist dies eine Weltanschauung, die vor jeder anderen als monistisch bezeichnet werden muß, und nicht jene, die „Kraft und Stoff“ als den Urgrund des Weltganzen ansieht. Mit der Annahme dieses Weltwillens oder einer Weltenergie, was nur zwei Namen für ein und dieselbe transcendente Wirklichkeit sein würde, wären wir bis zu der äußersten Grenze unseres Erkenntnißvermögens gelangt, bis zu dem Wirklichen, das an sich nicht mehr erfahrbar und daher auch unerkennbar ist.

Die „Grundzüge“ sind aber, wie der Biograph Wundts, Edmund König, bemerkt, weniger ein Compendium fertigen Wissens, als ein Lehrbuch der Methode psychophysischer Forschung, während die nach dieser gewonnenen Ergebnisse, zu denen auch ein großer Kreis von Schülern des Meisters werthvolle Beiträge geliefert hat, in dem seit 1883 periodisch erscheinenden großen Sammelwerke: „Philosophische Studien“, die gegenwärtig bis zum achtzehnten Bande

gediehen sind, niedergelegt sind. In ihnen ist eine Fülle werthvollen Moteriales aufgespeichert, aus dem mon ersieht, welche Fülle oon körperlicher und geistiger Kraft zur Beschaffung nothwendig gewesen sind, welchen Aufwandes oon Geschicklichkeit und Scharfsinn, von Ausdauer und Ueberlegung es bedurft hat, um zu einer wissenschaftlichen Erkenntniß der Erscheinungswelt zu gelangen, in der „wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht“ — „O ja, bis an die Sterne weit“, wobei jedoch schon Goethe zu der Ueberzeugung kam:

„Geheimnißvoll am lichten Tog,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben.
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mog,
Das zwingst Du ihr nicht ob mit Hebeln und mit Schrouben.“

Einen systematischen Ueberblick über das Ganze der Seelenlehre hat uns Wundt nun in knapper Form in dem „Grundriß der Psychologie“ geboten, der zuerst in dem Jahre 1896 erschien, während bereits demnächst die fünfte Auflage vorliegen wird. Das Buch hat aller Orten einen solchen Beifall gefunden, daß es fast alljährlich erneut auf dem Büchertisch erschienen ist, und nicht nur dieß, es hat auch eine Uebersetzung ins Englische erlebt, die „Outlines of Psychology“, von denen auch in nächster Zeit eine zweite Auflage vorliegen wird. Ganz besonders ist es die angelsächsische Rasse, und hier wiederum der amerikanische Zweig, der für Wundt begeistert ist, trotz Herbert Spencers: „Principles of Psychology“.

Für Wundt ist der Begriff Seele nur ein psychologischer Hilfsbegriff, wie der Begriff Materie ein fundamentaler Hilfsbegriff der Naturwissenschaft ist. Zwei Ansichten stehen sich nun in der Psychologie gegenüber. Da haben wir es zunächst mit dem althergebrachten metaphysischen Seelenbegriff zu thun, der noch in manchen Köpfen spukt und nach dem die Seele eine Substanz ist. Hier lassen sich wieder zwei Richtungen unterscheiden: die naturalistische, welche die psychischen Vorgänge als Wirkungen der Materie, dieses metaphysischen Phantasiegebildes, und gewisser materieller Complexe, wie der Gehirnbestandtheile, betrachtet, und die spiritualistische, welche dieselben als Zustände und Veränderungen eines unausgedehnten, darum untheilbaren und beharrenden und gleichfalls metaphysischen Wesens oon specifisch geistiger Natur ansieht. Dieser Ansicht tritt nun Wundt als strenger Empiriker, der mit keinem Schritt über die Grenze der Erfahrung hinausgeht und sich nicht auf ein für die Wissenschaft unerlaubtes Gebiet begiebt, mit dem Actualitätsbegriff auf. Nach diesem kann die Seele nichts Sachliches sein, sondern sie ist der „stetige Zusammenhang des psychologischen Geschehens“ und „alle psychischen Thatsochen sind Ereignisse, nicht Gegenstände; sie verlaufen wie alle Ereignisse in der Zeit nnd sind in keinem folgenden Momente die nämlichen, wie sie in einem vorangegongenen waren“. Danach kann in der Psychologie nie oon einer actuellen Causalität die Rede sein. „Als Ursache eines bestimmten einzelnen Geschehens“ — bemerkt Wundt in einem Artikel „über psychologische Causalität“ in den „Philosophischen Studien“ — „kann hier unter allen Umständen nur ein anderes Geschehen oder eine Summe von Ereignissen ohne jede Theilnahme constanter Objecte gedacht werden.“ Und weiter bemerkt er in dem „System der Philosophie“: „Jede psychologische Erklärung besteht in einer solchen einzelnen Causalbetrachtung, und jeder Versuch, eine solche Einzelerklärung durch Zurückgehen auf weitere Bedingungen zu ergänzen, führt entweder abermals auf ähnliche Causalverbindungen oder auf Ergebnisse zurück, die als dem indioiduellen Bewußtsein ursprünglich gegebene anerkannt werden müssen und die auf eine geistige Wechselwirkung des Subjects mit einem Ganzen hinweisen, zu dem das Subject selbst als Bestandtheil gehört und das, insofern es auf das Subject Wirkungen ausübt, von ihm als Außenwelt aufgefaßt wird.“

Dies führt uns zu der Frage nach dem Verhältniß von Leib und Seele. Wenn wir die Grenzen der reinen Erfahrung nicht überschreiten, uns streng nur an den Thatbestond halten, so kann hier von einer Wechselwirkung, wie sie die dualistische Metaphysik annimmt, nicht die Rede sein. Wir nehmen nur zwei Reihen, physische und psychische Ereignisse wahr, die parallel nebeneinander verlaufen, von einer causalen Verknüpfung beider erfahren wir nichts. Wundt stellt das in folgender Weise dar: „Vom Standpunkt der Actualitätstheorie aus ist die unmittelbare Wirklichkeit des Geschehens in der psychologischen Erfahrung enthalten. Unser physiologischer Begriff des körperlichen Organismus aber ist lediglich ein Theil dieser Erfahrung, den wir, wie alle anderen naturwissenschoftlichen Erfahrungsinhalte, auf Grund der Voraussetzung eines oon dem erkennenden Subjecte unabhängigen Objects gewonnen haben. Gewisse Bestandtheile dieser unmittelbaren können gewissen Bestandtheilen jener mittelbaren Erfahrung entsprechen, ohne daß darum die eine auf die andere zu reduciren und aus ihr abzuleiten wäre. Vielmehr ist eine solche Ableitung infolge des in beiden Fällen oöllig abweichenden Standpunktes der Auffassung an sich ausgeschlossen. Wohl aber bringt es der Umstand, daß hier nicht oerschiedene Erfahrungsobjecte, sondern nur verschiedene Standpunkte gegenüber einer und derselben Erfahrung gegeben sind, mit sich, daß zwischen beiden durchgängige Beziehungen bestehen. Dabei kommt zugleich in Betracht, daß es unendlich oiele Objecte giebt, die uns nur in der Form der mittelbaren oder naturwissenschaftlichen Erfahrung zugänglich sind: dahin gehören alle, die wir nicht genöthigt sind als physiologische Substrate psychischer Vorgänge aufzufassen; und daß es anderseits nicht minder eine Anzahl wichtiger Thatsachen giebt, die uns nur in der Form der unmittelbaren oder psychologischen Erfahrung gegeben sind: dohin gehört in unserem subjectiven Bewußtsein Alles, was nicht den Charakter eines Vorstellungsobjectes besitzt, das heißt eines Inhaltes, der direct auf äußere Gegenstände bezogen wird. Aus diesem Verhältnisse folgt, daß alle Thatsachen, die gleichzeitig der mittelbaren oder naturwissenschaftlichen und der unmittelbaren oder psychologischen Erfahrung angehören, da sie eben Bestandtheile einer einzigen, nur jedesmal oon einem oerschiedenen Stondpunkte aus betrachteten Erfahrung sind, auch nothwendig in Beziehung stehen, insofern innerhalb dieses Gebietes jedem elementaren Vorgang auf psychischer Seite auch ein solcher auf physischer entsprechen muß. Man bezeichnet diesen Satz als das Princip des psycho-physischen Parallelismus.“

Nach der Actualitätslehre ist es nun auch ganz unmöglich, noch von einer „individuellen Seele“ mit individuellen Eigenschaften zu reden, wie von den Anhängern der Substonzlehre angenommen wird, die aber nicht den geringsten Beweis für ihre Theorie anführen können. Sie kennen ihre Seelenmonade nicht und können daher auch nichts über deren Charakter aussagen, was sie darüber vorbringen, sind lediglich Phantasiegebilde. Verständlich wird aber der psychische Thatbestand sofort nach dem psycho-physischen Parallelismus. Wer hat dieß nicht selber an sich erfahren? Wer hat nicht erfahren, welche seelischen Begleiterscheinungen nach dem Genusse oon Wein und alkoholischen Getränken eintreten, nach Reizmitteln wie Thee, Kaffee und Tabak, nach den Narkoticis wie Morphium, Haschisch, Cocain, wie Denken und Dichten ein anderes ist bei oollem oder bei leerem Magen, wie die seelischen Erscheinungen einen anderen Charakter tragen bei vegetabilischer und bei animaler Nahrung, wie die psychische Eigenart eines Volkes parallel geht mit der körperlichen und diese wiederum mit der des Milieus, was uns auf das Gebiet der Völkerpsychologie hinüberführt. „Donnez-moi la carte d'un pays, sa figuration, son climat, ses eaux, ses vents, ses productions naturelles, sa flore, sa zoologie et toute sa géographie physique et je me flatte de vous dire à peu près quel sera l'homme de ce pays et quelle place ce pays occupera dans l'histoire,“ bemerkt Coussin. Wie das ζῷον das Product des Milieu ist, so ist das ζῷον πολιτικόν dessen geistige Parallelerscheinung, der psychische Mikrokosmos der des physischen und dieser wiederum ein Erzeugniß des Kosmos. Die Verschiedenheit der geistigen Erscheinungen wird nicht bedingt durch oerschieden geartete Seelensubstanzen oder differente Seelenmonaden, sondern sie hat ihren Grund in dem Parallelismus von Leib und Seele. Wie die Körperbeschoffenheit und die körperlichen Functionen, namentlich des Gehirns und der Nerven, aber auch der Respiration, der Verdauung und des Blutkreislaufes bei verschiedenen Indioiduen verschieden sind, so werden bei diesen auch die seelischen Aeußerungen, der geistige Charakter, verschieden sein.

(Schluß folgt.)

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 99. Dienstag, den 19. August, Abends. **1902.**

Wilhelm Wundt und die heutige Philosophie und Psychologie.

(Schluß.)

Vor mehr denn 40 Jahren, 1860, waren es die Herbartianer Lazarus und Steinthal, die die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" ins Leben riefen. Sie bezeichneten damals diese Wissenschaft als „noch nicht einmal gegründet", ja ihren Gedanken als noch völlig neu. Der „Mensch als seelisches Individuum" solle Gegenstand der individuellen Psychologie bleiben, „es stelle sich aber," führen sie aus, „als Fortsetzung neben sie die Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen, weil für jeden Einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben ein Volk bildet, sowohl die jederzeit historisch gegebene als auch im Unterschied von allen freien Culturgesellschaften die absolut nothwendige und im Vergleich mit ihnen die allerwesentlichste ist. Einerseits nämlich gehört der Mensch niemals blos dem Menschengeschlechte als der allgemeinen Art an, und andererseits ist alle sonstige Gemeinschaft, in der er etwa noch steht, durch die des Volkes gegeben. Die Form des Zusammenlebens der Menschheit ist eben ihre Trennung in Völker, und die Entwickelung des Menschengeschlechtes ist an die Verschiedenheit der Völker gebunden. Was wir aber hier als markanten Sachverhalt voraussetzen, hat die Völkerpsychologie als nothwendig zu erweisen, und zwar sowohl in causaler als in teleologischer Hinsicht, das heißt, sie hat sowohl die Ursachen darzulegen, aus denen die Vertheilung des Menschengeschlechtes in verschiedene Völker erfolgt, als auch zu zeigen, wie dieser Umstand der Entwickelung des menschlichen Geistes förderlich ist." Lazarus und Steinthal wenden sich hierbei an Alle, die die geschichtlichen Erscheinungen der Sprache, der Religion, der Kunst, der Literatur und Wissenschaft, der Poesie, der Sitte und des Rechtes, dessen, was man „Volkskunde" nennt, der gesellschaftlichen, häuslichen und staatlichen Verfassung, kurz an Alle, die das geschichtliche Leben der Völker nach irgend einer seiner mannigfaltigen Seiten derartig erforschen, daß sie die gefundenen Thatsachen mit dem Innersten des Geistes zu erklären, also auf ihre psychologischen Gründe zurückzuführen streben. „So hat" — bemerken sie weiter — „unsere Wissenschaft sich selbst zu begründen — neben der Wissenschaft von der individuellen Seele — als Wissenschaft vom Volksgeiste, als Lehre von den Elementen und Gesetzen des geistigen Völkerlebens. Es gilt, das Wesen des Volksgeistes und sein Thun psychologisch zu erkennen; die Gesetze zu entdecken, nach denen die innere, geistige oder ideale Thätigkeit eines Volkes — in Leben, Kunst und Wissenschaft — vor sich geht, sich ausbreitet und erweitert oder verengt, erhöht und vertieft oder verflacht, sich verschärft und belebt oder ermattet und abstumpft; es gilt die Grundursachen und Veranlassungen, sowohl der Entstehung und der Entwickelung und letztlich des Unterganges der Eigenthümlichkeiten eines Volkes zu enthüllen."

Die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft ist mehr eine Materialsammlung für die Volkskunde geworden, wie noch mehr deren neue Folge, die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, als daß sie den Begriff der Volksseele klar präcisirt und den Thatbestand causal dargelegt hätte. Erst Wundt ist an diese Aufgabe herangetreten. Bereits in seinen „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele" im zweiten Bande — 1864 — benutzt er ethnologische Thatsachen für völkerpsychologische Gedanken und bemerkt, daß es eine oft gemachte Bemerkung sei, daß das Klima einer der Hauptfactoren sei, der die geistige Entwickelung bestimme, und fügt hinzu, daß die Extreme der Temperatur gleich ungünstig zu sein scheinen für die sittliche Cultur. So betrachtet er die Anfänge des sittlichen Lebens der Völker, deren früheste Beschäftigungen: das Jägerleben, das Nomadenleben, den Landbau sowie den Uebergang des Natur- zum Culturmenschen, wobei er ausführt, daß unter dem, was wir ein Naturvolk nennen, keineswegs eine Bevölkerung zu verstehen sei, in der alle und jede Culturentwickelung fehlt. Naturvölker im strengsten Sinne des Wortes gebe es in der heutigen Welt keine. Ueberall finden wir eine, wenn auch beschränkte, Ausbildung der zum Unterhalt und selbst zur Verschönerung des materiellen Daseins erforderlichen Hilfsmittel. Nirgends fehlen Spuren geistiger Bildung und sittlicher Vorstellung. Das Thema ist von den verschiedensten Seiten behandelt worden, am eingehendsten wohl und am meisten dem psychologischen Standpunkte gerecht werdend von Wundts Schüler Vierkandt in dem Buche „Naturvölker und Culturvölker", 1896. Weiter behandelt Wundt die Geschichte der Gesellschaft, der Familie, der Stellung des Weibes, die Entstehung des Staates, die Entwickelung der Staatseinrichtungen bei den Naturvölkern, Staat und Familie, den patriarchalischen Staat, die Kasten- und Ständescheidung, das hellenische Staatsleben, Ursprung des antiken Staates aus der Gemeinde, Entwickelung des modernen Staatslebens und die politische Bedeutung des Christenthums wie die Bedeutung des Sittengesetzes für Individuum, Familie und Staat.

Den Begriff „Völkerpsychologie" hat Wundt bereits in seinem „Grundriß der Psychologie" dargelegt, wo er von „Geisteserzeugnissen von allgemeingiltiger Beschaffenheit" spricht, wie Sprache, mythologische Vorstellungen, Sitten, die als „Bedingung die Existenz einer geistigen Gemeinschaft vieler Individuen voraussetzen, wenn sie auch selbstverständlich ihre letzten Quellen in den schon dem einzelnen Menschen zukommenden psychischen Eigenschaften haben". Eingehender äußert er sich darüber in seinem im Erscheinen begriffenen großen Werke: „Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwickelungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte", von dem der erste Band, die Sprache behandelnd, in zwei Theilen 1900 erschienen ist, während der zweite Band Mythus und Sitte umfassen wird. Während die Individualpsychologie die Thatsachen der unmittelbaren Erfahrung, wie sie das subjective Bewußtsein darbietet, in ihrer Entstehung und in ihrem wechselseitigen Zusammenhange zu erforschen sucht, aber dabei auf eine Analyse jener Erscheinungen, die aus der geistigen Wechselwirkung einer Vielheit von Einzelnen hervorgehen, verzichtet, untersucht die Völkerpsychologie die an das Zusammenleben der Menschen gebundenen psychischen Vorgänge. „Indem auf diese Weise," sagt Wundt, „die Völkerpsychologie den Menschen in allen den Beziehungen, die über die Grenzen des Einzeldaseins hinausführen, und die auf die geistige Wechselwirkung als ihre allgemeine Bedingung zurückweisen, zum Gegenstande ihrer Untersuchungen nimmt, bezeichnet nun freilich jener Name nur unvollständig und einseitig den Inhalt dieser Wissenschaft. Der Einzelne ist nicht blos Mitglied einer Volksgemeinschaft. Als nächster Kreis umschloß ihn die Familie; und durch den Ort, den Geburt und Lebensschicksale ihm anweisen, durch Beruf und Beschäftigung, durch Neigung und Interessen befindet er sich in noch anderen, mannigfach sich durchkreuzenden Verbänden, deren jeder wieder von der erreichten besonderen Culturstufe mit ihren Jahrtausende alten Errungenschaften und Erbschaften abhängt." Wie in der Individualpsychologie nicht von einer persönlichen Seele, einer Seelenmonade die Rede sein kann, so giebt es in der Völkerpsychologie noch weniger eine individuelle, etwa eine germanische, slavische oder romanische Seelensubstanz, eine Hottentotten- oder Kaffern-, eine Inka- oder Toltekenseele. Was wir als Völkerpsyche bezeichnen, ist die Summe der

individuellen seelischen Aeußerungen eines Volkes, die infolge des Milieu sowie gleicher Körperbeschaffenheit einen mehr oder minder gleichen Character erkennen lassen. Was uns nun Wundt in seinem großen Werke bietet, kann eigentlich nicht eine Völkerpsychologie in ihrem ganzen Umfange genannt werden, eine solche wäre eine psychologische Analysirung der gesammten Culturgeschichte, mit den Naturvölkern beginnend, während wir hier nur die Grundlagen der Völkerpsychologie im Allgemeinen erhalten und eine specielle Psychologie der einzelnen Rassen und Völker nicht beabsichtigt ist, wie denn auch die psycho-physischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völkerstämme unerörtert bleiben. Wundt ist dies auch durchaus nicht entgangen und er erkennt an, daß es sinngemäßer wäre, der individuellen Psychologie eine „sociale" Psychologie gegenüberzustellen.

Das Gebiet der Psychologie ist aber nicht das einzige, das Wundt bebaut hat, auf noch zwei anderen hat er gleichfalls grundlegend gewirkt, auf dem der Logik und Ethik, zwei Gebieten, die ihn weiter von seiner ursprünglichen Laufbahn, den Naturwissenschaften, abbringen und ihn tiefer in die eigentliche Philosophie einführen, während man die Psychologie, nachdem sie der Speculation entsagt hat, angewandte Philosophie nennen könnte, was weiter auf alle Wissenschaften Bezug haben dürfte, insofern das, was an ihnen wahrhaft wissenschaftlich, also nicht reine und nackte Erfahrung ist, in das Gebiet der Denkthätigkeit gehört und daher Philosophie im umfassendsten Sinne genannt werden kann, die auf die betreffende Wissenschaft angewandt ist.

Zuerst trat Wundt mit der „Logik" hervor, „einer Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung", die in den Jahren 1880—83 in zwei Bänden erschien und von 1892—95 umgearbeitet in einer zweiten Auflage herausgegeben worden ist. Wenn Kant behauptet, daß die Logik seit Aristoteles weder einen Schritt vorwärts noch rückwärts gethan habe, so hat John Stuart Mill schon vor fast 60 Jahren in seinem Werke: „A System of Logic, ratiocinative and inductive, being a connected view of the principles of evidence and the methods of scientific investigation. Londan, 1843" gezeigt, daß die Logik doch noch nicht als abgeschlossen angesehen werden kann, indem er die Bedeutung der Induction für diese klargelegt hat. Nach Wundt will nun die Logik, „während die Psychologie uns lehrt, wie sich der Verlauf unseres Denkens wirklich vollzieht, feststellen, wie sich derselbe vollziehen soll", den Weg zeigen und die Methoden darlegen, die zu richtigen Erkenntnissen führen. So weisen die Aufgaben der Logik „einerseits auf die psychologische Untersuchung zurück, andererseits führen sie vorwärts zu den allgemeinen Erkenntnißprincipien und den Verfahrungsweisen der wissenschaftlichen Forschung". Damit geht Wundt über die Grenzen der „formalen" Logik weit hinaus, indem er den gesammten wissenschaftlichen Denkprozeß unter die kritische Lupe nimmt und analysirt, um die „thatsächlich geübten Gesetze des Erkennens" darzulegen und die „von den positiven, insonderheit exacten Wissenschaften stillschweigend angenommene Erkenntnißtheorie in ihrer logischen Eigenthümlichkeit zu entwickeln und zu begründen". So behandelt er, nachdem er die Gesetze des Denkens und Erkennens erörtert hat, die Logik der Mathematik, der Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften, immer den Boden der Erfahrung unter den Füßen, an dem er seinen festesten Halt hat und den „Zweck des Denkens in der erreichbaren Uebereinstimmung derselben mit seinen Gegenständen" erblickt.

Jenes starre Festhalten an der Induction, das keinen Schritt über die Erfahrung hinausgeht, wie es uns in Wundts Psychologie entgegentritt, in der Logik ist es gemildert. „Der verzweifeltste Apriorist," äußert sich Wundt hier, „kann um die Erfahrung nicht herumkommen und muß ihr wohl oder übel in seinen Constructionen irgend eine Rücksicht schenken. Nicht minder gewinnen für den empirischen Forscher erst die durch das Nachdenken geprüften, in Verbindung gebrachten und unter Umständen sogar mit speculativen Voraussetzungen vermischten Erfahrungen wissenschaftliche Geltung. Der Streit beginnt aber, wenn von beiden Seiten apodiktische Behauptungen über die Quellen der Erkenntniß aufgestellt werden. Doch ist man sich auch dann oft genug über die wirklichen Gegensätze keineswegs klar, daß Alles, was erkannt werden soll, irgend wie uns zum Bewußtsein gelangen, also von uns innerlich erfahren werden muß, wird allerseits zugegeben. Der Apriorist muß also bekennen, daß er schließlich auf Erfahrung und nur auf Erfahrung sich stützt, und der Empirist muß zugestehen, daß jede Erfahrung zunächst eine innere, also ein Ereigniß unseres Denkens ist. So läuft der Gegensatz schließlich darauf hinaus, daß der erstere mehr den willkürlich von uns hervorgebrachten Vorstellungsverbindungen, der letztere denjenigen, die mit einem ohne unseren Willen stattfindenden Zwange sich aufdrängen, den höheren Werth beimißt. Aber weder vermag sich jener dem Zwange der Wahrnehmung zu entziehen, noch dieser der Willkür des Denkens. Wie kann es da Wunder nehmen, wenn zuweilen keiner von Beiden mehr sicher weiß, ob er Apriorist oder Empirist sei?"

Wie früher die Psychologie und bisher die Logik und Aesthetik, so hat auch die Ethik bis auf unsere Tage vornehmlich auf metaphysischer Grundlage geruht. Auch hier ist es wiederum Wundt, der Wandel geschaffen hat. In seinem Werke: „Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Leben" Erste Auflage 1886, zweite 1892, unternimmt er es, die ethischen Probleme nicht a priori zu behandeln, sondern sie in unmittelbarer Anlehnung an die Betrachtung der Thatsachen des sittlichen Lebens zu untersuchen. Als die eigentliche Vorhalle und Vorschule zur Ethik betrachtet Wundt die Völkerpsychologie in seinem Sinne: „der neben anderen Aufgaben insbesondere auch die zukommt, die Geschichte der Sitte und der sittlichen Vorstellungen unter psychologischen Gesichtspunkten zu behandeln". Ein reiches Material ist hier namentlich durch die zahlreichen Forschungsreisenden in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zusammengebracht und von Ethnologen, Culturhistorikern, Juristen, Socialpolitikern und anderen verarbeitet worden. Wir machen nur auf die verschiedenen Schriften von Post über die Grundlagen des Rechts, über allgemeine Rechtswissenschaften und über ethnologische Jurisprudenz aufmerksam, auf die zahlreichen Veröffentlichungen über die sittlichen Anschauungen der Natur- und Culturvölker, sowie auf das, was über Familie, Sippe, Clan, Stamm und Staat, über Ehe, Stellung von Vater und Mutter, über Polygamie und Polyandrie, Levirat und Niyoga, Exogamie und Endogamie, über Frauenraub und Brautkauf, über Gynäkokratie und Neffenerbrecht und Anderes geschrieben und in Verbindung mit dem Milieu betrachtet worden ist.

Für Wundt ist die Ethik eine Normwissenschaft, es ist der Standpunkt, der die Objecte mit Rücksicht auf bestimmte Regeln betrachtet, die an ihnen zum Ausdruck gelangen, und die er zugleich als Forderung jedem einzelnen Objecte gegenüber zur Anwendung bringt. Danach hat es die normative Ethik nicht mit gleichwerthigen Thatsachen zu thun, sondern sie werden in ihr geflissentlich einer Werthschätzung unterworfen, indem man entweder von dem abstrahirt, was den aufgestellten Regeln widerstreitet, oder letzteres ausdrücklich als ein normwidriges dem normalen, die Regel bestätigenden Verhalten entgegenstellt.

Zwei Methoden machen sich auch in der Ethik geltend, wie wir eben schon angedeutet haben, die speculative und empirische. Die Abhängigkeit von den empirischen Bedingungen des sittlichen Lebens lag aber, wie Wundt ausführt, zu deutlich vor Augen, als daß sich nicht von Anfang an der Versuch einer erfahrungsmäßigen Ableitung der ethischen Principien der Voraussetzung ihrer Ursprünglichkeit hätte entgegenstellen müssen. In der älteren Ethik durchkreuzen sich zumeist beide Ansichten, in der neueren trennen sie sich jedoch mehr und mehr von einander, und die von ihnen getragenen Bestrebungen treten einander feindselig gegenüber. Wundt sucht hier zu vermitteln, indem er hervorhebt: „Die Ethik ist weder eine rein speculative, noch eine rein empirische Disciplin, sondern sie ist, wie jede allgemeine Wissenschaft, empirisch und speculativ zugleich. Aber nach dem naturgemäßen Gange unserer denkenden Betrachtung der Dinge muß auch in ihr der Speculation das empirische Verfahren vorausgehen; es muß ihr die Bausteine in die Hand geben, mit denen sie ihr Gebäude errichtet."

Das Gebäude der Philosophie als ein Ganzes behandelt nun Wundt in dem „System der Philosophie", welches Werk in erster Auflage 1889, in zweiter 1897 erschienen ist. Vorangestellt hat er ihm im vorigen Jahre eine „Einleitung in die Philosophie", die bereits eine zweite unveränderte Auflage erlebt hat. An Werken, die in das Gesammtgebiet der Philosophie einführen sollen, haben wir keinen Mangel. Da haben wir von älteren Schriften: „Frohschammer: Einleitung in die Philosophie und Metaphysik. 1858" und „Zimmermann: Philosophische Propädeutik. 1867", sowie von Reichlin-Meldegg: Einleitung in die Philosophie. 1870; an diese reiht sich: „Brodbeck: Einleitung in die Philosophie mit Zugrundelegung von Schleiermachers Dialectik. 1881", dann „Windelband: Präludien,

Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie. 1884", weiter: „Strümpell: Die Einleitung in die Philosophie vom Standpunkte der Geschichte der Philosophie. 1886" und in neuester Zeit: „Paulsen: Einleitung in die Philosophie. 1. Auflage 1892, 6. Auflage 1899". Ferner: „Külpe: Einleitung in die Philosophie. 1. Auflage 1895, 2. Auflage 1898" und „Jerusalem: Einleitung in die Philosophie. 1899", wozu man noch: „Eitle: Grundriß der Philosophie. 1892" zählen könnte. Aus dieser Fülle von Schriften, die durchaus nicht erschöpfend ist, erhellt, wie erstaunlich in den letzten zwei Jahrzehnten der Geschmack am Studium der Philosophie und das Bedürfniß nach philosophischer Vertiefung zugenommen haben. Fast möchte es bedünken, als wenn damit genug gethan sei, zumal treffliche Arbeiten darunter sind, wie die von Paulsen, Külpe und Jerusalem. Wundt hat uns aber überzeugt, daß die Befürchtung nicht stichhaltig und eine Ueberproduction auf diesem Gebiete noch nicht vorhanden ist. Denn während der Eine vorzugsweise seine eigenen Anschauungen zur Darstellung bringt, der Andere vornehmlich Werden und Wesen der Philosophie zur Darstellung bringt und wieder ein Anderer in der kritischen Betrachtung der verschiedenen Standpunkte seine Aufgabe erblickt, schlägt Wundt ausschließlich den Weg der geschichtlichen Orientirung ein und zeigt, wie die Philosophie selbst und die philosophischen Probleme entstanden sind, um zu einem systematischen Studium dieser Wissenschaft in ihrer gegenwärtigen Verfassung vorzubereiten. Erstaunlich ist hierbei wieder die Fülle der Gedanken, die Reichhaltigkeit des Stoffes, wie die eigenartige Behandlung der Materie, wobei aber zugleich zu Tage tritt, wie Wundt sich nicht nur als Schöpfer einer neuen Weltanschauung, sondern auch als Lehrer fühlt.

In dem „System der Philosophie" hat Wundt ein Gesammtbild seiner Weltanschauung gegeben und das Wesen der Philosophie gekennzeichnet. Auch hier steht er, wie in allen seinen Schriften, auf dem Boden der Erfahrung, die Erkenntnißtheorie bildet in ihm einen wichtigen Theil, aber der Metaphysik wird dabei eine „centrale Stellung" eingeräumt. Wunder muß das ganz besonders bei Wundt nehmen, nachdem er auf dem Gebiete der Psychologie so entschieden allen metaphysischen Anwandlungen widerstanden hat, sie mit einer Hartnäckigkeit zurückweist, die fast an Eigensinn grenzt. Aber schon in seiner „Logik" und in seiner „Ethik" hat er der Metaphysik Zugeständnisse gemacht, im „System der Philosophie" tritt sie aber so in den Vordergrund, so beherrschend auf, daß man ihn als reactionär verschrien und zu einem Renegaten gestempelt hat. Er begegnet diesen Vorwürfen, die er wohl im Voraus geahnt, durch die Bemerkung: daß er die Metaphysik „weder für eine »Begriffsdichtung« noch für ein mittelst specifischer Methoden aus a priori giltigen Voraussetzungen zu construirendes Vernunftsystem halte", sondern daß ihm „als die Grundlage derselben die Erfahrung, als ihre allein zulässige Methode die schon in den Einzelwissenschaften überall angewandte Verbindung der Thatsachen nach dem Princip von Grund und Folge gelte", und ihre eigenthümliche Aufgabe erblickt er darin, daß sie jene Verbindung nicht auf bestimmte Erfahrungsgebiete beschränkt, sondern auf die Gesammtheit aller gegebenen Erfahrungsgebiete auszudehnen strebt.

Das Bedürfniß nach Metaphysik ist im Menschen ein allgemeines, so allgemein wie das nach Religion, so unüberwindlich, daß selbst die Naturwissenschaft, die sie auf der einen Seite mit viel Emphase ausgewiesen, sie auf der anderen Seite wieder unbemerkt zurückgerufen hat. Dabei ist aber auch immer der „metaphysische Skepticismus" an der Arbeit gewesen, ihr entgegenzutreten, besonders Locke und Hume im siebzehnten und achtzehnten und Comte und Mill im verflossenen Jahrhundert. Als einer ihrer eifrigsten Gegner tritt aber Kant auf, es bereitet ihm eine wahre Wollust, sie zu bekämpfen, und doch kann auch er ihrer auf Grund moralischer Forderungen nicht entrathen, wie die Neukantianer, an ihrer Spitze F. A. Lange, sie auch nur als „Begriffsdichtung" gelten lassen. Aber wiederum ein so entschiedener Vertreter der Metaphysik wie Volkelt muß zugestehen, daß eine Metaphysik unmöglich sei „die ihre Gegenstände bis zu absoluter Klarheit und bis in die letzte Tiefe ihrer treibenden Ursachen und inneren Werdevorgänge erschöpft". Aber nur das können wir als Metaphysik gelten lassen, und eine „Philosophie des Unbewußten" ist geradezu eine logische Mißgeburt. Die Metaphysik alten Styls möchten wir als die Religion der Philosophen bezeichnen, wobei wir verfahren, wie die Theologen, die den Herrgott anthropomorphisiren, von dem Goethe sagt: „Wer darf ihn nennen Und wer bekennen: Ich glaub ihn? Wer empfinden Und sich unterwinden zu sagen: Ich glaub ihn nicht?" Wie wir Gott zu unseres Gleichen umdichten, ihn empfinden und denken, fühlen und streben lassen nach unserer Weise, so gestalten und formen wir auch die für uns an sich nicht wahrnehmbare transcendente Wirklichkeit nach unseren physischen Anschauungen. Wir mögen uns drehen und wenden wie wir wollen, wir kommen aus dem Bann der physischen Welt nicht heraus, selbst der ausschweifendsten und überschwänglichsten Speculation ist es versagt. „Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu." Selbst bei jeder inneren Erfahrung geht mit dem geistigen Vorgange ein sinnlicher parallel.

Obgleich ein Gegner der Metaphysik sind auch wir der Ansicht, „daß die Aufgabe der Wissenschaft nur unter Zuhilfenahme von Voraussetzungen gelöst werden kann, die selbst nicht empirisch gegeben sind". Ein Unbekanntes, das der Erfahrungswelt zu Grunde liegt und das nur die entschiedensten Positivisten in Abrede stellen, „können wir nicht zurückweisen, ohne unserer Denkfähigkeit einen Zwang anzuthun". Es ist der Logos, von dem der Evangelist Johannes spricht und Plotin sagt: „ἀρχὴ οὖν λόγος καὶ πάντα λόγος." Die Ursache möchten wir sagen, nicht im materialistischen Sinne, sondern als principium fiendi, als Grund alles Geschehens. Sie ist das Wirkliche, das, was wirkt. Wie wir die Röntgenstrahlen nicht wahrnehmen können, sondern auf sie nur aus ihrer Wirkung auf phosphorenzfähige Substanzen oder auf photographische Trockenplatten schließen, wie die ultravioletten Strahlen für uns nicht unmittelbar sichtbar sind, sondern erst aus dem photographirten Spectrum erkannt werden können, so können wir auch das Wirkliche nicht erfahren, sondern aus der Wirkung in unserem Bewußtsein, nicht das principium fiendi, sondern nur das factum, nicht den ewigen Grund alles Seins, die absolute Ursache, sondern nur das zeitlich Gewordene, das zur secundären Ursache für weitere Wirkungen innerhalb der Physis wird, deren Causalität zu erforschen die Aufgabe der Wissenschaft ist. Nur innerhalb der Physis ist Erkenntniß möglich, die transcendente Welt zu erkennen, ist uns absolut versagt, die Metaphysis für alle Zeiten verschlossen — ignorabimus — und jede Metaphysik daher unmöglich.

„Der Erdkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht mir verrannt,
Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet.
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkannt, läßt sich begreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang,
Wenn Geister spuken, geh er seinen Gang.
Im Weiterschreiten findet Qual und Glück
Er unbefriedigt jeden Augenblick"

Auch ist es Wundt durchaus nicht so ernst mit seiner Metaphysik, sie ist ihm eine „Gedankenfabrik" auf Grund der Erfahrung, wo es zugeht

„Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt."

Das ist aber keine wahre Metaphysik, sondern nur eine Pseudometaphysik, Wundt fühlt dies auch, indem er bemerkt: „Man kann möglicherweise bezweifeln, ob es angemessen sei, für eine derartige Untersuchung den alten Namen Metaphysik zu wählen. Aber ich glaube, wenn der allgemeine Zweck einer Wissenschaft der nämliche bleibt, so darf die Veränderung der Gesichtspunkte und Methoden uns nicht hindern, auch ihren Namen beizubehalten." Allerdings „Name ist Schall und Rauch". Aber es handelt sich hier nicht blos um einen Namen, nicht um eine bloße „Veränderung der Gesichtspunkte und Methoden", sondern um den Begriff des Werthes, der fest umgrenzt und undehnbar ist, so daß man das Wort nicht promiscue anwenden kann, ohne falsche Vorstellungen zu erwecken und Verwirrung anzurichten, wie es in der That geschehen ist, indem man Wundt als Renegaten gebrandmarkt hat, was durchaus ungerechtfertigt ist, denn er steht heute noch so fest auf dem Boden der Erfahrung, wie ehedem, und seine Metaphysik ist in Wirklichkeit nichts anderes als Physik im Dienste des Denkens und, wenn es sein muß, auch im Dienste der Intuition, deren die Wissenschaft ebensowenig entbehren kann

wie das Leben der Religion. So möchten wir seine und aller Anderen Metaphysik lieber als „idealistische Philosophie" bezeichnen, die auf exacter Grundlage stehend Natur- und Geisteswissenschaften umfaßt, und ohne die jede Wissenschaft nüchtern und reizlos sein würde, ja auch sie kann, ohne daß ihr von ihrer Wissenschaftlichkeit etwas abgehen würde, der Phantasie nicht entrathen und würde, jedes höheren Schwunges ermangelnd, sich wie der Wurm im Staube fortbewegen. So haben wir gegen die Sache nichts, aber die Bezeichnung können wir nicht anerkennen. So ist das „System der Philosophie" ein Evangelium, in dem die Erfahrungen in der „Gedankenfabrik" der Kritik und Analyse unterworfen und durch die Synthese zu einer Weltanschauung verarbeitet worden sind.

Wenn wir so über die Werke Wundts hinschweifen, wie müssen wir da schon staunen über die Fülle der Arbeit, wie viel mehr aber noch über die Fülle von Geist, aber nicht blos geistvoll ist er, sondern auch geistreich, wie die 1885 erschienenen auf weitere Kreise berechneten „Essays" beweisen, die aus dem reichen Füllhorn seiner Gedanken die schmackhaftesten Früchte in anziehender Form darbieten.

An dem Tage, an dem Wundt sein siebzigstes Jahr vollendete und an dem er mit besonderer Genugthuung auf ein Leben zurückblicken konnte, das „köstlich" gewesen, wird es an Angebinden nicht gefehlt haben, das würdigste und seiner Denkweise entsprechendste ist aber die Festschrift, die seine Schüler ihm überreichten und die mit diesen der Verlag von Wilhelm Engelmann ihm darbrachte. Wir aber schließen mit dem Wunsche, daß ihm noch lange die Frische, wie die Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit der Jugend, die er sich bis an diesen Tag bewahrt hat, erhalten bleiben möge.

Bücherbesprechungen.

— **Fliedner, Fritz, Aus meinem Leben.** Erinnerungen und Erfahrungen. 5. u. 6. Aufl. 416 S. Berlin 1902, Martin Warneck. Preis brosch. 4 ℳ, gebb. 5 ℳ — Es sind Erinnerungen aus dem Jugendleben des Verfassers, aus dem Kaiserswerther Pfarr- und ersten Diaconissenhause, aus der Gütersloher Gymnasialzeit und den Studentenjahren, verflochten mit den Erfahrungen aus dem späteren vielbewegten Leben des Madrider Pastors und Evangelisators und mit den oft sehr lehrreichen und sinnreichen Bemerkungen und Urtheilen des reifen, christlich erfahrenen Mannes. So kann man es wohl verstehen, wenn in kurzer Zeit die vorliegende Schrift mehrere Auflagen erlebt hat. Sie hat einen doppelten Werth, insofern als sie über Theodor Fliedners Privatleben so manchen charakterisirenden Zug mittheilt und uns das Kaiserswerther Haus noch näher bringt und auf der anderen Seite auch den Werdegang seines auf reformationsgeschichtlichem Gebiete so bekannt gewordenen Sohnes uns recht deutlich erkennen läßt. Wenn die römisch-katholische Kirche (wie wir trotz des allerdings berechtigten Widerspruchs des Verfassers gegen die Bezeichnung „römisch-katholisch" sagen müssen), in diesen Erinnerungen und Mittheilungen nicht gerade zu ihrem Vortheil geschildert und beurtheilt wird, so beruht doch Alles auf genauer Beobachtung, Geschichte und Erfahrung, und der Verfasser versichert in einem Schlußwort, daß er Niemand habe ärgern wollen. Es sind auch Ausdrücke wie „Papisten" und „Römlinge" geflissentlich vermieden; nichts konnte Fliedner ferner liegen, als den Katholiken wehe thun zu wollen, da er ja, wie er mit Recht hervorhebt, sein ganzes Leben dem Wohl seiner katholischen Brüder gewidmet habe. Wir dürfen sein Buch als sehr anregende und unterrichtliche Lectüre auch für Lesecirkel, christliche Vereine und Bibliotheken angelegentlich empfehlen. D. K.

— **Der deutsche Satzbau**, dargestellt von Dr. **Hermann Wunderlich**. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. In zwei Bänden. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Preis 18 ℳ — Den ersten Band dieses Werkes haben wir im vorigen Jahre angezeigt (Lpz. Ztg. 30. Septbr. 1901). Da wir damals bereits seine Eigenart und Bedeutung zu kennzeichnen versuchten, dürfen wir uns nunmehr, wo es vollendet vorliegt, mit einer kürzeren Besprechung begnügen. Wunderlich bricht vollständig mit dem alten Herkommen, auch für die Behandlung der Syntax von den Wortarten auszugehen, die Worte als selbständige Gebilde zu betrachten und von den Satzgliedern aus zum Aufbau des Satzes zu kommen. Er beginnt seine Darlegungen folgendermaßen (Einleitung S. XIV): „Die Form, in der die Sprache Ausdrucksmittel bildet, ist nicht das Wort, sondern der Satz." Der Schritt, den er damit thut, ist überaus bedeutungsvoll. Denn mit ihm kündigt die Grammatik unserer deutschen Muttersprache der Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache, zu der sie von Alters her in einem Abhängigkeitsverhältniß stand und in vieler Beziehung bisher den Blick der Grammatiker für die Besonderheiten deutschen Sprachlebens hemmte, die Gefolgschaft und macht sich selbständig. Wie fruchtbar dieser Wandel der grammatischen Anschauung sich erweist für die gesammte Sprachbetrachtung, dafür bietet das vorliegende gelehrte Werk auf jeder Seite Belege. Wunderlichs Deutscher Satzbau gliedert sich in drei Theile. Der erste Theil beschäftigt sich mit dem Verbum und behandelt in vier Capiteln 1) das Verbum als Wortclasse, 2) seine Flexionsformen, 3) die Verbalnomina, 4) die Wortstellung des Verbums. Diese vier Capitel bilden mit der Einleitung (bis Seite XLII) den ersten Band des Werkes (418 Seiten). Der zweite Band bringt mit der Darstellung des Nomens im Satzbau (Substantiv S. 3—198, Adjectiv S. 199—225) und mit einem Capitel über die Pronomina (S. 226—301) den zweiten Theil. An ihn schließt sich der dritte Theil, der von den Partikeln und ihren Functionen als Satzbindemittel handelt (S. 302—425). Den Schluß bildet das Register zu beiden Bänden (S. 426—441). Ein Schulbuch ist Wunderlichs Deutscher Satzbau nicht und will es nicht sein. Er verzichtet ganz darauf, zu scheiden zwischen berechtigten und unberechtigten Erscheinungen des Sprachlebens, aus den reichen Beobachtungen, die er zusammenträgt, irgend welche Gesetze oder Vorschriften abzuleiten. Dies liegt ihm seiner ganzen wissenschaftlichen Richtung nach fern. Nur ganz ausnahmsweise kommt es vor, daß in seinem Ausdrucke ein leiser Tadel anklingt. So wenn er (I, 98) von der Unterdrückung des Subjectspronomens „in den niederen Schichten kaufmännischen Stils" spricht oder wenn er Beispiele anführt für eine Art der Verwendung des Adverbs neben dem Adjectiv, die zeige, „daß der Sinn für das natürliche und gegebene Verhältniß gerade bei gewandten Stilisten leicht getrübt wird" (II, 223). Das Leben der Sprache in all seiner Vielgestaltigkeit zu beobachten und darzustellen, seine einzelnen Erscheinungen in ihrer Entwicklung zu verfolgen durch die Jahrhunderte von den ältesten schriftlichen Urkunden in deutscher Sprache bis zur Gegenwart, zu zeigen, wie die Sprache in Rede und Schrift mit dem ererbten Sprachgute schaltet und wie sie es dem Gedankenausdrucke dienstbar macht, darauf ist sein Absehen gerichtet. Die Belesenheit und der Sammelfleiß, die er in den Dienst seiner Aufgabe stellt, sind ganz erstaunlich. Denn außer Oskar Erdmanns „Grundzügen der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwickelung", die, wie er im Vorwort zum zweiten Bande dankbar bekennt, ihm namentlich im zweiten Theile (herausgegeben aus Erdmanns Nachlaß von Dr. Otto Mensing) brauchbares Material darboten, konnte er Vorarbeiten kaum benutzen, sondern war fast durchweg auf das eigne Suchen angewiesen. Hierbei haben ihm, abgesehen davon, daß er das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm fleißig benutzt, sicherlich Schüler helfend zur Seite gestanden, die Fülle der Belege von den urältesten Zeiten bis auf Zeitungsstimmen aus den jüngsten Tagen und die neuesten Romane wäre sonst ganz unbegreiflich. Aber sein Verdienst bleibt trotzdem groß genug, sein Fleiß trotzdem bewundernswerth. Wir haben in der That bisher kein Werk dieses Umfanges gehabt, das der syntaktischen Durchforschung der Muttersprache gewidmet war, und vor Allem keines, das seine Aufgabe mit solcher Klarheit erfaßt, nach so fest umschriebenem Plane durchgeführt und so viel neue Ergebnisse zu Tage gebracht hätte. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Muttersprache hat lange Zeit hindurch fast ausschließlich der Formenlehre und der Wortforschung gegolten. Ist doch der Ausdruck „Satzbau" erst wenig über ein halbes Jahrhundert alt (Deutsches Wörterbuch I, 1162). Hermann Wunderlichs „Deutscher Satzbau" wird voraussichtlich einen Markstein bilden in der Entwickelungsgeschichte der wissenschaftlichen deutschen Syntax. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 100. Donnerstag, den 21. August, Abends. **1902.**

Die Wachtel.

Von Dr. Martin Bräß.

Vielleicht ist's nur eine Phrase, wenn man die vielfältigen Stimmen der Natur in Beziehung setzt zu den so außerordentlich verschiedenen Oertlichkeiten, die durch sie belebt werden, ein leeres Geschwätz, wenn man behauptet: die jauchzenden, schmetternden Jubelchöre der singenden Lerchen stimmen zu der keimenden Lenzesflur im Sonnenschein, das unaussprechlich innige Seufzen und Schluchzen aber der Philomele harmonire mit dem nächtlich dunklen Gebüsch am Rande des vom Mondschein versilberten Wasserspiegels; nur zu der Meereswoge, vom Sturme gepeitscht, passe der heisere Schrei der Möve, und zu dem nächtlichen Hochwald der schauerliche Eulenruf; der liebliche, melodische Gesang des Rothkehlchens gehöre in den lichten, mit maiengrünem Unterholz bestandenen Laubwald, und das kreischende Schackern der Elster auf die einsame winterliche Flur. Möglich, daß Vogelstimme und Oertlichkeit wirklich nichts mit einander zu thun haben, obgleich ich darauf hinweisen könnte, wie z. B. ohne Zweifel der Lehrmeister unserer Wasseramsel das auf steinigem Grunde dahinfließende Gebirgsbächlein geworden, mit dessen leisem Rieseln der ansprechende Gesang, den der muntere, am Wasser aufgewachsene Vogel auch zur Winterszeit hören läßt, verglichen werden kann; möglich, daß es nur liebe Erinnerungsbilder sind — das jungbelaubte Buchen- oder Eichenwäldchen am Rande der blumigen Wiese im Thalgrund, welches beim Pirolruf wieder vor unserer Seele auftaucht; der schneebedeckte Fichtenbestand, den die Strophe des Kreuzschnabels uns von Neuem vorzaubert —, aber wenn irgendwo, sei es nun mit mehr oder weniger Recht, von einer Harmonie örtlicher und zeitlicher Verhältnisse mit der Stimme eines Vogels gesprochen werden darf, so gilt dies von dem Wachtelruf, der am Sommerabend aus dem Getreidefeld uns entgegenschallt.

An dem Ruf der Wachtel an sich ist nicht eben viel; anmuthig und lieblich kann man ihn kaum nennen, er ist so kurz und hart abgebrochen und so gellend, daß man ihn wohl eine Viertelstunde weit hört. Nur aus drei Silben besteht er, einem Daktylus, der immer und immer wiederholt wird; denn das heisere dumpfe „Rauau“, welches dem bekannten, fast sprechend vorgetragenen „Pickwerwick“ gewöhnlich ein- oder ein paarmal vorhergeht, ist nur aus größerer Nähe vernehmbar. Dazu kommt noch ein zarter Lockruf beider Geschlechter, wohl auch noch dieser und jener gurrende oder piepende Laut: das ist aber dann das ganze Repertoire. Woher also diese Vorliebe für den Wachtelschlag, woher der tiefe nachhaltige Eindruck auf das Gemüth? Die Stimmung unserer ganzen Umgebung, das ist die Hauptsache. Freilich, wer solchen Reiz nicht selbst erlebt, Worte sind nicht im Stande, eine Vorstellung zu bieten. Dem lärmenden Treiben der Stadt sind wir entflohen, der drückenden Schwüle in den staubigen Straßen; die heiße Sommersonne ist untergegangen am nordwestlichen Horizont, ein kühler würziger Abendhauch weht aus dem Saatgefilde, das uns umgiebt. Vor uns das Dorf, eingehüllt in blaue Dämmerung, aus der die rothen Ziegeldächer hervorleuchten: ein Bild des Friedens. Die Grillen haben ihr Zirpen eingestellt, und auch der Lerche Lied ist verstummt, von schwindelnder Höhe rief sie der Sonne den letzten Abschiedsgruß nach. Stille, heilige Stille; das ganze blühende Weizenfeld hat sich dem Schlafe überlassen. Da steigt der Mond auf am östlichen Himmel, und kaum ergießt sich sein silbernes Licht über die ruhende Flur, da tönt es so lustig vom Rande des Feldes: „Pickwerwick, Pickwerwick“; in einem Athem geht's fort, zehn- und zwölfmal, dann eine Pause. Eine zweite Wachtel giebt Antwort, ganz in der Ferne schlägt eine dritte, und je mehr sich die Mitternacht nähert, um so lauter und hitziger schallt es. Nur in den frühesten Morgenstunden verstummt der muntere Schlag; aber kaum beginnt im Osten der junge Tag zu grauen, so tönt es wieder so emsig das freundliche „Pickwerwick“, als wollten die nimmermüden Thiere hier unten im Feld wetteifern mit den jauchzenden Lerchen in der Höhe.

Außer dem Kuckucksruf giebt es kaum eine Vogelstimme, die solche Aehnlichkeit mit menschlichen Sprachlauten aufwiese, wie der Wachtelschlag, und so ist es erklärlich, daß überall dem „Pickwerwick“ der Daktylensängerin menschliche Worte untergelegt werden. „Bück den Rück“ oder „Weck den Knecht“ ruft sie, sagt der Landmann, der die Stimmen der Natur gern auffaßt, als seien sie direct an ihn gerichtet. Andere Uebersetzungen sind: „Flick de Büx!“ (Hose) oder „Pack Tabak!“ In katholischen Ländern rufen die Wachteln die Mutter Gottes an: „Fraue, Frau, bitt' für mich“, wobei auch das heisere Vorspiel des eigentlichen Schlags sehr gut wiedergegeben ist, ähnlich wie der Wiener Vogelliebhaber, der ohne Wachtel gar nicht sein kann, dem Vogel die Worte unterlegt: „Wau, wau, findst mi net — unterm Bett bin i net.“ Mein Vater aber pflegte zu sagen: Die Wachtel redet lateinisch: „dic cur hic!“ ruft sie, und ich muß gestehen, auch dieses Sätzchen ist nicht übel gewählt; es paßt besser als das „Fürchte Gott, fürchte Gott,“ womit Sauter in dem bekannten stimmungsvollen Liede: „Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor“ den Wachtelschlag nachzuahmen sucht. Wie populär unser Vogel, oder richtiger seine Stimme — denn die Wachtel selbst ist wegen ihrer versteckten Lebensweise nur Wenigen bekannt —, ersieht man auch daraus, daß hier und da in deutschen Landen aus der Anzahl der Wachtelrufe auf zukünftige Ereignisse geschlossen wird. Soviele Mal die Wachtel schlägt, heißt es, soviel gilt der Laib Brod, oder wie man in Schwaben sagt: So oft sie ruft „sechs Paar Weck, sechs paar Weck,“ so viel Gulden wird das Jahr der Scheffel Korn kosten. Andere drücken sich etwas vorsichtiger aus: Schlägt die Wachtel nur dreimal, so wird das Getreide billig, schlägt sie aber vier- oder mehrmal, so wird es theuer. Auch der toscanische Bauer achtet auf dieses Orakel; doch weist die Redensart: „er lügt wie eine Wachtel“ darauf hin, daß man der Prophetin nicht trauen darf. In Süddeutschland und Tirol, ebenso in Hessen und Schlesien prophezeit die erste Wachtel durch die Anzahl ihrer Schläge den Burschen und Mädchen, wie lange sie noch ledig bleiben sollen. Es ist das eine Frage, welche die jungen Leute so sehr beschäftigt, daß sie sich am Kuckucksorakel nicht genügen lassen. Daß unsere Landleute in den Wachteln auch gute Wetterpropheten sehen, ist selbstverständlich; „wenn die Wachteln eifrig schlagen, läuten sie von Regentagen,“ sagt der Kalendermann. Das Feld aber, meint der Bauer, in welchem eine Wachtel ihre Jungen großzieht, ist sicher vor Hagelschlag; denn die Wachtel ist gleich der Schwalbe ein heiliger Vogel, den selbst die zerstörenden Naturgewalten verschonen. Wehe daher dem Missethäter, der die junge Brut vernichtet! Die Strafe folgt auf dem Fuße: der Blitz äschert den Hof ein, der Hagel zerschlägt die Frucht, oder es regnet vier Wochen ununterbrochen, die Graswurzel fault, und das Getreide verdirbt. Ich habe es selbst wiederholt beobachtet, wie der Knecht, der nach Futter fuhr, ein Stückchen Kleefeld verschonte, von dem er wußte, daß es ein Wachtelnest barg, und wie die Schnitter fürsorglich ein paar Quadratmeter Roggen stehen ließen, um ein Nest junger Vögel vor dem Untergang zu retten. Freilich, wohin sind die Zeiten, von denen ich da rede, wohin die friedlichen Feierstunden des Abends, da ich mich so oft er-

freute am munteren Schlag des ländlichen Vogels! Schon in den 70er Jahren begannen in meiner sächsischen Heimath die Wachteln seltener zu werden, von Jahr zu Jahr nahm ihre Zahl erschreckend ab, und fast ein Jahrzehnt ist vergangen, seit ich in meiner näheren Umgebung dem letzten Wachtelschlag gelauscht habe. Einmal schien es — es war im Frühjahr 1893 — als sollten in unserm Elbthal und auf den angrenzenden Hochflächen der Wachteln wieder mehr werden; die Hoffnung hat uns getäuscht: sie sind verschwunden, die heiteren Vögel, und mit ihnen ein gut Stück Poesie der ländlichen Saatgefilde. Leider haben wir nicht allein in unserm engeren Vaterlande diesen Verlust zu verzeichnen, fast in allen deutschen Gauen wird dieselbe Klage laut. Wie am Niederrhein, so hat die Zahl der Wachteln in der Lausitz und in Schlesien rapid abgenommen; vom Donauthal, von Thüringen, von Westfalen und Hannover gilt dasselbe. Und dies ist um so auffallender, als die natürlichen Lebensbedingungen unseres Vogels keineswegs ungünstiger geworden zu sein schienen; denn das Feldareal ist in den meisten Gegenden Deutschlands während der letzten Jahrzehnte auf Kosten der Waldflächen und Viehtriften noch gewachsen, und der Weizenbau hat sich mancherorts gesteigert. Ich muß gestehen, über die auffallende und ganz allgemeine Abnahme der Wachteln bei uns nicht ganz im Klaren zu sein; denn die Massenvertilgung der Thiere auf ihrem Zuge, wie sie Jahr um Jahr besonders in den südeuropäischen Ländern geübt wird, erklärt mir die bedauerliche Erscheinung nicht völlig. Denn erstens ist dieser Unfug Jahrhunderte alt, wenn ich auch zugestehe, daß er heute größere Dimensionen angenommen hat als noch vor zehn oder zwanzig Jahren, und zweitens sind andere außerdeutsche Länder auch heute noch keineswegs wachtelarm. Wie habe ich mich, um nur ein Beispiel anzuführen, jedes Jahr in Ungarn erfreut an dem lustigen Schlag der Wachtel; überall hörte ich den Vogel, oft 6 bis 8 Männchen zu gleicher Zeit, auf der Zipser Hochebene in Oberungarn südlich der Tatra, in dem weiten Fruchtgefilde des Banots oder in Siebenbürgen auf dem welligen Vorlande der transsylvanischen Alpen. Es wird ja auch hier, und gewiß mit Recht, vielfach über eine Abnahme der Wachteln geklagt, ich habe davon kaum etwas verspürt.

Bei uns in Sachsen gehören die Wachteln zur niederen Jagd (Gesetz, die Schonzeit der jagdbaren Thiere betreffend, vom 22. Juli 1876); sie dürfen aber gleich den Rebhühnern nur vom 1. September an geschossen werden; ähnlich lauten die jagdrechtlichen Bestimmungen auch in den anderen deutschen Bundesstaaten. Man schießt die Wachtel vor dem Hühnerhunde; wird sie gefehlt, so fliegt sie gewöhnlich nicht weit weg, so daß sie meist mit dem Hunde von Neuem aufgesucht werden kann. Gewiß würde es sich empfehlen, wenn die Jagdberechtigten einige Jahre lang die Schonung der Wachtel unter sich beschließen würden; aber aus der Thatsache an sich, daß ein Thier Gegenstand der Jagd, ist alles Andere eher abzuleiten, als seine Ausrottung. Hasen, Rebhühner, Fasanen beweisen, ganz abgesehen vom Hochwild, das Gegentheil. Der Schuß auf die Wachtel war auch zu der Zeit, da sie unsere Getreidefluren noch in größerer Anzahl belebte, nur ein gelegentlicher. Da ihre Jagd zugleich mit der Hühnerjagd am 1. September aufgeht, die Wachtel aber schon im Laufe dieses Monats ihre südlichen Winterquartiere aufzusuchen beginnt — denn sie ist gegen Kälte recht empfindlich und wandert, sobald die Spätsommer- oder Herbstabende kühl werden — so handelt es sich kaum um vier Wochen, während welcher Zeit sie dem feinen Hagel aus der Flinte des deutschen Waidmanns ausgesetzt ist. Vielleicht ließe sich der Beginn der Wachteljagd auch bis zum 15. Sept. hinausschieben, doch erscheint diese beinahe illusorisch, so daß es schon besser wäre, sie einfach gesetzlich zu verbieten; indessen kann man auch Denen nicht ganz widersprechen, die behaupten, daß unser Vogel ein nicht zu unterschätzendes Jagdobject sei. Wer den Wohlgeschmack einer fetten Wachtel kennt, zieht sie jedem andern Federwild vor. Würde uns die Wachtel im Herbste nicht verlassen, so würde sich ihre Zahl gleich der des Rebhuhns unter dem Schutz unserer Jagdgesetze bald erheblich vermehren; die Reise ist es, die dem Vogel Gefahren bringt, gegen die der Abschuß von ein paar tausend, ja selbst fünfzig- und hunderttausend Stück in Deutschland nicht eben viel zu sagen hat. Hoffentlich wird durch die internationalen Vogelschutzbestimmungen dem verderblichen Massenmord im Süden recht bald der Garaus gemacht.

Wir können es uns kaum vorstellen, wie in fast allen Ländereien am Mittelmeer, auf allen Inseln desselben der Wachtelzug zweimal des Jahres, im April und Mai und im October die Bewohner in Bewegung setzt; da wird Wochen vorher von nichts Anderem als der erhofften Beute gesprochen; Stecknetze und Steckgarne werden in Ordnung gebracht, Treibzeug und Lockmittel in Bereitschaft gehalten, allerlei Schußwaffen in Stand gesetzt und die Stöcke zurecht gelegt, mit denen man die Vögel erschlägt, und wenn sie nun einfallen, von dem weiten Fluge ermattet, stürzt Groß und Klein unbarmherzig über die Wanderer her und das Morden nimmt kein Ende. Am bekanntesten ist der Wachtelfang von Capri geworden; Hunderttausende von Vögeln werden bisweilen hier an einem einzigen Tage gefangen; man bringt sie auf den Markt von Rom und nach anderen Ortschaften, wo sie weniger häufig auftreten. Auf Capri ist der Wachtelfang so bedeutend, „daß er zum vorzüglichsten Einkommen des dortigen Bischofs gehört, welchen man deshalb spottweise den Wachtelbischof genannt hat". Aber auch sonst in Italien überall dasselbe traurige Bild von der geradezu sinnlosen Vernichtung unseres Vogels. In Ancona wurden in der zweiten Hälfte des Mai 1884 von einem einzigen Handelshause 10 700 Wachteln verschickt; in Udine, einer Mittelstadt Venetiens von etwa 30 000 Einwohnern, kamen im Herbst 1883 nicht weniger als 9107 Wachteln auf den Markt; in einer einzigen Woche im Monat Mai versandte man allein aus dem Hafen von Messina 80 000 Stück. Ebenso stellt man in der Türkei der Wachtel nach. Wenn im October die Schaaren ankommen, ergreift ganz Pera ein förmliches Jagdfieber. Alles eilt hinaus nach der nahen Ebene von San Stefano am Marmarameer, von früh bis Abends dauert die Knallerei, und den nächsten Tag ist der Markt in der Stadt überschwemmt von Tausenden dieser Vögel, an denen nur die Köchinnen kein Gefallen haben; denn es erfordert viel Sorgfalt, die kleinen Braten für die Leckermäuler zuzubereiten, da bei dem Rupfen die Haut nur zu leicht verletzt wird und dann in der Pfanne das wohlschmeckende Fett zu stark ausschwitzt. Die strengen Muhamedaner ziehen übrigens die in den Netzen lebendig gefangenen Wachteln vor, die dann in der Küche geschlachtet werden; denn ihr Glaube verbietet ihnen, ein auf der Jagd erlegtes Thier zu genießen. An der Südküste des Mittelmeeres geht's ebenso zu. Was sich hinübergerettet hat nach dem heißen Erdtheil, wird dort mit Knitteln und Netzen empfangen. Nach den Ermittelungen Dr. Carl Ohlsens, des im Januar 1902 verschiedenen Hauptvorkämpfers der Vogelschutzidee in Italien, erreichte im Jahre 1897 die Zahl der allein von Alexandrien nach Europa lebendig versandten Wachteln die Summe von zwei Millionen; für das Jahr 1898 ergaben genaue Nachforschungen die Zahl 1 275 490, wovon 1 088 490 nach Frankreich, 92 000 nach England, 79 000 nach Italien und 25 000 nach Malta bestimmt waren. Am 7. October 1901 landete nach demselben Gewährsmann der Dampfer Po im Golf von Neapel; er führte eine Ladung von 100 000 Wachteln, die unterwegs umgekommen waren. Da sie bereits in verwesten Zustand übergegangen, mußte der Dampfer desinficirt und auf hohe See gebracht werden; die Wachteln selbst wurden vernichtet. Es muß erwähnt werden, daß auch die nach Frankreich gerichteten Sendungen zum größten Theil für die Leckermäuler in England bestimmt sind; Humanität hat der Engländer in dieser Beziehung nicht einmal auf der Zunge. Die Wachtelschiffe landen in Marseille, und von hier aus werden die Vögel mit der Bahn weitergeführt. Es handelt sich jährlich um etwa 2 Millionen Wachteln. Daß sich auch bei uns in Deutschland Abnehmer für diese Delicatesse fanden, ist natürlich, und es wurden vor wenig Jahren in Berlin und anderen Großstädten lebende Wachteln, in engen Käfigen zusammengepfercht, von einigen Feinkosthandlungen feilgehalten. Zum Glück nahm sich die Polizei der Sache sehr bald an, auch wurde der geradezu schmähliche Wachtelhandel nach England mittelst Durchfuhrverbots durch Frankreich unterbunden; ebenso verbot die preußische Regierung die Einfuhr nicht nur lebender, sondern auch todter Wachteln während der Schonzeit, und die meisten anderen Bundesstaaten sind diesem Beispiel gefolgt. Aber natürlich zur Jagdzeit liegen Tausende todter Wachteln in unseren Delicateß- und Wildprethandlungen zum Verkauf aus; sie stammen meist aus Südfrankreich und werden unter dem harmlos klingenden Namen „echt französische Weinbergswachteln" angepriesen, als ob sie drüben in den Weinbergen etwa so aufwüchsen und gezogen würden, wie bei uns in der Elbgegend die Erdbeeren. Angesichts dieser Thatsache müßte man allerdings wünschen, die Wachtel nicht mehr als Jagdobject gelten zu lassen; dann würde mit einem Schlage für uns solch' ärgerlicher Anblick verschwinden.

Die deutsche Jagd verliert ja nicht eben viel an der kleinen, schon so selten gewordenen Beute.

Nur wenn behauptet werden darf, daß der Wachtelfang heute eifriger betrieben wird als früher — der Wachtelhandel hat bei den günstigeren Verkehrsverhältnissen thatsächlich größere Bedeutung gewonnen — kann man den Menschen für die Ausrottung der Vögel in so vielen Gegenden verantwortlich machen. Das Eine steht aber jedenfalls fest, daß man zu allen Zeiten die Wachteln in Massen gefangen, in ganz unglaublicher Menge verzehrt hat. Das älteste Zeugniß hierüber findet sich wohl bei Moses: 2. Buch Mos. 16, 13 und 4. Buch Mos. 11, 31, wo uns erzählt wird, eine wie große Wohlthat den Israeliten die in Arabiens Wüste verschlagenen Schaaren wurden. An letzterer Stelle heißt es: „Da fuhr aus der Wind von dem Herrn und ließ Wachteln kommen vom Meer und streute sie über das Lager, hie eine Tagreise lang, da eine Tagreise lang um das Lager her, zwo Ellen hoch über der Erde.“ Auch neuere Reisende berichten von den ungeheuren Flügen längs der Küste des arabischen Meerbusens und aus allen Theilen des Mittelmeeres weiß man zu erzählen, wie sich ganze Züge von Wachteln ermattet auf die Schiffe stürzten, wo sie den Matrosen eine leichte und willkommene Beute wurden. Plinius, der auch schon darüber schreibt, übertreibt natürlich nicht wenig, wenn er behauptet, die Wachteln fielen oft in solcher Menge des Nachts in die Segel der Schiffe, daß diese versinken, während Varro in seinem Werke „de re rustica“ angiebt, daß die Wachteln jedes Jahr sowohl auf ihrem Herbst- wie Frühjahrszug in geradezu unglaublicher Menge auf den Inseln des tyrrhenischen Meeres Palmarola, Ponza, Ventotene — Varro schreibt Palmaria, Pontia, Pandataria — einfallen, wo sie von den Einwohnern gefangen werden. In Rom besaß man Vogelhäuser, in welchen Wachteln, dazu auch Krammetsvögel, Amseln, Ortolane, gemästet wurden, ehe sie in dem Magen der römischen Schlemmer, die Alles in den Mund steckten, was Federn trägt, ein unrühmliches Ende fanden. Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch einiger Märchen gedenken, welche sich die Alten von den ziehenden Wachteln erzählten. An der Spitze jedes Wachtelzuges, fabelte man, stehe der „Wachtelkönig“, unser Wiesenknarrer (Crex pratensis) — Plinius nennt ihn Ortyometra. Ja man behauptete sogar, die Wachteln stellten dies Oberhaupt nicht nur der Führung wegen, sondern auch deshalb an die Spitze ihres Zuges, weil sie wüßten, daß der erste am Ziel von einem Raubvogel zerrissen würde; auf diese Weise sollten also die klugen Vögel dafür sorgen, daß das Unheil keinem aus ihrer Sippe widerführe. Es ist uns übrigens nicht klar, wie man zu diesem Märchen gekommen; denn ganz gleichmäßig ziehen beide Vogelarten keineswegs. Man kann das „Bück den Rück“ der Daktylensängerin noch wochenlang hören, wenn das schnarrende „Knerpp, knerpp“ des Rallenvogels bereits verstummt ist. Vielleicht ist in den ähnlichen Lebensbedingungen, d. h. dem Aufenthalte in den Getreidefeldern der Ebene, die ja auch der Wiesenknarrer aufsucht, wenn das hohe Gras gemäht ist, das Bindeglied zu finden. und daß eine maßlose Herrschsucht über andere Vögel dem Wachtelkönig eigen, ähnlich wie dem Kranich, hat man wiederholt an gefangenen Exemplaren beobachten können. Noch naiver erscheint uns Folgendes, was gleichfalls Plinius berichtet. „Erhebt sich ein dem Zuge widriger Wind,“ schreibt er, „so nehmen die Wachteln kleine Steinchen als Ballast in die Füße, oder den Schnabel voll Sand, und fliegen dann weiter.“ Oppian aber weiß eine bessere Erklärung für diese Handlungsweise der klugen Vögel. Nach ihm fürchten sich die Wachteln vor dem Anblick des Meeres so sehr, daß sie ihre Augen schließen, weshalb sie ja auch leicht gegen die Segel der Schiffe stoßen. Weil sie nun bei dem Fluge nicht sehen, aber doch wissen wollen, wie weit sie sind, nimmt jede Wachtel drei Steinchen in den Schnabel, läßt diese in bestimmten Zwischenräumen fallen und horcht, ob sie aufs Wasser oder aufs Land aufschlagen. Geschieht letzteres, so lassen sich die Vögel zur Ruhe nieder.

Die alten Griechen und nach ihnen alle Völker Südeuropas fingen aber die Wachteln nicht nur des Genusses wegen, sondern ergötzten sich auch an den erbitterten Kampfspielen zweier oder mehrerer Wachtelmännchen. Diese sind außerordentlich streitsüchtige Thiere und sehr hitzige Kämpfer. Hat man zufällig zwei Männchen gefangen und in einen Raum eingeschlossen, so dauert es nicht lange, und das Beißen oder Hacken mit dem Schnabel, das Kratzen mit den Füßen beginnt; die Thiere vertragen sich durchaus nicht. Wie muthig solch kleiner zahmer Wachtelhahn ist, sieht man auch daraus, daß er tapfer gegen die Hand losgeht, wenn man sie scherzweise über sein Futter legt, und denselben Angriff unternimmt er, wenn man ihm zu der Zeit, wo er lange nicht gebadet hat, ein Häufchen Sand in seinen Käfig bringt, das man aber mit der Hand zu vertheidigen sucht. Sandbäder sind ihm ein besonderes Vergnügen.

Die Wachtelspiele waren in Athen eine wirkliche Volksbelustigung, an der sich z. B. Alcibiades sehr eifrig betheiligte. In großer Menge zogen diese Spiele die Leute herbei. Nach Lucian soll es sogar ein Gesetz gegeben haben, welches den Jünglingen gebot, fleißig den Wachtelkämpfen zuzusehen, um von diesen Vögeln, die mit Hartnäckigkeit auf Tod und Leben kämpfen, Tapferkeit und Todesmuth zu lernen. An jedes Ende eines länglichen Tisches wurde eine Wachtel gesetzt; erst schauen sich die Thiere trotzig drohend ins Auge, dann rücken sie vorwärts, bis sie in der Mitte des Tisches an ein Häufchen Hirse kommen, die sie besonders lieben. Hier fahren nun die Wachteln mit solcher Heftigkeit auf einander los und hauen so wüthend mit dem Schnabel um sich, daß die Federn fliegen und das Blut aus den Wunden fließt, bis die eine besiegt die Flucht ergreift. Der Besitzer der siegreichen Wachtel bekam den ausgesetzten Preis und konnte nach mehrmaligem Siegen das Thierchen oft sehr theuer verkaufen. Noch zu Aldrovandus' Zeit waren die Wachtelkämpfe in verschiedenen Städten Italiens, namentlich in Neapel, allgemein üblich. Es gab übrigens noch ein anderes griechisches Wachtelspiel, man nannte es „Wachtelhieb“. Irgend Jemand setzte seine Wachtel in die Mitte einer Kreislinie; der Gegner gab dem Vogel einen leichten Hieb mit dem Finger; wich nun die Wachtel aus dem Kreise, so hatte ihr Besitzer die Wette verloren. Es ist bekannt, zu welchen Albernheiten die römischen Schlemmer sich manchmal hinreißen ließen; wir wissen, daß z. B. der Schauspieler Aesopus — er lebte zu Ciceros Zeit — seinen Gästen eine Schüssel vorsetzte, deren Inhalt auf 100000 Sestertien (d. i. ca. 15000 ℳ) geschätzt wurde. Es waren gebratene Vögel, die sich bei Lebzeiten durch Nachpfeifen von Melodien oder durch Sprechen menschlicher Worte besonders ausgezeichnet hatten. Genannter Herr konnte sich übrigens nicht beklagen, daß sein Sohn aus der Art geschlagen sei, denn dieser verschlang sogar Perlen. So wird uns in ähnlicher Weise von Eros, einem römischen Verwalter in Aegypten, erzählt, er habe eine Wachtel, die in allen Kämpfen siegreich gewesen, gekauft und sie aus Uebermuth gebraten und verzehrt. Freilich ist ihm das an sich schon theure Gericht noch theurer zu stehen gekommen; denn als Cäsar Augustus dies hörte, ließ er den verrückten Schlemmer an einen Schiffsmast nageln. Daß sich gegen die übertriebene Liebhaberei der „Wachtelnarren“ auch vereinzelt die Stimme gescheidter Leute erhob, wollen wir nicht unerwähnt lassen; so sagt Plato: „Mir ist denn doch ein braver Freund lieber, als die beste Wachtel und der beste Hahn.“ In Südeuropa sind die Wachtelspiele allmälig eingeschlafen, aber in China werden sie auch heute noch eifrigst gepflegt.

Bei uns erfreut sich der Vogelliebhaber nur an dem ansprechenden Schlag der gefangenen Wachtel, und mit ihm freut sich die Nachbarschaft; denn der kräftige Ruf tönt die ganze Gasse entlang. Möglichst tief, klangvoll und langsam im Vortrag muß der Schlag einer guten Wachtel sein. Ich habe die besten Schläger in Wien gehört, in den Vogelwirthshäusern der Vorstädte. Freilich, ihre ganze Liebenswürdigkeit entfaltet die Wachtel erst, wenn man sie aus dem engen, dunklen Wachtelhäuschen erlöst, das zumeist ein rechter Marterkasten ist, und sie frei in der Stube herumlaufen läßt. Immer zeigt sie sich heiter, beweglich, immer beschäftigt; dazu gehört sie zu den reinlichsten Vögeln, wozu die einfache Körnernahrung beiträgt, die man ihr neben ein wenig Grünzeug reicht: Hirse, Weizen, Glanz u. s. w. An die Stubengenossen gewöhnt sich die Wachtel schnell, selbst mit dem Hunde wird sie gut Freund und fürchtet sich schließlich so wenig vor ihm, daß sie das Fell des Vierfüßlers nach kleiner Beute durchsucht. Man kennt Beispiele, wo gefangene Wachteln sogar mit der Hauskatze innige Freundschaft pflegten. Daß die Wachtel in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung schreitet, hat man wiederholt beobachtet: ein Beweis dafür, wie wohl sich der Vogel unter den veränderten Verhältnissen bei einer vernünftigen Behandlung befindet. Doch empfiehlt es sich, dem Männchen nicht nur ein Weibchen, sondern mehrere, etwa drei Stück, zuzugesellen, weil der allzu hitzige und rauflustige Vogel seine Gattinnen auf die ärgste Weise quält und mißhandelt. Bei

Polygamie vertheilen sich die rohen Liebesschläge, Püffe, Kratzereien des kräftigen Männchens auf mehrere Vertreterinnen des zarten Geschlechts, während ein einzeln preisgegebenes Weibchen nicht selten zu Tode gemartert wird. Bei entsprechender Nahrung ist die Aufzucht der Jungen nicht schwer.

Ueber die ehelichen Verhältnisse der Wachtel war man sich lange Zeit nicht klar, und noch heute begegnet man verschiedenen Ansichten. Die Einen behaupten, die Wachtel lebe paarweise, also in Monogamie, wie ihre Verwandten, die Rebhühner, während Andere der Meinung sind, es herrsche Polygamie bei ihnen. Wenn wir auch zugeben wollen, daß in unseren Gegenden auf ein Männchen meist nur ein Weibchen kommen dürfte, weil die Vögel an Zahl so gering sind, daß sich der Wachtelhahn den Luxus der Polygamie nicht gestatten kann, so gehorcht, scheint mir, der Hahn hierin nur der Noth, nicht dem eigenen Triebe. Es ist wohl kaum ein Vogel so verliebt, wie der Wachtelhahn, so eifersüchtig, so kampfesfreudig dem Nebenbuhler gegenüber, so untreu, so roh gegen seine Gattin, so gleichgiltig gegen die Brut. Dies Alles aber sind Eigenschaften, welche uns die Männchen der in Polygamie lebenden Vogelarten zeigen, wie unsere echten Waldhühner und Fasanen. Dazu kommen auch unmittelbare Beobachtungen, welche die Vielehe höchst wahrscheinlich machen. So weist Naumann darauf hin, daß er gegen Ende der Ernte, wenn an zugereiste Zugwachteln noch nicht zu denken war, öfters mehrere Wachtelfamilien in einer Gegend angetroffen habe, wo er den Sommer über nur ein einziges Männchen habe schlagen hören, eine Erfahrung, die ich aus eigener Beobachtung mehrfach bestätigen kann. Eine Wachtelmutter mit ihrem Dutzend winziger Küchlein gewährt ein reizendes Bild. Sorgsam werden die Kleinen auf die Weide geführt und angeleitet, die Larven und Käferchen aufzulesen, welche die Alte nach Hühnerart aus dem Boden scharrt. Auf ihre zarten Locktöne eilen alle herbei, und dann kauert sich die Mutter auf den Boden, und wärmend schließt sie die kleinen Dunenbällchen unter ihre Flügel. Bald aber wachsen die winzigen Dinger, ja sie wachsen schneller als irgend ein anderer Vogel; schon in der zweiten Woche, seit sie dem Ei entschlüpft und dem kunstlosen Nest, einer mit Hälmchen ausgelegten Vertiefung im Getreide- oder Kleefeld, entlaufen sind, beginnen sie sich im Flattern zu üben; mit sieben Wochen aber sind sie vollständig flugfähig und erwachsen. Dann trennen sich die Geschwister von einander und von der Mutter; die Familie löst sich vollständig auf, jedes geht seine eigenen Wege.

Es ist merkwürdig, wie sehr sich die Fortpflanzung der Wachtel verzögert. Sie brütet nur einmal, und doch hat man selbst noch Ende August Nester mit Eiern gefunden. Die Wachtel läßt nämlich nach ihrer Ankunft, die bei uns Anfang Mai erfolgt, noch viele Wochen vergehen, ehe sie sich zur Brutpflege anschickt, und so hört man den Wachtelhahn wohl schon einen Monat und noch länger schlagen, ehe man ein volles Gelege (8 bis 14 Eier) entdeckt. Naumann schreibt sogar: „Vor Johannistag (24. Juni) wird man nie ein Nest finden, vielmehr darf man dieß kaum vor der Mitte oder gar erst zu Ende Juli erwarten"; eine Angabe, die nach meinen Beobachtungen für unsere Gegend nicht ganz zutrifft, wenigstens habe ich in den 80er Jahren und im Jahre 1893 wiederholt Wachtelnester mit dem vollen Gelege in der Zeit vom 9. bis 16. Juni gefunden. Je später aber die jungen Wachteln selbstständig werden, um so größer ist die Gefahr, daß sie zu Grunde gehen. Die immer weiter fortschreitende Ernte des Getreides und der Futterpflanzen raubt der jungen Brut den Schutz auf den Feldern, die Insectennahrung wird spärlicher, die Witterung rauher, und so mögen die späten Bruten vielfach eine Beute ihrer Feinde werden. Diese sind sehr zahlreich. Falken und Habichte schlagen die Wachtel, wenn sie einmal auffliegt, nur zu leicht, obgleich ihr Flug immerhin gewandter ist, als mans dem kleinen rundlichen Vogel zutrauen sollte. Elstern und Krähen stellen der jungen Brut und den Eiern nach, und vom vierfüßigen Raubwild sind Fuchs, Marder, Wiesel und Igel, vielleicht auch Hamster und Scheermäuse zu nennen, welche die Eier fressen, sobald sie auf irgend ein bodenständiges Nest stoßen. Der schlimmste Feind aber wird wieder die Katze sein, die sich so gern daran gewöhnt, tagelang in den Klee- und Getreidefeldern zu lustwandeln. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf eine Unterart unserer lieben Hauskatze aufmerksam machen, die es vor einem halben Jahrhundert noch nicht gab und die jedenfalls für unsere Vogelwelt sehr verhängnißvoll geworden ist, ich meine die „Bahnwärterkatze". Es sind ja die Bahnwärterhäuschen dank unseres dichtmaschigen Eisenbahnnetzes durch das ganze Land zerstreut; in einsamer waldiger Gegend oder inmitten eines großen Feldareals, nirgends fehlen sie; sie sind oft die einzigen Häuschen weit und breit. Hält sich nun der Inwohner eine Katze, so ist dieselbe beim Mangel von Hof und Garten in der That angewiesen auf die Umgebung, in die sich ehemals wohl nie ein solcher Vogelmörder verlief. Die Bahnwärterkatze, der ich so oft am Waldesrand, im Krautacker, auf dem Feldrain begegnet bin, hat mir oft schon zu denken gegeben. Damit im Zusammenhang sei erwähnt, daß die Telegraphendrähte gerade sehr viel Wachteln das Leben kosten, worauf K. Th. Liebe wiederholt hinweist. Nur durch die zahlreiche Nachkommenschaft erklärt es sich, daß trotz der vielen natürlichen Feinde und trotz der unsinnigen Verfolgung seitens des Menschen die Wachtel noch nicht völlig in unserer deutschen Heimath verschwunden ist.

Die Wachtel diente in früheren Zeiten auch medicinischen Zwecken. Einreibungen mit Wachtelschmalz sollten die Geburt befördern, während Wachtelaugen, als Amulett an den Hals gehängt, bei Augenkrankheiten gute Dienste leisteten. Merkwürdig ist ferner, daß man mit einem Wachtelhirn die „hinfallende Krankheit" zu heilen suchte. Der alte Geßner giebt folgenden Rath: „Nimm ein Wachtelhirn mit myrtensalb / zerstoßen / vnnd behalt das in ein zinine büchß / vnnd so du einen sichst von diser sucht niderfallen / so schmirb im das angsicht damit: der kranck wirt von stund an widerumb aufston." Man war nämlich der Meinung, die Wachtel selbst leide an der Fallsucht und man suchte nun Gleiches durch Gleiches zu heilen. Schon Plinius weiß davon. „Die Wachtel," schreibt er, „ist das einzige Thier, welches gleich dem Menschen am bösen Wesen leidet, und deswegen pflegt man auszuspucken, so oft man eine Wachtel sieht." Wir haben uns vergeblich bemüht, einen Grund für diese eigenthümliche Ansicht der Alten zu finden.

Wie unsere Wachtel im Laufe der Zeit verschwunden ist aus der „materia medica", so möge sie, das ist unser Wunsch, auch recht bald verschwinden aus der Küche und vom Tische der oberen Zehntausend! Es wäre doch traurig, wenn unsere Kinder den Wachtelruf nur noch vernehmen sollten aus dem dunklen Wachtelhäuschen des Liebhabers, und unsere Enkel sich begnügen müßten mit dem stümperhaften Wachtelschlag, den abwechselnd mit dem Kuckucksruf die Schwarzwälder Uhr erschallen läßt.

Bücherbesprechung.

— Pohle, Paul, Lehrer in Plauen, Heimathkunde von Planen im Vogtlande nach geographischen Einheiten für den Unterricht bearbeitet. Verlag von A. Kell, Plauen i. V. 88 S. mit 2 Blättern Zeichnungen gr. 8. — Höchst erfreulich ist die Rührigkeit, die auf dem Gebiete der sächsischen Heimathkunde herrscht. Auch das vorliegende, von der Verlagshandlung gut ausgestattete Heft ist dafür ein schöner Beweis. Der Verfasser zeigt gründliche Bekanntschaft mit dem Stoff und Selbstständigkeit in seinen methodischen Anschauungen. Er bietet zunächst in 5 Abschnitten methodische Winke, aus denen die Ausführungen über die Unterrichtsgänge (S. 8 ff.) herausgehoben seien. Während der gewöhnliche Gang mit dem Schulhause und der nächsten Umgebung beginnt und dann dem Stadttheil und der Umgebung der Stadt sich zuwendet, zergliedert der Verfasser die Heimath nach geographischen Einheiten. Dabei werden Verknüpfungen mit dem Unterricht in der Naturgeschichte hergestellt, für den S. 11 u. 12 der Lehrplan dargeboten wird. In 18 Abschnitten wird dann der heimathkundliche Stoff behandelt. Hervorgehoben sei z. B. die zusammenfassende Lection über die Bewässerung (S. 49 ff.), über das Wasser und die Niederschläge (S. 83 ff.); aber auch die geschichtlichen und wirthschaftlichen Ausführungen sind von Interesse. Das Register der gewonnenen Begriffe (S. 87 f.) zählt nicht weniger als 238 auf. Wie der Verfasser auf das Zeichnen großen Werth legt und die bunte Kreide mannigfach verwendet, so giebt er am Schlusse 2 werthvolle Seiten Zeichnungen, z. B. den Schattenriß der Altstadt vom Schloßberg aus. Erwähnt sei noch, daß die Heimathkunde auch in den oberen Classen Verwendung findet, z. B. wird die Verwaltung Plauens im 6. Schuljahre besprochen. Das Heft ist eine praktische Ergänzung zu dem bekannten Büchlein: „Unser Vogtland. Heimathkundliche Lesestücke von einer Commission Plauenscher Lehrer." A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 101. Sonnabend, den 23. August, Abends. **1902.**

Corona Schröter.

(Gestorben den 23. August 1802.)

Von H. C. Kellner.

Dir gab ein Gott in holder, steter Kraft
Zu Deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.
Goethe.

Es war in den Morgenstunden des 26. August 1802. Da hatte sich auf dem Friedhofe von Ilmenau, dem stillen Städtchen des Thüringer Waldes im anmuthigen Thale, in dem immergrünen Haine, eine kleine Trauergemeinde eingefunden, um die sterblichen Ueberreste einer Künstlerin dem Schooß der Erde zu übergeben, die einst zu den liebenswerthesten, am meisten umworbenen Mitgliedern des Weimarer Musenhofes gehört hatte und nun einsam und verlassen gestorben war. An dem frisch aufgeworfenen Grabe links nahe an der Zugangspforte standen sie und drückten nach Beendigung der Trauerhandlung mit einem tröstenden Worte einer in Schwarz gehüllten weiblichen Gestalt die Hand. Corona Schröter war gestorben, ihre Freundin Wilhelmine Probst hatte ihr das letzte Geleite gegeben.

Und dann gingen hundert Jahre voll der gewaltigsten Erschütterungen und mächtigsten Wandlungen an der einsamen, fast vergessenen Ruhestätte der Künstlerin vorüber. — —

Es war in der Mittagsstunde des 25. Mai dieses Jahres. Da war das Grab abermals von einer feiernden Gemeinde umstanden. Aber dieses Mal war es eine glänzende, zahlreiche Versammlung, die sich aus Mitgliedern der in Weimar tagenden Goethe-Gesellschaft, sowie den Behörden und Vertretern der Ilmenauer Bürgerschaft zusammensetzte. Mit Worten, die geeignet waren, die Brust eines Jeden der Rührung zu öffnen, rief der Redner dieser festlichen Begehung, Bernhard Suphan, das Idealbild der Künstlerin vor das geistige Auge der Feiernden. Seine Rede gipfelte in der Mahnung, zu Ehren der Edlen und Guten nicht blos das Grabdenkmal zu erneuern in der Form, wie es einst die liebenswürdige Prinzessin Karoline, die Tochter Carl Augusts, gestiftet hatte — eine Grabesplatte mit Harfe, Lorbeerzweig, Schmetterling und Thränenkrug in den vier Ecken —, sondern auch ihr ein Denkmal im Herzen aller für das Wahre, Gute und Schöne Empfänglichen zu errichten.

Es war dies eine um einige Wochen vorausgenommene Hundertjahrfeier. Heute, als an dem eigentlichen Todestage, sei entsprechend dem Mahnrufe Bernhard Suphans auch unsererseits ein Erinnerungsblatt auf dem Grabe der Edlen, Schönen und Guten niedergelegt!

Corona Elisabeth Wilhelmine war geboren am 14. Januar 1751 in Guben, der Hauptstadt der damals kursächsischen Niederlausitz. Ihr Vater war Hautboist im Graf Brühlschen Regimente, ihre Mutter eine Tochter des Schuhmachers Hester in Guben. Als Corona drei Jahre alt war, siedelte die Familie nach Warschau über, was bei den damals noch zwischen Kursachsen und Polen bestehenden dynastischen Beziehungen nicht weiter befremden darf. Hier hat Corona ihre Kindheit verlebt und ihre erste Bildung erhalten, namentlich auch die erste gesangliche Ausbildung und den ersten Zeichenunterricht. Auf beiden Gebieten zeigte das kleine, schon damals durch Anmuth und Wohlgestalt auffallende Mädchen die entschiedenste Begabung. Auch ihr Sprachentalent machte sich bemerklich, und bald entzückte die hübsche Sächsin durch ihr wohlklingendes Plaudern in polnischer Sprache alle Welt. Französisch, englisch und italienisch wurde in späteren Jahren mit derselben spielenden Leichtigkeit dazu erlernt. So wurde das Mädchen zwölf Jahre alt. Da entschloß sich der Vater, mit Frau und Kindern, seinen beiden Söhnen Samuel und Heinrich und der kleinen Corona nach Sachsen zurückzukehren, einestheils, um seine äußere Lage zu verbessern, anderntheils, um für die musikalische Ausbildung seiner Kinder besser sorgen zu können. Zu diesem Zwecke nahm er dauernden Aufenthalt in Leipzig, wo er in Johann Adam Hiller, einem guten Freunde aus alter Zeit, einen Förderer zu finden hoffte. Diese Hoffnung trog ihn nicht. Hiller, damals bereits Leiter des „Großen Concertes“ (des nachmaligen Gewandhausconcertes), nahm sich der Familie seines Freundes Schröter auf das Liebreichste an und förderte namentlich Corona, deren hohe musikalische und mimische Begabung ihm nicht entgehen konnte, in solcher Weise, daß sie bereits 1765, also in einem Alter von 14 Jahren, im „Großen Concerte“ als Sängerin auftreten konnte. Freilich hatte dabei Coronas nie ermüdender und nie sich genug thuender Fleiß das Meiste zum Erfolge beigetragen. Das erste Auftreten war epochemachend. Das ganze musikalische Leipzig, Männer und Frauen, Alt und Jung, war entzückt, als es die kleine Schröter zum ersten Male im Concertsaale des Gasthauses „Zu den drei Schwänen“ auf dem Brühle hatte singen hören und bewundern dürfen. Corona war von da ab der erklärte Liebling des Leipziger Concertpublicums und ist es geblieben bis zum Jahre 1776, wo sie Leipzig verließ. Freilich hatte sie in der Zeit von 1766 bis 1771 den Kampf mit einer gefährlichen, von Natur noch reicher für die Kunst ausgestatteten Nebenbuhlerin zu bestehen, mit Gertrud Elisabeth Schmehling, die nachmals als Frau Mara einen europäischen Ruf erlangt hat. In diesen Jahren war es, wo das musikalische Leipzig in zwei feindliche Lager zerfiel und der Ruf: „Hie Schröter, hie Schmehling“ in allen Gesellschaftskreisen wiederhallte. Doch war, wie wir wissen, die Partei der Schröter die zahlreichere. Letztere hatte, wie Goethe bemerkt (XXVIII, S. 624 f., Hempelsche Ausgabe), „wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernstanmuthigen Vortrags eine allgemeine Empfindung erregt, welche sich, je nachdem die Personen waren, mehr oder weniger als Neigung, Liebe, Achtung oder Verehrung zu äußern pflegte“. Er fügt hinzu, daß manche ihrer Anbeter sich seine, des jungen Dichters, Dienste erbaten, „wenn sie irgend ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten heimlich wollten drucken und ausstreuen lassen“. Als Goethe Michaelis 1765 in Leipzig immatriculirt wurde, war eben Coronas Stern am musikalischen Himmel glänzend aufgegangen und hatte auf den sechzehnjährigen Studenten den tiefsten Eindruck gemacht. Gelegenheit zu persönlicher Annäherung bot der Verkehr Goethes im Hause Hillers und Breitkopfs, und bald stand auch er, wie alle Welt, im Banne der reizenden Schönheit Coronens. Aber die gefeierte Sängerin war und blieb die Unnahbare allen Verehrern gegenüber, unter deren Zahl wir vor Allem auch den jungen Studenten Reichardt, den nachmaligen Kapellmeister Friedrichs des Großen, ferner Christian Gottfried Körner, den nachmaligen Vater Theodor Körners, des Dichters, erblicken. Sie, die von Allen Bewunderte, von vielen leidenschaftlich Geliebte und Umworbene, fand in ihrem heiligen idealen Kunststreben die Kraft, ihre fleckenlose Reinheit sich zu wahren trotz aller an sie herantretenden Verlockungen des galanten Leipzigs, die das eine Mal sogar in einen Bubenstreich ausarteten. In inniger, zärtlicher Freundschaft schloß sie sich dagegen an die Tochter des Kunstgärtners Probst im Richterschen, später Reichenbachschen Garten an, wo sie Wohnung genommen hatte. Wilhelmine Probst ist ihr eine Busenfreundin geblieben, sie ist ihr später (Februar 1777) nach Weimar gefolgt und hat ihr in der Stunde des Todes treu zur Seite gestanden.

Der Ruf von Coronas herrlicher Stimme, von ihrer Schönheit und Tugend war in allen musikliebenden Kreisen Deutschlands nach und nach bekannt geworden und auch nach Weimar gedrungen. Als daher 1776 die Herzogin-Mutter Anna Amalia unter Anregung Goethes dem von ihr unterhaltenen Liebhabertheater ein erhöhtes Interesse entgegenbrachte, beschloß man, für die weiblichen Rollen eine Künstlerin und Sängerin zu gewinnen. Die Wahl fiel auf die Leipziger Corona. Goethe selbst unternahm es, die Sache in Ordnung zu bringen, und reiste zu diesem Zwecke nach Leipzig. Mit welchem Entzücken er die inzwischen zur höchsten idealen Schönheit gereifte Künstlerin und Freundin wiedersah, schildern die Briefe, die er von Leipzig nach Weimar schrieb. So heißt es in einem Briefchen an Charlotte v. Stein unterm 25. März 1776: „Die Schröter ist ein Engel — wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich euch könnt' in Frieden lassen. — Doch sie sieht dir nicht ähnlich genug.“ Der Antrag der Herzogin wurde von der Künstlerin sehr gut aufgenommen; versprach doch die neue Stellung als herzogliche „Vocalistin“ die schönsten Anregungen, gewährte ihr Muße zu weiteren Kunststudien und enthob sie der Nöthigung, vor einem *zahlenden* Concertpublicum aufzutreten, was diese zartempfindende Seele immer auf das Peinlichste berührt hat. So siedelte sie denn noch in dem nämlichen Jahre nach Weimar über und traf daselbst am 16. November ein. Bereits am 23. November sang sie am Hofe, gerade wie in Leipzig gleich bei ihrem ersten Auftreten alle Hörer und Hörerinnen entzückend und zur Huldigung fortreißend. Bald begann auch ihre Thätigkeit für das Liebhabertheater, die bis 1783 fortgesetzt wurde und mit der *Schöpfung der Iphigenienrolle* am 6. April 1779 ihren Höhepunkt erreichte. Goethe und Corona waren diese ganze Zeit über die treibenden und belebenden Kräfte dieses Liebhabertheaters, dessen Personal aus den Kreisen der Hofleute aufgebracht wurde und auf dem der Herzog Carl August selbst bisweilen auftrat. Es hat sich bis Ende 1783 erhalten. Gespielt wurde in dieser Zeit im Redoutengebäude, später auch im Hauptmannschen (jetzt Barthschen) Hause an der Esplanade (Schillerstraße), im Sommer „auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal“,

„Im lichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb der hohen Nacht.“

Das letzte Mal dürfte Goethe vielleicht am 31. August 1782 zu Ettersburg in Hildebrand v. Einsiedels Farce „Das Urtheil des Paris“ mit Corona zusammen gespielt haben. Die nach Uebernahme der Kammerpräsidentschaft immer mehr sich fühlbar machende geschäftliche Belastung zwang Goethe, auf eine weitere Betheiligung am Liebhabertheater zu verzichten, und damit war das Schicksal desselben besiegelt. Für Weimar schließt damit die Sturm- und Drangperiode, für Corona die schauspielerische Thätigkeit, in der sie durch eigene Kraft, durch ihr unausgesetztes rastloses Selbststudium groß und immer größer geworden war. Ihre Thätigkeit ist von nun auf die Mitwirkung bei den Hofconcerten beschränkt, wo sie als Sängerin und Virtuosin auf Piano und Guitarre weitere Triumphe feiert. Doch zeigten sich je länger je mehr bereits damals die Vorboten jener Krankheit, der sie zum Opfer fallen sollte, und nöthigten sie, ihre kranke Brust zu schonen. Da wandte sie, die Schülerin Oesers, sich mit der ihr eigenen Entschlossenheit und Kunstbegeisterung wieder der schon in Leipzig geübten Pastell- und Oelmalerei zu und brachte es auch in dieser Kunst zu einer Fertigkeit, die weit über das bloße Dilettantenthum hinausging, ja auf der Weimarischen Gemäldeausstellung vom Jahre 1787 fanden ihre Bilder allgemeine wohlverdiente Anerkennung. Endlich öffnete sich ihr noch ein weiteres Feld für eine ersprießliche Thätigkeit, als sie die schauspielerische Ausbildung künstlerisch beanlagter junger Mädchen übernahm. Das hervorragendste Talent, das aus Coronas Schule hervorgegangen, ist die liebliche Christiane Neumann, die und Goethes Liebling, von Letzterem in der Elegie „Euphrosyne“ gefeiert und dem unsterblichen Gedenken der Nachwelt geweiht. Der frühe Tod dieses ihres Lieblings (1797) war für Corona ein schwerer Schlag und hat wohl mit dazu beigetragen, ihre Auflösung zu beschleunigen. Vergebens suchte sie in sommerlichen Besuchen des waldumrauschten Ilmenaus Heilung, vergebens verlegte sie schließlich dorthin ihren ständigen Aufenthalt, nur hin und wieder in der Weimarer Wohnung — in der Erkerstube des Schrickelschen Hauses am Markte — zu kurzem Besuche sich einfindend. Der Musenhof, dessen Zierde sie einst gewesen und dessen Glieder ihr alle gehuldigt hatten, vergaß — mit Ausnahme eines einzigen Mannes — der kranken Künstlerin bald. In den Idealen der Musik, der Malerei und der von ihr, ach! so zärtlich geliebten Jean Paulschen, Schillerschen und Goetheschen Muse hinträumend und mehr und mehr dem Irdischen sich entrückend, beschloß sie in dem ihr so lieb gewordenen Ilmenau ihre Erdentage. Sie verschied in den Armen ihrer treuen Freundin Wilhelmine Probst am 23. August 1802.

Ihr Leben ist von Robert Keil („Vor hundert Jahren“, Leipzig 1875, 2. Band) beschrieben worden — freilich sehr lückenhaft, da die biographischen Nachrichten nur spärlich fließen und auch eine Selbstbiographie der Künstlerin, deren Goethes Tagebuch Erwähnung thut, spurlos verschwunden zu sein scheint. Hat Corona vor ihrem Tode ihre Papiere verbrannt, wollte sie, die wie ein glänzendes Meteor aus dem Nachtdunkel aufgestiegen war, auch wieder im Dunkel verschwinden? Auch die allerneueste Goetheforschung hat wenig Licht in die noch unaufgeklärten Partien ihres Lebens gebracht. Zu citiren wäre außer der „Festgabe der Stadt Ilmenau“ von Paul Pasig (1902) nur die Festschrift „Fünf Volkslieder, componirt von Corona Schroeter. Für Clavierbegleitung instrumentirt von M. Friedländer. Das Grabmal der Corona Schröter in Ilmenau von H. Burkhardt“. Ilmenau 1902. Was übrigens Keil an der Person der Frau v. Stein gesündigt, das hat bereits Düntzer in seinem Buche „Charlotte von Stein und Corona Schröter“ (1876) richtig gestellt und dabei auch einige Lücken der Lebensbeschreibung Coronas ausgefüllt.

Corona hat die Spur ihrer Erdentage, wenn sie diese Absicht gehabt hat, nicht verwischen können. Die meisterhafte Kunst ihres Gesanges, ihre das Herz umstießende herrliche Stimme und ihre Schönheit lebten in der Ueberlieferung fort. Ihr junonischer Wuchs, das edle Ebenmaß ihres Körpers, ihre südländisch dunkle, aber jugendfrische Gesichtsfarbe und dabei die seelenvoll aufstrahlenden braunen Augen, ihr dunkelbraunes Haar, ihre priesterliche Würde in Haltung und Körperbewegung, das Alles vergaß nicht, wer es einmal gesehen hatte. Die vorhandenen Bildnisse der Künstlerin geben diesen Eindruck wohl nur sehr abgeblaßt wieder. Henriette v. Egloffstein, die Coronen zum ersten Male am 30. Januar 1788 auf einer Hofmaskerade sah, giebt von ihr folgende Schilderung: „An diesem Abende sah ich zum ersten Male die berühmte Schröter, Schauspielerin, Kammersängerin, Gelehrte und Freundin der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit. Eine sehr hohe, schlanke Gestalt in echt griechischem Kostüm zog mitten im Tanz meine Blicke an, und als ich meinen Tänzer befragte, wer diese Person sei, nannte er mir ihren Namen. In Hinsicht ihrer bedeutenden Schönheit, die sich noch lange erhielt, ihrer vielseitigen Kenntnisse und ihres philosophischen Geistes durfte man die Schröter mit Ninon vergleichen. Uebrigens war sie das gerade Gegentheil von dieser; denn trotz der Leidenschaft, die sie so vielen Männern einflößte, konnte sich keiner ihrer Gunst rühmen, und selbst der Neid ihr nichts Böses oder irgend eine Schwachheit nachsagen. Ihre Haltung war stolz und edel, wie ihr Charakter, die Züge ihres Gesichtes, obgleich nicht regelmäßig schön, brachten doch dieselbe Wirkung hervor, und wer sie in ihrer Jugendblüthe gekannt hatte, versicherte, sie sei unwiderstehlich reizend gewesen. — Goethe, Knebel und Einsiedel, ja selbst der Herzog soll ihr Anbeter gewesen sein. — Schade, sehr schade ist es, daß Corona Schröter weder Memoiren noch eine aufrichtige Selbstbiographie hinterließ, da sie unstreitig zu den wunderbarsten Naturen gerechnet werden kann.“ (Goethe-Jahrbuch XII, S. 147.)

Man hat bei Beurtheilung dieser interessanten Tagebucheintragung zunächst festzuhalten, daß sie sich auf eine Zeit bezieht, wo Corona wegen zunehmender Kränklichkeit bereits auf dem Punkte stand, sich vom Hofe zurückzuziehen. Ferner ist zu beachten, daß sich in den Worten offenbar das Gesammturtheil des Hofes über die Künstlerin widerspiegelt. Und eine schönere Censur konnte dieser ihr nicht zu Theil werden lassen! Zunächst fällt der Tagebuchschreiberin das echt griechische Kostüm auf. Es ist das ein ganz charakteristischer Zug für Corona. Als sie in der Rolle der Iphigenie die mächtige Wirkung des altgriechischen Kostüms kennen gelernt hatte, verstand sie es in ihrem weisen Kunstsinne, die neuzeitige Tracht dem Chiton und Himation unauffällig anzuähneln, auch im gewöhnlichen Leben sich so zu kleiden und so den entzückten Betrachtern eine Ahnung hellenischer Frauenschönheit zu geben. Und das nicht etwa aus Eitelkeit, sondern aus Sparsamkeitsrücksichten! Denn was sie auf diese Weise und durch ihre sonstige bedürfnißlose Lebensführung an Geld er-

übrigte, kam ihrem armen Vater, der Leipzig ebenfalls verlassen hatte und als fürstlicher Kammermusikus in Cassel in dürftigen Verhältnissen lebte, kam ihren talentvollen Brüdern Samuel und Heinrich, die beide nach England ausgewandert waren, kam sonstigen verarmten Künstlern und Nothleidenden zu Gute. Ihr ganzes Leben war ja eine Bethätigung der Menschenliebe und Herzensgüte. Auch was in obigen Worten Fräulein v. Egloffstein von ihrem stolzen Charakter sagt, findet seine Bestätigung. Dieser Stolz zeigte sich vornehmlich in ihrer Abneigung, die Kunst, der sie ihre große Lebensleidenschaft gewidmet hatte, zur melkenden Kuh zu erniedrigen. Welche Mittel, sich zu bereichern, hätten ihr zu Gebote gestanden! Mit welchem Jubel wäre sie in Leipzig, wäre sie in den andern Kunstcentren Deutschlands und des Auslandes aufgenommen worden, wenn die berühmte Concertsängerin als Gast erschienen wäre, wie gern wäre ihr zu solchen Kunstreisen von der ihr Alles gewährenden hohen Gönnerin Anna Amalia der Urlaub ertheilt worden! Corona hat es vorgezogen, in Armuth zu sterben und als echte Priesterin der Kunst reines Feuer zum Altar zu bringen, im künstlerischen Schaffen selbst das höchste Lebensglück findend und am Schönen sich übend, um schon auf Erden an die höheren, der unsterblichen Seele wartenden Reize sich zu gewöhnen. In dem nämlichen Seelenstolze, der es verschmähte, sich vor einem zahlenden Publicum hören zu lassen, wurzelt auch ihre Abneigung gegen alle Liebesverhältnisse. Wie in Leipzig, so hat sie auch in Weimar ein reines und keusches Leben geführt, in inniger und warmer Freundschaft mit edlen, geistig hervorragenden Männern und Frauen Ersatz suchend und findend. Ja, Henriette v. Egloffstein hat recht, wenn sie Corona zu den wunderbarsten Naturen rechnet. Zu den Zügen edelster Weiblichkeit gesellen sich Züge männlicher Neigungen. Nach Goethes Tagebuch (Eintragung vom 13. April 1778) muß sie eine tüchtige Reiterin gewesen sein. Psychologisch interessant ist in dieser Beziehung auch die Thatsache, daß Corona das dem weiblichen Geschlechte von Natur zwar nicht versagte, aber nicht zusagende Talent des Tonsetzens, des Componirens ausübte. Sie hat in den Jahren 1786 und 1794 zwei Hefte volksthümlicher Gedichte (im Ganzen 41) mit von ihr herrührendem Tonsatze erscheinen lassen, wie sie bekanntlich auch Goethes idyllisches Liederspiel „Die Fischerin“ mit dem „Erlkönig“ componirt hat. Dem neuzeitigen Geschmacke sagen freilich diese überaus schlichten volksthümlichen Weisen nicht mehr recht zu; doch möchte „Das trauernde Mädchen“ nach dem Urtheile Sachverständiger auch heutigen Tages noch durch seelenvolle Ausdrucksweise wirken. Wenn endlich Henriette v. Egloffstein Corona auch als Philosophin bezeichnet, so befindet sie sich im Einklang mit Goethe. Auch dieser betont in dem herrlichen Denkmale, das er ihr am Schlusse der Dichtung „Miedings Tod“ gesetzt hat, diese Seite ihres Wesens gar nachdrücklich. In der Grabrede, die er sie zum Gedächtniß Miedings halten läßt, betont sie die Unzulänglichkeit alles Irdischen, das Niemandem, weder dem Guten noch dem Bösen, volle Befriedigung gewähre, daß aber in dieser Unzulänglichkeit Eines tröste und erhebe: die leidenschaftliche Liebe zur Kunst und ihren Idealen. Nun, das war ja die Philosophie der holden Künstlerin, der getreu sie in den Tod gegangen. Denn auch sie hat in ihrer Krankheit rein wie ein Kind mit der Kunst gespielt; die Kunst war es,

Die auf den blassen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm ihr müdes Haupt entschlief.

So läßt sie Goethe sich selbst die Leichenrede halten. Ja, die Dichter sind Propheten!

Goethe gedenkt in den Tag- und Jahresheften von 1802 des Todes Coronas unter Nr. 303 mit folgenden Worten: „Indeß auf unserer Bühne die Kunst in jugendlich lebendiger Thätigkeit fortblühte, ereignete sich ein Todesfall, dessen zu erwähnen ich für meine Pflicht halte. Corona Schröter starb, und da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, so schien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor so vielen Jahren ein Andenken stiftete, das ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten gewußt hätte u. s. w.“ Gewiß, die Worte klingen recht kühl, man muß aber erwägen, daß sie mehr als zwanzig Jahre nach dem Tode der Künstlerin niedergeschrieben sind, als Goethe bereits das siebente Lebensdecennium überschritten hatte. Da ist es denn rührend, wie der greise Dichter nachträglich sein Schweigen beim Tode Coronens entschuldigt und durch ausdrückliche Bezugnahme auf den Schluß von „Miedings Tod“ das ihr gespendete Lob nochmals feierlich sanctionirt.

Und nun noch ein Wort über Goethes angebliche intime Beziehungen zu Corona. Wenn man Goethes Tagebuch der ersten sechs weimarischen Jahre durchliest und dem Namen „Crone“, wie er sie nennt, etwa hundert Mal begegnet in vielsagenden Wendungen und Verbindungen, wird es Jedem wohl ohne Weiteres klar, daß auch er dem Zauber erlegen ist, dem Alle erlagen, die mit ihr in Verbindung standen, daß auch er von einer recht leidenschaftlichen Zuneigung zu ihr ergriffen gewesen ist. Ist dasselbe aber auch bei Corona der Fall gewesen? Ihr Biograph Keil und Andere versichern es, ohne jedoch auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen. Alles, was für intimere Beziehungen sprechen könnte, erweist sich bei näherer Betrachtung als belanglos; so vor Allem das trauliche „Du“, dessen Goethe sich bediente und das Corona schwesterlich erwiderte. In jener Zeit des Sturmes und Dranges war der „Dutz-Comment“ zwischen den beiden Geschlechtern ganz gäng und gäbe und stellte sich ohne vorausgehendes Ceremoniell ein, wurde aber auch ebenso ungenirt verlassen, wo es die äußerliche Schicklichkeit zu gebieten schien. Das häufige Zusammensein der Beiden beim Mittag- und Abendessen, bei Ausflügen ꝛc. findet die natürliche und ganz naheliegende Erklärung in den Vorbereitungen zu den dramatischen Aufführungen. Wer nur eine Ahnung davon hat, welche Schwierigkeiten es auf Liebhabertheatern dabei zu überwinden gilt, wird sich eher wundern, daß solcher Zusammenkünfte nicht häufiger Erwähnung geschieht. Eine aufmerksame Lectüre des Goethischen Tagebuches stellt dies außer allen Zweifel. Wären das Stelldicheine Verliebter gewesen, so würden die Tagebucheintragungen wohl anders lauten oder — gar nicht erfolgt sein. Das Freundschaftsverhältniß zwischen Goethe und Corona hat übrigens bis zum Tode der Künstlerin fortbestanden, wenn es auch nach Aufhören des Liebhabertheaters und durch die späteren Lebensverhältnisse des Dichters naturgemäß sich lockern mußte.

Einer der eifrigsten und leidenschaftlichsten Verehrer Coronas ist nach Allem, was darüber berichtet wird, der Herzog Carl August gewesen, aber auch ihm gegenüber zeigte sie sich nach seinem eigenen Zeugniß als die „Marmorkalte“. Mit welch ängstlicher Besorgniß Goethe dieses Liebeswerben seines Fürsten, das für ihn, wie Corona, verhängnißvoll werden konnte, verfolgte, zeigt die Tagebucheintragung vom 10. Januar 1779: „Radikale Erklärung mit dem Herzog über Crone.“ Auch der einzige uns erhaltene Brief Goethes an Corona (Goethes Briefe, herausgeg. von Eduard von der Hellen II, S. 77) scheint auf dieses Verhältniß sich zu beziehen. Es spricht für diese Vermuthung Düntzers die vorsichtige, alle Namensnennung vermeidende Haltung des Schreibens. Aus den Worten: „Ich habe keinen Argwohn mehr gegen dich, stoß mich nicht zurück und verdirb mir nicht die Stunden, die ich mit dir zubringen kann, denn so muß ich dich freilich meiden“, möchte man schließen, daß Goethe eine Zeit lang an der Festigkeit der Freundin gegenüber dem Liebeswerben des Herzogs irre geworden ist. Der sonst ziemlich dunkle Brief wird unter diesen Voraussetzungen inhaltlich nahezu vollständig klar. Die Liebe des Herzogs zur schönen Kammersängerin war übrigens hof- und stadtbekannt, und Carl August mußte sich deswegen sogar manchen Scherz gefallen lassen. Dies geschah z. B. am 28. August 1781, als zur Feier von Goethes Geburtstag im Tiefurter Park das Schattenspiel „Minervens Geburt, Leben und Thaten“ aufgeführt wurde, in dem Corona die „Minerva“ darstellte, während der Herzog den kopfspaltenden Vulkan gab,

Der immer nach Minerven blickt
Und ihr verliebte Seufzer schickt,
Obschon sie stets, mit hohem Geist
Den alten Krüppel von sich weist,

wie es in dem begleitenden Texte hieß.

Von allen Freundschaftsverhältnissen, die Corona in ihrer Weise gepflegt hat, kommt an Vertrautheit und Innigkeit keines gleich dem mit dem Kammerherrn Hildebrand v. Einsiedel unterhaltenen, jenem hochbeanlagten, liebenswürdigen und humorvollen „ami“ der Weimarer Hofgesellschaft. Sein Herz hat er der schönen Sängerin wohl gleich bei ihrem Erscheinen am Hofe geschenkt, wie sie mit gleich herzlicher Freundschaft ihm zugethan gewesen sein mag. Das sie einigende Band war die schwärmerische Liebe zur Musik und zur Schauspielkunst. Es war ein rein geistiges Band, gerade wie es bei den Beziehungen zu Goethe der Fall war, und bei der Abfassung von Einsiedels „Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst“ mag die kunstverständige Herzensfreundin wohl hervorragenden Antheil gehabt haben. Die einzelnen Phasen

dieses Herzensbundes lassen sich in Ermangelung genauerer Nachrichten nicht mehr feststellen. Sicher scheint zu sein, daß erst seit Coronas Rücktritt vom Hofleben (1790) das Verhältniß jenen Grad von Innigkeit erreicht hat, der zu dem Gerüchte Anlaß geben konnte, die beiden seien heimlich verheirathet. Weiter darf wohl als sicher gelten, daß das Verhältniß bis zum Tode der Künstlerin fortbestanden hat. Wenn Keil berichtet, Knebel sei bei Coronas Begräbniß anwesend gewesen, so hat bereits Düntzer den Beweis erbracht, daß diese Angabe falsch sein muß. Man wird wohl mit der Annahme nicht fehlgreifen, daß hier eine einfache Personenverwechselung vorliegt und Einsiedel es gewesen ist, der der geliebten Herzensfreundin die letzte Ehre erwiesen hat. Immerhin liegt über dem Verhältniß Coronas zu Hildebrand v. Einsiedel der Schleier eines gewissen Geheimnisses, aus dessen Fäden die phantasiereiche Verfasserin des Romans „Brausejahre“ mit vielem Geschick ein Netz wundersamster Abenteuer gesponnen hat. So ist denn Corona Schröter neuerdings auch zur Romanfigur geworden.

Corona war die Seele des Weimarer Liebhabertheaters, so lange dieses bestand, jenes Theaters, für das Goethe die bekannten kleinen Stücke geschrieben bez. inscenirt hat: „Die Geschwister“, „Lila“, „Erwin und Elmire“, „Die Empfindsamen“ nebst der Corona ganz besonders gewidmeten „Proserpina“, „Das Jahrmarktsfest von Plundersweilern“, „Jery und Bätely“, „Die Fischerin“, „Die Vögel“ u. s. w., für das er aber auch seine erste Prosa-Iphigenie geschrieben hat. Daß sich dieses Theater eine Reihe von Jahren hat erhalten können, ist das Werk der hingebenden und liebevollen Thätigkeit Coronas, ihrer großen, alle Schwierigkeiten überwindenden Kunstleidenschaft. Und damit hat sie sich um die deutsche Literatur ein hohes Verdienst erworben. Ist es doch eben diese dramatische Kleinarbeit, diese schauspielerische Thätigkeit, die in der kritischen Zeit des ersten Weimarer Decenniums Goethes Interesse für das Theater wach erhalten hat; ist dies doch die Vorbereitungszeit für die höheren Aufgaben gewesen, die seiner warteten, als er 1791 die Weimarer Theaterleitung übernahm und damit eine große Epoche in der Geschichte des deutschen Theaters inaugurirte. Diese Vorbereitungszeit zu einer fruchtbaren gemacht zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst Coronas, der Schöpferin der Iphigenienrolle, hierin liegt ihre Bedeutung für die Geschichte der deutschen Literatur und für die Entwickelung des Goethischen Geistes. Ihr Lebenswerk, so weit es für die Allgemeinheit in Betracht kommt, ist mit dem Schlusse des Liebhabertheaters 1783 erfüllt; so weit in ihm die Idealgestalt einer echten Künstlerin sich ausprägt, kommt es erst mit ihrem Tode zum Abschluß.

Am heutigen Tage aber, dem hundertsten Todestage der edlen und schönen Künstlerin, gedenkt dieses ihres Lebenswerkes pietätvoll das gesammte literarische Deutschland, gedenkt desselben insbesondere die Goethegemeinde, die in ihr eine der herrlichsten Erscheinungen des Weimarer Musenhofs verehrt. Der Ehrenkranz der Erinnerung, der auf ihr stilles Grab im lieblichen Ilmenau niedergelegt wird, er gilt einer Künstlerin, die in den Idealen der Kunst ebenso sehr für die Allgemeinheit gewirkt wie ihr eigenes Lebensglück gefunden hat. Und auf ihrem neuen Leichenstein sollten die Worte stehen, die sie in der Dichtung Goethes am Sarge Miedings spricht:

Dir gab ein Gott in holder, steter Kraft
Zu Deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft. —
Ein Jeder, dem Natur ein gleiches gab,
Besuche pilgernd Dein bescheiden Grab!

Bücherbesprechungen.

— Lenau als Naturdichter. Literarhistorische Abhandlung von Theodor Geßky. Leipzig 1902. Verlag von O. Gracklauer (Richard Goldacker). — Dem Andenken Lenaus zum hundertsten Geburtstag ist die kleine Schrift gewidmet, die aus einer in einem Schulprogramm ursprünglich erschienenen Arbeit hervorgegangen ist. Den Eingang bildet eine knappe, alles Wesentliche enthaltende biographische Skizze, die auch mit wenigen Worten Lenaus poetischer Thätigkeit gedenkt. Der Verfasser berücksichtigt in seiner Abhandlung vorzugsweise die Lyrik Lenaus, in der, wie er richtig bemerkt, die Eigenart des Dichters am schärfsten hervortritt, sieht ganz ab vom Faust, den Albigensern, dem Savonarola, behält aber die lyrisch-epischen Dichtungen, Balladen und Romanzen im Auge, die interessante Anknüpfungspunkte bieten. Geßky bringt, bevor er selbst beginnt, die Urtheile anerkannter und bekannter Literarhistoriker über Lenau, so von Vilmar, Hillebrand, Heinrich Kurz, Rudolf v. Gottschall, Adolf Stern, Lindemann, Karl L. Leimbach, Richard Wulckow; Urtheile, die sich hinsichtlich des Werthes, den sie Lenaus Dichtungen beimessen, nicht decken. Dem eigentlichen Thema werden ferner einige Bemerkungen über das Naturgefühl der Alten im Gegensatz zu den Modernen vorangeschickt; Platos Phaedrus, Sophokles' Oedipus, Simmias, Alcman, Sappho, Theokrit werden citirt und in wenigen Zeilen über Homer, die mittelhochdeutschen Dichter Haller, Ewald v. Kleist, Voß, Klopstock, Hölty wird rasch der Uebergang zu Goethe gefunden, der zu den neueren Dichtern führt. Ein Drittel des Umfanges nimmt die Einleitung, die weitere und die engere, in Anspruch. Lenaus Briefwechsel muß „einige feine und geistreiche Stellen“ hergeben, die sich auf Naturgefühl und Naturpoesie beziehen; die Einleitung einer Lenauschen Kritik der Liederproben „Lyra und Harfe“ von Georg Keil wird angeführt, weil sie interessant für des Dichters Auffassung von Naturpoesie ist. Gegen die Behandlung des eigentlichen Themas erheben sich manche Bedenken, die, formaler Art, auf die Gestaltung des reichen Stoffes Bezug nehmen, die, kritischer Art, sich auf Sichtung des umfangreichen Materials beziehen. Geßky hat sich nicht auf sein Thema beschränkt, den Naturdichter Lenau einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen, er schweift ab, schiebt ein Seiten über die Polenlieder, über Lenaus religiöse Anschauungen, über Weltschmerz und Weltschmerzdichter, citirt Thubichum über den Weltschmerz bei den Griechen — dadurch lenkt er ab. Die Abhandlung dehnt sich, entbehrt der knappen Form, schwillt an durch unpassende, jedenfalls zu große Abschweifungen über Dinge, die wohl ans Thema grenzen, aber nicht in diesem Umfange in dasselbe gehören. Auch der Uebersichtlichkeit ermangelt die Arbeit. Geßky kommt von Einem aufs Andere, man liest das Büchlein, um nach Ende der Lectüre zu merken, daß man nur wenig gefördert ist. Die Hälfte ungefähr nimmt in der Abhandlung das ausführliche Citiren von Lenaus Dichtungen fort. Zwischen den einzelnen Gedichtstrophen manchmal nur Verbindungen, wie „Sehr schön ist »Die Ferne«“, „Individuell gefärbt ist »Das Gewitter«“, „Besonders hervorgehoben zu werden verdient »Der Schlaf«“. Der Stoff ist wohl herbeigebracht, aber die Sichtung, Verarbeitung, Gestaltung fehlt beinahe ganz. Das Citiren langer Stellen und in dem Umfange, wie es Geßky hier gethan, stört mehr, als es zur Anschaulichkeit nützt. Ersetzen können uns die Anführungen den Dichter ja doch nicht, und wir bedürfen dieser Ausschreibungen gar nicht, da wir Lenau selbst zur Hand nehmen können. Weder für das große Publicum, noch für den engen Kreis der Fachgelehrten ist die Abhandlung von Nutzen, wenigstens so wie sie jetzt vorliegt. Sie bedarf, wenn sie sich nützlich erweisen soll, einer ganz energischen Durcharbeitung und stellenweise einer bedeutenden Kürzung. Nur ganz charakteristische Citate dürften bleiben, alles Andere müßte im fortlaufenden Text erwähnt werden. Weniger wäre auch hier mehr, denn dies Wenigere würde knapper, klarer, übersichtlicher und darum nützlicher sein.

Alfred Semerau.

— Der Kuß. Die Waldkapelle. Unasten. Drei Dichtungen von Adolf Bessell. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1901. Preis 2 ℳ. — Ein großer Dichter ist Adolf Bessell noch nicht. Nur mit merklichem Zwange fügt sich Vers und Reim dem Gedanken. Sehr poetisch wirkt z. B. eine Stelle wie die folgende schwerlich (S. 86):

Vor der Mater dolorosa
Senkt sie scheu wie die Mimosa
I.re Stirn, ein tiefes Beben
Schüttert durch das junge Leben.

Sogar der Sprache wird manchmal Gewalt angethan, so S. 42: Es verhüllten seine Glieder Einer Kutte rauhe Falten, „Um den Hüften“ festgehalten „Durch ein Strick“ u. s. w. Die erste der drei Verserzählungen ist weiter Nichts als ein geschichtlich aufgeputzter Scherz. Bedeutsamer und ernsthafter ist die zweite; doch leidet sie unter dem gewählten Verse, der vierfüßige Trochäus will sehr geschickt behandelt sein, wenn er nicht langweilig werden soll. Die meiste Wirkung erzielt die dritte Geschichte, der hauptsächlich auch die etwas freiere Behandlung des Rhythmus zu statten kommt. Falls der Dichter die Gattung noch weiter zu pflegen beabsichtigt, rathen wir ihm, bei diesem Versmaße zu bleiben.

r— —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 102. Dienstag, den 26. August, Abends. 1902.

Norwegen.

(Eindrücke und Studien.)

Von Dr. Gustav Zieler-Berlin. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Wir hatten über zwei Wochen auf dem großen Hamburger Luxusdampfer verbracht, die ganzen Tage, von früh bis spät und unsere sämmtlichen Mahlzeiten mit der zahlreichen Reisegesellschaft zusammen in dem großen Speisesaal eingenommen. Diese Mahlzeiten waren, da wir meist nicht auf offener See fuhren, sondeen zwischen den Schären auf glatter Wasserfläche, stets sehr vergnügt verlaufen. Lachen und Lärmen hatte den weiten Raum durchhallt, und die Schiffskapelle hatte redlich mit dafür gesorgt, daß von einem Tische zum andern Einer des Anderen Wort nicht verstand. Nun hatten wir aber Appetit auf etwas Abwechselung bekommen, so ausgezeichnet auch war, was uns der Leib- und Magenminister der Prinzessin Victoria Luise zu jeder nur möglichen Stunde vorsetzte. Wir freuten uns auf Bergen, wo wir etwa zwei Tage liegen sollten und genügend Gelegenheit zu finden hofften, auch die national-norwegische Küche einmal kennen zu lernen. Nun, daraus ist nichts geworden. Wir fanden Niemand, der uns die gewünschte Auskunft hätte geben können, und hatten nicht Muth genug, in die Locale hineinzutreten, die einen hinreichend „echten" Eindruck machten. So einigten wir uns schließlich auf das Grand Café, wo es eine im Wesentlichen internationale Mahlzeit gab. Aber eine andere nationale Eigenschaft der Norweger lernten wir hier kennen und aus dieser Eigenschaft konnte unsere Wißbegierde mehr über den norwegischen National-Charakter erfahren als aus dem Küchenzettel, obgleich ein solcher an sich kein zu verachtendes Studienmittel darstellt. — Wir traten unter lebhaftem Gespräch in den eleganten Speisesaal ein, in dem fast alle Tische besetzt waren, aber wir dämpften alsbald unwillkürlich die Stimmen, denn in dem großen Raume herrschte eine tiefe Stille. Es lag wie ein Druck auf uns, als wir in diese Atmosphäre getreten waren. Die Speisenden aber waren keineswegs in gedrückter Stimmung. Sie waren vielmehr fröhlich und unterhielten sich lebhaft, doch alles Lärmen, alle hastigen Bewegungen wueden vermieden. Und jetzt drangen auch aus dem Nebenzimmer gedämpft die Töne der Tafelmusik, so gedämpft, daß man ohne jede Schwierigkeit sich unterhalten konnte, so wie eine Tafelmusik sein muß, Streichmusik natürlich, kein schmetterndes Blech. Mir ist immer unser volles Orchester bei großen Diners als eine Barbarei erschienen, die nur nervös macht, ohne Jemanden zu erfreuen.

Diese ruhige Gemessenheit, diese verhaltene, ich möchte sagen ernste Fröhlichkeit ist ein auffallendes Charakteristicum des norwegischen Volkes und zugleich eine Eigenschaft, die gegenüber unserer lauteren Art sehr sympathisch berührt.

An diesem Zuge kann man vortrefflich studiren, wie stark der Nationalcharakter von der Landschaft beeinflußt wird. Ein Land, das seinen Bewohnern den Verkehr untereinander so schwer macht wie dieses Gebirgsland mit seinen schroffen Plateau-Abstürzen und den öden Hochflächen, die sich im Innern weit ausbreiten und nicht nur den Osten vom Westen, sondern auch vor Allem die einzelnen Meerthäler, die Fjorde, voneinander trennen, ein solches Land muß Menschen heranbilden, die schweigsam, ruhig, selbstsicher, in sich versenkt durch das Leben schreiten, Menschen, die das Leben nicht leicht nehmen und jeden Gegenstand mit ganzer Seele ergreifen. Einem solchen Volke mußte natürlich auch die Idee der nationalen Selbständigkeit, sobald sie erst einmal aufgetaucht war, ganz besonders theuer sein, und Alles, was einem Angriff auf diese Selbständigkeit gleich sah, mußte sein Blut zur Leidenschaft erhitzen.

Von diesen Ueberlegungen aus fällt ein Licht auf die geschichtliche Entwickelung Norwegens im 19. Jahrhundert, und erst auf Grund der Kenntniß dieser Entwickelung kann man die heutige Lage des Landes verstehen. Als ich das erste Mal nach Skandinavien kam — und zwar nach Schweden —, schien mir der grimmige Haß und das tiefeingewurzelte Mißtrauen der Norweger gegen ihre schwedischen Nachbarn unverständlich, ja ein wenig grotesk. Daß sie sich auf Forderungen wie ein eigenes Consulatswesen — diese Streitfrage wird jetzt endlich nach jahrelangem Verhandeln entschieden — und die „reine Flagge" — d. h. die Flagge ohne das Unionszeichen — versteiften, dünkte mich fast komisch, ebenso wie die stete Furcht vor einem Einfall der Schweden in das norwegische Gebiet. Ich sprach damals mit zwei norwegischen Collegen und war naiv genug, meine Anschauungen ganz unverblümt auszusprechen, weil ich die beiden Herren für genügend „aufgeklärt" hielt, um jene Dinge als „Lappalien" zu erkennen. Freilich ahnte ich nicht, daß der eine meiner Freunde Chefredacteur eines der radicalsten Blätter und der andere Mitglied der radicalen „Venstre"-Regierung („Venstre" = die Linke, „Höire" = die Rechte, die beiden norwegischen Storthings-Parteien) war. Ueber den „Lappalien"-Charakter jener Fragen ward ich dann freilich schnell genug belehrt. Mit großem Eifer zeichnete man mir eine Karte des Landes auf den Marmortisch des Stockholmer Opern-Cafés und gab die Stelle an, wo die Schweden einfallen würden. Man setzte mir, gleichfalls unter Beihilfe des Zeichenstiftes, die Unterschiede und die Bedeutung der beiden Flaggen auseinander. Und man entwickelte in längerem Vortrage, wie berechtigt und dringend nothwendig eigene Consulate und ein eigenes „Udenrigs-Ministerium" seien. In Parenthese: mit ähnlicher Hartnäckigkeit wie die Zeitungen von einem französischen Ackerbau-Minister (ministre de l'agriculture) statt nach unserem Sprachgebrauch von einem Landwirthschafts-Minister sprechen, wird auch das skandinavische „Udenrigs- (bezw. Utenrikes-) Ministerium mit „Außenreichs"-Ministerium, statt mit „Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten" verdeutscht.

Heute, wo ich ein wenig mehr von der Geschichte Norwegens weiß, ist mir der leidenschaftliche Kampf für jene Forderungen begreiflich. Leider wird ja in unseren Schulen auf die Kenntniß der Geschichte der Gegenwart, wo es sich um das Ausland handelt, noch viel weniger Gewicht gelegt, als auf das Studium der Entwickelung unserer eigenen Gegenwart. Bei den Norwegen-Reisenden kann man infolge dessen auf eine geradezu verblüffende Unkenntniß der neueren und neuesten norwegischen Geschichte treffen. Ich kann natürlich im Rahmen dieser anspruchslosen Skizze nicht einen Abriß jener verwickelten Kämpfe geben, deren Ergebniß die augenblickliche Lage der Dinge ist. Einige Hinweise dürfen aber auch in diesem Zusammenhange nicht fehlen.

* * *

Man muß sich erinnern, daß der Gedanke eines selbständigen norwegischen Reiches, dieses Hauptartikels im Glaubensbekenntniß eines jeden norwegischen Patrioten, erst wieder im Anfange des 19. Jahrhunderts aufgetaucht ist. Bis dahin war Norwegen lange Zeit eine Art Appendix zu Dänemark, dessen Herrscher seine Krone trugen. In der Zeit, als durch den harten Griff der napoleonischen Faust alle alten Throne ins Wanken kamen und neue überall errichtet wurden, ist denn auch der Plan eines

selbständigen norwegischen Königreichs aufgeblüht. Aber die Schöpfung, die von den norwegischen Patrioten und dem dänischen Statthalter Prinz Kristian August zu Eidsvold im Frühjahr 1814 zustande gebracht wurde, ließen die Diplomaten des Kieler Friedens nicht bestehen und es beginnt nun mit aller Energie das Liebeswerben des schwedischen Kronprinzen Bernadotte um die norwegische Krone. In diesen Zeiten haben die Norweger dos Mißtrauen gegen ihre Nachbaen und das zähe Festhalten an allen Documenten ihrer Selbständigkeit geleent. Und in den politischen Kämpfen der folgenden Jahrzehnte sehen wir immer wieder die nationale Eifersucht auftauchen, die dem Nachbar, dessen weitgehende Forderungen man genau kannte, nicht traut. Von Haus aus ist ja der Norweger, wie alle Söhne einer kargen Natur, ein leidenschaftlicher Liebhaber des Vaterlandes, und in dem schönen, innigen und kräftigen Nationalgesang „Jog vi elsker dette landet" („Ja, wir lieben dieses Land"), den Björnson seinem Volke geschenkt hat, kommt diese leidenschaftliche Liebe zu ungemein sympathischem Ausdruck. Ob der Norweger von Haus aus mehr zum Republicanismus neigt, wie er wohl selber glaubt, ist mir nicht ganz sicher. Aber wer ihn führen will, dem muß er mit voller Seele anhängen, den muß er lieben, dem muß er trauen. Dieses Vertrauen ist leider nicht leicht zu gewinnen. Es kommt da zu allen geschichtlichen Erfahrungen noch hinzu, daß der leichtlebigere, oon der Natur reichlich bescheulte Schwede dem schwerblütigen Sohne der unfruchtbaren Westküste von vornherein nicht sympathisch ist. Selten sind zwei Brüder durch die Natur von vornherein mehr zur Feindschaft prädestinirt gewesen wie diese beiden Brüdervölker.

Kennt man diese Grundlagen, so wird Einem auch ein Doctrinär wie Björnson verständlich. Für das Doctrinäre, das Disputiren über große Fragen ohne den Weitblick des Realisten, der die wirkliche Welt kennt, muß ja eine derartige Nation bei ihrer Anlage zur Speculation besonders begabt und geneigt sein. Auch Ibsen kann man als ganze Persönlichkeit, bei all seinem Kosmopolitismus, nur von der nationalen Grundlage aus würdigen. Dieser Hinneigung zur Speculation entstammen dann auch weiter die religiösen Secten und die häufigen Fälle von psychopathischen Zuständen (Hellsehen ꝛc.), von denen wir in den Schriften Jonas Lies so oft lesen. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, von solcher Grundlage aus einmal die Geschichte der norwegischen Cultur zu schreiben. Hier können wir den Gedanken nicht weiter verfolgen.

* * *

Norwegische Cultur, — es ist noch gar nicht lange, daß man von einer solchen sprechen kann. Eine eigene norwegische *Kunst* giebt es erst seit Kurzem wieder, die nationale Literatur ist etwas älteren Datums. Arm ist das Land an Erzeugnissen einer alten nationalen Kunst. Die Städte, deren Wohnhäuser aus Holz gebaut wurden, wohl weil dieses mehr Wärme giebt, haben fortwährend unter Feuersbrünsten zu leiden gehabt, und bei diesen ist dann auch eine große Zahl von Steinbauten, wie die zahlreichen Klöster und Kirchen von Bergen, vernichtet worden. Kristiania zählt als verhältnißmäßig junge Gründung nicht mit; es bleiben als Stätten alter Cultur eigentlich nur Trondhjem, die alte Königsstadt, und Bergen, dessen Domkirche aber nicht viel Hervorragendes bietet. Der Stolz des Norwegers ist der Dom von Trondhjem, an dessen Vollendung (auch er ist zum großen Theil durch Feuer zerstört worden) die ganze Nation seit mehr als drei Jahrzehnten freudig durch Geldbeiträge mitarbeitet. Der Dom ist ein schöner und anmuthiger, aber nicht annähernd in dem Maße wie unsere großen Kathedralen erhabener Bau in romanischer und gothischer Architektur. Von dem alten nordischen Nationalstil zeugen in Norwegen eigentlich nur noch die sogenannten „stavekirken", niedrige dächerreiche Holzbauten, die theils an chinesische Pagoden, theils an Wikingerschiffsschnäbel erinnern. Einige stehen noch im Lande an ihren ursprünglichen Stellen; zwei hat man als Schaustücke verpflanzt, die eine hat König Friedrich Wilhelm IV. in das Riesengebirge transportiren lassen, es ist die bekannte Kirche Wang; die andere steht bei Bergen in einem schönen Privatparke; es ist die Fantoft-Kirche, die aus dem Sogne-Fjord stammt.

Andere Reste der nationalen Cultur sind die *Volkstrachten*; sie haben sich im Innern mehr gehalten als an der Küste, wo das Leben die Bewohner sartgesetzt mit anderen Nationen in Berührung brachte und Besonderheiten leichter oerwischte. Von den Thälern hatte früher jedes seine eigene Tracht. Wie bekannt, nimmt heute die Forschung an, daß die Nationaltrachten nur durch das Festhalten und Umbilden städtischer Moden entstanden sind. Ein merkwürdiges Beispiel für die Beeinflussung durch auswärtige Berührung bietet die Tracht im Gudbrandsdal. Mehrere norwegische Regimenter — so berichtet Sophus Ruge in seinem Buche „Norwegen" — hatten unter Marlboroughs Führung am spanischen Erbfolgekriege theilgenommen. Die militärische Tracht der heimgekehrten Veteranen bildete die Vorlage der nunmehr entstehenden Mode: lange Röcke des XVII. Jahrhunderts mit ungeheuren, steifen, ausgezackten Klappen auf der Rocktasche, dazu kleine rothe Mützen. Wenn man heute in Odde oder in Stalheim von Mädchen in Nationaltracht bedient wird, so ist das zwar sehr malerisch und nett, darf aber nicht als Zeugniß für eine in natürlicher Entwickelung festgehaltene Nationaltracht angesehen werden, sondern das ist natürlich eine künstliche Pflanze, die dem Fremdenverkehr zu Liebe eingesetzt ist.

Das werthvollste, — richtiger für uns Deutsche werthvollste Zeugniß aus seiner Vergangenheit, das Norwegen bewahrt hat, ist die sogenannte „*Deutsche Brücke*" in Bergen, unter der man sich aber leine Brücke vorstellen muß, sondeen eine Straße. Den Namen hatte sie von den zahlreichen kleinen Landungsbrücken erhalten, auf denen die Waaren aus den Schiffen ans Land geschafft wurden. Die „*deutsche*" Brücke hieß jene Hafenstraße, weil die dortigen Häuser den Hansischen Großhändlern, speciell den Lübeckern, gehörten, die hier eine eigene Factorei, ein sogenanntes Contor, wie an manchen anderen bedeutenden Handelsorten (z. B. Nowgorod) errichtet hatten. Noch heute stehen die „Garten" (d. h. „Höfe", norwegisch: „Gaards") so da, wie sie von den Hansa-Männern errichtet worden sind; eine Feuersbrunst hat zwar auch sie (im Jahre 1702) in Asche gelegt, aber damals sind sie getreulich im alten Stil wieder aufgebaut worden. Besonders schön sind sie ja nicht, diese spitzgiebligen, schmalfrontigen Häuser, die kaum irgend einen ornamentalen oder architektonischen Schmuck tragen, aber als Ganzes wirkt das Bild dieser uniformen Straße, zusammen mit den spitzen Masten der zahlreichen Schiffe im Hafen und den spitzen Krähnen, doch sehr malerisch, und wenn man auch einsieht, daß die Rücksichten auf Hygiene und Sicherheit die Niederreißung dieses engen und feuergefährlichen Viertels nothwendig machen, so wird man doch bedauern, daß Bergen hierdurch einen Anziehungspunkt von malerischem Werthe verliert, zumal die Stadt an Stellen, auf denen das Auge eines künstlerisch empfindenden Menschen gerne verweilt, sehr, sehr arm ist! Freilich, gänzlich wird das Bild des „deutschen Contors" aus Bergen nicht verschwinden, denn das *hanseatische Museum* wird bestehen bleiben.

Dieses hanseatische Museum ist keine nüchterne Sammelstelle aller Alterthümer, die an die Hansa-Zeit erinnern, sondeen es ist das lebendige Abbild eines alten hanseatischen Gaards. Die Treppen und Zimmer, die ganze Anlage, die Möbel und sonstigen Geräthschaften — Alles ist so, wie es einst war. Die alte Zeit tritt uns leibhaftig entgegen. Wir glauben in seiner Kanzlei über den Hauptbüchern den Kaufmann stillvergnügt berechnen zu sehen, was er mit Hilfe seiner überlegenen Capitalmacht, seiner weitreichenden Organisation, seiner Schlauheit, seines höchst eigenartigen Gewichtssystems — er maß beim Einkauf mit anderem Gewicht als beim Verkauf! — den armen Nordlandsfahrern abgewonnen hatte. Wir glauben ihn zu sehen, wie er plötzlich aufhorcht und vorsichtig die Schrankthür öffnet, wie dort die geheime Treppe und dann ein Paar zarter Füßchen sichtbar werden, die aber nicht der Ehefrau des Kaufmanns angehören, da Frauen der Zutritt zur „Brücke" streng verboten war. Wir glauben zu hören, wie die armen „Jungens", die Lehrlinge, von den Gesellen gepeinigt werden, wie sie die grausamen „Spiele" über sich ergehen lassen, durch die sich „die Contoirschen" eines nicht eben rühmlichen Leumundes bei den Bergensern erfreuten. Wir sehen das harte Leben vor uns, das sie alle hier im Contor, nur auf Erwerb bedacht und von allen anderen Gedanken mit Fleiß durch die Organisatian der Hansa ausgeschlossen, in diesen jedes Luxus baren Räumen führten, bis sie Abends todmüde in den dumpfigen Bettkasten sanken, so daß auch der Geruch der in den unteren Räumen trocknenden Fische ihren Schlummer nicht mehr störte. Wir sehen vor uns das Bild des Hafens, in dem auch heute noch die Fischeryachten liegen, während freilich der lebhafte und ungehinderte Verkehr auf dem berühmten Fischmarkte in den Jahren der

Blüthezeit des Contors, als die Hansen die „Brücke“ streng absperrten, nicht vorhanden war. Zwei Jahrhunderte lang haben die Hansaleute tyrannisch, mit starker Faust über Bergen geherrscht und den ganzen nordischen Handel, den Fischhandel wie den Pelzthierhandel, monopolisirt. Allmälig aber ward der Selbstständigkeitstrieb der Norweger doch der fremden Eindeinglinge Herr, und als sich erst ein kraftvoller Führer an die Spitze stellte, gelang es bald, das Contor so zu schwächen, daß die strenge Absperrung gegen alles Außerhansische fiel und auch bergische Kaufleute sich auf der Brücke ansiedelten. Schließlich ward neben dem deutschen, das in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ganz einging, ein „nordisches Contor“ gegründet, das zwar noch heute besteht, selbstverständlich aber bei den gänzlich veränderten Formen des Handels längst alle Bedeutung verloren hat.

Bergen blüht heute sichtlich auf. Schöne Landhäuser in wohlgepflegten Parks, reiche Läden in der Stadt zeugen davon. Der Handel ist noch immer sehr beträchtlich, und dazu kommen als ein nicht zu unterschätzender „Handelsartikel“ die fremden Touristen, die in Bergen sehr viel Geld lassen, weil die hübschen Schmucksachen — Filigran, Email u. s. w. —, die nordischen Gewebe, die Holzschnitzereien, vor Allem aber die Pelze der arktischen Thiere gar zu verlockend aussehen.

Bergen ist der Mittelpunkt des gesammten norwegischen Touristen-Verkehrs geworden, durch die Thatkraft des großen Beyerschen Reise-Bureaus. Beyer ist der norwegische Cook und ohne seine Hilfe ist eine Reise namentlich ins Innere des Landes, wenn nicht unmöglich, so doch mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Norwegen ist, wie bekannt, sehr arm an Eisenbahnen. Außer den großen Linien, die Kristiania mit Trondhjem, mit Göteborg und mit Stockholm verbinden, giebt es nur noch zwei Strecken von nennenswerther Länge, die ebenfalls von Kristiania ausgehen: die eine führt nordwärts ins Gudbrandsdal hinein, die andere südwestlich an der Küste entlang nach Larvik. Sonst haben noch ein paar größere Küstenstädte kurze Sackbahnen in ihr Hinterland: Christiansund, Stavanger und Bergen. Die von Bergen ausgehende Bahn führt nur bis nach Vossewangen, einem sehr lieblich gelegenen Orte, von wo aus man auf prachtvoller Straße nach Stalheim fährt. Von Vossewangen aus soll die Bahn durch Telemarken weiter bis nach Kristiania geführt werden; aber es wird wohl noch einige Jahre dauern, bis die (schon im Bau begriffene) Linie ausgeführt ist. Eine andere Linie, die aber schon in diesem Herbste eröffnet werden soll, ist die Fortsetzung der nödlichsten Eisenbahn Europas: sie soll den Bottnischen Meerbusen mit dem Atlantischen Meere verbinden und von dem schwedischen Erzdistrict bei Gellivara nach dem Ofoten-Fjorde an der Westküste in der Nähe der Inselgruppe Vesteraalen führen. Norwegen hat zu dieser Bahn nur ein sehr kleines Stück beizutragen, denn Schweden tritt hier oben sehr nahe an das Meer heran; noch mehr überrascht es in der Regel den Touristen, der den beträchtlich weiter nördlich gelegenen grandiosen Lyngen-Fjord besucht, wenn er hört, daß von hier aus die russische Grenze nur etwa 4 deutsche Meilen entfernt liegt.

* * *

Bei dem Mangel an Eisenbahnen, der ja zum Theil durch die gebirgige Natur des Landes, zum nicht geringen Theil aber auch durch die Kirchthurmspolitik der norwegischen Parlamentarier veranlaßt wird, ist man also im Wesentlichen auf die Landstraßen und ihren Postverkehr angewiesen. Das Straßennetz ist ganz ausgezeichnet. Noch bei Hammerfest trifft man vorzüglich gehaltene Straßen, und auf Paßüberschreitungen wie die der von Merok am Geirangerfjord aus ins Gudbrandsdal führenden großartigen Straße können sich die norwegischen Wegebaumeister schon etwas einbilden. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat Norwegen jährlich 5—6 Millionen für sein Straßennetz ausgegeben. Die Unterhaltung der Straßen tragen die Gemeinden, den Bau der Staat. Den Verkehr auf diesen Straßen besorgt die eigenartige norwegische Post, die sog. Skyds. Der Reisende, der selbst einen Wagen zu lenken versteht, wird diese Art der Post herrlich finden. Er wird dann nicht die Stolkjärre (ein zweisitziges Gefährt, bei dem der Kutscher hinter dem Sitz steht und die Zügel bald zwischen den Passagieren, bald rechts oder links hält), sondern das Carriol benutzen. Dieses ist einsitzig, ein ganz schmales Fuhrwerk auf hohen Rädern, ebenfalls mit einem Kutschersitz hinten, dessen Insasse aber nur dazu da ist, um das Fuhrwerk wieder zurück zu bringen. Mit solchen Wagen kann man natürlich fahren, so langsam man will, halten nach Belieben und ist überhaupt durchaus sein eigner Herr. An den Poststraßen liegen, mitunter in ziemlich großen Zwischenräumen (bis 25 km), die sog. Skydsstationen. Der Preis wird immer von Station zu Station gerechnet; er ist für den Kilometer 17 Oere (etwa 20 ₰). Die Verpflegung ist noch nicht überall auf der Höhe; dafür wird man aber auch nicht übertheuert. Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß es für den Fremden schwierig ist, dieses Verkehrsmittel richtig zu benutzen, und hier springt nun eben Beyer ein, der dem Touristen jede beliebige Strecke mit Besorgung aller Billets, Hotels, Verpflegung &c. fertig in die Hand drückt. Beyer arrangirt sowohl Gesellschaftsreisen, wie er auch Jedem, der auf eigene Faust reisen will, die vortheilhaftesten Routen zusammenstellt.

Die norwegische Landschaft zu schildern, kann natürlich hier nicht meine Aufgabe sein. Nur Eines sei bemerkt, daß ihre Schönheit mit den Fjorden, wie sie heute jeder Deutsche aus zahllosen Bildern kennt, bei Weitem nicht erschöpft ist. Neben den Fjorden, die mit ihren wenig gegliederten Formen leicht etwas eintönig wirken, stehen reine Alpenlandschaften: das Romsdal, die wildzerrissenen Inselgruppen Lofoten und Westeraalen, das gewaltige Gebirgsland Jötunheim hoch oben im Norden, der Lyngenfjord mit seinen tief zum Meer herabreichenden Gletschern sind Landschaften von ganz alpinem Charakter. Das Innere mit den öden Hochplateaus der Fjelde hat seinen eigenen melancholischen Reiz und am Kristianiafjord giebt es wieder Wiesen und Wälder und liebliche Seen. Eine Welt für sich wiederum sind die öden Schären, die nördlich des Trondhjem-Fjordes die Landschaft charakterisiren, eine fast vegetationslose Felseninselwelt, die oft bis zu Gipfeln von 600 und mehr Metern unvermittelt aus dem Meere aufsteigt und bisweilen die phantastischsten Formen zeigt; es giebt da z. B. einen Berg, der in Höhe von 125 Metern eine mächtige natürliche Durchbohrung besitzt, andere erinnern an Meerungeheuer oder auch an menschliche Gestalten.

Das Eigenartigste aber, was Norwegen an landschaftlicher Schönheit bieten kann, sind seine Sommernächte. Nördlich des Polarkreises geht ja in den Sommermonaten die Sonne gar nicht mehr unter, und für Den, der zum ersten Male diese Sommernacht erlebt, hat sie sicherlich einen großen geheimnißvollen Reiz. Später aber verliert sie den geheimnißvollen Charakter, und man sagt sich, daß die Mitternachtssonne in nichts von unserer Spätnachmittags- bezw. Abendsonne verschieden ist. Dagegen habe ich mich von dem Zauber der echten Sommer-Dämmernächte nie losmachen können; die Sonne ist zwar unter den Horizont gesunken, aber nur so wenig, daß sie noch Licht genug spendet, um lesen zu können. Nachtcharakter und Tageshelle vermischen sich seltsam, und es überkommt uns in dieser Beleuchtung, die uns ganz neu ist, ein eigener prickelnder Rausch. Reist man länger im Norden, so merkt man, wie stark dieses Fehlen einer richtigen, ruhigen und beruhigenden Nacht auf die Nerven wirkt. Man schläft nicht mehr ordentlich und sieht überall bei den Anderen, daß die Menschen die gewohnte Eintheilung von Tag und Nacht in ihrem Dasein aufgegeben haben. Kommt man dann nach mehrwöchentlicher Abwesenheit wieder südwärts in eine ganz reguläre Nacht, so glaubt man, es sei irgend ein Unheil im Anzuge, so ungewohnt erscheint das Dunkel!

* * *

Es wäre noch mancherlei Bemerkenswerthes zu erwähnen. Wir haben noch nicht von dem Leben der Fischer gesprochen, die im Norden fast allein die Bewohner sind und sich jeweils im Frühjahr bei der Lofotgruppe zu 40 000 Mann versammeln, um dem Kabeljau zu Leide zu gehen. Wir haben das ganze Gebiet des norwegischen Handels bei Seite gelassen, noch nicht von Heer und Flotte erzählt, desgleichen nicht von der Entwickelung von Kunst und Literatur. Auch über die Bewohner, insbesondere über das eigenartige Nomadenvolk der Lappen, weiter über das Klima, über Flora und Fauna ließ sich noch mancher Artikel schreiben. Aber Vollständigkeit kann nicht die Absicht dieser Zeilen sein, und daher breche ich, in dem Gefühl, schon allzu ausgedehnt geworden zu sein, an dieser Stelle ab. Norwegen ist ein Land, um das man werben muß, um es ganz kennen zu lernen. Von der ersten Reise kehrt man begeistert, aber ohne den Wunsch zurück, die Reise zu wiederholen. Ist man aber ein zweites Mal dort gewesen, so macht man gewiß schon auf der Rückreise die Pläne zur nächsten Fahrt!

Bücherbesprechungen.

— **Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits.** Vom Standpunkt der Naturbetrachtung. Von **Gustav Theodor Fechner.** Zweite Auflage. Besorgt von Kurd Laßwitz. Zwei Bände. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1901. Preis 13 ℳ. — Im Gebiete der Kunstgeschichte ist die Erscheinung nicht vereinzelt, daß erst nach einer Reihe von Jahrzehnten der Welt das volle Verständniß aufgeht für die Größe und Tiefe von Werken, die zur Zeit ihrer Entstehung kaum beachtet wurden. Man denke an Johann Sebastian Bach und seine Neubelebung durch Felix Mendelssohn. Auch die Geschichte der Wissenschaften kennt Seitenstücke dazu. Wenn nicht Alles täuscht, so bereitet sich jetzt eine solche Wiederbelebung vor für den Naturforscher und Philosophen Fechner. Vor einem Jahre hat die wissenschaftliche Welt den hundertjährigen Geburtstag Fechners gefeiert. Die Leipziger Zeitung vom 11. Mai 1901 berichtete über die Feier der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und die glänzende Festrede, die Wilhelm Wundt dabei hielt. (Im Druck erschienen bei Wilhelm Engelmann in Leipzig.) Am 17. September 1901 stellten wir in der Lpz. Ztg. die „Neue Fechner-Literatur" zusammen, die das Jubeljahr auf den Plan gerufen hatte. Mittlerweile wäre wieder mancherlei dazu nachzutragen, z. B. das umfängliche Werk eines französischen Gelehrten: Marcel Foucault, La Psychophysique (Paris, Felix Alcan, 1901). Schon damals durfte mit erwähnt werden, daß auch von Fechners Hauptwerke „Zend-Avesta", in dem die Keime zu allen späteren Arbeiten des Philosophen bereits deutlich erkennbar sind, eine neue Auflage im Erscheinen begriffen sei. Diese liegt nun fertig vor. Der Herausgeber ist derselbe, der auch Fechners „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen" für die zweite Auflage (Hamburg und Leipzig, 1899, bei Leopold Voß) mit einer Einleitung versehen und der Fechners Leben und Wirken übersichtlich dargestellt hat (Frommanns Classiker der Philosophie Band I, 1896). Eines vollen halben Jahrhunderts hat es bedurft, ehe das Bedürfniß nach einer Neuauflage dieses großartigen Glaubensbekenntnisses eines auf selbständigen Bahnen die Wahrheit suchenden Forschergeistes dringend wurde und Erfüllung fand. Kein anderes von den Büchern Fechners ist für seine ganze Art und Geistesrichtung so bezeichnend wie dieser geistvolle und, was mehr sagen will, durchaus ehrliche und überzeugte Versuch, die Ergebnisse der exacten Naturforschung zu verwerthen zu einer wissenschaftlich zwingenden Begründung der christlichen Glaubenslehre, insonderheit der Lehre von der Unsterblichkeit. Zwingend ist freilich seine Beweisführung auch nur für den, der in seiner Seele die gleiche Sehnsucht mitbringt, die Fechner erfüllte, die Sehnsucht nach einem Weltbilde, das dem argwöhnisch prüfenden Verstande ebenso wie dem brünstig gottsuchenden Herzen Genüge zu leisten im Stande sei. „Fechners Gedankensystem gehört in die Reihe der philosophischen Dichtungen, und im Grunde wollte er es selbst nicht anders betrachtet wissen. Die Philosophie galt ihm als eine Sache des Glaubens, nicht des Wissens. Aber wie die philosophische Dichtung überhaupt in der Entwickelung der philosophischen Systeme ihr gutes Recht besitzt, so darf Fechners Philosophie das Recht für sich geltend machen, daß sie in der Reihe verwandter Gedankensysteme eine geschichtlich wohl begründete und, wie ich meine, eine bedeutsamere Stellung einnimmt als die, die ihr in der Gegenwart in der Regel zugestanden wird." So urtheilt Wundt, wohl der berufenste und maßgebendste Kritiker über Fechners Lebenswerk, am Schlusse seiner oben angeführten Rede. Und der Herausgeber der zweiten Auflage des „Zend-Avesta", Professor Kurd Laßwitz, spricht in seinem Vorworte aus, der gewaltige Fortschritt der Naturwissenschaften in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts habe nicht eine Aufhebung, sondern vielmehr eine Verstärkung aller der von Fechner vorgebrachten Gründe für die Einheit des Erdlebens mit sich geführt, und seine Lehre von den Dingen des Jenseits komme dem modernen Zuge nach einer Verinnerlichung der Weltanschauung in einer Weise entgegen, die doch die Gefahr klüglich vermeide, in Mysticismus zu verfallen. „Die größten Entdeckungen auch in der Wissenschaft sind von poetischen Naturen gemacht worden." So las ich kürzlich in einer Besprechung von Maurice Maeterlincks „Leben der Bienen". Fechner ist bei aller Schärfe seines Verstandes und bei aller geradezu mißtrauischen Vorsicht seiner Beobachtung der Erscheinungen des äußeren Lebens durch und durch eine Dichternatur. Auch wer von seinen Gedichten Nichts wüßte, könnte das nicht verkennen. Die innige Vermählung der scharfsinnigen Naturbetrachtung einerseits mit der blühenden Dichterphantasie und der innigen Glaubenstiefe andererseits ist es, die seine Sonderart und seine Größe ausmacht. Ob das zwanzigste Jahrhundert ihm die Anerkennung bringen wird, die ihm das neunzehnte in der Hauptsache vorenthalten hat? Wir nehmen die erhöhte Theilnahme für seine Werke als einstweilige Abschlagszahlung auf das wachsende Verständniß seiner Weltanschauung und freuen uns ihrer. Habent sua fata libelli. Es giebt Erscheinungen auf dem Büchermarkte, deren Ruhm aufschießt wie ein glänzendes Meteor am Nachthimmel und ebenso rasch wieder zurücksinkt in das Dunkel völliger Vergessenheit. Es giebt andere, die nur langsam, Schritt vor Schritt sich Boden erringen und für die erst die Nachwelt den rechten Maßstab der Würdigung findet, die ihre Mitwelt ihnen versagte. Welches die werthvolleren sind, ist keine Frage. Fechners Schriften gehören zu der letzteren Art. R. B.

— **Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte.** 19. Jahrgang. 1901/02. 1) **Vorträge,** gehalten auf der VI. Generalversammlung des V. f. R. am 11. April 1901 in Breslau von Prof. Dr. **Erich Brandenburg** und Pastor Lic. **Gerhard Eberlein.** 2) **Kaspar Klee v. Gerolzhofen.** Das Lebensbild eines elsässischen evangelischen Pfarrers um die Wende des 16 zum 17. Jahrhundert. Von **Hermann Beck.** 3) **Heinrich V. der Friedfertige,** Herzog von Mecklenburg 1503—52. Von Dr. **H. Schnell.** 4) **Die Versuche, Melanchthon zur katholischen Kirche zurückzuführen.** Von D. **Gustav Kawerau.** — Hierzu: Schriften für das deutsche Volk. Nr. XXXVIII. **Versuch einer römischen „Reformation" vor der Reformation** von L. **Rottrott.** — Auch dieser Jahrgang ist ein glänzendes Zeugniß für die vorzügliche Leitung des Vereins für Reformationsgeschichte und die wissenschaftliche Tüchtigkeit seiner Mitarbeiter. Brandenburgs Vortrag, der noch in erweiterter Gestalt erscheinen soll, behandelt Luthers Anschauung vom Staate und der Gesellschaft, in der wie auch sonst sich Luthers Idealismus wiederspiegelt. Eine interessante und werthvolle localgeschichtliche Studie ist Eberleins Vortrag über „die schlesischen Grenzkirchen im 17. Jahrhundert", jene Zufluchtskirchen, die hart an der Grenze der evangelisch gebliebenen Landestheile lagen und den nahe anwohnenden bedrohten Landsleuten und Glaubensgenossen mit Darreichung von Wort und Sacrament zu Hilfe kamen. Beck giebt uns das frischgeschriebene Lebensbild eines schlichten Landpfarrers. Es ist typisch deshalb, weil es zeigt, wie sich die Orthodoxie am Ausgang des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts in einem Pfarrer spiegelt, wie er sie seiner Gemeinde dienstbar macht und wie sich unter jener harten Schule dennoch ein reiches Geistesleben offenbart. Schnell schildert uns den Fürsten, der die Reformation in Mecklenburg begründet hat — ein außerordentlich anziehendes, interessantes Lebensbild. Das werthvollste Heft bietet die Arbeit Kaweraus. Kawerau ist der Erste gewesen, der auf die Versuche hingewiesen hat, Melanchthon „aus der Kampfesstellung eines Wortführers der Reformation in die Stille einer vom Getriebe des Tages möglichst unberührten Studirstube zu führen, wo er ungestört seinen geliebten humanistischen Studien leben könnte, bis man allmählich sich seiner Feder, seiner Gelehrsamkeit und seines Lehrtalentes auch wieder zur Beschirmung der katholischen Sache würde bedienen können". Die vorliegende Arbeit ist eine sehr wichtige Ergänzung der bisherigen Melanchthonbiographien. Rottrotts Schriftchen führt uns in die Stadt Halle zur Zeit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es schildert uns die kirchlichen Zustände und die Reformationsversuche, die ergebnißlos verliefen. Der Verfasser würde Viele zu Danke verpflichten, wenn er dieser Schrift ein „Hallesches Reformationsbüchlein" folgen ließe. Referent möchte bei dieser Gelegenheit sich der im Vorjahre zu Breslau ausgesprochenen Bitte von ganzem Herzen anschließen: Der Verein für Reformationsgeschichte braucht Stärkung durch Mitglieder (Jahresbeitrag 3 ℳ, wofür die Vereinsschriften geliefert werden); er verdient die Stärkung! Möchte er im Kreise auch der sächsischen Geistlichen viele neue Freunde finden! D. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 103. Donnerstag, den 28. August, Abends. **1902.**

Zu Simrocks Gedächtniß.

In der Geschichte der neueren deutschen Dichtung begegnet man zuweilen dem Worte: Professorenliteratur. Es pflegt nicht selten einen etwas üblen Beigeschmack zu haben — wie etwa Kapellmeistermusik —, aber wenn man nach tüchtigen Vertretern dieser Gruppe sucht, wird doch mancher klangvolle Name darunter zu finden sein. Der Besten einer, Wilhelm Hertz, der Münchener Literarhistoriker und Dichter, der im Januar starb, zeigt jedem Zweifler, daß gelehrtes Wissen und künstlerische Begabung sehr wohl Hand in Hand gehen können. Ein Wiedererwecker altdeutscher Dichtung wie Hertz war auch der Mann, der vor hundert Jahren zu Bonn am Rhein das Licht der Welt erblickte, Karl Simrock, auch er Gelehrter und Poet in einer Person. Reicht er als Künstler nicht an seinen Münchener Collegen heran, so ist es doch sein bleibendes Verdienst, zuerst den Pfad betreten und gewiesen zu haben, auf dem nach ihm so Viele mit Erfalg thätig gewesen sind. Von glühendem Patriotismus und inniger Liebe zum deutschen Alterthum beseelt, hat er sein Wissen und Können fast ganz der Aufgabe gewidmet, das deutsche Volk mit den Errungenschaften der von Jacob Grimm neu begründeten germanistischen Wissenschaft, insbesandere mit der mittelhochdeutschen Literatur vertraut zu machen.

Unter der französischen Herrschaft geboren, erlebte er als Knabe die Vertreibung der Fremden aus dem Rheinland und die Befreiung Deutschlands. In einer französisch sprechenden Familie und auf einem französischen Gymnasium erzogen, wurde er einer der Erzieher seines Volkes zum Deutschthum. Auf der Bonner Universität als einer der zuerst aufgenommenen Studenten immatriculirt, hörte er Arndts und August Wilhelm Schlegels Vorlesungen, die ihn in die geschichtliche und literarische Welt der deutschen Vergangenheit einführten. Sein eigentliches Fachstudium war die Jurisprudenz. Er beendete es in Berlin, wo er auch eine Zeitlong als Referendar am Kammergericht thätig war, bis ihn 1830 eine königl. Cabinetsordre wegen eines Liedes, das den Sieg des französischen Volkes in der Julirevolution pries, seines Amtes enthob. Für den in glücklichen äußeren Verhältnissen lebenden jungen Poeten war diese Wendung wohl schmerzlich, aber im Grunde gewährte sie ihm erst die Möglichkeit, sich ganz seinen literarischen Neigungen widmen zu können. Besonders durch den Germanisten Lachmann, dessen eifriger Schüler er in Berlin — zusammen mit seinem Freunde Wilhelm Wackernagel — war, erhielten diese eine bestimmte Richtung. Durch ihn erst gewann er das volle Verständniß für die ältere deutsche Sprache, durch ihn genaue Kenntniß und liebevolle Würdigung des Nibelungenliedes, das 1826 van Lachmann in kritischer Ausgabe veröffentlicht war. Noch in demselben Jahre begann und vollendete Simrock das Werk, durch das er am meisten auf das deutsche Geistesleben eingewirkt hat, die Uebertragung des Gedichtes ins Neuhochdeutsche. Ein Dichter hatte sich an die Arbeit gemacht, und so kam ein Werk zu Stande, das im Einzelnen wohl manche Härte zeigt und auch wohl manche reizvolle Schönheit dem Original genommen hat, das aber in seiner Gesammtheit das kühne Unternehmen — das erste dieser Art — als glücklich gelungen erscheinen läßt. Goethe war so erbaut von der Arbeit, daß er ihr hohes Lob spendete. Das weitere Publicum verhielt sich anfangs viele Jahre lang recht spröde und gleichgiltig, aber schließlich war es doch ein voller Erfolg, und heute liegen bereits vierundfünfzig Auflagen von diesem Werke vor, das Tausenden, insbesondere der deutschen Jugend jenen Schatz unserer älteren Literatur vermittelt hat.

Die begonnene Thätigkeit setzte Simrock rastlos fort. Insbesondere seit seiner Entlassung aus dem Staatsdienste widmete er sich der Uebersetzerarbeit mit staunenswerthem Eifer. Außer der alt- und mittelhochdeutschen Sprache hat er im Laufe seines arbeitsreichen Lebens auch ausländische Werke in ihren Bereich gezogen, so altitalienische Novellen, Shakespearesche Dramen, Dichtungen des Schweden Tegnér; endlich überarbeitete und erneuerte er auch deutsche Werke des 16. und 17. Jahrhunderts, Sebastian Brants „Narrenschiff“, Logaus und Friedrich v. Spees Dichtungen. Bis zum Sommer 1832 blieb er noch, fortlernend und dichtend, in Berlin. Der Tod seines Vaters rief ihn nach Bonn zurück; und in seiner Heimath, mit der er ganz verwachsen war, blieb er mit geringen Unterbrechungen bis an sein Lebensende. Seit 1834 in glücklicher Ehe lebend, gründete er sich bald darauf ein behagliches und anmuthiges Heim auf seinem am Siebengebirge gelegenen Weingut Menzenberg. Sein gastfreundliches Haus wurde gern von den in der Nähe weilenden Dichtern aufgesucht. Er selbst erfreute sich in der Bürgerschaft seiner Vaterstadt großer Beliebtheit, und sein Leben ward noch enger mit Bonn verknüpft, seitdem er — nach einigen vergeblichen Anläufen — an der dortigen Universität 1850 Professor der deutschen Sprache und Literatur geworden war. Als akademischer Lehrer wirkte er, wenn nicht mit großen äußeren Erfolgen, doch segensreich; als Uebersetzer und als Sammler volksthümlicher Ueberlieferungen fuhr er mit nie erlahmendem Eifer fort, größere Kreise in die Volkskunde, Mythologie und Dichtung der deutschen Vergangenheit einzuführen; und zwischen dieser Thätigkeit gelangen ihm viele eigene Dichtungen, von denen doch einzelne bis heute fortleben und von denen mindestens ein Lied die Bürgschaft der Dauer in sich trägt, die allen, wenigstens allen Studenten und akademisch Gebildeten vertraute „Warnung vor dem Rhein“. Noch sah er das neue Deutsche Reich werden, dessen Siege er in manchem Liede feierte. Am 18. Juli 1876 verschied er nach einem Leben, das ganz rastloser Thätigkeit gehört hatte.

Seine wissenschaftlichen Leistungen stehen hinter denen anderer Germanisten zurück, aber seine Untersuchungen über die Nibelungenstrophe und über Walther von der Vogelweide geben ihm auch in der Geschichte der deutschen Philologie einen ehrenvollen Platz. Von den aus dem Mittelhochdeutschen übersetzten Werken sind es neben dem Nibelungenliede vor Allem Walthers Gedichte, die er mit gutem Erfolge erneuert hat, wenn auch diese Uebertragung freilich nicht in allen Stücken einwandfrei ist. Sein Streben, eine möglichst große Fülle von älteren Werken zu übersetzen, erscheint uns heute bei aller Anerkennung der riesenhaften Arbeit als unthunlich und unnöthig, und manche der von ihm bearbeiteten Dichtungen hoben später bessere Erneuerungen gefunden. Schon eine bloße Liste seiner Uebertragungen würde zu weit führen, so umfangreich ist das Material, das er in seiner Uebersetzerwerkstatt bearbeitete. Nur um einige große Namen zu nennen, mögen angeführt sein: „Der arme Heinrich“ Hartmanns von der Aue, das Gudrunlied, Heliand, Wolframs „Parzival“, Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“, dazu die Edda und das Beowulflied. Aber dankbar soll man sich doch daran erinnern, daß er zuerst ein größeres Publicum für die alte deutsche Dichtung gewann, daß er es ist, an den später so Viele angeknüpft haben, die das deutsche und germanische Alterthum in der Kunst neu erstehen ließen, und daß wenigstens in seinen Uebersetzungen vom Nibelungenlied und von Walthers Gedichten nicht nur eine neue

Bahn eröffnet, sondern mit dichterischer Kraft glücklich und erfolgreich beschritten ist. Wer sich zu der Meinung bekennt, daß die nationale Bildung eines Volkes sich nicht zum Mindesten auf die Kenntniß seiner Geschichte und Dichtung gründet, wird in Simrock nicht nur einen Uebersetzer und Poeten, sondern einen Förderer unseres Volkes in seiner nationalen Erziehung verehren.

Simrocks eigene dichterische Thätigkeit hat außer vielen kleineren Erzeugnissen ein g.oßes Epos hervorgebracht, das ebenbürtig neben das Nibelungenlied treten und die Dietrichsagen zusammenschließen sollte. Er fand den Stoff in mehrere Dichtungen versprengt vor und unternahm es mit Geschick, ihn zu ergänzen und zu einem abgeschlossenen Epos auszugestalten, dem er den Namen „Amelungenlied" gab. Es steckt eine tüchtige Leistung in diesem Werke, wenn es auch im Einzelnen ermüdend wirkt. Mehr als dies große Epos, das nie recht ins Volk gedrungen ist, haben einige kleinere Dichtungen, von denen die beliebteste und bekannteste schon genannt ist, seinen Poetenruhm begründet. Besonders sind es mehrere Gedichte erzählenden Inhalts, die in unseren Lesebüchern und bei der Jugend fortleben und uns weiter im Leben begleiten. „Die Schule der Stutzer", „Der Schelm von Bergen", „Drusus' Tod", „Stavoren", wie Vielen bedeuten sie nicht liebe Erinnerungen!

Simrocks hundertster Geburtstag möge nicht vorübergehen, ohne daß recht viele Deutsche dieses Poeten liebevoll und dankbar gedenken. Was er erstrebt und geleistet hat, ist ein sicheres Gut der deutschen Bildung geworden. e.

Kirchenlied und Volkslied in den Sieben Gemeinden von Vizenza.

Als ich in den Sommern 1888 und 1889 mich studienhalber in den deutschen Sprachinseln Südtirols und Oberitaliens aufhielt und auf meiner Wanderschaft auch die Sieben Gemeinden berührte, ließ ich es mir besonders angelegen sein, in diesem Gebiete möglichst viele und interessante Texte der aussterbenden Mundart von Asiago und Umgebung zu sammeln. Aus Schmellers lehrreicher Abhandlung waren mir mancherlei literarische Erzeugnisse der zimbrischen Prosa wie Dichtung vertraut geworden, doch freute mich nichts so sehr als der reiche Schatz, der in der Bücherei des Städtchens Asiago theils in Druckwerken, theils in mehr oder weniger alten Handschriften daselbst aufgespeichert lag. Hier war es auch, wo ich zum ersten Male den „kloanen Catechismo vor'z Beloseland" im Originale einsehen konnte, glücklicherweise war es auch die Ausgabe von 1842, die im Gegensatze zu derjenigen von 1813 vier äußerst interessante Lieder in zimbrischer Mundart aufweist. Wenn es mir zwar nicht geglückt war, aus der heimischen Bevölkerung selbst verschiedene Texte zu erbeuten, so gelang es mir doch mehrfach in dem Städtchen selbst als auch in anderen Ortschaften der „Sette Comuni Vicentini" zahlreiche Belege aufzuzeichnen und sie mit den Sammlungen anderer Gesinnungsgenossen zu vergleichen oder solche mit einander auszutauschen. Vor Allem verdanke ich Hrn. Prof. Baragiola in Padua mehrfache Zuweise neuer sowie Berichtigungen schon gesammelter Lieder, die genannter Herr zum Theil in seinem Buche: Il Canto Populare Tedesco, 1902 Bori citirt.

Dürfen wir im Allgemeinen bekennen, daß gerade in Deutschland das Kirchenlied und auch ganz besonders das Volkslied sich eines hohen Aufschwungs in den verschiedensten Jahrhunderten zu erfreuen gehabt hat, so müssen wir unbedingt zugeben, daß die deutschen Sprachinseln auf italienischem Boden hierin ihrem Mutterlande in keiner Beziehung nachstehen. Hierzu kommt noch, daß aller Wahrscheinlichkeit nach zahlloses Material im Laufe der Zeit unrettbar verschollen ist, vergessen und der Aufzeichnung vorenthalten mag manches schöne Kirchen- und Volkslied der Nachwelt entgangen sein, aber wenn wir uns mit dem begnügen, was Schrift und Mund uns noch heute überliefern, so können wir noch eine reiche Ausbeute veranstalten, vorausgesetzt allerdings, daß wir nicht allzu lange mehr mit dem Aufzeichnen der heute noch erreichbaren Texte säumen. Die Mundart selbst wird heute nur noch von der ländlichen Bevölkerung im Hausgebrauch gesprochen, in wenigen Jahrzehnten wird auch hier die Alles ausgleichende Zeit den Rest zimbrischer Sprache und Sitte der Vergangenheit übermittelt haben.

Doch wir wollen uns nicht bei einer unnützen Klage über den vorzeitigen Verfall einstigen Deutschthums verweilen, sondern uns der Schätze erfreuen, die uns diese entlegenen Sprachinseln übermitteln. Zunächst sei als Zeugniß der alten zimbrischen Sprache aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts ein Gesang mitgetheilt, wie uns derselbe im Katechismus des Mark Cornar von 1602 erhalten ist. In diesem Büchlein stehen 10 geistliche Gesänge, von denen Nr. IV im Abdrucke folgt. Die Wiedergabe dieses und des folgenden Stückes entspricht völlig dem jeweiligen Drucke der Originalausgaben. Da nun diese nach Maßgabe der italienischen Schreibart gedruckt sind, so ist darauf hinzuweisen, daß die italienischen Rechtschreibungsregeln auch hierin Anwendung gefunden haben, für unser deutsches gehn (gehen) druckt z. B. der Zimber: gheen u. s. f.

1602. Lohonghe IV.	Gesang IV.
Mit belder sik lobet de Haileghe Giunfrau.	Mit dem man lobt die Heilige Jungfrau.
Giunkfrau hirtik aller loben, vnt eren	Jungfrau, würdig aller Lob (pl.) und Ehren;
Giunkfrau hailoga Kunehiin von me himelen,	Jungfrau, heilige Königin von dem Himmel,
Mak das du ghedenkest aff daine kinla.	Mach, daß du gedenkest deiner Kindlein,
Giunkfrau deuda ist valla aller liebe,	Jungfrau, die da voll aller Liebe,
Pitt da in oneghen sun ime himelen,	Bitt deinen einigen Sohn im Himmel,
Das er af vz ghedenke daine kinlen.	Daß er unser gedenke, deiner Kindlein.
Mit daider milke sokda vnzern heren,	Mit deiner Milche säugtest du unsern Herrn,
Derda vor alla sunter gheliden hat,	Der da für alle Sünder gelitten hat,
Mak dazar off vz alle habe ghadakt.	Mach, daß er unser aller habe gedacht.

1842. Andere Ostarngesang.	Zweites Osterlied.
1) Be banderte d'ünzar Vrau	Wo wanderte unsere Frau?
Be bandarte in vrömede land?	Wo wanderte sie im fremden Land?
Un hat den Jesus nindart dorvant.	Und hat den Jesus nirgend gefunden.
2) Habetar nindar gasehet	Habet ihr nirgends gesehen
Den liborsten Sun dan main?	Den liebsten Sohn, den meinen?
Un den halgosten Gott den main?	Und den heiligsten Gott, den meinen?
3) Ich sagten bul nechtent spete,	Ich sah ihn wohl gestern Abend späte
Vor Juden-haus aufgheen	Vor einem Judenhause vorübergehen
Un vor Judenhaus aufgheen	Ja, vor einem Judenhause vorübergehen.
4) Baz trigar af sainar houte?	Was trug er auf seinem Haupte?
A cróana un a Kreüze.	Eine Krone und ein Kreuze.
A cróana un a Kreüze.	Eine Krone und ein Kreuze.
5) Ba trigar z'halghe Kreüze?	Wohin trug er das heilige Kreuze?
Ear trighez auf den pergh.	Er trug es auf den Berg.
Bittan martar groaz ar het!	Welche große Marter hatte er!
6) Ba trigar nun de cróana?	Wohin trug er nun die Krone?
Ear tringhese in de stat.	Er trug sie in die Stadt.
Bittan paine ear nun hat gat?	Welche Pein er nun wohl litt!
7) Muter auf, Vrau mutter,	Mutter auf! Frau Mutter!
Lacetach nicht vordrissen.	Lasset euch nicht betrüben,
Un lacetach nicht vordrissen.	Ja, lasset euch nicht betrüben
8) Dar hümmel raich ist aüre,	Das Himmelreich ist eure,
Do paine da ist bul main.	Die Pein, die ist wohl mein,
Un de paine da ist bul main.	Ja, die Pein, die ist wohl mein
9) Baz schiket Gott zo koofen?	Was schicket Gott zu kaufen?
An rosa, un an verban plut.	Eine Rose und ein rotes Blut.
An rosa un an verban plut.	Eine Rose und ein rotes Blut.
10) In lesten von sain zaiten	In seinen letzten Zeiten
Se 'tüünt hal imo ganue	Dienten sie ihm wohl genug
Un dort allar belte ganue.	Und sind auch aller Welt genug

C. Graf v. Sternberg bringt in seiner „Reise durch Tyrol in die österreichischen Provinzen Italiens" dasselbe Lied, aber in völlig verderbter Form nach einem alten zimbrischen Manuscripte. Auch J. A. Schmeller ist der Gesang nicht entgangen und aus seiner Aufzeichnung, die leider selbst nur bruchstückartig ist, geht hervor, daß die vorletzte Strophe besser lautet:

Baz schicket-er Gott zo koofen?
An rosa gaverbet mit plunt.
u. s. w.

Folgende Gedichte entstammen neuerer Zeit und sind zum Theil schon in der italienischen Abhandlung des Hrn. Professors A. Baragiola zum Abdruck gelangt:

1) Barma pulta un kalte raben,	Warme Polenta und kalte Rüben,
In pa stigen na abe in stadel.	Die Treppen hinunter auf die Tenne.

oder:

Barma pulta un kalte raben,	Warme Polenta und kalte Rüben,
an at de nesche na gent abe.	Gehen durch den Canol (die Kehle) hinunter.

2) Zur Beschämung weinender Kinder:

Trinken in moisen,	Zu trinken den Mäusen
Un a'essen in kazen.	Und essen den Katzen.

3) Lied beim Ave maria-Läuten am Sonnabend.

Läutet verbont in alle di lant,	Es läutet das Ave in allen Ländern,
an kue un an kalb,	eine Kuh und ein Kalb,
an aiserna tüar,	eine eiserne Thür,
an schüzla hüar,	eine Schüssel davor,
an käsle un proat drin,	ein Käse und Brod darin,
un der mesner leget'a in.	und der Glöckner bringt es uns

4) Wiegenlied.

Pitel, Poitel,	Pitel, poitel,
an pizen kese,	einen Bissen Käse
in armen loiten,	den armen Leuten,
an pizen proat,	einen Bissen Brod,
an andar jar	im nächsten Jahre
sain-sa alle toat.	sind alle todt.

5) Schaukellied.

Rita, rita reita,	Rita, rita reita,
der Pero an de laita,	der Bär ist auf der Höhe,
de kaza in garten,	die Katze im Garten,
sötle von Farin	die kleine Hinkende aus Farin
billsich borraten	will sich verheirathen
un hat de betze in kasten	und hat das Geld in der Truhe.

oder:

z'dirnli von Farin
billsich borraten
hat de betze in cassetin *)

Hierzu bringt Schmeller-Bergmann die Lesart:

Rite, rite raita,	Rite, rite raita,
der pero ist in de laita,	der Bär ist auf der Höhe,
de kaza ist in me garten,	die Katze ist im Garten,
bear bill sich borraten?	wer will sich verheirathen?
de kinkele von Tomasen.	die Kinkele (?) von Tomas
baz schenkens' ar vor dotte?	was schenken sie ihr als Mitgift?
an kutta käsen.	eine Menge Käse.

6) Lied.

Drai rosen in'n garten	Drei Rosen im Garten
drai tannen in'n balt,	drei Tannen im Wald
'ma sumere macht-es barm	im Sommer ists warm
'ma bintare macht-es kalt.	im Winter ists kalt.

*) cassetin — Cassette — Kasten

7) Lied.

Pater noster, hemmerle,	Paternoster, hemmerle
do nona ist in'a kemmerle,	Großmutter ist im Kämmerle
do mutar ist hinten nach,	die Mutter ist hinten nach,
git an trif in ars.	Giebt einen Tritt in A..

oder

Pater noster, hemmerle,	Paternoster, hemmerle,
de mutar ist in'z kemmerle,	die Mutter ist ins Kämmerle (gegangen)
de vater ist in'z hoisle,	der Vater ist ins Häuschen,
hat gavunt an rotez moisle.	hat gefunden ein rothes Mäuschen.
ist gant ume in'z eckele,	ist gegangen auf den Hügel,
hat gavunt an rotez seckele.	hat gefunden ein rothes Säckchen.
ist gant au af an stadel,	ist gegangen auf die Tenne,
un het gavunt an roten nagel.	und hat einen rothen Nagel gefunden.

Variante aus Lusern, einem österreichischen Alpendorfe unweit der italienischen Grenze:

Pater noster, hemmerle,	Paternoster, hemmerle,
do muter ist inz kemmerle,	die Mutter ist im Kämmerle
der Vater ist ins häusle	der Vater ist ins Häusle
hat gafangt a leutiges mäusle	hat gefangen ein (?) Mäusle,
hat im get zu trinka wasser,	hat ihm Wasser zu trinken gegeben,
hat es net gawöllt,	hat es nicht gewollt,
hat im get zu trinka wain,	hat ihm Wein gegeben,
is kennt foast awia a schwain.	ist es fett geworden wie ein Schwein.

8) Märzenlied.

1) schella, schella merzo!	2) benne der kucko kucket,
snea de hia	plühet dar balt (Wald)
gras de her,	bear lange lebet
alle de dillen ler.	starbet alt.

9) Spinnstubenlied.

Ich grüzach, schöne diarn,	Ich grüß euch, schönes Mädchen,
spinnet-ar liber garn	spinnt ihr lieber Garn
beder dünnen zbiarn,	oder dünnen Zwirn,
ködet miar de barot?	saget mir die Wahrheit?
Biar, schöner pube,	wir, schöner Bube,
spinnen haar, stuppe,	spinnen Flachs und Werg,
un raisten zu machen	um Reisten zu machen
in drat vor de schuge	für Draht zu den Schuhen (zum Weitergehen).

10) Liebeslied.

Auf die der Arbeit entwöhnten Mädchen von dem Graben und auf der Laiten.

Graben und Laiten sind Oertlichkeiten in den Sieben Gemeinden.

Schöne diarn von me Graben	Schönes Mädchen vom Graben
un af de Laiten, an ködet miar,	und von der Laiten, nun sagt mir an,
beltarach och borraten?	wollt ihr euch auch verheirathen?
auf stet frü un get in garten,	früh steht auf und geht in den Garten,
machet auf, stet un rechet	macht auf, steht und rechet,
de herte erda denno prechet	die harte Erde von dannen (?) brechet,
machetach segen starc un beart	laßt euch sehen stark und werth
bia dar man, ha traget sbeart,	wie der Mann, so trägt das Schwert,
ar belt segen, in minschen tagen	ihr werdet sehen, in wenig Tagen,
lazetar s'hous von me Graben.	verlaßt ihr das Haus am Graben.
	(d. h. um euch zu verheirathen).

F. A. B

Bücherbesprechungen.

— Quitt. Roman von Theodor Fontane. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin, 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. — Der Roman „Quitt" gehört nicht zu den besten Werken Fontanes, nicht zu denjenigen, die ihm eine literarische Bedeutung sichern; er ist Durchschnittswaare, Unterhaltungsliteratur und wird als solche seinen Leserkreis finden. Fast die Hälfte des Romans spielt in Nordamerika, in den Indian Territories südlich von Kansas, und hier finden sich, trotz einer internationalen Genrebildnerei, der es an humoristischen Zügen nicht fehlt, auch viele langweilige Detailmalereien, wobei man immer das Gefühl hat, daß der Autor, der in seinen Schilderungen aus der Mark Brandenburg eine so feine und scharfe Beobachtungsgabe an den Tag legt, hier doch nicht ganz auf eigenen Füßen steht, sondern uns Schilderungen aus zweiter Hand giebt. Da kann er nicht wetteifern mit Cooper, Sealsfield, Bret Harte. Es ist zwar ganz ergötzlich zu lesen, wie in der Menonitengemeinde von Nogat sich die indianischen Ureinwohner mit einem westpreußischen Prediger, einer polnischen Magd, einem französischen Flüchtling, der als Pariser Communard sich bei der Erschießung des Erzbischofs betheiligte, und mit einem schlesischen Verbrecher zusammenfinden, welcher der eigentliche Held des Romans ist; aber in der Schilderung des Zusammenlebens, wobei alle wirthschaftlichen und religiösen Vorgänge mit oft ermüdender Breite geschildert sind, geht der Faden der Handlung fast ganz verloren, und damit jede Spannung auf den Fortgang derselben. Der Held, Lehnert Menz, ein schlesischer Stellmacher, der den Feldzug von 1870 mitgemacht, hegt gegen seinen damaligen Vorgesetzten, Opitz, einen tiefen Groll, weil dieser ihn in jeder Weise chikanirt und zurückgesetzt hat, erschießt denselben, der als Förster bei Krummhübel im Riesengebirge eine Stelle hat, bei einer Begegnung im Walde und flüchtet dann nach Amerika, wo er in der Menonitengemeinde Oberdorfs in stiller Reue die Vergangenheit büßt, die Hand der Tochter desselben, der lieblichen Ruth, erhalten soll und, als er ihren Bruder, der sich in den

Bergen verirrt hat, aufsucht, durch einen Sturz vom Felsen zugrunde geht. Sterbend schreibt er mit seinem Blut auf ein Zeitungsblatt das Wort „quitt“ und die Hoffnung, daß ihm jetzt seine Schuld vergeben sei. Wie er hilflos dem Tod entgegensieht, so lag der Förster damals hilflos in seinem Blut. Doch ein Sommergast von Krummhübel, der Geheime Rechnungsrath Espe, der anfangs als Pantoffelheld einer abenteuerlustigen Frau eine klägliche Rolle spielt, kritisirt am Schluß das Wort „quitt“ in sehr verständiger Weise: es hätte die Spur dieses Lehnert Menz verfolgt und auf seiner Auslieferung bestanden werden müssen. „Er gehörte vor die Geschworenen und nach seiner Verurtheilung (die wohl nicht ausbleiben konnte) vor Krauts, den wir ja jetzt ich will nicht sagen auf Requisition, aber doch auf behördlichen Antrag auch in den Provinzen haben können. Was heißt »quitt«? Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen. Das ist »quitt«.“ Uebrigens sind die ersten Capitel des Romans, welche landschaftliche Schilderungen aus dem Riesengebirge und Genrebilder aus dem dortigen Volksleben enthalten, wohl die gelungensten. R. v. G.

— Unwiederbringlich. Roman von Theodor Fontane. Vierte Auflage. Stuttgart und Berlin, 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. — Dieser Roman Fontanes gehört zu seinen besten Werken, wenn auch einige andere spannender sein mögen; doch in den Rahmen einer locker gefügten Handlung sind hier nicht nur trefflich gezeichnete Charakterköpfe eingefügt, sondern auch der feine, oft sarkastische Geist des Verfassers kommt hier zur vollen Geltung. Es handelt sich um eine unglückliche Ehe, unglücklich nicht im landläufigen Sinne des Wortes, sondern mit Bezug auf feine seelische Beziehungen. Die Heldin des Romans, die Gräfin Christine Holk, ist eine charakterfeste, energische Dame von frommem Sinn und orthodoxen Anschauungen; ihr Gatte ist charakterschwach, liebenswürdig, und nachdem die Zeit der ersten innigen Neigung vorübergegangen, herrscht in dieser Ehe eine kühle Temperatur. Graf Holk ist auch Kammerherr der dänischen Prinzessin Marie Eleonore, trotz seiner deutschen Herkunft und deutschen Gesinnung: das ist eine seiner Halbheiten. Als er zum Dienst nach Kopenhagen einberufen wird, lockert sich das Band seiner Ehe noch mehr. Der Kopenhagener Hof oder vielmehr der Hof der Prinzessin bildet nun das Milieu der Begebenheiten: die sehr gut gezeichnete Prinzessin selbst, der spöttische geistreiche Kommerherr v. Pentz, vor Allem die Hofdame Ebba v. Rosenberg, eine verwegene Kokette von feinster Art und von überlegenem Geiste, treten ganz in den Vordergrund des Romans und wir sehen, wie der schöne Graf Holk hier den Boden unter den Füßen verliert. Zwar den Verlockungen der jungen reizenden Fron Hensen, der Frau eines stets auf See befindlichen Schiffscapitäns, widersteht er siegreich; aber Fräulein Ebba lockt ihn in ihre Netze und eine im Schloß ausbrechende Feuersbrunst setzt sie der Gefahr aus, daß ihr verschwiegenes Glück an den Pranger gestellt wird. Graf Holk ist entschlossen, Ebba zu heirathen; es kommt zu einer Trennung von seiner Frau, die aus seinen durchsichtigen Briefen genug von seiner Untreue errathen; doch Ebba denkt nicht daran, den guten Holk zu ihrem Eheherrn zu machen; nicht lange darauf vermählt sie sich mit einem reichen Engländer. Noch einmal versucht das bereits geschiedene Holksche Ehepaar nach längerer Zeit der Trennung und einer zum zweiten Male geschlossenen Ehe ein gemeinsames Lebensglück zu gewinnen; doch bleibt die Unbefriedigung der Gattin; die erste Liebe, das einmal Verlorene ist unwiederbringlich dahin; Christine fühlt sich unglücklich bei dem haltlosen Mann und nimmt sich das Leben. Die Seelenmalerei des Autors ist fein, doch gegen den Schluß hin nicht ganz überzeugend und wenn man die Gräfin Holk als die Heldin des Romans betrachtet, der ja mit ihrem tragischen Untergang endet, so hat dieselbe bei allen Vorzügen des Charakters doch etwas Langweiliges und aus dem trüben Schloß Holkenau, wo sie das Scepter führt, flüchtet man sich gern in die frivolen, aber geistreichen Hofkreise Kopenhagens, wo das Vorbild der Gräfin Danner, die nur hinter den Coulissen des Romans erscheint, die Freigeisterei der Hofdamen nur ermuthigen konn. R. v. G.

— Ein Komtessenroman. Von Richard Nordmann. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. Preis 5 M. — Der Titel klingt einfach und läßt eher eine leichte Tändelei oder eine Humoreske vermuthen. Der Roman ist aber eine Tendenzschrift bester Art, von tiefstem sittlichen Ernste durchweht, er zeugt von eindringendem Verständniß für die tiefgehendsten psychologischen und pathologischen Fragen und ist dabei von einer vollendeten Art des Aufbaues und der Darstellung. Es ist keine leichte Lectüre, das Herz kann einem weh thun dabei, gerade weil Alles so unmittelbar aus dem Leben gegriffen ist und durch die meisterhafte Ausführung die Tragik besonders erschütternd wirkt. Es ist die Ehetrogödie des Weibes in den höheren Ständen, hier der österreichischen Aristokratie. Das Milieu ist vorzüglich getroffen, die Ungenirtheit des Lebens und Lebenlassens macht die Dissonanz nur um so greller. In der Form der Selbstbiographie eines Tagebuchs wird uns geschildert, wie ein edler Frauencharakter unter diesen Verhältnissen in köstlicher Frische und Seelenfülle aufwächst, dann allmälig zur Erkenntniß seiner Umgebung kommt, um schließlich ein unbeschreibliches Glück in einer Ehe zu finden, da beide Gatten sich bis zum Wahnsinn lieb haben. Daß der Gatte sie trotzdem zu Grunde richtet und aus dem kerngesunden, seelenfrischen Mädchen ein nervöses Weib und schließlich eine Wahnsinnige wird, das haben die Verhältnisse mit sich gebracht, das Gatten Vorleben, das ihn mit Recht erst vor der Ehe zurückschrecken, beim Anblick seines elenden Kindes erschauern und sein geliebtes Weib fliehen läßt; während er zuerst sich und sie mit der Furcht peinigt, die Reine könne etwas von seinem früheren Leben erfahren, quält er sie dann zu Tode, nachdem er sie überreizt gemacht, mit einer unbegründeten, ebenfalls aus den Erfahrungen seines Vorlebens erklärlichen Eifersucht. „Das macht ja die Größe unseres Unglücks aus, das allein macht es zur Tragödie, daß wir uns so lieben.“ „Unsere Liebe ist ein Wahnwitz, ist ein Verbrechen an uns Beiden“. „Meine Mutter war zu Grunde gegangen an der Lieblosigkeit ihres Mannes, an seinem Durst noch Abwechselung während der Ehe, ich ging zu Grunde an der eifersüchtigen, krankhaften Liebe meines Mannes, an seinem Durst nach Abwechselung vor der Ehe. Uebersättigt oder nicht zu sättigen — so kommen sie! Und wir müssen sie nehmen, wie sie sind!“ Als der Gatte sie so vor sich liegen sieht als das Werk seiner Zerstörung und in der Verzweiflung zur Pistole greift, da erhebt er in seinen Abschiedszeilen schwere Anschuldigungen gegen die Gesellschaft, die das Weib wohl für den Beruf als Gattin und Mutter angstvoll behütet, dem Mann aber ohne ihn zu richten gestattet, zügellos seine Zukunft zu verderben. „Aber welch furchtbarer Richter ist die Natur!“ Die ganze Schilderung ist von Anfang an spannend, durch den psychologischen Fortschritt fesselnd, bis sie geradezu grauenhaft packend wird. Der Verfasser ist ein Dichter, der es ebenso versteht, die Träume des zur Liebe erwachenden Mädchens reizend lyrisch zu zeichnen, wie die allmälig sich nahenden und immer greifbarer werdenden Bilder des Wahnsinns dramatisch zu gestalten. Auch der Stil ist den Fortschriten des Werkes angepaßt: Erst das naive Plaudern des Backfischs, dann die kommenden Grübeleien, die elegischen Klänge der Sehnsucht, der Jubel der Liebe, das Hastige der Nervosität, das Abrupte des nahenden Wahnsinns, Alles ist so der Seelenstimmung abgelauscht, daß uns schließlich auch die vielen Gedankenstriche und Fragezeichen am Schluß des Buches, die anderswo als manierirte Mache erscheinen, hier erklärlich und natürlich sind. Das Buch ist eine der interessantesten neueren Erscheinungen und wird jedenfalls viel gelesen werden. Möchte es auch verstanden und beherzigt werden! W. v. L.

— Erzählungen aus der Heimath. Von Anna Bechler. E. Piersons Verlag (R. Linke, k. k. Hofbuchhändler) Dresden und Leipzig 1902. — Anna Bechler ist unseren Lesern keine Fremde; die meisten ihrer gemüthvollen Erzählungen sind bereits in der Leipziger Zeitung „unterm Strich“, d. h. im Feuilletontheil zum Abdruck gelangt. Nunmehr hat die Schriftstellerin diese Jugenderinnerungen und novellistischen Studien, zu einem Bändchen vereint, unter obigem Titel im Buchhandel erscheinen lassen. Wir wünschen ihr zu diesem Schritte allen Erfolg und glauben, daß Anna Bechlers schlichte und innige Erzählungsweise ihr noch viele Freunde — besonders in Damenkreisen — erwerben wird. Eine eingehendere Besprechung der einzelnen Erzählungen müssen wir uns versagen, bemerkt sei nur noch, daß die wirklichen Heimathserzählungen, die Jugenderinnerungen uns am besten gefallen haben, während wir die romantischen Novellen nicht als das eigentliche Element der Schriftstellerin bezeichnen können. J. O.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 104. Sonnabend, den 30. August, Abends. **1902.**

Theodor Billroth über Musik.

Eine neue vermehrte Auflage von Billroths Briefen ist kürzlich erschienen. Im Jahre 1895 zum ersten Male ausgegeben, hat diese von Dr. Georg Fischer besorgte, von ihm mit einer vortrefflichen Charakteristik des großen Chirurgen und Menschen eingeleitete und mit allen nöthigen Anmerkungen versehene Sammlung solchen Anklang beim Publicum gefunden, daß jetzt, nach kaum sieben Jahren, der sechste Druck (Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung) nothwendig geworden ist. Das läßt sich verstehen. Tritt uns doch in diesen Briefen nicht nur ein Bahnbrecher in seiner Wissenschaft, der sich über seine Leistungen und Erfahrungen mit voller Offenheit und zuweilen mit dem quälenden Bewußtsein von den Grenzen aller ärztlichen Kunst ausspricht, sondern auch ein vielseitig gebildeter, für die Reize der Natur und für die schönen Künste empfänglicher, der Musik insbesondere leidenschaftlich ergebener Mensch, ein hochgestimmter edler Charakter entgegen. Billroth hatte allezeit ein so großes Bedürfniß nach schriftlicher Aussprache seiner Gedanken und Stimmungen, daß er, der immer vielbeschäftigte Mann, diesem Verlangen meisthin einen Theil der Nachtruhe zu opfern gewöhnt war. Es bildete für ihn eine unabweisbare Nothwendigkeit, sich durch die Niederschrift, durch eine ausgedehnte, vielfach mit Männern am gleichen Orte geführte Correspondenz interessanter Tageseindrücke zu entledigen, seinen Vorstellungen und Empfindungen diesen Ausdruck zu geben, sich auf diesem Wege über Vieles klar zu werden und Anderen, Fachgenossen und gleichgestimmten Freunden seine Ansichten und Gefühle darzulegen. Immer ohne Umschweife, immer wahr und unverhüllt, im leichten Fluß der Sprache, mit nicht gewöhnlicher Treffsicherheit des Ausdruckes und oftmals mit köstlichem Humor. Seine Briefe müssen den Mediciner aufs Höchste interessiren, enthalten sie doch tiefe Einblicke in die Lebensarbeit eines der größten Chirurgen seiner Zeit; sie müssen den Musikfreund anziehen, bieten sie doch Auslassungen eines musikverständigen, geistvollen Mannes, der die Regungen dieser Kunst verfolgt und an der Wiege fast sämmtlicher großen Schöpfungen seines Herzensfreundes Brahms gestanden hat; und sie müssen jeden gebildeten Leser fesseln, geben sie doch Kunde von dem reichen Innenleben eines bedeutenden Menschen von reinstem und liebenswürdigstem Charakter. So weit verbreitet die Kenntniß dieser Briefe jetzt schon sein mag, wird es immerhin erlaubt sein, im Anschluß an die vorliegende neue Auflage auf denjenigen Theil der Sammlung hier näher einzugehen, in dem von Musik, von Persönlichkeiten, Werken und Aufführungen derselben die Rede ist.

Gleich der erste, aus dem Jahre 1850 stammende Brief in der Sammlung gehört der Musik; der in Göttingen studirende junge Billroth schreibt an seine Mutter, die Rügensche Pastorswittwe, und entwirft ihr eine von Begeisterung überquellende Schilderung der Gesangskunst Jenny Linds, an deren Concert er und ein Freund sich mit einer vierhändigen Clavierproduction hatten betheiligen dürfen. Wäre nur das eine Schriftstück bekannt geworden, so würde es hinreichen, um an die leidenschaftliche Neigung des Verfassers für die Tonkunst glauben zu machen. Diesem Schreiben folgt eine ziemlich lange Reihe anderer medicinischen Inhalts, die der Studio und alsdann der Privatdocent in Berlin an seinen Göttinger Lehrer Prof. Baum und an seinen Freund His (Basel-Leipzig) gerichtet hat. Erst von dem jungen Professor Billroth in Zürich liegt wieder ein Brief vor, in dem die musikalische Saite seines Wesens anklingt: er schreibt an His unter dem 20. April 1862, daß er Lust hätte, die mit Stockhausen geplante Aufführung von Mendelssohns Elias in Basel zu besuchen. In einem vier Jahre späteren Briefe an Prof. Wilhelm Lübke in Stuttgart ist zum ersten Male von Brahms die Rede, über welchen Meister sich Billroth in der Folge vielmals zu dem ihm befreundeten Kunsthistoriker äußert. Seine Correspondenz mit Lübke dient überhaupt vorzugsweise seinem Drange, sich über musikalische Dinge und Persönlichkeiten auszusprechen; erst in den achtziger Jahren adressirt er, soweit die vorliegende Sammlung es erkennen läßt, diese Reflexionen auch des öfteren an Hanslick und dann an seine Tochter Else. Also an Lübke schreibt er im April 1866 aus Zürich: „Seit einigen Tagen ist Brahms hier; er will eine Zeitlang in der Schweiz bleiben und wird in Winterthur bei Rieter-Biedermann [Musikverleger] sein Hauptquartier aufschlagen. Heute Morgen spielten Brahms und Kirchner auf zwei Clavieren symphonische Dichtungen von Liszt! Horrible Musik! Dante, Mazeppa, Prometheus, lauter Höllenmusik, nicht mehr Musik zu nennen; dazwischen dann wieder höchst raffinirte, harmonische, pseudomelodiöse Sätze. »Adwischangsmusik« rief Kirchner aus. Beim Dante kamen wir nur bis zum Purgatorium; ich legte dann vom medicinischen Standpunkt ein Veto ein, und wir purgirten uns mit Brahms' neuem Sextett [op. 36 G-dur], das eben herausgekommen ist. B. und K. spielten es vierhändig. Ich weiß noch nicht, was ich darüber denken soll, doch kommt es mir vor, als wenn die melodische Kraft geringer wird oder von der Keuschheitskunstgedanken-Blässe angekränkelt wird; die thematische Entwickelung dagegen steigert sich zu Bachscher Höhe." Billroth veranstaltete in Zürich in seinem Hause allwöchentlich einen Trio-Abend, und es wurden besonders Schumannsche Compositionen gepflegt. Er selbst gab sich eifrig dem Studium der Bratsche hin, die er recht gut spielte. Billroth schrieb damals auch Musikreferate für die Züricher Zeitung. Ueber die Aufführung des erwähnten Streichsextetts in der Originalgestalt, die an einem Abend in Billroths Hause erfolgte, berichtet Letzterer an Lübke im Juni: „Ich wollte zweite Bratsche mitspielen, hatte meine Stimme famos eingeübt; doch als ich anfing zu spielen, fing ich so an zu zittern und gerieth in eine solche Angst und Aufregung, daß ich gar nicht spielen konnte. Zum Glück war Eichmann aus Schaffhausen da, der auch Bratsche spielt und für mich eintrat. Ich war höchst ärgerlich über mich und muß eine überaus possirliche Figur gespielt haben. Die Gegenwart von Brahms, die Hitze des Tages, in der ich von Morgens 6 Uhr sehr streng hatte arbeiten müssen, Alles muß dazu beigetragen haben, mich in diesen komischen, mir sonst ganz ungewohnten Zustand zu versetzen, der mir eigentlich doch unerklärlich war, da ich 14 Tage vorher das Sextett von Brahms schon einmal mitgespielt hatte, als wir es allein bei mir spielten. Ich habe die bittere Erfahrung wieder als alter Knabe machen müssen, daß es Tollkühnheit ist, in einer Branche von Kunst und Wissenschaft etwas vorzutragen, wenn man den Gegenstand nicht vollständig beherrscht. Außer dieser Erfahrung habe ich noch etwas gelernt, nämlich nie ein Stück in Gegenwart des Componisten zu spielen, wenn das Stück nicht soviel wie möglich vorbereitet ist. Ich habe früher Ihnen über das zweite Sextett von Brahms weniger günstig geschrieben. Seither habe ich es genauer kennen gelernt und finde es doch außerordentlich schön, so klar, so einfach, so meisterhaft, daß man sich nicht genug daran freuen kann." Aus dem Mai 1866 stammt der erste Brief an Brahms selbst, worin Billroth dem Componisten Fingerzeige für eine Reise ins Berner Oberland giebt. Wieder in einem Briefe an Lübke aus dem December dieses Jahres erwähnt er Sempers Modell für das Theater, das Ludwig II. für die Wagnerschen Festspiele auf die Höhe des Isarufers nach München bestimmt hatte, und nennt es die größte Kunstleistung, die Wagner je veranlaßt hat. Er spricht zugleich auch kurz von der Walküre, welches Musikdrama, wie in einem

wenige Jahre später nach der mißlungenen Münchener Aufführung von Rheingold (1869) geschriebenen Briefe auch den ersten Theil des Nibelungenringes, er vollständig verwirft; er hat zu diesen Schöpfungen — damals wenigstens — keinen Zugang gefunden, erst später kommt ein bedingtes Gefallen an größeren Theilen der Musikdramen Wagners zu leisem Ausdruck. Bemerkenswerth ist noch der letzte Brief an Lübke aus Zürich, weil Billroth da von seinen Compositionen spricht. Er schreibt: „Ihre Frau war so liebenswürdig, von meinen Compositionen zu verlangen. Ich gebe die Quartette nicht gern fort, ich bin überzeugt, daß sie so voller Quinten &c. stecken, daß jeder Kunstverständige sofort höhnisch seine Achseln zucken würde. Außerdem hat jeder Vater für sein jüngstes Kind eine Schwäche. Beifolgende Lieder, die meine Else mit Leidenschaft singt, und die auch bei allen meinen Nichten und Neffen in Berlin große Freude erregt haben, schicke ich Ihrer Frau. Da diese kleinen Dinge absolut nichts Anderes prätendiren, als kindisch zu sein, so mag man sie dem Dilettanten-Componisten am ersten verzeihen!" Im August 1867 nahm Billroth die Berufung nach Wien an, wo er dann zu Brahms und Hanslick in das innigste Freundschaftsverhältniß trat, erste Künstler der österreichischen Residenz in seinem Hause ein- und ausgehen sah, an dem Concert- und Theaterleben der Kaiserstadt den regsten Antheil nahm. Im December des genannten Jahres schreibt er an Lübke: „Brahms wird mir immer lieber, je öfter ich mit ihm zusammenkomme. Hanslick sagte sehr richtig von ihm, er hat denselben Fehler wie Bach und Beethoven: er hat zu wenig Sinnliches in seiner Kunst, sowohl als Componist wie als Spieler. Ich glaube, es ist mehr Absicht, alles Sinnliche zu vermeiden, als Mangel. Sein Requiem, von welchem neulich die erste Hälfte aufgeführt wurde, ist freilich so übersinnlich erhaben und so protestantisch-bachisch, daß es hier nur mit Mühe durchgebracht wurde. Das Zischen und Klatschen wurde zur förmlichen Leidenschaft, es war ein Kampf der Parteien; endlich siegten die Klatscher. Joachim war zwei Monate hier. Ich habe ihn sehr oft gehört, war sehr oft mit ihm zusammen und habe ihn persönlich sehr lieb gewonnen; er ist ein ganz prächtiger Mensch. Wenn man die letzten Quartette von Beethoven von ihm hört, so hält sich Jeder für einen Esel, daß er diese Musik nicht für das Schönste hält. Alles wird so einfach klar, so schön gestaltet unter seinen Händen, man merkt gar nicht, daß da etwas gemacht wird; es geht eben einfach vor sich, etwa wie Sonne oder Mond aufgehen. Wenn Brahms und Joachim zusammen Beethoven, Bach, Schubert spielen, so werden nicht die Noten à la Bülow photographirt, sondern die Conceptionen erscheinen wie lebende Tonbilder vor dem Ohr; sie erscheinen und verschwinden wieder. Mir war es immer sonderbar, daß man dazu klatschen sollte. Dieses Genre schickt sich nicht für Jeden; der moderne Mensch mit gepfeffertem Gaumen findet daran keinen Geschmack; doch mir ist es als das Höchste vorgekommen, was die reproductive Kunst produciren kann. Ganz anders wirkte Rubinstein, der fünf Concerte gab. Er ist ein höchst begabter Mensch, ein Talent ersten Ranges, nicht ohne Originalität, doch schlecht erzogen. Seine Compositionen (Clavierconcerte, Kammermusik) sind immer interessant genug, um sich an dem Schönen darin zu erfreuen und das Häßliche oder Langweilige leicht herauszufinden. So ist auch sein Spiel; ich habe Niemanden so schön spielen hören und nie einen Künstler mit solcher Frivolität die besten Sachen herunterreißen hören. Innerliche Roheit kommt unangenehm zuweilen heraus neben einer Grazie des Spiels, einer Intensität des Tones und Vortrages von hinreißender Wirkung." In einem Briefe an Lübke von Januar 1869 macht Billroth einige Bemerkungen über Opern, über Mignon von Thomas, in dem er einen bloßen Schatten von Gounod sieht, und über Halévys Jüdin, die er eine gräuliche Oper nennt. Bei dieser Gelegenheit gedenkt er auch Niemanns, der damals als Tannhäuser u. s. w. in Wien gastirte: „Niemann spricht wenig an, weil er ganz blonder, norddeutscher und der erste Mann-Tenor ist, den ich gesehen und gehört habe. Die Wiener lieben das nicht, sie wollen Schmachterei oder Raserei." Interessant ist ein anderes Schreiben an Lübke von December 1872 dadurch, daß die ablehnende Stellung Billroths zu Wagner und mehr nach zu den Kämpfern für Wagner, die es ja zuweilen wie die Gegenseite ungeschickt und überhitzig genug getrieben haben, anläßlich der Thatsache zum Ausdruck kommt, daß die zur Vertretung des Deutschthums in Oesterreich gegründete Deutsche Zeitung einen Artikel von Peter Cornelius über Wagner aufnahm und darunter gesetzt hatte: ... da die Sache Wagners nicht mehr von der deutschen Sache zu trennen ist. Gegen diesen Ueberschwang wetterte Billroth aufs heftigste, und er erklärte sogleich seinen Austritt aus dem politischen Beirath der Zeitung, da er nicht mehr zu einer Redaction stehen könne, welche die Perspective eröffne, daß sie nächstens etwa erkläre, die Sache der Herren Liszt oder Mosenthal oder Makart nicht mehr von der deutschen Sache trennen zu können. Im November 1873 theilt Billroth Lübke mit, daß die zwei Streichquartette Brahms' (op. 51) in seinem Hause gespielt worden, daß sie viel Schönes in sehr knapper Form enthielten, doch nicht nur technisch enorm schwer, sondern auch sanst nicht leichten Inhalts seien, und im nächsten Sommer erwähnt er gegenüber dem Freunde, daß er beabsichtige, diese Quartette für sich zweihändig zu bearbeiten. In einem Briefe an Lübke aus dem Januar 1875 schwärmt er von Byrons Manfred mit Schumanns Musik: „Manfred! Ach, daß Du ihn nicht hörtest und sahst! Was nützt da alle Reflexion, man kommt ja gar nicht dazu. Vollblutpoesie und Vollblutmusik! Man ist sinnlich betäubt, man träumt, man schwimmt in lauer Luft ohne sich zu rühren. Die Scene mit dem Geist der Astarte treibt mir jedesmal das Wasser in die Augen; ja jetzt, wo ich nur daran denke, schauert es mich durch und durch. Diese Musik! »Verzeihst Du mir?« »Manfred, lebe wohl!« »Morgen wird Dein Leid zu Ende gehen!« Wenn die Astarte hier den Ton richtig trifft, so recht, recht warm! und dann der Manfred dem Hörer sympathisch ist — dazu das Wiener Orchester und Herbecks Direction! Ich sage Dir, es ist um toll zu werden. Ist es ein Glück, so etwas so zu empfinden, oder ein Unglück?" In dem nämlichen Briefe findet sich u. A. auch Folgendes: „Die Streichquartette [von Brahms] hörte ich in diesem Winter schon einige Male theils bei mir, theils im Concert. Wir haben beim 4händigspielen in Carlsbad alle Tempi viel zu schnell genommen. Brahms will überall sehr gemäßigte Tempi, weil sich diese Musik wegen ihres vielen harmonischen Wechsels sonst nicht entfalten kann; dies hängt wesentlich mit der complicirten modernen Musik zusammen. Beethoven, Schumann, Wagner, Brahms bevorzugen in allen ihren reiferen Werken der letzten Zeiten das Andante-Tempo, das Wagner als specifisch deutsch bezeichnet. Durch Mendelssohn waren die raschen Tempi gar zu sehr Mode geworden; doch steckt darin weniger wirkliche innerliche Leidenschaft, als uns wohl früher schien. Immerhin lasse ich nichts auf Mendelssohn kommen. Von Manuscripten hat mir Brahms ein neues Heft Liebeslieder (op. 65) mitgetheilt, das vieles Schöne enthält; doch ist es gefährlich, ein so außergewöhnliches Genre zu sehr zu cultiviren. Daumer hat ihn auch in diesem Heft ganz gefangen genommen; manche Verse könnte R. Wagner geschrieben haben, so unverständlich sind sie. In diesem Punkt ist Brahms sehr kitzlich; wenn die Stimmung des Gedichtes ihn fesselt, die tiefe Empfindung oder gar ein etwas volksthümlicher Charakter, dann kann er nicht widerstehen. Außerdem hat er mir ein neues Clavier-Quartett (C-moll) mitgetheilt, das mir sehr sympathisch ist, wenngleich es an Breite und Mannigfaltigkeit den früheren nachsteht. Vor vier Wochen sandte Frau X. eine »Cantate zur Leichenverbrennung« an Brahms mit der Aufforderung zum Componiren. Ganz ernsthaft! »Die Leichenverbrennung sei doch jetzt die Haupt-Culturfrage; um sie zu fördern, müsse die Kunst mit dazu wirken« &c. Nein! wirklich ganz ernsthaft! ..." Charakteristisch ist folgendes kurzes Billet an Hanslick vom December 1879: „Ich habe mir nachträglich Vorwürfe gemacht, daß ich bei Euch zu viel Musik und überhaupt zu viel Lärm gemacht habe; doch Ihr müßt mich nun schon so nehmen, wie es eben kommt. Musik regt mein ganzes Innerstes immer furchtbar auf. Wenn es Dir nicht zu viel wird, komme ich mit Goldmarks Penthesilea-Ouverture. Ich bin sehr glücklich, wenn ich mich einmal austoben kann. Mit Deiner Frau muß ich auch einmal die Brahmsschen Liederhefte durcharbeiten." Der Name Dvořáks, mit dem man oft das Trio Brahms, Billroth, Hanslick in Musikerkreisen zu erweitern pflegte, erscheint zum ersten Male in einem Briefe an Lübke aus dem Januar 1881: „Du mußt natürlich noch Manches von Brahms hören. Auch von Dvořák, ein riesiges Talent. Wenn X. von ihm etwas mitleidig spricht, sagt Brahms: »ich verstehe Sie nicht; ich möchte vor Neid aus der Haut fahren über das, was dem Menschen so ganz nebenbei einfällt.« Freilich arbeitet Dvořák oft sehr flüchtig, bummlig, doch bummlig à la Schubert; er wird jetzt so hoch von den Verlegern bezahlt, daß er sich durch seine

leichte Productivität zur Vielschreiberei hinreißen läßt. Wäre er jünger und früher entdeckt, so würde er gewiß Bedeutendes leisten; was ihm jetzt nicht auf den ersten Wurf gelingt, wird nicht besser durch Grübeln. Dvořáks Natur ist der Schuberts verwandt, wenn er ihn auch lange nicht erreicht, zumal gar nicht im Liede.“ Im October 1881 giebt Billroth dem Freunde Lübke wieder Auskunft über eine neue Composition von Brahms, über das Clavierconcert B-dur: „Dasselbe ist von großartiger Schönheit, mit kolossalen figuralen Schwierigkeiten, doch lang, vier lange Sätze. Der zweite Satz: Allegro appassionato in D-moll könnte nach meiner Empfindung ganz gut fortbleiben; so schön und interessant er ist, scheint er mir doch nicht nöthig. Ich habe Brahms darüber interpellirt; er sagte, der erste Satz scheine ihm gar zu simpel, er brauche vor dem ebenfalls einfachen Andante etwas kräftig Leidenschaftliches. Nun, Du wirst ja die Simplicität des ersten Satzes hören. Freilich ist das Anfangsmotiv einfach, aber was wird daraus! es bäumt sich zu einem Gebirge auf! Der letzte Satz ist besonders interessant; es stecken, wie auch so oft bei Schubert, ungarische Motive darin, eine Menge neuer melodischer und rhythmischer Motive.“ Aus Anlaß mehrerer Angriffe auf Hanslick — uns unbekannt, in welcher Sache — und der von Letzterem durchgeführten Abwehr der Attacken schreibt Billroth im December 1882 an den Freund: „Eine eigentliche Discussion über Sachen des Geschmacks ist ja ohnehin selbst mit den Besten nicht möglich, am allerwenigsten über Musik. Bei den bildenden Künsten, sowie bei Drama und Epos kann man sich schließlich noch um das Naturgetreue herumzanken; es giebt da doch noch immer einen Anhalt an das Object. Bei der Musik aber fällt das fort; Du hast ja selbst am meisten beigetragen, dies klar zu legen. Kein Stück von Bach bis Brahms kann die Allgemeingiltigkeit, das Typische einer Venus von Melos, eines Laokoon &c., einer Lavinia von Tizian, einer Barbara von Palma beanspruchen. Dennoch bildet sich in jedem Menschen unwillkürlich auch ein solcher musikalischer Idealtypus aus; dieser hat aber einen weit beschränkteren, durch die Zeiteinflüsse und individuellen Anlagen und Sympathien sehr stark beeinflußten Charakter. Was Bach, und was uns als höchstes musikalisches Ideal vorschwebt, mag wohl mindestens so verschieden sein, wie ein Bild von Dürer und Feuerbach. Wenn einem Kritiker eine Operette von Millöcker lieber ist als eine Bach'sche Orchestercomposition, so charakterisirt das eben den Kritiker, der wegen seiner Offenheit alles Lob verdient; discutiren kann man darüber ebenso wenig als darüber, daß er »er« ist und daß ich »ich« bin.“ Einer der letzten Briefe an Lübke, die sich in der Sammlung finden, datirt vom 8. Januar 1886 und bezieht sich auf Brahms' vierte Symphonie, die im Herbst des vorigen Jahres zuerst in Meiningen gespielt worden war und die Mitte Januar in Wien aufgeführt werden sollte. Billroth bemerkt, daß er nach der Aufführung ein „Herren-Tauf-Diner“ geben wolle, und fährt fort: „Mir ist das neue Werk aus einer Bearbeitung für zwei Flügel bereits bekannt; es ist sehr schön und großartig in Conception und Durchführung. Daß sich Brahms noch selber übertreffen wird, ist mir nicht sehr wahrscheinlich nach den letzten Werken. Auch Beethoven und Schumann und viele andere Größte hatten nach dem fünfzigsten Jahre eigentlich nichts Neues mehr zu sagen. Auch der originellste Künstler spricht sich bis zum fünfzigsten Jahre, wenn er es erlebt, wohl aus; haben wir ihn nicht bis dahin ganz erfaßt, so erscheint uns wenigstens das Folgende nicht mehr neu. Der Künstler kann uns dann immer noch viel Schönes und Großes sagen, thut aber selten gut, über die Grenzen des Schönen hinaus à tout prix sich selbst durch sich selbst überbieten zu wollen, wie es Beethoven meinem Empfinden gemäß gethan hat. Eine riesengroße Ausnahme ist Haydn, der in den »Jahreszeiten« bereits die Mozartsche Originalität in sich aufgenommen hatte und sie zu einer neuen Haydnschen Eigenart auszubilden begann.“ Briefe an Lübke finden sich nur noch zwei in der Sammlung, in deren letztem Drittel Aeußerungen über Musik überhaupt spärlicher werden, bis einige Correspondenzen Billroths mit seiner Tochter Else kommen. Er hält die dem Elternhause Ferne über musikalische Ereignisse in Wien auf dem Laufenden und sendet ihr auch manche allgemeine ästhetische Betrachtung, wozu er namentlich an Ferientagen Muße fand. Einer der gehaltvollsten Briefe an diese Adresse ist in Abbazia, wo Billroth um Ostern 1893 weilte, geschrieben und handelt von dem menschlich Subjectiven in der Kunst, von Wort und Ton im musikalischen Liede, vom Vortrage des Sängers. Er ist zu lang, um hier mitgetheilt werden zu können. In einem Berichte über eine Aufführung von Thomas' Oper „Hamlet“ an seine Tochter klagt Billroth über den Niedergang der Gesangskunst: „Leider habe ich die Bemerkung gemacht, daß das Publicum doch eigentlich für die gesanglich-künstlerische Leistung kaum noch ein Verständniß hat. Es empfindet es kaum noch, ob Jemand in der Oper gut oder schlecht singt, wenn er nur nicht gerade falsch singt . . . Wozu auch sich plagen! Ueberall machen Sänger und Sängerinnen in den neuen Opern großen Effect, ohne etwas zu können. Leider wird echte Gesangskunst dabei zu Grunde gehen; denn wenn keine Künstler mehr da sind, die singen können, so müssen sich die Componisten auch danach einrichten. Auch sie hören auf, die menschliche Stimme als Instrument zu studiren.“ Seiner Tochter Else schildert er u. A. auch den Eindruck, den Mascagnis Oper „Die Rantzau“ auf ihn gemacht hat: „Der vorwiegende Eindruck der Musik ist musikalische Häßlichkeit. Anfangs ist man empört über die Klangunschönheit, doch interessirt durch das Pikante und durch das Unerhörte, was ein moderner Componist zu bieten wagt. Doch so wunderbar es erscheint, das fortdauernd Unschöne wird auf die Dauer ebenso monoton, wie das fortdauernd Schöne. Es wäre gar nicht auszuhalten, wenn nicht die Acte so kurz wären, wie sonst eine Scene. Im Ganzen nur melodramatische Behandlung der Stimmen. Drei oder vier Mal dämmert etwas wie Melodie auf, freilich verzwickt, kaum zwei Takte in Einer Tonart. Was Tonart! giebt es da eigentlich gar nicht. Tempo! auch nicht; vollständige rhythmische Zerfahrenheit. Meist Andante, oft schleppend. Und doch, es giebt dramatisch hochgespannte und höchst wirksame Stellen. Mascagni kennt von ausländischer Musik offenbar nur slavische und ungarische, durch ihren Rhythmus hervorstechende Motive. Um in den Chören die elsässischen Landleute zu charakterisiren, läßt er sie abwechselnd slavisch und ungarisch singen. Ich zweifele, ob er den Unterschied von slavisch und ungarisch gefaßt hat. Als sich am Schlusse die feindlichen Brüder in die Arme fallen, heben drei Takte eines Czardas an, dann Schrumm, Schrumm, der Vorhang fällt; aus ist's. Man muß es gehört haben, um's zu glauben. Man könnte meinen, er vermeide die Melodie, wie überhaupt jedes übersehbare Musikstück absichtlich. Doch glaube ich das nicht. Hätte er eine, ihn selbst befriedigende melodiöse Erfindung, so würde er sie hergeben; doch um nicht trivial zu werden, biegt er jede melodiöse Bewegung in ganz unnatürliche Richtungen und unterläßt auch sofort den Rhythmus (mélodie distinguée, Liszt), damit es nur nicht zu irgend einer Klangschönheit kommt. Er fällt aber auf diese Weise ins Manierirte; auch seine Pikanterie der harmonischen Wendungen ist bald am Ende, er fängt da schon an, sich zu wiederholen: wie kann es anders sein! Die Phantasie eines Einzelnen ist doch immer beschränkt, sie geht nie über eine gewisse Grenze hinaus. Ob sich Mascagni je auf den melodischen Weg zurückmausern wird, wie sich Verdi ins Dramatische gemausert hat, vermag wohl Niemand zu sagen. Vielleicht hat er sich noch nicht gefunden. Man denke an Wagners Anfang (Feen, Rienzi) und Ende (Parcifal). Ich möchte wohl nach fünfzig und nach hundert Jahren wieder einmal auf die Welt kommen, um zu sehen, was eigentlich aus der »Oper« als Kunstgenre geworden ist. Wenn es so vom Musikalischen ab ins Melodramatische übergeht, so wird damit jede eigentliche Gesangskunst aufhören. Vielleicht erwächst wieder aus der Volksposse mit Couplets und aus der Operette das musikalische Lustspiel, die komische und romantische Oper.“ Aus den letzten Lebensmonaten Billroths stammen zwei Briefe an Brahms, in denen der schon schwer leidende Mann sich noch mit musikalischen Specialfragen beschäftigt. In dem einen heißt es mit Rückdeutung auf eine mit dem Adressaten geführte Unterhaltung über Dur und Moll: „Daß Stücke in Moll in uns modernen Menschen leichter haften, giebst Du ja zu; es ist das wohl damit zu vergleichen, daß uns in unserer nächsten Umgebung mattere, sanftere Farben im Ganzen angenehmer sind, als grellere. Zur Zeit unserer Jugend war das anders. Der moderne Mensch liebt auch in den Zimmern kein grelles Licht. Moderne Vorliebe für gemalte Fenster, helle scharfe Stimmen sind uns unangenehm. Man spricht im Salon in Moll Es wäre als ein Ausdruck des Zeitgeschmacks aufzufassen, der ja mannigfach wechselt, wobei die Ursache des Wechsels und die Richtung des Neuen selten exact zu begründen, nie vorauszusagen ist. Ich halte von den metaphysischen Gesetzen der Psychologie gar nichts. Auf dem Wege der exacten Naturforschung

können wir diesen Dingen bisher in keiner Weise beikommen; es ist sehr wichtig, daß wir uns darüber nicht täuschen. Mein Eindruck war im Allgemeinen, daß mit Händel und Haydn die Dur-Periode beginnt, und daß vorher, und zumal bei den ältesten Volksliedern, Moll vorherrscht. Daß dies unrichtig ist in Betreff der Volkslieder, hast Du mir neulich schon bewiesen, wenn auch vielleicht bei schottischen und schwedischen Volksliedern mehr Moll vorkommt, wie bei anderen Völkern. Was die Altfranzösischen Tanzlieder betrifft, so sind die drei Bände Echo du temps passé freilich meine einzige Quelle. Es ist aber sehr möglich, daß der Herausgeber schon mit Vorliebe Lieder in Moll ausgesucht hat, und daß die Dur-Lieder, die in diesen Heften vorhanden sind, mir wenig gefallen haben, so daß sie mir deshalb nicht im Gedächtniß geblieben sind. Alte Volkslieder in Dur machen mir, ebenso wie viele moderne Volkslieder in Dur leicht einen trivialen, die in Moll einen distinguirten Eindruck. Eine alte Melodie in Moll erscheint mir weniger veraltet, als eine alte Melodie in Dur . ." Billroth verfolgt diese Frage weiter, und wendet sich an einen musikgebildeten Arzt Dr. v. Fleischl in Rom um Auskunft darüber, ob die italienischen Volkslieder häufiger in Dur oder Moll, ob sie ferner mehr in 4/4 (resp. 2/4) Takt oder in 3/4 (6/8) Takt, ob die Melodien vorwiegend 4- resp. 8-taktig, oder 3- resp. 6-taktig sind. Letztere Fragen erhebt er dann mit Bezug auf deutsche Volkslieder in dem zweiten Briefe, den er wenige Wochen vor seinem Tode von Abbazia aus an Brahms richtete. Es heißt darin: „Daß die national-deutsche Tanzmusik schließlich am Ländler und Walzer hängen geblieben ist, scheint mir zweifellos; ebenso, daß diese Melodien 4- resp. 8-taktig gegliedert geblieben sind, wenigstens der überwiegend größten Zahl nach. Wie steht es aber bei den deutschen Volksliedern (ich besitze leider keine Sammlung) in Betreff des Taktes und der Taktgliederung? Ist auch in den Volksliedern zumal auch in unserem Jahrhundert, und zumal seit sie (außer den Schnadahüpfeln, die ich aus Beobachtung gut kenne) nicht mehr als Tanzlieder gebräuchlich sind — der 3/4 Takt vorwiegend geblieben? Hat sich die 4- und 8-taktige Gliederung bei der Melodienbildung auch in den Volksliedern beibehalten? In der classischen Musik herrscht letztere entschieden vor. 6- und 9-taktige Melodien sind äußerst selten (interessante Ausnahme Dein wundervolles 9-taktiges D-dur-Thema mit Variationen). Viel eher kommt sowohl in Tanzgesängen, als selbst Marschliedern (Prinz Eugen) 5-taktiger Rhythmus vor, und zu Zeiten überhaupt Rhythmus-Wechsel oft. Warum der 4- oder 8-taktige große Rhythmus so sehr vor dem 3- und 6-taktigen bevorzugt ist, sehe ich eigentlich nicht ein."

Wir sind hier mit der Auslese von Briefstellen über Musik zu Ende. Wie man sich auch zu den musikästhetischen Principien und zu den einzelnen Ansichten Billroths verhalten mag, man wird seine Auslassungen mit Interesse verfolgen und erkennen, daß ein musikalisch gebildeter und höchst empfänglicher Mann von Geist in diesen Briefen spricht, und man wird insbesondere Bewunderung dafür haben, mit welcher Frische der immer vielbeschäftigte Arzt sich allen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Tonkunst hingab, mit welchem Ernst und welchem Wissen er sie prüfte und sich ein eigenes festes Urtheil über sie bildete. Am Schlusse des köstlichen Buches, das als Ganzes in unserer Zeit, in der die Kunst des Briefschreibens so selten geworden ist, schon deshalb eine auffallende Erscheinung bildet, ist auch eine Composition Billroths abgedruckt, ein Lied „Todessehnsucht" (Gedicht von Herwegh), dessen Stimmung echt anspricht und dessen Begleitungsmotiv eine Huldigung an den Freund bedeutet, in dessen Tonschaffen Billroth sich nicht selten mit kritischer, doch allezeit mit stolzer Miene gespiegelt hat.

P.

Bücherbesprechung.

— **Wort und Bedeutung in Goethes Sprache.** Von **Ewald A. Boucke.** Berlin, Verlag von Emil Felber. (XV und 338 S.) Geheftet 5 ℳ, gebunden 6 ℳ — Wir haben es hier ohne alle Frage mit einer hervorragenden, ganz eigenartigen Leistung auf dem Gebiete der eigentlichen Goethephilologie zu thun. Zwar fehlt es nicht an tüchtigen Einzelarbeiten, die dem Thema gegenwärtigen Buches vorarbeiten, wie die von Rich. M. Meyer, Pniower, Lehmann, Paul, Hildebrand (im Grimmschen Wörterbuche) u. s. w., aber in so umfassender und nahezu abschließender Weise sind die semasiologischen Untersuchungen über Goethes Sprache unseres Wissens bis jetzt noch nicht geführt worden. Der Verfasser steckt sich ein hohes Ziel. Es kommt ihm darauf an, im Spiegel des typischen Wortschatzes Goethes des Altmeisters ganze Denkweise, sein individuelles Seelenleben zu enthüllen; er zeigt, wie Goethe eine Reihe alltäglicher Worte individuell umprägt, ihnen dadurch einen höheren geistigen Gehalt verleiht und diese Prägungen unter dem Gesichtspunkte seiner organischen Denkweise zu einer zusammenhängenden Begriffskette und inneren Einheit zusammenschließen. Der individuelle Wortschatz Goethes — es sind im Ganzen etwa 70 Ausdrücke — wird in drei Gruppen vorgeführt. In der ersten Gruppe, der sittlich-geistigen, erscheinen Begriffe wie tüchtig (= gesund an Leib und Seele, = gesetzliebend, = naturwüchsig), resolut, derb, derbständig (Neubildung), gemäß u. s. w., ferner die extremen Werthungen dieser Begriffe: vorzüglich, außerordentlich (weitere enthusiastische Adjectiva kennt Goethe überhaupt nicht), wacker, nebst den negativen Correlaten wie leidenschaftlich, frech, halb. Die zweite Gruppe, die sittliche, bietet hochinteressante Untersuchungen über die Begriffe rein, reiner Egoismus (Egoismus nicht blos Selbstsucht, sondern auch positiv = berechtigte Selbstbehauptung), reinlich, still, Gemüth u. s. w. In der dritten Gruppe, der geistigen, werden behandelt Begriffe wie unschätzbar, incommensurabel, incalculabel, höchst, ewig (= ideal wie in dem bekannten „das ewig Weibliche"), geistreich (= intelligent), bedeutend (= bedeutsam), dumpf (zur Bezeichnung des dunkel brütenden Seelenzustandes), wunderlich (= unerklärlich oder = irrthümlich) u. s. w. Wer diese bis S. 190 reichende Partie des Buches sorgsam durchstudirt, dem wird ohne Weiteres klar werden, daß man sich für eine wirklich exacte Interpretation Goethes ein Individualvocabular zurechtlegen muß. Ein solches ist eben das Bouckesche Buch, und darin liegt seine Bedeutung. — Der zweite, rein theoretische Theil untersucht den Prozeß selbst, durch den bei Goethe die Worte eine besondere Prägnanz annehmen und seine Ursachen (Streben nach Einfachheit, Gedrängtheit und Euphemismus) und knüpft daran Betrachtungen über die sinnliche Kraft des bildlichen Ausdrucks, die typische Anschauungsweise (Lieblingswendungen, Modeworte des weimarischen Kreises, Lieblingsbilder). Den Schluß dieser Ausführungen machen Goethes Reflexionen über sprachliche Probleme, insbesondere auch seine Ideen über Uebersetzungskunst und seine Ablehnung der Sprachreinigungsbestrebungen, die in dem Satze gipfelt: „Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern es »verschlingt«" (d. h. sich siegreich einverleibt). In einem Schlußcapitel wird die Wirkung des Goethischen Stils auf einige hervorragende Schriftsteller z. B. Grillparzer, Immermann und Hebbel nachgewiesen. Den Namen Varnhagen von Enses, des geflissentlichen Stilnachahmers von Goethes Schreibweise, vermissen wir hier. Es wäre von nicht geringem Interesse gewesen, an einigen Beispielen den Gegensatz des Goethischen Naturstils und des Varnhagenschen Kunststils zu zeigen und damit gewissermaßen die Probe auf das Exempel zu machen. Diese gedrängte Uebersicht über den Inhalt giebt aber keine Vorstellung davon, wie überaus fesselnd das Buch geschrieben ist, so fesselnd, wie philologische Arbeiten es selten sind. Schon die Fülle der aus den entlegensten Stätten von Goethes Werken hergenommenen Citate übt einen mächtigen Reiz. Die Art und Weise, wie hier auf inductivem Wege die organische Denkweise Goethes zu Tage tritt, dieser Beweis des Satzes, daß der Stil der Mensch ist, muß das lebhafteste Interesse jedes gebildeten und denkenden Lesers erwecken. Die Klippen, die dabei drohen, z. B. Spracheigenthümlichkeiten des 18. Jahrhunderts für Goethische Idiotismen zu halten, oder statt aus-, vielmehr unterzulegen, werden meist glücklich vermieden; auch glauben wir nicht, daß im Aufspüren der Idiotismen zu viel gethan worden ist, und manches Neue wird für die zweite Auflage noch übrig bleiben. Vielleicht wäre eine etwas populärere Einkleidung am Platz gewesen. Die allzustreng wissenschaftliche Form der Einleitung wird vielleicht Manchen zurückstoßen, den die Fülle des interessanten Stoffes entzückt haben würde. Und das wäre schade. Auf alle Fälle haben wir in dem vorliegenden Buche, dem man es auf jeder Zeile ansieht, mit welcher Neigung, Liebe, ja Leidenschaft daran gearbeitet worden ist, ein werthvolles Hilfsmittel für das Verständniß Goethes gewonnen. Es ist ein frisch, lebendig, überaus anregend geschriebenes Buch. Es bewährt sich an ihm das Goethewort, das auf dem Titel den Vorspruch bildet: „Die Synthese der Neigung ist es eigentlich, die Alles lebendig macht."

H. C. Kellner.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 105. Dienstag, den 2. September, Abends. 1902.

Zur Frage nach der geschichtlichen Gestalt Jesu.*)

Seit rund 20 Jahren hat der Unterzeichnete unermüdlich an seinem Theile voraussagend und mahnend, einladend und vorbereitend auf Dasjenige als kommend hingewiesen, was nun in steigendem, für Manchen erfreulichem, für Viele beklemmendem Maße an den Tag tritt: die Forderung einer ernsten Anfassung der Frage nach der geschichtlichen Gestalt Jesu vom Boden des israelitisch-jüdischen Volks seiner Zeit aus. Er begann damit nach der Herausgabe von Webers „Jüdischer Theologie“ (1880) in Vorträgen und Aufsätzen in der damaligen Luthardtischen Zeitschrift und dem Baseler Kirchenfreund (1882—87), sandte 1884 seinen bez. Versuch über „Das Judenthum in den Evangelien“ (2. Ausg. 1900) aus, hielt und veröffentlichte seine bez. Antrittsvorlesung in Leipzig über „Den jüdischen Hintergrund im Neuen Testament“ (1890; vergl. Bericht in der Leipz. Ztg. 1890, Nr. 250), bewies das hiermit im Allgemeinen Begründete an der „Geschichte der Vorstellung vom Reiche Gottes“, zunächst derjenigen Jesu (1893—95) und des Volkes Israel (1896) und zeigte in Ergänzung dazu seit 1899 in einem eingehenden „Methodischen Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre als der Darstellung unseres eigenen Glaubens“, dessen erster Band soeben (Juli 1902) vollendet wurde, daß der rechtverstandene Glaube, wenigstens in evangelisch-lutherischer Gestalt und Meinung, nicht nur keinen Schaden, sondern wahren Gewinn von solcher geschichtlichen Arbeit haben werde, was in dem künftigen Octoberheft der „Beiträge zur kirchlichen Unterweisung“ (Leipzig, B. Richter) in einem besonderen Aufsatze hinsichtlich der Person Jesu Christi eigens und nachdrücklich veranschaulicht werden wird. Diese dem Verfasser durch äußere und innere Führung zugewiesenen Arbeiten sollten im Wesentlichen der Wahrheit dienen und somit über den herrschenden Parteien stehen, richteten sich aber ihrer Gestalt und Absicht nach zunächst nach den Erfahrungen und Bedürfnissen, besser gesagt nach dem Gewissen, der conservativen und kirchlichen Kreise, vor Allem der sächsischen Heimath, wie denn neben dem Sächs. Kirchen- und Schulblatt und (etwa bis 1896) dem Theol. Literaturblatt gerade die Leipziger Zeitung in vielen Besprechungen und einem zusammenfassenden Aufsatz über „Die geschichtliche Gestalt der Lehre Jesu“ (Wiss. Beil. 1897, Nr. 44) den freundlich gewährten und freudig benutzten Raum zur Geltendmachung jener Forderung bis heute treulich dargeboten hat. Gerade diese Kreise als Inhaber eines in besonderer Treue der kirchlichen Lehre und Ueberlieferung zugethanen Gewissens sollten durch diese Bemühungen eingeladen und in die Lage gesetzt werden, dieser Forderung kraft eigenen Antriebes näher zu treten, auch dazu bei Zeiten mit der nöthigen Anleitung zur Gewinnung einer einigermaßen selbständigen Antwort versehen und so — nicht eben vor künftiger schwerer Arbeit und Beunruhigung, aber vor der bedenklichsten Erschütterung ihres Glaubens nach Möglichkeit bewahrt werden. Mit begreiflicher Bewegung hat der Verfasser den Siegeslauf der durch jene Forderung gekennzeichneten, durch manchen klangvollen Theologennamen getragenen Arbeit verfolgt, und im Hinblick darauf mit Genugthuung und Freude jüngst (im „Vorbericht“ zur oben erwähnten Glaubenslehre) seinerseits seine persönliche Haftung für das Recht jener Forderung ausdrücklich durch „Weitergabe an jeden Christen in und mit der Gemeinde“ zu lösen begonnen. Indessen kann sich diese Lösung nicht lediglich von seiner Seite und nicht ohne willige Uebernahme der Forderung durch die von ihr Gemeinten vollziehen, und zwar zum Theil, wie bisher, so auch weiter, durch unmeßbares Eingehen in stiller Zustimmung und Arbeit, zum anderen Theile in einer zeitgemäßen ausdrücklichen Stellungnahme in Anerkennung und Förderung. Eine Wirkung nämlich der eigenthümlichen Verbindung von behutsamer Schonung und unerbittlicher Wahrheitsliebe in Gestalt ernster Arbeitszumathung auf Seiten des Verfassers ist gewesen, daß dessen Bemühung seit 1884 nach dem Vorgang etlicher voreiliger tonangebender Beurtheiler (in Verkennung jener eigenartigen Meinung) vielfach, obwohl sehr mit Unrecht, den Einen als wenig „Neues“ bietend, den Anderen als „gefährlich“ erschien, und daß demgemäß der Verfasser bis heute als Lohn seiner besonderen Treue einen durch antisemitische Stimmungen, Parteigeist oder Zunftwesen verschärften besonderen Antheil an der „Schmach Christi“ zu tragen gehabt hat. Dieser von ihm bisher willig getragene Vorzugs-Antheil hat nun aber nach dem Gesagten wenig oder keinen Sinn mehr, und es wird jetzt an der Zeit sein, seine Ablösung in die Hand zu nehmen. Dazu in wachsender Antheilnahme an jener Arbeit fortan an ihrem Theil ernstlich mitzuwirken, werden hierdurch die oben beschriebenen Kreise, ihre Vertrauensmänner und Vertreter ausdrücklich gebeten. Dabei sei insbesondere noch darauf hingewiesen, daß die bekannte sächsische Neigung zur Geringachtung der einheimischen (gegenüber irgendwelcher von auswärts zu beziehenden) Arbeit an dieser Stelle auf die Dauer eben so unangebracht wie bedenklich, ja gefährlich ist, insofern ein gesundes Gedeihen des einheimischen Gewissens nicht ohne gesunde Würdigung desselben möglich ist („Erquickung hast du nicht gewonnen, wenn sie dir nicht aus eigner Seele kommt“), und daß insbesondere der Verfasser für die Zukunft zur gedeihlichen Durchführung seiner Arbeit irgendwie einer kräftigen Neu-Ausrüstung mit ausreichenden pecuniären und autoritativen Mitteln bedarf. Möge sich das schier allzu scheue öffentliche Gewissen der sächsischen Heimath zum gemeinen (wahrlich nicht blos sächsischen) Besten in dieser Richtung nun einmal kräftig äußern!

Das bis hierher soeben Gesagte wird dem Verständniß und der Würdigung der oben verzeichneten vier Schriften ohne Weiteres zu Gute kommen. Sie nehmen sämmtlich, wenn auch in verschiedener Weise und mit verschiedener Klarheit, Stellung zu der gekennzeichneten Bewegung der neueren theologischen Arbeit.

Die erstgenannte (von **Schmiedel**) ist aus einem Vortrag hervorgegangen, in welchem ihr Verfasser einem Kreise gebildeter **Laien** einen Ueberblick über die in Rede stehende neuere Arbeit mit ihren Fragen- und Antworts-Versuchen hat geben wollen. Der Standpunkt des Verfassers ist nicht unparteiisch: er steht mit voller Freude auf dem Boden der „modernen Forschung“, die im Ganzen eine durch Webers „Jüdische Theologie“ hindurchgegangene Gründlichkeit vermissen läßt und durch um so größere „Kühnheit“ ersetzt, und Freundschaft und Verwandtschaft bestimmt ihn dabei; seine Darstellung will gar nicht erschöpfend, seine Aufzählung von Schriftwerken nichts weniger als vollständig sein. Aber zu einer, freilich wohl für Manchen erschreckend wirkenden, Vorführung eines Teiles der neueren Verhandlungen ist sie dienlich.

Die an zweiter und dritter Stelle genannten Arbeiten des jüngeren **Holtzmann** stehen ungefähr auf dem nämlichen Boden,

*) 1) **Otto Schmiedel** (Prof. in Eisenach), **Die Hauptprobleme der Leben-Jesu-Forschung.** (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge ꝛc. 27.) Tübingen u. Leipzig, Mohr. IV u. 72 S. gr. 8. Preis 1,25 ℳ. 2) D. **Oskar Holtzmann** (Prof. in Gießen), **Religionsgeschichtliche Vorträge.** Gießen, J. Ricker. 177 S. kl. 8. Preis 3 ℳ, geb. 4 ℳ. 3) Derselbe, **Das Missionsbewußtsein Jesu und seine neueste Bestreitung.** Vortrag. Im selben Verlag. 26 S. gr. 8. Preis 50 ₰. 4) Lic. **Ernst Cremer** (Prof. in Marburg), **Sehet welch ein Mensch!** Drei Vorträge über die Person Jesu. Braunschweig u. Leipzig, H. Wollermann. 92 S. kl. 8. Preis 1 ℳ.

nur daß ihr Verfasser längst bereits durch größere Arbeiten sich als Kenner der einschlagenden Arbeit erwiesen hat. In der größeren Schrift handelt sich's gleichfalls um Vorträge für einen weiteren Kreis, und zwar von „Damen und Herren“ in Gießen: sa weit ist die Bewegung bereits an Einfluß gediehen, daß auch Frauen ihr die Ohren öffnen. Und solche Kreise werden gewiß von D. Holtzmann und insbesondere aus diesem Buche lernen und sich anregen lassen können. Schon die Ueberschriften der sechs Vorträge zeigen an, daß es sich hier um eine geschickt und groß angelegte Einführung in eine geschichtliche Betrachtung der gesammten Heilsgeschichte handelt: 1. Israel und die Propheten. 2. Das jüdische Gesetz. 3. Das Jahrhundert Jesu Christi. 4. Jesus Christus. 5. Die Eroberung der Welt durch die Kirche. 6. Das Evangelium und die Confessionen. Wer weiß und urtheilt, daß einseitige Betonung des Buchstabens der heiligen Schrift je länger je mehr eine falsche Bindung und Hemmung des christlichen Gewissens bedeutet, wird seines Ersatzes durch ernste Geschichtsthatsachen sich dankbar freuen, unbeschadet der Verwahrung des eigenen Gewissens gegen fremde, mehr oder weniger subjective Auffassung derselben. Unterscheidet man dann nur Geschichtsdarstellung und kirchliche Lehre recht, so wird man eins nicht ohne Weiteres an dem andern messen wollen. In Bezug auf die Darstellung des Verfassers sei betont, daß ihre Anlage im Ganzen sich mit der von Schürers und Webers Arbeiten aus sich ergebenden, zu den neutestamentlichen Schriften so trefflich stimmenden Gesetzesherrschaft im Judenthum gut verträgt, und daß diese auch bei der Zeichnung der Person Jesu Christi nicht ohne heilsame Wirkung bleibt. — Hierauf geht nun Holtzmann in der an 3. Stelle genannten kleineren Schrift noch besonders ein. Dieselbe bezieht sich auf eine größere gelehrte Arbeit des Breslauer Professors W. Wrede (auf welche etwa noch besonders zurückzukommen sein wird) über „das Messiasgeheimniß“, nämlich die Bedeutung eines vorläufigen Geheimnisses, welche nach den Evangelien, besonders des Marcus, Jesus seiner Messianität beigelegt hat: von hier aus hatte Wrede versuchsweise in Zweifel gezogen, ob der geschichtliche Jesus seine Messiasbedeutung selbst in fortdauernder eigener Gewißheit getragen habe. Die „modernen“ Theologen hatten dies bisher umsomehr als festen Anhalt für ihre „Forschungen“ angenommen, als sie eben der Festigkeit der jüdischen Gesetzesreligion als eines geschichtlichen Hilfsmittels im Allgemeinen noch nicht inne geworden sind; da eilen sie nun mehrfach (so controlirt und rectificirt sich die „moderne“ Arbeit jeweilen selbst), und so hat auch D. Holtzmann sich aufgemacht, Wredes Versuch mit Eifer und Wärme zu bestreiten. Ohne Zweifel ist dies ein für die geschichtliche Einsicht dankenswerthes und selbst für das Interesse des christlichen Glaubens gegenüber Verirrungen des Denkens heilsames Bemühen, auch wenn man Wredes „Versuch“ schon um seiner methodischen Gründlichkeit willen an sich nicht für gefährlicher als andere ansieht und der modernen Theologie überhaupt statt eines willkürlichen Operirens mit irgend welchen „Voraussetzungen“ ein gründlicheres Sichversenken in den Geist des wirklichen jüdischen Volkes jener Tage wünschen muß, welcher nun einmal der gewiesene Ausgangsort für das geschichtliche Verständniß der Gedanken und Lehre Jesu ist. Gerade angesichts dieser Verhandlung hat sich aber auch dem Verfasser die Ueberzeugung vermehrt und verstärkt, daß sogar die zünftige Theologie, wie nicht vielmehr die heimischen Genossen des Glaubens, sich seiner eigenen einschlagenden Ausführungen, besonders über Jesu Verkündigung vom Reiche Gottes (1895), die bisher noch für die Meisten Zukunftsmusik enthielten, in absehbarer Zeit mit Freuden bemächtigen werden.

Die oben zuletzt genannte Schrift (von dem jüngeren Cremer) endlich enthält wiederum Vorträge, und zwar gegenüber andern Vorträgen, die ein ehemaliger Hamburger Theolog im Sinn Wredes gehalten hatte. Sie zeigt, wie ein gleichfalls gelehrter Theolog in einer „evangelisch-lutherischen Vereinigung“ von Kirchenfreunden (in Braunschweig) einer großen Beunruhigung durch die „moderne“ Behandlung jener Fragen von dem Boden eines weit größeren Vertrauens zu dem Wortlaut und Bericht der heiligen Schriften und der Gestalt der kirchlichen Lehre aus zu wehren versucht hat. „War Jesus ein Kind seiner Zeit? Der Jesus der drei ersten Evangelien und der des Paulus. Der Jesus des Johannes. Der zwölfjährige Jesus.“ Diese Ueberschriften zeigen etwa dieselben Fragen an die Geschichte, wie dort. Aber es ist weniger die Geschichte, die in diesen Vorträgen die Antwort geben soll, als heilige Schrift und Kirchenglaube; ihre Bedeutung liegt daher weniger in wissenschaftlicher Klärung, als in heilsamer Mahnung zur Würdigung und Schonung des christlichen Gewissens gegenüber demjenigen, der thatsächlich, hier wie dort, obwohl in sehr verschiedener Weise, als im Mittelpunkt unseres Glaubens stehend anerkannt wird.

Jedenfalls kann kein Glaube etwas wider die geschichtliche Wirklichkeit, und darum wird die im Flusse befindliche Bewegung der Frage nach der geschichtlichen Gestalt Jesu so oder so noch lange und tief die Gemüther beschäftigen. G. Schnedermann.

Bücherbesprechungen.

— Dr. J. Jastrow und Dr. G. Winter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen. 1125 bis 1273. II. Band. (1190—1273.) [Bibliothek deutscher Geschichte hggeb. von H. v. Zwiedineck-Südenhorst.] Stuttgart 1901. Cotta. XXVI und 646 Seiten. 8°. 8 ℳ. — Auf den I. Band der von Jastrow und Winter für die „Bibliothek deutscher Geschichte“ gemeinsam bearbeiteten „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen“ ist nach vierjähriger Pause der II. Band gefolgt, der im Großen und Ganzen sein Entstehen allein der Arbeit Archivrath Winters verdankt. Mit geschickter Hand hat der Verfasser uns eine zusammenhängende Darstellung dieser wichtigen Zeitepoche des Mittelalters dargeboten, die aber leider ebenso wie der von Jastrow verfaßte I. Band nicht ganz frei ist von Unklarheiten und Mängeln. Dieser II. Band zerfällt in 3 größere Abtheilungen (IV.—VI. Buch). Im IV. Buch behandelt der Verfasser das Zeitalter Papst Innocenz' III. in folgenden 4 Abschnitten: 1) Das Universalreich Heinrichs VI. 2) Weltliche und kirchliche Reaction gegen das universale Kaiserthum. Das Doppelkönigthum in Deutschland und die Anfänge Innocenz' III. 3) Wiedererstarkung des staufischen Königthums. Philipps Erfolge und Tod. 4) Innocenz III. und das welfische Kaiserthum. Mit dem Zeitalter Friedrichs II. befaßt sich das V. Buch, in dem uns die Geschichte Deutschlands unter diesem Herrscher in 4 großen Abschnitten vor Augen geführt wird, welche betitelt sind: 1) Die Kaiserkrönung Friedrichs. 2) Kaiser Friedrich als König von Sicilien, Italien und Jerusalem. Der Kreuzzug und der Friede von San Germano. 3) Deutschland während Friedrichs Abwesenheit. Die Empörung Heinrichs VII. und der Mainzer Reichstag von 1235. 4) Der Kampf um die Herrschaft in Italien. Friedrichs Ausgang. Das VI. Buch ist dem Zeitalter des rheinischen Bundes gewidmet. Drei Abschnitte berichten uns hier vom Untergang der Hohenstaufen, vom rheinischen Bunde selbst und von den Territorien und Städten unter dem Doppelkönigthum. Wenn auch der Verfasser im Vorwort versichert, daß „mit Rücksicht auf die von Jastrow klar vorgezeichnete Anlage des Werkes es seinem in erster Linie populären Charakter entsprechend mit gelehrtem Apparat nicht beschwert werden sollte“, so ließ sich diese Absicht doch nicht ganz verwirklichen, um beiden Theilen, Laien wie Fachleuten, gerecht zu werden. Denn infolge des umfangreichen Stoffes ist das Werk zu einem Nachschlagewerk geworden, das durch seine breite Anlage und seine vielen kleinen Einzelheiten auf die Dauer den Leser ermüdet, dem gebildeten Laien zu viel bringt, den Fachmann aber nicht völlig befriedigt. Da der erste Abschnitt des IV. Buches noch nach Theilentwürfen Jastrows bearbeitet ist, so beginnt die eigentliche selbständige Arbeit des Verfassers erst mit der Darstellung seit dem Tode Heinrichs VI., die sich bis Philipp von Schwaben eng an Winkelmanns Jahrbücher anschließt. Mit großer Liebe schildert Winter die Regierung Friedrichs II., seine Darstellung verräth eine äußerst günstige Auffassung dieses Kaisers und der ghibellinischen Partei. Der Ausgang der Staufer dagegen hätte ausführlicher behandelt werden können, ebenso wie die culturhistorischen und religiösen Momente der ganzen Periode eine eingehendere Würdigung verdient hätten. Von dem aufblühenden Städtewesen und der Entwickelung des Handels und Wandels, überhaupt von den wirthschaftlichen und socialen Regungen und Angelegenheiten dieser Zeit entwirft uns der Verfasser ein anschauliches Bild. Betreffs einiger Einzelheiten sei nur noch Folgendes bemerkt: Was die Entstehung und das Wirken des Kurfürstencollegiums anlangt, so erweist sich der Verfasser als Anhänger Theodor

Lindners; die wahl jetzt für maßgebend gehaltenen Ausführungen Gerhard Seeligers über diesen Gegenstand (vergl. Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsfoeschung, Bd. 16. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Neue Folge Bd. II, Monatsblatt. Historische Vierteljahrsschrift Bd. I), denen auch Harry Breßlau (Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Neue Folge, Bd. II) beipflichtet, werden bei der Darstellung nicht in Betracht gezogen. Bei manchen Punkten scheint der Verfasser nicht neue Specialarbeiten herangezogen zu haben. So vermißt man bei der Darstellung des Verhältnisses von Kirche und Staat und dem Eingreifen Innocenz' III. in das kirchliche Wahlrecht der deutschen Bischöfe eine Berücksichtigung der Arbeiten Krabbos (Besetzung der deutschen Bisthümer unter Friedrich II.) und Aldingers (Neubesetzungen der deutschen Bisthümer unter Innocenz IV., 1243 bis 1254). Aehuliches gilt auch bei den Arbeiten von Schülern des jüngst verstorbenen P. Scheffer-Boichorst (z. B. Weber, Kampf zwischen Papst Innocenz IV. und Kaiser Friedrich II. bis zur Flucht des Papstes nach Lyon; Fehling, Kaiser Friedrich II. und die römischen Cardinäle in den Jahren 1227—1239). Für die Geschichte der heiligen Elisabeth und der Mongolenschlacht hätten die Arbeiten von Wenck (Histor. Zeitschrift Band 69) bezw. Strakosch-Graßmann (Einfall der Mongolen in Mittel-Europa, 1893) verwerthet werden müssen. Abgesehen von diesen kleinen Einzelheiten, die bei einer so umfangreichen Darstellung wohl zu entschuldigen sind, stellt der II. Band von Jastrow-Winters Geschichtswerk ein Product emsiger Arbeit dar und giebt zusammen mit dem I. Band dem deutschen Volke ein gutes Bild von der Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Hohenstaufeu. K. v. K.

— Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Zu neun Bänden. Von Theodor Lindner, Professor an der Universität Halle. Zweiter Band: Niedergang der islamischen und der byzantinischen Cultur; Bildung der europäischen Staaten. Stuttgart und Berlin 1902, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. X, 508 S.; 8°. Preis: 5,50 ℳ — Soll man das in dem Untertitel nicht ganz einwandfrei und durchsichtig gekennzeichnete Zeitalter anders umschreiben, so würde die ältere Schule vielleicht sagen: Lindner schreibt im vorliegenden 2. Bande seiner abgekürzten „Weltgeschichte" die Geschichte des mittleren Mittelolters, d. h. [einzelne ebenso unwesentliche wie nöthige Ueberschreitungen vorn und hinten abgerechnet] die Geschichte zwischen 800 und 1200; er beschließt ihn sonach mit demselben Jahre, wo auch Houston S. Chamberlain einen wichtigen Einschnitt gelten läßt. Andere werden anderer Meinung sein; was mich betrifft, so darf ich wohl kurzerhand auf meine Anzeige des 1. Bandes (Wiss. Beil. Nr. 9 vom 21. Jan. 1902, S. 35) verweisen. Die Sprache zeugt wiederum von der Abgeklärtheit des Verfassers, eines gereiften Historikers, dem die Objectivität über Alles geht, selbst über die Kunst, der andere Geschichtsschreiber so gern überreichen Tribut zollen; was ihr an hinreißendem Schwung abgeht, das gewinnt sie an Klarheit. Es dürfte auch in diesem Bande wieder wenige Stellen geben, die nicht sofort allgemein verstanden werden; ja, manchmal muthet einen die Darstellung (abgesehen von dem mongolischen Abschnitt z. B. bei Gregor VII., bei Friedrich Rothbarth oder bei Philipp II. Augustus) nüchterner an, als man wünschen möchte. Auf S. 264 und 295 ist mir die Schreibung Boleslaw Chabry (statt Chrobry) aufgefallen. Von sorgsamer Auswahl zeugen die Literatur-Angaben (S. 468—483). Ht.

— Die Kaiserwahl Karls VI. (1711) von Johannes Ziekursch. (Geschichtliche Studien, herausgegeben von Dr. Armin Tille. Bd. I. Heft 1.) Gotha, Andreas Perthes. 1902. XIII, 187 SS. 8°. 3 ℳ 60 ₰. — Wiederum hat sich die Zahl der Sammlungen geschichtlicher Abhandlungen um eine vermehrt. Armin Tilles Geschichtliche Studien werden durch die vorliegende Arbeit in der glücklichsten Weise eingeführt. Die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, in denen sich die weltgeschichtlichen Fragen in so merkwürdiger Weise verschlingen, bedürfen trotz der neueren Arbeiten von Erdmannsdörfer, Zwiedinek-Südenhorst u. A. noch dringend eingehender quellenmäßiger Forschung; es ist sehr zu bedaueen, daß v. Noorden, der der richtige Mann für die Bewältigung einer solchen durchaus universalgeschichtlichen Aufgabe gewesen wäre, in seinem großangelegten Werke über die Geschichte des 18. Jahrhunderts nicht über das erste Jahrzehnt hinausgekommen ist. Joh. Ziekursch bietet uns eine sorgfältige Einzeluntersuchung, die einem späteren Bearbeiter der Zeitgeschichte in größerem Rahmen sehr willkommen sein wird. Die Lösung der Aufgabe, die er sich gestellt hat, verlangte eine kritische Untersuchung der allgemein-politischen Lage im Jahre 1711 und der Verfasser hat sich diese Arbeit nicht leicht gemacht; Studien in den Archiven zu Wien, Berlin, Dresden, München, Hannover, endlich im vatikanischen Archive in Rom geben ihm ein gegenüber seinen Vorgängern durchaus selbständiges Urtheil über Verhältnisse und Personen. Der unerwartete Tod des jugendlichen Kaisers Joseph, der einerseits das Haus Habsburg vor die Gefahr des Aussterbens stellte, eröffnete anderseits, da der einzige habsburgische Thronerbe Karl bereits von den gegen Frankreich verbündeten Mächten als König vou Spanien anerkannt war, die Aussicht auf eine neue Auflage des habsburgischen Weltreichs, wie es zur Zeit Karls V. bestanden hatte — eine Aussicht, die weder den europäischen Mächten noch den deutschen Fürsten sehr angenehm war. Es war daher von vorn herein fraglich, ob letztere Karl zur spanischen Königskrone auch die deutsche Kaiserwürde übertragen würden, und Frankreich durfte hoffen, daß seine Bemühungen, die Kaiserwahl Karls zu vereiteln, nicht ohue Erfolg bleiben würden. Die lange Reihe verwickelter Verhandlungeu, deren Endergebniß war, daß schließlich am 12. Oct. 1711 die Wahl doch auf Karl VI. fiel, vermögen wir hier nicht zu verfolgen; Ziekursch's Darstellung giebt, wenn sie auch hier und da etwas breit ausgefallen ist und deshalb ermüdend wirkt, im Ganzen ein lichtvolles Bild der gesammten Vorgänge. Untee manchem Neuen, was sie bietet, möchteu wir besanders auf die Mittheilungen über die Stellung Papst Clemens' XI. zu der Wahlfrage und die damit im naheu Zusammenhang stehende Bewerbung des Kurfürst-König August II. von Sachsen-Polen für sich oder seinen Sohn, der sie durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche erkaufen sollte, hinweisen; sowohl die kuriale als die sächsische Politik schlossen hier mit einem Mißerfolg ab. So ist die Schrift auch als Beitrag zu der neuerdings von verschiedenen Seiten her geförderten Geschichte Sachsens im Anfang des 18. Jahrhunderts willkommen zu heißen. —m—

— Weltgeschichte des Krieges. Ein culturgeschichtliches Volksbuch von Leo Frobenius unter Mitwirkung von Oberstleutnant a. D. H. Frobenius und Carvettencapitän a. D. E. Kohlhauer. Mit etwa 800 Illustrationen. — Vollständig in 25 Lieferungen zu je 60 ₰. Verlag von Gebrüder Jänecke, Hannaver. — Die Namen der Veefasser, namentlich derjenige des als vielseitig thätigen Militärschriftstellers bekannten Oberstleutnants a. D. H. Frobenius bürgen wohl dafür, daß dieses in erster wohlgelungener Lieferung varliegende weitumfassende Werk die Aufgabe, die es sich gestellt hat, auch erfüllen wird. Es will uns eine entwickelungsgeschichtliche Betrachtung des Krieges vom universalhistorischen Standpuukt in einer sogenaunten Weltgeschichte des Krieges geben und geschichtlich nachweiseu, wie es von bedeutenden Männern der Wissenschaft und Lehrern der Menschheit schon oft ausgesprochen ist, daß der Krieg etwas Nothwendiges, aus der Culturentwickelung nicht Auszuschaltendes ist. Dieses Unternehmen hat heutigen Tages um so größere Berechtigung und erhöhten Anspruch auf Antheilnahme, weil wiederum sich geistige Strömungen geltend machen, welche die Lehre vom ewigen Frieden preisen und den Krieg als einen Rückfall in die Barbarei erklären. Die Verfasser gliedern ihr Werk in eine Urgeschichte des Krieges, Geichichte der Landkriege und Geschichte der Seekriege. Die erste Lieferung enthält die sehr fesselnd geschriebene Einleitung, sowie die ersten vier Abschnitte des 1. Theiles: Menschenjagden und Zweikämpfe, worin erläutert wird, wie der Mensch in der Urzeit im Kampfe um das Dasein zuerst mit dem Thier gerungen, dann mit dem Nachbar „Mensch" gekämpft hat, denn „jenseits der Familie, etwas später jenseits der Horde und wieder nach geraumer Zeit jenseits des eigenen Volkes beginnt eine »andere Art«". Bei den wilden Völkern betrachteu fremde Stämme einander wie wilde Thiere. Aus diesen Kämpfen habe sich dann der Krieg, das ist „der Kampf ums Dasein der Völker" entwickelt. Als Belege für diese Ansichten werden dann die Menschenjagden und die Zweikämpfe der Wilden angeführt und durch Reiseberichte und Erlebnisse der Erforscher von Neuseeland, Südamerika und anderen Ländern beglaubigt. Der Text ist durchaus fesselnd, kenntnißreich und schwungvoll geschrieben, die Ausstattung des Buches sehr gediegen uud geschmackvoll, sowie durch die zahlreicheu Bilder anschaulich gemacht. Das beigegebene Inhaltsverzeichuiß für das gesammte Werk verspricht eine Fülle von interessanten Capiteln zu bringen, als da sind: Raubzüge der Arader, die Blutrache, der Ausbruch des inner-

asiatischen Nomadenzuges, Sklavenkriege und Sklavenjagden der Europäer, Bogen und Schwert, Speer und Schwert, die Normannen, die Kreuzzüge, Ritterthums Todeskampf und Ende, Kugel rnnd Schwert, Renaissance, der dreißigjährige Krieg u. s. w. bis zur neuesten Zeit, ferner: die Zeit der Ruderschiffe, Segelschiffe, Dampfschiffe und Ueberseekrieg bis zur Gegenwart. —r.

— „Friedrich Wilhelm Graf v. Goetzen. Schlesiens Held in der Franzosenzeit 1806—1807." Nach frinen eigenen Aufzeichnungen und handschriftlichen Quellen dargestellt von Hugo v. Wiese und Kaiserswaldau. Berlin 1902. Verlag von Ernst Siegfried Mittler & Sohn, königl. Hofbuchhandlung. 286 S. gr. 8°. 6 ℳ. — Das vorliegende Buch schildert den Lebensgang eines Mannes, der, von glühender Vaterlandsliebe und seltener Pflichttreue beseelt, zur Zeit der schwersten Heimsuchungen seines Vaterlandes geradezu Erstaunliches in der Wehrbarmachung und Vertheidigung Schlesiens gegen die napoleonische Uebermacht geleistet hat und dadurch einer der populärsten Männer seiner Zeit geworden ist. Unter dem Eindrucke der seinen Ruhm überstrahlenden glänzenden Erfolge anderer Persönlichkeiten aus den Freiheitskämpfen, an denen thätigen Antheil zu nehmen, Goetzen nicht mehr vergönnt war, gerieth er indessen bald wieder in Vergessenheit. Erst in der allerneuesten Zeit, wo ihm fast gleichzeitig mit dem Erscheinen der vorliegenden Biographie ein ehernes Denkmal in Glatz, dem Mittelpunkte seiner Thätigkeit, errichtet wurde, ist die Erinnerung an ihn wieder wachgerufen worden. Es ist deshalb von Interesse, in Kürze auf seinen Lebensgang einzugehen. Geboren am 20. Januar 1767 zu Potsdam, trat Friedrich Wilhelm v. Goetzen im Jahre 1782, also noch bei Lebzeiten Friedrichs des Großen, als Junker bei dem Leib-Carabinier-Regiment in Rathenow ein. Nachdem dann Ansbach-Bayreuth an Preußen gefallen war, wurde er zu den dort errichteten Truppen versetzt und späterhin beim Durchmarsch der Franzosen durch diese Lande zum Bevollmächtigten der Regierung bei den französischen Truppen ernannt, eine Stellung, die ihn in Berührung mit sehr bedeutenden Generalen dieses Heeres brachte und in der er sich durch große Thatkraft auf das Vortheilhafteste auszeichnete. Späterhin kam er in den General-Quartiermeisterstab der Armee nach Berlin, wo er zuerst Scharnhorst näher trat. 1802 nahm er an den Manövern der kursächsischen Truppen bei Dresden Theil. Bald darauf wurde er zum Prinzen Louis Ferdinand commandirt, in dessen Dienst er sich aber wenig wohl fühlte. Am 1. Mai 1804 ernannte ihn Friedrich Wilhelm III. zu seinem Flügeladjutanten; in dieser Stellung blieb er bis zum Kriege von 1806. Nachdem Goetzen in den Jahren 1805 und 1806 in diplomatischen Missionen an den kursächsischen Hof nach Dresden geschickt worden war, um diesen für einen norddeutschen Bund zu gewinnen, diese Stellung aber auch dazu benutzt hatte, militärische Nachrichten sowohl von Seiten der Franzosen und ihrer Verbündeten als auch von Seiten der Oesterreicher einzuziehen, kehrte er Ende September 1806 in das Hauptquartier des Königs bei Naumburg zurück. Im November 1806 folgte sodann seine Entsendung nach Schlesien als Beistand des zum Generalbevollmächtigten von Schlesien ernannten Fürsten Ferdinand zu Anhalt-Pleß, dem er in die Provinz voranging, um alles Nöthige selbständig zu veranlassen. Damit wurde seinem Können und Organisationstalent, seiner Thatkraft und Aufopferungsfähigkeit ein Arbeitsfeld eröffnet, auf dem er das denkbar Möglichste geleistet hat, zumal nachdem er im März 1807 an Stelle des genannten Fürsten, der seine besten Pläne vielfach verdorben hatte, selbst zum Generalgouverneur von Schlesien ernannt worden war. Zwae konnte er mit seinen wenigen Truppen den preußischen Staat nicht retten; immerhin hat er seinem Vaterlande einen unerschütterlichen Kern in dem von ihm besetzten Theile Schlesiens und den drei Festungen Glatz — das er selbst vertheidigt hatte —, Silberberg und Cosel erhalten, von dem aus sechs Jahre später die Befreiung des Vaterlandes ausgehen sollte. Nachdem Frieden geschlossen worden war, wurde ihm im December 1807 ein besonderer Beweis des Vertrauens seines Königs dadurch zu Theil, daß dieser ihn in die bekannte Militär-Reorganisations-Commission berief. Auch hier ist er, ebenso wie in seiner ihm weiterhin übertragenen Stellung als Dictator der schlesischen Festungen und Brigadier der oberschlesischen Brigade, unermüdlich thätig gewesen, das Schwert Preußens gegen Napoleon zu schärfen. Andererseits aber hatten die Anstrengungen der Jahre 1806 und 1807 seine Gesundheit derart erschüttert, daß er sich vom Jahre 1809 ab mehr und mehr vom Dienste zurückziehen mußte und an den Ruhmesthaten des Jahres 1813 selbst nicht mehr theilnehmen konnte. Als Militäegouverneur von Schlesien war es ihm nur noch vergönnt, Zeuge der Erhebung des Volkes zu sein; doch schon im Juni 1813 mußte er, da seine Kräfte versagten, auch von dieser Stellung zurücktreten. Sieben Jahre später verstarb er am 29. Februar 1820 in Cudowa, das sein Lieblingsaufenthalt geworden war. Goetzen war ein hochbegabter und ein außerordentlich vielseitiger Mann, der nicht nur als Soldat sondern auch als Diplomat und auf dem Gebiete der Verwaltung immer klaren Blick, richtiges Verständniß und ein staunenswerthes organisatorisches Talent gezeigt hat. In seiner Thatkraft, Tapferkeit und Unermüdlichkeit, in seiner Offenheit, Pflichttreue und Vaterlandliebe war er ein Charakter seltener Art, ein glänzendes Vorbild für die Nachwelt. Deshalb ist es mit Genugthuung zu begrüßen, daß ein Biograph seine Lebensgeschichte der Vergessenheit entrissen und sein Wirken und seinen edlen Charakter in das rechte Licht gerückt hat. Das Bild, welches Verfasser des eingangs genannten Werkes in demselben von dem Helden giebt, ist ein durchaus fesselndes und lebensvolles. Verfasser hat sich dabei nicht nur auf die ziemlich umfängliche Literatur über jene Zeit gestützt, sondern auch archivalische Quellen ergiebig benutzt, insbesondere die eignen Aufzeichnungen Goetzens und dessen Briefwechsel mit Zeitgenossen, Quellen, die anscheinend hier zum ersten Male verwerthet sind, wenigstens finden sie sich in dem Quellenverzeichnisse des großen Werkes von Lettow-Vorbeck über den Krieg von 1806 und 1807 nicht mit aufgeführt. Entsprechend dem Wirken Goetzens ist die Vertheidigung Schlesiens, deren Seele er war, besonders eingehend behandelt worden, so daß das klar und fließend geschriebene Buch zugleich einen werthvollen Beitrag für die Geschichte des Krieges der Jahre 1806 und 1807 bildet. C.

— Aspern von Karl Bleibtreu, Eine Schlachtenschilderung. Umschlagszeichnung und Illustrationen von Eduard Thöny. Verlag von Albert Langen, München. — Es ist ein wahrhaft großartiges Schlachtengemälde, welches Verfasser vor dem Auge des Lesers entrollt. Großartige Realistik der Detailmalerei und Charakteristik paart sich mit leuchtender Farbengluth des Colorits und gewaltigem Pathos weltgeschichtlicher Tragik. Diese wahrhaft ergreifende Schilderung der Hauptkatastrophe, von der Napoleon und sein Heer auf dem Schlachtfelde von Aspern betroffen wurde, bietet gleichzeitig ein Meisterwerk historischer Forschung und man darf dieses Werk in seiner eigenthümlichen Weise ohne Frage als von dauerndem Werthe bezeichnen. Die Charakteristik aller auftretenden Personen, als des Erzherzogs Karl, Lannes', Massenas, Lassalles u. a. m. ist ganz hervorragend, ebenso auch die Art und Weise, wie Verfasser Napoleon bei der Arbeit aufsucht und in allen wechselnden Situationen von allen Seiten beleuchtet. Das vorliegende Werk ist hochinteressant und von wirklich hoher dichterischer, sowie historischer Bedeutung. —ff.

— Jahrbuch der Weltreisen. Erster Jahrgang 1902 von Wilh. Berdrow. Verlag von Karl Prochaska, Leipzig. Wien, Teschen. Preis: 1 ℳ (1,20 Kr.) — Ein sehr zeitgemäßer Gedanke wird durch dieses Sammelwerk verwirklicht In lebensvoller, oft von Humor gewürzter Darstellung werden uns die Errungenschaften erdkundlicher Forschung des letzten Jahres vermittelt. Sehr geschickt hat der Autor Auszüge aus den Schriften von bekannten Forschungsreisenden (z. B. Sven Hedin) in den Text seines Buches verflochten. Ein besonderes Augenmerk hat er den verkehrspolitischen Neuerungen und Bestrebungen geschenkt, das beweisen die Angaben über: Ototenbahn, transkaspische und sibirische Bahn, Hedschasbahn (hier wäre es angebracht gewesen, auch der Bagdadbahn und der anatolischen Bahnen zu gedenken) und Saharabahn. Werthvolle Mittheilungen werden ferner auf ethnographischem Gebiete gemacht. Das Schicksal der Pitcairninsulaner, die durch fortgesetzte Blutmischung der Degeneration verfallen, eröffnet einen Ausblick auf die Zukunft der braunen Bevölkerung mancher Eilande des Stillen Meeres. Die Zwergstämme Mittelafrikas, die Pygmäen Herodots, werden mehrfach erwähnt. Auch Flora und Fauna der fremden Länder werden eingehend geschildert, u. a. wird die merkwürdige Pferdeantilope, das sogen Ocapi näher beschrieben. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Abbildungen erhöht die Veranschaulichung. Der billige Preis von 1 ℳ wird gewiß dazu beitragen, dem Jahrbuche, dem wir eine regelmäßige Fortsetzung wünschen, in den weitesten Kreisen Eingang zu verschaffen. J. O.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 106. | Donnerstag, den 4. September, Abends. | 1902.

Hansen von Diskaws Fehde wider die Stadt Zerbst 1484/86.

Von Richard Frhrn. v. Mansberg.

Wenngleich die hier zu erzählenden Begebenheiten nicht innerhalb des sächsischen Kurstaates, sondern in seiner unmittelbaren Nachbarschaft sich verlaufen haben, so steht doch im Mittelpunkte derselben die Persönlichkeit eines in Sachsen einst wohlbekannten Edelmannes, dessen Geschlecht seit dem 14. Jahrhundert unter den Vasallen des Wettiner Fürstenhauses erscheint; unterschiedliche Glieder dieses Adelsgeschlechts haben eine Rolle in unserer vaterländischen Geschichte gespielt. Für den Freund dieser Geschichte dürfte ein Culturbild des ausgehenden Mittelalters nicht ohne Interesse sein, wenn es, wie hier, Anschauungen und Zustände in den Landen der mittleren Elbe auf Grund eines umfangreichen Urkundenschatzes zum Ausdruck bringen kann.

Das Geschlecht der Tizkowe tritt bereits im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts in urkundliche Erscheinung mit seinem von dem Rufnamen Tizko oder Dietrich entlehnten Familiennamen; bis in das 16. Jahrhundert finden wir in jeder Generation ein oder mehrere Male den Rufnamen Tizko oder Tile oder Tileman, bekanntlich Koseformen des altdeutschen Namens Dietrich; dieser und Geisler, sowie Otto und Hans waren die beliebten Vornamen der Familie im Mittelalter. Wahrscheinlich ist es ein Tizko v. Geusau (Guzow) gewesen, der dem allgemeinen Zuge von Westen gegen Osten folgend seinen Taufnamen dem von ihm gegründeten Dorfe östlich Halle und damit auch den dortsitzenden Nachkommen verliehen hat. Für die Herkunft vom uralten Geusa im Hosgaw spricht zunächst die bis zum 16. Jahrhundert nachweisbare Begüterung der Familie im Stifte Merseburg, ferner das häufige Vorkommen von Geschlechtsangehörigen in älteren Merseburger Urkunden, namentlich die wiederholte Stiftung von Seelgeräthen in der Merseburger Domkirche im 14. Jahrhundert, endlich aber das Wappen. Hat nun auch die Gans, das redende Wappen derer von Geusau, im Laufe der Zeit sich in den für vornehmer gehaltenen Schwan verwandelt, so wurde doch das Zeichen der Abzweigung, der über dem ganzen Schild gezogene Schrägbalken, getreulich beibehalten. Eine noch im 15. Jahrh. sehr kopfreiche Linie zu Reideburg, Alsleben, Staßfurt ist im 16. Jahrh. erloschen; aber die Haupt- und Stammlinie zu Dieskau (erst 1746 veräußert) blüht noch heute. Sie gehörte mit ihrem Sitze und seinem ansehnlichen Zubehör dem Saalkreise des Erzstiftes Magdeburg an, besaß jedoch seit dem 14. Jahrhundert schon viele Güter im benachbarten Wettiner Lande in den Pflegen Delitzsch, Zörbig, Landsberg. Als Haupt dieser Linie finden wir in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts den in magdeburgischen Urkunden oft genannten Otten v. Diskaw, viele Jahre lang Hauptmann der Veste Gibichenstein, eines Residenzschlosses der Erzbischöfe, auch des Erzstiftes Kuchenmeister und Marschalk, der ein hohes Alter erreichte, erst 1495 gestorben ist. Von seinen beiden Söhnen trat der jüngere, Dr. Dietrich, noch vor des Vaters Tode in Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, der ältere, Hans mit Namen, muß kurz nach Mitte des Jahrhunderts geboren sein. Er hat im jugendlichen Alter, als der Bruder noch den Studien zu Leipzig oblag, sich verehelicht mit Agnesen v. Waldheim, diese Gattin jedoch bald wieder und zwar 1483 durch den Tod verloren, um dann erst nach Verlauf von zehn Jahren zu seiner zweiten Ehe mit Katharina Pflug zu schreiten. In der langen Zwischenzeit wird der im kräftigsten Lebensalter stehende junge Mann schwerlich das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben. Diese Bemerkung ist um deswillen hier einzuschalten, weil es sich bei dem Anfange der nun folgenden Verwickelung auch hier um die weltbekannte Frage des Untersuchungsrichters handelt: »Où est la femme?« Leider geben die Acten keine befriedigende Antwort auf diese heikle Frage. Hansens Mutter Elisabeth entstammte der Familie v. Barby, nicht der Edelherren dieses Namens, sondern einem dem Dienstadel angehörenden Geschlechte[1], das zu Loburg hauste. Dies magdeburgische Städtchen liegt ganz nahe der anhaltinischen Grenze, kaum eine Meile von Lindau und etwa zwei Meilen von Zerbst. Der wiederholt längere Aufenthalt bei den mütterlichen Verwandten mag vielleicht die Veranlassung sein, daß wir den jungen Wittwer 1484 im Dienste des Grafen Magnus finden, der nach Sitte damaliger Zeit bald zu Lindau, bald zu Zerbst, bald zu Koswig, Städten des ihm zugetheilten rechtselbischen Gebietes, residirte, während sein jüngerer Bruder, Graf Adolf, der sich dem geistlichen Stande widmete und 1488 Propst zu Magdeburg wurde, bis zu dieser letztgenannten Zeit in Roßlau wohnte. Wie der Sachsenspiegel (Glosse zum Landrecht III 58) die Begriffe scheidet: Wen brudere deilen, wi dit farstendam behalt, die wert des rikes forste, unde die ander ein slicht farste, den heiten wi farste genot, so waren die Grafen von Ascharien oder Ballenstedt keine Fürsten im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern Fürstengenossen, d. h. die Nachkommen der Principes wurden zu diesen als Standesgenossen gezählt, wenngleich sie nicht im Besitze eines Reichsfahnlehen, sondern nur im Besitze einer reichslehnbaren Grafschaft sich befanden. Daß die Grafschaft Ascharien oder Aschersleben ein Fahnlehen sei[2], hat Eckard v. Reppichaw mit Unrecht und wohl nur seinem Herrn zu Gefallen behauptet; in Wahrheit ist sie es nie gewesen, sonst würden ihre Inhaber zweifellos Fürsten von Ascharien sich genannt haben. Erst Heinrich, der Sohn Herzogs Bernhard von Sachsen, hat seinem Titel Graf von Ascharien den eines Fürsten zu Anhalt hinzu-, aber nachgesetzt, wie seine Nachkommen es gleichfalls gethan haben. Streng genommen, gab es kein Fürstenthum Anhalt, aber die Grafen, als Inhaber des nach der Ruine bei Harzgerode genannten Landes, nahmen als zweiten Titel den eines Fürsten zu Anhalt an, indem sie als Fürstengenossen zu den Principes sich rechnen durften. Auch die Grafen von Brena und Wettin wurden, als Schwertmagen eines Fürstenhauses, zu den Principes gezählt, obschon sie keinen anderen als den gräflichen Titel geführt haben. Bei der im Jahre 1396 unter den Grafen, Gebrüdern Sigmund und Albrecht, vorgenommenen Theilung des Landes Anhalt ward das rechtselbische Gebiet mit Zerbst, Roslau, Koswig und seit 1457 auch mit Lindau der jüngeren Linie zugewiesen, nach Albrechts Tode jedoch seinen Söhnen vom Oheim vorenthalten; erst im Jahre 1440 kam es zu einer durch den Markgrafen Friedrich von Brandenburg vermittelten Ordnung der Sache, ergänzt im Jahre 1460 durch einen vom Erzbischof Friedrich von Magdeburg gerichteten Vertrag. Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts finden wir den schon oben genannten Grafen Magnus als Regenten des nach der Stadt Zerbst gewöhnlich benannten Landestheiles, als nominellen Theilhaber auch seinen Vetter Philipp, der nach Beckmann erst im Jahre 1468 (vielleicht auch einige Jahre früher) geboren war. Jedenfalls war er im Jahre 1484 ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling, der sich im An-

[1] Die Edlen, später Grafen v. Barby führten den Adler, das Wappen der Arnstein, von denen sie eine Nebenlinie bildeten. Die dem Dienstadel angehörigen v. Bardy führten den Schild mit springendem Einhorn.

[2] Sachsenspiegel III 62: Seven vanlen sint ock im lande to Sassen, dat hertogdom to Sassen unde die Palentze, die marke to Brandenburg, die lantgrafenscap to Doringen, die marke to Mysene, die marke to Lusiz, die grafscap Aschersleve.

halter Lande gar nicht sehen ließ, sondern in Schraplau bei seinen mütterlichen Verwandten, den Grafen von Mansfeld wohnte. In dem linkselbischen Landestheile treffen wir um jene Zeit die Enkel des oben genannten Grafen Sigmund, nämlich die Gebrüder Sigismund und Georg zu Dessau, Woldemar zu Köten, Ernst und Rudolf zu Bernburg. Alle hier genannten Grafen sind bis auf zwei kinderlos verstorben, ebenso der einzige Sohn Woldemars, und nur die Nachkommen des im Jahre 1516 gestorbenen Grafen Ernst sind als directe Vorfahren der späteren Herzoge von Anhalt zu bezeichnen.

Ueberall in dem heiligen Reiche deutscher Nation können wir die Wahrnehmung machen, wie die größeren Städte nicht gern in den Rahmen der Landsässigkeit kleiner Fürstenthümer sich zu fügen bereit, vielmehr unausgesetzt bemüht waren, die verliehenen oder erkauften Rechte immer stärker zu betonen und auszudehnen; mancher Stadt ist es ja auch gelungen (wie z. B. Braunschweig, Hamburg), eine ganz oder nahezu selbständige Stellung, wie die einer freien Reichsstadt, zu erringen. Die im Verhältnisse zu dem winzigen Umfange des rechtselbischen Anhalter Landes sehr bedeutende Stadt Zerbst mit alter, festgeschlossener Municipalverwaltung und einer durch Handel und Gewerbe wohlhabenden Bürgerschaft hat selten auf längere Zeit im ungetrübten Einvernehmen mit ihrem Landesherrn gestanden. Schroffe Betonung von Rechten oder Vorrechten einerseits, empfindliche Eingriffe in städtische Interessen andererseits haben bisweilen zu recht unliebsamen Erscheinungen geführt, zu jenen Irrungen oder Gebrechen, wie man im Mittelalter sagte, welche oft erst nach vielem Verdruß durch erneute oder ergänzende Verträge, wie 1440 und 1460, beglichen werden konnten. Die bereits von Ditmar von Merseburg bekannte urbs quae Zerbesta dicitur wird vom Historiker Beckmann bezeichnet als „nicht nur die größte Stadt im Fürstenthum Anhalt, sondern eine von den größten in dem Sächsischen und andern herumbliegenden Landen“. Diese Angabe war noch im Anfange des 18. Jahrhunderts, ist jedoch heute nicht mehr zutreffend, indem die Einwohnerzahl (etwa 18000) von der in Dessau, in Bernburg, in Cöthen übertroffen wird. Immerhin ist Zerbst noch heute eine ansehnliche, schöne, interessante Stadt mit vielen, sehr stattlichen Gebäuden, namentlich prächtigem, 1891 erneutem Rathhause, auch erhebt sich dicht neben der Stadt in weiten, vornehmen Parkanlagen das großartige Schloß, einst die Residenz der 1793 erloschenen Fürsten zu Anhalt-Zerbst. Die durch Handel und Wandel, namentlich ganz hervorragende Bierproduction blühende Stadt nahm im Mittelalter unter den niedersächsischen Städten eine sehr angesehene Stellung ein, blieb fortdauernd in enger Verbindung mit dem benachbarten mächtigen Magdeburg; sie darf mit berechtigtem Stolze auf eine Vergangenheit zurückblicken, welche in dem reichen, trefflich geordneten Archive des Rathhauses urkundlich belegt wird. Aus den Händen der nach ihr sich nennenden Edlen gelangte Zerbst auf kurze Zeit an die Edelherren v. Barby des Hauses Arnstein, indeß schon am Ende des 13. Jahrhunderts unter die Botmäßigkeit der Askanischen Grafen, die sich Fürsten zu Anhalt nannten, hatte somit im Jahre 1484 zum Oberherrn den Grafen Magnus. Wenn Beckmann über diesen Herrn berichtet (V. 1. 535 und V. 2. 106), daß er „anno 1495 von denen Ständen des Reichs dem Kaiserl. Hoffe zu einem Kammer Richter presentiret worden, wie er dann ein Herr gewesen, der zu Ordnungen und guten Gesetzen große Lust gehabt, wie dessen viele Exempel in seinem Lebenslauf zu sehen. Und weil er ein der Rechte erfahrener Herr gewesen, so hat er auch anno 1499 der Stat Zerbst gewisse Ordnungen vorgeschrieben, welche daselbst lange in Observanz gewesen“, so darf man wohl ohne Weiteres annehmen, daß Graf Magnus bei den Zeitgenossen als ein liebhaber der gerechtigkeit d. h. als gründlicher Kenner von Recht und Gesetz gegolten, dem nichts ferner lag, als eine ungeschickte oder gar bewußte Beugung des Rechts. Diese Erwägung ist für das Folgende wohl zu berücksichtigen, ebenso der Umstand, daß die Stadt Zerbst wie nicht selten, so auch im Jahre 1484 nicht im besten Einvernehmen mit ihrem Herrn gestanden zu haben scheint. Ja, man gewinnt aus vorliegenden Acten die Ansicht, daß der Rath der Stadt begierig die Gelegenheit ergriffen habe, um die Macht und Tragweite der städtischen Gerichte gerade einem fürstlichen Hofbeamten gegenüber recht greifbar hervortreten zu lassen, unter schroffer Abweisung jedweder Rechtsanschauung von Seiten des Fürsten.

Den Anfang der zu einem immer festeren Knoten sich schürzenden Verwickelung lernen wir erst ein Jahr später kennen, aber nur andeutungsweise, aus einem Schreiben des Stadtrathes an den Markgrafen Johannes von Brandenburg im April 1485, fast gleichlautend mit dem Bericht desselben Rathes an den Bischof von Brandenburg, wieder ein Jahr später, im Februar 1486. In dem natürlicherweise stark einseitig gefärbten, lakonischen Berichte heißt es: Diszkaw ist durch czwene unszer burger (in dem zweiten Briefe heißt es: von etzlichen truncken luten husszen unszer stat) bie eyner frawen, alsz er selber weisz wie, betrottin und durch die angeschrien, mit den sich Diskaw in unwillen hat begebin und den eynen uff den tot vorwunth. In unbefangene, moderne Sprache übertragen, ist demnach der Hergang folgendermaßen dargestellt: Etwa im Mai oder Juni des Jahres 1484 ist der fürstliche Hofdiener Hans v. Dislaw bei Gelegenheit eines discreten Abenteuers, in welchem man nicht gern durch Unberufene sich stören läßt, außerhalb der Stadt Zerbst durch zwei trunkene Bürger überfallen oder angefallen; und es ist nicht verwunderlich, daß der im Waffenwerke geübte junge Edelmann der beiden Angreifer bald Herr geworden ist, den einen niedergeschlagen, den anderen in die Flucht getrieben hat. Die Uebertreibung „uf den tot vorwunth“ offenbart lediglich das Bestreben der Ankläger, die Sachlage für Dislaw so ungünstig wie möglich darzustellen, denn eben diesen Verwundeten, Bartel Koch geheißen, entdecken wir ganz kurze Zeit darauf ungemein rührig in wörtlichen und thätlichen Bedrohungen Dislaws. Er wird bereits am 4. Juli durch Hansen v. Barby vor dem Rathe der Stadt verklagt, er habe seinen Vetter Dislaw „gewegelagert, geslagen, syne mudder geschulden, und en nach drowen scholle“. Der oben angefangene Bericht des Rathes fährt quasi re bene gesta fort: sient des vorwunthen frunde kamen und gerichtshulffe an unsz gesucht und begert, desz wir mit keyner bilcheit haben gewust zu wegern, dem cleger rechtis gestat und nach unsers statgerichts gewanheit Diszkawen in die feste lassen vorbinden. Um die ganze Tragweite dieser leichthin geworfenen Mittheilung zu ermessen, haben wir uns der Gebräuche jener Zeit zu erinnern.

Das summarische Verfahren der mittelalterlichen Rechtspflege, die nur Todes- und Leibesstrafen oder Geldbußen, nicht aber Gefängnißstrafen kannte, führte zu Maßnahmen oder Gebräuchen, die uns selbst dann noch wunderlich scheinen, wenn wir dem winzigen Umfange mittelalterlicher Staaten und den zahllosen von einander unabhängigen Gerichten Rechnung tragen, auch uns vergegenwärtigen, daß vorbeugende Maßregeln eines wohlorganisirten Polizeiwesens so gut wie unbekannt waren. Die Leichtigkeit, mit welcher ein Missethäter den Folgen seiner That durch die Flucht sich zu entziehen vermochte, mag wohl die Hauptursache Dessen gewesen sein, was man im Allgemeinen mit Acht oder Bann bezeichnete, sowie auch Dessen, was zu dem Verfahren im niedersächsischen Stadtrechte geführt hat, welches verfesten, in die veste nehmen genannt wurde. Etwas Aehnliches, obschon nicht völlig das Gleiche, war der meideban oder medeban, der in den Schöffenbüchern häufig gefunden, auch mit verweisen, vortreiben bezeichnet wird.[*]) Wurde durch einen Beschädigten oder seine Angehörigen die Anklage wider den Beschädiger erhoben, alsdann vor gehegtem Dinge festgestellt, daß der Letztere sich der gerichtlichen Verantwortung entzogen habe, so ward dieser durch den Büttel öffentlich geheischet, wobei vorausgesetzt wurde, daß bei der Oeffentlichkeit des Verfahrens die im Dinge erhobene Klage und die Heischung auf irgend welche Weise dem Beklagten schon bekannt werden würde. In einem zweiten, gewöhnlich erst einem dritten Dinge ward der Beklagte, der „ungehorsamlich uszenbleven, in die veste genhamen (in die feste vorbunden)“, sein Name als der eines Verfesteten in ein besonders dazu bestimmtes liber proscriptionum oder der burger brieff eingetragen. Die Wirkungen der Veste waren schreckenerregender Art, und schon der Sachsenspiegel sagt: Vestunge nimt dem manne sin lif af he begripen wert dar binnen. Der Verfestete war aus dem „friden in den unfriden gesaczt“, verlor sein „echt und recht“, gehörte fortan nicht mehr zu den „erbaften luten“, man konnte an ihm keinen Friedebruch begehen. Nicht einmal durch einen Vormund konnte der Arme vor Gericht sich vertreten lassen, Niemand durfte ihn durch Aufnahme in sein Haus schützen, ja, die bloße Aufnahme desselben und die Weigerung, ihn auf Verlangen des Klägers

[*]) Vergl. Dr. Hubert Ermisch: Das Verzählen. Neues Archiv für sächsische Geschichte 1892. XIII. Band

dem Gericht zu stellen, zog dieselbe Strafe nach sich, die dem Verfesteten drohte d. h. den Tod. Der Rache des Klägers war der Verfestete rechtlos und rettungslos preisgegeben, bei der Ergreifung hatte Jedermann dem Kläger behilflich zu sein, nach der Festnahme aber handelte es sich gar nicht mehr um den Beweis der That, sondern lediglich um den Beweis, daß der Ergriffene in der Veste, sein Namen im Buche „an der burger briff“ stand, um das früher gewissermaßen provisorisch erkannte Todesurtheil sofort vollstreckbar zu machen. Die im 14. und 15. Jhdt. stetig wachsende Macht und Bedeutung der Städte läßt in den noch vorhandenen Schöffenbüchern, Achtbüchern, Vorzählbüchern u. dgl. eine sich immerfort steigernde Häufigkeit in der Anwendung des obigen Verfahrens wahrnehmen und offenbart den rücksichtslosen Egoismus des städtischen Patriciats, der um die mittelbaren Folgen wenig oder gar nicht sich kümmerte. Konnte nämlich der Verfestete wegen seiner Mittellosigkeit nicht durch einen Vergleich mit seinem Ankläger aus der üblen Lage sich ziehen, so blieb er rechtlos und friedelos auf die Landstraße geworfen, wurde zum gemeingefährlichen Vaganten, zum Buschklepper. Wer gegen die Stadt eine Fehde zu suchen Ursache fand, der fand auch allemal zu seiner Verfügung einen Haufen Gesindel, das nur zu gern bereit war, unter dem Schutze eines rechtlich begründeten Fehdebriefes die Rache zu suchen, welche der aus der bürgerlichen Gesellschaft Ausgestoßene gegen eben diese Gesellschaft glaubte beanspruchen zu dürfen. Freilich, die unmittelbaren Folgen sind wohl nur selten drastisch genug zu Tage getreten, um die Städte von einem ungeheuerlichen Mißbrauch des für den Rath so bequemen Verfahrens abzuhalten, überaus häufig ist dasselbe angewandt bei einfachem Uebertreten von Verordnungen, das wir heute als Polizeivergehen bezeichnen würden. Indessen haben doch hie und da Fälle sich ereignet, welche die „ersamen und wolweisen ratmanne“ bitter empfinden ließen, daß nicht immer Gewalt vor Recht gehe, daß Rücksichtslosigkeit manchmal auch Denjenigen empfindlich schädigt, der sie gar zu strupellos in Anwendung bringt. Eine solche Erfahrung hat denn auch die Stadt Zerbst machen müssen in der von ihr leichtsinnig durch obiges Verfahren heraufbeschworenen Fehde mit Hansen v. Dislaw.

Die mit Unterbrechungen durch vorläufigen Friedestand 2½ Jahre währende Fehde hat einen lebhaften, umfangreichen Briefwechsel veranlaßt, von dem ein wichtiger Theil, nämlich die an den Rath zu Zerbst ergangenen Originalschreiben, die Concepte der vom Rathe entsendeten Briefe (nicht alle) und manche von den Nachbarfürsten in Abschrift übersandte Documente, uns erhalten blieb in dem wohlgeordneten Archive der Stadt, welches diese Documente in dankbarlichst hier anzuerkennender Weise dem Verfasser zur Einsichtnahme gewährte. Die an Zahl 118 betragenden, in vier Fascikeln sub No. II $\frac{133,\ 149}{142,\ 143}$ bewahrten Papiere beginnen chronologisch mit einem Briefe Dislaws vom 3. Juli 1484 an den Rath, worin er um Mittheilung ersucht, ob es wahr sei, daß Bartolt Kock öffentlich rühmen dürfe, mit Hilfe des Rathes Dislaw zu vergewaltigen und mit ihm nach seinem Ermessen zu verfahren, sobald er sich in oder bei Zerbst sehen ließe. Da nun Dislaw zum rechtlichen Austrage der Sache an Gerichtsstelle erscheinen wolle, so müsse er vorher bestimmt wissen, wessen er sich etwa von Seiten der Stadt zu versehen habe. Der Rath beantwortete das Schreiben in gewundener, ausweichender Redeform, bot sich jedoch zur Vermittelung an, „darmit die ersal to guden boqnemen ende mochte gefurt werden“. Man wollte also der einen Partei, Bartolt Kock, die Handhabe der Bedrohung nicht entziehen, damit er bei etwa angebotenen Vergleichen seine Forderungen ins Ungemessene zu steigern ermuntert werde. Die einer glatten Verweigerung des freien Geleits (wie es eigentlich überall sonst gewährt wurde) gleichkommende Antwort erwiderte Hans v. Dislaw umgehend mit dem Hinweis auf seines Herrn, des Grafen Magnus, Geleitsbrief, der auch für die Stadt verbindlich sein müsse; da jedoch klar hervortrete, daß man ihn verhindern wolle, sein Recht zu suchen, so sei er gezwungen, solche „wenige gutickeit“ oder das böswillige Vorhaben des Rathes und der Gemeine aufzuhalten, er habe folglich mit seinen Freunden und Verwandten zu trachten, ihnen in gleicher Weise zu begegnen. An den Grafen Magnus richtete Hans in Verbindung mit seinem Vater Otten v. D. ein zweites Gesuch mit Darstellung der Sachlage, die an sich dem Grafen peinlich genug war und ihn bei dem Ernst der Sache böse Folgen voraussehen ließ. Er fühlte sich daher am 12. Juli veranlaßt, nochmals dem Rathe zu empfehlen, seinem Hofbeamten „der gerichte nicht unsicher seyn zu lassen, mit angesehen, das wir seyner mechtig seyn.[1]) Ir werdet darin euch vleiszen und unsir meynunge nicht vorachten, noch vorschimpffen, sunder unsers willens seyn“. Wie übel damals die Stadt berathen war, geht aus Form und Inhalt des Schreibens vom 13. Juli hervor, mit welchem ihres Landesherrn Meinung schroff abgelehnt wurde. Bürgermeister und Rathmannen erhoben sich zu der trotzigen Bemerkung, daß sie die Verschreibungen ihrer Fürsten, sonderlich die Gerichtsbriefe überlesen und darin keine Verpflichtung zu entdecken vermöchten, von ihrem Verfahren abzustehen, sie gebrauchen den sonst nur Fürsten gegen Unterthanen üblichen Ausdruck, es sei ihnen nicht leiblich, irgend etwas nachzulassen, erklären mit schwulstiger Umschreibung, die mit der Veste verbundene Bedrohung aufrecht erhalten zu müssen, da sie nur verpflichtet seien „ymandes var unrechter gewalt to geleyden“. Was übrigens den selbstbewußten Hinweis auf die von ihrem Fürsten ihnen verliehene Gerichtsverfassung betrifft, so kann die „averlesunge“ der alten Verträge nur eine recht oberflächliche gewesen sein, sonst würden die Väter der Stadt nicht die Stelle übersehen haben: Und der raht sul nymands usz der stat triben, wer sich uff glick und recht uff die herschaft bieten wirt, ein Vorbehalt, der als besonderer Punkt in den 1440 vom Fürsten mit der Stadt geschlossenen Vertrag aufgenommen war, auch beinahe wörtlich wiederholt ist in dem 20 Jahre später unter Vermittelung des Erzbischofs von Magdeburg erneuerten Vertrage. Mit der hier schwer verständlichen Verweigerung des freien Geleits wurde somit Hansen v. Dislaw klar und förmlich angesagt, daß er bei der Rechtsuchung auf keinerlei Rücksicht von Seiten der Stadt zu rechnen habe, vielmehr auf zweifellose Lebensgefahr, wenn es Bartolt Kock gelingen sollte, seiner sich zu bemächtigen auf dem Wege zum fürstlichen Gerichte.

[1]) Dieses überaus häufig in den Urkunden begegnende „seyner mechtig sein“ bedeutet, volle Gewalt über den Betreffenden zu besitzen, um ihn zur Annahme des rechtlichen Erkenntnisses zu zwingen. Auch das forum rogatum mußte ein solches „seyner mechtig sein“ voraussetzen, daher der Recht Suchende stets ausdrücklich betonte, daß die von ihm zur Entscheidung angerufene Behörde seiner mächtig sein solle.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Die Frankenthaler. Ein Roman von Wilhelm Weigand. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer-Gaertner-Verlag 1902. — Der Dichter der Rügelieder und der Renaissancedramen hat ein Opus seiner „dichterischen Jungfräulichkeit“ noch einmal in die Welt gesetzt; sein Jugendwerk: „Die Frankenthaler“ liegt in dritter überarbeiteter Auflage vor. Die guten Frankenthaler haben, wie das erste Capitel beweist, im Laufe der Jahrhunderte durch Heldenthaten von sich sprechen gemacht, welche an diejenigen der Schöppenstädter und Schildaer erinnern; aber der Ruhm dieses fränkischen Abdera ist mit der Zeit verblaßt und gegenwärtig ist nur ein kleinstädtisches Nest übrig geblieben. Der Humor der Kleinstädterei ist also der Grundton dieser Erzählung — und er kommt oft zu seinem guten Recht; doch es ist wohl der Grundfehler des Romans, daß der Autor, ein geistreicher Schriftsteller, oft den kleinstädtischen Rahmen durchbricht und der Idylle viel zu weite Perspective giebt. Wir sprechen hier nicht von den eingezeichneten Idealfiguren, die nicht auf der Frankenthaler Erde gewachsen sind: dem eigentlichen Helden des Romans, Georg, dem Sohn eines reichen Würzburger Kaufmanns, der aber am Schluß bankerott wird, nicht von Georgs Freund, dem bäuerischen volksfreundlichen Doctor, nicht von seiner Geliebten, der schönen Marie, die am Schluß die Seine wird — es ist das Recht des Dichters, die kleinstädtische Idylle durch den Contrast wirksam zu beleuchten. Doch Weigand malt auch seine Kleinstädter geistreich bis zur Verzeichnung — dies gilt namentlich von dem Hrn. Gramlich, dem Rosenzüchter und Weinkaufmann, der an sich ein ganz gelungener Kleinstädter

ist, doch in seiner Rede auf dem Winzerfest den ganzen Humor eines humoristischen Schriftstellers entfaltet und nach unserer Ansicht aus der Rolle fällt; mag er immerhin als früherer Weltreisender einen gewissen Weltblick sich erworben haben, er verdirbt durch seine plötzlich auftauchende Geistreichigkeit nicht blos den Grundton jenes Charakterbildes, sondern auch die idyllische Grundstimmung des Ganzen. Bei dem zum Magister gewordenen Officier ist der citatenreiche Humor dagegen am Platze. Einzelne Schilderungen: das Winzerfest, die archäologischen Ausgrabungen, die Ueberschwemmungen, die Arbeiterversammlung, sind recht lebendig; auch manche Naturschilderung und die Stimmungsmalerei, die sich an die Empfindungen und Schicksale des Helden, Georg v. Buettner, knüpft. Die Sprache des Romans ist originell, nicht ohne dichterischen Reiz in den Schilderungen; hier und dort läuft nur etwas „moderner" Schwulst mit unter.

R. v. G.

— Peter Michel. Ein Roman von Friedrich Huch. Hamburg 1901, Verlag von Alfred Janssen. Preis 4 ℳ, geb. 5 ℳ — „Freuen Sie sich hier, Frau Gräfin, an dem Glücke zweier Ehegatten, welches Nichts zu stören, Nichts zu vernichten vermag! Nur Einer vermag uns zu trennen — Gott der Allmächtige, wenn er uns den sendet, der unser aller Leben scheidet: den unerbittlichen Tod!" Liest man diesen klangvollen, auch im Gedanken wohlthuenden Schluß des Buches, so vermuthet man einen Familienroman gut bürgerlichen Gepräges, der des deutschen Hauses Glück und Frieden in erfreulichen Bildern uns vorführt. Diese Annahme trügt gründlich. Der Verfasser verweilt mit Vorliebe bei Ausmalung schwüler Scenen und erzielt eine Hauptwirkung damit, daß er seinen Helden, einen gutmüthigen, aber schwerfälligen Burschen vom Lande, der Mathematik studirt und Gymnasiallehrer wird, in bedenkliche Lagen gerathen läßt. Peter Michel kommt ja zwar noch mit einem blauen Auge davon, aber weniger durch sein Verdienst, als durch die Gunst des Schicksals. Die Menschen, mit denen uns der Roman bekannt macht, sind entweder herzlich langweilig und unbedeutend, oder — und das ist die Mehrheit — sie gehörten eigentlich in eine Anstalt. Auch der Titelheld selbst ist unverkennbar erblich belastet. Die einzige angenehme Bekanntschaft ist die der Frau Ottilie, Peter Michels mütterlicher Freundin. Wir können dem Buche nicht nachrühmen, daß wir ihm irgend welche innere Bereicherung zu danken hätten, müssen vielmehr den Haupteindruck, den es hinterläßt, als unerquicklich bezeichnen. Wem seine Zeit lieb ist, der verzichte darauf. Ganz ungeeignet ist es für jugendliche Leser.

R. B.

— „Der Gottüberwinder", Roman von Gertrud Franke-Schievelbein. Berlin, Verlag von F. Fontane u. Co. — Das Werk ist kein guter Roman. Inhaltlich verfehlt und tendenziös gefärbt, steht er durch starke Verwechselungen des post hoc mit dem propter hoc, der zeitlichen mit der causalen Folge mit den Grundsätzen thatsächlicher Logik auf gespanntem Fuße. Bei einem Vergleich dieses Romans mit seinem Vorgänger, der den etwas anspruchsvollen Titel „Stark wie das Leben" führte, erweist sich der „Gottüberwinder" in den Grundzügen seines Problems fast nur als ein Abklatsch mit geringfügigen Modificationen. Dort tritt der tröstende Dritte zu der Frau, hier sucht der Mann in einer Andern Befriedigung der Wünsche, die ihm nach fast dreißigjähriger Ehe seine schwer leidende Frau nicht mehr erfüllen kann. Beide Mal kommt der Herr Gemahl in der Charakterzeichnung recht bös weg; da er hier wie dort ein Gelehrter ist, muß man annehmen, daß das Studiren nach der Ansicht der Verfasserin den Charakter verdirbt. So ist unser Geheimrath Bredencamp ein Kraftmeier schlimmster Sorte, der an der Schwelle der Sechzig noch den starken Mann spielt und sich eines späten Johannistriebes erfreut, womit er sich in recht geschmackloser und noch dazu unberechtigter Weise auf das Vorbild des achtzigjährigen Goethe beruft. Hierfür aber die materialistische Weltanschauung der großen Physiologen und den Mangel eines persönlichen Gottesglaubens verantwortlich zu machen, — das ist der Verfasserin recht wenig gelungen. Keine, selbst nicht eine atheistische Doctrin verlangt von ihren Anhängern die Verleugnung des Mitleids; fordert doch kein Geringerer als gerade Goethe, den der als Mensch so kleinliche Romanheld für sich als Ideal in Anspruch nimmt, daß man sei: edel, hilfreich und gut. Selbst als Materialist de pur sang war Bredencamp nicht gezwungen, die physischen Schwächen seiner Frau die Mutter seiner Kinder entgelten zu lassen; als Mediciner mußte er sich vollends über das Naturwidrige, zum mindestens Anormale seines späten Liebeswerdens klar sein. So ist der vermeintliche „Held" des Romans nicht mehr und nicht weniger als höchstens ein interessantes Beispiel seniler Erotik. Noch weniger wird man des Geheimrathes bösen Atheismus dafür verantwortlich machen können, daß seines Sohnes späte Liebe zugleich des Vaters Wahl ist, so daß sich der arme, aus seinen Himmeln gestürzte Referendar, eine unglückliche Mischung von Trottel und Decadent, die abermals auf das Conto des Atheismus kommt, eine Kugel durch den Kopf schießt, die leider auch die kranke, schwer geprüfte Mutter das Leben kostet. Recht unklar sind auch die wissenschaftlichen Streitfragen erledigt, die zwischen Bredencamp und seinem Assistenten zur Sprache kommen; worin und weshalb sich dieser schließlich von dem Meister abwendet, ist ebenfalls nur in den vagesten Zügen angedeutet. Daß dem Alten zum Schluß noch all' dem Erlebten der Geschmack an der jugendlichen Renée, dieser Wurzel alles Uebels, gründlich vergangen ist, erscheint nicht mehr als natürlich und bedurfte keineswegs der pathetischen mise en scène der Verfasserin, die es sich selbstverständlich auch nicht versagen kann, den großen Atheisten mit einem völligen Zusammenbruch seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung zu bestrafen. — Alles in Allem bleibt es nur zu bedauern, daß das an und für sich nicht unbedeutende Erzählungstalent von Gertrud Franke-Schievelbein, das einst vor Jahren in den „Hungersteinen" so Schönes versprach, sich in den Dienst billiger Tendenzmacherei gestellt hat, die mit wahrem Künstlerthum nichts zu schaffen hat.

A.

— Georg Frhr. v. Ompteda: Das schönere Geschlecht. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. 1902. — Das leichte gefällige Erzählertalent Omptedas, welchem seine Kenntniß militärischer und landwirthschaftlicher Verhältnisse und Zustände sehr zu statten kommt, bewährt sich wiederum in diesen Novellen, in denen sich eine nie verlegene Erfindungsgabe zeigt und die verschiedenartigsten Stoffe leichteren und schwereren Kalibers, heitere und tragische stets in der geeigneten Tonart behandelt sind. Der Titel der Sammlung freilich ist willkürlich gewählt. So sind in den beiden am meisten tragischen Erzählungen, der ersten „Der Sergeant" und der letzten „Heimkehr", die weiblichen Wesen nicht die Heldinnen, wenn auch das Geschick der Helden durch sie bestimmt wird. In beiden Geschichten findet sich eine anerkennenswerthe Seelenmalerei. Der Held der ersteren ist ein Sergeant von tadelloser Führung, der sich einmal zu einem Liebesabenteuer verlocken läßt, dabei in Händel mit einem Nebenbuhler geräth, diesen mit seiner Waffe angreift und schwer verletzt; um sich der Strafe zu entziehen, erhängt sich der brave Sergeant. Die letzte Erzählung schildert uns, wie ein Zuchthaussträfling in die Heimath zurückkehrt, in seinen Bestrebungen, sich ein neues Heim dort zu gründen, an den Vorurtheilen der Bauern scheitert und zuletzt seinen früheren Nebenbuhler, welcher die Schuld an seiner Brandstiftung und seiner Zuchthausstrafe trägt, tödtet. Die Vorgänge im Gemüth des entlassenen Sträflings sind mit großer psychologischer Wahrheit geschildert, doch das ewig Weibliche bleibt fast ganz hinter den Coulissen. Das ist auch der Fall in der ergötzlichen Hundegeschichte „Burzl", deren Held auch generis masculini ist, wenn auch eine weiße Hundejungfrau eine Rolle in seinen Lebensschicksalen spielt. „Neun Jahre" ist eine kleine Skizze, welche die Thatsache illustrirt, wie rasch die Menschen vergessen werden, „Der Fund", eine kleine grellbeleuchtete Erzählung mit guter criminalistischer Pointe, „Die Wand" die Erzählung eines Felssturzes, welche durch den Contrast einer verderblich hereinbrechenden Naturgewalt und des ganzen genrebildlichen Lebens und Treibens wirkt, das durch sie verschüttet wird. Zu breit ausgeführt erscheinen uns die Novelle „Die Hochzeit", wo die anekdotische Pointe aus sehr langathmigen Schilderungen herauswächst, und vor Allem „Die Lebensgefährtinnen". Die Heldinnen dieser Geschichte sind zu unsympathisch, ebenso der Held, der Hausherr, der die eine alte Jungfer heirathet, und die Schilderungen der Hochzeit und der Krankheit dieses Herrn Richter mit ihrer bisweilen an Paul de Kock erinnernden Genremalerei wirken ermüdend, weil wir den Personen selbst nur geringes Interesse entgegenbringen.

R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 107. Sonnabend, den 6. September, Abends. 1902.

Hansen von Diskaws Fehde wider die Stadt Zerbst 1484/86.

Von Richard Frhrn. v. Mansberg.

(Fortsetzung.)

Einen von seinem Fürsten geschätzten Beamten auf ganz einseitige Darstellung hin zu ächten, den Wunsch dieses Fürsten nach gehöriger Vernehmung des Beklagten in beleidigender Weise zu mißachten und somit einem als thatkräftig erprobten Edelmann, der auf den Beistand der Verwandten, Freunde und Standesgenossen rechnen durfte, den Fehdehandschuh hinzuwerfen, alles das zeigt auf den ersten Blick die Kühnheit des Starken, der seiner Kraft sich bewußt ist. Man ist deshalb zunächst anzunehmen berechtigt, daß derjenige, der solches ohne Zaudern unternahm, vollauf nach jeder Richtung hin gerüstet war, den Folgen einer solchen Herausforderung mit Nachdruck zu begegnen. Allein, das scheint nun gerade hier durchaus nicht der Fall gewesen zu sein, vielmehr sollte Schlag auf Schlag die Väter der Stadt belehren, daß sie ihren „echter“, dessen Ansehen bedenklich unterschätzt war, zu einem sehr gefährlichen Feinde gemacht hatten. Anstatt aber den unüberlegten, überstürzten Beginn der Verwickelung durch energische Maßregeln wett zu machen und die mächtigen Hilfsmittel einer volkreichen Stadt sofort und zweckentsprechend zur Thätigkeit zu bringen, ward ausschließlich der Weg kläglichen Bettelns um Schutz und Vermittelung der Nachbarfürsten betreten. Wir vermissen zwei Jahre lang jedwede Nachricht über ein wirklich kampfbereites Vorgehen der Stadt, gewahren indeß einen völligen Mangel an Orientirung über die Maßnahmen des Gegners. Um so mehr fällt dabei auf das starrsinnige Beharren auf dem ursprünglichen, durch den Verlauf der Dinge immer unhaltbarer werdenden Standpunkte, jener Eigensinn, der lange Zeit hindurch jeden Versuch zur Begleichung des ärgerlichen Zwistes scheitern ließ. Beides, den Leichtsinn und den Eigensinn, hat die Stadt mit dem Gut und Blut ihrer Bürger theuer bezahlen müssen.

Selbstverständlich hat Graf Magnus des Stadtrathes abweisenden Brief Hansen v. D. in Abschrift zugehen lassen. Die Kenntnißnahme desselben wurde entscheidend für die weiteren Maßnahmen des tüchtigen Mannes, der sogleich mit seinen Verwandten und Freunden in Beredung trat und sodann der Rede schneller, als der Rath im öden Selbstbewußtsein erwartete, die That folgen ließ. An einem leider nicht näher bestimmten Tage, wahrscheinlich Ende Augusts oder Anfang Septembers, fand der Wärter am Stadtthore zu Zerbst über der Abschrift jenes Briefes vom 13. Juli eine Absage oder einen Fehdebrief folgenden Inhalts: Tho weten, dat desse hirnach geschrevene: Hans van Dytzkaw met synen gebroden knechten vnd allen synen helppershelppern, des geliken ak Hynrik Stoybe, Segmund Brandensteyn, Cristoffel Preczell, Hans van Dytzkaw [5]), Cristoffer van Dytzkow [6]), Melcher Plussigk, mit aren gebroden knechten unde allen aren helppershelppern, von wegin Hansen van Dytzkaw, des Rades und der ganczen Gemeyne to Czerwist entseede (abgesagte) vyende syn umme dat am dy Redt boven erbiedinge aller billickeit (alse he upp den hochgeboren fursten und hern, hern Magnusen, farsten to Anhalt und grove to Asscherien, unsen gnedigen hern, schalle gedhan) in unbilke verfestunge hebben walden, daran uns doch ungutlich geschiedt. Wir mögen hier vorausschicken, daß die Fehden des Mittelalters selten nur den blutigen Verlauf nahmen, wie ihn Mancher vielleicht auf Grund der Romanliteratur sich vorstellen mag. Selbst die größeren Kriege [7]) waren in der Hauptsache auf materielle Schädigung des Gegners gerichtet, man brannte ihm seine Häuser, Dörfer, Schlösser, Städte ab, vernichtete die Ernten, Speicher, Mühlen, kurz, verwüstete das Land, um dem Feind der Subsistenzmittel oder seiner Einnahmen zu berauben. An die Zerstörung der Burgen oder befestigten Städte konnten allerdings nur größere Heere mit dem nöthigen Belagerungsmaterial sich wagen, dagegen war das Bestreben, hervorragende Gefangene in die Hände zu bekommen und damit eine Anweisung auf beträchtliche Schatzung, wie man das nach der Vermögenslage des Gefangenen bemessene Lösegeld hieß, das Wesentliche bei allen Fehden geringeren Umfanges. Das nur auf diese Weise zu erlangende Geld sollte eben die Mittel liefern zur Bestreitung der erheblichen Kosten, welche Zehrung und Rüstung, Unterkommen und Lohn von Herren und Knechten, Futter und Pflege der Pferde heischten, denn der Grundsatz, daß der Ueberwundene die Kriegskosten des Siegers trage, hat zu allen Zeiten Geltung behalten.

An dem nämlichen Tage, da der an das Stadtthor geheftete Fehdebrief den eingetretenen Kriegszustand verkündete, drangen des Abends etliche mit der Oertlichkeit vertraute Leute Diskaws in die Stadt, vielleicht ungesehen, jedenfalls unerkannt kamen sie in die Häuser zweier angesehener Bürger, Hans Sering und Benedict Brambel, holten diese aus ihren Betten und nöthigten sie unter nicht mißzuverstehenden Drohworten, geräuschlos mit ihnen die Stadt zu verlassen. Vor dem Thore wurden sie auf Pferde gesetzt und in beschleunigter Gangart als Gefangene abgeführt. Wohin? Das hat Niemand außer den Vertrauten Diskaws erfahren, es ist auch Geheimniß geblieben. Die über diesen Handstreich entrüsteten Bürger wandten sich sogleich an ihren Landesfürsten, den Grafen Magnus, mit schlecht verhehltem Zorne um Auskunft bittend, ob etwa die freche That mit Einverständniß des Herrn geschehen sei. Graf Magnus erwiderte, daß er das Vornehmen Diskaws, obwohl man dergleichen nach dem Vorangegangenen habe befürchten müssen, durchaus mißbillige, daß nunmehr es geboten sei, die Sache zur Begleichung dem Erzbischof von Magdeburg als oberstem Schiedsrichter vorzulegen, vor dem er für seine Person ebenfalls zur Verantwortung sich erbot. Von dem zweiten Schreiben des Raths ist das Concept vielleicht später vernichtet. Wir dürfen jedoch seinen Inhalt errathen aus des Grafen Magnus Brief vom 25. September an den Markgrafen Johann von Brandenburg. Er berichtet, wie, ungeachtet seiner Berufung auf die Entscheidung des Erzbischofs, der Rath und die Bürger seiner Stadt Zerbst ihn der Theilnahme an der ihn selbst schädigenden Fehde verdächtigten, sogar „befinden wir, das sy wider unser lib und gut und uns zu schaden trachten ... wollet euch bey uns frountlich beweisen und sy in unsern horsam helffen brengen“. Am 7. October erfolgte aus Cöln an der Spree ein sehr ernstes Schreiben des Markgrafen, der die Zerbster dringend ermahnte, wider ihren fürstlichen Oberherrn in gebührlicher Weise sich zu halten, andernfalls „wurden wir gedrungen, unse ahem bey irer gerechtickeit helffen tzu

[5]) Hans, Sohn des Eberhard v. Diskaw, eines der Söhne des schwarzen Heinrich zu Alsleben

[6]) Cristoffel, jüngerer Bruder des 1483 mit Briersdorf in der Pflege Delitzsch belehnten Curt v. Diskaw, von der Reideburger Linie.

[7]) Eine Ausnahme machen die Kriege mit den Husiten. Die barbarische Grausamkeit der Czechen bekundet der im Mittelalter geltende Grundsatz: in uno milite Bohemo centum esse demones; dieser vor ihren Schaaren sich verbreitende Schrecken war der Hauptzweck der grausamen Art, mit welcher sie alles Lebende, das in ihre Hände fiel, vernichteten, abgesehen von dem Behagen an der Qual ihrer unglücklichen Opfer.

hanthaben, das wir vill lieber ubrig weren". Der Vorgang wirft ein grelles Streiflicht auf die Hilflosigkeit des kleinen Gebietsherrn jener Zeit, der genöthigt ist, den Beistand eines mächtigen Nachbarfürsten anzurufen gegen Bedrohung durch übermüthige eigene Unterthanen. Des Rathes Schreiben an Grafen Adolf, jüngeren Bruder des Magnus, beantwortete dieser (Roslau 21. Sept.) mit dem Hinweis darauf, wie er gar keinen Antheil an der seinem Bruder völlig eingeräumten Regierung habe, übrigens werde sein Bruder jedenfalls der Gebühr sich zu halten wissen, habe ja auch, die Entscheidung dem Erzbischof anheim zu stellen, geboten. „Begeren, ir wallet euch des begnugig halten und unsern bruder nicht weyter in unschuldas sacba vorunglimpfen." Auch an den Grafen Philipp hat der Rath der Stadt sogleich sich gewendet; seine Antwort aus Schraplau vom 21. September bildet den Anfang einer langen Reihe von Briefen, von denen zum Besten der Stadt man nur wünschen könnte, daß sie ungeschrieben wären. Der blutjunge Jüngling war schon aus Mangel an Lebenserfahrung nicht in der Lage, zweckmäßige Rathschläge zu ertheilen, scheint hingegen selbst durch seinen Oheim, Grafen Ernst v. Mansfeld, recht übel berathen gewesen zu sein. [8]) Er trägt einen guten Theil der Schuld an der Verschleppung der Sache, an der Ergebnißlosigkeit aller Verhandlungen, indem vornehmlich er die Zerbster in der Forderung bestärkte, zunächst die Erledigung der Gefangenen „ana entgeltnisz" zu verlangen vor jeder Verhandlung. Bei dem Charaktee des Gegners und der ganzen Fehde überhaupt gehörte ein starkes Maß geistiger Kurzsichtigkeit zu der Annahme, daß Hans v. Diskaw jemals darein willigen würde, die gewonnenen Unterpfande ahne verbürgte Gegenleistung aus der Hand zu geben. In dieser Beziehung haben die verständigeren, welterfahrenen Fürsten, die man zu Schiedsrichtern anrief, den Standpunkt Diskaws wohl zu würdigen gewußt. Dagegen haben der Graf v. Mansfeld und der Hr. v. Querfurt sich als durchaus unzuverlässige Vermittler erwiesen: nach der Versicherung des Rathes am 14. März 1485 hatten sie diesem mitgetheilt, daß Graf Mognus Sorge tragen würde, die Gefangenen sofort zu erledigen, sobald Diskaw aus der Veste gelöst sei, am 3. Mai mußte Graf Philipp dem Rath bekennen, daß Graf Magnus „euch der zusage, inmaszin ir uns habt letzin berichtet, nicht gestehet".

Die an die Nachbarfürsten gesandten Briefe des Zerbster Rathes ergehen sich in viel zu allgemein gehaltenen Klagen über die der Stadt zugefügte Unbill, sie entbehren der bestimmten Anhaltspunkte, wo die erbetene Hilfe hätte einsetzen können. Ebenso konnten des Rathes und des Grafen Philipp Gesuche, die Theilnahme an der Fehde allen Vasallen strengstens zu verbieten, von den Fürsten des Nachbarlandes nur erwidert werden mit ähnlichem Hinweis, wie ihn Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht von Sachsen geben (Leipzig, 25. Februar 1485): So uwer Liebe die unsern, des gemelten Diskuw frunde, dia yme vorschub und beystandt gethan und die gefangen etzliche zeeit in unserm furstenthumb enthalden solden haben, mit naman nicht bestymmat, wissen wir uwer Liabe zeu dissem male darauf keyn antwort zeu geben.[9]) Man ersieht daraus, wie mangelhaft die Zerbster über Zahl, Namen, Herkunft, Aufenthalt ihrer Feinde unterrichtet, wie sie keine bestimmte Angabe darüber zu machen im Stande waren. Eine Ausnahme nur ergiebt sich aus dem Schreiben des Grafen Sigismund zu Dessau (1. Juli), der berichtet, daß er dem Hansen v. d. Lochaw streng verboten habe, noch ferner an der Fehde sich zu betheiligen. Im Uebrigen haben der Kurfürst von Sachsen, der Erzbischof von Magdeburg, der Markgraf von Brandenburg, der Bischof von Brandenburg, die Fürsten des Anhalter Landes, kurz alle Fürsten der Nachbarstaaten, unverhohlen ihre Mißbilligung der Fehde zu erkennen gegeben; waren diese Fürsten doch ausnahmslos bemüht, überall dem mittelalterlichen Uebel der gewissermaßen berechtigten Selbsthilfe oder dem Fehdewesen zu steuern, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die innere Ordnung aufrecht zu erhalten. Demgemäß haben sie auch dem an sie gestellten Begehren entsprochen, die Rolle eines Schiedsrichters zu übernehmen, sie haben wiederholt Tage angesetzt, um den Zwist der Parteien im Wege des Vertrages zu begleichen. Die Grafen Woldemar und Sigismund, Fürsten zu Köthen und zu Dessau, haben solche Tage anberaumt in Zörbig zum 4. December 1484, ebenda zum 25. Januar und 21. Februar, in Zerbst zum 22. März, in Koswig zum 15. April 1485, der Erzbischof von Magdeburg setzte Tage in Münchennienburg zum 5. Mai, in Zerbst zum 15. Juni, ferner der Markgraf von Brandenburg Tage in Seefeld zum 31. December 1485, im folgenden Jahre wiederum der Erzbischof von Magdeburg zu Groß-Salza zum 14. März und ebenda zum 23. Juni, in Halle zum 12. Juli. Einige dieser Tage kamen überhaupt nicht zu Stande, die anderen verliefen ergebnißlos, mußten so verlaufen, weil der Zerbster Rath auf Grund der Eingebungen des Grafen Philipp nach wie vor die kostenlose Erledigung der Gefangenen zur Vorbedingung machte. Auf dem Tage zu Koswig am 15. April 1485 hatte Graf Magnus Begleichung der Sache in bestimmte Aussicht gestellt, wenn die Zerbster an Diskaw würden 600 Gulden Entschädigung zahlen; „das wir unsz im nicht verpflicht wissan zeu gebin" berichtet in trockener Kürze der Rath an den Markgrafen von Brandenburg.

Man sollte erwarten, die so kriegerisch sich geberdende Bürgerschaft, die gewiß mehr als 1000 trefflich gerüstete, streitbare Männer zählte, alsbald auf dem Kriegspfade zu finden, um so eher, als der Rath wiederholt die Absicht bekundete, den Feind in alle Schlupfwinkel zu verfolgen, sogar seinen der Begünstigung verdächtigten Fürsten mit Waffengewalt zu bedrohen wagte. Wir vermissen jedoch jede Andeutung, daß solche oder ähnliche kampffrohe Absichten zur Ausführung kamen, ebenso vermissen wir Angaben planmäßig eingezogener Nachrichten über Stärke, Aufenthalt, Sammlung, Bewegung der Feinde, müssen daher nothgedrungen eine kaum entschuldbare Unthätigkeit und einen schwer verständlichen Mangel an Wachsamkeit, an allen kriegerischen Maßnahmen in der Stadt voraussetzen, welcher Mangel in auffallenden Gegensatz tritt zu dem herausfordernden Tone, den die Väter der Stadt lange Zeit noch in ihren Briefen anzuschlagen belieben. Etwa ausgesandte Späher können die Stadt nicht anders denn schlecht bedient haben; niemals ist dieselbe über Diskaws Aufenthalt und Vorhaben genauer unterrichtet gewesen. Sehr spärliche Mittheilungen liegen vor von Freunden des Zerbster Gemeinwesens. So spricht Graf Philipp nach dem gelungenen größeren Handstreich Diskaws Mitte October 1485, bei welchem „der awern einteils ermordt und ainteils waggefurt, uuch etliche swerlich varletzt" das dringende Erforderniß aus „aigeutlichin zeu erfarn, wo gedachter Hans von Diszkuw die nacht mit seinen hellffern in futter gelegen, und wer diejhenigen, dia mit im vor Czerwist geranth, namhafftig gewest sint". Ob man diesem Fingerzeige gefolgt ist, erfahren wir nicht. Der von der Stadt wahrscheinlich als Späher angenommene Friedrich Frenkel, Richter zu Ziesar (der nahen Residenz des Bischofs von Brandenburg), giebt etliche Wahrnehmungen und Winke, berichtet u. A. am 2. November 1485, daß des Rathes Ansicht, bei Ziesar oder an der Elster im Fürstenthum Sachsen befinde sich eine Koste (wahrscheinlich Platz für Speisung und Fütterung), irrthümlich sei, denn in der Altmark und in der Priegnitz, in der Herrschaft Ruppin und im Magdeburgischen Lande Jerichow seien die Feinde zu suchen, dort fänden die „samlunge der bovelute" statt. Einen Hinweis auf so ausgedehnte Gebiete hat die Stadt wohl kaum sich zur Nachachtung dienen lassen. Man sollte indeß glauben, daß es bei einiger Sorgfalt nicht so gar schwierig gewesen sein könne, Zuverlässiges über die jeweilige Ansammlung und Annäherung der Feinde zu erfahren. Die Wohnsitze der an der Fehde betheiligten Landedelleute lagen sehr weit auseinander und bei der Unwegsamkeit der Verbindungen war es durchaus geboten, die Sammelplätze im Voraus zu bestimmen, dort Mundvorrath, Munition, Pferdefutter aufzuspeichern und für eine, wenngleich dürftige Unterkunft von 50 bis 100 Personen und

[8]) Wenngleich die Briefe des jungen Mannes wenig Ueberlegung und kein praktisches Verständniß der Sachlage offenbaren, so läßt sich doch kaum annehmen, daß ein sechszehnjähriger Knabe eine solche Vermittelung oder Verhandlung habe in die Hand nehmen können. Wenn Philipp wirklich erst 1468 geboren wurde (nach Beckmann), so bliebe nur die Annahme als Ausweg, daß seine (alle von Schraplau ausgehenden) Briefe ihm durch den Grafen v. Mansfeld in die Feder dictirt seien. Für diese Annahme möchte vielleicht der Umstand sprechen, daß die Briefe sämmtlich mit dem Siegel des Mansfelders, und nie mit dem eigenen Siegel Philipps verschlossen wurden. Bemerkenswerther Weise nennt Graf Philipp stets den Edlen v. Querfuet seinen Vater, was auf eine mit dessen Tochter eingegangene oder noch einzugehende Verbindung deutet.

[9]) Gleichwohl ist Christoph v. Diskaw als Mitbelehnter an Beiersdorf Vasall der sächsischen Fürsten gewesen; es ist schier unbegreiflich, daß man ihn nicht namhaft macht, da sein Name doch deutlich genug in dem Fehdebriefe an die Stadt geschrieben steht.

ebensoviel Pferde Sorge zu tragen, welches Alles gar nicht ohne Hilfe vieler Mitwisser beschafft werden konnte. Die an alle Fürsten gerichteten Gesuche des Rathes um Erlaubniß, in dem benachbarten Lande mit ihren Feinden so zu gebahren, wie sie es verdienten, ihnen ebenso Arges zuzufügen, „wie sy an uns geubet“, sind offenbar leere Drohungen geblieben; wenigstens entdecken wir in den Briefen von keiner Seite die leiseste Andeutung, daß Einer von Diskaws Leuten ergriffen oder verwundet oder getödtet sei. Dagegen ist hier und da von erschlagenen Dienern der Stadt die Rede, was zum Wenigsten auf Scharmützel vor den Mauern der Stadt deuten mag. Wir gewinnen schließlich die Ueberzeugung, daß Hans v. Diskaw eine wahrhaft phänomenale Gewandtheit besessen habe, sich und die Seinen unsichtbar zu machen, d. h. ebenso plötzlich und spurlos wieder zu verschwinden, wie er unerwartet mit 40—100 reisigen Pferden in der Nähe der Stadt Zerbst erschienen war. Aus ganz allgemein gehaltenen Klagen des Rathes erfahren wie, daß er dort mit Brand und Nahme Schaden gethan, mit Bestimmtheit hören wir jedoch berichten, daß es ihm bei dem blitzartig schnellen Auftreten jedes Mal gelang, etliche Angehörige der Stadt zu erwischen und entweder als Gefangene abzuführen oder doch um die mitgeführte Baarschaft zu erleichteen. Ueber verursachten Brandschaden erhalten wir einmal nähere Nachricht, insofeen zwei Unterthanen des Bischofs von Brandenburg dabei um das Ihrige sollen gekommen seine. Für den Ersatz der Verluste macht Bischof Johannes in wiederholten dringenden Briefen den Rath zu Zerbst verantwortlich und wird dabei vom Bischof von Havelberg mit Nachdruck unterstützt.

In kluger Voraussicht der kommenden Dinge hatte Diskaw seinen leiblichen Vetter, den jungen Hans v. Barby zu Loburg, von jeder unmittelbaren Theilnahme an der Fehde ausgeschlossen, er behielt dadurch einen nach keiner Seite hin bloß gestellten Beobachter in der Nähe von Zerbst, der ungefährdet alle Maßnahmen der Zerbster leicht in Erfahrung bringen konnte und zweifelsohne durch seine Wahrnehmungen den Vetter besser bedient hat, als die vom Rathe besoldeten Späher die Stadt Zerbst. Zugleich gewann Diskaw an Hans v. Barby einen durchaus verläßlichen Unterhändler, der die mündlichen und schriftlichen Verhandlungen, namentlich mit seinem erzbischöflichen Lehnsherrn, wiederholt mit nicht geringem Geschick geführt hat. An Barby wandte sich denn auch der zuerst gefangene Bürger Hans Seering mit inständiger Bitte, für ihn Bürgschaft um die geforderte Schatzung zu übeenehmen, auf daß er, seines Gewahrsams (in irgend einer uns nicht bekannt gewordenen Burg) erledigt, zu seinem Handel und Wandel in Zerbst zurückkehren könne. Nachdem Seering ein schriftliches Bekenntniß vor Zeugen, den sog. Schadlosbrief „durch sine egene hautscrift vorscreven und, dat ok to holden, lifflicken mit upgereckten fingern to den hilligen gesworen“, endlich auch Hans v. Diskaw entgegenkommend die Schatzung von 750 auf 600 Gulden ermäßigt hatte, wurde Seering in Freiheit gesetzt. Ein solches Bestricken mit Gelübden galt deutscher Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit als das stärkste Band, fester, als die dicksten Kerkerwände. Bei dem unserm Volke seit der Urzeit heiligen Begriffe von Treue und Glauben ist es nicht wunderlich, viele Hunderte von Beispielen dafür zu finden, daß der mit bestimmter beschworener Verpflichtung Entlassene ohne Weiteres in seine Haft zurückkehrte, wenn er die übernommene Verpflichtung nicht zu erfüllen im Stande war. In dem Bewußtsein, die Schatzung mit Hilfe seines Vetters Emeran Seering, eines reichen Burgers in Magdeburg, ohne besondere Schwierigkeit erlegen zu können[10]), eilte Hans Seering im Vollgenuß der wieder erworbenen Freiheit in seine Vaterstadt und zu seiner Familie zurück, aber, kaum dort angekommen, ließen ihn die Rathsherren in das Stadtgefängniß werfen. Schrecken und Entrüstung mußte diese Gewaltthat überall verbreiten, Freund und Feind in gleicher Weise empören, war damit doch der in ganz Deutschland geltenden Auffassung über die Rechtsverbindlichkeit derartiger Verhandlungen ein Schlag ins Gesicht ertheilt. Hans v. Barby meldete ohne Verzug (22. Nov.) die seines Wissens unerhörte That, durch welche ein angesehener Büger „erlosz vnd truwelosz“ gemacht wurde, dem Bischof von Magdeburg und bat um dessen Vermittlung zur Abstellung des vom Rathe beliebten Verfahrens. Des Erzbischofs Eintreten hat keinesfalls den vorausgesetzten Erfolg gehabt, weil wir von diesem Zeitpunkte an Hansen v. Diskaw bei allen weiteren Verhandlungen als erste Bedingung vorausschicken hören, daß man ihm den gefangenen Seering ohne Weiteres zurückstelle oder aber die Bürgschaft löse, welche Hans v. Barby übernahm auf Grund der feierlich beschworenen Verschreibung. Eine andere Verhandlung mit Hansen v. Barby, ein volles Jahr später, zeigt uns, wie der Zerbster Rath unverändert auf dem ursprünglichen Standpunkte beharrte, der jede Begleichung des Zwistes unmöglich machte. Einer der letzthin gefangenen Bürger, mit Namen Jakob Schulte, übertrug Hansen v. Barby die Vermittlung beschleunigten Loskommens, indem kaufmännische Geschäfte der allerdringendsten Art seine schnelle Heimkehr zur Stadt erforderten. Barby überreichte dem Rathe Schultes Gesuch, in welchem derselbe bat, ihm die 50 Gulden vorzustrecken, um welche er selbst sich geschatzt hatte; diesem Gesuche war ein Zettel Diskaws hinzugefügt, der, wie der Rath am 1. November 1485 Hansen v. Barby schrieb, „varmeldet, sa sodane 50 rinsche gulden in vir wochen nach dato disses brieffs nicht gegeben wurden, wolde er uns den selbigen Schulte zu huse schicken, das nichts geszundes an seynem libe blieben solde“. Unbekümmert um die in Aussicht gestellte Behandlung der Knochen ihres Bürgers gaben die Väter der Stadt in amtlicher Kürze den trockenen Bescheid, daß sie Hansen v. Diskaw nach keinee Richtung hin verpflichtet und dahee nicht veranlaßt seien, irgend eine Summe an seine Adresse auszahlen zu lassen.

Den hochtrabenden Worten Nachdruck zu verleihen, ist aber geflissentlich vermieden, und es mußte wohl jeder unbefangene Beobachter allgemach die Ansicht gewinnen, daß die fortdauernde ungehemmte Beschädigung der Stadt das Conto für die Schlußregulirung bedenklich in die Höhe schnellen würde. Auch der anfangs ungebührlich behandelte und deshalb von der Vermittlung zurückgetretene Graf Magnus gewann diese Ueberzeugung; die fortgesetzte Bedrohung seiner Unterthanen, ihr materieller Schaden konnten ihm nicht gleichgiltig sein, sie berührten ihn immer empfindlicher, insofeen die ungeschickte Art der Vermittlung seines jungen Vetters, des Grafen Philipp, gar kein Ende voraussehen ließ. Unaufgefordert betrat Graf Magnus den Weg zur Scheidung der Parteien und wußte dafür den richtigen Mann zu finden, den Markgrafen Johannes von Brandenburg[11]), einen Fürsten, dessen ganze Regierungszeit das mit Erfolg gekrönte Streben nach Erhaltung von Gesetz und Ordnung bekundet, den dabei ungewöhnliches Talent sachgemäßer Darstellung, gewinnender Ueberredungskunst in dem Maße unterstützte, daß ihm der Beinamen der deutsche Cicero wurde. Graf Magnus begab sich in Person nach Berlin und vermochte den Markgrafen, mit Hansen v. Diskaw alsbald in mündliche Verhandlung zu treten. Die Wirkung konnte nicht ausbleiben. In dem zu Seefeld (westlich Dahme) am 31. December gerichteten Schiede ward bestimmt, daß die Stadt Zerbst zunächst unweigerlich 600 Gulden baar Hansen v. Diskaw entrichte, worauf die Gefangenen los und ledig gelassen würden; alsdann sollten die weiteren Verhandlungen, unter dem Markgrafen als Obmann, in einem Spruchbrief, verbindlich für beide Theile, zusammengefaßt werden. Diskaw stimmte für seine Person rückhaltslos diesem Schiede zu, erbat jedoch einen Aufschub, um sich des Einverständnisses seiner Helfer zu versichern; inzwischen sollte ein „gutliches steben“ oder ein Friedestand für beide Theile gelten bis auf Mitfasten (5. März). Des Markgrafen Mittheilung über diese Abrede beantwortete die Stadt (8. Februar) mit dem Hinweis „das itzundt verwandelunghe des nuwen rathes isz“, die Bürger wollten indeß „bie unszer eigen batschafft ge ehr ge hyser antwart schreiben“. Sehr überflüssiger Weise mengte sich nun wieder der vom Rathe angerufene Graf Philipp in die anzubahnende Ordnung der Sache und verlangte zunächst, daß der Markgraf Hansen v. Diskaw zur Verlängerung des Friedestandes bis auf Ostern (26. März) veranlassen solle. Mit einer Hinziehung des Ausgleichs konnte natürlich Diskaw Nichts gewinnen, war vielmehr zur Beschleunigung seinen Helfern

[10]) Ein Jahe früher (October 1484) hatte Hemeronns Seyringk den Bürgermeister zu Magdeburg, Hinrigk Sulten, ersucht, vorläufig nicht auf Seyringks Namen das Lösegeld von 750 Gulden für seinen Vetter an Diskaw zu zahlen, da er hoffe, nach Rücksprache mit dem Rathe zu Zerbst und durch Vermittelung des Fürsten von Anhalt die Sache in billigee Weise erledigen zu können

[11]) Johannes, der seit 1479 schon für seinen gewöhnlich in dem fränkischen Stammlande weilenden Vater die Regierung in der Mark Brandenburg geführt, wurde 1486 nach dem Tode dieses Vaters, Albrecht Achilles, Kurfürst von Brandenburg

gegenüber verpflichtet, denn die Kosten der langen Kriegsbereitschaft wurden dem Landadel, der nicht über den Säckel einer reichen Handelsstadt verfügte, allgemach unerschwinglich. Mit diesem Umstande rechnete gerade die Stadt, welche die Verhandlungen in die Länge zu ziehen trachtete, um die Gegner in dem Kostenpunkte mürbe zu machen. Der kurzsichtige Graf Philipp verknüpfte überdies Hoffnungen ganz eigener Art mit dem Eintreten des Erzbischofs Ernst von Magdeburg, obwohl das Verhalten des jungen Kirchenfürsten ziemlich klar durchblicken ließ, daß ihm der ganze Handel nicht bequem lag, schon deshalb nicht, weil viele Theilnehmer an der Fehde, Hans v. Diskaw an der Spitze, erzstiftische Vasallen waren; möglicherweise mag auch der Einfluß des alten Otten v. Diskaw, des Erzbischofs Marschall und Küchenmeister, die Unbefangenheit des zwanzigjährigen Erzbischofs für das Schiedsrichteramt beeinträchtigt haben.[19]) Jedenfalls sind die auf das Drängen des Grafen Philipp und der Stadt Zerbst von dem Erzbischof anberaumten Tage in Groß-Salza zum 14. März und 29. Juni nicht zu Stande gekommen, einmal, weil der Diskaw zugesicherte Geleitsbrief nicht an Hansen v. Barby gelangte, wie verabredet war, derselbe auch die Einwilligung des Zerbster Rathes vergeblich erwartete, das andere Mal, weil Diskaws Helfer mit der Erstreckung des Friedestandes auf so lange Zeit nicht einverstanden waren. Immerhin mag den Bürgern zu Zerbst die Sachlage allgemach unbehaglich geworden sein, bedenklich, wie die Stille vor dem Sturm, da sie bald wieder eines neuen Handstreichs gewärtig sein mußten; sie wandten sich nunmehr flehentlich bittend an den eigentlich dazu am nächsten berufenen Vermittler, an ihren Landesfürsten, den Grafen Magnus. In seinem Antwortschreiben aus Lindau vom 13. Mai 1486 konnte dieser sich nicht versagen, der Stadt ihr Sündenregister vorzuhalten, wie sie seine Rathschläge in den Wind geschlagen, alles von ihm ausgegangene „vorachtit, uns und andern zu ungelimpffe unsir gutlich vornehmen zugerechendt“. Da ihm jedoch die Bedrängniß seiner Bürger zu Herzen gehe, werde er alles in seinen Kräften Stehende zu Verhütung weiteren Schadens daransetzen, „dem allem vorzukomen were, hett man uns in eyn wegnigen gefolget“. Das ist denn auch alsbald geschehen und zwar mit Erfolg geschehen, weil inzwischen ein neuer, diesmal ungewöhnlich harter Schlag die Zerbster gefügig gemacht. Hans v. Diskaw und seine Bundesgenossen waren nämlich darüber ins Klare gekommen, daß ein mit besonderer Wucht geführter Schlag wohl das einzigste Mittel sei, um an Stelle der endlosen Verschleppung und vergeblichen Tagung die Entscheidung zu bringen.

(Schluß folgt.)

[19]) Ernst, Sohn des gleichnamigen Kurfürsten von Sachsen, wurde als 12jähriger Knabe zum Administrator des Erzstifts Magdeburg und Hochstifts Halberstadt erwählt, war im Jahre 1484 ein 20jähriger Ephebos.

Bücherbesprechungen.

— **John Ruskin: Die sieben Leuchter der Baukunst.** Aus dem Englischen von **Wilhelm Schoelermann.** Mit 14 Tafeln. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1900. 422 Seiten Octav. Band I der ausgewählten Werke. — Einer der größten Verkünder der Schönheit, dem die englische Kunst ihre Wiedergeburt und damit ihre längere Zeit andauernde Uebermacht verdankte, findet damit endlich die ihm gebührende Beachtung. Es ist erfreulich, daß nach den kleinen auszugsweisen Veröffentlichungen von Feiß bei Heitz & Mündel der rührige Leipziger Verleger an eine würdige Gesammtausgabe geht. Wenn in England im vorigen Jahre allein fünf neue Ausgaben von Ruskins Schriften erschienen sind und sechs Studien über sein Leben und seine Werke, so haben wir nun wenigstens eine Gesammtausgabe auf dem Wege. Deutsche Studien über Ruskin schrieben Rüttenauer: Ueber Kunst der Neuzeit, Heft V bei Ed. Heitz-Straßburg und Saenger im gleichen Verlage; ersterer über den Kunstschriftsteller, letzterer über den Nationalökonomen, ferner Paul Clemen bei E. A. Seemann. Auf diese sei betreffs des tiefen, vielseitigen Mannes verwiesen. Sein Buch: Die sieben Leuchter (im Sinne von Leuchten) ist keines seiner Hauptwerke, aber auf jeder Seite fühlt man, daß da ein hoher und reiner, vornehmer und starker Mensch hinter die Außenseite der Dinge leuchtet und Eigenes uns giebt. Weder im Wesen noch an Wirkung haben wir in Deutschland einen Mann wie ihn. Möchten wir ihn darum uns zu eigen machen. Die sieben Leuchter sind ein Buch für den Kunstsuchenden, nicht den Kunstwissenden. Es wünscht eine heimathliche Bauweise, welche die Volksseele versteht. Die sieben Leuchter dazu sind aber: Aufopferung, Kraft, Wahrhaftigkeit, Schönheit, Leben, Erinnerung, Gehorsam. In England sind Ruskins Werke in mehr als 300 000 Exemplaren verbreitet, für Deutschland können wir nur hoffen: Mehr Ruskin. —nn.

— **Bildende Kunst und Schule.** Eine Studie zur Innenseite der Schulreform von **Wilhelm Rein.** Dresden 1902. Verlag von Erwin Haendcke. Preis 2 ℳ. — Die Erziehung zum Verständniß der Meisterwerke der bildenden Kunst darf von der Schule nicht gänzlich vernachlässigt werden. Die Schule soll, soweit es sich mit ihren beiden Hauptaufgaben, der geistigen und sittlichen Bildung, verträgt, jede Gelegenheit zur Förderung der ästhetischen Erziehung ihrer Zöglinge wahrnehmen. Damit sind wir einverstanden. Aber über die Art, wie man dieser Forderung im Einzelnen nachzukommen habe, herrscht noch große Unklarheit. Das hat sich auch auf der deutschen Lehrerversammlung in Chemnitz wieder gezeigt. Es war deshalb durchaus folgerichtig, daß die deutsche Lehrerschaft unter den augenblicklichen Verhältnissen sich gegenüber den Schwarmgeistern, die mit dem Schlagworte „Kunst in die Schule“ die pädagogische Welt mobil machen wollen, ablehnend verhalten und die Frage für noch nicht spruchreif erklärt hat. Wir fürchten, die Schrift von Rein wird die Angelegenheit auch nicht eben sehr klären und vorwärts bringen. Dem recht gesuchten Nebentitel des Buches „Studie zur Innenseite der Schulreform“ entspricht ein guter Theil des Inhaltes. Es sind klangvoll tönende Worte, da und dort, z. B. S. 33 Z. 3, S. 37 Absatz 2 selbst stilistisch anfechtbar, denen man nicht unrecht thut, wenn man sie kurzweg Phrasen nennt. „Deutsche Natur und deutsche Kunst dem deutschen Volke! Das ist unser Losungswort. Darin liegt das Geheimniß der künstlerischen Erziehung eingeschlossen. Die bildende Kunst kann erst dann ihre ganze Kraft äußern, wenn sie an deutscher Natur genährt und aus deutschem Geiste geboren ist“ (S. 3). „Was es bedeutet, ein gutes Buch zu lesen, wissen Millionen. Was es uns einbringt, in der Natur zu lesen, um künstlerischen Genuß zu gewinnen, wissen nur Wenige. Wie bedauernswürdig sind sie! Sie kennen nicht die Feiertagsstimmung, die Natur und Kunst in inniger Verflechtung in uns wachrufen. Im stillen Schauen fühlen wir uns weltentrückt. Wir vergessen Alles um uns her, Freud und Leid. Wiewohl wachen Geistes, sind wir ganz versunken in die Ahnung einer höheren Welt, und durchdrungen von Wohlgefühl nehmen wir Theil an ihren Segnungen“ (S. 11). „Wir wollen Kunstblätter, die dem kindlichen Gemüth faßbar sind, zur ruhenden und dauernden Beschauung darbieten in der Hoffnung, daß daraus ein augenblicklicher erzieherischer Gewinn erwächst: Erwärmung und Erhebung der jungen, aufnahmefähigen, noch nicht verbildeten Seelen; und mit der Zeit ein nicht geringerer für die Zukunft: das Bedürfniß, die Gedanken höheren Beschäftigungen zuzuwenden, und die Fähigkeit, jenen unvermittelten Offenbarungen sich zu erschließen, die nur die Kunst giebt, da sie die Prophetin einer besseren und höheren Welt ist“ (S. 36). Mit solchen Declamationen ist unseres Erachtens herzlich wenig anzufangen. Wir staunen, daß der Vertreter der Pädagogik an einer deutschen Hochschule sich so an schönen Worten berauscht, ohne zu merken, wie wenig mit solchen Phantastereien der Schule gedient sein kann. Dem Schriftchen sind drei Tabellen von Kunstwerken beigefügt: 1) für eine achtclassige Bürgerschule (von Rector Schubert in Lauscha), 2) für ein humanistisches Gymnasium (von Oberlehrer Ankel in Frankfurt a. M.) und 3) für eine höhere Mädchenschule (von Director Dr. Schirlitz in Frankfurt a. M.). Diese Verzeichnisse sind werthvoll darum, weil sie greifbare Vorschläge machen, über die sich reden läßt. Uns scheint, sie geben alle drei viel zu viel. Unsere Lehrpläne leiden alle schon an dem Zuvielerlei, an der Ueberlastung mit Stoffen. Keine Gefahr ist größer und liegt näher als die der Zersplitterung. Die Kunstpflege, wie sie sich jetzt in der Schule breit machen möchte, würde der Zersplitterung noch mehr Vorschub leisten. Wir wissen, daß sehr viele Schulmänner diese unsere Besorgniß theilen. r— —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 108. Dienstag, den 9. September, Abends. 1902.

Rudolf Virchow †.

Es ist eine Seltenheit, daß der Name eines Fachgelehrten in weite Kreise des Volkes dringt und so populär wird wie der eines Politikers, Künstlers oder schöngeistigen Schriftstellers. Virchow ist dieses außergewöhnliche Geschick zu Theil geworden. Wie volksthümlich beliebt er war, das hat er erst in den letzten Jahren seines langen Lebens am deutlichsten erfahren. Ein Beispiel statt vieler: Zur Feier seines 80. Geburtstages am 13. Oct. 1901 wurde er bei der Heimkehr von einem ihm gegebenen Festessen auf das Freudigste überrascht durch den Anblick der ruhigen, vornehmen Straße Berlins, in der er seit fast einem halben Jahrhundert wohnte: alle Häuser waren bis in die Dachstuben hinauf illuminirt und durch ein Spalier von Hunderten von Kindern und Erwachsenen, die ihn jubelnd begrüßten, mußte er seinen Weg zu seiner Wahnung nehmen. Keine der zahllosen Ovationen, die dem greisen Gelehrten in seinem ruhmreichen Leben zu Theil geworden sind, soll ihn mehr gerührt haben als dieser spontane Ausdruck der Volksbegeisterung. Diese Empfindung ist kennzeichnend für Virchow. Sein höchster Ehrgeiz war darauf gerichtet, für die Allgemeinheit verdienstlich zu wirken. Das ist ihm gelungen wie selten einem Gelehrten. Von Haus aus Mediciner und bis an sein Ende in den Wurzeln seines Denkens und seiner Anschauungen Mediciner, hat er es doch mit nie wieder gesehener Meisterschaft verstanden, seinen Gesichtskreis auf das große Ganze zu erweitern. Seine Schlußfolgerungen und praktischen Anwendungen gingen stets vom Speciellen aufs Allgemeine. Auf der exacten Grundlage naturwissenschaftlicher Denkweise löste er mit Erfolg Probleme der socialen Hygiene, auf welchem Gebiete er nicht mit Unrecht die Krönung seiner Lebensarbeit sah. Er hat die Genugthuung, der öffentlichen Gesundheitspflege Dienste geleistet zu haben, welche einen Ruhmestitel moderner Civilisation ausmachen. Darum wird Rudolf Virchow als Mediciner und Hygieniker unsterblich sein. Nach dem alten Koer Hippokrates hat die medicinische Wissenschaft 2000 Jahre später noch einmal einen „Vater“ gehabt, dessen Andenken noch die spätesten Generationen hochschätzen werden. „Manumentum aere perennius“ — das wird sein medicinisches Hauptwerk sein, durch das er die ärztliche Wissenschaft auf eine neue Grundlage gestellt hat, auf der sie sich zu nie gesehener Blüthe entwickelt hat.

Im Jahre 1821 in dem hinterpommerschen Städtchen Schivelbein als Sohn eines wenig bemittelten Kaufmanns geboren, wurde Virchow als Zögling auf die Pépinière nach Berlin geschickt, um als Militärarzt eine gesicherte Existenz zu erlangen. Doch hielt es Virchow nicht lange in dem engen Rahmen dieses Berufes. Unter dem Einfluß seines großen Lehrers, des Anatomen Johannes Müller, erwachte in ihm frühzeitig ein mächtiger Drang zu eigener wissenschaftlicher Forschung, zu der ihm die Natur herrliche Gaben mit auf den Lebensweg gegeben hat: scharfe Beobachtungsgabe, strenge Logik im Denken, eiserner Fleiß. In der Stellung eines Prosectors an dem Leichenhause der Berliner Charité sah der junge Gelehrte die Dinge, die er da beobachtete, ganz anders, als sie theoretische Speculationen bisher dargestellt hatten. Er begann statt deren, die Erscheinungen mit exacten Hilfsmitteln zu untersuchen: Chemie und Mikroskopie wurden ihm Pfadfinder beim Studium des Wesens der pathalogischen Veränderungen des menschlichen Körpers. Damals herrschte als medicinische Grundanschauung die Hämatopathologie, welche das Wesen aller Krankheiten in Veränderungen des Blutes erblickte. Rokitansky, das Haupt der ein Menschenalter hindurch führenden Wiener Aerzteschule, vertrat diese Lehre. Der 25jährige Virchow wagte es, an dem Hauptwerke dieses gefeierten Meisters eine scharfe Kritik zu üben. Das Wagniß erregte Aufsehen und glückte. Rokitansky war bald abgethan, Virchow begründete ein neues System der Pathologie, deren Devise der berühmt gewordene Satz war: Omnis cellula ax cellula. Er übertrug damit die von Schleiden und Schwonn (1839) für das pflanzliche und thierische Gewebe nachgewiesene Theorie der Zelle als Element der lebenden Organismen in allen ihren Theilen auf den menschlichen Körper, und zwar nicht nur auf den gesunden, sondern auch den kranken. Virchow zeigte den zelligen Aufbau in allen physiologischen und pathologischen Geweben des Körpers. Kranksein ist für Virchow nur Störung der normalen Functionen der Zellen. Der Körper ist ein Zellenstaat. Aus der Summe des Einzellebens der Zellen resultirt Gesundheit oder Krankheit des Organismus. Dieses einfache und einheitliche Princip hat Virchow durch eine kleine Legion detaillirter Specialarbeiten, die durch mühsame mikroskopische Studien entstanden, auf dem Gesammtgebiet der Pathologie zur Geltung gebracht. Die Cellulartheorie hat den Mysticismus in den medicinischen Grundanschauungen ein für alle Mal zu Grade getragen, sie hat die Medicin aus dem Banne der Schellingschen Naturphilosophie befreit, die sie ahnmächtig niederhielt. Stück für Stück dieser neuen Lehre hat Virchow in Würzburg geschaffen, wohin er schan 1849 als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie berufen wurde — gerade als er in Gefahr stand, wegen der Betheiligung an der Berliner Märzrevolution aus Preußen verwiesen zu werden. In Würzburg fand Virchow einen ausgedehnten Wirkungskreis als Forscher und Lehrer. Van dort berief den inzwischen schnell berühmt gewordenen Pathologen die Berliner Facultät schon 1856 zurück. Bald danach erschien die „Cellularpathologie“ im Druck — das berühmteste und wichtigste Werk der neuzeitlichen medicinischen Weltliteratur, ein Buch, das nicht gelesen, sondern studirt sein will. Heute freilich ist es in seinen Einzelheiten veraltet, die Grundidee aber wird dauernder sein als alle Erzdenkmäler, die man ihrem Urheber einstmals errichten wird. Der Samen, den Virchow damit ausgestreut hat, ist zu einer reichen Saat aufgegangen. Sa weit auch heute unsere Kenntnisse über das Wesen der pathologischen Veränderungen der Körperorgane bei jeder einzelnen Krankheit entwickelt sind, jede neue Erkrankung baut auf Virchows Grundanschauung. Von der pathologischen Anatomie, seinem Sonderfach, hat sich Virchow fast auf alle übrigen Gebiete der Medicin mehr oder minder intensiv ausgebreitet, vor Allem auf das Gebiet der Hygiene. Um die Volksgesundheitspflege, um das Studium der Verbreitung der Epidemien und die Bekämpfung der Seuchen und dergleichen mehr hat er sich in Wort, Schrift und That hohe Verdienste erworben. Diese Seite seiner Thätigkeit ist vor Allem der Stadt Berlin zu Gute gekommen, deren physische Wohlfahrt während der Zeit ihrer rapidesten Entwickelung (seit 1870) hauptsächlich sein Werk ist. Höher noch als der mustergiltige Bau und die Einrichtung der Krankenhäuser und Irrenanstalten ist die Durchführung der Canalisation und die Anlage der Rieselfelder anzuschlagen, welche die Bewunderung der ganzen Culturwelt erregt haben.

Noch eines Haupttheiles der Wirksamkeit Virchows muß Erwähnung geschehen, der er sich erst in den letzten drei Jahrzehnten, allerdings mit stetig steigernder Emsigkeit, gewidmet hat: es ist die Anthropologie. 1869 begründete er auf der Naturfarscher-Versammlung in Innsbruck die „Deutsche Anthropologische Gesellschaft“ zu dem Zwecke, den ganzen gebildeten Kreis der Nation für diese Wissenschaft zu interessiren, die bei uns bis dahin eine Liebhaberei einiger Wenigen war. Der Plan ist vollkommen gelungen, und heute sehen wir in Deutschland auf diesem Gebiete ebenso Geister und Hände bei der Arbeit wie

irgendwo anders. Virchow hat von Anfang an die Richtung der Forschung bestimmt und weist ihr auch noch heute die Wege. Er hat auch auf diesem Gebiete unsere Kenntnisse reich vermehrt, er hat die grundlegenden Untersuchungen zur physischen Anthropologie der Deutschen mit besonderer Berücksichtigung der Friesen gemacht, hat den Typus der germanischen Rasse durch eine über ganz Deutschland, Oesterreich und die Schweiz ausgedehnte statistische Ermittelung der Farbe von Haut, Haaren und Augen der Schulkinder festgestellt, die Körpermerkmale vieler wilden Völkerschaften ermittelt. Seine hauptsächlichste Thätigkeit auf diesem Gebiete besteht in der Schädelmessung, für die er die grundlegenden Principien angegeben hat. Wie zur physischen Anthropologie und Ethnologie, hat er auch zur Prähistorie viele werthvolle Beiträge geliefert: über Land und Leute im alten Aegypten, über die Vorgeschichte des Kaukasus (Gräberfeld von Koban) und der Troas, wo er seinen Freund Schliemann oft bei den Ausgrabungen unterstützte und viele interessante alttrojanische Schädel aufgefunden hat, ferner seine Arbeiten über die verglasten Burgen, über die prähistorische Keramik (Gefäße vom Lausitzer Typus und dergleichen), über die Pfahlbaureste in Norddeutschland, über die westdeutschen Gesichtsurnen, über die Zeit der Eiseneinfuhr in Deutschland u. A. m. Als in Zusammenhang mit Virchows anthropologischen Arbeiten stehend seien schließlich noch seine Verdienste um die Begründung des „Märkischen Provinzial-Museums der Stadt Berlin“ und des „Deutschen Museums für Trachten und Hausgeräthe“ erwähnt.

Virchow war kein Mensch ohne Fehl. Seine wenig fruchtbare Thätigkeit als Politiker ist ihm selbst von seinen aufrichtigsten Verehrern oft verargt worden; gegen seine Gegner war er häufig in der Discussion schroff und rücksichtslos; die Meinungen Andersdenkender, namentlich Jüngerer, hielt er durch seine Autorität stets nieder; öfters war seine Starrköpfigkeit ein Hemmschuh für den Fortschritt der Erkenntniß. Aber großen Männern verzeiht man gern kleine Fehler. Virchows Charakter war unantastbar. Ihn zierte das ernste Pflichtbewußtsein. Sein Leben war Arbeit und Mühe, aber reich an Segen! Dr. A.

Hansen von Diskaws Fehde wider die Stadt Zerbst 1484/86.

Von Richard Frhrn. v. Mansberg.

(Schluß.)

Am 1. Juli theilte Graf Philipp dem Rathe mit, daß der Erzbischof von Magdeburg für den erneut anzuberaumenden Tag in Halle den 12. Juli bestimmt habe. Mit dem Briefe war eine Cedula, hastig hingeworfene Schriftzüge, dem Boten übergeben, welche die wichtige Nachricht brachte: Ist uns, wie sich etzliche hoffevolk in der Prigenize und der Margke auff ewern schaden sulle zu hauffe werffin, zu erkennen gegebin, das wir euch alsza im besten vorbotschafftin, eine sulchin dester basz achte zu habin und in geheim darbie, ob die ding warhafftig adder nicht, zen bestalin und in erfarung zu habin und sulches auch in geheim zu halten. Dießmal haben die Zerbster die erhaltene Warnung sich zur Nachachtung dienen lassen und sich in Bereitschaft gesetzt, um von den anrückenden Feinden nicht überrascht zu werden. Die wohlverwahrten Mauern und Thürme, das Bewußtsein numerischer Ueberlegenheit, gesteigerte Wachsamkeit und Benachrichtigung aller Bürger, auf den Landstraßen sich nicht zu vereinzeln, das Alles ließ erwarten, daß man dieses Mal den Feind gebührlich empfangen werde. Zwar hat man ihm nicht entgegenziehen wollen, war indeß voller Zuversicht gesonnen, im geeigneten Augenblicke aus der strammen Haltung zum Angriff überzugehen gegen den an Zahl zweifellos schwächern Feind. Er sollte nicht lange auf sich warten lassen. Vor Tagesanbruch, noch bei nächtlicher Weile zogen sie heran auf der Loburger Straße von Norden her, magdeburgische und märkische Edelleute mit ihren Knechten, geführt von Hansen v. Diskaw und dem Edlen Claus v. Plote zu Paren[18]), über 100 schwergepanzerte Reiter waren zu zählen, im frühesten Grauen des Morgens am Tage Alexii (17. Juli). Ihre Versuche, durch Feuerpfeile und andere Mittel die Vorstädte in Brand zu setzen, wurden durch die Wachsamkeit der Bürger vereitelt. An einen Sturm auf die wohlverwahrten Thore und Mauern war nicht mehr zu denken, nachdem sich bald genug herausgestellt, daß von einer Ueberrumpelung keine Rede sein konnte; so mußten sich denn die fehdelustigen Reiter wohl oder übel zum Abzuge entschließen und ihre Absicht auf überraschenden Angriff bis zu einem gelegeneren Zeitpunkt vertagen. Vor dem Abzuge jedoch zündeten sie das vor dem Haidethore in großen Haufen geschichtete Holz der Stadt an und schlugen hierauf den Weg, auf dem sie gekommen, wieder ein. Der eigentlich leicht zu verschmerzende Schaden, der Brand ihrer Holzvorräthe, brachte die Bürger bei ihrer augenblicklichen Gemüthsstimmung in hellen Zorn. Kampfbereit, wie sie waren, verlangten sie nunmehr, den Feinden nachzusetzen, um an ihnen ihr Müthchen zu kühlen, die längst ersehnte und bisher immer nur angedrohte Rache zu nehmen. Den Bürgermeister Michael Kruse an der Spitze, rückten die wohlgerüsteten Bürger zu Roß und zu Fuß aus den Thoren der Stadt, worauf die ansehnliche Schaar zum Vormarsch in drei große Haufen getheilt wurde. Wahrscheinlich wollte man mit dem rechten und linken Haufen dem Feinde nach Osten und Westen den Ausweg verlegen, während der mittlere Haufen, unter Führung des Bürgermeisters und des Stadtkämmerers Otten Zander, die Straße nach Loburg einschlug, in Hoffnung, den Feind unversehens in seinem Lager zu überfallen. Das Letztere durfte freilich nicht so leicht scheinen, wie es die Bürger vielleicht annahmen, weil Männer, die seit zwei Jahren allen Spähern auszuweichen verstanden, überall und nirgends plötzlich zu erscheinen vermochten, es an Wachsamkeit und Sicherung wohl schwerlich würden fehlen lassen. In der That haben auch die im Zagel (Nachtrab) der Edelleute eingetheilten Reiter bald genug den nachsetzenden Feind wahrgenommen und die betreffende Meldung Hansen v. Diskow gemacht, der mit der Masse der Reiter schon in Loburg angelangt war, offenbar Willens, bei dem Wohnsitze seiner Verwandten eine längere Rast zu halten. Für die einzelnen, nun blitzgeschwind sich folgenden Vorgänge fehlen uns leider genauere Angaben, wir erfahren aus chronikalischen Quellen kaum andeutungsweise, wie es geschah, daß die überfallenden Bürger durch zweckentsprechende Maßnahmen Diskaws ihrerseits zu Ueberfallenen wurden. Der Bürgermeister mag wohl noch in dem Ordnen seiner Schaaren begriffen gewesen sein, als plötzlich wie der Sturmwind die ganze Schwadron der Eisenreiter mit eingelegtem Speere und gellendem Kriegsrufe einbrach in die Reihen der des Ansturmes nicht gewärtigen Bürger. Tapfer zwar setzten diese sich zur Wehr, aber ihre Tapferkeit erlag dem wuchtigen Choc des seit frühester Jugend im Waffenwerk und Ritterdienst geübten Adels, sie wurden erstochen, erschlagen, von den Hufen der schweren Rosse zertreten, mehr als dreißig Leichen deckten die Walstatt. Auch die Häupter der Stadt, der Bürgermeister und der Kämmerer, sie haben ihre ungeschickten Maßnahmen wenigstens durch einen rühmlichen Tod gesühnt. Die Unverwundeten wandten sich zur eiligen Flucht, den schützenden Wällen der Stadt zu, auf den Fersen gefolgt von den unermüdlichen Reitern, und es gelang diesen noch 24 der Flüchtigen zu erwischen, als Gefangene abzuführen. Ueber das Verhalten der beiden nach rechts und links abgezweigten Haufen fehlen alle Nachrichten.

Maßlose Bestürzung rief die schreckliche Niederlage hervor innerhalb der Stadt, und viele Jahrzehnte hindurch ist das herbe Geschick in Erinnerung der Zerbster geblieben. Der Chronist Beckmann berichtet: „Diese Niederlage ist so hoch zu Zerbst aestimiret worden, daß der Raht jährlich ein Memorie vor die von dem von Dießkau Erschlagenen halten, auch davar den Geistlichen ein Gewisses zahlen lassen.“ Es ist wohl begreiflich, daß tiefe Niedergeschlagenheit an Stelle der selbstbewußten Ueberhebung trat, alle Drohungen verstummten, ein kleinlautes Gefühl der Hilflosigkeit zum Ausdrucke kam. Nach allen Seiten flogen die Boten mit der Bitte um Beistand, zum Wenigsten um Vermittelung eines längeren Friedestandes, denn kein Bürger getraute sich noch, die schützenden Wälle zu verlassen, Handel und Wandel stockten. Ob auf Betreiben des Grafen Philipp oder aus eigenem Antrieb, genug der Erzbischof von Magdeburg er-

[18]) Der Richter zu Ziesar, Friedrich Frenkel, bezeichnet Claws v. Platow als procrator der hovelute oder Erbarman in der Priegnitz und Altmark „dar synt dy, dy jw dat dhun und sint desz gefrovet und hapen, dat sy nicht lange von je sya willen, eth krege denne medt jn eyne ander ghestaltnisse, wan vor hundert perde moge gy ju wol vorworden“.

suchte sogleich Hansen v. Diskaw um erneuten Friedestand, allein Diskaw wies in der ehrerbietigsten Form das Ansinnen ab am 22. Juli, mit der Versicherung, daß er nach wie vor bereit sei, aor den Erzbischof und seine Räthe zu treten, jedoch um von ihnen zuvörderst zu vernehmen „was dy von Czerwst mir vor minen schaden und gewaldt thun wallen“. Das abermalige Ersuchen des Bischofs, am 11. September zu einem Tage in Kalbe zu erscheinen, konnte Diskaw am 13. August damit ablehnen, daß der Kurfürst aon Brandenburg bereits für die Zeit über ihn aerfügt habe.

Dem inständigen Bitten des um die leidende Stadt tiefbekümmerten Grafen Magnus hatte der Kurfürst aon Brandenburg entsprochen und konnte schon am 20. August aus Grimnitz in der Ukermark dem Grafen mittheilen, daß er persönlich mit Hansen o. Diskaw verhandelt habe, und die Art und Weise dieser Verhandlung offenbart ein praktisches Verständniß der Sachlage. Der Kurfürst berichtet, wie Diskaw zunächst den ungehinderten Verkehr (namentlich Zehrung) seiner Anhänger im Gebiete der Mark erbeten, mit der Verbürgung, daß von ihnen nichts Feindliches von dort aus unternommen werde. Ohne bestimmte Zusicherung in dieser Beziehung zu geben, habe der Kurfürst gefragt, welche Bedingungen im Falle der Genehmigung jenes Gesuchs gestellt würden, darauf habe Diskaw wiederum die frühere erste Forderung hinsichtlich des vergewaltigten Bürgers Seering geltend gemacht, alsdann verlangt: 1000 Gulden Vergütung für seine Kosten und Schäden, 2000 Gulden Lösegeld für die letzthin gemachten Gefangenen, daneben die Auslieferung etlicher Büchsen[14]) und eines Verraths an Pulver. Der Kurfürst verlangt nun ungesäumt Vollmacht zu weiterer Verhandlung auf jener Grundlage, aerfehlt schließlich nicht, hinzuweisen auf den elenden Zustand der hin- und hergeschleppten, naturgemäß schlecht untergebrachten und verpflegten Gefangenen, von denen bereits mehrere mit Tode abgegangen. Unmittelbar nach Empfang des Schreibens begab sich Graf Magnus in Person nach Berlin, um, in Gemeinschaft mit dem Kurfürsten und zwei auserwählten Räthen desselben, in directe Verbindung mit Diskaw zu treten. Er forderte am 28. August ausgedehnte schriftliche Vollmachten aom Rathe mit der Versicherung, daß Diskaw willfährig sei, auf einen vorläufigen Friedestand einzugehen. Nach erhaltener Vollmacht konnte Graf Magnus bereits am 8. September mittheilen, daß der Friedestand für die nächsten drei Wochen angenommen, die Zerbster unbesorglich sein dürften bis Anfang Octobers; er fügt hinzu, man hoffe immer noch, die hohen Forderungen Diskaws einigermaßen herabzustimmen, jedoch könne es keinem Zweifel unterliegen, daß namhafte Opfer zu bringen seien. Die wegen dringender Abhaltung des Kurfürsten für kurze Zeit unterbrochenen Verhandlungen wurden rüstig wieder aufgenommen, in der Hauptsache durch den heimlichen Rath Peter a. Burgsdorf und den brandenburgischen Marschall geführt und wirklich Ausgang Septembers zu gedeihlichem Ende gebracht. Graf Magnus sendete am 30. September dem Zerbster Rathe den Entwurf des Friedens und Sühnevertrags. Es sollen die gefangen lasz und ledig werden, und alle beswernisz Diezcaw auf ym uemhen, seyn selber, aller seyner helffer, besundern euch derjennigen wegen, die letzt die von Caerwst bevehdet han, und alle, die unter die sache vorwand seyn, fulkomlich richtung su sagen aller veheyde und unwille, uoch daher gestanden wortlich oder werglich, nymmehr auf der von Czerwst schedin und aller darunter vorwanteu der eache wegin nicht zu gedencken, noch zu suchen und davar gute gewer syn nnd die von Czerwst des schadelosz zu benemen. Und sollen Hanszen von Dizzkaw werden 1700 gulden in geheym, das der marggraf als ein scheider auszgebe. Desgleichen die von Czerwst, allesampt und besundern, var sich nnd alle ire uachkomen und alle diejennigeu, die unter der sache vorwant seyn, besundern graf Philippsen, der von den von Czerwst doriu gefurt ist, und alles thuens unbelanget, berichtet und besunet seyn sull, noch wortlich adder wergklich, widder genanten Discaw und aller seyner helffer hynfurder nicht anfzuheben, noch zu suchen.

Graf Magnus legte dieser varczeichnung, wie er sie nennt, ein längeres Schreiben bei, in welchem er die großen Schwierigkeiten hervorhebt, die zu überwinden gewesen, insonderheit habe Diskaw sich darauf berufen, daß der Zerbster Rath bereits zugesagt, mehr als 2000 Gulden für die Gefangenen zahlen zu wollen. Erst nachdem man ihm weidlich zugesetzt, sei die hohe Forderung aon 3000 Gulden allmälig bis auf die im Entwurf genannten 1700 herabgemindert, es sei auch die Verlängerung des Friedestandes um weitere drei Wochen angenommen. Graf Magnus bemerkt: ab euch von unsers vettern, Graf Phillipps, wegeu versicherunge zu thuen beswert dewchte, zo ir mit uns, als itzt ewrom betetingten regirefursten, voreyniget syn, wollen wir sampt euch gudtsegung thuen, yn des schadelos zu halteu. Getrawenes auch woll mit ench, yn zu vertretten, damit richtung nicht geirret wurde. Wir konnen es auch nicht besser gemachen. Wo ir nnn, (der zu)vor gegebin fulmacht nach, dem su folgen (bereit), maget ir in gantzer und groszer geheym den techant mit dem gelde aufs schirste herschicken, angesehen der gefangen und zache notturfft. Der in unterschiedlichen Briefen erwähnte Dechant, der dem Rathe ganz insgeheim die ansehnliche Summe vorzuschießen bereit war, ist nicht näher bezeichnet, wahrscheinlich ist der Dechant des Magdeburger Domcapitels, Dr. Gunter a. Bunaw, gemeint. Dieser Prälat bekleidete zugleich die Würde eines Propstes zu Merseburg, Dechanten zu S. Marien in Erfurt, Domherrn zu Meißen, Domherrn S. Sebastiani in Magdeburg, er war päpstlicher Protonotar, Cubicularius und Collector, bezog aon den vielen fetten Pfründen so hohes Einkommen, daß er wohl in der Lage sein mochte, einen tüchtigen Batzen aorzuschießen.

Vielleicht waren es die vom Grafen Philipp genährten Hoffnungen auf noch günstigeren Abschluß durch Eintreten anderer Fürsten oder sonstige Einflüsterungen „fremden behelff su suchen“, welche den Rath versuchen ließen, nochmals die Sache in die Länge zu ziehen, zunächst mit der Weigerung, die Bürgschaft für Einbeziehung des Grafen Philipp in die durch den Vertrag auferlegten Pflichten zu übernehmen. Augenscheinlich vergaß er dabei, daß auch Diskaw nicht in der Lage war, die Bürgschaft für seine Helfer zu übernehmen, wenn der Vertrag nicht im vollen Umfange angenommen wurde. Graf Magnus beantwortete umgehend (Berlin 5. October) die Bedenken des Rathes, man fühlt in den Worten des Fürsten so deutlich den hellen Zorn auflodern, daß wir es uns nicht versagen dürfen, den Schluß des Briefes wörtlich wiederzugeben: Solt nu aller handel domit enfgeslagen und unsere grosze czerung, des fursten vleysz und alle scheeden, die wir heym tragen, vorgeblich werden, besorgen wir, es wurde ergeres und ungeschicktes davon irsthen, und wer besser gewezen, das ir unzer gelt nicht hettet laszen vorczeren und uns heym behalten. Wir mogen auch nicht finden, das es besser su machen sey, und es hath auch weynigk auf ym, angesehen, das wir fulmacht habin, von nnserm vettern vergunt und von euch znr sache, nnd zn obirmasze nns mit euch in die gudtsagung stecken. Wan es aufs hardiste furgenomen wirdet, so muest graf Phillipps nicht alleyne euch, sunder uns mit euch derhalben und also sich selber verterbeu, darausz mannigklich vorstehen magk, das ir fremden behelff suchet. Vorsehen uns noch, ir wirdet uns nicht lasseu blosz stehen, anders wurden wir hinfurder der zache ganz mussigk seyn. Ir habt den koer (Wahl): wolt ir gancze berichtung haben — wolt ir euch weyter in veyhde halten. Des mogt ir als dan awsztragen und auf euch nemen. Diese ebenso klare, wie kräftige Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht. Graf Philipp erklärte am 9. October dem Zerbster Rathe sein Einverständniß mit den Verhandlungen und gab die Versicherung, sich aller Gebühr zu halten und zu erweisen, freilich kann er den Aerger über die Fruchtlosigkeit seiner eigenen Bemühungen nicht zurückhalten und bemerkt in fast drohender Form für alle Zukunft: habt ir abznnehmen, das wir swerlich widder su sulhcem handel kammen mugen. „Gott sei Dank“ werden die einsichtsvollen Bürger wohl im Stillen dieser Erklärung hinzugefügt haben. Aus einem Schreiben desselben Grafen aom 7. November, in welchem er um Zustellung genauer Copie des auf Martini aom Kurfürsten von Brandenburg in Aussicht gestellten „sunlichen ausspruch“ ersucht, erfahren wir, daß Graf Magnus aus Staßfurt, wo die Ratificationen ausgewechselt sind, auch die endlich erledigten Gefangenen mit sich genommen und den Ihrigen in Zerbst überwiesen habe. Damit schließen die Acten,

[14]) Mit buchssen sind wahrscheinlich Geschütze, nicht Handfeuerwaffen, gemeint, da man im 15. Jahrh. selbst die größten Kanonen mit dem Sammelnamen buchssen bezeichnete.

wir wissen nur aus chronikalischen Mittheilungen, daß in der That um Martini die 2½ jährige Fehde ihr verbrieftes Ende fand.

Einen materiellen Gewinn hat Hans v. Diskaw aus der Fehde gewiß nicht gezogen, vielmehr dürften die empfangenen 1700 Gulden wohl kaum hingereicht haben, die ihm und seinen Helfern während der 2½ jährigen Kriegsbereitschaft erwachsenen Kosten nebst denen für Bewachung und Verpflegung vieler Gefangener zu decken. Einer mächtigen, volkreichen Stadt, die sogar ihren Fürsten zu bedrohen wagte, den Fehdehandschuh hinzuwerfen und ihre Verweigerung des freien Geleits, um sein Recht zu suchen, damit zu beantworten, daß er selbst die Stadt aus dem Frieden in den Unfrieden setzte, wie sie es ihm gethan: dies Unterfangen Diskaws war ein kühnes, aber nach der Auffassung jener Zeiten durchaus kein unberechtigtes. Diskaw hat länger als zwei Jahre ein unstätes, wildes, täglich bedrohtes Leben führen müssen, bedroht in dem Grade, daß sein Unterliegen, seine Gefangennahme durch die Städter wohl gleichbedeutend gewesen wäre mit unmittelbar darauf folgender Hinrichtung, denn mit dem besiegten, ergriffenen Fehderitter pflegten die Städte überaus kurzen Prozeß zu machen. Dabei hatte Diskaw endlose Unterhandlungen sehr heikler Art mit unterschiedlichen Fürsten zu führen oder führen zu lassen, und bei dem geringsten Verstoße gegen die bekannten Gesetze ehrlicher Fehde würden diese Fürsten zu seinen Feinden geworden sein. Last not least hatte Diskaw Einigkeit und festes Zusammenstehen in der vielköpfigen Schaar seiner im Range ihm völlig gleichen Bundesgenossen aufrecht zu halten, um das gemeinsame Ziel, die Demüthigung eines jede Genugthuung hochmüthig abweisenden Rathes, zu erreichen

Alle diese Klippen hat er mit ungewöhnlichem Verständniß der Sachlage und mit Sicherheit zu umschiffen verstanden, hat mit unbeugsamer Energie den Zweck, die geforderte Genugthuung, im Auge behalten und schließlich erreicht.

Das war der große moralische Gewinn aus der langen, ebenso aufreibenden, wie gefahrvollen Thätigkeit, und dies Ergebniß hat auch die Augen der Nachbarfürsten auf die Talente des vielseitigen, überall brauchbaren Mannes, auf ihn und sein ganzes Haus gelenkt. Während sein um wenig jüngerer Bruder, Dr. Dietrich, an den Hof des Kurfürsten von Brandenburg berufen wurde, um dort bis zu seinem Tode (1511) eine hervorragende Rolle zu spielen, ist Hans selbst einem Rufe des Herzogs Georg von Sachsen gefolgt. In dem Dienste dieses Fürsten hat er verschiedene ansehnliche Stellungen bekleidet, so drei Jahre lang den wichtigen Posten eines Verwesers der Fürstenthümer Sagan und Pribus, hat mannigfaltige Verwendung als heimlicher Rath und bevollmächtigter Gesandter gefunden. Aus seiner Stellung als sächsischer Amtmann zu Delitsch berief ihn der neuernannte Erzbischof von Magdeburg zur höchsten Stelle an seinem Hofe; bald darauf und zwar 1515 ist Hans als erzbischöflicher Hofmeister verstorben. Hans ist der Stammvater aller heute noch lebenden Diskaws, er ist sozusagen ein neuer Stifter seines Hauses geworden, das mit ihm und seinen Söhnen zu höherem Glanze aufstieg, einen schier unermeßlichen Güterbesitz erlangte. Von den Söhnen gehören Otto und Hans, der älteste und der jüngste, zu jenem Kranze leuchtender Sterne, welche sich um das mächtig aufsteigende Gestirn eines Moritz von Sachsen stellten und ihren Namen mit glänzenden Zügen in die Annalen sächsischer Landesgeschichte eingetragen haben.

Bücherbesprechungen.

— Kunst und Schule. Bearbeitet von L. Mittenzwey. Leipzig, Siegismund & Volkening. VIII und 114 SS. 8. Auch unter dem Titel: Pädagogische Sammelmappe. Eine Sammlung wichtiger und zeitgemäßer Abhandlungen, Vorträge ꝛc. Für Erziehung und Unterricht. 180. Heft. — „Diese Verworrenheit ist entstanden, weil die Lehrer und Schulbehörden wenig vom Zeichnen, und die Herren von der Kunst noch weniger von Pädagogik verstanden.“ So schließt der Verfasser in einer ausgiebigen Anmerkung S. 55 und 56 seine Ausführungen über den augenblicklichen Stand des Zeichenunterrichts. Das Wort könnte bis zu einem gewissen Grade auch von dem Gegenstande gelten, der im vorliegenden Büchlein behandelt wird, dem Verhältniß von Kunst und Schule. Zwei Lager stehen sich mehr oder minder scharf gegenüber: Die Vertreter der Schule, die in erster Linie die pädagologische Seite, und die der Kunst, die zuvörderst das künstlerische Interesse betonen. Verfasser will sich zwischen die feindlichen Kämpfer stellen und eine Vermittelung herbeiführen. Er weiß wohl, daß eine solche Stellung nichts Verlockendes bietet, da sich leicht der Angriff von beiden Seiten auf den Mittelsmann richtet. Aber als Freund der neuen Bewegung hat er aus Interesse für die Sache die Feder in die Hand genommen, um zur Aufklärung und Beruhigung beizutragen. „Durch Gährung zur Klärung“ ist das Motto des Büchleins. Der Verfasser beginnt mit einem Rückblick auf die Bewegung von der Mitte des 19. Jahrhunderts, stellt den Begriff der Kunst und ihre Aufgaben fest, wendet sich gegen ungesunde Auswüchse und behandelt die Frage: Hat die Kunst eine Berechtigung in der Schule? (S. 42 ff.). Nachdem er sie mit Rücksicht auf die harmonische Bildung, die religiöse, intellectuelle und physische Erziehung, sowie die nationalen Gesichtspunkte bejaht hat, erörtert er die Kunstpflege in den niederen, mittleren und höheren Schulen, giebt auch eine Reihe werthvoller Winke, die den erfahrenen und sachkundigen Schulmann zeigen. Hilfsmittel, Wandschmuck, Museumsbesuch, Kunstpflege außerhalb der Schule wird dann noch besprochen. Die Darstellung ist volksthümlich, frisch und fesselnd. K.

— Hempel, Walther, Prof. Dr., Geheimer Hofrath, z. Zt. Rector der Technischen Hochschule zu Dresden, Ueber die Erziehung der jungen Männer. Dresden 1902, von Zahn und Jaensch. 28 S. 8. — Es ist hoch erfreulich, daß ein so hervorragender Vertreter der technischen Wissenschaft sich mit Erziehungsfragen beschäftigt, daß er sie im Zusammenhange mit der wissenschaftlichen, wirthschaftlichen und nationalen Bewegung behandelt, und zwar, im Gegensatz zu anderen modernen Reformern, mit feinem Sinn für die historische Entwickelung unter Anerkennung der Bestrebungen und Leistungen der einzelnen Schulgattungen, sowie unter gerechter Hervorhebung der erwachsenen Schwierigkeiten, und daß er seine Erwägungen zum Gegenstand einer Rede in so festlicher Stunde gemacht hat. Nicht als „Nörgler“ will er auftreten, sondern die Schwierigkeiten hervorheben, in die namentlich die Mittel- und Hochschulen durch das Anschwellen des Lehrstoffs gerathen sind, und durch seine Darlegung Vorschläge zu ihrer Ueberwindung machen. Er befürwortet die Beschränkung: „Was der Schule vor Allem noth thut, ist eine Entlastung von dem Vielerlei des Stoffes.“ Er schlägt vor, daß der Knabe ein Jahr früher, als es in Sachsen Uebung ist, in das Gymnasium, bez. Realgymnasium eintritt, infolge dessen auch ein Jahr früher, also mit 18½ Jahren, die Anstalt verlassen kann. Er hofft, mit diesem Jahre dem Lande eine wesentliche finanzielle Ersparniß zu verschaffen, auch den Vätern und namentlich den bedürftigen Familien eine finanzielle Erleichterung zu gewähren. Freilich ist es fraglich, ob dieser Vorschlag in seiner Durchführung sich bewähren wird, da dort wo die Uebung bereits besteht, ein ungleich höherer Procentsatz von Schülern bei den Versetzungen zurückbleibt und eine zu große Beschneidung des Lehrstoffes gegenüber den Bedürfnissen der Jetztzeit ihre großen Bedenken hat. Von besonderem Interesse ist das geschichtliche und statistische Material, das der Verfasser verwendet. Freilich läuft auch manche Hyperbel mit unter, wenn er z. B. S. 16 äußert: „Nach bestandenem Maturitätsexamen ist ein großer Theil der Studirenden so erholungsbedürftig, daß sie es als ihr gutes Recht betrachten, ein, zwei oder mehr Semester zu verbummeln.“ Demgegenüber sei auf die außerordentliche Pünktlichkeit verwiesen, mit der z. B. die juristischen Vorlesungen an der hiesigen Universität, gerade auch von den ersten Semestern, besucht werden, sowie auch die philosophischen Vorlesungen, die doch für einen großen Theil der Hörer nicht Zwangscollegia sind, sondern aus Interesse an der Sache gehört werden. Mit Wehmuth liest man in diesen Tagen der Trauer zum Schluß die Charakteristik der Bedeutung König Alberts für das Schulwesen: „Noch in späteren Tagen wird man der Regierung unseres Königs gedenken, als einer Zeit, wo speciell die technischen Wissenschaften in mächtigster Weise gefördert worden sind. Wenn wir Alle längst dahingegangen sind, da werden in vielen Theilen von Sachsen, und speciell in unserem geliebten Dresden, die Bauten noch stehen, die unter Aufwand sehr großer Capitalien in der Zeit des Königs Albert errichtet wurden. Sie werden Zeuge sein von dem großen Geiste unseres Königs, sowie dem der Männer, die seine Berather waren.“ U.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 109. | Donnerstag, den 11. September, Abends. | 1902.

Aus den Seelen- und Glaubenskämpfen der Herrnhuter Brüdergemeinde des achtzehnten Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Dr. phil. Erich Michael.

Vor mir liegen drei kurze, handschriftlich überlieferte Lebensbeschreibungen von Mitgliedern der Herrnhuter Brüdergemeinde. Sie berichten uns von der am 28. Februar 1793 zu Kleinwelke heimgegangenen Schwester Maria Elisabeth Kohlerin, gebornen Müllerin, ihrer Tochter Anna Johanna und deren Ehemann Johann Daniel Köhler, Bischof der Brüderkirche. Alle drei Lebensläufe ähneln sich in der Art der Erzählung. Während sie auf die äußern Lebensumstände fast gar nicht oder nur in aller Kürze eingehen, nimmt die Darstellung seelischer Vorgänge einen breiten Raum ein. Am wenigsten bedeutend in dieser Hinsicht ist der Lebenslauf der Anna Johanna Köhler, der von ihrem Manne aufgezeichnet ist; viel eingehender und umfangreicher ist dessen Lebensbeschreibung. Sie ist mit einem Wort die Geschichte eines Gottsuchers. Bis auf den angefügten Bericht über seinen Tod von Bischof Köhler selbst verfaßt, gewährt sie uns reiche Einblicke in die Seelen- und Glaubenskämpfe eines tiefreligiösen Mannes und bietet uns manches Interessante aus dem Leben und Treiben der Brüdergemeinde im 18. Jahrhundert. Der Lebenslauf der Maria Elisabeth Kohler rührt in der ersten Hälfte von ihr selbst her und ist darum von besonderem Interesse. Nicht ohne Wehmuth lesen wir die Beschreibung ihrer Kinderjahre. Ist das noch ein Kind, das sich da im Weinen und Beten nach seinem Heiland verzehrt? Schier unverständlich würde uns ein solches unkindliches Gebahren vorkommen, bedächten wir nicht, daß sich gerade in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts — eine Folge der pietistischen Strömungen des voraufgegangenen — allenthalben warmes, religiöses Empfinden breit machte und nicht selten, ungünstig beeinflußt durch die Thätigkeit der von Zinzendorf gestifteten Brüdergemeinde, in Gefühlsschwärmerei und weltscheuem, freudlosem Leben sein Genügen suchte. Aber lassen wir die Erzählerin, die nicht von Anfang an der Brüdergemeinde angehörte, selbst berichten: „Weil ich ein sehr munteres und zum Leichtsinn geneigtes Kind war,“ berichtet sie, „schickten mich meine Eltern, welchen es sehr anlag, mich für den Heiland zu erziehen, bald in die damals von den Brüdern (in Jena) eingerichtete Schule. Der liebe Heiland ließ ihnen ihre gute Absicht auch gelingen, und ich war eins von den ersten Kindern aus der Schule, dem Er ans Herz kam, bei Gelegenheit, da ich auf meiner Vorschrift das Verschen hatte und nachschrieb: »Wo ist mein Schäfchen, das ich liebe, das sich so weit von mir verirrt und sich aus eigner Schuld verwirrt?« Es war mir, als wenn Jemand zu mir sagte: »Das arme verlorene Schäfchen bist du.« Ich weinte und wurde erstaunlich verlegen über mich. Meine Lehrer wurden die Veränderung an mir als einem so leichtsinnigen Kinde bald gewahr, nahmen mich allein, beteten mit mir und freuten sich über die Arbeit des heiligen Geistes, sowie auch meine Eltern. Das Feuer der Liebe Jesu war groß in meinem Herzen; ich [ein zehnjähriges Kind!] brachte meine meiste Zeit mit Weinen und Beten zu und erzählte auch meinen Gespielen in der Schule, wie gut es ein solches seliges Schäfchen bei seinem Hirten habe. Ich gewann auch etliche, die meines Sinnes wurden. Wir gingen oft viele Stunden miteinander weinen und beten, und das war eine unaussprechlich selige Zeit für mich. Das Angenehmste wäre mir damals gewesen, sogleich zum lieben Heiland zu gehen. Oft wenn ich darnach mit Verlegenheit mich sehnte, sang ich: »Ich zähle Stunden, Tag und Jahr, und wird mir allzulange, bis es erscheine, daß ich gar, o Jesu, dich umfange.«“ Nach zwei Jahren erlosch dieses Feuer etwas, da sie „sehr geliebt und überall vorgezogen wurde“ und infolge dessen anfing, an sich selbst Gefallen zu haben. Daran änderte auch ihre persönliche Bekanntschaft mit dem Grafen v. Zinzendorf nichts, den sie auf seiner Durchreise 1735 in Jena kennen gelernt hatte; selbst während eines nahezu zweijährigen Aufenthalts in Ebersdorf (im Reußischen), einer Niederlassung der Brüdergemeinde, konnte sie trotz ihres redlichen Bemühens, „ein wahres vollkommenes Kind Gottes zu werden, den kindlichen Umgang mit dem lieben Heiland und das Gefühl seines Friedens nicht wiederfinden“. Erst am 10. März 1738 schlug wieder „eine selige Gnadenstunde“ für sie. „Es war eben Fastnacht,“ erzählt sie darüber, „und der Schluß meines 15. Jahres. Ich war ganz alleine und überdachte meine zurückgelegten 15 Jahre und meinen dermaligen Zustand, insonderheit den Tag, da unser lieber Heiland für mich in Sein Leiden eingegangen ist. Ich legte mich mit vielen Thränen zu Seinen Füßen hin und hörte nicht auf zu flehen, bis Er mir Friede und Vergebung meiner Sünde zusprach; und ob es wohl in den folgenden Jahren durch manche Abwechslung gegangen ist, so ist mir doch der Friede Gottes, den ich damals erfahren habe, noch heute gewiß und neu, denn meine Seele fand wahren Frieden vor Seinen Augen. Bald darauf ging ich das erste Mal mit den Geschwistern (nämlich der Brüdergemeinde) in Jena in der Kirche zum Heiligen Abendmahl, und das war das Siegel auf meine Begnadigung.“ Im folgenden Jahre wurde das junge Mädchen nach einer „gründlichen Unterredung“ mit dem Grafen v. Zinzendorf von diesem „unter einem herzdurchdringenden Gebet mit Handauflegung zur Arbeiterin der ledigen Schwestern in Jena“ eingesegnet und ging schon im September nach Mariendorn (bei Bautzen) zur Brüdergemeinde, bei der sie bis ans Ende ihres Lebens in verschiedenen Stellungen, namentlich aber als Erzieherin der Jugend, thätig war. „Sie diente,“ urtheilt der Verfasser der letzten Hälfte ihrer Lebensbeschreibung über sie, „mit Gnade und Erfahrung nach dem Vermögen, das ihr Gott darreichte, von Herzen gern. Und wiewohl sie eben mit ihrem treuen Rath nicht entgegenzukommen pflegte, denn sie war stille und dachte gern klein von sich, so fand doch jedermann bei ihr ein theilnehmendes Herz voll Liebe.“ Wenn starker, fester Glaube ein sanftes Sterben giebt, so hat sie's an sich erfahren. „Sie blieb, wie sie immer gewesen war, ganz verstanden mit den Wegen ihres Herrn, still und gelassen bei allen Schmerzen und durch den ungestörten Blick auf ihren Erbarmer kindvergnügt. Ihre ersten Worte, sobald sie nach einem überstandenen Brustkrampf wieder sprechen konnte, waren Dank und Lob Jesu, dem sie beständig das Zeugniß gab: »Ach, Er macht es gar sehr gut; es ist Alles recht gut, was Er thut«.“ Noch am Vorabend ihres Todes machte sie „mit Ruhe und Heiterkeit verschiedene Bestellungen wegen ihrer Leiche, als wenn sie etwa nur eine kleine Reise vor sich hätte“. Sie starb sanft und selig, fast unvermerkt am 28. Februar 1793 im beinahe vollendeten 70. Lebensjahre.“

Bedeutend tiefer, wie schon erwähnt, und um ein Beträchtliches weitläufiger angelegt ist die Lebensbeschreibung ihres Schwiegersohnes, des Bischofs Köhler. Hier zeigt sich nicht blos die einseitige Gefühlsschwärmerei eines religiösen Gemüths; wir gewinnen auch Einblick in das Ringen und Kämpfen eines tiefangelegten und nach Wahrheit und Erkenntniß suchenden Mannes. Am 28. August 1737 als Sohn eines Predigers zu Raffeld unweit Stendal geboren, gehörte er gleich seiner Schwiegermutter nicht von Kindheit an der Brüdergemeinde zu. Mit acht Jahren vaterlos geworden, fand er Aufnahme und Erziehung bei einem Anverwandten, einem gottesfürchtigen Manne, der ihn

eifrig zu Gebet und gottwohlgefälligem Wandel anhielt. „Ungefähr in meinem 10. Jahre," heißt es dann in der Lebensbeschreibung weiter, „wurde ich um meine Seligkeit verlegen und oft recht ernstlich darum bekümmert, ob auch mein Name im Buche des Lebens stehe, und ob er an jenem Tage von dem Herrn Jesu werde abgelesen werden. Von der Zeit an bin ich in der Verlegenheit um meiner Seelen Seligkeit so hingegangen, bis ich derselben durch die Vergebung meiner Sünden zu den Füßen meines gekreuzigten Heilands versichert wurde." Nach seiner Einsegnung kam der Knabe, da er von seiner Mutter zum Studiren bestimmt war, wozu er aber keine sonderliche Neigung hatte, nach Stendal auf die Schule und schon bald darauf ins Waisenhaus nach Halle. „Die schönen Gelegenheiten," erzählt Köhler aus jener Zeit, „die uns hier zum Beten gegeben wurden, und andere gute Ermahnungen waren mir anfänglich sehr eindrücklich, und ich gesellte mich gleich zu etlichen Knaben, die oftmals auf einen Saal allein gingen und auf den Knien beteten. Ich wurde aber aus diesem Gange bald herausgebracht, weil Andere darüber spotteten und uns verachteten." Trotz innerer Unruhe und dem Bewußtsein, „eine sündhafte Kreatur" zu sein, kam es auf der Schule „der Schulfreundschaft wegen" und auch später auf der Hochschule, wo er sich der Gottesgelehrtheit zuwandte, zu keiner rechten „Bekehrung"; nur „vor groben Sünden" hütete er sich. Mit 22 Jahren ward er Informator bei einem Prediger in seiner Heimath, einem alten, frommen Manne, dessen Frau „einige Kenntniß von der Brüdergemeinde, aber noch keine Gemeinschaft mit derselben" hatte. „Hier," erzählt Köhler weiter, „wurde ich in meinem Herzen bald daran erinnert, daß ich dem lieben Gott versprochen habe, mich zu bekehren, und nun entschloß ich mich, die Sache ernstlich anzugreifen. Ich überlegte zuvörderst nach meiner erleenten systematischen Theologie recht genau, was zur wahren Bekehrung eines Menschen gehöre, und glaubte derselben schon dadurch näher zu sein, daß ich, wie ich mir einbildete, solches wüßte. Nun überdachte ich meinen bisherigen Lebensgang und suchte eine Erkenntniß von allen meinen Sünden zu bekommen. Dabei fiel es mir wohl nicht schwer einzusehen, daß ich es sehr schlecht gemacht habe.... Indessen flehte ich zum lieben Gott um Vergebung meiner Sünden und hoffte von einem Tag zuw andern, es werde eine selige Herzensveränderung bei mir vorgehen, indem ich festsetzte, daß, wenn ich Vergebung der Sünden bekäme, ich eine besondere Freudigkeit im Herzen fühlen müßte..... Einstmals fielen mir bei meinem Selbstmühen die Worte der heiligen Schrift mit Nachdruck aufs Herz: »Bekehre Du mich, Herr, so werde ich bekehret; hilfst Du mir, so ist mir geholfen.« Da wurde es mir klar, ich hätte mich selbst bekehren wollen, darum sei nichts daraus geworden. Mein Herz wurde darüber weich, und ich bat den Herrn Jesum mit Thränen, Er möchte mich bekehren. Ich bekam auch wirklich in der Stunde, da ich vor Ihm auf den Knien lag, einen Schimmer von Seiner Gnade, und ich konnte einen hellen Blick in Seine Versöhnung thun. Weil ich mich aber mit dem Gedanken trug, ich müßte erst noch betrübter, verlegener und besser werden, wenn ich Vergebung der Sünden erlangen sollte, so kam ich von dieser Gnadenspur bald wieder ab." Gewissensqualen kamen noch dazu, als der junge Mann Gelegenheit erhielt zu predigen. Er, ein unbekehrter Mensch, sollte Andern den Weg zur Seligkeit weisen! Durch eine Unterredung mit einer alten Frau, die einmal mit ihm nach einer Predigt von den „Angelegenheiten ihres Herzens" sprach und ihm dabei erzählte, wie ihr einmal der Heiland nach innigem Gebet „die Versicherung der Vergebung aller ihrer Sünden" ertheilt hätte, stieg die Unruhe seines Herzens aufs Höchste, und weil er gar nicht zur Ruhe gelangen konnte, glaubte er endlich, der Ort seines Aufenthalts wäre Schuld daran. Er folgte also gern im Herbste 1761 der Aufforderung des Kaufmanns Buchholz in Arneburg (bei Stendal), dessen Kinder zu unterrichten, obgleich er wußte, daß Buchholz Herrnhuter war und er gegen die Brüdergemeinde ein tiefes Vorurtheil hatte. Als man ihm sagte, er würde wohl auch Herrnhuter werden, antwortete er, man möchte seinetwegen unbesorgt sein, er hätte das Wort Gottes in Händen und verstände auch seinen lutherischen Katechismus ganz gut. Aber auch in Arneburg stellte sich die alte Unruhe ein. „Ich hatte keine Ruhe," schreibt Köhler, „weder Tag noch Nacht, weinte oft laut und konnte meine Thränen kaum vor meinen Zöglingen verbergen. Diese merkten meine Verlegenheit gut, und weil sie Gemeinschaft mit den Brüdern hatten, so machte mein Zustand einen besonderen Eindruck auf sie, und ich hörte sie oftmals nach der Schule über meiner Stube niederknien und beten.... In meinem Unglauben konnte ich mich nicht entschließen, dem Heiland zu Füßen zu fallen und bei Ihm die Vergebung meiner Sünden zu suchen. Ueberdies hatte ich mir fest vorgenommen, mit keinem Menschen über die Unruhe meines Herzens zu sprechen, damit ich nicht irre gemacht würde.... Was in dieser Periode in meinem Herzen vorgegangen ist, und wie stark ich die Macht des Unglaubens gefühlt habe, ist nicht zu beschreiben. Ich ward nun über die systematische Theologie äußerst unzufrieden, denn sie war mir jetzt ganz im Wege, auch konnte ich in keinem Buche Trost finden. Ich griff nach der Bibel, schlug mir einen Spruch auf und bekam die Worte des Heilands »Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid« u. s. w. Aber eben das, so, wie ich mich fühlte, zu Jesu zu kommen, fiel mir so schwer. Indessen wurde ich doch gelassener und erwartete meine Begnadigung unter stillen Thränen und Herzensseufzern. Endlich entschloß ich mich — es war am 29. October Nachmittags uw 1 Uhr — zu den durchbohrten Füßen Jesu niederzufallen und Ihn, der für meine Sünden gestorben ist, um Vergebung derselben zu bitten. Kouw war ich niedergekniet, so trat mir mein Jesus in Seiner Marter und Todesgestalt so lebhaft und fühlbar vors Herz, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Ich ward der Vergebung aller meiner Sünden versichert, und mein Herz wurde mit inniger Freude erfüllt." Von dieser Zeit an trat Köhler in engere Beziehung zu den Herrnhutern. Er war zwar mit Vorurtheilen gegen sie eingenommen, hielt sie aber für gute Leute. Da er nun ein Bedürfniß nach Herzensgemeinschaft fühlte und gern wissen wollte, ob sie auch „bekehrte Leute" wären, so bat er einen gewissen Kriegeldorf, der schon oft die Gelegenheit gesucht hatte, ihm etwas von der Brüdergemeinde zu erzählen, um seinen Besuch. Ihre Herzen fanden sich. Obwohl nun Köhler mit den Herrnhutern auf freundschaftlichem Fuße verkehrte und auch auf ihre Einladung hin einige Mal ihre Versammlungen besuchte, blieb er doch „in einer gewissen Entfernung von ihnen", denn er hegte „noch immer einiges Mißtrauen gegen die Brüdergemeinde und war besonders gegen den Mann Gottes, den Grafen v. Zinzendorf, eingenommen". Nach mancherlei Herzenskämpfen schwanden auch diese Zweifel. Nachdem er im Jahre 1763 das Wesen der Brüder in Barby (im Regierungsbezirk Magdeburg) so recht kennen gelernt hatte und in ihm das Verlangen nach vollständiger Gemeinschaft mit diesem „Volk Gottes" rege geworden war, traf er wieder in seiner Heimath ein, wo er um seiner Zuneigung zu den Herrnhutern willen manche Angriffe auszuhalten hatte, sprach man doch schon davon, daß man ihm das öffentliche Predigen untersagen würde, und daß er sein Glück in der Welt verscherzt hätte. Indessen wurde ihm schon nach einiger Zeit wieder aufgetragen zu predigen, obgleich man wußte, daß er mit der Brüdergemeinde in Verbindung stand. Im Jahre 1764 trug er nach wiederholtem Besuch in Barby den Brüdern seine Bitte um Aufnahme in die Brüdergemeinde vor. Da er sich schon ganz als zukünftiges Mitglied derselben betrachtete, schlug er alle Anerbietungen aus, die ihm damals von anderer Seite gemacht wurden. Anstatt der erhofften zusagenden Antwort erhielt er durch einen Bruder ein Schreiben, worin ihm mit Vorwissen der Brüder eine Pfarrstelle in der Priegnitz angetragen wurde, er aber wies, da er im Gebet „Freudigkeit" dazu bekam, das Anerbieten ab. Noch einem erneuten Besuch in Barby wiederholte er 1765 seine Bitte um Aufnahme in die Brüdergemeinde, wurde jedoch trotz der großen Hoffnungen, die man ihm bei seiner Abreise von Barby gemacht hatte, „für die Zeit" abschläglich beschieden. Bald darauf erhielt er von einem in hannöverschen Civildiensten stehenden Bruder den Antrag, dessen Kinder zu unterrichten. Trotzdem daß Mutter und Verwandte ihm Schwierigkeiten in den Weg legten und er wieder den Ruf zu einer einträglichen Pfarre erhielt und die Leute dieser Kirchfahrt ihn sogar mündlich angingen, die Stelle anzunehmen, entschied er sich für den Antrag aus Hannover. Jw April 1766 trat er seine Stellung in Jeinsen unweit Hannover an. Er bot sich sofort dem dort wohnenden Superintendenten zur Unterstützung im Predigtamt an; da aber seine Beziehungen zur Brüdergemeinde nicht unbekannt waren und er überdies aus dem Auslande kam, so wurde ihm zunächst nur eine Probepredigt bewilligt. Nach derselben machte der Superintendent Köhler sogleich den Vorschlag, am nächsten Sonntag wieder zu predigen, und in der Folge wurden ihm vier Kanzeln geöffnet. Die Prediger hatten gegen die Wahrheiten, die er vortrug, nichts einzuwenden, und da sie wußten, daß er im Halleschen Waisenhaus erzogen war, so wurde er mit dem Namen eines Pietisten

belegt. Es fanden sich auch bald eiuige Seelen, „die ihre Bekümmerniß um Seligwerden darlegten uud in nähere Bekanntschaft mit den Brüdern kamen“. An Anträgen fehlte es Köhler auch im Hannöverschen nicht; so ließ ihm z. B. ein vornehmer Herr, der oftmals seiuen Predigten beigewohnt hatte, sagen, er habe seinetwegen im Consistorium gesprochen, und er — Köhler — brauchte sich uur zu melden. Vou dem brennenden Verlangen erfaßt, „näheren Antheil an der Arbeit der Brüder zu nehmen“, schrieb er im März 1768 an Bruder Johannes v. Watteville*) und legte ihm und den Brüdern des damaligen Directoriums sein Auliegen dar, worauf er am 11. April die Antwort erhielt, daß es ihm nun „nach dem Willen des Herrn erlaubt sei, zur Brüdergemeinde zu ziehen“. „Wir wünschen Dir von Herzen,“ heißt es in dem Schreiben Wattevilles, „daß es Dir unter Gottes Volke wohl gehen und der Heiland Seine Gnadenwahl völlig an Dir ausführen möge.“ Am 9. August 1768 traf Köhler bei der Brüdergemeinde in Zeyst bei Utrecht ein, und am 20. November darauf wurde er als Mitglied aufgenommen. Nachdem er im Mai des nächsten Jahres zur Akoluthie d. i. die niedrigste geistliche Würde augenommeu worden war, kam er in die Classe der Stundenbeter. Das Jahr darauf wurde er Mitpfleger beim Chor der größereu Knaben und 1772 Chorpfleger der ledigen Brüder in Neuwied a. Rhein, kurz darauf wurde er zum Diaconus der Brüdergemeinde geweiht. Dann übernahm er das Chorpflegeramt der ledigen Brüder in Barby und wurde schließlich Prediger in Gnadau bei Magdeburg, wozu er non dem bekannten Bischof Spangenberg, dem Reorganisator der Brüdergemeinde, eingesegnet wurde. Er nermählte sich darauf am 7. Mai 1778 mit Anna Johanna Kohlerin zu Herrnhut und wurde 1781 Prediger zu Altona. Er hatte hier „die Freude, deutlich wahrzunehmen, wie der ausgestreute Same des Evaugelii so manchen Seelen zum bleibenden Segen gedieh“. Zu Anfang 1783 erhielt Köhler von der Unitäts-Aeltesten-Conferenz den Auftrag, mit dem Bruder Johannes n. Watteville und dessen Gemahlin nach Nordamerika zu gehen, wo er bei der Gemeinde zu Salem in der Wachau als Prediger und er und seine Frau als Chorpfleger der verehelichten Geschwister dienen sollten. Köhler nahm den Antrag an; auch seine Frau sond er zu diesem schweren Werke bereit, denn sie hatte, wie sie ihm erzählte, „in deu letztvergangenen Togen eine Herzensunterreduug mit dem Heiland gehabt, wobei Er in ihr den Sinn erweckt hätte, sich Ihm gänzlich zu übergeben, und Ihm willig zu dienen, wie und wo Er es haben wollte“. So übergaben sie denu ihre beiden Kinder, ein dreijähriges Mädchen und einen einjährigen Kuaben — ein drittes Kind, ein Knabe, wurde ihnen in Amerika geboren — der Obhut ihrer Eltern in Kleinwelke und traten Anfang August 1783 von Barby aus die Reise über Holland an. Diese Reise, deren Beschreibung von fremder Hand der Lebensgeschichte Köhlers eingefügt ist, ist so interessant und bietet einen so schroffen Gegensatz zu den heutigen bequemen Amerikafahrten auf hochmodernen Dampfern, daß ich mir es nicht versagen kann, die Beschreibung hier wörtlich folgen zu lassen. „Die lieben Geschwister Köhlers segelten mit ihrer Reisegesellschaft, den Geschwistern Johannes n. Watteville, dem led. Bruder Sponar und der led. Schwester Justina Graffin am 27. Sept. mit einem güustigen Ostwinde aus dem Texel ab. Nach drei Tagen hatten sie bereits den Canal passirt und waren bis zum 11. October schon sehr weit norwärts gekommen. Aber an diesem Tage bekamen sie den ersten Sturm, und Br. Köhler, den schon die Seekrankheit sehr angegriffen hatte, wurde nun noch an einem hitzigen Fieber so krank, daß seine Reisegesellschaft um ihn verlegen wurde, indem er acht Wochen hindurch nichts essen und trinken konnte und nur mit etwas Selterwasser sich noch erlabte. Die äußerst ungestüme Witterung hielt dergestalt an, daß sie etliche und dreißig Stürme zählen konnten, unter welcheu der am 2. December so heftig war, daß einige der erfahreusten Seeleute versicherten, dergleichen uoch niemals erlebt zu haben. Am 20. December waren sie der amerikanischen Küste so nahe, daß sie Abends den Leuchtthurm bei Sandyhook sehen konuten; aber durch ein unglückliches Mißverständniß zwischen dem Capitän und dem Steuermann kamen sie nicht vor Anker und gingen wieder in die See zurück, von welcher Zeit an sie es außerordentlich schwer hatteu. Der frische Proviant und Brennholz ging zu Ende, das Wasser ward knapp, die größeren Segel waren in den vielen Stürmen zerrissen und in die See geführt wordeu; die Kälte wurde immer heftiger, so daß man sich in den Kojen nicht erwärmen konnte; den Matrosen erfroren Hände und Füße uud die Geschwister n. Watteville und Köhler waren so krank, daß sie ohne Hilfe nicht non ihren Lagerstätte aufstehen konnten. Bei den nachherigen Aenderungen des Windes geriethen nnsre lieben Reisenden öfters in die größte Gefahr, an der Küste zu stranden; und nachdem sie über vier Wocheu auf der See umhergetrieben waren und wegen Mangels an Holz und Wasser nicht einmal etwas warmes Geträuke mehr bekommen konnten, sondern sich mit einer täglichen Portion Bier behelfen mußteu, so kamen sie endlich am 20. Januar 1784 Sandyhook wieder so nahe, daß sie diesen Ort in etlichen Stunden zu erreichen hoffteu. Alleiu plötzlich nerwandelte sich der günstige Wind in einen der heftigsten Stürme, der sie nun mit Gewalt gerade gegen das Land zutrieb uud sie in die äußerste Gefohr versetzte. Nachdem sie nun den ganzen Tag jeden Augenblick ihrem Ende entgegengesehen hatten, äuderte sich der Wind abermals, und sie gingeu im größten Sturm wieder in die offene See. Die folgende Nacht wurde die Kälte so heftig, daß Taue und Segel starrteu und das Verdeck so glatt fror, daß man nicht mehr darauf gehen konnte. Am nächsten Morgen, den 21. Januar, erzwangen die Matrosen vom Capitän den Entschluß, nach Westindien zu gehen, welches unsere Geschwister in neue Verlegenheit brachte. Als nun der Sturm in etwos nachgelassen hatte, erfuhren sie einen so heftigen Stoß, daß das Schiff sich umlegte und in augenblicklicher Gefahr war unterzugehen. Aber auch hier erhielt sie Gottes Wunderhaud, und sie steuerten nun nach Westindien zu. Nachdem sie den Tropikum passirt hatten, kamen sie, vou Hitze uud Durst sehr abgemottet, den 16. Februar endlich in die Nähe der westindischen Juseln. Hier aber wartete ihrer noch der größte Schrecken. Sie wurden den 17. gedachten Monats Morgens um 2 Uhr durch eine gewaltige und mit einem fürchterlichen Krachen begleitete Erschütteruug aus dem Schlafe geweckt, indem ihr Schiff, welches zwischen die Felsen bei der Insel Barbuda gerathen war, auf einmal auf deu Grund stieß. Da man nun bald die Unmöglichkeit, dasselde flott zu machen, demerkte, so war man darauf dedacht, das Leden der Menschen zu retten. Zu dem Ende wurde das große Boot ausgesetzt, und 20 Personen, Seeleute und Passagiere, schifften sich in dasselbe mit etwas Proviant ein. Beim Einsteigen fiel der Br. Johannes n. Watteville bis an den Unterleib in den See, wurde aber, indem ihn ein Matrose sogleich ergriff uud so lange am Arme hielt, bis mehrere zu Hilfe kamen, glücklich gerettet. Nun steuerten sie bei gänzlicher Uukunde um die Insel herum, und unglücklicherweise ganz am unrechten Ende, wo es wegen der Felsenbank schlechterdings unmöglich war, anzulanden. Der Sturm war ihnen entgegen, und sie schwebten in beständiger Gefahr, mit dem überladenen Boote umzuschlagen, oder in die offene See getrieben zu werden. Inzwischen schickte ihnen der edle und menschenfreundliche Gouverneur der Insel, der unterdessen von diesem traurigen Ereigniß gehört uud sich selbst an den Ort des Schiffbruchs degeben hatte, einen Mulatten zu Pferde nach, um ihnen einen Landuugsplatz zu zeigen, und nachdem sie deu ganzen Tag in unsäglicher Angst herumgefahren waren, kamen sie endlich gegen Abend mit innigstem Lob und Dank zu Lande. Der Hr. Gouverneur ließ sie sogleich mit einigen Wagen in sein Haus, welches 8 englische Meilen von dem Laudungsplatz entfernt lag, abholen, pflegte und erquickte sie aufs Liebreichste, welches ihuen nach so vielfältig ausgestandenem Ungemach so gütlich that, daß ihre Herzen aufs Innigste gerührt wurden. In den folgenden Tagen war ihnen dieser würdige Mann mit der äußersten Thätigkeit behilflich, daß sie ihre Sachen aus dem gestrandeten Schiff bekamen, worauf dieselbeu in seinem Hofe getrocknet wurden. Nachdem sie sich wieder etwas erholt hatten, ließ er sie auf seinem eigenen Fahrzeuge noch der Insel Antigoa bringen, wo sie von unserem Bruder Braun und seinen Gehilfen und deu Negergeschwistern mit dem herzlichsteu Mitleid und zärtlicher Liebe aufgenommen wurden. Nachdem sie bei der Gelegenheit die Freude gehabt hatten, das große Werk Gottes auf dieser Insel zu sehen und ihre nahe Theilnahme an demselben zu Tage zu legen, gingeu sie am 2. Mai von der benachbarten kleinen Insel Monserat aus wieder an Bord eines amerikanischen Schiffes, mit welchem sie zu Ende des Monats Mai in Philadelphia einliefen, worauf sie endlich am 2. Juni nach einer mehr als achtmonatlichen gefahr- und beschwerdevollen Reise wohl und munter in Bethlehem

*) Hier immer so geschrieben. J. v. Wotteville verdankt die Brüdergemeinde uächst Zinzendorf und Spangenberg besonders ihre innere Ausbildung

eintrafen. Die Geschwister Köhlers reisten von da nach einigen Monaten zu Lande weiter nach der Wachau, hatten aber auch auf dieser Reise, besonders von Krankheiten, die ihnen unterwegs zustießen, viele Beschwerden zu erfahren." Am 20. September 1784 traf Köhler mit seiner Frau in Salem, ihrem Reiseziel, ein. 16 Jahre wirkten sie in Nordamerika; da erreichte sie im August 1800 — 10 Jahre früher war Köhler zum Bischof der Brüdergemeinde geweiht worden und hatte somit die höchste geistliche Würde erlangt — der Ruf, auf der im Juni 1801 in Herrnhut tagenden Synode einzutreffen. Die Rückreise ging, wenn sie auch in Rücksicht auf die Hinfahrt kurz zu nennen ist, doch nicht ganz glatt und ohne Aufregungen von Statten. Köhler berichtet darüber in der Lebensgeschichte seiner Frau: „Den 22. October gingen wir [in Philadelphia] an Bord unseres Schiffes, mußten aber noch bis zum 2. November in der Delaware auf günstigen Wind warten. Der Krieg zwischen England und Frankreich dauerte noch fort. Ob nun gleich die nordamerikanischen Staaten neutral waren, so war die Seefahrt ihrer Schiffe doch nicht ohne Gefahr, von Schiffen der einen oder der andern kriegführenden Macht Gewaltthätigkeit zu leiden. Es war uns daher auf unserer Seefahrt allemal etwas Aengstliches, wenn ein Schiff angemeldet wurde, und dieses geschah schon am 7. November. Ein Officier von einer englischen Fregatte kam auf unser Schiff und nahm unseren Capitän und seine Papiere an Bord der Fregatte, wo derselbe aber bald wieder freigelassen wurde, sodaß wir unsere Fahrt ungehindert fortsetzen konnten. Den 20. Nov. hatten wir abermals ein Gleiches zu erfahren. Es verfolgten uns zwei Kriegsschiffe, sie nahmen unser Schiff in die Mitte, lösten eine Kanone, und wir legten bei. Ein Officier kam darauf auf unser Schiff, der die Papiere des Capitäns durchsah und dann mit aller Höflichkeit wieder Abschied nahm. Ein Schiff, welches von Philadelphia mit uns ausgesegelt war und sich auf der Reise immer nahe zu uns hielt, wurde im Canal, als wir nur zwei Stunden von Dover entfernt waren, Abends zwischen 9 und 10 Uhr von einem Seeräuber, der von der französischen Küste kam, überfallen, genommen und nach jener Küste geführt. Der Räuber fuhr unser Schiff vorbei und griff jenes andere an. O, wie danken wir Gott für Seine Bewahrung, die Er uns in dieser Gefahr zu Theil werden ließ! Unser Capitän segelte nun mit vollen Segeln, und Morgens, den 3. Dec., sahen wir, als es Tag wurde, zu unserer großen Freude Holland vor uns liegen. Des Nachmittags um 5 Uhr konnten wir unseren Anker in Helder fallen lassen. Wir bekamen aber hier bald die für uns traurige Nachricht, daß alle Schiffe, die von Westindien und Nordamerika kämen, wegen des dort grassirenden gelben Fiebers Quarantäne halten mußten. Nach acht Tagen erhielten wir die Erlaubniß, in den Hafen einzulaufen. Das Schiff gerieth aber beim Einlaufen auf eine Moderbank und konnte, aller Bemühung ungeachtet, nicht flott gemacht werden, ehe die Fluth kam. Es legte sich ganz auf die Seite und in dieser ängstlichen Lage mußten wir elf Stunden aushalten. Als das Schiff endlich um 11 Uhr des Nachts flott wurde, schossen wir wie ein Pfeil in den Hafen hinein und da sich das Ankertau verwickelt hatte, daß der Anker nicht sogleich fallen konnte, so hätte unser Schiff beinahe eine holländische Fregatte, die im Hafen lag, überrennt. Es war um Mitternacht, und es entstand großer Lärm; jedoch lief Alles ohne Gefahr ab. Die von uns so sehnlich gewünschte Erlaubniß, unser Schiff zu verlassen und ans Land zu gehen, erhielten wir nicht vor dem 20. December. In dieser Wartezeit hatten wir viel von der Kälte zu leiden. Am 22. Abends kamen wir über Land in Amsterdam an und wurden von den Geschwistern daselbst mit aller Liebe aufgenommen. Hier feierten wir selige Weihnachtstage und gingen sodann nach Zeyst. In dieser lieben Gemeinde genossen wir ungemein viel Gutes und wurden hier auch so gestärkt, daß wir den 8. Januar 1801 unsere Reise nach Kleinwelke fortsetzen konnten. Den 26. Januar kamen wir daselbst an und hatten die unbeschreibliche Freude, unsern lieben, alten, achtzigjährigen Vater und unsere zwei Kinder nach einer Abwesenheit von 17 Jahren zu umarmen." Sie wohnten darauf der Synode in Herrnhut bei. Dann erhielt Köhler einen Ruf nach Neudietendorf (im Gothaischen), wo er das Gemeinhelferamt inne hatte und beide Eheleute das Pflegeramt beim Ehechor übernahmen; aber schon kurze Zeit darauf, am 16. November 1802 verlor er seine Frau. Trotzdem er im nächsten Jahre wieder heirathete, scheint er den Tod seiner ersten Frau nicht haben verwinden zu können, denn von da an begann er zu kränkeln. Er starb so recht wie ein geistiger Hirte seines Volkes. Kurz vor seinem Tode wünschte er noch einmal mit der Gemeinde das Abendmahl zu nehmen. Als er diese zum Mahle des Herrn zusammenrufen hörte, legte er sich gleich zurecht und betete. Der Gemeinde auf dem Saal ward es gemeldet, und man brachte ihm sofort seinen Antheil am Mahle, und er genoß es mit denen, die um ihn waren. „In der Nacht vom 27. auf den 28. [Januar 1805]", heißt es am Schluß seiner Lebensbeschreibung, „wurde er merklich kränker, und da man sah, daß sein Ende herannahte, so versammelten sich des Morgens die Geschwister der Aeltesten-Conferenz auf seiner Stube, und Bruder Trautvetter ertheilte ihm nach einem herzlichen Gebet den Segen des Herrn und der Gemeine zu seiner bevorstehenden Vollendung. Es waltete dabei ein seliges Gefühl der nahen Gegenwart Jesu, welches der Kranke selbst lebhaft und mit dem Ausdruck herzlicher Dankbarkeit bezeugte, indem er sagte: »Der Heiland ist ja hier unter uns.« In den Gesang, der bei ihm gehalten wurde, stimmte er vernehmlich ein, war sich ganz gegenwärtig und gegen diejenigen, die ihn besuchten, liebhabend. Zu einem Bruder sagte er: »Ich kann mich noch nicht über meine Umstände erklären und weiß nicht, ob der liebe Heiland nicht noch etwas in meinem Dienste von mir fordert.« Von Mittag des erwähnten Tages an nahm er wenig Notiz mehr von dem, was um ihn vorging, und hatte es wegen der Beklemmungen auf der Brust sehr schwer, blieb aber ruhig und geduldig, bis Nachmittags in der 5. Stunde, da er unter dem Gesang der Worte: »Dein Blut soll mich erquicken — und ich will nach Dir blicken, bis daß mein Mund erblaßt« sanft und selig entschlief", ein treuer Diener „im Hause des Herrn und Seiner Gemeine, welcher mit den Schwachheiten und Gebrechen seiner Pflegebefohlenen Geduld und Nachsicht hatte, gegen Unlauterkeiten aber und Tücken des Herzens mit Ernst und Eifer anging".

Soweit die alten Papiere. Warum aber habe ich den Staub vergangener Zeiten aufgewirbelt? Nun, der Eine schüttelt ihn ab mit Verachtung, dem Andern wird er ein Stoff der Betrachtung. Aus den alten Blättern spricht deutlich zu unsern Herzen die Gefühlswärme, die sich nicht selten bis zu überschwänglicher Schwärmerei steigert, die heutzutage nicht mehr vorhanden ist. Die Herrnhuter waren eben Kinder ihrer Zeit. Aber sich mit ihnen zu beschäftigen ist auch von Interesse und etwas von ihrer Wärme und ihrer Glaubensfreudigkeit könnte man unserer Zeit wohl wünschen.

Bücherbesprechung.

— **Diät und Nahrungsmittel.** Ihre Beziehung zu Kraftleistung und Ausdauer, Training und Athletik. Von Dr. med. Alex. Haig. Nach der dritten englischen Auflage übersetzt von Hans Knoch. Verlag von Otto Salle, Berlin W. 1902. — Dies Büchlein eines namhaften englischen Arztes hat hauptsächlich das Thema „Diätetik für Leibesübungen" zum Gegenstand, das Referent vor längerer Zeit einmal in einem selbstständigen Aufsatz dieser Zeitung abgehandelt hat, freilich in einem ganz anderen Sinne als der englische College. Der Verf. obigen Büchleins vertritt nämlich wissenschaftliche Anschauungen, die in Deutschland nicht getheilt werden, ja nicht einmal in seiner eigenen Heimath. Er ist nämlich Vegetarier, allerdings kein waschechter, insofern er nämlich auch Milch, Butter und Käse in sein Regimen hineinzieht. Er erachtet zur Erhaltung dauernder Gesundheit im Allgemeinen, großer körperlicher Leistungsfähigkeit im Speciellen nur harnsäurefreie Nahrungsmittel für geeignet, und perhorrescirt deshalb vor Allem das Fleisch, dessen Genuß zur Ablagerung von Harnsäure im Blut und in den Geweben führe. Diese Anschauungen, die Haig durch eine größere Anzahl experimenteller Untersuchungen zu stützen sucht, sind einseitig übertrieben. Die Forschungen Haigs werden durch die gerade auf diesem Gebiete sehr zahlreichen deutschen Arbeiten nicht bestätigt. Seine Ansichten können einstweilen als Thatsachen nicht gelten. Es ist hier nicht der Raum, näher in eine Kritik seines Büchleins einzutreten. Jedenfalls aber bietet es auch für den deutschen Leser eine reiche Fülle fruchtbarer Anregungen und viele beherzigenswerthe Winke für die Ernährung Gesunder und Kranker. Dr. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 110. Sonnabend, den 13. September, Abends. 1902.

Wasgaufahrten als Heilmittel gegen moderne Krankheiten.

Die geistigen Beziehungen des Elsaß zu Altdeutschland sind oft erörtert worden, besonders die in unserer classischen und nachclassischen Periode, in der Männer wie die Gebrüder Stöber dafür sorgten, daß die Bande, die einst das urdeutsche Elsaß an das alte Vaterland knüpften, nicht ganz zerrissen wurden. Der Groll, der der Wiederangliederung des Elsaß und eines Theils von Lothringen 1871 folgte, war im Ganzen von kurzer Dauer. Ein neues Geschlecht wuchs heran, das sich der alten Nationalität wieder bewußt ward und in literarischer Beziehung vorarbeitete, dabei an die Thätigkeit der Alten, eines Gottfried von Straßburg, Sebastian Brant, Fischart u. A. sich wieder anlehnend. Zu diesen Schriftstellern gehört auch Fritz Lienhard, dessen neues Buch*) uns von Neuem Anlaß giebt, auf ein altes Thema zurückzukommen und es von einer andern Seite zu beleuchten. Wenn wir gesagt haben (Leipz. Ztg. vom 26. Juli 1902 Nr. 171 Erste Beilage: Die geistigen Beziehungen der Schweiz zu Deutschland), daß die Schweiz, die „deutsche Provinz", wie Professor Vetter sie nennt, die Liebe, die sie von den Deutschen empfangen hat, reichlich durch Gegengabe (Keller, Meyer) vergolten habe, so kann man gleichfalls behaupten, daß auch das Elsaß die Fürsorge, die ihm von altdeutscher Seite erwiesen worden ist, nicht unerwidert gelassen hat. Mit einem frischen, an Höhenluft gemahnenden Zuge ist das literarische Jung-Elsaß aufgetreten, neues Blut hat es in die Adern der Mutter Germania gießen wollen und ganz ohne Erfolg ist seine Thätigkeit nicht gewesen. Insbesondere gegen die moderne Großstadtliteratur mit ihren müden Producten wenden sich Lienhard und Genossen, von der schon Emil Zola, in diesem Falle sicher ein Kenner und, da er gegen sein eigen Fleisch und Blut wüthet, kein voreingenommener Zeuge, behauptet hat: „Der menschliche Körper geht gegenwärtig einem Verfalle zu. Man verletzt nicht mehr die Seele, wohl aber die Nerven und die Gehirnmasse in Aufregung. Wir leben in einer Hypertrophie des Gehirns, die Nerven entwickeln sich zu Zerstörern der Muskeln, und diese halten in ihrer fieberhaften Schwäche die menschliche Maschine nicht mehr aufrecht. Seht euch unsere Literatur an: Ihr werdet in ihr die Kennzeichen der Nervosität erblicken, welche unser Jahrhundert regiert." Mit einer Art von Wuth, bekennt Lienhard im Eingang seines Buches, habe er, den seine literarische Thätigkeit eine Zeit lang an die Reichshauptstadt gefesselt hat, die gesehen zu haben ihm sicher nicht geschadet hat, so wenig angenehm ihm der Aufenthalt daselbst gewesen sein mag, Berlin verlassen. Ihn zog es aufs Neue mit Macht in die Thäler und auf die Höhen des Wasgenwaldes, wo er geboren und dem er als Kind des Dorfes einst angehört hat. Folgenden fluchartigen Spruch spendet Lienhard dem Babel an der Spree, der etwas von jener Gewalt hat, die in den Worten wohnt, die Timon dem entarteten und verruchten Athen zuruft. Lienhard fragt: „Was kann der Dichter thun im Elend dieser Zeit? Soll er seine Höhen verlassen, soll er im durchlärmten Dunst da unten Socialpolitik treiben? Viele meiner Altersgenossen hat die Verstimmung der Zeit überwältigt; sie haben ihre Höhen verlassen, sie sind in den Lärm hinabgestiegen, um mitzuhetzen und mitzuschüren in Reimen und Dramen. Aber das ist eine Selbstvernichtung des Dichterberufes. Die Götter der Kunst waren je und je Götter des Lichtes. Sie schauten wohl, wie die Alles durchdringende Sonne, tief in die Sorgen und Qualen der Erde; aber sie blieben in ihrer reinen Himmelshöhe. Gebe Gott, daß wir bei aller Erkenntniß der kleinen Gegenwart und der großen Weltgeschichte und der unendlich verwickelten Menschenseele nicht untergehen in Kleinlichkeit und Dumpfheit! Mancher Berliner »Dichter«, der zu matt war, die Zeit zu überwinden, sitzt jetzt überwunden, mit verdüsterter Seele und zerriebenen Nerven, schimpfend auf Gott und Welt. Der Arme, der zur Kraft des Verzeihens zu schwach war, läßt nun Verbitterungen als Kunstwerke drucken. Und er läßt nur Verbitterung drucken. Er überläßt es dem geschundenen, gedankenkurzen Sohne des Werktags, sich die Erlösung aus diesen Bitternissen selber zu suchen. Und gerade hier finge der Beruf des Poeten, des Erschaffers, des Lebensspenders an. Die körperliche Noth zu enden, ist er nicht berufen; das ist Sache der Wirthschaftspolitik und liegt außerhalb der Literatur. Wohl aber könnte er durch eigenes Vorbild den Seelen und Herzen Frieden und Klarheit schaffen, als wärmende Frühlingssonne, in den Welten des Empfindens, des Denkens, der Anschauung. Wir haben genug und übergenug Verbitterung zu kosten bekommen diese Jahrzehnte her — soll auch der Dichter Verbitterer sein? Werft sie ab, die Stimmung der Tiefe, laßt euch nicht hinabziehen, ringt euch empor zum Lichte! Und wenn die Außenwelt versagt, baut euch eine Innenwelt, als moderne Burgherren auf windumstrichener Gebirgskuppe! Aber laßt euch nicht anstecken von der Nüchternheit! Stimmungen stecken an: auch unsere Höhenstimmung wird anstecken, und es wird ein Frühlingssturm über Deutschland brausen, der eine bessere gegenseitige Verständigung ermöglicht als dieser Dunst europäischer Verdrossenheit!" Das, was Lienhard hier sagt, von der Höhenstimmung, die anstecken, und der Höhenliteratur, die uns blühen werde, ist vorläufig nur Zukunftstraum und wir spüren bisher noch nicht mehr davon, als die Anfänge, das Wollen; aber die Anfänge sind doch da und sollten beachtet werden als Frühlingsboten einer besseren Jahreszeit.

Dem Streit der Stadt entronnen unternimmt nun Lienhard eine Fahrt durch seinen Heimathgau, den Wasgau, in dem einst Walter von Aquitanien mit den Recken des Königs Gunther stritt, um aufs Neue seine Kraft zu stählen und sich zu reinigen. Dies entspricht ganz unserem Sinn, der darauf hinausgeht, daß nichts besser ist, um sich zu sammeln und in Harmonie und Humor zu dringen, als ein Gang in den Wald und auf die Höhe. Vor Allem die Vogesen sind dazu geeignet, uns selbst wieder Schwung zu verleihen, der abhanden gekommen ist, wie wenige Landschaften Deutschlands. Wie oft schon haben wir die Feder angesetzt und an dieser Stelle den Leser zu Wanderungen an den trotzigen Hängen aufwärts des Rheinthals aufgefordert, nicht ohne Erfolg! Man macht nicht nur eine Tour ins Gebirge, sondern in ein besonderes Gebirge, man betritt touristisches Neuland, man bekommt etwas durchaus Neues zu sehen und man geht den Spuren einer jüngsten großen Vergangenheit nach, einer Zeit, die noch Viele von uns miterlebt haben, der des großen Krieges von 1870/71, der Wiedererringung des Reichslandes, des lange entrissenen und entfremdeten. Von allen diesen Erinnerungen und Stimmungen ist auch Lienhards schwungvolles Reisebuch durchzittert und sie geben seiner Schilderung etwas Apartes, Besonderes, Reizvolles. Ob er weniger bekannte Orte des Elsaß aufsucht, den Taubenschlagfelsen, Heidenstadt, die Michaelskapelle, ob er im Sturm den Hohbar bei Zabern besteigt, der Ruine Großgeroldseck ebendaselbst einen Besuch abstattet — stets hat er diese jugendfrische Stimmung zum Begleiter und weiß sie uns mitzutheilen. Schon die Merkworte der einzelnen Capitel und Wanderungen deuten an, weß Geistes Kind der Verfasser und seine Fahrtschilderung

*) Wasgaufahrten. Ein Zeitbuch von Fritz Lienhard. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 2 ℳ. Geb. 3 ℳ.

ist. Da lesen wir das Wart Fichtes aus seinen Reden an die deutsche Nation: Wir müssen werden, was wir ohnedies sein sollten: Deutsche! Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen u. s. f. Wir hören Goethes Mahnwort: Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eignen Kern und ihrem eignen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen. Alles das sind Worte, die auf das hinauslaufen, was schon in den beiden oben citirten Stellen implicite verborgen lag: seid gesund und seid frei vom Ausland und selbst etwas! Die Ruine Geroldseck giebt Lienhard Veranlassung, einen alten Schwurzeugen anzuführen, Philander von Sittewald, alias Moscherosch, der im Jahre 1640 seine „Gesichte" (Visionen) erscheinen ließ, in denen er der durch den dreißigjährigen Krieg entarteten deutschen Menschheit einen Spiegel aorhielt, in dem sie sehen sollte, wie sie aussah, damit sie sich bessere, was zunächst nicht geschah. Die Zeit am Ende und nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges und die unsrige: ließen sich da nicht einige Berührungspunkte aufspüren? Die in der Unfreiheit dem Auslonde gegenüber zu suchen sind, in die damals eine besiegte, diesmal eine siegreiche Nation gerieth? In dem Capitel A la mode-Kehraus (Lienhard, S. 77) der Gesichte des Moscherosch wird der Held des Buches, Philander von Sittewald, noch bunter Irrfahrt in den Schloßhaf aan Geroldseck verschlagen. Sofort umdrängt ihn eine Schaar wunderlicher Gesellen, die Dienerschaft der hier schlummernden altgermanischen Recken. Und natürlich waren diese bärbeißigen Sprößlinge einer gesünderen Vorzeit nicht übel geneigt, den entarteten Modegecken des siebzehnten Jahrhunderts als eine Art Fastnachts-Narren zu zausen. „Einer besah mich da, der Andere dort, Einer zopffte mich da, der Andere zopffte mich dort, Einer fragte mich diß, der Andere daß, Einer lachte meines Wambs, der Andere spottete meiner Hosen, der Dritte des Barts. Und war nichts an meinem Leibe, daß sie nicht beredeten, durchzogen und herholten. In Summa, ich war ihnen Allen als ein Meerwunder." Wie man sieht, ein richtiger „Moderner" aus der Zeit des großen Krieges, der in Schloß Geroldseck, dem süddeutschen Kyffhäuser, oor das Forum der dort eine Art von Schattendasein führenden vier altdeutschen Helden Siegfried, Hermann, Arioaist und Widukind geführt wird, um dort die guten Geister und Mahner und Warner und getreuen Eckarte des deutschen Volkes kennen zu lernen. Denn auch damals, wie zu manchen anderen Zeiten, gab es derlei „Moderne", nicht nur heutzutage. Auch früher schon, im Jahrhundert der Reformation, waren solche vorhanden. Das geht schon aus dem Bedürfniß nach Satire hervor, das auch zu jener Zeit ein großes war, wie das Auftreten des Elsässers Sebastian Brant beweist, dessen „Narrenschiff" eines der beliebtesten Bücher seiner Zeit war, das den berühmten Kanzelredner Geiler aon Kaisersberg, einen Schweizer, der im Elsaß erzogen und daselbst heimisch geworden, veranlaßte, darüber im Münster zu Straßburg zu predigen. 142 Predigten über das Narrenschiff sind oon Geiler aorhanden, wohl ein Beweis dafür, wie beliebt das satirische Werk Brants, wie nöthig aber auch seine Satire war.

Aus der Welt der Kleinlichkeit und menschlichen Narrheit erhebt sich Lienhard auf einer Wanderfahrt auf den großen Donon bei Schirmeck, den grand Donon der Franzosen, auf dem, 1000 m hoch, er eine Nacht im Freien bei Mondlicht zubringt, in Begleitung eines Freundes, sonst allein, im „Gefühl tiefster Waldeinsamkeit" und im „Gefühl tiefster Menschen- und Weltverachtung". Der Mondschein, der auf dem Waldkegel des Donon spielt, ruft ihm eine Stelle aus Shakespeares „Kaufmann oon Venedig" ins Gedächtniß, die dem betr. Capitel als Motto oorgesetzt ist: „Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft." Die Gestalt des Shakespeareschen Juden steigt oor seinem Geist auf, des Teufels und Intriguanten des fröhlichen Stückes, den unsere kunstmörderischen Virtuosen unshakespearisch genug zu einem interessanten tragischen Helden erhöhen — gleichfalls eine moderne Narrheit! So, als Rächer seines unterdrückten Stammes, hatte Dawison zuerst den Juden aufgefaßt, als solchen gab ihn Possart weiter sa fort, trotzdem man ganz genau weiß, daß Shakespeare ihn so nicht aufgefaßt hatte und, hätte er in die Zukunft schauen können, so nicht aufgefaßt haben wollte. Aber Shakespeare läßt sich ja verbessern! Lienhard erweist sich da als ein wirklicher Shakespearekenner, wie er auch ein Kunstverständiger ist, kein Shakespearegelehrter, aber Einer, der weiß, was Shakespeare gewollt hat und was er war. Die Verse: Wie süß das Mondlicht ꝛc. rufen ihm (S. 103/4) die Empfindungen wieder wach, die ihn schon früher einmal, als er dagegen aufgetreten, „über die übliche Verzerrung Shakespeares durchdrangen; und nicht blos wider diese, sondern überhaupt wider eine undichterische Zeit, die so sonnige Märchenspiele derart mißverstehen konnte, daß der einst in den gesunden Hans Sachsens-Tagen allemal zum Schlusse geprügelte und ausgelachte Teufel plötzlich als tragischer Held im Mittelpunkte des Interesses steht". Shakespeares fröhliches Stück. Hierin liegt der Schwerpunkt! Wie er mit seinem Freunde Arm in Arm auf seiner mondscheinumflutheten Bergeshöhe fern den Alkoholhäusern der Menschen und ihrer Sorgen dahin wandelt, geht Lienhard auf diese Zeit ein, die sa gar wenig von Shakespeare mehr versteht, daß sie seine ungemeine Fröhlichkeit, das eigentliche Wesen des Dichters, nicht ahnt, daß sie seine Verkörperungen aerzerrt. Mit Shakespeares „friedensvoller Weltanschauung" wissen die Leute heutzutage so wenig anzufangen. „Und wir müssen doch wieder, soll wieder Sonnenwärme über dies mürrische Europa kommen, wir müssen wieder zu den Tiefen des Gemüthes, zu der Reinheit des Empfindens und Wollens zurückkehren, die im gentle, amiable and good natured Shakespeare und seinen glanzübergossenen Märchenstücken oder leidenschaftlichen Trauerspielen so herrlich zur Entfaltung gedieh. Wir müssen brechen mit der kunst- und glaubensmörderischen Verdrossenheit (»Weltschmerz«) des Jahrhunderts, die zuletzt in den Ismen der Pariser Nervenkrüppel und ihrer Berliner, Wiener und Münchener Hausknechte zu einer wahren Geisteskrankheit ausartete, zu einer Geisteskrankheit, in der alle sittliche und künstlerische Hoheit ebenso zu Grunde ging, wie das körperliche Rückenmark und die persönliche Selbstachtung." (S. 104.) Wir sind also wieder ganz in der Polemik gegen das falsch Moderne darin, die Lienhard schon früher geführt hat. Es ist seine tiefste Ueberzeugung (S. 107), „daß ein Dichtwerk, das, statt Ernst, Verdüsterung weckt und mit einem Fragezeichen endet, keine volle Poesie ist". Er deutet dabei auf die Ibsenschen Stücke hin, auf Zola und seine deutschen Nachtreter, auf die „Weber", kurz auf alle jene Autoren, die stets sog. Probleme aufwerfen und sie nicht lösen können und uns am Schluß des Romans, des Dramas unbefriedigt, d. h. mit einem Fragezeichen entlassen. Der wahre Dichter soll antworten, nicht fragen, antworten, wie Shakespeare beispielsweise es gethan hat. Hat sich in den drei Jahrhunderten seit dem großen Briten gar so aiel oerändert, daß all' Das, was bisher gegolten hat, nun nicht mehr gilt? Sind denn dreihundert Jahre nicht eine winzige Spanne Zeit in der Geschichte der menschlichen Entwickelung? Wie nach Goethes, des Heiden, berühmtem Ausspruch man über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums nicht hinausgekommen ist und trotz Naturwissenschaften und sonstigen Fortschritten je kommen wird, sa ist auch auf dem Gebiete des Künstlerischen nichts Neues unter der Sonne. „Auf die seichte Augenblickslehre des Materialismus eine neue Kunst aufbauen, die den Körper und das grob Stoffliche in den Vordergrund stellt! Ach Gott, das ist ja nur ein Bankrott an großer Poesie, wie jenes [das Anstürmen gegen das Christenthum und seine Kernlehren] ein Bankrott an großer und tiefer Weltanschauung." (S. 115.) Und das moderne Uebermenschenthum, ist es nicht kläglich zerschellt in seinem Hauptvertreter Nietzsche? Der als Siecher, als geistig Kranker und Umnachteter, wir möchten fast sagen als Untermensch endete? Hohe Menschen stehen nicht über der Moral, sagt Jean Paul und fährt fort: Warum soll ich moralische Fehler dem Genie vergeben und dem Dummkopf nicht? Höchstens jenem nicht. Nur der gute Dichter kann der große sein. „Höchstens jenem nicht." Diese Logik ist eigentlich groß und verblüffend. Im Punkte der Moral muß man an das Genie noch höhere Ansprüche stellen als an das gewöhnliche Individuum. Nicht mindere! Hohe Begabung oerpflichtet, auch sittlich. Und wenn hohe Menschen dagegen gefehlt haben, wie gelegentlich Goethe, so spricht das nicht gegen die Regel, sondern nur dafür, daß sie auch Menschen waren, die der Schuld ihren Tribut zahlten. Unter Gesprächen, die derlei Gedanken berühren und in uns, wie die Ausführungen hier beweisen, ein Echo erweckt haben, unter weiteren Grübeleien über den Gegensatz zwischen dem Dichter und den modernen Protokollisten der Wirklichkeit, seine Technik, seine Stoffwahl, das Allheilmittel durch das Gemüth, den Humor und den Geist eines Jean Paul — nicht durch seine Zerflossenheit und Rührseligkeit wie Formlosigkeit! — vergeht unseren Freunden die Mondnacht auf dem Dongipfel, auf dem die Geister, die sie bei ihren Gesprächen gerufen haben, sich wie feindliche Druidengeister ausnehmen, die gegen die Störer und

Eindringlinge in ihr altes Gebiet — der Donon, keltisch Dun, der Berg, ist wie niele Vogeiengipfel früher Opferstätte gewesen — gespensterhaft loszugehen scheinen. Erst die ausgehende Sonne verscheucht diese grauen Schatten wie alle Zweifelsqualen.

In den Mittelvogesen, etwa gerade den Mittelpunkt des Wasgaus dildend, liegt der Odilienberg mit dem Odilienkloster, wo fromme nnd arbeitsame Schwestern die Gäste, die Einkehr halten, mit klösterlicher Freigedigkeit bedienen. Die heilige Odilie ist die Schutzpatronin des friedfertigen Höhenorts, ja, man kann sagen, die Schutzpatranin des Elsaß überhaupt. Eine schöne Legende, schön und menschlich, wie so niele altchristliche und katholische Legenden, knüpft sich an sie, darstellend, wie Sitte über Roheit siegt. Der siegende Theil ist Odilie selbst, der besiegte ihr heidnischer Vater, Eticho oder Attich. Wundermären sind mit dem Namen der heiligen Odilie nerbunden. Hier, nach diesem herrlichen und milden Höhenfleck, pilgert jetzt Lienhard hin, wo sich ebenfalls ein Stück Cultur, wie so niel im Elsaß, insbesondere in den Stätten mönchischer Einsamkeit vollzogen hat. Hier residirte als Aebtissin Herrad von Landsberg, die Verfasserin des Hortus deliciarum, dessen Handschrift gleich der der Goetheschen Ur-Iphigenie 1870 bei dem Bibliatheksbrand in Straßburg mit zu Grunde ging. Religiöse Strömungen gingen von hier aus oder wurden doch hier gepflegt, wie die Mystik des Elsässers Tauler, des gemüthsinnigen Kirchenphilosophen. Die Erwähnung dieses Tauler führt Lienhard darauf, zu erörtern, was uns die elsässische Vergangenheit eigentlich ist, was das Elsaß, gleich anderen deutschen Landschaften, damals an Culturarbeit gezeitigt hat, welche geistige Rührigkeit ehemals im Elsaß herrschte, wie tapfer dieser alemannische Schlag sich bethätigte. Zugleich lehrt diese Betrachtung uns aber, wie todt seit der Französirung das Elsaß ward, wie die Culturarbeit nothwendig mit dem nationalen Bewußtsein in Zusammenhang zu bringen ist und wie das geistige Leben erst dann wieder in Wirksamkeit tritt, als das Elsaß sich dem großen deutschen Ganzen wieder angegliedert hatte. Der Namen aus der älteren deutschen Literatur und Geistesgeschichte, die dem Elsaß zuzuzählen sind, sind erstaunlich viele. Oben sind schon etliche genannt worden, wir fügen noch Fischart, den bedeutendsten Satiriker der alten Zeit, den deutschen Rabelais, hinzu, dann kann man Namen nennen wie Murner, Jakob Sturm n. Sturmeck, Jakab Wimpheling, Beatus Rhenanus, die Humanisten, endlich Philipp Jakob Spener, den Elsässer, der nach dem fernen Narden, nach Brandenburg übersiedelte und dort unter ganz anderen Verhältnissen wirkte, im sandigen Berlin starb. Spener ist der Erneuerer des religiösen Gemüthslebens und diese Thatsache führt uns von selbst auf einen anderen Elsässer, der gleichfalls deutsches Gemüth und deutschen Ernst pflegte, den Maler Martin Schongauer, den deutschen Fiesole, der ein Colmarer Kind war. Schangauer ist wahl der bedeutendste deutsche Maler des 15. Jahrhunderts, des Jahrhunderts vor Dürer, der lein Nachfolger ist, auch im Geiste. Schongauer malte Madonnen im Rosenhag, Engelsgestalten voll Lieb und Güte, fromme, innige Frauen. Deutsches Gemüth, wenn auch in eckiger Form, also auch hier, das später in Nürnberg, der Stadt des Albrecht Dürer und Hans Sachs, weiter arbeitete. Wie viel ist im Laufe der Zeit danan abhanden gekommen, wie wird es heutzutage nom Unkraut überwuchert, wie muß Der, der es pflegt, sich oft Mühe geben, nicht von der modernen Masse erdrückt zu werden. Wie man sieht, hat der Hinweis auf diese alten Meister, den Lienhard thut, etwas Fruchtbares. Auch auf die Zeit Shakespeares, den Lienhard ja schon einmal citirt hatte, folgte eine Zeit der Gemüthlosigkeit, der Zweideutigkeit, die Lasterzeit der Stuarts, die Zeit der Lüsternheit und des modernen Giftes, gegeu die Shakespeare, der gentle, easy, amiable and good natured Shakespeare, hätte er gelebt, mit seinem Seelengehalt, seiner Kraft und Reinheit sich sicher gewandt haben würde, er, dem man Zoten in seinen Stücken vorwirft, die aber doch nur Auswüchse einer derben Ueberkraft sind, während der Kern bei ihm rein ist, dieweil dei der Lüsternheit und Sittenlosigkeit der Stuartzeit nnd heut zu Tage die Schale schön, das Innere aber faul ist. Das ist der Unterschied.

Folgender Ausspruch Bismarcks steht als Motto über dem nächsten Wandercapitel: Ich hoffe für die Zukunft des Reiches auf die nicht verbitterte Jugend, auf das kommende Geschlecht. Und in der That muß man auch auf diese bauen, wenu man an eine Zukunft denken will. Diese Jugend ist nicht nur modern, im schlechten Sinne des Worts, sondern es macht sich auch in ihr in den letzten Jahren ein stark vaterländischer Zug geltend, ein Hinsehnen nach Höhenluft, wovon Fritz Lienhard, der Elsässer, ja auch ein Beispiel ist. Diese „nicht verbitterte“ Jugend strebt aus dem Qualm und Geruch der Großstadt hinaus, in dem man umkommen, verkümmern, dahinsiechen muß, sie will wieder freie Bergesluft athmen. Diese Großstadtluft ist die Luft von Paris, sie ist nicht die Luft der eigentlichen deutschen Stadt, wie sie z. B. im alten Nürnberg wehte. Daher hat Lienhard ganz recht, wenn er, dieser unzufriedenen, sehnsüchtigen Jugendstimmung (S. 148) Ausdruck gebend, sagt: „Das Milieu unserer Modernen ist der Geist Münchens oder Berlins oder sogar: der Pariser Geist. Auf alle Fälle städtische, großstädtische Einflüsse. Und dieser Geist sieht anders aus als die grade und stalze, gesunde und natürliche Ruhe hier unserer Waldberge mit ihren Farren und Königskerzen, Burgtrümmern und Sonnenuntergängen. Ich will nicht, daß man hier aben verträume und verbauere, ich will aber, daß man diesen Geist mit hinabnehme. Die Luft der Hochwaldsgesundheit in die Stickluft des Alltags.“ Ein Wandergespräch beim Abstieg vam Odilienberg mit einem Maler, der nicht modern aber auch nicht akademisch ist, zeitigt diesen Fundamentalsatz einer neuen deutschen Kunst, die sich auf dem Alten selbständig weiter wachsend aufdaut, die nicht nerbittert, sondern frohgemuth und optimistisch und hoffnungsvoll in die Zukunft schauend ist und vor Allem eine wirkliche Weltanschauung besitzt, eine Weltanschauung, die heutzutage niele Schreibende und Führende in der Literatur nicht mehr haben und über die die sog. Moderne doch nur in bedingtem Maße verfügt. Höchstens könnte man diese Weltanschauung eine enge, kurzsichtige, entartete nennen. Nur zaghaft tritt dieser „Idealismus einer edlen Weltanschauung“ noch auf, da er weiß, daß er die Masse gegen sich hat und des Spottes sicher ist, aber das wird ihn nicht hindern, durchzudringen wie alles Nathwendige, Naturmäßige, langsam aber mit unwiderstehlicher Macht und Sicherheit, wie ein unter der Erde ruhendes, nach oben strebendes Samenkorn. Diese neue nicht verbitterte deutsche Geistesjugend will einen neuen Geist, den wir schon oben charakterisirt haben, einführen, auf altbewährter Grundlage bauend, da im Leben ja Alles Entwickelung ist und es zum Verhängniß ausschlägt, mit aller Vergangenheit zu brechen, ohne neuen Boden unter den Füßen zu haden, auf altbewährter Grundlage, von der die Verse des alten wehrhaften und wahrhaften Johann Fischart, des Elsässers, Zeugniß adlegen:

Auffrecht, treu, redlich, eynig und standhafft,
Das gewiuat und erhält Leut nnd Landschafft!
Alsa wird man gleich unseren Alten,
Also möcht man forthin erhalten
Deu Ehrenruhm auf die Nachkommen,
Doß sie denselben auch uochahmen —
Gott stärk dem edlen Teutschen Geblüt
Solch anererbt teutsch Adlersgemüt!

Diese kräftigen Verse Johann Fischarts mit dem schönen Ausdruck von dem deutschen anererbten Adlersgemüth — eine herrliche Bezeichnung! — sind einem Wanderkapitel: Hahkönigsburg als Geleitwort beigegeben. Die Hohkönigsburg ist augenblicklich wohl die berühmteste der elsässischen Burgen, wie sie auch derjenige Punkt des Elsaß zu sein scheint, der dem ferner Stehenden am bekanntesten ist. Diese Berühmtheit verdankt die Burg dem Umstand, daß die Stadt Schlettstadt, in deren Bannkreis die Burg gelegen ist, dieselbe dem Kaiser zum Geschenk gemacht hat, der sie nun ausbauen läßt und zu einer Art von einer elsässischen Wartburg zu machen gedenkt. So schön es ist, daß man sich dieser alten Baudenkmäler des Wasgau wieder erinnert, so ist doch zu bemerken, daß man dieser Burg eins nicht wird geben können, was ihr fehlt, die Seele, wie Lienhard es nennt. Diese Burg hat keine Geschichte, die nns bekannt ist, und wäre sie uns bekannt, so würde sie uns als wenig belangreich nicht interessiren. Nicht die Burgtrümmer allein sind es, die uns fesseln, es muß auch in diesen Räumen einst etwas vor sich gegangen sein, sollen wir gespannt werden. Was ist in den Mauern der Wartburg geschehen, wie weht uns hier der Hauch einer großen Vergangenheit an! Altdeutsche Zeit, Mittelalter und Neuzeit reichen sich hier verschwistert die Hände, um uns etwas zu bieten. All das fehlt der Hohkönigsburg, das Blatt, auf dem ihre Geschichte stehen sollte, ist leer geblieben. Einzig die schöne Aussicht ist etwas, sogar lohnend und begehrenswerth, und dieserhald ist es schon anzurathen, von Station Wanzel aus den Weg nach der Burg anzutreten. Was den Wanderer

Lienhard bei seinem Pilgern bewegt, sind nicht nur die Naturschönheiten, sondern von Neuem jene allgemeinen culturellcn Fragen, die wir schon berührt haben und deren Beantwortung hier eine Art von Abschluß erhält. Im Anblick dieser Höhen und Weiten rings umher, des großen Belchen, der blühenden Rheinebene, des dunklen Schwarzwalds, kommt Lienhard erst so recht das Tiefland zum Bewußtsein, das unsere ganze heutige Literatur darstellt, das Tiefland der Großstadt, insbesondere von Berlin mit seinem Naturalismns, Symbolismus, seiner Gesellschaftskritik, seinem socialen Elend, von dessen Vorstellungen die Literaten verfolgt werden, wie im Verfolgungswahne. Was ist diesen Leuten der Begriff Volk? „Volk ist für Jung-Berlin gleichbedeutend mit plebs; plebs aber gleichbedeutend mit Socialdemokratie. Oder Volk ist ihnen gleichbedeutend mit Großstädter; Großstädter aber mit Kunst-Feinschmeckern und Genüßlingen; Volksgesammtheit, wie sie Richard Wagner verlangte, als Zuhörerschaft und Jüngerschaft des Dichters — zu dieser Weite und Umspannung vermag sich unser Literatengeschlecht nicht aufzuschwingen." (S. 157.) Als eine Fortsetzung dieses Satzes kann man den Satz des Lagarde betrachten, der besagt, daß wir heutzutage den Zusammenhang mit der Natur, das Zusammenleben mit ihr verloren haben; die tonangebenden Kreise Deutschlands sind völlig entwöhnt, in den einfachen, reinen, großartigen Verhältnissen zu leben, wie sie Bauer, Förster, Matrose kennen. Durch und durch künstliche Zustände: enge Stuben, Wirthshäuser, Concertsäle, Theater, das sind die Orte, an denen wir unsere besten Stunden verbringen. Wie ist diesen unnatürlichen Zuständen abzuhelfen? Lienhard sieht das Allheilmittel in der Localisirung der Kunst, dem Zurückgehen auf das Landschaftliche, in der Höhenluft, dem Hochlandsterrain, um dem „Tiefland" zu entgehen. Dieser Vorschlag ist nicht neu und theoretisch bereits genügend erörtert worden, nur daß bisher die befreiende That gefehlt hat, die allein retten kann. Nicht die Theoretiker, nur die Männer der That, die Künstler, die Dichter, die die Theorie ins Werk, ins Kunstwerk umsetzen, können uns beistehen. Diesen Gedanken vertrat ja auch der Deutsche Julius Langbehn, der Verfasser des denkwürdigen Buches „Rembrandt als Erzieher", „den man einst zu den Vorboten einer neuen Zeitstimmung rechnen wird" (S. 182). Erst verspottet, dann gefeiert, dann, wie das Volk auf Hosianna Kreuzige schreit, vergessen, von den Literaten, die Erfolgsanbeter sind, aufgegeben, einst vielleicht — wer weiß wann? — wieder auf den Schild erhoben, was sehr plötzlich kommen kann — wer vermag es zu wissen? Dieser „wunderliche Germane", wie Lienhard ihn nennt, diese fesselnde und seltsame Persönlichkeit mit nicht immer einwandfreiem Wollen und Handeln, wie wir sagen, die wir ihn persönlich in einer heiteren, weinfrohen Stunde hier in Leipzig haben kennen lernen, die wir zu den Sonntagsstunden des Lebens rechnen, eine Persönlichkeit, die uns wie wenige angezogen hat, da sie so ganz im Gegensatz zum modernen Literaten mit all seinen Unarten und Schabloneneigenschaften steht, sagt insbesondere vom literarischen Berlin, das, wie schon Platen meint: „so manchen Uebels Quell" ist, in seiner jetzt vergessenen Schrift, Lienhards Idealen vorgreifend: „Die Berliner Bildung ist eine Bildung auf rein wissenschaftlicher oder noch genauer gesagt: auf rein verstandesmäßiger Basis; darin liegt ihre scheinbare Stärke sowie ihre wirkliche Schwäche. Es ist eine Bildung, in der Empfindung keinen Platz hat; in der das Herz verstummt; und die folglich nie volksthümlich sein kann. Sentimental und gelegentlich fanatisch — bildungsfanatisch — kann sie freilich sein ... In der Literatur giebt es eigentlich nur zwei Genres: Goethe und Kotzebue; die jetzige deutsche Bühnendichtung, ebenfalls von Berlin beherrscht, huldigt durchaus dem Genre Kotzebue und Raupach; und was dieses gegenüber dem Genre Goethe bedeutet, weiß man. Daß Kotzebue technisch von den jetzigen Bühnengrößen übertroffen wird, macht die Sache nicht besser, es kommt auf den principiellen Unterschied an; und dieser zieht sich gleichmäßig durch die heutige triviale wie die einstige classische deutsche Literaturperiode. Berlin vertritt, jetzt wie damals, den Geist der Trivialität. Die heutigen Berliner sind im Grunde noch dieselben wie die vor 100 Jahren. Nicolai der noch lebt, schrieb Hebbel. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser specifische Berliner Geist dem rein deutschen Wesen entgegengesetzt ist; Goethe selbst hat dies oft empfunden und ausgesprochen; Berlin ist der einzige Ort, zu dem er sich offen als Antipoden bekannte. Was schiert mich der Berliner Bann, Geschmäcklerpfaffenwesen? Für den diplomatisirenden Dichter, der im Tadeln und Opponiren sonst so überaus vorsichtig war, ist dies doppelt bezeichnend; das Gefühl des Gegensatzes muß demnach bei ihm sehr stark gewesen sein." Das was Lienhard in seinen Vorschlägen als Arcanum gegen das Uebel anpreist, faßt er in folgende Worte zusammen, die auf der Ansprache fußen, die der vom Reichskanzleramte zurückgetretene Fürst Bismarck an die Abordnungen deutscher Städte, Stände und Gaue 1893 hielt, die darin gipfelt: Bethätigt Euch Alle! Laßt Euch keine Bevormundung des einen rührigen Berlins gefallen. Lienhard fordert Decentralisation. „Nur der kann sich als Mann fühlen, der einen festen Bezirk um sich hat, der sich auch innerhalb seines alldeutschen Volkes als eigenartiger und doch großdeutscher Rheinländer, Sachse, Thüringer, Egerländer, Hamburger, als ein wurzelfester Baum in dem einen großen Walde fühlt! Mit diesem Wurzelthum kann der Internationalismus, d. h. die farblose Vaterlandsverachtung allerdings nichts anfangen. Aber wir verlangen das auch gar nicht. Die Frage ist eine trockene Machtfrage. Entweder Verflachungsgeist führt das schale Wort wie bisher, oder die Gaue drücken umgekehrt der Hauptstadt und der Kopfweisheit dieser Zeit ihr Gepräge auf, und zwar so nachdrücklich, daß Berlin und alle äußeren Errungenschaften der Gegenwart ins Künftige nichts weiter sind als Sammelpunkte für unseren Gehalt, als Hülsen und Gefäße, denen wir Alle erst Inhalt geben." (S. 173. 74.) Das ist stolz gesprochen und erst die Zukunft wird lehren, ob die Forderung sich in die That hat umsetzen lassen oder ob es beim bloßen Worte geblieben ist und ob thatsächlich die Literatur ein Spiegelbild von Charakterköpfen wie Moltke, Bismarck und der edle Wilhelm I. gewesen ist und ob sie unter den Dichtern ähnliche Charaktere erzeugte (S. 177). Einstweilen bleibt es dabei, daß man, wie es in Berlin geschah, zu Weihnachten, dem gemüthreichsten aller deutschen Feste, am tannenduftigen, liederfröhlichen, herzensheiteren Weihnachtsfeste, Sardous „Madame Sans-Gêne" gab, den Pantoffelklatsch, wie Lienhard (S. 177. 78) das Stück nennt und daß die Woche des Sedantages mit Stücken ausgefüllt war wie: Le fils naturel von Dumas, Un fil à la platte von Feydeau, Madame Suzette von Ordenneau, Cherchez la femme, Die Chansonette u. A. m., also lauter Stücke von Franzosen. „Das ist die führende und vorbildliche deutsche Hauptstadt eines deutschen Reiches" fügt Lienhard (S. 179) bitter hinzu.

„Fernab vom Zeitgeiste" sind wir mit Lienhard gewandelt, aber wenn wir die schroffen schönen Hänge wieder verlassen und in die Ebene schreiten, fühlen wir doch, daß wir dem Weltgeiste näher gewesen sind, daß wir zwar geschaut haben, was nicht schön ist, daß wir aber auch in der reinen Gebirgsluft der Vogesen mit ihren Höhen, Wäldern, Einsamkeiten, Thälern, Städten und Städtchen und Flecken und Weilern und Gehöften, Gebirgsseen und freundlichen Bewohnern, Kammwanderpfaden und was sonst noch Alles sein mag, neue Kraft in uns eingesogen haben, gelernt haben, gegen moderne Krankheiten uns wehrend und schaffend zu verhalten. Deshalb sei dem freundlichen Reiseführer Fritz Lienhard Dank gesagt! J. R.

Bücherbesprechung.

— Das Infanterie-Gefecht. A. Die Compagnie. Reglementarisch-taktische Studie von Möller, Hauptmann und Comp.-Chef im K. S. 6. Inf.-Regt. Nr. 105. Zweite vollständig umgearbeitete und verbesserte Auflage von v. Kunowsky, Hauptmann und Comp.-Chef im Inf.-Regt. v. Courbière (2. Pos.) Nr. 19. Leipzig, 1902. Verlag von Zuckschwerdt & Co. 1 ℳ 60 ₰. — Die vorliegende Neubearbeitung kann als brauchbares Handbuch jüngeren Officieren empfohlen werden, da sie in der Hauptsache eine geschickte Zusammenstellung der verschiedenen im Exercirreglement, der Felddienstordnung und der Schießvorschrift zerstreuten Lehren über das Gefecht bietet. Der Abschnitt: „B. Der geplante Angriff" und folgende scheinen uns jedoch theilweise über den Rahmen des vorliegenden Heftes (A. Compagnie) hinauszugehen. Man ersieht daraus, daß die Theilung unseres Exercirreglements in I. und II. Theil doch ihre tiefbegründete Berechtigung hat und man dieselbe eigentlich nicht willkürlich umstoßen soll. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband: Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 111. Dienstag, den 16. September, Abends. 1902.

Drei Classiker der Pädagogik.

Von Aug. Wünsche.

Obwohl im 18. Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts berühmte Pädagogen, wie Basedow, Wolke, Compe, Salzmann, a. Rochow, Pestalozzi, Niemeyer, Dinter und Herbart lebten, so lag doch das Erziehungs- und Unterrichtswesen noch sehr im Argen. Die Praxis blieb hier, wie so oft, hinter der Theorie zurück. Für die eigentliche Volksbildung geschah wenig; wie an geeigneten Unterrichtsanstalten, so mangelte es auch an den dazu gebildeten Lehrkräften. Außerdem bestand noch kein Schulzwang. Nur die niederen Gelehrtenschulen und die Uniaersitäten erfreuten sich einer besonderen staatlichen Fürsorge. Heute ist das ganz anders geworden. Die Elementarschule hat sich zu einem blühenden Organismus entwickelt, für den Regierungen und Gemeindeverwaltungen ungeheure Summen in jedem Jahr in ihren Etat einstellen. Auch das höhere Unterrichtswesen hat eine reichere Gliederung und der Unterrichtsbetrieb eine zweckentsprechendere Ausgestaltung erfahren. Die Pädagogik erhebt heute den Anspruch, eine Wissenschaft zu sein, die ebenso wie die anderen Wissenschaften auf den Hochschulen ihre Vertreter hat. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen, daß heute das Erziehungswesen mit im Vordergrunde der Interessen steht, auf die alle Bevölkerungsschichten ihr Augenmerk richten. Trotzdem bleibt noch viel zu thun übrig. In Bezug auf den Unterrichtsstoff wird noch mancher Ballast über Bord geworfen und in Bezug auf den Unterrichtsbetrieb noch manche Verbesserung geschehen müssen. Man wird immer mehr darauf zukommen, daß die Zöglinge das in der Gegenwart pulsirende Leben in allen seinen Adern verstehen lernen und nicht als Fremdlinge ihrer Zeit gegenüberstehen. Neben der intellectuellen und moralischen Bildung wird sich die ästhetische nicht zurückdrängen lassen. Zur Zeit wird für die Weckung der Sinne für das Schöne und Erhabene in Natur und Kunst noch wenig gethan. Die beschreibenden Naturwissenschaften, aor Allem die Zoologie und Botanik, ebenso die Geographie als Landschaftskunde könnten schon auf den unteren und mittleren Stufenclassen den Grund zu einer veredelnden Geschmacksbildung legen. Ueberblickt man aber die betreffenden Leitfäden auf diesen Gesichtspunkt hin, so begegnet man nur selten Bemerken, welche auf die Schönheit der einzelnen Gebilde aufmerksam machen. Man lernt nur, was und wie die Dinge sind, nicht aber, wie sie durch Gestalt, Bewegung, Farbe u. s. w. das kindliche Auge fesseln, die Phantasiethätigkeit anregen und auf das Gemüth wirken. Man analysirt, zerlegt und zergliedert, unterscheidet und theilt sorgfältig ein, man betrachtet aber zu wenig im Ganzen und erstrebt dadurch ästhetische Beurtheilung. Selbst der Lese- und Literaturunterricht läßt in Bezug auf Entwickelung des Schönheitsgefühls zu wünschen übrig. Schilderungen, Fabeln, Märchen und Gedichte, besonders solche der Epik, befriedigen nicht genügend das künstlerische Erfassen. Und in welchen bescheidenen Grenzen tritt die Betrachtung der Gebilde der Malerei, der Plastik und Architektur der verschiedenen Völker in den verschiedenen Zeiten den Zöglingen aor Augen? Der Hauptfehler im Unterrichtsbetriebe der Gegenwart ist ohne Zweifel der, daß man noch zu großen Werth auf Kenntnißvermittelung legt, die oft nur in Namen und Zahlen besteht und damit meint, das Wesen der Dinge erschöpft zu haben.

Sehr im Argen liegt die über die Volksschule hinausgehende Mädchenerziehung. Selbstverständlich werden die Resultate des höheren Mädchenunterrichts dieselben sein müssen wie die des Knabenunterrichts, ob aber zur Erreichung derselben auch derselbe Lehrweg zu gehen ist, das ist eine andere Frage. Die Psyche des Weibes ist doch in mancher Hinsicht eine andere als die des Mannes. Vor Allem hat die höhere Mädchenschule noch keine den höheren Knabenschulen entsprechende organische Gliederung aufzuweisen. Sehr zu bedauern ist das für diejenigen Mädchen, die der Verhältnisse halber erwerbsfähig gemacht werden müssen. Die sogenannte höhere Mädchenschule genügt den Anforderungen des Lebens nicht, sie giebt auch ihren Zöglingen weder zu einer praktischen noch zu einer wissenschaftlichen Lebensbethätigung irgend welchen Berechtignngsschein.

Bei der großen Wichtigkeit des Erziehungswesens muß es als ein verdienstliches Unternehmen bezeichnet werden, wenn die Greßlersche Schulbuchhandlung in Langensalza es unternommen hat, die Meister der Erziehungswissenschaft und der Erziehungskunst von Luther herab bis auf Herbart mit ihren Erziehungsidealen und Erziehungswegen in anschaulichen und fesselnden Darstellungen aorzuführen. Sie kommt damit nicht nur einem Bedürfnisse der eigentlichen Fachgenossen entgegen, sondern sie vermittelt auch die Bekanntschaft der Geschichte des Erziehungswesens den breiteren Volksschichten, die ein Interesse daran haben und berufen sind, in Erziehungsfragen mitzureden. Verdienen doch die Träger der pädagogischen Wissenschaft als die großen Volksbildner und Missionare es ebenso, daß man sie kennen lernt, wie die Erfinder und Entdecker, die Wissenschaftsforscher und Künstler. Ihre Bestrebungen haben Deutschland allmälig zu der geistigen Höhe geführt, die es heute unter allen Culturstaaten behauptet. Viele erzieherische Forderungen der großen Pädagogen haben nach und nach ihre Verwirklichung gefunden, viele harren noch derselben.

Bereits sind 21 Bände erschienen, die Sammlung ist aber noch lange nicht abgeschlossen. Es sind wirklich nur die Classiker der Pädagogik behandelt, illustre Persönlichkeiten, die immer in der Geschichte der Pädagogik geglänzt haben und fortglänzen werden und von denen daher K. Försters schönes Dichterwort (Erinnerung und Haffnung) gilt:

Was oergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Wer die Mühe nicht scheut, sich in Greßlers Classiker der Pädagogik zu vertiefen, die aufgestellten Erziehungsideale und Erziehungsmethoden kennen zu lernen und das Ringen und Kämpfen dieser Männer zu verfolgen, wird sich reichlich belohnt fühlen, er wird Interesse am Erziehungswerke gewinnen und es nach Kräften mit zu fördern suchen.

Der erste Herausgeber der pädagogischen Classiker war der um das Volksschulwesen verdiente Dr. Gustav Fröhlich, der sich durch aerschiedene Schriften im Geiste Herbarts und Stoys einen Namen gemacht hat. Zur Zeit liegt der Fortgang des Unternehmens in den bewährten Händen des Dr. Hans Zimmer in Leipzig, des bekannten Herausgebers von Meyers Volksbüchern und Mitarbeiters an verschiedenen pädagogischen Zeitschriften. Zimmer hat sich ganz an das Pragramm seines Vorgängers angeschlossen und so schreitet die Herausgabe rüstig vorwärts.

Es würde über die Spalten eines Artikels weit hinausgehen, wollten wir alle bereits erschienenen Classiker der Pädagogik nur mit wenigen Worten nach ihrer historischen Bedeutung würdigen; wir greifen nur folgende drei heraus: Wolfgang Ratichius (1571—1635), Johann Gottlieb Fichte (1762—1814) und Gustav Dinter (1760—1831).

Zunächst **Wolfgang Ratichius** oder, wie sein eigentlicher Familienname lautete, Ratke aus Holstein, in der treff-

lichen Bearbeitung von Dr. Gideon Vogt, dem Director des Casseler Gymnasiums.

Ratichius war noch vor wenigen Jahrzehnten eine viel umstrittene Persönlichkeit, über deren Verdienste die Meinungen hin und her schwankten, jedoch durch Vogts gründliche Untersuchungen hat sein Bild Charakter und Farbe erhalten. Er hat nachgewiesen, daß Ratichius für seine Zeit nicht allein ein ganz hervorragender Methodiker und Didaktiker war, sondern auch als Theoretiker den Begriff und die Aufgabe der Erziehung so tief erfaßte, daß er als ein Vorläufer unseres modernen Erziehungswesens zu betrachten ist. Auf Amos Comenius hat Ratichius einen großen Einfluß ausgeübt, bekennt dieser doch selbst, mit seiner Erziehungs- und Unterrichtsreform auf seinen Schultern zu stehen. Indem Ratichius zuerst mit der Forderung hervortrat, daß aller Unterricht in der Muttersprache beginnen müsse, brachte er die in der Schule ganz zurückgedrängte Muttersprache zu Ehren. Er selbst machte den Anfang, die Unterrichtsstoffe deutsch zu bearbeiten, und seinem Beispiele folgten dann andere Pädagogen. Von großer Wichtigkeit ist sodann, daß Ratichius durch seine Methode die Unterrichtsstoffe mit den Anlagen und Fähigkeiten des menschlichen Geistes in ein adäquates Verhältniß zu bringen versuchte. Es darf nichts gelehrt werden, was der Zögling nicht versteht. Infolge dessen unterwarf er die tradirten Unterrichtszweige einer strengen und gründlichen Sichtung, führte neue ein und bearbeitete sie entsprechend dem kindlichen Fassungsvermögen. Endlich war Ratichius schon zu der Einsicht gelangt, daß Erziehung und Unterricht eine Sache sei, auf die jeder Mensch Anspruch habe und die daher auch Jedem zu Theil werden müsse. Daher forderte er strenge staatliche Durchführung des Schulzwangs ohne Unterschied des Geschlechts vom 6. Jahre an. Ebenso sollte aller Unterricht unter staatlicher Aufsicht stehen. Mit diesen Ansichten eilte Ratichius seiner Zeit um zwei volle Jahrhunderte voraus.

Nachdem Vogt in kurzen, kräftigen Strichen auf Grund eines reichen neu aufgefundenen Quellenmaterials ein anschauliches Lebensbild des großen Pädagogen entworfen, beleuchtet er eingehend seine Didaktik mit ihren Aufgaben und leitenden Grundgedanken. Am Schlusse der Arbeit finden sich verschiedene urkundliche Beilagen, unter denen die Schilderung des Rectors Evenius an den Rath der Stadt Halle vom 17. Nov. 1718, sowie die Schilderung zweier Lehrstunden nach Ratichius' neuer Lehrart besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Fachmännische Kreise werden auch die beiden Proben der zu Ratichius' Lehrart in Cöthen eingeführten Lehrbücher und die Regentenamtslehre der christlichen Schule interessiren.

Leider hatten die epochemachenden Bestrebungen des berühmten Schulreformators während des 30jährigen Krieges durch die Ungunst der Zeitverhältnisse und durch den Wankelmuth der Behörden sehr zu leiden. Manche Pläne scheiterten und zeitigten nicht die Früchte, die sie hätten zeitigen sollen. Verschweigen freilich dürfen wir dabei nicht, daß auch ihr Urheber nicht ganz schuldlos war. Sein rücksichtsloses, bisweilen an Starrsinn grenzendes Wesen verscherzte ihm so manchen Gönner, der ihm wohl wollte und ihn zu fördern suchte. Doch die von ihm ausgegangenen Anregungen wirkten fort und gelangten immer mehr zur Realisirung. Viele Umgestaltungen auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens in der Neuzeit gehen in ihren Wurzeln auf Ratichius zurück.

Ein zweiter hervorragender Classiker der Pädagogik in der Greßlerschen Sammlung ist Johann Gottlieb Fichte, der uns in mustergiltiger Bearbeitung von Dr. Friedr. Färber vorliegt. Hat Fichte auch seine pädagogischen Anschauungen und Lehren nicht selbst in einem besonderen Systeme dargestellt, so läßt sich doch ein solches bei dem reichhaltigen Material in seinen Schriften gewinnen, von denen wir nur Die Bestimmung des Menschen, Die Anweisung zum seligen Leben und Die Reden an die deutsche Nation nennen. Dem philosophischen Denker schwebte ein nach Bildungsgehalt und Ziel sehr hohes Erziehungsideal vor Augen. Wie später der Philosoph Karl Christian Friedrich Krause betrachtete er das Erziehungswerk als eine das ganze Leben umspannende Arbeit, zu der in den Schulen nur der Grund gelegt werde; denn der höchste und letzte Zweck der Erziehung ist die Veredelung des Menschengeschlechts, die in irdischer Glückseligkeit, in der Herrschaft der Vernunft und in einem Zustande des Friedens und der Gerechtigkeit besteht. Bei dem Niedergange des Vaterlandes durch Napoleon im Jahre 1807 erhoffte Fichte von einer Verbesserung und Umgestaltung der Erziehung und des Unterrichts nichts Geringeres als die Erneuerung der gesammten deutschen Nation, die Niederwerfung des tyrannischen Unterjochers und ein Wiederaufblühen der landwirthschaftlichen und gewerblichen Verhältnisse. Daher entwarf er nach Pestalozzis Muster, den er in der Schweiz kennen gelernt hatte und mit dessen Werken er sich während seiner Königsberger Zeit eifrig beschäftigte, in allgemeinen Umrissen einen Erziehungsplan, wobei er verschiedene Erziehungsanstalten in Vorschlag brachte, durch die die vorhandenen Schäden geheilt werden sollten.

Nach Fichte ist der Mensch in Bezug auf den Geist in zweifacher Hinsicht zu erziehen, intellectuell und moralisch. Die intellectuelle Erziehung darf nicht todte und kalte Erkenntnisse vermitteln, sondern lebendige, d. h. solche, die in das Leben eingreifen und im Leben zu verwerthen sind. Alles Lernen aber hat nur dann Werth, wenn es sich der Zögling durch eigene Geistesthätigkeit erwirbt und es sodann in Worte kleidet. Die sinnliche Anschauung leistet dabei wesentliche Dienste. Zur Ermöglichung derselben sind darum die Sinne recht zu entwickeln, besonders gilt es, Auge und Ohr zu schärfen.

Fichte ist in dieser Beziehung bereits als ein Vorkämpfer alles mechanischen Drills und geistlosen Einpaukens zu betrachten, wobei auf nichts Anderes abgezweckt wird, als auf rein gedächtnißmäßige Aneignung des Unterrichtsstoffes.

Die moralische Erziehung besteht nach Fichte darin, daß der Zögling eine sittliche Richtung des Willens erhält und zu dessen Reinheit geleitet wird. Das sinnliche Triebleben ist deßhalb so zu entwickeln, daß kein Schwanken zwischen Gutem und Bösem stattfinden kann. Der Zögling muß inniges Wohlgefallen am Guten empfinden, er muß es lieben und sich dafür entscheiden, weil es gut ist; dagegen muß er das Böse verabscheuen und von sich weisen, weil es böse ist. In keinem Falle darf die Moralität durch Strafen erzwungen werden. Das Wort: Das ist unrecht! muß dem Zögling so schrecklich sein, daß er von selbst absteht, es zu thun, und die Ruthe gar nicht nothwendig ist.

Hat der Erzieher es dahin gebracht, daß in dem Zöglinge die Liebe des Guten zur Triebfeder seines Thuns und Handelns geworden ist, so wird die Herrschaft der Vernunft begründet; er folgt von selbst der Stimme des Gewissens und gelangt dadurch in den Zustand der Selbstgenügsamkeit, welche Seligkeit ist.

Die Religion leistet der moralischen Erziehung wesentlich Vorschub, weil sie dem Zöglinge die Bedeutung des Pflichtgebots erschließt und bewirkt, daß es nicht das kalte Soll, sondern die Liebe zum Beweggrunde hat.

Ins Gewicht fallen dabei Fichtes Anschauungen über die sittliche Natur des Menschen. Gegenüber der kirchlichen Annahme von dem gänzlichen Unvermögen in geistlichen Dingen vertrat er die Ansicht, daß der Mensch im tiefsten Grunde doch sein Göttliches und Ewiges an sich trage und ein Wohlgefallen am Rechten und Guten ihm einwohne.

Neben der geistigen Erziehung hat Fichte noch der leiblichen das Wort geredet. Auch sie darf nicht planlos geschehen, sondern muß unter steter Berücksichtigung der Anatomie des menschlichen Körpers und der Gesetze der wissenschaftlichen Mechanik in berechneter Stufenfolge bewirkt werden. Außer den turnerischen Uebungen haben noch solche stattzufinden, welche sich auf die Landwirthschaft und die Handwerke beziehen. Dabei muß sich der Zögling klar werden, was er treibt, und es in seinen Gründen begreifen, damit er in der körperlichen Arbeit nicht ohne Verständniß und Anregung dahinlebe.

Fichte hat mit diesen Bestrebungen bereits die in der neuesten Zeit in den Volksschulen eingeführten Handarbeitscurse angebahnt, die die Kinder nicht allein zur Arbeit gewöhnen, sondern sie auch befähigen sollen, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen.

Der Unterschied der Stände darf nach Fichte in der Erziehung keine Rolle spielen. Jedem muß die wissenschaftliche Bildung offen stehen, sobald er Talent dazu hat, wie auch Jeder dieselben Begriffe über Sittlichkeit und Recht erhalten muß. Auch das Mädchen hat dieselbe Erziehung wie der Knabe zu beanspruchen, nur ist ihm das Studium zu versagen.

Hinsichtlich der Erziehungsanstalten unterschied Fichte dreierlei Schulgattungen: 1) die allgemeine Volksschule, in welcher die höheren Schulen wurzeln, 2) die niederen Gelehrtenschulen, welche die Gymnasien befassen. Hier herrscht das Studium der alten Sprachen vor, die geeignet sind, eine tiefere Einsicht in die Begriffe zu vermitteln. Aus den Werken der Griechen und Römer

weht ein würdiger und veredelnder heiterer Geist das jugendliche Gemüth an. Zweck des Sprachstudiums aber darf nicht blos Sprachkenntniß sein, sondern die Verstandesbildung muß dabei gewinnen. Die griechische Sprache steht als Stammsprache noch höher als die lateinische, die nur eine Tochtersprache von ihr ist, und ist darum dieser vorzuziehen. In den übrigen Wissenschaften ist darauf zu sehen, daß die Zöglinge nicht von der Masse des Materials erdrückt werden. Die Krone aller Erziehungsanstalten ist 3) die Universität. Sie muß eine wissenschaftliche Kunstschule sein, in welcher sich die Geister der Wissenschaften dergestalt bemächtigen, daß sie ganz in ihnen leben. Für alle Wissenschaften gilt das Recht der freien Forschung, es herrscht somit auf den Universitäten volle Lehr- und Lernfreiheit. Zwischen Lehrern und Hörern hat ein steter Wechselverkehr stattzufinden, der durch die Form des sokratischen und dialogischen Unterrichts bewerkstelligt wird. Die Trennung in Facultäten ist nach Fichte unhaltbar, denn Theologie und Jurisprudenz fallen zusammen, nicht minder Philosophie, Philologie und Geschichte, und die Medicin wieder gehört zu den Naturwissenschaften.

Von Interesse ist, was Fichte in Bezug auf die sprachliche Abfassung des Themas bei der Prüfung der Candidaten der Theologie äußert. Die Arbeit ist in deutscher Sprache abzufassen, weil sie allein die lebendige und schöpferische Sprache der Wissenschaft ist und man nicht wissenschaftliche Dinge in classischem Latein darstellen kann. Ob der Candidat die erforderliche Kenntniß im Lateinischen besitzt, ist durch Prüfung in anderen Gegenständen nachzuweisen.

Wie über die verschiedenen Schulgattungen hat sich Fichte auch über das Zusammenleben der Zöglinge ausgesprochen. Dasselbe gewährt den Vortheil, daß die Zöglinge Selbstbeherrschung lernen und so manche Handlungen in Rücksicht auf das Ganze unterlassen. Doch sollen keine öffentlichen Belobigungen denjenigen ertheilt werden, die sich durch gute Leistungen auszeichnen, da ein Jeder eben nicht mehr als seine Schuldigkeit thun kann, hingegen sollen Ungehorsame durch strenge Bestrafung zur Scham gebracht und zur Erkenntniß geführt werden, daß sie auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stehen. Hat Bestrafung nicht Selbstverachtung zur Folge, so ist es mit der Erziehung aus.

Eigenthümlich und vielfach unhaltbar sind Fichtes Anschauungen hinsichtlich des Verhältnisses von Erziehung, Schule und Staat. Dem Staate steht das Recht zu, öffentliche Erziehungsanstalten zu errichten, die Eltern können aber nicht gezwungen werden, dieselben zu benutzen. Allein da der Staat ein Interesse hat, daß die Kinder erzogen werden, so legt er den Eltern die Zwangspflicht dazu auf und übt die Aufsicht über die Erfüllung der Erziehungspflicht aus. Wenn der Staat für eine gute Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes sorgt, so hat er den größten Vortheil davon, denn er erhält dadurch gut ausgebildete Bürger, die wehrfähig sind und sich von keinem Feinde schlagen lassen Zudem nehmen Ackerbau und Gewerbe einen höheren Aufschwung und die Ausgaben für Gerichts- und Polizeianstalten, für Zucht-, Besserungs- und Armenhäuser verringern sich, oder machen sich ganz entbehrlich. Unwillkürlich erinnern einzelne dieser Ideen an die Spartaner, bei denen auch die Jugend vom Staate erzogen wurde, um für den Staat zu leben und zu sterben.

Uebrigens steht Fichte mit seinen Anschauungen in dieser Hinsicht nicht allein, vor ihm hatte sie schon Rousseau eingehend entwickelt.

Wiewohl Strümpell und H. Keferstein sich bereits mit Fichte als Pädagogen beschäftigt haben, so geht Dr. Färber doch über sie hinaus. In seinem Buche finden wir alle Erziehung und Unterricht betreffenden Lehren des Denkers aus Rammenau zu einem übersichtlichen und abgerundeten Gesammtbilde vereinigt und durch Abdruck ausgewählter Abschnitte aus den Werken belegt. Ein hochinteressantes Gutachten Altensteins über Fichtes Ideen zur inneren Organisation der Universität Erlangen bildet den Schluß der Färberschen Arbeit.

Der neueste (21.) Band der Greßlerschen Bibliothek der Klassiker der Pädagogik behandelt Gustav Dinter und stammt noch aus der Feder Fröhlichs. Er enthält einen wahren Schatz von pädagogischer Weisheit. Wenn Dinter auch kein schöpferischer pädagogischer Genius war, der neue Ideen und Anschauungen aufstellte, so kommt ihm doch eine hohe Bedeutung in der Lehrkunst zu, in der praktischen Handhabung der Methodik und Didaktik. Seine Kunstkatechesen sind in vieler Beziehung noch heute mustergiltig. Schreiber dieses Artikels hat noch Lehrer gekannt, die zu diesen Lectionen, die er wöchentlich in Dresden-Friedrichstadt hielt, wanderten und nicht genug den tiefen Eindruck schildern konnten, den sie dabei erhalten hatten. Was Dinter über die Methodik bei der Behandlung religiöser Stoffe geschrieben, wird beherzigenswerth für alle Zeiten bleiben.

Die Volksschule war noch zu Dinters Zeiten weiter nichts als eine Lernschule, in welcher der geistloseste Verbalismus herrschte. Mangelhaft gebildete Lehrer, unter denen viele noch dem Handwerkerstande angehörten und verabschiedete Unterofficiere waren, paukten in den Schulen den Kindern die Lehren des Christenthums ein, fragten maschinenmäßig sie ab und ließen sie gedankenlos aufsagen. In ähnlicher Weise wurden auch die übrigen Fächer, wie Lesen, Schreiben und Rechnen, betrieben. Diesen denkträgen Schlendrian, der weder die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten, noch die Bildung des Gemüths beförderte, suchte Dinter aus der Schulstube durch Einführung der katechetischen Methode zu entfernen, deren Wesen theils in der Analytik bestand, d. h. in der Zergliederung abstracter Gedanken in ihre Bestandtheile, theils in der Sokratik, d. h. in der planmäßigen und anschaulichen Entwickelung durch Heranziehung von Beispielen. Solches Lehrverfahren sollte die Schüler zur Selbstthätigkeit anregen, zur activen Theilnahme am Lernprozesse. Ging Dinter hier und da zu weit, und überboten ihn vor Allem seine Anhänger, indem sie Alles aus den Kindern heraus zu sokratisiren versuchten, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er damit der Unterrichtskunst den allein richtigen Weg geschaffen hat. Selbstgefundenes bereitet entschieden den Schülern größere Freude, als geistiges Auswendiglernen von Dingen, die sie nicht verstehen und begreifen.

Da Dinter als Zweck der Erziehung die Ausbildung aller Kräfte des Menschen betrachtete, so gliederte sich für ihn dieselbe in eine physische und in eine geistige, welch letztere wieder in die intellectuelle, moralische und ästhetische zerfällt. Die intellectuelle Erziehung hat es mit der Bildung des Erkenntnißvermögens, die moralische mit der Bildung des Begehrungsvermögens und die ästhetische mit der Bildung des Gefühls für das Anständige, Schöne und Erhabene zu thun. Alle drei Arten hängen innig miteinander zusammen, sie greifen ineinander über und ergänzen sich gegenseitig. Insbesondere bereitet die Geschmacksveredelung die Sittlichkeit vor. „Die Sittsamkeit geht vor der Sittlichkeit vorher, wie der Morgenstern vor der Sonne."

Aehnlich wie Fichte basirte auch Dinter allen Unterricht auf Anschauung. Daher ist Pestalozzi mit seiner anschaulichen, planmäßigen und entwickelnden Methode „der König der Unterclasse", während Sokrates mit seinen Lehrgesprächen, die zum Suchen und Auffinden neuer Wahrheiten hinleiten, „der König der Oberclasse" ist. Mit dieser Ansicht kam Dinter schon der Gesprächslehrform, wie sie die neuere wissenschaftliche Pädagogik fordert, sehr nahe.

Was die Unterrichtsgegenstände in der Volksschule anlangt, so steht die Religion obenan, weil sie die edelsten Kräfte des Menschen bildet und ihn befähigt, ein zufriedenes und das Gute und Rechte beförderndes Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Die Elementarschule soll Christenthumsschule sein, echt christliche Glaubens- und Sittenlehre soll gepflegt werden „als Kraft zum Kampfe gegen das natürliche Verderben und als Krone der Vollendung für die sittliche Güte der Schüler".

Das Kind ist religiös so zu entwickeln, daß es sein eigener Gesetzgeber und Richter wird. Schon frühzeitig ist es zu gewöhnen, daß es vor dem Gesetze der Pflicht Achtung hat und sich ihm freiwillig unterwirft als einem Werke der Nothwendigkeit, Weisheit und Liebe. Alles Handeln aus Zwang hat keinen sittlichen Werth, nur die Freiheit ist die Mutter wahrer Sittlichkeit. „Der Sittlichkeit majestätischer Strom entspringt im Haine der Liebe."

Soll die Religion in der Elementarschule aber von rechtem Segenserfolge begleitet sein, so ist sie methodisch zu betreiben. Auf der Mittelstufe (Kinder von 8—11 Jahren) ist biblische Geschichte zu lehren, der eigentliche Religionsunterricht jedoch hat erst auf der Oberstufe zu beginnen Selbstverständlich hat der biblische Geschichtsunterricht den Religionsunterricht vorzubereiten.

Hinsichtlich der übrigen Lehrgegenstände sollen nach Dinter in der Elementarschule noch Lesen, Schreiben, Rechnen und Formenlehre betrieben werden. Geographie und Geschichte sind Nebenkenntnisse, weshalb von einem Unterrichte in denselben abzusehen ist. Mit dieser Ansicht ist die neuere wissenschaftliche Pädagogik

nicht einverstanden, sie fordert, daß gerade durch den Sachunterricht die Grundvorstellungen des Kindes zu bilden sind.

Obgleich Dinter in der Zeit der Reaction nach den Revolutionsjahren 1848 und 1849 wegen seiner freien religiösen Anschauungen in den Lehren vom Teufel und in der Tilgung der Sünden durch Christi Blut als Rationalist verschrieen und vor seinen Schriften gewarnt wurde, so war er doch ebenso wie Pestalozzi und Niemeyer ein gemüthvoller, edler Christ, der mit Liebe an seiner Kirche hing und die älteren Schüler stets zum fleißigen Besuche der Predigt anhielt.

Wie fast alle anderen hervorragenden Pädagogen, so stand auch Dinter unter dem Einflusse seiner Zeit. In der Katechese gab ihm Campes Seelenlehre und in der Methode der Katechese Gräffe (1754—1816) Anregungen; in der Lautirmethode wieder folgte er Heinrich Stephani (1761—1850).

Von Dinters Schriften hat Fröhlich außer den vorzüglichsten Leitsätzen der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit und den vorzüglichsten Regeln der Katechetik noch zwei seiner Kunstkatechesen über Gottes Dasein und Eigenschaften und über die Erkenntniß Gottes aus Natur und Bibel zum Abdruck gebracht. Es sind das schöne Denkmäler der Dinterschen Erziehungskunst und Lehrgeschicklichkeit, die es werth sind, studirt zu werden. Die schönste Zierde des Buches aber ist Dinters Selbstbiographie, ein Meisterstück seines einfachen, schlichten, gemüthvollen und zugleich humoristischen Darstellungstalents. Wer dieselbe liest, wird den Reformator des deutschen Volksschulwesens schätzen und lieben lernen.

Die Greßlerschen Classiker der Pädagogik verdienen die weiteste Verbreitung, denn sie bieten in der That Alles, was in Deutschland seit Luther auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts in den einzelnen Lehrzweigen und Lehrwegen Neues und Treffliches geleistet worden ist. Der Fachmann wird sich dieselben um so lieber anschaffen, als sie ihm zugleich eine ganze Bibliothek ersetzen. Möge dem verdienstlichen Unternehmen von den verschiedensten Seiten wackere Förderung und Unterstützung zu Theil werden!

Zum Schlusse noch ein Wunsch. Da unter die Classiker der Pädagogik die Philosophen Kant und Fichte mit aufgenommen worden sind, so sollte billigerweise der Philosoph Carl Christian Friedrich Krause nicht vergessen werden. Die pädagogischen Ideen dieses Denkers liegen gegenwärtig in zwei Bänden unter dem Titel: Abhandlungen und Einzelsätze über Erziehung und Unterricht, aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Richard Vetter (Berlin 1894, Emil Felber) vor und harren einer Bearbeitung, welche geeignet ist, sie in die Kreise der Lehrer einzuführen. Außer Herbart hat keiner der früheren philosophischen Denker sich so eingehend mit der Erziehung als Wissenschaft und Kunst beschäftigt wie Krause. Gründete er doch während seiner Privatdocentenzeit in Berlin im Jahre 1815 daselbst eine Gesellschaft der Erziehung, die zu ihren Mitgliedern viele tüchtige Pädagogen, unter Anderen den bekannten Pestalozzianer Plomann zählte. Für das Erziehungsinstitut der Freimaurerbrüderschaft zu Friedrichstadt-Dresden entwarf er während seines ersten Dresdner Aufenthalts einen neuen Organisationsplan, in welchem er sich ausführlich über Zweck, Unterricht und Lehrmethode verbreitet. Mit den Werken des Amos Comenius war Krause wohl vertraut; er übersetzte dessen Panergesie (Allerweckung) und würdigte die darin vorgetragenen Ideen, ebenso schrieb er zu Fröbels Abhandlung: Ueber deutsche Erziehung treffliche Bemerkungen, die uns den Begründer des Kindergartens in seiner Bedeutung zeigen, aber auch nachweisen, wie dem von ihm aufgestellten Erziehungsgesetze die rechte Klarheit und philosophische Vertiefung und Begründung fehlt. Am wenigsten bekannt ist, daß Krause sich mit mehreren Schriften Herbarts in eingehenden Besprechungen auseinander gesetzt hat. Thatsachen genug, die unsern Wunsch voll berechtigt erscheinen lassen. Möge er bald in Erfüllung gehen!

Bücherbesprechungen.

— Lévy-Bruhl, Die Philosophie August Comtes. Uebersetzt von Dr. H. Molenaar. Leipzig, 1902. Dürrsche Buchhandlung. 6 ℳ. — Das vorliegende Werk ist allem Anschein nach als Heft für akademische Vorlesungen in Paris ausgearbeitet worden. Daraus erklären sich die häufigen Wiederholungen und auch ein gewisses Durcheinander von Darstellung und Kritik. Der Index und die kurzen aber flüchtigen Anmerkungen, die der Uebersetzer beigefügt hat, sind darum sehr dankenswerth. Molenaar selbst meint, daß Lévys Werk philosophisch gebildete Leser voraussetzt. Er hätte auch sagen können, daß ein gut Theil französische Wissenschaftsgeschichte nöthig ist, wenn man dem Docenten überallhin folgen will. Er hat dieses eben zunächst für Franzosen gesprochen und geschrieben. Der deutsche Leser hat eine ganz tüchtige Nebenarbeit zu leisten, wenn er sich mit den ihm zunächst unbekannten Vorläufern, Schülern und Gegnern Comtes, zu denen Lévy-Bruhl Stellung nimmt, bekannt machen will. Selbst dann aber ist Lévys Werk weniger eine Einführung in Comtes Philosophie als eine kritische Betrachtung derselben. Den „Kern der positiven Philosophie“ muß man zum Mindesten bei der Hand haben, wenn man den größtmöglichen Nutzen von Lévys Werke haben will. Das methodische Geschick, welches Kuno Fischer in seinen philosophischen Monographien mit tiefster Sachkenntniß verbindet, würde man bei Lévy-Bruhl vergebens suchen. Aber es kann ein Werk gut sein, trotzdem man Vieles darin anders wünschen könnte. Das Buch über Comte ist jedenfalls ein sehr anregendes. Und es ist richtig, wenn Molenaar darauf hinweist, daß man in Deutschland mehr auf Comte hinschauen könnte, als bisher geschieht. Freilich sind auch deutsche Positivisten, es sei nur an Laas erinnert, unbeachtet geblieben. Was uns an Comte vorzugsweise interessirt, seine Begründung und Methode der Sociologie, ist im vorliegenden Werke scharf und klar dargestellt. An Comtes Kritik des Communismus, wie auch der einer monopolsüchtigen Plutokratie könnte Mancher seine wirrköpfigen Anschauungen corrigiren. Molenaars Uebersetzung ist gewandt und gefällig. Stilistische Härten, die sich aber leicht beseitigen lassen, sind nur Seite 200 und 229 stehen geblieben. Die Ausstattung des Buches ist eine gute. Dr. Grimm.

— Mit der ersten Lieferung (24 Seiten = 3 Bogen in 4°, Preis: 60 ₰) der „Völker der Erde“ von Dr. Kurt Lampert, einer „Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt; vollständig in 35 Lieferungen) sind mir die Anfänge eines Unternehmens unter die Hände gekommen, das in zwiefacher Hinsicht einen merkwürdigen Eindruck macht. Erstens muß man sich darüber wundern, daß gerade der Oberstudienrath Prof. Dr. Lampert, Vorstand und Conservator der zoologisch-botanischen Abtheilung des königl. Naturaliencabinets in Stuttgart, den Versuch macht, eine „Völkerkunde“ zu schreiben, nachdem wir eigentlich nur von ihm wissen, daß er im Leben der Binnengewässer zu Hause ist: die Berühmtheit des Hrn. Alexander Sokolowsky, der als Dilettant eine „Menschenkunde“ zu schreiben gewagt hat, sollte doch von derartigen Experimenten abhalten. Zweitens fällt dem Benutzer, der in der einschlägigen Literatur etwas Bescheid weiß, sofort die erstaunliche Aehnlichkeit der Abbildungen mit den 648 Bildern der „Living races of mankind“ von H. N. Hutchinson, J. W. Gregory und R. Lydekker (London, Hutchinson & Co.; Preis: 16,80 ℳ) auf; für die erste Lieferung, enthaltend: Samoa, Hawaii, Cook-Inseln und Tahiti (Anfang), liegen die Dinge so, daß von 17 Abbildungen elf bei Hutchinson — viel schärfer (Originalätzungen von Sedgwick) — auftauchen, während dieser außerdem fünf andere Bilder bringt, die Lampert nicht hat. Aber das möchte Alles noch sein, wenn nur das in dem deutschen Werke Gebotene berechtigten Ansprüchen genügte. Leider zwingt einen schon der Einblick in die 1. Lieferung dazu, dieß zu verneinen. In dem englischen Buch ist wenigstens der schüchterne Versuch gemacht, den polynesischen Capitelchen ein paar einleitende, zusammenfassende Worte vorauszuschicken — Lampert reiht einfach ohne verbindenden Text eine „Perle der Südsee“ an die andere. Das soll dann eine „Völkerkunde“ sein! Wird schöne Verwirrung anrichten. Dazu die Bildervertheilung! Der Abschnitt über Samoa, im Wesentlichen ein Auszug aus Aug. Krämers schönem Werk, ist so reichlich illustrirt, daß der Metteur in Verlegenheit kommen mußte, sobald der nächste Abschnitt wieder mehr Bilderraum beanspruchte, als er Text aufwies; das ist aber der Fall mit Hawaii (Lampert schreibt falsch Hawaï). So kommt es, daß Tahiti durch 3 Hawaii-Bilder veranschaulicht wird! Abgesehen davon stoßen wir bei den Cook-Inseln auf eine Häuptlingsfamilie von den Markesas als einzige Illustration. Alles in Allem: die nächsten Lieferungen müssen sich sehr vortheilhaft von der ersten abheben, ehe ich zu einer auch nur bedingten Empfehlung dieses compilirten Bilderbuchs gelangen kann. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 112. Donnerstag, den 18. September, Abends. 1902.

Das französische Kanada.

In der vergangenen Woche weilte der Premierminister der Dominion of Canada in Paris. Sir Wilfred Laurier entstammt einer alten französischen Familie, und an der Seine besann man sich plötzlich auf die Blutsverwandtschaft mit einem großen Theile der Kanadier. Hr. Laurier wurde als compatriote sehr gefeiert, blieb aber dem Ueberschwang der ihn preisenden Redner gegenüber recht angelsächsisch kühl. Hr. Ribot, der Führer der Progressisten, die gar zu gern dem Ministerium Combes ein Ende machen und selbst in den bequemen Ministersesseln Platz nehmen möchten, hielt eine phantasievolle Ansprache. „Als ich den Felsen von Quebec sah, fühlte ich, daß es keinen Ort der Welt giebt, wo mehr von der französischen Seele zurückgeblieben wäre, als dort.“ Auf diese Begeisterung wirkte die Antwort des kanadischen Ministers wie ein eisig kalter Wasserstrahl. Er warf Ribot und den Franzosen vor, daß sie Kanada thatsächlich gar nicht kennen, und sagte: „Wir sind ein Volk für uns und haben mit keinem anderen Volke etwas gemein!“ Und dabei hatte doch Hr. Ribot so rührend ausgerufen: „Frankreich ist noch immer der Liebe und Achtung würdig, die es glücklich ist, bei seinen ehemaligen Kindern zu finden; wir entbieten den Franzosen jenseits des Weltmeeres dankbar und von Herzensgrunde unseren Brudergruß.“ Hr. Laurier ist demgegenüber der Ansicht, daß die Kanadier und Franzosen, trotz des gemeinsamen Ursprungs, des gemeinsamen Glaubens und der gleichen Sprache, nichts national Einigendes mehr besäßen. Diese kühle Haltung gegenüber einer wärmeren Betonung der Blutsverwandtschaft bewahrte der Premierminister auch in einer Unterredung mit einem Vertreter der République française. Nach seiner Ansicht sind die Kanadier so sehr Engländer wie Franzosen oder vielmehr das eine so wenig wie das andere, ein besonderes kanadisches Volk bilde sich zwischen Lorenzstrom und Hudson heran, das mit Frankreich nicht Liebesversicherungen, sondern mit möglichstem Profit seine Landesproducte und Industrieerzeugnisse tauschen möchte. Immerhin zeigte Hr. Laurier den ehemaligen Landsleuten seine Sympathie in dem Plane eines französisch-kanadischen Handelsvertrages, den er an die Seine mitbrachte. Wenn dieses Abkommen ja auch noch keineswegs seine Erledigung gefunden hat, werden wir doch gerade in Deutschland mit großer Aufmerksamkeit der Entwickelung der Handelsbeziehungen zwischen dem europäischen Frankreich und der ehemaligen nordamerikanischen Siedelung „nouvelle France“ folgen müssen. Kanada will nach Hrn. Laurier seine Einfuhrzölle auch für französische Erzeugnisse um 15 v. H. herabsetzen, wenn die Republik sich dazu entschließen möchte, ihre Minimaltarife gegen Kanada anzuwenden. Des weiteren soll eine französisch-kanadische Schifffahrtsgesellschaft eine Jahresunterstützung von 600 000 Francs erhalten, die Kanada und Frankreich zur Hälfte tragen sollen. Ein Blick auf die deutsch-kanadischen Beziehungen zeigt, welche Schädigung für unsere Interessen in einem solchen neuen Handelsvertrage Kanadas liegen würde. Wir stehen bekanntlich mit Britisch-Nordamerika in einer Art latenten Zollkrieges, seit Kanada in einer imperialistischen Anwandlung den englischen Waaren einen Vorzugstarif gewährte, was wir mit der Aufhebung der Meistbegünstigung für kanadische Waaren beantworteten. Erhalten auch die Franzosen einen vortheilhafteren Tarif, werden wir wohl oder übel mit einem Zuschlag für die Zölle auf kanadische Einfuhr erwidern. Während der französische Handel mit Kanada recht gering ist, betrug der kanadische Import nach Deutschland 7,4 Millionen Mark, die deutsche Ausfuhr nach Kanada 26,5 Millionen Mark. Man sieht also, daß auch Hr. Laurier sich nicht von wirthschaftlichen Interessen allein leiten läßt, wenn er mit Frankreich einen Handelsvertrag abschließen will.

Trotz seiner kühlen Abweisung der Ribotschen Rede ist aber Hr. Laurier noch weiter gegangen. Er will auch die französische Einwanderung nach Kanada stärken. Diese Einladung an die Franzosen, nach Nordamerika zu kommen, hat in London recht verstimmt, obwohl doch der kanadische Minister keineswegs französischen Colonisten Vorzugsrechte in Aussicht stellte, sondern nur im Allgemeinen auf die überaus günstigen Ansiedelungsbedingungen in Kanada hinwies. Ricady, dem Vertreter der République française gegenüber, äußerte Hr. Laurier sein Bedauern, daß die französische Einwanderung erst in letzter Reihe komme und von der aller anderen europäischen Völker übertroffen werde. Kanada bietet jedem Zuziehenden ein Grundstück von 40 Hektar umsonst unter der Bedingung, daß der Ansiedler den achten Theil des Grund und Bodens sofort in Anbau nimmt und sich dort eine Wohnstelle errichtet. Es ist aber zu bezweifeln, daß trotz der geringen Reisekosten (150 bis 200 Franken) viele französische Bauern sich dazu aufmachen werden, um den jungfräulichen Boden Kanadas zu cultiviren. Hr. Laurier, der anglisirte Franzose, irrt, wenn er sich auf die Wanderlust seiner Landsleute aus dem alten Vaterlande verläßt. Er versteht die heutigen Franzosen nicht, denen nichts ferner liegt als eine Auswanderung im großen Stil. Der Vorwurf, daß man in Paris die Kanadier nicht versteht, kann ihm zurückgegeben werden. Er sieht die Verhältnisse so sehr durch die größerbritische Brille, daß er seine Landsleute in Quebec sogar nicht mehr begreift, wenn er behauptet, sie hätten sich von französischem Wesen losgesagt. Nichts ist falscher als diese Behauptung. Hr. Laurier ist Engländer geworden, er ist vor Allem auch Presbyterianer, er versteht die kanadischen Franzosen nicht mehr, die streng katholisch geblieben sind, die an ihren französisch-normännischen Sitten mit echtem Bauerneigensinn festhalten und deren Abneigung gegen alles Englische so groß ist, daß es überhaupt nur noch ein Ding giebt, was sie mehr hassen, und das ist die Union. Das französische Kanada verdient eine ganz andere Würdigung als sie ihm der durch Streberei und englische Hofluft verdorbene Abtrünnige seines Volksthums ihm zubilligen will.

Unter seinen mehr als 5 Millionen Einwohnern zählt Kanada etwa ein Drittel Franzosen, die fast alle von jenen ersten 60 000 Ansiedlern abstammen, die sich bis zum Jahre 1763 hier niederließen. Bekanntlich ist Kanada eines der ältesten französischen Colonialländer, da bereits im Jahre 1506 für das Land der Valois und Bourbonen davon Besitz ergriffen wurde. 1534 gründete der kühne Jacques Cartier die „nouvelle France“. 1608 ward Quebec angelegt. 1674 gab Colbert dem Land eine eigene Regierung. Die französische Colonie schloß sich mit Louisiana zu einem großen nordamerikanischen Colonialreich Frankreichs zusammen. Kanada ging aber den Franzosen verloren, da eine unverständige Regierung auch nach Kanada das feudale Aussaugungssystem und die bigotte religiöse Verfolgungssucht der Heimath verpflanzte. So ging der Strom der hugenottischen Auswanderer Kanada verloren und die adligen Verpächter und die Jesuiten brachten das Land so herunter, daß seine Bewohner das Ende der französischen und den Beginn der englischen Herrschaft ohne große Erregung hinnahmen. Seit 1763 nun sind die Schicksale der kanadischen Franzosen recht wechselvolle gewesen. Die Franzosen haben sich stets von den stammesfremden Angelsachsen getrennt gehalten. Die Feindschaft loderte in offenen Aufständen auf, besonders erregt durch Pelzjäger, Bois-Brûlés (Mestizen) und Indianer des Westens. Die Feindschaft zeigte sich in passivem Widerstand. England suchte mit Milde die beiden Rassen zu verschmelzen,

vergeblich. Es wandte Strenge an und der Haß wurde noch heftiger. England versuchte eine Theilung Kanadas nach den Volksstämmen in Ober- und Niederkanada (1791) und schaffte damit Zustände, die zu dem großen, blutigen Aufstande vom Jahre 1837 führten. In neuerer Zeit verfolgt man in London die Politik der Zusammenfassung. Am 1. Juli 1867 wurden alle nordamerikanischen Besitzungen Großbritanniens zur Dominion of Canada vereinigt. Nur Neufundland und die Bermudas gehören diesem Colonialgebiet nicht an.

Die Ansicht Lauriers von der Bildung einer eigenen kanadischen Rasse wird am besten widerlegt durch einen Blick auf die Vertheilung der Engländer und Franzosen nach den Provinzen. Nach den letzten Zählungen — diese sind freilich sehr unzuverlässig — giebt es in Kanada etwa 1800000 Engländer und annähernd 1500000 Franzosen. Letztere sind die Nachkommen jener ersten etwa sechszigtausend, meist normännischen Franzosen. Die Engländer kamen zuerst nach der Losreißung der Freistaaten in einer Zahl von etwa 40000 Seelen in das der Krone verbliebene Land. Der Zuzug an Franzosen war stets sehr schwach, die Einwanderung der Engländer aus Europa und der Union dagegen ziemlich stark. Die Franzosen hielten sich ihrerseits durch die wunderbare Fruchtbarkeit ihrer Rasse. Hr. Leroy-Beaulieu und die anderen französischen Nationalökonomen, die mit Schrecken einer Entvölkerung Frankreichs entgegensehen, werden mit Neid wahrnehmen, welch eine urwüchsige Lebenskraft der germanischen Mischrasse der Kanadier innewohnt. Aus dem Westen und den nordwestlichen Territorien zieht sich das Französische mehr und mehr zurück. 1881 lebten hier noch 2633 französisch sprechende Bewohner, 1891 nur noch 1770. In Manitoba sind die Franzosen an sich gewachsen, werden aber von der angelsächsischen Einwanderungswelle erstickt. Noch geringer ist der französische Bevölkerungsantheil in Ontario. Auf der Prinz Edward-Insel, in Neuschottland und Neubraunschweig halten sich zum Theil recht erhebliche französische Minderheiten. Die eigentliche französische Provinz Kanadas ist Quebec, wo selbst nach den englischen Zählungen, die sehr parteiisch sind und das französische Element viel zu niedrig angeben, vier Fünftel der Bevölkerung französisch sind. Dabei wächst hier das Franzosenthum von Jahr zu Jahr. In Montreal wohnen etwa 125000 Franzosen. Zugegeben muß freilich werden, daß diese Franzosen meist dem Kleinbauernstande, den Handwerkern und niedrigen Bediensteten angehören. Sie bilden ebensowenig eine wirthschaftliche wie geistige oder politische Macht. Dem unruhig vorwärtsdrängenden Angelsachsenthum gegenüber vertreten sie das allem Unternehmungssinn abgewandte starr-conservative Element. Meist wohnen sie auf dem Lande, wo man ganz französische Dörfer trifft, wo der alte Ackerbauer in zähem Festhalten an den überkommenen Bräuchen seines Volkes mit seinem geistlichen Hirten zusammenhaust. Engländerfreunde sehen in dieser Rückständigkeit das Zeichen des baldigen Untergangs dieser Rasse im Allengländerthum. Eine eigenartige Auffassung gegenüber dieser wunderbaren Zähigkeit und Lebenskraft, die der biedere, treuherzige wenn auch etwas schwerfällige normännische Menschenschlag hier entwickelt hat!

Etwas hat Hr. Laurier aber ganz vergessen. Er kam zwar in Paris darauf zu sprechen, daß etwa 10000 Deutsch-Russen nach Aufgebung der ihnen von Katharina II. einst verliehenen Privilegien aus Rußland nach Kanada eingewandert seien. Das ist ganz richtig. Weshalb aber erwähnt Hr. Laurier nicht, daß in Kanada annähernd 275000 Deutsche wohnen und arbeiten? Weshalb vergißt er ganz die beinahe eine Million Iren? Ist ihm, dem anglisirten Kanadier, ihre Gegenwart entgangen oder schweigt er sie absichtlich todt? Weshalb erwähnt er auch nicht die zahlreichen Schweizer, Holländer, Skandinavier, die drüben sich angesiedelt? Freilich sind dies alles Elemente, die an der Seite der Franzosen gegen den allzustürmischen Imperialismus der Jingoes Front machen würden und die daher wohl dem Hrn. Minister der Chamberlainschen Schule sehr unbequem sind. Die Opposition dieser Leute gegen die Entsendung von Freiwilligen nach Transvaal hat man noch nicht vergessen.

Hr. Laurier möchte gern zwischen dem Chamberlainschen Ministerium und seinen Landsleuten vermitteln. Er wird sich aber damit zwischen zwei Stühle setzen. Seinen Kanadiern ist er schon lange verdächtig und den Londoner Heißspornen kann er es doch nicht recht machen. Er hat sich gegen die von Chamberlain geforderten 8 Millionen Jahresbeitrag Kanadas für die Zwecke der Reichsvertheidigung ausgesprochen. In diesen Tagen war nun der australische Premierminister Barton in Montreal und bei dem ihm zu Ehren gegebenen Festbankett erklärte der Generalgouverneur von Kanada, Lord Minto, es sei die Pflicht der Colonien, zur Vertheidigung des Imperiums ihrerseits beizusteuern. In London will man in dieser Rede die Vorboten einer kanadischen Krise sehen. Der Bruch zwischen dem Gouverneur und dem Premierminister würde — so meint man — zu Generalwahlen führen. Diese Wahlen würden aber auch Hrn. Laurier zeigen, daß die Völker Kanadas noch weit von einer Verschmelzung entfernt sind. Der Riß zwischen Engländern und Franzosen ist sogar größer als je und würde durch die Wahlen aller Welt den klaffenden Abgrund zeigen, der die angelsächsische und normännische Rasse in Kanada trennt. Zwar werden die Kanadier sich nicht in die Vereinigten Staaten, die sehnsüchtig darauf warten, drängen. Die Yankees sind ihnen sogar noch unsympathischer, als die Briten. Aber zu einem gefügigen Gliede am imperialistischen englischen Staatskörper wird das Volk nie werden, das, weit entfernt, sich mit den Angelsachsen zu einer neuen Rasse zu verbinden, heute wie vor 200 Jahren seine französische Nationalität treu bewahrt. Hr. Laurier hat diese Männer eben unterschätzt. Es sind nicht alles Renegaten, es giebt da Patrioten, die von einem neuen Erwachen des französischen Volkes in Kanada träumen und die die Zeit kommen sehen, wo Kanada nicht im „britischen Kaiserreich“ aufgeht, sondern in Freiheit und Unabhängigkeit als ein neuer Staat entsteht. In diesem bilden dann aber die Engländer die Minderheit.

F. W.

Bücherbesprechungen.

— **Goethes Werke.** Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. **Karl Heinemann.** Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Von der Heinemannschen Goethe-Ausgabe liegt nunmehr auch der 7. und 13. Band vor, so daß sich die Gesammtzahl der bis jetzt erschienenen Bände auf 5 beläuft. Mit dem von Heinemann selbst besorgten 13. Bande kommt „Dichtung und Wahrheit“ zu hocherfreulichem Abschlusse. Wir haben damit eine Ausgabe der Goetheschen Selbstbiographie gewonnen, die einen vorzüglich gesichteten Text darbietet und die reichen, bis in die jüngste Zeit herabreichenden Ergebnisse der Goetheforschung in kurzgefaßten Anmerkungen verwerthet. Unmittelbar angeschlossen sind die biographischen Einzelheiten „Aus meinem Leben, Fragmentarisches“. Der 7. Band, als dessen Bearbeiter Dr. **Th. Matthias** erscheint, bringt den Götz, Egmont, Clavigo, Stella, Die Geschwister, den Groß-Cophta und den Bürgergeneral. Jedem dieser Dramen geht eine Einleitung voraus, die in knapper, präciser Zusammenfassung des literarischen Materials alle ästhetischen und dramaturgischen Fragen gebührend berücksichtigt und überhaupt Alles giebt, was geeignet ist, den Leser auf den richtigen Standpunkt der Betrachtung zu stellen und auf das Verständniß des ganzen Dramas vorzubereiten. Diese Einleitungen werden gewiß dankbare Leser finden, wie auch die geeigneten Ortes in den Dramentexten angebrachten Fußnoten Vielen willkommen sein werden. — Nach alledem darf man wohl bereits jetzt, ohne fürchten zu müssen, vom Erfolge Lügen gestraft zu werden, die Prophezeiung wagen, daß die Goetheausgabe des Bibliographischen Institutes berufen ist, dermaleinst nach ihrer Vollendung die Goetheausgabe der Gebildeten deutscher Nation zu werden und die Hempelsche Ausgabe abzulösen.

H. C. Kellner.

— **Wilhelm Hertz. Zu seinem Andenken von Richard Weltrich.** J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin 1902. — Eine Gedenkschrift wollen nach dem Vorwort diese Blätter sein und mithelfen möchten sie, daß der Dichter, von dem sie reden, noch viel mehr ins Volk bringe als es bis jetzt geschehen ist. Zwei ästhetisch-kritische und literargeschichtliche Abhandlungen sind's und die erste behandelt Wilhelm Hertz' Dichterpersönlichkeit mit Feinheit und Schärfe, während die zweite ganz dem „Bruder Rausch“, seiner originellsten und bedeutendsten Dichtung, gewidmet ist. Mit Recht hebt Weltrich hervor, daß die frühesten Gedichte von Hertz den romantischen Empfindungen des jugendlichen Herzens Ausdruck geben und daß sich hierbei im Ton zuweilen ein Anklingen an zeitgenössische Muster zeigt, daß diese Lyrik bald jedoch eine individuellere

Färbung annimmt und zwar ist es ein starkes und heißes erotisches Empfinden, das sie zunächst kennzeichnet. Wenn aber in der jugendlichen Lyrik und auch in den Balladen das Irdisch-Stoffliche nicht immer von der künstlerischen Form ganz aufgezehrt ist, so ist doch für das Schlüpfrige wie für das Frivole bei ihm nirgends Raum und der gereifte Dichter hat es wie nur je einer verstanden, seinen erotischen Gemälden so viel Zartheit und künstlerisches Maß wie Lebenswärme und Farbe zu geben. Wie bei Hertz überhaupt nicht so sehr die Jugendjahre, als vielmehr die Zeit der reifsten Männlichkeit und das beginnende Alter — um das Jahr 1880 ist er auch als Epiker auf seinem Höhepunkt — die vollsten und duftigsten Blüthen der Poesie erzeugt haben, so gehören auch die mit philosophischem Gehalt gefüllten Spätlinge zu seinen besten Schöpfungen: Gedankenschwere paart sich in ihnen mit satter Schönheit, die Sprache ist durchtränkt von dichterischer Anschauung, sie erhebt sich zum Feierlichen, Majestätischen und Lapidaren, die Verse sind Melodien. Unter den sehr spärlichen „Sprüchen", welche sein der Reflexion abgeneigtes Dichten hervorgebracht hat, bezeichnet einer das tiefe Verlangen seines Geistes auf das schönste: „ins Land der Sage", als „in das Morgenroth der Welt" will er blicken. Lebenseindrücke, wird man aussprechen dürfen, haben Wilhelm Hertz zum Lyriker gemacht; der Epiker Hertz aber ist aus den altdeutschen, angelsächsischen, altfranzösischen und altbretonischen Studien des Forschers und Docenten erwachsen. Der Trieb nach poetischer Gestaltung geschichtlicher und sagenhafter Vorgänge suchte zunächst in der Dichtung von Balladen und Romanzen Befriedigung. In ihnen zuerst drängte sich die Freude am Heldenthum, an der Heldentreue und am hochgemuthen und kühnen Männerkampf, die ein wesentliches Element der gesammten Hertzschen Dichtung ist und die deutsche Natur ihres Sängers kennzeichnet, hervor, in ihnen zuerst auch floß der Wunsch und Drang, Werke der Poesie zu schaffen, mit den wissenschaftlichen Neigungen des jungen Gelehrten zusammen. Nachhaltiger aber und unter größerem Aufschwung des poetischen Vermögens verknüpften beides die eigentlichen epischen Schöpfungen. Nach der epischen Seite hin liegt die Fülle und die Hauptstärke des Talentes von Wilhelm Hertz und von ihr aus wird sein Charakterbild in der Literaturgeschichte gezeichnet werden; wie sich aber beim Lyriker ein Fortschritt zu immer größerer Beseeltheit und immer klangmäßigerer Formschönheit erkennen ließ, so ist auch die Kunst des Epikers Hertz allmälig gewachsen und erst aus der zweiten Hälfte seines Lebens, aus der Zeit nach 1870 stammt das technisch Beste und geistig Bedeutendste, was er uns geschenkt hat. Durch die Neubearbeitung von „Parzival" und „Tristan und Isolde" von Wilhelm Hertz haben beide Epen eine poetische Wiedergeburt erfahren und mit ihr erst ist dieses vom Genius Deutschlands im 13. Jahrhundert erworbene Nationalgut in den lebendigen Besitz der Gegenwart zurückgegeben worden. Die Bedachtsamkeit und Weisheit des Erneuerers, die hohe dichterische Schönheit des Werkes, der Wohllaut, die Kraft und die nirgends versagende Zwanglosigkeit und Natürlichkeit seiner Sprache können nicht genug gerühmt werden. Diese Gedanken führt Weltrich aus und der ebenso knappen wie eindringenden Analyse der Hertzischen Dichtungen schließt sich eine ganz kurz gehaltene Schilderung seines Lebensganges an. Die zweite Abhandlung, die sich mit dem „Bruder Rausch" beschäftigt, giebt zunächst eine kleine literarhistorische Orientirung, betrachtet im Vorübergehen die früheren Bearbeitungen der Rauschmythe, um dann auf die einzelnen Gesänge der Hertzischen Dichtung genau einzugehen, freimüthig das Schöne hervorhebend, aber auch wieder nicht mit dem Tadel aus mißverstandener Pietät zurückhaltend. Gott Lob fehlt der Analyse ganz jenes schulmeisterliche Besserwissenwollen, das ebenso sehr von eigener Selbstüberhebung wie von einer fatalen Unverschämtheit gegen den Kritisirten zeugt. Wer sich über Wilhelm Hertz in Kürze unterrichten will, wird dieses dünne Buch zur Hand nehmen müssen. Er wird ein paar lehrreiche Stunden mit seiner Lectüre zubringen und vor Allem, was besonders Weltrichs Absicht ist, er wird Lust spüren, nun, nachdem er von dem Dichter gelesen hat, auch selbst den Dichter zu lesen, und Weltrich will ja durch sein Buch zum Dichter führen.

Alfred Semerau.

— Leo Tolstoj, Gesammtausgabe. Social-ethische Schriften. Herausgegeben von Raphael Löwenfeld. Bd. I: Meine Beichte, brosch. 1,50 ℳ. Bd. II: Mein Glauben, brosch. 2,50 ℳ (Lieferungsausgabe, Lieferung 1—8 à 50 ₰). — Leo Tolstoj, Was ist Religion und worin besteht ihr Wesen? Mit Anhang. Uebersetzt von Iwan Ostrow. 1.—5. Tausend, brosch. 1 ℳ. Verlag Eugen Diederichs, Leipzig. — Die Verlagshandlung zeigt die ersten beiden Schriften an als die nunmehr authentisch zu betrachtende Ausgabe der religiös-socialen Hauptwerke Tolstojs. Sie bemerkt, daß sie von ihm selber endgiltig redigirt sei, daß Tolstoj unablässig seine Arbeiten verbessere, und keine der früheren Uebersetzungen vollständig sei. Bei dem ungemeinen Einfluß, den Tolstoj allenthalben erlangt hat, wird diese authentische Arbeit von seinen zahlreichen Anhängern gern benutzt werden. Wir aber vermögen weder seinen social-ethischen noch seinen religiösen Anschauungen uns anzuschließen. Wir dürfen besonders in seinen Erzählungen und Romanen die Gewandtheit seiner Feder, die dichterische Phantasie seiner Schilderungen anerkennen, aber kommen über dieses formelle Verdienst seiner Schriften nicht hinaus; ja wir müssen den Reiz seiner Darstellung insofern bedauern, als er sich auf dem Gebiete nicht des Schönen, sondern des Sittlich-Häßlichen und Furchtbaren bewegt, glauben auch, daß die Absicht Tolstojs, hierdurch abzuschrecken, keineswegs erreicht wird. Seine Beichte ist im Jahre 1882 zum ersten Male in der Zeitschrift Der russische Gedanke (Russkaja Myslj) veröffentlicht, wurde aber in Rußland sofort verboten; danach ist sie mehrfach in deutscher Sprache veröffentlicht worden. Sie enthält eine Geschichte seines Lebens nach dessen Innenseite hin, beschreibt seine Seelenzustände bis zu einer ausgeprägt pessimistischen Richtung, wonach ihm das Leben trotz äußerer Glücksumstände nichts mehr bedeutet und ihm ein dummer böser Spaß ist, den sich Jemand mit ihm erlaubt. „Alles ist eitel." „Glücklich, wer nicht geboren ist. Der Tod ist besser als das Leben." Ergo: Man muß sich von dem letzteren befreien. Doch erhebt sich hier endlich die Erkenntniß, daß aus seinem moralisch schlechten Leben sein Widerwillen und Ekel vor dem Leben komme. Er lernt an eine sittliche Vollkommenheit denken und glauben. „Und so entstand die Kraft des Lebens von Neuem in mir, und ich begann wieder zu leben." Das Lebensideal sieht er in einer hervorragend asketischen Fassung: „sich lossagen von allen Freuden des Lebens, sich mühen, demüthigen, dulden und barmherzig sein." Von dieser „Gottähnlichkeit" aus verwirft er jede positive Religion und Confession; er sieht in den Vertretern derselben Personen, „die in der Lüge leben". Das ist es, was er in seinem „Glauben" und den übrigen Schriften weiter ausführt, was er am Neuen Testament nach seiner ethischen Seite hin festhält und was er an seiner dogmatischen Seite verwirft. „Die Kirche hat das Licht christlicher Lehre and christlichen Lebens achtzehn Jahrhunderte hindurch getragen, und in dem Wunsche, es unter ihren Gewändern zu verbergen, ist sie selbst an diesem Lichte verbrannt." Mag er die Kirche in ihrer russisch-orthodoxen Erscheinung zunächst vor Augen haben, er redet doch von der Kirche schlechthin und will sie auch in ihrer evangelischen Art nicht anerkennen. Seine übrigens pantheistischen Glaubensanschauungen treten in „seinem Glauben" weniger hervor; die Schrift behandelt ebenfalls mehr die ethischen Lebensgrundlagen in mancherlei Wiederholung des bereits vorher Gesagten. Die Askese Tolstojs geht soweit, nicht blos Theater, Bälle und Romane, sondern auch Gedichte zu verwerfen, er will das Leben auf seine nüchternste Gestalt zurückführen und preist die Entsagung und die Armuth. Interessant sind in der an dritter Stelle genannten Schrift: „Was ist Religion and worin besteht ihr Wesen?" seine Bemerkungen über Nietzsche, dessen Lehre vom Uebermenschenthum als Aeußerungen des Egoismus und der Härte er auf das Entschiedenste bekämpft. Wie Viele giebt es doch, die für Tolstoj und Nietzsche als Bahnbrecher in einem Athem schwärmen!

D. K.

— Henrik Ibsen. Von Rudolph Lothar. Zweite Auflage. Leipzig, Berlin und Wien, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie 1902. — Zunächst ist an dieser Lebensbeschreibung des großen nordischen Dichters bemerkenswerth und rühmlich anzuerkennen die im guten Sinne feuilletonistisch gehaltene Sprache, in der uns die Geschichte Ibsens und seiner Werke erzählt wird. Ohne Aufwand von schwerfälliger Gelehrsamkeit, doch nie an der Oberfläche haftend, sondern stets tiefer eindringend, populär, um es mit einem Wort zu sagen, werden Thatsachen berichtet. Ibsens Leben geht in Lothars Darstellung neben der Schilderung des Werdens und Reifens, des Vollendens der Dramen her und die Bezüge zwischen dem inneren Erleben und dem äußeren Leben werden sorgfältig erfaßt und klar dargestellt. Ibsen selbst setzte

der im Jahre 1898 veranstalteten Jubiläumsausgabe seiner Werke die Worte voran: „Nur durch Auffassung und Aneignung meiner sämmtlichen Productionen als eines zusammenhängenden, ununterbrochenen Ganzen wird man den beabsichtigten zutreffenden Eindruck empfangen. Meinen Lesern will ich deshalb freundlichst kurz und gut anheimstellen: kein Stück vorläufig bei Seite zu legen, nichts vorläufig zu überspringen, sondern sich die Werke anzueignen — sie durchzulesen und durchzuleben — in der Reihenfolge, in welcher ich sie gedichtet habe.“ Jedes seiner Dramen war nach seinen Worten ein naturnothwendiges Ergebniß seines Lebensganges an einem bestimmten Punkte. So nimmt denn auch Lothar chronologisch vom „Catilina“ an die Dramen durch bis zum letzten, dem Epilog „Wenn wir Todten erwachen“. In der Regel giebt er zuerst eine knappe Inhaltsangabe, dann eine breite Erklärung bezüglich der Stoffwahl, der Lebensauffassung des Dichters, wie sie aus einzelnen Dramenfiguren spricht, endlich sagt er einige Worte über die Technik. Lothars Werthschätzung der Dramen Ibsens ist durchaus sachgemäß und nicht übertrieben, die Verehrung, die er dem Dichter entgegenbringt, blendet ihn nicht für die Mängel und Schwächen, die er in achtungsvoller Weise kritisirt. Erfreulich ist überhaupt der Ton, in dem Lothar polemisch wird; er wird nie ausfallend und unfein. Bei den späteren Werken Ibsens, die sich die Bühnen der ganzen gebildeten Welt eroberten, vergißt der Verfasser nicht, auch über die Aufnahme dieser Werke durch das Publicum zu schreiben und zu zeigen, wie sich das Urtheil desselben im Laufe der Jahre und Jahrzehnte gewandelt hat, wie die einst verhöhnten und ausgelachten Dramen nach Ablauf von kürzeren oder längeren Fristen bewundert und gepriesen wurden. Auch der Schauspieler und Schauspielerinnen, die sich um die Verkörperung Ibsenscher Gestalten große Verdienste erworben und zum guten Gelingen des Ganzen wesentlich beigetragen haben, wie der Damen Betty Hennigs, Helene Riechers, Conrad-Ramlo, vergißt Lothar nicht. Dem Dramatiker Ibsen gebührt natürlich im Buche der größte Platz, an die Malversuche des Dichters und an seine Lyrik, die fast nur lyrische Variationen über die Motive seiner Dramen bringt, und Epik werden nur wenige Worte gewendet. Lothar faßt Ibsen als den Dichter unserer Sehnsucht auf nach einer neuen Zeit mit neuen Menschen, den Adelsmenschen des dritten Reiches, die in der Freude des Daseins die Kraft finden werden, in Schönheit zu leben; er hält den Dichter für den unerschrockensten und unerbittlichsten Realisten und den kühnsten Träumer zukünftiger Ideale, für einen ewig Suchenden nach dem rechten Weg aus den Finsternissen und Wirrnissen des Tages, in denen wir gefangen sitzen, aus diesem Gefängniß, das mit den Caricaturen der Ideale bevölkert ist. Eine dankenswerthe Zugabe zu dem ebenso unterhaltenden wie bequem in das Verständniß Ibsens einführenden Texte bilden die Bilder, die durch das Buch nicht aufdringlich und nicht in störender Menge vertheilt sind. Sie zeigen die Wohnstätten Ibsens in Skien, Dresden, München, Rom, die Ansichten von manchem seiner Sommeraufenthalte, sie zeigen ihn selbst in verschiedenen Altersgraden und die bedeutendsten der Menschen, mit denen ihn sein Schicksal und sein Wanderleben zusammengeführt hat, Björnson, Brandes, Ole Bull u. s. f., Menschen, die auf seine geistige Entwickelung Einfluß geübt haben wie Kierkegaard, Welhaven; sie geben amüsante Caricaturen von ihm und Scenen aus seinen Dramen. Für alle die, denen Zeit und Geduld mangelt, sich mit Ibsen eingehender zu beschäftigen, wird Lothars Biographie ein guter und zuverlässiger Führer durch das Leben und die Werke des nordischen Dichters sein und Mancher, der das dünne gehaltvolle Buch liest, wird vielleicht Lust bekommen, einige Stunden seiner Muße zu erübrigen für ein tieferes Studium Ibsens.

Alfred Semerau.

— Chr. Collin: Björnsons „Ueber unsere Kraft“ und die griechische Tragödie. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst. München, 1902. — Die kleine Schrift Collins hebt die unwillkürliche Verwandtschaft, in welcher die Dramatik Björnsons, sein Lebenswerk, zu der griechischen Kunst steht, hervor. Besonders gilt dies von dem Doppeldrama „Ueber unsere Kraft“. Dies ist ein beachtenswerther und berechtigter Gesichtspunkt. Aeschylos und Sophokles verkünden das nüchterne Maßhalten und die Moral der Selbstbegrenzung, besonders durch die Repliken und Gesänge des Chors, doch nicht die Nüchternen, nicht jene, die Wirklichkeitssinn haben, sondern die über die Grenzen Hinausstrebenden werden Vordergrundfiguren. Aehnlich verhält es sich bei Björnson, besonders in seinem Doppeldrama. Die Vergleichung ist nicht ohne Geist durchgeführt. Uebrigens tritt diese Ueberspanntheit persönlicher Kraft im ersten Theil einleuchtender hervor als im zweiten, indem hier der Zerstörungswahnsinn des socialen Kriegs hinzukommt R. v. G.

— Altdeutscher Humor. Beiträge zur Kenntnis der älteren deutschen Litteratur. Von Anton Ohorn. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1902. (191 S.) — Nach einer orientirenden Einleitung über den Humor in der alten deutschen Dichtung giebt Ohorn eine Auswahl aus dem reichen Schatze altdeutschen Humors und zwar in fünf Abtheilungen. — Unter den Novellen finden wir Stücke aus dem Pfaffen Amis, dem Pfaffen vom Kalenberg, Peter Leu und Anderes. Es folgen Schwänke aus Hans Sachs und den Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts, dann Proben aus Volksbüchern, wie Tyll Eulenspiegel und Hans Clauert, ferner Fastnachtsspiele und endlich Volkslieder. Jeder Abtheilung ist eine belehrende Einleitung vorausgeschickt, sodaß Jeder im Stande ist, diesen Humor aus seiner Zeit heraus zu erfassen und zu beurtheilen. Die Auswahl selbst ist gut. Das Buch erscheint darum vortrefflich geeignet, weiteren Kreisen das Verständniß dieser Literaturgattung zu erschließen und zugleich den rechten Begriff von dem Wesen des Volkshumors zu geben. D.

— Geschichte der polnischen Literatur. Von Dr. A. Brückner. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1901. — Das Buch des Berliner Universitätsprofessors eröffnet einen zehnbändigen Cyklus der Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen, welcher einem Bedürfniß der gebildeten Kreise Deutschlands entgegenkommt. Daß diese übrigens durchwegs ersten Fachmännern übertragenen Darstellungen wenig bekannter Literaturen mit einer Geschichte des polnischen Schriftthums einsetzen, ist um so dankenswerther, als nach dem Welterfolge Sienkiewiczs und den täglich sich mehrenden deutschen Uebertragungen zahlreicher anderer polnischer Belletristen das Interesse für diesen Hauptzweig der slavischen schöngeistigen Production ein besonders reges war. Das Werk Prof. Brückners steht hoch über Allem, was bis jetzt auf diesem Gebiete von deutschen Literaturhistorikern geleistet wurde, insbesondere übertrifft es den kurzen Leitfaden von H. Nietschmann; ja, die polnische Kritik ist geneigt, diese geist- und gehaltvolle Darstellung, wenigstens in manchen Partien, über die erschöpfenderen Werke von Dr. P. Chmielowski, Graf St. Tarnowski und Wl. Spasowicz zu stellen. In der That tritt Prof. Brückner in diesem überaus allgemeinverständlich geschriebenen, von allem bibliographischen Ballast freien Buche nicht nur als ausgezeichneter Kenner der abgeschlossenen Epochen der polnischen Literaturgeschichte, sondern auch als hervorragender Kritiker derselben auf. In fesselnder und belehrender Weise läßt er das polnische Schriftthum der Reformation, des Humanismus, der Verfallszeit und der Emigrations-Romantik aus dem jederzeitigen culturellen Milieu Polens vor unseren Augen sich entwickeln. Seine negative Kritik, so z. B. die ironische Charakteristik der Dilettanten des 17. und 18. Jahrhunderts, ist ebenso treffend wie die positive, wie die meisterhaften Silhouetten von Mickiewicz, Slowaki und Krasinski beweisen. Nur in einem Punkte scheint mir Prof. Brückner in seinem Bestreben, das polnische Schriftthum dem deutschen Publicum verständlich zu machen, zu weit gegangen zu sein: ich meine in der durchgängigen Wiedergabe der polnischen Autornamen in deutscher Orthographie. Es hätte wohl statt dieses entstellenden Verfahrens genügt, die deutsche Aussprache einmal in Klammeen neben dem Originalnamen anzuführen. Auch die neueste Epoche seit 1864 zieht Prof. Brückner in den Kreis seiner Betrachtung; doch vermochte er bei der Beschränktheit des Raumes nur die hervorragendsten unter den zeitgenössischen Schriftstellern, wie Sienkiewicz, Prus, die Orzeszko und Konopnicka eingehend zu würdigen. Die zahlreichen, vielverheißenden jungen Kräfte, die sich heute auf dem polnischen Parnaß tummeln und für welche bezeichnenderweise ein Sienkiewicz veraltet ist, mußten etwas summarisch abgethan werden. Dieser allerletzten, in vielen Hinsichten interessanten Periode der polnischen Literatur ist das soeben erschienene zweibändige Werk von Wilhelm Feldman*) gewidmet. Läge die vorzüglich geschriebene Arbeit in deutscher Uebersetzung vor, so würde sie die beste Ergänzung des Brücknerschen Buches bilden. Für das große Publicum genügen allerdings auch die in letzterem enthaltenen Informationen.

Berlin. Dr. Alfred Nossig.

*) Pismiennietwo polskie ost lat 20 (Das polnische Schriftthum der letzten 20 Jahre). Krakau, 1902.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 113. Sonnabend, den 20. September, Abends. 1902.

Gefiederte Freunde der Land- und Forstwirthschaft.*)

IV. Unsere Bachstelzen. Zur Zeit des Spätsommers nach beendeter Ernte der Feldfrüchte macht sich in der Natur ein doppelter Stillstand bemerklich, im Pflanzen- wie im Thierleben. Nur die Wiesenflora zeigt noch größere Vielseitigkeit hinsichtlich Anzahl und Verschiedenheit der Arten; im Uebrigen gehen die meisten Gewächse der Fruchtreife entgegen. Aehnlich gestaltet sich das Verhältniß im Thierleben, insbesondere in der Vogelwelt. Der Gesang der Vögel ist bis auf vereinzelte Fälle verstummt, da die meisten Arten nach beendigter Brutzeit in die Mauser eingetreten sind und den größten Theil des Tages in dichtem Gebüsch versteckt zubringen. Ausgenommen sind diejenigen Vögel, deren Aufenthalt und Lebensweise dem offenen Terrain angehören. Für den Laien kommen nächst den durch ihren zierlichen Flug ausgezeichneten Schwalbenarten namentlich die Bachstelzen in Betracht, bei denen ein überaus anmuthiges Betragen zu ebener Erde das Auge des Beobachters fesselt. Dadurch entgehen diese Vögelchen auch dem Laien bei einiger Aufmerksamkeit zu keiner Zeit. Europa weist von dieser schönen Vogelgattung drei Arten und mehrere Varietäten auf; alle drei sind auch in Deutschland verbreitet. Die Bachstelzen zeichnen sich aus durch dünnen, walzenförmigen Schnabel, welcher pfriemenförmig zugespitzt ist. Die schlanken Füße haben eine lange krumme Hinterzehe. Der Schwanz ist noch einmal so lang als der Körper und wird horizontal getragen. Nur dann, wenn sie auf einem hohen Gegenstande sitzen, lassen sie bei aufgerichtetem Körper den Schwanz schief herabhängen. Sie sind immer munter, schnell und thätig, und streifen oft sehr weit, viel weiter als irgend eine der kleinen Vogelarten (die Schwalben ausgenommen), von ihrem Nist- und Wohnplatze entfernt herum. Dies wird ihnen ohne Beschwerde möglich durch ihren leichten, raschen Flug, in welchem sie meist ungewöhnlich starke Bogen beschreiben. Oefter fangen sie fliegende Insecten, indem sie ihnen in der Luft gleichsam hüpfend nachjagen; oft aber haschen sie dieselben mit einem Sprunge. Laufend lesen sie allerhand Wasserinsecten, als Hafte, Motten, Mücken, Fliegen, kleine Käferchen u. A. nebst ihren Larven auf; alle Pflanzenstoffe verschmähen sie. Ihre schlecht gebauten Nester stehen theils in allerhand Höhlungen, theils in kleinen Vertiefungen des Erdbodens. Am bekanntesten und verbreitetsten ist die weiße Bachstelze (Motacilla alba L.). Bei näherer Betrachtung zeigt sich dieselbe als ein reizendes Vögelchen. Der lange schwarze, mit weißen Randfedern versehene Schwanz befindet sich in steter wippender Bewegung, die schwarze Kehle und Brust, welche von dem Weiß der Stirn, der Halsseite und des Unterleibes einerseits ebenso scharf abgegrenzt werden, wie der schwarze Oberkopf andererseits, heben das weiche, bläuliche Grau des Rückens recht sanft hervor. Der zierlich lange, pfriemenförmige Schnabel und die dunklen klugen Augen machen den Vogel zu einer höchst angenehmen Erscheinung im Sommerkleide. Der Herbst bringt ihm das Winterkleid, es verschwindet alsdann die schöne, schwarz glänzende Kehle so weit, daß nur ein schmaler halbmondförmiger Ring von ihr übrig bleibt, welcher quer über die weiße Brust läuft. Mit Ausnahme des geschlossenen Hochwaldes und der höchsten Bergregionen begegnen wir dieser Stelze in den meisten gebirgigen und flachen Gegenden an allen irgend für sie geeigneten Oertlichkeiten. Obwohl im Allgemeinen die Nähe des Wassers bevorzugend, macht sich die Bachstelze jedoch auch an gänzlich trockenen Stellen, z. B. Brachäckern und Rodeplätzen im Walde zu schaffen. Im Frühjahr und im Herbste wandern diese Vögel in großen Flügen; kurz nach erfolgter Ankunft halten dieselben bis zur Paarung noch eine Zeit lang treu zusammen. Es ist eine besondere Freude für den Naturfreund, wenn die Bachstelze im Frühling heimkehrt. Ihr anmuthiges Betragen und der ungekünstelte, aber gemüthliche Gesang machen sie in doppelter Weise schätzenswerth.

Weniger bekannt sind die beiden anderen Arten mit vorherrschend gelber Färbung, theils infolge ihres sporadischen Vorkommens, theils weil sie die Nähe des menschlichen Treibens öfter vermeiden. Eng verwandt mit der weißen Bachstelze ist die größere der beiden Arten, die schwefelgelbe Bachstelze (Matacilla melanope P.). Sie ist am ganzen Oberleibe mit den kleinen Flügeldeckfedern dunkelaschgrau, nur am Kopfe etwas olivengrün überlaufen, der Steiß schön grüngelb; über die Augen läuft ein weißer Streifen. Kehle und Gurgel sind schwarz, Brust und übriger Unterleib außerordentlich schön hochgelb. Die Flügel sind schwarz, die großen Deckfedern weiß und die übrigen aschgrau kantirt; ebenso haben die hintersten Schwungfedern eine weiße Wurzel und Kante, sodaß auf den Flügeln drei weiße Linien hinlaufen. Der lange Schwanz ist schwarz, die äußerste Feder ganz weiß und die folgenden schwarz kantirt. Dem Weibchen fehlt die schwarze Kehle und die übrigen Farben erscheinen blasser. Diese Bachstelze ist eine Bewohnerin der Wasserläufe und beansprucht solche unter allen Umständen. Das Wasser muß durchaus rein und klar sein; demgemäß finden wir sie am häufigsten in gebirgigen Gegenden. In der Ebene sind es immer nur wenige Paare, welche an besonders geeigneten Stellen ihr Heim gründen. In einem von einem rauschenden Bache durchströmten Waldthale beleben diese lebhaften Vögel aufs Anmuthigste Ufer und Kiesstellen. In unserem engeren sächsischen Vaterlande ist die schwefelgelbe Bachstelze weit verbreitet; in waldigen Gebirgsgegenden, z. B. in der Sächsischen Schweiz und im Erzgebirge, übertrifft sie stellenweise an Menge die weiße Bachstelze. Im Allgemeinen ist sie abgehärteter als jene und überwintert gar nicht selten. Die Nähe der Mühlen und menschlichen Behausungen bevorzugt sie bei Anlage ihres Nestes, das kunstvoller als das der weißen Bachstelze hergestellt ist; namentlich werden Halme und Flechten reichlich dazu verwendet. Ihr Gesang ist eine angenehme Zusammenstellung zwitschernder und melodischer Töne. Anziehend ist die Beobachtung eines Pärchens dieser Vögel nach erfolgtem Ausfliegen der Jungen; letztere unterscheiden sich im Wesentlichen nur durch den kürzeren Schwanz, sind aber sonst schon gerade so behende wie die alten Vögel. Im Allgemeinen hat sich diese Bachstelze neuerdings in der Weise vermehrt, daß sie in sonst von ihr nicht bewohnte Gegenden des Flachlandes vielfach als Brutvogel eingezogen ist.

Ein ganz anderes Terrain ist dasjenige, auf dem unsere dritte Bachstelzenart, die Kuh- oder gelbe Bachstelze (Budytes flavus L.), ihr Heim aufschlägt. Zum Sommeraufenthalte wählt sie feuchte, in den Niederungen und Ebenen liegende Triften, Wiesen, Grasanger und Weiden. Im Gebirge findet sie sich nur auf dem Zuge ein. Die Nähe der Ortschaften scheint ihr nicht zu behagen, da sie sich immer erst in einiger Entfernung davon ansiedelt. Sehr gern unternimmt sie aber vom Brutplatze aus kleine Excursionen in benachbarte Raps-, Rübsen-, Bohnen- und Getreidefelder oder in beschilfte, mit Binsen und Weidicht bewachsene Plätze. Das alte Männchen der Kuhstelze ist ein schöner Vogel. Kopf und Nacken sind aschgrau, über das Auge läuft ein weißer Streif, der Rücken ist schön olivengrün, die Flügel zeigen eine schwarzbraune Grundfarbe. Der ganze Unterleib ist herrlich hochgelb; darnach ist der lateinische Name dieser Art gewählt. Weibchen und Junge sind durchweg blasser gezeichnet. Die Farben der gelben Bachstelze sind den Wirkungen des Klimas außerordentlich unterworfen; so erscheint das Männchen wahrscheinlich in allen

*) III. vergl. Wiss. Beil. d. Leipz. Zeitung 1901, Nr. 50.

südlichen Gegenden zur Zeit des Sommers mit schwarzem Oberkopfe ohne die weißen Augenbrauen. Neuere Systematiker stellten diese Spielart als eigene Art auf. Nach beendigter Brutzeit schlagen sich die gelben Bachstelzen flugweise zusammen und machen sich dann, namentlich vor Beginn ihres Abzuges nach dem Süden, der oft schon um Mitte September erfolgt, auch an sonst nicht von ihnen besuchten Oertlichkeiten, Kartoffel- und Rübenfeldern, viel bemerklich. Hohen Reiz gewährt ein sonniger Frühherbsttag, wo die Luft durchwebt ist von den Gespinnsten des sogenannten Altweibersommers und gewürzt durch den kräftigen Duft der Kartoffelfelder. Hier stehen ab und zu Völker von Rebhühnern auf, dazwischen erklingen die Lockrufe schon wandernder Kleinvögel; von letzteren zeigen sich überall die Bachstelzen, weiße und gelbe, und zwitschern noch einmal ihre gemüthlichen Lieder. Die Thätigkeit der gelben Bachstelze ist vielleicht noch ersprießlicher als die der anderen Arten, da sie mitten unter den Viehheerden einhertrippelt, um die für das Vieh lästigen Kerbthiere zu vertilgen. Daß die Bachstelzen zu den unbedingt nützlichen Vögeln gehören, wird besonders vom Landmann anerkannt, der sie liebt und schützt, wie man sie überhaupt als höchst anmuthige Wesen überall gern hat und als wohlthätige in Ehren hält.

C. Krezschmar.

Neue Grabbe-Literatur.

Vor uns liegen neue auf Christian Dietrich Grabbe bezügliche Bände und Schriften, die der Erledigung harren. Da ist zuerst Band 1 und 2 der neuen in 4 Bänden erscheinenden Grabbe-Ausgabe von Grisebach zu nennen: Christian Dietrich Grabbes sämmtliche Werke. In vier Bänden herausgegeben mit textkritischen Anhängen und der Biographie des Dichters von Eduard Grisebach. (Berlin, B. Behrs Verlag.) Diese Ausgabe will eine möglichst vollständige und wirklich kritische sein, die die bisherigen (von Gottschall und Blumenthal) nicht sein konnten, was für die Herausgeber keinen Tadel in sich schließen soll. Gottschalls Ausgabe hat das Verdienst, die erste gewesen zu sein, die erschien und somit dem lange verschollen gewesenen Dichter wieder das Interesse zuwandte, einem Verständniß für ihn von Neuem die Wege ebnete. Das soll man ihr nicht vergessen! Blumenthal ging, soweit er es vermochte, zuerst wieder auf die vorhandenen Originalhandschriften des Dichters zurück; leider war die Ausgabe sehr durch Druckfehler entstellt; sie ist jetzt vergriffen. Von all diesen Mängeln will die Grisebachsche Ausgabe frei sein, die in sehr vornehmem Gewande, in moderner Ausstattung auftritt. Sie ist chronologisch angeordnet, so daß z. B. der erste Band die Jugendwerke Grabbes in der vom Dichter selbst gegebenen Anordnung enthält: Herzog Theodor von Gothland, Nanette und Maria, Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung, Marius und Sulla, Ueber die Shakespeare-Manie. Der zweite Band enthält: Don Juan und Faust, Die Hohenstaufen und Aschenbrödel. Der dritte bringt Napoleon, Barbarossa im Kyffhäuser (aus dem handschriftlichen Nachlaß), Kosciuszco (ebenfalls aus dem handschriftlichen Nachlaß), Hannibal, Cid, Die Hermannsschlacht (die beiden letzteren aus dem handschriftlichen Nachlaß), einige dramatische Fragmente (eben daraus). Der vierte Band enthält die Prosaschriften: Das Theater zu Düsseldorf nebst Recensionen einzelner Aufführungen, Journalaufsätze (zum Theil aus dem Nachlaß), ferner eine chronologische Sammlung aller erreichbaren Briefe Grabbes (darunter viele zum ersten Mal gedruckte), endlich eine Biographie des Dichters. Der textkritische Anhang giebt Rechenschaft über die Benutzung des Materials. Mit Grabbe betrachtend beschäftigen sich zwei Schriften, die hier gleich der Vollständigkeit halber angeführt sein mögen: Christian Dietrich Grabbe. Von Dr. Hans Landsberg (Moderne Essays zur Kunst und Literatur. Heft 13. Berlin, Gose & Tetzlaff), sowie Christian Dietrich Grabbe. Eine Einführung. Von Dr. O. Nieten (Berlin, B. Behr). Die erstgenannte Schrift faßt mehr das zusammen, was man gegen Grabbe auf dem Herzen haben kann, die letztgenannte verhält sich mehr feiernd, ja panegyrisch. Das Richtige liegt wohl in der Mitte. Beide bekunden aber das neuerwachte Interesse für den Dichter, das sich auch in Aufführungen seiner Werke ausspricht, von denen doch endlich eine einschlagen möge! Im Grunde genommen trat Grabbe unter denselben Umständen in die Welt, wie der junge Schiller aus seiner klösterlichen Einsamkeit. Beide waren reine Idealisten, die eine herbe Enttäuschung erfuhren. So erklärt Weltrich Schillers Räuber als den Gegenstoß der Wirklichkeit gegen ein absolut rein fühlendes Gemüth. Dasselbe kann man auch von Gothland sagen, von dem Nieten mit Recht behauptet: „Es ist das Jünglingsthema in der Poesie von dem glühenden Idealisten und Himmelsstürmer, der über der Bosheit und Feigheit der Menschen, über der Tücke des Schicksals zu Fall kommt und der dann aus Enttäuschung sich selbst zerstört und seine Umgebung in ein Trümmerfeld verwandelt. Gothland giebt selbst diese Erklärung: Niemand ging mit Idealen ins Leben, der es nicht als Bösewicht und Menschenfeind verließ." Das ist aber eben der Unterschied: Grabbe endet mit Verzweiflung (Auch an die Hölle kann man sich gewöhnen), Schiller mit Harmonie, denn sein Räuber Moor übergiebt sich den Gerichten, weil er einsieht, daß er Unrecht hatte und daß zwei Menschen wie er den sittlichen Bau der Welt in Trümmer schlagen würden. Weil Grabbe nie zur Harmonie kam, ging er auch zu Grunde und sein Weg ging abwärts, und weil Schiller zur Harmonie gelangte, ging sein Weg nach oben. Dabei wollen wir das Schöne und Große bei Grabbe nicht verkennen. Es ist schade, daß aus ihm nichts wurde! Sein Thema war immer der große Mann, wie es das des jungen Schiller war, der sich am Blute erwärmte und seinen großen Menschen. Grabbe war auch durch und durch deutsch, wie die vielen schönen Stellen auf Deutschland im Don Juan und Faust und in den Hohenstaufendramen beweisen, die Apotheosen Deutschlands und deutschen Wesens. Aus diesem Triebe ist vielleicht auch die Schrift über die Shakespearomanie zu erklären, die man sonst gar nicht verstehen würde, denn Grabbe kam ja zeitlebens aus der Shakespearomanie gaenicht heraus. Er aber wollte ein deutsches Drama, kein englisches. Der Aufsatz über die Shakespearomanie gipfelt in dem Satze: „Das deutsche Volk will deutsche Charaktere, kräftige Sprache, guten Versbau — poetische und moralische Kraft; es will ein nationales und zugleich echt dramatisches historisches Schauspiel." Auch den Satz Nietens, mit dem er seine Schrift schließt, kann man unterschreiben: „Grabbe besaß die Gaben zum tragischen Dichter großen Stils. Er hatte die grausame Unerbittlichkeit der Consequenz. Wer von seinen Helden wäre sich untreu geworden! Ihm stand hoher Ideenschwung, Adlerflug der Phantasie zur Verfügung. Er traf den großen Zug für die Linien seiner gewaltigen Geschichtsgemälde. Und für Das, was er suchte, fand er fast immer das schlagende Wort, das kühne Bild." Im Gegensatz zu Nieten betont Landsberg in seiner Schrift das Kranke in Grabbes Wesen, was verschuldete, daß das Große bei ihm zur Caricatur wurde. Er nennt gleich Piper in seiner Schrift: Beiträge zum Studium Grabbes, den Dichter psychopathisch minderwerthig, voraussichtlich erblich belastet und meint: „Grabbe ist eine durch und durch pathologische Natur. Es geht nicht an sein barockes und bizarres Wesen, das uns vielfach an die Phantasiegestalten Collot-Hoffmanns erinnert, als Ausfluß des romantischen Zeitgeistes zu betrachten. Die tollen Sprünge seines Lebens, wie der absolute Unsinn in einigen seiner Dichtungen, sind nicht das Spiel freier Laune, sondern Zwangsvorstellungen einer krankhaften Natur. Verlogen bis ins Mark, wie die Briefe an seine Eltern zur Genüge bezeugen, frühzeitig impotent infolge unnatürlicher sexueller Befriedigung, ständig bestrebt, Versteck und Comödie zu spielen, die unscheinbarsten Dinge als etwas Großartiges geheimnißvoll auszustaffiren, endlich dem Trunke und der totalen Zerrüttung anheimfallend, bietet er das deutliche Krankheitsbild eines moralisch defecten Menschen, dessen Willensschwäche seltsam absticht von den kraftvollen, willensgewaltigen Naturen seiner dichterischen Phantasie." Als treibendes Motiv kann man bei Grabbe nächst seinem zerschellenden Idealismus noch seine Opposition gegen die seichte Literatur seiner Zeit betrachten, das Theater seiner Tage, das, wie er gelegentlich sagt, es nicht verdiene, daß man sich um seine Forderungen kümmere. Lumpenhunde seien ihm willkommen. Von dieser Literatur sagt Landsberg mit Recht: „Wie stets in Zeiten, da die Frauenemancipation das Geistesleben gewichtig beeinflußt, beherrscht der Feminismus die Production und wird vorbildlich für den Charakter der Dichtung. Von ein paar aufrührerischen Büchern des jungen Deutschland abgesehen, ist eine süßlich-zimperliche Dichtung, die Herz und Schmerz und Sonne und Wonne reimt, im Schwange. Fanny Tarnow, Helmina v. Chezy, Karoline Pichler, August Kuhn, Theodor Hell, Clauren, Friedrich Kind ꝛc. sind die gelesensten Dichter. Auf der Bühne werden die Schicksalstragödien Müllners und Houwalds

gegeben. In Raupach ersteht dem Theater ein neuer Kotzebue." Aber abgesehen davon, daß eine solche Zeit uns für das Emporkommen eines wirklichen Dichters gar nicht ungünstig zu sein scheint, sehen wir nicht ein, warum hier, wie die jüngstdeutschen Grabbeschwärmer, die viel von Grabbe lernen können, nämlich wie man es nicht macht, sich aber nicht dazu aufzuschwingen vermögen und sich an sein Zerrbild halten, meinen, nothwendig der Cynismus daraus entstehen müsse und nicht die Production, die That, die das Kunstwerk hervorbringt. Aber dazu kam Grabbe Zeit seines Lebens nicht. Wenn man nicht wüßte, daß das Wort: Kraft und Dauer wohnen nur in Begrenzungen von Grabbe selbst herrührte, würde man es ihm nicht zuschreiben, denn er selbst hat nie nach diesem Ausspruche gehandelt. „Das Genie erfordert zu seiner harmonischen Ausbildung das Talent der Lebenskunst, die sich in allen Stürmen und Versuchungen des Daseins zurechtzufinden weiß." (Landsberg, S. 21.) Das aber gebrach Grabbe und darum sank und versank er. In seinen berühmten Selbstrecensionen hat Grabbe gelegentlich Recht und die Aussprüche muthen wie plötzliche Lichtblicke und Lichtstrahlen an. So sagt er einmal bei einer Anzeige seines Don Juan und Faust: „Wenn Grabbe eine Lebenslust wie Don Juan beibehält und nicht wie sein früherer Gothland einschläft, so kann aus ihm als dramatischer Dichter das Höchste werden, sonst aber vielleicht auch — Nichts." Der Schreiber und Selbstkritiker hatte mit der zweiten Hälfte seines Satzes Recht. Er würde mit der ersten Hälfte des Satzes Recht behalten haben, wenn er Tiecks briefliche Kritik seines Gothland, die er der Buchausgabe selbstgefällig vordruckt, mehr beachtet hätte. Grabbe sah in ihr nur das Lob; wir lesen zwischen den Zeilen mehr den Tadel und die Waenungen und Mahnungen. Auf Einzelheiten übergehend betont Landsberg noch, daß Grabbe Kinder nie dargestellt, das Mysterium des Weibes nicht erfaßt habe. Das ist eichtig. Wo sollte er es auch erfaßt haben? In seiner Frau, der zänkischen Xantippe etwa, von der er getrennt lebte? Der Mangel an Frauenkenntniß und Darstellung der Weibesnatur hat Grabbe mit Schiller gemein und nur die Darstellung eines weiblichen Wesens ist dem Dichter geglückt, der Angoulême im Napoleon. Aber das ist ein Mannweib, das durch die Stürme der Revolution nicht gebrochen, sondern gehärtet worden ist, wie Stahl im Feuer. Sodann weist Landsberg noch besonders auf die Bühnenfähigkeit der Hohenstaufen hin und wir werden uns ja in Leipzig davon überzeugen können, in wie weit er Recht hat, da uns die Aufführung des Heineich VI. bevorsteht. Endlich macht Landsberg noch auf den Einfluß aufmerksam, den Grabbe auf die Literatur nach ihm zweifellos ausgeübt hat. Von dem Einfluß auf die Jüngstdeutschen wollen wir gar nicht reden. Aber auch größere Geister wie Hebbel sind, so sehr sie ihr Vorbild tadelten, von ihm inspirirt worden. Grabbes Mithridates erscheint nach Landsberg als eine Vorstufe zum Holofernes, auf den Moloch wirke Hannibal ein, die Schlußscene der Hermannsschlacht finde sich in Herodes und Mariamne wieder. Wir können hinzufügen, daß selbst ein so reiner Dichter wie der Schweizer C. F. Meyer in jüngeren Jahren gern in Grabbes Werken las und an ihm sein Feuer entzündete und daß es die schlechtesten deutschen Dichter der neueren Zeit überhaupt nicht waren, die zu Grabbe griffen und aus den Verzerrungen das Große herausfanden.

J. R.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Codex diplomaticus Saxoniae regiae. I. Haupttheil. Abtheilung B. 2ter Band. Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen. 1396 bis 1406. Herausgegeben von Hubert Ermisch. Leipzig, Giesecke u. Devrient. 1902. 597 SS. — Wie seiner Zeit in diesen Blättern (1899, Nr. 115, S. 482) berichtet worden ist, haben sich die beiden Herausgeber des Cod. dipl. Sax. reg. „um desto schnelleres Vorrücken zu ermöglichen", dahin geeinigt, daß die Wettiner Urkunden des späteren Mittelalters von 1381, dem Tode Markgraf Friedrichs des Strengen, an bis zur Leipziger Theilung vom Jahre 1485 ausschließlich von dem Regierungsrath Ermisch bearbeitet und revidirt werden sollen. Diese Theilung der Arbeit mußte auch auf dem Titel angedeutet werden. Und so tragen die von Ermisch herausgegebenen Bände des Codex die Bezeichnung „1. Haupttheil Abtheilung B". Von dieser Abtheilung B, von welcher Band 1 im Jahre 1899 erschien, liegt nun jetzt der 2. Band vor. Er umfaßt die Zeit von 1396—1406, d. h. „die letzte Zeit der fürstlichen Brüder Balthasar von Thüringen und Wilhelm I. [dem Einäugigen] von Meißen und die Fortsetzung der Regierung ihrer Neffen, der osterländischen Markgrafen Friedrichs IV. [des Streitbaren], Wilhelms II [des Reichen] und des [schon 1401 gestorbenen] Georg". Mit besonderer Genauigkeit behandelt der Herausgeber in dem nur kurzen „Vorbeeicht" auch diesmal zunächst die Quellen, denen er die Urkunden dieses Bandes entnommen hat. Es sind dies außer zwei Copialbüchern aus der Kanzlei Landgraf Balthasars vor Allem die Wettiner Archive zu Dresden und zu Weimar, aber auch zahlreiche andere (zusammen nicht weniger als 69) theils staatliche, theils städtische Archive des In- und Auslands. Obgleich der Band nur 11 Jahre umfaßt, bringt er doch 719 Urkunden theils ihrem vollen Wortlaut nach, theils in mehr oder minder ausführlichen Excerpten, die sich bei der überaus großen Menge der Urkunden nöthig machten. An die Urkunden selbst schließt sich als „Anhang" eine höchst mühsame Uebersicht der sämmtlichen von den Wettinern in den Jahren 1396 bis 1406 ausgestellten Urkunden, ferner ein Glossar und ein Register der in diesem Bande vorkommenden Orts- und Personennamen. Da sich der Herausgeber vorbehält „die Ergebnisse der hier veröffentlichten, zum größten Theil bisher noch unbekannten Urkunden in einer darstellenden Arbeit selbst zusammenzufassen", so enthalten wir uns jeder eingehenden Mittheilung über den reichen darin festgelegten historischen Stoff. Nur ganz kurz erwähnen wir, daß all die angeführten Belehnungen, Verpfändungen, Streitigkeiten der Wettiner Fürsten weit mehr thüringische, als meißnische Verhältnisse betreffen. So hatte Landgraf Balthasar z. B. mit der Stadt Mühlhausen vielfache Händel, infolge deren nicht weniger als 29 Urkunden aus dem dasigen Stadtarchiv zu entnehmen waren. Die meißnischen Fürsten aber suchten vornehmlich in den Nachbarländern größere oder kleinere Gütercomplexe, wenn auch zunächst nur als Pfandbesitz, zu erwerben. So verschrieb (1397) König Wenzel von Böhmen seiner Schwester Elisabeth, der Gemahlin Friedrichs, neben anderen Zinsen Burg und 300 Mark Zins von der Stadt Leitmeritz und zu gleicher Zeit Burg und Stadt Ruhland in der dem Könige ebenfalls gehörigen Oberlausitz. Ferner verpfändete er in demselben Jahre seinem Schwager gegen vorgestreckte Geldsummen die Städte Laun und Brüx in Böhmen, die Herrschaft Mühlberg an der Elbe; so erkaufte Markgraf Wilhelm von Borso v. Riesenburg dessen Schloß Riesenburg bei Teplitz nebst Kloster Ossegg rc. und setzte sich, allerdings mit Waffengewalt, 1402 in den Besitz der bis dahin zu Böhmen gehöeigen Burggrafschaft Dohna, zu welcher er bald darauf auch noch das ebenfalls böhmische Piena und den Königstein erlangte.

Dresden. Knothe.

— Kursächsische Streifzüge. Von O. E. Schmidt: Mit einem Titelbild und 22 Federzeichnungen von Max Räther. Leipzig, Frdr. Wilh. Grunow. 1902. 351 SS. 8°. 3 ℳ 50 ₰, geb. 4 ℳ 50 ₰. — Die geschichtliche Literatur Deutschlands ist ziemlich arm an guten Essays — haben wir doch für diese Gattung nicht einmal einen wirklich den Begriff bezeichnenden deutschen Ausdruck. Besonders aber gilt dies für die sächsische Geschichte; die meisten Versuche volksthümlicher Darstellung sind bisher daran gescheitert, daß die Verfasser ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, auch wohl daß sie den durchschnittlichen Bildungsstand ihrer Leser zu niedrig einschätzten. Die unbestreitbare Thatsache, daß trotz all der zahlreichen Geschichtsvereine unseres Landes die Kenntniß seiner Geschichte und das Interesse dafür auch unter den Gebildeten auffallend wenig verbreitet ist, ist theils Ursache, theils Folge dieser Lücke unserer geschichtlichen Literatur, außerdem freilich auch der bis in die neueste Zeit wahrnehmbaren stiefmütterlichen Behandlung der vaterländischen Geschichte im Schulunterricht. Für den kleinen Kreis von Fachleuten, die sich die sächsische Geschichte als Forschungsgebiet erwählt haben, mag zur Entschuldigung dienen, daß die Zahl der streng wissenschaftlichen Aufgaben, die sie noch auf allen Gebieten zu lösen haben, außerordentlich groß ist. Aber außer den Fachleuten im engsten Sinne giebt es, Dank der vorzüglichen Schulung, die unsere Universitäten und allen voran unsere Landeshochschule den angehenden Historikern zu Theil werden läßt, vor Allem unter den Geschichtslehrern unserer höheren Schulen Männer genug, die im Stande sind, auf Grund einer eindeingenden Kenntniß des Gebietes im besten Sinne populäre Arbeit zu schaffen. Als eine

solche begrüßen wir das vorliegende Buch, eine geschmackvoll ausgestattete Sammlung von Aufsätzen, die ursprünglich in den Grenzboten erschienen sind; sie wird jedem gebildeten Leser reichen Genuß gewähren. Der Verfasser, Geschichtslehrer an der Landesschule zu St. Afra und mithin Nachfolger des um die sächsische Geschichte hochverdienten Theodor Flathe, hat sich seine Aufgabe keineswegs leicht gemacht: die am Schlusse zusammengestellten kurzen Anmerkungen zeigen, daß er die Literatur vollständig beherrscht, ja hie und da (z. B. über die Mühlberger Schlacht) auch selbständige Studien gemacht hat. Es ist ihm gelungen, auf Grund dieser Vorarbeiten, die sich nirgends anspruchsvoll vordrängen, so fein abgerundete und formvollendete Skizzen zu entwerfen, daß ihn jeder gern auf seinen Streifzügen durch die einst kursächsischen Gebiete der preußischen Provinz Sachsen begleiten, sich über die flott hingeworfenen Landschafts- und Stimmungsbilder freuen und die reiche geschichtliche Belehrung, die in anmuthiger Form geboten wird, mit Dank begrüßen wird. Das Buch beginnt mit einer „Elbfahrt nach Mühlberg“ und einem Bilde dieser Stadt. Eine auch für den Geschichtsforscher anregende Schilderung enthält der besonders inhaltreiche nächste Abschnitt „Auf den Spuren Karls V. und Johann Friedrich des Großmüthigen“; durch sorgsames Studium des Schauplatzes weiß der Verfasser die bisherigen Darstellungen der Ereignisse des 24. April 1547 um manchen kleinen Zug zu bereichern. Er geht dann auf die Lochauer Heide und das an Stelle des alten dortigen Jagdschlosses van Kurfürst August erbaute Schloß Annaburg ein, was ihm Gelegenheit zu einer Würdigung des landesväterlichen Waltens des Kurfürsten August und seiner trefflichen Gemahlin giebt. Darauf unternimmt er einen Abstecher nach Sitzenroda und Schilda; er macht uns dabei mit den neuesten Ergebnissen der Forschungen über die Entstehung des Schildbürgerthums und seinen wahrscheinlichen Verfasser Joh. Friedr. v. Schönberg auf Falkenberg bekannt und äußert ansprechende Vermuthungen über die Tendenzen, die zur Abfassung dieser bissigen Satire auf das Kleinbürgerthum den Anlaß gaben. Weitere Abschnitte beschäftigen sich mit den Städten Pretzsch, Belgern, Prettin, Lichtenburg; alle bieten eine Fülle historischer Beobachtungen. Vor Allem gilt dies von den beiden letzten Capiteln über Torgau und Wittenberg. Neben der Gründungs- und ältesten Entwickelungsgeschichte der Orte ist es natürlich vor Allem die Reformationszeit, die den Verfasser fesselt; aber auch die späteren Jahrhunderte, namentlich die Zeit Augusts des Starken, werfen manchen Reflex auf die behandelten Ortschaften. Auch über die Baugeschichte der einzelnen Städte, Kirchen und Schlösser finden wir einzelne feine, auf eigener Anschauung beruhende Bemerkungen. Neben dem kritischen Takt und den liebevollen, auch bescheidene Leistungen auf dem Gebiete der Localgeschichte nicht vornehm übersehenden Fleiße des Verfassers berührt uns besonders angenehm der milde und gerechte Sinn, der das Büchlein durchweht. Der Verfasser ist ein überzeugter Anhänger des Reiches und des Protestantismus, ein entschiedener Verehrer Luthers und Bismarcks, aber zugleich ein guter Sachse, der überall den specifisch sächsischen Interessen, die in der Landesgeschichte ihren Ausdruck finden, gerecht wird, selbst in Zeiten wie denen Augusts des Starken und der Freiheitskriege, der die persönlichen Fehler der Fürsten im Spiegel der allgemeinen Verhältnisse ihrer Zeit betrachtet, der bei aller Verurtheilung des Jesuitismus doch freudig anerkennt, „daß ein guter Katholik zugleich auch ein guter und von Allen geliebter Landesvater sein kann“ (nämlich für ein evangelisches Volk). Es ist nur folgerichtig, wenn er sich gelegentlich nicht ohne Schärfe gegen die subjective Verbitterung wendet, mit der Treitschke Alles, was sächsisch ist, zu beurtheilen pflegt und die viel dazu beigetragen hat, den Gebildeten unseres Landes die Freude an der eigenen Geschichte zu vergällen. —m—

— Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde. II. Band. 1902. 10. Heft. — Aus dem geschäftlichen Theil des Heftes heben wir hervor, daß auf die an die Pfarrer des Landes gerichtete Bitte um Abbildungen ihrer Kirchen bis jetzt etwa 100 brauchbare bildliche Darstellungen eingegangen sind, außerdem vom Lehrer Benndorf 48 Ansichten alter Kirchen der Leipziger Gegend; es wäre wünschenswerth, wenn die Sammlung (namentlich auch durch Aufnahmen von Amateurphotographen) erheblich vermehrt würde. Einen interessanten Beitrag zur volksthümlichen Bauweise in Sachsen giebt der mit zahlreichen Skizzen ausgestattete Aufsatz von G. v. Rosenberg und J. G. Michael: „Eigenartige Thore in Ortschaften nördlich der Sächsischen Schweiz.“ Alwin Bergmann beendet seine ansprechenden Mittheilungen zur Geschichte der Christmetten in Sachsen; namentlich im Erzgebirge fanden die vom rationalistischen Geiste jener Zeit eingegebenen Verordnungen gegen diese althergebrachten sinnigen Bräuche in den Jahren 1812—1815 lebhaften Widerstand bei den Gemeinden und hier und da auch bei den Geistlichen. Nach den Rochlitzer Stadtrechnungen theilt W. C. Pfau allerhand Einzelheiten zur Volkskunde (über das Maiensetzen, ein Verstoß gegen die Siegelordnung, das Singen von „Schumperliedern“, Ausschreitungen im geselligen Leben, Verstöße gegen die Kleiderordnung, die „Schandhaube“ unzüchtiger Dirnen, den Marktwisch) mit. Beschorner handelt von den bekanntlich auf die Zürnersche Landesaufnahme zurückgehenden Meilensäulen, giebt Abbildungen der vier vorkommenden Formen dieser Säulen und ein Verzeichniß der ihm bekannten, die noch heute vorhanden sind, und regt ihre Erhaltung und Beschreibung an. Die Fortsetzung der „Werdauer Alterthümer“ von F. Tetzner handelt vom Besprochen (Pröpeln, Versprechen u. ä.). Literarische Mittheilungen und eine Aufforderung des Museumsvorstandes O. Seyffert zur Einsendung von Stammbüchern, die in vielen Familien noch vorhanden sind, bilden den Schluß. —m—

— Jahrbuch des königl. sächsischen met. Instituts 1898. Jahrg. XVI. 3. Abtheilung. Mit 6 Anhängen und 4 Tafeln. Von Prof. Dr. P. Schreiber. Chemnitz 1902. Met. Institut und Brunnersche Buchhandlung. — Da in Sachsen rechtzeitig „Decaden-Monatsberichte“ herausgegeben werden, drängt es nicht allzu sehr mit der Fertigstellung der Jahrbücher, die gegenwärtig 3 volle Jahre im Rückstand sind. Sa unliebsam diese Thatsache auch ist, wird sie sich bei den vielerlei Ansprüchen, die an das Institut gestellt werden, bei dem häufig wiederkehrenden Wechsel des Beamtenpersonals und der vielen Zeit, die die Prüfung der eingesandten Beobachtungen erfordert, schwer vermeiden lassen. An Arbeit hat es, wie der Bericht lehrt, dem Institute wahrlich nicht gefehlt. Umfassen doch allein die amtlichen Publicationen des Berichtsjahres mehr als 30 Bogen; dazu kommen die Besorgung des täglichen Beobachtungsdienstes, die Herstellung der täglichen Wetterberichte, die Erledigung der zahlreichen Anfragen 2c. 2c. Aus dem Berichte selbst sei kurz Folgendes hervorgehoben. Die Institutsbibliothek umfaßt 7950 Nummern im Taxwerthe von 73000 ℳ. Im Jahre 1898 waren 164 Stationen in Thätigkeit, nämlich: 1 Station 1. Ordnung (Centralstation), 16 zweiter (Normalstationen), 7 dritter (ohne Barometer), 30 vierter (Regenstationen mit Thermometern) und 110 fünfter Ordnung (Regenstationen). 50 derselben beobachteten in einer Seehöhe zwischen 100 und 200 m, 30 zwischen 200 und 300 m, 33 zwischen 300 und 400 m, 15 zwischen 400 und 500 m, 14 zwischen 500 und 600 m, 10 zwischen 600 und 700 m, 8 zwischen 700 und 800 m, 1 zwischen 800 und 900 m, 2 zwischen 900 und 1000 m und 1 (Fichtelberg) über 1200 m. Als wärmster Ort hat sich 1898 Dresden (10,1°), als kältester natürlich der Fichtelberg (3,8°) erwiesen. Das absolute Minimum sank im Berichtsjahre nicht tief (— 18,8° Fichtelberg), dagegen war das Jahr reich an Niederschlägen. 19 Stationen weisen eine Niederschlagshöhe von mehr als 1000 mm auf, und nur 2 sind unter 600 mm zurückgeblieben. Die Führung der ersteren hat wieder die Regenkammer Altenberg mit 1378 l pr. qm übernommen, und die letzteren liegen nördlich von Bautzen und südlich von Strehla. Aber auch Orte im mittelhahen Gelände (Hinterhermsdorf 367 m) haben die 1000 überschritten. Den stärksten Tagesregen (94 mm) hatte Langebrück, die meisten Nahgewitter (25) Großrückerswalde und Reibersdorf. Auf die Vertheilung der Niederschläge nach Flußgebieten, auf die Resultate der Gewitterforschung, der Pegelbeobachtungen, der Schneetiefenmessungen, der phänologischen Beobachtungen kann hier nicht weiter eingegangen werden. Nur soviel sei bemerkt, daß überall die Betheiligung eine zufriedenstellende, eine rege war. Ein nicht geringes Interesse beanspruchen auch die seltenen Verdunstungsmessungen. Man ist froh, einmal etwas Sicheres über das Verhältniß der Verdunstungs- zur Niederschlagsmenge, der nächtlichen zur täglichen Verdunstung, der im Freien zu derjenigen im Walde zu erfahren. Die Kartenbeilagen betreffen wie immer die Vertheilung der Statianen, der Niederschlagsmengen, der Niederschlagstage, die Dauer der Schneedecke und die Zahl der Gewittertage. J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 114. | Dienstag, den 23. September, Abends. | 1902.

Ruysbroeks Reise nach der Mongolei im Jahre 1253.*)

Von Militäroberpfarrer J. Neumeister.

I.

Das Innere und der Osten Asiens waren seit dem Sturm des Islam bis weit ins Mittelalter hinein dem Abendland eine verschlossene Welt, sagenumwoben, von der Phantasie mit wunderbaren Fabelwesen bevölkert. Wie eine undurchdringliche Mauer lag ja vor den Thoren Asiens die feindliche Masse der islamitischen Staatengebilde. Die Kreuzzüge vermochten nicht, in diese Mauer Bresche zu legen. Aber in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gerieth die Mauer ins Wanken und wurde an einzelnen Stellen zertrümmert durch die wilde Sturmfluth der Mongolenhorden. Freilich, die Hoffnung des Abendlandes, daß die Mongolen als Helfer und Bundesgenossen im Kampf gegen den Islam kämen, erwies sich bald als trügerisch. Bald zitterte das christliche Westeuropa vor der gelben Gefahr. Auch als sich die Kraft des ersten Ansturms in der Schlacht auf der Wahlstatt gebrochen hatte, bedrohte noch Jahrzehnte lang der dünkelhafte Anspruch der Großchane auf die Weltherrschaft Europa mit neuer Ueberfluthung. Der Wunsch, dieser Gefahr zu begegnen und womöglich die Mongolen zu Bundesgenossen gegen den gemeinsamen Feind, die Sarazenen, zu gewinnen, veranlaßte zuerst den Papst Innocenz IV., Gesandtschaften ins Mongolenreich zu schicken. Die eine unter dem Franziskaner Johannes de Plano Carpini drang im Jahre 1247 sogar bis zum Hoflager des neuen Großchans Kujuk vor. Der Papst hatte dabei zugleich die Absicht, die Mongolenherrscher sammt ihrem Volke für den Christenglauben zu gewinnen. Waren doch ins Abendland immer wieder Gerüchte über eine christenfreundliche Strömung am Hofe der Nachfolger Dschingis-Chans gedrungen; und für deren Wahrheit sprach so Manches. Das nestorianische Christenthum war bis weit nach Ostasien hinein verbreitet; es zählte einflußreiche Männer am Chanshof, Prinzenerzieher, Räthe, Aerzte, zu seinen Anhängern; unter den Chansfrauen war manche nestorianische Christin. Aber unverrichteter Sache kehrte jene päpstliche Gesandtschaft heim; ebensowenig Glück hatte der Dominikaner Andreas von Lonjumeau, der im Jahre 1248 im Auftrag Ludwigs des Heiligen von Frankreich an den Chanshof reiste. Mangu-Chan, der Nachfolger Kujuks, hatte in dieser Gesandtschaft lediglich eine Huldigung Ludwigs gesehen und ihn unter Androhung schwerer Strafen zur Tributzahlung aufgefordert.

Im Jahre 1253 hörte Ludwig, der mit dem Kreuzheer in Palästina weilte, durch nestorianische Christen als verbürgte Thatsache, Sartak, der Sohn Batus, der Urenkel Dschingis-Chans, der mit seinem Vater im Kiptschak gebot, sei Christ geworden. Ludwig entsandte nun sofort neue Boten, um die gute Gelegenheit auszunutzen. Aber klug geworden durch die bitteren Erfahrungen am Hofe Mangus, schickte er sie nicht als seine officiellen Gesandten, sondern lediglich als Missionare, die in Sartaks Reich, in Südrußland, das Evangelium predigen sollten. Er gab ihnen nur Empfehlungsschreiben an Sartak mit. Zwei Franziskanermönche wagten die Fahrt, Wilhelm von Ruysbroek und Bartholomäus von Cremona. Der erste, der Führer der Mission, hat für den König nach seiner Rückkehr einen hochinteressanten Reisebericht aufgesetzt, der ausführlich seine Erlebnisse und Erfahrungen schildert und zugleich wichtige geographische und ethnographische Beabachtungen enthält. Wir geben im Folgenden den Bericht im Auszug wieder, lassen aber an geeigneter Stelle den Verfasser selbst zu uns sprechen.

Nur einige Bemerkungen schicken wir voraus. Wilhelm von Ruysbroek (auch Rubruk, de Rubruquis, Risbruck u. a. genannt) war jedenfalls ein Flamländer; er bezeichnet als seine Muttersprache das Deutsche. Um 1220—1230 geboren, muß er sich vor seiner Reise viel in und um Paris aufgehalten haben, er zeigt eine große Localkenntniß von Paris und Umgegend. Sicher hat er Ludwig den Heiligen auf seinem ägyptischen Kreuzzug begleitet und ist dann ins Kloster seines Ordens zu Acco eingetreten. Für seine Reise muß er sich trefflich vorbereitet haben. Er kennt die damals geläufigen Quellen der Geographie. Auch persönliche Erkundigungen hat er in reichem Maß eingezogen. In seiner Begleitung befand sich außer jenem Ordensbruder noch ein junger französischer Kleriker Gosset und ein turkmenischer Dolmetsch. Von Acco begab er sich zunächst nach Konstantinopel; er rüstete sich dort aus und kaufte zur Bedienung einen jungen Sklaven Nicolaus. Am Palmsonntag (13. April) predigte er noch einmal in der Sophienkirche; er erklärte in der Predigt ausdrücklich, daß er als Missionar und nicht als Gesandter Ludwigs zu den Tartaren gehe.

Mit der Abreise von Konstantinopel setzt der Reisebericht Ruysbroeks ein. Er schiffte sich mit seinen Begleitern am 7. Mai ein und landete am 20. Mai in Soldaja (dem heutigen Sudak) auf der Krim. Hier vervollständigte er die Reiseausrüstung; er kaufte auf den Rath byzantinischer Kaufleute vier überdeckte zweirädrige Ochsenwagen, deren einen er mit Früchten, Muscatellerwein und Biscuit belud, während er auf einem anderen Bücher, Meßgeräthe und Priestergewänder nebst einer transportablen Kapelle unterbrachte. Zwei andere Karren stellten ihm die Stadtoberen zum Transport der Bettschreine, ferner 5 Reitpferde und zwei Leute als Wagenführer. Am 1. Juni brach die Reisegesellschaft auf; sie überschritt hinter Soldaja das Randgebirge der Krim und traf am 3. Tage auf die ersten Tartaren. Da war's dem biederen Mönch zu Muthe, „als komme er in eine ganz andere Welt“. Diese ersten Tartaren spielten ihnen gleich übel mit. Sie heischten unverschämt Speisen. Als sie eine Amphore Wein ausgetrunken hatten, verlangten sie eine zweite, indem sie sagten: Niemand gehe ins Haus auf einem Bein. Nach langem Hin- und Herreden stellten sie aber doch Reitpferde und Zugochsen bis zum nächsten Häuptling Scatatay, an den der Franziskaner Briefe vom Kaiser zu Byzanz hatte. Als er von jenen Tartaren Abschied nahm, da war's ihm, „als ob er aus den Händen von Dämonen entronnen sei“. Schon am anderen Morgen begegneten sie dem Scatatay, der eine ganze Zeltstadt auf Wagen und große Heerden von Zugvieh, Stieren, Pferden und Schafen mit sich führte. Sie mußten in dessen Wanderlager bis zum Pfingstfest (8. Juni) sich aufhalten. Der mißtrauische Mongole ließ sie nicht eher ziehen, als bis er jenen kaiserlichen Brief nach Soldaja geschickt und die Uebersetzung davon erhalten hatte. Dann erst stellte er ihnen Geleitsleute zu Sartak und gab ihnen eine Ziege, einige Schläuche Kuhmilch und ein Gefäß mit Kumys mit, das ist ein aus Stutenmilch bereitetes gegohrenes Getränk. Die Reise ging nun direct gen Norden. „Mir war's, als ob's in ein Thor der Hölle ginge“, gesteht Ruysbroek. Der Strapazen und Unannehmlichkeiten gab's auch genug zu ertragen. Er hat zwei Monate lang weder in einem Haus, noch unter einem Zelt geschlafen, stets im Freien oder unter den Wagen. Als sie die Landenge von Perecop überschritten hatten und in nordöstlicher Richtung die nogaische Steppe

*) Vgl. hierzu Jahrg. 1901 Nr. 82 und 83 dieses Blattes. — Ferner Allg. Deutsche Biogr. 29. Bd. — Zeitschrift der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin. 20. Band. 1885. S. 161 ff. Franz Max Schmidts Aufsatz über Rubruks Reise von 1253 bis 1255. — Der Reisebericht ist entnommen dem Récueil de voyages et des mémoires publié par la société de géographie T. IV. Paris 1839.

durchzogen, das Asowsche Meer zur Rechten, stießen sie 10 Tage lang auf keine menschliche Siedelung; rings kein Wald, kein Fels, kein Berg, keine Spur eines Gebäudes, kein Zelt, nur hier und da Grabhügel des Nomadenvolkes der Comanen; rechts blitzte immer wieder der Spiegel des Meeres auf. Und doch bekennt unser Held: „So lange wir in der Einöde waren, war uns wohl, denn ich kann den Ekel nicht ausdrücken, den ich litt, wenn wir zu den Wohnstätten der Tartaren kamen. Denn der Führer wollte, daß wir zu jedem Häuptling mit einem Geschenk hineingingen und dazu langten unsere Mittel nicht. Wir waren ja täglich 8 Personen, die unser Brod aßen, ausgenommen, die noch hinzukamen und mit uns essen wollten. Wenn wir unter unseren Wagen saßen, um Schatten zu haben vor der übergroßen Hitze, benahmen sie sich so unverschämt, und traten auf uns herum, um unsere Habe genau besehen zu können. Wenn sie ihre Nothdurft verrichten wollten, entfernten sie sich nicht soweit, als man mit einer Bohne werfen kann. Ja, sie redeten mit uns ruhig weiter, während sie ihr unreinliches Geschäft abmachten.“ — Dazu kam die Schwierigkeit der Verproviantirung. Fleisch erhielten sie nur spärlich geliefert, in der Steppe versuchten sie vergebens, solches zu kaufen. Mit ihren Biscuit- und Weinvorräthen mußten sie sehr haushälterisch umgehen und sie hüten vor den begehrlichen Diebesfingern der Mongolen, sogar ihrer eigenen Geleitsleute. Tagelang gab's kein anderes Wasser, als was sie in Tümpeln am Wege fanden. Das Hauptnahrungsmittel war Kuhmilch, die oft scharf und übelriechend war. Als Delicatesse hatten sie Kumys. An dies Lieblingsgetränk der Mongolen mußten sie sich freilich erst gewöhnen. Als Ruysbroek das erste Mal davon genoß, „da schwitzte er vor Ekel gegen das ungewohnte Getränk, aber es schien ihm sehr schmackhaft“. Schwer bedrückte den frommen Bruder, daß er den Tartaren nicht predigen konnte. Sein Dolmetsch erklärte: „Laß mich nicht predigen, denn ich weiß solche Worte nicht zu sagen.“ Ja später als der Franziskaner etwas von der Sprache verstand, merkte er, daß der Turkmene falsch dolmetschte. „Ich sah also, daß es gefährlich war zu reden und zog vor zu schweigen.“ Einige Tage vor Maria Magdalenä (22. Juli) erreichte die Reisegesellschaft den Don. Dort waren christliche Ruthenen postirt, die auf Barken die Reisenden sammt ihren Wagen übersetzten. Versehentlich schickte der mongolische Führer am Westufer die Zug- und Reitthiere zurück zur letzten Station, in der Meinung, am anderen Ufer, wie sonst auf den Stationen, wieder Thiere requiriren zu können. Die Ruthenen pochten aber auf ihr verbrieftes Privileg, das sie ausdrücklich von solchen Requisitionen befreite. Erst den Vorstellungen Ruysbroeks, daß er der ganzen Christenheit zu Nutz und Frommen arbeite, gelang es, sie zur freiwilligen Hergabe von Zugvieh für die Wagen zu bewegen. Die Männer mußten zu Fuß den Weg fortsetzen. Endlich am 31. Juli, drei Tagereisen von der Wolga entfernt, stießen sie auf das große Zeltlager, das Sartaks Residenz bildete. Ihr Führer meldete sich bei einem nestorianischen Christen, Namens Cojac, der ein oberer Hofbeamter war. Durch dessen Vermittelung erlangten sie Zutritt zur Hofhaltung. Am Morgen befahl ihnen eine Art Hofmeister, zum Fürsten zu kommen und die Briefe des Königs und die Kapelle und die Bücher mitzubringen, da sie sein Herr sehen wolle. Hören wir Ruysbroek selbst weiter erzählen: „Wir beluden einen Wagen mit Büchern und mit der Kapelle und einen anderen mit Wein und Früchten. Er befahl aber, zuvor alle Bücher und Gewänder auszubreiten, und uns umstanden viele Tartaren, Christen wie Sarazenen. Er besah Alles und fragte, ob ich das Alles seinem Herrn geben wollte. Ich erschrak, denn das Wort gefiel mir nicht. Doch ich faßte mich und sagte: „Herr, wir bitten, daß dein Herr dies Brod und den Wein und die Früchte anzunehmen sich herabläßt, nicht als Geschenk, — denn dazu ist's zu gering — sondern als eine Segnung, damit wir nicht mit leerer Hand kommen. Er selbst wird die Briefe des Königs sehen und erkennen, warum wir kommen, und dann werden wir sammt aller unserer Habe zu seiner Verfügung stehen. Denn die Kleider sind heilig, und nur Priester dürfen sie tragen.“ Dann befahl er uns, daß wir uns ankleiden sollten, um zu seinem Herrn zu gehen. Ich zog die kostbaren Priestergewänder an, nahm vor die Brust ein prächtiges Kissen und die Bibel, die Ihr mir gegeben, und das schöne Psalterium mit den anmuthigen Bildern, das mir die Königin verehrt; mein Gefährte nahm das Meßbuch und das Kreuz. Der Kleriker bekleidete sich mit dem leinenen Uebergewand und nahm das Weihrauchfaß. So gingen wir vor Sartaks Haus, und sie hoben das Tuch, das die Thür verdeckte, damit er uns sehen könne. Dann ließen sie den Kleriker und den Dolmetsch die Knie beugen; von uns verlangten sie es nicht. Darauf ermahnten sie uns, beim Herein- und Herausgehen ja die Schwelle nicht zu betreten und einen Segen über ihn zu singen. Wir gingen hinein und sangen: Salve regina. Am Thüreingang stand eine Bank mit Kumys und mit Bechern. Und es kamen alle seine Gattinnen (er hatte etwa 6), und die Mongolen gingen mit uns hinein und drängten uns. Jener Cojac brachte ihm das Weihrauchfaß mit Gluth, er nahm es in die Hände und betrachtete es aufmerksam. Dann reichte er ihm das Psalterium, das er mit der Frau, die ihm zur Rechten saß, sehr genau sich ansah. Endlich übergab er ihm die Bibel und zuletzt nahm er auch das Kreuz in die Hand und fragte, ob die Gestalt am Kreuz Christus vorstelle. Dann ließ er die Umstehenden hinausgehen, damit er sich unseren Schmuck besser betrachten könne. Ich brachte ihm Eure Briefe mit den Uebersetzungen ins Arabische und Syrische, die ich in Acco hatte herstellen lassen, darauf gingen wir hinaus und legten unsere Kleider ab. Die Schriftgelehrten kamen und jener Cojac und ließen die Briefe von armenischen Priestern dolmetschen. Danach geruhte er, Brod und Wein anzunehmen. Die Kleider und Bücher aber ließ er uns in die Herberge zurückbringen. Das geschah an Petri Kettenfeier (1. Aug.). Am nächsten Abend erhielten sie durch Cojac den wenig erfreulichen Bescheid, Sartak könne an dieser schwierigen Angelegenheit keine selbständige Entscheidung treffen; die müßten sie sich bei seinem Vater Batu holen. Freilich ehe sie weiter reisen konnten, wurden sie von Cojac und von dessen Bruder, einem nestorianischen Priester, arg ausgeplündert. Vor Allem die Bücher und die gottesdienstlichen Gewänder und Geräthe nöthigten sie ihnen ab unter dem Vorwand, ihr Herr wolle die Sachen gern nochmals sehen. Nur die Bibel und die Sentenzen und ein paar kleinere Bücher, die Ruysbraek besonders lieb waren, brachte er beiseite. Schließlich ließ er alle seine Wagen mit sammt dem Diener Nicolaus bei Cojac zurück, und nun ging's unter der Führung eines tartarischen Geleitsmannes weiter nach Osten. Die Aufnahme bei Sartak hatte den biederen Franziskaner bitter enttäuscht. Er faßt die Eindrücke, die er am Hofe des Mongolenfürsten erhielt, in die herb klingenden Worte: „Ob Sartak an Christum glaubt oder nicht, das weiß ich nicht. Nur soviel weiß ich, daß er nicht Christ genannt sein will. Ja er scheint mir mit den Christen seinen Spott zu treiben.“ Wohl hatte er nestorianische Priester in seinem Gefolge, die zu Tisch läuten und ihre Messe singen. Aber von einer besonderen Begünstigung der Christen durch Sartak war nichts zu merken. Wilhelm macht ihm den Vorwurf, daß er seine Gunst denjenigen zuwende, der die reichsten Geschenke bringe. Bezeichnend ist auch, daß Cojac ganz unverblümt ihn warnte: „Sagt nicht, daß unser Herr Christ sei, er ist nicht Christ, sondern Mongole.“ Ruysbroek fügt als Erklärung hinzu: „Der Christenname scheint ihnen nämlich der Name eines Volks zu sein. So hochmüthig sind sie geworden, daß, obwohl sie vielleicht ein wenig an Christus glauben, doch nicht Christen genannt sein wollen. Sie wollen vielmehr ihren Mongolennamen über alle Namen erhöhen.“ So erwies sich die Bekehrung Sartaks als eine der vielen nestorianischen Schwindelnachrichten, was der ehrliche Niederländer mit Ingrimm constatirt: „So sind die Nestorianer, die von dort kommen, sie machen aus nichts große Gerüchte.“ Er sollte in dieser Hinsicht noch andere trübe Erfahrungen machen.

Vier Tage hatte der Aufenthalt bei Sartak gedauert. Nun ging's in Eilritten der Wolga zu, die in drei Tagen erreicht wurde. Ueber deren gewaltige Wassermassen staunte Ruysbroek sehr. Die Reisenden ließen sich zum Hoflager Batus übersetzen, das am jenseitigen Ufer sich ausbreitete „wie eine große Stadt“ und von den Zelten der Mongolen in einer Ausdehnung von 3 bis 4 Stunden rings umgeben. Am nächsten Tage wurden sie zur Audienz befohlen. Sie fand in einem Riesenzelte statt, das für diese Zwecke errichtet war. Hören wir Ruysbroek selbst erzählen: „Wir standen mit bloßen Füßen und in unserem Mönchsgewand und barhäuptig da und waren ein Schauspiel für die Leute. Dann wurden wir hineingeführt in die Mitte des Zelts; sie verlangten zuerst keine Kniebeugung von uns, wie sonst von Boten. So lange, wie man etwa ein Miserere mei Deus singt, standen wir vor ihm, und alle verharrten im tiefsten Schweigen. Er saß auf einem langen Hochsitz, der so breit wie ein Bett und ganz vergoldet war. Drei Stufen führten dazu empor. Eine seiner Gattinen saß neben ihm, Männer und Frauen füllten den Raum. Eine Bank mit Pferdemilch und großen

goldenen und silbernen Bechern, geschmückt mit edlen Steinen, stand am Eingang. Er schaute uns lange an und wir ihn. Er ähnelt an Gestalt dem Hrn. Johannes de Bellemonte, dessen Seele in Frieden ruhe.*) Sein Gesicht war mit Rosenöl besprengt. Er befahl uns endlich zu reden. Da mahnte der Führer uns, wir sollten erst die Knie beugen. Ich beugte ein Knie, wie man's vor Menschen thut. Aber er winkte mir, ich solle beide beugen. Ich that es; ich wollte um solcher Aeußerlichkeit willen mir nicht die Todesstrafe zuziehen. Nun gebot er zu reden. Da ich beide Knie gebeugt hatte, meinte ich, ich müsse ein Gebet zu Gott sprechen, und so fing ich an zu beten: »Herr, wir bitten Gott, von dem alles Gute kommt, der auch Euch diese zeitlichen Güter gegeben hat, daß er Euch darnach die ewigen geben möge, weil jene ohne diese eitel sind.« Er hörte scharf darauf. Ich fügte hinzu: »Seid dessen gewiß, daß Ihr den Himmel nicht ererben werdet, wenn Ihr nicht Christ werdet. Denn Gott sagt: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.« Dazu lachte er leise and die Mongolen klatschten in die Hände und höhnten uns. Mein Dolmetsch wurde verwirrt; ich mußte ihm zureden, daß er sich nicht fürchte." Als wieder Stille wurde, konnte endlich der Mönch sein Anliegen vorbringen. Der Bescheid wurde ihm erst ertheilt, als er wieder in die Herberge geführt worden war: Batu könne ihm die Erlaubniß, hier im Lande zu bleiben, ohne Wissen Mangu-Chans nicht ertheilen. Daher müsse er mit dem Dolmetsch die Reise zu Mangu machen, sein Gefährte solle mit dem Kleriker Gosset zu Sartak zurückkehren. Der Dolmetsch fing laut an zu heulen und gab sich verloren. Bruder Bartholomäus bestand darauf, ihn zu begleiten. Er wollte sich eher den Kopf abschlagen lassen, als sich von ihm trennen. Batu entschied: die beiden Priester und der Dolmetsch sollten reisen, der Kleriker kehrt zu Sartak zurück. Gosset behielt von dem Reisegeld, das König Ludwig ihm für Alle überwiesen, einen Theil, den anderen übergab er dem Dolmetsch zur Bestreitung nothwendiger Ausgaben. Dann nahm er unter Thränen Abschied. Zunächst mußten die Franziskaner fünf Wochen lang dem Hoflager Batus folgen, das langsam die Wolga abwärts von einem Weideplatz zum andern den Winterquartieren zu sich bewegte. Sie litten bittere Noth; ihr Wirth ließ sie hungern, weil sie ihm nichts als Entgelt geben konnten. Sie mußten auch den Weg zu Fuß zurücklegen. Endlich erbarmten sich ihrer ein paar Ungarn, die Kleriker gewesen waren; sie versahen sie mit Milch und Fleisch. Bruder Wilhelm schrieb ihnen zum Dank auf Pergament die Horen der heiligen Jungfrau und die Seelenmesse ab. Endlich am Tage der Kreuzerhöhung (14. September) stellte sich ein reicher Mongole, dessen Vater ein „Hauptmann über Tausend" war, als ihr von Batu bestellter Geleitsmann vor. Hochfahrend machte er ihnen Angst vor der weiten beschwerlichen Reise, vor Allem vor der barbarischen Kälte, die sie zu gewärtigen hätten. Er drohte ihnen, er werde sie unterwegs im Stich lassen, wenn sie die Strapazen nicht aushielten. Trotzdem versorgte er ihnen warme Winterkleider aus zottigem Widderfell und Filzstiefel.

Am 16. September begann der Austritt. Sie zogen die mongolische Etappenstraße, die von den Großchanen angelegt worden war. An den Stationen waren Mongolenposten aufgestellt, die die Reisenden mit frischen Pferden und mit Proviant versahen. Nach 12 Tagen überschritt die kleine Reisegesellschaft den Uralfluß. Bis zum Allerheiligentag verfolgten sie weiter die östliche Richtung. Die Strapazen waren groß. Die Brüder als Fremde erhielten meist schlechte Thiere. Nur der etwas wahlbeleibte Ruysbroek wurde auf besonders starke Thiere gesetzt. Oft mußten sie 2 bis 3 Tage reiten ohne die Pferde wechseln zu können. Die müden Gäule wurden dann mit Mühe durch Schläge vorwärts getrieben. Hunger, Kälte und Ermüdung rieben die Kräfte auf. Zu seinem Leidwesen mußte der gewissenhafte Mönch oft das Fasten am Freitag brechen, weil's nichts Anderes zu essen gab als Fleisch. Manchmal mußten sie das Fleisch halbgar genießen, weil sie nicht genügend Feuerungsmaterial, Ochsen- oder Pferdedünger oder Dornengestrüpp fanden. Der Führer zeigte ihnen zuerst seine unverhohlene Verachtung. Ihn verdroß es, so geringe Leute zu führen. Aber als er sie genauer kennen lernte, wurde er umgänglicher. Da kehrte er mit ihnen öfter in den Zeltlagern reicher Mongolen ein. Als Entgelt für die Bewirthung verlangte man weiter nichts, als daß sie für sie ein Gebet sprächen. Aber diese günstige Stimmung der Mongolen konnten die Missionare nicht ausnutzen. Der Dolmetsch versagte vollständig: „wenn ich einen guten Dolmetsch gehabt hätte, dann hätte ich Gelegenheit gehabt, viel guten Samen auszustreuen," klagt Ruysbroek. Vor dem nahenden Winter waren die nomadisirenden Mongolen mit ihren Heerden südwärts gezogen und die Stationen der Reise infolgedessen oft verödet. So waren die Reisenden gezwungen, am Tag vor Allerheiligen (31. Oct.) die östliche Route aufzugeben, und wandten sich direct nach Süden. Das muß etwa in der Mitte zwischen Aral- und Balchasch-See gewesen sein. Nach 7 Tagen begannen im Süden sehr hohe Berge aufzutauchen. Sie durchritten eine Ebene, die bewässert war wie ein Garten und die Spuren landwirthschaftlicher Bebauung zeigte. Sogar Wein wurde dort gebaut. Von dem Fluß, der die Gegend bewässert, sagt Ruysbroek, daß er in die Erde versickert und sich in große Sümpfe verliert. Vielleicht meinte er damit den Tschu, oder noch wahrscheinlicher den Talas. 8 Tage nach Allerheiligen stießen sie auf eine Stadt mit mohammedanischer Bevölkerung, Kimchat, deren Oberhaupt ihrem Führer mit Bier und Bechern entgegen kam. Von dort aus näherten sie sich den Bergen (wohl dem Alexandergebirge), an deren Fuß sie dann entlang zogen. Dabei überschritten sie die Grenze, die den Machtbereichs Batus von dem des Großchans scheidet und wurden allenthalben als Gesandte Batus mit besonderen Ehren aufgenommen. Wenige Tage später durchschritten sie eine Bergkette, wohl den nordwestlichen Ausläufer des transilischen Alatau, setzten zu Schiff über einen großen Fluß, den Ili, und erreichten endlich eine weite schöne Ebene, das Siebenstromland. Eine große Stadt, der Mittelpunkt eines regen Handels, von der aus der weite Spiegel des Balchasch-Sees sichtbar war, lag in der Ebene. Cailac nennt sie unser Bericht. Am 18. November wurde sie erreicht. Sie rasteten dort 12 Tage und warteten auf einen Hofbeamten des Batu, der sich der Reisegesellschaft anschließen wollte. Ruysbroek benutzte die Zeit, um Land und Leute zu studiren. Er besuchte zwei von den Götzentempeln, „um ihre Thorheit zu sehen". Zu seinem Erstaunen fand er darin allerhand Anklänge an christliche Bräuche. „Ich sah hinter einer Kiste, die anstatt des Altars dient und auf die sie Leuchter und Opfergaben legen, ein Bild, das Flügel hatte wie St. Michael, und andere, die sahen aus, wie Bischöfe, die die Finger hielten, als wollten sie segnen." Ruysbroek traf auch einen Mann im Tempel, der ein Kreuz von schwarzer Farbe auf dem Handrücken trug und ganz christlich auf seine Fragen antwortete, nur von Christus nichts wußte. Auch an einem Neumondsfest nahm er Theil. „Da öffnen sie ihre Tempel und schmücken sich die Priester und opfern Weihrauch und zünden Lichter an, und die Leute opfern Gaben von Brod und Früchten." Unter diesen „Götzendienern" (wohl Buddhisten), wohnten außer zahlreichen Sarazenen auch viele Nestorianer bis weit ins eigentliche China herein. Von den Nestorianeen weiß Ruysbroek freilich nicht viel Erbauliches zu berichten: „Sie sind unwissend, sie halten ihren Gottesdienst und haben ihre heiligen Bücher in syrischer Sprache. Aber sie verstehen diese Sprache nicht; so singen sie die Messe wie bei uns manche Mönche, die kein Latein verstehen. Darum sind sie auch ganz heruntergekommen. Sie sind vor allem Wucherer und Trunkenbolde. Ja einige, die unter den Tartaren wohnen, haben mehrere Frauen, wie die Tartaren. Wenn sie in eine Kirche eintreten, waschen sie sich die Füße, wie die Sarazenen, essen Fleisch am Freitag und halten Gelage an dem Tag, wie die Sarazenen. Selten kommt einmal ein Bischof in jene Länder, kaum alle 50 Jahre einmal. Dann lassen sie alle kleinen Kinder, sogar die in der Wiege, zu Priestern ordiniren. So sind fast alle Männer unter ihnen Priester. Dennoch heirathen sie, ja heirathen ein zweites Mal, was doch ganz gegen die Gebote der Väter ist. Auch treiben sie Alle Simonie, denn sie spenden kein Sacrament umsonst. Sie sind sehr für ihre Weiber und Kinder besorgt, darum haben sie kein Interesse an der Ausbreitung des Glaubens, sondern nur am Gelderwerb. So kommt es, daß zwar manche Nestorianer Erzieher der Söhne vornehmer Mongolen werden und sie auch im Evangelium und im Glauben unterrichten, und doch verleiden sie ihnen den Christenglauben durch ihre schlechte Lebensführung und ihre Gier, denn das Leben der Mongolen, ja sogar der Götzendiener ist reiner als das ihre." Das ist ein vernichtendes Urtheil über die Vertreter des Christenthums in Mittel- und Ostasien. Wir werden es durch die späteren Erfahrungen Ruysbroeks bestätigt finden. Freilich, um gerecht zu sein, müssen wir

*) Das war der Admiral der Flotte Ludwigs des Heiligen auf dem Zuge nach Aegypten.

bedenken, daß diese nestorianischen Christen lange Zeit hindurch von jeglicher Verbindung mit den Hauptländern der Christenheit abgeschnitten waren und so unter den degenerirenden Einflüssen ihrer heidnischen Umgebung allmälig entarteten.

Am Andreastag, am 30. November, brach die kleine Karawane aus Cailac wieder auf. Nicht weit von jener Stadt stieß sie auf eine ganz nestorianische Niederlassung mit einer Kirche. Die Mönche betraten sie und sangen mit Freuden, so laut sie konnten, Salve regina; denn es war lange her, daß sie eine Kirche gesehen hatten. Nach drei Tagen hatten sie die Grenze jener Provinz erreicht und das Ende des „obengenannten Meeres". Ruysbroek meint damit den Balchasch-See. Es kann aber nur das Südende des Ala-kul gewesen sein. Wir brauchen Ruysbroeks Angabe noch nicht für einen Irrthum anzusehen. Nach dem Urtheil mehrerer Geographen hingen damals beide Seebecken noch zusammen. Von dort ging's nordwärts auf ein hohes schneebedecktes Gebirge zu. Jetzt mußten sie die Reise beschleunigen. Die nomadisirende Bevölkerung hatte südlicher gelegene Gegenden aufgesucht; sogar die meisten der auf den Reisestationen postirten Leute, die die Verpflegung der Khansboten und Gesandten zu besorgen hatten, waren aus Mangel an Weideplätzen in den engen Gebirgsthälern vom Posten gewichen. So legten die Reisenden oft zwei Tagemärsche in einem Tag zurück und „reisten mehr in der Nacht als am Tag". Die Kälte wurde immer fühlbarer, so daß sie sich zur Vervollständigung ihres Wintergewands Ziegenpelze kiehen, die sie mit der rauhen Seite nach außen trugen. Anschaulich schildert Ruysbroek einen solchen unheimlichen Nachtmarsch: „Am 2. Sabbat des Advents (13. December) am Abend kamen wir durch eine Gegend zwischen schaurigen Felsen. Mein Führer schickte zu mir: ich sollte einige gute Worte sagen, damit die Dämonen verscheucht würden; denn in jenem Paß pflegten die bösen Geister plötzlich Menschen zu entführen auf Nimmerwiedersehen; manchmal schleppten sie auch das Pferd fort und ließen die Menschen zurück, oft zögen sie den Menschen die Eingeweide aus dem Leib und ließen den Leichnam auf dem Pferd sitzen. Da sangen wir mit lauter Stimme das Credo in unum Deum und kamen, Gott sei's gedankt, mit der ganzen Gesellschaft unverletzt durch. Da baten sie mich, ich sollte ihnen Zettel schreiben, die sie auf ihrem Kopfe tragen könnten. Ich sagte: „Ich will Euch Worte lehren, die Ihr im Herzen tragen sollt; dadurch können Eure Seelen in Ewigkeit gerettet werden." Aber immer, wenn ich anfangen wollte zu lehren, ließ mich mein Dolmetsch im Stich. Ich schrieb ihnen dennoch das Credo und das Pater noster auf und sagte: Hier ist geschrieben, was der Mensch glauben muß von Gott, und das Gebet, mit dem von Gott alles Nothwendige erbeten wird. Daher glaubt fest, was hier geschrieben steht, wenn Ihr's auch nicht versteht, und bittet Gott, daß er thut, was in diesem Gebet enthalten ist, das er selbst mit eignem Mund seinen Freunden gelehrt hat. Ich hoffe, es wird Euch retten." Die Reisenden athmeten auf, als sie die Schrecknisse des Gebirges (wohl des Tarbagatai) hinter sich hatten und die Ebene der Dsungarei durchquerten. Aber noch einen Gebirgwall galt's zu übersteigen (das Altaigebirge), nun that sich eine Ebene auf, „so groß wie ein Meer, in der kein Berglein sichtbar war". Am Tage des h. Johannes, also am 27. December, endlich erreichten sie das Ziel, das Hoflager des Großchans, über dessen Lage wir weiter nichts erfahren, als daß es 10 Tagereisen von Caracorum, der Hauptstadt des Mongolenreichs, entfernt war.

Dem Führer wurde ein prächtiges Haus angewiesen, den Mönchen ein kleines Hüttchen, wo sie kaum ihre Sachen niederlegen, ein Lager sich bereiten und ein wenig Feuer machen konnten. Die Reisenden wurden aufs Eingehendste ausgefragt über das Woher und Wozu. Ruysbroek versuchte, freilich vergebens, die Mongolen zu überzeugen, daß er gar nicht ein officieller Gesandter König Ludwigs sei und daß er nicht komme, um Frieden zu erbitten. Am andern Tag wurden sie gen Hofe geführt. Wir lassen den Jünger des h. Franz nun selbst erzählen: „Ich glaubte, ich müsse barfuß gehen, wie bei uns, und legte die Sandalen ab. Wir stiegen etwa einen Bogenschuß weit vom Haus des Chans entfernt vom Pferd. Unser Führer ging hinein, uns zu melden. Da war ein ungarischer Knecht, der uns als Ordensleute erkannte. Und als uns nun die Mongolen umdrängten und uns wie Weltwunder anstaunten, besonders weil wir barfuß waren, und uns fragten, ob wir denn unsere Füße nicht brauchten, wir würden sie bei der Kälte bald verlieren, da erklärte ihnen der Ungar den Grund und unsere Ordensregel. Dann kam ein hoher Hofbeamter, ein nestorianischer Christ, nach dessen Rath beinah Alles geschieht. Er sah uns genau an und fragte den Ungarn aus über uns. Dann wurden wir in die Herberge zurückgeschickt. Da sah ich ostwärts etwa zwei Schleuderwürfe vom Chanshof entfernt ein Haus mit einem kleinen Kreuz obenauf. Ich freute mich sehr, meinte ich doch, es sei irgend etwas Christliches, trat vertrauensvoll ein und fand einen Altar, der wirklich schön geschmückt war. Denn ich sah auf doppeltem Goldtuch das Bild des Heilands und der Jungfrau Maria und Johannes des Täufers und zweier Engel gestickt; die Linien des Körpers und der Kleider waren mit Perlen hervorgehoben; dann ein großes silbernes Kreuz mit Edelsteinen in den Ecken und in der Mitte, und viele Reliquienschreine und einen Oelleuchter vorm Altar mit 8 Flammen. Da saß ein armenischer Mönch, ein schwärzlicher, magerer Gesell mit einem rauhen härenen Rock, der bis über die Knie reichte; darüber trug er ein Obergewand aus grobem Haarstoff mehrfach mit Ketten geschürzt. Nach unserem Eintritt noch vor Begrüßung des Mönches sangen wir knieend „Ave regina coelorum". Er stand auf und betete mit uns. Dann begrüßten wir uns und setzten uns zu ihm, da er ein wenig Feuer in einer Schale vor sich hatte. Wir sagten ihm, warum wir gekommen seien, und er machte uns Muth, wir sollten nur kühn und frei sprechen, da wir Boten Gottes seien, der größer sei als alle Menschen. Dann erzählte er, er sei seit einem Monat da, er sei Eremit in der Nähe Jerusalems, Gott sei ihm dreimal erschienen und habe ihm geboten, zum Tartarenfürsten zu gehen, und da er gezagt, habe ihm Gott dreimal gedroht, ihn auf die Erde geworfen und gesagt, er müsse sterben, wenn er nicht gehorche. Er habe es dem Mangu Chan gesagt und ihm verheißen, wenn er Christ würde, dann würde ihm die ganze Welt gehorchen, auch die Franken und der Papst. Er forderte mich auf, dasselbe zu sagen. Ich weigerte mich entschieden. Da schwieg er." (Schluß folgt.)

Bücherbesprechung.

— Vergeltung. Roman von Alexander v. Gleichen-Rußwurm. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. — Der freiherrliche Schriftsteller gehört, ganz im Gegensatze zu seinen aristokratischen Rivalen von der Feder, erfreulicher Weise nicht zu den Vielschreibern, ein Umstand, der seinen Werken nur zu Gute kommt. Hat er doch darum um so eher Muße und Kraft, sich mit ganzer Seele in ein Problem zu versenken, das er sich auch diesmal nicht leicht gestellt hat. Anfangs zwar scheint die „Vergeltung" die bekannte Geschichte nach dem Märchen von dem alten König werden zu wollen, der sich ein junges, zu junges Weib nahm, aber bald verläßt Gleichen-Rußwurm die ausgetretenen Pfade alltäglicher Unterhaltungsliteratur, um erfolgreich neue Bahnen einzuschlagen und so die Fabel seines Romans zu einer herb tragischen Lösung zu führen, wobei er in der Lösung des Conflictes durch eine überraschende Wendung zu verblüffen weiß. In voller Kenntniß der Thatsache duldet nämlich mit philosophischem Gleichmuth der alte Baron Benkrath das Verhältniß seiner jungen Nichte und Gattin mit dem jungen Attaché, ja er baut dem Paare noch goldene Brücken und legt selbst der Legitimirung des etwas posthumen Sprößlings keinerlei Hindernisse in den Weg. Wie schließlich das sorgsam gehütete Geheimniß der Oeffentlichkeit doch preisgegeben wird, wie die Vergeltung die Schuldigen nach langen Jahren ereilt und vernichtet, — das bildet das Ende des fesselnden Romans, der eine reiche vielseitige Lebenserfahrung und eine starke dichterische Gestaltungskraft seines Schöpfers verräth, namentlich in der feinen Darlegung der einzelnen Charaktere und der Motivirung ihrer Handlungsweise. In dieser Hinsicht bedeutet das Buch geradezu einen neuen bedeutsamen Typus des modernen Gesellschaftsromans, der Gleichen-Rußwurm neben den Träger manches populären Namens stellt und zu schönen Hoffnungen berechtigt. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 115. Donnerstag, den 25. September, Abends. 1902.

Ruysbroecks Reise nach der Mongolei im Jahre 1253.

Von Militäroberpfarrer J. Neumeister.

II. (Schluß.)

Am 4. Januar 1254 endlich wurden die Franziskaner zur Audienz befohlen, nach ein paar Tagen Frierens und Hungerns in der ungemüthlichen Herberge. „Sie stellten uns vor die Thür des Chans-Hauses und hoben die Decke der Thür; und weil es Weihnachten war, hoben wir an zu singen A solis ortus cardine. Nach der Hymne untersuchten sie unsere Kleider, ob wir Messer bei uns hätten. Der Dolmetsch mußte sein Messergehäng mit dem Messer draußen lassen. Dann traten wir ein. Eine Bank mit Kumys stand am Eingang. Dort ließen sie den Dolmetsch stehen. Uns ließen sie sitzen auf einer Matte vor den Chansfrauen. Das Haus war innen ganz mit Goldtuch verkleidet. Ein kleiner Altar stand in der Mitte des Raumes. Darauf brannte ein Feuer, das genährt wurde mit Dornen, Wurzeln des Wermuth und mit Ochsendünger. Der Großchan saß auf einem Ruhebett, auf dem ein prächtiges Fell ausgebreitet war. Er ist ein stumpfnäsiger Mann, von mittlerer Statur, 45 Jahr alt. Eine junge Frau saß neben ihm. Eine erwachsene Tochter, die sehr häßlich war — sie heißt Cirina —, saß mit anderen kleinen Kindern auf einem Polster hinter ihnen. Das Haus gehörte nämlich einer verstorbenen Lieblingsfrau, die eine Christin gewesen, und von der er jene Tochter hatte.... Er ließ uns nun Reisbier geben, das war klar und wohlschmeckend wie Weißwein. Davon kostete ich aus Ehrfurcht ein wenig. Zu unserem Unglück stand unser Dolmetsch bei den Mundschenken. Die gaben ihm viel zu trinken, sodaß der Bursch betrunken wurde. Dann ließ sich Mangu Falken und andere Vögel bringen, nahm sie auf die Hand und betrachtete sie. Nach langer Zeit erst befahl er uns zu reden. Da mußten wir die Knie beugen. Er hatte als Dolmetsch einen Nestorianer, und wir hatten unsern unzuverlässigen Dolmetsch, der schon trunken war." Ruysbroek sprach wieder zuerst ein Gebet für den Chan, erzählte, was ihn ins Mongolenreich geführt und wie ihn Sartak zu Batu und Batu zu Mangu geschickt. Dann fuhr er fort: „Wir bitten Euer Majestät, daß Ihr uns die Erlaubniß gebt, in Euerm Land zu bleiben, um Gott zu dienen, Euch und Euern Weibern und Kindern zum Heil. Wir haben nicht Gold noch Silber, noch edle Steine, daß wir sie Euch anbieten könnten. Uns selbst nur können wir anbieten Gott zum Dienst und zum Gebet für Euch. Erlaubt uns zum Wenigsten hier zu bleiben, bis die Kälte vorbei ist. Denn mein Gesell ist schwach, sodaß er keinesfalls ohne Schaden an seiner Gesundheit weiter reiten kann." Er antwortete darauf: „Wie die Sonne ihre Strahlen aussendet, so breitet sich meine und Batus Herrschaft überall hin aus. Daher brauchen wir Euer Gold und Silber nicht." „Bis dahin verstand ich meinen Dolmetsch; aber dann war kein Sinn mehr in seinen Worten. Ich merkte wohl, er war betrunken. Auch Mangu selbst schien mir taumelig zu sein. Daraus schienen mir seine Worte hinauszukommen, daß er unwillig war, weil wir Sartak eher besucht hatten als ihn. Da schwieg ich, als ich meines Dolmetsch Unbrauchbarkeit bemerkte. Mit einem Gruß entließ uns der Chan; sein Geheimschreiber und der nestorianische Dolmetsch geleitete uns, der übrigens eine seiner Töchter erzieht.... Diese bezeichneten uns einen Mann, der für uns sorgen sollte.... Später kam der Dolmetsch mit der Nachricht: Mangu hat Mitleid mit Euch und erlaubt Euch zwei Monate hier zu bleiben. Dann wird die große Kälte vorbei sein." Auf das Anerbieten, nach der 10 Tagereisen entfernten Stadt Caracorum überzusiedeln, ging Ruysbroek nicht ein, um mit jenem armenischen Mönch zusammenbleiben zu können. Zunächst mußten die Brüder weiter frieren und hungern. Da suchte sie eine Frau auf und nahm sich ihrer an. Diese, Pascha mit Namen, stammte aus Metz und war aus Ungarn als Gefangene mit fortgeschleppt worden. Sie gehörte zum Hofstaat einer der christlichen Chansfrauen, hatte einen jungen Ruthenen geheirathet und hatte drei hübsche Knaben. Ihr Mann verstand sich aufs Häuserbauen und genoß wegen dieser Kunst bei den Mongolen großes Ansehen. Diese erzählte ihnen, daß in der Hauptstadt Caracorum ein Goldschmied aus Paris wohne, Namens Wilhelm Buchier, der hochangesehen sei beim Großchan und eben an einem großen Kunstwerk für ihn arbeite. Dieser habe einen Adoptivsohn, der ein guter Dolmetsch sei. Ruysbroek schrieb nun an Meister Wilhelm und bat ihn, womöglich diesen seinen Sohn ihm zu senden. Er antwortete, er werde im nächsten Monate nach Vollendung seines Werkes ihn senden. Auch andere Abendländer traf Ruysbroek bei Hofe. So wurden sie mit der Gesandtschaft des griechischen Kaisers von Nicaea, Batazes, confrontirt. Einer der griechischen Ritter erkannte sogar Bruder Bartholomäus, den er einst in Nicaea gesehen, und gab dem Orden der Franziskaner ein glänzendes Zeugniß, so daß ihr Ansehen bei den Mongolen sich sichtlich hob.

Aus den seltsamen Erlebnissen unseres Helden am Chanshof greifen wir nur einige heraus, die besonders bezeichnend sind für das Leben und Treiben dort. Er mag sie uns selbst berichten: „Das Epiphanienfest stand bevor. Da sagte mir der armenische Mönch, er werde den Chan an dem Tage taufen. Ich bat ihn, auf jeden Fall durchzusetzen, daß ich dabei sei, um als Augenzeuge dienen zu können. Er versprach mir's. Das Fest kam, aber der Mönch rief mich nicht. Um die 6. Stunde wurde ich zu Hofe entboten. Ich sah den Mönch mit anderen Priestern aus dem Hof zurückkehren, er trug sein Kreuz, die Priester Weihrauchgefäße und das Evangelium. An dem Tage hatte nämlich Mangu Chan ein Festmahl veranstaltet. Er hatte den Brauch, an solchen Tagen, die seine Wahrsager ihm als Festtage bezeichnen oder die nestorianischen Priester für heilig erklären, ein Hoffest abzuhalten. Da kommen zuerst die christlichen Priester mit ihrem feierlichen Gepränge und beten für ihn und segnen seinen Becher; nach ihnen treten die sarazenischen Priester an und thun ebenso, und endlich erscheinen die Götzenpriester und machen's auch so. Der Mönch sagte mir einmal, Mangu glaube nur den Christen, er wolle nur, daß Alle für ihn beten. Aber der Mönch log, denn er glaubt Niemandem. Alle Priester folgen vielmehr dem Hofe, wie die Fliegen dem Honig; und er giebt Allen, und Alle glauben, sie seien seine Freunde und weissagen ihm Glück.... Wir kehrten dann zurück und kamen am Mönch vorbei, der erröthete über seine Lüge. Daher wollte ich ihn nicht weiter Lügen strafen. Doch einige Nestorianer wollten mir einreden, Mangu sei getauft. Ich antwortete: »Ich werde es niemals glauben, noch Anderen erzählen, wenn ich's nicht selbst gesehen habe.« Als wir zu unserem kalten öden Haus kamen, sorgten Leute des Chans für Betten und Decken. Auch Feuerung brachten sie uns und gaben uns das Fleisch eines kleinen mageren Widders; es mußte für uns Drei 6 Tage reichen. Ferner lieferten sie täglich eine Schale voll Honig und ein Quart Bier aus Hirse. Endlich liehen sie uns einen Wasserkessel und einen Dreifuß zum Kochen. Wir kochten zuerst das Fleisch und dann in der Bouillon die Hirse. Das war unsere Speise, und sie hätte genügt für uns, wenn wir sie nur in Frieden hätten verzehren können. Aber im Lager gab's eine Menge Hungerleider, denen keine Speise geliefert ward. Die drängten sich zu uns herein, wenn sie uns das Mahl bereiten sahen, und wir mußten sie wohl oder übel mitessen lassen. Da erfuhr ich,

wie groß das Martyrium der Armuth ist. Die Kälte wurde immer ärger. Da schickte uns Mangu drei Pelze mit den Haaren nach außen.“ Auf Ruysbroeks Bitte wurde den drei Fremdlingen erlaubt, ihre enge ungastliche Hütte zu verlassen und die geräumigere des armenischen Mönchs mitzubeziehen. — Hören wir ihn weiter: „An der Octave des Epiphanienfestes versammelten sich alle nestorianischen Priester in der Kapelle und läuteten und sangen feierlich die Metten und schmückten sich und rüsteten Weihrauchpfannen und Weihrauch zu. Während sie noch im Schiff der Kirche warteten, betrat die erste Gattin Mangus, Catota, mit anderen Frauen und mit ihrem erstgeborenen Sohne Baltu und anderen Kleinen die Kapelle. Sie warfen sich auf die Erde nieder und schlugen sie mit der Stirn nach dem Brauch der Nestorianer. Dann berührten sie alle Bilder mit der Rechten und küßten die Hand nach der Berührung; darauf gaben sie allen Anwesenden die Rechte. Das ist Nestorianersitte beim Eintritt in die Kirche. Die Priester sangen nun lange. Dann gaben sie der Fürstin Weihrauch in die Hand, und sie legte ihn selbst ins Feuer. Als es schon heller Tag war, legte sie ihren Kopfschmuck ab, der bocca heißt. Ich sah, daß ihr Schädel nackt war. Wir mußten die Kapelle verlassen; ich sah nur im Herausgehen, daß man ein Silbergefäß brachte. Ob man sie getauft hat, weiß ich nicht. . . . Während wir uns in unserer Behausung aufhielten, kam Mangu selbst in das Gotteshaus. Ihm wurde ein goldenes Ruhebett gebracht, auf dem saß er mit einer seiner Frauen gegenüber dem Altar. Da wurden wir gerufen, ohne zu wissen daß Mangu da war. Die Thürhüter fragten uns wieder erst, ob wir Messer bei uns hätten. Ich betrat die Kirche und hielt dabei die Bibel und das Brevier vor die Brust; zuerst neigte ich mich vor dem Altar und dann vor dem Chan. Wir mußten Psalmen nach unserer Art psalliren und sangen die Prose: Veni Sancte Spiritus. Der Chan ließ sich unsere Bücher bringen und fragte mit Interesse nach den Bildern. Da der Dolmetsch nicht bei uns war, so mußten wir die Nestorianer nach ihrem Gutdünken antworten lassen. — Dann ging er. Die Frau blieb und theilte Geschenke aus . . . schließlich wurde Reis, Bier und rother Wein und Pferdemilch gebracht. Da bat die Fürstin, den vollen Becher in der Hand, mit gebeugten Knieen um den Segen. Die Priester sangen alle mit hoher Stimme, und sie leerte ihn bis auf den Grund. Auch ich und mein Gefährte mußten zum andern Mal singen, als sie wieder trinken wollte. Als sie fast betrunken waren, wurde Speise gebracht, zuerst das Fleisch eines Hammels, das sofort verschmaust wurde, dann große Fische, die ohne Salz und ohne Brod verzehrt wurden. Davon aß ich mit. So verbrachten sie den Tag bis zum Abend. Als die Fürstin schon ganz taumelig war, bestieg sie einen Wagen und fuhr davon. Die Priester sangen und heulten dazu. Am folgenden Tage kam die Chanstochter, deren Mutter eine Christin gewesen war und machte es ähnlich. Sie gab den Priestern zu essen und zu trinken bis zur Trunkenheit. . . .“ „Am Sonnabend vor Septuagesimae gingen wir in feierlicher Prozession ins Haus Mangus. . . . Die nestorianischen Priester brachten ihm Weihrauch und nachdem er ihn selbst in das Räucherfaß gelegt hatte, räucherten sie ihm. Dann sangen sie einen Segen über seinem Trank, darauf sagte der Mönch seinen Segen, endlich mußten wir es thun. . . . Dann gingen wir hinaus. Beim Hinausgehen blieb mein Gesell etwas zurück; und als er sich noch einmal gegen den Chan verneigte, stieß er gegen die Schwelle. Während wir nun zum Haus des Prinzen Baltu eilten, legten die Thürschwellenwächter Hand an meinen Gefährten und hießen ihn stehen bleiben. Dann ließen sie ihn zu Bulgai bringen, den Kanzler, der die Todesurtheile fällt. Ich ahnte nichts davon; ich meinte, sie hielten ihn zurück, um ihm leichtere Kleider zu geben. Denn er war schwächlich und schleppte sich unter den schweren Pelzen nur mühsam fort. So gingen wir weiter zum Haus des erstgeborenen Chanssohnes, der übrigens schon zwei Frauen hat. Kaum sah er uns kommen, da warf er sich zur Erde, berührte mit der Stirn den Boden und betete so das Kreuz an. Dann stand er auf und ließ es, uns zu Ehren, auf ein neues Tuch in seine Nähe legen. Er hatte als Lehrer einen nestorianischen Priester David, einen Trunkenbold, gehabt. Er hieß uns Platz nehmen und den Priestern zu trinken geben. Er selbst trank erst, nachdem er den Segen von ihnen empfangen hatte.“ Weiter besuchte die Prozession noch die Häuser mehrerer Chansgattinnen, wo das Kreuz des Mönches eben solche Verehrung erfuhr. Jedesmal wurde tüchtig geschmaust und gezecht, so daß bei der Rückkehr in die Kirche der Gesang der Priester in ein wildes Geheul ausartete infolge ihrer großen Trunkenheit, die „dort weder für einen Mann noch für eine Frau schimpflich ist“. Da wurde auch Bruder Bartholomäus wieder zu ihnen geführt und mußte vom Mönch heftige Scheltworte wegen seiner Unvorsichtigkeit hören. Bulgai begnadigte ihn zwar, aber er durfte niemals wieder das Haus des Chans betreten. „Am Sonntage Sexagesimae wurde eine der Chansfrauen bis zum Tode krank. Die Wahrsager und Götzendiener vermochten ihr nicht zu helfen. Da schickte der Chan zum Mönch und ließ ihn fragen, ob er kein Mittel wisse. Der Mönch antwortete unvorsichtiger Weise, wenn er ihr nicht helfen könne, möge er ihm den Kopf abschlagen lassen. Darnach rief uns der Mönch und gestand uns unter Thränen, in welche Lage er sich gebracht, und bat uns, wir sollten in der Nacht unter Gebet mit ihm wachen. Das thaten wir denn auch. Er hatte eine Wurzel, die Rhabarber genannt wird; die zerstieß er zu Pulver und legte sie ins Wasser mit einem kleinen Kreuz, das er bei sich hatte. . . . Von jenem Wasser gab er allen Kranken zu trinken. Die Eingeweide der Leute wurden von dem bitteren Trank gleichsam aufgewühlt, und diesen Aufruhr im Leibe sahen sie als ein Wunder an. Ich rieth ihm Weihwasser zu seiner Arzenei zu verwenden, wie es die römische Kirche habe. Dem wohne große Kraft inne zur Vertreibung der Dämonen. Von solchen, das sahen wir, wurde die Kranke geplagt. Auf seine Bitte bereiteten wir ihm Weihwasser. Er mischte es mit dem Pulver und legte das Kreuz hinein und ließ es die ganze Nacht ziehen. . . . Am Morgen gingen wir zu der Fürstin, der Mönch, ich selbst und zwei nestorianische Priester. Bei unserem Eintritt saß sie auf ihrem Ruhebett und betete das Kreuz an und legte es neben sich auf ein seidenes Tuch und trank das geweihte Wasser mit dem Pulver und wusch damit ihre Brust. Der Mönch bat mich, ein Evangelium über sie zu lesen, und ich las die Passion des Herrn nach Johannes. Endlich erheiterte sich ihr Gesicht und sie fühlte sich besser. Da ließ sie vier große Goldmünzen (Jaskot) bringen und legte sie vorm Kreuze nieder. Dann gab sie eins dem Mönch und auch mir reichte sie eins; aber ich wollte es nicht nehmen. Da nahm es der Mönch an sich. Auch beiden Priestern gab sie eins. Dann ließ sie Wein bringen und gab ihn den Priestern zu trinken. Auch ich mußte dreimal aus ihrer Hand trinken auf die Ehre der Dreieinigkeit. Sie fing an, mich die Sprache zu lehren und machte sich über mich lustig, daß ich so stumm war. Ich hatte ja keinen Dolmetsch bei mir. Am andern Morgen kehrten wir zu ihr zurück, ... da fanden wir sie gesund und frisch und gaben ihr noch einmal vom geweihten Wasser zu trinken und lasen die Passion über sie. Aber die elenden Burschen, die Priester, lehrten sie nicht unseren Glauben, ja ermahnten sie nicht einmal, sich taufen zu lassen. Ich aber saß stumm da und vermochte nicht mitzureden. Dabei versuchte sie wieder, mich ihre Sprache zu lehren . . . . Nach drei Tagen besuchten wir sie nochmals. Da wurde sie ganz wiederhergestellt. Nun forderte der Mönch von Mangu die Erlaubniß, das Kreuz an einem Lanzenschaft erhöht zu tragen. Er machte sich eine Kreuzfahne und befestigte das Kreuz auf einem Rohr von der Länge eines Lanzenschafts. Ich ehrte ihn wie einen Bischof, da er die Landessprache verstand. Doch that er viel, was mir nicht gefallen wollte. Er ließ sich nämlich einen zusammenlegbaren Stuhl anfertigen, wie ihn Bischöfe haben und Handschuhe und eine Mütze mit Pfauenfedern und mit einem goldenen Kreuzchen. Er hatte dabei ganz aussätzige Finger, die er durch Salben wieder zu heilen sich bemühte . . . . Trotz der vielen Thorheiten, die mir an ihm mißfielen, hing ich an ihm um der Ehre des Kreuzes willen. Wir trugen es durchs ganze Lager und sangen vexilla regis prodeunt. Darüber staunten die Sarazenen sehr.“ Einmal gerieth Ruysbroek sogar in heftigen Streit mit dem Mönch, als dieser sich als Manichäer entpuppte. Darum nahm ihn der Mönch nicht mehr zu den Prozessionen mit. Das fiel Mangu auf; er fragte nach dem Franken, für den er allen Anzeichen nach wirklich Achtung und ein gewisses Wohlwollen hegte. Das bewog den Armenier, sich mit Ruysbroek auszusöhnen. Dieser ging gutmüthig darauf ein: „Ich bat ihn, mir mit der Sprache zu helfen; ich würde ihm mit der heiligen Schrift helfen. Denn ein Bruder, der vom anderen unterstützt wird, ist wie eine feste Stadt.“ Freilich in einem Punkte ließ der armenische Abenteurer, denn das war der Mann, es seine abendländischen Schutzbefohlenen entgelten. Er hielt sie während der Fastenzeit mit dem Essen so knapp, daß der an sich schon schwächliche Bartholomäus von Cremona schwer erkrankte. Der Schwindler gab vor,

er esse nur Sonntags. Er hatte dabei unter dem Altar der Kapelle eine Kiste mit Mandeln und getrockneten Trauben und Pflaumen; die kaute er beständig, wenn er allein war. Schließlich wandte sich Ruysbroek an jenen Nestorianer David, den Erzieher des Kronprinzen. Auf dessen Fürsprache schickte ihnen Mangu Wein und Mehl und Oel. Freilich brachte ihnen diese Gabe neue Beschwerden. „Wir aßen nur einmal am Tage und das in großer Bedrängniß. Denn als sie erfuhren, daß Mangu uns Wein gegeben hatte, stürzten sie sich unverschämt, wie die Hunde auf uns, die nestorianischen Priester, die den ganzen Tag betrunken waren, und auch die Mongolen, die den Mönch bedienten. Dieser schickte uns nämlich Jeden auf den Hals, der zu ihm kam und zu trinken begehrte. Daher brachte uns der Wein mehr Last als Trost. Wir konnten ihn, ohne anzustoßen, nicht ablehnen. Bald war der Schlauch leer und wir wagten nicht, vom Hofe uns neuen zu erbitten."

Seit der Ankunft der Franziskaner hatte Mangu sein Hoflager nur zweimal südwärts verlegt. Dann ging's wieder nordwärts auf Caracorum zu. Das letzte, schwierigste Stück, der Marsch über ein Gebirge (jedenfalls das Changai-Gebirge) wurde nur mit kleiner Bagage ausgeführt. Eines Nachts, als furchtbarer Sturm und starker Schneefall herrschte, schickte der Großchan zu Ruysbroek und zum Mönch und ließ sie bitten, sie möchten beten, daß Gott die Kälte und den Wind mäßige. Da schickte der Mönch ihm Weihrauch mit der Weisung, er solle ihn auf Kohlen legen und Gott opfern. „Ob er es that, weiß ich nicht, das Unwetter aber ließ nach, das schon zwei Tage getobt hatte."

„Am Palmsonntag waren wir bei Caracorum angelangt. Wir segneten in frühester Morgendämmerung die Zweige, an denen noch keine Sprossen zu sehen waren. Um die None (d. i. gegen 3 Uhr) zogen wir in die Stadt ein; das Kreuz mit dem Fähnchen trugen wir erhöht am Lanzenschafte und wanderten so durch die Mitte der Sarazenenstadt, wo die Marktplätze sind und Wochenmarkt gehalten wird. Dann ging's zur Christenkirche. Die Nestorianer kamen uns prozessionsweise entgegen. Wir betraten die Kirche. Dort fanden wir sie zur Feier der Messe bereit. . . . Darnach führte uns Meister Wilhelm mit großer Freude zur Herberge und bewirthete uns. Nach der fröhlichen Mahlzeit geleiteten sie uns in unsere Hütte, die uns die Tartaren auf dem freien Platze bei der Kirche errichtet hatten, mit der Kapelle des Mönchs zusammen.

Am Morgen zog der Chan in seinen Palast ein, und ich und der Mönch und die Priester gingen zu ihm. Ich überlegte, ob ich mitgehen sollte oder nicht. Aber ich fürchtete, Anstoß zu geben, wenn ich mich von den andern Christen absonderte, zumal der Chan meine Anwesenheit wünschte. Es konnte leicht das Gute gehindert werden, das ich zu erreichen hoffte. So ging ich lieber mit, obwohl ich ihr Thun voll Wahrsagerei und Götzendienst sah. Und ich that nichts Anderes dort, als mit lauter Stimme beten für die Kirche und für den Chan, daß Gott ihn auf den Weg des Heils lenke." Die Stadt Caracorum machte auf Ruysbroek keinen überwältigenden Eindruck; sie schien ihm nicht größer, als St. Denis bei Paris. Den Palast schildert er als eine mächtige Anlage, „ummauert wie ein Kloster, die Gärten wohl bewässert". Das Hauptgebäude war dreischiffig wie eine Kirche mit zwei Säulenreihen. Durch drei Thore im Süden geschah der Eintritt. Am Nordende stand auf Stufen erhöht der Hochsitz des Chans. Am Eingange war übrigens das kunstvolle Werk Meister Wilhelms aufgestellt. Es war ein großer silberner Baum; an dessen Wurzeln lagerten vier silberne Löwen, die aus Röhren Kuhmilch spieen. Vier andere Röhren stiegen bis zum Gipfel im Innern von vergoldeten Schlangen, die ihre Schwänze um den Baum schlangen. Eine Röhre spendete Wein, eine Pferdemilch, eine Meth, eine Reisbier. Diese Röhren wurden aus einem Kellerraume gespeist, der außerhalb des Palastes lag. Diese eigenthümliche Credenz fand Verwendung bei den großen Festgelagen des Chans. Bei jenem Empfange überreichten die Priester dem Chan zwei kleine geweihte Brode und Früchte auf einer Schale; sie boten sie ihm an unter Segensworten. Der Mundschenk trug sie ihm auf seinen Hochsitz hinauf, und er aß sofort das eine Brod. Dann sandte er seinen Sohn und einen jüngeren Bruder, der von den Nestorianeen erzogen war und das Evangelium kennt, zu mir und ließ sich meine Bibel bringen. Nach dem Priester sprach der Mönch sein Gebet, und nach ihm ich. Er versprach am anderen Morgen nach der Kirche zu kommen, die sehr groß und schön ist und oben vollständig verkleidet ist mit Seidenstoff, der mit Goldfäden durchwebt ist. Am Morgen aber zog er weiter und ließ den Priestern sagen, er wage nicht in die Kirche zu kommen, da er gehört habe, dort würden Todte begraben. Wir aber blieben mit dem Mönch in Caracorum nebst anderen Priestern vom Hofe, um da Ostern zu feiern.

Der Gründonnerstag und Ostern nahte. Da ich nicht priesterliche Gewänder hatte, war ich in großer Verlegenheit, was ich thun sollte. Da war nun eine große Menge Ungarn, Alanen, Ruthenen, Georgier, Armenier, die alle das Sacrament nicht genossen hatten, seit sie gefangen fortgeschleppt worden waren, denn die Nestorianer wollten sie nicht in ihre Kirche lassen, wenn sie sich nicht wieder taufen ließen. Doch thaten die Nestorianer uns gegenüber davon keine Erwähnung. Ja sie bekannten, die Kirche zu Rom sei das Haupt aller Kirchen und sie müßten den Patriarchen vom Papst empfangen, wenn die Wege zu ihm offen wären. Nun drängten mich jene Christen und der Mönch, um Gottes willen die Messe zu celebriren. Da ließ ich sie beichten mit Hilfe des Dolmetschs so gut ich konnte. Meister Wilhelm hatte uns eine Prägeform für die Hostien gefertigt und gab uns geistliche Gewänder, die er für sich selbst gemacht hatte, denn er verstand ein wenig von der Schrift und gerirte sich als Kleriker. Ich weihte die Gewänder und wir prägten uns Hostien nach unserer Art. Die Nestorianer wiesen mir ihre Taufkapelle an, in der ein Altar war. Ich feierte also am Gründonnerstag mit ihrem silbernen Kelch und mit der Patene Abendmahl und ähnlich zu Ostern. Wir spendeten dem Volk unter Gottes Segen, wie ich hoffe. Sie aber tauften an Ostern mehr als 60 Personen in feierlicher Weise. Darüber herrschte allgemeine Freude bei den Christen."

Am Sonntag vor Himmelfahrt, am 17. Mai, stießen die Franziskaner und der armenische Mönch wieder zum Hoflager Mangus. Dort wurden sie noch einmal genau inquirirt über das Woher und Wozu ihrer Reise. Dem Chan war nämlich hinterbracht worden, es seien 400 Meuchelmörder ausgesandt in verschiedenen Verkleidungen, ihn zu ermorden. Um aus der Ungewißheit über sein Schicksal erlöst zu werden, ließ nun Ruysbroek beim Chan anfragen, was er mit ihnen vorhabe. Er mußte vor dem Oberschenk des Chans wieder ein langes Verhör bestehen über den Zweck seiner Reise. Der Mönch erklärte freimüthig: „Ich habe ihm kein Wort im Auftrag irgend eines Menschen zu sagen; nur Worte Gottes möchte ich ihm sagen, wenn er sie hören will. Dann wird er sehen, ob er sie hält oder nicht." Da gingen sie hin und sagten ihm, ich habe erklärt, er sei ein Götzendiener und halte die Gebote Gottes nicht. Am Morgen schickte er zu mir seine Räthe mit dem Bescheid: „Unser Herr schickt uns zu Euch und läßt Euch sagen: hier sind Christen, Sarazenen und Tuinen (Buddhisten). Jeder von Euch sagt, sein Gesetz sei das bessere und seine heiligen Bücher die wahren. Daher will er, Ihr sollt zusammen kommen und ein Gespräch halten und Jeder soll seine Aussagen aufschreiben, damit der Chan die Wahrheit erkenne." Diese vom Chan befohlene Disputation fand am Sonnabend vor Pfingsten (30. Mai) statt bei der christlichen Kirche. Drei Räthe Mangus, von jeder Religion einer, führten die Aufsicht und sollten Schiedsrichter sein. Sie proclamirten: „Das ist das Gebot Mangus und Niemand soll sagen, es laute Gottes Gebot anders: Niemand soll mit dem Anderen streiten, oder ihn schmähen, oder Tumult machen, so daß die Verhandlung gestört wird, bei Todesstrafe!" Ruysbroek disputirte zuerst für die Christen gegen die Buddhadiener. Der Sohn des Meisters Wilhelm diente ihm als Dolmetsch. Er trieb seine Gegner dermaßen in die Enge, daß sie nicht mehr zu antworten wußten. Die Sarazenen erklärten: „Wir geben zu, Euer Gesetz ist wahr. Daher wollen wir nicht mit Euch streiten." Die Nestorianer suchten dann den Sarazenen die Trinität durch Aehnlichkeitsbeweise klar zu machen. „Alle hörten ohne Widerspruch zu; doch Keiner sagte: »Ich glaube, ich will Christ werden!« Dann sangen Nestorianer und Sarazenen laut, die Tuinen schwiegen, und endlich tranken sich Alle voll. Zu Pfingsten forderte der Chan die Parteien vor sich und bekannte seinen Glauben: »Wir Mongolen glauben, daß nur ein Gott ist, durch den wir leben und sterben, und wir richten auf ihn unser Herz. Aber wie Gott der Hand mehrere Finger gegeben, so gab er den Menschen verschiedene Wege (zu seiner Erkenntniß). Euch gab Gott die heiligen Schriften, und ihr Christen haltet sie nicht. . . . Uns aber gab er Wahrsager und wir thun, was sie uns sagen und leben in Frieden.« Er trank, während er das

Alles sagte, viermal. Dann fing er an von unserer Rückkehr zu reden. Daher hatte ich keine Gelegenheit, ihm den katholischen Glauben zu entwickeln. Denn Niemand darf vor ihm reden, außer wenn er's wünscht." Mangu versprach ihm freies Geleit zu Batu und Versorgung mit dem Nöthigen. Als Ruysbroek darum bat, wenigstens als Priester einer Colonie deutscher Gefangener in der Kirgisensteppe bleiben zu dürfen, von der er gehört hatte, wurde ihm das Wort abgeschnitten, und so wurde er entlassen. Mit spöttischem Ingrimm schließt der biedere Mönch den Bericht über die Audienz: „Ja wenn ich die Macht gehabt hätte, Zeichen und Wunder zu thun, wie Moyses, dann hätte er vielleicht sich bekehrt." Mangu bekam er nicht wieder zu Gesicht, wenn er auch dem Hoflager wieder bis Caracorum folgen mußte. Ruysbroek hatte es abgelehnt, Boten des Chans an Ludwig mitzunehmen; er schützte vor, daß er nicht dafür bürgen könne, daß sie bei der Reise durch so viele Feindesländer unangetastet blieben; in Wahrheit fürchtete er, die Mongolenboten könnten lediglich Spione für einen neuen Mongoleneinfall sein. Zur Mitnahme eines Briefes aber hatte er sich bereit gefunden. Es dauerte lange, bis das Schreiben fertig gestellt war. In einem anmaßenden, bombastischen Stil ist's geschrieben; es hebt an: „Ein Gebot des ewigen Gottes ist's; im Himmel ist nur ein Gott, auf Erden ist nur ein Herr, Dschingis-chan. Das ist das Wort, das Euch gesagt ist von uns, die wir Mongolen sind. Wo die Ohren hören, wohin ein Pferd laufen kann, da laßt's hören und verstehen!" Der Schluß lautet: „Das Gebot des ewigen Gottes lassen wir Euch wissen. Und wenn Ihr gehört und geglaubt habt und mir gehorchen wollt, dann schickt Boten an mich. So werden wir wissen, ob Ihr Krieg oder Frieden mit uns haben wollt. Wenn durch die Kraft des ewigen Gottes die Welt von Sonnenaufgang bis zum Untergang in Freude und Frieden eins wird, da wird erscheinen, was wir thun wollen. Aber wenn Ihr das Gebot des ewigen Gottes hört und versteht, aber nicht annehmen wollt und sprecht: Unser Land ist fern, unsere Berge hoch, unser Meer groß, dann wissen wir, was Euch bestimmt ist, das weiß der ewige Gott, der leicht macht, was schwer ist zu thun, und nahe, was fern ist." Bis zur Fertigstellung des Briefes mußte Ruysbroek dem Hoflager folgen und kam mit ihm am 7. Juni nach Caracorum zurück, wo glänzende Feste und große Trinkgelage gefeiert wurden, an denen der Mönch nicht Theil nahm. Vierzehn Tage nach Johanni endlich wurde Ruysbroek zu Hof beschieden zur Verabschiedung. Da erst kam es heraus, daß Bruder Bartholomäus aus Furcht vor den Strapazen der Rückreise hinter seinem Rücken sich die Erlaubniß, bis auf Weiteres zurückzubleiben, ausgewirkt hatte. Der erschrockene Ruysbroek bat: „Bruder, sieh zu, was Du thust. Ich lasse Dich nicht." Bartholomäus antwortete: „Ihr laßt mich nicht, aber ich lasse Euch. Denn wenn ich mit Euch gehe, dann geräth mir Leib und Seele in Gefahr; sie haben nicht die nöthige Ausdauer in der unerträglichen Mühsal." Die Franziskaner erhielten Kleider als Abschiedsgeschenk und kehrten zunächst nach Caracorum zurück. Dort meldete sich auch der vom Chan bestimmte Geleitsmann, der zugleich eine reiche Geldspende mitbrachte, die zur Hälfte dem Meister Wilhelm für Bartholomäus, zur Hälfte dem Dolmetsch für Ruysbroek übergeben ward. Am 10. Juli 1254 reiste Ruysbroek ab. „Wir trennten uns unter Thränen. Mein Gesell blieb bei Meister Wilhelm. Ich kehrte allein mit dem Dolmetsch und dem Geleitsmann zurück und mit einem Knecht, der den Befehl hatte, alle vier Tage uns einen Hammel zu requiriren. Wir kamen in 2 Monaten und 10 Tagen zu Batu. Während der Zeit haben wir niemals eine Stadt betreten oder auch nur die Spur eines Gebäudes oder eines Grabmals gefunden, ausgenommen einen Meierhof, in dem wir aber nicht einen Bissen Brod gegessen haben. Wir haben auch in der Zeit nur einen Rasttag gemacht, weil wir an dem Tage keine Pferde erhalten konnten. Unser Rückweg führte uns durch dieselben Völkerschaften, doch durch andere nördlicher gelegene Gegenden." Die Reise ging nach einer Angabe unseres Mönchs diesmal am Nordufer des Balchasch-Sees hin. Unterwegs stießen die Reisenden auf eine große Karawane. Sartak war's, der mit Weibern und Kindern, mit Zugvieh und Herden zu Mangu-Chan zog. Die Hofhaltung Batus erreichte Ruysbroek genau ein Jahr nach seiner Abreise von dort, am 16. September; er fand daselbst seine Leute in elender Verfassung. Kaum waren sie dem Loos entgangen, als Sklaven das Vieh der Tartaren hüten zu müssen. Ruysbroek nahm an, daß König Ludwig noch in Syrien weile. Darum erbat er sich von Batu die Erlaubniß, durch Persien zu ihm reisen zu dürfen. Einen Monat lang mußte er freilich dem Hoflager Batus folgen, bis sich ein Führer fand, ein Uigure. Mitte October brach er auf, zunächst die Wolga abwärts nach Sarai, der von Batu neugegründeten Hauptstadt.*) In der Ortschaft, gegenüber Sarai am Westufer, traf er den Vater Cojacs, der an einer neuen Kirche auf Befehl Sartaks baute. Von ihm erlangte er den größten Theil der Priestergewänder und Geräthe und Bücher wieder, die Cojac und die Seinen ihm abgenöthigt hatten. Die weitere Reiseroute läßt sich ziemlich genau verfolgen. Am 1. November brach er von jener Ortschaft auf. Es ging zunächst durch die Steppen westlich des Kaspisees. Am Martinstag wurden die „Berge der Alanen", der östliche Kaukasus, erreicht. Dann zogen sie die Küste entlang, durch das „Eiserne Thor" (bei Derbent), nun bogen sie vom Seeufer landeinwärts, überstiegen das Gebirge und kamen durch die Claustra Alexandri nach Schemacha. Nach Ueberschreitung des Kuraflusses ging's den Araxes (Aras) aufwärts bis zur Quelle. In einer Stadt am Fuß des Ararat Vaxua (wohl Uach-djiwân) verbrachten die Reisenden Weihnachten. 8 Tage nach Epiphanias 1255 setzten sie die Reise fort. Am 2. Fastensonntag war die Araxesquelle erreicht. Dann wurde die Wasserscheide zum westlichen Euphrat überstiegen, dem sie 8 Tage lang nach Westen folgten, bis er nach Süden abbiegt. Sie passirten darauf den Antitaurus und reisten über Siwas und Kaisarieh nach Iconium, wo sie dem Sultan vorgestellt wurden. Zwei Kaufleute aus Genua bez. Venedig, die dort das Alaunmonopol hatten, nahmen sich ihrer an und ließen sie nach der kleinarmenischen Hafenstadt Curta geleiten, wo sie am Tag vor Himmelfahrt ankamen. Ueber Nicosia auf Cypern ging endlich die Fahrt nach Tripolis in Syrien, wo am Tage von Mariä Himmelfahrt (15. August) ein Ordenscapitel abgehalten wurde. Ruysbroek blieb auf Befehl des Ordensministers in Acco und erstattete schriftlich Bericht an König Ludwig, der schon nach Frankreich heimgekehrt war. Der wackere Mönch schließt seinen Reisebericht mit dem guten Rathe, „daß fernerhin ein Bruder zu den Tartaren gehe, wie ich oder die Predigermönche es gethan haben, halte ich für zwecklos. Aber wenn der Papst, das Haupt der Christenheit, mit allem Pomp einen Bischof senden wollte, um auf ihre thörichten Anmaßungen zu antworten, die sie schon dreimal an die Franken geschrieben haben, der könnte ihnen sagen, was er wollte, und es erreichen, daß sie's aufschrieben. Denn einen Gesandten hören sie an und fragen ihn, ob er noch mehr sagen wolle. Aber er muß einen guten Dolmetsch haben, noch besser mehrere und reichlich Geld." Damit bricht die Handschrift ab. Es sind wohl nur noch rhetorische Schlußformeln gefolgt.

Wir nehmen Abschied von dem schlichten Mönch, dessen ehrliche biedere Art, dessen kühner Muth, dessen zähe Beharrlichkeit und Ausdauer uns Hochachtung abnöthigen. Seine Reisebeschreibung gehört zu den besten Leistungen auf diesem Gebiet. Trotzdem er sich dem Bann der Zeitanschauungen und des mittelalterlichen Aberglaubens nicht ganz entziehen kann, zeigt er doch einen nüchternen, klaren Blick und übt an vielen Ueberlieferungen scharfe Kritik.

*) Sie ist in der Nähe der Wolgamündung zu suchen [Fr. M. Schmidt] und nicht in der Nähe des heutigen Zarew.

Bücherbesprechung.

— „Der Ruf des Lebens." Erzählung von Carl Rosner. Leipzig, Verlag von Hermann Seemann Nachflg. — Carl Rosner, weiteren Kreisen durch mehrere Veröffentlichungen als wissensreicher und geschmackvoller Kenner der decorativen Kunst im 19. Jahrhundert bekannt, hat mit seinem neuesten Werk abermals den Beweis erbracht, daß man ein guter Kritiker sein kann, ohne zugleich in der praktischen Ausübung der Kunst Bedeutendes zu leisten. Denn die Lectüre seines letzten Buches hinterläßt einen durchaus unerquicklichen Eindruck. Zwar ist es nicht ungeschickt dargestellt, wie der von der Liebe geweckte Ruf des Lebens aufs Neue an einen jungen Gelehrten ergeht, der scheinbar schon mit sich und der Welt abgeschlossen hatte und noch einmal in des Daseins berauschende Fülle zurückgerissen wird, aber das Ganze kommt kaum über den Rahmen einer pathologischen Studie über die letzten Stunden eines hochgradigen Phthisikers hinaus, die zum Ueberfluß mit einigen sensationellen Fetzen aus der belletristischen Rumpelkammer drapirt ist. — Apoll bewahre uns vor ähnlichen Sanatoriumsgeschichten. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 116. Sonnabend, den 27. September, Abends. **1902.**

Orient oder Rom.

—v.— Franz Wickhoff in Wien ist es, der das Dogma von der römischen Reichskunst erfunden hat. Auf die alexandrinische Kunst im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt sei im ersten Jahrhundert nach Christus in Rom ein selbständiges künstlerisches Schaffen gefolgt, das dann im zweiten Jahrhundert zur vollständigen Entfaltung und Blüthe gelangt sei. „Entnahm man" — sagt Wickhoff in der Abhandlung: „Der Stil der Genesisbilder in der Geschichte seiner Entwickelung" — „die completirende Erzählungsweise der asiatischen Kunst, ist die distinguirende rein hellenisch, so reichen wir bei der continuirenden mit dem allgemeinen Begriffe des Hellenismus nicht mehr aus. Denn, wenn auch mannigfach verbreitet, tritt sie doch erst im zweiten Jahrhundert des römischen Kaiserreiches als ausgebildeter Stil auf und verbreitet sich überall dort, wo die Abhängigkeit von seinem Mittelpunkte deutlicher sichtbar ist. Es ist das keine hellenistische Erzählungsweise mehr, sondern eine römische. Mit dieser Beobachtung der Entstehung eines neuen Stiles der bildlichen Erzählung im zweiten Jahrhundert nach Christus scheint sich die oft wiederholte Behauptung schwer vereinigen zu lassen, daß die römische Kunst alle ihre Motive der formalen Ausgestaltung nach, wie der inhaltlichen Erfindung der hellenischen Kunst entnommen und sie höchstens vergröbert habe, daß innerhalb der römischen Sculptur und Malerei alle Entwickelung aufgehört und dieses ununterbrochene Nachbilden endlich mit einer völligen technischen Erschöpfung geendigt habe. Widerspricht schon die Annahme eines Stillstandes der Entwickelung durch vier Jahrhunderte aller geschichtlichen Erfahrung und wäre sie eine befremdende Anomalie, die sich in der ganzen Geschichte der Kunst niemals, weder früher noch später, wieder findet, so widerspricht ihr noch mehr die Thatsache, daß sich gerade in der römischen Kaiserzeit in der Architektur ein neuer Stil entwickelte. Alles, was die ägyptische, orientalische und griechische Architektur geschaffen, erscheint wie ein Kinderspiel gegen die ausgebildete römische Gewölbeconstruction. Schon die unter Hadrian ausgeführte Kuppel des Pantheon schwebt in classischer Vollendung über dem weiten Raume, und wenn sie auch an Schönheit nicht zu übertreffen war, so konnten sich ihr doch in den mannigfach gegliederten Räumen der Thermen immer kühnere Gewölbeconstructionen anschließen, bis endlich in der Basilika des Constantin das Problem, einen dreischiffigen Raum zu überwölben, gelöst war, mit einer Mächtigkeit und einem Scharfsinn, daß sie selbst die Erbauer der mittelalterlichen Dome weder an Weite und Raumwirkung noch an Kühnheit der Construction übertreffen konnten."

Für die Selbständigkeit und Bedeutung der römischen Reichskunst führt Wickhoff ganz besonders auch die Leistungen auf dem Gebiete der Porträtkunst an, deren frappirende Lebenswirkung sowie die für einen besonderen Zweck scheinbar flüchtige Behandlung, sodaß er die römischen Köpfe in ihrer Wirkung den besten Porträts eines Velazquez und Frans Hals zur Seite stellt. Ebenso weist er darauf hin, daß, wenn die Prozessionen des Titusbogens an uns vorüberzuziehen scheinen oder die Schlacht vom Trajansforum vor unseren Augen wogt, wir es hier mit Werken einer neuen Kunst zu thun haben, die mit der griechischen nur noch einen losen Zusammenhang habe. Alles das, sagt er, erinnere mehr an moderne Werke, an Venezianer, Niederländer, Spanier und die neuesten Franzosen, als daß es uns an die barocken Arbeiten der hellenistischen Periode, den Altar von Pergamon und den Laokoon gemahne. So habe auch für die nachaugusteische Zeit der Gegensatz von hellenischer und etruskischer Kunst, der für die ältere Periode der Geschichte bezeichnend war, lange nicht mehr in seiner Beschränkung gegolten. Der gräcisirenden Kunst in Rom habe im übrigen Italien allenthalben, die griechischen Landstriche im Süden natürlich ausgenommen, eine gemeinlateinische Kunst auf etruskischer Grundlage gegenübergestanden. „Sie mag" — führt Wickhoff an — „dem neumodischen Griechenthum in Rom wohl recht provinzmäßig altväterisch vorgekommen sein, aber sie war altehrwürdig; denn alle sich durch die Jahrhunderte folgenden Einbrüche von hellenischen und hellenistischen Vorbildern hatten ihren Grund nicht zu erschüttern vermocht. Das ihr innewohnende Streben nach wahrwirkender Wiedergabe der Erscheinung hatte eine illusionistische Porträtkunst als Resultat gehabt und, so hausbacken diese Köpfe zuweilen sind, der abendländische Geist, der deutlich aus ihnen allen spricht, weist schon auf eine Entwickelung der römischen Kunst hin, die von der hellenistischen merklich verschieden sein mußte." Dabei macht Wickhoff ganz besonders darauf aufmerksam, daß man fehl ginge, wenn man die römische Porträtkunst an den Kaiserbüsten studiren wollte, die mit geringen Ausnahmen Dutzendarbeiten von Copisten seien, wobei gerade aller Witz der beabsichtigten Illusion verloren ginge. Aber jene zahlreichen Büsten unbekannter Männer und Frauen wiesen so viele Meisterwerke auf, daß die römische Porträtkunst auch an Fülle und, wofür die Verschiedenheit der Behandlung zeuge, auch an der Zahl hervorragender Künstler hinter keiner anderen Periode blühenden Kunstschaffens zurückstehe.

Nach Wickhoff soll nun die römische Reichskunst nach dem griechischen Orient zurückgeströmt sein und die uns neu erscheinenden Compositionen der byzantinischen Kunst seien nichts Anderes, als eine Auswahl und ein Ueberbleibsel von der Masse ursprünglicher altchristlicher Compositionen, die sich in den großen Städten des Orients, in Alexandrien, in Antiochien und endlich in Byzanz im vierten und fünften Jahrhundert gebildet hätten. Es sei schon ursprünglich nicht Alles nach dem Westen gekommen, sondern zumeist nur Das, was für den einfachen Schmuck der Basilika zur Verwendung gekommen sei. So erklärt es sich leicht, daß dieser so beschränkte monumentale Cyklus im Abendlande im Laufe der Zeiten immer mehr verarmte, während er in den östlichen Ländern, an seinen Ursprungsstätten, aus der Masse der anderweitig erhaltenen altchristlichen Compositionen schöpfen konnte, um sich zu verstärken. Was die byzantinische Kunst reicher mache, als die gleichzeitig romanische, wäre nicht eine lebendigere Einbildungskraft, sondern die günstige geographische Lage, die sie zur treuen Hüterin der alten Erfindungen bestellt habe. In dasselbe Horn wie Wickhoff bläst auch Riegl in Wien, wenngleich etwas schüchterner, auch er ist der Ansicht, daß seit Christi Geburt Rom die Führerschaft auf dem Gebiete der Kunst übernommen habe. Einen etwas anderen Standpunkt nimmt der jüngst leider zu früh verstorbene Franz Xaver Kraus ein. Nach ihm ist der Ausgang der gesammten Kunst der alten Christenheit in Alexandrien zu suchen, wo diese wahrscheinlich vor dem dritten Jahrhundert einen specifisch hellenistischen, erst später dem römischen Einfluß weichenden Charakter hatte, der im vierten und fünften Jahrhundert zur Geltung kam und das ganze Mittelalter hindurch die Herrschaft behauptete.

Dem Wickhoffschen alleinseligmachenden Dogma von der römischen Reichskunst tritt nun Josef Strzygowski in dem Werke: „Orient oder Rom. Beiträge zur Geschichte der spätantiken und frühchristlichen Kunst. Mit 9 Tafeln und 53 Abbildungen im Texte, u. A. nach Aufnahme der Palmyra-Expedition Sobernheim. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1901" in ganz entschiedener Weise entgegen. Nur mit Freuden ist es zu begrüßen, daß eine so wichtige Frage wie die der Herkunft der spätantiken und frühchristlichen Kunst von einem so scharfsinnigen Forscher, wie Strzygowski ist, einer strengen Kritik unterzogen

und klargelegt wird, wobei ihm ganz besonders seine Vertrautheit mit dem orientalischen wie classischen Alterthume zu Statten kommt, eine Vertrautheit, deren sich seine Gegner nicht in gleichem Maße rühmen können und wodurch er ihnen gegenüber ganz bedeutend im Vortheil ist. So kann er siegesgewiß behaupten: „Es ist unzulässig, von einer römischen Reichskunst zu sprechen und darunter eine Kunst verstehen, die, in Rom ausgebildet, dann im Orient die alte, hellenistische Kunstübung verdrängt und so die allgemeine breite Grundlage der christlichen Kunst geworden sein soll. Wenn wir schon von einer römischen Reichskunst sprechen, dann ist darunter die letzte Phase der hellenistischen Kunst zu verstehen, wobei Rom nichts Anderes als eines von mehreren Centren ist und als solches gewiß auch mit einer bestimmten Individualität — starker Einfluß der realistischen Porträtauffassung auf die Kunst überhaupt, Schematisirung des Faltenwurfs — ausgestattet war. Für die christliche Kunst aber sind meines Erachtens schon in den ersten drei Jahrhunderten gerade die alten orientalischen Großstädte des hellenistischen Kreises, vor Allem Alexandrien, Antiochien und Ephesus die Ausgangspunkte — nicht Rom und eine von Rom ausgehende Reichskunst."

Ein in den weitesten Kreisen durch die Wanderausstellungen Grafs bekanntes Object, an dem sich die gegenüberstehenden Standpunkte trefflich darlegen lassen, bilden die seinerzeit so viel Aufsehen erregenden hellenistischen Porträts aus dem Fajum. Wickhoff, der den Ursprung der illusionistischen Malweise den Römern zuschreibt, welcher Stil im zweiten und dritten Jahrhunderte bei ihnen seine erste höchste Ausbildung erlangt habe, wie er sie vor dem siebzehnten Jahrhundert nicht wieder gefunden habe, da Rubens, Rembrandt, Frans Hals, Velazquez und Andere ihn pflegten, bemerkt zu den antiken enkaustischen Porträts aus Aegypten: „Sie weisen einen großen Fortschritt gegenüber den Zeugnissen aus den ersten Jahrhunderten auf und besonders die Art, wie an den besten durch trübe Flecken Licht in die Haarmassen gebracht ist, zeigt, wie nahe hier die antike Kunst schon an die bedeutendsten Leistungen der modernen Malerei herangekommen ist. Sie sind zugleich das beste Zeugniß für die rückläufige Bewegung der römischen Kunst. Denn in diesen Porträts, die aus demselben Geiste geschaffen sind wie die römischen Büsten und die ebenbürtige Seitenstücke zu den kühnsten von ihnen bieten, hat der von Rom angeregte illusionistische Stil den Osten erobert. Wir lernen aus ihnen, wie die Anregung, die im ersten Jahrhundert nach Christus von Rom ausgegangen, eine Reichskunst gezeitigt hatte, der sich der hellenische und der in alter Zeit schon hellenisirte Osten längst schon nicht mehr hatte verschließen können."

Aber gerade diese Bilder sind ganz besonders geeignet, die Ansicht, daß die Römer die illusionistische Malweise aufgebracht hätten, zu zerstören. Ebers versetzt die ältesten in die Zeit der späteren Ptolemäer, nachdem die völlige Consolidirung des hellenistischen Lebens in Aegypten sich vollzogen hatte. Strzygowski geht nicht einmal so weit zurück. Er weist darauf hin, daß es sich um Dutzendarbeiten der handwerksmäßig schaffenden Meister einer ägyptischen Provinzialstadt handele. Ist es denn da denkbar, daß eine nach Wickhoffs Anschauung national römische Kunst sich in Aegypten derart in die breitesten Schichten einzuführen vermocht hat? Strzygowski meint nun, und es ist dies psychologisch sehr richtig, daß eine so intensive und schon in ihren Alltagsleistungen so bewundernswürdige Kunstströmung nicht von Außen und über Nacht eingeführt sein könne, sie müsse vielmehr in Aegypten bodenständig und dauernd heimisch gewesen sein. Von römischem Import könne, weil es sich um Dutzenporträts handele, auch nicht die Rede sein. Wie unsere Denkmälerkenntniß jetzt liege, sei es viel wahrscheinlicher, daß gleich in diesem einen nachprüfbaren Punkte Aegypten der gebende, Rom der nehmende Theil gewesen sei und nicht umgekehrt. So sei es unzulässig, von einer römischen Reichskunst zu sprechen und darunter eine Kunst zu verstehen, die, in Rom ausgebildet, dann im Orient die alte hellenistische Kunstübung verdrängt und so die allgemeine breite Grundlage der christlichen Kunst geworden sei.

Weiter führt Strzygowski für seine Ansicht die einfachen Stoffe mit bildlichen Darstellungen aus Aegypten vor, die in abwechselnd contourirender und malerischer Technik und verschiedener Anordnung Darstellungen des alten und neuen Testamentes bieten, und in denen wir eine Typengruppe erhalten haben, die, wenn sie auch zunächst nicht mit aller Zuverlässigkeit datirt ist, so doch sicher auf den Orient hinweist, und zwar auf einen ganz bestimmten Theil, auf Aegypten. Dasselbe gilt auch von den gewirkten und gewebten Stoffen, die, theils in Wolle, theils in Seide ausgeführt, jetzt so massenhaft aus ägyptischen Gräbern wieder ans Tageslicht befördert worden sind, wie auch von eigentlichen Gemälden auf Leinwand.

Ein ganz besonderes Interesse für das Verständniß der Entwickelung der christlichen Kunst des Orients bietet nun eine Grabanlage zu Palmyra und ihre Gemälde, die wahrscheinlich um das Jahr 259 nach Christus entstanden ist. Die Bauform dieser Grabanlage zeigt, daß sie dem Kreise der hellenistischen Kunst angehört und als bester Vertreter eines Typus gelten kann, der später von den byzantinischen Baumeistern und schon von ihren Vorläufern monumental ausgestaltet worden ist. Aehnliches lehren auch die Malereien der Katakomben, die das erste Beispiel farbiger Decorationen sind, das wir aus Palmyra haben, und deren heidnischer Ursprung durch die Inschriften bewiesen wird. Die palmyrenischen Porträtsculpturen zeigen eine ausgesprochene locale Färbung, lassen dabei aber doch die Merkmale der byzantinischen Kunst und ihrer Vorläufer erkennen. Dazu bemerkt Strzygowski: „Palmyra ist ein in der Ruinenwelt des Orients ganz einziger Ort, an dem wir etwas von dem verlorenen Reichthume späthellenistischer Kunst, wenn auch gemischt mit semitischen und persischen Elementen, vorgeführt erhalten. Alexandreia, Antiocheia, Seleukeia sind fast spurlos verschwunden; Palmyra allein erschließt uns für den Augenblick auf allen Gebieten der bildenden Kunst zugleich die Welt, der wir nachforschen müssen, um über den falschen Götzen, das ewige Rom, heraus auf die eigentliche Grundlage der christlichen Kunst des Orients zu kommen." Die Grundlage für diese Anschauungen verdanken wir der von Dr. Moritz Sobernheim im Frühjahr 1899 nach Palmyra unternommenen Reise, von der er Photographien mitgebracht hat, die für das Verständniß der Vorbedingungen der christlichen Kunst des Orients von der größten Wichtigkeit sind und die Strzygowski in seinem Werke in sehr instructiven Abbildungen wiedergiebt, so daß man seine Anschauungen nachprüfen kann, die nicht darin gipfeln, daß die Kunst von Palmyra die werdende byzantinische Kunst beeinflußt habe, sondern daß die palmyrenische und die christliche Kunst des Orientes auf dieselben Quellen zurückzuführen sei, namentlich sei, neben localen Einflüssen, besonders von Persien aus, die hellenistische Kunst das breite Fundament, auf dem beide fußen, die nicht mit der römischen zu verwechseln sei.

Während, wie wir schon oben angeführt haben, Wickhoff die Gewölbeconstruction als eine römische Erfindung hinstellt, weist Strzygowski darauf hin, daß es wahrscheinlich sei, daß die Kunst des Wölbens die heimische sei, wo man beim Bauen auf die Ziegel angewiesen war. Die erste große Entwickelung einer mit Mauer und Bogen als Einheit schaffenden Baukunst fand nach ihm in Mesopotamien statt. Vom Orient aus drängte sich dann auch, wie er anführt, der Bogen in die alte Einheit der Massenarchitektur, die ägyptische Steinsäule mit dem graden Architrav ein, dem die Griechen dann ein Element des Holzbaues hinzugefügt haben. In Syrien, Alexandrien und Kleinasien treffen alle die Elemente in der Zeit nach Alexander dem Großen aufeinander. Hier, meint Strzygowski, habe die Wiege des neuen, bis auf den heutigen Tag nicht erschöpften Schaffensdranges gestanden, der den Baumeister dazu führt, nicht zu sehr die Gliederung der Massen als die Gestaltung des Raumes vor Augen zu haben. Zwei Bausysteme traten an Stelle der alten: das eine, dessen Wahrzeichen die Kuppel ist, der vollendete Ausdruck des die Composition beherrschenden Innenraumes, das zweite Bausystem, die Basilika, jenes Pasticcio von Raum- und Massenarchitektur, dem erst die Germanen im gothischen Dom durch sieghaftes Ueberwinden aller Widerstände der lastenden Masse den einheitlichen Charakter des Raumbaues zu geben wissen. Die Entstehung des Kuppelbaues und der Basilika, das sind die Fragen, deren Lösung der Forscher auf dem Gebiete der christlichen Kunst des Orientes von Nachgrabungen auf dem Boden hellenistischer Städte erwartet. Freilich darf dann nicht, wie Strzygowski betont, wie bisher, der antike Tempel im Vordergrunde des Interesses bleiben. Die architektonischen Gebilde, an die die christliche Kunst anknüpft, die eigentlich entwickelungsstarken Formgedanken, liegen im antiken Profanbau. Strzygowski führt noch eine ganze Reihe von Belegstücken an, die für seine Ansicht sprechen, wir müssen uns aber versagen, auf diese hier weiter einzugehen; was wir mitgeteilt haben, ist aber vollkommen hin-

reichend, um den Widerstreit der Meinungen zu kennzeichnen und darzuthun, welche Ansicht die größere Ueberzeugungskraft besitzt.

Viel verspricht sich Strzygowski für die richtige Erkenntniß bezüglich der Stellung des Orientes im Rahmen dessen, was man geneigt ist, die römische Reichskunst zu nennen, von der Initiative des deutschen Kaisers, von dessen energischem Willen er erhofft, daß das, was die archäologischen Institute bisher versäumt haben, nunmehr wieder wett gemacht werden wird. Kaiser Wilhelm, sagt er, hat von den Denkmälern Baalbeks einen bedeutenden Eindruck empfangen und in Otto Puchstein die geeignete Persönlichkeit für die Durchführung seiner auf die Klarstellung der Bedeutung dieser mächtigen Ruinen gerichteten Absichten gefunden.

Es ist ein Verdienst, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann, das sich Strzygowski erworben, indem er aufs Neue die Frage nach der Genesis der frühchristlichen Kunst angeregt und in Fluß gebracht hat, nicht mit autoritativem Gebahren, nicht in der Weise eines unfehlbaren Dogmatismus, den der Italiener Mosso einen „Wurm“ nennt, „der an den mittelmäßigen Geistern nagt und sie unfruchtbar macht, der die Massen verunstaltet, die schrecklichste Pest der Wissenschaft“, sondern auf Grund gewichtiger Thatsachen, die er souverän beherrscht. So ist er siegesgewiß in den Kampf eingetreten, den er mit der Waffe scharfer Kritik in geistvoller Weise gegen unbewiesene Behauptungen führt. Einen Bundesgenossen hat Strzygowski in seinem Verleger gefunden, der ihm in wirksamer Weise beigestanden hat, den Strauß auszufechten. Nicht nur, daß dieser das Werk in vornehmer, des Gegenstandes würdiger Ausstattung dargeboten hat, er hat auch die Beweiskraft durch eine Fülle höchst instructiver Abbildungen ganz wesentlich erhöht, sodaß er seinem Autor keinen größeren Dienst hätte erweisen können. Die Darlegungen Strzygowskis haben dadurch ganz bedeutend an Ueberzeugungskraft gewonnen, namentlich durch Wiedergabe der von der Expedition Sobernheim mitgebrachten Abbildungen, die, wichtige Documente, hier zum ersten Male in authentischen Reproductionen veröffentlicht werden, nicht minder aber auch durch die Vorführung einer Anzahl von Bildwerken der christlichen Epoche, die sich im königl. Museum für bildende Künste in Berlin befinden und die die erste Anregung zu dem Werke gegeben haben, das als epochemachend hingestellt werden muß.

Bücherbesprechungen.

— v. Loebells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XXVIII. Jahrgang. Bericht für das Jahr 1901. Unter Mitwirkung zahlreicher Officiere herausgegeben von v. Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D. Mit einem Bildniß des verstorbenen Obersten v. Loebell und fünf Skizzen im Text. Preis 10,50 ℳ, geb. 12 ℳ Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Die Schriftleitung der Jahresberichte hat dieses Mal im Vorwort zum achtundzwanzigsten Jahrgang die traurige Pflicht zu erfüllen, dem Begründer dieser rühmlichst bekannten Berichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, Herrn Oberst v. Loebell, welcher am 18. October 1901 verschieden ist, einen Nachruf zu widmen. Im Eingange finden wir auch ein Bild des Verblichenen, in der Todtenschau den Lebensgang des Verstorbenen, worin seine Verdienste gebührend gewürdigt sind. Der diesjährige Jahrgang ist bedeutend früher erschienen als jemals, auch ist die Schriftleitung in Erfüllung ihres vorjährigen Versprechens bemüht gewesen, den Band weniger umfangreich zu gestalten, und man kann trotzdem behaupten, es ist nicht auf Kosten der Güte des Inhaltes geschehen, denn auch dieser bietet genug des Interessanten und Wissenswerthen. Der Band enthält zunächst im ersten Theil die Berichte über die Heerwesen der folgenden Staaten: Deutschlands, Afghanistans, Belgiens, Bulgariens, Dänemarks, Frankreichs, Griechenlands, Großbritanniens, Italiens, Montenegros, der Niederlande, Norwegens, Oesterreich-Ungarns, Persiens, Portugals, Rumäniens, Rußlands, Schwedens, der Schweizer Eidgenossenschaft, Serbiens, Spaniens, der Türk.i, der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Englisch-Ostindiens. Der zweite Theil bringt wie bisher die Berichte über Taktik der verschiedenen Waffen, über Handfeuerwaffen, Material der Artillerie, Festungswesen und Pionierwesen. Eine Neuerung bietet der Abschnitt: „Das militärische Verkehrswesen der Gegenwart“, worin der wichtigen neuen Erfindungen für den Nachrichtenverkehr und der Mittel für das Transportwesen eingehend gedacht ist, als Meldereiter, Radfahrer, Selbstfahrer, Freiballon, Brieftauben, Kriegshund, akustische Signale, optische Telegraphie, Telegraphie ohne Draht u. s. w. In Bezug auf das deutsche Reichsheer ist zu erwähnen, daß die durch das Gesetz vom 25. 3. 99 in Aussicht genommenen Vermehrungen von taktischen Einheiten bis auf eine Escadron Jäger zu Pferde beim XIX. (2. königl. sächs.) Armee-Corps nunmehr aufgestellt sind. Der dritte Theil enthält zwei Beiträge zur militärischen Geschichte des Jahres 1901, die Fortsetzung der bereits im vorigen Jahrgang begonnenen Geschichte des Boxeraufstandes in China aus der Feder des Hauptmanns Löffler. Es ist dies in der Hauptsache eine Wiederholung seines in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen und bereits veröffentlichten Vortrages, behält aber trotzdem für die Jahresberichte seinen Werth. Die Geschichte des englischen Aschanti-Feldzuges 1900 ist ein neuer Beleg für die Zähigkeit und Energie, mit welcher England derartige schwierige Unternehmungen durchführt. —r.

— Kriegsgeschichtliche Beispiele des Festungskrieges aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870 71. Von Frobenius, Oberstleutnant a. D. Sechstes Heft. II. Artillerie-Angriff. Abth. A. Beschießung (Bombardement). 3. Beschießung mit preußischen schweren Geschützen (Diedenhofen und Montmedy). Mit 4 Plänen in Steindruck. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn. — Nach einer längeren Pause ist mit vorliegendem Hefte die Fortsetzung des Werkes von Frobenius erschienen, welches wiederum viel Lehrreiches enthält. Verfasser behandelt zunächst eingehend die Unternehmungen des kleinen Krieges, welcher sich aus den besonderen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes entwickelte. Durch die Rechtsschwenkung der deutschen Heere auf Sedan zu hatte sich mit einem Male die Nothwendigkeit ergeben, die Ardennenbahn zu benutzen und die sie sperrenden Festungen zu nehmen. Die hierdurch erweiterten Aufgaben verlangten ein bedeutendes Mehr an Etappentruppen, die augenblicklich nicht zur Verfügung standen und deren Unzulänglichkeit sich um so fühlbarer machte, als durch den schnell folgenden Vormarsch unserer Heere auf Paris der rückwärts zu deckende Raum sich mehr und mehr vergrößerte. Denn gestützt auf die zahlreichen kleinen Festungen organisirte sich der unsere rückwärtigen Verbindungen bedrohende Volkskrieg und so entspann sich hier ein von den deutschen Truppen unter besonderen Schwierigkeiten zu führender kleiner Krieg. Wiederholt nimmt Verfasser Bezug auf das Werk des Obersten Cardinal v. Widdern „Krieg an den rückwärtigen Verbindungen“. Die damals häufig hervorgetretenen Unklarheiten in den Aufgaben, welche den Detachementsführern den kleinen Festungen gegenüber zu ertheilen waren, veranlassen den Verfasser hier zu einer eingehenden Besprechung der Begriffe „Beobachtung“ und „Einschließung“. Bei dem Vertheidiger von Diedenhofen hebt Verfasser die recht zweckmäßige Verwendung der Cavallerie hervor; er widmet diesem Capitel eine eingehende Betrachtung; auch der Commandant von Montmedy formirte mit richtigem Verständniß unter Benutzung erbeuteter Pferde eine Schwadron von 60 Mann. Wiederholt ertönen Klagen über die Unzulänglichkeit der Belagerungsmittel, welche es z. B. so spät ermöglichten, zur Wegnahme des so wichtigen Diedenhofen zu schreiten — und dabei standen vor Metz 50 12 cm- und 10 15 cm-Kanonen, für welche man dort keine Verwendung wußte! Um wie viel schneller man hätte zum Ziel kommen können, beweisen die alsbald erfolgenden Capitulationen beider Festungen, nachdem man einmal mit der Beschießung begonnen hatte. Dieses Resultat war nicht der Niederkämpfung der Vertheidigungsgeschütze zu danken, welche vor beiden Festungen der Artillerie in keiner Weise gelang, sondern wurde nur infolge der Wirkung des Bombardements auf die Städte veranlaßt. Vielen der zur Sprache gebrachten Wünsche ist inzwischen bei uns durch die jetzigen Belagerungsformationen Rechnung getragen worden. Das Studium vorliegenden Heftes ist vor Allem den Officieren der Infanterie und Cavallerie zu empfehlen, da sie aus demselben ersehen werden, welche Aufgaben ihnen im Festungskrieg zufallen können.

A. B.

— Theodor Ritter von Winterhalder, k. u. k. Linienschiffs-Lieutenant, „Kämpfe in China. Eine Darstellung der Wirren und der Betheiligung von Oesterrich-Ungarns Seemacht an ihrer Niederwerfung in den Jahren 1900—1901.“

Mit 118 Abbildungen, 26 Croquis und 2 Karten. Wien und Budapest 1902. A. Hartlebens Verlag. 584 S. gr. 8°. 9 ℳ — Verfasser des vorliegenden Werkes erörtert in dem ersten der beiden Theile, in die es gegliedert ist, nach einer kurzen, Land und Leuten gewidmeten Einleitung die Ursachen, die zum Boxeraufstand in China führten, und dessen Förderung durch die Regierung. Sodann schildert er die Ereignisse in und vor Taku, in Tientsin, die Seymourexpedition und die Ereignisse in Peking bis zum Entsatz der Gesandtschaften. Im zweiten Theile bringt er die Antheilnahme der ersten unter dem Befehle des Contre-Admirals Grafen Montecuccoli-Polinago nach Ostasien entsandten k. u. k. Escadre und des von ihr gelandeten Matrosen-Detachements an den Operationen der Verbündeten zur Darstellung. Das Werk ist theils auf Grund eigener Erlebnisse des Verfassers, theils auf Grund von Veröffentlichungen amtlicher und privater Natur, insbesondere der amtlichen österreichisch-ungarischen Berichte, geschrieben und bildet so, insoweit sich das jetzt schon übersehen läßt, eine zuverlässige und umfassende Darstellung der Vorgänge, die sich in den Jahren 1900 und 1901 in China zugetragen haben. Allerdings hat Verfasser gemäß der aus dem Titel des Werks ersichtlichen Aufgabe, die er sich gestellt hat, die Antheilnahme von Oesterreich-Ungaens Seemacht an den Ereignissen in den Vordergrund der Darstellung treten lassen. Indessen sind doch auch die Operationen, an denen diese nicht theilgenommen hat, so ergiebig berücksichtigt worden, daß man ein übersichtliches Gesammbild von den Ereignissen in China erhält. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt in dem fast die Hälfte des Bandes einnehmenden vierten Capitel, das die Vorgänge in Peking bis zum Entsatz der Gesandtschaften schildert. Verfasser hat dieselben als Officier, nach dem Tod des Fregatten-Capitäns v. Thomann als Führer des österreichisch-ungarischen Schutzdetachements mit durchlebt und hat daher von diesen Vorgängen ein besonders zuverlässiges, bis in alle Einzelheiten gehendes Bild zu geben vermocht. Gerade dieser Umstand verleiht dem recht fließend und anregend geschriebenen Werke, das mit zahlreichen Karten und guten Bildern ausgestattet ist — letztere nach Originalaufnahmen, zumeist von Kameraden des Verfassers — einen besonderen Werth und ein weit über die Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie hinausgehendes allgemeines Interesse. C.

— Engels (Hauptmann), Das militärische Verkehrswesen der Gegenwart. Mit zwei Uebersichtsskizzen. Preis 80 ₰. E. S. Mittler und Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, Berlin. — Das moderne Verkehrswesen hat sich in den letzten Jahrzehnten so gewaltig entwickelt, der Erfindersinn strebt stets vorwärts und die Technik zeigt uns täglich Neues und Ueberraschendes, so daß jeder Officier auf diesem Gebiete seine Kenntnisse fortgesetzt bereichern und vervollkommnen muß. Es ist demnach nur freudig zu begrüßen, daß die Verlagshandlung den lehrreichen Abschnitt über das militärische Verkehrswesen der letzten von Löbellschen Jahresberichte in einem Sonderabdruck hat erscheinen lassen, um möglichst Vielen diesen wichtigen Lernstoff zugänglich zu machen und sie über den Stand dieser Fortschritte zu unterrichten. Auch für die Allgemeinheit hat dieser knapp und klar geschriebene Aufsatz Interesse, um diese wichtigen Hilfsmittel der Kriegführung kennen zu lernen. —r.

— „Geschichte der deutschen Marine.“ Für den Nachwuchs des Seeofficiercorps geschildert von P. Koch, Geheimem Admiralitätsrath. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin. — Das Erscheinen einer „Geschichte der deutschen Marine“ hat im Buchhandel lange auf sich warten lassen. Erst neuerdings hat sich Corvettencapitän Erwin Schäfer der schwierigen, wenn auch recht dankbaren Aufgabe unterzogen, eine Marinegeschichte der deutschen Flotte zu verfassen, die aber in erster Linie nur für den Speciell-Fachmann geschrieben ist. Mit Freuden begrüßen wir es daher, wenn jetzt Geh. Rath Koch eine „Geschichte der deutschen Marine“ schrieb, die in ihrer allgemeinen Verständlichkeit für weite und weiteste Kreise bestimmt ist, wenn der Verfasser glaubt, sie auch nur „für den Nachwuchs des Seeofficiercorps geschildert“ zu haben, und daher sein Werkchen auch dem jungen Prinzen Adalbert von Preußen widmete, der jetzt bald am Ende seines zweiten Dienstjahres in der Flotte steht. Geh. Rath Koch hat sich als Marineschriftsteller bereits einen Namen gemacht; ungemein zahlreich sind seine Beiträge, die er für die Marine-Rundschau schrieb, die vom Reichsmarineamt herausgegeben wird. Koch wird bei seinen schriftstellerischen Arbeiten ja stets durch die Materialfundgruben der Actenarchive seiner Behörde unterstützt, er kann sich also auf ein Quellenmaterial beziehen, das allerersten Ranges ist, und daher wird und kann selbst der schärfste Kritiker Koch kaum eine Ungenaaigkeit nachweisen. Und so bietet K. denn auch mit seiner „Geschichte der deutschen Marine“ etwas abgerundet Vollendetes, wenn vielleicht einzelne Abschnitte seiner „Geschichte“ auch leider etwas zu knapp bemessen sind. Koch wäre die Persönlichkeit, eine weitausgreifende Geschichte unserer Marine als Ergänzung zu der Schäferschen zu schreiben, wenn er sich vielleicht für einzelne Capitel dann auch die Mitarbeiterschaft weiterer Marineautoren sichern wollte. Wir nennen nur den Prof. v. Halle u. s. w. Unsere junge Marineliteratur muß weiter kräftigst ausgebaut werden, soll das Verständniß für die Aufgaben unserer Flotte in volkswirthschaftlicher Beziehung in immer weitere Kreise dringen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch Koch empfehlen, einmal eine Geschichte unseres Kriegsschiffsmaterials von den Uranfängen unserer Flotte an zu verfassen; seine Beiträge in der Marine-Rundschau auf diesem Gebiet könnten ja mit benutzt werden. Wir würden gerade von Koch ein derartiges Werk gern geschrieben sehen, da er eben die alten Schiffsacten kennt wie kaum ein zweiter! Allerdings wären dies Werke, die eine jahrelange Thätigkeit am Schreibtische erfordern. In seiner jetzt erschienenen Geschichte der deutschen Marine behandelt Koch die Flotte des Großen Kurfürsten, das Jahr 1848, die deutsche und die preußische Flotte, indem er auf die innere Entwickelung und die äußere Geschichte derselben näher eingeht; dann die Marine des norddeutschen Bundes, den französischen Krieg, unsere Reichsmarine. Letztere schildert er unter der Leitung des Generals v. Stosch, die Caprivische Zeit, den Aufschwung unserer Flotte unter Kaiser Wilhelm II. mit seinen beiden Marinestaatssecretären Hollmann und Tirpitz. Eine Geschichtsehrentafel der deutschen Marine giebt dem Werkchen einen würdigen Abschluß. Wir können nur zum Schluß bemerken, daß wir uns immer freuen, wenn wir Koch als Marineschriftsteller auf dem deutschen Büchermarkte begrüßen können. Hoffentlich ist dies noch recht oft der Fall! M. B.

— v. Lindenau (Oberstleutnant), Was lehrt uns der Boerenkrieg für unseren Infanterie-Angriff? Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 5. März 1902. Mit zwei Blatt Kartenskizzen. Preis 1 ℳ Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Dieser höchst lehrreiche und beachtenswerthe Vortrag ist zwar schon durch seine Veröffentlichung im 3. Beiheft zum Milit.-Woch.-Blatt 1902 in militärischen Kreisen bekannt und auch in den militärischen Fachzeitschriften vielfach besprochen worden, es ist auch auf seine Bedeutung hingewiesen worden, er dürfte aber auch andere Leser interessiren, da er vielleicht zum ersten Male die vielfachen Widersprüche, die in der ziemlich zahlreichen Literatur über den Boerenkrieg zu finden sind, aufklärt, namentlich durch Benutzung der gütigst zur Verfügung gestellten Niederschriften eines Augenzeugen, des deutschen Militär-Attachés auf englischer Seite, Frhrn. v. Lüttwitz. Der Verfasser spricht zum Schluß seine Ansicht dahin aus, daß auch in Zukunft der Infanterie-Angriff seine gewaltige Kraft bewähren wird, wenn er mit planvoller und ruhiger Erwägung, mit unerschütterlicher Ausdauer, vielleicht durch stundenlanges Ringen um die Feuerüberlegenheit und längeres Verweilen in einzelnen Feuerhalten unterstützt, unternommen wird. Er wird auch dann, wie bisher, das sicherste Mittel bleiben, mit welchem der Feldherr den Lorbeer gewinnt. —r.

— Die Organisation der Russischen Armee in ihrer Eigenart und unter Vergleich mit den Streitkräften Frankreichs, Oesterreich-Ungarns, Italiens und Deutschlands nach russischen und anderen Quellen von A. v. Drygalski, Rittmeister a. D. Mit einer Kartenskizze. Leipzig, Verlag von Zuckschwerdt & Co. 1902. 8 ℳ — Der Verfasser hat durch mehrfache Reisen und infolge seiner Theilnahme an größeren Truppenübungen in Rußland Gelegenheit gehabt, die russische Armee eingehend kennen zu lernen, er hat sich auch durch seine „Reiseerinnerungen aus Rußland“ und andere Schriften bereits bekannt gemacht. Auch das vorliegende Werk zeugt von gewissenhafter und fleißiger Forschung auf dem Gebiete der Heereskunde. Die angezogenen Quellen, nach welchen der Verfasser sein Werk zusammengestellt hat, sind allgemein als mustergiltig und zuverlässig anerkannt, sodaß der Zweck, den der Verfasser verfolgt, die nöthige Kenntniß der russischen Armee auf ihrer gegenwärtigen Entwickelungsstufe zu vermitteln, wohl erreicht ist. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 117. Dienstag, den 30. September, Abends. 1902.

D. Christoph Ernst Luthardt.

Von P. Lic. R. Wolf, Leipzig.

Die Gruft hat sich nun über einem der bedeutendsten Theologen der evangelisch-lutherischen Kirche Sachsens und der Welt überhaupt, über einem Manne, der fast fünf Jahrzehnte hindurch in ihr einen mächtigen Einfluß nicht nur auf die Geistlichkeit, sondern auch auf andere weite Kreise geübt hat, der von Tausenden geliebt und hochgeachtet, von anderen wieder bekämpft worden ist, geschlossen. Schon dies läßt es begreiflich finden, wenn wir diesem Manne auch an dieser Stelle, wohin er als bekannter Vertreter der Wissenschaft gehört, eine Palme dankbarer Erinnerung widmen und sein Wesen und Wirken in unbefangener Weise zu würdigen versuchen. Es war aus aller Leidtragenden Herzen gesprochen, als der Beichtvater des Verewigten, der am 21. September d. J. heimgegangen ist, die erhebende Gedächtnißrede am Mittwoch, den 24. September, in der Paulinerkirche zu Leipzig mit den Worten Davids über seinen todten Feldherrn Abner eröffnete: „Wisset ihr nicht, daß auf diesen Tag ein Fürst und Großer gefallen ist in Israel?“ (2. Sam. 3, 38.) Ja, ein großer Mann der Wissenschaft und Kirche, der nicht nur durch seinen Gelehrtenfleiß, sondern auch durch seine machtvolle Persönlichkeit über Viele hervorragte, der Vielen ein fester Halt für ihr Glaubensleben geworden ist, ist in ihm geschieden. Wir begrüßen es dankbar, daß selbst ein Theologe moderner Richtung ihm in einem Nekrologe nachruft: „Er wird auch bei denen in Ehren sein, die eine andere theologische Geistesrichtung vertreten.“

Zwar kennt die jüngste Generation der Theologen Sachsens ihn persönlich nicht mehr, da er seit sechs Jahren sich von seinem geliebten akademischen Amte wegen eines schweren Kopfleidens zurückgezogen hatte. „Mein Kopf streikt öfters“, diese Klage hat mancher seiner Besucher in den letzten Jahren von ihm vernommen. Peinliche Ruhe mußte darum in seinem stillen Hause in der Querstraße zu Leipzig herrschen. Mancher seiner Verehrer, der an diesem vorüberging, mag mit Wehmuth gedacht haben: Hier kämpft ein müder Greis mit seinem Leiden und dem nahenden Ende, hier wehrt sich ein Mann, der Jahrzehntelang als mächtige Eiche dastand, gegen den in ihm nagenden Wurm des Todes. Nach langem Kampfe, in dem ihn sein starkes Gottvertrauen und die treue Pflege seiner Schwester tröstete, ist er seinem Leiden erlegen.

Am 22. März 1823 zu Maroldsweisach (Unterfranken in Bayern) in einer mit Kindern gesegneten, frommen Familie geboren, empfing er in dieser den warmen Hauch christlicher Frömmigkeit, der ihn immer beseelt hat. Zu diesem ersten Factor bei der Bildung seiner Persönlichkeit kam als zweiter hinzu der Besuch des Gymnasiums in der berühmten, mit reichen Schätzen der Kunst und Geschichte geschmückten Stadt Nürnberg, die viele Keime in die empfängliche Seele des hochbegabten Jünglings legte, und sein theologisches Studium zu Berlin und Erlangen, in welcher letzteren Universität sein Geist besonders durch v. Hofmann angeregt und genährt wurde. Nach einem 4jährigen Wirken als Gymnasiallehrer zu München widmete er sich der Docentenlaufbahn, auf der er rasch eine Stufe nach der anderen erstieg. Schon drei Jahre nach seiner Habilitirung zu Erlangen (1851) wurde er als außerordentlicher Professor nach Marburg und von da zwei Jahre darauf als ordentlicher Professor der Theologie nach Leipzig berufen, wo er bis an das Ende seines Lebens geblieben ist, von der Gnade seines Königs mit vielen Würden und Ehren ausgezeichnet, so daß er zuletzt nicht nur Domherr des Hochstiftes Meißen, sondern auch Consistorialrath, Geh. Kirchenrath und Geh. Rath war. Zweimal verheirathet, aber auch von der zweiten Gattin durch ihren schon vor Jahren erfolgten Tod getrennt, hinterläßt er mehrere Kinder aus erster Ehe, von denen ein Sohn sächsischer Pfarrer ist.

Das Wirken des verewigten D. Luthardt wurde durch seinen starken, männlich festen Charakter, durch seinen energischen Willen, durch seine in sich abgeschlossene Persönlichkeit wesentlich beeinflußt. In Allem, was er sagte und schrieb, sah man den ganzen Mann vor sich. Ohne den imponirenden, hinreißenden Einfluß seiner überzeugungstreuen Persönlichkeit hätte er niemals einen so tiefen Eindruck auf die Seelen machen können. Bei aller Festigkeit seiner Ueberzeugung war ihm jedoch eine außerordentliche Besonnenheit im Urtheilen wie im Handeln eigen, so daß er selten das rechte Maß verlor und über das Ziel hinausschoß. Auch die, welche mit ihm im außeramtlichen, geschäftlichen oder geselligen Verkehr gestanden haben, rühmen ihn als eine durch und durch vornehme, lautere, offene und ehrliche Natur. Er konnte, wenn es sich um das Palladium des Glaubens der Kirche handelte, sehr polemisch werden und vernichtende Urtheile fällen, aber nie gegen seine Gegner gehässig und kleinlich sein. Seinen Freunden dagegen hat er, da ihm auch die Freundschaft Gewissenssache war, nie Liebe auf Kosten der Wahrheit erwiesen und ihnen, wenn sie zu fehlen schienen, seine Kritik vorenthalten — eine durchaus groß angelegte Seele!

Fragen wir weiter, was hat D. Luthardt als Gelehrter geleistet, so dürfen wir uns auf die Charakteristik, die der berufene Vertreter der theologischen Facultät Leipzig an seinem Sarge in dieser Beziehung von ihm gab, wohl beziehen und sagen: „Sein wissenschaftliches Arbeiten kennzeichnet sich sachlich durch die Pietät vor dem Geschichtlichgewordenen, weshalb ihm alles Gewaltsame und Revolutionäre auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kirche antipathisch war, ferner durch seine Werthung der kirchlichen Gemeinschaft und Institutionen und zuletzt durch sein allumfassendes humanistisches Interesse.“ Luthardt ist durchaus kein einseitiger Fachtheolog gewesen, er brachte vielen Gebieten große Theilnahme entgegen, wie seine Vorträge über Vertreter und Gegenstände der Kunst, z. B. über Albrecht Dürer oder die Darstellung des Schmerzes in der bildenden Kunst, beweisen. In formeller Hinsicht dagegen zeichnete sich, wie wir hinzufügen, D. Luthardts Sprache durch ihre scharfe, zwingende Logik, durch meisterhaften, prägnanten, sentenziösen und doch klaren, lichtvollen Stil, in dem sich Quader an Quader reiht, aus. War man mit seinen Principien einverstanden, so wurde man durch seine Diction auch zur Annahme seiner Folgerungen fortgerissen. Es dürfte schon deshalb heute noch ein hoher Genuß sein, in seinen Schriften zu lesen. Gehen wir aber auf die einzelnen wissenschaftlichen Arbeitsfelder dieses Gelehrten über, so treten uns hauptsächlich drei entgegen, zuerst die Evangelien, unter denen sein Liebling das bezüglich seiner johanneischen Autorschaft so hart umstrittene Johannisevangelium war. Ihm hat er verschiedene Schriften gewidmet, von denen wohl die bedeutsamste die über den johanneischen Ursprung des vierten Evangeliums ist. Die neutestamentliche Exegese ist nicht sein Hauptberuf gewesen, da seinem auf das große Ganze gerichteten Geiste die dazu erforderliche philologische, textkritische und sich in das Einzelne versenkende Kleinarbeit ferner lag. Sein Hauptverdienst hat er sich durch seine systematische Theologie erworben. Allen bekannt ist sein namentlich durch geschickte Gruppirung und durch reichen biblisch-theologischen und dogmengeschichtlichen Inhalt ausgezeichnetes Compendium der Dogmatik, zuletzt 1900 in 10. Auflage erschienen. Welchen Einfluß dieses Buch z. B. vor 20 Jahren auf die Studirenden der Theologie geübt hat, beweist der damalige Ausspruch des Antipoden Luthardts, Ritschl in Göttingen: „Wir stehen jetzt im Zeitalter des Luthardtischen Compendiums.“ Für Nichtgeistliche berechnet ist die mehr populäre „christliche

Glaubenslehre". Sehr bekannt und verbreitet sind auch seine drei aus Vorträgen entstandenen Bücher über die Apologie des Christenthums, worin er sich als schlagfertigen Apologeten zeigt. Wichtigen dogmatischen Einzelfragen gelten seine „Lehre vom freien Willen" u. s. w., „Von den letzten Dingen" u. a. Alle diese dogmatischen Arbeiten, die wir aus der großen Fülle seiner literarischen Erzeugnisse hervorheben, charakterisiren ihn als consequenten Vertreter der confessionellen, lutherischen Dogmatik. Diese kämpfte, nachdem sie den Rationalismus überwunden hatte, weniger gegen das reformirte Bekenntniß, auch nicht gegen die Philosophie als solche, die Luthardt sehr hoch schätzte, sondern gegen die römische Lehre und die protestantische Union, wie gegen den „vermeintlichen Anspruch der verschiedenen weltlichen Mächte, des Staates, der modernen Wissenschaft, des modernen Denkens und besonders der Philosophie, die Eigenart des religiösen Lebens und die Selbständigkeit der kirchlichen Entwickelung anzutasten".*) Luthardts Richtung suchte also die reine Lehre der Kirche, die man sachlich am reinsten in den Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche fand, gegen diese zersetzenden Einflüsse der modernen Zeit zu schützen. Bezeichnend für Luthardts Anschauungen sind seine auf der zweiten Allgemeinen Lutherischen Conferenz zu Leipzig ausgesprochenen Worte: „Es giebt keine lutherische Kirche ohne lutherische Lehre und Bekenntniß. Dies ist ihr Fundament, ihre Umfassung, das Band ihrer Einheit, das Mittel ihrer Macht, die Garantie ihrer Freiheit. Darum, weil es uns um die Zukunft unserer Kirche und um das Wohl unseres Volkes, welches davon nicht getrennt werden kann, zu thun ist — darum erheben wir die Fahne der Lehreinheit und protestiren wider das Recht der Lehrwillkür in der Kirche, gegen den cäsareopapistischen Mißbrauch der Kirchengewalt und gegen den Synodalabsolutismus, der über die Kirche herrschen will statt in Gebundenheit an ihre Lehre ihr zu dienen."**) Die Theologie ist für Luthardt die kirchliche Wissenschaft vom Christenthum, die Religion eine innere Willensrichtung auf Gott hin, das Christenthum aber die thatsächliche Wiederherstellung der durch die Sünde zerrütteten Gottesgemeinschaft des Menschen, der Glaube ist ihm ein aus dem Gewissen stammendes sittliches Wollen des Heiles in Christo, wobei erkenntnißtheoretische Untersuchungen über die Grundlagen des Glaubens natürlich ausgeschlossen sind.

Der oberflächliche religiöse Dilettantismus unserer Tage pflegt so gern von der todten Rechtgläubigkeit, die sich nur mit unfruchtbaren Dogmen beschäftige, zu reden. Aber es ist eine Thatsache, daß die schönsten und reifsten Früchte der Theologie des Dogmatikers Luthardt auf dem grünen Baume der Ethik und kirchlichen Praxis gewachsen sind, gleichwie der Apostel des Glaubens, Paulus, das Hohelied der christlichen Nächstenliebe angestimmt hat. Mancher mag mit der dogmatischen Methode Luthardts nicht einverstanden sein und sie für scholastisch halten, aber alle Richtungen müssen seine Arbeiten auf dem Gebiete der Moral als classisch und unvergänglich bezeichnen. Dahin gehören seine Schriften über die Ethik Luthers in ihren Grundzügen, die antike Ethik in ihrer geschichtlichen Entwickelung, besonders die Geschichte der christlichen Ethik, der zuletzt das Compendium der theologischen Ethik, 2. Aufl. 1898, folgte.

Waren schon seine Schriften Thaten seiner kraftvollen Persönlichkeit, so noch mehr seine akademischen und sonstigen Vorträge. Er war ein Professor von Gottes Gnaden, in seinen Ausführungen bestimmt, klar, logisch, zielbewußt, die religiösen Wahrheiten in scharf geprägte, für die Studirenden leichtbehaltliche Formen fassend. An der Seite seiner ihm fast ganz gleichgesinnten Freunde Kahnis und Fr. Delitzsch gelang es ihm, im Verein mit anderen tüchtigen theologischen Lehrern, die theologische Facultät Leipzigs zu einem Sammelpunkte für Theologiestudirende vieler Länder zu machen. Wenn ihm auch bei seinem auf seine großen Aufgaben gerichteten Wesen und bei seiner gewaltigen Arbeitslast die Gabe nicht eigen war, auf die Bedürfnisse und Interessen der einzelnen Studirenden einzugehen und so für viele ein Vater der Studenten zu werden, so haben doch die, welche das Glück hatten, ihm näher zu treten, in ihm einen belehrenden und treusorgenden Berather gefunden.

Was Luthardt aber weit über den Rahmen der akademischen Welt hinaushob, das war der Umstand, daß in ihm mit den Eigenschaften theoretischer Gelehrsamkeit die Gaben der Praxis in wunderbarer Weise sich vereinigten. Er war ein Prediger von wuchtiger, bei aller Einfachheit erschütternder und ergreifender Beredtsamkeit, die, getragen durch seine herrliche, tiefe, sonore Baßstimme, die Kirchen, wo er predigte, fast immer dicht zu füllen pflegte. Zwölf Bände Predigten, von ihm herausgegeben, beweisen seine große Beliebtheit als Kanzelredner. Unvergessen wird auch seine Thätigkeit für die evangelisch-lutherische Landeskirche Sachsens sein. Es bleibt ihm das doppelte Verdienst, daß er in der Zeit des wiedererwachten Glaubenslebens dieses auf das Bekenntniß der Väter und auf ein durch die Geschichte unseres Landes bedingtes confessionell-lutherisches Christenthum hinlenkte, und daß als infolge des Kampfes zwischen dem religiösen Liberalismus und seiner eigenen Richtung ein unheilvoller Bruch in der Kirche auszubrechen drohte, welcher die Bildung einer großen Freikirche in Sachsen veranlaßt hätte, er es war, der seine Partei vor den Wegen der Freikirche bewahrte und die Landeskirche als Volkskirche erhielt. Es war eine große That seiner Besonnenheit, als er auf der ersten Landessynode im Mai 1871 bei Berathung des wichtigen Antrages des Rectors Dr. Zarncke auf Abschaffung der eidlichen Verpflichtung aller Kirchenlehrer auf die Bekenntnisse der lutherischen Kirche seine Partei vermochte, auf den Baurschen Vermittelungsvorschlag eines gemilderten Gelöbnisses auf das Bekenntniß einzugehen. Doch noch weit über das engere Vaterland reichte seine Thätigkeit hinaus, sie erstreckte sich auf die *gesammte* evangelisch-lutherische Kirche, sofern er einer der Begründer und Leiter der Allgemeinen evangelisch-lutherischen Conferenz, die auch zu seinem Begräbniß viele Vertreter entsandt hatte, war. Rühmte ihn doch an seinem Sarge der schwedische Bischof v. Scheele als einen in seinem Vaterlande mit inniger Dankbarkeit verehrten Bannerträger des Lutherthums. Er verstand es, die verschiedenen ev.-lutherischen Kirchen durch ein gemeinsames Organ, die Allgemeine ev.-luth. Kirchenzeitung, zusammenzuhalten. Denn er war ein außerordentlich geschickter Redacteur, der diese Zeitung auf der Höhe ihrer Aufgabe zu erhalten und durch Beifügung des Theologischen Literaturblattes auch zu einer beachtlichen kritischen Instanz zu gestalten wußte. Zu seinem praktischen Wirken gehört auch seine liebevolle, opferfreudige Fürsorge für die ev.-lutherische Heidenmission. Viele Jahre hindurch gehörte er dem Missionscollegium zu Leipzig als einflußreiches Mitglied, ohne dessen Rath nichts Wichtiges beschlossen wurde, an.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf dieses reiche Leben und Wirken D. Luthardts, so können wir mit Fug und Recht sagen, daß dieser Theologe, dessen Name schon an die eine Quelle seines Geisteslebens und seiner Kraft, an D. Martin Luther erinnerte, im Geiste Luthers wirkend eine Zierde unserer Kirche und Wissenschaft gewesen ist, daß sein Name in der Geschichte unseres Landes einen unvergänglichen Ehrenplatz behalten wird, und daß es für unsere Kirche ein Ruhm gewesen ist, diesen Mann fast ein halbes Jahrhundert hindurch zu den Ihrigen zählen zu dürfen.

*) So sagt treffend Kunze, Katechismus der Dogmatik, S. 30.
**) S. Vortrag über die Bedeutung der Lehreinheit für die lutherische Kirche in der Gegenwart, S. 30.

Wilhelm Müller.

Zum 75jährigen Sterbetage des Sängers.

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling süß und licht,
Auch jener große, klare —
Getrost, er fehlt dir nicht;

Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an."

Diese Verse schrieb Uhland unserem Dichter unmittelbar vor dessen unverhofftem Tode ins Stammbuch, ohne daß Beide nur die geringste Ahnung von „dem Ziele seiner Bahn", dem so nahen Tod Müllers, hatten. Fast prophetisch klingen diese Worte, denn schon wenige Tage nach Müllers Abschied von Uhland brach der „große, klare Frühling" für unseren großen Sänger droben in der ewigen Heimath an, und das deutsche Volk trauerte um einen Dichter, mit dem ein großer Besitz ins Grab gesunken war, ein Besitz von unschätzbarem Werth, wenn das Schicksal dem Sänger ein höheres Alter beschieden hätte. Trotzdem Müller

in der Blüthe seines Lebens starb — er erreichte nur ein Alter von 33 Jahren — glänzt er dennoch in der ersten Reihe unserer Lyriker mit Liederperlen, die ob ihrer Volksthümlichkeit und Sangbarkeit fortbestehen und im Munde des Volkes fortklingen werden.

Seine Lyrik ist ja ebenso unmittelbar und naiv wie das Valkslied, ebenso sangbar und natürlich wie Goethes Lyrik, wenngleich sie nicht dessen Tiefe und Reichthum an innerem Gehalt erreicht; sie ist voll süßen sprachlichen Wahllautes, voll kindlicher Schalkhaftigkeit, voll heiterer Daseinsfreude und sonniger Fröhlichkeit, voll Wahrheit und Natürlichkeit des Gefühles und überaus anschaulich. Und worin namentlich ihr Hauptvorzug besteht, das ist das Sangbare, das ihr wie nur bei wenigen Liederdichtern innewohnt, so daß es uns gar nicht wundern darf, wenn der österreichische Liederfürst Franz Schubert mit besonderer Vorliebe Müllersche Gedichte vertonte, in welcher Vertonung sie im Munde des deutschen Volkes fortklingen werden.

Derart packen uns diese in Wort und Weise gleich vollendeten und überaus einschmeichelnden Lieder, daß wir sie „gleichsam mit Leib, Seele und Geist durchleben und genießen". Eine wirkliche Wandersehnsucht bemächtigt sich unser, wenn die unvergleichlichen, in Schulen, Schenken und auf Straßen gesungenen Weisen: „Das Wandern ist des Müllers Lust" und: „Ich hör' ein Bächlein rauschen" an unser Ohr dringen. Die ganze zaubergewaltige Poesie und Süße der Liebe wird in unserer Beust lebendig bei dem Liede: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein", oder: „Im Krug zum grünen Kranze". Wer vermöchte dem tiefen Eindruck zu widerstehen, den die Liederperle: „Am Brunnen vor dem Thore" auf unser Gemüth hervorbringt, wer möchte nicht mit dem freien Jägersmann begeistert einstimmen in die naturfrische Weise: „Es lebe, was auf Erden stolzirt in grüner Tracht!"

Und so ließen sich der Frühlings-, Natur-, Liebes, Trink-, Jäger-, Musikanten-, Wander- und Müllerlieder noch viele anführen, die wir der gnadenreichen Muse Müllers verdanken, die wir verstehen und empfinden beim ersten Eindruck auf unser Gemüth, die zu uns im Geiste, in der Sprache des Volkes sprechen, Sonnenschein, Duft und Wärme in unserer Seele wachrufen, daß wir aufjauchzen möchten vor seliger Lebensfreude. Nebst Goethe, Uhland, Kerner und Heine hat kein Lyriker so tief und eindringlich, so volksthümlich zur Volksseele gesprochen wie Wilhelm Müller, auf den unsere Literatur stalz sein darf, weil wir nicht viele seinesgleichen haben, und wenn wir seinen 75jährigen Sterbetag feiern, so zollen wir ihm damit nur unsere Dankesschuld. Ganz insbesondere sind es seine im „Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde" gesammelten Frühlingslieder, die zu seinen allerbesten Dichtungen zählen, von denen Heinrich Kurz urtheilt, daß kaum die Lust an der Herrlichkeit des Frühlings jemals mit so großer Innigkeit und Begeisterung besungen worden, und daß man es den Liedern anfühlt, daß der Dichter von der allgemeinen Jugendfrische und Jugendluft ergriffen ist, welche im Frühlinge die ganze Natur durchdringt.

Obzwar poetisch weniger bedeutend, haben dennoch Müllers „Griechenlieder" zu seiner Zeit ein weit größeres Aufsehen erregt, als seine unmittelbaren Natur- und Liebeslieder. In drei aufeinander folgenden Jahren erschienen diese, die griechischen Freiheitskämpfe zu Anfang der 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts verherrlichenden Freiheitslieder: „Lieder der Griechen" (1822), „Neue Lieder der Griechen (1823) und „Neueste Lieder der Griechen" (1824). Das heldenmüthige Ringen des kleinen Griechenvolkes um seine Freiheit und Selbständigkeit gegenüber der türkischen Tyrannei erregte die Bewunderung von ganz Europa und jede nach Freiheit dürstende Seele war im Geiste im griechischen Lager. Namentlich die deutsche Jugend wurde von diesem Freiheitstraume hingerissen, und so ist die Sympathie, die man den Griechen entgegenbrachte, als eine ganz natürliche Folge des begeisterten Freiheitsdranges zu betrachten, der zu jener Zeit alle Schichten des deutschen Valkes ergriff. Dieses mächtige Streben nach Befreiung war aber auch als ein Auflehnen gegen die deutschen Fürsten zu betrachten, die in dem Freiheitskampfe der Griechen gegen die Türken einen Gewaltact gegen ihre rechtmäßige Herrschaft erblickten. Müllers „Griechenlieder", vall glühender Begeisterung für die Idee der Freiheit und voll tödtlichen Hasses gegen die Tyrannei, sind also als das weithin tönende Sprachrohr des Freiheitsdranges zu betrachten, der das ganze deutsche Volk in Bewegung gebracht hatte, und in diesem Sinne sind sie, obwohl sie fremde Stoffe behandeln, dennoch als nationale Lieder aufzufassen. Mancher Deutsche, sagt Kurz, hat beim Lesen derselben an sein eigenes Vaterland gedacht. Sprachlich vollendet und wahre Perlen in der Form sind „Der kleine Hybriot", „Ypsilanti", „Der Phanariot", „Die Mainottin" u. v. a.

Unter den wenigen Balladen Müllers werden zwei einen dauernden Platz in der deutschen Literatur behaupten, die auch in die Schullesebücher Eingang gefunden haben und von echt volksthümlicher Kraft und Frische sind: „Vineta" und „Der Glockenguß zu Breslau". An poetischer Anschaulichkeit und packender Darstellungskraft hat Müller namentlich im „Glockenguß" eine bewunderungswürdige Leistung zustande gebracht, die man, wenn man die besten Balladen unserer Dichtung nennt, nicht vergessen darf.

Als Erzähler hat sich Müller in folgenden Stücken versucht: „Der Dreizehnte" und „Debora", in denen der Einfluß E. T. A. Hoffmanns unverkennbar ist, wenngleich er sich mehr Mäßigung auferlegte und demnach auch nicht so zur Wirkung gelangte wie sein berühmtes Vorbild. Ebenso war Müller auch ein sehr fruchtbarer Epigrammendichter. In seinen „Epigrammatischen Spaziergängen" zeigt er sich als feiner, ernster Beobachter mit scharfem Verstand und gesunder Urtheilskraft, und namentlich ist es die Form, die seinen Sinnsprüchen, Gnomen und kurzen Reimpaaren, obwohl dieselben in Wesen und Haltung mehr der griechischen Richtung zuneigen, wieder ein echt nationales Gepräge verleihen. So wählt er durchwegs den Reim und bedient sich mit Vorliebe des ernsten achtfüßigen Trochäus oder Jambus, dessen Länge schon eine würdige, achtunggebietende Haltung bedingt.

Auch als Literarhistoriker und Aesthetiker hat sich unser Dichter einen klangvollen Namen gemacht durch seine „Blumenlese aus den Minnesingern" mit einer beachtenswerthen Vorrede über den Minnegesang im Allgemeinen, ferner durch sein Reisewerk „Rom, Römer und Römerinnen", das die geistige Frucht seines Aufenthaltes in Italien bedeutet, dann in der „Homerischen Vorschule" und schließlich durch seine zehn Bände umfassende „Bibliothek der Dichter des 17. Jahrhunderts".

Wenn wir die kurze Lebenszeit des Dichters ins Auge fassen, so sehen wir, daß sein ganzes Leben ernster, rastloser Arbeit gewidmet war. Wilhelm Müller erblickte als Sohn eines gut situirten und allgemein geachteten Handwerkers zu Dessau am 7. October 1794 das Licht der Welt. Fünf seiner Geschwister starben, so daß er der einzige Trost seiner Eltern blieb, die ihn mit ihrer Liebe förmlich erdrückten und ihm grenzenlose Freiheit gewährten, was wohl seinen glühenden Freiheitsdrang zur Folge gehabt haben mochte. Schon als Knabe durfte er einige Reisen machen, was in ihm jene Wanderlust rege machte, die für sein ganzes Leben und Dichten so bezeichnend ist. Frühzeitig schon offenbarte sich sein poetisches Talent. Als vierzehnjähriger Primaner schrieb er bereits einen Band Elegien, Oden und Lieder, und selbst ein Trauerspiel ordnete er für den Druck. Im Alter von 18 Jahren bezog er 1812 die Universität zu Berlin, um hier Philologie und Geschichte zu studiren. Bedeutende Lehrer wie F. A. Wolf, Böckh, Buttmann, Rühs, Uhden und Solger wirkten ungemein befruchtend auf seinen Geist. Aber schon im nächsten Jahre ergriff ihn der kriegerische Geist, und wie so viele andere deutsche Jünglinge griff auch er zu den Waffen gegen den gewaltigen Napoleon. Er focht in den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Culm und zog auch mit in die Niederlande. Nach der Niederwerfung Frankreichs nahm er seine Studien in Berlin wieder auf, die er nun auch auf die altdeutsche Literatur ausdehnte. Mit Arnim, Müllner und Fouqué schloß er Freundschaft und in den Bundesblüthen, dem Organ dieses Freundesbundes, erschienen seine ersten gedruckten Lieder. 1817 machte er als Führer und Begleiter des jungen Grafen Sack, der Aegypten besuchen wollte, seine große Reise nach Italien, von wo er erst im Frühjahr 1819 nach Berlin zurückkehrte, indeß der Graf seine Reise nach Aegypten allein fortsetzte. Müller lernte dabei Florenz, Venedig, Rom und Neapel kennen und schrieb dann sein oben erwähntes Werk über Rom und die Römer. 1819 folgte er einem Ruf als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache an der Gelehrtenschule in seiner Vaterstadt Dessau, wurde bald darauf zum Bibliothekar ernannt, ahne dabei seine Lehrthätigkeit ganz aufzugeben, indem er einige Unterrichtsstunden an den höheren Classen des Gymnasiums beibehielt. Angenehme Verhältnisse gestatteten es ihm, 1821 die Enkelin des Pädagogen Basedow als Gattin heimzuführen, mit der er nur sechs Jahre in reinstem Glücke leben sollte. Fleißig bereiste er Deutschland, in Württemberg schloß er innige Freund-

schaft mit Uhland, Schwab, Kerner und Hauff, öfter erkrankte er auch, um sich wieder vollständig zu erholen, bis er endlich 1827 nach einer äußerst anregenden Reise an den Rhein und nach Schwaben in der Nacht auf den 30. September ahnungslos einem Herzschlag erlag.

Frühzeitig ward er seinem Volk entrissen, aber einen Besitz hatte er ihm zurückgelassen, an dem es noch lange geistig zehren kann, und das sind seine einzig in ihrer Art dastehenden Lieder, die nicht verklingen werden, so lange es einen deutschen Volksgesang geben wird.

Joh. Peter.

Bücherbesprechungen.

— Die Hochzeit der Esther Franzenius. Roman von Toni Schwabe. Verlag von Albert Langen in München. — Es ist ein eigenes und nicht leicht zu nehmendes Buch, diese „Hochzeit der Esther Franzenius", ein Roman, dessen Diction in ihrer leicht stilisirten Zeichnung der Charaktere, der knappen, nur schwach umrissenen Andeutung vieler Situationen beinahe an die Gesänge des „Hohen Liedes" erinnert, der in seinen feinen stimmungsvollen Landschaftsbildern einen kundigen Sinn für die leisesten Regungen der Natur verräth, und der endlich als Ganzes betrachtet wie ein Nachhall jener ersten großen Lebensconfession des jungen Goethe erklingt. Dem Werther des 18. Jahrhunderts stellt sich um die Wende des 19. Jahrhunderts Esther Franzenius, die deutsche Professorentochter, als eine Art Seitenstück gegenüber. So ist das Buch Toni Schwabes der Roman der Resignation eines jungfräulichen Herzens, einer nach außen scheinbar starken, aber im Innern um so leichter verwundbaren Seele, die sich in dem bitteren Gefühl schmerzvoller Einsamkeit aufreibt, so daß sie gegen die Liebe und Freundschaft der Anderen herb und unzugänglich wird, bis sie an der Seite eines alternden Wittwers schließlich scheinbar Ruhe findet. Ihm folgt sie auch, als ihr in seiner Tochter das einzige Wesen entrissen wird, dessen wohlthuende und absichtslose Anhänglichkeit sie allein noch geduldet, in den selbstgewählten Tod. So eigenartig und fein, originell und poesievoll auch dieses Seelenmartyrium geschildert wird, mit leisen, oft nur andeutenden Conturen, mit denen sich allerdings die derb realistische Zeichnung des Berliner Fremdenpensionates, in das Esther im vergeblichen Ringen nach materieller und seelischer Selbständigkeit verschlagen wird, seltsam und befremdend contrastirt, wird man sich doch gegen eine unbedingte Anerkennung der Grundströmung des Buches verwahren müssen. Sicher würde Toni Schwabe zum Mindesten gut daran gethan haben, wie Goethe seinem Werther auch ihrer Esther Franzenius die bekannten Mahn- und Warnungsrufe vorauszuschicken. Keineswegs wird man wenigstens so ohne Weiteres die Hoffnung des Waschzettels theilen können, daß der Roman „ganz erfüllt von echtem deutschem Geiste" geeignet sei, ein „Lieblingsbuch der deutschen Frau" zu werden. Denn es soll nimmermehr deutsche Art heißen, sich in vergeblichen, leeren Sehnsüchteleien zu erschöpfen und in seelischer Ohnmacht wider der Verhältnisse Stachel zu löken. Dazu sind die Aufgaben des modernen Lebens — auch für die Frau! — zu zahlreich und mannigfach; selbst dem Weibe, dem es nicht beschieden ist, Gattin und Mutter zu werden, winken heute andere erstrebenswerthe und ergebnißreiche Ziele. Mag darum auch eine reifere Frau in stillen Stunden sich an dem feinen dichterischen Hauche erfreuen, der die schlichte und doch so seltsame Mädchengestalt der Esther umschwebt, so wird man gleichwohl, trotz aller Decenz und strengen Sittlichkeit der einzelnen Schilderungen, ob des lebenverneinenden Inhalts Bedenken tragen dürfen, es der heranwachsenden Generation in die Hände zu geben. A.

— Die Spiritisten. Roman von Victor Blüthgen. Verlag von Hermann Seemanns Nachf. in Leipzig. — Schon wiederholt ist an dieser Stelle gegen das Anschneiden occultistischer Fragen im Rahmen belletristischer Unterhaltungslectüre protestirt worden, wie es nun auch gegen Blüthgens jüngsten Roman geschehen muß. So interessant die Schilderung von Seelenvorgängen, die dem gewöhnlichen Menschenverstand räthselhaft erscheinen und unter der Bewußtseinsschwelle latent schlummern, in der Darstellung eines methodisch geschulten Psychologen oder Psychiaters sein mag, in der Feder des dilettirenden Laien wird sie gar zu leicht zur widerlichen Farce, wie dies wieder hier klar hervortritt, so namentlich in den schriftlichen Offenbarungen des Spirits „Otto", in denen das Grundmotto der scheinbar willenlos producirten Schriftzüge, die Muttersehnsucht der Professorsgattin, unter einem Wust blühendsten Blödsinns kaum erkennbar verborgen liegt. Ebenso unklar bleiben die pseudowissenschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen dem Prinzen und dem Professor über das Wesen des Spiritismus, obwohl diese Controversen mit reichlichen Citaten aus den Werken von Kant, Fechner und Aksakow und anderen Größen vierdimensionaler Weltanschauung gespickt sind. Am genießbarsten sind noch die Familieninterieurs, die das Entstehen der „gelben Stunde" successive begleiten, obwohl die fast bis zur Caricatur gesteigerte Charakteristik des Familienoberhauptes in der Zeichnung mehr als nöthig vergröbert erscheint. Das übrige Drum und Dran der Romanhandlung ist ein recht heterogenes Gemisch von Backfisch- und Criminalroman, das kaum geeignet ist, einen ernsthaften Leser selbst nur eine Stunde lang zu fesseln. Den in der Vorrede des Romans angegebenen Zweck, das innerste Wesen des Spiritismus von den Praktiken betrügerischer Vorkämpfer einer nicht immer einwandfreien Sache zu trennen, erfüllen Blüthgens „Spiritisten" nicht; daß sie außerdem noch ein recht wenig künstlerisch anmuthendes Werk des fleißigen Schriftstellers bedeuten, ist besonders bedauerlich. A.

— Im Sommer. Zwei Novellen von Gertrud Lenz. Verlag der Harmonie, Berlin. — Ein starkes und auch ursprüngliches Talent spricht aus den beiden Novellen dieses Buches zu uns, die, den Schauplatz ihrer Geschehnisse nach Welschtirol verlegend, den schon mit einem beträchtlichen Einschuß südlichen Blutes gemischten Charakter der Bevölkerung an Typen aus der ländlichen Bevölkerung und den höheren Ständen in mehr oder minder dramatisch bewegten Handlungen zeigen. Schwere Gewissensconflicte treten den Schicksalen der einzelnen Personen, die Gertrud Lenz dem Kreise ihres Geschlechts entnommen, hemmend und hindernd in den Weg, wobei die Dichterin vortrefflich das Auf- und Abwogen der Gefühle, das Für und Wider der Neigungen neben dem heftigen Kampf zwischen den inneren Herzensstimmen und der Empörung über den Wankelmuth des stärkeren Geschlechtes zu schildern weiß. Gerecht wägt sie Verdienst und Schuld auf beiden Seiten ab, mit tiefem seelischen Scharfblick legt sie alle Motive bloß, um zum Schluß mit echt menschlicher Großherzigkeit den Fehlern der Schuldigen Verzeihung zu erwirken. Weniger herb und tragisch als die erste Erzählung verläuft die zweite Novelle, in der namentlich das geschickt herausgearbeitete Charakterbild des Helden, eines heißblütigen Wagnersängers, lebhaft interessirt. — Schade, daß der Werth dieser psychologischen Analysen durch leichte stilistische Mängel der überhaupt bisweilen manierirten und abrupten Schreibweise etwas beeinträchtigt wird. A.

— Das Erwachen. Roman von N. Bergmann, Verfasser des Romans: „Die Wacht an der Reichsgrenze." Leipzig, Verlag von Georg Wigand. Preis 4 ℳ, geb. 5 ℳ 20 ₰. — Wenn eine Schriftstellerin die Lehre von der Sündenvergebung in der Beichte, insbesondere den Unterschied der evangelischen und katholischen Lehre hierüber in den Mittelpunkt einer Erzählung stellt, so ist das jedenfalls ein gewichtiges Zeugniß dafür, daß sie sich in ihrem Berufe hohe und ernste Ziele steckt. Und wenn sie deutlich nach einer milden und versöhnlichen Lösung sucht, wie es in dem vorliegenden Romane geschieht, so kennzeichnet das eine Reife und Abgeklärtheit des religiösen Empfindens, an dem der duldsame Leser aufrichtige Freude haben wird. Wenn aber ferner die Träger der Handlung in all ihren Fehlern und Tugenden so durchaus lebensvolle und innerlich wahre Gestalten sind wie hier, an deren Schicksal in Freud und Leid der Leser innig Theil nimmt, so darf auch die Kritik solch ein Werk mit warmer Anerkennung begrüßen. Die Schweiz hat sich in den letzten Zeiten für den dichterischen Nachwuchs außerordentlich fruchtbar erwiesen. Auch N. Bergmann ist Schweizerin. Und welch einen offenen Blick sie hat für die stolze Schönheit ihres Vaterlandes und wie sie die heitere oder düstere Stimmung der Landschaft in den Dienst der künstlerischen Wirkung zu stellen weiß und wie sie die äußere Natur im Wechsel der Jahreszeiten sich spiegeln läßt in dem Inneren der Menschen, deren Leben sie uns schildert, das verleiht ihrem Roman einen Reiz, dem man sich nicht leicht entziehen wird. Bei der Massenerzeugung der Gegenwart auf dem Gebiete der Romanschriftstellerei entzieht sich häufig auch das Werthvollere der ihm zustehenden Aufmerksamkeit. Wir wünschen dem vorliegenden Buche ein besseres Schicksal und empfehlen es allen Lesern, die das Lesen nicht blos als einen Zeitvertreib müßiger Stunden betreiben, auf das Angelegentlichste. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband: Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 118. Donnerstag, den 2. October, Abends. 1902.

Die Waldenburger Töpferei.

Von Dr. Reinhold Hofmann.

Die Geschichtschreibung des deutschen Handwerks liegt noch in den Anfängen. Auch über die Töpferei fehlt es noch zu sehr an gründlichen Einzelforschungen, als daß wir uns von ihrem Entwickelungsgange und ihren Leistungen in den verschiedenen Jahrhunderten ein ganz deutliches Bild machen könnten.

Einen künstlerischen Aufschwung hat dieses uralte deutsche Handwerk erst im 15. Jahrhundert genommen, und es entfaltete im 16. Jahrhundert den ganzen Zauber der deutschen Renaissance besonders auf zwei Gebieten: in der Herstellung von buntglasirten Kachelöfen und von Steinzeugkrügen. Jene reichgeschmückten Kachelöfen, „illustrirte Prachtausgaben damaliger Hauspoesie“, wie wir sie im Germanischen Museum zu Nüenberg noch heute bewundern, wurden noch im 17. und 18. Jahrhundert vorwiegend in Südwestdeutschland und in der Schweiz verfertigt. Die Herstellung von Steinzeug blühte vom 15. bis in das culturvernichtende 17. Jahrhundert hinein hauptsächlich am Rhein; Hauptmittelpunkt der Bereitung des „rheinischen Steinzeugs“ war Siegburg, etwas später auch Raeren bei Aachen, Köln und das nassauische „Kannebäckerländchen“. Hervorragend waren auch die dunkelbraunen Erzeugnisse der fränkischen Töpfereien in Kreußen bei Bayreuth.

Daß die sächsischen Lande nicht erst mit der Erfindung des Porzellans (kurz nach 1700) bedeutungsvoll in die Keramik eingreifen, hat die Forschung festgestellt, wenn wir auch bei der Spärlichkeit der noch vorhandenen Reste das ganze Gebiet vorläufig noch nicht klar genug zu übersehen vermögen (vergl. K. Kurzwelly, Die bäuerliche Kleinkunst in Wuttke's Sächsischer Volkskunde, 2. Aufl., Dresden 1901, S. 490 ff.).

Einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Töpferei behauptet seit langen Jahrhuaderten die sächsische Stadt Waldenburg und das am rechten Muldenufer ihr gegenüber liegende Dorf Altstadtwaldenburg. Wenn wir uns auch von der Beschaffenheit des besonders im 16. Jahrhundert viel gerühmten „Waldenburger Geschirrs“ bei dem Mangel bestimmt nachweisbarer älterer Ueberreste vorläufig keine klare Vorstellung machen können, so läßt sich ein um so deutlicheres Bild gewinnen von der äußeren Entwickelung der Waldenburger Töpferei. Ich habe diese im 1. Bande der „Schönburgischen Geschichtsblätter“ 1894/95 (Waldenburg, Emil Kästner) eingehend zu zeichnen versucht auf Grund eines umfänglichen, noch nicht veröffentlichten Urkundenmaterials, das sich hauptsächlich in der Lade der Altstadtwaldenburger Töpferinnung, in den fürstl. und gräfl. Schönburgischen Archiven zu Glauchau und Waldenburg und im königl. Hauptstaatsarchiv zu Dresden befindet.

Das Waldenburger Töpferhandwerk kann auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken: schon im Jahre 1388, in einer für mitteldeutsche Verhältnisse sehr frühen Zeit, verlieh ihm Friedrich von Schönburg, Herr zu Glauchau und Waldenburg, den Innungsbrief. Die Originalurkunde auf Pergament — das Siegel ist abhanden gekommen — wird noch heute in der Innungslade aufbewahrt. Die Töpfer wohnten damals in der Mittelstadt, der zwischen der Mulde und der inneren Stadt gelegenen Vorstadt. Als im Jahre 1482 infolge der Fahrlässigkeit eines Töpfers die ganze Mittelstadt sammt der herrschaftlichen Mühle in Flammen aufging, wurden die Töpfer genöthigt, sich wegen der Feuergefährlichkeit ihres Handwerks jenseit der Mulde in Altstadtwaldenburg anzusiedeln. Hier haben sie in glücklichen und trüben Zeiten ihr Handwerk betrieben bis zum heutigen Tag, und im Jahre 1888 war es ihnen vergönnt, das 500jährige Jubiläum des Bestehens ihrer Innung festlich zu begehen.

Die mittelalterlichen Innungen waren nicht blos gewerbliche Genossenschaften, sondern ebenso kirchliche und gesellige Vereinigungen. Die Waldenburger Töpfer bildeten — laut einer Urkunde vom Jahre 1487 — gemeinsam mit den Schustern und Schneideen eine „Bruderschaft“. Die Zunftgenossen verschwägerten und verschwisterten sich untereinander, sie wohnten gern zusammen in einer Gasse: noch heute giebt es in Waldenburg eine „Topfgasse“, sie führt vom „Topfmarkt“ in die Mittelstadt.

Das sehr knapp gehaltene Innungsprivilegium vom Jahre 1388 wurde 1559 und 1675 von den Herren von Schönburg „confirmirt“ und „durch etzliche verbesserte Artikul“ ergänzt. 1690 wurde ein „Handwerksbrief neu aufgerichtet“. „Neue Specialartikel“ wurden dem Handwerk im Jahre 1837 verliehen, sie beruhen fast durchweg auf den genannten älteren Innungsbriefen. Auf ihre ausführlichen Bestimmungen können wir bei der Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes hier nur ganz flüchtig eingehen. Unerläßliche Bedingung für die Aufnahme in die Innung war wie überall der Nachweis ehelicher Geburt und redlicher, ehrlicher Herkunft. Die Lehrzeit war zweijährig (1559), seit 1675 dreijährig. Als Meisterstück wurde „ein Topf von einer Ellen hoch, aus einem Klose, in rechter Weite und Form“ verlangt. Ziemlich eingehend sind die Vorschriften, die bei den Zusammenkünften des Haadwerks zu beachten waren. Weder Meister noch Gesellen durften „Messer oder andere Wehre ins gemeine Bier tragen“. Vergehungen vor offener Lade, die mit Gotteslästerung oder Blutrunst geschahen, wurden nicht wie sonst nach Erkenntniß des Handwerks geahndet, sondeen „mit der Straf ins Amt (Waldenburg) geweist“. Auf das religiöse Leben der Mitglieder nimmt besonders der Handwerksbrief vom Jahre 1690 Bezug. Hiernach soll „kein Meister oder Geselle ohne Ueberschlag, Halskrause oder Flor in die Kirche gehen, auch nicht barfuß, ohne Schuh. Der solches übertritt, soll dem Handwerk jedesmal einen Groschen erlegen“. Der kirchliche Sinn der Handwerksgenossen zeigt sich in so mancher frommen Stiftung, die mit Befriedigung im „Meisterbuch“ wie im Altstadtwaldenburger Kirchenbuch aufgezeichnet wird: so etwa eia neuer Schellen- oder Klingelsack voa rothem Sammet, und ist die Gabel von Silber gemacht gewesen, oder eine Sanduhr auf den Predigtstuhl (1681), ein rot taffet Altartuch, ein Paar Rosentöpfe auf den heiligen Altar für das neugeborene Jesulein 1712 am Weihnachtsfeste. Genau geregelt ist die Betheiligung an Begräbnissen. Die Leichentücher, Handwerkskreuze rc. wurden (ebenso wie das Handwerkszinn) auch an Nichtmitglieder gegen Entschädigung verliehen. Die Träger gingen noch vor 100 Jahren in frackartigen Röcken und Gamaschen, auf dem Haupte trugen sie einen „dreistämmigen“ Hut. Alle gemeinsamen Angelegenheiten des Handwerks erledigten Meister und Gesellen in gemeinsamer Sitzung vor offener Lade; wichtige „Gebote“ sind unterzeichnet vom Innungsmeister (Handwerks-, Obermeister), dem Beisitzer, dem Altgesellen und dem Handwerksschreiber. Zur Prüfung des Meisterstückes erschien, wahl aber erst seit neuerer Zeit, außer den hierzu bestimmten „Schaumeistern“ auch ein Abgeordneter vom Amte Waldenburg. Die Gesellen wußten den Meistern gegenüber ihre Stellung immer kräftiger zu wahren: 1712 wurde vor Meister, Gesellen und offener Lade beschlossen, daß hinfüro nichts ohne Umfrage der sämmtlichen Gesellen solle bestraft werden.

Die 4 Quartale fanden zu Osteen, Johanni (1559: zu Pfingsten), Michaelis und Weihnachten statt. Schon 1705 war das „Hauptquartal“ zu Johanni, jetzt wird dieses im Volksmunde die „Zeche“ genannt. Die losgesprochenen Lehrlinge mußten (bis 1804) ein silbernes Schild an den „Willkomm“, den großen Innungshumpen, verehren. Gelegentlich stifteten sie auch etwas Anderes: 3 Gleichauf-Kannen mit Böden und Mundstücken 1714,

oder 2 beschlagene Krüge, als eine Kann-Pumphose und ein blaugemaltes Gesellenstück 1717 xc. Das Innungsinventar ist leider größtentheils verloren gegangen: nicht ohne Kunstwerth sind zwei uoch erhaltene Innungsstempel aus dem 18. Jahrhundert und ein im Jahre 1671 von einem Frohnsdorfer Thonbauern den „Doppernn zu Waldenburck zum Gedegnuß" verehrter Willkommaufsatz mit Ritterfigur.

Die Vorschriften über das Verhalten der Zunftgenossen auf der Zunftstube wurden auch bei unseren Töpfern mit der Zeit immer mannigfaltiger, sodaß es nicht leicht war, straflos zu bleiben. Im „Strafbuch der Meister" (1793 ff.) sind, abgesehen von den Strafen für Nichterscheinen „zum Haudwerk" und zu Begräbnissen, sowie für verspätetes Kommen, Bußen verzeichnet vou solchen, die sich uugebührlich beim Handwerk aufgeführt; daß sie in der Kappe (Jacke), bez. daß sie in Weste und Mütze gekommen; daß sie zum Haudwerk gekommen und den Hut aufbehalten; daß er mit brennender Tobakspfeife zur Thür aus- uud hereingegangen; daß er Bier über die Schwelle, bez. zum Fenster hinausgetragen; daß er bei offener Lade Semmeln gekauft hat xc. Nicht gar selten „giebt einer vor dem Handwerk bescheiden an, daß er mit N. N. einen Fehltritt gethan (einen Exceß gebraucht, sich [vor der Trauung] verlegt hat) und sich in Handwerks Strafe geben will". Diese bestand gewöhnlich in Zahlung von Bier, durch welche „beide wieder ehrlich gemacht wurdeu". „Bevor er sich wegen des Fehltritts uicht mit dem Handwerk verglichen," konnte er uicht arbeiten (Altes Meisterbuch 1723). Die alten ehrsamen Handwerksgebräuche waren im Laufe der Zeit durch „allerlei ohnvernünftige eingerissene Ungebühr verunstaltet" worden. 1731 wurde von der Schönburgischen Gesammtregierung in der Altstadtwaldenburger Töpferlade das in diesem Jahre ergangene kaiserliche Mandat „zu richtiger Beibehaltung verwahrlich niedergelegt". Dieses verbot aufs strengste „allerhand seltsame, theils lächerlich-, theils ärgerliche und unehrbahrliche Gebräuche bei der Loszähluug der Lehrjungen, als Hoblen, Schleifen, Predigen, Taufen, ungewöhnliche Kleideranlegen, auf der Gassen herumführen u. dergl. Jugleichen so halten sie auf ihren Handwerksgrüßen läppische Redensart u. a. dergl. uugereimte Dinge". Verboten ist in diesem Erlaß auch das „denen Handwerkspurschen nicht gebührliche Degentragen uud das gemeiniglich deß Montags (am »guteu« oder »blauen« Montag, »Freßmontag«) und sonsten übliche eigenmächtige Entziehen der Arbeit".

Ihr goldenes Zeitalter hatte die Waldenburger Töpferei, wie so manches andere deutsche Gewerbe, im 16. Jahrhundert. Wir haben dafür gewichtige literarische Zeuguisse. Um 1530 rühmt der „Pirnische Mänch" Johana Lindner die „guten thenenen Gevese zu Waldenberck". Der vornehmste Lobredner erstand unserer Töpferei in dem 1494 zu Glauchau geborenen großen Mineralogen Georg Agricola, der in seinem 1546 erschienenen Werke „De natura fossilium" die ersten ausführlichen Angaben über das „Waldenburger Geschirr" macht. Dariu heißt es: „Es hängt nicht blos vou der Festigkeit der Töpfererden ab, daß die daraus hergestellten Gefäße keine Flüssigkeiten anziehen oder durchlassen, sondern auch davon, ob sie gehörig mit Sande gemengt uud ordentlich gebrannt sind. Die Waldenburger Gefäße haben in dieser Hinsicht vor allen den Vorzug. Sie werden ihrer Dauerhaftigkeit wegen von den Arzneihändlern gesucht. Latwergen und Tropfen lassen sich sehr gut darin aufheben, auch können sie einen starken Feuersgrad aushalten. Die Waldenburger Gefäße pflegt man vor dem Brennen mit trockenem Saude zu bestreuen, wodurch sie eine rauhe Oberfläche erhalten. In Deutschlaud siud sie zwar nicht die schönsteu von Ansehen, aber die besten und haltbarsten; nächst ihaen die von Siburg (Siegburg). Beide saugen keiue Feuchtigkeit ein." 1565 rühmt der Dresdner Arzt Johaun Kentmaun den Waldenburger Geschirren eine ungewöhnliche Dichtigkeit nach, wenn er berichtet, daß sie „Scheidtwasser wie das Venedische Glaß halten". Zwanzig Jahre später hebt Michael Neander uuter den Thongefäßen an erster Stelle die Waldenburger Schmelztiegel hervor, die ein sechstägiges Feuer aushielten und so groß seien, daß sie 60 bis 70 Mark Silber fassen könnten. Noch begeisterter preist Petrus Albinus in seiuer Meißnischen-Berg-Chronica 1590 die „edlen und weltberühmten Waldenburgischen Gefäß, so uichts von Säften an sich ziehen, ja auch das Scheidewasser oder Aquafort wie das Venedische Glas halten, item im Feuer laug ausdauern. Diese Geschirr pflegen wir gemeiniglich steinerne zu uennen, weil sie so hart gebrannt werden, daß man Feuer mit den Schirbeln schlagen kanu wie mit einem Hornstein oder Feuerkies." Er erwähnt auch, „daß man zu Waldenburg einen gleißenden groben Sand oder Sabulum habe, welchen man an die Gefäß, ehe sie gebrannt werden, »strawet«; alsdenu sehen sie zum Theil, als wäreu Perlen darauf gewachsen". Diese Lobeserhebungen werden durch Thatsachen bestätigt. Die Kurfürstin Auna von Sachsen, die „Mutter Anna", ließ Töpfe u. a. thönernes Kücheugeräth aus Waldenburg kommen, ebenso Büchsen, Krüge, Krausen, Kolben uad Flaschen für ihr Destillirhaus. Herzogin Anna von Bayern bezog für die Münchener Hofküche wiederholt ganze Karren voll Waldenburger Thonwaaren, darunter auch „thönerne Fäßlein oder Flaschen, die auf vier Beinlein stehen, darin man oben füllen und unten wieder abzapfen kann". Besonders beliebt und im 16. Jahrhundert über ganz Deutschland verbreitet sollen braun glasirte Waldenburger Gefäße gewesen sein, deren Erfindung dem Töpfer Schmiedelt zugeschrieben wird. Auch für das 17. und 18. Jahrhundert wird die Leistungsfähigkeit des Waldenburger Töpferhandwerks bezeugt; so 1648 von Ulysses Aldrovandus, 1715 von Knauth in seiner „Einleitung zu des Marggrafthums Meissen Landes- und Geschicht-Beschreibung", 1753 von Glafey in seinem „Kern der Geschichte Sachsens". Wenige Jahrzehnte später (1789) hebt Naumann in seiner „Indüstrial- uud Commerzial-Topographie von Chursachsen" hervor, daß unsere Töpfer herrliche Krüge, Flaschen, Schmelztiegel, Tabakspfeifen und vornehmlich braune und weiße thönerne Trink- und Destillirgefäße lieferten, besonders für Apotheken. Im 17. uud 18. Jahrhundert trieben die Waldenburger Töpfer außer mit Apothekergefäßen, Schmelztiegeln, Retorten xc. einen lebhaften Handel mit Sauerbrunnflaschen, die hauptsächlich nach Eger ausgeführt wurden. Die Jnuungslade verwahrt uoch heute einen von „Sr. Kais. Maj. Geh. Rath, General-Lieutenant und dero Armaden Feldmarschalk und bestellten Obristen" im Jahre 1644 dem „Hafner" Peter Sieder „nebst Behausung und Brennofen" ausgestellten Salva-Guardia-Brief: „weiln selbiger Hafner für J. Kirl. Maj. und dero hohe Ministri, auch andere kranke und preßhafte Leut zur Erholung ihrer Gesundheit Flaschen zu dem Egerischen Sauerbronnen verfertigen muß, soll er und die Inwohner deß gefreiten Hauses frei sein von eigenmächtigen Exaktionen, Geldschatzungen, eigenwilligen Einquartirungen u. a. Kriegsbeschwerlichkeiten." Ueber die schlechte Beschaffenheit der von Waldenburg gelieferten Sauerbrunnflaschen hatten die Egerer Zinngießer trotz einer alten, mit dem Töpferhandwerk vereinborten „Punktation" oft zu klagen, so beschwerten sie sich 1723 durch Bürgermeister und Rath zu Eger bei der Schönburgischen Regieruag, es würden Flascheu in solcher Uugleichheit anhero geführt, daß manche mehr als 2 Maß, andere aber gar nicht viel über 1 Maß hielten; auch steinlöcherichte und sogar zersprungene, die manchmal auf dem Boden Risse hätten, daß man fast mit einem Messer hineiafahrea künnte, würden dem Fuhrmann als gut und tauglich zur Ladung mit aufgedrungen.

Ju besonderen Zweigen ihres Handwerks haben sich die Waldenburger Töpfer bis auf die ueuesten Zeiten rühmlich hervorgethan. So wurden nach Schumanns Staats-, Post- und Zeituugs-Lexikou von Sachsen (1814) die Waldenburger Schmelztiegel und Kolben den berühmten hessischen gleich geschätzt und in allen Apotheken und Vitriolbrennereien Deutschlands, ganz besonders im Erzgebirge, verwendet. In einer Eingabe an die sächsische Regierung vom Jahre 1814 behauptete die Innung, „in allen königl. sächsischen privilegirten Vitriol-, Aesenik- und Schwefelwerken würden die in Waldenburg verfertigten Töpfergefäße gebraucht, und diese könnten ohne ihre Fabrikate nicht einmal betrieben werden".

Die heutigen Töpfer in Altstadtwaldenburg zerfallen in die 4 Gruppen der Hartgefäßbrenner oder Flaschentöpfer, der Geschirr- oder Glasurtöpfer (muudartlich „Glesentöpfer"), der Ofentöpfer und der Pfeifenmacher. Das Handwerk der Tabakspfeifenmacher, strenggenommen nicht zur eigentlichen Töpferei gehörig, ist in Altstadtwaldenburg erst im Beginu des 18. Jahrhunderts entstanden und hat oon 1725 bis 1855 eine eigene Innung gebildet. Erst im letztgenannten Jahre hat sich diese mit der Töpferiunung verschmolzeu. Die Geschichte des Pfeifenmacherhaudwerks soll in einem besondereu Aufsatze kurz behandelt werden. Die Ofenfabrikation war ursprünglich ein mit der Töpferei zugleich betriebener Zweig derselben; daß die Waldenburger Töpfer von jeher auch Oefen verfertigt haben, beweist der 13. Artikel der Handwerksordnung vom Jahre 1559, nach

welchem „auf den Dörfern sich Niemand Töpferarbeit als Ofensetzens u. dergl. unterstehen soll“. Seit frühester Zeit ist in Waldenburg sowohl Steinzeug als auch glasirte Irdenwaare verfertigt worden. Beiden Gruppen, den sogenannten Scheibentöpfern, hat Waldenburg seinen alten Ruf zu danken. Die ersteren, bis in das 19. Jahrhundert herein Krug- oder Grauwerkstöpfer genannt, verfertigten die berühmten „harten Waldenburgischen Gefäße“, das sog. „Grauwerk“ (Flaschen, Büchsen 2c. für Apotheken, Schmelztiegel zu chemischen Zwecken u. s. w.), die anderen, früher als Glaswerksmeister bezeichnet, stellten Küchengeschirre aller Art her, das „Glaswerk“. In Berichten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird neben der gewöhnlichen eine besanders feine Waldenburger Waare gerühmt, die sich durch eine sehr glänzende gelbe oder braune Glasur auszeichnete. Aeltere Waldenburger Geschirre sind leider, wie wir schon erwähnt haden, bis jetzt nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen. Das Museum für Sächsische Volkskunde in Dresden besitzt zwei jüngere Waldenburger Fabrikate: eine stark gebauchte Bierkanne mit Henkel und Ausgußröhre und eine schlanke cylindrische Kaffeekanne mit leicht eingezogenem Hals. Beide entstammen dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts und fallen durch eine glänzende schwarzbraune Glasur auf. Ihr Schmuck ist bescheiden: die Kaffeekanne zieren eingedrückte flache ovale Dellen und Rosetten, die andere Kanne Bänder von eingetieften Punkten. (Nach Kurzwelly in der Sächsischen Volkskunde S. 498; dort auch die Abbildungen.) Ob an andern dem sächsischen Boden zuzuweisenden, in der Mitte zwischen Kunst- und Bauerntöpferei stehenden Thonwaaren — z. B. den kannenartigen Deckelkrügen, Schraubflaschen und anderen Nachahmungen der Kreußener Töpfereien, oder an den massenhaft erhaltenen Perlkrügen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, die man gewöhnlich auf das benachbarte Sachsen-Altenburg zurückführt — unsere Waldenburger Töpfer Antheil haben, ist vorläufig noch nicht ermittelt.

Im Jahre 1766 wurde ein hartnäckiger Streit zwischen den Glasurmeistern und den Grauwerksmeistern von der Landesregierung dahin entschieden, daß von nun an jeder zwischen beiden bisher gemachte Unterschied gänzlich aufgehoben und allen Töpfern in Altstadtwaldenburg die Fertigung der Glasur- sowohl als der Grauwerksarbeit gestattet sein solle. Aus den umfangreichen Acten des Prozesses, in welchem uns die fortschreitende Entartung des Zunftwesens jener Zeit mit seiner sich noch immer steigernden selbstsüchtigen Ausschließlichkeit und seiner auf die Spitze getriebenen Abgrenzung der Handwerksgebiete entgegentritt, ersehen wir, daß bisher die Grauwerksmeister „die glasirten Töpferwaaren, sowie das harte Waldenburgische Apothekerzeug und andere Gefäße 24 bis 26 Stunden lang in einem Ofen hatten brennen lassen, die Glasurmeister dagegen nur 10 bis 12 Stunden“.

Die Anlegung eines neuen Ofens bedurfte, wie die Erlangung des Meisterrechts, der Genehmigung der Herrschaft zu Waldenburg. An diese hatten die Töpfer seit alter Zeit einen Ofen- oder Brennzins zu entrichten. Jeder Meister hatte ein besonderes Brennzinsbuch, das er, bevor er anzünden durfte, dem Richter in der Altstadt vorlegen mußte, der halbjährlich dem fürstlichen Rentamte ein Verzeichniß einzusenden hatte. Die Anzahl der Brände der 18 Hartgefäßbrenner, die es um 1826 gab, betrug durchschnittlich jährlich 245. Ein „ordinärer Krugtöpferofen“ war (1808) noch einmal so groß wie ein Glasurtöpferofen.

Die Vortrefflichkeit des von den Waldenburger Töpfern verarbeiteten Thones wird seit Georg Agricola und Kentmann von den Schriftstellern übereinstimmend gerühmt. Petrus Albinus nennt ihn (1590) „eine der fürnehmsten Erden im Land zu Meißen“. Diesen vorzüglichen Thon, „der von allen Stein-, Kalk- und Sandtheilchen rein sein muß, da er sonst die starke Gluth bei dem Feuer nicht aushalten, sondern zerspringen und Risse bekommen würde“, beziehen die Waldenburger Töpfer seit alter Zeit von dem eine Meile von Waldenburg entfernten Dorfe Frohnsdorf im Altenburgischen. Er liegt hier in dreifacher Schicht: nach Schumann, Lexikon von Sachsen, brauchten (1814) die obere, fette die Krugtöpfer, die mittlere die Pfeifenmacher und die unterste, magere, die Glastöpfer. Die Thongruben waren wohl von jeher im Privatbesitz der „Thonbauern“. Jetzt liefern den Thon für die Ofentöpfer zwei Thonbauern in Frohnsdorf. Die Scheibentöpfer graben ihren Thon selbst — zu Steinbach im Altenburgischen — und zahlen dafür Grundrecht. Nach einem Eintrag im Alten Meisterbuch gruben 1662 die Meister einen „neuen Thonberg, welcher von oben runter der fünfte“, und 1697 fand der Bauer Hans Müller von Ziegelhain auf Uhlsdorfer (= Uhlmannsdorfer) Flur bei dem Suchen eines Ziehbrunnens wider Verhoffen bis zu einer Tiefe von 26 Ellen den schönsten, fettesten Thon, der etwas röthlich aussah, sich schön brannte und auch nicht riß. Da der Bauer durchaus kein Wasser gefunden, hat er das Loch wieder einfüllen müssen, aber von den Meistern wurde die Thatsache „denen Nachkommen zur Nachricht in das Meisterbuch aufgesetzet“. Nach einem Beschluß der Meister und Gesellen vom Jahre 1717 sollte „keinem auswärtigen Töpfer kein Fuder noch Karren oder Schubkarren Thon vom Thonberge gelassen werden bei Strafe eines Viertels Bier“.

Noch heute wird, wie vor Jahrhunderten, der Töpferthon auf der „Thonstraße“ herbeigebracht: dies ist der Weg vom Thonberge im Altenburgischen über die Flur des Dorfes Franken — Dürrenuhlsdorf — Altwaldenburg nach Altstadtwaldenburg, den „1631 Hugo v. Schönburg dem Töpferhandwerk in der Altstadt vor ihre Thonfuhren gnädig vergönnt hat“. Kraft eines „alten Vergleiches“ (schon vor 1559) genossen die Waldenburger Töpfer bei Abholung des Frohnsdorfer Thones Freiheit von Pferd- und Wagengeleite, und die Altenburgischen Unterthanen brauchten ihre als Zahlung für entnommene Gefäße „nach W. gebrachten Victualien und Getreide nicht zu vergleiten“. Im Beginn des 18. Jahrhunderts gingen unsere Töpfer dieser Zoll- und Geleitsfreiheit bei der Thonabfuhr im Altenburgischen verlustig, im Schönburgischen waren noch im 19. Jahrhundert (1821) die Thon- und Fronfuhren auf der „Thonstraße“ vom Geleite befreit.

Die weiteste Verbreitung haben die Waldenburger Gefäße, besonders die „harten“, denen die hiesige Töpferei in erster Linie ihren Weltruf verdankt, im 16. Jahrh. gefunden. „Jene Glanzzeit deutscher Kunst und deutschen Erfindungsgeistes, die den Neid und die Bewunderung der Nachbarnationen erregte, nach der wir in künstlerischer Beziehung theilweise heute noch wie nach einem verlorenen Paradies zurückblicken“ (G. Schmoller), warf auch auf diesen Fleck deutscher Erde ihren hellen Schein. Damals führte man, wie Kentmann 1565 und nach ihm Petrus Albinus berichtet, die Waldenburger „irdischen Gefäße bis gen Antorff (Antwerpen) und Venedig und von dannen auf der See und Meer ferner in andere Lande“. Aber die damalige Blüthe der hochentwickelten deutschen Cultur trug bereits den Keim des Todes in sich. Das 17. Jahrh. wurde auch für unser Handwerk fast vernichtend: zu der allgemeinen Noth (Krieg, Pest) kamen für die Schönburgischen Lande noch besondere Hemmnisse, z. B. die sich mehrenden Reibereien mit dem mächtigeren sächsischen Nachbar, von dem sie rings umschlossen und durch Grenzzölle und Verkehrserschwerungen eingeengt wurden. Im 18. Jahrh. lasteten besonders schwer die opferreichen Jahre des 7jährigen Krieges auf der Gemeinde und dem Handwerk. Schon vorher, mit der endlichen Unterwerfung der Schönburgischen Herrschaften unter die sächsische Landeshoheit durch den „Receß“ von 1740, waren, wie der Chronist klagt, „die großen Steuern angegangen“. Erschwerend für eine größere Erweiterung des Töpfereibetriebes waren die steigenden Holzpreise und der „fast überall einreißende Holzmangel“, zumal seit der „Ruinirung der Wälder im 7jährigen Kriege“, der 1798 das Verbot der Errichtung neuer gangbarer Werkstätten und Brennöfen veranlaßte. Dieses Verbot wurde 1829 wieder aufgehoben.

So sehr aber die Waldenburger Töpferei gleich den anderen deutschen Handwerken in den letzten Jahrhunderten unter der Ungunst der Zeit zu leiden hatte, so waren die Verhältnisse im Schönburgischen — man vergleiche darüber [Pinthers] „Topographie von Schönburg“ vom Jahre 1802 — immer noch günstiger als in mancher anderen deutschen Landschaft, und so wurden im 18. Jahrhundert Waldenburger Topfwaaren „weit und breit verführt“. Retorten scheinen um 1710 sehr viel nach Reichenbach verladen worden zu sein. Nach Hamburg gingen noch vor 100 Jahren regelmäßig große Ladungen Waldenburger Geschirres ab. Ich selbst weiß mich aus meiner Jugend zu entsinnen, daß in den Dörfern des oberen Vogtlandes Händler mit „Wallmerschen“ Töpfen gern gesehene Gäste waren. Die Bauern rühmen diesen blauweißen oder braunen Milchäschen und Rahmtöpfen nach, daß sich in ihnen die Milch besser und frischer erhalte, als in jedem anderen Gefäße.

Den regelmäßigen Vertrieb der Waldenburger Töpfereierzeugnisse besorgten die Gefäßhändler. Ein Hauptniederlagsplatz war früher Leipzig. Von den einengenden Bestimmungen, welche die

Handwerksordnung vom Jahre 1690 über den Gefäßhandel trifft, wissen die älteren Innungsartikel noch nichts.

Ueber Arbeitslöhne und Arbeitszeit haben wir für die älteren Zeiten unseres Handwerks (bis ins 19. Jahrhundert herein) keine genauen Nachweise, auch über Waarenpreise finden sich nur gelegentliche Angaben. So hören wir, daß von den großen Büchsen, die für das Destillirhaus der Kurfürstin Anna von Sachsen im 16. Jahrhundert geliefert wurden, das Stück 8 ₰, von den kleinen 1 ₰ kostete; daß der Durchschnittspreis von einem Schock Sauerbrunnflaschen um 1700 25 Groschen betrug. Werthvoll, auch hinsichtlich der fachmännischen Ausdrücke, und im Allgemeinen wohl auch für unsere Waldenburger Töpfer giltig ist das Verzeichniß von Preisen für Topfwaaren und Oefen und von Arbeitslöhnen in der sächsischen Tax-Ordnung des Jahres 1623 (abgedruckt im Codex Augusteus II, 863—865).

Das Töpfereihandwerk ist, soweit unsere geschichtliche Kenntniß zurückreicht, in Altstadtwaldenburg jederzeit das zahlreichste und vornehmste Gewerbe gewesen und hat sich in einer ganzen Reihe von Familien Jahrhunderte lang vom Vater auf den Sohn vererbt. Die Töpferei war auf verhältnißmäßig wenige, untereinander vielfach verwandte und verschwägerte Familien beschränkt. Noch heute treiben unmittelbare Nachkommen alter Töpferfamilien das gleiche Handwerk wie ihre ehrenfesten Vorfahren; eine große Anzahl der Töpfernamen der letzten hundert Jahre findet sich bereits in dem ältesten vorhandenen, 1653 angelegten Handwerks- und Meisterbuch.

Das 19. Jahrhundert ist dem Waldenburger Töpferhandwerk trotz alles aufgewandten Fleißes und tüchtigen Strebens in mancher Hinsicht noch ungünstiger gewesen als das vorausgegangene. Das zeigt sich schon in dem fortschreitenden Rückgang in der Zahl der Handwerksmeister und der Oefen. Altstadtwaldenburg hatte 1781 nicht ganz 150 Häuser, unter den Hauswirthen waren 17 Tabakspfeifenmacher und 44 Töpfer, von denen die Grauwerksmeister die Minderheit bildeten. 1798 waren noch 35 oder 37 Töpferöfen gangbar, 1826 nicht mehr als 30. Die Gemeinde Altstadt-Waldenburg — 1825 mit 250 Häusern und 1250 Einwohnern (jetzt 1700) — war damals „zum Theil sehr verarmt". Und doch beschäftigte die Töpferei 1814 noch täglich über 200 Menschen; „mancher Töpfer und Pfeifenmacher hatte bis zu 12 Gesellen, auch mehrere chemische Laboranten befanden sich hier." Im Jahre 1876 betrieben noch 19 Meister die Töpferei. Gegenwärtig zählt die Innung 18 Meister. Davon betreiben das Gewerbe noch 10 Mann, 4 Meister sind nicht mehr thätig und 4 wohnen auswärts (3 in Glauchau und 1 in Werdau). Töpferwerkstätten giebt es gegenwärtig 15, die Inhaber von 5 Werkstätten gehören nicht zur Innung. Die Zahl der Gesellen hat sich ebenfalls stetig vermindert: 1857/58 waren es noch 71, jetzt noch 25. Die Hauptschuld an dem Niedergange des einst so blühenden Gewerbes, der auch anderwärts — so in den übrigen westsächsischen Töpferstädten **Kohren**, **Penig**, **Frohburg** — beklagt wird, ist den veränderten Verhältnissen zuzuschreiben; ein gefährlicher Feind ist den Thongefäßen u. A. in den Emaillegeschirren entstanden. Einen nicht geringen Verlust hat das Altstadtwaldenburger Töpferhandwerk dadurch erlitten, daß die im Jahre 1880 mit staatlicher Unterstützung hier begründete **Töpferschule** nach elfjährigem Bestande wieder eingegangen und mit der Vorbildersammlung nach Kamenz verlegt worden ist. Seit Kurzem besteht in Altstadtwaldenburg eine von der Kreishauptmannschaft Chemnitz errichtete **Meisterprüfungscommission für Töpfer**, die für den ganzen Regierungsbezirk gilt.

Wenn nun auch das Waldenburger Töpfereigewerbe noch mehr als so manches andere den Wandel der Zeiten und die Ungunst äußerer Verhältnisse hat erfahren müssen, so kann es doch mit gerechter Befriedigung auf eine vielhundertjährige, ehrwürdige Vergangenheit zurückblicken, denn es hat jederzeit sein gutes Theil beigetragen zur Ehre des deutschen Handwerks.

Bücherbesprechungen.

— **Die Pariser Range.** I. Band. **In Moulin rouge.** Von **Delphine Morcelly.** Leipzig, Jacobi & Zocher. 1 ℳ. — Ein Buch hat in der letzten Zeit viel von sich reden gemacht, das nicht unseren Beifall besaß, die Berliner Range betitelt, eines jener Producte, die für die breitesten Leserkreise berechnet sind und dem Geschmack der Masse schmeicheln. Würden wir zu demselben Urtheil gelangen, wenn wir das vorliegende Buch ausgelesen haben würden? Diese Frage beschäftigte uns und wir waren neugierig. Von welchem Standpunkte aus soll man solch Buch betrachten? Von dem culturhistorischen? Will man hier etwas dem Aehnliches sehen, was man die Naturgeschichte der Pariserin genannt hat? Etwa die Naturgeschichte des Pariser jungen Mädchens? Diesen Standpunkt kann man einnehmen. Gleichviel, ob uns Manches an den Sitten und Gebräuchen dieser jeunes filles gefällt oder nicht, man müßte es als bestehend und sittengeschichtlich interessant gelten lassen. Daß junge Mädchen in Paris heimlich und hinter dem Rücken ihrer Eltern Moulin rouge, die rothe Mühle, dieses zweifelhafte Tanzlocal, das Stelldichein der Halbwelt, besuchen, angeblich um Studien zu machen, in Wahrheit um sich einmal ganz zwanglos „zu amüsiren", das mag, mit dem Auge des Pädagogen betrachtet, tadelnswert und anstößig sein, auch wenn man bedenkt, daß diesen fillettes nichts bei diesem Besuch zustößt. Ob sie nicht dennoch etwas Schaden erleiden an ihrer Seele? Es hat sich ihnen bei diesem Besuche doch manches Gucklfensterchen aufgethan, das ihnen sonst verschlossen blieb, und der Blüthenstaub von der zarten Blume ist abgestreift. Sie werden verdorben und bereiten sich vor, dereinst solche Hausfrauen und Ehegattinnen zu werden, wie ihre Mütter auch sind, z. B. diese Madame Courbière, die Mutter Denisens, die stets mehr Mama als Mutter war und deren einzige Sorge nicht das Kind ist, sondern sich darum dreht, wie sie sich möglichst lange ihre Schönheit und Frische, auch mit Hilfe von Toilettenmitteln, erhalte, um einen Liebhaber zu haben oder den Männern zu gefallen. So kommen Großstadtpflanzen zu Wege, die in einem botanischen Garten, in dem man die Naturgeschichte der Menschheit der Großstadt studiren will, ihren Platz einnehmen, uns aber nicht gefallen, weil sie nicht oder übel duften. Von diesem Standpunkte aus kann man, wie gesagt, das in Rede stehende Büchlein betrachten und zu einem positiven Ergebniß kommen. Wir wissen nicht, ob die Verfasserin Französin und demgemäß diese Pariser Range Uebersetzung ist. Auf dem Titelblatt steht nichts zu lesen und man muß daher annehmen, daß eine Deutsche die Feder geführt hat. Ist es eine solche, so muß man ihr nachsagen, daß sie das Pariser Leben mit Grazie wiederzugeben verstanden hat, jener Grazie, die Alle, die die französische Hauptstadt kennen und in ihrem Bannkreis gefangen gewesen sind, sich von ihrer Atmosphäre haben berauschen, sich von ihrem prickelnden sinnlichen Reiz haben beeinflussen lassen, entzücken wird. Das tolle Leben in Moulin rouge, diese Bilder aus dem bunten Sonntagstreiben des vergnügungssüchtigen Paris, diese Scenen auf Long Champs, wo Rennen ist und sich die ganze Welt, die etwas von sich und auf Toilette hält, daselbst versammelt, all das hat etwas Farbiges und vermag auch den zu fesseln, der vielleicht unter dem Flitter die innere Zersetzung der Fäulniß gewahr wird. Zur Beruhigung für strenge Gemüther wollen wir zuletzt noch sagen, daß die Geschichte mit einer reellen Heirath abschließt, etwaige Fehler also gewissermaßen legitimirt und wieder gutgemacht werden, und daß das Buch das, welches sich mit der Berliner Range beschäftigt, an Geschmack weit übertrifft. Die Ausstattung ist eine elegante. J. R.

— **Paul Kunad: Aphorismen.** E. Piersons Verlag, Dresden. — Der bereits engeren Kreisen als Lyriker vortheilhaft bekannte Verfasser bietet in dem schmalen Bändchen auf 80 Seiten in aphoristischer Form den Extract seiner Weltanschauung und der Lebensauffassung. Eine ethisch gefestigte Persönlichkeit, ein feiner, dichterisch empfindender Geist und ein gesunder Sinn spricht aus jedem dieser zahlreichen Spruchweisheiten, unter denen sich manches Goldkorn befindet, das in edler Fassung hell erstrahlt. Einige Proben sollen in diesem Falle die Kritik ersetzen. „Es giebt keinen reicheren Bettler als den Glauben, keinen ärmeren Krösus als das Wissen." „Lachen lehrt uns die Natur, Lächeln die Bildung." „Richter und Henker sind nicht dasselbe." „In der Liebe beginnen wir als Verschwender und enden als Geizhälse." „Die Phantasie kann von Haus aus nur fliegen, gehen lernt sie erst an der Hand der Erfahrung." „Unsinn kann leichter originell sein, als Sinn." „Der Mohn des Vergessens blüht nur auf dem Felde der Arbeit." „Was nützt alles Leugnen? Für das Maß aller Dinge hält doch jeder bedeutende Mensch sich selbst!" — Hoffentlich bestimmen diese Proben Den oder Jenen, das schlichte Büchlein, in dem viel Geist und Herz steckt, zu kaufen, damit seinem Autor auch der äußere Erfolg nicht fehle! A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 84 ₰ (einschl. Kreuzband: Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 119. Sonnabend, den 4. October, Abends. 1902.

Ein Ausflug in die „Blauen Berge“ und ins Elephantengebirge (Süd-Indien).

Von Missionar Sch. in Trankebar.

Schon lange hatte ich mich danach gesehnt, der sonnendurchglühten südindischen Tiefebene für ein paar Tage entfliehen und kühle Bergluft athmen zu dürfen. Ueber Erwarten schnell sollte mein Wunsch in Erfüllung gehen. Als mir nämlich Miss. M. in Coimbatore schrieb, er müsse demnächst eine Predigtreise zu den Bergbewohnern der West-Ghats unternehmen, und mich fragte, ob ich ihn nicht begleiten wolle, das würde „kühl“ und interessant werden, packte ich kurz entschlossen meine Sachen und traf nach vierzehnstündiger Eisenbahnfahrt über Trichinopoly und Erod am 14. März früh 8 Uhr in Coimbatore ein. Die Stadt zählt etwa 50000 Einwohner und ist prachtvoll am Fuß der berühmten Nilaghiri = Blauen Berge gelegen. Sie umgeben die Stadt in weitem Halbkreis und ihre Häupter, 2600 m hoch, sind stets in Wolken gehüllt, die bei Sonnenuntergang in wundervollen Farben erglühen. Wie ging mir das Herz auf, als ich, der endlosen Ebene entrückt, seit langer Zeit zum ersten Male wieder Berge vor mir sah.

Bei einer Rundfahrt durch die Stadt hatte ich Gelegenheit, das große Staatsgefängniß von Coimbatore zu sehen, in welchem Miss. M. eine Schule für die Beamtenkinder leitet und wo er neuerdings die Erlaubniß zur Gefangenenseelsorge erhalten hat. Am Portal stand die Zahl der gegenwärtig Internirten (1226) angeschlagen und drinnen war ich erstaunt, Gebäude und Einrichtungen zu finden, wie ich sie in deutschen Strafanstalten nicht wesentlich anders gesehen habe. Die Gefangenen müssen fleißig arbeiten und im Verkaufsladen gab es eine reiche Auswahl schöner Sachen, besonders Webwaaren und Tischlereigegenstände, wie Schreibtische, Vertikows u. s. w.; ich erstand mir eine kunstvoll mit Götzenfiguren ausgeschnitzte Cocusnußschale und hätte gern mehr gekauft, aber man führt hierzulande auf Reisen meist nur die nothwendigste Summe Geldes mit sich, nicht sowohl der Taschendiebe halber — die trauen sich an Europäer nicht so leicht heran — sondern weil man Alles in Rupiestücken (so groß wie ein Zweimarkstück) mit sich schleppen muß. Papiergeld bekommt man nämlich nicht überall gewechselt und Goldmünzen giebt die Regierung nicht aus, weil reiche Eingeborene alles Gold, dessen sie habhaft werden können, alsbald in Juwelen umarbeiten lassen. Der Indier trägt selten etwas auf die Sparcasse, obwohl jedes Postamt eine solche enthält, sondern legt es in Schmuck an, und es muß große Noth entstehen, ehe er diesen verpfändet oder verkauft. Für den allgemeinen Geldmarkt ist dieses massenhaft todte Capital natürlich ein großer Verlust und der gewöhnliche Zinsfuß beträgt kaum unter, oft bedeutend über 20%; 12% gilt schon als „Barmherzigkeitszins“.

Sonnabend, den 15. März, frühmorgens brachen wir nach den Bergen auf, hatten zunächst noch 1½ Stunden Bahnfahrt in der Ebene bis Mettupalaijam, dann 3 Stunden interessante Fahrt auf der steil hinaufkletternden neuen Zahnradbahn bis Kunnur (6000 Fuß hoch). Auf der Plattform sitzend hatten wir einen prächtigen Blick auf die starren Felswände, brausenden Wasserfälle und schwindelnden Abgründe, über die die wagehalsig gebaute Bahn hinwegführt. Kein Wunder, daß sich in der Regenzeit oft Felsblöcke loslösen und die Gleise zerstören, sodaß die Verkehrsunterbrechungen bisher chronisch geblieben sind. In Kunnur aßen wir im Bahnhofsrestaurant etwas Reis mit Carry und fuhren dann in einfacher Kutsche — ein Sitz im feinen Eilwagen kostet 5 Rupies — auf guter fester Straße, durch prächtige Hügellandschaft, vorüber an den weißen Zelten des Boerenlagers, nach Ootacamund, dem vornehmsten Luftkurort der Engländer in Südindien. Die Stadt liegt 8000 Fuß hoch in einem weiten, von grünbewaldeten Bergen eingeschlossenen Thalkessel; Kirchen und Schulen, Hotels und Villen, Theater und Bibliothek geben ihr den Charakter einer europäischen Niederlassung, wie auch thatsächlich nur Engländer hier wohnen; Gemüsegärten und schöne Waldpartien, Kaffee- und Theepflanzungen und lange Rosenhecken, englische Parks und großstädtische Kaufläden, Alles findet sich hier in bunter Abwechselung und das Klima ist von einer Lieblichkeit und Gelindigkeit, wie es besser wohl nicht sein könnte. Das Thermometer fällt auch in der Regenzeit kaum einmal unter den Gefrierpunkt, für gewöhnlich zeigt es 10—15° R. des Abends und Nachts, nur des Mittags brennt die Sanne mit echt indischer Gluth hernieder.

Als wir um 6 Uhr in unserem gut eingerichteten Hotel ankamen, wurde alsbald Kaminfeuer angemacht. Bei einem Abendspaziergang konnten wir unsere deutschen Sommerkleider und Ueberzieher gut brauchen, des Nachts froren wir bei 14° recht unangenehm, ein Zeichen, wie die Tropensonne uns verzärtelt hat. Welch ein Gegensatz: In Coimbatore drückende Sommerhitze von 28° R. und nun nach wenigen Stunden die reine frische Abendluft von Ootacamund; als wäre man plötzlich in die deutsche Heimath versetzt, so fühlte man sich und spürte neue Kraft durch seine Glieder rieseln. Wahrlich, daheim weiß man nicht, was für ein Gottesgeschenk die stärkende deutsche Luft ist. Englische Missionare und Beamte haben hier in Uti, wie sie den Ort kurz nennen, mehrere Schulen und Pensionate eingerichtet und als wir am nächsten Morgen die Knaben und Mädchen mit ihren purpurrothen, frischen Backen zur Kirche eilen sahen, konnten wir uns von ihrem Anblick kaum losreißen, sie aber blickten uns verwundert an und schienen zu fragen, was wir von ihnen wollten. Wir sahen im Geist die Kinder unserer deutschen Missionare, die unten in der heißen Ebene zumeist wie welke Blümlein aufwachsen, dachten auch an die, welche über 6 Jahr alt daheim in Deutschland erzogen werden und für lange Jahre ihren Eltern entrückt sind, während diese Kinder hier mehrmals im Jahre zur Ferienzeit in ihr indisches Elternhaus hinabeilen dürfen. Des Sonntags Morgens früh gingen wir in den Gouverneur-Lustgarten, der weithin an einer Berglehne still verborgen sich hinzieht, ein wundervolles Fleckchen Erde, entrückt dem Lärm des Lebens, durchweht von würziger Frühlingsluft, durchhallt von den Liedern gefiederter Sänger, verschwenderisch geschmückt mit der Pracht tropischer Gewächse, zwischen denen allenthalben die duftigen Blumen der nordischen Zonen in üppigem Wachsthum sich entfalten, während hier und da eine Eiche uns grüßt, mit breiten, zur Erde gesenkten Aesten und schwachem, müdem Stamm, langsam verkümmernd in fremder Erde, still sich sehnend nach Sturm und Schnee. Auf wohlgepflegten Promenadenwegen schreitet man dahin, staunend über die wunderbar gestalteten Bäume und Pflanzen aller Erdtheile, die hier unter gärtnerischer Pflege vereint neben einander wachsen. Ein kleines Täflein kündet bei jeder den botanischen Namen und ihre Heimath an, sonst würde man vielleicht manche nordische Bekannte nicht wieder erkennen. Azaleen in gewaltigen Sträuchern, Fuchsien, mannshoch, Kamelien so schlank und dicht, daß mehrere Persanen gegen die Morgensonne Schatten finden, ernste rothe und blaue Passionsblumen, Baumfarren, gefüllter Mohn, lange Hecken aus Rosen und Heliotrop. Auf einer Anhöhe liegt das Sommerschloß des Gouverneurs von Madras, derzeit Lord Ampthill, der regelmäßig vom 15. April bis 15. October mit dem Stabe seiner Regierungsbeamten hier oben residirt und indische Sommerhitze nur vom Hörensagen kennt. Während wir dahinwandelten, erschollen in feierlichem Klange von den Kirchen die Glocken zum Moegen-

gottesdienst und wir eilten hin zu der in der Vorstadt gelegenen indischen Bazarstraße, wo sich in einer schmucklosen Ladenstube die geringe Schaar der lutherischen Christen — meist kleinere Beamte — versammelt hatte und dankbar der Predigt ihres Missionars lauschte, um darauf das heilige Abendmahl zu empfangen. In heißer Mittagsgluth liefen wir dann nach dem 1 Stunde entfernten Orte Kandal, wo ein lange in Uti lebender dänischer Kaufmann auf eigene Faust eine Christengemeinde gesammelt hat, die nun nach seiner Heimreise des Hirten entbehrt und durch ihre Aeltesten Bruder M. um einen Gottesdienst gebeten hatte. Treulich sammeln sie sich sonntäglich in ihrer nahe dem stolzen Heidentempel gelegenen Kapelle zu gemeinsamer Erbauung und dankten heute bewegt Missionar M., daß er im Schweiße seines Angesichts gekommen und sich ihrer angenommen hatte. Nachdem wir an unserer mit verschwenderischer Blumenpracht geschmückten Hoteltafel unser Mittagsbrod eingenommen hatten, eilten wir wieder in den Gouverneurgarten, bestiegen eine der Höhen, von wo aus man einen prächtigen Blick ins Thal und auf die hohen Bergkuppen des Dabapetta (2900 Meter hoch), Snowdon und Mukatipik genießt, trafen etliche abseits wohnende Bergbewohner (Todas) vor ihren Hütten, deren schmales Eingangsloch sie nur kriechend passiren können, besuchten drunten die Christen in ihren Häusern und kehrten todmüde und fröstelnd in unser Hotel zurück, wo wir noch eine Weile gemüthlich zusammensaßen.

Am nächsten Morgen bezahlten wir unsere theure Hotelrechnung — in der Hochsaison beträgt der Tagespreis kaum unter 8—10 Rs. — und fuhren, vorüber an einer deutschen Brauerei, zurück nach Mettupalaijam, wo wir mehrere Stunden Aufenthalt hatten. Dort unten herrschte entsetzliche Schwüle und Fieberluft und traurig blickten wir zurück auf die Berge; eine Flasche Sodawasser, die ich mir im Bahnhof geben ließ, war, weil schal, ungenießbar, doch brachte uns unser Schaffner, ein Christ, der dort wohnt, Thee und Plantanen zur Erquickung. Er war vom Zuge weg heimgeeilt, hatte tamulische Kleider angezogen — denn oben tragen auch die Eingeborenen meist europäische Tracht, ein seltsamer Anblick — und leistete uns nun eine Weile Gesellschaft. Wir lernten auf dem Bahnhof auch einen jungen Mann kennen, dessen Vater, ein Deutscher, namens Vogel, in Bombay lebt und dort einen großen Uhrladen mit Zweiggeschäft in Uti besitzt, und sprachen lange mit ihm, aber es fehlte die rechte Herzlichkeit, wir waren traurig, hier einen deutschen Landsmann zu finden, der von seiner Muttersprache nichts mehr wußte und sein Vaterland nie gesehen hatte. Nur in einem verrieth er deutsches Blut: noch ehe wir ihn erkannt hatten, zollte er den Boeren seine Sympathien und erzählte uns, wie er heute Morgen mit etlichen oben lebenden Boerenofficieren zusammen getroffen sei und sich mit ihnen über die Gefangennahme Lord Methuens gefreut habe. Endlich nach 10 Uhr Abends trafen wir wieder in Coimbatore ein und fanden Bruder v. St. vor, der von Mayavaram herbeigeeilt war, um mit uns auf die Yänai Malai zu gehen, auch der andere zur Zeit in Coimbatore weilende Missionar H. schloß sich uns an, sodaß wir von nun an unsrer vier waren.

Die Yänai Malai, zu deutsch das Elephantengebirge, erhebt sich etwa 40 engl. Meilen (= 64 km) südlich von Coimbatore, es führt nach einer heidnischen Göttin, die hier vielfach verehrt wird, auch den Namen Punätschiberge und steigt gleich den Nilaghiris bis zu einer Höhe von 2600 m, also 1000 m höher als die Schneekoppe im Riesengebirge. Es ist von dichten Urwäldern bedeckt und war, da es von Menschen fast unbewohnt ist, bis vor Kurzem noch wenig bekannt. Neuerdings giebt es aber mehrere prächtige Kaffeepflanzungen oben und die englische Regierung läßt über den Kamm des Gebirges eine große Kunststraße anlegen, die ins Königreich Kotschin und weiter nach Trawankur führen wird und hauptsächlich der Erschließung des kolossalen Holzreichthums und dem Plantagenverkehr dienen soll. Tausende von Kulis sind für einen Tagelohn von 6 Anna (Groschen) damit beschäftigt, Felsen zu sprengen, den Urwald zu lichten, Brücken und Dämme zu bauen. Für die Ingenieure sind an einzelnen Punkten Unterkunftshütten und Rasthäuser gebaut, die ein europäischer Reisender gegen geringes Entgelt benützen darf. Unter den tamulischen Straßenmeistern befinden sich auch zwei lutherische Christen, welche Miss. M. besuchen wollte, und außerdem war es seine Absicht, den kleinen Bergvölkern das Evangelium zu bringen, auf die er bei einer früheren Bergreise gestoßen war. Man vergleiche den interessanten Bericht im Leipz. Missionsblatt 1901, S. 410—414, auf Grund dessen ich mich entschlossen hatte, die weite Reise nach Coimbatore zu machen, um mit ihm zusammen in die Yänai Malai zu gehen. Dienstag, den 18. März, Abends 8 Uhr brachen wir in unseren mit Lebensmitteln, Wäsche und warmen Kleidern vollbepackten Bandis (Ochsenwagen) auf und langten Mittwoch früh in dem 25 Meilen von Coimbatore entfernten großen Marktflecken Pollätschi an. Da Bandifahrten sehr ermüdend sind und überdies das Reisen bei Tage durch indische Sommerhitze fast unmöglich gemacht wird, verblieben wir den Tag über in dem luftigen, steineren Rasthause von P., ließen uns von den beiden mitgenommenen Köchen (Dienern) das Essen bereiten — denn Beköstigung, namentlich für Europäer, giebt es in indischen „Sattirams“ nur selten — und vertrieben uns, bei 30° R. Mittaghitze in der Veranda, mit tamulischen Studien und Schachspiel die Zeit. Nachmittag 5 Uhr hatte Miss. M. die kleine Christengemeinde zusammenrufen lassen und hielt in der Kapelle Abendmahlsgottesdienst, Abends aber hatte uns der freundliche Bürgermeister, der früh zu unserer Begrüßung herbeikam und zwei Pferde für den Bergaufstieg anbot, zu einem sogenannten Singspiel in seinem Hause eingeladen. Die Tamulen, natürlich nur Männer, waren zahlreich herbeigekommen und ergötzten sich, unter einem Holzdach im Hofe kauernd, an dem seltsamen Geigenspiel und lustigen Vorträgen, die ein tamulischer Sänger, an einem Tisch sitzend, zum Besten gab. Scherze und Witze, wie sie etwa deutsches Publicum in einem guten Variété-Theater verlangt, darf man hier zu Lande nicht erwarten, der Sänger machte sich nur in gewaltigem Wortschwall über etliche Thorheiten und Unsitten lustig, z. B. wie so viele Tagediebe ihren Verwandten zur Last fallen und ihren Arm, statt zum Arbeiten, nur zum Aufstützen gebrauchten, oder wie andere mit eingeflickten englischen Worten großthun, was indische Halbgebildete leider sehr lieben.

Nachdem wir jeder dem Sattiramaufseher die für einen Tagesaufenthalt vorgeschriebene Taxe von 12 Anna (Groschen) bezahlt hatten, fuhren wir die nächste Nacht 14 Meilen weiter durch unsichere, von räuberischen „Kallern“ oft heimgesuchte Gegend bis zum Fuß der Berge, die sich ohne jede Vermittelung majestätisch aus der Ebene erheben, wuschen uns im Flusse und lagerten uns dann zum Schutz gegen die Hitze in einem von Felsen umschlossenen Waldgrund, wo schüchterne graue Affen neugierig unserem Mahle zuschauten. Nachmittag ½4 Uhr begannen wir wohlgemuth den Aufstieg, abwechselnd zwei zu Pferde und zwei zu Fuß, mit uns noch zwei tamulische Lehrer, zwei Köche und fünf Kulis, die für bescheidenes Geld unsere Sachen trugen. Im Bandi hinaufzufahren hatten wir aufgeben müssen, da wie es hieß eine Brücke eingestürzt war. Der Weg betrug nur sieben Meilen (11½ km), aber noch heute denke ich mit Schrecken daran. Denn bald hörten die Schattenbäume auf, die grell niederbrennende, von den Felsenwänden zurückgeworfene Sonne machte uns fast todt, der kalte Kaffee war schnell weggetrunken und Bergwasser jetzt in der heißen Zeit nirgends zu finden. Schweigend und schwitzend schleppten wir uns weiter; die zu unserer Speise mitgenommenen, auf den Kisten festgebundenen Hühner röchelten wie sterbend, die Pferde mußten wir mühsam auf steilen Fußpfaden hinaufführen, denn die schöne neue Chaussee war an unzähligen Stellen von gewaltigen Sturzbächen während der letzten Regenzeit total zerrissen, und oft starrten uns fast haushohe Löcher entgegen, die wir auf Saumpfaden vorsichtig umgehen mußten; erst allmälig mit sinkender Sonne und dünner werdender Luft wurde es erträglicher und endlich um 7 Uhr standen wir oben beim 7. Meilenstein, 3000 Fuß hoch, in Atteikatti (= Blutegelbiß). Bei diesem Namen darf man sich aber nicht ein Dorf vorstellen, es ist das nur die Bezeichnung für die waldige Bergkuppe, auf der sich der junge englische Ingenieur, der die Straße baut, eine feste große Schutzhütte errichtet hat, die er nun seit 4 Jahren bewohnt, mutterseelenallein mit seiner Dienerschaft. Er hatte durch unsere Kulis von unserem Kommen gehört und froh, 4 leibhaftige Europäer hier in dieser romantischen Wildniß zu sehen, kam er uns entgegengeeilt, ließ uns warmes Badewasser geben und erquickte uns mit einem eilig hergestellten feinen Mahle, Suppe, Huhn, Hammelbraten, Bohnen- und Staudensalat aus eigenem Garten, Pudding, Brod und conservirter Butter, die hier oben nicht zerfließt wie unten in der heißen Ebene, dazu sprudelndes Sodawasser, echten Benedictiner und Chartreuse, vor Allem aber 5 oder 6 Flaschen Pilsener Bier, die er sofort aus der Speisekammer holen ließ, als er hörte, daß

wir durstige Deutsche wären. Wie es schau sein Name Mr. Lutmann verrieth, stammten seine Varfahren auch aus Deutschland und auf ein paar Brocken Deutsch besann er sich von seiner englischen Schulzeit her auch noch. Wir hätten den Mann var Freude umarmen mögen und saßen trotz aller Müdigkeit bis in die späte Nacht mit ihm zusammen. Er schilderte uns, wie wahl er sich hier in der kühlen Luft und erhabenen Einsamkeit immer gefühlt habe, wie ein im November gefallener Wolkenbruch — es regnete in 4 Stunden 12 Zoll — in einem Augenblick trotz aller Vorsichtsmaßregeln die mühsam gebaute Bergstraße zerstört habe, daß es für ihn zum Weinen gewesen wäre, wie er seinen dreimonatlichen Sommerurlaub benützen werde, um nach England zu reisen und auf 6 Wochen seine alte Mutter noch einmal zu sehen u. s. w., dann zeigte er uns allerhand Felle von Bären und Gemsen, Hirschgeweihe, den Balg eines Nashornvogels, auch eine wenige Stunden zuvor im Garten erschlagene Kopraschlange, die 152 cm maß. Schließlich besahen wir uns näher unsere Stube, deren Diele der Erdbaden, deren Wände auf drei Seiten rohe Bretter und auf der vierten Seite die Aussicht auf den Gemüsegarten bildeten, deren Dach Wellblech war und deren Ausrüstung in einem Eßtisch und etlichen Stühlen bestand. Das nebenan gelegene Arbeitszimmer wies schan mehr Cultur auf, denn es enthielt neben einem Feldbett auch einen Actenschrank und eine feine Schreibmaschine, auf der sich Missionar v. St. alsbald eine originelle Urwaldpostkarte an seine Verwandten aufsetzen ließ. Der Postläufer eilt täglich auch in diese entlegenen Gegenden, bis hin zu der Pflanzung am 28. Meilenstein — von der nächsten Eisenbahnstation Coimbatore 68 Meilen entfernt, fast sa weit wie von Dresden nach Leipzig — und wir konnten täglich unseren Frauen daheim Nachricht geben, worüber diese nicht wenig erstaunt gewesen sind. In der 12. Stunde gingen wir endlich „zu Bett“. Ich schlief auf einer Pritsche im Reisezelt des Ingenieurs, die anderen drei in ihren in der „Stube“ aufgehängten Matten, und wie wir am Tage gründlich geschwitzt hatten, so beklagten wir uns am nächsten Morgen gegenseitig über die große Nachtkühle (13° R.). Immerhin hatten wir Nordländer in unseren Decken und Unterkleidern es noch gemüthlicher gehabt als unsere hitzegewohnten tamulischen Begleiter, die vor jeder Nacht aben im Gebirge großes Grauen empfinden mochten.

Freitag, den 21. März brachen wir nach einem kräftigen Gabelfrühstück früh um 8 Uhr auf, ein gutes Stück von unserem Gastfreund begleitet, sahen die öden Spuren eines der häufigen, großen Bergfeuer, deren prächtiges Leuchten wir wiederhalt van der Ebene aus bemerkt hatten, hielten am Wegrande unsere Morgenandacht und machten bereits am 11. Meilensteine in einem für Forstbeamte erbauten Rasthause Halt, das einen entzückenden Blick auf eine von hahen Bergen umgebene waldige Thalmulde bot. Unser Standort hieß Mēlpunātschi (Ober-P.), das Thal Kīlpunātschi (Unter-P.). Dort unten sahen wir im Walde versteckt ein kleines Reisfeld liegen und hörten vom tamulischen Förster, das sei eine Niederlassung des Bergvölkchens der Pullaier. Auf steiler, fast lebensgefährlicher Bergwand stiegen wir unter seiner Führung Nachmittags hinunter, staunend über die gewaltigen Baumriesen, an denen wir auf unserem engen wirrverwachsenen Pfade vorüberschritten, Stämme, die zu fällen zwei Kulis seinen Tag Arbeit kostet und die dann von gezähmten Elephanten in die Ebene hinabgeschleppt werden. Oben 10 Rupies werth, wird sa ein Teakholz- oder Eisenbaumstamm auf dem Markte von Coimbatorer, Bombay oder Madras für 100 Rupies und darüber verkauft. Es ist aber auch ein prachtvolles festes Halz, dem gegenüber auch die Alles verzehrenden weißen Ameisen (Termiten), die in wenig Wochen ganze große Kisten und Bretter aus weichem Holz zerfressen, ahnmächtig sind. Die Pullaier traten erstaunt aus ihren 5 aber 6 niedrigen, schmutzigen Hütten, zeigten sich aber sehr scheu, zumal als der Förster ihnen sagte, daß wir einen photographischen Apparat mithätten, und nur wenige hörten auf die Ansprachen, die Miss. M. und die Lehrer ihnen hielten. Von ihrer Göttin Punātschi hatten sie sehr primitive Vorstellungen und staunten, daß es einen Gott gebe, der Alles sieht und weiß. Dann mußten sie mit dem Förster in den Wald gehen, um an abgesteckten Plätzen das Unterhalz niederzubrennen, und Miss. M. entschloß sich, mit ihrer Erlaubniß an einer der Hütten seine Hängematte zu befestigen und in ihrer Mitte zu übernachten, während wir übrigen drei, von einem Pullaier geführt, auf Felsenpfaden durch den schweigenden, nur von Rufen der Hirsche und anderen Wildes durchhallten Wald nach Mēlpunātschi zurückkehrten. Da unsere Träger aus Versehen weiter gegangen waren, hatten wir gar kein Nachtzeug und waren froh, von dem benachbarten Plantagenaufseher, einem Eurasier, etliche Decken und Hängematten leihweise zu erhalten. Am nächsten Margen kam auch Miss. M. nach, begleitet von beiden Häuptlingen und sehr befriedigt von dem, was er erreicht hatte. Bei ihrer Rückkehr aus dem Walde um Mitternacht hatten die Leute sich staunend um den dort hängenden weißen Mann gesammelt und einer hatte sich zum Schutze unter die Hängematte schlafen gelegt; früh aber hatten sie Alle, auch die Frauen, rings um am Feuer sitzend der Predigt aufmerksam gelauscht und hatten ihm gesagt, nun hätten sie Vertrauen; gestern hätten sie die vier Europäer für englische Agenten gehalten, die sie aufs Schiff und in ein anderes Land fortschleppen wollten. Auch in die socialen und ehelichen Verhältnisse der Leute hatte M. einen Einblick gewonnen. Geld kennen sie fast gar nicht, erhalten ihre Bezahlung für Waldarbeiten in Naturalien, gegen die sie bei einem schlauen tamulischen Händler, der sich dort niedergelassen hat, die nöthigsten Lebensbedürfnisse eintauschen, Streichhölzer schienen ihnen auch unbekannte Dinge zu sein und ein Häuptling bat uns schüchtern um eine Schachtel salcher „Feuerstäbchen“. Wünscht einer zu heirathen, sa schenkte er der Erkarenen ein neues, beim Händler erstandenes Kleid, und die Ehe gilt so lange bis dieses Kleid abgetragen ist, dann kann sie durch ein weiteres Kleid erneuert werden oder auch nicht; bei Ehebruch, der übrigens kaum vorkommt, findet einfach Austausch der Frauen statt. Für ihre Kinder wollten sie gern einen Lehrer haben und Miss. M. versprach ihnen, sabald sie eine „Schule“ — auf deutsch irgend ein Bretterdach — gebaut hätten, einen Lehrer zu senden. Auch zum Photographiren waren die Häuptlinge nun willig, ich denke, es wird ein interessantes Bild geworden sein.

Nachm. 4 Uhr brachen wir wieder auf und kamen bald in den eigentlichen Urwald hinein, dessen Riesenhaftigkeit, Pracht und Majestät uns die nächsten Tage immer aufs Neue mit Bewunderung und Entzücken erfüllte. Klein und ahnmächtig steht der Mensch vor diesen starken Baumriesen, von denen die einen in ungebrochener Kraft thurmhoch in den Himmel ragen, die andern vom Alter gebrochen umgestürzt sind, weithin Alles zerschlagend und niederreißend; überall wuchert üppiges Schlinggewächs, mächtige Lianen und dickes Gesträuch, so daß es unmöglich ist, ohne Axt auch nur einen Schritt weit hinein zu dringen; nur der Elephant schreitet königlich hier durch und überall begegnet man seinen Spuren. Wie ein prachtvoller Promenadenweg windet sich die schöne, feste Straße durch diese Urwaldwirrniß, auf den Aesten zwischen dem immergrünen Laub wiegen sich unzählige Vögel, hier und da auch große schwarze Affen und flinke Rieseneichhörnchen, und die Luft ist von balsamischer Würze. Gegen Morgen und Abend stimmt der maurning (Trauer-) Vogel — ich glaube, das ist der richtige Name, abwohl ihn die Leute marning (Morgen-) Vogel nennen — sein weithinschallendes, wundersames Lied an, dessen sehnsüchtig rufenden, schwermüthig klagenden Tönen man unwillkürlich mit Andacht lauschen muß. Wie schade, daß dieser wahrhaftig königliche Meister unter den gefiederten Sängern nur in menschenleerer Wildniß schlägt.

In einer Höhe von 4000 Fuß am sogenannten Wasserfall-Estate angekommen, ließen wir uns in einer zerfallenen Rasthütte van unsern Köchen den Kaffee bereiten und stiegen dann weiter hinauf bis zu 5000 Fuß Höhe, immer im dichten Urwalde, van eintretender Dunkelheit an mit gespannter Flinte, falls etwa ein Raubthier aus dem Gebüsch heraorbräche, und erreichten gegen 8 Uhr den 21. Meilenstein, von dem aus ein schmaler Fußpfad abbiegt, an einem van Elephanten und Tigern mit Vorliebe besuchten Bache entlang, hin zu einer großen Kaffeepflanzung Namens Eijerpatti, neben welcher ein solides, großes, steinernes Rasthaus für Europäer errichtet ist. Der Gartenzaun davor war var fünf Nächten van den Elephanten niedergetreten und die auf den niedrigen Kulihäusern lagernden Wellbleche von ihnen abgedeckt worden. Wir freuten uns im Rasthause etliche bequeme Ruhestühle zu finden, aßen unsern Reis und Huhn-Carry und schliefen dann bei offener Thür in unseren Hängematten ungestört die Nacht hindurch, bis der junge Morgen anbrach. Palmsonntag im Urwalde, welch eigenthümliches Gefühl! Während wir mit unsern Begleitern und einem in Eijerpatti zeitweilig wohnenden christlichen Straßenaufseher Namens Muttupüllai ohne Gesangbuch, Kirche und Orgel in unserer Veranda tamulischen Gottesdienst hielten, eilten meine Gedanken

hinüber übers Meer zu den schönen Confirmationsfeierlichkeiten in der Heimath! Gegen 11 Uhr gingen wir auf einem wildromantischen, von Elephanten getretenen Fußpfad 1 Stunde weit in den Urwald hinein, fanden aber den gesuchten Bergstamm der Kätter nicht und kein Mensch in der Plantage konnte uns sagen, wo sie sich hingewandt hätten. Sie sammeln im Auftrage der Regierung allerhand im Urwald wachsende Früchte, besonders das werthvolle Cardamomen-Gewürz und wechseln daher häufig ihre Standquartiere; ihres scheuen Charakters wegen siedeln sie sich auch nie an der Straße an, sondern weitab in tiefster Wildniß, wo Niemand sie findet; so kehrten wir leider unverrichteter Sache zurück, blutend von den Bissen der zahlreichen im Gestrüpp lebenden kleinen Blutegel, die sich trotz allerhand Schutzbinden an den Beinen festgesaugt hatten. Nachmittags machten wir einen Spaziergang durch die weit ausgedehnte Pflanzung mit ihren grünen Kaffeesträuchern, die mitten zwischen umgehauenen, allmälig verwesenden 50—60 m langen Urwaldstämmen prächtig gedeihen und eine gute Frucht liefern — ein Packet von 12 Pfund kostet in Coimbatore etwas über 5 Rupies (à 1 ℳ 30 ₰), doch giebt es auch billigeren —, am Rande aber sahen wir prächtige Orangen, wildwachsende Ananas und am Waldbach versteckt unter moderndem Holze zartblühende Orchideen. Ein Naturkundiger könnte hier aber in der Welt der Pflanzen, Käfer, Schmetterlinge ꝛc. wochenlang forschen und würde gewiß immer Neues entdecken. Miss. H. aber war von dieser Urwaldpracht so entzückt, daß er beschloß, mit seiner erholungsbedürftigen Frau demnächst 14 Tage hier oben zu verbringen, wozu ihm durch Ingenieur L. das der Regierung gehörige Rasthaus aufs bereitwilligste zur Verfügung gestellt wurde. Wäre Trankebar nicht gar so abgelegen, in Aufstieg, in Verproviantirung nicht so umständlich und kostspielig, möchte ich es ihm gleichthun; denn was großartige Tropennatur und stärkende Bergluft anbelangt, kann ich mir ein schöneres Erholungsplätzchen in Südindien nicht denken; Ootacamund in den Nilaghiris, Kodeikanal in den Palnis und Jerkad in den Sherwarais sind alle schon recht belebt und in gewissem Sinne zu Modebädern geworden.

Montag, den 24. März, zogen wir auf der hier erst zu drei Viertheilen vollendeten, noch von ungerodeten 2—3 m breiten Wurzelstöcken versperrten Straße bis zum 28. Meilenstein nach Wälparei, weil uns gesagt worden war, daß der Bergstamm der Malasser dort in der Nähe weile, doch stellte sich dies auch als Täuschung heraus. In der stillen Hoffnung, von dem Plantagenbesitzer Mr. Sh. in sein Haus geladen zu werden, baten wir schriftlich, auf seinem Gehöfte abkochen zu dürfen, als aber die kühle Antwort „Grandet“ (Genehmigt) kam, zogen wir eine Meile abwärts und rasteten dort am Bache; waren wir doch allmälig gewöhnt, auf Tisch, Stuhl, Serviette ꝛc. zu verzichten und den Teller auf den Knieen haltend unter lustigem Gespräch unsern Reis zu verzehren.

Da unsere Kulis uns gesagt hatten, man brauche nicht über den ganzen Kamm 28 Meilen weit zurückzugehen, sondern von Wälparei aus führe ziemlich direct ein steiler, nur etwa 15 Meilen langer Pfad hinab ins Thal, begannen wir nach dem Mittagessen alsbald den Abstieg und hofften nach Mitternacht unten zu sein. Allein so schnell sollte es denn doch nicht gehen. Als wir nämlich gegen 5 Uhr an einen unbewaldeten Felsenhügel kamen, an welchem etliche Waldbewohner dem Regierungsunterhändler, einem Türken, Cardamomen abwogen, erklärten unsere Träger plötzlich, sie fürchteten sich der Elephanten wegen vor dem Nachtmarsch und würden hier bleiben. Als wir aber schließlich mit Geld und guten Worten sie halb und halb zum Weitermarsch bewogen hatten, kam ein Förster hinzu, der uns ebenso freundlich als entschieden klar machte, kein Forstbeamter würde Nachts diesen Weg zu gehen wagen, es wimmele von Elephanten, und falls sie gerade von der Tränke am Bache kommend uns begegneten, würden wir auf dem schmalen, zu beiden Theilen von Urwaldgestrüpp umwachsenen Wege rettungslos niedergetrampelt werden. Das wollten wir freilich nicht über uns ergehen lassen und beschlossen also, hier zu bleiben, aber nicht in der in der Nähe stehenden elenden Höhe, deren Dach offenbar den Elephanten mißfallen hatte und abgedeckt etliche Schritte daneben lag, sondern gleich auf dem Felsen hingestreckt, friedlich neben dem Türken, dem Förster und den Waldbewohnern, rings um ein großes Feuer geschaart, zu nächtigen. Nachdem wir uns an etlichen Genüssen: gebackenen Pflaumen, Oelsardinen und Kaffee gestärkt hatten, suchten wir die weichsten Fleckchen auf dem von der Nachmittagssonne noch durchglühten Felsenboden aus, stellten zum Schutz gegen die in den Tropen gefährlichen Mondstrahlen unsere gespannten Schirme auf und versuchten in [illegible] Decken gehüllt, so gut oder schlecht es eben ging, zu schlafen.

Dienstag früh ½5 Uhr marschirten wir weiter und ließen nach zweistündigem Marsche, der uns viele schwarze Affen und einen Nashornvogel zu Gesicht brachte, an einem Bache Kaffee kochen, dann passirten wir ungestört die langen, wild zertrampelten Elephantengründe, hatten wundervolle Ausblicke auf die tief unten liegende Ebene und kamen endlich, in Schweiß gebadet — denn die frische Bergluft war dahin — zu Mittag unten an, wo wir es uns am Bache bequem machten und unser Essen bereiten ließen. Zu unserer nicht geringen Ueberraschung kam plötzlich Mr. Lutmann vorübergeritten, der etliche Tage in seinem Hauptquartier unten in der Ebene zu thun hatte, und lud uns sofort für den Abend zum Diner ein. Nachdem wir lange vergeblich auf die durch Postkarte bestellten Bandis gewartet hatten, mußten wir Boten nach dem nächsten Dorfe aussenden und kamen schließlich noch gegen ½9 Uhr in dem sechs Meilen entfernten Maleijantipattanam an, wo uns der freundliche Ingenieur bewirthete und seine Veranda für unsere Hängematten zur Verfügung stellte. Die Hitze und Schwüle hier unten am Fuße des Gebirges war entsetzlich, dazu wehte ein trockener und heißer Wind, als käme er direct aus dem Backofen, kein Wunder, daß Mr. Lutmann schon am zweiten Tage schleunigst nach Atteikatti wieder aufbrechen wollte.

Missionar M. hielt am Mittwoch Vormittag auf der Hauptstraße von Mal. im Schatten eines Hauses Heidenpredigt, gab es aber der stillen Woche und des nahenden Festes halber auf, noch weiter in der Ebene herumzureisen, und am Gründonnerstag Morgen hielten wir in unseren Bandis wieder Einzug in Coimbatore. Die nächste Nacht durch fuhr ich mit v. St. nach Mayavaram zurück, verlebte dort den Charfreitag und traf dann gegen Abend 10 Uhr freudig begrüßt in Trankebar ein. Die Ostertage über gab es viel zu erzählen und tagelang steckte mir die Müdigkeit in den Gliedern, aber bei aller Anstrengung hatte ich mich auf der Reise doch sehr erholt und werde noch oft mit Freude an die im Urwald verlebten Tage zurückdenken.

Bücherbesprechung.

— **Die Lehre des Vedanta von Gott, von der Welt, von dem Menschen und von der Erlösung des Menschen,** aus den Quellen dargestellt. 2. vermehrte Aufl., mit einem Anhang aus dem Dharma Shastra des Manu. Von E. R. **Baierlein**, Miss. em. Dresden und Leipzig, Fr. Richter (L. Ungelenk). VII und 80 S. 8. Preis 1,20 ℳ — Der leider im vorigen Jahre verschiedene, von Missionsfreunden hoch geschätzte, aber auch weiteren Kreisen durch seine wahrhaft classische Schrift „Im Urwald bei den rothen Indianern“ (im gleichen Verlage, 4. Aufl.) rühmlich bekannte Verfasser hat die Muße seiner letzten Emeritenjahre zu dieser gedrängten Darstellung indischer Weisheit benutzt, die gleichfalls bereits sich eine sehr geachtete Stellung erworben hat: einem englischen Beurtheiler gewährte sie bereits in ihrer ersten Gestalt (im Leipziger Missionsblatt) den „lange vergeblich gesuchten Einblick in die Vedanta“, und einem brahminischen Heiden erschien sie als „die beste Arbeit ihrer Art“, diesem natürlich „abgesehen von dem Vergleich mit dem Christenthum“. Wir haben dem unsererseits nur hinzuzufügen, daß diese Urtheile uns als wohlberechtigt erscheinen, und daß der abendländische Christ, voran der Missionsfreund, hier in einer ebenso angenehmen als quellenmäßig gründlichen Weise in die Eigenart der indischen Religion und Philosophie eingeführt wird. Vorwort und Einleitung geben einen Ueberblick über die Geistesarbeiten jenes „hochbegabten, weit entfernten und doch uns verwandten Volkes“, unter welchen diejenige der Vedanta-Schule (Vedanta heißt Ende, d. i. Ziel und Zweck der Veden, der alten heiligen Schriften der Arier) die belangreichste ist und am deutlichsten das Suchen nach dem Einen und Ewigen zeigt, der ihr freilich jenseits alles Wissens und alles Cultus steht. G. S.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 120. Dienstag, den 7. October, Abends. 1902.

Emile Zola.

Mit Emile Zola haben die Franzosen ihren letzten großen Erzähler verloren, ihren letzten Erzähler von Weltruf. Balzac ist schon lange todt, Flaubert ging dahin, Maupassant, dessen ausgezeichneter Schüler, Daudet, der große Sittenschilderer starb und ihm folgte jetzt vor wenigen Tagen der letzte in der Reihe der glänzenden Erzähler, jäh aus dem Leben genommen durch einen unglücklichen Zufall, mitten aus der Arbeit gerissen, aus einer Fülle von Plänen, die alle noch der Verwirklichung und Vollendung harrten. Zola ist nicht alt geworden, erst zweiundsechszig Jahre alt ging er dahin. Man hat behauptet, er habe schon seine Lebensarbeit hinter sich und sein Lebenswerk wäre gethan, er hätte nichts Neues mehr zu bieten gehabt und gewußt. Doch die, welche so sprechen, führten nur jene Redensart im Munde, welche sich großen Menschen gegenüber abgeschmackt anhört. Ein Schriftsteller, der noch nicht die Feder bei Seite gelegt und sich selbst für ausgeschrieben erklärt hat, der noch schaffenslustig ist, der sich noch mit tausend Plänen trägt, hat seine Lebensarbeit eben noch nicht abgeschlossen und das ist auch bei Zola der Fall. Man kann sagen, das Werk oder jenes bezeichne die Höhe seiner Kunst, doch nicht, er hätte diese Höhe später nicht mehr übertreffen können. Sind denn Ibsen und Tolstoi schon zu Ende mit ihrem Schaffen, haben sie schon ihre Lebensarbeit abgeschlossen? Wer will das zu behaupten wagen? Mit diesen beiden Andern, deren Name sich auf unsere Lippen drängt, sobald wir von Zola sprechen, muß der des Franzosen zusammengenannt werden. Alle Drei sind sie Gesellschaftskritiker, der Norweger, der Russe, der Franzose, und als Gesellschaftskritiker von dem heißen Wunsch und Drang erfüllt, zu bessern, zu reinigen. Sittenprediger sind sie und Sittenrichter, Idealisten und Optimisten im letzten Grunde ihres Seins. Was sie wünschen, das geht wirklich einmal, so ist ihr felsenfester Glaube, in Erfüllung. Sie sehen das Gemeine, Schmutzige, Häßliche, Widerwärtige und scheuen sich nicht, auch die Andern es sehen zu lassen, aber nicht die Freude an dem Ekeln, Abstoßenden treibt sie zur Schilderung und Enthüllung, allein ihr unerbittliches Amt, ihre moralische Pflicht drängte sie, die Schäden, Mißbräuche, die Schwären und Eiterbeulen an dem großen socialen Körper ihres Volkes aufzudecken, auf sie zu deuten und zu fragen: Seht ihr? So ist's in Wahrheit um eure von Thoren, Dummköpfen und Heuchlern hundertmal gepriesene und als wundervoll fest und dauerhaft gepriesene Gesundheit bestellt? Wollt ihr nichts dafür thun, daß ihr geneset, daß euer Blut wieder frisch und rein wird, daß eure Gesundheit wiederkehrt? Mit der Unerbittlichkeit eines großen Arztes, dem die Gesundheit seiner Kranken das Höchste ist, was er für sich ersehnt, gehen diese Gesellschaftskritiker zu Werke, zeigen die Wunden, legen ihre Sonden hinein, ohne sich an das Geschrei der Kranken zu kehren und an das Mißfallen Derer, die dieser Diagnose und Operation beiwohnen; denn sie wissen, daß sie nur das Beste für die Allgemeinheit wollen. Manchmal freilich aber scheint es, als ob bei diesen Gesellschaftskritikern und Sittenrichtern die Poesie zu kurz kommt über den leidenschaftlichen Worten, in denen sie ihren Groll hervorsprudeln, ihre zornigen Vorwürfe und erbitterten Anklagen. Die Erbitterung scheint sie nicht zur künstlerischen Ausgestaltung dessen, was sie bewegt, kommen zu lassen, ihr Pathos reißt sie fort. Es ist, als sei ihnen die Kunst nicht die Hauptsache, sondern nur Mittel zum Zweck. Und das ist oft thatsächlich der Fall. Die Weihen der Kunst, den Kuß der Muse haben sie nicht empfangen.

Von den drei Genannten, Ibsen, Tolstoi, Zola, ist der Franzose der unerbittlichste, schonungsloseste Gesellschaftskritiker, der strengste Sittenrichter, ein Juvenal seiner Zeit. Unerbittlich, ohne Barmherzigkeit reißt er die Hüllen vom Glanz, von der Schönheit, vom Ruhm, kurz von allem Prächtigen, das das letzte Wesen der Dinge, ihren Kern verschleiert und ihn so ganz anders erscheinen läßt, als er in Wahrheit ist. Es ist anfangs die pessimistische Welt- und Lebensanschauung, welche in Zola die Herrschaft gewonnen hat und sich lange Jahre hindurch behauptet. Doch, wenn man näher zusieht, so fallen in die finsteren Nächte, die er schildert, helle Strahlen, die um so mehr leuchten, je tiefer das Dunkel ist, in das sie eindringen. Er meint vielleicht die Natur zu copiren wie der gewissenhafteste Photograph, und ohne daß er es merkt, bildet er sie um, formt sie nach seinen Wünschen, erhebt und verklärt er sie. Er ist ein Pessimist, in dem, noch halb verborgen, der Optimismus erwacht ist, doch dieser Optimismus ringt sich erst allmälig und spät durch. Wer anders als ein Optimist hätte ein Werk wie Fruchtbarkeit schreiben können? Und die lichten Gegensätze hält Zola nicht allein aus künstlerischen Principien fest, man fühlt, es ist ihm ein rein menschliches Bedürfniß, sie sich selbst zum Trost hinzustellen. In all dem Schmutz und Ekel, in all der Gemeinheit, die im Todtschläger geschildert wird, Gestalten wie die des Schmieds Goujet, dessen sehnlichster Herzenswunsch es ist, der armen tiefer und tiefer sinkenden Gervaise ein hilfreicher Freund zu sein, Gestalten wie die unendlich rührende der achtjährigen Lalie Bijard, die wie eine kleine Mutter für ihre beiden jüngeren Geschwister sorgt und alle Mißhandlungen ihres verkommenen Vaters wie eine Märtyrerin trägt. „Immer zärtlich und ergeben, begabt mit einem frühreifen Verstand, erfüllte sie ihre Pflichten als kleine Mutter bis zu dem Grade, daß sie für ihre Mutterliebe bereit war zu sterben. Nie kam ein Wort der Klage über Laliens Lippen und nur ihre Blicke aus den großen schwarzen Augen ließen errathen, daß in ihrem Innern eine ewige Nacht des Kampfes und des Elends herrschte." Diejenigen, die in Zola einen Wirklichkeitsphotographen und nicht mehr sehen, mögen einmal mit offenen Augen seine Werke durchsehen und sie werden finden, daß dieser Erzähler eigentlich alles Andere war, als ein grober Naturalist, dem man vorwarf, daß er sich mit unendlichem Behagen in immer ekelhaftere Wirklichkeit vertiefe, daß diese Naturtreue in der Wiedergabe des Schmutzes seine eigentliche Specialität sei und daß sich unter seinem Pessimismus nur eine unreine Freude am Gemeinen verberge. Daß eine solche Ansicht verbreitet ist, zeigt Nietzsches Ausspruch: Zola oder die Freude zu stinken, ein Ausspruch, der weiter nichts als Nietzsches Unkenntniß der künstlerischen Absichten Zolas und seiner Individualität bewies, oder vielmehr, daß er ihn eben anders auffaßte.

Zola ist einer jener Schriftsteller gewesen, die über eine ungeheure Arbeitsfähigkeit, über einen ameisenhaften Fleiß, über eine peinliche Sorgfalt in der Ausarbeitung ihrer Werke Herren gewesen sind. Mit der Gewissenhaftigkeit eines Subalternbeamten, der über irgend eine Sache seinem Vorgesetzten Bericht und zwar gründlichen Bericht zu erstatten hat, sammelte Zola seine Materialien zu seinen Werken. Ganze Stöße von nüchternen trocknen statistischen Belegen über die Verheerungen des Alkohols z. B., darauf bezügliche Mittheilungen von Aerzten der öffentlichen Krankenhäuser, ganze Papierberge von actenmäßigen Feststellungen über irgendwelche andere sociale Erscheinungen lagerten auf seinem Schreibtisch, schwollen mit den Monaten immer mehr an, bis Zola sich genug gethan zu haben glaubte in seinen Nachforschungen und Ermittelungen und an die Durchsicht und Verarbeitung des Materials ging. Er war ein unglaublich fleißiger Arbeiter, täglich arbeitete er vier Stunden an seinen Werken, eine geringe Zeit an und für sich, aber Zola verstand sie zu nützen,

er commandirte die Schriftstellerei, die Gedanken kamen ihm, wie er selbst gestand, beim Schreiben in überraschender Fülle. So schrieb er täglich seine vier bis sechs Druckseiten und konnte die Feder mitten im Satz weglegen und am andern Tage ohne die letzten Zeilen zu lesen fortfahren im Niederschreiben, als habe er eben aufgehört. Fast pedantisch in seinen Forschungen war er, wie ein Statistiker ging er zu Werk; als er Lourdes schreiben wollte, notirte er sich die Preise des Bieres, der Weihkerzen, wie sie in dem Wallfahrtsort üblich waren, wissenschaftlich exact war seine Materialerforschung immer.

Es ist nicht nöthig, von Zolas äußerem Leben viel zu erzählen, es ist ziemlich einfach verlaufen, aber es zeigt, daß er sich sein Leben mit eiserner Energie zurecht gemacht hat, es zeigt, welch eine ausschlaggebende Rolle der hingebende Fleiß im Leben eines talentvollen Menschen spielen kann. Zola war der Sohn eines italienischen Ingenieurs, der den Bau des Canals Zola in der Provence leitete, aber schon starb, als Emile Zola erst sieben Jahr alt war. Der Knabe verbrachte seine Jugend im Süden und seine Jugend war arm, leer. Auf der Schule hatte er sich keiner Erfolge zu erfreuen, das Baccalaureatsdiplom bekam er nicht, in französischer Sproche und Literatur fiel er durch, wenn er sich auch in den Naturwissenschaften auszeichnete. Mittel zum Studiren hatte er nicht und so wurde er denn, um sich fortzudeingen, Hilfsschreiber beim Zollamt mit sechzig Franken Monatsgehalt. Da ihm diese Stelle nicht sonderlich behagte, trat er in das große Verlagsbuchhandlungsgeschäft von Charpentier ein Jahr später ein, um sein Interesse für die Literatur vorläufig dadurch zu bethätigen, daß er die Bücher sein säuberlich empackte und umschnürte. Hier stand er sich besser, auch in materieller Hinsicht, denn er hatte ein Monatsgehalt von hundert Franken. Seine Mußestunden nutzte er gründlich ous zu schriftstellerischen Arbeiten, die vorläufig noch recht unbekannt blieben und ihm wenig klingenden Lohn eindrachten; er schrieb eine Menge Zeitungsartikel, die schlecht bezahlt wurden, schrieb Kritiken über Literatur und Theater für Zeitschriften und versuchte sich ouch bald als Erzähler. Ein dreibändiger Roman: Die Geheimnisse von Marseille ging ohne Erfolg vorüber. Mehr Beachtung fanden die Erzählungen an Ninon und Claudes Bekenntniß; einen Namen verschafften ihm die Romane Therese Raquin und Madeleine Férat; dieser letztere Roman ist gewissermaßen als Vorspiel dem großen Cyklus der Rougon-Macquart vorausgeschickt, eine Studie über die Fatalität der ererbten Anlagen. Den Ruhm aber, mehr als nur einer der vielen nicht unbedeutenden Romanschriftsteller zu sein, über die Frankreich damals, Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, verfügte, errang sich Zola durch die große Romanreihe, die er vor noch nicht zehn Jahren beschlossen hat, und die die psychologisch-sociale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich schildern sollte.

Zola selbst im ersten Bande der Reihe spricht sich über den leitenden Gedanken, der durch das ganze Werk sich hindurchziehen soll, aus, durch Lösung der doppelten Frage des angeborenen Temperaments und der umgebenden Welt wolle er den Faden verfolgen, der mit mathematischer Genauigkeit von einem Menschen zum andern führt. Wie die Schwerkraft, so habe auch die Erblichkeit ihre bestimmten Gesetze. Das charakteristische Merkmal der Rougon-Macquart sei die Zügellosigkeit der Begierden, die unersättliche Genußsucht, welche, physiologisch betrachtet, als die langsame Folge gewisser Zufälle im Blut- und Nervenleben angesehen werden müssen, die sich aus einer ersten organischen Verletzung in einer Rasse entwickeln und je nach der umgebenden Atmosphäre bei jedem Individuum dieser Rasse die Gefühle, Triebe, Leidenschaften, die natürlichen und instinctiven Kundgebungen des Menschen bestimmen, deren Ergebnisse man gemeinhin Tugenden und Laster nennt. Sehr treffend hat man gesagt: Zola und sein Romancyklus müssen von zwei verschiedenen Seiten betrachtet werden, von der politisch-sittengeschichtlichen und von der ästhetischen. In politischer Hinsicht sind die Rougon-Macquart eine nachträgliche Anklage und Verurtheilung des Kaiserreichs, ebenso großartig wie die Chatiments und die Geschichte eines Verbrechens von Victor Hugo, aber noch wirkungsvoller, weil sie den Abscheu gegen das Kaiserreich durch die sichersten Zugänge, durch die der poetischen Rührung und Erschütterung, in das Innerste des Herzens und des Geistes des Lesers einzuführen verstehen. Zola hat sich zum poetischen Erläuterer des Geschichtsschreibers gemacht. Dieser zeigt die äußern großen Umrisse der Ereignisse: den Staatsstreich, das persönliche Regiment Napoleons, die freiheittödtenden Gesetze des Kaiserreichs, die Entwickelung der staatlichen Einrichtungen unter demselben; Zola legt die Farbe in diese Umrisse; er weist die menschliche Seite der Geschichtsvorfälle nach; er zeigt, wie sie auf Einzelgeschicke zurückgewirkt haben, wie sie durch dunkle Einzelgeschicke herbeigeführt worden sind. Seine Thätigkeit ist mit der des Mikroskopikers zu vergleichen. Der Arzt tritt zu einem Kranken und constatirt dessen schweres Leiden, dessen verfallenes übles Aussehen. Der Mikroskopiker legt aber das Blut und die Säfte des Patienten unter sein Glas und nun sieht das Auge mit Schaudern das grause Gewimmel winziger Organismen, deren vergiftende Lebensthätigkeit das Leiden und den Tod des angegriffenen Menschenleibes verschuldet. Der Histoeiker macht die makroskopische Diagnose des Kaiserreichs: er sagt, die Nation sei während desselben krank und verfallen gewesen, Zola fügt die mikroskopische Untersuchung und Diagnose hinzu, er macht mit novellistischer Vergrößerung oder vielmehr Verdeutlichung die zerstörenden Mikroben sichtbar, die das Blut der Nation vergifteten und sie ohne die heilende Krise des Krieges und der Revolution getödtet hätten. Die Rougon-Mocquart sind ein umfangreiches literarisches Denkmal. Alle zwanzig Bände der Reihe hängen insofern zusammen, als sie die Schicksale von Mitgliedern derselben Familiengruppe darstellen, welche wir durch vier und zum Theil auch fünf Geschlechter verfolgen. Im ersten Roman Glück der Rougon erzählt uns der Dichter die früheren Geschicke der Familien Rougon und Macquart, die sich vielfach mit einander verschwägern und deren geborene und angeheiratheten Sprossen den ganzen Romancyklus bevölkern. Die Stammmutter der Familie Rougon, eine geborene Fouque, ist schwachsinnig und epileptisch und hat chronische Geisteskrankheit in ihre Sippe gebracht, von der kein einziges Mitglied völlig gesunde Nerven, einen völlig normalen und harmonischen Charakter hat. Vielleicht sind sie darum sammt und sonders hinterlistig, gewaltthätig, neidisch, ehrgeizig, sinnlich, bereit zu jeder offenen und geheimen Schandthat, die sie fördern oder ihre schmutzigen Leidenschaften befriedigen kann, mit einem Worte verschiedenartig individualisirte Verkörperungen eines monströs übertriebenen ruchlosen Egoismus. Die Eroberung von Plassans zeigt, wie der Staatsstreich von dieser Sippe in der von ihr beherrschten Stadt Plassans in der Provence aufgenommen und für die eigenen Zwecke ausgenutzt wurde, wie die Rougons und Macquarts die Republicaner terroeisirten, sich der politischen Leitung des Ortes bemächtigten und die gute Stadt Plassans mit heroischen Geberden dem neuen Regiment zu Füßen legten, ohne daß sie in den Momenten der Gefahr ihre Haut auch nur im Geringsten gefährdet hätten, und wie sie für ihre vorgeschützten Dienste im Interesse des Staatsstreichs ihren hohen Lohn forderten. Das Jägerrecht führt uns nach Paris; wir sind Zeugen der ungeheuren Umgestaltungen, die Paris unter dem Haußmannschen Regime erfuhr, und blicken hinter die Coulissen dieser grosartigen Arbeiten. Wir sehen, wie unerhört bei den Expropriationen geraubt und geplündert wurde, wie der officiell organisirte Massendiebstahl einzelne Anhänger des Kaiserreiches und ihre sämmtlichen Schützlinge zu Millionären machte, wie diese Emporkömmling schwindelten, schwelgten, sich mit aller Schmach und allen Verbrechen bedeckten, wir sehen mit einem Worte, um den Preis welcher grauenhaften Corruption der Glanz des heutigen Paris erkauft wurde. Se. Excellenz Eugene Rougon entrollt das Bild der Verderbniß in den höchsten Kreisen der Regierung. Zola findet hier Gelegenheit, die prächtigen Momente des Hoflebens zu schildern und zugleich den monumental aussehenden Würdenträgern des Kaiserreichs die goldgestickten ordenbedeckten Uniformen auszuziehen, um unter denselben die durch und durch verfaulten Leiber unskrupulöser Glücksjäger in ihrer ganzen abschreckenden Nacktheit zu zeigen. Der Bauch von Paris ist das Gemälde der kleinen bürgerlichen Gesellschaft von Paris während des Kaiserreichs; jeder Ladenbesitzer, jeder Hausbesorger steht im Solde der Polizei, deren geheime Agenten die ganze Bevölkerung durchsetzen und in jeden Familienkreis deingen; man erfindet Complotte, opfert Betrogene, die dumm genug waren, den Spitzeln ins Netz zu laufen, und giebt jede derartige von der Polizei zuerst gemachte und dann mit großem Aufgebot von Kraft und Strenge unterdrückte Verschwörung als neue Rettung der Gesellschaft vor den Schrecken der radicalen Revolution aus. Die Sünde des Abbé Mouret malt die klericalen Umteiebe, die sich in Frankreich unter dem Empire breit machten; die Regierung ließ die schwarze Schaar gewähren, unterstützte sie wohl auch in ihren Unternehmungen, lieferte ihr die Gewissen und den Geldbeutel, die Schule und die Kirche der Nation aus und wurde

zum Dank dafür von den allgewaltig gewordenen Pfaffen begönnert. Der Todtschläger stellt die Verwüstungen dar, welche der in den letzten Jahrzehnten immer drohender um sich fressende Krebsschaden des Alkoholismus in der Arbeiterbevölkerung angerichtet hat; wir sehen, wie das Gift des Absinths und Schnapses die unteren Classen der Gesellschaft entsittlicht, die Charaktere anätzt, das Familienleben auflöst, aus den einzelnen Arbeitern gewissenlose, faullenzende, zu jeder Schandthat fähige, geistig und sittlich verthierte Scheusale macht, aus deren unheimlicher Masse ein entsetzlicher Geruch von Fusel und Eiter aufsteigt. Nana ist das Gegenstück dieses Bildes; der vorige Roman malte die Arbeiterclasse, dieser malt die sogenannte gute Gesellschaft; das Gift der Proletarier ist der Schnaps, das Gift der Vornehmen ist die Cocotte, dieses Fäulnißproduct der Zersetzung der unteren Volksschichten; wie der Fusel die Armen auffrißt, so frißt die feile Dirne die Reichen auf; das vornehme Opfer der Prostitution und das niedrige des Alkohols werden einander ganz ähnlich: sie sind beide Haufen verwesenden Fleisches, ohne Willen, ohne Verstand, bar jeder Menschenähnlichkeit, die Luft und den Boden um sich her verpestend, nicht einmal gut genug, um mit einer Schaufel auf den Dünger geworfen zu werden. Zwischen die beiden grauenhaften Gemälde, welche der Todtschläger und Nana enthalten, schob Zola ein lyrisches Intermezzo ein: Ein Blättchen Liebe, einen Band, der einigermaßen aus der Serie heraustritt und nur durch die Wurzeln des Familienstammbaums mit den übrigen Bänden der Rougon-Macquart zusammenhängt. In Pot-Bouille steht das Bürgerthum auf dem Pranger, die sogenannte anständige Gesellschaft, welche äußerlich alle Vorschriften des Herkommens und alle staatlichen Gesetze ziemlich genau beobachtet, im Geheimen aber jede Schurkerei und jede Niedertracht ohne die leiseste Gewissensregung begeht und sich in Schlamm und Verwesung mit Behagen wälzt. Von einem vornehm aussehenden Miethshause wird ein wenig nach dem Vorgange des Gils Blas die Vorderwand weggehoben und wir sehen, wie Unzucht und Lotterei vom obersten bis zum untersten Stockwerk herrscht, sich über alle Vorder- und Hintertreppen ergießt, in die Dachstube des Dienstmädchens und in das Boudoir der Hausbesitzerin im ersten Stock dringt und alle Bewohner in der scheußlichen Verwüstung einer Bacchanalie betrunkener Satyrn und lüsterner waldschweifender Buhldirnen durcheinanderflicht. Zum Paradies der Damen entrollt das Gemälde der großen Pariser Magazine, welche den alten rechtschaffenen Kleinhandel allmälig wie mit den Fangarmen und Saugnäpfen eines entsetzlichen Polypen umfassen und ersticken und durch ihre beständige Ausstellung lockender Waarenmassen, durch ihre alle Zeitungen, Theatervorhänge, Häusergiebel bedeckenden Reclamen, durch die schlaue Darreichung kleiner Geschenke die Begehrlichkeit der Frauen ins Ungeheuerliche steigern und ihre natürliche Hysterie bleichsüchtiger Großstädterinnen bis zur Tollheit und zum Stehlwahnsinn erziehen. Die Freude zu leben ist wieder ein Zwischenspiel wie Ein Blättlein Liebe. Das Zeugen, Gebären und Vergehen, der Haß und die Liebe, die Hoffnung und die Verzweiflung, das Leben und der Tod sind der Inhalt dieser sonderbaren Idylle, welche an kleinen Einzelmenschen das Walten des großen Naturgesetzes vom ewigen Erblühen des Lebens aus dem Tode zeigen will. In dem Werk erinnert sich Zola wieder seiner ursprünglichen Absicht, die dem Rougon-Macquart-Cyklus zu Grunde liegen sollte, und wir werden die Zeugen des Lebens eines Abkömmlings der van einem physiologischen Fluche beladenen Familie, eines Malers, in welchem höchstes Wollen mit unzulänglichem Können ringt und der schließlich an der Erkenntniß seiner Ohnmacht erschütternd zu Grunde geht. Der Maler des Romans Das Werk ist das einzige Beispiel eines Mitglieds der Familie, in welchem das Nervenerbübel die Form des Talents annimmt, statt wie bei allen seinen übrigen Verwandten in der Form des Wahn- und Blödsinns, der Wollust und Grausamkeit, der rücksichtslosen Selbstsucht und des Verbrechens, der Schwäche und des Alkoholismus aufzutreten. Germinal malt das Bild der Arbeiterbewegung. Dieses gewaltigste Werk der Reihe zeigt an dem Beispiel eines Kohlenbergwerks den Kampf des Menschen gegen die stiefmütterliche Natur, welcher im Erdenschoße die eifersüchtig gehüteten Kohlenschätze geraubt werden sollen, aber zugleich den feindlichen Gegensatz zwischen der Noth und ahnenden Genußgier des Proletariers und der Härte des Capitals, das dem Tagelöhner gegenüber mit der Macht und Unerbittlichkeit einer Elementarkraft auftritt. Die Erde macht dem Bauernstande den Prozeß und schildert den Landmann als ein Unthier in vager Menschengestalt, als eine Zusammenfassung aller Laster und teuflischen Triebe, als ebenso verkommen wie das städtische Bürgerthum, nur roher in der Form und rücksichtsloser in seiner viehischen Gewaltthätigkeit. Die Bestie im Menschen ist die Darstellung eine jener großen Eisenbahnverwaltungen, die in Frankreich einen Staat im Staate bilden und ihre besondern Corruptionsformen haben. Der Traum bewies sehr deutlich, daß Zola an sich keinen Widerwillen gegen das Phantasievolle und die freie reine vom Erdboden losgelöste Poesie eines unschuldigen Traumlebens hege, sogar, wenn auch in etwas schwerfälliger Weise, sich zu einer fast seraphischen Höhe zu erheben verstehe. Der große Kriegsroman Zusammenbruch war sowohl durch seinen Stoff wie durch die Behandlungsweise dazu geschaffen, populär zu werden. Mit heißem Patriotismus geschrieben, in seinen Schilderungen sehr wahr, nur in denen nicht, die er den Deutschen widmet, die parteiisch als Barbaren, als Caricaturen, als Scheusale hingestellt werden, in seinen Urtheilen scharf und doch milde, in seiner Darstellung des gestürzten, früher so leidenschaftlich gehaßten Kaisers wie der Verirrungen der Pariser Commune versöhnlich und mitleidsvoll, widerlegte dies Werk in zahlreichen besonders französischen Kreisen die Legende von Zolas allem Dichterischen feindlicher Brutalität. An Geld, das die Macht des Capitalismus in all seinen Ausstrahlungen schildert, reiht sich der Schlußband der Serie, der Doctor Pascal. Der Roman giebt den Ueberblick über das große Werk und eine Art Erklärung desselben in dem Rahmen einer Liebesgeschichte, wie Zola sie noch nicht so innig und gefühlvoll, mit so aufrichtigem Glauben an eine echte und reine Liebe erzählt hatte. Hier tönt das ganze Werk in Harmonien aus. Das Zeichen, worunter es steht, ist das sehr altmodische: Glaube, Treue, Hoffnung; Treue des Autors gegen sich selbst und seinen Plan; Glaube an die Wissenschaft, an die Liebe und zuletzt an das Leben, welches siegreich über das Krankhafte triumphirt und das Gesunde zur Herrschaft bringt; Hoffnung auf eine bessere große Zukunft. So hat Zola denn seinen großen Romancyklus als Pessimist begonnen und geendet als Optimist. Das gewagte Unternehmen, seine Zeit in einer zusammenhängenden Reihe zu schildern, hat vor Zola bereits Balzac ausgeführt, doch Balzac entschied sich erst später für den Plan, dieselben Personen immer wieder auftreten zu lassen, der Zusammenhang in seinem Cyklus ist bei Weitem nicht so eng wie in Zolas Romanreihe. Ein gewaltiges Unterfangen, die Geschichte seiner Zeit in novellistischen Bildern zu geben, als Erzähler, nicht als Historiker. Selbstverständlich ist es, daß nicht alle Bände dieser langen Reihe gleichen Kunstwerth haben, daß wir den einen höher bewerthen als den andern; und bei aller Achtung, die uns dieser großartige Plan einflößt, wir bewerthen diese Romanreihe nach der mehr oder minder glücklichen Ausführung des einzelnen Werkes, nach der Art, wie die ihm zu Grunde liegende Idee in ihm künstlerisch zum vollendetsten Ausdruck gekommen ist. Solche Höhen in diesem Romancyklus sind z. B. Der Todtschläger, Germinal. Der Optimist, der sich am Schluß der großen Romanreihe so deutlich gezeigt hat, ist sich in den folgenden Werken, den drei Städteromanen Paris, Rom, Lourdes, und den beiden andern, den ersten der vier Evangelien, die nach Zola das Volk erlösen und ihm Heil bringen sollten: Fruchtbarkeit, Arbeit treu geblieben. Sein Optimismus trägt ihn über alle Grenzen des Wahrscheinlichen, Glaublichen, fast hinaus und er zaubert Gebilde vor uns hin, die nie und nimmer in dieser harten Welt, in der sich die Menschen so hartnäckig und scharf bekämpfen, bestehen können. Zola der Träumer, der Phantast, Zola, der Visionär! So hat der unerbittliche Wirklichkeitsschilderer geendet. Der Glaube an das Edle, Gute im Menschen war immer in ihm, zuletzt hat er ihn laut, eindringlich in seinen Werken bekundet.

Als Zolas Lehrer wird man vorzugsweise Taine und Balzac zu nennen haben. Zola sagte, als er zu schreiben begann, von Taine, die neue Wissenschaft, die aus Physiologie und Psychologie, Geschichte und Philosophie bestehe, habe in ihm ihre höchste Entfaltung gefunden. Taine galt ihm als die höchste Offenbarung unseres Wissensdranges, unseres Untersuchungsstrebens und unseres Hanges, Alles zu einem einfachen Mechanismus zurückzuführen, der unter die mathematischen Wissenschaften gehört. Doch währte es bei Zola eine Weile, ehe er sich zu Taine bekehrte, bei dem der einzelne Mensch so wenig, die Umgebung so viel bedeutete, und er sagte: So lange Taine dem Dichter und dem Maler ein wenig Menschlichkeit, ein wenig freien Willen und persönlichen Schwung einräumt, kann er sie nicht ganz zu mathematischen

Regeln zurückführen. Einige Jahre aber nachdem er so gesagt hat, bekennt er sich völlig zu Taines mechanischer Anschauung, setzt vor die Therese Raquin die Worte: Tugend und Laster sind Producte wie Vitriol und Zucker, vor den ersten Band der Rougon-Macquarts: Die Erblichkeit hat ihre Gesetze wie die Schwere. Taines Aufsatz über Balzac und Taines Worte: „Mit Shakespeare und Saint-Simon ist Balzac das größte Magazin von Zeugnissen, das wir über die Beschaffenheit der menschlichen Natur besitzen" machten ihm einen großen und nachhaltigen Eindruck und aus ihnen nahm er sein Wort von den menschlichen Documenten. Taine war also der eine Führer auf seinem Wege und nicht sonderbar ist es, daß er sich zum andern Balzac nahm. In ihm spürte er eine verwandte Seele, einen verwandten Geist. Dieser große Arbeiter, der so unverdrossen die mächtigen Steine zu seinen ungeheuren Bauten herbeischleppte, wie ein Cyklop an ihre Zurichtung ging, dieser Mensch, der so modern veranlagt war, der seine eigene Zeit dargestellt hatte, der einen so erstaunlichen Wirklichkeitssinn besaß und nichts verschönern wollte, bei dem der Sinn für das Umfassende, die Idee so ausgebildet war, dieser große Schriftsteller zog ihn mächtig an, lockte ihn, seinen Spuren zu folgen, für seine Zeit zu thun, was Balzac für die seine gethan.

Taines Theorie der Kunst, die darin gipfelte, daß das Kunstwerk im letzten Grunde irgend eine wichtige, hervorragende Eigenschaft, eine bedeutende Idee klarer, vollständiger zu offenbaren habe als die wirklichen Gegenstände es thun, war ganz nach seinem Sinne, und er drückte diesen Gedanken durch sein bekanntes Wort aus: das Kunstwerk sei ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen. Also dies Temperament formt natürlich die Natur um. Und Zola ist niemals Naturalist in dem Sinne gewesen, als hätte er einzig allein, was er gesehen und gehört, nachgeschrieben, abgeschrieben. Er war freilich entschlossen, wie es sich in Claudes Bekenntniß zeigt, unnachsichtig die Schleier wegzuziehen und zu enthüllen, was Lüge und Heuchelei war. In diesem sehr persönlich gehaltenen Werke sagt er: „Dieses ist eine Welt, die ihr nicht kennt. Das Studium derselben macht schwindlig. . . . . . Ich möchte diese Herzen und Seelen durchforschen, vielleicht würde ich nur Schlamm auf dem Grunde finden, aber ich möchte diesen Schlamm untersuchen." Den französischen Dichteen der Jugend, Musset und Murger, geht er energisch zu Leibe: „Man nennt sie die Dichter der Jugend, diese Lügner, die gelitten und geweint, und die dann jenen Weibern, die ihre Jugend zerstörten, Flügel an die Schultern geheftet haben. Ihre Geliebten waren in Wirklichkeit infam, ihre Liebe führte all das Grausige mit sich, das eine Liebe aus der Gosse erzeugt. Sie selbst wurden betrogen, verwundet, in den Schlamm gezogen. Hernach haben sie dann ihre ungesunde Liebe beweint und eine Welt der Lüge aus jungen Sünderinnen geschaffen, die in ihrer Sorglosigkeit und Lebenslust reich an Liebreiz sind. Sie lügen, lügen, lügen." Also als Pessimist beginnt er. Früh schon aber sieht man, wie bei ihm Wirklichkeit und Temperament sich zu einander stellen, und schon wenn man das Glück der Rougons liest, sieht man, wie er umbildet, was er sieht, wie er leblose Dinge belebt: „Die schlummernde Landschaft erwachte, die Landschaft rief nach Rache und Freiheit", wie er symbolisirt. Zola ist von den Dreien, Ibsen, Tolstoi, Zola, der größte Symboliker, er liebt es, kleine wirkliche Züge symbolisch zu behandeln. In der Wohnstube der Rougons zu Plassans ist Alles gelb, von der Farbe des Neides. Wie Gervaise und Coupeau getraut werden, fegt gerade der Küster die Kirche und eine Staubwolke wirbelt um sie. Im Hause, in dem Gervaise wohnt, ist eine Färberei und das Wasser, das aus ihr strömt, spielt die Stimmung der Heldin ab, schön hellgrün ist's, als sie hineinzieht, ein ekles Wasser, als sie eine verkommene Dirne ist: „Sie mußte über den dunkeln Rinnstein springen, der eine Lache bildete, die aus der Färberei kam; er rauchte und bahnte sich einen schmutzigen Weg durch den weißen Schnee. Das Wasser hatte dieselbe Farbe wie ihre Gedanken. Sie waren dahin geflossen, die schönen Wasser von zartem Blau und Rosa!" Und diese Symbolik kann ganz groß werden, die Heldin wird zum Symbol wie Nana, in der sich das Kaiserreich gewissermaßen verkörpert, Frankreich unter dem Kaiserreich. Am vollkommensten durchgeführt ist die Symbolik wohl in der Sünde des Abbé Mouret: hier wird der verwilderte Garten mit seinen wundersam berauschenden Düften zum Paradies und Serge zu Adam und Albine zu Eva. Doch diese Symbolisirung seiner Helden und Heldinnen ist noch nicht so bezeichnend für ihn wie das Beleben von leblosen Dingen, von Dingen, denen niemals Leben innegewohnt hat. Ein Stück Erde, eine Fabrik, ein Geschäft, ein Gebäude macht er zu etwas lebendig Dämonischem, das wie ein Fatum waltet über die Lebensweise, die Lebensbedingungen eines ganzen Standes, einer ganzen Menschenclasse. So in der Sünde des Abbé Mouret der große Garten, im Glück der Rougons der verlassene Kirchhof, im Todtschläger die Branntweinschenke, im Paradies der Damen die große Modehandlung, im Bauch von Paris die Hallen von Paris. Dieser große Symboliker ist nicht vor Allem Psychologe, er schildert nicht, wie sich ein Mensch entwickelt, die Eigenthümlichkeit desselben schildert er selten anders als bleibend und fest. Wie wenig Andere versteht er Gruppen, große Massen zu charakterisiren. Schon Zolas Neigung, das Wesentliche zu schildern, das Allgemeingiltige, wie man richtig gesagt hat, das, was so wenig variabel wie möglich ist, treibt ihn dazu, aus dem Seelenleben das höchste Gefühlsleben, das feinste Gedankenleben heraus zu sondern wie etwas, das nicht für ihn liegt und woran er kaum zu glauben scheint. Typische Züge und große Totalitäten weiß er meisterhaft aufzufassen und wiederzugeben. Ob seine Entwickelung abgeschlossen war, wissen wir nicht zu sagen, er war ein Anderer geworden. Wenn sein Lebenswerk noch nicht beendet war, so ist der Torso jedenfalls von monumentaler Größe.

Zola war bedeutend aber einseitig und ein echter Franzose, er war mehr Polemiker als Künstler und mehr Sittenschilderer und Culturhistoriker als Dichter. Alfred Semerau.

Bücherbesprechung.

— Julius Duboc, Streiflichter. Studien und Skizzen. Leipzig 1902. Verlag von Otto Wigand. — Es ist die Abendsonne eines langen und bewegten Lebenstages, die noch einmal ihre Streiflichter über das Thal des Erdendaseins schimmern läßt. Ein Mann von der Feder, der für vielerlei Dinge ein reges Interesse besitzt, sammelt hier und da zerstreute Aufsätze, thut ein paar Jugenderinnerungen und einige Betrachtungen über das Alter hinzu, und ein Buch wird fertig, dem man in der That nachsagen muß, daß es eigenartige Lichter auf mancherlei Personen, Zustände und Anschauungen wirft. Der Verfasser steht politisch auf dem Boden des alten Fortschritts, religiös weit links; aber trotzdem wird kein stechender Glanz, keine verblendende Begriffsverwirrung durch diese Streiflichter verbreitet. Duboc giebt die Ansichten, die er sich gebildet, ruhig und freundlich, schilt nicht auf Andersdenkende und will keine Proselyten machen. Und darum hat sich der Recensent, der auf ganz anderem Boden als der Verfasser steht, ehrlich über die Darlegungen Dubocs gefreut. Man soll Andere verstehen lernen! Wer einem dazu freundlich Gelegenheit giebt, verdient Dank und Gehör. In allen Darlegungen Dubocs klingt der Gedanke durch, daß man als treibende Kraft im Gemeinschafts- und Einzelleben die Lust hochschätzen müsse. Eudämonismus, wenn auch nicht Utilitarismus ist ihm das wichtigste Motiv alles Fortschreitens. Von diesem Standpunkte aus gelangt er aber nicht völlig zur Leugnung des Transcendenten. Er sieht ein solches vielmehr schon in den Höhepunkten des rechten Verhaltens der Geschlechter zu einander und vor Allem in dem ihm sicheren Fortschritt des Weltganzen. Ja, der Mann, der in seiner Jugend zu Feuerbach gewallt ist, sinnt im Alter nach über die Art eines Fortlebens nach dem Tode und steht den Phänomenen des Occultismus — wenn auch nicht der Interpretation derselben — freundlich gegenüber. Ergebung und Erhebung will er schaffen. Das giebt ihm eine gewisse Wahlverwandtschaft mit Reinhold Fuchs, dem das Buch gewidmet ist. In den Gedankendichtungen der Sammlung „Strandgut" hat der Dresdener Schriftsteller einen ähnlichen Gedankengang mehrfach verfolgt. Bescheidenheit gegenüber dem Unerforschlichen, das wir ahnen und doch nicht vorstellen können, ist vielleicht besser und heilsamer als eine angebliche Ueberwindung von Tiefen, über die sich der Leichtsinn keck hinwegschwingt. Kritische Leser sind den gut geschriebenen Abhandlungen durchaus zu gönnen.

Dr. Grimm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 121. Donnerstag, den 9. October, Abends. **1902.**

Die sächsische Afrikaexpedition 1731—1733.*)

Von Dr. **Martin Große**, Leipzig.

Es ist ein bedauerliches und unverdientes Schicksal, das die sächsische Afrikaexpedition aus den Jahren 1731—1733 der Vergessenheit anheimfallen ließ. War sie ja ein Unternehmen, das wegen seiner wissenschaftlichen Ziele, seiner festen Organisation und der Bildungsstufe seiner Theilnehmer als die erste eigentliche Afrikaexpedition bezeichnet werden kann. Daß man ihre Bedeutung nicht würdigen konnte, ist darin begründet, daß die handschriftlichen Hauptberichte von der Reise lange Jahrzehnte hindurch unbekannt und unbeachtet in Bibliotheken verstaubten. Karl v. Weber, der Director des Hauptstaatsarchivs zu Dresden, hat das Verdienst, zuerst auf die eine der Hauptquellen hingewiesen zu haben. Er fand im Jahre 1865 im Hauptstaatsarchiv die Originalberichte Hebenstreits, des Führers der Expedition, an den König August den Starken. Der Aufsatz, den K. v. Weber über seinen Fund im Archiv für sächsische Geschichte (Bd. III, 1865) veröffentlichte, war durchaus nicht geeignet, die Bedeutung der Afrikareise in ihrem ganzen Umfange erkennen zu lassen. Das konnte erst jetzt, zu Anfang des 20. Jahrhunderts, nach Auffindung eines zweiten, wichtigeren Reiseberichtes geschehen, der von einem Begleiter Hebenstreits, von Ludwig, verfaßt ist. Zu den beiden erwähnten Hauptquellen kommen noch solche von geringerer Bedeutung, kleinere Aufsätze, Reden, Briefe rc., die aus der Feder des Einen oder des Anderen stammen.

Es wird nicht uninteressant sein, den Lebensgang der beiden Forschungsreisenden in Kürze kennen zu lernen. Hebenstreit gehörte einer damals weit verbreiteten Gelehrtenfamilie an. In Neustadt a. d. Orla wurde er am 15. Januar 1702 als Sohn eines Geistlichen geboren. Er besuchte die Neustädter Schule, dann das Gymnasium zu Weimar, wo man seine Begabung sehr rühmte. Im Alter von 15 Jahren bezog er die Universität Jena; später studirte er in Leipzig. Werthvoll war ihm die Freundschaft von Aug. Rivinus und die Bekanntschaft mit dem Leibarzt des Königs, v. Heucher. Letzterer empfahl ihn, den jungen Mediciner und Naturwissenschaftler, dem König als Leiter für die beabsichtigte Afrikaexpedition. Nach seiner Rückkehr von Afrika erhielt Hebenstreit eine Professur in Leipzig. Außer den medicinischen Wissenschaften trieb er mit Vorliebe Botanik und Mineralogie. Als akademischer Lehrer wie als praktischer Arzt war er hoch geachtet. Den Todeskeim holte er sich bei der Pflege der Verwundeten, die nach der Schlacht bei Roßbach nach Leipzig gebracht wurden. Am 5. December 1757 erlag er einem ansteckenden Fieber. Ludwig wurde als Sohn eines armen Schuhmachers am 30. April 1709 in Brieg geboren. Er besuchte das dortige Gymnasium. 1728 bezog er die Universität Leipzig, um dort, seiner Neigung folgend, Medicin zu studiren. Seine Studienjahre waren Jahre der Noth und Entbehrung. Eine bescheidene dichterische Anlage, die sich unter Gottscheds Leitung einigermaßen entwickelte, half ihm über die größten Nahrungssorgen hinweg. Hebenstreit, der die botanischen Kenntnisse Ludwigs schätzte, überwies ihm auf der Reise die botanischen Untersuchungen. Von 1734 an setzte Ludwig seine Studien in Leipzig fort, von Neuem mit der Armuth kämpfend. Später sehen wir ihn in den Besitz der höchsten akademischen Würden gelangen. Als Lehrer, Arzt und Schriftsteller wirkte er sehr fruchtbar und segensreich. Ein Freund froher Geselligkeit, sah er gern seine Freunde und Schüler bei sich zu Gast. Auch der junge Goethe verkehrte während seines Leipziger Aufenthaltes regelmäßig im Ludwigschen Hause. Am 7. Mai 1773 starb Ludwig, von seinen Schülern von Herzen betrauert. Seine Verdienste und Werke wurden vergessen.

August der Starke hatte bisher seine reichhaltigen Sammlungen von ausländischen Thieren, Pflanzen und Mineralien, die sich auf seinen Schlössern zu Dresden und Moritzburg befanden, unter großen Kosten über die norddeutschen Häfen ergänzt und erweitert. Der Gedanke, die wilden Thiere auf directem Wege von Afrika zu beziehen, ging jedenfalls von dem königl. Leibarzte v. Heucher aus. Dieser war es wohl auch, der Hebenstreit aufforderte, dem Könige den Plan zu einer naturwissenschaftlichen Reise nach Afrika vorzulegen. Hebenstreit, getrieben von einer „natürlichen Lust zu reisen, nebst der Ueberzeugung einiger Fähigkeit, nach welcher er imstande zu seyn vermeynte, dem Könige treue Dienste zu leisten“, kam dieser Aufforderung sehr gern nach. Sein Reiseplan wurde vom König gutgeheißen. Von Senegambien aus wollte er „par le moyen du commerce“ ins Innere des Erdtheils eindringen. Alle drei Naturreiche sollten zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht werden. Im Mai 1731 wurde Hebenstreit dem Könige vorgestellt und aufgefordert, sich geeignete Begleiter zu suchen. Seine Wahl fiel auf die drei Studenten der Medicin Christian August Ebersbach aus Eutin in Holstein, Christian Gottlieb Ludwig aus Brieg, Zacharias Philipp Scholtz aus Breslau und auf den stud. iur. Johann Heinrich Buchner. Kurz vor der Abreise wurde noch der Maler Christian Friedrich Schuberth zur Theilnahme verpflichtet.

Die Reiseinstruction, von welcher einige Punkte angeführt werden sollen, giebt uns werthvolle Aufschlüsse über den Zweck und die Organisation der Expedition: „Nachdem Ihro Königl. Maj. . . . . . . allergnädigst gesonnen Doct. Joh. Ernst Hebenstreiten nach Afrika zu schicken, umb daselbst vor dero Cabinettes und Menagerie, Thiere, Vögel, Kräuter, Blumen, Gewächse, Steine, nebst vielen anderen Dingen, wovor D. Hebenstreit eine aparte Specification bekommen, zu colligiren, so ist 1) D. Hebenstreit als Direktor, Christian August Ebersbach, Dessinateur, Christian Gottlieb Ludwig, Botaniste, Zacharias Philipp Schulze, Anatomiste, Johann Heinrich Buchner, Mechanist, Christian Friedrich Schuberth, ein Mahler, verpflichtet worden, daß D. Hebenstreit alles nach seiner Pflicht und Gewissen mit bester möglichster Menage einkauffen, und alles dahin richten solle, damit überflüssige Depancen vermieden werden. 3) Die Reise soll D. Hebenstreit den nechsten Weg nach Marseille thun, und von dar sich nach der Barbarey einschiffen, nachdem er in diesen Landen, das was zu finden angeschaffet, soll er selbiges an den ersten See-Hafen wie er es gut befinden wird, abschicken, und einen von der Compagnie mit dazu geben, vor die Erhaltung der lebendigen Thiere gute Aufsicht zu tragen. 4) Von dar soll er nach Guinea, und nach vollbrachter Expedition daselbst soll er weiter nach Capo di Bonna Esperanza abgehen und von dar nach denen anderen Ländern, wie er vor gut befinden wird. 5) Er soll ein ordentliches Diarium halten und bei jeder abgehenden Gelegenheit die Relation was er eingeschaffet und die Rechnung an Ihro Königl. Maj. durch Dero würckl. Geh. Rath und Cämmer von Brühl einsenden, und zwar soll er allezeit die Relationes in dupla oder tripla mit differenten Schiffen abschicken, damit wenn eins verlohren ginge, man das andere doch

*) Es wird hingewiesen auf die Abhandlung „Die beiden Afrikaforscher Johann Ernst Hebenstreit und Christian Gottlieb Ludwig, ihr Leben und ihre Reise“, die in den „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde“, Leipzig 1902, erschienen ist.

hätte. 7) Die lebendigen Thiere soll er in duplo oder triplo kauffen und abschicken, damit wenn eines unter Weges crepirete, man doch die anderen lebendig hätte, auch soll er zur Fortschaffung und Warttung der Thiere Personen annehmen oder Sclaven und Mohren kauffen, sich absonderl. fleissig informiren was zu Fütterung und Warttung der Thiere nöthig und wie solche bei vorstoßenden Krankheiten in acht zu nehmen. 9) Er soll fleissig alle Sachen abmahlen lassen und die Schildereyen jederzeit überschicken, desgleichen was er nicht lebendig fortbringen kann, die Sceletahäute gut zu conserviren suchen, auch sein Journal in gater Ordnung halten und alles notable bemerken. 13) Ihre Maj. concediren allergn. D. Hebenstreiten über das Fuhrlohn und Postgeld täglich zu seiner Unterhaltung 2 Rthlr. und wollen ihm aus Dero Ober-Consistorio ein Stipendium oder Pension zugleich allergnädigst verordnen, denen andern 5. Personen aber soll täglich einen jeden 16 g. Gr. und jährlich Einhundert Thlr. allergnädigst concediret werden (von medio Augusti zu nehmen). 16) Die Zeit zur Reise können Ihro Majestät nicht so gewiß bestimmen, sie sind aber allergnädigst zufrieden, wenn die Reise in zwey biß drey Jahren könne vollbracht werden." Ein Vergleich zwischen dem Reiseplane Hebenstreits und der Reiseinstruction ergiebt in den meisten Punkten Uebereinstimmung. Neu in letzterer ist nur die Forderung, daß die Reise in der „Barbarey" beginnen soll.

Nachdem die Gesellschaft mit allem Nöthigen versorgt war, trat sie, mit Empfehlungsschreiben wohl versehen, am 23. Oct. 1731 von Dresden aus die Reise an. Man reiste über Leipzig, Frankfurt, Karlsruhe, Straßburg, Basel, Lausanne, Genf, Lyon nach Marseille. Zur Erweiterung der zoologischen und botanischen Kenntnisse wurden in allen größeren Städten die Menagerien, botanischen Gärten und Museen besichtigt. Von Marseille aus erreichte man nach einer Fahrt von 23 Tagen, die durch hohen Seegang und Unfähigkeit des Capitäns so lange ausgedehnt wurde, endlich am 16. Februar 1732 Algier. Der Dey von Algier versprach den Reisenden seinen Schutz, nachdem er versichert worden war, „daß sie keine seiner Regierung nachtheilige Absichten hätten". Ende April bot sich Hebenstreit Gelegenheit, unter sicherem Schutze eine Reise ins Innere zu unternehmen. Er erhielt die Erlaubniß, sich in Begleitung von Schultze und Ebersbach einem der Feldzüge anzuschließen, die der Sohn des Deys in regelmäßigen Zwischenräumen zur Einforderung des Tributs von den maurischen Gebirgsstämmen unternahm. Die Reisenden berührten damals die Städte Blida, Miliana, Médéa und Aumale. Am 26. Mai kamen sie, mit seltenen Pflanzen reich beladen, nach Algier zurück. Am 16. Juni trat die ganze Reisegesellschaft die Reise nach Bona an. Sechs Tage fuhr man an der Küste hin und berührte hierbei die Caps Bugerone, Ferro und Mubra. Von Bona aus brachte Buchner den ersten Transport Thiere nach Marseille, „zwey Straußen, einen jungen Löwen, drey Africanische Füchße, zwey Wilde Hirschartige Ochßen". Zur Wartung der Thiere hatte man zwei deutsche Sklaven losgekauft, einen Hamburger und einen Eisenacher Landsmann. „Den 27. October 1732 brachte der königliche Missionarius (Buchner) die erste Lieferung an Curiosis aacher Dreßden." Hebenstreit reiste mit seinen übrigen Begleitern von Bona zu Lande nach Constantine. Interessant war für die Reisenden die archäologisch höchst merkwürdige Landschaft von Tiffesch und Khamissa und die Landschaft Girsa mit ihren heißen, schwefligen Bädern von Hamam Scut. Constantine mit seinen Resten römischer Baukunst wird von Ludwig eingehend beschrieben. Die Reisenden mußten jedoch die schöne Stadt wegen der „rasenden Grobheit" ihrer Bewohner bald wieder verlassen. Ueber Bona, das unweit des alten Hippo Regius gelegen ist, reiste man auf einer türkischen Barke nach La Calle und von da aus nach der Insel Tabarka, die bereits zum Königreich Tunis gehörte. Am 25. Juli traf man im Cap Negro ein. Hier hatte Hebenstreit Gelegenheit, mit dem französischea Consal den Plan seiner beabsichtigten Reise nach dem Senegal, die er nach dem Cap der guten Hoffnung und, wenn möglich, nach Ostindien und China ausdehnen wollte, eingehend festzusetzen. Am 10. August verließ man Cap Negro, erreichte am 12. August Biserta und am 17. August Tunis, wo der französische Consul die Reisenden gastfreundlich aufnohm. Von hier aus unternahm Hebenstreit mit zwei Begleitern eine Reise nach Tripolis. Unterwegs sahen sie bei Goulette die Trümmer Karthagos, bei einem kleineren Ausfluge nach Lepida zahlreiche Inscriptionen aus römischer Zeit. Am 19. Dec. reiste man nach Malta, wo man im Hafen 18 Tage auf günstigen Wind hoffte, so daß die Reisenden erst am 1. Febr. wieder in Tunis ankamen. Der Bey von Tunis hatte unterdessen die Erlaubniß ertheilt, sein Land zu bereisen. Von Mitte Februar bis Mitte März unternahm nun Hebenstreit seine „große Landreise", die sich durch fast ganz Tunesien erstreckte. Maa berührte die Städte Kairouan, wo sich Hebenstreit und Ludwig wieder trafen, Sousse, Sfax, Gabès, Gaffa und Casserine. Am 14. März 1733 trafen die Reisenden wieder in Tunis ein. Die Ergebnisse and Erfolge seiner Reisen in Nordafrika beurtheilt Hebenstreit selbst mit folgenden Worten: „Wir kamen glücklich nach Tunis zurück nachdem wir Alles gethan, was ein Frembder in einem feindseeligen Lande verrichten kann, gestalten wir biß an das Ende des bewohnten Africa 60 Teutsche Meilen gegen Süd gereiset und einen Vorrath von seltenen Kräutern, Versteinerungen, alten Römischen Aufschrifften und Nachrichten von den Sitten und Gewohnheiten dieser Völcker erlanget hatten."

Am 17. April reiste die ganze Expedition nach Marseille. Von hier aus wollte man mit einem Schiffe der Compagnie des Indes die Weiterreise nach Westafrika antreten. Ludwig, der seiner geschwächten Gesundheit wegen nach der Heimath zurückkehren mußte, erhielt den Auftrag, einen neuen Transport von lebenden Thieren über Hamburg zu leiten. Da traf plötzlich die Kunde vom Tode Augusts des Starken ein. Der Schmerz darüber wurde bei Hebenstreit und seinen Gefährten noch dadurch vergrößert, daß bald nach der Todesnachricht die Verfügung eintraf, „die bey Lebzeiten Ihr. Königl. Maj. nacher Africa geschickten Persohnen seien alsosort zurück zuberuffen". Hebenstreit bat zwar unter Hinweis auf den unsterblichen Nachruhm, den die Ausführung der Reise in ihrem ganzen Umfange „Ihro höchstseeligsten Majestät" bringen werde, und unter Betonung der Bedeutung der Reise für die Wissenschaft, seinem arsprünglichen Plane folgen zu dürfen, zumal er noch genügende Geldmittel habe. Doch vergebens! So blieb den kühnen Forschern, die ihre in kleinen Verhältnissen gewonnenen Erfahrungen gern ins Große umsetzen wollten, nichts übrig, als enttäuscht und mißmuthig ihre Rückreise anzutreten. Am 20. September trafen sie in Dresden ein. Ludwig war schon am 12. September zu Schiff angekommen. „Er übergab am 13. September die Thiere im Beyseyn Ihro Excellenz des H. Oberlandjägermeister H. von Erdmannsdorff und den 14. geschahe ein gleiches mit den Curiosis, welche in die Gallerien unter der Aufsicht des H. Hofraths und Leib-Medici Baron von Heuchers kamen."

Die Gesammtkosten für die Reisen betrugen 14958 Rthlr. 17 Gr. 1 Pf. Von der bestehenden Lage zeugt der Umstand, daß die Bitte Hebenstreits, den Ueberschuß der Reise, der 1304 Thlr. betrug, zur „Anfertigung einer Reisebeschreibung mit Kupfer-Stichen nach dem Sinn und Meinung Höchseeligster Königlicher Majestät" zu verwenden, nicht erfüllt wurde. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Afrikaforscher und ihr Werk vergessen wurden, zumal da auch die Sammlungen, die ihren Ruhm der Nachwelt hätten künden können, durch einen unglückseligen Zufall vernichtet wurden. Sie befanden sich in dem Theile des Zwingers, der am 6. Mai 1849 durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Bedauerlich und unersetzlich ist vor Allem der Verlust der zahlreichen Zeichnungen und Abrisse von der Künstlerhand Schuberths. Sie hätten uns werthvolle Aufschlüsse über Land und Leute und über römische Alterthümer geben können, von denen ja viele von den Mauren niedergerissen worden sind, die aus den ehrwürdigen Trümmern ihre Wohnstätten erbauten.

Eine gerechte Würdigung dieser sächsischen Afrikaexpedition hat sich erst auf Grund der beiden im Eingange erwähnten Handschriften gewinnen lassen. Sie stellt sich uns dar als ein Unternehmen von vornehmlich naturwissenschaftlichem Charakter. Doch auch der Gewinn an geographischen und ethnographischen Beobachtungen ist nicht gering anzuschlagen. Von Wichtigkeit sind auch endlich die Inscriptionen, die Ludwig in seinem Tagebuche aufgezeichnet hat, und von denen eine Anzahl noch völlig unbekannt war.*)

Die obigen Darlegungen werden trotz ihrer Kürze gezeigt haben, daß Hebenstreit und Ladwig hoch über den Afrikareisenden ihrer Zeit stehen. Nicht Abenteuerlust trieb sie, den dunklen Erdtheil aufzusuchen, sondern ernster Forschungstrieb. Wissenschaftlicher Ernst und ruhige Sachlichkeit sind auch die Vorzüge, die

*) Otto Fiebiger, Unedierte Inschriften aus dem römischen Afrika. (Jahreshefte des österr. archäol Instituts Wien 1902.)

ihre Berichte in hohem Grade auszeichnen. Jammerschade ist es, daß ihrer Forschungsreise ein frühzeitiges Ende beschieden war. Freuen sollten wir uns aber, daß die Gegenwart endlich den beiden Männern hat gerecht werden können. Es war ein Werk der Pietät, sie an den Platz unter den Erforschern Afrikas zu stellen, den sie einzunehmen verdienen.

Bücherbesprechungen.

— **Wilhelm Heinse, Sämmtliche Werke.** Herausgegeben von **Carl Schüddekopf. Ardinghello und die glückseligen Inseln.** Der Gesammtausgabe vierter Band. Leipzig 1902, Inselverlag. — Der Weimarer Literarhistoriker erwirbt sich mit der neuen Herausgabe der Werke Heinses ein großes Verdienst um alle Literatur- und Kunstfreunde. Diese Ausgabe ist auf zehn Bände festgesetzt, von denen bisher der vierte, der Heinses Hauptwerk „Ardinghello" enthält, erschien. Die Ausstattung ist eine treffliche, was Papier und Druck betrifft, und würdig der Sorgfalt und Gründlichkeit, die Schüddekopf bei dem vorliegenden Bande geübt hat. Ein kritischer Anhang unterrichtet in wünschenswerther Weise über die Entstehung des Werkes, die ersten Ausgaben desselben, über das, worin diese Neuausgabe sich von dem letzten, von Heinse selbst überwachten Druck von 1794 unterscheidet; Schüddekopf hat nur Inconsequenzen der Orthographie und Interpunktion schonend beseitigt. Der Ardinghello ist eine Frucht von Heinses italienischer Reise in den Jahren 1780—1783. Wie diese der Traum seiner Jugend, die Sehnsucht seiner Düsseldorfer Jahre war, so klingt auch schon der Grundaccord des Romans, die Flucht nach den glückseligen Inseln, früh in Heinses Briefen an. Als ihm im Herbst 1780 die Erfüllung seines heißen Wunsches winkte, faßte Heinse alsbald den Plan zu einem Roman, dessen Schauplatz Italien und das mittelländische Meer sein sollte. Noch auf der Reise durch die Schweiz und Oberitalien entwarf er ein Schema dazu. Der Eintritt in Italien brachte den Plan zu weiterer Entwickelung. Am 26. Januar 1781 schreibt Heinse aus Venedig an Fritz Jacobi: „In meinem Herzen ist fest beschlossen und gewiß, wenn nicht eine Seuche oder Schicksal vorher meine Jugend mordet, daß ich nach Griechenland und Kleinasien reise. Ich bin überzeugt, als von meiner Existenz, daß man weder italiänische Musik, noch Poesie, noch Mahlerey (wie ich anderwärts darthun werde) vollkommen oder richtig verstehen und genießen kann, ohne in Italien gelebt zu haben." Eine Fülle von Vorarbeiten zum Ardinghello enthalten die Notizbücher und Tagebücher Heinses aus Rom und von der Rückreise nach Deutschland. Bald nach seiner Rückkehr nach Düsseldorf 18. September 1783 wird Heinse die in Italien gesammelten Eindrücke zu verarbeiten begonnen haben, an Gleim schreibt er Anfang des folgenden Jahres über den Druck seiner römischen Reisebriefe im Deutschen Museum: „Ich habe noch ganz andere Gestalten aufzuführen; aber sie sind weder für Briefe noch Musäum, und dazu gehören glückliche Zeiten." Noch im selben Jahre gewinnen die Hauptfiguren des Romans deutlichere Form und nach seiner holländischen Reise machte sich Heinse an die endgiltige Ausarbeitung. Boie erhielt bald Fragmente für sein Deutsches Museum, denn Heinse hatte, wie er sagt, Ducaten nöthig. Diese Fragmente gingen im großen Ganzen unverändert in den Ardinghello über, der selbständig als Roman unter dem Titel „Ardinghello und die glückseligen Inseln. Eine italiänische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert" im Jahre 1787 bei Meyer-Helwing in Lemgo erschien. Mit dieser ersten Ausgabe war Heinse wegen der vielen, störenden Druckfehler sehr unzufrieden, er besserte und feilte und machte Zusätze in der folgenden. Im Vorbericht zur ersten Auflage schrieb Heinse: „Es ist eine Lust in den Italiänischen Bibliotheken herumzuwühlen: man spürt auch in den geringeren zuweilen unbekannte Handschriften auf. Ob ich an dieser, von welcher ich hier die getreue Uebersetzung liefere, einen guten oder schlechten Fund gethan habe, mag Jeder für sich bestimmen. Ich entdeckte sie bey Cajeta in einer zerfallenen Villa, die auf einer reizenden Anhöhe den zauberischen Meerbusen beherrscht, unter alten Büchern und Papieren, als ich mit einem jungen Römer, während er die Verlassenschaft seines Oheims in Besitz nahm, einen glücklichen Herbst dort zubrachte." Der Faden der Begebenheiten dient Heinse eigentlich nur dazu, um seine verständnißtiefen, sehr feinen Bemerkungen über italienische Kunst und Künstler im Besonderen, über bildende Kunst im Allgemeinen daran und dazwischen zu knüpfen. Diese Bemerkungen zählen zu den treffendsten und geistvollsten in der Kunstgeschichte überhaupt und durch sie hat das Buch einen dauernden Werth. Wer jemals in Italien war und nach aufmerksamer eindringender Betrachtung seiner Kunstschätze den Ardinghello liest, wird einen hohen Genuß haben an diesem Reichthum von feiner Beobachtung und von tiefem Kunstverständniß.

Alfred Semerau.

— **Martin Greif, Schillers Demetrius.** Das Fragment, dazu ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von vier lebenden Bildern begleitetem Epilog. Leipzig, Amelang 1902. 8°. IV, 60 S. 1 ℳ — Mancher Leser wird wohl eine neue Demetrius-Ergänzung nicht ohne einiges Mißtrauen in die Hand nehmen. Warum, so wird er denken, zu den vielen bisherigen Fortsetzungen eine neue? So richtig dieser Einwurf ist: für Greifs Dichtung trifft er nicht zu! Greif setzt Schillers Torso nicht fort; er will durch seine Zuthaten nur ermöglichen, daß Schillers Demetrius-Bruchstück in voller Reinheit in stimmungsvollem Rahmen erscheine und — was es an sich nicht thut — einen Theaterabend ausfülle. Ein solcher Versuch ist mit Freuden zu begrüßen! Was den Text des Fragments anlangt, so tritt er uns bei Greif in denkbar größter Vollständigkeit entgegen. Bekanntlich war dies in der früheren Köenerschen Gestalt nicht der Fall. Auch in dem bei Schillers Tode fast bühnenfertigen Theil des Demetrius befanden sich Lücken, unfertige, zweifelhafte Stellen, angefangene Verse und Verstrümmer. Aus alledem machte Körner einen les- und aufführbaren Text zurecht, als er seines Freundes unvollendete Arbeit veröffentlichte. Durch Gustav Kettner haben wir nun vor einigen Jahren den ursprünglichen Schillerschen Text in unveränderter Gestalt kennen gelernt. Diesen Text giebt Greif, combinirt ihn mit den Körnerschen Zusätzen und ergänzt dabei mit feinem Tact die halben und angefangenen Verse der Schillerschen Handschrift, so daß in der Greifschen Gestalt fast gar nichts von Schillers Entwurf zu diesem Theil verloren geht. Greifs Ergänzungen sind durch den Druck kenntlich gemacht. — So steht denn in Greifs Büchlein Schillers Torso in aller Reinheit da (S. 1—36). Jedermann weiß, daß der Tod es war, der dem heldenhaft schaffenden, schwer kranken Dichter mitten in der Arbeit plötzlich Halt gebot. Den Zug von Tragik, der hierin liegt, hat Greif sich zu Nutze gemacht, indem er dem Fragment Schillers ein Nachspiel folgen läßt, das sich mit Schillers Tode beschäftigt. Nachdem der Vorhang sich über Marfas Monolog gesenkt hat, leitet ein der tragischen Muse in den Mund gelegter Prolog stimmungsvoll dazu über (S. 39 bis 41). Das Nachspiel (S. 41—52) selbst versetzt uns in die Nacht der Bestattung (11./12. Mai 1805). Wir sind in Schillers Sterbezimmer, wo sich zwischen des Dichters Schwägerin Karoline, ihrem Gemahl Wilhelm v. Wolzogen, dem treuen Diener Rudolf, dem Dr. Schwabe, sowie der später hinzukommenden Wittwe Lotte ein äußerlich stiller, an edlen Gedanken und mannigfach bewegten Gefühlen reicher Vorgang abspielt. Es ist ein lyrisches Stimmungsbild, ein fein abgetöntes Nachtstück, in dem uns Schillers muthiges Ankämpfen gegen seine Krankheit, seine Arbeit am Demetrius, sein Abscheiden und seine Bestattung vorgeführt wird. Der Ton ist ernst, würdig, gedämpft; kein greller Laut, keine leidenschaftliche Scene tritt störend aus der tiefen, heiligen Stille der Bestattungsnacht. Sein heißes Empfinden hat der Dichter zu bändigen, zu einer Innerlichkeit und Wärme abzuklären gewußt, die den Leser unwiderstehlich anzieht. In Bezug auf alle Umstände, die Schillers Tod begleiten, hält sich Greif treu an die geschichtliche Wahrheit; aber geschickt weiß er ihr alles für unser Gefühl Peinliche und Verletzende zu nehmen, ja dies dichterisch zu verklären. Zweierlei erreicht Greif durch dies lyrisch gehaltene Nachspiel: er weicht dem gefährlichen Wettbewerb mit Schillers Fragment aus, dem fast alle bisherigen Fortsetzer, auch Laube mit seinem Nothdach über den angefangenen Bau, verfallen und in dem sie unterlegen sind; — er gewährt zweitens unserem durch den Torso mächtig erregten aber unbefriedigt gebliebenen Fühlen die nöthige Besänftigung und Auslösung. Es ist wahr, er wählt dazu einen nicht im Demetrius liegenden Gegenstand; aber den einzigen, den man ihm nicht zum Vorwurf machen wird: Schillers tragisches Hinscheiden mitten aus der Arbeit an dem Stück. Dabei bedient sich Greif — ob bewußt oder unbewußt? — eines Vortheils: Indem er neben Schillers unübertrefflich dramatisches Fragment etwas ganz Anderes und Selbständiges setzt, ein dramatisches

Stimmungsbild, bleibt er auf dem Gebiete, dem lyrischen, auf dem er ohne Scheu Schiller an die Seite treten darf. Noch den erregten Scenen des Fragments gilt es nicht mehr fortzureißen. Da gilt's, durch tiefe, gedämpfte Klänge die aufgeregten Wogen des Gemüths zu glätten, mit sanfter Macht ans Herz zu greifen. Hier ist Greif, der Meister des dramatischen Stimmungsbildes, an seinem Platze. Mit dem Nachspiel indessen konnte Greif nicht schließen. Was wird aus Demetrius? Diese Frage ist nicht abzuweisen. Greif beantwortet sie, nachdem er uns nunmehr das Gleichgewicht der Seele wiedergegeben, durch einen epischen Bericht, einen rhapsodischen Epilog aus dem Munde der tragischen Muse (S. 52—60). Meinem Gefühl nach sind wir mit dieser Abfindung zufrieden und können es sein. Klüglicherweise macht's Greif kurz; er skizzirt — immer im Anschluß an Schillers Entwürfe — die Hauptmomente der Handlung, die er durch vier lebende Bilder wirksam unterstützt, und eilt rasch dem Ende zu. Nach Demetrius' Tode kehrt die Betrachtung zum Dichter zurück und schließt weihevoll unter Bekränzung der Danneckerischen Büste mit einer kurzen gereimten Apotheose. So hat meines Erachtens Greif Alles gethan, was weises Durchdenken des Demetrius-Problems, sorgsames Abwägen der Kunstmittel und feinfühlige dichterische Ausführung zu leisten vermögen, um den Eingangs unserer Besprechung erwähnten Zweck zu erreichen. Gespannt bin ich auf die Bühnenwirkung; sie kann eigentlich nur eine tiefe und nachhaltige sein. Möchte die Probe darauf bald gemacht werden; möchte aber auch sonst Greifs Büchlein in Vieler Hände gelangen: wir ehren uns selbst, wenn wir mit Greif unseren Schiller ehren! Julius Sahr.

— Heinrich Kruse, Gedichte. 2. noch vom Verfasser besorgte Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1902. — Heinrich Kruse, geb. 1815 in Stralsund und zu Anfang dieses Jahres gestorben, ist der Schöpfer einer Reihe von Dramen, die sich durch knappen Stil, stimmungsvolle Situationsmalerei und treffliche Charakteristik auszeichnen. Seine Tragödie „Die Gräfin" wurde neben Geibels „Sophonisbe" von der Berliner Schillercommission 1868 prämiirt. Kurz vor seinem Tode hat er eine 2. Auflage seiner Gedichte besorgt. In der Vorrede sagt er: „Eine vielumworbene, junge Dame hatte einen neuen Heirathsantrag erhalten und ihn zu den übrigen gelegt. Als ihre Mutter erstaunt sagte: »Ich dachte doch, daß der Herr Dir gefallen habe!« antwortete sie: »O ja, gefallen hat er mir schon, aber nicht für immer.« So war mein Wunsch, in diese Sammlung meiner Gedichte nichts aufzunehmen, was nicht dauernd genügen kann." In der That ist der Verfasser so streng mit sich zu Gericht gegangen. Daher kommt es, daß man bei der Lectüre dieser gemüthsinnigen, gedankenreichen und formschönen Gedichte einen reinen geistigen Genuß hat. Man hat keinen Grund, eins wegzuwünschen; sie sind alle in ihrer Art vollendet. Die Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen: 1) Elegien und 2) Vermischte Gedichte. Letztere enthalten Jugendgedichte und Gedichte späterer Zeit. Die Elegien feiern classische Stätten. Scharf geißelt er hier den Materialismus seiner Zeit, wenn er sagt:

„Zwar wir stehen voran in den Künsten, den Reichthum zu mehren
Und zu genießen, was rings bringet die Erde hervor,
Doch wir stehen zurück in den Künsten der Musen und haben
Fast schon den seichtesten Stand, fürcht' ich, der Ebbe erreicht."

Den Horaz verherrlicht er als seinen Lehrer in der Kunst zu leben:

Ja, ich verdanke ihm viel und seinem erfahrenen Rathe,
Mildester Weisheit voll war er mir Lehrer und Freund
Gleichmuth predigt' er mir in schlimmen und fröhlichen Tagen
Und wie wenig der Mensch brauchet, um glücklich zu sein."

Glühende Begeisterung für Griechenland beseelt die Dichtung „Attika". Seine heitere, gesunde Lebensanschauung spricht aus „Rembrandt".

„Eins ist mir doch lieb vor allen den übrigen Werken,
Wo Du das reizende Weib, das Du errungen, im Schooß
Sie mit der Linken umarmst, mit der Rechten das schäumende Spitzglas
Hebst zum Himmel empor jouchzend vor Glück und vor Lust."

Sein Behagen, in einem weltfernen Erdenwinkel ein durch die Gesellschaft weniger, geistverwandter Freunde verschöntes, stilles Leben zu führen, lacht aus „Tuskulanum". Hier bricht er den Stab über eine gewisse einseitige Richtung der Kritik, die nur im Tadeln ihre Stärke sieht.

„Solch ein Kritiker ist mit nichts als der Keule bewaffnet,
Und so lauert er auf jedem, der nahet des Wegs.
Niemals war noch ein Volk so tadelsüchtig wie unsres,
Anzuerkennen ein Werk, ist uns ein schwerer Entschluß."

Voll köstlichen Humors vergleicht er am Ende der Dichtung den das Lorbeergebüsch zerzausenden Esel mit dem Kritiker, der des Dichters Lorbeer benagt. „Beway" ist eine Jubelhymne auf die wunderbare Schönheit der Alpenwelt. Der Dichter zeigt hier ein feines Naturgefühl:

„Wenn nichts den Gram dir lindern kann,
Umsonst ist aller Menschen Trost,
So schau der Schöpfung Wunder an,
Hier, wo des Lemans Welle tost!"

Trefflich charakterisirt er in diesem Gedicht unsere Zeit als eine arbeitsreiche, stets raffende und schaffende, die „des reinen Daseins Seligkeit" nicht mehr recht aufkommen läßt. Die „Jugendgedichte" sind erfüllt von der Liebe zur Heimath, zum Elternhause und zu den Freunden. In „Antike" giebt er seinen Eindruck bei Eintritt in das Berliner Museum wieder. Er bekennt, daß durch das Anschauen der hohen Gestalten des Alterthums eine heiligende, über Noth und Gemeinheit emporhebende Kraft über ihn gekommen sei. Aus den „Gedichten der späteren Zeit" heben wir „Godiva" hervor, die er bereits 1842 in Coventry — also wohl vor Tennyson — verfaßt hat. Das hohe Selbstgefühl des Genius spricht aus „Aeschylus". Warme Vaterlandsliebe dictirte ihm die Verse „An die Deutschen in Amerika" und „Wählet!" In letztem Gedicht sagt er im Tone scharfen Tadels:

„Germania strecket liebevoll die Arme
Nach Elsaß, ihrem langentbehrten Kind,
Daß es an ihrer Mutterbrust erwarme,
Das Elsaß ist noch kindlich nicht gesinnt,

Es plappert lieber Wätsch, daß Gott erbarme!
So höflich sonst auch die Franzosen sind,
Ihr wißt doch nicht so gut wie sie zu schnarren!
Sie spotten Eurer als »dickköpf'ger« Narren."

Er schließt seinen warmen Appell mit den Worten:

„Wir sind von brüderlichem Geist beseelet.
Ihr müßt uns lieben oder fürchten. Wählet!"

Eine feine Satire auf gewisse Uebertreibungen der modernen Kunst bietet die Dichtung „Die Bienen setzen sich nicht dran". Ein Maler kommt einst vor König Salomo und reicht ihm 2 Schalen dar, die eine mit frischen Früchten gefüllt, die andere mit täuschend nachgemachten. Salomo soll entscheiden. Er läßt das Fenster öffnen. Ein Bienenschwarm summt herein und fällt über die eine Schale her. Die andere bleibt leer.

„Was von der Kunst in unsern Tagen
Ich denke, fragt bei mir nicht an,
Ich könnte kurz und gut Euch sagen:
Die Bienen setzen sich nicht dran."

In der „Weinlese" predigt er echte Lebensweisheit:

„Die raschen Jahre mochten viel mir rauben,
Doch ließen sie mir auch Gewinn zurück.
Sie lehrten mich, dem Augenblick zu glauben;
Jetzt oder nie genießen wir das Glück.
Ich will dem Geist nicht vorwärts mehr erlauben
Sehnsüchtig abzuschweifen, noch zurück.
Nur wer genützt hat jede seiner Stunden,
Der hat des Lebens vollen Kranz gewunden."

Ueber den Gegenstand seiner Dichtung und das innere Muß, das ihn zum Schaffen drängt, spricht er in „Nothwendigkeit". Daß ihm auch ein sinniges, sangbares Lied gelingt, zeigen „Gebunden" und „Glück":

„Wir Menschen alle hoffen
Auch glücklich einst zu sein;
Die Thür ist stets ihm offen,
Nie tritt das Glück herein!

Zur Rüste ging die Sonne,
Ein Tag ist wieder hin;
Doch die geträumte Wonne
Weilt stets, wo ich nicht bin.

Ich will nach, wie ich pflege,
Hinaus in den Mondenschein,
Als säße da draußen am Wege
Das Glück, und harrte mein."

Scharfe Satire und liebenswürdigen Humor enthalten die „Reisebildchen". Kurz Heinrich Kruse bietet einen Band Gedichte, an dem man seine herzliche Freude haben und dem man eine Verbreitung in weitesten Kreisen wünschen kann. Mittlerweile haben sich vor wenigen Monaten des Dichters Augen für immer geschlossen. Die milden, heiteren Augen seiner Poesie leuchten fort.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 122. Sonnabend, den 11. October, Abends. 1902.

Altsächsische Armee-Märsche.

Von Otto Schmid-Dresden.

Wenn irgendwo, so ist in der Armee die Pflege der Tradition geboten. Dem Krieger ist es Erhebung und Ansporn zugleich, wenn man es ihm vor die Seele führt, wie die, die vor ihm einstanden für Ehr und Wehr des Vaterlandes und des angestammten Herrscherhauses, sich erprobten und bewährten, wie sie in guten und bösen Tagen in Treue fest sich schaarten um ihre Fahnen. Und darum hat es denn auch seine eigene Bewandtniß um die Wachhaltung des Interesses für die Geschichte der Armee und ihrer einzelnen Truppentheile, und der letzteren Rivalität, der Stolz der alten Stammregimenter u. dergl. sind Factoren, die, an sich unwägbar, doch in entscheidenden Momenten kräftig ins Gewicht fallen können. Es ist nun sattsam bekannt, wie Sachsens Heer mit berechtigtem Hochgefühl zurückblicken darf auf eine ruhmreiche Vergangenheit, wie es allezeit in braver Pflichterfüllung dem Herrscherhause die gelobte Treue hielt, und wie es auch in schweren Stunden, wenn es ihm nicht vergönnt war, den Lorbeer des Siegers zu gewinnen, den Schild seiner Ehren fleckenlos bewahrte. Die Pflege der Ueberlieferungen wird in solchem Falle zu einem freudigen Thun. Jede Seite der Geschichte spricht davon, wie geheiligt die Bande sind, die Sachsens Volk und Fürsten von Alters her vereinen. Jede zeigt aber auch, wie die Treue des Heeres ihren Lohn fand in der letzteren Huld und Fürsorge. Da lehrt beispielsweise ein Blick in die Acten des königl. sächs. Hauptstaatsarchivs aus den Tagen der Regierung Augusts II., welchen hingebungsvollen Eifer dieser Monarch seiner Armee zuwandte und wie er auch den anscheinend unscheinbareren Dingen sein persönliches Interesse zuwandte. In einem das Hauptzeughaus zu Dresden (1701/4) betreffenden Actenstück (Locat. 1086. Vol. II. Fol. 44b.) findet sich ein eigenhändiger Befehl des Königs, in dem es unter 5 und 6 heißt: „Der Feldmarschall sohl mier der regimenter Farben u. Dublire schicken u. der Fahnen mißen (müssen) gleichfalls bestellet werden. Ingleichen was vor Marches die hobes haben, infantery als dragoner." Und diese Ordre wird dann, datirt Warschau, 13. November, aon der Geheimkanzlei an den General-Feldmarschall v. Steinau also lautend ausgefertigt: „Weil wir auch über das duplir und choisirte Farbe derer Regimenter und Fähndel, von welchen wir auch wegen der Spiele vor die neuen Regimenter benöthige und zeitige Sorge zu tragen (angeordnet haben), gerne wissen und was ein jegliches Regiment sowahl Infanterie als Dragoner vor Marches habe, verständigt sein möchten, so habet Ihr auch dieserwegen Euren förderlichen ungesäumten Bericht einzusenden." — Bei der gerade in jener Zeit stattfindenden Neuorganisation und Vermehrung seiner Truppen entging also dem Fürsten, der seinen soldatischen Sinn schon als Prinz in den Reichskriegen gegen Frankreich, wie dann in dem Türkenkrieg von 1695/96 bekundet hatte, auch die Bedeutung der „Spiele" für die Marschfähigkeit der neuen Regimenter nicht, und es bleibt nur zu bedauern, daß die Marschweisen selber nicht bei den Acten zu finden waren. Die hier getroffenen Maßnahmen griffen nun in der Hauptsache erneut im Jahre 1729 Platz. Auch in diesem Jahre handelte es sich um mannigfache Neuerungen und Veränderungen in der Armee. Im Mai erschien ein „Montirungs-, Ausrüstungs- und Armatur-Reglement", und eine nicht unwesentliche Erhöhung der Etats der Truppen wurde in Scene gesetzt, allem Anschein nach nicht am wenigsten im Hinblick auf das „Campement" von Zeithayn (1730), das ja keineswegs nur als Lustbarkeit anzusehen ist, sondern als wirkliche „Manöver", als kriegerische Uebungen der vollständig vereinigten Armee. Auch damals ließ es sich der König-Kurfürst angelegen sein, sich über die vorhandene Marschmusik zu informiren. Unterm 2. Januar 1729 ergeht aus der Geheimkanzlei (Locat. 10945. Concepte p. Jan. 1729) folgende Weisung an Seine Durchlaucht den Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels, den General der Infanterie: „Nachdem Ihre königl. Majestät mir allergnädigst zu erkennen gegeben, daß Sie gerne wissen wollten, was ein jegliches aon denen 10 Regimentern Infanterie sich bisher vor eines Marchos bedient hat: So wollen Ew. Durchlaucht an gedachte sämmtliche Regimenter fördersamst ordre ergehen zu lassen belieben, daß ein jedes seinen zeither geführten March mit allen Stimmen ohngesäumt an Ew. Durchlaucht einschicken möge." Eine gleiche Weisung erging gleichzeitig auch an den General v Baudissin, Excellenz, „ratione derer 4 Dragoner-Regimenter". Wenn nun die „Pauken-Stückchen" der letzteren, wie aus einem Vermerk aom 4. December 1729 zu ersehen ist, vom Hrn. Obristen a. Criegern unterm 29. a. c. eingesandt, von Sr. Excellenz aber „zu sich genommen wurden", so finden sich die Märsche der Infanterie-Regimenter vollzählig bei den Acten. Und in ihnen hat man also die ältesten Märsche der sächsischen Armee vor sich. Zum größten Theil liegen sie in couvertirten geschriebenen Stimmen vor, die augenscheinlich bestimmt waren, auf die Instrumente gesteckt zu werden. Nur vereinzelt einmal findet sich eine partiturartige Aufzeichnung.

Diese Musikstücke machte der Schreiber dieser Zeilen in einer zweihändigen Clavierbearbeitung (Verlag von C. A. Klemm, Dresden, Leipzig, Chemnitz) zugänglich, die gleichzeitig die Unterlage bieten soll für eine Wiedererweckung durch neuzeitliche Militärmusik. Denn der besondere Werth dieser Märsche ruht weniger in der Bedeutung, die ihnen kunstgeschichtlich zukommt, als in der, die sie vom culturgeschichtlichen Standpunkt und insbesondere natürlich vom speciell vaterländisch armeegeschichtlichen gewinnen. In ersterer Hinsicht besitzen sie ihren Reiz in der Echtheit der Patina. Es sind unaerfälschte Kinder des Zeitalters des Barock, von einem gewissen gespreizten Sich-Geben in den gravitätischen Baßführungen und den an die Suiten- und Partitenmusiken erinnernden thematischen Bildungen. Selten, daß einmal eine volksthümlich melodische Wendung erscheint, dann aber wohl gar mit einem Anflug gemüthlich-gesanglicher Prägung. Ungleich bedeutender erscheinen die Musikstücke unter den obengedachten Gesichtspunkten betrachtet. Einmal wird es kaum einen anderen deutschen Heerestheil geben, der sich älterer „Armeemärsche" rühmen kann, als es diese 10 Infanteriemärsche sind. Dann werden die letzteren zu beredten Verkündern der ruhmvollen Vergangenheit des vaterländischen Heeres selber und zu lebendigen Zeugen für die engen und geheiligten Bande, die dieses aon altersher mit dem angestammten Herrscherhanse verknüpfen. Und da gewinnt denn die Veröffentlichung ihre praktische Bedeutung in der Möglichkeit, sie im eingangs gedachten Sinne der Tradition nutzbar zu machen. Stehen doch diese Marschweisen zu einem großen Theile sogar in directer Beziehung zu Truppentheilen der heutigen königl. sächsischen Armee. So hat man in den Regimentern „Erste Garde", „Prinz von Sachsen-Gotha", „du Caila" und „v. Dreßky" die Stamm-Regimenter der jetzigen Regimenter Nr. 100 und 101, 102 und 103, 104 und 105, 106 und 107 vor sich. Ueberdies aber würden den im Anhang 16 der Geschichte der sächsischen Armee von O. Schuster und F. A. Francke gegebenen Tabellen zufolge die Regimenter 102 und 103 noch Anspruch erheben auf die Märsche der Regimenter „Königl. Prinz" und „v. Böhn", während für den Marsch des Regiments „Weißenfels" die Regimenter Nr. 104 und 105 sowie Nr. 106 und 107 in Frage kämen. Die Regimenter „Zweite Garde" und „v. Löwendal" wurden im Jahre 1748 „aufgelöst und unter

andere Regimenter vertheilt". Ueber das Regiment des Oberst Marche weiß auch das herangezogene Werk (s. S. 381 Anm.) keinerlei Angaben zu machen. Seinem Marsch begegnet man auf der Rückseite der Stimmen des Marsches des Regiments v. Böhn mit der Bezeichnung Graf Rutowsky wieder; er wurde also möglicherweise von dem im Jahre 1729 gegründeten polnischen Grenadier-Garde-Regiment übernommen, zu dessen Inhaber und Chef dieser General ernannt worden war. Da es selbstverständlich ausgeschlossen ist, diese kurzen, noch triolosen Märsche in ihrem langsamen Zeitmaße für die Neuzeit als Marschir-Märsche zu benützen, könnten sie praktische Verwendung in der Armee nur als Präsentirmärsche, als Märsche für reitende Truppen &c. finden. Alsdann aber würden sie auch als prächtige historische Märsche zu Concertzwecken dienen können. Allenthalben würden sie, wie oben gesagt wurde, beredte Verkünder der ruhmvollen Vergangenheit des vaterländischen Heeres sein und lebendige Zeugen für die engen und geheiligten Bande, die dieses von altersher mit dem angestammten Herrscherhause verknüpfen.

Bücherbesprechungen.

— Ziegler, Ignaz, Dr., Die Königsgleichnisse des Midrasch beleuchtet durch die römische Kaiserzeit. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer. 1903. XV und 453 S. Anhang CXCII S. Brosch. 10 M. — Keine Weltliteratur ist von Gleichnissen so durchadert wie die neuhebräische in den beiden Talmuden und den zahlreichen Midraschwerken. Viele sehen zwar auf die kleinen poetischen Gebilde mit Geringschätzung herab und betrachten sie als lächerliche Phantastereien und werthlose Geistesspiele. Sie bekunden damit aber nur ihre Unkenntniß. Die Gleichnisse der neuhebräischen Literatur gehen fast durchweg auf reale Verhältnisse zurück und zeigen uns das damalige Leben in seiner Vielgestaltigkeit mit allen Licht- und Schattenseiten. Eine große Gruppe, die sogenannten Königsgleichnisse*), ist dem Hofleben der römischen Kaiserzeit entnommen. Dr. Ignaz Ziegler hat diese Gruppe zum Gegenstande eingehender Studien gemacht. Als reife Frucht derselben ist das umfangreiche Werk zu betrachten, das sicher von Archäologen dankbar begrüßt werden wird. Durch lichtvolle Gruppirung des umfangreichen Stoffes haben wir ein Gesammtbild erhalten, das Friedländers Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in vielfacher Hinsicht als Bestätigung und Ergänzung an die Seite gestellt werden darf. Viele Begebenheiten, Zustände, Sitten und Gebräuche am römischen Hofe erhalten durch die Königsgleichnisse Gestalt, Farbe und Leben. Wir bewundern den Scharfblick der Gleichnißbilder und staunen über die Kunst, eine fremde Culturwelt in den Dienst des alttestamentlichen Schriftworts gestellt zu haben. Wir wollen in Folgendem dem Leser wenigstens einen kurzen Einblick in die verdienstvolle Arbeit des Verfassers zu vermitteln versuchen. Im 1. Capitel werden alle diejenigen Gleichnisse aufgeführt, welche sich auf die Etikette am römischen Kaiserhofe beziehen. Die kaiserlichen Amtszeichen, wie Purpurmantel, Kronen und Diademe, Scepter und Thron, finden ebenso Verwendung wie die Ehrungen und Huldigungen, welche der Person des Kaisers und seinen Büsten und Standbildern dargebracht wurden. Wir hören vom Eide, der beim Namen des Kaisers geschworen wurde, von dem Vorantragen der Fackeln und Feuerbecken, von Gesandtschaften und den dabei üblichen Empfangsfeierlichkeiten im kaiserl. Palaste, von Begrüßungen des Kaisers in den Provinzen und seinen Gnadenbezeugungen. Das 2. Capitel bringt Gleichnisse, die die proconsularische Gewalt des Kaisers und das Heerwesen betreffen. Es handelt sich um Truppenaushebungen, Miethstruppen, Kriegsbeute und Donativa, Disciplin und Disciplinlosigkeit, Belohnung und Bestrafung, Bestechlichkeit, Städtebelagerungen, Seegefechte, Räuberunwesen und dessen Bekämpfung. Das Verhältniß zwischen Kaiser und Heer tritt nach den verschiedensten Seiten hin zu Tage. Die Gleichnisse des 3. Capitels gewähren uns einen tiefen Einblick in das römische Rechtswesen und dessen Handhabung. Ort und Form der kaiserl. Jurisdiction, Prozeßverfahren, Ankläger und Vertheidiger, Gerichtsanwälte, juristischer Beirath, Bestrafungen, Appellationen und Gnadengesuche sind hier die hauptsächlichsten Gegenstände, die als Vergleichungspunkte dienen. Dabei erfahren wir, wie sich die Bestrafung nach dem Stande richtete und wie die Kaiser der Bestechlichkeit zugänglich waren. Die Gleichnisse im 4. Capitel schildern den kaiserl. Beamtenstand und seine Thätigkeit. Es handelt sich um Avancement, Absetzung, Ehrung und Beleidigung der Beamten. Werfen schon die Gleichnisse der bisherigen Capitel in culturhistorischer Beziehung helle Schlaglichter auf das Hofleben während der römischen Kaiserzeit, so noch mehr die der folgenden. So wird im 5. Capitel das Verhältniß des Kaisers zu den Freunden beleuchtet, zu denen nicht nur hohe Würdenträger, sondern auch niedere Bedienstete, wie der Küchenchef, der Bäcker und der Kellermeister gehörten. Wir sehen die Freunde des Kaisers am Hofe und in ihren eigenen Palästen bei schwelgerischen Gastmählern und verschiedenen Familienfestlichkeiten. Die Gleichnisse des 6. Capitels zeigen uns die Freigelassenen und Sklaven des Kaisers in ihrer Macht und ihrem Einfluß, wie sie nicht selten bei Palastrevolutionen betheiligt waren und welche Strafen sie dafür erhielten. Besonderes Interesse verdienen die Gleichnisse, in denen der Kammerdiener, der Badediener, der Schneider, der Ciseleur, der Schwertfeger und die Tagelöhner eine Rolle spielen. Allgemein bekannt ist der Bauwohnsinn der römischen Kaiser. In ihrem Uebermuthe kannten sie keine Terrainschwierigkeiten. Auf den steilsten Höhen ließen sie sich die prachtvollsten Paläste errichten, und die unwirthlichsten Gegenden mußten sich in paradiesische Parkanlagen, Obst-, Gemüse- und Blumengärten verwandeln. Alles dies tritt uns vor Augen in den Gleichnissen des 7. Capitels. Die Kaiser stehen vor uns in ihrer maßlosen Ueberschätzung und Eitelkeit und sinnen darauf, wie sie sich durch ein mächtiges Bauwerk mit Inschriften verewigen können; wir sehen die Architekten, wie sie den Uebermüthigen ihre Zeichnungen und Pläne unterbreiten, und die Paläste, Gartenanlagen mit Pavillons und Aussichtsthürmen fertigstellen und dafür Lob ernten. In den Gleichnissen des 8. Capitels erscheinen die Kaiser im persönlichen Verkehre mit dem Volke, vor Allem, wie sie sich an den öffentlichen Spielen betheiligen, Jagden und öffentliche Gastmähler veranstalten und reiche Geschenke vertheilen. Um die kostspieligen Bauten durchführen und außerdem noch den vielen anderen wahnwitzigen Liebhabereien fröhnen zu können, mußten die römischen Kaiser bedacht sein, sich enorme Einnahmen zu beschaffen. Das ist der Gegenstand der Gleichnisse des 9. Capitels. Wir hören vom kaiserl. Familienbesitz, von den Privatschätzen und deren Verwaltung und Bergung. Ueber das Privatleben der römischen Kaiser in seinen intimen Beziehungen unterrichten uns die beiden letzten Capitel. Die Gleichnisse des 10. Capitels schildern die Verlobung durch Mittelspersonen und wie Ansehen und Reichthum die Hauptbedingungen für die Eheschließungen bildeten. Heirathen aus vornehmer armer Familie fanden nur selten statt. Groß war der Luxus, der bei der Verheirathung mit Perlen, Geschenken und Sklaven getrieben wurde. Bei Entlobung oder Scheidung fielen Aussteuer und Geschenke an die Gemahlin zurück. Vor der Hochzeit wurden Augurien und Haruspicien veranstaltet, um zu erfahren, ob die Ehe glücklich oder unglücklich sich gestalten werde. Häufig kommt die Augusta, ihre Stellung am Hofe, ihr Gefolge, ihr segensvoller und ihr unheilvoller Einfluß zur Sprache, nicht minder der Procurator, die Nebenfrauen, ihre tyrannische Behandlung seitens des Kaisers und die damit im Zusammenhange stehenden Conspirationen. Neben der Verstoßung der Augusta ist auch von Aussöhnung mit der Verstoßenen, von falschen gegen sie erhobenen Anklagen und Verdächtigungen die Rede. Die Gleichnisse des 11. Capitels zeigen uns das kaiserliche Familienleben. Es wird berichtet, wie Prinzen und Prinzessinnen Diebstähle begehen, Verschwörungen gegen das Leben des Imperators anzetteln, ein zucht- und sittenloses Leben führen und über Edicte sich gleichgiltig hinwegsetzen. Harte Bestrafungen trafen daher die kaiserlichen Kinder; sie wurden vom Hofe verbannt, in den Anklagezustand versetzt, hingerichtet, vergiftet oder dem Hungertod preisgegeben. Hinsichtlich der Erziehung der Prinzen figurirt in manchen Gleichnissen nicht allein die Amme, sondern auch der Pädagog in seiner Verantwortlichkeit und in seinem Züchtigungsrechte. Bisweilen übte der letztere einen guten, bisweilen aber auch einen schlechten Einfluß aus, mancher wurde sogar zum Mörder an seinen Zöglingen. Waren die Prinzen majorenn geworden, so dachte der Kaiser an ihre Verheirathung, er vertheilte unter sie die kaiserlichen Privatschätze, ließ sie in der

---

*) Die Benennung schreibt sich daher, weil die Gleichnisse mit den Worten beginnen: Mit wem ist die Sache zu vergleichen? Mit einem Könige, der &c.

Jurisdiction belehren, an den Gerichtssitzungen theilnehmen und schickte sie bei öffentlichen Gastaufgeboten in die Provinzen als seine Stellvertreter. Sie übernahmen auch die Rolle von Anwälten, betheiligten sich an Kriegszügen, wo sie mitunter in Gefangenschaft geriethen, trugen die kaiserlichen Amtsinsignien und wurden zur Mitregentschaft herangezogen. — Wahrlich eine reiche Fülle geschichtlichen und culturgeschichtlichen Materials, das in den Königsgleichnissen aufgespeichert liegt! Dr. Ziegler hat es gehoben und in Zusammenhang mit der römischen Kaisergeschichte gebracht. Um das Werk auch solchen Forschern zugänglich zu machen, die des Hebräischen nicht kundig sind, hat der Verfasser die hebräischen Texte in einem 173 Seiten starken Anhange mit Quellenangabe angefügt. Freilich dürfen wir den Tadel nicht unterdrücken, daß die gegebenen Uebersetzungen hier und da noch etwas mehr geglättet sein könnten, der Wörtlichkeit der Uebertragung wäre dadurch kein Abbruch geschehen. Um nur ein Beispiel anzuführen, verweisen wir auf das Gleichniß S. 195, dessen Pointe nicht einmal in ihrer vollen Schärfe hervortritt. Befremdet hat uns auch, daß bei der Uebersetzung nie auf unsere Arbeiten Bezug genommen worden ist, in denen doch die meisten der aufgeführten Königsgleichnisse bereits übertragen vorliegen. Doch wir sind an dergleichen Dinge gewöhnt, hat ja die philosophische Facultät zu Straßburg Uebersetzungen von Midraschabschnitten als philosophische Doctordissertationen angenommen, die sich fast wörtlich mit unserer Uebertragung decken, ohne daß auf unsere Arbeit hingewiesen worden wäre. Trotzdem stehen wir nicht an, das Werk Zieglers allen Forschern des römischen Alterthums aufs Wärmste zu empfehlen. Es ist eine äußerst fleißige, gewissenhafte und solide Arbeit. Sehr brauchbar wird sich das Werk Zieglers auch für Theologen, insbesondere für die Exegeten des Alten Testaments erweisen, zumal alle Gleichnisse in ihrem örtlichen Zusammenhange erscheinen, indem zunächst stets die alttestamentliche Textstelle angeführt wird, welche das betreffende Gleichniß veranlaßt hat, und am Schlusse die Anwendung auf die Textstelle sich findet. Ein großes Verdienst um die Kritik der Textgestalt der Gleichnisse hätte sich der Verfasser sicher dadurch erworben, wenn er bei solchen Beispielen, die sich nur als Variationen erweisen, auf die ursprüngliche Form aufmerksam gemacht hätte. Da ihm die verschiedenen Versionen vorlagen, so wäre ihm das ein Leichtes gewesen. Unter den zur Beleuchtung angezogenen Werken von Marquardt, Mommsen und Friedländer durfte die Geschichte der römischen Dichtung von Otto Ribbeck (3 Bände) nicht fehlen. Für das dreimal falsch gedruckte (S. XII u. 35) Haruspicin ist Haruspicien zu lesen.

Prof. D. Aug. Wünsche.

— Poetik von Hubert Roetteken. Erster Theil. München, 1902. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. — Dies gediegene wissenschaftliche Werk, von welchem hier der erste Band vorliegt, ist auf drei Bände berechnet. Scherers Poetik ist ein ungenießbarer und unbrauchbarer Torso geblieben; wie diese ist auch Roettekens Schrift auf gelehrte Kreise berechnet. Scherer war mehr Literaturforscher, Roetteken ist mehr Philosoph. Erst die folgenden Bände werden uns ein Urtheil darüber verstatten, inwieweit das Werk Roettekens auch auf diejenigen Leser Rücksicht nimmt, welche aus einer solchen „Poetik" Maßstäbe für die Beurtheilung dichterischer Werke zu entnehmen hoffen, oder auf die schöpferischen Talente, denen fördernde Anregungen daraus zu Theil werden sollen. Natürlich darf sich eine Poetik niemals in einen todten Regelschotz oder gar in einen Nürnberger Trichter verwandeln; doch wir haben derartige deutsche Werke, in denen aus einer geistvollen Auffassung der ästhetischen Gesetze und einer vergleichenden Würdigung hervorragender Erzeugnisse der Weltliteratur sich von selbst Normen für das dichterische Schaffen ergeben. Das Werk von Roetteken beginnt mit Vorbemerkungen über die Poetik als selbständige Wissenschaft und als Principienwissenschaft der Literaturgeschichte und über ihre Aufgaben im Unterschied von der Aufgabe der Literaturgeschichte; dann behandelt das erste Capitel die Sprache und das innere Bild, das zweite die ästhetische Anschauung, das dritte die Gefühlswirkung und das vierte den Werth der Poesie, der ästhetischen und außerästhetischen. Dieser erste Band, der manche feine Bemerkung über die psychischen Vorgänge beim Genuß einer Dichtung enthält, erscheint uns zu weit angelegt und ausgeführt für eine Poetik; er ist mehr ein interessanter Beitrag zur Psychologie. Man mag Volkelt Recht geben, daß die psychologische Analyse das Handwerkszeug sei, mit dem die Aesthetik überall zu arbeiten habe; doch er erkennt außerdem auch eine Metaphysik des Schönen an. Die Poetik ist überhaupt nur ein Ausschnitt der Aesthetik und wir meinen, daß ein großer Theil der „psychologischen Analyse" Roettekens über den Rahmen einer Poetik in das allgemeine Gebiet der Aesthetik übergreift. Einen zweiten Einwand möchten wir dagegen erheben, daß diesen psychischen Vorgängen bei dem Genuß der Kunstwerke eine grundlegende Bedeutung eingeräumt wird, daß der Verfasser mit den Wirkungen der Dichtwerke beginnt. Das scheint uns in das letzte Capitel einer Poetik zu gehören: erst müssen wir doch die Dichtwerke selbst kennen lernen, ihr Wesen, ihre Gesetze, ihre geschichtliche Entwickelung. Bei der Analyse der Wirkungen mag man mit dem exacten psychologischen Maßstab zu werthvollen Resultaten kommen, und was Roetteken über den Eindruck der Lebenswahrheit, den associativen Factor, die Einschmelzung desselben und die einzelnen Gefühlsanlässe sagt, ist jedenfalls sinnreich und treffend; aber es ist doch unverkennbar, daß auf diesem Gebiete auch der Zufall eine große Rolle spielt, daß die Wirkung der Dichtung auf einzelne Individuen eine sehr verschiedene ist, je nach der Eigenart derselben, die sich in keine Gesetze fassen läßt. Und diese psychischen Vorgänge werden durch den Zeitgeschmack, durch den Nationalcharakter wesentlich modificirt! Das Alles wächst aber wieder aus dem Rahmen eines psychologischen Collegiums heraus! Wir hätten den ersten Band lieber als den dritten gesehen oder vielmehr als einen dritten Halbband; denn für eine Poetik bedürfen diese Seelenstudien doch der Kürzung. Die Beispiele, welche Roetteken seinen Auseinandersetzungen beifügt, sind indeß gut gewählt und zeugen von der Kenntniß der modernen Poesie, welche uns viel Vertrauen zu dem Fortgang seiner Arbeit in den nächsten Bänden einflößt.

R. v. G.

— Das Recensionsexemplar und die bezahlte Recension. Zur Wahrung der Unabhängigkeit literarischer Kritik von Karl Vollmöller. Erlangen, Fr. Junge 1902. — Der bekannte, früher an der Universität Göttingen wirkende, jetzt unseres Wissens in Dresden wohnhafte Romanist äußert sich hierüber in einer kleinen Schrift, welche gegenwärtig bereits in zweiter Auflage erschienen ist (ein Beweis von der lebhaften Theilnahme, welche der Gegenstand erweckt), etwa folgendermaßen. Zunächst geht er — man kann nicht sagen, auf die Geschichte der Frage, denn dies würde weiter zurückgeführt haben — auf die Veranlassung zu seiner Schrift ein. Er hebt hervor, daß zwischen dem Standpunkte der Verleger, welche über die unentgeltliche Hergabe von Recensionsexemplaren, und den Zeitungen, welche über Ueberhäufung mit literarischen Besprechungen klagen und neben denselben oder anstatt derselben bezahlte Inserate haben wollen, immer mehr ein klaffender Widerspruch hervorgetreten sei. Der Verleger der Kölnischen Zeitung richtete bereits vor längerer Zeit ein Rundschreiben an die deutschen Verlagsbuchhändler, worin er ausführte, daß dem Aufwande, den die Besprechung literarischer Erscheinungen den Zeitungen verursache, fast gar kein Ersatz durch bezahlte Inserate gegenüber stehe. Ein Verleger, Hr. Emil Strauß in Bonn, erwiderte hierauf: Inserate nützten den Verlegern nicht viel, weil sie unter anderen Anzeigen verlören, auch seien die Kosten zu hoch. Er schlug vor, die Zeitungen sollten 1—2mal wöchentlich gegen ermäßigten Preis unmittelbar hinter dem Redactionsstrich eine Rubrik bringen, welche das enthielte, was man gewöhnlich den „Waschzettel" nennt, der (wir hoffen damit kein Geschäftsgeheimniß zu verrathen) Anzeige mit Preisangabe und eine selbst verfaßte, also natürlich immer lobende Kritik der Verlagshandlung enthält. Dieser Strauß'sche Vorschlag fand jedoch viel Widerspruch, auch Seiten der Kölnischen Zeitung. Dagegen erklärten andere Zeitungen z. B. die Münchner Allgemeine Zeitung sich bereit, letztere in ihrer Beilage unter dem Titel „Selbstanzeigen der Buchhändler" Raum für diesen Zweck hergeben zu wollen. Dies Anerbieten ist aber, wie Hr. Vollmöller bemerkt, wenig benutzt worden und gegenwärtig völlig außer Uebung. Die Tägliche Rundschau bringt von Zeit zu Zeit derartige Mittheilungen unter dem Titel: Literarische Mittheilungen (ohne Verantwortung der Redaction). Einzelne andere Blätter — der Name thut für uns nichts zur Sache — sicherten den inserirenden Verlegern eine unbedingte Berücksichtigung, den übrigen aber nur insoweit zu, als das literarische Interesse selbst dies mit sich bringe. Eine andere Zeitung wollte bezahlte Inserate unter der Rubrik „Vom Büchertisch", also gewissermaßen incognito bringen, sodaß also der Leser nicht unterscheiden konnte, daß es eine bezahlte Arbeit war. Die Tägliche Rundschau vom 31. Januar 1901 trat denn auch entschieden dagegen auf. Inzwischen war der Verlag des Päda-

gogischen Wochenblattes für den akademisch gebildeten Lehrerstand Deutschlands auf einen anderen Gedanken gekommen. Es sollten künftig (vom 1. October 1900 ab) nur solche Werke besprochen werden, welche dazu geeignet erschienen und wenn außerdem die Besprechung (höchstens eine halbe Seite) entsprechend bezahlt würde. Die Einzelheiten in Betreff des Preises übergehen wir. Damit sollte allen Theilen geholfen werden, der Recensent sollte freilich für seine Mühe nichts weiter erhalten, als das (pecuniär betrachtet) oft sehr geringwerthige Buch. Neben Anderen trat auch Hr. Prof. Vollmöller in den Kampf gegen diese Vorschläge ein und es entwickelte sich daraus eine Fehde zwischen dem Verlage des Pädagogischen Wochenblattes und ihm. Er warf jenem — und zwar wie es scheint nicht ohne Berechtigung — vor, daß der „Waschzettel“ auch in die wissenschaftlichen Zeitungen eingeführt und dabei auch noch bezahlt werden solle und daß überdieß behauptet werde, diese Art der Kritik sei die übliche. Die Rengersche Buchhandlung (die Verlegerin des Pädag. Wochenblattes) hat schließlich, des Kampfes müde, ihre Besprechungen von Büchern überhaupt eingestellt. Der Verf. findet dies bedauerlich, um so mehr, als die Leser (Abonnenten?) gewiß gegen eine kleine Erhöhung des Bezugspreises *bei Lieferung unbezahlter* (d. h. also wohl: nicht vom Verleger bezahlter) Recensionen nichts einzuwenden gehabt hätten. Andere Zeitschriften billigten den Entschluß und so war, wie der Verfasser Seite 11 bemerkt, der erste Vorstoß gegen die Unabhängigkeit der literarischen Kritik zurückgewiesen. In einem Anhang giebt derselbe dann noch die von ihm und Anderen im Dresdener Anzeiger in einer Reihe von Artikeln (vom 24. Februar bis 15. März 1901) pro et contra gewechselten Aussprachen wieder, zuletzt eine ausführliche, von ihm selbst unterm 12. März d. J. eingesendete Darlegung seiner Ansicht über die Frage. Man kann ihm dankbar sein (und die Leser der L. Z. sind es hoffentlich auch uns), daß die Sachlage einmal gewissermaßen actenmäßig wiedergegeben wird. Was unsere Meinung von der Sache betrifft, so geht sie dahin, daß die Kritik niemals in den Dienst der Reclame gestellt d. h. von der Bezahlung des Verlegers abhängig gemacht werden darf. Wir dürfen dies an dieser Stelle wohl sagen, denn die L. Z. gehört nicht zu denjenigen Zeitungen, „für welche die Literatur Nebensache ist“, und die Recensenten, die für dieselbe thätig sind, sind nicht „Leute, für die schon ein kärglicher Arbeitslohn Wohlthat ist“, wie es Joh. Grunow in den Grenzboten, abgedr. in Nr. 225, Seite 3562 der L. Z., von der Mehrzahl der Blätter (wir lassen dahingestellt, ob mit Recht oder Unrecht) behauptet. Die Einsendung eines Recensionsexemplars ist selbstverständlich nicht als Bezahlung zu betrachten, einestheils, weil es wie J. Grunow in dem oben angeführten Artikel mit Recht bemerkt, für den Verleger fast niemals einen zur Ziffer zu bringenden Werth darstellt, und überdies, weil es meist auch für den Beurtheiler, wenn ihm dasselbe überlassen wird, keinen solchen hat. Im Uebrigen aber darf, wenn die Buchanzeige bei der Expedition eingereicht wird, die Redaction davon nichts wissen: die eine Hand darf nicht wissen, was die andere thut oder empfängt. Sobald hier ein wenn auch nur entfernter Causalnexus besteht, ist die Unabhängigkeit der Kritik dahin. Wenn man vergleichsweise von der Reclame für Vergnügungsetablissements spricht, so hinkt dieser Vergleich mehr als ein Vergleich hinken darf. Jeder Leser eines größeren Blattes weiß, daß der Reclametheil keine Gewähr für die Ansicht der Redaction bietet. Wollte man hier einen Vergleich ziehen, so könnte man ihn nur bei der Theaterkritik finden. Diese wird aber auch bekanntlich vom Theater *nicht* honorirt. In unserer Zeit, wo Vieles feil und käuflich geworden ist, sollte man sich hüten, an dem Richteramte der Kritik rütteln zu wollen. Wir stimmen also mit Hrn. Professor Vollmöller in den Hauptpunkten völlig überein. —tg—

— *Schriftsteller-Lexikon der Siebenbürger Deutschen.* IV. Band von Dr. *Friedrich Schuller.* Hermannstadt, Verlag von W. Krafft. 1902. XI und 575 S. Preis 4,80 ℳ. — Die geistige Verbindung zwischen dem großen deutschen Mutterland und dem Lande seines versprengten Tochtervolkes der Siebenbürger Sachsen ist seit Jahrhunderten eine dauernde und feste gewesen, die selbst der rücksichtsloseste magyarische Chauvinismus nicht zu zerstören vermocht hat und wohl auch niemals zerstören kann, schon um deswillen nicht, weil die magyarische Wissenschaft selbst ihre nahrhafteste Quelle in der deutschen Wissenschaft suchen muß. Diese Verbindung ist es, die den drei ersten Bänden des vorliegenden Werkes, die in den Jahren 1868 bis 1871 erschienen sind, im „Reiche“, wie die Siebenbürger Deutschland kurz nennen, so viel Freunde erworben hat. Ganz erschöpfend ist der Titel des Werkes durchaus nicht. Die kurzen, ich möchte sagen: wohlthuend kurzen Lebensbeschreibungen der Autoren sind es nicht allein, die einen bedeutenden Theil des Werthes des Lexikons beanspruchen können, weit größeres Interesse finden die bibliographischen Daten, die nicht nur dem Freunde und Forscher siebenbürgisch-sächsischer Geistesthätigkeit, sondern vor Allem dem deutschen Buchhandel ein unschätzbare Auskunftei bedeuten. Aber auch den Vertretern aller wissenschaftlichen Forschungsgebiete, namentlich dem Literarhistoriker, dem Geographen, dem Naturforscher, wird in ihnen ein werthvolles Hilfsmaterial geboten, und der Anhang des Werkes, der die Männer und ihre Thätigkeit veranschaulicht, die im ungarischen Reichstage für ihres Volkes Rechte und Wohlfahrt gekämpft haben (das ist der richtigste Ausdruck für ihre parlamentarische Thätigkeit), bildet einen willkommenen Beitrag zur politischen Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Das gesammte Werk, dessen vierter Band soeben erschienen ist, nennt 1200 Männer, in der That: „im Verhältniß zur geringen Volkszahl der Sachsen ein Zeugniß dafür, welches Gewicht dieses Volk von jeher in der Ausgestaltung und Festigung seines Volksthums dem geschriebenen und gesprochenen Wort, also der Waffe des Geistes beigelegt hat.“ Und das mit Recht, denn die Geisteswaffe ist und bleibt für die politisch hart bedrängten Deutschen Siebenbürgens die einzige, die schärfste, der gegenüber der Gegner schwach und ohnmächtig ist. Wir Deutschen im Reich, die wir in der glücklichen Lage sind, unsere Kräfte auf allen Gebieten und nicht zuletzt auf denen der Wissenschaft frei entfalten und erproben zu dürfen, haben eine Pflicht, unsere Brüder in Ungarn zu unterstützen, und wir können es nicht besser thun, als dadurch, daß wir ihrem Streben, Ringen und Kämpfen volles Verständniß entgegenbringen. Dieses zu erringen, müssen wir die Siebenbürger Sachsen in ihrer geistigen Arbeit beobachten und verfolgen und diese zu entfalten, bedarf es eines regen Absatzes ihrer literarischen Production. Der Führer durch diese liegt in den vier Bänden des „Schriftsteller-Lexikons der Siebenbürger Deutschen“ vor, das ein trefflich bearbeitetes, erschöpfendes Hilfs- und Handbuch ist, das zum wenigsten alle öffentlichen Bibliotheken des Deutschen Reiches, aber auch alle Forscher deutschen Wesens im Auslande besitzen sollten. Mit diesen Worten ist unsere aufrichtige Anerkennung des Werthes des Werkes, das in seiner vierbändigen Gesammtheit 25 ℳ kostet, am besten zum Ausdruck zu bringen. Die alte, treffliche siebenbürgische Verlagshandlung von W. Krafft hat große Opfer gebracht, dem werthvollen Werke Schullers ein würdiges Gewand zu geben. *Siegfried Moltke.*

— *Lehrbuch der deutschen Stenographie.* Erster Theil. *Anleitung zur deutschen Stenographie* von *Wilhelm Stolze.* Im Auftrage der stenographischen Prüfungscommission herausgegeben von Dr. *F. Stolze*, Lector der Stenographie an der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin. 67. Auflage. Berlin 1902. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. — Für die kleine Zahl Derjenigen, welche sich noch für die Kurzschrift Stolzeschen Systems interessiren, bietet die nach völlig neuen Grundsätzen bearbeitete neue Auflage eine willkommene sachgemäße Unterlage. Es handelt sich hierbei nicht lediglich um eine Volksstenographie, die bei der gegenwärtig geringen Verbreitung gerade dieser Stenographie kaum einen nennenswerthen Erfolg haben würde, vielmehr soll dieses Lehrbuch der Einführung in die Fachstenographie dienen und den für dieses System gewonnenen Schülern durch eine Aufzählung von Kürzungsvortheilen und ein Sigelverzeichniß, sowie beigegebene Lese- und Schreibübungen die Mittel zur wirklich praktischen Anwendung dieser Stenographie als Dictatschrift und zum Nachschreiben öffentlicher Vorträge an die Hand geben. Durch entsprechende Beispiele wird gezeigt, wie man außer den im Sigelverzeichniß gegebenen Sigeln sich Specialsigel für jedes Einzelfach zu bilden im Stande ist. Nach alledem ist dieses Buch nicht für den Selbstunterricht bestimmt; es erweist sich aber geeignet als nutzbringende Studienquelle für die mit diesem Schriftsystem in einer der früheren Formen desselben bereits bekannten Systemsgenossen. Die Ausstattung dieses Werkchens ist eine vortreffliche und die Autographie des stenographischen Textes eine wohl gelungene. Der billige Preis erleichtert die Anschaffung. △

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 123. | Dienstag, den 14. October, Abends. | 1902.

Unsere deutschen Weinthäler.

Jüngst hab' die Heimath ich durchstreift
Nach Westen hin vom Osten,
Dort, wo er blüht und wo er reift,
Den deutschen Wein zu kosten

Ich darf dem lieben Leser versichern, daß die Reise nach diesen Zielen und zu diesem Ende genußreich im wahrsten Sinne des Wortes war. Aber trotz alles Sonnenscheins auf der materiellen Seite lag auch die ideale nicht im Schatten, vielmehr stand sie hell im Glanze echtdeutschen Wesens und goldner Eigenart, und der Wein war's, der die Weinthäler unseres Vaterlandes, der Land und Leute im Rebenreiche mit einem so eigenen Schimmer verklärt und sie mich in diesem Zauber kennen lehrte.

Zwar ließ ich das Grünberger Weinland im fernen Osten liegen und dachte an die Schmerzen Johannes Trojans, die aus den Liedern wiederklingen, welche er zu Grünberger Wein gesungen, aber die Elbe bin ich hinabgezogen von der Hoflößnitz bei Dresden über die Meißner Berge bis zu den niedrigen weinbepflanzten Hängen bei den der Welt unbekannten Dörfern Diesbar und Seußlitz, und wenn nicht schon als guter Sachse und Kind der Dresdener Gegend, müßt' ich als objectiver Beobachter dem Meißner Wein, wie des unteren Elbthals Gewächse zusammenfassend genannt werden, ein schlichtes Loblied singen. Denn auch er offenbart und erzeugt wie der Wein anderwärts ein eigenes Leben in seinem Bannkreise, das dem Wesen der reichen Bauern westlich der Elbe in der gesegneten Lommatzscher Pflege wie dem der Haidebewohner östlich des Flusses entgegensteht. Der Wein gehört in das Bild blühenden, lachenden Lebens, das sich in den Villen und Gärten unterhalb der Lößnitzberge abspielt. In Zitzschewig und Weinböhla zeigt der Weinbau seine ernstere Seite, das Mühen und Ringen um einen kleinen Erfolg auf widerspenstigem Boden. Meißen wieder lebt lustig im Zeichen der Traube. Die Winzerfeste in den Spaarbergen, die Mostfeste im Herbst, der gemüthliche Weinschank im kleinen Bäckerladen der winkeligen Stadt sind echte Meißner Freuden, und der rationelle Weinbau in den Rathsweinbergen der Stadt, seine Pflege in der Winzerschule daselbst haben Meißen einen gebührenden Rang unter den deutschen Weinorten gesichert. Die weinfrohe Seite des Meißner Lebens ist nicht ein künstlicher Anstrich oder ein kärglicher Rest früherer Herrlichkeit, sondern ein alter und darum auch echter Zug, der um so treuer gewahrt bleiben möge, als die Reblausgefahr gar mächtig schon am reichen Bestande der Elbweinberge gezehrt hat. Am meisten hat dieser von außen eingedrungene Feind, der mit den Weinbergen zugleich auch einen ortsgewohnten Segen aus alter Zeit untergräbt und zerstört, den Weinbau zwischen Meißen und Riesa verschont. Hier wohnt ein alter Stamm Weinbauern in den freundlichen Elbdörfern Diesbar und Seußlitz. Aber auch ihr Nestor, der stromauf und stromab weit bekannte Vater Koch in Diesbar versicherte mir, die Zeit grabe den Reben dort ein sicheres Grab, denn die nachwachsende Jugend scheue sich immer mehr der schweren Weinbergsarbeit.

Der Elbwein ist und bleibt ein Geschenk und Getränk seiner engeren Heimath. Für die große Welt und weiten Versandt wird er nicht geboren. Aber im Vaterlande hat er hin und her Freunde genug, die ihn nicht missen mögen als soliden und nicht eben leichten Tischtrunk. Ein Guttheil des Jahresertrages wird auch an Ort und Stelle verschenkt, im Herbst als frischer, halbsüßer, gefährlicher Most, im Sommer als flottgehender Trank an die ungezählten Besucher der Elbthalschönheiten. Beschwerlichen Absatz schafft sich der kleine Weinbauer. Er hausirt mit seiner Weinernte in den benachbarten Städten. Aus meiner Jugend entsinne ich mich noch, daß des Sonntags regelmäßig ein kleiner Mann mit großem Tragkorbe kam, drin 4 mächtige Thonflaschen standen, aus denen er den Wein literweise verkaufte. Mein weinverständiger Vater aber mied seine Nähe und sprach zu meiner Mutter: Bleib mir mit diesem Gift vom Leibe! Zu billigem Weine kam man auch, wenn man des Oefteren zwischen Dresden und Riesa in der 4. Wagenclasse fuhr. In jedem Wagen fast saß eine Weinfrau aus Weinböhla mit der gleichen Ausrüstung und verkaufte aus dem an der Schürze immer wieder frisch gewischten Glase den Wein für einen Zehner und fand flotten Absatz. Die Elbe hat ihre Weinspecialität im sogen. Schieler, einem hellrothen, süffigen, aber schweren Trank, der manchen ahnungslosen Fremdling um Halt und Verstand gebracht hat. Voller und edler ist der Weißwein, der etwas erdig, aber dennoch nicht nach Moselwein schmeckt, sondern eher einem Pfalzwein mittlerer Güte gleicht. Blauer Wein wird selten gekeltert.

Und nun gilt es einen tüchtigen Sprung über Land und Berge hinweg nach dem Mainthale. Man könnte es einen Freudensprung nennen, weil man uns unterwegs nicht zur Seite ziehen, noch zwingen kann, Naumburger Saalwein zu trinken. Denn die geringe Ausdehnung, die der Weinbau dort gefunden, lohnt den Abstecher nicht, und der Genuß, der uns dort erwartet, noch weniger. Seufzt doch z. B. die Landesschule zu Pforta, wie ihr Rector einmal im Scherze sagte, unter der Last, eigenen Wein trinken zu müssen. Freilich begann auch meine Mainthalwanderung mit einer kleinen Enttäuschung. Scheffels Uebermuth im Staffelsteinliebe hatte mich angesteckt und nach den Crescenzen des Einsiedlers droben begehrlich gemacht. Doch droben blüht kein Wein und reift nicht eine Traube, und die ganze Weinangelegenheit des Staffelberges schien mir ein ὕστερον πρότερον zu sein. Der Einsiedler droben hat erst, seitdem Scheffel seine Klause in die Mode gebracht hat, Frankenweine in seinen Keller importirt und macht mit ihnen dank der vom Dichter geschaffenen Stimmung und Begeisterung gute Geschäfte. Anderswo trinkt man aber Frankenweine besser, z. B. in Kitzingen.

Der Wein läßt seinen Zauber wirken überall, wo er Herr ist über Land und Leute. Verbindet er sich noch mit besonderem landschaftlichen Reiz, nimmt's einen frohen Wanderer doppelt gefangen. So ging mir's, als ich vom Steigerwald her mit seinem leiseflüsternden Laubgehölz, mit seinen romantischen Städtlein, Klöstern und Ruinen, die selten ein Fremder besucht, zum Mainthale herniederstieg und des Flusses weiten Bogen im Schutze der alten Brücke, des alterthümlichen Städtchens und der hellgrün leuchtenden Rebenhügel zu meinen Füßen sah. Der Kitzinger Weinbau hat seine Bedeutung nach zwei Seiten hin. Er bedingt einen ausgedehnten Weinhandel, nicht nur mit eignen, sondern ebenso sehr mit Rhein- und Moselweinen. Darum sind, wie mir ein Wirth versicherte, die Hälfte aller Lasten, die durch die Straßen der Stadt gehen, volle und leere Weinfässer, darum aber auch die Händler zum größten Theile Juden. Der Wein wirkt aber auch in der Stadt, unterstützt von der trinkfrohen Bauernart seiner Bewohner, die sich den Wechsel des Genusses zwischen Bier und Wein behaglich gefallen lassen, ein stillvergnügtes Leben. Kitzingen baut keine Weine von besonderer Art und Namen. Kitzinger Wein ist herzhaft, ein Unhöflicher würde ihn sauer nennen. Aber im Rahmen seiner Berge schmeckt er und außerhalb derselben wird er andere Weine gut verschneiden.

Die classische Heimath des Mainweines und der Ort seines Ruhmes ist Würzburg. Würzburg ist eine Welt für sich, und ihr Getriebe wird nicht in letzter Linie beeinflußt durch den

Wein, der auf den hohen und freien Hängen in der sonnigen Umgebung der Stadt wächst. Das Fürstbisthum, das jener Sonderwelt Form und Gestalt gegeben und heute noch giebt, ist zu seiner Blüthe und zu seinem Reichthum gelangt durch den Wein. Schon 780 soll an den sonnigen Halden, zu deren Füßen die Stadt gegründet wurde, die Rebe geblüht haben. Im 16. Jahrhundert galt der Wein als die Silber- und Schmalzgrube des Hochstifts Würzburg, und heute kann man kühnlich behaupten, daß sich Würzburg als Weinproducentin und Weinconsumentin relativ gemessen getrost neben die Weinmetropolen des Rheines und der Mosel stellen kann.

Der Würzburger Wein hält seinen Ruf in Ehren. Die kleinen Weinbauern in Stadt und Land hatten einst, verlockt durch den überaus reichen Gewinn, den der Weinhandel abwarf, leichte und schlechte Waare in die Welt als gute Frankenweine verkauft und damit den Ruhm und den Absatz der Würzburger Marken empfindlich geschädigt. Da ließ — es war im Jahre 1718 — der Rath der Stadt den Wein dieses trefflichen Jahrganges in Literflaschen füllen und mit Stadtsiegel versehen und rettete damit Ruf und Reichthum der Stadt. Wie einer ihrer Chronisten berichtet, residirt in den Mainbergen ein Königspaar, Leiste, die Königin, Stein, der König, milde nach Frauenart die eine, feurig und stürmisch wie ein Held der andere. Rings um das Herrscherpaar schaart sich das Gefolge edlen Geblüts, die Schalksberger, die von Pfülben, die von Harfe und wie sie alle heißen. Alle, Steinwein und Leistenwein voran, hüten des echten, puren Frankenweins Lob: feurige Kraft, eine milde Süße, duftende Blume. Würzburg will der Vorort des bayrischen Weinbaues sein. Darum unterhält es von Staatswegen ein Mustergut, das seine flüssigen Schätze zugleich mit anderen ungemessnen Strömen goldnen Weines in den vielleicht größten Kellereien Deutschlands unter der königlichen Residenz aufspeichert. Es ist nicht Jedermanns Recht und Vorzug, die breite Freitreppe zu dem unterirdischen Palaste der ebengenannten Majestäten hinabzusteigen. Mich geleitete Ehren Herr Hof-Kellermeister selbst hinunter, und nachdem wir vor manchem rundgebauchtem Throne unsere Aufwartung gemächt und unter rühmendem Becherklang Zwiesprach mit dem Helden gehalten, der den Thron einnahm, kehrten wir zurück zum nüchternen Tage, selig angefaßt von der Huld der Unterirdischen.

Nächst dem König trinkt in Würzburg der Priester den besten Wein. Darum setze man sich zu traulicher Dämmerstunde ins lauschige Trinkgemach des überaus reichen Julius-Hospitals, der Stiftung des Bischof Julius von Mespelbrunn. Dort, wo in alter Zeit die Anatomie ward gründlich getrieben, sitzen um jene Stunde der Geistlichkeit Vertreter und beweisen es, ob auch die Anatomie wanderte aus: die Gründlichkeit ist geblieben, die der Sache im Becher auf den Grund geht. Des Stübleins Lehre für den rechten Frankenweintrinker lautet:

Willst spüren Du des Weines feurigste Funken,
Gieß nicht das edle Naß in Strömen ein;
Erst auf der Zung' erprobt, dann langsam getrunken!
So will's der rechte echte Frankenwein.

Der Bürger hat sein Bürgerhospital, wenn er krank ist und sich gesund pflegen lassen und wenn er durstig ist und seinen Durst heilen will. Seine Weine stehen an Ruf und Güte den anderen königlichen und priesterlichen Gewächsen nicht nach.

Sucht man endlich das Volk beim Weine, die kleinen Leute aus der Stadt, den Bauer vom Lande, der zum Markttag kommt, den Studio, wenn er billigen Wein trinken will, dann gehe man zum Sternbäck und zum Brückenbäck, beide an der Straße vom Dom nach der alten Mainbrücke gelegen. Dort habe ich am cirkelgeschmückten Verbindungstische neben dem kleinen Bürger, neben dem Blousenmanne, neben der Frau mit dem Tragkorb, neben dem stummen Fremden bei bayerischem Radi und Caviar und den besten Hörnli der Welt einen billigen Rödelseer im Schoppen getrunken und gefunden, was ich suchte: Typen, Originale, Charakterköpfe, Nüchterne, Schwärmer, Berauschte, Eil- und Dauertrinker, alle Varianten des menschlichen Wesens, soweit es vom Geiste des Weines mit seinen mannigfaltigen, aber immer charakteristischen Wirkungen verschieden bestimmt wird.

Nachdem ich am Hofe eines Königs unter den Weinen fröhlich gelebt, kehrte ich bei einem schlichten Landedelmann, beim Tauberwein ein. Von Lauda, dem Kreuzungspunkte der Würzburg-Heidelberger und Wertheimer Bahn, bin ich durchs Tauberthal hinabgewandert nach dem herrlichen Wertheim. Das Thal ist weder lieblich noch etwa durch groteske Felsbildungen interessant, aber es ist fruchtbar, und es war eine Lust zwischen Halmen und Bäumen und Reben, im goldnen Sonnenschein und goldnen Gottessegen dahin zu wandeln. Die grünen Hänge schließt oben ein dunkler Waldrand ab. Dort versteckt sich hinter Halm und Rebe ein alter Herrensitz mit barocker Hausfront. Da wacht noch eine alte Burg über die Weinberge, über die Häuser des Dorfes, über die Fluren zu ihren Füßen, und wenn man über die vielbogige Tauberbrücke hineintrat in ein Städtlein am Wege, da war jeder Schritt von der Heerstraße des Lebens der Gegenwart wie ein Gang um ein Jahr unserer Zeit zurück bis ins 18. Jahrhundert, in dem die alten Gassen und Häuser, die Giebel und Thürme, die Brunnen und Wahrzeichen noch zu leben schienen.

Der Tauberwein ist so alt wie die Cultur des Thales, aber mancher Hang ist jetzt bewaldet, manche Lehne jetzt mit Getreide bestanden, die einst des Winzers Walten jahraus jahrein gesehen. Der Weinbau im Thale geht zurück, seit Unwetter und Kiesel-Hagelschlag in den letzten Jahren die schönsten Rebenbestände zerstört haben. Das Gewächs der Berge ist ein milder, kleiner Wein, nichts für den Feinschmecker, desto mehr für den Durstigen, nichts für eine endlose Festtafel zu allerlei Gängen, desto angenehmer zu Schwarzbrod und Käse in gemüthlichem Wirthshause, etwa im „Sonnenwirthsgarten" in Kreuzwertheim, der den besten Tauberwein schenken soll. Im Tauberthale bringen es auch nur besonders günstige Lagen zu einigen guten Marken. Durch die gastfreundliche Güte des gräflich Heubachschen Kellermeisters durfte ich die guten Marbacher und Satzenberger Lagen kosten, die in der Herbstsonne des Jubelweinjahres 1900 gewachsen und ausgereift waren. Man lebt in Träumen und Idyllen, dort im Spessartwinkel am Main und an der Tauber. Unter dem dreitgewölbten Nußbaum der Kellermeisterei saßen wir und kosteten. Der Keller sah so schwarz und ernst aus; er wollte schrecken mit seinem Spruch am Eingang:

Wer diesen Keller will betrachen, der bleib vor der Thüre stehn
Und les' zur Nachricht in der Still, was hier die Ordnung haben will.
Das Zanken, Fluchen, Zottenreißen, mit groben Worten um sich schmeißen,
Das Kratzen, Schreiben an den Wänden, das Klapfen an die Faß mit Händen,
Fürwitz und jede Ungebühr geziemet sich durchaus nicht hier
Wer dieses außer Acht wird lassen, den wird das Kellerrecht bald fassen.
Man schlägt mit dem Bandmesser zu, ob er Hoch oder Niedrig thu.

Und doch war er liebreich und sandte immer wieder einen neuen Küfer mit gefülltem Glas zu Tage. Kellermeisters Töchterlein credenzte, der erfahrene Vater gab Rath und Lehre, im Schuppen klopften und sangen die Böttcher ihr Lied, drunten floß der dunkle Main, drüben leuchtete in rothen, warmen Tönen die Ruine des Wertheimer Schlosses gleich einer Miniaturausgabe Alt-Heidelbergs herüber und zu Allem lachte die Sonne durch die grünen Blätter ins Glas und lachte über den Zauberwinkel, in dessen stillster Ecke wir saßen — es war wie ein Traum!

Noch einmal galt's Mainwein zu probiren, diesmal den Klingenberger Rothen, der am Westabhang des Spessart, am nordwärtsstrebenden Schenkel des Mainvierecks wächst. Voll und warm reift er heraus aus dem rothen Saum des Spessart, aus den bröckelnden Hängen, über die die dunklen Wälder den letzten Gruß schicken, aus dem halb thonigen Boden, der hinter der Stadt Klingenberg im Walde den schönsten Thon und damit unschätzbare Ausbeute liefert. Der Klingenberger Rothe soll in guten Jahrgängen an Feuer und Wärme den guten Marken Westfrankreichs kaum nachstehen.

Aber endlich ging's aus allen Vorhöfen ins Heiligthum, über den Odenwald und Heidelberg hinüber nach der Pfalz ins Rheinthal. Mit der zitternden Freude dessen, der den Rhein zum ersten Male gesehen hat und zum ersten Male seinen Wein neben den Reben trinken will, fuhr ich durch das grüne Vorland den Pfalzbergen um Neustadt zu, und obwohl ich mich im Großen nur durch die Karte und im Kleinen durch Rath und Wink an Ort und Stelle dirigiren ließ, war ich doch dort wie mit einem Meisterschuß ins Schwarze in des Weines frohestes Gebiet gekommen. Der Erste, den ich fragte, wo ich meines Zwecks Erfüllung fände, wies mich wie selbstverständlich in Eduard Witters Haus. Ahnungslos und bescheiden trat ich ein, einen nüchternen Geschäftsbetrieb erwartend, und ein Poetenreich nahm mich auf. Scheffel und Scherer waren des Hauses Poeten, ihr Freund, des Hauses Herr, ein Dichter selbst. Vom Bilderschmuck der Wand hernieder, aus dem Geschäftsbuch heraus klangen Scheffels Grüße, Scherers Lieder wieder, die beide dem

Hause zu Ehren gesungen, und der Quell, daraus sie geflossen, war des Hauses Edelwein, der Ruhm, den sie besungen, war des Hauses Wein, und der Duft, der sie umschwebte, des Hauses Wein. Auch den Keller hat der Wein zu einem Dichterreiche verwandelt, nicht nur weil seine mit dem Dichterlordeer gekrönten Freunde dort um Faß und Glas ihre Verslein geschmiedet, nein, des Kellers Meister war selbst von den Gottbegnadeten einer, die sich in goldenen Phantasien eine eigene Welt träumen, und weil sie die rauhwirkliche Welt nicht fliehen können, diese doch mit poetischem Gewande umkleiden. Vater Niclas, „der das Rebengold vom Fuße der Haardt in unterirdischem Dom verwahrt“, ein junges Herz trotz grauem Bart, ein reines Herz trotz rauher Art, hat mir seine Weine zum Schauen und zum Kosten vorgetragen, wie ein Dichter seine Lieder, und mir von ihrer Herkunft, ihrem Alter, ihrem Geist und ihrer Kraft, von ihrem Ruhm und ihrer Unsterblichkeit gesprochen wie ein Dichter von seinen Werken, und seine verklärte Miene vergeß ich nicht, als er mir das letzte Fäßlein im stillen Winkel voll edelsten 93er Forster Jesuitengartens, sein liebstes Kind im Keller, zeigte.

Des andern Morgens in aller Herrgottsfrühe ging's nun hinein in die grünen Weingärten. Alle Fluren wollt' ich sehen, deren Gold wir trinken. Gimmeldingen, das bescheidene, durchschritt ich zuerst. Seine Fluren grenzen an Königsbachs und Deidesheims Gemarkung. Obwohl die Welt noch im Morgensonnenschein lag, durfte ich doch an der „Bettlade“ in Deidesheim nicht vorübergehen. Ich versenkte mich zu kurzer Rast zwischen ihre gemüthlichen vier Wände, um dann neugekräftigt mit dem Kellermeister Commerzienrath Eckels unterhalb Deidesheim einherzukriechen, soweit dieser Weinfirma Kellereien sich ausdehnen. In ihrem Herrenhause war wiederum ein edler Gast daheim, die Malerei. Franz Stucks aparte Hand hatte stilvoll die Wände geschmückt. Unser bester deutscher Thiermaler hatte mit flotten Scenen die Sonne und den Duft von Wald und Wiese in die ernsten Geschäftsräume hineingezaubert, und ernster, schwerer Arbeit ward ich Zeuge, immer freilich mit der unverständigen Meinung, was ich sah, sei das leichteste und angenehmste Geschäft der Welt: in stiller Clause zu Zweien und Dreien Weine zu probiren. Da standen auf langer Tafel an die 40 Fläschlein, ein jedes im umhegten Raume, der Lage und Jahrgang trug. Zu beiden Seiten der Tafel glänzten kupferne Becken, und ich sah mit Bedauern, wie jeder Tropfen Wein, auch der beste, nach kurzem rollenden Aufenthalte im Munde in jenen Becken versank, ohne seinen eigentlichen Zweck erfüllt zu haben. Ich ließ mich aber auch belehren, daß diese Weinproben, die den großen Weinauctionen vorangehen müssen, für Geist und Nerven überaus anstrengend sind und nur auf kurze Zeit ausgehalten werden. Die mannigfaltigsten Lagen von allen Pfälzer Weinorten hat wohl Forst. Zu beiden Seiten des langgestreckten Dorfes liegen in buntem Wechsel die guten und die schlechten. Kirchenstück und Jesuitengarten als die besten ließ ich mir zeigen und grüßte sie von Weitem, dann eilte ich weiter nach Wachenheim, um hier vor allen Dingen die weitberühmten Wintergärten und Parkanlagen zu sehen, die zum Wolffschen Riesenbesitz gehören, und in Dürkheim den Anschluß an die Bahn nach Worms zu finden.

Wir kennen gewiß Alle den Pfälzer Wein, und doch kennen wir ihn nicht, wenigstens so lange wir nicht einmal am Faß die edelste Ernte der letzten Zeit, den 1900er Wein gekostet haben. Wie Südwein, feurig und süß gebt er über die Zunge. Es ist nach sachverständigem Urtheil ein Wein, der feiner und herrlicher ist als der von anno 93 und also diesen noch um ein Bedeutendes übertrifft, ja, der sich insbesondere aus den spätgeernteten Trauben und auserlesenen Beeren zu einem Göttertranke gestaltete, wie er im ganzen vergangenen Jahrhundert, selbst wenn man bis zum berühmten 34er und zum noch berühmteren 11er zurückgeht, nicht gewachsen war.

Meine erste Rheinfahrt! Sonntag und Sonnentag ist's, Glockenklang vom Lande, Gesang vom Schiffe grüßen sich herüber und hinüber. So fuhr ich von Worms nach Nierstein, nahm Abschied von den in blauer Dämmerung vergehenden Pfalzbergen, grüßte zur Rechten die fruchtbare Thalbreite hin den dunklen Odenwald, bis auch am linken Ufer die Berge wieder hart an den Strom traten, die auf trockenem Eisenthonschiefergrunde den besten rheinhessischen Wein wachsen lassen. Ein Sonntagnachmittag in Nierstein, dem Mittelpunkte des rheinhessischen Weinbaues, schafft wie Rhein und Wein zusammen ein wogendes, fröhliches Leben. Die schmucke Straße hart am Strom ist bewegt wie das Wasser, und durch die auf- und abwogenden Schaaren ziehen des Weines neckisch-frohe Geister hin und her. Gesang schwingt sich auf und verhallt, Spiel und Scherz wirbelt die wandernden Gruppen zu lustigem Gewühl zusammen und treibt sie in scherzhafter Flucht auseinander, wie wenn Wellen auf- und niederziehen, wie wenn enge Wasserwirbel sich im Kreise drehen und wieder in der Strömung sich verlieren. Vom weinumkränzten Balcon einer Weinschänke am Wasser schaut' ich und lauscht' ich ins bewegte Treiben, dann sucht' ich im sonst stillen Orte, zwischen ungezählten Weingärten, liebe sächsische Bauersleute, denen ein gütiges Geschick einige Niersteiner Weinberge in den Schoß geworfen hat, und wieder war's am Rhein der helle goldne Wein, der mir ein Reiseidyll zauberte: froh des fremden Gastes zog des Hauses zahlreiche Gesellschaft zum nahen Keller. Schmuck und rein war er wie des Hauses gute Stube. Das elektrische Licht glänzt über die Fliesen, über die Fässer in die Winkel hinein, und nicht lange haben Niersteiner, Rehbach, Fuchsloch, Oelberg und Kehr die kostende Zunge lebendig gemacht, da fuhren die edlen Geister auch in die Füße und zwangen zum Tanz zwischen den Fässern, wo sie allein Reich und Recht haben.

Noch nie habe ich ähnliche Bahnfahrt erlebt, wie desselben Sonntags Abend von Nierstein nach Mainz. Aus allen Bergen und Schänken, aus Hallen und Gärten, aus den Weinorten der Umgebung war in ihm zur Heimkehr zusammengedrängt, was zuvor zu Schiff, zu Fuß, zu Rad an die Quelle der fröhlichsten Sonntagsstimmung gezogen war, aber die Geister, die sie gerufen, wurden die Ausflügler nun nicht los, sie stiegen, festhaftend in den Köpfen, in den Händen und Füßen, mit in den Zug und jubelten sich dort noch vollends aus, bis sie vor Mainz, bangend vor den schwarzen, engen Mauern der Stadt, durch die Fenster in ihr lustiges Bergreich zurückflohen und Köpfe mit bleichen Wangen, müde Hände und wankende Füße über Nacht und Tag ihrer gedenken ließen.

Ich blieb auf der linken Seite des Rheines bis Bingen, wo am Scharlachberg die letzten Hessenweine ins Nahethal hineinwachsen. Der Berg holt in weitem Bogen am Rheine aus und zieht sich eine gute Strecke längs der Nahe nach Westen, ehe er sich dort mit einem mächtigen Hange wieder nach Süden zurücklegt. Das ganze Massiv ist, abgesehen von seiner mit Wald bedeckten Krönung, den Reben aufgelassen. Die riesige Ausdehnung der Weinanlagen am Scharlachberg ließ mir wieder den Glauben an eine sonst oft bezweifelte Möglichkeit in unserem Weinhandel, wie denn in den ungezählten Weinhandlungen und Privatkellern der Welt der eine Berg so viel Fässer und Flaschen füllen kann. Abgesehen von der oft mala, selten wohl pia fraus, daß Weine ähnlichen Charakters unter dem Namen des berühmten Berges in die Welt gehen, vermag jene gewaltige dreiseitige Bergmasse Quanten echten Scharlachbergers zu liefern, die eine Unmenge von Einzelbedürfnissen befriedigen. Noch in anderer Beziehung ward der Berg mir lehrreich. Er gehört zum großen Theil dem Hause Espenschied zu Bingen, das in der Zeit meines Aufenthaltes unmittelbar vor der großen Jahresauction ihrer Weine auch vom Scharlachberg stand, und ich erfuhr dort, daß man des einen Berges Wein nach mindestens 20 Lagen unterscheide. Die Unterschiede sind bedingt durch die Stellung der einzelnen Striche zur Sonne, durch Höhen- oder Tiefenlage, durch freie oder geschützte Lage, namentlich aber auch durch den Untergrund, der am ganzen Berge oft genug zwischen einzelnen Schiefersorten, in schwarzen und rothen Adern wechsele. Da gab's allein in einem Hause Scharlachberger Keen, Weckbäcker, Mühle, Kneipenstück und Katharinazins, die sämmtlich, wie ich mich dankbar überzeugen durfte, zu den Besten ihres Stammes gehörten.

Das schöne Nahethal, in das ich nun einbog, hat wenig Weinbau. Er concentrirt sich namentlich in der Kreuznacher Gegend, ohne jedoch, wenn wir vom feurigen Kanzenberg-Wein bei Kreuznach, einer von den zahllosen Crescenzen Puricellis, absehen, zu specieller Bedeutung zu kommen.

In weitem Bogen über Saarbrücken und Metz trat ich ins gelobte Land der Mosel, das ich noch lieber als des Rheins Gefilde von Anfang bis zu Ende durchwandert wäre, denn der Mosel geht jener officielle Anstrich völlig ab, der den Schönheiten des Rheins so oft anhaftet, und an Schönheiten natürlicher und decorativer Art fehlt's dem Moselthale wahrhaftig nicht, aber man darf sie ursprünglicher genießen. Die Moselleute sind schlichter und weniger raffinirt auf die Ausbeutung der Fremden bedacht und über Allem wächst ja doch an den Moselbergen, so lang sie

den vielgewundenen Strom begleiten, des Wanderers Freund und Tröster, des Kenners Wanne, der Wein, der ganz anders als der vom Rheine und doch um keinen Grad schlechter als sein Bruder schmeckt. Doch meine Zeit war zu kurz fürs lange Thal und ich begnügte mich mit Anfang, Mitt' und Ende seines berühmten, weinhütenden Laufes. Als seinen Anfang, soweit sein Weinruf in Frage kommt, nahm ich Trier, die Stadt der besterhaltenen römischen Alterthümer und der trefflichsten modernen Bestrebungen seiner Bürger, sich zum Zwecke froher Geselligkeit und zu solidem, billigem Weinbezug zusammen zu thun. Daher findet man selten den gleichen schönen, preiswerthen Tropfen wieder als dort im Casino mit den eleganten Kneip- und Gesellschaftsräumen oder im Hause des katholischen Bürgervereins, davor ein dunkelschattiger Garten zu heimlichem Trunke lädt. In Trier hat mich nur eins betrogen, das Moselschiff, mit dem ich des Stromes Herrlichkeit langsamen Zuges genießen wollte. Doch fährt es nur 2 Mal in der Woche zu Thale und natürlich gerade nicht an dem Tage, da ich es brauchte. Nun galt es eine weise Wahl zu treffen, welchen Theil des wirren Weges längs des Stromes ich wählen sollte. Zum Glück besann ich mich trotz meinem rothen Baedeker auf einen noch erfahreneren Führer, auf den Moselpoeten Julius Wolff, und beschloß, den Bogen auszugehen, den der Landsknecht von Kochem mit seinem Töchterlein Gisela auf schwankem Boote abwärts fuhr. Wolff weiß schon, daß er mit dieser Fahrt des Weines und des Landes herrlichste Gemarkung schildert. Ich benutzte daher die Bahn über Wengerohr bis Lieser und wanderte schon auf weingeweihtem Baden über Cues nach Bernkastel und hier geraden Wegs zum vielgenannten Geschäftsfreunde Franz Wehr, um auf dringende Ladung hier die Keller anzustaunen, die in 7 Stockwerken tief in den Felsen eingetrieben sind und 2 wichtige Stätten bergen, die eine, wo die neuen reinlichen Glasfässer mit je 40 000 Liter in die Felswand eingelassen sind, die andere, wo der 93er Doctor begraben liegt. Hier und dort haben wir andächtigen Halt gemacht und von des Doctors Grab ein duftend Blümlein still gebrochen.

Unter den Klängen des Meßglöckleins in der Frühe zog ich des anderen Tages meine Straße weiter, langsam, um nichts zu übersehen von der mannigfaltigen Pracht des Thales und der Berge im Morgensonnenglanze, um nichts zu versäumen, was mir der Winzer im Wingert, der Arbeiter am Wege zeigen und erzählen könnte. Mit Stolz wies mir ein Bernkasteler vorm Thore des großen Doctors Geburtsstätte am Berghang. Woher der Name? Ein kranker Bischof ward einst von einem Fäßlein dieses Weins über Nacht gesund!

Graach, ein Moseldorf, lang am Flusse hingestreckt und seinen überirdischen Häuserrauminhalt verdoppelt in den Kellern wiederfindend, war mein nächstes Ziel. Ich ließ mich gern belehren, daß die deutschen Weintrinker sich ein falsches und leider ein ungünstiges Bild vom Graacher Wein machen, wenn sie ihn als der Moselsorten billigste kaufen und trinken. Dieser sogenannte Graacher habe sich höchstens drüben auf des Flusses Schattenseite einmal im Wiederschein der echten Graacher Sonnenlagen gespiegelt.

Wenige Minuten hinter dem Dorfe lag ein großes Gehöft. Sein Hauptgebäude war mit einem Thürmchen geschmückt; ich hielt's für ein Kloster und sprach um Trank und Speise vor, wurde aber abgewiesen. Ueber dem Thor war ein Heiliger in Stein gemeißelt, St. Joseph stand dabei geschrieben. Da ging mir ein Licht auf: ich war an der Kelter des Josephshöfer, — aber ob ich auch bat, man gab mir keinen.

Drüben Wehlen, ein schmucker Ort, vor mir Zeltingen überkrönt vom Schloßberg. Ich hielt's nun mit der Reise Zweck gegeben, zum Frühtrunk erst ein flüchtig' Glas zu heben, und ging zum Vater Nicolai in die Post. Auch er klagte wie der Graacher, daß der Zeltinger durch falsche Kinder seines Namens um seinen Ruhm gekommen sei, und ließ es seine Ehrensache sein, im Keller mich des Besseren zu überzeugen. Immer höher steigen nun drüben die Berge, die Reben — ja, wer denkt,

Wenn er den Wein, den man ihm brachte,
So leichter Hand ins Glas sich schenkt,
Der Müh und Arbeit, die er machte!

Namentlich die Erdener wissen ein Lied von Schweiß und Plage zu singen:

ihr Rebland schmiegt
In Stufen und gestützt durch Mauern
Sich an den Fels wie angekleckst,
Und ausgenutzt ist jedes Läppchen
Von Grund und Boden, und was dort wächst,
Das nennen sie das Erdener Treppchen.

In Kindel setzte ich über nach Kinheim, um über Cröff die Fähre zu finden, die mich nach Wolf, dem Sitze eines evangelischen Waisenheims in der Diaspora, bringen sollte. Das Waisenheim, ein Musterinstitut in der Hand seines Leiters Sup. Berenbruch, ein Hort freundlich erzogener Kinder, deckt seine Kosten auch durch die Einnahmen eines flotten Weinhandels. Der Wein wächst ihm auf eignem Besitze oder fließt ihm in durchaus reellem Kauf in den Keller, und hätte er sonst keinen Vorzug, so doch den einen, daß er von klassischer Hand gehegt und gepflegt wird. Kellermeister Emmerich ist mit Wolffs erwähnter Dichtung unsterblich geworden. J. Wolff hat eine ausgesprochene Schwärmerei für den Weinort seines Namens. Er besucht ihn oft und weiß darum des Ortes und des Stiftes Wein zu schätzen. Im Rißbacher Blumenfeste, das er in seinem Sang von der Mosel so verführerisch schildert, heißt's drum:

Zum Wolfer Fasse laß uns hinken!
's ist Kirchengut, Du kannst ihn trinken.
Flink, Emmrich, ein Hubertusglas!

Der Wolfer gilt noch heute wie zu Landsknechtszeiten und Emmerich hat seines Schenkenamts auch treu für uns gewaltet.

Wiederum war über frohem Geplauder im gastfreien Wolfer Stiftskeller der Abend hereingekommen. Bei sinkender Sonne geleiteten mich die Gastfreunde zur Mosel. Da schwamm überraschend ein Boot am Lande, von Zöglingen des Hauses sicher gelenkt, und gewährte mir den herrlichsten Genuß meiner Reise: eine stille Fahrt zwischen waldbesetzten dunklen Ufern auf dem mondbeglänzten Wasser nach Traben; es war eine selige Stunde zu schwärmen und zu träumen; was da zusammen sprach, der Wein, die Berge, der Strom und des Mondes lichter Schein, Alles war von goldener Poesie verklärt.

Den übrigen Theil des Moselthales erschaut' ich nur im raschen Flug von der Bahn. In Coblenz stieg ich dann wieder zu Schiffe, um nur noch langsam des Rheingaus Schönheit in mich aufzunehmen. Ein glücklicher Entschluß warf mich in Lorch ans Land. Ein Nachen vermittelte den Uebergang vom Rheindampfer zum Ufer. In ihm saßen außer mir zwei Herren, die sich im Gespräch als Lorcher erwiesen. Bescheiden fragte ich, ob sie mir wohl sagen könnten, wo ich des Ortes besten Wein und gute Trinkgesellschaft fände. Es sei mein Wunsch, des Landes Brauch beim Weine zu studiren. Da leuchteten die Augen auf des Jüngern: „Von Lorch der Bürgermeister weiß ich da besten Rath. Wenn überm Rhein der Abend mit weißen Nebeln sinkt, dann kommt zur goldnen Krone, wo ihr den Lorchen trinkt, der als des Namens Bester im ganzen Reiche gilt. Dort finden wir uns wieder. Verseht nur nicht das Schild!" — Und wahrlich, besser konnte ich nicht berathen sein. Des Ortes Honoratioren, das Oberhaupt voran, traten pünktlich zum Abendschoppen an und spannen denselben, nicht nur zu des Fremdlings Ehre, zu einem kernhaften Dauertrunke aus. Wieder war's ein Abend am Rhein, der einen unvergleichlichen Zauber um uns wob. Er grüßte zum weit offenen Fenster herein und trug der Wellen leises Rauschen zu uns. Im Rosenhag am Ufer schlug eine Nachtigall und in den Duft, der aus den Römern verlockend stieg, mischten sich Rosen und Reseden, die unten im Fenster blühten. Da hat mir's doch wieder geschienen, als sei es nur des Menschen halbe Schuld, wenn er zu oft, zu tief ins Glas geschaut. Wer will stärker sein als der zauberhafte Zwang, den in solchen Stunden der Rhein und der Wein mit einem Gefolge poetischer Mächte auf den Menschen mit seinem offenen Herzen übt?

Ja, es läßt sich, wie es dem Adel im Mittelalter dort nachgesagt wird, in Lorch ein Leben wie im Paradiese führen. Es wachsen auf seinen Bergen Trauben, die zum Versucher werden, selbst wenn sie auf der „Pfaffenwiese" wachsen, sind sie gefährlich, und am schlimmsten treiben es die Reben, die im stillen Bodenthale sich um den Fremden schlingen. Sie lassen seine Sehnsucht nimmer wieder frei nach dem Rhein, nach dem schönen Lorch am Rhein, von dem ich über Rüdesheim und Frankfurt schnell der Heimath wieder zueilte.
Grl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 124. Donnerstag, den 16. October, Abends. 1902.

Waldstein als Grundherr.*)

o—. Ueber des Friedländers Leben und Thaten ist bereits eine ganze Bibliothek in Druck erschienen und der großen Frage über seine Schuld sind zahlreiche Untersuchungen gewidmet worden, die aber doch zu einem völlig sicheren Ergebniß bisher nicht geführt haben. Dagegen ist das Privatleben Waldsteins verhältnißmäßig wenig bekannt geworden, obschon auch dieses nicht weniger interessant ist, als sein öffentliches Wirken. Im Nachfolgenden wollen wir den Kriegshelden in seiner Wirksamkeit als reicher Grundherr zu zeichnen versuchen.

Er hat zu Gitschin einen schönen Sitz.
Auch Reichenberg, Schloß Friedland liegen heiter.
Bis an den Fuß der Riesenberge hin
Streckt sich das Jagdgehege seiner Wälder;
Da kann er fürstlich jede Kunst ermuntern
Und alles würdig Herrliche beschützen,
Kann bauen, pflanzen, nach den Sternen sehen . . .

Nachdem Waldstein die ihn tiefschmerzende Entlassung vom Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen zu Memmingen erhalten, zog er sich nach seinem prachtvollen Wohnsitze zu Gitschin zurück, dessen Bau er wenige Jahre vorher begonnen und mit seinen ungeheuren Mitteln großartig durchgeführt hatte. Auch auf seine Fürstenwohnung in Prag, unter den Palästen dieser Königsstadt noch jetzt einer der sehenswerthesten, verwendete er die ansehnlichsten Summen. Dem Glanze der Paläste entsprach die Hofhaltung: vier Kammerherren aus den vornehmsten Geschlechtern, zwölf Barone und Ritter, sechzig Edelknaben bildeten die Umgebung des Herzogs, die verherrlicht war durch eine Leibwache in der reichsten Ausstattung neben einer Dienerschaft in der ausgesuchtesten Bekleidung. Alles, was mit dem Herzog in Berührung stand, war gewählt, glänzend, verrieth Geschmack mit wohlangewendeter Pracht, und diese war die gleiche bei friedlichen Zeiten wie bei Kriegszügen, bei der Hofhaltung wie im Heerlager. Seinem Geschichtsschreiber Gualdo Priorato zufolge hätten bei einem Aufbruche in das Feld fünfzig sechsspännige Wagen das Gepäck und das Küchengeräth, fünfzig vierspännige den Kriegsbedarf für seine Person zu führen gehabt und wären fünfzig auserlesene Handpferde, auf das Kostbarste angeschirrt, durch ebensoviele berittene Wärter geleitet worden. Und allerdings konnte Waldstein so auftreten. Als einer von drei Enkeln eines Großvaters, dessen allerdings zahlreiche Herrschaften unter sieben erwachsene Söhne gleichmäßig getheilt wurden, konnte Albrecht von seinem Vater Wilhelm keinen großen Besitz erwarten oder nachher ererbt haben; aber sein angeborener Hang zum Ungewohnten, früher wohl selbst zu Ungebührlichem, der ihm schon in Jünglingsjahren den Beinamen des „tollen“ Waldstein zuzog und sich zu übermessenem Streben nach allem Großartigen und Gebietendem entwickelte, fand die mangelnden Mittel in dem großartigen Vermögen, das ihm durch die Vermählung mit Lucretia Nekesch von Landau, des reichen Hrn. von Wiczkow Wittwe und Erbin, die nach wenigen Jahren ihres zweiten Ehestandes verschied, zugeführt wurde. Er war dadurch in Stand gesetzt worden, aus der Beute der den böhmischen Rebellen nach der unglücklichen Schlacht am Weißen Berge confiscirten Güter größere und kleinere Herrschaften für die Summe von 7½ Millionen Gulden zu erkaufen, und sich zugleich einen diese Summe noch übersteigenden Credit zu verschaffen. Mit seiner Erhebung in den Fürstenstand und der Erklärung seiner böhmischen Besitzungen zu einem Herzogthum Friedland steigerte sich jener Hang. In einem Schreiben an seinen Landeshauptmann zu Gitschin vom 24. November 1633 bekennt Waldstein selbst, bei fleißiger Betreibung der Wirthschaft auf seinen Besitzungen könnten sich, die Contributionen einbegriffen, seine Einkünfte auf 400000 Gulden belaufen. Zählt man dazu noch die Zinsen von ansehnlichen Forderungen und seine Bezüge als oberster Feldherr, von welchen noch zu reden sein wird, so stellt sich sein Einkommen als ein geradezu riesiges heraus.

Dem übrigen Haushalt sollte die Tafel entsprechen, obwohl Waldstein für seine eigene Person sich großer Mäßigkeit befleißigte und nie an Gelagen theilnahm; aber er erkannte den Einfluß einer wohlbesetzten Tafel, und so wollte er allzeit eine „lange“ Tafel haben. Von der damals allgemein herrschenden Gewohnheit des starken Trinkens blieb er unberührt, obwohl seine Keller mit den ausgesuchtesten Weinen aller Gegenden versehen sein mußten. Von dem Silbergeräth, welches er für 14500 Thaler durch den Handelsmann Sevossi auf einmal aus Genua kommen ließ, diente ohne Zweifel ein großer Theil seinen Gastmählern.

Waldsteins Besitz war ein ungeheuerer. Die Herrschaft Friedland allein umfaßte dreißig unmittelbare und vier Lehngüter und wurde auf mehr als 4 Millionen geschätzt, während blos 340000 Gulden Schulden darauf hafteten. Außerdem gehörten ihm die Herzogthümer Sagan und Großglogau mit bedeutendem Erträgniß. Dazu kamen 1071000 Gulden Capitalforderungen, davon 900000 nebst 279000 Gulden an Zinsen durch sechsthalb Jahre an den Kaiser, und zu dem Allen ist noch sein Feldherrngehalt von 6000 Gulden monatlich zu rechnen. Trotz eines Gütercomplexes, der manches Reichsfürstenthum weit übertraf, finden wir Waldstein noch in den letzten Jahren seines Lebens in Unterhandlungen über neue Erwerbungen; doch befleißigte er sich dabei nicht immer des redlichsten Verfahrens.

Der sorglichen Aufmerksamkeit, welche Waldstein seinen ausgedehnten Besitzungen angedeihen ließ, konnte selbst das Geringfügigste sich nicht entziehen. Bei Kriegszügen und großartigen Entwürfen, unter allen Obliegenheiten, die an Stellung und Machtbesitz sich knüpfen, entschlug er sich ihr nicht einen einzigen Tag. Ueber Alles verlangte er umständlichen Bericht, in Allem wollte er klar sehen, nichts durfte vorgenommen werden ohne seine Zustimmung, von allen Orten her und zu allen Zeiten erließ er Verfügungen bezüglich der Verwaltung seiner Besitzungen. Von jeder derselben mußte ihm angegeben werden, wie viel Pferde, Stuten, Rindvieh, Schafe bis herab auf Gänse und Hühner sich vorfänden. Als jährliche Nutzung von einer Kuh ohne das Kalb forderte er zwölf Gulden, von einem Schafe einen Gulden. Dabei sah er darauf, daß jede Wirthschaft mit dem nöthigen Nutzvieh versehen werde; der Ertrag seiner Kühe war für 25000 Gulden verpachtet. In gleicher Weise wollte er über das Dienstpersonal auf seinen Höfen und Wirthschaften unterrichtet sein; er forderte Verzeichnisse der Löhne aller auf Meierhöfen und Brauereien Angestellten, von dem Höchsten herab bis zum Niedrigsten.

Die Hauptrechnung des friedländischen Rentamtes vom Jahre 1632, nachdem freilich eine bedeutende Anzahl anderer Herrschaften zu demselben geschlagen worden war, wies einen Bezug von 445876 fl. gegen eine Ausgabe von 337018 fl. auf. Im Jahre 1633 wurden in Friedland 1500 Faß Bier im Werthe von 70438 fl. gebraut. Der Ertrag des gesammten Herzogthums war somit ein sehr beträchtlicher. Viele Pflichten dürften, weil sie in Dienstleistungen bestanden, in der Rechnung nicht einmal angeschlagen sein. So hatte die Stadt Friedland wöchentlich einen Strich Salz in die herrschaftliche Küche zu liefern. Den Töpfern lag die un-

*) Man vergleiche: Förster, Wallenstein; Ranke, Geschichte Wallensteins; Kugler, Wallenstein und die zahlreichen Arbeiten von Gindely, namentlich auch die Briefe Wallensteins in der Försterschen Ausgabe. Benutzt wurden ferner archivalische Excerpte aus Breslau und München

entgeltliche Stellung des Geschirres in dieselbe ob, die Ausbesserung der Oefen, der Bau neuer im Schlosse. Die Fleischhacker hatten das Vieh für die Küche zu schlachten und zu zerwirken, dazu für die Fleischbank 20 Stein geschmolzenen Unschlitts und wöchentlich von zwei der besten Rinder die Zungen, die Füße und die Kaldaunen abzugeben. Die Schneider mußten, gegen Darreichung von Speise und Trank, die Kleider für das Gesinde verfertigen. Ein Schuster konnte erst dann Meister werden, wenn er ein paar Stiefel als Meisterstück in das Schloß geliefert hatte. Von jedem Eimer Bier, welcher in der Stadt gebraut wurde, waren acht „Pindt" zu entrichten. Die Schmiede und die Leinenweber hatten die Pflicht, der Herrschaft um geringen Lohn zu arbeiten. Den Lehnschulzen lag außer Lieferungen von Eiern, Hühnern, Kapaunen die Schuldigkeit ob, den Wein für die Herrschaft unentgeltlich herzuführen. Die Bauern mußten die Kälber derselben aufziehen, bis sie mit Nutzen konnten gebraucht werden.

Ein Haupterträgniß aller Herrschaften in Böhmen war das Bierbrauen. Einige Brauereien der Herrschaft Friedland warfen im Jahre 1625 einen Ertrag von 16 000 fl. ab. Viele Erlässe Waldsteins betreffen das Brauen. Doch bewährte er sich als wirklich großer Herr darin, daß er nicht blos den eigenen Nutzen ins Auge faßte, sondern mit Nachdruck darauf drang, daß gutes schmackhaftes Bier gebraut wurde. Sein Landeshauptmann erhielt den Auftrag, während des Winters in sämmtlichen Brauhäusern Gerstenbier brauen zu lassen, weil es größeren Nutzen gewähre und die Leute es lieber tränken als das weiße Bier. Graf Terzka habe Leute, die braunes Bier auch im Sommer zu bereiten wüßten; er habe ihn um Ueberlassung eines solchen angegangen. Dem Brauer in Kopidlno ließ Waldstein bei Leibesstrafe anempfehlen, stets abgelagertes Bier für seine Hofhaltung in Bereitschaft zu halten. Die Bestimmung, in welche Keller seiner Schlösser das Bier sollte eingelegt werden, ging von dem Herzog selbst aus. Dem Landeshauptmann schrieb er, er solle für ihn eine „gute Brühe brauen lassen" und wöchentlich ein Faß voll überschicken. Von diesem Gebräu ließ Waldstein dem Fürsten Eggenberg zwei Wagen voll zuführen. Um dieselben nicht leer zurückgehen zu lassen, ordnete er an, daß sie von den besten österreichischen Weinen als Gegenfracht laden sollten, wobei die Sorge für Geld, Paß und Geleite wieder von ihm ausging.

Auf Bewirthschaftung des Bodens richtete Waldstein gleichfalls sein Augenmerk. Er verordnete, daß bei den Vorwerken jeder Zeit die volle Hälfte des Bodens angebaut werde und die Hauptleute hierauf Acht zu geben hätten. Verzeichnisse der Aussaat mußten ihm eingeliefert werden, vermuthlich auch, obwohl hierfür kein Beleg vorliegt, diejenigen über die Ernte. In Melisch-Altenburg besaß er einen Weingarten. Im Frühjahr 1631 verfügte er, die Weingärtner hätten beim Schnitt den Saft der weißen Reben in Flaschen zu sammeln und die Asche von den verbrannten dürren rothen Reben gegen ein Trinkgeld der Herzogin zu übersenden. Dem Hauptmann zu Melisch befahl er, Kapaunen und Hühnlein im Frühjahr auf die Vorwerke auszutheilen, damit sie durch die junge Grasweide gesund würden. An andere Hauptleute erging die Vorschrift, Kälber von zwei Kühen säugen zu lassen und ihnen Haferkörner mit Salz zu reichen. Andere Beamte wurden aufgefordert, wohlduftende Veilchen in die Garderobe einzuliefern.

Nicht aus persönlicher Lust an dem Waidwerk — denn wie hätte der Herzog Zeit gefunden, demselben obzuliegen, oder wie hätte sein Gesundheitszustand ihm solches gestattet! — sondern weil wohlbestellte Wildfuhren als Kleinodien der Herrschaften galten, auch seiner Küche wegen schenkte er Jagden und Forsten dieselbe Aufmerksamkeit, wie Allem, was im Bereich seines Besitzes oder seiner Gerechtsame lag. Sein Hofstaat, klagte er dem Landeshauptmann, sei mit Wildpret und Geflügel nicht genügend versehen. Er befehle ihm, seinem Bürgermeister deswegen einen ernsten Verweis zu ertheilen und ihn zu besserer Obsorge zu mahnen. Dann wieder fand er die Fasanen, die für seine Tafel abgeschickt worden waren, gar zu mager, indeß diejenigen von Terzkos Gütern recht fett wären; es sei Bedacht darauf zu nehmen, wie auch die seinigen besser werden könnten. Man solle ihnen fleißig schütten und sie nicht in Kammern sperren, in welchen sie nur abmagerten. Dann sei aufzumerken, daß ihn der Fasanenwärter nicht bestehle. Es müßten einige Leute bestellt werden, die deshalb bei den Fasanenhändlern in Prag Nachfrage hielten. Brächten sie eine Schuld heraus, so sei der betreffende Wärter, Anderen zum Abscheu, unverweilt aufzuknüpfen und der Angeber mit 300 fl. zu belohnen. Weiter verordnete er, daß für seine Tafel täglich Krametsvögel und wöchentlich ein Dutzend junger Rebhühner, „weil er fast keiner anderen Speise sich bedienen könne", geliefert würden; letztere seien, um die Tageshitze zu vermeiden, während der Nacht zu befördern. Bald darauf beschwert er sich wieder, daß er von Krametsvögeln, Lerchen und Drosseln nichts bekomme. Des Grafen Terzka Güter seien entlegener als die seinigen, dennoch erhalte dieser immer frische Vögel. Es scheine eben, daß dessen Befehle besser beachtet würden, als die seinen.

Schon im Jahre 1625 sann Waldstein auf Bergwerke und auf eine Münzstätte. Münzen jeder Art bis zu fünfzigfachen Ducaten hinauf gingen aus seiner Münzstätte hervor. Später dachte er daran, ob es nicht gewinnbringender wäre, sie an einen wohlhabenden Mann zu verpachten, zumal da ihn der Landeshauptmann von einem Verluste von 4000 Ducaten bei der Umprägung in Kenntniß gesetzt hatte.

Durch den Juden Bassevi wurde des Herzogs Aufmerksamkeit neuerdings auf den Bergbau gelenkt. Ein gewisser Esaias Ekhard wurde mit näherer Untersuchung des Gesteins der Herrschaften beauftragt. Der Herzog ließ sich die Probezettel für die Ergebnisse der Untersuchung vorlegen und bestellte hierzu den genannten Bassevi zum Betriebe des Bergbaues mit voller Befugniß für ihn und für seine Leute, auf Gebirgen, Feldern, Wiesen ungehindert graben und nachspüren zu dürfen. Auch Pulvermühlen und Salpetersiedereien standen für den Herzog in Betrieb.

Wegen Verbesserung der Mühlen, die bekanntlich überall in Deutschland seit ältester Zeit herrschaftliches Regal waren, ließ er Samuel Caroli, den vornehmsten Müller in Prag, nach Gitschin kommen. Hier besaß er auch eine Gerberei.

Selbst über minder wichtige Gegenstände durften die herzoglichen Beamten nicht nach eigenem Gutdünken verfügen. Waldstein wußte seine Angestellten tüchtig in Zucht und Ordnung zu halten: „Meine Diener sollen wissen," schreibt er einmal, „daß ich meinen Willen ernstlich vollführt sehen will und daß sie mich nicht zum Besten halten dürfen," und einem Erlaß an die Gitschiner Kammer fügte er eigenhändig bei: „Traktirt mich nicht als ein gutes Mannle, sonst läuft Euer Leib, Ehr' und Gut Gefahr. Gewiß werde ich weder mit Euch, noch mit sonst Jemanden scherzen."

Unmittelbar nach Erwerbung der Herrschaft Rumburg-Anlibitz stellte sich Waldstein die Aufgabe, die an der Czidlina überaus anmuthig gelegene Stadt Gitschin zu einem in jeder Beziehung glänzend ausgestatteten Fürstensitze umzugestalten. Ungemein viel hat er hierfür gethan, in Allem einen großartigen Sinn bewährt, dessen Spuren sich noch jetzt wahrnehmen lassen, ungeachtet an dem Palast Vieles von der damaligen Größe und von der prachtvollen Einrichtung verschwunden ist. Auch da wurden die ausgedehnten Stallungen bewundert, in welchen den Pferden, wie in seinen Stallungen zu Prag, das Futter in marmornen Krippen und in kupfernen Raufen vorgelegt war und das Wasser in marmornen Becken plätscherte. Durch mehrere Jahre wurde daran gebaut; Waldstein selbst ordnete an, was im Laufe eines jeden ausgeführt werden sollte. 100 Pferde, 25 Wagen standen zur Förderung des Baues immer in Bereitschaft. Dem sorglich gepflegten Fürstensitze fehlten nicht Gärten mit zierlichen Blumen, Wasserkünsten und Vogelhäusern, sowie ein Thiergarten. Wahrscheinlich enthielt dieser auch ausländische Thiere, wenigstens überließ Questenberg für denselben ein Kameel, weil er in Wien dafür keinen Stall austreiben konnte. Da führte eine noch bestehende Allee von vier Reihen Linden nach dem eine Viertelstunde entfernten Sommerhaus Kheling, das ebenfalls heute noch eine Zierde der Gegend ist. Ein Ballhaus mußte binnen Monatsfrist fertig gemacht werden. Kostbares oder was im Inlande nicht zu finden war, verschrieb der Herzog aus fremden Gegenden. Malereien wurden in Italien und in den Niederlanden bestellt. Weil er neapolitanische Pferde besitzen wollte, schickte ihm Fürst Ottavio Carafa solche aus seinen eigenen Gestüten. Der Marchese Enzio Bentivoglio in Ferrara besorgte ihm den Ankauf von 20 Maulthieren und einigen Sänften. Dem Residenten Schmid in Konstantinopel sandte der Herzog die Zeichnung seines Baumeisters Pirroni, der ein türkisches Zelt zu entwerfen hatte, welches er ihm dort sollte anfertigen lassen, „nicht kostbar, nicht viel Seide, noch weniger Gold, aber sauber und zierlich ausgestattet. Zugleich solle er einen Mann mitsenden, der auf das Aufschlagen sich verstehe,

weil man hierorts nicht damit umzugehen wisse. Schmid glaubte ein solches Zelt in Cairo zu finden." Schön und kostbar muß es gewesen sein, denn wir finden einen Auftrag des Herzogs, dem Residenten 10000 fl. zu diesem Zwecke zu übermachen.

Die Stadt Gitschin selbst sollte erweitert und zu einer gewerbreichen gemacht werden. Im August 1633 wurde der Bau von 150 neuen Bürgerhäusern angeordnet; 10 neue Häuser, die schon im vorhergehendem Jahre fertig geworden, sollten blos zu Wohnungen für Plattner (Harnischmacher) dienen. Es kam Befehl, Hufeisen, Nägel und andere Bedürfnisse in Gitschin zu verfertigen; es wurden Untersuchungen angestellt, ob nicht Waffenschmieden zu eröffnen seien, und auch an Anlegung einer Gewehrfabrik wurde gedacht. Maulbeerbäume wurden angepflanzt, damit Seidenarbeiten in der Stadt eingeführt werden könnten; die Jesuiten mußten einen Hof abtreten, auf welchem Häuser für Tuchmacher gebaut wurden; jedem von auswärts einziehenden Handwerker sollte nach Bedürfniß ein neues Haus zugewiesen werden, wofür er „etwas Leibliches" zu entrichten hatte. Auch eine Handelsstadt sollte Gitschin werden. Hierzu gewährte der Fürst seinen Hofjuden Jakob und Leon Bassevi, die ihre Waaren aus Prag nach der friedländischen Residenz zu schaffen gedachten, jeglichen Vorschub. Er ließ sich Waaren von ihnen liefern und ihnen 12000 fl. auszahlen, „damit sie in Förderung des Handels nicht gehindert würden"; er ließ ihnen auch zur Einführung der Weberei 50000 fl. vorstrecken. Auch andere Städte seiner Herrschaften hatten sich seiner Fürsorge zu erfreuen, namenlich Reichenberg und Sankow.

Der gesammte ungeheure Besitz des Friedländers wurde bekanntlich nach seiner Ermordung confiscirt, die bedeutendsten Herrschaften Friedland und Reichenberg kamen an den Grafen Gallas, Hirschberg an Buttler. Die Wittwe Waldsteins, Isabella v. Harrach, trat im April 1634 mit Ansprüchen für sich und ihre Tochter Maria Elisabeth, Schillers Thekla hat nur in des Dichters Phantasie gelebt, bei der kaiserlichen Liquidationscommission hervor. Sie verlangte das Haus in Prag, ein lebenslängliches Wittwengehalt von jährlich 12000 Ducaten, ein Capital von 300000 fl., das Mobiliar und das Silber in den Palästen zu Prag und Gitschin, 2000 fl. monatlich für ihre Tochter, 10000 Thaler zu deren Ausstattung, ein Capital für sie von 100000 fl. und an Gold und Silber, was ihr zu eigen war. Was sie wirklich erhielt, war weit weniger. Es wurde ihr die Herrschaft Neuschloß, zu 154538 Schock Meißnisch geschätzt, und die Stadt Leippa zu lebenslänglicher Benützung überlassen, der Tochter wurden 10000 Schock Meißnisch und 2000 zu ihrer Ausstattung zuerkannt; 6000 fl., welche die Commission mit Beschlag belegt hatte, mußten der Mutter auf Befehl des Kaisers zurückerstattet werden. So dürftig war der Ausgang einer Herrlichkeit, die alle Pracht der Zeitgenossen überstrahlt hatte!

Bücherbesprechungen.

— **Dichtungen des Königs Johann von Sachsen**, herausgegeben von **Carola**, Königin-Wittwe von Sachsen. Der volle Ertrag ist zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Leipzig, Verlag von Bernhard Tauchnitz, 1902. Preis 3 M., gebunden 4 M.

Wenn meine letzte Stunde längst geschlagen
Und dann Dein Blick auf meine Gabe fällt,
Gedenke, daß, was diese Blätter tragen,
Gar manche Lebensstunde mir erhellt.

Dies ist die erste Strophe des Widmungsgedichtes, mit dem König Johann seinem geliebten Sohne, dem Prinzen Albert, seine Uebertragung von Dantes Göttlicher Komödie übergab. Diese Zeilen könnten als Sinnspruch über dem ganzen vorliegenden Bande stehen. Denn wer fühlte es diesen Dichtungen nicht an, daß sie im Wechsel der Tage erwachsen sind ohne jeden äußeren Zwang, daß es dem fürstlichen Sänger Bedürfniß war, in Vers und Reim zu fassen, was immer ihm das Herz bewegte, und daß er nur der gebietenden Stunde gehorchte? Und was vor Allem den Werth dieser poetischen Gabe ausmacht: es spricht aus diesen Versen das warme und tiefe Empfinden eines frommen, wahrheitsuchenden Herzens, ein allem Hohen und Edlen zugewandter Geist, ein königlicher Sinn in des Wortes voller Bedeutung. Sehr viele von den Dichtungen, die dieser Band enthält, waren ursprünglich nur für den engsten Familienkreis bestimmt. Prinz Johann pflegte kein Familienfest vorübergehen zu lassen, ohne seinen Gefühlen poetischen Ausdruck zu leihen. Bekannt ist das schöne Gedicht, mit dem er die Geburt seines ersten Sohnes, unsres nun vollendeten Königs Albert, begrüßte (S. 22):

Sieh, er schlummert! unerweckt*) noch
Von der Wonne, die er giebt,
Und der Kindheit Nacht verdeckt noch
Ihm, wie warm ein Volk ihn liebt.

Doch was jetzt um seine Wiege
Unbekannt ihm selbst geschieht,
Soll er Tag für Tag einst hören,
Bis sein Herz in Dank erglüht.

Fern soll ihm des Schmeichlers Flüstern,
Fern das Gift der Wollust sein,
Ehrgeiz, der nach Fremdem lüstern,
Und der Prunksucht Flitterschein.

Für das ew'ge Recht erwärme
Ihm das Herz des Lehrers Wort,
Und der Tugend Veste wahre
Mannheit ihm als mächt'gen Hort.

Zu dem Heiligthum der Wahrheit
Führ' ihn Wissenschaft den Pfad,
Und des Glaubens Himmelsklarheit
Stärk' ihn zu vollkommner That.

Vor dem Lichte der Erkenntniß
Flieh' der Vorurtheile Macht,
Und die hehre Kunst entfalte
Ihm des Lebens Blüthenpracht.

Kann ein Vater dem neugeborenen Sohne ein schöneres Angebinde in die Wiege legen als solche Wünsche und Gedanken? Prinz Johann zeigte schon in jungen Jahren ein mehr dem Ernste des Lebens zugekehrtes Wesen. Wenn man z. B. den Glückwunsch liest, den der siebzehnjährige Jüngling seinem Vater, dem Prinzen Maximilian, darbrachte (S. 5), so staunt man eben so sehr über den hohen Ernst der Lebensauffassung wie über den glatten Fluß der sapphischen Strophen. Und geradezu erschütternd wirkt die Gedankentiefe des etwa in derselben Zeit entstandenen Trioletts (S. 67): „Nimm mich, Gott, in deine Arme, Wenn verlischt mein Lebenslicht." Daneben aber fehlt es dem Prinzen auch nicht an offenem Sinn für die heiteren Freuden der Geselligkeit. Die „Lebensregeln" (S. 227) und der Dithyrambus an Bacchus (S. 231) athmen eine wahrhaft erquickende jugendliche Frische, und in einem Gedichte an seine Schwester Prinzessin Amalie mahnt er die zu düsteren Stimmungen Neigende an eine fröhliche Elbfahrt und fährt dann fort:

Auf der irdischen Fahrt sollte es anders sein?
Nein! des Lebens Genuß tadelt nicht, wer ihn gab.
Tugend bleibe Dein Ziel; aber verschmäh auch nicht,
Was ihr rosiger Pfad Dir beut.

Ja sogar den behaglichen sächsischen Volkshumor wußte Prinz Johann nicht blos zu würdigen, sondern versuchte sich selbst darin. In einer Dresdener Localposse „Der Kanonenschuß" bringt er die herzliche Theilnahme der Dresdener an der Geburt des Prinzen Albert (1828) zu überaus wirksamem Ausdrucke (S. 171—192). Sehr bemerkenswerth ist auch das Geschick, mit dem er hier die Mundart handhabt. Ein Zeugniß für die außerordentliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit des fürstlichen Dichters ist das Gedicht „Thyrsis an Chloe" (S. 239), und nicht in Widerspruch damit steht seine Freude, ein Mann zu sein (S. 238). Der poetische Nachlaß des Königs Johann — abgesehen natürlich von der Dante-Ausgabe — war bis 1878 nur im engsten Kreise der königlichen Familie bekannt. Erst das Lebensbild, das Staatsminister Dr. Johann Paul v. Falkenstein in diesem Jahre herausgab, brachte eine Anzahl von Gedichten zur Kenntniß weiterer Kreise. Inzwischen sind, insbesondere durch Geheimrath Petzholdt, noch verschiedene Dichtungen des gekrönten Sängers der Oeffentlichkeit übergeben worden, leider meist in Zeitschriften. Der Wunsch war daher begreiflich, die verstreuten Gedichte zu einer Sammlung vereinigt zu sehen. Ein glücklicher Zufall brachte im Frühjahr 1902 elf bisher völlig unbekannte Dichtungen aus der Jugendzeit des Prinzen an den Tag. Es fand sich nämlich bei Gelegenheit eines Besuchs Sr. königl. Hoheit des Prinzen Johann Georg in Weimar im Goethe-Archiv ein Heft mit 22 Gedichten des Prinzen. Diese Handschrift hatte im Jahre 1829 der damalige sächsische Gesandte am weimarischen

*) So steht in der als Facsimile beigegebenen Handschrift des Prinzen; der Druck hat die unverständliche Lesart „überwacht".

Hofe, Frhr. v. Lützerode, Goethe überreicht, der den Wunsch geäußert hatte, die Gedichte des Prinzen kennen zu lernen. Auch der königl. Bezirksarzt Dr. Petzholdt in Großenhain war in der Lage, aus dem Nachlasse seines Vaters mehrere bisher nicht bekannte Dichtungen des Königs beizusteuern. Ob Goethe ein Urtheil über die Gedichte ausgesprochen hat, und wie es lautete, wissen wir nicht. Ganz gewiß würde er dem Dichter der Urania Christian August Tiedge Recht gegeben haben, der an den Dichtungen des Prinzen nicht allein die Correctheit der Sprache und des Versbaues, sondern auch die Richtigkeit und Reife der Gedanken und das Treffende der Bildersprache bewundernswerth fand (vgl. die Anmerkung S. 58). Der Inhalt des Bandes zerfällt in neun Abtheilungen. Die erste enthält 27 Dichtungen, die aus Anlaß von Familienfesten entstanden sind. Die nächsten fünf Abschnitte sind durch folgende Ueberschriften gekennzeichnet: Religion — Reiseerinnerungen — Todesgedanken — Dramatisches — Natur. Es folgen weiterhin sechzehn „Widmungen an einzelne Personen", zehn Dichtungen vermischten Inhalts und schließlich acht Uebersetzungen, fünf davon aus Horaz, je eine aus Ovid, Milton, Manzoni. Das im Inhalte Bedeutsamste steht in der zweiten Abtheilung: „Religion" und in der vierten: „Todesgedanken". In der poetischen Umschreibung der Seligpreisungen aus der Bergpredigt (S. 52) und in der Hymne „An den Allgegenwärtigen" (S. 54) erhebt sich die Sprache zu wahrhaft herzergreifenden Tönen und einem Schwunge, der beinahe an Klopstock gemahnt. Durch die Zusammenstellung und Herausgabe der Dichtungen des Königs Johann von Sachsen hat sich die allgeliebte Königin-Wittwe Carola den aufrichtigen Dank des ganzen Sachsenlandes verdient. Und nicht blos das. Weit über Sachsens Grenzen hinaus wird man diesen Gedichten, die dem Bilde des berühmten Dante-Uebersetzers manchen neuen Zug einfügen, rege Theilnahme entgegenbringen. Die Verlagshandlung hat dem Buche ein Gewand gegeben, das dem werthvollen Inhalte entspricht, auch die Beigabe eines vortrefflichen Bildnisses des gekrönten Sängers in Stahlstich erhöht den Werth des Werkes. Die königliche Herausgeberin hat den gesammten Ertrag des Werkes für wohlthätige Zwecke bestimmt. Das wird Niemand überraschen, der ihr erbarmungsvolles, mitleidiges Herz kennt. Wie richtig erkannte doch Prinz Johann das Wesen der Braut seines Sohnes, als er sie im Jahre 1853 mit folgenden Versen begrüßte (S. 211):

Wir sehn in Deinem wonnesonften Wesen
Der milden Anmuth holde Weiblichkeit.
Wohl jenem, der in Deinem Aug' darf lesen,
Daß ihm Dein Leben einstens wied geweiht.

Du Liebliche, mit zartem, klaren Blick,
Wie jungfräulich Dein einzig voll Gemüth;
Beglückt ist der vom freundlichen Geschick,
Für welchen diese zarte Blume blüht.

Beneidenswerth die Eltern, welchen führet
Der Sohn als ihre Tochter Dich ins Haus.
Der höchste Preis bescheiden Dir gebühret,
Dein ganzes Sein spricht Deine Güte aus.

Wir fühlen es der trauernden Königin nach, wie sich manche Stunde bittren Schmerzes ihr in trostvolle Wehmuth wandelte unter dem sänftigenden Einflusse dieser Poesien. Wohl dem Lande, dessen Fürstenhaus von solchem Geiste erfüllt ist, wie er aus diesen Dichtungen spricht! R. B.

— **Weihnachten im Erzgebirge.** Ein Liederspiel von **Alfred Dost**, Bürgerschullehrer in Schneeberg. Der Sammlung christlicher Fest- und Schauspiele 7. Heft aus dem Verlage der Graserschen Buchhandlung (Richard Liesche) in Annaberg. 18 S. 40 ₰. — „Das Weihnachts-Liederspiel sollte", so lesen wir im Vorwort, „ursprünglich nicht in die kalte Welt hinausgehen, sondern daheim bleiben. Die erste, wohlgelungene Aufführung durch Kinder der Uebungsschule des hiesigen königl. Seminars gab die Veranlassung zu seiner Wanderung." Auch wird im Vorwort mitgetheilt, daß es Schulen und Vereine in Albernau, Ober- und Niederschlema bei Schneeberg, Crandorf bei Schwarzenberg und Gunzen bei Schöneck i. V. mit gutem Erfolge zur Aufführung brachten. Es ist im Wesentlichen eine Umkleidung von Volksgesängen und Weihnachtsliedern, die sich im Liederbuche von Alfred Dost („Alte und neue Weihnachts- und Berglieder") finden. Der Apparat ist ein einfacher, er erfordert neun Personen, zum großen Theil Kinder, und einen Kindersängerchor. Das Stück schildert die Heimkehr eines in späten Jahren aus Amerika zurückkommenden Verwandten, den die Sehnsucht nach der Heimath zurückführt und der in seinem erzgebirgischen Dorfe wieder Weihnachten feiern will. Da das recht ansprechende Stück in erzgebirgischer Mundart geschrieben ist, so ist die Möglichkeit der Aufführung local begrenzt; die Wanderung desselben ist also wohl nur durch die heimischen Gegenden gedacht, deren Weihnachtssitten es auch zum Ausdruck bringt. Diese Kreise machen wir gern auf sein Erscheinen aufmerksam. D. K.

— **Bruder Rausch.** Ein Klostermärchen von **Wilhelm Hertz.** Vierte Auflage. Mit Buchschmuck von Franz Staffen. Stuttgart und Berlin 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. — Das Gedicht vom „Bruder Rausch" zählte im sechzehnten Jahrhundert zu den gelesensten Volksbüchern; dann verlor sich's, wurde vergessen, bis die Gelehrten es später wiederfanden und entdeckten. In den poetischen Schatz unseres Volkes fand das alte Gedicht Aufnahme erst durch Wilhelm Hertz, aber vom Alten war nicht mehr viel geblieben. Der Anregung folgend, die ihm das Gedicht des sechzehnten Jahrhunderts bot, hat Hertz etwas ganz Neues geschaffen. So wie wir den „Bruder Rausch" jetzt haben, ist er völlig das geistige Eigenthum des Münchener Dichters; es ist keine Umdichtung des alten Stoffes, sondern eine Neudichtung. Fünf Gesänge von den zehn seines Klostermärchens sind auch stofflich sein Eigenthum und von der anderen Hälfte muß man sagen, daß sie sich eben nur leicht an die alte Vorlage anlehnt und formell völlig neu ist. Die ersten drei Gesänge erschienen zu Weihnachten im Münchener Dichterbuch 1881, das ganze Gedicht im Herbst desselben Jahres. Heute liegt die vierte Auflage vor nach 21 Jahren. Das beste Buch eines Dichters — wie Wenige kennen es! Was soll man zu seinem Lobe sagen? Etwa die Flüssigkeit der Verse loben, den Wohllaut und die einschmeichelnde Süßigkeit der Sprache? Den kunstgemäßen Ausbau des Werkes, die tiefsinnige Symbolik der Dichtung, den Reichthum der Bilder rühmen? Wer das Märchen liest vom Bruder Rausch, der im Zeitalter des Mönchthums aus einem lichtfrohen, lebenslustigen Eld sich gemäß den veränderten Zeitläuften zu einem kleinen optimistischen Teufelchen umwandelt, wird das Alles selbst finden. Der Meister der Sprache, der den Reichthum seiner Erfindung wohl zu ordnen und zu zeigen weiß, der das Ernste mit lachendem Munde zu sagen versteht, der über das feine zierliche Gespinnst seiner Dichtung den goldigen Glanz wundervollen Humors ausgebreitet hat, lobt sich selbst. Man kann nicht kräftig genug darauf hinweisen, welch ein Schatz dichterischer Schönheit dies Klostermärchen ist, und nicht genug bedauern, wie Wenige sich ihn zu eigen gemacht haben. Freilich heißt es, das Gute, Echte bricht sich endlich doch Bahn, aber wie viel Zeit geht darüber hin! Man hört das Werk loben und geht an ihm vorüber, ohne zu ahnen, welchen Genusses man sich durch seine Gleichgiltigkeit begiebt. Alfred Semerau.

— **Burg Ehrenstein.** Eine Sage vom Niederwald von **Eduard Looff.** E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig 1901. — Diese epische Dichtung behandelt die Geschichte der Burg Ehrenstein. Die Erzählung ist in fließenden kräftigen Trochäen geschrieben, in die kernige Lieder eingeflochten sind. Flott und rasch folgt ein Ereigniß dem anderen und Weitschweifigkeiten fehlen. Geschichtliche Vorgänge, so das Bündniß der deutschen Ritterschaft und andere historische Ereignisse, bilden den Hintergrund. Ritter Kurt von Ehrenstein hatte einst seines Feindes Haus niederbrennen und ihn selbst geblendet in den Kerker werfen lassen. Der Sohn dieses Unglücklichen, den Nachstellungen Kurts entkommen, rächt seinen Vater im Krieg, indem er den Sohn des Ehrensteiners tödtet. Bei dem Versuch, seinen Vater zu befreien, wird er gefangen genommen. Der Ehrensteiner läßt den Greis aus dem Verließ holen, damit dieser, der früher ein vortrefflicher Schütze gewesen war, einen „Meisterschuß" auf seinen Sohn thue. Der Blinde folgt der Richtung, aus der die Stimme seines Todfeindes klingt, und erschießt ihn. Die versammelten Gäste erwirken die Freilassung der beiden Schwergeprüften. Franz von Sickingen und Luther in seiner Verkleidung als Junker Görg treten im Verlauf der Geschichte auf. Des Dichters Absicht, den Freunden romantischer Dichtung eine nicht unwillkommene Gabe darzubringen, dürfte erreicht sein.
E. St.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 125. Sonnabend, den 18. October, Abends. **1902.**

Die Hausthierbilder im Alttestamentlichen Schriftthum.

Von Aug. Wünsche.

Es gehört zu der Eigenart der alttestamentlichen Schriftsteller, insbesondere der Dichter, Charakter und Wesen der Dinge nicht für sich, sondern in anderen Dingen zu schildern. Wir haben in dieser Erscheinung den Grund für den großen Reichthum von Bildern und Vergleichen in den dichterischen und prophetischen Büchern des Alten Bundes. Oberflächlich betrachtet, kommen Bild und Vergleich auf dasselbe hinaus, denn beide beruhen in einem Zusammen- oder Vereinschauen der Gegenstände, Thätigkeiten und Zustände. Schon in der Rhetorik der Araber ist von einer Vergleichung mit und ohne Vergleichungspartikel die Rede. Bei näherem Zusehen freilich tritt doch ein feiner Unterschied zu Tage. Das Bild (die Metapher) als das Verglichene steht ganz an der Stelle des zu Vergleichenden, es deckt die Person oder Sache gewissermaßen oder vereinerleit sie. Man soll das zu Vergleichende in seiner Ganzheit in dem Verglichenen schauen und sich sein Wesen und seine Wesenheit darin deutlich vergegenwärtigen und zum Bewußtsein bringen. Bei dem Vergleiche dagegen handelt es sich nicht immer um das Ganze des zu Vergleichenden, sondern oft nur um ein hervorstechendes charakteristisches Merkmal desselben, sei es eine Eigenschaft, eine Charaktereigenthümlichkeit, eine Thätigkeit, ein Leiden oder ein Zustand. Dieses Merkmal soll in dem Merkmale eines anderen Objectes deutlich und klar zur Veranschaulichung gelangen. Selbst wenn beim Vergleiche das Ganze des zu Vergleichenden einem anderen Ganzen gegenübergestellt wird, handelt es sich immer nur um einen Gesichtspunkt, unter dem es angeschaut werden soll. Dieser Gesichtspunkt wird das tertium comparationis genannt, sachentsprechender sollte er die Vergleichungshinsicht heißen. Die arabische Rhetorik hat dafür den Ausdruck: Das Gesicht der Vergleichung.

Ein so herrlicher Redeschmuck die Bilder und Vergleiche auch sind, so dienen sie doch nicht völlig der Wahrheit, entweder sie bleiben hinter ihr zurück, oder sie gehen über sie hinaus. In vielen Fällen trifft das letztere zu, wir haben es dann mit der Uebertreibung (Hyperbolie) zu thun.

Die meisten Bilder und Vergleiche haben die alttestamentlichen Schriftsteller den drei großen Reichen der Natur entlehnt, dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche. Wir wollen versuchen, in folgender Skizze die Hausthierbilder zu behandeln.

Daß gerade die Hausthiere in den poetischen Schriften des Alten Testaments oft als Bilder und Vergleiche zur Veranschaulichung herangezogen werden, liegt sehr nahe. Spielte doch die Viehzucht bei den Israeliten eine große Rolle sowohl in den Zeiten, wo sie noch nomadisirend von Ort zu Ort zogen, als auch später, wo sie seßhaft geworden waren und Ackerbau trieben. An verschiedenen Stellen wird der Reichthum eines Stammes oder auch einer Einzelperson in den Viehbestand gesetzt und die werthvolleren Hausthiere werden mit Zahlen und die minder werthvollen in abgerundeten Vielheitsausdrücken angegeben.

An der Spitze der Hausthiere, die zu Tropen verwendet werden, steht das Rind, sowohl hinsichtlich seines Geschlechts wie hinsichtlich seines Alters. In dem Hilferufe eines schwer Bedrängten erscheinen die kraftstrotzenden, wilden Basanstiere als Bild mächtiger Feinde. „Umgeben haben mich viele Farren, die Starken Basans haben mich umzingelt“ (Ps. 22, 13). Amos wieder vergleicht die zügellosen und üppigen Frauen Samariens mit den Kühen Basans. „Höret dieses Wort, ihr Kühe von Basan, die ihr auf den Bergen Samariens die Schwachen bedrückt, die Armen zermalmt, die zu ihrem Herrn sprechen: Schaffe, daß wir trinken“ (Am. 4, 1). Mit einer die Garben austretenden Kuh werden in einem Orakel gegen Babel die über den Raub von Jahves Eigenthum frohlockenden Chaldäer verglichen. „Ja, springt nur fröhlich wie eine dreschende Kuh“ (Jer. 50, 11). Die störrige Kuh, die sich sträubt, sich das Joch auflegen und an den Pflug spannen zu lassen, ist Bild des sich nicht unter die Zucht des göttlichen Gesetzes fügen wollenden Israel, weshalb es zur Strafe unter fremde Völker versetzt werden soll. „Denn wie eine störrige Kuh ist Israel störrig, soll sie jetzt Jahve wie ein Lamm auf weiter Trift weiden“ (Hos. 4, 16)? Auf die Widersetzlichkeit der jungen Kuh, die nach dreijähriger ungezwungener Freiheit zum ersten Male zur schweren Feldarbeit gezwungen und an den Pflug und die Egge gespannt wird, bezieht sich Jahves Drohwort: „Ephraim ist eine gelernte Kuh, die zu dreschen liebt; und ich — hinweggegangen bin ich über die Schönheit ihres Halses, jetzt werde ich Ephraim fahren lassen, pflügen soll Juda, Jakob sich eggen“ (Hos. 10, 11). Die Bildrede will sagen: Nachdem Jahve das Reich Israel bisher mit Milde wie eine Garben austretende Kuh, die nach Herzenslust fressen konnte, behandelt hat, will er es nunmehr für seinen Abfall züchtigen und mit Unterjochung bestrafen. — Dasselbe Bild, nur etwas anders gewendet, liegt der Bitte der durch lange Leiden zur Einsicht gekommenen Ephraimiten zu Grunde. „Du hast mich gezüchtigt und ich habe mich züchtigen lassen, einem jungen Rinde gleich, das noch nicht gewöhnt ist; führe mich zurück, so will ich umkehren, denn du bist Jahve, mein Gott“ (Jer. 31, 18, vergl. 50, 11). Israel bekennt mit diesen Worten, daß es sich früher wie ein ungezähmtes, noch nicht abgerichtetes junges Rind vor Jahve benommen und nur den wilden Trieben seiner sinnlichen Natur gefolgt sei, jetzt aber will es reumüthig zu Jahve zurückkehren und gern seinen Nacken unter die Autorität seines Willens beugen, er soll es nur wieder liebevoll aufnehmen und in seine schützenden Arme schließen. — Hochpoetisch ist die Bildrede eines Sängers, wenn er das Auf- und Niederbeugen der Cedern im Gewittersturm mit einem in munterer Lust springenden Kalbe vergleicht. „Und Jahve zerbricht die Cedern des Libanon und er läßt sie hüpfen wie ein Kalb“ (Ps. 29, 5. 6). Unter einer jungen, schönen übermüthigen, noch nicht ins Joch gespannten Kuh, die von der Bremse aus dem Norden, unter der man sich Nebucadnezar mit seinem Heere vorzustellen hat, überfallen wird, stellt Jeremia das herrliche Aegypten dar. „Eine schöne Kuh ist Aegypten, die Bremse*) aus dem Norden überfällt es“ (Jer. 46, 20). Gleich darauf vergleicht der Prophet Aegyptens Söldner mit fetten Mastkälbern, über die ebenfalls der Tag der Strafe kommen wird. „Auch die Söldner in ihm, Mastkälbern gleich, auch sie wenden sich, fliehen zumal, halten nicht Stand“ (Jer. 46, 21). In einer Spruchrede dient der zur Schlachtbank geschleppte Ochs als bezeichnendes Bild des durch die buhlerischen Künste des ehebrecherischen Weibes willenlos fortgerissenen Jünglings. „Er geht hinter ihr her plötzlich wie ein Ochs, der zur Schlachtbank geführt wird“ (Spr. 7, 22). Als beschämendes

*) Das Wort keres ist von unsicherer Bedeutung. Die Septuaginta übersetzt es durch ἀπόσπασμα, die Vulgata durch stimulator. Die Rabbinen nehmen es im Sinne von: Verderben, J. D. Michaelis, Rosenmüller und Maurer denken an den Treiber, der die Kuh mit dem Ochsenstochel beim Pflügen antreibt. Schultens, Orig. hebr. C. II, p. 35 sq. erklärt es nach Vorgang von Coccejus Lex. hebr. als Bremsenstich. Doch schon Hitzig verstand darunter die Bremse. Auch im Arabischen bedeutet kirs eine Art kleiner Mücken und kâras ein der Mücke ähnliches Insect. Da Kühe, Pferde, Kameele im Oriente durch Mücken, Fliegen und andere stechende Insecten viel zu leiden haben, so paßt der Ausdruck trefflich zur Kuh. Vergl. Graf, Der Prophet Jeremia z. St. S. 517 u. 518.

Bild wird der Ochs, der seinen Herrn kennt, von Jesaia für das unvernünftige Volk verwendet, das von Jahve als seinem Eigner nichts weiß (Jes. 1, 3). Gleich Farrenopfern sollen Jahve nach Hosea die Gelübde des in Reue und Buße zu ihm umkehrenden Israel gelten. „Nehmet mit euch Worte und kehret um zum Ewigen! Sprechet zu ihm: Vergieb alle Schuld und nimm Güte an, daß wir als Farren unsere Lippen bezahlen" (Hos. 14, 3). Wie bei Homer (s. Il. II, 480 f.) der aus der Rinderheerde hervorragende Stier ein Bild des Völkerfürsten Agamemnon ist, so sind im alten Testament die der Kuhherde voranschreitenden mächtigen Stiere Bilder der Führer der Völker. So ruft ein Sänger in einem Triumphgesange auf Jahves Sieg über die Feinde aus: „Schilt das Thier des Schilfes, die Herde der Stiere (Starken) unter den Mastkälbern der Völker" (Ps. 68, 31), und in einem aus nachexilischer Zeit stammenden Orakel gegen Badel werden die Israeliten aufgefordert, die Farren niederzustechen, womit ebenfalls die Anführer der feindlichen Schaaren gemeint sind. „Stecht alle ihre Farren nieder, hinuntersteigen sollen sie zur Schlachtbank" (Jer. 50, 27).

Doch nicht nur das Rind als Ganzes wird bildlich verwendet, sondern auch seine Hörner als ein hervorragender Theil von ihm, in denen seine Kraft besteht und mit denen es sich beim Angriffe vertheidigt. In der alttestamentlichen Bildersprache ist das Horn allenthalben eine Metonymie der Macht und Herrschaft. Aus dieser Vorstellung erklären sich die Redensarten: Das Horn erhöhen, das Horn sprossen lassen, das Horn senken oder in den Staub stecken (bohren), das Horn abschlagen u. s. w. Im Mosessegen heißt es vom Stamme Joseph: „Schmuck umgiebt seinen erstgebornen Stier und Reëms Hörner sind seine Hörner; mit ihnen stößt er Völker nieder, allzumal die Enden der Erde" (5. Mos. 33, 17). In einer die künftige Errettung Jerusalems von den heidnischen Bedränzern schildernden Prophetie bei Micha aus nicht genau zu bestimmender Zeit verheißt Jahve der Tochter Zion: „Auf und drisch, Tochter Zion, denn ich will machen dein Horn zu Eisen und ich will machen deine Klauen zu Erz, daß du zermalmest viele Völker" (Mich. 4, 13). Hanna betet: „Mein Horn ist erhoben durch Jahve" (1. Sam. 2, 1). Sie will damit sagen, daß ihre Macht durch den göttlichen Beistand gewachsen sei. In demselben Jubelliede heißt es: „Erhöhen wird er das Horn seines Gesalbten" (das. 2, 10). In einem Wallfahrtsliede spricht Jahve in Bezug auf Zion: „Daselbst will ich David ein Horn sprossen lassen" (Ps. 132, 17). Dagegen warnt Jahve die Uebermüthigen mit den Worten: „Hebt euer Horn nicht hoch empor" (Ps. 75, 5. 6). In seinem Dankliede nach Besiegung aller seiner Feinde nennt David metonymisch Jahve sein Horn (Ps. 18, 3). Ganz anders der von Leiden niedergedrückte Hiob. Da seine Macht gebrochen ist und er sieht, daß es keine Hoffnung mehr für ihn giebt, ruft er aus: „Ich hade mein Horn in den Staub gesteckt" (Hi. 16, 15). Aehnlich heißt es in einem Ausspruche gegen Moab: „Abgeschlagen ist Moabs Horn und sein Arm zerschmettert" (Jer. 48, 25). Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß auch in der Sprache der Römer das Horn als eine Metonymie der Macht und Stärke galt, wir verweisen dabei unter Anderm auf die schöne Ode bei Horaz: An den Krug (III, 21).

Auf das Rind lassen wir das Kameel folgen, ein Thier, auf dem die Völker nach der Schilderung des Tritojesaia Schätze und Kostbarkeiten zur Tempelverherrlichung herbeibringen werden (Jes. 60, 6 u. 66, 20). Da die Kameelstute in ihrer Brunstzeit sich sehr wild und zügellos zeigt, so dient sie zur Versinnbildlichung des ausgelassenen buhlerischen Treibens der Israeliten im Thale Ben Hinnom. „Sieh' an dein Wesen (deinen Weg) im Thale, erkenne, was du gethan hast, du schnellfüßige Kameelstute, die ihre Wege kreuzt" (Jer. 2, 23). Wiederholt wird das Pferd, das der Prophet Sacharja in sechs verschiedenen Farben kennt, in der Tropik des alten Testamentes verwendet. Zunächst dient das geschmückte Streitroß zur Veranschaulichung der Schönheit. So wird die Braut im Hohenliede u. A. auch mit einem prächtig und reich geschmückten Rosse am Wagen Pharaos verglichen. „Einem Rosse am Wagen Pharaos vergleiche ich dich, meine Freundin" (Hohesl. 1, 9). Aehnlich heißt es in einem Trostspruche aus unbestimmter Zeit von dem Hause Juda: „Er (Jahve) hat es wie sein Prachtroß im Kriege gemacht" (Sach. 10, 3). An anderen Stellen dient das Pferd wieder zur Veranschaulichung des Ungehorsams und der Widerspenstigkeit. So ermahnt der Sänger: „Seid nicht wie Rosse .... die keinen Verstand haben, deren Gebiß mit Zaum und Halfter gezähmt werden muß" (Ps. 32, 9). Der zur Brunstzeit ungebärdige Hengst wird ebenso wie die Kameelstute Bild des buhlerischen Treibens Judas. „Wohlgenährte (feiste), umherschweifende Rosse sind sie geworden, sie wiehern ein jeder nach dem Weibe seines Nächsten" (Jer. 5, 8). Ein besonders rühmenswerther Vorzug am Rosse ist die Schnelligkeit. Die Kriegsrosse der Chaldäer werden bald mit Adlern (Jer. 4, 13), bald mit Pardern und Abendwölfen verglichen (Hab. 1, 8). Nicht minder wird die Starkhufigkeit am Rosse geschätzt. In dieser Beziehung heißt es von den Rossen der zum Strafgericht über Israel heranstürmenden Assyrer: „Die Hufe ihrer Rosse sind dem Kiesel gleich geachtet" (Jes. 5, 28). Auch im Homer ist von ehernhufigen und starkhufigen Pferden die Rede. Vergl. Il. VIII, 41; Odyss. XXI, 30.

Neben dem Pferde steht der Esel, der bei den Morgenländern kein so verachtetes und dummes Thier ist wie bei uns. Neben Kühen, Schafen und Ziegen machten die Esel einen Theil der Heerden aus. Man bediente sich ihrer zum Tragen der Lasten und wegen der Sicherheit ihres Trittes auch zum Reiten. Selbst Reiche und Vornehme ritten auf Eselsfüllen, vergl. Ri. 10, 3. 4 und 12, 13. 14. Nach Sacharja 9, 9 [illegible] sogar der erwartete große Friedenskönig auf einem Eselsfüllen. In dem sogenannten Jakobssegen wird Issachar ein knoch[illegible] Esel genannt, der zwischen den Hürden sich hinstreckt (1. [illegible] 49, 14). Der Ausspruch will sagen, daß dieser Stamm [illegible] sich zu einem starken und kräftigen Menschenschlage entw[illegible], aber zur Erhaltung seiner Ruhe und Gemächlichkeit lieber [illegible] Freiheit und Unabhängigkeit preisgeben und Frohndienste lei[illegible], als sich heldenmüthig mit den Waffen vertheidigen werde. [illegible] todte, auf freiem Felde unbegrabene Esel ist Bild des [illegible]ächtlichen. So heißt es von Judas Könige Jojakim: „[illegible] Eselsbegräbniß wird er begraben werden, indem man (ihn) fortschleppt und hinwirft fern von den Thoren Jerusalems" (Jer. 22, 19). Der Maulesel speciell, der erst in der Zeit der ersten Könige bei den Israeliten eingeführt worden zu sein scheint, dient als Symbol der Verstandlosigkeit und Widerspenstigkeit. Ein Sänger ermahnt: „Seid nicht wie Maulesel, die keinen Verstand haben, deren Stolz nur mit Zaum und Halfter zu zäumen ist, nimmer nahen sie sich sonst dir" (Ps. 32, 9).

Unter dem Kleinvieh steht das Schaf *obenan, das zahmste* unter den Hausthieren. Es findet die verschiedenste bildliche Verwendung. Die Schafheerde ist zuvörderst ein Bild idyllischer Friedlichkeit. In einem Gebet um Hilfe rühmt ein Sänger dankbaren Herzens die Wohlthaten Jahves, die er Israel von Anbeginn seiner Geschichte erwiesen. Er gedenkt der mühseligen Wüstenwanderung, wobei er das Volk mit einer Schafheerde und Jahve mit einem Hirten vergleicht, der es mit kraftvoller und kundiger Hand seinem verheißenen Ziele entgegengeführt hat. „Du führtest Dein Volk wie Schafe durch Mose und Ahron" (Ps. 77, 21). Dasselbe Bild kommt in ähnlicher Verwendung in den Psalmen noch zweimal vor. „Und er ließ sein Volk, Schafen gleich, aufbrechen und führte sie wie eine Heerde in der Wüste" (Ps. 78, 52). „Er ist unser Gott und wir das Volk seiner Weide und Schafe seiner Hand" (Ps. 95, 7). Die hirtenlos umher irrende Schafheerde veranschaulicht die von Jahve verlassene Gemeinde. Daher bittet nach der Priesterschrift Mose den Ewigen, er wolle nach seinem Hingange einen Hirten über das Volk setzen, damit es nicht wie eine Schafheerde sei, die keinen Hirten habe. „Jahve, der Gott der Geister in allem Fleisch, bestelle einen Mann über die Gemeinde, der vor ihnen aus- und einziehe, der sie heraus- und hineinführe, daß die Gemeinde Jahves nicht sei wie Schafe, die keinen Hirten haben" (4. Mos. 27, 16. 17). Mit einer hirtenlosen Schafheerde vergleicht Sacharja das verlassene, in Elend schmachtende Israel. „Darum sind sie weiter gezogen wie eine Heerde, sie befinden sich im Elend, und es ist kein Hirte da" (Sach. 10, 2). In einer Warnung wider Ramoth in Gilead läßt sich der Prophet Micha auf Ahabs Beschwörung also vernehmen: „Ich sah ganz Israel zerstreut auf den Bergen wie Schafe, die keinen Hirten haben" (1. Kö. 22, 17). Unter dem Bilde irrender Schafe stellt der zweite Jesaia im sogenannten goldenen Passionale das im Exil schmachtende und reumüthig auf Jahve zurückschauende Volk dar. „Wir Alle irrten gleich Schafen umher, ein jeder seinem Wege wandten wir uns zu, und Jahve ließ ihn treffen die Schuld von uns Allen" (Jes. 53, 6). Mit einem verlornen Schafe vergleicht sich der Sänger des großen alphabetischen Lehrpsalms und fordert Jahve auf, ihn als seinen Hirten zu suchen. „Habe ich abgeirrt, so suche gleich einem verlornen

Schafe deinen Knecht, denn deine Gebote habe ich nicht vergessen" (Ps. 119, 176). Auch die von wilden Thieren verfalgte und zersprengte Schafheerde kammt mehrfach als Bildausdruck zur Verwendung. Sa heißt es in einem nachexilischen Ausspruche gegen Babel vom Volke Israel: „Ein versprengtes Schaf ist Israel, Löwen haben es verfolgt; zuerst fraß es der König von Assur und nun zuletzt hat Nebucadnezar, der König von Babel, ihm die Knochen abgenagt" (Jer. 50, 17). Tröstlich wirken daher diejenigen Reden der Propheten, worin gesagt wird, daß Jahve die in der Gefangenschaft im fremden Lande versprengte Heerde Israel als Hirte wieder sammeln und auf die grünen und frischen Triften der Gebirge Karmel und Basan, Ephraim und Gilead im heiligen Lande zurückführen werde, wo sie ehedem unter seiner fürsorgenden Obhut gestanden. Jeremia verkündet den Exulanten: „Ich werde Israel auf seine Trift zurückführen, daß es weide auf dem Karmel und in Basan und auf dem Gebirge Ephraim und in Gilead sich sättige" (Jer. 50, 19). In derselben Weise ruft Micha dem aus dee Gefangenschaft gesichtet und geläutert hervorgegangenen Volke zu: „Sammeln, ja sammeln werde ich, Jakob, dich ganz! Versammeln, ja versammeln werde ich den Ueberrest Israels! Ich werde sie zusammenbringen wie Schafe in der Hürde, wie eine Heerde inmitten ihrer Trift, eine tosende Menschenmenge soll es werden" (Micha 2, 12). Ein Ausspruch des Deuterojesaia lautet: „Siehe, der Herr Jahve wird kommen in Stärke . . . wie ein Hirt wird er seine Heerde weiden; in seinem Arm wird er die Lämmer fassen und in seinem Busen tragen, die Säugenden leiten" (Jes. 40, 10. 11). Ein ausführliches herrliches Gemälde in diesem Sinne haben wir im zweiten Theil der Weissagungen Ezechiels. Jahve wird die schlechten Hirten, die früher seine Heerde nur zu iheem Vortheil weideten, sodaß sie zerstreut und den Raubthieren zur Beute geworden, ihres Hirtenamtes entsetzen und sie destrafen, dann wird er selbst das Hirtenamt übernehmen, die in den Ländern Zerstreuten sammeln, auf gute Weide im Lande Israels führen, in Liebe ihrer waeten, über sie wachen und sie pflegen, damit sie nicht wieder zu Schaden kommen. Darauf wird er als Hirten seinen Knecht David bestellen und einen Friedensbund schließen, durch den alle Dissonanzen und Discrepanzen in der Natur aufhören. „Und es geschah das Wort Jahves zu mie alsa: Menschensahn, weissage über die Hirten Israels, weissage und sprich zu ihnen, den Hirten: So spricht der Herr Jahve: Wehe den Hirten Israels, die sie weideten! Sollen die Hirten nicht die Schafe weiden? Das Fett aßet ihr und mit der Wolle bekleidetet ihr euch. Das Gemästete schlachtetet ihr, die Schafe aber weidetet ihr nicht. Das Schwache stärktet ihr nicht und das Kranke heiltet ihr nicht und das Verwundete verbandet ihr nicht, das Versprengte führtet ihr nicht zurück und das Verlorene suchtet ihr nicht, mit Gewalt herrschtet ihr über sie und mit Härte. So wurden sie zerstreut, weil kein Hirte da war, und wurden zur Speise allem Gethier des Feldes und wurden zerstreut. Es irrten meine Schafe umher auf allen Bergen und auf jeglichem hahen Hügel; über das ganze Land waren meine Schafe zerstreut worden und es war keiner da, der nach ihnen fragte, und keiner, der sie suchte. Darum, Hirten, höret das Woet Jahves! Sa wahr ich lebe, ist der Spruch des Herrn Jahve, weil meine Schafe zue Beute wurden und meine Schafe zur Speise allem Gethier des Feldes, weil kein Hirte da war und meine Hirten nicht nach meinen Schafen fragten, und die Hieten sich weideten, meine Schafe aber nicht weideten, darum, Hirten, höret das Wart Jahves! Also spricht der Herr Jahve: Siehe, ich will an die Hieten und meine Schafe von ihrer Hand fordern und iheem Weiden der Schafe ein Ende machen, und die Hirten sollen sich nicht mehr selbst weiden, sandern ich werde meine Schafe erretten aus ihrem Munde und sie sollen ihnen nicht mehr zur Speise sein. Denn also spricht der Herr Jahve: Siehe, ich selbst werde nach meinen Schafen fragen und sie suchen. Wie ein Hirt seine Heerde besucht am Tage, da er mitten in seinen zerstreuten Schafen ist, also werde ich meine Schafe suchen und sie erretten von allen Orten, wohin sie zerstreut wueden am Tage des Gewölkes und des Wolkendunkels. Und ich werde sie herausführen aus allen Völkern und sie sammeln aus allen Ländern und sie in ihr Land bringen und werde sie weiden auf den Bergen Israels, in den Thälern und auf allen Wohnplätzen des Landes. Auf guter Weide werde ich sie weiden und auf den hohen Bergen Israels wird ihre Trift sein; daselbst sollen sie auf guter Trift lagern und fette Weiden sollen sie beweiden auf den Bergen Israels. Ich selbst werde meine Schafe weiden und ich werde sie lagern lassen, ist der Spruch des Herrn Jahve. Das Verlorene werde ich suchen und das Versprengte zurückführen, das Verwundete verbinden und das Kranke stärken; das Fette aber und das Starke werde ich vertilgen; ich will sie weiden nach dem Rechte. Ihr aber, meine Schafe, sa spricht der Herr Jahve, siehe, ich will richten zwischen Schaf und Schaf, zwischen Widdern und Böcken. Ist es euch zu wenig, daß ihr die gute Weide abgeweidet und den Ueberrest eurer Weide mit euren Füßen zertreten habt, das abgeklärte Wasser getrunken und das übriggebliebene mit euren Füßen getrübt habt? Und meine Schafe sollen das Niedergetretene eurer Füße abweiden, und das Getrübte eurer Füße teinken? Darum alsa speicht der Herr Jahoe zu ihnen: Siehe, ich werde richten zwischen einem fetten Schafe und einem mageren Schafe! Weil ihr mit Seite und mit Schulter drängtet und mit euren Hörnern alle Schwachen stießet, bis daß ihr sie hinausgetrieben, sa will ich meinen Schafen helfen, daß sie nicht ferner zur Beute werden, und will zwischen Schaf und Schaf richten. Und ich werde über sie einen Hirten erwecken, der sie weiden sall, meinen Knecht David; er soll sie weiden und er soll ihnen ein Hirte sein. Und ich, Jahve, werde ihnen zum Gott sein und mein Knecht David ein Fürst in ihrer Mitte; ich, Jahve, habe es geredet! Und ich werbe mit ihnen einen Friedensbund schließen und das böse Gethier aus dem Lanbe fortschaffen, so daß sie sicher in der Wüste wohnen und in den Wäldern schlafen können. Und ich werde sie und die Umgebungen meines Hügels zum Segen machen und den Gußregen zu seiner Zeit herabsenden, Regen des Segens sallen es sein. Der Baum des Feldes wird seine Frucht geben und das Land wird seinen Ertrag geben und sie werden auf ihrem Boden sicher sein und werden erkennen, daß ich Jahve bin, wenn ich die Stecken ihres Joches zerbreche und sie rette aus der Hand Derer, die sie knechteten. Und sie sollen ferner nicht mehr den Völkern zur Beute werden und das wilde Gethier der Erde wird sie nicht fressen und sie sollen sicher wohnen und Niemand wird sie in Schrecken versetzen. Und ich werde ihnen eine Pflanzung zum Namen erstehen lassen, daß sie ferner nicht mehr durch Hunger im Lande weggerafft werden und ferner nicht mehe die Schmach der Völker tragen sallen. Und sie werden erkennen, daß ich Jahve, ihr Gott, mit ihnen bin und sie mein Volk sind, das Haus Israel, ist der Spruch des Herrn Jahve. Und ihr seid meine Schafe, die Schafe meiner Weide, ihr seid Menschen, ich bin euer Gott, ist der Spruch des Herrn Jahve" (Ezech. 34). Wie die Sammlung der zerstreuten Schafe den Exulanten als Trastbild dient, so werden wieder die zur Schlachtbank geschleppten als Leidensbilder verwendet. So klagt ein Sänger des von den Feinden mißhandelten Volkes: „Du gabst uns hin wie Schafe zum Verzehren und unter die Heiden zerstreutest du uns. Wahrlich, um deinetwillen werden wir hingewürgt jeden Tag, geachtet sind wir wie Schlachtschafe" (Ps. 44, 12. 23). In einem Liede, das die Pracht und Herrlichkeit der Frevler als trügerischen Schein hinstellt, heißt es: „Wie Schafe steigen sie hinab, der Tod weidet sie ab und es herrschen über sie Rechtschaffene an jenem Morgen" (Ps. 49, 15). Dem gereizten und unmuthig gewordenen Prapheten Jeremia dient das zum Schlachten bestimmte und zum Opfer geweihte Schaf als Drohbild für die sein Leben bedrängenden ungläubigen Bewohner von Anathoth. „Reiße sie fort wie Schafe zum Schlachten und weihe sie dem Tage des Würgens" (Jerem. 12, 3). Unter einem Lamm, das zum Schlachten gefühet wird, und unter einem Schafe, das vor seinen Scheerern stumm sich verhält, wird endlich der leidende Gottesknecht geschaut. „Gequält ward er, während er willig litt und seinen Mund nicht aufthat, gleich dem Lamm, das zur Schlachtung geführt wird, und gleich einem Schafe, das vor seinen Scheerern verstummt ist und seinen Mund nicht aufthat" (Jes. 53, 7). Wie bei anderen Hausthieren zuweilen einzelne Theile von ihnen metaphorische Verwendung finden, so auch beim Schafe. Seine weiße Wolle wied Sinnbild der Reinheit. Jesaia verheißt den Bewohnern Judas: „Wenn eure Sünden .... rath*) wie Karmesin sind, wie Wolle sollen sie hervorgehen" (Jes. 1, 18).

Mit dem Schafe und Lamme kommt auch der Schafbock als Bild an einigen Stellen vor. Wie die Stiere dee Kuhheerde beim Hinausziehen auf die Weide voranzugehen pflegen, so auch

*) Roth ist die Farbe des in Leidenschaftlichkeit sich äußernden Lebens.

die Böcke der Schafheerde. Daher werden sie ebenso wie jene Symbole von Obersten und Führern des Volkes. In einem nachexilischen Orakel werden die Israeliten ermahnt: „Flieht aus Babel und aus dem Lande der Chaldäer, ziehet aus und seid wie Böcke vor der Heerde“ (Jer. 50, 8). Im zweiten Theile des Sacharja heißt es: „Und über die Hirten ist mein Zorn entbrannt und an den Böcken will ich es ahnden; denn Jahve der Heerschaaren hat seine Heerde, das Haus Juda, heimgesucht“ (Sach. 10, 3). Bei dem Einzuge des Weltenbezwingers von Babel ergreift alle Böcke der Erde, alle Fürsten und Volksleiter, Staunen, sie heben an und sagen zu ihm im Tone bitteren Spottes: „Auch du bist kraftlos geworden gleichwie wir und bist uns gleich geworden“ (Jes. 14, 9. 10).

Zu den beliebten Hausthieren gehörten bei den Israeliten auch Ziege und Ziegenbock. In einer Vision des Buches Daniel ist der Ziegenbock Symbol des macedonischen Reiches. Er wird geschildert als ein vom Westen her über die ganze Erde schreitendes den Boden nicht berührendes Thier, das zwischen den Augen ein besonders auffallend großes Horn hat (Dan. 8, 5). Der Dichter des Hohenliedes vergleicht das auf die Schultern herabwallende Lockenhaar seiner Geliebten mit einer Ziegenheerde, die an den weidenreichen Geländen des Gebirges Gilead an der Ostseite des Jordans lagert (Hohesl. 4, 1). Da die Ziegen im Morgenlande größtentheils schwarz sind, so liegt die Vergleichungshinsicht ohne Zweifel in der Länge und Schwärze der Haare. — Die weiße Milch von Kameelen, Kühen, Schafen und Ziegen dient als Sinnbild der Reinheit und Schönheit. Von Judas Fürsten wird gerühmt: „Reiner als Schnee waren ihre Fürsten, weißer als Milch“ (Klagel. 2, 7).

Das Schwein, das im Orient durch sein Wühlen in den Weinbergen oft großen Schaden anrichtet, dient als Symbol der das Land Israel verwüstenden Feinde. Ein Sänger klagt in einem Gebet um Wiederherstellung Israels: „Das Schwein aus dem Walde hat ihn zertreten“ (Ps. 80, 14). Unter dem Weinberg ist Israel zu verstehen. Wilden Schweinen zog man Ringe durch die Nase. Ein Spruch stellt ein ungebildetes schönes Weib als ein Schwein mit einem goldenen Naseneinge dar. „Ein goldener Ring in der Nase eines Schweins ist ein schönes Weib, das keinen Verstand hat“ (Spr. 11, 22). Der Spruch will sagen: Wie der Anblick eines Schweines mit einem goldenen Ringe in der Nase abstoßend und widerlich ist, so auch der Anblick eines mit Schönheit geschmückten unverständigen Weibes. *) Da das Schwein ein levitisch unreines Thier war, so war der Genuß seines Fleisches gesetzlich verboten. S. 3. Mos. 11, 7. Als Uebertreter des mosaischen Gesetzes galten daher solche, die Schweinefleisch aßen (Jes. 65, 4; 66, 17).

Zum Schlusse der Hund. Während wir den Hund wegen seiner Treue und Anhänglichkeit an seinen Herrn schätzen, gilt er den Morgenländern als ein gemeines und unreines Thier. Gemeine und gefährliche Menschen werden öfters mit Hunden verglichen. Wie verachtet der Hund speciell bei den Hebräern war, beweist ein Ausspruch Hiobs im letzten Selbstgespräch über sein grenzenloses Elend. „Jetzt lachen aber solche, die jünger sind an Tagen als ich, deren Väter ich verschmäht habe, den Hunden meines Kleinvieh beizugesellen“ (Hi. 30, 1). Der Philister Goliath redet David an: „Bin ich denn ein Hund, daß du mit Stöcken zu mir kommst“ (1. Sam. 17, 43)? Da die Hunde sich ihre Nahrung meist selbst suchen mußten, so waren sie sehr verwildert und bissig und fielen in ihrem Hunger selbst Menschen auf den Straßen an. In dieser Beziehung heißt es von den lichtscheuen Feinden eines unschuldig Verfolgten in einem Gebet: „Gegen Abend kehren sie wieder, heulen dem Hunde gleich und umkreisen die Stadt“ (Ps. 59, 7. 15). In einem anderen Gebete klagt der bedrängte Sänger: „Denn Hunde haben mich umgeben“ (Ps. 22, 17). Mit stummen Hunden werden im Deuterojesaia die gewissenlosen Führer verglichen, welche das Volk ins Unglück gestürzt haben. „Seine Späher sind blind, insgesammt haben sie keine Einsicht, sie sind alle stumme Hunde, die nicht bellen können“ (Jes. 56, 10). Gleich darauf werden die Führer als gierige Hunde geschildert, die keine Sättigung kennen. „Und diese Hunde sind heißhungrig, kennen keine Sättigung“ (Jes. 56, 11). Von Einem, der sich in fremde Händel mengt, heißt es: „Wie Einer, der einen Hund bei den Ohren erfaßt, ist, wer sich über einen Streit ereifert, der ihn nichts angeht“ (Spr. 26, 17). Der todte Hund ferner wird an mehreren Stellen bildlich verwendet als Ausdruck des Niedrigen, Verachteten und Unbedeutenden. Als daher David dem Könige Saul vorhalten wollte, wie ungerecht seine Verfolgung gegen ihn sei, sprach er: „Hinter wem ist der König von Israel ausgezogen? Hinter wem setzest Du nach? Hinter einem todten Hunde“ (1. Sam. 24, 15). Er wollte damit sagen: Ich bin vor deinen Augen doch ein ganz unbedeutender und unschädlicher Mensch, der dir kein Leid zufügen kann, deine Verfolgung gereicht dir daher nicht zur Ehre. — In ähnlichem Sinne sprach Abisai, der Sohn der Schwester Davids Zeruja, zu David in Bezug auf Simei: „Warum soll dieser todte Hund meinen königlichen Herrn verfluchen“ (2. Sam. 16, 9)? Als David an Mephiboseth, einem Enkel Sauls, großmüthig handelte und ihm nicht nicht nur das ganze Besitzthum seines Großvaters zurückgab, sondern ihn sogar einlud, jederzeit an seinem Tische zu speisen, drückte dieser seinen Dank mit den Worten aus: „Was ist dein Knecht, daß du dein Angesicht zu einem todten Hunde wendest, wie ich einer bin“ (2. Sam. 9, 8)? Ebenso als Esbaal den Feldhauptmann Abner wegen seines Verhältnisses mit einem Kebsweibe Sauls zur Rede setzte, antwortete ihm dieser zornig: „Bin ich denn ein judäischer Hundskopf“ (2. Sam. 3, 8)? Hasael, der Feldherr des Königs Benhadad von Syrien, sprach zu Elisa, als dieser ihm weinend vorhielt, welches Unglück er in Samarien anrichten werde: „Was ist dein Knecht, der Hund, daß er diese große Sache verrichten sollte“ (2. Kön. 8, 13)? Gewohnheit der Hunde ist, ihr Ausgespienes zu beriechen und wohl gar wieder zu fressen. Dies wird dem Spruchdichter Anlaß zu dem Vergleiche mit dem Thoren, der immer wieder in sein närrisches Treiben zurückverfällt. „Wie ein Hund, der zu seinem Gespei zurückkehrt, so ist ein Thor, der seine Narrheit wiederholt“ (Spr. 26, 11). Dasselbe sagt auch ein aramäisches Sprüchwort: „Der Narr verfällt immer wieder in seine Narrheit.“ Vergl. Midrasch Wajikra r. Par. 16 g. E.

So sind die Hausthiere im alttestamentlichen Schriftthum nicht allein ein Beweis von der engen Beziehung des Menschen zu der ihm nahestehenden Thierwelt, sondern sie legen auch Zeugniß von der Sinnigkeit der Beobachtung ab. Sie stehen im Dienste des Gottesreiches im alten Bunde, in dem sie zu Symbolen und Gleichnißbildern verwendet werden und zur Veranschaulichung der verschiedensten religiös-sittlichen Ideen und Zustände dienen. Zuweilen stellen die Hausthiere in ihrem ganzen Habitus den Menschen dar, zuweilen ist es nur ein Merkmal an ihnen, eine hervorstechende Eigenschaft oder Aeußerung, die als Spiegel des menschlichen Thun und Treibens dient.

*) Die morgenländischen Frauen pflegten als Schmuck über den Mund herabhängende Ringe in der Nase zu tragen. Vergl. 1. Mos. 24, 17.

Bücherbesprechung.

— Schnedermann und Pache, Beiträge zur Vertiefung der kirchlichen Unterweisung, I, 2. Leipzig 1902, Bernhard Richter. Preis des Jahrganges 4 ℳ — Als bedeutsam heben wir hervor den Aufsatz über den christlichen Gottesbegriff nach dem zuständlichen Bewußtsein (von Dr. Orphal), welcher in wohlthuender Klarheit die Frage „giebt es einen Gott?“ durch die einzig richtige Frage „wie wird Gott für mich lebendige Wirklichkeit?“ ersetzt. Die Leugnung der Existenz Gottes ist Unsinn: Diese ist von meiner Vernunft unabhängig, möglich ist nur die Leugnung, daß Gott für mich da ist: unser christliches Bewußtsein schließt Gottes Dasein und Sosein in sich, ohne daß es einer Auseinandersetzung mit der Vernunft bedarf. — Ebenso originell, wie anfechtbar ist der Artikel über „Religion und Kunst“ von Schaumkell. Religion und Kunst sollen als getrennte Geistesmächte nebeneinander stehen: eine Vereinigung soll unmöglich sein, weil die Kunst im Schein, die Religion im Sein ihr Wesen hat. Aber müssen nicht beide über das Sein des Kantischen Scheins, über die Wirklichkeit, emporheben? Wird eine Illusionsästhetik dem höchsten Streben der Kunst gerecht? — Sehr störend ist der Druckfehler (Setzerfehler?) pag. 68: „Komödienformel“ für „Concordienformel“.

J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 126. Dienstag, den 21. October, Abends. 1902.

Goethes Schema zur Ilias.

Von Dr. Albert Fries.

In dem soeben erschienenen 41. Bande der Weimarer Ausgabe finden wir Goethes umfangreiches Schema zur Ilias, das 1798 entstand und 1821, revidirt und bedeutend erweitert, in die Zeitschrift Kunst und Alterthum aufgenommen wurde. Dieser große Auszug wird im Hinblick auf Goethes Achilleisdichtung, deren Mutterboden ja die Ilias ist, gewiß weitere Kreise lebhaft interessiren.

Zuerst eine chronologische Vorbemerkung: Aus Goethes Tagebuch läßt sich für die erste Gestaltung des Schemas (1798) Folgendes entnehmen. Am 31. März mag er das Schema begonnen haben („Die Ilias .. Schemata und Auszüge")*). Er arbeitet daran am 1., 2. April, wohl auch am 3. (an Christiane: „ich bin fleißig", wahrscheinlich auch am 4. und 5.). Vom 6. April bis 10. Mai ruht die Arbeit (s. Gräf „Goethe über seine Dichtungen" 1, S. 7). Am 11. Mai hat Goethe „die Ilias wieder vorgenommen", d. h. wohl: das Schema zur Ilias, am 12. bis 15. am Schema weiter gearbeitet, wahrscheinlich auch am 16. (s. den Brief an Schiller), ebenso am 17. Da am 21. Mai „das Schema der Ilias geendigt" wurde (Tagebuch), mag wohl auch vom 18. bis 20. daran gearbeitet worden sein.

Dieses Schema zeigt nun mannigfache Berührungspunkte mit jener Dichtung, die ein Echo Homers sein sollte, mit der Achilleis, deren Plan vor kurzer Zeit in der Weimarer Ausgabe (Bd. 50) ans Licht trat.

Erst jetzt, da wir die Achilleis-Schemata kennen, gewinnt jener Auszug aus der Ilias recht eigentlich Werth und Bedeutung. Da es im höchsten Grade fesselnd ist, zu sehen, wie die einzelnen Motive der antiken Achilldichtung Goethes Dichterphantasie befruchteten, so möchte ich hier eine Reihe von Stellen anführen, an denen sich das Ilias-Schema mit Goethes Achilleis, sei es mit dem ausgeführten 1. Gesang, sei es mit dem Plan der folgenden Gesänge (W. A. 50, S. 435 ff)**) berührt, besonders wörtliche Anklänge hervorhebend: Ilias-Schema S. 267: Achilles weint am Meere, ruft zu seiner Mutter. Achilleis V. 160 sagt Thetis: „mich rufet der Sohn nicht mehr an, er stehet am Ufer" u. s. w. S. 272: Venus zürnt (der Helena). Im Achilleis-Schema heißt es S. 447, Venus „hasse die Helena". Ilias-Schema S. 272: Juno.. besteht auf dem Untergange Trojas. Ach. V. 272 ruft sie: Ilios fällt! Il.-Sch. 277: Die Horen eröffnen die Thore des Olympos. Ach. V. 61: Itzt eröffneten heftig des Himmels Pforte die Horen. Il.-Sch. S. 277: Zeus .. gebietet dem Paeon, ihn zu heilen. Ach. V. 201: Du .. riefest den Paeon herbei. Statt „Waffenstillstand" sagt Goethe im Il.-Sch. S. 281 einfach „Stillstand", ebenso im Ach.-Sch. S. 442. Il.-Sch. S. 281: Antenor räth, die Helena zurückzugeben, Paris widersetzt sich. Im Achilleisplan genau dasselbe Verhältniß. Il.-Sch. ebd.: Wein aus Lemnos und andere Waare kommen zu den Griechen. Schmaus. Ach. V. 468: Wein und getrocknete Frucht und Herden. Im Ach.-Sch.: „Transport von Lemnos. Tauschhandel. Man schmaust." Il.-Sch. S. 281: „Zeus beruft die Götter, verbietet, keiner Partei zu helfen." Ach.-Sch. S. 445: Zeus verdeut den Göttern, sich einzumischen (S. 436: „Schicksal beider Parteien"). Il.-Sch. S. 284: Sie finden Achill auf der Leier spielend. Ach.-Schema S. 443 Zelt des Achilles, Antilochus mit der Leier. — Auffallend ist folgende wörtliche Uebereinstimmung. Im Iliasschema heißt es S. 310: „Iris, von Here gesandt, erregt den Achill", im Achilleis-Schema S. 437: „Iris von Juno gesendet erregt Agamemnon." — Il.-Sch. S. 312: „Daß Thetis den Leichnam frisch erhalten möge." Ach.-Schema S. 439: „Thetis erhält den Leichnam des Achills." Il.-Schema ebenda: „Achill besteht auf persönlichem Fasten." Achilleis V. 621: „Mich reizet der Hunger nicht mehr noch der Durst." Il.-Sch. S. 285: „Achill befiehlt dem Patroklos ein Mahl zu bereiten; es geschieht" (in Achills Zelt). Ach.-Schema S. 444 f.: „Achills Zelt. Man schmaust". Il.-Schema S. 313: „Die Rüstung schmiegt sich leicht an seinen Körper und hebt ihn anstatt ihn zu beschweren." Achilleis V. 110: Die Waffen „angegossen dem Leib, wie Flügel den Helden erhebend." Il.-Sch. ebenda: „Automedan und Alkimos", ebenso S. 326: Achill „bedient von Automedon und Alkimos". Ach.-Sch. S. 448: „Achills Freunde, Automedon und Alkimos". Il.-Sch. S. 314: „Zeus erlaubt den Göttern, beiden Parteien zu helfen, sie vertheilen sich auf die zwei Seiten." Ach.-Sch. S. 436: „Das Schicksal beider Parteien. (Zeus') Aufforderung an die Götter, von beiden Seiten das Mögliche zu thun." Il.-Sch. S. 314: „Einwirkung der Götter." Ach.-Sch. S. 438: „Einwirkung der Götter." Il.-Sch. S. 315: „Weissagung, daß Aeneas' Geschlecht die Troer beherrschen werde." Ach.-Sch. S. 447: Venus wünscht „die Priamiden zu verderben, um dem Aeneas das Reich zuzuwenden". Il.-Sch. S. 318: Apollo geht nach Troja, die Stadt zu bewahren. Ach.-Sch. S. 441 und 447: Apoll schreitet nach Troja (in gleicher Absicht). Il.-Sch. S. 320: Achill ruht. Ach.-Sch. S. 445: Ruhe des Achills. Morgen in Troja. Vgl. Il.-Sch. S. 322: „Achill schläft am Gestade", weiter unten: „Achill schläft gegen Morgen". (Il.-Sch. S. 325: Achill kann nicht schlafen. Ach.-Sch. S. 446: Nacht. Achills Leidenschaft.) Il.-Sch. S. 322: „Sie schmausen. Achill schläft. Patroklos erscheint ihm. . . Achill, erwachend, spricht über den Traum" ꝛc. Ach.-Sch. S. 445: Des erwachenden Achills Sehnsucht nach Patroklos. Il.-Sch. S. 325: „Den Wagen zu rüsten." Priams Söhne „bereiten den Wagen". Ach.-Sch. S. 445: „Morgen in Troja. Bereitung des Wagens. Motive mit der Abfahrt Priamus' zu vergleichen." Wichtig ist noch Il.-Sch. S. 295: „Aeneas .. unmuthig gegen Priamus, von dem er nicht genugsam geehrt wird." Im Achilleisplan steht Aeneas mit Antenor an der Spitze der oppositionellen Volkspartei.

Noch einige weniger erhebliche Uebereinstimmungen: Il.-Sch. S. 267: „Thetis bejammert seine kurze Lebenszeit", wie Pallas in der Achilleis. Il.-Sch. S. 283 erzählt, wie Here und Pallas conspiriren; Zeus läßt ihnen Einhalt gebieten. Ach.-Sch. (4. Gesang): „Pallas und Juno über Achill . . . Zeus verdeut den Göttern sich einzumischen." Il.-Sch. S. 314: Kallikolone; im Ach.-Sch. S. 441 und 447 erwähnt.*)

Goethe hat (1798 kürzer, 1821 ausführlicher) alle Gleichnisse, an denen die Ilias so reich ist, vermerkt. Gewiß hat das Studium derselben befruchtend auf die Vorarbeiten zur Achilleis gewirkt. Wir finden nämlich in den Skizzen zur Achilleis S. 448 Entwürfe „zu Gleichnissen oder Beispielen". Am 12. Mai schreibt Schiller an Goethe betreffs der Vorarbeiten zu seiner Homeridendichtung: „Mit den zwei wichtigen Punkten, dem Ge-

---

*) Das Schema zur Aeneis, von dem das Tagebuch nur unter dem 29. März 1798 spricht, ist gewiß unvollendet geblieben.

**) Vgl. darüber „Goethes Achilleis" von Dr. Alb. Fries (Beiträge zur germ. u. rom. Phil. Germ Abtheil. 10. Berlin 1901 bei E. Ebering).

*) Noch eins sei bemerkt: Die Stelle Il. III, 380, wo es von Paris heißt: „Doch den entrückte Aphrodite" giebt Goethe so wieder: „Venus entrückt den Liebling". Im selben Jahre (1798) war Schillers Gedicht „Das Glück" entstanden, in dem es heißt: „Daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt".

brauch des göttlichen Einflusses und der Gleichnisse, glaube ich im Reinen zu sein, wegen des letzten habe ich wohl schon etwas gesagt.“ Das spricht schon dafür, daß damals jene Skizzen zu Gleichnissen entstanden. Diese Annahme wird zur Gewißheit, wenn wir bedenken, daß das Ilias-Schema mit seiner Skizzirung der zahllosen Gleichnisse Homers im Mai 1798 zu Ende geführt wurde. Und auch der Götterkatalog, den wir im Achilleis-Schema (ebd.) finden und dem noch die Bemerkung folgt: „Ueberlegung wie alle Götter zu beschäftigen“, ist eine homerische Lesefrucht (Ilias 20. Gesang) und entstand gewiß zur nämlichen Zeit, Mai 1798. —

Es ist interessant zu vergleichen, wie aus dem Studium des Volksliedes so viele Lieder Goethes, aus dem der antiken Elegiker die „Römischen Elegien“, aus dem der Ilias die Achilleis, endlich aus der Beschäftigung mit der persischen Poesie der Divan hervorgesprossen ist. — „Ist er gewaltig, so liest er in das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.“ Herder „horcht in die Welt“, lauscht auf die Stimmen aller Völker; aber ihm war nur die freilich herrliche Kunst des Verstehens und des Uebertragens gegeben — Goethe aber, auf Herders und Winckelmanns Bahnen wandelnd, schafft aus der Synthese des Fremden und des Eigenen Neues und Herrlichstes. Aber aus jenen anderen Dichtungen, den Liedern, den Elegien, dem Divan jauchzt selbsterlebte Seligkeit, schluchzt selbstempfundener Schmerz, in sie gießt der Dichter soviel eigenen Lebens- und Empfindungsgehalt, soviel von seinem Selbst, daß er überall Herrscher, Schöpfer bleibt, ein König gleichsam, der zwar des Orients Gebräuche annimmt, aber darum doch immer — Alexander bleibt. In der Achilleis dagegen fühlen wir nicht den Hauch des Erlebten; da ist nichts, was aus den innersten Tiefen des Herzens ungestüm ans Tageslicht emporbrängte. Goethe hat, wie Porus vor Alexander, das Scepter seines Genius vor dem Thron eines Größeren niedergelegt. Wir empfinden mehr die Uebermacht des homerischen Geistes als des Goetheschen. Und die erborgte Schwinge hat ihn nicht weit getragen, sie erlahmte nach kurzem Aufflug. Aber bald besinnt er sich wieder auf sich selbst und schafft in der Natürlichen Tochter so Eigenes, so Durchgeistigtes und wundervoll Abgetöntes, daß die in zartesten Harmonien schwingende Tonfülle dieses Kunstwerks auch heute noch nur dem verfeinerten Ohr der, ach, so Wenigen verständlich ist, die man vom Standpunkte höchster Culturforderungen als — die wahrhaft Gebildeten bezeichnen dürfte!

Bücherbesprechungen.

— **Bibel und Babel.** Eine culturgeschichtliche Skizze von **Eduard König.** 5. Aufl. Berlin, Martin Warneck, 1902. 51 S. 80 ₰. — Der Vortrag von Friedrich Delitzsch über „Babel und Bibel“ hat schon durch den Umstand, daß er zweimal vor Sr. Majestät dem Kaiser gehalten worden ist, berechtigtes Aufsehen erregt. Die grandiose Darstellung, wie die meisterhafte Auswahl der durch das Skioptikon vorgeführten Bilder hat darüber nicht hinweggetäuscht, daß der wissenschaftliche Unterbau für die interessante Hälfte des Vortrags, für die Beleuchtung der Bibel, auf thönernen Füßen steht. Eduard König sucht nachzuweisen, daß die Darstellung Delitzschs, der zufolge die biblische Gedankenwelt nur ein Abbild und ein Conterfei der babylonischen, als der reineren und ursprünglichen ist, durch eine wissenschaftlich viel richtigere und einwandfreiere sich ersetzen läßt: Babel hat die Culturwelt der Semiten in der Zeit der Entstehung der Bibel so hervorragend beherrscht, daß die Ueberlieferungen und Anschauungen des Volkes Israel voll von Babylonismen sind. Aber die Religion der Bibel mit ihren Lebenspolen, der Offenbarung und Erfahrung Gottes, ist durchaus unabhängig von Babel. Die Bedeutung der Ausgrabungen am Euphrat kann nicht darin bestehen, daß „sie zur Todtengräberarbeit für die religionsgeschichtliche Prärogative der Bibel werden“. Entscheidend für die richtige Stellung zu dem religionsgeschichtlichen Problem „Babel und Bibel“, das mit der riesig wachsenden Zunahme der Ausgrabungen und Entdeckungen unser ganzes Jahrhundert beschäftigen wird, sind unseres Erachtens zwei Punkte, die König nicht scharf beleuchtet hat. Einmal betreffen viele angebliche Entlehnungen der Bibel lediglich die Form, das Bild, die Schale, die Einkleidung der Gedanken, während die Einzigartigkeit des religiösen Inhalts durch diese äußeren An- und Gleichklänge gänzlich unberührt bleibt. Sodann bleibt für das Urtheil über alle angeblichen Entlehnungen die wissenschaftliche Möglichkeit offen, daß wir in Babel und Bibel einen gemeinsamen Besitz von Ueberlieferungen haben, die den Völkern Vorderasiens, wo die Wiege der Menschheit stand, eigenthümlich war. Jedenfalls hat der besprochene Vortrag das große Verdienst, die Authentie und Integrität der alttestamentlichen Glaubenswelt gründlich und klar ins Licht gestellt zu haben. Eine gerechte und entschiedene Zurückweisung erfährt im Einzelnen das in „Babel und Bibel“ vorgetragene Märchen, daß der Monotheismus aus Babylonien stamme. Die religionsgeschichtliche Vergleichung ergiebt vielmehr für die Geschichte des Gottesgedankens die unanfechtbare Gewißheit, daß dieser in der Bibel die nirgends vorhandene Höhe erreicht und besitzt. Die von König mit ängstlicher Sorgfalt geprüfte, aus der Hammurebidynastie (2000 v. Chr.) stammende Inschrift „Ja—u—um über Jahve ist Gott“ beweist gar nichts für die Priorität der babylonischen Gottesvorstellungen, ist hingegen ein hochwichtiges Zeugniß für das vormosaische Vorhandensein des Jahvecultes. Ueber die Ableitung des Gottesnamens el von der Proposition el zu, die Lagarde mit mehr Witz, als Wahrheit vorgetragen hat, wäre kein Wort zu verlieren gewesen. Eine bleibende Bedeutung gewinnt der Vortrag durch das ne sutor supra crepidam, das dem größten Assyriologen der Gegenwart aus berufenem theologischen Munde zugerufen worden ist. Die Funde am Euphrat und Tigris werden, sachgemäß und treu geprüft, den Wahrheitsinhalt der Bibel nicht verdunkeln, sondern in neues Licht stellen. J. J.

— **August Klastermann, Ein diplomatischer Briefwechsel aus dem zweiten Jahrtausend vor Christo.** Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme) 1902. 31 S. 80 ₰. — Das Heft bringt den Neudruck einer vor vier Jahren in Kiel gehaltenen Rectoratsrede. Es bemüht sich, die Welt der Tel-Amarnah-Urkunden festzustellen, die uns in die Zeit um 1400 v. Chr. versetzen, in welcher der Pharao von Aegypten, Chu-en-aten, der Adressat der Amarnahbriefe, durch Einführung des einheitlichen Sonnencultes eine monotheistische Staatsreligion schaffen wollte. Entgegen den religiösen Bestrebungen des interessanten Ketzerkönigs zeigen die Briefe selbst für ihre Zeit in den Gebieten Vorderasiens, aus denen sie stammen, den Zustand völliger sittlicher Auflösung, dazu eine geradezu verblüffende Gewandtheit, durch Worte die Gedanken zu verbergen. Es ist also Nichts mit der guten alten Zeit, auch im geschichtlichen Sinne ist das Herz des Menschen böse von Jugend auf. J. J.

— **Elysium und Hades.** Eine religionsgeschichtliche Studie von **Joseph Schreiner** (Professor in Venloo). Mit einer Karte (Sagenkunde des Todten Meeres). Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 71 S. 8. Preis 2 ℳ. — „In obigem Buche führt der Verfasser seine Untersuchungen über den Ursprung von Homers Odyssee aus der alten Geschichte weiter aus. Die künstliche Scheidewand, welche blinde Vorurtheile zwischen Hellas und Palästina errichtet haben, beginnt endlich ins Wanken zu gerathen.“ „Altägyptische Inschriften haben nämlich ergeben,“ daß frühzeitig Jonier als Söldner in Syrien, Achäer als Piraten am Nildelta waren, mithin ist „die erste Nothbrücke geschlagen zwischen orientalischen und griechischen Göttermythen“, insbesondere „zwischen Alt-Hellas und Alt-Palästina“. „Vorläufig kann es sich bei den Forschungen des Verfassers nur um Vorschläge handeln, welche bei tieferem Eindringen sich mit der Zeit selbst bestätigen oder widerlegen müssen.“ „Die Gefahr des Irrthums aber, welche keiner Neuerung erspart bleibt, hat den Verfasser nicht abgehalten, . . . noch weniger hat eine falsche Publicitätsscheu ihn daran gehindert, erst mit Vorschlägen im Kleinen an die Oeffentlichkeit zu treten.“ „Kann es auf die Dauer . . gerechtfertigt bleiben, Oertlichkeiten und Ereignisse, deren geheimnißvolle Kunde unterschiedslos unter die gesammten Völker des Mittelmeeres gedrungen, . . bis zur Stunde hinter den Grenzen der bewohnten Erde aufzusuchen?“ So der Verfasser selbst im buchhändlerischen Begleitblatt, auf den ersten Seiten und in einer „Schlußfrage“ (S. 71). Jedenfalls eine interessante Schrift, wenn nicht historisch, so als Erweis einer durch keine Rücksicht auf „herkömmliche Lehre, Anschauung“ und Arbeitsergebnisse getrübten Unternehmerlust. Die alttestamentliche Urgeschichte erscheint als fester Ausgangspunkt für religionsgeschichtliche Speculationen, welche in „Gleichungen“ zu Tage treten, wie: El (Gott) = Uranus, Satan = Titan, Kerub = Kerberos, Thubalkain = Vulcanus, Noach = Dionysos, Sidon = Poseidon, Hyksos = Cyklops, Abram

= Jupiter, Sarah = Hera, Moses = Prometheus, Jericho = Troja, David = Zeus, Absalom = Apollon u. s. w. Und es ist gefährlich, zu widersprechen; denn auf S. 9 sagt der Verfasser: „mag immerhin eine rathlose Quisquilienkritik solcher Herren Referenten, welche für meinen Ideenkreis keine Gehirnzellen übrig haben, in unwissenschaftlichen Ausfällen plumpster Art an meinen Aufstellungen ihr Müthchen kühlen: die allgemeine Götterdämmerung wird früher oder später dennoch hereinbrechen." Für ernst wissenschaftliche Arbeiter aus der Zeit vor solcher Götterdämmerung ist dergleichen freilich nicht eben nur erfreulich. G. S.

— Richard Wünsch, Das Frühlingsfest der Insel Malta. Ein Beitrag zur Geschichte der antiken Religion. Leipzig, B. G. Teubner. 70 S. 8. Preis 2 ℳ. — Eine feine kleine Schrift, ein rechtes Muster gründlicher Forschung und anziehender Darstellung zugleich. Die vorausgeschickte Widmung (an Lisbeth Wünsch) lautet auf einen Johannistag. Denn mit unserem Johannisfest hängt das Fest wohl irgendwie zusammen, dessen Geschichte hier behandelt wird. Nach einem arabischen Berichte nämlich aus der Zeit bald nach 1600 (Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft 1901) hat man um 1591 auf Malta, welches sich als dem Täufer Johannes geweiht ansah, ein hochverehrtes „Götzenbild" (Johannes) alljährlich in einen Garten unter Bohnenblüthen (also im Frühling) geworfen, mit der Erklärung, der Herr (Johannes) zürne und sei weggegangen, nach einiger Zeit der Trauer aber nach befriedigender Gegenerklärung mit Freuden und Gepränge wieder geholt. Der Verfasser zeigt nun oder macht wenigstens höchst wahrscheinlich, daß hinter diesem maltesischen Frühlings-Johannisfest ein altes karthagisch-phönicisches Adonisfest (ein solches wurde im Frühling in ähnlicher Weise gefeiert) und (wegen der Bohnenblüthe) das pythagoreisch gefärbte jonisch-griechische Blüthen- und Seelenfest der Anthesterien stecke, welches im Laufe der Zeit allmälig unter Ausscheidung heidnischer Elemente anderswo in die Gestalt unseres Sommer-Blüthenfestes am Johannistag eingegangen ist. Das Büchlein sei jedem Gebildeten empfohlen, der sich einmal für einige Stunden in anregender und förderlicher Beschäftigung erholen will; eine wohlthätige Erweiterung und Vertiefung seiner geschichtlichen Einsichten fällt ihm dabei von selbst zu. G. S.

— Kautzsch, E., D. Professor, Die Poesie und die poetischen Bücher des Alten Testaments. Sechs Vorträge. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1902. 109 S. Broch. 2 ℳ, geb. 3 ℳ. — Die poetischen Bücher des Alten Testaments nehmen nicht allein eine hervorragende Stelle im alttestamentlichen Canon ein, sondern sie dürfen eine solche auch in der Weltliteratur beanspruchen. Manche, wie der Psalter, das Hohelied, das Spruchbuch und vor Allem das Buch Hiob, gehören sogar zu den Perlen der Weltliteratur; es sind Literaturerzeugnisse ersten Ranges, die nach manchen Beziehungen unübertroffen dastehen. Leider ist die christliche Welt mit diesen Schätzen des Alten Testaments viel zu wenig bekannt. Die Meisten ahnen nicht, welche religiös-sittliche Gedankenwelt in ihnen sprudelt und welche Erfrischung und Erquickung sie Herz und Gemüth gewähren. In den höheren Schulen bleibt für ein tieferes, liebevolles Versenken in sie keine Zeit, vielfach ist bei den Schülern auch noch nicht das rechte Verständniß dafür da. Auch die Kanzel bietet das Kirchenjahr hindurch nur wenig Gelegenheit, die christliche Gemeinde mit ihnen näher bekannt zu machen. Was im christlichen Bewußtsein wirklich lebt, beschränkt sich auf einige Psalmen. Der einzige Weg, der christlichen Welt die poetischen Bücher des Alten Testaments nach ihrem religiös sittlichen Ideengehalt und nach ihrer äußeren und inneren Schönheit zu erschließen, sind öffentliche Vorlesungen. Einen solchen Versuch hat der Professor der Theologie D. Kautzsch in Halle im vergangenen Winter unternommen. Er hat sechs Vorträge im Evangelischen Vereinshause und zum Besten desselben gehalten. Wie wir von Augenzeugen vernommen, hat es an einem zahlreichen und gebildeten Zuhörerkreise nicht gefehlt. In der vorliegenden Schrift liegen die Ausführungen dieser Vorträge vor uns, die nach Inhalt und Form ganz dazu angethan sind, die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich zu lenken. Mit gutem Recht hat Professor D. Kautzsch die poetischen Bücher des Alten Testaments seinen Zuhörern im Lichte der modernen wissenschaftlichen Betrachtungsweise vorgeführt, denn durch sie ist uns erst ihr wahres Verständniß erschlossen worden. Selbstverständlich stehen die schwebenden Streitfragen, die wissenschaftlichen Untersuchungen und Beweisführungen als solche nicht im Vordergrunde, wir werden meist nur mit den Ergebnissen, mit dem, worin die modernen Theologen mit einander übereinstimmen, bekannt gemacht. Daß es dabei nicht ohne alle subjective Meinungsäußerung abgehen kann, liegt auf der Hand, aber das giebt gerade der Schrift ihren besonderen Reiz und verleiht ihr individuelle Prägung. Schon die eingangs der Schrift gegebenen Erörterungen über die Formen und Gattungen der hebräischen Poesie, sowie die Darlegungen, daß im alten Israel auch die weltliche Poesie gepflegt wurde, ja daß sich nicht nur Benennungen alter weltlicher Liedersammlungen, sondern auch Proben davon im Alten Testamente vorfinden, müssen jeden Leser fesseln. Unter den poetischen Büchern steht der Psalter, das Gesang- und Gebetbuch der nachexilischen Gemeinde, der auch zum Gesang- und Gebetbuche der christlichen Gemeinde geworden ist, an der Spitze der Betrachtung. Es wird gezeigt, wie derselbe als Sammlung und wie die einzelnen Lieder, besonders die dem David und anderen Dichtern zugeschriebenen, entstanden sind und welche Bedeutung ihnen in religiöser Hinsicht zukommt. In allen Aeußerungen merkt man hier den vorsichtigen Forscher, der nicht mehr behauptet, als was er Gewissens halber verantworten kann. Luthers congeniale Uebersetzung behält trotz zahlreicher Verstöße ihre bleibende Bedeutung, der Verf. möchte sie um nichts in der Welt preisgeben. Um ein richtiges Verständniß des Psalters zu gewinnen, wird lichtvoll auseinandergesetzt, was es mit den sogenannten Collectiopsalmen für ein Bewandtniß habe und wie die Rachepsalmen aufzufassen seien. Dasselbe besonnene Abwägen des Urtheils macht sich auch bei der Betrachtung der übrigen poetischen Bücher geltend, insonderheit bei den Klageliedern, jenen fünf Liedern, die in schmerzvollen Tönen das traurige Geschick Jerusalems beklagen. Der Verf. verbreitet sich hier über den metrischen Bau, über die Entstehungszeit und über die Authenticität des Liedercyklus. An dritter Stelle wird das Hohelied behandelt, die duftigste Blume im hebräischen Dichterkranze, ein minniglicher Hochzeitsliederstrauß, der in Bezug auf Innigkeit und Zartheit des Empfindens Alles überstrahlt, was die Dichterzunge der alten Völker über Liebessehnsucht und Liebeswonne gesungen hat. Obwohl das Hohelied über zweihundert Commentatoren aufzuweisen hat, so ist uns doch sein wahres Verständniß erst durch Wetzsteins Schilderung einer syrischen Bauernhochzeit erschlossen worden, Prof. Budde zeigte sodann, wie die einzelnen Momente dieser Schilderung im Hohenliede sich vorfinden und Licht in das wirre Dunkel bringen. Salomo ist der Bräutigam oder junge Ehemann, der die Rolle eines Königs spielt, Sulamith die Braut, eigentlich die Sulammitin, das Mädchen von Sulam (Sunem) in Bezug auf ihre Schönheit (vergl. 1. Könige 1, 3 f.), und die schwierige Stelle c. 7, 1 findet ihre Erklärung durch den bei der Hochzeit üblichen Schwerttanz (wasf) der Braut vor den im Kreise gelagerten Hochzeitsgästen. Merkwürdig bleibt immer, daß der Talmud, der doch in vier umfassenden Tractaten Alles, was auf die Ehe Bezug hat, eingehend behandelt, niemals der Sitte gedenkt, daß der Bräutigam bei der Verlobung oder Verheirathung die Rolle des Königs Salomo gespielt habe, wiewohl wieder Anderes, wie der in Kränzen aus Gold, Krystall und milesischer Seide, oder aus Myrthen, Rosen und Olivenzweigen bestehende Kopfputz und das aus Paranymphen und anderen Personen sich bildende Hochzeitsgefolge, wiederholt erwähnt wird. Vergl. Jerusch. Sota IX, Halacha 15 und Babyl. Sota Fol. 49 b. Auch des feierlichen Aufzugs in einer festlich zugerichteten Tragbahre wird gedacht. Vergl. Sota Fol. 49 a und Tosephta Sota c. 15, sowie Midrasch Tehillim zu Ps. 24, 1. Ein Ueberrest von dem Schwerttanze mag sich vielleicht noch in dem Brauche der mittelalterlichen Juden erhalten haben, die der Braut zu Pferde entgegenritten und ein Lanzenbrechen veranstalteten. Uebrigens ließen zur Steigerung der Hochzeitsfreude verschiedene Gesetzeslehrer es sich nicht nehmen, den Brautkranz selbst zu winden und vor der Braut zu tanzen. Vergl. Gittin Fol. 7 a. Nach Keth. Fol. 17 a. lud R. Acha die Braut sogar auf seine Schultern und führte mit ihr einen Tanz auf. Endlich wird auch die Thatsache bezeugt, daß Loblieder angestimmt und Braut und Bräutigam beim feierlichen Umzuge gepriesen wurden. Vergl. Midrasch Tehillim zu Ps. 24, 1. — Auf das Hohelied folgen trefflich orientirende Darlegungen über die Weisheitsliteratur bei den alten Hebräern und das an diese sich anschließende Spruchbuch, das als ein aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengeflossenes Sammelwerk charakterisirt wird. Die Schlußbetrachtung gilt dem Buche Hiob, der Krone der alttestamentlichen Dichtung, die das schwierige Problem: „Wie verträgt

sich das Leiden des wahrhaft Frommen mit der göttlichen Gerechtigkeit" in drei hochpoetischen Gesprächsgängen behandelt. Die durch die Dichtung gehenden Gedanken gelangen zu klarer Darstellung, außerdem wird zu zwei Streitfragen Stellung genommen, von denen die eine die Echtheit der Elihureden, die andere das sogenannte vorexilische Volksbuch Hiob betrifft. Wie der Verfasser mit Recht die Elihureden für einen späteren Einschub erklärt, so weist er auch die Ansicht von der Existenz eines Volksbuches ab, von dem uns nichts weiter übrig geblieben sei, als der Rahmen unserer heutigen Hiobdichtung in Prolog und Epilog. Wir legen die gehaltvolle Schrift von D. Kautzsch mit Dank aus der Hand und wünschen ihr die weitgehendste Verbreitung. Jeder Leser wird reiche Belehrung davontragen, wenigstens wird er ein anschauliches Bild gewinnen, wie die moderne wissenschaftliche Forschung die poetischen Bücher des Alten Testaments heute betrachtet und ihr Verständniß erschlossen hat. Nur einem Wunsche gestatten wir uns Ausdruck zu verleihen, den der Verfasser sicher berücksichtigen wird, wenn seine Schrift zum zweiten Male den Weg in die Oeffentlichkeit macht. Zunächst hätten wir es gern gesehen, wenn im Spruchbuche eine Zeichnung der religiös-sittlichen Weltanschauung in großen Zügen versucht worden wäre. Sodann tritt bei der Betrachtung des Psalters und des Buches Hiob die ästhetische Seite nicht genugsam hervor, also gerade das, was sie zu poetischen Kunstwerken macht: Schwung der Gedanken, Tiefe der Empfindung, Natur- und Seelenmalerei, kurz: der ganze weihevolle Stimmungszauber. D. Aug. Wünsche.

— The Jewish Encyclopedia a descriptive record af the History, Religian, Litterature and Customs af the Jewish peaple from the earliest timas to the present day under the direction of the fallawing editorial board C. Adler, G. Dautsch, L. Ginzberg, R. Gatthail, J. Jacabs, Marc. Jastraw, Mar. Jastrow, K. Kahlar, F. de Sola Mendes, J. Singer and Crawfard H. Tay. New Yark and London, Funk and Wagnalls Company 1901. — Ein seit vielen Jahren von Dr. Isidore Singer geplantes großartiges literarisches Unternehmen kommt mit dem Erscheinen dieses ersten Bandes zur Verwirklichung. Die Jewish EnaycIopedia will die gesammte jüdische Cultur in ihrem Entwickelungsgange von Anbeginn bis auf unsere Tage in alphabetischer Ordnung in 12 starken Bänden bearbeiten und durch etwa 2000 Illustrationen veranschaulichen. Das Bedürfniß nach einem den gesammten auf das Judenthum bezüglichen Wissensstoff umfassenden Reallexikan ist für die Interessenten in der That vorhanden. Hamburgers Realencyclopädie für Bibel und Talmud bucht den Wissensstoff nur bis zum Abschluß des Talmuds und hat manche Lücken, der Pachad Jizchak von dem italienischen Arzte Isaak Lampronti, dessen Druck nach langer Unterbrechung erst vor Kurzem beendet worden, ist Vielen sicher schon wegen der hebräischen Sprache nicht recht zugänglich. Frühere Versuche, Literatur und Cultus des Judenthums encyklopädisch zu behandeln, sind entweder schon als Project oder gleich im Anfang stecken geblieben. Ob freilich eine so weitschichtige Anlage nöthig war, das ist eine andere Frage. Da aber die erforderlichen Geldmittel durch Singers Bemühungen beschafft worden sind und ein Verlagshaus sich gefunden hat, so können es sich die Interessenten schon gefallen lassen, an Stoff wird es natürlich nicht fehlen. Nur die Gefahr liegt nahe und zeigt sich bereits in dem vorliegenden Bande, daß auch Untergeordnetes in Personen und Sachen sich breit macht und einen Raum ausfüllt, der ihm in culturhistorischer Beziehung entschieden nicht zukommt. Die Jewish Encyclopedia verzeichnet über 400 Mitarbeiter, jüdische und christliche Gelehrte, unter denen viele klangvolle Namen sind, aus deren Feder nur Gediegenes zu erwarten ist. Auch der Redactionsstab ist vortrefflich organisirt, einem jeden Redacteur ist ein besonderes wissenschaftliches Departement angewiesen, für das er zu sorgen und sich zur Beschaffung der Artikel die geeigneten Kräfte zu suchen hat. Daneben besteht eine Commission, welche die Uebertragung der in anderen Sprachen abgefaßten Artikel ins Englische besorgt, und außerdem ist noch ein Aufsichtsrath vorhanden, der die Gesammtredactian inspicirt und darauf achtet, daß Alles ein gewisses einheitliches Gepräge erhält. Der erste Band, der auf 685 Seiten in Lexikonformat etwa 1000 Artikel umspannt und von Aach bis Apocalyptic Litterature geht, bietet dem Bibelforscher, Literatuekenner, Alterthumskundigen und Historiker vieles Interessante, das selbst in den entsprechenden Fachwerken nicht gründlicher behandelt ist. Wir haben dabei besonders die Artikel Abraham, Alchemie, Amulette, Antisemitismus und einiges aus der Münzkunde und Synagogenmusik im Auge. Bei der Darstellung biblischer Persönlichkeiten hat uns die reinliche Scheidung des Traditionsstoffes sehr gefallen. Der alttestamentliche Bericht steht stets an der Spitze und darauf folgen erst die Rollen, welche die betreffenden Personen in der apokryphischen und in der rabbinischen Literatur, sowie in der muhammedanischen Legende spielen. Die kritische Betrachtung bildet den Abschluß. Vergl. den Artikel Abraham. Wie bereits oben bemerkt, kommen viele Artikel durch schön ausgeführte Illustrationen zur Veranschaulichung. Der erste Band enthält gegen 150 Illustrationen, unter denen sich viele Landschaftsaufnahmen, Abbildungen von Thieren und Pflanzen des heiligen Landes, von alten und neuen Bauwerken, Skulpturen und Gemälden befinden. Auch das Porträt ist häufig vertreten. Zur besonderen Zierde des Werkes gereichen ebenso die wohlgelungenen Reproductionen seltener Manuscripte und Drucke, wie die Notenbeilagen zu verschiedenen synagogalen Gesängen. Kurz, das Alles macht die Jewish Encyclapedia zu einem Standard wark im besten Sinne des Worts. Wir wünschen deshalb dem Unteenehmen den besten Erfolg, vor Allem, daß das Erscheinen der einzeluen Bände nicht allzu lange auf sich möge warten lassen. Wer sich die Jewish Encyclapedia anschafft, wird bemerken, daß sie ihm eine ganze Bibliothek ersetzt. D. We.

— Die Versöhnung durch Christus. Ein Vortrag von D. Otto Kirn, Professor der Theologie in Leipzig. 29 S. Verlag von Chs. Herm. Tauchnitz. 1 *M.* — Der Verfasser hat seinen auf der letzten Versammlung der Sächsischen Kirchlichen Conferenz zu Chemnitz gehaltenen Vortrag auf Wunsch der Hörer hiermit der weiteren Oeffentlichkeit übergeben. Er behandelt darin nach kurzer Einleitung zunächst die Heilslehre des Neuen Testamentes und die Verkündigung Jesu und sieht im Gegensatz zu der bekannten Harnackschen Behauptung bez. Formulirung, daß Jesus selber nicht in das Evangelium gehöre, die Offenbarung, welche Jesus uns bringt, in seiner Person selbst, also nicht sawohl in einer Predigt Jesu, sondern einer Predigt von Jesu. Er geht dann auf die Bedeutung des Todes Jesu ein im Verhältniß zu seinem einheitlichen Erlöserberuf, der nicht losgelöst von dem vorausgehenden Leben zu denken ist. Er kann es verstehen, aber nicht gutheißen, wenn die alte Dogmatik in dem Versöhnungsleiden Christi auf der einen Seite die Durchführung der sittlichen Ordnung, auf der anderen die Bezeugung der göttlichen Gnade erblickt, da doch nur für uns Menschen Gerechtigkeit und Liebe als auseinanderliegend gedacht werden können, nicht aber in Gott. Von hier aus unternimmt Kirn, die Einheit der religiösen und sittlichen Betrachtung des Werkes Christi darzustellen, und verwirft die juristischen Vorstellungen der Orthodoxie, indem er den Fortgang zu einer rein ethischen Auffassung als allein logisch wie biblisch fordert. Er betrachtet die neueren Versöhnungslehren, besonders die Ritschliche, nach welcher die Realität der Schuld nicht aufgehoben, sondern nur bei Seite geschoben wird, und beschäftigt sich eingehender mit den Ergänzungsversuchen dieser Construction, insonderheit dem Härings, dem er selber sich wesentlich anschließt: durch sein Erlösungsleiden wirkt Christus in dem Menschen den Glauben an Gottes Liebe und die vollkommene Reue und versetzt so den Menschen in eine Lage, in der Gottes Gnade sich ihm zuwenden kann. So kommen objective Heilsstiftung und subjective Heilsverwirklichung zusammen. Christus ist der „Bürge" in doppelter Hinsicht: er bürgt der Gemeinde für Gottes verzeihende Liebe und bürgt Gott für die Sinnesänderung der ihm entfremdeten Menschheit, sofern diese sich unter den Eindruck seiner Heilsthat stellt. Diese ethische Fassung der Versöhnungslehre entspricht der Regel, welche den ganzen „Haushalt Gottes" von Alters her beherrscht. Wenn es auch nicht möglich ist, den ganzen großen Stoff in der knappen Form eines Vartrages erschöpfend zu behandeln, und der Verfasser die biblische Beweisführung bis auf wenige Punkte schuldig geblieben ist, so heißen wir doch die vorliegende Arbeit als einen beachtenswerthen Beitrag zur Lehre von der Versöhnung durch Christus willkommen. Vielleicht entschließt sich Kien zu einer ausführlicheren Behandlung seiner Versöhnungslehre. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M* 25 *ℌ*, für auswärts mit 1 *M* 64 *ℌ* (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 *ℌ*.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 127. Donnerstag, den 23. October, Abends. **1902.**

Sächsische Hausinschriften.

Weisheit auf der Gasse — so dürfen wir wohl diese Inschriften aus der Väter Zeit nennen — bekommen wir auf unseren Wanderungen durch das sächsische Vaterland immer seltener zu lesen. Die Cultur, die sich in unserem industriereichen Sachsen bis in die entferntesten Gebirgsthäler verbreitet, hat wie so vieles Volksthümliche, auch diese oft naiven, schmucklosen aber doch lebenswahren Aeußerungen der Volksseele in den Städten, zumeist aber auch schon in manchem Dorfe hinweggefegt, und wir möchten wohl, wie vor einer Seltenheit, staunend stehen bleiben, wenn uns von einem Fabrikgebäude her, in dem doch der Mensch fast zur Maschine wird, ein so sinniger Spruch grüßt, wie z. B. in Walthersdorf bei Schlettau:

Echte Menschen soll'n wir werden,
Und dos ist's was Jeder kann
Ob er Christ sei oder Jude
Heide oder Muselmann.

Das hastende Leben unserer Zeit hält den modernen Menschen ab, auf den Straßen nach den Perlen der Volksweisheit zu suchen; wird er doch auch mit gedruckter Weisheit von allen Seiten so überschüttet, daß er sich vor ihr kaum zu retten weiß, und deshalb sieht er wohl auch selbst davon ab, sein eignes Haus und Heim mit einem Verslein zu zieren. So sind es denn seltene Ausnahmen, wenn wir hier und da an einem Privathause der Großstadt, in der ja das Leben am raschesten pulsirt — öffentliche Gebäude, wie Kirchen, Schulen, Theater x. nehmen wir ein für allemal aus — einer Inschrift begegnen, wie z. B. in Leipzig an der früheren Villa des Bauraths Mothes dem bekannten Spruche:

Steht fest mein Haus, kehr' dich nicht dran,
wenn dich auch tadelt mancher Mann,

oder in Dresden-Neustadt an einem Gartengebäude der Bautzner Straße dem nicht seltener vorkommenden:

Allen Leuten recht gethan
ist eine Kunst, die niemand kann!

In den Städten hat die marktschreierische Reclame das Feld für sich gewonnen. Mit großen, weit leuchtenden Buchstaben aufgetragen, fällt sie auch dem ins Auge, der nichts von ihr wissen will, während das in einfacher Schrift geschriebene Sprüchlein, dem bescheidenen Veilchen gleich, gesucht sein will. In größerer Zahl finden sich infolgedessen die Hausinschriften noch in den Dörfern, aber dort auch nicht immer an der offenen Hauptstraße, sondern in versteckten Dorfgassen, als wenn sie nur dem gelten sollten, dessen Eigen das Haus ist. Aber auch auf dem Lande ist die schöne Sitte, daß der Bauherr über die Thür seines Hauses sich ein solches „Memento" setzt, mehr und mehr in Vergessenheit gerathen, und nicht allzuhäufig sieht man, wie dies bei dem Spruche an einem Hause in Zeschwitz bei Zwenkau

— Vor allen Stürmen
In aller Not
Beschützt dieses Haus
Unser Herr Gott —

der Fall ist, eine Jahreszahl so jungen Datums (1895) stehen. Ja es kommt sogar vor, daß alte vorhandene Inschriften mißachtet und bei Renovirung des Gebäudes entweder ganz beseitigt oder — wie ein Bewohner eines Dorfes nördlich der sächsischen Schweiz mir sagte — „überwiesen" (= überweißt) werden. Wie schade! Eine Reihe von Inschriften, theils von mir selbst gesammelt, theils den Mittheilungen des Vereins für sächsische Volkskunde entnommen, möge darthun, wie bedauernswerth es ist, wenn auch diese Erzeugnisse der Volkspoesie und Volksweisheit dahinschwinden und wie recht der Verein für Volkskunde thut, wenn er jene zu retten und die alte, schöne Sitte neu zu beleben sucht.

Der poetische Werth ist natürlich oft ein geringer; um so höher ist aber meist ihr sittlicher Werth anzuschlagen, da er uns über ehrenhafte Gesinnungen ihrer Schöpfer Aufschluß giebt.

Nicht immer sind die Sprüche überhaupt Producte der Volksdichtung. Bei Bibel und Gesangbuch sind vielfach Anleihen gemacht worden. So liest man z. B. in Bonnewitz bei Lohmen eine Stelle aus den Sprüchen Salomonis:

Wer seinen Acker fleißig bauet,
Der wird Brods genung haben,
Wer aber Müssiggang nachgehet,
Der wird Armuths genung haben —

oder in Grünstädtel bei Schwarzenberg aus dem Buche Tobias:

So wier Gott
werden fürchten
die sünde meyden
und gutes thun —
Gott mit uns allen.

So liest man ferner in Claußnitz die bekannte Liedstrophe:

Unsern Ausgang segn Gott
Unsern Eingang gleichermaßen, segn
Unser täglich Brod, segn unser
Thun und Lassen, segn uns mit sel-
gem Sterben und mach uns zu Himmelserben

und in Pillnitz (Nr. 47):

Mein Jesu schmücke mich
mit Weisheit und mit Liebe,
mit Keuschheit und Gedult
durch deines Geistes Triebe.
Auch mit der Demut mich vor allem kleide an
So bin ich wohl geschmückt und kostbar angethan

Auch Aussprüche unserer großen Dichter verwendet man gern, so z. B. in Zeschwitz Schillers geflügeltes Wort:

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.

Selbstverständlich hat man auch dem allgemeinen Spruch- und Sprichwörterschatze des deutschen Volkes manches Wort entliehen, so in Hosterwitz an der Villa des verstorbenen Kriegsministers v. d. Planitz:

An Gottes Segen ist alles gelegen —

oder in Pillnitz:

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut

oder — kurz und bündig — wie in Dohna:

Gott mit uns.

Im Großen und Ganzen sind aber doch wohl Inschriften ureignem, poetischem Empfinden entsprossen, oder wenigstens, wenn sie der mündlichen oder schriftlichen Ueberlieferung entnommen sind, nach eignem Ermessen geändert, gekürzt, verlängert worden. Daher kommt es, daß manche Sprüche in den verschiedensten Variationen vorkommen, wie dann noch an einem Beispiel gezeigt werden soll.

Seltsam ist es, daß in unseren sächsischen Hausinschriften — ganz im Gegensatz zu anderen Landschaften — der Humor, der freiwillige und der unfreiwillige, so wenig zu Worte kommt. Unter den mir zur Verfügung stehenden Sprüchen ist nur ein humoristischer; er stammt aus Rübenau bei Zöblitz und lautet:

Hier hält ein jeder gerne an;
der Hausknecht, der heißt Winkelmann.

Fast aus allen weht uns ein heiliger Ernst entgegen und neben dem Preise der Natur und dem Lob der Arbeitsamkeit ist fast

immer auch der Blick aufs Jenseits gerichtet. So finden sich denn die mannigfaltigsten Varintionen des Gedankens, daß wir auf Erden nur Gäste sind und unser irdischer Besitz nichtig ist, da wir ihn doch früher oder später an einen Anderen abtreten müssen, so z. B. in Birkwitz a/Elbe und an anderen Orten:

Ich had gebaut mit Gott ein Hauß
Und wenn er will, muß ich heraus
Denn wem ers gönnt, dem wird ers geben
und mir hernach ein besser Leben.

oder ähnlich an der idyllisch gelegenen, mit 6 Sprüchen gezierten Keppmühle bei Hosterwitz:

Ich had gebaut ein schönes Haus,
wen Gott gebent, so mus ich raus.

oder in Tanneberg bei Mittweida und anderwärts

Das Haus ist mein und doch nicht mein,
der var mir war, dacht' auch, 's wär sein!
Da zag er aus und ich zog ein;
nach meinem Tod wirds auch so sein!

Das Volk philosophirt deshalb auch hier und da über die Verkehrtheit der Menschen, daß sie sich hier auf Erden so fest einnisten; so lesen wir wieder an der Keppmühle:

Hier bauen wir so ftste
und sind doch fremde Gäsle,
und wo wir sollen ewig sein,
da bauen wir gor wenig nein —

aber der „Philosoph" selber hat diese Inschrift an ein neu gebautes Haus gesetzt und setzt sein ganzes Vertrauen auf Gott, daß er seinem Besitzthum gnädigen Schutz angedeihen lasse. Vom Gottvertrauen redet so mancher Spruch. Am weißen Hirsch bei Jöhstadt steht geschrieben:

So longe Gattes Auge
auf unser Haus wird sehen,
so lange wird es auch
in oollem Segen stehen

In Dürnuhlsdorf b. Waldenburg steht folgender Spruch:

Wer Gott vertraut, hat wahl gebaut
im Himmel und auf Erden.
Wer sich oerläßt auf Jesum Christ,
dem muß der Himmel werden.

In Eppendorf lesen wir:

Ich los den lieben Gott nur walten
der viele Jahr hat Hauss gehalten.
Er ist gar ein reicher Gott.
Er giebt viel mehr in einen Tag,
den ein ganß Kayserthum vermag —

und in Pfaffenhain:

Gott hat geholfen,
Gatt hilft noch,
Gott wird weiter helfen. — u. s. f.

So giebt denn der Hauswirth sein Heim in Gottes Hand:

Dies Haus steht in Gottes Hand,
Zum Tannenhirsch wird es genannt.
(Winterschenke bei Gepülzig.) —

und bittet ihn um seinen Schutz:

Dies Haus übergeb ich Dir mein Gatt,
Behüte es vor Feuer und aller Not.

J. T. Richter in Pratzschwitz a/Elbe schrieb an sein Haus:

Preiß und Dank sei Dir gebracht,
Du hast alles wohl gemacht —

In Wehlen lesen wir:

Gott halt in Gnoden treue Wacht
in diesem Hause Tag und Nacht;

in Girsdorf bei Pockau sind die Bewohner in die Bitte eingeschlossen:

Der Herr behüte dieses Haus vor Unglück
Und alle, die da gehen ein und aus —

und in Wachwitz a. E. auch das bewegliche Eigenthum:

O treuer Gatt, Deine rechte Hond
Bewahr' dies Haus vor Feuer und Brand.
Vor Diebstahl und für andern Unfall
Behüt es O Herrgott überall.

Am meisten wird um Schutz oor Feuers- und Kriegsnoth gebeten; beides kann uns in unserm von Krieg oft heimgesuchten Vaterlande nicht Wunder nehmen. Wenn nun aber doch das Haus den zerstörenden Gewalten zum Opfer fiel, dann schwand das Gattvertrauen nicht; als eine Prüfung wurde das Unglück angesehen, mit frischem Muthe und dem alten Vertrauen aufs neue gebaut und das neue Haus mit einem Preis auf Gottes Gnade wiederum geschmückt, so in Lauenstein im Erzgeb.:

Es eis mich unverhoft ein wüthend Feuer nieder,
Jetzo aber steh ich durch Gottes Gnode wieder.

oder in Gösau bei Crimmitschau:

Gatt ist es, der des Feuers Kraft
zum Segen, zum Verderben schaft,
und durch des Feuers Flamm und Wuth
word zum Aschehaufen dieses Guth.
Doch was du namst in iener Nacht
durchs Feuer uns, steht durch die Macht
des großen Gottes wieder hir.
Lob, Ehr und Preis sey dir dafür.
Du gabst den du betrübet hast
Gedult zu tragen seine Last.
Laß sie nun künftig, treuer Gott,
befreyet seyn von ieter Not.

Man sah wohl auch in dem Unglück die hart strafende Hand Gottes, die aus der drohenden Wetterwolke den zündenden Strahl schickte, um den Sünder auf Erden zu zerknirschen; wenn aber das Kind dem schwerzürnenden Vater vertrauensvoll entgegentritt, wenn es begangenes Unrecht oergeben glaubt, hofft auch das Menschenkind ouf neue Gnode des himmlischen Vaters. Dos lehrt uns so recht eine merkwürdige, kaum zu entziffernde Inschrift in Bonnewitz bei Pirna:

Den 24. März 1783.
War ein Tag voll Jommer Furcht und Schrecken,
da dieses Haus durch Donner und Blitz in der Aschen lag.
Gott zeigt nur seines Zornes Ruthen uns damit zu erweken.
(2 Zeilen unleserlich!)
Denn der Herr hat mich voll Jammers gemocht am Tage
seines grimmigen Zornes.
Ja (?) dabey half er uns Väterlich in diesem Jahre wiederum
zur aufbouung des neuen Wohnhauß.
Nun der Herr behütet dieses Haus in Gnoden vor
Feuer und allen Unglücksschaden.

Ein schweres Unwetter scheint damols über *jenes Dorf* gekommen zu sein. War es 1770 vielleicht ähnlich? An einem anderen Hause desselben Ortes lesen wir nämlich:

Gleichwie der Schmidt den Stahl
und Eisen durchs Feuer thut zwingen,
also thut Gott die Menschen
durchs Creuz zur Buse thun dringen.

So unterrichten gleichzeitig viele Inschriften über Vorkommnisse im Dorf, über geschichtliche und Notureeignisse und gewinnen so chronikolischen, localhistorischen Werth. So führt uns folgende Inschrift an dem alten Zollhaus in Pirna die Gefohren der Ueberschwemmungen vor Augen:

Nach gnädiger Errettung ous grausamer Wassersnath wurde der
Nachkommen willen dieses Denkmal dieher gesetzt im Jahre 165[illegible]
Do die Elbe und ne[illegible]eraus große Wassersfluth unerhörter We[illegible]
bis hierauf ging
Christoph Pöckel, Geleitsmann, den 7. Febr. 1655.

An die Schrecknisse des Krieges erinnern uns folgende Haussprüche; in Dohna am Gosthaus zum Hirsch:

Durch Kugel Reegen hier O Gott
verzehrt die Flamme Gut und Brod,
wobey ouch keine Rettung wohr;
unser Lebben war in Todesgefahr.
Krieges Unglück, den 8. Sept. 1813.

und in Zehista bei Pirna:

Durch Plündrung, Brand und Kriegesnoth
Kam ich um Kleider, Erndte, Vieh und Hof,
den 2. September 1813.
Durch Gottes Segens milde Hand
Bracht ich doß Hauß wieder zu Stond
den 20 September 1814.
Es schien mit mir ganz aus zu seyn,
Fron und Kinder wußten nicht wo ein
Durch gute Menschen unterstützt.
O Nachkammen, vergeßt nicht diese Pflicht.
Hilf deinen Nächsten in der Noth.
Christen, das ist Gottes Geboth

Welch' schönes Lob der helfenden Nächstenliebe! Aber auch vom Gegentheil weiß mancher Spruch zu berichten; wie Neid und Mißgunst dem Nächsten sein Eigenthum nicht gönnen, ihm wohl nachreden, daß er es nicht auf rechtmäßige Weise erworben habe,

und all' sein Thun und Handeln bekritteln. In den meisten Fällen empfiehlt der Spruchweise, alles Unwahre und Gehässige ganz unbeachtet zu lassen; so steht in Cunnersdorf bei Pirna an einem Hause zu lesen:

Ich laß die Neider neiden
und die Hasser hassen.
Was mir Gott giebt,
Das müssen sie mir lassen.
Ich bin ein Mensch und weiß kein Ziel.
Wer mich veracht, taugt selbst nicht viel.
Viel Falschheit ist auf mich gedicht.
Ich bin ein Christ und acht es nicht —

und in Eppendorf:

Las sie neiten,
Los sie hassen
Missen sie mir
Doch Gottes Seegen lassen.

In Cunewalde stand an einem jetzt abgebrannten Hause der Spruch:

Mein Freund, sieh' nicht auf mich
sondern auf dich!
Thue ich Unrecht, so hüte dich!
Laß jeden, wer er ist,
alsdann bist du ein rechter Christ.

Manch einer führt auch die losen Mäuler etwas derber ab, wie z. B. in Wendischleuba:

Ich kehr' mich nichts dran,
ich loß die Leute klügeln;
wer kann denn jedermann
das lose Maul verriegeln —

oder gar wie in Unkersdorf:

Mancher thut für mich sorgen
und thut mir weder leihn noch borgen;
ich wollt, daß er sein Sorgen liße
und ihm der Hund das Maul voll .....

Nichts ist ja auch häßlicher als das Afterreden und bösen Leumund machen, und es könnte nichts schaden, wenn an manchem Hause der schöne Spruch stünde, den ich an der „Lorenzmühle“ zu Schmalzgrube bei Jöhstadt fand:

Wahrhaftigkeit in Wort und That
der schönste Schmuck des Menschen ist!
Nach Lug und Trug Verachtung naht
an jedem Ort zu jeder Frist.
Bewahr' ein Mensch ein gut Gewissen.
Das ist das beste Ruhekissen —

und dazu ein Memento mori, das den Leser an den ewigen Richter erinnert, wie z. B. an einem Thore zu Roda bei Mutzschen:

So oft das Thor die Angel wendt,
O Mensch, Dein letztes End' bedenk.
Für die Seele soll man sorgen
Alle Tag' und alle Morgen.

Den Nörglern und Neidern könnte wohl der Wirth der Keppmühle zum Vorbild hingestellt werden, der seinem Vorgänger folgenden ehrenden Nachruf gewidmet hat:

Er hat geschafft hier manches Jahr;
ein biedrer, deutscher Mann er war,
und noch in voller Manneskraft
hat ihn der Tod hinweg gerafft.

Als irdische Tugend preist der Hausspruch besonders noch die Arbeitsamkeit, der Gottes Segen nicht fehlen wird, und so finden wir so manche Variationen des Schillerschen Wortes; nur einige seien hier genannt.

Fleiß bringt Segen — Arbeit bringt Brod

steht in Burkhardtsdorf über einer Thür; an der Keppmühle lauten 2 Sprüche:

Thut der Hausvater seine Pflicht,
verläßt der liebe Gott ihn nicht —

und:

Der Segen ist des Fleißes Lohn,
er erbt vom Vater auf den Sohn,
und macht der Tod dann auch alles gleich,
es bleibt zuletzt das Himmelreich.

In Schwaben bei Waldenburg endlich liest man folgendes poetische Wort:

Wohl dem, der Gottes Seegen mit Arbeit suchen kann,
Der trifft auf allen Wegen den Beystand Gottes an.
Gott segnet seine Schritte, beglückt ihm Hof und Haus
Und wirft auf seine Teitte nichts als den Seegen aus.

Zum Schlusse möge noch bemerkt sein, daß auch Sinn für die Natur und Freude an ihren Schönheiten in manchen Hausinschriften Ausdruck gefunden haben; nur an zwei Beispielen möge das nachgewiesen sein. An der Gastwirthschaft in Kunnerstein bei Augustusburg findet man den Spruch:

Verehre Gott, sieh ihn in der Natur.
Wohin du siehst, entdeckst du seine Spur —

und der letzte Spruch an der Keppmühle lautet:

Als noch auf dem weiten Raume Wasser-
massen brausend schäumten,
und sich mit des Feuers Gluthen im
gewalt'gen Kampfe bäumten,
Da durchdrang das wilde Toben des Allmächt'gen
Wort: „Es werde!“
Und so schuf der liebe Herrgott dieses schöne
Fleckchen Erde.

Genug der Beispiele! Die angeführten Sprüche werden darthun, wie manchen Blick uns diese Inschriften in die Volksseele thun lassen, wie sie uns berichten vom Glauben und Hoffen, Neiden und Hassen, von Glück und Unglück und überhaupt von dem ganzen Dichten und Trachten des Volkes, und daß sie infolgedessen ein Stück Volksthums sind, das es werth ist, erhalten zu werden. Dr. P. Zinck.

Bücherbesprechungen.

— König August der Starke. Eine Charakterstudie. Von Paul Haake. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1902. 27 S., 8°. Preis 80 ₰. — Eine Schrift, die ich am liebsten in der Hand jedes gebildeten Sachsen sehen möchte. Denn ich darf es billig bezweifeln, ob Viele unter uns mit der Würdigung, die seit wenigen Jahren innerhalb der nichtsächsischen Geschichtswissenschaft den guten Seiten Friedrich Augusts I. von Sachsen endlich zu Theil geworden ist, schon Bekanntschaft geschlossen haben. 's ist wirklich ein Jammer, wenn man sich die Lücken vergegenwärtigt, die sehr gute, ja vortreffliche Sachsen in unserer vaterländischen Geschichte haben und zähe behalten, als müßte das so sein (vgl. die leider berechtigte bewegliche Klage des Hrn. Regierungsraths Ermisch im Eingange seiner Anzeige der „Kursächsischen Streifzüge“ von O. E. Schmidt in der Wiss. Beil. Nr. 113 vom 20. Sept. 1902, S. 451!). Wir verleugnen das, was andere Stämme und Völker nicht müde würden, preisend aller Welt zu künden. Doch, hole der Geier die immer sich bückende und drückende Bescheidenheit! Wir haben auch Persönlichkeiten gehabt! Darum danken wir es dem Verfasser (er wohnt in Berlin SW 47, Bellealliancestraße 65 und bittet, ihm den Fundort eigenhändiger, im Privatbesitz oder in Archiven befindlicher Aufzeichnungen des von ihm „geretteten“ Fürsten anzugeben, da er sie zu veröffentlichen beabsichtigt), der wahrscheinlich kein Sachse von Geburt ist, daß er sich der lohnenden Mühe unterzogen hat, das üppige Anekdotengeranke von der geschichtlichen Person des Kurfürsten-Königs zu entfernen. Haake schont seinen Helden durchaus nicht („un autre Alcibiades“: diese Charakteristik des Grafen Flemming dient ihm als Leitwort); aber er hat einen gerechten Sinn für seine ans Geniale streifenden Eigenschaften und gleichzeitig für die Schwächen seiner sonst über Gebühr verherrlichten Zeitgenossen. Kurz: August der Starke gewinnt bei seiner Schilderung fast Zeile für Zeile; und was die Hauptsache ist, der Mann hat vollkommen Recht damit. Ht.

— Handbuch der Allgemeinen Geschichte. Für Studirende und Lehrer der Geschichte, sowie zur Selbstbelehrung für Gebildete von Dr. W. Aßmann, weil. Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig. Zweiter Teil: Geschichte des Mittelalters (von 375—1517. Zur Förderung des Quellenstudiums, für Studirende u. s. w.). Dritte neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. L. Viereck, Oberlehrer an der Oberrealschule in Braunschweig. Dritte Abteilung. Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters: Deutschland, die Schweiz und Italien von Prof. Dr. R. Fischer, Prof. Dr. R. Scheppig und Prof. Dr. L. Viereck. Erste Lieferung. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1902. Groß-8°; XX, 635 S. Preis: 12 ℳ — Angesichts des erneuerten „Aßmann“ darf

man kühnlich behaupten: So etwas ist nur in Deutschland möglich. Innerhalb der sich durch große Opferfreudigkeit auszeichnenden Verlegerwelt ist ja die obengenannte Braunschweiger Verlagshandlung, deren genugsam bekannte Liebenswürdigkeit nur durch ihre zähe Ausdauer beim Verfolgen eines einmal eingeschlagenen Wegs übertroffen wird, keine zu seltene Erscheinung; Firmen, die Aehnliches und mehr leisten, giebt es auch im Auslande. Aber den Ausländer möcht' ich erst kennen lernen, der sich nicht nur dann bereit finden läßt, eine Last, wie sie sich deutlich genug schon im Titel des Werks kundgiebt, auf sich zu nehmen, sondern auch trotz widriger Umstände und unerfreulicher Begleiterscheinungen ausharrt — mit dem Ziele, daß die Früchte jahrelangen Mühens in erster Linie schließlich dem Ruhm eines Verstorbenen zu Gute kommen! Dieser „Aßmann-Viereck“ — 's ist kein Wunder — hat seine Geschichte für sich; um nicht zu breit zu werden, will ich sie nur für den zweiten Theil (das Mittelalter) skizziren, der seinerseits wieder in 4 Bände zerfällt. Von diesen hat der frühere Herausgeber, Dr. E. Meyer in Wollin (jetzt Provinzialschulrath in Koblenz), die beiden ersten, neu bearbeitet, 1875 und 1879 erscheinen lassen; sie sind längst vergriffen. Die Vorarbeiten aber für eine neue Auflage dieser und der folgenden Abtheilungen konnte der von seinen Berufsgeschäften (Meyer war mittlerweile Director des Realgymnasiums in Dortmund geworden) zu stark in Anspruch genommene Schulmann nicht länger mehr allein schaffen, und so gewann er 1887 Dr. L. Viereck zum Mitarbeiter: die 1890 ausgegebene, jetzt durch das vorliegende Buch ersetzte 1. Lieferung des 3. Bands war die erste Frucht dieser Mitarbeiterschaft. Nachdem dann Dr. Meyer ganz zurückgetreten war, trat im Sommer 1898 Dr. Viereck vollständig in dessen Verpflichtungen ein, nahm sich aber, um ein schnelleres Weitererscheinen der ausstehenden Theile zu ermöglichen, seinerseits zwei Gehilfen: den Realgymnasial-Professor Dr. R. Scheppig in Kiel und den Gymnasialprofessor Dr. R. Fischer in Königsberg. Während der nunmehrige Herausgeber zu dem schon unter Meyer behandelten Zeitabschnitt 1314—1410 die vor- und die rückwärtige Ergänzung von 1273 ab und bis zu 1437 hinzu übernahm, bearbeitete Dr. Fischer die deutsche Geschichte seit 1438 (= C) und die „Allgemeinen Zustände von Deutschland“ (= D), während sich Dr. Scheppig den Abschnitten „Schweiz“ und „Italien“ widmete, Weihnachten 1901 aber so schwer erkrankte, daß seine unvollendeten Capitel vorläufig noch zurückbehalten werden mußten, wenn man nicht den inzwischen fertig gestellten Theil des 3. Bands über Gebühr liegen lassen wollte. Nach der noch vor Ende 1902 zu erwartenden Ausgabe der 2. Lieferung des 3. Bands soll zunächst der vierte, die übrigen europäischen Völker im M. A. behandelnde Band dermaßen gefördert werden, daß auf sein Erscheinen in nicht zu langer Frist gerechnet werden darf; danach werden Abtheilung I/II daran kommen. Diese 4 Bände bilden aber erst einen Bruchtheil des Ganzen: man sieht also, welche Riesenarbeit schließlich in ihm stecken wird. — Um nun auf die heute in erweiterter Form und völlig neuer Bearbeitung vorliegende 1. Lieferung des 3. Bands kurz einzugehen, so sei von vornherein betont, daß sich darin bei aller Entsagung, die einer solchen Leistung nach ihrer ganzen Anlage zu Grunde liegen muß, doch überall das eigne Urtheil der Bearbeiter vortheilhaft kundgiebt; um nur einige Beispiele anzuführen, so ersieht dies der Kenner aus der Darstellung des Kurfürstencollegs (S. 535, Anm. wäre vielleicht noch Richard Tannerts Abhandlung [Köln 1884] zu nennen gewesen), wo in vorbildlicher Weise zu Theodor Lindners Ansicht Stellung genommen wird, oder aus der des Zunftwesens (S. 593, Anm. 3), des Gildenwesens (S. 597, Anm. 5: Siegfr. Rietschels „Markt und Stadt“ mit Recht maßgebend) u. a. m. Ueberhaupt kommt diesem mit Seite 527 (nicht 526, wie auf S. XVI dreimal steht!) einsetzenden „Cultur“-Capitel (D) — ohne daß ich damit den politischen irgendwie zu nahe treten möchte — ein besonderer Werth zu, weil einem hier gewissermaßen der schmackhafte Extract aus einer förmlichen Fluth von Einzeluntersuchungen vorgesetzt wird. Bewundernswürdig sind überhaupt der Fleiß und die Einsicht, womit durch das ganze Buch hindurch die einschlägige Literatur verwerthet worden ist. Ich glaube, daß der Nachweis: die Bearbeiter hätten eine wichtige Quelle übersehen, sehr schwer zu erbringen sein dürfte; nur in der den Reichs-Kleinodien gewidmeten Anmerkung 6 auf S. 537 vermisse ich Franz Bocks großes Werk (Wien 1864), und künftig wäre hierzu auch Erich Gritzners kürzlich erschienene Dissertation über die „Symbole und Wappen des alten deutschen Reichs“ anzuführen. Kurz: der neue „Aßmann-Viereck“ wird unter den Büchern, die ähnliche Zwecke verfolgen (Gebhardts „Handbuch“ z. B.), ohne Zweifel einen ehrenvollen, wenn nicht den ersten Platz einnehmen und sicherlich behaupten; selbst in dem Falle, daß weiteres Mißgeschick ihm noch längere Jahre den Charakter eines Torso aufdrücken sollte, würde sich der Ankauf der einzelnen Bände unbedingt empfehlen. Und für meinen Theil würde ich mich freuen, wenn diese Zeilen dazu beitragen sollten, dem Buche, das in Sachsen bisher noch recht wenig bekannt und gebraucht war, auch bei uns die Wege zu ebnen. Ht.

— Mühlhäuser Geschichtsblätter. Zeitschrift des Mühlhäuser Alterthumsvereins. Mit Unterstützung der Stadt Mühlhausen in Thüringen herausgegeben von Eduard Heydenreich. III. Jahrgang. Mit 3 Tafeln und 65 Holzschnitten. Mühlhausen i. Th., Carl Albrecht, vormals G. Dannersche Buchhandlung. 1902. 80 SS., 8°. 4 ℳ. — Das Heft eröffnet als Erinnerungsblatt an den Uebergang der freien Reichsstadt Mühlhausen an Preußen (1802) ein kleiner Aufsatz von P. Bailleu über Königin Luise und die Stadt Mühlhausen. P. Höfer berichtet, hauptsächlich nach den Arbeiten von A. Götze, über Fortschritte in der Datirung der Steinzeit, Karl Sellmann über die neuesten Gräberfunde bei Mühlhausen (aus der Bronzezeit). Bruno v. Germar stellt die ältesten Nachrichten über die nach dem östlich von Mühlhausen gelegenen und 897 zuerst erwähnten Dorfe Görmar genannten Ministerialen und Ritter v. Germar zusammen; sie sind bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurück zu verfolgen und haben Anfangs als Burgmannen auf der Kaiserburg zu Mühlhausen gewohnt und später reichen Grundbesitz in der Umgegend der Stadt besessen. An den Besuch Goethes in Mühlhausen (5./6. Juni 1801) erinnert eine Notiz von E. Schulze, dem Besitzer des Hotels zum schwarzen Adler, in dem damals Goethe übernachtete. Den größten Theil des Bandes füllt ein auf der diesjährigen Frühjahrsversammlung des Ausschusses der Provinzialdenkmälercommission gehaltener Vortrag von Ed. Heydenreich „Bau- und Kunstdenkmäler im Eichsfeld und in Mühlhausen“. Mit oft bewährtem Fleiße giebt der Verfasser auf Grund der bisherigen Literatur und eigener Studien, denen wir manche Berichtigung und Ergänzung von Sommers Beschreibender Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Mühlhausen zu verdanken haben, zunächst eine Uebersicht über die Burgen, Kirchen und Klöster des Eichsfeldes unter besonderer Berücksichtigung der Städte Heiligenstadt und Duderstadt. Dann geht er näher auf die Baugeschichte der Stadt Mühlhausen und ihrer Kirchen ein. Zahlreiche Abbildungen, meist nach Clichés, die dem Verfasser unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurden, veranschaulichen die frisch und mit sichtlicher Begeisterung geschriebene Arbeit. Sie ist übrigens auch in einem Sonderabdruck (Preis 2 ℳ) erschienen, auf den wir hier besonders hinweisen möchten. — Ferner handeln Robert [illegible] über die Geschichte des städtischen Marstalls in Mühlhausen, R. Böhland über Malereien an Gebäuden in Mühlhausen (mehr freilich über die von ihm ausgeführten Malereien am Deutschen Hause auf der Pariser Weltausstellung 1900), R. Ausfeld zur mittelalterlichen Topographie der Stadt, Nebelsieck über einen Brief der Stadt Nüenberg an Mühlhausen vom 29. Mai 1525, der auch für die Geschichte des Bauernkrieges und Thomas Münzers nicht ohne Interesse ist, Franke über hessische eiserne Ofenplatten im Mühlhäuser Gewerbemuseum, Heineck über den Mühlhäuser Judeneid 1712. Eine Reihe von Bücherbesprechungen bilden den Beschluß des Bandes. —m—

— Von dem ansprechenden Schriftchen des Hochkircher Pfarrers C. A. Kubitz, „Ein Denkmal dem fast vergessenen Helden Siegmund Moritz Wilhelm v. Langen, einem wackeren Officier Friedrichs des Großen, dem Kühnsten beim Ueberfall von Hochkirch“, ist eine mit einer kleinen Uebersichtskarte ausgestattete, sonst wenig veränderte zweite Auflage erschienen (Bautzen, Commissionsverlag von F. A. Reichel), auf die wir um so lieber hinweisen, als sie bestimmt ist, die Mittel zu einem würdigen Denkmal zu beschaffen, das dem tapferen Vertheidiger des Kirchhofes von Hochkirch auf dem Schauplatz seiner Thaten und seiner Leiden errichtet werden soll. —m—

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 128. Sonnabend, den 25. October, Abends. 1902.

Drachenversuche auf dem Meere.

Von Dr. Friedrich Klengel.

Im Anschlusse an den Bericht über die Verwendung des Drachen zu wissenschaftlichen Untersuchungen in Nr. 63 der Wissenschaftlichen Beilage vom 28. Mai 1901 lassen wir noch eine kürzere Mittheilung über die neuesten Ergebnisse und Ziele der Drachenforschung folgen, die wohl geeignet sind, diesem eigenartigen Hilfsmittel der Meteorologie in Zukunft eine führende Rolle unter allen Flugapparaten zuzuweisen.

Die Verwendung des Drachen zu wissenschaftlichen Zwecken ist, wie wir früher zeigten, abhängig von dem Vorhandensein eines Windes von ganz bestimmter Stärke, die einer Geschwindigkeit der Luftbewegung von mindestens $5\frac{1}{2}$ m pro Secunde entspricht. Besitzt der Wind eine geringere Geschwindigkeit, so ist ein Aufsteigen von Drachen überhaupt unmöglich und auch die angegebene Geschwindigkeit ist als nur eben ausreichend zu bezeichnen, um Drachen mit Registririnstrumenten zu heben; in den meisten Fällen wird man zu ausgedehnten Versuchen, bei denen große Höhen erreicht werden sollen, auch einen noch stärkeren Wind von etwa 7—8 m Geschwindigkeit pro Secunde nöthig haben. Aus diesem Grunde konnten daher bei bestimmten Wettertypen, wie namentlich in Anticyklonen, mit geringer Luftbewegung, bisher keine Drachenfahrten veranstaltet werden. Ebenso kam es öfters vor, daß der Wind an der Erdoberfläche zwar ausreichend für einen Drachenversuch war, daß er aber in bestimmter Höhe, oberhalb der Cumuluswolken vollkommen aufhörte. In diesem Falle konnten die Drachen nur bis zu diesem Niveau emporsteigen.

Um nun diese störende Einschränkung bei der Verwendung des Drachen zu beseitigen, kam der bekannte amerikanische Meteorolog Lawrence Rotch, dem die Wissenschaft auf diesem Gebiete schon die wichtigsten Errungenschaften verdankt, auf den eigenartigen Gedanken, die Drachen auf einer großen Wasserfläche von einem Dampfschiffe aus auffliegen zu lassen. Er ging dabei von folgender Erwägung aus: Wenn ein Dampfer bei absoluter Windstille eine Geschwindigkeit von 12 Knoten in der Stunde (= 22 km) entwickelt, so entsteht dadurch ein Luftzug, der für ein Drachenexperiment völlig ausreichend sein würde. Wenn dagegen schon ein schwacher Wind vorhanden ist und das Schiff den Curs ihm entgegenhalten würde, so wird der Gegenwind dadurch verstärkt. Ist aber die Windstärke zu groß, so könnte durch eine Fahrt mit dem Wind eine Abschwächung erzielt werden, da die resultirende Windgeschwindigkeit dann die Differenz zwischen der ursprünglichen Windgeschwindigkeit und der Geschwindigkeit des Dampfers sein müßte. Unter dieser Voraussetzung ist es demnach möglich, so folgerte Rotch weiter, Drachenauffahrten bei allen Wetterlagen und unabhängig von der Windstärke zu unternehmen. Um die Ausführbarkeit dieser kühnen Idee praktisch nachzuweisen, miethete Rotch in der Nähe von Boston einen Dampfer und stellte am 22. August des vorigen Jahres unter Mitwirkung seiner Assistenten Fergusson und Sceltland eine Reihe sehr interessanter Versuche an. Das Wetter war unter der Einwirkung eines Hochdruckgebietes schön und ruhig, der vorherrschende Südostwind hatte durchschnittlich nur eine Geschwindigkeit von 2,5 bis 4,5 m pro Secunde. Er wäre demnach viel zu schwach gewesen, um einen Drachen zu heben. Der Dampfer entwickelte eine Geschwindigkeit von 10 miles in der Stunde = 16 km, wodurch an sich in einer windstillen Atmosphäre eine Luftbewegung von 4,5 m Geschwindigkeit in der Secunde verursacht worden wäre. Sein Curs wurde sowohl direct gegen den Wind als auch in einem Winkel von 55 Grad zu beiden Seiten der mittleren Windrichtung gehalten.

Das Ergebniß war ein überraschend günstiges. Denn die aus beiden Bewegungen resultirende Kraft des Windes hob die Drachen leicht und die Instrumente erreichten mit einem Haltekabel von nur 930 m Länge eine Höhe von einer halben Meile = 800 m. Der Höhenwinkel, in welchem sich die Drachen einstellten, war demnach ein sehr großer und die Bedingungen für den Ausstieg die denkbar günstigsten.

Die Bedeutung dieses Experiments liegt nun nicht sowohl in dem Nachweis, daß Drachenauffahrten unter allen Witterungsverhältnissen stattfinden können, als vielmehr in dem Umstande, daß auf diese Weise auch die Luftschichten oberhalb des Wassers in das Bereich der Untersuchungen einbezogen werden. Diese Thatsache ist von größter Wichtigkeit, wenn man bedenkt, daß von der Gesammtoberfläche der Erdkugel fast zwei Drittel mit Wasser bedeckt sind und daß wir von den Luftschichten, die über diesen riesenhaften Meeresflächen lagern, zur Zeit noch gar nichts wissen. Die Aufklärungen, welche durch Bergobservatorien, Ballon- und Drachenfahrten bis jetzt über das Verhalten der höheren Luftschichten gewonnen worden sind, erstrecken sich ausschließlich auf die über den Landmassen befindlichen Theile unserer Atmosphäre und alle theoretischen Schlußfolgerungen, die man in der Meteorologie aus diesen Beobachtungen seither abgeleitet hat, leiden an dem Fehler, daß diese nur für einen sehr kleinen Theil der Atmosphäre giltigen Resultate ohne weiteres für die Gesammtheit, für die ganze Lufthülle verallgemeinert werden. Wie Hann in der Meteorologischen Zeitschrift*) hervorhebt, wird beispielsweise in allen Lehrbüchern der Meteorologie die Wärmeabnahme mit der Höhe über den Landflächen ohne Beschränkung stillschweigend als die Wärmeabnahme in der Atmosphäre überhaupt hingestellt, obwohl doch zweifellos diese Abnahme in den mit Wasserdampf gesättigten Luftschichten über den Oceanen eine wesentlich davon abweichende sein wird. Der berühmte österreichische Forscher bezeichnet es daher als ganz besonders wünschenswerth, diese Erscheinung der Temperaturabnahme über den Oceanen wenigstens in den unteren Schichten bis etwa 300 m Höhe mit Hilfe des Drachen zu erforschen und, wenn irgend möglich, diese Versuche in einzelnen Intervallen sowohl bei Tag wie bei Nacht auszuführen. Die continuirlichen Aufzeichnungen der Registrirapparate auf dem Straßburger Münster, 136 m, und dem Eiffelthurme zu Paris, 197 m und 302 m, würden alsdann ein sehr werthvolles Vergleichsmaterial liefern und die genaue Ermittelung des Unterschiedes in der täglichen Erwärmung der Atmosphäre von unten her über dem Lande und über der Meeresfläche gestatten.

Hinsichtlich der geographischen Breite würde nach dem Urtheile der hervorragendsten Meteorologen die Aequatorial- und die Passatregion als besonders wichtig für diese Drachenexperimente zu bezeichnen sein. Aus dem Aequatorialgürtel liegen zur Zeit, abgesehen von ganz wenigen gelegentlichen Beobachtungen in den Anden Südamerikas und den ostafrikanischen Bergen, überhaupt noch keinerlei Angaben über die meteorologischen Verhältnisse der höheren Luftschichten vor. Es würde somit der Drachenforschung vorbehalten sein, eine große Lücke auszufüllen und zur Vervollständigung der Theorie der allgemeinen atmosphärischen Circulation sehr werthvolle, neue Daten zu liefern. Auf die Nothwendigkeit, an diese schwierige Aufgabe heranzutreten, wurde bereits im Jahre 1900 auf dem internationalen Meteorologencongreß zu Paris durch den bekannten russischen Forscher Woeikof mit Nachdruck hingewiesen. Nächstdem fordert die Wissenschaft aber auch Drachenaufstiege nördlich und südlich des Aequators, um die Höhe der Passatwinde festzustellen, sowie deren Richtung und Stärke

*) Met. Ztschr. 1901 S. 525.

genau zu ermitteln. Bisher mußte man sich bei der Beurtheilung dieser Frage mit Wolkenbeobachtungen begnügen. Allerdings wird es nothwendig sein, die Drachen zu diesem Zweck, um die obere Grenze der Passatströmungen zu erreichen, unter Umständen in sehr bedeutende Höhen emporzusenden. Auf dem Kamerun-Pik unter 4° N. Br. herrscht beispielsweise noch der Nordpassat in einer Höhe von 4000 m vor.

Man erkennt aus diesen kurzen Darlegungen, daß sich aus dem wissenschaftlichen Bedürfniß heraus bereits eine Art von Programm für die Drachenforschung der Zukunft gebildet hat, zu dessen Verwirklichung von verschiedenen Seiten bereits die vorbereitenden Schritte gethan worden sind. Rotch hofft mit Bestimmtheit, daß es ihm auch während der großen regelmäßigen Dampferfahrten zwischen Amerika und Europa gelingen werde, Drachen zum Steigen zu bringen und bei der schon oft erprobten Energie dieses Forschers wird man an dem Zustandekommen eines geregelten transatlantischen Beobachtungsdienstes mit Drachen schließlich kaum noch zweifeln dürfen. Wir können außerdem aber noch hinzufügen, daß die beiden großen Südpolexpeditionen, die jetzt unterwegs sind, die deutsche sowohl wie die englische, auf Veranlassung von Hann und Neumayer diesem Zweige der meteorologischen Forschung ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden werden und auch dementsprechend ausgerüstet sind. Zweifellos werden sich auch alle folgenden wissenschaftlichen Unternehmungen diesem Beispiel anschließen. So wurde bereits in der diesjährigen Frühjahrsversammlung der Scottish Meteorological Society ein großer Kastendrache vorgeführt und besprochen, welcher speciell der geplanten schottischen Südpolexpedition zu dienen haben wird.*) Man hofft mit diesem Flugapparat, dem noch einige Reservedrachen beigegeben werden, Aufschlüsse über die höheren Luftschichten des antarktischen Gebietes bis über 4000 m hinauf zu erhalten.

Wir stehen somit im Beginn einer neuen Aera der Drachenforschung wie der Erforschung der höheren atmosphärischen Schichten überhaupt und die wissenschaftlichen Ergebnisse der nächsten Jahre schon werden die Bedeutung dieser eigenartigen Methode in ihrem vollen Umfang erkennen lassen. Während der Drache bisher sein Arbeitsfeld zu Lande mit dem Luftballon getheilt hat, wird er in Zukunft auf seinem neuen Forschungsgebiet das einzige Werkzeug sein, dessen sich die Wissenschaft zur Aufklärung bisher gänzlich unerforschter und auch auf keine andere Weise erreichbarer Theile der Lufthülle bedienen wird.

*) Met. Ztschr. 1902, S. 391, Heft 8.

Bücherbesprechungen.

— **Rudolf Zabel, Deutschland in China.** gr. 8°. XVI und 433 S. Verlag von Georg Wigand in Leipzig. Preis geheftet 7 ℳ 50 ₰, geb. 9 ℳ — Der Verfasser des vorliegenden Buches ist während des chinesischen Feldzuges als Kriegscorrespondent für verschiedene deutsche Zeitungen thätig gewesen und hat nunmehr seine Erfahrungen auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatze und seine Berichte darüber in Buchform zusammengestellt. Infolge weiteren Studiums und Heranziehung von anderen Schriften über China, namentlich des Werkes des kaiserl. Gesandten M. v. Brandt „Dreiunddreißig Jahre in Ostasien", hat er auch eine Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der politischen und wirthschaftlichen Beziehungen zwischen China und den europäischen Mächten geben können, die den Leser in diese verwickelten handelspolitischen Verhältnisse einführen soll. Das Buch bietet manch Interessantes und Wissenswerthes, ist jedoch in seiner Anordnung nicht ganz geschickt. Man merkt ganz deutlich heraus, daß zwei Seelen im Verfasser wohnen, diejenige des selbst beobachtenden, aufmerksamen Reisenden und die des mühsam zusammentragenden Geschichtsschreibers. In den ersten sieben Abschnitten, die nur die geschichtliche Entwickelung und Darstellung der Vorereignisse behandeln, schleppt sich die Erzählung recht mühsam hin, bis der Erzähler plötzlich abbricht und nunmehr mit dem 8. Abschnitt sofort mit seiner Ankunft in Singapore einsetzt. Jetzt schildert er in lebensvollen, frischen Farben und heiterster Stimmung seine Selbsterlebnisse und die kriegerischen Unternehmungen und Ereignisse bei dem deutschen Expeditionscorps. Hätte der Verfasser damit sein Buch begonnen und in späteren Capiteln die Vorgeschichte und Vorereignisse kurz eingeschaltet und Wiederholungen und Weitschweifigkeiten vermieden, so würde sein Werk noch anziehender und fesselnder gewesen sein. Eine „Vorrede", eine „Einleitung" und auch noch eine „Allgemeine Uebersicht" ist etwas zu viel des Guten! Der Verfasser zeigt zunächst die Gegensätze zwischen England und Rußland in der ostasiatischen Politik, dann die Versuche Englands, sowohl Japan als auch China gleichsam zu Pufferstaaten gegenüber der russischen Gefahr heranzubilden und für sich auszunutzen, wie diese Versuche sodann fehlschlagen, weil China absolut unzugänglich und Japan sehr bald der englischen Bevormundung entwachsen war. Wir sehen dann, wie die anderen europäischen Staaten, namentlich Frankreich, den Spuren Englands folgt, um gleichfalls seine Handelsinteressen im fernen Osten zur Geltung zu bringen und wie endlich auch Deutschland durch die Besetzung des Kiautschougebietes dort einen Stützpunkt gewinnt. Es wird dann die sogenannte „Auftheilungspolitik", „die Politik der Interessensphären" und „die Politik der offenen Thür" besprochen. Der eigentliche Feldzug wird im Gegensatz zu anderen darüber veröffentlichten Werken mehr vom Standpunkt des unbetheiligten und unverantwortlichen Zuschauers beschrieben, bringt viele Einzelheiten und Anekdoten, die in officiellen Darstellungen nicht zu finden sind, z. B. über Beutemachen u. dergl., deshalb wird aber dies Buch Manchem um so willkommener sein. Auch Rudolf Zabel überläßt aber Dies und Jenes „einer berufeneren Feder". Diese Wendung haben wir in allen Werken gefunden, die über den chinesischen Krieg berichten. Wann wird die berufene Feder einmal zu schreiben beginnen? —r.

— **Die Gelbe Gefahr als Moralproblem.** Von **H. v. Samson-Himmelstjerna.** Berlin, Deutscher Colonialverlag (G. Meinecke) 1902. — Dieses Buch von 18 Bogen gr. 8° ist der guten Absicht entsprungen, über die sog. gelbe Gefahr jene kurzsichtigen Leute aufzuklären, die bereits Millionen von Chinesen über Europa herfluthen sehen, und die nicht bedenken, daß die weiße Gefahr für China einstweilen viel größer ist als die gelbe für Europa. Für diesen an sich lobenswerthen Zweck ist aber das Buch viel zu breit. Wir sind überzeugt, daß, wer H. v. Brandts Kundgebungen über diesen Gegenstand liest, auf wenigen Seiten dort ebensoviel von dem Wesen der „gelben Gefahr" lernt, wie hier auf einigen Hundert. Sollten wir wirklich nichts Nöthigeres zu thun haben, als uns auf Grund eines bunten Schwalles von Citaten von höchst ungleichem Werth über eine eingebildete Gefahr langathmige Vorträge halten zu lassen? R.

— **Zwischen Filipinos und Amerikanern auf Luzon.** Skizzen von Prof. Dr. **F. Rinne.** Hannover 1901, bei Gebrüder Jänecke. Preis 1,50 ℳ — Auf Grund der Erfahrungen und Beobachtungen, die er während eines zweimonatigen Aufenthaltes auf Luzon gesammelt hat, berichtet der Verf. in anziehender, lebendiger Schilderung Einiges über Manila, die Hauptstadt der Philippinen, über die Tagalen, die Bewohner der Inseln, und ihre Lebensverhältnisse, über die Aëtas, die spärlichen Reste der schwarzen Ureinwohner, über die Natur der Inseln und ihre Hilfsquellen im Allgemeinen und über den Bergbau, in dessen Interesse der Verf. die Reise unternommen hatte, im Besonderen, und über den Stand des Krieges, der damals noch im acuten Stadium war. Der Verf. macht gewiß selbst keinen Anspruch darauf, sich mit dem Werkchen ein besonderes Verdienst um die Länderkunde erworben zu haben. Bei der geringen Kenntniß jedoch, die der gewöhnliche Sterbliche heutzutage noch von den Philippinen und ihren Bewohnern hat, ist das Buch ein dankenswerther Beitrag zur Verbreitung allgemeiner Bildung, zumal die Philippinen vielleicht noch einmal berufen sein werden, in der nordamerikanisch-europäischen Politik eine Rolle zu spielen. Dr. F.

— **A. Lurz, Weltreise-Skizzen.** III. Lieferung. **Australien.** Dresden 1902. Verlag von Wilhelm Boensch. Preis 2 ℳ — Es läßt sich nicht leugnen, daß Lurz ein großes Geschick hat in der Darstellung seiner Eindrücke, die er durch Reisen empfangen hat. Gewiß ist er ein guter Beobachter, auch giebt er keinen trockenen Bericht einer Reiseroute; ja, unzählige feine Seiten weiß er fremden Ländern und fremden Leuten abzulauschen; er sieht Vieles, was Andere nicht sehen, ich erinnere nur an die Schilderung Melbournes und seiner Vorstädte, an die Charakterisirung der Melbourner Bürger und Bürgerinnen. Und doch kann ich mich für so Vieles seiner Darstellungen nicht er-

wärmen, und wohl mit Recht! Er reflectirt bei seinen Beobachtungen viel zu viel, anstatt frisch und munter weiter zu erzählen. Wahrlich, sehr überflüssig ist in einer Schrift über Australien ein allgemein gehaltenes Capitel: „Reflexionen über die Ehe“. Man schüttelt ferner den Kopf, wenn man die Darlegung eines Vorzuges Melbournes vor Dresden ausklingen hört in langathmige Vorschläge zu Wohlfahrtseinrichtungen für Dresden. Wenn von den Zeitungen Australiens, besonders von denen Melbournes erzählt wird, muß der Verfasser wenigstens auch die deutschen Zeitungen kurz streifen, die dort erscheinen; so etwas interessirt den deutschen Leser. Die Citate, deren viele doch gar zu trivial, nichtssagend sind, sind keine Bereicherung des Ganzen. Leider verlieren durch solcherlei Dinge die Reise-Skizzen sehr an Werth. Ee.

— S. Ruge, Columbus. Mit 3 Bildnissen und 2 Karten. (Bd. 5 der Sammlung „Geisteshelden“.) 2. Auflage. 224 Seiten. Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW 46. Geheftet 2,40 ℳ; f. gebunden 3,20 ℳ — Sophus Ruge, der bekannte Dresdener Geograph, der sich in der Wissenschaft besonders durch seine historisch-geographischen Untersuchungen einen Namen erworben hat, giebt uns durch vorliegendes Werk ein vorzüglich abgerundetes Lebensbild des populärsten aller Entdecker und Seehelden. Wie kaum ein anderer ist er dazu berufen, eine wahrheitsgetreue Biographie über jenen Entdecker zu entwerfen, den die spanischen Gelehrten mit klingenden Phrasen verhimmeln und wie einen Halbgott über die gemeine Menschheit erheben möchten. Auf die umfassendsten geschichtlichen Studien — ein beigegebenes Literaturverzeichniß zählt weit über 100 der wichtigsten Schriften über Columbus und die Entdeckung Amerikas auf — gestützt, zeichnet Ruge den großen und thatkräftigen Genuesen in rein menschlicher Gestalt, auch mit Fehlern und Schwächen behaftet, und zerstört die im zweifelhalten Glanze schillernden Legenden und Anekdoten, mit denen sich Columbus theils selbst umgeben hat, theils von seinen Zeitgenossen umhüllt worden ist. Toscanellis Verhältniß zu Columbus wird klar gelegt; war doch der Erstere der geistige Urheber einer Westfahrt über den Ocean. Die Verdienste des Columbus werden scharf und sicher begrenzt; er ist der Erste gewesen, der die Declination der Magnetnadel entdeckt hat; und Ruge faßt sein Urtheil über Columbus dahin zusammen: „So hat Columbus durch seine Entdeckung der Geschichte der Menschheit neue Bahnen eröffnet, wie kein Anderer, und dieses Verdienst wird ihm ungeschmälert bleiben, was man sonst auch mit Fug und Recht gegen seine Person, gegen seinen Charakter, gegen seine nautische Bedeutung einwenden mag.“ Ruges kritische Methode giebt sich unter Anderem kund in der örtlichen Festlegung des Eilandes Guanahani, des ersten Landes, das Columbus in der neuen Welt berührte; in Guanahani wird die heutige Watlingsinsel wieder erkannt. Allüberall begegnen wir dem scharfen kritischen Vorgehen des Verfassers und seiner auf tiefsten geschichtlichen Studien begründeten Kenntniß des Zeitalters der Entdeckungen. Das Ganze ist frisch und fesselnd geschrieben und liest sich beinahe wie ein modernes Reisewerk. Die Bilder und Karten sind sehr willkommene Beigaben. Mehr nebenbei sei bemerkt, daß es auf Seite 56, 14. Zeile von oben, „Aussprüche“ und nicht „Ansprüche“ heißen muß. Der Preis ist in Anbetracht des gediegenen Inhalts, der schönen Ausstattung und des guten Druckes sehr mäßig. Ee.

— Geschichte unserer deutschen Kriegsflotte für Schule, Haus und Heer; erzählt von Walther Hardt, Conrector. Leipzig, Ed. Peters Verlag. — Die gegenwärtig angestrebte schnelle Entwickelung unserer Streitmacht zur See ist wohl dazu angethan, auch in den weiteren Kreisen des deutschen Volkes das Verlangen nach einer Geschichte unserer Kriegsflotte zu Tage treten zu lassen. In der jungen deutschen Marineliteratur kennen wir zwar manches treffliche Werk, das sich mit der historischen Vergangenheit unserer Seestreitmacht befaßt, aber diese Arbeiten sind in erster Linie doch wohl zumeist nur für den Fachmann bestimmt, der sich eingehenderen Studien auf diesem Gebiet hingeben will. Da begrüßen wir es denn mit Freude, wenn Walther Hardt es in einer kleinen, nur 70 Seiten fassenden Broschüre unternommen hat, eine kurze Geschichte unserer Flotte zu schreiben, die alles Wesentliche enthält, was man in der Schule, im Hause oder auch im Heer von unserer Kriegsflotte an historischen Facten wissen muß. Einige kleine Ungenauigkeiten halten wir gern dem Verfasser zu Gute, da sie sein treffliches Werkchen wahrlich nicht beeinflussen. In sechs Capiteln schildert Hardt die geschichtliche Uebersicht bis zur Zeit des großen Kurfürsten; die Marine zur Zeit des Fürsten selbst; die Marine bis zum Tode des großen Friedrich; die Marinegeschichte bis zum Regierungsantritt Wilhelms des Großen; die Marinegeschichte zur Zeit Wilhelms des Großen und die Marinegeschichte unter Kaiser Wilhelm II. Die beiden letzteren Capitel sind natürlich am erschöpfendsten behandelt. Da werden Streiflichter auf den dänischen Krieg, den österreichischen, den deutsch-französischen Krieg geworfen; die Erwerbungen unserer Colonien werden eingehend behandelt — von der Besitznahme Cameruns bis zur Flaggenhissung auf den Karolinen-, Marianen- und Palao-Inseln. Die marinegeschichtlichen Ereignisse unter Kaiser Wilhelm II. sind natürlich besonders groß, denn seit dem Regierungsantritt begann eine neue Aera der deutschen „Wasserpolitik“. Wir nennen nur Helgoland, den Kaiser Wilhelmcanal, Kiautschou, die Kämpfe in China, die Flottengesetze, den Flottenverein, die Bestrebungen dieser Liga im Auslande u. s. w. Möge diese kleine Marinegeschichte die weiteste Verbreitung finden; denn nur dann, wenn die Geschichte unserer Flotte ein Gemeingut der deutschen Nation wird, kann das richtige Verständniß für die „Wasserpolitik“ im deutschen Volke festen Fuß fassen; nur dann kann ganz verstanden werden, daß es für die zielbewußte, weitausschauende Politik unseres Kaisers ein „Muß“ ist, im jetzt begonnenen Jahrhundert Weltpolitik durch die Flotte zu treiben! M. B.

— Der Einjährig-Freiwillige und Reserve-Officier-Aspirant im königl. sächs. Heere. Nach den neuesten gesetzlichen Bestimmungen bearbeitet, nebst praktischen Rathschlägen von einem ehemaligen Einjährig-Freiwilligen. Leipzig, Roßbergsche Hofbuchhandlung. 1 ℳ — Das Buch führt in 4 Abschnitten in Kürze die gesetzlichen Bestimmungen über den Einjährig-Freiwilligendienst auf und giebt auf Grund gesammelter eigener Erfahrungen des Verfassers in der Einleitung recht praktische Winke über den Kostenpunkt des Einjährig-Freiwilligenjahres, ferner über Wahl des Truppentheils, Eintritt zum Dienst, Equipirung und Verhalten in und außer Dienst, insbesondere gegen Gemeine, Unterofficiere und Officiere. In dem am Schluß angefügten Garnisons-Verzeichniß der königl. sächs. Armee ist irrthümlicherweise Dresden anstatt Berlin als Garnison der 7. und 8. (königl. sächs.) Compagnie des königl. preuß. Eisenbahn-Regiments Nr. 2 angeführt werden. Allen Denjenigen, welche als Einjährig-Freiwillige in die Armee eintreten wollen, wird das Buch ein willkommener Rathgeber sein. H. L.

— Dilthey, Der Einjährig-Freiwillige der Infanterie. Zweiunddreißigste Auflage, mit ausführlichem Sachregister, 26 Tafeln und 23 Abbildungen im Text. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 2,60 ℳ; geb. 3 ℳ — Nachdem das, schon seit einer langen Reihe von Jahren in der deutschen Armee wohlbekannte Werk im Vorjahre eine völlige Neubearbeitung erfahren hatte, ist auch die neueste, jetzt erschienene Auflage gründlich durchgearbeitet worden. Dieselbe berücksichtigt alle eingetretenen Veränderungen. Das Diltheysche Werk, schon vielen Tausenden von Einjährig-Freiwilligen, Reserve-Officiers-Aspiranten und Officieren des Beurlaubtenstandes ein Rathgeber und Wegweiser durch das militärische Leben, bedarf keiner besonderen Anpreisung; es empfiehlt sich selbst durch die Anzahl seiner Auflagen! H. L.

— Unser Infanteriedienst. Leitfaden zum Dienstunterricht der Mannschaften in Beispielen aus dem Soldatenleben und der Kriegsgeschichte. Bearbeitet von v. Estorff, Hauptmann und Adjutant bei der General-Inspection des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn. 8. Auflage. 0,55 ℳ, in festem Deckel 10 ₰ mehr. — Das in der Hauptsache für den Standpunkt des preußischen Infanteristen geschriebene und auch Sonderausgaben für Sachsen, Württemberg und Baden enthaltende kleine Werk, welches jetzt bei Beginn des neuen Ausbildungsjahres in 8. Auflage wieder erschienen ist, berücksichtigt alle Veränderungen des verflossenen Dienstjahres einschl. der neuen Kriegsartikel. Für diejenigen Truppentheile, welche mit Gewehr 98 bewaffnet sind, wird ein Ergänzungsheft ohne Preiszuschlag geliefert. Das v. Estorffsche Instructionsbuch erfreut sich, wie wir schon in diesem Blatte ausgesprochen haben, infolge der Fülle und Anordnung seines Stoffes eines guten Rufes bei den Truppentheilen. H. L.

— Zur Frage der Schnellfeuer-Feldgeschütze und ihrer taktischen Verwendung. Für Officiere aller Waffen. Von E. v. Hoffbauer, General der Artillerie z. D.

und Chef des 1. Posenschen Feldartillerie-Regiments Nr. 20. Berlin 1902, E. S. Mittler & Sohn. — Der rühmlichst bekannte Schriftsteller hat die vorliegende Broschüre in dem Wunsche verfaßt, in die durch Einführung des neuen französischen Feldartillerie-Materials vielfach hervorgerufene Unruhe Aufklärung und Beruhigung zu tragen. Er schickt in dem Vorwort voraus, daß das Deutsche Reich nun schon seit einiger Zeit in Versuche mit Rohrrücklaufgeschützen getreten ist, hierbei giebt er seiner Zustimmung Ausdruck für das, wie bisher, so auch jetzt geübte Verfahren unserer für die Fortentwickelung der Feldartillerie verantwortlichen Behörden, nur durch gründliche eigene Versuche die schwebenden Fragen zu erledigen. Wir können das um so ruhiger ausführen, als unser Feldartillerie-Material C/96 mit dem neuen französischen — wenigstens in seiner dermaligen, der Verbesserung vielfach bedürftigen Verfassung — recht wohl in den Wettkampf eintreten kann. Nach einem Ueberblick über die an unserem Feldartillerie-Material C/73 im Laufe der Jahre vorgenommenen Verbesserungen, die schließlich zur Einführung des Feldgeschützes C/96 führten, dessen Vorzüge die Franzosen durch ihr neues auf das System des Rohrrücklaufes begründete Material zu überbieten hoffen, unterwirft er beide Systeme einem eingehenden Vergleich, einschließlich Schießgebrauch und Verwendung in der Batterie. Verfasser kommt hierbei zu dem Schluß, daß die ballistischen Leistungen unserer Geschütze den französischen ziemlich gleich kommen, daß die Feuergeschwindigkeit des französischen Geschützes nur unwesentlich größer ist als des unserigen nnd daß es in Gewichtsverhältnissen, Handhabung und Einfachheit der Construction dem deutschen wesentlich nachsteht. Freilich ist hierbei nicht zu vergessen, daß der Vergleich mit dem augenblicklich bestehenden etwas überhastet eingeführten französischen Material angestellt worden ist, dessen Mängel die Franzosen recht wohl erkannt haben und welche zu beseitigen sie nicht rasten werden. Ueber eine wesentliche, nur mit dem Rohrrücklaufsystem vereinbare Neuerung, die Schutzschilde, über welche allerdings nur sehr eingehende Versuche ein endgiltiges Urtheil bilden können, spricht sich Verfasser nicht bestimmt aus. Er erwähnt nur, daß die Ansichten hierüber allenthalben sehr getheilt sind, selbst in der französischen Armee, und daß z. B. Rußland und Italien sich gegen, Belgien und die Vereinigten Staaten sich für dieselben entschieden haben. Nachdem die Schutzschilde nun einmal auf die Tagesordnung gesetzt worden sind, werden sie schwerlich wieder ganz von derselben verschwinden, da die Technik auch an ihrer Vervollkommnung unablässig arbeiten wird. In einem am Schluß der sehr beachtenswerthen Schrift enthaltenen Anhang „Erfahrungen der Feldartillerie aus dem ersten Theile des Boerenkrieges 1899/1900“ sind mehrere Beispiele aufgeführt, in welchen die Panzerschilde an den mit ihnen versehenen Maxim-Nordenfelt-Geschützen der Boeren von wesentlichem Nutzen waren. A. B.

— **Ergänzung zu: Einfluß der Schilde auf die Entwickelung des Feldartilleriematerials und der Taktik. Versuchsergebnisse.** Von v. Reichenau, Generalleutnant z. D. Berlin 1902, Vossische Buchhandlung. — Der in Nr. 92 der Wissenschaftlichen Beilage dieses Blattes vom 2. Aug. 1902 besprochenen Schrift hat der Verfasser eine „Ergänzung“ folgen lassen, welche auf Versuchsergebnisse gestützt seine Vorschläge weiter verfolgt und gleichzeitig die hierüber ergangenen Veröffentlichungen der Besprechung unterwirft. Die in Gegenwart von Officieren verschiedener Staaten mit dem nach Ehrhardtschem Princip construirten 5 cm-Feldgeschütz in Rohrrücklauflafette erhaltenen Versuchsergebnisse werden durch Abbildungen einer Anzahl von Zielen nach der Beschießung vor Augen geführt. Verfasser hat die Genugthuung, daß seine über die Schutzschilde ausgesprochenen Ansichten sich mehr und mehr Bahn gebrochen haben. Freilich erscheint auch diese Frage noch lange nicht abgeschlossen zu sein, denn wie in der Düsseldorfer Ausstellung vor Augen geführt worden ist, sind die 3 mm starken Schutzschilde aus Kruppschem harten Stahl von den stählernen Schrapnelkugeln einer 7,5 cm-Feldkanone auf 3500 m Entfernung zum größten Theile glatt durchschlagen worden. Ueber die weiteren Vorschläge des Verfassers: Herabminderung des Kalibers (eventuell bis zu 5 cm), fast ausschließliche Verwendung einer Brisanzgranate an Stelle der Schrapnels oder wenigstens große Beschränkung derselben, dürften die Ansichten nach wie vor sehr getheilt sein. Ueber den augenblicklichen Stand der Frage bezüglich Einführung eines neuen Feldartilleriematerials im deutschen Reiche ist bisher noch wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen, doch dürfte man kaum in der Annahme fehlgehen, daß mindestens die principielle Entscheidung hierüber, jetzt, wo diese Zeilen niedergeschrieben werden (Mitte October), bereits gefallen ist. A. B.

— **Alphabetische Landwehr-Bezirks-Eintheilung für das Deutsche Reich nebst Anhang: Bestimmungen über Ausstellung von Entlastungs- und Ueberweisungspapieren.** Zusammengestellt von O. Schwarz, Bezirksfeldwebel. 0,90 *M*, cartonnirt 1 *M*. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sahn. — In der kleinen 52 Seiten enthaltenden Schrift wird eine alphabetisch geordnete Uebersicht sämmtlicher Verwaltungsbezirke des Deutschen Reichs (Kreis, Oberamt, Amtshauptmannschaft, Bezirksamt u. s. w., milit. Controlstelle) mit Angabe der Armeecorps, Bezirkscommandos, Regierungsbezirke bez. Provinzen u. s. w. geboten; als Anhang ist eine Zusammenstellung der Bestimmungen über Ausstellung von Entlastungs- und Ueberweisungspapieren angefügt. Das kleine Werk erweist sich als ein praktisches Hilfs- und Nachschlagebuch, welches ein schnelles Auffinden der zuständigen Bezirkscommandos ermöglicht und dadurch den betreffenden Behörden bez. Geschäftszimmern viel Zeit erspart. H. L.

— **Behrens, Fritz, Zweck und Ziele der freiwilligen Sanitäts-Colonnen vom rothen Kreuz.** Eine Denkschrift zur Gewinnung van Hülfskräften für das „Rothe Kreuz“ und Anleitung zur Bildung von Sanitäts-Colonnen. E. S. Mittler & Sohn. Preis 75 ₰. — Eine sehr anregend geschriebene Schrift, in welcher der Verfasser, Banquier Behrens, Vorsitzender der freiwilligen Sanitäts-Colonnen vom Rothen Kreuz „Berlin“, eingehend Zweck, Ziele der Organisation der freiwilligen Sanitäts-Colonnen darlegt. Ein geschichtlicher Ueberblick giebt dem Leser ein anschauliches Bild von der überaus segensreichen Thätigkeit der freiwilligen Sanitäts-Colonnen in den letzten in- und außereuropäischen Kriegen. Um jedoch einmal den gesteigerten Anforderungen späterer Kriege gerecht werden zu können, bedarf es dringend noch einer weiteren Ausbreitung der freiwilligen Sanitäts-Colonnen. Nicht minder aber auch reger Arbeit während der Friedenszeit, wo bei Nothständen, wie Epidemien, Ueberschwemmungen u. s. w., sowie in der Krankenpflege reichlich Gelegenheit gegeben ist zum Segen der Mitmenschen das Erlernte in Anwendung zu bringen. — Die Kriegs- und Friedensaufgaben, die Rechte und Pflichten ihrer Mitglieder, ihre Organisation, Führung, Ausbildung werden eingehend geschildert. In einem Anhang sind dem Werkchen die Satzungen der „freiwilligen Sanitäts-Colonne Berlin“ beigegeben. Möchte die Lectüre der Schrift ihr Ziel, in erster Linie den freiwilligen Sanitäts-Colonnen neue Kräfte zuzuführen und den Rahmen der Friedensthätigkeit zu erweitern, erreichen! —t—

— **Briefe aus der Zeit des ersten schlesischen Krieges.** Herausgegeben und erläutert von Dr. Christian Meyer, Staatsarchivar a. D. Leipzig, Commissionsverlag von Hermann Dege, 1902. I, 314 S. Groß-8°. Preis: 5 *M*. — Bei der Neuordnung des alten Dillenburger Archivs (wann?) hat Christian Meyer Berichte des 1740/2 im Auftrage des Prinzen Wilhelm IV. von Oranien am Berliner Hofe weilenden Reichsfreiherrn Friedrich Christoph v. Geuder, gen. Rabensteiner, in 2 starken Foliobänden, untermischt mit zahlreichen anderen Gesandtschaftsberichten, aufgefunden. Da es sich um die ersten Jahre Friedrichs II. des Großen handelt, über die wir hier aus meist einwandfreien zeitgenössischen Quellen stets das Neueste erfahren, verlohnte sich in der That die Herausgabe dieser Geuderschen Briefe. Wenn auch unsere Kenntniß der damaligen Kriegsereignisse (Mollwitz!) und höfischen Vorkommnisse im Allgemeinen nicht durch erschütternde Neuigkeiten umgestaltet wird — im Einzelnen bereichert wird sie auf alle Fälle durch das Studium des vorliegenden Buchs. So viel wie ich in der Kürze der Zeit habe feststellen können, hat seinen hauptsächlichen Inhalt bisher weder Leop. v. Orlich (1841), noch Colmar Grünhagen (1881), noch endlich die Kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabs (1890) verwerthet, deren Werke über „Die Kriege Friedrichs des Großen“ allerdings, wie mir z. B. die Anmerkung auf S. 105 zu verrathen scheint, umgekehrt vom Herausgeber ungenügend oder gar nicht benutzt worden sind. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 129. Dienstag, den 28. October, Abends. 1902.

Vom Stillen Ocean über die Anden zum Amazonenstrom.

Am zweiten Tage, nachdem ich Lima verlassen hatte, landete ich in Mollendo. Dieses kleine peruanische Hafenstädtchen erinnerte mich durch seine Lage lebhaft an Sorrent: die Küste hat sich zu einer steilen, weit fortlaufenden Felswand erhoben, die vielfach zerklüftet und von Klippen umlagert ist; hart am oberen Rande der Wand zieht sich eine Häuserreihe entlang. Einen eigenthümlichen Anblick boten diese Häuschen vielfach dadurch, daß sie, gleichsam aus der Rückwand herauswachsend, durch Pfähle auf die tieferen Felsen gestützt waren.

Von Mollendo aus führt eine Bahn die westliche Andenkette hinauf bis zum Titicacasee, die zwar nicht völlig die Höhe der anderen berühmten Andenbahn, der von Lima nach Oroya, erreicht, und auch mit ihr in Kühnheit der Anlage nicht wetteifern kann, aber jene, eigentlich unvollständige Bahn als Verkehrsstraße an Wichtigkeit weit übertrifft, denn sie bildet im Anschlusse an den Titicacasee den kürzesten und bequemsten Weg von Lima nach La Paz, von der Küste zum bolivianischen Hauptplateau. Vorläufig aber galt es, bis zum nächsten Morgen zu warten, denn es gab nur einen Zug täglich bis Arequipa, der ersten Etappe nach Puno, der Hafenstadt des Titicacasees. Das Hotel, in dem ich mich einquartierte, entpuppte sich als eine ziemlich bedenkliche Holzbude, der ganze Ort stach recht sehr gegen die Eleganz Limas ab und mit leiser Wehmuth sah ich vom Felsen aus unser schönes Schiff nach Chile weiterdampfen. Auch von oben gesehen erwecken die Felsen und Klippen völlig den Eindruck der Mittelmeerküsten, sowie man sich aber umwendet, hat hat man vor sich die öde Sandwüste, die den ganzen Raum bis zu den Bergen einnimmt und sich an der Küste des Stillen Oceans von Ecuador bis Chile erstreckt. Ausgedörrte Thiercadaver und Gerippe, auf die ich zwischen Sandhügeln oft traf, und die vielen höchst unverschämten Geier, die ich bisweilen mit dem Stocke erreichen konnte, vervollständigten das Bild der Wüste. Abends saßen die Ankömmlinge auf dem Platze vor dem Hotel, wo die Damen des Städtchens lustwandelten, um zu sehen und um gesehen zu werden, denn die Ankunft eines Schiffes ist hier das wichtigste Ereigniß der Woche; und zudem gab es auch einige Gesichter darunter, die es wohl verdienten, gezeigt zu werden.

Am anderen Morgen dampfte der Zug ab, durchschnitt den flachen Wüstenstrich und wand sich auf sehr steiler Linie durch Sand und kahle Felsen an der ersten Kette der Anden empor. Bisweilen öffnete sich zur Seite ein großartiger Blick in tiefe Schluchten, und am immer weiter sich breitenden Horizonte dehnte sich schimmernd der Stille Ocean, von dem ich hier Abschied nahm, nachdem ich über ein Jahr sein Gast gewesen war. Gegen Mittag umfing uns ein Wolkenmeer, aus dem wir erst nach einer Stunde wieder ins Licht emportauchten, um dann auf breiter Ebene mit geringer Steigung dahinzurollen. Am Nachmittag traten vereinzelt grüne Grasflächen aus dem öden Sande hervor, kleine Wassertümpel zeigten sich, und bald verbanden sich die einsamen grünen Punkte zu einem schmalen Bachthale; dies verbreiterte sich, Laubbäume, Kornfelder tauchten auf, und nachdem als Vorläufer einige kleine Dörfer vorbeigehuscht waren, umfaßte uns eine weite, grüne Oase, in der die Stadt Arequipa liegt. Dieser freundliche Ort gehört zu den wichtigsten peruanischen Städten, zählt 25 000 Einwohner und liegt bereits 2300 m hoch. Die Umgebung ist prächtig. Unmittelbar hinter der Stadt erheben sich die Schneehäupter des Misti und anderer Riesen, auf der anderen Seite lacht das freundliche Thal, das mit Wäldchen besetzt und von ulmenbegrenzten Bächen durchzogen, wie eine thüringische Landschaft anmuthet. Draußen aber zieht sich ringsherum die Wüste.

Die Stadt selbst hat saubere Straßen, eine Plaza, die der in Lima nachgebildet ist, und fast nur einstockige Häuser, die mit ihren bunten Farben in die heitere Umgebung passen. Die Mitte des Hauses bildet fast immer ein Hof, auf den die einzelnen Zimmer direct münden. Es gab auch einen angenehmen internationalen Club, in dem ich ebenso freundliche Aufnahme fand, wie sonst in Südamerika; auch verhältnißmäßig viele Deutsche waren darin, die Abends einen echt deutschen Kegelabend mit Bier veranstalteten. Die nette Gesellschaft und Ritte in der Umgebung, bald im Grünen, bald in der Wüste, ließen die 3 Tage bis zum Abgang des nächsten Zuges nach Puno schnell verstreichen. Nur Sonntags gab es einen Personenzug, der bei der Geringschätzung des Zeitwerthes bei den Südamerikanern für den Verkehr genügte.

Endlich führte uns unser Zug wieder weg von der Oase und durch die ödesten Felsgegenden, die verwirklichten Dorébildern glichen, immer höher zum Kamme des Gebirgszuges. Tunnels sind im Gegensatz zur Oroyabahn bei Lima ängstlich vermieden, dafür giebt es aber die schroffsten Steigungen. Oft sieht man vier Schienenstränge gleichzeitig unter einander in der Tiefe. Während der ganzen Fahrt zeigen sich außerordentlich viele weidende Heerden von je 200 bis 300 Stück Llamas, diesen sonderbaren Thieren, die ganz richtig Kopf und Beine eines Rehes, den Hals eines Kameeles und den Rumpf eines Schafes haben. Dazwischen erschienen oft flüchtige Trupps der kleinen, zierlichen, den Llamas ähnlichen Vicuñas, die als Jagdwild ihres feinen Felles wegen geschätzt sind. Früher ließ man den Zug oft halten, um den Passagieren Gelegenheit zu geben, ihrem Jagdeifer zu fröhnen, jetzt ist dies leider abgestellt. Die Llamas liefern den Eingeborenen fast Alles, was sie zum Leben brauchen, Fleisch, Wolle, den Koth als einziges Brennmaterial des Landes; ihren Rücken leihen sie zum Tragen von Lasten her.

Mittags erreichten wir die Frühstücksstation Arrieros, den höchsten Punkt der Bahn, 4400 Meter über dem Meere. Die Mehrzahl der Fahrgäste mußte allerdings auf das „Almuerzo“ verzichten und lag als Opfer der „Sorroche“, der Höhenkrankheit, mit Kopfschmerz und von Uebelkeit befallen kraftlos auf den Bänken, ohne auch nur aussteigen zu können und das Vergnügen zu haben, fast unter dem Aequator Schneebälle zu werfen, denn die ganze Höhe war mit Schnee bedeckt. Die Dünne der Luft macht sich für Jeden bemerkbar, wenn man in so kurzer Zeit fast auf Mont Blanc-Höhe gebracht wird, und es ist klar, daß eine so bedeutende Verminderung des atmosphärischen Druckes und der dadurch herbeigeführte Andrang des Blutes in die äußeren Theile des Körpers zu Entzündungen solcher Theile führen kann, die individuell dazu neigen, wie Kehlkopf und Augenbindehaut, und selbst zu Blutgefäßzerreißungen in Nase und geschädigten Lungentheilen. Oft zeigt sich die unangenehme Wirkung auch erst am Abend im Thale.

Von Arrieros aus ging es nur wenig abwärts und Abends erreichten wir Puno am Titicacasee, 3800 m hoch, die Grenzstadt Perus. Die 1000 Einwohner Punos sind meist Cholos, d. h. Mischlinge von Europäern und Indianern. Ihre von vorn nach hinten zusammengedrückten Köpfe zeigen freilich meist echte Indianergesichter und ihre aus flittergeschmückten Lumpen zusammengestellten Kostüme verrathen nichts von europäischem Geschmack. Da Puno nicht im glücklichen Besitze eines Hotels ist, so mußten wir nach Bolivia strebenden Reisende an Bord des kleinen, vor Anker liegenden Dampfers schlafen, der uns Tags darauf weiter befördern sollte. Dieser Dampfer ist übrigens in England erbaut und von der Küste in einzelnen Theilen herauftransportirt worden.

Bis Chililaya, der bolivianischen Hafenstadt am anderen

Ende des Titicacasees, brachte uns eine 12stündige Dampferfahrt, die höchste, die man auf der Erde machen kann, und auch vielleicht die großartigste! Der Spiegel des Sees ist, bei seiner Höhe von 3800 m, hoch über den Wolken gelegen. Ein völlig reiner Himmel vom tiefsten Blau spannt sich über uns, die ganze Umgebung zeigte infolge der dunstfreien Klarheit der verdünnten Atmosphäre ein ganz neues Farbenspiel, alle einzelnen Dinge an den entfernten Küsten erschienen handgreiflich deutlich und durch diese scheinbare Steigerung der Sinnesfähigkeiten wurde die Stimmung eine gehobene, das Gefühl des Lebens war ein intensiveres. Nur in der Richtung, aus der wir kamen, lugten noch die Wolken gerade über den Horizont hervor, durch die wir heraufkamen. Die Berge rings um den See sind nicht hoch, aber meist schneebedeckt, und wir wußten, daß es nur die Häupter von Bergriesen sind, deren Fuß in den pacifischen Ocean taucht. Dichte Schwärme von Enten und vieler anderer Arten von Wasservögeln belebten den Wasserspiegel; kleine, aus Schilf geflochtene Kähne trugen jagende und fischende Indianer vorüber, die nur wenig von der Gesittung ihrer Ahnen verriethen. Wir passirten die heilige Insel Titicaca, auf der weite Mauerreste noch von einer Cultur vor der Einwanderung der Inkas Zeugniß ablegen; an der wunderlich geformten Mond- und Sonneninsel glitten wir vorbei, deren Ruinen in die Glanzzeit des Reiches der Kinder der Sonne gehören. Waren doch die Ufer des Titicacasees, gleich denen des Biwasees für Japan, für das Reich der Inka eines der Culturcentren, von Sagen umwoben, wie das Thal des Rheines! Am Nachmittage schien der See vor uns sein Ende erreicht zu haben, da öffnete sich plötzlich zur Linken eine Durchfahrt, wir bogen in eine weite Bucht ein, und langsam und majestätisch schob sich in unsern Gesichtskreis eine Kette gewaltiger Schneeberge; in dieser Höhe völlig unerwartet. Die Abendsonnenstrahlen ließen die weiten Gletscher erglühen. Es war dies die zweite, höhere Kette der Anden, die bis fast 7000 m über den Ocean hinausragt; wir befanden uns auf dem See ungefähr ebenso hoch über dem Meere, wie uns diese Gipfel noch überragten. Hinten sieht man noch gleichzeitig die Spitzen der Berge, die ins Meer sich senken, man kann also mit einem Blicke die ganze Höhe des gewaltigen Gebirges in unvergleichlicher Weise umfassen und sich zum Bewußtsein bringen! Links hob sich besonders der Sorata hervor, der zweithöchste Berg Amerikas, und rechts der Illimani, der La Paz beschattet. Das Panorama ähnelt dem des Berner Oberlandes vom Thale aus, nur sind infolge der dünnen Luft die Conturen schärfer und die Farben leuchtender, als sie es je dort sein können.

Am Abend befanden wir uns in Chililaya, einem noch jämmerlicheren Neste als Puno, auf bolivianischem Gebiet. Eine zehnspännige Post beförderte uns dann weiter über die Ebene, dem Gebirge zu. Die Kunst des Schleuderns scheint hier noch in hoher Blüthe zu stehen: der Kutscher trieb die Pferde fast nur durch geschickte Steinwürfe an und die Indianer, denen wir mit ihren Heerden begegneten, gewöhnten mit ihren gefährlichen Schleudersteinen meinem Hunde schnell seine Lieblingsgewohnheit ab, Schafe auseinander zu hetzen. Nach 8 Stunden hielten wir an einem sehr weiten und tiefen Thalkessel, der sich ganz plötzlich vor uns öffnete. Gerade gegenüber lag der schneebedeckte Illimani, und ganz tief am Boden des Kessels sahen wir zwischen einigen Waldinseln die uns winzig erscheinenden Häuser einer größeren Stadt. Die rothen Dächer heben sich dabei so wenig von dem Felsboden ab, daß man kaum glaubt, eine Stadt von 60000 Einwohnern vor sich zu haben, die doch La Paz zählt. Inzwischen hatten die Burschen noch einmal das Riemenzeug der Pferde untersucht und in tollem Galopp jagte die große Postkutsche in bedenklichen Curven hinab und bald fuhren wir in der volkreichsten Stadt von Bolivia ein. La Paz ist nicht die officielle Hauptstadt von Bolivia, die Regierung befindet sich aber jetzt dort, da es momentan die wichtigste Stadt ist. Vielleicht nimmt auch einmal eine andere Stadt sich die Regierung zu sich, etwa Cochabamba, wenigstens sind die „Cochabambinos“ besonders angesehen und möchten natürlich auch gern einmal die große Casse bei sich haben. Alles hängt in diesen Gegenden in Bezug auf Politik von einzelnen Persönlichkeiten ab. So ist es z. B. noch gar nicht so sehr lange her, daß einmal ein Präsident von Bolivia von seinem Gegner in der Schlacht völlig besiegt worden und scheinbar abgethan war; da ließ sich der Besiegte als scheinbar Gefangener von verkleideten Freunden durch die Hauptstadt, die mit feindlichen Soldaten angefüllt war, bis zum Regierungspalast führen, stieg so ungehindert hinauf zum Saale, in dem der neue Präsident gerade die ersten Regierungsacte erledigte und schoß ihn durch den Kopf. Als er sich dann am Fenster zeigte, jubelte ihm das verblüffte Volk zu und Alles blieb beim Alten. Jetzt geht es natürlich weit gesitteter zu, man findet einen verhältnißmäßigen Luxus in La Paz, gute Hotels und völlige Sicherheit. Viele Deutsche sind da, mit eigenem Club, und selbst einige ehemalige deutsche Officiere im Dienste der Armee. Die Armee ist 2000 Mann stark und wurde bei meiner Ankunft gerade sehr gefeiert und täglich von den Localdichtern in der Zeitung verherrlicht. Ein Heer von 150 Mann mit 60 Musikanten hatte nämlich kurz vorher eine aufständige Provinz im Nordwesten zur Ruhe gebracht, wobei allerdings der Marsch außerordentlich beschwerlich gewesen war, und die meisten Leute am Fieber gestorben waren, sogar die unschuldigen Musikanten. Am sonderbarsten berühren den Fremden in La Paz die zahlreichen Llamaheerden, die oft ganze Straßen anfüllen und allein den Transport der Waaren vermitteln. Die Straßen sind sehr steil und man muß immer nach wenigen Schritten stehen bleiben, um Luft zu schöpfen; liegt doch La Paz immer noch 3600 Meter hoch. Der indianische Theil der Bevölkerung überwiegt bei weitem den spanisch-bolivianischen. Die Indianer sind noch mehr in Lumpen gekleidet, als die ärmsten Chinesen, tragen dann aber das Haar in hübscher Pagenschnittform. Die Kleidung der Weiber ähnelt der tyrolischen: kleines Hütchen, enges Mieder, krinolinenartig abstehender Rock, aber Alles sehr bunt. Die Soldaten nehmen sich etwas drollig in ihren carrirten Beinkleidern aus. Im Allgemeinen lebt man ganz angenehm in La Paz, man reitet oft nach Obrajes, einem niedlichen Städtchen, einige 100 m tiefer im Grünen gelegen, oder nach der Goldwäscherei und den alten Goldbergwerken der Inkas und lebt sehr gesellig und ungezwungen. Abends ist Concert auf der Plaza und allgemeines Lustwandeln.

Von La Paz zum Amazonenstrom giebt es besonders zwei Wege: einen nach Cochabamba, übers Gebirge zum Rio Chimoré, dann den Rio Mamoré hinab zum Madeira und endlich Amazonas. Ich wählte den anderen, interessanteren aber gefährlicheren und erst vor 20 Jahren zuerst benutzten Weg über Sorata nach Mapiri, dann den Rio Mapiri und Rio Beni hinab zum Madeira und über die großen Fälle hinab zum Amazonas. Nur zwei Herren konnte ich finden, die eine der beiden Touren gemacht und etwa sechs Monate dazu gebraucht hatten. Meine Vorbereitungen zum Abmarsch dauerten zwei Wochen. Es galt, sich mit Allem auszurüsten, was man in mehreren Monaten völliger Abgeschlossenheit von jeder Cultur gebraucht, und dabei doch wegen der großen Schwierigkeit des Transportes Alles möglichst zu beschränken. Das Wichtigste waren zwei Kisten Proviant, meist Conserven, ein Zelt, zusammenlegbare Feldbetten und Hängematten, Moskitonetze, Arzneien, Waffen, Munition, Feldkessel, Kochgeräthe und manches Andere.

Am 18. November konnte meine Karawane von La Paz abreiten. Ich hatte mit meinem Diener acht Maulthiere nöthig, dazu fünf Arrieros zur Sorge für die Gepäckthiere und noch zwei Reservethiere, da viele Thiere unterwegs verunglücken. Der Preis eines Maulthieres von La Paz über die Anden zum Mapiri, dem ersten kleinen Flusse an der Ostseite des Gebirges, beträgt ca. 70 ℳ. Man rechnet für den Marsch 8—10 Tage. Ich traf mit meinen Leuten erst am Titicacasee zusammen, an dessen Nordufer der Weg vorbeiführt, und am 19. Abends ritten wir noch in das kleine Indianerstädtchen Hachacache ein. In der Hauptstraße quoll uns ein dichter Schwarm von Indianern entgegen, die mit bunten Federkleidern geschmückt und völlig betrunken waren. Viele sanken vor mir auf die Knie, nicht um mich anzubeten, wie ehemals die Begleiter Pizarros, sondern um mich um Geld für mehr Spiritus, ihr Lieblingsgetränk, anzubetteln. Alles war im Städtchen in festlicher Bewegung, das bedeutete bei diesen Indianern betrunken zu sein. Auf der Plaza sah man das Zerrbild eines Stiergefechtes. Man hatte einige halbwilde Stiere losgelassen und ergötzte sich daran, sich von diesen jagen zu lassen und freute sich, wenn besonders stark Betrunkene, die nicht mehr weglaufen konnten, niedergerannt wurden. Die einigermaßen Nüchternen tanzten einzeln oder in Gruppen nach dem eintönigen Geräusch von Instrumenten, die unseren Flöten und Trommeln ähneln. Der Federschmuck der Männer war oft wirklich schön, bisweilen waren aus ganz kleinen Federn

mosaikartig ganze Bilder zusammengesetzt. Allmälig mehrten sich die Spiritusleichen, die auf dem Boden herumlagen, und schließlich erschienen die Frauen und trugen, zwei und zwei, ihre Männer nach Hause. Wir selbst hatten uns beim Delegado des Ortes einquartiert, dessen Gehöft völlig durch unsere Karawane gefüllt wurde. Von ihm erfuhr ich, daß das Fest, das diese „christlichen“ Indianer so friedlich begingen, das Fest „aller Seelen“ war.

Am andern Morgen ging es mit Tagesanbruch weiter, direct auf den Sorata zu. Bald war der Fuß der Bergkette erreicht und ebenso bald brach beim Aufstiege ein wolkenbruchartiger Regen los, der uns die erste Idee von einem Andenübergange gab. Auch die Gummimäntel konnten nicht schützen; aber wir kamen doch höher und höher, bis der Regen zum Schnee und schließlich zu schmerzhaft verwundendem Hagel wurde. Menschen und Thiere litten an der Bergkrankheit und zitterten vor Kälte und Nässe, als wir endlich nach 7—8 Stunden über breite Schneefelder hinweg den Kamm des vorderen Zuges der Ostcordilleren erreichten. Die Höhe des Passes ist die des Mont Blanc. Dann ging es steil abwärts, der Schnee wurde wieder zu Regen und bald waren wir unter den Wolken und fanden einen trockenen Platz, uns etwas zu erholen. Obgleich wir noch sehr hoch waren, zeigten sich, im Gegensatz zur andern, völlig kahlen Seite des Gebirgszuges, bereits überall grüne Büsche und Bäumchen. Obwohl noch ein höherer Paß nach Osten zu überschreiten ist hat man doch bereits hier die Empfindung, die Wasserscheide der Anden hinter sich zu haben und statt sich noch in der wasserlosen Wüste der Westseite der Anden zu befinden, zu der keine Wolke hinüberkann, schon in diesen kleinen grünen Büschen die Vorboten der Ueppigkeit des Amazonasgebietes zu sehen.

Der Weg weiter hinab wurde ein echter Andenweg. Er ist oft weniger als einen Meter breit, links hat man die steile Felswand, rechts fällt der Fels fast senkrecht oft mehrere hundert Meter tief ab. Einmal stießen wir bei einer Biegung des Weges auf eine Heerde Rindvieh, zufällig war aber an dieser Stelle der Abfall weniger steil, sodaß die klettergewandten Thiere abseits getrieben werden konnten. Wie man sich an weniger günstigen Stellen ausweicht, blieb mir unklar, denn zurück kann man oft gar nicht. Dann öffnete sich vor uns der Ausblick auf ein tiefes, sehr breites und langes Thal; rechts zeigte sich der beschneite Sorata ganz nahe, links eine schluchtartige Verengung des Thales, ähnlich der Via Mala, und scheinbar in der Mitte des Gebirgszuges gegenüber, in gleicher Höhe mit uns selbst, sahen wir die weißen und bunten Häuser eines kleinen Städtchens, das von grünen Bäumen umgeben einen überaus freundlichen Eindruck machte, im Gegensatze zu den majestätischen Schneeriesen rechts und dem Höllenthale links.

Das Städtchen heißt Sorata und die Einwohner sind fast nur Indianer. Wir ritten hinüber und wurden liebenswürdig von dem einzigen Europäer, einem Deutschen, aufgenommen. Da unsere Mulas sich zur Uebersteigung der letzten und höchsten Pässe länger ausruhen mußten, blieben wir mehrere Tage in diesem Hause, in dem ich zum letzten Male, bis nach Manaos am Amazonas, etwas von europäischer Cultur fand. Interessant war der Markt, zu dem viele Indianer von außerhalb kamen. Eine große Rolle spielt dabei das Salz, das in Tafeln gepreßt verkauft wird, sehr theuer ist und im ganzen Inland nicht mehr zu bekommen ist. Alle Dinge sind hier bereits viel theurer als in La Paz, und die Preise steigen ins Ungemessene, je weiter man ins Innere kommt, wenn man überhaupt etwas erhält. Erst am Einflusse des Beni in den Madeira etwa ist die Grenze, an der die Versorgung des Landes vom Amazonenstrom aus beginnt, und dann sinken die Preise allmälig bis zur Küste des Atlantischen Oceans.

Die nächsten Marschtage waren ziemlich anstrengend; wir waren immer 12—14 Stunden im Sattel, auf denkbar schlechtesten Wegen und rasteten nur Mittags ¼ Stunde, um etwas Kaltes zu genießen. Von Sorata aus ging es wieder steil in die Höhe und bald verschwand das schöne Grün der Vegetation, wir sahen um uns nur kahle Felsen, Schneespitzen und tief unter uns die Dächer von Sorata. Viele Stunden ging es in Serpentinen eine riesige, steile Wand hinan und bald wurde die Luft so dünn, daß wir die keuchenden Mulas in kurzen Zwischenräumen ausruhen lassen mußten und uns selbst von den Cocablättern geben ließen, die unsere Arrieros zur Hilfe gegen Bergkrankheit kauten und die recht nützlich sind. Der Paß war noch höher, als der vorhergehende, aber frei von Schnee, da sich doch schon die Nähe des heißen Amazonasgebietes geltend macht. Spät am Abend erst erreichten wir einige kleine Häuser, die geschützt in einem Thale lagen, den Ort Llanes, in dem wir campirten.

Mit der Sonne des anderen Tages machten wir uns auf, den letzten und höchsten Paß zu überschreiten. Diesmal war der Weg in der That nicht im Geringsten für Personen geeignet, die an Schwindel leiden. Den äußerst schmalen Weg bildete oft nur eine steil auf- und abführende Steintreppe, deren einzelne Stufen aus ½ bis 1 Meter hohen Steinen bestanden, und zwischen Felswand und Abgrund gab es kein Ausweichen. Indessen waren die Mulas so sicher auf ihren Hufen, die man hier sehr richtig „Nägel“ nennt, daß sie ohne Fehltritt mit gleichen Beinen von Stein zu Stein sprangen, und man gewinnt solches Vertrauen zu den Thieren, daß man bald alle Gefahr vergißt und nur nur noch interessirt in die enorme Tiefe blickt, an deren Rand man vorbeigetragen wird. Da die Steine noch naß waren, passirte es allerdings unserm Führer doch, daß seine Mula ausglitt, er konnte aber noch schnell hinten abrutschen und das Thier zurückreißen. An einer wenig tiefen Stelle rollte einmal eins unserer Gepäckthiere ganz hinab, sich dreimal überschlagend, aber zu unserem größten Erstaunen konnten wir es unten im Bache fast unversehrt wieder aufrichten und sogar weiter benutzen. Nur mußte ich nun die folgende Nacht auf nassen Decken schlafen, aber das merkt man nach einem Andenritt von 14 Stunden gar nicht.

Nach acht Stunden gelangten wir auf die Höhe und mußten zuletzt noch durch eine finstere Schlucht klettern, die kaum 1 m breit war und in einem Winkel von 60° anstieg. Um die Thiere, die kaum noch Luft bekamen, zu schonen, kletterten wir auf Händen und Füßen von Stein zu Stein und lernten dabei erst recht würdigen, was die Thiere für uns leisten mußten. Bereits Vormittags hatten wir am Wege und abseits in den Schluchten einzelne Maulthiergerippe und Knochen liegen sehen. Je höher wir kamen, um so häufiger wurden sie, und wenn wir hier auf der Höhe des Passes, um Athem ringend, Halt machten und den Blick von dem Boden erhoben, sahen wir um uns ein weites Feld von weißen Gebeinen. Die Kahlheit und graue Oede der grotesken Felsgegend erhöhte noch das Eigenartige dieses Anblickes. Wie ich hörte, stammen diese Knochen weniger von Thieren, die abgestürzt sind, als von solchen, die aus Ermattung in der dünnen Luft zusammenbrachen. Wir hatten besonders kräftige Mulas, aber trotzdem war es ein seltener Glücksfall, daß wir keine Thiere verloren. Um so auffallender war es, daß wir nach Erkletterung des Passes uns in einem weiten Hochthale fanden, das von Gletschern umgeben und, etwas geschützt liegend, von mehr als 1000 Llamas bewohnt war, die von 2 oder 3 Indianern gehütet wurden und etwas zwischen den Felsen abzuweiden schienen, von dem wir aber nicht das Geringste zu entdecken vermochten. Am Abend erreichten wir eine jämmerliche Lehmhütte, die einige Löcher als Luftabzüge und als Befestigung einen 10 Schritt breiten Schlammgraben besaß, der allmälig von dem Dunge der rastenden Thiere entstanden war und den man, falls man in Seiltänzerkünsten nicht unbewandert war, über einige Steine springend, trocken überschreiten konnte. Um uns Platz zu machen, mußten wir erst ein Dutzend Indianer fortjagen; aber mitten in der Nacht kam noch eine Karawane an, eine bolivianische Dame mit zwei Kindern und Dienern, die drüben am Mapiri eine der wenigen dortigen Pflanzungen bewohnten. Die Kinder waren wie Gepäckstücke in Körben an einem Maulthiere aufgehängt und alle bedurften sehr des Beistandes durch Verabreichung von Medicin, obwohl sie im Lande aufgewachsen waren. Wir theilten den engen Raum mit ihnen und tauschten unsere Erfahrungen und kulinarischen Genüsse aus, Alles mit den großen Förmlichkeiten und Umständlichkeiten, die das spanische Wesen in Südamerika auch in der abgelegensten Gegend so sehr kennzeichnet.

Am anderen Tage war ebenfalls ein Ritt von 14 Stunden zu erledigen. Von der Höhe der schützenden Bergwand sahen wir unter uns ein weites, fast völlig ebenes Wolkenmeer. Scharf ragten dunkle Bergspitzen mit Schneekappen aus der weißen Fläche hervor, völlig den Eindruck von Inseln machend. Dann ging es fast immer abwärts, aber der Weg war meist so schlecht, daß wir es vorzogen, stundenlang zu gehen oder vielmehr zu klettern, da unsere Mulas merklich matter und unaufmerksamer wurden und oft mehr den Berg

hinabrutschten als stiegen. Wir tauchten in das Wolkenmeer hinein und dann wiederholte sich die Erscheinung von der Ostseite der ersten Bergkette nach Sorata zu: es wurde merklich wärmer und wir fanden uns bald von bunten Blüthen und saftigem Grün umgeben und die riesigen Blätter einzelner Pflanzen zeugten von dem Anfange einer tropischen Vegetation. Am Horizonte nach Osten zu sahen wir nur noch niedere Berge sich vorlagern, Bäche und Flüsse durchströmten die Thäler und wir wußten, daß dieses Wasser zum Amazonenstrom fließt und daß die Ebene hinter den letzten Hügeln sich ohne Hindernisse zum Atlantic ausdehnt. Besonders kam mir am anderen Tage, als wir immer tiefer hinabstiegen, der außerordentliche Gegensatz, in dem die Westseite dieses Gebirges zu seiner Ostseite steht, zum Bewußtsein; an alledem herrscht hier Reichthum und Ueberfülle, an dem dort Kargheit und völliger Mangel ist. Dort die sandigen, öden Küstenstriche, in denen jeder Wassertropfen einen großen Werth hat, und die felsigen, unzugänglichen Hochebenen, die mit ihren kärglichen, trockenen Grashalmen kaum die wenigen Thiere, die sie bewohnen, ernähren können, hier eine unendliche Fülle von Wasser, das sich unaufhörlich vereinigend das größte Stromgebiet der Welt bildet und ein Land durchfließt, in dem Alles nach Leben und Wachsthum drängt, in dem die unerhörte Ueppigkeit der Vegetation nur von der Fülle der Thierwelt übertroffen wird.

In der Nähe des Mapiriflusses gab es auch wieder einige Pflanzungen, besonders viel Chinabäume, die angepflanzt wurden, obwohl die Chinarinde jetzt sehr im Preise gesunken ist, ebenso wie das Gummi, das das wichtigste Product dieser Gegenden östlich der Anden bildet. Endlich sahen wir den Mapiri vor uns, dessen Wellen wir uns anvertrauen wollten, einen schmalen Silberstreifen zwischen zwei dichtbewaldeten Hügelreihen, aus deren Grün bereits viele Palmen ihre Kronen emporhoben. Das Dörfchen Mapiri unten am Flusse, das Ziel unserer Karawanenwanderung, besteht aus jämmerlichen Hütten von Bambus und Schilf zusammengestellt, umgeben von Sumpf und Schlamm. Dieses Dorf und seine Umgebung ist auch eins der übelsten und berüchtigtsten Fiebernester des Landes. In vielen der Hütten lagen die Leute, trotz der Hitze, die hier im Thale herrschte, in dicke Decken eingewickelt und wurden vom Fieberfrost geschüttelt, die Jüngeren waren meist auch bewußtlos. So lernten wir nach dem erlösenden Eindruck, den wir gehabt hatten, als wir von den öden, kalten Hochcordilleren herabkamen, auch gleich die Kehrseite der übermäßigen Fruchtbarkeit dieser Gegenden kennen. Ebenso wie die angenehmen und nützlichen Dinge gedeihen eben auch die unangenehmen hier vortrefflich. Es ist schon dafür gesorgt, daß der Mensch nicht wieder ein vollkommenes Paradies findet; zwar giebt ihm die Natur hier Alles zum Leben in Fülle freiwillig, aber sie mischte Todeskeime darunter. Trotz der vielen Chinabäume in der Umgebung ist oft Mangel an dem rettenden Chinin, denn sonderbarer Weise wird alles Chinin über Europa bezogen. Ueber dieses wunderbare Fiebermittel giebt es viele Sagen im Volke. So soll zuerst ein alter Indianer es entdeckt haben, der verzweifelt sein Kind im Urwald am Fieber dahinsiechen sah und dem eine Erscheinung befahl, sein Kind am nächsten Bache trinken zu lassen. Da einige Chinabäume in diesen Bach gefallen, erwies sich der Trunk als lebensrettend für das Kind. Die Indianer wollten das Mittel dann vor den Weißen geheim halten, aber ein junger Indianer, der die Frau eines Vicekönigs von Peru liebte, konnte sie nicht sterben sehen und verrieth sein Volk. Wir hatten uns zwar durch vorheriges Einnehmen von Chinin etwas geschützt, aber es war doch ein Glücksfall, daß wir uns nicht wochenlang, wie andere Reisende vor uns, hier aufhalten mußten, sondern bereits am anderen Tage weiterreisen konnten.

Von diesem ersten kleinen Zufluß des Amazonenstromes ab benutzt man nämlich den Wasserweg und zwar den Rio Mapiri und später den Rio Beni hinab mit Hilfe einer „Balsa“, eines Floßes, das von 6—8 Indianern gerudert wird und mit dem man über die zahlreichen Stromschnellen und Fälle dieser Flüsse hinweggleitet, wenn es gut geht. Wir kamen noch gerade zur rechten Zeit an, einige Tage später wäre die Wasserreise unmöglich gewesen. Diese kleinen Zuflüsse des Amazonas kann man nämlich nur dann befahren, wenn die Regenzeit bereits eingesetzt hat und die vielen Untiefen und hindernden Felsen mit Wasser genügend bedeckt sind, aber die Regenzeit darf nicht zu sehr vorgeschritten sein, weil dann lange Zeit hindurch wegen der reißenden Gewalt der Strömung in dem oft sehr schmalen Flußbett hier oben die Schifffahrt unmöglich ist. Wenn der Strom dann unten im Rio Beni, nach dem Madeira zu, breit wird, hat die Regenzeit keinen solchen Einfluß mehr. Hier aber konnten wir gerade noch schnell abfahren und wurden doch unterwegs einmal durch plötzliches Anschwellen des Stromes infolge zu starken Regens gezwungen, mehrere Tage am Ufer das Sinken des Wassers abzuwarten. Bisweilen kann man so Monate lang still liegen, wenn man es schlecht trifft. Wir fanden sogleich 6 Indianer, die wir als Ruderer in Dienst nahmen und während der Zeit, in der unser Floß, unsere „Balsa“, zusammengesetzt und beladen wurde, folgte ich einer Einladung der Donna Mercedes, meiner Reisegefährtin auf dem letzten Theile des Andenrittes, nach ihrem Heime, einer großen Pflanzung nahe bei Mapiri, jenseits des Flusses. Wir durchritten den Fluß, der hier nur etwa 50 Meter breit ist, und wurden sehr lebhaft im Herrenhause, das auch nur aus Bambus und Schilf bestand, empfangen. Die Leute, die mit uns den Weg über das Gebirge gemacht hatten, wurden von ihren Bekannten mit einer Wärme begrüßt, als wären sie der schrecklichsten Todesgefahr entronnen, und die farbenglühenden Berichte, die sie später zum Besten gaben, ließen dies auch nur natürlich erscheinen. Und doch leben die Leute in diesem Thale in der viel größeren Gefahr des Fiebers, an der so viele zu Grunde gehen; daran denkt man aber erst dann, wenn man davon befallen wird! Darauf setzte man sich mit großer Grandezza zum festlichen Mahle. Nach patriarchalischer Sitte saßen die 20 Knechte und Diener, darunter auch ein Deutscher, am selben Tische. Dies „Almuerzo“ gab mir einen Vorgeschmack von den Genüssen, die mich in den nächsten drei Monaten erwarteten. Solch ungenießbare und brennend scharfe Dinge hatte ich vorher in keinem Lande genießen müssen. Mit Wehmuth gedachte ich selbst der fetten, nahrhaften Raupen in den Häuptlingshütten der Südsee und der pikanten Wurmsalate Chinas. Der Hauptbestandtheil des Mahles ist immer Charki, an der Sonne gedörrtes Ochsenfleisch, das, unverhüllt in Ballen gepreßt, weit im Lande herumtransportirt wird, allmälig von Schmutz eine schwarze Farbe angenommen und alle Grade der Verwesung durchgemacht hat. Um nun das Geschmacksorgan zu täuschen, das sich sonst dagegen auflehnen würde, setzte man die allerschärfsten Gewürze pfundweise zu diesem Schmutzleder zu, wenn man es kocht. Und für solches Festmahl mußte ich noch all mein Spanisch zusammensuchen, um der Donna die landesüblichen Liebenswürdigkeiten zu sagen, und zudem noch ihr gesammtes Gesinde ärztlich behandeln, während sich mein Diener an unseren Proviantkisten schadlos hielt.

Endlich erlöste mich ein Schuß, der die Abfahrt meines Flosses verkündete. An der Abfahrtsstelle hatte sich eine Menge Volks versammelt. Unsere Arrieros, die Maulthiertreiber, die sich im Allgemeinen ganz gut gehalten und nur Kleinigkeiten gestohlen hatten, nahmen höchst rührseligen Abschied von uns, die sie als schon halb todte Leute ansahen. Das Floß machte allerdings beim ersten Anblick einen etwas bedenklichen Eindruck. Sein wirklicher Anblick wurde mir überhaupt erst später zu Theil, als wir zum ersten Mal auf einen Felsen aufrannten und scheiterten, einstweilen war es von dem Gewichte unseres Gepäcks, das in der Mitte aufgeschichtet war, etwa 1 Fuß tief unter Wasser gedrückt. Das Gepäck bestand in richtiger Voraussicht mehrerer Schiffbrüche meist aus schwimmbaren Gegenständen, wie Gummisäcken und Blechkisten, ich setzte mich mit meinem Diener darauf, an den Seiten standen die vier Ruderer mit je einem Ruder und vorn und hinten befand sich je ein Steuermann mit langer Stange, die zum Abstoßen von den Felsen bestimmt war.

Noch ein Blick auf die in Wolken gehüllten Anden und wir machten uns unter Geschrei und Abschiedsschüssen des Volkes von Mapiri los und glitten mit unerwarteter Geschwindigkeit den schmalen Fluß hinab, dem Amazonas zu. Die Ufer flogen an uns vorüber, links sahen wir noch Donna Mercedes winken und ihre 20 Knechte brüllten uns Beifall. E. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 130. Donnerstag, den 30. October, Abends. 1902.

Luther als Erzieher.

Gelegentlich des Reformationsjubiläums im Jahre 1817 veröffentlichte der bekannte Gothaer Generalsuperintendent Karl Gottlieb Bretschneider eine bis heute noch viel benutzte Zusammenstellung von Aussprüchen Luthers unter dem Titel „Luther an unsere Zeit, oder Worte Luthers, welche von unserm Zeitalter besonders beherzigt zu werden verdienen“. Im Laufe der Jahrzehnte sind zahlreiche ähnliche Schriften erschienen. Besonders fruchtbar war nach dieser Seite hin das Jahr 1883. Luther wird immer zeitgemäß und „modern“ bleiben, wenn nicht in der Sprache, so doch in den Gedanken. Wer seine Originalschriften liest, dem ist es, als schöpfe er frischen Trunk am Jungborn deutscher Innigkeit und deutschen Gemüths. Buße, Glaube und Liebe — um dieses Dreifache bewegen sich Luthers Gedanken — veralten nie. Von dort aus wird sich stetig die Gegenwart beleuchten lassen.

Es war sicherlich ein guter Gedanke, Luther einmal in die Gegenwart treten und prüfend Umschau halten zu lassen. Von diesem Gedanken aus ist eine Schrift „Luther als Erzieher. Berlin 1902. Martin Warneck“, die soeben uns zugeht, verfaßt. Da eine Reihe größerer Zeitungen sich bereits eingehend mit derselben beschäftigt haben, darf auch hier das Buch etwas ausführlicher besprochen werden, zumal es außer allem Zweifel ist, daß es in weitesten Kreisen lebendiges Interesse und freudige Aufnahme finden wird.

Von seinem reichen Inhalt mögen zunächst die Capitelüberschriften Zeugniß ablegen: Evangelischer Glaube — Gottesdienst — Deutscher Protestantismus — Reichthum — Kaufshandlung und Wucher — Akademisches Studium und akademische Jugend — Die Frau — Die Ehe — Das Kind im Hause — Das Gesinde im Hause — Häusliches Leben und Geselligkeit — Krieg und Kriegsleute — Deutsche Volkslaster. Kaum ein Lebensgebiet, das nicht berücksichtigt wäre!

Der Herausgeber des Buches — er verschweigt seinen Namen — hat sich aber nicht damit begnügt, nach Bretschneiders Vorgang eine Reihe Lutherdikta in diesen Capiteln zusammenzustellen, sondern er schildert und beurtheilt die Gegenwart vom Standpunkte und im Geiste Luthers, dessen Schriften und dessen Leben er offenbar aufs Gründlichste studirt hat. Wie nicht anders zu erwarten, ergeben sich hieraus die interessantesten Streiflichter. Wir wollen nur Einiges hervorheben.

Gleich das erste Capitel bietet eine Fülle treffender Beobachtungen. Was dort über den Religionsunterricht an höheren Schulen gesagt ist, dürfte eingehender Erörterung werth sein, zumal der Verfasser hier aus langjähriger eigener Erfahrung zu reden scheint. Sehr beherzigenswerth dürften insbesondere die Winke über Kirchenbesuch und Abendmahlsgang, sowie über den Inhalt des Religionsunterrichts sein: „Nicht Dogmatik, nicht Bibelkritik, nicht Bibellesen, gewiß gehört auch dies in den Unterricht, darf das Wesentliche sein, als wäre das Gymnasium eine Art von Proseminar für künftige Theologen, sondern das Aufzeigen der ungeheuren, weltüberwindenden Kraft des evangelischen Glaubens, seiner unermeßlichen Bedeutung für das Culturleben, für die Lösung der socialen Aufgaben und zwar unter besonderer Bezugnahme auf die vaterländische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die Darstellung des Werdegangs, des Kämpfens und Siegens Luthers, dessen Hauptschriften und Hauptbriefe nicht nur in der deutschen Literatur-, sondern in der Religionsstunde gelesen werden müßten, und endlich die aus eigener Erfahrung und durch das eigene Bekenntniß zu bekräftigende Schilderung der unendlichen Wichtigkeit jenes Glaubens für die Gestaltung des eigenen Lebens und die Gewinnung einer richtigen, festen Halt gebenden Weltanschauung.“

Das Capitel „Gottesdienst“ dürfte manchen Prediger veranlassen, einmal seine Predigt auf Frische, Volksthümlichkeit und — Länge zu revidiren. „Die Evangelische Kirche“, heißt es da, „stellt mit ihrer Predigt eine viel höhere geistige Anforderung an die Zuhörer, als die römische Kirche mit ihren abwechslungsreichen, theatralischen Meßgottesdiensten an die Zuschauer. Es ist gewiß für viele schlichte Leute bereits eine Aufgabe, einem halb- bis dreiviertelstündigen Vortrag, mag er noch so interessant sein, zu folgen, aber eine viel größere Aufgabe, eine Predigt aufmerksam anzuhören, deren Gedanken ihnen doch vielfach geläufig sind. Predigt volksthümlicher und schlichter! Predigt auch einmal über geschichtliche Texte — gar zu zwingend darf der Perikopenzwang nicht sein! Predigt mit weniger Pathos und größerer Natürlichkeit!“ „In der Kirche oder Gemeinde soll man reden, wie im Hause daheim, die einfältige Muttersprache, die Jedermann versteht und bekannt ist.“ Lernt die „Kunst und große Tugend“, „viel mit wenig Worten fein kurz anzuzeigen“. „Könnt ihr nicht eine Stunde predigen, so sei es eine halbe oder Viertelstunde.“ „Eines guten Redners Amt oder Zeichen ist, daß er aufhöre, wenn man ihn am liebsten hört und meint, es werde erst kommen; wenn man ihn aber mit Ueberdruß und Unwillen hört und wollte gern, daß er aufhörte und zum Ende und Beschluß käme, das ist ein böses Zeichen.“ Durchaus zutreffend sind auch die Bemerkungen über den Widerspruch zwischen der Gemeinde der Kirche und der Gemeinde des Lebens. Ausführlich wird in diesem Capitel schließlich von der „Gemeinschaftsbewegung“ und der „Evangelisation“ gehandelt.

Einer der kernigsten Abschnitte des Buches ist der über den „Deutschen Protestantismus“ mit den Aeußerungen über die Los von Rom-Bewegung und der Beurtheilung der Arbeit des Gustav Adolf-Vereins und des Evangelischen Bundes. „Wir dürfen nicht aufhören,“ so heißt es hier am Ende, „in Luthers Geist zu protestiren gegen Roms Grundsätze, gegen Roms Vordringen auf deutschem Boden, gegen den Vorstoß jesuitischen Geistes auf deutschen Geist. Aber wir dürfen auch nicht aufhören gegen Rom zu protestiren mit der That echter, treuer, opferwilliger evangelischer Liebe, und dieser deutsche Protestantismus aus Glauben in Liebe zum Glauben thätig wird der wirksamste sein.“

Wir überschlagen einige Capitel, um besonders derer zu gedenken, die uns ins deutsche Haus führen. Hier erscheint uns höchst beachtenswerth, was über „Schwierigkeit der Eheschließung“ und den „Lebensberuf eheloser Mädchen“ gesagt ist. Ausführlich kommt der Verfasser auf die Lehrerinnenseminare zu sprechen, ebenso auf die Studentinnen. Eine ganze Reihe von Arbeitsgebieten für das weibliche Geschlecht zeigen die Abschnitte „Dienstpflicht aller ehelosen Frauen“, „Die Frau und die Innere Mission“, „Unterricht an Schulen für Schwachsinnige. Feriencolonien“, „Fürsorge für Blinde“, „Die Frau als Gehilfin des Pfarrers. Jungfrauenvereine. Vereinsamte“, „Besoldung weiblicher Kräfte durch Gemeinde und Staat“. „Im Sinne Luthers“ wird die Forderung aufgestellt, „daß einer Anzahl jener Mädchen von Gemeindewegen oder von Staatswegen Arbeitsgebiete erschlossen werden, für die wir gerade sie brauchen und in denen sie ihr Brod finden. Wir handeln ja in vielen Stücken gänzlich verkehrt. Wir geben viel, viel Geld für Pflaster aus, statt einmal zu versuchen, ob sich nicht die eiternde Wunde von innen heraus heilen läßt. Wir bauen große Justizpaläste und weite Gefängnisse und haben kein Geld, die Nöthe zu bekämpfen, in denen die Verbrechen ihre Wurzeln haben. Wir bauen große Irrenanstalten und haben kein Geld

gegen die Ursachen vorzugehen, die zu Geisteskrankheit führen. Wir errichten große Heilanstalten für Erwachsene und Kinder und haben kein Geld, dafür zu sorgen, daß die Leute in ihren Wohnungen gesünder bleiben. Sorgt mehr für die Gesundheit der Jugend an Leib und an Seele, erfüllt mehr die Pflichten der Nächstenliebe an den Armen und Elenden, kümmert euch mehr um die sorgenbeladenen und kummergedrückten Häuser, helft innerlich unser Volk gesund machen! Hierzu brauchen wir die Hilfe der Frauen! Hier liegt noch Freiland für ihre Arbeit!"

Wie viel möchten wir noch aus dem reichen Inhalt und den mancherlei Vorschlägen — z. B. bez. der Militärseelsorge! — hervorheben! Die vorstehenden Mittheilungen mögen genügen, um auf das Buch als eine rechte Reformationsfest- oder Luthersgeburtstagsgabe unsere Leser hinzuweisen!

D. Georg Buchwald.

Bücherbesprechungen.

— Der Kleine Katechismus Dr. Martin Luthers mit Erläuterungen: Fragen und Antworten, Bibelsprüchen, biblischen Geschichten, Kirchenliedern, Denksprüchen und Sprichwörtern. Mit drei Anhängen: „Bibelkunde", „Bilder aus der Kirchengeschichte" und „Unterscheidungslehren". Von H. Schindler, Bürgerschuldirektor in Dresden. Dresden, Alwin Huhle. 1902. 1 ℳ. — Die erfreulichen Erfahrungen, die der Verfasser mit seinem Schulgebetbuch hat machen dürfen, sind ihm aus Anlaß dieser anderweitigen Veröffentlichung zum Besten der christlichen Jugend bis jetzt noch nicht beschieden gewesen. Die Behörden haben, soviel wir wissen, bis jetzt geschwiegen; die Blätter aber sind theilweise mit abweisenden und absprechenden Anzeigen vorgegangen. Handelt es sich doch um die so oft umstrittene Frage von dem sogenannten exponirten Katechismus. Wir geben zu, daß die Einführung eines solchen dann großen Bedenken unterliegt, wenn seine Fragen und Antworten von den Schülern auswendig gelernt werden sollen, wenngleich unsere wesentlichen Bedenken sich nicht gegen die Sache selbst erheben, sondern nur gegen die seither vorliegenden Versuche, der Genialität, Einfachheit und Kindlichkeit Luthers irgendwie nahe zu kommen. Aber der Verfasser hat nicht nur ausdrücklich im Vorwort gesagt, daß die Antworten seines Katechismus nicht zum Auswendiglernen bestimmt seien, sondern hat seine Meinung, wozu sie dienen sollen, auch noch in einer besonderen Schrift klar gelegt (Warum ist ein Erklärungskatechismus nothwendig, wie soll er beschaffen sein und wie soll er gebraucht werden? Dresden, Alwin Huhle, 1902. 1 ℳ), in der auf die Nothwendigkeit einer genaueren Fixirung der Hauptbegriffe und Hauptsachen nach der unterrichtlichen Behandlung hingewiesen wird. Den Schülern soll also durch sein Buch im Wesentlichen nur dazu verholfen werden, Vergessenes sich wieder einprägen, verlorene Zusammenhänge wiederherstellen und eine nachträgliche Uebersicht über den Gesammtstoff gewinnen zu können. Und welcher verständige Schulmann, der überhaupt Lehrbücher zuläßt für einen Lehrgegenstand, sollte gegen die Beschaffung einer solchen Möglichkeit etwas einzuwenden haben? Woher also der Widerspruch gegen einen exponirten Katechismus, gegen den sich der beliebte Haupteinwand gar nicht erheben läßt? Man hat nach dieser Seite hin kaum etwas Anderes vorzubringen vermocht, als die Befürchtung, das Buch, wenn einmal eingeführt, könne zu diesem gar nicht beabsichtigten Auswendiglernen gemißbraucht werden. Aber welches gute Ding in der Welt kann nicht von Unverständigen falsch angewendet werden? Ist das ein vernünftiger Grund, seine Güte in Frage zu stellen? So kann für ernsthafte Leute der Widerwille gegen das Buch nur aus seinem Inhalt erklärt werden. Es folgt ja freilich dem kleinen Katechismus Schritt für Schritt, was bei vielen Religionslehrern unserer Zeit allein schon lebhaften Tadel hervorruft. Seine Lehre ist die unserer Bekenntnißschriften, seine Aussagen über die Bibel sind die althergebrachten. Aber welche andere Lehre soll denn ein Lehrer treiben, wenn es doch außer diesen Bekenntnißschriften sonst nichts giebt, das in der Kirche irgendwie allgemeine Anerkennung fände? Und soll er etwa die unmündigen Kinder davon in Kenntniß setzen, daß die gelehrten Forscher von Davids Psalmen bald nur einige wenige, bald nicht einen einzigen diesem Dichter zuerkennen? Für das lernende Kind handelt es sich jedenfalls zunächst darum, zu erfahren, daß in unserer Bibel bei 73 Psalmen David als Verfasser genannt ist; will der Lehrer geförderten Schüleen einige Mittheilungen machen über die Entstehung und den Werth dieser Psalmenüberschriften, so wird ihm das freistehen, einerlei ob jene eine Katechismuserklärung nebst Bibelkunde in der Hand haben, oder nicht. Aber mit dieser selbstverständlichen Freiheit sind Viele nicht zufrieden: der Religionslehrer soll in jeder Beziehung sagen und lehren dürfen, was ihm beliebt, und diese Forderung wird gedeckt mit viel schönen Reden von der vorwiegend erbaulichen Bedeutung dieser Unterweisung, von dem bestimmenden Einfluß auf Herz und Gemüth und dergleichen mehr. Nüchterne Kenner der Sache aber wissen, daß bei derartigem Unterricht in vielen Fällen nichts weiter herauskommt, als heillose Verwirrung der Köpfe, und im besten Falle eine mehr oder minder nachhaltige Begeisterung für die Einzelperson eines begabten und warm empfindenden Lehrers, welche Begeisterung aber mangels einer soliden Wissensgrundlage sich zu verflüchtigen pflegt, sobald die persönliche Einwirkung aufhört. Wir unsererseits sind dem bewährten Schulmann nur dankbar, daß er den vor der Hand noch giltigen Lehrstoff des Religionsunterrichtes in einer so klaren, dem kindlichen Verständniß angepaßten Art zusammengestellt hat. Und wir können den vielen Gegnern des exponirten Katechismus nur dringend rathen, den hier vorliegenden zunächst einmal kennen zu lernen. Sind sie selbst Religionslehrer, so werden sie finden, daß in dem Buche sehr Vieles genau so behandelt ist, wie sie es selbst thun im Unterricht, und daß da, wo sie abweichen, der Unterschied gar nicht so groß ist, daß der Besitz des Buches bei ihren Schülern irgendwie schaden könnte. Mögen sie nun die Einführung desselben in ihren Classen wünschen oder nicht, jedenfalls werden sie erkennen, daß auch selbst bei theologischer Bildung sie aus dem Buche noch sehr viel lernen können. B. K.

— Schulgebetbuch. Für evangelische Schulen. Von H. Schindler, Bürgerschuldirektor. Dritte, vermehrte Auflage. Dresden, Justus Naumannsche Buchhandlung L. Ungelenk 1901. 1 ℳ 60 ₰. — Wir haben bei dem ersten Erscheinen dieses Buches auf seine Nothwendigkeit und auf seinen Werth nachdrücklich hingewiesen (Leipz. Ztg. Nr. 268 von 1898). Unsers Lobes bedarf es nun nicht mehr, denn es haben seitdem nicht nur eine ganze Reihe von Zeitungen und Zeitschriften unserm Urtheil beigestimmt, sondern auch in Gemeinschaft mit dem sächsischen Landesconsistorium viele Kirchen- und Schulbehörden des evangelischen Deutschlands Anerkennung und Empfehlung ausgesprochen. So ist der Wunsch des Herausgebers und seiner Freunde in Erfüllung gegangen, daß viele Lehrer von dem Anerbieten Gebrauch gemacht haben, mit Hilfe dieses Buches ihre amtliche Gebetsthätigkeit zu bereichern und zu veredeln. Wir haben nun pflichtgemäß der Aenderungen zu gedenken, die auf ausgesprochene Wünsche hin in der neuen Auflage vorgenommen sind. Mit Recht hat der Herausgeber eine besondere Abtheilung geschaffen für Gebete in den Unterclassen. Wenn man sich da auch geraume Zeit hindurch mit einem Verslein begnügen darf, das täglich wiederkehrt, so ist es doch keineswegs gerathen, diese Einrichtung das ganze Jahr hindurch fortdauern zu lassen. Die Gefahr des mechanischen Hersagens tritt schon mit dem Zeitpunkte ein, wo die Kleinen ihren Spruch fest inne haben. Der Lehrer wird dann einen zweiten vorbringen und später einen dritten und so weiter, um gegen Ende des Schuljahres einen ganzen Vorrath von Gebetsversen zum beständigen Wechseln zu haben. Auch können die Schüler wenigstens im zweiten Schuljahre recht wohl einem der kleinen Gebete in Prosa folgen, wie sie auch für diese Abtheilung vorhanden sind. Außerdem hat der Verfasser in den beiden seitherigen Abtheilungen für Mittel- und Oberclassen eine reichliche Vermehrung in mehreren Beziehungen eintreten lassen. So möge das nützliche und lehrreiche Buch zu weiterem gesegneten Gebrauche dienen für die liebe christliche Jugend! B. K.

— Eine Wolke von Zeugen für die Bibel. Aussprüche, Geschichten und Lieder über die Heilige Schrift gesammelt von Pastor Piltz-Annaberg. Annaberg, Erzgeb., Grasersche Buchhandlung (R. Liesche). 1 ℳ 30 ₰. — Der Titel dieses Buches giebt genaue Kunde von Dem, was der Leser darin zu suchen hat. Wir haben nur hinzuzufügen, was die Herausgabe desselben neben so vielen anderen ähnlichen zu rechtfertigen und sogar als nothwendig erscheinen zu lassen vermag. Als Leser sind nämlich nicht, wie bei den meisten derartigen Sammlungen, Theologen oder vorwiegend gebildete Leser gedacht. Die Auswahl

ist vielmehr sa getroffen, daß die betreffenden Aussprüche zumeist dem Verständniß aller Volkskreise begegnen werden. Deshalb ist bei dem Namen eines jeden Urhebers von solchen Aussprüchen kurz beigefügt, wer und was er war, und die wenigen Fremdworte, die überhaupt vorkommen, sind sämmtlich verdeutscht. Daraus ergiebt sich, daß der Herausgeber an eine Verbreitung seines Scheiftchens unter den schlichten Leuten des Volkes gedacht hat, und wir wünschen von Herzen, daß sie gelingen möge. Die einzelnen Persönlichkeiten, deren Aussprüche über die Bibel angeführt sind, werden nach ihrer Berufsstellung geordnet: auf die Kirchenlehrer folgen die Naturforscher, dann die Fürsten und Staatsmänner, dann die Dichter, endlich die Gelehrten im Allgemeinen. Ein besonderer Abschnitt ist den bekonnten Männern gewidmet, die, wie Heine und Voltaire, nicht als Freunde der Bibel anzusehen sind, gelegentlich aber doch auch in Worten der Bewunderung über sie sich ergangen haben. Der zweite Theil des Buches giebt einzelne Notizen aller Art, namentlich auch über solche Stellen, die dem Bibelleser etwa Anstoß erregen könnten, und dann eine reiche Sammlung jener Geschichten über den Werth nnd die Bedeutung des Bibellesens oder einzelner Bibelstellen für das Schicksal einzelner Menschen, wie dergleichen in erbaulichen Blättern gern mitgetheilt werden. Da es nun um die Geschichtlichkeit solcher Geschichten bisweilen mißlich bestellt ist, so wollen sie mit Vorsicht gebraucht sein, können aber so sehr gute Dienste leisten. Wir empfehlen die Sammlung Denen, die mit der Verbreitung guten Lesestoffes im Volke sich zu befassen haben, recht angelegentlich. B. K.

— Dr. Ernst Hückstädt (Pastor in Poseritz, Pommern), Der Brief Pauli an die Philipper, praktisch ausgelegt. Altona, M. Hoffmann. 107 S. gr. 8. Preis 1,80 ℳ — Der bereits in mehreren Schriften (in gleichem Verlage erschienen) in der Richtung auf heilsame Anregung einfach denkender, aber gebildeter kirchlicher Kreise thätig gewesene Verfasser nimmt hier im selben Sinne den Philipperbrief vor, in eigener Freude den Brief apostolischer Freude zur Mehrung der Freude anderer Christenleute. Das Ergebniß seiner Bemühung ist ein zur Erweckung und Mehrung solcher Freude nützliches, liebenswürdiges Büchlein. Der Verfasser versteht es, in angenehmer, freundlich ernster Sprache das Bibelwort überlieferungsgemäß auf das jetzige Christenleben anzuwenden, und zwar nicht blos auf dasjenige des Laien, sondern auch mit Ernst auf dasjenige des Predigers selbst (vgl. z. B. S. 14, 44 ff., 63 ff., 73). Er bemüht sich auch, im Eingang die geschichtlichen Umstände dazu zur Verfügung zu stellen, unter denen der Brief entstanden ist. Doch liegt in dieser Richtung nicht die Stärke des Verfassers und seines Buches. Paulus kommt im Ganzen weniger als Apostel, geschweige als der große Heidenapostel zur Sprache, sondern wie einer von uns, etwa ein hervorragend begabter General-Superintendent unserer Tage (vgl. S. 15). Das macht, daß der Verfasser selbst anscheinend den gewaltigen Kampf dieser nebst Jesus größten Gestalt der Geschichte, einen Kampf des Bahnbrechers des wahren Gottesglaubens gegen zwei Welten (1. Thess. 1—2), sich geschichtlich lebendig vorzustellen wenig Anleitung und Beruf empfangen hat, wie dem Kenner besonders S. 70, 74 ff. zu denken nahelegen. Insofern ist die Widmung der Schrift an die Theologische Facultät zu Greifswald ein wenig gewagt. Auch ein Buch wie Ramsays „Paulus in der Apostelgeschichte" (deutsch von H. Groschke, mit Vorwort von Th. Zahn, Gütersloh 1898) sei zur Verwendung für eine zweite Auflage empfohlen. Die Gemeinde unserer Tage kann eben doch auch in geschichtlicher Beziehung nachgerade eine etwas „stärkere Speise" beanspruchen.

G. Schnedermann.

— Friedrich Baum und Dr. Christian Geyer, Kirchengeschichte für das evangelische Haus, 3. Aufl. Mit 600 Textabbildungen und zahlreichen Beilagen. Zweite Lieferung (von fünf). München 1902. C. H. Beck'scher Verlag (Oscar Beck). Preis 2 ℳ 20 ₰, brosch. S. 209—400. — Indem wir bezüglich unsrer allgemeinen Beurtheilung dieses vortrefflichen Werkes auf das zur ersten Lieferung Gesagte zurückverweisen, verfehlen wir nicht, auch diese zweite Lieferung auf das Wärmste zu empfehlen und zwar nicht nur dem Hause, sondern auch jedem Geistlichen und Religionslehrer, dem es wegen seines reichen bildlichen Anschauungsmateriales ein sehr nützliches Handbuch sein wird. Nur die wenigsten Glieder dieser Berufsarten sind ja in der Lage, sich Kunstwerke, die Hunderte von Mark kasten, anzuschaffen; hier haben sie alles Wichtige an Anschauungsmaterial wie vorzügliche Abdrücke kirchlicher Altargemälde (Kölner Altarbild: 3 prächtige Darstellungen S. 390 ff.), eine Menge hervorragender Beispiele kirchlicher Kunst (Capitel 9) ꝛc. vereint. Auch sächsische Kirchen sind berücksichtigt, z. B. Goldene Pforte zu Freiberg, Kreuzigungsgruppe zu Wechselburg. Wenn es großen Forschern wie Hauck gelungen ist, das dunkle Mittelalter zu beleuchten, so dient auch dieses Werk an seinem Theile dazu. Der Text, der uns aus der Zeit des Papstes Innocenz III. bis zum Ausgange des Mittelalters führt, ist klar, leicht verständlich und versenkt sich liebevoll in seinen Gegenstand, so sehr, daß bei einzelnen besonders schönen Gestalten des Mittelalters wie Franz v. Assisi und der heil. Elisabeth die Kritik der unevangelischen Art ihres Christenthums vielleicht etwas zu gelinde ausgefallen ist. Doch wer vermöchte sich dem Zauber dieser Personen, die man als Kinder ihrer Zeit begreifen muß, zu entziehen? Es sei zum Schluß aber festgestellt, daß der verderbte Zustand der römischen Kirche des Mittelalters eine durchaus sachgemäße und ernste Beurtheilung gefunden hat, die jedes evangelische Gemüth befriedigen wird und auch Katholiken zu denken geben dürfte (z. B. S. 216 und 217, 362 und 363).

R. W.

— Die heutige Auffassung und Behandlung der Kirchengeschichte, Fortschritte und Farderungen. Ein Conferenzvortrag von Dr. Hans v. Schubert, Professor der Theologie und Consistorialrath in Kiel. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr. Preis: 75 ₰. — Sind es auch in der Hauptsache methodologische Erörterungen, mit denen sich der vorliegende Vortrag befaßt, so entbehren sie doch keineswegs eines allgemeinen über den Kreis der Fachgelehrten hinausgehenden Interesses. Der Verfasser, der dem heutigen historisch-wissenschaftlichen Standpunkte gemäß die Kirchengeschichte als einen Ausschnitt der allgemeinen Menschheitsentwickelung aufgefaßt sehen will, betrachtet als leitendes Princip für ihre Darstellung das Evangelium von Jesu, als dem, der durch den Tod zum Leben hindurchgedrungen war und dadurch die Weiterführung seines Werkes und damit seine Geschichte ermöglichte. Die Darstellung der Wirksamkeit dieses Princips in der Welt und auf die Welt bildet den Gegenstand der Kirchengeschichte. Welche Folgerungen sich von hier aus auf die Methode der kirchengeschichtlichen Forschung, auf die Gliederung des kirchengeschichtlichen Stoffes und die Art seiner Darstellung ergeben, wird dann im Weiteren vom Verfasser dargelegt.

— Georg Schnedermann, Der christliche Glaube im Sinne der gegenwärtigen evangelisch-lutherischen Kirche. Erste Hälfte, III. Abtheilung. XVI + 123 S. 2 ℳ — Wenn weite Kreise unter den Gebildeten der Dogmatik kühl und ablehnend gegenüberstehen, weil sie in ihr die Versteinerung des lebendigen Christenthums wittern, wenn für die Massen der Kirchenfeinde Dogma das Schlagwart für Vergewaltigung des Geistes, Pfaffenherrschaft und absichtliche Knechtung der Freiheit ist, so hat diese bis zum Hasse sich steigernde Geringschätzung ihren wesentlichen Grund in der Unwissenheit. Wir dürfen dem Verfasser, der nunmehr die erste Hälfte seines umfassend angelegten Werkes zu Ende bringt, es zum hahen Verdienste anrechnen, daß er eine Glaubenslehre geschrieben hat, die jedem denkenden Menschen, der nur einen Gran des Willens für die Aneignung der Heilsthatsachen hat, eine selbständige Aneignung der kirchlichen Lehren über Gott, Gemüth und Welt ermöglicht. Wir haben schan in früheren Besprechungen angedeutet, wie die Verbindung der zwei in der Dogmatik fließenden Hauptquellen, nämlich der abjectiven Bezeugung in der Person Cheisti, wie in der Bibel, und der subjectiven Aneignung in dem durch die Kirche mit bestimmten Bewußtsein des einzelnen Christen dadurch hergestellt wird, daß beide in der willensmäßig bestimmten und von der Erkenntniß approbirten Gemeinschaft mit Gott durch Jesum Cheistum zusammenfließen. In einer durch ihre Einfachheit und Klarheit sich gleich auszeichnenden Weise wird hier das Ererben und Erwerben des Glaubens, die fides, quae und qua creditur, zur höheren Stufe des inneren Besitzes erhaben. Wir danken dem Verfasser nicht zuletzt für den lebendig warmen, begeisterten Ton, in dem die Stimmen des gemein menschlichen Bewußtseins mit den Dominanten der christlich geläuterten Erkenntniß so zusammenklingen, daß auch der Nüchterne erwärmt und der Zweifelnde ermuthigt werden kann. Ob Schnedermann mit seinem neuen wissenschaftlichen Versuch, die Erfahrung und die Offenbarung, die Psyche und das Phänomen des Glaubens zu verbinden, den akademischen Betrieb der Glaubenslehre von Grund aus ändern wird, ist nicht abzuiehen: das Verdienst bleibt

ihm jedenfalls, eine Verständigung auf dem viel umstrittenen Gebiet der Glaubenslehre durch gerechte und gleichmäßige Berücksichtigung ihrer Quellen ermöglicht zu haben. Wir behalten uns eine zusammenfassende Besprechung für den Abschluß des Werkes vor. In der Besprechung des biblischen Schöpfungsberichtes tritt eine neue Auffassung zu Tage, derzufolge das alte Testament nur unvollkommen den Gedanken der weltschöpferischen Thätigkeit Gottes zum Ausdruck bringe, und es einer tieferen Meinung des Christen bedürfe, um jenen Gedanken zu vervollkommnen und abzurunden. Wir meinen, daß der Befund der vergleichenden Religionsgeschichte die Vollkommenheit der biblischen Schöpfungsgeschichte nicht erschüttert, sondern erst in das rechte Licht gesetzt hat. Wenn man mit Gunkel in Worten, wie tehôm und memschalâh kosmogonische und astrale Mythen durchschimmern sieht, so sollte man bedenken, daß alle Sprache mythologisch ist und daß der alte Homer mythos im Sinne von logos, Sprache, gebraucht. Fraglich ist und bleibt es, ob babylonische Vorstellungen die biblische Gedankenwelt inhaltlich beeinflußt haben, geradezu unmöglich aber ist es, aus persischen Mythen (S. 562) die Darstellung des Weltursprunges abzuleiten. Wir betonen und behaupten in dem gegenwärtig wogenden Kampfe um Bibel und Babel die schlechthinnige Erhabenheit des biblischen Berichtes, die von literarischen, wie religionsgeschichtlichen Fragen unabhängig ist und von dem selbständigen Bewußtsein des Christen auf dem Wege einer qualitativen Analyse gewonnen werden muß. — Wir wünschen dem Verfasser für die Vollendung des Werkes Kraft, Freudigkeit und nicht zuletzt die Anerkennung Derer, die nur auf gewohnten Geleisen sich heimisch fühlen. J. J.

— **Zur Frage der engeren Vereinigung der deutschen evangelischen Landeskirchen.** Von Dr. **Th. Braun**, Wirkl. Oberconsistorialrath in Berlin. Verlag von Ernst Siegfried Mittler & Sohn, K. Hofbuchhandlung. Berlin 1902. — Zwei Erwägungen sind es, die, irren wir nicht, heute in vielen evangelischen Christen Deutschlands den Wunsch nach einer Vereinigung der deutschen evangelischen Kirchen rege machen. Die Erfahrung der mannigfachen Segnungen, welche dem deutschen Volke die endlich nach langen Kämpfen errungene politische Einheit gebracht hat, läßt die kirchliche Zersplitterung Deutschlands doppelt schmerzlich empfinden, während andererseits die imponirende Machtstellung, die der Katholicismus sich in den letzten Jahrzehnten auch in Deutschland zu erwerben gewußt hat, mit der geschlossenen Einheit der katholischen Kirche in ursächlichen Zusammenhang gebracht wird. Allen denen aber, die, aus welchem Grunde immer, eine Vereinigung der deutschen evangelischen Landeskirchen wünschen, werden die lichtvollen Erörterungen der vorliegenden Schrift gewiß willkommen sein. Der Verfasser gliedert seinen Stoff in 5 Abtheilungen. Die erste wirft einen Rückblick auf die Verhältnisse im alten, 1806 zu Grabe getragenen, Deutschen Reich mit der damals bestehenden gemeinsamen Vertretung der evangelischen Reichsstände im Corpus Evangelicorum. Die zweite behandelt die staats- und kirchenrechtlichen Bedingungen einer evangelisch-kirchlichen Gesammtpolitik in Deutschland seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Der Verfasser hebt in dieser Beziehung namentlich zweierlei hervor, einmal den paritätischen Charakter des modernen Staates und sodann die auf Selbständigmachung der Kirche von der staatskirchlichen Fessel gerichteten Bestrebungen. Der dritte Abschnitt bespricht die kirchliche Einheitsbewegung im neunzehnten Jahrhundert und ihre Ursachen, wobei die beiden im Eingange hervorgehobenen Momente Berücksichtigung finden. Im vierten Abschnitt werden die „weiteren Ziele“ dieser Einheitsbewegung behandelt, wobei der Verfasser eine dreifache Möglichkeit ins Auge faßt, entweder eine einheitliche deutsche Nationalkirche mit selbständiger Spitze, oder einen verfassungsmäßig gesicherten dauernden Bund selbständiger Landeskirchen für gewisse Angelegenheiten mit Bundesregiment und Gesammtsynode, oder endlich eine bloße Conföderation der deutschen Kirchenregierungen zur Förderung gemeinsamer Interessen im Sinne einer Weiterbildung der Eisenacher Conferenz. In Anbetracht der Schwierigkeiten, welche sich der Beschreitung der beiden ersten Wege entgegensetzen, stellt sich die dritte Möglichkeit als die nächst liegende dar. Mit ihrer Verwirklichung als „nächster Aufgabe“ beschäftigt sich der fünfte Abschnitt der vorliegenden Schrift, worin ausführlich dargelegt wird, wie der Verfasser eine Weiterbildung der Eisenacher Conferenz, wenn sie einen praktischen Werth haben soll, sich denkt. Vielleicht werden manche unter den Freunden der Vereinigung doch hier in dem einen oder anderen Punkte von ihm abweichen. Wir erwähnen in dieser Hinsicht nur das eine, daß der Verfasser die dauernde Verbindung der Geschäftsleitung der Conföderation mit der Oberleitung der Preußischen Landeskirche für unentbehrlich erachtet. Immerhin aber bietet seine Arbeit einen werthvollen Ueberblick über die gesammte Frage.

* * *

— **Die evangelische Kirche Kroatien-Slavoniens in Vergangenheit und Gegenwart.** Von Lic. **Josef Pindor**, evang. Pfarrer in Essek. Verlag des Verfassers. Essek, 1902. 135 S. 2,50 Kronen = 2 ℳ. — Einer Aufforderung des kroatisch-slavonischen Seniorats A. C. folgend hat Pfarrer Pindor von Essek im vorliegenden Buche ein Bild von der Geschichte seiner Heimathkirche gezeichnet. Er hat damit eine ebenso mühevolle als verdienstliche und anerkennenswerthe Arbeit geleistet, indem er ein reiches Quellenmaterial, das auch dem Kirchenhistoriker von Fach vielleicht nicht durchweg bekannt und jedenfalls um des südslavischen Sprachidioms willen nicht ohne Weiteres verständlich ist, sorgfältig benutzt und in lebensvoller Weise zur Darstellung gebracht hat. So groß und reich die Fülle des Stoffes ist, so knapp und klar ist die Verarbeitung desselben. Ueber den Inhalt orientiren am besten die Ueberschriften der 12 Capitel des Buches: 1) Der politische und religiös-sittliche Zustand der Kroaten am Ausgang des Mittelalters. 2) Theilnahme der Kroaten an der deutschen Reformation. 3) Die istrianisch-dalmatinische Reformationsbewegung. 4) Das Vordringen der Reformation nach Kroatien. 5) Der kroatische Bücherdruck in Urach und Tübingen. 6) Weitere Entwickelung der Reformation unter den Kroaten. 7) Die Gegenreformation. 8) Neues Leben. 9) Das Protestantenpatent vom Jahre 1859 und seine Folgen. 10) Regelung der Rechtsverhältnisse der Protestanten in Kroatien-Slavonien. 11) Das kirchlich-religiöse Leben. 12) Das evangelische Schulwesen. Im ersten Theile seiner Schrift lernen wir den Verfasser als gründlichen Forscher kennen. Er führt uns in die Zeiten zurück, in denen das Licht des Evangeliums von Wittenberg aus auch bis hinunter nach Kroatien und Slavonien, Istrien und Dalmatien seine Strahlen warf. Er schildert anschaulich, wie Männer aus seiner Heimath, wie Garbicius und der streitbare Flacius, nach Wittenberg gezogen und von Bedeutung für Luthers Werk geworden sind, während in Kroatien und Slavonien Männer aus den edelsten Geschlechtern, die Erdödy, Zriny und Ungnad, die Ausbreitung der Reformation förderten und sogar den Türken das Evangelium zu bringen suchten. Hochinteressant gerade für die Gegenwart, in der von Deutschland aus wieder so viel für die Ausbreitung des Evangeliums in Oesterreich geschieht, ist es da, in Cap. 5 zu lesen, wie der Feldhauptmann und Obergespan Baron Ungnad mit Unterstützung des Herzogs Christoph von Württemberg in Urach und Tübingen Druckereien errichtet hat, in welchen kroatische und slavonische Erbauungsbücher hergestellt wurden, um dann durch die südslavischen Länder verbreitet zu werden. Die Gegenreformation hat aber später auch dort alle verheißungsvollen Anfänge des Reformationswerkes fast vernichtet. In der zweiten Hälfte seiner Schrift schildert der Verfasser das Wiedererwachen evangelischen Lebens sowie die Gründung und Entwickelung neuer evangelischer Gemeinden in seiner Heimath. So sehr wir da das warme Herz des evangelischen Pfarrers herausfühlen, wenn er uns in die Nöthe, in das Ringen und Kämpfen seiner Glaubensgenossen und ihre kirchliche Existenz hineinschauen läßt, und soviel Rühmenswerthes er da auch zu sagen weiß, so wahrhaftig zeigt er sich doch auch darin, daß er neben allem Lichte den Schatten nicht verbirgt. Man gewinnt aber zum Schlusse den Eindruck: Es geht auch unten an der Südgrenze der österreich-ungarischen Monarchie vorwärts mit der Sache des Evangeliums! Wir können Allen, welche die Geschichte der evangelischen Kirche in der Diaspora in alter und neuer Zeit kennen lernen wollen, die vorliegende Schrift als eine gründliche und gediegene Arbeit aufs Wärmste empfehlen; um so mehr, als Pfarrer Pindor bei Abfassung seiner Schrift alle Opfer an Zeit und Kraft nur für seine ihm so theuere Heimathkirche gebracht hat, indem der Reinertrag seines Buches dem evangelischen Kirchenbau in Essek zu Gute kommen soll. P.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 6 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 131. Sonnabend, den 1. November, Abends. 1902.

Die Anfänge der Universität Wittenberg.

Ein Gedenkblatt zur Vierhundertjahrfeier ihrer Gründung.

Von Dr. W. Bruchmüller.

Am 1. November begeht die vereinigte Universität Halle-Wittenberg die Feier der vierhundertjährigen Wiederkehr des Gründungstages der Universität Wittenberg. Wir haben aus dieser Ursache unseren nachstehenden Gedächtnißartikel bis zu diesem Tage aufgeschoben, obwohl als der eigentliche Geburtstag der Universität Wittenberg der 18. October angesehen werden muß und auch stets bei den Säcularfeiern der Jahre 1602, 1702 und 1802 als der eigentliche Festtag begangen worden ist.*) Ihre dritte Hundertjahrfeier hat Wittenberg als selbständige Universität nicht lange überlebt. Schon fünfzehn Jahre später, nachdem Wittenberg preußisch geworden war, wurde die Universität nach Halle verlegt und mit der dortigen Universität, der einstigen scharfen theologischen Gegnerin, verschmolzen.

Die Glanzzeit der Universität aber, jene Epoche, der es Wittenberg verdankt, daß sein Name für ewig in der Geschichte der deutschen Geistesentwickelung seinen Platz behalten wird, die es in der Reihe der deutschen Universitäten wohl sogar an die erste Stelle rückt, als diejenige alma mater, von der aus das deutsche Geistesleben in der einzigartigsten und tiefgreifendsten Weise befruchtet und erneuert worden ist, ist eine noch viel kürzere gewesen. Die hervorragende Bedeutung der Universität Wittenberg liegt in den ersten vier oder fünf Decennien ihres Bestehens. Man kann sagen, daß mit dem Tode Luthers und dem Anfall Wittenbergs an das meißnische Sachsen, mit dem Wittenberg naturgemäß wieder hinter der Hauptlandesuniversität in dem großen Leipzig zurücktreten mußte, diese Glanzepoche abgeschlossen war. Was nun noch folgte, war Epiganenzeit, obwohl Wittenberg auch später noch manchen guten Namen in seinen Facultätslisten aufweisen konnte. Es liegt hier nahe, zwischen Wittenberg und einer anderen kleineren Stadt Mitteldeutschlands einen Vergleich zu ziehen, die ebenfalls in der deutschen Geistesgeschichte sich einen unverwischbaren Namen erworben hat, und deren ganzer Ruhm wie bei Wittenberg von zwei Namen getragen wird — Weimar. Was für Weimar die Namen Goethe und Schiller sind, das bedeuten für Wittenberg die Namen Luther und Melanchthon.

In diesen beiden Namen liegt der ganze Einfluß Wittenbergs auf die deutsche Cultur ausgedrückt. Sie allein haben das kleine, bis dahin unbekannte Städtchen, das fast noch einem Dorfe ähnlicher sah als einer Stadt, zu einem Brennpunkte geistigen Lebens gemacht, an dem Lernende und Lehrer aus dem ganzen cultivirten Europa zusammenströmten.

Durch die Arbeit dieser beiden Männer ist in Wittenberg dasjenige aus der gährenden geistigen Bewegung ihrer Zeit herausgewonnen worden, was allein dem damaligen Stande der deutschen Culturentwickelung entsprechend war, und was deshalb aus der fremdartigen, von Außen kommenden Bewegung heraus lebenskräftige und zukunftsreiche Keime selbständiger geistiger Weiterentwickelung im deutschen Boden treiben konnte. Luther und Melanchthon haben in Wittenberg die dem deutschen Volksthum damals im Grunde noch fremde Bewegung der Renaissance und des Humanismus in den Dienst der deutschen Kirchenreformation gestellt und damit die Basis des neuen religiösen deutschen Lebens auf dem Princip der freien wissenschaftlichen Forschung errichtet. Man hat Luther wohl verschiedentlich den Vorwurf gemacht, daß er der großen geistigen Bewegung seiner Zeit mit theologischer Engherzigkeit entgegengetreten sei, daß er schließlich der vollen Entfaltung des humanistischen Lebensideals in die Zügel gefallen sei, daß er seine Entwickelung gehemmt und die gewaltige, allumfassende geistige Revolution in das enge Bett eines theologischen Systems gezwängt und damit verkümmert habe. Man wird dem gegenüber durchaus zugeben müssen, daß Luther der nach allen Seiten hin auseinanderstrebenden geistigen Bewegung des damaligen deutschen Lebens eine bestimmte Richtung gegeben, den breiten Strom fluthender Ideen und Gedanken in feste Dämme eingeengt und deshalb in gewissem Sinne einseitig beeinflußt hat. Man wird dann aber auch die Pflicht haben, zu bekennen, daß diese Arbeit nicht nur eine einengende Wirkung gehabt hat, sondern daß sie auch eine vertiefende, verinnerlichende gewesen ist, die die breite Fluth des Humanismus mit ihren vielen Sandbänken und seichten Stellen zu einem starken schwellenden Strome umgeschaffen hat, der das Schiff des deutschen Geisteslebens an manchen dürren und sandigen Gefilden der nächsten Jahrzehnte vorbei und über Riffe sicher hinweg zu besseren und wieder lebensfrischeren Zeiten hinübertragen konnte.

Wenn man freilich den geistigen Zustand Deutschlands etwa um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts mit dem, was daraus nach ungefähr hundert Jahren geworden war, vergleichen und diesen Wechsel der Zeiten ausschließlich auf die Rechnung der Reformation wie ihrer Begleit- und Folgeerscheinungen setzen will, so wird das Urtheil allerdings kaum zu Gunsten der Wittenberger Bewegung ausfallen. Was war aus Deutschland in dieser Zeit geworden? Der frische und zukunftsfrohe Klingenschlag der Poeten und Humanisten gegen Scholastik und Dunkelmänner war verklungen, und die Hörsäle hallten von Neuem wieder von theologischem Parteigezänk und scholastischem Begriffespalten. Die schöne morgenjunge Zeit, der der jubelnde Zuruf Ulrichs von Hutten gegolten: „O Jahrhundert, die Studien blühn, es ist eine Lust zu leben!“ lag wie ein längst entschwundener Traum hinter dem Deutschland des beginnenden 17. Jahrhunderts. Welch eine Fülle quellender Lebenskeime am Ausgang des 15. Jahrhunderts, und welch eine trostlose Oede und Dürre des geistigen Lebens am Beginne des 17. Jahrhunderts! Sollte diese Aenderung wirklich ein Werk der Wittenberger gewesen sein, in denen doch mehr als das halbe Deutschland, man kann wohl sagen, die halbe christliche Welt die Bringer und Entzünder neuen geistigen Lebens verehrt?

Man darf bei der Beurtheilung und Erklärung dieser Entwickelung eben nicht vergessen, daß der Humanismus für Deutschland eine von außen herangebrachte, im innersten Kerne anfangs noch wesensfremde Erscheinung war, daß seine Einwirkungen, so lebhaft sie sein mochten, doch nur die beweglichsten, nicht allzu stark im heimischen Volksthum wurzelnden Elemente erfaßten, daß sie selbst aber noch keineswegs tiefe Wurzeln im Volksleben getrieben hatten. Es ist bezeichnend genug, daß fast ausnahmslos alle Humanisten, so lange sie nichts als Humanisten waren, Fremdlinge in ihrem Vaterlande blieben und in einer selbstgeschaffenen, von römischen und griechischen Götter- und Heroengestalten bevölkerten Ideenwelt für sich dahinlebten. — Es war mir nach dieser Richtung hin interessant, erst dieser Tage wieder die Schilderung eines deutschen Humanisten Dietrich Gresemund über den Mainzer Carneval des Jahres 1495 nachzulesen, worin Gresemund dieses Faschingstreiben von Gestalten der griechischen Mythologie und der alten Geschichte bevölkert

*) Vgl. über diese Feiern die kleine Schrift von Schundenius: „Kurze Darstellung der Feyerlichkeiten des dritten Jubelfestes der Stiftuug der Universität zu Wittenberg, den 18. October 1802“, Wittenberg 1803, in der kurz auch die beiden vorausgehenden Säcularfeiern behandelt werden.

sein läßt, während man sicher sein kann, daß auch in Mainz damals, wie überall, auf dem Carneval mehr Masken von Mönchen, Priestern und leichtfertigen Nonnen umherschwärmten, als griechische Götter und Nymphen, die allein in der Phantasie Gresemunds existirt haben mögen, während das Volk für seine Carnevalssatire sich die Gestalten aus dem lebendigen Leben der Gegenwart in Mainz so gut wie in Köln oder Nürnberg lieh. — Dafür wußte aber auch das Volk wenig von den reinen Humanisten. Reuchlin und Erasmus, Bebel und Conrad Celtis, Eobanus Hessus und Mutianus Rufus sind ihm ziemlich unbekannt und gleichgiltig geblieben. Seine Männer dagegen wurden Ulrich v. Hutten, Deutschlands erster Publicist großen Stils, und in noch viel stärkerem Maße Martinus Luther, die sich mit deutschen Beschwerden in deutschen Worten an das Volk wandten und seine Nöthe zu den ihren machten.

„Latein ich vor geschrieben hab,
Das war eim jeden nit bekannt;
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach
Zu bringen diesen Dingen Rach"

rief Hutten 1520, und Luther sagte von sich, daß er dem Volke aufs Maul gesehen, als er zu schreiben begonnen habe.

Man darf weiter nicht außer Acht lassen, wenn man sich den geringen Erfolg der humanistischen Bewegung in Deutschland verständlich machen will, daß die Bewegung zu einer Zeit des vollen wirthschaftlichen Niederganges und der socialen Zersetzung einsetzte, daß gerade die Bevölkerungsschichten, auf die der Humanismus sich stützen konnte, der geistig regsamere Theil des Adels und vor Allem der gebildete und wohlhabende Mittelstand der deutschen Städte es waren, die in erster Linie von diesem Niedergange getroffen wurden. Gerade in dieser Epoche zeigt sich einmal in ganz besonders schraffer Weise der bedingende Zusammenhang zwischen wirthschaftlicher und geistiger Cultur. Wer einen Vergleich anstellt zwischen dem Zustande der deutschen Städte um 1400 und 1450 und dem um 1600, wird für den Niedergang der humanistischen Bewegung eine genügende Erklärung in der Hand haben und dafür nicht mehr das Werk der Reformatoren verantwortlich machen dürfen. Diese haben umgekehrt vielmehr in Wittenberg aus dem allgemeinen wirthschaftlichen, socialen und politischen Verfall der Zeiten das von der humanistischen Bewegung in ihrem Werke in die Zukunft mit hinübergerettet, was von dem Humanismus dem deutschen Wesen entsprechend und deshalb auf deutschem Boden entwickelungsfähig war. Diese Saat ist dann in der classischen Periode unserer Literatur wieder zum Treiben und in der Romantik wohl zu der Entfaltung ihrer Blüthe und ihrem Höhepunkte gekommen.

Wittenberg, die Stätte der deutschen Reformation, aber ist so recht aus dem Geiste, der das deutsche wissenschaftliche Leben um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts beseelte, herausgeboren. Die erste Periode deutscher Universitätsgründungen, die im Jahre 1348 mit der Errichtung der Universität Prag begann, und in der dann rasch hinter einander Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig und Rostock entstanden, bezeugt noch durchaus die Kraft und Blüthe der Scholastik im deutschen Geistesleben, während sich in der zweiten, bald darauf einsetzenden Periode von Universitätsgründungen, in der Greifswald, Freiburg, Basel, Ingolstadt, Mainz, Tübingen, Wittenberg und als letzte 1506 Frankfurt a. O. eröffnet wurden, schon die neue Richtung des Humanismus auch auf den deutschen Hochschulen zu regen anfing. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts begann in Deutschland der Kampf zwischen Humanismus und Scholastik um die deutschen Universitäten. Am frühesten gelangte der Humanismus in Wien zur Herrschaft, dann in Basel und Tübingen. In Mitteldeutschland wurde am frühesten Erfurt ergriffen, wo der „ordo Mutiani" blühte und Männer wie Crotus Rubianus und Eobanus Hessus wirkten. Aus dem Erfurter Humanistenkreise gingen die berühmten epistolae obscurorum virorum hervor, von denen ein großer Theil mit Bezug auf Leipzig geschrieben ist, das mit Köln zusammen damals am Beginn des 16. Jahrhunderts als eine Hochburg der Scholastik galt.*)

*) Diesen Kampf zwischen Scholastik und Humanismus um die deutschen Universitäten mit specieller Berücksichtigung der Leipziger Verhältnisse habe ich im ersten Capitel meiner Schrift: „Beiträge zur Geschichte der Universitäten Leipzig und Wittenberg" (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher, 1898) eingehender behandelt.

Die Universität Leipzig besaß bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts in dem östlichen Deutschland keine Rivalin. Dies wurde mit dem Zeitpunkte anders, als man sowohl in Kursachsen wie in Kurbrandenburg ebenfalls an die Gründung von Universitäten heranging. Es war natürlich, daß man in Leipzig dem Emporblühen solcher Concurrentinnen nur mit sehr getheilten Gefühlen entgegensah, zumal da man sich der eigenen Uebelstände durchaus bewußt war, aber gleichwohl geringe Lust verspürte, etwas Gründliches zur Abstellung solcher Uebelstände zu thun, während man gleichzeitig sehen mußte, wie man sich in Wittenberg wie in Frankfurt auf die neue Basis des Humanismus stellte und außerdem noch die hervorragendsten Kräfte Leipzigs in das eigene Lager hinüberzuziehen wußte. Die ersten Rectoren Wittenbergs wie Frankfurts waren z. B. frühere Leipziger Docenten, in Wittenberg der Mediciner und Leibarzt Kurfürst Friedrichs des Weisen, Martin Polich v. Mellerstadt und in Frankfurt dessen einstiger Leipziger Gegner, der Theologe und spätere tüchtige Gegner Luthers, Conrad Wimpina (Konrad Koch aus Buchen).

Der Hauptbeweggrund für Kurfürst Friedrich den Weisen, dem Gedanken an die Begründung einer Universität in Wittenberg näher zu treten, lag wohl in dem Umstande, daß bei der Theilung der Wettinischen Lande im Jahre 1485 Leipzig en[illegible] den Albertinern zugefallen war. Der Wunsch, eine eigene Landesuniversität zu besitzen, mußte dem den humanistischen Wissenschaften freundlich gesinnten Fürsten um so mehr am Herzen liegen, als Kaiser Max auf dem Reichstage zu Worms vom Jahre 1495 es allen Kurfürsten nahe gelegt hatte, in ihren Landen eine Universität zu errichten*). Ich übergehe in diesem kurzen Gedenkblatt die näheren Einzelheiten der Vorgeschichte der Gründung Wittenbergs. Schon bei der Gründung zeigte sich durchaus der Einfluß der neuen humanistischen Weltanschauung kräftig. Während bei den älteren Universitätsgründungen der Papst die Eröffnungsbulle ertheilt hatte, erfolgte die Gründung Wittenbergs auf eine in Ulm unter dem 6. Juli 1502 ausgestellte kaiserliche Eröffnungsurkunde hin. Damit war der weltliche und staatliche Charakter diesen Studienanstalt von vornherein festgestellt. In dem kaiserlichen Patente war ausgesprochen, daß die Pflege der Wissenschaften und der schönen Literatur die Aufgabe des Kaisers sei, als Ziel der akademischen Erziehung wurde hingestellt, die Jugend tüchtig und geschickt zu machen für das weltliche Regiment und die Aufgaben des öffentlichen Lebens. Im Uebrigen war in der kaiserlichen Urkunde die Errichtung eines Generalstudiums in allen vier Faculäten ausgesprochen und den Collegien der Doctoren das Recht ertheilt, überall zu lehren, wie ihnen auch alle Vorzüge gewährt wurden, die die Doctoren von Bologna, Siena, Padua, Pavia, Perugia, Paris, Leipzig und anderen Generalstudien genössen. Auf Grund dieser kaiserlichen Urkunde erfolgte am 18. Oct. 1502 die Eröffnung und feierliche Inthronisation der neuen Universität, bei der sofort zwanzig Docenten und 416 Studenten inscribirt wurden. Erst nach der Gründung wurde auch die päpstliche Bestätigung der Universität noch nachträglich eingeholt, die am 2. Febr. 15[illegible] durch den päpstlichen Legaten, Cardinal Raimund Peraudi, Bischof von Gurk erfolgte. Gleichzeitig übersandte der Cardinal auf Wunsch des Kurfürsten eine zweite Urkunde vom gleichen Datum, wodurch der Universität auctoritate apostolica noch einmal besonders verbrieft wurde, daß sie auch in der Theologie und im canonischen Rechte die Grade ertheilen könne.

Wie man schon aus dieser noch nachträglichen Einholung der päpstlichen Bestätigung ersehen kann, handelte es sich also auch bei Wittenberg noch nicht um einen consequenten und in dem vollen Bewußtsein der Tragweite des Schrittes vollzogenen Bruch mit dem alten päpstlichen Vorrecht der Privilegienertheilung bei der Neugründung von Universitäten. Trotzdem zeigte sich aber, wie schon bei der Begründung, so auch in der Zusammensetzung des Lehrkörpers von vornherein der neue Geist des Humanismus in Wittenberg vertreten. Freilich blieb trotz anfänglich großen Zuzuges die Frequenz der neuen Universität in den ersten Jahren noch hinter der erwarteten Zahl zurück, denn wenn auch der 1507 aus Bologna nach Wittenberg gekommene, etwas großsprecherische Jurist Christoph Scheurl Wittenberg nachrühmte, daß in ganz Italien sich keine Universität finde, die Wittenberg an Zahl ausgezeichneter Gelehrter gleichkomme, ja

*) Der Wunsch der Ernestiner nach einer eigenen Landesuniversität führte übrigens später nach dem Verluste von Wittenberg wieder zur Begründung der Universität Jena.

lag die junge Universität doch noch zu sehr an den Grenzen deutscher Cultur, um so ohne Weiteres zu einem Brennpunkte geistigen Lebens in Deutschland werden zu können. Immerhin wirkten schon von Anfang an in Wittenberg eine große Anzahl tüchtiger Gelehrter mit tönenden Namen. So neben dem schon genannten ersten Rector Mellerstadt in der theologischen Facultät deren erster Decan, der berühmte Staupitz und seit 1506 der als Luthers Lehrer in Erfurt bekannte Jodocus Trutvetter, in der philosophischen Facultät neben Anhängern der alten Richtung, Thomisten und Skotisten, auch namhafte Anhänger des Humanismus, so als einer der ersten schon 1502 Hermann von dem Busche, den Ludwig Geiger als den Classiker des deutschen Humanismus bezeichnet. Er ging freilich schon 1503 nach Leipzig. Neben Busch sind dann als Humanisten in Wittenberg noch zu nennen Sbrulius und Otto Beckmann, wie besonders der 1517 für eine „lectio Plinia“ nach Wittenberg berufene Joh. Rhagius Aesticampianus.*)

Wittenbergs eigentliche Blüthezeit, in der es dauernde Bedeutung für das deutsche Geistesleben sich errang, begann aber doch erst mit der Wirksamkeit Luthers daselbst und später Melanchthons einzusetzen. Auf die Wirksamkeit dieser beiden Männer als Kirchenreformatoren wie als akademische Lehrer braucht hier im Einzelnen nicht eingegangen zu werden, da die Kenntniß ihrer Lebensarbeit lebendig in dem Bewußtsein des ganzen evangelischen Deutschlands fortwirkt, und etwas Neues dazu in dem Rahmen dieser Skizze schwerlich beigebracht werden kann. Kurz sei deshalb nur noch einmal darauf hingewiesen, was wir schon oben betonten, daß sie es waren, die hier in Wittenberg die entwickelungsfähigen Momente der humanistischen Bewegung in den Dienst ihrer Sache zu stellen und sie damit für eine selbständige Fortentwickelung deutschen Geisteslebens nutzbar zu machen wußten. Diese Vorgänge sind es, die der Universitätsgeschichte Wittenbergs ihre bleibende, einzigartige Bedeutung verliehen haben. Luther verdrängte hier, zuerst unter dem Widerstand, bald aber unter der allgemeinen Zustimmung seiner alten scholastischen Collegen, den Thomas und Aristoteles durch das neue Testament und Augustin aus den theologischen Hörsälen. Im Jahre 1518 traf dann Melanchthon, der Großneffe Reuchlins, an den sich der Kurfürst auf Drängen Luthers mit der Bitte um Uebersendung eines Gräcisten und Hebraisten gewandt hatte, in Wittenberg ein. Er übernahm neben dem Griechischen bald auch das Hebräische, da sich der von Reuchlin für dieses Fach empfohlene Joh. Böschenstein, der kurz nach Melanchthon in Wittenberg eingetroffen war, nicht bewährt hatte. Melanchthon, dessen schwächliche äußere Erscheinung zuerst Bedenken erregt hatte, wußte bald diese anfänglichen Bedenken zu zerstören. Sein Lehrerfolg war ein ungeheurer, er las oft vor einem Auditorium von 500—600 Zuhörern. Gleich seine Antrittsvorlesung am 29. August 1518 — er war zunächst in die Artistenfacultät eingetreten —: „de corrigendis adolescentiae studiis“, legte die Bedeutung des Mannes unzweifelhaft dar. Sie ist von grundlegender principieller Bedeutung für die ganze Gestaltung des deutschen Unterrichtswesens der Folgezeit geworden. In ihr war bereits die ganze spätere epochemachende Lehrthätigkeit des „Praeceptor Germaniae“ in nuce enthalten, indem er hier sofort nachwies, daß eine Reform des wissenschaftlichen Bildungsganges nothwendig sei, die nur dadurch zu Stande kommen könne, daß die alten Quellen, die Philosophen, Dichter und Geschichtsschreiber des classischen Alterthums, des griechischen wie des römischen, aufgesucht würden. Das Sprachstudium aber sei der Schlüssel zum Verständniß des Christenthums, das Ziel, dem die Sprachwissenschaft diene, sei die Erkenntniß Christi, das Erfülltwerden mit dem köstlichen Nektar göttlicher Weisheit. Diese führten zur sittlichen Umgestaltung des Herzens.

In diesen Sätzen ist die Verbindung des Grundgedankens des Humanismus mit dem Ideengehalte der Reformation klar ausgesprochen. Die Durchführung dieses Programms und die Art und Weise, wie von Wittenberg aus ihm allgemeine Anerkennung erkämpft wurde, berechtigt und verpflichtet uns noch heute, wo die Wittenberger Universität nicht mehr an ihrem alten Platze fortbesteht, ihrer Aufrichtung vor 400 Jahren in treuer Dankbarkeit für das, was sie als unvergängliches Erbe der deutschen Nachwelt hinterlassen hat, zu gedenken. Wittenberg hat in der kurzen Glanzzeit seiner Blüthe das prophetische Wort, das bei der Eröffnungsfeier der Universität in der Einweihungspredigt von Dr. Johannes Fleck über die junge Universität gesprochen wurde, zur Wahrheit gemacht: „Von diesem unserem weißen Berge wird die ganze Welt Weisheit und Reinheit der Lehre holen, von ihm werden sich Flüsse und Ströme der Weisheit und des Lebens über die ganze Welt ergießen.“

*) Näheres über Aesticampianus und besonders seinen Aufenthalt in Leipzig, sowie seine Kämpfe daselbst siehe in meinen oben citirten Beiträgen zur Geschichte der Universitäten Leipzig und Wittenberg

Bücherbesprechungen.

— Die Suchenden. Roman von Johannes Schlaf. Verlag von F. Fontane u. Co. Berlin. — Das Problem, das bereits der fromme Sinn altthüringischer Chronisten in der Sage vom Grafen Ernst von Gleichen ins Gewand mittelalterlicher Legende gekleidet, dem der weimarische Pagenhofmeister das graziöse Mäntelchen schalkhafter Romantik umgehängt, bis es endlich der medisante französische Esprit als menage à trois formulirte, ist auch das momentum agens in Schlafs neustem Roman. Sein Held, der praktische Arzt Dr. Erhard Falke, ist ein Sehnsuchtsmensch, der aus dem weiten und doch für ihn zu engen Kreis seiner Familie und seines Berufslebens sich hinaussehnt. Natürlich ist eine Frau im Spiele, leider nicht seine eigene, die dem Herrn, obwohl sie ursprünglich ihm die Erfüllung seiner Lebensaufgabe zu gewährleisten schien und als Gattin wie Mutter nichts zu wünschen übrig ließ, nur zu bald alltäglich wird, so daß er in einem intimen Verhältniß zu einer Patientin, einer eigenartigen Charaktermischung von Künstlerin und Bohemienne, der das slavisch-kindliche Naturell eine stark gemüthvolle Nuance verleiht, einen Ersatz für die mißachteten legitimen Freuden sucht. So treibt ihn eine unheilvolle Tragik in das Dilemma, in den Kampf um zwei Weltanschauungen, die christlich-moralische Askese und die modern-fatalistische Willensbethätigung, aus dem er in seiner Eigenschaft als „Jenseitiger“ scheinbar als Sieger hervorgeht, um in einem weltfremden pommerschen Ostseebade einen zweiten Honigmond zu feiern. Die in allen Einzelheiten außerordentlich feine Analysirung dieses Gewissensproblems mit den Mitteln des modernen Impressionismus, die Schlaf ohne Frage ganz vortrefflich beherrscht, macht den Inhalt und Werth des Romans aus. Zu bedauern ist es nur, daß die Heldin, Frau Greta, vom Autor nicht mit der gleichen Theilnahme behandelt worden ist, wie ihr Herr Gemahl und seine Partnerin. Sie fügt sich zunächst einfach, als ihr die Fremde ins Haus geführt wird, anfangs dem Unabänderlichen, bis die öffentliche Meinung, weit entfernt von der milden Toleranz weiland des Papstes Gregor, über die Zerreißung des monogamen Verhältnisses den Stab bricht, und darüber kann kein Weib unserer Zeit hinweg. So bleibt Johannes Schlaf nichts Anderes übrig, als seinen Roman mit einem hoffnungsvollen Blick auf Entwickelungsmöglichkeiten kommender Culturepochen zu schließen. In der Erwartung einer Uebermenschengeneration träumt er die Realisirung seiner Hoffnungen auf Individuen, denen alles „Menschliche, Allzumenschliche“ fremd, die gleich entfernt sind von der engen Moral „ausbündiger Bürgerkreise“, wie von dem Unverstand „freier Liebe“, wie er sich in dem Gehirn der ehrsamen Logierfrau als Niederschlag volksbildender Vorträge festgesetzt hat. Daß wir dem Autor in solchen Deductionen nicht folgen wollen und können, ist selbstverständlich. Aber doch haben wir sein Buch mit Interesse gelesen. Denn Schlaf zeigt sich in ihm wieder als ein hervorragender Stilkünstler, der die Sprache mit besonderen Tönen und sicherer als die meisten seiner modernen Collegen beherrscht, sei es nun, daß er das comfortable Bürgerheim der ärztlichen Villa oder die Intimitäten des Künstlerboudoirs, das herbstliche Sterben oder das Erwachen des Lenzes in der freien Natur schildert. Namentlich da, wo er in überströmenden, wundervollen Accorden die Stimme der niederdeutschen Natur an den Ufern der Unterelbe im Rauschen des eisbeschwerten Stromes und im Brausen des Aequinoctialsturmes erklingen läßt, erweist er sich als ein Stimmungskünstler, dem man nur schwer widerstehen kann, und dessen Werk einen werthvollen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Gegenwartskunst bedeutet. A.

— Wen trifft die Schuld? Roman von B. Carany. Zum Frieden. Tagebuchblätter aus einem Frauenleben. Von Hilde v. Sellow. Band V und Band IX der „Auswahl

von Werken zeitgenössischer Schriftsteller". Verlag von Bobach & Co., Berlin-Leipzig; der Band broschirt 3 ℳ, geb. 4 ℳ. — In ziemlich schneller Folge erscheinen die Bände dieser Dreimarkbibliothek. Wir wissen nicht, in welchem Sinne dieselbe eine „Auswahl" zu sein vorgiebt, d. h. wie die Fülle dessen aussieht, daraus der Verlag auswählt. Jedenfalls muß dem Mißverständniß vorgebeugt werden, als ob „Auswahl" hier im Sinne des Besten zu verstehen sei, man würde da ein recht falsches Bild von den „zeitgenössischen Schriftstellern" erhalten. Es ist gute Unterhaltungslectüre, die uns hier vorliegt. „Wen trifft die Schuld?" arbeitet mehr mit aufregenden Effecten, ist aber auch mehr schablonenhaft, während „Zum Frieden" — wenn es auch nicht, wie die Buchhändleranzeige behauptet, als eine Perle der deutschen Literatur sich erweist — bei aller Schlichtheit der Darstellung in der jetzt recht gebräuchlichen Tagebuchform durch die charaktervolle Art der Behandlung des Problems ergreift. Das Problem ist bei beiden Büchern das gleiche: der Conflict zwischen Treue und Liebe. In „Wen trifft die Schuld?" wird der Conflict dadurch herbeigeführt, daß ein reichbegabtes, seelenvolles, aber etwas einseitig und eigenwillig gerichtetes Mädchen sich einem ungeliebten älteren Manne verlobt, um dem Zusammenleben mit einer Stiefmutter zu entgehen, die um der jüngeren Kinder willen der Vater dem Hause zuzuführen für nöthig hält. So glaubt sie, der abgeschiedenen Mutter die Treue halten zu müssen, nicht aber dem Verlobten. Als der leichtlebige, von ihr längst heimlich geliebte jüngere Bruder ihres Verlobten sich ihr nähert, ergiebt sie sich ganz ihrer Liebe zu ihm. Nach kurzem Eheglück mit ihm erfährt sie viel Leid durch die Haltlosigkeit und Unbeständigkeit des Gatten und verfällt nach Verlust ihres Kindes dem Wahnsinn, während der ungetreue Gatte einer amerikanischen Millionenerbin nach Amerika nachzieht. Der Charakter ihres Mannes hat so wenig Sympathisches, daß man nicht begreift, wie sie um seinetwillen den edlen Bruder verlassen kann. Aber die Liebe ist oft so unbegreiflich. So trägt sie selbst die Schuld an ihrem Geschick in sich. Der dargestellte Conflict macht den Roman, der sonst keine hervorragende Erscheinung ist, lesenswerth. — Wie aus der Treue der innere Frieden erwächst, der zum äußeren Frieden führt, zeigt in inniger und abgeklärter Weise die andere Erzählung „Zum Frieden". Um die Ehre des sterbenden Vaters zu retten, reicht Gräfin Cäcilie dem ungeliebten alternden Fürsten die Hand. Die Versuchung naht in Gestalt des herrlichen Einen, längst heimlich Geliebten, den, wie Beide nun erkennen, der Vater trügerisch in ihrem Namen abgewiesen, als er ritterlich um sie geworben. Aber sie ringt sich siegreich hindurch, obwohl sie den Gatten selbst auf Wegen der Untreue findet, hält sie ihm die Treue und gewinnt, da er erst nur ihre glänzende Erscheinung begehrte, so seine wahrhafte Liebe. Sie hält diese Treue auch über das Grab hinaus, bis sie endlich den unermüdlich zarten Werbungen des geliebten Mannes nachgiebt und das Glück findet, das sie durch ihre Treue verdient. Es ist Letzteres eine Zugabe der Verfasserin an den geneigten Leser, daß auch er ganz befriedigt werde. Was an dem Buche interessant ist, ist die durchaus psychologisch wahre und bei aller Einfachheit packende Darstellung der Kämpfe einer edlen Frauenseele, die durch ihre Treue auch schon in der Ehe mit dem ungeliebten Manne zum Frieden kommt und so sich und dem Gatten ein Glück stiller Zufriedenheit schafft. Sehr richtig läßt die Verfasserin ihre Heldin nicht sich selbst schildern, sondern das Tagebuch aus der Feder einer Tante erstehen, die mit vollem Herzen Mutterstelle an Cäcilie vertritt. Auch ein „Comtessenroman", aber nicht so nervenerschütternd. Wer aufregenden Nervenreiz sucht, wird freilich das Buch enttäuscht aus der Hand legen, es weht trotz der geschilderten Seelenkämpfe ein herzerquickender Friede daraus, sodaß wir es besonders auch zur Familienlectüre empfehlen können. W. v. L.

— **Kennst du das Land? Band XIX. Erzählungen aus Rom. II. Theil.** Von **C. W. Th. Fischer.** Verlag von C. G. Naumann, Leipzig. Preis broschirt 2 ℳ 50 ₰, gebunden 3 oder 4 ℳ — Römisches Leben und Colorit ist diesen Erzählungen aufgeprägt, wenn auch nicht zu so fundamentaler Mitwirkung herbeigezogen wie beispielsweise in den römischen Novellen, mit denen Richard Voß uns beschenkt hat. Bei diesen letzteren fühlen wir uns Schritt für Schritt inmitten römischer Landschaft, und die hineinspielenden poesievollen Natur-Stimmungen und -Schilderungen spinnen den ortskundigen Leser wie mit holdem Zauber ein. Auf solch wirksames Mittel des Dichters verzichtet der Autor dieser Erzählungen. Er führt uns auf römische Straßen und Plätze, in Kirchen, Klöster, Ateliers und Osterien — den berauschenden Duft der Gärten, den melancholischen Hauch der Campagne läßt er uns nicht athmen. Aber er weiß anziehend zu erzählen, und so folgen wir dem Schicksal seiner Gestalten, der Schürzung und Lösung des novellistischen Knotens voll Antheils und legen das Buch befriedigt aus der Hand. J.

— **So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit** von August Sperl. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. — Wie der Titel schon sagt, werden die Leser dieses Buches, das 4 Erzählungen enthält, in die sogenannte gute, alte Zeit zurück versetzt. Im bunten Wechsel, im Ernst und Scherz zieht die Vergangenheit an unserem geistigen Auge vorüber und zeigt uns ein wahres, einfaches Gesicht, das wohl verdient, schärfer betrachtet zu werden. Der Inhalt der zwei ernsten Geschichten ist religiöser Art. In der einen sehen wir den furchtbaren Dämon der alten Zeit, „den Aberglauben", nach einem neuen Opfer greifen, das sich ihm in der Gestalt eines unschuldigen Mädchens, das als Hexe verbrannt werden soll, bietet. In der anderen Erzählung tritt uns die Macht der katholischen Kirche entgegen. Die Geschichten sind in einem schlichten, gemüthvollen Ton geschrieben, mit wenig Worten und Mitteln wird die Theilnahme erweckt. Sodann lernen wir die Vergangenheit auch von der scherzhaften Seite kennen. Hier fehlt das Drastische nicht und der Humor wirkt frisch und erheiternd. Am wirksamsten geschrieben ist wohl die letzte Geschichte, die ein nicht mehr neues Thema behandelt, nämlich die gewaltsame Trennung zweier Liebenden, die durch Muth und List schließlich doch zusammen kommen. Auch hier erfreut Humor nebst einer Fülle komischer Situationen. Als Unterhaltungslectüre ist dieses Buch zu empfehlen und wird in diesem Sinne seinen Zweck kaum verfehlen. E. St.

— **Brandenburgscher Pavillon hoch!** Eine Geschichte aus Kurbrandenburgs Colonialzeit von **Wilhelm Jensen.** — Die vorliegende jüngste Erzählung des schnellschaffenden Dichters behandelt das Ende der brandenburgischen Siedelung im fernen Afrika. Mit wehmüthigem Gefühl sehen wir, wie der Colonialtraum des Großen Kurfürsten zu Ende ging, wie seine kurzsichtigen Nachfolger die Feste Großfriedrichsburg an der Goldküste immer mehr vernachlässigten, um sie schließlich an die neidischen Nachbarn, die Holländer, zu verhökern. Doch Jensen weiß den schmerzlichen Eindruck, den dieser unrühmliche Ausgang auf uns macht, zu mildern, indem er uns zeigt, wie der alte friesisch-brandenburgische Seemanns- und Soldatengeist noch nicht erloschen. Wie uns erzählt wird, geräth der brandenburgische Zweimaster Kiebitz, der den Rest der Großfriedrichsburger Besatzung heimführen soll, in ein Gefecht mit einem holländischen „Fregatt", wobei der prächtige alte Seebär und „Afrikaner" Meinel Geerdes den Heldentod findet und die junge Friesin Didde Addena ihrer Kleidung entsprechend bei Hissung des „Brandenburgschen Pavillons" männlichen Muth und Starksinn bekundet. In der — zum Theil mit scharfem Witz und gutem Humor vorgetragenen — Schilderung der geschichtlichen Vorgänge liegt der Hauptwerth des Buches. Die in den historischen Rahmen eingefügte romantische Erzählung hat unserm Geschmack nicht in gleicher Weise zugesagt. Die Geschichte der jungen Friesin, die von Hause weg'äust, um in Männerkleidung mit dem Abgott ihres Herzens, doch von diesem ihrem Wesen nach unerkannt, nach Afrika zu gehen, wo sie den guten Kameraden spielt, bis endlich die Erkennungsstunde schlägt, ist so romantisch, daß man trotz der geschickten Darstellung nicht daran zu glauben vermag. Wenig gefallen hat uns ein Kunstkniff des Dichters: um nämlich die Aufmerksamkeit des Lesers von dem verkleideten Mädchen Didde Addena abzulenken, wird höchst unverdienter und nicht recht wahrscheinlicher Weise Eirk Ezards in den Verdacht gebracht, ein Mädchen zu sein. Das ewige Versteckspielen der „Krokodidde", um ihr Geschlecht zu verbergen, zwingt den Dichter, das Seelenleben des Mädchens zu verschleiern. Die Eigenartigkeit des Themas und eine gewisse Erotik, die wir an einzelnen Stellen wahrzunehmen glaubten, lassen das flott geschriebene Buch als Lectüre für die heranwachsende Jugend ungeeignet erscheinen. Dies aber ist der trefflichen Schilderung der geschichtlichen Verhältnisse wegen sehr zu bedauern. J. O.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 132. Dienstag, den 4. November, Abends. 1902.

Zur Kunde des alten Orients.

Prof. D. S. Oettli, Der Kampf um Bibel und Babel. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme). 32 S. 80 ₰. — W. Knieschke, Bibel und Babel. El und Bel. Westend-Berlin, W. Faber und Cie. 64 S. 1 ℳ. — Die thatsächlicher. Berührungspunkte zwischen Bibel und Babel, die in der Fluthgeschichte zu auffallender Aehnlichkeit sich steigern, gehören zumeist dem niederen Gebiete des Wortes und Bildes an. Der Anklang der Worte beweist noch nichts für die Gleichheit oder Aehnlichkeit der aus den Worten gebildeten Vorstellungsreihen. Aber auch zugegeben, daß in ganzen Ueberlieferungsstoffen, sonderlich der babylonischen und biblischen Urgeschichte, wie in der Schöpfung, Sintfluth, Urvätergeschichte, oder in wichtigen Vorstellungskreisen, wie Jenseits und Vergeltung, bei den Völkern der Bibel und des Euphrat gemäß ihrer gemeinsamen Urheimath sich gewisse Parallelen finden, ist es grundsätzlich falsch, dieselben nach dem Schema literarischer Abhängigkeit zu beurtheilen. Die Völker des ganzen Erdballes bieten der abwägenden retrospectiven Betrachtung das Schauspiel, wie gemeinsame Ideen und Thatsachen, Gedanken und Erinnerungen der Menschheit wandern und in verschiedenster Ausprägung sich entwickeln. Ehe George Smith 1872 den babylonischen Fluthbericht in der Gesellschaft für biblische Archäologie vorlas, der ungeheures Aufsehen hervorrief und eine großartige Bibel-Babel-Bewegung in der Welt hervorrief, wußten wir, daß die Flutherinnerung bei allen Völkern von China bis Island, vom Eskimo bis zum Feuerländer in uralten Liedern und Sagen wiederklingt. Delitzschs Bibel und Babel hinkt auf zwei Seiten: er nimmt äußere Anklänge für innere Ideenverwandtschaft, er behauptet ferner beweislos das literarische prius der babylonischen Ueberlieferung. Nur beispielsweise sei daran erinnert, daß unser Wort Himmel aus der Eddha, und unsere Hölle aus der altnordischen heidnischen Mythologie stammt: mit urgermanischen Jenseitsvorstellungen haben diese beiden Worte nichts zu thun. Nicht aus dem Gold der Bergwerke, nicht aus dem Zahn des Elephanten, sondern aus dem Geist des Künstlers ist die Bildsäule des Zeus entstanden. Unter der Voraussetzung der Einzigartigkeit der Bibel werden wir in den Befund der vergleichenden Religionsgeschichte einwilligen, daß die Offenbarung als fleischgewordenes Wort ein natürliches Erbe aus der Vergangenheit Israels umschließt, das nach der Heimath Abrahams weist. In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knien vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen. Der neue babylonische Thurm aber, der auf die evolutionistische Basis gegründet ist, wird bald zusammenstürzen. Oettlis Schrift giebt besonders für die Urgeschichte eine Entlehnung ganzer Ueberlieferungsstoffe zu, läßt dieselben aber durch die Kritik des prophetischen Geistes in der Bibel eine völlig neue und wesentlich reinere Gestalt annehmen. Wie auch „das religiöse Empfinden der Babylonier und seine Bezeugung im Cultus“ vermöge seiner Verwandtschaft mit der Bibel auf einen nothwendigen geschichtlichen Zusammenhang schließen lasse, wird behauptet, aber nirgends bewiesen. Religiöse Idee und Geschichte sind incommensurable Größen; Schelling, neuerdings Bastian haben hier für die vergleichende Betrachtung die richtigen Wege gewiesen. Der Cultus Israels ist durchaus einzigartig; für Wort und Bild finden sich überraschende Parallelen nicht in der Keilschriftliteratur, sondern in den der Veröffentlichung harrenden altminäischen Inschriften, in denen uns die Leviten, Sünd- und Schuldopfer u. A. begegnen. — Knieschke hält an dem von Oettli leidenschaftlich bekämpften Begriff einer Uroffenbarung fest und sucht zu beweisen, daß die Bibel qualitativ thurmhoch über Babel erhaben ist. Neues zur Klärung des religionsgeschichtlichen Problems wird wenig beigebracht. Einige Druckfehler (S. 52 Amn für Ann), sowie Ungenauigkeiten in der Wiedergabe assyrischer Worte sind zu vermerken. Ein Gutes hat die mehr in die Breite, als in die Tiefe gehende Bibel-Babel-Bewegung: sie hat das Interesse der gebildeten Welt auf jene neu erschlossenen Denkmäler des Euphrat und Tigris gelenkt, die uns den völkergeschichtlichen Hintergrund, das weltgeschichtliche Milieu des biblischen Volkes in prächtigster Morgenbeleuchtung zeigen. Vor wenig Wochen zeigte Scheil der wissenschaftlichen Welt an, daß in Susa die Gesetzessammlung des Hammuradi, des altbabylonischen Moses, gefunden worden sei. Von diesem Fund sind die Erkenntnisse zu erwarten, welche für die Auffassung des alten Orient als grundlegend sich erweisen werden. Ex oriente lux — invat vivere!

Chr. Dieckmann, Das Gilgamis-Epos in seiner Bedeutung für Bibel und Babel. Leipzig, Christoph Steffen, 1902. 197 S. 4 ℳ 50 ₰. — Das Buch bietet nicht zuverlässige Forschungen, sondern mehr oder minder geistreiche Phantasien. Es sucht aus dem altbabylonischen Nationalepos den geschichtlichen Hintergrund herauszuschälen, der angeblich in der Politik des ersten Herrschers Gesammtbabyloniens, des Hammurabi, seine feste Basis haben soll. Ein nur oberflächlicher Kenner der babylonischen Geschichte wird die kühnen Aufstellungen des Verfassers: Gilgamis = Sargon = Hammurabi (S. 24, 75); Kedorlaomer = Gudea = Nimrod (S. 17); Kudur-Mabuk = Jabani (S. 20) mit gerechter Entrüstung zurückweisen. Die Thatsachen werden häufig auf den Kopf gestellt, die Beweise mit Haaren herbeigezogen. Der Mondgott Sin wird (S. 63, 113, 164) zum Sonnengott gemacht. Die zahlreichen Etymologien (vgl. S. 21, 47, 51, 103, 158) gehören dem Gebiet des Fragwürdigen an. Wir bewundern den Muth und bezweifeln das Recht zu dieser Veröffentlichung. Ueber den historischen und mythologischen Hintergrund des Epos wird man mit besserem Nutzen vergleichen die Arbeit von Dr. Alfred Jeremias, Izdubar-Nimrod (1891), sowie Jensen in der Theol. Literaturzeitung 1901, Spalte 34.

Moris Jastrow jr. (Prof. in Pennsylvanien), Die Religion Babyloniens und Assyriens. 1. Lieferung. Gießen, J. Ricker, 1902. Vollständig in 10 Lieferungen zum Preise von je 1,50 ℳ. — Das bereits 1898 in englischer Sprache erschienene Werk wird nunmehr in durchgreifender Neubearbeitung der deutschen wissenschaftlichen Welt geboten. Es bahnt sich selbst den Weg zu einer günstigen Empfehlung durch die gründliche und gewissenhafte Benutzung des gewaltig gewachsenen Quellenmaterials. Leider können wir uns mit der Anlage nicht einverstanden erklären. Die religiöse Literatur der Babylonier enthält drei Gruppen, die wegen des literarischen Amalgaments der Quellen der scharfen Scheidung dringend bedürftig sind: die gereinigte Religion der babylonischen Priesterschulen mit den monarchischen Spitzen des Samas, des Sin, des Ea, des Nebo und des Marduk, in assyrischer Zeit des Assur und der Istar. Die Literatur der Hammurabizeit bezeichnet den Sieg des Merodachcultes. — Aus der Bibliothek Asurbanipals, der die Abschriften der alten Tempelarchive besorgte, kennen wir den schamanistischen Dämonencult, die Religion der Beschwörer, der Sänger und Auguren, eine einheitliche Gruppe von religiösen Urkunden, welche von Heinr. Zimmern in seinen „Beiträgen zur babylonischen Religion“ vorzüglich bearbeitet ist (vergleiche auch die Textveröffentlichungen von King und Tallquist). Endlich hebt sich als ein besonderes System die Astralreligion, die Verehrung der großen Göttertrias, Sin, Samas, Istar, sowie der Planeten heraus, die wohl ein uraltes Erbe der Semiten ist, während die Dämonenverehrung auf die vorgeschichtliche sumerische Periode

zurückzugehen scheint. — Diese drei Systeme werden nicht unterschieden; es wird vielmehr der Versuch unternommen, das Pantheon der Babylonier und Assyrer nach geschichtlichen Epochen zu behandeln: diese Darstellung wird ungeheuer erschwert durch den Umstand, daß die religiösen Texte nur zum geringen Theile in eine geschichtlich bestimmbare Zeit zu datiren sind. Trotz dieses methodischen Bedenkens wird Jastrows Werk schon in der Anlage das Verdienst beanspruchen dürfen, auf einem der schwierigsten und wichtigsten Gebiete des alten Orient Pionierdienste zu thun. Eine abschließende Besprechung behalten wir uns nach der Vollendung des Werkes vor.

J. J.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Willy Kabitz, Studien zur Entwicklungsgeschichte der Fichteschen Wissenschaftslehre aus der Kantschen Philosophie. Mit bisher ungedruckten Stücken aus Fichtes Nachlaß. Berlin 1902. Reuther und Reichard. 4,50 ℳ. — In einem trotz seines unglaublich zerfahrenen Inhalts vielgenannten Werke (Chamberlain, Grundlagen³ S. 918) findet sich der Satz: „Unwissende und boshafte Scribenten führen noch immer das Publicum mit der Behauptung irre, die Philosophie der Fichte und Hegel (sic!) stehe in einem organischen Zusammenhang mit der Kants.“ Wer eine solche Bemerkung an sich vorübergleiten ließ, der greift mit doppeltem Behagen nach einem Buche wie dem vorliegenden, in dem ein junger eifriger Denker mit wohlthuender Bescheidenheit wiedergiebt, wie sich ihm das Verhältniß Fichtes zu Kant dargestellt hat. Kobitz ist dabei in der glücklichen Lage, neues interessantes Material beizubringen, das ihm der Enkel des Philosophen zu diesem Zwecke überlassen hat. In diesen — natürlich verschiedenartig zu bewerthenden — Briefentwürfen und Gelegenheitsbetrachtungen Fichtes tritt dessen von Grund aus ethische Natur schon an sich in ein helles Licht. Besonders aber helfen jene Stücke, zu zeigen, wie für Fichte der Punkt, auf den er immer wieder zurückkommt, Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ war und wie der Ich-Philosoph lange in dem Glauben stand, daß er nur klarer ausdrücke, was Kant richtig gedacht, aber aus irgend welchen Gründen nicht deutlich ausgesprochen habe. „Kant hat nach meiner Ueberzeugung das System nicht dargestellt; aber er hat es im Besitz“ (Anhang, S. 31), schreibt Fichte Ende 1793. Wie die „Wissenschaftslehre“ im Winter 1793 auf 1794 dann entstanden ist, soll eine weitere Abhandlung Kabitz' darlegen. Die vorliegende giebt nur eine Uebersicht über Fichtes Bildungs- und inneren Entwickelungsgang bis zur Aufnahme der Kantschen Ideen, eine Darstellung der Kantschen Lehren, mit denen sich Fichte auseinandersetzt, und den Nachweis, in welcher Weise Fichte seinen Kant bis Ende des Jahres 1793 weiter- und umbildete. An der Hand des neuen Materials zeigt Kabitz in sehr eindringender Weise, wie sich einzelne Grundanschauungen Fichtes auch bei seiner Aufnahme des Kriticismus behaupten, wie Fichte durch psychologische Selbstbetrachtung und den Entwickelungsgedanken methodisch Neues an die Probleme heranbringt, wie vor Allem auch die grundverschiedene Stellung beider Denker zur Mathematik und den Naturwissenschaften im Sinne einer Verschiedenheit ihrer Auffassungen wirken mußte. Andererseits wird das Uebereinstimmende beider Naturen: ihre Gewißheit von der Autonomie des sittlichen Willens und ihre pädagogische Tendenz in der Morallehre hervorgehoben, und Alles gewissenhaft aus den Schriften beider Denker belegt. Das Buch, das sich nicht allerorten leicht liest, besitzt überhaupt durchgängig den Vorzug der Gründlichkeit und liebevollen Versenkung in seinen Gegenstand.

Dr. Grimm.

— Immanuel Kants Kritik der Urtheilskraft. Band 39 der philosophischen Bibliothek. Herausgegeben und mit einer Einleitung, sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Dr. Karl Vorländer. Leipzig 1902. Dürrscher Verlag. 3,50 ℳ. — Man kann in Verlegenheit kommen, wenn man ein Werk Kants in unseren Tagen anzeigen soll. Paßt denn der Weise von Königsberg noch in unsere Zeit, die es bis an die Sterne weit gebracht hat? Es ist doch schließlich altmodisch, unseres Erkennens Grenzen sorgsam aufzusuchen, vor dem geschichtlich Gegebenen Respect zu haben und zu lehren, von emancipirten Weibern Nichts wissen zu wollen und Haus und Küche als das beste Wirkungsgebiet des besseren Geschlechts zu betrachten. All Das aber fällt dem alten Kant zur Last. Man darf ja vielleicht zu seiner Entschuldigung anführen, daß er Alles gar so systematisch durchdenkt. Aber dann erscheint es wieder unbegreiflich, daß er dort, wo er sich einmal zu etwas freierem Fluge erhebt, ein Loblied auf die Pflicht singt. Eine Aesthetik zu schreiben, hätte er ganz besonders sorgfältig meiden sollen. Was für Sätze stehen nicht in seiner „Kritik der Urtheilskraft“! Schon der eine, daß man beim Kunstwerk wissen müsse, „was das Ding sein soll“ (S. 174), zeigt seinen ganz veralteten Standpunkt. Genug! Wir brauchten für unsere Ueberkunst eine Art Ueberkant. Schade, daß ein solcher noch immer fehlt! Wer sich aber am Vorhandenen begnügt, der findet doch vielleicht beim Durchlesen des vorliegenden Werkes, wie das Meiste und Beste an Kant nimmer veralten mag. Trotz der zuweilen holprigen Sprache, trotz dem Schematismus, mit welchem er sein System aufbaut, liegt etwas Unwiderstehliches und auch Jugendliches in den Gedankengängen des tiefsinnigen Kritikers. Heute könnte geschrieben sein, was der friedliche, von den tiefsten Principien ausgehende Denker z. B. über den Krieg äußert: „Wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat er etwas Erhabenes an sich, und macht zugleich die Denkart des Volkes, das ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener . . ., dahingegen ein langer Frieden den bloßen Handelsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volkes zu erniedrigen pflegt“ (S. 115). „Der Krieg . . . ist vielleicht eine Triebfeder mehr, alle Talente, die zur Cultur dienen, bis zum höchsten Grade zu entwickeln“ (S. 316). Das sind keine gelegentlichen, sondern aus dem Zusammenhang der Ideen fließende Aeußerungen: viel Klarheit läßt sich gewinnen im Nachdenken dessen, was Kant uns vorgedacht hat. — Ueber das Werk selbst hat längst die Geschichte der Geisteswissenschaften geurtheilt. Es bleibt nun Einiges über Vorländers Ausgabe zu sagen. Der Herausgeber hat die dritte Auflage (1799) zu Grunde gelegt. Es ist möglich, daß Kant gar nichts zur Vorbereitung derselben gethan hat. Trotzdem ist die Wahl Vorländers zu billigen. Bei der Pietät, die Kants Schüler erfüllte, ist anzunehmen, daß dieselben dort, wo sie in der Ausgabe von 1799 einen Ausdruck glätteten, dies mit vollkommener Rücksicht auf den Sinn thaten. Kant bekennt in der „Kritik der reinen Vernunft“, daß er seine stilistischen Mängel zugeben müsse; wenn also die Besorger der 3. Ausgabe und spätere Herausgeber, im vorliegenden Falle Vorländer, vorsichtig eingreifen zum Nutzen der Verständlichkeit, so ist das kaum tadelnswerth. Da Vorländer die ursprüngliche Lesart in Fußnoten giebt, wären ihm sogar einige weitere Aenderungen zu gestatten gewesen, etwa „überhaupt“ für das Kantsche „überall“ und die stilistische Umformung der Sätze, in denen Kant „fußen“, „vorbeigehen“ transitiv braucht. Jedenfalls hat Vorländer nicht leichtsinnig Hand an den überkommenen Text gelegt. Das beigegebene Personen- und Sachregister ist gleich der Einleitung eine für den Besitzer des Buches sehr angenehme Beigabe, ebenso die Nachricht über Goethes Exemplar der „K. d. U.“. Da die Dürrsche Buchhandlung auch äußerlich für würdige Wiedergabe des Kantschen Werkes gesorgt hat, so wird sich die vorliegende Ausgabe mit Recht einen Platz auch neben den billigeren Abdrücken erwerben. Da dem Herausgeber vielleicht mit Angabe von Druckfehlern gedient ist, verweise ich auf SS. 20, 127, 130, 225, 375.

Dr. Grimm.

— Ch. Darwin. Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Aus dem Englischen von Paul Seliger. Meyers Volksbücher 2 Bände (Nr. 1311 bis 1319 und 1320 bis 1328). Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien. à 90 ₰. — Darwins Arbeiten haben das moderne Denken nicht nur der Naturforschung, sondern auch der gesammten gebildeten Welt so weit beeinflußt und durchsetzt, sie sind in einem Maße zu einem Culturfactor geworden, daß sich kaum noch irgend Jemand ihren Folgerungen völlig entziehen kann. Eine andere Sache ists freilich, ob der Einfluß in einer vollen Zustimmung oder Gegnerschaft sich äußert, ob er bewußt oder unbewußt wirkt, ob er sich blos auf die Descendenztheorie erstreckt oder auf den eigentlichen Darwinismus im engeren Sinne. In der That verquickt sich in der allgemeinen Vorstellung mit letzterem Worte zumeist Alles, was mit der Abstammungslehre schlechthin zusammenhängt. Da ist es denn in hohem Maße erfreulich, daß das Bibliographische Institut Darwins Hauptwerke in ebenso guten als billigen Uebersetzungen

dem deutschen Volke zugänglich macht und der früher herausgebenen „Entstehung der Arten“ jetzt das Buch folgen läßt, welches für das große Publicum den Kernpunkt der ganzen Theorie enthält, die Abstammung des Menschen, seine Herkunft aus dem Thierreich. Mit Recht hebt der Uebersetzer in einer hinzugefügten Vorrede hervor, daß sich Darwin in diesem Theile seiner Folgerungen mit denen Haeckels identificirt. Es besteht alsa gerade an der Stelle, auf die sich für den Laien aus nur zu erklärlichen Gründen die tiefgreifende, die ganze Lebensauffassung regelnde Frage zuspitzt, vollkommene Uebereinstimmung; und es ist jetzt bequeme Gelegenheit geboten, die ruhige, umsichtige, weitausholende Art der Schlußfolgerung und Darstellung auf bequeme Weise kennen zu lernen und unmittelbar aus der Quelle zu schöpfen. Hinzugefügt mag nur werden, daß trotz dem niedrigen Preise die Abbildungen des Originalwerkes sämmtlich aufgenommen sind, ebenso wie die zahlreichen, für die Beweiskette oft besonders werthvollen Anmerkungen. Möchte die ruhige, sachliche Art des Originalwerkes auch bei uns volle Nachahmung finden! H. S.

— E. Dennert, Vom Sterbelager des Darwinismus. Ein Bericht. Stuttgart, Verlag von Max Kielmann 1903. 82 S., broch. 1,50 ℳ. — R. Hesse, Abstammungslehre und Darwinismus. Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1902. 125 S. u. 31 Fig. im Text. In Leinen geb. 1,25 ℳ. — Gleichzeitig zwei Arbeiten über den Darwinismus, zwei, die in populärer Darstellung sich an einen größeren Leserkreis wenden, beide von wenig verschiedenem Umfange, und doch beide Autoren von diametral entgegengesetzter Auffassung, Dennert triumphirend, daß der Darwinismus in den letzten Zügen liegt, Hesse in aller Ruhe seine jetzige Lage auseinandersetzend. Beide stimmen wenigstens in einem Punkte mit einander überein, in der Betonung, daß man mit der in Laienkreisen eingerissenen Identificirung von Descendenztheorie und Darwinismus brechen müsse. Es hat sich eben dadurch, daß Darwins Theorie von der Entstehung der Arten der Abstammungslehre zum Siege verholfen hat, allmälig die Verwechselung eingebürgert, als wenn sie auch ein und dasselbe wären. Diesen Sieg geben beide zu, auch Dennert; die Wissenschaft kann nicht mehr ohne die Annahme auskommen, daß die organischen Wesen aus einander durch langsame Umwandlung sich abgeleitet haben, die complicirteren von den einfacheren. Es fragt sich nur, inwieweit dabei die natürliche Zuchtwahl, die Auslese des Passendsten im Kampfe ums Dasein, d. h. das von Darwin nufgestellte Princip, wirksam gewesen sei oder nicht. Statt daß nun Dennert, auch wenn er mit Darwins Annnhme nicht übereinstimmt, sich damit benügt, das hohe Verdienst Darwins anzuerkennen, das doch nuf jeden Fall in solcher Verschiebung der allgemeinen Weltanschauung liegt, statt dessen sucht er mit einem wahren Feuereifer nach Stimmen, die gegen den Darwinismus laut geworden sind, mögen sie im Uebrigen bei competenten Fachgenossen Beifall gefunden haben oder nicht, oder er versucht, ob er bei irgend einem Darwinisten eine Schwäche ausfindig machen kann. Der Grund ist klar, Dennert will die Lebenskraft wieder nufleben lassen, er will die Umwandlung der Organismen nus einem inneren göttlichen Drange herleiten, wobei ihm die repressive Metamorphose der Schmarotzer vollkommen entgangen ist. Während er auf der einen Seite die Kirche ermahnt, sich den Fortschritten der Naturwissenschaften auf keinen Fall zu ihrem eignen Schaden zu widersetzen, wird er selbst zum Zeloten, der, an Stelle ruhiger Beweisführung oder begrifflicher Auseinandersetzung, fortwährend auf das persönliche Gebiet übergeht. Aus diesen gesammelten Aufsätzen wird man aber allgemeine Redensarten hinaus nicht im Mindesten entnehmen, wie Dennert sich die Entstehung der Organismen wirklich vorstellt; statt dessen giebt er sich in der Kritik Blöße nuf Blöße. Es sei nur auf zweierlei hingewiesen. Es wird nn Haberlandts Untersuchungen gezeigt, dnß bei einer Pflanze eine Neubildung vorkommt, die nicht auf darwinistischem Wege erklärt werden knnu. Wenn aber eine solche Thatsache da sei, so falle der ganze Darwinismus in sich zusammen, da kein einziges Beispiel wirklicher natürlicher Auslese bekannt sei. Hat denn der Verfnsser keine Ahnung von den Untersuchungen der letzten Jahre, wovon ich nur den amerikanischen Sperling nenne? Sodann wird die Lebenskraft für das Reich der Organismen reservirt, so wie im Anorganischen die Krystallisation herrschen soll. Weiß Dennert nicht, dnß unzählige organische Stoffe krystallisiren, während es auch amorphe Mineralien giebt? Das Argument konnte nicht unglücklicher gewählt werden. Wie nnders Hesse! Dieser, den Fachgenossen durch seine ebenso feinen als tiefgehenden Specialuntersuchungen über die Augen der Thiere rühmlichst bekannte Forscher, der sich durch ruhige Objectivität auszeichnet, erörtert, ohne jeden persönlichen oder dogmatischen Seitenblick, zuerst die verschiedenen Gründe, welche zur Annahme der Descendenztheorie führen, sodann geht er auf den Darwinismus ein, wobei er das als schwächste Seite anerkannte Capitel von der geschlechtlichen Zuchtwahl, leider auch, wohl aus Raummangel, die Erscheinungen der Mimicry übergeht; er versucht klar zu machen, wie die Wissenschaft inzwischen die für Darwin so wichtigen Begriffe der Vererbung und Anpassung weiter nusgebnut hat, und stellt fest, daß der Darwinismus sicher nicht in einseitiger Ueberschätzung als einziges Princip der Artbildung gelten könne, daß man nber niemals in der Erklärung der organischen Natur von ihm werde abgehen können. Mir scheint, Dennerts polemische Veröffentlichung konnte kein größeres Mißgeschick treffen, als das gleichzeitige Erscheinen von Hesses einfacher, aber klarer und inhaltreicher Schrift. H. S.

— Der Zusammenhnng von Leib und Seele, das Grundproblem der Psychologie. Von Dr. Wilhelm Schuppe. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 13. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1902. Preis 1 ℳ 60 ₰. — Hat die Frage nach dem „Sitze der Seele“ Dank der neuesten Gehirnforschung die wohl nunmehr allgemein anerkannte Beantwortung dahin gefunden, daß wir das Gehirn und besonders die Großhirn-Rinde als das Central-Organ für die psychischen Vorgänge anzusehen hnben, so gehen die Anschauungen, wie man sich eigentlich den Zusammenhang der geistigen und körperlichen Vorgänge beziehungsweise ihre gegenseitige Abhängigkeit zu denken habe, noch weit nuseinander. Der Verfasser obigen Heftes betritt einen neuen Weg, nm, wie er es mit Recht nennt, „das Grundproblem der Psychologie“ seiner Lösung näher zu bringen. Die hier in scharfsinniger Weise niedergelegten Ausführungen verdienen alle Beachtung, werden bestimmt lebhafte Anregung zu weiterer Forschung in der vom Verfasser gegebenen Richtung geben, sicher aber auch manchen Widerspruch hervorrufen. Zu einem kurzen Auszug ist die Arbeit nicht geeignet, nur das Eine möchten wir hervorheben, daß der Verfnsser von dem früher von ihm schon aufgestellten Satz ausgeht, daß das Ich sich unmittelbar im Raume als ein Stück desselben findet und sich unmittelbar auch seiner selbst bewußt wird. —t—

— Hans Vaihinger, Nietzsche als Philosoph 2. Aufl. Berlin, Reuther und Reichard. 105 S. 1,50 ℳ. — Die Nietzscheliteratur würde nuf ein vernünftiges Maß gebracht werden, wenn man die Wiederkäuer und Reptilien ausscheiden könnte. Vorliegende Schrift hält sich von lästiger Wiederholung und kriechender Ueberschätzung in wohlthuender Weise fern, ihr Verdienst besteht nicht nnr in der neuen und eigenartigen, durch eine frische und gehobene Darstellung nusgezeichneten Beleuchtung der Gedankenwelt jenseits von gut und böse, sondern vor Allem in dem gewiß richtigen Nachweise, daß Nietzsche immer abhängig von Schopenhnuer geblieben ist, sofern seine Denkungsart durchaus voluntaristisch ist. Man hat diese Thatsnche deswegen verkannt oder doch nicht genügend hervorgehoben, weil Nietzsche unter dem wesentlichen Einflusse Darwins der Willenslehre ihre weltverneinende, pessimistische Spitze nbgebrochen hat. J. J.

— Thomas Achelis, Die Ekstase in ihrer culturellen Bedeutung. Berlin 1902. Johnnnes Räde. — Als erster Band einer von Leo Berg herausgegebenen Sammlung, die „Culturprobleme der Gegenwart“ betitelt ist, stellt sich das vorliegende neueste Buch von Achelis dar. Eine populäre Darstellung, welche aber auf die gesicherten Ergebnisse der Specialforschung Bezug nimmt, verspricht Achelis zu geben. Man soll von der grundlegenden Bedeutung der Ekstase, als einer Steigerung unseres normalen Bewußtseins für unser gesammtes geistiges Leben, erfahren, und dadurch möchte dann der sociologischen Ueberschätzung, einem Uebel unserer Tage, entgegengearbeitet werden. Diese Ankündigungen der Voerede erwecken Hoffnungen, die leider nur sehr dürftige Erfüllung finden. Zu Ehren des Verfassers darf vielleicht angenommen werden, daß er nicht die Zeit gefunden hat, den ursprünglichen Plnn durchzuführen. Denn was jetzt vorliegt, macht den Eindruck, als wäre es zusammengeschrieben, während der Setzerjunge immer auf den neuen Bogen Manuscript gewartet hätte. Wie ließe es sich sonst erklären, daß z. B. gleiche Gedankengänge mit fast gleichem Wortlaut mehrfach vorkommen (S. 11 u. 66 f.,

S. 7 u. 53)? Oder sollte Achelis aus verschiedenen Quellen das gleiche Citat zweimal ausgeschrieben haben? Auch die ganze Art der Heranziehung fremder Mittheilungen und Urtheile ist nicht, wie man es von einem literarisch so regsamen Schriftsteller erwarten solle. Achelis läßt die Gänsefüßchen weg, was ja im vorliegenden Buche eine sehr große Ersparniß bedeutet. Da aber die Quellenangabe noch dazu inconsequent gehandhabt wird, so muß man öfters erst suchen, wo die Worte irgend eines Gewährsmannes aufhören und diejenigen von Achelis anfangen. Das ist auch für ein populär gedachtes Buch ärgerlich. Eine Würdigung seiner Quellen versucht Achelis nur schüchtern und selten, sa wenig gleichwerthig diese Excerpte, die vom Bibeltext an bis herab zur Woche gehen, auch erscheinen. Selbst der durch seinen Reichthum an Adverbien beschwerte Stil fällt gegen denjenigen früherer Werke des Verfassers ab. An der Eintheilung ist auffällig, daß die ethnographisch-culturgeschichtliche Umschau so weit, die Würdigung der socialen und ethischen Bedeutung der Ekstase so eng bemessen ist (89 : 12 : 12 Seiten). Man könnte das als ein Zugeständniß an die „naturwissenschaftlichen“ Errungenschaften und die sociologische Ueberschätzung ansehen. Jedenfalls thut dem Buche eine ruhige Ueberarbeitung zunächst mehr noth, als weite Verbreitung. Dr. Grimm.

— Alfred Klaar, Wir und die Humanität. Gedankengänge und Anregungen. Berlin 1902, Jahannes Räde. 2,50 M. — Es ist keine einheitliche Abhandlung, sondern eine Sammlung von Aufsätzen, was uns Klaar im dritten Bande der von Leo Berg herausgegebenen „Culturprobleme der Gegenwart“ vorlegt. Der erste und umfangreichste von elf Aufsätzen hat dem Buche den Namen gegeben, dach darf man Klaar beistimmen, daß auch die folgenden Darlegungen in irgend einer Weise mit humanitären Idealen und Bestrebungen zusammenhängen. Wie Klaar hinsichtlich der Armenpflege weitgehender Bethätigung socialer Hilfe das Wort redet, ist er in Bezug auf Schulerziehung für milde Prüfungspraxis und desto schärfere Beobachtung der durchschnittlichen Leistungen; und wie er für die Schwachen und Bedrängten eintritt, so redet er auch der Beachtung des Schlichten und scheinbar Unbedeutenden, der „Andacht zum Kleinen“ das Wort. Es ist kaum zu leugnen, daß dem Mikroskap nicht mindere Bereicherung unserer Welt zu danken ist wie dem Fernrohr, das unserem Auge ungeahnte Weiten erschließt. Bei der Natur des Menschenstrebens und Menschenglücks kann nicht oft genug auf die Fülle des Schönen und Veredelnden hingewiesen werden, die oft in greifbarer Nähe liegt, und an der doch Tausende im Streben nach „höheren Gütern“ vorüberhasten. In dem Aufsatze über „Nietzsche und die Nietzscheaner“ ist sehr hübsch ein gewisser Altruismus bei dem Philosophen des Egoismus aufgewiesen, mit der „Furcht vor dem Banalen“ eine Krankheit unserer „gebildeten“ Kreise nachdenklich zur Discussion gestellt. In allen Aufsätzen des Buches waltet eine klare, warme Ausdrucksweise, gelegentliche Neubildungen sind recht glücklich. An einer Stelle (S. 171) ist mir das unmittelbare Nebeneinander von drei Adverbien als holprig aufgefallen; irreleitend ist der Druckfehler auf S. 215. Die Abhandlung über „das Problem der Freiheit bei Goethe“ in der Zeitschrift für Philasaphie und philosophische Kritik stammt von Prof. Siebeck in Gießen, der seither im Zusammenhang über „Goethe als Denker“ in Band XV der Frommannschen „Klassiker der Philosophie“ gehandelt hat. Einer Correctur in sachlicher Hinsicht dürfte Klaars Meinung von den amerikanischen Bildungsverhältnissen bedürfen (S. 85 u. f.); in dieser Hinsicht kann man von ehrlichen Lehrern amerikanischer Hochschulen recht Erbauliches erfahren. — Indessen will Klaar ja in der Hauptsache nur Anstöße zum Weiterdenken geben, und das thut er auch da, wo er vielleicht irrt. Anregend und erwärmend wirkt sein Buch jedenfalls. Dr. Grimm.

— Blätter zur Pflege persönlichen Lebens, herausgegeben von Dr. Johannes Müller. I. Bd. 3. Aufl. 1. öffentliche Ausgabe, Preis geb. 4 M., geb. 5 M. Verlag der Grünen Blätter in Leipzig, 1902. Großoctav 288 Seiten. — Dieses Buch ist schon vor vier Jahren gedruckt worden, um als Manuscript an solche, die es beim Verfasser direct bestellten, gesandt zu werden. Die steigende Nachfrage danach hat nun zur ersten öffentlichen Ausgabe im Buchhandel geführt, wir fügen hinzu, mit vollem Rechte. Denn das Buch ist erfrischend und geistig anregend, ein geistiges Quellwasser, ja es treibt uns an, über unser menschliches Sein tiefer nachzudenken und unsere Persönlichkeit auszubilden und zu entwickeln. Auch religiös wirkt es belebend, wenn auch die beiden Verfasser sehr frei, ja kühl zu der empirischen Kirche stehen. Diese sind der von seinen Vorträgen in Leipzig her hier bekannte Dr. Johannes Müller, der Philosoph des persönlichen Lebens, das auf humanistischem Wege von ihm bestimmt und erforscht wird, und Heinrich Lhotzky, von Müller in seinen Anschauungen oft verschieden und doch im Streben nach persönlichem Leben ihm gleich. Für solche, die dieses Buch nicht kennen, sei bemerkt, daß es aus einer Anzahl größerer oder kleinerer Aufsätze oder Bemerkungen besteht. Sie gruppiren sich größtentheils um die Themen: „Die Wahrheit des menschlichen Seins“ und „Kritik des modernen Zeitgeistes“. Wenn wir diese Aufsätze empfehlen, so wollen wir uns keineswegs in allen Stücken mit ihnen einverstanden erklären. Manches ist geistreicher als wahr und stellt unsere bisherigen Anschauungen geradezu auf den Kopf. Wir wollen nicht reden von der geringen Werthung der Theologie, der Religionen, der Prediger und der Schulen, „in denen oft Lehrer und Schüler versklavt werden“, wir wollen auch nicht in dem Aufsatze 4: „Wa ist die Hölle?“ die rein spiritualistische Auflösung des Begriffes der Hölle und ihre Verlegung in das Diesseits zu scharf richten, aber was soll man z. B. zu der an das Bibelwort: „Liebet eure Feinde u. s. w.“ angeknüpften Bemerkung sagen: „Aber was soll man mit seinen Anhängern machen? Ich sage, man soll sie so lange abschütteln und abstoßen, bis sie endlich lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Wenn sie dann zu Gegnern und Feinden werden, so kann man sie wenigstens mit gutem Gewissen lieben.“ Daneben giebt es sehr viele richtige Urtheile und treffende Aussprüche von der: „Der erste Schritt, um Christ zu werden, ist, aufhören, sich einzubilden einer zu sein“ (S. 64), oder: „Eine Persönlichkeit ist eine Einheit. Hängen sich viele Nullen an die Einheit, so nennt man das eine Größe, social eine Partei.“ Zu loben ist auch die schöne, klare, abgerundete Sprache. Niemand wird dies Buch ohne Nutzen für Bildung eines persönlichen Urtheils und Lebens aus der Hand legen. P. W.

— Ein Kampf ums Glück. Aus den Blättern eines Tagebuches. Von O. Weymann. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. Preis 2 M. — Ein Kampf ums Glück! Was ist Glück? Zumeist wird das Glück nur in äußeren Verhältnissen gesucht und der Kampf um dasselbe spielt sich in diesen ab. Aber nicht in dem Aufgehen in behaglicher äußerer Lage, nicht in den uns convenirenden gesellschaftlichen und socialen Verhältnissen ist das wahre Glücksgefühl, die innere Zufriedenheit des Herzens zu erreichen, sondern allein in derjenigen Befriedigung, die wir finden, wenn wir uns von unseren besten Regungen treiben lassen, unsere Pflicht zu erfüllen, auf dem von Gott uns angewiesenen Posten auszuharren und sei es auch mit schwerem Kämpfen und Ringen. Hierauf will das vorliegende Bändchen besonders die Frauenwelt aufmerksam machen. Die Schrift ist insofern ebenso von ethischen wie von socialen Motiven getragen. Wenn sie auch nicht zu dem besonders Hervorragenden in dieser Hinsicht zählt, sa dietet sie doch in aller Schlichtheit ein interessantes Problem und dessen richtige Lösung. Liddi v. Ellmann, ohne einen Begriff von Sorge, von Arbeit und Pflicht aufgewachsen, hat einem einfachen, tüchtigen Manne in Liebe die Hand gereicht. Als er durch fremde Schuld sein Vermögen verliert, vermag sie sich nicht in die neue Situation zu finden, vor Allem nicht darein, daß ihr Mann mit festem Entschluß als einfacher Arbeiter anfängt, sich eine neue Existenz zu gründen. Sie faßt das als eine Entehrung auf und alle die Kleinlichkeiten des Lebens sind ihr gräßlich. In diesem Seelenzustand läßt sie sich von der vornehmen Tante in die früheren Verhältnisse entführen. Nach kurzem Ausruhen in den gewohnten Verhältnissen erwacht sie und fühlt sich unglücklich in all dem behaglichen Glanz. Die Liebe zum Gatten, von dem man sie zu ihrem „Glück“ trennen will, siegt und bringt sie zum Bewußtsein ihrer Pflicht. Sie eilt zu dem Geliebten zurück, um ihn bei einem Eisenbahnzusammenstoß verunglückt anzutreffen. An seinem Schmerzenslager findet sie sich und ihn wieder, um einige kurze Jahre bescheidenen, aber wahren Glücks an der Seite des dem Tode Entgegenkränkelnden zu verleben. Nicht blos ihre Tochter, der sie das Tagebuch widmet, sondern auch Andere können aus ihren Erfahrungen lernen, wie man wahres Glück gegen die gesellschaftlichen Anschauungen und gegen die eigene Haltlosigkeit sich erkämpfen soll und kann. W. v. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 133. Donnerstag, den 6. November, Abends. 1902.

Der geprellte Teufel als Helfer des Menschen in allerlei Nothlagen und Anliegen.

Von Aug. Wünsche.

Der Sagenkreis vom geprellten Teufel in der deutschen Märchen- und Sagenliteratur ist sehr umfangreich, in buntem Wechsel treten uns die tradirten Volksgebilde entgegen, und es gewinnt bei oberflächlicher Betrachtung fast den Anschein, als wenn sie sich nicht durch gemeinschaftliche Gesichtspunkte zu großen Gruppen vereinigen ließen. Doch sieht man genauer zu, so zeigt sich überall Gesetzmäßigkeit in der Erfindung, es liegen immer gewisse Typen zu Grunde, auf die sie zurückgehen. Zunächst erscheint in einer großen Anzahl von Sagen der Teufel als Baumeister, der sich mit seinem höllischen Heere in den Dienst des Menschen stellt und ungeheure Dämme und Wälle in Form der alten Cyklopenmauern und mächtige Brücken über weite Thäler und Flüsse baut. Als solche Teufelsbauten gelten der große Grenzwall der Römer in Allemannien, der sich von der Donau unweit Regensburg durch das jetzige Württemberg bis an den Rhein bei Köln hinzieht, die Nordgauer Pfahlhecke zwischen Ellingen und Kleinfeld, 1½ Stunde von Weißenburg, der am Ostrande des Harzes mitten durch die vorgelagerte Ebene gehende schmale und steile Bergrücken, der bei Blankenburg anhebt und bei Ballenstedt etwa aufhört, das unter dem Namen Margarethenwall bekannte Dammwerk, der beim Dorfe Paarstein in Hinterpommern liegende Teufelsdamm, der in Form einer künstlichen Landzunge in den zwei Meilen nördlich von Strasburg an der äußersten Spitze der Uckermark gelegenen Gahlenbecker See eine ganze Strecke hereinragende Damm, der Jäthenwerder im Jäthensee, nicht weit von Mirow. Ebenso werden Brücken ausdrücklich in der Volkssage als Werke des Teufels bezeichnet, wie die Tauglbrücke, die Teufelsbrücke bei dem adeligen Gute Groß-Zochor in der Nähe von Lauenburg, die Teufelsbrücke im Salzburgischen, die aus zwei riesigen gegen einander gelehnten Felsen besteht, unter denen die Lammer fließt, die Brücke im Montafolnerthale, die über die Reuß in der Schweiz führende Teufelsbrücke, die sich am Wege zum St. Gotthard hinauf kühn von Fels zu Fels über einen Wasserfall wölbt, die Tägybrücke im Greyenser See, die Sachsenhauser Brücke zu Frankfurt, die Regensburger und die Bamberger Brücke. Nicht minder ist der Teufel bei Aufführung von Domen, Kirchen, Kapellen und Klöstern betheiligt. Er erbaut die Stätten der christlichen Gottesverehrung oft ganz allein, wenn ihm zum Lohne dafür die Seele des ersten Beters in Aussicht gestellt, oder ihm gesagt wird, daß der begonnene Bau eine Schenke oder ein Buhlhaus werden soll. Dergleichen Sagen knüpfen sich an den Halberstädter Dom, die Simonskirche in Trier, den Dom zu Aachen u. s. w. Der Teufel führt aber auch Bauwerke anderer Art bereitwillig für den Menschen auf, wenn er ihm seine Seele mit seinem Blute verschreibt, meist in einer einzigen Nacht, entweder allein oder mit seinen Gesellen. So erbaut er dem reichen Kaufmann Georg Fugger, als dieser um die berüchtigte Claudia Portia freite, einen prächtigen Palast, einem hessischen Bauern führt er sein abgebranntes Gehöft wieder auf, einem Bauern im Oberinnthale errichtet er ein stattliches Haus und einen Stadel, dem Besitzer des Lehens Gassenkogel in einem Seitenthale der Oberfritz ein Haus, einem Bauern auf der Ellenbach am Sandershauser Berge bei Cassel eine Scheune, einem Müller am Abhange des Ramberges eine Mühle, einem Müller in Coslitz einen Mühlgraben, einer Müllerin ihr zertrümmertes Wehr u. s. w. Alle diese Sagen haben die gemeinschaftliche Pointe, daß der Teufel von seinen Partnern geprellt wird. Er muß nicht allein den bis auf die Einfügung des Schlußsteins vollendeten Bau im Stiche lassen, sondern auch auf die ihm verschriebene Seele verzichten.

In einer anderen Sagengruppe wieder erhebt der Teufel Anspruch auf einen Theil der Erde und schließt mit Gott oder mit Jesus Christus einen Vertrag in der Weise ab, daß ihm so viel Land abgetreten werde, als er während einer Nacht mit einer Mauer umschließen könne, oder er fordert vom Menschen die eine Hälfte des Ernteertrages, sei es die obere, sei es die untere. Doch er wird auch da betrogen. Gott zerstört seine Mauer durch den Blitz, oder das Morgenlicht bricht an, wodurch er machtlos wird, oder der Mensch sät eine solche Frucht, die in ihrem oberen oder unteren Theile werthlos ist. Gerade in diesen Sagengebilden herrscht ein köstlicher Humor. So schlau der Höllenfürst es auch anzufangen glaubt, um seinen Egoismus zu befriedigen, er hat keine Macht, seine Ansprüche zur Geltung zu bringen.

Sehr drolliger Natur sind meist auch alle die Sagen, welche uns den Teufel als Freiersmann vorführen. Alle seine Anstrengungen und Bemühungen, ein weibliches Wesen zu gewinnen, sind umsonst, er kommt nicht zum Ziele. Entweder wird er von dem erkorenen Mädchen noch zur rechten Zeit in seiner Teufelsnatur erkannt und es werden Mittel gefunden, die ihn zum Abzuge nöthigen, oder es macht ihm das Weib, wenn es wirklich zur Verheirathung gekommen ist, das Leben so blutsauer und unerträglich, daß er Reißaus nimmt und sich nicht mehr sehen läßt.

Ergötzlich wirkt auch das vielgestaltige Märchen vom klugen Schmiede, der einen Pakt mit dem Teufel abschließt und als dieser sich einstellt, seine Seele in Empfang zu nehmen, ihn entweder auf einen Stuhl oder auf einen Baum bannt, von dem er nicht mehr herunter kann, oder in einen Sack lockt, diesen dann auf den Amboß legt und mit dem Hammer tüchtig drauf schlägt, daß der Eingesperrte ein jämmerliches Geschrei erhebt. Die Sage hat im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen erfahren, und es sind ihr ohne Zweifel Züge von unternehmenden und furchtlosen Schmieden mancher Orte aufgedrückt worden, die Grundzüge aber bleiben dieselben. Sicher haben sich in dem Märchen vom klugen Schmiede und dem geprellten Teufel verschiedene Mythen vom Thor und seinen Kämpfen mit den Riesen niedergeschlagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach steht das Märchen auch in verwandtschaftlichem Zusammenhange mit dem vom geprellten Tode, obwohl dieses sehr alt ist und wiederholt schon im Talmud und Midrasch vorkommt.

Zu den Sagen mit komischem Charakter sind ferner die Teufelswetten zu zählen. Der Höllenfürst prahlt, eher mit einer Arbeit fertig zu sein, als sein Partner, oder er fordert, man möge ihm eine Aufgabe stellen, die er nicht lösen könne.

Wir wollen im Folgenden die Sagengruppe behandeln, in denen der Teufel als ein Helfer des Menschen in allerlei Nothlagen und Anliegen erscheint. Der Mensch befindet sich oft in einer peinlichen Lage, er weiß keinen Rath, um aus der Verlegenheit zu kommen. In seiner Verzweiflung wendet er sich an den Teufel und ruft ihn um Beistand an. Augenblicklich ist der Böse bei der Hand und verspricht ihm Hilfe, wenn er ihm mit seinem Blute seine Seele verschreibe. Der Bedrängte geht auf die Bedingung ein und beide schließen mit einander einen Vertrag. In einzelnen Sagen wird der Teufel sogleich nach seiner Hilfeleistung von dem Menschen geprellt, in anderen wieder vergehen Jahre, je nachdem der Vertrag abgeschlossen ist. Hat der Teufel dem Menschen geholfen, so lebt dieser gewöhnlich in Saus und Braus und denkt nicht mehr an den schlimmen Handel. Erst wenn der Zeitpunkt heranrückt, wo der Teufel ihn abholen soll, liegt es ihm wie ein Alp centnerschwer auf dem Herzen. In seiner

Angst entdeckt er sich entweder seiner Frau oder er wendet sich an einen Priester oder an einen Zauberer und Hexenmeister und es gelingt ihm, durch sie den geschlossenen Handel zu nichte zu machen und seine Seele zu retten. Sieht der Teufel, daß er überlistet und getäuscht ist, so erhebt er ein Zetergeschrei und eilt, meist einen fürchterlichen Gestank zurücklassend, unter Poltern und Krachen zur Hölle und läßt sich nicht wieder sehen. So blieb nach einer Sage bei Zingerle (Sagen aus Tirol Nr. 704 S. 398, vergl. Alpenburg, Sagen aus Tirol S. 282) einst ein Fuhrmann im Teufelsloche am Kunderswege, einem Engpaß an der Poststraße von Innsbruck nach Bozen, bei schlechtem Wetter mit seinem Wagen im grundlosen Moraste stecken und konnte nicht mehr von der Stelle, obgleich er Winden und Heben an die Räder ansetzte und mit der Peitsche auf die schweißtriefenden Pferde einschlug. In seiner Verzweiflung rief er unter furchtbarem Fluchen den Teufel an. Sogleich trat ein vornehmer Herr in grüner Kleidung mit langen Stiefeln zu ihm und bot ihm seine Hilfe an unter der Bedingung, ihm dafür ein Stück seines Leibes zu geben. Der Fuhrmann willigte ein, und bald rollte der schwere Lastwagen so leicht und schnell von dannen, als ging es über eine Tenne. Als er darauf seinem Nothhelfer die vertragsmäßige Leistung gewähren sollte, reichte er ihm ein Stück von einem seiner überlangen Fingernägel. Der überlistete Satan wechselte sofort seine Gestalt und schoß als ein scheußliches Ungethüm, ungefähr wie ein feuriger Molch, wildzischend unter Donner und Blitz von dannen, so daß die Berge dröhnten. Ein Kruzifix und verschiedene Heiligentafeln hängen noch heute zur Erinnerung an der Felsenwand und dienen den Christen zum Troste und ermahnen sie zum Gebete.

Namentlich gesellt sich der Teufel gern zu armen Vätern und Wittwen mit vielen Kindern, die nichts zu leben haben, und verspricht ihnen Hilfe, wenn sie entweder sich oder eines ihrer Kinder ihm zu eigen geben. Die Sagenliteratur liefert dafür zahlreiche Belege, auf die wir nicht näher eingehen. Es gehören hierher aber auch solche Erzählungen wie die in der Zeitschrift für hessische Geschichte (Bd. IV, S. 115 f.) von einem Manne, der seinen reichen Nachbar um vier Metzen Korn anging, um den Hunger seiner fünf Kinder stillen zu können. Derselbe versprach ihm sogar acht Metzen zu geben, wenn er nach seinem Tode drei Nächte an seinem Grabe wachen wolle. Obgleich es dem armen Manne schwer ankam, so nahm er doch das Anerbieten an. Bald darauf starb der Reiche, man wußte nicht recht wie, und ward begraben. Der Arme begab sich, seinem Schwure gemäß, zur Wache an das Grab, es widerfuhr ihm aber weder in der ersten noch in der zweiten etwas Schlimmes. Am dritten Abend ward ihm recht bänglich zu Muthe und er war froh, einen alten Krieger zu treffen, der ihm versprach, zur Seite stehen zu wollen. Es dauerte gar nicht lange, so verfinsterte sich der Himmel und mit schrecklichem Getöse erschien eine furchtbare Gestalt und rief: „Hinweg von diesem Grabe, der ist mein, der unter diesem Hügel schläft, und mein ist seine Seele!" Doch die beiden Wächter riefen: „Alle guten Geister loben den Herrn, hebe dich weg von mir, Satanas!" Da der Teufel sah, daß die Wächter ihm nicht ohne Weiteres das Grab überlassen würden, bot er ihnen Geld. Das war dem alten Krieger gerade recht. Er sprach: „Wenn Du uns diesen Stiefel voll Geld giebst, so magst Du das Grab mit Allem, was darin ist, nehmen, dabei zog er einen großen, weiten Stulpstiefel aus und hielt ihn dem Bösen hin. Während der Teufel aber das Geld holte, schnitt der Soldat mit einem Messer den Schuh vom Stiefel rund herum ab, so daß er nur noch den Stulpen in der Hand hielt. Rasselnd warf der Teufel die Goldstücke in den Stiefel, aber sie fielen alle leise durch den Stulpen ins Gras. Da der Stiefel nicht voll wurde, mußte sich der Teufel bequemen, eine zweite und dritte Ladung zu holen und auch diese reichten nicht hin. Schon wollte der Teufel dem Krieger den Stiefel aus der Hand reißen, da krähte plötzlich der Hahn. Mit furchtbarem Gerassel fuhr er durch die Luft und ließ sich nicht wieder sehen. Die Wächter aber rafften die vielen Goldstücke am Boden zusammen und lebten froh und fröhlich zusammen bis an ihr Ende.

Eine ähnliche Geschichte lesen wir bei Schambach und Müller (Niedersächsische Sagen und Märchen Nr. 169, S. 155 f.) von einer armen Wittwe in Spandeck. Der Teufel kam zu ihr und versprach ihr, sie mit ihren Kindern bis an den Tod zu versorgen, wenn sie ihm ihren jüngsten Sohn, der eben 14 Jahre geworden, übergeben wolle. Die Frau ging auf den Handel ein und hatte von nun an keine Nahrungssorgen mehr. Je näher aber das bestimmte Jahr heranrückte, desto mehr quälte sie das gegebene Versprechen. In ihrer Angst lief sie zum Pfarrer und theilte ihm ihren Kummer mit. Dieser führte an dem Tage, wo der Teufel kommen sollte, den Sohn auf den Kirchhof, zog dort einen Kreis, stellte einen Stuhl und Tisch hinein und befahl ihm, er solle sich hinsetzen und in der Bibel lesen. Um Mitternacht lärmte der Teufel schrecklich um den Kreis herum, er konnte aber dem Knaben nichts anhaben. Ebenso geschah es in der zweiten Nacht. In der dritten begab sich der Knabe auf den Rath des Pfarrers nach der Kirche und las dort ein Lied, das er gedichtet hatte. Obwohl auch hier der Teufel sich einstellte und schreckliche Verwüstungen anrichtete, so war er doch um die Seele des Knaben betrogen.

Ist der Mensch in Geldnoth, so weiß der Teufel ebenfalls Rath; er verschafft ihm so viel, daß er ein herrliches Leben führen kann. In dieser Hinsicht verweisen wir auf eine Sage bei Karl Müllenhoff (Märchen, Sagen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg S. 303). Der Teufel versprach einem Manne sofort einen Scheffel Geld unter der Bedingung, er solle ihn gehäuft empfangen und nach [illegible] Jahren nur gestrichen zurückgeben, könne er das nicht, so [illegible] er ihm seine Seele überlassen. In seiner Schlauheit frug der Mann sogleich den Teufel, ob er ihm das Geld auch eher zurückgeben könne, was dieser ihm gern zugestand. Als der Mann den gehäuften Scheffel mit Goldstücken erhielt, nahm er ein Brett, strich das Gehäufte herunter und sprach: Das Uebrige kannst Du Dir wieder mitnehmen, mehr brauche ich nicht. So ärgerlich auch der Teufel darüber war, so konnte er doch dem Manne nichts anhaben.

Nach A. Kuhn (Sagen, Gebräuche und Märchen in Westfalen I, S. 375 Nr. 420) trug sich dieselbe Sache mit drei Studenten zu. August Kopisch hat die Sage poetisch bearbeitet und schließt mit den Worten:

> Seit dieser Zeit sieht keinen Mann
> Der Teufel sich viel besser an!
> Gar raffinirt im Tacte
> Sind jetzt Contract und Pakte.

In einer fatalen Nothlage befand sich nach Schöppner (Sagenbuch der Bayerischen Lande I, Nr. 294 S. 281 ff.) auch Liesbetchen von Mönchberg. Sie sollte ihrem Herrn die beste Kuh im Stalle verfüttert haben und wurde von ihm angehalten, sie zu bezahlen, was sie nicht konnte. Da erschien ihr der Teufel und verabreichte ihr einen ganzen Beutel mit Geld, sie mußte ihm dafür aber ihre Seele mit ihrem Blute verschreiben. Als sie nach Hause kam und in den Stall ging, bemerkte sie, daß sie die Kuh gar nicht verfüttert hatte, sondern daß sie todt gestochen worden sei. Da gereute es sie schmerzlich, umsonst dem Teufel ihre Seele verschrieben zu haben. Sie wandte sich sogleich an den Pfarrer und bat ihn, er möchte ihr einen guten Rath geben, wie sie wieder loskommen könne. Er schlug ihr vor, das Geld wegzuwerfen und in die Kirche zu gehen und daselbst zu beten. Auf dem Wege dahin erfaßte sie aber der Teufel am Rocke und hielt sie fest. Da ertönten vom Kirchthurm plötzlich die Glocken, die Leute zogen den Hut ab und fingen an zu beten, infolge dessen mußte der Teufel stehen bleiben. Diesen Augenblick benutzte das Mädchen, es lief schnell den Berg hinan und wollte schon in die Kirche hineingehen, doch der Teufel erfaßte es abermals, fuhr mit ihm in die Höhe und schwenkte es dreimal um den Kirchthurm. Da es aber betete: Herr Jesu, dir leb ich, Herr Jesu, dir sterb ich, mußte der Teufel es wieder auf die Erde niedersetzen. Wenn auch das Mädchen hier verstarb, so war der Teufel doch um ihre Seele geprellt.

Sehr gern steht der Teufel Mädchen bei, die großes Gefallen am Tanzen haben, aber nicht zu Tanze gehen können, weil es ihnen an einem Tänzer fehlt, oder weil sie im Dienste stehen und der Herr es ihnen nicht gestattet. So hilft der Teufel nach einer Sage bei Wolf (Niederländische Sagen, S. 556 f. 458) einer Dienstmagd, die bei Brüssel auf einem Pachthofe diente und am Kirmeßmontage gern tanzen wollte, allein der Pächter verlangte, daß sie auf dem Felde Mist ausbreiten sollte. In ihrer Verzweiflung setzte sich die Magd auf die Erde und weinte. Da trat ein altes, kleines, häßliches Männchen zu ihr und fragte sie, was ihr fehle. Sie erzählte ihm Alles. Da ist Rath für, sprach es, und im Nu flogen zwei Düngerhaufen auseinander aufs Feld hin. Er wollte ihr auch die anderen ausbreiten, wenn sie ihm verspräche, morgen das erste Bund, das sie machen

werde, ihm zu schenken. Die Magd ging darauf ein, und in zehn Minuten lag der ganze Dünger auf dem Felde und sie konnte zu Tanze gehn. Da dem Pächter die Sache nicht richtig vorkam, holte er die Magd vom Tanze und ging mit ihr zum Pfarrer, wo sie die Sache erzählen mußte. Der Pfarrer machte ein ernstes Gesicht und rieth ihr, wenn sie nicht verloren gehen wolle, am nächsten Morgen früh nicht den Unterrock zu binden, sondern im besten Hemde in die Scheune zu gehen und dort ein Bund Stroh zu binden und vors Thor zu werfen. Die Magd befolgte den Rath des Pfarrers. Kaum hatte sie das Bund vors Thor geworfen, so packte es der Teufel und zerriß es in tausend Stücke.

In einer anderen unangenehmen Lage befand sich nach einer Erzählung aus der Hoch-Bretagne bei Paul Sébillot, Nr. 42, S. 267, ein junger Bauer Namens Jean Lemaitre. Er wollte gern heirathen. Obgleich er braven Wesens war, mieden ihn doch alle jungen Mädchen, da er eine sehr häßliche Gestalt hatte. Darüber war er sehr traurig. Eines Tages erschien ihm der Teufel und versprach ihm die Gunst eines Mädchens zu verschaffen, wenn er mit seinem Blute unterschreibe, ihm gehören zu wollen, falls es ihm gelinge, seine Frau am Tage der Hochzeit bis zur Mitternacht zu einer Sünde zu verleiten. Der Bauer war es zufrieden und erhielt vom Teufel ein Kreuz, von dem er einen unscheinbaren Splitter dem Mädchen, um dessen Gunst er werben wolle, in den Trank thun sollte. Er verfuhr so und heirathete ein Mädchen Namens Mathurien. Bei der Hochzeit wurde flott getanzt, kurz vor Mitternacht mischte sich auch der Teufel in der Gestalt eines Fremden unter die Tänzer. Der Tanz wurde immer wilder und die Leier erklang fort, wenn auch der Spieler seine Hand davon ließ. Schon schlug die Uhr zwölf und der Bauer hatte seine junge Frau noch zu keiner Sünde verführt. Da überkam ihn die Angst und er versteckte sich in einen Kamin. Mittlerweile aber war eine Frau dadurch auf den Teufel aufmerksam geworden, daß ihr Kind im Leibe allemal aufschrie, wenn dieser an ihr vorübertanzte. Sie schickte sofort nach einem Priester, der den ungebetenen Gast durch seine Beschwörung zur schleunigen Flucht nöthigte. Mit einem furchtbaren Geheul, als wenn ein Orkan wüthete, zog der Teufel ab und mußte von seinem Opfer abstehen.

In vielen Fällen jedoch sind es nicht äußere Nothlagen und sonstige tiefe Bekümmernisse, sondern andere Anliegen, wie schnöde Geldgier und der Hang, ohne zu arbeiten ein lustiges und bequemes Leben zu führen, die den Menschen dem Teufel überliefern, er wird aber auch hier geprellt. Der Mensch findet noch zur rechten Zeit ein Mittel, das ihn rettet. Zum Beweise nur einige Beispiele. Wolf (a. a. O. S. 554 Nr. 456) bringt eine Sage von einem Kaufmann zu Löwen, der sich dem Teufel unter der Bedingung mit Leib und Seele verschrieb, wenn er ihm viel Geld und Gut verschaffe. Als nach sieben Jahren der Teufel kam, um den Mann zu holen, griff er zu folgender List. Er sprach zu ihm: „Lasset mir nur noch so lange Zeit, bis das Stümpschen Licht abgebrannt ist, ich möchte noch meinen Namen unter einige Briefe setzen und dann will ich noch meinen Rock anziehen!“ Der Teufel gewährte ihm die Bitte. Der Kaufmann begab sich in das Nebengemach und befahl der Magd, sie sollte eine Tonne Wasser neben die neugegrabene Grube im Garten stellen und die Knechte sollten sich mit Schaufeln rüsten. Darauf eilte er mit dem Lichtchen hinaus unter dem Vorwande, der Schlüssel stecke noch an der Gartenthür, und warf es in die Grube, die Magd goß Wasser darauf und die Knechte warfen das Loch sogleich mit Erde zu. Inzwischen war der Teufel ihm nach in den Garten gegangen. „Wo ist das Lichtchen?“ fragte er, der Kaufmann antwortete: „Das ist noch nicht ausgebrannt und wird auch in den nächsten fünfzig Jahren noch nicht ausbrennen, es liegt hundert Klafter tief in der Erde.“ Als der Teufel das hörte, erhob er ein jämmerliches Geschrei und fuhr mit greulichem Gestanke hinweg.

Eine andere Sage findet sich bei Zingerle (a. a. O. S. 446 Nr. 775). Ein Kleinhäusler zu Imst hatte eine große Vorliebe für Wild und er schloß mit dem Teufel einen Pakt, er wolle ihm nach einer bestimmten Anzahl von Jahren mit Leib und Seele gehören, wenn er ihn genügend mit Wild versorge. Der Teufel trieb ihm das Wild durch den Kamin ins Haus. Nach einigen Jahren überkam den Mann die Reue wegen des eingegangenen Vertrages und er beichtete sein Vergehen einem Capuziner, der ihm die Buße auferlegte, drei Nächte hinter einander auf dem Friedhofe alle Todtenköpfe und Todtengebeine einzugraben. Das war eine saure Arbeit, denn der Teufel schreckte ihn auf alle mögliche Weise, indem er die verscharrten Knochen immer wieder aus der Erde hervorwühlte. Mit Hilfe des Geistlichen vollbrachte der Mann aber die Arbeit und der Teufel mußte mit einer langen Nase abziehen.

Nach einer Sage bei R. v. Freisauff (Salzburger Sagen S. 522) verschrieb der Oberarler Schmied zu Plankenau dem Teufel seine Tochter, eine „Feggie“ (Cretin), wenn er ihm bis zum nächsten Hahnrufe die warmen Quellen aus den Großarler- (jetzt Lichtenstein-) Klammen herausleite. Der Teufel machte sich sofort an die Arbeit, doch das Getöse und Gepolter erregten im Schmiede eine solche Angst, daß er schnell zur Hexe des Ortes lief und sich einen guten Rath erbat. Diese sagte ihm, er möchte sofort den Hahn in den Brunnentrog tauchen. Durch das unfreiwillige Bad fing der Hahn gewaltig zu krähen an, worauf der Teufel von seiner Arbeit abstehen mußte.

Für einen andern Preis verschrieb nach Zingerle (a. a. O. S. 443 Nr. 773) zu Kolmar ein Wildschütz dem Teufel seine Seele. Er forderte von ihm, er solle ihm dafür 29 Jahre hindurch mit Freikugeln versorgen. Am Abende vor der Nacht, wo der Schwarze ihn holen sollte, wurde dem Schützen aber so angst und bange, daß er sich an einen alten Priester wandte und ihm das vom Teufel erhaltene Gewehr mitsammt dem Kugelmodell übergab. Der fromme Greis behielt den Bedrängten bei sich und legte ihm allerhand geweihte Sachen an. Als um elf Uhr der Teufel unter Sturm und Wetter dahergefahren kam und dem Wildschütz den Paktbrief vorzeigte, nahm der Priester das Papier, als ob er es prüfen wollte, und machte eiligst drei Kreuze darauf. Der Brief war nun für den Teufel verloren. Er ergriff hierauf den Wildschützen und rang mit ihm, während der Geistliche in einem fort betete. Da schlug es 12 Uhr und der Priester rief dem Teufel zu:

„Im Namen Jesu weich,
Die Teufelsstunde ist vorbei!“

Unter schrecklichem Geheul flog der Teufel davon und ließ in der Mauer ein großes Loch zurück.

Die Sage bildet einen Nachklang zu der bekannten Freischützsage, die ihrerseits wieder weiter nichts als eine jüngere Umdeutung des Mythus vom Wuotan als wilden Jäger ist, der den goldringgeschmückten Sonnenhirsch durch einen unfehlbaren Schuß erlegt.

Die angeführten Sagen ließen sich leicht verhundertfachen, auf die Zahl kommt es aber nicht an, uns lag nur daran, für eine große Gruppe von Teufelssagen den Gesichtspunkt festzustellen, unter dem sie zu betrachten sind.

Bücherbesprechungen.

— Neue Rechtschreibung. Im Jahre 1903 soll die neue deutsche Rechtschreibung in allen Schulen und bei sämmtlichen Behörden des Deutschen Reichs, Oesterreichs und der Schweiz sowie in den deutschen Schulen Nordamerikas zur Einführung kommen. Man hofft, daß auch die nichtamtlichen Kreise die zweifelsohne erfreuliche Thatsache, daß es nunmehr eine anerkannte einheitliche Orthographie giebt, „soweit die deutsche Zunge klingt“, gebührend beachten und sich den Beschlüssen der Rechtschreibungs-Conferenz willig fügen werden. An Hilfsbüchern zur Einprägung der neuen Schreibung ist jedenfalls kein Mangel, ja sie jagen einander förmlich. Wieder sind uns einige derartige Schriftchen zugegangen. 1) Neue deutsche Rechtschreibung zum Selbstunterricht für jedermann, nach den für das gesamte Deutsche Reich amtlich gültigen Regeln nebst Wörterverzeichnis, von Th. Kolbe, städtischem und Kapitulantenschullehrer. Berlin W, Kurfürstenstr. 18. Verlag der Liebelschen Buchhandlung. 1902. Preis 60 ₰. 2) Die neue deutsche Rechtschreibung. Regelbuch und Wörterverzeichnis nebst kurzen Erläuterungen der gebräuchlichen Fremdwörter. Für den Schul-, Bureau- und Privatgebrauch bearbeitet von E. Rasche, Schuldirektor, und O. Flechsig, Lehrer. Leipzig. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung 1902. Preis 25 ₰. Die Bücher erfüllen beide ihren Zweck. Das an erster Stelle genannte behandelt die Regeln etwas ausführlicher (24 Seiten); indessen erscheint uns das, was auf den 10 Seiten des zweiten

Büchleins an Regeln steht, als vollkommen ausreichend. Außerdem empfiehlt sich das letztere durch seinen ungemein billigen Preis. Lobenswerth ist an dem Kolbeschen Buche, daß es den Abschnitt über die Schreibung der Fremdwörter einleitet mit folgender beherzigenswerther Mahnung: So viel als möglich ist die Anwendung der Fremdwörter zu vermeiden, eine große Anzahl derselben kann durch gute deutsche Ausdrücke von gleichem Werthe ersetzt werden. — Größere Ansprüche macht ein drittes Buch, wie man schon an dem Titel merkt: 3) Neue Orthographie! Deutsche Sprachlehre mit neuester Schreibweise, entwickelnder Darbietung und Aufgaben zum Gebrauche in Volks-, Bürger-, Mittel-, Knaben- und Mädchenschulen, Fortbildungs-, Landwirtschafts- und Militärschulen, sowie zum Selbstunterricht für jedermann, besonders auch Kapitulanten. Von J. G. Obst. Nebst ausführlichem Wörterverzeichnis. Leipzig 1902, Verlag von Gustav Gräbner. Preis 1 ℳ 50 ₰. Das Buch will allzu vielen Zwecken dienen, das verräth schon der wortreiche Titel. Wenn die ersten drei Abschnitte — Wortlehre, Satzlehre, Rechtschreibung — sich an Volks- und Bürgerschulen wenden, so gehen die Stilübungen der Mehrzahl nach sogar über das Bedürfniß der Fortbildungsschule hinaus. Was soll z. B. die breite Behandlung der Titulaturen in solch einem Buche? „Geschäftsaufsätze und Grundzüge der gewerblichen Buchführung“ auf ganzen 15 Seiten darbieten zu wollen, ist mehr als Kühnheit. Aber auch der deutsche Ausdruck ist mehrfach anfechtbar. S. 13 steht z. B.: „Auf die Frage: Wessen? stehen folgende Verhältnißwörter im zweiten Falle.“ Auf S. 16 werden die begründenden und folgernden Bindewörter untereinander geworfen. Eine recht bedenkliche Mehrzahlbildung zeigt der Satz (S. 96): „Den Aktivas sind bei der Inventur die Passivas gegenüber zu stellen.“ Höchst sonderbar muthet die patriotische Einleitung zur Wortlehre (S. 1) an. Auf S. 48 wird Syrup fälschlich unter den Wörtern mit y genannt, im Wörterverzeichniß S. 132 richtig mit i geschrieben. Derlei Flüchtigkeiten sind nicht zu entschuldigen, zumal an einem Buche, das den deutschen Unterricht fördern will. Unser Urtheil über das Buch lautet: Manches darin ist brauchbar, als Ganzes verdient es keine Empfehlung. R. B.

— Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Von Dr. Carl Friedrich Müller, Professor am königl. Gymnasium in Kiel. Leipzig, Max Hesses Verlag. Preis 1 ℳ 80 ₰, in Leinenband 2 ℳ 50 ₰. — Der Verfasser hat sich schon in einem früheren Schriftchen mit Fritz Reuters Sprache beschäftigt. Mit außerordentlichem Fleiße stellt er in vorliegendem Buche alle volksthümlichen und sprichwörtlichen Redensarten aus Reuters Werken zusammen, erläutert ihren Sinn und bemüht sich, auch über ihre Herkunft und Entstehung Aufschluß zu geben. Natürlich ist oft schwer festzustellen, ob eine Wendung vom Dichter dem Volksmunde abgelauscht oder von dem Dichter geprägt und aus seinen Büchern ins Volk gedrungen ist. Indessen wird es auch wenig Leute geben, denen eine Entscheidung darüber zustünde, ob der Verf. hier überall das Rechte getroffen hat. Ueberdies ist er auch vorsichtig genug, an vielen Stellen sowohl diese wie andere Fragen offen zu lassen. Jedenfalls ist die Sammlung eine dankenswerthe Vorarbeit für ein mecklenburgisches Mundartwörterbuch und verdient deshalb auch die Aufmerksamkeit wissenschaftlicher Kreise. Ganz besonders willkommen aber wird das Buch den zahlreichen Freunden Fritz Reuters sein, zumal auf mittel- und oberdeutschem Boden. Unter den auf S. IX angeführten benutzten Hilfsmitteln fehlt merkwürdiger Weise das 1885—1888 erschienene niederdeutsche Handwörterbuch von Lübben und Walther. R. B.

— Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts von Dr. Wilhelm Münch, Geh. Regierungsrath, Professor der Pädagogik an der Universität Berlin. Zweite, umgearbeitete Auflage. (Sonderausgabe aus Dr. A. Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen“.) München 1902. Becksche Verlagsbuchhandlung. — Es ist eine große Reform oder vielleicht richtiger eine Revolution, die unser höheres Schulwesen jetzt durchmacht, und gerade die neueren Sprachen sind hier von hervorragender Bedeutung in einer Zeit, wo auch moderne Schulgebilde wie die Realschule von Staatswegen gewisse Maturitätsprüfungen erhalten mit der Berechtigung zu Universitätsstudien, wobei man vorzüglich die künftigen Mediciner, Cameralisten und Juristen (denen ja allerdings z. B. zum Verständniß des Code Napoléon eine gründliche Kenntniß des Französischen bei weitem nützlicher ist als das Griechische) im Auge hat. Man kann darüber streiten, ob dies für alle Facultäten richtig ist, ob nicht jedenfalls die Realschullehrer ein Gymnasium absolviren müßten, denn will die Realschule eine würdige Stellung neben dem Gymnasium behaupten, so dürfen ihre Lehrer in ihrem Bildungsgange nicht hinter den Gymnasiallehrern zurückstehen. Sie werden dann mit einer solchen classischen Vorbildung um so gründlicher das Studium der modernen Sprachen betreiben. Aber wie einmal die Sachen stehen, liegt dem Pädagogen die Pflicht ob, den Erscheinungen der Zeit zu folgen und für die Jugendbildung sich jeglichen Stoffes so weit und in der Weise zu bemächtigen als er ihn fruchtbar finden und machen kann. Und dies lehrt nun für das Französische die vorliegende Schrift mit umfassender praktischer und theoretischer Sachkenntniß und mit großer Klarheit und Uebersichtlichkeit. Es war eine große Aufgabe. Das ganze Material zu bewältigen, scheint fast unmöglich. So hätte z. B. noch die heuristische Methode hervorgehoben werden können, denn nur was der Schüler selbst findet, ist sein sicheres Eigenthum. (Vgl. Französische Sprachlehre für den formalbildenden Unterricht. Zweite Aufl. Leipzig, 1883. Jul. Klinkhardt.) Aber so viel lernt man aus den Darlegungen, daß, sollen die modernen Sprachen ein Hauptbildungsmittel im modernen Unterricht sein, man nicht vergessen darf, daß der letzte Zweck der Schule Bildung ist d. h. Förderung des Geistes und Charakters, wozu auch die französische Sprache nach Inhalt und Form ein Mittel ist. Das Buch ist ein zu weiteren Studien aufmunternder Freund und Rathgeber, ganz geeignet ein wissenschaftliches Studium der französischen Sprache zu fördern und zugleich die Lehrweise derselben zu verbessern. W—k.

— Christoph Fr. Griebs Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. Zehnte Auflage mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neubearbeitet und vermehrt von Prof. Dr. Arnold Schröer. Stuttgart, Paul Neff Verlag. — Das Werk, über das wir schon beim Erscheinen der früheren Lieferungen in diesen Blättern gesprochen haben, liegt nun mit der 42. Lieferung abgeschlossen vor und die Durchsicht läßt in den letzten Lieferungen dieselbe gewissenhafte und geschickte sachliche Bearbeitung wie in den ersten erkennen. Es ist reichlich erfüllt, was auf dem Titelblatt versprochen worden. Die Neubearbeitung zeigt sich zunächst darin, daß alle Wörter und Ausdrücke, die in dem gesprochenen Englisch von heute nicht mehr gebraucht werden, ausgeschieden sind, und wenn man auch sagen könnte, daß hier und da wohl noch ein veraltetes oder seltenes Wort stehen geblieben, so ist dagegen die Vermehrung eine sehr bedeutende durch eine große Zahl neuer Wörter und Fachausdrücke der Neuzeit auf technischem, commerziellem, militärischem, politischem und wissenschaftlichem Gebiete. Ferner ist besondere Rücksicht auf Aussprache und Etymologie genommen. Gerade in letzterer Beziehung ist das Wörterbuch von hervorragendem Werthe. Die etymologische Ableitung ist immer streng wissenschaftlich gegeben unter Heranziehung der entsprechenden lateinischen, französischen und altenglischen Wörter. Dabei sind die Ergebnisse der grammatikalischen Forschung verwerthet. Auch die Ausspracheangaben sind genau und sorgfältig. Es ist dies allerdings ein sehr schwieriges Capitel, kein Buch ist im Stande, die Aussprache ganz so wie sie im englischen Munde tönt wiederzugeben. Ob man durch Ziffern oder durch erdachte Lautbezeichnung oder was sonst für Hilfsmittel die Aussprache zu veranschaulichen sucht, es bleibt das Alles nur ein Nothbehelf. Und auch die phonetische Transscription im Grieb-Schröerschen Wörterbuch, so vereinfacht sie hier auch ist, mag für das große Publicum immer noch Schwierigkeiten bieten. Der Verfasser hat sich in der ersten Lieferung S. XI—XXII über die englische Aussprache und die Aussprachebezeichnung eingehend verbreitet, und hiermit müssen sich diejenigen, die das Wörterbuch benutzen wollen, recht vertraut machen, dann werden sie finden, daß die Aussprache in verständlicher Weise gegeben ist. Das Grieb-Schröersche Wörterbuch ist in jeder Beziehung eine gediegene Arbeit und sowohl für wissenschaftliche als auch praktische Zwecke, für den Schul- wie Privatgebrauch sehr zu empfehlen. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 134. Sonnabend, den 8. November, Abends. 1902.

Schiller im Lichte zeitgenössischer Poesie.

Zum 10. Novembee.

Von Paul Pasig (Ilmenau).

Einen Dichter von Gottes Gnaden wie unseren unsterblichen Schiller vom Zauber der Poesie verklärt zu sehen, gewährt an sich schan etwas Erhebendes, einen eigenartigen Genuß. Wie viel mehe aber dann, wenn zeitgenössische Dichter und solche, die dem Gefeierten persönlich nahestanden, die Saiten ihree Leier zu dessen Preise rühren! Allen voran steht Goethe, der Altmeister, mit seinem bekannten „Epilog zu Schillers Glocke", den er gelegentlich der dramatischen Aufführung von Schillers „Lied von der Glocke" in Lauchstädt kurz nach des Dichters Tode am 10. August 1805 zum Andenken an den allzufrüh ihm von der Seite gerissenen Freund verfaßte. Alles, was über Schillers innerste Eigenart, die Lauterkeit seines Denkens, die Reinheit und Erhabenheit seines Dichtens in Aller Gedächtniß lebt, faßt Goethe hier in seine bekannten Verse zusammen. Es ist die selbstlaseste Huldignng vor dem Genius, deren eben nur der wahre Genius fähig ist!

Die dichterischen Huldigungen, die Schiller nach seinem frühen Dahinscheiden zu Theil wurden, gruppiren sich sonst in der Hauptsache in zwei Arten. Während nämlich die einen dem ganzen Dichter gelten, denselben in seiner Größe verherrlichen und ihm den Kranz der Unsterblichkeit weihen, beschränken sich die anderen auf einzelne Schillersche Erzeugnisse. Einzelne wenige Gedichte beschäftigen sich auch mit der schon bei Lebzeiten unserer beiden Dichterheroen aufgeworfenen Frage, wer größee war, Goethe ader Schiller, und suchen eine befriedigende Antwort darauf zu geben.

Gehen wir zur ersten Gruppe über, so möchten wir der Merkwürdigkeit wegen zunächst das nicht gerade durch poetischen Reiz sich auszeichnende Gedicht des kunstsinnigen Bayernkönigs Ludwig I. („An Schiller") erwähnen. Neben der allgemeinen Verherrlichung des Dichtergenius fällt uns hier die starke Betonung des deutsch-nationalen Charakters der Schillerschen Poesie auf, was natüelich beim Erbauer der Walhalla nicht Wunder nehmen kann. Es heißt da am Schlusse:

„Deutsch bist Du, o Schiller, deutsch vor allen!
Deine Warte dringen zum Gemüth,
In des Volkes Herz sie widerhallen,
Das für seinen Schiller ewig glüht.

Einmal nur und niemals, niemals wieder
Einem Volk das Ideal sich zeigt;
Nie aufs neue tönen falche Lieder,
Ewig bleibest Du uns unerreicht"

Aehnliche Worte widmen die drei schwäbischen Dichter Uhland, Schwab und J. Kerner ihrem großen Landsmanne. Ersterer sieht in dem alljährlich neu erwachenden jungen Lenze ein treffendes Bild des noch immer jugendkräftig unter uns weilenden unsterblichen Dichtergenius:

„So wie der Frühling wiederkehret
Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
So wandelt jetzt verjüngt, verkläret,
Der Sänger in der neuen Zeit.

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spue;
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur."

Mahlmann, der noch heute namentlich wegen seiner übermüthigen Lieder „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust" und „Weg mit Grillen und Sorgen" bekannte Leipziger Dichter, widmete dem entschlafenen Sängee bei der in seiner Vaterstadt veranstalteten Todtenfeier eine ergreifende Huldigung, in der er namentlich Schillers erhabene Sprache feierte:

„Unser war er; in der Sprache,
Die an uns'rer Wiege sang,
Hören noch der Zukunft Tage
Seiner Lieder Himmelsklang,
Wärmen sich an seiner Sonne,
Die in tausend Farben spielt,
Sehn, was seine Blicke sahen,
Fühlen, was sein Herz gefühlt.
Kann auch je der Name schwinden,
Der so kühn emporgestrebt?
Kann auch den der Oekus binden,
Der in ew'gen Liedeen lebt?"

Auch des Dichters Schwägerin, Caroline v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld, selbst eine begabte Dichterin, dee man manchen werthvollen Beitrag zu Schillers Lebensdilbe verdankt, mischt sich in den Char der Sängee. Ihr Gedicht ist bei aller Kürze so allumfassend und Schillers gesammtes Dichten ergründend, daß wir uns nicht versagen können, wenigstens die wichtigsten Verse folgen zu lassen. Es beginnt:

„Das Reine, Große, Menschliche hast du gewollt,
Nie Eitlem, Kleinem, Selbstischem gezollt.
Der Wahrheit und der Liebe warst du Schutz,
Dem Falschen bot dein Genius stets Trutz.
Erblüht im Licht, aus Einfalt und Natur,
Erhob er sich zur reinen Sonnenspur."

Dann gedenkt die Dichterin der heerlichen Sproche Schillers, die zu dem schlichten, bescheidenen Wesen desselben in einem eigenartigen Gegensatze stand:

„In eigner Sprache Zauberhauch gebannt,
Errang manch edler Geist dich seinem Vaterland.
Im Leben still, nur gern auf freier Flur,
Gingst du in festem Sinn der Ehr' und Treue Spur.
So liebte dich die Welt, dein Vaterland;
Mit Stolz beweinen dich, die innig dich erkannt."

Die alle anderen Dichter überragende Geöße Schillers betont E. M. Arndt in jenen wenigen Zeilen, die in Gestalt eines Vergleiches sich sentenzenartig dem Gedächtniß einprägen:

„Wirf einem Zwerge dich zu Fuß,
Wächst er nicht plötzlich auf zum Riesen?
Besteige den Montblanc, und Grimsel und Gotthard muß
Sich gleichen zu des Thales Wiesen"

Karl Simrock, der Altmeister deutscher Sprachforschung und Sänger dentschen Heldenthums, widmete unserem Dichter ein paae Distichen, in denen er denselben gewissermaßen als Schutzgeist des deutschen Volkes feiert. Sie lauten:

„Keuscher Dichter und würdiger Mensch, sa wurdest du, Schiller,
  Unsrer Bewunderung werth, unseree Liebe gewiß.
Was uns Alle bewegt, du hast es gefühlt und gesungen,
  Reiner Gesinnungen Ernst uns in die Seele geflößt.
Deutsches Volk, so hatte dich nie ein Dichter ergriffen,
  Sa auch ehrte noch nie einen Dichtee das Volk.
Schwebe denn stets dein Lied als Schutzgeist über den Deutschen,
  Und im Bilde noch sei Lied' und Bewunderung dein!"

Ludwig Bechstein, der Märchenerzähler, schließt seinen kurzen Hymnus auf Schiller mit den wenigen Worten:

„Der Fremdling kam – der Dichter schied,
Doch ewig in den Herzen bleibt sein Lied."

Die Anspielung auf das Eindringen Napoleons I. in unsere deutschen Gaue und die damit beginnende traurige Zeit fremder Zwingherrschaft ist überaus sinnig: gleich als habe es der Dichter des „Tell“, der das Banner der Freiheit so furchtlos zu schwingen wußte, nicht zu ertragen vermocht, neben dem corsischen Eroberer länger im Vaterlande zu weilen, schied er von uns. Selbst in fremden Zungen erklingt unseres Lieblingsdichters Preis. Eine Engländerin klagt:

„Dear poet of my sex! ev'n I
— Though small a muse as than art great —
Will singing bless my Destiny,
That once my spirit thine could meet
And live with thee on eareh, thy name
Also in heavan to proclame!“

Wir könnten noch Gedichte von A. Grün, L. Schefer, F. Freiligrath u. A. erwähnen, die Schillers Ruhm der Nachwelt künden. Aber da sie sich nicht durch besondere Eigenart auszeichnen, gehen wir zur zweiten Gruppe über, deren Inhalt bestimmte Erzeugnisse unseres Dichters bilden.

Die edeln Frauengestalten Schillerscher Muse beschwört August Kind in einem längeren Gedichte herauf. Louise, Laura, Amalia, Thekla u. A. leben da vor unserem Geiste auf.

„Ja, Alles, Alles sind nur luft'ge Träume;
Vorüber hallt die Melodie dem Ohr —
Doch welch ein Glanz umröthet jene Bäume?
Wie? Oeffnet sich des Himmels goldnes Thor?
Johanna schwebt herab durch Sonnenräume,
Sie schwingt die Oriflamme hoch empor:
»Dort floh er hin!« ruft sie im Seraphskleide.
»Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!«“

Eugène Borel, ein Franzose, läßt den Schatten seiner Landsmännin, der Jungfrau von Orleans, der Gruft entschweben und dem Dichter, der sie im Liebe unsterblich gemacht, eine poetische Huldigung darbringen. Es heißt da („L'ombre de Jeanne d'Arc à Schiller“:

„Lorsque, vers l'orient, un chant plein d'harmonie,
En murmurant mon nom, me revèle un ami;
Mon ombre se reveille aux accords du génie,
Ma cendre joyeuse a frémi.

Gloire à ton nom! chantre sublime,
L'honneur que tu me rends rejaillira sur toi;
Tu laves, étranger la honte illégitime,
Qu'un poëte, un Français, osa verser sur moi.“

Besonders sind es die Gestalten Tells und Posas, die zu dichterischer Verherrlichung anregen. Wir nennen hier J. G. Seumes „Nekropompe auf Schillers Tod“, gedichtet auf der Fahrt über den Bottnischen Meerbusen unter dem Getöse der Wogen im August 1805. Da lesen wir u. A.:

„Schiller ist gestorben! Schall's in allen
Zirkeln an der Newa auf und ab,
Von dem Marmor in den Kaiserhallen.
Freund, so schöne Blumenkränze fallen
Selten nur auf eines Dichters Grab.

Seine Zauber öffneten die Pforte,
Daß der Blick in neue Welten ging;
Blumen schuf er, wo die Flur verdorrte,
Und der Sturm beflügelte die Worte,
Die er flammend von dem Gott empfing.“

Und am Schlusse:

„Schiller wird mit seinem Posa leben,
Leben, wenn der Undank ihn vergißt;
Niemand kann ätherischer uns heben,
Niemand besser zu genießen geben,
Was der Silberblick des Lebens ist.“

Tiedge („Aus dem Markt des Lebens“) fügt noch einen anderen Namen bei, indem er begeistert ausruft:

„Feierlich und strahlenhell
Schmückt Unsterblichkeit die Namen
Friedland, Posa, Wilhelm Tell!“

„Die Götter Griechenlands“ begeistern Gustav Pfizer zu einem Poem, das durch Gegenüberstellung gegensätzlicher Begriffe Wirkung erzielt:

„Um jene Wesen klaget dein Gedicht,
Die in der Schönheit Formen sichtbar waren —
Sie riefst du an — und wußtest selbst es nicht,
Wie ganz ein Priester du des Unsichtbaren!“

Dem erhabenen Meister,

„Der die Glocke hat gegossen,
Stark sie schwang im Heiligthum“

galt des Dichters (A. Em. Fröhlich) Preis gleichfalls, während ein anderer (Matth. Leop. Schleifer) auf den „Taucher“ anspielt, indem er die der Hand des Dichters entsunkene Laute mit dem Becher vergleicht, den des Königs Hand zum zweiten Male in den Strudel schleudert, den kein „Taucher“ wieder zurückbringt. Gohlis bei Leipzig, damals ein bescheidenes Dörflein am idyllischen Rosenthale, jetzt Vorort der Großstadt, wird wegen des „Liedes an die Freude“ gepriesen, das Schiller 1785 hier verfaßte. Einst, so meint der Dichter (J. K. Goldmayer), wird es heißen:

„Hier war Gohlis, ein Dorf“ — so ahn' ich die einstige Kunde —
„Hier sang Schiller das Lied, das uns noch heute erfreut.“

Und wie stellen sich die Dichter zu der Frage, wer größer war, Goethe oder Schiller? Wir meinen, sie haben, indem sie der bekannten Antwort des Altmeisters entsprechen, das Rechte getroffen. Chr. Frhr. v. Zedlitz meint:

„Goethe, du glänzest, der Lenker der Schlacht, der siegende Feldherr;
Schiller, der Held, der den Tag blutend und sterbend entschied.“

Aehnlich Eduard v. Bauernfeld („Höhenmesser“):

„Wer ist größer? Schiller? Goethe?
Wie man nur so mäkeln mag;
Himmlisch ist die Morgenröthe,
Himmlisch ist der helle Tag!“

Das Geheimniß aber aller Schillerschen Poesie, den wir nicht mit Unrecht als den Lieblingsdichter unseres Volkes zu bezeichnen pflegen, verräth uns Julius Mosen:

„Es sei der Dichter seines Volkes Herz;
Gar bald wird dann von nie gesagten Dingen
In seiner Hand von selbst die Harfe klingen.“

Bücherbesprechungen.

— **Hippolyte Taine, Philosophie der Kunst.** Aus dem Französischen übertragen von **Ernst Hardt.** Mit Buchausstattung von Fritz Schumacher. I. Theil. Leipzig 1902. Eugen Diederichs. — Die Kunstphilosophie Taines stellt die Kunstgeschichte als ein Stück Culturgeschichte dar. Das entspricht dem sociologischen Zuge der Neuzeit. Man kann aber bei der Erklärung des Entstehens und Blühens einer Richtung des Wohlgemeinten zu viel thun. Dem Herausgeber hat das vielleicht vorgeschwebt, wenn er in der kurzen Vorrede erklärt: „In das Allerheiligste der Kunst vermag Wissenschaft in alle Ewigkeit nicht zu führen, und solches erwarten, heißt thöricht sein.“ Geistvoll und in scharf zugespitzten Sätzen stellt Taine Bedingungen heraus, die für italienische und niederländische Malerei bestanden. Er hat aber weder alle, noch die intimsten Ursachen bestimmter Kunstleistungen aufdecken können, weil das eben nicht möglich ist. Bei aller Hochschätzung der Taineschen Kunstbetrachtung ist es vielleicht richtig, in ihr *eine* bedeutende Methode neben anderen keineswegs werthlosen zu erblicken. Es sei nur andeutungsweise erwähnt, daß Taine die Rückwirkung der Technik auf das künstlerische Schauen sehr wenig in seine Darlegungen hereinzieht. Da kann ihn mancher schlichte Künstlerbiograph wesentlich ergänzen. Indessen läßt sich zugeben, daß Taine den Hauptnachdruck eben auf das Neuartige in seiner Auffassung legt, damit dieses sich Bahn breche. Sicher wird kein Anhänger formalistischer Aesthetik unbereichert von Taine gehen, Niemand einen Gedanken nachdenken, ohne gefördert zu werden. Dazu kommt die stilistische Geschliffenheit des Buches und die Fülle der hineinverarbeiteten Einzelkenntnisse. Es hat das Werk etwas vom Glanz und vielfarbigen Feuer eines Edelsteins. Es fehlen aber auch die trüben Stränge nicht. — Dem Uebersetzer ist eine sehr hübsche lebendige Uebertragung zu danken. An einer einzigen Stelle fällt ein Gallismus auf, an einer anderen die seltsame Bildung „seines Klopstocks“. — Die kurzen Anmerkungen geben treffliche Fingerzeige. Seite 234 liest sich die Fußnote zu Taines Bemerkung, daß man bei den germanischen Völkern nicht spreche, sondern handle, wie eine Satire. Alles in Allem ist diese neue Gabe des Diederichsschen Verlags als eine dankenswerthe Bereicherung des Büchertisches zu begrüßen, namentlich da, wo Hippolyte Taine selbstthätige Leser findet. Dr. Grimm.

— **Herman Siebeck, Goethe als Denker.** XV. Band von Frommanns Classikern der Philosophie. Stuttgart 1902. 2,50 ℳ, geb. 3 ℳ — Eckermann vergleicht in der Einleitung zu seinen „Gesprächen“ Goethe mit einem Edelstein, von dem

aus Jedem, der hinzutritt, ein anderer und doch immer herrlicher Glanz entgegenstrahlt. Siebeck hat es in dem vorliegenden Bande der verdienstvollen Falkenbergschen Sammlung unternommen, die Strahlen zu sammeln, die Goethe über das Wesen der Erkenntniß, Natur, Religion, Sittenlehre verbreitet hat. Ausdrücklich weist der Verfasser dabei eine Behandlung der Goetheschen Aesthetik im Besonderen ab, wie er auch schon in der Einleitung geltend macht, daß der Leser nicht jedes oft citirte Wort Goethescher Lebensweisheit finden wird in einem Werke, das „die besondere Bestimmtheit von Goethes Erkenntniß und Auffassungsweise der Dinge“ darstellen soll. Es gehört in der That eine sehr innige Vertrautheit nicht blos mit Goethes Schriften und Gesprächen, sondern auch mit den Lebensanschauungen, aus denen heraus sie erwuchsen, dazu, die Hauptpunkte für ein philosophisches Gebäude aufzuzeigen in der Fülle dessen, was eine lange weite Strecke im Leben auseinander stand. Rechnet man hinzu, welche Fülle der eigenartigsten Erziehungseinflüsse sich von früh an über dem heranwachsenden Goethe kreuzten, so darf es fast Wunder nehmen, wenn auch ein so scharfsichtiger Forscher wie Siebeck zu dem Ergebniß kommt, daß die Einheitlichkeit größer ist, als es vielfach den Anschein hat, und daß sich das dauernde Hindurchwirken einzelner bestimmter Grundanschauungen, die sich schon verhältnißmäßig früh herausbildeten, in allen Richtungen des Goetheschen Denkens aufzeigen läßt. In vier Capiteln wird Goethes Erkenntnißtheorie (Lehre von den Urphänomenen), Naturphilosophie, religiöse Eigenart und ethische Weltbetrachtung dargelegt. Dabei wird seine Stellung zu Vorläufern und Zeitgenossen sehr klar herausgearbeitet, und vorsichtig und bestimmt eine kritische Werthschätzung der Goetheschen Meinungen gegeben. Im Schlußcapitel wird die Berechtigung eines ästhetischen Princips der Weltbetrachtung nachgeprüft und ein Vergleich des großen Dichters mit Schopenhauer und Nietzsche angestellt. Hier kann Siebecks Buch besonders viel Gutes wirken. Es ist nachgerade Mode geworden, mit einem Hinweis auf Goethe so ziemlich Alles zu decken, was für sich allein auf schwachen Füßen steht. Die lebenskräftige gesunde Art Goethes hat aber wenig gemein mit Schopenhauers Pessimismus und dem Uebermenschenthum mancher Nietzsche-Nachtreter. Das kann man ganz deutlich am vorliegenden Werke lernen, wie es überhaupt für Jeden, der ein Buch durcharbeiten, nicht überfliegen, mag, ein treuer Helfer zur Vertiefung in Goethes Gemüths- und Gedankenfülle werden kann.

Dr. Grimm.

— **Vertheidigung des Herrn Wieland gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken von J. M. R. Lenz.** Herausgegeben von **Erich Schmidt.** Berlin. B. Behrs Verlag 1902. — Eine sehr dankenswerthe, den Fachmann interessirende Gabe bildet das dünne unter die deutschen Literaturdenkmäler des 18. und 19. Jahrhunderts eingereihte Heft, das die im Titel genannte Schrift von Goethes Jugendfreund Lenz enthält. Die alles für das Verständniß Nöthige enthaltende Vorbemerkung des Herausgebers unterrichtet eingehend über die Vorgänge, welche Lenzens Schrift hervorriefen: Lenz wollte Wieland, diesen dem jungen Geschlecht, seinen Göttern und Götzen vermeintlich unholden Inhaber der einflußreichen belletristischen Recensiranstalt (des Teutschen Merkurs), diesen falschen bethörenden Graziendichter, diesen undeutschen Makler fremden Giftes, wie er ihn nannte, in den Staub strecken und Wieland nicht blos mit Schrotschüssen des Epigramms oder kleineren Satiren, nicht blos mit einer grobwitzigen persönlichen Episode des „Pandämonium Germanicum“, sondern auch mit der vollen Ladung einer modernen Aristophanischen Komödie treffen. Warum mußt ich, fragt er in einem Brief, gerad über Aristophanes sitzen, als Wieland mich beleidigte? Diese „Wolken“ hat uns nach Andeutungen Jngors von Sivers Karl Weinhold durch genaue kritische Zusammenstellung der Briefnachrichten und den Abdruck spärlicher Reste näher gebracht. Lenzens Handschriften der Wolken sind verloren, der bei Helwing in Lemgo hergestellte Druck auf Lenzens Wunsch völlig zerstört worden. Der Vorgang, daß Jemand eine gar nicht erschienene Satire selbst öffentlich ablehnt, ist wohl unerhört und sogar dem literarischen Maskenspiel Hamanns fremd. Die „Vertheidigung“ muß im Spätherbst 1775 geschrieben sein. Lenzens Haß schlug bald in schrankenloseste Bewunderung um und Wieland fand sich mit Lenz ab mit vollendeter weiser Weltart. Sachliche Erläuterungen und Anmerkungen zum Text, die meist Sprachliches betreffen, schließen die Vorbemerkung. Der „Vertheidigung“ sind zwei Beilagen angefügt: Die kurze Scene „Pandämonium Germanicum“ und „Meynungen eines Layen“, eine anonyme Schrift, deren ästhetisch-ethische Abschweifung den Gedanken- und Tendenzkreis der „Vertheidigung“ berührt.

Alfred Semerau.

— **Georg Christoph Lichtenbergs Aphorismen.** Herausgegeben von **Albert Leitzmann.** B. Behrs Verlag. Berlin 1902. — Auf vier Hefte, von denen bisher das erste vorliegt, welches die Jahre 1764—1771 umfaßt, ist die Ausgabe der Aphorismen Lichtenbergs berechnet. Dank Leitzmann werden wir dann die vollständigste Sammlung dieser Gedankentagebücher eines der originellsten Geister des 18. Jahrhunderts haben. Das vorliegende Heft bringt den Inhalt der ersten fünf Octavhefte, in die Lichtenberg seine Einfälle, Bemerkungen über Menschen und Bücher, seine Selbstbeobachtungen u. s. f. eintrug; alle Bemerkungen aus dem Gebiete der reinen und angewandten Mathematik, der Physik und Meteorologie, der Astronomie und der übrigen Naturwissenschaften, ferner alle Citate und Excerpte sowie einige ganz uninteressante Notizen ließ der Herausgeber — mit gutem Recht, muß man zugeben — fort. Das Heft bringt ferner die Jocoseria, als Anhang einige unter vielen Lesefrüchten und Excerpten verstreute Gedanken aus dem „Horn der Amaltheia“ betitelten Heft, bringt Anmerkungen, die zum genaueren Verständniß der Aphorismen nothwendig sind, ein Register der Schriften und Entwürfe Lichtenbergs, ein Personen- und ein Sachregister. Das Register soll die wichtigsten Begriffe des Lichtenbergschen Gedankensystems möglichst lückenlos verzeichnen, um so für eine künftige Darstellung seiner philosophischen und literarischen Anschauungen das Material zu liefern; es soll auch dem Leser die Möglichkeit gewähren, witzige Pointen, die ihm im Gedächtniß geblieben sind, rascher wieder aufzufinden. Leitzmann hat die historisch-chronologische Ordnung, in der die Aphorismen entstanden und überliefert sind, im Abdruck beibehalten und man wird ihm darin wohl Recht geben können, daß ein solches Gedankentagebuch gerade durch den bunten Wechsel der Themata einen ungemeinen Reiz hat, den man nicht gegen die reizlose Systematik der alten Sammlung, gegen die im letzten Grunde unzulängliche und unmögliche Schematisirung hingeben möchte. „Ich habe eine Menge kleinerer Gedancken und Entwürfe zusammengeschrieben, sie erwarten aber nicht sowohl die letzte Hand, als vielmehr noch einige Sonnenblicke, die sie zum Aufgehen bringen“, hat Lichtenberg von seinen Aphorismen gesagt. So wenig Lichtenberg, wie Leitzmann bemerkt, sich bei aller Feinheit charakteristischer Einzelzüge für ein literarisches Kunstwerk oder bei aller Exactheit der einzelnen Beobachtung für eine systematische Darstellung eines wissenschaftlichen Problems jemals innerlich fertig oder auch nur disponirt fühlte, so sehr ist er andererseits der Classiker des Aphorismus, des witzigen oder tiefsinnigen Aperçus, in welche Formen er, nach Goethes treffendem Ausspruch, selbst die Probleme zu kleiden verstand, der Meister der aus Scherz und Ernst gemischten, von ihm eigentlich zuerst virtuos gehandhabten Kalenderplauderei, für die der aphoristisch geformte Gedankenvorrath die glänzenden Steinchen hergeben muß, die die künstlerisch ordnende Hand mosaikartig zu einem scheinbaren Ganzen vereinigt. Ein Wort des Lobes oder der Empfehlung Lichtenbergs Aphorismen mit auf den Weg zu geben, ist unnöthig. Sie loben und empfehlen sich selber als reich und bedeutend, anregend und unterhaltend. Die Leitzmannsche Ausgabe empfiehlt sich durch ihre Sorgfalt und Gründlichkeit. Leider ist sie sehr theuer; das vorliegende Heft, 276 Seiten stark, von denen über 100 auf Anhang, Anmerkungen, Register kommen, kostet für alle die, welche nicht auf die von August Sauer herausgegebenen Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts subscribirt haben, 6 ℳ. Es ist fast, als sollten durch die Höhe des Preises gleich eine Masse Käufer zurückgeschreckt werden. Wenn man will, daß Lichtenberg wirklich gelesen werde und demzufolge auch geschätzt, wie er es verdient und wie er es noch nicht ist, dann biete man doch eine gute und auch billige Ausgabe. Oder läßt sich beides denn so gar nicht vereinen? Nein?! Dann muß man sich eben an die billigen, weniger guten oder gar schlechten halten. Würde das Albert Leitzmann aber wollen?

Alfred Semerau.

— **Dr. Otto Weddigen: Literatur und Kritik.** Betrachtungen über die literarischen Zustände in Deutschland. Leipzig 1902. Hermann Seemann Nachfolger. — Eine Reihe kleiner Skizzen und Essays, welche nirgends weitschweifig, nirgends declamatorisch oder mit schwülstigem Tiefsinn, wie es jetzt bisweilen Mode ist, sondern mit unleugbarer Treffsicherheit Fragen

erörtern, die dem Schriftsteller und Literaturfreund am Herzen liegen und auch unserer Nation am Herzen liegen sollten. Schon in dem Vorwort erklärt der Verfasser, daß er den Staat nicht freispreche von Schuld und Unterlassungssünden gegenüber seinen Dichtern und idealen Wächtern, und diese Anklagen werden näher formulirt in dem ersten Aufsatz: „Deutscher Dichter Loos“. Der Verfasser giebt dabei einen Ueberblick über literargeschichtliche Thatsachen; er weist auf mehrere große Dichter hin, auf Klopstock, der von einem dänischen König eine jährliche Unterstützung erhielt, um seinen „Messias“ vollenden zu können, auf Schiller, der von einem schleswig-holsteinischen Prinzen und einem dänischen Minister über eine Zeit schweren Ringens durch eine dreijährige Geldhilfe hinweggerettet wurde, auf Lessing, der so arm starb, daß ihn der Herzog von Braunschweig auf Staatskosten beerdigen lassen mußte, auf Bürger, Heinrich v. Kleist u. A. „Hundertmal,“ sagt Ernst v. Wildenbruch mit Recht, „haben die Schriftsteller den Tisch für das Volk gedeckt und doch hat man von ihnen erst Notiz genommen, wenn das Geld zu einem Grabsteine für sie zusammengebettelt wurde.“ Denselben Ton schlägt Weddigen in dem zweiten Aufsatz an: „Wie kann dem Genius zu einer freien Entfaltung geholfen werden?“ Was er hier über die Professoren der Literaturgeschichte an unsern Universitäten, später in dem Aufsatz „Ueber das Studium unserer Nationalliteratur“ und dann über eine Akademie für die schöne Literatur sagt, im Hinweis auf die belgischen und französischen Akademien, während die Berliner Akademie der Künste, wie diejenige der Wissenschaften, keine Section für Dichter und Schriftsteller hat, das verdient volle Beachtung. In dem letzten Aufsatz „Das geistige Eigenthum und die 30jährige Schutzfrist“ verlangt Weddigen, daß den Descendenten der Schriftsteller wenigstens ein Theil der materiellen Früchte ihres Schaffens länger und in gesicherterer Form zufalle als bisher. Ein Capitel über das Berühmtwerden berührt einen noch nicht genug aufgeklärten Punkt: die Genesis des Ruhms ist immer noch in Dunkel gehüllt; der Zeitpunkt, wann unsere Classiker unbedingte Geltung gewonnen, noch immer nicht genügend festgestellt worden. Wie bei diesem Aufsatze mag man bei manchem andern bedauern, daß die glücklich gewählten Themata nur so skizzenhaft behandelt sind, obschon gerade in der Wahl dieser Stoffe ein unbestreitbares Verdienst liegt; der Protest gegen den überhandnehmenden Dilettantismus, die literarhistorische Ueberproduction, die oberflächliche Tageskritik gegen manche Literaturmoden und Verirrungen ist durchaus berechtigt. Die Anregungen, welche die Schrift Weddigens bereitet, könnten andere Autoren veranlassen, sich ebenfalls über diese wichtigen Fragen und vielleicht noch eingehender auszusprechen. R. v. G.

— **Jungbrunnen.** Ein Schatzbehalter deutscher Kunst und Dichtung, illustrirt von den hervorragendsten deutschen Künstlern. Band 29. Drei Märchen der **Gebrüder Grimm**: Der Meisterdieb. Bruder Lustig. Die zwei Brüder. Illustrirt von **Wilhelm Stumpf.** Band 30. **Glockentiefe** und andere Märchen von **Andersen.** Zeichnungen von Maximilian **Dasio.** Preis des Bändchens im Abonnement 1 ℳ. Einzelpreis 1 ℳ. 50 ₰. Berlin, Verlag von Fischer und Franke. — Die soeben erschienenen zwei Hefte des „Jungbrunnens“ setzen die Märchensammlung fort. Heft 29 bringt drei Grimmsche, Heft 30 drei Andersensche Märchen. In dem ersten der beiden Bändchen tritt ein neuer Zeichner auf den Plan: Wilhelm Stumpf. Er trifft mit seinen Bildern den Märchenton ganz vorzüglich, wird insbesondere auch dem Humor gerecht und erweist sich Alles in Allem als ein Künstler, der solchen Aufgaben die herzliche Theilnahme entgegenbringt, die allein ihr Gelingen verbürgt. Maximilian Dasio hat früher schon ein Bändchen illustrirt. Sehr lebensvoll sind seine Figuren, weniger reizvoll erscheint er uns in den Landschaften und Gebäuden. — Der „Jungbrunnen“ will, wie wir mit Bedauern hören, mit dem Ende des laufenden Jahrganges sein Erscheinen einstellen. Die Hefte haben nicht so viel Abnehmer gefunden, daß der Verleger auf seine Kosten kommt. Das ist sehr zu beklagen. Denn der Gedanke, gutes altes Erbgut deutscher Dichtung in modernem Gewande herauszugeben und es damit zu neuem Leben zu erwecken, war gut, und auch die Art seiner Ausführung verdiente in den weitaus meisten Fällen Lob. Wir würden uns freuen, wenn der Aufruf an die Freunde des „Jungbrunnens“, den das 29. Heft enthält, den Erfolg hätte, ihn vor dem drohenden Untergange zu retten. R. B.

— **Vaterländische Gedichte aus der Zeit der Befreiungskriege,** erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium von Dr. **Richard Jahnke,** Director der Deutschen Schule in Brüssel. Zweiter Theil: Erläuterungen. (20. Bändchen der Sammlung: Die deutschen Klassiker, erläutert von Prof. E. Kuenen und Prof. M. Evers.) Leipzig, Verlag von Heinrich Bredt, 1902. Preis 1 ℳ. 50 ₰. — Wir haben schon die Auswahl Jahnkes aus der vaterländischen Dichtung der Befreiungskriege als gut und für den Unterricht brauchbar empfohlen. Auch die jetzt erschienenen Erläuterungen zu jenen Gedichten lassen auf jeder Seite erkennen, daß der Verfasser die Bedürfnisse der Schule aus langer Erfahrung kennt. Ein kurzer Lebensabriß des Dichters leitet jede Gruppe ein, zu jedem Gedichte wird erst der geschichtliche Hintergrund, wo nöthig auch die Beziehung zum Leben des Dichters oder die Grundstimmung angegeben. Daran reihen sich sachliche und sprachliche Anmerkungen und eine Zusammenfassung des Gedankengangs. Ein Hinweis auf die metrische Form bildet den Schluß. Bei den vier bedeutendsten Dichtern — Arndt, Körner, Rückert, Schenkendorf — wird eine knappe Würdigung der Eigenart ihrer Dichtung beigefügt. Diese hätte bei Schenkendorf unseres Erachtens etwas wärmer ausfallen dürfen. Im Ganzen aber verdient der Verfasser für den Fleiß und die Sorgfalt, die er an seine Aufgabe gewendet hat, dankbare Anerkennung.

R. B.

— **Ein neuer Weg alte Schulden zu bezahlen.** Komödie in 5 Acten von **Philipp Massinger.** Aus dem Altenglischen übersetzt und bearbeitet von M. Otto. Berlin, J. Hofmann & Comp., 1902. — Von den jüngeren Zeitgenossen Shakespeares steht Philipp Massinger in erster Linie; er steht in der Mitte zwischen der freien phantasievollen Behandlungsweise der Shakespeareschen Schule und der mehr bürgerlichen Familien- und Charakterdramatik Ben Jonsons und seiner Anhänger. Sein Drama „Der Herzog von Mailand“, dessen Stoff an Hebbels „Herodes und Mariamne“ erinnert, zeugt von der Vorliebe des Dichters für gewagte psychologische Probleme; es ist in einem markigen und energischen Ton gehalten. Uebrigens hat der frühere Director des Berliner Hofschauspiels, Hr. Arthur Deitz, den Versuch gemacht, dies Stück der deutschen Bühne zu erobern, und seine Bearbeitung ist am Berliner Hoftheater, wenn auch ohne nachhaltigen Erfolg, zur Aufführung gekommen. Das vorliegende Lustspiel, das aus dem Jahre 1633 stammt, hat sich auf der englischen Bühne erhalten, Dank einer wirksamen Rolle, der Rolle des Giles Overreach, welche seinerzeit Garrick und noch neuerdings Edwin Booth gespielt hat; doch gerade diese Rolle in ihrer ursprünglichen Gestalt wird ein Hinderniß sein, daß unser deutsches Repertoire sich mit dem Werke eines altenglischen Dichters bereichert, der mit zu den Classikern seiner Nation gerechnet werden muß. Sir Giles Overreach wächst über das Maß einer Lustspielfigur hinaus; seine nur durch einige komische Züge gemilderte Bösartigkeit und Gewaltsamkeit macht ihn zu einer [illegible] von Richard III., wenn er auch in einer Zeit lebt, wo man nicht ohne Weiteres morden und köpfen kann, und wenn am Schluß der Wahnsinn bei ihm ausbricht, so ist dies auch ein tragisches Motiv. Ohne Milderung und Umgestaltung dieses Charakters würde dieses Lustspiel auf unserer Bühne eine Unmöglichkeit sein. Und dies wäre zu bedauern, da es einen sehr hübschen und zeitgemäßen Grundgedanken hat. Der junge Wellborn, der ein etwas wüstes Leben geführt, Hab und Gut vergeudet hat, während sein Onkel, dieser Overreach, ein Gutsschlächter, der keine Mittel verschmäht, um seine Habgier zu befriedigen, seine Güter annectirt, kommt auf einmal wieder zu Geld und Ehren, indem er eine reiche junge Dame zu bestimmen weiß, daß sie sich vor der Welt den Anschein giebt, als wäre sie seine Braut. Die Sprache Massingers hat etwas Kräftiges und Gedrungenes, was die Uebersetzung gut wiedergiebt. Dagegen übertrifft diese noch an metrischer Leichtfertigkeit das Original, das von den damals üblichen poetischen Licenzen des blana vers einen sehr ausgedehnten Gebrauch macht. Die Intrigue ist in den altenglischen Lustspielen oft plumper Art. Doch wenn man sich das in manchen Lustspielen Shakespeares gefallen läßt, so kann man auch in einem Lustspiel Massingers auf eine Feinheit der Intrigue wie in den romanischen Komödien, verzichten; dafür entschädigt die humoristische Charakterzeichnung und eine oft derb zugreifende wirksame Komik. R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 135. Dienstag, den 11. November, Abends. 1902.

Neue Musikliteratur und neue Musikalien.

Das am 14. August dieses Herbstes erfolgte Ableben des Hrn. Ernst Wilhelm Fritzsch und der dadurch bedingte Uebergang des in der musikalischen Welt sehr angesehenen und weitverbreiteten Musikalischen Wochenblattes in andere Hände geben uns Veranlassung, unsere Musikliteraturbesprechung diesmal mit einer kurzen Würdigung einiger Fachzeitschriften zu eröffnen. In E. W. Fritzsch, der 32½ Jahre lang der alleinige Herausgeber des 1870 von ihm begründeten Musikalischen Wochenblattes gewesen ist und sich mit den zweiunddreißig Jahrgängen seiner außergewöhnlich freimüthigen und unparteilichen Zeitschrift ein bis auf mehrere etwas plumpe „Briefkasten-“Reliefs schönes und bleibendes Denkmal errichten konnte, hat die zünftige Musikkritik einen ihrer unabhängigsten und rechtlichsten Vertreter verloren. Ueber alles gelegentliche Irren und manche allzuheftige Windmühlenkämpfe hinaus hat das Musikalische Wochenblatt in einer Zeit arger Kunstwirren während dreier Jahrzehnte durch paritätisches Eintreten für die Meister der verschiedensten Richtungen, durch theilnahmvolle Förderung junger Talente, durch sachmännische Erläuterungen musiktheoretischer und biographischer Fragen, und nicht zum Mindesten durch unbefangene Würdigungen des actuellen musikalischen Lebens weithin anregend, klärend und bildend wirken können, und das ist ebensowohl das Verdienst des sehr tüchtigen Herausgebers gewesen, als der zumeist hervorragenden Mitarbeiter, die Fritzsch für sein Blatt zu gewinnen gewußt hatte. Erfreulich wirkt nun die Kunde, daß es dem buchhändlerisch und musikalisch vorgebildeten Sohne des entschlafenen Herausgebers gelungen ist, eine große Anzahl seitheriger Mitarbeiter für weiterhin an das Unternehmen zu fesseln, und daß somit das Musikalische Wochenblatt unter Schriftleitung des Hrn. Willibald Fritzsch „im Sinne und nach den Grundsätzen seines verstorbenen Gründers“ fortgeführt werden soll. Die Thatsache, daß Hr. Willibald Fritzsch bereits 1897 ein sehr umfangreiches, sorgfältig durchgearbeitetes und musikgeschichtlich und musikwissenschaftlich sehr verwendbares „Inhalts-Verzeichniß der Jahrgänge I—XXV (1870—1894) des Musikalischen Wochenblattes“ angefertigt hat, darf wohl als beweisführend für sein völliges Vertrautsein mit den Anforderungen und Gepflogenheiten des Blattes gelten. Wie dieses Verzeichniß einzeln zum Preise von 6 ℳ bezogen werden kann, so sind alle älteren Jahrgänge des Musikalischen Wochenblattes einzeln — und bei Verpflichtung zur Abnahme von mindestens 10 Jahrgängen schon zu 4 ℳ, und gebunden 5 ℳ pro Band zu haben.

Mehr an das große Publicum wendet sich mit ihren Abbildungen und Musikbeilagen die gleichfalls in Leipzig und nunmehr im zweiten Jahrgange erscheinende „Musik-Woche“, deren uns vorliegendes Juni-Heft Nr. 24 Bildnisse von Friedrich Smetana und dem Magdeburger Kapellmeister Theodor Winkelmann sowie unter anderen Musikbeilagen einen von Alexander Winterberger componirten stimmungsvollen „Trauermarsch auf den Tod Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen“ brachte.

Einen recht bedenklichen Eindruck macht die Probe-Nummer einer in Berlin bei Willy Seibert neu herauskommenden „unabhängigen Wochenschrift“, mit dem Titel „Berliner Theater- und Musik-Zeitung“. Nach zwei flotten Zeichnungen von John Jack Briesländer: „Der Herr Geheime Ober-General-Musikdirector“ und „Des Helden Widersacher“, von denen uns nur die letztere — eine Illustration zum „Heldenleben“ von Rich. Strauß — verständlich ist, bringt die Probe-Nummer eine bunte Reihe von Aufsätzen, in denen leider das Persönliche — Allzupersönliche sich vielfach in allerunangenehmster Weise breit macht. Der erste von Georg Gellert unterzeichnete Artikel „Gerhart Hauptmanns geistiger Zusammenbruch“ ruft direct den Eindruck einer niedrigen Schmähung hervor, während Rudolf v. Gottschalls „Unser neues Bühnenrepertoir“ und Heinrich Heinemanns „Los von Berlin???“ allzusehr pro dama geschrieben zu sein scheinen. Die mehreren, auf Seite 5 im „Drama der Madonna“ (wohl statt „Drama der Modernen“) gipfelnden sinnentstellenden Druckfehler des Heftes bekunden außerdem eine wenig sorgfältige Herstellung des mit den Gratisbeilagen: „Rheinische Musik- und Theater-Zeitung“ und „Illustrirte Satyrische Kunstbeilage“ versehenen neuen Blattes.

Dagegen muß mit Genugthuung constatirt werden, daß die im Verlage von Schuster & Löffler erscheinende, in Text, Illustrationsmaterial und Buchschmuck gleich vortrefflich ausgestaltete Halbmonatsschrift „Die Musik“ in dem nunmehr vollständig vorliegenden ersten Jahrgange wirklich alles das gebracht hat, was der zunächst etwas großsprecherisch wirkende Prospect und die vorzüglichen ersten Hefte in Aussicht gestellt hatten. Die vornehm gehaltene „Musik“, die bei erstaunlich billigem Preise (Jahresabonnement auf 24 starke, reich illustrirte Hefte 10 ℳ, Einzelpreis der Hefte 1 ℳ) wirklich Außerordentliches bietet, verdient zweifelsohne zum allgemeingiltigen Musikblatte für den deutschen Salon und für die deutsche Familie zu werden, und darum ist die Fortführung dieses opulenten Unternehmens, von dem soeben die Hefte 1 und 2 des zweiten Jahrganges erschienen sind, aufrichtig willkommen zu heißen. Allerdings wird die Redaction hier und da noch eine etwas größere Sorgfalt walten lassen und beispielsweise auch nur halbwegs zustimmenden Berichten über Elaborate von augenfälliger Rückständigkeit und Niedrigkeit der Gesinnung (siehe S. 1687 Dr. August Reißmann über Richard Wagner) die Aufnahme versagen müssen.

Von der im Kunstwart-Verlage durch Richard Batka herausgegebenen Sammlung heiterer Musikstücke: „Bunte Bühne, Fröhliche Tonkunst“ sind zwei weitere Hefte (dritte und vierte Folge) zum Preise von je 1 ℳ erschienen. In der längeren Einleitung zum dritten Hefte, das unter anderen zum Theil wohlbekannten Gesangs- und Instrumentalcompositionen Haydns über Lessing-Worte gesetzten Kanon „Das böse Weib“, Franz Schuberts launiges Terzett „Die Advocaten“ und den historisch interessanten „Krähwinkler Landsturm“ (aus dem Jahre 1813) bringt, entwirft der Herausgeber ein anziehendes Bild von einer am Deutschen Landestheater in Prag nach Vorlagen der Bunten Bühne stattgehabten Theateraufführung, während das vierte Heft von neuen Randbemerkungen zur Bunten Bühne, einer Abwehr gegenüber Arthur Seidls Auslassungen in der „Gesellschaft“ und freudiger Zustimmung zu Georg Göhlers Ausführungen in der „Musik“ eingeleitet wird. Als interessanteste Nummern dieses vierten Heftes dürften das parodistische Terzett „Der Tod des Verräthers“ von Peter Cornelius, das gemischte Chorlied „Die Beredsamkeit“ von Haydn, die Arie „Patron, das macht der Wind“ aus J. S. Bachs „Der Streit zwischen Phöbus und Pan“ und ein sehr ergötzlicher „Marsch der Bürgergarde“ für Männerchor, Piccoloflöte und kleine Trommel von dem zu früh verstorbenen Hugo Brückler zu bezeichnen sein. Den 17 Compositionen, welche das dritte Heft enthält, stehen im vierten Hefte 14 zum Theil umfangreichere gegenüber, und so wird denn thatsächlich in den einzelnen Bänden der „Bunten Bühne“ für wenig Geld recht viel geboten. Unsern persönlichen Standpunkt gegenüber der diesen Publicationen zu Grunde liegenden Idee haben wir an dieser Stelle bereits früher einmal (Wissenschaftl. Beilage 1902, Nr. 54) präcisirt.

Aus dem Gebiete der Wagner-Literatur sind zunächst zwei Broschüren des bereits bekannten Senta-Deuters Wilhelm Broesel zu erwähnen. Ein bei Feodor Reinboth hier verlegtes Heftchen

„Rich. Wagners Senta. Ein Beitrag zu deren Auffassung“ (Preis 50 ₰) beleuchtet die Vorzüge und Mängel der Bayreuther Senta-Interpretation in vielfach auf Meisterlehren zurückgreifender, sachverständiger Weise und trägt an seiner Spitze eine warmherzige Widmung an „Kammersänger Otto Schelper, den gediegenen Förderer Wagnerischer Kunst“. Das Büchlein wird namentlich allen mit der Interpretation des „Fliegenden Holländers“ betrauten Sängerinnen, Dirigenten und Regisseuren mancherlei fruchtbare Anregungen zu denkender Herausarbeitung der Senta-Gestalt geben können. Aehnlich verhält es sich mit einem in den Verlag von E. W. Fritzsch hier übergegangenen etwas älteren Büchlein desselben Autors: „Kundry. Ein Beitrag zur Auffassung der weiblichen Gestalt in Rich. Wagners Parsifal“ (Preis: 40 ₰), das der „genialen, unvergeßlichen Künstlerin Marianne Brandt“ gewidmet ist und mancherlei bedeutsame Hinweise enthält. Das in letzterer Arbeit mehrfach anzutreffende Ankämpfen gegen ganz selbstverständlich irrige Auffassungen der Kundry zur Verführung des reinen Thoren antreibenden Gewalt müßte durchaus als Spiegelfechterei wirken, wenn nicht von unberufeneren Wagner-Deutern bisweilen selbst Mißverständnisse als Erläuterungen vorgebracht würden. So findet man Kundrys vollständig im Zwange des Bösen und gleichsam bei völliger Auslösung des eigenen Intellectes verübten Verführungsversuch als eine mit vollem Wissen und alle Wirkungen wohlüberlegendem Raffinement unternommene Handlung dargestellt in Claudius Frhrn. v. Schwerins bei Feodor Reinboth hier verlegtem Büchlein „Rich. Wagners Frauengestalten. Brünnhilde. Kundry“. (Preis 1,50 ℳ), das im Uebrigen, bewährten Vorlagen folgend, das Innenleben und Erleben einer Brünnhilde und einer Kundry in anziehender Weise schildert.

In einem bei Rich. Wöpke hier verlegten, begeistert geschriebenen Bändchen „Rudolph von Procházka. Ein deutscher Tondichter Böhmens“ (Preis: 1,50 ℳ) hat Carl Hunnius ein anziehendes Bild vom Sinnen und Schaffen des in Deutschland bislang wohl mehr mit seinen biographischen Arbeiten über „Mozart in Prag“, „Robert Franz“ und „Johann Strauß“ als mit seinen Tonwerken und seinen Gedichten bekannt gewordenen Autors entworfen. Das mit einem Bildnisse Procházkas, mit mehreren Notencitaten aus seinen Werken und mit einem Verzeichniß all seiner bisher im Druck erschienenen Tonwerke und Schriften geschmückte Büchlein erweckt im Leser jedenfalls lebhaftes Interesse für den Componisten der Oper „Das Glück“, des Mysteriums „Christus“ und vieler sonstiger Werke für Gesang, Clavier und Kammermusik und löst somit die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat, in allerbester Weise.

Als eine in jeder Hinsicht hervorragende und thatsächlich einem Mangel abhelfende Publication glauben wir das bei Schuster & Löffler in Berlin und Leipzig soeben herausgekommene Buch „Regie, Studien zur dramatischen Kunst“ von Dr. Karl Hagemann (Preis 2 ℳ) bezeichnen zu sollen. Die Bescheidenheit, mit welcher der Verfasser im Vorworte erklärt, daß er weder praktischer Theaterfachmann noch Lehrer der Bühnenkunst sei und mit seiner Arbeit keineswegs ein Lehrbuch der Regie geben wolle, wirkt doppelt sympathisch gegenüber der vollkommenen Stoffbeherrschung, mit der in dem schön geschriebenen Werke in historisch und ästhetisch folgerichtiger Weise entwickelt und begründet wird, welche Aufgaben einer wahrhaft künstlerischen Regie heute gestellt sind, in welcher Weise sie dieselben lösen könnte, und welche Forderungen das moderne deutsche Theaterpublicum an die Regie zu stellen berechtigt ist. Dr. Carl Hagemanns „Regie“ ist eine in Inhalt und Form ganz außerordentlich vollkommene und schöne Arbeit, und die 164 Seiten dieses Büchleins, auf denen kein Wort zu viel und keines zu wenig steht, muthen den gebildeten Leser wie eine einzige vortrefflich entwickelte Paraphrase des im Vorworte angeschlagenen Gedankens: „Kunst kommt eben von Können“ an. Allenthalben fühlt man sich gezwungen, den geistvollen und eminent zielbewußten Ausführungen des Verfassers zuzustimmen, und wunschschwer überkömmt einen der Gedanke: wie viel mehr wirkliche Kunst uns von der Bühne her geboten werden könnte, wenn die mit der Regie betrauten Persönlichkeiten allenthalben als wirkliche Regisseure sich ihrer Aufgabe voll bewußt und mit allem erforderlichen Können für die Lösung derselben ausgerüstet wären. Wenn der Verfasser sich mehr an das Publicum wendet als an die Leute, welche seine vortrefflichen Kunstlehren zu allernächst angingen, so mag ihn dazu die Erkenntniß veranlaßt haben, daß im Allgemeinen bei den Theaterbesuchern mehr Belehrungswilligkeit anzutreffen ist, als bei den zumeist in Selbstzufriedenheit und Vollkommenheitsdünkel bequemen Bühnenangehörigen; im Grunde genommen ist aber das Büchlein „Regie“ ein ernst-künstlerischer Appell an Letztere und es sollte deshalb die Lectüre desselben von Directionswegen nicht nur den Herren Regisseuren, sondern allen darstellenden Mitgliedern auf das Dringlichste anempfohlen werden. Der reiche Inhalt des Buches gliedert sich in die Theile: „Einführung“, „Von der Bühnenleitung“, „Der Regisseur“, „Die Regie“, „Von der Rahmen- oder Umwelt-Regie“, „Von der Text-Regie“, „Von den Proben“ und „Vom Stil der Bühnenkunst“.

Prof. Hermann Ritters „Allgemeine illustrirte Encyklopädie der Musikgeschichte“ (Verlag von Max Schmitz, Leipzig), von deren Anlageplan und ersten zwei Bänden wir an dieser Stelle schon früher (Wissenschaftl. Beilage 1902, Nr. 54 und 81) berichtet haben, ist nunmehr mit der Herausgabe der letzten vier Bände (Preis pro gebundenen Band 4,50 ℳ) zum Abschluß gebracht worden. Der dritte Band: „Die Musikentwickelung auf dem Boden von Italien, hervorgerufen durch die Renaissance“, und der vierte Band: „Die Musikentwickelung auf dem Boden von Deutschland bis zu J. S. Bach“ und „Deutschlands Classiker der Tonkunst“ sind noch mit aller jener zum größten Theil allerdings rein compilatorischen Gründlichkeit abgefaßt, die wir schon von Band 1 und 2 rühmen konnten; die beiden illustrativ etwas reicher ausgestatteten Schlußbände: Band 5: „Das 19. Jahrhundert in seinen musikalischen Hauptvertretern auf deutschem Boden“, und Band 6: „Die Musikentwickelung außerhalb Deutschlands und Italiens“ mit beigefügtem Namen- und Sachregister für das ganze Werk, scheinen jedoch in größerer Hast gearbeitet worden zu sein, und tragen bedauerliche Merkmale der Flüchtigkeit und der Oberflächlichkeit an sich. Wir erachten als solche nicht nur die Lückenhaftigkeit mancher Ausführungen und die Unrichtigkeit einzelner Angaben, sondern vor Allem auch die bedenklichen Mängel der stilistischen Fassung des Textes. Abgesehen von dem mancherlei Gallimathias, der aus der unglückseligen Frage- und Antwortformung des ganzen Werkes hervorwuchern mußte, enthält das Rittersche Buch auch in seinen längeren Ausführungen gar viele in ihrer gedanklichen und sprachlichen Ungelenkigkeit fast unverständliche Satzbildungen, wie beispielsweise die beiden lapidaren Dicta: „Die Musikentwickelung lehrt uns deutlich, wie Musikarten entstehen und vergehen, sie zeigt uns aber zugleich, daß die Art und Weise der Musik veränderlich ist, dagegen die Musik selbst fortdauert,“ und: „Daß Wagner zum deutsch-nationalen Musikdrama gelangte, hängt mit der Vertiefung zusammen, welche die Musik beim Deutschen erleidet.“ Ein gewandter, mit feinerem Sprachgefühl ausgerüsteter Schriftsteller ist Hr. Prof. Ritter jedenfalls nicht und ebenso wenig ein Wissenschafter; denn als solcher hätte er z. B. das Wort „Moment“ im nicht-zeitlichen Sinne nicht allenthalben mit dem männlichen Artikel gebrauchen können. Es bleibt also nur der Compilator und als solchem könnten wir dem Autor der „Allgemeinen illustrirten Encyklopädie der Musikgeschichte“ bedingungslose Anerkennung zollen, wenn er seine Arbeit mit der in den ersten Bänden ersichtlichen Gewissenhaftigkeit durchgeführt — und statt der pedantischen Anführung aller, auch der unbekanntesten älteren Componistennamen etwas mehr von der schöpferischen Wesensart der wirklich bedeutenden Meister mitzutheilen gewußt hätte. Dem Leserkreise, an welchen das Rittersche Werk sich doch wohl hauptsächlich wenden dürfte, dem weiteren Kreise der Musikdilettanten, wäre zweifelsohne mit eingehenderen Würdigungen Webers, Mendelssohns, Schumanns, Berlioz', Liszts, Wagners, Brahms' und Richard Strauß' besser gedient worden, als mit der Aufzählung völlig unbekanner alt-italienischer, niederländischer und englischer Componisten und mit den ausführlichen Abhandlungen über Organum, Discantus und dergleichen theoretische Entwickelungsmomente der Tonkunst mehr. Haben wir uns somit zunächst eines gewissen Enttäuschtseins von den neuesten Bänden des in Rede stehenden Werkes entäußern müssen, so wollen wir nun versuchen, in Kürze auf jene Vorzüge hinzuweisen, welche Prof. Hermann Ritters „Allgemeine illustrirte Encyklopädie der Musikgeschichte“ als ein immerhin recht brauchbares Recapitulations- und Nachschlagebuch erscheinen lassen. Da wären denn zunächst die übersichtliche Anordnung des ganzen Stoffes und die durch das ausführliche Namen- und Sachregister am Schlusse des

sechsten Bandes ermöglichte leichte Auffindbarkeit aller Componisten und musiktheoretischen und musiktechnischen Begriffe zu rühmen, sodann aber die vielen Quellennachweise, die wohlgewählten Citate aus den Schriften hervorragender Musikgelehrten und Biographen, die zumeist ganz ausführlichen Compositionsverzeichnisse der großen Meister, das reiche Illustrationsmaterial und die vornehme typographische Ausstattung des ganzen Werkes. Der Musikfreund wird aus den sechs Bänden des Werkes, die in ihren gelben Leinenbänden und mit ihrem rothen Schnitt jeder Bibliothek zur Zierde gereichen können, manche Belehrung und manche Anregung gewinnen und dazu an den mehreren Illustrationen, von denen wir hier noch die schönen Hauptbilder „Das Innere der Sixtinischen Kapelle“, das wenig bekannte „Beethoven-Bildniß des Hauses Brunswick“, „Ein Concert im Neuen Gewandhause in Leipzig (mit Prof. Dr. Carl Reinecke am Dirigentenpult)“ und „Die große Oper in Paris“ anführen wollen, seine Freude haben müssen. Großem Interesse dürfte bei Vielen die im dritten Bande befindliche sehr detaillirte Schilderung aller in den Kirchen Roms und im Vaticane während der Charwoche und der Osterwoche üblichen Ceremonien begegnen. Uebrigens wird, wie der Verlag mittheilt, das sechsbändige Rittersche Werk auch gegen die Verpflichtung zu monatlicher Ratenzahlung von 3 ℳ sofort complet geliefert.

Die nicht ganz reine Kunstform des Melodramas, über die hinweg nach einigen wenigen wirklich classischen Offenbarungen (Beethovens „Egmont“, Webers „Preciosa“, Mendelssohns „Sommernachtstraum“ und Schumanns „Manfred“) die moderne Kunstentwicklung zur Tagesordnung, das heißt zum Musikdrama vorgeschritten zu sein schien, beginnt seit Humperdincks poesiedurchathmeten „Königskindern“ von Neuem aufzuleben, und wie ihr in jüngster Zeit manche begeisterte Fürsprecher erstanden sind, so zeigt das Erscheinen neuer melodramatischer Arbeiten deutlich genug, daß einzelne Componisten keineswegs gesonnen sind, die Compromiß-Kunst des Melodramas als einen verlorenen Posten anzusehen und aufzugeben.

Humperdinck selbst, der mit seinen „Königskindern“ und ganz besonders mit den Melodramen des ersten und dritten Aufzuges jedes fühlende Herz auf das Tiefste angesprochen und ergriffen und solcherweise während des Miterlebens alle ästhetischen Bedenken ausgelöst hatte, tritt mit einem neuen vielfach melodramatisch und dazu in Handlung und Composition schlichter und freundlicher als die „Königskinder“ gehaltenen Märchenspiele „*Dornröschen*“ hervor, dessen sehr schön und sinnig ausstatteter Clavierauszug (Preis: ℳ 10,—.) soeben im Verlage von Max Brockhaus, Leipzig, herausgekommen ist. Da giebt es denn annähernd in Hänsel und Gretel-Weise fein gestimmte Orchestervor- und Zwischenspiele („Dornröschen“, „Festllänge“, „Ballade: Im Ahnensaal“, „Irrfahrten“ und „Das Dornenschloß“), anmuthige Chorsätze, Liedlein und Reigen, sowie ausdrucksreich sinnige Melodramenmusik, und dazu allen trautholden Zauber des alten Dornröschen Märchens, sodaß Hörenden, Schauenden und unschuldsvoll Theilnehmenden reiche Weide bevorsteht, die rührige Theaterleiter ihrem Publicum wohl schon zum Christfeste darbieten werden. Nach Wagner, der alles Menschenthum in Tönen ausdeutete, und Brahms, der edelstem Mannesleben seine Weisen sang, kommt nun Humperdinck als Tonkündiger holder Kindlichkeit, und man kann sich angesichts dieses von der neuern Musikentwickelung eingeschlagenen Weges kaum mehr wundern, daß so manche jüngste Compositionen bereits ganz embryonale Züge wahrnehmen lassen. Gleichfalls bei Max Brockhaus hier ist als ein für den Haus- und Concertvortrag bestimmtes sehr wirksames Balladen-Melodram Felix Dahns Gedicht „*Graf Walther und die Waldfrau*“ mit Clavierbegleitung von *Alexander Ritter* (Preis 2,50 ℳ) erschienen, ein op. 24, das durch geschickt auempfundene und geschickt angewandte Tonmalerei und — in der schön erfundenen Weise der Waldfrau wenigstens — durch eindringlichen Stimmungszauber zu fesseln vermag. Ein tiefergreifendes Meisterstücklein im Gebiete der Melodramenkunst ist aber *Max Schillings* mit seiner als op. 15 bei Rob. Forberg hier verlegten Composition zu Ernst v. Wildenbruchs Ballade „*Das Hexenlied*“ (Preis 5 ℳ) gelungen, und fast will es uns bedünken, als sei mit diesem außerordentlich stimmungsgesättigten Werke die volle ästhetische Daseinsberechtigung der melodramatischen Kunstform für einzelne sowohl außerhalb des rein-sprachlichen als auch außerhalb des gesanglichen Ausdrucksvermögens liegende Vorwürfe erwiesen worden. Gewiß muß Wildenbruchs erschütternde Dichtung von dem in sehnsüchtig-schmerzvollem Erinnern dahinsterbenden Mönche Medardus auch in bloßer Recitation tiefen Eindruck hervorrufen; dafür ist der Vorgang an sich, sowie auch dessen dichterisch erschöpfende Darlegung bedeutend genug. Aber selbst der beste Declamator vermag über das Berichten der Handlungsvorgänge und eine ausdrucksvolle Recitation alles dessen, was im Gedichte gesprochen wird, hinaus nur Stimmungsandeutungen zu geben, wie solche ihm die immerhin recht beschränkte Modulationsfähigkeit des Organs, der nicht allzu große Schatz rhetorischer Kunstgriffe und die Wärme seines Empfindens ermöglichen. Die tiefsten Grundstimmungen, alles unsagbarste Fühlen, Sehnen und Leiden des Menschenherzens kann eben die Wortsprache nicht wiedergeben, auch selbst dann nicht, wenn sie in Gesang umgesetzt wird, wobei sie dann noch durch die für den Gesangston erforderliche rhythmische Abgrenzung den Charakter einer gewissen Stilisirung, einer geringeren und darum weniger wahrhaft wirkenden Unmittelbarkeit annehmen muß. In der Verbindung des gesprochenen Wortes mit der wortlos-ausdrucksreichen und stimmungstiefen Musik ist die Möglichkeit geboten, zu den mit voller Natürlichkeit erzählten Vorgängen und den mit äußerster Lebenswahrhaftigkeit wiedergegebenen Worten aller im Gedichte redend eingeführten Personen die ganze Stimmungswelt, aus der die Ereignisse des Gedichtes hervorgehen, sowie alles geheimste Sinnen und Sehnen, Erinnern und Entsagen der dem Hörer nahezubringenden Menschen zu tönendem Mitschwingen zu bringen, und von dieser Möglichkeit hat Max Schillings in seiner melodramatischen Ausgestaltung des solche Stimmungsausdeutung geradezu erfordernden „Hexenliedes“ in ebenso erschöpfender als wunderbar feinsinniger und gewaltiger Weise Gebrauch gemacht. Das schlürfende Motiv und der alterthümliche Choral, mit denen Schillings seine Composition einleitet und mit denen er das Treiben der Klosterbrüder und die Rede des Priors begleitet, schildern uns nicht nur das Einhertrotten der Mönche und ihr frommes Singen, sondern sie lassen uns die volle weltabgekehrte Lebensmüdigkeit des Mönchthumes und sein Eingezwängtsein in religiöse Vorstellungen mitempfinden. Die Weise des Hexenliedes singt und sagt mit ihren unruhigen und alterirten Intervallenschritten und mit der buhlerischen Süße ihres Nachsatzes nicht nur von ihrer Herkunft „aus fernen Landen, wo Liebeszauber die Menschen verstanden“, sondern sie tönt und klagt auch von heißestem Minneverlangen und leidenschaftlicher Sehnsucht, und in den Schmerzensklängen, mit denen die Musik die Klagen und Bitten der armen Verurtheilten wiedergiebt, kommen nicht nur Angst und Qual, sondern auch hingebendes Vertrauen von Mensch zu Mensch und minniges Werben um Mitgefühl zum Ausdruck. So ist denn Alles — und selbst die beim furchtbaren Erinnern an das Entbrennen des Holzstoßes aufflackernden Flammen- und Entsetzens-Figuren — nicht äußerliche Tonmalerei, sondern tiefinnere Stimmungsausdeutung, und diese gewinnt noch an Eindringlichkeit durch die Kunst, mit der Schillings seine „Leitmotive“ zu verwenden und im Ausdruck zu steigern weiß. Und vor dem idealistischen Grunde der Musik tritt nun das gesprochene Wort mit geradezu schauererregender Realität hervor, und so kommt es beim Hörer des Melodramas zu einer Doppelanspannung des fühlenden und des denkenden Menschen, durch welche das Vorgetragene sich gleichsam zum ergreifenden Wahrtraume verlebendigt. Sollte das Melodrama vielleicht wirklich dazu berufen sein, nun, da trotz der vielen Singenden die eigentliche Singkunst mehr und mehr abhanden kommt, die Kunst der Zukunft zu werden?

Mancherlei Neues ist uns aus dem Gebiete der Lieder-, Duett- und Chor-Composition zugegangen, und auch da giebt es neben brauchbaren und unbrauchbaren Durchschnittserzeugnissen einiges Vorzüglichere, das dem singenden Publicum empfohlen werden kann. Bei Max Brockhaus, Leipzig, erschienen ein Lied: „*Am Rhein*“ von *Engelbert Humperdinck* (Preis 1 ℳ) und „*Fünf Lieder*“ op. 11 von *Hans Pfitzner* (Preis je 80 ₰ bis 1,20 ℳ), ersteres eine geradezu etwas welsch anmuthende, leicht liedertafelnde Lobpreisung des rheinischen Lebens, wie solche in Wein, Weib und Gesang liebenden Kreisen ihre Verehrer finden, letztere zum Theil (Nr. 1 „Ich und Du“, Nr. 2 „Ich aber weiß“ und Nr. 4 „Venus mater“) ganz nach „armer Heinrichs“-Art in pathologischer Musik stecken bleibend, anderntheils aber in Nr. 3 „*Studentenfahrt*“ (für Tenor) und mehr noch in Nr. 5 „*Gretel*“ (für Sopran) recht kerngesunde, frische und jedenfalls sehr wirksame Vortragsstücke darbietend. Aus dem Verlage von Rob. Forberg hier erhielten wir ein Frl. Auguste Götze gewidmetes Lied „*Nachtgang*“ von *Hans Decker* op. 8 (Preis 1 ℳ), das recht feinfühlig anhebt, weiter-

hin aber sich in leeres, wenn auch nicht ganz unwirksames Phrasenthum verliert, sodann gänzlich „unmoderne“, aber vielleicht gerade darum doppelt liebenswerthe „Zwei Duette für Mezzosopran und Bariton mit Pianofortebegleitung“ („Im Abendroth“ und „Die Nachtigallen schlagen“) von Paul Klengel op. 18 (Preis: je 1 ℳ), die mit ihrer innig schlichten Behandlung der beiden Singstimmen und der Begleitungsharmonien überall da, wo man die herzliche Freude an Aelterem, so beispielsweise an den Duetten von Mendelssohn noch nicht verloren hat, freundlichster Aufnahme gewiß sein dürften, — und „Drei Lieder (für Tenor)“ von Alfred Sormann op. 10 (Preis: je 1,20 ℳ), von denen das hochpathetische und nur gegen den Schluß hin sich etwas billig gebende erste: „Michelangelo“ und das anmuthige zweite: „Ganz im Geheimen“ mit Erfolg gesungen werden könnten. Aehnliche Wirkung glauben wir dem bei J. Schuberth & Co. verlegten Liede „Was ich geträumt“ von Georg Pittrich op. 40 (für hohe Frauen- oder Männerstimmen; Preis: 1 ℳ) prognosticiren zu müssen.

Ein nettes Capriccio für dreistimmigen Frauenchor (oder Solo-Terzett) mit Begleitung des Pianoforte ist Rich. J. Eichbergs bei Rob. Forberg verlegtes op. 22 „Vom faulen Mägdelein“ (Clavierauszug und Chorstimmen, Preis: 2 ℳ), während Heinrich Rietsch's im gleichen Verlage erschienene „Britische Werbung“ op. 15 für Männerchor mit Orchester oder Pianoforte (Preis der Partitur mit unterlegtem Clavierauszug 2,50 ℳ; der Chorstimmen 1 ℳ) als ein textlich (Gedicht aus den Boerenliedern des Fr. Lienhard) und musikalisch gleich eindringlicher Nachklang an ein Todeswerben zu üblem Kampfe bezeichnet werden kann.

Von den uns durch Rob. Forberg und J. Schuberth & Co. zugesandten neuen Männerchören: F. Brüschweiler op. 26, Wilh. Schlichting op. 11, Josef Schwartz op. 16 und 17, Arthur Wulffius op. 6, — Carl Heinrich Döring op. 244, Oskar Hieke op. 3, Georg Pittrich op. 35 und Rudolf Wagner op. 170 und 171 ist im Allgemeinen wenig Erfreuliches zu melden. Fast überall begegnet man dem Mangel an melodischer Erfindung und Sterilität im Rhythmischen bei wenig selbständiger Führung der Stimmen, und einzig das rheinische Volkslied „Elslein von Caub“ von Josef Schwartz op. 16, die beiden unter op. 6 vereinten Chöre „Erntetag“ und „Der schönen Müllerin Begräbniß“ von Arthur Wulffius und „Auf eine Rose fiel der Tau“ von Oskar Hieke op. 3 Nr. 2 könnten für musikalisch anspruchsvollere Chorvereine allenfalls in Betracht kommen. Gewiß ist in der Männerchorcomposition das Bestreben nach Rückkehr zu schlichterer, volksthümlicherer Vertonung der Gedichte und Führung der Stimmen mit Freuden zu begrüßen, aber doch nur dann als gelungen zu bezeichnen, wenn die aus solchem Bestreben hervorgegangenen Compositionen die Merkmale inneren Gedrängtseins und unmittelbarer Schöpferkraft: warmblütige Herzlichkeit und Natürlichkeit der Erfindung, logische Anlage der Melodie und ungesuchte Kunstfertigkeit des vierstimmigen Satzes offenbaren. Wie auf allen Gebieten der Composition ist es auch im Gebiete des Männerchorsatzes heutzutage schlimm bestellt; diejenigen, die wirklich etwas zu sagen haben, schämen sich geradezu einfach zu sein und verfallen immer mehr in Verkünstelung, so Richard Strauß und dessen Mitbewerber in der Orchestercomposition, Max Schillings und andere Neu-Musikdramatiker in der Bühnencomposition, und Hegar und dessen Nacheiferer in der Männerchorcomposition, und bei den vielen übrigen kleineren Tonsetzern der Gegenwart tritt eine gewisse Naivetät meist nur darin zu Tage, daß sie, ohne wirkliche Einfälle zu haben, doch meinen, durchaus etwas sagen zu müssen. Da wird dann neben dem Ungeheuerlichen der Wenigen viel Alltägliches hervorgeplappert, und man kann nur aufrichtig wünschen, daß bald wieder einmal stillere und versonnenere Zeiten anbrächen, in denen weniger — und dieses Wenigere mit größerer Schönheit zur Aussprache gebracht würde.

Zum Schlusse unserer diesmaligen Musikliteratur-Würdigung mögen nun noch einige Werke für Orgel und für Clavier flüchtig beleuchtet werden. Von Robert Papperitz' Choral-Studien für die Orgel“ op. 15 erschien bei Rob. Forberg ein fünftes Heft, das mit sechs kunstvoll gefügten und leider nur in ihrer Bewegung etwas zu gleichartigen Choral-Studien und mit drei frei erfundenen, klanghübschen Vorspielen allen werdenden Orgelspielern sehr instructives und dabei musikalisch werthvolles Uebungsmaterial darbietet. An neuen Clavierstücken verlegte Rob. Forberg eine Suite in vier Sätzen von Gustav Lazarus, op. 73 (Preis des ersten Satzes 1,50 ℳ; jedes anderen Satzes 1 ℳ), deren erster und dritter Satz („Sehnsucht“ und „Wiedersehen“) bei vorgerückteren Schülern als ansprechende, treffliche Studien — und deren in seinen metrischen Gliederungen interessanter und stellenweise auf Strauß-Tausig hindeutender letzter Satz („Menuett“) sich als dankbares Vortragsstück erweisen dürfte; ferner eine F-moll-Phantasie für zwei Claviere zu vier Händen von Heinrich Rietsch, op. 14, die nach vielversprechendem beinahe Brahmsisch wirkendem Anfange zu allerlei recht wirksam bearbeiteten und cachirten Clavierauszugsreminiscenzen überleitet, in modern gestimmten Salons aber zweifelsohne alle erwünschten Erschütterungen hervorrufen wird, sowie schließlich „Musikalische Ansichtskarten“. Drei Serien kurzer Piano-Illustrationen von Nicolai v. Wilm, op. 186 (neun Hefte à 1 ℳ), die in beim Unterricht wohlverwendbaren, geschickt gesetzten Tonbildern nach Rund, München, Thun, Moskau, Rom, Pest, Sevilla, Helsingfors und Warschau führen, und die insofern etwas anachronistisch wirken, als sie mit ihrem Erfindungsgehalte auf eine Zeit zurückweisen, in der es Ansichtspostkarten noch nicht gab. Von J. Schuberth & Co. erhielten wir den zweihändigen Clavierauszug einer Rhapsodie für großes Orchester von Richard Hofmann, op. 106 (Preis 2,50 ℳ), und drei Hefte ungarischer Musik für Clavier zu zwei Händen von M. Vavrinecz: „Ungarische Intermezzi“ op. 30. 5 Stücke (Preis 2,50 ℳ); „Ungarische Improvisationen“ op. 31. 6 Stücke (Preis 2 ℳ) und „Altungarische Bardengesänge“ op. 32. 5 Stücke (Preis 1,50 ℳ). Von dem durch Liszt dem musikalischen Weltverkehre erschlossenen Ungarlande erzählt auch Richard Hofmanns „Rhapsodie“, die nach zweimaligem durch lebhaftere Sätzchen von magyarischem Charakter unterbrochenem Erklingenlassen eines Heldengesanges von mehr internationaler Physiognomie mit ihren folgenden sich potpourri-artig aneinanderreihenden und dabei wirksam steigernden Marciale- und Allegro-Theilen Weh und Wonnen der rassigen Pußta-Kinder zu ausdrucksvollem Ertönen wachruft. Auch wenn der Titel es nicht verrathen würde, könnte man es dieser Clavier-Uebertragung wohl anmerken, daß das Werk eigentlich für Orchester gedacht ist, und sicher hat gerade Richard Hofmann, der vielgesuchte Lehrer der Instrumentirkunst und Verfasser der trefflichen Instrumentationslehre, seine etwas leichtgeschürzte und dabei doch gesellschaftsmäßig hergerichtete Hungaria in ein so prächtiges Orchestergewand gekleidet, daß man sie in allen Festsälen freudig aufnehmen wird. Allen Clavierspielenden, die nach ungarischer Musik Verlangen tragen und die aus unüberwindlichen Hinderungsgründen vom Spiele der Lisztschen Rhapsodien und der Brahmsschen Tänze absehen müssen, werden die „Ungarischen Intermezzi“ und die „Ungarischen Improvisationen“ von Vavrinecz als ziemlich schmackhaftes Surrogat dienen können, während die fünf Stücke „Altungarische Bardengesänge“ musikgeschichtliche Bedeutung — falls sie nämlich, was wir nicht zu entscheiden vermögen, echten Vorlagen entsprechen, oder aber nur den Werth von Curiositäten besitzen dürften. Einige technisch etwas ausschweifende Stellen in den Stücken des letzterwähnten Autors gemahnen an einen Mangel, dem man in neuerer Zeit bei für die große Menge der unfertigen Spielenden angelegter Claviermusik häufig begegnet und den selbst ein so gewiegter Prakticus wie Nicolai v. Wilm öfters wahrnehmen läßt. Diejenigen Autoren, die zu instructiver Verwerthung inhaltlich leichtere Musik in vorwiegend leicht spielbarer Fassung schreiben, sollten mehr noch, als das im Allgemeinen geschieht, darauf bedacht sein, alle diejenigen Griffe, Passagen oder Fingercombinationen zu vermeiden, welche auf einer den sonstigen technischen Anforderungen des Stückes entsprechenden Entwickelungsstufe noch nicht bewältigt werden können und deren Vorhandensein somit das Gelingen — und die so wichtige Freude am Gelingen in Frage stellen muß.

Arthur Smolian.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 136. Donnerstag, den 13. November, Abends. **1902.**

Das älteste Gesetzbuch der Welt.

Die französischen Ausgrabungen in Susa haben einen literarischen Fund zu Tage gefördert, der vielleicht die wichtigste Entdeckung bedeutet, die bisher auf dem Gebiete der Keilinschriften gemacht worden ist. Es ist ein Denkmal des Königs Hammurabi von Babylon, der um 2250 v. Chr. Nord- und Südbabylonien zu dem einen gewaltigen babylonischen Weltreich vereinigt hat. Die Vorderseite stellt im Bilde dar, wie der König vom Sonnengott die Gesetze für das Volk empfängt. Die Inschrift enthält die Sammlung von 282 Gesetzessprüchen, „kostbare Worte", wie Hammurabi, „der König der Gerechtigkeit" selbst sagt, „auf den Denkstein geschrieben, um das Recht des Landes zu sprechen, die Streitfragen zu entscheiden, die Schäden zu heilen". Das Denkmal ist offenbar bei einem Plünderungszuge der Elamiten von Babylon nach Susa, der Hauptstadt von Elam, geschleppt worden.

Dieser codex Hammurabi stellt die älteste Gesetzessammlung dar, die wir in der Geschichte der Menschheit kennen. Daß er für unsere Kenntniß der babylonischen Culturgeschichte von eminent wichtiger Bedeutung ist, muß als selbstverständlich gelten. Aber H. Winckler, der in den Heften „Der Alt-Orient"*) soeben eine glänzende Uebersetzung erscheinen läßt, wird Recht haben, wenn er sagt: „Dieses Corpus juris stellt die älteste bis jetzt bekannte Urkunde dieser Art in der Entwickelung der Menschheit dar. Sie bildet eine der wichtigsten Urkunden in der Geschichte der Menschheit. Die Aufschlüsse, die sie giebt, nach den verschiedenen Seiten hin zu verwerthen, wird Aufgabe einer jeden Untersuchung der culturgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit bilden, die Gesetze Hammurabis werden für die Culturgeschichte künftig stets einen Markstein bilden."

In zweifacher Beziehung bietet der Fund für die Bibelforschung das höchste Interesse. Hammurabi ist der Amraphel der Bibel, also Zeitgenosse des aus Babylonien ausgewanderten Abraham. Die Stadt Ur in Chaldäa, aus der Abraham ausgezogen sein soll, wird ausdrücklich erwähnt: Hammurabi sagt, er habe die Stadt Ur reich gemacht. Einige der Gesetze beleuchten in überraschender Weise die eherechtlichen Verhältnisse, die wir in der Patriarchengeschichte finden. Das 146. Gebot sagt: „Wenn Jemand eine Frau nimmt und diese ihrem Manne eine Magd zur Gattin giebt, dann aber diese Magd sich ihrer Herrin gleichstellt, weil sie Kinder geboren hat (vgl. 1. Mos. 16, 4), soll ihr Herr sie nicht für Geld verkaufen, zur Sklavenschaft soll er sie thun, unter die Mägde rechnen." Aus den vorhergehenden Gesetzesparagraphen geht hervor, daß die Annahme einer Nebenfrau in der Regel nur gestattet ist, wenn die Ehefrau kinderlos ist, also genau so, wie es in den biblischen Fällen bei Sara und Rahel vorausgesetzt ist.

Vor Allem aber begegnen auf Schritt und Tritt Anklänge an die mosaische Gesetzgebung. Ist es doch schon höchst merkwürdig, daß auch die heidnische Gesetzgebung auf directe Offenbarung durch die Gottheit zurückgeführt wird. Man sieht also auch an diesem Beispiel, daß die Offenbarung des lebendigen Gottes, wie sie in der Bibel vorliegt, überall an bestehende Vorstellungen anknüpft und auf natürlichen Grundlagen sich aufbaut. Daß die im mosaischen Gesetz sich findenden Ansätze zu einem irdischen Vergeltungsrecht sich als „babylonisch" erweisen, wird manchem bedenklichen Bibelleser recht sein. In den Paragraphen 195 ff. heißt es: „Wenn Jemand einem Andern das Auge zerstört, so soll man ihm sein Auge zerstören." „Wenn er einem Andern einen Knochen zerbricht, so soll man ihm seine Knochen zerbrechen." „Wenn Jemand die Zähne von einem Andern seinesgleichen ausschlägt, so soll man seine Zähne ausschlagen." Und ganz wie beim alttestamentlichen „Auge um Auge, Zahn um Zahn" (2. Mos. 21) fällt die Vergeltung geringer aus, wenn es sich um einen Sklaven handelt.

Die juristische Welt auf den Fund besonders aufmerksam zu machen, wird nicht nöthig sein. Der codex Hammurabi bietet der vergleichenden Rechtswissenschaft eine völlig neue Grundlage. Schon der Laie sieht, daß es sich hier um ein Volksgesetz ersten Ranges handelt. Und der juristische Leser erkennt bei der Lectüre sofort, wie wir bereits auszuprobiren Gelegenheit hatten, daß hier allenthalben Grundgedanken des römischen wie des germanischen Rechts durchschimmern. Babylon erweist sich eben mehr und mehr als Mutterstadt der Weltcultur. In der Geschichte von der Völkerscheidung am Thurme zu Babel verbirgt sich vielleicht die Grundwahrheit aller Culturgeschichte.

Die Schlußansprache setzt uns in Erstaunen durch die Höhe der sittlichen Gedankenwelt und durch die gewählte Sprache. Es heißt dort: „Das sind die Rechtsbestimmungen, welche Hammurabi, der weise König, festgesetzt, (durch welche er) dem Lande gerechtes Gesetz und seine fromme Satzung gelehrt hat. Hammurabi, der schützende König bin ich. Den Menschen, welche Bel mir geschenkt, deren Regierung Marduk mir gegeben hat, entzog ich mich nicht, war nicht säumig, eine Wohnstätte des Friedens verschaffte ich ihnen. Steile Engen erschloß ich, Licht ließ ich über sie erstrahlen." „Ich bin der Heil bringende Hirte, dessen Scepter grade ist, der gute Schatten, der über meine Stadt gebreitet ist, an meiner Brust hege ich die Einwohner von Babylonien, in meinem Schutze habe ich sie in Frieden ausruhen lassen, in meiner Weisheit sie geborgen, daß der Starke dem Schwachen nicht schade, um Waisen und Wittwen zu sichern, habe ich — — diese Worte auf meinen Denkstein geschrieben." „Meine Worte sind wohl überlegt, meine Weisheit hat nicht ihres gleichen." „Der Bedrückte, der eine Rechtssache hat, soll vor mein Bildniß als König der Gerechtigkeit kommen, die Inschrift lesen, meine kostbaren Worte vernehmen, die Inschrift soll ihm seine Sache aufklären, sein Recht soll er finden, sein Herz soll froh werden, so daß er sagt: Hammurabi ist ein Herr, der wie ein Vater für die Unterthanen ist, dem Worte Marduks hat er Ehre verschafft, Wohlbefinden den Unterthanen für immer geschaffen und das Land in seine Ordnung versetzt.

Den Schluß bilden Segenssprüche über das Haupt dessen, der die Gesetze beachtet, und furchtbare Flüche über den, „der dies Gesetz austilgt, die Worte vertauscht, das Denkmal ändert, meinen Namen auslöscht, seinen Namen hinschreibt". Diese Flüche hat der elamitische Eroberer auf sich geladen, der leider fünf Reihen der Inschrift ausgemeißelt und seine Siegesnotiz an die Stelle gesetzt hat. Die Entdecker und Entzifferer der Inschrift aber, die den Kindern des 20. Jahrhunderts die Kenntniß dieser ältesten Gesetzgebung zugänglich gemacht haben, wird der alte Hammurabi segnen.

Dr. Alfred Jeremias.

---

*) Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. Leipzig, J. C. Hinrichs. Jährlich 4 Hefte. Preis des Jahrgangs 2 M, des einzelnen Heftes 60 ₰. Der Codex Hammurabi bildet das 4. Heft des 4. Jahrgangs 1902.

Bücherbesprechungen.

— Seeberg, R., Professor D., Luthers Stellung zu den sittlichen und socialen Nöthen seiner Zeit und ihre vorbildliche Bedeutung für die evangelische Kirche. Leipzig (A. Deichert Nachf.) 1902. 32 S. 60 ₰. — Ein Vortrag, auf dem 31. Congreß für Innere Mission zu Eisenach gehalten, bereits in der Neuen kirchlichen Zeitschrift erschienen und nun in Separatabdruck weiteren Kreisen dargeboten! Wir danken hierfür dem Vortragenden von Herzen. Klar und anschaulich schildert er uns, wie das ausgehende Mittelalter wohl die Skepsis und den Unglauben der Gebildeten, die allgemeine Sittenverderbniß, die socialen Mißstände, die revolutionären Regungen beklagte, aber nicht die Kraft besaß, diese zu überwinden. Diese Kraft lag allein im Glauben evangelischer Art, wie ihn Luther besaß und seiner Zeit mittheilte. In interessanter, markiger Weise zeigt Seeberg, wie Luther die sittlichen und socialen Nöthe seiner Zeit erkannte, aufdeckte und bekämpfte, um dann die Grundsätze darzulegen, nach denen die evangelische Kirche nach Luthers Vorbild diesen Kampf aufzunehmen und zu führen hat. Nüchternes Verständniß, ungeschminkte Beurtheilung, Belebung der evangelischen Gemeinde als solcher, praktisches Christenthum im öffentlichen Leben, Vertrauen auf Gottes Beistand! Die kleine Schrift sei hiermit auf das Wärmste empfohlen! G. B.

— Baum & Geyer, Kirchengeschichte für das evangelische Haus. 3. Aufl. Lieferung 3, S. 398—560. Preis 2,20 ℳ. München 1902, C. H. Beckscher Verlag (Oskar Beck). — Die dritte Lieferung dieser schon früher im Allgemeinen von uns geschilderten trefflichen Kirchengeschichte führt uns in die Glanzperiode Deutschlands und namentlich Sachsens, in die Reformationszeit. Auch in dieser Lieferung verweilen die Herausgeber mit besonderer Liebe bei den Erzeugnissen der Malerei und Plastik jenes großen Zeitalters und bieten uns besonders in der Darstellung der deutschen und italienischen Renaissance eine erstaunliche Fülle meisterhafter, zumeist photographischer Wiedergaben der betreffenden Künstler, so daß einem Kunstfreunde das Herz dabei lachen muß. Wir sehen da die schönsten Bilder eines Albrecht Dürer, Holbein des Aelteren und Jüngeren, Lucas Cranach, ferner eines Perugino, Raffaele Santi, Leonardo da Vinci, Tizian u. s. w., wir finden aber auch im zweiten Theile die Facsimiles kirchengeschichtlich wichtiger Documente (eines Ablaßzettels, der Einladung des D. Eck zur Leipziger Disputation), die Bildnisse aller wichtigeren Persönlichkeiten. Die Erläuterung der kunstgeschichtlichen Partien ist kurz aber genügend und beruht zum Theil auf Anton Springers Kleinen Schriften zur Kunstgeschichte, 2. Aufl. 1888, Bonn, Markus. Für eine spätere Auflage wäre vielleicht zu wünschen, daß die großartigen Fresken Michelangelos über: „Es werde Licht“ und „Die Erschaffung des Menschen“, S. 434 und 435, nicht stückweise, sondern ganz zum Abdruck gelangen. Der die Bilder umrahmende Text hat sich auf der bisherigen Höhe gehalten. Ein kleiner, sinnstörender Druckfehler steht auf S. 484, wo Johann der Beständige „Sohn“ Friedrich des Weisen genannt wird, richtig heißt es später „Bruder“. In sehr warmem, erdaulichem Tone wird Luthers Leben und Wirken behandelt, so daß uns dieser auch als Mensch nahetritt. Wir können auch diese Lieferung als wohlgelungen empfehlen und sehen den beiden letzten, die noch vor Weihnachten dieses Jahres erscheinen sollen, mit Spannung entgegen. R. W.

— Vierzig Jahre im Weinberge Christi. Lose Blätter als Beitrag zur praktischen Theologie von D. Wilhelm Kölling, Superintendent in Pleß. Berlin 1901. Buchhandlung der Stadtmission. 3 ℳ. — Diese Selbstbiographie unterscheidet sich, wie schon der Titel sagt, von der Mehrzahl ihrer Art dadurch, daß sie zugleich eine Beschreibung des amtlichen Thuns bis in alle Einzelheiten hinein bietet. Die Behandlung der persönlichen Erlebnisse eines verhältnißmäßig schlicht verlaufenen Lebens hat in diesem Zeitalter der Hetzjagden und der Nervenüberreizung für den Leser etwas ungemein Beruhigendes und Erquickendes: all das stille Werden und Wachsen im Vaterhause und in den einzelnen Geschwisterhäusern wird mit rührender Treue und Hingebung geschildert, und von jedem Träger des Namens Kölling aus diesem Geschlecht erfahren wir den vollen Namen, die einzelnen Lebensdaten und Schicksale. Kann man sich auch beim Lesen mitunter eines Lächelns nicht erwehren über diese Ausführlichkeit in Dingen, die kaum eine Bedeutung haben für Fernerstehende, so hat man doch nie den Eindruck des Ueberflüssigen und Langweiligen, weil Alles, was gesagt wird, in Beziehung tritt zu den Gedanken und Empfindungen eines christlichen Gemüthes, das überall Gottes Wege findet und sie auch in scheinbaren Aeußerlichkeiten erkennt und verehrt. Für theologische Leser ist natürlich das Werthvollste die Bekanntschaft mit der ganzen Lebensentwickelung eines Berufsgenossen, der durch viel Mühsal und unter viel Segen seinen Weg gemacht hat. Besonders wichtig ist uns erschienen die bewunderungswürdige Festigkeit, mit der er durch Jahrzehnte hindurch an seiner regelmäßigen wissenschaftlichen Arbeit festgehalten hat. Wir haben hier nicht die Aufgabe, den Werth seiner großen theologischen Werke abzuschätzen, wohl aber die Pflicht, alle jungen Theologen auf die höchst segensreiche Lectüre der Abschnitte hinzuweisen, in denen er von dem Plan und Betrieb dieser Arbeit handelt. Es kommt zunächst gar nichts darauf an, was Andere von solcher wissenschaftlichen Thätigkeit des Theologen haben und ob sie überhaupt einen Ertrag nach Außen hin abwirft; sie ist für ihn selber ein Theil der unentbehrlichen Nahrung, aus der, um so zu sagen, das pastorale Blut bereitet wird, und diese Nahrung liefern weder die Verhandlungen von Conferenzen, Versammlungen und Vereinen, noch die theologischen und kirchlichen Blätter und Broschüren. Es bedarf für Kenner dieses ganzen modernen Getriebes nicht des Hinweises darauf, wie viel leeres Stroh da gebroschen wird unter großem Lärm und mit viel künstlichem Arbeitsjubel. Wer die Zeit findet, streng wissenschaftlich zu arbeiten, der findet sie auch stets, seine Amtspflichten zu erfüllen, wie sich's gebührt, und sogar noch darüber hinaus manches Nützliche und Nöthige zu unternehmen. Das lehrt, wie das jedes tüchtigen Theologen, auch das Leben dieses Mannes. Er hat schwere und theilweise überlastete Aemter treulich verwaltet, er hat auch Vereine gegründet und geleitet, aber nur wo sein Amt ihm diesen Weg gebieterisch zeigte. Sein Buch würde einen großen Segen stiften, wenn es recht vielen jungen Theologen den Weg zeigte zu einer gesunden Auffassung ihrer Wissenschaft und ihres Amtes. Aber auch die alten Pastoren, die Ephoren und Schulinspectoren können sehr viel lernen aus dieser schlichten Darlegung über die Amtsverwaltung eines altgedienten Kirchen- und Schulmannes. Endlich werden weite Leserkreise außerhalb Schlesiens aus dieser Biographie zum ersten Male zuverlässige Kunde davon empfangen, mit welcher Treue eine ganze Anzahl fast ganz polnischer Gemeinden in dieser Provinz ihrem evangelischen Bekenntniß anhangen. B. K.

— Julius Frommhold, Pfarrer in Wittgensdorf bei Chemnitz, Stoff und Gang des Confirmandenunterrichts. Ein Handbuch. Mit Berücksichtigung der Beschlüsse der Eisenacher Kirchenconferenz vom Juni 1902 bearbeitet und im Auftrage der Einsiedler Predigerconferenz in Druck gegeben. 95 S. geh. 1,60, geb. 2,25 ℳ. — Von demselben Verfasser, Leitfaden zum Confirmanden-Unterricht. 50 S. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa. 1903. 25 ₰. 10 Exemplare à 22 ₰, 20 à 20 ₰, 50 à 19 ₰, 100 à 17 ₰. — Ueber das vorliegende Handbuch und den für die Confirmanden im engen Anschluß daran beigegebenen Leitfaden würde Recensent sich gerne sehr eingehend äußern, wenn nicht der Rahmen einer allgemeinen Zeitung eine sachmäßige Besprechung ausschlösse. Dem Wunsche und Auftrage einer Pastorenconferenz ist die Drucklegung gefolgt, und wir dürfen das geltend gemachte Bedürfniß und den gegebenen Auftrag als nicht unberechtigt bezeichnen. Je mehr auf dem Gebiete des Confirmandenunterrichts trotz der sächsischen Confirmationsordnung vom 12. Mai 1877 eine große Ungleichheit herrscht, um so mehr ist eine an längerer Erfahrung gereifte Darstellung des Unterrichtsplanes und Stoffes zu begrüßen. Der Verfasser giebt manchen praktischen Wink und ist in anerkennenswerther Weise bedacht, den Confirmanden eine sichere kirchliche Haltung mitzugeben und sie mit der Gottesdienstordnung, dem Kirchenjahr, den christlichen Liebeswerken (äußerer und innerer Mission, Gustav-Adolf-Verein, Evangelischem Bunde, Gotteskasten, Bibelgesellschaft, dem allgemeinen Kirchenfonds und den Collecten), sowie den confessionellen Unterschieden bekannt zu machen. Das ist die Stärke seines Unterrichtsganges, dem wir rechte Beachtung wünschen müssen. Dazu will er, daß das Kirchenlied und nicht blos dies, sondern auch geistliche Volkslieder memorirt und sorgsam (auch gesanglich) besonders zum Beginn der Unterrichtsstunde geübt werden. Auch hierin dürfen wir ihm recht geben, wenn wir freilich das chormäßige Einüben und das Aufsagen „bankweise“ für diesen Unterricht nicht gerade befürworten möchten, auch uns beim Lesen manchmal die Frage vorgelegt haben, wie zu alledem in den

40 bis 50 Confirmandenstunden Zeit gefunden werden soll. Die Sacramentslehre findet die nothwendige besondere Berücksichtigung und eingehende Behandlung, nur ist im Uebrigen die evangelische Lehre auf Grund des Kleinen Katechismus, wie sie die Confirmationsordnung vorsieht, über Vielem, das nicht von centraler Bedeutung ist, unserer Meinung nach zu kurz weggekommen. Es hätten gerne Ausführungen wie z. B. S. 68 über die Gestalt und die Bildzeichen der Abendmahlshostie, die doch nicht immer und überall dieselben sind und sein müssen, wegbleiben dürfen. Auch sonst würden wir mehr einer Vertiefung und einer Verinnerlichung der evangelischen Lehre im Confirmandenunterricht das Woet reden, als auf die äußeren Ordnungen der Kirche in so großer Ausführlichkeit eingehen mögen. Uebersehen werden aber dürfen dieselben keineswegs, und auf ihre Behandlung nachdrücklich hingewiesen zu haben, ist ein Vorzug des vorliegenden Handbuches, dessen Studium wir allen Betheiligten sehr anempfehlen. D. K.

— Zweinndfünfzig Confirmandenstunden. Ein Handbuch für Geistliche von Otto Hardeland, Pastor zu St. Petri und Pauli in Zittau. Zweite durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig, Fr. Richters Verlag Ludwig Ungelenk. 4 ℳ — Der Verfasser, dessen Leitfaden für den Confirmandenunterricht bereits in 23. Auflage erschienen ist, läßt nun auch dieses Handbuch für die Geistlichen zum zweiten Male ausgeben, nachdem er im Texte einige Wünsche, die in Besprechungen der ersten Auflage hervorgetreten waren, gebührend berücksichtigt hat. Wie es der Titel sagt, ist der Stoff des Unterrichts in 52 Lehrstunden eingetheilt, aber es sind auch die nöthigen Hinwrise gegeben, wie man ihn dann bewältigen kann, wenn diese Zahl von Unterrichtsstunden nicht zur Verfügung steht. Der Lehrgang schließt sich genau an den Kleinen Katechismus an; nur ist das vierte Hauptstück vorangestellt. Was geboten wird, kann man als das Althergebrachte bezeichnen. Es ist die adschließende christliche Unterweisung, wie sie in unserer Kirche von Alters her für die zur Selbständigkeit heranreisenden Kinder unter Berücksichtigung ihres verschiedenartigen Erkenntnißstandes gegeben worden ist in der Weise, daß nicht Alle Alles erfassen und verarbeiten können, daß aber jedes, das überhaupt zugelassen wird, doch das ihm Unentbehrliche empfängt. Selbstverständlich sind in den ethischen Theilen des Buches alle die Lebensverhältnisse, die in neuerer Zeit neue Gestaltungen angenommen haben, ihrer Bedeutung entsprechend behandelt und ist dabei die katechetische Literatur in ihren besten Vertretern insoweit herongezogen worden, als es das Verständniß eines Durchschnittsconfirmanden zuläßt. Die Form der Darbietung ist nur dann katechetisch, wenn diese Gestalt die größte Kürze und Verständlichkeit ermöglicht; im Uedrigen ist der Stoff in Lehrsätzen mitgetheilt, deren Fassung dem Begriffsvermögen der Lernenden schon völlig angepaßt ist, so daß sich für jeden einigermaßen geüdten Katecheten die Fragestellung von selbst ergiebt. Die vorauszusehenden Angriffe, die wider das Buch von den Vertretern der neuesten theologischen Weisheit erhoden worden sind, eben weil es sich so eng an den Katechismus anschließt, können so lange als müßiges Gerede angesehen werden, als nicht von dieser Seite eine andere gefestigte Grundlage des Unterrichts aufgezeigt wird, auf der die Lernenden ihr religiöses Wissen aufbauen können. Aber die Leistungen, die bis jetzt vorliegen, in denen ein Lehrgerüst von eigenster Erfindung aufgerichtet wird und der gute alte Katechismus nur eine gelegentliche herablassende Berücksichtigung findet, haben nur den Beweis erbracht, daß Luthers Genius für jeden verständigen Kenner unserer Jugend auch heute noch der beste Pfadfinder ist für diesen Lehrgang, und daß wir vor der Hand noch auf den Meister zu warten haben, der es wagen könnte, ihm an die Seite zu treten. Für solche Geistliche also, die das Bedürfniß haben oder die Nothwendigkrit dazu erkennen, den Stoff ihres Confirmandenunterrichts von vornherein ganz genau einzutheilen, ist das vorliegende Buch ein trefflicher Rathgeber. Aber auch die Andern, die sich in dieser Beziehung größere Freiheit gestatten, werden immerhin gut thun, das Buch während des Unterrichts zur Hand zu behalten, und Jeder ohne Ausnahme kann aus ihm manche Erkenntniß neu gewinnen und manche andere, die sich aus seinem Lehrgedächtniß verloren hat, wieder auffrischen. B. K.

— Der homiletische Gebrauch der Evangelisch-altkirchlichen Perikopen nach einem Publicum von †Prof. D. Steinmeyer von M. Reyländer, Pastor in Wegeleben. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsduchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1902. 8°. 171 S. Preis 2 ℳ 80 ₰. — Der Werth der Steinmeyerschen Exegese für den Prediger und Lehrer ist ganz unschätzbar, ich habe das oft erfahren. Ich kenne keinen Exegeten, der so wie Steinmeyer die doppelte Kunst besäße, durch ein Wort oder einen Satz Schlaglichter zu werfen auf die schwierigsten Stellen und die Stimmung des Textes festzuhalten. Er ist immer kurz, knapp, prägnant, wie Bengel, aber ebenso tiefgründig und unerschöpflich reich an den feinsten und originellsten Bemerkungen. Das zeigt auch dieses Buch wieder, das ich eifrig empfehle; dem Herausgeber ist die Mühe des Zusammensuchens warm zu danken. Das Buch ist mir wieder auf den ersten Blick lieb geworden und wird es bleiben. Lic. Neuberg.

— Achtundfünfzigster Bericht des Vereins für die evangelisch-lutherische Diaconissenanstalt zu Dresden auf das Jahr 1901. Dresden, Rammingsche Buchdruckerei. — Die Mitglieder und Freunde des altgesegneten Vereins haben den Bericht in der Hand. So könnte unsere Aufgabe höchstens darin destehen, solche Leser unseres Blattes, denen das Liebeswerk noch fremd ist, auf das Erscheinen des Heftes aufmerksam zu machen und sie so zu veranlassen, durch Kenntnißnahme von demselben sich auch einen Begriff davon zu schaffen, in wieviel verschiedenen Formen die Anstalt ihre heilsame Arbeit fast über das ganze Sachsenland hin verrichtet, wie überall nicht eine Verminderung, sondern eine Vermehrung der Leistungen und der Kräfte sich nothwendig macht, und wie wünschenswerth es ist, die gute Sache reichlich zu unterstützen. B. K.

— Handreichung zur Vertiefung christlicher Erkenntniß, herausgegeben von Pastor Jul. Möller in Gütersloh und Pfarrer und Inspector Zöllner in Kaiserswerth: 7. Heft. Werner, Pfr. Hermann, Christi Leidensgeschichte, das Meisterwerk der göttlichen Vorsehung. 1,40 ℳ Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1902. 106 S. — In dem vorliegenden siebenten Heft des bekannten Sammelwerkes werden uns Betrachtungen über die Passionsgeschichte Jesu geboten, denen wir im Ganzen mit Interesse gefolgt sind. Neben den alten sind uns auch neue Beobachtungen und Gesichtspunkte begegnet, die das Erscheiaen des Buches rechtfertigen. Die Ausführungen sind weniger für ein theologisches Publicum berechnet und wollen dem christlichen Leser die Leidensgeschichte Christi verständlicher machen, in allen Einzelheiten deuten und dem Herzen näher bringen. So behandelt der Verfasser die Zeit, den Ort, die Personen, den Verlauf und die Wirkung dieser Geschichte der Geschichten. Wir glauben, daß es ihm wohlgelungen ist, zur Vertiefung der christlichen Erkenntniß der Passion Christi einen Beitrag gegeben zu haben. D. K.

— Der Mensch und das Jenseits. Eine Anregung zum richtigen Verständniß der Wirklichkeit. Von Georg Lasson. 43 S. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 50 ₰. — Eine recht zeitgemäße Abhandlung, vielleicht ursprünglich ein Vortrag, wie die stehen gebliebene Wendung: „Lassen Sie uns noch in Kürze versuchen" (S. 35) anzudeuten scheint. Entgegen der naturalistischen Weltanschauung, welche nur ein diesseitiges Leben kennt, gegenüber den für Wahrheit ausgegebenen Behauptungen der monistischen Weltanschauung, wird die jenseitige Welt als die eigentliche und wahrhaftige hingestellt und überzeugungskräftig erwiesen. Vielleicht geht der Verfasser fast zu weit, wenn er sich zu dem Satze versteigt: „Wir leden überhaupt nicht in einer Welt des Diesseits." Von dem Vorhandensein der Naturwissenschaft und überhaupt der Wissenschaft aus wird es als unzweifelhaft erkannt, daß es einen denkenden Geist, ein sich selbst bewußtes Ich giebt. Die Thatsache dieses denkenden Ichs ist der Punkt, an dem jeder Zweifel an der bloßen Existenz materieller Dinge und Vorgänge zu nichte werden muß. So wird die Unsterblichkeit und zwar die individuelle, die Möglichkeit einer Verbindung zwischen uns und unseren Verstorbenen sowie des Wiedersehens mit ihnen nachgewiesen. In einer Zeit, in welcher der Naturalismus und der Zweifel an rinem höheren Leben immer mehr an Boden gewinnt, wird die anregende Schrift allen nachdenkenden Leuten zur Prüfung und Beachtung empfohlen. D. K.

— Was Jesus in Oestersund erlebte. Von Victro H. Wickström. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen. 144 S. Verlag von Ernst Hofmann & Comp., Berlin SW. Preis 1,80 ℳ, geb. 2,80 ℳ — Die moderne Kunst, Literatur und Dramatik hat sich auch mit der biblischen Geschichte und dem Bilde Jesu deschaftigt, um dieses in freier Weise zu verwerthen. Auch hier haben wir einen solchen Versuch vor uns, bei dem Jesus und sein Evangelium auf unsere Zeitverhältnisse übertragen wird. Ganz gewiß vertragen es Leben

und Lehre Jesu, mit den Blicken jeder Zeit betrachtet zu werden, sie fordern es sogar. Hier wird das Evangelium besonders auf unsere socialen Verhältnisse angewendet. Jesus kommt nach der nordschwedischen Stadt Oestersund in Jämtland, er lebt wie ein Arbeiter und wohnt und verkehrt mit allen Ständen, besonders mit den offenbaren Sündern. Das Volk strömt zusammen, um seine Worte zu hören, die im Wesentlichen den Lehren des Evangelimms wenigstens nach ihrer praktischen und ethischen Seite entsprechen und in ihrer Form vielfach Umbildungen biblischer Aussprüche sind. Dabei läuft manche seltsame Deutung mit unter, wie die Begründung der Thränen Jesu an Lazarus' Grabe oder die Erklärung der den Kindern gegebenen Verheißung des Engelgeleits. Jesus wählt sich Jünger in Oestersund, nicht blos zwölf Männer, sondern auch zwölf Frauen, weil seit seinem ersten Erscheinen in der Welt die Frau zu einer höheren Stufe emporgestiegen ist. Den socialistischen Eiferern giebt er zwar nicht ganz Unrecht, billigt aber die gewaltsame Umwälzung nicht. Liebe ist die Kraft, die seine Jünger zu allem Thun befähigt. Er findet Anerkennung bei dem Volke, zuletzt aber erkennt jede Partei, daß er nicht ihr Mann sei. Auch ein Christus im Sinne des kirchlichen Bekenntnisses ist er nicht: nirgends habe er gelehrt, daß er vom heiligen Geiste empfangen, von der Jungfrau geboren und Gottes Sohn sei. Ist es doch sogar bereits dahin gekommen, daß die Geistlichen der Landeskirche und die Prediger der Secten einig in seiner Verwerfung eine Protestversammlung gegen ihn veranstalten. Endlich wird er wieder geopfert und getödtet, weil er den Menschen nicht giebt, wohin ihr irdisches Trachten steht. Sein letztes Wort an einen Anhänger ist: „Glaubst Du wohl, daß ich, wenn ich das nächste Mal zu den Menschen zurückkehre, mehr Vertrauen finden werde?“ Hugo Wickström, der als Journalist und Novellist bekannt ist, führt eine gewandte Feder und weiß concret und lebhaft zu schildern. Ob er mit seinem Buche erreichen wird, was er anstrebt? Wir dürfen es bezweifeln. D. K.

— **Jüdische Sagen und Legenden** von Dr. **Bernhard Kuttner**. 1. Bändchen. Verlag von J. Kauffmann, Frankfurt a. M. 1902. Ppdd. 72 S. Preis 1 *M.* — Wie alle Völker, so besitzen auch die Juden einen reichen Sagen- und Legendenschatz, in dem sich die Volksseele in allen Faseen ihres Seins und Wesens treu wiederspigelt. Sehr viele Erzählungen reichen bis in das talmudische Zeitalter hinauf, andere wieder gehören dem späteren Mittelalter an, manche endlich sind jung und fallen in die neuere Zeit. Die meisten sind sinnige, vom Hauche warmer Frömmigkeit und aufrichtiger Gesetzestreue getragene Gebilde, allgemein verständlich und allgemein ansprechend. Bei einzelnen verspüren wir sogar den Geist schöpferischer Phantasie, es ruht ein poetischer Duft auf ihnen, der sie lieb und werth macht. Ein großer Theil des jüdischen Sagen- und Legendenschatzes findet sich im Rödelheimer und Wilmersdorfer Maaßebuche und in dem Sefer tam wejaschar (Buch der Rechtschaffenen) zusammengetragen. Obgleich diese Bücher erst aus den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts stammen, so sind sie doch sehr selten und antiquarisch kaum aufzutreiben, sie fehlen sogar in manchen großen Bibliotheken. Die in den erwähnten Sammlungen enthaltenen Sagen und Legenden zu heben und im hochdeutschen Sprachgewande in einer Reihe von Bändchen wieder zugänglich zu machen, ist das Verdienst des Realschulprofessors zu Frankfurt a. M. Dr. Bernhard Kuttner. Das erste Bändchen bringt 19 Sagen und Legenben, von denen 12 dem talmudischen Sagenkreis zufallen, die übrigen sind späteren Ursprungs. Wenn der Verfasser mit der Veröffentlichung nur einen jüdischen Leserkreis im Auge hat, dem die Sagen und Legenden als Zeugniß der Freuden und Leiden, des Wünschens und Hoffens seitens der Altvordern zur Erbauung, Belehrung und Erhebung dienen sollen, so ist dieser Gesichtspunkt nach unserer Ueberzeugung entschieden zu eng, wenigstens dürfen die sagenumwobenen Persönlichkeiten des Alten Testaments, wie Joseph, Mose und Salomo, ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen. Vor Allem wird der Folklorist in Kuttners Buche manchen bemerkenswerthen Baustein für seine Wissenschaft finden, zumal wenn er vergleichend arbeitet. Wir stehen daher nicht an, Kuttners Arbeit ohne Unterschied der Confession Allen zu empfehlen, die für Sagen und Legenden der Völker Sinn und Verständniß haben. Möge dem ersten Bändchen recht bald ein zweites und drittes folgen, damit der lange genug verborgene Schatz an die Oeffentlichkeit gelangt. Bei der schönen Ausstattung ist der Preis von 1 *M.* für das Bändchen ein äußerst niedriger. D. We.

— **Wissen und Glauben bei Pascal.** Von Lic. Dr. **Kurt Warmuth**. Berlin, Georg Reimer. 1902. 56 S. — So oft der Name Blaise Pascal genannt wird, tauchen stets in der Erinnerung zwei seiner unsterblichen Werke auf: Die Lettres provinciales, in denen er den jesuitischen Moralgrundsätzen die Larve abreißt und sie in ihrem sittenverderblichen Einfluß zeigt, und die Pensées sur la religion. Letzteres Werk sollte dem Plane nach sich in drei Theile gliedern: 1) in eine Geschichte der Philosophie, die mit der Selbstauflösung der Philosophie enden sollte; 2) in eine Geschichte der Volksreligionen, die den Nachweis erbringen sollte, daß dieselben stets unabhängig von der Philosophie gewesen seien; die Geschichte der Volksreligionen sollte mit dem Judenthum ihren Abschluß finden und zeigen, wie gerade dieses über sich hinaus auf eine höhere Offenbarungsstufe weise; 3) in eine Darstellung des Christenthums an sich, abgesehen vom Judenthum, und zwar dergestalt, daß überzeugend dargethan würde, wie die christlichen Wahrheiten die beiden hauptsächlichsten Aeußerungen des menschlichen Lebens, die Niedergeschlagenheit (das Elend und Mißbehagen) und den Stolz nicht nur erklären, sondern auch befriedigen. Leider hat Pascal das zweite Werk nicht vollendet, es sind nur lose Blätter auf uns gekommen, die aber doch die Tendenz des Ganzen mit ziemlicher Klarheit erkennen lassen. Vor einem Jahre erst veröffentlichte Dr. Warmuth eine Schrift: Das religiös-ethische Ideal Pascals, jetzt liegt uns eine neue vor: Wissen und Glauben bei Pascal. Wie jene so ist auch diese mit großer Sachkenntniß geschrieben. Der Verfasser beherrscht seinen Stoff. Dies zeigt sich vor Allem in der Disposition, die klar und übersichtlich ist und alle Theile zu einem anschaulichen Bilde gestaltet. Die Darstellung ist frisch und lebendig, man verspürt an dem warmherzigen Tone überall die eigene Begeisterung und liebevolle Versenkung. Nach einer kurzen orientirenden Einleitung folgen die verschiedenen Beurtheilungen, die Pascal in der Literatur bis auf die neueste Zeit besonders in Frankreich und Deutschland erfahren hat. Dann wird genau unterschieben, wie Pascal über Wissen und Glauben als Mathematiker und als Jansenist gedacht hat. Dem Mathematiker sind beides noch zwei vollkommen von einander verschiedene Größen, sowohl dem Gebiete nach, auf dem sie sich bewegen, wie dem Ursprunge und den Organen nach, mit denen sie aufgenommen werden. Hat es das Wissen mit der sinnlichen Erscheinungswelt zu thun, mit den Thatsachen der Erfahrung, so bezieht sich der Glaube auf das Uebersinnliche, Geistige und Ewige. Kann sich der Mensch aus eigener Kraft das Wissen erwerben, so muß der Glaube von Gott bewirkt werden. Und ist das Wissen Sache der Vernunft und des Verstandes, so ist der Glaube Sache des Herzens. Als Jansenist hat Pascal seine Vernunft vollständig unter die heilige Schrift als die alleinige Quelle der Wahrheit gestellt. Alles Wissen in menschlichen Dingen gilt ihm sowohl aus metaphysischen wie psychologisch-ethischen Gründen als unsicher und unvollständig, die empirischen Wissenschaften beurtheilt er geringschätzig, selbst die Mathematik ist ihm keine Stunde Arbeit werth; dagegen betrachtet er den von Gott bewirkten Glauben als das höchste Wissen. Unter den biblischen Wahrheiten stehen ihm die Lehren von dem Falle des Menschen und von der göttlichen Gnade oben an. Dadurch werden dann folgerichtig seine Anschauungen von der Verderbtheit der menschlichen Natur und von der Person Jesu Christi als des Versöhners der Menschen mit Gott bestimmt. Dr. Warmuth schließt seine Ausführungen mit einem trefflichen Bilde, das die beiden Lebensphasen des philosophischen Denkers aus der Schule des Cartesius und des frommgläubigen Christen von Port-Royal verdeutlicht. Allen, die an der Verinnerlichung ihres eigenen religiös-sittlichen Lebens arbeiten und denen es darum zu thun ist, einen festen positiven Grund in den Wirren der Zeit zu finden, wird die Schrift des jungen strebsamen Theologen willkommen sein; sie werden sich von den ernsten Gedankengängen des großen französischen Gottesmannes angezogen fühlen und stille Stunden weihevoller Erhebung feiern.

Prof. D. Aug. Wünsche.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 137. Sonnabend, den 15. November, Abends. 1902.

Die Nicolaikirche zu Leipzig.

Von Prof. Dr. Rich. Sachse.

Jetzt, wo nach Vollendung des Umbaues die Nicolaikirche in schmuckem Gewande dasteht, lenkt sich der Blick zurück in die längst vergangenen Zeiten, in denen dieses Gotteshaus gegründet und dann nach und nach so gestaltet wurde, wie es heutigen Tages ist. Wie die altehrwürdigen Kirchen Deutschlands mit der Entwickelung der Städte, in denen sie erbaut sind, eng verknüpft sind, so ist die Nicolaikirche ein beredter Zeuge für die Geschichte der Stadt Leipzig. Ihre früheste Geschichte ist gleich der der Stadt in Dunkel gehüllt. An manchen Orten erbaute man die allerersten Gotteshäuser ganz oder zum größten Theil aus Holz, so daß sie nicht selten ein Raub der Flammen wurden. Mit dem Wachsthum und zunehmenden Wohlstand der Städte erhöhte sich sodann auch die Sorgfalt, die man bei Erbauung der Kirchen walten ließ, und letztere konnten gar wohl ihrer äußeren Gestalt und inneren Ausstattung nach einen Maßstab für die jeweilige Bedeutung der betreffenden Städte abgeben. Unsere Nicolaikirche ist die älteste Kirche von Leipzig. Ihre erstmalige Entstehung gehört der Zeit an, wo mit dem Siege des Deutschthums über das Slaventhum in unseren Gegenden auch der Sieg des Christenthums über den heidnischen Cultus sich entschied und damit das Bedürfniß entstand, für die neu angesiedelten Deutschen und für die Slaven, soweit diese dem Christenthum gewonnen waren, eine Stätte für die christliche Gottesverehrung zu schaffen. Dies ist ohne Zweifel im zehnten Jahrhundert geschehen. Seit der zweiten Hälfte des genannten Jahrhunderts hat es bestimmt eine christliche Kirche, wenn auch in einer sehr einfachen und schmucklosen Gestalt, in Leipzig gegeben, und das war die nachmalige Nicolaikirche. Zuerst freilich wird sie, und auch noch nicht unter ihrem Namen, erst im elften Jahrhunderte von Thietmar von Merseburg (VIII, 66 ed. Kurze) erwähnt, der erzählt, Kaiser Heinrich II. habe im November 1017 ihm drei Kirchen in Libzi (Leipzig), Olscuizi (unsicher, ob damit Olschwitz zwischen Probstheida und Connewitz oder Oelschütz bei Wurzen gemeint ist) und Gusua (Geusau bei Merseburg) überlassen. Dieses Gotteshaus, vielleicht noch das allererste in Leipzig, wird bei der damals geringen Bedeutung des Ortes — denn Leipzig war noch nicht Stadt — recht klein und einfach gewesen sein: war es aber schon durchweg kunstvoller angelegt, so war es im romanischen Baustile aufgeführt, denn der sog. gothische Baustil entwickelte sich ja erst etwa hundert Jahre später. Für die romanische Bauart spricht deutlich der Umstand, daß vor einiger Zeit von den Bauleuten zahlreiche Bruchstücke von Bautheilen gefunden worden sind, die einen romanischen Charakter an sich tragen und demnach der geschichtlich von Thietmar bezeugten Nicolaikirche angehört haben. Daher ist es nunmehr an der Zeit, die seit Vogels Annalen immer und immer wiederholte Angabe fallen zu lassen, daß erst Markgraf Otto der Reiche im Jahre 1176 die Nicolaikirche erbaut habe, ist doch schon die Art und Weise, in der Vogel dieses Ereignisses gedenkt, verdächtig, da er „von dem Kloster zu St. Nicolai" spricht, das es nie gegeben hat, und lediglich am Rande die Nicolaikirche nennt, auch ziemlich unbestimmt sich auf eine handschriftlich überlieferte Chronik als seine Quelle beruft. Freilich, wie über die Erbauung der Thomaskirche, die im Jahre 1217 vorhanden war, keine Nachricht erhalten ist, so läßt sich auch nicht ermitteln, zu welcher Zeit die Nicolaikirche im gothischen Stile aufgeführt worden ist; unter Otto dem Reichen geschah es nicht, weil, wie gesagt, dieser Baustil damals erst in der Entwickelung begriffen war.

Mit ihrem Namen wird die ecclesia sancti Nicolai zuerst genannt in den Urkunden, die sich auf die Gründung des Thomasklosters (1212) beziehen. Nachdem der Stifter desselben, Markgraf Dietrich, am 18. August 1217 den Augustiner Chorherren das Patronatsrecht über die Kirchen zu Gautzsch und Großzschocher verliehen hatte, nahm Papst Honorius III. das Kloster in seinen Schutz und bestätigte insbesondere die Chorherren im Besitz der Parochialkirche des h. Nicolaus (ecclesia parrochialis s. Nycolai in Lipz cum pertinentiis suis). Bis ins 16. Jahrhundert hinein wurde das Gotteshaus im Innern mehr und mehr ausgestattet und mit frommen Stiftungen bedacht. Körperschaften wie Privatleute zeigten hierbei großen Eifer. Die Schützenbrüdergesellschaft stiftete 1437 eine ewige Messe alle dornstage mit geluchte, geleute unde ander vil czirlicher zugeharunge und 1455 gelobte der Propst Johannes und das Capitel des Thomasklosters, das Jahrgedächtniß Peter Schobers und seiner Familie durchs iar alle suntage uff dem predigestuhle abhalten zu lassen. Ferner vermachte der Bürger Dietrich Hagen der Kirche 1516 dreißig Gulden zu syner ewigen gedechtnis und memorien seyner, vatters, mutter und aller seyner freunde selen, desgleichen im folgenden Jahre der Rathmann Hans Hummelshain 339 Gulden der Kirche zu sant Nicklas, da sein vater begraben leit. Durch Schenkungen, die man zum Heile der Seele für wirksam hielt (sölgeraete), erhöhte sich auch zum Zwecke der Heiligenverehrung die Zahl der Altäre, die schließlich auf 24 stieg. Nachdem im Jahre 1343 Peter von Reudnitz die Mittel zur Errichtung eines Altars in der Mitte der Kirche gespendet hatte, stiftete M. Johann Eutritzsch 1471 († 1491) den S. Gangolfs-Altar, 1483 der Priester Jodocus Zender von Zwickau den Altar Aller Apostel; außerdem gab es u. A. Altäre der h. Trinität, des Sacraments Christi, des h. Erasmus, der h. Anna. Um das Volk zu fleißigem Besuche des Gotteshauses aufzumuntern, verhieß man den Besuchern einen lange wirksamen Ablaß, so 1326 einen solchen auf 40 Tage allen denen, welche die Kirchen, Kapellen und Friedhöfe an den Festen und Heiligentagen aufsuchen und durch milde Gaben unterstützen würden; vier Cardinäle dehnten diesen Ablaß 1452 auf 100 Tage aus. Nach einer im Jahre 1311 getroffenen Bestimmung des Bischofs Heinrich von Merseburg sollte ferner Ablaß denen zu theil werden, welche die in der Thomas- und Nicolaikirche aufbewahrten Marterwerkzeuge Christi in Andacht anbeten würden (qui ad arma passionis Christi, quae habentur in ecclesiis s. Thomae et s. Nycolai in Lipz causa devotionis accesserint dominum oraturi, quadraginta dies indulgentiae .. relaxamus). Der Propst Johannes Grundemann hatte offenbar ebenfalls den Zweck im Auge, die Menge zum Besuche der Kirche zu veranlassen, als er 1468 bei dem Cardinal Philipp darum nachsuchte, daß ihm gestattet werde, bei den Donnerstags in der Thomas- und der Nicolaikirche stattfindenden Prozessionen die geweihte Hostie (dominicum corpus) in einer durchsichtigen Monstranz umhertragen zu lassen (in uno vase argenteo circumdato berillo seu cristalla munda, ut a circumstantibus decerni et videri posset atque ardentius adorari). An dieser Stelle mag Erwähnung finden, welche zu Cultuszwecken dienenden Gegenstände gelegentlich angeführt werden: die Lampe im Chor (1452), die Orgel (uff den orgeln, 1457), die Kanzel (predigestuhl, 1455), die Abendmahlsgefäße (Kelch, Patene). Für den Dienst in der Kirche waren bestellt: der Küster (der custer von sant Nicklas), Chorschüler (korschuler, chorales), Kirchväter (alterleute, regirer

varsteher, vitrici), Unterpfarrer und Pferrer (pharrer). Wèhrend des Gettesdienstes fanden auch Predigten statt und zwar durch Geistliche, die vom Augustiner Chorherrenstift damit betrant waren. Wegen dieser Predigten kam es im Jahre 1464 zu einem Conflict zwischen dem Stift und den Dominikanern oder Predigermönchen, die ihre Beschwerden in einem umfangreichen Schriftstück zusammenfaßten. Gleich im ersten Artikel desselben klagen die Dominikaner darüber, daß der Prediger an der Nicoleikirche die Privilegien der Predigermönche dadurch verletzt habe, daß er gegen das geschriebene Recht an den Sonntegen über das Anhören des Wortes Gottes und der Messe (de audicione verbi dei et misse) gepredigt habe. Worauf sich des Recht der Dominikaner gründete, läßt sich ebensowenig sagen als in welcher Weise der Streit geschlichtet wurde. Jedenfalls geriethen diese Predigten in Verfall, als nach Beginn der Reformation in und um Leipzig evangelische Prediger unter großem Zulauf der Bevölkerung auftraten. Um die sonntäglichen Predigten in der Thomas-, gegebenen Falls in der Nicolaikirche zu sicheen, wurde im Jahre 1525 ein Legat von 100 Gulden jährlicher Zinsen gestiftet, das man eyn redelichen tugelichen prediger, der auffs wenigiste magister sey, zu sandt Thamas in die pfarkirche, ader ab es aldo nicht gesein kann, zn sandt Nicklas ... an allen sonntagen und feyertagen durchs jar auffs zu predigen sal varorden. Und solchen prediger dieweyl ich lebe, heißt es weiter, wil ich selbst vorordenn, wann ich aber gesterbe, sal yhne eyn erbar rath alhie ... auffczunhemen und zu entseczen haben. Da dem Chorherrenstift die Aufsicht über die Nicolaikirche zustand — der damalige Propst Ulrich Pfister war vorher, bis zum Jahre 1519, selbst Pfarrer an der Nicolaikirche gewesen —, so war nicht daran zu denken, daß es sein Recht aufgeben und in die Anstellung des Predigers durch den Rath willigen werde, und dies um so weniger, da einige Jahre zuaor wegen der beiden Chorsänger, die in der Nicolaikirche zu singen hatten, ein heftiger Streit zwischen Rath und Kloster ausgebrochen und zu Gunsten des letzteren entschieden worden war. Als nämlich im Jahre 1511 der Rath an das Thomeskloster berichtet hatte, er sei Willens, eyn pedagoginm zcw banen uff s. Nicklans kirchoff, da hatte dieses seine Bedingungen gestellt, unter denen es die Errichtung der neuen Schule gestatten und das Patronatsrecht des Rathes über dieselbe anerkennen wolle, und eine Hauptforderung war damels gewesen, daß der Vorsteher der Schule keine Berechtigung haben solle, ohne Willen und Erlaubniß des vom Propste eingesetzten Pfarrers in der Nicolaikirche singen oder lesen zu lassen, sondern daß es bei der alten Gewohnheit bleiben solle (zw nachteyll der schulen nnnd schulmeister ader seynen collaboratoribus zw s. Thomas ..., sunder bey der alden gewanheit bleiben sall). Zeigte sich semit das Kloster eifrig bedacht, seine Rechte zu behaupten und des Interesse seiner Schule wahrzunehmen, so erstrebte auf der anderen Seite der Rath größere Unabhängigkeit und suchte mit Gründung der Nicolaischule auch die Nicolaikirche seinem Einflusse zu unterwerfen. Er hatte nach dem Vertrage aon 1511 zwei Chorschülern, erwachsenen Leuten, zwar eine Wohnung in der Küsterei neben der Nicoleischule eingeräumt, aber als diese durch ihren Lebenswandel Anstoß erregten, suchte er sich ihrer zu entledigen und schritt nach vergeblichen Versuchen, sie zu vertreiben, im December 1521 zur Anwendung von Gewalt, indem er die Stube der Choralisten einreißen ließ. Den Einfluß des Klosters auf die Kirche wurde er damit freilich nicht los, denn nun kehrte man zur alten Ordnung zurück in der Weise, doß so aiele Thomesschüler, als man in der Thomaskirche entbehren konnte, unter Leitung eines Collaborators alle Sonntage in der Nicolaikirche beyde vespern .. singen, nach der fruepredigen .. circuiren und die hohe messe singen sollten.

In ihrer alten Gestalt hat die Nicolaikirche bis zum Jahre 1513 bestenden; da aber begann ein durchgreifender Umbau, durch den sie in der äußeren Form so gestaltet wurde, wie sie, abgesehen vom Thurme, im Wesentlichen noch heute erhalten ist. Nach der Bleitafel des Ecksteins, die man bei Einrichtung der Heizung gefunden hat, ist der Eckstein durch den Propst Jakob Köhler am 29. März 1513 gesetzt worden. Elf Jahre währte der Bau, und am 31. Mai 1525 (nicht am 16.; das Richtige giebt bereits Post. Fraustadt, Einführung der Reformation im Hochstift Merseburg S. 59 an) weihte der Bischof Adolf von Merseburg das „stärcker und grösser gebauete“ Gotteshaus ein.

Nur wenige Jahre diente die erneuerte Kirche noch dem Gottesdienste in der alten Form. Am Pfingsttage 1539 wurde die Reformation in Leipzig eingeführt. Daenach war es das Bestreben des Stadtrathes, durch Berufung eines Superintendenten zu einer festen Ordnung der kirchlichen Verhältnisse zu gelangen. Es war aber nicht leicht, einen tüchtigen Mann zur Uebernahme des wichtigen Amtes zu bewegen: Caspar Cruciger, obwohl ein geborener Leipziger, lehnte ab, gleich ihm Friedrich Mecum in Gotha, Wenceslaus Link und Dominicus Schleupner, beide in Nüenberg. Vorübergehend waren einige Theologen, die bei Einführung der Reformation zugegen gewesen waren, in Leipzig thätig, um das evangelische Kirchenwesen einzurichten und ja das begonnene Werk hinsichtlich der Predigt, des Unterrichts und der Austheilung des Abendmahls fortzusetzen, doch bald kehrten sie in ihren früheren Wirkungskreis zurück. Nach längeren Verhandlungen ließ sich Johann Pfeffinger, damals Pfarrer in Belgern an der Elbe, bestimmen, nach Leipzig überzusiedeln, um dauernd das Amt eines Superintendenten zu verwalten. Er war den Leipzigern seit Jahren bekannt und werth, da er in den Jahren 1530—1532 zu Eicha bei Naunhof evangelische Predigten gehalten und den Leipzigern das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht hatte. Wenn ihm der Auftrag zu Theil wurde, am dritten Pfingstfeiertage 1539 in der Nicolaikirche zu predigen, so war dies ein Beweis der Achtung, die man ihm in Leipzig erwies. Leicht wurde es ihm nicht, dem ehrenvollen Rufe Folge zu leisten und als erster evangelischer Pfarrer an der Nicolaikirche und Superintendent nach Leipzig zu kommen, weil er die Widerwärtigkeiten, die hier seiner warteten, aoraussah. Noch bestand ja das Augustiner Chorherrenstift, dessen Propst bis dahin die oberste Aufsicht über die Leipziger Kirchen geführt hatte und nun nothgedrungen an den Pfarrer der Nicolaikirche abgeben mußte, noch war die Universität, ein Hauptsitz der Scholastik, für jede kirchliche Neuerung unzugänglich, noch hielt auch ein beträchtlicher Theil der Beaölkerung, den Befehlen des weltlichen Herrn in diesen geistlichen Dingen nur äußerlich gehorchend, am alten Kirchenwesen fest. Diese Lage der Dinge war nicht einladend für Pfeffinger, und es bedurfte einer besonderen Aufforderung des Herzogs Heinrich des Frommen, nm ihn im Sommer 1540 zur Uebernahme der Superintendentur zu vermögen. Dieses Amt ward, da das Kloster ja noch bestend und demnach die Thomaskirche in Zusommenhang mit demselben blieb, mit dem Pfarramt an der Nicolaikirche verbunden; daher mag es kommen, daß auch nach der Schließung des Klosters einige Pforrer an der Nicolaikirche die geistliche Oberaufsicht in der Stadt geführt haben. Lange Jahre, bis zu seinem Tode am 1. Januar 1573, hat Pfeffinger seines schweren Amtes treu gewaltet und das Werk der Organisation des evangelischen Kirchenwesens zu Ende geführt. Noch im Jahre 1540 wurden die Altäre in den Kirchen abgebrochen nnd an deren Stelle Kirchenstühle erbaut, anch Weihkessel, Krug, Sprengwedel und Anderes beseitigt. Das Alte sank wohl dohin, aber in die Neuordnung vermochten sich gar Manche nicht hineinzuleben, und so entstand bei dem gemeinen Manne Mißtrauen und Argwohn gegen die, welche während des Gottesdienstes hinter den aus der alten Zeit herübergenommenen Gittern standen und so, halbversteckt, den Verdacht erweckten, als ob sie sich scheuten, den evangelischen Glauben frei und offen aor der Gemeinde zu bekennen. Weil das arme gemeine valck, so wird in einer Verordnung ausgeführt, vormerckt, das ettliche darhintersteen, die sie dach nicht wissen nach speen kannen, wer dieselbigen eigentlich seindt, kriegen sie flugks argwan, als seien dieselben widder das Evangelium oder schamen sich dasselbige zu haren, derhalben wallenn sie verborgen, nngekannt und ungeseen sein, Auch wa zuwsylenn dieselbigenn die kapf zusammen stecken nnd villeicht auss natturfft das allerbeste redenn, So will doch das schwache volck meinen, sie reden villeicht widder die lere und predigt. — Damit nn solches alles vorkommen, auch das valck durch gnt Exempel derer, so aben ztehen und mit christlicher ernstmutiger Erbarkeit nnd Zucht Gottes wartt horen, zu gleicher zucht und ernst gereytzt werde, Sallen alle solche Gitter abgethan werden und ein jeder Christ dem andern znr besserung mitt affentlicher horung Gattes wortts dienen, und alles, das den andern hindern macht, selbst gern abstellen und unterlassenn. Da in jenen Zeiten der sonntägliche

Besuch des Gottesdienstes gute Sitte, um nicht zu sagen Vorschrift, war, so sicherte man sich einen bestimmten Platz, ließ sich auch wohl an geeigneter Stelle ein besonderes „Bänklein“ anbringen. Den Beamten, Lehrern und Schülern waren bestimmte Plätze angewiesen und es war durch Rathsbeschluß festgesetzt, daß die Schüler, denen Sonntags die Wahl der Kirche überlassen war, an bestimmten Wochentagen am Gottesdienste theilzunehmen hätten. Vom Sonntag Quasimodogeniti an bis zum Michaelisfeste (denn im Winter setzte man der Kälte wegen aus) wurde der gesammte Cötus der Nicolaischule in feierlichem Zuge in die Kirche geführt und zwar abwechselnd in der einen Woche Freitags früh, um die Bußpredigt anzuhören, und in der anderen Woche am Dienstag Nachmittags zur Betstunde oder Kinderlehre. Die Schüler hatten ihre Plätze im Chor vor dem Altare, die sie mitunter einzunehmen verhindert waren, z. B. im Juli 1671, als der Bürgermeister Lorenz v. Adlershelm sich vor dem Altare sein Grabmal erbauen ließ, und im August 1673, als an demselben die messingenen Wappen eingesetzt und das Epitaphium vollends ausgearbeitet wurde.

Während der Drangsale des 30jährigen Krieges, unter denen gerade Leipzig schwer zu leiden gehabt hat, wurde die Nicolaikirche mehrfach, zum Glück nicht in schlimmer Weise, beschädigt. Die Beschießung der Stadt durch Tilly am 4./14. September 1631 richtete wenig Schaden an, auch wurde eine große Gefahr, die der Kirche bei der Beschießung durch Wallenstein am 21./31. October 1632 drohte, glücklich dadurch abgewandt, daß eine Feuerkugel dicht über dem Kreuz zersprang und die herabfallenden Stücke ungefährlich waren. Beträchtlicher war die Beschädigung, als am 12./22. Aug. 1633 der Feldmarschall Holck die Stadt bombardirte und hierbei drei Kugeln auf die Kirche fielen, von denen die eine den Thurm in Brand setzte, die beiden andern aber nicht nur das Balkenwerk unter dem Kirchdache erheblich beschädigten, sondern auch die große Glocke, Osanna, derart trafen, daß sie einen Riß bekam und bald darauf, am 28. Sept., vollends zersprang.

Altar und Orgel litten Schaden, als im Februar 1637 während der Beschießung der Stadt durch Banér auch die Kirche an einigen Stellen getroffen wurde. Indes nicht nur durch Feindes Hand, sondern auch durch die Gewalt der Elemente litt das Gotteshaus zu Zeiten Schaden: am 27. Juli 1679, als am 6. Sonntage nach Trinitatis, als eben die Predigt begonnen hatte, schlug zu großer Bestürzung aller Anwesenden der Blitz in den Thurm und fuhr in das Schiff in die Nähe des Taufsteins hinunter; „iedermann meinete, es würde das gantze Gebäude über einen Hauffen fallen, dahero der Prediger von der Cantzel und das Volck häuffig nach den Kirch-Thüren eilete, in welchen Gedränge viel Bücher, Mäntel, Müffe und Schürtzen verloren wurden. Am Kirch-Thurm geschach kein sonderlicher Schade, ohne daß er an dem Orte, wo das Wetter eingeschlagen, einen Riß bekam, über das der Draht an der Klingel des Kirchthurmes, und die Fenster gegen Abend am Schüler-Chor zerschmettert waren“ (Vogel 778). Darauf wurde das Gebäude einer sorgfältigen Ausbesserung unterzogen, unter Anderm auch der Kopf neu vergoldet und nach Einlegung einer umfangreichen Urkunde am 8. Sept. e. a. wieder aufgesetzt. In dieser Urkunde wird nicht blos auf die örtlichen Verhältnisse Bezug genommen, sondern auch der Freude über den nach siebenjährigem Blutvergießen mit Frankreich erlangten Frieden (Friede zu Nymwegen) Ausdruck gegeben.

Wenn oben gesagt wurde, daß von dem Umbau 1513—1525 an die äußere Gestalt des Gotteshauses, immer vom Hauptthurme abgesehen, sich nur wenig verändert hat, so soll dies nicht heißen, daß das Ansehen desselben ganz das gleiche geblieben ist. Betrachtet man ein Bild der Kirche aus dem 17. Jahrhunderte, so fallen sogleich außer den drei Thürmen in der Hauptfront drei kleine spitze Thürmchen ins Auge, die auf dem Kirchdache aufsitzen, einer nach der Grimmaischen Straße, ein anderer nach den Predigerhäusern zu gelegen, der dritte an der Ritterstraße über dem Chore. Auf dem Letzteren hing eine kleine Glocke (Horaglöckchen), mit der des Morgens die Choralisten zum Absingen der canonischen Stunden gerufen worden waren. Dieser Dachreiter hat sich lange, bis ins neunzehnte Jahrhundert (1822) erhalten, während die beiden anderen, da sie schadhaft geworden waren, um ein Unglück zu verhüten, zur Zeit der Michaelismesse 1720 abgebrochen wurden. Das äußere Bild des Kirchhauses änderte sich auch dadurch etwas, daß vom Jahre 1668 an Kapellen an den Langseiten angebaut wurden, die Beckersche, Jägersche, Meyersche, Falcknersche und andere. Diese dienten zugleich als Erdbegräbnisse, war es doch damals für Viele ein Herzenswunsch, der freilich nur hochgestellten Leuten in Erfüllung ging, an geweihter Stätte den letzten Ruheplatz zu finden. Durch solche Anhängsel wurde die ursprüngliche Anlage des Ganzen entstellt, zumal als man im 18. Jahrhundert (1743, 1748) die Kapellen noch erhöhte. Ueber dem Hauptportal hatte und hat noch jetzt die Kirche drei Thürme, die ehedem alle drei in einer flachen Kuppel verliefen und von denen der mittlere, der Hauptthurm, die beiden anderen nur wenig überragte. Hieronymus Lotter hat zuerst diesem mittleren Thurme eine die beiden anderen beherrschende Form verliehen, indem er in dem denkwürdigen Jahre 1555 die Thurmhaube desselben abnahm und ein Stockwerk aufsetzte, so daß die bereits vorhandene Thürmerwohnung nunmehr aus zwei Stockwerken bestand. Ueber zwei Jahrhunderte verblieb der Thurm in dieser Gestalt und hatte im Vergleich zur jetzigen eine nur mäßige Höhe, bis sich infolge eingetretener Schadhaftigkeit eine Erneuerung dringend nöthig machte. Unter der Leitung des Obervogtes Joh. Michael Senckeisen begann man im August 1730 den Thurm bis unter das Dach abzutragen und baute ihn dann den ganzen Herbst und Winter hindurch wieder auf, wobei man ihm seine jetzige Höhe gab. Damals wurde außen am Thurme ein steinerner Gang angebracht und mit einem eisernen Geländer versehen, ferner oben in die Thurmhaube die ovalen Fenster eingefügt und überhaupt der Thurm so hergestellt, wie wir ihn in seiner uns lieb gewordenen Gestalt gegenwärtig noch vor uns sehen. Die Vollendung des durch Kälte und mancherlei andere Hindernisse verzögerten Baues fällt ins Jahr 1731 und trat damit ein, daß am 5. Juni der Kupferschmied Meister Goldner den Knopf, und am Tage darauf der Gürtler Meister Cassel die von ihm verfertigte Fahne aufsetzte (Sicul IV, 1294).

Abgesehen von der Errichtung des westlichen Portals im Jahre 1759 blieb das Aeußere der Nicolaikirche unverändert bis auf den gegenwärtigen Umbau. Das Innere erfuhr bis zum Jahre 1785 nur unbeträchtliche Umgestaltungen, unter denen besonders der Einbau und spätere Veränderungen der Emporen hervorzuheben sind. Mit dem Jahre 1785 aber beginnt eine neue Epoche der Baugeschichte der Kirche, da in demselben eine gänzliche Erneuerung des Inneren begann. Drei Männer haben sich dabei ein besonderes Verdienst erworben, der damalige Bürgermeister Geh. Kriegsrath Karl Wilhelm Müller, der Baudirector Joh. Karl Friedrich Dauthe und Adam Friedrich Oeser, eben die drei Männer, die auf das damalige Kunstleben in Leipzig den nachhaltigsten Einfluß ausübten. Ein Verdienst muß man ihnen doch zuerkennen, wenn auch gerade infolge der durch sie herbeigeführten Umgestaltung an der Nicolaikirche das Wort Goethes zur Wahrheit geworden ist, daß sich wohl keine Kirche in der Christenheit befindet, deren frühere Gemälde, Statuen oder sonstige Denkmale nicht neuern Bedürfnissen oder veränderten Kunstgeschmack einmal haben weichen müssen. Denn allerdings hat man damals, dem Geschmack der Zeit folgend, aus dem Innern in rücksichtsloser Weise die Bau- und Kunstwerke der alten Zeit entfernt und etwas ganz Neues geschaffen. Eine anschauliche Beschreibung des Bauwerkes von einem Manne, der die alte und neue Gestalt des Innern mit eignen Augen sah und somit beide mit einander zu vergleichen im Stande war, findet sich in Prof. F. G. Leonhardis Geschichte und Beschreibung der Kreis- und Handelsstadt Leipzig (1799) von S. 155 an. Diese Darstellung ist von den Späteren ausgiebig benutzt, von Albrecht in seiner Sächsischen Kirchen- und Predigergeschichte (auch 1799 herausgegeben; S. 24 ff.) aber ohne Namensnennung wörtlich ausgeschrieben worden. Denn daß nicht Albrecht, wie B. (doch sicher Archidiaconus Dr. C. Th. Binkau) im Hausvater 1893, Nr. 11 annimmt, sondern Leonhardi die Originalität zukommt, geht deutlich daraus hervor, daß Albrecht, während bei Leonhardi infolge eines Druckfehlers die Kosten der damals neu gebauten Orgel mit 0000 Thalern angegeben sind, kluger Weise den Kostenpunkt nicht berührt, obwohl er das Uebrige wörtlich wiedergiebt. Auf Leonhardi muß der Kürze wegen hier verwiesen werden, außerdem auf die schönen Abbildungen des Kirchenschiffes in der Saxonia (1834) I, 41 und bei Gurlitt (1895) nach S. 34. Es war eine schwierige Aufgabe, die alte gothische Form des Gebäudes, dessen Aeußeres man wegen seiner Festigkeit beibehalten wollte, mit dem Geschmack und den Ansprüchen der neueren Bau-

kunst zu vereinigen. Das Schiff hatte 10 hohe, dünne, achteckige Pfeiler, auf denen ein spitzzulaufendes Gewölbe ruhte. Die Emporen, die hin und wieder an den Pfeilern hängenden kleinen Kapellen, das Orgelchor, die Kanzel waren mit plumpem Schnitzwerk verziert, das aus großen, dicken Blättern, Schnörkeln und Grottesken bestand. Im hohen Chor hingen an den Wänden schlecht erfundene und mittelmäßig gearbeitete Monumente, auch der Schmuck des Altars war überladen. Dauthe nahm nun die alten Verzierungen weg und verwandelte die achteckigen Pfeiler des Schiffes in schöne, kannelirte Säulen. Jede Säule ragt, denn das Innere ist ja seitdem unverändert geblieben, auf einem viereckigen Untersatze, über den Capitälern erheben sich Palmblätter mit ihren Fruchtzweigen, die sich abwechselnd bald nach dem Gewölbe hinaufziehen, bald etwas herabhängen. Hinter den Palmblättern steigen die Rippen des Gewölbes empor. So hat das Ganze das Aussehen, als ob das Gewölbe gewissermaßen von Palmbäumen getragen wird. Der Fußboden ist mit schwarzen und weißen Sandsteinplatten abwechselnd ausgelegt und in viereckige Felder eingetheilt. In den Seitenschiffen sind die Emporen angebracht, welche an den Umfassungsmauern hin bis zum Anfang des hohen Chores gehen, und zwar ruht die obere Reihe der Emporen ebenfalls auf korinthischen Säulen, während die untere hinter diesen Säulen liegt. Außer dem Schiff sind für die Zeit der inneren Umgestaltung an besonderen Abtheilungen zu nennen: die Sacristei im Nordosten, eine ehedem dem heil. Michael geweihte Kapelle, und im Südosten das Beichthaus, ferner die Halle beim Hauptportal und rechts und links davon zwei kleinere Hallen, von denen die zur Rechten für die Taufhandlung bestimmt war, die zur Linken für den Aufenthalt der Taufzeugen vor der heiligen Handlung diente. Die malerische Ausschmückung des Ganzen wurde dem damals schon hochbejahrten Oeser (er war in Preßburg am 17. Februar 1717 geboren) übertragen, dem die größte Arbeit auf dem Gebiete der Malerei somit für sein Alter aufbewahrt worden war. Mit jugendlichem Eifer ging er ans Werk und schmückte den Altar, die Seitenwände des hohen Chores, die Vorhalle unter dem Thurme und die erwähnten Nebenhallen mit im Ganzen 30 Bildern aus, während das Schiff an den Seitenwänden ohne Schmuck blieb. Das große Altarbild stellt die Auferstehung Christi, ein kleineres darüber die Religion dar. An der Decke des hohen Chores schwebt in einer scheinbaren Kuppelöffnung der Engel des Friedens und neben ihm eine Taube mit dem Oelblatt; am Himmel ist ein Regenbogen sichtbar. Die Wände des Chores zieren sechs länglich hohe Oelgemälde, drei auf jeder Seite. Zu diesen größeren Gemälden gesellten sich noch kleinere, die ihren Platz über den Gemälden des Chores hatten, „Die christliche Liebe“, „Die Hoffnung“, und in den für Taufzwecke bestimmten Hallen zwei größere Gemälde, die Geburt und die Taufe Christi darstellend, welche seit dem Jahre 1839 sich im Betsaal der II. (jetzt II. höheren) Bürgerschule befinden.

Die Renovation des Innern, die eine gründliche — denn auch Altar, Kanzel, Taufstein und Orgel wurden erneuert — und eine kostspielige war — sie soll gegen 100000 Thaler gekostet haben — zog sich bis zum 1. Januar 1797 hin. Die Zeitgenossen äußerten ihre Bewunderung über das Werk, dem allerdings zum Aerger und Verdruß vieler Nachgeborenen der ursprüngliche Baustil abhanden gekommen ist. Bei unbefangener Erwägung wird man sich darüber zu trösten wissen und rückhaltlos anerkennen, daß Dauthes Arbeit etwas Eigenartiges und in seiner Art Ausgezeichnetes ist, das nicht nur als Beispiel des damaligen Geschmackes, sondern auch um seiner wohlthuenden Wirkung willen gleich dem Thurme, der wie ein Wahrzeichen der Stadt in das Land hinausschaut, späteren Geschlechtern unverändert erhalten bleiben möge. Daß man damals in anderer Beziehung pietätlos verfuhr, kann allerdings keine Entschuldigung finden. Man riß nämlich nicht nur das Schadhafte und wirklich Geschmacklose aus der Kirche heraus, sondern brachte auch die zahlreichen alten Gemälde Lucas Cranach des Aelteren und des Jüngeren und Anderer aus der Cranachschen Schule in eine Rumpelkammer unter dem Dache, wo sie unter Schutt und Moder lagen, theilweise sogar als Scheidewände für einen Taubenschlag benutzt wurden, bis sie im Februar 1815 von zwei kunstsinnigen Männern, Chr. Gottlob Frege und Joh. Gottlob v. Quandt, aufgefunden und nun vor weiterer Verderbniß und Entweihung bewahrt wurden. Jetzt sind diese Gemälde, „Die Verklärung“, „Christus und die Samariterin“, „Die Kreuzigung“, „Der Sterbende“, „Die Auferstehung Christi“ u. a., ein Schmuck unseres städtischen Museums. Es ist bekannt, daß Goethe, der von dem Funde Kenntniß erhielt, damals den Aufsatz: Nachricht von Altdeutschen, in Leipzig entdeckten Kunstschätzen schrieb (Bd. 27, S. 162—165 der Cottaschen Ausg. in 38 Bden.), welchen er am 8. März 1815 an Cotta übersandte (Weim. Ausg., Tageb. V, 152).

So viel von dem großen Umbau der Jahre 1785—1797. Nach diesem hat die Kirche keine durchgreifende Veränderung mehr erfahren, es erübrigt daher nur noch, einige Einzelheiten in aller Kürze hervorzuheben. Als ein Wahrzeichen galt ehedem ein an der Ostseite eingemauertes Hufeisen; daran knüpfte sich die Sage, Markgraf Dietrich sei am Weihnachtstage 1307 in die Thomaskirche, wo er ermordet wurde, geritten, unterwegs aber habe sein Pferd an der Nicolaikirche nicht vorüberlaufen wollen und so heftig nach der Kirchwand zu ausgeschlagen, daß ein Hufeisen losgesprungen sei. Dieses habe man später zum Andenken eingemauert. — Die Kirche besitzt auch eine Bibliothek von einigen tausend Bänden, darunter mehrere in Folio mit lateinischen Gesängen aus der katholischen Zeit. Die jetzige Orgel ist 1866 von Ladegast in Weißenfels erbaut und hat unter allen Orgeln der Stadt immer noch das größte Werk. Die früheren Orgeln mußten bei der Mangelhaftigkeit des Orgelbaues fortwährend ausgebessert werden. Als man von 1785 an die Kirche innerlich umbaute und ganz neu gestaltete, wurde auch die Orgel herausgenommen, und was von ihr noch brauchbar war, 1788 in die Kirche nach Taucha gebracht, wo eine vollständige Orgel daraus gemacht wurde. Die Nicolaikirche aber erhielt ein ganz neues, großes Werk, gebaut von den damals berühmten Orgelbauern Joh. Gottlob und Christian Wilhelm Trampeli in Adorf, die ihr Geschäft durch ganz Sachsen und einen großen Theil von Böhmen und Franken betrieben, aber gelegentlich noch weiterhin, z. B. nach Dortmund Orgelwerke lieferten. — Das Geläute, drei Glocken und die Seigerschelle oder Stundenglocke, hat im Laufe der Zeiten wiederholt Schaden gelitten: die große Glocke, zuerst 1452 von Nicolaus Eisenberg gegossen, hieß nach der Inschrift Osanna (Osanna est nomen meum), bekam am 12. Aug. 1633 einen Riß und barst bald darauf, sodaß sie umgegossen werden mußte. Dies geschah durch den Rothgießer Jakob König auf dem Nicolaikirchhofe am 17. Oct. 1734, und am 11. Nov. wurde sie dann zum ersten Male geläutet. Am Charfreitag 1867 zersprang sie wiederum beim Läuten und wurde 1869 mit den anderen Glocken, der Braut-, Beicht- und Morgenglocke, von Meister J. A. Jauck neu gegossen. Auf der umfangreichen Inschrift werden u. A. ihre Schicksale der Nachwelt überliefert: Gegossen nach den Bruderkriegen in Dankestagen 1452, | Ward ich von einer kaiserlichen Kugel zerschlagen 1633; | Wiedergegossen trotz Krieg und betrübter Zeit 1634, | diente ich 233 Jahre in Freud und Leid. | Am Sterbetage des Herrn bin ich beim Lauten zersprungen 1867 | Gott zu Preis und Ehren ist mein dritter Guß gelungen 1869 Zur Weihe der neuen Glocken, am 8. Trinitatis-Sonntag den 18. Juli 1869, dichtete der ehrwürdige Pfarrer Friedr. Ahlfeld das tief empfundene, in das Landesgesangbuch (Nr. 221) aufgenommene Lied: Dreieiniger, großer Gott und Herr, heut' sind zuerst erklungen zu Deines Namens Preis und Ehr die neuen ehernen Zungen. Alt ist gegenwärtig nur die Stundenglocke, die wie die große Glocke auch bereits dreimal gegossen worden ist (1555, 1730, 1734). Wenn schon Orgelton und Glockenklang das Herz erhebt und in weihevolle Stimmung versetzt, um wie viel wirksamer ist das Wort des Geistlichen, der, von reiner Gottes- und Menschenliebe erfüllt, mahnend und tröstend seiner Gemeinde zur Seite steht! Auf die lange Reihe der Männer, die als Diener des Wortes Gottes an der Nicolaikirche segensreich gewirkt haben und noch wirken, einzugehen, ist indeß hier nicht der Ort. Zwei Predigten, deren Gedächtniß im Herzen der Zuhörer lange fortdauern wird, sollen aber nicht unerwähnt bleiben: die, mit welcher der greise D. Ahlfeld am Sonntag Misericordias Domini, am 1. Mai 1881, nach dreißigjähriger seelsorgerischer Thätigkeit in ergreifenden Worten von seiner Gemeinde Abschied nahm, und die Gedächtnißpredigt des Superint. Geh. Kirchenrathes D. Pank auf Kaiser Friedrich III. am 4. Trinitatis-Sonntage, den 24. Juni 1888, wegen des damaligen Umbaues der Thomaskirche nicht dort, sondern in der Nicolaikirche gehalten. Möge dieses Gotteshaus in seiner erneuerten Gestalt fortan für Viele eine Stätte der Erhebung und des Trostes sein und in ihm christliche Zucht und Sitte und lautere Frömmigkeit in reichem Maße gefördert werden!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 138. Dienstag, den 18. November, Abends. 1902.

Oeffentliche Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November.

Die Sitzung wurde von dem den Vorsitz führenden Secretär der mathematisch-physischen Classe, Hrn. Geheimen Rath Professor Dr. His mit folgender Ansprache eröffnet:

„Hochgeehrte Versammlung! Der Hr. Secretär der philologisch-historischen Classe, der die Leibnizsitzung des vorigen Jahres einzuleiten hatte, ist in einer ausnahmsweise glücklichen Lage gewesen. Er konnte Bericht erstatten über die Verwirklichung eines der weitreichendsten Pläne von Leibniz, über die unter vielverheißenden Auspicien erfolgte Association von Akademien der verschiedenen Culturstaaten und über deren in Paris abgehaltene Generalversammlung. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Früchte dieser neuen Schöpfung ihrer Reife langsam entgegengehen. Eine derselben wird die großartig geplante Sammlung und Herausgabe sämmtlicher Schriften, Briefe und Aufzeichnungen von Leibniz sein, die sich in den verschiedenen Bibliotheken und Archiven des In- und Auslandes erhalten haben. Ueber die Fortschritte dieses literarischen Unternehmens bin ich nicht in der Lage etwas mitzutheilen, dafür mag es mir heute gestattet sein, über einige anatomische auf Leibniz bezügliche Forschungen kurz zu berichten, die der verflossene Sommer gebracht hat. Am 2. Juli dieses Jahres wurde die Grabstätte von Leibniz in der Neustädter Kirche in Hannover aufgedeckt und bei dem Anlaß das knöcherne Gehäuse genauer untersucht, das dereinst das Gehirn des großen Denkers umschlossen hat. Als Anatomen sind die Herren Waldeyer und W. Krause beigezogen worden, und letzterer hat die bezüglichen Notizen zusammengestellt. Der Grabstein hat zwar die Bezeichnung getragen: Ossa Leibnitii † 1716, gleichwohl war die Identität der Gebeine nicht ohne Weiteres unanfechtbar, da in der Ueberlieferung gewisse Lücken vorhanden sind. Für entscheidend haben indessen die beiden Anatomen, abgesehen von den Alterszeichen, krankhafte Veränderungen angesehen, die sich am Fuß und Unterschenkel vorgefunden haben und die mit der Ueberlieferung stimmen, zwonach Leibniz an Podagra gelitten hat. Ich werde die Gesellschaft nicht mit dem Detail der Messungen behelligen. Der Kopf war rundlich, breit und niedrig, er zeigte hervorstehende Backenknochen und Kinn. Es entsprechen diese Charaktere der slavischen Herkunft von Leibniz. Die Schädelcapacität wurde von Krause zu 1422 ccm bestimmt und daraus ein Gehirngewicht von 1257 g berechnet. Unser verehrter College Marchand hat uns vor kurzem die Ergebnisse seiner umfassenden Gehirnwägungen mitgetheilt, wonach das Gehirn eines erwachsenen Mannes in mittleren Jahren rund 1400 g beträgt. Für ältere Männer zwischen 60 bis 83 Jahren ergab sich bei Marchand ein Mittel von 1347 g. Demnach hat das Gehirngewicht von Leibniz nicht unerheblich unter dem seiner Altersstufe entsprechenden Mittel gestanden. Es ist dies ein Beweis dafür, daß das absolute Hirngewicht weit davon entfernt ist, einen Maßstab zu gewähren für die geistige Leistungsfähigkeit des Organes. Das Gehirnproblem ist nicht mit so einfachen Mitteln zu lösen, und vor Allem ist ja durch die Neubegründung der Localisationslehre durch Herrn Collegen Flechsig die Fragestellung gegen früher ganz erheblich verschoben worden.

„Verehrte Anwesende! In unserer Festsitzung zum Gedächtniß von Leibniz pflegen wir auch das Andenken der Männer zu feiern, die uns im Verlaufe des Jahres entrissen worden sind. Unser diesjähriger Verlust ist ein besonders herber gewesen, denn wir haben den hochsinnigen Protector unserer Gesellschaft, den so allverehrten und geliebten König Albert verloren. Seinem Andenken soll denn auch der heutige Abend vor Allem gewidmet sein.“

Hr. Geh. Hofrath Professor Dr. Sohm, dem hierauf das Wort ertheilt wurde, entwarf ein Lebensbild Sr. Majestät des Königs Albert, welches neben den unvergänglichen Verdiensten des edlen Fürsten um die Verwirklichung des deutschen Reichsgedankens und die Entwickelung Sachsens zu einem blühenden Industriestaat ihn zugleich als mächtigen Beschützer der Wissenschaft und ihrer freien Entfaltung hervortreten ließ und die dankbare Verehrung und Liebe zum Ausdruck brachte, welche die Gesellschaft ihrem hochseligen Protector allezeit bewahren wird.

Hr. Geh. Hofrath Professor Dr. Windisch hielt alsdann einen Vortrag über Buddhas Geburt. — Daß Buddha in der Mitte des 6. Jahrhunderts vor Chr. in Kapilavastu, der Stadt des Sâkya als Sohn des râjâ Suddhodana geboren worden ist, darf als eine geschichtlich vollkommen sicher stehende Thatsache bezeichnet werden, zumal nachdem die Ruinen der früh zerstörten Stadt neuerdings auf nepalesischem Gebiete ausgegraben worden sind. Von den näheren Umständen bei seiner Geburt findet sich in den ältesten Quellen noch nicht viel. Aber man darf annehmen, daß manche Nachricht aus den ersten Zeiten seines Lebens sich im Kreise seiner Angehörigen erhalten hatte und dann auch den Weg in die Oeffentlichkeit fand, als das Kind ein berühmter Mann geworden war. So kann von solchen an und für sich unwichtigen Nachrichten jetzt als völlig gesicherte Thatsache angesehen werden, daß die Geburt in einem Lumbinîvana genannten Parke erfolgte. Denn es ist im Jahre 1897 die Säule ausgegraben worden, die König Aśoka im 3. Jahrhundert v. Chr. bei seinem Besuche daselbst zum Gedächtniß der kommenden Geschlechter mit einer auf die Bedeutung des Ortes hinweisenden Inschrift errichten ließ. Aber andererseits trat die Geburt Buddhas in den Vordergrund des Interesses, als man anfing, mehr noch seine Person als seine Lehre zu feiern. So hat sich ein dichter Kranz von Mythen und grotesk-phantastischen Zügen um die Geburtsgeschichten gelegt, die am ausführlichsten in dem der Literatur der nördlichen Buddhisten angehörigen Lalitavistara erzählt wird. Zu diesen grotesken Zügen gehört das, was den Hauptgegenstand des Vortrags bildete: Der Bodhisattva soll in der Gestalt eines weißen Elephanten vom Himmel gekommen und in die rechte Seite der Königin eingetreten sein.

Diese Vorstellung hat großen Anstoß erregt, aber es liegt ihr ein sozusagen biologischer Gedanke zu Grunde, der vom indischen Standpunkte aus durchaus nichts Unvernünftiges an sich hat. Nur die Einkleidung ist grotesk. Unter Bodhisattva versteht man das Wesen (sattva), das für die höchste Erkenntniß (bodhi) bestimmt ist. Buddha präexistirte im Tusita-Himmel, ehe er auf die Erde herniederkam. In dieser seiner Präexistenz war er aber kein von anderen Menschen verschiedenes Wesen, sondern alle Menschen haben nach buddhistischer und allgemein indischer Anschauung schon vor ihrem gegenwärtigen Dasein existirt. Denn ehe der Mensch erlöst worden ist, sammelt sich immer von Neuem Alles, was er in der einen Existenz gedacht, gesagt und gethan hat, als Same zu einer neuen Geburt an. Die Seele kommt nach dem leiblichen Tode in Himmel oder in Höllen, aber wenn die Zeit gekommen ist, wenn die Frucht des früheren Thuns bis dahin ausgewirkt ist, geht sie wieder in eine neue Geburt ein. Das ist die indische Lehre von der Seelenwanderung. Auf ihr beruht auch die biologische Vorstellung, durch die erst jener groteske Zug in der Geburtslegende Buddhas seinen guten Sinn erhält. Im Assalâyanasutta, einem zum alten Canon gehörigen Texte, und ebenso im Divyâvadâna, einem Texte der späteren nordbuddhistischen Literatur, findet sich die Lehre, daß die Geburt eines menschlichen Wesens durch drei Factoren bedingt ist, durch Vater und Mutter und durch ein solches Seelenwesen, dessen Zeit gekommen ist, von Neuem auf Erden geboren zu werden. So bleibt nur noch die Form un

erklärt, in die dieser Gedanke eingekleidet ist. Man könnte in rationalistischer Weise sich dabei beruhigen, daß der weiße Elephant zu den Unberechenbarkeiten des Traumes gehöre. Denn allerdings soll die Königin vor der Empfängniß einen Traum dieses Inhalts gehabt haben, in dem sie das schaute, was sich auch in Wirklichkeit zutrug. Aber dieser Traum ist doch von vorbedeutender Art und gewiß erst nachträglich erfunden. Es fehlt nicht an Anhalten, ihn zu deuten. Die spätere Zeit verherrlichte den Buddha auch in seinem gleichsam königlichen Amte; er ward als ein cakravarttin, als ein die ganze Welt beherrschender König angesehen. Zu den Attributen eines cakravarttin gehört nach dem Lalitavistara der Elephant. Deshalb ist der Bodhisattva in der Form dieses königliches Thieres auf die Erde herabgestiegen. Die Vorstellung van den drei Factoren, welche die Geburt eines Menschen bedingen, läßt sich auch in der medicinischen Literatur der Inder nachweisen, während andererseits der Gedanke der Seelenwanderung bis in die älteren Upanisads (die philosophischen Theile der Veden) zurückverfolgt werden kann.

Bücherbesprechungen.

— **Allerlei Herzen.** Vier Erzählungen aus dem Leben von **Ulrich Lörcher.** Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins 1902, 213 Seiten, brosch. 80 ₰, geb. 1,20 ℳ, eleg. geb. 1,50 ℳ — Lörcher bietet uns in dem vorliegenden Bändchen vier einfache, schlicht dargestellte Erzählungen aus dem Volksleben, in denen ein gesunder christlicher Geist zum Ausdruck kommt, ohne daß der Ton in Gesalbtheit und die Darstellung in Frömmelei ausartet. Wir können deshalb das Buch als zur Anschaffung für Volks- und Jugendbibliotheken geeignet empfehlen, obwohl wir gleichzeitig dabei nicht verschweigen wollen, daß wir die vorliegende Leistung unter ihres Gleichen nur als dem besseren Mittelgut angehörend bezeichnen können. Für Volksschriften den richtigen Ton zu treffen, ist so unendlich schwer, daß es unter hundert Versuchen dieser Art kaum einem gelingt, dieses Ziel voll zu erreichen. Deshalb ist auch der Kampf gegen die vergiftende Hintertreppenliteratur so unendlich schwer zu führen. Man hat wohl schon den Versuch gemacht, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben, und dem gewöhnlichen Schand- und Schauderroman, wie er von betriebsamen Buchhändler-Firmen in hunderttausenden von Exemplaren jährlich vertrieben wird, ein Gegengewicht entgegen zu stellen durch christlich gefärbte, im Uebrigen aber ebenso „spannend“ gestaltete Erzählungen. Vor einigen Jahren lag uns einmal die Probe eines solchen durchaus wohlgemeinten Versuches vor, seitdem haben wir nichts mehr davon gehört. Hoffentlich hat man die gänzlich aussichtslose Sache, die den Schaden nur hätte vergrößern können, seitdem ganz aufgegeben. Der gangbarste Weg scheint uns der zu sein, auch in den Volksbibliotheken immermehr die wirkliche deutsche Literatur in ihren geeigneten Vertretern einzubürgern (zunächst z. B. Jeremias Gotthelf, Rosegger, Hansjacob ꝛc.), dazu dürften sich dann den Landschaften entsprechend die Vertreter der specielleren Heimathskunst gesellen, für den Norden z B. Reuter, Klaus Groth ꝛc.; von den jüngsten dürfte auch Frenßen durchaus geeignet für diesen Zweck erscheinen. Ueberhaupt sollte man sich bei der Auswahl nicht allzu ängstlich von kleinlichen Gesichtspunkten beeinflussen lassen. Nur bei einer weitherzigeren Praxis wird man den ja sonst doch Alles zugänglich machenden allgemeinen Leihbibliotheken in der Stadt und der Schundcolportage in Stadt und Land wirksame Concurrenz machen können. W. B.

— Dr. **Karl Müller** (von Halle), **Antaeus oder die Natur im Spiegel der Menschheit.** Mit dem Porträt Müllers und seinem Lebensbilde von Prof. Dr. **Otto Taschenberg.** Halle, 1902. Schwetschkescher Verlag. 3 ℳ Geschenkband 3,60 ℳ — Als ein Gelehrter voll eigener Kraft hat Johann Karl Müller sich aus bescheidenen Verhältnissen zum hochangesehenen Redacteur einer populären Zeitschrift, der nun über 50 Jahre blühenden Natur, emporgearbeitet. Kein Wunder, daß er im Naturforschen so ziemlich den Gipfel der Menschheit, in seiner Wissenschaft den vollsten Quell der äußeren und sittlichen Vervollkommnung erblickt. Liebe zur Sache macht einmal leicht überschwenglich. Er ist trotzdem nirgends unduldsam, und gern läßt man sich durch die sinnigen Aufsätze, welche die Sammlung zusammenfaßt, in „das tiefere Verständniß für den innigen Zusammenhang der menschlichen Thätigkeit mit den Naturverhältnissen“ einführen. Viele — und nicht blos Lehrer und Lehrerinnen, an die sich der Prospect besonders wendet — werden neue Gesichtspunkte in Menge bei der Betrachtung des von Müller Vorgetragenen gewinnen. Was Prof. Taschenberg in seiner Einleitung als bedauerlich hervorhebt, daß Müller kein rechtes Verhältniß zu Darwin habe gewinnen können, macht z. B. dem Recensenten viele der Müllerschen Aeußerungen besonders interessant. Gerade im Gegensatz zu manchen Nachtretern Darwins lassen sich fruchtbare Gedanken entwickeln. Wenn Müller gegen den Aufbau aller organischen Natur aus singulären Gebilden anführt, daß eine Mehrheit verschiedenartiger Ansätze ihm zur Erklärung des Bestehenden geeigneter scheint, so ist das weder unlogisch noch der Erfahrung widerstreitend. Und wenn er immer wieder an der Hand Goethes vom Naturgebiete in das der Poesie hinüber weist, so thut das wohl. Die Naturbetrachtung hat gar nicht nöthig, dort stehen zu bleiben, wo sie das Gebiet des mathematisch Formulirbaren verläßt. Einzelne Stellen hätten eine Ueberarbeitung verdient. Dann würden kaum die gleichen Gedankengänge mit eben denselben Worten auf Seite 3 und 21 wiederkehren. Die Forderung, daß in unruhigen Zeiten der Bürger Partei ergreifen müsse, stammt nicht von Napoleon I. (S. 183), sondern von Solon, den schon Schiller dieser Bestimmung halber kritisirt. Die Ansicht, daß „Klingenthal im sächsisch-böhmischen Erzgebirge“ von seinen für Musik beanlagten Bewohnern den Namen habe (S. 77), dürfte gleichfalls anfechtbar sein. Der Ortsname stammt doch wohl zunächst von einem Gründer Namens Klinger. Indessen, derartige Einzelheiten beeinträchtigen nicht den Charakter der anregenden, belehrenden und hübsch geschriebenen Sammlung naturwissenschaftlicher Aufsätze.

Dr. Grimm.

— **Encyklopädie der Naturwissenschaften.** Verlag von Eduard Trewendt in Breslau bez. Johann Ambrosius Barth in Leipzig. — Mit den soeben erschienenen Lieferungen 54—58 der III. Abtheilung, welche den Schluß des Handwörterbuchs der Astronomie bilden, ist dieses groß angelegte Sammelwerk nunmehr zum völligen Abschluß gelangt. In 41 Bänden liegen Handbücher der Botanik, der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie, der Mineralogie, Geologie und Palaeontologie, der Physik, der Chemie, der Pharmakognasie des Pflanzenreichs, der Mathematik und der Astronamie, also sämmtlicher Zweige der Naturwissenschaften, bearbeitet von den hervorragendsten Fachgelehrten, vor und bilden eine Fachbibliothek wie sie einzig in ihrer Art dasteht. Freilich sind die Bearbeitungen in Anlage und Ausführung nicht gleichförmig, auch nicht immer gleichwerthig — Nachtheile, die sich bei derartigen Sammelwerken, die von verschiedenen Gelehrten bearbeitet werden, kaum vermeiden lassen werden —, immerhin bürgen die Namen der Mitarbeiter dafür, daß die einzelnen Theile werthvolle Extracte der betreffenden wissenschaftlichen Disciplinen bieten und sich zu bequemen Nachschlagebüchern gestalten, in denen über Einzelheiten dieser Disciplinen unschwer Aufklärung gesucht werden kann und zugleich Anregung gegeben wird, die Kenntnisse durch das Studium originaler Werke zu erweitern oder zu befestigen. — Das Handwörterbuch der Astronomie, dessen Abschluß die vorliegenden Lieferungen bilden, hat den Professor Dr. Valentiner in Heidelberg zum Verfasser, der darin besonderes Gewicht auf die Darstellung der praktischen Astronomie gelegt hat, während die rein theoretische Astronamie einigermaßen in den Hintergrund tritt. In dem Vorworte weist der Verfasser auf die großen Schwierigkeiten hin, die ihm bei Fortsetzung seines Handwörterbuchs insbesondere durch den unerwarteten Wechsel seiner Mitarbeiter im Laufe der Zeit entstanden sind. Im Gegensatze hierzu ist ihm aber ein unbekannter Mitarbeiter entstanden, der das Werk von seinen Anfängen an genau durchgesehen und die dabei aufgefundenen, leider recht zahlreichen Druckfehler durch Vermittelung der Verlagshandlung ihm mitgetheilt hat. Auf den letzten Seiten haben diese dankenswerthen Berichtigungen ihren Platz gefunden. Zum Schlusse bemerken wir noch, daß die Anschaffung der gesammten Encyklopädie allerdings ein kleines Vermögen — 711 ℳ bez. gebunden 810 ℳ — erfordert. Doch können auch nicht nur die einzelnen Handwörterbücher sondern sogar deren einzelne Bärede gesondert bezogen werden.

— **Ed. Feldtmann,** Charakterbilder aus der heimischen Thier- und Pflanzenwelt. **Der Wald.** Verlag von Otto Maier, Ravensburg. Lieferung 5—8. à Lieferung —,60 ℳ — Mit den vorliegenden Lieferungen ist das anregende, mit zahlreichen

Textfiguren und 4 Vollbildern ausgestattete Buch abgeschlossen. Die zweite Hälfte behandelt die Thierwelt, zunächst allerlei Charakterthiere des Waldes, die deutschen Hirsche, Eichkätzchen und Schläfer, Hirschkäfer und Borkkäfer, Blattkäfer, Eichengallwespe, Nonne, Kiefernspinner, Buchdrucker und Rüßler — in ebenso buntem Durcheinander allerlei große und kleine Räuber, vom Fuchs bis zum Ameisenlöwen, — Waldpolizei, Igel, Spitzmäuse, Kuckuck, Spechte, Drosseln, Meisen, wunderlicher Weise auch die Kegelschnäbler und Kreuzschnäbel, Ameisen, Puppenräuber, Todtengräber. Ein Blüthenkalender schließt sich an und eine Anleitung zum Sammeln und Beobachten. Sie enthält eine recht gute Einführung und Uebersicht der Pflanzenbiologie, Keimung, Verzweigung, Regenleitung, Schutzmittel, Verbreitungsmittel u. dergl. m. Für Thiere beschränkt sich die Anweisung mit Recht auf die Insecten, Zucht von Raupen, Sammeln und Ordnen von Insectenlarven, Sammeln von Gallen, von Imagines und Aehnliches. Eine Erklärung der lateinischen und deutschen Namen, eine ebensa lexikographisch geordnete Erklärung der botanischen Fachausdrücke, eine Zusammenstellung der behandelten Pflanzen und Thiere nach dem natürlichen System und das Register bilden den Schluß. Geringe Ausstellungen betreffen die hie und da etwas stark apodiktische Darstellung. Wenn es z. B. vom Kuckuck heißt: „Die unstete Lebensweise, welche durch die Ernährung bedingt wird, die geringe Eigenwärme, sowie der gleichfalls durch die Größe des Magens bewirkte Umstand, daß das Weibchen im Frühling nur alle acht bis zehn Tage ein Ei legt, sind Ursachen, daß der Kuckuck seine Eier nicht selbst ausbrütet, ja, überhaupt kein Nest baut", sa ist zu bemerken, daß hier Ursache und Wirkung verwechselt sind. Die wahre Ursache ist ja noch immer problematisch, und erst neuerdings ist die Hypothese aufgetaucht, daß die Kuckucke ursprünglich sich von den Insekten in der Haut der Herdenthiere ernährten und durch deren Wanderungen am regelrechten Brutgeschäft verhindert wurden. Abgesehen von solchen Kleinigkeiten, ist das Buch jedenfalls schon durch den bunten, aber nicht ziellosen Wechsel der Einzelbilder, welcher der Ermüdung vorbeugt, anregend genug und der heranwachsenden Jugend ebenso wie solchen Lehrern, welche keine umfängliche Fachliteratur zur Verfügung haben oder beherrschen, zu empfehlen. H. S.

— Zur Unterstützung ihrer Bestrebungen, naturwissenschaftliche, astronomische und geographische Kenntnisse im deutschen Volke zu verbreiten, giebt die Gesellschaft Urania in Berlin eine illustrirte Monatsschrift Himmel und Erde heraus, von der jetzt der 14. Jahrgang vollständig vorliegt. Ihr Inhalt setzt sich im Wesentlichen aus Aufsätzen aus den drei genannten Wissenschaften zusammen, die in gemeinfaßlicher Sprache entweder über wissenschaftliche Fortschritte oder über naheliegende naturwissenschaftliche Fragen berichten und belehren. Die Namen der Autoren, unter denen wir die klangvollsten der deutschen, speciell der Berliner Gelehrtenwelt, vertreten finden, bürgen für die Gediegenheit des Inhaltes; die folgende Auslese aus den Titeln der größeren Aufsätze mag die Vielseitigkeit des Inhaltes darthun: „Die kleinen Planeten" von G. Witt in Berlin; Wesen und Bedeutung der Spektralanalyse" von Prof. Wenzel in Wien; „Die Weltherrin und ihr Schatten" von Prof. Auerbach in Jena; „Die singende Bogenlampe von Dr. Donath in Berlin; „Die Erde als Elektromagnet" von Prof. Weinstein in Berlin; „Die Erdölwerke und Salzlager in der Lüneburger Heide" von Prof. Haepke in Bremen; „Die Zeitdauer geologischer Vorgänge" von Geh. Bergrath Prof. Wahnschaffe in Berlin; „Die Ergebnisse der Berliner wissenschaftlichen Luftfahrten" von Dr. Süring in Berlin; „Die erloschenen Vulkane und die Karstlandschaften im Innern Frankreichs" von Dr. Schlüter in Berlin; „Der Adlergrund" von Geh. Baurath Benoit in Berlin; „Die Trockenlegung des Zuyder-Sees" von Kürchhoff in Berlin; „Helgoland. 10 Jahre unter deutscher Herrschaft" von Dr. Lindeman in Berlin; „Frühlingstage am Mittelmeer" von Dr. Rumpelt in Taormina; „Südafrikanische Landsleute" von Dr. Sokolowsky in Berlin u. s. w. u. s. w. Fügen wir nun noch hinzu, daß die meisten Hefte mit guten Illustrationen nach den besten Photographien ausgestattet sind, so dürfte dies Alles wohl für eine Empfehlung der besprochenen Zeitscheift genügen. Dr. F.

— Deutsch-Neuguinea von Ernst Tappenbeck. Süsserotts Colonialbibliothek Bd. I. Berlin, 1901 bei Wilhelm Süsserott. Preis 3 M. — Mit dem vorliegenden Werk tritt ein buchhändlerisches Unternehmen ins Leben, das die colonialen Bestrebungen in unserem Volke durch Schaffung einer billigen wissenschaftlich-populären Darstellung der einzelnen Colonien fördern will. Die Idee ist jedenfalls eine gesunde und, wenn die nachfolgenden Bände das halten, was dieser erste Band verspeicht, auch eine fruchtbare; denn nichts kann dem Gedeihen eines Unternehmens förderlicher sein, als die reine Wahrheit über den Gegenstand und die Aussichten des Unternehmens, und diese dem Leser zu bieten, ist der Verfasser gewillt und auch in der Lage, da er seit 10 Jahren an der Erforschung von Deutsch-Neuguinea mitarbeitet und zu den besten Kennern dieser Colonie zu zählen ist. In kurzer zusammengedrängter Form, unter Fortlassung alles wissenschaftlichen Beiwerks ist in dem Buche alles für den Colonialfreund und den praktischen Colonisten Wissenswerthe und Interessante zusammengefaßt; wir leenen die Eingeborenen und ihren Culturzustand kennen, erhalten ein Bild von der Bodengestaltung und der Küstengliederung und werden unterrichtet über Flora und Fauna, soweit sie für coloniale Zwecke in Betracht kommen. Ziemlich eingehend beeichtet der Verfasser auch über die leider recht ungünstigen klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse, die schlechter als in irgend einer anderen unserer Colonien zu sein scheinen und eine gedeihliche Entwicklung Neuguineas bisher verhindert haben. Die beiden Schlußcapitel sind praktischen Fragen gewidmet; in dem einen beantwortet der Verfasser die Frage: „Welche Aussichten bietet Neuguinea für die Auswanderung?" und im letzten giebt er Rathschläge für die Schiffsreise und für den Aufenthalt in der Colonie. Wer das Buch gelesen hat, wird mit dem Referenten den Wunsch theilen, daß die Colonalbibliothek einst recht viele solcher Werke enthalten möge; denn es stände wohl besser um unsere coloniale Sache, wenn mehr solche mit Ernst und Sachkenntniß geschriebenen Bücher in unserer Colonialliteratur zu finden wären. Dr. F.

— Carl Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. Mit 6 Chromolitographien, 8 Heliogravüren, 32 Vollbildern, 2 Karten und etwa 390 Abbildungen im Text. 2. Aufl. Jena, Verlag von Gustav Fischer. In Lieferungen à 1,50 M. Das ganze Werk 18 M., eleg. geb. 20 M. — 1898 ging die deutsche Tiefsee-Expedition auf der Valdivia aus, durch den Atlantic bis zu den antarktischen Gewässern, durch den Indic bis Sumatra, 1899 kehrte sie durch das Rothe Meer zurück. 1900 erschien die ausgezeichnete Schilderung der Reise aus der Feder ihres Leiters und jetzt erscheint bereits die zweite Auflage, durch eine Reihe neuer Abbildungen nicht unwesentlich bereichert. Wahrlich ein erfreuliches Zeichen für allseitigen Erfolg, für die Thatkraft und Frische des Verfassers, für seine Darstellungsgabe und für die warme Theilnahme des Publicums an den großartigen Ergebnissen der vaterländischen Unternehmung. In der That lagen auch die Vorbedingungen ungewöhnlich günstig. Unausgesetzt verfeinerte und vervollkommnete Fangapparate führten aus bisher unbekannten Tiefen eine Fülle neuer und überraschender Thierformen an das Licht, wo sie von einem Stabe bestgeschulter Zoologen in Empfang genommen wurden; dazu kamen wesentliche geographische Entdeckungen, wie die Wiederauffindung der Bouvetinsel und der Vorstoß zur antarktischen Eiskante, und wo die Reise durch längst bekannte Gegenden führte, da wurde unsere Aufmerksamkeit doch durch die packenden Naturschilderungen unserer afrikanischen Colonien aber durch ethnographische Erwerbungen gefesselt. Das Alles erhielt aber einen erhöhten Reiz durch die glückliche Verbindung mit künstlerischen Hilfsmitteln; denn ohne sich mit der immerhin hohen zeichnerischen Ausbildung der wissenschaftlichen Theilnehmer zu begnügen, hatte man sich die Mitwirkung des Vertreters unserer ersten technischen Anstalt für die Naturwissenschaften gesichert, der mit photographischem Apparat, wie mit Stift und Pinsel gleich geschickt und gleich eifrig überall zur Stelle war. Dabei stand ihm, wie dem Verfasser, an passender Stelle ein leichter Humor zur Verfügung, das Ganze würzend. In der That, es war eine tüchtige Leistung des Expeditionsleiters, dem der Kopf genügend voll war von wissenschaftlichen Problemen, wie von organisatorischen Aufgaben, Auswahl der Mitarbeiter und Vertheilung der Ausbeute betreffend, daß er gleich nach der Rückkehr zunächst noch Zeit fand, der Nation in der allgemein gehaltenen Darstellung von den Erfolgen vorläufige Rechenschaft abzulegen. Um so erfreulicher der Anklang, den sie gefunden. Möge er auf die neue Auflage sich übertragen! H. S.

— Weltreise-Skizzen von Dr. med. A. Lurz, Dresden. IV. Lieferung. Preis 75 ₰. Verlag von Wilhelm

Baensch, Dresden. — In der vierten Lieferung theilt der Verfasser etliche Eindrücke über Sydney und seine Umgebung mit; ferner berichtet er darin über Neu-Seeland, Samoa und Honolulu. Hierbei wird auf den Haifischfang eingegangen; selbstverständlich wird nicht vergessen, die alte Erzählung von den Negern an der Küste Südostafrikas einzuflechten, nach der diese Schwarzen mit einem Messer im Munde in das Meer hinausschwimmen und unter den Hai zu kommen suchen und ihm den Bauch aufschlitzen. Mit der Einfahrt nach San Franzisko schließt das vierte Heftchen, das auch von ähnlichen Mängeln, die wir beim dritten Heft hervorhoben, nicht frei ist. Ee.

— **Australien, Ozeanien und Polarländer.** Zweite Auflage. Von Prof. Dr. **Wilhelm Sievers** und Prof. Dr. **Willy Kükenthal.** Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck. „Allgemeine Länderkunde“, II. Theil.) In Halbleder gebunden 17 ℳ. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Das Interesse für erdkundliche Erscheinungen und Thatsachen hat mehr denn je das Publicum in Anspruch genommen. Tagtäglich kommen Berichte von dem Wagemuthe tüchtiger Forschungsreisenden, von neuen und neugeplanten Verkehrsstrecken, von neuen handelspolitischen Abmachungen u. s. f. Da es schwer ist und meistens es auch an Zeit mangelt, alle neuen Erscheinungen und Forschungen der verschiedenen Völker- und Culturpioniere in den Specialberichten zu verfolgen, so greift ein Jeder gern noch Werken, die einen guten und sicher orientirenden Ueberblick gewähren und die auch inhaltlich zu fesseln wissen. Ein solches Werk liegt uns in der „Allgemeinen Länderkunde“ des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien vor. Diese zweite Auflage ist eine wahrhaft hervorragende Leistung auf dem Gebiete länderkundlicher Beschreibung. Der vorliegende zweite Band gilt der Darstellung Australiens, Ozeaniens und der Polarländer. Das sind gerade die Gebiete, die jetzt im Mittelpunkte unseres Tagesinteresses stehen. Der australische Bundesstaat (Cammonwealth af Australia), der am 1. Jan. 1901 die Colonien Australiens nach dem Vorbilde Canadas zusammenschloß, ist eine neue verkehrs- und handelspolitische Macht geworden, die nicht allein von England, sondern überhaupt von jedem handeltreibenden Volke zu respectiren ist. Ozeanien ist mit Samoa und Mikronesien uns Deutschen besonders nahe getreten und Hawaii ist nach seiner Einverleibung in die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine wohl zu beachtende Inselgruppe geworden; der vergletscherte und im ewigen Eis und Schnee starrende Norden und Süden reizt unaufhörlich den wissensdurstigen Menschen, seinen Fuß und seine Kenntniß polwärts vorzuschieben. Die Beschreibung Australiens und Ozeaniens entstammt der gewandten und sicheren Feder Professors Sievers, während die Polarländer der rühmlichst bekannte Breslauer Zoologe Prof. Kükenthal uns nahe bringt. Der Plan, der der Neubearbeitung des ersten Bandes der Allgemeinen Länderkunde, dem „Afrikabande“ zu Grunde lag, hat sich bewährt und ist auch für den vorliegenden zweiten Band maßgebend gewesen. Ein Einleitungsabschnitt orientirt über den Gang der Erforschung Australiens und Ozeaniens. Eine allgemeine Uebersicht leitet zu dem Festland über. Dabei lernen wir Grenzen, Größe, Lage und Umrisse kennen, sodann die Entstehung, den Bau der Oberflächenformen, die Gewässer, das Klima, die Pflanzenwelt, die Thierwelt, die Bevölkerung, die politischen Verhältnisse, den Verkehr und die Wissenschaft. Ueberall sind die neuesten statistischen Ergebnisse berücksichtigt und gebührend verarbeitet worden. Das Werk gewinnt ungemein durch die zahlreichen Karten und Abbildungen. Die Karten führen nicht blos politische und allgemein-geographische Thatsachen vor Augen, sondern auch biogeographische und wirthschaftsgeographische Elemente. Die farbigen Tafeln sind im höchsten Grade künstlerisch ausgeführt. Auch die schwarzen Tafeln und die Abbildungen im Text, die durch zahlreiche neue und landschaftlich typische Bilder vermehrt worden sind, zeigen einen Höhepunkt technischer Reproduction, wie er wohl nicht mehr zu überschreiten ist. Druck, Papier, Alles ist musterhaft. Alle Achtung vor dem Werke, seinen Verfassern und seinem Verleger! Ee.

— **Wie reist man in Italien?** Ein Buch zum Lust- und Planmachen von **K. Kinzel** und **E. Michaelis.** Verlag von Fr. Bahn, Schwerin i. M. Preis geb. ℳ 3,60. — Vom Baedeker und Gsell-Fels, deren Führerschaft sich die deutschen Italienfahrer gemeinhin bedienen, unterscheidet sich dieß neueste Reisehandbüchlein schon auf den ersten Blick durch seine unvergleichlich schmächtigere Gestalt. Dieser entsprechend beschränkt sich sein Inhalt wesentlich auf Schilderung der Hauptstationen Bologna, Florenz, Rom, Neapel mit Umgebung Pisa, Venedig. Auch eine Rundfahrt durch Sicilien wird berücksichtigt, die Riviera sowie einige der kleineren Städte werden flüchtig gestreift. Wer Italien im Fluge durchreisen, nur von seinen hauptsächlichsten Kunst- und Culturstätten ein ungefähres Bild empfangen und dabei Zeit und Geld möglichst sparen will, kann sicherlich mit den knappen, aber zuverlässigen Weisungen des kleinen Kinzel, dem auch eine Anzahl italienischer Redewendungen angefügt ist, auskommen. Wen freilich nach intimerer Kenntniß des gelobten Landes der Kunst und Natur verlangt, dem rathen wir, einen der älteren ausgiebigeren Führer mit auf den Weg zu nehmen.

J—.

— **Neue, neunte Ausgabe von Stielers Handatlas.** 100 Karten in Kupferstich herausgegeben von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. (Erscheint in 50 Lieferungen [jede mit 2 Karten] zu je 60 ₰ oder in 10 Abtheilungen [jede zu 10 Karten] zu je 3 ℳ) — Sechs Kartenbilder auf einmal bietet uns die soeben erschienene 8.—10. Lieferung des „großen Stieler“. Bei all diesen Blättern speingt der Fortschritt gegen früher sofort ins Auge; nicht nur, daß die Geländedarstellung überall an Schärfe und Deutlichkeit gewonnen hat, es sind auch gewissenhaft die Ergebnisse der jüngsten Forschungsreisen und Landesaufnahmen verwerthet worden. So zeigen einzelne Karten gegen früher ein gänzlich verändertes Bild. Während man sonst gewöhnt war, die Halbinsel Labrador als völlig unzugängliches und unerforschtes Gebiet zu betrachten, ist jetzt der weiße Flecken verschwunden, der auf dem Atlas früher die große nordamerikanische Halbinsel markirte. Die vorliegende Stielerkarte von Ostcanada (Nr. 84), im Maßstabe 1 : 7 500 000, zeigt uns, daß die Forschungen canadischer Geologen nicht umsonst gewesen sind. Labrador stellt sich uns dar als eine große, von zahlreichen Flußläufen und Seen durchzogene Hochebene. Das Klima dieser nordöstlichen Gebiete der Dominion af Canada wird sehr hübsch charakterisirt durch die Orientirungsstriche, die uns die Grenzen des Getreide- und Kartoffelbaues, sowie den Verbreitungsbezirk der hervorragenden Pelzthiere angeben. Auch das französische Kabel von St. Pierre ist angegeben. Nicht minder hat die Karte der ostindischen Inselgruppen (Nr. 67 in 1 : 7 500 000) Veränderungen erfahren. Ist schon die Darstellung der großen Sundainseln und der Philippinen auf kleinen Sonderkarten wegen der dabei erzielten größeren Durcharbeitung und Genauigkeit sehr zu loben, so muß vor Allem auch anerkannt werden, daß auch hier wieder alle neueren Quellen, insbesondere auch die Forschungen der Holländer sorgfältig verwerthet worden sind. Besonders sei hingewiesen auf die veränderte Küstenlinie der Insel Timor, die durch die Tiefseeexpedition des Professors Dr. Weber festgestellt wurde. Nr. 80 vervollständigt das Bild Australiens, indem sie den noch fehlenden vierten Theil des Continents, die Staaten Neusüdwales, Victoria, hauptsächlichsten Gebiete Südaustraliens und den südlichen Theil von Queensland hinzufügt. Der im Maßstabe von 1 : 5 000 000 dargestellten Hauptkarte sind Nebenkarten beigefügt, die Adelaide und Melbourne mit seinem herrlichen Hafen veranschaulichen. Eine Meisterleistung plastischer Geländedarstellung ist die ins Kleinste ausgearbeitete, für den Anfänger freilich etwas mühsam zu lesende Karte von Schottland (Nr. 37 in 1 : 1 500 000), das erste Blatt der angekündigten neuen Karte von Großbritannien. Auf Blatt 86 und 91 ist im Maßstabe von 1 : 3 700 000 der nordwestliche und südöstliche Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika dargestellt. Die ungeheueren Verhältnisse des Uniongebietes bringen es mit sich, daß die Karte der Vereinigten Staaten in mehrere Abschnitte zerlegt werden muß, die nicht gerade durch die Schönheit der geschwungenen Linie ausgezeichnet sind. Wünschenswerth wäre es vielleicht, in dem Gewirr von Eisenbahnen die Flußläufe etwas mehr durch Färbung hervorzuheben. J. O.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 139. Donnerstag, den 20. November, Abends. **1902.**

Mit welchen Farbstoffen arbeitet die Natur?

Bei der großen Mannigfaltigkeit der Farben, mit der die Natur alljährlich von Neuem die Pflanzenwelt schmückt, der Freude, die wohl Jeder am frischen Grün des Waldes, der Farbenpracht der Blüthen in Flur und Hain empfindet, da dürfte es gewiß nicht ohne Interesse sein, einmal nachzuforschen, mit welchen Mitteln denn diese bewundeenswerthen Leistungen an Farbenreichthum hervorgebracht werden, wie viel oder wie wenig Farbstoffe der Natur für diese Zwecke zur Verfügung stehen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß wir mit dem Grün unsere Besprechung beginnen, zeigen doch die weitaus meisten Blätter und krautartigen oberirdischen Stengel die grüne Farbe. Wiesen und Wälder lehren uns die weite Verbreitung derselben; von den niedersten Gewächsen — die Classe der Pilze ausgenommen — bis zu den höchsten Pflanzen aufwärts finden wir sie allgemein und nur ganz wenige, vereinzelte Blüthenpflanzen entbehren des Chlorophylls oder Blattgrüns, so die durch ihre parasitische Lebensweise bekannte Schuppenwurz (Lathraea Squamaria), die im verwesenden Humus vorkommende Orchidee Korallenwurz (Corallorhiza innata) und der im tiefsten Waldesschatten wachsende Fichtenspargel (Monotropa Hypopitys).

Die grüne Färbung der Pflanzen wird nicht durch einen gleichmäßig in den Zellen vertheilten Farbstoff erzeugt; man findet vielmehr in jeder derselben eine große Anzahl grüner Körner, die bei Betrachtung mit bloßem Auge die homogene Grünfärbung bedingen und die man als Chlorophyllkörner oder Chloroplasten bezeichnet. Bei der großen Mehrzahl der Pflanzen haben die Chloroplasten eine übereinstimmend körnerartige Gestalt, nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen, z. B. bei den Algen, finden sich schraubig gewundene, stern- und ringförmige Chlorophyllkörper. Die Chloroplasten bilden mit den Chromo- und Leukoplasten die als Chromatophoren bekannten Zellbestandtheile, Körper, die darin übereinstimmen, daß sie geformte Theile des Protoplasmakörpers der Zelle darstellen, welche zum Träger eines Farbstoffes geworden sind. Jeder Chromatophor besteht demnach aus mindestens zwei Stoffen, dem Farbstoff und dem protoplasmatischen Träger desselben. Jener läßt sich durch geeignete Lösungsmittel, wie Alkohol, Aether, Benzin u. s. w., ausziehen, dieser bleibt unverändert zurück.

In den peripherischen, dem Lichte ausgesetzten Theilen der Pflanzen werden aus den Anlagen der Chromatophoren meist grüne Chloroplasten oder Chlorophyllkörner erzeugt, während sie sich in den inneren Theilen der Pflanze, zu denen das Licht nicht gelangt, zu farblosen Leukoplasten umbilden, die sich, dem Lichte ausgesetzt, noch häufig in Chloroplasten umwandeln. Uebrigens giebt es auch Pflanzen, welche oberflächliche Leukoplasten haben; Blätter dieser Art werden in der Gärtnerei als panachirt bezeichnet. Die Grundsubstanz der Chlorophyllkörper ist farblos, führt aber zahlreiche, gefärbte Tröpfchen, die man Grana nennt. Letztere bestehen aus einer ölartigen Substanz, welche zwei grüne Farbstoffe, deren einer das eigentliche Chlorophyll ist und mehrere gelbe Farbstoffe in Lösung hält. Unter diesen unterscheidet man neben dem Xanthophyll das Carotin, ein Farbstoff, der seinen Namen nach den Carotten, den spindelförmigen Wurzeln der Möhre (Daucus carota) führt, in welchen er reichlich vertreten ist und denen er auch die gelbrathe Färbung verleiht. Wenn die grünen Chlorophyllkörner meist nur, wie oben angedeutet, bei Gegenwart des Lichtes entstehen, so beruht dies darauf, daß wohl das Carotin, in der Regel aber nicht das Chlorophyll im Dunkeln gebildet wird. Doch lehrt die Entstehung desselben im Dunkeln bei den Coniferenkeimlingen und einigen Algen, daß sie nicht generell an die Belichtung gekettet ist, sie wird vielmehr häufig angestrebt, aber durch noch zu erforschende mit dem Lichtentzug sich einstellende anomale Verhältnisse verhindert. Im Allgemeinen nimmt jedenfalls das Ergrünen einer Pflanze mit der Intensität des Lichtes zu, auf der anderen Seite aber wird der Chlorophyllfarbstoff der lebenden Zelle durch ein Licht zu hoher Intensität in kurzer Zeit vollständig zerstört. Gebildet wird das Chlorophyll übrigens nicht nur im Sonnenlicht, sondern auch im künstlichen Licht, so im Scheine der Kerzen, der Petroleum- und Leuchtgasflamme, besonders auch im elektrischen Licht.

Des Weiteren hat jede Pflanze zur Ausbildung des Chlorophylls eine bestimmte Wärme nöthig. Durchschnittlich ist für diese Zwecke eine höhere Temperatur als zum Wachsthum erforderlich. Durch wiederholte Versuche ist ermittelt, daß das Ergrünen von einem Wärmeminimum von 4—5 Grad abhängig ist und bis zu einer Temperatur von 30—35 Grad normal vor sich geht. Wird das Wärmemaximum überschritten, so erfolgt das Ergrünen immer langsamer, und schon einige Grade über dem bezeichneten Maximum bewirken, daß die Pflanzen nicht ergrünen, sondern eventuell absterben.

Endlich spielt die Anwesenheit einer wenn auch nur geringen Menge von Eisen unter den Nährstoffen eine bedeutende Rolle. Fehlt Eisen ganz, so entstehen fahlgelbe Blätter, die Pflanze wird chlorotisch.

Wir dürfen nun die Besprechung der Chlorophyllkörper nicht schließen, ohne ihrer Wichtigkeit für das Leben der Pflanze, ihrer Bedeutung im Haushalt der Natur zu gedenken. Die Chlorophyllkörner allein sind nämlich im Stande, durch Zerlegung der Kohlensäure der Luft in ihre beiden Grundstoffe Kohlenstoff und Sauerstoff den für die Ernährung der Pflanzen durchaus nothwendigen Kohlenstoff zu schaffen, der dann unter gleichzeitiger Gewinnung des Wasserstoffes durch Zersetzung eines Theiles des in die chlorophyllhaltigen Zellen tretenden Wassers zur Bildung organischer Verbindungen verwendet wird. Dieser als Assimilation bezeichnete Vorgang findet nur unter Einwirkung des Lichtes statt. Im Dunkeln assimilirt der Chlorophyllapparat nicht, auch wenn sonst alle Bedingungen für eine rege Assimilation vorhanden sind; sie beginnt erst mit eintretender Beleuchtung, die ebensowohl aus künstlichen wie aus kosmischen Lichtquellen stammen kann.

„Die Luftschwingungen des Aethers liefern die Energie zur Kohlenstoffumsetzung, so wie die Wärmeschwingungen die Energie zum Betrieb einer Dampfmaschine abgeben. Bei der Assimilation des Kohlenstoffes ist eine ansehnliche chemische Arbeit zu leisten und von den dadurch geschaffenen Spannkräften werden vornehmlich die Lebensvorgänge der Organismen unterhalten. Auch die durch unsere Dampfmaschinen erzeugten und zu den mannigfaltigsten Arbeitsleistungen verwandten Kräfte sind auf die Assimilationsthätigkeit jener Pflanzen zurückzuführen, deren verkohlte Reste unter dem Maschinenkessel verbrennen. Denn beim Verbrennen der reducirten Kohlenstoffverbindungen zu Kohlensäure wird nur jene Arbeitsleistung wieder frei, welche umgekehrt nöthig war, die Kohlensäure in jene Brennstoffe überzuführen."

Zum Betriebe der Assimilationsthätigkeit sind nun durchaus nicht alle Aetherschwingungen, die sich unseren Augen als Licht bemerkbar machen, gleich befähigt, die stark brechbaren „chemischen" Strahlen sind dabei viel schwächer betheiligt als die rothen, orangen und gelben Strahlen. Der sogenannte leuchtende Theil des Spectrums ist also für die Assimilation am wirksamsten.

Ist man nun auch darüber vollständig im Klaren, daß nirgends sonst in der Pflanze als in den Chlorophyllkörnern Stärke oder Zucker durch Assimilation entsteht, so ist doch über die Rolle, welche dem grünen Farbstoff dabei zufällt, bis jetzt nichts festgestellt, als daß er unbedingt vorhanden sein muß, wenn Assimilation stattfinden soll. Kerner glaubt dem Chlorophyll hierbei eine dreifache Bedeutung zuschreiben zu dürfen. Erstens

soll es die Fähigkeit besitzen, diejenigen Strahlen des Sonnenlichts, welche das Entstehen der Kohlenhydrate verhindern könnten, zurückzuhalten und auszulöschen, weiterhin die Strahlen mit geringer Schwingungsdauer in solche mit großer Schwingungsdauer, welche, wie schon hervorgehoben, auf die Bildung von Stärke und Zucker am günstigsten wirken und endlich noch Licht in Wärme umsetzen können, umzuwandeln. Hansen erblickt die Bedeutung des Chlorophyllfarbstoffes darin, daß dieser in activer Weise die Kohlensäure der Luft anzieht und mit derselben, ähnlich wie der Blutfarbstoff mit dem Sauerstoff, eine lose Verbindung eingeht, um die Kohlensäure wieder an das assimilirende Plasma der Chlorophyllkörner abzugeben. Das Chlorophyll wirkt hiernach also lediglich als Ueberträger der Kohlensäure. Nach Kohl theilen sich Chlorophyll und Carotin in die assimilatorische Arbeit des Chloroplasten, wenn auch zu ungleichen Theilen; beide absorbiren, einander ergänzend, je einen Theil des Sonnenlichts und machen denselben für die Zersetzung der atmosphärischen Kohlensäure nutzbar. Ist die Absorption des Chlorophylls auf die rothe Hälfte des Spectrums beschränkt, so liegt die des Carotins ausschließlich in der blauen.

Es würde zu weit führen, wollten wir noch näher auf die über diese Frage aufgestellten Hypothesen eingehen. Uns mag hier die Thatsache genügen, daß nur unter Mitwirkung der grünen Chloroplasten im Sonnenlicht organische Substanz (Zucker, Stärke) gebildet wird, daß durch Umwandlung dieser im Stoffwechsel das ganze Heer jener Verbindungen entsteht, von welchen sich alle nicht grünen Pflanzen, alle Thiere und der Mensch ernähren, daß also die Existenz aller Lebewesen im Grunde genommen von der grünen Pflanze, vom Chlorophyll abhängt. Verschwände die grüne Pflanze aus irgend einer Ursache vom Erdboden, so wäre bei sonst gleichbleibenden Bedingungen der Hungertod aller anderen Wesen die Folge.

Nicht immer macht sich übrigens das Vorhandensein der Chlorophyllkörner durch eine grüne Färbung des Pflanzentheils bemerkbar; sie können durch andere Farbstoffe verdeckt werden. So besitzen viele Algen Chromatophoren, in denen neben Chlorophyll zugleich ein in Wasser löslicher brauner, blauer oder rother Farbstoff (Phykoerythin) vorhanden ist, wodurch die blaugrüne oder rothe Farbe der betreffenden Algenart bedingt wird. Und auch hier hat die allgütige Mutter Natur ihre Kinder nicht ohne Grund mit diesen besonderen Farben geschmückt. Während nämlich den im Freien wachsenden Pflanzen im Allgemeinen alle Strahlen des gemischten weißen Lichtes zur Verfügung stehen, sind die in der Meerestiefe lebenden viel ungünstiger gestellt. Nicht genug, daß ein Theil des auf den Wasserspiel einfallenden Lichtes reflectirt, der andere Theil bei seinem Durchgange durch das Wasser geschwächt wird, werden von den durchgehenden Strahlen auch noch diejenigen zurückgehalten, welche für die stoffbildenden Chlorophyllkörper in den Pflanzenzellen nothwendig sind, die rothen, orangen und gelben Strahlen, die sogenannten Wärmestrahlen. Da treten nun die oben genannten Farbstoffe ins Mittel. Sie zeigen nämlich eine sehr kräftige Fluoreszenz, d. h. sie absorbiren einen großen Theil der auf sie fallenden Lichtstrahlen und senden andere Strahlen von größerer Schwingungsdauer aus. Die blauen Strahlen, die vom Wasser durchgelassen werden, werden durch diese Farbstoffe gewissermaßen in gelbe, orange und rothe umgewandelt, und so erhalten die Chlorophyllkörper schließlich doch noch jene Strahlen, welche bei der Zersetzung der Kohlensäure als treibende Kraft wirksam sind. Hiermit ist aber auch die Erklärung gegeben, daß die Gewächse des Meeres nur hart am Strande, nur in den oberflächlichsten Wasserschichten grün gefärbt sind, während sie weiter abwärts roth erscheinen.

Auch bei den höheren Pflanzen ist vielfach das Chlorophyll durch einen rothen Farbstoff verdeckt, wie z. B. bei der Blutbuche und dem Bluthasel. Hier ist es ein im Zellsafte gelöster Farbstoff, das Anthocyan, der diese eigenartige Färbung der Blätter bedingt. Ausgezeichnet ist dieses dadurch, daß es roth nur im sauer reagirenden Zellsaft, violett, wenn die Menge der freien Säuren eine sehr geringe ist, blau dagegen im alkalisch reagirenden Zellstoff erscheint. Oft tritt, wie Altishofen mittheilt, die Disposition, diesen rothen Farbstoff zu bilden, spontan auf. Auf dem Wege der ungeschlechtlichen Vermehrung, entweder durch Stecklinge oder durch Veredelung, gelingt es dann wohl dem Gärtner, diese Neigung zum Rothwerden zu fixiren, constant, bleibend zu machen und sogar zu steigern. Wie weit es die Gärtnerei durch künstliche Zucht in der Ausbildung des Anthocyans gebracht hat, das heißt in der Zucht buntblättriger Pflanzen, beweist das Heer der sogenannten Teppichpflanzen, unter denen es bereits Arten giebt, die derart von Anthocyan strotzen, daß sie beinahe schwarz erscheinen. Von grünem Farbstoff ist mit bloßem Auge bei allen diesen Pflanzen nichts zu erkennen und doch ist er, wie eine mikroskopische Untersuchung zeigt, vorhanden; das Anthocyan hat ihn nur verdeckt.

Jedenfalls ist das Anthocyan ein häufig auftretender Farbstoff. So nehmen immergrüne Pflanzen, z. B. die Thuja, im Winter eine röthliche Farbe an, eine Erscheinung, die gewiß schon manchen Gartenbesitzer geängstigt hat, im Glauben, die schöne Pflanze sei erfroren. Das Chlorophyll wird hier nicht vernichtet, sondern zum Theil in rothe anthocyanhaltige Farbstofftröpfchen umgewandelt. Nöthig ist dazu Kälte und Licht, und wird sich die Thuja an der dem Lichte abgewendeten Seite weniger stark roth färben als auf der Sonnenseite. Auch die rothe Farbe des austreibenden jungen Laubes bei vielen Holzgewächsen und Kräutern wird durch das Auftreten des Anthocyans bewirkt. Beispielsweise erzeugen manche Eichen- und Ahornarten, sowie Rosen im Frühling rothes Laub, das aber später ergrünt. Wahrscheinlich dient hier das Anthocyan zum Schutze des Chlorophylls oder zur Umwandlung von Licht in Wärme.

Anthocyan entsteht auch nicht selten in den Laubblättern, ehe diese abfallen. Bekanntlich wechseln die Blätter vieler Bäume kurz vor diesem Vorgange die Farbe; ihr Zellinhalt wandert mehr oder weniger aus und auch die Chloroplasten lösen sich. In den mit wässrigem Inhalt erfüllten Zellräumen sieht man dann nur noch einige Oeltröpfchen und Krystalle, außerdem gelbe, stark lichtbrechende Kugeln. Nach Kohl handelt es sich hierbei um ein vollkommenes Verschwinden des Chlorophylls und ein dadurch ermöglichtes Hervortreten des bereits vorhandenen Carotins und Xanthophylls. Tritt nun gleichzeitig Anthocyan auf, so sieht ein solches Blatt nicht gelb, sondern orangeroth aus, und es zeigen dann die Blätter, je nachdem dieser oder jener Farbstoff das Uebergewicht hat, zur Zeit der herbstlichen Stoffwanderung das herrliche Farbenspiel, das um so mannigfaltiger ist, je zahlreicher die Pflanzenarten sind, welche an einem Orte in geselligem Verbande vorkommen.

Was nun die Farbenpracht der Früchte und Blüthen, den überraschenden Wechsel und die großartige Mannigfaltigkeit in der Färbung derselben betrifft, so wird auch alles dies nur durch einfache Combination der wenigen vorbesprochenen Farbstoffe hervorgerufen. Dabei ist aber zu bemerken, daß die weiße und die schwarze Farbe nicht durch weiße und schwarze Farbstoffe hervorgerufen werden. Die weiße Farbe, welche viele Blüthen besitzen, wird durch Reflexion des gewöhnlichen Lichtes durch die lufthaltigen, farblosen Gewebe verursacht, während die schwarzen Flecken auf Blüthen und Samen, z. B. an den Samen der Gartenbohne, sowie die schwarze Farbe vieler Beeren durch dichte Anhäufung violetter Farbstoffe hervorgerufen werden.

Läßt man das Chlorophyllgrün, welches nur ausnahmsweise eine Blüthenfarbe ist, bei Seite, so haben wir es im Wesentlichen auch hier nur mit dem gelben Farbstoff, dem Carotin und dem Anthocyan, das ja abwechselnd roth, violett oder blau erscheint, zu thun. Die blauen Glockenblumen und die Enziane, die violetten Veilchen und die rothen Nelken, sie alle verdanken ihre Färbung dem Anthocyan, während den Hahnenfuß-, Goldregen- und gelben Rosenblüthen das Carotin dieselbe verleiht. Und wo beide Farbstoffe gemengt sind, da erhalten wir beispielsweise die ziegelrothe Farbe der Mohnblüthen oder die rothgelbe der Lilien.

Nicht unerwähnt darf die wohlbegründete Ansicht bleiben, daß die Blumen ihren Farbenreichthum besitzen, um Insecten und Vögel anzulocken, damit durch diese dann die Bestäubung vermittelt würde. Durch zahlreiche Beobachtungen ist auch nachgewiesen, daß gewisse Insecten nur Blumen von bestimmten, ihnen freundlichen Farben besuchen, andere verschmähen. Damit suchte man auch die Thatsache in Verbindung zu bringen, daß die Flora sich im Frühlinge überwiegend weiß trägt, dann Gelb anlegt und sich im Sommer roth putzt und mit blauen Farben in den Herbst geht. Wenn auch thatsächlich derartige Beziehungen vorhanden sein mögen, indem Käfer und Fliegen gern weiße und gelbe Blumen, Hautflügler und Schmetterlinge, soweit es sich um Tagesinsecten handelt, die rothen, violetten und blauen Blumen bevorzugen, so scheint dabei doch noch ein anderes Moment mitzuwirken, wenigstens soweit die weißen Blumen dabei in Frage kommen. Professor Hoffmann

in Gießen hat nämlich die Beobachtung gemacht, daß, wenn eine weiße Blume in mehrfarbigen Varietäten vorkommt, die weißen gewöhnlich zuerst aufblühen. Da nun die weiße Farbe nicht durch einen besonderen Farbstoff hervorgebracht wird, so braucht sich in diesen frühen Varietäten ein solcher also gar nicht zu bilden und das ist vielleicht gerade die Ursache des frühen Aufschließens. Man kann sich nämlich vorstellen, daß diese weißen Varietäten vor den gefärbten Abarten einen Vorsprung erlangt haben, weil sie keine Kraft für die Farbenerzeugung aufzuwenden haben, und ähnlich mag dabei die Sache bei den weißen Frühlingsblühern liegen. Daß im Uebrigen klimatische, Witterungs- und Standortsverhältnisse nicht ohne Einfluß auf die Bildung der Blüthenfarben sind, die reichere Farbenpracht der Sommerblumen mit der längeren Einwirkung der Sonne, der höheren Temperatur zusammenhängt, dürfte nicht unwahrscheinlich sein.

Schließlich sei noch erwähnt, daß es Coupin für Frankreich versucht hat, festzustellen, welche Blüthenfarbe überhaupt am häufigsten vorkommt, wobei er zu dem Resultat gelangt ist, daß unter den wildwachsenden Pflanzen dieses Landes 814 Arten gelbe, 687 weiße, 505 rothe, 343 grüne, 157 blaue, 136 in den Farben wechselnde, 122 violette und 68 mehrfarbige Blüthen besitzen. Für die verschiedenen Standorte hat sich dabei eine Vertheilung ergeben, die zwar nicht immer mit der obigen allgemeinen Farbenstatistik übereinstimmt, an den meisten Standorten aber doch Gelb als die häufigste Farbe verzeichnet.

Nur eine kleine Zahl von Farbstoffen ist es, die der Natur zur Verfügung steht, um die Kinder Floras alljährlich von Neuem zu schmücken. Mit wenigen Mitteln weiß sie die größten Erfolge zu erzielen und alle nur denkbaren Uebergänge von einer Farbe zur anderen, alle möglichen Nüancen, Schattirungen, Abtönungen und Variationen, wie Strichelung, Streifung u. s. w. hervorzurufen. Aber daß Alles dies auf so verhältnißmäßig einfache Weise erreicht wird, daß durch zweckentsprechende Combinationen so weniger Farbstoffe so prächtige und überraschende Farbeneffecte erzielt werden können, wie sie uns die Pflanzenwelt auf Schritt und Tritt vor Augen führt, das gerade muß unser Erstaunen und unsere Bewunderung erregen, und zeigen, daß die Natur auch hier wie überall eine Meisterin ist, die durch nichts übertroffen wird.

Dr. O. M.

Bücherbesprechungen.

— Erzählungen zu den Wundern der alten Welt von Marie Gräfin Witzleben, geb. Prinzessin Reuß j. Linie. Dritte verbesserte Auflage, als Prachtausgabe illustrirt von Franz Müller-Münster. Verlag von Fischer & Franke, Berlin W. (VII und 74 S. Quart.) — Ein Buch, das von einer versunkenen Welt des Glanzes, der Lebensfülle und überschäumenden Lebenskraft erzählt, von den Gärten der Semiramis, dem kretischen Labyrinth, der Pyramide des Cheops, dem Mausoleum in Halikarnaß und dem Koloß von Rhodus. Wovon die Sage nur in leisem Flüsterton raunt, das ist hier zur historischen Erzählung ausgestaltet, und wir hören, wie und warum jene Wunderwerke entstanden. Der dürftigen Ueberlieferung ist die dichtende Phantasie der hochbegabten Verfasserin nachgegangen und hat aus einem kunstlosen Rohstoffe ein wirklich bewundernswerthes Gewebe geschaffen. Und da der geschichtliche Hintergrund nirgends aus dem Auge verloren ist, sondern Wahrheit und Dichtung mit feinem Takt gemischt erscheint, so erhalten wir Bilder und Gestalten, die wir an Stelle dunkler Sagen als glaubwürdigen Ersatz hinnehmen und die wir mit nicht geringerer Bewunderung betrachten, als die Menschheit vor Jahrtausenden. Die Sachkenntniß der Verfasserin befähigt sie, farbenprächtige Culturbilder zu entwerfen, die uns in ferne Zeiten und in ferne Länder mitten hineinsetzen. Ihr Talent bewährt sich aber nicht minder in der sicheren Erfassung und energischen Zeichnung der Charaktere, sowie in der sorgfältigen Motivirung der Ereignisse. Ganz besonders packt die schön herausgearbeitete Tragik der Dädalusgeschichte. In rührender Weise ist die Liebe der Artemisia zu Mausolus unserem Empfinden nahe gerückt. Mit imponirender Plastik wird die psychologische Entwickelung der herrschsüchtigen Semiramis dargeboten. Und so hat jede der Erzählungen ihre Vorzüge, jede zeugt von dem künstlerischen Ernst, mit dem sich die Verfasserin in den Stoff vertieft hat. Vielleicht freilich erscheint die antike Sage zu sehr in modernes Empfinden getaucht. Um so packender aber wirkt die Darstellungsweise, da eben eine Menge von Tönen angeschlagen werden, die ihres Widerhalls in der Seele des Lesers sicher sein dürfen. Prächtige Zeichnungen von Franz Müller-Münster, die sämmtlich wohlgelungen sind und selbständigen Kunstwerth haben, tragen dazu bei, uns das schöne Buch lieb und werth zu machen. Auch das stattliche Format und der große klare Druck geben ihm den Charakter eines Prachtwerkes, für das man der opferwilligen und kunstfördernden Firma Fischer & Franke aufrichtig danken muß. Bemerkenswerth ist übrigens, daß dieses Buch in dritter Auflage erscheint, in einer Zeit, da man unserer Jugend den Genuß der Antike verkümmern möchte und sie bis zur Ueberfättigung vollstopfen mit Reformen, so daß sie sich noch den Magen daran verderben wird. Gar so unmodern werden jene schöne Geschichten von den „Weltwundern“ trotz ihres ehrwürdigen Alters doch wohl nicht sein, und vielleicht leben sie auch in Zukunft noch ein Weilchen. Vielleicht überdauern sie die Reformen. Und sollte man wirklich so garstig sein und der dürftigen Phantasie des Sextaners die Märchenherrlichkeit des grauen Alterthums von Amts wegen verschließen, — wo wäre der Junge, der nicht zu Büchern griffe wie diesem der Gräfin Witzleben? Ja selbst wir Erwachsenen, wenn anders wir uns einen empfänglichen Sinn für das Schöne und Große bewahrt haben und ohne Vorurtheil an die Schöpfungen einer vergangenen Culturwelt herantreten, — sollten wir gleichgiltig bleiben gegenüber jenen fabelhaft-großartigen Bauwerken, die von der Größe und dem Glanz, der Macht und dem Reichthum des Orients Zeugniß geben? Möchte das Buch viele neue Freunde zu den alten gewinnen!

D.

— Der Liebesbrief meiner Köchin. Eine Geschichte aus enger Welt von Manuel Schnitzer. Zweite Auflage. Leipzig, 1902. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. Preis 2 M, gebunden 3 M. — Die Frage, worauf die Wirkung humoristischer Darstellung beruht, ist noch nicht völlig gelöst. Ein wesentliches Stück dieser Wirkung liegt in der Fähigkeit, eine behagliche Situation recht gemächlich auszuspinnen. Diese Gabe besitzt Manuel Schnitzer in ungewöhnlichem Maße. Doch scheint es uns, als gehe er manchmal zu weit in dem lässigen Ausmalen an sich gleichgiltiger, nur für den gewollten Eindruck seiner Geschichte bedeutsamer Dinge und Vorgänge. Die Erzählung „Der Liebesbrief meiner Köchin“ ist dafür besonders bezeichnend. Ein polnische Köchin, die nicht schreiben und lesen gelernt hat, bittet ihre Herrin, die junge Frau eines Schriftstellers, ihr die Antwort auf eine an sie gelangte Werbung zu verfassen. Der erste Entwurf zu diesem Briefe, von dem Herrn des Hauses herrührend, findet nicht den Beifall des Mädchens. Die Köchin dictirt nun selbst, das Schreiben thut seine Schuldigkeit, der Bräutigam kommt, sie werden ein glückliches Paar. Die Handlung ist recht harmlos, ja dürftig, das ist kaum zu bestreiten. Denn die als eine Art Anhang beigegebenen Klagen über Dienstmädchennoth, die beiläufig keinesfalls den Reiz der Neuheit haben, gehören ja kaum dazu. Nun macht freilich, das geben wir gerne zu, die Verarbeitung des Motivs durch Manuel Schnitzer aus der Geschichte mehr, als wirklich an ihr ist. Auch das Polnisch-Deutsch Stanislawas hat einen gewissen Reiz. Trotzdem können wir nicht umhin, festzustellen, daß die früheren Geschichten von Manuel Schnitzer (z. B. Käthe und Ich) eine viel schärfere Eigenart zeigten und mehr zu fesseln vermochten. Der „Liebesbrief der Köchin“ wird nur bescheidenen Lesern eine Stunde anspruchsloser Unterhaltung gewähren.

R. B.

— Lori. Roman aus der modernen österreichischen Gesellschaft von Amalie v. Landenkron. Druck und Verlag von Wischau & Wittenggel, Halle a. S. — Die Romane aus der österreichischen Gesellschaft bilden einen nicht unwesentlichen Bestandtheil der neuen Romanliteratur. Abgesehen von den Erzählungen der Altmeisterin Ebner v. Eschenbach hat vor Allem Ossip Schubin solche Romane, wenn auch mit einem stark aufgetragenen internationalen Colorit, geschrieben, ebenso Bertha v. Suttner und mit dem österreichischen Cavalleriesäbel rasseln die flotten Reitergeschichten des Barons Torresani. In diesen Kreis tritt Amalie v. Landenkron mit ihrer „Lori“. Das milieu der österreichischen Gesellschaft, das Leben auf den Schlössern und Villen, in den Salons, den Bällen und Theekränzchen ist von der Verfasserin so geschildert, daß man wohl sieht, sie ist heimisch in diesen Kreisen. Im Uebrigen ist der Roman ein Charaktergemälde, das besonders durch den Contrast, in welchen die Heldin Lori zu ihrer Freundin Irma gestellt ist, die wärmste

Beleuchtung erhält. Das Bild der Heldin, das mau mit der Zeichnung auf dem Umschlag nicht vergleichen darf, da die Gesichtszüge derselben hier nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Steckbrief haben, den die Verfasserin ausstellt, wird uns schon auf den ersten Seiten vorgeführt. Lori v. Hagen, das Comtessel Donnerwetter, wie sie aon den Dienerschaften ihrer Bekannten wegen ihres lärmenden Wesens genannt wurde, war ein schlankes, nicht allzu großes Mädchen von achtzehn Jahren. Sie hatte unregelmäßige Gesichtszüge, ein etwas dickes Näschen, einen nicht allzu kleinen Mund mit weißen gleichmäßigen Zähnen. Von absonderlicher Schönheit waren nur ihre hellen grünlichen Augen, die zu dem dunklen Haare und dem matten Teint eigenthümlich contrastirten. Ihre Stimme hatte einen angenehmen Klaug. Sie bewegte sich und sprach lebhaft, doch mit natürlicher Grazie. Von ihren derben Witzen und Einfällen erhalten wir gleich eine Probe. Auf einem vornehmen Ball sagte sie, daß es Alle hören konnten: „Maxel, gehen wir weiter, es ist da zu langweilig; es stinkt nach Excellenzen.“ Sie ist also im Grunde eine ins Schwarzgelbe übersetzte Heldin der Eschstrut. Wenn sie auch in der ersten Hälfte des Romans zwar amüsant, schlagfertig und drollig ist, geräth sie doch nachher in eine leidenschaftliche Verwickluug und in pathologische Zustände, in denen ihr Humor gänzlich erlischt. Ihre Freundin, die schöne, kühle Irma, geistlos und herzlos und oberflächlichem Lebensgenuß ergeben, hat den Fürsten aon Weißenburg geheirathet, und zwischen diesem Fürsten, der sich in seiner Ehe uubefriedigt fühlt, und Lori entspinnt sich ein Liebesverhältniß, das zu einer Katastrophe geführt hätte, wenn der Fürst das leidenschaftliche Entgegenkommen Loris mit gleicher Leidenschaft erwidert haben würde. Sie ist sich ihrer Schuld bewußt und dies sowohl wie der Tod ihres kranken Bruders, der für die schöne Irma eine schwärmerische Neigung hegt, verdüstern ihr Gemüth. Erst allmälig, nachdem der Fürst ihr Vormund geworden, lenkt das Verhältniß in die Gleise einer ruhigen Freundschaft eiu. Irma, die sich nicht scheiden lassen will, lebt neben ihrem Gatten in der alten Weise fort. Das Ganze hat keinen Abschluß, es ist ein lambeau de la vie humaine und zwar de la vie autrichienne. Vieles ist lebendig erzählt, auch uicht ohne Esprit. Die bedenkliche Gartenscene ist wahl zu breit ausgeführt; auch der Prinz erscheint in einer unschönen pathologischen Beleuchtung. „Er fiel selbst erschöpft auf die Bank uieder und ein schmerzliches Stöhnen entrang sich seiner Brust.“ Austriacismen wie „uuterhaltest du dich“ kommen öfter vor. Auch schiefe Bilder finden sich, wie „der Prinz nahm ihre verwaisten Hände in die seinigen“. Einzelne humoristische Schilderungen wie die des Besuchs bei den Dumes sind wohl gelungen.

R. v. G.

— **Fegefeuer.** Ein Roman aus den Bergen von **Richard Huldschiner.** Hamburg 1902, Verlag von Alfred Janssen. — Selten uoch hat mich ein moderner Roman so ergriffen, wie diese psychologisch meisterhaft durchgeführte Leistung Huldschiners, von dem im gleichen Verlage bereits ein ähnliches Buch, „Einsamkeit“ betitelt, erschienen ist, über das die Kritik nur Rühmendes zu sagen wußte. Huldschiner ist ein origineller Schriftsteller durch und durch, originell in jeder Hinsicht ist der in vorliegendem Romane behandelte Stoff, originell die Darstellungs- und Schreibweise, originell die Schürzung und Lösung des Knotens, originell ist das große psychologische Problem, das er mit bewunderungswürdiger Kunst löst. Eine großartige Familientragödie aus dem weltvergessenen Dorfleben iu den Alpen spielt sich vor unserem geistigeu Auge ab, ein Menschenleben wird uns vorgeführt, das im Stande ist, unterzugehen, beaor es sich den Vorurtheilen der sogenannten „Gesellschaft“ unterwirft, das uns so recht das ewige Wahrwort zum Verständniß bringt: Selbst ist der Mann! Eine wahre Duldergestalt ist dieser Josef, den man trotz seiner Verirrungen lieben und bewundern muß. Mehr konnte ein Märtyrer nicht erduldet haben, alle Seelenqualen, die eiu Mensch nur ausstehen kann, treten uns in seiner Heldengestalt vor Augen, dis endlich die Liebe zu dem einzig einen Weibe Licht und Erlösung in sein Leben bringt. Wir wollen aom Inhalte dieses äußerst spannenden und gehaltvollen Romans nichts verrathen. Jeder Freund echter, gehaltvoller Poesie wolle dieses Meisterwerk selbst lesen und — studiren. Es ist eine Psychalogie im angenehmen Gewande der Dichtung, das mustergiltige Werk eines hochbegabten, tielgründenden Schriftstellers. Die Ausstattung ist vornehm, der Umfang beträgt 262 Seiten.

P—.

— **Maria.** Roman von **Ernst Muellenbach.** Geh. 4 ℳ, geb. 5 ℳ. Verlag von Emil Felber, Berlin W. — Der Roman stammt aus dem Nachlaß eines Heimgegangenen. So manches Mal lassen sich die Hinterbliebenen durch eine falsche Pietät verleiten, aus den Papieren eines lieben Verstorbenen Schriften zu veröffentlichen, die der Autor bei seinen Ledzeiten so nicht herausgegeben hätte. Das findet auf das vorliegende Werk keine Anwendung. Es ist die abgeschlassene, vollendete, reife Gabe eines Künstlers, die dessen frühere anerkannte Leistungen uoch übertrifft und es bedauern läßt, daß dieser kundigen Hand der Griffel schon entsank. Und nicht blos dies: der Hauch einer edlen Seele weht uns aus „Maria“ entgegen. Da ist nicht blos künstlerische Darstellung eines an sich gleichgiltigen oder unsympathischen Gegenstandes, wie bei sa manchen Darbietungen der Moderne iu Malerei und Dichtung, hier ist Frieden, Ebenmaß, Tiefe, Reinheit, Hoheit einer reifen, abgeklärten Seele, einen Hauch davon vermeinen wir schon in dem Klang des Wortes Maria zu spüren. Namen haben ihre Klangfarbe, ihren malerischen Ton. Greifbar zum Malen steht sie aor uns, diese Maria, die der Verfasser vom ernsten nachdenklichen Kinde zur herben, keuschen Jungfrau voll Arbeitsamkeit und Opferfreudigkeit, zu dem innig liebenden, durch Leid um den Gatten voll erblühten Weibe, getreu bis in den Tod, aor uns erstehen läßt. Diese Charaktergestalt wahrer Frauengröße ist umrahmt von Figuren theils prächtiger Menschen, die wir lieb haben, theils solcher, die ihr als Folie dienen und mit ihren, übrigens meist in liebenswürdiger, humorvoller Weise gezeichneten Schattenseiten die Lichtgestalt heller aus dem Rahmen hervorheben und sie uns desto lieber gewinnen lassen. Da ist die liebenswürdige alte Französin mit ihrem wehmüthigen Cultus vergangener Zeit, ihrer zartsinnigen Art und ihrer durchdringenden Menschenkenntniß, bei aller Zartheit eine eben so kernige Persönlichkeit, wie der urdeutsche Professor, ihre einstige Jugendliebe und jetziger treuer Freund; beide, die in Maria den Edelstein erkennen, hegen und schützen, sind neben dieser die markantesten Gestalten des Romans. Dann der im Jugendfeuer überschäumende, durch Marias reine Liebe abgeklärte Künstler, die schillernde Schlange, die sein Leben zerstörte, bis ihm Marias Liebe zum rettenden Port ward, die alle Welt durch ihre blonde Sanftheit täuschende Schwester Marias und ihr pedantischer Doctor, Alltagsmenschen in ihrer eitlen Seldstbespiegelung, der mit seiner Sehnsucht nach Kunst in dürftigen Verhältnissen verschmachtende Vater, die derb schlichte Mutter mit dem schlechten Deutsch und dem treuen Herz, alles Gestalten aus dem Leben, künstlerisch aufgefaßt und bei aller Schlichtheit fesselnd dargestellt. Das Ganze ist entschieden eine über viel Mittelwaare weit hervarragende Erscheinung.

W. v. L.

— **Die stilisirte Frau. Er und Sie.** Zwei Novellen von **Frieda Freiin v. Bülow.** Verlag von Carl Reißner, Dresden. — In den beiden Novellen liest die sonst so liebenswürdige Verfasserin dem starken Geschlecht ganz gehörig den Text, jenen Männern, die sich erst spät, nach des Lebens Reife und rasch verbrauchter Schaffensfreudigkeit dem underührten Weibe zuwenden, um bei ihm, gleich den Unholden der alten Volksmärchen, Erneuerung ihrer Lebenskraft zu finden. Minder tragisch, oder besser tragikomisch als die erste Novelle kliugt die zweite aus, in der schließlich das etwas masculin gezeichnete Erwerbsweib dem haltlosen decadenten Dichterling Stütze und Stab wird, und Beide in einander die Ergänzung eigener Wesensdefecte finden. Stärker retouchirt erscheinen die Personen der ersten Novelle, so namentlich der physisch bankerotte Genußmensch, der nur noch in rein ästhetischem Empfinden seelische Schwingungen auszulösen aermag, und die gleich einer Gestalt aon Rosetti oder Burne-Jones in aller Reinheit und Unschuld aufgewachsene Comtesse, der bis weit ins erste Jahr der Ehe hinein die animalische Genese ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist. Mit bewundernswerthem, feinfühligem Realismus ist vor Allem die Wandlung gezeichnet, die sich in dieser durch jahrelange Abgeschlossenheit von der Welt wahrem Leben fast erstarrten Frauenseele während der Lectüre des Bibelbuches aollzieht. Es weht etwas aon dem scharfen kaustischen Humor der besten französischen Noaellestik durch die beiden jüngsten Schöpfungen der Freiin v. Bülow, die man bei näherem Hinsehen ernster als auf den ersten Blick zu nehmen gestimmt wird. Manche Partie wird Eltern und Erzieher sogar recht nachdenklich stimmen und aielleicht Anstoß geben, dieses oder jenes Vorurtheil zu beseitigen.

A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 140. Sonnabend, den 22. November, Abends. **1902.**

Dichter und Religion.

Das Verhältniß der Dichter zur Religion darzustellen ist eine anziehende Aufgabe. Ist schon die Stellung, die der einzelne Mensch aus der Masse der Religion gegenüber einnimmt, von Bedeutung und könnte man den Ausspruch Goethes: Ohne Kunst kann man nicht leben auch dahin ändern: Ohne Religion kann man nicht leben, wobei man noch an das derbe Wort des alten Dessauers denken kann, der zu seinen Grenadieren sagte, ein Soldat ohne Gottesfurcht sei ein . . . ., so ist die Art und Weise, wie sich große schöpferische Geister auf dem Gebiete der Kunst und Dichtung mit der Religion auseinandergesetzt haben, noch um ein gut Stück beachtenswerther. Das Gefühl der Abhängigkeit von Außen, überhaupt von etwas Unsichtbarem und Unerklärbarem im All ist es wohl, was die Religion, die Sehnsucht nach Gottesdienst und Anbetung erzeugt hat, und bei Poeten muß dieses Gefühl zu besonderem Ausdruck kommen, den zu erfahren von hohem Interesse und ungemeiner Wichtigkeit ist. Atheismus bei Künstlern führt zu nichts und gerade die religiösen und religiös angelegten Dichter haben, wie die religiösen Völker überhaupt, es zu etwas gebracht im Leben, während die glaubenslosen schließlich zerschellten. Diesen Gedanken kommt ein Buch zu Hilfe, das vor uns liegt und uns zu umfangreicherer Besprechung reizt, als sie sonst Büchern an dieser Stelle zu Theil zu werden pflegt. Deshalb wollen wir uns eingehender mit ihm beschäftigen. Das Werk ist das folgende: Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze von Otto Frommel. Berlin, Gebr. Paetel. 5 M.

Es ist folgenden sieben dichterischen Persönlichkeiten geweiht: Friedrich Hebbel, Gottfried Keller, Theodor Storm, Conrad Ferdinand Meyer, Theodor Fontane, Marie v. Ebner-Eschenbach, Peter Rosegger. Wie man sieht, ein etwas buntes Durcheinander, das Groß und Mittelgroß miteinander mengt, und man hätte wohl noch manche andere bedeutende Poeten der Neuzeit hinzu nehmen können, um an ihnen das Thema zu demonstriren. Aber die Wahl entsprach der Subjectivität der betreffenden Persönlichkeit und auch so läßt sich manches Interessante aus den Ausführungen herausfinden, lassen sich fruchtbare Bemerkungen daran knüpfen. Am höchsten in Betreff der Werthung als religiöser Mann steht zweifellos Conrad Ferdinand Meyer, wie er auch wohl die bedeutendste dichterische Gestalt des Kreises ist, mit der nur Gottfried Keller und Friedrich Hebbel in eine Reihe treten dürften. Wie Meyer sich zur Religion stellt, ist nicht so ohne Weiteres in ein Wort zu fassen, was ja auch von den anderen genannten Sechs gilt. Wir haben keinen einzelnen Faden, sondern ein Gewebe von Faden und Fädchen vor uns, das es zu entwirren gilt. Meyer kam erst spät aus Drang und Irren und vielfachen Leiden zu einer gedeihlichen Entfaltung seiner Kraft und demgemäß ist auch der feste Punkt, zu dem er in religiösen Dingen gelangte, wohl erst spät gefunden worden. Leiden haben etwas Läuterndes und so entsteht bei Meyer auch ein Gottesbegriff, wie ihn eine leidensreiche, geläuterte Seele zu besitzen pflegt. Auf Formeln wird sich sein Christenthum nicht bringen lassen, das aus Studien des Urchristenthums, der Paulinischen Briefe, der Renaissance, der Reformation, des Calvinismus und Hugenottenthums hervorging, die alle für ihn bestimmende Elemente waren. Meyer war Reformirter, wie sein Landsmann Keller, der Schweizer, ja auch. Das reformirte Wesen hat eine etwas andere Färbung, als das Lutherthum. Es ist herber, strenger, wie dies lebensfreudiger ist, und die keusche Herbheit entspringt wohl der Thatsache, daß die reformirte Kirche, namentlich in Frankreich, viel Drangsal hat durchmachen müssen, ohne doch zu etwas Herrschendem zu werden, wie in Deutschland das Lutherthum. Man denke an Meyers Gedicht: „Die Füße im Feuer“, an das „Hugenottenlied“ mit dem ehernen Refrain: Schicksalsschluß. Wie scharf! Andererseits besaß Meyer als hochgebildeter Mann auch Verständniß für andere Culte, wie den Katholicismus, und seine Renaissancegedichte legen vollgiltig Zeugniß davon ab, wie die glühenden Ergüsse des Ignatius Loyola in seinem Huttengedicht beweisen. Aber am höchsten stand ihm doch die Reformation mit ihrem Helden Luther, dem er einen kräftigen Sang gewidmet hat, ihrem Kämpen Hutten, dem der Cyclus „Huttens letzte Tage“ geweiht ist; noch nie ist wohl das Wesen des streitbaren fränkischen Ritters so tief gefaßt worden, wie hier, selbst von Strauß nicht. Und aus all diesen Elementen ging ein gläubiges Gemüth, ein Christengemüth hervor, das den Kernpunkt des Evangeliums wohl erfaßt hatte, die Bergpredigt, an die ein anderes Gedicht Meyers, „Der Berg der Seligkeiten“, anknüpft. Dieser evangelische Zug, wie er z. B. auch in den herrlichen Strophen „Alle“ zu Tage tritt, in denen schließlich Allen das Brod gebrochen wird und Keiner zu darben braucht, hat keinen modernen socialen Zug, wie thörichter Weise, von Richard Moses Meyer, behauptet worden ist: zu einem Armeleutprediger und Sänger von Armeleutliedern, die doch nichts wie prosaische Reimereien sind, hatte C. F. Meyer kein Talent und keine Neigung. Aus all den Leiden, die dem Knaben, Jüngling, Mann Meyer beschieden waren, rang sich schließlich der Glaube an die stete Nähe des Allschöpfers und Erbarmers und lebendigen Gottes hervor, von dem er in dem kleinen Poem „In Harmesnächten“ spricht, das man wohl als das religiöse Bekenntniß des Dichters bezeichnen kann, das so unsagbar innig lautet:

Die Rechte streckt ich schmerzlich oft in Harmesnächten
Und fühlt gedrückt sie unverhofft von einer Rechten —
Was Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit mit uns verbünden.

Ganz anders geartet war Gottfried Keller! Anders war sein Lebenslauf, anders seine Entwicklung, anders der Grund und Boden, aus dem er hervorging, und anders auch die religiöse Erkenntniß, die er gewann. Gleichfalls in freudloser Jugend aufgewachsen, rang er sich doch nicht zu jener Höhe und jener lichten sonnigen Klarheit und Heiterkeit hindurch, wie sein Landsmann und einer gleichen Confession angehörende Bruder in Apoll Meyer. Die geist- und gemüthlose, streng verstandesmäßige Art und Weise, wie der Unterricht im Christenglauben, die Unterweisung im Katechismus aufgefaßt und ausgeübt wurde, stieß ihn ab, erkältete ihn im Herzen und veranlaßte einen Riß in ihm, der nie wieder geheilt wurde. Zwischen ihm und dem Christenthum und seinen Forderungen gähnte eine Kluft. Die Schicksale, die Keller durchzumachen hatte, waren nicht darnach angethan, seinen Sinn zu mildern, ein gewisser Ingrimm über das Geschick und seine Härte, die ihm zu Theil geworden, verließ ihn nach dem Ausspruch seines Biographen Baechtold nie. In München als angehender Maler hungerte er, worüber er im „Grünen Heinrich“ berichtet, dessen Flötenwunder thatsächlich aus Kellers eigenen Erlebnissen herrührt, in Berlin als angehender Schriftsteller vereinsamte er, als Staatsschreiber in Zürich ward Keller hart und wenig zugänglich, weder für Menschen noch ihre Einflüsse, unzugänglich für weichere Regungen und Anschauungen. Trotzdem wäre es falsch, Keller als Atheisten und religionslosen Menschen zu bezeichnen. Zwar rührt von ihm die rauhe, trostlose Strophe her:

Ich hab in kalten Wintertagen,
In dunkler hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Doch war Keller auch der Verfasser der Strophe, die man wohl als sein religiöses Bekenntniß bezeichnen kann, in der es heißt:

Gott ist ein großes, stilles Haus,
Das offen steht zu jeder Stunde;
Kein Ton geht weder ein noch aus,
Und dunkel scheints in seinem Grunde.
Und willst du einen Namen rufen
In seine ungemeßnen Hallen,
Dann wanken unter dir die Stufen
Und seine Thore niederfallen.

Trotzdem, zur Höhe positiven Christenglaubens, zur Befreiung, wie sie jede wahre Religiosität gewährt, hat Keller sich nicht erhoben und Jene haben Recht, die ein Etwas bei ihm vermissen, etwas Jenseitiges und die ihm vorwerfen, daß er nur diesseitiger Dichter sei. Worin das begründet lag, geht aus dem eben Gesagten hervor, aus Kellers Anfängen, Schicksalen, Erlebnissen.

Wieder ganz anders ist Rosegger angelegt, dem wir uns jetzt zuwenden. Auch ein Sohn der Berge, aber der grünen Steiermark, der katholischen, ist er ein Typus des Uebergangs vom Alten zum Neuen auf religiösem Gebiet, der es zu nichts recht Ausgesprochenem bringt. Wie er als Autor zwischen dem Dichter, dem eigentlichen Künstler, und dem Polemiker und Culturhistoriker hin- und herschwankt, so daß etwas Zwiespältiges entsteht, so ist er auch als religiöser Mensch etwas Doppeltes. Er ist ein gläubiges Kind seiner Heimath und doch den Zweifeln des Stadtmenschen stark hingegeben, so daß man ihn eine Zeit lang schon für kirchlich verloren hielt. Wieder dann hängt er am Alten, kehrt zu ihm zurück und hält Bergpredigten, die die moderne Welt zur Rückkehr in alte einfache Zustände veranlassen sollen, und er, der der katholischen Geistlichkeit von heutzutage selbständig gegenüber trat, so daß man in ihm bereits einen Anhänger der Los von Rom-Bewegung wittern zu dürfen sich für berechtigt hielt, bleibt dem alten lieben Glauben der Väter getreu und erst sein Enkel wird protestantisch getauft. Rosegger sieht, daß der zersetzende Geist auch in die frommen Thäler seiner steierischen Heimath, der Bauernwelt und Bergler eingedrungen ist, aber er kann nichts dagegen thun, als vor den Schäden der modernen Zeit warnen und dieses Negative, dem nichts recht Positives gegenüber steht, denn der Christus, den er in seiner auf den Index gesetzten Schrift: Wie ich mir den Herrn Christus dachte, sich ausgemalt hat, ist etwas Phantastisches, Nebelhaftes, ist derart, daß uns kein Ersatz für Verlorenes geboten wird. So scheiden wir auch hier unbefriedigt.

Dasselbe ist auch bei der Betrachtung Hebbels als religiösem Bekenner der Fall. Hebbel war Denker und Grübler auf allen Gebieten, so auch auf religiösem, und kam über eine Religionsphilosophie und über die Anschauung, daß das Christenthum eine Religion wie viele sei, bei der das Bekenntniß Jesu noch nicht einmal die erste Rolle spielte, nicht hinaus. In seinem Drama „Moloch“, das durch Grabbes „Hannibal“ beeinflußt wurde, sucht er Ursprung und Entwicklung einer Religion darzulegen, aber bezeichnender Weise ist das Werk, das tief philosophisch und demgemäß sehr interessant, aber nur für die Auserwählten aus der Menge ist, Fragment, Torso geblieben und dieses Fragmentarische scheint uns vorbedeutend für Hebbels ganze Stellung zur Religion überhaupt zu sein. Es kam bei diesem Denken und Grübeln eines bedeutenden, einsamen Menschen nichts heraus und schlichte, einfachere Naturen, die Hebbel sonst nicht den Schuhriemen lösen durften, kamen weiter, waren ihm darin überlegen. So stellt sich Hebbels Vorstellung vom Wesen der Religion hin als etwas, aus dem die Masse keine Nahrung und Begeisterung und Erwärmung ziehen kann und das den Denkenden, Hebbel, selbst nicht erwärmte und befriedigte, der herb und kalt und verschlossen am Ende seines Lebens dastand, als Einer, der dem Volke in dieser Hinsicht nichts geboten hat, nichts, was es praktisch im Leben verwerthen könnte, was ihm das Leben fröhlich und das Sterben selig macht.

Mit den folgenden dichterischen Persönlichkeiten, unter denen sich auch eine Frau befindet, haben wir gleichfalls nichts Sonderliches gewonnen. Von Theodor Storm, diesem zwischen Pessimismus und Romantik hin und her schwankenden Dichter, dessen Bedeutung von Tag zu Tage abnimmt, heißt es bei Frommel S. 101, 103 und 106: „Storm ist in religiöser Hinsicht absoluter Skeptiker. Glauben im christlichen Sinne haben bei ihm fast nur einfache, ungebildete Leute. Der Gebildete kennt wohl Naturordnung, Entwicklung, einen Fortschritt vom Niederen zum Höheren, aber keinen persönlichen Schöpfer, zu dem der Mensch in das Verhältniß gegenseitiger Liebe treten könnte.“ „Für die kirchliche Form der Religion, aber auch für die Stimmungen und Ideale des geschichtlichen Christenthums hat Storm wenig Verständniß. Was über die christliche Moral hinausgeht, verfällt derselben zweifelnden Beurtheilung wie der christliche Unsterblichkeitsglaube. Ein Anstoß ist dem Dichter vor Allem das christliche Symbol, das Kreuz. Bekannt sind seine Worte auf den Kruzifixus:

So, jedem reinen Aug ein Schauder,
Ragt es herein in unsre Zeit;
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit.

Mag auch jenes Gedicht frei sein von jeder Mißachtung des Gekreuzigten, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß Storm im Kreuz nicht mehr sehen kann, als das Bild der Unversöhnlichkeit“. „Für die Sache des Christenthums und der Religion hat Storm nur Zweifel und Ablehnung.“ Bei Theodor Fontane, diesem aufs Nüchterne gerichteten Geiste, der als Verherrlicher der Zeit Friedrichs des Großen anfing und als Schilderer des Berliner Milieus am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts endete, waltete eine gewisse Neigung zu vernünftiger Erklärung aller Geschehnisse vor. „Fontane“, so sagt Frommel S. 155, „dem jedes Grübeln fern lag, hat sich nicht in Speculationen über das Wesen des Sittlichen eingelassen. Er übernimmt im Wesentlichen die Grundzüge der christlichen Sittenlehre, wie sie sich, wenn auch modificirt, im Bewußtsein unseres Volkes findet. Die einfachen Forderungen der christlichen Moral, versprochene Treue zu halten, wahrhaftig und versöhnlich zu sein, Liebe zu üben, sowie die Wahrheit, daß Verstoß gegen diese sittlichen Forderungen Unheil nach sich zieht, bilden die sittlichen Grundlagen der Fontaneschen Romane.“ Dennoch geht man bei Fontane nicht so ganz leer aus. Er war „zwar nicht im dogmatischen und streng kirchlichen, wohl aber im religiösen und sittlichen Sinne Christ. Mit keuscher Zurückhaltung behält er seine religiöse Ueberzeugung für sich, wo sich kein zwingender Grund zeigt, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten. Trotzdem macht er kein Hehl daraus, und jeder intimere Kenner seiner Kunst wird Porträtähnlichkeit mit dem Dichter selbst zugeben müssen, wenn Pastor Lorenzen bei der Grabrede auf den alten Stechlin einen wahren Christen in folgenden schönen Worten charakterisirt: Er hatte das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und immer gelten wird — ein Herz. Das leitet mich denn auch hinüber auf die Frage nach seinem Bekenntniß. Er hatte davon weniger das Wort als das Thun. Er hielt es mit den guten Werken und war recht eigentlich das, was wir überhaupt einen Christen nennen sollen. Denn er hatte die Liebe“ (S. 166, 167). Und von Marie v. Ebner-Eschenbach, dieser Vertreterin des mährischen Hochadels, die aber aus dessen Vorurtheilen herausgetreten ist und ein Herz für die Armen hatte, sagt Frommel (S. 171, 192), indem er ihre Güte betont: „Wohlerzogene Menschen sprechen in Gesellschaft weder vom Wetter noch von der Religion, dieses aphoristische Wort der edlen österreichischen Dichterin ist mehr als ein banaler Alltagsspruch. Wenigstens in dem Munde, der es gesprochen. Für Marie Ebner ist das Schweigen über religiöse Dinge in Gesellschaft nicht ein Zeichen falscher Vorurtheile oder gar eines inneren Deficits; es geht ihr mit den göttlichen Dingen wie Goethe, der von gewissen Leuten sagte: Wären sie durchdrungen von Gottes Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen. Desto häufiger begegnen wir in den Werken der Dichterin, namentlich in ihren schönen Aphorismen kurzen Betrachtungen über sittliche Fragen, wie denn überhaupt der ethische Zug in ihrem geistigen Profil mit besonderer Kraft ausgeprägt ist. Trotzdem läßt sich wohl sagen, daß eine keusche und verschwiegene Religiosität über ihrem Wesen ausgebreitet liegt, eine Religiosität, die bei aller Milde und Weitherzigkeit von sehr bestimmter, wenn auch nicht confessionell-dogmatischer Art ist.“ „Ein Ueberblick über den religiösen und sittlichen Ertrag der Arbeit, welche die ehrwürdige Dichterin in einem mehr als siebenzigjährigen Dasein geleistet hat, zeigt uns zwar kein einheitliches System, keine in sich geschlossene Weltanschauung ohne Lücke und ohne Widerspruch. Dennoch ist bewundernswerth, mit welcher sicheren Hand die Künstlerin die Bausteine ihres geistigen Lebens auszuwählen vermochte, wie sie kaum ein wesentliches

Ferment moderner Geistbildung unbewußt auf der Seite 'liegen ließ. Frühzeitig hat sie ben Kirchenglauben abgestreift und an seine Stelle eine durch das Studium der Rotur und die unmittelbare Lebenserfahrung gewonnene religiöse Stimmung treten lassen, in welcher Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, Dankbarkeit gegen den guten Geist des Lebens und Liebe zur Welt und zum Dasein die Grundelemente bilben. Diese religiöse Stimmung ist nicht zu verwechseln mit irgend einer Form historischer Gläubigkeit. Vielmehr scheint es, daß sich die Dichterin mehr und mehr von der Transcendenz des christlichen Gottesglaubens abgewendet hat und ihre tiefsten Bedürfnisse, ähnlich wie ihre große englische Vorgängerin G. Eliot in einer Religion der Moral zu befriedigen sucht. Ohne religiösen, ja fast auch ohne metaphysischen Unterbau, besteht diese Moral vor Allem in dem einfachen Gebot ber Nächstenliebe, das, zumal in unserer Zeit, einer Aufforderung zur Mitarbeit an der Hebung socialer Mißstände gleichkommt."

Aus dem zuletzt Gesagten geht hervor, daß wir damit nicht weiter gekommen sind, nichts Positives errungen hoben. Was hat uns Storms Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen und darüber daß der Besen des Zerstäubens immer weiter fegt, was Fontanes verstandesmäßige Alltäglichkeit, der „culturbegeisterte Optimismus" der Marie Ebner geboten? Nichts. Steine statt Brod. Von Kellers Verneinen alles Positiven gar nicht zu reden. Höher steht schon das „schlichte Volkschristenthum" Roseggers, die „pantheistische Mystik" Hebbels, obwohl wir auch hiermit nichts anzufangen wußten. Am meisten aber gilt uns der „protestantische Humonismus" C. F. Meyers, der mehr ist als ein solcher. Denn was spricht nicht Alles, um nur ein Beispiel aus seinen Gedichten herauszugreifen, aus den einer alten französischen Quelle nachgebildeten „Gauklern"! In das Zelt Ludwigs des Frommen, der im Wüstensand Syriens, im Sonnenbrand bei einer Kreuzfahrt siech festliegt, werden Gaukler gebracht, „drei Brüder aus Armenia", die herrlich das Horn blasen sollen. Die Umgebung des Königs wünscht, daß sie spielen, um dem Gebieter und den ermatteten Rittern das Herz zu erfreuen. Der König will erst nicht heran an das Concert, da er „Betrug der Welt" wittert. Aber man überredet ihn doch, das Spiel zu gestatten.

Jetzt heben an den Mund die Drei
Das Horn und spielen frank und frei,
Als ging es aus zum Jagen.
Dann wie ein Quell im Walde quillt,
So rieselt sanft und wächst und schwillt
Ein Jubeln und ein Klogen.

Gemach vertönt der Hörner Schall,
Laut ruft Renaud von Reinevak:
Du Herzenstrost der Minne!
Lucinden, die sich um mich kränkt,
In Treuen ihres Pilgers denkt,
Sah ich auf stiller Zinne.

Ich schaute, läßt jung Walter ein,
In meinem Teich den Wiederschein
Von Eichen kühl und düster,
Ich sah mein Boot, der Ruder bar,
Das halb an's Land gezogen war,
Umneigt von Schilfgeflüster.

Ein Jeder hot in Horneslaut
Sein Herz belauscht, sein Lieb geschaut,
Sein Minnen und sein Sehnen.
Herr König, sagt, was sinnet Ihr?
Was sehnet Ihr? Was minnet Ihr?
Was rinnen Euch die Thränen?

Herr Ludwig flüstert: Sel'ger Traum!
Mich hoben durch den Himmelsraum
Angelische Gestalten.
Getreuer Knecht, willkomm! erscholl
Ein Ruf — ich konnte wonnevoll
Die Thränen nicht verhalten

Wer kann so etwas noch dichten heutzutage, wo es so Wenigen gelingt, auch religiöse Stoffe zu bewältigen? In einer Zeit, in der der Glaube vielfach abhanben gekommen ist, der Glaube, auf den es doch bei der Wiedergobe solcher Themen ankommt? Wie die neuen Maler und Bildhauer, die heilige Stoffe darstellen, darin fehlen, daß sie wohl das Aeußere, die Form, nicht aber ben Inhalt wiederzugeben verstehen, so liegt das Geheimniß der Kunst alter Meister, auch der ungeübtesten, linkischsten, kindlichsten, wir benken an Fiesole und Martin Schongauer, darin, daß sie an die göttlichen Dinge glaubten, die sie malten. Auf den Glauben kommt es an, sagten wir eben, und wir hatten Recht. Und wenn wir heute, da das Todtenfest bevorsteht, in eine Zeit eintreten, die, weil sie die festliche Hälfte bes Jahres heißt, aufs Neue Wärme und Gefühl für religiöse Dinge weckt, uns wieder mit mehr Feuer dem Advent zuwenden, der Ankunft Christi, uns dadurch gehoben fühlen, so wirkt das auch befruchtend auf unser Gemüth. Wir denken an den Ausspruch, daß nur die Völker, die Religion hatten, allein stark waren, und möchten ihn, wie wir schon Eingangs gethan, dahin erweitern, daß nur die Dichter, die Religion besaßen, sich als wahrhaft groß und schöpferisch bewiesen, wie ja auch aus bem oben Gesagten hervorging, das doch den Abstand zeigte, der zwischen den Einzelnen herrschte. Das Religiöse war eigentlich der Maßstab ihrer Größe und das Zeichen, an dem man ihren Werth erkannte, der Stahl, der aus ihrem Stein das Feuer herausschlug, wie wir gerade an C. F. Meyer sehen. Und es will uns bedünken, daß ein neuer Aufschwung unserer Literatur unzertrennbar verbunden sein müsse mit einem neuen Aufschwung des Religiösen in unseren Dichtern, ja daß das Letztere recht eigentlich die Vorbedingung bilden dürfte zu bem Ersteren. Religion erzeugt Gluth und aus der Gluth schlagen die Flammen hoch empor, die die Begeisterung anfachen, die für einen wahrhaft großen Dichter unumgänglich nöthig ist. J. R.

Bücherbesprechungen.

— **Das Ich und die Unsterblichkeit** von **Fr. Wilh. Garling**. Eduard Heinrich Meyer, Leipzig. 2 ℳ 50 ₰ — Diese Schrift kommt auch für die Absichten des Verfassers selbst um zehn bis zwanzig Jahre zu spät. Die materialistische Naturphilosophie, die vor dieser Zeit die Geister mächtig erregte, hat als solche abgewirthschaftet, und für den Philosophen Haeckel mit seinen wüsten Speculationen und beweislosen Behauptungen haben gerade ernste Naturforscher nur noch ein Lächeln übrig. Diese Wandlung in ber Anschauung der gelehrten Welt ist dem Verfasser während seiner mühsamen psychologischen und metaphysischen Untersuchungen ganz entgangen: er ist auf einem Standpunkt stehen geblieben, der inzwischen überwunden und abgethan ist. Eine ganz andere Frage ist freilich die, ob nicht die in grobe Praxis umgesetzte materialistische Welt- und Lebensbetrachtung auch heute noch in weiten Kreisen herrscht. Diese Frage dürfte zu bejahen sein, aber wir vermögen nicht zu sehen, was diesen Anhängern seiner Lehre seine immerhin in gelehrtem Stil einherschreitende Schrift helfen sollte. Einen philosophischen Beweis für ihre Weltanschauung, die ihnen in Fleisch und Blut übergegangen ist, begehren sie gar nicht, und daß er sie durch seine Worte zu bem edlen Altruismus belehren könne, ben er sonderbarer Weise auf sein System oben aufsetzt, oder daß er aus ihrer Mitte überhaupt Leser dafür finden werde, das glaubt er wohl selber nicht. Weiter befindet sich der Verfasser, allerdings im Verein mit vielen Gesinnungsgenossen, in einer merkwürdigen Täuschung über die Zahl und den Werth jener sogenannten „Gebildeten", die nach seiner Meinung alle den Glauben an ein göttliches Weltregiment und die Annahme eines selbständigen Geisteslebens aufgegeben haben. Wer heißt denn heutzutage gebildet? Gehören dazu jene von einem sogenannten höheren Unterricht vorübergehend berührten Leute oder die Vielen, die mit Ach und Krach ein Brodstudium absolvirt haben und nun mit ihrem Atheismus und Materialismus ein wohlfeiles Rühmen treiben? Wenn der Verfasser mit den wahrhaft gebildeten Männern des deutschen Volkes mehr Berührung gehabt hätte, würde er die Verwendung jener verbrauchten Redeform vermieden haben. Wie sehr er aber selbst zu den „Gebildeten" gehört, die innerlich doch nicht loskommen von der Vorstellung des wahren, geistigen Lebens, das beweisen seine krampfhaften Versuche, auf buddhistischem Wege eine Art Unsterblichkeit zu schaffen, die sich sonderbar genug ausnimmt inmitten seines materialistischen Systems, ebenso sonderbar, wie seine dem verspotteten Christenthum abgeborgte Ethik. B. K.

— **Frei zum Dienst.** Eine Diaconissengeschichte. Verlag von Ernst Bredt in Leipzig. 4,20 ℳ, gebdn 5,— ℳ. — Das Buch ist anonym erschienen. Will man einer guten Sache dienen, so thut ja der Name nichts zur Sache, wenn auch Namen nicht blos Schatten sind, sondern meist von vorn herein die Geistesrichtung und Tendenz leichter erkennen lassen. Was der Verfasser dieses Buches — das einer besonders eingehenden Besprechung

werth ist — will und beabsichtigt, hat er in den Begleitworten selbst zu erkennen gegeben. Er will der Diaconissensache dienen, auf eine freiere Entfaltung derselben hinwirken und so viele Kräfte aus den Kreisen der Gebildeten für den Dienst dieser Sache mobil machen, die heute noch durch deren Eigenart sich zurückschrecken lassen. Zugleich aber dient das Buch der Frauenfrage im Allgemeinen, indem es von der rechten Verwendung der Kräfte der Frau am rechten Platze handelt. Insbesondere ist in ergreifender Weise geschildert, wie die Schamhaftigkeit viele Frauen erst dann sich entschließen läßt, zum Arzte zu gehen, wenn es zu spät ist; der Nothschrei nach Aerztinnen klingt so neben dem eigentlichen Thema durch das ganze Buch hindurch. Entschieden kennt der Verfasser (oder die Verfasserin?) unsere Diaconissenhäuser aus eigner Anschauung und innerlichem Miterleben. Es sei aber gleich vorausgeschickt, daß das Bild nicht auf alle Diaconissenhäuser paßt. Es giebt auch solche, in denen man dem Rufe Frei zum Dienst! schon Raum giebt. Wenn das Buch eine Dame zum Urheber hat, so ist diese gewiß eine so kernige, kräftige, willensstarke und klare Natur, wie die Heldin des Buches, deren äußere und innere Kämpfe uns geschildert werden. Wie ein spannender Roman liest sich das Ganze, so packend, daß man nicht so bald loskommt. Gabriele Mellbrook ist die hochgebildete Tochter eines Groß-Grundbesitzers, einer rücksichtslosen Herrennatur. Gründe, die ihr unsre Sympathie erwerben, nöthigen sie, das Vaterhaus zu verlassen. Den Dienst des Vaterhauses verlassen, um sich selbst zu leben, erscheint ihr frevelhaft, — gegen diesen Dienst durfte sie nur einen andern eintauschen. Sie wird Diaconisse. Wir thun einen Blick in die verschiedensten Charaktere ihrer Mitschwestern, — wir sehen aber, wie dort Charaktere nivellirt, alles Persönliche, auch mancherlei Gaben, unterdrückt werden müssen, um Alles in reiner Hingabe an den Beruf aufgehen zu lassen. Wir fühlen mit Gabriele, die sich in aufreibendster Weise dem Berufe hingiebt, daß darin etwas Großes, Schönes, Erhabenes liegt, — in warmen Tönen wird uns das geschildert! — aber allmählich kommen wir mit ihr zu der Erkenntniß: ist es für den herrlichen Beruf nöthig, in dem klösterlichem Leben einfach auf alle Freuden an Bildung, Kunst u. s. w. zu verzichten, um nur die eine Freude am Beruf zu kennen? Schließlich bricht es in der Gipfelscene des Buches in dem Zwiegespräch mit dem Pfarrer des Diaconissenhauses hervor: „Sie wollen uns scheiden von Allem, was zur Belebung und Erhebung des Gemüthes und Geistes, zur Erfrischung, Bereicherung u. s. w. gegeben ist, — was Sie selber wohl zu schätzen und zu benutzen wissen, als Ihr selbverständliches Recht erscheint. Der Genuß der Natur, die Kunst, die Pflege des Wissens, eine edle Literatur, Familie, Freundschaft und edle Geselligkeit, — das sind die Nebenquellen der Kraft, die auch wir mit Maß brauchen. Ohne die ist unser Beruf ein beständiges Ausgeben ohne Einnehmen." Auf den Einwand des Pfarrers: „Ihre Gefährtinnen denken gottlob anders, — — Sie können sich in die Seelenstimmung einer christlichen Jungfrau gar nicht hineinversetzen, — — die in ihrer brennenden Liebe zum Herrn nicht einmal empfindet, daß sie sich opfert —" „Daß sie geopfert wird," fällt Gabriele ein. „Der Dienst der Barmherzigkeit schließt ja eine große Unbarmherzigkeit gegen diejenigen ein, die ihn thun. — — Sie leiden fast alle unter der innerlichen Aushungerung, welche mittelbar über sie verhängt wird." Wir führen aus dieser sehr ausführlichen Darlegung einiges an, um den Standpunkt des Verfassers zu kennzeichnen. Ist es auch nicht überall so, so liegt doch eine Wahrheit zu Grunde. Der ganze Dienst müßte ein freierer werden. Was gerade die Töchter der gebildeten Stände zurückhält „ist wesentlich das, daß die sich bietenden Kräfte bester Art in eine mittelalterlich klösterliche Form der vollkommnen Unfreiheit äußeren Handels und inneren Denkens gezwängt werden". Das Buch will als Aufruf betrachtet sein, die beachtenswerthe Frage in den betreffenden Kreisen zu erwägen. Die andre Wunde, auf die Verfasser den Finger legt, ist der Mangel an Aerztinnen, wie schon erwähnt. Daß der Verfasser hierbei nicht einseitig steht, zeigen die Worte, die er Gabrieles Schwager, auch einem Geistlichen, zu dieser über ihren von ihr dann erwählten ärztlichen Beruf und den seiner Frau in ihrem hausmütterlichen Walten sprechen läßt: „Alles Gute ist Dienst. Wer von euch Beiden thut besser und ist glücklicher? Das läßt sich nicht zusammen entscheiden. Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein und derselbe Geist in eurem Thun — ihr lebt Beide eurer Natur nach, einer echt weiblichen." — Das Buch, das ja wichtige Fragen in einer äußerst fesselnden Weise behandelt, ist eine besonders beachtenswerthe Erscheinung. v. L.

— „Die Magister von Oesteras" von Oskar Levertin. Aus dem Schwedischen von Francis Maro. Leipzig, Verlag von Hermann Seemanns Nachflg. — Von der alten Heidenzeit, dem Wirken der ersten christlichen Sendboten, katholisch-römischer Weltflucht und protestantisch-puritanischer Glaubenstyrannei bis zum Anbruch der neuen Zeit, die unter dem siegenden Zeichen des geflügelten Rades auch die entlegensten und rückständigsten Gegenden dem modernen Verkehrsleben anzugliedern vermag, erzählt das Buch, anscheinend in glücklicher Mischung von Dichtung und Wahrheit, in kurzen, geschickt gewählten und im Zeitcolorit trefflich ausgeführten Skizzen, um zum Schluß in einer breiter angelegten Novelle die geistigen Strömungen der Gegenwart in ihrem Aufbäumen gegen den bequemen Schlendrian mit nicht allzu großem Optimismus zu schildern. So durchleben wir in der alten schwedischen Mark Södermannland, am Ostufer des blauen Mälarsees, in der kurzen Spanne eines mäßig umfangreichen Erzählungsbandes zwei Jahrtausende schwedischer Geschichte, wobei der Autor in den Figuren und Charakteren der „Magister von Oesteras", den er sowohl unter den legendären anglikanischen Glaubensboten, wie unter den dogmatisch-strengen protestantischen Kirchenfürsten und den amts- und pflichteifrigen Präceptoren der neuzeitlichen Domschule zu finden weiß, eine reiche Fülle cultur- und bildungsgeschichtlichen Materials erschließt. Trübe und frohe Zeiten ziehen in diesen Bildern aus der schwedischen Vergangenheit vorüber und erwecken auch in dem der Geschichte des Landes Fernerstehenden reges persönliches Interesse. Sonderbarer Weise fällt die Schlußerzählung nicht nur im Umfange, sondern auch im Inhalte stark aus dem Rahmen der übrigen Skizzen heraus. So treffend hier die einzelnen Charaktere des Lehrercollegiums von der Domschule gezeichnet sind, so treten sie doch in ihrer Gesammtheit allzusehr hinter der Figur des Hilfslehrers Erland Strale zurück, um als „Magister von Oesteras" in ihrem Wirken auf das Volk zu plastischer Deutlichkeit herauszuwachsen, während die Hauptperson wiederum, die etwas von Nietzsches Uebermenschenthum angekränkelt „als rücksichtsloser, blinder Glücksschmied der Leidenschaft die Grenzen seines Wesens zu sprengen versucht" (?!), schließlich sich aber doch aufs Neue unter das Joch des Herkommens beugt, eine zu unbedeutende sociale Stellung einnimmt. Man wird daher diese Schwenkung vom culturgeschichtlichen ins rein persönlich-psychologische Gebiet nicht gut heißen können, zumal sie mit recht unzulänglichen Mitteln geschieht. Das Verdienst des Uebersetzers und der Verlagshandlung um die Publication dieses Alles in Allem beachtenswerthen Werkes fremdsprachlicher Erzählungsliteratur soll dadurch nicht geschmälert werden. A.

— Die Albigenserin. Erzählung von Adolf Hausrath. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel 1902. 250 Seiten, Preis 4 M. — Der gelehrte Verfasser, der sich bereits durch mehrere große historische Romane in Ebers'scher Manier einen literarischen Namen erworben und einen großen Leserkreis gewonnen hat, bietet auch in seiner vorliegenden kleineren Erzählung ein Werk, dessen Handlung sich auf dem Hintergrunde großer religiöser Kämpfe der Vergangenheit abspielt. Auf eine Erörterung über die Berechtigung oder Nichtberechtigung derartiger historischer Romane brauchen wir uns hier nicht einzulassen, die Wesensart der Hausrathschen schöngeistigen Production ist durch den oben gebrauchten Vergleich für den Freund oder Gegner dieser Literaturgattung genügend gekennzeichnet, so daß ein Fehlgreifen kaum zu befürchten ist. Auch Hausrath fußt bei seinem Schaffen durchaus auf gelehrter Grundlage, doch sei noch hervorgehoben, daß er gut und flüssig schreibt und die Handlung spannend zu gestalten versteht. Allzu lange gelehrte Excursionen oder theologische Dispute sind in der Albigenserin vermieden, so daß auch von dieser Seite der Leser nichts zu befürchten hat. Den Hintergrund unserer Erzählung giebt das Sectenwesen der mittelalterlichen Kirche her. Das Treiben dieser Secten, der Katharer, Albigenser, Manichäer, Patarener, oder wie sie sonst noch genannt wurden, am Rhein, ihre weite Verbreitung in der Bevölkerung und ihr Kampf gegen die katholische Kirche ist sehr lebendig erzählt. W. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 141. Dienstag, den 25. November, Abends. **1902.**

Johann Friedrich Reichardts Verhältniß zu Goethe und Schiller.

Am 25. November 1902*) vollenden sich 150 Jahre, daß Johann Friedrich Reichardt zu Königsberg in Preußen geboren wurde. Als Musiker und Schriftsteller erfolgreich, hat Reichardt doch für die Nachwelt vor Allem durch seine Beziehungen zu Goethe und Schiller Bedeutung. Ein Hinweis auf Reichardts Verhältniß zu den Heroen von Weimar und Jena ist darum in diesen Tagen nicht ohne Interesse.

Obwohl Reichardt von früher Jugend an musikalisch ausgebildet worden war, blieb auch sein wissenschaftliches Streben kräftig. In Königsberg und Leipzig studirte der Jüngling Jurisprudenz und Philosophie; schon 1774 gab er den 1. Theil seiner „Briefe eines aufmerksamen Reisenden, die Musik betreffend“ heraus und entwickelte fernerhin eine überaus rege literarische Thätigkeit, die vorwiegend, aber keineswegs ausschließlich, musikalischen Gegenständen zugewandt war. Im Jahre 1775 erhielt er an Grauns Stelle durch Friedrich den Großen den Titel eines Königlich Preußischen Kapellmeisters auf Grund seiner Oper „le feste galanti“. Seinem künstlerischen Wandertriebe folgend, unternahm Reichardt im Anfang der neunziger Jahre Reisen durch Italien, England und Frankreich; und namentlich in Paris ward ee zum eifrigen Parteigänger der dort siegreichen Demokratie. Seine bezüglichen Schriften brachten ihn um die Gunst des preußischen Hofes; er ward des Kapellmeisterpostens enthoben, später aber mit der Stelle eines Salzinspectors zu Halle (1794) und zu Schönebeck (1797) betraut. Als Gutsbesitzer zu Giebichenstein bei Halle beschloß Reichardt am 27. Juni 1814 sein an Erfolgen wie an Arbeiten reiches Leben.

Was ihn zu Schiller und namentlich zu Goethe in nähere Beziehung brachte, war ebenso seine musikalische wie seine literarische Thätigkeit. Dichtungen beider Freunde hat er in Musik gesetzt, namentlich in der Composition Goethescher Lieder gelangte er zu tüchtigen Leistungen. 115 Gaben zu Goetheschen Texten konnte er im Jahre 1808 zusammenzählen. Im Schillerschen Musenalmanache auf das Jahr 1796 ist Reichardt als der Componist der meisten Musikbeilagen bezeichnet: Goethes „Nähe der Geliebten“, Sophie Mereaus „Frühling“, Schillers „Würde der Frauen“ hat er für Singstimmen gesetzt. Und im nächsten Jahre sollte ihm durch die muthwilligen Epigramme des Almanachs so derb mitgespielt werden von den Dichtern, denen er Töne geliehen!

Seine Vielschreiberei bot den Anlaß zu dem Strafgericht, das über ihn hereinbrach. Erich Schmidt und Suphan machen in ihrem Xeniencommentar mit Recht darauf aufmerksam, daß der Reichardt der Xenien nur als Typus der schreibenden Staatsverbesserer überhaupt zu nehmen sei. Flugschriften und politische Zeitungen, die sich mit den von Frankreich herüberfliegenden Schlagworten und Gedanken befaßten, entstanden damals in erschreckender Menge. Reichardt, der gleichzeitig als Herausgeber der Monatsschriften „Deutschland“ und „Frankreich“ thätig war, ist allerdings ein besonders merkwürdiges Beispiel jener Betriebsamkeit.

Die Noth, Stoff für so umfangreiche literarische Unternehmungen zu gewinnen, machte ihn zudringlich und freibeuterisch. So kann von ihm ein — später unterdrücktes — Distichon der Xenisten sagen:

„Zwei Journale giebt er herans, wohl dreie; verwahret
Nur die Papiere, denn ihn treibet der Hunger anf Raub.“

In überaus umständlichen Besprechungen zeitgenössischer Werke und der stehenden Rubrik „Notiz von deutschen Journalen“ wurden Auszüge gegeben, die sehr nach literarischem Diebstahl aussahen. Nicht einmal das siebente Gebot wisse Reichardt zu halten, meinen die Epigramme des Musenalmanachs von 1797.

„Gern erlassen wir dir die moralische Delicatesse,
Herzlich zufrieden, wenn du, Freund, nur nicht lügst und nicht stiehlst.“

Dabei erlaubten sich Reichardts Mithelfer weit mehr als der Herausgeber selbst — absprechende Urtheile in Bezug auf Schöpfungen, die über derartige Kritik erhaben waren. Goethes Elegien, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Cellini werden sehr oberflächlich abgethan, überhaupt die Horen vielfach offen und versteckt angegriffen.

Bitter wird das Alles gerügt in dem Epigramm:

„Unmögliche Vergeltung.
Deine Collegen verschreiest und plünderst du! Dich zu verschreien
Ist nicht nöthig, und nichts ist auch zu plündern an dir.“

Das Verhalten der Reichardtschen Journale gegen die Horen war indessen für Schiller blos das letzte von vielen Aergernissen. Schon 1789 hatte er keinen Hehl daraus gemacht, daß ihm der vielgeschäftige Musiker unsympathisch sei. Da heißt Reichardt „ein unerträglich aufdringlicher und impertinenter Bursche, der sich in Alles mischt und einem nicht vom Halse zu bringen ist“; ja, an seine Lotte schreibt Schiller: „Einen impertinentern Menschen findet man schwerlich . . . ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Kein Papier im Zimmer ist vor ihm sicher. Er mischt sich in Alles, und wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut sein.“ Wie man sieht, bewährt sich der alte Satz, daß ein nervöser Mensch den andern nicht mag. Doch auch Goethe rügt die Zudringlichkeit des Mannes, den er sonst selber zur Composition seiner Werke angeregt hat.

Schiller meldete ihm unterm 15. Mai 1795: „Reichardt hat sich durch Hufeland zu einem Mitarbeiter der Horen anbieten lassen.“ Darauf schreibt Goethe schon am nächsten Tage: „Reichardt ist nicht abzuweisen, aber seine Zudringlichkeit werden Sie sehr in Schranken halten müssen.“

Es war in der That auch Schiller, wie Reichardt sofort vermuthete, der die schärfere Tonart gegen Reichardt anstimmte. Im Januar 1796 schreibt er bei Rücksendung der Xenienhandschrift an Goethe: „Denken Sie darauf, Reichardten, unsern soi-disant Freund, noch einige Xenien zu verehren. Ich lese eben eine Recension der Horen in seinem Journal »Deutschland«, welches Unger edirt, wo er sich über die »Unterhaltungen« und auch noch andere Aufsätze schrecklich emancipirt hat. Die Aufsätze von Fichte*) und Woltmann**) sind beide in einem weitläufigen Auszug mitgetheilt und als musterhaft vorgestellt. Das fünfte Stück (das schlechteste von allen) ist als das interessanteste vorgestellt, Boßens Gedichte, der »Rhodische Genius« von Humboldt sehr herausgestrichen u. s. w. Es ist durchaus mit einem nicht genug verhehlten Ingrimm geschrieben. Als das wichtigste Werk der neuen deutschen Literatur wird Heinses musikalischer Roman weitläufig, doch ich hab' nicht gelesen, wie? beurtheilt. Wir müssen Reichardt, der uns so ohne allen Grund und Schonung angreift, auch in den Horen bitter verfolgen.“

Goethe antwortet darauf in ruhiger Heiterkeit: „Aus Ihrem Brief seh' ich erst, daß die Monatschriften Deutschland und Frankreich Einen Verfasser haben. Hat er sich emancipirt, so soll er dagegen mit Carneval-Gips-Dragéen auf seinen Büffelrock begrüßt

*) Meusel, Das gelehrte Teutschland, 1798, giebt irrthümlich 1751 als Geburtsjahr Reichardts an.

*) „Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit“.

**) Hier handelt es sich um den Reichardt besonders sympathischen „Beitrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters“.

werden, daß man ihn für einen Perrückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Feind schon lange und haben ihm blos seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besonderen Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, so wallen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet, welche künftigen Mittwoch, giebt es Gott, anlangen werden."

Immer heftiger redet sich Schiller in seinen Zorn auf Reichardt hinein. Alsbald schreibt er an Goethe: „Daß Reichardt der Herausgeber des J. Deutschland ist, darauf können Sie sich verlassen; sowie auch darauf, daß er sich (oder doch der Recensent, welches uns hier ganz eins ist) gegen die »Unterhaltungen« sehr viel heraus nimmt, abgleich er Sie bei anderen Veranlassungen in der nämlichen Recension mit vollen Backen lobt. Das Product ist unendlich miserabel. Heinses Buch, davan ich die Recension nun näher angesehen, ist sehr getadelt, welches mich ordentlich verdrießt, da eine Dummheit weniger zu rügen ist."

Goethe antwortet darauf durch einige weitere Reichardt betreffende Xenien in dem hin und her wandelnden Manuscript. Schiller ist darüber erfreut, will es aber des grausamen Spiels noch längst nicht genug sein lassen: „Reichardt ist gut recommandirt, aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Musiker angreifen, weil es dach auch da nicht sa ganz richtig ist, und es ist billig, daß er auch bis in seine letzte Festung hinein verfalgt wird, da er uns auf unserem legitimen Boden den Krieg machte." Nun entstanden jene Distichen, in denen Reichardt als „Halbvogel" und „Dilettant" apostrophirt wird; sagar die musikalischen Erfolge, die R. in Paris errungen, werden angezweifelt, wie das später unterdrückte Epigramm „Er in Paris" zeigt:

„Hätte deine Musik dach den Parisern gefallen,
Ein unschädlicher Geck wärst du dann wiedergekehrt."

Auch Wilhelm v. Humboldt wird van Schiller über Reichardts Verhalten benachrichtigt. Es klingen in jenem Briefe die Goetheschen Aeußerungen sichtlich nach: „Ich habe jetzt das erste Stück von dem Journal Deutschland gelesen, und nicht ahne Unwillen über den falschen Charakter Reichardts, der mich und auch Goethen, der ihn als Freund behandelt, sans rime und sans raison beleidigt. Daß es übrigens von einer unendlichen Dummheit ist, werden Sie ohne mich gesehen haben. Reichardten aber wird es nicht zum Besten gehen, denn sawohl von Goethe als von mir ist ihm Unheil bereitet."

Entsprechend seiner ganzen Denkweise, war Goethe besonders durch Reichardts Hinneigung zu den revolutionären Gewalten Frankreichs unangenehm berührt. Obwohl Reichard sehr wenig zur deutschen Politik geschrieben hatte, wurde er doch als Demagog bezeichnet, und Goethe entfaltet in den bezüglichen Distichen eine Bitterkeit, die ihm sonst selten eigen ist. Der „demokratische Spitz, der nach dem seidenen Strumpf klafft", ist noch nicht das schlimmste Vergleichsbild, welches dem Franzosenfreund aorgehalten wird. Unter den 37 Distichen, die als die ersten persönlichen der ganzen Sammlung in der Reinschrift aufmarschiren, sind 12 nicht in den Musenalmanach übergegangen, aber in den stehen gebliebenen finden sich nach schwere und nicht immer gerechtfertigte Varwürfe genug. Reichardt war weder blutgieriger Fürstenhasser noch hündischer Schmeichler; es sind in dieser Hinsicht manche Sünden auf sein Conto geschrieben, die an hundert Anderen mit weit mehr Recht zu tadeln gewesen wären. Nimmt man die bezüglichen Distichen aber mit dieser Einschränkung hin, sa finden sich sehr viele und gute Bemerkungen über das Revolutionsfieber der Deutschen namentlich auch in den später unterdrückten Epigrammen. So heißt es:

„Ueberzeugung sanderst du leicht vam stumpfen Parteigeist,
Denn das Zeichen begehrt dieser, und jene den Sinn."

Heiter heißt es von den Leuten, die doch nicht ernst zu nehmen sind:

„Schüttle den Staat wie du willst. Nie wirst du etwas bedeuten.
Leicht auf der Fläche schwimmt immer und ewig der Kork"

Und den Staatsverbesserern wird zugerufen:

„So schlimm steht es wahrlich noch nicht um des Staates Gesundheit,
Daß er die Kur bei euch wage auf Leben und Tod."

Den ewig Blinden, die ein Phantom als Freiheitsgöttin ausgeben, klingt es entgegen:

„Freiheitspriester! Ihr habt die Göttin niemals gesehen;
Denn mit knirschendem Zahn zeigt sich die Göttliche nicht."

Die ganze Reihe der politischen Epigramme beweist deutlich, wie Schillers Standpunkt sich dem Goetheschen angenähert hat. Das war vielen der Zeitgenossen an dem „Bürger Schiller" auffällig. Der Verfasser der „Trogalien zur Verdauung der Xenien", Fulda in Halle, läßt darum auch Schiller eine Fürbitte an Goethe richten, die auf Schonung des van Goethe sa entschieden verfolgten Republicanismus ausgeht:

„Habe, wenn du mich liebst, Mitleiden mit den Franzosen:
Ich bin, wie du wohl weißt, nahe mit ihnen aerwandt."

Daß aber Schiller, gleich Klapstock, von seiner anfänglichen Begeisterung für die Umgestaltung in Frankreich gründlich zurückgekommen war, zeigt sein Antheil an den palitischen Gaben des Musenalmanachs schon ebenso deutlich, wie es das im Kalender für 1800 erscheinende „Lied von der Glocke" mit seinen Schilderungen des Aufruhrs that.

Jedenfalls war Reichardt, trotzdem er die „Wahrheit" über Frankreich „in seiner Weise" gab, so wenig Jakobiner wie Schiller ein salcher war. Schan der Umstand, daß man den Componisten tüchtiger Festspiele wieder in zartester Weise dem preußischen Hofe verpflichtete, konnte das aller Welt beweisen. War doch die Salineninspection zu Halle-Schönebeck kaum etwas Anderes als eine Sinecure, die es dem Inhaber möglich machte, ein königliches Jahresgehalt auf seinem Landgut in Giebichenstein zu verzehren.

Es läßt sich denken, daß der in weitester Oeffentlichkeit bekannte Reichardt durch die Xenien mit all ihren Uebertreibungen sehr schwer getroffen werden mußte. Und er war nicht der Mann, sich das ruhig gefallen zu lassen. Noch im Jahre 1796 bringt das Journal Deutschland eine Recension, die das Bestreben zeigt, die Hauptverantwortung für die Xenien Schiller zuzuschieben. „Wenn die Trojaner," heißt es da „auch überall sanst in Gefahr wären, den für sein Heil zu dreisten Patroklus, der geborgten Rüstung wegen, mit dem großen Peliden zu verwechseln, so erkennt doch Jeder leicht die Stimme dessen, der hier frohlockt, daß er der Andere scheinen kann."

Weit schärfer aber ist die „Erklärung an das Publicum", die Reichardt der allgemeinen Anzeige des Xenienalmanachs folgen läßt. Reichardt weist zunächst auf den Inhalt seiner Journale hin und fährt dann fort: „Kein Angriff wird je den Muth des Herausgebers, überall der Wahrheit zu huldigen, einen Augenblick erschüttern können, am wenigsten ein Pasquillantenunfug, der sa offenbar aus empörter Eitelkeit herstammt . . . Nichts könnte für den Verfasser schmerzlicher sein, als wenn das wahr wäre, was er sich nicht als nur möglich denken kann, ohne mit innerem Schauder zurückzutreten — wenn ein Mann, dessen einziges Genie er immer dankbar verehren wird, seine Größe so entweiht, und sich bis zur Theilnahme an einer absichtlichen Verleumdung erniedrigt haben sallte . . . Den Antheil hingegen, welchen Herr Schiller als Verfasser daran haben mag, kann der Herausgeber Deutschlands sehr leicht verschmerzen. Seine herzliche Verachtung gegen Schillers nichtswürdiges und niedriges Betragen ist ganz unaermischt, da desselben schriftstellerische Talente und Anstrengungen keineswegs auf derselben Stufe mit jenem echten Genie stehen, welches auch selbst dann, wenn es sich durch Unsittlichkeit befleckt, noch Ansprüche an Ehrfurcht behält." In diesem Tone geht es weiter. Es fällt sogar ein Wort vom ehrlosen Lügner.

Schiller, den jene Erklärung „in einer zu engen Zimmerluft überfiel", war aufs ärgste darüber entrüstet. Er schrieb sofort eine Entgegnung nieder und sandte sie Goethen mit den Begleitwarten: „Reichardt hat sich nun geregt, und gerade so, wie ich erwartet hatte; er will es blos mit mir zu thun haben und Sie zwingen, sein Freund zu scheinen. Da er sich auf dieses Trennungssystem ganz verläßt, so scheint's mir nöthig, ihn gerade durch die unzertrennlichste Vereinigung zu Baden zu schlagen."

Goethe wirkte im Sinne ruhiger Ueberlegung auf den Freund ein. Er versprach, selbst ein Gegenmanifest auszuarbeiten, tröstete den mahnenden Genossen mit der Nachricht vom Fortschritt dieser Abfertigungsschrift und — ließ schließlich die ganze Angelegenheit sanft einschlafen. Es war das wohl auch am besten. Streit ahne Ende wäre sanst unausbleiblich geblieben, zumal Reichardt mit dem schweren Geschütze van allerhand Indiscretionen gedroht hatte. Reichardt konnte ja aus früherer Zeit die „freundschaftlichsten und achtungsvallsten Briefe" seiner jetzigen Gegner beibringen. Und eine gewisse Achtung var den bedeutenden Gaben Reichardts war in Goethe auch jetzt noch lebendig.

Die beleidigenden Wendungen, die Reichardt gegen Schiller gebraucht hatte, mußten sich noch dazn ganz von selbst richten.

Das zeigte sich bald genug auch in der zeitgenössischen Literatur. In der satirischen „Ehrenrettung unserer deutschen Martiale" wird das Xenion vom Cantor, der auf den Tasten des Staatsclaviers herumpfuscht, mit der Anmerkung versehen: „Dies, nebst einigen anderen Epigrammen sind es also, die Reichardt zu dem tollkühnen, vorzeitigen Schritte bewegen konnten, Hrn. Schiller, falls er ihm nicht den Verfasser nenne, öffentlich für ehrlos zu erklären. Hr. Schiller lacht und glaubt mit Recht, daß Hr. Reichardt ihm seine Ehre, die er in Deutschland besitzt, nicht nehmen könne."

Crantz weiß in seiner „Ochsiade", wo er sonst nicht eben glimpflich mit Goethe und Schiller nmgeht, Reichardts Vorgehen doch nur als eine That der Nothwehr zu entschuldigen. Der Verfasser der „Parodien auf die Xenien" stimmt sogar in den Spott gegen Reichardt ein mit den Versen:

„Schaut! ein Musikus recensirt die Schiller und Goethe'n,
Und die scribelnde Hand pfropfet Journal auf Journal."

Dafür tritt aber Fulda in den Trogalien mit viel Entschiedenheit für Reichardt ein. Das ist nm so wichtiger als Fulda in Halle wirkte, also Nachbar Reichardts war. Die sehr scharfen aber stellenweise recht witzigen Epigramme Fuldas*) gelten in der Hauptsache Goethe. Diesem werden auch die gegen Reichardt gerichteten Angriffe zugeschrieben. Unter Hindeutung darauf, daß Goethe dem jetzt Geschmähten doch einst manchen Text zur Composition gegeben habe, wird gespöttelt:

„Als der Cantor noch saß auf der Orgelbank und clavirte,
Standst du hinten und machtest zu den Tönen den Wind."

Reichardt selbst, dessen Namen allerdings nicht genannt wird, erscheint als Salzinspector und ruft dem Xenienkoch zu:

„Hättest du nun es mit mir nicht verderbt, du ärmlicher Garkoch,
Reichlich könnt' ich dir jetzt geben, woran dir's gebricht."

Woran es aber dem Goetheschen Witz fehlen sollte, sagt ein drittes gleichfalls Reichardt preisendes Epigramm, das „Guter Rath" überschrieben ist:

„Willst du in diesem Jahr' uns wieder Xenien kochen,
Geh' nach Schönebeck erst, Meister, und hole dir Salz!"

Hat Goethe nnn auch nicht diesen Rath befolgt, so ist er später doch wieder in ein frenndlicheres Verhältniß zu Reichardt getreten. Das Alter, das versöhnlich stimmt, war ihm zu erreichen beschieden, während Schiller, aus voller Bahn abgerufen, nicht so viel wieder auszugleichen vermochte, als das dem einstigen Genossen möglich war.

In der weichen Stimmung des von schwerer Krankheit Genesenden erhielt Goethe im Jahre 1801 ein Glückwunschschreiben Reichardts. Herzlich nnd dankbar erwiderte er: „Da ich von der noch fernen Grenze des Todtenreiches zurückkehrte, begegneten mir gleich so viele Theilnehmende, welche mir die schmeichelhafte Ueberzeugung gaben, daß ich sonst nicht allein für mich, sondern auch für Andere gelebt habe. Freunde und Bekannte nicht allein, sondern auch Fremde und Entfremdete bezeigten mir ihr Wohlwollen, nnd wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der ersten Jahre darin besteht, daß in ihnen mehr die Neigung als die Abneigung herrscht, so sollte ich auch bei meinem Wiedereintritt ins Leben dieses Glücks theilhaftig werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten. — Wie angenehm Ihr Brief mir in diesem Sinne war, sagen Sie sich selbst mit der Herzlichkeit, mit der er geschrieben ist. Ein altes gegründetes Verhältniß wie das unsrige konnte nur, wie Blutsfreundschaften, durch unnatürliche Ereignisse gestört werden; um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Ueberzeugung es wieder herstellt."

Noch ein Jahr später besuchte Goethe den Componisten, der immer fortgefahren hatte, Goethesche Dichtungen in Musik zu setzen, auf dessen Landsitz. Die Tag- und Jahreshefte berichten über jenen Besuch: „Die Nähe von Giebichenstein lockte zu Besuchen bei dem gastfreien Reichardt; eine würdige Fran, anmuthige, schöne Töchter, sämmtlich vereint, bildeten in einem romantisch-ländlichen Aufenthalte einen höchst gefälligen Familienkreis, in welchem sich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne kürzere oder längere Zeit gar wohl gefielen und glückliche Verbindnngen für das Leben anknüpften."

So ist Goethes Verhältniß zu Reichardt in ein Stadium ruhiger Klarheit getreten, die nach der einstigen Kampfstimmung doppelt wohlthätig erscheint. Das Gewitter ist vorüber gebraust, die vom Sturm zerwühlten Wogen haben sich geglättet, nnd nun spannt sich der leuchtende Regenbogen milder Versöhnlichkeit über dem Schauplatz kämpfender Elemente. Und er leuchtet mit seinem Glanze auch herüber in nnsere Zeit, wo eine Anzahl Verehrer des Tondichters Reichardt diesem ein Denkmal errichten will an dem Orte, da er bis an sein Ende im freundlichen Kreise der Seinen geschaffen hat.

Ludwig Grimm.

*) Eine neue Ausgabe derselben, die der Verfasser besorgt hat, erscheint demnächst in Sauers Sammlung deutscher Literaturdenkmale des 18 und 19. Jahrhunderts.

Bücherbesprechungen.

— Nene Christoterpe 1903. Deutsch-evangelisches Jahrbuch in Verbindung mit S. Keller, Chr. Rogge, L. Weber herausgegeben von Reinhard Mumm. Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müllers Verlagsbnchhandlung. 1903. 416 S. Preis 4 ℳ, geb. 5 ℳ. — Die neue Christoterpe für 1903, der alte bewährte Freund der deutschen evangelischen Familie, dem in neuerer Zeit das Jahrbuch „Aus Höhen und Tiefen" und seit dem vorigen Jahr das Türmerjahrbuch als ähnliche Ziele verfolgende Mitbewerber an die Seite getreten sind, liegt uns heute wieder zur Besprechung vor, zum zweiten Male unter der Leitung des neuen Herausgebers Reinhard Mumm. Man wird der Christoterpe auch diesmal das Zeugniß mit auf den Weg geben können, daß ihr Inhalt dnrchweg ein gediegener nnd sorgfältig ausgewählter ist, ja man wird hervorheben dürfen, daß die Beiträge uns diesmal noch mehr als früher auf einer gleichmäßigen Höhe zu stehen scheinen — womit freilich gewisse Gradunterschiebe zwischen den einzelnen Aufsätzen nicht geleugnet werden sollen — nnd daß, wie schon im Vorjahre, die stärkere aber nicht vordringliche Berücksichtigung der öffentlichen christlich-socialen Arbeit, die das Jahrbuch ihrem neuen Herausgeber verdankt, uns eine dankenswerthe Erweiterung des Arbeitsgebietes der Christoterpe bedünkt. Dieser Richtung dienen, nm nnn ein wenig ins Einzelne zu gehen, vor Allem zwei gehaltreiche Aufsätze, der erste von Adolf Stöcker, dem selbst seine zahlreichen Gegner packende Darstellnngsgabe in Wort und Schrift nicht absprechen können: „Die christliche Sittlichkeit in ihrer Bedeutung für Volks- und Völkerleben" nnd ein Aufsatz des Herausgebers: „Zwei Wege für die innere Mission", die sich beide in dem Bestreben, eine stärkere Bethätigung der positiv-christlichen Volkskreise am öffentlichen Leben zu wecken und den Quietismus und die Weltflucht zu bekämpfen, begegnen. Im Anschluß an diese beiden Aufsätze sei dann hier gleich auf den Beitrag von D. Hermann Dalton: „Aus dem Tagebuche eines evangelischen Seelsorgers" hingewiesen. Dem Charakter der Christoterpe entsprechend ist es natürlich, daß auch die Erscheinungen der schönen Literatur in diesem Jahrbuche in erster Linie von dem positiv-christlichen Standpunkte aus bewerthet werden. Daß dieser Maßstab nicht immer allein ausreicht, alle Erzeugnisse anf dem Gebiete der Kunst richtig und erschöpfend zu messen, zeigt uns der Lenau-Artikel von Joh. Quandt. Vollendet in ihrer Art nnd ihren Objecten nach allen Seiten gerecht werdend, sind dagegen die literarischen Essays von Prof. Dr. Gotthold Bötticher: „Björnstierne Björnson, ein naturalistischer Idealist" und „Konrad Ferdinand Meyer" von Geh. Regierungsrath F. Friedensburg. Besonders der zuletzt genannte Essay wird allen Verehrern des großen Schweizers einen hervorragenden Genuß bereiten. Aus der Zahl der Beiträge novellistischer und verwandter Gattnng seien hier nur einige namentlich hervorgehoben: „Der Schutz der Schwachen", Naturidylle von Dr. E. Dennert, „Das Urtheil", Ballade von L. v. Strauß und Torney, „Der Schlüssel zum Paradiese" von Gräfin Schwerin nnd „Jungfer Allheits Rath", eine Geschichte aus dem 16. Jahrhundert von H. v. Krause. Eine anziehende historische Plauderei: „Aus der Paulskirche" bietet nns endlich Julius Werner, während Christian Rogge eine gehaltvolle kunstgeschichtliche Skizze über Giovanni da Fiesole in seinem „Beato Angelico" beibringt. Wir haben damit die uns am werthvollsten und charakteristischsten erscheinenden Beiträge herausgehoben nnd hoffen dadurch bei unseren Lesern eine nngefähre Vorstellung vom Wesen und Inhalt des neuen Jahrganges der Christoterpe und die Lust, sie nun selbst in die Hand zn nehmen nnd zn studiren, hervorgerufen zu haben.

W. B.

— Hermann Löns, Mein grünes Buch. Schilderungen. 2. Aufl. Verlag von M. & H. Schaper, Hannover. 2 M., geb. 3 M. — Aengstliche Gemüther werden das Buch mit Zagen betrachten. Der unglückliche grüne Umschlag, von dem man in der That nicht weiß, was es mit dem seltsamen Bilde sagen will, und nicht minder der unglückliche Titel lassen vermuthen, daß man es hier mit dem Erzeugniß eines schlimm-modernen Geistes zu thun hat. Um so freudiger überrascht bei näherem Zusehen das wahrhaft glänzende Talent des Verfassers, der gleich vorzüglich als Jäger wie als Schriftsteller ganz vortreffliche Natur- und Jagdbilder zu zeichnen versteht. Mit einer sehr rühmenswerthen Beobachtnngs- und Schilderungsgabe verbindet er eine virtuose Beherrschung der Sprache, die ihn befähigt, sein Thema in immer neuem Wechsel abzuhandeln und niemals zu ermüden. Die hinreißende Jägerlust und die köstliche Naturfreudigkeit, die frische Begeisterung und die herrliche poetische Stimmung, die über dem Ganzen ausgebreitet liegt, fesseln von Anfang an und lassen nicht los bis zum Ende. Uns großstädtischen Stubenhockern thut es wohl, einem solchen Führer zu folgen in Moor und Haide, Geest und Feldmark, Forst und Busch. Wenn das Buch die Anerkennung findet, die es verdient, so dürfte die dritte Auflage nicht lange auf sich warten lassen. D.

— Sammlung Göschen. Unser heutiges Wissen in kurzen, klaren, allgemeinverständlichen Einzeldarstellungen. Jede Nummer in elegantem Leinwandband 80 ₰. — Die „Popularisirung der Wissenschaft" hat die bekannte Leipziger Verlagshandlung von G. J. Göschen auf ihr Panier geschrieben. Drei uns vorliegende Bändchen der bereits eine kleine Bibliothek darstellenden Sammlung zeigen, wie der Verlag bemüht ist, die verschiedensten Zweige des Wissens in den Kreis seiner Bestrebungen zu ziehen. Eine schon ältere Nummer (54) behandelt das Gebiet der „Meteorologie". Der Verfasser Dr. W. Trabert, Docent an der Wiener Universität, macht uns nicht nur mit den Vorgängen im Luftmeere bekannt, sondern sucht den Leser auch deren Zusammenhang untereinander nnd mit den physikalischen Gesetzen klarzumachen. Die reiche Ausstattung des Bändchens mit Textfiguren und Karten erleichtert in hohem Maße das Verständniß der interessanten Materie. — Nr. 145 „Geschichte der Pädagogik" von Dr. H. Wiemer, Oberlehrer an der Oberrealschule zu Wiesbaden, giebt einen Ueberblick über das Erziehungs- und Unterrichtswesen auf deutschem Boden. Die Geschichte der Pädagogik ist bis auf die Gegenwart fortgeführt, wobei auch die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des höheren Schulwesens Erwähnung finden. — Von allgemeinerem Interesse ist die jüngste Nummer der Sammlung (148), eine Darstellung der „Finanzwissenschaft" von Dr. R. van der Borght in Friedenau bei Berlin. Der Verfasser giebt in knapper, theilweise sehr gedrängter Fassung einen Ueberblick über das große Gebiet der Finanzwissenschaft, wobei leider im ersten, allgemeineren Theile des Werkchens öfters die leichte Verständlichkeit leidet. Dagegen ist vom VI. Abschnitt an die Darstellung bei aller Kürze leicht verständlich, anschaulich und anregend, wozu zahlreiche Beispiele und Zahlenangaben wesentlich beitragen. Wünschenswerth wäre es allerdings, daß neben Preußen auch die anderen größeren deutschen Bundesstaaten, insbesondere Sachsen mehr Berücksichtigung gefunden hätten. J. O.

— Symbole und Wappen des alten Deutschen Reiches. Von Dr. phil. Erich Gritzner. (Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte. VIII. Band. 3. Heft.) Leipzig 1902. B. G. Teubner. — Unter den historischen Abhandlungen der genannten Sammlung, die aus dem königl. historischen Seminar der Universität Leipzig hervorgegangen sind, ist vorliegende Arbeit die erste, welche in Verbindung mit der Verfassungsgeschichte die zu den historischen Hilfswissenschaften gehörende Heraldik mehr in den Vordergrund zu rücken bestrebt ist. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß es jetzt unter den gelehrten deutschen Historikern wieder einige giebt, die sich mit dieser Hilfsdisciplin der Geschichte wissenschaftlich etwas näher befassen. Denn die Heraldik, die im 19. Jahrhundert wohl infolge eines demokratischen Zuges der Zeit nach 1848 als „adlige Spielerei" angesehen wurde, ist meist sehr stiefmütterlich behandelt worden, ihre wissenschaftiiche Ausbildung war ganz in die Hände von ungeschulten Dilettanten gerathen, was ihr gerade nicht zur Förderung gereichte, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß die Dilettanten ein werthvolles Material zusammengebracht haben, welches aber zum größten Theile der kritischen Verarbeitung noch sehr bedarf. Einer dieser kritisch denkenden Historiker vom Fach ist der aus der tüchtigen Schule des Herrn Professor Dr. Gerhard Seeliger-Leipzig hervorgegangene Dr. Erich Gritzner. Seine treffliche, eine gute diplomatische Gelehrsamkeit beweisende Abhandlung über die „Symbole und Wappen des alten Deutschen Reiches" ist ein Muster von überaus fleißiger Arbeit, von außerordentlich wissenschaftlicher Darstellnng nnd Methode. Die Abhandlung, der eine längere Einleitung vorangeht, in der sich der Verfasser über die Stellung der Heraldik in der heutigen Geschichtswissenschaft und über die frühere literarische Behandlung seines Themas ausspricht, zerfällt in 2 Haupttheile, wovon sich der erste mit den Reichssymbolen Adler und Kreuz, der zweite mit der Entwickelung des Reichswappens befaßt. Der erste, 3 Capitel umfassende Haupttheil unterrichtet uns über den Charakter des römischen Kaiserthums der Karolinger und über die antik-kaiserliche und christlich-theokratische Auffassung seiner Würde. Diese Ansprüche wurden durch Symbole zum Ausdruck gebracht und zwar der Adler für die Weltherrschaft, das Kreuz für die Schirmherrschaft über die Christenheit. Der Verfasser widmet nun diesen beiden Symbolen 2 besondere Capitel, in denen er auf Grund der Quellen des Näheren auf die Bedeutung und Entwickelung in der äußeren Darstellung und heraldischen Stilisirung eingeht. Er kommt schließlich zu dem Ergebniß, „daß beide Reichssymbole nie persönliche Zeichen noch solche von Königsgeschlechtern gewesen sind, sondern dingliche, dem Kaiser oder König nur als Inhaber der Herrschaft, als Repräsentanten des Deutschen Reiches zukommende symbolische Zeichen. Ihrem Charakter nach sind sie als solche unveränderlich nnd fest bestimmt, wenngleich sie in früherer Zeit mehr naturalistisch, in der späteren Zeit mehr heraldisch stilisirt dargestellt wurden." Im zweiten Abschnitt wird in 9 Capiteln mit außerordentlicher Klarheit und kritischer Schärfe geschildert: 1) die Bildung des deutschen Reichswappens bis auf Ludwig den Bayern, 2) die Entwickelung des einköpfigen und des Doppeladlers und 3) das Reichswappen und die Reichsfahnen bis zum Ende des Reiches (1806). Von ganz besonderem Interesse sind hiervon die Capitel, welche die Entstehung des Doppeladlers und der deutschen Reichsfarben zur Darstellung bringen. Was den ersteren Punkt anlangt, so kommt der Verfasser auf Grund der seit Philipp von Schwaben und Otto IV. auf Münzen auftretenden paarigen Anordnung zweier Thiere, des Adlers und des Löwen, sowie durch Beispiele ähnlicher Art zu dem Schluß, daß der unter Ludwig dem Bayern auftretende Doppeladler nicht durch Hinzufügung eines zweiten Kopfes an den einfachen Adler, sondern durch Zusammensetznng zweier einköpfiger Adler entstanden ist. In Betreff der deutschen Reichsfarben hören wir, daß mit der Auflösung des alten Reiches auch das Reichswappen nnd seine Fahnen verschwanden. Die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts zeitigten das Bestreben die von den Burschenschaften aufgenommenen Farben schwarz-roth-gold zu Bundesfarben zu erheben, eine Zusammenstellung, die im alten Reich niemals üblich gewesen war. Denn an der Hand von Beispielen zeigt uns der Verfasser, daß die deutschen Reichsfarben nach ihrem zeitlichen Auftreten gelb, dann roth, dann schwarz waren, aber nie als 3 gleichwerthige Farben in Fahne oder Schild auftraten. Vielmehr waren bis 1806 die deutschen Reichsfarben denen des Reichswappens gleich, nämlich schwarz-gelb. Für die Zusammensetzung der Tricolore von 1848 könnte die Reichssturmfahne in Betracht kommen, an deren rothem Schaft die gelbe Fahne mit schwarzem, einköpfigem Adler und rothem Wimpel befestigt war. Es würde sich dies also ähnlich wie mit den Farben des neuen Deutschen Reiches schwarz-weiß-roth verhalten, welche in der Vereinigung der Preußenfarben mit der rothen Blutfahne ihren Ursprung haben. Die vorliegende Arbeit, die uns die große Liebe und ein tiefes Verständniß zeigt, welches der Verfasser diesem ansprechenden und interessanten Stoffe entgegengebracht hat, stellt eine treffliche Leistung dar und bildet einen großen Fortschritt in der Methode der historischen und diplomatischen Forschung. Hoffen wir, daß in der Folgezeit der in diesem Fache so tüchtige Herr Verfasser uns noch ähnliche so erfreuliche und exacte Arbeiten bescheeren möge.

Dresden. K. v. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 142. Donnerstag, den 27. November, Abends. 1902.

Scheinmeteorite und ein echter Meteorstein.

Die vielen, bisweilen sehr großen Meteorsteine, von deren Auffinden die Zeitungen berichten, bringen das Publicum auf den Gedanken, daß Meteorsteine sich ganz leicht finden ließen, und so kann man oft in den Tagesblättern lesen, daß hier oder da ein Meteorstein gefunden sei, der sich dann später als kein „richtiger“ Meteorstein herausstellte. Manche Leute wissen eben von Meteorsteinen weiter nichts, als daß dieselben glühend vom Himmel fallen, eine rundliche Gestalt haben und mit einer glatten Schale bedeckt sind, und deshalb werden den Mineralogen oft die unglaublichsten Dinge als Meteoriten vorgelegt z. B. Köpfe von Kaminen, Mörtel von Gesimsen, Schlacken aus Hochölen und dergleichen mineralisch sehr unrentable Dinge mehr. Mit solchen Scheinmeteoriten hatte ich allein im verflossenen Halbjahre drei Mal zu thun.

Vor Pfingsten ging durch viele Blätter die Nachricht, daß auf dem Friedhofe von Osterfeld bei Weißenfels ein Meteorstein gefunden sei. Ich wanderte dorthin und fand, daß man es mit einem kugeligen Stücke von Markasit (Speerkies, Wasserkies) zu thun hatte, einem goldglänzenden Minerol, das man oft in der Braunkohle finden kann. Der betreffende Stein stammte offenbar aus einer Braunkohlengrube der Umgegend von Osterfeld. Irgend Jemand hatte ihn seines Goldglanzes wegen aufgelesen, dann aber, auf die Werthlosigkeit des Fundes aufmerksam gemacht, hatte er sich merkwürdigerweise den Friedhof ausgesucht, um den Stein durch die Lebensbäume hindurch zwischen die Gräber zu schleudern. Dort hat der Stein lange Zeit gelegen, der Rasen, auf welchem man ihn fand, sah ringsum wie verbrannt aus, und deshalb hatte man geglaubt, der Stein sei glühend vom Himmel gefallen. Markasit zersetzt sich in feuchter Luft unter Verlust seines Goldglanzes sehr leicht, er scheidet Schwefelsäure ab, und durch letztere war, wie sich durch chemische Analyse des Bodens leicht nachweisen ließ, das Gras schwarz geätzt und verbrannt. Die interessante Frage, welche schon ernstlich discutirt wurde, nämlich ob der „Meteorstein“ dem Friedhofswärter als dem Finder oder der Stadt als der Besitzerin des Friedhofs gehöre, wurde bei der Werthlosigkeit des Steines gegenstandslos.

Der zweite Fall eines Scheinmeteoriten, mit welchem ich zu thun hatte, war folgender: Am Freitag, den 6. Juni, Abends 9 Uhr 50 Minuten wurde in Gera und auch anderswo eine leuchtende Kugel beobachtet, welche schnell über das Himmelsgewölbe hinweglief und das Dunkel des Abends einen Augenblick taghell erleuchtete. Man hat in den Zeitungen geschrieben, es wäre ein Kugelblitz gewesen, ebensogut aber konnte die Erscheinung herrühren von einem echten Meteoriten, also von dem Bruchstücke eines fremden Weltenkörpers, welches, in die Atmosphäre der Erde tretend, ins Glühen gerieth und hell aufleuchtete. Vielen Beobachtern in Gera hatte es geschienen, als ob die feurige Kugel in der Nähe des Hauptbahnhofes niederfiel, und prompt wurde auch der „Meteorstein“ von einem Weichensteller zwischen den Schienen gefunden und mir zur Untersuchung vorgelegt. Der Finder hatte sogar das Aufschlagen des Steines gehört. Leicht war festzustellen, daß es ein großer kugelförmiger Kalkstein war. Die Oberflache erschien wie verbrannt und war es auch, denn der Kalkstein war offenbar in einem Kalkofen schon etwas geglüht, aus irgend einem Grunde aber nicht fertig gebrannt, und gerade an dem betreffenden Abende war er von einem Güterwagen zwischen das Gleis gefallen.

Vor Kurzem konnte man in den Geraer und auch anderen Zeitungen lesen, daß beim Ackern eines Feldes in Trebnitz bei Gera ein großer Meteorstein von 80 Pfd. Gewicht gefunden sei. Das betreffende Feld war fast Jahr für Jahr bestellt worden, und nie war man auf den Stein gestoßen, darum glaubte man, derselbe sei vom Himmel gefallen. Die Form, Struktur und die chemische Zusammensetzung des vom Finder sorgsam gehüteten Steines zeigte, daß man es mit einem großen Stücke Schlacke zu thun hatte. Zu verschiedenen Zeiten, im 16., 17. und 18. Jahrhundert, wurde aus dem Kupferschiefer bei Trebnitz Kupfer ausgeschmolzen. Daher stammte offenbar der Schlackenstein, den man seiner Zeit, um ihn loszuwerden, in den Acker versenkte.

So waren in allen drei Fällen die Meteorsteine leider keine „richtigen“. Echte Meteorsteine sind in der Umgegend nur vier aufgefunden, und zwar in Klein-Wenden (Kreis Nordhausen), in Meuselbach bei Schwarzburg, in Tabarz bei Friedrichroda und in Pohlitz bei Köstritz. Der Pohlitzer Meteorstein, von dem wir in der von mir verwalteten Reußischen Landessammlung noch ein großes Stück haben, ist wohl der interessanteste, weil die beim Fallen desselben beobachteten Begleiterscheinungen seiner Zeit (1819) amtlich festgestellt wurden. Aus den darauf bezüglichen Protokollen habe ich einen Bericht über den Meteorsteinfall von Pohlitz zusammengestellt, und es ergab sich Folgendes: Am 12. October 1819 Nachts zwischen 11 und 12 Uhr beobachteten einige Leute bei Köstritz am nordwestlichen Himmel eine Art Nordlicht, aus welchem sich eine einer großen Sternschnuppe ähnliche Erscheinung entwickelte. Am folgenden Morgen gegen 8 Uhr — es herrschte vollkommene Windstille, und es lagerte ein starker Nebel über den Feldern des Elsterthales — ertönte ein starker Knall, welcher in Entfernungen bis zu vier Meilen, bei Jena, Camburg und Hummelshain noch gehört worden ist. Dieser Knall wurde von Ohrenzeugen mit dem Knalle mehrerer gleichzeitig abgeschossener 24pfündiger Kanonen verglichen. Hierauf folgte ein donnerähnliches Getöse, welches immer näher zu kommen schien, dann ein singendes Geräusch, welches Einige mit Glockenklängen, Andere mit Orgeltönen und noch Andere mit entferntem Gesange verglichen; weiter entstand ein dumpfes Sausen und Knistern, als wenn sich ein gewaltiger Sturm gegen einen Eichenwald anlegte. Zuletzt schien etwas auf die Erde aufzuschlagen, wie wenn ein Stein mit seiner breiten Fläche in einen Teich fällt. Die Angaben über die Dauer der ganzen Erscheinung schwanken zwischen einer bis sieben Minuten. Gesehen hat man wegen des herrschenden starken Nebels von dem herabsausenden Meteorsteine nichts. Erst 2 Tage später, am 15. October, sah der Gutsbesitzer Rothe aus Pohlitz (bei Köstritz) mitten in seinem Felde, welches er 14 Tage vorher mit Korn besäet hatte, eine ziemlich runde Stelle von etwas über 1 m Durchmesser, an welcher der magere, sandige Lehmboden frisch aufgewühlt und wie gesiebt erschien. Mitten darin befand sich ein Loch von nur etwas über ¼ m Tiefe und von einer oberen Weite von ungefähr ⅓ m, um welches die Erde ringsum wallförmig aufgeworfen war. In diesem Loche lag der Meteorstein, seine obere Seite war nicht mit Erde bedeckt, sondern völlig sichtbar. Alles schien darauf hinzudeuten, daß der Stein sich drehend herabgekommen war. Das Gewicht des Steines war ungefähr 7 Pfund. Rothe ließ Anfangs den Stein liegen, da er Alles für Teufelsspuk hielt, dann aber nahm er ihn an sich, versprach dem Kaufmann Laspe aus Gera, einem eifrigen Mineraliensammler, das Vorkaufsrecht, verkaufte aber trotz dieser Abmachung den Stein an das Consistorium zu Gera und erhielt dafür 100 Meißnische Gulden (= 257,60 ℳ). Dieser Handel führte aber zu einem langen Prozeß zwischen Laspe und Rothe, letzterer mußte nach einem Vergleiche die Prozeßkosten, welche fast den ganzen Erlös aus dem Verkaufe des Steines ausmachten, bezahlen, und dies soll Rothe so zu Herzen gegangen sein, daß er zu kränkeln anfing und bald darauf starb. Der größte Theil des Steines kam in den Besitz des Gymnasiums

zu Gera, und während 1819 für ein Gramm desselben 11 ₰ bezahlt wurden, galt bei einem theilweisen Austausch des Steines gegen andere Mineralien im Jahre 1846 ein Gramm 65 ₰, im Jahre 1854 ein Gramm 70 ₰, und vor Kurzem wurden 332 Gramm, ein Stück, das man bequem in die Hand einschließen konnte, für 1328 ℳ baar, d. h. ein Gramm für 4 ℳ verkauft. Das jetzt noch in der Reußischen Landessammlung verbliebene Stück zeigt ganz deutlich die charakteristischen Eigenschaften eines Meteorsteines. Es ist äußerlich mit einer schwärzlichen glänzenden Rinde von ungefähr ⅓ mm Dicke bedeckt. Das Innere erscheint als eine den vulkanischen Tuffen ähnliche grauweiße Gesteinsmasse von abwechselnd feinerer und gröberer Structur, in welche metallglänzende, krystallähnliche Körper eingebettet sind. Durch den Stein ziehen sich zwei ziemlich parallel verlaufende schwärzliche Adern. Nach der chemischen Untersuchung enthält der Stein kein Element, welches nicht auch auf der Erde vorkäme, abweichend von den Gesteinen unserer Erde enthält er jedoch einen großen Procentsatz von Nickeleisen. Ist schon das Vorkommen von metallischem Eisen auf der Erde höchst selten, so ist das natürliche Vorkommen von Eisen mit viel Nickelgehalt in Gesteinen unserer Erde noch nicht nachgewiesen, sondern bisher nur, wie in unserem Falle, in Meteoriten gefunden. Größere Stücke des Meteorsteins, welcher in der Literatur mit dem Namen „Pohlitzer Meteorstein“ bezeichnet wird, befinden sich in der Meteoritensammlung der Universität Berlin, der naturwissenschaftlichen Sammlung des herzogl. Museums zu Gotha und dem kaiserl. königl. naturhistorischen Hofmuseum in Wien. Das in der Landessammlung zu Gera befindliche Stück wird Interessenten jeder Zeit gern gezeigt.

Gera. Dr. Karl Löscher.

Bücherbesprechungen.

— Neues von Felix Dahn.*) A. Altes im neuen Gewande. 1) Sigwalt und Sigridh. Eine nordische Erzählung (frei erfunden). Vierte Auflage. 1899. 104 S.; Klein-8°. Preis: fein gebunden 3 ℳ — 2) Um Hof Herrn Karls. Vier Erzählungen (= Kleine Romane aus der Völkerwanderung, XI). Vierte Auflage. 1901. III, 330 S.; 8°. Preis: geheftet 5 ℳ — 3) Stilicho. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (= Kleine Romane u. s. w. XII). Dritte Auflage. 1900. V, 357 S.; 8°. Preis: geheftet 5 ℳ — 4) Der Vater und die Söhne. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (= Kleine Romane u. s. w., XIII). Vierte Auflage. 1901. III, 128 S.; 8°. Preis: geheftet 2 ℳ — B. Neues. 1) Fünfzig Jahre. Ein Festspiel in drei Bildern. 1902. 28 S.; Klein-8°. Preis broschirt 1 ℳ — 2) Herzog Ernst von Schwaben. Erzählung aus dem elften Jahrhundert. 1902. I, 264 S.; 8°. Preis: geheftet 4 ℳ — Getreu der Gepflogenheit der Leipziger Zeitung, Neuauflagen bereits früher besprochener Bücher nur kurz anzuzeigen, beschränke ich mich darauf, auf das Vorhandensein neuer Ausgaben der in der Abtheilung A verzeichneten Dichtungen Dahns einfach hinzuweisen; das wird vollkommen genügen, um die zahlreichen Freunde der markigen Sprache des Breslauer Germanisten danach greifen zu lassen, falls sie bei der Wahl von Geschenken in Verlegenheit sein sollten. „Besser um Liebe leiden, ja um Liebe sterben, als ohne Liebe leben“: dies Leitmotiv und seine hochpoetische Durchführung in der ersten (nordischen) Erzählung wird die Herzen immer wieder gefangen nehmen und lauter schlagen lassen; und während uns die vier Geschichten von Karls des Großen Hofe („Die Freiditte“, „Der Liebe Maaß“, „Einhart und Emma“ und „Herrn Karls Recht“) in die Lebenshaltung und die Anschauung der Deutschen vor 1100 Jahren spielend einführen, bringen uns Band XII und XIII der „Kleinen Romane aus der Völkerwanderung“ mit den Westgoten um 400 (Alarich, dem Gegner Stilichos) und mit denen um 600 (Leovigild und seinen beiden Söhnen Hermenigild und Rekared) zusammen: der Untergang des Römerthums dort, der des arianischen Bekenntnisses hier sind die beiden Themen, um die sich die fesselnde Darstellung gewandt dreht. — Nun aber zur Abtheilung B! Das an erster Stelle genannte Festspiel, zu Ehren des kürzlich gefeierten Regierungsjubiläums Sr. königl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden verfaßt, weist ausgesprochen landesfürstlich badische Züge auf und wird deshalb von Badnern auch heute noch gern gelesen werden. Nicht so begrenzten Charakters ist, obwohl auch in Südwestdeutschland spielend, Dahns zweite neue Gabe, sein „Herzog Ernst“. Es ist wohl kein Zufall, daß diese Prosadichtung (fortan nicht zu verwechseln mit der vor 40 Jahren gedichteten Ballade!) gerade in derselben Zeit ausgegeben wird, wo der neunte Band von Dahns „Königen der Germanen“ zu erscheinen beginnt: den Alemannen sind beide Werke gewidmet. Daß sich die vorliegende Erzählung nach und nach einen ebenbürtigen Platz neben Uhlands beliebtem Trauerspiel erringen wird, bezweifle ich keinen Augenblick; denn sie birgt in vollem Maße die bekannten Schönheiten Dahnscher Dichtkunst in sich. Wenn auch Manches, wie die entscheidende Geburt Heinrichs III., als des künftigen Erben des deutschen Königsthrons, einer straffern Zusammenfassung zu Liebe vom souveränen Dichter nicht in derselben geschichtlichen Abfolge geschildert werden konnte, wie es sich einst thatsächlich ereignet hat, so kenne ich doch auf der anderen Seite keinen historischen Roman, worin die großartigen Pläne des meist unterschätzten Kaisers Konrad II. schöner und zugleich richtiger dargestellt worden wären, wie in diesem bei aller Tragik versöhnend ausklingenden Epos. „Und über Alles die Treue!“ das ist und bleibt Felix Dahns und seiner Geistesschöpfungen bezeichnendes Kennwort; man nenne mir ein anderes, das zum deutschen Wesen besser tauge! Ht.

— Historische Zeitschrift, begründet von H. v. Sybel, herausgegeben von Friedr. Meinecke. Neue Folge, Bd. 53 (Bd. 89 der ganzen Reihe). Heft 1 und 2. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1902. 8°. — Abgesehen von den reichhaltigen Literaturberichten und den über alle Gebiete der Geschichtswissenschaft sich verbreitenden Notizen und Nachrichten bieten die neuesten Hefte der altbewährten Zeitschrift dem Fachmann wie dem Geschichtsfreunde eine Reihe vortrefflicher Aufsätze. Das frühere Mittelalter ist vertreten durch eine Arbeit von A. Werminghoff über die Fürstenspiegel der Karolingerzeit. So viel über diese Zeit auch geforscht worden ist, so fehlt uns doch noch eine eingehende Untersuchung über die wichtige Frage der Auffassung vom Staat, wie sie damals sich ausgebildet hatte. Von den zeitgenössischen Schriftstellern, denen die Monarchie in absoluter Form durchweg als die einzig berechtigte Staatsform erscheint, haben sich mehrere eingehend mit den Pflichten des Herrschers beschäftigt; überwuchert auch in den betr. Tractaten die theologische Gelehrsamkeit meist den selbständigen Gedankeninhalt, so verdienen sie doch nähere Untersuchung. Schon im 7. und 8. Jahrhundert entstanden einige Schriften, die hier zu nennen sind; vor allen aber kommen die dem 9. Jahrhundert angehörigen Arbeiten des Abts Smaragdus von S. Mihiel, des Jonas von Orléans, des Sedulius Scotus und des Hincmar von Reims in Betracht; des letzteren Schrift De ordine palatii ist der bedeutsamste Fürstenspiegel der Karolingerzeit. Die Verfasser sind durchweg Geistliche und betonen daher entschieden die Rechte der Kirche und die Pflichten des Staats ihr gegenüber; doch warnt der Verfasser vor einer Ueberschätzung des Einflusses der von ihnen verbreiteten Vorstellungen; denn „das Leben eines jeden Volkes, die Tendenzen eines jeden Zeitalters sind zu vielgestaltig, um die einseitige Betonung einer Alles beherrschenden Anschauung auf die Dauer zu ertragen“. — Ein scharfsinniger und inhaltsreicher Aufsatz von G. v. Below „Zur Geschichte der Handelsbeziehungen zwischen Südwestdeutschland und Italien“ wendet sich nicht ohne Schärfe gegen das bisher durchweg sehr beifällig aufgenommene Werk von Aloys Schulte über die Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien; so große Verdienste er ihm als Quellensammlung zugesteht, so erhebt er doch lebhafte und wohlbegründete Bedenken gegen eine Reihe allgemeiner Sätze, die Schulte im darstellenden Theile seines Werkes vertritt, besonders gegen die Auffassung der Schweizer Eidgenossenschaft als eines „Paßstaates“, gegen die Ansicht, daß die Standesanschauung der städtischen Geschlechter den Handelsverkehr ungünstig beeinflußt habe, sowie gegen die Auffassung der Stadtwirthschaft überhaupt, die von nicht genügender Beherrschung der bisherigen Literatur zeugt. — Ins 16. Jahrhundert führt uns ein Aufsatz von R. Fester über Sleidan, Sabinus und Melanchthan, der die Frage nach der Echtheit der in der Electio Caroli des Georg Sabinus und danach von Sleidan überlieferten Reden der Kurfürsten von Mainz und Trier gelegentlich der Königswahl Karls V. noch einmal aufnimmt; Ranke und

*) Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig

Waitz hatten sie als Fälschungen nachgewiesen und Fester kommt gegenüber anderen neuerdings vertretenen Anschauungen zu demselben Ergebniß. Die Behauptung, daß das Werk des Sabinus auf Melanchthon zurückzuführen sei, weist Fester zurück. Recht ansprechend sind seine Untersuchungen über das Verhältniß der rhetorischen Humanisten zu den Staatsmännern des 16. Jahrhunderts; die Frage, wann die neuere Historiographie mit der Rhetorik gebrochen hat, läßt sich noch nicht scharf beantworten. „Den bewußten Versuch, den Kampf zwischen Kunst und Wissenschaft so zu schlichten, daß weder die Wissenschaft zu kurz kommt, noch die Kunst vernachlässigt wird, werden wir wohl vor Ranke überhaupt nicht suchen dürfen.“ — Eine höchst interessante Denkschrift des berühmten Publicisten Friedrich v. Gentz aus dem Jahre 1800, gerichtet ohne Frage an den am braunschweigischen Hofe lebenden englischen General v. Stamford, veröffentlicht Paul Wittichen nach der von ihm im Record Office zu London aufgefundenen Niederschrift; sie giebt eine überaus klare Charakteristik der preußischen Cabinetsregierung unter Friedrich Wilhelm III., beleuchtet scharf die großen Mißstände, die sich als Folge der unglücklichen Organisation zum schweren Unheil Preußens ergaben, und macht Vorschläge zur Besserung der Verfassung durch Bildung eines Staatsrathes, die sich schon nahe mit den Reformen berühren, die thatsächlich 1806 erfolgten. — Fr. Meinecke, „Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland“, wendet sich entschieden gegen die von Lenz, von Herm. Oncken und zuletzt von Felix Rachfahl vertretene Auffassung der Politik Friedrich Wilhelms IV. in Bezug auf die Märzrevolution und die deutsche Frage; er kommt im Wesentlichen auf das Urtheil Treitschkes und Sybels zurück, das mit gelegentlichen Andeutungen Rankes übereinstimmt. Rachfahl wird namentlich zum Vorwurf gemacht, daß er in dem Bestreben, die Vorgänge lediglich aus den allgemeinen Verhältnissen des Staatslebens zu erklären, nicht zum vollen Verständniß des Individuums gelangt sei; im Gegensatze hierzu sucht Meinecke auf psychologischem Wege die Stellungnahme des Königs zu erklären und kommt dabei zu wesentlich abweichenden Ergebnissen, die ihn die staatsmännische Befähigung Friedrich Wilhelms IV. weit geringer einschätzen lassen. — Wir weisen endlich noch auf die treffliche Charakteristik hin, die Herm. Bloch von dem am 17. Januar d. J. verstorbenen Berliner Historiker Paul Scheffer-Boichorst als Menschen, Gelehrten und Lehrer entwirft. —m—

— **Geschichte Bismarcks** von **Max Lenz**. Leipzig, Duncker & Humblot 1902. IV u. 456 SS. — Diese Geschichte Bismarcks, ein würdiges und werthvolles Seitenstück zur Biographie Kaiser Wilhelms I. von Erich Marcks, ist ebenso wie diese aus einem großen Artikel des 2. Bandes der Nachträge zur Allgemeinen Deutschen Biographie hervorgegangen und hat ihm nur die Einleitung (Friedrich Wilhelm III. und sein Staat) sowie kurze Anmerkungen über fernerliegende Quellen hinzugefügt; ein Literaturverzeichniß fehlt begreiflicherweise auch dem Buche. Lenz verfolgt mit eindringendem Scharfsinn und einem hohen Maße von Objectivität vor Allem die Politik Bismarcks in ihren Wendungen und Windungen und schiebt das rein Persönliche, außer in der Schilderung seiner Entwickelungsjahre, ganz zurück, setzt auch die Kenntniß der Zeitgeschichte so weit voraus, daß meist auch die bestimmten Angaben von Daten fehlen. Bei dem Bestreben, die Motive seines Helden im Einzelnen aufzuhellen, muß der Verfasser freilich oft genug bekennen, daß unsere Kenntniß vielfach sehr lückenhaft ist trotz der reichen Memoirenliteratur; auch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen geben nur neue Räthsel auf. Aber ob wir, wenn einmal die Acten dem Historiker zugänglich sein werden, wesentlich mehr wissen werden als heute, wo uns doch der frische Eindruck der durchlebten Zeit noch geblieben ist? Sind doch Acten immer auf den jeweiligen Stand der Dinge und häufig auf den Empfänger eines Schriftstücks berechnet, also weit davon entfernt, objective Wahrheit zu geben. Die Behandlung des ungeheuren Stoffs ist nicht ganz gleichmäßig. Sehr ausführlich werden die Jahre 1863/66 dargestellt, wo die schleswig-holsteinische Sache im Vordergrund stand; aber wenn hier die Absicht Bismarcks von Anfang an auf die Annexion losging, so ist doch damit nicht gesagt, daß er sich nicht auch unter Umständen mit einer anderen, für Preußen annehmbaren Lösung abgefunden hätte, und was im Einzelnen das Scheitern der Augustenburgischen Ansprüche entschieden hat, das ist auch für Lenz nicht ganz klar. Sehr deutlich aber tritt als ein Grundzug der Bismarckischen Politik in diesen Jahren das Bemühen hervor, zwischen Oesterreich und Frankreich die Wage zu halten und eine gefährliche Annäherung beider Mächte zu verhindern. Die Darstellung des Jahres 1866 beschränkt sich natürlich auf die diplomatischen Verhandlungen vor und nach Königgrätz. Kürzer wird die Gründung und der Ausbau des Norddeutschen Bundes behandelt, ausführlicher wieder die Entstehung des Kriegs von 1870, wobei Lenz natürlich, dem jetzigen Stande unserer Kenntniß entsprechend, die Förderung der Hohenzollernschen Throncandidatur als einen wohlberechneten Schachzug Bismarcks gegen die auch von ihm durchaus als sehr ernst genommenen Allianzbestrebungen Napoleons III. ansieht. Aber im Einzelnen bleibt auch für ihn Vieles ungewiß; selbst im Bilde des entscheidenden 13. Juli 1870 „können wir kaum eine Linie mit Sicherheit nachziehen“. Die „auswärtige Politik im neuen Reich“ wird in einem nicht sehr ausgedehnten Capitel zusammengefaßt; das Hauptinteresse fordert hier die innere Entwickelung. Sehr entschieden betont dabei Lenz, daß für Bismarck der Bund mit den Liberalen immer nur ein „Nothbehelf“ gewesen sei, und daß er das neue Reich immer vor Allem auf die Fürstenmacht begründet, den Reichstag nur als eine „Hilfskraft“ betrachtet habe, im geraden Gegensatz zu der populären Politik von 1848/49. Beim Culturkampf hätte wohl hervorgehoben werden müssen, daß Bismarck die römische Kirche zu wenig kannte und deshalb falsch behandelte, wenngleich die über das Ziel hinausschießenden Einzelheiten der Maigesetze nicht ihm zur Last fallen, sondern Falk, der zu sehr Jurist war, um ein großer Staatsmann zu sein. An die kurze Besprechung der inneren Politik neben und nach dem Culturkampf im letzten Jahrzehnt schließt sich die Erörterung der Ursachen, die zum Sturze des gewaltigen Mannes führten. Lenz sieht sie nicht nur „in dem natürlichen Gegensatz zwischen dem thatkräftigen jungen Monarchen und dem herrschgewohnten Kanzler“, sondern auch in der ganzen Lage des Staats, vor Allem in der Frage der Gestaltung des Socialistengesetzes zu einer dauernden Einrichtung, die Bismarck in irgend einer Form unzweifelhaft wollte, der Kaiser nicht. Schließlich fließt aber dieser sachliche Gegensatz doch mit dem persönlichen zusammen: er wurde zur Kraftprobe. Wir können dafür das Urtheil eines der hervorragendsten, jetzt verstorbenen Bundesfürsten anführen, der unmittelbar nach der Katastrophe unter dem Eindruck einer Besprechung mit dem tief eingeweihten Großherzog von Baden zu einem Abgeordneten sagte: „Ich habe mich überzeugt, es ging nicht anders, wenn er [der Kaiser] die Zügel in der Hand behalten wollte.“ Wenn Lenz am Schlusse „über der noch allzufrischen Wunde, welche der Sturz unseres Helden ihm selbst und der Empfindung des deutschen Volkes schlug, den Schleier breitet“, so entspricht das gewiß einer weitverbreiteten und an sich berechtigten Auffassung, aber es ist doch bei aller selbstverständlichen Bewunderung und Sympathie für den greisen Recken, der bis an sein Ende ebenso den Haß empfand wie die Liebe und beide reichlich erfuhr, jetzt wohl an der Zeit, auch diese Dinge nicht mehr nur nach dem Gefühl, sondern als historische zu beurtheilen. —l

— **Kunz** (Major a. D.), **Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. Dreizehntes Heft: Beispiele für das Waldgefecht und für den Kampf um Höhen und Schluchten.** Der Kampf um den Niederwald in der Schlacht bei Wörth am 6. August 1870. Mit 3 Kartenbeilagen in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Preis 4,50 M. — Wir haben schon mehrfach auf die Vortrefflichkeit und Wichtigkeit der lehrreichen „Kriegsgeschichtlichen Beispiele“ des Majors Kunz hingewiesen und können auch das vorliegende 13. Heft den Kameraden angelegentlichst zum Studium empfehlen. Die Schlacht bei Wörth ist in letzter Zeit sowohl von französischer als auch von deutscher Seite mehrfach bearbeitet worden, wodurch die oft sich widersprechenden Anschauungen etwas geklärt worden sind. Der Verfasser will aber in der vorliegenden Studie keinen eigentlichen Schlachtbericht geben, dies hat er vielmehr für eine demnächst zu erwartende zweite Bearbeitung seines bereits früher erschienenen Werkes über die Schlacht bei Wörth sich vorbehalten, er will hier nur die Kämpfe um den Niederwald für seine lehrreichen Betrachtungen über Führung von Waldgefechten ausnutzen. Daß ihm dies wiederum ausgezeichnet gelungen ist, wird Jeder glauben, der die früheren Veröffentlichungen des begabten Verfassers kennt. Er giebt dem Leser zuvor eine Anleitung, wie man ein Schlachtfeld besehen und studiren soll, und beschreibt uns dann die Gegend zwischen Gunstett, Eberbach und

Elsaßhausen, die er mehrere Wochen durchstreift hat, doch bringt er fast zu viel Einzelheiten, sodaß er das Bild verwischt und verwirrt. Wir haben bessere Geländebeschreibungen von Kunz gelesen. Zu seinen sehr verdienstlichen Rathschlägen über Geländebenutzung und Führung muß man allerdings auch bemerken, daß Jeder wohl klüger ist, wenn er hinterher das Schlachtfeld wochenlang durchstreift hat, als wenn er unter dem Kugelregen des Feindes einen Fluß durchwatet und dann führerlos weiter vorstürmt. Die detaillirte Gefechtsschilderung unter besonderer Berücksichtigung der Zeiten kann nicht hoch genug geschätzt werden. Die betheiligten Regimenter können dem Major Kunz nur sehr dankbar sein, wie eingehend er alle diese verwickelten Lagen aus den oft sich widersprechenden Generalstabs-Werken, Gefechtsberichten und kriegsgeschichtlichen Einzelwerken übersichtlich herausgeschält hat. Major Kunz tritt mehrfach der Darstellung, wie sie von französischer Seite, namentlich durch General Bonnal und die „Revue d'histoire“ erfolgt ist, entgegen, sucht auch das Märchen der „supériorité de la race gauloise“ zu zerstreuen und behauptet, die amtliche deutsche Geschichtsschreibung sei hieran Schuld, die Franzosen hätten ihre Ansichten dem deutschen Generalstabswerk entlehnt. Er eifert sonderlich gegen die Darstellung der Kämpfe der 87er und 80er im Niederwald auf S. 236 und 237 des Generalstabs-Werkes. Wir können bei einem nochmaligen Vergleich dieser beiden Berichte die Berechtigung dieser Vorwürfe nicht anerkennen. Die Darstellung im Generalstabs-Werk konnte selbstverständlich nicht so in's Einzelne gehen, wie es für Regimentsgeschichten erwünscht ist, sie ist dem allgemeinen Charakter des Werkes entsprechend kurz und knapp gehalten, giebt die Thatsachen wahrheitsgetreu in großen Zügen wieder und enthält Nichts, was für die genannten Regimenter beschämend oder nur im ungünstigen Sinne gedeutet werden könnte. Es wird ausdrücklich die Ueberlegenheit an Zahl der Franzosen betont, es wird nirgends gesagt, daß die Franzosen über den Waldsaum hinaus gefolgt seien, auch wird auf S. 238 sogar ausdrücklich hervorgehoben, daß „die errungenen Vortheile theils unter ansehnlichen Verlusten wieder aufgegeben werden mußten, theils gegen heftige Angriffe der Franzosen nur noch mühsam b e h a u p t e t wurden“. Mit Recht geißelt Major Kunz das eigenmächtige Durchgehen nach vorn der 80er und 87er über die Sauer gegen den Befehl des Generals v. Schachtmeyer, auch das gewiß sehr tapfere aber doch planlose Vorstürmen des Hauptmanns v. Arnim mit einem einzigen Mann seiner Compagnie 6/50er (S. 44) ist zu tadeln. Wir finden dann im Fortschreiten der weiteren Gefechtsschilderung bei Kunz eine jedenfalls wahrheitsgetreue aber noch ungünstigere Erzählung des ferneren Verlaufes der Kämpfe bei Gunstett und am Biederbach, als sie das G.-St.-Werk gebracht hat. S. 49 wird doch zugestanden, daß die Turkos bis über den Bieberbach vorgedrungen seien, die auf S. 50 beschriebene Panik, die in Gunstett ausbrach, konnte deshalb wohl von den Franzosen beobachtet worden sein und ist in ihrem Gefechtsbericht zu unseren Ungunsten ausgenutzt worden. Auch auf S. 56 wird eine Panik auf preußischer Seite zugegeben, während sich im G.-St.-Werk das Wort „Panik“ überhaupt nirgends findet. Es würde den uns zugemessenen Raum zu sehr überschreiten, wollten wir noch auf Weiteres eingehen. Die Erörterungen und Betrachtungen des Verfassers über die frühere Handhabung unseres Exercirens in Bataillon, Regiment und Brigade, über Eindämmen der Initiative der unteren Führer, über Gefechtsführung, Verwendung der Pioniere und die Charakterisirung der Handlungsweise der befehligenden Generale u. s. w. sind so fesselnd und lehrreich, daß wir nur wünschen können, dieses Heft möchte von allen Officieren gelesen und studirt werden. Aber auch die Historiker werden darin eine frische Quelle für ihre Forschungen finden. —r.

— H a n d b u c h f ü r d i e E i n j ä h r i g - F r e i w i l l i g e n sowie für die R e s e r v e - u n d L a n d w e h r - O f f i c i e r e d e r F e l d - a r t i l l e r i e. Von W e r n i g k, Hauptmann und Lehrer bei der Feldartillerie-Schießschule. Achte, neu bearbeitete Auflage. Zweite Lieferung. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin 1903. E. S. Mittler & Sohn. — Der in Nr. 108 der Wissenschaftlichen Beilage dieses Blattes vom 10. September 1901 besprochenen 7. Auflage ist nun bereits die 8. Auflage gefolgt, was wohl am besten für die Brauchbarkeit des Werkes sprechen dürfte. Im Allgemeinen schließt sich die neue Auflage der vorhergegangenen an, unter Berücksichtigung der inzwischen nothwendig gewordenen Umarbeitungen. Die Schießaufgaben sind so vermehrt worden, daß jetzt sämmtliche Nummern der Schießregeln in den Beispielen zur Besprechung gelangen.

— D e r D i e n s t u n t e r r i c h t f ü r d e n K a n o n i e r u n d F a h r e r d e r F e l d a r t i l l e r i e. Bearbeitet von W e r n i g k, Hauptmann und Lehrer bei der Feldartillerie-Schießschule, und T r a u t z, Leutnant im 4. Badischen Feldartillerie-Regiment Nr. 66. Mit 4 Tafeln in Steindruck und 61 Abbildungen im Text. A u s g a b e f ü r F e l d k a n o n e n b a t t e r i e n. Berlin 1902. E. S. Mitter & Sohn. — Der vor Jahresfrist zum ersten Male erschienene Dienstunterricht hat einen solchen Erfolg aufzuweisen gehabt, daß bereits jetzt eine 2. Auflage nothwendig geworden ist. Während die 1. Auflage sowohl für die Kanonen- wie die Haubitzbatterien zu benutzen war — das die letzteren Batterien Betreffende war nur durch besonderen Druck hervorgehoben —, haben die Verfasser eine vollständige Trennung des Stoffes eintreten lassen und die 2. Auflage in je eine Ausgabe für Kanonen- und Haubitzbatterien getheilt. Der Kanonier bekommt somit ein Dienstbuch in die Hände, welches nur das für ihn Wissenswerthe enthält. In dem geschichtlichen Theil sind einige angängig erscheinende Kürzungen vorgenommen worden, im Uebrigen entspricht die neue Auflage der vorhergegangenen an Inhalt und Umfang.

— D e r K a n o n i e r u n d G e s c h ü t z f ü h r e r d e r F u ß - a r t i l l e r i e. Bearbeitet von A h l e r s und B i e r m a n n, Leutnants im Hohenzollernschen Fußartillerie-Regiment Nr. 13. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn. — Das vorliegende Instructionsbuch soll dem Kanonier und Geschützführer der Fußartillerie Gelegenheit geben, das im Vortrag und Dienst Gelernte durch Nachlesen auf der Stube zu befestigen. Das Buch setzt sich als Ziel, alles das, aber nur das, was für den Kanonier und Geschützführer wissenswerth ist, zu enthalten. Es ist so ein Lehrbuch entstanden, welches gegen die bisherigen allerdings einen weit geringeren Umfang hat. Die Ausführungen über den gebrachten Stoff sind kurz und verständlich. Es darf aber nicht übersehen werden, daß das Buch fast nur die schwere Artillerie des Feldheeres ins Auge faßt. Die Fußartillerie hat aber noch andere wichtige Aufgaben zu erfüllen, ich erinnere hier nur an die Vertheidigung der Festungen, welche wohl die schwierigste ist und die größte Hingebung erfordert. Hierüber giebt das Instructionsbuch zu wenig. Die Festungen werden mit zwei Seiten abgethan, vom Bau der Batteriedeckungen, vom Transport von Geschützen und Munition auf Eisenbahnen ist gar nicht die Rede. Die in den Festungen noch vorhandenen älteren Geschütze werden kurz aufgeführt, aber der Kanonier, der sie dann bedienen soll, findet in dem vorliegenden Instructionsbuch nichts, was ihn über dieselben belehrt. Es erscheint das noch mindestens ebenso nothwendig, wie die Signaltabelle mittelst Winkerflaggen, in welcher doch nur einzelne Leute in einer Compagnie ausgebildet werden.

— T a s c h e n b u c h f ü r d i e F e l d a r t i l l e r i e, von W e r n i g k, Hauptmann und Lehrer bei der Artillerie-Schießschule. 18. Jahrgang 1903. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. — Von dem wohlbekannten Taschenbuche liegt jetzt der 18. Jahrgang vor. Derselbe entspricht in der Hauptsache den vorhergegangenen, nur sind die Abschnitte über Meldereiter und Aufklärungsdienst etwas eingehender behandelt worden, auch haben die Schießaufgaben einige Aenderungen und Erweiterungen erfahren. Am Schluß bringt das Buch in einem Nachtrag die neuen Pensionssätze für Officiere, wie sie sich infolge der durch Gesetz vom 7. Juli 1902 in Wegfall gekommenen 5. Servisclasse gestaltet haben.

— M i l i t ä r i s c h e r D i e n s t u n t e r r i c h t f ü r E i n j ä h r i g - F r e i w i l l i g e, R e s e r v e o f f i c i e r - A s p i r a n t e n u n d O f f i c i e r e d e s B e u r l a u b t e n s t a n d e s d e r P i o n i e r e u n d V e r k e h r s t r u p p e n. Bearbeitet von E. H a r t m a n n, Oberst z. D. 4. nach den neuesten Vorschriften umgearbeitete und vervollständigte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn. — Von dem i. J. 1896 zum ersten Male erschienenen Handbuch liegt nunmehr bereits die 4. Auflage vor, ein Beweis, wie sehr dasselbe den Bedürfnissen entspricht. Gleich ihren Vorgängern ist auch diese Auflage wesentlich erweitert und theilweise umgearbeitet worden. Von besonderem Interesse, auch für den Nichtpionier, dürften die in dem VI. Abschnitt enthaltenen Angaben über Gliederung und Organisation der Eisenbahn-, Telegraphen- und Luftschiffer-Truppen sein, wie sie in solcher Ausführlichkeit in keinem anderen Instructionsbuch behandelt werden. Bei dem Gewehr mußte das bisherige C. 88 neben dem neuen C. 98 berücksichtigt werden, da die Neubewaffnung der Pioniere zur Zeit noch nicht ganz durchgeführt ist. A. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 143. Sonnabend, den 29. November, Abends. 1902.

Wilhelm Hauff.

Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage.

Von Dr. Max Mendheim.

Von den deutschen Dichtern, die man als Classiker und Nachclassiker bezeichnen kann, ist Wilhelm Hauff einer derjenigen, die mit ihren Werken am meisten ins Volk gedrungen und vor Allem schon der Jugend lieb und vertraut sind. Wie kommt es aber, fragt man mit Recht, daß Hauff, der kaum 25 Jahre alt gestorben ist, zu diesen Auserwählten gerechnet werden darf? Nun, es ist mancherlei, was als Grund dafür angeführt werden kann, vor Allem der einfache, leichtverständliche und spannende Inhalt seiner Erzählungen und sodann der anmuthige Ton, in dem sie geschrieben sind. Freilich nicht für alle seine Werke läßt sich dieser, einer weiten Verbreitung günstige Umstand in gleichem Maße und Umfang anführen, und andere wieder sind so stark von Zeitereignissen, namentlich literarischen, der[illegible], daß sie heute dem nicht eingeweihten Leser an manchen Stellen dunkel und unverständlich erscheinen können. Daher sind auch mehrere davon heute nicht mehr so bekannt und beliebt, wie zur Zeit ihres Erscheinens, so z. B. die „Memoiren des Satan“, „Der Mann im Monde“, „Die letzten Ritter von Marienburg“. Woran das liegt, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Zunächst aber gilt es, festzustellen, auf welchen Gebieten der Dichtkunst Hauff sich überhaupt bethätigt und auf welchen er sein Bestes geleistet hat.

Wer die beiden prächtigen, geradezu zu Volksliedern gewordenen und viel gesungenen Lieder:

„Morgenroth, Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod“

und

„Steh ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht“

kennt — und welcher deutsche Jüngling sollte sie nicht kennen? — und sich erinnert, daß Wilhelm Hauff ihr Verfasser ist, der kommt wohl leicht zu der Vermuthung, in ihm einen Dichter verehren zu können, der viele Lieder geschaffen. Und doch, wie sehr wird er enttäuscht sein, wenn er sich die Versdichtungen, die Hauff überhaupt geschrieben hat, ansieht und bemerkt, wie gering an Zahl sie sind. Bekannt, so daß man es singen und sagen hörte im Volk oder in der Schule, ist außer jenen zweien überhaupt keines mehr von allen seinen Gedichten, obgleich ein paar davon von hoher Schönheit sind, so z. B. das Gedicht „Mutterliebe“, das in edelster Sprache eins der erhabensten menschlichen Gefühle mit reinster Empfindung zum Ausdruck bringt, und das poetische Räthsel „Einst hieß man mich die schönste aller Frauen“, das St. Helena, den Verbannungsort Napoleons I., behandelt und schon von der zeitgenössischen Kritik als „ausgezeichnet nach Inhalt und Form“ rühmend hervorgehoben wurde. Alle anderen Gedichte Hauffs stehen hinter diesen, hier genannten an Werth weit zurück, so daß ihm auf diesem Gebiete eigentlich nur zwei Mal im Leben ein glücklicher Wurf gelungen ist.

Von Dramatischem liegt von Hauff überhaupt nichts Gedrucktes vor. In seinem Nachlaß haben sich ein paar fertige Scenen eines Operntextes gefunden, der einen Stoff aus der mittelalterlichen deutschen Geschichte behandeln sollte und für seinen jugendlichen Landsmann, den Componisten Julius Benedikt (1804/85) bestimmt war, der ihn um einen solchen Text gebeten hatte. Umsomehr glänzt Hauff auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur. Was er hier in den wenigen Jahren, die ihm zum dichterischen Schaffen gegönnt waren, an Skizzen, Märchen, Novellen und Romanen vollendet hat, das ist es, was seinen Namen bekannt gemacht und erhalten hat, sodaß wir heute, 100 Jahre nach seiner Geburt, noch freudig und dankbar seiner gedenken in dem Bewußtsein, zwar keinen der größten, aber einen der liebenswürdigsten und bescheidensten der Dichterheroen in ihm verehren zu können, deren Werke nicht nur auf den Bücherbrettern der Gelehrten und einzelner Schöngeister stehen, sondern immer wieder gesucht und gelesen werden, namentlich von der Jugend, für die auch die schönsten seiner Erzählungen bestimmt und geschrieben sind.

Das erste Werk, mit dem Hauff, wenn auch ohne Nennung seines Namens, vor die Oeffentlichkeit trat, war der erste Theil der „Memoiren des Satan“ (1825), dem etwa ein Jahr später der zweite Theil folgte, und zwar nun mit Angabe des Verfassers, der inzwischen bekannt geworden war. Diese „Memoiren“ sind kein einheitliches Werk, sondern eine Sammlung von novellistischen und satirischen Skizzen, die nur durch die Person des Satans lose zu einem Ganzen verbunden werden. Einzelne dieser Skizzen gehören entschieden zu den frühesten schriftstellerischen Versuchen Hauffs; sie stammen zweifellos schon aus den Studienjahren des Dichters, wie sie denn auch Erlebnisse und Beobachtungen aus dem Universitäts- und Studentenleben aufzeichnen, voll schalkhaften Humors und pikanter Satire, die ebenso die Professoren wie die Studenten zur Zielscheibe nimmt, das zopfige, philiströse und bigotte Wesen der ersteren und das renommistische, übermüthige, aber andererseits nicht minder einseitig zopfige Gebahren der letzteren lustig und derb verspottend. Es ist ein interessantes, lebendiges, wenn auch durch die satirische Brille gesehenes Bild jenes Treibens an den deutschen Universitäten vor etwa 80 Jahren, das in so manchem Punkte heute noch dasselbe ist, und gerade darum wirken diese Schilderungen auch heute noch so frisch und packend. Und wie hier das Leben auf den Universitäten, so wird in der Einleitung zu dem Ganzen und in den weiteren Capiteln das zum Theil recht hohle und heuchlerische, dabei aber von starker Sinnlichkeit erfüllte Leben in den sogenannten ästhetischen Gesellschaften und literarischen Clubs mit derbem Spott gegeißelt. Ganz besonders in literarischer Beziehung gewähren diese Scenen einen Einblick in die Zustände jener Zeit, wie wir ihn treffender und reicher kaum in einem ernst gehaltenen Werke finden können, und das eben ist es, was uns die „Memoiren des Satan“ wie manches andere Werk Hauffs, dem ein rein ästhetischer Werth nicht beizumessen ist, trotzdem so interessant und werthvoll macht, daß sie in vieler Hinsicht als wahre Culturbilder zu betrachten sind. In literarischer Beziehung interessanter ist noch die aus dem letzten Lebensjahre des Dichters stammende Novelle „Die letzten Ritter von Marienburg“, worin er sowohl den damals herrschenden Streit über die historischen Romane wie auch das unwürdige Gebahren und von häßlichen Eifersüchteleien durchsetzte Treiben fader Afterpoeten und parteiischer Recensenten, die bekanntlich auch heute noch nicht ausgestorben sind, recht ergötzlich vorführt.

Es möge endlich an dieser Stelle gleich noch des zweiten größeren Werkes Hauffs gedacht sein, das jetzt fast nur noch literarisches Interesse für uns hat, während ihm ein rein ästhetischer Werth nicht beigemessen werden kann. Es ist dies der viel umstrittene Roman „Der Mann im Monde“, der ebenfalls bereits im Sommer 1825 erschien und zwar unter dem Namen H. Clauren, dem Pseudonym eines Schriftstellers, der damals trotz oder leider, richtiger gesagt, wegen seiner süßlichen und seichten, manchmal geradezu ekelhaft frivolen, aber immer spannend und pikant geschriebenen Erzählungen und

Dramen zu den gelesensten deutschen Schriftstellern zählte, wenigstens bei demjenigen Theile des Publicums, das eben nichts Höheres sucht als müßige Unterhaltung. Einen Roman dieses Stils, dem sich die Gunst der Zeit zuwandte, hätte der Verleger schon damals, als er dem jungen Schriftsteller die „Memoiren des Satan" abnahm, lieber gehabt und gewiß besser honorirt. Vielleicht war es eben dieser Umstand, der Hauff bewog, sich mit Benutzung einer schon früher entstandenen kleinen Novelle sogleich an ein solches Werk zu machen; denn daß er thatsächlich zunächst wirklich ein solches beabsichtigte, muß als zweifellos angesehen werden; und daß es nicht außer seiner Natur lag, ein solches zu schreiben, diesen Ton zu treffen, wissen wir auch; das hatten schon einzelne Capitel im ersten Theile der „Memoiren" gezeigt und bewiesen jetzt die ersten Capitel des neuen Romans wie noch manche Stelle in anderen seiner Werke. Aber kaum hatte er begonnen, als er auch das Unwürdige eines solchen Vorgehens erkannte, worauf ihn vielleicht Wolfgang Menzel noch besonders hingewiesen hat, wie dieser wiederholt behauptet. Er legte es nun darauf an, nicht nur einen Roman im Tone und unter dem Namen Claurens zu schreiben, sondern diesen wie das auf solche Lectüre erpichte Publicum zu verhöhnen und an den Pranger zu stellen, indem er Claurens Manier in gröbster Weise übertrieb und doch das Publicum glauben machte, ein echtes Werk seines Lieblingsschriftstellers vor sich zu haben. Und in der That, was er beabsichtigte gelang. Das Publicum glaubte daran und erkannte erst, wie sehr hinters Licht geführt es war, als der wahre Clauren gegen den Mißbrauch seines Schriftstellernamens gerichtlich Einspruch erhob und einen Prozeß gegen Hauff anstrengte, den dieser zwar vor Gericht verlor, wie er es selbst so köstlich im zweiten Theil der „Memoiren" schildert, mit dem er aber auch zugleich den besseren Theil des Publicums und der Schriftstellerwelt für sich und seine Sache gewann. Die niedriger stehende Leserwelt freilich kümmerte sich um die bald darauf folgende derbe Controverspredigt nur wenig oder gar nicht und [illegible] noch wie vor das Werk mit gieriger Lust, fand es doch die [illegible]bten Süßlichkeiten und Schlüpfrigkeiten seines [illegible], ja noch verstärkt in dem Roman dieses Pseudoclauren wieder und sogar noch etwas mehr als dieser oft bot, nämlich eine recht geschickt ausgearbeitete, thatsächlich von Anfang bis zu Ende spannende Fabel mit gar nicht übel geschilderten Charakteren, für die es sich auch ohne jene Zuthaten claurenscher Art hätte interessiren können. Ja, nehmen wir diese hinweg, so bleibt thatsächlich sogar noch immer etwas übrig, was auch heute noch als leichte, unterhaltende Lectüre wohl Leser und Liebhaber genug finden kann und wirklich findet.

So hatte sich Hauff mit diesen beiden ersten größeren Werken gleich als ein wohl zu beachtender und gegebenenfalls sogar zu fürchtender Erzähler und Satiriker beim Publicum und bei den Fachgenossen, besonders den gestrengen Kritikern, eingeführt. Man hatte ihn kennen gelernt als einen Schriftsteller, mit dem man rechnen mußte und von dem man bald noch mehr derartiges zu erwarten haben würde. Um so mehr konnte man erstaunt sein, als bereits wenige Monate nach der Ausgabe jener umfangreichen Bände ein neues Werk erschien und den Dichter von einer ganz andern Seite zeigte. Es war ein kleines Bändchen, das den Titel trug „Märchen-Almanach auf das Jahr 1826 für Söhne und Töchter gebildeter Stände" und sich mit einer allerliebsten phantasievollen Einleitung über die Berechtigung eines Märchenalmanachs sogleich aufs vortheilhafteste beim Publicum einführte. Dem Werkchen, das alsbald die günstigste Aufnahme fand, folgten dann in den nächsten Jahren noch zwei weitere gleichartige. Hauff hat hier, was er selbst noch als Knabe aus alten Sagen und Märchen seiner Heimath wie der orientalischen Sammlung „1001 Nacht" in sich aufgenommen, in einer Weise neu bearbeitet und wiedererzählt, daß ihm noch heute und wohl noch für lange Zeit ein ehrenvoller Platz unter den deutschen Märchenerzählern gesichert ist. Hier hat er seine Kunst frei von allen literarischen und satirischen Nebenabsichten schalten lassen und in schlichter, ungekünstelter Sprache dem lauschenden Kindergemüth, der heranwachsenden Jugend die Zauberer und Feen des Märchenlandes, die grotesken und schauerlichen Gestalten alter verklungener Sagen vorgeführt, die selbst uns Erwachsene immer wieder in ihren Bann ziehen. Man braucht nur an die spannende und belustigende „Geschichte von Kalif Storch" oder „von dem kleinen Muck" und von „Zwerg Nase" zu erinnern, die schalkhafte, zwar als eine Satire auf gewisse Thorheiten der deutschen Kleinstädter damaliger — und vielleicht auch noch unserer — Zeit sich darstellende Erzählung vom „jungen Engländer", der eigentlich ein Affe ist, zu nennen, die so humorvoll wirkt, daß sie, auch harmlos aufgefaßt, ihren Reiz nicht einbüßt, die warm empfundene „Geschichte Almansors", in der der damals noch in Aller Erinnerung lebende Napoleon eine Rolle spielt, oder die Perle der Hauffschen Märchen, die tiefernste und lehrreiche Sage vom „kalten Herzen" aufzuzählen, um sogleich bei allen Kennern unserer deutschen Märchenliteratur freudige Empfindungen und Erinnerungen aus den Tagen ihrer Jugend zu erwecken, da sie diese Geschichten zum ersten Male erzählen hörten oder durch eigenes Lesen in sich aufnahmen.

Wenige Monate nach dem ersten Märchenalmanache, der Hauffs frisches Erzählertalent in so schönem Lichte gezeigt hatte, erschien nun das Werk, das sich neben seinen Märchen bei Alt und Jung am lebendigsten mit seinem Namen verknüpft und erhalten hat, der Roman „Lichtenstein". Ein echtes Werk der Romantik und der schwäbischen Schule zugleich, voll von schwärmerischer Liebessehnsucht, wie sie das Herz des jung Verlobten bewegen mußte, und stolzem Patriotismus, erfüllt mit der Freude an den anmuthigen Naturschönheiten des württemberger Landes und seiner lebensfrohen Bewohner, umweht von dem Geiste einer vergangenen Zeit, zeigt es alle charakteristischen Eigenschaften der beiden literarischen Richtungen so lieblich vereint, daß es damit sogleich die Herzen aller naiven Gemüther gewinnen mußte und sich deren Gunst wegen seines reichen und interessanten Inhalts, seiner anmuthigen Gestalten und der phantasievollen Schilderung von Land und Leuten, vom Hof-, Bauern-, Bürger- und Soldatenleben, von der Burg, der Stadt, der Natur und der geheimnißvollen Höhlen [illegible] erhalten konnte. Und dabei hat auch dieser Roman [illegible] im Allgemeinen noch ein [illegible] für den Literarhistoriker. Der [illegible] im „Mann im Monde" ein deutscher Schriftsteller und [illegible] ganze Richtung von Hauff persiflirend nachgeahmt worden war, so wurde im „Lichtenstein" mit ernstem Wollen und heiligem Streben ein englischer Dichter zum Vorbild genommen, Walter Scott, dessen historische Romane eben damals etwas ganz Neues mit ihrer treuen Schilderung des schottischen Landes und seiner Geschichte waren und in Deutschland großen Anklang und in zahlreichen Uebersetzungen weite Verbreitung fanden. Indem Hauff in seinem Roman aufs glücklichste Ton und Art der Romane Scotts traf, zeigte er, daß auch die heimathliche Geschichte, das heimathliche Land reich genug war, Stoffe zu bieten, wie man sie an jenen ausländischen so pries und schätzte, bewies er, daß auch der Deutsche „historische" Romane zu schreiben vermochte, die sich neben denen des gefeierten Schotten wohl sehen lassen konnten. Mögen immerhin seinem Werke einzelne Schwächen anhaften, so namentlich in der Schilderung einiger Charaktere, im Ganzen und durch die zahlreichen Schönheiten im Einzelnen verdient es vollauf den Ruhm und die Beliebtheit, die es sich nun über 75 Jahre zu erhalten vermocht hat.

Noch schöner und feiner aber offenbart sich Hauffs Erzählergabe in seinen Novellen und der prächtigen humorvollen Skizze „Phantasien im Bremer Rathskeller". Waren die bisher genannten Werke, theilweise nach Aufzeichnungen aus seiner Studentenzeit, alle bis auf den zweiten und dritten Märchenalmanach während der Thätigkeit Hauffs als Hauslehrer der Kinder des Kriegsrathspräsidenten v. Hügel in Stuttgart geschrieben worden, so entstanden die Novellen und Skizzen alle nach der Rückkehr von der längeren Reise nach Paris und den Hauptstädten Norddeutschlands, als Hauff Redacteur des Morgenblattes in Stuttgart war. So manche Eindrücke, Erlebnisse, Bekanntschaften von dieser Reise treten darin hervor und lassen sich deutlich als solche nachweisen; vor Allem aber zeigen diese Erzählungen durchgehends größere Reife in der Auffassung, Darstellung und Schilderung, namentlich der Charaktere, sowie bessere Disposition und besseren Stil. Im Uebrigen jedoch tragen sie ganz das Gepräge der früheren Schrift Hauffs: seine anmuthige Erzählungsweise und seinen frischen, burschikosen Humor, der gelegentlich auch zur scharfen Satire wird.

Am kräftigsten tritt dieser schalkhafte Humor in den „Phantasien im Bremer Rathskeller" hervor, die wohl zweifellos einigen in glückseligem Rausche verlebten Stunden an dem Ort der Handlung ihr Entstehen verdanken. In diesen Phantasien hat uns Hauff eigentlich sein Bestes gegeben, und zugleich die ganze Art seiner Kunst in nuce zusammengefaßt: frische Darstellung, prickelnden Humor, wehmüthig-ernstes Gedenken, phantastisches Märchenspiel in novellistischer Umrahmung, Dichtung und

Wahrheit eng verschlungen, wie in den meisten seiner Werke. Theils Selbsterlebtes oder doch Selbstempfundenes in dichterisch Erfundenem verklärt findet sich auch in den zarten Novellen, von denen „Die Bettlerin vom Pont des Arts“, „Die Sängerin“, „Jud Süß“ und „Das Bild des Kaisers“, die lieblichste von allen, rein durch ihre Fabel interessiren, während „Othello“ und namentlich „Die letzten Ritter von Marienburg“ mehr literarhistorisches Interesse erwecken, erstere durch ihren Anklang an die damals stark in Aufnahme gekommenen Schicksalstragödien, letztere, wie schon erwähnt, durch die Hereinziehung rein literarischer Fragen und Zustände. Darum werden auch diese beiden heut zu Tage im Allgemeinen weniger Anklang und Verständniß finden, während jene anderen noch rein und unbeeinflußt genossen werden können und sich deshalb auch ihre Beliebtheit voll bewahrt haben. Es geht dies auch schon daraus hervor, daß gerade sie in zahlreichen Uebersetzungen im Auslande verbreitet sind und noch immer von Neuem übersetzt werden.

Nehmen wir hierzu noch Hauffs kleinere, vielfach lustige und meist auch etwas satirisch gehaltene Skizzen, so haben wir das ganze poetische Lebenswerk dieses leider so jung gestorbenen und in den wenigen Jahren seines Schaffens so fruchtbaren Dichters vor uns. Und doch ist mit dieser Fülle des Allbekannten und Weitverbreiteten noch nicht seine ganze Schriftstellerthätigkeit erschöpft. Es muß hierzu noch gezählt werden, was er als Redacteur des einflußreichen, vornehmen Morgenblattes geleistet, was er als Kritiker, besonders belletristischer Werke, für verschiedene angesehene Journale seiner Zeit geschrieben hat, was sich sonst noch an kleineren, weniger bekannten Aufsätzen von ihm zerstreut findet, und endlich dürften auch, wie bei anderen Schriftstellern, seine Briefe hierzu gerechnet werden, von denen freilich bisher nur wenige an die Oeffentlichkeit gekommen sind, unter ihnen aber manche von literarhistorischer Bedeutung und manche voll zarten poetischen Duftes sind. Da dem Schriftsteller auch der Redner nahe verwandt ist, möge endlich noch erwähnt werden, daß Hauff auch als solcher bei seinen Zeitgenossen in engerem Kreise geschätzt war, wissen wir doch, daß er schon auf der Universität Tübingen als Burschenschafter bei den fröhlichen Gelagen und den patriotischen Weihefesten, so bei den üblichen Gedenkfeierlichkeiten der Schlacht von Waterloo, oft das Wort zu begeisterter Ansprache an die Commilitonen ergriff. So hat sich der ursprünglich zum Theologen bestimmte Jüngling schon bei seinen Studiengenossen als Redner und Verfasser ernster Weihelieder und lustiger Kneipzeitungen schnell beliebt gemacht, und die meisten werden wohl in diesen Reden die Vorübungen des künftigen Kanzelredners gesehen haben. Ein anderer, reiferer aber, sein älterer Verwandter, der Consistorialrath Klaiber, erkannte schon damals, daß noch etwas mehr in dem jugendlichen Brausekopf stecke, und veranlaßte ihn bei Zeiten, sich mit diesen Aussichten nicht genügen zu lassen, sondern sich auf die Erlangung einer Professur vorzubereiten und nach Abschluß der Studien zunächst eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Diese Thätigkeit aber, oder noch besser, die Muße, die sie ihm ließ, hat dann Hauff auf sein eigentliches Feld geführt, auf das der Schriftstellerlaufbahn. Denn hier erzählte er seinen Zöglingen jene Märchen, die bald darauf gedruckt in alle Welt hinausgingen, hier schrieb er seine ersten größeren Werke, die ihn mit einem Schlage bekannt machten und Hrn. v. Cotta veranlaßten, ihm schon ein Jahr später die Redaction des Morgenblattes anzubieten, die Hauff dann vom 1. Jan. 1827 bis zu seinem Tode, am 18. Nov. desselben Jahres, führte. Damit aber war er ein für allemal der Theologie entrückt und zum Schriftsteller, zum Dichter geworden, als den wir ihn noch heute feiern und preisen, wie die Zeitgenossen in warmen Nachrufen und tiefempfundenen Gedichten an seinem frühen Grabe es thaten.

Bücherbesprechungen.

[illegible] Bewegung, Kapitalbildung und [illegible] Wirtschaftskrisen“ von Professor Dr. Ludwig Pohle, Docent an der Akademie für Social- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a/M. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1902. Preis 1 ℳ 60 ₰. — Die Abhandlung, eine Wiedergabe des vom Verfasser auf dem XIII. evangelisch-socialen Congreß im Mai d. J. zu Dortmund gehaltenen Vortrags, ist eine interessante, wissenschaftliche Betrachtung der Ursachen und socialen Wirkungen der modernen Industrie- und Handelskrisen mit besonderer Berücksichtigung der Cartellfrage. Am Schlusse sind dem Vortrage eingehende Erläuterungen und werthvolle statistische Unterlagen beigefügt. Besonderes Interesse verdienen die Ausführungen über den volkswirthschaftlichen Einfluß der Cartelle und die Frage der staatlichen Regelung des Syndicatswesens, ein Thema, das angesichts der seitens der Reichsbehörden mit Vertretern größerer Syndicate geplanten Verhandlungen jetzt lebhaft in der Presse und Wissenschaft erörtert wird. —d—

— H. Emil Fleischer, Lehrbuch der Zoologie für Landwirthschaftsschulen und Anstalten verwandten Charakters sowie auch für den Gebrauch des praktischen Landwirthes. XII und 530 S. Mit 439 eingedruckten Abbildungen, zum Theil in Farbendruck. III. Auflage. Verlag von Vieweg u. Sohn. Braunschweig 1902. 3,60 ℳ, geb. 4 ℳ. — Das nach jeder Richtung hin gut ausgestattete Buch ist preiswerth genug. Es zerfällt in zwei Haupttheile; der größere umfaßt die systematische Zoologie, der zweite kleinere die Anatomie und Physiologie des Menschen und der Hausthiere, besonders der Hausäugethiere. Doch setzt schon der erste, welcher das Thierreich in absteigender Folge behandelt, mit der allgemeinen, gröberen Anatomie des Menschen ein. Seiner Bestimmung vollständig entsprechend, werden im Wesentlichen die einheimischen Thiere besprochen, fremde nur zu allgemeiner Ergänzung der Uebersicht und der geographischen Verbreitung. Es wird mit Recht auf Nutzen und Schaden eingegangen, auf den Vogelschutz, auf die künstliche Fischzucht u. dergl. In der Physiologie wird auf die Ernährung des Menschen und der Nutzthiere Gewicht gelegt, auf den Nahrungswerth und die Ausnutzung der Futtermittel; ebenso wird nothwendiger Weise der Fortpflanzung ein breiterer Raum zugewiesen als sonst in Schulbüchern üblich ist. Hervorzuheben ist auch die möglichste Verzichtleistung auf fremde Termini technici, fast nur bei den wirthschaftlich wichtigen Thieren sind die lateinischen Namen hinzugefügt. Diesem wesentlichen Vortheil steht allerdings eine Reihe von Mängeln gegenüber, die nicht verschwiegen werden sollen, wenn sie auch nicht allzusehr ins [illegible] B. unter den Krustern die für die Fischzucht so werthvollen Kleinkrebse einige Beachtung verdient, unter den Urthieren die im Darm der Hufthiere hausenden Infusorien. In der Einleitung sind die Beispiele zur Erläuterung des Gegensatzes zwischen Organismen und anorganischen Naturkörpern unglücklich gewählt. Granit als gemengtes Gestein kann den Satz nicht erläutern, daß ein Mineral bei fortwährender Theilung immer dasselbe bliebe; denn man käme schließlich blos auf Quarz, Feldspath oder Glimmer. Ebensowenig kann die Eiche als Muster eines untheilbaren Organismus gelten, denn jeder Zweig repräsentirt die Art. Hie und da scheint sich Unsicherheit zu zeigen. Die Weichthiere sollen meist eine Niere, die Zellen meist einen Kern haben, während doch nach neuerer Auffassung die Organe immer vorhanden sind. Auch die Darstellung der Zelltheilung beruht auf veralteter Anschauung, insofern die nur vereinzelt vorkommende, amitotische Kerntheilung als einzige Norm angegeben wird. Die Fassung der Diagnosen der thierischen Typen könnte schärfer sein. So z. B. ist das Wesen der Gliederthiere aus dem die ganze Haut bedeckenden Chitinpanzer abzuleiten, da aus ihm sich die Gliederung ergiebt. Für die vollkommene Metamorphose der Insecten ist nicht die Bewegungslosigkeit maßgebend, sondern der Mangel der Nahrungsaufnahme. Die Schwämme wird Niemand mehr zu den Urthieren rechnen. Die Giftzähne der Schlangen sind nie beweglich, sondern der Oberkiefer, an dem sie befestigt sind. Die Knochenzapfen in den Hörnern der Cavicornier sind keine Auswüchse der Stirnbeine, sondern Hautgebilde, die sich erst nachträglich damit verbinden, — eine Thatsache, die doch gerade für den Landwirth bedeutungsvoll ist, wegen der gelegentlich vorkommenden Rinder mit schlaff herabhängenden Hörnern. Unter den Schmarotzern des Hundes wird das Fünfloch aufgezählt, ein Name, den man weder im Register, noch an der betreffenden Stelle des Systems wiederfindet; dort heißt das Thier mit Recht Zungenwurm. Hoffentlich kommen diese Bemerkungen bald einer neuen Auflage zu Gute. H. S.

— Die Hausgans von Dr. E. S. Zürn. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. Preis 80 ₰. — Die Bestrebungen, die deutsche Nutzgeflügelzucht und Haltung zu heben, finden durch dieses Werk eine weitgehende Förderung. Allerdings ist auf dem Gebiete der Hühnerzucht während der letzten Jahrzehnte in

literarischer Beziehung viel geschaffen worden, dagegen hat das Schwimmgeflügel, besonders die Gans, eine nur mäßige Beachtung gefunden. Es wird deshalb eine empfindliche Lücke durch das Zürnsche Werk ausgefüllt, da wir bis jetzt ein zusammenfassendes Werk über die Hausgans entbehrten. Mit großem Geschick versteht es der Verfasser, auf diesem Gebiete herrschenden Vorurtheilen, Zopfweisheit und Aberglauben in sachlicher Weise entgegenzutreten, und entwickelt dabei die Grundsätze, welche bei einer rationellen Gänsezucht zu befolgen sind. Aber nicht für den Großbetrieb der Gänsehaltung will der Verfasser eigentlich wirken, sondern seine Ausführungen sind vielmehr für alle Diejenigen bestimmt, welche nur in irgend einer Weise sich mit der Haltung der Gans als Nutzthier befassen wollen. Es dürfte gerade hierin ein besonderer Werth dieses Buches liegen, um so mehr als es der Autor versteht, durch seine unterhaltende und doch zugleich belehrende Darstellung sein Werk für Jedermann lesenswerth zu machen. Ein weiteres Verdienst ist es sodann, daß mit Erfolg die thierquälerischen Maßnahmen des unsachgemäßen Rupfens der lebenden Thiere, sowie das gewaltsame Mästen und „Nudeln" bekämpft werden. Es wird hierbei nicht nur das Mangelhafte dieses Verfahrens nachgewiesen, welches außerdem bisweilen für den von diesen Producten genießenden Menschen in gesundheitlicher Beziehung gefährlich werden kann (Uebertragung von Tuberkulose), sondern der Verfasser zeigt, wie in anderer Weise bei angemessener Schonung der Thiere ein besseres und gesunderes Fleischproduct erzielt wird. Ein jeder Thierfreund wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er es unternommen hat, die Nutzung der Hausgans auch vom Standpunkte des Thierschutzes zu behandeln. F.

— Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Neu bearbeitet von zahlreichen Ornithologen. Herausgegeben von Dr. Carl Hennicke. Verlag von E. Koehler, Gera-Untermhaus. Bd. IX. 408 S. Folio. 34 Chromotafeln. 12 ℳ. — Wieder ein Band des herrlichen, wohlfeilen Prachtwerks. Er behandelt Vögel von verhältnißmäßig einfachem Habitus, keineswegs farbenprächtig, aber sehr interessant theils durch ihre Lebensweise, theils durch die Beziehungen zum menschlichen Haushalt, die schwer unterscheidbaren Uferläufer, Wasserläufer, Uferschnepfen, Brachvögel, Bekassinen und Waldschnepfen, dazu drei Arten wilder Schwäne und nicht weniger als dreizehn Wildgänse, die sich auf fünf Gattungen vertheilen. Selbstverständlich macht der größere Theil dieser Thiere besondere Ansprüche auf Beachtung von Seiten des Jägers, in erster Linie die Schnepfen, deren wunderliche Balzgewohnheiten Reiz und Räthsel in Menge bieten. Schwäne und Gänse aber sind in ein ganz besonderes Verhältniß zu uns Europäern getreten, insofern sie in unserer Heimath domesticirt worden sind und Hausthiere geliefert haben, ein Vorgang, der keineswegs abgeschlossen sein dürfte. Man lese nur die fesselnden Schilderungen von den Höhlengänsen, denen der Mensch verzweigte unterirdische Bauten künstlich bereitet, um gleichzeitig möglichst viele Paare zum Nisten in den erweiterten Enden der verzweigten Gänge zu veranlassen, um dann die Rasendeckel abzunehmen und ein bestimmtes Maß von Eiern und Dunen zu gewinnen. Und die Brandgänse gewöhnen sich daran, gewiß ein Uebergang zur Domestication. Durch Edingers Untersuchungen ist neuerdings die hohe geistige Begabung der Gänse anatomisch begründet worden. Daß aber die Gans auch ein wundervoll harmonisch gefärbtes und gezeichnetes Gefieder hat, von dem sich ein verfeinerter moderner Geschmack nach jeder Richtung hin befriedigt erklären könnte, davon kann man sich an den prächtigen Abbildungen, die Keulemans von Wildgänsen geliefert hat, leicht überzeugen. H. S.

— Maikäfer und Engerlinge, ihre Lebens- und Schädigungsweise, sowie ihre erfolgreiche Vertilgung. Von Dr. E. S. Zürn. Leipzig 1901. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. Preis 50 ₰. — Man kann dieses Werk als eine kleine nette Monographie des Maikäfers bezeichnen, mit der der Verfasser entschieden einem allgemeinen Bedürfniß entsprochen hat. Obwohl in den Lehrbüchern über Pflanzenschutz auch die Vertilgung und die Lebensweise dieses Kerbthieres in angemessener Weise gewürdigt wird, so sind diese Ausführungen doch verhältnißmäßig nur wenigen Lesern zugänglich. Die Rücksicht auf die umfangreichen Schäden, welche durch diesen Käfer und seine Larve, den Engerling, angerichtet werden, läßt es aber in hohem Grade wünschenswerth erscheinen, daß die Kenntniß davon in weitere Kreise dringt und dadurch zu einer allgemeineren Bekämpfung dieses Schädlings angeregt wird. Von einer Beschreibung der beiden in Deutschland am häufigsten auftretenden Arten des Käfers, des gemeinen Maikäfers, Melolontha vulgaris, und des Roßkastanienkäfers, Melolontha hippocastani, geht er zu einer Schilderung seines Auftretens, seiner Lebens- und Fortpflanzungsweise über. Vor Allem aber zeigt er das Maß von Schäden, die durch die Käfer und ihre Larven hervorgerufen werden können. Durch eine leicht faßliche Darstellung und angenehme Art, zu erzählen, gelingt es dabei dem Verfasser, für die sich hieran anschließenden Bekämpfungsmethoden ein reges Interesse zu erwecken. Er beginnt dieselben mit einem historischen Rückblick, bei dem die im 14.—15. Jahrh. geführten Maikäferprozesse Erwähnung finden. Einen weiteren Abschnitt widmet er sodann den natürlichen Feinden und Vertilgern der Käfer, den Fledermäusen und einer ganzen Reihe von nützlichen Vögeln, für deren Schutz er überhaupt im Interesse der Vertilgung von Ungeziefer die Leser zu gewinnen sucht. Unter den directen Bekämpfungsmitteln steht das Einsammeln und Abtödten der Käfer obenan. Die hierbei zu ergreifenden Maßnahmen sind in faßlicher Weise beschrieben und erscheinen sofort als praktisch und leicht durchführbar. Beachtenswerth ist weiter, daß vor einer zu starken Verfütterung der Maikäfer mit Rücksicht auf die Gesundheit unserer Nutzthiere gewarnt wird, besonders aber, daß man Schweine vor dem Genuß von Engerlingen zu hüten hat, da in diesen die Vorstufe des Riesenkratzers schmarotzt, der einzigen bei Hausthieren und zwar im Dünndarm des Schweines lebenden Hackenwurmart. Zum Schluß zeigt der Verfasser durch eine eingehende Besprechung, daß zur Bekämpfung der Engerlinge von einer Verwendung von Reinculturen gewisser Insecten tödtender Pilze abzurathen ist, obwohl in neuerer Zeit verschiedene solcher Präparate angepriesen werden. Es kann dieses Buch jedem Naturfreund, besonders aber den Landwirthen, Gärtnern und Forstleuten nur bestens empfohlen werden. F.

— Heinrich Freiherr von Schilling, Praktischer Ungeziefer-Kalender. Ein Buch für Jedermann. Verlag von Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. O. 1902. VIII, 196 S. Mit 332 Originalzeichnungen des Verfassers. In Leinen 3 ℳ. — Der Name des Autors wie der Verlagshandlung sind beide bei Freunden des Gartenbaues gleich gut angeschrieben. Diesmal beschränkt sich der erstere nicht auf die Pflanzenschädlinge, sondern behandelt das Ungeziefer im weiteren Sinne, d. h. er schließt die Ectoparasiten, Wanzen, Läuse u. dergl. mit ein. Die großen Vorzüge des Buches dürften in folgenden Punkten liegen: in der Anordnung, in der Klarheit der Beschreibungen, in den guten Abbildungen und in der Einfachheit der angegebenen Gegenmittel. Was die letzteren zunächst anlangt, ist es gewiß erfreulich, daß an Stelle langer Recepte, die meist schwer und umständlich auszuführen sind, überall möglichst einfache, aber praktische Rathschläge gegeben werden. Die Beschreibungen werden wesentlich gefördert durch die überaus reichen und vielseitigen Zeichnungen, in denen sich der schier unermüdliche Autor kaum genug thun kann. Ich würde sogar vorschlagen, hier und da, wo bereits eine recht gute Figur Gemeingut geworden ist, auf diese zurückzugreifen, z. B. bei der Maulwurfsgrille. Es ist rein unmöglich, hier durchweg noch Besseres leisten zu wollen. Ob's richtig war, bei den Schilderungen die wissenschaftlichen lateinischen Namen ganz zu bannen, mag dahingestellt bleiben. Sie bilden nun einmal den festen Grundstock, an den sich das Uebrige anlehnt, wobei freilich die jetzige Revision der Nomenclatur viel Schwierigkeiten macht. Ob aber z. B. „Rosengoldkäfer" für „Rosenkäfer", oder „Erbsenspitzmäuschen" für „Erbsenrüßler" allgemeine und dauernde Anerkennung finden werden, mag zweifelhaft erscheinen. Von sehr großem Vortheil ist die Anordnung nach Monaten, so daß jeder Gartenfreund jedesmal gleich zusammen hat, was ihm zu irgend einer Zeit entgegentritt. Hier ist leider eine Aeußerlichkeit übersehen, welche die nächste Auflage auf jeden Fall in Ordnung bringen sollte. Da oft von einem Monat rückwärts auf einen anderen verwiesen wird, so muß, zur erleichterten Orientirung, auf jeder Seite der Monat angezeigt sein, am besten wohl unten in der Mitte. Schließlich mag für Gartenbauvereine darauf hingewiesen werden, daß der Preis bei stärkeren Bezügen niedriger wird, bei 100 Exemplaren je 2 ℳ. H. S.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 144. Dienstag, den 2. December, Abends. 1902.

Kaiser Wilhelm I. und die Begründung des Deutschen Reichs.*)

Das in der Fußnote genannte Werk des bekannten Jenaischen Historikers macht den Anspruch und hat die Tendenz, die Verdienste Kaiser Wilhelms I. über die Begründung des neuen Deutschen Reichs in ein helleres Licht zu rücken. An sich kann dieser Versuch nur lebhafte Billigung finden. Denn es unterliegt für den Unbefangenen keinem Zweifel, daß in dem für diese Zeit maßgebenden Werke von Sybel wie in den meisten anderen geschichtlichen Darstellungen dieser Zeit die überragende Größe Bismarcks die Persönlichkeit des Monarchen allzusehr in den Hintergrund gedrängt hat, und die „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten haben, eben weil sie als Memoiren natürlicherweise die subjective Auffassung ihres Verfassers wiedergeben, in dieser Richtung weiter geführt. So ist mehr und mehr die Vorstellung zur herrschenden geworden, als ob Wilhelm I. zwar ein sehr wohlgesinnter würdiger alter Herr von unzweifelhaft vortrefflicher militärischer Bildung gewesen sei, aber zu allem Großen erst durch Bismarck habe geführt werden müssen, oft erst nach langem Widerstreben. Daß es nicht so steht, dafür will Lorenz den Beweis erbringen. Es sind ihm dafür vor Allem Aufzeichnungen und Mittheilungen des Großherzogs von Baden und badischer Staatsmänner, wie Gelzers, Freydorfs und Jollys, sowie die umfassenden Acten des badischen Ministeriums von 1866—71 zur Verfügung gestellt worden, ebenso sachsen-weimarische Acten, das Versailler Tagebuch des Großherzogs Carl Alexander und Mittheilungen der Herzöge von Coburg-Gotha und Meiningen, Alles in Allem also ein sehr umfängliches und werthvolles, bisher so gut wie unbenutztes Material. Es bleibt deshalb, um das gleich Anfangs offen auszusprechen, zu bedauern, daß das Buch manche Eigenschaften hat, die es schwer lesbar, ja zuweilen zu einer geradezu unangenehmen Lectüre machen. Abgesehen von dem schwerfälligen, auch von Incorrectheiten nicht freien Stile ist es weitschweifig und prätentiös. Der Verf. behandelt so ziemlich Alles, was bisher über diese Zeit geschrieben worden ist, von oben herab mit einer Geringschätzung, die allmälig namentlich für Leser, die etwas von der Sache zu wissen glauben, schlechthin unerträglich wird, und er giebt doch durchaus kein vollständiges Bild der Zeit, sondern immer nur das, was ihm als neu oder sonst wichtig erscheint, unter beständiger Polemik gegen andere Darstellungen; er versucht kaum jemals, eine umfassende Schilderung der Weltlage zu geben, nicht einmal die wichtigen Persönlichkeiten zu charakterisiren, ja er kann eigentlich gar nicht erzählen, weil er fortwährend reflectirt und polemisirt, meist ohne Namennennung. Die sachliche Bedeutung bleibt gleichwohl bestehen, wenngleich die Urtheile häufig Widerspruch hervorrufen. Nachdem Lorenz im ersten einleitenden Capitel nachgewiesen hat, daß die Kaiserpläne seit 1815 allesammt unklar und phantastisch, also undurchführbar gewesen seien, daß der Kaisergedanke erst im Siebzehnerentwurf von 1848 greifbare Gestalt gewonnen habe, daß Prinz Wilhelm seit dieser Zeit, in wesentlicher Uebereinstimmung mit seinem Bruder, ein starkes, wehrhaftes Preußen als Grundlage für die Neugestaltung Deutschlands und die enge Verbindung aller reindeutschen Staaten mit Preußen unter Ausschluß Oesterreichs von diesem engen Bunde gewollt, aber immer der Verwirklichung dieses Gedankens durch demokratische Mittel widerstrebt habe, geht er auf die Grundlegung des Neubaus 1866 näher ein. Wie der Fürstentag von Frankfurt 1863, so war auch der Krieg von 1866 das Werk des großdeutsch-ultramontanen „echten Oesterreicherthums", das Preußen wüthend haßte und zerstören wollte und an seinen eignen Sieg fest glaubte. Als Fehler Bismarcks erscheint dabei dem Verfasser die überaus entgegenkommende Behandlung Bayerns bei seinen Bundesreformentwürfen, während doch alle anderen süddeutschen Staaten der zunächst in Aussicht genommenen bayrischen Hegemonie gründlich abgeneigt waren. Aufs tiefste beklagt er die Beschränkung der Bundesreform auf Norddeutschland durch den Nikolsburger Vertrag, deren Motivirung ihm durch die Berufung auf die drohende Einmischung des notorisch ganz ungerüsteten Frankreich ihm ungenügend erscheint; denn durch diesen Vorfrieden wurden die süddeutschen Staaten nicht nur ausgeschlossen, sondern auch ein Südbund in Aussicht genommen, und während in Nikolsburg wenigstens von dessen „nationaler Verbindung" mit dem Norden die Rede gewesen war, gestand der Prager Friede diesen Staaten eine internationale unabhängige Existenz zu, das Werk der revanchedurstigen österreichischen und französischen Diplomatie. Nach der Darstellung der Begründung des Norddeutschen Bundes, die mancherlei Neues bringt, namentlich über die Pläne einzelner Bundesfürsten, ein Oberhaus zu gründen und den Kaisertitel schon damals zu erneuern, folgen zwei Capitel über „süddeutsche Bundesabsichten" und „die souveränen Kleinstaaten und die europäische Politik". Die Lage dieser plötzlich zu einer niemals zuvor besessenen und ganz unhaltbaren „europäischen Stellung" gelangten kleinen Staaten zwischen 1866—1870 erscheint Lorenz mit vollem Rechte im allerungünstigsten Lichte. Ueberall, außer in Baden, bestand die tiefste Abneigung gegen jede engere Verbindung mit dem Norden, vor Allem in Bayern, wo Fürst Hohenlohe von Anfang an isolirt war und deshalb zu immer neuen Zugeständnissen an die sog. Patrioten gezwungen wurde, und doch vermochte diese impotente bayrische „Gernegroßpolitik" trotz mehrfacher Anläufe 1867 und 1868 weder den Südbund, noch auch nur die dürftigste militärische Einigung zu Stande zu bringen, vor Allem, weil Baden standhaft widerstrebte; die Projecte aber über eine nur staatenbündische Verbindung mit dem Nordbunde lehnte man in Berlin als „bayrische Halbheiten" rundweg ab. Mit dem Rücktritt Hohenlohes und dem Eintritt des Grafen Bray-Steinburg im März 1870 erreichte die „europäische" Sonderpolitik Bayerns ihren Höhepunkt. Was zur Verbindung zwischen Nord- und Süddeutschland wirklich geschah, die Wehr- und Zollbündnisse, das rang nur Bismarcks Energie dem widerstrebenden Particularismus der Süddeutschen mühsam ab, und dabei glaubten sich Bayern und Württemberg auch noch berechtigt, in jedem einzelnen Falle den casus foederis erst noch zu prüfen. So sah damals die nationale Gesinnung im größten Theile Süddeutschlands aus. Gleichwohl ist es schwerlich richtig, zu behaupten, das Jahr 1866 habe Deutschland in eine „Sackgasse" geführt, aus der nur ganz unvorhergesehene Ereignisse, nämlich der deutsch-französische Krieg 1870/71 es herausgebracht hätten. Der Verfasser vergißt dabei, daß die preußische Politik ein unwiderstehliches Druckmittel in der Hand hatte, um den Anschluß Süddeutschlands, wenn es denn sein mußte, zu erzwingen, nämlich die Kündigung der 1877 ablaufenden Zollvereinsverträge, und daß der Krieg gegen Frankreich seit 1866 einen festen Posten in der politischen Rechnung Bismarcks bildete. Das Verständniß der dahin führenden Politik Bismarcks versperrt sich aber Lorenz selbst in der wunderlichsten Weise. Er hebt überall hervor, wie feindselig die Stimmung in Oesterreich gewesen sei, wie Beust, der doch als Revancheminister berufen war, fortwährend an dem süddeutschen Bunde gearbeitet habe, um Oesterreich wieder nach Deutschland hineinzubringen und die preußisch-deutsche Reichs-

*) Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866—1871 nach Schriften und Mittheilungen betheiligter Fürsten und Staatsmänner von Ottokar Lorenz. Jena, Gustav Fischer 1902. VIII u. 634 SS.

bildung zu verhindern, wie er der welfischen Agitation eine Heimstätte gewährte, wie auch das „Bürgerministerium", dieser Hohn auf das alte aristokratisch-klericale Oesterreich, auf die Sympathien des süddeutschen Liberalismus berechnet, das dritte deutsche Schützenfest in Wien 1868 mit seinen heftigen preußenfeindlichen Reden eine große österreichisch-süddeutsche Demonstration gewesen sei, wie 1870 die leitenden Militär- und Beamtenkreise sich für Frankreich begeisterten und binnen 8 Tagen eine französische Armee an der böhmischen Grenze zu sehen hofften; aber die französisch-italienisch-österreichischen Bündnißverhandlungen seit 1867 behandelt er als werthloses unverbindliches Gerede zwischen Beust, Gramont u. a. m., die Kriegsverschwörung als „Legende". Da muß man doch annehmen, daß er die Literatur dieser Zeit nicht genügend beachtet hat. Nicht blos stehen die feindseligen Absichten jener Mächte vollkommen fest, wenn sie auch, wie man längst wußte, nicht zum förmlichen Abschluß eines Bündnisses führten, sondern auch in Berlin erwartete man schon seit 1866 gar nichts Anderes als den Krieg gegen mehrere Mächte, wie, um nur einen Beleg von vielen anzuführen, Fürst Bismarck in seiner großen Rede vom 6. Februar 1888 ausgesprochen hat (Polit. Reden hrgg. von H. Kohl XII, 453), und auch der Große Generalstab traf seine Vorbereitungen, was schon Moltkes Feldzugsentwürfe seit 1867 beweisen (Militärische Correspondenz III, 1, Nr. 12. 14—16). Das classische Zeugniß aber, das die (schon Sybelsche) Auffassung von der Harmlosigkeit dieser Bündnißverhandlungen ein für allemal Lügen straft, giebt Bismarck selbst in seinen Gedanken und Erinnerungen II, 103 f. Nur wenn man den „Alpdruck der Coalitionen (le cauchemar des coalitions)" als bestimmenden Beweggrund für Bismarcks auswärtige Politik seit 1866 würdigt, versteht man diese Politik, versteht man also auch seine energische Förderung der spanischen Throncandidatur eines Hohenzollern. Deshalb ist nun die Darstellung des Ursprungs des deutsch-französischen Krieges bei Lorenz gänzlich mißlungen. Bismarcks Eintreten für die Throncandidatur kann er ja nicht leugnen, aber er erklärt es aus bloßem nationalen Stolze (S. 244). Höchst sonderbar werden nun auch die Vorgänge von Ems und Bismarcks Handlungsweise am 13. Juli 1870 dargestellt. Daß König Wilhelm, da die Angelegenheit ja immer als eine rein dynastische behandelt worden war, das Recht hatte, eben deshalb mit Benedetti ohne Zuziehung eines Ministers zu verhandeln, wie Lorenz betont, ist unzweifelhaft, nicht minder, daß er die würdigste und zugleich versöhnlichste Haltung bewahrte, und das Drängen des Franzosen ebenso unwillig empfand, als Bismarck. Aber er hat doch diesen dann selbst nach Ems berufen und schließlich doch das gethan, was der Kanzler eben als eine Demüthigung empfand; er hat, wie Lorenz interessanter Weise berichtet, in seiner hochherzigen Friedensliebe in Sigmaringen unter der Hand zum Verzicht gerathen, ist also an dem Zurückweichen vor den französischen Drohungen ganz persönlich betheiligt. Gewiß, das setzt die Franzosen mit ihrer neuen Forderung vom 13. Juli nur um so mehr ins Unrecht, aber das konnte doch der König weder voraussehen noch vollends beabsichtigen. Geradezu verblüffend wirkt nun, was Lorenz von der berühmten Redaction der Emser Depesche sagt. Er spöttelt über die Leute, die noch „am Ende des 19. Jahrhunderts" glauben, „daß durch Auslassung von einem Dutzend Worte eine der größten Katastrophen veranlaßt worden sei". Wer hat das jemals im Ernste behauptet? Aber daß die Franzosen den neuen Wortlaut als eine schroffe Abweisung ihrer Forderungen auffaßten und Napoleon III. dadurch zum letzten Entschlusse getrieben wurde, ist eine historische Thatsache. Statt dessen nennt Lorenz die meisterhafte Erzählung Bismarcks, die sich zu dramatischer Höhe steigert, eine „feine und heitere Darstellung", die er „in einem heiteren Sinne erzählt" habe. Von dem welthistorischen Ernst dieser großen Entscheidungsstunde deutscher Geschichte empfindet er nichts. Beim Ausbruche des Krieges selbst hebt Lorenz mit Recht hervor, daß die Mobilisirung in Bayern und Württemberg an sich noch keineswegs den Entschluß bedeutete, ihre Truppen unter preußischen Oberbefehl zu stellen und am Kriege theilzunehmen, daß vielmehr die herrschende bayerische Partei nur die bewaffnete Neutralität wollte, daß Bray und Varnbüler in München über die gemeinschaftliche Sicherung ihrer „europäischen" Stellung beriethen und König Ludwig II. den Kronprinzen von Preußen noch beim Abschiede bat, er möge auf die Erhaltung der selbständigen Stellung Bayerns Bedacht nehmen. Daher folgte für diese Kreise aus dem militärischen Anschluß an den Norddeutschen Bund noch keineswegs der politische Anschluß, am allerwenigsten der Eintritt in den bestehenden Norddeutschen Bund. Den Anstoß zu diesen Verhandlungen gab erst Baden durch eine Denkschrift Jollys, die schon am 2. September den preußischen Vertretern in Karlsruhe und Berlin übergeben wurde, und so wenig guten Willen zeigten selbst nach Sedan Bayern und Württemberg, auf diese Anregung einzugehen, daß Baden nun allein am 2. October den Antrag auf Eintritt in den Norddeutschen Bund stellte; ja Bray — wie Beust — hoffte noch auf eine ungünstige Wendung des Kriegs, um aller unbequemen Nothwendigkeit überhoben zu sein! Erst unter hartem Drucke begannen die Verhandlungen in Versailles, die Lorenz eingehend schildert. Er tadelt dabei unverhohlen die Unnachgiebigkeit Bismarcks gegen Bayern, wobei er wohl den Zwang der gesammten europäischen Lage zu wenig würdigt, und hebt nachdrücklich hervor, daß diese Haltung, die den Anschluß Bayerns an das neue Reich beinahe als eine theuer zu erkaufende und in der That sehr theuer bezahlte Concession Bayerns erscheinen ließ, durchaus nicht im Sinne der in Versailles versammelten Fürsten gewesen sei, wie denn auch König Wilhelm nur schweren Herzens darauf einging und sich auch im Norddeutschen Bundesrath scharfer Widerspruch erhob, nicht nur im Reichstage. Nicht minder undeutsch erscheint die Haltung Bayerns in der Kaiserfrage. Den Glorienschein, den eine begeisterungsvolle Zeit und im guten Glauben um das Haupt König Ludwigs II. gewoben hat, zerstört Lorenz vollends bis auf die letzte Spur. Er hat von jeher dem edlen Großherzog von Baden gebührt, denn dieser hat in Uebereinstimmung mit dem Kronprinzen, Herzog Ernst von Coburg-Gotha u. A. durch ein Handschreiben an den König von Bayern am 31. October die *Initiative* auch in der Kaisersache ergriffen und sie selbst dann in jedem Stadium mit Aufopferung gefördert. Sehr bemerkenswerth ist dabei nach Lorenz die Stellung König Wilhelms. Er wollte das Kaiserthum selbst, er brauchte nicht erst gedrängt zu werden, aber er wollte seine alte preußische Königskrone nicht gegen einen leeren inhaltslosen Titel hingeben, wollte deshalb auch, wieder in völliger Uebereinstimmung mit den deutschen Fürsten in Versailles, nicht deutscher Kaiser, sondern Kaiser von Deutschland heißen, und er wollte die Krone von den Fürsten empfangen. Die Zugeständnisse an Bayern und die kläglichen Verhandlungen im bayrischen Landtage, wo nur mit Noth und Mühe die verfassungsmäßige Zweidrittelmehrheit für die Annahme des Versailler Vertrages und auch noch verspätet (21. Januar 1871) zu Stande gebracht wurde, verstimmten ihn deshalb aufs allertiefste, und noch in den letzten Tagen vor dem 18. Januar ist er über den Titel „Deutscher Kaiser", den Bismarck nach dem Wunsche wieder nur der Bayern vorschlug, mit dem Kanzler aufs härteste zusammengestoßen, sodaß dieser ihm die Proclamation als „Deutscher Kaiser" über den Kopf weggenommen hat. Die letzten beiden Capitel des Buches behandeln die Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen von Versailles, den Abschluß der Reichsgründung und die allgemeine politische Lage (bis zur Dreikaiserzusammenkunft im September 1872), wobei wieder zahlreiche Einzelheiten in schärfere Beleuchtung treten. Ein Anhang mit Erläuterungen und einzelnen wichtigen Actenstücken und ein Sachregister bilden den Schluß. Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich.

—*l*.

Bücherbesprechungen.

— „Das Licht." Roman von Maria zur Megede. Verlag von F. Fontane & Co. Berlin 1902. — Ruhig leuchtet das weithin glänzende Licht des Leuchtthurmes der jungen Esther Marie v. Barnim entgegen, als sie zu kürzerem Freundschaftsbesuch aus der märkischen Residenz auf dem ostpreußischen Herrengut eintrifft, um dort wider Hoffen und Erwarten den Gatten und ein zweites Heim zu finden. Doch gelingt es ihr nicht, den still und gleichmäßig leuchtenden Pharus als Führer eines ziel- und pflichtbewußten Lebens zu bewahren; von den trügerischen Lichtern großstädtischer Unterhaltungssucht und allerlei Flirts verlockt, geräth sie auf Abwege und büßt ihre Schuld als Gattin und Mutter, die freilich nur Gedankensünde geblieben ist, auf nächtlicher verzweiflungsvoller Wanderung mit ihrem Leben. Die etwas gar zu stark aufgetragene Katastrophe ist das Schwächste an dem Roman, der im Uebrigen ein anschauliches Bild aus dem Leben

ostpreußischer Gutsbesitzer giebt, das in der Schilderung des hauptstädtischen Besuches der mütterlichen Excellenz und der geheimräthlichen Schwester sogar einen kräftigen Anlauf zu antithetischen socialen Excursen nimmt. Auch in der Gegenüberstellung von Esther Marie v. Barnim, dem genußverwöhnten Goßstadtkinde, und der trotz aller Schweizer Pensionatserziehung ihrem ländlichen Milieu treu gebliebenen Olga v. Heinitz documentirt Maria zur Megede ein erfreuliches Talent für charakteristische Ausgestaltung, das sich nicht zu seinem Nachtheil von der Vorliebe ihres Bruders, Richard zur Megede, für decadente Typen durch gesunde Natürlichkeit beträchtlich abhebt. Sehr hübsch mit leicht satirischer Färbung sind auch die episodischen Besuche der anspruchsvollen Residenzlerin in der Provinzialhauptstadt geschildert. Der Hauptwerth des Romans aber liegt in der sorgfältig durchgearbeiteten Darstellung des Lebens und Treibens auf dem Seeburgischen Gutshofe und dem etwas cavaliermäßiger zugeschnittenen auf der Finkener Besitzung, sowie in der je nach Stand und Individualität fein nuancirten Dialogbehandlung der verschiedenen Personen des Romans und in der Entwickelung ihrer socialen Anschauungen, die, ohne in umständliche Breite zu verfallen, doch scharf und klar das innerste Wesen der Charaktere zu enthüllen weiß, die in dem Roman eine Rolle spielen. Ohne als kühne Pfadfinderin im Bereich der Belletristik gelten zu können, darf darum Maria zur Megede doch einen Platz in den vorderen Reihen ihrer Collegen von der Feder kühnlich beanspruchen. A.

— „Dilettanten des Lasters.“ Roman von Clara Eysell-Kilburger (Frau Victor Blüthgen). Verlag von Herm. Seemann Nachf., Leipzig. — Romane aus der männlichen, künstlerischen oder literarischen Bohême waren bisher nichts Seltenes; aber zum ersten Male führt uns Clara Eysell-Kilburger intimer in die Kreise der Schwestern in Apoll ein, die mit der Feder, dem Griffel oder dem Pinsel nicht aus dilettantischer schöngeistiger Liebhaberei, sondern von der harten Herrin Noth getrieben wohl und geschickt umzugehen wissen. Wir werden in den „Dilettanten des Lasters“ mit einem stattlichen Kreise meist vom Zufall zusammengewehter Mädchen bekannt, die an Talenten und Charakteren sehr verschieden sind, und von denen zwei in gemeinsamer Wirthschaft den Genossinnen ihr Heim zu geselligen Vergnügungen zur Verfügung stellen. So eigenartig und fesselnd auch mancher Zug aus diesem travestirten Garçonleben erfaßt und wiedergegeben ist, so kühn und nah an die Grenze des sittlich und künstlerisch Erlaubten rührend zeigt sich dagegen manche andere Episode in dem Leben dieser jungfräulichen Seelen, die da wähnen, des Mannes entbehren zu können, während sie doch innerlich, theils aus Temperament, theils aus Neugier mit allen Fibern nach ihm verlangen. Zwecklos und im Rahmen des Ganzen allzubreit ausgesponnen erscheinen andererseits die Scenen in der Privatklinik, die mit ihren therapeutischen Hypothesen über Krebsbehandlung und den Details klinischer Inventarien doch gar zu sehr mit dem übrigen Inhalt des Romans contrastiren. Daß der Chefarzt mit einem der jungen Mädchen aus dem Künstlerinnenkreise ein Verhältniß beginnt, für das auf Seiten des Mannes absolut keine psychologische Entschuldigung vorliegt, ist auch nicht gerade geeignet, das Werk in ein besseres Licht zu rücken; wenn zum Schluß Alles ausgeht, wie das Hornberger Schießen, so wird daher wohl mancher Leser — wie auch wir — nichts weniger als Befriedigung über diesen laut Waschzettel „ersten größeren Roman der geistvollen Verfasserin“ empfinden. A.

— „Der Mitgiftjäger.“ Von Léon de Tinseau. Verlag von Herm. Seemanns Nachf., Leipzig. — In leicht satirischem Ton trägt der Roman ein Capitel aus dem modernen Familienleben der höheren Stände Frankreichs vor. Die Ahnen des Hauses haben bessere Tage gesehen; sie hätten eine Neuvergoldung des schon etwas abgegriffenen Wappenschildes durch eine Mesalliance mit der bourgeoisen Plutokratie aus Rücksicht auf das Fortführen der standesgemäßen Repräsentation kaum übers Herz gebracht. Aber, was hilft's? Die Sache will's. Recht hübsch wird nun der hochmüthige Bettlerstolz der Frau v. Bucilly zu dem steifnackigen Selbstbewußtsein des amerikanischen Selfmademannes Mangrabin im Gegensatz gebracht, während sich von dem gesunden Empfinden seiner Tochter die gesuchte Courtoisie des Mitgiftjägers Charles de Bucilly lebhaft und belustigend zugleich abhebt. Breitet sich auch ein leichter Schimmer von dem Typenschema der alten Comedia dell' arte über die Zusammenführung der einzelnen Personen aus, liegt es auch wie ein Abglanz der Phantasie eines Jules Verne oder Bellamy auf den exotischen Scenen in Freetown und der Schilderung von „Mangrabins Building“, so sind doch die einzelnen Charaktere hinreichend mit individuellen und originellen Zügen ausgestattet, um nicht zu langweilen, ja das fremdartige Milieu harmonirt nicht übel mit dem etwas souverän parodirenden Ton des Ganzen. Die Darstellung der Fabel ist, abgesehen von dem etwas larmoyanten Schluß, der die nicht gerade sehr eigenartig ausgeführte Versöhnung zwischen dem alten Mangrabin und seiner Tochter bringt sammt deren invito patre selbst erwähltem Gatten, einem alten Jugendgeliebten, mit ihren vielfachen kleinen Intriguen und complicirten Situationen fesselnd und apart geschrieben, so daß die Erzählung zu den besseren und auch in sittlicher Beziehung einwandfreien Werken der modernen französischen Unterhaltungsliteratur gezählt werden darf. A.

— „Mittelmeerfahrt.“ Von Guy de Maupassant, übersetzt von Marie Madeleine. Verlag „Vita“; Berlin NW. 23. — Der geniale Franzose zeigt sich in diesem Buche von einer neuen glänzenden Seite, als ein Meister der künstlerischen Reisebeschreibung, als ein Schilderer der reizvollen Herrlichkeiten einer Seefahrt, die er allein mit ein paar Matrosen auf seiner Yacht durchs mittelländische Meer unternimmt, da ihn wieder einmal der Menschheit ganzer Jammer überkommt und er von der lärmenden Welt in die ungeheure Einsamkeit des Meeres flieht. Wohl sind es bekannte Oertlichkeiten, die der unglückliche Guy besucht und beschreibt, aber es ist ein anderes Auge und eine neue Feder, der wir begegnen. Maupassant ist ein Naturschilderer von großer Kühnheit in der Uebersetzung der Linien, Farben und Bewegungen in Worte, dabei von der Feinheit des Vielerfahrenen in der Beurtheilung von Dingen und Menschen. Das Buch enthält ganz gewiß keine Baedeker-Ergänzungen, dafür aber Urtheile von selbständigem Werthe über die Städte und Länder, die der Dichter auf seiner „Mittelmeerfahrt“ anläuft. Am schönsten lesen sich in dem Buche, das Marie Madeleine, die Kypros-Sängerin, in einer sprachlich sehr aparten Weise übersetzt hat, die zum weitaus größten Theile ganz wundervollen Schilderungen des Meeres. Hier kann mit Maupassant nur einer von allen modernen französischen Novellisten concurriren: Pierre Loti, der sich in den besten Partien seiner „Islandsfischer“ zu der gleichen Größe und Kraft in der Wiedergabe der verschiedensten Stimmungen auf den ewig bewegten Wasseen erhebt. Wer das Meer liebt mit seinen immer wechselnden Farben und Tönen, seiner Stille und seinen Stürmen, seinen Freuden und seiner Größe, wird in diesem merkwürdigen Buche Seiten finden, die ihm die schönsten Erinnerungen an blaue, sommerliche Tage wie an düstere, herbstliche Regenzeiten in seiner Seele wachrufen; hier und da huscht es dabei wohl schon wie ein leiser Schatten des schmerzlichen Unglücks über die Zeilen, das die Sinne des Dichters, gerade da sich sein fast einzigartiges Talent zu klären begann, in die Nacht des Wahnsinns hüllte und ihn im blühendsten Mannesalter rastlosem Schaffen entriß. Als Beweis für die besondere Art Maupassants die Natur zu sehen und zu schildeen soll die Beschreibung des anbrechenden Morgens auf offener See in dem „Die italienische Küste“ überschriebenen Capitel hier Platz finden. Maupassant schreibt: „Langsam erbleichen die Nebel, werden dünner und scheinen zu zerfließen. Man fühlt, wie die Sonne sie verbrennt, sie zernagt, sie vernichtet mit ihren Gluthen, und wie diese ungeheure Dunstfläche, die zu schwach ist, weicht und wogt, sich spaltet und zusammenbricht unter der riesenhaften Lichtlast. Ein Schein flammt auf inmitten der Nebel. Eine Bresche ist gelegt; ein Sonnenstrahl gleitet hindurch und wird immer breiter. Als ob ein Feuer aufflammte von diesem Riß des Himmels. Wie ein Mund, der sich öffnet, größer wird, in Gluth geräth mit feuerflammenden Lippen und auf die Wogen einen sprühenden Strom von goldener Helle ergießt. Da bricht an tausend Stellen gleichzeitig das Schattengebäude zusammen, und durch tausend sich öffnende Wunden gleiten leuchtende Sonnenpfeile, die wie Regen über das Wasser stürzen und glorreiche Sonnenfreude auflodern lassen am Horizant.“ Wer so etwas schreiben kann, ist ein Dichter. A.

— „Aus der slavischen Welt.“ Von Teja Bislus v. Trôt. Leipzig, Verlag von Paul List. 1902. — Das Werk, das zwei stattliche Bände umfaßt, ist kein übler Versuch, der mitteleuropäischen Cultur die Gedanken- und Anschauungswelt der slavischen Völker im Osten unseres Continents näher zu bringen. Es geschieht dies in einer bunten Reihe von Volksliedern und Kunstpoesien aus dem Serbischen, Kroatischen, Russischen und

Polnischen, unter denen die pathosreichen Verse des Fürsten Nicolaus von Montenegro nicht die letzte Stelle einnehmen. Wenn auch die Uebersetzungen den Stimmungsgehalt und die Klangfülle etwa der Herderschen Völkerstimmen nicht erreichen, so geben sie doch in hübschen und bisher wohl meist unbekannten Proben aus dem reichen Sagen- und Liederschatze dieser Stämme ein vieltöniges Echo der slavischen Volksseele, in der die wilde, urwüchsige Leidenschaft der alten Nomadennatur mit der vollen Empfindsamkeit der Unterjochten in stetem Kampfe liegt. Schauerliche Sagen und Märchen in balladesker Form und das tiefste Sehnen menschlicher Herzen in lyrischen Strophen lösen einander ab und erscheinen in zwar freier, aber doch national gefärbter Form. Auch aus dem Eigenen bietet die Uebersetzerin Vieles und Schönes an Poesie und Prosa. Ueberwiegt in jener etwas die reflectirende Note moderner Dichtung, und gelingt es hier dem aus dem Empfindungsbewußtsein sich aufwärts ringenden Gedanken nicht immer, die spröde Form in einwandfreier Weise zu meistern, so sprechen doch ein starkes Temperament und eine eigenartige, nach individueller Entfaltung strebende Persönlichkeit aus all ihren Zeilen. Höher noch als der erste steht der zweite Band des Werkes, der zahlreiche prosaische Skizzen aus dem Volksleben der Tschernagora bringt, aus dem Lande der „schwarzen Berge“, das in seiner heroischen Bedürfnißlosigkeit beinahe homerischen Charakter zur Schau trägt. Ferner enthält dieser Band zahlreiche typische Anekdoten aus der russischen Hof- und Adelssphäre, aus den Kreisen der orthodoxen Geistlichkeit, aus dem qualvollen Leben sibirischer Verbannter, um in seiner Schlußerzählung die Gegensätze russischer und polnischer Rasseeigenthümlichkeiten in der Darstellung eines beinahe tragisch ausklingenden Conflictes zusammenprallen zu lassen. In der plastischen Anschaulichkeit, dem liebevollen Ausmalen charakteristischer Details und der tiefe Sympathie mit den handelnden und leidenden Gestalten heischenden Form der Schilderung zeigen sich diese slavischen Geschichten ihrem großen classischen Vorbilde, Turgeniews Federzeichnungen, fast ebenbürtig und werden sicher dazu beitragen, manches schiefe Urtheil über das Leben der Völker des Ostens zu beseitigen, wenn auch diese oder jene allzu starke Betonung nationaler Eigenthümlichkeiten gerade in den Tagen der Polenpolitik skeptischem Lächeln oder gar abweisender Negation verfallen wird. **A.**

— „Alt Heidelberg.“ Roman von Rudolf Stratz. Verlag von Cotta, Stuttgart. — Der Autor von Alt Heidelberg erweist sich nicht das erste Mal als ein geschickter belletristischer Routinier. Hatte er auf dem Gebiete des Berliner Romans, im Kretzerstile debutirt, um später fast wie ein Gerstäcker redivivus seine Leser auf Eilfahrten über die Alpen, den Kaukasus und die afrikanischen Wüsten zu führen, so wendet er sich in seinem jüngsten Roman, dem er in klug berechnender Weise den Boden der alten Ruperto-Carolina am Neckarufer als Schauplatz giebt, wieder europäischen, deutschen Stoffgebieten zu. In der kurzen Spanne Zeit von kaum mehr als drei Mal 24 Stunden läßt Rudolf Stratz seine Leser auf fast 500 Seiten mancherlei erleben; er führt sie auf die diversen „Buden“ männlicher, wie weiblicher Studiosen, auf den berühmten Paukboden an der Hirschgasse, wie zum Pistolenduell im grünen Waldesschatten und in ein recht internationales Sprachprivatissimum; bei Kahnfahrten auf dem von Rebenhügeln umkränzten Strome, wie bei stimmungsvollen Mondscheinpromenaden zwischen den Ruinen des alten Pfalzgrafenschlosses lernen wir zahlreiche ständige wie temporäre Besucher von Badens Musenstadt von ihren guten, wie schlechten Seiten kennen, so daß das Buch nicht nur bei denen, die Heidelberg aus persönlicher Anschauung kennen, sondern auch bei denen, die die Stadt lediglich aus Scheffels Liedern lieben gelernt, viele Sympathien finden wird. In der Behandlung des eigentlichen Themas: „soll, beziehentlich darf das Weib studiren“, weiß der Verfasser mit großem Geschick den Wahlspruch „Niemand zu liebe — Niemand zu leide“ zu beherzigen, bis er schließlich nach manchem Hin- und Herschwanken des Waagezüngleins in den Disputen unter den Anhängern und Gegnern der Frauenemancipation sich auf die Seite der ersteren stellt. Das Für und Wider ist dabei in den radicalen wie vermittelnden Gruppen und Persönlichkeiten auf die beiden Heerlager gleich gut vertheilt, wenn auch Figuren, wie der versumpfte Privatgelehrte und große Chemiker David Gallus in seiner an Callot-Hoffmannsche Gestalten erinnernden Triformität noch weniger als der Wirklichkeit angehörig gelten können, wie die Präraffaelitin Dina Spielvogel oder der Don Bonifer und das altehrwürdige Bierzeitungsrequisit des ewigen Candidaten mit dem perennirenden Familienstipendium. Freilich allzuschwer hat sich der Verfasser seine Aufgabe nicht gemacht; das in die Tiefe Gehen ist nicht seine Sache. Er plätschert mit Behagen auf der Oberfläche der Emancipationstheorien und ihren Repliken umher, ohne sich um das woher? und wohin? des ganzen Problems viel zu kümmern. Die geschickte Composition des Romans, die im Ganzen gelungene Charakterisirung seiner bunten Figuren und ein glatter, flüssiger Stil lassen dieses Manco bei einigem Wohlwollen für die leichtere Unterhaltungslectüre einmal übersehen. **A.**

— „Hüter der Schwelle.“ Roman in 2 Bänden von Frieda Freiin v. Bülow. Verlag von Carl Reißner. Dresden und Leipzig. — Der stattliche Zweibänder hat mancherlei Berührungspunkte mit der früher von der gleichen Verfasserin veröffentlichten Novelle „Die stilisirte Frau“. Ist auch in dem Roman der Rahmen für Zeit und Oertlichkeit in größerem Maße gehalten und von einer beträchtlicheren Anzahl tragender Figuren erfüllt, so bietet die Fassung des Problems, der Verlauf der äußeren Handlung, sowie der oder jener Charakter willkommene Gelegenheit zu naheliegenden Vergleichen. Hier wie dort bildet eine unglückliche Ehe in hochadeligem Milieu den Kern der Fabel, eine Ehe, die nach außen hin glänzend und glücklich erscheint und doch von Anfang an den Keim der Auflösung in sich trägt. Beide Male steht der männliche Partner im Banne engster familientraditioneller und persönlich egoistischer Anschauungen; sein Bild weist stark decadente, hyperästhetische Züge auf, während die Frau im Vollgefühl jugendlicher Kraft und natürlichen Empfindens geistig wie physisch unbefriedigt bleibt und überdies, anstatt in ihrer Familie einen genügenden Rückhalt zu finden, auch hier auf deprimirendste Verständnißlosigkeit stößt. Verschlimmert wird die Position der jungen Frau in dem Roman noch dadurch, daß sie in dem weit gegliederten Kreise ihres zweiten Heims einer latenten, aber darum nicht minder starken Opposition gegen jede individuelle Gefühlsäußerung begegnet. So muß die Heldin einen langen und aufreibenden Kampf gegen obsolete Standesvorurtheile und egoistische Rücksichtslosigkeit kämpfen, der in seinem unfreudigen Ausgang eine starke tragische Nuance aufweist. Am besten gelungen sind der Verfasserin wieder die Milieuschilderungen in dem Roman, sowohl die der bescheidenen großstädtischen Häuslichkeit aus den Jugendjahren der Heldin, wie die des altväterischen Feudalwesens des Wesraschen Familiensitzes, dieser Hochburg des Ultraconservativismus, mit seiner fast patriarchalischen Subordination. Daß Frieda v. Bülow nicht nur scharf, sondern auch kritisch beobachten kann, erkennt man aus zahlreichen leicht satirischen Streiflichtern, die auch in den Schlußschilderungen der Herrenhuter Colonie keineswegs gespart sind. Weniger geglückt ist der Verfasserin das sichere und wirksame Herausarbeiten der Hauptcharaktere, die sammt und sonders mehr markante Striche, größere Linien vertragen könnten; Vieles ist zu blaß und unbestimmt in der Farbe, ein Nachtheil, der bei der breiteren Ausführung des Romans merkbarer hervortritt, als in der knappen Form der Novelle. Trotz dieser Ausstellungen kann man den Roman zu den besseren Werken unserer modernen Belletristik zählen; zum mindesten wird man Frieda Freiin v. Bülow die Berechtigung zuerkennen, „mitreden“ zu dürfen. **A.**

— „Die blonde Sylterin“ und „Die Kurmacher von Borkum“ von Max Eggersdorf. Leipzig, G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung. — Zwei flott geschriebene Novellen, von denen der Autor die erste „eine fast wahre Geschichte“, die zweite „eine Liebesgeschichte“ nennt. Beide sind ohne höheren künstlerischen oder literarischen Werth und verrathen lediglich eine gewisse Fingerfertigkeit ihres Autors, den Faden einer Fabel rasch anzuspinnen und in allerhand sensationellen Verschlingungen durch das Gewebe einer mehr oder minder romantischen Lebens- und Liebesgeschichte zu einem effectvollen Ende zu führen. Dabei ist Manches nicht ohne Geschick in der Darstellung, wenn auch flüchtig und in der Form viel zu conventionell, um überzeugend wirken zu können. Ein Stich ins Colportagehafte verdirbt jedem anspruchsvolleren Leser den Geschmack an derartiger leichter Lectüre, für die leider auch das sogenannte gebildete Publicum, namentlich im Eisenbahncoupé, viel zu viel übrig hat. **A.**

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 145. Donnerstag, den 4. December, Abends. 1902.

Die Universität Grenoble.

In erfreulicher Weise mehrt sich von Jahr zu Jahr die Zahl derjenigen Deutschen, die zur Erlernung des Französischen eine französische Universität aufsuchen; und von den Universitäten, die da in Betracht kommen, ist es besonders Grenoble, das sich einer stetig zunehmenden Beliebtheit erfreut. An verschiedenen Stellen ist schon auf diese Universität hingewiesen worden, viele Stimmen des Lobes, auch einige des Tadels haben sich vernehmen lassen. Und doch glaube ich nicht, daß es Eulen nach Athen tragen heißt, wenn ich an dieser Stelle etwas näher auf die Verhältnisse der schönen Universität eingehe. Weiß ich doch selbst, wie viel Erkundigungen und Schreibereien oft nothwendig sind, ehe man nur über die allerwichtigsten Fragen orientirt ist. Und wie Viele giebt es, die auf die Möglichkeit, eine derartige Universität zu besuchen, nur hingewiesen werden müssen, wie Viele giebt es auch, die überhaupt von ihrer Existenz gar keine Ahnung haben.

Grenoble, früher die Hauptstadt des Dauphiné, jetzt die des französischen Departements Isère, liegt überaus malerisch am Zusammenfluß der Isère und des Drac. Es ist Festung und zählt etwa 70000 Einwohner. Was die Universität betrifft, so sei zunächst bemerkt, daß in Frankreich in der Regel nicht nach Semestern sondern nach Schuljahren gezählt wird. In gewissen Prospecten der Universität Grenoble ist jedoch, jedenfalls den Deutschen zu Liebe, auch von Semestern die Rede, und zwar lief das Sommersemester 1902 vom 10. April bis 30. Juni, das Wintersemester begann am 1. November. Die Ferien dauern vom 1. Juli bis 31. October. Die Universität Grenoble umfaßt eine Faculté des lettres, Faculté de droit, Faculté des sciences und eine Ecole de médecine, auf deutsch und in deutsche Verhältnisse übertragen eine philologische und eine juristische Facultät, eine philosophische Facultät, in der Geologie, Botanik, Zoologie und Elektrotechnik gelehrt wird, und schließlich eine medicinische Schule, in der etwa das gelehrt wird, was bei uns Gegenstand der Prüfung im sogenannten Physikum ist. Gehen wir nun diese Facultäten der Reihe nach durch. Von besonderem Interesse für uns ist natürlich die philologische. Hier sind für die deutschen Philologen 8 einstündige Collegien eingerichtet, die, abgesehen von den Ferien, das ganze Jahr hindurch dauern. Diese Vorlesungen sind zum Theil sehr interessant, ich erwähne nur die des Hrn. Prof. Besson über Sémantique de l'allemand et du français, sowie seine Uebersetzungsübungen, die äußerst anregend und gewinnreich sind. Neben diesen acht speciell für die Deutschen bestimmten Collegien können sie natürlich auch alle anderen Vorlesungen der Facultät hören. Nach mindestens einem Semester kann man durch Ablegung eines leichten, mündlichen und schriftlichen Examens ein Certificat d'études françaises erlangen. Während der ganzen Dauer der Ferien (1. Juli bis 31. October) bestehen sogenannte Feriencurse und zwar werden täglich vier Stunden gehalten. Ueber den Werth dieser Vorlesungen wage ich mich nicht zu äußern, da ich sie selbst nicht besucht und auch verschiedenartige Urtheile darüber gehört habe. Bemerkt sei aber, daß das Programm von 1901 eine Fülle des Interessanten bot, und ein gutes Zeichen ist doch auf jeden Fall die von Jahr zu Jahr wachsende Betheiligung an diesen Cursen. Zugelassen werden dazu, ebenso wie zu den Cursen während des Semesters, Herren und Damen, ohne daß von ihnen das Bestehen einer Prüfung vorausgesetzt wird.

Neben der philologischen Facultät verdient besonders die juristische hervorgehoben zu werden. Um es nämlich den deutschen Juristen zu ermöglichen, ohne Einbuße von Zeit sich an der Universität Grenoble aufhalten zu können, hat man für sie unseren Studienordnungen entsprechende, besondere Vorlesungen über römisches Recht eingeführt. Ein erstes in Grenoble verbrachtes juristisches Semester wird also bedingungslos angerechnet, d. h. in die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl von Semestern eingerechnet, und nur die Sachsen und Bayern müssen später bei der Prüfungscommission noch besonders darum nachsuchen, worauf aber dann, wie der Universität Grenoble von zuständiger Seite versichert worden ist, keine Schwierigkeiten gemacht werden würden. Die einzelnen Collegien müssen allerdings von den sächsischen Juristen wenigstens nochmals an einer deutschen Universität belegt werden, da nach der sächsischen Studienordnung die vorgeschriebenen Vorlesungen in deutscher Sprache gehört werden müssen. Ob in den anderen deutschen Staaten eine derartige Bestimmung existirt, wird der Einzelne leicht erfahren können.

Dem Geologen, Botaniker und Zoologen bietet Grenoble insbesondere infolge der Lage der Stadt ebenfalls große Vortheile. Der Geologe hat hier auf der Grenze zwischen Voralpen und Hochalpen ein reiches Feld für seine Thätigkeit, und die Mannigfaltigkeit der Flora und Fauna ist bei den großen Unterschieden der Höhenlage die zwischen 200 m (Grenoble) und 4000 m (Berge des Hochdauphiné) schwankt, natürlich eine sehr bedeutende. Von besonderem Interesse für die Botaniker ist es, daß sich in der Umgegend auch zwei Alpengärten zur Erhaltung der Alpenpflanzen befinden. Bedeutend ist ferner das elektrotechnische Institut, in dem theoretische Vorlesungen mit praktischen Uebungen und Besichtigungen der zahlreichen elektrischen Anlagen von Grenoble und Umgebung verbunden werden. Was die Ecole de médecine betrifft, so wird sie jedenfalls dem jungen Mediciner ebenfalls genug bieten, um ein in Grenoble verbrachtes Semester nicht als verloren betrachten zu müssen, besonders da er doch auch noch seinen für das Physikum nöthigen botanischen und zoologischen Studien obliegen kann. Eingehenderes über alle diese Punkte findet man in den Prospecten der Universität Grenoble, die auf Wunsch vom Comité de patronage zugesandt werden.

Die Frage, ob in Wirklichkeit durch den Besuch von Grenoble ausreichende Gelegenheit gegeben ist, Französisch geläufig sprechen zu lernen, ist nicht so leicht zu beantworten, als es scheinen könnte. Es spielen da ebensowohl Zufälligkeiten eine Rolle, wie die individuelle Veranlagung der verschiedenen Besucher. Jeder Student hat natürlich zunächst Gelegenheit, durch fleißigen Besuch der Vorlesungen in der Facultät, zu der er gehört, die Sprache verstehen zu lernen, und zwar versteht er sie hier leicht, da die Professoren klar und deutlich und verhältnißmäßig langsam sprechen. Dabei lernt der Hörer auch ohne große Mühe die für ihn nöthigen Fachausdrücke. Jeder Student, welcher Facultät er auch angehört, kann sich übrigens gegen Bezahlung einer besonderen Gebühr von 20 Frcs. an den schon erwähnten Sprachcursen der Faculté des lettres betheiligen und schließlich ist mit der Inscription an einer Facultät die Berechtigung verbunden, die Vorlesungen aller anderen Facultäten zu hören, eine Erlaubniß, von der man begreiflicher Weise nur einen sehr beschränkten Gebrauch machen kann. Abgesehen von der Universität kann man Französisch hören in der protestantischen Kirche, während des Winters im Theater und Casino, in Variétés, auf der Straße u. s. w. Das ist aber selbstverständlich nicht genügend, um auch sprechen zu lernen.

Es fragt sich also weiter, inwieweit dem deutschen Studenten in Grenoble Gelegenheit gegeben ist, sich im Sprechen des Französischen zu üben. Eine wichtige Rolle dabei spielt es, wie er wohnt und wo er seine Mahlzeiten einnimmt. Das mag etwas sonderbar klingen, aber es ist doch thatsächlich so. Im Gegensatz

zu deutschen Verhältnissen giebt man sich in Grenoble, wie überhaupt in Frankreich meist in Pension. Die Preise schwanken zwischen 140 und 160 Frcs. pro Monat. Man kann allerdings auch schon für 110—120 Frcs. sehr gut aufgehoben sein, so z. B. in der Pension der Mdm. Dubois-Broust, die allgemein gelobt wird. Aber fragt man nun, wie es in solchen Pensionen mit dem Sprechen steht, so hört man meistens: „Ja in der Sprache kann man nicht viel profitiren; es sind fast lauter Deutsche da.“ Das Ideal wäre natürlich eine Pension, in die ein, höchstens zwei Pensionäre aufgenommen würden, die dann auch Gelegenheit hätten, mit der Familie in näheren Verkehr zu treten. Solche sind aber wohl nur in sehr geringer Zahl vorhanden. Wer eine Pension einrichtet, der will damit ein Geschäft machen, und daß es natürlich aiel rentabler ist, acht, zehn Pensionäre zu haben, als einen, liegt auf der Hand. Wer nicht in eine Pension gehen will, kann sich natürlich auch eine „Bude“ miethen und im Hotel essen, aber für seine sprachliche Ausbildung wird das in den meisten Fällen auch nicht ersprießlich sein. Es giebt ja allerdings freundliche und redselige Wirthsleute, und wer sich's nicht verdrießen läßt, auf ihre Interessen einzugehen und in freundschaftlichen Verkehr mit ihnen zu treten, obgleich es vielleicht einfache Leute sind, der hat unter Umständen großen Vortheil davon. Ueberhaupt heißt es jede noch so geringfügige Gelegenheit wahrnehmen, wo es nur möglich ist, ein Gespräch anknüpfen; und bei dem lebhaften Charakter des Südfranzosen fällt das nicht zu schwer. Der betreffende Deutsche freilich muß auch eine gewisse Gabe dafür besitzen und Ausdauer muß er haben, besonders da der Reiz des Ungewohnten sehr bald verloren geht. Eine weitere Gelegenheit zum Sprechen ist dadurch geboten, daß man mit einem älteren Schüler des Gymnasiums oder, wenn man Glück hat, mit einem jungen Officier, einen Stundenaustausch bewerkstelligen kann. Dies geschieht meist in der Weise, daß man mit einander spazieren geht und sich die Hälfte der Zeit deutsch, die Hälfte französisch unterhält. Der Verfasser selbst hat während seines Aufenthaltes in Grenoble mit einem Leutnant der Alpenjäger in dieser eben so angenehmen wie nutzbringenden Weise aerkehrt. Daß Verkehr in einer gebildeten Familie von höchstem Vortheile für die Aneignung der Conversationssprache ist, ist ja selbstverständlich. Früher ist hierzu anscheinend leichter Gelegenheit geboten gewesen, als jetzt. Dies läßt sich wenigstens aus dem Urtheil eines Schulmannes aus dem Jahre 1898 schließen, in dem es heißt: „Die Familien aon Grenoble kommen den Fremden mit großer Liebenswürdigkeit entgegen“ und ferner: „Einen großen Theil der freien Zeit nimmt ein mehr oder minder ausgebreiteter Familienaerkehr in Anspruch, der sich bald für einen jeden findet.“ Das ist allerdings wesentlich anders geworden, und leicht erklärlich ist dies, wenn man berücksichtigt, daß an den Feriencursen des Jahres 1898, auf die sich diese Mittheilungen beziehen, im Ganzen nur 35 Ausländer Theil nahmen. Während des Sommer-Semesters 1902 dagegen waren schon etwa 100 Deutsche da und die Zahl Derer, die sich an den Feriencursen betheiligten, war bereits im Jahre 1900 auf 200 gestiegen. Daß sich bei einer derartigen Anzahl nicht für Jeden, nicht einmal für eine größere Anzahl ein ausgebreiteter Familienverkehr finden kann, ist ohne Weiteres einleuchtend. Immerhin mag erwähnt werden, daß einige Professoren-Damen einen jour fixe haben, zu dem sich die deutschen Studenten einfinden können und freundlich aufgenommen werden, eine Gelegenheit, die also Jedem offen steht. Aber auch diese wird natürlich illusorisch, sobald sie aon einer größeren Anzahl wahrgenommen wird. Also auf Familienaerkehr darf man im Allgemeinen nicht rechnen. Immerhin finden sich aber doch für Jeden, der sich dies nur ernstlich angelegen sein läßt, noch Gelegenheiten genug, französisch zu sprechen, und daß an anderen französischen Universitäten die Verhältnisse in dieser Beziehung wesentlich günstiger liegen sallten, halte ich mindestens für sehr zweifelhaft.

Es kommen aber für den Besuch von Grenoble noch andere Umstände in Betracht, und besonders ist es seine herrliche Lage, der es einen großen Theil seiner Anziehungskraft verdankt. Der geneigte Leser mag mit mir auf die Moucherotte hinaufsteigen, den schönsten Aussichtspunkt in der Nähe Grenobles. Ziemlich isolirt und nach Norden und Osten zu steil abfallend erhebt sie sich bis zu einer Höhe von 1900 m. Wir müssen ganz wacker steigen, und manchen Schweißtropfen kostet es, ehe wir nach 6 bis 7 Stunden dem Gipfel nahe kommen. Der Aufstieg wird von Westen her bewerkstelligt, wo sich der Berg ziemlich allmälig in breiter Fläche hinabsenkt, so daß von der Gegend nur ein kleiner Theil sichtbar wird. Und dann sehen wir uns plötzlich nach wenigen Schritten am Rande eines gähnenden Abgrundes und ein großartiges Panorama enthüllt sich vor unseren Blicken. Wir stehen da, staunend und bewundernd. Aber wir sind ja heraufgestiegen, um uns über die Lage Grenobles zu orientiren. Eilen wir, daß uns nicht jene grauen Wolkenschwaden, die da herangejagt kommen, die Aussicht gar aerdecken. Sieh hinunter über die Felsenwände des Gipfels, über die Almen und über die waldigen Hänge, die sich dann hinabsenken, immer weiter, immer tiefer. Dort schlängelt sich 1700 m unter uns das Silberband der Isère in tausend Windungen durch die herrliche Edene von Grésivaudan. Und dort, wo sie ia scharfer Biegung die Spitze des Gebirgs umfließt und wo von Süden her die Wasser des Drac stürmisch drängend sich mit ihr vereinigen, da liegt ein breiter, rother, zackiger Punkt; das ist Grenable. Direct dahinter, in dem Dreieck, das die Isère bildet, steigen schroff die Berge der Chartreuse auf, unmittelbar über Grenable als südlichste Spitze der Mont Rachais (1057 m), auf dessen Vorsprüngen wir noch die malerischen Befestigungen des Fort Rabot wahrnehmen können; links daneben die felsenstarrende Casque de Néron, rechts ein Felsenwall der trotzige St. Eynard (1359 m) und noch weiter hin die Dent de Crolles (2066 m), die einem mächtigen Backenzahne täuschend ähnlich sieht. Zwischen Casque de Néron und Rachais sieht die kühne Spitze der Pinea (1770 m) hervor, rechts daaon die prächtige Chamchurde (2087 m und dahinter etwa in der Mitte des Gebirgsstocks die Felszacken des Grand Som (2033 m), an dessen Fuße in einem idyllischen, weltabgeschiedenen Waldthale das Kloster der Grande Chartreuse liegt. Das ist der Norden. Hinter uns im Süden erheben sich die Berge des Vercors mit seinen wildromantischen Schluchten, in denen durch Tunnel nnd Galerien hoch über dem auf ihrem Grunde rauschenden Wasser die Straße dahinführt. Auch die Moucherotte gehört zu diesem Gebirge, sowie die südlich davon liegende Moucherolle (2289 m) und der Mont Aiguille oder Mont Inaccessible (2097 m), eines aon den „sieben Wundern des Dauphiné“, und zwar außer den Schluchten des Vercors das Einzige, was auf diese Bezeichnung Anspruch machen darf. Der ganze Horizont aor uns aber im Osten ist von einem mächtigen Schnee- und Gletschergürtel umkränzt. Gleich drüben auf der anderen Seite des Thales von Grésivaudan erglänzen über den schwarzbewaldeten Vorbergen die Schneefelder der Belledonne mit den drei Pics de Belledonne (2971 m), der Lance de Domène und dem Croix de Chamrousse, und weiter südlich in derselben Linie die isolirt sich erhebende Masse des Taillefer (2861 m). Dahinter aber thürmen sich die Riesen des Hochdauphiné. Zunächst hinter der Belledonnekette die Gletscher der Grandes Rousses (3473 m) und dann die Spitzen der Meije (3987 m), des Pelvoux (3938 m), der Barre des Ecrins (4103 m) und wie sie alle heißen. Den prächtigsten Anblick gewährt aber die majestätische, schneeweiße Kuppe des Mont Blanc, die sich in herrlicher Klarheit in dem Ausschnitt erhebt, der durch das Thal von Grésivauban gebildet wird. 100 km etwa ist er von Grenoble entfernt, und doch ist er noch in solcher Größe und aft so deutlich sichtbar, daß man ihn von der Stadt aus ganz allein photographiren kann.

Aber nicht nur schön, sondern auch überaus günstig für den Verkehr liegt Grenoble, sodaß all die prächtigen Punkte der Umgebung leicht erreicht werden können. In den großen Thälern läuft die Eisenbahn, daneben giebt es ein weitverzweigtes Netz aon elektrischen Bahnen, die die Stelle unserer Schmalspurbahnen oertreten, und hoch in die Berge hinauf und über die Pässe besteht ein regelmäßiger Wagenverkehr. Fast alle Touren ins Massif de la Grande Chartreuse, sowie ins Vercors kann man, wenn man sich etwas eingelebt hat, allein unternehmen. Außerdem veranstaltet der Club des Grimpeurs jeden Sonntag Ausflüge in die aähere Umgebung, zu denen auch die deutschen Studenten eingeladen werden; und sie betheiligen sich immer so eifrig daran, daß sie meist bei Weitem in der Majorität sind. Ausflüge weiter hinauf in die Schneeregion unternimmt dann nnd wann der Club Alpin Français, und auch zu diesen werden die deutschen Studenten aufgefordert. Wer dagegen gefährlichere Klettereien oder Hochtouren unternehmen will, der muß sich wie überall einen Führer nehmen. Also für den, der die gewaltige Natur der Alpen liebt, kann es gar keine günstiger und schöner gelegene Universität als Grenoble geben.

Zum Schlusse sei mir nun vergönnt, noch Einiges über das Leben des deutschen Studenten in Grenoble selbst zu sagen, soweit seine Zeit nicht dem Studium gewidmet ist. Hervorgehoben werden muß vor allen Dingen, daß studentische Corporationen in unserem Sinne an den französischen Universitäten etwas vollkommen Unbekanntes sind. Ueberhaupt spielt der Student in Frankreich eine viel unbedeutendere Rolle als in Deutschland. Sonderbar muthet es uns schon an, wenn die französischen Studenten dann und wann im Colleg verlesen werden, um festzustellen, wer erschienen und wer ausgeblieben ist. Die deutschen Juristen, denen gegenüber dies Verfahren im Sommer dieses Jahres auch einige Male beobachtet wurde, nahmen das allerdings sehr ungnädig auf und wurden dagegen vorstellig, worauf es dann unterblieb. Auffällig ist in Grenoble auch die geringe Zahl der französischen Studenten. Wenn wir in Deutschland eine Universität hätten, die nur annähernd so schön gelegen wäre, wie Grenoble, ich bin überzeugt, sie würde im Sommer wenigstens geradezu überfüllt sein. Daß dies in Grenoble gar nicht der Fall ist, findet wohl, wie so vieles Andere, seinen Grund in der unheilvollen Centralisation, durch die im Interesse von Paris ganz Frankreich benachtheiligt wird. Verkehr besteht zwischen den deutschen und französischen Studenten fast gar nicht, und nur auf der Réunion erscheinen meist einige von den letzteren. Auf der Réunion — oder sagen wir besser auf dem „Deutschen Abend“. Das Comité de Patronage nämlich, das in der Sorge für die fremden Studenten äußerst rührig ist, hat diesen Abend eingerichtet, in der Absicht, den Verkehr zwischen den Einheimischen und den fremden Studenten zu vermitteln. Die Mehrzahl der Anwesenden sind natürlich deutsche Studenten. Dann kommen aber auch, wie schon erwähnt, einige französische Studenten, einige Gymnasiasten, auch dann und wann einige Universitätsprofessoren, und unter ihnen besonders der liebenswürdige Mr. Duquesne, der sogar einen deutschen Salamandre zu commandiren versteht, Mitglieder des Grimpeurclubs und sogar dann und wann Damen, deutsche sowohl wie französische. Und dann wird bei dem höchst mittelmäßigen französischen Biere ein gemüthlicher, deutscher Bierabend veranstaltet. Die Deutschen singen ihre kräftigen Burschenlieder und die Franzosen lauschen aufmerksam, denn Chorgesänge, und noch dazu derartige, scheinen ihnen etwas ziemlich Unbekanntes zu sein. Dagegen sind sie stark in Solovorträgen, sowohl in Liedern als in Recitationen. Dann wird von den Deutschen ein urkräftiger Salamander gerieben und die Franzosen antworten mit einem Pan oder gar mit einem Pan Double (taktmäßiges Händeklatschen). Weiter werden musikalische Vorträge geboten, auf dem Clavier und auf der Geige, und zuletzt geht's wohl noch zum „Vater Casimir“, der mit einigen deutschen Kraftausdrücken um sich werfen kann, gutes Bier hat und dann und wann eine Pastete zum Besten giebt.

Wenn keine Réunion ist, geht man Abends nach des Landes Sitte meist in eines der Cafés an der Place Victor Hugo oder der Place Grenette. Da sitzt man auf den breiten Trottoirs an den kleinen, runden Tischen und ißt eine Portion Eis oder trinkt einen „Bock“, eine Grenadine, Eiskaffee, Citronwasser, Absinth, Byrrh, und wie die schönen Sachen alle heißen. Und dazu amüsirt man sich über die Damen am Nebentische, die ihre Flûte Bier (½ Schnitt) aus einem Strohhalm schlürfen, oder über jenen Herrn, der nach zwei Stunden immer noch bei dem ersten Glase Bier sitzt. Bei uns könnte so etwas nicht vorkommen; hier ist das etwas ganz Anderes. Am schönsten ist es aber, wenn am Sonnabend Abend die Retraite der schneidigen Alpenjäger vorbeizieht. Die hübschen Uniformen, die schmetternde Musik, die Pechfackeln, die wogende Menge der Zuhörer — das vergißt Keiner wieder, der es einmal mit angesehen hat. Möge die Zahl Derer immer größer werden, die mir darin beistimmen können, und mögen auch diese Zeilen dazu beitragen, der schönen Stadt Grenoble Besucher und ihrer Universität Hörer zuzuführen.

E. Mörbitz.

Bücherbesprechungen.

— **Martin Greif, Neue Lieder und Mären.** Mit einem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Wilhelm Trübner. C. F. Amelangs Verlag in Leipzig. 8°. IX, 300 S. Geb. 4 ℳ. — Der „Dichterwunsch“, den Martin Greif in der 6. Aufl. seiner Gedichte 1895 S. 48 ausspricht, das Geschick möge ihm vergönnen, daß ein Liedertraum bis zuletzt sein Haupt umfliege, ist in Erfüllung gegangen: Martin Greif bescheert uns als köstliche Weihnachtsgabe in dem vorliegenden, auch vom Verlag schön ausgestatteten neuen Bande die zweite Hälfte seiner Lyrik. Was das heißen will, wird uns klar, wenn wir erwägen, daß es in erster Linie der alte Gedichtband ist, der Greifs Dichterruf in weiten Kreisen unseres Volkes begründet und befestigt hat. Dieser alte, an Umfang wie Gehalt stetig gewachsene Band umspannt mit seinen 6 Auflagen die Zeit von 1868—1895, also fast ein Menschenalter! Und diesem Grund- und Hauptwerke sollen die „Neuen Lieder und Mären“ ebenbürtig sein? Sie sind es aus mehreren Gründen, deren einige ich anführen will. Auch der neue Band enthält nicht nur Dichtungen aus der Zeit 1895—1902. Vieles bisher Ungedruckte war auch 1895 aus Raummangel zurückgestellt; andere Gedichte die schon vorher Lieblinge des Publicums geworden waren, schieden bei der 6. Auflage aus, um Neuentstandenem Platz zu machen. Und wie reich quoll auch in den letzten Jahren die dichterische Ader Greifs! Die überwiegende Anzahl der Gedichte des neuen Bandes ist neueren Datums, vor Allem vieles unter den gewichtigen Balladen und die zwei Balladenkränze „Die Brautkrone“ (S. 181—200) und „Die Kristall-Königin“ (S. 200—212), die dem berühmten „Klagenden Lied“ des alten Bandes würdig an die Seite treten. An Vielseitigkeit des Tones und Reichthum übertrifft überhaupt diesmal die epische Abtheilung „Balladen und Mären“ den früheren Band wesentlich. Greif hat dem neuen Bande die Eintheilung des alten gegeben. Bei der großen Einheitlichkeit seines ganzen Schaffens als Lyriker und seiner Originalität, die schon vielen seiner frühesten Gedichte ein deutlich Greifsches Gepräge gab, durfte er dies wagen. So macht denn auch der neue Band einen einheitlichen Eindruck. Mögen auch einzelne Gedichte desselben in ihrem Entstehen fast vier Jahrzehnte auseinanderliegen, es ist im Allgemeinen die nämliche Frische des Empfindens, dasselbe Feuer der Seele, der gleiche Fluß der Sprache, die alte Musik des Verses, es bleibt jene Innigkeit und Schlichtheit des Volkstones, die kaum von einem anderen neueren Dichter überboten ist. Allerdings mag die Ueberlegenheit, die lange Kunstübung gewährt, wo es nöthig war, Unebenheiten der alten Form ausgeglichen haben; in den neueren größeren Schöpfungen, zumal der „Kristall-Königin“, zeigt sich diese Meisterschaft von ihrer glänzendsten Seite. Daß zu alledem die Milde, Lebenserfahrung und Abgeklärtheit des Alters kommt, daß diese sich vor Allem in den reich vertretenen reflectirenden Dichtungen, besonders den herrlichen Sinngedichten zeigt, wird Niemand Wunder nehmen. Jedenfalls muß selbst der, der Greif noch nicht kennen sollte, beim Lesen des neuen Bandes bald inne werden, daß er hier eine echte, volle Dichternatur vor sich hat, der die Gabe verliehen ist, auch den unscheinbarsten Gegenstand, den ihr Zauberstab berührt, in Gold zu verwandeln. Ich betone nochmals ausdrücklich: Nicht nur im engeren Kreis des Liedes, des Naturbildes, der Ballade, sondern auch auf den Gebieten, die von der reinen Lyrik mehr abseits liegen, den Widmungen, Gedenkblättern und Sinngedichten finden wir eine Menge erstclassiger Gedichte, wahrer Perlen, obwohl sich auch an diesem Bande Greifs Wort bewahrheitet: „Denn des Dichters schönstes Buch bleiben seine Lieder“; diese füllen 212 Seiten, die mehr reflectirenden Dichtungen etwa 90 Seiten. Fragen wir nach den Grundlagen, auf denen diese Welt voll Schönheit und Gestalt sich aufbaut, so müssen wir sagen: Es sind — dichterisch und menschlich erklärt, aber treu und unverfälscht — die alten Züge deutschen Volksthums, die Greifs Dichtung widerspiegelt. Ein glücklicher Instinct führte den Dichter in jungen Jahren zu diesem Quell unseres Wesens, bewußtes, mühsames Studium ließ ihn in einem arbeitsreichen Leben über die Charakterzüge unseres Volksthums zu voller und seltener Klarheit kommen. Das ist ihm Richtschnur geblieben. Zwar „modern“ ist diese Richtschnur nicht, aber was thut's? Ueber allen tollen Taumel modernen Decadenten- und Uebermenschen-Wesens wird sich immer wieder siegreich unser eingeborenes altes Volksthum erheben und mit ihm sein treuer Verkündiger und Verherrlicher Martin Greif.

Julius Sahr.

— **Hohe Sommertage.** Neue Gedichte von **Gustav Falke.** Hamburg, Alfred Janssen, 1902. Preis gebunden 3 ℳ. — Es ist uns immer eine Freude, wenn wir in einer

von unseren Zeitschriften einem Gedichte Gustav Falkes begegnen. Er ist unter den zahlreichen Lyrikern unserer Tage eine Erscheinung, die sich abhebt von dem Schwarme der Alltagssänger. Erstens einmal hat er selbständige Gedanken, es ist nicht das tausendmal schon Gesungene und Gesagte, das er noch einmal in etwas veränderter Einkleidung bringt, sondern er geht seine eigenen Wege. Und zweitens hat er Empfindung für die Melodie der Sprache. Die meisten seiner Gedichte reizen geradezu zum Lautlesen, das ist ein sicheres Zeichen dafür, daß die Verse nicht auf dem Papiere abgezählt und ausgeklügelt, sondern in dem inneren Ohre lebendig geworden sind und von da den Weg durch die Hand auf das Blatt gefunden haben. Auch in den „Hohen Sommertagen“ — sollte es nicht besser „Hochsommertage“ heißen? — finden sich sehr schöne Sachen, an denen man sich von Herzen freut. Und wenn einem Anderes daneben schwächer vorkommen will, so soll man eines nicht vergessen: Jedes Lied will seine eigene Stimmung haben, es liegt häufig nicht an dem Sänger, wenn seine Töne nicht den rechten Widerhall finden. Jedenfalls ist Gustav Falke ein Dichter, dem es ernst ist mit seinem Berufe und der ernst genommen werden muß. Nicht überall können wir dem Fluge seiner Begeisterung folgen, z. B. in seinem Prolog zu der Hamburger Nietzsche-Gedenkfeier. Aber selbst da hat seine Sprache etwas Bannendes und Zwingendes, dem man sich schwer entzieht. Seine Freunde werden die neue Sammlung mit Freuden begrüßen. Wer ihn aber noch nicht kennt, dem sei das fein ausgestattete Bändchen bestens empfohlen. Er ist ein Dichter, dessen Bekanntschaft zu machen sich verlohnt. R. B.

— **Goethes Werke.** Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 30 Bände in elegantem Leinenband zu je 2 M. (Meyers Classiker-Ausgaben. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) — Mit dem Erscheinen des 5. und 6. Bandes thut die Goetheausgabe des Bibliographischen Instituts einen mächtigen und bedeutungsvollen Schritt nach vorwärts. Liegen doch nunmehr Faust, Iphigenie und Tasso in kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgaben vor. Was zunächst den 5. Band anbelangt, so erscheint als Herausgeber des gesammten „Faust“ Prof. Otto Harnack, der Verfasser des in seiner Art classischen Buches „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“. Harnack sah sich hier vor eine außerordentlich schwierige Aufgabe gestellt, galt es doch, in gedrängt gehaltener Einleitung, ebensolchen Fußnoten und einer Reihe kritisch-exegetischer Beigaben das Weltdrama selbst und die massenhafte Literatur, die es gezeitigt hat, dem Verhältnisse unseres Volkes nahe zu bringen. Was zu diesem Zwecke auf dem Raume von 22 Seiten Einleitung und 70 Seiten Commentar geleistet werden kann, ist geleistet worden. Ueberflüssig gemacht sollten ja die vorhandenen Faustcommentare nicht werden. Allzu große Sparsamkeitsrücksichten scheinen bei Anbringung der Textnoten im zweiten Faust gewaltet zu haben. Hatte der Hr. Herausgeber dabei Leser ohne allen Anflug gelehrter Bildung vor Augen — und darauf weisen doch Anmerkungen wie die auf S. 444 hin, wo die Schauspieleranweisung „ad spectatores“ unter dem Texte verdeutscht wird — dann mußte auch der ganze Text in reichlicherer Weise mit Fußnoten ausgestattet werden. Etwas mehr hätte auf keinen Fall geschadet. Uebrigens sei es ferne von uns, dem Verdienstlichen der Harnackschen Bearbeitung mit dieser Bemerkung Abbruch thun zu wollen. Manches feinsinnige, manches „klug abwägende“ Wort wird auf guten Boden fallen und dem Verständnisse der Dichtung zu gute kommen. — Der Herausgeber des 6. Bandes ist Dr. Karl Heinemann selbst, der oberste Leiter des ganzen Unternehmens. Außer der Iphigenie und dem Tasso enthält der Band „Die natürliche Tochter“ und die beiden Jugendstücke „Die Mitschuldigen“ und „Die Laune des Verliebten“. Die knapp gehaltenen Einleitungen und Anmerkungen orientiren in durchaus ausreichender Weise und stellen sämmtliche durch die literarischen und ästhetischen Forschungen der jüngsten Zeit aufgeworfenen Fragen, z. B die Heilung des Orestes, zur Erörterung. Wünschen wir der prächtigen Goetheausgabe des Bibliographischen Instituts auch im neuen Jahre frischen und fröhlichen Fortgang! Prof. Dr. H. C. K.

— **Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes von O. Hendel**, Halle a/S. 1902. — Der rührige hallische Verlag hat soeben eine neue Folge der bekannten gelben Hefte herausgegeben, die einen bunten Strauß der verschiedenartigsten Blüthen der Weltliteratur enthalten. Wie der Theaterdirector im Vorspiel zum „Faust“ scheint der Verlag nach dem Grundsatze zu handeln: „Wer vieles bringt, wird Jedem etwas bringen.“ So sehr ein solches Bestreben Anerkennung verdient, so glauben wir doch das Bedenken äußern zu müssen, daß der Verlag in Verfolgung dieses schönen Gedankens seinen eigenen Vortheil nicht genügend wahre, indem neben allgemein begehrten Werken vielfach auch solche Schriften Aufnahme finden werden, die nur mehr literarhistorischen Werth besitzen und daher auf wenig Zuspruch rechnen können. Ganz gewiß ist es ja ein Verdienst, aus den Trümmern vergangener Literaturepochen das Brauchbare zu retten und der Nachwelt zu erhalten, allein die Freude des Schatzfinders wird oft den Forscher verleiten, die Bedeutung des Fundobjects zu überschätzen und den Zeitgenossen dichterische Erzeugnisse zu empfehlen, für die das moderne Publicum wenig Empfänglichkeit zeigt. Bei Durchsicht der neu zur Ausgabe gelangten Hendel-Bändchen, die die Nummern 1590 bis mit 1611 umfassen, sind wir auf einige solcher schimmernden Scherben gestoßen, denen wir für die Gegenwart nur bedingten Werth beilegen möchten. Das aus dem Französischen stammende Lustspiel Karl Friedrich Gustav Töpfers, betitelt „Der Pariser Taugenichts“, ist ja ein recht hübsches Stück, das noch heute auf rührsame Seelen Eindruck machen wird, allein Anspruch auf Unsterblichkeit kann es ebenso wenig erheben, wie Bauernfelds romantisches Märchenstück „Fortunat“, das übrigens zweifellos höher einzuschätzen ist. — Ins elfte Jahrhundert n. Chr. werden wir durch die Sprüche Omar Chajjams, des persischen Dichterphilosophen, zurückgeführt. So sympathisch die Gestalt dieses unerschrockenen Freigeistes in einer Zeit der strengsten islamitischen Orthodoxie berühren mag, so dürften seine unbekümmerten Lebensgenuß predigenden Vierzeiler mehr für Sprachforscher und Culturhistoriker als für den Literaturfreund Interesse bieten. — Eduard Douwes Dekker, der geistreiche Holländer, qui multa tulit, daher er Multatuli sich als Schriftsteller benamste, scheint im Hendel-Verlag einen kräftigen Anwalt und Förderer seines Nachruhms gefunden zu haben; denn es sind schon mehrere andere Schriften von ihm im gelben Röcklein erschienen. Die uns vorliegenden „Millionenstudien“ gehören zu den obenerwähnten literarischen Erzeugnissen, denen die Gegenwart wenig Interesse entgegenbringt. Und doch glauben wir, daß bei der Wahl dieses Werkes der Verlag einen glücklichen Griff gethan hat. Zwar ist die Lectüre der Millionenstudien eine schwer genießliche Kost; wer sich aber einmal an Multatulis Schreibweise gewöhnt hat und die nöthige Bildung besitzt, seine politischen Glossen and philosophischen Betrachtungen zu verstehen, dem werden die Millionenstudien hohen Genuß bereiten. — Verschiedener Ansicht kann man sein über den Katakombenroman Fabiola, eine Erzählung des englischen Cardinals Wisemann ad majorem gloriam martyrorum. Zweifellos sind diesem in katholischen Kreisen mit ungeheurem Beifall aufgenommenen Buche große poetische Vorzüge eigen, trotzdem aber glauben wir, daß es in einer christlich-katholischen Bücherei besser aufgehoben sein würde, als in der Bibliothek der Gesammtliteratur. — Eine treffliche Erwerbung, die uneingeschränktes Lob verdient, hat die Hendel-Bibliothek mit einem 4actigen Lustspiel des Grafen Tolstoi gemacht. „Die Früchte der Aufklärung“ lassen uns den berühmten russischen Dichter und Sittenprediger als Satiriker kennen lernen, der mit geistreichem Spott den spiritistischen Humbug bekämpft, der sich in den aristokratischen Kreisen Rußlands eingenistet. — Ein unbestrittenes Verdienst hat sich der Verlag erworben durch Aufnahme des von Heinrich Hersch bearbeiteten Briefwechsels Friedrichs des Großen mit Voltaire. Die Zugänglichmachung dieser privaten Correspondenz, die so tiefe Einblicke in das Seelenleben des großen Preußenkönigs gestattet, wird allseitige Anerkennung finden. — Freunde der niederdeutschen Literatur endlich werden ihre Freude haben an John Brinckmanns von echt Rostocker Luft durchwehter Erzählung „Kasper-Ohm un ick“, sowie an der dramatischen Bearbeitung von Fritz Reuters „Ut mine Festungstid“ von William Schirmer. J. O.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 146. Sonnabend, den 6. December, Abends. 1902.

Björnson.

Zum siebzigsten Geburtstage des Dichters

(geb. 8. December 1832).

Daß man einem ausländischen Schriftsteller, einem fremden Dichter zu seinem siebzigsten Geburtstagsfest Ovationen darbringt, gehört in Deutschland nicht zu den alltäglichen Dingen. Nur ganz Wenige werden dieser Ehre für würdig befunden; es müssen schon Menschen sein, deren Worte über die Grenzen ihrer Heimath dringen, deren Werke über den Nutzen, den sie dem engeren Vaterland bringen, hinaus für die Allgemeinheit wirken. Menschen müssen es sein, die ihrer Bedeutung, ihrem Werth nach nicht mehr ihrem Lande, sondern der Welt gehören. Björnson wird jetzt in Deutschland gefeiert, Vorträge über ihn sind schon seit Monaten gehalten worden; über seine Werke, sein Wirken sind die verschiedensten Betrachtungen angestellt worden; verschollene Stücke von ihm werden ans Bühnenlicht gezogen, längst bekannte Werke werden wieder vorgeführt, eine Ausgabe seiner lyrischen Gedichte wird zu seinem siebzigsten Geburtstag erfolgen, Collin wird eine Festschrift über den Dichter veröffentlichen — kurz, Alles von Björnson erhält einen Schein großer Wichtigkeit, man will dem Dichter in Jedem, auch dem Kleinsten gerecht werden. Ganz in den Vordergrund des literarischen Interesses wird Björnson gedrängt, der die rechte Persönlichkeit dazu ist, im Leben sich an die ersten Plätze zu stellen, zu reden, zu kämpfen, zu schelten, immer in Bewegung zu sein, immer die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, als Politiker oder als Journalist, als Moralprediger oder als Volksredner, als Erzähler oder als Bühnenschriftsteller. Ein Mann ist er, dem es nur wohl ist, wenn er im hellsten Licht des Tages steht, auf viele Menschen einwirken kann. Eine Freude ist es ihm, sich zu reiben an Anderen in Scherz und Ernst. Er muß sagen, was er denkt, was ihn bewegt, und er findet oft die dafür geschaffene Form. Ein geborener Parteistifter und Parteiführer ist er, er meint im Namen von Tausenden zu sprechen und handeln zu dürfen, all diese Tausende, davon ist er überzeugt, stehen hinter ihm, halten zu ihm, stützen ihn und sind zu seiner Vertheidigung bereit und deshalb klingt Alles, was er sagt, so überzeugt. Ihm kommt kein Zweifel und wie könnte ein Zweifel Anderen kommen? An der Spitze seines Volks steht er, im Namen seines Volks spricht er, von seines Volks Gnaden ist er zum Lenker und Herrscher berufen. Er hält zu seinem Norwegen und sein Norwegen steht treu zu ihm. Einmal hat er gesagt, als es hieß, er werde, satt der heimischen Streitigkeiten, seinen Aufenthalt in Norwegen aufgeben und nach München übersiedeln: „Ich will in Norwegen wohnen, ich will in Norwegen prügeln und geprügelt werden; ich will siegen und sterben in Norwegen.“

Dieser nationalste Schriftsteller, den Norwegen jetzt hat, ist der geborene Kämpfer. Selbst aus den Bildern, die ja Jeder von ihm kennt, gewinnt man eine deutliche Vorstellung seiner Persönlichkeit. Einer, der ihn lange und gründlich kennt, sagt, was sich knapper und besser nicht anders sagen läßt: Man braucht Björnson nur flüchtig gesehen zu haben, um zu wissen, wie vortrefflich ihm die Natur zu dem heißen Kampf des literarischen Lebens ausgerüstet hatte. Man sieht selten eine so kraftvolle Gestalt, wie geschaffen, in Granit ausgehauen zu werden. Es giebt wohl keine Arbeit, die in dem Grade alle Lebensgeister erregt, die Sinne angreift, das Nervensystem verfeinert und schwächt, wie die schriftstellerische Thätigkeit. Aber bei ihm stand nichts zu befürchten. Das Mark in diesem Rücken war gut und heil, diese Schultern waren dazu geschaffen, die Stöße des Lebens auszuhalten und derbe Püffe zurückzugeben. Und nun gar die Nerven! Falls Björnson persönlich, aus eigener Erfahrung gelernt hat, was man unter Nerven versteht — und das ist sehr wahrscheinlich, denn man ist nicht ungestraft das Kind seines Jahrhunderts — so ist er wenigstens als Dichter niemals nervös, nicht wenn er fein ist, nicht einmal, wenn er, wie es ab und zu einmal vorkommt, sentimental ist; bei ihm findet sich keine Spur der übermäßigen Verfeinerung, wie sie ein leichter Grad von Kränklichkeit oder Angestrengtheit verleiht. Stark wie das Raubthier, dessen Namen zweimal in dem seinen vorkommt, steigt er vor der Erinnerung auf mit dem mächtigen Kopfe, dem geschlossenen Munde und dem scharfen Blick hinter der Brille. Sein Aeußeres verräth den Priestersohn, Stimme, Mienenspiel und Gesten lassen erkennen, daß er eine ausgeprägtere schauspielerische Begabung besitzt als viele andere Dichter. Literarische Feindschaften würden ihn unmöglich fällen können und was die größte Gefahr für den Schriftsteller, das Todtschweigen, anbelangt, eine Gefahr, die mehrere Jahre hindurch seinem großen Nebenbuhler Henrik Ibsen drohte, so war sie hier ausgeschlossen; denn er führte sich schon als junger Theaterreferent und Politiker so kampfeslustig in die Literatur ein, daß es Lärm und Getöse um ihn herum gab. Er empfand wie Thorbjörn in „Synnöve Solbakken“ in seiner frühen Jugend die Rauflust des Starken und schlug sich wie Sigurd in „Sigurds Flucht“, zunächst um seine Kräfte zu üben, sodann infolge eines naiven und lebhaften, wenn auch oft fehlgreifenden Rechtsgefühls. Er verstand jedenfalls von Grund aus die Kunst, auf sich aufmerksam zu machen. Das heißt, daß er mit seiner sanguinischen und sonnenfrohen Anlage sich im vollen Tageslicht des Lebens wohlfühlte. Ihm war die Lichtfurcht unbekannt, die so häufig scheueren und zurückhaltenderen Naturen, die stets etwas zu überwinden haben, wenn sie ihre körperliche oder geistige Persönlichkeit zur Schau stellen, noch anhaftet. Ibsen hat in seinem Gedichte Lichtfurcht dieses Gefühl geschildert: „Nun nahn des Tages, Des Lebens Lärm und Lust, Und kalte Schauder thronen Mir in der zagen Brust. Ich berg mich in den Schleier Der schreckensbleichen Nacht, Die hat die Schwingen freier Zum Fluge mir gemacht. Entrissen Deinem Schoße Mag ich den Tag nicht sehn, Das Heilige, das Große Wird mir nur Nachts erstehn.“ Keine Naturanlage ist entfernter von der Björnsons als diese, die sich hier in schönen und muthigen Worten, die auf Ein Puppenheim und Gespenster hinzudeuten scheinen, ausspricht. Er ist seinem Wesen nach halb Clanhäuptling, halb Dichter; er vereinigt in seiner Person die beiden Hauptgestalten des alten Norwegens: den Häuptling und den Skalden. Er ist in seinem Gedankengange halb Volkstribun, halb Laienprädicant, d. h. er vereint in seinem öffentlichen Auftreten das politische und religiöse Pathos seiner Landsleute und das in noch höherem Grade, seit er sich von der herrschenden Theologie losgerissen hat. Da Björnson Priestersohn ist, so scheint der Hang zum Predigen bei ihm ererbt, er ist der geborene Missionar. Die Religiosität, die er verkündigte, war anfangs rechtgläubig. Als er sich während seines Entwickelungsganges genöthigt sah, sich von der Orthodoxie zu entfernen, blieb der Verkündigungstrieb derselbe. Die Verkündigung veränderte sich auch gar nicht formell, nur trat an Stelle der Dogmenlehre jetzt die Moral der Orthodoxie. Ein Autor kann große und seltene Fähigkeiten besitzen und doch durch den scheinbaren Contrast seiner Begabung mit den nationalen Eigenthümlichkeiten seines Volkes oder seinen wirklichen Contrast mit der Entwickelungsstufe seines Volkes lange daran verhindert sein, durchzudringen. Viele Größen haben darunter gelitten. Viele gleich Byron, Shelley, Heine, Henrik Ibsen haben ihr Land verlassen. Noch weit Mehrere, die in der

Heimath geblieben sind, haben sich von ihrem Volke oerlassen gefühlt. Mit Björnson verhält es sich ganz anders. Er ist allerdings niemals oon dem ganzen norwegischen Volk friedlich anerkannt worden; erst nicht, weil seine Form so neu war, später nicht, weil seine Ideen so herausfordernd waren. Aber doch hat er sein Volk um sich und hinter sich, wie ehedem vielleicht nur noch Victor Hugo. Und Hugo ist nicht so französisch wie Björnson norwegisch ist. Sein Name bedeutet soviel wie die norwegische Flagge. Er ist in seinen Vorzügen und Fehlern, seinem Genie und seinen Schwächen so ausgeprägt national wie Voltaire und Schiller. Es könnte oielleicht den Anschein haben, als wäre Ibsen mit seinem absonderlichen und scheuen, ernsthaften und geschlossenen Wesrn nationaler als der lichte Zukunftsherold Björnson. Aber daß auch das Offene, Redselige und Laute, auch das Kecke und Muntere norwegisch ist, das hat die norwegische Dichterschule des achtzehnten Jahrhunderts sowie Wergeland bewiesen und Björnson hat all das Wortkarge, Scheue, Gebundene und Schwere in seiner Kunst, in seinen erdichteten Figuren. Seine Offenherzigkeit als Mensch und seine Wortkargheit als Künstler, sein reizbares norwegisches Nationalgefühl einerseits und das lebhafte Bewußtsein von der Einseitigkeit und den geistigen Bedürfnissen und Nöthen dieses Volkes andererseits, dieses Bewußtsein, das ihn zum Skandinaoismus, zum Pangermanismus, zum Weltbürgerthum getrieben hat, all dies ist in seiner speciellen Mischung so ausgeprägt national, daß er in seiner Persönlichkeit den Inbegriff des Volkes bildet. Er repräsentirt keine Selbstkritik, keine mit Skorpionen peitschende Kritik wie die Turgenjews oder Ibsens, sondern ein scharfes und muthiges Urtheil, getrogen von der Liebe, gefällt ohne Melancholie. Denn niemals deckt er einen Schaden auf, an dessen Besserung und endliche Heilung er nicht glaubt, niemals ein Laster, an dessen Ausrottung er verzweifelt. Er hat einen wahren Köhlerglauben an das Gute in der Welt und besitzt den ganzen unüberwindlichen Optimismus eines großen Brausekopfes.

Der Predigerssohn Björnstjerne Björnson wurde am 8. December 1832 in einem Thal des Doovrefjäld, zu Kvikne geboren. Nur sechs Jahre verdrachte er in dieser öden und von Naturschönheiten ungeschmückten Gegend, wo sich kahle Felsen zeigen und der Boden schlecht und das Wetter ungünstig ist, so daß der Bauer in fünf Jahren nur auf ein Kornjahr rechnen kann; dann kam der alte Björnson nach Naesset in Romsdalen in eine reiche schöne Notur, die theilweise sogar große Züge trug, und zu einem beweglicheren und leicht angeregten Volk. Der Unterschied zwischen der Stätte seiner Geburt und seinem zweiten Wohnort konnte auf drn empfänglichen Jungen nicht ohne Wirkung bleiben; Björnstjerne lernte nachdenken, vergleichen. Schon ouf der Schule zu Molde zeigte sich's, daß in dem lebhaften Jungen so eine Art Parteistifter und Anführer steckte; er bildete Vereine, an deren Spitze er trat. Aber seine lebhafte Bethätigung nach Außen hin hinderte ihn nicht, sich geistig weiterzubilden, etwas wahllos vorerst natürlich. Was ihm in die Hände fiel, las er, gleichviel ob es nun historische Werke waren oder poetische, Asbjörnsons Volksmärchen, Landstads Volkslieder, Sagen, Wergelands Dichtungen. Er kam also in eine romantische Richtung und Auffassung, die noch anhielt, als er mit siebzehn Jahren nach Christiania auf die Universität ging, wo er sich besonders mit dänischer Literatur beschäftigte, daneben aber ein vergnügtes Leben führte. Das Theater besuchte er sehr gern und diese häufigen Besuche ließen bei ihm tiefe Eindrücke zurück. Ein Jahr verbrachte er daheim und jetzt begann sich ihm das Volksleben in einer anderen Beleuchtung zu zeigen und er dichtete Lieder im Stil der Volksgesänge, Lieder, die von den Bauern gesungen wurden. Als er dann nach Christiania zurückgekehrt war, bethätigte er sich als Kritiker, leidenschaftlich, mit jugendlichem Ungestüm, mit Schärfe, sodaß er sich Feinde genug machte, was ihn aber jetzt so wenig wie je kümmerte. Er widmete sich dem Studium der Werke der dänischen Philosophen Heiberg, Sibbern, Kierkegaard eingehend, kam aber bald ganz in den Bann Grundtvigs, dessen Betonen des Rechts der Lebensfreude und dessen Glauben an die Kräfte und Sendung des Nordens ihn lebhaft anzogen. Björnson aber beschränkte sich nicht darauf, aus Büchern seine Kenntnisse zu mehren, seinen geistigen Gesichtskreis zu erweitern, er wollte auch andere Menschen und andere Länder sehen und so reiste er nach Schweden und Dänemark. Allmälig wurde er sich seiner poetischen Anlage bewußt; den Plan freilich zu seinem Schauspiel „Die Neuvermählten" vermochte er noch nicht auszuführen; indeß wurde ein anderes Schauspiel „Zwischen den Schlachten" nicht nur oollendet, sondern sogar in Christiania aufgeführt. Vorläufig indeß ließ er weitere dramatische Arbeiten unausgeführt und wandte sich der Conception von Bauernerzählungen zu. Die Bauern kannte er genau, hatte er doch als Sohn eines Pfarrers seine Jugend auf Dörfern verbracht, und so schrieb er denn jene Geschichten, die ihn gleich bekannt gemocht haben, Geschichten, die im Sagenstil, in ruhiger Anschaulichkeit vom Leben, Lieben, Kämpfen, Hassen der Bauern erzählten. Man hat die treffende Bemerkung gemocht: Björnson gehört zu den Glücklichen, die sofort ihre Form finden. „Synnöve Solbakken", seine älteste Novelle, war fehlerlos in ihrem Guß. Er hatte keine harten Kämpfe mit einem widerspenstigen Stoff nöthig, ehe er seinen Werken inneres Gleichgewicht zu geben vermochte. Sie rannen aus dem Tiegel in die Form und standen mit plastischer Sicherheit fest wie Denkmäler. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß Björnsons Dichterleben vom Umhertasten und von Umschlägen verschont gedlieden ist. Aber seine Laufbahn war nicht wie die vieler Anderer eine Gebirgsbesteigung im Nebel gekrönt von einigen sonnigen Stunden auf dem Gipfel; sie war eine Besteigung bei gutem Wetter, reich an schönen Ausblicken. Eigentlich ist sein Entwickelungsgang folgender gewesen. Trotz ursprünglich weniger und [illegible] Ideen begann er mit der höchsten Vollendung in künstlerischer Weise, um dann mit der Zeit ein stets reicheres Ideenleben und stets größere Kenntniß des menschlichen Herzens in seinen Werken niederzulegen. Er hat allerdings während seines Fortschreitens nichts an poetischem Werth verloren, er hat aber ganz gewiß etwas an plostischem Gleichgewicht eingebüßt.

Es war natürlich daß Björnsons Erzählungen, die so ganz aus dem Rahmen dessen, was das Publicum gewöhnt war von der Dichtung zu empfangen, herausfielen und nicht im Geringsten an Oehlenschlägers wohltönendes Pathos, an Henrik Hertz' elegante und anmuthige Form erinnerten, nicht ohne Widerspruch und sehr energischen Widerspruch aufgenommen wurden. Doch war Björnsons Ruf als Erzähler degründet und es fanden sich Menschen genug, die sich des jungen Talentes kräftig annahmen. Björnson schilderte den Bauern nicht in dehaglicher Breite, indem er ihm Tags über in seiner Arbeit und seinem Thun Schritt auf Schritt nachging, sondern er faßte all das Beiwerk, das natürlich nicht zu entdehren war, so knapp es nur anging zusammen. Die Hauptsache blieb ihm doch die Herzensgeschichte. Er stellte sich nicht auf eine höhere Stufe, als auf der seine Bauern standen, hatte keine vorgefaßte Meinung oon ihnen, schrieb nicht aus einer bestimmten Philosophie heraus, sondern er stand dort, wo seine Bauern standen und daher rührt die Wirklichkeitstreue bei aller Weichheit, lyrischen Innigkeit, bei aller Neigung zum Idyllischen. Ein scharfer und kluger Beobachter, dem keiner der kleinen bezeichnenden Züge entging, die uns den Menschen wie die ihn umgebende Natur verdeutlichen, sprach aus diesen Erzählungen, denen nun Gedichte und Dramen folgten; Dramen, von denen die meisten auf der Bühne mehr oerloren als gewannen; die Trilogie „Sigurd Slembe" bleibt trotz einiger sehr bühnenwirksamer Scenen doch ein Buchdrama und „Halte Hulda" ist auch eine tiefere nachhaltigere Wirkung auf der Bühne versagt geblieben. Erfolg hatten seine Maria Stuart-Tragödie, die er später umgearbeitet und „Dornley" genannt hat, und „Die Neuvermählten", Werke, die um die Mitte der sechziger Jahre entstanden sind. Paul Lindau, der Björnsons Werke, oor Allem das Doppeldrama „Ueber unsere Kroft" dem großen Publicum vorgeführt hat, ließ auch den „Darnley" spielen. Das lärmvolle, in Scenen auseinanderfallende Stück fand keinen Beifall, endlos gereckt durch undeholfene Regie und mittelmäßiges Spiel. Man thut Björnson keine Liebe an, wenn man diese Jugendwerke hervorsucht, den Staub ihnen abbläst und sie uns mundgerecht zu machen versucht; das Theater ist schließlich keine Antiquitätenkammer. Mehr Glück noch als die Maria Stuart-Tragödie hat das Schauspiel „Die Neuvermählten" gehabt, das ein allgemein menschliches, einfaches Verhältniß behandelt, den Kampf in der Seele der jungen Frau, die aus dem Elternhause geschieden ist, zwischen der angeborenen und anerzogenen Liebe zu Vater und Mutter und der neuen noch schwachen Liebe zum Mann. Björnson, der sich als fähiger Dramatiker und als ergreifender Lyriker, obwohl nicht viele seiner Gedichte sich durch gute Form auszeichneten, hervorgethan hatte, schrieb nach den Bauernnovellen, die seinen Namen dekannt machten, nach den erfolgreichen Dramen und den packenden patriotischen Gedichten noch Manches, was im Vergleich mit den früheren Arbeiten unlebendig, matt,

farblos war. Er schien sich ausgegeben zu haben; war er verstummt wie so mancher Andere, der nun dahin war als Dichter? Man wies ihm sogar Manier nach. Doch Björnson so wie alle Anderen im skandinovischen Norden lebten die letzten sechziger Jahre wie unter einem drückenden Bann; das geistige Leben siechte dahin und erst zu Beginn der siebziger Jahre ward das Alles anders. Und wie die Anderen, so erwachte Björnson auch, nach seinem vierzigsten Lebensjahre brechen neue reiche Quellen in seinem Innern auf. Er bekam, wie er selbst sagte, jetzt die Augen, die sahen, die Ohren, die hörten. Er hatte in den müßigen Jahren, von denen er zwei in Christiania Theaterdirector war, wie er es schon vorher einmal zwei Jahre in Bergen gewesen war, nichts Bemerkenswerthes geleistet. In der Zeit, die nun folgte, las er eifrig und studirte besonders Stuart Mill, Darwin, Steinthal, Max Müller, Taine. Und das erste Werk, das er als ein durch neue Anschauungen und moderne Gedanken Befruchteter gab, war das moderne Schauspiel „Ein Fallissement".

Gleichzeitig mit dieser Tragikomödie des Geldes erschien eine leidenschaftliche Satire auf nordische Preßverhältnisse „Der Redacteur" und nun, als sei der Bann gelöst, folgten schnell aufeinander „Der König", „Maynhild", „Capitän Mansana", „Das neue System", „Leonarda", neue Gedichte, ein Volksbuch über die Republik und die Novelle „Staub". Alle diese Werke gehören Björnsons zweiter Periode, man möchte sagen, des Dichters zweiter Jugend an. Die Dichtungen dieser Zeit tragen alle den Stempel heißer Wahrheitsliebe; wahr gegen sich, wahr gegen Andere soll man sein, das verlangen sie und eine Menge neuer Gedanken über Staat und Gesellschaft, Ehe, Familie enthalten sie. Milde, theilnahmsvoll steht der Dichter all Denen gegenüber, die er verurtheilt, so dem König oder dem Bischof in „Leonarda", seine Angriffe richten sich gegen die Gesellschaftseinrichtungen als solche. Vielleicht mögen Die Recht haben, die in Björnsons Werken aus seiner ersten Zeit mehr Durchsichtigkeit und Harmonie, mehr künstlerische Vollendung finden, als in denen der folgenden, aber das läßt sich doch begreifen und entschuldigen. Neue Ideen dringen auf den Dichter ein, nehmen von ihm Besitz und lassen ihn nicht frei. Ist es dann merkwürdig, daß die Form, in der diese Ideen sich ausdrücken, nicht tadellos ist? Niemals hat Björnson, der doch so außerordentlich viel neben seinen dichterischen Arbeiten trieb, aufgehört literarisch thätig zu sein: er war ein leidenschaftlicher energischer Politiker, er reiste umher und hielt Vorträge über alle möglichen Themata wie die Republik, den Weltfrieden, Physiologie in Mädchenschulen und neben seiner anstrengenden Thätigkeit als Volksredner und Volkserzieher fand er Zeit und Ruhe, Romane, Dramen, Novellen, Gedichte zu schreiben. Mit dem Romanschreiben fing er spät an, obwohl ihm aus praktischen Gründen schon lange Bekannte dazu gerathen hatten. Des Predigertons entäußert er sich in den Romanen, besonders in dem mit dem Titel „Auf Gottes Wegen", niemals, ein Moralist ist er von Haus aus und das bleibt er. Ein geborener Erzähler, der gut zu schildern, kühn zu charakterisiren versteht, so zeigt er sich uns in den großen epischen Werken, dem eben genannten Roman und dem andern „Man flaggt". Breit kann Björnson hier das Seelenleben seiner Menschen malen, allerhand feine kleine Züge dem Bilde aufsetzen, hier kann er sich gehen lassen, mehr als im Drama, wo er knapp sein muß. Unermüdlich wirkte Björnson für seine Ideen, von denen er sich Abhilfe von Mißständen, Besserung versprach. Gleichviel in welcher Form er sie ausdrückte, ob in dramatischer wie im „Handschuh" und „Ueber unsere Kraft", „Paul Lange und Thora Parsberg" und „Auf Storhove" oder in epischer wie in seinen neuen Erzählungen — immer fühlt man hinter dem Werk die starke Persönlichkeit, die sich auszusprechen und so weithin als möglich gehört zu werden wünscht. Die Macht und Kraft der Worte, die Björnson spricht, hat im ersten Augenblick etwas Packendes, Ueberwältigendes. Man muß ihm glauben, denn er muß Recht haben, so denken wir. Doch dann die Probe lehrt uns, auch er ist sich oft nicht klar über das, was er will, was sein junges altes Herz ersehnt, Utopien gaukeln vor seinen Augen, er stellt die Frage, giebt aber keine Antwort, jedenfalls keine Antwort, die uns genügen könnte. Er sagt nur: Alles was schlecht ist wird einmal gut werden und ihr werdet's sogar noch erleben. Das sagt er und glaubt es, in ihm ist ein starkes Stück Prophetenthum, er verkündet eine bessere Zeit, vielleicht sehen wir sie nur in der Ferne und betreten nicht das gelobte Land, auch das müßte uns schon genug sein. Ein großer Optimist ist Björnson. Und darum führt er nicht den schonungslosen Krieg, den Ibsen führt. Gleich einem der Richter, von denen uns das alte Testament berichtet, geht Ibsen streng vor: gegen die Ehe, die Staatskirche, den Bürgerstand. Der große Revolutionär ist er im Norden. Und wo er eingreift, läßt er nur Trümmer, Ruinen zurück. Zerstören kann er, doch nicht aufrichten. Die alten Gesellschaftseinrichtungen vernichtet er und zeigt sie durch seine überlegene und scharfsichtige Kritik in ihren Blößen, neue Gesellschaftsformen sieht man nicht hinter den Trümmern der alten. Björnson führt ohne Bitterkeiten Krieg, denn er glaubt an den Sieg des Guten. „Das Reich muß uns doch bleiben." Dieser Vers des alten Lutherliedes kommt uns in den Sinn, wenn wir sein Lebenswerk betrachten. Ibsens Dichtungen entbehren, wenn man sie mit den Werken Björnsons vergleicht, des Lichts, der Sonne. Wie im tiefsten Schatten scheinen sie entstanden, scheinen sie zu liegen, über Björnsons Werke huscht doch oft ein funkelnder Sonnenstrahl. Ibsen liebt die Idee, die Consequenz im Seelen- und Gedankenleben, hat man gesagt und es trifft die Wahrheit: Ibsens Ideenliebe entspricht die Menschenliebe Björnsons. Björnson ist vielleicht weicher, Ibsen der geborene Dramatiker, der nicht eine Novelle, einen Roman schreiben möchte, Ibsen geht in die Tiefe; Björnson ist alles Andere als Dramatiker, er muß sich aussprechen, er geht in die Breite. Beide sind sie Volkserzieher, Jeder hat einen eigenen Weg gefunden, seine Gedanken darzubieten: der Eine still, der Andere laut. Beide stehen schon im Schatten der niedergehenden Lebenssonne, doch jung sind sie noch Beide in der Kraft, zu sagen, wie sie über Menschen und Welt denken; Beide Norweger, doch in dem, was sie gaben, gehören sie der Welt an. Alfred Semeran.

Bücherbesprechungen.

— Kirchengeschichte Deutschlands von Dr. Albert Hauck, Professor in Leipzig. Vierter Theil. Die Hohenstaufenzeit. 1. Hälfte. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1902. 7 M. — Für jeden Leser, der einigermaßen Bescheid weiß in dieser Literatur, würden wir nichts weiter anzukündigen haben, als daß die im Titel bezeichnete Fortsetzung des berühmten Werkes erschienen sei und daß die Verlagshandlung die Vollendung dieses vierten Theiles bis Weihnachten in Aussicht stelle. Aber damit würden wir nach dieser Seite hin nichts Neues vermelden. So gut wie wir, kennen solche Leser das Buch schon seit Monaten und haben ihre Freude daran gehabt. Sein Werth ist unbestritten und es gehört zu den überaus seltenen theologischen Büchern, die bei allen Parteien und Richtungen dieselbe hohe Anerkennung finden. Selbst die Katholiken werden an dieser überall aus den Quellen geschöpften und in stets gleich vornehmer Ruhe gehaltenen Darstellung, die sich für jedes Urtheil der größten Vorsicht befleißigt, kaum viel aussetzen können. Hätten wir nun über das Werk für ein theologisches Literaturblatt oder gar für eine kirchengeschichtliche Fachzeitung zu berichten, so müßten wir uns nach altem Herkommen daran machen, dem Verfasser dasselbe anzuthun, was er wohl oder übel im Verlaufe seiner Darstellung dem und jenem Forscher hat anthun müssen, die Richtigkeit ihrer Feststellungen zu bezweifeln und vorschnelle Behauptungen zurückzuweisen. Ist doch selbst ein auf seinem Gebiet so gründlich bewanderter und in seiner Art nicht minder vorsichtiger Geschichtschreiber wie Uhlhorn diesem Schicksal nicht entgangen. So müßten wir nun in allen Winkeln des Buches nach einigen Irrthümern suchen und von etlichen Forschungsergebnissen der Welt verkündigen, daß „wir ihnen nicht beizutreten vermöchten". Glücklicherweise liegt uns aber hier diese Aufgabe nicht ob. Wir reden hier nicht mit den Fachgenossen, sondern mit allen Lesern dieses Blattes, unter denen wir nicht Einen vermuthen, der einem solchen Werke nicht irgendwelche Theilnahme schenken könnte, insonderheit aber mit allen theologischen Lesern, die hoffentlich ausnahmslos von dem Vorhandensein dieses Denkmals deutsch-evangelischer Geschichtsforschung Kenntniß haben, wahrscheinlich aber zu einem guten Theile weder die drei ersten, noch diesen Anfang des vierten Bandes gelesen haben. Ihnen möchten wir hiermit ein Werk zeigen, das sich vor vielen anderen zum Studium eignet, nicht zu schnellem Genießen geistreicher, aber zum Widerspruch reizender Gedanken, wie Sohms Kirchengeschichte, sondern zum Durcharbeiten und zum Anschauen vergangener Zeitverhältnisse. Vor Allem werden sie in dem Buch eine gesunde Kritik kennen lernen, eine seltene Gabe

Gottes in diesem Zeitalter der historischen Methode, eine Kritik, die auch unbarmherzig aufräumt mit althergebrachten, aber unbewiesenen Vorstellungen, die aber nicht einen Satz als sicher giltig hinstellt, den sie nicht sicher beweisen kann. Daß auch dieser Geschichtsschreiber die Geschichte nur darstellen kann, wie sie sich in seinem Geiste wiedergespiegelt hat, das wird sich solange von selber verstehen, als es nicht allwissende und allgegenwärtige Historiker giebt. Aber er hat gethan, was ein gewissenhafter Forscher nur thun kann, um die Gestalten, die sein geistiges Auge erblickte, mit allen nur zugänglichen Bildern aus der Vorzeit wieder und wieder zu vergleichen. Im Uebrigen können wir uns darauf beschränken, den Inhalt dieser ersten Hälfte des vierten Theiles kurz zu bestimmen: Von dem Gesammtinhalt der Kirchengeschichte Deutschlands in der Hohenstaufenzeit werden hier behandelt die kirchlichen Zustände im Beginn des 12. Jahrhunderts, die Beseitigung des königlichen Einflusses und das päpstliche Regiment in der Kirche, die Reaction unter Friedrich I., die neuen Orden. Mit dem Capitel von der Theologie bis zu Albert dem Großen ist der Anfang gemacht. Möchte dem Verfasser eine gesegnete Vollendung dieses Theiles und eine so weit nur immer mögliche Fortsetzung des Gesammtwerkes beschieden sein.

B. K.

— Ueber Bibelstunden. Von Gustav Streit, Pfarrer in Berthelsdorf bei Herrnhut. Dresden und Leipzig, Fr. Richters Verlag (Ludwig Ungelenk). — Dieser Separatabdruck aus den Pastoralblättern bildet einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Klarstellung eines Begriffs, dessen rechte Würdigung die Zeit immer dringender fordert. Der erste Theil des Aufsatzes giebt die Geschichte der Bibelstunde, die bei der Neuheit der Einrichtung eine kurze sein kann, und würdigt die seitherigen Leistungen. Im zweiten Theil wird das Wesen der Sache beschrieben, daß es in ihr hauptsächlich ankommt auf die Erklärung der heiligen Schrift ohne sonderliche Rücksicht auf Eigenart des Predigers und der Gemeinde. Der dritte Theil bestimmt als Zweck die Erbauung im rechten biblischen Sinne des Wortes, daß auch durch Erkenntniß der Wahrheit der Einzelne und die Gemeinde auf dem rechten Grunde des Glaubenslebens in der Liebe auferbaut werden. Endlich wird im vierten Theile von der äußeren Gestaltung gesagt, daß die Bibelstunde in der Regel vom Pastor als öffentliche kirchliche Einrichtung nach Thunlichkeit über ganze biblische Bücher und, wo das Bedürfniß vorliegt, auch als Bibelbesprechstunde gehalten werde. Der Aufsatz enthält eine Fülle anregender Gedanken und bietet im Vorbeigehen manche beherzigenswerthe Kritik bestehender Zustände. B. K.

— Oscar Joh. Mehl, Die schönen Gottesdienste. Theologisch-ästhetische Betrachtungen. 198 S. Hamburg, 1902. Alfred Janssen. Geb. 3 ℳ. — Die hier vorliegenden Ausführungen haben wir mit großem Interesse gelesen und glauben, daß sie dem mit dem kirchlichen Dienste betrauten Geistlichen manchen wichtigen Wink geben können. Das Buch, nach Psalm 27, 4 betitelt, verfolgt den Zweck, unsere evangelischen Gottesdienste von ästhetischem Gesichtspunkt aus zu betrachten; dabei wird mehr Das, was nicht sein soll und was sich als Fehler und üble Gewohnheit eingeschlichen hat, ins Auge gefaßt. Der Verfasser verlangt zunächst eine reine, correcte und natürliche Sprache und geht mit Provinzialismen, dem sogenannten Kanzelton und vielen anderen Unarten in heftiger Sprache ins Gericht. „Wer sich den Kanzelton angewöhnt hat, dem soll man die Kanzel verbieten.“ „Wer am Altar den Kanzelton anschlägt, den soll man vom Altar treiben.“ Er eifert gegen die Ausdrucksweise, den schwülstigen „Candidatenstil“ und geißelt allerlei geistliche „Sprachdummheiten“. Wir müssen ihm in so vielen Dingen beipflichten, wenn er auf das Unschöne in den Gottesdiensten hinweist und mehr kirchliches Decorum im Auftreten, in der Auswahl der Lieder bei Liturgie, Schriftlection und Predigt verlangt. Der Klingelbeutel erscheint ihm als „infernalische Einrichtung“, und die ihn handhaben, kann er mit den nach Jesu ausgesandten Knechten vergleichen, die den Herrn mit Schwertern und Stangen fangen. Für die Predigt verlangt er mehr Citat von Lied und Katechismus sowie mehr kirchengeschichtliche Beispiele. Wenn auch der Verfasser darin irrt, daß diese Dinge bisher noch nicht ausführlich besprochen seien, so müssen wir ihm doch darin recht geben, daß die Beurtheilung unseres evangelischen Liederschatzes kaum in solcher Ausführlichkeit und Entschiedenheit mit dem Blick auf das praktische Bedürfniß vorgenommen ist. Der Auswahl der Lieder widmet er die größte Sorgfalt. Es ist ganz gewiß richtig, wenn er behauptet, daß der Geistliche durch ein Lied, das zwar zu seinem Sonntagsthema und System paßt, aber poetisch und religiös minderwerthig ist, einem ästhetisch gebildeten Menschen von vornherein einen Schlag vor den Kopf giebt. In diesen Betrachtungen liegt offenbar die Stärke des Buches. Der Verfasser wählte 120 Lieder, die, wie er sagt, nach Form und Inhalt untadelig, vollendet, erbaulich, ergreifend und kernig sind; dieselben reichen ihm für das kirchliche Bedürfniß des Jahres vollkommen aus. Es ist auch gewiß kein Schade, sondern vielmehr ein Gewinn, wenn ein gutes Lied öfter gesungen und dadurch Besitz der Gemeinde wird. Diese 120 Lieder sind in einem Verzeichniß beigegeben; auch dem geistlichen Volkslied wird mehr Berücksichtigung gewünscht, und das Brandenburgische Provinzialgesangbuch, das diesem Verlangen nachkommt, wird für das beste gehalten. Mit den 150 Kernliedern der Eisenacher Conferenz verglichen ergiebt sich freilich, daß unter jenen 120 nur 60 Lieder der Eisenacher Auswahl sich befinden. Es muß allerdings als ein großer Fehler der Eisenacher Conferenz angesehen werden, daß Lieder wie „Gott ist gegenwärtig“, „Vom Himmel hoch da komm“, „Fahre fort“, „Jesu geh' voran“, „Morgenglanz der Ewigkeit“ u. v. a. hochpoetische, sehr erbauliche Lieder unter den 150 Kernliedern fehlen. Ganz gewiß wird bei dem apodiktischen Urtheil, das dem Verfasser auf einem Gebiet eignet, auf welchem der Geschmack eine wichtige Rolle spielt, manche Behauptung auf allgemeine Zustimmung nicht rechnen können. Auch wir können ihm nicht überall beipflichten. Die Behandlung der nun wohl veralteten Bartfrage hätte wegbleiben dürfen. Die Frage nach der rechten Betonung des Wortes „lutherisch“ könnte als entschieden angesehen werden. Aber Alles in Allem wünschten wir das Buch manchem Geistlichen als einen Spiegel zur Selbstbetrachtung. D. K.

— Gründler, Ad., D. Martin Luther. Sein Leben und sein Wirken für die Jugend und das Volk erzählt. 32 Seiten mit 16 Bildern. 15 ₰. Konstanz, C. Hirsch. — An ein „Leben Luthers“, das zur Massenverbreitung bestimmt ist, müssen hohe Anforderungen gestellt werden. Der Verfasser muß durchaus den Stoff beherrschen und muß volksthümlich und fesselnd erzählen können. Wir können nicht sagen, daß die vorliegende Schrift jenen Anforderungen genügt. Der Verfasser ist durchaus nicht so mit dem Stoffe vertraut, als man erwarten müßte. Er verstößt wiederholt gegen die geschichtliche Wahrheit. Z. B. ist es falsch, wenn er sagt: „In der That begann Luther sofort (nämlich nach seiner Uebersiedelung nach Wittenberg) damit, alle Spreu der Menschensatzungen abzuthun und den Studenten nur »den Kern der Nuß und das Mark des Weizens und der Knochen«, nämlich den innersten Ewigkeitsgehalt der Bibel, darzulegen.“ Es ist falsch, wenn der Verfasser Luther „auf Staupitz' Gebot“ in der Pfarrkirche predigen läßt. Den Auftrag dazu ertheilte ihm der Rath. Staupitz hatte dort nichts zu gebieten. Sehr mangelhaft und schief ist das über den Ablaß und die Thesen Gesagte. Nicht „am Morgen“, sondern am Nachmittag ist Luther vor den Reichstag getreten. Nicht am [illegible], sondern am 26. April verließ er Worms. Zu nächtlicher Stunde, nicht „nach gethaner Predigt“ wurde Luther von den Bewaffneten überfallen. Reuchlin hat Luther nicht bei der Uebersetzung des alten Testaments geholfen. Dieser Gelehrte ist ja bereits 1522 gestorben! Es ist nicht wahr, daß „Luther oft mit seinen Freunden 3—4 Wochen über ein einziges Wort berathen“ habe. Vielmehr bemerkt Luther: „Im Hiob arbeiteten wir also, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen.“ Die Kennzeichnung des Werthes der Bibelübersetzung trifft durchaus nicht die Sache auf den Kopf. Auch das über Katharina v. Bora Gesagte stimmt nicht. Falsch ist das Citat S. 5 oben (vergl. Erl. Ausg. 17, 415). Falsch ist: „Der Stein, der Luthers Sarg deckt, trägt die Inschrift: Hier ist der Leichnam Doctor Martin Luthers begraben.“ Bekanntlich bezeichnet eine Erzplatte mit einer lateinischen Inschrift die Stätte. — Auch am Stil dürfte mancherlei auszusetzen sein. Schließlich läßt auch der Bilderschmuck zu wünschen übrig. Es giebt doch wahrlich bessere Bilder des Kurfürsten und Luthers als Mönch und als Junker Georg als die in dem Erfurter Reformationsalmanach befindlichen. Wir bedauern, die vorliegende Schrift nicht empfehlen zu können. G. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 6 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 147. Dienstag, den 9. December, Abends. 1902.

Würzburg und seine Universität.

Zum 500jährigen Jubiläum der Universität Würzburg, gegründet am 10. December 1402.

Im stillsten Spessartthale, zwischen Wald und Wasser und Wiese liegt das Schlößlein Mespelbrunn, ein Stück zu Form und Leben gewordener Romantik aus alten Zeiten. Die Sage, die in den dunklen Spessarttannen flüstert, die mit leisem Flügelschlage um die Höhen, um die Burgen und Ruinen des düsteren Waldgebirges streift, hat auch um die Entstehung des Schlößchens Mespelbrunn ihren duftigen Schleier gewoben. Von zauberischen Mispelbäumen, von einem frischquellenden Brunnen soll es seinen Namen haben. Aus dem Reiche der Waldsage, aus dem Traumlande einer romantischen Vergangenheit tritt jenes Schlößlein in die freie Welt der Wirklichkeit mit der Gestalt eines Mannes, der daraus stammte und Großes that, des edlen Julius Echter von Mespelbrunn, der den Grund zu Würzburgs Größe legte, dem auch die Universität Würzburg ihre Auferstehung und ihre Blüthe dankt. Noch einmal tritt die Sage hervor aus ihrem grünen Waldreich und erzählt, wie der Mespelbrunner Reichthum für das Schlößlein und sein Herrengeschlecht verloren ging und wie er nach Würzburg kam und hier zu unendlichem Segen wurde. Bischof Julius von Würzburg, jener Echter von Mespelbrunn, war am Sterben und wollte seinen Reichthum einem Pathenkinde, dem Sohne einer Nichte, zurücklassen, die in Mespelbrunn an einen Grafen von Ingelheim vermählt war. Er wählte als spaßhafter Herr eine freilich etwas sonderbare Art der Mittheilung an die Mutter des Erben. Er schickt ihr ein Kästlein zu, in dessen Tiefe das Testament sich birgt, darauf aber liegen — dem Auge allein sichtbar — drei Citronen. Dreimal schickt er das Kästlein, dreimal schickt es die Gräfin als unverstandenen und unliebsamen Scherz zurück. Da dachte Bischof Julius: es sall gewiß nicht sein, und schenkte all sein Vermögen der Stadt Würzburg.

Würzburg, die alte Culturstätte aus Römerzeiten, war berufen, das Licht der Erkenntniß und der Wissenschaft ins Frankenland am Main zu tragen. Der Schotte Kilian, der Schutzpatron Würzburgs, hat zuerst um 700 das Christenthum am castellum Virteburch gepredigt, Bonifatius errichtet hier 741/42 ein Bisthum, aus geringen Anfängen zur Karolingerzeit entwickelt sich Stadt und Bisthum unter den fränkischen Kaisern, unter den Hohenstaufen zu Macht und Blüthe. Die Bischöfe nennen sich Herzöge; der Aufschwung der Stadt, der Weinbau am Main macht sie reich; 1402 am 10. December darf es Jahann von Egloffstein, Bischof 1400—1411, unternehmen, die centrale Bedeutung Würzburgs für die Cultur Mainbayerns durch die Gründung einer Universität zu krönen und für die Zukunft festzulegen. Freilich war im 15. Jahrhundert ihre Zeit noch nicht gekommen. Allerlei Stürme der Zeit brachen die erste Blüthe. Der Tod, der auf schwarzen Schwingen um 1430 durchs deutsche Land zog, hat sie entvölkert. Revolutionäre Bewegungen, durch den Pfeifer von Niklashausen aus dem Tauberthale hervorgerufen, durch die Bauernkriege auf die Spitze getrieben, stürmten über das junge keimende Leben der Wissenschaft hinweg. Das gewaltige Wehen eines neuen Geistes, das von Luther in Wittenberg ausging, löschte die letzten Funken des scholastischen Feuers, an dem sich einst Deutschland erleuchtet und erwärmt hatte, das auch an der Universität zu Würzburg entzündet worden war.

Doch war es gerade diese neue, in den Augen ihrer Gegner in Würzburg widrige Religion, die der erstorbenen Hochschule zu neuem Leben verhalf. Um Luthers Lehre aus der Bischofsstadt, in die sie, Bürger und Klerus umfassend, weitgreifenden Einzug gehalten hatte, zu vertreiben, hatten schon 1567 die Jesuiten das Kloster der heil. Agnes besetzt, aus dem die letzten Bewahner in den Schooß der neuen Kirche geflüchtet waren. Bischaf Julius von Mespelbrunn, von 1573 bis 1617 Bischof zu Würzburg, griff das Werk der Gegenreformation von anderer Seite und in klügerer Weise von seinem Standpunkte an. Er war der Mann des weiten Blickes und hielt es gegenüber den brutalen Eingriffen der Jesuiten für erfolgreicher und nachhaltiger in der Wirkung, wenn er nicht auf das von der neuen Lehre schon ergriffene Geschlecht, sondern auf die noch unberührte heranwachsende Generation einzuwirken suchte und wenn er diese Beeinflussung nicht mechanisch, sondern auf geistigem Gebiete durchzuführen sich vornahm. Dazu gründete er 1582 die Universität Würzburg aufs neue. Aber diese konnte nicht das einseitig confessionelle Gebilde bleiben, das sie im Anfang war. Die Wissenschaft an der jungen Hochschule erzwang sich auch aus den engen, mit ihrem Zwecke ihr auferlegten Fesseln die nothwendige, unaufhaltsame Freiheit. Bischof Julius gab der Universität ein eigenes, neues Heim. Als das Ulrichskloster ebenfalls unter dem Zuge der evangelischen Lehre verlassen wurde und verarmte, ließ er es abbrechen und baute an seiner Stelle ein mächtiges Gebäude. Adam Kahl war sein Baumeister, 1½ Millionen Mark hat es verschlungen, aber Bischof Julius baute für lange Jahrhunderte, noch heute steht die alte Universität äußerlich fast unverändert da. Bischof Julius legte zugleich mit der Universität auch das Juliushospital an für „allerhand Sarten arme, kranke, unvermögliche und schadhafte Leute, die Wund- und anderer Arznei nothwendig seien, desgleichen verlassene Waisen und dann fürüberziehende Pilgram und dürftige Personen“. Saweit nun das Juliushospital in überwiegendem Maße Krankenpflege trieb, trat es in engste Berührung zur Universität und wies dieser den Weg, unter ihren Facultäten die Wissenschaft auszubilden, die noch heute ihr Glanz und ihre Zierde ist, die Medicin. So hat sich ihr Gründer unbewußt selbst corrigirt: so sehr er mit seinem Werke der Freiheit der Wissenschaft, wie sie der evangelischen Lehre zur Seite ging und folgte, einen Damm entgegensetzen wollte, ebensosehr hat er der Wissenschaft eine Pflegstätte gegeben, die im Streben nach Freiheit, im Durchbrechen aller Schranken, welche die Religion, die Tradition und die Pietät ihr ziehen, sich keine Zügel gefallen läßt. Gerade in den letzten 10 Jahren hat die äußere Gestalt der Universität eine völlige Aenderung erfahren. Die Räumlichkeiten im alten Hause entsprachen nicht im Entferntesten den modernen Anforderungen und mußten durch Neuanlagen ersetzt werden. Man überließ darum das bisherige Gebäude den verschiedenen Sammlungen, die bisher nicht immer günstig untergebracht waren. Es enthält jetzt die zoologische und mineralogische Sammlung, das kunsthistorische Museum und die Gemäldesammlung, die, wenn sie ihre Namen zu Recht führen darf, einige bedeutende Classiker aufweist, aber auch ohne diese schon Meisterwerke Tiepolos u. A. birgt. Neben dem Kupferstichcabinet, dem Skulpturensaal, in dem das Original des Wagnerschen Walhallafrieses gezeigt wird, dem Münzcabinet ist zuletzt am wichtigsten das sogenannte Antiquarium um der Holzschnitzereien willen von Tilmann Riemenschneiders Hand, die hier unter antiken und alterthümlichen Erinnerungen aufgestellt sind. Das neue Collegienhaus ist weiter nach Süden verlegt worden. Ein imposanter Bau, trägt es an der Stirn ein einziges Wort als klares Zeichen

seines herrlichen Zweckes: Veritati! In ihm findet die theologische und die juristische Facultät ganz, die philosophische Facultät zum Theil ihre Unterkunft.

Das Uebergewicht an der Universität hat, wie schon erwähnt, die medicinische Facultät, nicht nur in der Zahl der Hörer, deren sie von ca. 1500 Studenten 900 für sich beansprucht, sondern auch in der Ausbreitung ihrer Lehrgebäude, die im Dienste der Hauptdisciplin und der medicinischen Hilfswissenschaften ein ganzes Stadtviertel einnehmen. Im nördlichen Plane der Stadt, zwischen dem Main, der Juliuspromenade und dem Pleicher Ring dehnen sich die einzelnen Institute und Gärten aus, die, wenn auch räumlich vom Juliushospital getrennt, immer noch im engsten inneren Zusammenhange mit ihm dem Heil und der Gesundheit des menschlichen Körpers dienen. Dort liegen das chemische, das zoologisch-zootomische Institut, die Anatomie, das pathologische, physiologische und physikalische Institut, zuletzt der botanische Garten mit seinen berühmten Gewächshäusern. Mit diesen Anlagen hat die Neuzeit Meisterwerke geschaffen. Wie verschwinden daneben die Räume, die den einzelnen Fächern früher zur Verfügung standen. Selbst das sogenannte anatomische Theater im Garten des Juliushospitals, das noch heute in seiner Bauart als eine Sehenswürdigkeit der Stadt gilt, ist veraltet und verbraucht, ob es auch große Zeiten gesehen hat, als ein Virchow, ein Kölliker darin arbeiteten und als unerreichte Meister ihrer Wissenschaft neue Bahnen wiesen. Hat doch hier fast zuerst wohl in Deutschland Virchow die pathologische Anatomie als neuen Lehrzweig eingeführt und hier zuerst seine Entwickelungsgeschichte, seine Cellularpathologie vorgetragen. Vom Getriebe und vom Lärm des Tages abseits liegt in ernster Einsamkeit und doch in schöner Lage am Schalksberge nur die psychiatrische Klinik mit ihren 3 Abtheilungen. Aber es würde zu weit führen, wollten wir die flüchtige Wanderung durch alle einzelnen Institute, wie sie einst waren und wie sie sich heute in neuem Gewande darstellen, vornehmen. Erwähnt seien nur noch unter den Universitätsgebäuden die Universitäts-Neubaukirche, die von Bischof Julius schon 1591 geweiht wurde, die noch heute sein Herz hütet, und in ihrem halb gothischen, halb renaissanceähnlichen Stile, mit ihrem imposanten Thurme, mit ihren herrlichen Fresken und Gemälden, mit ihrer stolzen Kanzel und ihrer volltönenden Orgel zu den schönsten Kirchen Würzburgs gehört, und endlich die Bibliothek, die sich an die Ostseite der Kirche lehnt und über 250000 Bände und viele alte Handschriften umfaßt.

In ihren Büchern, auf ihren Blättern wahrt sie den Ruhm, den die Größen, die zu allen Zeiten an der Universität zu Würzburg gewirkt, aus der kleinen, frohen Stadt am Main in alle Welt hinausgetragen haben. Wer nennt die Namen alle, welche die Hochschule groß gemacht haben. Ein Lukas Schönlein im 18. Jahrhundert darf als Begründer der naturwissenschaftlichen Heilmethode gelten, Karl Kaspar Siebold führte fast zu gleicher Zeit den ersten regelmäßigen klinischen Unterricht der Chirurgie ein, der Naturforscher Philipp Franz v. Siebold lehrte hier und wollen wir den nennen, dessen Entdeckung so sensationell wie kaum eine zweite auf wissenschaftlichem Gebiete wirkte, muß Röntgen mit den größten Ehren als Lehrer an der Würzburger Universität genannt werden.

500 Jahre einer Universität, was bedeuten sie für die Stadt, in deren Mauern sie als Kleinod gehütet wird, für ein Land, das sie stolz sein Eigen nennt, für ein Reich, dessen Be-lehrte die Welt beherrschen, für ein Volk, für unser deutsches Volk, das auf der Höhe der Wissenschaft und darum auch auf der Höhe der Cultur steht, für die ganze Welt, die nach Wissen dürstet und die, je kränker sie wird, desto mehr dorthin schaut, wo die Wissenschaft arbeitet, welche die kranke Welt gesund und damit glücklich und froh machen will? Das können nicht wenige Worte auf kurzen Zeilen sagen, aber ein Herz, ein Geist faßt's und versteht's, der für die Entwickelung gerade der deutschen Wissenschaft, der deutschen Medicin den rechten Blick hat, und bei uns und in der Ferne giebt's deren Viele, die stolz und froh das Erreichen für die Zukunft wünschen: es blühe und gedeihe die Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg! Grl.

Bücherbesprechungen.

— „Thomas Rendalen." Roman von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Wilhelm Lange. 2. Auflage. Verlag von Franz Wunder, Leipzig. — Es war kein glückliches, noch weniger ein geschmackvolles Unterfangen, den 70. Geburtstag des zweitgrößten norwegischen Dramatikers durch eine Neuauflage seines bereits 1884 erschienenen breit angelegten Erziehungsromans verherrlichen zu wollen. Denn so fesselnd und unterhaltend der Dichter in seinen Norwegischen Dorfgeschichten zu erzählen, so machtvoll dramatisch er manches seiner Bühnenwerke zu gestalten gewußt, auf dem Gebiete des Romans hat er bislang die Palme des Sieges noch nicht zu erringen vermocht. Und am allerwenigsten ist „Thomas Rendalen" dazu geeignet, als ein besonderer literarischer Ruhmestitel zu gelten, mag das Buch auch im Einzelnen manch glücklich erfaßten Zug aufweisen und in seines Autors Heimath Vieles zur Klärung dieser oder jener gesellschaftlichen Frage beigetragen haben. Vor Allem mangelt es dem Roman vom literarisch-künstlerischen Standpunkte aus — und nur dieser kommt von Rechtswegen für die deutsche Beurtheilung in Frage — an einheitlicher und geschlossener Composition. Sein nomineller Held erscheint erst verhältnißmäßig spät auf dem Plan, um gegen das Ende der Erzählung wieder allzusehr in den Hintergrund zu treten; überdies ist er, wo er überhaupt nicht ganz zu einer passiven Rolle verurtheilt wird, in seinem Wollen und Handeln recht unbestimmt, ja ziel- und planlos geschildert. Den gleichen Vorwurf muß man gegen die pädagogischen Principien und Methoden der Mutter der Heldin, der Schulleiterin Thomasine Rendalen, erheben; seiten-, wenn nicht gar bogenlang muß man sich durch ihre nicht immer geschickten Detaillirungen hindurch winden, um am Ende um nichts gescheiter als am Anfang zu sein. Im Gegensatz zu Dickens, dessen Erziehungsromane, wie etwa David Copperfield, Björnson vielleicht bei der Abfassung seines Werkes vorgeschwebt haben, ist es dem Norweger keineswegs gelungen, seine reformatorischen Ideen sammt ihren Gründen und Folgen in plastisch erschaute Lebensbilder umzusetzen; seine Personen kommen überdies vor lauter Reden gar wenig zum Handeln, und das bischen Thatsächliche gelangt nicht immer zu deutlich herausgehobener Anschaulichkeit. Nicht recht in den Rahmen des Ganzen passend, wenn auch an und für sich in dem pseudochronikalischen Stil recht gut erzählt, ist die Geschichte der Vorfahren des Thomas Rendalen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts als deutsche Seecaper mit dem Rechte des Stärkeren sich an Norges Küste festsetzten, um Stadt und Umgegend im Geschmack ihrer Zeit zu terrorisiren. Wenig angebracht erscheint die mit stark betonter Anwendung der Vererbungstheorie unternommene Ueberleitung zur Zeit der eigentlichen Erzählung; denn unser Thomas zeigt sich seinen kraftgenialischen Vorfahren recht unähnlich, zumal auch das hier durchweg verschiedene Erziehungsmilieu nicht unberücksichtigt bleiben darf. Hübsch, anmuthend und durch manchen feinen Zug der Kinderpsychologie gewürzt, zieht sodann die Jugendzeit unseres Helden vorüber, deren Darstellung unbedingt als die beste Partie des Buches gerühmt werden darf. Dagegen sind in den folgenden Capiteln dem Verfasser die Zügel der Handlung wieder gar zu sehr aus der Hand geglitten, ganz abgesehen davon, daß es selbst dem aufmerksamen Leser schwer werden wird, die Charaktere und Sondererlebnisse der verschiedenen Noras, Thoras, Millas zu auseinander zu halten. Lebendig und prächtig geschildert, wenngleich nicht ohne eine Nuance des Farcenhaften, giebt sich das Schlußcapitel, das die Hochzeit der abtrünnig gewordenen Milla bringt. Hier sind dem Dichter wieder Typen und Situationen von fast aristophanischer Satire gelungen, die manche schwächeren Partien des Buches vergessen machen. So ist der Roman Alles in Allem ein Conglomerat von an Composition und Stil ziemlich heterogenen Theilen, in die der Volkstribun Björnson zum Ueberfluß auch noch alle möglichen Expectorationen und Excurse über Jugenderziehung und -aufklärung, Sexualethik und Orthodoxie, kirchlichen Liberalismus und politische Unionsbestrebungen hinein gestopft hat. A.

— Geschichten aus alter und neuer Zeit von Max Vorberg. Zweite Folge. Halle a. S. 1903, C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandl. Preis 2 ℳ 70 ₰. — Wie vor einem Jahre, so erscheint auch diesmal zur Weihnachtszeit als Gruß eines Heimgegangenen eine Sammlung von Geschichten aus den Papieren von Max Vorberg. Die fünf Erzählungen, die uns hier dargeboten werden, sind sehr verschiedener Art. Aus dem Ende des 17. Jahrhunderts bringt uns „Joachim Braun, der Schulmeister von Wiederstädt" ein chronikartiges Tagebuch nach handschriftlichen Aufzeichnungen in dem v. Hardenbergischen Archive, schlicht und fast schmucklos, doch fesselnd darstellend, wie

echte Liebe und Treue wieder Liebe erweckt und erwirbt. Ist uns hier die Geschichte eines Ehepaares, so in „Wahrheit" die Geschichte eines modernen Brautpaares vorgeführt; ergreifend sind die inneren Kämpfe des Bräutigams, der, weil er über den Bemühuagen um einen Verunglückten einmal seine Braut ganz vergaß, auf diese, als ihrer unwürdig, verzichten will, um sie dadurch desto innerlicher zu finden. „Leben im Schatten des Todes" und „Pompejus" sind aus den Erfahrungen des Gefängnißgeistlichen entnommen, sie zeigen die ganze Furchtbarkeit der Verführung, die Qual, Schuld, aber auch die Erlösung durch Reue und Sühne. „Späte Ostern" ist eine einfache Familiengeschichte aus unserer Zeit. Von zwei Arten von Richtungen in der Familie: den der Lustig-guten und den der Klugen, scheinea die letzteren die ersteren immer zu überflügeln, bis der griesgrämige „kluge" Erbonkel sein verfehltes, liebeleeres Leben auf dem Sterbebett erkennt und den lustigen Neffen zum Erben einsetzt, wohl wissend, daß so allein er die Hand der Geliebten, der Tochter des Repräsentanten der „Klugen", erhalten wird. Gut, theilweise humoristisch and doch mit tiefem sittlichen Ernst sind dabei die verschiedenen Charaktere dargestellt. Nicht, daß „sie sich kriegen", bildet den versöhnenden Ausklang, sondern daß die durchbrechende Liebe das Sterbebett des unglücklichen Klugen mit verklärender Morgenröthe umstrahlt. L.

— L. Frobenius: Völkerkunde in Charakterbildern. Mit über 700 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Eleg. geb. Preis 15 ℳ. Verlag von Gebrüder Jänicke in Hannover. — Zur Weihnachtszeit wird vielfach die Klage laut, daß es unmöglich sei, ein Buch zu finden, das die Phantasie junger Leute anzuregen verstehe, ohne dabei durch falsche Darstellungen, wie sie bekanntlich in den so heiß verschlungenen Indianer- und in neuerer Zeit auch Colonialgeschichten sich breit machen, verwirrend za wirken. Dieser Mangel wird durch eia Buch wie das vorliegende beseitigt. Ein außerordentlich vielseitiger und anregender Inhalt macht uns mit dem Sinnen und Trachten, Thun und Treiben, den Lebensanschauungen und Kunstfertigkeiten von Völkern aller Welttheile bekannt. Die Form der Darbietung ist sehr abwechselungsreich und unterhaltend; wit der Schilderung sind Erzählungen, Märchen und Sagen der verschiedenen Stämme verknüpft. Wer mit Frobenius durch die „Flegeljahre der Menschheit" gepilgert ist, der wird von dem vorliegenden Buche, das die „reifere Menschheit" dem Leser nahe bringen will, nicht unbefriedigt scheiden. Der Verfasser will zugleich in die Ethnographie einführen und hat da ein wahrhaft pädagogisches Mittel gefunden, nämlich in der Schilderung des Verhältnisses des Menschen zum Thiere. So beschäftigt sich denn der erste Theil des Werkes mit Reineke Fuchs und Verwandtem (oom Ausklingen der Naturfabel); der folgende handelt vom Krieg der Thiere und von guten und bösen Menschen (vom Auswachsen der Culturfabel), ihm reihen sich an das Verklingen der Thiermythe, die Bärenfeste, Jagden, Thier und Mensch — die beiden Gegensätze, und des Menschen Zucht und höchste Würde. Sind es vornehmlich die äußeren Lebensverhältnisse der Wilden und der Halbculturvölker, deren unmittelbarer Verkehr mit der Natur, ihre Kämpfe mit den Thieren und mit den benachbarten Volksstämmen, die den jungen Leser entzücken, so interessirt den gereiften Mann vor Allem das geistige Leben, die Psyche der auf den unteren und mittleren Culturstufen stehenden Völker, und nach dieser Richtung hin giebt uns des Verfasses treffliches Buch, die Frucht mühevoller, vielseitiger Studien, zuverlässige Aufschlüsse. Man erkennt in Wort und Bild, daß Alles auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut ist. Wenn auch dem wissenschaftlich gebildeten Ethnographen die Darstellungsweise, bes. in Bezug aufs System des Ganzen, hie und da ein Kopfschütteln abringen wird, so ist das Werk nicht nur vom ethnographischen, sondern in noch höherem Grade vom völkerpsychologischen Standpunkte eine anerkennenswerthe Leistung, die der reiferen Jugend bestens empfohlen werden kann. Eo.

— Johannes Trojan, Auf der anderen Seite. Streifzüge am Ontario-See. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1902. Preis 3 ℳ. — Von Johannes Trojan ein Reisewerk! Nun, man ist da von vornherein auf etwas Besonderes gefaßt. Und gewiß! es ist auch etwas Anderes als so viele andere moderne Reisewerke und Reisebeschreibungen. Zuerst ist es schon die einfache und edle Sprache, die so manchem neueren Berichterstatter als Muster dienen kann; sodann ist es das offene und parteilose Auge, das Alles scharf beobachtet und Alles aus seinen Verhältnissen und seinem Gewordenen heraus beurtheilt. Die Reise Trojans nach dem Ontario-See fällt in das Jahr 1900. Er weiß so trefflich zu schildern und anziehend zu erzählen, daß wir Alles mit eigenen Augen zu schauen glauben. Wir begleiten ihn auf den Großen Kurfürsten nach Neuyork; wir freuen uns, daß er daselbst so herzlich von den amerikanischen Journalisten begrüßt wird. Vor Allem lernen wir durch ihn Toronto, die zweitgrößte Stadt Canadas, wie überhaupt das Gebiet des Ontario-Sees, den Niagara-Fall, den Lorenzstrom bis Montreal, das Seengebiet nördlich vom großen Ontario-See kennen. Wir sind erstaunt, welche floristische and fauaistische Kenntnisse Trojan entwickelt. Er macht uns aufmerksam auf die kaum gesehenen Pflanzen, die sich in der Großstadt eingebürgert haben, auf die schönen und besonderen Arten von Wald- und Wiesenblumen, auf die Eigenthümlichkeiten des canadischen Waldbestandes a. v. A. m. Er erzählt von den Vogelarten Nordamerikas, ganz ausführlich von der Einwanderung und theils falscher, theils richtiger Beurtheilung des deutschen Sperlings, der drüben „englischer Spatz" genannt wird. Die Menschen weiß Trojan bekanntlich sehr trefflich zu beurtheilen. Er weist nach, wie Sitten and Gebräuche auch in jenem südcanadischen Gebiet als etwas Eigenes aufzufassen sind, wie das Deutschthum mälig zurückgeht, da es zu wenig intelligenten Zufluß vom Mutterland erhält. Mit ihm lernen wir den stark ausgeprägten Imperialismus und Localpatriotismus Canadas kennen, die vorwiegend bei öffentlichen Festen zur Geltung kommen. Wir begleiten ihn auch wieder auf seiner Heimreise und legen das Werk nicht früher aus den Händen, als bis wir mit Trojan die „letzte Flasche Moselwein" getrunken und die letzte Seite gelesen haben. Dem Werke ist ein ehrenwerther Platz in der guten deutschen Reiseliteratur gesichert. Eo.

— Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt von Felix Dahn. Neunter Band, Erste Abtheilung. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel, 1902. 8°; 50 Bogen. Preis 20 ℳ. — Nachdem im Laufe des Jahres 1899 der VIII. Band von Dahns „Königen der Germanen" in sechs Abtheilungen (letzte Anzeige: Wiss. Beilage der L. Z. Nr. 26 vom 1. März 1900) ausgegeben worden ist, gereicht es mir zur besonderen Freude, heute den Beginn des IX. Bandes anzuzeigen. Er ist den Alamannen gewidmet; and insofern machen wir, die der vorhergehende Band schon mit dem 9. Jahrhundert vertraut gemacht hatte, wieder mehrere Sprünge rückwärts, da uns diese suebische Völkergruppe in ihrem gesammten Dasein vom ersten Auftreten (213 n. Chr.) an vorgeführt wird. Für die Erklärung des Namens geht Dahn — nach meiner Ueberzeugung mit vollem Recht — auf die geschichtlich durchaus glaubhafte und sprachlich unanfechtbare Deutung des Asinius Quadratus („zusammengescharte Männer", „alle Menschen") zurück, indem er alle anderen mehr oder weniger geistreichen Uebersetzungsversuche temperamentvoll zurückweist; ähnlich behandelt er die Herkunftsfrage. Hierauf wird die äußere Geschichte der Alamannen bis zur Aufhebung ihres Herzogthums durch Pippin (746) erzählt; einen besonderen Abschnitt darin bildet die Erörterung über die Schlacht des Jahres 496 (nicht bei Zülpich, sondern zwischen Mainz und Straßburg). Mit S. 71 hebt dann die Schilderung des Zuständlichen an: Verfassung und Recht, Verhältniß zum Römerthume, Ständewesen, Verhältniß zum Frankenkönige (751 ff.), Volkswirthschaft, Lebenshaltung und [die ziemlich mangelhafte] Bildung der Alamannen werden nach allen Seiten und Richtungen hin sorgsamst aus den Quellen heraus entwickelt und dargestellt; einen besonders breiten Raum nehmen die tiefgrabenden Untersuchungen über die „Vergabungen" ein, jene culturell nützliche, staatlich schädliche Umwandlung von zahlreichen mittleren und kleinen, aber unabhängigen Freien in zins- und frohnpflichtige, halbfreie oder ganz unfreie Hintersassen von Kirchen und Klöstern durch die traditio. Alles Wissenswerthe über den alten Schwabenbund der Alamannen ist hier zusammengetragen; doch keine rudis indigestaque moles liegt vor uns, sondern eine vermöge ihrer durchsichtigen Anordnung sofort verwendbare Verarbeitung von daueendem Werthe. Ht.

— Türmerjahrbuch 1903. Herausgeber Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Druck und Verlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart. 412 Seiten. Preis geb. 6 ℳ. — Konnten wir schon im vorigen Jahre dem ersten Bande des Türmerjahrbuches unsere fast uneingeschränkte Zustimmung aus-

prechen, so wollen wir das dem neuen zweiten Bande gegenüber ohne jede Einschränkung thun. Schon vor einem Jahre hatten wir das neue Unternehmen eine werthvolle Bereicherung der deutschen Jahrbuchliteratur genannt, heute können wir ohne Bedenken dies Jahrbuch als die werthvollste und aornehmste Erscheinung ihrer Art hinstellen. Das Werk hat sich nach außen und innen in reichster, erfreulichster Weise ausgewachsen, seine äußere Ausstattung an Druck, Buchschmuck (Barlösius) und Illustrationen ist eine vornehme und reiche und seine Beiträge geben nach allen Seiten eine weitreichende Uedersicht über den Stand der menschlichen Cultur von heute und die Fragen, die im verflossenen Jahre auf allen Gebieten des geistigen Lebens die Menschheit, und aor Allem natürlich die deutsche Menschheit, bewegt haden. In der Behandlung dieser Fragen haben sich der verdienstvolle Herausgeber und seine Mitarbeiter mit Erfolg bemüht, jede Einseitigkeit des Standpunktes zu vermeiden, sa daß alle die angeschlagenen Themata unter selbstverständlicher Wahrung einer grundsötzlichen ethischen Auffassung aus einem freieren Gesichtswinkel heraus behandelt werden, als er im Allgemeinen den Monatsheften des Türmers eigen zu sein pflegt. Bei der Anordnung des Gesammtstoffes ist auch diesmal nach dem Muster des Vorjahres verfahren worden. Einer Reihe größerer allgemein wichtigere Fragen behandelnder Artikel und zwei Novellen folgt eine Auswahl zeitgenössischer Lyrik (Carl Busse, Lulu v. Strauß-Torney, Börris, Frhr. v. Münchhausen, Heinrich Vierordt, Gustav Renner, Fritz Lienhard und Gustav Falke). Hieran schließen sich, unter der Rubrik: „Am Webstuhl der Zeit“ zusammengefaßt, knappe Uebersichten über die Kämpfe, Bestrebungen und Errungenschaften des Jahres auf allen hauptsächlichen Gebieten des geistigen Lebens, die in ihrer Gedrängtheit und Klarheit vorzüglich orientirend wirken und deshalb auch dem Leser werthaoll werden können, dessen Anschauungen im Einzelnen aon denen der Referenten abweichen. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, es seien deshalb hier nur kurz die einzelnen Themen und die Referenten dazu aufgezählt: Die große Welt aon Dr. Paul Harms, Evangelische Kirche von Marineaberpfarrer Christian Rogge, Katholische Kirche von Prof. Dr. Herman Schell, Philosophie aon Praf. Dr. F. Heman, Pädagogik von Dr. Erich Meyer und Wilhelm Meyer-Markau, Medicin und Hygiene von Dr. med. Georg Korn, Naturwissenschaft von Dr. Friedrich Knauer, Geographie und Völkerkunde von Praf. Dr. S. Günther, Geschichte: Culturgeschichte von Geh. Oberschulrath Prof. Dr Hermann Schiller, Gesetz und Recht von Dr. Ludwig Fuld, Landwirthschaft von Director Dr. H. Clausen, Frauenfrage von Regine Busch, Literaturgeschichte aon Prof. Dr. Max Koch, Schöne Literatur: Deutsche Erzähler aon Otto a. Leixner, Deutsche Lyrik von Fr. Lienhard, Französische Literatur von Dr. Eduard Engel, Englische Literatur von Dr. Hermann Conrad, Italienische Literatur van E. Gagliardi, Russische Literatur von Oskar Grosberg, Theater von Fritz Lienhard, Musik aon Dr. Karl Storck, Bildende Kunst von Willy Pastor und Kunstgewerde aon Dr. Felix Poppenberg. Zu dieser Summe aon Aufsötzen sei nur noch eine Bemerkung gemacht: In ihren Ankündigungen des Türmerjahrduches haben es der Verlag und der Herausgeber stets besonders betont, daß das Jahrbuch eine durchaus aon den Monatsheften der Zeitschrift unabhängige, selbständige Leistung sei, daß das Jahrbuch nicht etwa Addrücke oder Zusammenfassungen aus dem Inhalt des Türmers bringe, sondern nur neue, im Türmer noch nicht abgedruckte Ardeiten enthalte. Diese Hervorhebung besteht zu aollem Recht. Eine Ausnahme, die recht störend wirkt und deshald in Zukunft unbedingt vermieden werden muß, macht nur das vorstehend genannte Reserat aon Lienhard über deutsche Lyrik, es deckt sich inhaltlich und formell fast ganz mit dem Artikel: Lyrisches aon demselben Verfasser in dem Novemberheft des Türmers, den Türmerlesern wird somit in diesem Artikel des Jahrbuches nichts Neues geboten und das geht gegen die Verabredung. Die nächste Rubrik des Jahrbuches: „Im Narrenspiegel“ zeigt gegen das Vorjahr eine sehr wesentliche Verbesserung. Wirkte damals die unsystematische Ansammlung von noch dazu meist wenig feinen Simplicissimuswitzen direct unerfreulich, so daß wir diesen Theil als einen mißlungenen bezeichnen mußten, so giebt diesmal hier der Spötter Rudolf Presber einen Abriß über die jüngste Entwickelung der deutschen Caricatur, die durch Reproductionen aon charakteristischen Caricaturen des verlaufenen Jahres illustrirt wird. Den weitaus größten Theil der Kunstdeilagen bilden vorzügliche Reproductionen Klingerscher Werke (Beethoven, Christus im Olymp, Die Schlafende, Mutter und Kind, Mädchenkopf, Adend), die Erläuterung giebt hierzu ein knapper, Klingers Wesensart gut interpretirender und dei aller Anerkennung nicht in Ueberschwänglichkeit verfallender Aufsatz über Klinger von Dr. Walther Gensel, wie dieser geden auch die übrigen größeren Aufsätze des Buches viel Anregung und Belehrung. Wir haden sie sämmtlich mit hohem Genuß gelesen, nur mit den Ausführungen des Prof. Dr. Fr. W. Foerster über das Thema „Weltgeschichte und Sittlichkeit“ können wir uns nicht ohne Weiteres in allen Punkten einverstanden erklären. Eine nähere Darlegung unseres adweichenden Standpunktes würde hier zu weit führen. Nur das sei bemerkt: der Verf. übersieht unseres Erachtens zu stark, daß sich die Sittlichkeit im Staatsleben in einer anderen Form als im Leden des Einzelnen zu bethätigen hat, und das Streden nach Macht und nach Bethätigung der Macht, eine natürliche Function des gesunden Staatskörpers, nicht stets gleich dem Mißbrauch der Macht zu setzen ist. Von den übrigen Aufsätzen seien nur die Titel hier wieder genannt: „Was wissen wir aon Jesus“ von Marineoberpfarrer Christian Rogge, „Der Ursprung des Lebens auf der Erde“ aon Geheimrath Prof. Dr. Johannes Reinke, „Der Spiritismus“ von Prof. Dr. Max Dessoir und schließlich „Gedanken über Individualismus“ von Dr. Eduard v. Hartmann. Belletristische Beiträge haben geliefert Karl Söhle mit seinen gruseligen Geschichten „Die Grube“ und Otto Berdrow mit seiner Novelle „Lenaus letzte Liebe“. Wir wünschen, daß das Türmerjahrbuch recht vielen Lesern den gleichen Genuß wie dem Referenten bereiten möge. W. B.

— Aldrecht Graf von Roon, General-Feldmarschall. Ein kurzes Lebensbild. Mit 6 Abbildungen. 2. Auflage. 80 ₰, geb. 1,20 ℳ. 25 Expl. brosch. 15 ℳ, geb. 22,50 ℳ. 50 Expl. brosch. 25 ℳ, geb. 37,50 ℳ. Verlag aon C. Bertelsmann in Gütersloh. — Ein echtes und rechtes Volksbuch, das uns das Leden und den Charakter eines Mannes schildert, der, einer der treuesten Diener seines Königs und Vaterlandes, in zieldewußter, unerschütterlicher und vornehmer Weise für die großartigen Reorganisationspläne seines Königs eintrat und dabei stets den Blick nach oden richtete, um mit Gottes Hilfe das schwere Werk zum ruhmreichsten Abschluß zu bringen. In der Jetztzeit, wo die parlamentarischen Kämpfe toben, thut es noth, derartige Charaktere als Vorbilder hinzustellen. Auch heute dürfte das Wort Roons, welches er am 7. Juni 1878 an Bismarck schried, wieder den Regierungsaertretern zuzurufen sein: „Handeln Sie. Handeln Sie — unverzüglich, energisch — ohne oder mit dem Reichstage oder auch gegen ihn. Es muß etwas Ernsthaftes, Energisches geschehen!“ Das Buch eignet sich zur Anschaffung für Schüler-, Volks- und Militärbibliotheken. Einige sinnentstellende Druckfehler konnten bei der 2. Auflage vermieden werden. —r.

— Mit dem Mausergewehr. Persönliche Erlebnisse aus dem Boerenkriege von C. Plokhooy. Frei aus dem Holländischen übersetzt von E. K. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins 1902. — Der jüngste Krieg in Südafrika hat eine Fülle von Literatur gezeitigt, in der die Schriften von Mitkämpfern auf Boerenseite den Vorrang behaupten. Kein Wunder; denn dieser aon idealen Gedanken getragene, an kriegerischen Thaten, an Leiden und Opfern so reiche Kampf mußte so Manchen, der für die Freiheit Südafrikas gekämpft, dazu anregen, seine merkwürdigen Erledniffe der Mitwelt zu berichten. Aus diesem Mittheilsamkeitsbedürfniß ist auch das Büchlein des holländischen Lehrers C. Plokhooy entstanden, der gleich so vielen andern Holländern und Deutschen in warmer Begeisterung nach Transaaal geeilt war, um den Boeren gegen die Tommies zu helfen. Wird auch der Inhalt des hübsch ausgestatteten Bändchens den Vergleich nicht aushalten mit dem, was Viljoen und Dewet in ihren Darstellungen niederlegten, so muß doch jeder unbefangene Leser an den schlichten, lebensvollen Schilderungen, die oft von Humor gewürzt sind, seine Freude haden. Auch ein späterer Geschichtsschreiber wird Brauchbares aus Plokhooys Schrift schöpfen können, da der Autor uns so manche charakteristische Einzelheit aus dem Boerenkriege berichtet. J. O.

Druck von B G Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 148. Donnerstag, den 11. December, Abends. 1902.

Die neuesten Romane von W. v. Polenz und G. v. Ompteda.

Ein eigenartiger Zufall will es, daß die beiden letzten größeren Werke unserer zwei am meisten genannten sächsischen Romanciers, daß die beiden zweibändigen Romane „Wurzellocker“ und „Cäcilie von Sarryn“ von Wilhelm v. Polenz und Georg v. Ompteda — Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. 35 — so ziemlich zugleich um die Jahrhundertwende erschienen sind. Polenz und Ompteda — sie haben Manches gemeinsam mit- und sind dabei in ihrem innersten künstlerischen Wesen grundverschieden voneinander; sie fordern um äußerlicher Aehnlichkeiten willen geradezu heraus zum Vergleich und können wieder, wenn man die letzten und tiefsten Berührungspunkte seelischen Fluidums ins Auge faßt, kaum in einem Athem zusammen genannt werden. Und doch möchte man ihre beiden letzten Bücher nebeneinander stellen; denn beide wollen mehr sein als schöne Dichtungen zu Nutz und Frommen müßiger Leser und satter Seelen; sie möchten weit über Tendenz und Absicht hinaus Merkzeichen sein, an denen man erkennen soll, was unsere Zeit am tiefsten bewegt. Polenz wie Ompteda, der Eine wie der Andere, thut das auf seine, auf eine ganz eigene Weise, und Beide verfehlen im letzten Grunde ihr Ziel, weil bei Diesem, wie bei Jenem der wahrhaftige Dichter nicht der wahrhaftige Mensch geworden ist, — Erkenntniß und Bekenntniß decken sich nicht bei ihnen. Und merkwürdig genug: der Stärkere — Wilhelm v. Polenz — zieht diesmal den Kürzeren —, sein „Wurzellocker“ giebt sich ehrlicher und geht tiefer als die Geschichte der „Cäcilie von Sarryn“; aber diese ist künstlerisch fertiger, „bildmäßiger“, wenn man so sagen darf, als jene, und somit der sicheren Eindrücke gewiß. Darum wird vielleicht doch das Nacheinander in der kritischen Würdigung besser als das Nebeneinander den Werth der beiden Bücher erkennen lassen.

In dem Roman „Wurzellocker“ hat sich eine stark bemerkbare Wandlung im dichterischen Schaffen seines Schöpfers vollzogen. Konnte man in dem Polenz der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts den berufensten künstlerischen Schilderer des deutschen Land- und Bauernlebens feiern, der mit kundig sicherer Hand in seinen, in ihrer Art beinahe classisch zu nennenden Romanen — „Pfarrer von Breitenfeld“, „Büttnerbauer“ und „Grabenhäger“ — das ländliche Pfarrhaus, wie den Bauernhof und das Herrengut zu schildern verstand, wobei er sich nicht in junkerlicher Voreingenommenheit gegen die Ursachen der Nöthe und Kümmernisse ihrer Insassen verschloß, so wendet sich der Autor mit dem Ende des letzten Säculums den städtischen Gesellschaftskreisen zu, um in „Thekla Lüdekind“ und in „Jutta Reimers“ des ein Jahr später erschienenen Romans „Die Liebe ist ewig“ den Typus der Töchter aus adlig-militärischen und großcommerziellen Häusern zu analysiren, ohne jedoch trotz aller fleißigen und gewissenhaften, nur manchmal vielleicht etwas zu breiten gesellschaftlichen Milieuschilderungen den gewohnten einstimmigen Beifall der Kritik zu finden. In dem Fritz Berting seines neusten Buches hat Polenz nun das männliche Pendant zu jenen beiden Frauengestalten gefunden, in ihm versucht er den modernen Mann zu zeichnen, der als outsider die traditionellen Bahnen der Familie, der officiellen Gesellschaft und der gesicherten Carrière verlassen und in seiner äußeren Lebensstellung, wie auch innerlich „wurzellocker“ geworden, der literarischen Bohème anheim zu fallen droht. Es ist kein erfreuliches und vor Allem kein objectives Bild, das Polenz hier von der modernen Literatur und ihren Vertretern zu bieten für gut findet. Man fragt sich verwundert, warum der Dichter seine Figuren gerade aus den Reihen der Mitläufer und Nachtreter gewählt hat, denen das Wollen immer näher liegt als das Vollbringen, deren heerdenweise Existenz zwar nicht geleugnet werden kann, die aber doch stets nur die Nullen hinter der führenden Ziffer bleiben, und die von Niemandem — oft nicht von sich selber! — ernst genommen werden. Hierbei kann auch nicht übersehen werden, daß in der Zeichnung dieser Typen, die sich von vornherein gern an die Anomalien hält, starke Caricaturen mit unterlaufen. Dieser Vorwurf wird keineswegs entkräftet durch die bei Weitem zielbewußter, plastischer und lebensfrischer ausgeführten Gestalten des Siegfried Silber und der Hedwig v. Lavan, des literarischen Geschäftsjuden und der nicht untalentirten schreibenden Demi-vierge; sind und bleiben doch auch sie nur Auswüchse an dem seit zwei Jahrzehnten kraftvoll empor gewachsenen Stamme der modernen Literatur, abgesehen davon daß bei Siegfried Silber Gustav Freytags Veitel Itzig die geistige Pathenschaft erhalten und in der Zeichnung der schreiblustigen Dame die individuellen Züge des annoch literarisch schaffenden Originals zum mindesten unkünstlerisch durchschimmern. Hat somit Polenz in seiner Polemik gegen die falsche Moderne in der Literatur nicht das Schwarze in der Zielscheibe getroffen, so ist ihm auch die Ausgestaltung der positiveren Persönlichkeiten der neuen Richtung, des Fritz Berting und seines getreuen Mentors, des Dr Lehmfinck nicht recht geglückt. Denn allzu unbestimmt und verschwommen bleiben auch diese Guten in ihrem literarischen Wollen und Handeln, als daß man größeres Interesse und tiefere Sympathie für sie gewinnen könnte. Merkwürdiger Weise schneiden ebenso schlecht wie die Modernen eigentlich auch die Alten in „Wurzellocker“ ab. Weder der Literaturpapst und Verfasser culturhistorischer Romane aus dem assyrischen Alterthum, noch der bureaukratische Streber aus dem Cultusministerium sind in ihrem Genre objectiv und correct skizzirt. Ihr gelegentliches Vorkommen soll ganz gewiß nicht bestritten werden; aber es bleibt doch schließlich ein gar zu billiges Vergnügen, das der Künstler Polenz besser dem Macher Otto Ernst überlassen sollte, in der Polemik gegen eine ganze Richtung oder gegen einen ganzen Stand gerade die Ultras zu pflücken und zu zerrupfen. Unklar, wie das literarische Zeitbild, das der Roman ja geben will, bleibt diesmal auch des Autors eigene Haltung, seine Stellung zu den Problemen seines Buches; hier Polemik gegen die Alten, dort gegen die Neuen und Neuerer und die letztere noch unverständlicher als jene. Denn da Polenz im Grunde genommen doch auch der modernen Richtung angehört und als Träger der neuen Kunst gelten will, so setzt er sich dem bekannten mephistophelischen Vorwurf der unbewußten Selbstverspottung aus. Wenig geschickt erscheint ferner die Oertlichkeitsschilderung des großstädtischen Schauplatzes, unter dem, wie wenigstens aus einigen übrigens nicht völlig berechtigten Seitenhieben auf literarische und besonders künstlerische Zustände hervorzugehen scheint, wohl Dresden verstanden werden soll. Besser, als das speciell literarische und locale Milieu ist das allgemein Menschliche des Romans herausgekommen. Hier finden sich in der Schilderung des Lebens in der dürftigen Garçonwohnung, in der Darstellung von Bertings Verhältniß zu seiner Geliebten Alma Lux ganze Partien, in denen der Psychologe den Epiker weit hinter sich läßt, und Polenz den tiefen Gegensatz zwischen weiblichem Instincttrieb und männlicher Willensindividualität überzeugend zur Geltung bringt. Ferner sind in die Figur der Logiswirthin und in die ergreifende Gestalt von Almas schwindsüchtigem Jugendgeliebten viele trefflich beobachtete und packend wiedergegebene Züge eingezeichnet, die uns den echten, ins Innere der Dinge schauenden Dichter in Polenz erkennen lassen. Vor Allem ist da Almas Sterbescene, so wenig sie künstlerisch in den Rahmen des Ganzen hineinpassen mag, mit überwältigender Lebenswahrheit und hohem Pathos

dargestellt. Hiermit ist aber auch das Gute, das die beiden Bände bieten, so ziemlich erschöpft, so daß der Gesammtwerth des Buches trotz eines scheinbar großen äußeren Erfolges — der Verleger kündet schon die zweite Auflage an — nicht sehr hoch anzuschlagen ist, selbst wenn man im Ganzen und Großen das Buch weniger als ein einheitliches Kunstwerk, denn als eine in zwei Theile zerfallende Arbeit ansieht, von denen der eine einen literarisch-satirischen Zeitspiegel, der andere eine nicht übel vorgetragene Liebesaffäre aus der Literaturbohème bringt, und die beide allerdings nur rein äußerlich durch den Helden, Fritz Berting, zusammen gehalten werden. Vor Allem bedeutet „Wurzellocker" keinen Fortschritt auf der Bahn der literarischen Entwickelung von Polenz, darüber können sich selbst die Verehrer des Dichters, zu denen auch ich mich bekenne, nicht im Unklaren sein. Der Roman ist im besten Falle ein Ruhepunkt, aber ohne die wünschenswerthe Weite des geistigen Horizontes und den erfreulichen Ausblick nach rückwärts und vorwärts.

Und nun neben Polenz und seinem „Wurzellocker" Ompteda und seine „Cäcilie v. Sarryn"! An künstlerischen Qualitäten steht im Allgemeinen Ompteda weit unter Polenz; er ist weder so tief, noch so ehrlich wie dieser, ja neuerdings wächst er sich zu einem Vielschreiber bedenklichster Sorte aus, der anfängt allein noch für den Buchhandel, nicht aber für die Literatur von Werth zu sein. Aber dennoch ist seine „Cäcilie v. Sarryn" ein merkwürdig gutes Buch, ein geschickt componirter Roman, der wieder einmal daran erinnert, was sein Autor für die zeitgenössische Unterhaltungsliteratur bedeuten könnte, wenn er nicht den bemitleidenswerthen Ehrgeiz hätte, in zwei, ja drei Zeitschriften billigen Calibers zugleich Romane von sich neben zahllosen Novellen, Skizzen zc. veröffentlicht zu sehen und dabei noch eine herzlich schlechte Maupassant-Ausgabe herauszugeben, für die ihm sein adeliger Name zu gut sein sollte. Rein äußerlich bedeutet „Cäcilie v. Sarryn" den Schlußband von Omptedas breit angelegter Romantrilogie „Deutscher Adel". Liegt Wilhelm v. Polenz' Schwerpunkt mehr in der Schilderung des Lebens und Wirkens des an der ererbten Scholle hängenden Landedelmannes, so führt Ompteda zumeist die Edellinge im großstädtischen und höfischen Culturleben vor. Auf die ergreifende, durch einen tückischen Zufall rasch zu Ende geführte Lebensgeschichte des kleinen sächsischen Soldatensprößlings „Silvester von Geyer" folgte das von einer starken Innerlichkeit getragene Zeitbild „Eysen", dessen einzige Schwäche die allzugroße Zahl der Figuranten war, die ihr spiritus rector nur abwechselnd in den Vordergrund des Interesses zu rücken verstand. Etwas „reichlich" geht es auch in dem Schlußstück der Triologie zu, in dem man Alles in Allem vier Generationen kennen lernt, von denen allerdings zwei im Verschwinden und Auftauchen die Theilnahme des Lesers nur kurz in Anspruch nehmen, zwei dagegen uns „ihres Daseins mitgenießendes Anschauen" auf eine längere Spanne gönnen. Die Anzahl der Figuren der in mehrfacher Verzweigung auseinander gehenden Sarrynschen Familienmitglieder ist überdies in dem Roman recht geschickt um einen festen Punkt gruppirt, um Cäcilie, die Heldin des Buches, die ihm seinen Titel giebt. Cäcilie, das rührige Aschenbrödel des Sarrynschen Hauses, die liebevolle Pflegerin des vereinsamten Vaters, die treue Erzieherin der verwaisten Geschwisterkinder, die ihr von den Tagen zartester Kindheit bis zu der Stunde, wo der Jüngling zum Manne, die Jungfrau zur Gattin und Mutter reift, die selbstloseste Aufopferung danken, das starke Mädchen, das ihrer Pflicht das größte Opfer des Weibes bringt, den Verzicht auf Ehe- und Mutterglück, die „späte Jungfrau", die die „Tante Cäcilie" ihr ganzes Leben lang ist und bleibt — sie bildet das Centrum, den ruhenden Pol der abwechselungsreichen Familiengeschichte. In der fein detaillirten Zeichnung dieser echten Marthanatur ist Ompteda eine Schöpfung von lebensvollem Realismus gelungen, die manches unaufdringlich angebrachte Schlaglicht mit dem Reiz eines beinahe tiefen, unter Thränen lächelnden Humors verschönt. Wer je einer solchen lieben „Tante", die meist mehr das Herz und die Zunge, als die Garderobe auf dem rechten Fleck hat, in seinem Leben begegnet ist, der wird den glücklichen Wurf des Autors der Cäcilie zu schätzen wissen. Da den weitaus größten Raum in der Darstellung die Schilderung der Erziehung der sechs Schwesterkinder durch Cäcilie einnimmt, so ist das Buch zugleich ein Erziehungsroman größeren Stiles von nicht unbeträchtlichem pädagogischem Werthe; und zwar erzieht sich die Pflegerin durch die Pfleglinge selbst, um am eigenen Leibe die Wahrheit des sokratischen Wortes von den immerwährenden Lehrjahren zu erfahren. — Nicht minder subtil wie die Heldin des Romans werden die übrigen Familienmitglieder derer v. Sarryn und ihrer Sippen in ihren verschiedenen Charaktereigenthümlichkeiten mit bedeutendem Differenzirungstalent gezeichnet, wobei der Autor fein, aber merkbar die Absicht zur Geltung bringt, die erblich fortlebenden typischen Züge der Familie nicht fallen zu lassen. Ohne Schminke, mit liebevoller Hervorhebung des Tüchtigen und unverhaltenem Leid gegen die unberechtigte Pflege des Ueberlebten, werden die Familien der Schwestern dargestellt, mit anschaulicher Lebendigkeit sowohl das Milieu des freiherrlichen Salons wie der regierungsräthlichen Kinderstube und der bescheidenen Leutnantswohnung oder des dürftigen Altjungfernstübchens, Freud und Leid der jüngeren heranwachsenden Generation in Schule und Haus mit Behagen geschildert. Auch der locale Hintergrund mit seinen Dresdner Straßen- und Gesellschaftsbildern wird kurz, aber treffend skizzirt, wobei der Verfasser die zeitlichen Ereignisse — der Roman spielt in dem epochalen Jahre 1888 — mit oder ohne Absicht allerdings völlig unberücksichtigt gelassen hat. Dem gegenüber wird man berechtigt sein zu fragen: sollten wirklich die trüben, folgeschweren Ereignisse dieser und der vorhergehenden Jahre auch nicht den kleinsten Schatten in diese von der Welt doch nicht völlig abgeschlossene Familie geworfen haben? — Sehr fein ist die Tendenz des Buches herausgearbeitet, die Berechtigung des friderizianischen Satzes: „Geburt und Titel sind Narrenspossen, nichts ist rühmlich als das mérite personal", die an dem Glück und Leid der Sarrynschen Familie, dessen sympathische Darstellung in ihrer schlicht wahrhaftigen Weise bis zum Schluß interessirt, auf das Ueberzeugendste nachgewiesen wird. Dabei ist im Gegensatz zu den Oberflächenmenschen, denen das gesellschaftliche Leben zu einem das ganze Dasein ausfüllenden Selbstzweck geworden ist, und deren Lebens-Anschauungen und -Ansprüche nicht über den engsten Kreis ihrer Standesbeziehungen hinausgehen, die von modernen Ideen beeinflußte Strömung, die in der Erfüllung einer Arbeitspflicht ihren Lebenszweck erkennt, mit gutem Glück betont. Denn nicht als ein Specificum nur adeliger Kreise sucht der Verfasser seine Heldin, diese tapfere und treue „Tante Cäcilie" zu reclamiren — das wäre von vornherein eine Absurdität —, sondern er will in dieser bescheidenen, anspruchslosen und zu Allem willigen Altjungfernseele den Kern und die Wesenheit echten Adels enthüllen und trotz allem Solidaritätsgefühl seinem Stande gegenüber diesem einen Spiegel vorhalten und ihm die Aufgaben zeigen, die eine „neue Zeit" mit ihren Parolen „Arbeit" und „Selbstzucht" an ihn stellt. So reiht sich der Schlußband der Trilogie seinen Vorgängern anders geartet, aber doch ebenbürtig an, um mit ihnen zusammen ein Werk über und für den deutschen Adel an der Jahrhundertwende zu bilden, ein „document humain", dessen culturgeschichtlicher Werth vielleicht seinen künstlerischen übertrifft, das aber bedeutend genug ist, um manche schwächere Arbeit seines Autors vergessen zu lassen.

A.

Neue Musikliteratur und neue Musikalien.

I.

Eine ganz einzig schöne Festgabe, die nicht nur in feinsinnig musikalischen sondern in allen geistig vornehm gestimmten Kreisen tiefste Freude hervorrufen muß, bietet der Verlag von Breitkopf und Härtel mit dem soeben erschienenen ersten Bande des biographischen Werkes „Clara Schumann. Ein Künstlerleben nach Tagebüchern und Briefen" von Berthold Litzmann (Preis geheftet 9 M., geb. 10 M.) dar. Dieses von Julius Allgeyer kurz vor seinem Ende in Angriff genommene und nun durch den Bonner Literarhistoriker Litzmann in hochvollkommener Weise ausgestaltete Werk, dessen erster Band die Zeit von 1819—1840, also Clara Wiecks Leben von ihrer Geburt ab bis zur Vermählung mit Robert Schumann umfaßt, gewinnt dadurch, daß in demselben Clara Wiecks Tagebuchaufzeichnungen und der in seiner Art wahrhaft ideale Briefwechsel zwischen ihr und Robert Schumann in erschöpfender Weise verwerthet worden sind, durchaus autobiographischen Charakter und läßt den Leser alles Werden, Wachsen, Erstreben, Ringen und Erreichen zweier edelsten Künstlernaturen und zweier sich durch härteste Leiden zu weihevollstem Liebesgewinn durchkämpfenden

adligen Menschenherzen in ganz unmittelbar ergreifender Weise mitdurchleben. Ein Liebespaar, wie es reiner, schöner und in seinem unschuldsvollen Leiden rührender keine Dichterphantasie hätte erschaffen können, tritt uns aus den Briefen dieser beiden kunstgesegneten Verlobten in voller schöner Wirklichkeit entgegen, und wie unser rein-menschliches Interesse durch alles persönliche Erleben der gleichen Zielen der Vollkommenheit und des Einswerdens Zustrebenden gefesselt wird, so nimmt das künstlerische Interesse hier die volle Aussaat jener Stimmungsidealität und jener Empfindungstiefe wahr, aus denen so viele herrliche Tonfrucht hervorreifen sollte. Claras bestimmter Charakter und Roberts selbstschöpferischer Geist strömen da, sich wechselseitig befruchtend, in eine gleich hohe Begeisterung für ihre Kunst und in eine gleich rückhaltslos zärtliche Hingabe ihrer Herzen zusammen, und unlösbar vereint ringen sich so die beiden Idealgestalten aus dem sie umgebenden, vielfach beängstigenden und beklemmenden Milieu hervor, das der Verfasser des Buches vortrefflich zu schildern vermocht hat. Allen Musikern, die nicht blos Musikanten sind, und jedem gebildeten Menschen, der nicht ganz amusisch veranlagt ist, wird das mit zwei Jugendbildnissen Clara Wiecks und einem Jugendbildnisse Robert Schumanns geschmückte schöne Buch zweifelsohne zu reicher Geistes- und Herzenslabsal dienen.

Ein ungemein wirksames Gegenstück zu den lyrisch-geistvollen Briefen des Schumannpaares bildet der bei Schuster & Löffler erschienene Sammelband „Neue Beethovenbriefe. Herausgegeben und erläutert von Dr. Alfr. Chr. Kalischer“ (Preis: broschirt 3 M, geb. 4 M). Nächst den 72 Briefen des Meisters an seinen Amanuensis und späteren Biographen Anton Schindler, die hier erstmalig im Zusammenhange, in genauer Wiedergabe der Originaltexte und mit den erforderlichen Nachweisen über alle darin berührten Personen und Vorkommnisse herausgegeben werden, enthält dieser werthvolle Band noch 123 an den Frhrn. v. Zmeskall-Domanovecz, an Frau Nanette Streicher, an den Neffen Karl, an seine Verleger und an viele andere Personen gerichtete Schreiben Beethovens, und wie die dramatisch-impulsiven und oftmals tief-humorvollen Briefäußerungen des größten Meisters schon an und für sich lebhaft interessiren müssen, so hat der bekannte Beethoven-Forscher Dr. Kalischer die Briefsammlung durch seine jedem Briefe beigegebenen, aus tiefster Kenntniß aller Beethoven betreffenden Ueberlieferungen und Forschungen hervorgegangenen Erläuterungen zu einem äußerst scharfumrissenen Lebensbilde des Menschen Beethoven ausgestaltet und solcherweise das Büchlein zu höchster Bedeutsamkeit gefördert. Beweisführend für den überaus reichen Inhalt dieses Beethoven-Buches ist schon die Thatsache, daß ein dem Werke in sehr dankenswerther Weise angefügtes Namen- und Sachregister volle 14 Druckseiten einnimmt.

Die durch Breitkopf und Härtel veröffentlichten Sammlungen Lisztscher Briefe sind durch einen neuen, sehr werthvollen Band: „Franz Liszts Briefe an Carl Gille. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Stern“ (Preis: 5 M) vervollständigt worden. Wohl einem Jeden, der mit offenen Sinnen und offenem Herzen am neu-deutschen Musikleben der letzten Jahrzehnte des 19. Säculums theilgenommen hat, ist nicht nur der adlige Künstler und herrliche Mensch Franz Liszt, sondern auch dessen treusorgender, kunstbegeisterter Freund Carl Gille persönlich bekannt und lieb geworden. War doch der „alte Gille“, von dem man wußte, daß er als Gymnasiast noch vor Goethe gestanden war, und daß ihn späterhin Liszt, Bülow, Cornelius, Wagner und andere Große im Reiche der Künste ihrer herzlichsten Freundschaft gewürdigt hatten, ein ständiger Theilnehmer an den Tonkünstlerversammlungen des mit durch ihn begründeten und geleiteten Allgemeinen Deutschen Musikvereins, an den Bayreuther Festspielen und an sonstigen edlen Kunstfeiern, wo dann jeder ernster gesinnte Festgenosse sich glücklich pries, wenn er einige Stunden in der Gesellschaft des geistvollen und liebenswürdigen alten Herrn verleben und Einiges aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen erlauschen konnte. Gleich uns wird gewiß Vielen der Augenblick unvergeßlich geblieben sein, da Gille am offenen Grabe Liszts mit thränenerstickter Stimme „seinem Ideale“ ein letztes Lebewohl sagte, und gleich uns wird Manchem noch in der Erinnerung fortleben, was Gille in traulichen Stunden vom Leben und Walten seiner großen Freunde zu erzählen wußte. Im August 1899 ist Gille im Alter von 86 Jahren dahingeschieden, und Adolf Stern, der nicht nur ein intimer Freund des Verstorbenen, sondern auch gleich diesem dem Neu-Weimaraner Kunstkreise und dem Allgemeinen Deutschen Musikverein eng verbunden war, hat nun mit der Herausgabe der im Nachlasse Gilles aufgefundenen, aus den Jahren 1856—1886 stammenden 74 Liszt-Briefe der Freundschaft und dem Miteinanderwirken der beiden vortrefflichen Männer ein schönes bleibendes Denkmal errichtet. Den zum größten Theile hochinteressanten Liszt-Briefen hat Stern noch einige gleichfalls an Gille gerichtete Zuschriften Richard Wagners und Peter Cornelius’ angefügt und die ganze Sammlung mit einer längeren biographischen Skizze eingeleitet, die durch Schilderungen der Jugendbeziehungen zum Goetheschen Hause, des Werdens und Gedeihens der Jenaer „Akademischen Concerte“ und durch Mitaufnahme vieler Briefe bedeutender Männer (so von Goethe, Adolf Henselt, Dingelstedt, Genast, Gutzkow, Kuno Fischer, Ernst Haeckel und dem Großherzoge Carl Alexander) das Lebensbild Gilles in die rechte Beleuchtung rückt und den Ausblick auf weitverzweigte Interessengebiete erschließt. Gleich Adolf Sterns prächtig empfundener und ebenso geschriebener Einleitung zu den Gedichten von Peter Cornelius (C. F. Kahnt, Leipzig) mußte auch seine biographische Einleitung zu den Liszt-Briefen an Carl Gille in uns den Wunsch wachrufen, daß Stern als einer der Berufensten der Menschheit des zwanzigsten Jahrhunderts eine umfangreichere Arbeit über den ihm so wohlbekannten Menschen und Künstler Franz Liszt bescheeren möchte, eine Monumental-Arbeit, wie wir eine solche über Wagner in dem trotz kleiner Mängel doch allerbedeutsamsten Werke von Houston Stewart Chamberlain (Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Fr. Bruckmann, München) besitzen.

Aus dem Kreise jener Tondichter des neunzehnten Jahrhunderts, welche trotz Mendelssohn und Schumann einerseits und Liszt und Wagner andererseits mit ihren Werken eigene und in die Zukunft führende Wege einzuschlagen vermochten, ragt mit liebenswerther Bedeutsamkeit Robert Volkmann hervor, dessen B-moll-Trio, B-dur-Symphonie, Orchester-Serenaden, Musik zu Richard III., Klavierstücke und Lieder zu bleibenden Besitzthümern der Concerte und aller feinfühligen Musiknaturen werden konnten. Ist auch manche vornehme Schöpfung Volkmanns im Gedränge des vielerlei Neuen unserer Tage sehr mit Unrecht in Vergessenheit gerathen, wie beispielsweise die vortrefflichen Klaviervariationen über ein Händel-Thema, so lebt Volkmann mit den vorerwähnten Werken doch im Musiktreiben der Gegenwart fort und wird von allen Sachverständigen geachtet und von vielen geliebt. Das endliche Erscheinen einer Volkmann-Biographie dürfte daher allseitig mit Freuden begrüßt werden, und das umsomehr, als mit derselben allen Volkmann-Freunden ein seinem Inhalte wie seiner Ausstattung nach außerordentlich schönes Büchlein dargeboten wird. „Robert Volkmann, sein Leben und seine Werke“ heißt das von Dr. Hans Volkmann, einem Großneffen des Componisten, verfaßte und bei Hermann Seemann Nachfolger hier verlegte Buch (Preis: brosch. M 3,—, geb. M 4,50), in dem nicht nur der äußere Lebensgang des Meisters in liebevoller, auf authentisches Quellenmaterial begründeter Weise geschildert wird, sondern auch alle hervorragenderen Tonschöpfungen Volkmanns eingehende und zum Theil durch Notenbeispiele erhärtete Würdigung finden. Eingefügte Bildnisse Volkmanns, Anackers, Nusts und der Familie Thern, Facsimile-Reproductionen von Briefen und Notenblättern Volkmanns, sowie systematische und chronologische Verzeichnisse aller seiner Compositionen verleihen dem mit schönen Kopfleisten und Vignetten geschmückten Buche erhöhten Werth, und man empfindet es wahrlich mit Genugthuung, daß nun, da mit dieser Biographie endlich eine alte Ehrenschuld gegenüber den Manen Robert Volkmanns abgetragen wird, dieses in so durchaus würdiger und schöner Weise geschieht. Rühmend anzuerkennen ist auch die vornehme Sachlichkeit, mit der Dr. Hans Volkmann seine schöne Aufgabe gelöst und sich den Blick nirgends durch verwandtschaftliche Gefühle trüben lassen hat. Einige Briefe Volkmanns, die in dem Büchlein zum Abdruck gelangten, gehören zu dem Ergötzlichsten, was bisher an intimen Aufzeichnungen unserer Tondichter veröffentlicht worden ist, und zumal in der Schilderung der strategischen Leistungen, die ihm als Corporal der Nationalgarde bei der Belagerung Pests zugefallen waren, erweist sich Volkmann als liebenswürdiger Humorist.

Gleich hier mag noch erwähnt sein, daß Ernst Eulenburg die in seiner kleinen Partiturausgabe erschienenen Werke Volkmanns zu einem schönen Collectivbande „Kammermusik von Robert Volkmann“ vereinigt hat. Der schön gebundene und mit einem vortrefflichen Bildniß des Componisten geschmückte Band

(Preis 8 ℳ) enthält die Partituren der beiden Claviertrios in F-dur und B-moll und der Streichquartette op. 14, 34, 35, 37 und 43, eine reiche Auslese der edelsten Schöpfungen Volkmanns, die jeden Musikfreund erfreuen und jeder Musikbibliothek zur Zierde gereichen dürfte. Als neueste Publication der kleinen Partiturausgabe sind die Brandenburgischen Concerte von Joh. Seb. Bach in Angriff genommen worden und die Concerte 3 (in G-dur) und 6 (in B-dur) nach den von Fritz Steinbach für die herzogl. meiningensche Hofkapelle vorgenommenen Revisionen bereits zur Ausgabe (Preis eines jeden Concertes 1 ℳ) gelangt.

Einem vielgenannten Componisten der Gegenwart, dem Sänger vieler königlicher und bürgerlicher Lieder und dem Wort- und Tondichter der „neu-ausgestatteten“ homerischen Welt ist ein neues Bändchen der gleichfalls bei Hermann Seemann Nachfolger erscheinenden Sammlung „Moderne Musik“ (Preis pro Heft 1 ℳ) gewidmet. In einer liebevoll geschriebenen monographischen Studie „August Bungert“ schildert Max Chop Leben, Wollen und Wirken des nunmehr in Dresden ansässig gewordenen Componisten Bungert und illustrirt seine fesselnden Ausführungen mit mehreren Bildnissen, von denen eines Bungert am Fürstenhofe zu Neuwied aufzeigt. Mit Interesse wird man auf diesem Bilde auch die königliche Dichterin Carmen Sylva gewahr, deren lyrische Dichtungen ja zumeist von Bungert in Töne gebracht worden sind.

Von Prof. Dr. Heinrich Bulthaupts rühmlichst bekannter und gewissermaßen classischer „Dramaturgie der Oper“ haben Breitkopf und Härtel jüngst eine neu bearbeitete zweite Auflage (2 Bände; Preis: geheftet 10 ℳ, geb. 12 ℳ) herausgegeben. In dieser neuen Auflage hat der Verfasser den ursprünglichen Text nicht nur revidirt und mehrfach ergänzt, sondern in einem angefügten Capitel „Nach Wagners Tode“ sich auch mit Neu-Bayreuth und mit dem Opernschaffen der letzten Jahrzehnte auseinandergesetzt und seinem Werke mit einem Notenbeispiele aus allen bedeutsamsten Bühnenwerken von Lullys „Armida“ bis zu Wagners „Parsifal“ enthaltenden 140 Seiten starken Anhange ein recht umfassendes Anschauungsmaterial angegliedert. Im neuen Capitel giebt es zwei Punkte, die uns anfechtbar erscheinen: erstens einmal das sachlich gewiß schwer zu begründende Zurückführen aller kleinen Mängel und Irrthümer der neueren Bayreuther Festspiele auf Frau Wagners nichtdeutsche Abstammung, und zweitens die etwas rigorose Beurtheilung der „Fledermaus“; sonst wird wohl jeder denkende Leser dem von Bulthaupt in großen Umrissen entworfenen Bilde von der jüngsten Opernentwickelung — und besonders den ausgeführteren Theilen über Humperdincks „Hänsel und Gretel“ und über die Erfolge der Jung-Italiener — sein Interesse und seine Zustimmung nicht versagen können. Das kunstfreundliche Entgegenkommen der Firmen Breitkopf u. Härtel und B. Schotts Söhne hat es ermöglicht, daß in die Beispielsammlung viele größere und kleinere Tonsätze aus Lohengrin, Tristan und Isolde, den Meistersingern von Nürnberg, dem Ringe des Nibelungen und Parsifal aufgenommen werden konnten, und seltsam contrastirt dazu die Engherzigkeit, mit der Hr. Adolph Fürstner die Erlaubniß zum Abdruck von Beispielen aus Rienzi, dem Fliegenden Holländer und Tannhäuser versagt hat. Möchte das vortreffliche Werk zu dem großen Kreise seiner alten Freunde sich in der neuen Auflage noch recht viele neue Leser hinzugewinnen.

Als Beiheft IX zu den Publicationen der Internationalen Musik-Gesellschaft erschien bei Breitkopf und Härtel eine „Geschichte der Cantorei-Gesellschaften im Gebiete des ehemaligen Kurfürstenthums Sachsen“ von Arno Werner (Preis: 3 ℳ). In dieser aus eifriger Quellenforschung hervorgegangenen tüchtigen Arbeit wird unter reichlicher Beibringung urkundlicher Materialien Werden, Wachsen und Wirken der vom Geiste der Reformationsbewegung belebten Cantoreien und das Verkümmern derselben unter den kunstfeindlichen Einwirkungen des Pietismus und des Rationalismus geschildert. Wie es der Vorwurf mit sich brachte, hat der Verfasser mit seiner Schrift einen sehr werthvollen Beitrag nicht nur zur Geschichte der Kirchenmusik im Sachsenlande, sondern auch zur deutschen Musik- und Sittengeschichte beigesteuert, und gerade mit der reichlichen Einflechtung von Schilderungen des religiösen, bürgerlichen und geselligen Lebens dürfte Arno Werners trefflich geschriebene Studie auch über die Fachkreise hinaus alle Gebildeten ernstlich interessiren können.

In dritter neubearbeiteter Auflage erschien (gleichfalls bei Breitkopf und Härtel) der „Die Frauen im Tonleben der Gegenwart“ behandelnde 5. Band von La Maras „Musikalischen Studienköpfen“ (Preis: geh. 5 ℳ, geb. 6 ℳ). In stimmungsvollen, mit reichem biographischen und künstlerischen Wissen geschriebenen und mit je einem Porträt versehenen Aufsätzen wird in diesem Büchlein das Leben und Wirken vieler noch lebenden aber doch bis in die Gegenwart hinein bedeutsam gebliebenen großen klavierspielenden, singenden und geigenden Künstlerinnen geschildert, und unter Führung der edlen Clara Schumann ziehen in bunter Folge lorbeergeschmückt Sofie Menter, Ingeborg v. Bronsart, Annette Essipoff, Laura Rappoldi-Kahrer, Teresa Carreño, Wilma Neruda-Norman, Pauline Viardot-Garcia, Marie Wilt, Amalie Joachim, Désirée Artôt, Augusta Götze, Pauline Lucca, Marianne Brandt, Adeline Patti, Christine Nilsson, Aglaja Orgeni, Amalie Materna, Lilli Lehmann-Kalisch, Fanny Bertram-Moran-Olden, Ernestine Schumann-Heink, Marcella Sembrich, Ellen Gulbranson und Nellie Melba am Leser vorüber. Fürwahr, ein reicher Himmel, Stern an Stern! Und doch fehlt dem Kunst-Astronomen unter den hier angeführten Sternen erster und zweiter Größe noch so manches Gestirn, das freundlich in das moderne Musikleben hineinschimmerte; es seien beispielsweise Clementine Schuch-Proška, Anna Falk-Mehlig, Hermine Spies und Margarete Stern genannt. Zu einer dritten Frauen-Versammlung im Tonleben der Gegenwart hätte man wohl auch Frau Cosima Wagner herbeiziehen sollen. Immerhin ist es kunstfreundlichen Lesern sehr anzuempfehlen, in den von La Mara eingeladenen Kreis vornehmer Künstlerinnen einzutreten und sich in anmuthvoller Weise von den Thaten derselben erzählen zu lassen. Aus den Schilderungen der Gastgeberin wird man sich leicht zutreffende, fesselnde Wesensbilder aller ihrer illustren Gäste gewinnen können und dazu meist viel schönere, als es die dem Buche beigegebenen minderwerthigen und zum Theil nach schlechten Vorlagen (man sehe z. B. Frau Materna im Kostüm der Heilsarmee) angefertigten Porträt-Reproductionen sind.

In zweiter Auflage erschien als Einzelheft der Sammlung „Frauenberufe“ (Verlag von E. Kempe, Leipzig) „Die Tonkünstlerin. Forderungen, Leistungen, Aussichten in diesem Berufe“ von Karl Rost, ein aus reichlicher Sachkenntniß und rechter Besonnenheit hervorgegangenes Büchlein, das von allen Mädchen und Frauen, die sich der Musik als Virtuosin, Lehrerin, Sängerin oder Bühnenkünstlerin widmen wollen, zu Rathe gezogen zu werden verdient. Auch Eltern und Vormünder werden aus dem Buche klaren Einblick in die sich ihren Schutzbefohlenen bei der Berufswahl zur Tonkunst anschließenden Existenzmöglichkeiten gewinnen können, zumal alle Angaben des Verfassers als zutreffend anerkannt werden müssen. Nur die Gagenverhältnisse der mittleren Hof- und Stadttheater (Seite 34) scheint Hr. Rost ein wenig überschätzt zu haben, indem er an solchen engagirten dramatischen Sängerinnen gegen 10 bis 12 Tausend Mark und Anfängerinnen 2 bis 3 Tausend Mark pro Jahr in Aussicht stellt. Nach unseren Erfahrungen sind für mittlere Opernbühnen, an denen die Saison nur 6 bis 6½ Monate währt, diese Beträge als Durchschnitts-Gagirungen zu hoch angesetzt. Im Allgemeinen ist die Objectivität zu rühmen, mit welcher der Verfasser weder für noch wider die musikalische Berufswahl entscheidet, sondern in eindringlichster Weise anempfiehlt, die Entscheidung in jedem einzelnen Falle von der gewissenhaften Prüfung geistiger Begabungen und körperlicher Beanlagungen und von weitausblickenden Erwägungen abhängig zu machen.

Arthur Smolian.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— Transfeldts Dienstunterricht für den Infanteristen des deutschen Heeres. 37. Auflage. Nach den neuesten Dienstvorschriften bearbeitet von Transfeldt, Ltnt. im Inf.-Regmt. Nr. 64. October 1902. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Partiepreis 45 ₰, Einzelpreis 50 ₰, in festem Deckel 10 ₰ mehr. — Das Transfeldtsche Werk ist eines der ältesten und bei der deutschen Infanterie wohl bekannten Instructionsbücher. Die 37. Auflage berücksichtigt die neuesten dienstlichen Vorschriften und bringt 4 Tafeln in Buntdruck, durch welche die Veranschaulichung des Unterrichts erleichtert wird. Das Buch ist billig und bedarf bei der großen Anzahl der bereits erschienenen Auflagen keiner besonderen Empfehlung mehr.

H. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 6 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 149. Sonnabend, den 13. December, Abends. **1902.**

Neue Musikliteratur und neue Musikalien.

II.

Von Prof. Dr. Hugo Riemanns „Großer Compositionslehre“ (Verlag von W. Spemann, Berlin und Stuttgart) liegt nunmehr auch der ebenso inhaltschwere als umfangreiche zweite Band (Preis: broschirt 14 ℳ, gebunden 16 ℳ) vor. Mit derselben theoretischen Gründlichkeit und demselben allumfassenden musikgeschichtlichen Wissen und musikästhetischen Feinsinne, mit denen der Autor in dem Franz Wüllner gewidmeten ersten Bande seines Werkes die Entwickelung und die Lehre des homophonen Satzes (Melodielehre und Harmonielehre) erörtert hatte, giebt er nun in dem „den Manen Franz Wüllners“ gewidmeten zweiten Bande aollen, durch über 300 Notenbeispiele aufgehellten Einblick in Theorie und praktische Anwendung des Contrapunkt, Fuge und Kanon umfassenden polyphonen Satzes, und heute schon, wo vermuthlich doch zwei weitere, Formenkunde und Instrumentationslehre behandelnde Bände noch ausstehen, kann man sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß Riemanns „Große Compositionslehre“ für das zwanzigste Jahrhundert dieselbe Bedeutung erlangen wird, wie eine solche in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einzig A. B. Marx' „Lehre von der musikalischen Composition“ beschieden gewesen war. Aus aller Fülle des in den letzten Dezennien so unendlich erweiterten musikgeschichtlichen Wissens und gleichsam nach dem modernen Principe des „Anschouungsunterrichtes“ geschaffen, führt Riemanns Lehrbuch des polyphonen Satzes in klar und geistvoll geschriebenem und reichlich mit Beispielen aus den Werken der Meister und besonders aus den Schöpfungen J. S. Bachs durchsetztem Texte von den „Contrapunktischen Manieren“ über den einfachen Contrapunkt, zu Fuge, Doppelfuge, Kanon und dem in den Kunstformen der Chaconne und der Passacaglia zeugend wirkenden „Ostinato“, und allenthalben, besonders aber bei den Abhandlungen über die Trio-Sonate und über die Vocalfuge wird der Lesende und Lernende durch eigenartig bedeutsame Ausführungen des Verfassers gefesselt. Riemanns „Große Compositionslehre“ will nicht etwa Ersatz bieten für die Unterweisung in den mehr mechanisch-technischen Anfangsgründen der Harmonie und des Contrapunktes, sondern über diese hinaus denkende Musiker zu tieferer Einsicht in alle Möglichkeiten der Satzkunst und zu voller geistiger Beherrschung derselben anleiten, zugleich aber bei allen musikalisch Gebildeten eindringlichstes Verständniß für die in jahrhundertelanger Entwickelung gewordenen und gefestigten Grundformen des Tonsatzes wachrufen. Kein denkender Schüler, kein denkender Musikfreund und selbst kein fertiger Meister wird Riemanns „Große Compositionslehre“ ohne den Gewinn mannigfaltiger Belehrung und reicher Anregungen studiren können, und dem hochbedeutsamen Werke ist somit die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Aus dem Verlage aon Schuster und Loeffler ging uns ferner ein weiterer Band von Arthur Seidls Schriften: „Kunst und Kultur. Aus der Zeit — für die Zeit — wider die Zeit. Productiae Kritik in Vorträgen, Essais und Studien (Preis: broschirt 6 ℳ, geb. 7 ℳ) zu. Wir haben schon im Sommer dieses Jahres (Wissenschaftliche Beilage Nr. 81) anläßlich der Besprechung von Arthur Seidls unter dem Namen „Wagneriana“ zusammengefaßten musik- und opern-ästhetischen Studien unserer Ueberzeugung Ausdruck verliehen, daß wohl kein denkender Leser die häufig allzu-paradox und doctrinär gehaltenen und darum vielfach zum Widerspruch reizenden, durchweg aber eigenartig geistvollen Schriften des nunmehrigen Schriftleiters der „Gesellschaft“ ohne lebhaftes Interesse lesen — und ohne mancherlei Gewinn aus der Hand legen können wird. Ein Gleiches möchten wir von Seidls neuestem Studienbande behaupten, in dem nur ganz wenige Capitel („Moderne Dirigenten“, „Ein moderner Concertsänger — Dr. Ludwig Wüllner“, „Was dünkt euch um Peter Gast?“ und „25 Jahre Bayreuth — 24 Stunden München“) direct musikalische Fragen berühren, alle übrigen aber des Autors Stellungnahme gegenüber der modernen Literatur (Hauptmann, Ibsen, Sudermann, Wildenbruch u. A. m.), der modernen Malerei (Böcklin, das Wirken der Worpsweder Colonie u. A. m.), und sonstigen Erscheinungen des modernen geistigen Lebens (Goethe-Bund, Massenverbreitung guter Schriften, Oberammergau, Ueberbrettl u. A. m.) in zumeist fesselnder Weise klarlegen. Die bei Seidl überall stark aorklingende persönliche Note ist in dem Bande „Kunst und Cultur“ mit besonderem Nachdruck verwendet worden, indem der Verfasser nicht nur das Buch mit „einer persönlichen Vorstellung“ ein- und mit „einer Verabschiedung des Autors von seinen Lesern“ ausleitet, sondern sich auch vor dem Titel in einem wohlgelungenen Bildnisse sinnend vor den Leser hingesetzt hat. Die geistige Wirkung der Seidlschen Schriften dürfte bei denkfähigen Lesern eine ähnliche sein, wie sie körperlich durch die mancherlei Muskelstärk-Apparate erzielt werden soll. Man turnt und rudert wohl an solchen Apparaten ohne Gymnastiker oder Bootsmann werden zu wollen, und man liest Seidl ohne sich auf seine Welt- und Kunstanschauungen einzuschwören, das Eine um der Motion, das Andere um der Emotion willen. In Einzelausgabe ist aus dem in Rede stehenden Bande die Studie „Moderne Dirigenten“ (Preis: 75 ₰) erschienen, und die Anschaffung dieses über einzelne unnoble Ausfälle gegenüber einigen älteren, aus dem modernen Kunstleben bereits ausgeschiedenen Orchesterleitern hinweg, manche interessante Gesichtspunkte aufstellenden und recht zutreffende Charakteristiken gebenden Heftchens ist um so mehr anzuempfehlen, als moderne Dirigenten sonst bekanntlich viel, viel höher im Preise stehen.

Als willkommene Weihnachtsgabe wird Manchen das Büchlein: „Ludwig II. und Richard Wagner 1864—1865“ aon Sebastian Röckl (C. Becksche Verlagsbuchhandlung, München. Preis: cartonirt 2,50 ℳ) gelten. — In sehr ansprechender Weise wird hier auf Grund aller in den letzten Jahren veröffentlichten Erinnerungen und Briefen sowie mancher beglaubigten mündlichen Mittheilungen ein lückenloses Bild von dem so einzigartigen Miteinander-Leben, »Wirken und »Leiden des „Meisters“ und seines „königlichen Schirmherrn“ gegeben. Den mancherlei eingestreuten enthusiastischen und auch humoristischen Briefen und Gedichten sowie den Pasquillen der Münchener Presse werden die Leser gewiß auch hier wieder mit Interesse begegnen.

Vom Verlage Otto Junne, Leipzig (Schott frères, Brüssel) ging der Redaction eine umfangreiche Sendung geistlicher — oder doch vornehmlich für den Vortrag in der Kirche bestimmter Gesangs- und Orgelcompositionen zu, und wenn wir gleich des Raumes zu eingehenden Würdigungen aller dieser Werke ermangeln, so erachten wir es doch als unsere Pflicht, auf diejenigen apera hinzuweisen, die uns bei Durchsicht der ganzen Sendung als besonders brauchbar oder beachtenswerth erscheinen mußten. Zunächst seien da einige Sologesänge mit Begleitung der Orgel oder des Klavieres erwähnt. Ein sowohl in Sopran- als auch in Altlage herausgegebenes Heft „Drei ernste Lieder op. 10 aon Hans Fährmann“ (Preis 1,20 ℳ) enthält zwei musikalisch interessantere Gesänge „Wanderers Nachtlied“ und „Wir haben hier keine bleibende Stätte“, von denen besonders das — in 16 Tacte der Kreuze aor o ermangelnde — letztere in Kirchenconcerten recht eindringlich wirken dürfte. Oskar Wermanns Geistliche Lieder ap. 113, 117 und 124 (insgesammt 8 zum Theil umfangreichere Compositionen) erfreuen fast durchweg durch natürliche und dabei ausdrucksaolle melodisch-harmonische Fassung der Texte. Gelegentliche Flüchtig-

keiten des Satzes, wie wir solchen im dritten Liede des op. 113, Tact 9 und 11 — und im zweiten Liede des op. 117 auf Seite 5 Tact 14 begegnen mußten, dürften bei einem Musikkundigen von der Art Wermanns nur durch die Eile eines allzureichlichen Producirens zu erklären sein. Als die innigsten und schönsten dieser geistlichen Lieder möchten wir allen Singenden, die in der Kirche oder auch nur im Hause der Pflege geistlicher Musik obliegen, die gleichfalls in gesonderten Ausgaben für hohe und für tiefere Stimmen erschienenen Lieder: „Einladung“ aus op. 113 (Preis: 1,— ℳ), „Und ob ich geh' im Thal der Schrecken“ aus op. 117 (Preis: 1,— ℳ), und „An deine Liebe will ich denken“ aus op. 124 (Preis: 1,20 ℳ) bestens anempfehlen. Bescheideneren Ansprüchen der Schule und des Hauses werden auch Max Winklers Geistliche Lieder: op. 8 „Unsere Heimfahrt“ (für Sopran), op. 15 „Die Lieb' ist stärker als der Tod“ (für Alt oder Bariton) und op. 19 „Ein' feste Burg ist unser Gott“ (für einstimmigen Chor, bei Reformations- und Gustav Adolffesten zu singen) genügen können. Sehr productiv ist Oskar Wermann auch auf dem Gebiete des mehrstimmigen geistlichen Gesanges gewesen und seine uns zu Händen gekommenen opera 118, 120, 140 und 142 bringen nicht weniger als 15 Motetten und geistliche Chorgesänge für Sopran, Alt, Tenor und Baß a capella und selbst (im op. 120) für zwei vierstimmige Chöre und acht Solostimmen. Von den „Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta Victoria in tiefster Ehrfurcht zugeeigneten“ zwei umfangreichen Motetten des opus 120: „Der Lebensstrom“ (nach einer Dichtung von Victor v. Strauß) und „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft“ (nach Psalm 21) möchten wir der musikalisch innerlicheren und reicheren ersteren den Vorzug geben. Von den für den gottesdienstlichen Gebrauch bestimmten und nicht sehr schwierigen vierstimmigen a capella-Gesängen Wermanns erschienen uns als die in Erfindung, Stimmenführung und Stimmung schönsten und wirksamsten: die Nummern 2 „Heil'ger Weinstock, deine Rebe“ und 6 „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben“ aus op. 140, und die Nummern 3 „Am Ostermorgen“, 4 „Herr, ich weiß, daß deine Treue“ und 6 „Jahresschluß“ aus op. 142. „Drei Choralbearbeitungen für gemischten Chor und Orgel“ von Max Peters op. 33 bieten kleineren Kirchenchören stimmungsvolle Festgesänge für Weihnacht, Ostern und Pfingsten. An Orgelwerken sandte der Verlag von Otto Junne: „Zehn Choralvorspiele“ op. 14 von Paul Claußnitzer (Preis 1,80 ℳ), die trotz gelegentlicher Härten der Stimmenführung durch Mannigfaltigkeit der Formungen interessiren können, — ein recht anmuthig klingendes „Andante religioso op. 6 für Flöte und Orgel“ von Hans Hiller (Preis 2 ℳ), — brauchbare „Fünf Orgelstücke“ von J. G. Ed. Stehle (Preis 1,50 ℳ) und mehrere sehr bedeutsame, an Meister des Orgelspieles sich wendende und solchen (Gottschalg, Straube, Reimann, Homeyer und Pfannstiehl) gewidmete Compositionen von Hans Fährmann. Abgesehen von den anmuthig und kunstreich gefügten „Lyrischen Stücken“ op. 19 (Preis: 2,30 ℳ), in denen Fährmann noch relativ bescheidenere geistige und technische Anforderungen stellt, repräsentiren diese Werke gleichsam ein Nau plus ultra moderner Orgelsatz- und Orgelspielkunst und rivalisiren allenfalls mit den Arbeiten Max Regers, denen sie an Kühnheit gleichstehen und an Phantasie bisweilen überlegen scheinen. Gewaltig baut Fährmann sein op. 11 „Vorspiel und Doppelfuge über B-a-c-h“ (Preis: 1,60 ℳ) auf, — glanzvoll wirkt op. 15 „Introduzione e Fuga triomphale“ (Preis: 1,20 ℳ), — alle Gewalten der Orgel entfesselt op. 16 „Am Tage der Pfingsten. Phantasie und große dreifache Fuge“ (Preis: 3,20 ℳ), — und reich an Gedanken und Formungen ist op. 17 „Dritte Sonate B-moll in sinfonischer Form“ (Preis: 4,80 ℳ), in deren beiden letzten Sätzen wieder der Orgel-Weihenome B-a-c-h, erst zum kraftvoll-kühnen Scherzo maskirt und dann als Passacaglia mit Schlußfuge durchgeführt, erscheint. Jeder bessere Orgelspieler sollte sich an den notenstrotzenden, hochinteressanten Werken von Fährmann versuchen, öffentlich vortragen dürften sie aber wohl nur die allerbesten Meister des Instrumentes.

Zwei neue für den Cultus der katholischen Kirche bestimmte geistliche Gesangswerke sandte F. E. C. Leuckart: eine „D-moll-Messe für sechsstimmigen Chor mit Orgel (ad libitum)“ op. 53 von Louis Adolphe Coerne (Preis: der Partitur 4,50 ℳ; der Singstimmen 6 ℳ) und eine aus dem Nachlasse des verstorbenen Meisters von Coerne herausgegebene „A-moll-Messe für vierstimmigen gemischten Chor und Orgel“ op. 197 von Josef Rheinberger (Preis: der Partitur 4 ℳ; der Singstimmen 2,40 ℳ). Louis Adolphe Coerne, ein in Boston lebender Schüler Rheinbergers, dessen erstes Bühnenwerk jüngst von der Berliner Hofoper zur Aufführung angenommen worden ist und von dem wir weiterhin noch einige Hefte ansprechender Compositionen zu erwähnen haben, ist in seiner sechsstimmigen D-moll-Messe hinsichtlich des klaren Stimmengeflechtes und der decenten tondichterischen Einkleidung der religiösen Texte den Spuren seines Meisters gefolgt. Mit Ausnahme gelegentlicher Vorhaltsreibungen vermeidet Coerne beim harmonischen Ausbau seiner auf schlicht-natürliche Themen begründeten Messen-Sätze alle grelleren Dissonanzen, und der gewissermaßen objective Charakter seiner Tonsätze, der Wohllaut und die knappe Fassung derselben lassen dieselben für den liturgischen Gebrauch recht wohlgeeignet erscheinen. Wie Coerne diese seine Messe dem Andenken Joseph Rheinbergers gewidmet hat, so hat er sein treues Gedenken auch durch Herausgabe der nachgelassenen Messe von Rheinberger bethätigt, für die er drei in der Handschrift fehlende Sätze „Sanctus“, „Benedictus“ und „Agnus Dei“ — die ersteren beiden aus eigenem Tonvermögen —, das Agnus durch Wiederaufnahme des Rheinbergerschen Tonsatzes zum „Kyrie“ ergänzen mußte. Auch dieses nachgelassene Werk des Münchener Tonsetzers, das in der Thematik und in der Stimmenführung seiner Originaltheile eine etwas individuellere Physiognomie aufweist, scheint ausschließlich im Hinblick auf liturgische Verwendung geschaffen zu sein und wird bei solcher in der sinngemäßen Vervollständigung Coernes durch Stimmung und Wohlklang der kunstgerecht gesetzten Chöre zweckentsprechend wirken können.

Des gewaltigen Anreizes: die Gestalt des Heilandes in den Mittelpunkt einer Oratorienschöpfung zu stellen, haben sich nur wenige bedeutendere Componisten erwehren können, und von den Passionsmusiken des achtzehnten Jahrhunderts her spinnt sich eine lange Reihe von zum Theil sehr werthvollen Christus-Oratorien bis zur Gegenwart her. Joseph Haydns „Die sieben Worte des Erlösers am Kreuz“ und Beethovens „Christus am Oelberg“ folgten zunächst mehrere Episoden aus der Passionsgeschichte behandelnde Tonwerke von Sigismund Neukomm, Friedrich Schneider, Karl Eberwein, Emil Naumann, Ernst Friedr. Richter, Konrad Ed. Hering und Anderen mehr, und nach Mendelssohn, der inmitten der Composition an einem „Christus“ vom Tode dahingerafft wurde, haben Friedrich Kiel, Franz Liszt, Gustav Schreck, Anton Rubinstein und Felix Woyrsch sich an größeren Christus-Oratorien versucht. Nicht alle diese Werke haben gleich überzeugend wirken können und von vielen gilt eben doch nur, was wir nach der Stuttgarter Uraufführung des Rubinsteinschen „Christus“ bei einem dem Componisten zu Ehren veranstalteten Bankette den bekannten Verlagsbuchhändler Spemann in längerer Rede ausführen hörten: „daß es erhebend sei, einen Meister der Töne sich am erhabensten Vorwurfe der ganzen Menschheitsgeschichte mühen zu sehen.“ Als bleibende Werke scheinen sich aus der Menge der Christus-Oratorien einzig der „Christus“ von Kiel, der allerdings auch schon mehr gepriesen als aufgeführt wird, und Liszts wesentlich eigenartigere, archaisirende Tonzeichnung mit modernster Licht- und Farbengebung der Klänge vereinigende Christus-Composition abheben zu wollen. Neuerdings tritt nun auch Felix Draeseke, den man um der charaktervollen Eigenart seines im Mutterboden der classischen Musik wurzelnden und sich weit in die moderne Tonwelt hinaus verzweigenden Kunstschaffens willen gar wohl einen Classiker unter den Modernen heißen könnte, mit einem Christus-Tonwerke vor die weitere Oeffentlichkeit, und zwar hat der Dresdner Meister sich in seinem „Christus“, den man wohl gleichsam als eine Art Lebenswerk anzusehen haben dürfte, die große Aufgabe gestellt gehabt, das ganze Leben des Heilandes von seiner Geburt ab bis zu seiner Verklärung in einem viertheiligen, ein Vorspiel und drei Oratorien umfassenden Mysterium „Christus“ tondichterisch zu behandeln. Durch den Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, hier, sind soeben die mit deutschem und englischem Texte und mit einer vom Componisten herrührenden „Einführung“ versehenen Klavierauszüge des Vorspieles: „Die Geburt des Herrn“ (Preis: 6 ℳ) und des ersten Oratoriums „Christi Weihe“ (Preis: 8 ℳ) zur Ausgabe gelangt, die zweifelsohne vielem Interesse begegnen und solches auch für die noch in Aussicht stehenden beiden Oratorien II und III: „Christus der Prophet“ und „Tod und Sieg des Herrn“ wachrufen werden. Der Schöpfer des „Adventliedes“ und der „Symphonia tragica“

läßt in seinem für Kirche und Concert, nicht aber für scenische Vorführungen gedachten Mysterium große, kernig gehaltene Chorsätze mit Scenen von scharfumrissener musikdramatischer Plastik wechseln und wenn in ersteren oftmals eine geradezu ganz übersinnlich wirkende Abstraction vorwaltet, so finden in letzteren (so z. B. in den Scenen: „Johannes und die Pharisäer“, „Die bösen Geister“ und „Satan und Jesus“) die Geschehnisse zumeist eine so concrete musikalische Darstellung, wie man das bisher in Oratorien kaum gewöhnt gewesen ist. Draesekes auch an seinem Christus-Mysterium zu Tage tretende Neigung zur Melodie-Askese wird diesem überlebensgroß gehaltenen Werke voraussichtlich weniger schaden, als manchen seiner kleineren Gebilde, die zum Näherherantreten bestimmt waren und bei denen man dann durch eine gewisse Starrheit der Züge befremdet wurde. Wie das Vorspiel des Mysteriums in vier auch vereinzelt aufführbare Theile (I. Eingangschor: „Israels Erwartung des Messias“. II. „In Bethlehem“. III. „Jerusalem. Jesus im Tempel“. IV. „Die Flucht nach Aegypten“) zerfällt, so gliedert sich das erste Oratorium in die beiden selbständigen Haupttheile: „Johannes der Täufer“ und „Aussendung Jesu in die Welt“, und diese Anlage des Werkes ermöglicht ein durch Aufführung des jeweils erlernten Theiles zu belebendes allmäliges Einstudiren des ganzen Mysteriums, dessen gelegentliche Vorführungen um seiner ernst-künstlerischen Artung willen wohl zu wünschen wären.

Bei Durchsicht der uns zugegangenen neueren weltlichen Compositionen wurde unser Interesse zunächst durch eine größere Anzahl eingesandter Arbeiten **Louis Adolphe Caernes** in Anspruch genommen. Mehr als bei der vorerwähnten Messe lernten wir aus einigen Liedern und Instrumentalsätzen, die weiterhin einzeln angeführt werden sollen, den aus dem skandinavischen Norden stammenden und in Amerika lebenden Componisten Coerne als eine ziemlich eigenartige künstlerische Individualität von feinem Tonempfinden und beträchtlicher Formenherrschaft kennen, und gerne machen wir unsere verehrlichen Leser auf die zumeist sehr ansprechenden Compositionen Coeenes aufmerksam, deren jeweils etwas nordischer Charakter für moderne Musikfreunde wohl kaum mehr etwas Befremdliches haben dürfte. Da müssen wir denn zunächst aus einem in mittlerer Stimmlage gehaltenen Hefte „**Vier Lieder mit Clavierbegleitnng**“ op. 57 (Verlag von Fritz Schuberth jr., Leipzig) das sehr treuherzige „Vergißmeinnicht“ (Preis: 1 ℳ) und das lenzfreudig erschwellende „Es hat die warme Frühlingsnacht“ (Preis: 80 ₰) als jedenfalls recht wirksame Vortragslieder hervorheben, rühmend auf die aparten und stimmungsvollen „**Drei Stücke (»Frühling im Walde«, »Sehnsucht«, »In Gedanken«) für Clavier**“ op. 54 (C. F. W. Siegel, Leipzig. Preis: complett 2 ℳ) hinweisen und dann mehrere Compositionen für Violine und Clavier namhaft machen, die theils von vorgeschritteneren Violinschülern und deren Lehrern, theils von fertigen Spielern ernstlich willkommen geheißen werden dürften. Da ist zunächst ein aus „Introdusione et Allegro“, Romanze et Intermezzo“ und „Rondo“ bestehendes, musikalisch wirklich interessirendes, in der ersten und dritten Lage ausführbares „Concertino in D-dur“ (Bosworth & Co., Leipzig. Preis: 3 ℳ 50 ₰) zu nennen, ferner „**Drei Vortragsstücke für Violine**“ op. 61 (C. F. W. Siegel, hier), von denen mehr noch als die charakteristische „Romanza espressiva“ und die pikante „Coryphea“ (Preis je 1 ℳ 20 ₰) die in reizvollen Verschlingungen der Violine mit dem Clavier dahineilende „Toccatina“ (Preis: 1 ℳ 50 ₰) spielenswerth erscheint, und schließlich eine „**Schwedische Sonate für Clavier und Violine**“ op. 60 (Friedrich Hofmeister, Leipzig. Preis 5 ℳ), deren drei wirksam ersonnene und gefügte Sätze, besonders aber das sehr frische „Minuetto“ und das sich mehrfach in Perpetumm mobile-Art ergehende „Rondo“ allen besseren Spielern — und Hörern Freude bereiten werden. „**Drei in canonischer Form gesetzte kleine Trios für Violine, Violoncello und Pianoforte von Louis Adolphe Coerne**“ op. 62 (Bosworth & Co., Leipzig. Preis je 2 ℳ), die technisch leicht ausführbar sind und zugleich als musikalisch interessante Studien im Zusammenspiel gelten müssen, vervollständigen das freundliche Bild des Componisten Coerne, dessen Namen man sich jedenfalls für kommende Zeiten vorzumerken hat. Als jedenfalls willkommene Beisteuer zu dem nicht allzu reichhaltigen Repertoire der Bratschenspieler ist eine von **Hermann Ritter** bearbeitete und bezeichnete Neuausgabe einer „**Sonate (C-dur) für Altviola (oder Viola) und Clavier von G. F. Händel**“ (Otto Junne, Leipzig. Preis 2 ℳ) anzuführen.

Schließlich erübrigt uns noch eine Umschau unter einer Anzahl neuerer Lieder von Emil Eckert, Richard Hering, Hans Hermann, Oskar Hoffmann, Elisabeth Kirchner und Josef Rheinberger. Von **Emil Eckert** erschienen im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger hier die beiden eigenartigen und bei guter Ausführung jedenfalls recht wirksamen hochliegenden Gesänge: „**Liebe**“ op. 4 Nr. 1 (Preis 1 ℳ) und „**Der Zeisig**“ op. 2 Nr. 2 (Preis 1 ℳ 50 ₰), sowie das nach Gedichten aus Felix Hübels Novelle „Der Schmetterlingskuß“ companirte stimmungsreiche und tieferliegende Liederheft „**An ein Mädchen**“ op. 5 (Preis: complet 12 ℳ). Von den vier Liedern dieses Heftes werden besonders wohl das erste: „Melancholie“ und das letzte: „Keine Rosen“ sich im Kreise modern-gestimmter Singenden lebhaltere Sympathie erwerben können. Einer etwas älteren Geschmacksrichtung kommen die bei Ries & Erler in Berlin verlegten Liedercompositionen von **Richard Hering**, einem Großsohne des in manchen Kinderliedern noch fortlebenden Magister Hering, entgegen. Neben der für den solistischen Theil kleinerer Chorvereinsconcerte empfehlenswerthen Ballade „Sturm-Entführung“ op. 19 (hoch und tief erschienen; Preis: 1,50 ℳ) sind das in mäßig hoher Stimmlage gehaltene, wirksam gesetzte „**Sechs Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte**“ op. 20 (Preis: je 80 ₰ bis 1,20 ℳ), von denen sich als Vortragsstücke besonders das innig gestimmte erste Lied „**Jugendliebe**“, das auch in tieferer Ausgabe erschienen ist, und das jedenfalls wirksame fein-humoristische sechste „**Die Liebe als Recensentin**“ sehr brauchbar erweisen dürften. Im Verlag der Graserschen Buchhandlung in Annaberg (Erzgeb.) erschienen „**Drei Lieder in erzgebirgischer Mundart mit beigegebenem hochdeutschen Text**“ (Preis: je 1,50 ℳ) von **Hans Hermann**, die sich bei bequemer, das fis nicht überschreitender Stimmlage durch eine recht wohlthuende Kernigkeit und Frische auszeichnen. Das erste derselben, ein sehr liebenswürdiges „**Wiegenlied**“ wird gewiß bald Gemeingut unserer Sängerinnen werden, das „**Tschumberliedl**“ (Nr. 2) hat etwas Verwandtschaftliches mit dem bekannten „Vergeblichen Ständchen“ und wird daher gewiß auch manche Liebhaber finden, und das dritte Lied „**Gebrochene Treue**“ bringt eine sonderbare Verquickung von Volkston und modeener Ausdruckskunst. Recht ansprechend klingen zwei bei Otto Junne hier verlegte Lieder von **Oskar Haffmann**: das bequem liegende „**Dein gedacht**“ op. 16 (Preis: 60 ₰) und das hochliegende „Ein Veilchen noch“ op. 22 (Preis: 80 ₰). Ein durch Hermann Seemann Nachfolger veröffentlichtes opus 1: „**Drei Lieder für eine Singstimme und Klavier van Elisabeth Kirchner**“ (Preis: complet 1 ℳ 50 ₰) enthält zwischen einem anmuthigen „Wiegenliede (im Volkston)“ und einem in mittlerer Stimmlage für Frau v. Dulong gesetzten stimmungsvollen Gesange „Könnt' ich steigen dem Adler gleich“ das bis zum f (eventuell as) hinaufreichende, sehr feingestimmte und wirkungssichere Lied „**Der Mond kommt still gegangen**“, das gleich den anderen Liedern von Elisabeth Kirchner auch in Einzelausgabe (Preis: 80 ₰) bezogen werden kann. Nochmals begegnet uns Coerne und zwar nun als Revisor zweier aus dem Nachlasse **Josef Rheinbergers** stammenden Lieder, die F. E. C. Leuckart hier in einem Hefte (Preis: 1 ℳ) herausgegeben hat. Diese beiden Lieder: „Die Moos-Rose“ und „Janua coeli“ sind von tiefeindringlicher schlichter Schönheit, und empfindungsbeseelte Sängerinnen werden mit dem Vortrage derselben ähnliche herzbewegende Wirkungen, wie solche bis lang oft durch Liszts sehr gleichartiges Lied „Das Veilchen“ hervorgerufen wurden, erzielen können. Zu guterletzt gedenken wir aber noch der singenden Mütter, Schwestern und Kleinen aus unserem verehrlichen Leserkreise, indem wir diesen bekannt geben, daß im Verlage von E. W. Fritzsch hier ein dritter Band (Heft 7, 8 und 9) der sehr liebenswürdigen und darum mit Recht beliebten „**Kinderlieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Gustav Rakonz**“ (Preis: 3 ℳ) soeben erschienen ist. Die sich dem Sinne des Kindes leicht einprägenden natürlich-anmuthigen Melodien der in diesem Bande enthaltenen 41 Lieder, der Vorstellungsreichthum der dem Auffassungsvermögen der Kleinen wohlangepaßten Texte und die leichte Spielbarkeit der ansprechend gesetzten Begleitungen sichern auch dieser neuesten Sammlung freudigste Aufnahme in jedem Hause, wo es gilt, in einem Kinderköpfchen mit Singen das Sinnen wachzurufen.

Arthur Smolian.

Bücherbesprechungen.

— Dresdner Dichterbuch. Dichtungen von Ferdinand Avenarius, Georg Frhr. v. Ompteda, Wilhelm v. Polenz, Adolf Stern und Anderen mit biographischen und bibliographischen Notizen herausgegeben von Dr. Kurt Warmuth. Dresden 1903. Verlag von Wilhelm Baensch. 8°. 244 S. mit Buchschmuck. In elegantem Leinenband 4 ℳ. — Der durch seine „Sonnenfalter" in dichterischen Kreisen rasch bekannt gewordene Dr. Kurt Warmuth bringt in dem soeben erschienenen Dresdner Dichterbuche eine Sammlung von Novellen, Skizzen, Gedichten und Sprüchen von 52 Dresdner Dichtern und Schriftstellern. Meist sind es Originalbeiträge, hier und da stoßen wir aber auch auf schon Veröffentlichtes. Da dem Herausgeber der Zweck vor Augen stand, das dichterische Schaffen im schönen Elbflorenz möglichst in recht vielen Vertretern zur Geltung zu bringen, so läßt sich selbstverständlich an alle zu dem Buche beigesteuerten Gaben nicht der höchste künstlerische Maßstab anlegen. Es sind eine ganze Reihe Personen zu Worte gekommen, die niemals ein Heimathsrecht in der Geschichte der deutschen Literatur erhalten werden, auch in einer solchen nicht, die das literarische Schaffen des verflossenen Jahrhunderts oder nur der letzten 25 Jahre bucht; andererseits aber vermissen wir wieder Personen, die auf Grund ihrer bisherigen Veröffentlichungen sicher Anspruch gehabt hätten, mit einem Beitrage berücksichtigt zu werden. Ebenso will es uns bedünken, daß die hervorragenden schriftstellerischen Talente in ihrer Productivität zu einseitig sich uns darstellen. Die Lyrik überwirgt im Dresdner Dichterbuche, der Novelle und Novellette begegnen wir nur einigemal, der dramatischen Gestaltung mit Ausnahme eines kurzen Dialogs, der aber wenig ins Gewicht fällt, nie. Es ist schade, daß die Dresdner Dichter nicht selber dafür gesorgt haben, sich in ihrem künstlerischen Schaffen auf den verschiedenen Gebieten der Poesie zu kennzeichnen, dem Herausgeber wollen wir in dieser Beziehung keinen Vorwurf machen. Doch trotz der beregten Mängel macht das Dresdner Dichterbuch immerhin einen ganz respectablen Eindruck. Die Lyrik durchzieht eine reiche Mannigfaltigkeit. Da steht Tiefernstes neben Heiterem, schlichte, warme Empfindung neben Leidenschaftlichem und Schwungvollem, frisch der Natur und dem Leben Abgelauschtes neben Dem, was uns in das Zauberreich der Phantasie versetzt. Einen besonderen Reiz bietet Sterns farbenprächtige Novelle „Maria vom Schiffchen", ebenso wird Joh. Proelß' Novellette „Die schönste Frau" jeden Leser wegen ihres liebenswürdigen Humors anmuthen. Dasselbe gilt von den zwei originell gezeichneten Erzählungen Karl Woermanns: „Die beiden Märchen" und „Ein Paris-Urtheil". Wirklich Seichtes und Triviales ist uns ebenso wenig entgegengetreten, wie Bizarres und Hypermodernes. Und doch wird man nicht sagen können, daß die neue Kunstrichtung in der Poesie völlig zurückgedrängt worden wäre. Den Grund für diese Erscheinung haben wir entweder in den Beitraggebern zu suchen, oder in dem feinen Takte des Herausgebers, alles Decadente auszuschalten. Mit vollem Rechte dürfen wir dem Dresdner Dichterbuche auf seinem ersten Gange in die Welt ein gutes Horoskop stellen. Seine Leser werden nicht auf das Weichbild von Elbflorenz beschränkt bleiben, es darf vielmehr in allen Gauen Deutschlands auf eine freundliche Aufnahme rechnen. Die Verlagshandlung hat auch in Druck, Papier und Verzierung Alles gethan, um dem Buche ein geschmackvolles äußeres Gewand zu verleihen, sodaß es zu einer sinnigen Geschenkgabe sich eignet. Erwähnt sei noch, daß der Herausgeber sein Werk durch ein warm empfundenes und von begeisterter Liebe zur Heimath getragenes Gedicht: „Gruß an Dresden" eingeleitet hat. Dr. We.

— Hochtouren in den Alpen, Spanien, Nordafrika, Californien und Mexiko von Raimund Schäfer. Mit 58 phototypischen Abbildungen und 7 Farbendrucken nach Originalaquarellen. Preis 10 ℳ, geb. 12 ℳ. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig. 1903. — Dr. Raimund Schäfer, ein kühner und gewandter Bergsteiger und zugleich ein wissenschaftlich gebildeter Kenner der Alpen (Geolog), hat in dem vorliegenden Werke allen Freunden des Hochgebirges, ganz besonders aber den Hochtouristen eine werthvolle Gabe geboten, die von der Verlagshandlung in ein ganz prächtiges Gewand gekleidet worden ist. Eine Reihe von Bergbesteigungen ersten Ranges ist darin in wohlthuender Kürze, aber doch sehr fesselnd beschrieben. Der Verfasser, der, von Begeisterung für die Gebirgswelt erfüllt, bereits in jugendlichen Jahren erfolgreiche Hochtouren in den Alpen ausgeführt und an geologischen Untersuchungen in mehreren Theilen der Alpen theilgenommen hat, führt uns zuerst in einige der großartigsten Berggebiete der Schweiz, sodann nach Spanien und Marokko und schließlich nach Amerika, wo für die Bergsteiger noch manche schwierige Aufgabe zu lösen ist. Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte: In der Berg- und Gletscherwelt der Berner Hochalpen — Lauterbrunnen und das Tschingelhorn. — Auf dem Monte Rosa bei Neuschnee. — Eine Mondscheinpartie auf den Glärnisch. — Eine Längswanderung über den Montblanc. — Mit Leitern auf das Gabelhorn. — In Südspanien und Marokko. — Quer durch Canada. 1) Von Neuyork nach Tacoma. 2) Seattle und Tacoma, zwei Städte am Pugetsund. — San Francisco und der Mount Diablo. — Betrachtungen über Mexiko. — Tepoztlan und seine Tempelpyramide. — Eine Besteigung des Popocatepetl — Besteigung des Pico de Orizaba. — Eine Ersteigung des Ixtaccihuatl. — Von Mexiko nach Colorado. — Ueber die Geologie Mexikos. — Beschreibung der Gesteine des Popocatepetl, des Ixtaccihuatl und des Pico de Orizaba. — Die zahlreichen Abbildungen, namentlich die schönen Farbendruckbilder, die die mittelamerikanischen Vulcane und die mexikanischen Tempelbauten veranschaulichen, verleihen dem auch sonst in vornehmer Weise ausgestatteten Buche einen hohen Reiz. Für jeden Alpenfreund ist es ein prächtiges Weihnachtsgeschenk. C. R.

— Die Güldene Hochzeit und so dazu gehöret Aus einer alten Hauschronik von Franciscus Angelus, der Weisheit Doctor und der freien Künste Meister. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag 1902. 331 Seiten. Preis 4 ℳ. — Es steckt Frische, Stimmung und Zauber in dem Buche des Magisters und Doctors Franciscus Angelus trotz der etwas schwerfälligen alterthümelnden Darstellungsform. Sacht und behaglich fließt die Schilderung und Erzählung dahin in epischer Breite, wer schnell und flüchtig lesen will, dem wird deshalb die Schreibweise wenig behagen, modern ist sie keinesfalls. Wer sich aber geduldig in die Eigenart dieses Buches hineinliest, wird bald auf den Geschmack kommen. Er wird auf diesen Blättern manche alte Wahrheit, die durch ihr Alter nicht schlechter geworden, und eine gesunde, frohsinnige und positive Lebensauffassung finden, manch gutes treffendes Wort, das der alte Forstmann z. B. sagt, und manch scharfen Hieb gegen allerhand Thorheiten und Bosheiten der lieben Mitwelt, wofür ich speciell die dem „schönen Seelenkränzlein" gewidmeten Seiten nachzulesen bitte. Mit einer Inhaltsangabe wollen wir nicht unnütz Worte verschwenden, in dem Titel wird man rücksichtlich des Inhalts das „und so dazu gehöret" mindestens ebenso stark wie die „güldene Hochzeit" selbst zu unterstreichen haben. Ueber die Form der Darstellung aber noch ein paar Worte: Der Verfasser hat sich besonders im Anfang allzusehr in einer geradezu unmöglichen Häufung archaisirender Wortformen gefallen, ein Mißgriff, der sofort den Eindruck des Gekünstelten hervorrufen muß und deshalb die Wirkung stört. Wer auch nur ein Wenig im Stil und Tenor alter Chroniken bewandert ist, weiß, daß sich dort nirgends Formen wie: hüpfete, fühlete, sagete, setzete, tupfete, blickete, oder: rosiglich, richtiglich, sonniglich, heftiglich, gleichgiltiglich u. s. w. schier erdrücken. Selbst die „siebenköpfigliche" Familie wird uns nicht vorenthalten. Zuweilen wirkt diese Manier geradezu burlesk, und zwar durchaus unbeabsichtigt, wenn z. B. der in Sorgen um sein krankes fernes Kind dasitzende alte Hofrath „das Gewölke hastiglich und gleichgiltiglich aus den Tiefen des Rohres herauspumpete". Später hat sich der Verfasser auch in der Form natürlicher gegeben, sehr zum Vortheil seiner Arbeit. Wer sich's der Mühe nicht verdrießen läßt, sich hineinzulesen, wird das Buch mit seinen gesunden, einfachen, herzensfrohen und herzensstarken Menschen bald zum Freunde gewinnen, freilich muß er noch Sinn haben für solch eine freundliche Kleinstadtidylle aus Großväterzeit mit ihrer hausbackenen Lebensweisheit und ihrem behaglichen Humor. Wessen Geschmack dafür nicht geschaffen ist, der wird über die ersten Seiten schwerlich hinauskommen. W. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 150. | Dienstag, den 16. December, Abends. | 1902.

Bach als Held einer Erzählung.

In diesen durch die Kürze dunklen und doch so lichthellen Tagen, da das Weihnachtsfest bevorsteht, hat neben anderen Weihnachtsgesängen auch Johann Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium ertönt und vielen Ohren eine Erquickung geboten. Bach ist so recht eigentlich der Tondichter der Freude, des Bejahens, des Optimismus, des unerschütterlichen Glaubens an Gottes Güte und Allbarmherzigkeit und so mag ihm der Jubel, der aus der Darstellung der Geschichte der Geburt Christi, aus der Verkündigung der Engel auf Bethlehems Flur herausklingt und den er in Harmonien brachte, besonders von Herzen gekommen sein, so viel Trübes er auf Erden auch erlebte, so wenig leicht ihm sein Schaffen auch gemacht wurde und so leidvolle Dinge er auch sonst zum Gegenstand seiner Kunst machte, wie die Passion. Aber in diesem Augenblick tritt er uns als der Verkündiger der hellen Freude entgegen, wie in seiner größten und bedeutendsten Motette: Singet dem Herrn ein neues Lied, und in dieser Beleuchtung wollen wir ihn heute festhalten.

In diesem Lichte, nicht in der Stellung des Alters, als er siech und an den Sinnen geschwächt von den Jahren gebeugt war, sondern in der Haltung des frischen, leidenschaftlich fordernden Jünglings, zeigt Bach auch ein Buch, eine Erzählung, die wir hier herausgreifen möchten, da sie sich aus dem Rahmen der Erzählungsliteratur heraushebt, um sie dem Leser für den Weihnachtstisch besonders ans Herz zu legen, da sie mehr als Mittelgut und Dutzendwaare, sondern ein echtes Kunstwerk ist, die Erzählung „Seb. Bach in Arnstadt“ von Karl Söhle. Berlin, B. Behrs Verlag. 2,50 M. Geb. 3 M. Es ist ein herzerquickendes Buch, das, in stiller Stunde genossen, Licht und Wärme und Feuer ins Herz gießt und uns heraushebt aus der Sphäre des Alltags, wie es wahre Poesie thun soll.

Schon die Schreibweise ist eigenartig. Wer den verwaschenen und schablonenhaft und charakterlos gewordenen Stil unserer Durchschnittsromane kennt, von denen sich einer dem anderen gleicht, nicht nur in Richtung und Stoff und Inhalt, sondern auch in der Schreibart, wird das zu schätzen wissen und die Originalität wie einen frischen Waldquell empfinden. Sie eignet sich bei Söhle den Ton vergangener Jahrhunderte an, aber ohne Zwang und nicht aus Armuth, um durch ihn sich den mangelnden eigenen zu ersetzen, sondern sie braucht ihn nur, um den eigenen Ausdruck zu färben und durch ihn dem Ganzen eine gewisse Treue auch im Aeußerlichen zu geben, die das Innerliche zwar allein leihen könnte, die aber durch dieses Hilfsmittel noch einen größeren Reiz erhält.

Romane, Novellen, Erzählungen, die sich mit berühmten Musikern beschäftigen, haben wir mehrere. Wir erinnern nur an „Mozart auf der Reise nach Prag“, das eins der bedeutendsten Werke in dieser Art ist und mit dem man Söhles „Bach in Arnstadt“ wohl vergleichen kann. Welcher Musikfreund kennt Mörikes Meisternovelle nicht und wer sie nicht kennt, der müßte danach greifen! Wahrer ist das Wesen des großen Tondichters kaum je erfaßt, tiefer die Tragik aus seinem Leben wohl nie herausgeholt worden, als hier, wo wir sehen, wie sich die Kerze des Genies in fortschreitender Gluth immer mehr verzehrt, um zu leuchten und zu erfreuen. Auch das Wesen Bachs und sein Leben bietet solche Momente dar, die uns erschüttern könnten, sehen wir, wie dieser große Mann, der in seiner Weltentrücktheit sich vermaß, die ganze Bibel in Musik zu setzen, sich an dem Unverstand, der Kleinlichkeit der Welt zerrieb, um erst lange nach seinem Tode die gebührende Anerkennung zu finden, die ihm bei Lebzeiten nur von Schülern und wenigen Auserwählten zu Theil ward. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande! Das sieht man auch an Bach in Leipzig, der zweiten Heimath Johann Sebastians, wo er wenig Verständniß, desto mehr Streit um Accidenzien und andere Bagatellen des täglichen Lebens fand, Reibereien mit dem Rectorat und Stadtrath, Zurechtweisungen, und die Stadt, die immer noch kein würdiges Bachdenkmal besitzt, sah sich schon bei Lebzeiten des Meisters nach einem Nachfolger um, da sie lieber einen Cantor als einen Kapellmeister haben wollte, einen braven Lohndiener, der seine tägliche Arbeit gut verrichtete, nicht Einen, der neumodische Musik machte, über die sich die Zuhörerschaft beklagte. So war es auch in Arnstadt, als der junge Johann Sebastian daselbst Organist war und wie er dort schon als junger Mensch gleiche Erfahrungen machte, wie später in reiferen Jahren in Leipzig, aber in heiterer Wendung der Handlung voller Hoffnung an der Hand seiner getreuen Maria Barbara aus Arnstadt nach dem nahen Mühlhausen in eine bessere Stellung zog, das eben zeigt Söhles „Bach in Arnstadt“.

Zwei köstliche, nunmehr bald zweihundert Jahre alte Schriftstücke befinden sich im fürstlichen Ministerium zu Sondershausen. Es sind Protokolle des Consistoriums zu Arnstadt aus dem Jahre 1706 über ein mit dem jungen einundzwanzigjährigen Organisten Johann Sebastian Bach daselbst angestelltes Verhör: 1) über eine Urlaubsüberschreitung, 2) über seine „vielen wunderlichen Variationen“ beim Orgeldienst, 3) über den Mangel an Autorität seinen Schülern gegenüber, 4) über sein „Kneipvergehen während der Kirche“, 5) weil er „ohnlängst eine frembde Jungfer auf das Chor biethen und musiciren lassen“. Bach erklärte am Schluß des Protokolls durch eigenhändige Unterschrift, daß „er sich bessern wollte“. Auf dieser Notiz fußt Söhles Erzählung; nur fällt in ihr die Erklärung der Besserung fort und Maria Barbara soll es sein, die die „frembde Jungfer“ war, die sich widerrechtlich auf dem Chor aufhielt. Bachs Leben wies humoristische Momente auf, wie er selbst, das Gegentheil von einem Mucker und Kopfhänger, eine gute Dosis Humor besaß, ein überkräftiger, vollsaftiger, starker Mensch! Solch Humor waltet auch hier ob. In Arnstadt schrieb Bach u. A. eine Oper, die den Wettstreit der verschiedenen Sorten Biere, die es damals gab, Gose, Broihan, Rastrum u. s. w., die alle personificirt auftraten, zum Gegenstand hatte. Ein Arnstädter Rector hatte den Text dazu verfaßt, der erhalten ist. Die Musik ist verschollen. Sie mag nicht übel und eigenartig gewesen sein, denn Bach verstand sich auch auf solche Sachen. Doch das nebenbei! Es sollte nur Bachs Befähigung zum Humor zeigen. Söhles Erzählung hebt nun mit dem Bachischen Familientage in Arnstadt an, auf dem der junge Arnstädter Organist den Verwandten die Honneurs erweist und sich als jüngstes aber befähigtstes Mitglied der Sippe vorstellt, aus dem noch etwas werden kann. Dieser Familientag ist ein breites, farbenvolles Bild, in dem wir die verschiedenen Glieder der weitverzweigten Familie der „Bache“, Männlein und Weiblein, Alt und Jung, Gerathene und Mißrathene, sehen, denn auch Letztere fehlen nicht, da in den Bachs Dämonen des Guten und Bösen schlummerten. All diesen ertheilt Rath, Lob und Tadel der Aelteste des Geschlechts, der Meister Aegidius, „der Bachen ehrwürdiger Herr Präses“, Organist und Cantor an der St. Michaeliskirche zu Erfurt. Auch die Base aus Gehren, Maria Barbara, hat sich eingefunden, des jungen Johann Sebastian Augapfel. Von diesem Familientag des mit der Kunst der heiligen Cäcilia hervorragend bedachten, äußerst fruchtbaren Geschlechts der Bache, das, echt thüringisch, Geselligkeit und Lustbarkeit liebte, sagt Spitta in seiner Bachbiographie: „Erfurt war neben Arnstadt und Eisenach ein Haupt- und Sammelpunkt der großen Bach'schen Cantoren-, Organisten- und Kunstpfeifer-Familie, deren merkwürdig starkes Gefühl von Zusammengehörigkeit gewisse Centralstellen erstehen ließ, um ein gemeinsames Wirken

zu ermöglichen. Die in Erfurt gegründete Familie hat sich ein Jahrhundert so ausschliesslich in den Besitz der dortigen Stadtpfeiferstellen gesetzt, daß auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch die Stadtmusikanten den Namen »Die Bache« trugen, obwohl keiner dieses Namens mehr darunter war. Ein weiteres Zeichen des besanderen unter ihnen waltenden Geistes sind die Familientage, die sie eine lange Zeit hindurch jährlich in Erfurt, Eisenach aber Arnstadt adhielten. Auch als sich die Familie noch Franken hinein verzweigte, also sicherlich noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wurde diese Sitte noch aufrecht erhalten. Noch im Gedächtniß von Sebastian Bachs Sohn Emanuel lebte es, wie sich seine Vorsohren dann auch musikalisch erbaut und belustigt hatten." Bei dieser musikalischen Erdauung und Belustigung ergeht es dem jungen Jahann Sebastian, der mit einem Werke seines verstorbenen Oheims Johann Christoph die Bache überrascht, nun nicht ganz so, wie dem jungen Walther Stolzing vor den Meistersingern in Nürnberg. Aber Kopfschütteln erregt sein seltsames Spiel bei den Zunft- und Geschlechtsgenassen, die ihre Kunst doch vielfach handwerksmäßig betrieben und das Althergebrachte liebten, doch und manch eine „ehesame Parucque" ruft ihm zu: „Die Reguln, Monsieur! Maß! Weise Mäßigung! Aurea mediocritas!" Nur Base Maeia Barbara ist entzückt und einverstanden und besucht den Erwählten auf dem Chor. Meister Laurentius, der Oheim, aber, einer jener Typen des 18. Jahrhunderts, deren Teutschthum durch all den angeslogenen Kram von Welschthum, Fremdwörterei und Zopf siegreich hindurchbricht, äußert sich sa: „Keine ordinäre Fuga. Gute Invention muß als vorhanden erachten. Hm, kreißet auch der ungebärdigste Most sich aus mit der Zeit. Doch gemach, gemach, nichts erzwingen wallen in artibus! Wer die Nase zu hart schneuzet, zwingt Blut heraus, spricht der weise Salomo. Wahnen hinter denen Bergen auch Leute." Und giebt ihm den Rath, zu dem berühmten Meister Dieterich Buxtehude in Lübeck, Organist an St. Marien mit der schönen Orgel, zu pilgern, um von ihm etwas Erkleckliches zu lernen.

Das thut Jahann Sebastian auch, nimmt sich 14 Tage Urlaub, den er, echt bachisch, denn in den Bachs wohnt ein gut Theil Leichtlebigkeit, um nicht zu sagen Leichtsinn, wie er sich auch an des großen Bachs Söhnen zeigt, um zwei Wochen überschreitet, was später mit Recht gerügt wird, und stapft getrosten Muthes unter Mühsal und Gefahren durch herumstreisende Werber und unter den Unbilden der Witterung nach Lübeck. Hier harrt seiner ein grafes Glück und eine graße Gefahr. Das Glück besteht darin, den Meister Buxtehude spielen zu hören und von ihm zu lernen, mit der Aussicht, dereinst sein Nachsolger zu werden „im goldbordirten, blausammetnen Staats-Habit, ein gülden Ehrenkettlein um den Hals", auf seiner Orgel spielen zu dürfen, wenn Bach zugleich dessen Tochter Sibylle Margaretha, die alte Jungfer im „rothen Taffent" mit dem dürren Hals, heirathet, denn das ist die Bedingung, ahne die es nicht abgeht. Viele Bewerber haben sich um den Pasten des Organisten an St. Marien in Lubeck als Nachsolger Dieterichs bemüht, sind aber vor der Bedingung zurückgeschreckt. Bei Bach aber besteht die Gefahr, daß er auf die Bedingungen eingehe, denn Orgel und Pasten reizen ihn, nicht aus niederen, sondern aus höheren Beweggründen. Auch bei ihm heißt es: Dies Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest, d. h. Ueberzeugung und Treue und dein besseres Seldst preisgiedst. Aber auch er weist den Versucher siegreich zurück. Ein Spruch im Rathskeller, wo der Unschlüssige hingeräth, als ihm kein Rath werden will, beingt ihn zum Bewußtsein:

„Moncher Monn laut singet,
Wenn mon ihm die Brout bringet
Wüßte er, wos man ihm brächte,
Daß er wahl weinen möchte"

„Das hoffärtige Hahnendild im Felde rechts neben dem Spruch. Was hat er nur immerfort an sich selber dabei zu denken? Und gegenüber, links: die rothe Gackerhenne. Der scharfe Hackeschnabel, die Gackerpositur — o mein Seel, wie ähnlich der Jungfer Sibylle Margaretha! Ganz sa sah er sie erst gestern noch am Fenster stehen, in ihrem Rathdaffetnen. Und ein gesund-kräftiger Widerwille packt ihn: Brrr, nein, lieber verhungern!" Nicht zuletzt beingt ihn die Erinnerung an das Gegendild zu Sibylle Margaretha, die Gehrener Base Maria Barbara, zur Besinnung. Welcher Gegensatz! Wie konnte er sie nur vergessen? Von Meister Buxtehude scheidet Bach übrigens in Frieden; der einsichtige Mann, der in Bach das Graße ahnt, giebt dem Scheidenden und Verzichtenden das Geleit vor das Thor. Nur der Calcant, der durch den eifrigen Orgelspieler Bach böse Tage und viel Arbeit gehabt hat, ist nicht gut auf ihn zu sprechen. Er vermuthet in dem genialen Künstler — den Teufel. Denn nur sa sei es zu erklären, daß der Jüngling so bezaubernd spielen konnte. Auch glaubt der Bälgetreter bemerkt zu haben daß der „Butenminsch" (Außenmensch, Fremdling) stets einen Schwefelgestank hinter sich gelassen habe, wenn er aus der Kirche gegangen sei. Bach als Satanas, der Mann, der sein ganzes Leben, seine ganze Kunst dem Preise Gottes gewidmet hat und dessen Wahlspruch lautete: Soli deo gloria als „Musche Urian" (Mansieur Urian) verketzert zu sehen — damit der Humar zu seinem vollen Rechte kommt, müssen wir auch dies noch lachend über uns ergehen lassen.

Der Schluß der Erzählung ist nun von selbst gegeben. Bach kehrt nach Arnstadt zurück und hat vor dem Consistorium daselbst jenes hochnathpeinliche Verhör zu bestehen, von dem wir bei der Angabe des Inhalts der Söhleschen Erzählung ausgegangen sind. Er nimmt sich dasselde aber nicht so sehr zu Herzen, als er über kleinliche Dinge, wie es ein außerordentlicher Mensch [illegible] soll, sucht vielmehr, da man ihn in Arnstadt doch nicht nach Gebühr zu schätzen weiß, ihm überdies durch seine Reise nach Lübeck die Schwingen gewachsen sind, nach einem andern Cantorenposten, der seinem künstlerischen Drange mehr genügt, als der Arnstädter, ihm mehr Anerkennung und Verständniß sichert und seiner Maria Bardara als Eheweid ein behagliches Heim bieten kann, und findet das Gesuchte in Mühlhausen i. Th. Dorthin siedelt er dann mit seiner Ehelicbsten über, hat aber noch vorher die Genugthuung, auf dem Familientag in Eisenach, der ein Gegenstück zu dem geschilderten ersten Familientage bildet, diejenige Ehrung zu finden, die ihm das letzte Mal in Arnstadt noch versagt war. Denn er ist inzwischen in des berühmten Buxtehude Schule gewesen und der Glanz von dessen Namen vergoldet auch das Haupt des jungen Johann Sebastian. Eisenach ist bekanntlich Bachs Geburtsstadt und an dem Arme seiner lieben Maria Barbara durchstreist er, da er die Versuchung glücklich überstanden hat, die Stadt und Umgegend, im Ruckblick in die Vergangenheit und Kindheit und in froher Zuversicht und im angenehmen Ausblick in die Zukunft, die ihm als eine freudige verheißungsvoll winkt. So scheiden wir von Söhles Erzählung.

Diese erweist sich, wie wir schon Eingangs detont haben und wie auch dem Leser aus dem Angeführten wahl zur Gewißheit geworden ist, als das Werk eines eigenartigen Talents, das nicht die breitgetretenen Wege der Masse der Erzählenden wandert, sandern eigne Psade geht. Gründliche Studien müssen dem Werk zu Grunde gelegen haben, denn sa etwas schüttelt man nicht aus dem Aermel, sa leicht entwirft man kein Bild der Zeit mit der Treue, die Söhle eigen ist; aber man sieht die Spuren der Studien nicht, da alles Aufgenammene gründlich verdaut worden ist. Mühseligkeit merkt man dem Werke nicht an, so viel Mühe es auch gekostet haben mag, es zu schaffen: wie aus einem Gusse steht es da, darin gleichfalls Mörikes Mozartnavelle gleichend, der man die Arbeit und unwillkommene Unterbrechung derselben auch nicht ansieht, die ihr beschieden war. Die Zeit, die Zeit der Altvordern, da der Ahne die Ahnin nahm, steigt mit ihrer Gravität, ihrem feierlich langsamen Schritt im Leben, der uns Hastigen heutzutage ganz adhanden gekommen ist, var uns auf, erregt durch ihre Grandezza vielleicht ein wenig unser Lächeln, aber wirkt anheimelnd: sie war trotz aller Ausländerei dach echt deutsch, wenigstens in dem Geschlecht, das in seiner Masse als Ganzes von Bedeutung und Begabung vor uns hintrat, wennschon auch ihm die räudigen Elemente nicht fehlten. Wir sehen Land und Leute von Thüringen, dann von dem ganz verschiedenen niederdeutschen Lübeck in seltener Anschaulichkeit und Treue vor unsere Augen sich hinstellen. All das giedt aber nur den Hintergrund ab für das Werden und Wachsen Johann Sebastian Bachs, des größten protestantischen Kirchenmusikers neben Händel, dessen Name gleichfalls in die Erzählung hineinspielt, Bachs, eines universalen Genius, der auch eine katholische Messe schreiben konnte, eines Mannes, der das deutsche Gemüthsleben in seinen Tiefen ausschöpfen kannte, Bachs, dessen Anfänge in Thüringen wurzeln und dessen Hauptthätigkeit in Leipzig erfolgte, eines Genies, das sich, wie alle genialen Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, nicht wiederholen läßt, mit dem das Geschlecht der Bache seinen Höhepunkt erreichte und mit dem es sich dann erschöpft hatte. Bei Mörike sehen wir Mozart als Schöpfer des

„Don Juan“ in seinen genialsten Aeußerungen, in jenen Augenblicken auf dem Schlosse des musikliebenden böhmischen Grafen, da er Alle, Männer und Frauen, entzückt, aber wir ahnen zugleich, daß dieses Genie, als zu verschwenderisch mit seinen Gaben, sich rasch ausleben und nicht lange mehr auf der Erde weilen wird, ein Ahnen, das uns mit Wehmuth erfüllt und den Höhepunkt seiner Wirkung erreicht, als wir das unvergleichliche: Ein Tännlein grünet wo Wer weiß im Walde hören. Bei Söhle sehen wir Bach in seinen Anfängen und seinen Mannes- und Meisterjahren zuschreitend und wir scheiden mit frohem Muth von dem Helden. Aber es dämmert uns doch etwas wie die Gewißheit auf, daß es diesem Manne nicht beschieden sein werde, so leicht durchs Leben zu wandern, und daß seine gewaltige und eckige und mit Ellbogenkraft begabte Persönlichkeit wohl noch manchen Kampf zu bestehen haben, noch an manchen Hindernissen anstoßen werde, ehe sie zur Ruhe kommt, und das stimmt uns ernst. Wer eine Matthäuspassion schafft, muß selbst etwas wie Passion im Leben durchgemacht haben, das lehrt uns auch Söhles frohes, humordurchstrahltes Werk, das keine bloße Unterhaltungslectüre, sondern ein echtes und rechtes Kunstwerk, eine Dichtung, wenn auch in Prosa, ist, das man, um das zum Schluß noch anzufügen, wenn man an ein ähnliches Werk, C. F. Meyers „Die Versuchung des Pescara“, denkt, auch „Die Versuchung des Johann Sebastian Bach“ nennen könnte. J. R.

Bücherbesprechungen.

— **Carl Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres.** Schilderungen von der Deutschen Tiefsee-Expedition. 2. Aufl. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 2. bis 9. Lieferung à 1,50 ℳ. — Die zweite Auflage ist sehr flott vorgeschritten, so daß die drei noch fehlenden Lieferungen jedenfalls bis Weihnachten zu erwarten sind. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß selten Jemand so wohl vorbereitet an eine große naturwissenschaftliche Unternehmung heranging, als der Leiter der Valdiviaexpedition. Die zoologische, die ethnographische, botanische, geologische, geographische und geophysische Seite finden ihre gleichmäßige Berücksichtigung, da es Chun in keiner Weise versäumte, die Anregungen und Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Gehilfen sich für das Gesammtbild der bereisten Erdtheile zu Nutze zu machen zur Vertiefung der eigenen Erlebnisse und Studien. Dazu kommt eine geradezu glänzende Darstellungsgabe, die auch scheinbar trockene Themata, wie die Beschreibung von Apparaten und Meßmethoden, klar und leichtfaßlich zu behandeln weiß, und die an der rechten Stelle die Schilderungen mit feinem Humor würzt. Daß dem Buche ein ungewöhnlich reicher, ebenso interessanter wie geschmackvoller Bilderschmuck beigegeben ist, wurde schon früher erwähnt. Jetzt sind bereits mancherlei Resultate, welche die nähere Durcharbeitung der riesigen Ausbeute von Seiten der Specialisten ergeben hat, mit eingewebt. So ist es dringend zu wünschen, daß das Buch als eine der allerbesten Reisebeschreibungen, die wir haben, und als ein Markstein nationalen Unternehmungsgeistes und deutscher Wissenschaft sich immer mehr in den deutschen Hausbibliotheken einbürgere. H. S.

— **Magdalene Thoresen, Die Sonne des Siljethals — Pilt Ola.** Zwei Erzählungen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1902. 8°. 441 S. Fein gebunden 6 ℳ. — Die blondgelockte Inga mit dem sonnigen Gemüth ist als verwaistes Kind von dem reichen Bauern Even Justesen auf Sönstelien im Siljethal aufgenommen und erzogen worden. Obwohl ein unedler Mensch, ist Even stets gütig gegen Inga gewesen und wußte damit eine gewisse Würde des Auftretens zu verbinden. Kein Wunder, daß sie nur kindliche Verehrung gegen ihn kennt und, zu jugendlicher Schönheit erblüht, es mit dankbarer Rührung empfindet, daß er sie zu seiner Frau und der reichsten Bäuerin der Gegend machen will. Die Hochzeit wird mit Pracht gefeiert; sie ist sein Weib. Was dies bedeutet und welche Begierden ihn bewegen, das wird der jungen Frau blitzschnell erst in dem Augenblick klar, als er trunken und schwerfällig auf sie zueilt, um sie vor den Hochzeitsgästen zu umarmen und zu küssen. In namenloser Angst weicht sie zurück; ihn aber streckt ein jäher Schlaganfall zu Boden: übermäßiges Trinken und Wuth über die giftigen Stachelreden der alten Guri Fladhaug, dieses ungebetenen Hochzeitsgastes, durch die sein schlimmes Vorleben rücksichtslos enthüllt und er, der angesehene Bauer, vor Allen bloßgestellt ist, hatten die Katastrophe herbeigeführt. Die Gäste stieben auseinander. Even ist ein todter Mann; aber noch zwei Jahre dauert es, ehe der Tod ihn erlöst. An seinem Krankenlager und unter dem Druck ernster Pflicht, der sie sich unermüdlich und mitleidsvoll widmet, reift Inga zum Weibe heran; aber ein leichter Schleier liegt auf ihrer heiteren Seele. Das wird nicht eher besser, als sie verwittwet ist. Ihr Jugendgespiele Knut Nordigaarden, der immer noch eine gewisse Anziehungskraft auf sie ausübt, quält ihr Gemüth mit seinem finsteren Fanatismus, indem er jede unschuldige Lebensfreude als Versuchung des Teufels hinstellt. Andererseits möchte der Halbbruder ihres Mannes, Jakob Twärdo, ein scheinheiliger Heuchler, gern mit ihr auch das schöne Gut an sich bringen. In diesem Wirrniß naht ihr Retter: Gunnar. Er ist ein armer Bursch, den der Wunsch seiner sterbenden Mutter in jene Gegend, nämlich zu seiner Großmutter Guri Fladhaug geführt hatte; aber das harte Wesen der verbitterten Alten verscheuchte ihn. Auf dem Nachbargute von Sönstelien, bei dem wackeren Mons Haldersen und dessen keck-übermüthiger Tochter Eli — ihr tritt in Gunnar der erste Mann entgegen, der ihr imponirt — findet der tüchtige und gesetzte Bursch eine vorläufige Unterkunft, verdingt sich aber dann bei Inga als Oberknecht. Mit geschärftem Blick erkennt er ihre Seelennoth. Er vermag es über sich — obwohl ein erstes Zusammentreffen mit ihr innige Liebe in ihm entzündet hatte — unbegehrlich und wunschlos ihr zu dienen, und sein ruhiges, festes Wesen und fröhliches Gottvertrauen giebt auch der jungen Wittwe Ruhe und Sicherheit wieder. Nach schwerer Prüfung werden Beide schließlich zusammengeführt. Der sie zu trennen gedachte, Jakob Twärdo, enthüllt dabei seine eigene Schlechtigkeit. Auch zwischen Eli und Rolf, den sich Liebenden und einander Bestimmten, die noch immer nicht zum vollen Einvernehmen kommen können, fällt durch Gunnars Dazwischentreten die Schranke. — Das der Kern der Erzählung. Sie zeichnet sich durch feine Beobachtung, scharfe, klare Charakterzeichnung — hervorragend ist z. B. die alte Guri! —, durch hochpoetische mit Liedern durchwobene Schilderungen aus. Der Erzählerton ist behaglich; das Ganze berührt wohlthuend durch seine christliche Lebensauffassung. — Dieselben Vorzüge zeigt die zweite, weit kürzere Geschichte Pilt Ola. Beide sind tadellos übersetzt, Ausstattung und Einband wiederum höchst geschmackvoll: Alles in Allem ein gediegenes Festgeschenk. Druckfehler sind selten (es ist zu lesen: S. 8, 2 fragte; 49, 9 von unten Twärdo; 125, 15 sozusagen; 394, 13 von unten noch Vieh).

Julius Sahr.

— **Nathanael.** Culturgeschichtlicher Roman aus der Reformationszeit von **Albert Liepe.** 400 Seiten. 3. Auflage. Leipzig, Verlag von H. G. Wallmann, Preis brosch. 2,80 ℳ, geb. 3,60 ℳ. — Wir haben im Sommer einen Roman desselben Verfassers aus den gegenwärtigen Kämpfen zwischen Deutschen und Polen in der Ostmark angezeigt. Fesselte an diesem Roman besonders das Stoffliche das Interesse des Lesers, während die Form doch immerhin Manches zu wünschen übrig ließ, so kann man der vorliegenden Arbeit auch nach dieser Seite hin ein besseres Zeugniß mit auf den Weg geben. Damit soll freilich noch nicht gesagt sein, daß Liepes Arbeit als litterarischer Erscheinung eine größere Bedeutung beizumessen wäre. Der Verfasser hat sich von der modernen Romantechnik noch recht wenig zu eigen gemacht, besonders mangelt ihm eine feinere Charakterisirungskunst, die psychologische Motivirung des Thuns seiner Helden macht ihm noch herzlich wenig Sorge, es giebt bei ihm nach guter alter Sitte eigentlich nur Gute und Böse. Was aber an dem Buche fesselt und ihm wohl auch zu seinem Erfolge verholfen hat — es liegt die 3. Auflage vor — ist der straffe Aufbau der Handlung, die lebendige Schilderung und das Glück, mit dem der Verfasser das Zeitcolorit aufzufassen und wiederzugeben verstanden hat. Diese Eigenschaften machen das Buch besonders auch zu einer für die reifere Jugend geeigneten Gabe. Der Leser wird von vornherein von dem lebendigen Hauche der Frühzeit der Reformation angeweht und zur Theilnahme an den Schicksalen der uns hier begegnenden Personen gezwungen. Daß ein Theil der Handlung sich in Leipzigs Mauern abspielt, giebt dem Buche noch ein erhöhtes locales Interesse für den Leipziger Leserkreis. Diese Thatsache verpflichtet uns jedoch, am Schluß noch besonders auf einen schwachen Punkt der Liepeschen Arbeit nachdrücklich hinzuweisen, der wohl durch den oben bereits gerügten Mangel des Verfassers, psychologisch complicirteren Personen der Geschichte gerecht werden zu können, verschuldet worden ist. Sein Herzog Georg ist gänzlich

verzeichnet und durchaus historisch falsch aufgefaßt. Herzog Georgs Feindschaft gegen das Werk der Reformation darf nicht mit irgendwelchen eigensüchtigen und niedrigen Motiven erklärt werden, auch war dieser Fürst keineswegs ein durchaus gefügiges Werkzeug in den Händen der Römlinge. Herzog Georg, ein warmer Freund der humanistischen Ideen, besaß vielmehr einen sehr scharfen Blick für die mannigfachen Mißstände des damaligen kirchlichen Lebens und hat dieser seiner Erkenntniß auch verschiedentlich recht kräftigen Ausdruck verliehen. Sein sicher nicht zu beschönigendes Auftreten gegen die Wittenberger Bewegung läßt sich vielleicht am ehesten gerade aus der humanistischen Grundrichtung seines Wesens erklären, der jedes theologische Gezänk — dafür hielt man bekanntlich auch in Humanistenkreisen anfangs das Luthersche Auftreten — ein Greuel war. Hierzu trat sein stark ausgeprägtes autokratisches Selbstbewußtsein, dem die Reformation als Revolution, als ein frevelhaftes Auflehnen gegen die gottgewollte geistliche und weltliche Obrigkeit erscheinen mußte. Es ist unbedingt ein tragisches Moment in dem Lebensgange dieses Fürsten, daß er durch den Gang der Verhältnisse schließlich mit innerem Zwang ganz in das Lager der Gegner des Neuen getrieben wurde. Liepe würde sich seine Aufgabe zwar nicht erleichtert, aber den Werth seiner Arbeit bedeutend erhöht haben, wenn er der Herausarbeitung dieser Probleme in dem Charakter des Herzogs mehr Interesse entgegengebracht hätte. Mit dieser Einschränkung kann das Buch von uns empfohlen werden. W. B.

— Wilhelm Jensen, Der Schleier der Maja. Roman. Leipzig und Dresden, Verlag von Carl Reißner. 1902. — Jensen begann als Novellist der Theodor Stormschen Schule und hat auch jetzt noch Erzählungen und Novellen in knapper Haltung und pointirter Erfindung geschrieben. Sein Ruhmestitel ruht aber jetzt auf den breiter ausgeführten Romanen, die er meistens, wie „Nirwana“ und neuerdings die „Fränkische Leuchte“, auf geschichtlicher Grundlage aufgebaut hat. Ein anderer Roman im breitesten epischen Stil ist der vorliegende, „Der Schleier der Maja“. Er spielt in einem Schloß an der Ostsee und in den nächsten Umgebungen derselben und die Terrainaufnahme ist so sorgfältig, daß man danach eine Specialkarte oder einen Gutsplan zeichnen könnte. Die Wege durch den Park, die Wege am Strand, die benachbarte Mühle — das Alles ist mit eingehender Detailmalerei ausgeführt. Nach unserer Ansicht hat der Dichter hierin des Guten zu viel gethan, denn sein Roman ist in der Hauptsache ein Seelengemälde und die Ausmalung der äußeren Welt, soweit sie nicht auf die Stimmung des Gemüthes Einfluß hat, muß sich in bescheideneren Grenzen halten. Die ins Einzelne gehende Beschreibung fördert nicht immer die Anschaulichkeit; sie zersplittert bisweilen das Bild. Der Titel des Romans deutet auf die indische Weltanschauung hin; doch man wird enttäuscht, wenn man einen philosophischen Roman zu finden erwartet; der Schleier der Maja kommt dabei nur in sehr übertragener Bedeutung in Betracht. Jensen sagt selbst: „Die indische Mythologie verstand unter diesem Schleier ein vor den Sinnen gewobenes umflorendes Gespinst, durch das die Seele nur Truggebilde wahrzunehmen im Stande ist. Eine mystische philosophische Hinduweisheit war's, daß in einer ihrer Lehre wohl vergleichbaren Weise auch die leiblichen Menschenaugen vielfach nur eine Scheinwelt, erkannten unter der sich eine ungeahnte Wirklichkeit dem Blick entzog.“ Auf diesem Grundgedanken ist der Roman aufgebaut; wir sehen lange Zeit die Verhältnisse und die Charaktere anders, als sie wirklich sind; nur der blinde Deichner sieht unter seinem tieferen Schleier oft, was der Schleier der Maja den Blicken der Anderen verbirgt. Im Mittelpunkte der Handlung steht die Ehe zwischen dem Privatgelehrten Dr. Jähnichen, dem Sohn eines reichen Hamburger Kaufmannshauses, und einem verarmten adeligen Fräulein Erngard, der jungen Gräfin, wie sie im Volke noch immer genannt wird. Die beiden Gatten gehen gleichgiltig und fremd neben einander her, es ist eine Scheinehe; sie hat ein Recht zu glauben, daß sie bei dem Gutskauf, der ihr väterliches Erbgut in die Hände des Hamburger Kaufmanns spielte, mitverhandelt worden ist. Doch diese Scheinehe selbst ist nur Schein. Denn als der Gatte sie fälschlich der Untreue zeiht, da bricht ihr langverborgenes Gefühl hervor und führt zu einer plötzlichen, aber dauernden Verständigung. So schildert's wenigstens der Dichter und der muß es ja wissen. Wir Andern können dabei nur einige schüchterne Fragezeichen machen. Und was die Charaktere betrifft, so schwebt der Jensensche Schleier der Maja besonders über dem Freifräulein v. Bargtehaide, die anfangs als eine „herzlich unbedeutende Persönlichkeit“ mit ihrem Wortgeklapper und ihrer adeligen Ungebundenheit erscheint, die sich aber später geistvoll, energisch, in jeder Hinsicht bedeutend zeigt. Der Roman vereinigt die Vorzüge der Jensenschen Muse: eine eigenartige träumerische Stimmung, lebendige Schilderung, wie diejenige der Rettung des Schiffbrüchigen, eine sorgfältig ausgearbeitete Marinemalerei, poetische Liebesscenen wie diejenige zwischen dem geretteten Freiherrn und der Müllerstochter auf dem Arnkopf, prächtig gezeichnete Charaktere, wie die reizvolle Gestalt der Frede Termöhlen, volksthümlichen Humor, der sich bisweilen des plattdeutschen Idioms bedient — das Alles beweist zur Genüge, daß wir einen echten Jensen vor uns haben, der sein Malerzeichen nicht verleugnet. R. v. G.

— Pilgerfahrt. Roman von Adele Gerhard. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel 1902. — Durch wechselnde Scenerien, welche zu einer oft stimmungsvollen Landschaftsmalerei Anlaß geben, führt uns diese Pilgerfahrt, und auch durch eine Reihe von Seelengemälden, die oft merkwürdige Risse und [illegible] zeigen. Die Heldin, Magdalene Witt, ist eine Schriftstellerin, die einige vermuthlich geniale Schriften verfaßt hat. Sie trifft auf ihrer Fahrt nach Italien einen Ingenieur Reimann, der ihr Herz gewinnt; sie genießt mit ihm zusammen die Schönheiten der Riviera; ihre leidenschaftliche Liebe bleibt nicht ohne Folgen. Nach dem Norden zurückgekehrt, findet Magdalene eine kühle Aufnahme in der steifen Patricierfamilie Reimanns. Auch sonst tritt eine Entfremdung ein; bei einer Mövenjagd ist Magdalene erbittert über die rücksichtslose Grausamkeit, womit Reimann seine angeschossenen Opfer behandelt. Dieß Motiv reicht aus, daß sie sich von ihm trennt. Und nun erhebt sich der Roman zu einem gewissen Pathos, er berührt hier den Punkt, auf den es der Verfasserin besonders anzukommen scheint. Reimann will sie heirathen, will ihr und dem Kinde eine gesicherte bürgerliche Existenz gewähren. Doch Magdalene weigert sich; das Kind sei ihr Eigenthum, es gehe den Maler gar nichts an. *Die Rechte der Mutter* werden mit unbeugsamem Trotz hervorgehoben, man glaubt Emil de Girardin zu hören, welcher verlangt, daß die Kinder den Namen der Mutter führen. Reimann stirbt indeß an der Schwindsucht in Aegypten; auch das Kind stirbt und die Mutter heirathet den Arzt, der dasselbe behandelt hatte, sucht also für ihre künftigen Kinder einen Vater. Das hat Alles Ton und Art eines Capriccio. Magdalene Witt ist eine sehr launenhafte Dame. Die Darstellung hat bisweilen leidenschaftlichen Puls, doch die Handlung versickert zuletzt in einem sehr alltäglichen Verlauf. R. v. G.

— Der Andere. Novelle in Briefen von Eva Ber. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1902. — Ein junger Diplomat, der in der Schweiz lebt, hat in Florenz die Bekanntschaft einer interessanten Russin, Sonja Garischin, gemacht, von deren Vergangenheit er nichts Näheres weiß. Der Briefwechsel zwischen den Beiden bildet den Inhalt der Novelle; die [illegible] Briefe enthalten anziehende Liebesplaudereien; reiches Detail des Lebens wird da durch warme Empfindung geadelt. Dann [illegible] tritt die Katastrophe ein. Sonja Ganischin hat einen dunklen Fleck in ihrem Leben und auch ihrem Namen wird durch ihre Enthüllung der fremdartige Zauber des Slavischen abgestreift; sie war schon verheirathet; sie ist die geschiedene Frau eines jüdischen Schauspielers Meyer, der sie im Stiche gelassen hat, weil sie ihn in seinen freien Lebensgewohnheiten hindert. Das ist ein „schrecklicher“ Brief für den Hrn. v. Spohr, doch er kann von ihr nicht lassen. Sie war inzwischen in die Schweiz, in seine Nähe gezogen, er erkrankte schwer; sie pflegte ihn, doch dann verschwand sie auf einmal und tauchte wieder in Florenz auf. Ihre Thür sollte ihm für immer verschlossen sein. Der Andere, von dem Spohr Anfangs nichts wußte, war doch ein unüberwindliches Hinderniß geworden, das zwischen ihnen stand. Viele Motive der Erzählung sind doch dunkel in Bezug auf den psychologischen Hergang. Die Verirrung der Liebe Sonjas zu dem so wenig liebenswürdigen Künstler erscheint doch als eine nicht leicht begreifliche Caprice und auch die letzte Abwendung, die Abkehr von dem neuen Geliebten, hat etwas von einem psychologischen Sprung. Sonst hat das hier entrollte Seelengemälde manche feine Züge, die für das Talent der Verfasserin sprechen. R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 151. Donnerstag, den 18. December, Abends. 1902.

Hieronymus Lorm.

Vor wenigen Tagen ist Hieronymus Lorm zu Brünn gestorben im zweiundachtzigsten Lebensjahr; ein innerlich reiches, äußerlich armes, ja mehr denn armes Leben ist zu Ende gegangen. Er selbst hat einmal kurz von seinen Schicksalen gesprochen, als er ein kurzes Referat über sein Leben zu geben gebeten wurde: Sein starkes Gedächtniß war das erste, was sich seiner Selbstschau aufdrängte. Einst sagte ihm Julius Stettenheim: „Ich habe ein gutes Gedächtniß; ich vergesse leicht.“ In diesem Sinn hatte er ein schlechtes Gedächtniß: er vergaß schwer. Als er das Doctorat der Universität Tübingen nach einer complicirten Arbeit erworben hatte, die manche Kenntniß in sich schloß, da tauchte in seinem Gedächtniß eine Aeußerung auf, die er als sechsjähriger Knabe gethan. Seine Mutter hatte sich beklagt, daß der Schuster stets eine so unmeßbar lange Zeit zum Maßnehmen brauchte. Diesen Ausspruch auffassend beantwortete er beim Unterricht in der Sprachlehre die Frage, was für ein Redetheil „Schuster“ sei: Schuster ist ein Zeitwort. So drängte sich ihm der Contrast zwischen seiner kindlichen Unwissenheit und seiner späteren wissenschaftlichen Leitung auf. Vorgänge und Reden seiner Umgebung während der Kindheit blieben ihm lebenslang im Gedächtniß. Dieses bewährte sich stets in der raschen Erlernung fremder Idiome und auch der classischen Sprachen. Zu seinem Glück hatte er die letzteren schon bewältigt, als er in seinem fünfzehnten Lebensjahr das Gehör verlor. Dieser Unglücksfall widerstand allen ärztlichen Hilfsversuchen, bei denen er, nebenbei bemerkt, die Erfahrung machte, die in Molières Eingebildetem Kranken so drastisch zu Tage tritt. In diesem Lustspiel behauptet der Arzt, daß es sich gar nicht um die Heilung des Kranken, sondern um die Bereicherung der Wissenschaft handle, und ebenso verriethen Lorm die ordinirenden Aerzte, daß es ihnen weniger um die Aufhebung seines Gehörverlustes als um die Erforschung seiner räthselhaften Ursachen zu thun sei. Der Gram über sein Unglück wurzelte tief in seinem Gemüthe, weil er, von Natur aus, wie es schien, zu musikalischen Leistungen berufen, die Möglichkeit verloren hatte, Musik zu pflegen. Als fertiger Clavierspieler, Schüler eines persönlichen Freundes von Beethoven, des Musikprofessors Würfel, hat er zwar musikalische Kenntnisse sein Leben lang bewahrt, sodaß er noch als reifer Mann Liszts zweite ungarische Rhapsodie, nachdem er sie blos durch die Lectüre der Noten kennen gelernt hatte, in seinem „Märchen der Gegenwart“ in einem in Ungarn spielenden Vorgang dichterisch übersetzte; allein den Verlust der thatsächlichen Ausübung hat er niemals verschmerzen können. Dies verlieh ihm eine philosophische Gleichgiltigkeit gegen das Leben und die Güter dieser Erde. So verhielt er sich ganz indifferent mitten in einer gefährlichen Feuersbrunst in Ischl. Er packte seine Manuscripte in zwei Koffer; sein Vermögen in die Westentasche und wartete ruhig der Dinge, die da kommen sollten. Dieselbe philosophische Gleichgiltigkeit hat ihn auch sein Leben lang im Verkehr mit großen und berühmten Männern der Literatur und der Dichtkunst beherrscht. In einer autobiographischen Mittheilung, die 1897 in der Berliner Gegenwart erschienen ist, verzeichnete er die Namen der großen Männer der Kunst und Literatur, mit denen er vertrauten Umgang gepflogen, und entwickelte auch die Ursachen, weshalb er es verschmähte, Einzelheiten aus diesem Umgang zu veröffentlichen. Am herzlichsten gesellte sich ein Mann zu ihm, der als Feuilletonist und Dramenverfasser thätig war, und aus diesem Grunde niemals einen großen Erfolg errang, weil man seinen Werken stets die vergebliche Jagd nach Pointen und Effecten anmerkte. Deshalb sagte er einmal von ihm: „Er ist ein harmloser Mann, wenn er aber ein Lustspiel oder eine Posse schreibt — dann versteht er keinen Spaß.“ Der plötzliche Verlust des Gehörs, die Unmöglichkeit, Musik auszuüben oder zu produciren, war das erste schreckliche Verhängniß von Lorms Leben. Musik war seines Erachtens die vorzüglichste Kunst, weil sie das Unsagbare für die bloße Empfindung am deutlichsten ausdrückte. Seine Fähigkeit für diese Kunst setzte sich nach der eingetretenen Unmöglichkeit, sie zu betreiben, in andere Richtungen seines Innenlebens um: die Melodie verwandelte sich in Lyrik, die Harmonie in philosophisches Denken. So hat das Verhängniß seine literarische Thätigkeit bestimmt. War der Verlust des Gehörs schon ein schwerer gewesen, so wurde der Verlust der Sehkraft für Lorm noch viel niederdrückender. Es zeugt für die erstaunliche Willenskraft dieses Mannes, daß er sich nicht durch diese schweren Schicksalsschläge niederschmettern ließ, daß er vielmehr sich das Leben einzurichten suchte, so gut sich's für ihn thun ließ, daß er nicht nur lebte, sondern auch noch literarisch thätig war und zwar in reichem Maße: als Erzähler, als Lyriker, als Popularphilosoph und nicht zuletzt als Essayist.

Ein Mensch, der mit solchem Recht von sich sagen konnte: „Die Lebenslichter sind, die Lebenstöne für mich verloren“ wird noch ernster werden, wenn ihm schon ein nachdenkliches Wesen angeboren ist. Immer mit sich beschäftigt, nie abgelenkt und zerstreut durch die bunte Welt der Wirklichkeit, lebt er für sich, in Wahrheit ein einsamer Mensch. Er wird sich mit seinem Schicksal beschäftigen und abzufinden suchen, wird Werth und Unwerth der irdischen Dinge ergründen, um gerecht abwägen zu können: er wird, wenn er eine ernste Natur ist, beinahe durch Zwang Philosoph und in höherem Maße, als es ohnehin jeder denkende Mensch ist. Lorm ist ein Dichterphilosoph. Das zeigt nicht nur seine Lyrik, auch seine Erzählungen zeigen es. Es giebt einige Verszeilen von Lorm, die mehr als alle Erläuterungen seine Lyrik kennzeichnen, den Grundton seiner Gedichte und Lieder: Wohin das Auge dringt, ist Schuld und Leiden Und was der Zeitlauf bringt, ist Fliehn und Scheiden. Dazwischen hat der Traum von Glück und Liebe Nur soviel an Raum, daß er zerstiebe. Er ist kein Dichter, der dem Frühling entgegenjubelt und die Pracht des Sommers preist; die Tage, da die Blätter fallen auf die erstarrende Erde, sind ihm die liebsten, und zu ihrem Lobe hat er schöne Worte gesprochen: Die Melancholie, welche mit den zur Erde wehenden gelben Blättern uns umspielt, ist kein memento mori im Sinne des Todes, der uns Allen bevorsteht, sie ist vielmehr eine Trauer um viel in uns Gestorbenes, um zertretene Lebenskeime eines anderen Glückes, als wir gefunden haben. Denn Wenige giebt es, die sich nicht sagen müßten, daß ohne den störenden Wurm der äußeren Verhältnisse ihre eigene Natur einen reichen Herbst von Früchten getragen hätte, von Früchten, von welchen das eigene Gemüth seinen Hunger nach Freude stillen, und von Früchten des Geistes, welche die Welt hätte genießen können. Gelbe Blätter sind vergilbte Hoffnungen, sagt Lorm. Der Schweizer Leuthold und der Ungar Lenau haben mit fast denselben Worten dasselbe gesagt. Ein Dichter, der so nachdenklich und gedankenschwer Leben und Natur betrachtet, wird keine heißen Liebeslieder singen. Auch die Liebe ist ihm im besten Fall ein Traum wie das Glück; und das höchste Erdenglück besteht für uns darin, daß wir vom Glück träumen. Abgeklärt, gelassen, nachdem er sich in bitteren Kämpfen den inneren Frieden errungen, urtheilte er über Andere und sich; die Leidenschaften hat er überwunden, ruhig ist er geworden. Und was ihn nun bewegt, vermag er auch ruhig zu sagen. Klar ist Lorms Sprache in Versen und in Prosa. Von Lorms Gedichten hat man gesagt, dem denkenden Leser würde, nachdem er sie gelesen, so ernsthaft und feierlich zu Muthe, als wäre er durch die andachtsvolle Stille eines Cypressenhains geschritten, in den das Blau des

Himmels nur verstohlen hineinlauscht. Man könnte kaum besser als durch dies Bild das Edle der Gedanken und des Stils, die klare knappe Einfachheit und die schöne Form der Gedichte kennzeichnen. Ein Mensch, dem höchstes Erdenglück ist vom Glück zu traumen, wird frohe Menschen nicht schildern wollen oder können: die Gestalten, die Lorm ins Leben rief, haben gleich ihrem Schöpfer ein reiches inneres Leben, Leid und Unheil legten ihre schweren Hände ihnen auf die Schultern und spät, und manchmal beinah zu spät kommen sie zu einem spärlichen seelischen Wohlergehen, das man kaum Glück nennen kann. Leben heißt leiden und entsagen für sie. Und da die Fähigkeit zu entbehren und zu entsagen den Frauen in höherem Grade mitgegeben ist als den Männern, da sie die geborenen passiven Heldinnen sind, so stehen in Lorms Erzählungen mehr weibliche Gestalten als männliche im Mittelpunkt: die mährische Gräfin, Emica, die beiden Töchter des Hauptmanns. Den Menschen und menschliches Schicksal ergründen und darstellen möchte Lorm: ohne psychologische Spitzfindigkeit, ohne daß er seine Gestalten weitläufig und peinlich beschriebe, ohne sich durch Betrachtungen zu unterbrechen, ohne sich durch eingehende Naturbeschreibungen aufzuhalten. Wie Wenige haben Lorms Werke gekannt! Er war nicht das, was man einen unterhaltenden Belletristen oder einen sympathischen Lyriker nennt. Er ging seine eigenen Wege unbekümmert darum, ob ihm Jemand folgte, ohne Beifall zu heischen, ohne über Tadel sich zu grämen. Er schrieb, wie er schreiben mußte: er war eine eigenartige Persönlichkeit und von ihm werden einige kleine logische Kunstwerke der deutschen Dichtung erhalten bleiben.

Alfred Semerau.

Bücherbesprechungen.

— Friedrich der Große. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Dr. Herman v. Petersdorff. Berlin, A. Hofmann & Comp. Preis in künstlerischem Einbande 16 ℳ. — Die Forscherarbeit über den großen Preußenkönig nähert sich ihrem Abschlusse, das Bild dieser geschichtlichen Figur wird, soweit es festgestellt zu werden vermag, in absehbarer Zeit seine ganze Klarheit erreicht haben. Ein Gesammturtheil über König Friedrich läßt sich freilich schon längst fällen, soweit ist die kritische Thätigkeit unserer Gelehrtenwelt bereits früher gediehen. An dieser Thätigkeit hat den bedeutendsten Antheil Reinhold Koser gehabt, dessen monumentale, alle Einzelergebnisse der Forschung vorlegende Biographie Friedrichs II. auch dem obengenannten Werke Grundlage und Halt giebt. Dr. v. Petersdorff bezeichnet sein Werk als ein für die breiten Massen der Gebildeten bestimmtes, das den Inhalt der sich der Natur der Sache nach nur an einen gewählteren Kreis der Gebildeten wendenden Koserschen Biographie in kürzerer Fassung vorträgt und das außerdem zur Veranschaulichung der Persönlichkeit des Königs und seiner Zeit einen reichen Bilderschmuck bringt. Mag diese eigene bescheidene Classificirung seines Buches gelten, soweit die Basis der verläßlichsten und neuesten Forschungsergebnisse in Frage kommt, so darf Dr. v. Petersdorff doch den Anspruch erheben, daß die Darstellung ganz sein Eigenthum ist, und diese Darstellung ist so klar, flüssig und abgerundet, in Allem so wohlbedacht und so gleichmäßig fesselnd, daß sein Buch sich als ein Muster volksthümlicher Geschichtsschreibung bezeichnen läßt. Schon das Eingangscapitel, das vom Vater, dem Könige Friedrich Wilhelm I. handelt, zeigt dem Leser, welche Herrschaft der Verfasser über den Stoff wie über die Form hat. Im Weiteren tritt das hervor, ob nun die Bildung der religiösen oder die der politischen Anschauungen des jungen Prinzen, ob die Musenhofhaltung an der Havel oder die Feldherrnkunst des Königs und schließlich das landesväterliche Regiment Friedrichs II. geschildert sind. Eine reiche Folge zeitgenössischer Bilder, 277 an der Zahl, viele facsimilirte Schriftstücke, Beilagen und Pläne geben dem Werke noch einen besonderen Werth und Reiz. Der Verleger hat das Buch in jeder Beziehung vortrefflich ausgestattet.

— Der neue Bund. In hundert Darstellungen alter und neuer Meister. 703 S. gr. 4. Verlag von Friedrich Jansa in Leipzig. Eleg. geb. 5 ℳ, mit Goldschnitt 6 ℳ. — Es ist fast ein Wagniß, zu den zahlreichen in mustergiltiger Technik der Reproduction vorhandenen illustrirten Bibeln noch etwas Neues zu fügen. Manche dieser Prachtwerke führen allerdings den Bibeltext nur als Rahmen der bildlichen Darstellungen. Das ist bei dem vorliegenden Illustrationswerk insofern vermieden, als zu dem Bildwerk nur einzelne Stellen und Sprüche der Schrift beigegeben sind, die das Leben Jesu und seiner Apostel in geschichtlicher Folge kennzeichnen. Wir begegnen unter den Meistern denen der Classicität des ausgehenden Mittelalters bis zu den Künstlern der Gegenwart; hier sind Raphael, Francesco Cossa, Correggio, Dürer u. s. w., Rethel und Pfannschmidt, Gebhardt und Steinhauser vertreten. Hofmann und Plockhorst vermißten wir unter den letzteren, den Neuen. Daneben finden wir seltenere Bilder, denen eine biblische Auffassung und erbauliche Art eigen ist. Die Ausführung ist eine sehr feine und sorgfältige, so daß in dieser Hinsicht das Werk den besten ähnlichen Ausgaben von Meisterwerken biblischer Illustrirung an die Seite gestellt werden kann. Am Schluß sind biographische Angaben über die dabei nach alphabetischer Reihenfolge zusammengestellten, in dem Buche vertretenen Meister mit ihren aufgenommenen Werken beigegeben. „Der neue Bund“ empfiehlt sich als ein hervorragend feines, dabei wohlfeiles Geschenkwerk. D. K.

— Goethe ein Kinderfreund. Von Karl Muthesius. Berlin 1903. E. S. Mittler & Sohn, königl. Hofbuchhandlung. (VII und 230 S.) 2,50 ℳ, geb. 3,60 ℳ. — Die nämliche Berliner Buchhandlung, die bereits Dr. Wilhelm Bodes (in Weimar) so überaus anregend geschriebene Buchtrilogie über den Menschen Goethe in ihrem Verlage hat erscheinen lassen, bietet mit gegenwärtigem aus der Feder eines pädagogischen Fachmannes geflossenen Buche eine prächtige Ergänzung jenes schönen Menschenbildes. Goethe ein Kinderfreund! Ja, es ist dies eine der liebenswürdigsten Seiten im Sittenbilde des Altmeisters. Diese Liebe zu dem werdenden Menschen, das feine Verständniß für die Regungen der Kinderseele, das Glücksgefühl im Umgange mit Kindern, die Neigung, zur ersten Jugend herabzusteigen, begegnet uns in den Werken und im Leben Goethes auf Schritt und Tritt. Dieser charakteristische Zug bleibt ihm treu von der Jugend bis zum Greisenalter und hat ganz besonders dazu beigetragen, dem letzteren das Gepräge der Herzens- und Geistesjugend aufzudrücken. Muthesius unternimmt es in vorliegendem Buche, was die ältere und neuere Goetheliteratur, namentlich das Goethe-Jahrbuch über diesen Charakterzug Goethes an Einzelheiten bietet, sorgsam zu sammeln und nach gewissen Gesichtspunkten in Capiteln zusammenzustellen, wobei thunlichst der biographische Faden festgehalten wird. Einen streng pädagogischen Standpunkt nimmt er dabei absichtlich und geflissentlich nicht ein, hierauf Reflectirende auf Langguths Arbeiten verweisend. Ihm kommt es einzig und allein darauf an, diesen liebenswürdigen Charakterzug im Leben Goethes an Beispielen zu veranschaulichen. Indem er dabei Goethe selbst, so oft dies nur angeht, zu Worte kommen läßt, gelingt es ihm, ein höchst anziehendes Bild dieser Kinderfreundlichkeit zu zeichnen. Selbstverständlich verweilt er dabei hauptsächlich in den Familienkreisen, mit denen langjährige Liebe, Freundschaft und Verehrung den Altmeister verbanden. Was er den Kindern der Frau v. Stein, namentlich seinem lieben Fritz, den Kindern Herders, dann den „Fürstenkindern“ Prinzessin Luise, Carl Friedrich, Prinzessin Karoline, Carl Alexander gewesen ist, schildert ein großer Theil des Buches. Ebenso ausführlich wird natürlich seine Zärtlichkeit für seinen Sohn August und seine Enkelkinder Walter, Wolfgang und Alma dargestellt. Aber mit gleicher Sorgsamkeit verweilt der Verfasser auch bei den kleineren Lebensereignissen und zufälligen Anlässen, bei denen jene Herzenszuneigung zu Kindern an den Tag tritt, z. B. bei seiner Vormundschaft für Peter im Baumgarten, bei dem kleinen Abenteuer mit der elfjährigen Harfnerin von Walchensee beim Antritt der italienischen Reise u. s. w. u. s. w. Die Zusammenstellung solcher Einzelheiten, wie sie besonders auch das Capitel „Künstlerkinder“ bietet, verleiht dem Buche einen ganz besonderen Werth. Die Schrift eignet sich ganz vorzüglich für den Weihnachtstisch und wird allen Denen eine hochwillkommene Gabe sein, die erziehend oder unterrichtend unter Kindern weilen und ein Herz für die Jugend haben.

Prof. Dr. H. C. K.

— Goethes Lebensanschauung. Von Lic. theol. Samuel Eck. Tübingen und Leipzig. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1902. (195 S.) Preis 3 ℳ 20 ₰, gebunden 4 ℳ. — Die Erörterungen über Goethes Stellung zur Religion und zum Christenthum beanspruchen bekanntlich in der neuesten Goetheforschung viel Platz. Bei einer Musterung der hierauf bezüglichen Literatur ist es unverkennbar, daß diejenige

Wissenschaft, die vor Allem berufen wäre, diese Frage vor ihr Forum zu ziehen, sich in dieser Beziehung einer gewissen Zurückhaltung befleißigt hat — die Theologie. Daß Goethe eine religiös tief angelegte Notur gewesen ist, wird wohl jetzt von allen Urtheilsfähigen anerkonnt und hat wohl ouch nur von solchen geleugnet werden können, die aus geistiger Trägheit oder dogmotischer Voreingenommenheit unvermögend sind, die so verschiedenen Ausstrahlungen dieses im tiefsten Seelenschachte ruhenden Kernes auf- und zusammenzufassen. Freilich ist das keine allzu leichte Aufgabe. Mon werfe nur einen Blick z. B. in die kleine knappgefoßte Goethebiographie Geigers. Welche Wandelungen werden da unter der Capitelüberschrift „Religion" auf acht Seiten dargelegt! Fast möchte man da mit Horaz ausrufen: „Wie doch halt' ich ihn fest, den gestaltenwechselnden Proteus." In dem oben genonnten Buche ergreift nunmehr auch ein Theologe das Wort, was mit Freuden zu begrüßen ist, und sucht den ruhenden Punkt in der Erscheinungen Flucht auszumitteln. Aus einer Reihe von Einzelvorträgen hervorgegangen stellt sich das Buch die Aufgobe, Goethes religiös-philosophisches Denken im Zusammenhonge seiner ganzen geistigen Entwickelung zu zeigen. Der Verfasser nimmt fünf solcher Entwickelungsstufen an, Goethe im Bannkreise Spinozas, der Antike, Konts, der neuzeitigen Ideen, endlich des seit Beginn des 19. Jahrhunderts seine Lichtfluthen über Europa ergießenden Orients. Ein epilogartiger Schluß läßt den zweiten Theil des „Faust" als das mächtige Endergebniß dieser Wandelungen erscheinen, als die letzte Erfüllung des Goethewortes: „Immer höher muß ich steigen, immer weiter muß ich schau'n." Der theologische Standpunkt des Verfossers ist ein solcher, daß er ihm gestattet, der tief religiösen Beanlagung Goethes in vollem Moße gerecht zu werden und mit hingebender Liebe zu dem Gegenstande, ja fast mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit sich seiner Aufgobe zu entledigen. Dafür legt auch die Stilführung Zeugniß ab, deren eigenartiges Pathos wohl weniger auf die ursprünglichen Vorträge hinweist, ous denen das Buch herausgewachsen ist, sondern mehr in dem seelischen Pathos wurzelt, das dem Verfasser den Griffel geführt hat. Der Verfasser bekennt im Vorworte, daß seine Arbeit auf Otto Harnacks bekonntem Werke („Goethe in der Epoche seiner Vollendung") ruht und, soweit es auf Kants Philosophie Bezug nimmt, auf Karl Vorländer zurückweist. Diesem bescheidenen Selbstbekenntnisse gegenüber muß es ausgesprochen werden, daß der Verfosser ouf der Grundlage umfassender Goethe-Studien ein selbständiges, ous ureigener Geistesarbeit heraus geborenes Buch gegeben hot. Wir empfehlen die bedeutungsvolle Arbeit Dr. Ecks allen Gebildeten, die sich für diese Fragen interessiren, besonders aber den Theologen, die hier endlich einmal von einem Fochgenossen den Versuch gemocht sehen, „die Trodition, die beharrlich Ausschnitte on die Stelle des Ganzen setzt" zu durchbrechen, und den gonzen Goethe, wie er in einem langen, an Entwickelungen so reichen Dasein geworden, von einer hohen Warte aus zu betrachten. Werden sie auch dem Verfasser vielleicht nicht in allen Stücken beipflichten, so werden sie doch sicher — was wohl noch mehr werth ist — die lebendigsten Anregungen empfangen.

Prof. Dr. H. C. K.

— Schriften von Heinrich Sohnrey: 1) Die Leute aus der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten. Für große und kleine Leute erzählt von Heinrich Sohnrey. Erster Band: Friedesinchens Lebenslauf. Siebente Auflage. Mit Zeichnungen von L. Burger. Zweiter Band: Hütte und Schloß. Vierte Aufloge. Mit Zeichnungen von L. Burger. Berlin, Martin Worneck's Verlog. Preis jedes Bandes 3 M., geb. 4 M. — 2) Sohnrey's Dorfkalender für 1903. Im Auftroge des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Berlin, Wilhelmstraße 29, Verlag von Trowitzsch und Sohn. Preis 50 ₰. — Weihnachten ist für die Freunde und Verehrer Heinrich Sohnreys dies Johr reichlich ausgefallen. Es bringt ihnen den ersten Band der „Leute aus der Lindenhütte", Friedesinchens Lebenslauf, in siebenter, den zweiten Baud, Hütte und Schloß, in vierter Auflage, und dazu noch den zweiten Jahrgong des Dorfkolenders. Sohnreys Schriften zu empfehlen sollte von Rechts wegen gor nicht mehr nöthig sein. Die hohen Auflagen, die seine Erzählungen erreicht hoben, sind ja auch ein Beweis, daß es ihm on Lesern nicht fehlt. Aber er ist doch noch lange nicht so anerkannt, wie er es verdiente. In Anton E. Schönbachs Listen lesenswerther Bücher (Lesen und Bildung) fehlt sein Name, Eugen Wolffs Geschichte der deutschen Literotur in der Gegenwart, Paul Heinzes Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart erwähnen ihn nicht. Da ziemt es sich denn, bei jeder sich bietenden Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß Heinrich Sohnrey zu den erfreulichsten und wohlthuendsten Erscheinungen in der Schriftstellerei unserer Tage gehört. Wer ihn kennt, der freut sich, sobald etwas Neues von ihm erscheint. Denn er weiß: Wer so mit allen Fasern des Herzens in dem Boden deutschen Volksthums wurzelt, wessen Kunst auf so ertragfähiger Scholle erwachsen ist wie die Sohnreys, auf den kann man sich verlassen, der schreibt sich so rasch nicht aus, der verwirft sich so leicht nicht, jede neue Gobe aus seiner Feder ist vielmehr wie die ausgereifte und süße Frucht eines Baumes, der mit seinen Wurzeln hinabreicht tief in den Grund, dessen Krone stolz aufragt zum Himmel, dessen Aeste wohl vom Sturm gepeitscht, doch nimmer gebrochen werden, da ihr Holz zäh ist und hart und gesund bis ins Mork. Sohnrey ist bekonntlich Geschäftsführer des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande, der seit 1895 in Berlin besteht. Alles, wos von ihm im Druck erscheint, bezeugt, daß hier der rechte Mann on der rechten Stelle steht. Selber in den engsten dörflichen Verhältnissen aufgewachsen, weiß er aus eigner harter Erfahrung, wo die kleinen Leute der Schuh drückt, weiß aber eben so gut, daß Viele von ihnen trotz alles schweren Druckes ein gut deutsches, hoffnungsfreudiges Herz im Busen tragen und daß all die bittre Noth des Lebens ihnen nicht den Glauben an einen Gott im Himmel und das Vertrauen zu seiner gnadenreichen Führung hat rouben können. Auf dem Felde der „deutschen Dorfgeschichte" hot die Gegenwart manche bedeutsame Erscheinung aufzuweisen. Es soll dem Realismus unvergessen sein, daß er neben der Darstellung der socialen Zustände in den Großstädten auch die wahrheitsgetreue Schilderung des Dorflebens wieder auf den Schild hob. Wer nun aber meint, Sohnrey sei ein Realist der bekannten Sorte, die sich etwa für Johannes Schlafs „Kuhmagd" begeistert, der greift doch arg daneben. Da würde der Name Idealist noch eher passen. Mit Heinrich Schaumberger, Ludwig Anzengruber, Peter Rosegger möchte ich ihn zusammenstellen mit seiner poetischen Verklärung einfachen Dorflebens. Der Verleger der „Leute aus der Lindenhütte", Martin Warneck, verschickt mit der neuesten Aufloge ein kleines Heft, in dem er Sohnreys Leben in knoppen Zügen erzählt. Danach hat auch sein Lebensgang einige Aehnlichkeit mit dem Roseggers. Mon lernt hier verstehen, wie es kommt, doß er das Leben der einfachen Leute auf dem Dorfe so gründlich kennt und mit so warmer Theilnahme zu schildern weiß. — Wenn seine Dorfgeschichten mittelbar den Zweck verfolgen, die Herzen seiner Leser zu erwärmen für die Bestrebungen zur Förderung der ländlichen Wohlfahrtspflege, für die Bekömpfung der Landflucht u. s. w., so arbeitet sein „Dorfkalender" unmittelbar für diesen Zweck. Mit einer kurzen, aber eindringlichen Neujahrspredigt von Gustav Frenssen hebt er an. Den ganzen reichen Inhalt aufzuzählen gebricht der Raum. Ich nenne von den Mitarbeitern noch W. v. Polenz, Max Haushofer, Peter Rosegger, Georg Baumberger, Friedrich Storck. Sehr beachtenswerth ist der Mahnruf von Korl Becker: Soll unser Volkslied zum Aschenbrödel werden? Reiche Anregnug nach den verschiedensten Seiten hin bietet der prächtige Kalender. Man sollte meinen, es müsse jedem empfänglichen Leser das Herz worm werden über all diesen kernigen Bildern, schlagenden Sprüchen, fröhlichen Schilderungen, ergreifenden Geschichten. Der Sohnreysche Dorfkolender wendet sich in erster Linie an den deutschen Landmann. Aber mir scheint, es sei mindestens ebenso werthvoll für den Großstadtmenschen, den Fabrikorbeiter, den Stubenhocker, sich on diesen wormherzigen Schilderungen des ländlichen Lebens und seiner Vorzüge zu erfreuen. Wir wünschen sowohl dem Dorfkalender Sohnreys wie allen seinen Schriften die Aufmerksamkeit weitester Kreise. Ihre treffliche Ausstattung mocht sie auch zu Weihnochtsgeschenken geeignet.

R. B.

— Ein Bruder und eine Schwester. Eine Geschichte ous dem Winkel und der Welt von Bernhardine Schulze-Smidt. 465 Seiten. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1902. — Die beliebte Erzählerin bietet uns hier ein Buch voll prächtiger Menschen- und Situationsschilderung. Zwei Geschwister, Bruder und Schwester, früh verwaist und in der Stille eines Wesermarschhofes von der Großmutter erzogen, wachsen in der Vorstellung empor, ihr Leben lang nur für einander bestimmt zu sein. Besonders in der jüngeren Schwester, einem echt niedersächsisch tiefen aber auch störrischen Charakter, hot diese Ueberzeugung so feste Wurzeln geschlogen, daß die

endliche Erkenntniß, die sie auf ihrem ersten Ausfluge in die weite große Welt, nach München und in die Tiroler Alpen, gewinnt, sie müsse nach dem natürlichen Laufe der Welt die Liebe des Bruders mit der Erwählten seines Herzens theilen, eine schwere Erschütterung ihres seelischen Gleichgewichtes herbeiführt. Diese Erschütterung wird aber schließlich von der gesunden Natur des Mädchens unter dem Einfluß der wiederaufgesuchten Heimath und der treusorgenden Großmutter wieder überwunden. Die Gestalten der Dörthe, der Großmutter, des Bruders wie des Münchener Professors v. Loß und all der Nebenfiguren sind eben so wohlgelungen wie die Schilderung des Lebens auf dem Gutshofe in der Wesermarsch, des Treibens in der Kunststadt München und der Naturpracht der Tiroler Alpen. Das Buch wird den alten Freunden der Verfasserin gewiß herzliche Freude bereiten, es kann für höher als bloße Unterhaltungsliteratur bewerthet werden. W. B.

— Marcel Prévost, Die Jungfrau. (Lettres à Françoise.) Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst. München, 1902. Geheftet 3 ℳ 50 ₰, eleg. geb. 4 ℳ 50 ₰. 316 Seiten. — Dieses neue Buch Prévosts kann nicht nur ohne Bedenken auch einem jungen Mädchen aus guter deutscher Familie in die Hand gegeben werden, es wäre sogar erwünscht, daß es recht viele lesen möchten. Wir würden ja nicht alle Bücher dieses französischen geistreichen und berühmten Schriftstellers unseren jungen Damen als Lectüre empfehlen; er selber ist ja auch in seinen Empfehlungen von Romanliteratur sehr vorsichtig seinem Fränzchen gegenüber, dem er nicht rathen will z. B. den Moderoman „Quo vadis" von Sienkiewicz zu lesen. Er macht die treffende Anmerkung: „Ein junges Mädchen, das sonst von Allen schonend respectirt wird, kann durch einen Roman gewaltsam oder heimlich in seiner Unschuld beschädigt werden. Und das Schlimmste dabei ist, daß kein vernünftiger Mensch sagen kann, was in dummen Buchhändlerreclamen so oft behauptet wird: dieser oder jener Roman kann unbedenklich in jede Hand gegeben werden." An einer anderen Stelle warnt er mit den eindringlichen Worten: „Hast du ein Buch, ohne dich deswegen zu beunruhigen, von A bis Z gelesen und du fühlst dich doch bedrückt, moralisch weniger frisch, in deinem Streben nach dem Guten beengt, so halte das Buch für schlecht und lies von diesem gefährlichen Autor nichts weiter." Er meint, ein junges Mädchen soll überhaupt möglichst wenige Romane lesen; diese Lectüre hindere es nur, für seine wirkliche intellectuelle Bildung zu sorgen. Schon diese wenigen treffenden Bemerkungen über die Lectüre beweisen, daß wir es hier mit einem ernsthaften, guten Buche zu thun haben. Ebenso verständig spricht Prévost sich über die Pflege des Ueberlieferten aus, indem er sagt: „Ueberall, wo es sich um alte ehrwürdige Sitten handelt, sollten Frauen und junge Mädchen, ohne auf ihren Verstand zu verzichten, doch liebevoll conservativ sein. Es steht ihnen gut, wenn sie zugleich das Streben nach neuer Wahrheit und die Liebe zum Ueberlieferten pflegen." Ueber den Unterschied von Mann und Frau sagt er treffend: „Es bestehen natürliche Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern, und die Frauenrechtlerin, die diesen Unterschieden nicht Rechnung trägt, verdient den Spott, mit dem sie überschüttet wird." Ein gelungener Ausspruch ist folgender: „Zwei Dinge können einen Mann, der nach vollendeter Tagesarbeit nach Hause kommt, außer sich bringen: wenn seine Frau ihm irgend einen häuslichen Streit zur Entscheidung vorlegt, oder wenn das Essen nicht genießbar ist." Ganz vorzüglich sind seine Bemerkungen über die „fürchterliche Nervosität" der heutigen Frauen und die praktischen Rathschläge, die er diesen armen verkümmerten Geschöpfen, die der „fieberhafte Wunsch" beseelt, es in Allem den Männern gleich zu thun, ertheilt. „Nehmet ferner von der Städte Lärm Stunden, um Geduld, Nachdenken, Ruhe zu lernen. Diese eine Stunde, in der ihr nicht ausfahrt, nicht schreibt, euch nicht voll Hast ein Theaterstück oder eine Bilderausstellung ansehٖt, nur damit ihr darüber sprechen könnt; — diese leere Stunde ist kostbar vor allen anderen Stunden: sie gehört eurem inneren Leben — und nur das hat Werth." Nicht minder treffend ist das, was er über den heutigen Modesport, die maßlose Ueberschätzung der Ausbildung der Muskelkraft vorbringt. Sein Fränzchen soll beim Sport ihre Weiblichkeit nicht verleugnen. Marcel Prévost besitzt eine scharfe Beobachtungsgabe, eine vorurtheilslose Auffassung menschlicher Dinge und ein sehr klares Verständniß für die Natur des Weibes. Sein Stil ist geistvoll, natürlich, glatt und anmuthig. In der Frauenbewegung will er nicht revolutioniren, sondern anknüpfen, ergänzen, verbessern. „Das Geheimniß der Erziehung ist: man soll das Ueberlieferte verbessern." Den berechtigten Forderungen der Frauen des zwanzigsten Jahrhunderts verschließt er sein Ohr nicht; aber er ist behutsam in seinem Urtheil über das, was als „berechtigt" zu gelten hat. Kurz und gut, schafft Euch, liebe deutsche Frauen und Mädchen, das Prévostsche Buch „Die Jungfrau" an; es wird Euch nützen und in der bevorstehenden Festzeit Geist und Gemüth in hohem Grade erfreuen. W. Sm.

— Deutscher Soldatenhort. Illustr. Zeitschrift für das deutsche Heer und Volk. XIV. Jahrg. gebdn. 8 ℳ Erscheint dreimal im Monat. Abonnement 1,80 ℳ viertelj. Durch die Post oder direct vom Verlag, Karl Siegismund, Berlin SW., Dessauer Straße 13. Von v. Below, Generalleutnant z. D. — Der neue Jahrgang schließt sich würdig den früheren an und kann zu Geschenken wohl empfohlen werden. Erzählungen wie „Herzenskämpfe" von A. W. Gangloff sind nicht geeignet, alle Leser zu befriedigen, und möchten deshalb wohl vermieden werden.

— Brockhaus' Conversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Neue Revidirte Jubiläums-Ausgabe. Neunter Band. Heucke — Jurta. Mit 51 Tafeln, darunter 10 Chromotafeln, 11 Karten und Pläne, und 174 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien. Preis elegant gebunden 12 ℳ — Die auf 17 Bände berechnete Neue Revidirte Jubiläums-Ausgabe der 14. vollständig neubearbeiteten Auflage ist nunmehr bereits bis zum 9. Band erschienen. Ostern 1901 war ich in der Lage, den ersten Band anzuzeigen, schon siebenviertel Jahr darauf liegt der neunte fertig vor. Eine so rasche Aufeinanderfolge der einzelnen Bände wäre natürlich gar nicht denkbar, wenn es sich um eine vollständig neue Ausgabe handelte und nicht, wie in diesem Falle, im Wesentlichen die alten Stereotypplatten der 14. Auflage wieder hätten benutzt werden können. Der Plan und die ganze Anordnung dieses encyklopädischen Monumentalwerkes ist denn auch naturgemäß unverändert geblieben und nur Veraltetes, soweit eben irgend nöthig und thunlich, im Text selber oder mittels Einführung von Beilagen durch Neues ersetzt werden. Das ist aber in so ausgedehntem Maße geschehen, daß stellenweise wir eine vollständige Neuauflage auch dieses Bandes vor uns zu haben glauben, und so heiße ich auch diese bloße Neue Revidirte Ausgabe, weil sie ein rascheres Erscheinen der einzelnen Bände ermöglicht, gern willkommen. Daß diese neue Ausgabe in Inhalt und Form im Uebrigen selbst den höchsten Anforderungen gerecht wird und in gewählter Form und knappstem Stil auf verhältnißmäßig eng bemessenem Raum eine staunenswerthe Menge von Thatsachen uns vor Augen geführt wird, verdient immer wieder hervorgehoben zu werden, ebenso, daß das großangelegte Unternehmen auch hinsichtlich der Richtigkeit und Zuverlässigkeit der einzelnen Angaben ganz auf der Höhe der Zeit steht und der Verlag und die Redaction, von einem gewaltigen Mitarbeiterstabe nach wie vor unterstützt, das Menschenmögliche gethan haben, um den alten Ruhm dieses ältesten aller noch bestehenden Conversations-Lexika nicht nur zu wahren, sondern auch noch zu mehren. Auch der klare große Druck des Textes auf dauerhaftem weißen Papier verdient volles Lob. Höchster Anerkennung werth sind aber auch die sauber ausgeführten reichhaltigen Karten, deren allein von Italien nicht weniger als 5 dem 9. Bande nebst einer übersichtlichen Tabelle der Kriegsschiffe Italiens Ende 1901 beigegeben sind, und die vielen schönen und lehrreichen Bildertafeln. Ganz besonders hervorgehoben aber in dieser Beziehung seien wieder die wahrhaft künstlerisch ausgeführten Chromotafeln, wie die Madonna nach Holbein, der Jupiter Otricoli und die Juno Ludovisi, der Hermes nach Praxiteles mit der anschaulichen Darstellung des Torso auf einem Vorblatt, sowie die weiteren Chromotafeln: Fremdländische Nutzhölzer, Insecten, Insectenfressende Pflanzen, Intarsia, Indische Kunst, Kunst des Islams und Japanische Kunst. So rechtfertigt denn in seiner ganzen Ausführung auch dieser neue Band, dem übrigens die beiden nächsten raschmöglichst folgen sollen, die warme Empfehlung der neuesten Ausgabe des großen Brockhaus besonders auch als eines geeigneten Weihnachtsgeschenkes.

Prof. Dr. Karl Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 152. Sonnabend, den 20. December, Abends. 1902.

Die neue Weltgeschichte in geographischer Anordnung.*)

Wir haben van Helmolts Weltgeschichte auf geographischer Grundlage bei dem Erscheinen der früheren Bände eingehend Kenntniß genommen (vgl. Leipz. Zeitung Wiss. Beil. Nr. 105, 9. Sept. 1899. Nr. 134, 8. Nov. 1900. Nr. 95, 10. Aug. 1901. Nr. 147, 10. Dec. 1901). Was wir in diesen Besprechungen über die Anlage des ganzen Werkes gesagt haben, halten wir auch heute aufrecht; wir können unsere dagegen erhabenen Bedenlen nicht als widerlegt ansehen, gehen aber darauf nicht nochmals ein und nehmen die Einzelbände als Einzeldarstellungen ohne Rücksicht auf den weltgeschichtlichen Gesammtaufbau. Zu dieser Auffassung des Werkes führt auch eine Bemerkung der Vorrede, in der gerühmt wird, daß „in leinem anderen ähnlich betitelten Werke der Strom der berichtenden Erzählung von den grauesten Zeiten bis auf die Gegenwart sa ununterdrochen fließe, wie in den Hauptadschnitten der vorliegenden Weltgeschichte“. Das zwingt doch geradezu jeden geographischen Hauptabschnitt für sich zu betrachten. Bei allen trifft übrigens dieser ununterbrochene Fluß nicht zu (vgl. Band IV), für den vorliegenden Band gilt er. — Inhaltlich wird dieser zweite Band (der fünfte in der Reihe des Erscheinens; es lagen bisher vor I, III, IV und VII) besonders willkommen sein. Bietet er doch die Geschichte von Ländern und Völkern, die bisher zweifellos meist zu stiefmütterlich behandelt worden sind und die eine eingehendere Darstellung verdienen, auch abgesehen davan, daß sie in der letzten Zeit unserem Gesichtskreise und unseren Interessen näher gerückt sind als früher. Daß wir dies für geboten erachten, haben wir schon lange ausgesprochen und selbst bei unserer Neubearbeitung von Webers Weltgeschichte im Rahmen des alten weltgeschichtlichen Aufbaues praktisch bethätigt.

An erster Stelle (S. 1—116) bringt der vorliegende Band eine Geschichte **Japans, Chinas und Kareas** von **Max v. Brandt**, dem vormaligen deutschen Ministerresidenten in Japan und Gesandten in China. Daß damit begonnen wird, dazu bedurfte es wahrlich nicht erst der Auswahl zwischen den drei Wegen, die von Amerika nach Ostasien führen (von Alaska nach Ostsibirien, von San Francisko nach Yokohama, über Polynesien-Australien): Das ergiebt sich von selbst aus der geschichtlichen Bedeutung Japans und mehr noch Chinas; wir freuen uns, daß auch Helmolt die Wahl zwischen den drei Wegen nicht nach geographischen, sondern nach geschichtlichen Rücksichten trifft. An die Geschichte Japans, Chinas und Koreas schließt sich die von **Hochasien und Sibirien** (S. 119—222) aus der Feder des Dr. Heinrich **Schurtz**. Sie zerfällt in vier Hauptabschnitte: 1) Die Urzeit und die geschichtlichen Anfänge Hochasiens. 2) Hochasien seit dem Entstehen mongolischer Nomadenstämme. 3) Hochasien von der Mongolenzeit bis zur Gegenwart. 4) Sibirien und das asiatische Rußland. Van dem Bau der transsibirischen Bahn werden wir dann nach **Australien und Ozeanien** geführt, deren Geschichte Prof. Dr. Karl **Weule** darstellt (S. 225—336). Dieses Capitel zerfällt in 11 Abschnitte: 1) Vorbemerkungen, 2) Australien und Tasmanien als Theile der bewohnten Erde, 3) Die Bevölkerung Australiens vnd Tasmaniens, 4) Die geschichtlich erkennbaren Schicksale der Australier und Tasmanier, 5) Die Colonialgeschichte Australiens und Tasmaniens, 6) Ozeanien als Theil der bewohnten Erde, 7) Die Bevölkerung Ozeaniens, 8) Die Geschichte der Ozeanier, 9) Die Mission in der Südsee, 10) Die Colonialgeschichte der Südsee, 11) Die Antarktis. Der Geschichte des zuletzt „historisch“ gewordenen Erdtheils folgt die Geschichte uralter Culturgebiete. Prof. Dr Emil **Schmidt** behondelt **Indien** (S. 339—518) in den Abschnitten: 1) Die Natur Vorderindiens, 2) Die Geschichte Vorderindiens, 3) Ceylon, 4) Indochina; wie die Vorrede sagt, hat an dieser Darstellvng der Herausgeber einen beträchtlichen Antheil. Dr. Heinrich **Schurtz** bespricht darauf **Indonesien** (S. 521—564) mit den Unterabtheilungen 1) Ethnographischer Ueberblick, 2) Die indonesische Geschichte, 3) Madagaskar. Den Schluß des Bandes bildet ein Capitel über **die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans** von Prof. Dr. Karl **Weule** (S. 567—600). Dieses Capitel leitet zugleich hinüber zv dem „Westasien und Afrika“ enthaltenden Band III.

Wie die früher erschienenen ist auch der vorliegende Band mit trefflichen Illustrationen geschmückt; es mögen von ihnen besonders erwähnt sein die 6 Farbendrucktafeln „Die Entführung Go Shirakawas, gewesenen Kaisers von Japan, durch Fujiwara no Nabuyori im Jahre 1159“, „Helden und Heldinnen der chinesischen Geschichte“, „Melanesische Schnitzwerke“, „Mikronesische Schnitzwerke“, „Benares am Ganges“, „Der Tadsch Mahal bei Agra“, von den Holzschnitten und Aetzungen „Die Grabstätten und Tempelhaine von Nikko in Japan“, „Altchinesisches Steinrelief“, „Das Thor von Kiu-yung kwan“, „Inneres eines Dschainatempels“, „Säulengang im Hindutempel auf Rameswaram“.

Alles in Allem wird, wie gesagt, dieser Band der Weltgeschichte allen Denen besonders willkommen sein, die sich über die in jüngster Zeit so viel genannten und auch für vns Deutsche wichtig gewordenen asiatischen Lande näher unterrichten wollen; sie werden aus ihm reichste Belehrung schöpfen. Ein alphabetisches Register erhöht die Brauchbarkeit des Buches. A. Bs.

*) **Weltgeschichte.** Unter Mitarbeit von 33 Gelehrten herausgegeben non Dr. **Hans F. Helmolt. Zweiter Band: Ostasien nnd Ozeanien. Der Indische Ozean.** Von Max v. Brandt, Dr. Heinrich Schurtz, Prof. Dr. Korl **Wente** und Prof. Dr. Emil **Schmidt**. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1902. Großoctov; XVI, 630 Seiten. Preis: gebunden 10 ℳ.

Bücherbesprechungen.

— **Dem Gedächtniß König Alberts von Sachsen.** Reden und Gedichte, herausgegeben von **Hans v. Nostitz**. Der Ertrag ist für den Albertverein bestimmt. Dresden, v. Zahn & Jaensch, 1902. Preis 2 ℳ, geb. 3 ℳ — Dieser Tage sind die Erinnerungsmünzen auf den hochseligen König Albert ausgegeben worden. Tausende strömten zu den Ausgabestellen, viele mußten unverrichteter Sache umkehren, da der Vorrath schnell erschöpft war. Ein noch werthvolleres Andenken an den geliebten König stellt, wie uns dünkt, die vorliegende Schrift dar. In vornehmster Ausstattung vereinigt sie folgende fünf Reden: die Einsegnungs-Ansprache des Fürstbischofs Georg Kopp an König Alberts Sarg in Sibyllenort, die Rede von Professor Dr. Geß bei der Gedächtnißfeier der Technischen Hochschule, der Kunstakademie und der Thierärztlichen Hochschule in Dresden, die Gedächtnißpredigt des Oberhofpredigers D. Ackermann in der Evangelischen Hofkirche in Dresden, die Ansprache von Professor Dr. Karl Lamprecht bei dem Trauercommers der schlagenden Verbindungen in Leipzig und die Gedächtnißrede des Oberregierungsraths Hans v. Nostitz bei der Trauerfeier des Dresdner conservativen Vereins. Dazu kommen zwei Gedichte: Die letzte Rose, von Julius Mittag und Des Königs Rose, von Kurt Schulze. Viele treue Sachsenherzen werden an der Hand dieser Reden und Gedichte dem Andenken des verewigten Königs eine stille Stunde wehmuthsvoller Andacht weihen. Ihre Majestät die verwittwete Königin Carola hot die Widmung des Werkes

huldvoll angenommen, der Erlös aus dem Verkaufe kommt den Liebeswerken des Albertvereins zu Gute. In Sachsen bedarf es wohl kaum vieler Worte, um dieser Gedächtnißschrift die Aufmerksamkeit zu sichern. R. B.

— Unsere Heimath. Illustrirte Monatsschrift für das gesammte Erzgebirge und Vogtland. Organ des Verbandes vogtländischer Gebirgsvereine. Begründet und unter Mitwirkung vieler namhafter Schriftsteller herausgegeben von Dr. Heinrich Spindler. Zwickau i. S., Verlag „Unsere Heimath“. Bezugspreis jährlich 6 ℳ, das einzelne Heft 75 ₰. — Die Monatsschrift „Unsere Heimath“ hat unlängst ihren zweiten Jahrgang begonnen. Wir freuen uns aufrichtig, daß das Blatt im Laufe seines ersten Jahrganges festen Boden gewonnen, einen stattlichen Kreis fleißiger Mitarbeiter und anhänglicher Leser um sich gesammelt hat. In der That arbeitet das Blatt an einer Aufgabe, die lebhafteste Unterstützung und Förderung verdient: es will beitragen zur Vertiefung der Kenntniß des Erzgebirges und des Vogtlandes, will die Freude an ihrer landschaftlichen Schönheit, den Stolz auf ihren Gewerbfleiß pflegen, will die Geschichte ihrer Städte und ihrer hervorragenden Männer bekannt machen, kurz seine Leser in der Liebe zu Heimath und Vaterland immer nachhaltiger gründen und kräftigen. Eine Anzahl von Vereinen, deren Bestrebungen sich mit denen der Monatsschrift berühren, haben „Unsere Heimath“ schon zu ihrem Organ erwählt, z. B. der Verband vogtländischer Gebirgsvereine, der Verband der Naturfreunde in Plauen i. V., der Verein für Naturkunde in Reichenbach i. V. u. a. Das ist das beste Zeugniß für das Ansehen und Vertrauen, das sich „Unsere Heimath“ bei den Lesern erworben hat. Hoffentlich schließen sich bald noch recht viele Vereine ähnlicher Art, Geschichtsvereine, Verschönerungsvereine und dergleichen an. Für das fernere Gedeihen des Blattes, die Vielseitigkeit seines Inhaltes, den Reichthum seiner Anregungen und namentlich für den Werth der Beilage „Aus dem Vereinsleben unserer Heimath“ kann das nur förderlich sein. Mit dem fröhlichen Rufe: „Frisch auf! Für Heimath und Vaterland!“ tritt das Blatt in seinen zweiten Jahrgang ein. Möge es seinem Ziele immer näher kommen: „das“ Heimathblatt zu werden für das ganze Erzgebirge und Vogtland. Das wünschen wir von ganzem Herzen. R. B.

— Ausfeld, Anna, Ein Sonntagsstrauß. Gedichte. Eleg. geb. 1,80 ℳ Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 107 S. — Die Dichterin bemerkt zu ihrem Buche, es sei Predigten nachgedichtet. Gedacht hat sie dabei wohl an Predigten, wie sie das Kreuz, die Glocke, die stillen Gräber uns halten, wie sie manches Gotteswort und Evangelium, mancher biblische Vorgang und auch manche Rede darüber hält. Solche Gedanken, Bilder und Wahrheiten umzugießen in Reim und Poesie, ist sie bemüht gewesen, und wir haben ihre Gedichte mit Zustimmung und Anerkennung gelesen. Ganz sinnig sagt sie statt einer Vorrede:

Eine Hand voll Blumen bot
Euch schon oft am Straßenrand
Mit dem Hungerblick der Noth
Eine kleine Kinderhand;
Und schon oft vor eurer Thür
Bot ein Weib euch Blüthen dar,
Und ihr Sträußchen nahmet ihr,
Blos, weil sie so traurig war.

Aber die Verfasserin bittet mit ihrem Strauß in der Hand für fremde Noth: Der Ertrag ist zum Fonds eines Krankenhauses bestimmt. Vielleicht wählt ihn mancher zum Geschenk für ein besinnliches Gemüth. Die Ausstattung ist eine ansprechende, hier und da ist der Text mit einer Illustration versehen. D. K.

— Josephson, Elisabeth, Licht im Dunkel. Gedichte und Sprüche. 88 S. In eleganter Ausstattung mit Farbenprägung und Goldschnitt 2 ℳ Verlag von Carl Hirsch, Konstanz und Emmishofen. — Es sind die Gedanken und Lieder einer Heimgegangenen, die den Lesern christlicher Zeitschriften nicht ganz unbekannt sein wird. Ihre Sprüche sind Kinder stiller Stunden und schmerzlicher Erfahrungen, alle Zeugnisse eines in Gott still gewordenen gläubigen, liebesreichen Herzens, gesammelt nach dem Tode der Dichterin von Bertha Josephson-Merkator. In den kurzen Aphorismen zeigt sich besonders die Stärke der Verfasserin z. B. in dem „Liebe“ überschriebenen Sinnspruch:

Die Hand, die mich zu Boden warf,
Die alle meine Lebenstriebe
Beschneidet unerbittlich scharf,
Die Hand heißt: „Liebe“

oder in dem „Besuch“ betitelten Spruch:

Du kamst — du gingst und ließest mir
Ein innig Glück,
Du kamst — du gingst und ließest mir
Dich selbst zurück.

Aber auch in vielen anderen lyrischen Gedichten, die sich meist durch gute Formgebung auszeichnen, finden wir einen ansprechenden poesievollen Sinn und den religiösen Hauch eines gereiften christlichen Gemüths. Die Spruch- und Liedersammlung mag als Angebinde bei mancherlei Gelegenheiten empfohlen sein. D. K.

— Im Isarthal. Eine Erzählung von Carl v. Heigel. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag 1902. — Carl v. Heigel, der Dichter des Trauerspiels „Marfa“ und mehrerer Dramen, die bei den Separatvorstellungen des Königs Ludwigs II. zur Aufführung kamen, erzählt uns hier eine Dorfgeschichte auf historischem Hintergrunde. Sie spielt im Isarthal zur Zeit des spanischen Erbfolgekriegs und zwar gegen die Neige desselben, obschon auch der Kampf bei Sendling, wo die bayerischen Bauern gegen die österreichischen Regimenter anstürmten, einen Ausgangspunkt der Handlung bildet. Der Held des Romans ist der Raufpeter, ein schöner Mann von etwas wildem Aussehen, der sich vor den Oesterreichern flüchtet, die ihn als Rekruten anwerben wollen; er kommt ins Haus der Apollonia Seebacher, der eben ein Knecht gestorben ist, und setzt es durch, daß er den Namen desselben annehmen und in ihre Dienste treten kann. Doch er will nicht blos ihr Knecht, sondern auch ihr Herr sein und den großen Hof unter sich bringen. Er ist ein wilder Bursche und in der damals herrschenden Anarchie mit allerlei Flüchtigen, Wilderern und anderem Gesindel, das in versteckten Grotten haust, auf nächtlichen Zügen ein Mordbrenner. Dies kommt gerade zu Tage, als er im Begriff steht, die Bäuerin ganz für sich zu gewinnen, er ringt mit ihrem Sohn und die Geliebte desselben schießt ihn nieder. Die Darstellung ist realistisch derb, alle sanfteren Tinten verschmähend; die Charaktere sind mit harten Strichen gezeichnet, viele Schilderungen anschaulich, besonders wo es sich um gewaltthätige Vorgänge handelt; doch ist es dem Dichter nicht gelungen, für irgend eine der mitwirkenden Personen wärmere Theilnahme zu erwecken. R. v. G.

— Niels Glambäk. Erzählung von K. G. Bröndsted. Deutsche Originalausgabe. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1902. 8°. 325 S. Fein geb. 4,50 ℳ — In diesem Buche von Bröndsted, deutsch von Pauline Klaiber, liegt uns ein Werk von großem künstlerischen und sittlichen Ernst vor, so daß es als Verdienst von Uebersetzer und Verleger zu bezeichnen ist, das dänische Buch deutschen Lesern zugänglich gemacht zu haben. Allerdings verlangt es auch vom Leser eine mehr als gewöhnliche Hingabe. Kurz gesagt, wird uns folgende Doppelaufgabe vorgeführt: Erstlich zeigt der Verfasser uns, was aus Niels, dem armen 18jährigen, unerzogenen Studenten ohne Elternhaus, dem weltunkundigen, grundehrlichen Burschen, im Sonnenschein des behaglichen, glücklichen und liebreichen Lebens, womit ihn der gütige Kammerherr Huitfeld auf Rödsten umgiebt, ein Mensch wird; wie ihm dort die Liebe zur Musik aufgeht; den die Noth beim plötzlichen Zusammenbruch all dieses Glücks aus Niels einen Mann macht; endlich, wie dieser, wiederum in Armuth und Entbehrung gestellt, durch Selbstüberwindung (Versöhnung mit seiner Mutter) zum Charakter aufsteigt, dessen Wohl und Wehe fortan nicht mehr von äußeren Umständen abhängt. Zweitens sucht der Verfasser uns die Gestalt des unglücklichen geisteskranken Engelbrecht glaubhaft zu machen, des auf Rödsten lebenden Halbbruders von Huitfeld, einer Hamletnatur, in der höchste Geistesbegabung mit Wahnsinn in ergreifender Weise abwechseln und durcheinandergehen. Durch Engelbrechts im Wahnsinn begangene Blutthat (Huitfelds Ermordung) wird Niels aus seinem Glück in tiefste Noth gerissen. Aus dem Werdegang dieser beiden Menschen, zwischen denen Huitfeld steht, aus dem Aufeinanderwirken dieser drei entwickelt sich die spannende, an prächtigen Schilderungen reiche Handlung. Das Schwergewicht indessen ist durchaus in das Innere verlegt: Die Gemüthsvorgänge in ihrem Zusammenhange darzustellen, also ein Seelengemälde dieser so ungleichen Menschen zu geben, darauf hat es der Verfasser in erster Linie abgesehen und diese interessante aber schwierige Aufgabe mit hervorragendem Geschick gelöst. Dem gegenüber tritt alles Andere wesentlich zurück; selbst die Zeichnung des hochgesinnten Huitfeld ist verhältnißmäßig blaß gehalten; in die Seele von Nielsens Mutter gewinnen wir keinen Einblick. Jener Doppelaufgabe entspricht

der Aufbau in zwei Theilen, dem ein auffallend kurzer dritter Theil als eine Art Anhang, allerdings ein unentbehrlicher, folgt: er erst bringt Nielsens Aussöhnung mit seiner Mutter. Die Geschichte endet also nicht unbefriedigend; wenigstens um Nielsens Zukunft bangt uns nicht mehr. — Auffallend ist eine seltsame Mischung von Romantik und Realismus in dem Buche. Die Voraussetzungen der Zustände auf Rödsten sind in hohem Grade romantisch, etwa wie öfters bei Stifter; anderes, wie der Uebergang aus Traum in Wirklichkeit, gemahnt uns Deutsche an Heinrich v. Kleist, die Personificirung der Lampe an Dickens. Andererseits treffen wir in der Personenschilderung äußerst derben, drastischen und humorvollen Realismus. Die Uebergänge von einem zum anderen sind nicht immer glatt. Die Uebersetzung fließt sicher und gewandt dahin. Ausstattung und Einband in ihrer vornehmen Gediegenheit geben einem schon ein Wohlgefühl, wenn man das Buch zur Hand nimmt. An Druckfehlern sind mir aufgefallen S. $8,_{15}$ lies war; öfters ist adlig zu lesen: $25,_{5}$, $33,_{10}$, $121,_{11}$, $122,_{1}$; S. $179,_{3}$ lies: allmählich in.

Julius Sahr.

— **Aus Höhen und Tiefen.** Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Kinzel und Regierungs- und Schulrath Ernst Meinke. 6. Jahrgang. Berlin, 1903, Verlag von Martin Warneck. 472 Seiten, Preis geb. 4 ℳ. — Aus Höhen und Tiefen ist wohl wenigstens einem Theil unserer Leser nicht mehr nur aus unseren bisherigen Anzeigen bekannt, sondern dies Jahrbuch hat wohl auch selbst schon Eingang in den Leserkreis der Leipz. Ztg. gefunden. Es hat uns stets aufrichtige Freude gemacht, Aus Höhen und Tiefen neben seinem älteren Genossen, der Christoterpe, empfehlen zu können und wir thun es auch diesmal aus vollem Herzen, obwohl wir uns des Eindrucks nicht erwehren können, daß sich diesmal bei der Zusammenstellung der einzelnen Beiträge eine gewisse Eintönigkeit geltend gemacht hat, während sonst gerade Aus Höhen und Tiefen sich durch die Weite des Gesichtskreises, mit dem es alle Gebiete des geistigen Lebens umspannte, auszeichnete. Neben den Erzählungen bewegen sich die diesjährigen Beiträge eigentlich nur in zwei Richtungen: neben die Reiseschilderung tritt der populärphilosophische Essay, der gewisse Probleme unseres heutigen Lebens unter christlichem Gesichtswinkel behandelt. In diese Reihe gehört z. B. „Das Leiden in der Welt“ von Prof. Dr. Bertling, „Der Spiritismus, ein wissenschaftliches Problem“ von Prof. Dr. Gotthold Bötticher und „Bildung“ von Prof. F. Vetter. Anschließen ließen sich hier gleich die Jugenderinnerungen des Missionsdirectors D. E. Buchner in Herrnhut, die aber doch auch durch ihren biographischen Inhalt eine gewisse Nüancirung gewähren, uns aber für das Fehlen aller sonstigen biographischen, historischen oder litterarhistorischen Abhandlungen in dem vorliegenden Bande nicht entschädigen können. Andererseits lenken sie mit ihrer Schilderung der auf Jamaica verlebten Jugend des Verfassers bereits auf das andere Gebiet über, das der diesjährige Band des Jahrbuches bevorzugt, auf das der Reiseschilderungen. Vorzügliches wird uns hier geboten. An erster Stelle seien da genannt die Reise- und Kunsterinnerungen, die uns Prof. Karl Kinzel in einem durch Abbildungen illustrirten Aufsatz aus Venedig giebt, dann die griechischen Reiseerlebnisse mit ihren fesselnden Skizzen griechischer Landschaft und neugriechischen Volkslebens von Prof. Dr. Friedrich Seiler, der in Begleitung Prof. Dörpfelds dort archäologische Studien getrieben hat. Der dritte Aufsatz dieser Art: „Mein Heim in Indien“ von Antonie Flex endlich bringt interessante Schilderungen aus dem indischen Missionsleben. Aus der Reihe der Erzählungen seien hier nur kurz die drei besten hervorgehoben: an erster Stelle: „Die vier merkwürdigen Hofmeistergänse“, ein Vorwerksidyll von H. Sahnrey, dann „Der letzte Prior von Marienehe“, eine historische Erzählung aus der Reformationsgeschichte Mecklenburgs von Johannes Dose, und schließlich die niedliche Humoreske des einen Herausgebers, Ernst Meinke: „Der Schulinspector auf Reisen“. Aus Höhen und Tiefen bietet also auch diesmal seinen Freunden nur Erfreuliches und Gediegenes. Hoffentlich wird man in dem nächsten Bande auch wieder für eine stärkere Abwechselung und Mannigfaltigkeit in der Auswahl der zu behandelnden Themen sorgen. W. B.

— **Die arme Maria.** Erzählung von Paul Bergenroth. Stuttgart 1903. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. 2 Bände, 272 und 313 Seiten, brosch. 5 ℳ, geb. 7 ℳ. — Wir haben die vorliegende Arbeit Bergenroths, Die arme Maria, die im Türmer zuerst erschienen ist, bei Gelegenheit unserer Referate über den Türmer bereits kurz gestreift. Den damals geäußerten Tadel betreffs der zu großen Ausdehnung der Arbeit müssen wir auch jetzt noch aufrecht erhalten, wenn wir auch zugeben, daß dieser Fehler sich bei der Buchform weniger fühlbar macht als in der Zeitschrift, in der uns die Erzählung in 9 oder 10 Monatsportionen vorgesetzt wurde. Hätte der Verfasser seine Geschichte auf den Raum eines Bandes beschränkt, anstatt sie mit manchen langen Abschweifungen durch zwei stattliche Bände auszudehnen, so hätte er unzweifelhaft größere Wirkung erzielt. Andererseits wollen wir aber nicht verfehlen, anzuerkennen, daß die Arbeit ganz entschiedene Vorzüge aufweist und sicher zu den besseren Erscheinungen ihres Genres gezählt werden darf. Jedenfalls besitzt der Verfasser eine sichere Kenntniß der Lebensformen der von ihm geschilderten Gesellschaftskreise und weiß seine Kenntniß auch in lebendiger, anschaulicher Weise zum Ausdruck zu bringen. Die arme Maria soll, wie wir gehört haben, — es stand wohl im Türmer zu lesen — die erste Arbeit ihres Verfassers sein, da läßt sich hoffen, daß Bergenroth bei einer größeren Concentration auf das gesteckte Ziel hin und einer weiseren Beschränkung seiner Fabulirlust noch manche gute Leistung uns bieten wird. W. B.

— **Aus verschwundenen Gassen.** Erzählungen von Caroline Hertzog. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig. 1902. 141 Seiten, Preis 2 ℳ. — „Nugae“ könnte man, um mit Horaz zu reden, über dies Büchlein schreiben. Kleinigkeiten, Züge aus dem Alltagsleben ernsten und heiteren Inhalts, wie sie alle Tage passiren, sind es, die uns die Verfasserin hier erzählt. Eine literarische Leistung großen Stils wird man in dem dünnen Bändchen deshalb nicht suchen dürfen, aber die frische und schlichte Art, in der Caroline Hertzog ihre Geschichten erzählt, machen sie wohl geeignet, bescheidenen und beschaulichen Gemüthern eine behagliche Lesestunde zu bereiten. Die Verfasserin sieht mit hellen und gesunden Augen in die Welt, und versteht gut zu schreiben. Figuren, die „beinahe an Meister Raabes feine und eindringliche Kunst, Menschen des Alltags lebendig werden zu lassen und in ein besonderes Licht zu rücken“, wie die beigelegte Buchhändleranzeige es ankündigt, sind uns in dem Buch freilich nicht begegnet, manche der kleineren Schnurren wiegen sogar derart leicht, daß sich die Berechtigung für ihre Drucklegung überhaupt bezweifeln läßt, deshalb können wir die Verfasserin auch nicht auf Grund der hier vorliegenden Talentprobe als „eine wenn auch nicht unmittelbare Schülerin des Chronisten der Sperlingsgasse“ begrüßen, aber wir wollen sie auch nicht die Uebertreibungen der Buchhändleranzeige entgelten lassen, sondern ihre Geschichten gerne als das anerkennen, als was sie die Verfasserin selbst in der Vorrede betrachtet wissen will, als „harmlose Plaudereien über vergangene Zeiten“, denen der Hauch der Unmittelbarkeit und des Erlebtseins neben der frischen, knappen Darstellung noch einen besonderen Reiz verleiht. In Caroline Hertzog freuen wir uns, einer eben so liebenswürdigen wie lebendigen Erzählerin begegnet zu sein. W. B.

— **Mettengespinst.** Eine Novelle von Wilhelm Jensen. Verlagsbuchhandlung von Otto v. Huth, Berlin W., 30. — Bernhard von Weimar, der Held des letzten Viertels des 30jährigen Krieges, hat schon mehrfach unsere epischen Dichter beschäftigt. Keiner aber hat ihn wohl von einer so eigenartigen Seite erfaßt, wie Wilhelm Jensen. Der Bernhard aber, den uns Jensen schildert, ist nicht der kühne Condottieri, den nur das Schicksal hinderte, seine Pläne und Träume zur Ausführung zu bringen, als Jüngling, als Milchgesicht von kaum 20 Jahren wird er uns vorgeführt. Aber gerade diese noch unfertige Jünglingsgestalt, die gleichwohl das spätere Genie ahnen läßt, braucht der Dichter für seine romantische Liebesgeschichte. Der spätere Kriegsruhm des geschichtlichen Bernhard, das ganze Kriegstheater oben in Schleswig-Holstein, wo die protestantische Sache durch Vernichtung des dänischen Heeres einen schweren Schlag erlitt, dient, wie so oft bei Jensen, nur als Staffage, als Hintergrund, von dem sich das Bild des Heldenjünglings mit seiner schönen Begleiterin wirkungsvoll abheben soll. Diesen Zweck hat Jensen, der ja auf diese Art, uns die Geschichte menschlich näher zu bringen, reichlich eingearbeitet ist, vollkommen erreicht. Trotzdem sind jedoch auch die Nebenfiguren keine bloßen Schemen. Mit derben Strichen ist das Porträt des liederlichen Heerführers, des Markgrafen von Baden-Durlach sammt den weingenährten Biergurgeln, die ihn umgeben, gezeichnet, der Humor, der hierbei dem Dichter die Feder geführt, ist nicht minder ausgeprägt in der Schilderung

des dänischen Heeres. Eine prächtige Gestalt, lebensfrisch und kräftig, ist der nur flüchtig auftauchende Herzog Georg von Lüneburg. Was nun das Heldenpaar der Erzählung anlangt, Herzog Bernhard von Weimar und die „bernsteinäugige" Bernsteinfischerin Jura Wendeborg, die erstgenannter für einen Goldgulden als Wegweiserin gemiethet hat, so tritt hier das Bestreben des Dichters, eigenartige, von geheimnißvollem Dämmerlicht umflossene Gestalten zu schaffen, merklich hervor. Dies gilt allerdings weniger von dem Bernhard, der auch für unseren nüchternen Alltagsmenschen verständlich gezeichnet ist, das romantische Fadelweib hingegen, die Jura Wendeborg will mit der Phantasie, nicht mit der Logik erfaßt sein. Eine echt Jensensche Figur ist die räthselhafte Wendin mit dem germanischen Nornenliede, die natürliche Tochter des Lüneburger Herzogs, halb Meermädchen, halb hingebungsvolles, dienstwilliges Käthchen von Heilbronn. Der Dichter hat sich bemüht, die Märchenjungfrau den Lesern und Leserinnen wahrscheinlich zu machen. Wenn ihm dies nicht gelungen, so mag das an der Nüchternheit unseres Zeitalters liegen, in dem die blaue Blume der Romantik nur spärlich gedeiht. Auf schwärmerische Mondscheingemüther wird freilich Jensen auch in diesem Falle seine Wirkung nicht verfehlen. J. O.

— Jenenser Leben. Ein Studentenliederbuch von Gustav Heinrich Schneideck. Jena 1903, Hermann Haerdle Buch- und Kunsthandlung. — G. H. Schneideck, weiland Bursch in Jena, dürfte manchem unserer Leser aus dem „Allgemeinen" bekannt sein, andere wieder werden in den Burschenschaftl. Blättern früher öfters „G. H. S." gezeichnete Gedichte und Aufsätze gelesen haben. Die in vorliegendem Bändchen veröffentlichten Gedichte und Lieder sind aus der Quelle geschöpft, sind Erinnerungen an die goldene Burschenzeit, wo der junge civis academicus jenensis noch mit seiner Conkneipe um den „Hanfried" zog und nach all den berühmten Orten: Lichtenhain, Ammerbach, Zwätzen u. s. w. hinauspilgerte. In flotten Versen, meist singbar gemacht nach irgend einer Burschenweise, werden uns die Stätten vorgeführt, wo sich der junge Bursch einst wohl und glücklich gefühlt. Zur Illustrirung des Textes dienen einige Ansichten von Jena und Umgebung. Allen ehemaligen „Jenensern" kann das Büchlein empfohlen werden. J. O.

— Baron v. Korff's Weltreise. Band X. Rußland. Berlin, Deutsches Druck- und Verlagshaus. 3 ℳ. — Eine sehr ansprechende Schilderung russischer Zustände in kurzen Capiteln, von feiner Beobachtungsgabe zeugend, passend für Erwachsene, wie die reifere Jugend. Mit großem Geschick umschifft der Verfasser die Klippe, durch zu tiefes Eingehen in Einzelheiten zu ermüden, und doch ist diese Reise durch das Europäische Rußland, den Kaukasus und Transkaspien durchaus nicht ohne wissenschaftlichen Werth. Baron v. Korff hat die in diesem X. Bande seiner Weltreisen beschriebene Reise voriges Jahr, nebenbei bemerkt, in seinem 75. Lebensjahre, zurückgelegt. Er erzählt seine Erlebnisse und Beobachtungen ohne jede Künstelei. Man hört häufig den schneidigen Reiterofficier heraus, der sich im Kriege 1870/71 durch seine verwegenen und humorvollen Husarenstückchen einen Namen zu machen wußte. Selbstverständlich bildet der X. Band der Korffschen Weltreisen, wie alle seine Vorgänger, ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Y.

— Carl Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefseeexpedition. Mit 6 Chromolithographien, 8 Heliogravüren, 32 Vollbildern, 3 Karten und 482 Textabbildungen. II. vermehrte und umgearbeitete Auflage. 18 ℳ. Dazu eine künstlerische Einbanddecke 1,60 ℳ. — Mit den drei letzten Lieferungen ist das herrliche Werk gerade noch vor Weihnachten rechtzeitig vollendet. So fesselnd die Reiseschilderungen von Land und Leuten, von Meer und Arbeit im Meere bisher waren, so übertreffen doch die Schlußlieferungen in ihrer Neubearbeitung noch weit das Vorhergehende. Sie beschäftigen sich mit den Hauptaufgaben und Hauptergebnissen der ganzen Reise, mit dem Tiefseeleben am Boden und in der freien See. Lag schon bei der ersten Auflage gerade hierin der Hauptreiz, so ist der jetzt wesentlich dadurch gesteigert, daß an Stelle von Problemen und vorläufigen, tastenden Mittheilungen vielfach bereits die Lösung auf Grund genauerer Durcharbeitung getreten ist. Die Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen der arktischen und antarktischen Fauna, zwischen dem Tiefseeleben im Indic und Atlantic und dergl. hat bereits viel genauer erörtert werden können. Eine Menge von Abbildungen, Tiefseethiere betreffend, sind durch neuere ersetzt, sie bringen Formen, denen die Specialisten inzwischen Namen und wissenschaftliche Bestimmtheit verliehen haben; viele sind neu dazu gekommen, ausgenommen sind Brauers Untersuchungen über die abyssischen Fische, die Chuns über die Cephalopoden u. A. m. Sogar eine neue Einbanddecke nach künstlerischem Entwurf ist hergestellt worden. Nach solchen Anstrengungen des Autors und Verlegers kann der Erfolg keinesfalls ausbleiben. H. S.

— Die Thierwelt im Lichte der Dichtung. Von Rector C. W. Peter. Leipzig, Verlag von Hermann Seemanns Nachfolger. Preis 3 ℳ. — Dies Buch wird als Festgeschenk namentlich in solchen Kreisen willkommen sein, die sich die Vertheidigung der Thiere gegen den Unverstand und die Roheit der Menschen angelegen sein lassen. Es giebt kaum ein erfolgreicheres Mittel, die Liebe zur Thierwelt zu pflegen, als daß man sie mit den Augen des Dichters ansehen lehrt. Beruht nicht der außerordentlich hohe pädagogische Werth der Fabeln und Märchen ganz wesentlich auch darauf mit, daß die Thiere in ihnen beseelt und vermenschlicht, rede- und vernunftbegabt auftreten? Der Herausgeber der vorliegenden Gedichtsammlung hat sich also ein Verdienst erworben durch die fleißige Zusammenstellung aller Gedichte, die sich mit den Thieren beschäftigen. Sie sind außerordentlich verschieden ihrer Form und ihrem Ausdrucke nach. Kindlicher Märchenton wechselt mit freundlicher Belehrung und nachdrücklicher Warnung, neben sinnigem Humor fehlt auch der Ernst nicht. Allen gemeinsam aber ist die liebevolle Beobachtung der Thierwelt in all ihren Lebensäußerungen. Die Eintheilung in acht Abschnitte (Hausthiere, Thiere im Garten und im Felde, auf der Wiese und im Wasser, im Walde u. s. w.) kommt uns etwas schulmeisterlich vor; alphabetische Anordnung nach Thieren (von Adler, Affe bis Zaunkönig, Ziege) und ein genaues Register nach Dichtern und Anfängen wäre uns lieber gewesen. Trotzdem sind wir dem Sammler von Herzen dankbar für seine Arbeit. Die königl. preußische Regierung hat das Werk unlängst durch einen Erlaß als Schulprämie empfohlen. Dazu eignet es sich trefflich. Aber jeder Thierfreund wird an dem Buche seine Freude haben. Die schlichten, aber sehr lebensvollen Bilder sind ein sehr passender Schmuck, der Preis von 3 ℳ ist im Vergleich zu dem Umfange des Buches (310 Seiten Großoctav) billig. R. B.

— Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. Gesammelt und herausgegeben von ihrer Tochter. Leipzig, 1902. Schmidt & Günther. — Manche unserer verehrten Leserinnen werden noch mit Begeisterung die Romane von Luise Mühlbach, eigentlich Clara Mundt, denn sie war die Gattin des bekannten Schriftstellers Mundt, gelesen haben. Diese Romane, die in schier unglaublicher Schnelligkeit und Vielbändigkeit erschienen, bildeten für gar viele Damen die Quelle ihrer gesammten geschichtlichen Kenntniß von Friedrich II., Joseph II., Napoleon I. et tutti quanti. Seicht und oberflächlich geschrieben, verstanden sie es doch durch eine gewisse Kunst der Darstellung das weibliche Herz zu fesseln. Dankbare Leserinnen aus jener Zeit (Luise Mühlbach ist 1873 in Berlin gestorben) werden denn auch mit Interesse die vorliegenden Erinnerungsblätter als ein sehr geeignetes Weihnachtsgeschenk auf ihrem Bescheerungstische erblicken. Kindliche Pietät hat sie zu einem hübschen Strauße zusammengefügt, in welchen auch manche andere denkwürdige Erlebnisse, Bekanntschaften mit bedeutenden Menschen u. A. mitverwoben sind. Dem Buche sind einige Briefe des Vaters beigefügt, auch fehlt natürlich das Porträt der Mutter nicht. —tg—

— Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart giebt eine illustrirte Ausgabe von Wilhelm Hauffs „Lichtenstein", diesem besonders bei der Jugend beliebten Werke, aus. Die Illustrationen sind von Karl Häberlein, G. A. Closs und Walter Zweigle und folgen dem Gange der Handlung in glücklicher Weise. Da über Hauffs liebenswürdiges Werk etwas Neues zu sagen kaum möglich ist, so genügt wohl dieser Hinweis, um diejenigen Leser, die zum Fest nach etwas Derartigem für den Weihnachtstisch suchen, auf die Ausgabe aufmerksam zu machen. Sie kostet in Originalprachteinband 4 ℳ. J. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 153. Dienstag, den 23. December, Abends. 1902.

Ein alterzgebirgisches Weihnachtsspiel.

Schon oftmals haben wir an dieser Stelle Schilderungen von Weihnachtsbräuchen aus alter oder neuer Zeit, aus Heimath und Fremde gelesen. Daß gerade das sächsische Erzgebirge reich an solchen Sitten und Bräuchen war und noch ist, bedarf deshalb nicht eingehender Belege. Pyramide und „Bethlehem" bilden noch heute, neben Christbaum, Leuchter und kerzentragendem Bergmann wesentliche Bestandtheile des weihnachtlichen Schmucks, selbst in der kleinen Hütte. Ohne feierliche Mette im Dunkel der Christnacht, ohne den Singumgang der Currende kann man sich an den meisten Orten kein rechtes Weihnachten denken. Eine Sitte aber, die bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein weit verbreitet war, ist später fast ganz in Vergessenheit gerathen — das Weihnachtsfestspiel auf biblischer Grundlage. Nur in „Seiffner Ware" blieben die Gestalten der heil. Familie, der Hirten und „drei Könige", des Herodes und seiner rohen Kriegsknechte vor den Augen der Gebirgler lebendig und redeten vom „Bethlehem" und von der Pyramide her eine stumme Sprache zu ihnen. Menschliche Darsteller fanden sie nicht mehr. Erst in der jüngsten Zeit ist an einigen Orten (z. B. Lößnitz) die schöne Sitte wieder aufgenommen worden und alte, überlieferte Stücke erscheinen in neuer Bearbeitung und mit modernen Mitteln inscenirt auf den Brettern. Schon deshalb ist es vielleicht nicht nutzlos, eines dieser alten, im Wesentlichen zwar gleichen, im Einzelnen aber mehrfach von einander verschiedenen Festspiele zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Mehr noch darf man wohl Interesse erwarten für das Stück Volkskunde, das aus dem alten „Spiehl" zu uns redet.

Das „Heilige Drey König Spiehl", welches uns in einer Niederschrift vom „15. Feberar, Anna 1805" vorliegt, ist in dieser Gestalt in der Gegend von Schwarzenberg und Grünhain aufgeführt worden; wie lange schon, wird sich schwerlich nachweisen lassen. Geht es, wie die Passionsspiele an manchen Orten, zurück auf die Mysterien des Mittelalters, welche dem Boden der Kirche entsprossen sind, später aber gleichfalls aus ihr hinaus auf die Volksbühne gewiesen wurden? Dem ersten Eindruck folgend, möchten wir uns dafür entscheiden; doch Mancherlei will dieser Annahme widersprechen. Denn fast alle jene Mysterien beschäftigen sich mit der Passion Christi oder anderen, mehr tragischen Stoffen des neuen Testamentes. Von einer Verherrlichung des Weihnachtsevangeliums im Spiele hören wir nichts.

Dazu kommt, daß thatsächlich das Erzgebirge allein dieses Weihnachtsfestspiel besitzt. Vielleicht ist es doch erst nach der Reformation aus dem Volke heraus entstanden, als ein Ausdruck der innigen, kindlichfrommen Hingabe an die frohe Botschaft des Christkindes. War es doch eigentlich die einzige Art, wie die einfachen, des Lesens meist unkundigen Leute, die überdies wohl selten auch eine Bibel zu kaufen im Stande waren, sich Allen, Alt und Jung, das Weihnachtsevangelium tief und lebensfrisch ins Herz prägen konnten. Geistlichkeit und Volk, sie haben wohl Beide das Ihre beigetragen zu dem Spiele, wie es uns überliefert ist. Wir können uns seiner freuen als eines ehrwürdigen Zeugen der schlichten Einfalt und Frömmigkeit unserer Altvorderen.

Die Niederschrift, aus welcher wir citiren, hat wohl ein im Schreiben besonders tüchtiger Darsteller für seinen Pfarrer oder einen anderen Gönner und Herrn zu Papier gebracht, wenigstens deutet die devote Ueberschrift es an: „von Ehrendienstwilligster Johann, August, Hermonn in Raschau."

Folgen wir an einem der Weihnachtstage im Geiste der Schaar unserer Voreltern, die sich im niedrigen Saale der Schenke oder sonst in einer durch ihre Größe geeigneten Räumlichkeit des Dorfes versammeln, um das Festspiel anzuhören und sich an ihm zu erbauen. „Vom Himmel hoch, da komm ich her —", singen Darsteller und Hörer mit vereinten Stimmen. Dann wird es still; von der höchst einfach ausgestatteten Bühne herab spricht ein weißgekleideter, mit Flügeln geschmückter Engel Begrüßungsworte:

„Vorsichtige günstige liebe Herrn und Frauen wie sie allhier versammelt seyn, hören und zu Beschauen was wir anjetzt vor ein spiel wollen thun; erstlich thu ich vor allen fürwahr wünschen ein Glückseeliges neues Jahr darnach das Gott der Herr wolle theilen mit den edlen Frieden, und ihnen als uns schenken wird diese Schaar nicht Silber, Golt oder Geld welches liebt die ganze Welt sondern das liebe Jesulein das wollen wir fürtragen fein und wie Herodes mit List get(r)acht nach den Kindlein Jesu Christ, es zu töten, die weil es Gott so väterlich behütet hat, auch seiner in der Noth nicht verlaßen darum bitten wir, sie wollen seyn seyn still wir wollen agiron unser Spiel."

Darauf „kömmt der Stern", gewaltig groß, goldfunkelnd blinkt er von einer Stange hernieder, die ein Knabe trägt. Sein Erscheinen begleitet der Chor der Darsteller hinter der Bühne mit Gesang. Dann tritt der „Wirth" auf, ihm folgen Joseph und Maria. Joseph bittet demüthig um Herberge. Der Wirth aber, der sich gar derb, allem zarten Fühlen unzugänglich, auch nicht gerade gewissenhaft uns darstellt, weist ihn gröblich ab:

„Ey was vor solche schlechte Nation gehet ihr von mir, packt euch davon ihr sehet mir aus für solche Gäst die selbst nicht viel haben zum Best ich schaft mir solche Vogeln an, die ich fein tapfer rupfen kann und wo ich zwey vor eins kann schreiben, damit ich auch ein Wirth mag bleiben."

Das Volk hat mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, gerade an dieser Person, die ja nur in geringem Zusammenhang mit der hl. Geschichte selbst steht, seinem Bedürfnisse nach Humor zu genügen.

Erst auf mehrfaches Bitten hin erlaubt der Wirth dem armen Paare, noch immer halb unwillig, seinen Stall als Herberge zu benutzen, nicht ohne die strenge Mahnung:

„Da liegt ein wenig Stroh und Heu,
Doß ihr mirs nicht zu weit aus streut!"

Dankbar nehmen die beiden Müden das angebotene Plätzlein hin und alle entfernen sich.

Dieser Scenenwechsel, wie überhaupt jeder folgende, wird durch Chorgesang ausgefüllt.

König Caspar tritt auf, er will sich „einmahl sehen um, wie das Gestirne laufft herum" und entdeckt den neuen Stern:

„Dieser Stern muß gewiß was bethenden thun
Er betheutet gewiß des Königs Sohn,
Der König ist gewiß gebohren schon."

Nach diesen einleitenden Scenen werden wir auf Bethlehems Flur geführt, hin zu den armen „Schäffern". Jetzt wird der Ton besonders herzlich, die Schilderung anschaulich. Die Erzgebirger fühlen sich eins mit jenen Armen; sie übertragen ihre Verhältnisse auf jene und legen ihnen in den Mund, was sie vor Allem drückt, die allgemeine Armuth, die besonderen Beschwernisse des Winters. Hier und auch an anderen Stellen zeigt sich das echt volksthümliche Bestreben, Alles auf heimathliche Verhältnisse zu beziehen und dadurch die Theilnahme besonders rege zu machen. Einmal bitten die Darsteller sogar den Herrn „Wirf dem Bergbau Seegen zu!"

Hier sprechen die Hirten:

„Wie arme Schäfers Leut —
Sind wohl hier auf dieser Erden
Von der geringsten Art,
Die kaum benent mag werden.
In Sammer liegen wir in freyen Felt,
Haben wenig Brod und auch darzu kein Heller Geld,
In Winder über müssen wir viel Kält und Frast ausstehen,
Un dürfen überdis auch keine Nacht zu Bette gehen.
Der Walf schleigt um die Schaaf, balt nieder und balt auf,
Drum heißts ihr Schöffers Leut habt fleißig Acht daeauf."

Nachdem sie iheer Hoffnung Ausdruck gegeben haben, daß doch auch für sie noch eine frohe Stunde schlagen müsse, ihr Schicksal sich bessern werde, legen sie sich, fromm den Abendsegen sprechend, zur Ruhe.

Die Engel kommen und singen den Schlafenden die frohe Batschaft in ihre Träume hinein. Bestürzt über die Lichtfülle, die sie umgiebt, erwachen die Hirten, einer ruft's dem andern zu: „Auf, auf Gespann, die Nacht ist vergangen!" Erst als die Engel von Neuem ihre Stimmen erheben, ihnen das Weihnachtsevangelium zu singen, weeden die Hirten die himmlischen Gäste gewahr, sinken vor Staunen in die Knie und finden nicht eher ein Wort, als dis die Engel bereits von ihnen gewichen sind.

„Nun wohlan, so last uns gahn,
Und last uns diese Dinge recht erfahren,
Die weil es Gott dee Herr hat solches kunt gethan.
Unser Vieh wied er in deßen wohl bewahren."

Singend machen sie sich auf den Weg zum Wirth, der ihren Weckruf in nächtlicher Stunde sehr ungnädig aufnimmt und sie grimmig fragt:

„Was wollet ihr in meinem Stalle machen,
Wollet ihr Ochsen oder Eselein bewachen?"

Der Mäe von den Engeln und der Geburt eines Heilands vermag er so wenig Glauben beizumessen, daß er sich nicht die Mühe nimmt, die Hirten etwa zu begleiten. Innerlich ihrer spottend, weist er sie an „den alten Mann in seinem Stalle", dee würde es ihnen wohl sagen können, ob da etwas Sonderliches geschehen sei.

So wirft er, dem der Heiland so nahe ist, sein bestes Theil von sich — er ist eben ein Reicher, der am Irdischen hängt.

Die Bühne zeigt uns jetzt den ärmlichen Stall. Maria wartet ihr Kindlein. „Heya, heya" singt sie ihm zu. Leise treten die Hieten näher. „Pui, pui," so stimmen sie mit ins Schlummerliedchen ein.

Bewundernd und anbetend knien sie vor der Krippe, in welcher das himmlische Kind liegt. Zu ihrem Bedauern haben sie nichts in ihrem armen Hirtenleben, dem Kindlein zum Geschenke, als ein schönes Liedelein:

„In dulci iubilo, nun singet und seyd froh,
Unseres Herzens Wonne tiegt in praesepio
Und leuchtet als die Sonne Matris in gremio
Alpha es et o."

Zum Schlusse bitten sie um des Heilands Segen und verlassen den Stall:

„Nun mie gehen von deiner Krippen,
Laß mit Seegen uns von dir
Zeig uns Bahn durch Darn und Klippen
Still der Feund Mordbegier
Mach uns einen Weg bekannt,
Der ans führt ins Vaterland."

Damit schließt der erste Theil, der die eigentliche Weihnachtsgeschichte behandelt. Doch wie wir schon in der Einleitung einmal auf kueze Zeit ins Morgenland versetzt wurden, wo der weise König Caspae die Sterne erforschte, sa macht uns der zweite Theil ausfüheliche mit den drei Weisen bekannt. Während sich das Valk in der Gesellschaft der Hirten heimisch fühlte, stehen ihm diese Moegenländee so fremd als möglich gegenüber. Nue als Könige kann es sich dieselben denken; ihre Namen auszusprechen, ist schwere Aebeit für den Valksmund, aus Melchior wied „Mälcher", aus Balthasar gae „Palzer", und zur Bezeichnung dee Heimathsorte werden die feembartigsten Worte gebildet. Hören wir die Känige sich selbst einfüheen·

König Caspae: „Ich König Caspar aus Ostiz
Besitze zwar geoßen Verstant und Wiez
Wie daß ich vor meinen Augen bin woeden gewahr
Einen Stern der schien mie hell und klae."

König Mölcher: „Ich König Mälcher aus Griegwitz
Ich besiz zwar großen Verstant und Wiz
Wie daß ich sehe gewiß
Daß der Stern erschienen ist."

König Palzer: „Ich bin der Schwarze aus Mohrenland
König Palzer aus Oriant werd ich genannt."

Nach längerer Berathung beschließen sie einmüthig, in die Ferne zu ziehen und dem königlichen Kinde Ehee zu erweisen und Huldigungsgaben zu überbringen. Freudig begrüßen sie die Zinnen Jerusalems, unterthänig treten sie endlich vor den König der „Jüden", den stolzen „Heeodes", und thun ihm in schwülstigen Woeten ihr Begehren kund, den neugebornen Königssohn zu begrüßen.

Da erweist sich sofort die Erbärmlichkeit des Herodes, die das Volksspiel nicht scharf genug herauskehren und verurtheilen kann. Entsetzt ruft er aus:

„Ich bin König und kein anderer nicht!
Wer mir ein neuer König gebahren,
So wee mein ganz König Reich verlohren!"

Zitternd vor Furcht und Wuth, läßt er einen „Schriftgelehrten", den „Rawihner", foedern. Dieser scheint sich nicht gerade viel Gutes von einee solchen Berufung zu versprechen. „O wey, o wey, wie geschieht mir! Ist etwas bey König Hoff geschän?" sind seine bestürzten Worte.

„Schallum, schallum!" lautet sein demüthiger Gruß. So echt wie möglich, freilich auch entsprechend entstellt! Der Friedensgruß der Juden ists (schalôm d. i. Friede), das: „Feiede sei mit euch!", mit dem auch Jesus seine Jüngee grüßte. Als nun der Rabbiner die Aufklärung gegeben, die der König begehrt, weist dieser die Weisen mit Heuchelworten von sich:

„Nun, ihe lieben Hern mein,
Zieht hin nach Bettlehem fein,
Sucht und forst fleißig nach den Kind
Forst und fragt bis das ihrs find,
Und wen ihrs dann gefunden hat
So komt wiedee her in diese Stadt,
Und sag mie es auch fein geschwind,
Das ich auch kam und anbede das liebe Kind,
Auch große Schötze göde fein
Und mit mir nehme aufs Schloß herrein."

Die Weisen finden das Kind, schenken ihm, was sie haben: „Arabisch Golt, Wenrauch und Myren", beten es an als Heidenheiland und ihren „Gleitsman" hier und auf dem Himmelsweg. Ermattet legen sie sich zum Schlummee nieder. Wieder erscheinen Engel und verkünden ihnen im Teaum Herodis falsche List und Gottes Willen. Gehorsam und im Vertrauen auf die Hilfe des Jesuskindleins brechen die Weisen auf und suchen einen neuen Weg in ihe Vaterland.

Dee Chor lenkt unsere Gedanken schon hinüber zum dritten Theil, zue Flucht dee heiligen Familie und dem Kindermoed. Auf der Bühne aber spielt sich noch eine ganz eigenartige Familienscene ab, die vollständig der Phantasie des Valkes entsprungen ist und nicht im Mindesten profan empfunden wurde, sondern im Gegentheil Jesu Eltern in ihree Armuth und inniger Liebe zum Christkind dem Volksherzen noch näher rückte. Maria bittet:

„Joseph, mein lieber Joseph mein
Zint doch an ein Feuerlein
Und koch den Kind ein Breyelein."

Und der alte Joseph beugt willig seinen Rücken und müht sich mit dem Kinderbrei ab. Ja, er nimmt sogae Schaden dabei:

„Den Brey koch ich und bück mich haet.
Dazu verbren ich mie den Barth."

Doch duldet er Alles gern, nue um das Kindlein ist's ihm leid:

„Jetzt kömt die kalte Winderszeit
Ja schwerlich über uns arme Leut
Die weil ich fast erfrohren bin
Es tauert mich nur das liebe Kind."

Da erscheinen die Engel zum dritten Male, warnen die Eltern und foedern sie zur Flucht auf. Eilend gehoechen diese Gottes Befehl, sie „wollen ziehen nach Egipta bis nach den Todt Herrnda". Engelsstimmen geleiten sie duech die Nacht.

Noch einmal werden wir zu Herodes geführt. Außee sich voe Wuth east er in seinem Theonsaal hin und her ruft Ach und Wehe über sich selbst und giebt seinen schwaezen Gedanken Ausdruck:

„Do ich soß auf meinen Thron
Ein samster Schlaff der kam mir an,
Da kam ein Löb in einen Ruh
Und stürtzet mich von meinen Thron
Mein ganz Gemüth in mir ergrimt
Daß mir fast das Hertz in Leib zerspringt
Die weil ich nun mehr sehen kan
Daß mich die Weysen betrogen haben.
Auf Kriegs Knecht rüste dich
Hau. raub, Mart, bren und stich
Und laß dein Schwerth in der Kinder Blud wetzen
Und thu mir nicht ein einsichges auf die Seyte setzen!

Der König findet auch einen willigen Diener. Zwar hat der Kriegsknecht erst einige Bedenken, ob denn sein Thun recht sei. Es will dem Rechtsgefühl des Volks kaum möglich scheinen, daß sich solche Unmenschen finden lassen; doch es muß ja sein, und so läßt es den Kriegsknecht alle Zweifel niederschlagen mit den Worten:

„Ich will mir ein frisch Hertze faßen,
Ein Kriegs Knecht muß behertzsam leben,
Er darf sich vor kein Menschen schären
Weil mir der könig Herodis gibt Besatt und Brod
So will ich Ihn auch beystehn in der Noth,
Ey, so will ich hinaus, —
Will ziehen meinen Säbel raus,
Will durchgehen des gonze Juidiche Land
Will umbringen alle kleinen Knaben."

Ist's nicht, als ob ein Zug der alten deutschen Vasallentreue durch diese Zeilen wehte, jener unbedingten Hingabe an den Herrn, der seinen Gefolgen Lehn und Lohn gab?

Leer steht die Bühne. Uns Allen wird ganz schwül zu Muthe; denn jetzt geht ja das grausige Morden der unschuldigen Kindlein vor sich. Aus bangem Herzen ertönt der Bußgesang: „Wenn wir in höchsten Nöten sein —".

Endlich kehrt der Söldner von seiner blutigen Arbeit zurück; sein Herz ist vollends verhärtet über dem Elend, das er hat anrichten und ansehen müssen. Stolz rühmt er sich seiner Freventhat:

„Nun hab ich abermahl Ihro Königl. Majestäht Ihren Willen vollbracht, ist mir selber im Hertzen leit gewesen, — daß ichs hab nicht ärger machen können." Für des Herodes Ohr ist diese Rede Musik. Fürchten soll ihn das Volk; nur ein Anfang künftiger Schrecken soll das Blutbad zu Bethlehem sein.

„Furcht ist ein Ruhm des Heyts, die unsern Zepter stützet,
Mein Muth und Konpf ist mir von Jugend aufgeritzet
Und läßt auch noch nicht nach.
Mein ist der Ruhm, mein ist die Ehr
Nun fürcht sich kein Herodes mehr."

In diesem Wahn schläfert er sein böses Gewissen ein. Wir lassen den verworfenen Menschen seinem Gerichte entgegen gehen.

Von seliger Weihnachtsstimmung in bange Furcht, von herzlicher Theilnahme zu entrüstetem Abscheu hat uns das Dreikönigsspiel geleitet. Doch sollen wir nicht mit trüben Gedanken von der Stelle gehen. Als letzter Sprecher tritt ein lichter Engel auf, wendet sich zu uns und knüpft in seinen Schlußworten das Ende wieder an den frohen Anfang an:

„Ihr geehrtesten Herrn und Frauen insgemein
Was ein anfangt hat muß doch ein Ende seyn
Sie habens doch vernommen zwar
Wie es zuging mit der Christen Schaar
Gott sande doch ein Engelein
Zu behüten das liebe Jesulein
Dieweil der Herodes eine solche List
Erdacht wieder den Herrn Jesu Christ."

Und was wir etwa mit kritischem Blicke aussetzen möchten — das Spiel sei doch zu arm an Handlung, öfter nur Dialogisirung des biblischen Weihnachtsberichtes, die Verse stünden oft auf gar schwankenden Füßen, ja sie glitten nicht selten ganz aus, die Reime wären unrein und mangelhaft — wir können's ja überhaupt nicht aussprechen, so bescheiden und freundlich nimmt der Engel von uns Abschied:

„Salt aber ein Fehler vorgegangen seyn,
Ein andermahl wollen wir es bringen eyn,
Wen wir werden einmoht wieder anlangen,
So wollen wir wünschen mir werden einander mit Freuden empfahngen."

„Heut schleußt er wieder auf die Thür zum schönen Paradies, der Cherub steht nicht mehr dafür, Gott sey lob, Ehr und Preis. Amen." Frohgemuth hat die Festgemeinde den Schlußvers gesungen, tiefer Eindrücke voll wandern Alle durch die sternenhelle Winternacht heimwärts. Die Alten ergehen sich in Erinnerungen, wie es war, als sie selbst diese und jene Person dargestellt haben, und wir wundern uns, wie sie bis heute noch die Worte fest im Gedächtniß haben. Und die Kinder freuen sich nun erst recht auf das „Bethlehem" daheim, jetzt ist's ihnen mit seinen vielen Figuren erst lebendig geworden.

Wir aber kehren zurück in unsere neue Zeit, befriedigt, daß auch der erzgebirgische Volksstamm, von dem es nur zu oft heißt, daß seine kümmerlichen Lebensbedingungen ihn ganz in die Fesseln der materiellen Sorge schlügen, seinem christlichen Sinne und seinem Volkscharakter so ursprünglichen, anheimelnden Ausdruck gegeben hat, und wünschen, daß eine gute Sitte an recht vielen Orten des Erzgebirges zu neuem Leben erweckt werde, Weihnachten zu verherrlichen durch das alte, von Heimathshauch durchwehte Dreikönigsspiel.

Karl Freyboth.

Bücherbesprechungen.

— Novellen vom Gardasee. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. — Paul Heyse ist ein graziöser Novellist; auch Diejenigen, die von seiner lyrischen und dramatischen Muse unbefriedigt sind, lassen ihn als Novellisten gelten. Und aus seinem Füllhorn hat er so viele Blumen und Früchte der Novellistik ausgeschüttet, daß er darin mit den fruchtbarsten Italienern wetteifern kann. Eine erfinderische Phantasie ist die unerläßliche Mitgift des Novellisten; es ist nicht zu erwarten, daß alle ihre Früchte schmackhaft für Alle sind, dafür muß die reiche Auswahl entschädigen. Der Dichter liebt das italienische Colorit; schon seine erste Novelle, die ihm auf diesem Gebiete Ruf verschafft, la Rabbiota, spielt in Italien, und wieviele poetische Motive, auch in Lyrik und Drama, hat er später dem Volksleben und der Geschichte Italiens entlehnt. Neuerdings hat er sich, wie die Blätter berichteten, am Gardasee ein Heim gegründet, und daß er nicht müßig an den Ufern des alten lacus Benacus weilt, sondern sich von diesem selbst zu neuem dichterischem Schaffen anregen läßt, beweisen die soeben erschienenen „Novellen vom Gardasee". Sie alle haben den Reiz des Abenteuers, den die Novelle nicht entbehren kann; das Gewagte wird leicht gestreift, wie es Paul Heyses vorsichtige Muse liebt, und nicht so grell beleuchtet, wie dies bei seinen kecken italienischen Volksbildern der Fall ist. Der würde sich indeß irren, der in diesen „Novellen vom Gardasee" Erzählungen aus dem italienischen Volksleben zu finden glaubte. Die Helden und Heldinnen derselben sind die fremden Pensionäre der Riviera, die in den Hotels von Salo und Gardone ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben, und dabei fehlt es allerdings nicht an einzelnen Genrefiguren von echt nationalem Gepräge und in der letzten Erzählung „Antiquarische Briefe" wächst das kleine reizende Mädchen, das von der auf antiquarische Studien ausgehenden Reisenden adoptirt wird, sich allmälig zur Hauptheldin aus. Der Erzählerton ist leicht und anmuthig; doch gegenüber vielen früheren Novellen erscheint uns die Schilderung in diesen neuesten bisweilen an einer epischen Breite zu leiden, welche sonst der rasch auf ihr Ziel zueilenden Novelle fremd ist. Doch das ist leicht erklärlich: die landschaftlichen Schönheiten des Gardasees sind dem neuen Anwohner desselben zu sehr ans Herz gewachsen, als daß er nicht seiner Muse in ihrer Verherrlichung freies Spiel gönnen sollte. Und in einer anderen Novelle „Venetianische Nacht" wird das Fest des Mandolinistenclubs mit der Illumination der Barken und der Ufer so eingehend und farbenreich geschildert, daß der Dichter erst spät dazu kommt, die eigentliche Geschichte aus diesen Scenerieschilderungen loszulösen. Auch in „San Vigilio", einer Erzählung, die nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten ist, wie die Uebereilung der Braut, die infolge eines Druckfehlers in einem Inserat und einer durch Zollschwierigkeiten verspäteten Postsendung, ohne weitere Aufklärung abzuwarten, den Bräutigam aufgiebt, bildet nach der etwas breiten Einleitung die Fahrt über den stürmischen See nach San Vigilio den Mittelpunkt und die Schilderung derselben ist eine der anschaulichsten und lebendigsten der Sammlung. „Gefangene Singvögel" hat eine ganz artige Pointe und italienisches Colorit. Die „Macht der Stunde" führt uns auf die Halbinsel des Catull, der Titel klingt etwas geziert. Am kühnsten ist die Erfindung in der „Venetianischen Nacht", hier übersteigt die Zufallswirthschaft mit ihren

fatalistischen Launen dach das Glaubhafte. Der Phantasie der Leser kann man indeß viel zumuthen, bei einem graziösen Fluß der Erzählung, welche sie von Hause aus gefangen nimmt.

R. v. G.

— Kamteß Klementine. Roman von Alfred Sassen. Berlin, Leipzig, Verlag von W. Bobach & Co. (Bd. X der Auswahl von Werken zeitgenössischer Schriftsteller.) — Ein Dorfschullehrerssahn rettet ein junges Mädchen, eine Comteß, die im Eise eingebrochen ist. Das ist die Grundlage der Handlung. Eine Kinderliebe wächst sich zu einer Jugendliebe aus, doch trotz eines gegebenen Wortes tritt, als die Beiden auf längere Zeit sich trennten, allmälig die Kluft der Stände in ihre Rechte. In einer vornehmen Pension beginnt sich Klementine ihres Liedsten aus der Dorfschule zu schämen. Klementine ist eine stolze junge Dame, aber der Eindruck jenes ersten Abenteuers ist doch ein unauslöschlicher; gleichwohl hat sie in einer Gesellschaft im Schlosse desselben in seiner Gegenwart mit leichtem Spott gedacht. Das hat ihn gekränkt und er hat sich von ihr losgesagt. Inzwischen ist er Doctar und ein Schriftsteller geworben, dessen erstes Werk Aufsehen erregt hat. Immer wieder zieht es sie zu ihm hin und an einem Weihnachtsabend will sie ihm eine Gabe ins Schulhaus bringen, die ein Pfand der Versöhnung werden sall. Doch kurz vorher hat eine kolette Cousine Lucie ihn sa umgarnt, daß er sich mit ihr verlabt. Ein Officier, der auf dem Schlosse weilt, ist Klementinens bestimmter Bräutigam, hat aber mit Lucie in der Stadt ein Verhältniß gehabt. Das kommt in einer Lauschscene zu Tage. Ein Duell zwischen dem Leutnant und dem Doctor knüpft sich daran. Der Leutnant fällt, Klementine und der junge Doctor haben eine heftige Auseinandersetzung, bei welcher der letztere sich lange sehr spröde unb widerborstig zeigt, während die launenhafte Comteß mit heißer Leidenschaft auf ihn einstürmt. Der Schluß stellt eine spätere Verladung in Aussicht, trotz des Grabeskreuzes, das wie ein memento mori zwischen den Liebenden steht. Einiges in der Erzählung ist überstürzt, die Verlobung des jungen Helden mit seiner Cousine, dlos weil er diese einmal mehr abgeküßt hat, als das verwandtschaftliche Verhältniß gestattet, ist nicht genugsam motivirt. Im Ganzen ist die Geschichte spannend erzählt, die Darstellungsweise lebendig; nur bisweilen stören einige zu wohlfeile belletristische Phrasen.

R. v. G.

— Aphradite und andere Novellen von Ernst Muellenbach (E. Lendach). 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. — Der zu früh verstordene Verfasser dieser Novellensammlung hat sich durch anmuthige und oft schalkhafte lyrische Gedichte und Erzählungen in weiten Kreisen beliebt gemacht. Der vorliegenbe Band enthält drei Navellen: „Aphradite“, „Der Klausner von Homberg“, „Bruwaire“; die erste spielt im Alterthum, die zweite im Mittelalter, die dritte in der neuen Zeit. „Aphrodite“ ist eine stilvolle Studie, die uns an ähnliche Griechennovellen van Oscar Linke und Ernst Eckstein erinnern mag. Was die beiden andern betrifft, sa überwiegt darin die Schilderung über die Erzählung — und besanders die letztere erinnert mehr an die Breite eines geschichtlichen und Culturromans, wie sie etwa Heinrich König, der Verfasser der „Clubisten von Mainz“, geschrieben hat. Der Faden der Novelle, der an eine dunlle That der Vergangenheit anknüpft, droht sich oft in dem sa bunt ausgeführten Zeitgemälde zu verlieren. Er zieht sich zwar bis zum Schluß hindurch und die Spannung auf den Ausgang wird immer wieder angeregt. Der Held ist ein französischer Oberst, der zur Zeit des Directoriums in Bonn commandirt; er ist in Deutschland gebaren, van dunkler Herkunft und in französischen Kriegsdiensten in die Höhe gekommen. Als er noch Jagdjunker war, wurde er von Panduren überfallen und fast getödtet. Der Jude Manasse flüchtete ihn in die Fronerei, wo er gute Pflege fand. Damals war der junge Jagdjunker in ein Liebesabenteuer mit der Baroneß Godleva verstrickt, spätere Mißverständnisse lösten das Verhältniß; aber am Schluß unserer Erzählung klären sich dieselben auf und der Obrist Martin erhält die Hand der jungen deutschen Edeldame. Das ist die eigentliche Novelle. Viel größeren Antheil erweckt die Schilderung der damaligen französischen Verwaltung, des Gegensatzes zwischen der Civil- und Militärherrschaft, der Rolle, welche damals den Gemeindebeamten zufiel. Da werden uns allerlei problematische Charaktere, auch drallige Gestalten vorgeführt, Das Directorium verhängt mehrere Gewaltmaßregeln; doch seine Stunde hat geschlagen. General Bonaparte ist aus Egypten zurückgekehrt und stürzt am 18. Brumaire die Pariser Machthaber; das ist die geschichtliche Krisis, welche der behördlichen Anarchie in der Rheinprovinz ein Ende macht. Weniger interessirt die zweite Erzählung „Der Klausner von Homberg“, wenn auch eine Stimmung von Waldduft und Waldeinsamkeit über dem harmlosen Gemälde ruht.

R. v. G.

— Modellgeschichten. Von Helene Raff. Berlin, Verlag van Gebrüder Paetel. 1902. — Die Malerateliers wissen mancherlei Geschichten zu erzählen. Helene Raff giebt uns eine kleine Auswahl derselben, ernste und heitere Geschichten, die in Deutschland, in Tirol, in Paris spielen. Einige sind ganz ergötzlich, besonders die „streitbaren Apostel“. Da gerathen sich zwei Apastelmabelle in die Haare: der feste Besitzstand des ersten wird durch den zweiten erschüttert, man findet das vielbenützte Patriarchengesicht der Nummer Eins allmälig langweilig. Die beiden Patriarchen werden in einem Atelier beim Schein der Kerzen, die sie auslöschen sollen, handgemein und dem ersten Würdenträger wird der wunderschöne Prophetenbart dabei heruntergebrannt. Er ist außer sich; es handelt sich um eine Existenzfrage, das Modell ist ruinirt. Doch o Wunder! Unter dem abgebrannten Bart ist ein treffliches Gaunergesicht, ein neues Modell, zum Vorschein gekommen und er wird gepriesen von Denen, die ihn früher abgestanden und unbrauchbar fanden. Ergötzlich ist auch die „Studienreisegeschichte“, die Vision des Glunggerwirths, die Vision des Tiroler Wasserpantschers, der sich vor dem leibhaftigen Teufel fürchtet, welcher in Gestalt eines schwarzen Kammermahren in den Keller hineinblickt, wa der Glunggerwirth, ein beliebtes Madell der reisenden Maler, seine Weine verbessert. Die „Lügen-Wabi“ ist ein altes Madell, von dem eine kleine rührende Geschichte erzählt wird: Das Mädchen, welches sich fürchtet, ihren Geliebten todtgebetet zu haben, und die Frau im Edeldorf, welche sich von dem Maler abwendet, seitdem sie erfahren, wie gefährlich es ist, auf der Leinewand abgebildet zu werden, geben uns zwei Varianten des Aberglaubens. Von den Pariser Modellgeschichten ist die erste: „Pariser Frühling“, sehr rührend; wie das kleine Madell Marietta im Blumencorsa überfahren wird, das erweckt unsere Theilnahme, denn sie war ein reizendes zierliches Wesen. Der „Scherbenflicker“, das Modell der stolzen nordischen Bildhauerin, theilt das Geschick so Vieler, die sich eine Zeit lang im Lichte sonnen, um dann sich die Flügel zu verbrennen. Eine kecke Skizze ist „Käthis Entwickelungsgang“. Die Verfasserin hat jedenfalls eine phantasievalle Erfindung.

R. v. G.

— Durch Indien ins verschlossene Land Nepal. Ethnagraphische und photographische Studienblätter van Dr. Kurt Boeck. Mit 36 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen im Text nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie mit einer Kartenskizze. Elegant gebunden 10 ℳ. Verlag von Ferdinand Hirt und Sohn Leipzig 1903. — Bei wenigen Büchern über fremde Länder haben wir sa den Eindruck gewonnen, ganz mitten in die Verhältnisse, die da beschrieben werden, hinein versetzt zu sein, wie bei Boecks „Durch Indien ins varschlossene Land Nepal“. Das ist wesentlich der Illustratian zu danken. Was die Phatographie vermag, zeigt dieses Buch mit seiner überwiegenden Fülle von Nachbildungen guter, zum Theil vortrefflicher phatographischer Aufnahmen in glänzender Weise. Gleich die Tibetanergruppe des Titelbildes ist sprechend natürlich und so sind auch weitaus die meisten Textbilder und -bildchen. Ohne dem lebhaft geschriebenen Text, der sehr lesbar ist, aber für unseren Geschmack zu viel Persönliches enthält, zu nahe treten zu wollen, suchen wir den Hauptwerth dieses Buches in der That in seinen Illustratianen, und unter ihnen sind die figürlichen, mit wenigen Ausnahmen, am besten gelungen. Wenn man das Buch aus der Hand legt, ist man vall van den Erinnerungen fremdartigen Volkslebens in Ceylon, Indien und Nepal, die nur eine Reise in diese Wunderländer reicher bieten könnte. Eine größere Kartenskizze würde dem Buche zum Vortheil gereicht haben; die varhandene ist viel zu unbedeutend.

†*

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 154. Sonnabend, den 27. December, Abends. 1902.

Eine Naturphilosophie des Dualismus.

Dem Einheitsstreben des menschlichen Geistes entspringt der faustische Drang, niederzusteigen zum Urquell alles Bestehenden und Werdenden. Den letzten Grund aller Dinge zu erfahren, den Sinn des Daseins zu erforschen, über die Beziehung des Einzelnen zum All Klarheit zu erlangen: das ist Jahrtausende hindurch Ziel der stärksten und wohl auch der besten Erdgeborenen gewesen. Die Geschichte der Cultur und der Religion, der Philosophie und der Pädagogik berichten über Anstrengungen und Erfolge, über manchen Fehlschlag und viel schmerzliche Enttäuschungen. Mit dem Goethe'schen Faust steht die ganze Menschheit so oft vor dem Gelernten und Erschauten mit dem verzweifelten Geständniß, sie „sehe, daß wir nichts wissen können“. Und doch führt jeder neue Ausblick in das Gebiet menschlicher Bethätigung zu neuen Hoffnungen und Versuchen; die Fülle der Erfahrungen wächst, und jede neue Theilerkenntniß stärkt die Zuversicht, endlich zu einem organischen Ganzen voll lichter Klarheit zu gelangen.

Wahre Fortschritte pflegen bescheiden zu machen. Die alten ionischen Naturphilosophen wollten Zweck und Werden der Welt erklären; die heutige Wissenschaft zweifelt, ob sie jemals auch nur das Entstehen einer Zelle erläutern können wird. Und weil sie Probleme findet, wo eine weniger scharfsichtige Zeit blos Phänomene erblickt hat, beschränkt sich die weitaus größte Zahl der Forscher auf enge Gebiete, wird das Specialistenthum immer vielfältiger. Vorsichtig weist der strenge scheidende Gelehrte selbst die Methode der Nachbardisciplinen von seinem Arbeitsfelde weg: wo er sich nicht zuständig fühlt, will er nicht einmal eine Anleihe machen; die Führer in den einzelnen Wissenschaften marschiren getrennt, um vor der Hand auch noch getrennt zu schlagen. Vor lauter Einsichten fehlt es zuweilen am Ueberblick. Und doch ist ein solcher wünschenswerth in unseren Tagen, wenn nicht die Masse der an sich nothwendigen Einzelbestrebungen in Zerfahrenheit enden soll. Weil aber die philosophischen Bestrebungen einen Brennpunkt darstellen können, der die verschiedenen Lichtstrahlen, woher immer sie kommen mögen, sammeln dürfte, so klingt gerade in unseren Tagen hoch entwickelter Fachgelehrsamkeit lauter als seit 6 Jahrzehnten die Forderung: mehr Philosophie.

Freilich darf das keine formalistische Weltweisheit sein, die Thesen, Antithesen und Synthesen — unbekümmert um das wirklich Bestehende — in die Luft baut. Unsere weitentwickelte Naturwissenschaft, die dereinst Hegels Philosophie zu Falle brachte; die heute so mächtig emporgewachsene Volkswirthschaftslehre, welche sich auf umfangreiches statistisches Material stützt; der durch allerhand technische Hilfsmittel geschulte und verfeinerte Wirklichkeitssinn unseres Geschlechts würden sich dagegen empören. Eine Philosophie im 20. Jahrhunderte hat, auf breitester empirischer Grundlage stehend, den Versuch anzustellen, die Ergebnisse der Einzelwissenschaften zum möglichst widerspruchslosen System zu vereinigen. Daß dabei ein Vollendetes nie geschaffen wird, leuchtet ein. Wie eine wandernde Düne schreitet jede Einzelwissenschaft weiter und verschüttet manches stolze Gerüst, das auf ihrem scheinbar festen Boden von starken Händen aufgebaut worden war. Aber einem Geschlecht hat jener Aussichtsthurm doch den Blick ringsum in weite Fernen erschlossen: das System mag schließlich sinken, es werden dann neue erstehen; die Philosophenschulen gehen vorüber, die Philosophie bleibt. Und gelang es einer Lehre, mit den Ergebnissen der Gesammtwissenschaft die Bedürfnisse des Herzens zu vereinigen, so kann sie still und froh machen Jeden, der sie sich zur hohen Warte erkoren.

Den Plan einer Weltanschauung auf dualistischer Grundlage bietet ein auf drei Bände angelegtes philosophisches Werk, dessen ersten Theil Gustav Portig soeben in Stuttgart bei Max Kielmann erscheinen läßt (XII + 332 Seiten. 8 ℳ): „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur und des Geistes“. In der Vorrede erklärt der Verfasser, daß die neuesten Ergebnisse der Mathematik, Physik und Chemie eine Naturphilosophie vom Standpunkt der dualistischen Weltanschauung ermöglicht, ja nahegelegt haben. Ein neuer Begriff der Materie „läßt es verständlich werden, wie die Natur auf ihrer höheren Stufe, als die organische, die sogenannte lebende Substanz (das Protoplasma) hervorbringen konnte; er erst setzt die Naturwissenschaften in ihre volle Würde ein gegenüber den Geisteswissenschaften, und nöthigt diese, das Wesen des Geistes, sowie sein Verhältniß zur Materie entsprechend neu zu bestimmen“ (S. V). Der Gesammtheit der Gebildeten, insbesondere aber den religiös Positiven, will Portig klar machen, „welche Verdienste sich die Naturwissenschaft um eine neue Begründung der optimistisch-theistischen Weltanschauung unabsichtlich erworben hat“. Und nun geht der durch trübe Erlebnisse (wie den Verlust eines Auges und die dadurch nöthig gewordene Pensionirung) nicht müde und nicht pessimistisch gewordene Verfasser mit erstaunlicher Arbeitskraft an die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen heran, aus denen er Beweis auf Beweis für seine Lehre bringt. Von vornherein bekennt er aber offen, daß der letzte Entscheidungsgrund für eine Weltanschauung „nicht in einer Handlung der Vernunft, sondern in einer That des Willens jedes Einzelnen zu suchen ist“ (S. VI). Die Kritik, die Portig den Vorwurf machen wird, daß sein ganzes System eine Construction a posteriori sei, wird hier einsetzen müssen. Wohl erklärt Portig — und Recensent bezweifelt sein Wort nicht —, daß er über das Ergebniß seiner langen und ernsten Studien selbst gestaunt habe, daß es ganz gegen sein Erwarten ausgefallen sei (S. 317). Aber andererseits bekennt er auch, daß der Metaphysiker die Fähigkeit besitzen müsse, in den verschiedensten Erscheinungen dieselbe Idee, dasselbe Gesetz zu erkennen. Daß der mit ganzem Herzen *sein* Weltgesetz, *seine* Naturauffassung liebende Philosoph Bezeugungen seiner Voraussetzungen mit einem „herrlich“, „erhaben“ begrüßt, daß er von verschiedenen Hypothesen über das gleiche Problem der ihm am besten liegenden den Vorzug giebt, spricht klar und deutlich für die Willensthat innerhalb seiner Vernunftbetrachtung. Das kann einem das Buch doppelt lieb machen, aber das regt auch zu immer wacher Nachprüfung an. Portig selbst will ja auch nicht nachsagen sondern nachdenken. So kann ich im biblischen Schöpfungsberichte beim besten Willen nicht den Gedanken finden, daß sich „erst im Lichte alle Gestalten vom Lichte und von einander abheben“ (S. 224). Wenn der mosaische Bericht das Licht eher geschaffen sein läßt als die Sonne, so liegt das eben in der naiven Schilderung des ersten Schöpfungsmorgens als eines anbrechenden Tages, wo es licht wird, wenn auch die Sonne noch unter dem Horizonte steht. Es scheint ferner die stellenweise recht scharf zugespitzte Polemik gegen Helmholtz (S. 152 ff.) für die Zwecke des Portig'schen Werkes überflüssig: Robert Mayer ist reich genug, um in Einzelheiten seinen Ruhm mit Anderen zu theilen. Den Monismus als die Jahrtausende lang alleinherrschende Weltanschauung darzustellen, lag gleichfalls kein genügender Grund vor; ebenso wenig war es nöthig, alternden Hypothesen neuesten Datums heranzuziehen. Hier wirkt sichtlich die Freude des überall tüchtig theilnehmenden Forschers ungünstig auf Disposition und Darstellung der Einzelabschnitte.

Aber all diese Nachtheile hängen mit den Vorzügen Portigs innig zusammen. Er sieht Gott, wo die vulgäre Auffassung den Zufall erblickt; er schaut kleinste Individualitäten, wo Andere seelenlosen Staub treten. Er findet in vielen gepriesenen Lehrsätzen eine blos gedachte Folgerichtigkeit statt der mannig-

faltigen Wirklichkeit; darum zeigt er so gern, wie die weiter schreitende Untersuchung manches einst hoch verehrte Götzenbild verwirft. Und mit Recht erklärt er: „In den letzten 50 Jahren hat die Naturwissenschaft den Nimbus der Unfehlbarkeit sich ebenso beigelegt, wie früher die orthodoxe Theologie und Philosophie. . . . Entweder es giebt eine orthodoxe, göttlich inspirirte Dogmatik oder es giebt eine historisch genetische, kritische, demüthige Wissenschaft. Wollen die berufenen Vertreter der letzteren die Rollen wechseln mit der ersteren, dann ist ohne Zweifel die röm.-kath. Kirche der großartigste Mechanismus, und ihr unfehlbarer Papst hundert Mal vorzuziehen den wurmstichigen Faschingshelden des angebeteten Abstractums »die Wissenschaft«." Mit Lessingschen Worten fast (Anti-Götze) wird da ein Lessingscher Gedanke gegen die Unfehlbaren von heute angewendet.

Daß wir glauben müssen bei Jedem, der uns des Daseins Sinn zu erschließen verspricht, giebt uns eine Berechtigung, das zu glauben, was unser Gemüth befriedigt. „Das allgemeinste und das individuellste Bedürfniß des ganzen Menschen zugleich befriedigen, das vermag nur die Religion, allerdings nur eine solche, welche die Metaphysik im wahren Sinne des Wortes in sich selbst als einen ihrer Grundpfeiler trägt. Die Metaphysik des Weltgesetzes drängt schließlich in ihrer erhabenen Einfachheit zu dem Schlusse hin: ein Gott, welcher diese Welt aufgebaut hat, der muß »die Liebe« sein, denn er verbindet in dieser seiner Welt wenige Nothwendigkeiten eines jeden Gebietes mit großartiger Bewegungsfreiheit für alle Individuen."

Nicht alle Deductionen, welche Portig im Einzelnen für solche Grundlehre heranzieht, erscheinen berechtigt; die Art, wie der Verfasser die Zahl der vorhandenen Wesen und die Wirksamkeit Gottes determinirt, wird da und dort abstoßen. Aber der Grundgedanke des Philosophen und die ideenreiche Anwendung desselben, die wohlthuenden Analogien nach abstracten Darlegungen werden Vielen Erhebung und inneren Genuß bereiten. Mit viel Erwartung darf man den beiden weiteren Bänden des Portigschen Werkes entgegensehen.

Dr. Grimm.

Bücherbesprechungen.

— Die im Verlage von B. Behr in Berlin erscheinende Grisebachsche Ausgabe von Grabbes Werken, deren ersten und zweiten Band wir schon früher angezeigt haben, liegt jetzt vollständig vor. Band 3 und 4 enthalten: Napoleon. Barbarossa im Kyffhäuser. Kosciuszko. Hannibal. Der Cid. Die Hermannsschlacht. Fragmente: Alexander der Große. Christus. Das Theater zu Düsseldorf. Recensionen einzelner Aufführungen. Vermischte kleinere Schriften. Briefe. Den Beschluß macht eine Biographie Grabbes aus der Feder des Herausgebers, die in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth ist. Grisebach nimmt sich sowohl Grabbes wie dessen Mutter sehr energisch an und führt manche Beschuldigung, die sich auch in die Literaturgeschichte und in das allgemeine Urtheil im Publicum eingeschlichen hat, auf die systematisch betriebenen Verleumdungen der Frau und Wittwe Grabbes, der Tochter des Archivraths und Alterthumsforschers Clostermeier, zurück, die, als herzlose Ehefrau, ein Interesse daran hatte, möglichst rein in den Augen der Welt dazustehen und die Gegenpartei, zu der Mann und Schwiegermutter gehörten, recht schuldbelastet erscheinen zu lassen. So tritt Grisebach, ob mit Erfolg, lassen wir dahingestellt sein, gegen die Ansicht auf, daß Grabbe zu sehr dem Alkohol gehuldigt habe, worin man ihm doch wohl nicht so ohne Weiteres beipflichten kann, und nimmt mit mehr Berechtigung sich der armen guten Mutter Grabbes an, indem er sie gegen den Vorwurf vertheidigt, daß sie schon den Säugling mit geistigen Getränken bekannt gemacht und ihn betäubt habe, um selbst dem Schreihals gegenüber Ruhe zu haben. Diese sicher erfundene Mär hat schon Heine in seiner Selbstbiographie als das gekennzeichnet, was sie war, als eine Lüge. Dies Eintreten für Grabbes Mutter, überhaupt die Werthschätzung Grabbes auch als Dichter, ist ein schöner Zug im Wesen Heines, das, da es sonst viel Egoistisches und Unschönes aufweist, ihn wohl brauchen kann. In Grabbes Leben ist viel Schatten, aber gerade das Bild der Mutter, dieser einfachen, geistig armen aber herzensguten Frau, und des Vaters des Dichters, das Verhältniß der Eltern, die so viel, auch wirthschaftlich, für den Sohn gethan, oft bis an die Grenze des Möglichen gehend, zu diesem und umgekehrt, gleicht einem Lichtstrahl, den man nicht entbehren möchte. Für Grabbe den Dichter bricht Grisebach auch eine Lanze, was wir ja auch thun möchten und stets gethan haben, aber hier scheiden sich die Wege doch mehr. Grisebach geht darin vielleicht zu weit, daß er Grabbe als Bühnendichter noch eine Zukunft auf den weltbedeutenden Brettern voraussagt. Wir hätten es ja gleichfalls gern, wenn Grabbes Stücke einmal festen Fuß auf der Bühne faßten, die es wohl nöthig hätte, auf das Große hingewiesen zu werden und von ihm zu lernen, auf das Große, was die Geschichte bietet, doch vermögen die Erfolge der bisher gemachten Versuche unsere Zweifel an einem Sieg der Werke vor einem Theaterpublicum auf der Stelle, für die sie bestimmt sind, und daran, ob sie je dauernd zu Worte kommen werden, nicht zu beseitigen. Grisebach stellt am Schluß seiner Biographie eine Liste der bisher aufgeführten Stücke Grabbes auf und diese Liste ist größer, als man denken sollte. Aber zwischen gelegentlichen Aufführungen, die im Einzelnen wohl nicht ohne Erfolg geblieben sind, und dauerndem Bühnenleben, das erst ein wirkliches Besitzergreifen der Bühne bedeuten würde, ist doch ein großer Unterschied. Die Schwächen der Grabbeschen Dramen, die sie für die Bühne in gewissem Sinne untauglich machen und dem Siege im Theater entgegenstehen, liegen zu Tage und sind nun einmal durch Bearbeitungen nicht so ohne Weiteres wegzuschaffen, da sie im Wesen der Dramen, nicht in Aeußerlichkeiten, etwa Längen oder sonst was, liegen. Heinrich Laube kennzeichnet diese Schwächen dahin, daß Grabbe in seinen Stücken immer beschreibe, statt seine Personen sprechen und wirklich handeln zu lassen, und das, sagt er, sei der blanke Tod. Wenn es gelungen ist, Dramatiker, wie H. v. Kleist, auf den weltbedeutenden Brettern heimisch zu machen, die sich ihnen zu ihren Lebzeiten verschlossen, so ist das etwas Anderes. Hier konnte ein Bearbeiter thatsächlich nachhelfen, indem er hier wegthat oder änderte oder läuterte, wo es nöthig war, und indem er durch die Arbeit des Bearbeitens das Werk erst in das rechte Licht stellte. Das ist bei Grabbe anders und schwerer zu bewerkstelligen. Doch wollen wir diese unsere Ansicht nicht als maßgebend hinstellen, da ja weitere Aufführungen immer noch das Gegentheil beweisen könnten; auch möchten wir, wie der Leser wohl schon gemerkt haben wird, fast wünschen, daß wir Unrecht haben. Die Flecken aus Grabbes Leben lassen sich nun freilich schwerer beseitigen und das Urtheil über den Menschen, die Persönlichkeit, Grabbe als Gesammtheit genommen, dürfte feststehen. Ihn so zu sagen weiß zu waschen ist vergebliche Mühe. Die Schwächen seines Wesens waren ja auch recht eigentlich Schwächen und Verfehlungen, die durch ein Unterlassen, Mangel an Zucht, Beherrschung des eigenen Selbst entstanden und ihn schließlich zu Grunde richteten, so daß er, ein noch nicht Vierzigjähriger, früh starb, wie etwa Christian Günther, dessen Leben, nach Goethes Ausspruch, ja auch zerflatterte. Der Alkohol war sicher der böse Dämon im Leben Grabbes und wenn Grisebach den Genuß geistiger Getränke bei Grabbe auf ein gewisses Maß zurückzuführen bestrebt ist und Zeugnisse dafür anführt, daß der Dichter in späteren Jahren, als er siech und geschwächt war, nicht unmäßig getrunken habe, so überzeugt das doch nicht. Wir sagen uns nur, daß Grabbe, als er es nicht mehr vermochte, nicht mehr ausschweifte und gerade die frühzeitige Unfähigkeit zum Genießen, immer in Bezug auf die Aufnahme geistiger Getränke gebraucht, beweist, wie wenig er sich früher Zügel angelegt hatte. Alles in Allem dürfte das Bild vom eingestürzten Tempel, das Freiligrath, der Landsmann Grabbes, in Bezug auf diesen in seinem feiernden Todtengedicht gebraucht, wohl zutreffen, nur daß Grabbe selbst es war, der den Tempel einstürzte, nicht die Zeit und das Geschick und das Dichterloos, was Alles Freiligrath, einer gewissen Anschauung Rechnung tragend, dafür verantwortlich macht. Daß das so war, erfüllt uns mit Bedauern, da es sich bei Grabbe immerhin um ein bedeutendes Talent handelt, dessen Ausgestaltung unserer Literatur noch mehr zu Gute gekommen wäre, als es das bloße Vorhandensein zu thun vermocht hat.

J. R.

— Moritz Heyne, Fünf deutsche mittelalterliche Erzählungen in neuen Versen. Mit Bildern von Otto Meves. Berlin, Meyer & Wunder, Heimathverlag 1902. 8°. XVIII, 74 S. 1,80 ℳ, geb. 2,50 ℳ. — Fünf alte Geschichten in neuem Gewande führt uns Moritz Heyne, der letzte überlebende Altmeister deutscher Sprachwissenschaft, hier in einem schmucken Büchlein vor. Man kann sich darüber nur freuen

Denn während die Höhepunkte unserer alten Dichtung dank der literaturgeschichtlichen Behandlung in der Schule, dank manch guter Uebersetzung und Nachdichtung, dank endlich selbständiger Neubearbeitung alter Stoffe — ich nenne nur Richard Wagner und Hebbel — deutlich und erkennbar geworden sind, liegt über den mittleren Regionen und Niederungen jener an Dichtung überreichen Zeit, z. B. des 13. Jahrhunderts noch verhüllender Nebel. Aus ihm holt nun Heyne mit kundigem und glücklichem Griff einige Werke hervor, die noch heute Theilnahme erwecken. Warum? Jene mittleren Kreise stehen unserem heutigen Empfinden vielfach näher als die Kreise der mittelalterlichen Modedichtung: in dem Leben und Treiben der Spielleute, der fahrenden Sänger, die in den Bürgerkreisen, den Gasthäusern und auf den Märkten der Städte ihr Brod suchten, steckt mehr von dem uralten deutschen Begriffe „Volk“, als bei den Rittern. Und daß auch in diesen mittleren und niederen Schichten manches schöne Talent, gesunder Mutterwitz, Erzählerkunst und Lust zu Fabuliren, Humor, Weltkenntniß und Lebenserfahrung zu finden ist, weiß Jeder, der irgendwann und irgendwo das Volk beobachtet. Das Alles bewahrheitet sich in den vorliegenden Erzählungen, wenn sie natürlich auch dem in der Literatur Bewanderten nichts stofflich Neues bieten. Aber darauf kommt's überhaupt nicht an. „Der Vortrag macht des Redners Glück.“ Und dieser ist hier so tüchtig, hübsch, witzig und in seinen Mitteln wohl abgewogen, daß, wer sich den Magen nicht durch die modernste gepfefferte Kost verdorben hat, diese Erzählungen und Schwänke mit Behagen genießen wird. Nur Nr. 4 „Der falsche Wahrsager“ besagt zu wenig und wäre künftig unschwer durch Gehaltvolleres zu ersetzen. Die Form der Bearbeitung, vier- und fünfhebige Jamben oder Trochäen mit oder ohne Reim, ist ansprechend und fließend; z. B. schmiegen sich die kurzen Trochäen in Nr. 2 „Kaiser Otto mit dem Barte“ der straffen, flott fortschreitenden Composition trefflich an. In Nr. 5 ließe sich vielleicht noch mehr Fluß und Glätte des Verses erreichen. Nr. 1 „Der Schlägel“ ragt hervor durch geschickte Gruppirung, gewandten Vortrag, hübsche Steigerung, behaglichen Humor: was hier geschildert ist, könnte ebensogut heut geschehen und kaum besser erzählt sein. Aehnlich ist Nr. 5 „Der Holzblock“ gehalten, erreicht aber nicht den Grad innerer Wahrscheinlichkeit wie Nr. 1. — Mit das Liebste am Büchlein ist mir die lebendig und ohne jeden gelehrten Beigeschmack geschriebene Einleitung; sie führt in die Welt jener Dichter und ihres Hörerkreises ein und schafft so den rechten Hintergrund für die Erzählungen. Dagegen befriedigen die Bilder von Otto Meves nur zum Theil; antiquarische Treue glaube ich ihnen gern nach Heynes Versicherung; aber einige davon erscheinen mir doch zu dilettantenhaft. — Ausstattung und Druck sind musterhaft und des „Heimathverlags“ würdig.

Julius Sahr.

— Der Seelenvogel in der alten Literatur und Kunst. Eine mythologisch-archäologische Untersuchung von Georg Weicker, Oberlehrer am königl. Realgymnasium zu Annaberg im Erzgebirge. Mit 103 Abbildungen im Text. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1902. 4°. 218 S. Steif brosch. 28 ℳ. — Eine auf sehr sorgfältigen und tiefernsten Quellenstudien fußende Arbeit, die von Archäologen, Kunsthistorikern und Folkloristen mit Dank entgegengenommen werden wird. Schon in seiner Dissertation: De Sirenibus Quaestiones Selectae, Leipzig 1895, schloß sich der gelehrte Verf. der Meinung von Crusius und Rhode an, die in den Sirenen ebenso wie in den Keren, Erinyen, Harpyen und stymphalischen Vögeln eine Art der in der Luft umherschwirrenden Todesgeister erkannten. Daß dies die einzig richtige Ansicht ist, und alle früheren unklaren und schwankenden Deutungsversuche abzuweisen sind, davon wird sich Jeder überzeugen, der mit dem Verf. die angezogenen Literaturnachweise und Kunstdenkmäler betrachtet. Alle Stellen bei Homer, Hesiod und den Kyklikern, nicht minder die bei den Attikern und bei Plato und den Schriftstellern der hellenistisch-römischen Epoche finden Berücksichtigung und werden auf Sinn und Bedeutung erörtert. Als Resultat ergiebt sich: Die Sirenen sind menschenköpfige Vögel, die auf Gräbern und im Todtenreiche hausen. Auf gleich scharfsinnige Weise wird sodann der Kunsttypus des Seelenvogels in der ostgriechischen und westgriechisch-italischen Kunst an zahlreichen Darstellungen auf Steinen, Vasen, Näpfen, Amphoren, Schalen, Münzen u. s. w. verfolgt. Es macht Freude, an der Hand der gegebenen Abbildungen in Autotypie die alten Denkmäler zu durchwandern und wahrzunehmen, wie der Typus im Laufe der Jahrhunderte durch Hinzufügung von allerlei Attributen eine immer weitere Ausgestaltung erfährt, im Grunde aber doch derselbe bleibt. Im römischen Kunstgewerbe um 500 n. Chr. haben wir sogar nach einer mehr denn tausendjährigen Entwickelung an einem Mosaik von Pesaro die merkwürdige Thatsache zu constatiren, daß wir wieder auf den ursprünglichen Typus stoßen, der alle vorgenommenen Aenderungen einfach ignorirt. Doch damit nicht genug. Durch das Christenthum trat der Seelenvogel in ein neues Stadium der Entwickelung. Der christlichen Sculptur bot der heidnische Kunsttypus eine willkommene Anknüpfung an die Taube in den Katakomben und unterirdischen Todtenkammern (Columbarien). Auf diese Weise wandelte sich der ursprüngliche buhlerische blutsaugende und raffende Todesdämon in den friedlichen Todesengel. Mit besonderem Interesse wird der Leser bei der Partie des Buches verweilen, wo der Verfasser, dank der Erforschung der alten ägyptischen Cultur, den Nachweis führt, daß die Vorstellung vom Seelenvogel in der hellenischen Literatur und Kunst gar nicht auf hellenischem Boden entstanden ist, sondern aus dem Nillande zunächst in die kleinasiatischen Colonien und Inseln einwanderte und von da nach dem griechischen Mutterlande überging. Der ägyptische Kunsttypus tritt uns in seiner Doppelgestalt in allen Jahrhunderten der hellenischen Kunstentfaltung entgegen, wir sehen den menschenköpfigen Seelenvogel entweder mehr en face mit ausgebreiteten, oder mehr en profil mit angezogenen Flügeln. Während die Länder am Euphrat und Tigris den Seelenvogel nicht kennen, will es mir scheinen, als wenn er bei den Juden im talmudischen Zeitalter Eingang in der Lilith oder Agrath bath Machla mit ihrem Dämonenheere gefunden hätte. Die Lilith ist beflügelt und hat lange Haare. Auch die Vorstellung, daß die Seelen an Gräberstätten sich aufhalten, ist dem Talmud nicht fremd. Man kann sie zur Nachtzeit belauschen und hört, wie sie einander von den Geheimnissen der Welt (den Geheimnissen hinter dem Vorhange) erzählen. Trotz der eminenten Fülle von Details macht die Lectüre von Weickers Arbeit keinen ermüdenden Eindruck. Der Leser folgt mit Spannung den subtilen Untersuchungen, selbst dann, wo er in entlegenere Literatur- und Kunstgebiete geführt wird. Auch wo sich die Einzelheiten häufen, zeigt die stilistische Darstellung schönen Fluß. Der Verfasser wird von der Stoffmasse nicht erdrückt, sondern bleibt ihrer immer Herr. Jeder Kunstgegenstand gestaltet sich unter seiner Feder zu einem abgerundeten kleinen Bildchen. Folkloristen wird vor Allem der Einleitungsabschnitt interessiren, welcher die Sirenen als Seelen Verstorbener behandelt. Hinsichtlich der gerade über diesen Stoff vorhandenen umfänglichen Literatur wäre noch auf Schwebel, Tod und ewiges Leben im Volksglauben; Spieß, Entwickelungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode; Kleinpaul, Die Lebendigen und die Todten in Volksglauben, Religion und Sage; Schwidtal, Ueber die Vorstellungen von der menschlichen Seele (Progr. des königl. Gymnasiums zu Königshütte O.-S.); Stadler v. Wolffersgrün, Der Todtencultus bei den alten Völkern (25., 26. und 28. Jahresbericht des k. k. Real- und Obergymnasiums zu Feldkirch) hinzuweisen gewesen. Dem gediegenen inneren Werthe der Arbeit entspricht die vornehme äußere Ausstattung in Papier, Druck und Abbildungen seitens der renommirten Verlagshandlung. So sei das Werk Dr. Weickers jedem Interessenten aufs Wärmste empfohlen!

Prof. DDr. Aug. Wünsche.

— Die Moderne Kunst (Verlag von Rich. Bong, Preis des Einzelheftes 60 ₰) hat nach wie vor sich zur Richtschnur gemacht: „Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen“ und wird mit diesem Programm zweifellos der Anerkennung eines großen Theiles des Publicums sicher sein. In fesselnden textlichen Beiträgen, die von wirksamen künstlerischen Bildergaben begleitet sind, berücksichtigt die reich ausgestattete Zeitschrift, die außer einfarbigen Drucken auch mehrfarbige Blätter bietet: Kunst, Musik, Theater, Literatur, Sport, Gesellschaft ꝛc. Was Richard Bong auf dem Gebiete der Illustrationskunst, besonders auf dem des Holzschnitts und Farbenholzschnitts leistet, ist längst allgemein bekannt, und so darf die von ihm geleitete Zeitschrift der Sympathien weiter Kreise sicher sein. Das letzthin erschienene Heft 23 enthält einen überaus reich und interessant illustrirten Artikel von Viktor Happrich, während Anna Raichline Ausführliches aus Paris über die dortigen Wagnervorstellungen berichtet. Robert Kohlrausch erzählt höchst humorvoll, wie „ein Junggeselle zu keiner Frau kam“ und Wilhelm Walters bietet die Fortsetzung seines spannenden Romans „Siebenschön“. Aus dem reichen Bilderschmuck seien hervorgehoben die künstlerisch vollendeten Holz-

schnitte das „Bildniß einer jungen Frau" von Paul Kießling, die „Neunte Welle" von Iwan Aiwasowsky, das jüngste Kaiserbildniß von Ferraris und Knud Larsens „Sonnenwendfeuer". K.

— Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Erster Band. A bis Astigmatismus. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Gebunden 10 ℳ. — Nach jahrelangen mühsamen Vorarbeiten hat soeben eine neue — die sechste — gänzlich neubearbeitete Auflage eines Riesenwerkes in 20 Vierteljahrsbänden, des Meyerschen Großen Konversations-Lexikons zu erscheinen begonnen, die mehr als 148000 Artikel und Verweisungen und allein 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen enthalten soll und von jedem Sachverständigen freudig willkommen geheißen wird, wenn, wie nicht anders zu erwarten, die weiteren 19 Bände dem soeben ausgegebenen ersten, was die künstlerische und wissenschaftliche Ausführung wie auch die äußere Ausstattung betrifft, nicht nachstehen. Schon die ganze äußere Ausstattung, die sehr solid und des Meyerschen Verlages würdig ist, macht einen äußerst freundlichen Eindruck. Der halblederne Einband erscheint recht dauerhaft, das weiße dicke Papier desgleichen und die Typen sind groß und deutlich genug, um für Normalaugen ohne Schwierigkeit leserlich zu sein. Der Illustrationsschmuck schon des ersten Bandes ist so reich und, was die Farbendrucktafeln anlangt, von einer Pracht, daß man fast staunen muß, wie die Verlagshandlung zu so billigem Preise einen solchen starken gebundenen Band von mehr als 900 zweispaltigen Seiten mit so vielen Karten und Abbildungen zu liefern vermag. Enthält doch dieser Band allein 4 Karten von Afrika und 3 Karten von Asien, ferner 2 Porträttafeln der namhaftesten Afrikaforscher, nicht weniger als 12 Tafeln Architektur, sowie eine ganze Reihe wahrhaft künstlerisch ausgeführter Farbendrucktafeln, wie: Afrikanische Völker (2 Tafeln), Afrikanische Cultur, Altägyptische Malerei, Algen, Alpenpflanzen, Amerikanische Alterthümer, Amerikanische Völker (2 Tafeln), Apfelsorten, Aquarium, Arazeen, Arktische Fauna, Asiatische Völker (2 Tafeln) und Asiatische Cultur. Eine solche Fülle trefflicher Abbildungen würde aber dieser einzige Band schon nicht bringen, wenn der Verleger nicht sicher wäre, daß er, wie bei den vorigen Auflagen, so auch bei der jetzigen auf einen Massenumsatz rechnen darf, durch den die Kosten jedes einzelnen Exemplars naturgemäß sich entsprechend verringern. Einen so gewaltigen Massenumsatz verdient aber Meyers Großes Konversations-Lexikon unbedingt nicht nur wegen seiner äußeren Ausstattung und wegen seiner vielen lobenswerthen Abbildungen, sondern auch wegen des wiederum mit gewohnter Sorgfalt überarbeiteten und vermehrten Textes, der gleichfalls höchster Anerkennung werth ist. Man mag Aufschluß verlangen, über was man will, der Große Meyer wird wohl kaum je den Nachsuchenden im Stich lassen. Und diese Auskunft wird durchweg so klar und präcis und wo es erforderlich auch stets so erschöpfend und überall unter so gewissenhafter Benutzung des allerneusten Quellenmaterials ertheilt, daß man bei sich diesem zuverlässigen Führer, der so viele Special-Nachschlagewerke in der Hauptsache ersetzt und entbehrlich macht, vertrauensvoll Rathes erholen kann, und die einzelnen Artikel sind zudem so gemeinverständlich abgefaßt, daß auch der schlichteste Bürger sich darin leicht zurechtfindet. Es darf daher nach alledem der Große Meyer auch in diesem seinem neuen, ihm wohlanstehenden Gewande den weitesten Kreisen als eines der nützlichsten encyklopädischen Nachschlagewerke seitens der Kritik mit gutem Gewissen aufs Wärmste empfohlen werden, welcher angenehmen Pflicht ich hiermit mich gern entledige. Prof. Dr. Karl Siegen.

— Deutscher Colonialkalender und statistisches Handbuch für das Jahr 1903. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Gustav Meinecke. Deutscher Colonialverlag (G. Meinecke), Berlin W. 62. — Unsere Colonialbestrebungen finden leider noch immer nicht allgemeinen Anklang, ein großer Theil des deutschen Volkes, von kurzsichtigen Parteiführern berathen, steht theilnahmlos oder gar ablehnend zur Seite, ohne zu erkennen, welche Bedeutung dereinst diese Schutzgebiete für die rasch wachsende Bevölkerung des Deutschen Reiches haben werden. Hier bessernd und aufklärend zu wirken, ist die Aufgabe des Deutschen Colonialverlags von G. Meinecke, dessen Colonialkalender bereits zum 15. Male erscheint. Dieses handliche Büchlein, das mit den Porträts des Gouverneurs von Samoa, Dr. Solf, und des Südseereisenden Richard Deeken, sowie einer Karte der deutschen Schutzgebiete ausgestattet ist, enthält in gedrängter und doch übersichtlicher Darstellung alles das, was einem Deutschen über die deutschen Colonien zu wissen noth thut. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Capitel, die sich mit unsern deutschen Schutzgebieten sowie den Aussichten für den Auswanderer und Stellungsuchenden in den Colonien beschäftigen. Ein ausführliches Verzeichniß aller colonialen Erwerbs-, Agitations- und Wohlthätigkeitsvereine mit Angabe des Zweckes und der nöthigen Personalien weist den Leser vor die rechte Schmiede, wenn er thätigen Antheil an den colonialen Bestrebungen nehmen will. J. O.

— Patria. Jahrbuch der „Hilfe" 1903. Herausgegeben von Fr. Naumann, Pfarrer a. D. Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg 1902. — Pfarrer Naumanns Plan, eine große national-sociale Mittelpartei zu gründen und der vaterlandslosen Socialdemokratie das Wasser abzugraben, darf wohl als gescheitert betrachtet werden. Die Bevölkerungsclassen, denen der idealistische Agitator das national-sociale Evangelium zu bringen trachtete, haben sich seinen Bestrebungen gegenüber gänzlich ablehnend verhalten. Das vorliegende Jahrbuch nun stellt eines von den kleinen Mitteln dar, mit denen man den national-socialen Gedanken vor dem Vergessenwerden schützen möchte. Ob aber die Patria, außer einem etwaigen pecuniären Gewinn für die schmale Parteicasse, der Parteisache als solcher Erfolg bringen wird, ist sehr zu bezweifeln, sagt doch der Herausgeber selbst, daß „naturgemäß die Mehrzahl der Leser eines solchen Jahrbuchs nicht den Volkstheilen angehöre, die unmittelbar mit der Noth des Lebens zu kämpfen haben". Das sind doch aber gerade die Elemente, die für das neue Programm gewonnen werden sollen! Statt also für die unteren Schichten der deutschen Bevölkerung zu schreiben, Rekruten für seine „Armee" zu werben, wendet sich Naumann wieder, wie so oft, an die Gebildeten, um, wenn's gut geht, einige neue „Officiere" oder „Unterofficiere" zu bekommen. Damit aber dürfte der Zweck dieser literarischen Agitation verfehlt sein. Auch der Inhalt des Jahrbuchs wird im Allgemeinen dem Manne des vierten Standes fremd bleiben, da größtentheils Themen behandelt werden, die über sein geistiges Vermögen hinausgehen. Naumann selbst hat zwei Aufsätze beigesteuert. Ein Vorwort, in dem er (zum wievielsten Male?) die Grundsätze seiner Lehre entwickelt und sie diesmal faßt in zwei harmlos klingende Schlagworte: „Schiffe und national-sociale Gesetze" und einen sehr ansprechend geschriebenen Aufsatz: „Großstadt oder Kleinstädte", der natürlich antiagrarisch ausklingt. Im gleichen Sinne sind auch die meisten übrigen Aufsätze gehalten, soweit sie wirthschaftspolitische Fragen behandeln, wobei wir nicht verkennen, daß manches wissenschaftlich Beachtenswerthe darin zu Tage gefördert ist. Frei von diesem parteilichen Beigeschmack ist eine historische Skizze des Leipziger Geschichtsprofessors Dr. Karl Lamprecht: „Ueber die Anfänge der deutschen Parteibildung im 18. und 19. Jahrhundert", die in objectiver Weise den Werdegang des deutschen Parteiwesens schildert. Wenig glücklich scheint mir der Gedanke, theologische Streitfragen im Jahrbuch einer Partei zu erörtern, wie dies der Beitrag von Titius thut: Die Debatte über Harnacks „Wesen des Christenthums". Dr. Schubrings Artikel über: „Die Natur bei Richard Wagner" zeugt zwar von tiefem Eindringen in die Schöpfungen des Dichtercomponisten, scheint aber unter dem Banne Bayreuther Coulissenzaubers verfaßt zu sein. J. O.

— Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. München und Prag, Calve'scher Verlag. Preis jährlich 10 ℳ. — Die Hefte 9 bis 12 dieses verdienstvollen Unternehmens enthalten wieder eine große Anzahl ansprechender z. Th. sogar interessanter Artikel. Heft 12 ist der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte gewidmet und enthält deshalb meist populär-medicinische, sowie naturwissenschaftliche Aufsätze. Auch die Abbildungen entsprechen diesem Zwecke. Aus Heft 9 erwähnen wir: Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen, ferner Adalbert Stifter als Landschaftsmaler und Der Böhmerwald in Literatur und Kunst, aus dem Doppelheft 10/11 eine bemerkenswerthe Studie über Wallenstein von Professor Weber in Prag, ferner Die politischen Dichtungen der Deutschen in Böhmen und Deutschböhmisches Liederbuch. Man darf bei dem Allen nicht vergessen, daß die Zeitschrift nicht blos literarischen, sondern auch deutsch-nationalen Zwecken dient und schon in dieser Beziehung unseres besonderen Interesses, sowie unserer Förderung werth ist. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

Nr. 155. Dienstag, den 30. December, Abends. 1902.

Kiew, die heilige Stadt der Russen.

Von Theodor Hermann Lange.

Kiew ist die heilige Stadt der Russen, älter und ehrwürdiger als Moskau und all die anderen großen, mittleren und kleineren Städte des weiten Reichs. Es ist die alte Residenz der Huriks „die Anfangsstation auf der russischen Straße nach Byzanz“, die Stadt, wo Wladimir der Große die Taufe empfing und wo zuerst das christliche Kreuz in Rußland aufgerichtet wurde. Kiew ist ferner die Stadt, wo die Gebeine der unverwesten Heiligen mit den Saldöl schwitzenden Schädeln in den seltsamen Höhlengräbern ruhen, die Stadt, zu der die gläubigen Russen mit der gleichen Andacht pilgeen, wie die Muhamedaner nach Mekka, die Stadt, von der ein Ukas des Czaren Nikolaus I. sagt, sie sei „die Wiege des heiligen Glaubens unserer Vorfahren“ und die Stadt, der Alexander II. bald nach seinem Regierungsantritte den Beinamen: „das Jerusalem der russischen Lande“ verlieh. Schließlich ist auch Kiew die Hauptstadt der russischen Bettler, die dort wirklich classische Vertreter haben. Und doch sah sich Rußland drei und ein halbes Jahrhundert dieses „Juwels des Glaubens“ beraubt. Wie die Deutschen um das verlorene Elsaß und besonders um das entrissene Straßburg annähernd zwei Jahrhunderte klagten, so seufzten vom Anfang des 14. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Russen um das heilige Kiew, welches von 1320 bis 1569 unter littauischer und von 1569—1686 unter polnischer Herrschaft stand.

Kiew kann bis zu einem gewissen Grade einen Vergleich mit Konstantinopel und mit Neapel aushalten. Auf hohen und stellenweise steilen Hügeln erhebt sich Alt-Kiew und die Gräberstadt Petschersk. Die Citadelle und die Forts sind oben auf den Bergkuppen angelegt. Auch die vornehmen Quartiere, darunter das sogenannte Lindenviertel mit dem kaiserlichen Garten, liegen auf einem Hügel und am Abhange dieses Hügels. Nur das Handelsquartier, Podol genannt, mit den Staden, den Schiffscontoren, den Bureaus der Spediteure, den Gewölben der Bankiers und Wechsler, den Traktirs (Kneipen), den Kramläden und Trödelbuden zieht sich unten im Thale neben dem Dnieprstrom dahin, über den zwei mächtige Brücken führen. Der Anblick der Stadt mit ihren stolzen Hügeln, den theilweise terrassenförmig darauf erbauten Häuserreihen und dem breiten Wasserspiegel wirkt für den Reisenden, der von der galizisch-russischen Grenze oder vom Nordosten gekommen und durch weite Steppen und Ebenen gefahren ist, außerordentlich überraschend.

Man muß Kiew im Sommer sehen. In der heißen Julisonne flimmern und leuchten die gelben und weißen Wände der zahlreichen Kirchen, Kapellen und Klöster ganz eigenartig. Scharf heben sich die grünen, rothen, weißen, versilberten und vergoldeten Dächer derselben von den Fronten der Gotteshäuser ab. Darüber aber ragen stolz die großen Kreuze, stellenweise mit blitzenden Ketten an den Kuppeln befestigt. Vereinzelt befindet sich unmittelbar unter den Kreuzen auch noch der Halbmond. Neben den Kirchen stehen die Glockenthürme. Letztere erheben sich in Kiew bis zu drei und vier Stockwerken und dumpf und einförmig tönen die Schläge der großen Hämmer an die äußeren Glockenwände. Zwischen den Cerkows (Kirchen), Klöstern, Palästen, Villen, Schul- und Kronsgebäuden, Casernen, Magazinen u. s. w. schimmert das üppige Grün reizender Gärten und Promenaden.

Kiew ist auch eine moderne Stadt mit zahlreichen Luxusbauten, Theatern, Concerthallen, großen Hotels, eleganten Conditoreien u. s. w. Auch das Bild, das der äußerst lebhafte Hafen mit den qualmenden Dampfern, großen Lastkähnen, einem ansehnlichen Mastenwalde, sowie zahlreichen kleinen Booten und Seglern darbietet, ist ein ungemein abwechslungsvolles. Das linke Ufer des Stromes ist flach: sumpfig oder sandig. Dann beginnt wieder die weite, schier endlose Steppe, welche der polnische Dichter Bohdan Zaleski in so ergreifender Weise besungen, jene Steppe, die im Winter ein Leichentuch, bei Beginn des Frühlings ein Morast, auf der Scheide von Frühling und Sommer ein wunderbarer Blumenteppich und im Hochsommer eine ausgedörrte staubige Fläche mit einem vor Hitze gespaltenen Boden ist. Im Herbst wird dann diese Steppe wieder zum Sumpfe.

Das ganze Jahr fehlt es in Kiew nicht an Besuchern und Pilgern. Die großen Pilgerströme treffen im Juli ein. Dann wälzen sich die Massen langsam von Kirche zu Kirche, von Kloster zu Kloster oder die Pilger ziehen singend in Prozessionen durch die Straßen. Ganze Schaaren von Mönchen in ihren dunklen verschlissenen Gewändeen schreiten gemächlichen Schrittes durch die Straßen, und Nonnen mit dem müden melancholischen Gesichtsausdrucke der Kleinrussinnen sind gleichfalls häufige Erscheinungen. Ueberall aber strecken uns jammernde Bettler, Krüppel und Blinde, Lahme und Taubstumme, ihre großen unbeholfenen Hände entgegen, während die welken Lippen Gebete murmeln. Die Bettler sind in allerhand Lumpen und Lappen gehüllt und besonders die Blinden mit ihren erloschenen Blicken und den tief in den Höhlen liegenden Augen machen einen Mitleid erweckenden Eindruck.

Kein Pilger versäumt natürlich, das Petscherskische Höhlenkloster aufzusuchen, um an den Altären dieser Todtenstadt zu beten. Ueber der Todtenstadt unter der Erde erhebt sich eine Kirchenstadt oberhalb der Erde. Zum Petscherskischen Kloster gehören nämlich 16 Kirchen und zahlreiche Kapellen. Die verschiedensten Klostergebäude, in denen gleichzeitig einige Tausend Pilger untergebracht und verpflegt werden können, sind so groß und so umfangreich, daß diese Häusercomplexe ein kleine Stadt bilden. Der Andrang zu den Höhlengräbern ist ein gewaltiger. Nicht nur Stunden, auch halbe und ganze Tage muß man öfters warten, ehe man Zutritt erhalten kann. Ueber den Bau des großen im Hofe befindlichen Glockenthurmes wird folgende Legende berichtet. Als das Fundament zu dem Bau gelegt und die Hälfte des ersten Stockwerkes fertig gestellt worden war, sank plötzlich der Bau in die Erde. Je höher der Thurm gebaut wurde, desto tiefer sank derselbe in die Erde hinein. Die Bauleute arbeiteten immer auf ebener Erde weiter. Als der Thurm bis zum letzten Stockwerk fertiggestellt war, stieg er durch ein Wunder aus der Erde empor in die Höhe. Von seinem höchsten Stock genießt man eine entzückende Rundsicht zunächst über die Klosteranlagen und über die Festungswerke, dann über das jenseits der Schlucht liegende Alt-Kiew und über die Quartiere im Thale, den Strom und die weithin sich ausbreitenden Ebenen zur linken Seite des Flußlaufes.

Doch schreiten wir jetzt hinab in die Todtenstadt. Ein Mönch führt uns durch die schmale Pforte in die Höhlen hinunter. Kerzen und Lampen brennen in den Katakombea, aus denen uns eine schwere drückende Luft entgegenschlägt. In den Nischen und Zellen ruhen in offenen Särgen die sterblichen Ueberreste der Märtyrer und sonstigen Heiligen, sowie zahlreicher Mönche und neben oder auf den Särgen stehen Teller, in welche die Pilger ihre Gaben werfen. Das Gesicht der Heiligen ist verhüllt, die Hände sind über die Brust gefaltet und umschließen ein Kreuz.

Plötzlich wird der Gang, den wir durchwandeln, breiter und mündet in eine weite Grotte, unter deren Wölbung sich ein großer Altar befindet. Hier liegen stets zahlreiche Pilger am Fußboden

und beten. Sie küssen dabei die Erde und schlagen die Stirn gegen die Steinplatten. Die verschiedenen Kapellen und Altäre weisen reichen Schmuck auf. Erst nach geraumer Zeit gelangen wir wieder an die Oberfläche. Wir wandern dann an dem Baum des hl. Antonius, an den hl. Quellen und an sonstigen Sehenswürdigkeiten vorüber, um abermals in andere Katakomben, in die sogenannten Theodosiushöhlen hinabzusteigen. Hier verabreicht man in ganz kleinen Flaschen das Oel aus den ölschwitzenden Schädeln der 30 Heiligen. Dieses Oel gelangt beim Sacrament der Taufe, bei der Firmung und bei Ertheilung der Sterbesacramente zur Verwendung. In den Katakomben des Theodosius finden wir aber nicht nur die beigesetzten Leichen, sondern auch gewissermaßen lebendig Begrabene. Diese letzteren begeben sich infolge eines religiösen Gelübdes in die Katakomben hinab, um dort den Tod zu erwarten. Bei Wasser und Brod verbringen diese Asketen zuweilen Jahre in den Zellen dieser Höhlen, ehe der Tod sie abruft. Ihr Vermögen aber ihren kleinen Besitz vermachen sie gewöhnlich dem Kloster. Wie fast alle russischen Klöster, verfügt auch das Höhlenkloster von Kiew über ganz bedeutende Schätze und Besitzungen. Auch die anderen Kirchen in Kiew sind sehr reich und theilweise imposante Gotteshäuser. Uebrigens stehen die ältesten, steinernen Kirchen von ganz Rußland in Kiew. In diesen Kiewer Kirchen befinden sich äußerst kostbare Altäre. In der Sophia-Kathedrale weist der Hauptaltar drei Stockwerke auf und das Schnitzwerk ist von künstlerischer Vollendung. Auch andere Kirchen haben ähnliche werthvolle Altäre. Im Ganzen zählt man in Kiew 65 orthodoxe Kirchen und 8 orthodoxe Klöster, zwei katholische und eine evangelische Kirche, sowie 14 Synagogen. Unter den nahezu 200 000 Einwohnern, die zum größeren Theile der russischen Staatskirche angehören, befinden sich annähernd 20 000 Katholiken, über 18 000 Juden und 2300 Protestanten. Der Nationalität nach giebt es, von den Russen abgesehen, 12 000 Polen, 2500 Deutsche und mehrere hundert Tataren, Griechen, Armenier, Franzosen u. s. w. Kiew besitzt eine berühmte Hochschule, die Wladimir-Universität. Im Jahre 1833 wurde die polnische Universität in Wilna aufgegeben und nach Kiew verlegt, wo sie als eine russische Universität wieder eröffnet wurde. Auch ist Kiew der Sitz eines Generalgouverneurs.

Die Industrie ist nicht sonderlich bedeutend. Bekannt sind die Kiewer Großgerbereien. Dazu kommen noch mehrere Fabriken für landwirthschaftliche Maschinen und einige Schiffbau-Anstalten. Recht ansehnlich ist der Zuckerhandel. In früheren Zeiten hatten auch die bekannten Kiewer „Contracte" eine große Bedeutung für das Geschäftsleben in der Ukraine, in Wolhynien und Podolien. Aus den verschiedensten Gouvernements kamen dann die Großgrundbesitzer nach Kiew, um Güter zu kaufen und zu verkaufen, um Pächter, Directoren und sonstige Beamte für ihre Besitzungen zu suchen, um mit den Kaufleuten und Bankiers allerhand Geschäfte abzuschließen u. s. w. Diese „Contracte", die heute ihre ehemalige Bedeutung vollständig verloren haben, währten in früheren Zeiten, wie noch gegenwärtig, von Mitte Januar bis Mitte Februar. Dann brachten auch die polnischen Großgrundbesitzer ihre Frauen, Söhne und Töchter mit und auf den Bällen und bei den rauschenden Festlichkeiten wurde so mancher Herzensbund geschlossen. Jetzt ist es in Kiew stiller geworden. Der Rubel sitzt zwar den Leuten dort noch immer sehr locker in der Tasche, aber heute werden die Rubel schwerer als früher verdient. Immerhin ist das Leben und Treiben in Kiew ein so interessantes, abwechslungsreiches und oft farbenprächtiges, daß der Westeuropäer sich gern und lange dieser bunten Bilder aus dem russischen Volksleben erfreut.

Bücherbesprechungen.

— **Das Lebensziel der Menschen — diesseitig oder jenseitig?** Eine Prüfung der Lebensideale, besonders der gegenwärtigen Richtungen in der Theologie von **F. Wahlhaupt**, Pfarrer. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1902. 1 ℳ 50 ₰. — Der Verfasser giebt zunächst eine Würdigung der vorhandenen außerkirchlichen Lebensideale, von denen er übrigens so wenig, wie man das bei den Temperamenten thun darf, behauptet, daß immer nur Eines in einem Menschen herrschend sei. Es sind das das materielle Fortschritts-, das ästhetische, das moralische, das von ihm sogenannte Goethesche, das man als ein auf pantheistischer Weltbetrachtung ruhendes ästhetisches Genießen des Lebens bezeichnen kann, und endlich das pessimistische. Ihnen stellt er die christlich-evangelischen Lebensideale gegenüber, wie sie in der liberalen Theologie, der Ritschl'schen Schule und der sogenannten kirchlichen Theologie gefaßt werden. Für die erstere werden als Vertreter gewählt Pfleiderer und Lipsius, Pfleiderer mit seiner pantheistischen Frömmigkeit, die eigentlich nichts weiter erstrebt, als das Ertragen der Uebel, und Lipsius mit seiner Glückseligkeit, mit der er bei allem Gegensatz gegen die biblische Wahrheit schließlich in Mysticismus ausmündet. Als das Lebensideal Ritschls kann man den Genuß bezeichnen, den der Mensch durch das sittliche Handeln und das religiöse Glauben erlangt. Den äußersten Grad der Verdiesseitigung des Christenthums findet der Verfasser in dem Lebensideal, das Harnack in seiner Dogmengeschichte ausspricht, dem freilich manche Aeußerungen im „Wesen des Christenthums" widersprechen: jedes Schmerzgefühl soll beseitigt werden durch die Vereinigung des christlichen Glaubens mit der heiteren Freude der Griechen an der Erscheinungswelt. In der Theologie Franks, den er als Vertreter der confessionellen Theologie erwählt, kann der Verfasser ein wirklich christliches Lebensideal auch nicht finden: auch dessen Weltanschauung und Gottesbegriff erscheint ihm pantheistisch, und denselben Vorwurf muß sich Dorner als Vertreter der Vermittelungstheologie gefallen lassen. Endlich wird auch dem gesammten Pietismus die wirkliche Geltendmachung eines jenseitigen Lebenszieles abgesprochen; sein Lebensideal ist das Schwelgen im Gnadengefühl. So ist man außerordentlich gespannt, zu erfahren, welches Lebensideal denn der Verfasser aufstellen werde, und hört mit Staunen, daß das die Erlangung des ewigen Lebens sei, als ob nicht jene Vertreter des christlich-evangelischen Standpunktes dieses letzte Ziel allesammt auch erstrebten. Aber er hat insofern recht, als von einem wirklichen Lebensziel jenseitiger Art nicht wohl die Rede sein kann, wenn der Mensch vor allen Dingen immer nach solchen Mitteln der Beruhigung und Beglückung für dieses Leben ausschaut, die unser Verfasser als Opiate bezeichnet. Er will deshalb den unversöhnlichen Widerstreit zwischen zeitlichem und ewigem Leben einfach anerkannt sehen, wie ein solcher von der Bibel und von der Reformation nach seiner Meinung bekundet wird, und fordert ein unbedingtes Streben nach dem Reiche Gottes und seinem Leben. Die geistvolle Schrift, die auf dem hier behandelten Gebiet nicht weniger als alle herrschenden Systeme über den Haufen wirft, ist jedenfalls aller Beachtung werth. B. K.

— **Die Wiederkunft Christi und die Aufgabe der Kirche.** Von Lic. **E. Cremer**, a. o. Prof. in Marburg. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1902. 80 ₰. — Die Schrift enthält zwei Vorträge über den genannten Gegenstand, die ursprünglich im Gegensatz zum Irvingianismus gehalten worden sind. Hier wird eine kurze Vorerörterung über das Verhältniß des Glaubens zur Wiederkunft Christi vorausgeschickt, in der vor Allem festgestellt wird, daß die in der Bibel überall mit Nachdruck verkündigte **baldige** Wiederkunft Christi ein Ewigkeitsbegriff ist, der nur mit dem Glauben erfaßt werden kann. Von den Vorträgen selbst entwickelt der erste die biblische Lehre von der Geschichte, die sich von dem ersten Erscheinen des Evangeliums bis zum Endgericht zu entfalten hat und mit einem Entscheidungskampf ihren Abschluß finden soll. Hier wendet sich der Verfasser namentlich auch gegen die Thorheit und Vermessenheit der Bestrebungen, dies Endgericht, das doch eben für Jeden das letzte Urtheil bringen wird, durch die Künstelei des Schnellmissionirens schneller herbeiführen zu wollen. Der zweite Vortrag handelt sodann von der Aufgabe der Kirche, die sich aus jener biblischen Lehre ergiebt. Im Gegensatz zu allem sectirerischen Drängen nach erzwungener Reinigung der Kirche und zu den Irrlehren des Irvingianismus insbesondere wird hier Recht und Pflicht der Kirche und aller ihrer Glieder betont, die diese Geschichte erlebende Gemeinschaft mit aller Treue aufrecht zu erhalten, so lange sie überhaupt nach jenem biblischen Begriffe entspricht und nach ihm die rechte Kirche darstellt. Wie alle Arbeiten des Verfassers, zeichnet sich auch diese durch die Klarheit und den sicheren Fortschritt ihrer Gedankenentwickelung aus. B. K.

— **Das Eigenartige des Christenthums als Religion.** Dargelegt von **D. K. F. Nösgen**, Consistorialrath und Professor in Rostock. Halle a. S., Richard Mühlmann (Max Grosse). 1902. 1 ℳ 20 ₰. — Diese leider durch manche Druckfehler entstellte und ziemlich schwerfällig geschriebene

Schrift zeigt in ihren Ergebnissen doch eine Reihe von Wahrheiten, die in jeder Beziehung beachtenswerth sind. Veranlaßt ist sie natürlich durch das lange Hin und Her der Vorträge und Auseinandersetzungen über das Wesen des Christenthums. Zu Grunde liegt dieser Untersuchung die Thatsache, die eigentlich der schlichteste Menschenverstand begreifen kann, die man aber merkwürdiger Weise in dieser Zeit einer weit verbreiteten historisch-kritischen Trunkenheit auch gelehrten Leuten beständig nen verkündigen muß, daß Christenthum ohne jeden Zweifel nur das heißen kann, was seine ersten Verkündiger darunter verstanden haden, und daß es ein von Hause aus aussichtsloses Unternehmen ist, ein Christenthum Christi in irgend einem Gegensatze zu jenen aufzustellen, wenn doch von Christus selbst nicht ein Wort dekonnt ist, das uns nicht durch Vermittelung jener ersten Verküodiger erst zugekommen wäre. So kehrt denn Roesgen zu dem Satze zurück, in dem alle Apostel und alle Lehrer der alten Kirche eins sind, daß das Christenthum beruht auf dem Erlösungstode Christi und auf dem Werke des oon ihm gesendeten Geistes. So hat das Christenthum mit allen anderen Religionen das gemeinsam, daß es ein Leben des Menschen für Gott ist, unterscheidet sich aber oon allen anderen dadurch, daß dieses Leden oon Gott gewirkt und bei aller menschlichen Schwachheit zu Gott in Beziehung gebracht wird. Diese Feststellung wird allen anderen Ausjogen gegenüder vertheidigt mit einer theilweise scharfen Polemik, oon der nicht blos der Neu-Rationalismus, sondern auch manche andere Richtung betroffen wird. Es ist unmöglich, auf diese Einzelheiten hier einzugehen; aber auch sie verdienen zumeist, wie der Hauptgedanke der Schrift, eine unbefangene Würdigung und sind im Gegensatze zu allen den Phantastereien über das Wesen des Christenthums und das Christenthum Christi jedenfalls solide Behauptungen. B. K.

— **Illustrirende Aussprüche, Sentenzen und Geschichten zu Gottes Wort.** Zusammengestellt oon **Paul v. Zychlinski**, Pfarrer an der Paulskirche zu Bromberg. Halle a. S., Richard Mühlmann (Max Grosse). 1902. 3 ℳ 60 ₰. — Der Titel spricht genau aus, was der Leser zu erwarten hat. Wir haben nur hinzuzufügen, daß der Verfasser 300 Nummern des dezeichneten Inhalts zusammengebracht und sie nach der Reihenfolge der biblischen Bücher geordnet hat. Da ein Sachverzeichniß bei einer derartigen Sammlung sehr schwierig, ja oielleicht unmöglich herzustellen war, so ist diese Reihenfolge wenigstens ein guter Anhalt für den, der das Buch gebrauchen will. Freilich läßt sie ihn beim Suchen dann im Stich, wenn, wie sehr häufig geschehen ist, zu einer früheren Bibelstelle eine spätere als dem Inhalte nach auch dahin gehörig beigeschrieben ist. Wer z. B. nach irgend welcher „Illustration“ zu der berühmten Stelle des zweiten Corintherbriefes von der Kraft Gottes in den Schwachen sucht, findet an dem betreffenden Orte nichts und kann nicht wissen daß sie im Verein mit Psalm 27, 13 schon ihre Erledigung gefunden haben soll. Ein ganz wesentlicher Mangel des Buches ist feener, daß mit geringen Ausnahmen alle Quellenangaben fehlen. Die Herkunft der Geschichte oder des Ausspruches ist beinahe nur dann ausgesprochen, wenn das betreffende Stück von Spurgeon stammt, der natürlich fleißig ausgeschrieben worden ist. Der Verfasser wird eben meist selber nicht in der Lage gewesen sein, eine solche Quelle anzugeben, weil die christlichen Volksdlätter und die bekannten anderen Sammlungen dieser Art, wie oor Allem die Rodemeyersche, solche Angaben nuch nur ausnahmsweise enthalten. Damit verlieren ader die betreffenden Beiträge einen beträchtlichen Theil ihres Werthes, wenn beispielsweise ein Lehrer oder Prediger, der eine recht eindrucksvolle Erzählung verwenden will, nicht festzustellen vermag, ob sie wirklich geschehen oder erfunden ist. Für manche Bekehrungsredner oon Profession spielt das natürlich keine Rolle; desto wichtiger ist es für andere Leute, denen die wahre Freudigkeit der Mittheilung bei solcher Unsicherheit verloren geht. Im Uebrigen ist hier sehr viel Gutes aller Art zusammengetragen, das, recht oerwendet, zu großen Segen gereichen kann, und für oorsichtige Benutzung können wir die Sammlung ganz eindringlich empfehlen. B. K.

— **Die bleibende Bedeutung des Alten Testamentes.** Ein Cooferenzvortrag von **D. Emil Kautzsch**, Professor der Theologie zu Halle. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1902. 65 ₰. — Der zweiten Hälfte dieses Vortrages, die zuerst kurz oon der poetischen und geschichtlichen Bedeutung des Alten Testamentes, sodann ausführlicher oon seiner Bedeutung für Unterricht und Predigt handelt, wird man im Allgemeinen zuzustimmen haben. Der Verfasser giebt hier auch manchen Jüngern seiner eigenen Schule manches kräftige Wort zum Angehör. Merkwürdiger Weise hat er für nöthig gehalten, in der ersten Hälfte zunächst das unbedingteste Recht der historischen und auch der religiösen Kritik ebenso energisch zu fordern. Das war der Tribut, den der Professor der alttestamentlichen Wissenschaft sich selber nicht vorenthalten zu dürfen glaubte. Ueber ein Namensverzeichniß aus den Geschichtsbüchern hat unseres Wissens noch nie ein Prediger gepredigt, und jeder verständige Lehrer hat Auswahl zu treffen gewußt unter den biblischen Stoffen, damit seinen Schülern kein Aergerniß bereitet werde, wiewohl in dieser Beziehung oft neben der pädagogischen Weisheit die in sich sittlich unsichere Zimperlichkeit zur Geltung gekommen ist. Was es aber mit der rechten Werthschätzung des Alten Testamentes zu thun haben soll, daß man beispielsweise die Existenz anderer Volksgötter neben dem Gott Israels, und zwar nicht blos im Bewußtsein des abergläubischen Volkes, sondeen auch in dem der diblischen Schriftsteller anerkennen müsse, das will uns nicht einleuchten. Ein Blick in die betreffende Literatur muß doch jeden dieser Forscher überzeugen, daß die sogenannten Ergebnisse ihrer Wissenschaft zu den schwankendsten und unsichersten Erscheinungen gehören, die überhaupt innerhalb einer Wissenschaft vorkommen. So lange uns der Verfasser nicht in einer Reihe von Sätzen Wahrheiten aufzuzeigen vermag, in denen er mit allen seinen Collegen, wenn nuch nur von seiner Richtung, Punkt für Punkt übereinstimmt, und zwar so, daß sie alle zusammen bereit sind, für diese Wahrheiten ihr Haupt auf den Block zu legen, so lange gedenken wir die bleibende Bedeutung des Alten Testamentes ans den seither giltigen Gründen in Predigt und Unterricht nachzuweisen. Wir haben dabei einen sicheren Grund unter den Füßen, ohne die Inspirationstheorie der alten Dogmatiker zu Hilfe zu nehmen. B. K.

— **Die biblische Grundlage der Innern Mission.** Von Dr. **Wurster**, Stadtpfarrer in Heilbronn. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1902. 1 ℳ 60 ₰. — Es ist zweifellos ein verdienstliches Unternehmen, das der bekannte Theoretiker der Innern Mission zuerst in Schäfers Monatsschrift ins Werk gesetzt hat, aus der nun dieser Sonderabdruck vorliegt. Denn wenn auch kein Mensch, der überhaupt weiß, was die Sache bedeutet, und noch nicht einmal ein Feind ihres Strebens heut zu Tage daran zweifelt, daß die Innere Mission auf biblischer Grundlage beruht, so ist es deshalb noch nicht überflüssig, für das Gesammtwerk die Hauptgrundlage und für die einzelnen Formen und Arten seines Vollzuges die besonderen Hinweise im neuen Testament aufzusuchen. Damit wird namentlich für die Festreden, die Vereinsansprachen und die Arbeitsberichte ein schätzbarer Dienst geleistet. Wer diese Literatur oerfolgt, wird mit Befremden wahrgenommen haben, wie dürftig im Allgemeinen die Auswahl der Schriftstellen ist, die bei solchen Gelegenheiten zum Beweise herangezogen werden. Hier bietet sich eine reiche Fundgrube oon biblischem Stoff, in der auch für manches besondere Fach Erläuterungen und Mahnungen vorhanden sind, an die mancher Fachmann vielleicht noch nie gedacht hat. Und damit ist wiederum angezeigt, daß die Schrift nicht blos zu praktischer Verwendung ihrer Einzelheiten, sondern hauptsächlich zu innerer Befestigung und Stärkung der betreffenden Arbeiter geschrieben ist. Die biblische Grundlage des Werkes sieht der Verfasser wesentlich in dem von Christus und seinen Aposteln geforderten Aufbau der Gemeinde, die nicht allein durch die Predigt des Evangeliums, sondern ebensowohl durch die Wirksamkeit jener von Luther sogenannten Gaben, der Charismem vollzogen wurde. Die Nutzbarmachung dieser Gaben, die im gegenwärtigen Zustande der Kirche nicht mehr von dem kirchlichen Amt allein bewirkt werden kann, ist die Aufgabe der Inneen Mission. Diese Charismen der ersten Kirche werden nun im Einzelnen besprochen, sodann wird die Möglichkeit und Nothwendigkeit ihrer Fortdauer für alle Zeit der Kirche auf Grund der biblischen Lehren untersucht, wobei der schwierigen Frage über das Wirken des Weibes in der Gemeinde besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Weiter werden die einzelnen Arbeitsgebiete, die Fürsorge für Arme, Kranke, Verlassene, Verirrte und für besondere Volkskreise, wie auch die Schaffung christlicher Volkssitte auf ihre biblische Begründung untersucht, und endlich wird in demselben Sinne auch die Gewinnung der materiellen Mittel erörtert. Man braucht in dieser Sache nicht Fachmann zu sein, um ohne Weiteres herauszufühlen, wie oiel bei einzelnen biblischen Stellen hier auf die Auslegung ankommen wird. Hierbei werden Viele oiit uns

dem Verfasser nicht jedes Mal beistimmen; aber das ändert nichts an dem Werthe seiner Untersuchung. B. K.

— Heinrich Lhotzky, Der Weg zum Vater, ein Buch für werdende Menschen. Leipzig, Verlag der grünen Blätter. 594 S. Kl. Octav. Brosch. 5 ℳ, fein gebunden 6,50 ℳ — Es ist ganz gewiß wünschenswerth, daß das Christenthum und die biblischen Schriften, auf die wir in der Auffassung desselben angewiesen sind, mit immer neuen Blicken angesehen werden. Unsere Zeit ist nicht gewillt, den alten ausgetretenen Pfaden zu folgen, und wer neue Wege zu bahnen bemüht ist, wird auf Zustimmung von vornherein zu rechnen haben. Dieser modernen Neigung kommt Lhotzkys Schrift offenbar entgegen. Wir dürfen ihr auch das Zugeständniß machen, daß die schlichte, knappe Satzform und daß manche geistvolle Bemerkung und symbolisirende Wendung bei diesem oder jenem biblischen Satze und Vorgange etwas Einnehmendes hat. Daneben aber wird dem wirklichen Gehalt der neutestamentlichen Schriften wesentlicher Abbruch gethan. Der Verfasser will nicht ein Leben Jesu verfassen, wenn er die Persönlichkeit des Weltheilandes in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt, vielmehr sein inneres Leben entwerfen oder wie er sagt „seine Gesinnung, seinen Geist, die Art seiner Entwickelung“, die für uns bedeutsam und wichtig ist, um seinen und unseren Weg zum Vater zu zeigen. Seine Schrift zerfällt in drei „Bücher“, deren erstes die Spuren von Jesu Werden behandelt. Manchen Widerspruch wird er schon erfahren, wenn er die Frage nach der Abkunft Jesu in kurzer und in gewisser Hinsicht bequemer Weise dahin erledigt, daß die biblischen Berichterstatter seine Abstammung vor unehrerbietigen Blicken „zart und keusch verhüllen“ und in solchem zarten Empfinden sich Zurückhaltung in Dingen auferlegt haben, „die unserem durch Romanlectüre verbildeten Geschlecht vielleicht wissenswerth erscheinen werden“. Im zweiten Buche behandelt er Jesus und die menschliche Gesellschaft, wobei er die Jünger und die Massen, die Bauern und die Kinder, Reiche und Arme, sociale und politische Fragen in den Bereich seiner Betrachtungsweise zieht. Seine Meinung ist, daß Jesus nicht so unpolitisch sei, wie es scheinen könnte, und daß er sich keineswegs aus der Politik ausschließen lasse. Im dritten Buche wird Jesus und die Religion betrachtet. Bezeichnend für das geschichtlich gewordene Christenthum ist, daß nach des Verfassers Meinung nicht die Zwölfe, sondern nur Paulus zur Ausbreitung der christlichen Lehre in die Welt ging und daß die paulinischen und apostolischen Reste pharisäisch zu einer Religion mit vielen Schattirungen verarbeitet seien und diese sich durch die Jahrhunderte und Völker schleppe, aber das Sehnen und Seufzen der Creatur warte auf Jesum und seine Kräfte. Menschen, die auf dem Wege zum Vater sind, bilden keine Partei, aber sie sind gesinnt wie Jesus Christus auch war. So bietet die Schrift Manches, das neu und anregend sein will und es vielleicht auch ist, aber Vieles, das in biblischer und geschichtlicher Hinsicht gewagt, unrichtig und bedenklich erscheint. D. K.

— Bratke, Ed. Prof., Die Weisheit des Todes. Ein Dialog. 60 ₰. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. — Eine Apologie des Glaubens in Form eines Gesprächs zwischen zwei Jugendfreunden, einem Geistlichen und einem ungläubigen Arzt, der nach der Stadt zieht, in welcher sein Schulkamerad und einstiger Freund sein kirchliches Amt verwaltet. Aus der Jugend taucht dem Arzt in der Erinnerung ein Bibelspruch auf, den er als Chorsänger bei Beerdigungen oft vernahm aber nicht verstand: Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Er erkennt, daß der Stein der Weisen unser eigener Grabstein ist, daß sich die christliche Weltanschauung, wenn auch zur Zeit nicht wissenschaftlich begründen, so doch auch wissenschaftlich nicht widerlegen läßt. Der Erfolg des Gespräches ist: „Nächsten Sonntag bin ich bei dir in der Kirche.“ Mit einigen Aenderungen ist das Schriftchen aus der von Zöckler und Steude herausgegebenen Zeitschrift Der Beweis des Glaubens als Sonderdruck herausgegeben. Vielleicht dient die hier gewählte Form, derartige apologetische Abhandlungen lebendiger zu machen. D. K.

— G. A. Frost, Das Kirchenjahr. Lieder für vierstimmigen gemischten oder für zweistimmigen Kinderchor für alle Feste des Kirchenjahres. D. Trinitatiszeit: 12) Trinitatisfest. 13) Erntefest. 14) Reformationsfest. 15) Kirchweihfest. 16) Todtenfest. Leipzig, Gebr. Hug & Co. — Für die festlose Hälfte des Kirchenjahres, die bekanntlich nicht ohne Feste ist, sondern die eben genannten Feste in sich schließt, bietet G. A. Frost, Pfarrer zu Grünberg, den Leitern unserer Kirchenchöre einen 4. Cyclus von geistlichen Liedern, dem er unter Einbezirkung des Trinitatisfestes in diesen Kreis die Ueberschrift „Trinitatiszeit“ giebt, mit ihm die drei bereits erschienenen Serien, Weihnachts-, Oster-, Pfingstkreis betitelt, abschließend und ergänzend. Zur Empfehlung dieser geistlichen Festtagsklänge seien deren unleugbare Vorzüge genannt. Erstens ist der Text leicht faßlich und für den Hörer leicht verständlich, weil in der Dichtung Bibel- und Gesangbuchwort widerklingt, so daß der Text des Kirchweihliedes sich darstellt als eine Umdichtung des Kirchweihpsalmes, Ps. 84, während im Todtenfestlied die beiden Sprüche: „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras“ und „Selig sind die Todten“ poetisch paraphrasirt werden und im Reformationsfestlied der Spruch enthalten ist: „Gedenket an eure Lehrer.“ Der zweite Vorzug besteht darin, daß Stimmung und Bedeutung des jeweiligen Festtages durch den Text der Lieder sowohl wie durch die Composition den rechten Ausdruck finden, so daß z. B. im Todtenfestlied das Herbstgefühl und die Trauerstimmung, daneben aber die Christenhoffnung, jene verklärend laut wird, als habe der Verfasser das Dichterwort in Tönen malen wollen: „Menschliche Schwachheit weinet und klaget hienieden, aber die Hoffnung weist tröstend zum Himmel empor.“ Der dritte Vorzug liegt in der Einfachheit der Composition. Mit den einfachsten Mitteln wird das Entsprechende erreicht. Es werden den Sängern keine schwierigen, complicirten Aufgaben gestellt. Jeder gemischte und jeder Kinderchor wird und muß im Stande sein, diese Lieder ohne Schwierigkeiten und ohne Unebenheiten zu singen. Das ist ja der Fehler vieler Gesangvereine und Sängerchöre, daß sie sich zu große, zu schwierige Aufgaben stellen, und doch wirkt das Unvollkommene, Unfertige, Unausgeglichene, die Dissonanz und Unsicherheit des Gesanges nirgends unangenehmer und störender als im Gotteshaus. Darum zurück zur Einfachheit! Und daß diese Forderung erfüllt werden könne, ermöglichen an ihrem Theile auch die Lieder der Trinitatiszeit, die zum Preise von 40 ₰ pro Partitur, von 10 ₰ pro einzelne Stimme zu haben sind. Oa.

— Die Kunst des Jahres. Deutsche Kunstausstellungen 1902. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. — Das laufende Jahr hat uns mit Kunstausstellungen, nationalen und internationalen, etwas reichlich bedacht. In Berlin gab es zwei, ebensoviele in München, Karlsruhe und Düsseldorf, Crefeld, Wien u. s. w. hatten die ihrigen. Wer hat sie aber mit Verständniß für das Einzelne durchwandern können, wer vermag hinterher viel mehr als einen Gesammteindruck des Gesehenen wiederzugeben? Der vorliegende stattliche Quartband mit seinen sauberen 363 Abbildungen auf 200 Seiten führt uns nicht nur in die genannten Ausstellungen ein, sondern er läßt auch alle Sehenswürdigkeiten behaglich an unseren Augen vorbeiziehen. Wir finden unter ihnen manchen Bekannten wieder, den wir auch in unserer Stadt zu sehen Gelegenheit gehabt haben, und werden auch im künftigen Winter noch manch einen hier begrüßen können. Auch Klingers Beethoven begegnet uns: jetzt freilich kein Object mehr der Wiener Secessionsausstellung, sondern Eigenthum der Stadt Leipzig. Die Abbildungen stammen wohl sammt und sonders aus der im gleichen Verlage erscheinenden Kunstzeitschrift, der Kunst für Alle — daher offenbar auch der spottbillige Preis Denn der Band kostet nur 4½ ℳ — in der That, so etwas Billiges ist bei so reichem Inhalt und so eleganter Ausstattung bisher kaum geboten worden. j.—

— Deutsche Arbeit. München und Prag, Calvesche Buchhandlung. — Wir freuen uns, noch vor Schluß des Jahres über das Erscheinen zweier weiterer Hefte der vorzüglichen Zeitschrift, nämlich Heft 1 und 2 des zweiten Jahrgangs, berichten zu können. Beide Hefte enthalten wiederum allerlei sehr schätzenswerthe Artikel aus dem Gebiete der Geschichte, sowie der Volkskunde, Belletristik u. s. w. Wer sich auf das Blatt abonnirt (Jahrespreis 10 ℳ), unterstützt dadurch zugleich das Deutschthum in Böhmen in einer Weise, welche sowohl patriotisch als auch politisch unverfänglich ist, auf welchen letzteren Umstand wir bei unserem besonderen Verhältnisse zu Oesterreich auch ein großes Gewicht legen möchten. —tg—

Berichtigung. In Nr. 152 vom 20. Dec. S. 608 muß es in der Anzeige von Bröndsted Niels Glambäk Zeile 25 v. u. statt „Liebe zur Musik“ heißen: „Liebe zu Marie“.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.




Stanford University Libraries
3 6105 014 772 631



